4° Per. M t (9

Digitized by Google

<36601686230013

<36601686230013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Neunter Jahrgang.

Februar.

Berlin, 1825.

In der Maurerschen Buchhandlung.

Poststraße Nr. 29.

Digitized by Google

eign. u. Anſ.: Weihnachten und Weihnachts-Geſchenke. — Aus Deſſau. — Ein guter Komiker.

206tes Bl. Chriſtus, die Liebe. (Am Weihnachts-Feſte.) V. Sidonis. — Adumiſſa. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Goethe und Madam Pankouke.

207tes Bl. Adumiſſa. (Schl.) — Aus Law. Sterne's Leben. (Nach W. Scott.) — Engliſche Sprüchwörter. — Diſtichen. V. Wilh. Gehring. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. („Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert; nach Vieuſſeux von Georg Lotz.") — Ueber Egypten. — Madam Tencin. — Sappho die Zweite. — Die Frau Aebtiſſin von St. Gloſſinde. — Die indianiſchen Frauen. — Die Getraide-Erndte in Spanien. — Beilage: Bemerker Nr. 30: Durchflüge durch die Journale. — Gegen einen Aufſatz im „Converſationsblatt" (Nr. 258. S. 1032): Wir haben wohl Nöthigeres zu thun. — Blatt der Ankündigungen Nr. LI.

208tes Bl. Der Platz de la Cebada in Madrid. (Nach dem Franzöſiſchen.) V. Guſtav Seilen. — Nachgelaſſene Gedichte von Byron. IX. An eine frühere Geliebte. — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Die Bildſäule Heinrich IV. und Ludwig XIV.

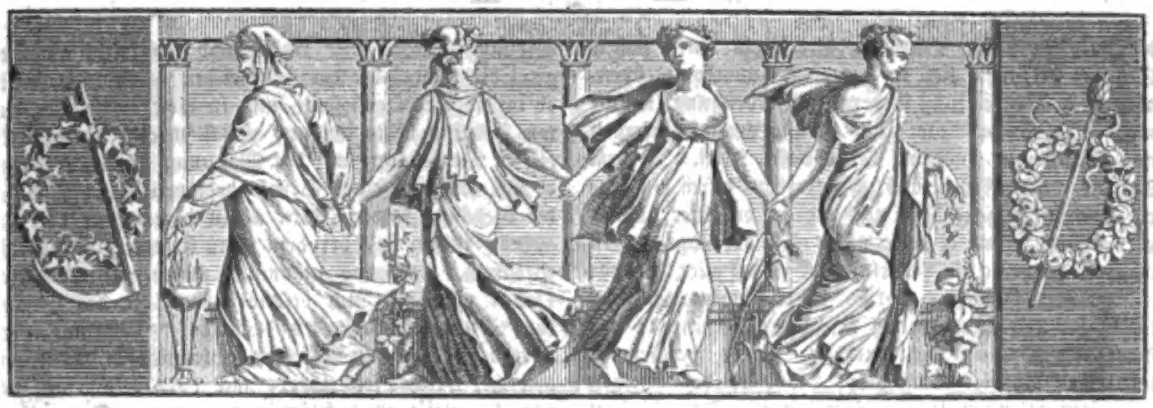
209tes Bl. Loblied einer alten Straßen-Laterne an's Neujahr 1826. V. G. A. v. Maltitz. — Aus den Memoiren der Madam du Hauſſet. V. Chaſtel. — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. („Virgil's Gedicht vom Landbau." V. Dr. Nürnberger.) V. Ernſt Woldemar. — Die Kokette. — Aufforderung zu Beiträgen für ein unſerem Schiller zu errichtendes Denkmal.

Verbeſſerungen.

Blatt 200, Seite 1077, Spalte 1, Zeile 30 von oben lies ſtatt wegen dem Mord: wegen des Mordes.
Ferner in derſelben Spalte, Zeile 2 von unten, lies ſtatt aus dem Zelt: auf dem Zelter.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Sonnabend den 1. Januar. 1stes Blatt.

Die Prophezeiungen.

Im Saale des Schlosses Yguala saß Florestan de Goners mit Alphonse, der Hausfrau, seinen beiden Kindern und dem Caplan, nach dem Abend-Imbiß noch traulich beisammen. Das Schloß, an einem der sanften Abhänge in den Pyrenäen erbaut, ward immer wenig besucht, und jetzt, da der Spätherbst mit seinen Stürmen und Regenschauern ringsum die Herrschaft übte, waren die Bewohner beinahe gänzlich auf ihre eigene Unterhaltung beschränkt. Sie vermißten jedoch eigentlich die lautere Welt nicht, da mancher Zwiespalt, den sie im Getriebe der Menschen an sich selbst erfahren, ihnen die herzliche Heimlichkeit lieb machte, in der sie lebten. Zuweilen kam denn auch ein Wanderer des Weges; gern nahm der gastfreundliche Florestan ihn auf und fand seinen Dank in der Kunde, die er über die Vorfälle jener friedlosen Zeit erhielt, in welcher Frankreichs Ludwig der Siebente eine zwar oft unterbrochene, aber dennoch endlose Fehde mit den Engländern zu kämpfen hatte. Und obwohl Florestan im Drange seltsamer Begebenheiten von seinem Vaterlande Frankreich scheiden mußte, dennoch war es in der Abgeschiedenheit das Kleinod seiner Erinnerungen.

Auch jetzt der entschwundenen Tage gedenkend, wo er unter den Fahnen der Landsleute sich Ruhm erwarb, saß er am Kamin neben Alphonse; ihre Hand ruhte in der seinen und während dem Erzählen that er noch zuweilen einen Zug aus dem ihm zur Seite stehenden Becher, oder unterbrach sich selbst, indem er seinen Knaben Balduin und Raymund einige nähere Umstände angab zu den Chroniken der mütterlichen Ahnen, die in Pergament-Heften, mit den Bildnissen der alten spanischen Ritter, vor dem Caplan Hieronymus lagen und womit dieser die wißbegierigen Knaben unterhielt.

Dieses Bild häuslichen Friedens ward plötzlich lebendiger durch den in dieser Gegend seltenen Gruß eines Lauthorns, dessen Erwiederung von dem Wartthurme des Schlosses schnell erfolgte. Bald trat ein Page in den Saal, meldend, eine Dame mit zweien Begleitern und ihrer Dienerschaft bitte um Aufnahme, indem die Nacht ihre weitere Reise verhindere. Florestan gebot schleunigen Einlaß und freute sich des Getöses, welches hierauf vom Schloßhof erschallte. Das Wiehern und Stampfen der Rosse, das Geklingel der Maulthiere, dazwischen Gruß und Anrufen in franzöſischer, englischer und spanischer Mundart unterbrach angenehm die Oede des Ortes und er sah in Gedanken schon aus dem Abentheuer neue Mittel entstehen, die Einförmigkeit der Unterhaltung zu verscheuchen.

Während nun Florestan's Hausgesinde noch im Hofe beschäftigt war, für die Dienerschaft und das Gepäck der Angekommenen die nöthigen Gemächer zu bestimmen und zu räumen, geleitete der Castellan des Schlosses, um für sich die nöthigen Befehle zu vernehmen, die Gäste zu seinem Gebieter. Es trat voran eine Dame, dem Anschein nach in dem Alter zwischen Vierzig und Funfzig, in den Saal; eine erhabene Gestalt,

Digitized by Google

die auf den ersten Blick die Merkmale eines hohen Standes erkennen ließ in der zwar zuvorkommenden, aber auch Ehrerbietung fordernden Verbeugung, welche mehr eine Anforderung zum Gruße genannt werden mußte, als ein Ausdruck des Grußes selbst. In dem Antlitze, dessen Frische und zarte Farben, durch ein feuriges und unruhiges Auge noch erhöht, das hier und da verbleichende Dunkel des Haares fast der Lüge zeihen wollten, schwebte ein Lächeln, dem es bei aller Freundlichkeit doch an Milde gebrach. Der schwarze Schleier schien fast gewaltsam zurück geschlagen, damit er vor Allem ein Diadem nicht verdecke, hinter welchem er mit einer Nadel, deren Kopf das Bild der heiligen Jungfrau erkennen ließ, befestigt war. Das Diadem selbst, voll großer werthvoller Steine, nach der mangelhaften Kunstfähigkeit jener Zeit an sich noch unförmlich und in schwere Fassung mühsam eingefugt, war sichtlich minder Zierde als Last, aber dennoch dem Wesen der Dame unentbehrlich. Ihr übriger Anzug, ein Reisekleid, dessen Schleppe ihren Geleitern die Entfernung, in der sie sich hielten, gleichsam als Gesetz bezeichnete, schien die dunkle Farbe durchaus abwehren zu wollen, indem oberhalb Perlenschnüre und goldene Ketten, dann der gold- und farbenreich durchwirkte Gürtel, so wie die Stickereien, die an dem offenen Kleide herab sich ringsum in die Schleppe zogen, von deren Falten unterbrochen sie sich wieder fanden und verloren, dem Ganzen eine Jugendlichkeit aufdrängten.

Nach kurzer Verneigung gab sich die Dame als Eleonora von Guienne, vormals Königin von Frankreich, zu erkennen; sie heischte nur Obdach für eine Nacht, da ein Gelübde sie ohne Säumniß gen Leon rufe und sie wegen der durch herbstliches Wetter verkürzten Tagereise nicht habe die nächste Stadt erreichen können. Florestan pries sich glücklich, einen so vornehmen Gast bei sich beherbergen zu können, und gab die nöthigen Befehle, so daß der Castellan bald alle übrigen Diener des Schlosses beschäftigte, um für Bewirthung und nachherige Ruhe der Fremden zu sorgen. — Während nun das Feuer im Kamin von Neuem auflohderte und die Tafel mit den massiven silbernen Gefäßen, mancherlei edlen Rebensaft enthaltend, geschmückt wurde, machte Eleonora ihre Begleiter namhaft. Der Eine war Roger de Querey, Hausmarschall Ludwig des Siebenten, eine ausgetrocknete ernsthafte Menschengestalt, die mit dem lilienbesäeten bunten Hof-Costüm verwachsen zu seyn schien; denn selbst auf dieser Reise hatte er nur einen weiten Mantel darüber geworfen. Nachdem er ihn abgelegt, blieb er mit der Wichtigkeit, die so leicht zu behaupten ist, wenn eben keine Versuchung zu fürchten, hinter Eleonora's Sessel, der zum Kamin gerückt war, in vorgebeugter Stellung stehen. Die linke Hand lag leicht am Degen, die rechte, die das federreiche Barett hielt, hatte er in die Seite gestemmt, und in dieser wohlberechneten Haltung störte ihn nur zuweilen eine abwehrende tiefere Verbeugung auf die Mahnung Florestan's, daß er sich ebenfalls eines Sessels bedienen möchte, wobei die Gehänge seiner Orden allein einen Laut von sich gaben, indem sie, bei dem Zurückbeugen in die feste Stellung, klappernd zusammen trafen. Unter diesen Orden zeichneten sich besonders aus die der Bisamkatze*) und des Hahnes und Hundes,**) die mit ihren Ketten von schweren Rosen und Hirschköpfen das Uebergewicht, welches sein Körper nach vorn bekam, auf natürliche Weise zu rechtfertigen schienen. Der andere Begleiter Eleonora's war der englische Ritter Eduard Fitz-Urse, ein junger Mann, gewaffnet von der Ferse bis zum Wirbel, jetzt aber schon des Blech-Hauptes ledig, indem er es abgelegt und neben dem zuvorkommenden Hausherrn Platz genommen. Alphonse, die Hausfrau, gab unterdeß ihren Knaben den Nachtgruß und kehrte dann mit dem ehrwürdigen Capellan Hieronymus zurück, ebenfalls ihr bescheiden Plätzchen am Kamin einnehmend, während Jener die Pergament-Rollen wieder ordnete, jedoch zuweilen spähenden Blickes auf die neue Umgebung sah.

Weil nun Florestan's Kenntniß von höfischer Schicklichkeit ihm nicht erlaubte, selbst ein Gespräch zu eröffnen, so war es ihm eben recht, daß Eduard Fitz-Urse kecklich von den neuesten Händeln sprach und es selbst nicht verhehlte, daß er ein Verwandter jenes Reginald Fitz-Urse sey, der Mittheilnehmer geworden an dem gewaltsamen Tode des Erzbischofs Becket, dieses unheiligen Heiliggesprochenen, wie er sich ausdrückte, ob welcher Rede indeß Eleonora still ein Kreuz schlug, wenn auch die noch nicht in's Leben gerufene Inquisition derzeit selbst Spanien nicht so gefährlich machte für die freie Rede, als es später der Fall war.

„Laßt die Hingeschiedenen ruhen, Herr Ritter!“ begann sie mit einem Tone, der gleich viel Befehl als Bitte enthielt. „Sprechen wir lieber von unserm Geschäft in Spanien und benutzen die Bekanntschaft unseres Wirthes, um vielleicht einige Spur zu erhalten.“ — „Ho ho! erhabene Frau!“ entgegnete mit Lächeln Eduard; „Ihr verlaßt Euch ja so gewiß auf die Ahnungen und Prophezeiungen, von denen Ihr so oft spracht; Ihr waret dessen so gewiß, daß irgend ein höherer Geist Euch an's Ziel führen werde, und da dürft Ihr, wollt Ihr mich anders, wie Ihr geäußert,

*) Ordo felis Zibethi (im Französischen: de la Genette), angeblich von Karl Martell im Anfange des achten Jahrhunderts gestiftet.

**) Ordo a Gallo et Cane, dessen Ursprung im eilften Jahrhundert zu suchen ist.

Digitized by Google

zum Gläubigen machen, Euch nicht so gewöhnlicher Mittel bedienen, als zum Beispiel Erkundigungen sind. Setzt Ihr meinen Glauben auf die Probe, so werdet Ihr mir ein Gleiches vergönnen mit Euren gehegten Verkündigungen.“

Eleonora schwieg nachdenkend, vielleicht auch, weil sie dem dreisten englischen Ritter, der, im Feldlager aufgewachsen, keine Zeit gehabt, mit den Regeln der Etikette sein Gedächtniß zu beschweren, nicht Anlaß zu noch kühneren Reden geben wollte; Florestan aber, um das Gespräch nicht wieder enden zu lassen, wandte sich zu Eduard mit der Frage: „Ihr gebt demnach wenig auf Prophezeiungen?“ — „Gar nichts, wenn Ihr erlaubt!“ entgegnete Jener. — „Ich hätte aus meinem eigenen Leben wohl etwas zu berichten, das Euch vielleicht anderen Sinnes machte, wenn mein erlauchter Gast die Erzählung gestattet!“ — Eleonora neigte gütigen Blicks das Haupt, Eduard lächelte fast ironisch vor sich hin, der Hausmarschall de Querey aber trat neugierig um einen halben Schritt vor, so daß jetzt der linke Fuß dienstbereit auf der Spitze stand, wie vorhin der rechte, und Florestan begann nun:

(Die Fortsetzung folgt.)

Abfertigung eines Mondguckers aus der Vorzeit.

Eben jetzt, wo der Professor, Herr Gruithausen zu München, der neu- und wißgierigen Lesewelt so viel Neues und Ueberraschendes aus dem gewonnenen Bereiche seiner unermüdlichen Beobachtungen von Gestaltungen und neuen Erscheinungen im Monde berichtet, möchte wohl, bei so manchen, mehr oder weniger in seinem Geiste berechneten Abfertigungen, die der sorgliche Schauer dafür erleiden muß, auch nachfolgende, frühere, an einen vorzeitigen Mondbeobachter und Mondbeschreiber gerichtete Abfertigung für die Leser nicht ganz unangenehm seyn. Hier ist sie in bündiger Kürze: Als der Franzose de Cyrano Bergerac, geboren in Gascogne, 1620, dem, als Cadet der königlichen Leibgarde, ich weiß nicht warum, der Beiname „Intrépide“ (der Beherzte) zu Theil geworden war, seine, jetzt fast vergessene „Histoire comique des états et empires de la Lune“ in den Druck gegeben hatte, da suchte ihn Franz Horn, ein damaliger, allzeitfertiger, lateinischer Epigrammatist, also ab zu fertigen:

„Per mediam, Cirane, volens incedere Lunam,
Siste gradum, donec mortuus aptus eris!“

(Stell', Bergerac, die Reise in den Mond so lange ein,
Bis nach dem Tod' du wirst dazu geeignet seyn!)

F. L. Becher.

Die Pro's und Contra's.

(Gesungen bei der „Schiller-Damen-Liedertafel“ in Breslau.)

Die Pro's.

Ehr't die Frau'n, in's Erdenleben
Sie des Himmels Rosen weben,
Wie der hohe Schiller spricht:
Ohne sie kein Glück hienieden;
Doch wem ihre Gunst beschieden,
O der tauscht mit Göttern nicht!

Die Contra's.

Wahret Euch vor Weibertücken,
Die manch weisen Mann berücken,
Wie der Schikaneder sagt;
Und an Tücken fehlt es Keiner,
Und so wird denn Unser Einer,
Wenn er sie nicht flieht, geplagt.

Die Pro's.

Uns ist tief in's Herz geschrieben:
Lieb wird Leben nur durch Lieben
Und die Frau nur macht es froh;
Und wenn Gegenliebe brennet,
Diese höchste Wonne nennet
Schwach nur der Entzückung O!

Die Contra's.

Aber wir, die ledig bleiben,
Wir thun hinter's Ohr uns schreiben:
Fraus und Frau sind nah verwandt;
Ey, wer mag dem Trauen trauen,
Ach, es haben nie die Frauen,
Wenn man sie nicht putzt, gebrannt.

Die Pro's.

Bringet reine, keusche Minne
Eine Braut Euch zum Gewinne,
Dann erst rufen wir Euch Heil!
Gattenlust und Vaterfreuden,
Panacee der herbsten Leiden,
Nicht um Gold und Kronen feil!

Die Contra's.

Nichts von Bräuten, Frau'n und Kindern,
Die ein ruhig Leben hindern,
Kur verdient, wer machet Cour.
Nein, wir geh'n zum Todtentanze
Mit dem Junggesellenkranze,
Jede Eh' ist uns E dur.

Die Pro's.

Fruchtlos wird und zum Beweinen
Euch das Cölibat erscheinen,
Wenn das letzte Stündlein summt;
D'rum bekehret Euch bei Zeiten,
Laßt Euch nicht vom Satan reiten,
Schauet um Euch und verstummt!

Die Contra's.

Nein, im heut'gen Kreis der Lieder
Schlagen wir die Augen nieder,
Oder machen gar sie zu;
Keiner schwöret zu den Fahnen
Von gefährlichen Sopranen,
Wir sind lieber entre nous.

Karl Schall.

Digitized by Google

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Miszellen aus Wien. Das Käynthnerthor-Theater war in der letzten Zeit wieder ziemlich reich an Neuigkeiten, obwohl nicht von großer Bedeutung. Man fährt übrigens fort, die bekannten, meist Rossinischen Opern mit mannigfachen Veränderungen zu geben; es sollen aber während der jetzt eingetretenen neuen Abonnementszeit mehrere größere Novitäten geliefert werden; auch wird, wie man versichert, eine Gesellschaft zur Aufführung französischer Vaudevilles eintreffen. Das neue Abonnement auf italienische Opern ist vom 1. Dezember bis letzten Februar, und wird wenigstens vierzig Vorstellungen umfassen; die übrigen Abende werden mit Ballets ausgefüllt. Bis zu oben benanntem Zeitpunkt bezieht die ganze italienische Gesellschaft hier, außer David, der Ende Dezember abgeht. Die auf einmal zu entrichtende Vorauszahlung für diese drei Monate beträgt für eine Loge (im ersten, zweiten oder dritten Stock) nicht weniger als 750 Guld. C. M., für einen Sperrsitz 70 Guld., im dritten und vierten Stock 70 und 60 Guld., für das Parterre 50 Guld. Ein Sperrsitz im Parterre, welcher abgetreten werden kann, kostet 20 Guldgn mehr. Außer dem Abonnement kommt eine Loge im ersten oder zweiten Stock auf 24 Guld. (alles Conv. Münze), ein Sperrsitz 2 Guld. und so fort. Bei dem Ballet sind jedoch die Preise minder hoch, z. B. für eine Loge 10 Guld. Trotz jener etwas inurdanen Taxation sollen schon Anfangs Dezember nur wenige Logen mehr zu haben gewesen seyn, worüber denn die musikalischen Deutschthümler und darunter besonders die wahren oder affektirten Weberianer sich nicht genug wundern, vulgo ärgern können. Aber — um der drei Mal drei Musen Willen; nur in der Kunst keine Ultra, denn hier soll und darf es keine Autorität geben, diese sey nur der feste heilige Stützpunkt des bürgerlichen Lebens u. s. w. — Im Burg-Theater sahen wir unter Anderem Houwalds vieraktiges Drama: „Die Feinde". Des Dichters bekannte weiche, süßliche Manier ist hier zu Gunsten etwas kräftigerer Charaktere ein wenig in den Hintergrund getreten, wiewohl die meisten auch nur Bruchstücke sind. Aber Handlung ist wieder fast gar keine, welcher Umstand die alte Behauptung neuerdings bestätigt, daß Houwald wohl ein gewandter Lyriker sey, zum dramatischen Dichter jedoch wenig oder gar kein Geschick zeige. Wir übersehen sonstige allgemein gerügte Unvollkommenheiten dieses Stücks, und bemerken nur, daß die underweltliche Schröder, wieder als hohe Musterin erschreinend, wesentlich zu einer nicht noch fühleren Aufnahme beitrug, und zwar insbesondere durch den wackern aufopfernden Vortrag der mächtig langen Exposition. Die trefflichen Leistungen sämmtlicher Mitwirkenden nahm das kunstsinnige Publikum sehr beifällig auf. — Ein kleines Drama: „Blutrache", von einem gewissen Hermannsthal (der sich früher durch einige peinliche Gedichtchen hatte vernehmen lassen), zeigt wahrlich wenig Spuren von Talent, hatte aber das Glück, nebst zwei anderen kleinen Pieces, so par compagnie wiederholt zu werden. Anderweitige Neuigkeiten werden nun wieder in Castellischen oder Kurländerschen Uebersetzungen aus dem Französischen bestehen, wenn nicht etwa die Weissenthurn noch einmal mit einem „letzten Mittel" auftaucht. Erwägt man die dankenswerthe großmüthige Freigebigkeit des Hofes, die kunstsinnige, dem Genuß des theatralischen Publikums freundlichst entgegen kommende Intendanz in den Händen hochgebildeter Männer, wie Graf Mor. Dietrichstein und v. Mosel, so weiß man wahrlich nicht, wie man sich diese Armseligkeiten in den Theater-Spenden zu erklären hat. Ehrenvogel soll jedoch mit einer neuen Umarbeitung, wie es heißt, nach dem Spanischen, und auch Lembert mit etwas Aehnlichem beschäftigt seyn. Von Th. Hell dürfte ebenfalls ein neues Stück zu erwarten seyn. — Im Theater an der Wien, dessen Direktion, was Energie und Unermüdlichkeit betrifft, den Abgang des General-Sekretärs Vogel nicht bemerkbar werden läßt, gab man ein neues Feenspiel, von Seidl: „der kurze Mantel", in 3 Aufzügen, mit Gesängen, Chören und Tänzen. Der wirklich ungemein begabte Dichter hat hier sein Talent bis auf den Umstand beurkundet, daß ihm die wichtige Kenntniß des theatralischen Effektes noch einiger Maßen mangelt, denn was Diktion und Charakteristik, besonders erstere angeht, gebührt ihm volle Anerkennung. Es ist kein Zweifel, daß dieser junge Musensohn, bereits als Lyriker ausgezeichnet, dereinst auch als Dramatiker Epoche machen werde. Riotte's und Blumenthal's Musik, so wie Arragoni's Dekorationen und die andern äußern Zuthaten haben billiger Weise befriedigt. Die wohlgefällige Aufnahme des Ganzen hatte denn auch eine mehrmalige Aufführung zur Folge. Von dem nach der ersten Vorstellung gesprochenen Epilog wollen wir hier die artigen Schlußworte mittheilen:

Was gebt Ihr uns für unsern kurzen Mantel? —
Ihr werdet lächeln, wenn der ernste Dank
Zum Scherze sich vergessend, spricht: Ihr gabt
Uns einen langen Mantel — einen Mantel,
Wozu Ihr jährlich neue Fäden webt,
Der, wenn wir einst gewesen, was wir sind,
Mit treuer Sorgfalt uns darob vertröste;
Der uns des Lebens drückendschwere Last
Durch seines Zaubers kraft'gen Schirm erleichtre;
Der uns erwärmt, uns Euer Angedenken
Mit jeder Schmiegung leg' an unser Herz,
Der uns im Alter mild vor Frost behüte:
Den langen Mantel — Eurer Huld und Güte!

In diesem Theater wird ehestens eine Feen-Oper, von Blum, unter dem Titel: „Riquet der Haarbüschel", gegeben werden; desgleichen wird erwartet: „Nurredin", mit Musik von Riotte; ferner „die pisanischen Brüder", nach dem Französischen von Castelli, und „Leontine", wieder nach (oder vielmehr aus) dem Französischen von Reil. Doch sieht man einer ganz ausgezeichneten Festlichkeit in diesem Theater entgegen, wobei das Haus solennister geschmückt werden soll, um mehrere erlauchte Gäste glänzend zu empfangen. Man wird an jenem Abende nur im anständigsten Anzuge erscheinen dürfen. — Die unvergleichlichen Lokal-Dichter der Leopoldstädter Bühne pausiren lange genug; Erschöpfung kann nicht wohl die Ursache seyn, und wir hoffen gewiß nicht ohne Grund, für diese, den lachlustigen Wienern nichts weniger als gleichgiltige Entbehrung bald reichlich entschädigt zu werden. Bäuerle's Posse: „Gisperl Wisperl", die schon einstudirt werden soll, läßt mit Recht alles Angenehme erwarten. Auch sieht man einem komischen Singspiel, mit Musik von Volkert: „die Nachtwandlerin", entgegen. — Eine klägliche Neuigkeit im Josephstädter Theater war: „Ismaan's Grab", sogenanntes Feen-Mährchen, mit Gesang und Musik von Gläser, die noch das Beste daran ist. Der Qua-Komiker Hopp konnte unmöglich die Mittelmäßigkeit dieses Produktes aufwiegen. Gleichwohl wird von demselben Verfasser so eben eine andere Feen-Arbeit: „der Feuervogel", für die Scene vorbereitet, wozu der achtbare Dreyer die Musik schreibt. Diesem kenntniß- und talentreichen Compositeur wäre nach so oftmaliger Kraftvergeudung fürwahr einmal ein dankbares Buch zu wünschen! (Die Fortsetzung folgt.)

Unlängst kommt Jemand nach dem Theater, um eine Dame zu sprechen, und ihr zu sagen, daß ihr Mann, so eben vom Schlagfluß getroffen, hoffnungslos danieder liege. Die Dame springt heftig auf, stößt eine Menge Wehklagen aus, und eilt dem Vestelier nach. Aber plötzlich dreht sie sich um, und sagt zu dem Logenschließer: „Ach, mein Gott! beinahe hätte ich vergessen, mir eine Contremarke geben zu lassen!" (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Montag den 3. Januar. 2tes Blatt.

Eine gute Bemerkung zum neuen Jahre.

(Aus dem Englischen.)

Und da dein Knecht hier und da zu thun hatte, war der nicht mehr da. Buch der Könige 1. Cap. 20. V. 40.

Der Ueberfluß, nicht der Mangel an Geschäften ist es gar oft, der Vielen in diesen Tagen Noth bringt; nämlich die überflüssige Geschäftigkeit, das Einmischen in Dinge, die uns nichts angehen, eben nicht nahe liegen.

Ein kleines Haus, ein Stückchen Land dazu, kann eine umsichtige betriebsame Familie nähren, und mit dem kleinsten Handel wird ein Mensch, der die Gelegenheit zu benutzen weiß, sich und die Seinigen vor den drückendsten Sorgen bewahren. Wenn aber der Landmann, der Krämer, statt sein Augenmerk auf das Eine zu richten, überall geschäftig ist, nur nicht, wo es eben nutzbar wäre, so wird der Eine wie der Andere endlich sein Leben in Klagen vergeuden. Und auch dann, wenn Beide werkthätig und geschickt ihrem Berufe nachgehen, fliegt doch zum Fenster hinaus, was zur Thür einging, wenn die Weiber und Töchter, statt den Hausstand mit Fleiß und Ordnung zu führen, hier und da geschäftig sind.

Seht dort den mit Unkraut wild überwachsenen Pachthof, das zerfallene Gehege! Ist der Besitzer Einer, der auf das Geflügel aus dem Schlaraffenland harrt, oder auf das Manna vom Himmel? Behüthe! Der Mann ist sehr thätig, aber er fehlt oft an der Stelle, wo ihm das Beste erwachsen könnte, er ist hier und da. Er hat vielleicht ein Geschäft für einen Freund übernommen, kauft, um zu verkaufen, statt sich die Artikel zum Verkaufe auf eigenem Boden zu erwerben. Mag er eben thun, was er will, die Hand, die sichtlich auf seinem Pachthofe fehlt, wird ein Deficit in's Buch ein zu tragen haben.

Hört dort nach dem Auktions-Commissarius! Was bietet er aus? Das Waarenlager eines Krämers, das Werkzeug eines Mechanikers! Sind die ehemaligen Besitzer lüderlich, dumm oder ungeschickt? Behüthe! Jener übernahm sich in seinem Geschäft; er that zuviel, wollte mit einem Mal reich werden, ging nicht sicheren Schrittes mit der Gelegenheit Hand in Hand. Dieser spekulirte immerwährend auf neue Erfindungen, erfand aber kein Mittel, die verlorene Zeit zu ersetzen. Jener lief nach allen Börsen und Marktplätzen; um einmal einen großen Coup zu machen, ließ er die kleinen nach und nach zu Summen helfenden Geschäfte hinter sich. Dieser, entzückt von dem, was er noch nicht hatte, verzweifelt bei dem, was er darüber verlor. Beide suchten da, was hier war.

Schau' einmal in die innere Verwaltung dieses Hauses. Der Mann hat ein Vermögen, womit er bequem leben könnte — aber es geschieht nichts zu rechter Zeit, es ist nichts am rechten Orte; es geht mehr zu Grunde, als verzehrt wird. Fehlt es der Hausfrau an Fähigkeit? Behüthe! Sie ist gescheidt und eines der lebhaftesten Weiber im Ort. Sie weiß viel mehr als die Andern — und giebt den Andern so viel Rath, daß sie zuweilen für sich keinen mehr findet; sie hat

Digitized by Google

hier und da zu thun und so schiebt sie das Nächste immer auf, bis aus dem Säumen ein völliges Vergessen und ein offenbarer Verlust wird.

„Es ist schrecklich, der junge hübsche Mann im Gefängniß! Ist er ein Verbrecher?“ — „Nein, er hat Vielen wohlgethan!“ — „Nun, wie kommt er hieher?“ — „Er machte Schulden!“ — „Hat er kein Vermögen?“ — „Er ist an Geist und Körper gut ausgestattet: ein schönes Vermögen!“ — „Wie kommt er nun in die Verlegenheit? Ist er träge?“ — „Behüthe! Er half eifrig hier und da, beschäftigte sich hier und da ohne festen Stützpunkt — seine Zeit gab er Andern und sein Geld nahm er endlich von Andern!“

„Frau, laß das Essen herein bringen, ich bin ermüdet und hungrig!“ ruft dort ein arbeitsamer Hausvater. — „Ja, Lieber, die Magd kann wieder nicht fertig werden!“ — „Warum siehst Du nicht streng auf Pünktlichkeit, hält'st sie nicht tüchtig in Athem?“ — „Liebes Männchen, es findet sich hier und da so viel zu thun —!“ — Ach, hätte die gebildete Frau doch lieber nicht lesen, nicht Musik, nicht schreiben gelernt!

„Ist der Bericht fertig, Herr Schreiber?“ fragt ein Büreau-Chef. — „Noch nicht!“ — „Nun, warum nicht?“ — „Ich hatte hier und da Allerlei zu thun!“ — „Dann gehen Sie hier und da hin und erwerben hier und da Allerlei, wenn es Ihnen nicht um Ihr Brod zu thun ist!“

„Herr Pastor, Ihre Predigt war heute sehr matt, warum studiren Sie nicht besser?“ sagt der Patron. — „Ich habe immer hier zu thun, da zu thun —!“ — „Hm, Sie wollen einen Substituten, sollen ihn haben!“ — Die Hälfte der Einnahme ist weg!

Der Advokat kann den Termin nicht abwarten, ist mit der Klage noch nicht fertig — warum? Er studirt in Kochbüchern für sein nächstes Gastmahl. — Der Direktor des Theaters kann sich um die neuen Stücke nicht bekümmern — warum? Er zieht selbst die Tänzerinnen an! — Der Dichter kann sein neuestes Werk nicht zu Ende bringen — warum? Er liefert den Leuten seine alten Verse zu oft vor. — Genug, die Meisten haben hier und da mit dem Unrechten zu thun, und wundern sich dann, wenn ihnen hier und da das Rechte — und endlich Alles fehlt. A. Edgeworth.

Die Prophezeiungen.

(Fortsetzung.)

„Ohne meine Eltern je gekannt zu haben, ward ich auf einem Edelhofe der fruchtbaren Touraine bei einer Verwandten, die mich an Kindesstatt angenommen, erzogen. Diese Frau, von der ich noch heut nicht sagen kann, ob sie jemals vermählt gewesen, hatte, bei beschränktem Geist, einen regsamen Sinn für alles Wunderbare, zu welchem besonders auch ihre Leichtgläubigkeit gezählt werden muß. Ihr ganzes Treiben war ein stetes Ahnen und Vorhersagen, ihr Haus eine Herberge für Astrologen und Chiromanten. Alles Zigeuner-Gesindel der Art wurde nirgends so vornehm behandelt als bei uns. Mein Lehrer war ein italienischer Astrolog, der immer an Constellationen rechnete, mein Diener ein Maure, der meiner Verwandten und mir das Prognosticon stellte und die besondere Anweisung hatte, dafür zu sorgen, daß die Milchlinie und der Liebesgürtel *) in meiner Hand möglichst vertilgt würden: und aus diesem Auftrage möchte sich vielleicht abnehmen lassen, daß meine Pflegemutter in der Liebe betrogen worden war, weil sie mich vor allem Trug in dem Reiche der Venus gesichert wissen wollte. Meine Knabenjahre wurden gar sehr belästigt von diesen Mystifikationen. Wenn die Sonne aufging, stand ich auf dem Hofe, um melden zu können, welcher Vogel zuerst vorüber geflogen, woher er gekommen und wohin er seinen Flug gerichtet. Am Tage mit cabbalistischen Manuscripten gequält, fand mich oft noch die Mitternacht bei der Sternenguckerei; daneben mußte ich mich an jedem hohen Festtage von einem Priester durchräuchern lassen, damit der Teufel nicht in mich fahre, und wenn irgend ein Wahrsager in die Nähe unseres Wohnsitzes kam, so war ich derjenige, der an der Hand des Mauren ihn besuchen oder zu uns einladen mußte. Bei diesem allzu großen Glauben der Andern wollte der meinige durchaus nicht gedeihen und als ich nun gar anfing, einen Propheten gegen den andern zu hetzen, sie irre zu führen und durch allerlei falsche Zuträgereien auch falsche, sich widersprechende Verkündigungen zu veranlassen, da wurden Constellation und Prognosticon für mich immer schlechter und ich spürte deren Richtigkeit wenigstens oft genug durch den Zorn meiner Pflegemutter, deren Voraussagungen über mein künftiges Leben ein mit jedem Tage vermehrtes Schreckens-Register wurden, zu dessen Bewahrheitung sie zugleich eifrigst bemüht war. Mir zum Troste trieb ich es so arg, daß sie mich los seyn wollte, wobei ihr denn zuerst das Kloster einfiel; denn nach ihren Ausdrücken, die sie gewöhnlich vor sich hinmurmelte, als knüpften sich dergleichen Reden an alte Erinnerungen, war ich so voll sündigen Bluts und Erbsünde, daß mir außer den klösterlichen Mauern die Hölle überall ein gutes Stück Weges entgegen kommen würde. Wie ich nun an der Hand des Astrologen, hinter meiner Pflegemutter, sehr unwirsch zu dem nahen Kloster schritt, dessen Abt Blasius sie und ihr Haus in Schutz genommen, flog krächzend ein Rabe zur Rechten über uns, und indem sie bedenklich sich umwandte, stieß sie unsanft mit dem Astrologen zusammen, ob welchem schwarzen

*) Zwei wichtige Linien in der Wahrsagekunst aus der Hand.

Doppel-Zeichen sie sich entsetzte und augenblicklich zurück kehrte, eine günstigere Stunde zu erharren.

Weil ich nun gar wohl wußte, daß sie sich mit Gebet rüsten und dann die cabbalistischen Manuscripte befragen würde, so eilte ich ihr diesmal zuvor, um zu versuchen, ob ich mein Schicksal vielleicht selbst bestimmen könnte. Ich suchte nämlich ein Sprüchlein, das meinen Wunsch, ein Kriegsmann zu werden, unterstützen könnte und fand endlich die Worte: „Ein weiß Roß sah ich und der darauf hielt einen Bogen und ihm ward verliehen die Krone und zog aus zu überwinden.“ *) Und ich bog darauf den Band des Manuscriptes vielmals, bis ich glauben durfte, er werde sich nun so aufschlagen, daß jenes Sprüchlein meiner Pflegemutter zuerst vor die Augen käme. Auch mag meine List gelungen seyn, denn noch am Abend desselbigen Tages erfuhr ich, meine Pflegemutter erkenne, wie alle Zeichen darauf hindeuteten, ich solle mit dem Schwerdte mein Heil versuchen, und sie habe einen Boten nach der Bretagne gesendet, wo derzeit die berühmteste Wahrsagerin hausete, damit sie über meine Zukunft befragt werde und hoffentlich jeden Zweifel löse.

Sonderbar genug hatte der Bote jene Wahrsagerin auf halbem Wege getroffen und auch ohne sein Dazuthun wäre sie nach unserm Wohnorte gekommen; so erzählte sie selbst gleich bei ihrem Erscheinen. Zum ersten Mal fühlte ich mich überrascht von einem Wesen, dem ich sonst nichts als Trug und Habsucht zutraute. Die Wahrsagerin sprengte auf einem schwarzen muthigen Rosse auf den Edelhof; neben ihr ritt ein alter Mann, ehrwürdigen doch kummervollen Angesichts und greisen Barts; sein Anzug glich dem Festkleide eines franzbsischen Ritters. Sie selbst war eine schöne, hohe Frau, vielleicht weniger als dreißig Jahre alt, und nach Art der Mauren gekleidet. Auf dem edlen ebenmäßigen Antlitze prangte ein Turban, aus goldenem Gewebe, mit durchsichtigen weißen Streifen umschlungen; das dunkle Haar wallte in reichen Locken an dem vollen, und dennoch schlanken Halse hernieder auf einen Busen, dessen hochgewölbte Hülle, aus indischem lilienreinen Gewebe, Leben zu erhalten schien von dem Glühen, das in der Brust wogte. Diese Hülle fiel dann unter dem, aus Granaten, auf einen Goldstreifen gereiht, bestehenden Gürtel — an dem, in einem einzigen großen Granat befestigt, ein sichelförmig gebogener Dolch steckte, mit einem Griff, der von Edelsteinen leuchtete — in reichen Falten herab bis unter die Kniee, und ließ nur ein Stück von dem weiten pauschigen Beinkleide sehen, das sich verlor in den Schuhen von rothem Saffian, welche die zierlich-kleinen Füße umschlossen. Der leichte, sich anschmiegende Kaftan, roth mit Goldschnüren umzogen, war offen. Ein Schleier, in seiner Feinheit einem Luftschimmer gleich, der, zurückgeschlagen, an der linken Seite vom Haupte bis beinahe zum Boden herab wogte; ein Bogen und der Köcher mit Pfeilen, die an starken Goldfäden über die Schultern hingen, vollendeten das Bild einer Amazone. Soll ich Euch das schöne Antlitz näher schildern, so wißt, daß die Hautfarbe, weit entfernt, jener der Mauren ähnlich zu seyn, weiß und zart geröthet, dem Schimmer glich, den die Morgenröthe über ein Schneegefilde legt; die Augen, mit Blitzen um sich werfend —“

*) Worte aus der Apokalypse.

Zufällig sah hier der Erzähler in das Auge Eleonora's und fast betroffen unterbrach er sich selbst, welche Pause Eduard Fitz-Urse dazu benutzte, um zu Florestan zu sagen: „Ey, Ihr erzählt so aus dem Herzen, daß Ihr dabei Eurem Hausfrieden gefährlich werden könntet, wenn Eure Gemahlin nicht Gnade für Recht ergehen läßt!“ — und Alphonse entgegnete lächelnd: „Amor ist ein Knabe und giebt seinem Geschlecht, wenn auch nicht die Freiheit, doch — Freiheiten. Indessen, Aufrichtigkeit ist die Kindheit der Reue; laßt sie, Herr Ritter, bei meinem Gemahl erwachsen und ihn weiter reden!“

„Ihr irrt Beide!“ so begann Florestan wieder, der sich die seltsame Wirkung, die aus dem einen Blick Eleonora's ihn überfiel, nicht klar zu deuten wußte. Er wollte darin Warnung und Besorgniß gelesen haben und als er jetzt scheu nochmals hinschaute, dünkte das gemäßigte Feuer ihm zu sagen: Ihr habt mich verstanden! — Eben gedachte er nun seine Erzählung fort zu setzen, da trat der Caplan Hieronymus herzu und überreichte Florestan ein Pergament mit den Worten: „Irre ich nicht, so ist dies das Blatt, welches Ihr seit einigen Tagen vergeblich suchtet; es lag unter jenen Chroniken!“ — „Ja!“ antwortete Florestan, froh, noch einige Zeit der Ueberlegung zu gewinnen. „Es ist das Wappen, welches mir meine Pflegemutter, wie sie sagte, als Talisman mitgab!“ setzte er hinzu, und Roger de Quercy ließ jetzt den ersten Laut vernehmen mit dem Ausruf: „Fürwahr, das Wappen der Grafen von Poitou!“ — Eleonora ergriff das Blatt; glühende Röthe überzog ihr Antlitz, indem sie mit einer Kopfbeugung jenen Ausruf bestätigte; dann sprach sie hastig: „Wollt Ihr vielleicht Eure Erzählung enden?“ — Florestan schien auch in dieser Frage einen zwiefachen Sinn zu finden; da jedoch jetzt alle Uebrigen, den Caplan ausgenommen, der sich wieder in den Hintergrund des Saales begab, weiteren Bericht wünschten, so sprach Florestan beklommen:

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Miszellen aus Wien. (Fortsetzung.) Im Fache der Musikalien herrscht bei den Wiener Kunsthändlern fort und fort eine schwunghafte Thätigkeit. Steiner und Comp. ragen als

wahre Großhändler stattlich hervor. So erscheinen bei ihnen z. B. wieder Mozart's sämmtliche Werke für das Pianoforte. Sauer und Leidesdorf setzen Rossini's Opera omnia gleichfalls rasch fort. Der Compagnon der Steinerschen Handlung, Tob. Haslinger, hat so eben eine, von Kennern sehr gerühmte, dem Erzherzog Cardinal Rudolph gewidmete Vokal-Messe herausgegeben, und den Betrag für einen milden Zweck bestimmt. Letzteres ist nicht das erste Mal; schon oft hat sich dieser Menschenfreund auf ähnliche Weise um die Humanität verdient gemacht, so wie er nicht minder als trefflicher und fruchtbarer Tonsetzer die Achtung der Musikwelt erworben hat. Aus diesen Gründen ist ihm auch erst unlängst die Auszeichnung geworden, von dem Grätzer Musik-Verein zum Ehren-Mitglied ernannt zu werden. — In ihrer Art höchst schätzens- und bemerkenswerth sind die böhmischen Volks-Gesänge und Tänze, von denen so eben die erste Lieferung ausgegeben wird. Die zweite und letzte folgt gegen Ende des Jahres (1824), und das Ganze wird dann über 300 böhmische Lieder, viele Nationaltänze u. s. w. umfassen, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Was dieser ehrenwerthen, für die czechische Volksthümlichkeit so bedeutsamen Unternehmung ein eigenes und authentisches Gewicht giebt, ist, daß die Gesänge und Tänze auf ausdrücklichen Befehl der böhmischen Landesstelle in sämmtlichen Kreisen des Königreichs einverlangt wurden. Das Werk ist dann auch geziemend dem Oberst-Burggrafen Kolowrat, hochgeachtet als edler Beschützer und Förderer vaterländischer Wirksamkeit, zugeeignet. Der Preis beider Hefte ist nicht höher als 4 Gulden 48 Kr. (zu Wien bei Harter). — Das hiesige lithographische Institut des Grafen Ferd. Palffy (Eigenthümer des Theaters an der Wien), unermüdlich thätig, und bereits durch mehrere große, wichtige Leistungen hervorragend (wir weisen z. B. auf den Habsburgischen Stammbaum hin), hat jetzt wieder eine preiswürdige pittoreske Unternehmung vor. Sie betrifft die Abbildung der schönsten Gegenden des Salzkammergutes (mit Recht die östreichische Schweiz genannt), so wie der nächsten malerischen Umgebungen. Die gelungenen Zeichnungen sind von Alt. Der Plan des ganzen Werkes ist auf 32 Blätter angelegt, deren vier eine Lieferung ausmachen. — Bei dem Kunsthändler Müller, bekannt durch seine geschmackvoll ausgestatteten Jugendschriften (unter denen sich die unvergleichlichen Arbeiten des vielverdienten Pädagogen Chimani hervor thun) und verschiedenartigen Spiel-Artikel, ist eine recht artige „Kunst, Damen und Herren ohne Pinsel und Farben zu portratiren", unter dem etwas sonderbaren Titel: „Physiotrace", erschienen. Die Veränderungen, welche durch die mannigfachen Zusammenstellungen der Blättchen hervorgebracht werden, sind in der That äußerst überraschend, zum Theil höchst drollig, indem sich die seltsamsten Carrikaturen ergeben; kurz, es ist eine recht artige Spielerei. Dieser Apparat kostet 1 Gulden 24 Kr. — Unter den vorgeblichen Sehenswürdigkeiten während der Marktzeit sind uns an allen Straßenecken mit ungeheuren Landkar-Buchstaben auch nicht weniger als drei topographische Panoramen auf das Eindringlichste empfohlen. Eines dieser Cabinette ist schlecht, das andere mittelmäßig, das dritte gut, und also wirklich sehenswerth. Ersteres, von einem gewissen Choer, betitelt sich Zimmereise, vermuthlich, um glauben zu machen, es sey à la Enslin, oder wohl gar dieser selbst: aber welche Kluft zwischen diesem und jener Erbarmlichkeit! Die zweite, Bertonsche, oder optische Panorama-Gallerie, kann man ansehen oder nicht, es ist gleichviel, man gewinnt und verliert nichts. Hingegen ist jene des schätzbaren Sacchetti aus Prag, welche auch mehrere Zeitschriften bereits mit Lob erwähnten, eine achte genußbringende Kunstschau, und der Eigenthümer hat denn auch, trotz seiner doppelten Rivalität, den lebhaftesten Zuspruch. — Wäre es uns nach diesen artistischen Notizen gerade um einen verwandten Uebergang auf literarische Neuigkeiten zu thun: was könnte diesen charakteristischer bilden, als das Taschenbuch „Aglaja", das auf Gehalt des Textes von jeher verzichtet zu haben scheint, um desto mehr durch Schönheit der Kupfer zu prangen!? Diese pretiöse, reizende Kokette ist heuer nicht so zögernd als sonst gewesen, und schon Ende November in den Kreis ihrer geschmückten Schwestern getreten. Der chalcographische Theil dieses Almanachs ist diesmal mehr als je die Hauptsache. Sechs Bilder von John, den wir mit gerechtem Stolze den Unsrigen nennen, sind nach Gemählden von Carlo Dolce, Rubens, Dominichino, Caravaggio, Cignani und Lens, (wie kommt Saul unter die Propheten?). Am meisten dürften die Kirchenvater nach Rubens ansprechen; am wenigsten wohl Johanna d'Arc nach Lens. Diesen Kopf (er scheint Portrait zu seyn), der wohl Spuren von Bonhommie, aber keinen Zug von Schwärmerei an sich hat, zur Jungfrau von Orleans zu stempeln: wie konnte dies dem Maler Lens einfallen? Das kriegerische Costüm allein ist wahrlich nicht ausreichend, die Heldin zu bezeichnen. Der völlig entblößte Busen erinnert eher an die Voltaireske als Schillersche Dame. Auch erscheint unter allen sechs Bildern gerade dieses in der weichen punktirten Manier fast wie zerfließend. Die übrigen fünf können für wahre Prachtstücke gelten. Der literarische Theil ist mager. Die Beiträge in Prosa bestehen aus einer etwas mattherzigen Erzählung des wackern Rochlitz: „Vater Hartmann und die Seinigen", (wozu die Grund-Idee Kotzebue's Schreibepult geliefert haben mag), ohne viel Bedeutenheit und Interesse, höchstens durch die durchzitternde kühle Moral anziehend, als schneidender Contrast von Claurens frivolen Histörchen. Die zweite Erzählung, von Weingarten, überschrieben: „Rebecka", ist eine verwegene Imitation von des großen Meisters Scott classischem „Ivanhoe". Der alte Isak wie er leibt und lebt; die holde Zionstochter, wie sie leibt und liebt; Ivanhoe als polnischer Rittmeister; der Templer als französischer Offizier; ein alter Handegen eines Obersten statt des Großmeisters u. s. w. Die Gedichte sind zwar von Hammer und Werner, Castelli und Heil, Rückert und Grillparzer, doch sind es nicht die besten ihrer Gaben. Um nicht unbillig zu erscheinen, setzen wir des Letztern Beitrag, überschrieben: „Todeswund", her:

Schwing dich auf Adler, zu Mimers Born,
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!
Sonst war ich kräftig und stark,
In den vordersten Reihen stand ich,
Trat auch wohl vor, als Einzelner,
Zum ringsbewunderten Kampf.
Nun aber lieg ich matt und lechzend,
Verwundet vom eignen Schwerdt,
Und nagender Durst zehrt an meiner Seele;
Schwing dich auf Adler, zu Mimers Born,
Und bring mir zwei Tropfen, daß ich mich labe!

(Die Fortsetzung im Bl. 4.)

Ein holländischer Handels-Commis hatte sich von einer Wahrsagerin in Berlin weissagen lassen, daß Cairo sein Todes-Ort seyn würde. Mancherlei Reisen führten den jungen Mann in der Welt umher, auch nach dem mittelländischen Meere. Jedes Mal aber suchte der Fürchtende die unglückbringende egyptische Küste möglichst zu vermeiden. So nahe er einige Mal hinan kam, schien doch sein Geschick ihn besonders begünstigen zu wollen, denn er fuhr allemal glücklich vorüber. So gerieth er nach Paris, und — zufällig nach der Cairo-Straße. Kaum eingezogen, erkrankt er und — stirbt!! (Corsaire.)

Die Frau eines französischen Landmanns soll in weniger als einem Jahre fünf Kinder geboren haben! Sie ist beinahe so fruchtbar, wie ein Vaudeville-Dichter!! (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 1. und Blatt der Ankündigungen Nr. 1.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 1. 1825.

Beilage zum 2ten Blatte des Geſellſchafters.

Wir müſſen widerſprechen!

Ein nagelneuer Correſpondent, Obſcurus Knopfdiſtel, berichtete neulich in der „Abendzeitung" Mehreres uber Hannover mit vieler Galle und gewaltigem Wortprunke. — Wer iſt dieſer verkappte Poſeidon, der ſein Quos ego ſo fürchterlich aufdonnert? — Hinc illae lacrimae! — Gleichviel, der Mann hat auf jeden Fall mehr Kopf als Herz und verſteht ſie die Welt mit ſeinem Namen zu ſchlagen; — hat indeß keine gute Wahl getroffen. „Knopfdiſtein" ſchaden Niemandem; ſelbſt ein Knabe zertritt und zerknickt am Wege ihre matten Stachein. — „Obſcurus Knopfdiſtel" will ein Dachſtubchen bewohnen? dort pflegt jedoch nur die argloſe Ehrlichkeit zu darben. — Sein Platz im Theater ſoll, wie er ſagt, im Parterre ſeyn! —. Wollen ihn darin aufſuchen; doch gewiß umſonſt! — Ich bin jeden Abend im Parterre und habe bis jetzt ſolch' Unkraut dort noch nicht wahrgenommen. — Muß mich aber wohl bei meinen Nachforſchungen ſputen; beginnen erſt die Maskeraden, wo ſich der argſte Sünder als heiliger Dominikaner vermummt, und der liebe Freund am Tage, mit dem Dunkelwerden als Adalino, mit gezucktem Dolche, maskirt umherſchleicht, möchte ich meinen Mann ſo leicht nicht auffinden. — Und wenn ich ihn nun wirklich erwiſcht hatte? — Kakerlaken, dieſe blicke Nachtmenſchen-Race, kann ſie roth werden? oder grün und blau vor Aerger? — Buffon, der ſogar die Natur des Eſels beſchreibt, ſagt davon gar nichts. — Wie aber berichtet Obſcurus? — Mit der Scheere der Atropos in giftgeſchwollener Hand, ſchneidet er Ehre und guten Namen ab; ſchlagt in Veſpertinens friedlichem Gebiete einen Kampfplatz auf; bekränzt ſeinen Giftbecher mit zierlichen Arabesken und fredenzt uns denſelben, überſchäumend von Hyperbeln und Metaphern; ſchmeißt mit Floskeln um ſich; kramt viele poetiſche Sachelchen aus; zeigt uns, daß er, wie Tante Lotte, den Walter Scott, und, wie Vetter Heinrich, viele Hiſtorien von den Eiſenmännern geleſen; daß er alle hohen Schulen, ſelbſt die Laſterſchule, frequentirt habe; ſagt ſelbſt, daß er ein Schriftſteller von Profeſſion ſey. — Wie erſprießlich und regelrecht ſolche Kunſtgriffe ſind, durch künſtliche Saucen den magern Inhalt der Hauptſache zu würzen, lehrte uns ſchon der Horaz der Franzoſen, Boileau, mit folgenden Worten:

„Que produira l'auteur après tous ces grands cris?
La montagne en travail enfante une souris.
Prenez mieux votre ton. soyez simple avec art,
Sublime sans orgueil, agréable sans fard." —

— Obſcurus weiß dieſes aber alles beſſer; darum will er auch, daß ſein Licht allein leuchte, er will Selbſtbeherrſcher aller Meinungen in meiner Vaterſtadt, alleiniger Volksredner, kurz, ein hannöverſcher Hunt ſeyn. Gäbe es Monopole für Recenſenten, Obſcurus hatte längſt ſeine Omnipotenz käuflich erſtanden und zu den imperatoriſchen Prädnomen der Recenſenten: „Wir", ſich das Prädikat „von Gottes Gnaden" beigelegt. Dann müßte uns aber Gott gnädig und noch ganz beſonders den Damen gnädig ſeyn; denn Knopfdiſtel bekennt ja ſelbſt, daß ſein ſtachliches Gewächs eine Plage der Damen ſey, daß ſich an ihre Schleppen klettend anhangt; „ex ungue leonem!" — Was berichtet uns Obſcurus? — Hört, hört! — Er redet vom neuen Theaterbau. Vide meinen Theater-Bericht in früheren Blattern des „Geſellſchafters". Mit prophetiſchem Geiſte ſagte ich drei Monate früher ſchon faſt wörtlich dieſes Alles vorher. — Von den Mimen redend findet es Obſcurus wunderbar, daß Hr. Hillebrandt gerade als „Saraſtro" am wenigſten gefiel. Jeder Arzt wird es ihm erklaren, warum mit Heiſerkeit Tonloſigkeit verbunden iſt, und Hr. H. war an jenem Abend complet heiſer. — Bei dem Hrn. Kaſtner heißt es: „Er ſcheint ein guter Muſikus zu ſeyn." Dem Obſcurus darf nichts ſcheinen. Der Uhu ſieht ſcharf im Dunkeln. Ferner: „er ſoll mehr Baritoniſt als Tenoriſt ſeyn;" — hat Obſcurus denn nicht eigene Ohren? ich glaube mehr als zu viel und dennoch relata refero. — Wer ſo feſt auftritt, wie Obſcurus, der muß auf eigenen Füßen ſtehen. — „Hr. Ludewig verdarb als „Canzler Jöran" nichts." Das iſt mir für Lob zu obſcur und für ſeinen Tadel zu diſtelig. — Von dem Hrn. Carl meint er, daß unter den ihm bekannten deutſchen Schauſpielern keiner den „Schwätzer" dieſem Künſtler nachſpielen möchte. Er thut wohl daran, es zu meinen, denn, nach ſeiner Berichtweiſe, ſo gebieteriſch dieſe auch klingt (denn was iſt dieſer Bericht mehr als Klingklang?), ſcheint es beinahe, daß er außerhalb der Ringmauern Hannovers von der Theaterwelt nicht viel geſehen habe. Da hat Hr. Clarus von der Feuerlilie ſeine Fittige weiter ausgebreitet als unſer Diſtelfink. Von des Hrn. Carl's „Staberl's" haben die Leſer des „Geſellſchafters" das, was Obſcurus davon redet, ebenfalls ſchon durch mich erfahren; purer Zufall und Beſtätigung des Sprichworts: „Les beaux esprits se rencontrent!" Vergeben Sie, Herr Obſcurus, mir dieſe Majeſtäts-Schmähung. Als „Rudolph" in der „Hedwig" hängt er dem Hrn. Carl den Mantel der chriſtlichen Liebe um und fangt ſich bei dieſer Gelegenheit in ſeiner eigenen Schlinge. Er nennt ihn „einen rachelustigen, blutgierigen Mordbuben, der die Hölle ſich ſelbſt gewählt hat", und ſagt zu ſeinem Lobe hinterdrein: „daß er ſich die Reue nur vordeklamire." Eben darum mußte Hr. Carl dieſen Mordſüchtigen energiſcher entwickeln und durch zu weich gehaltene Deklamation uns nicht täuſchen, daß wir ſeine falſche Reue für wahre Buße halten mußten; weichen Empfindungen gab er zu oft Raum und ſeiner Gluth zu wenig Schauder. — Von der Oper redet Hr. Obſcurus faſt gar nichts. „Othello", ganz neu uns erſchienen, berührt er kaum; nicht eine Sylbe berichtet er vom Charakter der Tondichtung, von der Inſtrumentirung u. ſ. w. Hat wahrſcheinlich ſeine guten Gründe! Recenſenten, die keinen Accord kennen, furchten ſich vor falſchen Quinten und begnügen ſich in ihrer Taktloſigkeit, uns mit leeren Worten ab zu ſpeiſen, wie Obſcurus mit ſeiner Terminologie von „gediegener Schule", „lieblich-naiv", „wirkungsvoll"; und wenn es hoch kommt, reden ſie auch einmal vom „Portamento". Vom „Freiſchütz" berichteten wir ſchon mit größerer Gelehrſamkeit, und zwar das, was

uns so vielfach von diesem vielbesprochenen Meteor am Opernhimmel zu Ohren gekommen ist.

Lustig, Herr Obscurus! Sie haben den Fehdehandschuh hingeworfen und Ihre friedlichen Mitbürger auf ihrem Frieden gerüttelt; ich habe ihn aufgenommen. Sie, der Sie in Nacht gehüllt sind, wären Sie erreichbar, glauben Sie es mir, ich hatte, statt aller Fehde, Ihnen die ehrlichen Worte eines meiner Landsleute in's Ohr geraunt, der, als er anonym angegriffen wurde, treuherzig entgegnete: „Mann gegen Mann, Brust gegen Brust!" — Aber ich glaube, das Venetianische Maskenspiel gewährt Ihnen Spaß und Sie verschlingen lieber Ihre Distelblüthen mit denselben Waffen, womit einst Simson die Philister todt geschlagen hat, als daß Sie sich diesen Kranz von Unkraut entwinden lassen.

Großer Prophet! mein pfäffiges Geschwätz haben Sie anhören und diese Wasserprobe abhalten müssen. Doch, die Feuerprobe des „Clarus von der Feuerlilie" haben Sie noch zu bestehen; der Mann könnte Sie auch begrüßen, er versteht zu reden, wie Sie selbst so großmüthig bekennen. Seiner Causticität möchte Ihr gelbgesottenes, neidisches Federchen unterliegen; darum wappnen Sie sich mit Ihrem Schuppengewande; wegen Sie Ihre Spitzen und halten Sie hübsch Wort, mit dem Dunkelwerden des Mondes Ihr Mondkalbchen zu gebären; der „Ochse am Berge" wird, schon aus naturlichem Antriebe, es nicht schmachten lassen und ihm allezeit etwas zu kauen geben.

Hannover. Georg Harrys.

Der deutsche Parnaß.

Schatz, siehst du dort den großen Zug
Zum deutschen Dichterberge?
Es ist ja kaum noch Raum genug,
Daß sich ein Mauslein berge!
Sie drucken und sie drangen sich,
Sie zwacken und sie zwangen sich,
Der Larm ist übermäßiglich.

Ja, rings am Fuß geht's toll und voll,
Ein furchterlich Gesindel!
Das Eine ist ein Kahlkopf wol,
Das andre noch ein Kindel,
Der Eine auf dem Ziegenbock,
Der Zweite auf dem Kruckenstock,
Der Dritte auf dem Tonnenblock.

Da höher geht's schon leidlich zu,
Sie reiten lahme Mahren,
Auch wohl ein Ochslein, eine Kuh —
„Ach, wenn wir oben waren! —
Nur nach dem rechten Pfad gespürt!" —
Da kommt vorüber galoppirt
Ein Blinkori, der die Muß' verliert.

Doch schau die oben, hoch und fern!
Hat jedes Roß nicht Flügel?
Das sind die Fürsten, sind die Herr'n,
Die sitzen fast im Bügel;
Sind nicht gar viel, doch wack're Leut',
Sind nicht für gestern, nicht für heut,
Sind einzig für die Ewigkeit! F

Berichtigung und Rüge.

Die Beilage zum 154sten Blatt (1824) des „Gesellschafters" enthält einen Aufsatz über Braunschweig, in welchem unter Anderem Folgendes gesagt wird, was mich persönlich angeht:

„Auf dem Garten des Maurermeister Liebau, nahe am Augustthore, vor dessen Wohnhause, befinden sich ein Paar Urnen, und auf einer derselben ein Paar Genien, welche den entschlafenen westphälischen Adler in die Höhe heben u. s. w. Dies zum Beweise, wie hübsch man zu schmeicheln verstand."

Obwohl meine Mitbürger und Alle, die mich kennen, gewiß keine Vertheidigung gegen diese absurde Beschuldigung von mir verlangen werden, so kann ich es doch nicht gleichgültig ertragen, daß mein Name öffentlich verunglimpft werde, und bemerke daher, daß die beiden Urnen, welche vor meinem Gartenhause aufgestellt sind, ehemals sich auf dem Fürstlich-Braunschweigischen Lustschlosse Salzdahlum befanden, und den dortigen Garten gewiß schon 50 Jahre früher zierten, ehe die unglückliche westphälische Periode eintrat. Vermuthlich ist es noch Niemand, außer dem Verfasser des genannten Aufsatzes, eingefallen, in der bekannten Allegorie des auffliegenden, von Genien gehaltenen Vogels, den westphälischen Adler zu finden.

Wohl hatte ich das Recht, mit dem anonymen Verfasser des Aufsatzes ein ernstes Wort zu reden; aber das ganze, witzig seyn sollende Geschreibsel trägt so sehr das Gepräge der Unwissenheit, daß ich fürchten mußte, gegen einen Knaben in die Schranken zu treten. Vermuthlich ist es das Erzeugniß eines frühreifen Genies, das im Fache der Satyre sich versuchen wollte, aber nicht bedachte, daß Satyre leicht zum Pasquill herunter sinkt.

Braunschweig, im November 1824.

Heinrich Andreas Liebau,
Maurermeister.

1825. No. I.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei Ch. Garthe in Marburg ist erschienen:

Dr. C. Ph. Amalung, über Maturität auf höheren Schulen. gr. 8. geh. 6 Gr.

Dr. E. D. A. Bartel, Lehrbuch der allgemeinen Therapie. gr. 8. 1 Thlr.

Dr. J. F. L. Hessel, über positive und negative Permutationen und über die Gesetze des Zusammenhangs zwischen dem Resultat der Auflösungen und den gegebenen Elementen bei Gleichungen des ersten Grades mit unbekannten Größen. gr. 8. geh. 8 Gr.

Kurzgeh. Geschichte der Hessen für Volk und Jugend. Mit einem Vorworte von Dr. Justi und Dr. Snell. gr. 8. 3½ Gr.

C. F. C. Wagner memoriam Blasii Merremii. 4to. 8 Gr.

— — — natalem quadragesimum octavum august. et potentiss. principes ac domini Wilhelmi II. 4to. 8 Gr.

Hoffmann's Tänze für das Pianoforte. 16 Gr.

Erinnerungen an Neundorf. 1 Plan und 9 lithographirte Ansichten. 10 Gr.

Plan der Residenzstadt Cassel, vom Artillerie-Lieutenant Sehlig. gr. Roy. Fol. 3 Thlr.

In Johann Friedr. Korn d. Aelt. Buchhandlung in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen (in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung) für 3 Sgr. zu erhalten:

Sandreczky, Graf von, Vorschlag zu Abwendung des Unglücks, welches denen Landwirthen durch den so unverhältnißmäßig gesunkenen Werth ihrer Produkte nach und nach gewiß bevorsteht. 8. Breslau, 1824.

Wir glauben, das Publikum auf dieses Schriftchen ganz besonders aufmerksam machen zu dürfen, da der in derselben ausgesprochene Vorschlag für jede Provinz gleich paßlich und ausführbar ist.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Ueber die Vortheile
der
Erbauung einer Eisenbahn
zwischen der Moldau und Donau,
von
Franz Anton Ritter v. Gerstner,
Professor am k. k. polytechnischen Institute zu Wien.

In Umschlag broschirt: 18 Gr.

Nachdem Se. k. k. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 7. September 1824 dem Herrn Verfasser ein funfzigjähriges ausschließendes Privilegium für die Erbauung einer Holz- oder Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau zu verleihen geruhten, und die Ausführung dieser wichtigen Unternehmung bereits seit einigen Monaten begonnen hat, so leuchtet die Wichtigkeit der Erscheinung des obigen Werks Jedermann von selbst ein.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin zu haben:

G. Mollien's
Reise nach Columbia.
Aus dem Französischen
von
Dr. G. W. Becker.

Zwei Abtheilungen. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Alle englischen und französischen Blätter machten schon früh auf diese wichtige Reise aufmerksam, und das mit Recht; seit Hauboldt, d. h. seit 20 Jahren ist kein Reisender nach Columbia gekommen. Wie viel hat sich seitdem geändert! — Die Freiheit hat dort ihre Fahne zuerst aufgepflanzt, und Alles ist zu neuem Leben gestaltet. Das Ganze ist übrigens so lebendig und unterhaltend geschrieben, wie es von einem Manne zu erwarten stand, der bereits in Afrika und so manchen andern Ländern gewesen war.

Früher erschien in derselben Verlagshandlung:
Südamerika, wie es war und jetzt ist, oder Ursprung und Fortgang der Revolution daselbst bis 1789.
Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Momus und Komus
oder
Spott- und Scherzreden in gebundener und ungebundener Gestalt
vom
Professor Krug in Leipzig.

Preis: broch. 18 Gr.

Bei der physischen und moralischen Trübseligkeit unserer Zeiten, worüber alle Welt die bittersten Klagen führt, ist es gut, sich nach einem Arzte gegen Milzsucht um zu sehen, da dies eine sehr gefährliche Krankheit seyn soll. Ein solcher Arzt ist unser Momus und Komus, der hoffentlich sowohl die Homöopathen als die Alloopathen befriedigen wird, da er die Krankheit nach beiden Methoden behandelt, mithin gewiß Jeden kurirt, der seine Rathschläge befolgt.

Von L. Halirsch, dem Verfasser des im vorigen Jahre bei mir erschienenen dramatischen Gedichts: Petrarka, ist jetzt erschienen:

Die Demetrier,
Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Preis: 14 Gr.

Der allgemeine Beifall, mit dem das Publikum den Petrarka empfing, wird auch gewiß diesem neuen Gedichte zu Theil werden.

Leipzig, im Dezember 1824.

A. Wienbrack.

An die Christen aller Confessionen.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben:

Das Leben des Heilandes,
Treu geschildert
nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen.

Mit sechs Holzschnitten von F. W. Gubitz (auf den Druckmaschinen des Künstlers gedruckt): 1) Maria mit dem Kinde; 2) das Vaterunser; 3) der verlorene Sohn; 4) das Abendmahl; 5) Christus am Kreuz; 6) die Auferstehung. Das Werk ist geheftet in einen Umschlag, auf welchem zwölf Momente aus der heiligen Geschichte dargestellt sind.

Der Verfasser, Theolog und seines Gegenstandes vollkommen mächtig, sagt in der Vorrede:

„Was Jesus nach der Meinung der Gläubigen oder Ungläubigen, der Philosophen oder Nichtphilosophen,

der Gottgelehrten oder Layen älterer oder neuerer Zeiten gewesen, davon ist in nachfolgender kleinen Schrift wenig oder nicht die Rede. Sie hat es vornehmlich nur mit diesen Fragen zu thun: Wer, was und wie war der Stifter der christlichen Religion nach der Bibel? Wie und aus welchem Gesichtspunkte haben ihn seine vertrautesten Freunde, die Evangelisten und Apostel, genommen? Wie urtheilen sie über seine oft geheimnißvollen Reden und Lehren, und was hielten sie von seinen, das gewöhnliche Maaß menschlicher Kräfte nicht selten übersteigenden, wundervollen Thaten?"

„Um diese Fragen der strengsten Wahrheit gemäß zu beantworten, schien dem Verfasser das Gesetz der höchsten Treue auch das erste und vornehmste seiner Arbeit seyn zu müssen. Er hat daher, demselben sein volles Recht auf das gewissenhafteste angedeihen zu lassen, auf alle eigene Ehre dabei willig Verzicht geleistet, und soweit sich dies mit der unentbehrlichen Verständlichkeit vereinigen ließ, die Thaten, Lehren und Reden Jesu mit den eigenen Worten der heiligen Urkunden selbst darzustellen gesucht. — Wem dies nicht als nothwendiger Grundsatz einleuchtet, für den ist ein solches Werk, wie das gegenwärtige, freilich kein Bedürfniß. Alle die aber, denen es Bedürfniß geworden ist, werden jene buchstäbliche Treue demselben gerade zum vorzüglichsten Verdienste anrechnen."

„Da übrigens die Erzählungen der Evangelisten unter sich in die vollkommenste Harmonie, selbst bis auf die geringsten Kleinigkeiten, zu bringen, von jeher bekanntlich eine eben so eitle als vergebliche Bemühung war, so ist der Verfasser, was diesen Punkt betrifft, einer Schrift gefolgt, die vor einigen Jahrzehnten in Deutschland mit so vielem Beifalle gelesen wurde, daß nicht wenige neue Auflagen davon gemacht werden mußten, und welche ihm den hier möglichen Zusammenhang ebenfalls nach dem Gesetze der höchsten Treue, und ohne den heiligen Urkunden durch willkührliche Phantasieen gleichsam nachzuhelfen, in der besten Ordnung zu enthalten schien. Wenn er jetzt die Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu sammt dessen Jugendgeschichte von Joh. Jacob Heß nennt, so ist er gewiß, das Lieblingsbuch manches redlichen Greises und mancher frommen Matrone genannt zu haben."

„Manche könnten nach diesem offenen und ehrlichen Bekenntnisse gegenwärtiges Werkchen für einen bloßen Auszug aus dem genannten halten: allein sie werden, selbst bei der flüchtigsten Vergleichung, sehr leicht gewahr werden, daß sie sich irren. Der Verfasser hat nur der Hauptsache nach denselben Plan befolgt, nach welchem der verdiente Heß arbeitete, übrigens aber die Methode, mit den eigenen einfachen und oft so sehr zum Herzen redenden Worten der heiligen Bücher zu erzählen, nicht, wie Letzterer, bloß in einzelnen Begebenheiten, sondern so viel als möglich bei allen anzuwenden gesucht. Dadurch hat das Ganze, ohne an Vollständigkeit zu verlieren, an Kürze gewonnen, und ist eben damit, so zu sagen, mehr biblisch geworden. — Möge die wahre Sprache des Herzens, die darin geredet wird, dem Verzagten neuen Muth, dem Verzweifelnden neue Hoffnung, und jedem Leidenden neuen Trost gewähren!"

Berlin, Taubenstraße Nr. 29. **Vereinsbuchhandlung.**

Allen Freunden der englischen Literatur zeigen wir die so eben erschienene Uebersetzung eines neuen Werkes des berühmten Washington Irving an:

Die Handschrift

Diedrich Knickerbokers

des Jüngern.

Preis, geheftet: 12 Gr.

Wir können diese interessante Schrift, die den frühern Arbeiten des Verfassers würdig zur Seite steht, Allen mit Recht empfehlen.

Reinsche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und von Unterzeichnetem an alle Buchhandlungen versandt worden:

Brittisches Museum für Deutsche.

Neue Folge, erstes Heft.

Preis für drei Hefte: 1 Thlr. 12 Gr.

Das Interesse, welches nicht sowohl das Vaterland, als auch Deutschland, Frankreich u. s. w. für Englands große Dichter der neuern Zeit hegt, hat diese Sammlung, enthaltend die bisher in deutschen Uebersetzungen zerstreut erschienenen vorzüglichen Dichtungen eines Lord Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Wordsworth u. s. w., zum Theil in vollständiger Mittheilung, zum Theil auszugsweise, veranlaßt, und wird hier den Freunden der Poesie übergeben.

Dieses Brittische Museum für Deutsche kann zugleich als eine Folge des, von dem, um die schönen Wissenschaften so verdienten und für die Literatur zu früh verstorbenen Professor Eschenburg herausgegebenen, angesehen werden.

Das zweite und dritte Heft wird zu Neujahr 1825 geliefert.

Aachen, 1824. J. La Ruelle, Sohn.

Bei R. Koch in Schleswig ist so eben (in Commission) erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Recht und Macht des Zeitgeistes von Thimotheus Aclines.

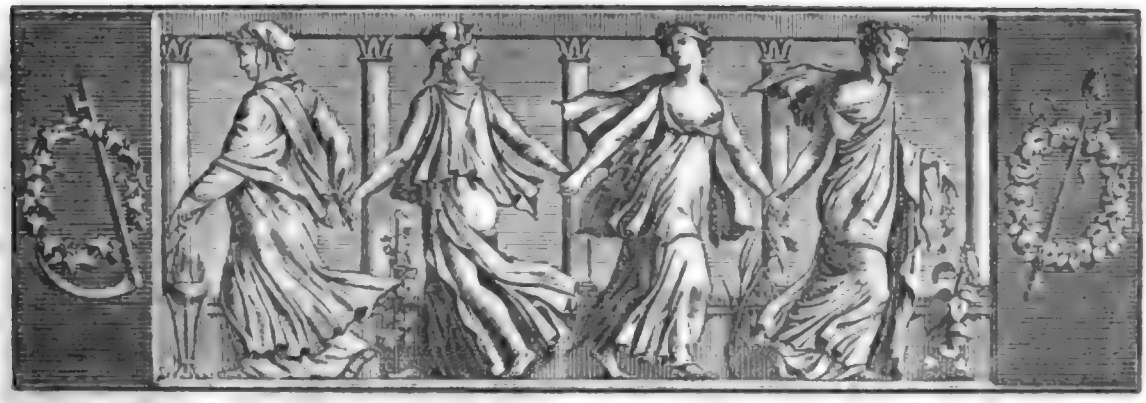
Geheftet, Druckp. 1 Thlr. 16 Gr. Schreibp. 2 Thlr.

Ein Werk, das sich mit denjenigen Gegenständen beschäftigt, die fast allein das ganze Interesse unserer bewegten Zeit in Anspruch nehmen. Beinahe Alles wird man darin von einer ganz neuen Seite betrachtet finden, und vielleicht ist über diese viel besprochenen Gegenstände noch nie etwas so Gründliches gesagt, sind noch nie die Streitpunkte so klar gestellt, noch nie die Tendenz der verschiedenen Partheien so deutlich gemacht, noch nie die Beweggründe und Folgen ihrer Bestrebungen so bestimmt aufgefaßt. Besonders ist wohl schwerlich je mit so vieler Aufrichtigkeit Manches heraus gesagt, was man so gern mit Stillschweigen übergeht, was man sich zum Theil ungern gesteht.

Anmerkungen zu der Geschichte des Livius bis zum sechs und zwanzigsten Buche für Mitglieder der ersten Classe lateinischer Schulen, von H. P. C. Esmarch, Dr. und Professor der Philosophie. 1 Thlr. 8 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 5. Januar. 3tes Blatt.

Einer Freundin am Weihnachts-Morgen.

Laß uns Kinder ſeyn, Maria!
Fröhlich ſeyn am Weihnachtsfeſt! —
Von des reifern Lebens Sorgen
Schwinde jeder Ueberreſt.

Scherzend biet' ich dir das bunte
Spielzeug, wie es ſonſt wohl war;
Doch der ächte Sinn der Kindheit
Bleib' auch treu uns — immerdar.

Hold entfernt ſey jede Frage
Und verbannt der Zweifel dir —
Was ich habe, iſt dein eigen,
Was du haſt, gehört auch mir!

„So ihr nicht den Kindlein ähnlich
Werdet", ſprach einſt Gottes Sohn,
„Erbt ihr nie in meinem Reiche,
Nahet nie des Ew'gen Thron!"

Und von allen Himmelsgaben
Bat ich um die eine nur:
„Reinen treuen Sinn des Kindes
Laß mir, Vater der Natur!"

Stets mit liebendem Vertrauen
Gab ich meine Seele hin:
Andre zählten, maßen, wogen —
Irrdiſch war der Menſchen Sinn.

Bleibe, Kind, wie ich, Maria!
Zähle, wäge, zweifle nie;
Meſſe nie mit fremdem Stabe,
Frage nicht, warum? und wie?

Nur ein Herz verleiht den Himmel,
Was die Welt uns beut, iſt arm;
Wenn uns Alles kalt erſcheinet,
Iſt nur Freundes Bruſt noch warm.

Einſt, am hohen Chriſtusfeſte,
Geh'n wir Kinder zu ihm ein:
Was ein reines Herz nur wünſchte,
Wird dann ewig unſer ſeyn!

Verfaſſerin von „Juliens Briefe."

Die Prophezeiungen.

(Fortſetzung.)

„Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ein anderes Gefühl, als das der Ehrfurcht vor dem fürſtlichen Weſen der Fremden, in mir ſich regte, wie dies wohl erklärlich iſt bei dem funfzehnjährigen Jünglinge, der bis dahin nie aus einer engen Umgebung kam. Dieſe Ehrfurcht überwältigte mich gänzlich bei der Theilnahme, welche die wunderbare Frau mir erwies. Oft ſchien es, wenn ſie ſanft mit mir ſprach, als ob Thränen ihre Rede unterbrechen wollten, die ſich mehrentheils mit meiner Zukunft beſchäftigte. Es wurde entſchieden, daß ich zuerſt als Page an den Hof Ludwig des Siebenten ziehen ſollte, und am Abend vor meiner Reiſe führten meine Pflegemutter und der Aſtrolog mich zum letzten Mal in das Zimmer der Fremden, um von ihr Abſchied zu nehmen. Sie kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten; als wir eintraten, wandte ſie die verweinten Augen auf mich und winkte mir, daß ich neben ihr hinknieen ſolle. Als dies geſchehen und wir gebetet hatten, ſprach ſie mit gedämpfter und bebender Stimme:

Folge, wie der Ruf Dir tönet!
Biſt einſt König Du geworden,
Biſt entkommen Du dem Morden,
Räche, die man ſchwer verhöhnet!

Wenn mit Allem neu versöhnet,
Dich die Bettlerin umfangen,
Werd' ich einen Preis verlangen,
Den ich wohl verdienet habe:
Und bin ich schon heim gegangen,
Will ich fordern aus dem Grabe!

Dann erhob sie sich, gebot mir auf zu stehen, umarmte mich innigst, ertheilte mir ihren Segen, wobei ihre Thränen jedes Wort erstickten, und gab mir dann ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte."

Als ob Floreſtan jetzt sich ergriffen fühlte von der Erinnerung, so hielt er einen Augenblick inne, dann sagte er: „Meinen erlauchten und ehrenwerthen Gästen wird es nicht entgangen seyn, daß ich im Anfang meiner Geschichte so berichtete, wie Einer, dem die Täuschung nicht leicht etwas anhaben kann; der eher den Wissenschaften, womit die Sterblichen der Zukunft den Schleier zu lüften hoffen, höhnend begegnet; dennoch will ich nicht läugnen, daß die zugleich geheimniß- und deutungsvollen Worte der mir eben lebhafter als je vergegenwärtigten Fremden mich lange Zeit im Geiſt beschäftigten, zumal auf dem Wege nach Paris, wohin ich, überraschend reich ausgeſtattet, zog, begleitet von dem Mauren, der mir als Diener mitgegeben war. Jenes Wappen und eine Pergament-Rolle, auf der die Worte, welche die schöne Wahrsagerin sprach, geschrieben ſtanden, erhielt ich zum Abſchiede von der Pflegemutter und bewahrte beides bis auf den heutigen Tag.

Bei der Hofhaltung in Paris angekommen, trat ich in die Dienſte des Königs und fand mich hier sonderbarer Weise von Spähern und gar vornehmen Einflüſterern umgeben, die meinen Ehrgeiz gewaltſam anfachen wollten, denen ich jedoch kräftig widerſtand, obwohl ich darüber oft in große Bedrängniß gerieth und endlich den verschmitzten Mauren entlaſſen mußte, der mir im Solde einer geheimen Macht zu seyn schien. Alle dieſe Ereigniſſe darf ich hier übergehen, da es nur gilt, jene Vorfälle aus meinem Leben zu ſchildern, bei denen ich an jenes Sprüchlein gemahnt wurde, das ich eine Weile über dem Schauſpiel des bunten Hoflebens gänzlich vergaß und endlich überhaupt, in meinem alten Unglauben, als ein chimäriſches Spiel betrachtete. — Bald trug ich nun auch meine ersten Waffen und erwarb mir bei einem Gefecht in der Normandie den Ritterſchlag von meines Königs Hand, deſſen Gunſt ich gewonnen zu haben glaubte, indem er mich zu mancherlei Aufträgen berief.

Einsmals, da wir von den Engländern in einer Winternacht überfallen und zurück gedrängt waren, erhielt ich den Befehl, dem Grafen Philipp von Flandern, der in einem bezweckten Treffen den Feind hatte in den Rücken nehmen ſollen, von unſerm vereitelten Vorhaben Nachricht zu bringen, damit er ſeine Truppen nicht vergeblich opfere. Da ich zum Theil durch Orte mußte, die ſchon von den Engländern beſetzt waren, ſollten Nacht und Seitenwege dienen, um mein Ziel zu erreichen. Von meinem Knappen Basco begleitet, der einigermaßen die Fels- und Wald-Pfade der Normandie kannte, begann ich meinen Ritt. In der zweiten Nacht überfiel uns ein ſchreckliches Unwetter. Ströme von eiskaltem Regen, die gleich einem Wolkenbruch in den Hohlweg nieder rauſchten, in welchem wir uns eben befanden, entwurzelte Bäume, die uns den Pfad verſperrten, und die tiefſte Finſterniß, machten es unmöglich, uns weiter den Roſſen zu vertrauen. Wir ſtiegen ab und führten ſie am Zügel, in der Irre herum tappend, bis wir endlich, zu unſerer großen Freude, einen Lichtſchein gewahrten und nach vielen Beſchwerden vor einem mitten im Walde liegenden Hauſe ſtanden. Basco klopfte an das Fenſter, und eine rauhe Stimme fragte: „Warum ziehſt Du nicht gleich das Roß in den Stall, Guy?" — „Ich bin nicht Guy!" antwortete der Knappe: „mein Herr und ich wir ſind Reiſende, ermüdet und in der ſtürmiſchen Nacht hierher verirrt!" — Jetzt hörten wir mehrere Männer und Weiber erſt laut, dann leiſe und immer leiſer unter einander reden, endlich wurde die Thür geöffnet. Ein baumhoher, kräftiger Kerl, abenteuerlich gekleidet und bewaffnet, trat mit einer Fackel heraus und konnte ſeine Beſtürzung nicht verbergen, als er uns, kriegsmäßig angethan, vor ſich ſah: er erholte ſich jedoch bald, winkte uns näher zu kommen und rief zugleich: „Stephan, ſorge für die Roſſe der Herren!" worauf denn bald ein bärenhaftes Ungethüm, an welchem der Menſch ſchwer heraus zu finden war, herzu lief, ohne weitere Frage unſere Roſſe bei den Zügeln ergriff und damit in der Dunkelheit verſchwand. In dem Zimmer, das uns geöffnet wurde, fanden wir fünf Männer und zwei Weiber, und Allen ſchien der Beſuch nichts weniger als willkommen. Auch wir warfen ſpähende Blicke auf die Verſammlung, konnten aber doch nicht wieder umkehren und meiſterten demnach unſern aufſteigenden Verdacht, ſo gut es gehen wollte. Wir ſetzten uns auf eine Bank, die zum Tiſch gerückt wurde, und nahmen, was man uns zum Imbiß bot, welches ohne Umſtände geſchah: dabei ließ die trotzige Geſellſchaft gar deutlich merken: hier dürfe ſich Niemand unterſtehen, mehr wie der Andere ſeyn zu wollen und der Letztgekommene ſey auch der Letzte im Range. Eine Standeserhöhung nach dieſem Grundſatze ward uns noch zu Theil: denn Stephan, unſer Roß-Entführer, geſellte ſich bald den Andern und auch Guy, der Erwartete, kam und brachte noch einigen Mundvorrath. Uebrigens war die Tafel gut und reichlich verſorgt — aber eine Wahrnehmung verdarb uns vollends die Eßluſt. Wir bemerkten nämlich goldene und ſilberne Gefäße neben den ärmlichſten Scherben,

und ſo wie die ganze Tracht der Leute an Perſonen aller Art erinnerte, vom Fürſten bis zum Bauer, ſo war es auch mit dem Tiſchgeräth. Ich und mein Basco gaben uns zuweilen mit Blicken zu erkennen: daß es hier mit dem Eſſen allein nicht abgethan ſeyn möchte, und wir von dem unwegſamen Pfade wahrſcheinlich auf einen recht gebahnten geriethen, wenn wir geſonnen wären, das Zeitliche zu geſegnen.

Die groben Geſellen fanden keinen Gefallen daran, daß wir nicht, gleich ihnen, einen wölfiſchen Heißhunger zeigten und ließen uns dies in allerlei Stachelworten vernehmen, welches uns verdroß und unſere Zungen wenigſtens ſo weit löſete, daß wir ihnen auf die derben Reden die derben Antworten nicht ſchuldig blieben, worüber ſie oft in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen und ſich nebenher die unanſtändigſten Scherze mit den Weibern erlaubten. — Wir erklärten endlich, da der Sturm ein wenig nachließ, unſere Reiſe fortſetzen zu wollen; uns wurde jedoch entgegnet, das könne jetzt nicht geſchehen; denn wer heute in ihre Geſellſchaft gekommen ſey, müſſe auch mit ihnen dieſen Tag feiern. Dabei hörten wir denn, was wir in unſerm dringenden Geſchäft gänzlich außer Acht gelaſſen, daß heute das Feſt der heiligen drei Könige ſey, wo wir, nach dem alten Gebrauche, an dem Königskuchen Theil haben ſollten. Wir nahmen unſere Geduld zuſammen, während man ſchon die ausgelaſſenſten Späße trieb für den Fall, wenn Einer von uns König würde und dann zu ſeiner Königin eines von den Weibern, wovon die Eine ältlich, die Andere ſehr jung war, zu wählen habe. Basco fand im Gange dieſes Geſprächs einen Anlaß, ſich zu entfernen, indem er ſagte, er führe in ſeinem Reiſebündel ein Heiligenbuch und wolle, wie wahrſcheinlich auch ſein Ritter thun werde, ſeinem Patron es abbitten, der heiligen drei Könige heut noch gar nicht gedacht zu haben. Er ließ ſich den Stall zeigen, nahm, nebſt dem Heiligenbuche, zwei Stilets mit, die wir in Taſchen an dem Gezeug der Roſſe hatten, und brachte das eine mit dem Gebetbuch glücklich in meine Hand, worauf ich jenes ſogleich verbarg. Bevor er aber wieder zur Geſellſchaft kam, mußte er an einem Keller vorüber, wo er einen der Männer beſchäftigt ſah. Basco drückte ſich in eine tiefdunkle Ecke des Gebäudes und bemerkte nun, wie der Mann vorſichtig zwei Trink-Gefäße vor ſich hinſtellte, in eines derſelben eine Flüſſigkeit goß und dann mit Ruß von der Fackel den Deckel deſſelben innerhalb bezeichnete. Er verſchloß dann beide Gefäße und ging nochmals in den Keller. Der pfiffige Basco hatte ſchnell bedacht, daß hier entweder ein Schlaf- oder gar Gift-Trunk beigemiſcht ſey: er benutzte raſch den Augenblick, wo der Kerl im Keller war, indem er die beiden Deckel verwechſelte und ſo den bezeichneten auf das Gefäß brachte, mit welchem keine Beimiſchung vorgegangen: dann erſt trat er wieder in das Zimmer und wußte nachher, als er ſein Gebet vor dem Heiligenbuche verrichtete, mir in einzelnen Worten dieſen Vorfall kund zu geben."

(Die Fortſetzung folgt.)

Sprüchwörter.

Italieniſche Sprüchwörter: Das Leben eines Menſchen muß man nach ſeinem Tode loben, den Tag, wenn's Nacht iſt. — Beſſer, Freund von fern ſeyn, als Feind in der Nähe. — Schöne Worte helfen viel und koſten wenig. — Hundert Stunden Kummer bezahlen keinen Sous Schulden. — Ein guter Freund iſt mehr werth, als hundert Verwandte. — Das ſchlechteſte Rad am Wagen macht den meiſten Lärm. — Aergere dich nicht über die Zeit und über die Regierung.

Spaniſche Sprüchwörter: Bei einer Raths-Verſammlung haben die Mauern Ohren. — Jagd, Krieg, Galanterie, machen tauſend Mühen für ein Vergnügen. — Handle gut, und du wirſt Neider haben; handle noch beſſer, ſo verblüffſt du ſie. — Ein alter Freund iſt der treueſte Spiegel. — Die Zunge iſt der falſcheſte Zeuge des Herzens. — Hoffnung iſt der Zehnpfennig des menſchlichen Lebens. — Unſere Handlungen ſind der Pinſel unſeres Naturels. — Dem du giebſt, der ſchreibt's auf Sand; dem du nimmſt, auf Stahl.

Holländiſche Sprüchwörter: Wer dir räth, der giebt nichts. Rath iſt kein Mittel zur Ausführung. — Nimm ein Weib um das, was ſie hat; einen Freund um das, was er thut, und eine Waare um das, was ſie werth iſt.

Ruſſiſches Sprüchwort: Man empfängt Jemand nach ſeiner Kleidung, und entläßt ihn nach ſeinem Verſtande, den er uns zeigte.

Aſiatiſche Sprüchwörter: Mit Zeit und Geduld wird das Maulbeerblatt Seidenzeug. — Wer ſeine Wünſche mit dem Beſitz zu befriedigen denkt, will Feuer mit Stroh löſchen. — Geſchenkter Weineſſig iſt beſſer, als gekaufter Honig.

Franzöſiſches Sprüchwort: Alles endet mit Geſang.

Duſchet.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Neujahr iſt nah' und damit gehn die Taſchentücher zu Ende.

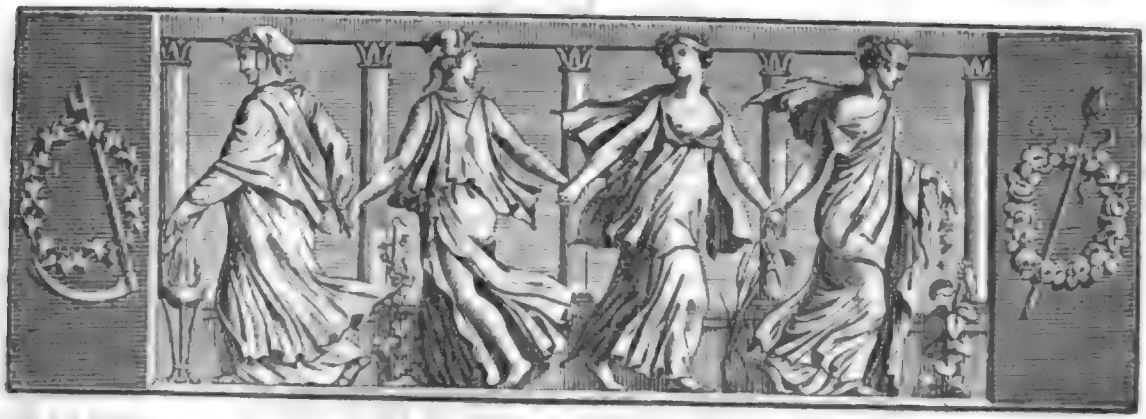
Wer zählt ſie alle, die da kamen?
Wer merket ſich nur all' die Namen?
Groß iſt der Taſchentücher Schaar
Und wachſt noch an mit jedem Jahr!

Eines will ich aber doch nachträglich nennen, nämlich eines, das ziemlich ſpat gekommen iſt. Der Name und der Zweck werden wohl dem Kinde auf die Beine helfen, daß es, obſchon ſo ſpat erſchienen, nicht ſitzen bleibt, oder gar eine — krebs-

gängige Bewegung macht. Der Name: „Polyhymnia;“ wie einladend und vollönend klingt er! „Ein Taschenbuch für Privat-Bühnen und Freunde des Gesanges“. Der Zweck: wie einleuchtend ist er! Hr. Heinrich Marschner in Dresden, ein tüchtiger Componist, faßte den Gedanken, für die zahlreichen Freunde theatralischer Vereine eine ihren Kräften und Mitteln angemessene Operette zu componiren, und Friedrich Kind versprach, ihm allemal einen Text dazu zu liefern. So entstand dies Taschenbuch und eine niedliche Operette kann nun, wie etwa die Stücke im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“, dessen „Wiener in Berlin“ z. B. neulich auch bei uns in den Kreisen der Gesellschaft wiederklangen, in einem geräumigen Saale von des Gesanges kundigen Dilettanten, unter Begleitung eines tüchtigen Wiener Flügels, ausgeführt werden. Kinds Operette führt den Titel: „der Holzdieb“. Das Ganze ist auf zwei Baß-, zwei Diskant- und zwei Tenor-Stimmen berechnet, wozu ein kleines Chor von Tenor- und Baßstimmen kommt. Einige heitere Gesänge machen noch den Schluß, wie sie ihn allemal machen sollen. Das Ganze ist, in Quer-Quarto, bei C. F. H. Hartmann hier erschienen und wird wohl auch noch im neuen Jahre (1825) gekauft werden. Im Anhange findet sich, gewiß erfährt man dies nicht ohne Interesse, eine Romanze aus einem Roman des verstorbenen Herzogs von Gotha, besonders wird auch, außer manchen Compositionen von Heinrich Marschner, ein Trinklied von Beethoven anziehen; kurz, es fehlt an nichts, um das Publikum zu locken und — zu befriedigen. — Die „Geschichte der Republik Venedig“, nach dem Französischen des Grafen Daru bearbeitet von Dr. Heinrich Wolzenthal, 1ster Bd. (Leipzig, in der Reinschen Buchhandlung), wird Allen willkommen seyn, die das große Darusche Werk zwar achteten, sich aber bei dem weiten Umfange desselben nicht ohne große Kosten in den Besitz desselben setzen konnten. Bekanntlich standen Daru Quellen zu Gebote, die in dem kleinen Freistaate bis zu seiner Anstellung streng verschlossen waren, und mit eben so viel Bildung als Kritik ausgerüstet, konnte er ein Werk liefern, das außer dem historischen Werth für die meisten Leser noch den Reiz eines geheimnißvollen Dunkels hat, und die Einbildungskraft in diesen Perioden wunderbar in Anspruch nimmt. Der deutsche Bearbeiter hat aber freilich, um es dem großen Publikum zugänglich zu machen, die vielen, das Original so anschwellenden Aktenstücke weggelassen und wahrscheinlich hat er daran recht gethan; denn der eigentliche Geschichtsforscher mag das Original kaufen und jedem Andern genügt, was jenes Material giebt: die darauf gebaute Darstellung der Sachen. — Die Ersten werden die Letzten seyn, und darum ist vielleicht „der Spion“, der unter den Romanen des Amerikaners Cooper im Original zuerst erschienen, in der Uebersetzung (bei A. Wiendrack) zuletzt gekommen. Coopers Romane scheinen immer mehr Freunde zu finden. Dieser „Spion“, ein Gemälde nordamerikanischer Sitte und Natur zur Zeit des Freiheits-Kampfes, wird, gleich den „Ansiedlern“ und den „Lootsen“ desselben Verfassers, Manchen näher mit Amerika befreunden, als es irgend eine Reise-Beschreibung zu thun vermochte. — Ein Roman, im hiesigen Industrie-Comtoir erschienen: „das Schloß Montillo“, von F. Hadats, ist angeblich nach dem Englischen, allein es hat so wenig den Geist und das Eigenthümliche englischer Romane, daß der mir unbekannte deutsche Herausgeber entweder eine Unwahrheit gesagt, oder mit dem englischen Original auf eigne Weise um zu gehen gewußt hat. Die Geschichte spielt in Spanien, bald nach Vertreibung der Mauren und zieht übrigens durch eine Reihe an einander sich kettender Abentheuer nngemein an. — „Die Sündfluth“, Gedicht von F. v. Groote und in Musik gesetzt von Fr. Schneider, ward hier kürzlich zum Besten des Fonds für alte und kranke Musiker gegeben. Wunderlicher Text! wunderlich, daß ein musikalisches Genie sich an solchen halten kann. Der liebe Gott ist darin zum „ew'gen Rächer“ geworden, „alles Fleisch hat seine Wege verlassen, durch des Bösen Macht gebannt“, und es reut ihn, daß er dies sündige Geschlecht geschaffen hat, und darum stürzt „von des Himmels hohem Saale“ — der Wasser „Macht“ herab. Zum Glück, daß noch der Noah mit seinen Leuten davon kommt, und „hoch erhoben“ der Rächer unter diesen Armen steht! Solchen orthodoxen Unsinn setzt man in Musik! — Viel Aufsehen machte es hier, als sich ein Prediger auf einem nahen Dorfe, Georg Hieronymus Rosenmüller, Sohn des ehemaligen, hier so sehr geschätzten Superintendenten Rosenmüller, und Bruder des berühmten, vor einigen Jahren gestorbenen Anatomen, des noch lebenden Lehrers der morgenländischen Sprachen, vor einiger Zeit gehangen hatte. Er ist Verfasser mehrerer ascetischen Schriften (z. B. einer „Mitgabe fürs ganze Leben“, eines „Hausaltars“), die recht trefflich wären, wenn sie, minder orthodox geschrieben, das Motto führten: Thut nach meinen Worten, doch nicht nach meinen Thaten! Denn allerdings hat man ausgemittelt — das ganze Vermögen des Kirchenkastens, über 2000 Thaler, ist weg! u. s. w. — Mit Recht hält man ihn auch jetzt, nachdem sich im Nachlasse das Concept gefunden, für den Verfasser der angeblich von einem katholischen Geistlichen herausgegebenen anonymen „Prüfung der Tzschirnerschen Schrift: Protestantismus und Katholizismus“. Uebrigens hat derselbe immer die Rolle eines Ehrenmannes zu spielen gewußt, bis am Ende kein Loch mehr auf zu machen war, die großen alten Löcher zu stopfen und er daher es fürs Beste hielt, der Verlegenheit durch einen Strick aus zu weichen. — *.

In Paris lebte eine Frau, die Mann und Kinder verloren hatte, und eine mäßige Pension genoß, einsam für sich. Da sie wegen steter Kränklichkeit nicht ausgehen konnte, sah sie nur auf die vorübergehende Menge hinab, oder in die gegenüberliegenden Fenster. In letzterer Beziehung fiel ihr besonders ein junges Mädchen auf, das stets still für sich am Fenster saß, und von der Stickerei lebte. Ihr sittsames Aeußere und ihr anhaltender Fleiß gefielen der Matrone, deren wohlgefälliger Blick ihr so oft begegnete, daß die Getroffene die Annäherung bald verstand, und den ersten Wink aufnahm, einen Besuch bei der guten alten Frau ab zu statten. Die Freundschaft war gleich geschlossen, und es ward eine recht dauernde; denn Beide, obgleich an Jahren verschieden genug, empfanden doch im Wesentlichen über Alles gleich, und theilten eine redliche Seele und ein reines Gemüth; die Gleichheit der nothdürftigen Lage that das Uebrige. Einige Jahre hatte dies schuldlose Verhältniß gewährt, zur Genugthuung und Zerstreuung Beider, die durch diese mittheilende Freundschaft das Drückende ihres Verhältnisses um Manches erleichterten. Indeß Gott hatte es anders beschlossen. Des jungen Mädchens zu angestrengte Arbeitsamkeit ward ihrer ohnehin schwachen Brust bald nachtheilig; sie erkrankte, und es war ihr zuletzt kaum noch möglich, die vier Treppen zu ihrem eigenen Zimmer hinauf zu steigen, wie viel weniger die drei Treppen zu ihrer bejahrten Freundin erst hinauf und nachher wieder hinab, und zu sich zurück. Man mußte sich daher, wie Anfangs, mit täglichem Grüßen am Fenster begnügen. Das junge Mädchen hatte einen Rosenbaum, der ihr einziges Vergnügen ausmachte. Sobald sie aufstand, war es ihr erstes Geschäft, den Rosenbaum an's Fenster zu bringen; dann erfolgte auch die gegenseitige Begrüßung beider Freundinnen. So lange der Rosenbaum noch erschien, erhielt sich die Hoffnung der Matrone, wenn auch das bleiche Ansehen ihrer jungen Freundin ihr täglich mehr Besorgniß gab. Eines Morgens fehlte plötzlich der Rosenbaum, und — auch die Bringerin blieb aus. Die gute Alte wartete noch bis zum andern Tage, dann sandte sie hinüber. Aber siehe! die junge Freundin war nicht mehr! Man fand sie, mit dem Rosenbaum nie dergesunken, den sie zum letzten Mal an seine begrüßende Stelle setzen wollte! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 7. Januar. 4tes Blatt.

Die Thränen.

Was kann der Menſch den Göttern bieten,
Wie, menſchlich, Göttern heilig ſeyn?
Was Werth'res wohl als Gold und Blüthen,
Auf ihre Hochaltäre ſtreu'n?
Die Thräne, ach! die Thräne nur,
Die höchſte Gabe der Natur!

Wenn rings des Schickſals Blitze zücken,
Geliebtes, Höchſtes uns verſinkt,
Wir ſchmerzvoll zu den Sternen blicken,
Wer wüßte nicht, was Lind'rung bringt?
Die Thräne, ach! die Thräne nur,
Die ſchönſte Gabe der Natur!

In friedensvoller Abend-Feier
Schleicht tiefſte Wehmuth ſinnend hin:
Zerriß des ſüßen Wahnes Schleier,
Entlaſtet nichts den müden Sinn?
Die Thräne, ach! die Thräne nur,
Die heil'ge Gabe der Natur!

Doch, ſoll mich Kummer jetzt zernagen,
In Brand verglühen meine Bruſt?
Ein Todeshauch ſind meine Klagen,
Bin keiner Lind'rung mir bewußt.
Gieb Thränen, heilige Natur,
Gieb ſüße Lind'rung, Thränen nur!

Der Geiſt erliſcht, die Flamme ſchwanket,
Kein Hoffen träufelt Nahrung zu;
Denn Freundſchaft, ſelbſt die Liebe, wanket,
Entheiligt, Heiligſte, biſt du.
O Thränen gieb mir, Thränen nur,
Du zürnend heilige Natur.

Ich ſoll nicht weinen!! Aber düſter
Deckt ſich dein Himmel wolkenſchwer,
Wie Tröſtung rauſcht's im Laubgeflüſter,
Und Mitleid ſtöhnt das ferne Meer.
Bethaut von Regen dampft die Flur,
Du weinſt, beweineſt mich, Natur!

v. Kurowsky-Eichen.

Die Prophezeiungen.

(Fortſetzung.)

„Unterdeß hatte man den Königskuchen in ſo viele Stücke zerlegt, als Perſonen am Tiſche ſaßen, und nachdem durch Würfel entſchieden worden, in welcher Reihefolge er vertheilt werden ſolle, fiel mir dasjenige Stück zu, das die Bohne, als Zeichen dieſes Königthums, enthielt. Alsbald erhoben ſich Alle, um in dem feurigſten Pagaret*) auf das Wohl des Königs zu trinken. Es wurden noch zwei Gefäße voll Wein's auf den Tiſch geſetzt und Baseo gab mir einen Wink, daß dies jene ſeyen, die er geſehen. Das jüngere Weib, welches man mit dem Namen Claire rief und das bis dahin, ſo weit es bei dem Ungeſtüm der rohen Schaar möglich geweſen, ſich ſehr zurück gezogen hielt, mußte uns die Becher kredenzen, und als ich den meinigen empfing, vernahm ich von ihr die leiſen Worte: „Um Gott, trinkt wenig!“ worauf ich ſie zu meiner Königin ausrief.

Bald merkten wir, daß Baseo's Liſt nothwendig und gelungen war. Die Raubgeſellen, die ſchon vorher der Dame Jeanne**) übermäßig zugeſprochen hatten,

*) Der beſte ſpaniſche Wein.
**) Alter Scherz-Name für eine Art Bauchflaſche.

wie dies aus den Geschichten hervorging, welche sie von sich selber erzählten, und womit sie deutlich erwiesen, daß der Galgen sie längst hätte in Verwahrung nehmen sollen, konnten des Pazarets nicht genug bekommen, und mit Wohlbehagen merkten wir, daß sie immer nur aus dem Gefäße sich einschenkten, dessen Deckel kein Zeichen hatte. Es währte nicht lange, so wurden sie sämmtlich schlaftrunken, und auch ich hielt es für gerathen, mich zu stellen, als würde ich vom Schlafe übermannt, obwohl ich zum Schein noch immer dem Becher zusprach; dies Alles that mir Basco nach und ließ endlich, gleich mir und den Uebrigen, mit untergelegten Armen das Haupt auf den Tisch sinken, wobei ich jedoch mein Stilet in der Hand hielt. Indem ich nun Alle schnarchen hörte und schon den Augenblick benutzen wollte, auf zu springen und uns im Nothfall, wenn Einer oder der Andere sich noch widersetzen möchte, mit den Waffen Bahn zu brechen, vernahm ich aus dem Geflüster des älteren Weibes, wie sie gar nicht begreifen könne, daß Freund und Feind zugleich die Wirkung des Schlaftrunkes erfahren, auch irgend eine Verrätherei wittere. Und wie ich darob mich noch ruhig hielt, stieß Claire plötzlich einen heftigen Schrei aus und den Ruf: „Rettet Euch!“ Alsbald sprangen wir, ich und Basco, auf und sahen, wie das ältere Weib auf mich einen Dolch gezückt hatte, um mich rücklings zu durchbohren; schnell war sie entwaffnet, zur Thür hinaus gedrängt, und an einen Pfosten des Hauses mit Stricken fest gebunden, die Basco auffand. Wir waren des Willens, der Menschheit einen Dienst zu erzeigen und das ganze Raubnest mit seinen Bewohnern durch die Flamme zu vertilgen; Claire aber warf sich weinend zu unsern Füßen und bat um Gnade, da sie mit einigen von den Räubern verwandt sey, zugleich aber auch um die Barmherzigkeit, sie mit zu nehmen, weil ihr gewiß hier das Aeußerste drohe für die Theilnahme an unserer Rettung. Wir gaben ihren Bitten nach; Basco zog die Rosse aus dem Stall, nahm das Mädchen vor sich auf den Sattel und so trabten wir weiter, vollbrachten auch glücklich unser Vorhaben, wobei uns Claire, die alle heimlichen Wege dieser Gegend kannte, wackere Dienste leistete; und später, da sie sich eben so redlich und thätig erwies, als sie hübsch war, hat sie Basco, jetzt Thurmwart dieses Schlosses, zu seiner Hausfrau erkohren, ohne es jemals bereut zu haben.“

Floreſtan hielt hier inne, indem eine wiederholte Halsbewegung des Hausmarschalls ihn schon ein wenig gestört und endlich Alphonse ihm zugeflüstert hatte, daß die Tafel für die Fremden bereitet sey. Floreſtan bat nun seine Gäste, sich die Bewirthung gefallen zu lassen. Die beiden Männer bedurften keiner Anmahnung, sie gönnten den Speisen und dem Becher gleiche Gunst; Eleonora aber sah sinnend vor sich hin oder forschend auf Floreſtan, der, weil er den Abend-Imbiß schon früher genommen, seine Gäste ohne Weiteres mit der Fortsetzung seiner Geschichte unterhalten wollte, daran aber noch gehindert wurde, indem Roger de Quercy, dem der Wein die weltliche Devotion in etwas aus seinem wenigen Blute jagte, zu ihm sprach: „Wie froh bin ich, Herr Ritter, daß bei dem Eintreffen der Prophezeiung, die Euch ein Königthum verhieß, kein legitimer Thron verletzt, kein Hochverrath begangen wurde; ich hätte nimmer unter Eurem Dache hausen dürfen!“ — „Die Ruhe meines Gastes ist mir werth!“ entgegnete Floreſtan; „und ich will deshalb auch nicht in ein Gespräch eingehen darüber: ob bei mir ein Verbrechen seyn könnte, was Ihr an Hugo Capet zu tadeln Euch nicht unterfangen werdet, wenn Ihr vor Eurem Herrn, seinem fünften Nachfolger, steht!“ — Eleonora sagte lächelnd: „Nehmt Euch in Acht, Herr Hausmarschall! Ihr seyd in den Pyrenäen, also über die Grenze der französischen Zunge hinaus!“ — und Fitz-Urse trank jubelnd auf das Wohl des Legitimsten in der Welt, nämlich der freien Rede. Quercy bewahrte sich, daran irgend Theil zu nehmen, und blieb fortan so geistig trocken, wie er es leiblich war. Floreſtan aber ward nun über die Erfüllung der weiteren Prophezeiungen befragt, worauf er erzählte:

„Nach manchem Kriegszuge lebte ich wieder am Hofe Ludwig des Siebenten, und fand mich leider veranlaßt, seine Gunst zu verscherzen; eine Begebenheit, die ich um so kürzer berühren muß, je mehr es scheinen könnte, als wollte ich Euch, erhabene Frau, geringe Dienste berichten, die ich Eurer Prinzessin Tochter zu leisten berufen war. Von Constantia, der zweiten Gemahlin des Königs, angereizt, hatte einer ihrer Verwandten Eure erlauchte Tochter, die Prinzessin Alix, öffentlich gekränkt; sie wählte mich zu ihrem Ritter und ich forderte den Beleidiger zum Zweikampf; er aber stellte sich nicht, weil er, aus dem Blute der Könige von Castilien entsprossen, mich nicht für ebenbürtig hielt, worauf ich ihn für ehrlos erklärte, bis er der Dame und mir Genugthuung gegeben, die ich mir im äußersten Falle bei der ersten Gelegenheit gewaltsam nehmen wollte. Zu derselben Zeit empfing ich einen Auftrag an den königlichen Vater Constantia's und zog deshalb nach Leon. Unterweges hielt mich ein Eilbote an und brachte mir ein Schreiben von der Prinzessin Alix, welches mir meldete, daß auch mein Gegner auf einem andern Wege nach Leon gereiset sey und einen Brief des Königs mit sich führe, der mich in die Acht erkläre wegen hochverrätherischer Absichten. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich sprengte nach Baredge, das auf seinem Wege lag, harrte seiner und forderte ihn auf der Heerstraße, wo er mir nicht

ausweichen konnte, zum Kampfe. Er warf, ehe ich noch meine Rede geendet hatte, seine Lanze nach mir, und traf mein Roß, daß es nieder stürzte; Basco, davon entrüstet, fiel dem Rosse des tückischen Feindes in die Zügel, ich, hinzu springend, riß ihn herab, und er mußte nun mit dem Schwerdt mir stehen, bis ich ihn todeswund verließ. Ich fand bei ihm den Brief, der mich ächtete, nahm ihn zu mir und ging nun, da mein Roß unbrauchbar geworden, nach Baredge zurück; dort — doch halt, das ist ein Vorfall, den meine Hausfrau gar gern erzählt und deshalb mag sie, auf meine Bitte, hier fortfahren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ehemaliger Hausrath.

Blicke in die alten Zeiten, auf ihre Gebräuche und Sitten und deren Vergleichung, oder — wenn man will — schneidender Contrast mit den unsrigen gewähren oft anziehende Bemerkungen. Wir theilen hier einige Schilderungen aus dem Inneren der Wohnungen unserer Vorfahren und Nachbaren mit. Der Graf Coeffier Demoret in seiner Geschichte von Bourbonnais sagt: „Im eilften Jahrhundert glichen die meisten adlichen Schlösser einem in's Viereck gebauten Thurme, von welchem jede Seite acht bis neun Klaftern lang war; an einer Ecke war ein Thürmchen, in welchem man die Treppe angebracht hatte. Der Baron mit seiner Familie bewohnte das erste Stockwerk, das aus einem einzigen großen Gemache bestand, welches an einer Seite einen 18 Fuß breiten Kamin hatte, an zwei andern Seiten waren zwei Fenster durch die 7 bis 8 Fuß dicken Mauern gebrochen. Am auffallendsten war die Stellung der Betten. Mitten in jenem großen Raum war ein runder Verschlag oder Abschnitt, wenigstens drei Klaftern im Durchschnitt, abgesondert, worin eine große Maschine sich befand, die an einer starken Mittelsäule befestigt war und die äußeren oder Vorderseiten waren beweglich auf Walzen oder Rädern. Das Innere war in acht bis zehn Kämmerchen abgetheilt, in deren jeder ein Bett und eine Thür war. Da man aber nur durch eine Thür in den Saal kommen konnte, so mußte man, um zu einer der andern Thüren dieser Kämmerchen oder Zellen zu kommen, die Maschine herum drehen. Die Kämmerchen waren numerirt, um sie zu unterscheiden."

Nach den Beschreibungen der Marie de France, einer Dichterin im dreizehnten Jahrhundert, gab es Bettstellen, welche reich vergoldet und mit Edelsteinen und Namenszügen von Elfenbein belegt waren, so wie mit Decken von Goldstoff und von kostbarem Alexandriner-Tuch, das mit feinem Zobel eingefaßt war. Die Bettsäulen waren von emaillirtem Golde.

Zu Karl VIII. Zeiten standen die Bettstellen des Hofes auf Rädern, die abhängigen, gebogenen Betthimmel schmückten seidene Franchen und Vorhänge. Die Bettlaken waren von Gaze oder der allerfeinsten Leinwand. Die weiten prächtigsten Decken waren über die ganzen Betten gebreitet. — Die Vornehmen und Reichen vermachten gewöhnlich ihre Betten den Kirchen, in welchen sie sollten beigesetzt werden. Aus diesem Gebrauche erwuchs hernach eine Verpflichtung, denn man mußte das Bett wieder einlösen.

Im sechszehnten Jahrhundert kannten die Wohlhabenden nur die großen zweischläfrigen (für zwei Personen geräumigen) Bettstellen, die bei den Vornehmen auf einer Erhöhung standen, und von dem übrigen Raum wohl noch durch ein Geländer abgesondert waren.

In einigen Gegenden Deutschlands waren die häuslichen Geräthe schon vielfältiger, als man wohl denken sollte. In den Gedichten des Hans Sachs ward ein Freier vom Heirathen abgeschreckt, da sein Brautwerber ihm eine Liste von mehr als 300 Stücken herzählt, die er im Wohn- und Schlafzimmer, in der Küche, Speisekammer, dem Keller und sonst brauchen würde. Diese Schilderung war doch gewiß nach damaliger Sitte in Nürnberg entworfen, so wie er in einem andern Gedichte köstlicher Tapeten und Gemälde erwähnt, welche die Wände schmückten.

Doch mehr eifert Cyriacus Spangenberg in der Vorrede zu Jos. Westphal's Schrift „wider den Hoffahrtteufel" (1565): „Eine andere Art des Weltstolzes besteht in schönen, weichen, wohlbereiteten Betten, Kissen, Pfülen, Polstern, Decken, Vorhängen und Tapezereien, da es Alles muß Sammet, Seide, Karteken (Art Taffent) und andere köstlich theure Gattung seyn mit güldenen Knäufen, Fasen und Zahen (Franchen), und die Bettspinden von köstlichem Holz, kunstreich ausgearbeitet, geschnitzt, versetzt (ausgelegt?), verblümet, ausgemalet und dergleichen. Mit welcher phantastischen Hoffahrt jetzt die Welt viel Thorheit begeht, daß auch Etliche, die das Geld wohl besser an zu legen schuldig, 40, 60 und gar 80 Floren für eine Kinderwiege um's lausigen Prachts willen geben." Woldorf.

Die Liebenden.

(Nach dem Neulateinischen eines erotischen Dichters aus Neapel.)

„Ach! Du säumest so lange, in meine Umarmung zu kommen!
Uns der Liebe zu weih'n, sage, was weilst Du so lang'?
Wehe! die Stunde, die Dich verhieß, ist lange dahin schon!
Täuscht sie, dann, Lieber, ist sie wahrlich die letzte für mich!"
Als dies Lydia sprach, einsam verharrend im Zimmer,
Horch! da tönte es laut her von der Thüre: Poch, poch!
„Dank dem Himmel!" sprach sie — „die Stunde, die letzte von allen
Meines Lebens, ach! nun ist sie die erste davon!"

Br.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Miszellen aus Wien. (Fortſetzung.) Ein anderes, und zwar recht anſpruchloſes Taſchenbuch, das nur ein Kupfer, aber deſto mehr, und mitunter nicht unintereſſanten Text hat, heißt „Fortuna", herausgegeben von Told. Es iſt dies der zweite Jahrgang. Den erſten hatte der fleißige Herausgeber ganz allein geſchrieben; nun aber mag er wohl eingeſehen haben, daß dies ſowohl gegen den litterariſchen als commerziellen Zweck ſey (denn je mehr Namen, deſto mehr Abſatz), und liefert jetzt eine große Menge Fremdes: Erzählungen, ein kleines Drama und Dutzende von Gedichten, worunter, wie geſagt, Vieles recht anſprechend iſt. Das Titelkupfer: „Fortuna", iſt ſinnig gedacht, genug, daß das Original-Gemälde von der Meiſterhand des Ritters Campi iſt. Aber hier im Stich: welche Veränderungen? Die auf der geflügelten Kugel einher ſchwebende Göttin, mit einem ungeheuren Umwurf bedeckt, deſſen untere Draperie einem Todtenkopfe ziemlich ähnelt! Von allen dem iſt auf dem Gemalde keine Spur. Wie mag ſich dies verhalten? — Außer dieſem und den früher ſchon namhaft gemachten Taſchenbüchern, ſo wie dem noch nicht fertigen „dramatiſchen Sträußchen" Caſtelli's, giebt es hier nur noch ordinaire Buchbinder-Almanache, deren Text aus Nachdruck beſteht. Einer dieſer Buchbinder macht jedoch, wie bekannt, eine ehrliche Ausnahme. Da fiel es Jemand ein, aus Privat-Intereſſe den Vorſchlag zu machen, daß die Buchbinder-Taſchenbücher überhaupt nur **Entlehntes** liefern ſollten: allein die Einſicht und Rechtlichkeit der hierüber diſponirenden Perſon verſchmähte und ignorirte dieſe nichtswürdige Zumuthung, und der eingebildete Monopoliſt erzielte nichts als ſeine eigene Beſchämung.

Je mehr in unſern Tagen gedichtelt, geverſelt und gereimelt wird, je vorſchneller Viele ihre in Journalen und Taſchenbüchern zerſtreuten Muſenfrüchte ſammeln, und in Banden und Bandchen auf den bibliopoliſchen Bazar fördern, deſto erfreulicher und verſöhnender muß jede wahrhaft werthvolle Erſcheinung ſeyn. Tritt dabei noch der Fall ein, daß ſie, weit entfernt, wie die meiſten ſolcher Sammlungen, marktſchreieriſch auspoſaunt zu ſeyn, vielmehr kaum beiläufig beſprochen, und nur einem beſchränkten Leſerkreis bekannt iſt, ſo muß es eine ſchöne Pflicht ſeyn, die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf zu lenken. Es beziehen ſich dieſe Worte auf Joh. Mayrhofer's Gedichte, welche kürzlich hier erſchienen ſind (bei Volke, 1824). Ohne Vorurtheil läßt ſich behaupten, daß dieſes 196 Seiten ſtarke Bandchen vollkommen würdig ſey, der Reihe auserleſener lyriſcher Produkte beigeſellt zu werden. Ein nur etwas mehr als ganz flüchtiger Blick wird den unbefangenen Kenner ſogleich wahrnehmen laſſen, daß hier ächter Dichter-Beruf vorwalte, und dieſe Poeſie nicht das Fabrikat planmäßiger Zurüſtung, ſondern der unerläßliche Erguß des im innerſten Leben ſchaffenden Genius ſind. Was dieſen holden Blüthen einen eigenen Reiz verleiht, iſt, wenn wir ſo ſagen dürfen, die reine öſtreichiſche Natur (der Dichter iſt in dieſem Erzherzogthum geboren), welche ſich in gemüthlicher, ſinnig offener, mild kräftiger und inniger Eigenthümlichkeit vorherrſchend verkündet. Nicht minder wird man dieſem begabten Dichter den Vorzug der Originalität zugeſtehen, obwohl er, wie es ſich theilweiſe zu offenbaren ſcheint, der neueſten, durch Goethe, die beiden Schlegel, Novalis u. ſ. w. begründeten Schule angehören mag. Als eine Probe wollen wir eines der Gedichte, wie es ſich bei dem Aufſchlagen des Bändchens zeigt, ausheben:

Schiffer. (Seite 166)

Im Winde, im Sturme befahr' ich den Fluß,
Die Kleider durchweichet der Regen im Guß;
Ich lenke — ich peitſche mit mächtigem Schlag
Die Wellen, erhoffend mir heiteren Tag.

Die Fluthen, ſie jagen das ſchwankende Schiff,
Es drohet der Strudel, es drohet der Riff,
Geſteine entrollern den felſigen Höh'n,
Und Fichten, ſie ſauſen wie Geiſtergeſtöhn.

So mußte es kommen, ich hab' es gewollt,
Ich hoffe ein Leben, behaglich entrollt;
Und ſchlangen die Fluthen den dröhnenden Kahn,
Ich prieſe doch immer die eigene Bahn.

Es toſe des Waſſers ohnmächtiger Zorn,
Dem Herzen entquillet ein ſeliger Born,
Die Nerven erfriſchend — o himmliſche Luft,
Dem Sturme gebieten mit männlicher Bruſt!

Das Geſagte noch näher nach zu weiſen, geſtattet leider der Raum nicht. Wer aber z. B. die folgenden Gedichte aufſchlägt, wird es belegt finden: „Auf der Donau" (S. 18), „Rückweg" (24), „Nach einem Gewitter" (28), „Kaiſer Heinrich (29), „Der Krieger und ſein Sohn" (33), „Ueber alten Zauber Liede" (53), „Der Sieg" (64), „Alpenjäger" (107), „Memnon" (160), „Schiffers Nachtlied" (183) u. ſ. w. Die techniſche Ausſtattung iſt höchſt elegant. — Dem vaterländiſchen Drama: „Stibor", von dem magyariſchen Dichter E. v. Kisfaludy (nicht ganz mit Unrecht der ungariſche Schiller genannt), iſt, nachdem bereits eine würdige Ueberſetzung von dem kunſt- und ſprachbefreundeten G. v. Gaal vorhanden iſt, das Unglück widerfahren, von einem durchaus profanen Quidam neuerdings verdeutſcht, oder eigentlich verballhornt, verpfuſcht zu werden, ſo daß der ganze Grundton darüber verloren gegangen, und das ſchöne Ganze einer wahren Carikatur ähnlich ſieht. Es wird genug ſeyn, zu wiſſen, daß dieſer Verderber die ſeriöſeſten Scenen in Dactylen wiedergegeben hat, und in welch einem Deutſch!! — Ganz gegründet iſt, was unlängſt im „Geſellſchafter" über den Grätzer Nachdruck von Schiller's Werken ſtand. Dieſe Ertzpiratiſche Auflage hat aber nicht etwa nur ein Paar Tauſend, ſondern über zehn Tauſend Abnehmer, und da dürfte es ſchwer halten, ihre ſämmtlichen werthen Namen dem Werke vor- oder da iſt ſchon bald fertig iſt, ebenfalls nach zu drucken. Allein was ſoll man ſagen, wenn, da dieſer tauſendfaltige Nachdruck kaum vollendet iſt, ſchon wieder ein anderer angekündigt wird? Dies iſt in Wien ſelber der Fall, nämlich von Seiten des geſchickten Buchdruckers Ludwig, der die Errichtung ſeines Verlags-Gewölbes gleich mit dieſer verſprechenden Unternehmung zu bezeichnen beliebt!!

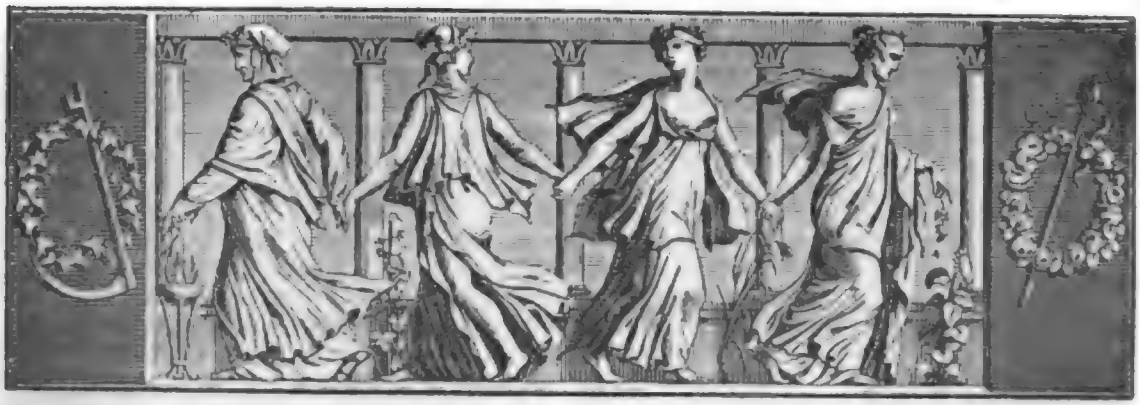
(Der Schluß folgt.)

Der verſtorbene Banquier Coutts hatte zwei Frauen. Die erſte war ſeine Köchin geweſen, war aber mit Reizen des Geiſtes und Körpers begabt. Der zweiten — ſeiner Wittwe — fehlen beide; ſie erſetzt dieſen Mangel durch dummen Stolz und Ungezogenheit. In einer Geſellſchaft ſprach ſie ſchlecht von ihrer Vorgängerin und von ihres Mannes erſter Wahl. Da bemerkte Jemand: „Das finde ich nicht: Herr Coutts hat ſich als einen Mann von Vernunft und Geſchmack gezeigt; erſt hat er die Schöpferin der Taſel, und hernach den Abhub derſelben zu ſich genommen!" (the Cook, the Deſsert.) (Courier.)

In Brighton wurde der Graf von S. durch Anſchlagzettel öffentlich beſchimpft. Sie waren an verſchiedenen Hauptſtellen des Ortes angeklebt, beſonders vor Luccombe's Buchhandlung. Ihr Inhalt beſagte Folgendes: Herr W. T. habe zwei Mal den Grafen um die Bezahlung einer Wette angeſprochen; endlich habe er ihn gefordert, und der Graf habe die Aufforderung nicht angenommen. Er erkläre ihn daher für einen Mann, der eine Ehrenſchuld nicht bezahlen wolle, und für eine Memme (a coward). (Courier.)

Elliſton hat den Schauſpieler Kean auf 28 Abende engagirt. Er zahlt ihm für jeden Abend 48 Pfund. Die ganze Summe beträgt 1344 Pfund (8000 Thlr.). (Courier.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 8. Januar. 5tes Blatt.

Literarhiſtoriſche Curioſitäten.

I. Der Schädel des Mönches.

Unter Lord Byron's kleineren Gedichten finden ſich einige Strophen, welche ſich für eine Inſchrift auf einem zum Trinkgeſchirr verarbeiteten Menſchenſchädel ausgeben, und eine Einladung zum Zechen enthalten, der wohl nicht alle Jünger des Bachus mit Freudigkeit folgen möchten. Wir erinnern nur an die höflichen Erinnerungen des Schädels, der in erſter Perſon zu dem Trinker ſpricht:

I lived, I loved, I quaff'd, like thee;
I died, let earth my bones resign:
Fill up — thou canst not injure me;
The worm hath fouler lips than thine. *)

Man erzählte ſich wunderliche Anekdoten von dieſem Schädel, und die, welche gern das Aergſte von dem berühmten Dichter dachten und nachſagten, wollten wiſſen, er habe dieſen Schädel aus der Familiengruft ſeiner Ahnen in Newſtead-Abbei mit eigenen Händen heraus geholt und ihn zu ſeinen bachiſchen Orgien einrichten laſſen. Ein Reiſender, welcher kurz vor dem Tode des Lord Byron die halb verfallenen Gebäude der Abtei beſuchte, fand in dem kleinen Studirzimmer des ehemaligen Bewohners unter Anderem auch zwei Paar ſehr ſchön polirte Menſchenſchädel, welche auf gueridonsartigen Geſtellen ruhten. Aber das Trinkgeſchirr mit der Inſchrift war nicht darunter.

Das Wahre an der ganzen Sache hat Byron ſelbſt in einem Geſpräche mit dem Capitain Medwin bekannt, und wir wollen es daher aus ſeinem eigenen Munde hören. Die Geſchichte ſpielt in der Periode des wüſten Lebens, welches der Dichter nach ſeinem Abgange von Cambridge in den alten gothiſchen Hallen von Newſtead führte, man möchte ſagen, um ſich hier, wo er ſich zum erſten Mal ganz frei fühlte, ſchadlos zu halten für die Beſchränkungen der Schule und der Univerſität. Auf dieſe Periode deutet er wohl in den Einleitungsſtanzen des „Childe Harold“:

Monastic dome! condemn'd to uses vile!
Where Superstition once had made her den,
Now Paphian girls were known to sing and smile;
And monks might deem their time was come agen,
If ancient tales say true nor wrong these holy men. *)

Byron's Erzählung iſt folgende: „Der Gärtner in Newſtead hatte bei dem Graben einen Schädel gefunden, der wahrſcheinlich irgend einem rüſtigen Mönch oder Bruder der Abtei angehört hatte, ehe das Kloſter aufgehoben worden war. Da ich ſah, daß er von gigantiſcher Größe und vollkommen erhalten war, ergriff mich der ſonderbare Gedanke, ihn als Trinkſchale zu-

*) Ich lebte, ich liebte, ich zechte, wie du; ich ſtarb, ließ meine Gebeine der Erde übergeben. Gieß ein — du kannſt mir nichts zu Leide thun; der Wurm hat ſcheußlichere Lippen, als die deinigen.

*) Mönchiſcher Dom! verdammt zu niedrigem Gebrauche! Wo der Aberglaube einſt ſein Lager gehabt hatte, da pflegten jetzt Paphiſche Mädchen zu ſingen und zu lächeln; und die Mönche möchten glauben, ihre Zeit ſey wieder gekommen, wenn alte Sagen Wahrheit ſprechen und den heiligen Männern nicht Unrecht thun.

gerichtet und gefaßt zu haben. Ich schickte ihn also nach der Stadt und erhielt ihn mit einer hellen Politur und einer scheckigen Farbe wieder, wie Schildkrötenschale. Ich erinnere mich, daß ich einige Zeilen darauf schrieb: aber das war nicht genug: ich errichtete nachher in der Abtei einen neuen Orden. Er bestand aus zwölf Mitgliedern, ich ernannte mich zum Großmeister oder Abt vom Schädel, ein großer heraldischer Titel. Ein Anzug in schwarzen Mänteln ward vorgeschrieben, der meinige von den andern verschieden, und von Zeit zu Zeit, wenn man einen besonders schweren Tag erwartete, hielt man ein Capitel: der Schädel ward mit Klaret gefüllt, und ging, nach Art der alten Gothen, unter den Göttern des Consistoriums herum, während mancher kräftige Scherz auf seine Kosten zum Besten gegeben wurde."

So wenig wir auch diesem Trink-Orden vom Mönchsschädel seine Originalität streitig machen wollen, so ist doch die Idee, welche demselben zum Grunde liegt, ächt antik. Durch die Erinnerung an den Tod, der uns das Trinken zu untersagen pflegt, munterten sich die alten Griechen in ihren Tafel-Liedern auf, der Gegenwart beim Becher zu genießen, und von den Egyptiern wird gar erzählt, daß sie ihre Trinksäle mit Mumien dekorirten, um nicht allein durch das Wort, sondern auch durch den Anblick gewesener Trinker an die Flüchtigkeit des Genusses erinnert zu werden. Die neuen Römer scheinen von ähnlichen Grundsätzen aus zu gehen, wenn sie ihre Trinkgelage im Wein-Monat am Monte Testaccio feiern, wo sie die Grab-Pyramide des Cestius beständig vor Augen haben, wenn sie nicht in das Glas gucken, oder auf ihre Füße, oder in den Himmel, oder in die Augen ihrer schönen Nachbarin.

Wilhelm Müller.

Die Prophezeiungen.

(Fortsetzung.)

Indem nun Florestan schwieg, gewahrte er, wie Eleonora bedeutungsvolle Blicke mit ihren Begleitern wechselte, diese sich Winke gaben und flüsterten; er hörte auch, ohne den Sinn zu fassen, Fitz-Urse's Ausruf: „Fürwahr, wir sind am Ziel!" — ehe noch Alphonse das Wort nahm und scherzend begann:

„Mein Gemahl ist so eitel, daß er von mir selbst einen neuen Glanz seines Triumphes über mich verlangt; folgsam seinen Bitten oder Befehlen — denn die Hausherren dulden darin keinen Unterschied, weder Bitte noch Befehl gestattet uns eigene Entscheidung — sey es mir zuerst vergönnt, der Zeit zu gedenken, wo ich noch nicht eine so gefügige Gattin, sondern eine etwas phantastische selbstwillige Jungfrau war. Meine Eltern starben Beide in kurzer Zwischenzeit, und ein Oheim, Don Diego de Bestilja, übernahm die Vormundschaft über mich sechszehnjährige Waise. Der Verlust dessen, was meinem Herzen das Theuerste gewesen, das Hinscheiden der liebevollsten Mutter und eines Vaters, der, in Allem erfahren, auch mein Lehrer war, hüllte mir die Seele in so tiefes Leid, daß Don Diego für meine Gesundheit fürchtete, was nicht in seinen Plan taugte. Weil er die mir zugekommene reiche Erbschaft, wenn ich meinen Eltern in die Gruft folgte, mit vielen Verwandten hätte theilen müssen, wünschte er vielmehr, daß ich einem der Ricos Hombres *) mich verloben sollte, dessen Güter in seinem wüsten Leben Anderen verfallen waren, und der dem Oheim eine Theilung meiner Habe angeboten hatte, wenn er die Vermählung zu bewirken vermöchte. Der Antrag, dessen näherer Zusammenhang entdeckt und mir vertraut wurde von einem alten Pagen, dem in unserem Hause mit der ihm als Verwandten gebührenden Achtung sein Unterhalt geworden, war kein Mittel, meinen Gram zu lindern, meine Gesundheit zu befestigen, und Don Diego bestimmte endlich, ich solle die Wunderquellen von Baredge gebrauchen. — Wir reiseten dorthin. Die mancherlei fremden Erscheinungen und der Heiltrank waren mir wohlthätig; ich ward wieder froh, ja muthwillig, wie es ein Mädchen seyn kann, die niemals von Convenienz in irgend eine Form eingezwängt worden. Es fanden sich sogar einige Männer, die mir den Hof machten; auch soll ich damals ein wenig hübsch gewesen seyn —."

„Bei meinem Haupt, gestrenge Frau!" rief hier der kecke und offenherzige Fitz-Urse; „Eure Bescheidenheit kann da nichts nutzen, wo die Wahrheit sich noch Keinem verbirgt!" — Alphonse aber that, als ordne sie nur ihre Erinnerungen und erzählte weiter:

„Meinem Oheim behagte dies nicht und er sprach von der Rückreise; dem widersetzte ich mich aber, da mir der Lebensmuth von Neuem erwacht war, doch hatte ich nun viel von ihm zu leiden. — Einst, nach einem lebhaften Gespräch mit Don Diego, saß ich bei einer der Wunderquellen und sann über meine Zukunft nach; ich hatte erlauscht, daß der mir bestimmte Bräutigam auch nach Baredge kommen würde, und dies brachte mich in große Unruhe. Da sprengte auf muthigem Rosse ein Ritter vorüber, dessen Antlitz — wie ich nachher erfuhr, von edlem Zorn höher belebt — einen tiefen Eindruck in mir zurück ließ, und ich dachte still bei mir: Wär' er doch gekommen, dir zu helfen! Indem ich noch sinnend vor mich hinschaute, trat mein Oheim herzu; milder geworden, wollte er mich bereden, seinem Plane bei zu stimmen, und sprach von der Unwürdigkeit der Menschen, die einem schönen Lärvchen alle ihre Worte zu Dienst stellten, dadurch in

*) Die nachherigen Grandes in Spanien. Die Bezeichnung heißt: reiche Männer.

den Jungfrauen Widerſetzlichkeit veranlaſſend; und wie ihnen Alles doch nur eitel Spielwerk ſey, auch die Schönheit, und jede Wahrhaftigkeit in der Welt erloſchen wäre. — Ich, einen beſſeren Glauben für die Menſchheit in mir hegend, behauptete, daß auch wohl außer der Schönheit Manches ein Herz zu uns führe, wie denn die Schätze des Geiſtes und das Mitgefühl für Unglück wohl gar mächtig ſeyn könnten. Don Diego lachte ſpöttiſch und wünſchte, daß ich zumal das Letztere nie möchte auf die Probe zu ſtellen haben; denn es bereite Keiner Hülfe, der es nicht um des eigenen Vortheils willen thäte. Davon entrüſtet und überhaupt die Welt mit abentheuerlichem Sinne betrachtend, erbot ich mich, ihn eines Anderen zu belehren, und er unterſtützte, was mir in meiner dermaligen geſteigerten Lebhaftigkeit nicht auffiel, nach kurzer Berathung mit ſich ſelbſt einen ſeltſamen Einfall, der mir gekommen. Um ihm zu beweiſen, daß der Menſchen Gemüth ſich gern zu dem Unglücklichen wende, wollte ich mich mit einer Maske und einem ſchlechten Gewande zur alten häßlichen Bettlerin vermummen, und, ein Geſchichtchen meines Unglücks erfindend, an der Heerſtraße das Mitleid der Vorüberziehenden anrufen. — „Nun, wir werden ſehen, welche Erfahrungen wir machen!“ murmelte höhnend Don Diego und ich eilte, mein Vorhaben aus zu führen.

Es war ſchon gegen Sonnen-Untergang, als ich, etwas fern von Baredge, an einem Orte, wo die Straße zumeiſt beſucht iſt, mich an einem Heiligenbilde nieder ließ und mehr mit Geberden als Worten die Vorübergehenden aufmerkſam zu machen ſuchte. Mein Oheim hatte verſprochen, in der Nähe zu bleiben und eine Stunde war mir bewilligt zu meinem wunderlichen Treiben, das mich ſchon gereute und mich mit Furcht und Beben erfüllte, je mehr der Hin- und Herwandelnden kalt an mir vorüber zogen. Auch war jene Zeit faſt verfloſſen, da trat, gedankenvoll vor ſich hinſtarrend, von einem Waldpfade her eben jener Ritter, den ich am Morgen geſehen. Mich erfaßte bei ſeinem Anblick eine heiße Beklommenheit, die ſich in Thränen Luft machte, und ich erhob bittend die Hände mit den Worten: „O Herr, ſeyd mein Retter in großer Noth!“ — Er blieb ſtehen und entgegnete: „Weiß mir zwar ſelbſt nicht recht zu helfen, doch ſprecht, was heiſcht Ihr?“ — Ich gedachte mein erfunden Geſchichtchen zu erzählen, aber der offene Blick des Ritters, die Schwermuth, die jetzt ſeine Züge umgab, machten mich verlegen, und plötzlich gewahrte ich nun, daß haſtigen Schrittes mein Oheim und eine zweite Mannsgeſtalt aus dem Gebüſch auf uns zutrat. Mit Entſetzen überfiel es mich, daß die ſich nähernde hagere, abgelebte Figur der mir beſtimmte Bräutigam ſeyn könne; ſchreckensvoll auf Jene hinweiſend erhob ich mich, um zu fliehen, ſank aber faſt ohnmächtig zuſammen, und der Ritter, mich auffangend in ſeinen Armen, rief den Kommenden entgegen: „Was wollt Ihr, was geht hier vor?“ — „Folgt mir, Fräulein!“ ſprach mein Oheim: „die Zeit zu dem Scherz iſt verſtrichen und wir haben unſern Gaſt, den ich Euch hier vorſtelle, zu empfangen!“ — „Nimmermehr!“ rief ich in Thränen, und riß zugleich die Maske und das täuſchende Gewand von mir. — „Was geht hier vor?“ fragte wiederholt der fremde Ritter, mich verwundert anſchauend: „das Fräulein hat ſich in meinen Schutz begeben, und, bei Gott, ich kenne meine Ritterpflicht!“ ſetzte er mit edlem Feuer hinzu. — „Ey, Fräulein Nichte!“ ſprach nun bitter Don Diego: „Ihr braucht eigene Mittel, Euch einen Ritter zu gewinnen!“ — und ich bedeckte, in Schmerz und Scham, mein Angeſicht, wie ich denn noch jetzt eine erſchütternde Gluth fühle, wenn ich jenes Augenblicks gedenke.“

(Der Schluß folgt.)

Der Elephant und der Affe.

Eine Fabel.

In der Menagerie von einer großen Stadt —
Wer wünſcht auch erſt zu leſen,
Ob's London, ob's Paris geweſen,
Wenn Salz nur das Geſchichtchen hat? —
Traf unter andern klugen Thieren
Man auch den Elephanten an.
Ihn zu beſehn, ging einſt ein reicher Mann,
Und ihren Geiſt mit Kenntniß aus zu zieren,
Nahm er die Söhnchen alle mit.
Sie ſtaunen, wie der Vater, ob dem Tritt,
Dem Ohr, dem Rüſſel und dem Zahn des Rieſen.
Ein Aeffchen, das ſchon oft bewieſen,
Was ächte Virtuoſität im Klettern ſey,
Springt ſchneller als das Reh herbei,
Und Eins, Zwei, Drei,
Sitzt's dem Coloß auch ſchon im Rücken,
Sich ſelbſt durch Ruhm, die Welt durch Kurzweil zu beglücken.
Der Vater läßt den Harlekin
Sein werthes Hokuspokus machen,
Ohn' eine Miene zu verziehn,
Und nur die lieben Kinder lachen.
„Wie hoch ich ſteh'! und wie viel mehr als du
Ich ſeh'!“ ruft Petz entzückt dem Elephanten zu. —
„Was ſiehſt du mehr?“ fragt jetzt verächtlich
Das weiſe Thier den kecken Tropf. —
„Was? Unter And'rem deinen eig'nen Kopf!“ —
„Doch nur den äußern, will ich hoffen!“ ſpricht bedächtlich
Der Rieſe hier; „den mit die dieſe Fäntchen ſehn,
Die wenig mehr, als du, verſtehn;
Den Werth des inneren hat, ſelbſt bei Neſtors Jahren,
Wie viel er auf mir ritt, niemals ein Aff' erfahren!“

* * *

Ihr Pſeudo-Skaliger der allerneu'ſten Zeit,
Die Fabel ſchildert eure Thaten,
D'rum ward ſie euch zum Recompens geweiht:
Doch die Moral — die könnt ihr ſelbſt errathen!

Ernſt Woldemar.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Miszellen aus Wien. (Schluß.) Nun zu etwas Wichtigerem! Eine neue technische Erfindung, aber was für eine? Eine wahrhaft universelle, acht preiswürdige Erfindung! Sie iſt von der Art, daß ſie bei ihrer erſten Bekanntwerdung faſt an das Abenteuerliche, an das Chimariſche zu grenzen ſchien, welcher Anſchein ſich jedoch in dem Grade in anerkennende Bewunderung verwandelt, als die Sache mehr und mehr in's Leben tritt. Der Vortheil für den Staat, das Publikum und den Unternehmer ſelbſt dürfte in's Unermeßliche gehn. Die Erfindung gehört dem Dr. Bernhardt aus Liſſa im Großherzogthum Poſen an, einen der wiſſenſchaftlichſten, geiſt- und talentvollſten Männer, welcher bereits ſeit zwei Jahren ein Privilegium darauf beſitzt. Der weſentliche Inhalt derſelben beſteht darin, aus animaliſchen Stoffen, die ſeither für techniſche Zwecke noch unbenutzt waren, ein lederähnliches Produkt zu erzielen. Dr. Bernhardt hat an einem der würdigſten Cavaliere des Kaiſerſtaates, dem Grafen Georg Buquoy zu Prag, deſſen ausgebreitete Gelehrſamkeit in theoretiſchen und praktiſchen Wiſſenſchaften nur mit ſeiner ſeltenen Humanität und ſeinem wohlthätigen Sinn für Gemeinwohl verglichen werden kann, einen tüchtigen Theilnehmer gefunden. Durch die Unterſtützung dieſes verehrungswerthen Edelmannes iſt die Sache bereits dahin gediehen, daß ein Fabrik-Gebäude am Canale bei Gumpoldskirchen nächſt Wien acquiriet worden, und ſeit mehreren Monaten mit aller Betriebſamkeit an dieſer Kunſtleder-Erzeugung gearbeitet wird. Einen raſcheren und entſchiedeneren Fortgang ſieht man nach der Vollendung der verſchiedenen Maſchinen entgegen. Das Leder, dieſes nächſt Brod und Waſſer vielleicht unentbehrlichſte Material, ſcheint in dieſem Produkte ſein genügendes Surrogat gefunden zu haben; denn das Kunſtleder des Dr. Bernhardt iſt keineswegs ein lediglicher Aggregat, oder ein zuſammengefügtes papier- oder kartenähnliches Erzeugniß: es iſt eine, auf ſeither unbekanntem chemiſchen Wege reproducirte thieriſche Haut, die auch in der Gerbung, der ſie ausgeſetzt wird, ſich in allen Stücken wie die natürliche Haut verhält. Beſonders intereſſant iſt es, zu bemerken, daß dieſes Kunſtprodukt anfänglich in flüſſigem Zuſtande zur Verfertigung von allerlei Gegenſtänden, als etwa Schuhe, Stiefel u. ſ. w. verwendbar iſt, und letztere ganz ohne Naht gemacht werden können. Erſt nach dem Erſtarren der weichen Maſſe werden ſie in die Gahre gebracht, wo ſie völlig in Leder ſich verwandeln. Bei vielen derlei Utenſilien wird es der Fall ſeyn, daß ſie, ganz hergeſtellt, nicht höher zu ſtehen kommen, als ſonſt nur der Arbeitslohn beträgt, ſo, daß alſo das Materiale umſonſt geliefert wird. Die elaſtiſche Beſchaffenheit dieſes Kunſtleders iſt übrigens für Fußbekleidung eine angenehme Eigenſchaft; und wollte man ſcherzen, ſo ließe ſich ſagen, daß durch das in Rede ſtehende Erzeugniß die goldene Zeit herbeigeführt wird, da Niemand mehr wiſſen wird, wo ihn der Schuh drückt, weil kein Menſch mehr fühlen kann, daß er ihn drückt. Zum Beſten der guten Sache und zum Vortheil des induſtriöſen, raſtlos thätigen Unternehmens muß man wohl wünſchen, daß er in ſeiner gemeinnützigen Wirkſamkeit nicht nur nicht behindert und gelähmt, ſondern vielmehr auf alle Weiſe aufgemuntert und gefördert werden möchte.

Am 23. November v. J. ſtarb hier Matth. v. Collin, Erzieher des Herzogs von Reichsſtadt (Sohn Napoleons), 46 Jahre alt. Sowohl in dieſer Eigenſchaft, wie als Menſch, Freund, Gelehrter, Dichter, Patriot und Mann von Charakter, war der Heimgegangene ein würdiger Gegenſtand der Verehrung und Liebe. Was er im Gebiet der Literatur geleiſtet, iſt bekannt; beſonderes Verdienſt hat er ſich als Redakteur und eifriger Mitarbeiter der Wiener Jahrbücher der Literatur erworben. Dieſes durch den Fürſten Metternich entſtandene, ſeiner unmittelbaren Protektion ſich erfreuende, achtungswerthe Inſtitut, hatte der Verewigte gleich bei deſſen Gründung, im Jahre 1818, als Redakteur übernommen, und mehrere Jahre dirigirt. Er war in jeder Hinſicht der Mann dazu. — °.

Man lieſet im neu erſchienenen „Wörterbuche der peinlichen Strafen", wie man im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich den Ehebruch ſtrafte: Die Verdammten mußten nackt durch die Stadt laufen, zur Beluſtigung aller Einwohner. In einem Canton des Lyonner Departements war die ehebrecheriſche Frau gezwungen, nackt eine Henne zu verfolgen, bis ſie dieſelbe ergriff; und ihr Sündengenoſſe mußte unterdeſſen (gleichfalls nackt) von der Straße ſo lange Stroh aufleſen, bis er ein ganzes Band zuſammen hatte. (Corsaire.)

„Nächſt Gott", ſagt Hr. Paſoret in ſeiner „Geſchichte der Geſetzgebung", — „nächſt Gott, der Quelle aller Ordnung, dem Schöpfer des Ur-Geſetzes, ſind die politiſchen Geſetzgeber die wahrhaften Vormünder der Menſchheit; ja man kann ihr Werk ſogar eine zweite Schöpfung nennen. Nächſt Gott ſchuf Thoth auf dieſe Art Egypten, Minos Creta, Lykurg Sparta." — „Die menſchliche Geſellſchaft" — ſagt er weiter — „ruht auf zwei Zapfen, die Religion und das Eigenthum. Durch jene erhebt ſich der Menſch zum Himmel, durch dieſes hält er ſich an der Erde. Ohne Religion wäre die Welt die Beute des Starkern, ohne Eigenthum gäbe es keine Staaten auf Erden. Ohne Eigenthum hat der Staat keine Wurzel, wie ohne Religion keine Gewähr; die Religion iſt die Gewähr des Geſetzes ſelbſt. Man ſieht hieraus, warum Ceres die Erfinderin der Geſetze genannt wird." (Gaz. d. Fr.)

Ein Gelegenheits-Dichter hatte ſich einen Miniſter zum Gönner erworben, und verlangte für ſeine vielfachen Genie-Ergüſſe den Orden der Ehrenlegion! Der Miniſter, um ſich zu helfen, entgegnete ſein Geſuch mit dem Verſe aus Iphigenia: „Il faut des actions et non pas des paroles!" Zum Unglück heißt action im Franzöſiſchen auch Aktie, und unſer Gelegenheits-Dichter beſaß 16 Aktien der Pariſer Leihbibliotheken-Geſellſchaft. Mit dieſen ausgeſtattet, erneuerte er nun erſt recht ſein Geſuch, und es fragt ſich nun, welcher Vers dem verlegenen Gönner hier helfen wird. (Corsaire.)

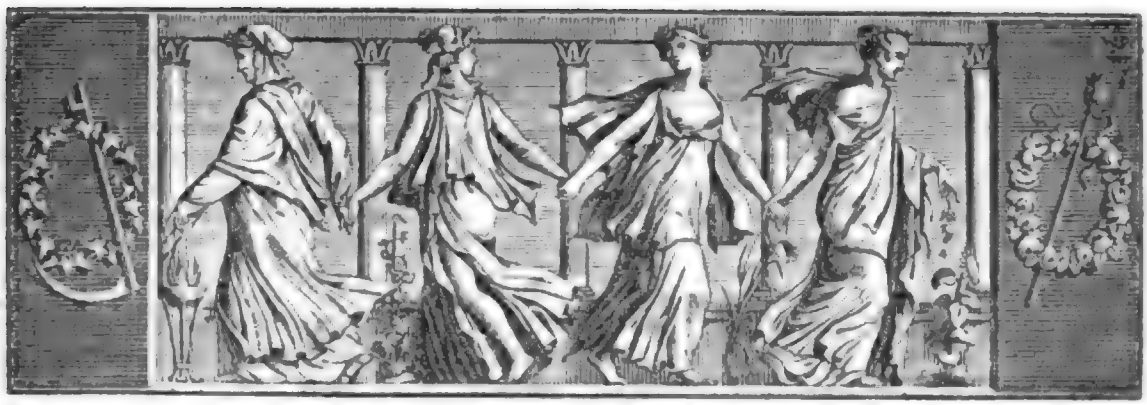
Ein däniſcher Alcide, Namens Chriſtianof, erregt jetzt die Bewunderung der Einwohner von Copenhagen, indem er, zum erſten Mal am 8. Dezember, in Gegenwart der ganzen verſammelten Menge, mit einem Ochſen, der 700 Pfund wog, auf den Schultern, auf dem Königs-Platz umherging. (Corsaire.)

Zwei Privatleute in Huningen erziehen ein Paar junge Bären, welche die Lieblinge aller Geſellſchaften des Orts ſind. Sie tanzen, ſpielen Domino, und exerziren mit einem Beſenſtiel, wie wohlgeübte Soldaten. Auch ſpaziren ſie mit einer Art biedermeier Stiefeln auf glühenden Kohlen umher. Der eine Bär hat kaum 18 Zoll und der andere 2 Fuß Höhe. (Corsaire.)

In Scheigel, einer kleinen Stadt Brabant's, bewahrt man in einem Communal-Gebäude eine Reihe Gemälde, zu denen aus der heiligen Schrift der Gegenſtand gewählt, und welche von einem Wahnſinnigen ausgeführt ſind. Man ſieht darunter z. B. Abrahams Opfer und die drei jungen Hebräer im feurigen Ofen. Abraham erſcheint in einem Mantel von Sammt, mit weißen Taft gefüttert, und hält ein Piſtol in der Hand. Iſaac trägt einen Pantalon à la jeune homme, und einen breiten Federhut. Die drei jungen Hebräer im Feuerofen ſind ſchwarz gekleidet, und haben Jabots à l'Angleterre und Reitpeitſchen in der Hand. Nabuchodonoſor ſieht man im Hintergrunde des Bildes in einen ſpaniſchen Mantel gekleidet. Seine Hofleute haben lauter Thiergeſichter, theils von Affen, Geiern, Katzen, Uhu's, oder Fledermäuſen! (Corsaire.)

Der neue „Almanach der Gourmands" iſt dem Bauche dedizirt! und ein franzöſiſches Blatt verſichert, die „Herren Bäuche" würden Manches dem Verfaſſer Dank wiſſen, was ihnen ſehr wohl ſchmecken wird! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 10. Januar. 6tes Blatt.

Die Prophezeiungen.

(Schluß.)

Die tiefe Bewegung ſeiner Gattin gewahrend, reichte Floreſtan ihr die Hand, ſprechend: „Laß' uns, Alphonſe, dem Himmel danken für jenen Augenblick, der uns zuſammen führte. Ja, ich ſelbſt" — ſo wandte er ſich wieder zu ſeinen Gäſten — „war der Ritter, der die Bettlerin umfangen hielt, und dieſe nun plötzlich verwandelt in Jugend und Schönheit vor mir ſah. Ich hatte Basco beauftragt, mir ein anderes Roß zu kaufen und ſchritt nun, bei mir ſelbſt erwägend, wohin ich mich wenden ſolle, durch den Wald von Baredge, bis mich das Abentheuer mit dem Fräulein aus einem dumpfen Hinbrüten weckte und ihr Anblick über mein Herz entſchied. Im Verlauf des Geſpräches ward es mir erkennbar, daß Don Diego den ſeltſamen Einfall ſeiner Nichte nur deshalb begünſtigt hatte, um den zudringlichen Bräutigam auf überraſchende Weiſe in Alphonſe's Nähe zu bringen und dadurch vielleicht ihren, für das Ungewöhnliche ſo empfänglichen Sinn ihm geneigt zu machen. Glaubend, es werde Niemand auf das Flehen der Vermummten hören, ſollte kurz vor dem Ende der gegebenen Friſt ſein Schützling als Retter daher prunken, eine Liſt, welche die Fügung vereitelte. Alphonſe, mir all ihr Leid vertrauend, begab ſich, aufgeregt von den mannigfachen Bedrängniſſen dieſer Stunde, in meinen Schutz, und ich ſelbſt fühlte, daß es unmöglich ſey, mich von Alphonſe zu trennen. Da indeß Don Diego auf keine Weiſe nachgiebig werden wollte, und ich, nach der Achtserklärung, von der ich die Beweiſe in Händen hatte, mich in Frankreich nirgends für ſicher hielt, entführte ich meine Geliebte, und kam, ſchon vermählt, auf dieſem Schloſſe an, dem Eigenthum meiner Gattin. Von hier aus, meinem gegebenen Worte getreu, brachte ich das mir anvertraute Schreiben nach Leon, verſchwand aber dort ſogleich wieder, um mich nicht in Gefahr zu bringen. Endlich haben wir uns auch mit Don Diego verſöhnt und ich führe hier ein glückliches Leben, meines Vaterlandes ſtets mit Liebe gedenkend, aber dennoch ohne Verſuchung, es wieder zu betreten, obwohl ich vernahm, daß es der Prinzeſſin Alix gelungen ſey, die Acht gegen mich zurück genommen zu ſehen. So nun werden meine erlauchten und verehrten Gäſte mit mir glauben, daß die Prophezeiungen jener Amazone an mir in Erfüllung gegangen ſind und nur der Preis, den ſie verlangen wollte, ſo wie ihr Wiedererſcheinen, wäre noch zurück."

„Sie iſt in mir erſchienen!" — mit dieſen Worten erhob ſich jetzt Eleonora — „und begrüßt Euch als ihren Sohn, den Herzog von Guienne und Grafen von Poitou!" — Erſtaunt blickten Alphonſe und Floreſtan auf die Herzogin, deren Augen unwillkührlich Thränen entſtrömten: dann, vor Eleonoren ein Knie beugend, ſprach Floreſtan bebend: „Ja, Ihr ſeyd es! — und jetzt weiß ich, was bei Eurem Anblick in meiner Erzählung mich mehrmals verwirrte: es war dieſe Aehnlichkeit mit jenem mir ſo theuren Frauenbilde, dieſe Aehnlichkeit, die ich mir nicht zu geſtehen wagte.

Doch wie —!“ — „Laßt auch Euch“ — ſo fiel Eleonora, den Sohn an ihr Herz ziehend, ihm in die Rede — „laßt auch Euch die Verirrungen meiner Jugend vertrauen, wie ich ſie, um meines Sohnes Rechte zu bewahren, den Königen von Frankreich und England vertraut habe, und laßt uns zugleich bewundern, daß meine von Euch für erfüllt gehaltenen Prophezeiungen dennoch einen ganz andern Sinn hatten, als den das Geſchick in einer Doppeldeutung ihnen gab.“ — Eleonora winkte, daß die Verſammelten, die Alle, ſelbſt den Caplan Hieronymus nicht ausgenommen, antheilsvoll herbei gekommen waren, ihre Plätze wieder einnehmen möchten, und als dies geſchehen, begann ſie:

„Bevor ich den Thron Frankreichs beſtieg, war ich ſchon, kaum ſiebenzehn Jahr alt, heimlich vermählt mit Euſtache, Grafen von Poitou, wagte aber nicht, es meinem Vater, dem Herzog Franz von Guienne, zu geſtehen, weil er den Grafen haßte und in ſeinen hochſtrebenden Planen meine Hand nur einem gekrönten Bewerber geben wollte. Ein Mönch, Beichtvater des Grafen Euſtache, hatte uns das heilige Sacrament der Ehe ertheilt, nachdem er einen ſchweren Eid leiſtete, niemals etwas davon zu verlauten, bis wir ſelbſt ihm die Zunge löſeten. Ein Sohn war die Frucht dieſer Ehe, der noch vor der Geburt den Vater verlor, indem derſelbe in einem Treffen gegen Thibauld, Grafen von Champagne, ſeinen Tod fand. Mein Zuſtand erheiſchte eine Vertraute; ich wählte eine arme Verwandte der Poitou's, Gabriele de Gonets, und ſie verhalf mir dazu, daß ich geheim entbunden wurde, und bezog einen von mir gekauften Edelhof in der Touraine, wo Ihr als Floreſtan de Gonets erzogen ſeyd. Der Dauphin von Frankreich warb um meine Hand, mein Vater begünſtigte ihn und ich ward ſeine Gemahlin, endlich Königin, bis mich Conſtantia von Leon verdrängte und eine Scheidung erfolgte. Mit tödtlichem Haſſe gegen Conſtantia erfüllt, verließ ich Paris, und da Ludwig der Siebente mir mein Erbe, Guienne, vorenthielt, das er in Beſitz genommen, als mein Vater, um ſeinem Alter Ruhe zu gönnen, der Regierung ſich begab, ſo war auch gegen ihn Rache mein einziges Gefühl. Zu der Zeit geſchah es, daß ich, in Begleitung meines greiſen Vaters, dem ſich endlich mein Herz geöffnet, nach der Touraine zog, um bei Gabriele de Gonets meinen Sohn zu ſprechen. Der Bote von ihr, welcher die Wahrſagerin aus der Bretagne berufen ſollte, traf mich unterweges: ich hörte von ſeinem Auftrage; da kam mir der Gedanke, mich ſelbſt als dieſe Wahrſagerin ein zu führen, und ich that dies, um den Eindruck zu erhöhen, auf phantaſtiſche Weiſe. Gabriele war im Geheimniß, ſo weit mir dies nöthig ſchien; im Uebrigen lagen meine Pläne in der eigenen Bruſt. Ihr, Floreſtan, ſolltet nach Paris, und da Ludwig zu der Zeit noch gar keinen männlichen Erben hatte, faßte ich die verwegene Hoffnung, Euch auf den Thron Frankreichs zu erheben. Meine beiden Töchter, Maria und Aliz, wußte ich von meinem Vorhaben zu unterrichten, und meine ganze Partei umgab Euch, damit Euer Ehrgeiz belebt werde. Dahin zielten auch die Prophezeiungen, die ich zu Eurer immerwährenden Anregung erfand. Solltet Ihr König werden, ſo ſah ich voraus, daß mancher Mordſtahl auf Euch gezückt ſeyn würde; die, welche man ſchwer verhöhnte, war ich, ſo wie die Bettlerin, da ich vergebens bei den Königen von Frankreich und England um mein rechtmäßiges Erbe flehte, nirgends ein Eigenthum hatte; und der Preis, den ich fordern wollte, wenn Ihr das von mir erträumte Ziel erreichtet, war die Ermordung jener Conſtantia, der Urheberin meines tiefen Falles. Das Schickſal wollt' es anders — Ihr widerſtandet dem Ruf zu ungerechter That, verwarft alle aufrühreriſchen Anträge, die Euch in Paris geſchahen und die Ihr in Eurer Erzählung nur leicht berührtet. Mir aber gelang es zuletzt, Englands König, Heinrich den Zweiten, für mein Recht zu gewinnen, der nun die Gewähr meiner Anſprüche zu einer Bedingung des Friedens mit Ludwig machte. In einer Zuſammenkunft bei Tours haben beide Monarchen mir feierlichſt meine Erbländer geſichert und dieſelben, da ich in Allem ein freies Bekenntniß ablegte, auf meinen Sohn übertragen, wenn er noch am Leben ſey. Daß Ihr in Leon geweſen, wußte ich; von da an verlor ſich aber jede Spur. Eine Verkündigung und mein eigen Herz ſagten mir: ich würde Euch wieder finden, und ich that ein Gelübde, nach Leon und, wenn es nöthig, ununterbrochen durch ganz Spanien zu reiſen, bis ich Euch entdeckte. Die Könige von Frankreich und England gaben mir den Hausmarſchall Roger de Quercy und den Ritter Eduard Fitz-Urſe als Begleiter, damit ſie ſelbſt ſich überführten, ob ich den wahren Erben meiner Güter gefunden; hoffentlich haben ſie ſich Beide überzeugt, daß wir nicht fehl gegangen ſind, und um deſſen ſicher zu ſeyn, bekämpfte ich jede innere Bewegung, die Eure Erzählung hätte unterbrechen können.“

Eleonora ſchwieg, eine Antwort ihrer Begleiter erwartend; ehe aber Quercy dazu die nöthigen Anſtalten gemacht, lag der Caplan Hieronymus zu ihren Füßen und rief der Erſtaunten zu: „Endlich, erhabene Frau, fühle ich meine Bruſt erleichtert, darf Vergebung hoffen für die Sünde, die ich einſt an Eurem Vater, meinem Wohlthäter, beging, indem ich Euch heimlich mit dem Grafen Poitou vermählte!“ — „Wie, Ihr wäret —?“ ſo fragte Eleonora, und Hieronymus fiel alsbald ein: „Ja, derſelbe Mönch, welchem Ihr den

fürchterlichſten Eid des Stillſchweigens aufgebürdet, einen Eid, der mir wie Felſenlaſt auf der Seele lag. Ich wußte, daß ich hier im Dienſte Eures Sohnes ſey, denn jenes Wappen der Grafen von Poitou habe ich ſelbſt, auf das Verlangen Eures erſten Gemahls, in meiner Zelle gefertigt und ihm mit Chiffern die Worte beigefügt: der Beſitzer iſt rechtmäßiger Erbe von Poitou. Oft habe ich mit mir gekämpft, ob ich meinem jetzigen Gebieter ſeine Herkunft entdecken ſolle, immer aber hat mich mein Eid und die Furcht, einen Feuerbrand in den Frieden dieſes Hauſes zu werfen, von dem Bekenntniß zurück gehalten; aber jetzt preiſe ich mich glücklich, dieſen Tag erlebt zu haben, der auch auf mich ſeinen Segen ausſtrömt!"

Liebreich, doch heftig erzitternd, erhob Eleonora den Alten und ſank dann ſelbſt erſchöpft in ihren Seſſel. Die Erinnerungen an die ereignißreichen Jahre von da an, wo dieſer Mönch ſie mit ihrem Geliebten vor dem Altare verband, überwältigten die Kraft ihres Geiſtes. Floreſtan und Alphonſe eilten zu ihr hin und bedeckten knieend ihre Hände mit Küſſen. Eduard Fitz-Urſe und Roger de Querey aber ergriffen die Becher und tranken auf das Wohl des Herzogs Floreſtan von Guienne und Grafen von Poitou, wobei Eleonora ſegnend ſich über ihre Kinder beugte und tief bewegt ſprach: „Gott hat Alles wohl gefügt und dieſes heimliche Glück, welches ich in Eurem Hauſe finde, wird auch mir die Ruhe verleihen, die ich dem Irrſal und den Stürmen des Lebens opferte!"

„Ja, Gott hat Alles wohl gemacht!" ſprach auch Floreſtan. „Und ob die Plane der Menſchen zunichte, die gedeuteten Verkündigungen derſelben zu Hirngeſpinnſten werden, die ewige Beſtimmung und weiſe Führung des Allmächtigen ſiegt über jeden Zweifel, und frevelnder Unglaube kann vor ihm nimmer beſtehen!"

F. W. Gubitz.

Bunte s.

Der Cardinal della Somaglia war vor zwanzig Jahren einer der erbittertſten und geheimſten Feinde der Franzoſen; er ſtrebte in dem Conclave, aus welchem Pius VII. als Papſt hervor ging, nach der Tiara, und glaubte deswegen dieſelbe Rolle ſpielen zu müſſen, welche lange vor ihm Montalto (Sixtus V.) eben ſo ſchlau und ausdauernd, aber glücklicher geſpielt hatte. Zwölf Jahre hindurch ging er alle Morgen, noch vor Tages-Anbruch, in die Kirche der Dominikaner, la Minerva genannt, um da, auf die Knie hingeworfen, ſeinen Roſenkranz ab zu beten. — Auf ſeinen Betrieb ſchrieb der Prieſter Marchetti ein Werk, die Wunder der die Augen öffnenden und ſchließenden Marienbilder zu beweiſen. — Er war es auch, der (im Jahr 1799) aus Devotions-Geiſt das Maskentragen im Carnaval verbieten ließ. Darüber waren folgende Verſe am Pasquino zu leſen:

Come! colla Maschera sdegnato
Proibito ci avete il Carnevale?
Eppur guella patria darvi il Papato
Come un giorno vi fece Cardinale.

Hinter der Maske, im Zorne, verbieteſt das Carnaval eiſernd
Du dem lachenden Volk? Laß von der Maske doch nicht!
Half ſie zum Hute, dem rothen, dir glücklich, ſo kann zur Tiara
Wieder ſie helfen! gering achte die Maske doch nicht!

Dieſe Verkündigung iſt indeß nicht in Erfüllung gegangen: ſeine Laufbahn ſchloß ſich früher ab, als er ſeinen höchſten Wunſch erreichte.

Der Geſchichtsforſcher Mézeray war einer der ärgſten Sonderlinge. So z. B. hatte er die Grille, das Tageslicht gar nicht zu beachten, ſondern er arbeitete mitten im Sommer bei Lichte. Ja, dies ging ſo weit, daß er einen ihn etwa Beſuchenden mit dem Lichte bis an die Hausthür geleitete. Dabei war er einer der froſtigſten Menſchen. An einem kalten Wintertage begegnet ihm der Advokat Patru. „Wie geht's Ihnen denn bei dieſer Witterung?" fragt er Mézeray. — „O, ich bin ſchon bei L!" erwiederte dieſer. Der Advokat ſann lange vergebens auf Deutung dieſes Räthſels, das ihm endlich von einem Freunde gelöſet ward. Mézeray hatte nämlich über ſeinem Lehnſeſſel zwölf Paar Strümpfe hängen, die von A — M gezeichnet waren. Des Morgens war ſein erſter Blick nach dem Thermometer, um zu wiſſen, wie viel Paar Strümpfe er heut anziehen müſſe.

Ein franzöſiſcher Schauſpieler, der den Hohenprieſter „Joad" in der „Athalia" darſtellte, ſprach zu „Abner": „Je crains tout, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte." Er ſollte ſagen: Je crains Dieu etc. — Freilich wer Alles fürchtet, hat weiter nichts zu fürchten.

Daß der Mangel an guten Geſchichtsſchreibern in der letzteren Zeit nicht, wie ſchon Mancher behauptet, aus Abhängigkeit der Meinung herrühre, beweiſen wohl Tacitus, Titus Livius, Boſſuet, Monteſquieu, die unter den abſoluteſten Herrſchern ihre kühnen ſtrengen Lehren austheilten. Ja es iſt merkwürdig, daß Voltaire, als er einer legitimen Cenſur untergeordnet war, ſeine „Geſchichte Carl's XII." und „das Zeitalter Ludwig's XIV." lieferte, und da er allen Zügel gebrochen hatte, nur ſeine „Abhandlung über die Sitten" förderte.

Th. Laurin.

Spruch.

Des Erſehnten hoffen,
Giebt voraus uns Glück;
Das Erſehnt' erſtürmen,
Treibt zu Mißgeſchick:
Denn es trübt die Zukunft,
Raubt den Augenblick.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aachen. Eine Franzöſin, die ſich hier aufhält, Caroline de Montigny, hat zum Beſten der unglücklichen Ueberſchwemmten am Niederrhein eine Novelle unter dem Titel: „La barque d'Antoine" (bei Mayer hierſelbſt) herausgegeben. Um des beabſichtigten guten Zwecks willen wünſchen wir ihr viele Käufer. — Die „geheimen Verhaltungsbefehle der Jeſuiten" haben ſchon einen zweiten Antagoniſten in der Perſon des Vicars von Hemmerde gefunden, indem derſelbe ebenfalls eine Widerlegung dieſes Werkchens, mit einer kurzen Geſchichte des Jeſuiten-Ordens verbunden (bei Uertichs hierſelbſt) herausgegeben hat. Dieſe immer wiederholten Beſtrebungen, den Jeſuiter-Orden an zu preiſen, erſcheinen nicht als erfreuliches Zeichen der Zeit. Doch ſind die Köpfe hier durchgehends zu hell, als daß ſo etwas viel Wirkung machte. Aus der Gegend von Düſſeldorf lauten die Nachrichten dagegen nicht ſo erfreulich. Zwiſchen den verſchiedenen Confeſſions-Verwandten wird ein unfriedliches Verhältniß immer mehr kundig; beſonders im „weſtphäliſchen Anzeiger" iſt der Tummelplatz dieſer Streitigkeiten. Mehrere Proteſtanten ſind kürzlich zu Düſſeldorf zur katholiſchen Kirche übergetreten, und in der dortigen Gegend geſchehen Wunder über Wunder!! Unter Anderem hatte ein Ackersknecht zu Brederick, der drei Jahre lang ſtumm geweſen, durch ein Wunder ſeine Sprache wieder erhalten (leider hat die Behörde den armen Mann als Betrüger verhaften laſſen). Die Leiche eines vor langen Jahren begrabenen Jeſuiten wurde in der Erde unverweslich wieder gefunden, und dergleichen Tollheiten mehr. Gott beſſer's! — — n.

Literatur. „Das Buch vom Fürſten von Nicolo Machiavelli", aus dem Italieniſchen überſetzt von A. W. Rehberg. (Hannover, in der Hahnſchen Hofbuchhandlung. Zweite Auflage. 1824.) — Der Ueberſetzer giebt in ſeiner gehaltvollen, ſehr geiſtreich geſchriebenen Vorrede, und in den Bemerkungen zu jedem Capitel, den richtigen Standpunkt an, von welchem dies vielbeſprochene Buch beurtheilt werden muß, und widerſpricht dadurch beſtimmt der Anſicht, daß Machiavelli's, der Moralität zu Gunſten der Politik hohnſprechende Rathſchläge als Ironie betrachtet werden müßten. In jener Zeit, wo ein Caſar Borgia regierte, den Rehberg ſehr glücklich den König der Teufel nennt, wo die Miſſethaten Alexander des Sechſten den päpſtlichen Stuhl befleckt hatten, konnte Machiavelli nur im Ernſt ein Buch ſchreiben, das dem ächten italieniſchen Charakter entſprach, in welchem alle Spuren des alten Römerſinnes untergegangen ſind, bis auf den Ernſt und die Beharrlichkeit, womit die Italiener Alles behandeln, und dadurch einen vollkommenen Contraſt mit ihren Nachbarn jenſeits der Bidaſſoa bilden. — Der Inhalt von Machiavelli's Buch wäre in der einzigen Regel auf zu finden, die er dem Fürſten gab: Wollt ihr einmal Verbrechen begehen, ſo begeht ſie auf eine Art, daß ſie euch politiſche Vortheile bringen. Dieſe Art nun wird in dem Buche mit der größten Scharfſicht und Weisheit dargethan; aber oft nimmt der Genius der Geſchichte, den Machiavelli zum Zeugen ſeiner Behauptungen aufruft, ihm den Griffel aus der Hand, um auf die ewige Wahrheit hin zu deuten: daß ohne Moralität keine ächte Politik ſtatt finden könne. — Fr. Buchholz hat in ſeiner gehaltvollen „Monatsſchrift für Deutſchland" (November, 1823) ausführlich über Machiavelli's Fürſten geſprochen. Seine Anſichten verdienen mit denen Rehberg's verglichen zu werden. E.

Der bekannte witzige Quin war ein Feind vom Angeln. Man fragte ihn, weswegen? Er gab folgenden Grund an: „Sollte einſt ein höheres Weſen, als der Menſch, ſein Vergnügen daran finden, ein Stück Wildpret an einem Angelhaken zu befeſtigen, um Quin daran zu fangen, ſo würde ich gewiß einer der Erſten ſeyn, der danach ſchnappte, und was würde ich armer Quin dann für eine traurige Figur machen, ſpringend und zappelnd am Angelhaken!" (Courier.)

Ein Lord ſagte neulich zum Schauſpieler John Kemble: „Das Theater von Sidney (Botanibay) iſt in ſehr gutem Stande!" — „Daran zweifle ich nicht!" erwiederte Kemble; „die dortigen Künſtler ſind lauter ausgeſuchte Leute, ſind ſie doch von den beſten Richtern und Kennern dahin geſchickt worden!" (Courier.)

Der Graf Orloff (ruſſiſcher Senator) erwähnt in ſeiner „Reiſe durch einen Theil Frankreichs" einer Race von Menſchen, die in den Pyrenäen hauſen und ſo wild ſind, wie die, welche die Höhlen des Ural-Gebirges bewohnen. Es ſind die Cagoten, eine Art Parias, vielleicht Ueberbleibſel aus den erſten Zeiten der Gallier, oder Flüchtlinge aus dem Heere der Sarazenen, durch Carl Martel's ſiegreiches Heer dorthin verſprengt. Sie von den Weſtgothen herſtammen zu laſſen, iſt ein Mißgriff. (Journ. d. Déb.)

Catechismus einer Tänzerin. „Welche Gottheit beten Sie an?" — „Die Moral!" — „Sind Jupiter, Juno, Diana, Pallas, Apollo u. ſ. w. keine verehrlichen Gottheiten?" — „Nein!" — „Was iſt Tanz und Pantomime?" — „Die Moral, auf die Arme und Beine angewendet!" — „Was iſt ein Ballet?" — „Der Verein mehrerer männlichen und weiblichen Individuen, um die Moral, die Tugend und Menſchenliebe dar zu ſtellen!" — „Was iſt ein Tanzmeiſter?" — „Der Repräſentant der Moral auf Erden, der ſtumme Dolmetſcher der religiöſen Demuth!" — „Was iſt das erſte Bedürfniß einer Tänzerin?" — „Beſcheidenheit!" — „Was iſt Beſcheidenheit?" — „Die Kunſt, die Augen nieder zu ſchlagen, die Arme kreuzweis über die Bruſt zu legen, die Waden zu verſtecken, lange Röcke und kurze Pirouetten zu zeigen!" (Corsaire.)

Nach dem Tode der Frau von Pompadour wollte ihr Bruder, Hr. v. Marigny, ihren Papier-Nachlaß ſämmtlich verbrennen, doch Hr. Senac de Malhan rettete eine Handſchrift, die von ihrer Kammerfrau, Mad. du Hauſſet, herrührt, und höchſt intereſſante Aufſchlüſſe giebt. Die nackte, treue Darſtellung des ganzen damaligen Hoflebens würde in's Unſchickliche fallen, wäre es nicht durch den Mantel der Vergangenheit verdeckt. Man ſieht die Habſucht der Hofleute, die Rivalität der größten Damen in ihrer ganzen Blöße. Man erkennt, daß ſolche Sittenverderbniß einen Sturm, eine Umwälzung nach ſich führen mußte. So ſieht man Reiche zu Grunde gehen! (Corsaire.)

Der Madam Veſtris (Tänzerin) ſind in London alle Diamanten geſtohlen worden. Man verſichert indeß, daß ihre Verehrer den Verluſt verſaſſekurirt haben. (Pandore.)

In Polen lebte einmal ein Rieſe, Namens Kolokondky, der ſolche Kraft beſaß, daß er mit einem Arm einen Windmühlenflügel hemmte. Auch zerbrach er vier über einander gelegte Piaſter. Dabei war er ſo gutmüthig, daß er ſich von allen Kindern naſenführen ließ, und gegen ſeine Frau ſo nachgebend, daß ſie Alles von ihm erlangte. Die Natur, vor ſeiner Kraft beſorgt, ſchien ihm ein deſto weicheres Herz gegeben zu haben. (Corsaire.)

Eine Straßenfegerin in London, Namens Collins, erkaufte unlängſt ein Haus für 300 Pfund, und brachte außerdem 100 Pfund zu einem Banquier auf Zinſen. Auch beſitzt ſie ein ſehr anſehnliches Mobiliare. Und dies Alles iſt die Frucht von dem, was ſie bei ihrem Fegegeſchäft an Nadeln, Ohrringen, Beſtechmeſſern und dergleichen Kleinigkeiten gefunden hat! (Cour. d. Pays bas.)

Beilage: Bemerker Nr. 2. und Blatt der Ankündigungen Nr. II.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 2. 1825.

Beilage zum 6ten Blatte des Gesellschafters.

Hat der Rheinstrom die Ueberschwemmung in Rußland veranlaßt oder nicht?

Ja, und Nein! Je nachdem man die Frage nimmt. Nein, insofern Jemand glauben möchte, der Rhein sey die unmittelbare Ursache jener Zuströmung des Meeres in den finnischen Meerbusen gewesen. Für die mittelbare Veranlassung hingegen lassen sich nachstehende Gründe angeben *).

Von dem St. Gotthards-Berge nimmt aber der Rhein auf seinem 360 Meilen langen Wege, bis in die Nordsee, 91 Flüsse und, in Verbindung mit diesen, 650 überhaupt, in sein Bette auf **). Außerdem zählt man, in Rücksicht seines Absturzes, 9 große und kleine Wasserfälle. Ob nun dieser Strom, nach seiner gewöhnlichen Beschaffenheit, mit dem Po, in Ober-Italien, zu vergleichen seyn möchte, läßt sich nur durch genaue Untersuchung ausmitteln, oder durch analoge Schlüsse annehmen. Ueber die Menge der Ausströmungs-Masse, daß der Po 451 Millionen Kubik-Fuß; kleinere Flüsse hingegen, im Vergleich mit dem Rhein, z. B. die Seine 16 Mill., die Themse

*) Zuvörderst bemerke ich, daß diese Abhandlung früher für die Vossische Zeitung bestimmt war; da sie jedoch für solche öffentliche Nachrichten zu ausführlich ward, welches ich aus Besorgniß in dem ersten Aufsatze vermeiden wollte, so entstand die zu große Einschränkung desselben, und hier der Ersatz für jenen Mangel der Erklärung. Spätere Nachrichten aus der Schweiz †) haben die, im 191sten Stück der Vossischen Zeitung angeführten Ursachen der, durch den Rhein entstandenen Ueberschwemmung vollkommen bestätigt.

Die häufigen Regengüsse veranlaßten im November vorigen Jahres, sowohl in den ostwestlichen Gegenden der Schweiz, desgleichen in Savoyen, das hohe Anschwellen und Uebertreten aller Flüsse. Am Hinterrhein und Rheinwalde und durch das ganze Hochland war überall Schnee, bis gegen den Bodensee, mehr als 6 Fuß hoch gefallen. Der Südwest-Wind begann die Abschmelzung der Schneemassen, von allen Seiten strömten Wolken zu Wolken, Regen folgten in verstärkten Graden und anhaltend auf einander, wodurch sich Ströme und Flüsse, Bergthäler, Schluften und Wasserbecken, auch im Innern der Alpenhöhen, anfüllten. Erdmassen wurden in- und außerhalb der Gebirge erweicht. Einzelne Theile der Berge lösten sich ab und stürzten zusammen, und, höchst wahrscheinlich füllten sich auch die Wasseransammlungen in den innern Höhlen der Erde, durch Abbrüche aus, wodurch das emporgehobene Wasser neue Ausgänge nehmen mußte.

**) S. Fabri's Geographie für alle Stände: desgl. Kant's physische Geographie, 3r Bd., S. 56.

†) S. Vossische Zeitung, Stück 301, Artikel Schweiz.

30½ Mill. u. s. w. Kubik-Fuß Wasser geben, kann man sich nur auf andere Autoritäten berufen *).

Nach Keill's (eines Newtonschen Schülers) Ueberschlag würden sogar, waren die Tiefen und Thäler, in welchen das Meerwasser schwankt, ausgetrocknet, durch alle Flüsse der Emporerde, in 812 Jahren wieder ausgefüllt werden, im Fall sie ihre gewöhnliche Ausströmung beibehielten **). Durch die Verdünstung und Einziehung des Wassers in die Erde kann der Rhein in der gegenwärtigen Jahreszeit bei weiten nicht so viel Wasser verloren haben, als es in einer sandigen, ungesättigten Gegend und in heißen Sommertagen hatte geschehen können. Daher heißt es in Buffon's Histoire naturelle: (Vol. I.)

Il faudroit savoir de combien les fleuves augment et diminuent dans les différens saisons de l'année. Dans un climat chaud elles doit être plus considerable que dans un pays froid.

Schwellte nun der Rhein durch den angeführten Niederschlag der, im vorigen Monat November erfolgten Regengüsse und Ueberschwemmungen in der Schweiz und Savoyen, und wahrscheinlich auch durch den Einsturz großen Erdmassen in die innern Wasserbehälter oder Seen unter der Erdrinde, wodurch diese Reservoirs emporgehoben und die Zuströmung des Wassers in den Rhein und andere süddeutsche Flüsse so lange unterhalten wurden, so ward auch außer ihrer langen Dauer der schnelle Lauf des Stromes dadurch befördert, der in der Mitte eines Flusses immer am stärksten ist, und, steht das Wasser auch hier beträchtlich höher, als nach den Ufern hin. An der Mündung ist der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwasser, mit dem es sich zu vermischen strebt, an beiden Seiten am stärksten aufsteigt ***).

An dieser Mündung der Flüsse kann die Ueberschwemmung jedoch weniger, als im Lande statt finden, weil sich an jener das Wasser vielmehr ausbreiten kann, hier strömt es theils an sehr hohen Ufern oder Bergen hin, findet endlich eine Niederung oder eine Oeffnung, und tritt dann aus.

Von der großen Ausbreitung des Rheins, bei seinem Eintritt in Holland, in welchem man, öffentlichen Nachrichten zu Folge, viele Städte im Wasser bis an die Dächer, wie Inseln im Meere, erblickte, läßt sich auf den großen Umfang der Wassermenge schließen. Die verschiedenen Arme, in welche sich hier der Rhein theilt (die Yssel, Waal, Leck u. s. w.), waren nicht hinreichend, alles Wasser abzuleiten. — Angehäuft aber hat

*) S. Gehler's Wörterbuch, Art. Flüsse, desgl. Kant's neue physische Geographie.

**) S. Buffon's und Bergemann's physische Beschreibung der Erdkugel.

***) S. Conversations-Lexikon, Art. Fluß.

es sich am Ausflusse durchaus nicht, denn wo das Wasser noch einen Raum zur Ausbreitung findet, da bleibt es doch wohl nicht ungetheilt stehen. — Nur in einem Engpaß, wie in Finnland, konnte es sich am meisten anhäufen.

Daß sich große Ströme bei ihrem Ausflusse nicht immer sogleich mit dem Meerwasser vermischen, ist eine nicht unbekannte Erscheinung. Strömt nicht die Donau durch das schwarze Meer, unvermischt bis an's Marmor-Meer, sichtbar fort? und sieht man nicht viele andere Flüsse, eine lange Zeit, im Meere, sogar mit ihrer ausgezeichneten Farbe und in derselben Breite, fortlaufen? On sait aussi (sagt Buffon Vol. I.), que le courant du fleuve conserve son mouvement au milieu des eaux de la mer, jusque à des distances considerables.

Der Zug des Wassers aus dem Rhein, der Elbe u. s. w. geht und ging demnach gradeaus in die Nordsee, und vertheilte sich, in Folge angeführter Gründe, nicht sogleich mit dem Wasser dieses großen Golfs. (So nennt Buffon die Nordsee oder das deutsche Meer, nicht mit Unrecht.) Seine Verbindung mit dem unermeßlichen Welt-Ozean ist theils nicht unmittelbar, theils wird sie ihm bis dahin sehr erschwert. Der Canal la Manche, (Pas de Calais,) erhielt vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung (nach dem Durchbruch der ehemaligen Erdenge zwischen Frankreich und England), die Benennung einer See.

Oberhalb, zwischen Schottland und Norwegen, findet nämlich die Nordsee einen sehr mühsamen Ausbreitungsweg, denn das Polar-Wasser des Eis-Meeres strömt ihr entgegen, und drängt sie zurück, wie dies die, aus jener ewigen Winter-Zone herschwimmenden Eismassen (von den englischen Matrosen Bullocks und Calfs genannt), augenscheinlich beweisen. Das Treibeis wird aus den Nordpol-Gegenden wenigstens bis zum 50sten Grade und ward vor einigen Jahren sogar bis in die Gegend von Cadix herabgeführt. 1739 fand der Logiers Bouvet am Südpole unter dem 47sten und 48sten Grade der Breite feststehende Eisfelder, die ein Südwind nach einiger Zeit aufgelöst hatte *). Diese Strömung von den Polen des Erdballes gegen die Gleichtagslinie erwähnen verschiedene Naturforscher in ihren Beobachtungen (z. B. Fournier, Varenius, Riccioli und Kircher), wahrscheinlich, weil die Ausdunstung um die Gegend der Linie stärker, das Ozean-Wasser folglich auch salziger ist, mithin unterwärts ausweicht, und das süßere Polwasser auf der Oberfläche hin, entgegen strömt. Der einzige Weg, eine Verbindung mit dem atlantischen Meere zu suchen, findet die Nordsee durch die Menge shetlandischer und orkadischer Inseln, durch welche es sich links über Schottland hindrängen kann.

Diese Beengung des Wassers in der Nordsee hat daher schon öftere Ueberschwemmungen bei seinem Rücktritt in tiefere Landflachen verursacht. Ohne der Zerstörung durch den Einbruch des Meerwassers vom Jahre 1277 an der Emd, als 33 Dörfer versanken — der Ueberschwemmung zwischen Dordrecht und Gertruidenberg, vom Jahre 1412 den 18. Oktober, wobei 72 Dörfer untergingen — und 1635, als die dantsche Insel Nordstrand vom Nordmeer fast ganz verschlungen ward, wobei 1356 Häuser weggeführt wurden und 50,000 Menschen ums Leben kamen, zu gedenken, (s. Ant. Heinr. nordfriesische Chronik, Cap. 19), bringe ich nur die, im Jahre 1682, in Erinnerung, wo es heißt:

La mer etoit si enflée que les eaux etoient de 18 pieds plus hautes que les terres. Cette inondation submergea plus de trente villages etc. (Voy. les Voyages historiques de l'Europe. Tom. V. pag. 70.

Aus diesen Zeugnissen geht hervor, daß die Nordsee anschwellen kann, und bei ihrem Eintritten in's Land auch wirklich angewachsen war oder zugenommen hat, und höchst wahrscheinlich durch Einströmung der Flüsse auch dies Mal in diesem Meerbusen — nicht aber im Welt-Ozean, einen beträchtlichen Zuwachs an Wasser veranlassen konnten. Diese Anschwellung der Nordsee hat sich sogar auch durch das Austreten der Themse gezeigt.

Zugegeben: wie kam aber das Rheinwasser nach Petersburg?

Davon habe ich nie geschrieben, auch meine Vermuthung nicht als unumstößlich wahr vorgestellt. Bisherige Entgegnungen sind aber nichtig und oberflächlich. Wenn die Nordsee höher als Holland liegt *), so entsteht dies von dessen Einengung auf den Seiten in Osten und Westen und dem oben angeführten erschwerten Ausgange im Norden. Irgendwo muß der Andrang des Wassers seinen Ausgang suchen. Wohin wird es ihn aber, beim Zustromen aus Süden und seinem Abhange nach Norden, wohl nehmen?

Nach allen physisch-hydrostatischen Gesetzen fließt das Wasser dahin, wo der geringere Widerstand ist; dieser aber fand sich im vorliegenden Falle am Kattegat. — Im gewöhnlichen Zustande ist die Nordsee 8 Fuß niedriger als die Ostsee, welche von 30 bis 40 großen und kleinen Flüssen gebildet wird, die aus den benachbarten Landern hineinströmen.

Eben deswegen ist es auch nur sehr wenig salzig und hat weder Ebbe noch Fluth.

Zufolge aller hier oben angegebenen Umstände mußte das Wasser der Nordsee an Quantität zunehmen, und, wenn es sich mit dem Rhein- und andern Flußwassern mischte, doch immer schwerer als das Ostsee-Wasser seyn, folglich dem Austritt des letzteren aus dem Kattegat hinderlich werden. Der Druck des schwereren und hohen Nordsee-Wassers drangte daher den Abfluß ins baltische Meer zurück und verursachte dadurch dessen höhere Anschwellung **).

Die früheren Ueberschwemmungen zu Christiania in Norwegen und der Rückstrom des Wassers nach Uddewalla und nach Gothenburg in Schweden, zeugen von diesem An- und Eindrange des Nordsee-Wassers in die niedrigsten Uferstellen.

Norwegens Ufer sind fast durchgangig hoch und steil und das Meer an denselben ungeheuer tief ***). Eben so ist der 9 deutsche Meilen lange und ½ Meile breite Oresund zwischen (danisch) Seeland und Schweden, bei Helsingör 1331 Faden tief. Ueberhaupt sind fast alle Ufer jenseits des baltischen Meers, so wie im mittelländischen Meere auf der europäischen Seite, beträchtlich höher und das Wasser tiefer, als auf der deutschen, preußischen und russischen und, in Bezug aufs mittelandische Meer, auf der afrikanischen Seite. Das Wasser des atlantischen Meers nimmt seinen Gang nordwärts ins mittelländische Meer, und das Wasser des letztern geht auf der Südseite hinaus. Sollte dies nicht eine Folge des Abhanges der Erdkugel-Fläche nach Norden seyn? — Der Rückdruck des Wassers und dessen Erhöhung mußte sich folglich mehr jenseits als diesseits der Ostsee wahrnehmen lassen.

*) S. Kant's phys. Geogr., I. 97, 98. Delgl. Dalrymple's Collection of voyages etc., Halley's Journal, No. 34.

*) S. Varenius Geographia, p. 100, wo er sagt: Oceanus Germanicus aliquantum altior est quam sinus hollandicus.

**) Das Seewasser ist, nach Boyle, 45 Mal schwerer als das süße Wasser der Flüsse, und daher auch schwerer zu verdrängen.

***) S. Conversations-Lexikon. Art. Balth. Meer.

Von Gothenburg ward, nach hydroſtatiſchen Geſetzen, das Waſſer mehr nach dem großen Belt *), als der größern Oeffnung, hingedrangt, und nahm hierauf an den ſüdlich-ſchwediſchen Ufern ſeine Stromrichtung nach Südoſt, ſchwellte am 17. Nov. die Pregel bei Königsberg, und kam im finniſchen Meerbuſen, in welchem es am 19. Nov. noch mehr vom heftigen Südweſt-Winde hingetrieben ward, an. Dieſe Südweſt-Winde wehen alle Jahre in den finniſchen Meerbuſen, und, ware nicht eine größere Waſſerſammlung in demſelben vorhanden geweſen, ſo hatte dieſer Wind auch nicht eine ſolche Zerſtörung durch die Waſſerfluthen hervorzubringen vermocht, wodurch auch der Abfluß der Newa gehindert ward.

Die Strömungen in großen Meeren werden zwar durch den Umſchwung des Erdballs um ſeine Achſe verurſacht, die Wellenbewegung aber folgt jedes Mal den Winden. Mit der Stärke dieſer Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Waſſers auf dem Meere zu, wodurch die Wellen an Kraft gewinnen, im Fall ſich auch der Sturm plötzlich legen ſollte.

Ungeachtet die Strömung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Oberfläche der Erde eine beſtändige Bewegung von Oſten nach Weſten nimmt, ſo erhält ſie dennoch an manchen Orten, wo das Meer Widerſtand findet, eine andere, und gegengeſetzte Richtung, z. B. von Weſten nach Oſten, am Vorgebirge der guten Hoffnung. Da nun die Oſtſee auch kein freiliegendes Gewäſſer iſt, ſo wird es ebenfalls nicht minder wahrſcheinlich, daß ſich ihr Waſſer von Weſten nach Oſten bewegen muß.

Die Ueberſchwemmung in Petersburg erfolgte erſt drei Wochen nach Anfang des Rhein-Austritts.

In Egypten ſchwillt der Nil vom Monat April bis zum September, weil in dieſem Zeitraume der Schnee auf den Mondsgebirgen ſchmilzt. Im Monat Mai tritt der Nil ſchon in Abeſſinien über, nimmt vom Monat Juni 46 Tage nach einander, an Höhe zu und ſteigt öfters bis auf 18 Ellen, nachdem Aethiopien ſchon zwei bis drei Wochen früher überſchwemmt iſt.

Eben ſo hört man ſchon mehrere Tage in Dresden von dem Schaden, den die übergetretene Elbe in Böhmen angerichtet hat, ehe ſie dort ſteigt; und dauert es faſt acht Tage, bevor das Austreten der Weichſel in Marienwerder, von Krakau herab, ankommt.

Die Anſchwellung des Kattegats durch den hohen Stand der Nordſee, der von deutſchen Gewäſſern mittelbar bewirkt ward, und durch das Steigen des baltiſchen Meeres auf der Nordſeite, in Verbindung mit einem ſtarken Südweſt-Winde, war folglich die Urſache des in die Enge des finniſchen Meerbuſens getriebenen hohen Wellenſchlages, der Stauung der Newa und der dadurch entſtandenen großen Ueberſchwemmung in Rußland.

Iſt die Behauptung einer Meinung über ſcientifiſche Gegenſtände auf Vernunft und Erfahrung gegründet, dann iſt ſie keine Vermuthung mehr, ſondern gehört zu den wirklich wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen.

So lange man keine wichtigeren oder beſſeren Gegengründe gegen meine Vorſtellungen aufzuſtellen vermag, ſo lange bleiben ſie unwiderlegt. Auch Zweifel kann man über ſolche Gegenſtände erheben, ſo lange, als man zur Beurtheilung nicht die erforderlichen Kenntniſſe beſitzt: und iſt jeder grundloſe Unglaube dagegen — eitel.

Si quid novisti rectius istis candidus imperti: si non, his utere mecum.

Berlin, den 22. Dezember 1824. Dittmar.

*) Baltbia heißt Durchlauf des Meeres.

Zum „Bemerker".

Im „Literaturblatt" 1824, Nr. 95, heißt es S. 379: „Das Metrum dieſes Stücks („Blind und Lahm", von Robert) ſucht der Verfaſſer in einer Art von Diſſertation zu rechtfertigen, die er vielleicht abgekürzt haben würde, wenn ihm dasjenige bekannt geweſen ware, was vielfältig und noch neuerlich in Müllner's „Spielen für die Bühne" über die Eintönigkeit des deutſchen Alexandriners bemerkt worden. Dort iſt gezeigt, daß demſelben die Abwechslung fehlt, welche im franzöſiſchen Alexandriner daraus hervor geht, daß die Franzoſen die Silben nur zählen, nicht meſſen, mit anderen Worten, daß es bei ihnen keine Verslüße giebt." — Dieſe Bemerkung iſt nichts weniger als neu. Den Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und dem franzöſiſchen Alexandriner hat bereits Kolbe in ſeiner 1806 erſchienenen Schrift: „Ueber den Wortreichtum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache" beſtimmt und ſehr vollſtändig auseinander geſetzt. Man leſe im zweiten Theile der neuſten Auflage *) (1818—1820) S. 436 den Abſchnitt: „Tonmaaß der franzöſiſchen Sprache" und das Folgende bis S. 483. Hier wird der Alexandriner der Franzoſen in ſeine Beſtandtheile zerlegt und erwieſen, daß ihm nicht, wie dem unſrigen, der Jambus, ſondern der Anapaſt zum Grunde liegt; kann demnach die Behauptung: er kenne keine Verslüße, nicht ohne Einſchränkung richtig iſt. Die franzöſiſche Sprache hat ihre proſodiſchen Füße wie die unſrige; nur ſind ſie in der Regel nicht ſo feſt und beſtimmt ausgeſprochen wie bei uns. Das folgende Gedicht beſteht durchgängig aus reinen Anapäſten:

⏑ ⏑ —
D'une course	imprudente	et legère
Nous foulons,	téméraires humains,
Cette courte	et rapide carrière.
Où s'égarent nos voeux	incertains.
Aux vrais biens,	que pour nous	a créés	la nature,
Quelquefois	par hazard	nous fixons	notre coeur.
Plus souvent	des faux biens	la trompeuse	imposture
Précipite nos pas	dans le sein	du malheur.
Celui-ci,	dont la gloire	est l'idole,
Se devoue	a travers	mille dards
Sur les mers	aux caprices d'Éole,
Dans les camps	aux tempêtes de Mars.

Rein jambiſche Verſe ſind die folgenden:

⏑ —
|Qu'un doux | ruisseau | murmure | en vers | plus doux| encore!|
|Et n'a | selon | Cotin | ni Dieu, | ni foi, | ni loi.|
|Balzac | en fait | l'éloge | en cent | endroits | divers.

Die von den Grammatikern der Nation gänzlich vernachläſſigten Grundregeln des franzöſiſchen Tonmaaßes, ſie, die allein hier den Unterſuchenden mit Sicherheit leiten können, hat in eben dieſer Schrift der Verfaſſer auf leichtem, einfachem Wege gefunden und entwickelt.

Uebrigens erinnere ich mich, vor etwa zwei Jahren in der „Abendzeitung" oder im „Converſationsblatte" — ich weiß nicht mehr genau — von Robert ſelbſt einen Aufſatz über franzöſiſche Proſodie geleſen zu haben, in welchem er, von der Eintönigkeit des deutſchen Alexandriners im Gegenſatz des franzöſiſchen ſprechend, ungefähr daſſelbe ſagt, was er nach der Weiſung des Recenſenten von Müllner erſt lernen ſoll. Robert iſt, ſo viel ich weiß, der franzöſiſchen Sprache völlig mächtig.

* * *

*) In welcher Alles, was auf franzöſiſche Proſodie und franzöſiſchen Versbau Bezug hat, in der Hauptſache völlig unverändert geblieben iſt.

1825. No. II.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Gedichte

vom

Grafen Johann Mailath.

12. Wien, 1825. Broschirt: 12 Gr.

Die Verlagshandlung kann diese, aus einer reichen Sammlung gewählten werthvollen Gedichte dem Publikum um so zuversichtlicher empfehlen, als der Name des Verfassers der beste Bürge für ihre Treflichkeit ist, und die elegante Ausstattung, verbunden mit dem äußerst billigen Preis, es zu einem freundlichen Geschenke für jeden gemüthvollen Leser machen.

Samuel Saphir, Poesieen. 8. Wien, 1825. In Umschlag broschirt: 12 Gr.

Eröffnung der Subscription

auf die im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung, **fast gleichzeitig mit dem französischen Originale, auf gutem weißen Papier und aus reinem Druck erscheinende, wohlfeile deutsche Ausgabe der**

Memoiren der Frau von Genlis

durch

Frau Auguste v. Faura, geb. v. Kleist.

Die zu Paris lebende, mit der Frau v. Genlis befreundete deutsche Schriftstellerin ist dem literarischen Publikum durch die geistreichen Aufsätze, welche sie in verschiedenen Zeitschriften und namentlich in den Oktober- und November-Heften der Leipziger Moden-Zeitung (vid. Nr. 32 und Folge) erscheinen ließ, vortheilhaft bekannt. Es konnte sich keine geübtere Feder zur Uebertragung des interessanten Werks finden.

In allen deutschen Buchhandlungen nimmt man Subscriptionen an.

Den Preis werden wir so billig als möglich zu stellen suchen und sichern den Subscribenten eine Vergünstigung von wenigstens 33⅓ Prozent gegen den später eintretenden Ladenpreis zu.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.

Subscriptions-Anzeige

für Aeltern, Erzieher, Hauslehrer und gebildete Familien.

Mein vor mehreren Jahren angefangenes Manuscript:

„Kleine Pädagogik, ein Handbuch für Aeltern und Erzieher,"

aus welchem Bruchstücke in der „Zeitung für die elegante Welt", in „Guts-Muths Bibliothek für Pädagogik", und vor Kurzem in Müller's „Wochenblatt für Prediger und Schullehrer" abgedruckt worden sind, ist nun vollendet. Um diesem Werke unter den billigsten Bedingungen ein größeres Publikum zu verschaffen, habe ich mich entschlossen, dasselbe auf dem Wege der Subscription zum Drucke befördern zu lassen. Es enthält, was der Zweck erfordert und was man bedarf, eine systematisch geregelte und gehaltreiche Uebersicht der wichtigsten und nothwendigsten Lehren und Vorschriften für Jugendbildung. Die Grundsätze sind einfach, faßlich, anwendbar und die Frucht einer wohlgereiften, nach wissenschaftlichen Principien geläuterten Erfahrung. Wer den Werth und die Schwierigkeiten der über das leibliche und geistige Wohl des Menschen so viel entscheidenden Familienerziehung kennt, wird die Erscheinung eines Buches, welches zur Verbreitung besserer Einsichten und zur Verdrängung einer Menge pädagogischer Gebrechen dienen soll, nicht überflüssig finden.

Marburg, im Oktober 1824.

Dr. Köppel.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Kunst,

sich geschmackvoll zu kleiden

oder

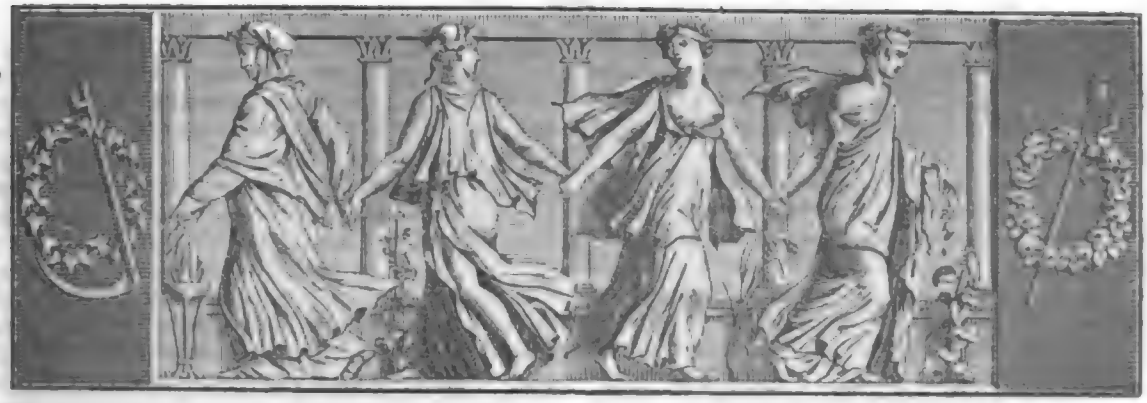
guter Rath für junge Herren,

sich durch ihr Aeußeres beliebt und angenehm zu machen.

Nebst Anweisung zur Verschönerung und Erhaltung ihres Körpers und zur Bildung eines feinen Geschmackes.

Sauber geheftet: 6 Gr.

Aus folgendem Inhalte dieser unterhaltend geschriebenen Toilettenkunst wird man die Reichhaltigkeit und Nützlichkeit des Büchleins leicht ersehen: Kap. 1. Schönheit der männlichen Figur. 2. Conservation des Körpers. 3. Ueber die einzelnen Gliedmaßen und Theile des Körpers. 4. Physiognomie. 5. Von dem Zwecke und den Eigenschaften der Kleidung im Allgemeinen. 6. Von der Mode. 7. Feiner Geschmack, Eleganz, vornehme Kleidung. 8. Detail der Garderobe. 9. Ensemble der Kleidung überhaupt; Berücksichtigungen der Personen. 10. Wechsel und Conservation der Garderobe.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 12. Januar. 7tes Blatt.

Reiſe von der Dachkammer und dahin zurück.

Was wollte der arme Teufel machen? Was blieb ihm übrig? Er zog auf ein Dachſtübchen eines vier Stock hohen Hauſes und ſchrieb Texte zu Opern. — Stöpſel war ein guter Kopf und machte ſehr gute Texte zu Opern, ſo daß — unerhört! — man nie ihm, ſondern dem Compoſiteur die Schuld beimaß, wenn einer durchfiel. Er verdiente ſich ziemlich viele harte Thaler des Monats, hatte freies Entree im Opernhauſe und machte bei dieſer Gelegenheit manche artige und unartige Bekanntſchaft. — Unter den artigen war auch die eines jungen Frauenzimmers, welches mit der Direktion des Theaters in Verbindung ſtand. Durch ihre Verwendung wurde Stöpſel bald als Theater-Dichter mit einem Jahrsgehalt angeſtellt, und da er es für zweckmäßig hielt, die Leſeprobe ſeiner Stücke in ſeiner eigenen Wohnung halten zu laſſen, ſo ſah er ein, daß er ein beſſeres Logis nöthig habe, und zog von ſeinem Dachſtübchen hinab in den vierten Stock. Er ſchaffte ſich auch ein Fortepiano an, meublirte ſich mit Geſchmack und lud zuweilen einige artige Bekanntſchaften auf ein Glas Wein oder eine Taſſe Kaffee zu ſich.

Stöpſel's Arbeiten erndteten großen Beifall. Er erhielt vortheilhafte Einladungen in's Ausland, und war ſchon halb und halb entſchloſſen, dahin ab zu gehen, als die Direktion, bei welcher er angeſtellt war, ſich bewogen fand, ihm einen gewiſſen Antheil an dem Nutzen ihrer Unternehmungen zu gewähren. Dies vermehrte Stöpſel's Einkünfte um das Vierfache, und er konnte nun ſeine Freunde und Freundinnen auf ein ordentliches Mittags- oder Abendeſſen zu ſich bitten. Ein ſolcher Umſtand war allein ſchon hinreichend, die Zahl ſeiner Freunde auch um das Vierfache zu vermehren. Stöpſel ſah ſich daher veranlaßt, das zu machen, was man ein honettes Haus nennt, und zog vom vierten Stock in den dritten Stock hinunter.

Kaum war dies geſchehen, als jenes artige Frauenzimmer, Liſette genannt, eine reiche Erbſchaft machte, und dem in Ehre und Wohlſtand ſitzenden Stöpſel auch ihre Hand antrug, nachdem ihm ihr Herz ſchon längſt angehört hatte. Stöpſel ſchlug ein, und war nun ein reicher Mann. — Der neue Haushalt forderte ein größeres Lokal, und ſo zog das Ehepaar vom dritten in den zweiten Stock hinunter. Man hielt einen glänzenden Tiſch, eine eben ſo glänzende Equipage, und führte einen noblen Ton bei ſich ein; man hielt auch Bank und machte eben ſo glänzende Geſchäfte.

Als Stöpſel's Anverwandte von ſeinem Glück Nachricht erhielten, waren ſie ſogleich bereit, ſich mit ihm aus zu ſöhnen und ihm ſeine gebührende Erbſchaft verabfolgen zu laſſen. Er empfing die Verwandten, die Glückwünſche und das Geld mit Rührung, gab ſplendide Feſte und hauſte wie ein Cavalier vom erſten Range, ſo daß die Verwandten zehn Mal mehr zurück nahmen, als ſie gebracht hatten. Opern-Texte zu ſchreiben hatte Herr von Stöpſel ſchon längſt aufgegeben, desgleichen ſeine Theaterdichter-Stelle. Er beſchäftigte ſich jetzt viel proſaiſcher, und war ſchon zum

dritten Mal Papa. Seine Gemahlin erklärte sich für eine abgesagte Feindin vom Treppensteigen, wie alle Frauen, deren Männer oft Papa werden, und so bedachte man sich nicht lange, sondern zog vom zweiten in den ersten Stock hinunter.

Obschon die Papa-Geschichten und der brillante Haushalt viel Geld kosteten, so warfen doch die Capital-Interessen und die Pharo-Bank einen gewaltigen Ueberschuß ab. Diesen pflegte Herr von Stöpsel bei dem Wechsler, der unter seinem ersten Stock den Laden hatte, an zu legen, was auch wieder sehr fruchtbringend war. Stöpsel fand viel Geschmack an diesen Wechsel-Geschäften: er sprach hierüber mit dem Wechsler, dieser trat ihm sein ganzes Geschäft ab und zog sich in den Ruhestand zurück.

Herr von Stöpsel war jetzt Kauf- und Wechselherr und trieb das Ding in's Große. Fortuna begünstigte ihn; er gewann ungeheure Summen. Man sprach schon davon, daß Herr von Stöpsel ein Millionair sey; und er war ein Millionair. Nach einigen Monaten aber hieß es, er sey kein Millionair mehr; denn nichts ist richtiger, als daß, wenn von einer Million durch das Falliment zweier Handelshäuser 600,000 Thaler verloren gehen, die Million, folglich auch der Millionair selbst nicht mehr ganz sey. Herr von Stöpsel war aber ein Philosoph und machte sich nicht viel aus der Sache. Er ließ sich weniger im Comtoir und desto öfter bei dem Pharo-Tisch sehen; doch hier erging es ihm ebenfalls wie im Comtoir selbst. Eines Abends zählte er nach, und fand, daß sein Vermögen netto in 200,000 Thalern bestehe.

Um diese Zeit kam ein reicher Engländer an, welcher an Herrn von Stöpsel Empfehlungsbriefe hatte. Der Lord fand die Stöpselsche Equipage und den Stöpselschen ersten Stock sehr schön; Stöpsel war discret; er überließ dem Engländer die beiden Engländer mit der Berline, und den ersten Stock mit der prächtigen Aussicht, und zog mit seiner Familie in den zweiten Stock hinauf. Niemand hätte es gewagt, diese Veränderung aus dem geschmolzenen Vermögen des Herrn von Stöpsel her zu leiten; man lobte nur seine Discretion gegen einen Ausländer, der an ihn Empfehlungsbriefe hatte. Würden denn sonst die vielen alten Freunde und die vielen neuen Verwandten so unverdrossen bei Herrn von Stöpsel's Tafel erschienen seyn? Sie erschienen fort und fort, das muß man ihnen zur Ehre ihrer Anhänglichkeit nachrühmen, und Stöpsel tafelte fort und fort.

Der Lord war ein guter Wirth und ein noch besserer Pharo-Spieler. Er machte sich ein Vergnügen daraus, zu Stöpsels in den zweiten Stock zu steigen und bei ihnen Bank auf zu legen; dafür hatte der nämliche Lord auch das Vergnügen, viele artige Summen mit hinab in den ersten Stock zu nehmen. Dieser Umstand war Herrn von Stöpsel ein neuer Anlaß zur Wohnungs-Veränderung. Er trennte sich von dem Lord durch ein Stockwerk, das heißt, er zog vom zweiten in den dritten Stock hinauf.

Die Frau des Herrn von Stöpsel war ein sanftes gutes Ding; sie litt im Stillen bei dieser bösen Wirthschaft und grämte sich krank, besonders als die bösen Blattern ihr all die lieben Kleinen geraubt hatten. — Endlich, als der Herr Gemahl gar eine seiner unartigen Bekanntschaften zu sich in's Haus nahm, grämte sich das sanfte gute Ding zu Tode, und Herr Stöpsel (Herr von nannten ihn die Leute jetzt nicht mehr) wirthschaftete mit seiner unartigen Bekanntschaft nunmehr ganz allein im dritten Stock. Dieses Dämchen war von der Oper, sprach Englisch, und hatte eine große Vorliebe für Alles, was Englisch war. Auch fuhr sie gern spazieren und liebte sehr den edlen Rheinwein und den unedlen Champagner. Stöpsel theilte diese unschuldige Neigung mit seiner Geliebten, und erhielt oft Besuche vom Lord im ersten Stock. Er freute sich nach Art der wahrhaft uneigennützigen Liebhaber darüber, wenn seine Bettina sich freute, und war daher äußerst tolerant. Diese Toleranz kostete ihm manchen harten Thaler; Bettina verstand geschmackvolle Toilette zu machen; und bald fand Herr Stöpsel, daß zur bessern Pflege dieser Toilette die Helle des vierten Stocks viel günstiger sey, als die des dritten Stocks. Bettina fand dies auch, denn trotz ihres Leichtsinns hing sie mit wahrer Zärtlichkeit an ihrem Stöpsel, und man zog vom dritten in den vierten Stock hinauf.

Bettina freute sich über das helle, klare, unmittelbar von der Himmelsdecke einfallende Licht, und machte ihre Toilette mit doppelter Sorgfalt, welches daher kam, weil sie Englisch sprach und für alles Englische eine große Vorliebe hegte. Der Lord im ersten Stock wußte diesen Respekt für seine Nation sehr zu schätzen, und achtete daher das Fräulein Bettina auch sehr hoch, während daß Stöpsel sich mit den Stöpseln in den feinen Weinhäusern viel zu thun machte. Er fand den Rheinwein und Champagner nach und nach etwas theuer, besonders, als er eines Tages, wo er zufälliger Weise ganz nüchtern war, den Etat seiner Kasse auf 76 Thaler 5 gute Groschen geschmolzen sah. Dies verdroß den Entdecker um so mehr, da gerade der Miethzins zu bezahlen war; und als endlich sogar der Hausherr selbst zur Thür herein trat, und mit dem Zins wieder fortgegangen war, zeigte es sich, daß von den 76 Thalern 5 guten Groschen nur 6 Thaler und die wenigen, aber guten Groschen übrig geblieben waren. Jetzt hatte Monsieur Stöpsel gar den prosaischen Einfall, dem vierten Stock die freilich noch viel hellere Dachstube vor zu ziehen; aber Bettina fand

es gar zu hell, blendend hell in dieſer Dachſtube. Stöpſel zog alſo ganz allein hinauf. Bettina jedoch blieb im vierten Stockwerk wohnen; — nicht doch, als Sängerin mußte ſie ja ihre zarte Bruſt ſchonen, und der Uebung im Engliſchen bedurfte ſie auch; ſie gab alſo den dringenden Bitten des Lords nach und zog als Afterpartei nach dem erſten Stock.

Stöpſel wohnte alſo jetzt abermals in ſeinem anfänglichen Lokal; aber was wollte der arme Teufel machen? Wiederum Texte zu Opern ſchreiben? — das hatte er ſo gut als verlernt, und doch blieb nichts Anderes übrig. Er machte einen ſolchen Text, aber die Direktion würde ihn verdammt ſchlecht befunden haben, hätte ſich das edle Fräulein Bettina nicht ſchon im Voraus für ihn verwendet, ohne daß der neue Poet in der Dachkammer darum wußte. Die Theater-Direktion nahm ſeine Machwerke an, ohne ſie zu geben, und zahlte ihm ganz paſſabel dafür. Alles dies war Bettina's Werk. Stöpſel kam hinter dieſen Edelmuth, und wollte eines Morgens ſich bei ihr bedanken, hörte aber, ſie ſey in vergangener Nacht mit dem Lord nach England abgereiſt. Stöpſel war ob dieſer Neuigkeit verblüfft, ſtieg in ſeine Dachkammer hinauf und ſaß ohne Rheinwein und ohne Champagner mehrere Stunden ganz ruhig und gelaſſen in ſeinem Armſtuhl. Da brachte man ihm ein Billet. Es war von Bettina: ein rührendes Abſchiedsſchreiben, mit der Meldung, daß ſie dem Hausherrn für Stöpſel die Miethe auf 42 Jahre voraus bezahlt habe. Die Nachricht von dieſem Capital tröſtete den Opern-Dichter wieder ein wenig; er ging, ein Glas Wein zu trinken, und entwarf einen neuen Operntext dabei.

Nach und nach übte er ſich in dieſem obloſen, undankbaren Geſchäft wieder ein, kam aber dabei weder vor- noch rückwärts in ſeiner Baarſchaft, und lebte noch 43 Jahre auf dem Dachſtübchen von ſeiner Manufaktur-Arbeit, den Opern-Texten. Die Miethe des letzten Jahres ſchenkte ihm der Hausher, und hatte auch die Güte, ihn gratis begraben zu laſſen.

Fr. Gräffer.

Anekdoten vom Tode Ludwig's XVIII.

Wenn die ſterbliche Hülle der Könige von Frankreich in die Gruft von St. Denys gebracht wird, legen die Kron-Beamten den Schild, den Helm und den Panzer des Verſtorbenen zugleich in das Grab, und der Wappen-König ruft aus: „Pourvoyez Vous!" Dagegen ſenkt der Groß-Kammerherr und der Groß-Herold bloß das Schwerdt und das Banner gegen das Grab, und der Wappen-König ruft aus: „Herr Groß-Kammerherr, heben Sie das Banner des Königreichs Frankreichs in die Höhe. Frankreich und der König ſterben nie. Der König iſt für Frankreich, was Frankreich für den König. Wir haben den Helm und Panzer in's Grab gelegt; heben Sie Banner und Schwerdt in die Höh', und rufen wir aus: Es lebe der König!"

Als man dem Könige nach einer kurzen Ohnmacht zuerſt äußerte, ob er nicht die letzten Pflichten der Religion erfüllen wolle, ſagte er (es war am Sonntag, den 12. September 1824): „Heute nicht; ich hoffe bis morgen zu leben. Heute iſt es Sonntag, und ich möchte nicht gern durch dieſe traurige Feierlichkeit die Vergnügungen des Volkes ſtören!"

Bei dem Abſchiede, den Ludwig XVIII. vom Miniſter Villele nahm, ſoll er zu ihm geſagt haben: „Wenn Sie finden ſollten, daß mein Bruder (und Nachfolger Carl X.) durch irgend eine Verordnung Gefahr liefe, ſich unpopulair zu machen, ſo berechtige ich Sie, zu ſagen, daß der Vorſchlag von mir herrühre!" — Dies iſt wirklich geſchehen; denn es heißt jetzt allgemein: der Entwurf, die Emigrirten wegen des Verluſtes ihrer Güter zu entſchädigen, ſey ſchon im Jahr 1814 ausgearbeitet geweſen.

Chaſtel.

Erfahrung.

„Wie leidet doch mein Liebchen
An gar ſo manchem Weh:
Bald ſchmerzt es ſie am Wirbel,
Und bald am großen Zeh!"

Das muß dich nicht bekümmern,
Erfahrung thut ja kund:
Ein Mädchen, das nicht kränkelt,
Das iſt nicht recht geſund.

Simrock.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Die neulich hier (bei Duncker und Humblot) erſchienenen, von S. H. Spiker überſetzten „Erzählungen eines Reiſenden, von Waſhington Irving" ſind ein Werk, mit dem man ſich bald ſo befreundet, daß man es bis zum letzten Buchſtaben feſthält. Der ſcharf eindringende Humor, der ſichere Blick, womit Irving ſeine Charaktere zeichnet, begleiten ihn auch diesmal in einer Reihe von Gemälden, welche jetzt mehr die Begebenheiten, dann mehr das Bild eines Einzelnen hervor heben, wobei wir geſtehen, daß ſeine Portraitirung uns das liebſte iſt, aber auch gern glauben, die Mehrzahl, anderer Meinung als wir, werde die Geſchichtchen ſelbſt vorziehen. Beſonders trefflich finden wir das „Gelehrten-Leben", welches in allen ſeinen Abſtufungen, mit ihren Repräſentanten, geſchildert wird. Irving giebt ſich dem Leſer ſo vertraulich, ſo bequem als möglich, und läßt doch keinen Augenblick den Mann von Geiſt verkennen. Zugleich erfaßt er meiſt Gegenſtände, auf welche unſre Zeit eben verſeſſen iſt — genug, er bringt ſeine Talente in den rechten Cours. In dem hier beſprochenen Werke wird dies beinahe auf jeder Seite einleuchtend und nicht minder auch die Wahrheit des Satzes: tout comme chez nous. Um dies zu erweiſen, wollen wir einen kurzen Auszug folgen laſſen, nicht weil wir die Stelle juſt für die beſte, ſondern für diejenige halten, die ſich am verſtändlichſten aus dem Zuſammenhange herausnehmen läßt. Der Tragiker Ilimſey erzählt:

„Ich spielte Richard den Dritten in einer Dorfscheune und in meiner besten Manier, denn ich war, die Wahrheit zu sagen, etwas betrunken, und die Kritiker bei unserer Gesellschaft bemerkten immer, daß ich am ausgezeichnetesten spielte, wenn ich ein Glas zu viel getrunken hatte. Rauschender Beifall erscholl, als ich an die Stelle kam, wo Richard sagt: „ein Pferd, ein Pferd!" Meine gebrochene Stimme machte hier immer einen wunderbaren Eindruck; es war wie zwei Stimmen, die in einander flossen; man hatte glauben sollen, es riefen zwei Menschen nach Einem Pferde, oder Richard nach zwei Pferden. Und wenn ich Richmond zurief. Richard ist heiser, der „Dich so oft gefordert", so glaubte ich, die Scheune würde zusammen stürzen von dem grenzenlosen Beifall der Zuhörer. — Gleich am andern Morgen kam Jemand zu mir in meine Wohnung. Ich sah dem Fremden gleich an seinem Anzuge an, daß er ein Mann von Stande war, denn er trug eine große Tuchnadel, gewaltige Ringe an den Fingern, und bediente sich einer Lorgnette. Es fand sich auch, daß er ein Mann von Stande war, denn es ergab sich bald, daß er ein besoldeter Schriftsteller, oder eine Art von literarischem Schneider an einem der großen Londoner Theater sey: ein Mann, der unter des Direktors Augen arbeitete, Schauspiele be- und verschnitt, sie flickte und ausstaffierte, und neu anstrich und das Inwendige nach Außen kehrte; kurz, es war einer von den schnellsten und größten Schriftstellern des Tages. — Er war jetzt auf einem Beute-Ausflug begriffen, um irgend etwas auf zu suchen, das man als ein Wunder zum Vorschein bringen könne. Das Theater war, wie es schien, in einer sehr verzweifelten Lage — nur ein Wunder konnte es retten. Er hatte mich am Abend vorher den Richard spielen sehen, und mich zu diesem Wunder erkohren. Ich hatte einen gewissen Ungestüm in meinem Styl und ein gewisses Hochtrabendes in meinem Gange, und unterschied mich allerdings von allen übrigen Helden der Bühne; dem Bevollmächtigten kam also der Gedanke ein, mich als ein theatralisches Wunder, als den Wiederhersteller der natürlichen und ächten Darstellung, als den Einzigen zum Vorschein zu bringen, der Shakspeare verstehe und richtig dar zu stellen wisse. — Als er mir seinen Plan eröffnete, schrack ich, mit gebührender Bescheidenheit, davor zurück; denn wie gut auch die Meinung war, die ich von mir selbst hatte, so zweifelte ich doch, daß ich einem solchen Unternehmen gewachsen seyn würde. — Ich machte ihn auf meine unvollkommene Kenntniß von Shakspeare aufmerksam, da ich die Rollen in dessen Schauspielen nur nach verstümmelten Exemplaren gespielt, wozwischen ich eine große Menge von meinen eigenen Erfindungen eingeschaltet hatte, um meinem Gedächtnisse damit aus zu helfen, oder die Wirkung zu verstärken. — „Desto besser", rief der Herr mit den Ringen an den Fingern aus; „desto besser! neue Lesearten! neue Lesearten! Lernen Sie nicht eine Zeile — geben Sie uns Shakspeare ganz nach Ihrer Art". — Aber meine Stimme ist gebrochen; sie wird ein Londoner Theater nicht ausfüllen können. — „Desto besser! desto besser! das Publikum ist der Intonation schon müde — das ore rotundo *) ist schon wieder aus der Mode. Nein, mein Herr, Ihre gebrochene Stimme ist es gerade, was wir brauchen können; fauchen und poltern, schnauben und schnarren Sie nur, und machen Sie des Teufels Lärm auf dem Theater; das ist es gerade, was unser Glück machen kann". — „Aber", sagte ich, und konnte nicht umhin, während ich dies sagte, bis an die Nasenspitze zu erröthen; allein ich war einmal entschlossen, ganz aufrichtig zu seyn — „dann", fügte ich hinzu: „ist noch ein schlimmer Umstand da: ich habe eine unglückliche Angewohnheit — mein Unglück und die Kränkungen, denen man zuweilen in den Scheunen und auf dem Lande ausgesetzt ist, haben mich genöthigt, dann und wann einen — einen — einen Schluck von etwas Starkendem zu nehmen — und da — und da —." — „Wie! Sie trinken?" sagte der Bevollmächtigte hastig. Ich nickte erröthend ein Ja. — „Desto besser! desto besser! die Unregelmäßigkeiten des Genies! Nüchtern zu seyn, ist gemein; das Publikum hat die Schauspieler gern, welche trinken. Ihre Hand, mein Herr, Sie sind der wahre Mann, mit dem man Aufsehen machen kann!" — Ich trat noch immer voll zögernden Mißtrauens in den Hintergrund, und erklärte, daß ich eines solchen Lobes nicht würdig sey. — „Zum Henker!" rief er aus; „von Lob ist hier nicht die Rede. Sie werden doch wohl nicht glauben, daß ich Sie für ein Wunder halte. Nichts ist so leicht, als das Publikum hinter das Licht zu führen, wenn man nur ein Wunder verheißt. Das gewöhnliche Talent kann Jeder, wenn auch mit dem gewöhnlichen Maße, messen; ein Wunder aber ist über alle Regeln und über alles Maß hinaus." — Diese Worte öffneten mir in einem Augenblick die Augen. Wir verstanden uns jetzt; meine Eitelkeit fühlte sich zwar weniger geschmeichelt, desto befriedigender war aber die Erklärung für meinen Verstand."

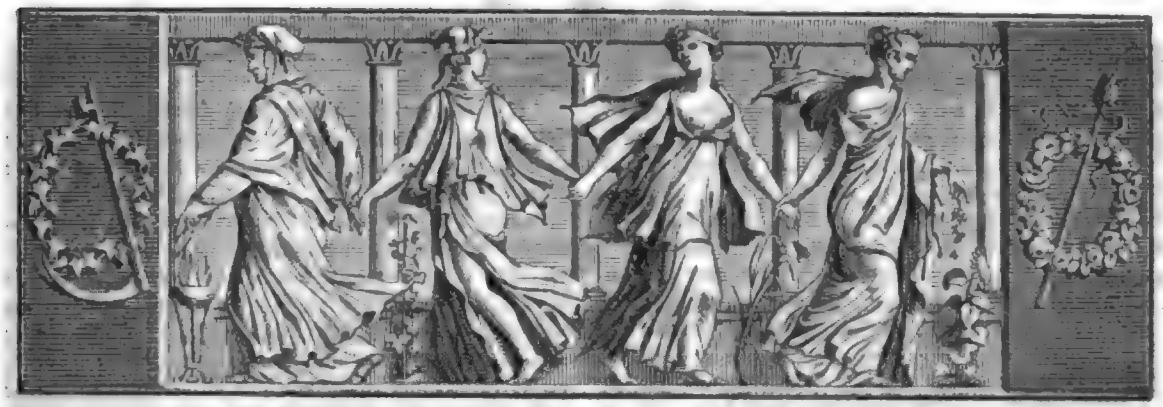
*) Mit gerundetem, wohltönendem Munde. Ueberf.

— E. v. Holtei's Lieder-Posse: „Die Berliner in Wien", ist mit Beifall, der in der zweiten abgekürzten Darstellung anhaltender war, gegeben worden. In einer Intrigue des leichten Stücks hat sich der Verfasser der Maske des unaufhaltsamen Pitschaft bedient, und so scheint es denn wirklich, daß dieser sich den rechten Beinamen gegeben hat, indem er sogar bei Lebzeiten auf die Bühne gedrungen ist. Dieser neue Jünger der Weltweisheit, der allerdings die Welt, diese aber nichts von seiner Weisheit zu sehen bekommt, spricht auf dem Theater denselben Unsinn, mit welchem er hausirend durch die Stadte zieht, und wir ersuchen den Hrn. Pitschaft, sein Gewasch künftig noch burlesker zu halten, damit er wenigstens in der Posse eine tüchtige Person werde. Besonders gefielen an dieser Neuigkeit auch mehrere eingelegte Lieder, zum Theil mit neuem und hübschem Text. Die Darstellung selbst war geübt und ging ziemlich rund. — Rossini's „liebliche Elster" hat sich endlich, am letzten Tage des Jahres 1824, in unser Repertoir hinein gestohlen; und obwohl die Jahre lang überlegte Aufführung nun plötzlich in achttägigen Proben abgemacht wurde, so leisteten Sänger und Orchester doch Vorzügliches, und die Oper gefiel in der ersten und noch mehr in der zweiten Darstellung. — Demois. Bauer hat als „Julie" in „Beschämte Eifersucht" und „Rosine" in „der Jurist und der Bauer" auf der Königlichen Bühne debütirt. Wir bemerken scherzend:

„Viel Talent und viel Manier,
Wer sie kennt, der sage Ihr:
Förd're dort und hemme hier! —
Denn zum Hort führt nie Manier
Und Gezier ist keine Zier."

Wir bedürfen bei der Königlichen Bühne einer jugendlichen Schauspielerin, hauptsächlich für die feineren Lustspiel-Rollen, und hoffen, daß Demois. Bauer diese Lücke ausfüllen wird, indem alle äußeren Mittel dazu vorhanden sind. Möge sie nicht denen zu sehr vertrauen, die mit glatten Worten Alles vortrefflich finden, was eine junge, hübsche Schauspielerin thut! Der Weg zur Kunsthöhe ist kein Spaziergang, er fordert festen bedächtigen Schritt, und wo sich schon mancherlei böse Angewöhnungen zeigen, z. B. ein Vordrängen bis an die Lampen, ein unnatürliches Ziehen der Gesichts-Muskeln bei jeder für wichtig gehaltenen Stelle — da wird eine doppelte Vorsicht nöthig; denn man hat nicht nur mit den Mangeln, sondern nächstdem noch mit einer falschen Richtung zu kämpfen. Uebrigens bemerkt man in Einzelheiten auch große Verständigkeit, und darauf gründen wir unsere Hoffnung. M—t.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 14. Januar. 8tes Blatt.

Geſchichte des Herrn Du Perron.

Aller vernunftwidrigen Sophiſtereien ungeachtet, fühlt doch ein Jeder, ſobald er über ſich ſelbſt nachdenkt, mit der nur zu augenſcheinlichen Klarheit, daß der Menſch ein zwiefaches Weſen, Seele und Leib, Intelligenz und Materie, Halbgott und Thier iſt; er iſt ein zweien Herren, dem ſinnlichen und geiſtigen Begehren unterworfener Sklave. — Da mir die andern Menſchen von mir durchaus nicht verſchieden vorkommen, ſo muß ich ſie wohl für eben ſo beſchaffen halten, als ich bin, und ich geſtehe, daß ich mich mein ganzes Leben hindurch zwiſchen Wißbegierde und Trägheit, zwiſchen dem Wunſche zu lernen und einer gewiſſen Abneigung gegen das Studium ſchwanken ſah. Das Far niente iſt ſo ſüß, die Arbeit ſo läſtig; für das Eine bedarf es ſo vieler Mühe und Anſtrengung, bei dem Andern braucht man ſich dagegen nur gehen zu laſſen. Ohne den ſtets ſpornenden Stachel der Bedürfniſſe würde der Arme ſeine Zeit im Nichtsthun verbringen, und ohne die Unannehmlichkeit, welche die Langeweile verurſacht, würde das Leben des Reichen nur ein langer Schlummer ſeyn.

Dieſe Betrachtung beſchäftigte mich neulich in einem Augenblick, wo ich mich von lebhafter Neugierde zum Ausgehen getrieben, und von erſchlaffender Trägheit auf meiner Ofenbank zurück gehalten fühlte, ſo daß ich mich weder zur Bewegung noch zur Ruhe zu beſtimmen vermochte. — Einer meiner Freunde, der eben zu mir in's Zimmer trat, war Zeuge dieſes meines Schwankens, lachte darüber, und um mir zu beweiſen, bis zu welchem Grade der Originalität einige Individuen dieſen Contraſt zwiſchen neugieriger Thätigkeit und unüberwindlicher Trägheit bringen könnten, erzählte er mir folgende Geſchichte:

„Ich kannte", begann er, „einen jungen Engländer, den Neugierde und Faulheit zugleich weit mehr wie Dich peinigten. Du hegſt den Wunſch, Dich zu unterrichten und zu lernen; bei ihm war dieſer Wunſch eine wahre Leidenſchaft; Du fühlſt etwas Abneigung gegen die Arbeit, er dagegen einen wahrhaften Abſcheu; Du endlich lieſt, Du ſtudirſt zuweilen, oft ſogar ſchreibſt Du auch, und während Du Dich dumm ſchiltſt, könnte ſich die Kritik oft über Deine zu fruchtbare Thätigkeit beklagen; mein Engländer, im Gegentheil, las nie, ſeitdem kein Straf-Inſtrument mehr ihn dazu zwang; weit entfernt, zu ſeinem Vergnügen zu ſchreiben, konnte er ſich nicht einmal entſchließen, die nöthigen Briefe zu beantworten, wodurch ſeine Umſtände ſo ſehr litten, daß er, wiewohl ſein Vermögen bedeutend war, ſich manchmal in der Verlegenheit bitterer Armuth befunden hatte, dem alten Fürſten Conti ähnlich, welchem nach langer Geduld die Lieferanten einſt, wie man ſagt, die ſeinem Hausſtande nöthigſten Bedürfniſſe zu ſchicken aufhörten, weil, wiewohl er ſehr reich und gut war, er ſeit mehreren Jahren Alles, ſelbſt den Empfang ſeiner Renten, zu unterzeichnen ſich geweigert.

Der junge Engländer, von dem ich rede, war der Lord Littlehead: er war jung, ſchön, witzig, von der

Natur und dem Glück mit all den Gaben ausgestattet, die sie gewöhnlich so sparsam vertheilen. Eben so, wie Dich, hatten auch seine Eltern ihn verzogen, und da sie ihm stets die Freiheit gestattet, in seiner Kindheit alle seine kleinen Wünsche und Launen zu befriedigen, so ward es ihm, als er zum Manne gereift, unmöglich, sich zu beherrschen und seine Neigungen einer bestimmten Ordnung zu unterwerfen. Glücklicher Weise waren seine Neigungen, welche fehlerhaft oder schlecht hätten seyn können, nur ungewiß und widersprechend. Dieser junge, von Natur gute und menschenfreundliche Lord empfand nur zwei in ihm rege Gefühle: die Begierde, Alles zu wissen, und das Vergnügen, nichts zu thun. Die Folge davon wird Dir klar seyn: als er durch den Tod seiner Eltern gänzlich frei geworden, wußte er nicht, wozu er sich bestimmen sollte, entschied sich weder für Cölibat noch Ehe, verbrachte mehrere Jahre im Grübeln über eine Menge Entwürfe, die nie zur Ausführung gediehen, und schwankte stets, ob er in seiner Unwissenheit fortleben oder durch Studium dieselbe bannen sollte.

Endlich riß ihn ein alter Verwandter, dem er seine Verlegenheit anvertraut, plötzlich aus dieser Unruhe. Du willst gern klug werden, meinte er, doch ist dir das Lesen zuwider; da sehe ich denn nur ein Mittel, deine Wißbegierde zu befriedigen, ohne deiner Trägheit zu nahe zu treten: Bücher kannst und willst du nicht zu Rathgebern nehmen, nun so studire die Menschen selbst und reise! — Da ging ihm ein Licht auf, und er reiste wirklich ab; seine unheilbare Trägheit jedoch, die ihn begleitete, fand auch da noch Mittel, mit seiner Wißbegierde zu streiten; bei jedem Schritt hielt sie ihn auf und ließ ihn oft ganze Wochen an solchen Orten verweilen, die am wenigsten geeignet waren, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so daß er ein ganzes Jahr auf seiner Reise von London über Brüssel nach Paris hinbrachte.

Dieser fruchtlose Versuch machte ihm leicht begreiflich, daß der weise Rath seines Verwandten ihm durchaus nichts nützen könne; denn er vernünftelte so: es liegt klar vor Augen, daß ich weder studiren noch reisen kann, meiner Lernbegierde will ich aber doch nicht entsagen, und sehe dazu nur ein einziges Mittel. Ich liebe die Unterhaltung; Paris ist der Punkt, wo sich die geistreichsten, gelehrtesten Männer, Reisende aus allen Welttheilen vereinigen: mit ihnen will ich umgehen, besonders mit den Reisenden; wie die Biene will ich überall stehlen, und mir das, was Andere wissen, zu eigen machen; diejenigen, die viel gesehen haben, erzählen auch gern viel; Zuhören ermüdet nicht, dem Erzähler gefällt ein aufmerksamer Zuhörer, und dieser bereichert sich, ohne Jemand arm zu machen. So fahre ich am besten; denn da brauche ich nicht zu arbeiten, sondern nur aus dem Wissen Anderer zu schöpfen.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, ließ er den Friseur des Gasthofes, den er bewohnte, rufen, in der ganz richtigen Meinung, daß, da dergleichen Leute gerade die wären, welche nothwendiger Weise am meisten umher liefen, die meisten Menschen zu sehen bekämen, und am besten wüßten, was in Paris vorging, er durch diesen erfahren würde, wo er am leichtesten die Menschen und Dinge, die seine Neugierde reizen möchten, vereint finden könne. — Der Haarkräusler ließ auch nicht lange auf sich warten. Milord, sprach er, es giebt einen Ort, wo Sie auf einmal das Beste und Schlechteste, Seltenste und Allgemeinste, Ernsthafteste und Komischste, Nationelle und Fremde, was es nur in Paris und auf der Erde giebt, finden werden; es ist das Panorama des Weltalls. Ziehen Sie dorthin, Milord, essen Sie dort zu Abend und zu Mittag; kaufen Sie viel, sollten Sie aber dort spielen, so waffnen Sie sich gehörig mit Kaltblütigkeit und Klugheit; Ihre Neugierde wird dort Leute finden, die noch weit neugieriger sind als Sie. Die schönste Annehmlichkeit an diesem Orte ist: Auge und Ohr zu öffnen, und die größte Nothwendigkeit: Mund und Taschen fest verschlossen zu halten. — Und wie heißt denn dieser sonderbare Ort? fragte Lord Littlehead. — Das Palais-Royal, entgegnete der lustige Friseur — und der Lord bezog ein schönes Zimmer in dieser gepriesenen Region.

Die unendliche Verschiedenheit der Menschen und Gegenstände, die sich unaufhörlich seinen Blicken darboten, ohne sie im geringsten suchen zu dürfen, beschäftigte ihn so angenehm, daß er ein ganzes Vierteljahr hindurch vergaß, daß er Alles wissen wollte, und nichts wußte. — Endlich, nachdem er für das Vergnügen stumpf geworden, Magazine aller Art zu besuchen, seine Nase in Journale jedweder Tendenz zu stecken, bei hohen und niedern Restaurateurs ein zu sprechen, die Schönheiten dieses europäischen Harems, die unter allen nur denkbaren Gestalten, bald als Bäuerinnen, Bürgerinnen, Nymphen u. s. w. erschienen, zu bewundern, seine Abende hin zu bringen, um mit Demoiselle Duchenois zu weinen, mit Talma zu schaudern, mit Demoiselle Mars die lebhaftesten und verschiedensten Gefühle zu empfinden, mit Polichinell zu lachen, dann seinen Thee in prächtigen Sälen zu trinken und sein Eis in einem schönen Garten zu sich zu nehmen, fand es sich, daß er im Cosmorama etwas Geographie, aus der Gazette etwas Religion, im Theater etwas alte Geschichte gelernt, durch die Journale mit der neuern Geschichte und der Literatur, und in den Kaffeehäusern mit der Politik bekannter geworden, allein in solcher Verwirrung und unter so vielen Wi-

versprüchen, daß es in seinem Kopfe zu einem ungeheuren Chaos ward. Sein Hauptzweck war verfehlt; denn nur selten hatte er Reisende angetroffen; sie erschienen und verschwanden vor seinen Augen, wie Bilder einer magischen Laterne, so daß er keine Unterhaltung verfolgen, noch in nähere Verbindung mit ihnen hatte treten können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Algermann's Lebensgeschichte des Herzogs Julius von Braunschweig.

(Franz Algermann war etwa im Jahre 1548 geboren, und starb im Jahre 1643 zu Wolfenbüttel als Landfiscal. Er schrieb: „Leben des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg", welches, wie der Verfasser sagt, im Jahre 1598 „aus Sr. Fürstlichen Gnaden eigenen Relation und Bericht, auch eigenen Experienz auf Dero gnädiges Begehren verzeichnet und zusammengebracht", und 1608 „wieder übersehen, corrigiret, augiret und an etlichen Oertern geändert ist." — Das ungemein interessante Werk ist erst neuerlich gedruckt als Anhang zu der: „Feier des Gedächtnisses der vormahligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstädt, veranstaltet im Monate Mai des Jahres 1822." (Herausgegeben von Fr. Karl v. Strombeck.) Helmstädt. 1822. 4.

B. v. R.)

1.

Herzog Julius, der Stifter der Universität zu Helmstädt (geb. 1529, gest. 1589), wurde bekanntlich lange von seinem Vater, Heinrich d. J., mit dem blutigsten Hasse verfolgt, weil er der Kirchen-Reformation anhing, und stand selbst in Gefahr, lebendig vermauert zu werden. Zur Versöhnung des rauhen Vaters trug endlich unter Anderem auch die Geburt eines Enkels, des ältesten Sohnes des Herzogs Julius, Heinrich Julius, viel bei. Algermann erzählt: „Als nun Herzog Heinrich, seinen neugebornen Enkel zu sehen, nach Hessen (einem Schlosse im Braunschweigischen, wo Julius lebte), kommen, und seiner gewöhnlichen Ungestümigkeit nach in das Zimmer getreten, hat er sofort die fürstliche Frau Mutter gefraget: wo ihr Krabbe wäre? welches sie dann ganz erschrocken in der Wiege gezeiget. Wie ihn nun das Herrlein angelächelt, hat er es darauf ganz ernsthaft aus der Wiegen gezogen, den Degen entblößet, und, indem die fürstliche Frau Mutter mit einem Fußfall und lautem Geschrei um Gnade bittet, weil sie nicht anders geglaubet, Er würde das Kind in Stücken hauen, solchen auf des Kindes Brust geleget, sagend: „„Du saßt nu myn leeve Soen sien, avest dyn Waar, de ...., nig."" Diesen jungen Herrn haben S. F. Gn. so herzlich geliebet (immaßen denn Kindeskinder allezeit lieber seyn, weil das Blut unter sich quillet), daß S. F. Gn. einstmahl, als Sie denselben auf dem Tische für sich stehen gehabt und getänzelt, und Er S. F. Gn. mit beiden Händchen in den Bart gegriffen und etwas hart gezogen, gesagt: „„Ziehe, ziehe, mein lieber Sohn, du magst es wohl thun, aber, bei dem Leiden Gottes! es sollte mir kayserliche Majestät wohl daraus bleiben!"" wodurch denn aller Widerwille und gefaßter Eifer allgemachsam vergessen, daß S. F. Gn. hernacher lieb und werth gehalten und oft mit seiner Gemahlin, jungen Herrn und Fräulein nach Hofe gefordert worden u. s. w."

2.

„Wenn das Viem-Recht angestellet, so mußten alle Einwohner in einem Gerichte oder Amte, so über 12 Jahr alt, auf einer Haide oder großem Platze unausbleiblich erscheinen und sich auf die Erde niedersetzen; da wurden denn in die Mitte etliche Tische gesetzt, dabei saß der Landesfürst, seine Räthe und Voigte, und mußten dann die heimlichen Richter die Delinquenten und Delicta anmelden. Die gingen dann in großer Procession, und ließen zwei Kreuze und Fahnen vor sich hertragen, mit einem weißen Stabe rings herum und schlugen die Verbrecher auf die Beine. Wer nun ein böses Gewissen hatte und sich einer Leibesstrafbaren Missethat schuldig wußte, dem war vergönnt, auf zu stehen und in Tag und Nacht das Land zu räumen, und mochte auch noch wohl den andern Schlag aushalten. Wenn er aber zum dritten Mahle getroffen wurde, so war der Nachrichter oder der Scharfrichter dabei, und ein Priester reichte ihm das Sacrament, und zum nächsten Baume mit ihm zu. Wer aber nur ein oder zwei Mal getroffen ward, das war eine väterliche Warnung, sich hinführo zu bessern; daher es denn hieß jus veniae, daß noch Gnade dabei war, welches hernach corrumpiret und Viem-Recht genannt worden *); und hat ein solches Gericht Herzog Wilhelm zu Lüneburg, vor 40 Jahren ohngefehrlich **), noch das letzte Mahl, meines Angedenkens, in der Person bei Zelle gehalten und geheget; welches ich wegen der Jugend, und daß bisweilen in denen Historien dieses Viem-Rechts gedacht wird, allhier mit berühren wollen."

*) Die Ableitung ist irrig. Im Alt-Sassischen bedeutet das Wort Vehm, Viem oder Fiem so viel, als Blutbann.

**) Der Verfasser vollendete seine Schrift im Jahre 1608.

Einzelne Gedanken.

Gott bewahre mich vor der Wohlthat von einem Menschen, den ich hasse, und vor der Beschimpfung von einem Manne, den ich hochachte.

Wir würden weit glücklicher seyn und weniger Langeweile haben, wenn es uns mehr Vergnügen machte, keinen Kummer zu haben, als es uns Kummer macht, kein Vergnügen zu haben.

Es giebt auf Erden mehr Glück, als es Glückliche giebt.

Montaigne nennt das Gedächtniß: das Futteral der Wissenschaft. T. L. Secha.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Notizen über die „Veſtalin", „Fernand Cortez" und die „Bayaderen". (Aus dem „Théâtre de Jouy" gezogen.) 1. Die „Veſtalin" wurde zum erſten Mal in Paris aufgeführt am 15. Dezember 1807. Dieſe vom Publikum mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommene Oper fand große Schwierigkeiten, ehe ſie auf die Bühne gebracht werden konnte. Ohne den beſonderen Schutz, welchen damals die Kaiſerin Joſephine dem Verfaſſer der Muſik angedeihen ließ, hatte dieſer Mühe gehabt, die Hinderniſſe aller Art zu beſeitigen, welche ſich der Aufführung dieſes Werks, während ganzer drei Jahre, entgegen ſtellten. — Der Verfaſſer des Gedichts hatte den Muth, es der Kaiſerin gerade in dem Zeitpunkt zuzueignen, als die Trennung ihrer Ehe mit Napoleon beſchloſſen war. *) Er ſah dieſen Schritt als eine Huldigung an, die er einer Furſtin ſchuldig war, von welcher die Politik das ſchmerzhafteſte Opfer verlangte. — Unter der kaiſerlichen Regierung war die Cenſur der theatraliſchen Werke äußerſt ſtreng; gleichwohl erſtreckte ſie ſich nur über Gegenſtande, welche in die Politik oder in die innere Regierung von Frankreich eingriffen. In allem Uebrigen ließ man den Dichtern volle Freiheit. Sie durften Lächerlichkeiten und Laſter auf die Bühne bringen, ſelbſt wenn die Anwendung auf Staatsdiener gemacht werden konnte. Sie durften den Kaiſer Titus als den Wohlthäter, den Kaiſer Tiberius als die Geiſel und den Tyrannen des Menſchengeſchlechts ſchildern. Die Cenſur richtete ſich im Grade ihrer Strenge nach der Beſchaffenheit und Wichtigkeit der Geiſteswerke. Die Regierung hielt ſich für zu ſtark, als daß ſie Maximen, in der Oper geſungen, für gefährlich hatte halten ſollen. Die Muſik galt für eine Neutral-Flagge: ſie deckte die Schiffsladung. — Nur einmal erlaubte ſich die Cenſur eine Ausnahme, und griff in das Privilegium der Oper ein. Dieß geſchah bei der dritten Vorſtellung der „Veſtalin". * Der Kaiſer hatte anſagen laſſen, er werde der Oper beiwohnen. Seinem erſten Kammerherrn Rémuſat war es nicht entgangen, daß in den erſten beiden Vorſtellungen das Parterre mit einer Art von Affektation bei dem Verſe:

„Le salut des États ne dépend pas d'un crime!"

geklatſcht hatte. Er beſorgte, der Beifall werde in Gegenwart des Kaiſers noch handgreiflicher ſeyn, und ſich als eine mißbilligende Aeußerung über die im Vorſchlag ſeyende Eheſcheidung Napoleons laut ausſprechen. Dem zu Folge geruhte der Herre Ober-Kammerherr, ſich zu mir zu begeben, und mir mit wahrhaft diplomatiſcher Gewandtheit ſeine Beſorgniſſe auseinander zu ſetzen. Wir kamen überein, ſtatt dieſes einer mögliche Anwendung und Auslegung fähigen Verſes, an jenem Abend, folgenden unter zu ſchieben:

„Rome, pour son salut, n'a pas besoin d'un crime!"

Unglücklicher Weiſe hielt der Kaiſer das Opernbuch in der Hand, und ſchlug nach, als ſich zugleich Beifall und Murren erhob, um zu wiſſen, was der unbedeutende Vers, den er ſo eben gehört hatte, für eine Veranlaſſung dazu geben könne. Er fand den wahren, bemerkte die Abſicht der Unterſchiebung, und — wie ich nachher in Erfahrung gebracht, war der geſchmeidige Hofmann nahe daran, in Ungnade zu fallen. — Die Muſik der „Veſtalin" hat in den Annalen der Opernbühne Epoche gemacht, und Hrn. Spontini mit einem Mal in die Claſſe der größten dramatiſchen Componiſten verſetzt. Ich darf mich rühmen, die Veranlaſſung zur Ausarbeitung ſeines erſten Meiſterwerks geweſen zu ſeyn. — Hr. Spontini war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, als er ſich auf eine ziemlich vortheilhafte Weiſe in Paris durch ſeine Oper „la Finta filosofa" bekannt machte. Er durfte ſich auf dem Théâtre feydeau einen noch entſchiedeneren Erfolg verſprechen, für welches er die Muſik zu einer niedlichen Operette der Herren Dieulafoy und Gersin: „la petite maison" geſetzt hatte. Ich war bei der erſten Darſtellung gegenwärtig. Eine eben ſo heftige als ungerechte Cabale ließ das Stück fallen; es fiel auf eine Art, die in meinen Augen den entſchiedenſten Beweis enthielt, daß es eine Folge der Scheel- und Eiferſucht war. Die Muſik ſchien mir ſo große theilweiſe Schönheiten zu entwickeln, daß ich am folgenden Morgen, Hrn. Spontini von ohngefähr begegnend, ihm vorſchlug, meine „Veſtalin" zu componiren. Er ging in meinen Vorſchlag mit Vergnügen ein, und das Publikum iſt, nach zweihundert Darſtellungen, noch nicht müde, dieſem Meiſterwerke der muſikaliſchen Bühne ſeinen Beifall zu zollen. — Die wörtlich in's Italieniſche übertragene „Veſtalin" wurde auf dem San-Carlo-Theater in Neapel drei Jahre hinter einander gegeben, und mit keinem geringeren Enthuſiasmus aufgenommen als in Paris. — Ein Venetianiſches Journal wollte, in einer Ankündigung der „Veſtalin", wiſſen, das Gedicht ſey urſprünglich italieniſch, und führte einige Parallelſtellen an. Hr. Jouy bewies, ſtatt aller Antwort, daß ſeine „Veſtalin" ſieben Jahre früher der großen Opern-Theater-Direktion vorgelegt worden. *)

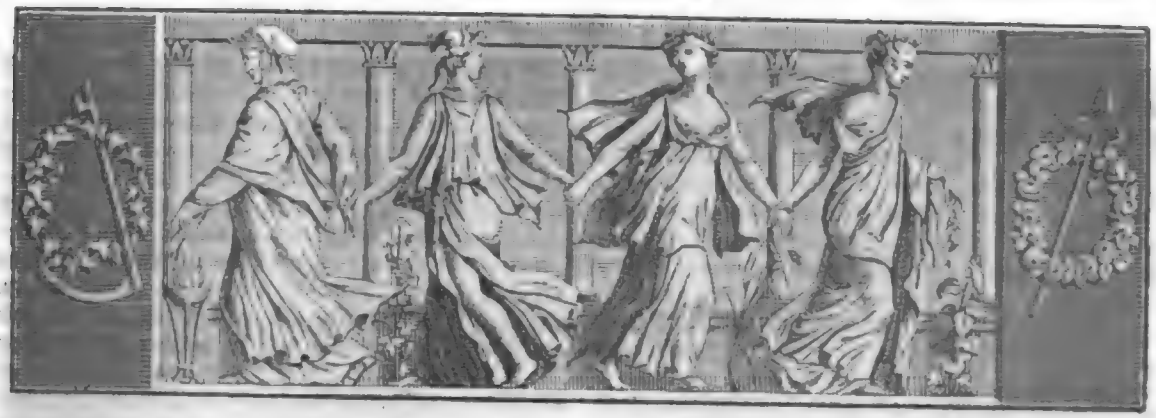
2. „Fernand Cortez" (zum erſten Mal aufgeführt am 28. November 1809). Die Schlacht bei Wagram (am 6. Julius 1809 war gewonnen und Napoleon wieder zurück in Paris. Die Regierung zeigte ſich aufmerkſam auf Alles, was den franzöſiſchen Ruhm auch im Inlande vermehren konnte. Ihr war der Einfluß bekannt, welchen die Theater auf ein verſammeltes Publikum haben; die Politik hatte ihr Zeltlager auf der Bühne aufgeſchlagen. — Gerade in dem Zeitpunkt, wo man ſich damit beſchäftigte, „Fernand Cortez" in die Scene zu bringen, bediente ſich der Miniſter des Inneren dieſes Umſtandes, der Größe Napoleons neuen Zuwachs zu geben. Aus dieſem Grunde mußte Manches verändert und Vieles hinzu geſetzt werden. Er gab mir zu verſtehen (berichtet Hr. Jouy), der alte Ruhm des Cortez und der neu errungene des Kaiſers müßten enger verbunden und deutlicher in Vergleichung geſtellt werden; er erklärte mir geradezu, meine Oper ſey als ein großes Gelegenheits-Stück an zu ſehen. — Eine ſo ſchwere Bedingung war in meinen Augen eine neue Arbeit, eine völlige Umſchmelzung der erſten. Zu meinem Glück ſchlug mir der Miniſter vor, ſie mir ab zu nehmen und mich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche er mich verſetzt hatte. Hr. Esmenard, Verfaſſer der Oper „Traian" und des Gedichts: „Ueber die Schiffahrt", war der Mann, der mir von ihm als Mitarbeiter angetragen wurde. Er machte weſentliche Abänderungen in dem Gewebe des Stücks, und ſchob an vielen Stellen Verſe ein, deren Anwendung leicht, deren Poeſie glänzend war. Die Oper wurde gegeben und mit der Gegenwart des Staats-Oberhauptes beehrt, auf welchen dieſe Verſe anſpielten. (Der Schluß folgt.)

*) Hrn. Spontini hat man ebenfalls verſucht, wegen der Muſik denſelben ungegründeten Vorwurf zu machen. In Berlin iſt ſeine „Veſtalin" durch den verdienten K. M. Weber auf die Bühne gebracht worden.

Man behauptet, daß einige Petersburger Spekulanten Zucker, Wein und Meerwaſſer von der letzten Ueberſchwemmung in Petersburg miſchten, und dieſe Miſchung als Champagner nach der Ukraine und allen andern Koſackenpulks hingeſendet haben?! (Corsaire.)

Der Verfaſſer von „Faublas", gewiß ein Kenner des menſchlichen Herzens, läßt eine Tänzerin ſagen: „Wir haben, faſt Alle miteinander, einen bejahrten Liebhaber, der zahlt, ohne geliebt zu werden, und einen hübſchen jungen Mann, der nicht zahlt, aber den man liebt!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 15. Januar. 9tes Blatt.

Gefrorene Thränen.

Münchhauſen:

Nur recht nach Luſt gelogen!
Das gaukle wie Morgentraum,
Man trau' am Ende ſelber
Der greiflichen Wahrheit kaum.

Nun ja, gefrorne Thränen
Aus heißem Herzensquell,
Die glänzen wohl auf Wangen
Verliebter Müller *) hell.

Doch theilt' ich aus Sibirien
Euch manch ein Pröbchen mit,
Wie da die Kälte kitzelt,
Ihr rieſet: „welch ein Schnitt!"

Daß Bäch' und Ströme frieren,
Und mancher arme Schuft,
Das Alles iſt doch immer
Noch keine gefrorene Luft.

Frühmorgens einſt um Eilfe
Wollt ich aus meinem Haus,
Da ſeh' ich erſt zur Vorſicht
Zum Fenſterloch hinaus.

Es war kein Schnee gefallen,
Der Himmel rein im Oſt,
Und reine Himmel und Herzen
Bedeuten immer Froſt.

Da öffn' ich raſch die Thüre,
Es überläuft mich heiß,
Nun denkt euch, lieben Leute,
Die ganze Luft war Eis.

Vor meines Hüttchens Schwelle,
Bis hoch hinan die Höh',
Bis in den ſiebenten Himmel
Ein großer gefrorener See.

Da blieb ich wohl zu Hauſe,
Und ſchürte meine Gluth,
Bald in die Flamme blickend,
Bald in die eiſige Fluth.

Chor der Lacher.

Nur recht nach Luſt gelogen!
Das gaukle wie Morgentraum,
Man trau' am Ende ſelber
Der greißlichen Wahrheit kaum.

Simrock.

*) Siehe deſſen „Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten". Zweiter Band. S. 80.

Geſchichte des Herrn Du Perron.

(Fortſetzung.)

„Schon begann Langeweile und Muthloſigkeit ihre Macht über den Lord zu äußern, als er einſt, in der Rotonde frühſtückend, ſeinen Friſeur wieder ſah, der, ohne ihn zu bemerken, einem andern Kaffeehauſe zueilte. Er rief ihn herbei und fragte ihn, ob er nicht einen Ort wüßte, wo er gewiß ſeyn könne, fremde, vornehme Reiſende vereint an zu treffen? — „Ich könnte Ihnen, Milord!" entgegnete der Friſeur, „mit den Worten eines Schriftſtellers, der in den Gallerien des Palais-Royal viel Aufſehn und Bewunderung erregt, antworten und ſagen: überall und nirgends, denn überall finden ſich dergleichen Fremde, doch nirgends für beſtimmt. Indeß kann ich Ihnen eine ſehr gute Reſtauration nachweiſen, wo die größten Lecker-

mäuler zusammen tafeln, ein Spielhaus, wo die Reichen sich in's Unglück stürzen, und einen friedlichen sogenannten Schach-Clubb, wo die Gelehrtesten und Weisesten, nachdem sie den ganzen Tag hindurch alle Museen und Bibliotheken in Paris durchlaufen, sich des Abends vergnügen, still und friedlich Könige, Damen, Läufer, Springer und Bauern mit einander kämpfen zu lassen, ohne daß dabei weder des Volkes Blut vergossen, noch sein Geld verschwendet wird." — In seiner Schreibtafel bemerkte sich Lord Littlehead die Nummern der Häuser, die ihm der Haarkräusler angab, abonnirte sich noch an demselben Tage in jener Restauration, im Clubb, besuchte das Spielhaus und fand so endlich zu seiner großen Befriedigung das, wonach ihn so sehnlichst verlangt hatte.

Wenn indeß die Fremden, deren Bekanntschaft er machte, ihn aus seiner Schlaffheit rissen und seine Erwartungen wieder belebten, so befriedigten sie seine unersättliche Neugierde doch nicht vollkommen. Die Einen waren zu gelehrt, zu pedantisch, die Andern zu leicht und oberflächlich; Alle zu sehr beschäftigt, von dem zu reden, was sie nicht wußten, um das gern zu erzählen, was ihnen am besten bekannt war. — Was aufgetischt wurde, waren nur Bruchstücke; man berührte Alles, ohne das mindeste zu ergründen, und hier wie überall mischte sich das Gift der Gesellschaftlichkeit, die Politik, bei jeder Gelegenheit in die belehrendsten Gespräche, und verbannte bald aus ihnen Eintracht und Vernünftigkeit.

Zum hundertsten Mal würde dem jungen Lord der Muth gesunken seyn, hätte ihn nicht das Zusammentreffen mit einem kleinen ältlichen Mann aufrecht erhalten, der, nächstdem, daß er lebhaft, gelehrt, wißbegierig, gefällig und aufmerksam war, seine Bemerkungen stets am gehörigen Ort anbrachte, mit der größten Ueberlegung sprach, gefällig zuhörte, mit Gewandtheit erzählte, nach Recht und Billigkeit tadelte, seinen Spott in geziemenden Schranken hielt und seine Gegner mit der Sanftmuth eines unterrichteten Mannes, der besser wie sie alle Dinge, Begebenheiten und selbst die Personen, auf die sie sich bezogen, kannte, eines Andern zu überzeugen wußte. Dieser kleine Alte besuchte gewöhnlich die drei Häuser, wo der Engländer seine Zeit zubrachte, und eine gegenseitige Neigung näherte sie einander immer mehr.

Durch das Zutrauen, welches sein neuer Freund dem Lord bewies und einflößte, ermuthigt, gestand er ihm bald alle seine Schwachheiten, widerstrebenden Empfindungen, vorzüglich aber den Wunsch, den er früher gehegt, und der zuweilen noch in ihm rege wurde, nämlich, daß er gern reisen möchte, um klüger zu werden.

„Daran würden Sie wohl thun!" meinte der Greis; „der, welcher viel gesehen, sagt Lafontaine, muß auch viel behalten haben. Es thut mir wahrhaft leid, daß mein Alter und mein Geschmack mich verhindern, Sie zu begleiten; wir können jedoch wenigstens in Gedanken versuchen, jene Reise um die Welt zu machen, die ich in der Wirklichkeit nicht mehr ausführen kann. Sehr wenige Theile dieser Welt sind mir unbekannt; alle haben sich meinem alten Gedächtniß tief eingeprägt, und ich kann Ihnen, vielleicht besser als irgend Jemand, in Ihrem Reiseplan zum Führer dienen. Lassen Sie uns überlegen, wo wir zuerst beginnen sollen, und in welcher Zone? Von Norden, Osten oder Süden; oder wollen wir uns zuvörderst nach Amerika begeben?" — „Lassen Sie uns", entgegnete der junge Engländer, „von den Nordstaaten anfangen." — „Von Skandinavien also", sprach der Greis; „Sie haben Recht; das ist das Land, welches der Gothe Jornandes die Schmiede des Menschengeschlechts nennt; das sind die Werkstätten, wo die Donnerkeile geschmiedet wurden, die das Reich der Cäsaren stürzten; kurz, aus den Eisfeldern des Nordens gingen die Eroberer des Occidents hervor, und die Stifter aller Herrschaften und Staaten des neuen Europa's."

Da wir hier weder Annalen noch Reisebeschreibung machen, so will ich Dir hier nicht die langen, wissenswerthen und belehrenden Unterhaltungen des Greises, den Lord Littlehead auf seiner Gedanken-Reise zum Führer genommen, wiedergeben. Um einen Begriff davon zu machen, wird es hinreichen, wenn ich sage, daß der ehrwürdige Führer von Allem redete; die Ereignisse, Oerter und Personen mit so gründlicher Kenntniß schilderte, als wären alle diese Gegenstände eben vor seinen Blicken. Seine Schilderungen glichen Gemälden, und es war, wenn man ihm zuhörte, unmöglich, zu wissen, ob er das, was er erzählte, selbst gesehen, oder ob es nur die Frucht steten Lesens und wissenschaftlicher Unterhaltungen sey.

Das Unglück der Königin Mathilde war das erste Drama seiner Erzählung; mehrmals hatte er den verstorbenen König von Dänemark gesprochen, und aus seinem Benehmen auf einem Ball, welches er zu beobachten Gelegenheit gehabt, sogar voraus gesagt, daß dieser Fürst einst um seinen Verstand kommen würde. — Darauf kam die schwedische Revolution an die Reihe; er hatte Gustav III. alle Einzelnheiten derselben erzählen hören. Dann zu andern Ereignissen übergehend, wie er mit jenem zu berüchtigten Rosing, einem der Verschwornen, die eben diesen König um's Leben brachten, verbunden gewesen, machte er den jungen Engländer mit allen den Anekdoten bekannt, die sich auf diese schreckliche Catastrophe bezogen; besonders hob er das Abentheuer mit der Wahrsagerin hervor, welche mehrere Jahre zuvor den König warnte, der Person im

rothen Kleide, der er bei seiner Rückkehr nach Stockholm zuerst begegnen würde, zu trauen. Es ist bekannt, daß der König wirklich eben diesem Robing, einem jungen, unbedeutenden Hofmann, begegnete; er trug eine rothe Uniform, und der König lachte über eine Prophezeiung, die dennoch wirklich in Erfüllung ging.

Rußland war dem guten Greise nicht weniger bekannt; man hätte meinen sollen, daß er selbst Zeuge aller der durch Catharina bewirkten Wunder gewesen, und daß er sie sogar auf ihrer romantischen Reise begleitet habe. Die Fürstin Arskow hatte ihm ihre politischen Intriguen erzählt, Andreas Schuwaloff ihm die lieblichen Verse und Strogonoff die kostbaren Juweelen gezeigt. Ueber Paul's I. kleine Gestalt, und über der Kaiserin Mutter Glanz und Schönheit hatte er sich höchlichst verwundert.

Nicht müde ward der Lord, seinem Führer folgend, Kamtschatka und Sibirien zu bereisen: es schien ihm, als sähe er den jungen Lesseps in einem Schlitten auf dem Eise dahin gleiten, gezogen von den leichtfertigen Hunden, die, seines schnellen Laufes ungeachtet, in wegloser Gegend einem Hirsche wüthend nachjagten. — Auch das wirthlose China hatte der Wißbegierde des Greises nicht entgehen können. Peking war ihm so bekannt wie Paris, und er besaß davon einen sehr schönen Plan, der ihm von dem Grafen Butturlin verehrt worden. — Bald darauf begaben sich die beiden Reisenden nach Indien. Durch seinen Führer ward dem jungen Engländer bekannt, welche Fortschritte die Aufklärung des ältesten und friedlichsten Volkes der Welt gemacht. — Der Greis, der mit zweien Nabobs von Tippo-Saibs Hofe einige Zeit in Verbindung gestanden, entzückte seinen Eleven, als er ihm von der Religion der Braminen und der Eintheilung in Casten erzählte; wie in einem Gemälde zeigte er ihm die große Pagode in Jaggrenat; die prachtvollen Opfer, wo sich die Indier in Masse hinstürzen und unter den Rädern der Götzenwagen ihren Tod finden, und jene Leichen-Ceremonien, wobei die am mindesten getreuen Wittwen sich aus Eitelkeit auf dem Scheiterhaufen des Gatten verbrennen, der ihnen gewöhnlich sehr gleichgültig war.

Du wirst wohl von selbst glauben, daß Egypten nicht vergessen ward. Freudig erwähnte der Greis unserer Großthaten, Kleber's tragischen Tod; seine Schilderung war so lebhaft, daß der Engländer unwillkührlich im höchsten Entzücken aufjauchzte, als erblicke er wirklich die ganze Armee, das französische Heer, wie es Halt machte; laut äußerte er seine Bewunderung, als läge das alte Theben vor seinen Augen, und als sähe er, wie die Soldaten den gelehrten Denon auf ihren Waffen, wie auf einem Schilde, in die Höhe hoben, damit er sogleich diese herrliche Aussicht aufnehmen könnte. — Da der Greis mit einigen Mamelucken Umgang gehabt, und selbst die Tochter eines Baders aus Rosette, mit welcher einer unserer Generale sich vermählt, gekannt hatte, unterrichtete er seinen Schüler von Allem, was die egyptischen Sitten und Gebräuche betraf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Land- und Freischießen in der Vorzeit.

Nachfolgende aus einer handschriftlichen Chronik der Niederlausitz entnommene Erzählung über ein in Guben gehaltenes solennes Frei- und Landschießen, wird vielleicht, als geschichtlicher Beitrag zur damaligen Volksthümlichkeit in der Lausitz und Mark Brandenburg, Beifall finden, da sich aus dem erzählten Faktum mehrere Folgerungen auf die Wohlhabenheit und Lust zu Lebensgenüssen in jener Zeit ziehen lassen.

Nach andern Nachrichten sind solche Land-Freischießen mit vielen Solennitäten und Lustbarkeiten aller Art abgehalten, und hierzu die im Ruf der Geschicklichkeit gestandenen Schützen, namentlich zur „Ehrerweisung", eingeladen worden. — Die Festlichkeit hat vier und mehrere Tage gedauert, und es ist Alles aufgeboten worden, die angekommenen Gäste stattlich zu bewirthen. — Wie verschieden, eigensüchtig und ärmlich erscheinen dagegen die dermaligen Schießfeste in den meisten Städten? — Wir liefern die Stelle in der Chronik größtentheils mit Beibehaltung der Worte, wenn auch nicht der Buchstaben:

„Anno 1600, den 3. September, ward zu Guben ein großes Landschießen gehalten, und 3 Vogel auf 1 Stange gesetzt. Zum 1 Vogel 20 Thaler, von jedem Spahn 2 Thaler, den gewannen die von Cüstrin. Zum 2 Vogel 40 Thaler, zu jedem Spahn 2 Thaler, den gewannen die von Bautzen. Zum 3 Vogel 50 Thaler und von jedem Spahn 2½ Thaler, den gewann ein Hammermeister aus dem Sprottischen. Das Schießen ging den Sonntag an, und wurden alle 3 Vogel aufgezogen. — Es erhub sich aber alsbald ein gewaltiger Sturmwind, und warf die Stange mit allen 3 Vogel herunter: also mußten die Schützen sämmtlich hinein gehen. — Montags um 2 Uhr war die Stange wieder fertig, und ein Vogel nach dem andern aufgesetzet. — Donnerstag Abends wurden die Schützen begästiget: 13 Tische tranken aus 2 Faß rothen 99ziger Wein, 1 Faß blanken und etwas drüber 98iger Wein. — Auf den letzten Abschuß ward die Rechnung gemacht und mußte jedweder Schütz Zulage geben 3 Th. 5 Gr. und waren ihrer an der Zahl 142, als: Von Guben: 25. Bautzner: 11. Görlitzer: 6. Camenzer: 5. Freistädter: 6. Lemberger: 3. Lübbner: 3. Spremberger: 3. Von Fürstenberg: 1. Vom Adel: 7. Berliner: 7. Cölln a. d. Sp.: 4. Glogauer: 4. Zittauer: 4. Von der Liebe id est Loebau: 1. Sorauer: 3. Forstner: 5. Frankfurter: 5. Cottbusser: 17. Cüstriner: 5. Sprottauer: 5. Laubaner: 2. Luckauer: 4. Sommerfelder: 3. Neuzell: 2."

L. Lanthani.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Notizen über die „Vestalin", „Fernand Cortez" und die „Bayaderen". (Schluß.) Damals war das Stück („Fernand Cortez") anders angelegt als jetzt. Montezuma kam nicht vor; Amazilly erschien als eine Romanheldin. Den Anfang machte die Empörung der spanischen Krieger. — Als sich nach einiger Zeit die Oper wieder auf die Bühne brachte, suchte ich sie deutlicher und interessanter zu machen, und verirrte einige pomphafte Verse auf. Ich legte in die ersten Scenen eine natürliche Einleitung, und bemühte mich, durch das Mitleid, welches die gefangenen Spanier dem Zuschauer einflößen, den widrigen Eindruck zu mildern, welche die nachherige Grausamkeit der Sieger einflößen mußte. — Seitdem habe ich, in verschiedenen Zwischenräumen der Darstellung, noch einige Abänderungen angebracht. *) Ich habe die Zubereitungen zum Opfer der gefangenen Spanier angeordnet, und den König Montezuma wieder auf seinen Thron gesetzt. — In den ersten Darstellungen sah man **) im zweiten Akte siebenzehn Pferde. Sie waren als historische Personen zu betrachten; denn man wird sich aus der Geschichte der Eroberung von Mexico erinnern, daß Cortez eine gleiche Anzahl Pferde zum Schrecken der Einwohner des Landes aufgestellt. Sie wurden in ein Ballet eingewebt, und die Gebrüder Franconi zeigten in diesem neuen Tanz ihre ganze Kunstfertigkeit. Gleichwohl wollte dies Schauspiel nicht sonderlich gefallen. Die vierbeinigen Künstler machten keine Pirouetten, keine Entrechats, keine Pas de deux, keine Solo's. Im Gegentheil war ihr Stampfen hinter der Bühne der Musik in den vorhergehenden Scenen hinderlich und störte das Orchester; man hörte und roch die neuen Comparsen, ehe man sie sah; und wenn sie erschienen, war die Besorgniß der möglichen Zufälle größer als die Schaulust. Die Bühne zum Reitstall zu machen, schien eine Reitknechts-Idee. Und da zugleich die Kosten der Darstellung ziemlich hoch anliefen, so blieben die siebenzehn Centauren nach der zehnten Vorstellung des Stückes weg, welches in seiner Neuheit überhaupt nur vier und zwanzig Mal gegeben wurde. Seitdem ist es, wie es gegenwärtig gespielt wird, immer neu und willkommen. — Die Dekorationen sind von Hrn. Degotti. Der Tempel von Talapuica, die prächtigste von allen, ist nach Herrn v. Humboldt's Zeichnungen, treu, nur verschönert. Anfangs war der Doppel-Adler Carl's V. in den Dekorationen angebracht; er mußte weggelassen werden, wegen der Aehnlichkeit mit dem russischen zweiköpfigen Adler. Damals war Frankreich im Kriege mit Rußland. ***)

3. „Die Bayaderen" (zum ersten Mal aufgeführt am 7ten August 1810, Musik von Catel). Die Bayaderen auf die Opern-Bühne bringen, hieß sie, so zu sagen, wieder in ihr Vaterland versetzen. Nirgends ist diese Classe von Schönen so einheimisch, als auf einer Bühne, wo Gesang, Tanz und Costüm allen Reizen der weiblichen Schönheit die beste Gelegenheit geben, sich zu entfalten und im vollsten Lichte zu zeigen. Das Talent des Hrn. Catel trug zu dieser Entwickelung mächtig bei, und paßte dem Gegenstande die herrlichste Musik an. Man hat bemerkt, daß diese Oper die erste französische ist, in welcher sich, unter Anderem, ein großes Ensemble-Stück befindet, worum die italienische Bühne so reich ist. — In den ersten Darstellungen war das Costüm der Bayaderen auf das allertreuste dargestellt. Eine junge Dame aus Chandernagor, welche sich eben in Paris aufhielt, hatte aus Indien einen vollständigen Bayaderen-Anzug mitgebracht. Sie war so gefällig gewesen, eine der Tänzerinnen damit zu bekleiden; der Zeichner copirte Kopfschmuck und Tracht, und auf diese Weise hatte man in Paris eine Bayadere vom Ganges. — Hr. Gardel führte in seinen Ballets zur Oper den Schawltanz ein, mit welchem in der Folge ein so erbärmlicher Unfug getrieben worden ist. — Wir schließen mit einer Anekdote, die uns wieder auf den sonderbaren Mann führt, dessen Geist, Auge und Ohr eine Zeit lang die ganze Welt umfaßte. Es ist bekannt, daß Napoleon, für den der Kanonendonner ein Concert war, und der bei dem Einsturz der Thronen und Reiche unerschüttert blieb, in der Musik nur schwache, geräuschlose, einförmige Harmonie liebte. Im Tuillerie-Theater, in den Tuillerie-Concerten mußten, wenn er zugegen war, alle Instrumente ohne Ausnahme gedämpft werden. Es ist seltsam, daß gerade der Mann, der den meisten Lärmen auf der großen Weltbühne machte, und welchen kein politischer Donner, kein politisches Erdbeben aus der Fassung bringen konnte, in der Tonkunst nur das Pianissimo liebte. Doch dem war einmal so, und Alles suchte seinem Geschmack zu huldigen und zu willfahren. Einige seiner Hofleute hatten ihm, ohne Grund, gesagt: die Musik der „Bayaderen" sey rauschend und lärmend. Man weiß das Gegentheil; nie gab es einen ungerechteren Vorwurf. Aber der Kaiser glaubte dem absichtlich ausgesprengten Gerücht, und nun ward dem Chef des Orchesters Befehl gegeben, die Musik der „Bayaderen" mit Dämpfern auf zu führen an dem Abend, wo der Kaiser die Oper besuchen wurde. Es geschah. Man gab die herrliche Composition mit der größten Eintonigkeit, ohne Nuancen, ohne Crescendo und Forte; man gab sich alle Mühe, den Eindruck der Effekte, der Contraste zu verwischen; so daß der Componist, den man nicht in Kenntniß des öffentlichen Streiches gesetzt, der ihm gespielt wurde, Mühe hatte, sein Werk wieder zu erkennen. Das eben so wenig vorbereitete Publikum konnte sich noch weniger den Umstand erklären, und ging noch weiter, als der erstaunte Tonsetzer; es rief verschiedentlich dem Orchester zu: „Lauter! lauter!" Wäre das Glück des Stücks nicht auf die vorher gehenden zehn Erfolge gegründet gewesen, so hätte es vielleicht an den Klippen der Dampfer Schiffbruch leiden können. — Herr Jouy schließt mit der Anerkennung des hohen Verdienstes der Goethischen „Bayadere", welcher er mit edler, freimüthiger Bescheidenheit den Vorzug über sein eigenes Stück einraumt. A. Schelt.

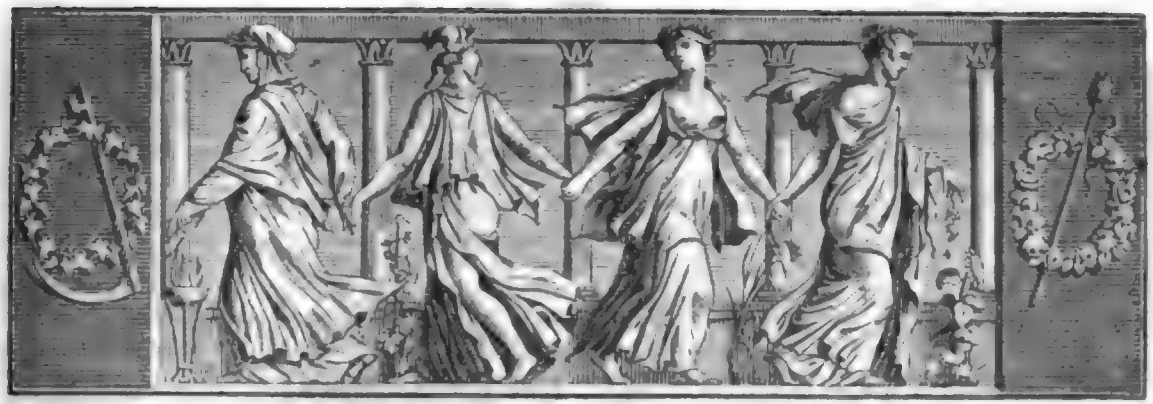
Mit Griechenlands Freiheit wachen auch seine Redner, seine Dichter wieder auf. Wie ein neuer Ulysses an die alten Heiden Griechenlands, so erinnert ein Joannides Kalvos an dessen alte Dichtungen. In Zante geboren, durchzog er nach und nach Frankreich, England, Deutschland, Italien, und, an Erfahrung und Kenntnissen gereift, besingt er jetzt den Sieg und feuert seine Mitbürger zu neuen Triumphen an. Seine Gefühle sind edel und kräftig, seine Bilder lieblich und zart, seine Gedanken tief und erhaben. In der Ode „auf das Unglück von Chios" heißt es unter Anderem: „Gleich der sausenden Flöte, die, von eines Sterblichen Lippen berührt, klagende, scheidende Töne verhaucht, gleich dem Südwinde, der Abends durch die Gebüsche sein schauerliches Geheul ertönen läßt, so schlägt an das einsame Ufer der verödeten Insel die schwarze Fluth in ihrem einförmigen Trauerton! Klare, geheiligte Woge der egeischen See! Du badest nicht mehr die blendenden Glieder der Jungfrauen von Chios, du bist verwaiset! Jene himmlischen Jungfrauen schönten gezwungen der Begierde von Barbaren; ihre schuldlosen Reize wurden durch das Gelüst blutdürstiger Despoten gebrandmarkt! An der Stelle, wo die Musen Griechenlands einst ihre geheiligte Fackel gezündet, und in trunkener Wonne den Boden unter ihrem rhythmischen Schritt ertönen ließen, da höre ich jetzt die Trompete einer ungezähmten Horde, ich sehe der Ungetreuen blutige Fahne durch die Lüfte flattern u. s. w." (Constitut.)

*) Diesem Beispiel ist Hr. Spontini in der deutschen Oper gefolgt, wie sie jetzt in Berlin gegeben wird.

**) Und sieht sie noch jetzt in Berlin.

***) Hr. Jouy sagt irrig: mit Preußen.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 17. Januar. 10tes Blatt.

Aelteſtes Stadtrecht von Halberſtadt.

Als die Städte in Deutſchland durch Betriebſamkeit und Gewerbfleiß an Flor und Anſehen immer mehr zunahmen, waren ſie darauf bedacht, die Vogteien und Schultheißen-Aemter, die im Namen des Landesherrn die Gerichtsbarkeit verwalteten, an ſich zu bringen und die Befugniß zu erhalten, ihre obrigkeitlichen Perſonen aus ihren eigenen Mitteln erwählen zu dürfen. Nothwendig mußten nun für die ſtädtiſchen gemeinen Weſen gewiſſe Statuten entworfen werden, welche die Rechte der Bürger gegen einander beſtimmten und für die öffentliche Sicherheit Sorge trugen. Das älteſte dieſer Stadtrechte iſt das Soeſter, dem das Schleswigſche und Straßburger, und im dreizehnten Jahrhundert eine Menge anderer folgten, von denen das Braunſchweigſche am berühmteſten geworden iſt. — Auch Halberſtadt hatte ſein eigenes Stadtrecht, deſſen Original-Codex auf dem dortigen rathhäuslichen Archiv befindlich iſt. Es beſteht aus 168 Blättern von Pergament und fünf Blättern ſtarken Papiers, deren in zwei Columnen abgetheilte Seiten über eine halbe Elle breit ſind. Es iſt in hölzernen Decken mit ledernem Rücken eingebunden, die mit Meſſing beſchlagen und auf jeder Seite mit fünf meſſingenen Buckeln verſehen ſind. Die Anfangs-Buchſtaben eines jeden Geſetzes ſind theils roth, theils grün; beſonders iſt bei dem Anfangs-Buchſtaben eines Haupt-Capitels ein langer, die ganze Seite einſchließender Schweif angebracht. Die Zeit ſeiner Anfertigung iſt nirgends bemerkt; aber höchſt wahrſcheinlich iſt er im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zuſammen getragen. Denn gerade um dieſe Zeit beſaß der Magiſtrat die Stadtgerichte, die er vorher nie gehabt hatte, pfandweiſe, und außerdem laſſen die Geſtalt der Buchſtaben und die Uebereinſtimmung mit andern Stadtrechten dieſer Zeit auf jenes Jahrhundert ſchließen. Es heißt gleich anfangs: *)

„Der Rath der Stadt Halberſtadt hat Ueberlegung gepflogen mit Uebereinſtimmung und Vollwort der Kaufleute und Wolwerchten (?) und Gilden der Stadt, daß ſie ihr Recht in dies Buch bringen wollen, damit ſie deſto redlicher männiglich darnach beſchieden werden können. Jeder Rath ſoll bei ſeinem Eide darauf halten, daß man in dies Buch kein Recht einſchreibe, es ſey denn von den Kaufleuten und Bergleuten und den Gilden vorher geprüft, ob es recht ſey.“

Schon die Ueberſchriften dieſes alten Rechtsbuches zeugen von der Unvollſtändigkeit der damaligen Geſetzgebung und wie viel dieſe in neueren Zeiten dem römiſchen Rechte zu verdanken habe, das, in einer Reihe von mehr als tauſend Jahren, aus dem Kern griechiſcher Geſetze zu einem Baum empor gewachſen iſt, der in der Folge beinahe ganz Europa unter ſeinen Schatten genommen hat; aber auf der andern Seite iſt dies alte Geſetzbuch ein ſchätzbares Denkmal des Charakters, der Denkungsart und der Cultur der Städte in den damaligen Zeiten, die ſich in allen dieſen Be-

*) Es iſt in dem Folgenden das ſchwer verſtändliche Altdeutſch ſo genau als möglich übertragen.

ziehungen seit 350 Jahren so geändert haben, daß ihre Gesetze ihren Bürgern so wenig, als eine alte Ritter-Rüstung anpassen würde. Alles steht mit unsern Zeiten im umgekehrten Verhältnisse. Wir haben Ueberfluß an baarem Gelde, und dennoch ist Jeder, bei den vermehrten Bedürfnissen, genöthigt, sich ein zu schränken; damals war Mangel am Gelde und auf der andern Seite der ausschweifendste Aufwand. Man staunt über den Luxus bei Hochzeiten, den der Rath durch folgende Verordnung einschränkte:

„Welcher unsrer Bürger eine Jungfrau oder Wittwe nimmt, dem man 100 löthige Mark (ungefähr 1400 Thaler) mitgiebt, der mag Gäste haben zu 50 Schüsseln und nicht mehr, ohne 5 Lustigmacher, 5 Schenken und Spielleute."

„Giebt man einem 60 Mark (840 Thaler) mit, so mag er zu 30 Schüsseln haben."

„Wenn man 40 Mark (660 Thaler) oder weniger als 40 Mark mitgiebt, so wenig das auch sey, der mag zum Höchsten 20 Schüsseln haben; doch soll man zu einer Schüssel nicht mehr als zwei Leute setzen, und man soll am Abend haben 5 Gerichte und nicht mehr, und des Morgens 3 Gerichte und nicht mehr."

(Der Schluß folgt.)

Geschichte des Herrn Du Perron.

(Fortsetzung.)

„Darauf ward Persien der Gegenstand ihrer Betrachtungen. Dort fand der Engländer das im Occident fast ganz vergessene System des Lehnrechts wieder. Sehr genau kannte der Greis einen der Günstlinge des Königs von Persien, dessen Berichte ihn hatten voraus sehen lassen, daß Persien, welches sich immer mehr civilisirte, und die Mannszucht unter seinen Truppen stets zu verbessern wußte, bald glänzende Triumphe über die Ottomanen erlangen würde. — Unermüdet in ihrer idealischen Reise, gelangten die beiden Wanderer nach der Türkei, und bemerkten dort alle Symptome, welche die Auflösung und den Fall eines Reiches verkünden. Der Greis, der mit einem der Vezire des Sultans eng befreundet gewesen, war von diesem mit mehreren geheimen Sendungen beehrt worden. Es war ein für seine Zeit und sein Land höchst weiser Mann; gegen den Gebrauch der Muselmänner hatte er nur eine Frau, die er nächst seiner Tochter leidenschaftlich liebte. Von ihm erfuhr er mit Erstaunen, daß das türkische Reich, weit entfernt, eine, wie man gewöhnlich glaubte, despotische Monarchie zu seyn, eine anarchische Republik wäre, die von den Ulemas, einer sonderbaren, aus Imans oder Priestern, Cadi's oder Richtern, Kiaya-Beis oder Statthaltern, und Janitscharen-Aga's oder hohen Militair-Personen, bestehenden Versammlung regiert würde, welche die Sultane erdrosselten, sobald sie Miene machten, das Scepter, d. h. den Säbel, wieder mächtig werden zu lassen, oder Unwissenheit und Fanatismus durch Religion und Vernunft etwas aufklären wollten.

Nachdem sie Palästina im Fluge durcheilt, und dem Geist des Christenthums in diesem öden Lande, welches an geschichtlichen Denkmälern nur ein Grab auf zu weisen hat, gefolgt waren, brachte ihn der Greis, ohne seinem Schüler die nöthige Ruhe zu gönnen, noch ohne ihm einmal zu erlauben, seinen brennenden Durst mit einem Becher schlammigen Wassers aus dem Jordan zu stillen, nach Griechenland. — Die belehrende Unterhaltung über dies alte Vaterland des Ruhmes und der Musen währte mehrere Tage, und der junge Lord, der durch so viel Unfälle, die dies Land erdulden müssen, ganz traurig geworden, erfuhr zuletzt von seinem achtbaren Führer mit Entzücken die Heldenthaten der Neugriechen in unsern Tagen, welche, ungeachtet sie von allen Kreuzeserben kalt verlassen, die Freiheit wieder aufrichten und mit ihrem Speer des Halbmondes Joch abschütteln.

Um seinem Berichte mehr Glauben zu schaffen, rief der Greis einen Griechen, der eben in seiner Nähe stand, herbei, und der Zufall wollte, daß der Lord den Bericht aller der glänzenden Thaten in einem Saale hörte, wo ein schönes Frauenzimmer in Minerva's Rüstung präsidirte; den Helm auf dem Haupte, die Aegide am Arm und die Lanze in der Hand, stolz jungen niedlichen Griechinnen ihre Befehle ertheilte, die den beiden Reisenden Kaffee und Sorbet reichten.

Wir wollen den beiden Freunden nicht nach Italien folgen, denn dort hört man nur das Getöse deutscher Trommeln, welches glücklicher Weise zuweilen von melodischer Musik, der einzigen Kunst, die in diesem reizenden Lande noch ihre Freiheit bewahrt, unterbrochen wird. — Der Führer des Lords hatte den Papst gekannt und bewahrte in tiefster Ehrfurcht einen Rosenkranz auf, den er von diesem, im Unglück eben so muthvollen, als im Glücke anspruchlosen Priester erhalten.

Darauf ward Deutschland des jungen Engländers Aufmerksamkeit würdiger Schauplatz; seinem Führer folgend, fand er mit gewissem Unwillen unsere französischen Krieger in allen Hauptstädten des Reiches wieder. Dort war der Greis auf seinem Felde; er hatte viel mit dem Kaiser Joseph geredet, war mit dem Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, dem Kaiser Franz II., den Königen von Sachsen, Preußen, Bayern, Würtemberg, und einem andern Monarchen, dem Könige der Niederlande, der zwei durch des Schicksals Launen vereinte, wiewohl an Religion und Sitten verschiedene Völker regierte, zusammen gewesen. — Des jungen Lords Führer hatte mit meh-

teren, theils fremden, theils franzöſiſchen, berühmten Feldherren in engem Freundſchafts-Verhältniß geſtanden, ſo daß er ſeinem Eleven viele Begebenheiten mittheilen konnte, welche die Geſchichte noch nicht aufgezeichnet.

Du kannſt wohl denken, daß über die Reiſe nach Sachſen unſere beiden Freunde Polen nicht vergaßen. Sie durcheilten die Wälder, dies trübe Aſyl, wo das lange Blutvergießen in einer dreifachen Herrſchaft endete; mit immer ſteigender Verwunderung mußte man dem Alten zuhören, wenn er von den Revolutionen, die in dieſem Lande gewüthet, erzählte; denn er hatte den König Stanislaus Auguſt Poniatowsky in ſeiner Jugend, den tapfern Koſciusko in ſeinem Alter gekannt.

Voll Erſtaunen ſah darauf der Engländer, wie genau ſein Führer die verſchiedenen Gegenden der Schweiz kannte, indem er mehrmals in ſeiner Gegenwart die Fehler, welche einige junge Schweizer, die ſich mit ihm unterhielten, in ihrer Beſchreibung machten, berichtigte. — Was aber ſeine Verwunderung auf's Höchſte ſteigerte, war, daß der Alte England beſſer, als er ſelbſt, zu kennen ſchien; verſchiedene Male hatte er die berühmten Antagoniſten Pitt und Fox geſehen, und ein beſonderes Vergnügen daran gefunden, einige ſchottiſche Bergbewohner über ihre jetzigen Sitten, ihre alten Barden und dichten Wälder zu befragen.

Auch durch den Ocean ließen ſich unſere beiden Freunde nicht in ihrer Reiſe aufhalten; gründlich kannte der Greis die Revolution im nördlichen und die neuern Unruhen im ſüdlichen Amerika; von Franklin hatte er Vieles gelernt; Monroe, den Präſidenten der vereinigten Staaten, eben ſo wie Jefferſon gekannt; Lafayette war ſein General geweſen; der gelehrte Condamine hatte ihn die romantiſchen Ufer des Amazonen-Fluſſes, Bougainville und Naſſeau die Inſeln im ſtillen Meere kennen gelehrt; endlich ſogar hatte der Greis das mit eigenen Augen geſehen, was noch von Keinem beſchrieben worden, nämlich Wilde, die mit natürlichen Schuppen bedeckt waren.

Von dort kamen die beiden Reiſenden, auf ihrer Rückkehr nach Afrika, an dem traurigen Felſen vorüber, wo des Verhängniſſes Wille Prometheus, zu ſeinem Ruhme, ein entſetzliches Loos zu Theil werden ließ; und ſeufzend beſchrieb der Greis jene Inſel ſo genau, als wäre er ſelbſt dorthin verbannt geweſen. — Sie kamen darauf nach Afrika an die Ruinen des alten Carthago. Des Lords Führer hatte mit einem Vornehmen vom Hofe des Kaiſers von Marokko vertrauten Umgang gehabt, und konnte deshalb dem jungen Engländer das Wenige berichten, was man von einem Lande weiß, wo die Menſchen in ihrem Charakter den Löwen der Wüſte gleichen. — Dann ging es nach Portugall und Spanien. Die ausgezeichneteſten Männer dieſer beiden Länder hatte der Greis perſönlich gekannt, Aranda, Suza, Hernando-Nunnez, und ſelbſt den berühmten Herzog von Braganza, den alle Höfe Europa's nach einander geſehen und hoch geehrt hatten.

Lord Littlehead brannte vor Begierde, die entſetzlichen Geheimniſſe des furchtbaren Inquiſitions-Gerichts, jenes ſchaudervollen Schlundes, dem man ſich ſo ſchwer ohne Gefahr zu nahen vermochte, zu erfahren. Vollkommen befriedigte der Greis ſeine Neugierde, und rollte, da ein Sekretair jenes Officiums ſein intimer Freund war, das ganze Archiv dieſes alten Denkmals eines blutgierigen Fanatismus vor ihm auf."

(Die Fortſetzung folgt.)

Einzelne Gedanken.

Der Mode braucht der Weiſe ſich nicht zu unterwerfen, wohl aber dem Gebrauch. Jene iſt nachſichtig, dieſer gebieteriſch.

Die Erfahrung iſt ein Arzt, der ſich nur nach überſtandener Krankheit einſtellt.

Zwei Perſonen, die ſich lieben, trennen ſich leichter, als Zwei, die ſich nicht mehr lieben.

Es giebt Geizige für die Vergangenheit, wie für die Zukunft. Sie vergraben ihre Lebensgeſchichte, wie ihr Geld. T. L. Secha.

Auf dem Berge.

Da ſteh' ich, an der Fichte Stamm gelehnt,
Den Wolken nah', auf hohem Bergesgipfel:
Der wilden Sträucher Dornenhecke dehnt
Sich um mich her, kein Lüftchen regt die Wipfel.
In tiefes Dunkel hüllet ſich die Welt,
Und Todtenſtille füllt mein Herz mit Bangen,
Nicht eines Sternes milder Schimmer fällt
Auf mich herab — hält mich das Grab umfangen?
Die Nebel dort, wie abgeſchied'ne Geiſter,
Entſteigen ſie der Thäler tiefem Grund,
Hinauf zu ſchweben zu dem ew'gen Meiſter,
Deß Hand umfaßt der Erde weites Rund?

Doch ſieh! dort röthet ſich in weiter Ferne
Des Himmels Bogen, und die Sonne naht;
Der Morgen folgt dem ſchönen Morgenſterne,
Wie Aehrenlicht der hoffnungsgrünen Saat;
Und aus dem Thal, wo ſich die Kirch' erhaute,
Schwingt ſich herauf der helle Glockenklang,
Und leiſe tönt mit feierlichem Laute
Die Orgel drein und rührender Geſang.
O, welcher Ahnung bin ich mir bewußt,
O, welch Gefühl der Wonne und der Trauer!
Mir wogen Tod und Leben in der Bruſt,
Der Auferſtehung Jubelſchauer.

Franz Fihinger.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Gleichſam als wäre Verſäumtes nach zu holen, eilte die hieſige Bühne, uns gegen das Ende des jüngſt verfloſſenen Jahres mit Novitäten faſt zu überhäufen. Wir wollen jedoch damit nicht geſagt haben, daß unſere Regie ſich zu

stehen glaube, wenn sie nur Vielerlei liefere, und um das Viel sich geradezu keine Sorge mache. Freilich war Weniges gut, Vieles mittelmäßig, Manches schlecht, was uns im verflossenen November- und Dezember-Monate, außer den Opern „Libussa" und „Abu-Hassan": „der geheime Ober-Finanzrath", Lustspiel in zwei Akten, von van der Velde; „die Ueberbildeten", Posse in einem Akt, von L. Robert, †††*); „Hermann und Dorothea", dramatisches Idyll in drei Akten (nach Goethe?), vom Dr. Töpfer; „Vielliebchen", Lustspiel in einem Akt, †††, von C. Lebrün und „die Schule der Alten", Lustspiel in fünf Akten, ††† von v. Mosel. Vielerlei! und im Ganzen doch nicht viel. An eigentlichem dramatischen Gehalte dürfte — seltner Fall! — die Oper „Libussa" alle den genannten größeren und kleineren Stücken vor zu ziehen seyn: der Kunstfreund, der die Musik nur als helfende Schwester theatralischer Darstellung würdigt, nicht aber ihr den Vorrang vor Thalien und Melpomenen einräumt, kann es nur bedauern, daß ein so gut gehaltenes historisches Drama, wie diese „Libussa", durch die langen, für den dramatischen Effekt durchaus wirkungslosen Arien, Cavatinen und Triller fast ganz verzettelt worden ist. Man streiche aus der Oper „Libussa" zuvörderst die ganze Musik und dann hiernächst Reden weg, die um des Orchesters willen hineingelegt worden sind, so bleibt ein Drama übrig, dem nur wenige Federzüge (?) abgehen, um als ein regelrechtes Drama der deutschen Bühne Ehre zu machen. Weil doch einmal von Opern hier die Rede ist, so sey es erwähnt, daß sowohl „Libussa" wie „Abu-Hassan" sich, der Musik wegen, hier keines besonderen Beifalls erfreuten. Der berühmte Tonsetzer des „Freischütz" ist aus seiner Musik zum „Abu-Hassan" eben nicht wieder erkannt worden, und nur das überaus treffliche Spiel unsers Klengel als „Abu-Hassan" und unserer fleißigen Pohlmann, als dessen Gattin, war im Stande, der ziemlich lang aufgesponnenen Intrigue in etlichen Momenten Beifall zu erringen. — Van der Velde, der zu früh Heimgegangene, war selbst ein zu guter Erzähler, als daß man es ihm Dank wissen könnte, daß er die ihm inwohnende, wohl all zu schwache Kraft für dramatische Erzeugnisse an einer Erzählung Claurens versuchte. Zu solchem Wiederkäuen ist eine einzige Zahnmühle hinreichend, und unsre dramatische Garküche ist, wie „die Kartoffeln in der Schale" übersättigend beweisen, mit einer solchen versorgt. — Molière's „Précieuses ridicules" liegen in der Schilderung längst vergangener Pariser Sitten und Gebrechen zu fern von uns; es war also voraus zu sehen, daß der geistreiche deutsche Bearbeiter die Fabel des Stücks auf die neuesten Zeiten verwenden würde; daß er es aber im Uebermaaß that, muß nachtheilig auf seine Arbeit wirken. Geschwächt hat er selbst die dramatische Wirkung, die seine „Ueberbildeten" hervorbringen könnten, indem er bei den als Edelleute verkleideten Lakaien die Herren von der Schuhbürste durchaus nicht, oder doch nicht deutlich genug durchschimmern läßt, auch hat der Jargon, den sie vorbringen, zu viel Logik, zu viel wirklich Gelehrtes, so daß die dramatische Wahrheit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit verloren geht. Was aber nun die Verkleideten zu wenig zeigen, das zeigen die Entkleideten, die am Schlusse in den Livreen dastehen, wiederum zu viel; denn der krasse Hohn, mit welchem sie, nach Statt gefundener Katastrophe, über die bejammernswürdigen beiden Heldinnen des Stücks herfallen, ist widerwärtig. Der schätzbare Verfasser dieser Kleinigkeit, der sich in seinen Zwischenspielen zum „Kassius und Phantasus", dem würdigen Seitenstück zu „Krieg den Philistern", als trefflicher Satyriker kund giebt und der in den drei ersten Akten — minder im vierten und noch minder im fünften Akt — seines Trauerspiels: „die Macht der Verhältnisse", als vollendeter Dramatiker da steht, wird in dem oben ausgesprochenen Tadel über seine „Précieuses" die hohe Achtung nicht verkennen, die wir für sein überwiegendes Talent hegen. — „Hermann und Dorothea" soll ein Idyll nach Goethe's unsterblichem Gedichte gleiches Namens seyn. Wäre es nur eins! — Gestattete Hr. Dr. Töpfer aus jener Goethe'schen Schöpfung wirklich ein Drama, das wetteifernd mit dem Urgedicht gewaltig alle Herzen ergreifend über die Bühne zu schreiten ermächtigt wäre: so hätte Hr. Dr. T. zwar immer einen Frevel begangen, jedoch einen Frevel, der so wohlthätig auf unsere dramatische Literatur gewirkt haben würde, daß der herrlichste Dichterlohn für nun und immer des Hrn. Dr. Töpfers wohl verdientes Eigenthum hätte werden und bleiben müssen: so aber hat Hr. Dr. Töpfer sich an Goethe's Gedicht versündigt; denn auf den ersten Blick ergiebt sich das vorliegende, dem Meisterwerke nachgebildete Drama als ein dürrer, kraft- und saftloser Strauch, an den einige der vollsten Blüthen, geraubt von dem ewig jungen Rosenhain des Urgedichts, mit Stecknadeln oder Reimkleister angeheftet wurden, um dadurch den unkundigen, so wie den gutmüthigen Theil des großen Publikums zu gewinnen. — — — Wer übrigens der Meinung seyn sollte, das Töpfersche Surrogat sey dem Goethe'schen Naturprodukt vor zu ziehen, oder ihm auch nur zu vergleichen, dem widersprechen wir hiermit nicht, sondern wünschen ihm fortdauernd seinen guten Glauben! *)

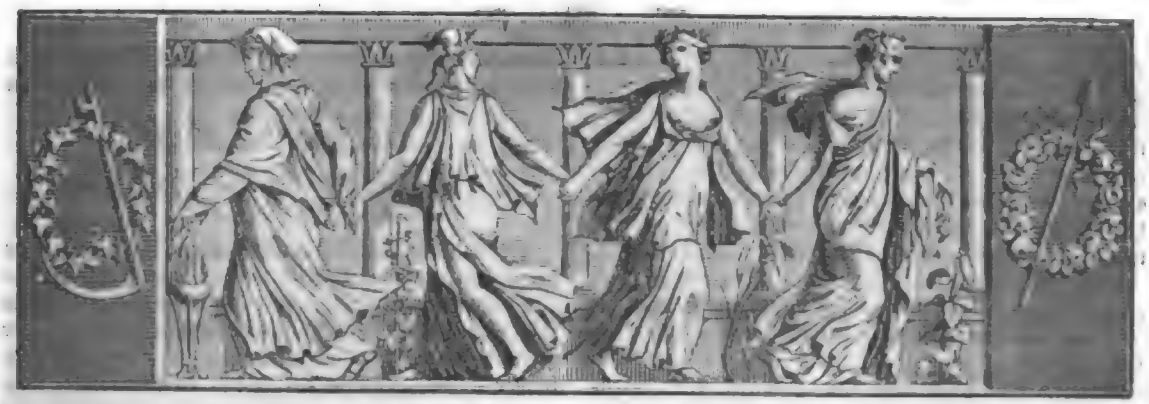
(Der Schluß folgt.)

*) So wie dieses Lustspiel jetzt ist, verleugnet es fast — und darin hat der Dichter gewiß die richtige Ansicht dargethan — den französischen Ursprung und zeigt sich in einer Art von Eigenthümlichkeit. D. R.

*) Wir wollen mit dem Verfasser dieses — hier noch etwas abgekürzten — kritischen Ausfalls nicht rechten, dagegen aber doch bemerken, ein Verdienst wenigstens kann dem, bis jetzt auf allen Bühnen, wo es gegeben wurde, mit Beifall aufgenommenen Stück nicht abgesprochen werden: daß es nämlich auf die Goethe'sche Dichtung denjenigen Theil des Publikums aufmerksam macht, dem sie bisher noch unbekannt blieb. Wenn man etwa der Meinung ist, es gabe einen solchen Theil gar nicht mehr, so ist dies — leider — ein Irrthum. Wir könnten bei dieser Gelegenheit ein Paar Geschichtchen erzählen, welche wundersam sprechen würden über die Schwierigkeit, in Deutschland ein anerkanntes Werk auch allgemein gekannt zu sehen. D. R.

Polyorama, oder 620,448,401,735,233,439,360,000 Ansichten Italiens; so heißt eine Zusammenstellung von Carten, welche lauter Bruchstücke von Landschaften und so gezeichnet sind, daß schon zwei davon, aber auch so viel man deren will, neben einander gesetzt, immer eine annehmliche Landschaft bilden. Die erste Lieferung fand so großen Beifall, daß der Unternehmer jetzt Italien zum Gegenstand wählte, und dies aus 24 Carten bestehen ließ. Die Zusammenstellung dieser 24 Carten giebt nun obenstehende ungeheure Summe verschiedener Ansichten. Denkt man hierbei, daß man auf jede Umformung eine Minute zubringt, so kommt man erst in 1,180,457,385,337,213,545 Jahren und 75 Tagen damit zu Ende; und wenn alle Einwohner der Erde, die wir auf eine Milliarde anschlagen, sich damit beschäftigten, so daß Jeder seine Zahl Zusammenstellungen bewerkstelligte, so brauchten sie dennoch 1,180,457,385 Jahre. Es ist dies über 196,742 Mal so viel Zeit, als die Welt steht!! Rechnet man dagegen, daß jene 24 Carten den Raum eines Meters einnehmen, und man legte immer eine Zusammenstellung neben die andere, so würden alle jene Gemälde eine Strecke von 62,047,840,173,323,443,936 Myriameters bedecken. Also über 1,400,000 Millionen Mal den Umkreis unserer Erde! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 19. Januar. 11tes Blatt.

Geſchichte des Herrn Du Perron.

(Fortſetzung.)

„Nachdem Beide endlich ihre Gedanken-Reiſen in Frankreich geendigt, fanden ſie ſich in dem, jenem in den Erzählungen der „Tauſend und eine Nacht" beſchriebenen Pallaſte ähnlichen Tauſend-Säulen-Kaffehauſe wieder; im Innerſten erfreut umarmte der junge Lord ſeinen Führer, und dankte ihm herzlich für die ſo belehrende und ſo wenig ermüdende Reiſe, die er ihn in ſo kurzer Zeit hatte machen laſſen.

Alle dieſe Unterhaltungen indeß ließen in dem wißbegierigen Geiſte des Engländers eine gewiſſe Leere, die er aus zu füllen ſich eiligſt bemühte. „Mein theurer Mentor!" ſprach er zu ſeinem alten Reiſegefährten; „unter ſo vielerlei Dingen, die Sie mich kennen gelehrt, iſt eines, worüber Sie mich in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen haben. Unſere Reiſe um die Welt iſt zu Ende, und noch weiß ich nicht, mit wem ich gereiſt bin. Ihnen verdanke ich die Geſchichte ſo unendlich vieler Menſchen und Länder, doch weder Ihre eigene Geſchichte noch Ihr Name iſt mir bekannt geworden; theilen Sie mir nun auch etwas mit, was Sie ſelbſt betrifft. Während Ihrer Berichte bin ich mehr als einmal in Verſuchung gerathen, Sie — nicht für Minerva, denn Ihr Telemach wäre einer ſolchen Ehre nicht werth geweſen; ſondern für den ewigen Juden oder für ein Glied ſeiner Familie zu halten."

„Was den ewigen Juden betrifft", ſprach der Greis lächelnd, „ſo ſollen Sie bald ſehen, daß ich auch nicht das geringſte mit ihm gemein habe. Da übrigens, obwohl mein Leben den größten Abwechſelungen unterlegen und reich an Begebenheiten jeder Art iſt, in meiner Geſchichte durchaus nichts liegt, was ich Ihnen als Geheimniß verbergen dürfte, ſo will ich ſie Ihnen, weil Sie es wünſchen, kurz erzählen. Sie werden aus ihr erſehen, daß ich in dem beſchränkten Kreiſe meines Daſeyns faſt alle Launen des Schickſals erfahren und, unaufhörlich von dem Geſchick umher geworfen, vielleicht mehr als irgend Jemand bald ein Spielball, bald ein Opfer meiner und fremder Leidenſchaften geweſen bin.

Meine Familie, Milord, lebte ſtets in Paris in tiefer Vergeſſenheit, aus der ich ſie wahrlich nicht hervor rufen werde, um Sie unnöthig zu langweilen. Mein Vater war vielleicht der Erſte, der ſie etwas bekannter werden ließ: das eigenſinnige Schickſal erfreute ihn einſt mit ſeiner Gunſt, und zu der Zeit, wo ein Ausländer, der Schotte Law, nach Frankreich kam und mit ſeiner Zauberruthe die Reichen in Arme, die Armen in Reiche verwandelte, ward mein Vater, der ſich damals de Launе nannte, und, wenn gleich nur ein kleiner Krämer, doch einige Staatspapiere beſaß, die er geſchickt zu benutzen wußte, bald ein reicher und angeſehener Mann. — Er änderte ſogleich Sitten und Stand, und nahm nächſtdem, aus Erkenntlichkeit für den Ort, wo der Zufall ihm am günſtigſten geweſen, deſſen Namen an. Die erſte Metamorphoſe, die aus ſeinem erſten Geſchäft entſprang, war ein neben dem königlichen Schatz belegenes Haus geweſen, welches

dicht an jenen kleinen Durchgang ſtieß, der von der Straße Neuve-des-Petits-Champs in dieſen Garten führt, und welcher ſpäter, zur Zeit unſerer Revolution, nur zu bekannt geworden. — Auf dieſe Weiſe kam mein Vater zu dem Namen Du Perron, der ſich auch auf mich vererbte; kaufte ein Haus, welches nach dem Garten des Palais-Royal hinaus ging, und ſah endlich durch meine Geburt alle ſeine Wünſche erfüllt.

Von meiner Kindheit will ich Ihnen nicht viel vorſchwatzen, ſie war eben nicht merkwürdig; nur Eines muß ich Ihnen ſagen, nämlich, daß unter allen Kindern meines Alters nicht ein einziges zu finden war, welches mich an Neugierde, Lebhaftigkeit und zugleich an Trägheit übertraf. — Der einzige Unterſchied zwiſchen uns Beiden iſt der, daß Ihr Vater durch zu große Nachſicht Ihre Trägheit begünſtigte, während der meinige im Gegentheil mich mit Strenge und Gewalt zum anhaltenden Studiren zwang. Latein, Griechiſch, Geographie, Geſchichte, Philoſophie, Theologie, alte und neue Literatur, Mathematik, Phyſik, Alles mußte ich wider meinen Willen treiben; und ſonderbar genug wollte es der Zufall, daß ich ſtets Lehrer erhalten mußte, die ſich nicht mit Oberflächlichkeit begnügten.

Nachdem ich den nöthigen Unterricht im Tanzen, Muſik und Fechten — Alles Dinge, die eben ſo angenehm als nützlich ſind, die aber zu oft das wieder verderben, was durch fleißiges Studium gewonnen worden — erhalten, mußte ich die Apothekerkunſt erlernen und einen Curſus in der Anatomie durchmachen, ward endlich ſogar gezwungen, ein ganzes Jahr, wie ein Alterthumsforſcher, die geſchnittenen Steine und Medaillen aus dem Cabinet eines großen Fürſten zu ſtudiren und einige Gemälde in ſeiner herrlichen Sammlung zu copiren. — Sie ſehen, wie man meiner armen Trägheit zuſetzte! Zu meinem großen Kummer gönnte man ihr nur eine einzige Freiheit: nämlich die des Spazierengehens. Zeit genug hatte ich, ſie zu genießen; doch mußte ich mich beſchränken, ſie zwiſchen Garten- und Bibliothek-Beſuch zu theilen und die verſchiedenen Collegien an zu hören, wozu die väterliche Liebe mich fleißig antrieb.

Ich trat in mein achtzehntes Jahr, als ich meine Mutter verlor; mein Vater folgte ihr bald, und ſo blieb ich in einem Alter, das für die Weisheit am gefährlichſten iſt, unumſchränkter Herr meiner Zeit und meines Vermögens. — Sie werden leicht begreifen, daß die eben errungene Freiheit meinen Studien ein Ende machte; ich nahm fortwährend noch Unterricht, jedoch, zu meiner eigenen Schande muß ich es geſtehen, nur in den Vergnügungen, der Liebe, dem Spiel, der Zerſtreuung und Schwelgerei. In einem Augenblick erſetzte ich meine Profeſſoren durch Reſtaurateurs, Pharo-Banquiers, Lehrer in der epicuriſchen Wiſſenſchaft und Nymphen, deren Gunſt ich leichter zu erlangen im Stande war, als die der Muſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aelteſtes Stadtrecht von Halberſtadt.

(Schluß.)

In neueren Zeiten hat ein beſſerer Geſchmack, eine größere Feinheit der Sitten und beſonders eine Menge von Ausgaben für Dinge, von denen die damalige Welt nichts wußte, zur Einſchränkung der Schwelgerei mehr gewirkt, als alle Aufwands-Geſetze, die derſelben noch immer Raum genug ließen. Denn freilich konnte man vor 4—300 Jahren mit 1000 Thalern gewaltig viel ausrichten, da jetzt die höheren Stände ſehr ſparſam mit einer gleichen Summe umgehen müſſen, wenn ſie damit jährlich nur leidlich ausreichen wollen. Der damalige Pfennig galt 8½ Pfennig unſeres Geldes; der Schilling, deren 40 auf eine Mark gingen, betrug 8½ Groſchen, und ein Vierding (Ferto) hatte den Werth von 8 Groſchen. Das Geld war ſelten und hiernach richtete ſich der Preis der Bedürfniſſe. Es heißt in dem Stadtrechte:

„Wenn man kauft den Scheffel Rokken um einen Vierding (8 Gr.), ſo ſoll das Pfennigbrot wiegen 6 Pfund zu der Zeit, wenn 2½ Pfund Pfennige eine löthige Mark gelten.“

„Wenn der Scheffel Waizen gilt 1½ Vierding (12 Gr.), ſo ſoll das Pfennigbrot weißen Guts und eine Wecke 2½ Pfund wiegen und ein Faß Bier ſoll man um 6 Pfennig (7 Gr.) geben.“

Bei dem hohen Werthe des Geldes in den damaligen Zeiten war es kein Wunder, daß ſogar Capital-Verbrechen damit bezahlt wurden. Man theilte Wunden nach der Tiefe und Länge, oder nach der Größe der Glieder ein, die ſie trafen, und ſchätzte ſie ſodann nach Geld. Der Richter ſprach nur in ſolchen Fällen ein Urtheil, wo ein Kläger auftrat. Wurde ein Fremder erſchlagen, deſſen ſich Niemand annahm, ſo blieb die Obrigkeit unthätig, ſo wie ſie ſich in das Geld theilte, das der Mörder für den von ihm Erſchlagenen bezahlen mußte.

„Wer einen todt ſchlägt, der eine Frau hat und keine Kinder, und will man den Mann mit Geld beſtrafen, das Geld nimmt die Frau.“

Eben ſo veranlaßte die Seltenheit des Geldes und deſſen hoher Werth die unnatürlichſten, empörendſten Verbrechen, deren Möglichkeit das jetzt veredelte menſchliche Gefühl bezweifeln ſollte.

„Wenn ein Mann ſein eigenes Kind feil bieten und den Juden verkaufen wollte innerhalb unſrer Stadt, und es verlautbarte unter den Leuten, den laſſen wir richten und laſſen ihn ſetzen auf ein Rad.“

Ueberhaupt lag das Criminalrecht und der peinliche Prozeß im Argen, wie man aus den herrschenden Strafen ersieht, die oft schon um bloßer Anzeigen willen ausgeübt wurden.

„Ein Christ, der ungläubig ist oder mit Giftmischung umgeht und des überwiesen wird, den soll man auf einem Roste verbrennen.“

„Der einen tödtet, oder verwundet, oder fängt, oder wegführt, oder brennt ohne Mordbrand, oder den Frieden bricht, dem soll man das Haupt abschlagen; den Verräther und Münzverfälscher soll man in einem Kessel brennen.“

„Wird ein Beutelschneider mit einem geringeren Diebstahle, denn 5 Schillinge werth, ergriffen, der keinen Daumen oder kein Ohr hat, oder durch die Zähne gebrannt ist, oder solche Zeichen an sich hat, welche missethätige Leute zu haben pflegen, oder daß man von ihm mit Wahrheit wüßte, daß er ein Missethäter sey oder gewesen sey, den soll man henken.“

„Erschlüge ein Fremder einen unserer Bürger, der findet keine Sicherheit in seinem Hause, Hofe, in der Kirche, noch auf dem Kirchhofe, und der Rath soll ihn auf 100 Jahre unstätig machen.“

So waren die Gesetze unserer Väter beschaffen. Bestrafung der Verbrechen und Bestimmung des gerichtlichen Verfahrens machten ihren Haupt-Inhalt aus, und es ist sonderbar genug, daß gerade diese beiden Punkte bei der ersten Bildung aller rohen Völker der erste Gegenstand der positiven Gesetzgebung gewesen sind. Auch in dem Halberstädtischen Stadtbuche sind, außer der Lehre vom Erbe und von Erbschaften, die Rechte des Mein und Dein in den gewöhnlichen Fällen des bürgerlichen Lebens unentschieden und die Verhältnisse in Religions- und Kirchen-Sachen, in Rücksicht auf die einzelnen Unterthanen, unbestimmt gelassen. Ueberhaupt bezog sich das Halberstädtische Recht auf die damals sehr einfachen Verhältnisse der Bürger, und es war natürlich, daß dasselbe bei der größeren Ausbildung der bürgerlichen Gewerbe und der Vermehrung des Luxus nicht ausreichen konnte. Man glaubte, die nöthigen Ergänzungen am besten in den aus Italien gekommenen Rechtsbüchern zu finden, denen historische Vorurtheile den Weg über die Alpen gebahnt hatten. Das deutsche Reich wurde lange Zeit für eine Fortsetzung der römischen Monarchie gehalten; ja, noch Kaiser Maximilian I. nannte den Kaiser Justinian seinen Vorfahren im Reich. Auf den deutschen, ganz nach Art der italienischen angelegten Universitäten lehrte man römisches Recht; so wurde dasselbe von den Studirenden in ihr Vaterland zurück gebracht, und durch diese zusammen wirkenden Umstände die Rechtskraft des fremden Gesetzbuchs erst erschlichen und endlich dessen Gebrauch vom Kaiser und Reich bestätigt. Jahrhunderte hindurch erhielt sich sein Ansehen, ob man es gleich fühlte, daß ein Recht, welches sich auf alte, jetzt nicht mehr passende, römische Verfassungen bezog und in einer, nur Gelehrten verständlichen Sprache geschrieben war, nicht für uns gemacht seyn könne. Aber wer durfte, wer konnte den Fremdling vertreiben, der von Kaiser, Päpsten und Reich das Indignat-Recht erhalten hatte, und wer durfte ein vaterländisches Gesetzbuch erwarten, das Leibnitz für das Meisterstück der menschlichen Vernunft ausgegeben hatte? Der Erste, der den kühnen Gedanken daran faßte, war König Friedrich II. von Preußen; sein Nachfolger führte ihn aus und vollendete dadurch eine der wichtigsten moralischen Begebenheiten.

Fauth.

Flüchtige Bemerkungen.

Eine wahre Geniesucht und Vornehmthuerei hat unsere Brunnen und Quellen befallen; keine will mehr gewöhnliches Küchen-Wasser, sondern oleotisches, salinisches und andere Arten Wasser liefern, und bei der jährlichen Vermehrung von Gesundbrunnen und Badequellen steht bald ein Mangel an gutem Trinkwasser zu befürchten.

Es ist gut, daß man nicht Alles weiß. Wie würden sonst unsere Eleganten schaudern, wenn sie erführen, daß, wie Cadet de Vaux in der „Revue encyclopédique“ (März, 1821) erzählt, der „esprit de mille fleurs“, womit sie sich so gern salben, aus einer Sache gezogen wird, vor deren Namen sie schon zurück beben, aus — Kuhmist! Eben so sehr würde ihre ungeheure Christlichkeit dabei leiden, denn es käme heraus, daß sie sich so gut mit Kuhmist beschmieren, als die frommen Damen am Ganges, die vielleicht auch den Nebenzweck dabei haben, sich zu parfümiren. v. E.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Wir heben Einiges von den hier erschienenen „Conversations“ des Lords Byron mit dem Capitain Medwyn aus. Capitain Medwyn ist der Graf Las Cases des Lords gewesen. Er hat seine Gespräche und Unterhaltungen mit ihm zu Papier gebracht, und alles Lesenswürdige aufbewahrt. An der Treue seiner Berichte ist um so weniger zu zweifeln, da sie freimüthig geschrieben sind, und nicht selten den Lord tadeln, nie denselben schmeicheln. Sie sind doppelt schätzbar, da auf die von Lord Byron's Familie getroffene Verfügung die von ihm selbst aufgesetzten Memoiren größtentheils verbrannt worden sind; — Der Familie des Verstorbenen war es unbekannt, daß sein Begleiter und Gesellschafter von Allem Notiz genommen. Dieser Indiscretion verdanken wir einen vollen Ersatz für das dem Gotte Vulkan und der — Schicklichkeit gebrachte Opfer; einer Schicklichkeit, die wir in literarischer Beziehung höchst unschicklich und albern finden. — Als Lord Byron noch ganz klein war, schalt ihn seine Mutter, damals schon Wittwe, oft, und schloß die Rüge beständig mit den Worten: „Du bist ein eingefleischter Byron; ein eben so gottloser Bube, als dein Va-

ter gottlos war!" — Sie erinnerte an jene andere Wittwe, welche, wenn von ihrem seligen Manne gesprochen wurde, zu sagen pflegte: „Ich habe in der That angefangen, ihm gut zu seyn, als er todt war!" — In Baron's Familie ereignete sich in früherer Zeit der Fall, daß Mann und Frau an einem Tage starben. „Seit diesem Zeichen ehelicher Liebe und Treue" — sagte Lord B. oft im Scherz — „ist beides in unserer Familie verschwunden!" — Lord B. bezeigte keine große Lust, sich zu vermählen. Selbst am Abend vor der Trauung war er noch sehr unschlüssig und folgte nur wider Willen dem Rathe seiner Freunde. Er verließ seine Gattin bald nach ihrer Verbindung, schickte sie ihren Eltern zurück, stürzte sich in ein Meer von Zerstreuungen und Vergnügungen, ging auf Reisen, lebte in Italien und starb in Griechenland. — In Athen verliebte sich der Lord in eine schöne Türkin, und liebte sie, wie er noch nie geliebt hatte. Das Gesetz der unerlaubten Liebe war damals so strenge in Athen, als es je Ali Pascha von Janina in seinem Paschalik eingeführt hatte; mit dem Unterschiede, daß das Weib, nicht der Mann bestraft wurde. Der Liebeshandel blieb bis zum Ramasan geheim. Als aber die türkischen vierzigtägigen Fasten ihren Anfang nahmen, wo die Enthaltsamkeit sich sogar über allen Umgang beider Geschlechter erstreckt, die Frauen streng eingeschlossen sind und ihr Zimmer nicht verlassen dürfen, wollte Lord B. verzweifeln. Nicht einmal einen Sklaven durfte er der Geliebten schicken. Nachdem einige Tage in dieser Trennung verflossen waren, suchte und fand er Mittel, sich in das Gemach der Frauen ein zu schleichen, ward aber entdeckt, und die Schöne zum Tode verurtheilt. Lord B. erfuhr das Schicksal, das seine Geliebte erwartete, zu früh. Man hatte es absichtlich verborgen gehalten, damit er nicht Mittel fände, sie dem Gesetze und der Strafe zu entziehen. Zufällig reitet er mit seiner Begleitung eines Abends aus und sieht von fern einen Zug nach dem Meere wandern; Soldaten dienten zur Bedeckung. Er hört dumpfes Stöhnen, ahnet aber noch nichts. Menschenliebe bewegt ihn, einen seiner Leute zur Nachfrage hin zu schicken. Er erfährt, daß man ein Frauenzimmer wegen verbotenen Umgangs zum Tode führe. Schon war sie in den Sack eingeschlossen, den man in's Meer versenken wollte. Er erhält vom commandirenden Offizier einen Aufschub, vernimmt nun zu seinem Entsetzen, daß dieses Frauenzimmer seine Geliebte sey, und bringt es durch Gold dahin, daß ihr das Leben geschenkt wird. Zugleich aber erhält sie gemessenen Befehl, Athen schnell zu verlassen und nach Theben zu ihren Verwandten zu reisen. Doch ist sie — wie Lord B. ziemlich leichtsinnig seinen Freunden erzählt hat — bald nachher am Fieber, „vielleicht am Liebesfieber" gestorben. — Wenn Lord B. auf Reisen war, bestand seine Begleitung aus acht Dienern; oft hatte er Albaneser zur Bedeckung; ferner hatte er um sich einen Affen, Hunde, seltene Vögel und eine Bücher-Sammlung. Er gab viel auf Ahnungen und Vorhersagungen. Sein Getränk war Brandtwein mit Wasser vermischt. „Trinken Sie mein Getränk" — pflegte er zum Capitain Medwin zu sagen — „und Sie werden meine Verse machen!"

C.

Hamburg. (Schluß.) „Vielliebchen" ist eine leichte harmlose zweite Bearbeitung jenes muntern französischen Vorbildes, das dem Hrn. Lebrun den Stoff zu seinem Lustspiele: „Lehrer, Schüler, und Corrector", gab. Aller Werth, der solchen transrheinischen Eintagsfliegen beigelegt werden kann, findet sich wirklich in diesem „Vielliebchen"; auch ist die Versinkation des kleinen Stückes — einige all zu lange daktylische Reimzeilen abgerechnet — als wohlgelungen zu würdigen. — „Die Schule der Alten", † † † des Esprit de la Vigne, also des als den ersten „zu rühmenden" französischen Lustspiel-Dichters, ist wirklich ein Lustspiel. Indem wir sterkend der deutsche Bearbeiter es auch wiedergab, so ist und bleibt es doch französisch und hat schon deshalb auf der deutschen Bühne nicht auf ungetheilten Beifall Anspruch zu machen. Gut ist diese Schule, als Schule, nicht als deutsche Schule der Alten; denn unsere Alten sind anders als dieser Danville, und anders, ganz anders sind die Umgebungen unserer Alten. Hatte Hr. v. Mosel diesem Uebelstande ganzlich abgeholfen — er that es hier und da — in der That! er hatte für das deutsche Lustspiel eine neue Bahn gebrochen. So aber ward in einem der Haupt-Motive des Stückes schon arg gefehlt. Kein deutscher Alter, sey er ein Kaufmann in einer Residenz oder in einer Grenzstadt, ist liederlich genug, sein ganzes (?) baares Vermögen freiwillig, aus eigenem Antriebe, in den Strichbeutel seiner jungen Frau zu legen: es sich ablisten läßt er wohl, aber nach und nach, durch feine, mit Schmeichelei und Liebesgluth durchwirkten Ränke wurde es dann geschehen müssen: so erkennt also der Zuschauer gleich von vorn herein nicht sich, nicht einen deutschen greisen Liebesthoren in diesem übrigens brav gehaltenen Danville. Dies Verfehlen eines Haupt-Motivs, aus welchem sich mehrere nothwendige dramatische Ergebnisse herleiten, führt demnach auch der Verirrungen mehrere mit sich, so daß das ganze Werk sich unmöglich zur Höhe der Vollendung empor schwingen kann. Doch bleibt uns dieses Stück in zweifacher Hinsicht höchst merkwürdig und zwar erstens: weil uns eine fast durchaus treue Schilderung, wie der erste jetzt lebende französische Lustspiel-Dichter eigentlich arbeitet, dadurch gegeben wird, und zweitens: weil uns der hohe Genuß ward, unsern vortrefflichen Herzfeld (den Vater) in der Rolle jenes „Danville" zu bewundern. Möchte diese so bogenlange als schwere Rolle auf allen deutschen Bühnen in solcher Kunstvollendung gegeben werden, wie wir sie hier von Herzfeld sahen, so wird gewiß diese Schule der Alten aller Orten mit Entzücken aufgenommen werden, und so des verdienstvollen deutschen Bearbeiters beste Belohnung nicht ausbleiben. — Die Vorstellungen des neuen Jahrs wurden hier mit einem (älteren) Festspiele von Holtei eröffnet: Die Muse mengt sich darin auf eine nicht geradezu überirdische, und dennoch auf eine fast ganz unbegreifliche Weise in das kümmerliche Getriebe eines Theater-Dichters, eines Regisseurs und Requisiteurs. Wir glauben es dem lieben Verfasser der lustigen „Wiener in Berlin" auf's Wort, daß heurige Theater-Dichter beim handgreiflichen Schauen der Muse nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, eben weil sie in der Regel auf dem Kopfe zu stehen pflegen; jedoch ob dergleichen Seiltänzer-Attitüden in einem Fest-Prolog zum neuen Jahre mit Recht und Glück an zu wenden sind, ist eine andere Frage, deren Beantwortung wir dem eigenen Kunstgefühl des Verfassers überlassen — Houwalds Trauerspiel: „die Feinde", werden jetzt hier einstudirt. Wir wünschen, daß es mehr innern Werth habe, als dessen „Fürst und Bürger", oder so dies nicht der Fall wäre, daß es auf dem Repertoir eine Zugabe bekäme, die den „Wienern in Berlin" gleicht; denn wahrlich! nur (?) dieser niedlichen Zugabe verdankt das Schauspiel „der Fürst und der Bürger" sein mehr als zweimaliges Erscheinen auf den hiesigen Bühnenbrettern. — Eine große Posaune ist erschollen aus Ludwigslust und hat ihre Töne schmettern lassen über die ersten Blätter der diesjährigen Hamburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung — voll des Ruhmes über den „vielleicht ersten Bassisten Europa's" — den Hrn. Franz Siebert, königl. sächsischer Kammersänger. Es wird uns Heil zugerufen, daß dieser „auch wissenschaftliche Künstler" uns mit seinem Besuche beehren will. Nun! so es in Hamburg nur Gesungenes giebt, strecken sich auch gleich Tausende von Ohren unter der Nachmuze des alltäglichen Treibens hervor, und eben so viel Hände sind bereit, dem unvergleichlichen wandernden Talent die Reisetasche zu füllen. —°—.

Beilage: Bemerker Nr. 3. und Blatt der Ankündigungen Nr. III.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. — Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 3. 1825.

Beilage zum 11ten Blatte des Gesellschafters.

H. Heine.

Im „literarischen Conversations-Blatt" Nr. 220, 1824, äußert ein Beurtheiler die Meinung, das Gebiet für Hrn. Heine's Talent sey ausschließlich die lyrische Dichtungsart. Wir sind anderer Meinung. Rein lyrische Gedichte findet man nur wenige bei diesem Dichter; unter diesen wenigen einige von vorzüglicher Schönheit, so daß des Verfassers Mitberuf für die Lyrik sich dadurch beurkundet. Seine Hauptneigung und Hauptkraft ist indeß unverkennbar das dichterische Darstellen von Handlungen und Lebensbegebenheiten, das Zeichnen und Bilden von Gestalten und Charakteren; und dies entfernt ihn von dem Rein-Lyrischen. So z. B. sind unter den „Drei und dreißig Gedichten", welche im 49sten u. f. Bl. des „Gesellschafters" von 1824 stehen, kaum einige Lieder, obgleich sie sämmtlich die äußere Form des Liedes haben. Es sind meistens anziehende kleine Gemälde, Zeichnungen von Lebens-Situationen, Andeutungen von Lebens-Verhältnissen u. dgl., die sich hin und wieder zur Romanze ausbilden, seltener zum Rein-Lyrischen vereinfachen. Denn auch da, wo der Dichter sein subjectives Gefühl ausspricht, geschieht es nicht so oft unmittelbar, als durch das Hineinmalen seiner Person in ein Lebensbild. Eben dieser Erscheinung begegnet man schon in den lesenswerthen und interessanten (Berlin, 1822, in der Maurerschen Buchhandlung erschienenen) Gedichten des Verfassers und später wieder in seinem lyrischen Intermezzo (zwei Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, Berlin, 1823, bei Dümler). Darin liegt denn auch die Ursache, daß sich nur wenige von Hrn. H's Gedichten zum Gesang eignen.

Ein Anderes zwar ist es, wenn wir unter lyrischer Dichtung nicht allein in Liederform ausgesprochene subjective dichterische Gedanken und Gefühle verstehen, sondern den Begriff erweitern und die kleineren darstellenden Gedichte, welche in Liederform auftreten, namentlich die Romanze und Ballade, mit darunter begreifen. Aber auch nach diesem Verständniß der Bezeichnung „lyrisch" können wir keineswegs der Meinung jenes Beurtheilers seyn und müssen Hrn. H. allerdings auch dramatisches Talent zusprechen. Sowohl im „Radcliff" als im „Almansor" bemerken wir eine sichere und ruhige Haltung, lebendige Veranschaulichung, eine scharfe und durchgeführte Zeichnung der Charaktere, ungehemmtes Fortschreiten zum Ziele, sinnreiche Verwickelung und Lösung, Einfalt, Kraft und Gediegenheit der Sprache. Man wird beim Eingange zur innigsten Theilnahme angeregt und davon bis zum Schluß fortgetragen. Dieses Alles bezeugt genugsam das dramatische Talent des Urhebers; ganz abgesehen davon, ob er diesmal in der Wahl seiner Stoffe sich vergriffen oder nicht. Denn freilich verlangen wir mit Recht, daß zu dem eben Genannten noch die ächt dramatische Natur der dargestellten Handlung komme. Jener Beurtheiler hat indeß seine Ansicht hierüber nicht angedeutet, sondern seine Behauptung ohne weitere Erörterung ausgesprochen, weshalb wir nicht im Stande sind, sie zu prüfen. Wahrscheinlich zielt sie auf das Vorwalten des Schicksals, des Verhängnisses, der Verhältnisse; aber dann dürften wir über eine gute Zahl als vortrefflich anerkannter Werke aus den verschiedensten Zeiten, über Werke, in denen nur nicht der menschliche Wille, das unermüdete, kräftige Ringen nach einem festen Ziele besonders hervor sticht und den Gang, die Catastrophe und den Ausgang der Handlung vorzugsweise bestimmt, ebenfalls das Urtheil aussprechen, sie seyen nicht eigentlich — dramatischer Natur. Und wer berechtigt uns, nach dieser mehr oder weniger willkührlichen Unterscheidung ab zu sprechen und die Bedeutung des Wortes „dramatisch" zu bestimmen? — Der Sprachgebrauch hat es nicht gethan.

Da die bis jetzt erschienenen Erzeugnisse des Dichters schon an andern Orten mehrfach und ausführlich beurtheilt worden, so enthalten wir uns dessen hier und fügen nur noch einige Worte über Hrn. H's Geist und Weise im Allgemeinen hinzu. Schon auf den ersten Blick kann es uns nicht entgehen, daß wir es mit einem originellen, reich begabten Geiste zu thun haben. Des Dichters Phantasie ist kräftig und lebendig; sein Geist gehaltvoll, kühn, ja übermüthig; seine Auffassung des Lebens und der Gestalten und Verhältnisse sind eigenthümlich, scharf und wahr; und, was die Hauptsache bleibt, es ist ihm die Schöpferkraft, der eigentliche Stempel des Genius, verliehen.

Hrn. H. steht viel und treffender Witz zu Gebote, der oft, im Ganzen ungesucht, und meistens in der Form der Ironie auftritt, wenn wir unter diesem Worte das Vorbringen von dem Gegentheil desjenigen, was eigentlich gesagt werden soll, und das ruhige, gleichgültige oder gar leichtfertige und freundliche Aussprechen großer Bitterkeiten und vernichtenden Hohns verstehen. Es giebt nun wohl nichts Ergötzlicheres und Anmuthigeres, als das Spiel einer muthwilligen Laune und des Witzes in allen seinen Abwandlungen, wo es am rechten Ort erscheint und seine Grenzen kennt. Aber Hrn. H's Witz in den kleineren Gedichten besitzt oft einen Uebermuth, eine Leichtfertigkeit und Boshaftigkeit, die kaum ihres Gleichen hat und unangenehm an Voltaire erinnert. Er scheut sich zuweilen nicht, mit den reinsten und höchsten Gefühlen, sogar mit dem Göttlichen, überhaupt mit den Kleinodien des menschlichen Herzens heillos und frevelhaft zu spielen. Wir erinnern Hrn. H. an seine warnende Romanze „Belsazar". Der Dichter, welcher am Altar des Schönen einen so unheiligen, hasenfüßigen Pfaffen, wie den Witz, unumschränkt walten läßt, wird sich nicht wundern dürfen, wenn ihm selbst und den Zuhörern die dichterische Andacht allmählig entschleicht. Eben darum, weil der Verstand angemessen weit in den Hintergrund zurück tritt, wirkt es so nachtheilig, daß er von dort aus seine grell blendende Seite, den Witz, uns entgegen kehrt, sich auf diese Weise gleichsam wieder in den Vordergrund drängt und alles Licht des Gefühls auffängt und zerstreut.

Schwärmerisch tief tritt die Liebe auf im „Radcliff", leidenschaftlich brausend im „Almansor". Der größere Theil der übrigen Gedichte gilt ebenfalls der Liebe. Der Dichter preist darin die Schönheit seiner Verehrten, und der Leser müßte zum

tiefſten Mitleid gerührt werden über den ſich dabei ausſprechenden Schmerz der Liebe, wäre dieſer nicht oft mit einer boshaften Ironie und Erbitterung wider den Gegenſtand derſelben verbunden, der die Grenzen der Schonung des weiblichen Geſchlechts weit überſchreitet. Wir müſſen Zuſchauer davon ſeyn, wie der Dichter die Geliebte in Leid und Seele zerlegt, von erſterm ewig angezogen und ihn preiſend, von letzterer ewig zurück geſtoßen und ſie herab ſetzend, und auf dieſe Weiſe zaudernd bis zum ſcheinbaren Tode. (S. beſonders das lyriſche Intermezzo.) Daß indeß ſelbſt dies an ſich Widerdichteriſche mit Geiſt behandelt ſey, bedarf keiner Bevorwortung; aber deſſenungeachtet bleibt es widerdichteriſch, und höchſt peinlich für den Leſer.

Mit vielem Glück bewegt ſich Hr. H. im Grauenhaften und Fragenhaften. Aber hieran ſich nicht genügend, fällt er zuweilen über in das Scheußliche, Greuliche und wild Verzerrte. Das aber flößt Ekel und Abſcheu ein. Es iſt unter keiner Bedingung fähig, eine dichteriſche Wirkung hervor zu rufen. — Menzel ſagt in ſeinen Streckverſen: „Kaum fühlt ein Mann, daß er Kopf hat, ſo meint er auch ſchon, ſich auf den Kopf ſtellen zu müſſen.“ So Hr. Heine.

Hierzu liefert unter Anderem noch einen Beleg die übermüthige Anmaßlichkeit deſſelben, wie ſie („Geſellſchafter“ a. a. O.) kaum ſich ausdrückt mit den Worten:

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der mein'ge genannt,“

Sehr verderblich muß das Beiſpiel eines ſeiner Kraft ſich bewußten Dichters wirken, der das Blümchen Wunderhold aus ſeiner Bruſt reißt, es mit Lorbeer durchflicht und auf einem Gerüſte vor der Volksmenge den ſelbſtgewundenen Kranz mit eigner Hand im Triumph ſich aufs Haupt drückt. Doch ſcheint uns faſt, man müſſe die Sache nicht ſo ernſthaft nehmen, ſondern mehr als kühne Renommage. Aber vergeſſen ſollte Hr. H. auch in andern Beziehungen nicht ſo oft, daß der Dichter, welcher nur als ſolcher, nicht auch als Menſch auftritt, ſehr im Nachtheile ſteht. Man fühlt ein Bedürfniß, den Dichter zu verehren, aber man kann es nicht rein, ohne zugleich den Menſchen in ihm hoch zu ſchätzen.

Was wir oben von der Sprache der beiden Trauerſpiele ſagten, gilt überhaupt. Ein Kind kann die Worte dieſes Dichters verſtehen. — Doch haben wir ungern das Einmiſchen franzöſiſcher Wörter aus dem Geſellſchaftstone bemerkt. — Die Lieder ſchließen ſich, in Hinſicht ihrer Verſtändlichkeit, Einfalt, Leichtigkeit und Tiefe dem Volksliede an. Dieſes Verdienſt theilt Hr. H. mit Uhland, Rückert, Wilh. Müller und einigen andern neuern Dichtern. Denn der Volksgeſang, der aus dem Herzen des Volks entſprungene und pulſirende, iſt es, welchem wir das Wiederaufleben einer wahrhaft volksthümlichen, einer deutſchen Dichtung verdanken. Göthe ſchlug die erſten hellen Saiten an; auch hier hat er unſchätzbares Verdienſt. Die griechiſche Muthe, ſo ſchön ſie an und für ſich iſt, muß uns als etwas Geborgtes, Eingetragenes, immer wenigſtens halb fremd bleiben; ſie kann im dichteriſchen Geiſte des neuern Europa nicht recht Wurzel ſchlagen. Sie, die unſer herrlicher Schiller noch nicht weit genug zurück zu drängen vermochte und die ſo mancher Dichterling zum Nothbehelf, zum Deckmantel ſeiner Blöße und Armſeligkeit mißbraucht hat und noch mißbraucht, tritt bei Göthe ſchon ganz in den Hintergrund. Er bedient ſich dieſer griechiſchen Form nur ſelten und mit äußerſter Beſchränkung, es ſey denn, daß er in volksthümlich-griechiſchem Geiſte arbeite. Und da iſt die griechiſche Muthe an ihrer Stelle.

Zum Schluß ſprechen wir Hrn. Heine, mit deſſen Werken wir uns beſchäftigten, den Wunſch aus: er möge ſeine ſittliche und dichteriſche Kraft in einen feſten Mittelpunkt ſammeln und mit vorurtheilsfreier Selbſtbildung, mit mehr Umſicht, Ruhe und Würde, als bisher, verwenden. Denn wo der Dichter mit innerer Herzenszerriſſenheit, mit ſich ſelbſt und dem Leben, wirklich oder auch blos geiſtig, wie mit einem finſtern feindlichen Plagegeiſte kämpft, von dem er ſich vergebens los zu machen ſtrebt, da bleibt er fern von dem höchſten Ziele, von der Vollendung. Dies bezeugen alle hierher gehörigen Beiſpiele und vornehmlich der große, gewaltige Byron. F.

Rüge, den beliebten „europäiſchen Aufſeher“ betreffend.

Nicht leicht mag man die gute zeitgemäße Abſicht verkennen, welche die Herausgeber des, freilich ſehr ſtolz ſo genannten „europäiſchen Aufſehers“, nämlich die Herren Doktoren Bergk und Heinichen, in jedem Stücke deſſelben bekunden. Allein, wo ſoll doch endlich bei Leſern von Einſicht und Geſchmack die Nachſicht für die Schwachen und Fehltritte hinkommen, welche ſchier jede Seite dieſer Zeitblätter, bezüglich auf Stoff und Form, auf Gedanken und Ausdruck, zur Schau trägt? Hier ein kleines Verzeichniß derſelben, wie ſie eben aus den zufällig vorliegenden Stücken, von Zahl 33 u. f. w. des Jahrg. 1824, ſich ganz ungeſucht darbieten. Daß dieſe Rüge unbefangen ertheilt wird, frei von studium und ira fern von pedantiſcher Kritelei, wird aus ihr ſelbſt erſichtlich ſeyn. Sprach- und Gedanken-Sünden, Mißgriffe im Ausdrucke und in den ertheilten Anſichten, Geſtändniſſen und Behauptungen ſollen hier nicht erſt von einander geſchieden ſeyn, ſo wie dieſe, nicht unfreundliche, Rüge, aus Raummangel, dem Geſetze bündiger Kürze unterliegt, welches nähere und ausführlichere Beweiſe nicht füglich geſtattet. Auch ſollen ſie ſich wohl von ſelbſt aus der trockenen Anzeige ergeben:

Stück 33, im Jahrg. 1824, Seite 258. „Sonſt gab man dem den Vorzug, der ſich durch Kenntniſſe und Tugenden auszeichnete; jetzt ſieht man allein auf das, was der Zufall giebt und nimmt“.

In dieſem überbotenen Tone geht es fort, ſo, daß es uns widert, den beiden Herren Doktoren der Philoſophie und europäiſchen Aufſehern zu folgen. Omne nimium nocet! Wer zu viel ſagt, ſagt nichts. O du unſeliges Zeitalter, in welchem dem ſo iſt! Was ſollen dieſe unhiſtoriſchen Hyperbeln? Sollen ſie, als ſolche, wohlthätiger wirken? Mit nichten! Nur erbittern können ſie die Gemeinten, die Betheiligten; oder, ihnen ein Lächeln abfordern. Doch, genug davon!

Was ſoll der darauf folgende Aufſatz: „Der Oberſt T. hört nach Belieben zu leben auf“, — in einem europäiſchen Aufſeher? Das darauf folgende Frühaufſtehen gehört auch nicht in ſeine Pflichtkreiſe. Ach! es fehlt hier gar ſehr an — einem beſtimmten Plane!

An der gebührlichen Interpunktionskunſt fehlt es den Herausgebern auch. Man ſehe beiſpielsbalber S. 264 den Satz: „Nicht alles gelingt u. ſ. w.“ Ein allgemeiner Aufſeher muß zunächſt die Aufſicht über ſich ſelbſt und ſeine Erzeugniſſe führen. Der undeutſche Ausdruck: Miscellen, könnte leicht in „vermiſchte Mittheilungen“ umgewandelt werden. Soll nicht Deutſchheit möglichſt bewahrt bleiben?

Es iſt unrichtig, zu ſchreiben: Ueber Theorien, ſtatt „über Theorieen“.

Der Titel, S. 274: Was ſollte ſeyn? — iſt beinahe ſinnlos. — Bald darauf heißt es: „Es iſt zum Verwundern, daß ſo Viele nicht einſehen, auf welche Art ſich die Kräfte und die Macht der Nationen entwickeln läßt“. Soll die Sprachrichtigkeit nicht bewahrt bleiben? —

Eben ſo zweideutig iſt, S. 309, die Aufſchrift: „Was vermag der Menſch nicht? — S. 310 heißt es vom Demoſthenes: „Er mußte nicht blos — — erkämpfen, ſondern auch Viele

der äußern Glücksumstände überwinden." Was that er denn da? Wo steckt hier der Sinn?

S. 313 ist sogar vom Spazierengehen zu Fuße die Rede. Bald darauf heißt es: „Den Armen — es sind die Arme des Körpers gemeint — muß man keine gezwungene und wenig natürliche Bewegung geben". Nüger kann hier den Wunsch nicht bergen, recht bald einmal die H. H. Herausgeber spazieren zu sehen, um verstehen zu lernen, wie sie dies meinen.

S. 318 heißt es wörtlich also: „Der General Hugo erzählt — einen Zug von Geistesgegenwart, der sich — in Spanien zutrug u. s. w. Guter Gott, wie geht doch der europäische Aufseher mit der Sprache um?

S 319: „Despotismus und Anarchie haben einerlei Erfolg, und, es könnte wohl seyn, daß der Tag des Untergangs für beide niemals weit entfernt ist." — Doch genug!

C. X. Y. Z.

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Erlauben Sie mir eine Gegen-Bemerkung über die Beurtheilung des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen", 1825, (Leipzig, bei Gleditsch), in Ihrer Zeitschrift (Bl. 201). Indem der Beurtheiler der Erzählung: „die Deportirten", von L. Schefer, eine gerechte Anerkennung gewährt, äußert derselbe: dieser Name komme ihm zum ersten Male vor. Sollte ein Beurtheiler solcher Schriften denn nicht wissen, daß L. Schefer seit drei Jahren in oben genanntes Taschenbuch und die „Zeitung für die elegante Welt" höchst gelungene Novellen geliefert hat, und daß dessen Gedichte von eben solchem Werth sind? —r—.

Mannes Ehre.

Der nicht, der aus gefüllten Säcken,
Die er — gleichviel woher — errang,
Des Geistes Blöße zu verstecken,
Sich leeres Scheinverdienst erzwang;
Noch minder der, der pfotenleckend
Sich kriechend Rang und Amt erschwänzt,
Und hohlen Schädels dann sich streckend
Im Nimbus seines Dünkels glänzt:
Sie Beide — was der Wahn auch spricht —
Sie haben Mannes Ehre nicht.

Der Milchbart, der der Zucht entlaufen,
Mit Mannswurd' und Mannssinn prunkt,
Der, statt Verdienst sich aus zu kaufen,
Fremd Brot in fremde Brühen tunkt,
Der — Narren freu'n sich ihrer Kappen —
Vom Ich das Dasein abstrahirt,
Und, trotz dem Federhelm im Wappen,
Den Fuchsschwanz statt des Degens führt:
Sie Alle — Lüge widerspricht's —
Sie wissen von der Ehre nichts.

Der Prahler wird mit Recht getadelt,
Strohflechten sind sein Blumenkranz.
Der inn're Werth ist's, der da adelt,
Nicht Fastnachtspruntk, nicht Jahrmarktsglanz:
D'rum der, der mit vergold'ten Flittern
Zum Narr'n sich stempelnd, sich bedeckt,
Und wähnt, ein Popanz mache zittern
Den Mann, der Wahrheit liebt und Recht;
Der ist ein Geck, ein eitler Wicht,
Hat Mannes Würd' und Ehre nicht.

Nur in des Biedern Brust erglühet
Das Hochgefühl, das Ehre heißt,
Das lodernd helle Flammen sprühet,
Eh's schmachvoll in die Kette beißt.
Vom Himmel selbst ihm zugegeben,
Beseelt, erhebt ihn dies Gefühl;
D'rum ist's ihm heilig wie das Leben,
Und duldet nicht des Frevels Spiel.
Ein Mörder d'rum, der frevelnd spielt,
Und Mannes Ehre ruchlos stiehlt.

Der Ehre zartgewob'nes Wesen
Ist leicht befeindet, leicht verletzt;
Willkomm'ner Raub für jeden Bösen,
Wird's, ging's verloren, schwer ersetzt.
Weh d'rum, wenn eines Flachkopfs Dünkel
Zu Macht und zu Gewalt gereicht,
Und dann aus schlau verschanztem Winkel
Nach Raub auf Mannes Ehre schleicht!
Weh dann dem Biedern! Satansspiel
Greift mordend in sein Tiefgefühl.

Den Pöbel kann ein Wahn bethören,
Der freie Mann erhebt sich kühn;
Er wird, was ehrenwerth ist, ehren,
Doch nie am Sklavenjoche ziehn.
Wenn Sonnenlicht die Strahlen sendet,
Zund't die Vernunft'rung Fackeln an;
Verderben dem, der Ehre schändet,
Und keine Ehre geben kann!
Verderben — Ehre will's und Pflicht! —
Verderben solchem feilen Wicht! Bärmann.

1825. No. III.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Das bei uns erschienene:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1825,
herausgegeben von Carl v. Holtei,

wird überall sehr günstig aufgenommen und für das beste dramatische Taschenbuch erklärt, wie dies die Recensionen im „Conversationsblatt", der „Abendzeitung", der Berliner Vossischen und „Neuen Breslauer Zeitung", den „Originalien" u. s. w. beweisen. Auch die schon auf mehreren Bühnen erfolgte Aufführung einzelner Stücke daraus spricht vortheilhaft für die Sache. Wir dürfen demnach die Hoffnung hegen, daß, bei der steten Klage über die Seltenheit ursprünglich deutscher Bühnenspiele, das Publikum diesem Unternehmen, dem wir ein immer sorglicheres Bestreben widmen werden, eine stets erhöhte

Theilnahme ohne, da es im allgemeinen Interesse liegt, neue Klagen zum Schweigen zu bringen. Die sechs Stücke dieses Jahrganges sind: 1. Die Fledermäuse oder „Klug soll leben!“ Schwank von C. Lebrün. — 2. Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen, Lustspiel von Ludwig Robert. — 3. Die Sonntags-Perücke, Posse von Sessa (Verfasser von „Unser Verkehr“ u. s. w.) — 4. Der Oberrock, Original-Nachspiel von Bärmann. — 5. Die Wiener in Berlin, Liederposse von Carl v. Holtei. — 6. Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute, Lustspiel von Karl Schall.

Es ist dieses Jahrbuch für 1 Thlr. 16 Gr. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe der prosaischen Schriften
in 42 Bändchen. 8.
Leipzig, bei J. F. Gleditsch.

Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von B. J. F. von Halem, K. L. M. Müller, Sophie May, A. Wagner u. A. m. 1823—1825.

	Einzelner Pr.		in der Sammlung.	
	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.
* 1. 2. Theil enthält Waverley.	2	=	1	12
* 3. 4. Nigels Schicksale.	2	=	1	12
* 5. 6. 7. Peveril.	3	12	2	6
* 8. 9. Kenilworth.	2	=	1	12
* 10. 11. 12. Quentin Durward.	2	12	2	6
* 13. Der schwarze Zwerg.	1	=	=	18
* 14. 15. 16. Die Presbyterianer.	3	=	2	6
* 17. 18. 19. Ivanhoe.	3	=	2	6
* 20. 21. 22. St. Ronans Brunnen	3	=	2	6
23. 24. Red Gauntlet.	2	=	1	12
25. 26. Guy Mannering.	2	=	1	12
27. 28. Der Alterthümler.	2	=	1	12
29. 30. Erzählungen eines Kreuzfahrers.	2	=	1	12
31. 32. Der Abt.	2	=	1	12
33. 34. Das Kloster.	2	=	1	12
35. 36. Der Pirat.	2	=	1	12
37. bis 42. Rob Roy, das Herz von Midlothian, Braut von Lammermoor und Montrose.	6	=	4	12
	42	=	31	12

Diese Ausgabe zeichnet sich durch Vollständigkeit und Uebertragung im Geiste des Originals, so wie durch die, den dunklen Stellen beigefügten erläuternden Anmerkungen vor vielen der seitherigen Uebersetzungen rühmlich aus. Vorstehende Aufzählung (die bereits ausgegebenen sind mit einem * bezeichnet) giebt eine Uebersicht des Inhaltes der Theile, so wie der Preise, einzeln oder zusammen genommen.

Die ganze Sammlung zusammen genommen wird demnach einige dreißig Thaler kosten, und eine kleine Bibliothek bilden, welche jeden Alter und Geschlecht unbedenklich in die Hände gegeben werden darf und eine eben so geistreiche als anziehende und belehrende Unterhaltung gewährt. Die Herausgabe wird ununterbrochen betrieben. — Hierzu erschien in demselben Verlage eine Gallerie zu Walter Scott's Werken 1stes Heft mit Darstellungen zu Waverley, Ivanhoe, Guy Mannering, Alterthümler, Kenilworth, schwarze Zwerg; welche durch alle Buchhandlungen in zwei Ausgaben zu erlangen sind, zwar zunächst für obige Ausgabe bestimmt, jedoch um auch allen andern Ausgaben in deutscher, französischer, englischer und dänischer Sprache beigefügt werden zu können. Der Stich ist von den besten Meistern, meistens nach den vorzüglichsten englischen Originalen, und werden die folgenden Hefte auch Portraits der in Walter Scott's Werken vorkommenden Individuen liefern.

Die Ausgabe in gr. 8. erste Abdrücke kostet 2 Thlr. 12 Gr.
" " in kl. 8. " " 1 " 16 "

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stundenblumen.

Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen
von
Helmina von Chezy.
Zweites Bändchen. 8. Wien, 1825.
In Umschlag cartonnirt: 1 Thlr. 4 Gr.

Die besonders gute Aufnahme, welcher der erste Band dieser Sammlung sich zu erfreuen hatte, ermunterte die Frau Verfasserin, einen zweiten folgen zu lassen, in welchem das, was der gute Genius Renes brachte, früheren hie und da zerstreuten Werken zugesellt erscheint.

Dieser zweite Band enthält: Angelica, Seite 1. — Haugwitz und Contarini, Novelle, S. 101. — Dinah und Ria, persische Erzählung nach Dschamy, S. 163. — Die schöne Sklavin, S. 183. — Die Ameise und die Nachtigall, S. 191. — Idally, S. 197. — Männerthum und Frauensitte, S. 225. — Die unschuldigen Verbrecher, S. 269 bis 302.

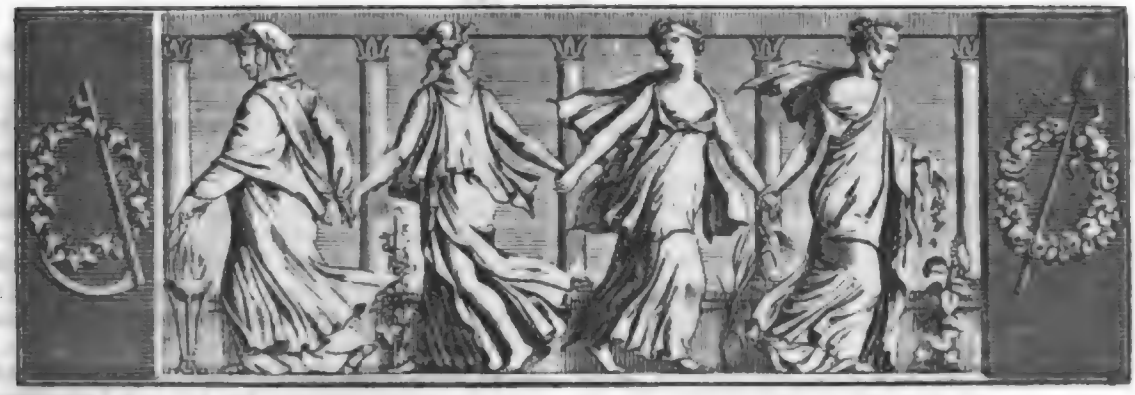
Das vaterländische Nationalgedicht:

Untergang der letzten Odinskirche, oder Preußens Aufdämmerung,

welches der Verfasser desselben, Herr v. Kurowski-Eichen, zum Besten der neubegründeten evangelischen Gemeinde zu Saaren bei Düsseldorf herausgegeben, ist in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, woselbst Exemplare davon niedergelegt worden, gegen den Subscriptions-Preis von 1 Thlr. Pr. Cour. in Empfang zu nehmen.

Berlin, den 27. Dezember 1824.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 21. Januar. 12tes Blatt.

Die geſtorbenen Lieder.

Wie in einem großen Garten
Steh' ich in der ſchönen Welt,
Kreaturen aller Arten
Sproſſen auf zum Himmelszelt.

Und das allgemeine Streben
Iſt mir wie ein eig'ner Traum;
Alle dieſe Dinge leben
Tief in meines Buſens Raum.

Ob ſich blaue Fernen breiten,
Iſt mir liebend Alles nah;
Ob ſich jagen dunkle Zeiten,
Alles iſt mir ewig da.

Was ich ſehe, iſt Empfindung,
Was ich fühle, iſt Geſtalt,
Und in ewiger Verbindung
Alles jung und ewig alt.

Und es fängt nun an zu ſprechen
Und die Sprache wird Geſang,
Aus den Blumen, aus den Bächen
Dringt ein wunderbarer Klang.

Selbſt die ernſten Berge hallen
Und die Wälder rauſchen auf;
Geiſterhafte Töne wallen
Auf der blauen Ströme Lauf.

Da erhebt ihr Goldgefieder
Poeſie mit trunkner Luſt,
Tauſend neue Wonnelieder
Zeugt ſie in der weiten Bruſt.

Und ſie ſchweben, lichte Engel,
Still im fließenden Gewand,
Reiner Lilien duft'ge Stengel
Tragend in der weißen Hand.

Wollen zärtlich ſich ergießen
In der Liebe lichtes Meer,
Wollen leben und genießen
Flehen freundlich um Gehör.

Aber Niemand kennt dies Sehnen,
Ihnen winkt kein Liebesblick;
Ach, da fliehen ſie mit Thränen
In die heim'ſche Bruſt zurück.

Und dort ſingen ſie im Herzen,
An einander ſanft geſchmiegt,
Ihre Sehnſucht, ihre Schmerzen,
Bis der Tod ſie eingewiegt.

A. F. v. Schober.

Geſchichte des Herrn Du Perron.

(Fortſetzung.)

„Alle dieſe neuen Exercitien beeinträchtigten meine Trägheit in nichts; wenn man jung und reich iſt, ſo kommen uns die Freuden in Unzahl von ſelbſt entgegen, ohne daß man erſt lange danach zu ſuchen braucht. Unglücklicher Weiſe nahm ich, bei dem Beginn dieſer neuen Lebensart, zu meinem Führer einen durch ſeine Abentheuer eben ſo, wie durch ſeinen Verſtand bekannten Mann, den berühmten Sainte-Foix. Durch ſeine Beiſpiele ſowohl, als durch ſeine Rathſchläge geleitet, verband ich bald mit meinen angebornen Fehlern noch die eines Zänkers, eines Streitſüchtigen, und trieb mich den Tag über in der Stadt, des Abends hinter den Couliſſen umher. Hierbei fehlte es uns nicht an den ſpaßhafteſten Abentheuern, von denen ich Ihnen nur eines mittheile, da es Ihnen gewiß zur

Genüge von den andern einen gehörigen Begriff geben wird.

Ein Mal, als ich in einer großen Allee spazierte, sah ich einen jungen, auf die Vorzüge, womit die Natur ihn ausgestattet, höchst eingebildeten Stutzer neben mir vorüber gehen. Nicht weit von mir begegnete ihm ein ältlicher Mann, blickte ihn zornig an und gab ihm eine derbe Ohrfeige. Ohne im geringsten aufgebracht zu werden, rieb sich der junge Mann traurig die Wange und setzte seinen Spaziergang fort. Diese Feigheit ärgerte mich so, daß ich, als er wieder an mir vorüber kam, ganz laut sagte: „Das ist doch ein recht geduldiger Tropf!“ — Statt aller Antwort blickt er mich verächtlich an und geht weiter. Ich begegne ihm nochmals und hartnäckig in meiner Beleidigungslust beharrend, rufe ich aus: „So ein Mensch muß gar kein Blut in seinen Adern haben!“ — Diesmal fixirt mich mein Stutzer mit ernster Miene, bleibt dicht vor mir stehen, giebt mir ein Zeichen, ihm zu folgen, und verläßt den Garten. Ich komme zur Stelle; mein junger Gegner hält sich nicht lange mit unnützen Reden auf, zieht seinen Degen, ich ebenfalls, und bald sehe ich mich im Schenkel verwundet. — Großmüthig räth mir mein Feind, als er mein Blut hervor sprudeln sieht, den Kampf auf zu geben. „Leider muß ich wohl!“ ist meine Antwort; „doch erklären Sie mir gefälligst, wie ich es mir zusammen reimen soll, Sie jetzt über einen kleinen Spott so aufgebracht zu sehen, nachdem Sie eine so entehrende Beschimpfung, die weit eher blutige Rache verdient hätte, einstecken konnten?“ — „Mein Herr!“ entgegnete er, sich von mir wendend: „derjenige, von dem ich in Ihrer Gegenwart eine Ohrfeige empfing, ist mein Vater!“ — Verwirrt und tief beschämt stand ich da, und kehrte mit dem festen Vorsatz zurück, mich nie mehr in Dinge zu mischen, die mich nichts angingen.

So für meine Zanksucht mit einigen Degenstößen bestraft, suchte ich andere Gesellschaft und andere Befriedigung für meine Neigungen. — Die Hof-Dame einer Prinzeß hatte früher meinen Vater gekannt; sie ließ mich rufen, bewies mir eine sehr verbindliche Theilnahme und ihre huldvolle Güte erweckte in meinem Herzen die beiden Leidenschaften, die am greignetsten sind, einem jungen Manne den Kopf zu verdrehen: Liebe und Ehrgeiz. — Der neue Leitstern, der mich mit seinem Wohlwollen beehrte, war eine Frau von Stande, in jenem Mittelalter zwischen Jugend und Reife, einem glücklichen Alter, wo die Frauen, besonders die Franzosinnen, am liebenswürdigsten sind, weil sie noch alle Mittel besitzen, zu gefallen, und mit der Grazie der Anmuth die Reize eines gebildeten Geistes verbinden. Durch den Zutritt zu ihr befand ich mich in einer Welt, die mir bisher gänzlich unbekannt war. Sie versammelte um sich die glänzendste Hofgesellschaft, die eleganteste Jugend und die gelehrtesten Männer. So eignete ich mir Sitten, Ton und Höflichkeit dieser ausgesuchten Gesellschaften an, die sich vielleicht aus zu großer Eitelkeit, allein nicht ohne Grund, damals ausschließlich den Titel „der guten Gesellschaft“ beimaß. — Dort zeigten sich, wie in einem Zauberspiegel, allmählig meinem Blicke fast alle die berühmten Personen, welche Paris, Frankreich, ja selbst Europa auf zu weisen hatte. Durch die Huld meiner Beschützerin ward ich dem Fürsten empfohlen und erhielt eine Anstellung in seiner Canzlei.

Es giebt wenig Menschen, die nicht, sobald das Glück sie zu sehr begünstigt hat, stolz und hochmüthig werden. Minder vorsichtig, als die Andern, wartete ich nicht so lange, bis ich gänzlich verrückt ward, und schon der erste Schritt, den ich auf der schlüpfrigen Bahn des Ehrgeizes machte, hatte mich um meinen Verstand gebracht. — Dadurch, daß ich meinem Verdienste das zuschrieb, was ich dem Zufall verdankte, war ich so eitel, zu glauben, daß ich derjenigen, die mir die Bahn zum Glück eröffnete, Liebe eingeflößt, und ich wagte ein Geständniß, welches ihr gewiß sehr lächerlich scheinen mußte; kalte Verachtung ließ mich höchst unangenehm voraus fühlen, daß die unpassende Rolle als Geliebter mich bald um die ihres Schützlings bringen würde; da jedoch von allen Gerechtigkeiten die seltenste die ist, die man sich selbst widerfahren läßt, so entfernte ich mich im höchsten Verdruß und meine Dankbarkeit ward zum Undank.

Eine junge Dame, von ganz entgegen gesetztem Charakter als meine Wohlthäterin, und stolz auf ein Verdienst, dem sie scheinbar zu huldigen genöthigt war, errieth den Grund meines Unmuths, lockte mich in ihre Netze und verwickelte mich in ihre Intriguen. Sie war hübsch, launig, galant, ehrgeizig, und mißfiel mit Recht der Prinzeß, weil sie dem Fürsten etwas zu sehr gefiel. — Von diesen lieblichen Banden gefesselt, ließ ich mich, gelehrig, ganz nach ihrem Willen leiten. Das Amt, welches sie mir ertheilte, war mit viel mehr Thätigkeit als Ehre verknüpft; sie befahl mir, Alles zu beobachten, Allem mein Ohr zu leihen, ihr Alles zu berichten und ihr so die Mittel zu verschaffen, den Fürsten auf Kosten ihrer Nebenbuhlerinnen durch tausend mehr oder weniger unterhaltende und lästerliche Anekdoten zu belustigen.

Meine Dienste dieser Art erhielten nur zu bald den Lohn, der mir gebührte: mehrere angesehene, sich gerechter Weise beleidigt fühlende Personen beklagten sich bei dem Fürsten: dieser gab der jungen Intrigantin einen gehörigen Verweis, und da sie so gütig war, mich als die Quelle zu nennen, aus der sie ihre Berichte geschöpft, so verlor ich meine Stelle, mit dem

ausdrücklichen Verbot, mich je wieder bei Hofe blicken zu laſſen.

So ward ich, gleich bei meinem erſten Auftreten in Ungnade gefallener Hofmann — aufgebracht wie ein alter Miniſter — aus Aerger Philoſoph, eben ſo wie die koketten Weiber Betſchweſtern werden, wenn ſie ſitzen geblieben.

Ich würde nur abgedroſchene Dinge erzählen, wenn ich Ihnen die Zahl der Freunde, die mir mein aufblühendes Glück verſchaffte, und die ſich gleich nach der Ungnade, die mein Loos ward, zurück zogen, angeben wollte. Ich ſchloß neue Freundſchaften, ſuchte mich mit Leib und Seele an junge Schriftſteller dieſer Epoche anzuſchließen, und gab mich ganz den Unzufriedenen hin, welche, durch die Freiheits-Siege in Amerika kühn gemacht, die Freiheit auch in Europa Aufnahme verſchaffen wollten. — Mit voller Inbrunſt ließ ich mich in den Kampf der Grundſätze gegen die Vorurtheile, der wahrhaften Anſprüche gegen die Privilegien, ein, und da die Scharmützel, die ſo vielen blutigen Kriegen voraus gingen, damals ſchriftlich geliefert wurden, ſo ſtritt meine junge lebhafte und muthige Feder mit vielem Erfolg. Ich hatte die Ehre, meine Verſe und Flugſchriften in mehr als einem Clubb, in den Theatern und Kaffeehäuſern mit Enthuſiasmus aufgenommen zu ſehen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Sultan, der Schriftſteller und der Vezir.

Ein Mollah, Namens Ali-Schelebiban-Saleck, glaubte einſt (unter Soliman's II. Regierung), den Muſelmännern einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er die Erzählungen und Fabeln Bidpay's (gewöhnlich Pilpay genannt) in's Türkiſche überſetze. Nach zwanzig Jahren Arbeit dedicirte der Mollah ſein Werk dem Sultan Soliman II., unter dem Titel „Humaiounnamé, oder kaiſerliches Buch“. Er hatte zwei Abſchriften angefertigt, und überreichte davon die eine dem Groß-Vezir, ihn bittend, die zweite dem Sultan vor zu legen. In der Erwartung nicht geringer Belohnung — mindeſtens großer Lobſprüche — erſtaunte er nicht wenig, als der Groß-Vezir ihn kommen ließ und ihm bitter vorwarf, einer ſo thörigten Arbeit ſeine Zeit geſchenkt zu haben, die er lieber der Prüfung irgend einer türkiſchen Rechtsfrage hätte widmen ſollen. Zum Glück für den Ueberſetzer Bidpay's war Soliman ſo aufgeklärt, als der Groß-Vezir es nicht war, und liebte und beſchützte die Wiſſenſchaften. Er ward von Ali-Schelebiban's Werk ſo erfreut, daß er ihn zu der Würde eines Cadi's erhob, und ihm damit den Weg zu noch größeren Ehrenſtellen bahnte. Der Groß-Vezir ſchämte ſich dagegen, ſich ſo getäuſcht zu ſehen; da aber ein Groß-Vezir einmal für unfehlbar gilt, ſo wollte er ſeinen Irrthum nicht eingeſtehen, und machte ſogar dem Sultan Gegen-Vorſtellungen, die Soliman aber gar nicht hörte. Seit dieſer Zeit, d. h. etwa ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, ſind Bidpay's Fabeln in Europa bekannt geworden, was vielleicht noch immer nicht der Fall wäre, lebte der Ueberſetzer nicht gerade zu Soliman's Zeiten. Duſchet.

Anekdote.

In der Chronik von Creteil (Cristolium, Umgegend von Paris) findet ſich Folgendes: König Ludwig VII. von Frankreich ward eines Tages auf ſeiner Rückkehr nach Paris von der Nacht übereilt, und beſchloß in Creteil zu übernachten. Die Einwohner übernahmen es, den König beſtens zu bewirthen, dieſer aber ließ von der Geiſtlichkeit des Orts das Ausgelegte wieder bezahlen. Letztere wurde darüber äußerſt ergrimmt und man ſagte einander: „Auf dieſe Art iſt es um unſer Recht geſchehen! Entweder der König muß uns das Gezahlte vergüten, oder wir ſchließen unſere Kirche!“ Wirklich, als der König ſelbigen Tages in die Cathedrale gehen wollte, fand er die Thür verſchloſſen. Er erkundigte ſich, weshalb, und ſagte: wenn etwa Jemand der Kirche zu nahe getreten wäre, wolle er gern Genugthuung ſchaffen. „Sie Selbſt, Sire!“ erwiederten ihm die Geiſtlichen, „haben gegen Freiheit und Brauch unſerer Kirche geſtern in Creteil auf unſere Koſten geſpeiſet! Darum hört der Gottesdienſt auf, und die Geiſtlichkeit will lieber alle Qualen erdulden, als ihre Freiheit ſo angegriffen ſehen!“ — Der ſehr chriſtliche König ward höchſt betroffen. „Was ich gethan“, ſagte er, „habe ich nicht mit Vorbedacht gethan. Die Nacht übereilte mich, und ich konnte Paris nicht mehr, wie ich gewollt, erreichen. Die Einwohner von Creteil haben freiwillig, ohne Zwang, die Auslagen zu meiner Bewirthung gemacht, und es thut mir jetzt leid, daß ich dies Anerbieten nicht abgelehnt. Der Biſchof Thibaut komme, nebſt dem Dechanten Clement und allen Aebten, zu mir, ſo wie beſonders der Kirchen-Vorſtand des Dorfes, und, wenn ich Unrecht gethan, ſo werde ich Genugthuung leiſten!“ — So blieb der König im Gebet vor der Kirchthür und erwartete den Biſchof und die andere Geiſtlichkeit. Man öffnete jetzt die Kirchthür, der König trat ein und machte den Biſchof ſelbſt verantwortlich für die Schadloshaltung der Kirche, welcher einſtweilen ſeine beiden ſilbernen Leuchter zum Pfand hergab. Um aber auch durch einen äußeren Akt zu bezeigen, daß er wirklich ſeine Schuld wieder zu zahlen gewilligt ſey, legte der König eine Ruthe auf den Altar, welche man überein kam, auf's ſorgfältigſte auf zu bewahren, und deshalb darauf geſchrieben hatte, daß ſie das Andenken der Erhaltung der kirchlichen Freiheit des Orts heiligen ſolle! Dt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber Beleuchtung und Färbung in der Malerei. *) Beleuchtung und Färbung alſo ſind Gegenſtände einer Streitfrage geworden, und zwar in Beziehung auf ältere und neuere Malerei. Zugeſtehen ſollen wir, daß die Alten die Färbung, die Neueren dagegen die Beleuchtung zum Prinzip der Malerei gemacht haben — eine Behauptung, die wir zwar nicht mit gerade entgegen geſetzter Meinung, doch aber beſtreiten zu müſſen glauben, und wir ſchlagen daher, um über dieſe Angelegenheit in's Klare zu kommen, den Weg der öffentlichen Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der Meinungen, oder, mit einem Wort, den Weg des öffentlichen Austauſches der Anſichten ein. Da wir nun von der Gegenpartei des oben aufgeſtellten Satzes ſind, ſo wollen wir uns zunächſt, als nothwendiges Erforderniß, über den Geiſt unſerer Oppoſition erklären. Wir glauben alſo, daß weder die Alten die Beleuchtung der Färbung untergeordnet, noch daß in den Bildern der Neueren die Beleuchtung über die Färbung prädominire (von einzelnen Fällen kann weder dort noch hier die Rede ſeyn), glauben vielmehr in den Bildern der Alten, ſo wie dieſe uns jetzt erſcheinen, ein Vorwalten der Beleuchtung zu erkennen, in den Bildern der Neueren aber ein Vorherrſchen der Färbung, wie dieß bei der allgemein üblichen Art der Beleuchtung derſelben wenigſtens ſeyn ſoute, wahr zu nehmen. — Beides dar zu thun ſey uns zu verſuchen erlaubt. Wir ſtellen zu dem Ende den obigen Satz folgendermaßen:*

In welcher nothwendigen Beziehung muß die Färbung zur Beleuchtung ſtehen, und in welcher Beziehung kann man die eine über die andere als vorherrſchend annehmen?

Ferner: Warum erſcheinen die Bilder der Alten gegenwärtig mit vorwaltender Beleuchtung, und warum muß in den Bildern der Neueren, bei der jetzt üblichen Beleuchtung, die Färbung das Weſentlichere ſeyn?

Färbung und Beleuchtung, dieſe für den Maler bei Ausübung ſeiner Kunſt ſo wichtigen Gegenſtände, ſtehen gegen einander über, wie der Ton eines Inſtrumentes gegen die Note. Färbung, d. h. die naturgemäße, wird ſeyn und bleiben, und der Bewunderung werth ſeyn, wie auch die Beleuchtung wirke; Beleuchtung ohne Färbung dagegen iſt nichts als das todte Zeichen der Note ohne Ton. Tritt aber die Beleuchtung mit der Färbung in Harmonie, ſo haben wir von der einen auf die andere eine wohlthätige Reaktion, und ein Bild von dieſer Art iſt in dieſer Beziehung vollendet zu nennen. Ueberklingt nun aber die Färbung die Beleuchtung, ſo ermüdet das Auge, wie das Ohr ermüdet, ſelbſt bei dem ſchönſten Ton eines Pianoforte ohne Modulation. Viel ſchlimmer noch iſt es auf der andern Seite, wenn überſchreiet die Beleuchtung die Färbung oder iſt die Färbung gegen jene zu leiſe angeſchlagen, ſo werden wir uns, um bei dem Gleichniß von Ton und Note zu bleiben, ſelbſt bei dem kunſtfertigſten Blaſen der Trompete, doch ſehr bald die Ohren, und bei einem ſolchen Bilde die Augen zuhalten, oder uns von beiden ſo weit entfernen, daß die Luft vermittelnd zwiſchen Ohr und Auge tritt; dagegen werden wir bei dem trefflichſten Spiel der Mund-Harmonika dicht an die Werkſtatt der Töne hinan treten müſſen, um ſie zu vernehmen, gleichwie bei einem zu dunkel gehaltenen Gemälde, um den Gegenſtand zu erkennen.

Wir ſehen alſo im Allgemeinen, in welcher unerläßlichen Relation Färbung und Beleuchtung zu einander ſtehen müſſen, um einen Eindruck hervor zu rufen, der als ein untrennbares Ganze unſer Gemüth in Anſpruch nimmt. Um uns nun unſerem Satz näher zu rücken, wollen wir zuvor uns über das, was wir in unſerer Beziehung unter Färbung und zweckmäßiger Beleuchtung verſtehen, erklären, wobei wir denn mit dem Weſen jener bald fertig ſeyn werden; indem wir unter Färbung nichts Anderes verſtehen können, als unſere, der Natur entnommene Zeichnung mit den Farben der Natur ſo zu bekleiden, daß wir derſelben ſo viel als möglich entſprechen — und je gewiſſenhafter wir hierin verfahren, um ſo beſſer wird unſere Färbung ſeyn.

Eben ſo muß uns bei der Wahl der Beleuchtung die Natur wiederum zum Vorbild dienen; ſie bietet uns mancherlei Abſtufungen von Beleuchtung dar, und wir ſind darüber einſtimmig, daß eine jede ihr Schönes hat, jedoch diejenige die vorzüglichſte iſt, bei der wir durch hohe Lichter und tiefe Schatten ein Bild der Natur bekommen, in welchem wir dieſe in ihren, zur Harmonie verſchmolzenen, in der Raumerfüllung bedingten Einzelnheiten erkennen, und dieſe durch Licht und Schatten als wirklich im Raum getrennte erfaſſen. Daher wird gewiß der Landſchafts-Maler immer die Morgen- oder Abend-Beleuchtung, nie aber die Mittag-Beleuchtung für ſein Bild wählen, weil in letzterer, obſchon die Bedingung des hohen Lichtes erfüllt iſt, durch den Mangel an tiefem Schatten die Gegenſtände nicht von einander loskommen; und wir ſagen in dieſem Fall, die Beleuchtung iſt monoton, verbinden mit Beleuchtung alſo nothwendig den Begriff von Schatten.

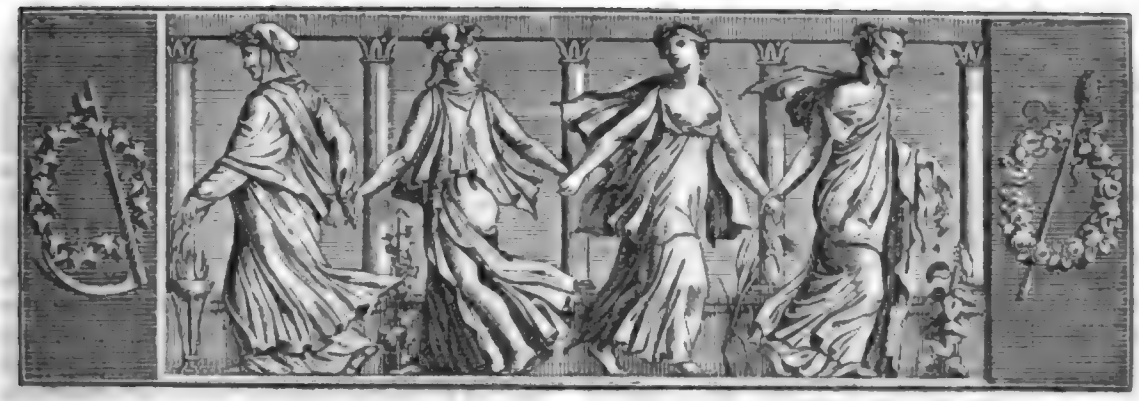
Betrachten wir nun die Natur in einer günſtigen Beleuchtung, ſo finden wir im höchſten Lichte (abgeſehen vom rückſtrahlenden Weißlicht) die größte Deutlichkeit in ihren Farben, dieſe Deutlichkeit ſchwächer im Halb- und noch ſchwächer im vollen Schatten, wir erhalten mithin die Weiſung, in unſerem Bilde eben ſo zu Werke zu gehen. Stimmen wir jetzt die Beleuchtung ſo weit herab, daß wir unſer höchſtes Licht zum Halbſchatten des vorigen machen, im gleichen Verhältniß aber die Halb- und vollen Schatten vertiefen, ſo werden wir um ſo weniger Deutlichkeit in der Färbung nöthig haben, und ſo fort bis zu einer unbeſtimmten Dämmerung, in welchem Fall es dann heißen kann: in unſerem Bilde waltet die Beleuchtung vor, denn die Färbung iſt durch jene unterdrückt.

Wir können in Folge deſſen alſo nicht allein diejenige Färbung vorherrſchend nennen, wenn wir unſer Bild rundum vom höchſten Tageslicht umfloſſen darſtellen, und vielleicht verdient eine ſolche Beleuchtung die Benennung vorherrſchend am wenigſten, da ihr eine intenſive Färbung zur Seite ſtehen muß; ſondern auch eine ſolche, die vom Halbdunkel bis zur Mondſchein-Beleuchtung als auffallend und ungewöhnlich hervor tritt. Und gewiß hagt dieſe das Prädikat vorherrſchend mit größerem Recht als jene, denn je ſchwächer und je ſpärlicher wir das Licht auffallen laſſen, um ſo ſtärker werden die Schatten, mithin um ſo ſchroffer die Contraſte und undeutlicher die Farben.

Je mehr wir alſo das Licht mildern und die Schatten vertiefen, um ſo wohlthuender wird die Beleuchtung dem Auge, und indem ſie ungewöhnlicher iſt, um ſo auffallender. Um dieß zu würdigen, haben wir nur nöthig, in eine Camera obſcura zu ſehen; wir finden hier augenblicklich das naturgetreue Bild in Zeichnung und Farbe wieder, und es ſpricht uns unendlich an; warum? — Der Beleuchtung wegen, die hier ſo anmuthig durch Milderung des Lichtes und Vertiefung der Schatten dem Auge entgegen tritt. Wir finden auch hier bald beſtätigt, was wir oben ausſprachen, daß nämlich die Deutlichkeit der Farben mit der Intenſität der Schatten im umgekehrten Verhältniß ſteht. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Dieſer Aufſatz entſtand in Folge einer Aeußerung in der Voſſiſchen Zeitung, bei Beurtheilung der letzten Berliner Kunſt-Ausſtellung.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 22. Januar. 13tes Blatt.

Brief des Herzogs von Alba an Don Juan de Auſtria. *)

Nichts hab' ich in meinem Leben ſo ſehr bedauert, als daß ich mich durch meine Geſchäfte abgehalten ſehe, Ew. Excellenz auf dieſem Feldzuge zu begleiten und ſo, nach meinen beſten Kräften, das Ihnen gegebene Verſprechen zu erfüllen. Unter Ihren Soldaten iſt gewiß Keiner, der Ihnen lieber folgte als ich, und befänd' ich mich jetzt in Spanien, ſo ſollten mich meine vier und ſechszig Jahre nicht abhalten, noch meine körperlichen Uebel, und wären deren auch weit mehr. Denn ein Pferd, ſo alt es ſey, merkt doch immer ſeinen Weg, und wäre dieſer auch noch ſo beſchwerlich, und zumal dann, wenn es ihm nicht an gutem Willen fehlt. Da ich nun Ew. Excellenz nicht begleiten kann, ſo will ich wenigſtens dadurch meinen Dienſteifer an den Tag legen, daß ich Ihnen einigen Rath ertheile im Allgemeinen; denn für beſondere Fälle läßt ſich, da dieſe nicht wohl voraus zu ſehen ſind, nicht viel ſagen. Und wenn ich Ew. Excellenz an mancherlei zu beobachtende Dinge erinnere, ſo geſchieht dies nur, weil ich das, was ich Ihnen als meinen Rath mittheile, von Ihrem Vater erlernt habe, und dieſer Umſtand allein macht mich ſo dreiſt, Ihnen dieſe nützlichen Erinnerungen, als wären es die meinigen, hier vor zu legen.

Ew. Excellenz ſind, wie man mir berichtet, der Ober-Commenthur von Caſtilien, der Marquis von Pereira, der Graf von Sentaſtor, Juan Andrea nebſt andern Generalen und auch Aſcania de la Corna beigegeben. Dies iſt in der That eine treffliche Begleitung, und Ew. Excellenz muß es Seiner Majeſtät beſondern Dank wiſſen, daß Sie Ihnen ſolche Männer ausgeſucht hat. Denn dieſe werden Ihnen gewiß bei jeder Gelegenheit guten Rath geben, und ich bitte Ew. Excellenz daher inſtändigſt, ſie mit beſonderer Güte zu behandeln, und ſo, daß Keiner auf den Andern eiferſüchtig zu ſeyn Urſach habe. Denn in dieſem Punkt iſt einmal jeder Soldat ſehr empfindlich und Keiner will ſelbſt ſeinem leiblichen Bruder oder Sohn einen Fingerbreit weichen und Alles für ſich haben, eine Unart, die man ihnen ſchon nachſehen kann, da hierbei Ehre die Loſung iſt.

Giebt es ſehr wichtige Dinge zu verhandeln, ſo wird Ew. Excellenz wohl thun, wenn Sie dieſe vorzüglichen Männer, und unter ihnen die vorzüglichſten, ſo wie auch andere von geringerem Range, die Sie als tüchtige Soldaten und geſcheidte Männer kennen, ſich zur Richtſchnur dienen laſſen. — Bevor Sie die Sache im Kriegsrath vorbringen, wird es gut ſeyn,

*) Dieſer merkwürdige Brief befindet ſich in dem „Cartas morales, civiles y literarias de varios autores españoles etc. Madrid, 1734." 8. — Der Ueberſetzer hat einige Stellen ausgelaſſen, die, weil ſie Kenntniſſe des damaligen Kriegsweſens vorausſetzen, nur für den eigentlichen Hiſtoriker intereſſant ſeyn können. — Don Juan de Auſtria war bekanntlich der natürliche Sohn Carl V., und von ſeinem Bruder, König Philipp II., zum General-Capitain der vereinigten Flotte ernannt, welche über die türkiſche Flotte im Jahr 1571 bei Lepanto einen vollſtändigen Sieg erfocht.

wenn Sie mit jedem Einzelnen vorher im Vertrauen darüber sprechen, und, die Geheimhaltung zur Pflicht machend, ihm seine Meinung abfragen. Dies gewährt mancherlei Vortheile; denn der, mit welchem Sie auf diese Weise sich unterhalten, wird sich ganz besonders begünstigt glauben und sich Ihnen für das Zutrauen verpflichtet fühlen. Mancher wird Ihnen auch ganz freimüthig und offen seine Meinung sagen; im Kriegsrath aber geschieht es nur zu oft, daß Einer es dem Andern bloß zuvor thun und die meiste Ehre einernten will; sind sie aber dadurch, daß sie Ew. Excellenz ihre Meinung schon gesagt, gebunden, so kann ein solcher verderblicher Wettstreit nicht statt finden, und es wird Keiner dem, welchem er nicht wohl will, widersprechen oder überhaupt nicht ohne allen Nebengrund widersprechen, was sonst nicht selten geschieht. Und haben Sie nun Alle angehört, so bleibt Ihnen Zeit genug, das Für und Wider reiflich durch zu denken, und jeder Einzelne hat nun auch Alles gehörig überlegt, so daß Ew. Excellenz schon Ihren Entschluß gefaßt haben, wenn Sie in den Kriegesrath kommen. Wenn Sie aber insbesondere sie befragen und anhören, so dürfen Sie nur dem oder denen Ihre Meinung kund thun, welche Ihre Majestät Ihnen besonders empfohlen haben, um mit ihnen einen endlichen Beschluß zu fassen.

Im Rath dürfen Ew. Excellenz keinen Zank dulden. Streit über die zu verhandelnde Sache wohl, aber persönlichen Zwist und Zank auf keinen Fall, denn dadurch würden Sie von Ihrem Ansehen viel verlieren.

Ew. Excellenz wird auch nicht umhin können (und es wird sehr gut seyn), zuweilen einen großen Kriegsrath von Obristen, Majoren und Hauptleuten zusammen zu berufen, um ihnen über öffentliche Angelegenheiten und andere Dinge, die vor eine solche Rathsversammlung gehören, Auskunft zu geben; denn dadurch werden sich die Staabs-Offiziere von geringerem Range, als die erwähnten, sehr geschmeichelt fühlen.

Ueberhaupt wird Ew. Excellenz sich bestreben, sich gegen alle Soldaten freundlich und wohlwollend zu bezeigen; dadurch fühlen sich Alle geehrt und glücklich, so wie es gute Wirkung thun wird, wenn Sie zuweilen einige Worte fallen lassen, heute zum Lobe der einen Nation und morgen zum Ruhme einer andern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Herrn Du Perron.

(Fortsetzung.)

„Endlich brach die Revolution aus: ich trat als Volksredner auf, schrieb National-Gesänge, legte Uniform an, griff zum Gewehr, und zog an dem Thor eben desselben Pallastes, in dessen Innerem meine Träume von Gunst, Ruhm und Glück in Nichts zerronnen waren, auf die Wache. — Ich hatte mir fest vorgenommen, mit mehr Weisheit auf dem Felde der Freiheit vor zu schreiten, als ich es in den Irrgängen des Hoflebens gethan, und bald lohnte mir der General, unter dem ich diente, für meinen Eifer um das Wohl des Volks, durch meine Ernennung zum Lieutenant. — Allein das Schicksal, welches mich gewiß nun einmal zu einem Freunde gefährlicher Verbindungen bestimmt hatte, ließ mich, nachdem ich die Rathschläge, die der Verfasser eines Romans über eben diesen Gegenstand ertheilt, gehörig befolgt, auf eine noch gefährlichere Klippe gerathen, indem es mir den Arzt, der für das Heil meines Leibes, und einen Priester, der für die Rettung meiner Seele sorgen zu müssen behauptete, zu Führern gab. — Der Erstere, der durch seine Umwälzungs-Wuth nur zu bekannt geworden, ließ mich an seinem Journal, dem „Ami du Peuple" mitarbeiten; der Andere, den ein nicht minder unsinniger Enthusiasmus für die unumschränkte Gleichheit leidenschaftlich beseelte, zog mich zu einem Clubb oder einer Versammlung, wo die heftigsten Streitreden geführt wurden, in denen er, als rasender Demagog, das Urtheil fällte, in der Meinung, er predige als Apostel. Ihrem Beispiel folgend, übernahm ich die Herausgabe eines Journals, welches eine Zeit lang durch seinen Titel: „Bouche de fer" minder berühmt als furchtbar erschien, und ich äußerte darin so aufrührerische Gesinnungen und Maximen, daß dies Blatt eher den Titel: „Bouche d'enfer" verdient hätte. — Kurz, wir, meine beiden Freunde und ich, übertrieben die Sache endlich so sehr, daß die Behörde beschloß, diesem Unwesen zu steuern, in der ganz richtigen Meinung, daß die Zügellosigkeit der Freiheit erklärteste Feindin ist. Unser Clubb ward geschlossen, und der Arzt, der eben so, wie ich, der Verhaftung entgehen wollte, hielt sich mit mir mehrere Monate lang in einem finstern Gewölbe versteckt, aus welchem der „Ami du Peuple" noch oft seine staatswidrigen Reden weithin erschallen ließ.

Eine große Umwälzung befreite uns aus unserm selbstgewählten Gefängniß: von der Republik ward die Monarchie verdrängt; mein blutgieriger Arzt saß unter den Gesetzgebern; ich dagegen, dem durch das lange Beisammenseyn mit ihm sein System, und besonders die Verordnung der vielen Aderlässe zuwider geworden, stimmte für andere Freveltaten und reihte mich an die, welche Alles umstürzen wollten, um Alles wieder her zu stellen.

Glänzender Erfolg krönte unser Beginnen: wir verjagten die Tyrannen, wurden aber, da wir unsere Erpressungen hatten zu weit treiben wollen, auf unserem Rückgange festgenommen und nach Cayenne geschickt. Glücklicher Weise gelang es mir, mich durch die Flucht in mein Gewölbe zu retten, und erst an

dem Tage, wo ein eroberungssüchtiger Herrscher die Anarchie stürzte, trat ich wieder an das Licht hervor.

Jetzt hätte ich allerdings einen neuen Weg einschlagen, und dem Ruhme, der alle Franzosen zu den Waffen rief, folgen können. Andere Aussichten verleiteten mich jedoch; von einigen Patrioten, welche vermeinten, daß meine Talente ihnen nützlich seyn könnten, aufgeweckt, bewarb ich mich um die Stelle als Deputirter in einer repräsentativen Versammlung, und ward wirklich erwählt. Kaum aber war ich einige Mal mit glücklichem Erfolg aufgetreten, als es dem Schicksal, welches mir hartnäckig in Allem widerstrebte, gefiel, meine Versammlung aufheben zu lassen, weil dort zu viel geredet ward. Eine andere, wo ich nie um eine Anstellung nachgesucht, weil dort niemals disputirt ward, bestand allein fort.

So viel Widerwärtigkeiten in meinen verschiedenen Unternehmungen machten mir den Ehrgeiz verhaßt. Die Palme der Literatur war noch die einzige, die mich in Versuchung führte. Ach! vergebens strebte ich, sie zu erlangen: zwei meiner Schöpfungen fielen auf zwei Theatern durch, und raubten mir auch den letzten Muth, ungeachtet der tröstenden Bemühungen meiner Eitelkeit, welche diese Unfälle der Bosheit der Kabalenliebhaber mehr beimaß, als der Gerechtigkeit der Richter.

Ich habe Ihnen noch nicht mitgetheilt, daß ich mitten in dem Sturm der Revolution mich, wie es damals ganz gewöhnlich war, ohne Priester und Notar, mit einer jungen, angeblich polnischen Schönen hatte verheirathen wollen. Sie hatte mich durch die rührende Mittheilung ihrer romantischen Abentheuer und durch die Aussicht auf eine reiche Erbschaft, die sie einst von ihren vornehmen Eltern zu erwarten habe, verführt. — Ehrlich theilte ich mit ihr, in dieser frohen Hoffnung, die Kostbarkeiten und das baare Geld, welches mir mein Vater hinterlassen. Allein an dem Vorabend des Tages, wo ich mich mit heiligen Banden an meine Heldin fesseln wollte, verschwand sie mit dem größten Theil meines Geldes und Mobiliars; ich erfuhr nachmals, daß ihre angesehene Familie aus zwei Personen, einem Kutscher und einer Obsthändlerin, denen sie das Leben verdankte, bestand. — Nur noch ein Mal sah ich diese theure Gattin wieder, und zwar an einem öffentlichen Festtage, wo ich das trübselige Vergnügen hatte, sie in ihrer ganzen Pracht und Schönheit, auf einem Triumphwagen als Göttin der Vernunft prangend, zu erblicken. Sie können leicht denken, daß ich nicht so thörig war, ihr nach zu laufen, und die Schaar ihrer Anbeter zu vermehren.

Von den Männern betrogen, von den Weibern hintergangen, mit allen meinen Entwürfen und Hoffnungen gescheitert, schmeichelte ich mir, noch im Spiel glücklicher zu seyn, als in der Liebe und Politik, und es fehlte mir nicht an Lehrern, die mich in den Abgrund, dem ich mich so unvernünftiger Weise näherte, hinab zogen. Die Contrakte, die mir mein Vater hinterlassen, selbst das Haus, welches er durch seinen glücklichen Handel auf dem Perron angeschafft, Alles schmolz und verschwand auf einem jener grünen Teppiche, die so viele Thränen und Sünden veranlassen. — Glücklicher indeß, als viele Andere, verlor ich dort nur mein Vermögen, rettete meine Ehre, und kam sogar, als ich dies verruchte Haus nie mehr zu betreten schwor, wieder zu meinem so lange verirrten Menschenverstand; ich ward weise und das war weit besser, als wenn ich nochmals reich geworden. (Der Schluß folgt.)

Der großen Schlesischen Provinzial-Ressource.

Am 10. Oktober 1824.

Wohl mancher Quell, der aus und auf der Erde
Zur Labung oder Heilung springt,
Verdienet es, daß er gepriesen werde,
Und daß ein Sänger ihn besingt;
D'rum preiß mit mir im Chorus laut und hell
Den unsrigen, gar lieben Labequell.

Der Hülfsquell ist's, der große, provinzielle,
Den gallisch man Ressource heißt,
Dem es gebührt, daß ihn an neuer Stelle
Ein neues Lied besingt und preist;
Sein Lob ertön' aus froher, voller Brust,
Figura zeigt's, er ist ein Quell der Lust.

Das Nützliche macht Einem manche Plage
Und süßer ist's, das Süße thun;
Hier legt man ab die Last der Werkeltage,
Läßt Degen oder Feder ruh'n,
Sucht Freude hier, die hülfreich sich ergießt;
Man ißt, man trinkt, man schwatzt, spielt, raucht und liest.

Uebt man auch hier nachahmend Kriegespraktik,
Sind die Manöver doch bequem;
Am Spieltisch ist die Strategie und Taktik
Der Kämpfer Wahl und angenehm,
Und wer hier schreibt, der schreibt nur Beete hin,
Und wenn's ihm glückt, am liebsten den Gewinn.

Auch wird die Zeit hier durch die Zeit vertrieben,
Durch das, was sie zerstört und schafft;
In manchem Blatt steht das genau beschrieben,
D'raus zieht man sich den Fünftelsaft,
Und findet dann manch geistigen Genuß
Geselliger im Wechsellanneguß.

Und findet man am Lesen, Sprechen, Spielen,
Just nicht den rechten Wohlgeschmack,
Läßt stumme Luft bei dir so leicht sich fühlen,
Bei dir, du edles Kraut Taback;
Wer deinem Dampf, du Zauberkraut, vertraut,
Manch Leid verdampft, manch schönes Dampfschloß baut.

So fließe denn, du Hülfsquell, unversieglich,
Nichts hemm' und störe deinen Lauf;
Die Direktion — sie ist ja ganz vorzüglich —
Hält stets ein wachsam Auge d'rauf.
Sie lebe hoch und jeder Ressourcist,
Der gerne hier genießet und — vergißt.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber Beleuchtung und Färbung in der Malerei. (Fortſetzung.) Gönnen wir unſerem Auge noch ein Weilchen das wohlthätige Anſchauen der Natur im Bilde der Camera obscura, ſo finden wir abermals in der Weſenheit dieſer Vorrichtung einen Beleg für unſere Anſicht; denn gründet ſich das Bild der Camera obscura auf das rein secundaire Licht, d. h. auf dasjenige, welches von den Gegenſtänden in ihren Farben reflektirt, von dem Spiegel aufgefangen und durch die vertiefende Linſe auf die Gegenfläche geworfen wird, ſo ſind die gewöhnlichen Schatten in dieſem Bilde, in welchen wir nur noch ſchwach die Farben der Gegenſtände erkennen, und die dunklen Schatten, in denen faſt alle Farbe verſchwindet, ein deutlicher Beweis, daß das farbige Licht, welches von den Schatten in der Natur reflektirt wird, undeutlicher und ſchwacher iſt, als dasjenige, welches von den beſtbeleuchteten Punkten ausſtrahlt. Wollen wir alſo ein, in Färbung und Beleuchtung naturgetreues Bild malen, ſo müßten wir uns nach den entwickelten Gründen ſehr hüthen, in den Halbſchatten und vollen Schatten die Färbung zu ſtark zu geben, müßten lieber die Beleuchtung mehr hervor heben, wie in der Camera obscura, welche die Beleuchtung der Natur nur um einen Ton tiefer und daher ſchärfer giebt; aber unſer Bild würde gegen die Natur an Färbung verlieren, und wir könnten uns hierin folglich nicht abſolut auf die Camera obscura verlaſſen, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

Unſtreitig iſt alſo das Vorwalten der Beleuchtung, wenn wir dem hohen Lichte tiefe Schatten entgegen ſtellen; daß aber, da bei heller Tages-Beleuchtung, alſo bei dem hellſten Lichte, die Schatten durch das, von allen Gegenſtänden reflektirte Licht ungemein aufgehellet werden, wir darin den zureichenden Grund finden, warum in der Camera obscura die Schatten ſo dunkel werden, indem hier das zur Aufhellung der Schatten von allen Gegenſtänden reflektirte Licht durch Abſorbtion, Reflexion und Abirrung nur höchſt ſchwach angegeben werden kann, folglich in dieſer Vorrichtung die Schatten faſt in ihrer urſprünglichen Lichtloſigkeit erſcheinen. Wir erhalten dadurch aber wieder ein Mittel, um den hellen Lichtern tiefere, doch aber noch farbige Schatten entgegen ſetzen zu können, und wir haben deshalb nur nöthig, die Intenſität des Lichtes um ein Geringes zu ſchwächen, um einmal die urſprünglichen Schatten an und für ſich, zweitens aber durch die verminderte Reflexion zu verdunkeln, und wir rufen ſo einen Zuwachs der Intenſität der Schatten in einem ſchroffen Verhältniß zum Lichte hervor. Daſſelbe gilt natürlich um ſo mehr von den vorzüglich wichtigen Halbſchatten, die um ſo ſchwächer werden müßten, als durch das rückſtrahlende Licht, der vom hellen Tageslicht beleuchteten Gegenſtände, der Ort, den ſie bedecken ſollen, erleuchtet wird, mithin, wenn die Reflexion gehemmt wird, auch dieſe vertieft werden; ihr räumliches Verhältniß aber ſich durch die Größe des leuchtenden Punktes beſtimmt, ihre Größe daher mit der Begrenzung des Leuchtenden im geraden Verhältniß ſteht.

Wird alſo das Licht überhaupt abgedämpft, ſo gewinnen die Schatten, und wir verlieren in eben dem Maaße an Färbung derſelben, d. h. an derjenigen Färbung, welche die beſchatteten Theile der Gegenſtände durch größere oder mindere Lichtentziehung für unſer Auge unverkennbar machen; indem ſie das ſie beleuchtende ſchwache Licht um ſo ſchwächer in ihren Farben reflektiren können.

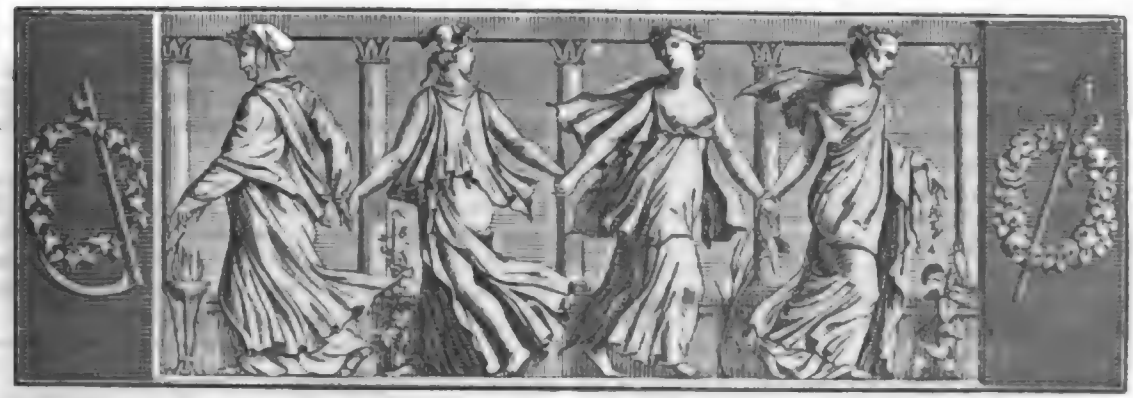
Begrenzen wir ferner den leuchtenden Körper, ohne ſeine Intenſität merkbar zu ſchwächen, ſo erhalten wir die beleuchteten Gegenſtände im hellen Lichte bei mehr oder weniger kleinem Halb-, aber ſtarkem und auf Verluſt der Halbſchatten vergrößertem Kernſchatten, der um ſo tiefer wird, je weniger die hinter ihm ſich befindenden Gegenſtände erleuchtet ſind, und wir gewinnen ſo eine ſchroffe Gegeneinanderſtellung von hohem Licht und tiefem Schatten, folglich eine ſogenannte pikante Beleuchtung. Bei dieſer kann von Färbung der Gegenſtände natürlich nur auf der Lichtſeite die Rede ſeyn, indem die Farben auf der Schattenſeite von dem, von andern Gegenſtänden ſchwach reflektirten Lichte ſo leiſe angeſchlagen werden, daß ſie bei ihrer Rückſtrahlung in der beinahen Lichtloſigkeit dieſer Seite faſt ganz verſchwinden, und nur allenfalls im Zuſammenſchmelzen in einen eigenthümlichen Ton übergehn. In dieſem Fall könnte man wieder ſagen, die Beleuchtung walte der Färbung vor, oder die Beleuchtung verhindere die Färbung der Schattenſeite.

Illuſtrabit endlich die helle Tages-Beleuchtung ohne Minderung der Licht-Intenſität und Begrenzung des Leuchtenden die Gegenſtände, ſo iſt der Färbung das größte Feld geöffnet, indem einmal die Halbſchatten nach dem Umfang unſeres leuchtenden Weltkörpers den möglichſt größten Raum einnehmen, die vollen Schatten aber, ſo wie auch jene noch bedeutend durch das, von andern Gegenſtänden reflektirte Licht aufgehellet werden, mithin die darunter liegenden Farben noch Licht-Intenſität genug haben, um ſichtbar zu werden. Aber ein ſolches Bild, ungeachtet die Gegenſtände uns von allen Seiten in ihren Farben erſcheinen, behagt unſerem Auge nicht — es gleicht einem unſicheren Diskant-Spiel des Pianoforte ohne Baß, gleicht einer Landſchaft in der Beleuchtung des Mittags, wo neben dem hellſten Lichte die ſchwachſten Schatten ſtehen, die Gegenſtände ſich mithin nicht von einander losreinnen. Hier alſo können wir mit vollem Recht ſagen, die Färbung überwältige, trotz der hellen Beleuchtung, dieſe.

Der Begriff Beleuchtung iſt durch dieſe Erörterungen alſo relativ, und daher umfaſſender geworden, als man ihn in der Regel zu nehmen pflegte, indem man die Beleuchtung gewöhnlich nach der Intenſität des Erleuchteten maaß, ohne dabei viel auf die Schatten zu achten; da wir indeſſen auf dieſe beſonders Rückſicht zu nehmen haben, ſo müſſen wir für unſern Gegenſtand indirekt zu Werke gehen, und von der, für die Gegenſtände des Bildes jedesmal nothwendigen Tiefe der Schatten den Maaßſtab für unſere Beleuchtung nehmen. Dies klingt freilich ſonderbar, dennoch aber iſt es ſo; denn wenn wir durch die Anordnung unſeres Bildes genöthigt ſind, auf Geheiß nothwendiger Perſpektive, und in Folge des Lokalarbeitens der Gegenſtände ſowohl vom Vorder-, Mittel- und Hintergrunde, als der Gegenſtände von einander, die Schatten ſchon in etwas dunkler zu halten, als es die Natur uns vorſchreibt, ſo müſſen wir danach auch unſere Lichter abdämpfen, um nicht in die, bei zu ſtarker Begrenzung des Leuchtenden (etwa daß zu ängſtliche Verengen des Maſſenſtoffs) eintretende, pikante Beleuchtung zu verfallen. So ſind wir denn genöthigt, die Beleuchtung in unſern Bildern eine große Rolle ſpielen zu laſſen, nicht aber etwa in Folge eines zu hellen, ſondern auf Veranlaſſung eines, zu Gunſten der Schatten gemilderten Lichtes. Wir finden dieſen Satz evident beſtätigt in einigen aufgeſtellt geweſenen größeren hiſtoriſchen Bildern, die gewiß in tageshelle Beleuchtung, und mit allem Fleiß gemalt, gegen das Bild des Hrn. Eggers einen bedeutend ſchwächeren Eindruck machten; ſie hätten jedoch nur dieſem nach dem eben entwickelten Prinzip, ſo wie das Bild des Hrn. Eggers, beleuchtet ſeyn, um ſich derſelben Wirkung zu erfreuen. Was hat ihnen alſo, trotz ihrer hellen Beleuchtung, gefehlt? — nichts als die Beleuchtung. — Durch einen ſehr einfachen Verſuch kann dies noch dadurch über allen Zweifel erhoben werden, daß man nur nöthig hat, dieſe Bilder durch ein dunkles Glas zu betrachten; hier erſcheinen ſie durch Abdämpfung des Lichtes, Vertiefung der Schatten und Verwiſchung der Farben faſt ganz ſo wie das Bild des Hrn. Eggers.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 24. Januar. 14tes Blatt.

Geſchichte des Herrn Du Perron.

(Schluß.)

„Um eben dieſe Zeit ſtarb eine Schweſter meines Vaters und hinterließ mir ein jährliches Einkommen von tauſend Thalern. Zu dieſer, wie die Alten ſagen — goldenen Mittelmäßigkeit gelangt, erkannte ich ganz ihren Werth. Feſt entſchloſſen, nun keine Fahrt mehr aus dem Hafen der Ruhe zu unternehmen, wählte ich zu meinem bleibenden Sitz jene beſcheidene Wohnung, wo Sie mich mit Ihrer Gegenwart beehrten, und ſeit dieſer Zeit beſchränke ich, im frohen Genuß meines Lebens, meine wenig abwechſelnden Freuden auf den Beſuch eines ſchönen Gartens, die Durchſicht der Zeitungen und neuen Bücher, die ich in dem Leſezimmer vorfinde, den Genuß einer lehrreichen Unterhaltung an der Wirthstafel des Gaſthauſes, welches Sie beſuchen, und bringe meine Abendſtunden in dem Schach-Clubb zu, wo ich an den beluſtigenden Schlachten Theil nehme, in denen man nur ſeine Eigenliebe auf's Spiel ſetzt. So, mein theurer Lord, werde ich vernünftiger Weiſe ein Leben beſchließen, welches, wie Sie ſehen, einem wunderlichen Traume bis dahin nur zu ähnlich geweſen iſt.“

„Weh, mein Freund, wie hat mich dieſe Geſchichte erſchreckt!“ rief der Lord; „gerade als wenn ich alle dieſe Unfälle ſelbſt erlitten. Entſetzen hat meine Trägheit ergriffen. Was die Gefahren betrifft, denen würde ich trotzen; aber, gerechter Himmel! wie viele Gänge, wie viele Reiſen haben Sie machen müſſen! Ihr ſtets bewegtes, regſames Gemüth hat ja Ihrem armen Leibe auch nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt, und wahrlich, bloß durch das Zuhören bin ich ſchrecklich ermüdet!“ — „Was meinen Sie für Gänge und Reiſen?“ entgegnete der Greis; „glauben Sie wohl, daß Sie mit einem Manne reden, der es in dem Laſter, oder in der Sucht, träge zu ſeyn, viel weiter gebracht hat, als Sie?“ — „Das möchte ſchwer zu beweiſen ſeyn!“ erwiederte der Engländer. — „Keineswegs!“ meinte ſein Mentor; „im Gegentheil, es bedarf gar keines Beweiſes; denn ungeachtet Ihrer Abneigung gegen jede Platzveränderung ſind Sie doch von London bis hierher gereiſt, während ich ſeit meiner Geburt nicht einen einzigen Tag aus den Mauern des Palais-Royal gekommen bin!“ — „Wie!?“ rief der junge Engländer, als beleidige ihn dieſe Antwort; „wollen Sie mich etwa zum Narren haben, und vergeſſen Sie ſo ſchnell die gelehrte Reiſe um die Welt, die Sie eben mit mir gemacht haben?“ — „Ich glaubte Ihnen geſagt zu haben, Milord“, entgegnete Herr Du Perron; „daß mein Vater über meine Abneigung gegen das Studium geſiegt hatte; und ohne, daß wir uns von hier fort zu bemühen brauchen, haben wir, glaube ich, Buchhändler und Leſezimmer in dieſem ungeheuren Gebäude genug, um das gründlich zu erlernen, was ſeit der Schöpfung in allen Theilen der Welt vorgegangen.“ — „Das gebe ich zu!“ entgegnete der Engländer; „was Sie jedoch eben mit eigenen Augen geſehen zu haben behaupteten, jene ſchönen Thäler der Schweiz, die Pagode in Jaggrenat und die Inſel St. Helena, haben

Sie das Alles etwa im Traum gesehen?“ — „Nein, das nicht, Milord; eine kurze, einfache Erklärung jedoch wird Ihre Verwunderung beschwichtigen. Hören Sie, mit wenigen Worten kann ich Sie befriedigen: Bei dem Herzog von Orleans sah ich den König von Dänemark, der auf seiner Reise auch hierher gekommen; bei meiner Wohlthäterin, der Hof-Dame, hörte ich Gustav III. seine schwedische Revolution erzählen; in eben demselben Pallaste sah ich die Prinzeß Arskow, die Grafen Schuwaloff und Strogonoff; in den Gallerien des Fürsten begleitete ich Paul I. und die Kaiserin, seine Gemahlin, welche die Gemälde in Augenschein genommen. An demselben Orte erzählte mir Lesseps seine Reise nach Sibirien. — Jetzt verstehen Sie mich, und ich halte es für unnütz, Ihnen gründlicher zu beweisen, wie leicht es mir ward, zu verschiedenen Zeiten, jedoch an ein und demselben Orte, Tippo-Saib's Gesandten, den gelehrten Denon, die Egyptierin, die der General Menou geheirathet, die persischen, türkischen, marokkanischen Gesandten, den Papst und alle diese Herrscher zu sehen, die zu verschiedenen Epochen Frankreich bald mit Freude, bald mit eben so viel Verwunderung als Bedauern aufnahm. — Sie finden es vielleicht noch sonderbarer, daß ich den König von Polen gekannt! Aber Sie müssen wissen, daß Poniatowsky in seiner Jugend auf seinen Reisen lange in Paris lebte. Die berühmten Amerikaner, Spanier, Portugiesen, von denen ich Ihnen erzählt, haben sämmtlich lange unter uns geweilt, und noch vor wenigen Monaten hätte ich Sie mit dem Inquisitions-Sekretair Llorente persönlich bekannt machen können, der Ihnen die Geheimnisse dieses Tribunals besser, wie ich, entschleiert haben würde.“ — „Und die schuppenbedeckten Wilden?“ fragte Milord noch. — „Vor wenigen Jahren hätten Sie für vier Franks dies Produkt der Natur oder der Kunst in einer unserer Gallerien sehen können.“ — „Da sind denn freilich viele Schwierigkeiten gehoben!“ meinte Lord Littlehead; „allein Ihre Abentheuer, wie soll ich begreifen, daß Sie deren so viele in einem so kleinen Kreise erlebt haben?“ — „Auch ganz natürlich!“ entgegnete der Greis; „erinnern Sie sich nur, daß es hier einen Hof, Prinzen, National-Garden, ein Tribunal gab; daß die „Bouche de fer“ aus einem Ende dieses Gartens hervor donnerte, daß der Abbee Fauchet dort seinen Versammlungs-Ort bestimmt, und daß der Arzt Marat uns Alle durch seine beißenden Diatriben aufregte und muthig machte. Der unzähligen Anstalten jeder Art, die sich in diesem unendlichen Panorama finden, will ich gar nicht gedenken. Sie werden sich immer mehr überzeugen, daß die thätigste Neugierde anderswo das vergebens suchen würde, was ihr hier bei jedem Schritte von selbst entgegen kommt. Wundern Sie sich übrigens nicht mehr darüber, denn Europa ist die Hauptstadt des ganzen Erdballs, Frankreich die Hauptstadt Europa's, Paris die Hauptstadt von Frankreich, und das Palais-Royal die Hauptstadt von Paris.“

Vollkommen überzeugt und höchlichst entzückt, seine Neugierde und seinen Wunsch, Alles zu lernen, ohne lesen noch reisen zu dürfen, befriedigen zu können, schwor Lord Littlehead, das Palais-Royal zu seinem bleibenden Wohnsitz zu wählen, wo er wahrscheinlich jetzt noch lebt. *) H. Lange.

*) Uebersetzt nach dem „Almanach dédié aux Dames p. 1824.“ H. L.

Brief des Herzogs von Alba an Don Juan de Austria.

(Fortsetzung.)

Auch wird es sehr gut seyn, wenn die Soldaten überzeugt sind, daß Ew. Excellenz für die richtige Auszahlung des Soldes besondere Sorge tragen, so wie für die Ablieferung reichlichen und guten Mundvorraths und für gute Quartiere, wenn sie an's Land gesetzt werden. Alle die, welche sich in Besorgung dieser so wichtigen Angelegenheiten Nachlässigkeit oder Veruntreuung zu Schulden kommen lassen, müssen Sie auf's strengste bestrafen.

Nur mit Soldaten dürfen die Stellen besetzt werden, und zwar nach Verdienst, so daß, wenn eine Hauptmannsstelle erledigt ist und der Fähnrich fähig, ihr vor zu stehen, so muß Ew. Excellenz sie lieber ihm als jedem Andern ertheilen.

Sehen sich Alle so nach Verdienst geehrt und befördert, und zugleich streng bestraft, wenn sie etwas verschuldet haben, so werden sie Ew. Excellenz lieben und hochachten. Glauben Sie ja nicht, daß Strenge verhaßt macht; nur Nachsicht ist schädlich. Die Soldaten müssen für ihre Offiziere die größte Ehrfurcht haben, und wenn sie diese aus den Augen setzen, so müssen Ew. Excellenz sie auf das strengste strafen. Die Soldaten müssen aber auch überzeugt seyn, daß sie, wenn die Offiziere ihnen Unrecht thun, in Ihnen einen Beschützer finden, und so den Muth haben, bei Ihnen sich zu beklagen, und Sie werden dann die Offiziere zur Rechenschaft fordern und in schuldigem Fall ohne Ansehen der Person verdientermaßen züchtigen. — Die Verordnungen, welche Sie erlassen, müssen reiflich erwogen seyn, und, einmal gegeben, auf das allerstrengste gehandhabt werden.

Ew. Excellenz wird ganz vorzüglich die Offiziere dazu anhalten, daß sie Alles vermeiden, was zwischen den verschiedenen Nationen Zwiespalt stiften könnte. Dies ist ein sehr wichtiger Punkt, und das Meiste hängt dabei von den Ober-Anführern ab. Nach meiner Erfahrung ist es am besten, wenn die obersten Offiziere

der verſchiedenen Nationen freundſchaftlichſt mit einander umgeben, ſich gegenſeitig einladen und ſo eng als möglich mit einander verbinden; aber man muß nicht zugeben, daß die Soldaten verſchiedener Nationen bei einander oder in Gaſthäuſern und an andern öffentlichen Oertern zuſammen kommen, ſondern dafür ſorgen, daß jede Nation mehr für ſich abgeſondert bleibe.

Ew. Excellenz wird, ſobald im Frühjahr das Bündniß geſchloſſen iſt, den Feind zu bekämpfen haben, und entweder irgend einem Ort, den er angreift, zu Hülfe kommen, oder, um ihn irgendwo ab zu lenken, einen andern Ort angreifen, oder, falls der Feind ſchwächer ſeyn ſollte, ihn aufſuchen, um eine förmliche Schlacht zu liefern. Nach den Berichten, die bis jetzt eingelaufen ſind, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Sie zuerſt werden einem Ort zu Hülfe kommen müſſen, den der Feind wird zu erobern ſuchen, da er früher gerüſtet und auf der See ſeyn wird, als Ew. Excellenz. Sollten nun die Verbündeten nicht mit gehöriger Ueberlegung und Vorſorge zu Werke gehen, ſo daß Sie keinen wohlzuſammenhängenden Plan machen könnten, ſo würde Ew. Excellenz einen ſehr ſchlimmen Stand haben, der ſelbſt Ihren Vater, wenn er noch lebte, in große Verlegenheit bringen möchte. Denn wenn die Verbündeten die feſten Plätze, die angegriffen werden können, nicht in gehörigen Vertheidigungsſtand ſetzten und nachher von Ew. Excellenz verlangten, Sie ſollten dem und dem Platz innerhalb zwanzig Tagen zu Hülfe kommen, weil er ſich nicht länger halten könnte, ſo würden Sie, nach meiner Ueberzeugung, dies nicht thun können, ohne die Ihnen anvertraute Flotte in Gefahr zu bringen; denn es bliebe Ihnen auf dieſe Weiſe keine freie Wahl. Ich glaube daher, Sie werden wohl thun, wenn Sie ſich von den Verbündeten wollen anzeigen laſſen, welche vom Feind bedrohten Plätze ſie bekämpfen können und wie lange, und ihnen dann wegen des Vertheidigungsſtandes das Nöthige dringend anempfehlen. Es iſt ja augenſcheinlich, wie der Kriegesmann ſchlechterdings ſo viel möglich freie Hand haben muß in dem, was er thun will, und nicht darf gezwungen ſeyn, etwas zu thun, worüber er etwas Anderes aufgeben muß.

Nicht die Mauern, ſondern die Mannſchaft iſt es, was einen Platz vertheidigt. Denn ſo ſchwach auch ein Platz ſey, ſo kann eine Beſatzung, wenn ſie nur zahlreich genug iſt, ſich lange halten, ſo daß ſie die Hülfe ruhig abwarten mag; und indem ſie ſich ſo lange hält, vermindert und ermüdet ſie die Kräfte des Mächtigeren. Hat ein Platz aber noch ſo viele und ſtarke Mauern, und nicht die gehörige wohlverſehene Mannſchaft, ſo geſchieht gerade das Gegentheil.

(Der Schluß folgt.)

Bunte s.

Der König von Frankreich, Heinrich III., ließ ſeine Lieblinge und Geliebten als Heilige malen. Die geſchickteſten Künſtler ließ er aufſuchen, um von ihnen Bilder für ſeine Gebethücher zu erhalten. Die beliebteſten Günſtlinge prangten an Kreuzen als Crucifixe und die ausgezeichnetſten ſeiner Damen als Madonnen.

Der Liebhaber einer Pariſer Tänzerin inſinuirte ſeiner Angebeteten zum Neujahr eine Deviſe, folgenden Inhalts:

„O Schelmin, Fama ſpricht:
Wer Dich beſitzt, beſitzet Dich auch nicht,
Und, Theure, obenein,
Gehört, was Er beſitzt, auch nicht mehr ſein!“

Der devote Maire einer Dorfgemeinde mußte den Paß eines vornehmen Beamten ausfertigen, der das Unglück hatte, eindugig zu ſeyn. Bei dem Ausfüllen der Rubriken, als er an die Augen kam, ſchrieb er: „Die Augen ſchwarz, eines abweſend.“

Die Ehrenpelze der Großherren ſtammen gewiß aus den Zeiten der Römer her. Die Vornehmen und die Senatoren trugen die Tunika ſehr reich mit Purpur gefärbt, und überdies war ſie oben mit einem purpurnen Streifen beſetzt und ſo ausgezackt, daß das Ganze wie eine Reihe großer Nagelknöpfe ausſah, woher der Name Tunicae clavatae (Nagel-Tunica) kam. Unten waren dieſe Kleidungsſtücke mit mehreren Borten beſetzt, oben aber nur mit einer Reihe. Senatoren, Conſuls und Vornehme trugen dieſe Borte ſehr breit, daher der Name Latiaclavus, was zuletzt überhaupt die Tunica ſelbſt hieß. Unter den Kaiſern ward ein goldenes Laticlave eben ſo ausgetheilt, wie wir bei uns Orden und Sterne vertheilen; Präfekten und Gouverneure erhielten zur Auszeichnung ein ſolches Ehren-Laticlave. — Da dieſer Gebrauch ſich noch bis zu den Zeiten der Kaiſer des Niederreichs erhielt, ſo iſt hieraus ohne Zweifel der Gebrauch der Vertheilung der Ehren-Pelze und Ehren-Kaftans entſtanden. — Die Kaiſerinnen, Prinzeſſinnen und vornehmen Damen trugen auch das Laticlave. Eine Stelle des Vopiscus, in Bonoſus Lebensbeſchreibung, ſpricht hierüber, indem es heißt: daß Aurelian, indem er ihm Humila, eine junge Gothin, zur Gemahlin giebt, ihm in folgenden Worten die Geſchenke vorſchreibt, die er ihr machen ſoll: „Dabis ei tunicas palliolatas, hyacynthinas, subsericas, tunicam auro clavatam sobsericam, libralem unam, intrulas dicolores duas, etc. (Gieb ihr Tuniken mit einer Kappe, andere von Hyacinthfarbe mit Seide gemiſcht, eine goldene Laticlave-Borte, ein Stück Zeug, mit Seide von einem Pfund Gewicht gemiſcht, zwei Hemden mit einer doppelten goldenen Borte beſetzt u. ſ. w.)“

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber Beleuchtung und Färbung in der Malerei. (Fortſetzung.) Wollten wir nun nach den entwickelten Wechſel-Verhältniſſen zwiſchen Beleuchtung und Färbung für unſer Bild eine Beleuchtung wählen, welche uns für dies am vortheilhafteſten ſcheine, ſo würden wir, wenn wir hauptſächlich die Treue unſeres Colorits zeigen wollten, und wenn dies wirklich alles andere zur Nebenſache machte, die tageshelle Beleuchtung vorziehen müſſen; aber unſer Bild würde ſo nur treffliche Einzelnheiten zeigen, und nichts als eine Muſterkarte für dieſe ſeyn. — Wollten wir hingegen eine Perſpektive recht ſchroff und hervortretend darſtellen, ſo würde ſich hierzu die Beleuchtung durch Begränzung des Leuchtenden am beſten eignen, aber wir würden unſere Färbung hintenan ſtellen. Demnach bliebe uns, wollten wir jene glückliche, der Natur ſo viel als möglich entſprechende Reaktion von Färbung und Beleuchtung hervorbringen, nichts weiter übrig, als die Begränzung unſeres Leuchtenden nur ſo weit gehen zu laſſen, daß uns neben einer gehemmten zu ſtarken Lichtreflexion der äußeren, zu unſerem Bilde nicht gehörigen Gegenſtände, noch die nöthigen Halbſchatten blieben, um die Treue unſerer Färbung ſo viel als möglich erkennen zu laſſen, wobei wir noch denjenigen farbigen Schatten Genüge leiſten könnten, die farbig ſind ohne ihre Färbung dem Durchſchinen der darunter liegenden, farbigen Gegenſtände zu verdanken. (Man möge uns den hier profanen Ausdruck des Durchſcheinens verzeihen; er iſt indeſſen hier zureichend.)

So hätten wir denn alſo ein Bild, in welchem Alles der verlangten Harmonie entſprache, ein Bild, in dem kein Einzelnes zum Piedeſtal des Andern würde; und nur durch die oben ausgeſprochene Reaktion die ſecundaire Schönheit des Andern zur primairen Vortrefflichkeit des Ganzen hervorriefe. — Und ein ſolches Bild wird dann ſeine Wirkung gewiß nicht verfehlen, und den Anforderungen jedes Kenners entſprechen.

Aber noch glücklicher könnte man in der Wahl der Beleuchtung ſeyn, wenn man außer der bedingten Begränzung des Leuchtenden noch eine Minderung der Intenſität deſſelben dieſer Beengung hinzufügte; und man würde eine Beleuchtung gewinnen, die eine ungewöhnliche, eine, nicht in jedem Augenblick ins Leben tretende ſey, die dabei dem Auge jenen wohlthätigen Eindruck ſicherte, der dem gemilderten Licht ſo zauberiſch inwohnt, und der unſer Bild demjenigen näher rückte, welches uns in der Camera obſcura ſo wohlgefällt. Wir würden hierdurch noch außerdem den Vortheil erlangen, daß unſer Bild durch einen ſanften Uebergang vom milden Lichte zum tiefen Schatten an Weichheit und Rundung gewonnen, und wir könnten um ſo zuverſichtlicher von der Wirkung unſeres Gemäldes überzeugt ſeyn, als wir etwas Ungewöhnliches geliefert hätten, und es würde um ſo mehr gegen andere Bilder abſtechen, als es durch das Magiſche ſeiner Beleuchtung unſer Auge täuſchte, und gegen manches Vernachläſſigte gefangen nähme. Bei dem Allen aber könnten wir uns denn doch nicht verſchweigen, daß wir dieſe Wirkung faſt allein der Beleuchtung zu danken hätten, und daß wir zu Gunſten dieſer, aus den oben entwickelten Gründen, die Färbung zwar nicht vernachläſſigt, doch aber mehr oder weniger in den Hintergrund geſchoben; wir müßten uns alſo geſtehen, die Beleuchtung der Färbung, obſchon durch die Art und Weiſe jener nothgedrungen, vorgezogen zu haben.

Reſummiren wir nun alle dieſe Thatſachen, ſo kommen wir zu der nothwendigen Erkenntniß, daß da, wo die Beleuchtung am hellſten iſt, die Färbung, und da, wo ſie durch Milderung des Lichtes und Vertiefung der Schatten am dunkelſten wird, ſie ſelbſt im Bilde das Vorherrſchendſte ſey, und daß in dieſer Art bald die eine bald die andere als vorwaltend angenommen werden könne. Wir glauben ferner, daß es, nach den entwickelten Gründen, nach Umſtänden, jedoch höchſt ſelten, erlaubt ſeyn könne, entweder die Beleuchtung oder die Färbung zum Piedeſtal der einen oder andern machen zu dürfen.

Wir entledigen uns hierdurch der Beantwortung des erſten Theiles des oben aufgeſtellten ſtreitigen Satzes, und wenden uns zu den Erörterungen des zweiten Theils.

In der Art der Beleuchtung nun, die uns bei Berückſichtigung der unerläßlichen Hülfsmittel für das Lokalreiten der Gegenſtände die naturgemäßeſte ſchien, fanden wir faſt ſämmtliche Bilder der letzten Kunſt-Ausſtellung, alſo in halber Tages-Beleuchtung mit bedingter Begränzung des Leuchtenden; das größere Bild des Hrn. E. hingegen in derjenigen Beleuchtung, die dem Bilde die Aufmerkſamkeit jedes Beſchauers ſichert, alſo in der vorwaltenden, und in eben dieſer finden wir faſt ſämmtliche Bilder der Alten. Daher können wir denn keineswegs den Neueren Partheylichkeit in Färbung und Beleuchtung vorwerfen, und am allerwenigſten Partheylichkeit gegen die Färbung zu Gunſten der Beleuchtung: müſſen ihnen vielmehr zugeſtehn, daß bei derjenigen Beleuchtung, die ſie meiſtentheils für ihre Bilder gewählt haben, ihnen für die Färbung das weiteſte Feld offen ſteht; können aber auch nicht umhin, wenn es mit ihrer Färbung noch nicht recht fort will, ſie ernſtlich vor dem Prinzip des Hrn. E. zu warnen, bei deſſen Befolgung zwar manches Schlechte gedeckt werden kann, und ihr mittelmäßiges Bild dennoch Eindruck machen wird; aber mit der Erlangung eines guten Colorits iſt es dann auch rein aus.

Die Alten und Hr. Eggers alſo haben ſich nach dieſen Anſichten in ihren Bildern ein Vorherrſchen der Beleuchtung zu ſchulden kommen laſſen. Aber zu hoch in der Kunſt ſtehn die alten Meiſter, um dieſem Vorwurf zu verdienen, und nur ihren Bildern, ſo wie dieſe jetzt erſcheinen, kann er gemacht werden, Hrn. Eggers aber unbedingt. Um nun aber die Meiſter der Kunſt im Wege Rechtens von dieſem unwürdigen Verdachte zu befreien, können wir nicht anders als dieſen, ihren Ruhm verdunkelnden Schein auf die Zeit zurückwerfen. Sie iſt es alſo mit ihrem Gefolge zerſtörender Einflüſſe, die hier die Sünde trägt, die hier durch ihren verhüllenden Flor ſo viel Schönes verdeckt, doch willenlos uns den Genuß verſchaft, indem ſie Schönes deckt, uns Schöneres nachahmen zu laſſen, und mit ihrem in graue Jahrhunderte getauchten Pinſel ſich an die Staffeley macht, und durch die ihr eigene magiſche Vermalung uns das ereigt, was ſie auf der andern Seite verhüllt.

Könnten wir unſern Pinſel in die Farben des Regenbogens tauchen, könnten wir mit der Helle des Tages die Dunkelheit der Nacht in dieſen Farben verſchmelzen, unſer Bild würde dann wie der unbezügliche Accord der Saiten zur Sprache der Welt werden, und in ewiger Jugend von Unendlichkeit zu Unendlichkeit hinüberreiten. Aber dem Materiellen gehören wir an, und das Materielle iſt bedingt in Raum und Zeit, und die Zeit fordert ihre Rechte; und in dem Augenblick wo ſie ſelbſt uns, durch den Gedanken, über ſich erhebt, feſſelt ſie uns wie Zenith und Nadir an den Raum.

Aber ſtatt des Abendrothes und des Himmels Aether-Bläue ſtehn uns nur materielle Repräſentanten dieſes, unſere widerſtrebenden kindlichen Begriffe vom tiefſten Geheimniß und lebendigſter Ahnung erregenden unnennbaren Farbenſchmelzes zu Gebote; nur wie das Wort zum Gedanken verhalten ſich unſere Farben zu jenen.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 4.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 14ten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Ueber Beleuchtung und Färbung in der Malerei. (Schluß.) Gleichwie alles Geiſtige mit dem Materiellen ſich im ewigen Kampfe gegenüber ſteht, ſo tritt das Materielle unſerer Farben mit der Zeit den ungleichen Kampf an, und wie das Geiſtige abhold jeder Feſſel dem Geiſtigen zueilt, ſtrebt das an unſere Farbe gebundene Licht, aufgefordert durch das freie, dieſem wieder zu, und läßt, wie der Gedanke das Wort, der Zeit nur die Materie.

Indem alſo die Subſtanzen unſerer Farben durch Einfluß des Lichtes in ihren Elementen zuerſt erſchüttert und ſo nach und nach in ihrem Weſen verändert werden, ändern ſie ihre Farben, und dieſe gehen von Stufe zu Stufe in das Lichtloſe über. Und indem zu dem Einfluß des Lichtes ſich der der Wärme auf Geheiß jenes geſellt, der Einfluß des erſteren aber in der nächſten Verbindung mit der Abſorbtions-Fähigkeit der Farben für daſſelbe ſteht, und die mit der Einwirkung dieſer ſtets concurrirende Warmeentbindung auch damit gleichen Schritt hält, ſo zeigt ſich das Licht verſchieden wirkſam auf die ſeiner Reaction entgegen gehaltenen Farben.

Alle unſere Farben gehen alſo nach und nach in Farbloſigkeit oder in das indifferente Grau über; allein diejenigen, welche eine größere Capacität für die Abſorbtion des Lichtes haben, eilen voraus, und nähern ſich mit raſchen Schritten, durch die geſteigerten Einwirkungen von Licht und Wärme und die dadurch wieder fort und fort zum Kampfe aufgerufenen Verhältniſſe der Subſtanzen, der allgemeinen Lichtloſigkeit des Aufgehobenſeyns alles Farbigen, überbieten darin alſo andere Farben, die durch Reflexion des Lichtes dieſem zu widerſtreben ſuchen, um doch endlich, nur langſamer, demſelben Ziele entgegen zu gehen, welchem ſie ſich nach dem erſten leiſeſten Anſchlagen ihrer ſubſtanziellen Weſenheit in immer raſcher auf einander folgenden Progreſſionen nähern, um ſich in derſelben Indifferenz zu verlieren.

Dies Unbeſtreitbare ſpeziell auf unſere Bilder angewendet, zeigt uns, wie ein Bild in den dunkeln Farben und Schatten ſich nach einiger Zeit ſchon bedeutend verdüſtert haben kann, noch ehe eine ſichtbare Milderung des Lichtes zu bemerken iſt. Aber auch dieſe tritt ein, und unſer Bild gewinnt diejenige zauberiſche Beleuchtung, wovon wir weiter oben geredet haben. Indeſſen nicht allein durch das Ungewöhnliche, Nebelartige dieſer Beleuchtung werden wir ſo unendlich angeſprochen, ſondern durch dies indifferente Grau wird eine Harmonie der Farben ins Leben gerufen, die früher nicht da war; denn wie in der Natur, ſo auch auf unſeren Bildern, finden wir Farben gegen einander geſtellt, deren diſharmoniſche Wirkung nicht zu läugnen iſt, die aber durch das, zu beiden in gleicher Beziehung, von beiden gleich weit und gleich nah ſtehende Grau zu einem Accord verbunden werden, der uns mächtig ergreift, indem er die Diſharmonie aufhebt, und die zarteſte Harmonie an ihre Stelle ſetzt.

Noch außerdem tritt, während die Zeit unſere Werke hinunter drängt zur Zerſtörung, mit jedem Moment ein Moment des Werdens ein, und in dem Augenblick, wo das Auseinanderfallen der ſubſtanziellen Farben hereinbricht, werden aus den erliſchenden neue geboren, die in unendlich ſanfter Harmonie ſich mit den noch ſeyenden vermählen, und ſo unſerer abnenden Seele einen Einblick erlauben, der uns in der abſterbenden das Hervortreten einer neuen Welt zeigt.

Dieſe Wechſelverhältniſſe nun ſind es, die uns mit unbekannter Macht beim Anſchauen eines alten Meiſterwerkes ſo wunderbar feſſeln, und uns dies um ſo anziehender machen. Aber dieſer Zeitpunkt iſt der Schwanengeſang des Bildes — er ergötzt uns, indem ſeine Harmonien in unſerer Seele widertönen, bis die Zeit bald immer mehr und mehr den alles verhüllenden Schleier herüber zieht, um uns den ſchmerzlichen Eindruck der jetzt immer ſchneller eingreifenden Zerſtörung zu erſparen, und wir ſtehen nun vor einem ſolchen Bilde, wie vor einem Leichenſtein, der die Hülle eines, in ſchoner Jugendfriſche der Welt entriſſnen hohen Geiſtes deckt.

So huldigen wir denn unbefangen der Zerſtörung, und ſtimmen ſelbſt mit ein in den Schwanengeſang der, unſere Bewunderung erregenden Bilder der alten Meiſter; doch Dank ſey es der Zeit, daß ſie uns Jahrhunderte lang das Grablied unſerer Lieblinge feyern läßt.

Wenn der Künſtler ſein Bild von der Staffelei nimmt, und ſpricht nach langem Zögern das: fertig — darüber aus, ſo ſpottet ſeiner die Zeit; denn jetzt greift ſie mit ihrem nagenden Zahn daſſelbe an, und retouchirt ſo lange, bis eine Weichheit und Wärme heraus kommt, in der der Meiſter ſein Bild nicht wieder erkennen würde, und dies feiert nun ſeinen höchſten Triumph der Vollendung. Es giebt alſo eine Periode, wo die Meiſterin der Malerei in unſerem Sinn das: fertig — über ihr Bild ausſpricht; griffen wir nun der Zeit in ihre Rechte, und malten unſer Bild nach ihrer Technik, ſo würde ſie unſerer wieder ſpotten, denn ſie griffe nun mit dem Schwarm, der ihr zu Gebote ſtehenden Einflüſſe, unſer Bild noch mächtiger an, als das alte nach der Periode ſeiner höchſten Vollendung, indem das unſrige, bei der noch nicht erlangten Feſtigkeit ſeiner Pigmente, ſeinen Schooß dieſen Einflüſſen williger öffnete als jenes — gleichwie ein junges Kind, hinaus geſtellt in die Strenge des Winters, bald unterliegen würde, wenn der Mann unbekümmert der erſtarrenden Kälte Trotz bietet.

Leicht läßt ſich dies durch die Erfahrung beſtätigen, — denn welcher Maler hat nicht erfahren, daß ſeine Copien alter Meiſter, wenn ſie eben ſo dunkel gehalten ſind wie das Original, nach wenigen Jahren ſchon, gegen daſſelbe geſtellt, dieſes bedeutend an Dunkelheit überwiegen; wer hat nicht erfahren, daß ſeine Copie, wenn ſie lichter und kälter gehalten iſt, nach wenigen Jahren an Dunkelheit zugenommen und an Wärme gewonnen hat.

Wir glauben nach dieſem, daß man den Alten ferner nicht mehr den Vorwurf machen kann, als hätten ſie die Beleuchtung dem Colorit vorgezogen, wie dies aus der Erörterung des erſten Abſchnittes unſerer Abhandlung nothwendig hervorgehn würde, wenn wir nicht mit dem vollſten Rechte der Zeit dieſe Schuld hätten aufbürden können. Dagegen ſind wir der feſten Ueberzeugung, daß die Neuern keineswegs der Zeit ſo vorgreifen dürfen, wie es Hr. Eggers gethan hat, was bereits auch ſchon früher ein ſehr competenter Richter*) den Bildern deſſelben vorgeworfen; denn obſchon ſie auf dieſe Weiſe ſich den momentanen Eindruck ſichern, ſo ſtimmen ſie doch mit dem ausgeſprochenen wirklichen „fertig“ auch ſchon ihr Grablied an.

Wiewohl wir unſere Abhandlung ſchließen, und den Ausſpruch des unparteiiſchen Beurtheilers erwarten könnten, ſo wollen wir doch noch kurz denjenigen Theil des Gebietes der Technik berühren, der die, ich möchte ſagen chemiſchen Beziehungen der Farbſtoffe umfaßt, — ohne aber darüber ein Buch

*) Herr v. Quand im Kunſt-Blatt Nr. 92. S. 367.

ſchreiben zu wollen — denn zunächſt können wir verſichern, daß nicht erſt ein Buch über das Allgemeine des Techniſchen der Malerei geſchrieben zu werden braucht — wir glauben daß nur vom Allgemeinen in der, in der Voſſiſchen Zeitung, mitgetheilten Berichtigung die Rede war — daß vielmehr ein ſolches Buch bereits geſchrieben iſt und geſchrieben war, ſo lange man gemalt hat, und wir daher jeden Maler einladen, „hinaus zu treten in das Leben, in That und Wort, in Bild und Schall" — und das Buch liegt vor ihm aufgeſchlagen: er braucht nur hinein zu blicken, um Alles was er ſucht zu finden. — Doch zur Sache.

Gehn wir noch einmal in die Anſicht unſeres geehrten Hrn. Gegners ein, wonach die Alten bei der Oelmalerei das Prinzip der Färbung dem der Beleuchtung vorangeſtellt, bei der Fresko-Malerei hingegen das entgegengeſetzte Prinzip angewendet hätten, und fragen, woraus dies gefolgert iſt? Die Antwort heißt: weil die Oelbilder der Alten überhaupt dunkel, im gemilderten Licht mit tiefen aber farbigen Schatten erſcheinen; die Fresko-Gemälde dagegen heller, ſchroffer in den Farben und weniger farbig in den Schatten ſind. Nun liegt dieſer Unterſchied, da wir bewieſen zu haben glauben, daß die Oelbilder der Alten durch das abdämpfende Grau der Zeit jenen eigenthümlichen Charakter erhalten haben, lediglich in den Subſtanzen der Farben, und in der Art und Weiſe, wie die Fresko-Bilder gemalt werden mußten. So würden wir ſchwerlich mit den Farben, die wir zur Oelmalerei anwenden, ein Fresko-Bild malen können; die Erfahrung würde uns bald genug lehren, daß wir meiſt alle Pflanzenfarben zurück legen mußten, und ſelbſt von den Erdfarben und Metallſalzen nur wenige brauchen könnten. Jedoch hauptſächlich die Pflanzenfarben erleiden, ſelbſt in Verbindung mit Oel, durch das Licht u. ſ. w. jene Veränderungen, wovon wir bereits gehandelt, und eben das Oel, das eingetrocknet, als durchſichtige Subſtanz, jedes Theilchen der Farbe umgiebt, hierdurch aber den Oelbildern jene ungemeine Klarheit verſchaft, giebt durch die, nach und nach eintretende Trübung die erſte Grundlage zu jener eigenthümlichen Beleuchtung alter Oelbilder. Dieſem ſteht nun bei den Fresko-Bildern in eben der Hinſicht das Waſſer gegenüber, welches nach kurzem Aufenthalt die Farben durchaus verläßt, mithin den Fresko-Gemälden das Vehikel zu der, durch die Zeit bedingten, Beleuchtung fehlt, ſie daher länger als jene den zerſtörenden Einflüſſen ertiebter Jahrhunderte widerſtehen konnten.

Konnten wir endlich von den Oelbildern der Alten das Grau der Zeit hinweg ziehen, ſo würden wir ſie bei der eintretenden gewöhnlichen Tagesbeleuchtung um ſo beſſer in ihrer eminenten Färbung erkennen, und dadurch im Stande ſeyn, einen nicht zu berechnenden Vortheil für unſere ſpezielle Technik zu erlangen. Es würde eher möglich ſeyn zu erfahren, wie es die Alten verſtanden haben, eine harmoniſche Wirkung der Farben durch ihre Zuſammenſtellung hervor zu bringen, wie ſie ſich bei der Miſchung gehütet haben, durch die complementaire Farbe die andere aufzuheben, was bei den Neuern öfters wohl geſchehen mag, denn woher käme ſonſt ſo oft der unendliche Schmutz in ihrem Colorit. Wir würden dann ferner erſehen haben, wie die Alten bei der Kenntniß der gegenſeitigen Verhältniſſe der Farben zu einander, ihren Zweck ſo ſicher erreicht haben, ohne in einen Wuſt von widerſprechenden Farben zu verfallen. Leider mag man jetzt wohl bei den Neuern nicht ſelten finden, wie ſie blos durch die Miſchung geradezu, etwa ein grünliches Violett, oder eine roth-blau-grün-violett-gelbliche Farbe darzuſtellen ſich bemühen, und daher denn aus Monotonie in den ewigen Schmutz complementairer Farben verſinken.

So wünſchenswerth es nun auch wäre, durch die Aufdeckung aller Bilder dieſe Einblicke zu gewinnen, ſo würde uns dennoch für denjenigen Theil unſerer Technik, der die Kenntniß von den Subſtanzen der Farben umfaßt, wenig Vortheil erwachſen, denn bis dahin könnte unſer Blick nicht eindringen. Unleugbar iſt es, daß die Alten, ungeachtet ihrer Chemie auf einer ſo niedrigen Stufe der Cultur ſtand, durch die Erfahrungen ihres, für die Malerei ſo glanzenden Zeitalters, ſich eine umfaſſende Kenntniß von ihren Farbematerialien verſchaft hatten, und darin nicht allein die Kunſtgenoſſen der mittleren, ſondern auch zum Theil die der neueſten Zeit überbieten. Sie ſchienen nicht allein zu wiſſen, welche Farben als ſolche ſich mit einander vertrügen, und durch Produktion einer dritten ihre Qualitaten weggaben; ſondern ſie ſchienen auch zu wiſſen, welche Farbſtoffe durch Berührung in der Vermiſchung am wenigſten eine chemiſche Reaktion in Thatigkeit ſetzen. Denn betrachten wir die Bilder der Alten aus dem goldenen Zeitalter der Malerei, ſo finden wir ſie zwar betrachtlich nachgedunkelt, aber wir erkennen in dieſer Nachdunkelung gerade ihre höchſte Vollendung; ſtellen wir ihnen nun Bilder der mittleren Zeit gegenüber, bei denen wir durch den Gegenſtand auf eine urſprünglich gleiche Beleuchtung ſchließen können, ſo finden wir die letzteren unendlich dunkler, und wir können meiſtentheils von ihnen ſagen: ihr Schwanenlied iſt beendigt, und ſie gleichen einem Leichenſtein mit faſt erloſchener Inſchrift.

Bei dieſem Theil der Technik der Alten ſtehn wir denn alſo wie vor einer verſchloſſenen Thür, und obgleich behauptet wird, daß die Alten ſich z. B. nie der Kohle, ſondern ſtatt derſelben einer Miſchung von Crapplack, Oker und Ultramarin bedient haben ſollen, ſo iſt dies doch ſehr hypothetiſch, und wohl ſchwer zu erweiſen. Und wenn es ſich wirklich beſtätigte, daß irgend eine Kohle, in der Vermiſchung mit Oel, mit der Zeit grau wird, was wir nicht ganz in Abrede ſtellen wollen, ſo iſt es deshalb noch nicht erwieſen, daß jede Kohle dieſe Veränderung erleidet oder vielmehr im Oele erzeugt; und vielleicht hat eine zuweit calcinirte Knochenkohle, oder etwa das ſogenannte Kernſchwarz zu dieſer Behauptung Veranlaſſung gegeben, indeſſen erhält ſich gewiß das zu Kohle ſorgfältig verbrannte Elfenbein als tiefes Schwarz. Vielleicht verhindern die erdigen Beſtandtheile dieſes Schwarz, in Verbindung mit dem Oele, die auf alle Pflanzenfarben entfärbend wirkende Eigenſchaft der Kohle, dem man noch dadurch (wenn dieſe Eigenſchaft in der That auch hier Einfluß hätte) begegnen könnte, daß man da, wo ein tiefes Dunkel erfordert wird, entweder die Vermiſchung der Kohle mit Pflanzenfarben vermiede, oder ſtatt der erſteren ſich des Eiſenmohrs bediente.

Beſcheiden treten wir zurück, nachdem wir dieſe unſere Anſichten über den ſtreitigen Gegenſtand niedergelegt haben, und erwarten ruhig die Erwiderungen unſeres geehrten Gegners, um ſie zu erwägen und zu würdigen. R.

Aus Weſtphalen. Zwei neue literäriſche Produkte, ein Luſtſpiel und ein Trauerſpiel, ſind hier kürzlich zu Hamm, im Verlage von Schulz und Wundermann an das Licht getreten. Das erſtere „das Auge der Liebe" von Karl Immermann, möchte ich wohl auf dem Berliner Königſtadtiſchen Theater ſehen. Es hat den kecken derben Humor, der in Shakeſpeares Sommernachtstraum ſo ergötzlich waltet, und ſchildert die Thorheiten unſerer Zeit bis in den Geſindeſtand hinunter. Die empfindſame ſchöngeiſtiſche Magd und der ſelbſtzufriedene empfindende Kammerherr, ſind Bilder aus dem Leben, und an einigen höhern idealiſch gehaltenen Geſtalten, die das Herz des Zuſchauers feſſeln, fehlt es dieſem Luſtſpiel auch nicht, welches gewiß durch allgemeine Beluſtigung ſeinen Titel entſprechen würde. Etwas genialiſch hat der Dichter den Reim behandelt; S. 87 bricht er Deutlich in der Mitte durch, um das Deu auf Zeit zu reimen!! — Das Trauerſpiel „Hermanns Tod", von Wilhelm von Blomberg, iſt ein ſehr ernſtes hiſtoriſches Gebilde, würdig und edel in einer durchaus korrekten Sprache gehalten, und erinnert an die Trauerſpiele der franzöſiſchen Klaſſiker, aus

denen aller Scherz verbannt war. Ob es aber viel Glück auf der Bühne machen würde, iſt bei den von ihren Urvätern ſo ſehr verſchiedenen Germanen kaum zu erwarten; es wäre denn, daß durch eine vollkommen gute Darſtellung jene Zeit recht lebendig vergegenwärtigt würde. E.

Aus London hat ein Pariſer Buchhändler zum neuen Jahr „Briefe und Geſpräche über den alten, neuern, religiöſen, geſelligen und theatraliſchen Tanz" erhalten. Die Briefe ſind in London von einer jungen und ausgezeichneten Zöglingin Terpſichore's geſchrieben, die ihre Bildung in dieſer großen Reſidenz vollendet, und der ein galanter Künſtler Unterricht im hiſtoriſchen und moraliſchen Tanz gegeben hat. Man erſiehet aus dem Büchlein, daß der Tanz ſich mit der ſtrengſten Moral vereine laßt, denn die Verfaſſerin berichtet, daß in der Kirche Notre Dame de Lorette, bei Gelegenheit der Heiligmachung des Ignaz Loyola, Gründer des Jeſuiten-Ordens, ein großes Ballet aufgeführt ward. (Constitut.)

Auf einem Maskenball des Grafen Morigano zu Venedig ereignete ſich unlangſt folgendes drolige Abentheuer: Es waren im Eßzimmer drei Buffets aufgeſtellt, die mit koſtbaren Gerviten von Vermeil im glanzendſten Verhaltniß zu den ſchönen Cryſtallen und andern Schönheiten der Tafel ſtanden. Gegen drei Uhr Morgens bemerkte man auf einmal, daß mehrere reiche Stücke dieſer Buffets fehlten, und da die Gegenſtände nicht ſo leicht erſetzt waren, ſah man ſich genöthigt, den Grafen Morigano, der eben mit einem Criminal-Richter ſprach, davon zu benachrichtigen. Der Richter, ohne des Wirths Antwort zu erwarten, befahl ſogleich dem Maitre d'hôtel, die Thüren des Gebaudes zu ſchließen, ließ die Küchenjungen, das Meſſer in der Hand, ſich in einer Truppe aufſtellen, und die drei Thüren der großen Säle beſetzen. Auf einmal bemerkte ein Küchenjunge, der ſich zwiſchen zwei Quadrillen durchſchlich, und zufällig mit dem Kopf an den Buckel eines Hanswurſts ſtieß, daß es in demſelben klingele, und zeigte dies dem Richter an. In weniger als zehn Sekunden waren alle Hanswürſte feſtgenommen, ihre Buckel abgeſchnitten und von den unerſchrockenen Küchenjungen ſondirt. Und wirklich, man fand in dieſen Buckelhöhlungen nicht nur das Fehlende aus dieſen Salen, ſondern auch noch Gegenſtände, welche in heutiger Nacht an andern Orten geſtohlen waren. Zwei und vierzig ſolcher Hanswürſte wurden ſogleich der Gerechtigkeit übergeben. Am merkwürdigſten war es aber, daß außer den Spitzbuben auch manches Lecker-maul ertappt ward, das ſich zum Frühſtück einen guten Biſſen mitgenommen. Ein Prokurator hatte in ſeinem weiten Aermel eine Partie Corinth-Weintrauben; ein Financier hatte in ſeinem Plumagen-Hut ein gebratenes Huhn, u. ſ. w. Den meiſten Larmen machte es aber, daß man bei einer jungen, eben verheiratheten Grafin das Bildniß eines franzöſiſchen Offiziers finden mußte, in einer Granate verſteckt; der Glanz der goldenen Faſſung verrieth es, und, um die Ehrlichkeit zu retten, mußte die arme Verrathene für heut ihren Ruf preis geben. (Corsaire.)

In Paris erſcheint, nach Beiſpiel des „Calender der Braven oder alle Tage ein Sieg", auch ein Werkchen, betitelt: „Alle Tage ein Jeſuit." Der Neugierige, der die Thaten und Manöver der Kinder Loyola's gern kennen lernen will, findet hier reiche Erndte. 366 Attentate, Verſchwörungen, gottloſe Streiche, aufrühreriſche Handlungen u. ſ. w., alle auf authentiſche Beweiſe geſtützt, mit Anzeige der Quelle oder des Autors, woraus ſie entlehnt, erfahrt man durch dieſes Büchlein. (Corsaire.)

In Frankreich fangt man jetzt auch an, die zweckmäßige Einrichtung nach zu ahmen, daß die Poſt-Conducteurs Poſthörner führen, um ſich deren zu bedienen bei gefahrlichen, engen Straßen, wo durch Zuſammenfahren oder ungeſchicktes Ausbiegen ſchon ſo oft Unglück geſchehen iſt. (Pandore.)

Unlangſt ward bei einem Gerichtshofe die Reklamation von acht Raſenbänken, vier Thronen, drei ſtürmiſchen Meeren und 300 Paar Hoſen, halb römiſchen, halb carthaginenſiſchen, eingeleitet. Eine Theater-Direktion führt dieſen Prozeß. (Corsaire.)

Die ganze Kleidung, welche Carl XII. in der Schlacht bei Pultawa trug, iſt durch die Sorgfalt des Oberſten Roſon, der ihm nach Bender folgte, aufbewahrt, und ward unlangſt zu Edinburg für 22,000 Pfund Sterl. verkauft. Viele Liebhaber, die ſie nicht bekamen, verſicherten, daß ſie für Carls Beinkleider gern dieſelbe Summe bezahlen würden. (Corsaire.)

In Sibirien hat man eine gelbliche Subſtanz entdeckt, welche auf 1650 Kilogrammen Sand, unter den ſie gemiſcht iſt, durch das Waſchen einen Dukaten reines Gold giebt. (Pandore.)

Bemerker. No. 4. 1825.

Streit der Anonymorum.

Herr Georg Harros, angeblich zu Hannover, hat mir, dem Anonymus, der im 142ſten Blatte des „Geſellſchafters", Jahrgang 1824, Einiges über den Schauſpieler Herrn Marr zu ſagen ſich erlaubt hatte, in der Beilage zum 159ſten Blatte deſſelben Journals und Jahrgangs, tüchtig den Text geleſen wegen reſpektwidrigen Spaßes, den ich mit beſagtem Herrn Marr getrieben. — Herr Harros hatte einen Collegen nicht ſo öffentlich blamiren ſollen. Seinen Collegen nenne ich mich, abgeſehen von verſchiedenen andern Urſachen, hauptſachlich um deswillen, weil wir Beide anonym ſchreiben; denn ſo weit muß man die Sophiſterei nicht treiben, etwa einen Unterſchied darin finden zu wollen, daß Herr Harros ſeinen Namen unter ſeinen Aufſatz unterſchrieben hat, und ich den meinigen nicht. Es iſt doch gewiß ganz einerlei, ob man einen Namen unterſchreibt, um den ſich Niemand kümmert, oder gar keinen; wenigſtens in Bezug auf mich halte ich dies für vollkommen wahr, weiß aber nicht, ob mein Gegner gleich aufrichtig mit ſich umgeht. Alſo, wie geſagt, Herr Harros hätte mich, wegen eines kleinen Umtriebs gegen die Majeſtät der Scene, nicht gleich ſo vor der ganzen Leſewelt anhunzen ſollen. Die Sache kann ja für mich von Folgen ſeyn, und meine nicht böſe gemeinte Correſpondenz-Nachricht mir theuer zu ſtehen kommen, wenn ich einmal in

des Angegriffenen Gebürts-Hotel „zum Könige von Preußen" auf dem neuen Wall in Hamburg einkehren sollte. Freilich, freilich habe ich auch die Sache gar zu bunt gemacht, und von Hrn. Marr nur gesagt: „er habe sich in sehr schwierigen Rollen als einen tüchtigen Menschen-Darsteller gezeigt; er sey wirklich ein achtungswerther Schauspieler, der Komik von Possenreißerei zu unterscheiden wisse; er habe in einer Rolle gut, aber in einer andern besser gespielt, und das Nichtssagende seiner Partie in dem letzteren Stücke durch seine Darstellung erst zum Charakter gemacht u. s. w." Was sind so alltägliche Beifallsbezeigungen, die sich kaum von einem vernünftigen und unparteiischen Urtheil unterscheiden, gegen die emphatischen Huldigungen, die einem gastspielenden Mimen als schuldiger Tribut dargestalt gebühren, daß die Verweigerung billig als ein crimen laesae majestatis scenicae betrachtet werden muß? Peccavi! — Indessen werde ich, wenn ich künftig wieder etwas über das Theater anzeige, Hrn. Harrys's Musterbrief im 156sten Blatte des „Gesellschafters" nach zu ahmen mich bestreben. Bis jetzt hielt ich dieses Schreiben — o Verblendung! — für eine Art von Satyre, obwohl nicht gerade für die beste; ich sehe aber nun, daß es Ernst damit war — bitterer Ernst.

Meine leisen Klagen über die Pseudonymität der Schauspieler waren übrigens gewiß verzeihlich; denn ich lebe in Leipzig, wo das halbe Theater — ich zähle nur die Zahlenden (der Setzer setze aber ja nicht Zahlenden, denn das sind hoffentlich alle hiesigen Mimen) — pseudonym ist. Selbst unser freundlicher Genast sollte sich, wie verlautet, laut eines Trauscheins seines Ahnherrn, eigentlich Stange schreiben, folglich seine liebenswürdige Gattin eben so. Herr von Zahlbas, leider! nicht mehr der Unsrige, hieß auf den Zetteln stets Neufeld, und legt Hr. Stein seinen theatralischen Ueberwurf ab, so steht glänzend Herr von Treuenfeld vor uns — anderer Beispiele nicht zu gedenken. Spielt man nun auf unserer städtischen Bühne schon solche Maskerade, so sollte man denken, auf einem königlichen Hof-Theater müßte Alles im Domino und noch obendrein mit falschen Nasen einher schreiten.

Mit meiner Conjectural-Kritik und hellenischen Sprachkunde will ich mich schlechterdings nicht breit machen. Denn wenn ich nun auch z. B. — was ich aber nie thun werde — Herrn Harrys fragte, ob sein eigener Name etwa eine neugriechische Zusammenziehung von ἀφρυθμος wäre: würde er mich nicht gleich wieder anfahren, und glauben, ich stichelte auf sein Taschenbuch und auf seine Gedichte? — Da er mich zum Schluß in Versen anredet, so muß ich, um der Schicklichkeit willen, wohl dasselbe thun, wenn auch nicht mit so kühner Freimüthigkeit wie er:

Tapfrer Mann, laß Dich nicht äffen!
Windmühlflügel sind nicht Riesen!
Soll Dein Pfeil in's Schwarze treffen,
Mußt Du nicht in's Blaue schießen!

Leipzig. **.

Bemerkung.

Ein Prediger zu Hamm gab jüngst heraus: „Anleitung zur Geschichte der classischen Literatur u. s. w.", wo es auf dem Titel heißt: „zum Theil vermehrte Abkürzung des ausführlichen Handbuchs u. s. w." (Rudolstadt, 1816, gr. 8.) Quae, qualis quanta! Doch sieht es in der Vorrede dazu noch weit kläglicher aus! X.

Bemerkung.

Ueber das kürzlich in der Lüderitzischen Kunsthandlung in Berlin erschienene Werk von E. Förster, enthaltend: „Zehn Steindrücke nach Handzeichnungen von K. Zimmermann nebst Notizen über das Leben des Malers", ist erstlich zu bemerken, daß es einer geübteren Hand als der des Hrn. E. Förster bedurfte, Werke des verstorbenen Künstlers auf diese Art ihrem Werthe gemäß zu publiciren; zweitens, daß die Notizen über das Leben des Malers schon darum ungenügend ausfallen mußten, weil, wie man weiß, der Verfasser den Verstorbenen nur kurze Zeit, und überhaupt zu wenig gekannt hat, um befriedigenden Aufschluß über seine künstlerische Laufbahn geben zu können. Es hat daher dies Werk nichts bewirkt, als den Wunsch hervor gebracht, daß ein erfahrener und bewährter Künstler die Mühe übernehmen möchte, den Nachlaß des Verstorbenen auf eine würdigere Weise dem Publikum mit zu theilen. —n—.

Xenien. *)

Theater.

Was wohl gespielt wird heut im Theater? Schwerlich was Rechts;
Denn, wie ich höre, so sind alle Billets schon verkauft.

Volk:

Wahrlich, ich sag' euch, so lange die schlechteren Stücke für's Volk sind,
Eben so lang' wird das Volk nicht für die besseren seyn.

Rührei.

Das ist ein herrliches Stück! — so ruft das Parterre mit Entzücken,
Liefen die Thränen aus doch stromweis die Wangen herab!

Ersparniß.

Ist's um's Weinen zu thun, so kauft für zwei Groschen euch Knoblauch:
So erspart ihr noch reine zehn Groschen Courant.

Thränenlocker.

Wollt ihr Rührung, besucht die Krankenhäuser, die Predigt,
Oder mit fühlendem Sinn seht euch nur um in der Welt.

Rührpotentaten.

Goethe rührt euch nur wenig, schon mehr rührt Schiller, noch besser
Houwald, wenn euch zu Brei Ifland und Kotzebue rührt.

Preisaustheilung.

Darum wird denn mit Recht auch Schiller vor Goethe gepriesen,
Ifland und Kotzebue richtig vor Houwald gesetzt.

Fortschritt.

Flöhbriefe, Sekretair's, bequemte man sonst sich zu schauen,
Heuer sieht nun das Volk Kinder und Hunde mit Lust.

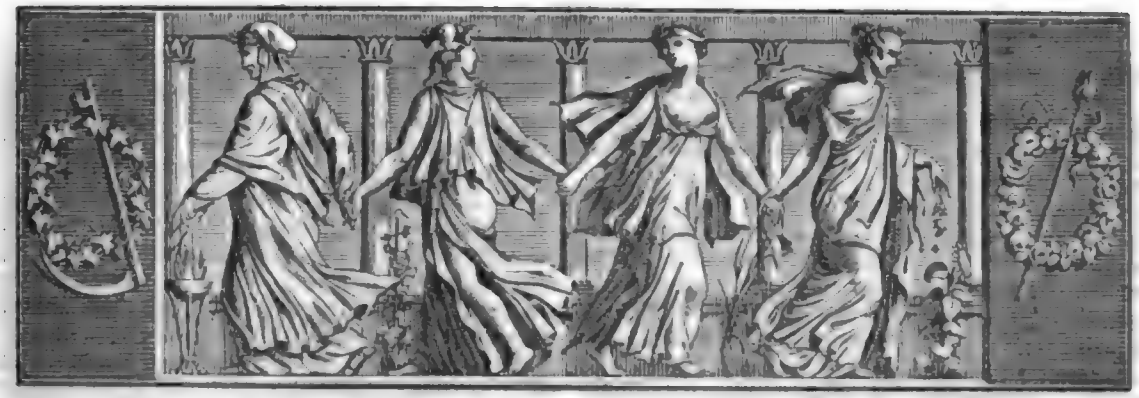
Gute Aussichten.

Geht das so fort, so werden aus Affen und Papagoien,
Zur Erbauung der Welt, treffliche Mimen dressirt!

*) Aus dem nächstens erscheinenden „Musen-Almanach für das Jahr 1826, herausgegeben von Julius Curtius"; unter Anderem mehr als 500 Xenien über die neuesten Vorfälle und Ansichten enthaltend.

Verbesserung.

Im „Bemerker" Nr. 2, zum 6ten Blatte des „Gesellschafters", ist auf der ersten Seite (29), Spalte 1, Zeile 17 von oben, vor der Zahl 451, einzuschalten: in einer Stunde, und auf der nämlichen Spalte, Zeile 25, anstatt 191, muß es heißen: 291. D.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 26. Januar. 15tes Blatt.

Die Chriſt-Beſcherung.

(Nach einer wahren Anekdote.)

„Da ſehen Sie!“ ſprach Lottchen, „die kunſtgewandte Putzmacherin!“ und hielt das eben vollendete Prachtgebäude des Kopfzeuges der harrenden Beate hin. Mit beifallſpendendem Lächeln empfing die Kammerjungfer der Frau Präſidentin das Dargebotene, und prophezeite, es ſorgſam in die mitgebrachte Schachtel verſenkend, die Freude, welche ihrem Fräulein aus dieſer Chriſt-Beſcherung erwachſen würde. Ein Wort gab das andere, und die redſelige Zofe konnte deren nicht genug finden, um die Herrlichkeiten, welche ihrer jungen Gebieterin als Weihnachts-Geſchenk heut noch zu Theil werden ſollten, gehörig zu prüfen. Eingedenk endlich des harrenden Fuhrwerks, welches ſie zu dem Landgute der Herrſchaft zurück führen ſollte, empfahl ſich die Schwätzerin jetzt mit der Verheißung, das Rückſtändige ihres Berichts bei dem nächſten Beſuche mit der vollſtändigſten Ausführlichkeit nach zu holen. —

„Gelt, Mädel, Dir ſchlägt das Herz nach dem Plunder?“ redete der alte Wachtmeiſter das von der Begleitung rückkehrende Lottchen an. — „Sehen möcht' ich die Herrlichkeiten freilich, aber —.“ — „Ja, ſo ſeyd Ihr Frauensleute!“ unterbrach ſie der Vater. „Ich möchte aus der Haut fahren, wenn ich an die Pracherei und das Junkeriren bei Präſidents denke, während die arme Schweſter hier ſterben und verderben könnte, ohne daß ſie's zu Herzen nehmen; die Frau Paſtorin aber hört den Schnickſchnack gelaſſen mit an, und lächelt wohl gar, trotz ihres Siechthums, voll Theilnahme ganz erfreut darüber. Nun, es geht freilich mit von dem Ihren, und etwas muß man doch von ſeinem Gelde haben!“ — „Sie meinen es gut, lieber Schwager!“ ſprach die Matrone, und reichte dem Zürnenden aus ihrem Sorgenſtuhle die Hand — „doch thun Sie meinem Halbbruder, dem Präſidenten, vielleicht eben ſo Unrecht, als in dieſem Augenblick Lottchen und mir. Sehen Sie, bei den Erzählungen der geſchwätzigen Beate trat mir ein Chriſt-Abend vor die Seele, der ſo recht verheißungsvoll in meine Jugendwelt hinein leuchtete, und noch jetzt muß ich das halb verdämmerte Bild anlächeln!“ — „Ach, Tantchen, das iſt gewiß der Weihnachts-Abend, wo der Kronprinz mit Ihnen geſprochen hat!“ rief Lottchen. — „Nun, da muß ich freilich Unrecht haben!“ ſchmunzelte ihr Papa. „Ja, wen unſer alter Fritz einmal angeredet, oder auch nur freundlich angeſehen, der hat ſchon etwas, woran er ſich halten kann!“ — „O erzählen Sie uns noch einmal, wie es ſich zutrug!“ bat Lottchen; — „denn dergleichen hört man ſich all ſein Lebtag nicht ſatt!“ ergänzte der Wachtmeiſter, und rückte mit ſeinem Feldſtuhl näher herbei. — „Ja, Kinder, wie ich Euch ſchon oft erzählt habe!“ begann die Paſtorin — „der nachmalige König Friedrich ſtand damals als Kronprinz mit ſeinem Regimente in St**, wo mein Vater Direktor war. Nun wollten die Offiziere den Weihnachts-Abend recht glänzend begehen; der Prinz hatte die Einladung ſchon angenommen, und die angeſehenſten Beamten

sollten auch dazu gebeten werden. Seit vier Wochen schon war von nichts Anderem im Städtchen die Rede gewesen, und uns Mädchen, die wir gar Hoffnung hatten, dabei zu seyn, kam im Traum und Wachen kein anderer Gedanke. Gerade um die Zeit wendete sich der Kronprinz in einer augenblicklichen Geldverlegenheit mit dem Darlehns-Gesuch von 150 Thalern an meinen Vater —." — „Ja, der alte Herr, sein Papa, hielt ihn knapp", flocht der eifrig aufhorchende Veteran ein, „und Fritz liebte als Kronprinz schon ein königliches Bezeigen." — „Mein Vater", fuhr die Erzählerin fort, „trug jedoch Bedenken, dem Gesuch des Prinzen zu willfahren; ja, nach manchem Hin- und Her-Ueberlegen war er schon entschlossen, dasselbe, auf den Grund einer gesetzlichen Vorschrift, geradezu von der Hand zu weisen." — „Freilich, Gesetze wissen die Herren Federfuchser schon ausfindig zu machen, wo es darauf ankommt, ihrem Mißwollen ein Mäntelchen um zu hängen!" murmelte der alte Kriegsmann vor sich hin. — „Da bat ich nun", sprach die Matrone, die bittere Glosse überhörend, „den Vater flehentlich, daß er dem Prinzen doch nur zu Willen leben möchte; denn wie hart mußte es nicht einem so edlen Herrn ankommen, sich mit solchem Gesuch an einen künftigen Unterthan zu wenden; vollends nun gar eine abschlägige Antwort zu empfangen! Kurz, ich bat und weinte, und that endlich den Vorschlag, mir die Summe nach und nach von den Weihnachts-Geschenken, die immer sehr reichlich ausfielen, ab zu ziehen." — „Nun, das lohne Ihnen Gott, Frau Schwester!" sprach der Wachtmeister und reichte der Schwägerin den noch übrigen Stummel seines Armes über den Tisch. — „Dem Vater ging denn auch mein Flehen endlich zu Herzen", erzählte die Pastorin weiter, „und indem er die verlangte Summe zusammen packte, sprach er, durch den Unwillen schon wieder lächelnd: Nun, es mag d'rum seyn; aber das Geld ist verloren, und soll dir von deiner Erbschaft abgezogen werden!" — „Wahrhaftig, er hat Wort gehalten, der selige Papa!" lautete der Einschiebsel des Invaliden; doch ließ sich die Matrone heute auf keine Discussion ein und erzählte, wie der Kronprinz bei jenem Feste wirklich erschienen sey und so leutselig mit ihrem Vater conversirt habe, daß ihr nachmals noch von dem alten Herrn der beste Dank geworden, daß sie ihm seinen ersten engherzigen Gedanken abwendig gemacht habe. „Aber es war der Huld und Gnade noch nicht genug!" fuhr das Mütterchen mit leuchtenden Augen fort; „der Adjudant, welcher damals im Nebenzimmer gewartet hatte, mußte etwas von unserem Gespräch vernommen und es dem Prinzen hinterbracht haben. Ja wahrhaftig, der erlauchte Herr suchte mich unter einem Trupp junger Mädchen auf, und wie der ganze Rudel in ehrerbietiger Scheu aus einander stob, sagte er mir unter Anderem, daß ich ihn zu meinem Schuldner und Freund gemacht habe, und daß es ihm lieb seyn werde, mir einstens seine Dankbarkeit beweisen zu können. Mir entging keines seiner Worte, zu erwiedern aber vermochte ich nichts, obgleich mir das franzöſisch Parliren damals ziemlich geläufig war, und so ließ mich denn der Prinz auch nach einem leutseligen Gruß, ganz mit Scharlach übergossen, stehen. Als er fort war, gingen mir erst das Herz und die Lippen auf. Mein Vater, der Alles mit angesehen, umarmte mich mit Thränen in den Augen, und versicherte, die Ehre, die ihm und seinem Kinde widerfahren, nicht um tausend Thaler missen zu wollen. Unter uns gesagt, der gute Vater hielt etwas zu viel auf den betrüglichen Mammon und mochte gern Alles nach Geld abschätzen. Ich selbst kam mir aber auch so glücklich und reich vor, daß ich in den ersten Tagen und Wochen meinte, es könne mir nun überall nicht mehr fehlen. In meiner überschwenglichen Freude nun ließ ich es mir recht angelegen seyn, meinem lieben seligen Herrn, welcher derzeit unser Informator, und manchmal so betrübt und zag, obwohl recht von Herzen fromm war, Muth ein zu sprechen." — „Und dabei", lachte der alte Husar, „versprachen sich das Jüngferchen mit dem blöden Candidaten, der — nachdem nur erst das lange gehegte Schmerzens-Geheimniß glücklich vom Herzen herunter gesprochen — schon seine Worte zu setzen wußte. Mit dem seligen Papa gab es freilich von beiden Seiten manchen harten Zwiesprach: da aber die Ehen im Himmel geschlossen werden, mußte er denn doch endlich Ja sagen!" — „Der gute Vater überzeugte sich von meines lieben Seligen uneigennützigen Absichten", entgegnete die Wittwe; der Schwager Haudegen aber fuhr auf und meinte, es sey eine etwas harte und unväterliche Probe gewesen, von dem liebenden Paare die Verzichtleistung auf die Erbschaft als Bedingniß seiner Einwilligung zu begehren. — „Nun, dem Herrn sey Dank, es hat uns nie gereut!" sprach die Matrone; aber nichts frommte es ihr, daß sie gegen den Schwager geltend machte, wie der verstorbene Vater nach und nach seinen harten Sinn geändert und von Jahr zu Jahr sich immer liebreicher erwiesen habe: nach Art mancher Ueberbedenklichen sey der Selige jedoch mit Aenderung der letztwilligen Verfügung in's Aufschieben gekommen, und habe endlich, vom jähen Tode überrascht, seine guten Absichten in Betreff ihrer nicht mehr ausführen können. „Da er sich in die Ewigkeit retirirt hat", entgegnete der alte Soldat, „will ich ihn nicht weiter attakiren; aber von dem Herrn Bruder Präsident ist das Benehmen bei der Erbtheilung eben kein Stückchen, was dem neugebackenen Edelmanne Ehre giebt." — „Wir sind Halbgeschwister",

erseufzte die Wittwe, „und der heran gewachsene Sohn soll von Hause aus mit des Vaters zweiter Heirath höchlich unzufrieden gewesen seyn; da sich unsere Verzichtleistung auf das väterliche Vermögen einmal vorfand, so muß man den Präsidenten, der einen neuen Stand zu behaupten und eine zahlreiche Familie zu versorgen hat, wirklich entschuldigen, daß er den nur mündlich, ja vielleicht nicht einmal gegen ihn selbst ausgesprochenen väterlichen Willen unbeachtet ließ; zumal da wir, mein seliger Herr und ich, ihm nie deshalb angelegen. Hat es mir ja doch auch selbst in meinem Wittthume, Gott sey Dank, nicht eigentlich gefehlt, und wenn der Vielvermögende jetzt die Bitte wegen meines Siegfried statt finden läßt, die kleine Caution durch sein Wort supplirt oder vielleicht gar für ihn bestellt, und dem wackeren Jungen so zu dem Aemtchen verhilft, so will ich des Bruders bei dem Morgen- und Abendsegen allezeit als meines Wohlthäters gedenken!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief des Herzogs von Alba an Don Juan de Austria.

(Schluß.)

Gilt es, sich von der Küste zu entfernen und in das Land ein zu dringen, so muß man wohl überlegen, wie dies an zu fangen ist. Sollten etwa Einige meinen, dies wäre ein Leichtes, so verstehen sie entweder das Handwerk nicht oder sie glauben sich besondere Ehre zu erwerben, wenn sie Ew. Excellenz durch hochklingende Worte zum Kampf zu bereden suchen. Und sollten Sie solchen glänzenden Vorspiegelungen nicht standhaft widerstehen können, werden Sie sich dabei sehr übel befinden. Ew. Excellenz müssen wissen, daß Sie vor Allem mit Ihren eigenen Soldaten werden zu kämpfen haben. Diese werden Ihnen zum Kampf rathen, wenn es noch nicht an der Zeit ist, und wenn Sie ihrem Rathe nicht folgen, darüber murren und sagen: Sie wüßten die Gelegenheit nicht zu benutzen. Es ist freilich viel verlangt, daß Sie, der noch so jung ist, solchen Bestürmungen widerstehen sollen, die selbst uns Betagten so viel zu schaffen machen. Sie müssen aber bedenken, daß Sie, der Sohn eines so großen und glorreichen Vaters, zum Krieger geboren sind, und mit einer so hohen Würde, daß Sie über jene Verlaumdungen erhaben stehen, die Andere zu befürchten haben und deshalb nicht immer stark genug sind, um standhaft zu bleiben. Auch müssen Sie erwägen, daß Sie noch viele Jahre vor sich haben, wo Sie Gelegenheit genug finden werden, sich Ruhm zu erwerben. Hüthen Sie sich ja, sich von ihren eigenen Soldaten besiegen zu lassen; denn bei diesem Sieg wird es nicht bleiben, sondern sicherlich wird bald nachher der Feind diesem Siege das Siegel aufdrücken, wie ich Ihnen mit vielen Beispielen beweisen könnte. — —

Das Geschrei der Mauren (Türken) hat viel Befremdendes, selbst für alte Soldaten; Sie können also denken, wie viel mehr für solche Neulinge, aus denen fast Ihr ganzes Heer besteht. Da Sie keine Reiterei haben, so muß man auf ein Mittel denken, den Soldaten die Furcht zu benehmen, die sie vor der feindlichen Reiterei haben möchten. Ist Ihr Heer nicht auf dem Marsch, so ist es leicht, dasselbe durch Gräben zu schützen. Die Frage ist also nur, wie man sich auf dem Marsche zu verhalten habe. Ich bin niemals ein Freund von neuen Erfindungen gewesen, und habe mich ihrer nie bedient. Nur eine hab' ich angewandt in dem vorigen Kriege mit den Rebellen, da sie mir an Reiterei so sehr überlegen waren; ich schicke Ihnen davon das Modell. Die kleine Maschine läßt sich leicht tragen und in die Erde stecken, und finden Sie dieselbe anders der Beachtung werth, so lassen Sie davon eine hinlängliche Anzahl verfertigen, und führen Sie diese mit sich. Ihre Nützlichkeit besteht nun, meines Erachtens, darin, daß sie den Soldaten mehr Muth macht und so die Gefahr vermindert: sie bleiben nämlich, indem sie darauf ihr Vertrauen setzen, ruhig und fest, und die Gefahr besteht eben darin, daß sie, noch bevor sie angegriffen werden, unruhig und schwankend werden; wenn sie nun aber fest stehen bleiben, so werden sie gar nicht angegriffen. Ew. Excellenz kann ich aus Erfahrung versichern, daß der Soldat durch jede Spielerei, wenn sie ihn nur beschäftigt, sich leicht täuschen läßt; die unbedeutendste Kleinigkeit, die der Anführer zu ihrem Schutz ersinnt, giebt den Truppen Muth und macht, daß sie Stand halten.

Was nun den dritten Fall betrifft, wo Flotte gegen Flotte steht, so sag' ich darüber nichts, weil ich vom Seewesen wenig oder nichts verstehe.

Wegen des guten Willens, womit ich dies Alles schreibe, werden Ew. Excellenz die Breite und Geschwätzigkeit mir verzeihen, und aus der Kunstlosigkeit meines Styls wohl ersehen, daß ich nur für Sie allein geschrieben habe. Denn wäre mein Schreiben auch für Andere bestimmt, so würd' ich mich kürzer gefaßt und kunstmäßig ausgedrückt haben. B. P.

Der Unterschied.

Anakreon, der Sänger,
Ist seines Lorbeers werth;
Er singt gewiß nie länger,
Als Ihr ihn gerne hört.

Doch manche Quaſi-Dichter
Vom neusten Korn und Schrot,
Sind wahre Höllenrichter,
Sie singen Euch fast — todt!

Ernst Woldemar.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. „Maria Stuarts erste Gefangenschaft", Drama in vier Akten nach Walter Scott, von Lembert, ist, nach dem Wegschneiden der ungebührlichen Längen, welche die erste Aufführung sehr langweilig machten, nun ein Paar Mal mit Beifall gegeben worden. Diese Befreiung der schottischen Maria, welche eigentlich die unglücklichsten Folgen für sie hatte, ist hier zu einer freudigen Wirkung benutzt und Walter Scott hat dazu manches Theatralische zusammen getragen. Als Kunstwerk kann die Neuigkeit wenig gelten, wohl aber als ein Theaterstück, welches, wenn die kritische Scheere gleich anfangs tüchtig gebraucht wird, angenehm unterhält. Die Vorstellung auf der hiesigen Bühne ist höchst gelungen. — Hr. v. Zabilhas spielte als Gast den „Unbekannten" in den „Galeerensclaven", den „König Philipp" in „Don Carlos", den „König" in „Hamlet" und den „Grafen Klingsberg" in Schröder's Lustspiel: „Die unglückliche Ehe durch Delikatesse". Er zeigte sich uns als sehr verständig; er weiß, was und wie er es spricht, und einzelne Momente lassen uns seinen Beruf zur Künstlerschaft erkennen. In der Wahl der Rollen (oft aber hat der Gast nicht zu wählen!!) scheint er uns nicht vorsichtig genug, wenn er einem fremden Publikum sich möglichst vortheilhaft zeigen will. Jener an sich freilich widrige „Unbekannte" war für uns im Ganzen das Vorzüglichste, was er gab; als „Graf Klingsberg" hatte er manches Verdienstliche, aber seine Sprache, wie seine Bewegung, ist nicht gelenk genug für den abgeschliffenen Weltmann; und seine beiden Könige, obwohl manches Gelungene im Vortrage hatte anerkannt werden sollen, entbehrten die höhere Würde. Wir hoffen, daß er mit Rollen in einem ihm ganz zusagenden Fache das Urtheil mehr noch für sich gewinnen wird. — Demois. Bauer hat, als dritte Debüt-Rolle, die „Preciosa" gespielt, dabei aber die heterogenen Theile dieser theatralischen Gestaltung nicht recht zu vereinen gewußt. Der vorherrschende Pathos zumal ließ keine rechte Empfindung aufkommen; doch, wie schon früher bemerkt, ausgezeichnete Fähigkeit konnte man auch hier nicht verkennen. — Spontini's Oper „Alkidor" wird erst im April aufgeführt.

* *

Breslau. Auch auf unserer Bühne hat Holtei's niedliche Kleinigkeit: „Die Wiener in Berlin", Beifall gefunden. Daß wir nicht in dem Grade, wie die Berliner und Hamburger, davon entzückt worden sind, mag darin liegen, daß wir in unserm Breslau, den Oestreichern näher, das Wesen derselben schon mehr kennen, auch die eingelegten östreichischen Volkslieder schon vor der Aufführung der Holteiischen Posse uns bekannt waren. Demungeachtet sind die Wiener mit ihrer herzlichen Einfalt, ihrem traulichen Geplauder oft und gern geschen worden. Die Darstellung dürfte nicht leicht an einem andern Orte besser, oder treuer, gewesen seyn. Bei unserm Theater sind eine ziemliche Zahl Oestreicher engagirt, so daß alle Rollen, welche die Wiener Mundart erfordern, mit ihnen besetzt werden konnten. Hr. Terrasson gab den alten, heimwehigen „Hubert", mit seinem schlichten, treuherzigen Wesen, mit seinem komischen Anfall von Verliebtheit, ganz angemessen. Doch nicht er, sondern „Fräulein" Kupfer d. Aelt. (wir sind Ultra-Teutonen!) wurde, als „Luise von Schlingen", hervor gerufen. Mad. Kupfer spielte die „Babet" und die jüngere Demois. Kupfer das „Stubenmadl Kathi" mit solcher derben Naivetät, und so natürlich, daß nur ein so kunstsinniges Publikum, wie wir es sind, die liebe Natur so zurück setzen konnte. Als „Franz Hubert" sollte, dem Theaterzettel zufolge, Hr. Mehlig auftreten; statt seiner erschien, uns schon recht, Hr. Wagner, beiläufig gesagt, ein Sachse. Den „Berliner Referendarius" gab Hr. Kriete, und Mad. Stawinsky die „Berliner Dörthe" mit außerordentlicher Gelaufigkeit, ja mit solcher Virtuosität, als ob sie sich das Original zu ihrer Darstellung in der Königsstadt selbst aufgesucht hätte. Da diese Lieder-Posse bei uns so gut aufgenommen worden ist, so läßt sich erwarten, daß das kürzlich in Berlin gegebene Seitenstück: „Die Berliner in Wien", hier ein gleiches Glück haben wird. Wir sind begierig darauf, und machen deshalb Hrn. v. Holtei den Vorschlag, sein „Jahrbuch für 1826" schon in der nächsten Ostermesse erscheinen zu lassen, denn ohne diese Maaßregel dürften wir schwerlich das neue Stückchen vor Jahresfrist zu sehen bekommen, es sey denn, daß der Autor, aus alter Anhänglichkeit an Breslau, uns genannte Piece im Manuscript gratis ab zu lassen geneigt wäre. — Von zwei Gasten, Hrn. Adweser, aus Wien, und Hrn. Neumann, aus Regensburg, läßt sich, ohne das Gastrecht zu verletzen, nicht mehr melden, als daß Ersterer als „Rudolph" in „Iridolin" und „Karl" in den „Räubern", der Andere als „Robert" und „Schweitzer" in den genannten Stücken aufgetreten. — Neu einstudirt ist Schröder's Lustspiel: „Die unglückliche Ehe durch Delikatesse", nachdem die Darstellung des „Ringes" — schon früher besprochen — voran gegangen war. Ferner: „Die Verwandtschaften" von „Herrn" von Kotzebue und die Oper „Semiramis", worin sich Mad. Brunner als „Königin" durch ihren Gesang auszeichnete. Neu waren: Clauren's „Gasthaus zur goldenen Sonne"; frequentire diesen Gasthof, wer will, ich reise lieber eine Station weiter. — Der erste Januar brachte uns drei neue Stücke: den „Oberrock", von Varmann; „die Sonntagsperücke", von Scribe, und „die Sympathie", von Lebrun. Sie wurden alle drei nicht ungünstig aufgenommen; die beiden ersteren sind aus dem Holtei'schen „Jahrbuche für 1825". Wenn man mich fragt, welches von diesen Stücken ich für das bessere halte, so erwiedere ich: das von Lebrun. Die „Sympathie" wurde auch fast durchgehends gut gespielt. Hr. Fischer als „Raschwitz"; Stawinsky als „Herr von Horst"; Hr. Kriete als „Christian", und ganz besonders Hr. Paul als „Gartner Pust", gaben uns ein gerundetes, oft vorzügliches Spiel. Weniger sprach Hr. Bünte als „Lebrecht" an; und das weibliche Personale, Frau v. Garczinska als „Thekla", und Demois. Hintze als „Emma", stand noch mehr, gegen die Andern, im Schatten, und zwar Erstere durch outrirte Naivetät, fast Kindischthun, die Andere durch Zwang und Manier.

Karl Barbarina.

Ein französisches Blatt giebt einen Ueberblick von der Lage Europa's bei dem Eintritt in das Jahr 1825, und sagt unter Anderem von Portugall: „Erstaunt über sich selbst sucht es sich in Europa, ohne die Hoffnung auf zu geben, sich noch einmal in Amerika wieder zu finden!!" (Gaz. d. Fr.)

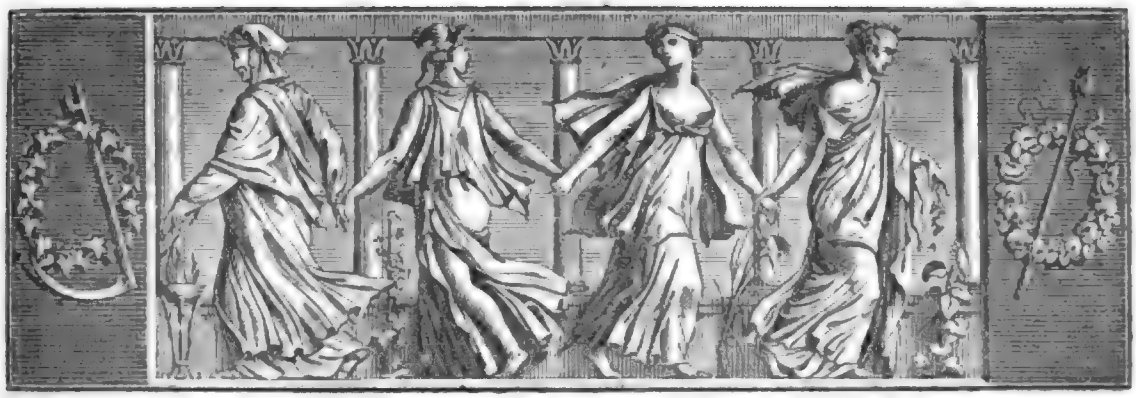
Ein Bauer aus den Vogesen hat in der Schweiz einen Berg von 494 Fuß Höhe für 20 Thaler gekauft. Hundert Fuß von diesem Berge haben ihm schon 316.000 Franken eingebracht. (Corsaire.)

Bei einem reichen Israeliten in Paris war neulich ein großes Gastmahl. Einer der geladenen Gäste rief fast immerwährend: „Moses! Moses!" Man fragte ihn endlich verwundert: was er damit sagen wolle? „Wenn ich den vielen übertriebenen Weihrauch sehe, der hier dem leidigen Golde gestreut wird" — sagte er — „muß mir da nicht bangen, der Prophet werde noch einmal die Gesetztafeln zerbrechen, weil er das goldene Kalb anbeten sieht!?" (Pandore.)

Wie das Gerücht sagt, so soll in einer Stadt Italiens verboten werden, daß das weibliche Geschlecht bei starkem Winde ausgehe, weil letzterer indiscret genug ist, so sichtbar die Formen des menschlichen Körpers zu zeichnen, daß dadurch der Anstand verletzt wird. (Pandore.)

Ein Algebraist will berechnet haben, daß Hr. Scribe im Jahr 1824 in Paris 1152 Mal auf der Bühne gewesen sey. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 28. Januar. 16tes Blatt.

Pegaſus im Joche.

Da droben auf dem Giebel,
Da ſteht der Pferdegreif,
Der hat zwei mächt'ge Flügel
Und einen weh'nden Schweif.

Er ſteht am Rand ſo muthig,
Wie an dem Muſenquell,
Die ſtolzen Mähnen wallen,
Das Auge lodert hell.

Und wenn des Hauſes Fenſter
Am hehren Abend glüh'n,
Und mächtig aus den Fugen
Die wall'nden Töne zieh'n;

Und wenn aus Meiſters Händen
Ein hohes Kunſtgebild
Die Hallen und die Säle,
Und alle Herzen füllt;

Dann rauſchen ſeine Flügel,
Dann ſtampft der Huf mit Macht,
Dann funkeln ſeine Augen
Hellleuchtend durch die Nacht.

Doch wenn ein wüſtes Treiben,
Nicht kräftig und nicht mild,
Mit lautem Poltertone
Die Schranken überſchwillt:

Und wenn ein Ungeheuer
Das blöde Volk erfreut,
Das mit unzeit'gem Beifall
Das Heiligthum entweiht:

Dann müht er ſich vergebens,
Will ſpringen durch die Luft,
Will ſich das Haupt zerſchellen
Tief unten in der Kluft.

Wozu denn nun die Flügel?
Wozu der weh'nde Schweif?
Der Fuß iſt ihm gebunden,
Die Glieder ſind ihm ſteif.

Wie biſt du zu bedauern,
Du armes Flügelroß:
Gering ſind deine Freuden,
Und deine Qual iſt groß. Simrock.

Die Chriſt-Beſcherung.

(Fortſetzung.)

Der alte Huſar murmelte einige Worte in den Bart, welche kein ſonderliches Vertrauen in die gute Geſinnung der brüderlichen Liebe ausſprechen mochten. Lottchen aber, die der ſchon oft gehörten Erzählung der Baſe eben keine große Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſondern nur ſehnſüchtig auf die immer dunkler werdende Straße geblickt, auch wohl verſtohlen in ſich hinein geſeufzt hatte, rief jetzt, eine ſchlanke Geſtalt in Reiſekleidern gewahrend: „Ach, Gottlob! da iſt Siegfried endlich zurück!“ und ſofort das Licht ergreifend, flog das Mädchen die Stufen hinunter, dem Vetter entgegen.

Gerade acht Tage waren verfloſſen, daß Siegfried auf der Mutter Rath ausgezogen war, um die Mäcenſchaft des vornehmen Oheims zu erobern. Wenn er ſchon in das Wohlwollen des Präſidenten eben kein beſonderes Vertrauen ſetzte, ſo meinte der muthige Jüngling doch, daß es ihm, die Zeugniſſe der Befähigung und des Fleißes in der Taſche, überall nicht fehlen könne. Als der einzige Sohn einer Wittwe, trotz

seiner hohen Gestalt, von der Dienstpflichtigkeit im Heere frei, mit Eifer und Fleiß der Rechtswissenschaft obliegend, hatte er wirklich bald nach der Rückkehr von der Hochschule eine einstweilige Privat-Anstellung gefunden, deren Ertrag wenigstens einen kleinen Zuschuß für die Bedürfnisse der Familie lieferte, welche während seiner Studien, und für dieselben, mit herzlicher Bereitwilligkeit so manches Opfer gebracht. So hatte die Pastorin mit unverdrossenem Fleiße die Kunsterfahrenheit ihrer früheren Jahre, in Anfertigung des Frauen-Putzes, hervor gesucht, und seit das gelehrige Lottchen, bald die Meisterin überflügelnd, mit Geschmack und flinker Hand Nadel und Schere führte, waren die genügsamen Menschen von drückendem Mangel frei geblieben. Da wurde im Städtchen ein kleines Amt erledigt. Bei der zunächst vorgesetzten Behörde wollte man dem bescheidenen Siegfried wohl, doch mußte der Präsident die Wahl genehmigen, und noch überdies eine kleine Caution geleistet werden, welche die Familie freilich nicht zu erschwingen vermochte. — Die Pastorin hatte in ihrem versöhnlichen Gemüth jede Bitterkeit gegen den Bruder schon längst ausgetilgt: ja sie hegte sogar wegen der Aehnlichkeit, welche der Präsident mit dem verstorbenen Vater hatte, eine gewisse zärtliche Leidenschaft für Jenen, welche sich, durch den heftigen Widerspruch des Schwagers angefochten, immer mehr befestigt hatte, so daß sie, mit redlichem Eifer um die Entschuldigung des Halbbruders bemüht, diesen bald gerechtfertigt vor sich sah. Wie hätte unter diesen Umständen die Marrone nicht das Beste vom Präsidenten hoffen sollen, zumal da sie bei ihrem Gesuch wenig mehr als seinen guten Willen in Anspruch nahm. So war denn der widerstrebende Jüngling mit der Mutter Bitte und Empfehlungsschreiben selbst nach der Residenz abgefertigt worden, und des Mütterchens freudige Zuversicht hatte sich allgemach auch Charlotten mitgetheilt, welche, seit Jahren schon dem Vetter in stiller Hoffnung verlobt, jetzt der Erfüllung ihrer verschwiegenen Wünsche entgegen sah. Aber der Präsident hatte zu schwer gegen die Schwester gesündigt, um ihr bei seiner widrigen Denkart nicht überall mit dem entschiedensten Haß entgegen zu treten. In diesem Sinne gestaltete sich Siegfrieds Empfang; doch hatte der zärtliche Oheim noch nicht die ganze Fluth seines Ingrimms gegen den Armen ergossen, als sich durch die rasch geöffnete Thür, in der Gestalt eines wohlbeleibten ältlichen Herrn mit einem Ordenskreuz auf der Brust, ein schützender Damm aufwarf. Mit geglätteter Stirn und gekrümmtem Rücken wandte sich der Polternde sofort dem aufgehenden Sternbilde zu, und der Neffe im Winkel konnte wirklich für die nächsten Minuten auf ein gnädiges Uebersehen rechnen. Doch die munteren Blicke des Fremden erspähten den Jüngling im Hintergrunde, und alle knechtischen Begrüßungen und Anerbietungen des Präsidenten ablehnend, sprach er, auf Jenen zuschreitend: „Sapperment, was für ein schmucker Bursche ist das! Hör' Er, mein Sohn, hat Er Lust, Soldat zu werden?" — „Ja, da könnte man sein Glück machen!" stimmte der werthe Onkel sogleich mit augendienerischer Freundlichkeit bei. — „Herr General!" entgegnete Siegfried bescheiden; „ich habe die Rechte studirt und bereits meinen Cursum absolvirt!" — „O bei uns können wir die gescheidten Leute auch brauchen, und trefflich befördern!" sagte der General, und sein Blick weilte mit Wohlgefallen auf der edlen Bildung des jungen Mannes. — „Ach was, studirt!" schnob der Präsident diesen an; „wenn so ein Landpriester seinen Rangen so weit gebracht hat, daß er mit Mühe und Noth seinen Casum setzen kann, so muß das gleich studiren, und Himmel und Erde werden um Freitische und Stipendien in Bewegung gesetzt. Hat der Musjö dann ein Paar Jahre den Herren vom Catheder nachgeschrieben, so präsentirt er uns seine Hefte und denkt, der Staat müsse ihm mit den Aemtern nur so entgegen kommen!" — „Seit Jahr und Tag schon arbeitete ich auf der Kammer, wie als Privat-Sekretair des Steuerraths von Z." entgegnete Siegfried mit festem Tone — „meine Vorgesetzten haben mir selbst gerathen, mich um die Stelle zu bewerben, und zu meinen Gunsten berichtet; wenn also der Herr Onkel den Antrag genehmigen und die kleine Caution gnädigst suppliren wollten —." — „Also ein Verwandter von Ihnen, Herr Präsident?" rief der General; „nun, da suppliren und genehmigen Sie frisch weg, es scheint mir ein wackerer Junge zu seyn!" — „Ew. Excellenz sind überaus gnädig!" antwortete der Angegangene mit verhaltenem Ingrimm: „aber zu dem Ersten bin ich nicht ermächtigt, und das Zweite anlangend, mag es vor der Hand überhaupt mit der Besetzung jener Stelle sein Bewenden haben. Unser gnädigster Monarch", fuhr der Sprecher mit wichtiger Miene fort, „verlangt in allen Branchen des Staatshaushaltes eine immer strengere Oekonomie, und ich habe ihm so eben einen unterthänigen Vorschlag zu einer bedeutenden Ersparniß in den Gehalten meines Bureau's gemacht." — „Ja, da werden der Herr Präsident einen großen Stein im Brette bei unserem Alten gewonnen haben!" lachte der Kriegsmann, und achselzuckend bemerkte Jener, daß er unter diesen Umständen am wenigsten daran denken könne, etwas für einen in's Haus geschneiten Verwandten zu thun. — „Freilich, da ist nichts zu machen!" sprach der General, und erneuerte, unter der Verheißung eines guten Handgeldes, seine Versuche, den jungen Mann für den Kriegsdienst zu gewinnen. Da dieser aber mit entschiedener Bestimmt-

heit jeden Antrag der Art von der Hand wies, ſchickte ihn der zärtliche Oheim mit manchen höhnenden und ſcheltenden Worten von dannen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Mäntel der Römer.

Die Römer trugen im Kriege ſechs Arten Mäntel, durch Namen und Form verſchieden: Laena, Abolla, Lacerna, Penula, Chlamys und Paludamentum. — Die Laena war eine Kleidung der Völker Italiens aus dem früheſten Alterthum, von den Griechen entlehnt, wo ſie Klaina hieß. Es war ein Stück ſtarkes karrirtes Tuch, das den Krieger vor Regen und Kälte ſchützte. Man befeſtigte es auf der Schulter oder Bruſt und es reichte bis auf die halbe Wade. Bei ſchönem Wetter faltete man es dicht zuſammen und warf es über eine Schulter, oder man legte es um den Hals, wie eine Stola. Die Laena war nur im Kriege oder auf Märſchen gebräuchlich. Der Republikanerſtolz war in Rom zu mißtrauiſch, um zu geſtatten, daß ein Bürger bewaffnet oder in Militair-Kleidung erſchiene. Die Laena durfte alſo von keinem Bürger getragen werden. Daher ſagt Cicero: „Conſul Popilius ſetzte alle Bürger in Erſtaunen, als er in der Laena erſchien, um einen Aufſtand zu dämpfen“ Die Sache ward nachher lächerlich gemacht, und Popilius erhielt den Ekelnamen Laena. Soll man aber dem gelehrten Visconti folgen, ſo gewöhnte ſich das Volk nachher dennoch ſo daran, daß dieſer Mantel ein Conſular-Schmuck ward. Die Laena erhielt übrigens wahrſcheinlich ihren Namen von Lana (Wolle). — Die Abolla war ein Mantel, vom vorigen in Mancherlei verſchieden, ſchon dadurch, daß er gefüttert ward. Virgil ſagt: duplex amictus. Die römiſchen Soldaten hatten ihn einem beſiegten Volke abgeborgt. Nach Sueton war er nicht bei Vornehmeren im Gebrauch; denn er ſagt: Caligula habe einſt den König Ptolomeus getadelt, daß dieſer mit einer purpurnen Abolla in einem Schauſpiel in Rom erſchienen ſey, und durch dieſe unſchickliche Kleidung die Blicke aller Zuſchauer auf ſich gezogen habe. — Die Lacerna war ſeit den älteſten Zeiten den Soldaten eigenthümlich, und dann vom Volke ebenfalls angenommen. Unter den Kaiſern erhielt ſie die nämliche Ehre wie die Abolla. Dieſer Mantel ward durch eine Schnalle befeſtigt und war auf Reiſen oder auf dem Lande ſehr bequem, weil man oft eine Art Capuchon daran trug, wie an unſern Damen-Enveloppen; auch trugen ihn zuweilen römiſche Damen. Doch ward er nur als ein Haus-Kleidungsſtück betrachtet, weshalb Auguſtus ſich einmal bitter beſchwerte, daß mehrere Bürger bei den öffentlichen Spielen damit angethan erſchienen. Die Farbe war in der Regel braun. Die Obrigkeit erhielt den Befehl, Niemand in dieſem Mantel zum Forum oder Circus zu laſſen. Als Auguſtus Nachfolger dennoch in dieſer Kleidung im Schauſpiel erſchien, ſtand das Volk auf und ging hinaus. So verwarf man ein Kleidungsſtück, das ſo bequem als zweckmäßig war, und in früheſter Zeit von den Vornehmſten mit Stolz getragen ward. Collatinus erhielt bei der Belagerung von Ardea von ſeiner Gattin Lucrezia eine Lacerna, welche dieſe unter ihren Augen von ihren Sklavinnen hatte anfertigen laſſen. — Erſt nach Hadrian's Regierung kam dieſer Mantel wieder in Gunſt. Anfangs trug man ihn beſonders des Abends, zuletzt nahm er ſogar die Stelle der Toga ein. Man trug ihn erſt von ſtarkem Gewebe und dunkelfarben: nachher aber änderte Stoff und Farbe nach Belieben. Den wohlhabenden Bürgern ward die Abolla lange Zeit nicht zu tragen geſtattet, nur Senatoren trugen ſie. Alexander Severus hatte einen ſolchen Mantel von Purpur. Lampridus ſagt, daß dieſer Kaiſer die öffentlichen Bäder oft zu beſuchen pflegte, aus denen er dann bloß in einer Lacerna von Scharlachroth zurück kam.

Duſchet.

Sentenzen von Swift.

Die Bemühung, auf den großen Haufen durch Feinheit des Verſtandes wirken zu wollen, heißt eben ſo viel, als wollte man einen Block mit einem Raſirmeſſer behauen.

Ein Jeder beſitzt eben ſo viel Eitelkeit, als ihm an Verſtand mangelt.

Niemand ſollte ſich ſchämen, zu geſtehen, daß er Unrecht gethan habe. Denn dies heißt nur in andern Worten, daß er heute weiſer iſt, als geſtern.

Unſere Leidenſchaften ſind krampfhaften Anfällen gleich; denn wenn ſie uns auch für den Augenblick ſtärker machen, ſo verlaſſen ſie uns doch jedes Mal ſchwächer.

Zornig ſeyn heißt die Fehler Anderer an ſich ſelbſt rächen.

Kein edler Mann hält den für ſeinen Oberherrn, der ihm eine Beleidigung zufügt; denn er hat es in ſeiner Gewalt, ſich ſelbſt zu deſſen Oberherrn zu machen, indem er ihm die Beleidigung verzeiht.

Ich fürchte eben ſo wenig, daß Gott einen mitleidigen Menſchen verdammen wird, als ich hoffe, daß die Prieſter den ſelig machen können, der nicht mitleidig iſt.

Ein Atheiſt iſt nur ein toller lächerlicher Spötter der Frömmigkeit; aber ein Heuchler treibt ſeinen nüchternen Scherz mit Gott und Religion. Er findet es leichter, auf ſeinen Knieen zu liegen, als eine gute Handlung zu verrichten. Er iſt einem unverſchämten Schuldner gleich, der tagtäglich mit ſeinen Gläubigern umgeht und freundlich ſpricht, ohne jemals ſeine Schuld zu bezahlen.

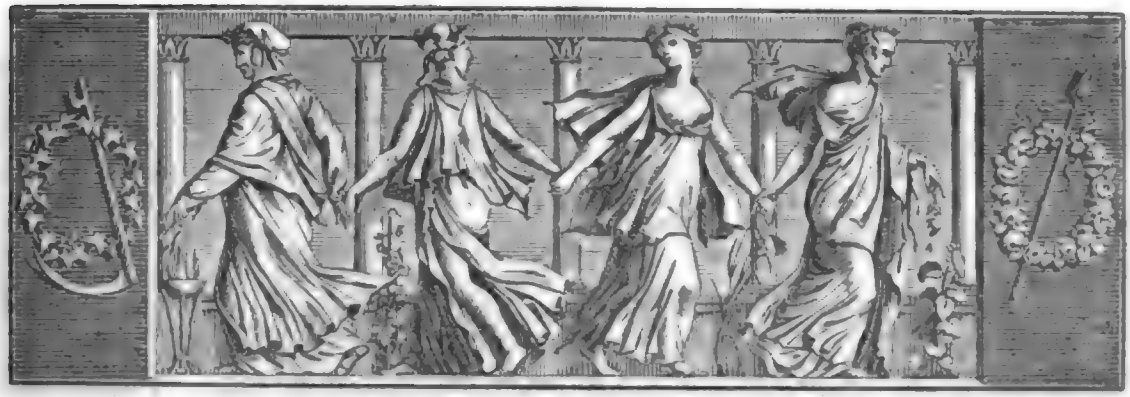
F.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Die beiden letzten Monate des verfloſſenen Jahres brachten uns nur wenig Neues. Aeltere Stücke, als: „Menſchenhaß und Reue", „das Portrait der Mutter", „Emilie Galotti" u. ſ. w. wurden mit mehr oder minderem Erfolge in die Scene geſetzt; letzteres könnte man zu den gelungenſten Darſtellungen rechnen, hatte die Direktion die ſchöne Partie des „Conti" nicht ungeweihten Händen anvertraut. Von älteren Opern ſahen wir nach langen Jahren „die beiden Savoyarden" mit Vergnügen wieder erſcheinen; „Preciosa", auf das elegantſte mit neuen Dekorationen und Coſtumen ausgeſchmückt, lockte eine Menge Schauluſtige herbei, wozu die aus dem Königlichen Marſtalle herbei geführten Zelter und Maulthiere, als eine ſeltene Erſcheinung auf unſerer Bühne, das Ihrige beigetragen haben. — Ganz neu war am 7. Dezember: „Fidelio", von Beethoven. Das Sujet dieſer Oper, treu nach „Leonore ou l'amour conjugale", eine wahre Begebenheit, von Bouilly und Gaveaux für das Theater Feydeau (welche Bühne dieſes Drama am 1. November 1796 zuerſt in die Scene brachte) bearbeitet, iſt unſtreitig eines der anziehendſten in ſeiner Art und hat vor ſo vielen franzöſiſchen dramatiſchen Produkten den Vorzug, in einem natürlichen Zuſammenhange, von allen Unwahrſcheinlichkeiten unbelaſtet, als eine Begebenheit aus dem Alltagsleben zwanglos da zu ſtehen. Die Effekt-Momente, worin die Franzoſen excelliren, ſind in dieſer Oper beſonders impoſant und überraſchend, ſie gehören nicht in die Cathegorie der flachen Theater-Coups. Der geniale Componiſt hauchte dem ſchönen Gebilde durch ſeine Tondichtung ein kraftvolles Leben ein. Schon das Vorwort, die Ouverture dieſer Oper, die rauſchend applaudirt wurde, verbürgte die Gediegenheit eines guten Werkes, welches ſich bald, namentlich in dem vierſtimmigen Canon im erſten Akt, in den Schmerzenstönen des Chors der Gefangenen und in dem erhabenen Terzett im Kerker, glänzend entfaltete. Zarte und gefällige Melodien und kräftige Enſemble-Stücke, von einer vorherrſchenden, charakteriſtiſchen Orcheſter-Begleitung trefflich unterſtützt, ohne von ihr erdrückt zu werden, ſind die würdigen Eigenſchaften dieſer Oper. So iſt unſtreitig das Accompagnement zu der ſchauerlichen Handlung der Eröffnung der Eiſterne ein Meiſterſtück der Compoſition. Die Partie der „Leonore" ſang Demoiſ. Campagnoli mit vieler Weichheit; das nettgewählte männliche Gewand ſtand ihr gut; ihrem Spiele, das in dieſer Rolle nichts weniger als Nebenſache iſt, würden wir unſern vollen Beifall gezollt haben, wenn ſie mehr Antheil an der Angſtſcene im Kerker genommen hatte. Hr. Hillebrand, als „Don Pizarro", war ganz in ſeinem Elemente, ſo wie Hr. Boucher, als „Floriſtan", durch Spiel und Geſang unſern Beifall in Anſpruch nahm. Hr. Sedlmayer gewährte als „Kerkermeiſter Rokko", neben dem Genuß des braven Geſanges, den der wahren und innigen Darſtellung ſeines, von dem Dichter bald hart und bald weich gezeichneten Charakters. Mad. Nicola als „Marzelline" und Hr. Weidner als „Jaquino" ſchmückten durch die wackerſten Leiſtungen dieſe Oper vollends aus, und ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſes ſchöne Werk mit dem beſten Erfolge und allgemeinem Beifall gekrönt werden mußte. Der Ertrag dieſer zahlreich beſucht geweſenen Darſtellung war zum Vortheil der Penſions-Anſtalt des hieſigen Theaters. — Am 10. Dezember zum erſten Mal: „Der Educationsrath", von Kotzebue. Dieſes nette Luſtſpiel machte den Eindruck nicht, den ſein Werth verdient hatte, obgleich die Herren Keller und Kaibel, ſo wie Mad. Huber viel Verdienſtliches darin thaten. In der dieſem Stückchen voran gegangenen Vorſtellung: „Eduard in Schottland", war Hr. Kaziauer ein würdiger Enkel Jacob's; die unwohnende königliche Hoheit ſprach ſich in ſeinem Schmerz trefflich aus; ein allgemeiner Beifall ward ihm wohlverdient zu Theil. Die verſchiedenartige Ausſprache der nomina propria und das den Engländern nicht eigenthümliche Anſtoßen mit Trinkgläſern war ein Anſtoß für die vielen Anweſenden, die mit der Sprache und den Sitten der Engländer ſo ſehr vertraut ſind. — Am 25. Dezember zum erſten Mal: „König Heinrich der Vierte", nach Shakſpeare von Schlegel. Die Shakſpeareſchen Stücke wollen ihr eigenes Publikum haben; wenn wir auch bei jeder andern hiſtoriſchen dramatiſchen Bearbeitung, denen unſer Publikum im Allgemeinen nicht ſehr zugethan iſt, uns in die Zeit der Handlung verſetzen laſſen, ſo ſcheint es faſt, als wäre dieſes der ſchwierigſte Stand, womit unſer Publikum bei Shakſpeareſchen Produkten zu kämpfen habe. Es erkennt vollkommen den Werth der treuen geſchichtlichen Darſtellung des unſterblichen Dichters; möchte ſie aber lieber in eine andere Form gegoſſen anſchauen. Zeit und Sitten jener Tage greifen allerdings trefflich in die ſeltſamen Reden der handelnden Perſonen ein; ſie werden aber Vielen ein Räthſel und fordern mehr hiſtoriſche Kunde, als irgend ein anderes dramatiſches Produkt aus den Zeiten des Mittelalters; und namentlich dies, weil der geniale Dichter ſich ganz beſonders in dieſem Drama an Hindeutungen auf Volksthümlichkeiten und Lokalitäten weidet. Bis die Zeit wiederkehrt, wo der Zuſchauer nur um zu hören, nicht aber hauptſächlich um zu ſehen; um ſich zu erbauen, nicht aber ſich zu amüſiren; kurz, um zu genießen, ſtatt zu gähnen, ſich mit unbefangener Schauluſt in ſeinem Winkel nieder läßt, werden ſolche Stücke kalt vorüber gehen. Der größte Theil der darſtellenden Mitglieder that das Seinige und ganz beſonders Hr. Keller als „Falſtaff", um dieſer Vorſtellung Glanz zu geben. Sie ſprach indeß unſer Publikum nicht an. (Der Schluß folgt.)

Das Unten eines Tiſches. Oft erklärt man ſich ſchwer, wie es möglich ſey, daß das anſcheinend aufmerkſame Geſicht dieſes oder jenes Tiſchgenoſſen ganz andere Theilnahme äußert, als das Tiſchgeſpräch logiſch erzeugen müßte. Jene junge Dame von notoriſch gefühlvollem Herzen kichert laut auf, während Jemand einen Unglücksfall erzählt; jene große Demoiſelle erröthet wie eine Kirſche, während ihr Nachbar ihr eine Schüſſel Makaroni präſentirt; jener jungen Gattin entfährt ein unwillkührlicher Schrei, „Was iſt Dir?" fragt der theilnehmende Gatte, der etwas entfernt ſitzt. „Nichts, lieber Mann!" erwiedert ſie; „ein heftiger Zahnſchmerz ergriff mich plötzlich!" — Aber ein verweiſender Blick auf ihren Nachbar ſtellt dem aufmerkſamen Zuſchauer den wahren Grund wieder in Zweifel. — Da fiel mir, während der Champagner das Blut noch mehr erhitzt hatte, meine Doſe unter den Tiſch, und ſiehe! ein zufälliges Umblicken zeigte mir hier einen reichhaltigen Aufſchluß über alle meine vorigen Zweifel. Die kleine Lockerin von zuvor hielt ihr Füßchen auf einen Huſarenſtiefel gepreßt; das Knie jener großen Erröthenden drückt ſich gar zu eng an das eines nachbarlichen jungen Autors; eine junge Marquiſe drückt liebkoſend die Hand eines jungen Künſtlers, und jener reiche Kaufmann läßt ein Billet auf das Knie ſeiner eben erſt erblühenden Nachbarin gleiten, das nicht unbemerkt bleiben wird. — Aber was ſehe ich dort? Es iſt der Höhepunkt des Lächerlichen! Zwei ungeheure Mannsfüße halten einander feſt umſchlungen! Der eine gehört einem dicken Engländer, der andere einem nicht minder wohlgenährten Pachter, beide große Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Zwiſchen Beiden ſitzt ein allerliebſtes junges ſchwarzäugiges Mädchen, das, ſchlauer als Beide, ſeine niedlichen Füßchen feſt unter ſeinen Sitz geklemmt hält, während die feiſten luſternen Nachbarn jeder einen davon erhaſcht zu haben wähnen, und, je feſter der dicke Engländer den ſeinigen andrückt, je feſter ſchlingt der wohlgenährte Pachter den ſeinigen von der andern Seite herum, jeder in ſeinem glücklichen Wahn ſchweigend! — Aber ich mußte eilen, mein Opfer ward ſonſt entdeckt. Jetzt waren alle Blicke des Oben mir entrathſelt, ein ſanfter Magnet der unteren Region regierte ſie alle. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz.

1825. Sonnabend den 29. Januar. 17tes Blatt.

Pilger-Reise.

Ich bin ein Waller auf der Erde,
Und gehe still von Haus zu Haus;
O reicht mit freundlicher Geberde
Der Liebe Gaben mir heraus!

Mit off'nen theilnahmsvollen Blicken,
Mit einem warmen Händedruck
Könnt ihr dies arme Herz erquicken,
Und es befrei'n von bangem Druck.

Doch rechnet nicht, daß ich euch lohnen,
Mit Gegendienst vergelten soll;
Ich streue nur mit Blumenkronen,
Mit blauen, eure Schwelle voll.

Und geb' ein Lied euch noch zur Zither,
Das wehmuthsvoll der Brust entklingt,
Das euch vielleicht nur leichter Flitter,
Ein leicht entbehrlich Gut euch dünkt.

Mir gilt es viel, ich kann's nicht missen,
Und jedem Pilger ist es werth:
Doch freilich ihr, ihr könnt nicht wissen,
Was den beseligt, der entbehrt.

Vom Ueberfluß seyd ihr erfreuet
Und findet tausendfach Ersatz:
Ein Tag, dem andern angereihet,
Vergrößert euren Liebesschatz.

Doch mir, so wie ich weiter strebe
An meinem harten Wanderstab,
Reißt in des Glückes Lustgewebe
Ein Faden nach dem andern ab.

D'rum kann ich nur von Gaben leben,
Von Augenblick zu Augenblick:
O, wollet vorwurfslos sie geben,
Zu eurer Lust, zu meinem Glück!

Ich bin ein Waller auf der Erde,
Und gehe still von Haus zu Haus;
O reicht mit freundlicher Geberde
Der Liebe Gaben mir heraus!

A. F. v. Schober.

Die Christ-Bescherung.

(Fortsetzung.)

Siegfried hegte von Anbeginn kein Vertrauen zu dem hochmüthigen Manne, der sich seiner Mutter stets unbrüderlich erwiesen hatte; aber die unwürdige Begegnung, die er jetzt erfahren mußte, riefen sein Selbstbewußtseyn in die Schranken. Muthig kämpfte der Jüngling den Schmerz über das Zerrinnen seiner jetzigen Hoffnungen nieder, und das Gefühl sittlicher Ueberlegenheit, mit dem er sich verabschiedete, machten, da der General zugegen war, sogar den Präsidenten auf einige Augenblicke betreten. — Vor der Thür des Herzlosen schüttelte Siegfried den Staub von seinen Füßen, schnürte, in den Gasthof zurück kehrend, sein Bündelchen und machte sich unverzüglich auf den Heimweg. Mit schwerem Herzen fürbaß schreitend, hörte er sich plötzlich anreden, und gewahrte aufblickend jenen alten Krieger, welchen ein Spazierritt des Weges zu führen schien. Gemächlich neben unserem Wandernden daher trabend, setzte er diesem mit manchen Kreuz- und Querfragen, in Betreff seiner Familien- und sonstigen Verhältnisse, nicht wenig zu. Siegfried, der sich von der Excellenz, trotz ihrer Freundlichkeit, nicht eben Gutes versah, suchte den Exami-

nator, so viel es sich thun ließ, mit kurzen Worten zufrieden zu stellen, und legte, diesen, sammt seinen verfänglichen Fragen, hinter sich lassend, den Weg ohne weiteres Abentheuer zurück.

Niedergeschlagen ob dem betrübten Bericht des Heimgekehrten, saßen die vier guten Menschen jetzt einander im engen Stübchen gegenüber. Doch schaffte sich der Wachtmeister noch zuerst durch einige kräftige Flüche Luft. „Hättest Du", sprach er zu Siegfried, „statt des verwünschten Kiels die Muskete ehrlich erfaßt, wahrhaftig, Junge, Du könntest bei Deinem Ingenio schon Unter-Offizier seyn; wärest mit Ehren todt oder lebendig, und vielleicht gar zum Krüppel geschossen, wo es Dir dann vollends an einer guten Versorgung nicht fehlen könnte; denn, wie gesagt, Du hast etwas gelernt!" — Ein seufzender Dreiklang tönte dem alten Veteran als Erwiederung, doch dachte der Jüngling an den Vorschlag des Generals, den er wohlbedächtig verschwiegen hatte. — „Von dem Bruderherz", fuhr Jener sich zu entrüsten fort, „habe ich für mein Theil nichts Besseres erwartet; das Stückchen mit dem vom Vater Fritz angeblich unbezahlten Schuldschein war mehr als hinreichend, den Junker kennen zu lernen!" — War es des Wachtmeisters Absicht, die Schwägerin aus ihrem betrübten Hinstarren, in welches die Lieblosigkeit des Bruders sie versenkt hatte, durch das erneuerte Hinwerfen dieses Zankapfels auf zu rütteln? — er hätte seine Absicht nicht besser erreichen können, denn fast heftig fuhr die sonst so sanfte Frau auf. Sah sie doch durch seine Bemerkung auch den verehrten Vater angefochten, an den grade in diesem Augenblick, da es von dem Bruder lassen sollte, ihr Herz sich mit doppelter Innigkeit schloß. „Nein, Herr Bruder!" sprach sie eifrig; „der Vater hat es mir nur noch wenige Wochen vor seinem Tode gesagt, daß der König nie daran gedacht, jenem Schuldschein weiter nach zu fragen, geschweige denn ihn ein zu lösen!" — „Das Wort des Seligen in Ehren!" eiferte der Husar ihr entgegen; „aber ein schlechter Streich von dem saubern Bruder ist und bleibt es, Ihnen die Verschreibung mit höhnenden Worten als das vom Vater bestimmte Erbtheil zu übermachen. Und ich behaupte doch, daß Fritz bezahlt hat: warum hätte ihn denn der Alte nicht gemahnt?" — „Als Rechtskundiger, Onkel", fiel jetzt Siegfried ein, „mußte der Großvater das Gesetz kennen, welches die Summe für verfallen erklärt, die der Unterthan, ohne Wissen und Genehmigung des Landesherrn, einem Prinzen des Königlichen Hauses giebt." — „Gesetze hin, Gesetze her!" schrie der Invalide; „denkt Er Gelbschnabel, Friedrich wird, wie ein Federfuchser, nach alten Gesetzen fragen?" — „Allerdings wird er das!" entgegnete Siegfried, jetzt auch aufgebracht, und vergeblich jammerte Lottchen dazwischen, den unfruchtbaren Streit doch nur wenigstens heut ruhen zu lassen. „Nun, die Sache wird doch endlich einmal in's Reine kommen!" sprach, als ihre Stimme ungehört verhallte, das Mädchen ärgerlich; „daß Ihr's nur wißt, ich habe an den König geschrieben!" — Mit Geberden des Schreckens blickten die Streitenden zu der Jungfrau hin. „Die Dirne wär' es capabel!" murmelte halblaut der Vater; der bleich gewordene Siegfried aber sprach mit leiser Stimme: „Sieh nicht so ernsthaft zu dem Scherz, Lottchen!" — „Nun, was wäre es denn auch weiter?" ermuthigte sich der Husar, und die Matrone blickte ängstlich fragend auf den Sohn. — „Ja, das möcht' ich doch auch wissen!" fiel Lottchen mit kecker Stimme dem Vater bei; „und kurz und gut, ich hab' es wirklich gethan!" — „Nun, heraus mit der Sprache: was kann werden?" wandte sich der jetzt auch betreten gewordene Kriegsmann an Siegfried. — „Ach, ich weiß ja nicht, was sie geschrieben hat!" jammerte der Bräutigam; „Festungsstrafe aber ist wohl das Wenigste, was auf so einen unerlaubten Mahnbrief stehen mag!" — „Ich habe ja aber den König nicht gemahnt!" wendete Lottchen jetzt kleinlaut vor. „Der alte Kriegs-Commissair, der den Vater auf seiner Durchreise letzthin besuchte, erzählte so viel von Friedrichs Gerechtigkeit, und wie Jeder sich an ihn wenden könne; so dachte ich, es sey weiter kein Unrecht, und da ich unserem Mütterchen die Verschreibung vorlängst schon abgeschmeichelt —" — „Also dazu wolltest Du sie haben?" rief die bestürzte Matrone; „mir sagte das Unglückskind, sie wolle den Schein, als Gegenstand Eures ewigen Streits, nur aus dem Schreibtische fort, und dem Sohn aus den Augen bringen!" — „Gewiß, das war zuerst auch nur meine Absicht!" versicherte Charlotte; „doch wie gesagt, die Erzählung des Kriegs-Commissairs und unsere Verlegenheit wegen der Caution gaben mir Muth. Darfst Du doch füglich, ja in jedem Augenblick, mit dem König aller Könige und Kaiser, mit dem lieben Gott, reden, dachte ich, und schrieb. Ach, ich weiß den ganzen Brief noch auswendig. Ich habe geschrieben: Ew. Königliche Majestät Friedrich der Zweite haben den beikommenden Schuldschein gewiß schon lange bezahlt. Er gehört meiner Tante, der verwittweten Pastorin M**, geborenen T** aus St**, und ich schicke ihn Ew. Königlichen Majestät zurück, damit ihn Ew. Königlichen Majestät zerreißen und kein Streit mehr darüber sey. Ew. Majestät unterthänige Magd, und nun meinen ganzen Namen darunter." — „Nun, darüber werden sie dem Mädel nicht an's Leben kommen!" meinte der Wachtmeister, und ehe Siegfried Athem finden konnte, seinen noch nicht besiegten Bedenklichkeiten Worte zu geben, wurde das Gespräch durch ein starkes Klopfen an der Thür unterbrochen.

„An die verwittwete Predigerin M**, geborene T**, vor zwei Stunden von Berlin eingetroffen!“ sagte der eintretende Postbote, und legte ein groß zusammengefaltetes Schreiben auf den Tisch. — „Ach, gewiß ein Königlicher Bescheid!“ rief Lottchen, auf den Adler des Siegels deutend, mit schwerem Athemzuge. — „Es sind noch zwei andere dergleichen Schreiben eingegangen!“ sagte im Hinausgehen der Briefträger; „eines an den Bürgermeister und das andere an unsern Herrn Ober-Prediger!“ — Mit bedenklichem Gesicht reichten die Zurückbleibenden einander die Depesche hin; der Husar riß endlich das Siegel ab und las:

„Seine Majestät machen der verwittweten M**, geborenen T**, bekannt, daß der eingereichte Schuldschein annoch unbezahlt verblieben. Obzwar nun, kraft der bestehenden Reichs- und Haus-Gesetze, die sich auf den eingereichten Schein gründende Forderung keineswegs als liquid zu erachten, haben doch Seine Majestät, in Erwägung der besonderen Umstände, wie des in Höchstdieselben gesetzten guten Vertrauens, zu befehlen geruht, der verwittweten M** die questionirten 150 Thaler, zusammt den vom Tage der Datirung rückständigen Zinsen, ohnverzüglich aus zu zahlen, und hat sich die verwittwete M** dieserhalb an Seiner Majestät Privat-Chatulle zu wenden.“

Mit einem Gottlob! athmeten die gepreßten Herzen wieder auf; dann fielen die glücklichen Leutchen in stiller dankbarer Rührung einander in die Arme; hernach aber sprach Jedes, noch durch Thränen lächelnd, mit triumphirender Miene: „Hab' ich nicht Recht gehabt?“ — „Ja, ja, ich wußte, daß der Schein noch nicht eingelöst war!“ nickte das Mütterchen. — „Und ich“, stolzirte der Husar ein Weilchen auf und ab, „daß Fritze, sey es nun im Guten oder Bösen, Keinem was schuldig bleibt!“ — Bescheidentlich rühmte sich Siegfried seiner Gesetzeskunde; Lottchen aber that sich vor Allem auf ihre richtige Berechnung nicht wenig zu Gute. „Meiner Treu! es war ein kluger Einfall!“ — „Wofür mein herziges Mädchen hoch gepriesen werde!“ belobten Vater und Bräutigam die Briefstellerin. — „Und vor Allem der liebe Gott, der seinen Segen dazu gab!“ sagte die bewegte Matrone, und reichte dem erwählten Töchterchen mit stiller Innigkeit die Hand. — „Kinder, laßt uns einmal rechnen!“ sprach Lottchen nach einer kleinen Pause; „wirklich, ich glaube, die Caution wäre jetzt zu decken!“ — „Mehr als doppelt!“ rief der Wachtmeister mit schnellem Ueberschlag, und wie er, ein Stück Kreide zur Hand nehmend, vor den Staunenden die Zinsberechnung auf dem Tische anlegte, zog unser beglücktes Pärchen die Hochzeit schnell mit in das Facit. Selbst der Gedanke an den mißwollenden Oheim vermochte die Freude heut nicht zu stören, und im allgemeinen Rathe ward beschlossen, daß Siegfried morgen sogleich bei dem Bürgermeister als Candidat um das in Rede stehende Amt, dessen Bedingungen er jetzt in jeder Art gewachsen zu seyn glaubte, förmlich auftreten sollte. — Von Freude und Hoffnung erhoben, ward das gefeierte Lottchen jetzt fast ein wenig übermüthig, und neckte den Bräutigam nicht schlecht damit, daß er ihr aus der gepriesenen Residenz nicht einmal einen Heiligen-Christ mitgebracht habe. — „Nun, ich dächte, wir könnten allzumal mit der heutigen Bescherung zufrieden seyn!“ meinte, dem erwählten hart bedrängten Eidam zu Hülfe eilend, jetzt der Wachtmeister, und im aufflammenden Gefühl ihrer Dankbarkeit sprach Charlotte, wieder ernst werdend, ihr Ja, wie die Pastorin Amen dazu.

(Der Schluß folgt.)

Mosaik.

Nach dem französischen Ausdruck: couper la jupe, muß man in jenem Lande in früheren Zeiten liederlichen Frauensversonen die Röcke kurz weg geschnitten haben; fast wie Peter der Große es in Moskau machte, wo er einst an die Thore der Stadt Leute beorderte, welche allen in die Stadt kommenden Männern den untern Theil ihrer damals allgemein üblichen langen Röcke abschneiden ließ, um sie allmählig an die deutsche Tracht zu gewöhnen. — Toussaint-Louverture übte in St. Domingo einen ähnlichen Gewaltstreich an den Negerinnen aus. Kaum sahen sich diese bisherigen Sklavinnen frei, so ergaben sie sich dem Müßiggange und der ungezügeltsten Putz- und Modesucht. Vergeblich hatte Toussaint ihnen deshalb oft Vorwürfe gemacht. Auf seinen Befehl versammelte endlich einst Dessalines alle Negerinnen und Mulattinnen, ließ sie sich in eine Reihe stellen, und in einiger Entfernung die Männer. Er und die Pächter der Plantagen fragten eine Jede, bei welcher Pflanzung sie gewesen? und befahlen ihr, zu ihrer vorigen Arbeit zurück zu kehren. Damit ihre jetzt angelegten langen Hemden und Röcke sie an der Arbeit nicht hindern möchten, liefen nun, auf seinen Wink, die Männer mit großen Scheeren herbei und schnitten Jeder nicht allein die Röcke, sondern selbst die Hemden glatt weg.

Fragen und Antworten. Warum trinkst du so wenig? — „Ich will keine Schulden machen bei der Vernunft der Andern!“ — Wer hat die meiste Schuld an der Bettelei? — „Der das erste Almosen gab!“ — Wer tritt am meisten die Gerechtigkeit mit Füßen? — „Die Gnade!“

M** schreibt beständig, giebt aber nichts heraus. Man wird seinen Tod abwarten müssen. Er ist wie ein irdener Spartopf, dessen Inhalt man nicht eher kennt, bis man ihn einschlägt. A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Kaſſius und Phantaſus oder der Paradiesvogel. Eine exromantiſche Comödie mit Muſik, Tanz, Schickſal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen", von Ludwig Robert. (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1825.) — Dieſe Satyre, von welcher ſchon mehrere höchſt vortheilhafte Beurtheilungen erſchienen ſind (unter Anderem im „Converſationsblatt", der Berliner „Voſſiſchen Zeitung" und ſogar eine in Verſen, im Dresdner „Merkur") erinnert an den „Philiſterkrieg", an einige der Falkiſchen und Jean Pauliſchen Schriften, und darf ſich, was Witz und Wendung betrift, in eine Reihe mit ihnen ſtellen. Die „Vorrede vom Hunde des Aubry", die drei kleinen Akte, und unter den drei großen vorzüglich der erſte, ſind eine neue Beſtätigung von Robert's Talent für die Satyre überhaupt und für die heutige insbeſondere, deren Haupt-Charakter — die Perſiflage — ſie an ſich tragt. Sonſt hatten die Romanen-, Novellen- und Schauſpiel-Dichter einen Plan, der ſich gleich anfangs deutlich darlegte; jetzt haben ſie zuweilen einen Plan, der ſich verbirgt, um die Einwirkungen ſcharfen zu können; ſie haben Intentionen, die dem Umgange mit den Muſen hier eine diplomatiſch-höfiſche, dort eine ſarkaſtiſch-derbe Form geben. Sonſt lieferten die Schriftſteller zu ihren Erzeugniſſen eine Entwickelung, jetzt bedarf es zuweilen eines Schluſſels, der die geheime Ruſtkammer aufſchließe, die ihr Wehre und Waffen verwahrt. Dadurch wird nun freilich die ehedem friedliche (?), offene, lachende Literatur in eine feindliche, verſteckte, ſpöttiſche verwandelt, aber der Zeitgeiſt will es ſo; er hat ſeine Gutmüthigkeit verloren und weil er ſich in ſeiner Freiheit beſchränkt, in ſeinen Zwecken behindert glaubt, nimmt er, wo er kann, eine feſte Poſition und bombardirt nun auf die falſchen Richtungen, ja bedient ſich, ſeit Congreve's Erfindung in ihrer Anwendung ſanktionirt iſt, auch der literariſchen Brand-Raketen, wenn es nicht anders geht. In „Kaſſius und Phantaſus" müſſen die Theater den Angrif aushalten — können ihn auch nicht abwehren. Robert hat die Leſer zu ſeinem Heer berufen, um den Scham-Direktoren die Wege zu weiſen, die bloß Schauluſtigen zu ſchlagen. Er läßt über ſein Werk den angeblichen Autor ſelbſt, den Dichter „Phantaſus", urtheilen, indem derſelbe zu dem „Kaſſius" unter Anderem Folgendes zu ſagen hat:

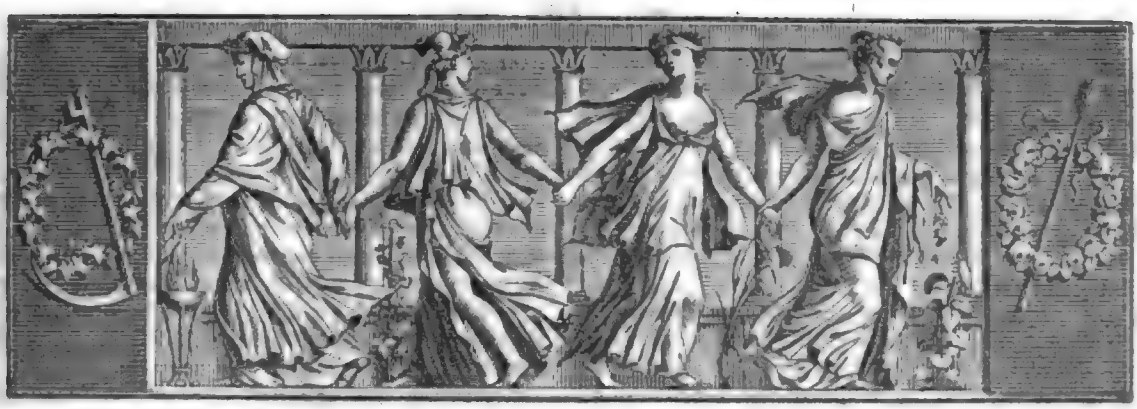
„Wohl weiß man, was du willſt, du Kaſſenheld!
Spektakelſüchtiger Feind der Redekunſt!
Guckkaſtenfabrikant! Du willſt zu Tand
Und Flitterkram, zu ſchnöder Augenluſt,
Du willſt zu Lampen- und zu Lumpenliebe,
Aus Geldbegier, das Publikum verführen! — —
Mein Drama, ſag'ſt Du? Nein! mein Drama iſt es nicht.
Dein tauber Geldgeiz, eigenſinn'ger Kaſſus,
Umſchlang, polypenähnlich, geif'gen Vipern gleich,
Den böſen Dämon aller Erdgebor'nen,
Den beiß'gen Sohn der Proſa; Hunger iſt ſein Nam'!
Ja, Hunger, ja mein Hunger und Dein Kaſſengeiz,
Die, ſich umſchlingend, zeugten dieſe Mißgeburt,
Dies wirre Spottgebilde deutſcher Bühnenkunſt!"

Auf jeden Fall iſt dieſe literariſche Neuigkeit für den geſchichtlichen und kritiſchen Standpunkt unſerer heutigen Theater merkwürdig, als ein leuchtendes Zeichen der Mißſtimmung zwiſchen den Dichtern und Bühnen-Verwaltern, und das Publikum, um das man ſich doch eigentlich zankt, wird wohl Partei nehmen für Jene oder Dieſe, je nachdem die Bildung oder das Vergnügen als herrſchender Grundſaz gilt. L.

Hannover. (Schluß.) „Der Waſſerträger" war die lezte Vorſtellung im Jahre 1824. Hr. Hillebrand war uns als „Michely" neu darin und führte dieſe Partie mit ſo vieler Herzlichkeit durch, daß ihm am Schluſſe die gebührende Auszeichnung des einſtimmigen Hervorrufens wurde, des einſtimmigen Hervorrufens, ein Adjectivum, welches bei dem zu ſehr überhand nehmenden Getöſe der Oberwelt beſonders zu berückſichtigen iſt. Die vorlaute, ja oft höchſt unanſtandige Maſſe in den höheren Regionen ſcheint zu glauben, daß ſie im Paradieſe, wie einſt Adam und Eva, allein das Wort zu führen berechtigt ſey. Im Angeſicht des verſammelten Hofes und der höchſten Perſonen aus dem Publikum ruft jene Maſſe nicht allein faſt jeden Abend den erſten beſten Künſtler nach Laune und Belieben kreiſchend und blökend hervor, ſondern ſie erlaubt ſich ſogar bei der, auf ein ſolches Rufen natürlich nicht erfolgenden Erſcheinung des Begehrten die trivialſten Witze und Obſcenitaten. Daß dieſem ungebührlichen Treiben der pſeudo-höchſten Perſonen von den wahren höchſten Perſonen unſerer Intendanz keine Grenzen geſezt werden, iſt uns eben ſo befremdend als ſtörend. — Auch unſere Winter-Conzerte (soi-disant Liebhaber-Conzerte) ſind wieder in vollem Gange, gern hatte ich geſagt „in vollem Flor", wäre uns Berichterſtattern das Idealiſiren nicht verboten. Wir ſollen die Sache bei ihrem Namen nennen und der Schmeichelerden uns enthalten; darum bleibt mir von dieſen Conzerten nichts zu referiren, als daß ſie, entkleidet von allem Anziehenden, ihren Cyclus hinſchleichen. Die Direktion hat zwar, um ſie zu verherrlichen, die K. K. öſtreichiſche Hofſängerin, Mad. Kraus-Wranizky, für ein ganz honnetes Honorar gewonnen und eben ſo den Hrn. Concertmeiſter Müller aus Braunſchweig zu dieſen Zwecken engagirt. Indeß wechſeln dieſe beiden Virtuoſen faſt einzig nur in dieſen Conzerten ab und laſſen uns die Wahrheit des bekannten „toujours perdrix" zu anhaltend empfinden. Den Geſang der Mad. Kraus-Wranizky müſſen wir als ſchul- und kunſtgerecht anerkennen, die Fülle und Gewandtheit ihrer Stimme, namentlich in den Mittel- und tieferen Tönen, preiſen; doch mangelt der Stimme das Jugendlich-Friſche, weshalb der Geſang in der Höhe minder wohltönend ſich entwickelt. Hr. Concertmeiſter Müller iſt ſchon ſeit ein Paar Jahren als ein braver Soloſpieler uns werth geworden; die ihm erwieſene laute Anerkennung ſeines Talents darf ihm um ſo werthvoller ſeyn, als die treuen Anhanger unſers einſtigen Conzertmeiſters Kieſewetter, deren Zahl beinahe aus allen Einwohnern unſerer Stadt beſteht, dem Gedanken an die Möglichkeit eines vollen Erſatzes für ihn nicht Raum geben. Das fortwährende Mitwirken unſers Opern-Perſonals in dieſen Conzerten füllt allerdings die großen Lucken derſelben, jedoch nicht den Saal mit Hörluſtigen, da dieſe Künſtler in den Opern unſere Neugierde zu befriedigen ſattſam Gelegenheit haben. Aus allen dieſen Gründen wird die Liebhaberei zu dieſen Liebhaber-Conzerten mit jedem Jahre ſchwacher. — Ein Hr. Hierling gab uns neulich eine Abend-Unterhaltung auf der Glas-Glocken-Harmonika. Die Conſtruktion dieſes Inſtruments und die Behandlung deſſelben ſind zwar neu, doch iſt das Ganze, trotz der Auswahl aus mehreren tauſend Glocken und der vorliegenden ſechs Octaven, im Weſentlichen nichts mehr als die langſt bekannte Harmonika. Georg Harrys.

In der Hamburger Zeitung lieſet man folgende Anekdote: Der Maire der Stadt Boſton iſt am 17. Auguſt (1824) vom Polizei-Gericht verurtheilt, nachdem er durch den Fuhrmann Drake angeklagt worden, daß er ſein Pferd — gegen das Geſez — in den Straßen hat galoppiren laſſen. Der Verklagte hatte zwar Amtsgeſchäfte gehabt, in welchen er auf's Comité genußt, und die Straßen waren noch leer, denn es war 7 Uhr Morgens; allein, obgleich er in dieſem Betracht für unſchuldig erklart ward, verlangte er dennoch ſelber nach ſeiner Strafe, weil er beweiſen wollte, es ſey Niemand über dem Geſez erhaben. Er zahlte daher zwei Gourden Strafe und ſechs Gourden Gerichtskoſten!! — Das hohe Gericht ſcheint ſich übrigens dort, wie in Europa, im Verhaltniß zur Strafe auch dreifach zu belohnen! (Courrier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 31. Januar. 18tes Blatt.

Die Chriſt-Beſcherung.

(Schluß.)

Am andern Morgen ſchritten die beiden jungen Leute, unter des alten Kriegsmannes Geleit, zum erſten Mal mit kecker Zuverſicht neben einander her zur Kirche, während die vor Freude ſchnell geneſe Paſtorin ſich daheim die Geſchäfte hausmütterlichen Waltens vorbehielt. Nach der Predigt nahm der Jüngling ſeinen Weg zum Bürgermeiſter, und Lottchen konnte nicht umhin, bei einigen guten Freundinnen vor zu ſprechen. Was aber auch die Mädchen an empfangenen Herrlichkeiten vor der glücklichen Beſchauerin a: ſ legen mochten, um die freundlich belobenden und preiſenden Lippen ſchwebte doch die Verſicherung, wegen der Beſcherung heute mit Niemand tauſchen zu wollen; ſo daß es unter den Geſpielen, die dem werthgehaltenen Lottchen übrigens alles Gute gönnten, hintennach manches Kopfbrechen gab. — Wer aber beſchreibt die Beſtürzung der Heimkehrenden, als ſie bleich und verſtört den Geliebten am Fenſter lehnen ſah, und auch ihren Vater mit ſo bedenklichem Geſicht erblickte, daß ſie, in Angſt und Schreck, das Wort zur Frage nicht finden konnte. Aber aus den Zügen der Tante ſprach der gewohnte ſtille Geiſt, und ruhig erzählte ſie der Jungfrau, wie der Bürgermeiſter, in Bezug auf Siegfried, ein Königliches Schreiben empfangen habe, nach welchem er denſelben anweiſen ſolle, ſich unverzüglich in Potsdam ein zu finden. Der alſo Entbotene hatte eben ſein Abentheuer mit jenem Unbekannten dem Oheim vertraut, und Beiden war es nur zu gewiß, daß man den Jüngling als Soldaten ein zu kleiden beabſichtige. „Ja, es iſt ein ſchlanker hochaufgeſchoſſener Burſche, der Siegfried, der ſeinen guten Flügelmann bei der Garde abgeben könnte!“ ſprach der Wachtmeiſter. Trotz der ſtets geäußerten Vorliebe für den Wehrſtand war er doch jetzt bei dem Gedanken, den Neffen dafür gepreßt zu ſehen, ziemlich kleinlaut geworden, und ſuchte nur die Schwägerin einigermaßen auf den, wie es ihm ſchien, unabwendbaren Schlag vor zu bereiten. Aber ſtatt des gefürchteten Entſetzens und Wehklagens erwiederte die Paſtorin ruhig: „Alles, wie Gott will! Nach der ſo eben erfahrenen Hülfe und Gnade wäre es verzagt und ſündhaft, ſeinen ferneren Wegen mißtrauen zu wollen, die, wie mein lieber ſeliger Herr ſo oft ſagte, doch nur eitel Güte ſind!“ — „Nun, Gott ſtärke Sie, Frau Schweſter!“ ſprach Jener halb beſchämt, „und gebe, daß ſich mein armes Mädchen an Ihnen ein Beiſpiel nimmt!“ — Aber Charlotte konnte ihr geängſtigtes Herz nicht zu der Ergebung der Mutter erheben, und ſelbſt Siegfried rang bei dem Abſchied von der Geliebten vergeblich nach Faſſung.

Schwermüthig legte der Pilger die traurige Wallfahrt zurück, und ſeiner Bekümmerniß diente es nicht zum Troſt, als er, ſich im Thore zu Potsdam namenkundig gebend, ſogleich angehalten und in die Wache zu treten genöthigt ward. Man behandelte ihn artig, aber auf den Rapport einer abgefertigten Ordonnanz kündete ihm der wachthabende Offizier an, daß er

Befehl erhalten habe, ihn durch einen Gefreiten sogleich auf das Schloß führen zu lassen. Mit klopfendem Herzen stand Siegfried nach wenigen Minuten vor seinem hochverehrten Monarchen.

„Ist Er der Sohn des Predigers M***?“ redete ihn der König mit freundlichem Tone an. „Seine Mutter ist Wittwe und eine Tochter des verstorbenen Direktor T** aus St**?“ — „Was ist denn das für eine Charlotte Renate M**, die an mich geschrieben hat?“ fragte Friedrich auf des Jünglings Bejahung weiter. — „Meine Cousine, Ew. Majestät!“ entgegnete dieser, zusammen schreckend. — „Ja, ganz recht!“ sprach der Monarch, und sah in ein Schreiben, an dessen Aufschrift der Beklommene die Züge seines ehemaligen Lehrers, des Ober-Predigers, erkannte. — „Aber“, fuhr der erlauchte Frager fort, „hat Er denn keine Feder für Seine Mutter finden können?“ — „Ew. Majestät, ich bin Candidatus Juris“, sagte der Jüngling, „und glaubte, bei dem bestehenden Gesetze —.“ — „Ah, Er scheint mir etwas gelernt zu haben, und auf die Gesetze zu halten!“ lachte der König. „Nun, das ist brav von Ihm; aber hör' Er, Er ist wohl der Streiter, der die Charlotte M** aufsässig gemacht hat? und da will Er mir gar am Ende einen Prozeß an den Hals werfen?“ — Zum Glück für den außer Fassung Gesetzten öffnete sich die Thür, bevor er sich noch zu einer Antwort sammeln konnte, und sein Oheim, der Präsident von T**, trat ein. — „Ist dieser da sein Neven?“ herrschte ihn der König, auf den betroffenen Siegfried deutend, sogleich an. — „Der Sohn einer Halbschwester!“ antwortete der Bestürzte, mit einem vernichtenden Blick auf den Jüngling — „doch kann ich Ew. Majestät auf Pflicht und Diensteid versichern, daß ich mich nie im mindesten mit der Familie melirt habe!“ — „Das dank' Ihm der Teufel!“ donnerte Friedrich; aber mit höfischer Geschmeidigkeit sprach der Angefahrene: „Der Eifer für Ew. Majestät Dienst hat mich vielleicht darin manquiren lassen; doch das wichtige Emploi, welches Ew. Majestät mir zu committiren geruhten, nahm all meine Zeit, meine Pensees, so in Beschlag —.“ — „Ja, das ist wahr, Er meint es gut mit mir, oder meiner Kasse!“ sagte der König jetzt kalt, und bis auf den Boden neigte sich der Heuchler. Mit ironischer Freundlichkeit sprach der Monarch weiter: „Der Ersparungs-Vorschlag, den Er mir gethan, wird allerdings einen bedeutenden Ueberschuß abwerfen; ist Er aber auch gewiß, ob Seine Subalternen bei der verminderten Gage als ehrliche Leute werden bestehen können? Weiß Er was, ich werde bei Ihm den Versuch machen, und habe Ihn auf dem nächsten Etat mit tausend Thalern weniger ansetzen lassen: sage Er mir doch über's Jahr in Seinem Bericht, wie Er sich dabei befunden hat!“ — Kalt wandte ihm der Monarch den Rücken und winkte dem Bestürzten mit der Hand seine Entlassung zu. — Die vor Siegfrieds Augen gespielte Scene war nicht dazu geeignet, ihn mit einer bessern Fassung aus zu rüsten; doch richtete der König weiter keine Frage an ihn, sondern sagte gütig: „Hör' Er, mein Sohn, wenn Er mit seiner juristischen Gelehrsamkeit vor der Examinations-Commission so gut besteht, als vor mir, so will ich an Ihn denken. Meld' Er sich jetzt nur gleich bei dem General **, der wird Ihn, glaub' ich, gebrauchen können, und wenn Er nach Hause kommt, so grüß' Er Seine Mutter von mir!“

Jetzt war auch Siegfried entlassen, und mit banger Erwartung folgte er dem Kammer-Husaren des Königs, welcher ihn zu dem genannten General führen mußte. Hier endlich sollte jede Last von der Seele des Jünglings genommen werden; doch erließ ihm das Geschick keineswegs das Fegefeuer der letzten Angst. — „Ah, da ist er ja!“ rief der alte Kriegsmann, welcher dem Jüngling durch seine wiederholten Werbungs-Versuche nur zu wohl bekannt war, dem Eintretenden entgegen. „Ja, wir Soldaten haben einen langen Arm“, fuhr er lachend fort, „und verstehen das Zugreifen. Meinen Kopf hatte ich einmal darauf gesetzt, Ihn zur Fahne schwören zu lassen, und so hab' ich Ihn mir denn von Seiner Majestät als Regiments-Auditeur ausgebeten. Je, die Uniform wird mir der Herr Jurist doch nicht verschmähen?“ rief der alte Biedermann mit herzlicher Freude dem von seinem Glück ganz Betäubten zu — „ja, ja! der alte Haudegen muß seinen Willen haben!“ — In die lebhaftesten Aeußerungen des innigsten Dankgefühls löste sich nun Siegfrieds Ueberraschung, und mit überfließendem Herzen stand er dem launigen Alten auf alle Fragen Red' und Antwort. — Da ruhte der wackere Degen, dem es freilich nebenher hart anlag, den schlanken Siegfried in Uniform zu sehen, nicht eher, bis der Regiments-Schneider in größter Eile dazu Rath geschafft, und der neue Rekrut mußte ihm versprechen, ohne vorgängige Erzählung also angethan zu den Seinen ein zu treten.

Mit frohem und dankerfülltem Herzen begrüßte Siegfried die Theuren. „Alles steht gut!“ verkündete die Lippe, wie der freudestrahlende Blick. „Laßt mich erst ablegen, Ihr Lieben!“ sprach der Ankömmling, die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Fragen ablehnend; „dann erzähle ich Euch Alles in der Ordnung. Lottchen, diesmal sollst Du mir den vergeßlichen beutelfaulen Liebhaber nicht schelten; ich habe Dir recht etwas Schönes mitgebracht, wart', ich will gleich an meinen Mantelsack!“ — „O ich verlange ja nur Dich, mein Siegfried!“ sprach das liebende Mädchen; er aber entgegnete neckend: „Strafe muß seyn!“ und

machte ſich mit dem Mantelſack hurtig davon. — Ohne einen Schrei des Entſetzens ging es denn doch bei Lottchen nicht ab, als ſie den Freund ſo martialiſch aus ſeiner Kammer hervor gehen ſah. „Närrin, es iſt ja die Auditeurs-Uniform!“ rief der Wachtmeiſter der beinahe Zuſammenſinkenden mit fröhlichem Jubel zu. Der freudige Ton ſeiner Stimme rief das Töchterchen wieder in's klare Bewußtſeyn, und als ſie erfuhr, was für eine Bewandniß es damit habe, ließ ſie ſich die Uniform gern gefallen, zumal da die Scharfſichtige während der Erzählung mehr und mehr bemerkte, wie gut dieſelbe dem Bräutigam ſtehe. — Siegfried hatte ſeinen Bericht geendet, und noch immer ſaßen die Zwei, der Huſar und ſein Kind, in aufhorchender Stellung; nur das Mütterchen hatte längſt die frommen Hände gefaltet. Da neigten ſich Lottchen und der Troſtſohn zu der Veterin, und mit Freudenthränen legte dieſe ihre Hand auf die Geliebten und ſprach: „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuſer!“ — „Amen!“ ſchloß der Huſar, und fuhr verſtohlen mit der Hand über die grauen Wimpern.

In vier Wochen hatte Siegfried, der die Prüfung auf glänzende Weiſe beſtand, ſeine Beſtallung, welcher der alte Gönner gleich den ausgewirkten Heirathsconſens beigefügt hatte. Ja, der wackere General ließ es ſich nicht nehmen, als Hochzeitsgaſt gegenwärtig zu ſeyn, und, ſich an der Verſchämtheit der lieblichen Braut weidend, erzählte er laut, wie König Friedrich ſeine Einwilligung mit den Worten gegeben habe: „Der M** ſoll ſeine Couſine nur heirathen, er bekommt eine wackere Frau an ihr!“ — Die Schwiegermutter und der glückliche Bräutigam wußten längſt, welch einen Schatz ſie an ihrem Lottchen beſaßen; der alte Wachtmeiſter aber blickte noch einmal ſo freudig, und beinahe ſtolz in der Verſammlung umher, wo kein Auge war, welches nicht in herzlicher Anerkennung auf das beſcheidene und glückliche Brautpaar hingeſchaut hätte.

E. Karoli.

Flüchtige Bemerkungen.

Als in altersgrauer Zeit Jagolf, ſo, glaube ich, hieß er, König in Norwegen, nach Island ſchiffte, um dort ein Reich zu gründen, hatte er ſeine Hausthür mitgenommen. Er warf ſie in die See, und wo ſie an die Küſte getrieben war, ließ er ſich nieder, als hätten ſeine Penaten den Platz erwählt. Wäre der Gebrauch noch, ſo würde das Meer, bei der großen Menge von Anſiedlern, die in der neuen Welt ſuchen, was ſie in der alten nicht mehr finden, Subſiſtenz, mit Hausthüren, wie mit einer Art Treibholz, bedeckt ſeyn.

Wohl ein ſehr großer Nachtheil für Gewerbfleiß und Productivität liegt in der Wandelbarkeit der Mode, wie unter vielen die Stadt Troyes zu ihrem Schaden erfahren. Sie hatte, als noch Verbrauch davon gemacht wurde, die Lieferung der Hofnarren für den franzöſiſchen Hof. Nun iſt die Waare noch gewiß reichlich vorhanden; allein ſie wird nicht mehr gefordert, und die gute Stadt ſitzt da mit ihrem Produkt, welches ihr auf dem Lager bleibt. Eben ſo wird noch die Zeit kommen, iſt vielleicht ſchon da, wo es mit den auf Erden Heiliggeſprochenen ſo gehen möchte. Es ſteht nämlich ſehr zu befürchten, daß gar Manches, bei näherer Unterſuchung, als Krebs zurück kommen möchte, wenn der Artikel nicht mehr gefordert wird, der jetzt ſchon, kaufmänniſch zu reden, eben nicht ſehr angenehm iſt.

Der Eſel iſt unſtreitig das geplagteſte Thier; eine Behauptung, welche alle Eſel mit einem langen ſeufzenden J—a bekräftigen werden. Der Repräſentant ihres Elends aber iſt jener Eſel, auf welchem Abraham ritt, als er Iſaak opfern wollte, und worauf auch nachher Moſes und ſein Weib Thore ritten; denn er kommt, laut den Ueberlieferungen, nie zur Ruhe. Auf demſelben Eſel wird nämlich auch der Meſſias kommen, wobei der Prophet Elias das Poſthorn bläſt; alsdann werden alle Juden ſich darauf ſetzen und ſo durch das Meer nach dem gelobten Lande reiten. Die Chriſten werden ſich hinzu drängen und mitreiten wollen, allein nur auf dem Schwanz Platz finden, da der Rücken ſchon ſeine volle Juden-Laſt hat. Sobald aber der Eſel in's Meer kommt, fällt der übermäßig beladene Schwanz hinein und die geſammte Chriſtenheit erſäuft, während die Juden triumphirend in's gelobte Land einziehen. — Das iſt ein Geſchichtchen, wie es die Rabbinen erzählen.

Wenn ich hie und da einen dummen oder unwiſſenden Patron in ſeiner zahlreichen Bibliothek oder bei artiſtiſchen, literariſchen Sammlungen ſehe, ſo fällt mir immer der Kislar Aga ein, das Oberhaupt der Verſchnittenen in Stambul, der auch ſein eigenes Harem hat.

C. v. E.

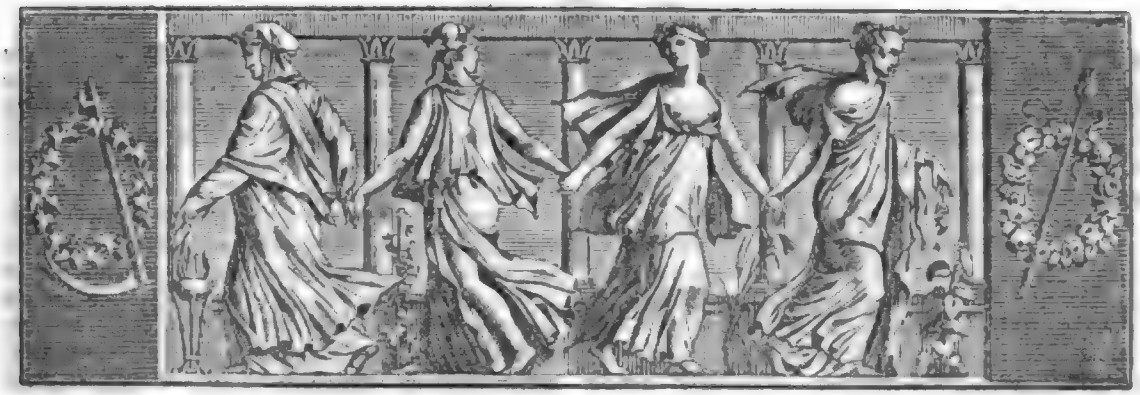
Anekdote.

Ein Arzt wollte einem Patienten gern ein Arzneimittel geben, das nur wirkt, wenn der Kranke es in heftiger Gemüthsbewegung verſchluckt. Vergebens mühte ſein Diener ſich, dieſe Gemüths-Aufregung durch Schreck, durch grobes Ungeſchick, Verderben oder Zertrümmern koſtbarer Gegenſtände u. ſ. w. hervor zu bringen. Der Patient blieb wie ein Lamm. „Ach, mein Herr!“ begann der Diener plötzlich; „ich ſehe eben Ihre Frau Gemahlin kommen, um Ihnen ein Capitel aus dem von ihr geſchriebenen Roman vor zu leſen!“ Bei dieſer Nachricht veränderte der Patient ſeine Farbe und verrieth eine nicht zu beſchwichtigende Ungeduld. Geſchwind gab der Diener ſein bereit gehaltenes Mittel her, der Kranke nahm es und ward in kurzer Zeit geſund. Dt.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Die englische „Gesellschaft der Freunde der Ausländer in der Noth", in London, besteht seit dem Jahr 1807 und ist nach der Bibelgesellschaft und vielleicht neben derselben gewiß eine der nützlichsten und heilbringendsten. Die Noth, das Unglück (the distress) ist kein hinreichender Titel, um Antheil an den Gaben zu erhalten, die sie spendet. Die Engländer sind davon ausgeschlossen; und dennoch hat sie sich in London gebildet, wird meistens von den Beiträgen der Landesbewohner erhalten, steht unter dem Schutz des Herzogs von Glocester, und führt in den Verzeichnissen der Wohlthäter den König, die Königliche Familie und die vornehmsten Engländer auf. Wir entlehnen aus einem der Berichte derselben einiges, auch für Deutschland Interessante. — Schon vor vierzig Jahren kam in der kleinen Stadt Norwich ein Arzt, Namens John Marrao, auf den Gedanken, eine wohlthätige Anstalt zu gründen, die zum Zweck hatte, den nothleidenden Fremden aus allen Ländern bei zu stehen. Er nannte sie die „Society of universel benevolence". Sie hatte einigen, doch nur beschränkten Fortgang. Der Versuch, sie nach London zu verpflanzen, und auf diese Weise zu erweitern, schlug fehl. — Spaterhin, im Jahr 1806, traten mehrere evangelische Geistliche in London, die aber nicht zur englischen Kirche gehörten, in einer ähnlichen Absicht zusammen. Sie errichteten zwar keine stehende Gesellschaft; allein die Fremden in der Noth wendeten sich an Einen und den Andern von ihnen, welcher dann mit den übrigen Mitgliedern Rücksprache hielt, und durch Veranstaltung von Collecten in den Fremden-Gemeinden den Bedrängten zu Hülfe kam. Allmahlig wurde ein Fonds zusammen geschossen, ein Plan entworfen und aus den einzelnen Theilen ein Ganzes gebildet. Es wurden Unterschriften und Subscribenten gesammelt, welche sich zu bestimmten Beiträgen verpflichteten. Eine zahlreiche Versammlung, die am 3. Juni 1806 in der London-Taverne zusammen kam, beschloß, sich zu constituiren und die Benennung „Society of friends for relieving the distressed strangers" an zu nehmen. Es wurden Administratoren und Comiten ernannt, und die erste allgemeine Versammlung, in welcher sich die Gesellschaft wirklich constituirte, fand am 2. April 1807 statt. Die Haupt-Statuten derselben sind folgende: Eine Comitee, ein Direktoren-Amt, versammelt sich wöchentlich ein Mal, um die Eingaben zu untersuchen. Es beschränkt sich einzig auf die Noth der Fremden und Ausländer. Es begnügt sich nicht, Geld-Unterstützungen zu reichen. Da die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern Personen aller Arten von Gewerben zählt, und da einige derselben sogar bei andern wilden Stiftungen angestellt sind, so gereicht es diesen zum Vergnügen, noch mehr als zur Pflicht, den Bittstellern als Aerzte, Rechtsgelehrte, Handelsleute u. s. w. mit Rath und That bei zu stehen, und sie, vorkommenden Falls, bei ihren Bekannten durch ausgestellte Zeugnisse zu empfehlen und an zu bringen. Auf diese Weise erhalten die Nothleidenden Beschäftigung, Arbeit und Unterkommen; die Kranken Pflege, Arznei und Heilung, und Viele, die in ihr Vaterland sich zurück sehnen, die Mittel, zu Schiffe nach dem nächsten Hafen des Festlandes und weiter hin zu gelangen. — In dem Bericht, welchen wir vor Augen haben, heißt es: „Wir sind in den Stand gesetzt worden, im Laufe des Jahres über zwölfhundert Personen (worunter mehrere Hausväter, deren Frauen und Kinder hier nicht mit gezählt sind) zu unterstützen. Vierzig Familien haben wöchentliche Geldhülfe erhalten. Zu diesen gehören vor Allem Greise beiderlei Geschlechts, welchen es an Kräften fehlt, sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände zu unterhalten, und an der Eigenschaft der Parish-Poors (Kirchspiel-Armen)." — Die Anstalt besitzt ein unangreifbares Capital, welches aus den Beiträgen von 10 Guineen und darüber entstanden ist. Die Nothleidenden werden von den Zinsen dieses Capitals und von den jährlichen Beiträgen unter 10 Guineen unterhalten. Um an den Unterstützungen Theil zu haben, muß man 1) ein Ausländer seyn; 2) sechs Monate in England gelebt haben; 3) die Beweggründe der Reise angeben, und 4) beweisen, daß man vergebens ein Unterkommen gesucht hat. Schriftbrüche machen eine sich von selbst verstehende Ausnahme, und bedürfen keines andern Beweises und Zeugnisses. — Die Beamten der Gesellschaft sind: 1. Der Schutzherr (Patron); 2. der Präsident; 3. die Vice-Präsidenten; 4. der Schatzmeister; 5. die Gouverneurs; 6. die Direktoren; 7. der Sekretair. — Die General-Direktion der Geschäfte wird von der Versammlung der Direktoren geleitet; diese Versammlung heißt: the general Court. Die laufenden Geschäfte übernehmen die Direktoren; sie werden jährlich durch das Loos in der general Court gewählt. — Mit einem Beitrag von 10 Guineen und darüber wird man zum lebenslänglichen Direktor, mit einer Unterstützung von 1 Guinee und darüber zum jährlichen Gouverneur; dieser hat weder das Stimmrecht in der allgemeinen Versammlung, noch das Wahlrecht; er darf aber Personen zur Unterstützung empfehlen. Ein Legat von 20 Pfund Sterling giebt dem Testaments-Verweser das Recht, als lebenslänglicher Gouverneur ein zu treten. — Die Beiträge der Corporationen sind bedeutend; die Corporation von London giebt 200 Pfund; einige Particuliers haben sich zu 50 Guineen verpflichtet, mehrere zu 20 und 10; 1 Guinee ist das Minimum. — Im Juni 1814 benutzten die Vorsteher die Gegenwart der Sängerin Catalani. Das Concert brachte zwischen 4—5000 Pfund ein. Es waren besondere Eintritts-Zettel gestochen worden; sie stellten das Gleichniß des barmherzigen Samariters vor. Man sieht ihn, wie er den unbekannten Israeliten pflegt; neben ihm graset sein Pferd, eben so unempfindlich und kalt, als der Samariter muthig und hülfeleistend erscheint; darunter stehen die Worte des Heilandes: „Gehe hin und thue desgleichen!" Das Bild ist unten mit einer Einfassung versehen, worin der Name und das Siegel eines der Direktoren befindlich war, zum Einlaßzeichen. Viele trennten das Couvon vom Uebrigen, gaben es am Eingange ab und behielten das fein gearbeitete Bild. — Unter den Nothleidenden, welche im Laufe des Jahres Unterstützung erhielten, befanden sich auch zwei Deutsche. Der Eine war ein Fabrikant, der sich in London niedergelassen hatte, aber durch Unglücksfälle aller Art in seinen Umständen zurück gekommen war; er darbte mit seiner Frau und vier Kindern. Er reichte bei der Comitee eine Vorstellung ein, worin er um eine Beihülfe von 30 Pfund anhielt: damit hoffe er, sich zu helfen, und den Vorschuß einst wieder ersetzen zu können. Sein Aeußeres nahm so sehr für seine Ehrlichkeit ein, und die beigelegten Zeugnisse waren so ehrenvoll und genügend, daß sogleich zwei Mitglieder der Comitee ihm, Jeder, 10 Pfund boten; die Direktoren gaben das Uebrige. Der Fabrikant setzte nun sein Geschäft fort, und war bald im Stande, die Summe zurück zu zahlen. — Der andere Deutsche war in den alten Sprachen sehr bewandert, hatte aber das Unglück, lange Zeit nicht ankommen zu können. Endlich konnte er eine Unterstelle in einer benachbarten großen Schule erhalten; es fehlte ihm aber an Geld, sich zu kleiden und die Reise zu unternehmen. Die Direktoren gaben ihm einen Vorschuß, den er zum Theil von seinem Jahrgehalt zurück zahlte. Aber nach Jahr und Tag überfiel ihn eine so starke Taubheit, daß er nicht weiter dem Amte vorstehen konnte. Er meldete es der Direktion, wurde von ihr der Gesellschaft für Auge und Ohr (for the eyes and ears) empfohlen, und in Zeit von drei Wochen so weit hergestellt, daß er eine Stelle von 50 Pfund Gehalt jährlich übernehmen konnte. Nun fehlte es ihm von Neuem an Reisegeld; es wurde ihm vorgeschossen, und jetzt dankt der Lehrer Gott und der Gesellschaft sein kleines sicheres Unterkommen, und das Glück seines Lebens. —ℓ—.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 2. Februar. 19tes Blatt.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

Novelle von L. M. Fouqué.

Der junge freiwillige Jäger Anton von Sternbach, ſeit geſtern erſt vollſtändig ausgerüſtet für die nahe Kampfesbahn des Jahres 1813, hatte ſeinen geliebten Eltern gute Nacht geſagt, und das auf eine ſehr wehmüthig ernſte und froh feierliche Weiſe, daraus ſie wohl abnehmen konnten, wie es damit gemeint ſey. Zuverläſſig, das theure, einzige Kind hatte es im Sinne, ſtatt übermorgen — wie es eigentlich angeſetzt war — ſchon morgen früh die ſchöne, damaſcirte Büchſe ſammt Patrontaſche und Torniſter über die Schultern zu ſchwingen, und ſo den einſamen Weg zu ſeinem Bataillon an zu treten. Auf dieſe Weiſe ſollte den lieben Eltern der eigentlich herbſte Schmerz der Scheideſtunde erſpart werden, und dem weichfühlenden Anton zugleich mit. So hatte er es ſich ausgedacht, freilich nicht mitbedenkend, wie den Eltern in dem großen, abgelegenen Bergſchloſſe zu Muth ſeyn würde, wenn ſie ihn ſo unerwartet darin vermißten, und ſtatt ſeiner nur ein Abſchieds-Brieflein fänden. Oder vielmehr, aufgeſtiegen war allerdings dies trübe Bild in ſeinen Gedanken. Aber er hatte es mit den Worten abgewieſen: „Was kann das nun helfen! So viel iſt ein für allemal wahr:

Ach, Scheiden und Meiden thut weh!

und doch auch heißt es für jetzt wieder:

Es muß geſchieden ſeyn!

Alſo ohne Schmerz geht es nicht ab. Und dieſe Art davon ſcheint mir nach beſtem Gewiſſen noch immer die erträglichſte. Demnach, Jäger Sternbach — morgen früh punkt drei Uhr in größter Stille aufgeſtanden, gepackt und ſich reiſefertig gemacht! Und punkt vier Uhr: Marſch! Ebenfalls in aller Stille mit Rechtsum abgezogen durch die kleine Hofespforte und ſo den nächſten Weg durch's Gebirge nach der Richtung von Breslau, alſo nordlich mit einer leiſen Richtung gegen Weſten fort!"

Innig erfreut von dem Gedanken, nicht mehr bloß Soldat zu ſpielen, ſondern jetzt und fortan wahr und wahrhaftig ein Kriegsmann zu ſeyn, ſtellte Anton den Wecker der ſchönen Stutzuhr, die ihm ſeine Mutter am vorletzt vergangenen Weihnachts-Abend geſchenkt hatte, auf Vier. Etwas wehmüthig ward dem funfzehnjährigen Knaben, den die ſorgfältigſte Erziehung noch nie auch nur Tage lang von ſeinen Eltern fortgelaſſen hatte, dabei zu Muth. Er dachte während ſeiner kleinen Anordnung: „Das meinte mein liebes Mütterchen wohl auch noch nicht, damals, als ſie mir dich ſchenkte, es ſolle dein erſtes Ernſtgeſchäft ſeyn, du kunſtreiches Werkzeug, mich früher von ihr fort zu rufen in Kampf und Mühſal — vielleicht auch in den Tod!" — Da ſah er aber auch wieder den ſchönen Ritterhelm an, welcher die Uhr krönte, und Schwerdt und Schild zu beiden Seiten derſelben in kunſtreich glänzender Erz-Arbeit angelehnt, und ſprach: „Hat ſie es auch dazumal noch nicht zuvor gedacht, ſo hat ſie doch gewiß in jeglicher Stunde gewollt, daß ich thue, was einem ehrbaren Jünger des ritterlichen Schildes-

Amtes geziemt!“ — Und nun konnte er recht heiter, wenn auch gleich unter leiſequillenden Thränen, die Abſchiedszeilen an Vater und Mutter in ſchönen, wohlgeordneten Schriftzügen, wie Beide es gern ſahen, auf's Papier bringen. Dann ſiegelte er ſorgfältig das zuſammen gefaltete Blatt mit ſeinem ritterlichen Wappen, und wie er ſich nun auf ſein Lager hinſtreckte, gedachte er noch eines großen Helden aus ſeinem Stamme, wie der auch einmal ganz jung und früh aus dem elterlichen Hauſe habe ſcheiden müſſen. Davon ward ihm ſein Herz noch größer, und eben deshalb konnte er in recht tief inniger Kindes-Demuth zu Gott beten. Dann ſchlief er, nach Doctor Martin Luther's Vorſchrift, flugs und fröhlich ein.

Seine Eltern aber wachten noch. — Sie blieben lange ſtill einander gegenüber, ohne daß ſie es nöthig gefunden hätten, mit Worten aus zu ſprechen, was Jedes in des Andern Seele empfand. Die Mutter aber ſah durch das Fenſter nach dem Schloſſesflügel hin, wo ihr Anton heute ſeine letzte Nachtruhe hielt; wer mochte wiſſen, ob nicht für immer. Sie faltete die zarten Hände, richtete ihr Auge nach dem Sternenhimmel empor, und heftete es dann feſt auf das Lichtſternlein, welches aus des geliebten Kindes Kammer zu ihr herüber ſah. Jetzt erloſch es, und ſie ſeufzte aus tiefem Herzen: „Er ſchläft!“ und leiſe Thränen quollen ihr über das edle Antlitz. — Der Vater, bis dahin im Zimmer langſam auf und nieder wandelnd, blieb jetzt vor ihr ſtehen, blickte ſie aus den großen, männlich ſchönen Augen voll theilnehmender und eigener Wehmuth an, und ſagte endlich: „Ich glaube, wir könnten immer noch einmal hinüber gehen, und ihn uns anſehen. Pflegt ja doch ſein geſunder Schlaf ſo feſt über dem freundlichen Knaben zu walten!“ — Die Mutter winkte bejahend, drängte ihre Thränen zurück und folgte dem Hausherrn, welcher die Schirmlampe vom Tiſche nahm, ihr leiſe nach dem Zimmer des Sohnes voran leuchtend.

Sie fanden Alles, wie der Vater es voraus geſetzt hatte. Im ſüßeſten Frieden reiner Seele und reiner Geſundheit ſchlief Anton, die Hände noch zuſammen gefalten, daß man wohl ſehen mochte, er war im ſanften Gebete eingeſchlummert. — Leiſe, leiſe flüſterte die Mutter: „Wenn es denn Gottes Wille iſt, daß der Engel der Schlachten Dich abrufe mit frühem Todesgruße, mein holdſeliges Schmerzenskind, mögeſt Du dann eben ſo ſanft und eben ſo fromm einſchlafen, als heute!“ — Segnend, wie beſtätigend, hielt der Vater ſeine feſte Hand über den geweihten Schläfer ausgeſtreckt. Aber da überkam eine bewältigende Wehmuth der zärtlichen Mutter Herz. Sie hatte leiſe die Kopfkiſſen noch etwas bequemer zurecht rücken wollen. Jetzt fühlend, ſie vermöge das nicht, ohne in ihren überſtrömenden Thränen den Liebling aus ſeinem Schlummer zu ſtören, winkte ſie dem Gatten: „Von hinnen!“ — und ſo führte er die Wankende fort, und erſt nach der zweiten Wendung des langen Schloßganges vergönnte ſie ihren Thränen den vollen, herzerleichternden Strom.

Herr von Sternbach ſuchte jetzt nicht durch Troſtreden ſeine Gattin zu beruhigen. Vielmehr gab auch er ſtill ſeiner ernſten Wehmuth nach, in ſeiner ſtarken Seele klarbewußt, der ächte Mann habe ſich keines weichen Gefühles, aus den Quellen heiliger Natur entſpringend, zu ſchämen, und zugleich überzeugt, Mitempfindung ſey eine ungleich beſſere Tröſterin, als Weltweisheit. Der höchſte Troſt aber, wußte er, lebe ſo gut in ſeiner Gattin Herzen, als in dem ſeinigen.

Wieder angelangt in ihrem Gemach, ſagte die Mutter nach einigem Schweigen, das thränenmüde Haupt leiſe gegen die Schulter des Gatten lehnend: „Geprieſen ſey Gott, der mir einen Ehemann ſchenkte, vor welchem mir immer die ganze Seele aufgeht, ſey es in Freud' oder Leid. Und ſo bekenn' ich Dir denn, lieber Sternbach, minder die blutig ruhmvolle Todesgefahr der Schlacht erſchreckt und ängſtet mich um unſern lieben Anton, als die unſchöne Beſchwer der Ermattung und Pflegeloſigkeit. Und vollends, wenn ihn nun gar eine Wunde träfe, und er läge ſchmerzvoll auf dem Kampfesfelde, zwiſchen Maſſen von Erſchlagenen und Blutenden — er, der zarte Jüngling! noch Knabe faſt! — Wie er ſo ſanft in ſeinem Bette ſchlummerte! — Ach, Sternbach, hab' ich ihn dazu ſo ſorgfältig aufgepflegt und aufgeliebt bis an den heutigen Tag?“ — „Ja, liebe Frau!“ entgegnete Herr von Sternbach; „dazu haſt Du es gethan, daß er in den Tagen der Noth ſich vor König und Vaterland allen genoſſenen Lieb' und Pflege würdig bezeige!“ — Die Mutter drückte bejahend ſeine Hand, richtete ſich gefaßt empor, und langſamer floſſen ihre Thränen, oder faſt gar nicht mehr. Ja, es ſpielte endlich ein anmuthiges, beinahe ſchalkhaftes Lächeln um ihre feinen Lippen, und ſie ſagte: „Wer ſich gar nicht drein finden würde, iſt Lisbeth, die gute Wärterin, die ihr Jünkerchen Tonerl — weißt Du noch? ſo nannte ſie immer unſern Anton! — ſo ängſtlich liebevoll hegte, daß wir genugſam zu ſorgen hatten, um den lieben Knaben vor Verzärtelung zu behüten!“

„Ja wohl, die gute, ängſtliche Lisbeth!“ ſagte lächelnd Herr von Sternbach. „Und eigentlich war ſie doch nur ängſtlich für ihr Junkerlein Tonerl! Sonſt bei aller andern Noth und Gefahr keck, flink, das Beſte hoffend, wie es einer ehrbaren Soldaten-Wittwe gebührt. Ja, als vor nun faſt acht Jahren ihr Bruder, der Schenkwirth bei Breslau, ſo plötzlich ſtarb und eine kränkelnde Wittib mit vier kleinen Kindern

hinterließ — wie machte ſie ſich da ſchnell entſchloſſen, obgleich ſchon dem Alter näher, als der Jugend, auf den Weg, den Ihrigen zu rathen und zu helfen! Und dazu wimmelte damals das Land von hin und her ziehenden Kriegsſchaaren, Freund und Feind durch einander! Nur der Abſchied von ihrem kleinen Tonerl — das brach wieder faſt das zärtliche Herz!" — „Gott half ihr auch das überſtehen!" ſagte Frau von Sternbach — „und half ihr glücklich zu den Ihrigen durch, und ſegnet, wie ich noch jüngſthin mit großen Freuden vernahm, reichlich — der ſchlimmen Zeiten ungeachtet — ihr treues Bemühen für die armen Anverwandten!" — „Siehſt Du, was Gott kann?" entgegnete ſehr ernſt, aber heiter, Herr von Sternbach — „freilich gehört auch dazu, daß man ihm recht feſt, ſo recht aus ganzem, freudigem Herzen vertraue!" — „O ich vertraue Ihm!" rief die Mutter begeiſtert aus. „Ich vertraue ihm aus ganzem, freudigem Herzen! Segen und pflegen wird er mir meinen lieben muthigen Knaben! Beſſer, als ich es gekonnt hätte, wär' es mir auch vergönnt, den werdenden Helden auf Schritt und Tritt zu geleiten! War' ich denn nicht oft voll heiterer Sicherheit bei manchem Freudenfeſt zugegen, wenn die treue Lisbeth an meines Kindleins Wiege ſaß? Und nun in den Schutz der Allmacht und der Liebe geb' ich ihn, und wahrlich, ob ich auch wohl noch ſehr viel weinen werde — das Zagen hat ein Ende für mich!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Graf Roſtopſchin in Paris.

Während des Aufenthalts des Grafen Roſtopſchin in Paris wurden viele Bonmots und witzige Anekdoten von ihm geſagt und aufbewahrt. Unter Anderem:

„Was gefällt Ihnen hier am beſten?" — „Die Colonade des Louvre, und Pouſſin's Sündfluth!" (Hier bemerkte Jemand: ſie ſey das Gegenſtück zum Brand von Moskau.)

„In Paris muß man dreierlei Gefahren aus dem Wege gehen: den ſchnellen Cabriolets, den angehenden ſchönen Geiſtern, und den ſchriftlichen Einladungen der Damen, wenn ſie unorthographiſch geſchrieben ſind."

„Talma iſt der Maler der Atriden: Demoiſelle Mars die Fee der Seine; Potier der Arzt der Hypochondriſten."

„Im Théâtre françois findet man die Meinungen der Franzoſen; in der Oper ihren Geſchmack; im Vaudeville ihren Charakter."

Von ihm ſind auch folgende zwei Antworten bei einem Frageſpiel in einer großen Pariſer Geſellſchaft: „Was iſt Aehnliches zwiſchen einer hübſchen Braut und einem häßlichen Capuziner-Mönch?" — „Beide legen unüberlegte Gelübde ab!" — „Wo gräbt die Liebe ihr Grab?" — „Auf dem Schlachtfelde ihrer Siege!" Chletas.

Wander-Lied.

Es zieh'n nach fernen Landen
Die lieben Vögelein,
Und wenn ſie wieder kommen,
So ſeh'n ſie luſtig d'rein.
Im Hain bergauf, bergunter,
Da klingt's aus voller Bruſt
So lieb, ſo hell und munter,
Von Nichts als Wanderluſt.

Die Sonne, Mond und Sterne,
Die wandern jeden Tag,
Und Wogen, Wind und Wolken,
Die machen's ihnen nach;
Es wandert ſelbſt die Erde,
Die ſich's doch kaum bewußt,
Es träumen Hirt und Heerde
Von Nichts als Wanderluſt.

Die Menſchen alle wandern
Zum fernen welſchen Land,
Zum Norden, zu dem Süden,
Zum Meer und Bergesrand,
Und ſchreiben tauſend Lieder
Aus ihrer vollen Bruſt,
Und ſingen immer wieder
Von Nichts als Wanderluſt.

Ihr wollet's mir verargen,
Wenn ich am ſchönen Tag
Wohl auch eins wandern möchte,
Den hellen Wolken nach;
Und haltet mich geringe,
Wenn ich aus voller Bruſt
Ein einzig Liedchen ſinge
Von Nichts als Wanderluſt.

Julius Curtius.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Friedrich Ancillon's neueſtes Werk: „Ueber den Geiſt der Staatsverfaſſungen und deſſen Einfluß auf die Geſetzgebung" (Berlin, bei Duncker und Humblot) zeugt abermals für die Denkkraft und Scharfſinnigkeit des geſchätzten Verfaſſers. Unter den ſechs und zwanzig Abſchnitten des Werkes iſt kein einziger, der nicht viel Treffendes, manchen einleuchtenden Gedanken gebe, und zwar in einer ſo klaren Schreibart, daß man wohl fühlt, es ſey hier Erkenntniß vorangegangen, wenn man auch nicht überall ohne Widerſpruch die Wahrheit der Sätze zugeben möchte. Aus dem, „Freiheit" überſchriebenen Abſchnitt theilen wir einige Bruchſtücke mit: „Ein jeder Menſch hat die Anlagen zu einer freien Seele, aber er beſitzt nicht die Freiheit ſelbſt, ſo lange er nicht ethiſch handelt. Die Regierung, als das einzige zweckmäßige Mittel, die äußere Freiheit ſicher zu ſtellen, iſt zwar nur ein Surrogat der inneren Freiheit und der herrlichen Wirkungen, die ſie hervorbringen würde, wenn ſie allgemein wäre; aber dieſes Surrogat iſt ein nothwendiges, immerwährendes, mit der Natur des Menſchen innig verbundenes, welches nie eingeführt worden iſt, noch aufhören kann, weil es von dem Bedürfniß eingegeben iſt und dieſes Bedürfniß als unzerſtörbar angeſehen werden muß. — Zwar hört

man oft in unsern Tagen, daß die Regierungen durch die Beförderung der Bildung und der Religiosität dahin trachten müssen, die Regierungen selbst immer unnützer zu machen; daß, je schneller ein Volk in seiner Entwickelung fortschreitet, es um so eher seine Vormunder entlassen kann und sich selbst regieren muß; endlich, daß wie der einzelne Mensch nicht Andern überlassen soll, was er selbst thun kann, so auch kein Volk die Rechte und Pflichten, die es selbst ausüben und erfüllen kann, Andern überlassen müßte. — Die Regierungen sollen unstreitig sich selbst in ihrem zweckmäßigen Wirkungskreise beschranken und denselben nicht überschreiten; sie mussen nur das thun, was nöthig ist, damit alle Burger des Staats in den Schranken der Gerechtigkeit ihre Freiheit ruhig und ungehindert ausüben, und ihren Bedürfnissen und Neigungen unter dem Schutz der Gesetze folgen. Das zu viel regieren, oder wenigstens das zu vielerlei regieren ist unstreitig eine Krankheit der heutigen Staaten. — — Den Regierungen gebildeter, thatiger, in Allem was ihr Interesse betrifft, aufgeklarten Völker, kann man dieses um sich greifende unruhige Streben nicht nachgeben. — Die Regierungen sollen immer dahin trachten, weniger zu thun für das, was nicht eigentlich zu ihrer Wirksamkeit gehoren sollte; aber in ihrem eigentlichen Wirkungskreise, wo sie beschützend, ordnend und zwingend erscheinen, können sie nie entbehrlich seyn, und sollen auch nicht dahin trachten, sich entbehrlich zu machen. — — Die Bildung, sie mag nun eine intellektuelle, eine wissenschaftliche, eine asthetische oder nur eine mechanische seyn, setzt immer (?) Reichthum oder wenigstens Wohlhabenheit voraus, und diese Wohlhabenheit ist eine gefahrliche Klippe für die Moralität. Auch in dem gebildetsten Menschen giebt es eine thierische Seite, welche von der Bildung *) zwar eine kurze Zeit verborgen werden kann, die aber dann um so greller hervor tritt. — Dieser thierische Sinn und diese thierische Kraft bedrohen stets die Freiheit und die Sicherheit des Staats. Beide müssen durch die Staatsgewalt und durch einen gesetzmäßigen Zwang in Zaum gehalten werden. Weit entfernt, daß die Regierungen bei so bewandten Umstanden ohne Gefahr von ihrer Gewalt nachlassen konnten, müssen sie vielmehr ihre gesetzmäßige Strenge durch Wachsamkeit schärfen. Nicht allein sind die gebildetsten (?) Menschen öfters die verdorbensten und verworfensten, sondern auch bei der höchsten Bildung eines Volkes ist doch immer der größere Theil durch seine angestrengte, körperliche und mechanische Arbeit außer Stande, an dieser Bildung Theil zu nehmen. — Die Völker haben sich nie selbst regieren können; in unsern Zeiten ist die Sache weniger als je möglich, theils weil die Gewerbe jeden Einzelnen gar zu sehr in Anspruch nehmen, theils weil in ihren äußerlichen Verhaltnissen die Staaten mehr als je der monarchischen Einheit bedürfen. — Die Freiheit im Staate besteht in der Gesetzmäßigkeit, in dem Vermögen, Alles zu thun, was die Gesetze erlauben und Alles, was sie gebieten. Damit aber nur vermittelst Gesetze und zwar vernunftmäßiger Gesetze regiert werde, und willkührliche, vernunftwidrige Normen nicht die Stelle der Gesetze einnehmen, haben zu allen Zeiten die Regierenden selbst auf Mittel und Wege gedacht, Formen zu erfinden und aufzustellen, welche die gesetzgebende Gewalt, wo möglich, vor allen Mißgriffen bewahren, welche die öffentliche Gewalt ihrer Bestimmung immer naher bringen und verhindern können, daß sich der Schutz in Gewaltthätigkeit und die Hülfe in Gefahr verwandle." — Referent hat das Werk in allen seinen Theilen mit Vergnügen gelesen und halt sich davon überzeugt, daß Jeder, der über sich und die Verhaltnisse denken will, hier vortrefflichen zeitgemassen Stoff findet. E.

*) Hier scheint doch eine nähere Definition des Wortes Bildung nöthig. Bildung, die nicht ächt von innen heraus kommt, sich nicht auf die höchste Erbit grundet, ist äußere Abgeschliffenheit, gepaart mit Weltklugheit und manchem Andern. Das Wort Bildung in seiner umfassenderen Bedeutung kann aber da nicht zum klaren Begriffe helfen, wo nur von einer Art, wohl gar von einer Ausartung derselben die Rede ist. D. R.

— Königliches Theater. Die jüngste Neuigkeit ist: „Klinte und Pinsel oder das Schloß zur alten Henne." Lustspiel in einem Akt, nach dem Franzosischen bearbeitet von Th. Hell. Der Inhalt hat zwar manches Unwahrscheinliche, aber das kleine Stück unterhält und wird trefflich gespielt. Die Herren Beschort, Gern S. und Freund, als „Fardowe", „Pickerton", und „Tom" sind so gut an ihrer Stelle, daß dem Ganzen eine rechte Haltung nicht fehlen kann. Hr. Krüger giebt seine Nebenrolle, den „Lord Derby", mit dem „beiden Willen, das Seine zu thun und Demoif. Bauer ist als „Arabella" eine angenehme Erscheinung. Hinsichtlich des Dialogs wird sie indeß, für die Charaktere des gewöhnlichen Lebens, sich zu einem naturlicheren Ton herab lassen oder vielmehr — erheben mussen. Ein Anderes ist z. B. das Melodrama; da mag eine Art Ueberspannung, ein Wichtigmachen, eher vortheilhaft als nachtheilig seyn, denn das Wesen dieser dramatischen Gattung, dessen ganze Heimath sich mit den Coulissen begrenzt, ist gewaltsam; aus dem feineren Lustspiel und Drama muß dergleichen sich entfernen, und überhaupt das Komodiantische nirgends fühlbar seyn. — Hr. v. Zahlhas gab in „Wallensteins Tod" den „Wallenstein" als letzte Gastrolle. Uns scheint es, als tausche sich dieser Schauspieler über sein eigentliches Fach, dem er angehört; doch mussen wir gestehen, diese Tauschung ist insofern leicht, als er auch in dieser Rolle wieder bewies, daß er mit großer Verstandigkeit den Geist der Charaktere und der Dichtung erkennt, und sich sehr in seiner Gewalt hat. Wir wüßten nicht, wo wir den Vortrag irgend als unrichtig zu bezeichnen hatten, und nur ein größeres Maas von Kraft ware in einzelnen Momenten nothig gewesen. Im Ganzen aber mußten wir uns mehr an des Künstlers Organ gewöhnt haben, wenn wir ihn zu edlen Heldenrollen völlig geeignet finden sollten; dagegen glauben wir, daß er in komischen älteren Charakter-Rollen, Intriguants u. s. w. ganz an seiner Stelle seyn wurde, wie wir denn auch im Allgemeinen es nicht verkennen, das er für jede Bühne ein schatzenswerther Gewinn ist. Noch haben wir zu bemerken, daß die Vorstellung von „Wallensteins Tod" in allen Hauptrollen vortrefflich, und selbst in den Nebenrollen lobenswerth ging. — Von P. A. Wolf haben wir in nachster Zeit ein neues Lustspiel in fünf Akten: „die Steckenpferde", zu hoffen.

— Im Königsstadter Theater gefiel „der geraubte Kuß" ein kleines Lustspiel von Raupach; auch das Melodrama: „die Schleichhandler", nach dem Französischen von G. Lotz, ist mit Beifall gegeben worden. Jenes will freilich ein anderes Publikum, als dieses; indessen glauben wir, daß die Direktion einer solchen Bühne mehr für Alle sorgen darf, als daß ihr die Pflicht zuziele, fort und fort an der Bildung des Geschmacks zu arbeiten. Daß sie etwas, und wenn es seyn kann, immer mehr dafür thue, ist allerdings unser Wunsch, doch durfen wir darin von einer noch so jungen Bühne, die sich durchweg aus eignen Mitteln erhalten muß, nicht zu viel verlangen; daß der Wille zum Guten nicht fehlt, ersahen wir zuweilen; so neulich wieder durch das Einstudiren von Kleists Lustspiel: „der zerbrochene Krug." Dieses treffliche, nur hier und da noch zu gedehnte Lustspiel hatte sogar eine Gegenpartei, welche indeß von den Besseren überwaltigt wurde. Auch Calderons: „Dame Kobold" und das von Franz v. Holbein nach Hoffmanns Erzahlung „Meister Martin" verfaßte Stück gleiches Namens werden einstudirt. M—e.

Beilage: Bemerker Nr. 5. und Blatt der Ankündigungen Nr. IV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 5. 1825.

Beilage zum 19ten Blatte des Gesellschafters.

Ueber eine Bemerkung im „Freimüthigen" (Nr. 12. 1825), die Erzählung: „Geschichte des Herrn Du Perron" betreffend.

Billigerweise hätte Hr. Dr. Kuhn erst das Ende der oben genannten Erzählung abwarten sollen, um mit Grund den Vorwurf machen zu können, als sey die französische Quelle nicht angeführt worden. Aus der jetzt erfolgten Vergleichung beider Bearbeitungen ergiebt sich auch, daß die Quelle nicht ein und dieselbe gewesen; denn Hrn. K's Uebersetzung ist in dem letzten Halbjahr 1823 — also noch vor dem Erscheinen der gegenwärtig benutzten Quelle („Almanach dédié aux Dames p. 1824") — abgedruckt, so daß hieraus klar wird, daß die Herausgeber des „Almanach" und Hr. K. das Original fast zu gleicher Zeit zu ein und demselben Zweck, und nur auf verschiedenem Wege benutzten. — — *)

H. Lange.

*) Wäre es mir bekannt gewesen, daß die hier besprochene Erzählung früher schon übersetzt und gedruckt ist, so stände sie nicht im „Gesellschafter", obwohl oft in verschiedenen Zeitschriften verschiedene Uebersetzungen desselben Gegenstandes erscheinen. Auch hier ergiebt sich sogar, daß ich strenge verfahren wollte, denn ich strich im Manuscript ein zweites, humoristisches Duell-Geschichtchen, da ich wußte, es war schon bekannt. — Daß die Aufnahme jener Erzählung vielleicht aus dem Umstande der zu leiten sey, „weil ich eine andere nicht gleich bei der Hand hatte", möge übrigens glauben, wer es bei sich selbst zu verantworten gedenkt; ich bin in der Hinsicht ganz außer Sorge. Gy.

Berichtigung.

Der Graf Wackerbarth sagt in seiner „Geschichte der großen Teutonen", einem Buche, das von der deutschen Kritik zu geringschätzig behandelt ist, da es neben mancher gewagten Hypothese auch viele durchdachte originelle Wahrheiten enthält, S. 144: „Jeder Teutone hatte nur ein einziges vielgeliebtes Weib." Wir können die Meinung des geehrten Grafen nicht theilen. Polygamie war in allen deutschen Stämmen heimisch. Adam von Bremen, gewiß kein unwichtiger Gewährsmann, erzählt, daß die Schweden, denen unser Wackerbarth wiederholt den teutonischen Ursprung beilegt, zwei bis drei Frauen gehabt, ja daß die Vornehmen sich deren noch mehrere gehalten. Das Verbot der Vielweiberei, welches die christliche Religion in ihrem Gefolge hatte, war auch im Norden eines der wichtigsten Hindernisse, die von der reineren Jesuslehre zu bekämpfen standen. Selbst die dänische Geistlichkeit konnte erst im Jahre 1120 gezwungen werden, sich von ihren Frauen zu trennen; in Norwegen hielt die alte Leidenschaft bis zum Jahr 1247 vor und in Schweden fügten sich die Priester der strengeren Sitte erst 1248. B—t.

Freundliche Rüge.

Es fehlt fort und fort, trotz allen wiederholten, öffentlichen Bemerken und Rügen von Seiten der Freunde deutscher Sprachrichtigkeit — wozu zeither der Dresdner „Mercur" am meisten seine dienstlichen Hände bot — nicht an ungesuchtem und gerechtem Anlaß zu manchen Ausstellungen von sprachlichen Mißgriffen und wirklichen Sprachsünden, selbst nicht in unsern beliebten und beliebtesten Tagblättern, in welchen sie gerade um so strafwürdiger erscheinen.

So heißt es, in jeder herkömmlichen Ankündung der Fortstellung (?) der „Zeitung für die elegante (gebildete) Welt", ich weiß nicht, ob sündlich oder witzlich, also:

„Diese Zeitung für die elegante Welt, welche das gebildete Publikum u. s. w." Wirklich scheint dies eine, dem Schreiber unwillkührlich entschlüpfte, antistrophische Schnurre, ein, wenn's wahr ist, verunglücktes witzliches Kehrum, wodurch aber offenbar der reinen Deutschheit Hohn geboten wird. Nicht genug! In derselben, so oft wiederholten Anzeige findet sich auch ein — wie soll ich sagen — derbes Hysteron-Proteron, indem es fort und fort heißt: „Man könne diese Zeitung (eine Benahmung, die nach den Sprachgesetzen gar nicht für diese Blätter sich eignet) in ganz Deutschland, Frankreich, Rußland u. s. w. erhalten und bestellen. Da ist doch wahrhaftig, falls wir nicht irren, die Wirkung der Ursache, der Erfolg dem Impuls vorgeeilt.

Dies heißt doch wohl, die Anwendung jenes alten, an sich sehr sittsamen, lateinischen Worts:

„In verbis faciles, modo conveniamus in re!"

(Im Ausdruck faseln gerne alle wir;
Doch, in der Sache stimmen wir zusammen!)

übertreiben und mißhandeln. Deus avertat! Br.

Aus Königsberg.

In unserer Stadt giebt es seit ein Paar Jahren ein kleines Büchlein mit dem Titel: „Einige freundliche Vergißmeinnicht, den edlen Seelen gewidmet u. s. w." Der Verleger ist nicht angegeben und wir haben auch nicht Lust, nach zu spüren, indem wir uns allein mit der Sache beschäftigen wollen. Diese aber bietet Anlaß zu fragen: Sind wohl folgende Sprüchlein geeignet, ohne nähere Erklärung Jedem in die Hand gedrückt zu werden?

1.

Wer in der Liebe lebt, deß Werk ist rein und gut:
Er esse, trinke, schlaf, und was er sonsten thut.

2.

Denk nicht an künftige Geschäfte,
Wenn's Zeit ist, giebt Gott Licht und Kräfte;
Im Vorrath hast du's ja nicht Noth;
Was willst du mehr, als täglich Brod?

3.
Wirst du gerühret, wirst du erwecket,
So halt das Fünklein zugedecket,
Ein offnes Fen'r erlöschet bald,
Ein offnes Herz wird trag' und kalt.
4.
Was willst du lang dich selbst besehen?
Gott weiß für alle Wunden Rath.
Willst du noch erst an's Rechnen gehen,
Du such'st ja nichts, als pure Gnad'.
5.
Vernunft will Alles klar verstehen,
Sie stößt sich immer, weil sie blind.
Willt du gerad' und sicher gehen,
So werde wie ein kleines Kind.

Es ließen sich über diese Sätze und die verkehrte Anwendung alter Sprüchlein Abhandlungen schreiben — was soll das Volk mit derlei Dingen, aus denen sich eben sowohl Böses als Gutes heraus lesen läßt? Fs.

Frage.

Wo ist das berühmte Räthsel der drei Schleier zu finden, für dessen glückliche Auflösung der Pastor Möller zu Wöllstä (nach dem „Allgem. Anzeiger", November 1824, Nr. 319) den Hauptpreis nicht erhalten, und wo ist über jenes und Diesen Nachricht gegeben? S.

1825. No. IV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek
classischer Romane und Novellen
des
Auslandes.
Erster bis vierter Band.
Enthält:
Der sinnreiche Junker
Don Quixote von la Mancha,
von
Miguel de Cervantes Saavedra.
Neu übersetzt
von
Dietrich Wilhelm Soltau.
Mit einer Lebensbeschreibung des Cervantes.
Vier Theile.
In Duodez, auf gutem weißen Druckpapier, und geheftet.

Preis der ersten vier Bände: 2⅔ Thlr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Ueber den Plan dieser Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes belehrt eine ausführliche Anzeige, die in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, und auch den gelesensten Zeitschriften beigelegt ist. Unsere Bibliothek wird nur Uebersetzungen von anerkannt tüchtigen Schriftstellern enthalten, und im Laufe des Jahres 1825 werden noch 3 bis 4 Lieferungen, die unter Anderem das Dekameron von Boccaccio, Gil Blas von Le Sage, Tom Jones von Fielding und Peregrine Pickle von Smollet enthalten sollen, erscheinen. Jedem Schriftsteller wird bei seiner Einführung eine kurze Lebensbeschreibung oder Charakteristik seiner Werke beigefügt.

Jede Lieferung ist auch einzeln unter besonderem Titel zu erhalten, einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Durch den ungemein billigen Preis von 2⅔ Thlr. für vier starke Bändchen, auf gutem weißen Druckpapier und geheftet, glauben wir die Anschaffung dieser Bibliothek auch für Minderbegüterte möglich gemacht zu haben. Der Preis der folgenden Lieferungen wird nach Verhältniß eben so billig gestellt werden.

Leipzig, den 3. Januar 1825.

F. A. Brockhaus'sche Buchhandlung.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Chr. Kuffner
Spaziergang im Labyrinth der Geschichte.
In Briefen an Demoustier's Emilie.
Zweiter Band.
1. Die Wunder der Schöpfung.
2. Die Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.
8. Wien, 1825. Broschirt: 20 Gr.

Das 3te Bändchen, die Geschichte der ersten Menschenbildung und der Erfindungen enthaltend, erscheint in einigen Monaten.

Durch alle Buchhandlungen ist von Joh. Friedr. Leich in Leipzig zu beziehen:

Dante Alighieri, la divina Commedia. 3 Vol. in 4. Penig. 1804. Prachtausgabe auf geglättetem Schweizerpapier.
Preis: 10 Thlr.

— — dasselbe Werk. 3 Vol. in 8. auf Velinpapier. Preis: 2 Thlr.

Beide Ausgaben zeichnen sich durch die vorzüglichste Correktheit und den saubersten Druck vor allen andern in Deutschland gedruckten aus, und sind bei dem sehr verminderten Preise allen Liebhabern der italienischen Sprache mit Recht zu empfehlen.

In unſerm Verlage ſind folgende neue Bücher erſchienen:

Schmidt, C. W., Sammlung praktiſcher Erfahrungen bei den vorzüglichſten techniſchen Gewerben und Künſten und deren Fortſchreiten, beſonders bei'm Brandtweinbrennen und Bierbrauen. 1r Bd. gr. 8. mit Kupfern. 1 Thlr. 16 Gr.

Herr, J. A., Kurzer Inbegriff des Wiſſenswürdigſten aus der Naturlehre. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schulz, O., Lehrbuch der mathematiſchen Geographie 1ſter Theil, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz von Schulzenheim, Dav., Anweiſung zur Erreichung eines hohen Alters oder die Kunſt, durch Diäterik das Leben zu verlängern. In Reden, gehalten vor der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm. Aus dem Schwediſchen überſetzt unter Aufſicht des Verfaſſers. 8. 20 Gr.

Grävell, M. C. F. W., der Bürger. Eine weitere Unterſuchung über den Menſchen, für gebildete Leſer. gr. 8. 2 Thlr.

Dürer, Albr., Einiger Unterricht von der Befeſtigung der Städte, Schlöſſer und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gans, Dr. E., das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Univerſalgeſchichte. 1ſter Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Pappelbaum, G. T., codicem manuscriptum N. T. graecum evangeliorum quatuor partem dimidiam majorem continentem in bibliotheca regia Berolinensi publica asservatum descripsit, contulet, animadversiones adjecit. 8 maj. 20 Gr.

Pachur, Dr. A., Tabellariſche Arzneimittellehre für praktiſche Aerzte und Wundärzte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kley, Dr., die Feſte des Herrn. Iſraelitiſche Predigten für alle Feſttage des Jahres; gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. gr. 8. 2 Thlr.

Kortum, Dr. C. L., commentatio de regeneratione ossium observationibus et experimentis illustrata. Accedit tabula lithographica. 4 maj 12 Gr.

Reichenbach, von, Neue Obſtlehre mit den köſtlichſten neuen Birnen, Aepfeln, Kirſchen, Pflaumen, Pfirſchen und Aprikoſen, befindlich im Reichenbachſchen Garten zu Freienwalde, durch unentgeldliche Vertheilung von Pfropf-Reiſern jedem Freunde der Pomologie zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen. 8. geh. 9 Gr.

Ruben, Dr. J., Descriptio anatomica capitis foetus equini cyclopici. 4to maj. 8 Gr.

J. H. Merle d'Aubigné, Predigten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. gr. 8. 1 Thlr.

Bruck, Dr. M. M. Myrmeciasi. 8 maj. 8 Gr.

Schönberg, Dr. S. B., Verſuch über die Entwickelung menſchlicher Fähigkeiten. Einigen Freunden vorgeleſen. gr. 8. 6 Gr.

Leßmann, Dan., Amathusa. 8. 20 Gr.

Förſter, Fr., Vollſtändige Beſchreibung aller Feſte und Huldigungen, welche in den Königreichen Preußen und Baiern zur Höchſten Vermählungsfeier des Durchlauchtigſten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen K. H. und der Durchlauchtigſten Prinzeſſin Eliſa Ludovika von Baiern K. H. ſtatt gefunden haben. gr. 4. mit Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Schubert, Dr. F. W. von, Gaſtpredigten. gr. 8. 12 Gr.

— — — Luthers Denkmal in Wittenberg und deſſen religiöſe Weihe am 31. Oktbr. 1821. Anſichten, Geſchichte, Beſchreibung. gr. 8. 6 Gr.

Berlin, 1825. Maurerſche Buchhandlung.

So eben iſt erſchienen:

Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte,

herausgegeben

von

Erſch und Gruber.

gr. 4. Leipzig, bei J. F. Gleditſch.

13ter Theil, mit 5 Kupfern und Landcharten.

Preis:

5 Thlr. 8 Gr. auf Druckp., 6 Thlr. 16 Gr. Velinpapier.

Dieſer Preis tritt allemal unmittelbar nach der Erſcheinung ein, und iſt der Subſcriptions-Preis von 7 Thlr. 16 Gr. Druckp. und 10 Thlr. Velinpapier für jedesmal zwei Theile, welche zuſammen eine Lieferung ausmachen, nur bei gehöriger Vorausbezahlung zu erlangen.

Leipzig, im Januar 1825.

Das von Karl von Holtei zum Beſten der durch Hagelſchlag verarmten Obernigker herausgegebene Werkchen:

Briefta ſche des Obernigker Boten;

mit Beiträgen von Michael Beer, F. W. Gubitz, v. Holtei, Robert, Reinhard Schoene, Schwarz, A. v. Tromlitz, Karl Witte u. ſ. w.

iſt bei uns für 12 Gr. zu haben.

Berlin, Taubenſtraße Nr. 29. Vereinsbuchhandlung.

Nachricht an die Pränumeranten auf Krafts deutſch-lateiniſches Lexikon.

Der 2te Theil, 80 Bogen ſtark, iſt, und ſomit das Ganze, Ende vorigen Jahres vollendet. Von heute an wird der Reihe nach an die 2600 Pränumeranten expedirt. Der Pränumerations-Preis hat nun aufgehört und es iſt der Ladenpreis von Sechs Thlr. von jetzt an eingetreten.

Ausführliche Anzeigen und Proben erhält man in allen Buchhandlungen oder bei mir.

Leipzig, den 3. Januar 1825.

Ernſt Klein.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

W. Schmidthammer, Rector in Alsleben an der Saale, Gedichte. 88 Seiten 8. 1825. 8 Gr.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gleichen,
Schauspiel
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ariost's fünf Gesänge, übersetzt von K. Streckfuß. Anhang zum rasenden Roland und als dessen 6ter Band. 8.

Halle, Schwetschke. Preis: 20 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 4 Gr. Die ersten 5 Bände kosten 5 Thlr. 20 Gr., auf Schreibpapier 6 Thlr. 20 Gr.

An die Christen aller Confessionen.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben:

Das Leben des Heilandes.
Treu geschildert
nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen.

Mit sechs Holzschnitten von F. W. Gubitz (auf den Druckmaschinen des Künstlers gedruckt): 1) Maria mit dem Kinde; 2) das Vaterunser; 3) der verlorene Sohn; 4) das Abendmahl; 5) Christus am Kreuz; 6) die Auferstehung. Das Werk ist geheftet in einen Umschlag, auf welchem zwölf Momente aus der heiligen Geschichte dargestellt sind.

Der Verfasser, Theolog und seines Gegenstandes vollkommen mächtig, sagt in der Vorrede:

„Was Jesus nach der Meinung der Gläubigen oder Ungläubigen, der Philosophen oder Nichtphilosophen, der Gottgelehrten oder Laien älterer oder neuerer Zeiten gewesen, davon ist in nachfolgender kleinen Schrift wenig oder nicht die Rede. Sie hat es vornehmlich nur mit diesen Fragen zu thun: Wer, was und wie war der Stifter der christlichen Religion nach der Bibel? Wie und aus welchem Gesichtspunkte haben ihn seine vertrautesten Freunde, die Evangelisten und Apostel, genommen? Wie urtheilen sie über seine oft geheimnißvollen Reden und Lehren, und was hielten sie von seinen, das gewöhnliche Maaß menschlicher Kräfte nicht selten übersteigenden, wundervollen Thaten?"

„Um diese Fragen der strengsten Wahrheit gemäß zu beantworten, schien dem Verfasser das Gesetz der höchsten Treue auch das erste und vornehmste seiner Arbeit seyn zu müssen. Er hat daher, demselben sein volles Recht auf das gewissenhafteste angedeihen zu lassen, auf alle eigene Ehre dabei willig Verzicht geleistet, und soweit sich dies mit der unentbehrlichen Verständlichkeit vereinigen ließ, die Thaten, Lehren und Reden Jesu mit den eigenen Worten der heiligen Urkunden selbst darzustellen gesucht. — Wem dies nicht als nothwendiger Grundsatz einleuchtet, für den ist ein solches Werk, wie das gegenwärtige, freilich kein Bedürfniß. Alle die aber, denen es Bedürfniß geworden ist, werden jene buchstäbliche Treue demselben gerade zum vorzüglichsten Verdienste anrechnen."

„Da übrigens die Erzählungen der Evangelisten unter sich in die vollkommenste Harmonie, selbst bis auf die geringsten Kleinigkeiten, zu bringen, von jeher bekanntlich eine eben so eitle als vergebliche Bemühung war, so ist der Verfasser, was diesen Punkt betrifft, einer Schrift gefolgt, die vor einigen Jahrzehnten in Deutschland mit so vielem Beifalle gelesen wurde, daß nicht wenige neue Auflagen davon gemacht werden mußten, und welche ihm den hier möglichen Zusammenhang ebenfalls nach dem Gesetze der höchsten Treue, und ohne den heiligen Urkunden durch willkührliche Phantasieen gleichsam nachzuhelfen, in der besten Ordnung zu enthalten schien. Wenn er jetzt die Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu sammt dessen Jugendgeschichte von Joh. Jacob Heß nennt, so ist er gewiß, das Lieblingsbuch manches redlichen Greises und mancher frommen Matrone genannt zu haben."

„Manche könnten nach diesem offenen und ehrlichen Bekenntnisse gegenwärtiges Werkchen für einen bloßen Auszug aus dem genannten halten; allein sie werden, selbst bei der flüchtigsten Vergleichung, sehr leicht gewahr werden, daß sie sich irren. Der Verfasser hat nur der Hauptsache nach denselben Plan befolgt, nach welchem der verdiente Heß arbeitete, übrigens aber die Methode, mit den eigenen einfachen und oft so sehr zum Herzen redenden Worten der heiligen Bücher zu erzählen, nicht, wie Letzterer, bloß in einzelnen Begebenheiten, sondern so viel als möglich bei allen anzuwenden gesucht. Dadurch hat das Ganze, ohne an Vollständigkeit zu verlieren, an Kürze gewonnen, und ist eben damit, so zu sagen, mehr biblisch geworden. — Möge die wahre Sprache des Herzens, die darin geredet wird, dem Verzagten neuen Muth, dem Verzweifelnden neue Hoffnung, und jedem Leidenden neuen Trost gewähren!"

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

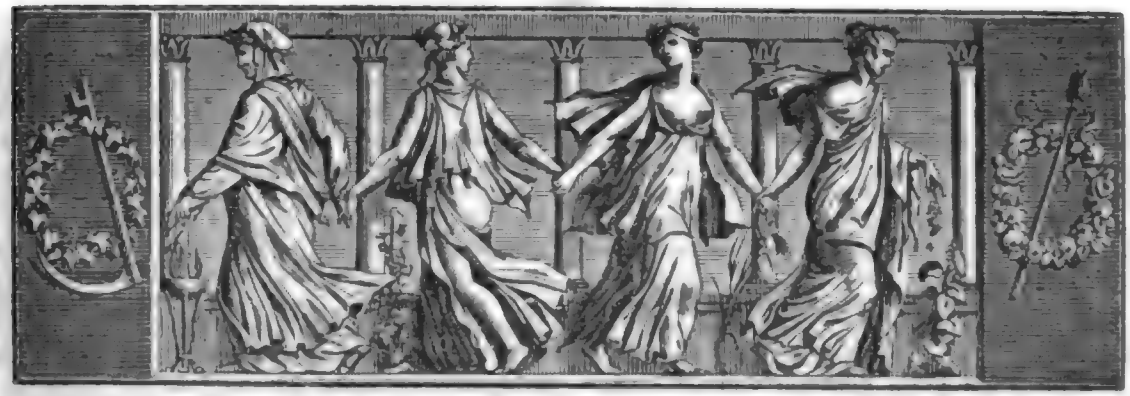
Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 4. Februar. 20stes Blatt.

Der geängstigte Prälat. *)

In Rom lebte vor mehreren Jahren ein junger Geistlicher, Mitglied einer reichen Familie. Seine Mutter wollte durchaus einen Prälaten aus ihm machen, und kaufte ihm diese Würde. Kaum hat er die Kleidung erhalten, wird ihm auch ein Richter-Amt in einem der Tribunäle ertheilt. Das Unglück will, daß an dem Tage, wo er Besitz von seiner Stelle nimmt, eben über eine sehr wichtige Streitsache entschieden werden soll; sie betraf die Rechtsgültigkeit eines Testaments. Man sprach in der ganzen Stadt davon, und Alles erwartete die Entscheidung des Tribunals mit Ungeduld. In diesem Gerichtshof, aus zwölf Prälaten bestehend, war es hergebracht, daß in wichtigen Angelegenheiten jeder Richter sein Gutachten schriftlich verfaßte, und mündlich selbst vorlas: diese Gutachten wurden alsdann allgemein bekannt. — Der junge Rechtsgelehrte war, ungeachtet seiner Würde, ein Dummkopf, und wollte eben deswegen, wie natürlich, keiner scheinen. Er fühlte, daß auf diese Sitzung viel, wo nicht gar Alles ankam; daß er hier als Gelehrter und scharfsinniger Kopf erscheinen müßte, denn von diesem ersten Auftreten hing Ruf und Ehre ab. Um des Erfolgs sicher zu seyn, läßt er sich ein Gutachten von einem der berühmtesten Sachwalter anfertigen, und empfiehlt ihm, gelehrte Citate nicht zu schonen, mit einem Wort: ein vorzügliches Stück Arbeit zu liefern; an guter Bezahlung sollt' es nicht fehlen.

*) Aus dem Französischen des geistreichen Galliani.

Der Rechtsgelehrte, ein eben so scharfsinniger als redlicher Mann, thut sein Möglichstes, erschöpft Geist, Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, und verfertigt ein Meisterstück. Es wird darin, klar wie der Tag, bewiesen: das Testament müsse aufgehoben werden. Zum anberaumten Tage bringt der Sachwalter das Gutachten; unser Präsident ist entzückt, umarmt den Verfasser, dankt und belohnt. Er überliest es einige Mal, um es geläufiger vortragen zu können, verschließt sich gleich darauf in seine Kammer und deklamirt es voll Wohlbehagen sich selber vor. Er eilt endlich nach dem Gerichtshof voll seligen Gefühls über die gewiß zu erwartenden Lobsprüche, voll der sichersten Erwartungen des allgemeinen Beifalls. Aber wer kann Alles voraus sehen! wer seinem Schicksal entkommen! — Sein Unglück will, daß er nicht der erste Abstimmende wird. Zwei Prälaten gehen ihm vor und Beide stimmen für die Aufrechthaltung des Testaments. Unser Prälat ist außer sich. Wie, wenn nun Alle dieser Meinung seyn sollten? Wenn er also mit seiner Entscheidung allein bliebe? Wie lächerlich, wenn nun die ganze Stadt erführe, daß er in der ersten Sitzung alle Stimmen wider sich gehabt hätte? — Die Furcht nimmt überhand; er wird roth, blaß, er zittert. Er fängt an innerlich zu schimpfen: „Verdammter Advokat! verrätherischer Sachwalter! Wie hat er mich betrogen, hinter's Licht geführt! unglücklich gemacht! — Und ich hab' ihn so reichlich bezahlt, vermaledeiter Hallunke! Warum war ich auch so leichtsinnig! konnte ich mir nicht zwei entgegen gesetzte Gutachten machen

laſſen, dann wäre ich aus aller Noth. Es hätte das Doppelte gekoſtet? — Nun ja doch! Was mach' ich mir aus dem Gelde, wenn es auf Ruhm und Ehre ankommt! Indeß zu dieſem Auskunftsmittel iſt's zu ſpät. Freilich, das Kürzeſte wäre, der Meinung der beiden Prälaten, ohne Gründe an zu führen, ganz einfach bei zu ſtimmen. Aber das Gutachten! das gelehrte, ſchöne, das ſo theuer bezahlte Gutachten! — Und endlich: was wird die Welt ſagen? Alle Welt wird behaupten, daß es dem Prälaten an Geiſt, an Kenntniß fehle, daß er nicht nachgedacht, oder daß er unvermögend ſey, etwas hervor zu bringen; und alle Welt würde Unrecht haben, denn er hat ja ſein Gutachten — in der Taſche!" Verzweiflung giebt ihm endlich Muth; er zieht dreiſt die Ausarbeitung hervor, lieſt ſie keck, mit lauter Stimme ab, lieſt ſie mit Anſtand und Nachdruck, ohne ein Wort zu ändern. Nur zuletzt, als er an die entſcheidenden Worte kommt: „Ich ſtimme für die Aufhebung!" ändert er den Ton und ruft: „Ich ſtimme für die Aufrechthaltung des Teſtaments!" — Präſident und Beiſitzer ſtutzen, glauben im Anfange, er habe ſich verſprochen. „Für die Aufhebung, wollen Sie ſagen!" — „Nein doch, nein! für die Aufrechthaltung!" — „Wie iſt das möglich?" rufen Alle zugleich; „wie ſo denn? warum?" — „Für die Aufrechthaltung!" wiederholt unſer Prälat. — Man ſieht ſich erſtaunt an, wundert ſich, kann es nicht begreifen. Endlich, nach einigen nicht ganz verſtändlichen Worten, nach näherer Bekanntſchaft mit dem Geiſte des reichen und eiteln jungen Mannes löſet ſich das ſchwere Räthſel. — Ja, ja, ſo iſt's: es giebt Zeiten, wo man es mit ſeinen Meinungen ſo machen muß, wie mit ſeinen Kleidern. Man muß ſich, ungeachtet aller Ueberzeugung — ſelbſt wenn man dieſe kund gethan — ſelbſt wenn man danach handelt und wirkt, nach dem Ton der Zeit, wie nach dem Mode-Geſchmack richten.

David Friedländer.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortſetzung.)

Wer hat nicht ſchon den wunderſamen Reiz einer friſchen Morgenwallfahrt erlebt, zu irgend einem ſchön begeiſternden Ziele hinaus, abſonderlich auch zugleich in den Morgenzeiten des Lebens! Anton von Sternbach empfand dieſe ſchöne Begeiſterung in aller Friſche ſeiner Jahre und aller Kraft eines reinen, weder über- noch abgeſpannten Sinnes. Er wunderte ſich eigentlich, und ſchalt ſich ſogar darüber aus, daß ihm ſein Herz durchaus nicht ſchwer und trüblich werden wollte, da er doch ſo liebende und geliebte Eltern hinter ſich ließ, die gewiß nun ſchon recht herzlich um ihn weinen mochten. Wie aber dies Bild deutlicher vor ſeiner Seele herauf ſtieg, kam freilich auch ihm das Weinen näher, als das Lachen, und er ſagte zu ſich ſelbſt: „Laß nur gut ſeyn, Freund Anton! Wenn erſt der Abend vom Himmel dunkelt, und du nun bei fremden Leuten einkehreſt, der geliebten Heerdesſtelle vielleicht auf immer fern, da wird die Wehmuth ſchon ihr ſanftfeierliches Recht über dich gewinnen — und wer weiß, in wie manch ſchweren, trübverlaſſenen Augenblicken noch ſonſt!" — Nur allzu deutlich begann er die weichen Schmerzensgrüße dieſer wunderbaren, wohl allzu früh von ihm herbei gerufenen Gewalt zu empfinden, und ſo rang er denn jünglingskeck, daß er ſie wieder von ſich treibe, indem er einige recht kühne Kriegslieder mit heller Stimme durch die bereits im frühen Erwachen lenzduftige Gegend laut hinſang. — Schon im nächſten Nachtquartier traf er mit einigen andern wackern Jünglingen zuſammen, die zu gleichem Berufsziele mit ihm gen Breslau zogen, und wie man eben nicht leicht zu Zweien, und minder noch zu Mehreren, den Anfällen eines geſpenſtigen Grauens zu erliegen befürchten darf, beſiegt auch eine ſolche Geſellenſchaft jede allzu weiche Rührung. Weil alſo dieſe jungen Freiwilligen meiſt allzuſammen liebe Eltern und würdige Heerdesſtellen verlaſſen hatten, um einer zwar begeiſternden, aber doch immer dunkelblutigen Zukunft entgegen zu gehen, hielten ſie ſich um ſo mehr an einander, die Fröhlichkeit, ja Luſtigkeit, welche Keiner einzeln aus ſich hätte fortdauernd hervor rufen können, leicht und friſch aus der ganzen vereinten Genoſſenſchaft erndtend.

Unter dieſe lachend und ſingend in's ernſte Leben auftauchenden Jünglinge — man hätte ſie einer Schaar von gaukelnden Waſſergeiſtern vergleichen mögen, harmlos auf den bereits vom Sturm gekräuſelten Meereswogen ſpielend! — hatte ſich auch ein Weſen von höchſt verſchiedener Geſtaltung und Lebensweiſe mit eingedrängt. — Stellt Euch einen etwa vierzigjährigen Mann vor: ſeine Geſtalt nervig, gedrängt, beinahe klein, aber feſt und ſtolz in jeder Bewegung; ſein Haargelock ſtark und kraus, von einigen frühen Silberlichtern zwiſchen tiefem Schwarz angeflogen; die Gluth der großen braunen Augen wildlodernd, nur daß es davor hernieder hing wie ein Schleier wehmüthiger Ergebung in unabänderlich herbes Geſchick. — Braunold nannte er ſich. Wer von den jugendlichen Genoſſen zu Anfang ihn nach ſeinen früheren Verhältniſſen befragte, und wie es doch zugehe, daß ein Mann von ſchon ſo gereiftem Alter die Uniform der freiwilligen Jäger, faſt ausſchließlich für die Jugend beſtimmt, angezogen habe, bekam ſeltſame, zuweilen bittere Antworten zu hören, in kurze Sprüche und Gegenfragen eingekleidet, als etwa: „Hat ſich vielleicht die Welt jetzt umgekehrt, daß es heißen mag, nur die Jugend hat Tugend?" — oder: „Wiſſet, der Krieg iſt

kein Walzer, und die Kriegsglorie iſt kein unmündiges Gänslein; da können auch geſetzte Leute mittanzen!“ — oder: „Die Soldaten tragen jetzt Bärte, und die Welt iſt dem Repräſentativ-Syſtem ergeben. Ich bin der Bart-Repräſentant für die freiwilligen Jäger!“ — und was ſonſt der wunderlichen Reden mehr waren, wodurch die Fragenden einigermaßen beluſtigt, aber zugleich doch etwas ſcheu wurden, mit ähnlichen Fragen auf's Neue an die verſchloſſene Bruſt des räthſelhaften Mannes zu klopfen.

Die kriegsfreudige Genoſſenſchaft war jetzt in die Nähe von Breslau gelangt, und Anton erwog, daß es wohl gutgethan ſey, jetzt, wo noch kein eigentliches Dienſtverhältniß ihm ſeine Bahnen vorſchreibe und lenke, nach dem unfern gelegenen Wohnort ſeiner guten alten Kinderwärterin Lisbeth einen Seitenmarſch an zu treten. Sie müſſe ja doch vernehmen, auf welchen Wegen ihr geliebtes Jünkerlin Tonerl jetzt einher ziehe, und auch ihre ſo billige Freude ſehen an dem unter ihrer Pflege ſo friſch und rüſtig aufgewachſenen Jünglinge. „Eine ſchmerzliche Freude zwar wird es für die gute Alte ſeyn!“ dachte Anton bei ſich; „denn wie wird der überweichen Lisbeth zu Sinne ſeyn, wenn ſie ihren Tonerl in's Feld rücken ſieht! Sie, die es nicht gut leiden mochte, wenn ich in den geſicherten vier Pfählen des väterlichen Hof- und Garten-Raumes Soldat zu ſpielen anhub! Ja, liebſter Himmel! ſie mußte ſich dennoch ſchon damals drein finden lernen, und wird es auch jetzt wiederum lernen. Und eine ſchmerzliche Freude bleibt doch immer viel beſſer, als gar keine; abſonderlich zu einer Zeit, die reicher an Opfern, als an Freuden iſt!“

In dieſer Anſicht ging er zu Braunold, ihm ſeine kurze Entfernung von der Genoſſenſchaft an zu deuten; man hätte faſt ſagen können, ihn um Urlaub zu bitten, ein ſo wichtiges Anſehen — ob auch ganz unwillkührlich von beiden Seiten — hatte jener ernſte Mann nach und nach über den kleinen Kreis gewonnen. Muß es ja doch allerwärts, wo Mehrere nach einem Zwecke ringen, einen Anführer geben, trage nun dieſer den Namen eines Solchen, oder nicht! — Braunold blickte aus den großen, dunkeln Feuer-Augen eine Zeit lang ſchweigend auf den Jüngling hin; dann ſagte er trübläcelnd: „Ich kann es Euch nicht verdenken, junger Waffengefährt! Abſchiednehmen iſt überhaupt das allereigentlichſte Geſchäft hier auf Erden. Man fängt damit an, ſobald man geboren iſt, oder wenigſtens, ſobald man einigermaßen zur Beſinnung gelangt; ſey es nun, daß man ſich ſelbſt ſchnell wieder empfehle, wie das Manche von uns in unbewußter Klugheit thun, oder daß Andere vor uns und von uns Abſchied nehmen. Hübſch, wenn die Kinderfrauen ſich ſo lange hier auf Erden aufhalten, daß man ihnen noch zu guter Letzt zeigen kann, wie ihre Pflege angeſchlagen hat! — Ueberhaupt aber zu einem wahren Gipfelpunkte des Abſchiednehmens iſt vorzüglich dieſes Jahr Tauſend Achthundert und Dreizehn auserleſen. Für mich geht es ziemlich bequem damit. Ich habe möglichſt wenig Viſiten-Karten mit p. p. c. — pour prendre congé — hienieden aus zu geben; das heißt: gar keine!“ — Er fuhr mit der Hand über die Augen, und alsbald lag ein ſeltſam herbes Lächeln über dem kaum noch erſt wehmüthig leuchtenden Angeſicht. — „Glückliche Expedition!“ ſetzte er hinzu. — Wunderbar verletzt und angezogen zugleich trennte ſich Anton einſtweilen von dem räthſelhaften Manne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Symetrie.

Ein neues Beſitz-Stück macht uns oft verlegen, weil es nicht zu dem Andern paßt, und nöthigt uns, bloß der Symetrie wegen, zu einer zweiten Ausgabe. Ein arges Beiſpiel hiervon giebt folgende Anekdote: Ein Freund des ehrlichen Diderot beſucht ihn eines Tages, und bringt ihm ein Paar ganz neue Pantoffeln von rothem Maroquin. Die Gelehrten hatten damals — eben wie jetzt — noch kein Gold und Bronze in ihren Zimmern und keinen Prachtſtoff auf ihrem Leibe. Diderot, der dies bis dahin nie beachtete, fand auf einmal, daß die ſchönen Pantoffeln durchaus nicht zu der alten Mütze paßten. Weg damit! eine carmoiſinrothe Sammetmütze ſtimmte ganz herrlich zu dem neuen Geſchenk. Zwei Tage vergingen, da bemerkte Diderot, dies ſey bei weitem nicht genug. Zu ſolchem Oben und Unten taugte die Mitte — der alte Schlafrock — gar ſchlecht. Weg damit! ein neuer Schlafrock! — nun war erſt der ganze Anzug ſymetriſch. — Aber ſolchen ſchönen Schlafrock auf dem alten Spinde entzwei zu reiben? Nein, ein neues wohlüberzogenes Schreibſpinde, anders ging es nun ſchon nicht! Solche Herrlichkeiten ließen ſich indeß in dem kleinen Raſir-Spiegel gar nicht überſchauen; Diderot mußte doch zuweilen ſehen, wie hübſch ihn ſein neuer Anzug kleide; alſo — geſchwind einen ordentlichen Spiegel her, und über den Kamin gehängt! — Doch was ſehe ich? ein alter ſteinerner Kamin? Ey, behüthe! ſolcher Spiegel paßt doch nur auf einen marmornen Kamin! Weg mit dem alten ſteinernen! — Und ſo ging's fort und fort. Bald war die Bibliothek zu klein zu dem ſchönen Zimmer; dann waren die Bücher zu ſchlecht gebunden; dann ſtach das Schlafzimmer gegen das Wohnzimmer zu häßlich ab; auch das erſtere mußte alſo verſchönert werden, und ſo ging es von Einem auf's Andere, bis 18,000 Livres ausgegeben waren, bloß um die Symetrie zu einem Paar neuen rothmaroquinen Pantoffeln heraus zu bringen! — Ach, wie Viele gerathen in tiefe Schuldenlaſt, bloß um ähnlicher Symetrie-Wuth willen! Duſchet.

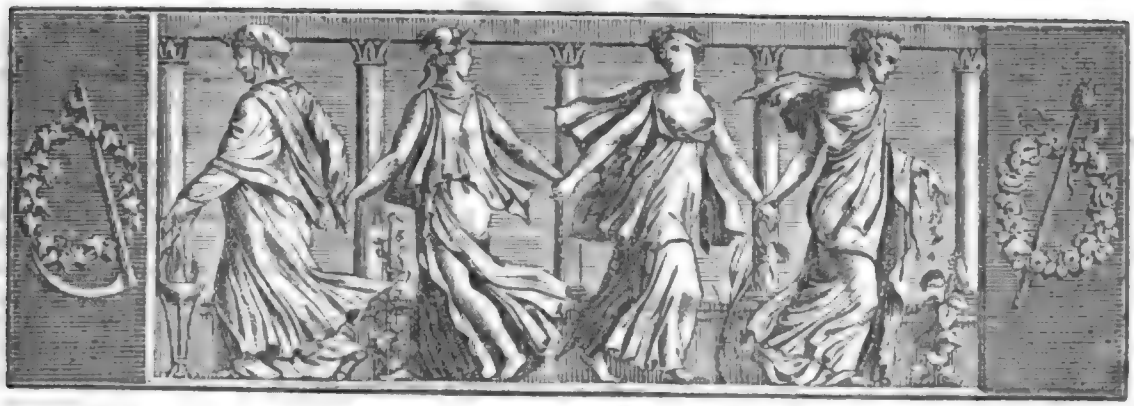
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Schwediſche Literatur im Jahr 1824. Die größte Reichhaltigkeit der ſchwediſchen Literatur iſt ebenfalls in dieſem Jahre bei den Ueberſetzungen zu ſuchen, doch iſt auch, beſonders in den ſchönen Wiſſenſchaften, manches ſchätzbare Original gewonnen. Dagegen iſt das im vergangenen Jahre ſo fleißig bearbeitete ſtaats-ökonomiſche Fach faſt ganz leer ausgegangen. Das unaufhörliche Ueberſetzen hat ſeinen Grund zum Theil auch darin, daß die Buchhändler ſelten das Werk eines inländiſchen Schriftſtellers in Verlag nehmen wollen; der Verfaſſer muß alſo ſein Werk ſelbſt verlegen, oder mit einem gar zu geringen Honorar ſich begnügen. Die Ueberſetzungen werden natürlicher Weiſe ſehr wohlfeil gekauft, aber doch findet man da eher für den geringeren Zeit-Aufwand ſich entſchädigt. Ein ſehr treffendes Beiſpiel des wenig unternehmenden Geiſtes der ſchwediſchen Buchhändler iſt folgendes: Der berühmte Schriftſteller, der rüſtige und ausgezeichnete Probſt in Sala, Graf J. B. Schwerin, wollte eine Zeitſchrift: „Riksdagsmannen" (der Reichstags-Mann) herausgeben, deren Beſtimmung war, die bei jedem Reichstage debattirten Sachen unter genaue Prüfung zu nehmen und die nächſten vorkommenden zu bearbeiten, auch den öffentlichen Sinn rege zu halten, und die Aufmerkſamkeit der Landsleute auf allgemein wichtige Angelegenheiten zu richten. Schon hatte er Alles mit beſtimmten Mitarbeitern verabredet; aber ein Verleger ließ ſich nicht finden. Er wollte den Verſuch mit Subſcription machen; aber auch dieſe fiel durch und das ganze Vorhaben ſcheiterte. Wie weit dieſe Scheu der Buchhändler vor neuen Unternehmungen ſeinen Grund in dem geringen Abſatz der Bücher habe, können wir freilich nicht beurtheilen. — Das wichtigſte Werk im philoſophiſchen Fache iſt, trotz mancher Mängel, bis jetzt unſtreitig: „Samtal med mig sjelf om Werlden, Menniskan och Gud" (Geſpräche mit mir ſelbſt von der Welt, dem Menſchen und Gott). Der auf dem Titel nicht genannte Verfaſſer iſt der Upſaliſche Profeſſor G. Knös. Das Buch hat er in vier Abtheilungen abgeſondert: I. „En ur barnälderns slummer vaknad ynglings första blickar kring werlden och sina förhållanden" (Eines aus dem Schlummer der Kinderjahre erwachten Jünglings erſte Blicke in die Welt und ihre Verhältniſſe). II. „Menskliq wisket och Christendom" (Menſchliche Weisheit und Chriſtenthum); gegen einander geſtellt und verglichen. III. „Religionens wäsende och Christendomens anda" (das Weſen der Religion und der Geiſt des Chriſtenthums). IV. „De hufvudsakligaste begrepp, som fordras till ren uppfattning af menniskans bestämmelse" (die hauptſächlichſten Begriffe, die erfordert werden zum reinen Auffaſſen der Beſtimmung des Menſchen). Dieſer Abſchnitt zerfällt wieder in ſieben Unter-Abtheilungen. Das Ganze hat eine ſehr religiöſe Richtung, ohne ſich durch eigentliche Tiefe zu empfehlen. Am meiſten ſpricht uns die Abhandlung „von der Natur" an, im vierten Abſchnitt. Die wahre Frömmigkeit und der ſich hingebende religiöſe Sinn müſſen ſich in einer kraftvollen, gediegenen Sprache vernehmen laſſen, ſonſt wird beides weibiſch, ſeicht und fade. Nicht mit Unrecht könnte man behaupten, daß genanntes Buch von dieſem Fehler ſehr leidet, obwohl ſich auch nicht ablugnen läßt, daß das Ganze eine Art von Intereſſe erregt. — „Försök till en Lärobock i Psykologien; af L. M. Enberg" (Verſuch zu einem Lehrbuch der Pſychologie), iſt ein für Schulen und Gymnaſien brauchbares Compendium; die Wiſſenſchaft iſt jedoch dadurch nicht im geringſten fortgeſchritten. — „Tal om den nytta, som af Philosophiens Studium kan hemtas för menniskans offentliga och enskilta lif; af Ekman" (Rede von dem Nutzen, welchen das Studium der Philoſophie für das öffentliche und familienhafte Leben des Menſchen gewährt). Es läßt ſich dies Büchlein mit Vergnügen ein Mal leſen. — Zu dem philoſophiſchen Fache muß auch gezählt werden: „Om falsk och sann Liberalism. Ytterligare upplysningar af Tidskriften Svea Redaction" (Von falſchem und wahrem Liberalismus. Nähere Erläuterungen von der Redaktion der Zeitſchrift „Svea"). Es iſt eigentlich ein Abdruck aus der „Schwediſchen Literatur-Zeitung" und eine Fortſetzung des, im Bericht über die Literatur des Jahres 1823 erwähnten Streites über eine Abhandlung in der genannten „Svea". Der Verfaſſer vertheidigt dieſe Abhandlung mit Gewandtheit und Gelehrſamkeit; meiſtens hat er die angegriffene Sache gut behauptet, doch kann der Referent, ob er gleich das Wahre, Tiefe und Gemäßigte der beſtrittenen Schrift nicht verkennt, ſchwerlich überzeugt werden, daß nicht hie und da in derſelben ein verſteckter Servilismus hervorlugt. Die Irrungen unſerer Zeit, im Kampfe für Freiheit und conſtitutionelle Verfaſſungen, haben den vertheidigten Autor ſichtbar auf die entgegen geſetzte Seite geführt. — Ueberſetzt ſind: „Vertheidigung der Preß- und Denkfreiheit." Eine Rede von Malthe Brun; — „Entwickelung des Weſens des Menſchen, zur Erläuterung der natürlichen Regierungs-Grundſätze, beſonders was Handel und Gewerbe betrifft." — Theologie und Exegetik. Der ausgezeichnete Prediger Doctor Hagberg hat den dritten Theil ſeiner „Paſſions-Predigten" herausgegeben, die ſich durch Innigkeit und religiöſe Tiefe hervor thun. — „Christeliga Predikningar på alla Helgedagar i året, af Erland Colliander" (Chriſtliche Predigten auf alle Sonntage im Jahre) ſind nach dem Tode des, als Menſch und Religions-Lehrer ſehr geliebten Mannes dem Volke überliefert. — „Johannis Uppenbarelse, efter andelig mening" (Johannis Offenbarung, nach geiſtlicher Meinung). — „Den kränkla sanningens försvar emot Smädeskriften, kallad: Bibeln och Swedenborg etc." (Vertheidigung der gekränkten Wahrheit, gegen die Schmähſchrift, genannt: die Bibel und Swedenborg). Dieſe Schmähſchrift, wie ſie hier genannt wird, kam ſchon 1823 heraus. Uebrigens hat man viel gegen und für Swedenborg in einer unſerer Zeitungen geſtritten; auf keiner Seite ſonderlich genial, doch auf jener meiſtens ſehr einfältig und platt. — „Philologiska anmärkningar öfver ströddа ställen i Gamla Testamentets Grundspråk. Ett Tillhang till Hedraiska Lexica. Af J. A. Tingstadius" (Philologiſche Anmerkungen über einzelne Stellen in der Grundſprache des alten Teſtaments. Ein Anhang zu hebräiſchen Wörterbüchern). — „Propheterna, sådana de i Gamla Testamentet och Alkoran förestellas. Philologisk-Exegetisk Afhandling af H. Reuterdahl" (Die Propheten, wie ſie in dem alten Teſtament und Alkoran vorgeſtellt werden. Philologiſch-exegetiſche Abhandlung). — Ueberſetzt iſt: „Entwurf zum Syſtem der chriſtlichen Dogmatik, nach den Lehrbegriffen der lutheriſchen Kirche", von Auguſtin. (Der Schluß folgt.)

Der Anlaß zu dem Almanach: „Jeden Tag ein Jeſuit", hat der Umſtand gegeben: daß die Jeſuiten ſich bei ihrer Ordens-Verwaltung eines Kalenders bedienten, in welchem der Tag jedes Heiligen (die im gewöhnlichen Kalender benannt ſtehen) durch den Namen eines Jeſuiten erſetzt war, der ſich am meiſten durch Ergebenheit gegen den Orden hervor gethan hatte! (Courrier fr.)

Nubien iſt im verfloſſenen Jahre ſchrecklich von Heuſchrecken heimgeſucht geweſen. Ein Amerikaner gerieth auf die Grille, ein Paar von dieſen Heuſchrecken nach ſeinem Vaterlande mit zu nehmen, und ſiehe! in Kurzem vermehrten ſich dieſe auch dort dergeſtalt, daß der unberufene Mitbringer derſelben ſich genöthigt ſah, Schießpulver in großer Quantität auf ſeinem Gebiete an zu zünden, wodurch dann gleich 140,000 in 20 Sekunden getödtet waren. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 5. Februar. 21ſtes Blatt.

Literarhiſtoriſche Curioſitäten.

II. Lord Byron's Menagerie.

Von Kindheit auf zeigte Lord Byron eine groſſe Liebe für das Geſchlecht der Thiere und hielt ſich ſchon in dem Hauſe ſeiner Mutter ſo viele Hunde und Katzen, als er nur irgend durch gute Worte oder durch böſen Trotz unterbringen konnte. Dieſe Liebe wurde von Jahr zu Jahr heftiger und abentheuerlicher, und als er in Cambridge ſtudirte, war ein junger Bär ſein Stubenburſche, deſſen Erziehung er faſt angelegener betrieb, als ſeine eigene. Wenigſtens vernachläſſigte er die Vorleſungen der akademiſchen Lehrer zum groſſen Aergerniß der ganzen Univerſität, während ſein Bär in allen Künſten, die ſeiner Natur angemeſſen waren, die glänzendſten Fortſchritte machte. Byron, dem die mönchiſche Pedanterei des engliſchen Univerſitäts-Weſens ein ſolcher Greuel war, daß er das gelehrte Cambridge als einen Sitz des Vandalismus in ſeinen Jugend-Gedichten bezeichnet, erſann bei ſeinem Abgange von dieſer Anſtalt einen eben ſo originellen als närriſchen Streich mit ſeinem jungen Bären. Er ſchloß ihn nämlich in ſeine ausgeräumte Stube ein, nachdem er ihm eine Tafel um den Hals gehangen hatte, worin er der Univerſität die vortreflichen Eigenſchaften des Thieres anpries und daſſelbe zu der nächſten Profeſſorſtelle, welche offen würde, empfahl. Wir wiſſen nicht, ob die Bittſchrift gehörigen Orts abgegeben und berückſichtigt worden iſt; die Wahrheit der Thatſache aber beſtätigt Byron ſelbſt in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwyn.

Nach ſeinem Abgange von der Univerſität hauſte Byron einige Zeit lang in der alten gothiſchen Abtei Newſtead, dem Familien-Sitz der Byrons, und hier waren einige ungeheuer groſſe Neufundländer Doggen ſeine tägliche Geſellſchaft. Einer derſelben, ſein Liebling, ſtarb um dieſe Zeit in Newſtead, und der Dichter ließ ihm in dem Schloßgarten ein groſſes Marmor-Denkmal errichten, zu welchem er die Inſchrift dichtete, die ſich in der Sammlung ſeiner kleineren Poeſien abgedruckt findet. Der Schluß derſelben lautet:

Ye, who perchance behold this simple urn,
Pass on! it honours none you wish to mourn:
To mark a friend's remains these stones arise,
I never Knew but one, and here he lies. *)

Vor der Abtei dehnt ſich ein groſſer See aus, und auf dieſem trieb der junge Lord oft ſeine Streiche mit den Neufundländern. Manchmal ſetzte er ſich mit ihnen in einen Kahn und ruderte bis in die Mitte des Waſſers; alsdann ließ er die Ruder fallen, ſprang ihnen nach, und die treuen Thiere blieben nicht zurück. Sie faßten ihren Herrn, eines auf jeder Seite, bei dem Kragen und zogen ihn ſo an das andere Ufer. Ein alter Bauer, der einem Reiſenden dieſe Geſchichte

*) Ihr, die ihr vielleicht dieſe einfache Urne betrachtet, geht vorüber! Sie ehrt Keinen, den ihr zu betrauern wünſchet. Eines Freundes Gebeine zu bezeichnen, erheben ſich dieſe Steine; ich kannte nie mehr als Einen, und der liegt hier.

erzählte, fügte hinzu: „He's the devil of a fellow for comical fancies!" *)

In Italien war Lord Byron mit einer Art von Menagerie umgeben, und der Transport dieses thierischen Hausgesindes, von dem er sich durchaus nicht trennen wollte, hielt ihn sogar von langen Reisen ab. Als er nach Pisa kam, bestand seine Menagerie aus folgenden Thieren: einem Affen, einem Bullenbeißer, einer englischen Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und mehreren Hennen von seltenen Gattungen, der neun Pferde nicht zu gedenken. Während seines dortigen Aufenthaltes kaufte er einen zweiten Affen aus Mitleid, weil er gesehen hatte, daß das Thier von seinem Herrn gemißhandelt wurde. Das wichtigste Subiekt in diesem Verzeichniß war der schwarze Bullenbeißer, Namens Moretto. Dieser lag an einer Kette vor dem Zimmer seines Herrn, und zwar so, daß er Spielraum genug hatte, die Thür zu hüthen und Fremde vom Eintritt ab zu halten.

Gegen den Capitain Medwyn äußerte sich Lord Byron in Bezug auf seine Menagerie sehr liebevoll. „Es ist mühselig" — sagte er — „mit einer so großen lebenden und todten Haushaltung, wie ich habe, weit zu reisen, und ich mag keinen meiner Lieblinge zurück lassen, die sich gehäuft haben, seit ich auf dem Continent bin. Fremden kann man sie nicht anvertrauen. Beim Pachter werden Sie einige meiner Pfauen in Pension sehen. Fletcher **) sagt mir, sie seyen eben so schlechte Reisegefährten, als der Affe, den ich Ihnen zeigen will." — Er ging voran in ein Zimmer, wo der Affe sich befand, mit dem er nun eine Zeit lang spielte und ihn liebkoste.

Es ist eine merkwürdige und von den Psychologen noch nicht genug geprüfte Erscheinung in der menschlichen Natur, daß Menschenfeinde oft Thierfreunde sind. Byron's Beispiel ist ein sehr wichtiges für diesen Gegenstand, und er, welcher so viele Seiten seiner Schriften mit seinen misanthropischen Gefühlen und Grundsätzen angefüllt hat, charakterisirt sich in einer Stelle des „Don Juan" auch als einen Thierfreund, indem er sagt:

— He had a Kind of inclination or
Weakness for what most people deem mere vermin,
Live animals. ***) Wilhelm Müller.

*) Er ist ein Teufelskerl in komischen Einfällen.

**) Byron's alter Kammerdiener, sein Leporello.

***) Don Juan, Canto X. Stanza 50. Er hatte eine Art von Neigung oder Schwachheit für das, was die meisten Leute nur für Ungeziefer achten, lebendige Thiere.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortsetzung.)

Als der Jäger-Jüngling in die Nähe des Wohnorts seiner alten Wärterin gelangte, wurden ihm die Schritte unwillkührlich etwas kürzer vor dem Gedanken, daß er sich einem ganz gewöhnlichen Schenkhause nähere, und darin gar unwillkommene Gesellschaft antreffen könne. Er sah sich um, ob er etwa Jemand finde, durch welchen er die gute alte Lisbeth könne heraus bescheiden lassen; aber die Gegend war just in diesem Augenblick wie ausgestorben rings um das einzeln an der Straße liegende Gehöfte her. Durch die Stille in dem Gebäude ermuthigt, aber auch einigermaßen beunruhigt, schritt er rasch vorwärts, und bemerkte jetzt mit wachsender Beängstigung, die Laden des Hauses seyen geschlossen. Vor dem gleichfalls verschlossenen Hofthor saß ein bitterlich weinendes Kind. Etwas verschüchtert fuhr es vor dem Waffengeklirr des Heranellenden empor, und starrte ihn aus großen, trotzig anmuthigen Augen an. „Guten Tag, lieber Knabe!" sprach der Jäger; „wohnt hier nicht —?" — Aber ihn voll schmerzlichen Unwillens unterbrechend, sagte der Kleine: „O nein, hier wohnt jetzt Niemand! Und Er kriegt nun hier kein Abendbrod, und ich keine Butterstulle mehr! Und bei meinen Eltern kriegen wir auch nichts zu essen, denn die haben selber nichts. Aber freilich, wenn hier noch die gute Frau Lisbeth wohnte, da hätten Er und ich vollauf gehabt; nun sind wir alle Beide schlimm daran!" — Damit fingen seine Thränen wieder an zu fließen. Und mühsam und nur nach und nach konnte Anton von ihm heraus bringen, der guten Frau Lisbeth sey ihre Schwägerin gestorben, und darum habe sie mit deren vier Kindern aus dem Hause fortgemußt, und was sie nun anfangen werde, und wo sie hin sey, wisse Niemand. „Nicht einmal meine Eltern wissen es!" setzte das weinende Kind staunend und wie hochbetheuernd hinzu, als müßten diese Eltern doch eigentlich sonst Alles wissen. Etwas mehr hoffte Anton auch wirklich von ihnen zu erfahren, und ließ sich deshalb durch den Kleinen zu ihrer nahen Hütte geleiten. Es waren verarmte Webersleute: der Mann ein verkrüppelter Soldat. Sie bestätigten im Wesentlichen des Kindes Aussage und versicherten, auf Stunden weit im Umkreise werde gewiß Frau Lisbeth mit Schmerzen vermißt, die fromme, freundliche, hülfreich rüstige Frau. Da der gerichtliche Verkauf der Wirthschaft nicht ab zu wenden gewesen sey, habe sie die kleinen Waisen entschlossenen Muthes auf ihren Wagen gepackt, und sey damit nach der östreichischen Grenze gefahren, in dem neutralen Kaiserreich desto ruhigere Tage für die Kindlein hoffend, und nächst Gottes Schutz auf die Beihülfe eines entfernten Anverwandten bauend. Sie selbst wolle ihr Haupt — hatte sie betheuert — nicht eher sanft legen, bis sie den armen Kleinen irgend einen Svarpfennig zusammen gewirthschaftet habe. Wenn auch nicht mehr jung, sey sie doch für ein solches Liebeswerk noch immer rüstig

und frisch genug! Was sie eigentlich im Sinne trage, habe jedoch Niemand erfahren: „und so" — setzte der Invalide seufzend hinzu — „ist uns ein lieber Schutzengel aller Armen und Bedrängten aus unserer Gegend verschwunden!" — Sein Weib und sein Knäblein brachen über diese Worte in Thränen aus.

Der Jüngling beschenkte sie so reichlich, als es ihm in diesem Augenblick möglich war: das blieb nun freilich ziemlich wenig, aber in dem ärmlichen Haushalte galt es dennoch für viel. Noch weit mehr als darüber jedoch freute sich die Familie, da ihnen Anton kund gab, er sey der guten Lisbeth Pflegling; und so trat er, von ihnen zwiefach gesegnet, den Rückweg um Vieles heiterer an, als er es nach dem verfehlten Ziel seiner Wanderung hätte hoffen dürfen.

Bei seinem Wiedereintreffen zur kleinen Genossenschaft redete ihn Braunold mit den fast höhnenden Worten an: „Nun, habt Ihr's abgemacht?" — Aber die flammende Röthe der Empfindlichkeit auf des Jünglings Wangen beachtend, änderte der seltsame Mann sogleich seinen Ton, Anton's Hand fassend, und mit freundlichem Lächeln sprechend: „O ich bitte Euch, denkt nicht schlimmer von mir, als ich bin. Es liegt so viel Wehmuthsstoff in meiner Seele, als in der Eurigen. Und überhaupt fehlt es wohl eigentlich keinem Menschen daran. Schon der Trauerschleier sorgt dafür, welcher seit Jahren über unsere Zeit ausgebreitet liegt, und eigentlich — wenn man's genau betrachtet — über all und jede Zeit!" — Anton sah ihn mit leisem Kopfschütteln verwundert an, und blickte dann wie fragend nach dem sonnigblauen Himmel empor, und nach einem blüthenüberstreuten Kirschbaum, unter welchem jetzt eben die Zwei vor Braunold's Quartier in einem schönen Dörfchen saßen. — „Wartet nur!" sagte Braunold; „die Antwort auf Euern Frageblick wird nicht lange verziehen!" — Und da bald darauf ein rascher Lufthauch den Rasen vor ihnen mit abgewehrten Blüthen überstreute, sagte Braunold: „Seht Ihr wohl? So geht's!" — Dann seufzte er tief und ging langsam in das Haus.

Seit diesem Augenblick fühlte sich unser junger Freund wie durch ein inneres Gebot an Braunold gewiesen. Das tiefste Mitleiden für ihn empfindend, meinte er, ihm Alles mittheilen zu müssen, was in seiner eigenen jungen Seele so reich an Gottvertrauen und heiterer Zuversicht blühte, und zwar eben auch in jugendlicher Zuversicht hielt er diese Mittheilung für ein ganz leichtes Werk. Darin aber hatte er sehr geirrt, und erfuhr das mit jedem Tage deutlicher. Je mehr er bestrebt war, sich dem seltsamen Braunold an zu nähern, je entschiedener verschloß sich dieser vor ihm; bald durch mürrisches oder doch tiefdüsteres Verstummen; bald, indem er sich in seine spöttische Laune hüllte, man hätte fast sagen mögen: wie in einen elektrisch abstoßenden, funkensprühenden Mantel. Dennoch war es wieder, als ob eine wunderbare Lenkung die Beiden untrennbar zusammen gepaart halten wolle. Nicht nur, daß Beide, längst ehe sie von einander wußten, dasselbe Regiment für ihre kriegerische Laufbahn erwählt hatten; sie wurden auch, gleich nachdem sie es in Breslau erreichten, unter eine und dieselbe Corporalschaft gestellt: sie standen in ein und demselben Zuge; ja, durch einige unerwartete Veränderungen wurden sie auch Nebenleute im ersten Gliede der Schaar.

Zu Anfang spöttelte Braunold nur über diese gezwungene Annäherung, aber vor Anton's heiter liebreichem und theilnehmendem Wesen begann mehr und mehr eine Vereisung zu schmelzen, die gewiß mehr Unglück als eigene Schuld um das Herz des wundersamen Mannes gezogen hatte. Immer freundlicher fing er sich seinem jungen Genossen zu erweisen an, und veranlaßte ihn auch zuweilen, daß er allerhand aus der noch so kurzen Spanne seines jungen Lebens erzählen mußte. Das wenige Betrübende, welches darin vorkam, hörte Braunold mit inniger Theilnahme an, und forschte dann achtsam näher nach allen Umständen, als fühle sich sein schwergepreßtes Herz dadurch erleichtert. Wenn dagegen Anton die schuldlosen Freuden seiner Kinderzeit schilderte, und wie seine Eltern ihn liebten und sich einander, oder auch, wenn er von der holden Pflege der frommen Wärterin sprach — da konnte man es dem starken Braunold ansehen: nur mühsam drängte er den heftigen Ausbruch eines tiefen, sein ganzes Inneres durchnagenden Schmerzes in sich zurück, so daß selbst der arglosfrische Jünglingsknabe Anton endlich dieses ängstigenden Gefühles bei seinem Gefährten inne ward, und also die sonst ihm so lieben Gegenstände des Gespräches in milder Schonung vermied. (Die Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

Man sprach in einer Pariser Gesellschaft von den ungeheuern Schätzen des Fürsten T***. „Darüber können Sie sich wundern?" fragte Einer der Anwesenden. „Das geht ganz natürlich zu: Er hat Alle diejenigen wieder verkauft, die ihn erkauft hatten. Bei einem Doppelhandel dieser Art läßt sich etwas gewinnen!"

Die Sängerin Catalani befand sich zufällig zu Corke in Irland, als eine Kauffahrtei-Flotte mit ungeheuern Reichthümern in den Hafen einlief. Sie wollte diese Gelegenheit, einen so schönen Geld-Erwerb zu machen, nicht ungenutzt lassen. Ein gewöhnliches Conzert würde die Seemänner nicht gelockt haben: es mußte ganz was Neues seyn; sie kündigte es in der Reitbahn an, und sang — zu Pferde. Th. Laurin.

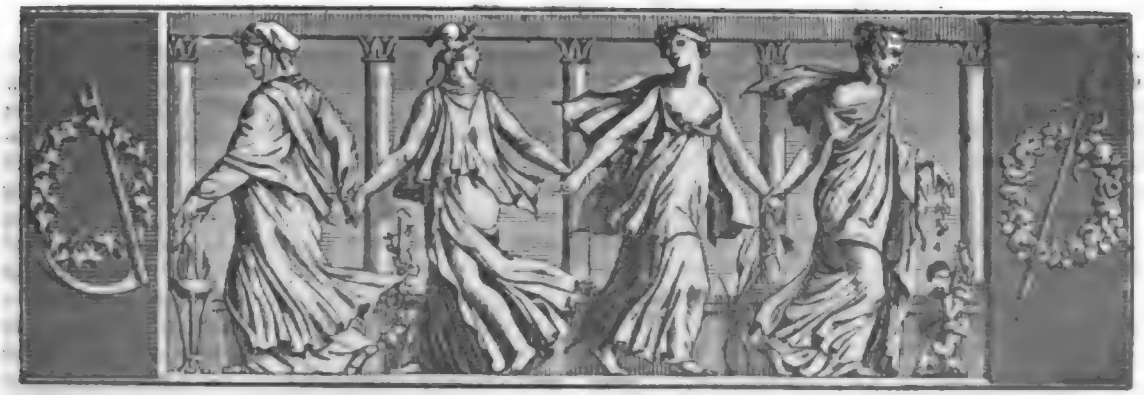
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Schwediſche Litteratur im Jahr 1824. (Schluß.) In der Jurisprudenz iſt nur folgendes bekannt geworden: „Sammandrag af Författningar, rörande förvaltningen af Krigsväsendet till lands. Af G. W. af Tibell" (Abriß der Geſetze, die Verwaltung des Kriegsweſens zu Lande betreffend). — Es ſind außerdem mehrere Prozeß-Akten erſchienen, von welchen die zwiſchen dem falliten John Hall und ſeinen Curatoren die größte Aufmerkſamkeit erregten. Dieſe ſind vom Hofgericht in Jönköping ſchuldig befunden, jenem ohngefähr 330,000 Rthlr. ſchwed. Banko zurück zu bezahlen; welche ſehr bedeutende Summe ſie alſo ungerechter Weiſe an ſich gebracht haben müſſen! — Das mediciniſche Fach hat aufzuweiſen: das zweite Heft der letzteren Abtheilung von: „Sveriges Läkarchistoria ifrån Konung Gustav I. intill närvarande tid, af J. F. Sacklen" (Geſchichte der ſchwed. Aerzte. von den Zeiten Königs Guſtav des I. bis zur gegenwärtigen Zeit). — Im Ueberſetzungen ſind erſchienen: „Richters ſpecielle Therapie", und Hermbſtädts „allgemein nützlicher Rathgeber für Stadtbewohner und Landleute." — Naturgeſchichte, Phyſik und Technologie. Der berühmte Sv. Nilſon gab uns den zweiten Theil ſeiner: „Skandinavisk Fauna. En Handbok för Jägare och Zoologer" (Skandinaviſche Fauna. Ein Handbuch für Jäger und Zoologen). — „Jernkontorets Annaler för 1823. — Sjunde Delen" (Die Annalen des Eiſen-Comtoirs). — Ueberſetzt iſt: E. G. Fiſchers „Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre." — Geſchichte. „Försök till Grekiska Revolutionens Historia, enligt anteckningar gjorda på stället, af H. J. Aschling, Major etc." (Verſuch einer Geſchichte der Griechiſchen Revolution, nach Notizen an Ort und Stelle gemacht). — Der Verfaſſer giebt vor, er wäre beinahe ein Jahr Commandant in Navarino geweſen, und doch wollen Andere wiſſen, daß er nicht weiter als bis nach Marſeille gekommen. Wie es ſich auch damit verhalten möge, gewiß iſt, daß dies Buch, obwohl in einer fließenden, nur zuweilen verwahrloſeten Sprache abgefaßt, keine deutliche und zuſammenhängende Ueberſicht der Ereigniſſe giebt. Unwahrſcheinlichkeiten kommen auch vor. Der Verfaſſer verſichert, daß er die Griechen und ihren Freiheits-Kampf ſehr liebt; dabei ſetzt er ſie überall herunter, erzählt aber gleich darauf, wie tüchtig die Untauglichen und Elenden ſich verhalten. — „Handlingar vörande Skandinaviens historia" (Aktenſtücke zur Geſchichte Skandinaviens), erſter Theil; auch unter dem Titel: „Nya Handlingar etc." (Neue Aktenſtücke ꝛc.) erſter Theil. — Ein freier Verein von Kennern und Liebhabern der vaterländiſchen Geſchichte begannen dieſes Unternehmen im Jahre 1816. Nachdem ſie eine königliche Beſtätigung ihrer Statuten, den 16. Januar 1821, bekamen, nennen ſie ſich: „Kongl. Samsurdet till utgifvandet af handskrifter rörande Skandinaviens historia" (Königl. Geſammtheit zur Herausgabe der Handſchriften, die Geſchichte Skandinaviens betreffend). — Beſchützer der Geſellſchaft iſt der König ſelbſt; der Kronprinz das erſte Mitglied; außerdem iſt eine Anzahl der vornehmſten unſeres Landes dabei. In allen Theilen des Reichs ſind Korreſpondenten genannt. Von 1816 bis 1822 ſind die zehn erſten Bände heraus gekommen. Die Sammlung enthält für die ſchwediſche Geſchichte ſehr wichtige Beitrage, doch iſt auch kein Mangel an Unbedeutendem darin. Jedem Theile ſind mehrere Fac simile von Königen, Königinnen und andern merkwürdigen Perſonen beigefügt. In etlichen Bänden findet man auch ein fortgehendes Regiſter über alle bis heut gedruckten Aktenſtücke, die vaterländiſche Geſchichte betreffend. Was aber dem Referenten nicht gut ſcheint, iſt, daß die alte Rechtſchreibung moderniſirt worden. — „Bihang till Stövers Oefversigt af Sveriges Historia under Frihets-tiden" (Anhang zu Stövers Ueberſicht von der Geſchichte Schwedens, unter der ſogenannten Freiheits-Zeit); erſter Theil. Enthält theils viele ungedruckte ſchwediſche, theils ausländiſche, bis hierher nicht überſetzte Sachen, zur Erläuterung dieſer Zeit. 1) Holſteiniſche Anekdoten; 2) Bericht von des Freiherrn Görtz Arretirung in Holland, Febr. 1717. 3) Auszüge aus Briefen; 4) Auszug aus E. Benzelius des Jüngern Reichstags-Annotationen. — „Handlingar ur Hans Excellence Staatsministern Herr Grefve L. von Engeströms Bibliothek" (Aktenſtücke aus der Bibliothek des Grafen L. von Engeström); das vierte Heft. — „Portefeuille för Historiska Teckningar" (Portefeuille für hiſtoriſche Zeichnungen); 7tes und 8tes Heft. Enthält Portraits und kurze Lebensbeſchreibungen von Königin Chriſtina; Feldmarſchal C. G. Wrangel: Tycho Brahe; Magnus Tjeder Statsward; — Erik Johanſon Waſa; St. Brigitta; Erik Sparre; und Hogenſchild Bielke. Dieſes Fach iſt beſonders reich an Ueberſetzungen. Wir bemerken: „Ueber die neuere Geſchichte" von F. Schlegel. — „Ueberſicht der franzöſiſchen Geſchichte", von Bodin; — „Denkwurdigkeiten aus Menſchen-, Völker- und Sitten-Geſchichte alterer und neuerer Zeit", von Bauer. — „Napoleons Memoiren", „O'Meara's Memoiren", „Carnot's Leben", von Korte; — „Beitrage zu Königs Karl XIV. Johanns Biographie, von C. Nikolai; — Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts", das 25ſte Heft; behandelt das Jahr 1815; — „Lebensbeſchreibung des Prinzen Eugen, Herzogs von Leuchtenberg", aus dem Franzöſiſchen; — „Skandinavien und Karl XIV. Johann", zweiter Theil. In dem Bericht über die ſchwediſche Litteratur von 1823 iſt angegeben worden, wie aus einer Ueberſetzung des erſten Theils ein Original entſtand. Dieſer zweite iſt mehr Ueberſetzung. — Das Fach der Erdkunde im Allgemeinen. — „Geologisk afhandling om Svenska jordens Bildning. Af G. Wahlenberg" (Geologiſche Abhandlung von der Bildung der ſchwediſchen Erde). Der Verfaſſer iſt der unter allen Gelehrten berühmte Botaniker Wahlenberg. Die höchſtwichtige und hiergedachte Abhandlung war einſt in dem erſten Heite der Zeitſchrift „Sven" abgedruckt, und erſcheint nun umgearbeitet. — „Fal om Klimaternas rörlighet, af Friherre Ehrenheim" (Rede von Beweglichkeit des Klima's). Freiherr Ehrenheim, ehemaliger Kanzlei-Präſident, iſt einer der gelehrteſten Manner Schwedens. Dieſe ſehr intereſſante, auf Forſchungen und tiefes Nachdenken begründete Rede iſt in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten. — Für die Bank ſind „Reglements, die Verwaltung betreffend", und „Tabellen, die den Zuſtand derſelben ausweiſen", dem Publikum gegeben. — „Om möjligheten och Fördelen af allmänna uppodlingar i Lappmarken; af C. C. Caestadius" (von der Möglichkeit und dem Vortheile eines allgemeinen Anbaues in Lappmarken). Der Entwickelung des eigentlichen Gegenſtandes geht eine ausführliche Beſchreibung über die phyſiſche Bildung des Landes voran, wobei das Klima und die Vegetation berührt werden. — Ueberſetzungen: Thomas Hoyes, „Anaſtaſius." Nach Lindaus Bearbeitung; — „Reiſe in Columbien im Jahre 1820 und 1821;" — „Lady Morgan's Reiſe in Italien", 2ter Theil; — „Des engliſchen Oſtindien-Fahrers Cabaleas Schiffbruch, 1818"; — „Maleriſche Beſchreibung der Schweiz, vom Marquis de Langle" A.

Bekanntlich war vor einiger Zeit ein Wallfiſch in der Nähe des Helders geſcheitert. Man hat bei der Oeffnung drei Dutzend aſiatiſche Turbane gefunden! Gewiß ſtammen ſie von dem Sprengen einer Fregatte durch einen griechiſchen Brander her. Sie ſind jetzt bei einem Hutmacher in Amſterdam ausgeſtellt. (Corsaire.)

Ein Belgiſcher Zeitungsſchreiber behauptet, der diesjährige Kalender ſei um acht Tage zurück. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 7. Februar. 22ſtes Blatt.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortſetzung.)

Aber was half es dem Jüngling, daß er ſtatt der Geſpräche ſeiner Jugendjahre von dem nahen Wiedererwachen eines ſchönen, bisher ſo furchtbar niedergedrückten Freudenlebens in den gottgeſegneten deutſchen Landen ſprach! Dann verſtellte ſich Braunold's Geberde nur noch trüblicher, ja ingrimmiger, und faſt wäre darüber ein häßlicher Verdacht in Anton's ſonſt ſo heiterklarer Seele aufgeſtiegen, als wünſche ſein wunderlicher Gefährte eigentlich den preußiſchen Waffen kein Glück, ſondern halte es vielmehr im Herzen mit dem Feinde. Aber dawider ſprach ja ſchon Braunold's freiwillig ergriffener Kampfes-Beruf, den in einer ſo männlich ſtarken Seele unmöglich andere als begeiſterte, oder doch ſehr feſt und klar angeſchaute Bewegungsgründe veranlaßt haben konnten. Und vollends mußte jedes Mißtrauen vor der rüſtigen Thätigkeit verſchwinden, womit Braunold bei den Waffenübungen und auf dem Marſch und in allen denkbaren Verhältniſſen beſtrebt war, ſeine Verpflichtungen auf das ſorgſamſte zu erfüllen. Die Schnelligkeit, womit er ſich in alle kriegeriſchen Uebungen und Aufgaben fand, ließ zweifeln, ob ſchon frühere Waffenerfahrung oder nur allein glühendkräftiges Erfaſſen jeder Lehre und Vorſchrift ihn ſo ſchnell zu einem ausgezeichneten Soldaten reife, der dafür die Achtung und das Wohlwollen ſeiner Offiziere und Kameraden, ungeachtet ſeines anhaltend düſter ſchweigſamen Weſens im reichen Maaße genoß. — Was man von Braunold's früheren Lebens-Umſtänden wußte, beſchränkte ſich darauf, daß er Jahre lang einer Förſter-Stelle in einem der wüſteſten und furchtbarſten Thäler des Rieſen-Gebirges mit ausgezeichneter Tüchtigkeit und mit großer Schützen-Geſchicklichkeit, ihm auch die verwegenſten Jagd-Abentheuer ſieghaft erleichternd, vorgeſtanden hatte, und nun auf den erſten Aufruf in die Reihen der Jünglinge eingetreten war, ſeinem vorgerückten Alter beinahe zum Trotz. Vielleicht hätte er bei ſeinen luſtigen Gefährten unter dieſen Umſtänden für einen Abgeſandten des Rübezahl gelten mögen, oder wohl gar für den patriotiſch gewordenen Rübezahl ſelbſt. Aber wenn auch dergleichen Späßlein zuweilen leiſe auftauchen wollten, Braunold's ernſtes ehrfurchtgebietendes Weſen ſorgte dafür, daß ſo etwas ſich weder zu Neckereien geſtalten, noch überhaupt nur vor ſeinem Ohre laut werden durfte.

Auf dieſe Weiſe war man bis in die Gegend von Lützen gerückt. Der Abend vor dem großen Kampfestage hatte meiſt alle Kriegsleute, welche nicht irgend ein Dienſtgeſchäft wach erhielt, früh zum Schlummer genöthigt: denn man wußte ja, es gelte zu Morgen frühen Aufbruch, und wer hätte nicht gewünſcht, recht klar und friſch und ſtark an Seel' und Leib dem viel entſcheidenden Werke entgegen zu ziehn! An Braunold's Seite, der ſich gleichfalls zum Schlummer in ſeinen Mantel gewickelt hatte, war Anton nach Jünglingsweiſe raſch und behaglich eingeſchlafen, und ein freundlicher Traum führte ihn jetzt in das väterliche Berg-

ſchloß zurück. Auch um manche Jahre wieder ging es zurück. Es war noch Frieden in der Welt, oder wenigſtens noch in allen Preußenlanden, und Anton kam ſich wie ein Knabe vor; dagegen erſchien ihm, was er ſeit einigen Wochen wirklich erlebt hatte, wie ein kühner Traum, den er nun den lieben Eltern vorerzählte. Die ſagten freudig dazu: „Was nicht iſt, kann werden! Aber Du mußt Dich hübſch vorüben dazu, lieber Anton; ſonſt biſt Du allzu ſchwächlich, wenn ein großer Tag am Himmels-Gewölbe über Dich hindonnert. Um da mit Anſtand hinauf zu ſehen, muß der Menſch ſich ſehr früh an das Ertragen edler Laſten gewöhnen.“ — Und zugleich brachten ſie ſo herrlich blanke Waffen herbei, wie Anton ſich nie erinnern konnte, jemals geſehen zu haben; Spielſachen noch, aber von lauter ächtſtrahlenden Metallen verfertigt, und ſehr ſchwerwiegend, welches Anton beinahe ſchmerzlich empfand, als er in fröhlicher Begierde danach faßte. Doch ſchämte er ſich, über ihre Wucht zu klagen, ſondern begehrte voll kecken Trotzes immer der Waffen noch mehr. Und Vater und Mutter brachten auch deren noch immer mehr zuſammen, und ſagten endlich: „O es iſt draußen noch eine große Waffenkammer voll, größer als die halbe Welt!“ — Da begann es dem Knaben zu ſchwindeln, und er wankte unter ſeiner herrlichen Laſt, aber er wollte ſich durchaus nichts merken laſſen, und die Eltern trugen immer und immer noch Waffen zu. Auf einmal ſtand die alte Kinderfrau Lisbeth weinend vor ihm, und bemühte ſich angeſtrengt, ihm die Wucht der auf ihn drückenden Waffen zu erleichtern; dadurch fühlte ſich Anton ſehr wehmüthig bewegt, aber auch wieder einigermaßen gekränkt, und er brachte mit großer Anſtrengung die Worte hervor: „O Du liebe alte Pflegerin! O Du gute Kinderfrau, ich bin ja nun ſchon eigentlich kein Kind mehr! So laß doch ab mit Deiner allzu ſorglichen Liebe. Der liebe Vater weiß ja das Alles, und wenn es zuviel damit würde, bäte gewiß die liebe Mutter für mich. O es iſt ja Alles nur ſelige Liebe!“ — Aber da drang ein tiefes, ſchmerzliches Stöhnen in ſein Ohr, und aus dem Schlafe empor fahrend, ſah er, wie Braunold hochaufgerichtet neben ihm ſaß, das bleiche, wild gegen den Nachthimmel ſtarrende Antlitz furchtbar von einem nahen Beiwacht-Feuer beleuchtet. — „Was iſt das? Was ſoll das?“ fragte haſtig der im wüſten Erwachen verwilderte Jüngling — „wer ſeyd Ihr?“ — „Beſinnt Euch!“ entgegnete Braunold mit düſterer Faſſung, und wiederum nicht frei von unwilligem Hohn. „Hier giebt es nicht Vater und Mutter, und noch weniger eine Kinderfrau. Und wie es in unſerer jetzigen Lage mit der ſeligen Liebe ſteht — da ſeht einmal in Eurer Patrontaſche nach, ob etwa dorten von ſelbiger Waare viel vorhanden iſt!“ — Die Augen von edler Zornesgluth und doch auch zugleich von milder Wehmuth flammend, entgegnete Anton: „Die Todesgrüße, welche morgen aus meiner Patrontaſche dem Feinde entgegen krachen ſollen, ſind dennoch Grüße der ewigen Liebe. Gott lenkt ſie, und Gott iſt die Liebe. Ich aber lade mein Gewehr und brenne es los und ſtürme vorwärts im fröhlichen Hurrah aus Liebe für König und Vaterland und Eltern und Anverwandten und Heimath!“ — „Alſo doch gewiß auch aus Liebe für die Kinderfrau?“ ſprach der höhnende Braunold. — „Verſteht ſich!“ entgegnete arglos der Jüngling, in dieſem Augenblick ſo lieb und hold aus allen ſüßen Erinnerungen auftauchend in das ſtolze Bewußtſeyn des nahenden Waffenſturmes, daß kein Mißlaut in ſeine jubelnd zärtliche Seele zu bringen vermochte. Braunold aber fühlte ſeines düſtern Genius ſtachelndes Mahnen nur deſto unbehaglicher, und heftig davon gereizt, fuhr er mit der Frage heraus: „Auch wohl den Franzoſen zu Liebe denkt Ihr morgen Euer Gewehr los zu brennen? — Ich meine nur, weil Ihr ja doch ausdrücklich und ausſchließlich mit Liebeswerken zu ſchaffen haben wollt!“ — Eine Weile lang ſchwieg der Jüngling im ernſten Nachdenken; dann ſprach er heiter: „Ich habe mich geprüft, lieber Braunold! Gottlob, ich haſſe keinen Franzoſen. Und wenn in dieſem Augenblick ein Engel — oder auch ein Trompeter nur — die Botſchaft durch die Geſchwader bliese: „Friede! der Buonaparte zieht über den Rhein zurück, und erkennet die Unabhängigkeit Deutſchlands an!“ ich würde von ganzer Seele zum Gegner hinüber rufen: „Friede!“ und froh zu meinen lieben Eltern heimeilen, ihnen den Segensgruß zu bringen!“ — „Und doch lodert ihm unverkennbar auch die Kampfesluſt in der Seele!“ ſagte Braunold tief bewegt vor ſich hin; dann faßte er Anton's Hand und ſprach: „O Du lieber, ſeltſamer Jüngling, vermöchte ich es doch, Dir noch zu guter Letzt einen Wunſch, einen rechten Herzenswunſch zu erfüllen!“ — „Ihr vermögt das recht gut!“ entgegnete Anton freundlich; „wenn das aber vielleicht nicht ohne große Seelenſchmerzen für Euch geſchehen könnte, da beding' ich mir's aus, daß Ihr mir lieber gar nicht antwortet, ſondern Euer Haupt ſtill zum Schlafen auf den Torniſter zurück legt. Ich will es dann eben ſo machen, und es ſoll von der ganzen Sache nicht mehr die Rede zwiſchen uns ſeyn.“ — Ein heftiges Zucken — man hätte faſt ſagen mögen: ein Grauen — bebte durch Braunold's Gebeine; doch bald ſprach er gefaßt: „Ich merke ſchon, was Du begehrſt. Ich ſoll Dir kund geben, wer ich eigentlich bin. Seltſam! Ihr Knaben und Jünglinge pflegt immer gern zu zerbrechen, und könnt Euch dennoch unter allen Menſchen — vielleicht die Frauen ausgenommen — am allerwenigſten mit Lebens-Bruchſtücken begnügen. Wenn Euch ein

Freund die rechte Hand bietet, möchtet Ihr immer, er ſteckte Euch zugleich mit der Linken ſeinen Taufſchein in die Taſche, und berichtete Euch gleich nach dem erſten Bruderkuſſe ausführlich, was von ſeiner Geburt an bis zur jetzigen Minute mit ihm vorgefallen ſey! — Und dennoch — Du übſt eine wunderbare Gewalt über mich, Du freundlich reines, muthig ſanftes Kind — da haſt Du meine rechte Hand! da haſt Du meinen Bruderkuß! Und daß Du mich ja hinfort nie anders nenneſt, als: Du! — Meinen Taufſchein hab' ich leider nicht bei mir, und Deine Taſche muß alſo einſtweilen ſich ohne ihn behelfen. Aber wer ich bin, und welch ein dunkles Schickſal über meinem Haupte ſchwebt — ſobald Du es wiſſen wirſt, mag Deine Seele Dir ſagen, ob ich Dir ein Freundſchafts-Opfer brachte mit dieſem Schmerzens-Bericht! — Hemme mich nun nicht weiter! Das Schlimmſte: der Entſchluß zu reden — es iſt überſtanden. Schweig' und höre, mein junger Bruder!"

Nun ſandte er die ſcharfen Blicke achtſam rings umher, und da er keinen abſichtlichen Lauſcher in der Nähe fand, neigte er ſich gegen ſeines jungen Freundes Ohr, und flüſterte einen Namen hinein, davor dieſer erſchrocken in die Höhe fuhr, auf einen ernſten Wink Braunold's jedoch ſich gleich wieder zur Ruhe gab. Danach hub der finſtere Mann folgenden Spruch an:

„So hieß ich, bevor ich Braunold hieß. Du wirſt nun ermeſſen, daß ich ein wenig da mitreden darf, wo es ſich von Glück und Weltlauf und unſichtbarer Weltregierung handelt. So lange meine Lebensbahn in den Dir und den Deinigen, wie vielen andern Menſchen wohlbekannten Lichtern der Ehre und des Glanzes friſch empor ging, dachte ich ungefähr, wie jetzt Du über jene wunderſamen Räthſel. Wem das Gelingen allwärts entgegen blüht, vermeint gern, das komme daher, weil er der Gottheit Augapfel ſey."

(Die Fortſetzung folgt.)

Moſaik.

„Manche Fürſten", ſagt der berühmte Schloſſer, „ſehen ihre Civil-Diener als ein nothwendiges Uebel an, als einen Haufen von Leuten, die ihnen nichts eintragen, wie ihre Pächter thun; die ſie nicht amüſiren, wie ihre Jäger und Sänger thun; die ihnen keinen Glanz und kein Anſehn geben, wie ihr Hofſtaat thut; die nichts zu ihrer Bequemlichkeit beitragen, wie ihre Kammerdiener thun, und die ſo ſelten aufs Commandowort pariren, wie ihre Offiziere und Schildwachten thun." So hart dies klingt, und ſo grell auch die Farben in dieſem Bilde aufgetragen ſind, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß im Ganzen genommen der Civil-Diener, im Verhältniß gegen andere Stände, am wenigſten belohnt und geehrt wird. Selten hat ein Staats-Diener, der ſchon eine wichtige Stelle bekleidet und in deſſen Hand das Wohl vieler tauſend Unterthanen gelegt iſt, eine ſolche Beſoldung, wie ein Opernſänger oder Tänzer, und der Zutritt zu ſeinem Regenten iſt ihm faſt ganz verſchloſſen, der doch der jüngſten Militair-Perſon verſtattet iſt, wenn ſie nur zur Zahl der Offiziere gehört. Wie viel würde ein Regent an Liebe und Zutrauen gewinnen, wenn er ſeinen Dienern aus allen Claſſen mehr Zutritt zu ſeiner Perſon verſtattete. Durch dieſe Annäherung würde er manchen edlen und kenntnißreichen Mann näher kennen lernen, der jetzt im Verborgenen lebt und vergeſſen wird; ſie würde den Staats-Diener feſter an die Perſon des Monarchen knüpfen und ihm perſönliche Liebe und Zuneigung einflößen, und es iſt ein mächtiger Unterſchied zwiſchen einem Diener, der aus Enthuſiasmus für das Gute und für ſeinen Regenten handelt, und zwiſchen einem, der nie mehr thut, als was man nach dem ſtrengen Rechte von ihm verlangen kann.

Ein franzöſiſches Blatt erzählt: „Als Ludwig XIV. Holland zu erobern gedachte, ſchrieb Pater Commire eine lateiniſche Fabel: „Die Sonne und die Fröſche", worin er den Styl und Charakter des Phädrus ſo täuſchend nachahmte, daß Wolf, der gelehrte deutſche Kritiker, ſie in ſeiner Ausgabe dieſes Fabel-Dichters mit aufnahm, weil er glaubte, die Fabel ſey von Phädrus."

La Varenne, ein Günſtling Heinrich IV., der ihn vom Küchenjungen bis zum Königlichen Kuppler avanziren ließ, ſtarb eines ſonderbaren Todes. Er lebte zuletzt im Kloſter Laſleche, oft daran denkend, daß ihm prophezeit worden war: der Teufel werde ihn holen. Als er nun einsmals, auf der Jagd, nach einer Elſter zu ſchießen gedachte, und dieſe — dazu abgerichtet — ihm entgegen rief: „Halt, Kuppler!" glaubte er, der Teufel ſey in dieſen Vogel gefahren, und ſtarb bald darauf an dem Schreck.

Als der Graf Artois (jetzt Carl X.) in den Tuillerien angelangt war, ſagte er zu den verſammelten Marſchällen: „Wie ſüß iſt es, im Pallaſt ſeiner Väter, im Schooße ſeiner Landsleute — und auf Ihren Lorbeern ruhen zu können!" — Einer der ihm vorgeſtellten alten Offiziere bot ihm ſeine Dienſte mit den Worten an: „Aber, Monſeigneur, ich muß Sie erinnern, daß ich zwanzig Jahre der Republik und Napoleon gedient habe!" — „Deſto beſſer", entgegnete der Graf Artois, „für den Dienſt des Königs: Sie haben gelernt, jetzt werden Sie lehren!" A. Münde

Spruch.

Größ're Schmerzen zu vermeiden,
Lerne kleinen Schmerz ertragen,
Um des Lebens größ're Freuden,
Lerne kleineren entſagen:
Im Erdulden, im Vermeiden
Liegt der Schutz vor allen Leiden. Ed. Rolle.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

London. In Broughton, ohnweit Brig in Lincolnſhir, iſt folgende Sitte noch im Gange. Der Pachter der Kirchenlande von Caiſtor muß ſich jeden Palmſonntag von Broughton nach Caiſtor begeben, und in der Vorhalle der Kirche Halt machen. Er hat eine große grünſeidene Börſe mit zwei Schillingen am Knopfloch hangen, und eine Peitſche, oben mit einem ſilbernen Knopf verſehen, in der Hand. Mit dieſer Peitſche knallt er drei Mal in der Vohalle, und bleibt dann daſelbſt bis zum Anfang der zweiten Bibelvorleſung. Dann tritt er in die Kirche ein, und laßt die Peitſche drei Mal über dem Kopf des Geiſtlichen knallen, kniet dann vor ihm hin, bis zu Ende der Vorleſung, überreicht ihm die Börſe, ſteht auf, begiebt ſich unter die Verſammlung und wartet nun das Ende des Gottesdienſtes ab. — Die Neu-Yorker Blatter führen Folgendes über das feinſte Compliment an, welches je gemacht worden. Als der General Lafayette in Neu-York landete, machte es ſich der Huth-Fabrikant Harley zur Ehre, ihm einen ſchönen Hut zu überreichen. Lafayette's Sohn, Waſhington Lafayette, ſchickte bald darauf in Hrn. Harley's Laden, verlangte noch einen ähnlichen und erhielt ihn ſogleich. Als ihn aber der Bote bezahlen wollte, erklärte Hr. Harley: Alle Hüte, womit er die Familie Lafayette bedienen könne, wären längſt — ſchon vor 40 Jahren — bezahlt!! Von dieſer Zeit an ſchreibt ſich Lafayette's erſte Reiſe nach Amerika, und die Freiheit der Nordamerikaner). Hierzu macht der engliſche „Courier" die Bemerkung: „Hrn. Waſhington Lafayette's Art und Weiſe, ſich einen Hut zu verſchaffen und nach eben dem Laden zu ſchicken, aus welchem ſein Vater einen Hut erhalten hatte, ſcheint uns ein ſehr zarter Hinzeig an den Fabrikanten, *für ihn* eben das zu thun, was er für deſſen Vater gethan hatte. Dieſe Wendung, einen Hut umſonſt zu erhalten, erinnert uns an eine Perſon in einem von Smolletts Romanen, die ſich große Mühe giebt, zu erfahren, wo man in London die Art vortrefflicher Käſe kaufen kann, von welchen Hr. N. N. die Güte gehabt, ihr vorigen Winter eine Sendung zum Geſchenk zu machen". — Warum laßt aber der „Courier" wiſſentlich aus, daß nicht Hr. Waſhington Lafayette in ſeinem Namen nach einem Hute verlangt und geſchickt, ſondern daß ein fremder Mann einen Hut beſtellt, geſellſcht und bezahlt habe; daß Hr. Harley erſt hinterher errathen, der Hut könne für Hrn. W. Lafayette beſtimmt ſeyn; daß er ſich naher erkundigt und es ſo befunden habe; daß er erſt hierauf das Geld zurück geſchickt und die patriotiſch-witzige Erklärung ausgeſtellt habe. Iſt die hamiſche Bemerkung im „Courier" wohl den zehnten Theil der Erklarung eines vor 40 Jahren frei gewordenen Amerikaners werth, und die hier angewandte Allegorie zwiſchen *Hut* und *Freiheit* nicht eben ſo ſinnreich als glücklich? — E.

Zwei Muthmaßungen über die Entſtehung von Paris: Der drollige Rabelais ſagt Folgendes: die Stadt Paris verdankt ihren Namen einer Beluſtigung des Pantagruel, der die Stadt einſt unter Waſſer ſetzen wollte. Eine Menge Menſchen — erzahlt Rabelais — flüchtete ſich vollen Laufs, und als ſie auf der Hohe der Univerſitat angekommen waren, ſchwitzend, huſtend, ſpuckend und außer Athem, fingen ſie an zu ſchimpfen und zu fluchen, einige im Zorn, einige voll Lachens: [par ris], Carimary, carymara!! Heilige Mamge, man hat uns zum Spaß [par ris] gebadet!! — Daher hieß denn die Stadt, welche vorher Leutecia hieß, von da ab *Paris*! — Die wahrſcheinlichſte Vermuthung über die Entſtehung des Orts iſt: daß die Inſel des jetzigen Paris anfangs als Feſtung benutzt ward. Das heißt, die Bewohner daſiger Gegend wohnten in Hütten um jene Inſel herum, trieben Viehzucht, Ackerbau und Fiſcherei, und flüchteten vor dem Feinde in ihren ſichern Zufluchtsort. Dies war etwa 260 Jahr vor Cäſar. Unter Cäſar waren die Pariſer ſchon ein Volk, das eine gewiſſe Anzahl Krieger ſtellte, um ſich [vergebens] den Römern zu widerſetzen. Die Feſtung war da ſchon beſſer und man hatte beide Brücken verbrannt. Sie ward aber doch erobert, und die Mauern wurden zerſtört. Die Pariſer nahmen damals die Druidiſche Religion an, was die Namen der Dörfer Pierre-Fite, Haute-Borne, Pierre Levée, Pierre-Olet beweiſen. Namen die bei Chartres oft vorkommen, wo der Mittelpunkt des Druiden-Dienſtes war. — Schwerlich kann ein Volk, deſſen Erdreich zuerſt kaum 20 Steuer im Durchmeſſer hatte, aus ſeiner dunkeln Unbemerktheit zu hoherem Glanz und großerer Macht gelangen, als die Pariſer!! (Corsaire.)

In Annapolis, (Maryland, in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten) war W. Crane, des Mordes beſchuldigt, feſtgeſetzt worden. Er brach aus dem Gefangniſſe, und hinterließ einige Zeilen an den Gefangenwarter, worin er im Eingange ſagte: „*Höchſt ungern* verlaſſe ich dieſen Ort, aber die Sorge für Frau und Kinder *nöthigt* mich dazu. Setzen *Sie* ſich an *meine* Stelle, ſo werden Sie das Nämliche thun"! (Courier.)

Als Haydn 1790 in London war (in ſeinem 59ſten Jahr), ward er von einem Mylord, der ſich einen leidenſchaftlichen Freund der Muſik nannte, gebeten, ihm Unterricht im Componiren zu geben, die Stunde zu einer Guinee. Da Haydn hörte, daß der Schuler ſchon Muſik-Kenntniſſe beſitze, nahm er den Vorſchlag an. „Wann beginnen wir?" fragte H. „Sogleich!" erwiederte der Lord, und zog ein Haydniſches Quartett aus der Taſche. „Prüfen wir einmal dies Stück, und ſagen Sie mir, warum Sie hier dieſe, dort jene Modulation gewahlt, und überhaupt den Gang der Compoſition ſo und nicht anders genommen haben, da er mir, aufrichtig geſagt, ganz und gar gegen die richtigen Grundſatze der Compoſition gehalten zu ſeyn ſcheint!" — Haydn war ein wenig überraſcht, indeß bat er den Lord, deutlicher zu werden. Der Letztere tadelte nun *jede Note* und Haydn blieb keine Ausrede als ſeine Ueberzeugung, „daß doch eine jede, ſo geſtellt, einen *guten Klang* hervor bringe". Der Lord, ein zweiter Abbé de Longuerue, hielt dies für gar keinen Grund, ſondern fuhr in ſeinen Demonſtrationen fort, bis er zuletzt wiederholte, das Quartett ſei *ſchlecht komponirt*! — „Sehr möglich", erwiderte Haydn, „komponiren Sie es nun einmal nach *Ihrer* Phantaſie, und laſſen Sie es ausführen, und dann wollen wir ſehen, ob es vielleicht mehr gefallt als das Meinige!" — „Das *glaube* ich gar nicht", ſagte der Lord; „aber eben darum will ich wiſſen, *warum* Ihre Komoſition die beſſere iſt"? — „Weil ſie wahrſcheinlich mehr ins Gehör fallt!" — Der Lord war damit nicht zufrieden, ſondern ſtritt ſo lange, bis Haydn am Ende ſagte: „Mylord, ich ſehe ein, daß wenn wir ſo fortfahren, ſo bin ich nicht *Lehrer* ſondern *Schüler*; da ich aber hierzu ſchon zu alt geworden bin, bitte ich, die mir zugedachte Ehre ablehnen zu dürfen"! — Dies kleine Abenteuer iſt der Pendant zu tauſend ſtets wiederholten qualvollen Belehrungen über Dinge, die uns doch einmal überaus *gefallen*, aber uns nicht gefallen *ſollen*, bloß weil ſie nicht nach den Regeln erzeugt ſind! Solche thörigte Lehrmeiſter wollen, daß uns ihre trockenen Lehren gefallen ſollen und bedenken nicht, daß der Zauber, der durch keine Regel ſich zwingen laßt, uns in Raphaels und Correggio's Malerei, in Talma's tragiſchen Talenten und Voltaire's Dichtung, und in der Fr. v. Stael Converſation anzieht! Wir *fragen* da nicht, ſondern wir *fühlen* bloß, *warum* es uns ergreift!! (Pandore.)

Wie ſehr die Schwarzen auch Geſchmack an franzöſiſchen Romanen finden, beweiſet der Umſtand, daß man auf St. Domingo ſchon den Roman: „die Roſe" überſetzt hat. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 6. und Blatt der Ankündigungen Nr. V.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 6. 1825.

Beilage zum 22ſten Blatte des Geſellſchafters.

Kritiſche Vergleichung der Schillerſchen Ueberſetzung von Hippolyts Tode in „Phädra“ mit dem Original.

A peine nous sortions de portes de Trézène,
Kaum ſahen wir Trözene hinter uns.

Im Original, des portes für de la porte, poetiſcher Ausdruck. In der Ueberſetzung, reine Proſa.

Il étoit sur son char,
Er war auf ſeinem Wagen.

Char iſt der poetiſche Ausdruck für chariot. Wagen iſt rein proſaiſch. Ein anderer Ueberſetzer hat Wagen dadurch verdeckt, daß er ſagt: Er ſtand zu Wagen hoch. Zu Wagen iſt poetiſcher als auf ſeinem Wagen.

Ses gardes affligés,
Die trauernden Begleiter.

Gardes iſt hier als Begleiter. Ein Held, ein Fürſtenſohn hat mehr als Begleiter; er hat eine Wacht, eine Leibwache, eine bewaffnete Begleitung. Begleiter ſind compagnons de voyage.

Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel
Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.

Tief in ſich ſelbſt gekehrt iſt poetiſcher als tout pensif (ganz in Gedanken). Eine Nachläſſigkeit aber iſt die Wiederholung des in ſich ſelbſt, mit dem wie er ſelbſt, im vorigen Verſe. Eine zweite Nachläſſigkeit iſt die Wiederholung: nachläſſig — überlaſſend. Der Straße, die nach Mycenä führt; gedehnt und proſaiſch. Es müßte heißen: der Straße nach Mycenä. Sa main sur les chevaux laissoit flotter les rènes; poetiſch und zugleich maleriſch ausgedrückt; die ſchlaffen Zügel geben das rènes flottantes nicht wieder. Drei deutſche Verſe für zwei franzöſiſche.

Coursiers — Thiere. Schiller hat vermuthlich hier Roſſe nicht ſagen wollen, um den Zuſammenſtoß mit Roſe in demſelben Vers zu vermeiden. Ein anderer Ueberſetzer hat Renner geſetzt. Ob aber Renner von andern als Reitpferden gebräuchlich ſeyn mag? Uebrigens ſtimmt es vollkommen mit Coursier überein.

Die folgenden vier Verſe ſind in der Ueberſetzung eben ſo ſchön, wo nicht ſchöner, als im Original, nur daß au triste pensée einen gegenwärtigen vorübergehenden Zuſtand, Schwermuth hingegen einen dauernden zu bezeichnen ſcheint. Sa triste pensée im Singular drückt den Augenblick aus; ſeine Schwermuth eine inwohnende Seelenbeſchaffenheit.

Un effroyable cri, sorti du fond des flots,
Des airs, en ce moment, a troublé le repos.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille.

Plötzlich, gleich zu Anfang, iſt eine Schönheit, und en ce moment ein ſpät kommender, ſchleppender Nachſatz. Dagegen ſchließt Racine's erſter Halbvers mit dem unvergleichlichen cri. Schiller fühlte die harmoniſche Schönheit, und ſetzte ſein Schrei am Schluß des Verſes, wo er ebenfalls viel Wirkung macht. Racine ſagt kurz: sorti; Schiller, ſchleppend, und als Nachſatz: der — aufſtieg. Racine paſſend: troublé; Schiller gebraucht eine falſche Figur: zerriß der Lüfte Stille. Ein Schrei kann wohl die Luft ſelbſt, die Wolken zerreißen, theilen, ſpalten, aber nicht die Stille der Luft. Eine Stille kann nur geſtört, unterbrochen, nicht aber zerriſſen werden. Die Stille der Luft iſt hier für die ſtille Luft geſetzt; das mag ſeyn. Aber das Wort Stille, nicht das Wort Luft, regiert offenbar das Verbum.

In fünf Verſen kommt hier bei Schiller vor: aufſtieg — aufſteigend — aufhorchten; und aus dem Meer — aus der Erde Schooß. Racine hat ebenfalls du fond des flots — du sein de la terre; aber der wiederholte Artikel iſt im Verſbau nicht ſo auffallend als die wiederholte Präpoſition.

Jusqu'au fond de nos coeurs notre sang s'est glacé!

Jusqu'au fond ſteht dem du fond des flots zu nahe. Uebrigens iſt der Vers aber poetiſcher als der deutſche. Es trat uns Allen eiskalt bis an das Herz hinan (an — hinan). Dagegen iſt aufhorchten die Roſſe weit poetiſcher als les coursiers attentifs; es wird durch das folgende und und ihre etwas geſchwächt (doch Schiller's Lieblings-„und“ iſt bekannt).

Le dos de la plaine liquide wird durch aus der flüſſigen Ebene nur halb ausgedrückt; der Rücken geht verloren.

Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg!

Ein ſehr ſchöner Vers! Waſſerberg viel ſchöner als montagne humide. Jeder Berg iſt feucht, wenn er geregnet hat. Hier ſieht man den Vorzug der deutſchen Sprache in ihren Zuſammenſetzungen: montagne d'eau iſt bei weitem nicht Waſſerberg.

L'onde approche, se brise et vomit à nos yeux

Ein verbum neutrum (approche), ein personale (se brise), ein activum (vomit). Im Deutſchen naht ſich, öffnet ſich. Es hätte vielleicht nahet geſagt werden können.

... Est armé de cornes menaçantes;
... est couvert d'écailles jaunissantes.

Zwei Mal dieſelbe Conſtructions-Form; zwei Mal dieſelbe Vers-Endung vermittelſt vierſylbiger Beiwörter. Dieſen Fehler hat S. verbeſſert. Hörner bewaffnen — Bedeckt iſt ſein Leib. Menaçantes hat er nicht genau gegeben. Ueberhaupt findet man ſchreckenvoll, fürchterlich, grauſenvoll, furchtbar zu gleichlautend und gleichbedeutend. R. hat eine ſtrengere Wahl getroffen. Eben ſo iſt's mit grimmiger Stier (hatte!), wild der Drache iſt's (noch härter!). R. ſagt indomptable, welches eher durch wild hätte gegeben werden können, als durch grimmig. Wie aber R. hier impétueux geſagt hat, habe ich nie begreifen können. Selbſt im Lateiniſchen wird es bloß von animus gebraucht, bloß von Menſchen; obſchon impetus vom Anfall der Menſchen und Thiere, auch leblofer

Weſen, z. B. von Stürmen, gebraucht wird, in welchem Sinne R. es genommen haben dürfte.

Wie kommen zu R's und S's Triumph.

Sa croupe se recourbe en replis tortueux,
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.

Soll ich meinem Gefühl folgen, ſo gebe ich S'n den Vorzug. R's Vers hupft zu ſehr, will das Fortwalzen mehr hören laſſen, als malen. Schiller ſetzt die Beſchreibung, das Gemälde fort; die bewaffnete Stirn, der beſchuppte Leib, der in Schlangenwindungen ausgehende Rücken: man ſieht die ganze Geſtalt, das Bild des Drachen. Man wird ſagen: R. laſſe ihn ſich bewegen, laſſe ihn brüllen (aes longa mugissemens). Jenes aber ſoll man ſehen, dieſes hören. Im Original hört man beides. In der Ueberſetzung fangt man erſt an zu hören, wenn Schiller ſagt: Sein hohles Brüllen u. ſ. w. Wie künſtlich, wie glücklich, wie einzig iſt das Wort, die Zuſammenſetzung, ſelbſt die Länge von

Schlangenwindungen

gewählt! In R. iſt eine Art von Wortſpiel im Ton zwiſchen croupe und courbe. Er verdankt es wohl gar einem Verſe Voltaire's.

Le chagrin monte en croupe, et galoppe avec lui,

welches wieder ſowohl eine Nachahmung des bekannten Quadrupedante etc., als des Horatiſchen Post equitem etc. iſt. Alſo Nachahmung einer Nachahmung bei Racine; bei Schiller ein Original ohne Gleichen.

In den fünf folgenden Verſen bemerken wir im Ganzen die große glückliche Treue. Nur ein Zuſatz: von ſeinem Hauch, der uns unnöthig ſcheint; eine eben ſo unnöthige Umſtellung (Inversion): Das Scheuſal ſieht der Himmel, anſtatt der Himmel ſieht das Scheuſal; um ſo mehr, da die vorherigen Nominative auch das Scheuſal zum Nominativ zu machen ſcheinen, und den Leſer irre führen. Die Woge ſelbſt (hier iſt ſelbſt überflüſſig) hatt den raſchen Gang des Verſes auf. Springt iſt nicht der bildliche Ausdruck; recule iſt beſſer. Mit Grauſen ſchließt nicht ſo gut, als das prächtige Schlußwort épouvanté, mit dem recule ſo harmoniſch verbunden.

Sans s'armer d'un courage inutile iſt nur unvollkommen und proſaiſch durch: weil Gegenwehr umſonſt gegeben. Auch das Wort ſucht iſt ſchleppend. Nicht dem nächſten Tempel (es waren nicht mehrere in der Nähe), ſondern dem nahen Tempel flieht Alles zu. Das franzöſiſche asile iſt unpaſſend, refuge iſt das richtige Wort. Asile iſt eine Freiſtatte vor dem geiſtlichen oder weltlichen Arm der Rache, kein Zufluchtsort gegen Gefahr.

Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,

iſt weit bildlicher als: leur présente une gueule enflammée. La frayeur les emporte wird durch: Sie rennen ſcheu davon, worin keine Poeſie liegt, nicht erreicht. R macht die frayeur zur Perſon. Sourds à cette fois (zum erſten Male taub) iſt ebenfalls ſtärker als: nicht mehr gehorchend. Connoissent ſagt mehr als gehorchend; à cette fois mehr als nicht mehr. Das sourd iſt ganz weggefallen. Dem Ruf der Stimme iſt ein leerer Pleonasmus; weit kürzer iſt ni le frein, ni la voix, als: nicht mehr dem Ruf der Stimme, nicht dem Zügel mehr.

Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an,

iſt mehr Proſe als Vers; und erinnert an: weil Gegenwehr umſonſt. Wie ſchön ſagt R.:

En efforts impuissans leur maître se consume.

S. hat weder das impuissans noch das se consume ausgedrückt. Kahl ſteht ſein: Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an.

Was R ſo zart, ſo furcht- und ehrfurchtsvoll berührt, weil es ſich auf Theſeus Worte an Neptun bezieht:

An deinem Grimm laß deine Huld mich kennen!

was Theramen kaum aus zu ſprechen wagt, wozu es bei ihm einer abgebrochenen Einleitung bedarf:

On dit ... qu'on a vu ... même ... en ce désordre affreux:

Un Dieu ...;

dieſes drückt S. ohne den geringſten Rückhalt, ohne alle Schonung und Milderung, und obendrein ganz proſaiſch aus:

Man will

Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben ...

L'essieu crie et se rompt

wird vollkommen durch:

Die Achſe kracht, ſie bricht!

wieder gegeben; ja noch beſſer durch die glückliche Zuſammenſtellung der Töne ach! — acht, icht, verſtärkt durch die beiden rr.

Kühn iſt nicht intrépide. Hippolyt war hier mehr unerſchrocken als kühn. — Morſch ſcheint nicht edel genug, und wird in dieſem Sinne als Nebenwort nur im gemeinen Leben für gänzlich und plötzlich gebraucht, wie ſtracks, flugs u. ſ. w. Es hat in dieſer Bedeutung viel Aehnlichkeit, auch im Ton, mit dem franzöſiſchen en morceaux. Beides ſcheint von morcellus zu ſtammen.

Excusez ma douleur,

iſt faſt höfiſch-lächerlich. Der Deutſche ſpricht viel edler und kräftiger: Pardonnez!

O Herr, verzeihe meinen Schmerz!

Was ich jetzt ſah — Ich ſahe — ſah ihn!

keine glückliche Wiederholung. Sie ſoll die franzöſiſche Verdoppelung ausdrucken. J'ai vu, Seigneur, j'ai vu. In dieſer Verdoppelung liegt ein Stocken, ein Stottern, ein Streben, dem der Athem verſagt. Er will es ſagen, und kann nicht; nur nach dem zweiten j'ai vu iſt er im Stande fort zu fahren. So etwas kommt dem Schauſpieler ſehr zu ſtatten. Im Deutſchen iſt das zweite ſah ihn, vom erſten ich ſahe, durch „deinen heldenmüthigen Sohn" zu ſehr, und ſchon durch die bloße rhetoriſche Verſetzung ich ſahe, ſah' ihn, zu — abgekühlt, um nicht einen großen Theil der dramatiſchen Wirkung verrauchen zu laſſen. Malheureux fils iſt nicht: heldenmüthiger Sohn. Hier kann in Theramen's und Theſeus Augen Hippolyt nur unglücklich erſcheinen.

Que sa main a nourris!

Hier iſt main edler als:

Die er geſittert mit der eignen Hand!

Il veut les rappeler, et sa voix les effraie.

Im Franzöſiſchen ſtimmt voix zu rappeler. Im Deutſchen: ruft Hippolyt den Pferden zu, ſpricht zu ihnen:

Er will ſie ſtehen machen; ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur, ſie rennen um ſo mehr!

Hier erinnert das Stehen-machen unwillkührlich an den gebräuchlichen Laut; um ſo mehr, da bald darauf folgt: Sie ſtehen ſtill. „Sie rennen um ſo mehr!" verſtärkt den Ausdruck ils courent, auf den im Original eine Unterbrechung folgt.

Fougue impétueuse iſt weit beſſer als oben Dragon impétueux. Das Ungeſtüm iſt ungewöhnlicher als der Ungeſtüm.

Der Vers:

Wo ſeine königlichen Ahnen ruhen,

drückt bei weitem den Vers:

Où des rois ses aïeux sont les froides reliques

nicht aus; beſonders klingt das königliche Ahnen wie ein Formular der Hofſprache, und iſt mit dem edleren les rois ses aïeux nicht zu vergleichen. — Reliques ſind eigentlich nur die Reliquien, die Heiligengebeine. Man hat, mit Recht, Racine'n den Mißbrauch dieſes Worts vorgeworfen. Früher und beſſer hatte er geſagt:

Des princes de ma race antiques sépultures.
Von alten Gebäude-Trümmern ſagt man ruines; von Gebern und Todten restes, cendres; von beidern débris.

Nachgebend beſteht ſich bloß auf die Andern, anſtatt daß im Original le sang nous (uns) conduit.

Von den ronces dégouttantes iſt in der Ueberſetzung das briefend weggeblieben.

Wie kurz: j'arrive, je l'appelle. Wie lang:

Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen!

Dem Verſe:

Der Himmel, ſpricht er, entweiht mir mit Gewalt,

fehlt Maaß und Klang. Mit Gewalt iſt ein matter Zuſatz.

Si mon père, un jour désabusé,

wird durch

Und kommt dereinſt

Mein Vater zur Erkenntniß,

proſaiſch, und das raſche Participium ſchleppend wiedergegeben. Eben ſo iſt den ſchöne Vers:

Pour apaiser mon sang et mon ombre plaintive

dürftig und unvollſtändig überſetzt:

Um meinen Schatten zu verſöhnen.

Das le héros expiré wird durch

Hier hauchte er

Die Heldenſeele aus,

verſchönert und verſtärkt. Eben dieſes gilt von triste objet, welches S. poetiſcher in traurig Denkmal verwandelt. — Auch finde ich, am Schluß, für eines Vaters Auge, zugleich ſchonender und ſtrafender als das directe: l'oeil même de son (ſeines) père.

Früher noch, als Schiller, hatte der geiſtreiche Dichter L. Robert ſich an den Récit de Théramène gewagt, und das Unmögliche — eine wörtliche Ueberſetzung, Vers für Vers, in Alexandrinern — verſucht und möglich gemacht. Der Reim war eine neue Schwierigkeit; Hr. R. hat auch dieſe glücklich überwunden. Eine zweite Vergleichung würde mich zu weit führen. Ich überlaſſe ſie dem Leſer, und ſetze das Gedicht bloß zur Vollſtändigkeit, und als eine Arbeit her, der ſich, meines Wiſſens, in dieſer Gattung noch kein Dichter unterzogen hat:

Wir waren aus dem Thor Trözene's kaum gezogen,
Er ſtand zu Wagen hoch; und traurig-ſtumm, wie Er,
Ging langſam ſeine Wacht geordnet um ihn her.
Der Straße nach Mycen' folgt er tief in Gedanken.
Die Zügel ließ er hin ſchlaff auf die Roſſe ſchwanken;
Sein ſtolzes Renner-Paar, das ſonſt mit ſchnellem Huf,
Mit edlem Feuermuth gehorchte ſeinem Ruf,
Scheint jetzt, das Haupt gebeugt, mit halberſtorb'nen Blicken
In ſeine Traurigkeit ſich gleichſam ein zu ſchicken.
Plötzlich dröhnt durch die Luft, die ruhig uns umwallt,
Ein fürchterliches Schrei'n, das aus den Fluthen ſchallt;
Und aus der Erde Schooß, ein ſchreckerregend Tönen
Antwortet dem Geſchrei mit grauſenvollem Stöhnen.
Das Blut in unſ'rer Bruſt, das innerſte, gefror,
Dem bruſtenden Geſpann ſträubt ſich die Mähn' empor:
Da thürmte wogend ſich auf eb'nem Meer-Cryſtalle
Ein flüſſiges Gebirg' mit wildem Waſſerſchwalle.
Die Welle naht und bricht und ſpeit mit Schaumgebrauſ'
Ein wüthig Ungeheim vor unſern Augen aus.
Zwei Hörner ſteh'n und drau'n, auf breiter Stirn entſproſſen;
Mit gelben Schuppen iſt ſein Leib wie übergoſſen.
Ein wild-unbänd'ger Stier, ein Drache, heiß-ergrimmt,
Des Schlangen-Schweif vielfach ſich krümmt und wieder krümmt.
Von ſeinem Heulen hallt der Meerſtrand zitternd wieder;
Der Himmel abſcheuvoll blickt auf das Unthier nieder;
Die Erde bebt; die Luft verpeſtet ſich rings her,
Die Welle, die es trug, ſtürzt rücklings ſcheu in's Meer.
Ein Jeder flieht und ſucht — wem konnte Muth hier nützen? —
Den nächſten Tempel, ſich vor der Gefahr zu ſchützen.
Nur Hippolyt, dein Sohn, der Held! ſetzt ſich zur Wehr;
Die Roſſe hält er ein, ergreifet ſeinen Sperr,
Stürmt an, und mit dem Spieß, geſchreckt mit ſicher Kunde,
Schlägt in den Leib des Thiers er eine tiefe Wunde.
Von Schmerz, von Wuth erfüllt, bäumt ſich das Unthier auf,
Rollt vor die Pferde hin, hemmt brüllend ihren Lauf,
Indem es einen Schlund flammend entgegen recket,
Der ſie mit Rauch und Blut und Feuer überdecket.
Der Schrecken reißt ſie fort; betäubt, beſinnungsleer,
Erkennen ſie anjetzt nicht Ruf, nicht Zügel mehr.
Erſchöpft mühe ſich ihr Herr, umſonſt ſind Kraft und Eifer;
Sie röthen das Gebiß mit Schaum, mit blut'gem Geifer,
Es heißt ſelbſt, daß ein Gott im Drange der Gefahr
Den Staubbedeckten ſtets zur Seite ſtachelnd war.
Scheu über Felſen hin ſtieb'n ſie, von Furcht gezagt;
Die Axe kreiſcht, ſie bricht; der Held ſteht unverzagt,
Schaut auf den Wagen feſt, der ſchon in Stücke ſpringt,
Doch in die Zügel nun verſtrickt er ſich — er ſinkt —
Verzeihe meinen Schmerz! Was d'rauf ſich zugefüget,
Bleibt mir ein Thränenquell, der nimmermehr verſiegt. —
Ich ſah, Herr, deinen Sohn, ihn, deſſ'n Schickſal werth,
Geſchleift von dem Geſpann, das ſeine Hand ernährt.
Er ruft es an; es ſcheut, erſchreckt von ſeinem Munde;
Fort geht's; ſein ganzer Leib iſt bald nur eine Wunde.
Von unſ'rem Angſtgeſchrei erſchallet Feld und Hain;
Ihr Ungeſtüm läßt nach; die Roſſe halten ein;
Und ſtehen endlich ſtill bei jenen Sarkophagen,
Die ſeines Königsſtamm's entſeelte Reſte tragen.
Dort flieg' ich keuchend hin, die Wachten eilen mit;
Des edlen Blutes Spur, ſie leitet unſern Schritt.
Roth iſt der Fels; es triefet das Strauchwerk, das zerſtreute,
Und trägt der Locken Raub, wie eine blut'ge Beute.
Nun komm' ich, ruf' ihn; Er, der mit der Hand mich grüßt,
Oeffnet ein ſterbend Aug', das gleich ſich wieder ſchließt.
Der Himmel, ſpricht er, raubt mein ſchuldlos Seyn hienieden;
Artizie'n ſtehe bei, wenn Hippolyt verſcheiden.
O Freund, und wenn dereinſt, von Wahn nicht mehr verführt,
Den Vater ſeines Sohns unglücklich Schickſal rührt,
Dann, meinen bangen Geiſt, mein Blut dann zu verſöhnen,
Sey hold er, ſag' es ihm, hold der geſang'nen Schönen.
Ihr Reich — — Bei dieſem Wort, ließ der entſeelte Held
In unſ'ren Armen — — ach! ein Leichnam, der entſtellt,
Vom Zorn der Götter zeugt dem irdiſchen Geſchlechte,
Den ſelbſt dein Vaterblick nicht mehr erkennen möchte.

C — l.

Entgegnung.

Bei Gelegenheit einer Beurtheilung des Taſchenbuchs: „Huldigung den Frauen" für 1825 bemerkt der Herr Redakteur der „Abendzeitung" in dem „literariſchen Wegweiſer" des benannten Blattes: daß Wilh. Marſano in ſeinem Taſchenbuche auch unter dem Namen Manfred vorkomme; — in Rückſicht dieſer Bemerkung finde ich mich veranlaßt, die Nicht-Identität meiner Perſon mit Herrn W. Marſano, und die Selbſtſtändigkeit des Namens Manfred zu erklären. Manfred.

1825. No. V.

Blatt der Ankündigungen.

Einladung zum Unterzeichnen auf ein allgemein brauchbares Werk.

Bei uns wird erscheinen:

Uebersicht
der gesammten
direkten und indirekten Besteuerung
in den
Preußischen Staaten
als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an den lang ausgedehnten Grenzen in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w.
Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,
von
Carl Wilhelm Schmidt,

Verfasser der „mechanischen Technologie", ordentliches Mitglied der markisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam u. a. m.

Zwei Bände.

Dieses Werk enthält im ausgedehntesten Sinne Alles, was die Steuer-Partie in den Preußischen Staaten umfaßt. Der Verfasser, als Technologe rühmlichst bekannt, war bemüht, sich schon seit früher Jugend in den Fächern, die hier in Berührung kommen, auszubilden und hat diese Ausbildung auf vieljährigen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Polen u. s. w., verbunden mit den Studien der Technologie, und Allem, was deren weites Feld darbietet, durch Erfahrungen unterstützt. Nach seinen Grundsätzen wird nur eine Vereinigung des Wissens mit der Anwendung — sowohl bei Bildung und Beurtheilung neuer Steuer-Gesetze, als auch bei strenger Ausübung und Beobachtung des Steuerdienstes — wahre Vortheile gewähren, indem einzig dadurch reine Ansichten für die öffentliche Verwaltung und die steuerpflichtigen Bewohner eines Staates entstehen. Der Verfasser hat auch übrigens selbst Gelegenheit gehabt, alle gewonnenen Ansichten von den verschiedenen Steuersystemen, nach ihren Grundpfeilern, im Königl. Preuß. Dienst mehrere Jahre praktisch zu erwägen, näher kennen zu lernen und zu vereinigen.

In Folge dieser bestmöglichsten Erkenntniß seines Gegenstandes ist auch bei Abfassung des hier angekündigten Werkes nichts umgangen, was zu einer reinen praktischen Uebersicht und Anwendung für alle verschiedenen Eintheilungen der preußischen Offizianten und deren Abstufungen im Steuerdienst zu beachten war: und so wird dieses Werk, in welchem zugleich alle Neuerungen, Abänderungen, Hof-, Ministerial-, Regierungs- und andere Reskripte, Verfügungen u. s. w. aufgenommen worden sind, im strengsten Sinne ein unentbehrliches Handbuch, ein Rathgeber seyn für Offizianten, Steuerpflichtige und überhaupt für alle Bewohner der preußischen Monarchie, welche mit dieser Partie irgend in Berührung kommen. Der Rendant und Kassen-Verwalter z. B. findet darin mit einem Blick die Weisung und Herleitung der vorliegenden gewöhnlichen und außergewöhnlichen Fälle, so wie deren genaue Auseinandersetzung, mehrentheils mit Anmerkungen und Vorschlägen, welche sich mit den bestehenden Gesetzen auf eine dem Fall angemessene Weise vereinbaren lassen. — Er findet ferner darin das gesammte Kassenwesen, die Kontrolle u. s. w, deren richtige und zweckmäßig erleichterte Führung, die Bildung reiner Uebersichten, Hauptabschlüsse, Abschlüsse u. s. w. Der höhere Beamte aber erhält einen schnellen Ueberblick aller zu seinen Bearbeitungen und praktischen Ausübungen erforderlichen Berichte über Steuersachen, Haupt- und Nebenrevisionen, Leitung der untergeordneten ausübenden Offizianten, und endlich den reinen Gang der Gesetze, mit Herleitung aller darüber erschienenen Zoll-Gesetze, Ordnungs- und Geschäfts-Instruktionen, Instruktionen zu Begleit- und andern Scheinen, Heberollen, Regulativen, Begründung der Meßordnungen, so wie der Ein- und Ausgangszölle, der Schifffahrts-, Tabaks-, Wein-, Schlacht- und andern Steuern, Maisch-Regulative u. s. w.

In eben dieser Beziehung wird den Subalternen jeder Stufe ein Mittel an die Hand gegeben, den Steuerdienst nach allen Richtungen genau kennen zu lernen, über alle Verantwortlichkeit im aktiven Dienst sich sicher zu stellen, und für den höhern sich vorzubereiten, indem es dem Werke an den Erläuterungen aller Unternehmungen, Aufträge, und an Belehrung über alle schriftlichen Aufsätze, in jeder Hinsicht, selbst bis auf die entferntesten einzelnen Wörter, welche mit der Auslegung im Dienst in Verbindung kommen, nicht mangelt.

Das Werk erscheint spätestens am 15ten Juni 1825 in zwei Bänden im größesten Octav, und wird funfzig Bogen stark. Für gutes Aeußere sorgen wir und setzen den Subscriptions-Preis auf zwei Thaler funfzehn Silbergroschen. Wer den Vortheil dieses geringen Preises haben will, den bitten wir, spätestens bis zum 15ten Mai 1825 seine Bestellung zu machen, welches bei uns, in jeder Buchhandlung und auf allen Königl. Preuß. Postämtern geschehen kann. Der nachherige Preis wird, vom 1sten Mai ab, 4 Rthlr. Pr. Cour. seyn. — Direkte Zusendung erwarten wir postfrei.

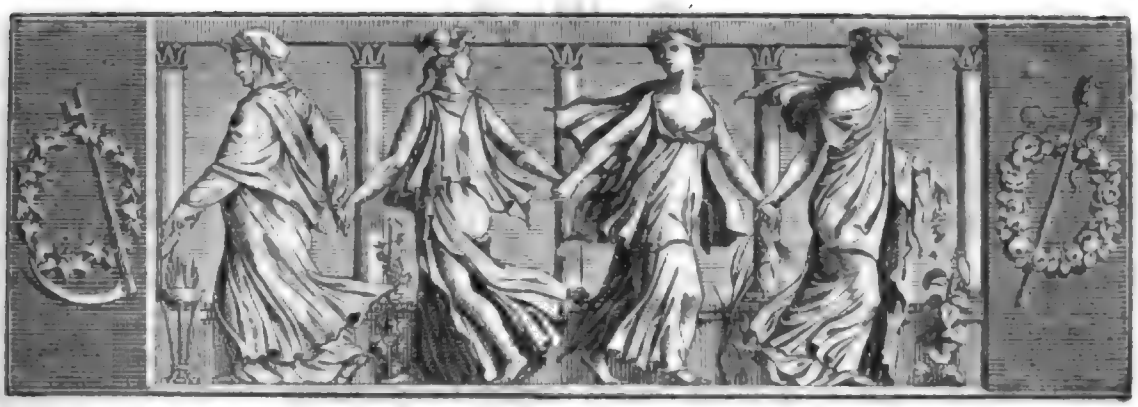
Berlin, im Januar 1825.

Vereins-Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gleichen,
Schauspiel
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 9. Februar. 23ſtes Blatt.

Trink-Lied.

Freundlich winkt die volle Flaſche,
Die ein Siegelkäppchen deckt,
Daß die Hand nach meiner Taſche,
Alſo bald zum Geld ſich ſtreckt.
Ja, mein Alles, was ich habe,
Opfr' ich ihr mit heit'rem Sinn;
Denn wie lange währt's? — Im Grabe
Sind Geſchmack und Durſt dahin.

Mag der Thor das Waſſer preiſen,
Rühm' es immer der Trappiſt;
Ey, ſo will ich ihm beweiſen:
Daß er ein Philiſter iſt.
Weisheit und ein langes Leben,
Biederſinn und Heiterkeit
Giebt der edle Saft der Reben,
Der des Menſchen Herz erfreut.

Schaut nur hin auf jenen Alten,
Jüngling wird er durch den Wein;
Denn ihm glätten ſich die Falten
Ueber Naſ' und Wangenbein.
Und der Dumme und der Kluge
Sind durch Wein an Weisheit reich,
Sind nach wohlbekanntem Zuge
Sich als Brüder völlig gleich.

O du Wein, du Himmelsgabe,
Biſt des Lebens Element!
Weck'ſt das Phlegma, das am Stabe
Schleichend kaum ſein Daſeyn kennt;
Giebſt Courage dem, der nimmer
An Courage hat gedacht —
Leerer Prunk und eitler Schimmer
Wird von Trinkern nur verlacht.

Wein macht Miſanthropen heiter,
Aus der Bruſt flieht jeder Haß;
Denn es dehnt das Herz ſich weiter
Bei dem friſch gefüllten Glas.
Wenn der Hageſtolz verachtend
Auf den Reiz der Mädchen blickt,
Gebt ihm Wein, ſo wird er ſchmachtend,
Bis ihn Fiebergluth durchzückt.

Und die Parze, die das Leben
Uns in langen Fäden ſpinnt,
Nahm den Flachs von ſolchen Reben,
Worin lauter Nektar rinnt.
Vivat hoch, der reifen Traube!
Waſſertrinkern Hohn und Spott!
Nur in grüner Rebenlaube
Kehnen wir den kleinen Gott!

C. Barrie't.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortſetzung.)

Anton unterbrach ihn ſcheu mit den Worten: „O nein doch, Herr, da dachtet Ihr viel anders als ich. So etwas entſetzlich Stolzes iſt Gottlob niemals in meine arme junge Seele gekommen.“ — Trüb erwiederte der Andere: „Haſt doch wohl ſchon einmal den Saamenkern mit dem Baume verglichen? der Augenſchein litt kaum den entfernteſten Gedanken an Aehnlichkeit. Und doch mußteſt Du bekennen: Saamenkernlein und Baum war Eins und daſſelbe Ding. — Du ſchauderſt zurück vor mir, armer, lieber Knabe! Du ſiehest mich ſpähend an, ob nun nicht bald Horn und Pferdefuß und Glühauge Dir den verkappten Ver-

ſucher kund geben werden. Dem iſt nicht ſo. Ich bin ein ſehr leidender, in jetzt ſehr dunkeln Körper gebannter Menſchengeiſt. Hätte ich Dämonenkraft — ha!" —

Und wirklich furchtbar und geſpenſtig nun loderten ſeine großen dunkeln Augen himmelan. Aber er ſenkte ſie wieder voll ſanfter Wehmuth gegen den Jüngling, und ſprach: „Denke nicht etwa, es ſeien himmelſtürmende Titanen-Gedanken frech durch meine zerriſſene Seele gezogen. Und faſt minder noch konnte ich nach Dämonenblitzen verlangen, um die mich betroffene Verkennung und Schmach an unſrem Vaterlande zu rächen. Nein, fürwahr: zu deſſen Rettung vom Joche Napoleons würde ich alle Donner des Zeus verwenden, lägen ſie in meiner Hand. Aber ſie raſten, die Donner droben auf dem Gipfel des friedeſtrahlenden Olympus, bis wohin unſre kleinen irdiſchen Donner nicht hinauf reichen, als inſofern ſie dem Herrſcher zur heitern Ergötzung dienen. — Ich möchte wohl auch einmal ein Ameiſengefecht zwiſchen zwei recht ergrimmten Haufen anſehen!" — ſetzte er voll ſchwermüthiger, herzzerreißender, aus zerriſſenem Herzen losbrechender Bitterkeit hinzu. — „So etwa Nachmittags beim Kaffe, mein' ich nur, wenn ich eben gar nichts Beſſeres zu thun hätte. — Sey ruhig, mein Jüngling. Sey ruhig! nicht frev'lich ſo arg, daß ich mich damit jener dunkeln, unbegriffnen Gewalt gleich oder ähnlich ſtellen wollte. Ich hätte ja dann noch immer keine Wage zur Hand, den Ausgang des Ameiſenkampfes zu wägen. Und jene dunkle Gewalt wägt den Ausgang unſrer Kämpfe ab, davon bin ich feſt überzeugt, und hab' es ſchier mit Händen greifen können: aber freilich: nach uns ganz unbekannten Geſetzen. — „Da, da liegt's!" — mit dem tiefſinnigen, von den ſogenannten Leuten für unſinnig gehaltnen Hamlet zu reden. — Mein Irrthum früher lag eben darin, daß ich mir einbildete, die Geſetze jener Wagſchalen ſeien mit den Geſetzen meines Denkens Eins, oder doch ihnen vollkommen analog. Deshalb gab es in den erſten Jahren dieſes verhängnißvollen Jahrhunderts wohl keinen eifrigeren Kriegsredner und Siegespropheten wider Napoleon Buonaparte, als mich. Und je höher die Fluth der andräuenden Frankengewalt ſtieg, nur um ſo beſtimmter weiſſagte ich deſſen ganz nahen, unvermeidlichen Untergang. Nämlich mir ſtand der Satz feſt: Napoleon darf die Welt nicht umgeſtalten, denn die Gottheit kann es nicht wollen. Je minder alſo Mittel übrig ſind, ihn von ſeinem furchtbaren Entſcheidungsſiege zurück zu drängen, je zuverläſſiger, ja endlich je nothwendiger muß die Gottheit dieſe Mittel als Werkzeuge zu ihrem Zwecke ſieghaft anwenden. Deshalb ſteigerte meine frühere Begeiſterung ſich zum höchſten Grade der Zuverſicht, als nun 1806 in Deutſchland, ja im ganzen weſtlichen Europa nur Preußen noch ganz allein ſich gegen Napoleons Uebermacht anſtemmte. Wir *mußten* ja ſiegen, denn er *durfte* ja nicht ſiegen. Und laß mich Dir's bekennen, mein Jüngling: auch um meines eigentlichſten Ich willen ſchien unſer Triumph mir unerläßlich. Wozu hätte — meinte ich — die Gottheit mich ſo raſch und wunderſam glücklich und glänzend emporgehoben, trüge ſie nicht irgend ein noch unendlich ſtrahlenderes Ziel für mich im Sinne! Das konnte ich aber nur erreichen, wenn Preußen den Weltſtürmer zurück trieb. Alſo! — Ich hoffe, junger Freund, Du haſt gegen die Folgerichtigkeit jener Erwartungen nicht ſonderlich viel einzuwenden." — „Gegen die Folgerichtigkeit eben nicht!" — entgegnete Anton: — „aber viel dagegen, daß ihr den lieben Gott ſo logiſch folgernd ordentlich in die Enge zu treiben dachtet. Und dann gegen das Prinzip überhaupt." — „Und doch iſt es Dein eignes Prinzip!" ſagte Braunold lächelnd. „Aber ſo ſind die Menſchen, und abſonderlich die jungen Menſchen. Ein Paar gefärbte Augenbraunen, oder ein plötzlich aufgeſchoſſener Stutzbart würden ihnen allenfalls ihr eignes Geſicht unkenntlich machen, wenn ſie es unverſehens im Spiegel erblickten, — oder vollends in einer raſch bewegten Fluth, über die ſie ſich gebeugt hätten, um ſchnell ihren wilden Durſt an einem gewitterſchwülen Sommertage zu löſchen!" — „Ihr ſeyd," — hub Anton an, aber alsbald vor einem unwilligen Zucken ſeines ihm neu Verbrüderten die Rede beſſernd, ſprach er mit demüthiger Senkung ſeines lockigen Hauptes: „Du biſt ſtärker, als ich im Disputiren, wie ſich das von ſelber verſteht, und vielleicht auch reicher, als ich, an Bildern. Erlaube mir nur einſtweilen die Verſicherung: ganz anders iſt es beſtellt mit meinem Vertrauen auf die göttliche, über jeden Einzelnen väterlich wachende Huld, als mit Deinen damaligen Geſichten. Kindiſcher, — das mag ſeyn! — aber auch kindlicher gewiß ſteht es um mich. Siehe, ſo beſtimmt ich weiß, meine Eltern würden mir einen Apfel nicht verſagen, wenn mein Leben daran hinge, daß ich ihn genöſſe, eben ſo beſtimmt weiß ich: ſelbſt das vor menſchlicher Erwartung Allerunwahrſcheinlichſte würde mein lieber Gott in jedem Augenblicke herbeiführen, wo ich deſſen wahrhaft bedürfte." — „Wie?" — fragte wehmüthig lächelnd Braunold: — „das wüßteſt Du gerade eben ſo gewiß, als Jenes?" — Da ſprach der fromm erglühende Jüngling: „Nicht eben ſo gewiß, ſondern unendlich gewiſſer. Denn es könnte ſich doch fügen, daß meine lieben Eltern in jenem entſcheidenden Augenblicke keinen Apfel hätten. Mein lieber Gott aber hat in jeglichem Augenblick Alles, und vermag durch alle Ewigkeiten Alles." — Braunold, ihn wehmüthig anblickend, ſagte: „Ich ſollte Dir vielleicht Deinen tröſtlichen Glauben ungeſtört

laſſen, guter Jüngling. Aber durch den Gang der Weltgeſchichte aus ſchönen Träumen aufgedonnert zu werden, iſt doch weit ſchmerzlicher, als wenn uns Freundſchaftshand mit linde ſchonender Berührung erweckt. Bei weitem nicht ſo kindlich ſüß, als Deine lieben Träume, waren die Meinigen. Und doch — wie zerſchnitt es mir das Herz, als nun die Schlachtendonner von Saalfeld und Jena ſie mir in wenigen raſchen Stunden auf immer von hinnen ſcheuchten! Und in dieſer plötzlichen Blitzesblendung erſchrecklicher Wahrheit vermochte ich nicht ſchnell genug die neue Bahn zu erkennen, die als die einzig errettende noch für uns ein zu ſchlagen ſtand: die Bahn zu einem rühmlichen Grabe. Wahrhaftig, Jüngling, nicht mir, nicht andern unglücklichen Männern jener Tage hat es an Muth und Entſchloſſenheit gefehlt, den Weg zu betreten, der in die letzte ehrenvolle Freiſtatt führt. Aber da ſtürmte noch ſo Vieles an mein Herz: das Blut und Lebensglück von Tauſenden, und ihrer Weiber und Kindlein Thränen und Jammer! — Wirklich, damals bildete ich mir noch ein, es könne, wenn auch gerade nicht ich, doch ſonſt noch manch ein Menſch ruhig und heiter leben unter Napoleon Buonaparte's überhindonnerndem Giganten-Fußtritt. Ein Ueberhindonnern, meinte ich, gelte es nur eben, nach andern, neubedrohten Gegenden hin, wie etwa das Vorüberrauſen eines ſtürmigen Gewitters, dem weder Gebürge noch andere Hemmungen ſeine raſche Bahn verlegen. In der überraſchenden Blitzesblendung — verſtehe mich wohl! — ergriff mich dieſer Irrthum. Wäre ich auf den furchtbaren, alles Menſchenglück zertrümmernden Schickſalsſpruch einigermaaßen vorbereitet geweſen, — auf deſſen Möglichkeit nur, — o Knabe, ich hätte damals nicht in den weichlichen Rath zu Uebergabe und Schonung geſtimmt, wie ich es that, nur Eines richtig erkennend: die Unbeſiegbarkeit Napoleons, durch den Donner des Fatums beſiegelt und geheiligt. Jener unglückliche Rathſchlag koſtete mich meinen Ruhm und meiner ganzen, ſo ſchön durchflognen Laufbahn Glanz, — koſtete mich wohl gar, — ha Knabe!" rief er mit herzerſchütterndem Ton, „haben wohl gar auch Deine Eltern mich für einen Teufel gehalten?" — Denn was iſt ein Verräther anders, als ein Abtrünniger — ein Teufel?"

Der furchtbare Klang und Sinn dieſer Worte hatte die nächſten Schläfer aufgerüttelt. Sie fuhren entſetzt in die Höhe, und ſtarrten umher. Doch bald wieder — ſie waren allſammt ja Jünglinge, an tiefem Schlaf und luſtigem Muthe reich! — ſanken ſie wieder auf ihre feuchten Feld- und Raſenbetten zurück, vielleicht Jeder von ihnen vermeinend, eben da, wo er gewacht hatte, habe er nur geträumt. Braunold aber, die Augen in beide Hände verbergend, flüſterte über die jugendlichen Schlummergeſtalten hin:

„Ich ſprech' Euch beſſen Segen zu:
Schlaft bald ſo ſtill in ew'ger Ruh'!
Ringt Ihr noch lang' durch irre Welt,
Wer weiß, wofür auch Euch ſie hält!
Wer ſchläft, mit dem iſt's gut beſtellt!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Sentenzen von Swift.

Aberglaube iſt die Miltſucht der Seele.

Die heilige Schrift gleicht bei Religions-Streitigkeiten einer offenen Stadt zu Kriegszeiten, die ohne Unterſchied beiden Parteien dienen muß. Jeder macht von ihr Gebrauch für den gegenwärtigen Augenblick und überläßt es dem nächſt Kommenden, eben ſo mit ihr zu verfahren.

Viele alte Leute möchten uns durch das beſtändige Lob ihrer Jugendzeit gern überreden, daß es in jener Zeit keine Thoren gegeben habe; aber zum Unglück ſind ſie ſelbſt als Beiſpiele davon übrig geblieben.

Der größte Vortheil, von der Welt für einen witzigen Mann gehalten zu werden, iſt der, daß es uns mehr Freiheit giebt, den Narren zu ſpielen.

Ein Mann von Witz und Geſchmack iſt zu Geſchäften nicht unfähig, ſondern über ſie erhaben. Ein muthiges, edles Pferd kann einen Packſattel eben ſo gut tragen, als ein Eſel; aber es iſt darüber erhaben.

Da, wo ich bei einem armen Mann viel Dankbarkeit finde, halte ich es für ausgemacht, daß er eben ſo viel Edelmuth beſitzen würde, wenn er reich wäre. F.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. — Wir haben einen Verluſt erlitten, der allgemein und tief gefühlt wird. Louiſe v. Holtei, geb. Rogée, ſtarb am 28. Januar, nach langwieriger Krankheit, im kaum begonnenen fünf und zwanzigſten Jahre ihres irdiſchen Lebens. Schon glaubten wir, ſie ſey den Ihrigen und der Kunſt erhalten, indem ſich anſcheinend Spuren der Geneſung zeigten und ſie ſelbſt wieder zu hoffen anfing — da entriß der Tod ſie der Erdenbahn, aber nicht unſerer Erinnerung. Wer die Heimgegangene kannte, bewahrt ſich gern ihr Bild, das mit Liebe ausgeſtattet war von der Natur, in der ſie auch die ewige Lehrerin für ihre Kunſt fand. Wenn es tröſtend iſt, daß wir nur geläutert hinüber gehen können zu einer höheren Welt, ſo ſtarb ſie wenigſtens in der Hinſicht nicht zu früh; denn wer ſie in ihrer Sanftmuth bei dem größeſten Leid und Schmerz, in ihrer Kindlichkeit und heiteren Belebung bei der geringſten Freude, in ihrer innigen Dankbarkeit für jedes Wohlwollen ſah, der erkannt' es gewiß oft mit der inneren Stimme: Du biſt es werth, daß Dich der Himmel rief! Wir haben hier nicht zu ſagen: Frieden ihrer Aſche! — denn der heiligſte Friede war ſchon ihr Begleiter durch's Leben; und weit über den Wunſch des Wiederſehens hinaus erhebt uns ein ſo wahrhaft gutes Weſen: es giebt uns die Bürgſchaft, daß der Schöpfer dieſes milden und herrlichen Geiſtes mit Freude wirkte und dieſe Freude nicht ſich, nicht uns auf ewig entrücken wird. Was die Kunſt verlor — wir wollen es nicht in viele Worte faſſen, aber auch in ihrem Gebiete werden wir es zuweilen ſchmerzlich empfinden: Hier iſt nicht, was ſie war! — und ſo bleibt denn ein Denkmal unſerer Achtung der Verewigten überall geſichert. Gß.

Berlin. Ein Abgeordneter der Waldenser befindet sich bei uns, um für diese beispiellos armen Bewohner der Piemontesischen Thäler, und namentlich für den Bau eines Spitals, eine Collecte zu sammeln. Unser König hat dazu hundert Dukaten und mit diesem Geschenke zugleich einen neuen Beweis seines wohlwollenden Herzens gegeben. Um dar zu thun, in welchem hohen Grade die Waldenser der Beihülfe bedürftig und würdig sind, wollen wir folgenden Bericht mittheilen, der an sich schon viel Interessantes enthält.

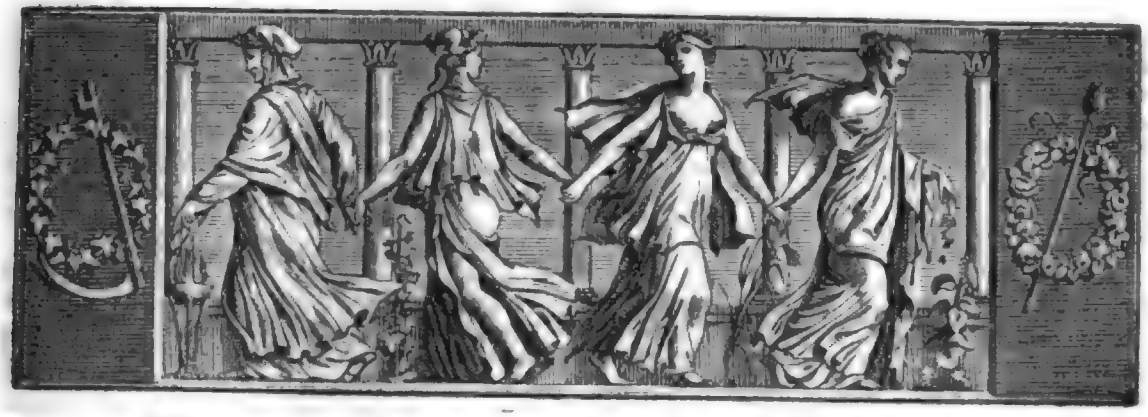
„Mitten zwischen unwirthbaren Felsen drängt sich in drei piemontesischen Hauptthälern ein christliches Völkchen von 20000 Seelen zusammen, in eine Art physisch-politischen, moralischen und Culturdamm deshalb gethan, weil es der reinen katholischen Lehre seines Oberhirten, wie er sie vor neunhundert Jahren festsetzte, bis heute unerschütterlich treu geblieben. — Claudius, Bischof von Turin (zu dessen Kirchsprengel die Waldenser der piemontesischen Thäler gehörten), ein tugendhafter Prälat, ein Zeitgenosse und Freund Carl's des Großen, widersetzte sich kräftig Rom's Neuerungen. Er erklärte sich gegen die Verehrung der Bilder, des Kreuzes und der Reliquien; gegen die Anrufung der Heiligen, den Primat des Papstes u. s. w. — Unter diesem guten Hirten huldigten die Waldenser ruhig dem einfachen Gottesdienste der Urkirche als tugendhafte Christen. Sie waren also und sind noch — keine Neuerer, sondern nur Erhalter der reinen alten und der wahren, religiösen Stabilität. Sie dürfen historisch nicht verwechselt werden mit den im zwölften Jahrhundert nach ihrem Haupt, Peter Valdo, ebenfalls benannten Waldensern; obwohl letztere, desselben religiösen Glaubens, aus dem südlichen Frankreich vertrieben, von den ältern Glaubensgenossen brüderlich aufgenommen, nun mit ihnen ein Volk gleichen Glaubens, Sinnes und gleicher politischer Existenz wurden. — Die ältern Waldenser existirten aber der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, längst vor dem neunten Jahrhundert. Wenn man ihrer nicht gedachte, so geschah es deshalb, weil sie den eitlen Religions-Zwistigkeiten der vorhergehenden Jahrhunderte fremd blieben, und eben so, wie die Bewohner so vieler andern Gegenden, zur herrschenden Kirche gehörten, die dazumal nichts von den später eingeführten Gebräuchen und Meinungen wußte. Nur dann erst zogen sie die Aufmerksamkeit auf sich, als sie sich weigerten, von der apostolischen Lehre, die sich anderwärts merklich verändert hatte, ab zu weichen. Die Namen der sich widersetzenden Lehrer gaben nun Anlaß zu verschiedenen Sekten-Benennungen, womit man dasselbe Volk bald als Henricianer, Petrobusianer, bald als Espéroniter bezeichnete. Aus Verachtung nannte man sie sowohl, als eine Räuberschaar in den Gebirgen von Coni und Tenda, Barbets.*) Sie blieben dabei, so wie die spätern Reformatoren, keine andere Regel ihres Glaubens, als das Evangelium, an zu erkennen, und beharrten in der Ueberzeugung, daß Alles, was zur Seligkeit nöthig ist, darin klar und ohne Doppelsinn enthalten sey. Ueber Alles hingegen, was dunkel war und zu Streitigkeiten Anlaß geben konnte, gingen sie mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen hinweg. — Ihre Kirchen hatten sich lange vor der Reformation beträchtlich ausgebreitet. Außer der piemontesischen Mutterkirche war noch eine große Anzahl anderer in der Lombardie, Apulien, Calabrien u. s. w. zerstreut, bis sie verfolgt und vernichtet wurden. 1560 starben die zwei Waldenser-Prediger aus Calabrien, Pascal und Negrin, als Märtyrer in Rom. Nur die piemontesische Mutterkirche erhielt sich durch die Huld der Herzoge von Savoyen, von denen sie die freie Ausübung ihres ursprünglichen Gottesdienstes erfleht hatten. Aber auch hier drohte der Sturm. — Nach einigen freundschaftlichen Einladungen des Herzogs, ihre Religion zu verändern, zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wurden sie, da sie dies abgelehnt, 1601 aus dem Marquisat Saluces vertrieben. Sie zogen sich in die drei Thäler zurück, wo sie noch heute ihr Dasein beschwerlich und kümmerlich fristen. Diese sind: 1) Luzern oder Pelis,*) 2) Perugia oder Clusen,*) und 3) St. Martin oder Valfille, nach der festen Position gleichen Namens. Luzern ist das beträchtlichste, begrenzt in Westen von den Alpen und vom Thale Queyras in Dauphiné getrennt, und beginnt dort bei Col de la Croix. Längs seinem Flusse Pelis oder Pélice liegen die Gemeinden Bobi, Minar, la Tour und St. Jean, so wie Rora, Angrogne und Praruslin in den Seitenthälern. Im Thale Clusson sind die Gemeinden St. Germain, Pramol, Pomaret und Perugia. Das linke Ufer dieses Thales am Clusson ward ihnen nach Widerrufung des Edikts von Nantes genommen. Das Thal St. Martin, vom Bache Germanasque gebildet, ist das dergigste unter allen, und begreift drei Kirchspiele in sich. Hier ist auch die berühmte Position Valfille. — Endlich mußten sie 1686 auch diesen letzten Zufluchtsort verlassen und in die Fremde flüchten. Das hatte der Einfluß Ludwig's XIV. auf ihren Landesherrn bewirkt. Ihre Besitzungen wurden zum Besten des Staatsschatzes oder religiöser Stiftungen verkauft, oder den Agenten der Verfolgungen, einigen Renegaten, gegeben. Bald aber kehrte ein Theil der Verbannten, Acht- bis Neunhundert an der Zahl, bewaffnet zurück. Heimlich versammelten sie sich (einer ihrer Prediger, Henrich Arnaud, war der Anführer) in dem Gehölz bei Nyon, im Canton Waadt, durchschifften in der Nacht des 17. Augusts 1689 den Genfer-See, erstiegen dann über Chablais, Faucigni, Tarentaise und Maurienne durch Savoyen, bezahlten pünktlich, was man ihnen lieferte, nahmen aber aus Vorsicht Geißeln von jedem Orte mit. — Als sie in das Thal von Oulx am Eingange von Piemont, zwischen Briançon und Exsa, anlangten, mußten sie sich mit den Franzosen, die in überlegener Zahl ihnen den Durchgang sperren wollten, schlagen. Ein vollständiger Sieg, den sie auf der Brücke von Salabertrans davon trugen, eröffnete ihnen das Thal von Pragela und von St. Martin, ihren alten, vaterländischen Boden. Unter unaufhörlichen Gefechten errangen sie endlich die Anhöhen ihrer Thäler. Da sie sich nicht länger gegen die Uebermacht halten konnten, faßten sie den verzweiflungsvollen Entschluß, sich gegen die Felsen Valfille zurück zu ziehen, und führten ihn gegen Ende Oktobers glücklich aus. Dort, in einer von Natur festen Stellung, die sie durch Verschanzungen noch stärker gemacht hatten, widerstanden sie den Winter hindurch den unaufhörlichen Angriffen der Franzosen. Aber im nächsten Frühling rückte General Catinat mit 10.000 Franzosen und 12.000 savoyischen Soldaten heran, und drang bis in das Thal St. Martin vor. Die Festung ward den 2. Mai 1690 angegriffen, und der Angriff mehrere Mal, obwohl vergeblich, wiederholt. Catinat ward dieses Gebirgskrieges überdrüßig, und übertrug die Belagerung der Waldenser dem Marquis von Feuquières. Nach vierzehn Tagen gelang es ihm, Herr der Valfille zu werden; aber die Belagerten hatten sie die Nacht zuvor verlassen. Was sollte nun aus diesem Häuflein Waldenser werden, verbannt, ohne Lebensmittel, ohne Zufluchtsort, und überall von Feinden umringt? Sie verließen sich auf Gottes Vorsehung, und ihr stets festes Zutrauen zu ihr wurde auch jetzt nicht getäuscht. Der Krieg des vorhergehenden Jahres hatte in mehreren kälter liegenden Thälern dieser Gebirge das Einbringen der Erndten verhindert, welche, plötzlich zugeschneiet, von der Schneedecke geschützt, nun den Flüchtenden eine unverhoffte Nahrung verschafften, die so lange vorhielt, bis im Junius durch Entzweiung Frankreichs mit Savoyen ihre Rettung herbei geführt wurde."

(Der Schluß folgt.)

*) In der piemontesischen Sprache bedeutet Barbe so viel als Onkel und wird zur Ehrfurchts-Bezeichnung, so daß man die Prediger Barben nannte.

*) Zugleich die Namen ihrer Flüsse.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 11. Februar. 24ſtes Blatt.

Mein erſtes Sonett.

Zum Geburtstage eines Freundes.
1814.

Mit Kränzen ſeh' ich reich dein Haupt umſchlungen,
Da geh' auch ich nach meinen Blumenhagen,
Auf meinen liebſten Beeten nach zu fragen,
Und ſieh', ein Blümlein iſt der Knosp' entſprungen.

Von vierzehn Blättern ſeinen Kelch umrungen,
Will jedes dir ein Wort der Liebe ſagen,
Will einen Wunſch für dich ein jedes tragen,
Zu ihm, dem nie ein treuer Laut verklungen.

Und ob gar Vieles meiner Blume fehle
An Gluth und Duft und Glanz und Farbengüte,
Auch einen Preis der Mangel in ſich ſchließet:

Denn du ja weißt es, eh' ich's dir erzähle,
Daß des Sonettes zarte Süßerblüthe
Als Erſtling noch in meinem Garten ſprießet.

Wilhelm Müller.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortſetzung.)

Anton, ſich liebevoll Braunold anſchmiegend, ſagte feierlich leiſe: „O Du, den ich mit ſeinem rechten Namen — dem edlen, obzwar unbeglückten! — nicht nennen darf, o lieber, lieber Braunold, empfange das unbeſcholtene, nie auch im Spiel noch verletzte Ehrenwort eines treuen Jünglings: in keinem Augenblick haben meine lieben Eltern Dich für einen Verräther gehalten! Nur als um einen edlen Irregeleiteten haben ſie um Dich, wie um Manchen Deines-gleichen, geweint!“

„Das war Troſt!“ ſagte Braunold tiefbewegt, und die Hand ſeines jungen Freundes mit herzlichem Drucke faſſend. „Gott geſegne Dir's in Deiner vermuthlich nahen Sterbeſtunde — oder wäre Dir der ungeheure Schmerz eines langen Lebens nach der morgenden Schlacht aufbehalten, nun, auch da blühe Dir Segen auf jedem Schritte, ſo viel er noch irgend auf zu keimen vermag auf der fortan entſetzlich dunkeln Lebensbahn!“ — „Du ſegneſt ſo ſchön!“ ſagte Anton mit weicher Stimme; „was miſchest Du denn ſo nächtig ſchwere Gewitterworte darein?“ — „Die ſind die Wahrheit!“ ſprach Jener zurück; „meine Segensworte ſind wohl nur ein lieblich täuſchender Traum. Aber die Wahrheit mußt Du ertragen lernen, junger Krieger, und ſie anſchauen, ſey es auch in ihrer allerfurchtbarlichſten Geſtalt. Ja, Knabe, Donnerworte ſind es, die auf meinen Lippen ſchweben, wie leiſe ich ſie jetzt auch flüſtere, um jener glücklichen Schläfer willen. Donnerworte ſind es! Aber Dir ſollen ſie den ehrenden Ritterſchlag geben, das edle Gebot Dir in die Seele dröhnend: Knabe, ſey ein Mann! — Siehe, wir Preußen allzumal haben gewählt, wie wir ſchon vor ſieben Jahren hätten wählen ſollen: rühmlichen Tod für ſchmähliches Leben. In meine Waldberge hinein, wo ich verborgen vor aller Welt als kühner Waidmann mein verſtörtes Leben zu beſchließen gedachte, klang des Königs Ruf zur Bewaffnung. Der ſchöne, heilige Todesruf! O Wenige vielleicht haben ihn ſo klar verſtanden, als ich. Und ſelbſt aus der rufenden Heldenſeele iſt er vielleicht mehr in pythiſch unbewußter

Entflammung ertönt, als in klar anschauender Besonnenheit. Aber ich verkünde Dir, wie es eigentlich heißt. Hinab! heißt es; in's schöne, stille, mit Blut gereinigte Ehrenbett hinab! Die Welt hat keinen Raum mehr für uns. Aber was thut es? Unsern alten großen Namen soll sie nicht vergessen dürfen, so wenig sie jemals den Namen: Sparter und Thermopylen vergessen darf!" — Und mit gewaltigem Händedruck setzte er hinzu: „Stirb auch Du recht schön, mein edler Jüngling! Ich hoffe, Dir soll es nicht beschieden seyn, in die Jammertage nach unserm Erliegen hinüber zu leben!" — Doch kopfschüttelnd unterbrach er sich selbst mit der trüben Frage: „Beschieden? Ach, thörigte Ameisen-Seele ich, die noch immer so hohe Worte von dem Geschick der Einzelnen braucht! Mußte ja doch auch ich die Tage von Saalfeld und Jena überleben, und schlimmere Tage noch! — Nun, lieber Jüngling, gieb mir Deine Hand darauf, daß Du Alles, was kommt, recht fest und würdig ertragen willst! Ich könnte es nicht ertragen, Dein anmuthiges Bild so verzerrt zu erblicken, wie seit jenem Unglücksjahre das meinige unter den Menschen umher spukt — ja bisweilen als gräßlicher Spiegel-Reflex vor meinen eigenen Blicken erscheint. Hu!" murmelte er, und drückte die eine Hand vor die Augen. In die andere aber schlug Anton rüstig ein, und sagte: „Ich will ehrbar leben und ehrbar sterben mit Gottes Hülfe!" — „Also dennoch soll die Macht des unerforschlichen Weltenlenkers" — sagte Braunold, trüb zu den Sternen empor blickend — „dennoch soll jene Sonnen und Sonnen-Systeme lenkende Hand sich immerfort nach Dir ausstrecken und Dich leiten, wie etwa Deine Kinderfrau Dich leitete, wenn Ihr mitsammen Blumen suchen ginget!" — „Ja!" sagte Anton sehr freundlich. Da warf sich Braunold unwillig an den Boden zurück, wie um zu schlafen. Anton legte sich sanft und behaglich nieder, und ein süß erquickender Schlummer säuselte bald um seine Sinne und seine stille Seele.

Nicht eben lange mochte er geschlafen haben, als Braunold's eiskalte Hand seine Wange leise berührte, und Braunold's Stimme ihm heiser und dumpf in's Ohr flüsterte: „Wohlauf, wohlan! Der Todesmorgen dämmert schon heran. O sey er Dir ein Triumphes-Morgen, mein junger Todgeweihter!" — Ein furchtbarer Schauder rann durch des Jünglings erwachende Seele. Aber mit den heiteren Worten: „Wie mein lieber Gott es haben will!" faßte er nach Büchse und Patrontasche, und fühlte sich durch das fröhliche Treiben und Regen des Aufbruches rings umher gar anmuthig erfrischt.

So schritt er dann bald recht munter neben Braunold her in dem kampfbereiten Zuge vorwärts. Wer die Beiden so neben einander wandeln sah in den aufblitzenden Morgenlichtern, hätte faß denken mögen: „Wie haben doch das muthige Leben und der tapfere Tod so seltsam nahe Genossenschaft gemacht!"

Die heiße Prüfungs-Schlacht — oder, wie sie einer unserer edelsten frühverklärten Sänger getauft hat: die heiße Opfer-Schlacht bei Lützen stieg unter den heitern Frühlings-Lichtern des zweiten Mai empor. — Muthig frisch hielt sich der freundliche Anton auf seiner ersten Kriegerbahn; in edler Sterbenslust drang der geisteskräftige Braunold feindan.

Bei jedem Vorrücken lächelte Anton zu seinem Gefährten triumphirend hin. Bei jedem Sammeln und sich Feststellen an ersiegten Punkten sah er kindlich froh zu ihm auf, als wollte er sprechen: „Siehst Du wohl? Und ich bin auch noch da!" — Wankte dagegen das Zünglein der Siegeswaage nach den Franzosen hinüber, und mußten die diesseitigen Schaaren vor der Uebermacht und Sturmes-Kühnheit des Gegners weichen — da blickte der düstere Braunold mit tiefem Schmerz seinen Jüngling an, und in dem Blicke lag der Gedanke: „Nun beginnt die dämonische Siegerkraft des großen Unterdrückers ihre Schwingen zu entfalten. Und wehe, Du lebst noch, das zu schauen, Du schuldlos fröhliches Licht?"

Wechselnd unter solchen stummen Grüßen hatten die Zweie sich rühmlich durch viele Wechsel-Erfolge des ernsten Tages durchgerungen. Da begann um die Zeit des leise herauf dämmernden Abends ein erneuter kühner Feindes-Angriff sich eines ihm abgerungenen Dorfes, koste das auch, was es möge, wieder zu bemeistern. — Die braven preußischen Jäger standen fest und frisch, den freien Willen herrlich bewährend, der sie in diese Kampfesgluthen berufen hatte. Kartätschen-Salven pfiffen und schmetterten wie mit grausem Hohngesange durch ihre Reihen. Da fühlte sich Anton plötzlich niedergerissen, an den Boden, und ein heißer Quell drang aus seiner rechten Schulter über seine tapfere Brust. „Ich bin wohl verwundet — und schwer!" dachte er in träumerischem Halb-Besinnen. Da schwankte etwas Dunkles über ihn hin und her, wie ein taumelnder Riese. „Ist es der Tod?" flüsterte Anton. — Aber selbigen Augenblicks schlug die Gestalt hart neben ihm nieder, und es war der verwundete Braunold, der sich nur mit Anstrengung seitwärts gerissen hatte, um nicht noch im Falle seinen jungen Freund und Gefährten zu verletzen.

Beider Augen und Sinne hielt jetzt die Wunden-Ohnmacht umschleiert, und so lagen sie eine Zeit lang bewußtlos neben einander. Es war nach und nach Alles still geworden um sie her. In Anton's Seele regte sich zuerst wieder die noch so jugendlich frische Lebenskraft, aber vorerst nur in Träumen, und die spielten bei ihm, wie gewöhnlich, in den holden Umgebungen

der friedlich süßen Heimath. Ihm war, als habe er bei einem Knaben-Wagestück einen schmerzlich gefährlichen Sturz gethan, und da sey die gute alte Lisbeth gekommen, ihn zu verbinden. Ihn aber ängstete nur dabei, daß seine Eltern sich ängsten würden, wenn sie seinen Unfall vernähmen, und so flüsterte er immer: „O gute, alte Lisbeth, o liebe Wärterin, nur leise! leise!“ Denn es kam ihm vor, als weine sie, und seufze: „Ach, Tonerl! o mein liebes Junkerlin Tonerl! Ey wer hätte doch das gedacht!“ — Da plötzlich faßte ihn ein entsetzlicher Wundenschmerz: ein donnerndes Gerassel rollte dicht an seinem Ohr vorüber, und aufschreiend: „Weh, Alte! Du renkst mir den Arm ja aus!“ erwachte er. — Neben ihm stöhnte der wundfiebernde Braunold: „Ja, ja! — das ist die Alte, von der Du im Traume sprachest; das ist die rechte Lisbeth, die rechte Kinderfrau! Die hat heute wohl schon Manchen zur Ruhe gesungen — oder zur Ruhe gebrummt und gepfiffen vielmehr. Aber Dich hat sie in ihrer dummen, täppischen Eile nur hart verletzt, wie sie über Dich hinrasselte, und Du kannst nun um so weniger in den Schlaf kommen, Du armer, nun zwiefach wunder Knabe! Ein rückgehendes Kanon war Deine freundliche Wärterin, Dir von den pflegenden Gewalten da droben zugesendet! Von den Gewalten, auf deren Fürsorge Du Dich immer in so anmuthiger Blindheit verließest, daß Du beinah' auch mich mit blind gemacht hättest. Aber nun bin ich erwacht, und vollends, als ich sah, wie die liebe Kinderfrau, die Kanone, Dir über den ausgestreckten linken Arm hinfuhr und Deine Knochen zermalmte! — Dein zartes Aermchen, Du lieber Knabe!“ setzte er voll tiefer Wehmuth hinzu; „o hätte sie Dir doch lieber die edelglühende Brust eingedrückt, so schliefest Du fest! — Aber solche ungeschickte Kinderfrauen giebt es nun einmal auf dem Schlachtfelde!“ setzte er voll wieder erwachenden grimmigen Hohnes hinzu. — Der Jüngling, seine Wundenschmerzen nieder kämpfend, ermannte sich zu der Frage: „Ein zurückgehendes Kanon, sprachest Du? Ein vorgehendes wolltest Du sagen, Du furchtbarer Blutiger. Nicht wahr?“ — Aber Braunold entgegnete dumpf: „Ein zurückgehendes. Ich sprach ganz recht. Wir haben die Bataille verloren!“ — Ein hellschmerzlicher Schrei drang aus des Jünglings Munde. Aber einen heiligen, segenbringenden Namen rief er dabei an, und lindernde Ohnmacht umfing ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Der Rosenkranz ist bei den andächtigen Katholiken gleichsam das Maaß ihrer Andachts-Uebungen oder Glaubensleistungen. Er besteht aus kleinen und großen Kugeln; nach zehn kleinen folgt immer eine große; diese sind das Zeichen für das Paternoster — Vater Unser — jene für das Ave oder das Gebet an Maria. Der Name entstand durch die Blumen oder Knospen von Rosen, deren man sich anfangs zu dem Zweck bediente; nachdem man Korallen, Bernstein und andere kostbare Dinge dazu wählte, behielt man doch den Namen bei. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst waren die geschriebenen Gebetbücher selten und theuer. Auch waren die Kirchen-Gebete und die Texte aus der Bibel nur in lateinischer Sprache üblich. Die Protestanten hatten zuerst Gebete in der Landessprache: darum fürchteten die Katholischen, sich verdächtig zu machen, wenn sie auch dergleichen Uebersetzungen brauchten; sie fuhren lieber fort, ihren Rosenkranz zu benutzen, der als ein Beweis des katholischen Glaubens zur Zeit der Verfolgungen zum Schutz diente. Zu den Zeiten der Catharina von Medicis führten die Damen, die halb andächtig, halb weltlich seyn wollten, parfümirte Rosenkränze; man sagte daher von ihnen: sie thäten es, um schon hier im Geruch der Heiligkeit zu seyn. Ein schönes Gebetbuch und ein kostbarer Rosenkranz gehörten lange noch zur Aussteuer einer wohlhabenden Braut; daher auch die prächtig eingebundenen und mit schönen Gemälden verzierten Gebetbücher vornehmer Personen, die man als Seltenheiten in manchen Büchersammlungen noch aufbewahrt.

Die Türken sagen: „Acajak can damarda dourma“, das Blut, welches bestimmt ist zu fließen, wird nicht in der Pulsader zurück bleiben. (Moral des Fatalismus.) — Nach dem Glauben der Muselmänner schützen die beiden Worte „Mash-Allah“ über der Hausthür (sie bedeuten Gabe Gottes) das Haus vor Neid, und verwandeln den Fluch des Feindes in Segen. — Um die Gefahr des Großherrn während der Schiffahrt ab zu wenden, wird eine Stange Lauch an das Vordertheil der Schaluppe befestigt. — Die türkische Mutter speit ihrem Kinde alle Morgen in's Gesicht, um es vor dem Neid und der Bewunderung Anderer zu bewahren.

Eine Berlinische Zeitung hat folgenden Artikel: „Wegen Versetzung soll ein — Mahagony-Sopha verkauft werden.“ Th. Laurin.

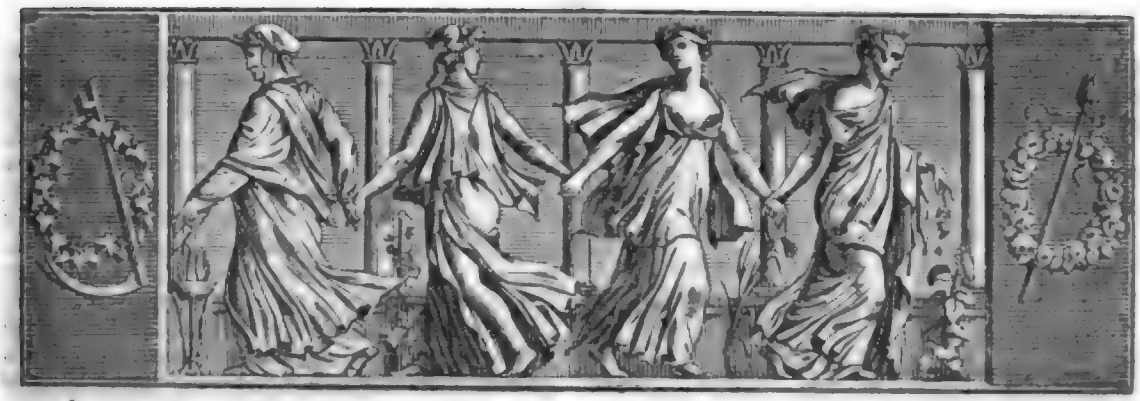
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß.) — „Der Herzog von Savoyen, welcher, wie gesagt, nur auf Anstiften des großen Ludwigs seine Waldenser verfolgt hatte, war froh, bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, in ihnen an der Grenze des Reichs eine kleine, treue, tapfre Heerschaar zu finden. Sie wurden seinen Truppen einverleibt, und ein förmliches Edikt von 1694 gestattete ihnen die Rückkehr in's Vaterland, und gab ihnen einen Theil ihrer Güter wieder. Ihr Anführer, Heinrich Arnaud, wurde vom Herzog zum Obersten ernannt, und Wilhelm III., König von England, schenkte ihm ein Regiment Fußvolk — Vor dieser Zeit hatte man 17,000 Waldenser in den Gefängnissen gezählt, von welchen 14,000 in denselben umkamen.

Die Ueberlebenden erhielten ihre Freiheit und von den Geflüchteten kamen Viele wieder in ihre Heimath, Mehrere aber hielt auch die Furcht vor neuem Druck in den Landern zurück, wo sie gastfreundliche Aufnahme gefunden; so in Genf, Holland, im Brandenburgschen, Hessischen, Würtembergschen u. s. w.. Sie bauten Hütten und gaben ihnen die geliebten Vaterlandsnamen; daher z. B. noch in Würtemberg die Dörfer Pinache, Doublon u. s. w. — Der römische Hof beschränkte den Herzog in weitern Gunstbezeigungen, ja die Grenzen ihres Gebiets wurden noch geschmälert. Frankreich tauschte nämlich 1727 gegen das Thal Barcellonette das linke Ufer der Thäler Pragela und Elusen ein, das sie nun verlassen und sich auf einen engen Raum zurück drängen lassen mußten. Davon sind fünf Sechstheile Berge, welche nur durch die beharrlichste Mühe fruchtbar gemacht werden konnten. Die Bevölkerung hat sich weit über das natürliche Verhältniß zur ernahrenden Flache vermehrt, was nothwendig zuletzt zu Auswanderungen führen muß. Armuth ist ihr Loos. Sie erringt kaum das Nothwendigste, und muß vieler Wohlthaten der Cultur und des geselligen Staatslebens gänzlich entbehren; ja sie würde weder den Gottesdienst gehörig halten, noch die dringendsten Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichts befriedigen können, wäre nicht fremde Wohlthatigkeit zu Hülfe gekommen. — Maria, Königin von England, Gemahlin Wilhelm III., widmete eine jährliche Summe Geldes zum Unterhalt der Prediger und Lehrer, von welchen nachher die eine Hälfte den geflüchteten Waldensern nach Deutschland gesendet, die Zahlung der andern Hälfte aber 1797 aufhörte. — In Holland machte man jahrliche Collekten, und setzte eine Beisteuer zur Erhaltung der Schulen, zur Unterstützung der Armen, der ältesten Prediger, ihrer Wittwen und endlich zu einem Collegium fest, wo die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache gelehrt werden. Einige Cantone in der Schweiz und die Stadt Genf machten Stiftungen für eine kleine Anzahl Waldenser Studenten, welche nachher die gottesdienstlichen Verrichtungen im Vaterlande versehen sollten. So wetteiferten die Reformirten, ihren ältern Glaubensbrudern die Mittel zu verschaffen, wenigstens die Fackel des reinen, göttlichen Wortes leuchtend zu erhalten. — Zur Anordnung des Kirchendienstes und zur Erhaltung der Kirchenzucht veranstalten die Waldenser Synodal-Versammlungen, die aus geistlichen und weltlichen Abgeordneten jeder Gemeinde bestehen, aber nur immer mit Erlaubniß des Landesfürsten und im Beisein des Provinz-Intendanten gehalten werden können. Man erwahlt da einen Vorsteher mit Gehülfen und Sekretair. Diese drei Beamten arbeiten abgesondert an einem Tische im Parkte und heißen die Offiziere des Tisches. Sie haben die allgemeine kirchliche Verwaltung, den amtlichen Briefwechsel zu führen, und über Aufrechthaltung der Synodal-Artikel zu wachen. Jede Kirche hat noch außerdem ihr Consistorium, das aus dem Prediger, den Kirchen-Vorstehern, einem Diaconus und einem Bevollmächtigten gebildet wird. — Vorsteher und Amtsgehülfe untersuchen von Zeit zu Zeit den Zustand der Armenkasse, prüfen und bewahren die Rechnungen. — Dies ist die Lage dieser Ecclesia pressa bis zur Vereinigung Savoyens mit Frankreich. Wohl thut es dem Beobachter der wandelbaren Zeit, unter so vielen Greueln, welche die Revolution im letzten Lande hervor brachte, auch so manche schöne Frucht der Humanität, Gerechtigkeit und wahrer Politik reifen zu sehen, welche eines besseren Bodens würdig gewesen wäre, wo man sie jetzt noch vergeblich sucht. Dahin gehört denn auch die Zulage von tausend Franken, welche die französische katholische Regierung sogleich den Predigern der dissendirenden Waldenser jährlich bewilligte. Diese Summe entstand theils aus den Zinsen mehrerer National-Besitzungen, welche jene Regierung den Waldensern geschenkt hatte, theils aus dem Zuschuß unmittelbar aus der Staatskasse. — Mit der Restauration 1814 verloren die Waldenser-Prediger auch diesen Gehalt. Der nachher regierende König, Victor Emanuel, half spater durch Geschenke und durch eine Bewilligung (27. Februar 1816) von jahrlich funfhundert Franken, die nun die Prediger seit 1817 beziehen. Ferner zahlt ihnen der Schatzmeister der englischen Glaubens-Verbreitungs-Gesellschaft die Zinsen eines Capitals, das 1770 fur sie durch eine Collekte in England zusammen gebracht ward, so daß sie sich beinahe eben so wieder stehen, wie unter der französischen Regierung — und wie wenig ist das im Grunde! Noch keine vierhundert Gulden. — Wie Vieles drückt noch die armen Waldenser! Unter Anderem fällt ihnen die Versorgung ihrer Armen, besonders wenn sie erkranken, um so schwerer, da sie eine grenzenlose Mildthatigkeit, ohne Unterschied der Geburt und Religion, gegen jeden Durftigen, der in ihre Thäler kommt, ausüben; da sie von den Hospitalern des Landes bis jetzt noch ausgeschlossen bleiben, auch die ärztliche Hülfe bei der fernen, beschwerlichen Lage ihrer unwirthbaren Thäler nur um so schwieriger und kostbarer wird, und sie bisher keine Stufe des Staatsdienstes oder bürgerlichen Fortkommens, also auch die ärztliche Laufbahn, nicht betreten durften. — Höchst dringend ward daher ein eigenes Spital mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die Errichtung war langst beschlossen, und der König hat nun die Erlaubniß dazu gegeben. Aber die eigne Armuth würde der Ausführung dennoch entgegen stehen, wenn nicht der Eifer einiger Waldenser für das allgemeine Gute, das Wohlwollen mehrerer auswärtigen christlichen Gemeinden, der hohe Schutz machtiger Monarchen (vor Allem des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland), wie der ihres eignen Fürsten und die Zuversicht auf den Beistand aller christlichen Mitbruder sie ermuthigte. — Schließlich sey uns erlaubt, hier zwei gültige und völlig geeignete Anekdoten bei zu fügen, um die Armuth der Waldenser, so wie ihre patriarchalischen und religiösen Sitten begreiflich zu machen. — Ein Englander, welcher vor drei oder vier Jahren die Thäler durchreiste, hörte, daß ein Schulmeister den Unterricht einer Schule, kurz vorher, aufgegeben habe, weil die Gemeinde nicht im Stande war, ihm den zugestandenen Gehalt aus zu zahlen; dieser Reisende ging nach dem Orte, untersuchte den Vorfall und fand, daß die Zahlung sich jährlich auf einen Louisd'or belief. — Vor zehn Jahren reisete der Herausgeber dieses Berichts in dem mittäglichen Frankreich, und kam zufällig mit einem alten Werbe-Feldwebel, der aus Piemont und katholisch war, auf einige Augenblicke zusammen. Dieser Mann war sehr erfreut, einem Protestanten zu begegnen, und erzählte die Ursache seiner Ehrfurcht für die Religion der Reformirten: „Eines Tages wurde ich von meinem Hauptmann mit einer wichtigen und mühsamen Botschaft beauftragt, welche mich nöthigte, eines der Waldenser Thäler in Piemont zu durchreisen. Ich erreichte es an einem Sonntag Morgen, mit einer ziemlich schweren Bürde belastet, und von Hitze und Müdigkeit erschöpft. Mit Schweiß bedeckt trat ich in ein mir unbekanntes Haus, um einige Erfrischungen zu verlangen. Eine Wittwe empfing mich wohlwollend und freundlich, mir zugleich bedeutend, daß es Sonntag und die Stunde des Gottesdienstes sey; allein, fügte sie hinzu, da ich euch nicht selbst geben kann, was ihr nöthig habt, so nehmt hier meine Schlüssel, und geht euch die Mühe, das was ihr braucht, herbei zu holen, darauf könnt ihr euch in meiner Abwesenheit hier ausruhen." Diese Mischung von Warmherzigkeit, Einfalt, Frömmigkeit und Zutrauen hatte einen tiefen Eindruck auf den alten Soldaten gemacht, und ich zweifle nicht, daß sie eine ähnliche Wirkung auf den Leser hervor bringen werde."

Wir glauben, dieser Bericht ist hinlänglich, um die Theilnahme für den angeregten Zweck auf zu fordern, und wir dürfen überzeugt seyn, daß es auch bei uns an thatiger Unterstützung nicht fehlen wird.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 12. Februar. 25ſtes Blatt.

Ciſalpiniſche Briefe; von Dan. Leßmann.

Das Cicisbeat.

Mantua, den 20. September 1823.

1.

Denken Sie ſich, meine geſchätzte Freundin, Sie hätten vor etwa funfzig Jahren ein italieniſches Kaffeehaus mit Ihrer Gegenwart beehrt. Gegenüber ſaß Ihnen ein feiner Schöngeiſt, welcher das Feuer durchtobter Schäferſtunden mit einem Glaſe Limonade dämpfte, und ſeine gewaltſam erregten Lebensgeiſter durch die Mailändiſche Damen-Zeitung in ruhigere Verfaſſung zu ſchläfern ſuchte. Der Zufall verwickelte Sie in ein Geſpräch, Sie berührten verſchiedene Gegenſtände, ſchlugen, ohne ſonderlich ausdrucksvolle Töne zu hören, dieſe oder jene Saite an, und geriethen endlich auf das Cicisbeat. Wollten Sie unbedingt ſeinem Schwure glauben, ſo hätte weder die Vaterſtadt des Schottländers Neper auf die Entſtehung des Logarithmen, noch die Hölle auf die Erfindung des Schießpulvers, deſſen erſter Schöpfer, dem frommen Polydor Virgil zufolge, kein Anderer als der Erzfeind ſelbſt geweſen, ſo ſtolz ſich brüſten dürfen, als Genua auf die Einführung des Cicisbeats.

Ich habe in deutſchen Geſellſchaften über dieſes ſonderbare National-Inſtitut vielfach urtheilen, phantaſiren und mit moraliſchen Verdammungs-Sentenzen ſchimpfen gehört. Sehr natürlich, daß ich im Vaterlande deſſelben auf ſeine Spur zu kommen ſuchte, und wo ein Weg ſich öffnete, mit den wißbegierigen Blicken eines Beobachters in ſeine Geheimniſſe zu dringen mich bemühte. Wollten Sie aber aus dieſer Nachricht ſchon fürchten, daß ich mich ſelbſt mit den Pflichten eines dienenden Ritters belaſtet habe, ſo wäre Ihre Beſtürzung darüber unnöthig. Nicht ſchwieriger iſt es, über das Weſen dieſes Ordens ſeine Beobachtungen an zu ſtellen, als wenn man ſelbſt ein Mitglied deſſelben iſt. Wer das Bild eines Meerſturmes entwerfen will, wer uns den furchtbar ſchönen Kampf eines Schiffes mit Wogen und Winden zu malen gedenkt, der darf nicht ſelbſt ein Theilnehmer der Gefahr geweſen ſeyn; am Ufer muß er geſtanden haben, muß, unbekümmert um ſein eigenes Leben, ein ruhiger Zeuge des Schauſpiels, alle ſeine einzelnen Momente begleitet haben. Als Cicisbeo hat man ſo zahlreiche Pflichten, iſt man mit gedrängten Geſchäften ſo überhäuft, muß man ſo bedeutende Aufmerkſamkeiten ſtündlich berückſichtigen, daß es Einem eben ſo unmöglich wird, über das Verhältniß ſelbſt nach zu denken, als, vom Nervenfieber ergriffen, den Verlauf der Krankheit zu verfolgen. Ja, müßte ich Ihnen noch vor einer eigentlichen Abhandlung über dieſen Gegenſtand in wenigen Worten einen Geſammt-Begriff deſſelben, gleichſam eine Real-Ueberſchrift, hinſtellen, ſo könnte ich nicht beſſer thun, als Sie an die beiden ſchönen Verſe erinnern, mit welchen Racine's Titus die beſcheidene Liebe ſeiner Berenice ſchildert:

Car elle passe ses jours sans ne rien pretendre,
Que quelques heures à me voir et le reste à m'attendre.

Auf einen cavaliere servente angewendet, läßt sich kaum eine classische Stelle finden, welche passender oder ausdrucksvoller wäre.

Wie sind die Damen Italiens zu diesen Cicisbeen, ihrem zweiten Schatten, gekommen? Vielleicht, in skizzirten Bemerkungen entwickelt, auf folgende Weise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Fortsetzung.)

Es war sehr still geworden auf dem nächtlichen Schlachtfelde, als unserem jungen Freunde abermals die Besinnung rückzukehren begann. Und abermals war es ihm, wie vorhin im Traume, als kniee die gute Lisbeth neben ihm und verbinde ihm seine Wunden. Aber nicht empfand er Schmerz dabei, wie vorhin; vielmehr fühlte er, wie sie ihm einen lindernden, angenehm duftenden Balsam durch die sanft umgelegten Tücher auf die verletzten Stellen goß. Auch flößte sie ihm einige Löffel erquickenden Ungarweines über die lechzenden Lippen. Dazu flüsterte sie, leise weinend: „Ach, Tonerl, ach, Junker Tonerl! O liebes Herzenskind, wer hätte das gedacht!“ — Anton aber entgegnete: „Stille, gute Lisbeth, o stille! sonst lacht uns der Braunold aus. Und Du bist ja auch gar nicht die wirkliche gute alte Lisbeth, Du bist ja nur ein Traum; aber ich freue mich dennoch zu Dir!“ — „Das ist hübsch von Ihnen, Junkerchen!“ sagte die Kinderfrau. „Aber daß Sie so irre reden, liebes Tonerl, das ist gar nicht hübsch von Ihnen. Damit ängsten Sie nur mich arme alte Frau, und was schlimmer ist, Sie verderben sich selber die Freude. Besinnen Sie sich doch; schmecken Sie doch den Wein, den ich Ihnen einflöße; ich bin's ja wahr und leibhaftig: Ihre alte gute Kinderfrau Lisbeth!“ — „Lisbeth! wie kämest denn Du hierher auf dies große, blutige, dunkle Schlachtfeld bei Lützen?“ — „Ach, ich mußte ja doch Etwas anfangen in diesen ängstlich bangen und ärmlichen Zeiten, um meinen verwaiseten Schwesterkindlein ihr liebes Bischen hübsches Leben durchbringen zu helfen. Da bin ich denn — weil gar nichts anderes mehr anschlagen wollte — endlich eine Marketenderin geworden. Anfangs mochte ich durchaus nicht daran, aber ich mußte. Und wie hübsch gnädig kam das vom lieben Gott! sonst hätte ich ja hier mein liebes Junkerlin Tonerl nicht pflegen können, und wer weiß, ob Sie nicht hier in Blut und Elend ganz verkommen wären, Sie armes, liebes, braves Kind. Ach Gott, in alle dem Elend bin ich doch noch ordentlich stolz auf meinen braven Junker Tonerl. Ja, ja, nicht umsonst haben Sie immer so feurig Soldaten gespielt, und ich hatte Unrecht, wenn ich mich damals so ängstlich anstellte. Nun seh' ich, was es bedeuten sollte!“ — „Ja wohl, Du treue Pflegerin!“ sprach Anton in freudig erwachender Begeisterung — „und Gott wird uns Sieg geben, und ich werde ihm noch danken auf manchem herrlichen, fern liegenden Schlachtfelde, von dem das leibliche Auge jetzt noch nichts ersieht, und fast eben so wenig der grübelnde Verstand etwas vernimmt!“ — „Ganz recht!“ sagte Lisbeth; „habe ich doch auch Sie, liebes Kind, hier nicht mit leiblichen Augen und mit kluger Absicht gefunden. Ich hörte nur, daß hier herum so viele Blessirte lägen; da machte ich mich so nahe mit meinem Wagen heran, als es gehen wollte. Und dann steckte ich Bandagen und ein Fläschlein Ungarwein und etwas guten Wundbalsam zu mir, und dann führte mich der Himmel und mein Herz gleich zu Ihnen zuerst. Ey, das arme junge Blut! dachte ich bei mir: so in dem Alter etwa müßte jetzt mein liebes Junkerlin Tonerl seyn! — Und da war es mein liebes Tonerl selbst, was ich verband. Das erfuhr ich mit jammervoller Wonne, liebes Kind, wie Sie so im Ohnmachts-Traume zu sprechen begannen und meinen Namen lispelten!“ — Die Seele ging ihr in Freuden- und Schmerzenthränen über. — „Warst Du denn vorhin schon einmal bei mir, Lisbeth?“ sprach der sich immer mehr besinnende Jüngling. „Ach nein, da träumte mir ja nur von Dir! — da kam das böse Kanon! — Himmel, und rückwärts ging es? — Erschrick nicht, gute Lisbeth, ich fasele nicht; Du sollst das schon erfahren, wenn ich wieder gesunder bin. Jetzt —.“ — Er sank erschöpft zurück. Und ausrufend: „O mein Wagen! — Hierher, hierher damit! Gedulden Sie sich, Herzens-Tonerl! Ich bin gleich wieder her!“ eilte die treue Kinderfrau von hinnen.

„Guter Braunold!“ sagte der erheiterte Jüngling, „lebst Du noch?“ — „Ja!“ war die kurze, tieflautende Antwort. — „Und, Braunold, hast Du denn hier Alles gehört?“ — „Ja!“ — „Siehe, nun, hoff' ich, soll auch Dir geholfen werden durch die gute Lisbeth!“ — „Ich hoff' es nicht, ich fühle mich sterbend.“ — „O Braunold, lieber Braunold, warum riefest Du nicht vorhin nach Wein und Balsam? Ach, so halte Dich doch wenigstens, bis die gute Lisbeth wieder kommt!“ — „Du freundlicher Knabe, störe mich jetzt nicht!“ — „Was machst Du denn, Braunold?“ — „Ich bete!“ — „Gottlob!“ sagte Anton, und betete nun auch still von ganzem Herzen für den Verscheidenden mit, den er zuweilen tief und schwer aufathmen hörte.

Nach einer Weile sagte Braunold: „Ich habe gebetet; mir ist verziehen. Und der die Kinderfrau Dir auf das Schlachtfeld sandte, Du liebes junges Blut, Er wird viel andern Schlachtfeldern herrlichere Gaben senden. Victoria!“ — „Freilich!“ entgegnete Anton; „und auch diese Schlacht kann nicht so verloren seyn, als Du meintest, Braunold; sonst könnten ja doch nicht

Preußen auf dem Felde herum wanken, und zwar Unbewaffnete! Und Weiber vollends!" — „Du hast recht, mein lieber, trostreicher Jüngling!" sagte Braunold; „Du frischer Engelsbote, mir vom Höchsten zugesendet in der letzten schweren Stunde, so manche bange Last von meiner scheidenden Seele zu nehmen. Wunderbar hat mich Dein früheres, kindisch anmuthiges Geplauder zu dieser letzten, heilbringenden Erquickung vorbereitet, wie seltsam auch ich mich in meiner eingebildeten Kraft dawider stemmte. Lieber Anton, jetzt hab' ich nur noch eine Sorge, und zwar eine irdische — eine kindische vielleicht; aber dieſſeits will sie nicht von mir lassen. Möchtest Du mich wohl auch deren entheben?" — „Von ganzem Herzen gern, Du lieber Braunold!" — „So versprich mir denn, mein Jüngling, auf Dein gewiß recht jungfräulich reines Ehrenwort, daß Du mich, wenn Du inskünftige von mir redest — und in Deiner großen Liebe und Innigkeit wirst Du das wohl nicht lassen können — daß Du mich dann nie anders nennen willst, als mit dem Namen: Braunold; nie mit jenem andern — ach, dem früher so glänzenden Namen! — den ich Dir vorige Nacht in das Ohr flüsterte. Willst Du mir's versprechen?" setzte er lieblich bittend, mit beinahe kindlich anmuthiger Weichheit hinzu. — Anton entgegnete: „Wenn Du es begehrst, edler Sterbender, da muß ich ja wohl. Bedenke jedoch — wär' es denn nicht schön und begeisternd, wenn Deine Zeitgenossen erführen, wie Du, großer Verkannter, gestorben bist?" — „Nein, ach nein!" sagte Jener, unruhig werdend. „Nein, laß mich verunglückte Feuerkugel im Dunkel verlöschen, daß Niemand wisse, wo ich geblieben bin. Verschweig, o verschweige meinen Namen vor aller Welt! Versprich mir das feierlich, recht feierlich; hörst Du wohl?" — „Ich versprech' es Dir bei Ehre und Pflicht!" sagte der Jüngling; doch setzte er hinzu: „Versteht sich, daß nicht etwa irgend einmal Krankheit oder Wundfieber mir Deinen ächten Namen unbewußt über die Lippen risse!" — „Recht so!" erwiederte der Andere; „wer so mit Bedacht verspricht, gedenkt zu halten. Und was die Streiche betrifft, die Dir Krankheit oder Wundfieber mit meinem Geheimniß spielen möchten, da laß' ich den walten, welcher Dir Deine Kinderfrau hierher auf das Schlachtfeld sandte. Gute Nacht!"

Einige Augenblicke nachher sagte er mit wohllautender, beinahe jubelnder Stimme: „Anton, o lieber Anton — jetzt sterbe ich wahrhaftig!" — Dann war es still für immer.

Bald darauf kehrte die treue Mutter Lisbeth mit ihrem Wagen zurück und auch mit einem Wundarzt. Diesen beauftragte Anton sogleich, daß er vor allem Anderem nach Braunold sehe. Der kunsterfahrene Mann erklärte nach einigen Versuchen, hier sey das irdische Leben unwiderbringlich entwichen. Da flüsterte der Jüngling noch einmal dem lieben Kampfgenossen zu: „Gute Nacht! Oder eigentlich: Guten Morgen! Und auf recht frohes Wiedersehen, Du edler Versöhnter mit Gott und mit seiner Welt!"

Sie hatten ihn derweil auf ein bequemes, im Wagen sorglich bereitetes Lager gehoben; die alte treue Pflegerin setzte sich neben ihren Liebling, ihn vor jedem nachtheiligen oder auch nur schmerzenden Rütteln des Fuhrwerks nach Kräften zu hüthen. Der Wundarzt ging hülfsfertig beiher.

(Der Schluß folgt.)

Kleine Merkwürdigkeiten.

Seltsame Unterschrift eines Bildnisses. Von der berühmten italienischen Sängerin Borgondio giebt es ein in Italien gestochenes Bildniß mit der Unterschrift: „La Signora Borgondio, Incantatrice di ben construtti orrechi" — d. i. wörtlich: „Bezauberin wohlgebauter Ohren."

Verwunderliche Anzeige eines franzöſiſchen Sprachlehrers. „Ein königlicher Beamter, welcher der franzöſiſchen Sprache mächtig iſt, wünscht, um seine Sprachkenntniſſe zu conſerviren, franzöſiſche Converſationen zu halten gegen höchſt billige Vergeltung."

Gute Antwort eines Miniſters. Ein Miniſter legte, während er mit Ludwig XVIII. arbeitete, sein Taschentuch und seine Doſe auf den Tiſch. Lächelnd sagte der König zu ihm: „Ey, ey, Herr Miniſter, Sie leeren ja Ihre Taſchen aus!" — „Sire!" entgegnete dieſer erröthend; „es iſt doch beſſer, als wenn ich ſie anfüllte!"

Augenſcheinlicher Beweis der Vervollkommnung. In Berlin befanden sich im Jahr 1800: 37 Weinhändler, im Jahr 1820: 67. Berlin zählte damals 29 Conditoren, jetzt 49; 150 Deſtillateurs und Brandtweinſchenker, jetzt 567; 205 Kaffetiers, Reſtaurateurs, Gaſt- und Speiſewirthe, Tabagiſten, jetzt 252; 655 Bierſchenker, jetzt 429; 48 Tanzböden, jetzt 65. — Die Vergeiſtigung der Genüſſe erhellt hieraus unwiderleglich und ganz insbeſondere aus der bedeutenden Abnahme der Bierſchenker — und wer weiß nicht, wie edlere Nahrung auf den Leib, und deſſen Veredlung auf die Vervollkommnung des Geiſtes und der Seele wirkt!

Recht ſpaniſcher Zug. In Onda war (während der letzten Revolution) der Conſtitution-Stein beſchmutzt worden. Da ließ ſich, um ihn zu reinigen, der Alkalde, in Gegenwart der verſammelten Einwohner und National-Garden, eine Ader öffnen und das Blut über den Stein fließen.

B. P.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber den Charakter Schön Ella's in dem Volks-Trauerſpiele gleichen Namens von Friedrich Kind. Unſerem Gefühle nach iſt es ſchön und lobenswerth, wenn ein Dichter, ohne deshalb zum trockenen Moraliſten zu werden, in ſeinen Dramen einer ſittlichen Tendenz huldigt. Dies that in „Schön Ella" Friedrich Kind, zu dem in ſeinem Sängerleben das Urbild des Schönen ſich wohl oft liebend herab geneigt hat. Er zeigte auf eine, dem Begriffe „Volks-Trauerſpiel" entſprechende Weiſe, wie ſelbſt ein einfaches gemüthliches Mädchen durch Weltluſt, Leichtſinn und Eitelkeit, die ſich ſpäter zur Hoffahrt und bis zum Trotze des Uebermuthes ſteigert, zur moraliſchen Verderbniß und zum Unglück verlockt werden könne. Schön Ella's Charakter, in ſeiner Totalität richtig ergriffen, iſt, auch ſeinen einzelnen Zügen nach, mit jener höheren Liebe und Sorgfalt ausgeführt, die ein Dichter, ſoll er dieſen Namen verdienen, ſeinen Werken ſchenken muß. Daß Schön Ella gleich in der erſten Scene den Abendſegen ſo lang findet, an das zugekrampfte Gebetbuch den Spiegel lehnt und ſich darin beſchaut; daß ſie fürchtet, ſich, als der ſchöne Kaufherren-Sohn ſie anredete, einfältig benommen zu haben — ſind eben ſo viel feine Grundzüge zu dem ſich ſpäter ausbildenden Charakter Schön Ella's und motiviren ihr Benehmen gegen Joſeph. Hier bemerkt der Pſycholog mit Wohlgefallen, wie fein der Dichter es beachtet habe, daß raſcher Leichtſinn gewöhnlich mit einer leicht erregbaren Gutmüthigkeit gepaart ſey. Schön Ella weint, als Joſeph ſich entfernt. Ihre Scheu, das Kaſtchen, worin Joſeph's Habe, zu öffnen, beruht auf dem Gefühl, ihn gekränkt zu haben. Daß Rahel Ella'n die Korallen-Schnur, an der ein Kreuzchen hängt, abbindet, hat der Dichter wohl ſymboliſch genommen. In dieſem Sinne ergreift es uns, wenn Ella das Kreuzchen, indem ſie von ihm ſcheidet, an ihre Lippen drückt und dabei des hingeſchiedenen Vaters denkt. Wenn man die folgenden Scenen mit jenem unbefangenen Auge betrachtet, welches auch die beſcheidene Schönheit einer feineren Zeichnung würdigt, ſo wird man bemerken, daß der Dichter in ihnen den Geiſt des Volksthümlichen ſchön getroffen habe. Er athmet auch in Rahel's Geſang:

Die Nix' wäſcht ſich im Sternenlicht,
So weiß iſt Flaum der Schwane nicht;
Die Nix' wäſcht ſich im Mondenſchein,
Hat Hals und Hand wie Helfenbein,
Hat Arm und Bruſt wie Marmelſtein.

Ella's kleine Erbitterung über die Schminkbüchſchen der Italienerin iſt ganz der weiblichen Natur abgelauſcht. Derſelbe Trieb, aus dem noch jetzt die Bürgermädchen in der Morgendämmerung das Schönheitswaſſer ſchöpfen, führt Ella'n in Gebhard's Garten, vor dem jedoch ein ſittliches Gefühl ſie warnt. Oft hegt das Herz einen Wunſch, während der Mund ihn verläugnet. So iſt wohl Ella's Frage zu erklären: „Werd' ich aber in Gebhard's Garten auch allein, auch unbemerkt ſeyn?" — Ella's ſinnliche Natur, der Wonnerauſch der erſten Liebe athmet in den Verſen, die Ella in Gebhard's Garten ſpricht:

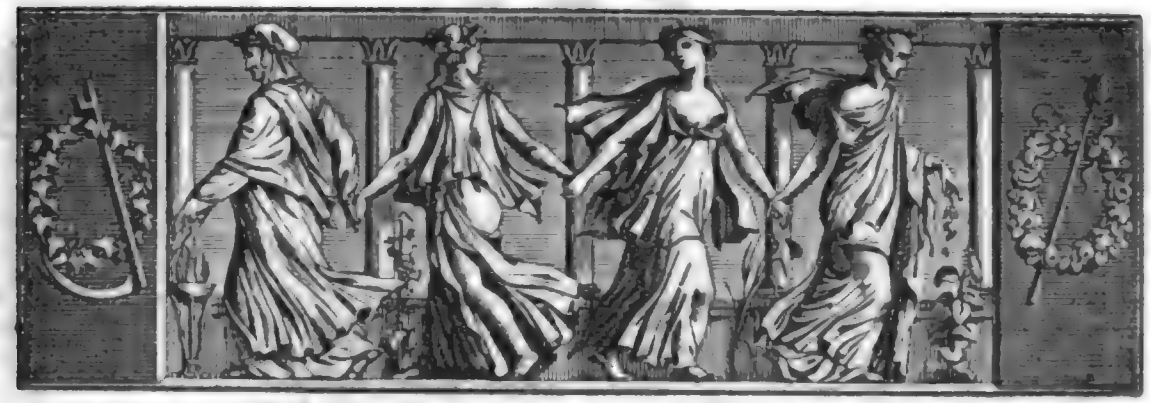
O welch ein Duft! kaum kann man Athem holen,
Zu ſchlummern ſcheint der Weſte Herr —
Wie? oder ſchlug' mein Buſen nur ſo ſchwer?
Nein, Lindenblüthen, Nachtviolen,
Erſchloſſen ihren Kelch verſtohlen;
D'rum ſcheint die Luft ein wonneathmend Meer.

Am Schluß des erſten Aktes hat der Dichter wohl mehr tragiſchen Eindruck als Theater-Effekt bezweckt. Die vierte bis ſiebente Scene des zweiten Aktes giebt uns ein wahrhaft blühendes Bild eines jugendlichen Herzens, welches den, oft nur trügeriſchen, aber blendenden Gütern und Genüſſen der Welt mit einem Entzücken entgegen ſchlägt, das dem Gefühl glücklicher Kinder am Weihnachts-Abend gleicht. Ella's Charakter tritt hier recht plaſtiſch hervor und wenn er, trotz der Tauſchung, die gegen Ella's blinde Mutter verübt wird, unſerer Theilnahme werth bleibt, ſo verdanken wir dies der Kunſt des Dichters, die das Menſchliche in Ella's Fehltritten ſchön heraus hob. Auf dem Masken-Balle, wohin Ella in Wilhelm's Armen eilt, wird Joſeph, deſſen beſcheidene Liebe ſie früher verſchmähte, von Wilhelm erſtochen. Hier tritt in Ella's Charakter der Wendepunkt ein. Sie reift, wie Mignon, durch tiefen Schmerz, nur mit dem Unterſchiede, daß das Gefühl, Joſeph's Leben verduftet zu haben, Ella ſchon halb den finſtern Mächten verfallen machte. Wer ein Mal die Blüthe ſeiner Seelen-Unſchuld brach, kommt — eine ſchmerzliche Wahrheit! — nie wieder zum vollen Genuß des Friedens, denn dieſen trübt der Todtenhauch der Erinnerung. So ſehen wir im dritten Akt Ella'n ſich zu Rahel's finſtern Künſten neigen. Auch Macbeth, wie wohl ſonſt in weit höher geſteigerter Situation, ſucht erſt dann die Zauberſchweſtern auf, als die Schuld auf ihm laſtet. Ella's Herz, ſchon zu wenig ſchuldlos, um ohne Wunſch und Klage zu ſeyn, fühlt nun Bedürfniſſe, ſehnt ſich nach ſittlichen Gütern und tauſcht darum den Verheißungen Rahel's, die ihr den Brautkranz und mit ihm Erfüllung aller ihrer Wünſche verſpricht. Daß Ella gleich darauf zur Kirche geht, iſt ganz aus dem Bürgerleben, welches in dieſem Volks-Trauerſpiel geſchildert werden ſoll, gegriffen. Die ſolchem beſchränkten Kreiſe angehören, meinen, Gott durch einen Kirchgang zu verſöhnen. Sie rechnen aber auch, in ihrer Beſchränktheit, dem höchſten Weſen eine ſolche Handlung als eine fromme an. Alle dieſe Züge hat der Dichter hier mit pſychologiſcher Feinheit in Ella's Charakter entwickelt. Auch daß Ella, als die Quellen des Reichthums ſich unverhofft für ſie eröffnen, ihrer Dienerin gleich Geſchenke macht, iſt charakteriſtiſch. Schon oben ward bemerkt, wie leichter Sinn und eine gewiſſe Gutmüthigkeit faſt immer Hand in Hand gehen. Wer, wie Ella, die wahren Güter des Lebens über den falſchen, aber blendenden verkennt, und für die himmliſche Liebe die irdiſche Leidenſchaft eintauſchte, wird, wenn ſeine ſtolzen Hoffnungen plötzlich vernichtet werden, der geiſtigen Zerrüttung erliegen, in welche der Dichter Ella verſinken läßt, als ſie Wilhelm's Tod aus tauſend ſüßen Träumen ſchreckte. Schneidende Kälte, ja Trotz muß das Herz erfüllen, in welchem die ſanfte Wärme längſt erſtarb, und die unbefriedigte Leidenſchaft um ſo ſtärker tobt. — Dies meine Anſicht von Schön Ella's Charakter: Mögen dieſe wenigen Bemerkungen dazu beitragen, zu beweiſen, daß, wie in ſeinen andern Schriften, auch hier der Dichter nicht ohne Weihe geſchrieben habe. — E —.

Ein Paar Matroſen retteten ſich bei einem Schiffbruch im Jahr 1820 nach einer Inſel an der ſüdamerikaniſchen Küſte und haben dort drei Jahr ein mühevolles Leben geführt. Sie fiſcheten mit den wenigen Inſtrumenten, die ſie bei ſich hatten, nicht bloß ihr Leben durch Jagd und Fiſcherei, ſondern ſie unternahmen es ſogar — um leichter entdeckt zu werden — einen hölzernen Thurm von 88 Fuß Höhe zu erbauen, der ihnen zugleich bei ſchlechter Witterung zum Zufluchts-Ort diente. Ein ſchwediſches Schiff kam endlich, im Jahr 1823, in die Nähe der Inſel und nahm die Einſiedler auf. Sie verabſäumten nicht, ehe ſie ihren Zufluchts-Ort verließen, den Thurm ſorgfältig auf zu beſſern und Geflügel und Wildpret auf der Inſel aus zu ſetzen, damit ähnliche Verſchlagene dort Obdach und Nahrung fänden. (Corsaire.)

In der Grafſchaft Sommerſet hat ein Jäger unlängſt ein Thier getödtet, das Scheeren von einem Hummer, Fühlhörner und zwei Flügel nach Art der Fledermäuſe hat. Man hält es für einen fliegenden Krebs; und da ſeit der Regierung der Königin Anna ſich kein ſolches Thier gezeigt hat, ſo hält man es für einen Unglücksvogel! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 14. Februar. 26ſtes Blatt.

Die Kinderfrau auf dem Schlachtfelde.

(Schluß.)

Ein leiſes Seufzen, welches zuweilen ſich nicht ganz in das Herz der guten Frau wollte zurück drängen laſſen, erweckte in Anton's Seele den ernſten Gedanken, vermuthlich habe der Wundarzt gar keine oder doch nur ſehr wenige Ausſicht zu ſeinem Aufkommen gegeben, und bald nun werde die Pforte auch für ihn ſich öffnen, durch welche Braunold ſo eben gewandelt ſey. Als aber im Städtlein Pegau, wo man Halt machte und für den Augenblick ein Unterkommen fand, der Wundarzt beſtimmt verſicherte, es ſey weder Lebens- noch Lähmungs-Gefahr vorhanden, auch ſelbſt nicht auf den wahrſcheinlich nothwendigen Fall eines fortgeſetzten Transports über die Elbe zurück — da zuckte der Jüngling wohl ſchmerzhaft zuſammen vor dem Gedanken, daß nun dennoch das verbündete Heer weichen müſſe. Aber zugleich auch dankte er im Stillen Gott, daß er nun ſeine lieben Eltern wohl noch hienieden wiederſehen würde, und daß ſie, ſtatt über ihn zu weinen, ſich unausſprechlich freuen würden über ihn. Um ſo ſtaunender aber ſah er, wie das ehrwürdige Antlitz ſeiner Pflegerin noch immer nicht frei werden wollte von einem tiefen Schmerzens-Ausdruck, der darüber hingebreitet lag. Er fragte ſie darum; da begannen ihre Thränen zu rinnen, und ſie ſprach: „O liebes Junkerlin Tonerl, ich kann Sie ja nicht auf meinem Wagen zurück fahren, bis nach Ihren lieben Eltern hin, wie ich mir's doch in der erſten wehmüthigen Herzensfreude ausgedacht hatte. Wozu möchte auch nur das Herumziehen in den Lazarethen helfen, für den, welcher ſeinen heimathlichen Heerd — und ſey es auf noch ſo fern hinaus — erreichen kann! In den Lazarethen, liebes Kind, ging' es Ihnen doch nie ſo gut, als in der elterlichen Pflege! Und Sie müßten ja in den Leidens-Oertern obenein nur andern weit Unbeglückteren Raum und Wartung beengen. Daheim jedoch — o, Vater- und Mutter-Augen gießen eine heilende Kraft aus, und wär' es auch manchmal in Thränen — das ſoll mir kein Doctor auf der ganzen Welt abſtreiten, und wär' er noch ſo hochſtudirt! — Und wie bald und friſch dann mein braves Junkerlin wieder feindan ziehen kann, vollkommen geneſen, und ein Hurrah anhebend im Sturmſchritt, daß den Feinden das Herz im Leibe kracht, während den munteren Freunden die ganze Seele lacht!" — „Alte!" unterbrach Anton ſie mit ſchmerzlichem Lächeln; „Du hätteſt mir das nicht ſo gar hübſch ausmalen ſollen, hübſcher noch, fürwahr, als ſelbſt das beſte der guten Mährlein klang, die Du mir vordem ſo anmuthig vor zu erzählen wußteſt! Denn ſiehe, nun haſt Du mir eine Sehnſucht nach der Heimath erweckt, und Du fingeſt doch Deine Geſchichte damit an, daß Du mich nicht bin zu ſchaffen weißt." — „O hinſchaffen! damit hat es gute Wege!" ſagte Lisbeth erheitert — „hier hab' ich ſchon einen guten Mann ausgemittelt, der ſeinen eigenen Wagen hat; ein Altenburger iſt er, und das heißt ja bekanntlich in der ganzen Welt ſo viel — in der ganzen Welt, mein' ich, die je von Stadt und

Land Altenburg gehört hat — als: ein treues Herz. Ein junger, frischer, unabhängiger Bursch ist er, und meint, nach Altenburg, wohin jetzt nun der Franzmann vordränge — zucken Sie nicht so zornig, liebes Kind, die Binden verschieben sich sonst! — dahin wolle er nicht gern eher wieder zurück, als bis er bei umgewandeltem Waffenglück mit den Verbündeten dort einrücken könne. Nicht wahr, das klingt hübsch, mein liebes Kind? Nun, und der will Sie fahren und Ihrer pflegen mit Altenburger Treue und Liebe, bis er Sie auf den Hof des väterlichen Schlosses im schönen waldigen Ober-Schlesien und in die Arme der lieben Eltern bringt. Warum ich selbst nicht mit kann" — setzte sie weinerlich hinzu — „ach, Junkerlin, das macht: all mein Hoppheichen, und das meiner Schwesterkinder noch mit — oder, wie man's auch zu nennen pflegt: Hab' und Gut — es steckt in dem Blitzmarketenderkram, den Gott gesegnen wolle um der guten Kinder willen. Blieb' ich nun nicht dabei, oder führe ohne Gewinn zurück, wo wäre all der Lieben ängstliches Hoffen auf Muhme Lisbeth's Hülfe und Beistand hin! — Ach, Tonerl, ich muß nun für dasmal schon leben und sterben mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland!" — „Gott segne Dir das schöne Bündniß!" sprach, leise lachend, der erheiterte Jüngling; „aber auch ich hoffe bald auf's Neue in den Bund zu gehören. Bald wieder mit Arm' und Büchse, mein' ich!" setzte er viel ernster, ja feierlich hinzu; „meine Seele soll mir derweile nicht Tod, nicht Leben auch nur augenblicklich davon trennen!"

Da trat der freundliche Altenburger heran und meldete, jetzt sey Alles zur Abfahrt fertig, aber zugleich auch die höchste Zeit dazu. — Lisbeth half ihren Pflegling auf das Fuhrwerk des treuen Mannes sorglich betten, und hielt dabei noch sorglicher ihre Thränen zurück. „Denn", so dachte sie aus mannigfach ernster Erfahrung, „Thränen von Leuten, die man lieb hat, kommen uns gar leicht und auch zugleich gar schwer im Traume wieder vor. Und lieb hat mich Junker Tonerl von Herzen, und an Fieberträumen wird es ihm unterweges auch nicht fehlen — und also!" — Erst, als sie das Rasseln des Altenburger Fuhrwerks nicht mehr hören konnte, ließ sie den Schmerzensquellen ihrer Seele freien Lauf; und da flossen sie wie Frühlingsströme, oder — wenn das Jemand für die gute alternde Lisbeth etwa nicht wollte gelten lassen: wie die Herbstesströme des Jahres 1824, von tiefer, wundersamer Bewegung der guten alten Erdmutter Hertha erregt!

Anton kehrte unter dem treuen Altenburger Geleit schon fast genesen in die Arme seiner um ihn längst trauernden Eltern heim.

Als das Fuhrwerk auf den Schloßhof rasselte, sprach ein Diener wehmüthig den Geleitsmann an: „Ach, lieber Freund, Ihr bringt einen Verwundeten, und Gott weiß, wie gern meine Herrschaft dergleichen aufnimmt; aber eben deshalb giebt es in der überfüllten Burg leider keinen Raum für solche liebe Gäste mehr!" — „Geduld, Geduld!" sagte der fröhliche Altenburger, vor Freuden die kräftigen Hände gegen einander reibend; „für den hier ist wahrhaftig Platz im Schlosse! Denn erstlich ist er so ziemlich schon genesen, und wird also wenig Umstände verursachen; zweitens schickt mich die gute Kinderfrau Lisbeth mit ihm her zum Herrn von Sternbach und zu dessen Frau Gemahlin; und drittens ist er der lieben Schloßherrschaft einziges Kind, der tapfere junge Herr Anton von Sternbach!"

Da ging eine Freude auf, die man ein Vorbild der ewigen Freude nennen konnte, und die späterhin, als der genesene Jüngling auf's Neue gegen den Feind rückte, in eben so starker Ergebung als Zuversicht keinen Raum für irgend eine zerreißende Trauer mehr ließ. — Anton ist aber auch wirklich am Ende aller Kämpfe gegen Napoleon Buonaparte abermals glücklich und ruhmgeschmückt in seine edle Heimath zurück gekehrt.

Braunold's Vertrauen, daß weder Krankheit noch Wundfieber seinen ächten Namen über Anton's Lippen bringen werde, ist erfüllt geblieben. Der schläft, vergessen von fast allen Lebenden, fast ähnlich der unglücklichen Zeit, welche mit ihm versank, auf Lützen's ernsten Gefilden.

Anton's Leben blüht allzu frisch durch die Gegenwart in die Zukunft hinaus, um in der Novelle noch Raum zu finden. Wir wissen aber nur zu melden, daß die Kinderfrau ihren Liebling nach ausgefochtenen Kriegen in großen Freuden wieder sah, und überhaupt in keiner Hinsicht Ursache fand, ihr mit König und Kaiser geschlossenes Bündniß zu bereuen. Ob ihr schon jetzt die frohe Gelegenheit ward, nach alter, ehrsamer Kinderfrauen-Sitte, ihres Junkerlin Tonerl Kinderschuhe einer schönen Braut bei'm Hochzeit-Mahle auf einer mit Rosen und Myrten gezierten Schüssel zu überreichen — davon schweigt die Ueberlieferung, und also auch die Novelle. L. M. Fouqué.

Cisalpinische Briefe; von Dan. Leßmann.

2.

Die Sitte der Ritterzeiten hat sich, wie Sie wissen, in Italien eben so lange, wo nicht länger, als in Europa's übrigen Ländern, in strenger Gleichförmigkeit erhalten. Wie der wissenschaftlich gebildete Jüngling bei den Römern unter den Hauptmännern der Philosophie sich einen aussuchte, nach den Vorschriften desselben den Schnitt seiner Grundsätze und Lebensweise zustutzte, und diesem erwählten System oft

ſein ganzes Leben hindurch treu blieb, ſo warf gleichſam der junge Ritter alle Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, die in einigem Rufe der Schönheit ſtanden, in einen Loostopf zuſammen, und zog daraus die Königin ſeines Herzens. Es kam nicht immer darauf an, daß er bei dieſer Wahl die Stimme ſeiner Gefühle fragte. Es konnte ſich ganz ordnungsmäßig ereignen, daß er ſeinen Treffer gänzlich dem Zufall überließ, und die ſchöne römiſche, oder die platte kurzſtämmige Naſe, die ihm zu Theil geworden, einzig und allein der dringenden Noth verdankte, die ihn zwang, ſich, wie jeder Andere, mit einer Schönheit zu verſorgen.

Hatte er ſich aber einmal für eine Holde erklärt, ſo ward ſie das Sternbild, das unwandelbar auf ſeiner Lebensweiſe ihm leuchtete. Führte ſeine Hand mit Geſchicklichkeit die Lanze, ſo durfte kein Ehrenkampf ſich ereignen, ohne daß er zur Verherrlichung ſeiner Königin ein Paar Gegner aus dem Sattel zu heben ſuchte; hatte die Muſe der Dichtkunſt ſeine Wiege gekränzt, ſo will er eher mit ſeinem Stalljungen Brüderſchaft getrunken, als ein Sonett gemacht haben, in welchem der Brennpunkt ſeiner Leidenſchaft nicht flammend geleuchtet hätte. Das Unbedeutendſte, was ſie berührt, erhielt in ſeinen Augen einen unnennbaren Werth: eine Nadel, mit welcher ſie gearbeitet, war ſein Palladium; ein blondes Löckchen, das ſie ihm verehrt, ſein unantaſtbarer Fetiſch; und wie die Römer den Gefallenen in der Schlacht, wenn ſie dieſelben nicht fortſchaffen konnten, einen Finger abſchnitten, um mit dieſem ein vollſtändiges Leichenbegängniß an zu ſtellen, begnügte ſich der treue Ritter, wenn ihn Abentheuer von ſeiner Schönen entfernt hielten, mit einem Bande oder einem Tuche, das er ſehnſuchtsvoll küßte, und an's Herz drückte, als wenn es die Beſitzerin ſelbſt wäre. Ueberhaupt wurde wohl von Liebe nirgends ſo viel geſprochen, nirgends über die Theorie der Herzens-Angelegenheiten ſo viel geſtritten, und doch vielleicht wahre Liebe nie ſo ſelten gefunden, als in jenen Zeiten der Galanterie. So werden in keinem Lande der Welt, ſelbſt nicht in der Werkſtatt eines Sonetten-Dichters, mehr künſtliche Blumen verfertigt, als in China, doch leider der Natur keineswegs getreu.

Nur weil der Ritter liebte, freute er ſich ſeiner Waffenkunſt; nur weil er liebte, dankte er den Göttern der Anmuth für ihre Geſchenke. Daß er ſeiner Verehrten, wie die Einwohner von Siam dem fleiſchfarbenen Elephanten, alle denkbaren Vorzüge des Körpers wie des Geiſtes in Geſprächen und Liedern zuerkannte, iſt nicht auffallend, und noch gegenwärtig an glücklichen Bräutigamen wieder zu finden; daß er aber, wie viele unſerer Dichter, nicht einmal eine pygmalioniſche Bildſäule, ſondern ein leeres Luftbild, ein eigentliches Hirngeſpinnſt umarmte — daß er es mit eben ſo warmem Eifer vertheidigte, als ein Weltweiſer die Hypotheſe, welche ſeinen Nachruhm begründen ſoll, oder als ein Pelzhändler die Nothwendigkeit warmer Körperbedeckung, das darf ich wohl einer Freundin des Cervantes und des Arioſt weder umſtändlich zergliedern, noch auf Autor-Ehre betheuern. Iſt doch eben dies die Urſache geweſen, weshalb die Zweifler Petrarks Laura gleichfalls für nichts Anderes, als ein Geſchöpf der Phantaſie betrachtet haben!

(Die Fortſetzung folgt.)

Sentenzen von Swift.

Wenn ſich zwei Leute über die Wahl irgend einer Sache becomplimentiren, ſo erhält Jeder von ihnen gemeiniglich das, was ihm am wenigſten behagt.

Feige Menſchen ſind wie ſcheue Pferde, die gerade Feuer und Lebhaftigkeit genug haben, um Unglück an zu richten.

Der Unterſchied zwiſchen der ſogenannten gewöhnlichen und guten Geſellſchaft beſteht bloß darin, daß man dieſelben Dinge in einem kleinen Zimmer oder großen Saale, bei kleinen Tiſchen oder großen Tafeln, vor zwei Lichtern oder zwanzig Wandleuchtern ſagen hört.

Die Frauenzimmer werden ſelten vertraut, als auf Unkoſten einer dritten Perſon. Sie ſchließen Freundſchaften, wie die Könige des Alterthums Bündniſſe ſchloſſen. Sie ſchlachteten ein armes Thier und wurden Verbündete. So die Frauenzimmer. Nachdem ſie einen guten Namen zerriſſen haben, werden ſie unzertrennliche Freundinnen.

Manche Menſchen ſind einer weiſen, mehrere einer liſtigen, aber ſehr wenige einer edlen Handlung fähig.

Es iſt eben ſo beleidigend, in der Geſellſchaft eines Thoren witzig zu ſprechen, als es wider die guten Sitten iſt, zu flüſtern. Beides mißfällt dem Gegenwärtigen aus einerlei Gründen, weil er das Geſagte nicht verſteht.

F.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

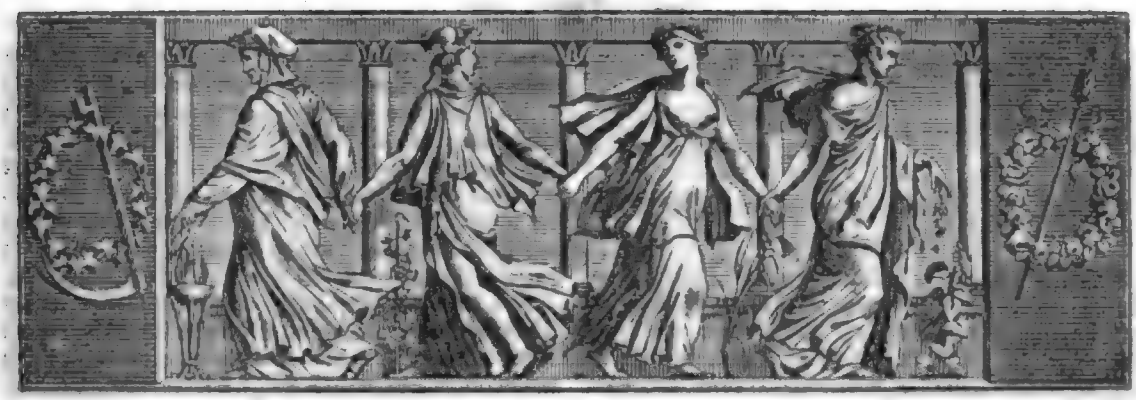
Berlin. Hier iſt einzeln gedruckt erſchienen: „Die Herſtellung des Schloſſes Marienburg in Preußen. Ode an den Königlichen Wirklichen Geheimen Rath und Ober-Präſidenten Herrn von Schön zu Königsberg.“ Dieſes Gedicht, dem der Verfaſſer zwar nicht ſeinen Namen, wohl aber deſſen Erkennbarkeit in dem hohen Gedankenflug und in der eigenthümlichen Geiſteskraft mitgegeben, welche den Kühnſten und Großartigſten unſerer preußiſch-vaterländiſchen Dichter bezeichnen, verdient einem größeren Kreiſe bekannt zu werden, als für den es in dieſem Abdrucke zunächſt beſtimmt ſcheint. Daſſelbe ſchließt der großen Reihe von Kriegs- und Helden-Liedern, mit welchen der als trefflicher Sänger längſt anerkannte Geheime Staatsrath v. Stägemann die wechſelvollen Ereigniſſe der letzten acht zehn Jahre begleitet hat, in gleicher Geſinnung ſich würdig an.

Dieſelbe Vaterlandsgluth, derſelbe begeiſterte Eifer, welche ſich den Hoffnungen, Thaten und Erfolgen des Krieges, da es für König und Vaterland den großen Kampf galt, ſo feurig und kraftvoll gewidmet, ergießt ſich jetzt, da die Segnungen der Waffen dieſen ſelbſt glorreiche Ruhe gebracht, eben ſo freudig und treu den Werken des Friedens zugewandt. Der Gegenſtand dieſer Ode iſt in der That, nachdem die Schlachten verſtummt, einer der ſchönſten und dichteriſchſten, welche der Frieden einem vaterländiſchen Heldenſänger darbieten kann. Die Wiederherſtellung der Marienburg, dieſes prachtvollen Denkmals einer gewaltigen Vergangenheit, iſt ſelber ein lautredendes Denkmal des wiedergewonnenen Sinnes, der wiedergeborenen Kraft einer inhaltreichen Gegenwart. Dieſes Werk, zunächſt dem edlen Geiſt und ſinnvollen Eifer des Herrn Ober-Präſidenten v. Schön zu verdanken, iſt eine der herrlichſten Friedensthaten, welche das Vaterland ſeit den letzten Kriegen — und noch in deren Geiſte fortwirkend — geſehen hat. Unſer Dichter giebt durch ſeine gewichtigen Strophen ſolchem Verdienſte würdigen Preis. Er beginnt mit der Betrachtung, wie in dem Chriſtenthum der Kampf des Glaubens dem Frieden der Lehre ſtets zur Seite gegangen, und hebt ſogleich — fromm den Schritten der Vorſehung das eigene Verſtändniß unterwerfend — die ruhmvoll erhabene Erſcheinung hervor, als welche das geiſtliche Ritterthum ſich in der Geſchichte des Mittelalters darſtellt. In der That läßt ſich für die Einbildungskraft kaum irgend ein höheres Bild faſſen, als das des geiſtlichen Kriegers, der die Weihen zweier Welten, des Prieſterthums und des Ritterthums, in ſeinem Berufe vereint, ein Weiſer zugleich und ein Held. Nachdem der Dichter dieſer Erſcheinung gehuldigt, befällt ihn der ſchwermüthige Gedanke, daß ſie gleichwohl untergehen mußte; doch über die traurigen Bilder eines durch vielfache Entartung hervor gerufenen Verfalls hinweg gleitend, beruhigt er ſich mit dem lebendigen Troſte, daß für das Geſchwundene auch viel Herrliches und Großes wieder an die Stelle getreten. Das rege Gefühl des Vaterlandes, wie es in der Gegenwart geſtaltet und belebt iſt, überdringt in ſeiner Bruſt jede Wehmuth über die Vergangenheit. Die Wiederherſtellung jenes Wunderbaues, als eines Denkmales, den Ruhm und die Herrlichkeit der Vorfahren für die Nachlebenden erneuend, iſt ihm nur auf ſolche Weiſe ein Gegenſtand vaterländiſcher Begeiſterung. Das Andenken jener Ritter ſey erneuert, nicht aber ſie ſelbſt! Denn anderes Leben hat ſich ſeitdem geſtaltet, und für die Bruſt des Vaterlandsfreundes, wie für den Sinn des Dichters nicht minder begeiſterndes, das Leben Friedrichs des Großen und der jüngſten Heldenzeit! In dieſem großen Gefühle ſtellt der Dichter kühn und freudig das hohe Königsſchloß, Sinnbild und Mittelpunkt der gegenwärtig waltenden Lebensgeſtalt, jener Marienburg, die ſelbſt von dieſem her jetzt neues Leben empfing, zur Seite. In verherrlichender Weiſſagung von Preußens fortdauerndem, allen Stürmen trotzendem Glück und Ruhm ſchließt das Gedicht. Man muß geſtehen, dieſe Wendung, ſo ſinnreich als groß, konnte nicht glücklicher gefunden werden. Die ſchönen Bilder und geiſtreichen Züge im Einzelnen alle an zu führen, müßten wir das ganze Gedicht abſchreiben. Jedes Wort iſt bedeutungsvoll und inhaltſchwer. Inſonderheit hat uns der Gedanke lebhaft angeſprochen, „daß um Chriſtus Jeder kämpft, der um das Licht in den heißen Tod geht.“ X.

— Im Königlichen Theater läßt ſich Shakſpeare's „König Johann“ wieder ſehen. Er wird vortrefflich dargeſtellt und wir bemerkten mit Freuden, daß Schauſpieler und Publikum ſich von dem Geiſte des großen Dichters angeregt fühlten. — Nachdem wurde „Pauline“, Luſtſpiel in fünf Akten von Frau von Weiſſenthurn, gegeben. Der Inhalt iſt etwas wunderlicher Art, doch verſteht es die dichtende Schauſpielerin, ihrem nicht ſcharf durchdachten Plane Effekt-Momente ein zu ſchieben, und auf unſerer Bühne wurde Alles gethan, um durch Spiel den matteren Scenen wenigſtens den Schein von Kraft zu verleihen, ſo weit dies irgend möglich war. Wir wollen es übrigens der Verfaſſerin ja nicht verleiden, daß ſie zuweilen noch ein Stück ſchreibt; die Theater-Repertoirs ſind ſo arm, daß man auch noch geringere Gaben dazu beſcheidentlich empfangen ſollte. Freilich möchten wir gern einmal wieder etwas Dauerndes haben; denn leider ſind die theatraliſchen Geburts-Liſten juſt nur eben ſo reich, als die theatraliſchen Todten-Liſten — aber ein Augenblick liegt doch dazwiſchen, in welchem ſich Viele am Andern, das ſie neu nennen, amüſiren, und wie geſagt, wir müſſen auch dies ſchon als ein dankenswerthes Etwas hinnehmen. — Wie iſt's denn aber mit „Richard der Dritte“, von dem ſchon lange die Rede war? Wie ſteht's mit „Egmont“, „Götz von Berlichingen“, „Wilhelm Tell“? Iſt der Aufwand noch immer der Einwand? Laßt von jenem das Ueberflüſſige weg, damit es die Schauſpieler wieder gewohnt werden, nur auf ſich und ihre Tüchtigkeit zu bauen. Das viele Schauſpiel bringt die Schauſpieler herunter, und wer meiſt nur für die Augen ſpendet, ſtumpft auch dem Volke die beſſeren Sinne ab. — Viele Zeitſchriften des Auslandes behaupten noch fort und fort, daß unſer Carnavals-Opern-Repertoir verdammt arm ſey. Es iſt eine Bosheit! — das wird Jeder einſehen; denn warum ſinden uns jene Zeitſchriften nicht lieber armſelig, da wir unſere Armuth ſo zufrieden ertragen und noch dazu bei großen Preiſen. Aber jene Behauptung kann auch ſogar eine Unwahrheit werden, denn uns iſt nun wirklich „Jeſſonda“, von Spohr, verheißen. Da wir gar keine Neuigkeit zu hoffen hatten, müſſen wir doch wenigſtens über unſere Hoffnung befriedigt ſeyn! — Im Königsſtädter Theater — man möchte Wunder ſchreien! — erſchien Calderon's „Dame Kobold“. Das Stück, wie es jetzt iſt, hat zwar vom Spaniſchen entweder zu wenig oder zu viel — zu wenig, denn die Form iſt deutſcher, ohne deutlicher zu werden; zu viel, denn der Zuſchnitt iſt mit der veränderten Form im Zwieſpalt — es bleibt aber doch eine intereſſante Erſcheinung, intereſſanter noch dadurch, daß ſie vom Publikum jenſeits der Sorte ſehr günſtig aufgenommen iſt, obwohl das Stück theilweiſe nur ſehr mittelmäßig dargeſtellt wurde. Wie könnte dies auch anders ſeyn? Es iſt ein großer Schritt von der Popularität bis zur Grandezza, wer würde da nicht auf Zwiſchen-Stufen ſchon ruhen wollen! Hr. Angely iſt indeß als ſpaniſcher Grazioſo gut avanzirt; er ſteht auf ſicherem Boden und behauptet das gewonnene Terrain mit Einſicht und Geſchicklichkeit. Auch ein Paar andere Mitſpieler ſind auf gutem Wege zur Auffindung ſpaniſcher Romantik, und ſo möge es denn eine gute Vorbedeutung ſeyn, daß man eben mit „Dame Kobold“ dieſe Fremdartigkeit auf der Königsſtädter Bühne begann. Kobold ſoll bekanntlich der oft in gar ſeltſamer Geſtalt wiederkehrende Geiſt eines ehemaligen lebenden Weſens ſeyn, der lange da verweilen will, wo er ſich einniſtet, der oft bei mehreren Generationen aushält — wollen ſehen, ob dieſer Kobold für unſer Publikum der Geiſt Calderons iſt. — Als tüchtige Leiſtung der Königsſtädter Bühne nennen wir noch „das rothe Käppchen“, Oper von Dittersdorf. Wohlingeübt, wohleinſtudirt, gar ſehr beliebt und applaudirt! — Endlich machten wir noch „Mondſcheinbekanntſchaften“; es erſchien nämlich mit dieſem Namen ein Luſtſpiel in einem Akt, deſſen Verfaſſer ſich „Wilhelm Mareck“ taufte. Zu dem höchſten Lichte der Kritik darf man zwar die Kleinigkeit nicht bringen, denn ſie könnte gedrängter und witziger ſeyn; aber als Trabant geht das Ding, namentlich durch die einfache und nicht verbrauchte Idee, ſchon mit und — wie ſchon oben auf andere Manier geſagt iſt — ſind mild wie die Tauben und klug wie — Leute, die dem Apoll ſchon dafür zu danken haben, daß er ſie nicht ganz vergißt.

* *

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 16. Februar. 27ſtes Blatt.

Viola.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain:
Läute immer, läute zu.

Denn du kündeſt frohe Zeit,
Frühling naht, der Bräutigam
Kehrt mit Sieg vom Winterſtreit,
Dem er ſeine Eiswehr nahm.

Darum ſchwing' den gold'nen Stift,
Daß dein Silberhalm erſchallt,
Und dein liebliches Gedüft
Leiſ' wie Schmeichelruf entwallt.

Daß die Blumen in der Erd'
Steigen aus dem düſt'ren Neſt,
Und des Bräutigams ſich werth
Schmücken zu dem Hochzeitfeſt.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain:
Läut' die Blumen aus der Ruh'.

Du, Viola, zartes Kind,
Hörſt zuerſt den Wonnelaut;
Und ſie ſtehet auf geſchwind,
Schmücket ſorglich ſich als Braut.

Hüllet ſich in's grüne Kleid,
Mit dem Mantel ſammetblau,
Nimmt das güldene Gewand
Und den Brillantenthau.

Eilt dann fort mit emſ'gem Schritt,
Nur den Freund im treuen Sinn,
Nimmt ihr Liebesglück ſich mit,
Sieht nicht her und ſieht nicht hin.

Doch, ein ängſtliches Gefühl
Ihre kleine Bruſt durchwallt;
Denn es iſt noch rings ſo ſtill
Und die Lüfte weh'n ſo kalt.

Und ſie hemmt den ſchnellen Lauf,
Schon beſtrahlt vom Sonnenſchein,
Und mit Schrecken blickt ſie auf,
Denn ſie ſtehet ganz allein.

Und gekränket und getäuſcht
Sitzet ſie und ſchluchzt und weint,
Von der tiefſten Angſt zerfleiſcht,
Ob kein Nahender erſcheint.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain:
Läute Schweſtern ihr herzu!

Roſe nahet, Lilie ſchwankt,
Tulp' und Hyacinthe ſchwellt,
Winde kommt daher gerankt,
Und Narciß' hat ſich geſellt.

Als der Frühling nun erſcheint
Und das frohe Feſt beginnt,
Sieht er alle die vereint,
Und vermißt ſein liebſtes Kind.

Alle ſchickt er ſuchend fort,
Um die Eine, die ihm werth;
Und ſie kommen an den Ort,
Wo ſie einſam ſich verzehrt.

Doch es ſitzt das liebe Herz
Stumm und bleich, das Haupt gebückt;
Ach, der Lieb' und Sehnſucht Schmerz
Hat die Zärtliche erdrückt.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läutest du,
Läute in dem stillen Hain:
Läut' Violen sanft zur Ruh'!

A. F. v. Schober.

Cisalpinische Briefe; von Dan. Leßmann.

3.

Wir lachen heute, wenn wir von den Qualen dieser ewigen Liebschaften hören; wir spötteln über die guten Ritter, die viele Jahre hindurch ein unruhiges Daseyn voller Gefahren und Mühseligkeiten führten, um am Ende, mit der Papiermünze eines gnädigen Blickes abgefunden, leeren Lohn und eingebildete Glückseligkeit zu erndten. Allerdings bedurfte es, wie eine geistreiche Frau mir einst bemerkte, dieser überzärtlichen Begriffe von Weiberwerth und Liebe, um in einem Zeitalter, wo die Faust nur der Faust zu begegnen strebte, und man sich seines Ueberschusses an Kraft zu jeder Zeit ohne Umschweif zu entledigen suchte, nicht alle Verhältnisse unter den Menschen im allgemeinen Toben der Wildheit zu Grunde gehen zu lassen. Die Thorheit der Uebertreibung aber verliert deswegen ihr Lächerliches nicht. Wir geben zu, daß es Einem als Klugheit an zu schreiben sey, wenn er mit Sextus Empiricus unaufhaltsam nach Wahrheit forscht, nie aber sich einbildet, sie gefunden zu haben; nach demselben Grundsatz indessen mit der Liebe zu verfahren, halten wir für eine ausgemachte Narrheit. Und läugnen läßt sich's nicht, wir besitzen eine weit größere Gewandtheit, solch einem Narrenthume aus zu weichen. Denn erwiedert uns unsere Schöne mit kalten Blicken nur, sehen wir das goldene Ziel unseres Strebens erblassen und weiter zurück treten, je ernstlicher wir darauf losgehen, so nun, so schütteln wir uns kräftig aus unserm Rausch empor, suchen unsere Phantasie zu enttäuschen, und veranstalten mit der angebeteten Schönheit eine Zergliederung, welche ihr einen Reiz nach dem andern kostet, und sie um eine liebenswürdige Eigenschaft nach der andern bringen muß. Wie nehmen förmlich, wie jene spanischen Edelleute zu Avila mit Heinrich dem Vierten von Castilien, eine Entthronung vor; es trat ein Kläger auf und griff mit seinen Beschwerden die Bildsäule des Monarchen an; bei dem ersten Klagepunkte hob ihr der Bischof von Toledo die Krone vom Kopf; bei dem zweiten entriß ihr der Graf von Palencia das Schwerdt; bei dem dritten nahm ihr der Graf von Benyenuto das Scepter aus der Hand, und bei dem vierten endlich stieß sie Don Lopez de Juniga vom Thron.

4.

Im Gefolge dieser romantischen Liebe aber erschien eine furchtbare Göttin, die Eifersucht. Wie an der Leber jenes Verdammten der Geier, nagte sie an der Leidenschaft des Ritters und gab ihr zugleich unaufhörlich eine neue Nahrung: ein liebender Ritter ohne Eifersucht wäre ein eben so unbegreifliches Geschöpf, als in unsern Tagen ein Ball-Friseur ohne Belletristik gewesen. Hatte der Glückliche ein Wäldchen betreten, wo unter dem Schleier der Dämmerung seine Göttin mit ihrer Gegenwart ihn zu beseligen versprochen, so hätte er seinem Gaule die Augen zubinden mögen, damit er das himmlische Loos, an einem solchen Antlitz sein Gefühl zu weiden, mit seinem Reiter nicht theilen konnte. Es mag wenige Burgen gegeben haben, um welche nicht wöchentlich einige Scenen aus „Othello" oder „Mariamne" aufgeführt worden, und das Mährchen von jenem Ritterschlosse, auf dessen Zugbrücke mit jedem zurück kehrenden Vollmonde drei Heldenpaare ihre blitzenden Schwerdter klingen ließen, um der schönen Grafentochter, die von des Thurmes Zinnen herab ihrem Kampfe gleichgültig zusah, einen ergebenen Sinn zu bethätigen, mag die Wirklichkeit bei weitem übersteigen, ist aber ihrem Boden entsprossen.

Eine reizende Frau hatte wirklich oft alle Hände voll zu thun, wenn sie, den Vorschriften der Sitte gemäß, ihren Gatten hintergehen, ihren Geliebten an den Abgrund der Verzweiflung führen, und daneben doch darauf wachen wollte, daß Beide einander nicht die Hälse brachen.

Aber die Eifersucht selbst brach am Ende dieser Liebe den Hals. An den Ufern der Seine war's, wo die große Umwälzung im Gebiete der Herzens-Angelegenheiten geschah. Man fing an zu begreifen, daß ein Leben, dessen Kräfte durchaus einer einzigen Schönheit gewidmet wären, im Grunde genommen ein verlorenes Leben sey — daß der Mensch ein Herz mit zweien besondern Kammern habe, folglich auch ganz bequem zwei besondere Leidenschaften neben einander darin beherbergen könne — daß es eine Tollheit sey, aus Achtung für seine Geliebte mit den Einsiedlern der Wüste Kasteiungen und Martern zu theilen, da die gesunde Vernunft uns vielmehr an die Hand gäbe, durch getheilte Lustbarkeiten und fröhliche Vereinigungen sowohl sich selbst als der Freundin dieses Daseyn zu versüßen — daß auf der Tafel der Liebe die Eifersucht allerdings ein Gewürz, aber ein bitteres sey, dessen Heftigkeit unsere Gesundheit nachtheilig angreift und die Muskeln unseres Gesichts widerlich verzerrt. So ging man mit raschen Schritten weiter, und nicht gar lange währte es, so schämte man sich höheren Ortes schon der Eifersucht.

Die Bequemlichkeit der neuen Grundsätze fand Beifall, und der vierzehnte Ludwig stellte das wirksamste Musterbild auf. Die Nachahmungssucht begegnete sich hier mit dem Bedürfniß; daß übrigens in der

Welt tauſend Mal abgeſchmacktere oder unſittlichere Dinge den Eifer des Affentriebes bereit fanden, darf ich Ihnen, meine Freundin, nicht erſt aus einander ſetzen. Sie kennen die Eispartieen, die unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Zweiten eine vorzügliche Winter-Beluſtigung am franzöſiſchen Hofe waren; man errichtete Feſtungen von Schnee, die mit Schneebällen beſchoſſen und vertheidigt wurden. In einem ſolchen Gefecht erhielt König Franz eine derbe Kopfwunde, und mußte ſich ſein ſchönes Haar wegſcheeren laſſen. Was geſchah? In weniger als drei Tagen ſah man alle Hofleute mit geſchorenem Kopf umher ſchlendern, und kurze Haare wurden das Erforderniß der feinen Sitte, der Stutzer unumgängliches Diplom. Zucken wir aber hier die Achſeln, ſo empört uns etwas Aehnliches, wodurch die chineſiſche Kaiſerin Takia ſich verewigt; ſie hatte ungemein kleine Füße, und da ſie bei dieſen winzigen Füßchen eine ſehr pfiffige Dame war, ſuchte ſie die Meinung zu verbreiten, daß es für ein weibliches Weſen keinen höheren Schmuck, keine glänzendere Herrlichkeit gäbe, als gerade ſolch einen Miniatur-Fuß. Eine kluge Kaiſerin findet gelehrige Schülerinnen; die Frauen gaben ſich alle mögliche Mühe, das Volumen ihrer Füße zu reduziren, und dieſe bereitwillige Nachahmungsſucht wurde eine Quelle von Martern für die jungen Chineſinnen aller folgenden Zeiten. Wie hätte ſich die kluge Takia gefreut, wenn ihr Favorit-Gelehrter ihr den Ovidiſchen Vers: „Et pes exiguus pedis est aptissima forma" — und ein kleiner Fuß iſt des Fußes paſſendſte Geſtalt — hätte vorleſen können! (Die Fortſetzung folgt.)

Seltſamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Bei noch friſchem Andenken an die zuletzt erfolgte Papſtwahl mag wohl dieſes, darauf bezügliche, lebensgeſchichtliche Anekdötchen wieder aufgefriſcht werden: — Beſſarion, ſo lautet es, ein gelehrter Grieche aus Trepezunt, geboren 1395, ſpäter durch Uebertritt zur lateiniſchen Kirche Biſchof zu Tivoli und Nuntius des Papſtes, wäre wirklich ob ſeiner Verdienſte auf den Papſtſtuhl gehoben worden, falls es nicht ſein Kämmerling, Nicolus Perottus, aus Dienſteifer verhindert hätte. Als nämlich eben einige Cardinäle ihm die Nachricht aus dem Conclave zu überbringen gedachten, daß er förmlich gewählt werden ſolle, da ließ er, der von der Abſicht ihres Beſuchs nichts wußte, ſie nicht vor, unter dem Vorwand, er dürfe ſeinen Herrn durchaus nicht im Studiren ſtören laſſen. Unluſtig gingen die Cardinäle ſchnell wieder davon und wählten alsbald Sixtus IV. Da ſagte Beſſarion hinterher bald im Scherz, bald im Ernſt, oft zu ihm: „Eure ſchier unzeitige Dienſtpflicht hat mich um die päpſtliche Krone, und Euch um den Cardinalshut gebracht!"

Blome (Johann), geboren 1630 zu Hamburg, vielſeitig in der Literatur bewandert und geiſtvoller Schriftſteller im Fache der Philologie, gelangte daſelbſt zum Bibliothecariat. Ueberbotene Liebe zu ſeinem Beruf, dem er auch die Nächte opferte, brachte ihn um die Geſundheit des Geiſtes und Ungunſt der Menſchen um Faſſung des Gemüths. Man fand ihn am 9ten April 1672 erhenkt an der Bücherleiter in der ihm anvertrauten Magiſtrats-Bibliothek, im Cabinet daneben einen friſch geſchriebenen Zettel in lateiniſcher Sprache, deſſen Inhalt ſo lautete: „Im obern Geſtelle der Handſchriften ſind tauſend Mark Lübeckiſch aufbewahrt; hundert davon habe ich dem Waiſenhauſe, die übrigen meinen blutarmen Verwandten zugedacht. Ich ſcheide von dieſem Leben aus Verdruß über die Läſterungen, womit hämiſche Menſchen meinen Ruf zerfleiſchen. Herr Jeſus, mein Erlöſer, erbarme ſich mein und meiner Seele! — Dem Buchbinder habe ich einige ungebundene Bücher zugehändigt. — Lebet wohl! Gott erbarme ſich meiner und Eurer!"

Blondel (David), ein ſehr ſtrebſamer reformirter Theolog, geboren 1591 in Frankreich, zuletzt Profeſſor zu Paris, ſtudirte nie anders, als daß er ſich auf den Boden legte und die zu benutzenden Bücher um ſich her. So traf ihn täglich jeder Beſucher. Er hatte zwei Brüder, die er, da ſie Prediger waren, nie anders, als Moſes und Aaron benamte.

Von Cagnolus (Belmontes), einem italiſchen Abt und Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts, erzählt Erythräus in ſeiner bekannten „Pinacotheca": „Er ſey veränderlicher und hochmüthiger Natur geweſen, und habe von Jedermann wegen ſeiner Schriften Ehrerbietung verlangt; dabei aber ſo viel Keuſchheit gehabt, daß er auch gegen eine Dame, die ihm „vor etliche Careſſen" 3000 Cronen bot, unerbittlich blieb." Fr. L. Br.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Miszellen aus Wien. Die ſeit einigen Jahren öfter als je vorgefallenen Feuersbrünſte und Einäſcherungen ganzer Ortſchaften des flachen Landes machten eine allgemeine Brandaſſekuranz um ſo dringender wünſchens- und begehrenswerth. Die Sache wurde von mehreren Seiten angeregt, und ſo kam denn anlängſt eine wechſelſeitige Brandſchaden-Verſicherungsanſtalt zu Stande, deren Statuten in der That allen billigen Vorausſetzungen völlig entſprechen. Der Beweis hiervon geht aus dem Umſtande hervor, daß das Inſtitut bis jetzt über 31,000 Theilnehmer und ein durch gegenſeitige Caution geſchütztes Aſſekuranz-Capital von beinahe achtzehn Millionen (C. M.) für ungefähr 78,000 eingeſchriebene Gebäude zählt. Bei der feſt begründeten Anerkennung und raſchen Ausbreitung dieſes wohlthätigen Inſtitutes, welche durch die unentgeltliche Geſchäfts-Mitwirkung von etwa 300 ehrenwerthen Ober-Beamten auf alle Weiſe gefördert wird, ſieht man jenes Kapital auch immerfort namhaft erwachſen; und bereits am 24. Dezember 1824 wurde den Theilnehmern der Anſtalt die ſtatutenmäßige Vergütung

der nach 12 Uhr Nachts des 31. Dezembers vorfallenden Brandschaden zugesichert. Der für die Sicherheit und Wohlfahrt seiner Unterthanen so zärtlich und rastlos besorgte Landesvater hat diese Assekuranz mit ungemeinen Begünstigungen ausgestattet, und so steht auch sie nun da als ein herrliches Denkmal seiner väterlichen Regierung. — Unter die neuern, dem Publikum vortheilhaften Einrichtungen gehört insbesondere die der Eil- oder Schnellwagen. Sie verdienen ihren Namen wohl mit Recht, da sie so rasch gehen, als die sogenannte Extrapost. Die Gebühren sind höchst billig, und der Passagier bleibt von der Willkühr der Postmeister, der Unersättlichkeit und Rohheit der Postillione, so wie von andern Vexationen und Belästigungen gänzlich verschont. Selbst für frieren Mittags- und Abendtisch auf der Reise ist in eigens bestimmten Gasthöfen gesorgt. Die Errichtung dieser bequemen, vorzüglich für Geschäftsleute so überaus vortheilhaften Anstalt wird hauptsächlich der Verordnung des Ober-Beamten Hrn. v. Ottenfels zugeschrieben. Bescheidenen Sinnes ist dieser achtenswerthe Mann weit von der Meinung entfernt, daß diese Wagen, wie sie jetzt bestehen, schon allen Anforderungen ihrer Bestimmung entsprechen, und fordert daher unter der Hand zu Beurtheilungen auf. So zweckmäßig die Einrichtung dieser Eilwagen nun im Allgemeinen sicherlich ist, so dürften wohl bei dem hohen Bau derselben die verhältnißmäßig kurzen Achsen, und die lange Form des Kastens mangelhaft seyn, und demnach getadelt werden. Erstere begünstigen, vornehmlich auf etwas unebenen Stellen, gar sehr das Umwerfen, und Letzteres erschwert bedeutend das Fortrollen des Ganzen, in welcher Hinsicht es wohl angemessen wäre, statt zwei Passagiere drei neben einander sitzen zu lassen, wodurch ein Drittel der Kastenlänge abgekürzt werden könnte. Aber schon wie die Eilwagen jetzt sind, finden sie außerordentlichen Zuspruch, so daß man sich, um noch einen Platz zu erlangen, oft eine Woche vorher notiren lassen muß. Man sieht aus Allem, daß die frühern sogenannten Diligence-Wagen gegen dieses Fuhrwerk eigentlich nur Negligence-Wagen waren. — Mit welcher Allgemeinheit und mit welchem Eifer (lieber möchten wir sagen: mit welcher Passion) die Musik in Wien, diesem tonkünstlerischen Thronsitze Deutschlands, jetzt getrieben wird, ist zwar an und für sich bekannt; aber unmöglich kann man sich den wahren Begriff davon machen, wenn man nicht an Ort und Stelle selbst Zeuge ist, Ohrenzeuge: Ja und das ist oft eine große Pein, da, wie Meister Kant so richtig sagt, die Musik den Makel der Aufdringlichkeit hat. Kaum giebt es, selbst in dem kleinsten Hause, irgend eine Etage, in der, beinahe zu allen Stunden des Tages und der Nacht, nicht ein Fortepiano, eine Violine oder Flöte oder eine Guitarre occupirt wird; ist dies nun auch zugleich im obern und untern Stockwerke, in den Gemächern zur Linken und Rechten der Fall, und gesellt sich zu diesem Tongewirre noch ein Leyerkasten oder eine, oft mit Singsang begleitete Harfe im Hofraum, so läßt sich die Verzweiflung eines ruhebedürftigen Einwohners leichtlich ermessen. Unterdeß ist, der Wahrheit zur Steuer, bemerkenswerth, daß die meisten dieser musicirenden Leute und Leutchen mehr oder weniger wahre Virtuosen sind. Ein Klavierspieler, der noch vor wenigen Jahren Epoche gemacht haben würde, gehört jetzt zu den alltäglichsten Erscheinungen, und ist in Gefahr, von einem 5 bis 6 jährigen Knäblein oder Mägdlein besiegt und beschämt zu werden. Man kann sagen, daß die Kunst des Fortepianospieles in Wien fast erschöpft sey, und wohl viele hundert Kinder in dieser Stadt leben, die sich allsogleich anschicken könnten, um Kunstreisen zu machen, und beinahe eintrag[illegible]liche (?) Concerte zu geben. Selbst bei den untern Klassen gehört es schon zum Ton, musikalisch zu seyn, und durch nichts in der Welt, weder durch irgend eine andere Kunst, noch durch einen wissenschaftlichen Zweig, gelingt es schneller und entschiedener sich zu empfehlen, zu sein Glück zu machen, als durch die Tonkunst. Nehmen wie einen jungen Menschen von der unscheinbarsten Aussenseite, der weder lesen, schreiben oder rechnen, ja der kaum reden kann; aber er versteht die Flöte zu spielen. Er kommt mit zerrissenen Schuhen, mit abgegriffenem Wanderstab, ohne einen Kreuzer in der Tasche, hierher; er fängt an zu blasen; er läßt sich hören. Man sagt das läßt sich hören; er tritt öffentlich auf; schnell findet er Bekannte, Freunde, Gönner. In der zweiten Woche erscheint er auf Promenaden und an andern öffentlichen Orten als Elegant mit einer gefüllten Brieftasche; in der dritten trägt er eine goldene Repetiruhr und an jedem Finger einen Brillantring; in der vierten hat er seine eigene Zimmer-Reihe, seine eigene Schöne und nicht selten auch seine eigene Equipage; kurz er hat sein Glück gemacht, und nennt sich natürlicher Weise nicht nur Künstler, sondern auch Professor der Flöte!! Wenn dies Bild auch ein wenig übertrieben ist, so bleibt es, wie die Erfahrung zeigt, der Grundlage nach, doch wahr, und es würde dem Referenten ein Leichtes seyn, einige Dutzende solcher Parvenus zu nennen, unter denen vielleicht mehr als die Hälfte aus dem tondegabten Böhmerlande eingewandert waren. Kurz, das kunstsinnige Wien ist jetzt das Eldorado der Tonkünstler, Componisten und — Musikanten; demnach in dieser Beziehung hier das non licet omnibus adire Corinthum nicht wohl angewendet werden kann. Wir wollen nicht untersuchen, wie lange sich diese oft lächerliche Ueberschätzung der Musik und Tonkünstler, diese schon auf der Spitze stehende musikalische Cultivirung noch halten könne, und berichten lieber einige der neuesten interessanten Erscheinungen dieses Gebiets. Da ließ sich z. B. ein Hr. Lange aus Cassel auf einer sogenannten Clav-Aeoline hören. Das Instrument ähnelt im Aeussern einem Schreibkasten, und enthält eine Claviatur von dem Umfang eines Fortepiano. Mit der Orgel hat es gemein, daß es mit Füßen getreten wird; denn es hat Blasbälge, die auch dabei spielen, nämlich eine sehr wichtige Rolle. Nach Maßgabe der Höhe und Tritte kommt der Ton dem der Harmonika, Hoboe, Trompete, ja der Posaune und des Bassethornes gleich. Insbesondere verdient der hohe Grad der Modifikations-Fähigkeit Beachtung. Für Transitionen, einfache gesangvolle Melodien ꝛc. eignet sich dies Instrument vorzüglich; es übt wirklich eine fast magische Gewalt auf das Gemüth aus, und der Virtuos erntete, versteht sich, rauschenden Beifall, dergestalt, daß man schon darüber her ist, das Instrument nachzuahmen, was dem geschickten Preßburger Klaviermacher Schmidt auch bestens gelang. Dieser hat den ausländischen Namen umgetauft, aber nicht auf magyarisch, sondern auf deutsch, und das Ding heißt also jetzt: Tastenwindwerk. — Hr. Mich. Janusch, der sich selbst „Professor*) der Flöte" nannte, gab im landständischen Saale ein Concert. Dem Inhalt mögen wir nicht wiederholen, sondern uns begnügen, zu sagen, daß des Concertgebers vollendete Künstlerschaft enthusiastische Anerkennung fand, und, was noch mehr sagen will, auch verdiente. Der junge Leon de St. Lubin that sich in der Ouverture hervor. — Schuppanzigh, der mit seiner Kunst gut verrodisch zu spekuliren weiß, setzt im kleinern Musikvereins-Saale seine mit Recht beliebten Quartett-Unterhaltungen fort, und es mangelt weder an Zuspruch noch an Beifall. — In den zahlreichen meist mit ungemeiner Freyaekigkeit sondirten größeren Musikanstalten und Lehrinstituten ist innaß wieder ein Verein von Dilettanten gekommen, die in dem Saale des Gasthofs zum römischen Kaiser Orchester- und Solostücke geben.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) Lehrer und Professor mögen nach ihrem Grundbegriff wohl synonym seyn; aber arrogant und komisch klingt es doch: Professor der Flöte, Professor der Guitarre oder gar der Maultrommel! D. E.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. VI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 27ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Miszellen aus Wien. (Schluß.) Von einem Spiel zum andern gehen wir gleich zum Kartenſpiel, nämlich zu den neuen Uſenheimerſchen Spielkarten über, die wirklich einer eigenen Beſprechung werth ſind. Lange genug hat man ſich mit den gewöhnlichen plumpen, in jeder Hinſicht höchſt geſchmackloſen Figuren beholfen; es war wirklich Zeit, ſie durch ſchönere und gefälligere, einem gebildeteren Sinn entſprechendere zu verdrängen, und jene in die gemeinen Trink- und Tabacksſtuben zu verweiſen, wo ſie nun bald allein noch anzutreffen ſeyn dürften, ſeit der Papier-Fabrikant Uſenheimer mit ſeinen Spielkarten aufgetreten iſt. Dieſe leiſten jeder billigen Forderung Genüge, ſowohl was die richtige und gefällige Zeichnung der Figuren, als die, freilich noch nicht ganz gelungene Coloritung und den Preis betrift, welcher für das Dutzend feinſter Piquet, alſo beſter Sorte, mit Inbegriff des Stempels (10 Kreuzer für das Spiel) nicht höher als 5 Gulden (C. M.) betragt. Das ſind nun freilich ganz freundlichere, elegantere und reizendere Könige, Damen, Buben ꝛc. als jene maſſiven überladenen, grell überkleiſterten Karikaturen; daher es denn auch kommt, daß der Erzeuger, obſchon er täglich über 100 Dutzend producirt, den Drang der Beſtellungen nicht folgen kann, und ſelten Vorrath hat. Hr. Uſenheimer hat recht wohl gethan, ſich durch ein Privilegium ſeinen gebührenden Lohn zu ſichern — Von den vielen andern neuen Patentirungen führen wir hier die des Perückenmachers Pfundbeller an, da ſie für die zahlreichen Kahlköpfe unſrer Zeit von beſonderem Intereſſe ſeyn mag. Die Erfindung beſteht darin, Männertouren aus Pelz- und haarigen Seidenſtoffen zu verfertigen, dem natürlichen Haare höchſt ähnlich, ungefähr wie die berühmten Wiener Damenlocken aus Seide, die bereits nach der Metropole der Moden, der Capitale du monde, nach Paris nämlich, verführt werden, eine Auszeichnung, deren ſich wohl wenige ſolche Artikel rühmen können. Pfundbellers Touren ſind ſo tauſchend, daß es bei dem, der eine ſolche tragt, Niemandem einfällt, zu zweifeln, es ſey natürliches, lebendiges Haar. — Im Gebiete der Chalcographie erregt gegenwartig ein bei dem Kunſthändler Müller herausgekommenes Blatt von dem genialen Kupferſtecher C. Höfel (Profeſſor im Kadettenſtifte zu Wiener-Neuſtadt) gerechte Bewunderung. In einem Raume von 22 Zoll Breite und 17 Zoll Höhe ſtellt dieſes würdige Kunſtwerk die feierliche Enthüllung und Einweihung des Kreuzbildes von Guſſeiſen auf dem ſteyermärkiſchen Erzberge vor, und zwar nach einem Gemalde des unvergleichlichen Loder. Es befindet ſich dieſes aus ſteyermärkiſchem Eiſen verfertigte Denkmal auf der höchſten Kuppe des Erzberges. Auf einer 8 Fuß tiefen Einſenkung in den Felsboden erhebt es ſich in einer Höhe von 24 Fuß. Das Nähere über die Stiftung giebt eine Inſchrift kund, welche an dem in dem Fußgehäuſe des Kreuzes verwahrten (etwas ſteifen) Gemälde von C. Schnorr angebracht iſt. Sie lautet: „Im Jahre als man zählte 1823, am 27. May, unter der Regierung Sr. Majeſtät des Kaiſers, Franz I., meines Kaiſers, Herrn und Bruders, habe ich, Johann, Erzherzog von Oeſterreich, und Rademeiſter in Vordernberg, dieſes Kreuz auf dem höchſten Kegel des Erzberges errichtet, in dem feſten Glauben: Nichts könne in der Welt ohne den Schutz des Allmächtigen gedeihen; in dem feſten Vertrauen: Er werde in ſeiner Barmherzigkeit unſern Erzberg ſegnen, welcher unſere Steyermark beſteht. Zum Troſte für Alle, welche den Erzberg beſuchen, und daſelbſt arbeiten, damit der Anblick des Erlöſers ſie an ſeine unendliche Liebe zu uns erinnere, und an die Allmacht und Güte Gottes, und ſie in Allem und Jedem ihres Lebens aufmuntere, treu und ſtandhaft ihr Herz zu ihm zu halten, damit ſie weiters beten für unſern Herrn und Kaiſer, für unſer liebes Vaterland und den fortdauernden Vorſegen; damit endlich unſere Nachkommen wiſſen, daß das wahre Licht, und die Quelle jedes Glückes nur in der gänzlichen Hingebung in Gott zu finden ſey." Die Enthüllung und Einweihung dieſes in ſo vielfacher Beziehung ehrwürdigen Monuments geſchah am 6. Juni des oben genannten Jahres. Maſſenweiſe ſtrömten die Bewohner der Umgegend dieſer 4897 Fuß hohen Kuppe zu, um der ruhrenden Feierlichkeit beizuwohnen, bei welcher der erbaute Stifter zugegen war. Die Vordernberger und Eiſenerzer Knappen, 800 Köpfe ſtark, bildeten einen Kreis um die innere Aufſtellung. Die Abhänge des Berges, ſelbſt die Bäume, waren mit Zuſchauern bedeckt. Loder hat dieſen Moment auf das Glücklichſte aufgefaßt, dergeſtalt, daß die meiſten Figuren nicht en face oder im Profil, ſondern rückwarts ſich praſentiren, was einen eigenen impoſanten Effekt gewahrt; Alles iſt Leben und Handlung, die treueſte Charakteriſtik dieſer biedern, herzlichen und für alles Religiöſe und Vaterlandiſche ſo empfanglichen Bergbewohner. In der Ausführung hat ſich der meiſterhafte Grabſtichel Höfels wiederholt verherrlicht, denn dies iſt eines ſeiner gelungenſten Blatter, die Micrologen mögen ſagen, was ſie wollen. Vergebens werden ſie behaupten, das Nahl mit ſeinem vielgepriſenen letzten Blatte, das doch immer monoton und matt bleibt, ſich mit Höfels Leichtigkeit und Kraft meſſen könne, oder ihn wohl gar übertreffe, was nur ein Lacheln abdringen kann. Das genannte Höfelſche Blatt, erſt vor ein paar Wochen erſchienen, findet auch eben ſo viele Verehrer als Abnehmer. Der Preis eines ſchwarzen Abdruckes iſt 6 Gulden C. M. — Unſere Almanachs-Literatur iſt noch mit Caſtellis „Dramatiſchem Sträußchen" (10ter Jahrgang) und mit Meisl „Leopoldſtädter Taſchenbuch" (12ter Jahrgang) vermehrt worden. Da die im erſten enthaltenen Stücke bekannt ſind, ſo wird es hinreichen, ihre Titel anzugeben. Dieſe ſind: „Großpapa," „Liebeszunder," „Zauberlaterne," und „fünf ſind zwen," ſammtlich Luſtſpiele. Sie ſind mit der, dem kundigen Caſtelli eigenen Gewandtheit behandelt, und dem Original zum Theil frey nachgebildet. Meisl's „Taſchenbuch," zum Vortheil der Schauſpielerwittwe Ziegelhauſer herausgegeben, enthalt zwar einige artige Sachen, iſt aber ſo ſehr von ſchülerhaften Inkorrektheiten und profanen Mißgriffen entſtellt, daß es bei der gebildeteren Leſewelt wohl wenig Eingang finden dürfte. Wahrſcheinlich hat der Herausgeber die Manuſcripte gar nicht durchgeſehen. — Dame Regina Frohberg hat einen Roman unter dem Titel: „Die Rückkehr", in zwei Bänden heraus gegeben. Tiefes Gefühl, edle Moral und friſches Leben zeichnen ihn aus; inzwiſchen dürften die Charaktere minder konſequent gehalten ſeyn, als in den meiſten Romanen der Verfaſſerin. — Caſtelli hat ſeine zerſtreuten alten Sprichwörter in neuem Gewande geſammelt und unter dem Titel: „Lebensklugheit in Haſelnüſſen," erſcheinen laſſen. Es ſind deren Tauſend, alphabetiſch in Rubriken gebracht, um deſto bequemer als Deviſen, Erinnerungstafeln, Mottos ꝛc. verwendet werden zu können, wozu ſie auch am geeignetſten ſeyn mögen. Zu einer continuirlichen Lektüre iſt das Büchlein weniger anwendbar, deſto beſſer aber zu freundſchaftlichen Geſchenken. Die ſehr elegant ausgeſtattete „Theorie und Literatur der deutſchen Dichtungsarten" von Dr. Phil Mayer (3 Bände) will den gehegten Erwartungen nicht entſprechen; ſo reizend der Projektus war, ſo wenig befriedigt das Buch; ja

selbst hinter den bescheidensten Anforderungen bleibt es zurück. Es ist mehr ein kurzer Commentar der aesthetischen Nomenclatur als eine Theorie, und liefert fast in einem Drittel des Umfangs Stellen aus lyrischen und ganze Akte aus dramatischen Dichtern. Das Werk bietet also einerseits zu wenig, anderseits zu viel, entbehrt folglich der nöthigen Einheit, und hat lediglich den Vorzug eines geschmackvollen correkten Vortrages. — C. Ritter's (er ist nicht ein Würtemberger, sondern ein Sachse) Werk über Hayti wird nächstens der Presse übergeben werden. — Von Hormayr's „Geschichte Wiens", 2te Abtheilung, ist das erste Heft erschienen; über die Behandlung dieses höchst interessanten und wichtigen Themas soll, wenn das Werk beendigt seyn wird, eine angemessene Erörterung folgen. — „Der literarische Anzeiger", von dem es geheißen, er werde mit dem Jahr 1825 fortgesetzt, unterbleibt. Kanne's „musikalische Zeitung" hat aufgehört, und dessen angekündigtes „Musiktaschenbuch" ist aufgeschoben worden. Ein anderes soll bei Steiner und Comp. herauskommen. — Hormayr's „historisches Archiv" und „Taschenbuch" hat die Harterische Buchhandlung aufgegeben; beide verlegt nun der Buchdrucker Ludwig.

Ein eingebildeter Weiser in Dänemark hörte vor einiger Zeit von der Erlegung einer großen Zahl Castors (Biber), und war im Begriff, eine Elegie zu dichten, worin er das unglückliche Geschick aller Poluxe beklagte, welche auf diese Weise ihrer zärtlichsten Freunde beraubt waren, bis ihm endlich bedeutet ward, es seyen dies die Biber, welche uns unser treffliches Hut-Haar liefern. Hier nahm er seine Mütze ab und rief: „Ich grüße dich, o Vorsehung!" (Pandore.)

Der „Aristarch" hat der neu zu gründenden latinischen Stadt (in Frankreich) schon eine Inschrift geschenkt. Es soll der Vers Virgil's seyn (mit Abänderung des großbezeichneten Worts): „Tantae molis erat Latinam condere gentem!" (Gaz. d. Fr.)

(Wörtlich übersetzter Artikel aus dem „Courier"): „Es ist schmerzhaft für uns, melden zu müssen, daß Sir John Grey Egertons Pferd, der Young-Ireman, letzten Dienstag d. 24. d., im Stall von Culton-Park mit Tode abgegangen ist." (Aus dem Macclesfield Courier".)

1825. No. VI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Ein neuer Musen-Almanach.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und bei uns, so wie in allen Buchhandlungen, für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach für das Jahr 1826.

Herausgegeben von Julius Curtius.

Gedichte von verschiedenen Verfassern und in der mannigfachsten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die letzteren haben die politischen, religiösen, literarischen und theatralischen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptsächlichsten Ziel erwählt, lassen fast keinen bekannten Namen, kein Institut und keine Richtung unserer Zeit ungenecke, und eignen dieses erste Taschenbuch für 1826 zu einer höchst pikanten Unterhaltung.

Noch bemerken wir, daß in allen Buchhandlungen ausführliche Anzeigen gratis ausgegeben werden über die auf Subscription erscheinenden Werke:

1) Uebersicht der gesammten direkten und indirekten Besteuerung in den preußischen Staaten als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an den lang ausgedehnten Grenzen in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend, von C. W. Schmidt, Königl. Steuer-Offiziant, ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, Verfasser der „mechanischen Technologie" u. s. w. (Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.; nachheriger Preis: 4 Thlr.)

2) Bernhardt Wanschaff's „Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen. (Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.; nachheriger Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.)

(Buchhandlungen, denen Anzeigen fehlen, können sie sogleich von uns beziehen.)

Berlin, im Januar. **Vereinsbuchhandlung.**

Anzeige für alle Freunde der schönen Literatur.

Da die Rheinblüthen für das Jahr 1825 so günstig aufgenommen worden, daß die Auflage bis auf wenige Exemplare abgegangen ist, so möchte es Vielen willkommen seyn, zu wissen, daß des hochgefeierten Malers Müller in Rom:

Chares und Fatime,

welcher Roman den prosaischen Theil jenes Taschenbuchs ausschließend füllt, auch als ein für sich bestehendes Werk unter diesem besondern Titel gedruckt und in allen Buchhandlungen (in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, bei Duncker und Humblot, F. Dümmler, Enslin, Mittler, Nicolai) für 1 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 2 Fl. 42 Kr. rhein. zu erhalten ist.

Karlsruhe, den 20. Januar 1825.

G. Braun.

Vielfältig aufgefordert, die Jahrgänge des Taschenbuchs:

Penelope

mit Kupfern zu Schiller's Gedichten,

den Freunden einer nicht veraltenden, gehaltvollen Lektüre und den Besitzern des Schiller zugänglicher zu machen, haben wir auch die vier Jahrgänge 1821,

1822, 1823 und 1824 im Preiſe über die Hälfte ermäßigt und erlaſſen ſie gebunden mit Goldſchnitt zuſammen für 3 Thlr.; die Jahrgänge 1822, 1823 und 1824 aber jeden zu 1 Thlr.; denn von 1821 können wir einzeln keine mehr abgeben. Die früheren neun Jahrgänge 1811 bis 1820 (auf 1814 konnte keins erſcheinen) bleiben ferner zu 6 Thlr. 18 Gr. herabgeſetzt. Wir dürfen unter allen den ſchätzbaren Beiträgen wohl nur Namen wie: van der Velde, H. Clauren, E. v. Houwald nennen, um diejenigen, die dies Taſchenbuch noch nicht kennen, darauf aufmerkſam zu machen.

Auch von der Schiller's Gallerie, Lieferung 1 bis 5, ſind noch eine kleine Anzahl erſter Abdrücke in 8., zu allen Ausgaben von Schiller paſſend, vorhanden, jede Lieferung zu 1 Thlr.

Leipzig, im Januar 1825.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Taubenzucht in ihrem ganzen Umfange, oder: Vollſtändige Anweiſung zur Kenntniß des Taubenſchlages. Enthaltend eine Beſchreibung aller Taubenarten, ihrer Eigenſchaften, Erziehung, Krankheiten, Heilmittel. Nebſt Anleitung, ſchöne Tauben zu ziehen. Von W. Riedel, 8. Ulm, bei Ebner 16 Gr.

Die vorzüglichſt bekannten Feinde der Tauben, natur-hiſtoriſch bearbeitet von W. Riedel, 8. Ulm, bei Ebner. 12 Gr.

Wer ſich mit der Taubenzucht abgeben und ohne Schaden zu ſeinem Ziele gelangen will, dem können obige Schriften beſtens empfohlen werden. Der Verfaſſer gab nicht wieder, was Andere ſchon früher über die Taubenzucht geſchrieben haben: Er hatte ſelbſt ſeit Jahren ſich einen großen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen an ſeinen eigenen Tauben geſammelt, die er nun hier mittheilt.

In unſerm Verlage ſind folgende neue Bücher erſchienen:

Crelle, Dr. A. L., Einiges über muſikaliſchen Ausdruck und Vortrag. Für Forte-Piano-Spieler, zum Theil auch für andere ausübende Muſiker. 8. geh. 12 Gr.

Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 3 Thlr.

Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktiſchen Polizei. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 4 Thlr.

Pappelbaum, G. T., codicem manuscriptum N. T. graecum evangeliorum quatuor partem dimidiam majorem continentem in bibliotheca regia Berolinensi publice asservatum descripsit, contulet, animadversiones adjecit. 8 maj. 20 Gr.

Klatte, ſyſtematiſches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunſt und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schöne, C. L. L., Fortſetzung des Fauſt von Göthe. Der Tragödie 2ter Theil. 12. 1 Thlr.

Türk, W. C. C., die ſinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Mutterſprache. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 21 Gr.

Schmidt, C. W., Sammlung praktiſcher Erfahrungen bei den vorzüglichſten techniſchen Gewerben und Künſten und deren Fortſchreiten, beſonders bei'm Brandtweinbrennen und Bierbrauen. 1r Bd. gr. 8. mit Kupfern. 1 Thlr. 16 Gr.

Herr, J. A., Kurzer Inbegriff des Wiſſenswürdigſten aus der Naturlehre. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schulz, O., Lehrbuch der mathematiſchen Geographie 1ſter Theil, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz von Schulzenheim, Dav., Anweiſung zur Erreichung eines hohen Alters oder die Kunſt, durch Diätetik das Leben zu verlängern. In Reden, gehalten vor der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm. Aus dem Schwediſchen überſetzt unter Aufſicht des Verfaſſers. 8. 20 Gr.

Grävell, M. C. F. W., der Bürger. Eine weitere Unterſuchung über den Menſchen, für gebildete Leſer. gr. 8. 2 Thlr.

Dürer, Albr., Einiger Unterricht von der Befeſtigung der Städte, Schlöſſer und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gans, Dr. E., das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Univerſalgeſchichte. 1ſter Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Pachur, Dr. A., Tabellariſche Arzneimittellehre für praktiſche Aerzte und Wundärzte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kley, Dr., die Feſte des Herrn. Iſraelitiſche Predigten für alle Feſttage des Jahres; gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. gr. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, von, Neue Obſtſorte mit den köſtlichſten neuen Birnen, Aepfeln, Kirſchen, Pflaumen, Pfirſchen und Aprikoſen, befindlich im Reichenbachſchen Garten zu Freienwalde, durch unentgeldliche Vertheilung von Pfropf-Reiſern jedem Freunde der Pomologie zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen. 8. geh. 9 Gr.

Ruben, Dr J., Descriptio anatomica capitis foetus equini cyclopici. 4to maj. 8 Gr.

J. H. Merle d'Aubigné, Predigten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. gr. 8. 1 Thlr.

Bruck, Dr. M. M. Myrmeciasi. 8 maj. 8 Gr.

Schönberg, Dr. S. B., Verſuch über die Entwickelung menſchlicher Fähigkeiten. Einigen Freunden vorgeleſen. gr. 8. 6 Gr.

Leßmann, Dan., Amathusia. 8. 20 Gr.

Förſter, Fr., Vollſtändige Beſchreibung aller Feſte und Huldigungen, welche in den Königreichen Preußen und Baiern zur Höchſten Vermählungsfeier des Durchlauchtigſten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen K. H. und der Durchlauchtigſten Prinzeſſin Eliſa Ludovika von Baiern K. H. ſtatt gefunden haben. gr. 4. mit Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Schubert, Dr. F. W. von, Gaſtpredigten. gr. 8. 12 Gr.

— — — Luthers Denkmal in Wittenberg und deſſen religiöſe Weihe am 31. Oktbr. 1821. Anſichten, Geſchichte, Beſchreibung. gr. 8. 6 Gr.

Berlin, 1825. Maurerſche Buchhandlung.

Anzeige.

Die von dem Verein Concordia zur Unterstützung der leidenden Menschheit im vorigen Jahre, unter dem Titel:

Ceres,

herausgegebene Zeitschrift wird auch in diesem Jahre regelmäßig fortgesetzt werden.

Der Zweck dieser Schrift ist, dem wohlthätigen Vereine eine größere Ausbreitung zu verschaffen, und Rechenschaft zu geben von dem, was der Verein leistet, und außerdem noch der gebildeten Welt eine angenehme Lektüre zu verschaffen, weshalb sie auch Gedichte, Erzählungen, dramatische Spiele, Charaden und andere zur Unterhaltung sich eignende Gegenstände aufnimmt.

Die Zahl der Mitglieder und Mitarbeiter, die sich auf's thätigste für die Absichten des Vereins interessiren, beläuft sich schon auf ein und zwanzig, und es steht zu erwarten, daß sich kein Edeldenkender ausschließen wird, seine gelungensten Geistesprodukte auf den Altar der Liebe nieder zu legen.

Die Redaktion.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 bis 4 Bogen in einem saubern Umschlag. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften ist 3 Thlr., wofür er durch jede Buchhandlung, und im Königreich Sachsen durch die Königl. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig bezogen werden kann.

Leipzig, im Januar 1825.

Carl Cnobloch.

Sehr verminderter Preis
von 10 Thlr. auf 3⅓ Thlr. baar
für

Bertuchs Uebersetzung des Don Quixote de la Mancha, von Cervantes. 6 Bände.

Auf Schreibp. mit 5 Titel-Vignetten und 30 Kupfern, nach D. Chodowiecky gestochen von D. Berger.

Da die in der Abendzeitung kürzlich als meisterhaft ausgeführt erwähnten Platten noch vollkommen gut erhalten sind, so wird es den Liebhabern von Kupferstichen willkommen seyn, diese anziehende Gallerie von 30 Kupfern und 6 Vignetten für den überaus geringen Preis von 2⅔ Thlr. statt 5 Thlr. auch apart erhalten zu können: so wie die 6 Bände des Textes mit Vignetten auf Schreibpapier, statt 5 Thlr, zu 1⅔ Thlr., und auf Druckpapier ohne Vignetten, statt 3 Thlr., zu 1 Thlr. ebenfalls besonders gegeben werden.

Hahnsche Verlags-Buchhandlung
in Leipzig.

Das bei uns erschienene:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1825,

herausgegeben von Carl v. Holtei,

wird überall sehr günstig aufgenommen und für das beste dramatische Taschenbuch erklärt, wie dies die Recensionen im „Conversationsblatt", der „Abendzeitung", der Berliner Vossischen und „Neuen Breslauer Zeitung", den „Originalien" u. s. w. beweisen. Auch die schon auf mehreren Bühnen erfolgte Aufführung einzelner Stücke daraus spricht vortheilhaft für die Sache. Wir dürfen demnach die Hoffnung hegen, daß, bei der steten Klage über die Seltenheit ursprünglich deutscher Bühnenspiele, das Publikum diesem Unternehmen, dem wir ein immer sorglicheres Bestreben widmen werden, eine stets erhöhte Theilnahme gönne, da es im allgemeinen Interesse liegt, jene Klagen zum Schweigen zu bringen. Die sechs Stücke dieses Jahrganges sind: 1. Die Fledermäuse oder „Klug soll leben!" Schwank von C. Lebrün. — 2. Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen, Lustspiel von Ludwig Robert. — 3. Die Sonntags-Perücke, Posse von Sessa (Verfasser von „Unser Verkehr" u. s. w.) — 4. Der Oberrock, Drama von Bärmann. — 5. Die Wiener in Berlin, Liederposse von Carl v. Holtei. — 6. Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute, Lustspiel von Karl Schall.

Es ist dieses Jahrbuch für 1 Thlr. 16 Gr. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin, im Januar 1825.

Vereins-Buchhandlung.

Anzeige.

Unterzeichneter findet sich veranlaßt, auf einige Anfragen zu erklären, daß die ersten Nummern seines Kunstwochenblatts erschienen sind, und daß Jedermann in der ihm zunächst liegenden Post-Expedition oder Buchhandlung Bestellung machen kann. Von ersterer ist es wöchentlich, von letzterer monatlich für den Preis von 3 Fl. 36 Kr. zu beziehen.

Bamberg, den 10. Januar 1825.

Joseph Heller, D. III. Nr. 1164.

In unserm Verlage ist erschienen:

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier.

(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Die Gleichen,

Schauspiel

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Die Kronenwächter,

Ein Roman

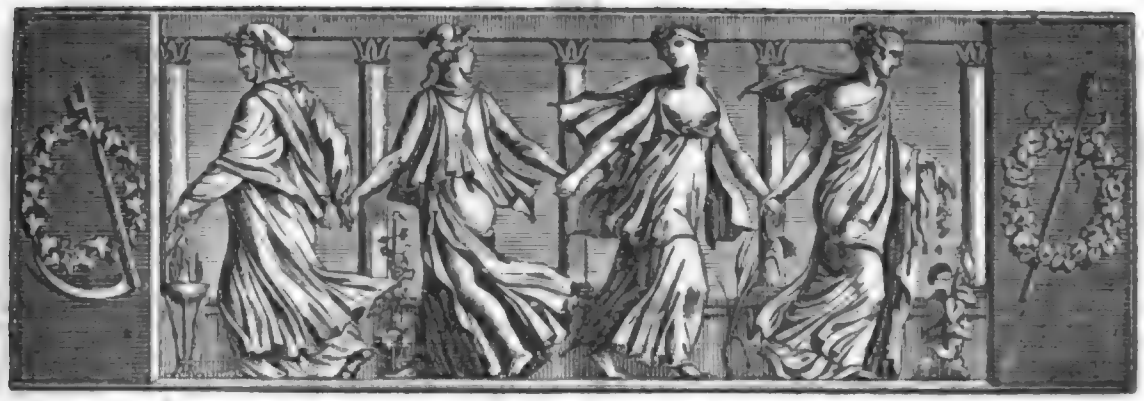
von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 18. Februar. 28ſtes Blatt.

Literarhiſtoriſche Curioſitäten.

III. Lord Byron's Selbſtportrait, entworfen in ſeinem zwanzigſten Jahre. *)

— — Sie haben in Ihren Vermuthungen faſt überall den rechten Fleck getroffen. Ich bin in der That Mitglied der Univerſität Cambridge, wo ich in dieſem Vierteljahr den Grad eines Magister artium erlangen werde; aber wenn Urtheil, Beredſamkeit oder Tugend die Gegenſtände wären, die ich zu gewinnen beabſichtigte, ſo würde Granta **) mir nicht die Hauptſtadt und Reſidenz derſelben ſcheinen; und die Gegend, in welcher es liegt, iſt weder ein Elborado, noch ein Utopien. Die Weisheit ſeiner Kinder iſt ſo ſtagnirend, wie das Waſſer des Cam, ***) und ſie haben in ihren Studien nur die Kirche vor Augen, nicht etwa die chriſtliche, ſondern die, welche ihnen ſo bald als möglich eine Pfründe geben ſoll.

Was meine Gelehrſamkeit betrifft, ſo glaube ich ohne Hyperbel ſagen zu dürfen, daß ſie eine ziemliche Ausdehnung in dem geſchichtlichen Fache hat, ſo daß es wohl wenige Völker giebt, deren Hiſtorien ich nicht bis auf einen gewiſſen Punkt kenne, von Herodot bis auf Gibbon. Von den Claſſikern weiß ich ſo viel, als die meiſten Schüler und Studenten nach einem dreizehnjährigen Curſus, und von den Landesgeſetzen ſo viel, um in der Zunft zu bleiben, wie die Beutelſchneider ſagen. Ich hatte angefangen, den Geiſt der Geſetze der Völker zu ſtudiren; aber als ich bemerkte, daß man in jedem Monat das zuletzt gegebene des vorigen Monats verletzte, ſo gab ich eine ſo unnütze Wiſſenſchaft wieder auf. Im Geographiſchen kann ich verſichern, daß ich mehr Länder auf den Karten beſehen habe, als ich zu Fuß durchlaufen möchte, und Mathematik habe ich genug gelernt, um mir Kopfweh zu machen, ohne den leidenden Theil auf zu hellen, auch mehr Philoſophie, Aſtronomie, Methaphyſik, als ich faſſen kann; aber ſo wenig geſunden Menſchenverſtand habe ich aus den akademiſchen Studien erſchwingen können, daß ich ein Pretium Byronianum für die erſte Entdeckung der beiden Almae matres *) ausſetzen möchte.

Ich habe mich früherhin für einen Philoſophen gehalten und Abgeſchmacktheiten mit bewundernswürdigem Ernſt zu Markte gebracht. Ich forderte trotzig den Schmerz heraus und predigte von der Gleichheit der Seele. Seit einiger Zeit gelang mir das vortrefflich, denn Niemand litt dabei für mich, als meine Freunde, und Keiner verlor die Geduld, außer meine Zuhörer. Endlich gab ein Sturz vom Pferde mir die Ueberzeugung, daß der körperliche Schmerz ein Uebel ſey, und dieſer Vorfall warf meine Grundſätze über den Haufen und änderte meine Laune in einem Augenblick, ſo daß ich den Zeno für den Ariſtipp auf-

*) Aus einem Briefe Byron's an Dallas, vom 21. Januar 1808, in der bei A. u. W. Galignani zu Paris erſchienenen Correſpondenz des berühmten Dichters.

**) Der poetiſche Name von Cambridge.

***) Das Flüßchen, von welchem Cambridge ſeinen Namen hat.

*) Oxford und Cambridge, die almae matres studiorum.

gab und begreifen lernte, das Vergnügen begründe τὸ καλόν.*) In der Moral ziehe ich den Confucius den zehn Geboten vor, und den Sokrates dem Apostel Paulus, obgleich die beiden letztern im Punkte der Heirath überein stimmen. In der Religion bin ich für die Erlösung der Katholiken aus der irländischen Sklaverei, aber den Papst erkenne ich deswegen nicht an. Ich habe mich geweigert, das Sakrament zu nehmen, weil ich glaube, daß die Handlung des Brodessens und des Weintrinkens nicht im Stande sey, mich zum Erben des Himmels zu machen, wenn auch ein Geistlicher dabei servirt. Ich betrachte die Tugend im Allgemeinen oder die verschiedenen Arten von Tugenden als an der Organisation des Menschen haftend; ich sehe in jeder eine Empfindungsweise, kein Prinzip. Ich glaube, daß die Wahrheit die erste Eigenschaft der Gottheit ist, und den Tod halte ich für einen ewigen Schlaf, wenigstens für den Leib. Da haben Sie ein Compendium der Gesinnungen und Meinungen des verkehrten Lord Byron, und Sie werden wohl finden, daß ich sehr schlecht gekleidet gehe, bis ich einen neuen Anzug bekomme. — —

Wilhelm Müller.

*) Es umfaßt dieses Wort bekanntlich zwei Begriffe: das Gute und das Schöne.

Cisalpinische Briefe; von Dan. Leßmann.

5.

Je lästiger mit der fortschreitenden Bildung jene unerschütterliche Ritterliebe geworden, mit desto lauterer Freude nahm man die gefälligere Sitte auf, fühlte sich ganz entzückt, und bestätigte die Behauptung des römischen Geschichtschreibers, daß nach dem Tode eines hartherzigen Fürsten der erste Tag der glücklichste sey.

Aber freilich standen zu gleicher Zeit eine Menge Wortführer auf, die in dieser lockeren Gewohnheit nichts anders als den Untergang aller Moralität erblickten. Bisher, sagten sie, habe eine Leidenschaft jeder andern die Thür verschlossen, die Eifersucht des Liebenden sey der wachsamste Schutzgeist für die Tugend der Frauen gewesen; nunmehr seyen alle Dämme geborsten, und für die sittsame Weiblichkeit rücke der jüngste Tag mit großen Schritten heran. Es lag in diesen Predigten, wie in jeder, etwas wahres. Aber einsperren konnte man die Frauen nicht, und das, mit Weglassung mancher andern Gründe, vorzüglich aus folgenden zweien. Durch die romantischen Jahrhunderte waren die Frauen zu Ehren gekommen, und das zweite Geschlecht war in gewisser Beziehung das erste geworden. Man betrachtete sie nicht mehr, wie im Alterthum, als das Werkzeug der Bevölkerung, nicht mehr als Blumen, die ihr Farbenspiel nur entfalten dürfen, um den Männern den Garten des Lebens zu verherrlichen. Man entsetzt sich vor den unzarten Begriffen, welche früher selbst gebildete Geister öffentlich erkennen ließen. Was meinen Sie, Freundin? Noch um die Zeit Kaiser Carls des Fünften hat es Theologen gegeben, gelehrte Männer, welche den Weibern alle Menschenrechte platweg absprachen, indem die Schöpfungs-Geschichte durchaus nicht erwähne, daß Gott auch der Eva eine vernünftige Seele eingehaucht, und Beverland, welcher ein gründliches Werk über den Sündenfall zusammen getragen, wagte in seiner Ungeschliffenheit die Behauptung, unsere Stammmutter sey ein Weib von wankelmüthiger Sinnesart zu nennen gewesen, zu nichts Anderem als ungebührlichen Dingen aufgelegt. In den scandinavischen Religionen wurden die Weiber vom Paradiese der Frommen ausgeschlossen, sie durften auf das selige Glück, die seligen Wohnungen Odins und seiner unsterblichen Helden zu betreten, keinen Anspruch machen. Es sey! Wem liegt daran, wenn diese nordischen Glaubensstifter das Jenseits eben so winterlich als ihr irdisches Vaterland einrichteten? Es war einmal festgesetzt: die Frauen waren von Jugend auf mit dieser hoffnungslosen Vorstellung vertraut, und ließen es sich, wie so manches Harte in diesem Leben, gefallen. Nun kam aber Keisler, welcher den unglücklichen Gedanken hatte, in seinen nordischen Alterthümern für dies Dogma eine Ursache ausfindig zu machen. Er verfiel auf die unverschämteste, die ihm ein böser Dämon nur eingeben konnte. „Die Ruhe und die Freuden der seligen Helden" — schrieb er, und ich schaudere, es ihm nach zu schreiben — „wären ja stündlich durch der Weibsbilder Zanksucht und Klatschwuth gestört worden." Er wäre gesteinigt worden, wenn die Damen sein Latein verstanden hätten!

Man sah endlich im Weibe die Krone des menschlichen Geschlechts, welcher der Mann geschmeidig seine Stärke unterordnen müsse. Das Weib, begriff man, verschönere allerdings dem Manne sein irdisches Daseyn, und wie Ismenias durch seine Lieder den Böotiern ihren Nervenschmerz wegsang, versüße die Frau jedes Weh, heile sie jeden Bruch der Glückseligkeit. Aber deswegen habe sie die Vorsehung so wenig nur für den Mann, als den gestirnten Himmel bloß für die Nachtwandler der Erde geschaffen; sie soll das Leben genießen, ihrer Selbstständigkeit sich freuen, und an Allem, was ihren Kräften, ihrer Geschlechtspersönlichkeit nicht widerspricht, lebendigen Antheil nehmen. Nachdem man den Frauen diese Berechtigungen zugestanden, war es denkbar, frag' ich, sie einsperren zu wollen? Und nachdem sie einmal eine so anerkannte Gewalt über den männlichen Geist gewonnen, hätten sie sich wohl einsperren lassen?

Erwägen Sie noch dazu, meine Gnädige, daß bei der monogamen Verfassung der europäischen Staaten eine Frau, die ja doch allein die ganze Bevölkerung eines Harems hätte vorstellen müssen, ohne Nebenbuhlerinnen, ohne Intriguen, ohne die unterhaltenden Ereignisse, mit welchen die Vielweiberei solch eine Anstalt belebt, in wenigen Monden vor langer Weile die Abzehrung bekommen, und alle Tinktur geselliger Bildung eingebüßt hätte.*) Für sämmtliche Bürger einer Stadt aber ein gemeinschaftliches Frauenhaus ein zu richten, hätte das Uebel vollkommen gemacht, und ein Seitenstück zu jenem Spaß abgegeben, den sich die Indier mit den Affen machen, wenn sie ihnen Reiskörbe hinsetzen, und daneben eine gehörige Menge Stöcke legen; die Prügelei, welche in wenigen Minuten unter den Näschern entsteht, stürzt sie am Ende in den äußersten Grad der Erschöpfung, und ist die geliebteste Ergötzung der Landesbewohner. In der That, solch ein Gynäceum wäre bedenklich gewesen, und hätte zu gefährlichen Auftritten, zu Zweikämpfen und bitteren Feindschaften täglichen Anlaß gegeben:

Denn wo auf einer Flur viel Sucher Aehren lesen,
Da sind die längste Zeit die Köpfe heil gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Plutarch sagt, die Egypter hätten ihren Weibern nicht erlaubt, Schuhe zu tragen; dann aber suchte man ihnen deutlich zu machen, daß es höchst unanständig für sie sey, barfuß zu erscheinen. Die guten Mit-Damen blieben also in ihren Häusern eingeschlossen. Schon daraus sieht man, daß man dem Diodor, welcher die Vielweiberei der Egypter behauptet, nicht aber dem Herodot glauben müsse, der sie läugnet, und wahrscheinlich nur nach den Priestern und den ärmeren Ständen urtheilte. Merkwürdig bleibt es, daß der Kalif Hakim, der Stifter der Druſen-Religion, die alte Sitte wieder in Gang bringen wollte, und den Schuhmachern bei Lebensstrafe verbot, Schuhe oder sonstige Beinbedeckungen für Weiber zu verfertigen. Im Kitab-al-machaid, welches gleichsam die Bibel der Druſen, ist dieses Verbot unter den übrigen Staatsregeln zu lesen.

Der Senior der Bastille.

(Aus dem Französischen.)

Als Ludwig XIV. zum Thron gelangt war, glaubten seine neuen und menschlicheren Minister vor allen Dingen einen Akt der Gerechtigkeit und des Wohlthuns begehen zu müssen, indem sie die Register der Bastille ein wenig durchgingen und mehrere Gefangene daraus strichen. Unter der Zahl derselben befand sich auch ein Greis, der seit 47 Jahren zwischen vier dicken, kalten engen Mauern seufzte. Durch das lange Leiden abgehärtet (das den Menschen stählt, wenn es ihn nicht tödtet), hatte er die Langeweile und den Greuel der Gefangenschaft mit männlicher, muthiger Ergebung getragen; sein Haar war gesilbert und spärsam geworden, und sein Körper hatte fast selbst die Festigkeit seines lange gewohnten steinernen Sarges angenommen. Die Thür dieses Grabes öffnete sich jetzt, und zwar nicht, wie nach Gewohnheit, halb, sondern diesmal ging sie weit auf, und eine unbekannte Stimme bedeutete ihm: er sey frei! Der Erstaunte zaudert, erhebt sich endlich, geht zitternd einige Schritte, und kann den langen Raum bis zur Straße gar nicht erreichen. Die Treppe, der Flur, der Saal, der Hof, Alles erscheint ihm unbegrenzt. Er steht und kann das Tageslicht kaum ertragen. Endlich besteigt er einen Wagen, der ihn nach Hause fahren soll; aber — er muß bald wieder aussteigen, das Fahren ist ihm eine unerträgliche Erschütterung. Man führt ihn langsam weiter. Er erreicht die Straße seiner ehemaligen Wohnung; das Haus — fehlt! ein öffentliches Gebäude steht an dessen Stelle. Stadtviertel, Stadt, Menschen, Alles ist ihm fremd, die ganze neue Menschenwelt ist für ihn todt. Er fragt wieder nach der Bastille, will dorthin zurück. Die Neugierde umgiebt ihn, einige alte Leute fragen ihn, er kennt Niemand mehr. Endlich erscheint ein alter Portier, der, seit funfzehn Jahren in seine Loge eingewohnt, kaum noch den Thürzug zu ziehen vermag. Es ist sein ehemaliger Domestik. Der gefühllose Mensch erzählt schonungslos, daß seine (des Gefangenen) Gattin vor dreißig Jahren vor Kummer gestorben, seine Kinder in ferne unbekannte Gegenden gegangen und seine Freunde nicht mehr sind. Der Unglückliche hört, seufzt und seufzt — allein! — Er geht zum Minister, der ihm seine Freiheit geschenkt, verbeugt sich und bittet: er solle ihn nach der Bastille zurück führen! Er vermag es nicht, seine Angehörigen, seine Freunde allein zu überleben! Todesfälle, die Andere nach und nach betrüben, ihnen Zeit zum Trost gönnen, haben ihn auf einmal niedergeschmettert; sein Gemüth erliegt! — Der Minister ward gerührt. Seinen Wunsch umgehend, veranlaßte er, daß er sich an den alten Diener, so schonungslos er auch die ersten Leidensfälle vor ihm enthüllt, dennoch nach und nach gewöhnte, und mit ihm als Einsiedler fortlebte, bis der zeitige Tod ihn ereilte. Nie konnte er sich an die neue Menschenwelt gewöhnen. Duschet.

Geschichtliche Anekdote.

Der König August von Polen hatte sich eidlich verpflichtet, nicht von Neuem Ansprüche auf Polen zu machen. Nach Carl's XII. Niederlage bahnten ihm Peter's I. siegreiche Waffen bald den Weg dahin und er erschien wieder als Herrscher Polens, indem ein großes Manifest die Ursachen angab, warum er seinen Eid nicht halte. Er fragte einen polnischen Großen, was er zu dem Manifeste sage? „Es ist viel zu weitläuftig", erwiederte dieser; „ich hätte bloß anschlagen lassen: „Nachdem der König von Schweden bei Pultawa geschlagen worden ist, habe ich wieder diesen Thron bestiegen!" Eckert.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Schon früher habe ich des akademischen Musik-Vereins gedacht, als eines Instituts, das Empfehlung und Nacheiferung verdient. Unter der Leitung des Stud. Hrn. Hoffmann sind seit einiger Zeit, beifällig, größere Musikwerke aufgeführt worden; wie z. B. am 26. Januar, dem Vortage von Mozart's Geburtsfeier, die „Zauberflöte". Die ehrwürdige Aula, die gegen 1500 Menschen fassen kann, bot nur noch wenig Raum dar; so groß war die Theilnahme des Publikums an diesem Musikfeste. In einem Prologe, gedichtet von Geisheim, gesprochen von Hrn. Möhrs, Stud., wurde, neben dem unsterblichen Mozart, auch der kurz vorher zur Ruhe bestatteten Mad. Mosevius auf eine passende Weise gedacht. Der Musik-Verein beging auch ihre Todtenfeier, weil sie mit freundlicher Bereitwilligkeit die Leistungen desselben unterstützt, und noch wenige Tage vor ihrem Krankenlager, den Keim der Zerstörung schon in sich tragend, in der Aula gesungen hatte. Mad. Mosevius hat sich auf unserer Bühne rühmlich ausgezeichnet in Gesang und Spiel. Ja, man darf mit Recht sagen, daß sie, nebst ihrem Gatten, eine Zierde derselben war, selbst in jener Zeit, wo dieses Epitheton noch mehr Anwendung fand. Es hat sich allgemeine Theilnahme für die Verblichene ausgesprochen, so wie für die hinterlassene zahlreiche Familie. Nicht minder hat uns ein anderer Todesfall berührt. Gehörte auch Frau v. Holtei schon seit einiger Zeit uns nicht mehr an, so hat sie doch, theils als gerngesehene Schauspielerin, noch mehr aber als liebenswürdige, wahrhaft achtungswerthe Frau, sich ein dauerndes Gedächtniß in unserer Mitte errichtet. — Von diesen Leichen-Condukten insofern zurück zu den heitern Tönen der Musik, als ich berichte, daß die „Zauberflöte" vom akademischen Musik-Verein zum allgemeinen Beifall durchgeführt wurde. Wie billig, ist hier einzelnes Makeln und Tadeln verpönt! Bei'm Theater brauchen wir's, aus mancherlei Gründen, nicht so genau zu nehmen; der einleuchtendste Grund ist der, weil Vieles so schlecht ist. Hr. Adweser, aus Wien, von dessen Gastspielen ich in meinem vorigen Schreiben berichtete, ist ein Mitglied unsers Theater-Personals geworden. Er übernimmt die Helden und ersten Liebhaber-Rollen; das Auge des Kenners hat ihn nicht dazu erwählt. — Neue Stücke sind: „Peter Blast", vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten, von Karl Fischer, Mitglied der hiesigen Bühne. Es wurde zur Feier des 18. Januars gegeben. Das ergriffene Publikum rief den Verfasser — doch, das Stück ist in Versen, da muß es wohl Dichter heißen — hervor. Einen detaillirten Bericht über den Gang und die Handlung des Trauerspiels vermag ich, wegen Mangel an Klarheit — immer auf mich bezogen! — nicht zu geben. Ferner war neu: „Das Bild der Porzia", Lustspiel in vier Akten von Ziegler; es gefiel bei ziemlich gerundeter Darstellung. Die neu-einstudirten Stücke sind: „Armuth und Edelsinn", von Kotzebue; die Oper „Titus" (zur Feier von Mozart's Geburtstag), worin sich Hr. Wagner („Titus") und Mad. Brummer („Vitellia") singend hervor thaten.

Karl Barbarina.

Literatur. „Schlesisches Taschenbuch 1825. Herausgegeben von W. L. Schmidt." (Hirschberg, bei E. W. J. Krahn.) Der Beifall, der dem ersten, im vorigen Jahre herausgekommenen schlesischen Taschenbuche zu Theil wurde, hat die gute Folge gehabt, daß dieses dem Innern und Aeußern nach besser geworden ist, und ihm nicht die unterste Stelle unter seinen vielen Geschwistern gebührt. Der prosaische Theil des Büchleins, das nur Beiträge von Schlesiern enthält, besteht in drei Erzählungen, nämlich: „Das heimliche Thal, ein schlesisches Gebirgs-Mährlein von Contessa dem Aeltern", ein phantasiereiches, doch in epischer Einfachheit erzähltes Mährchen. „Ein Tag auf dem Gudetem, Erzählung in Briefen von Caroline Lessing", eine anspruchlose, freundliche Darstellung aus dem Kreise des geselligen Lebens, doch nicht ohne Gemüthlichkeit, und „des Herrn von Lachmann Reise nach Schildburg, nebst Etlichem von der Schildburger Wesen und Klugheit, von C. Weisflog", ein ganz verschiltes, Humor affektirendes Stück, weder seinen Nachbarn, noch seines mit Recht geschätzten Verfassers würdig. Die Gedichte, unter denen sich Arminia, Agnes Franz, Grandke, Kastor, C. Lessing, Legner, Opitz, Schindler und der Herausgeber nennen, sind faß sammtlich lyrisch, und stehen nicht hinter denen, welche man in andern Taschenbüchern für dieses Jahr findet, was freilich nicht all zu viel sagen will. Die von Kastor und Agnes Franz möchten wohl die besten seyn. Letztere hat auch eine dramatisirte Charade, „der Glückwunsch", geliefert, und dadurch eine leicht aus zu führende Unterhaltung bei Familienfesten gegeben, die wirklich dazu empfohlen werden kann, auf anderweitige Empfehlung aber wohl kaum Anspruch hat, noch macht. Die beiden Romanzen vom Herausgeber, zu denen der Stoff wahren Begebenheiten entnommen ist, sind nicht ohne Verdienst; aber in der Ueberschrift der letzteren wird Fahlun, das bekanntlich in Schweden liegt, durch einen argen lapsum memoriae zu einer „Bergstadt in Norwegen" gemacht. — Die fünf Kupfer und die Titel-Vignette stellen, eines ausgenommen, das zu dem erwähnten Mährchen gehört, schlesische Gegenden vor, und sind, wie Druck und Papier, gefällig, aber freilich darf man sie nicht etwa mit denen in der „Aglaja" vergleichen.

E.

Seit einigen Jahren hat die Anwendung des Eisens sich ungemein verbreitet. Man macht Betten, Schiffstaue, Brücken, Schiffskiele, Wegebahnen und Hausdachwerke davon. Ja, in Liverpool hat man eine Kirche erbaut, woran Pfeiler, Plafonds, Thüren, das Gebälke der Fensterkreuze, und die Verzierung der Architektur, Alles von gegossenem Eisen ist. Das Gebäude ist 119 Fuß lang und 47 Fuß breit. (Corsaire.)

Der Schriftsteller Bacular kam eines Tages zum jungen Grafen de la Frier, einem geistvollen jungen Mann, und traf ihn bei der Toilette. „Welche schöne Genie-Locken, Herr Graf!" rief Bacular. — „Wenn das wahr wäre" — erwiederte der Graf — „so sollte es mir Vergnügen machen, Ihnen eine ganze Perücke von diesem Genie zum Präsent zu machen!" (Corsaire.)

Die Gattin eines leidenschaftlichen Spielers nahm am letztverflossenen Neujahrstage die Gelegenheit wahr, ihrem Gatten eine Dose zu schenken, auf deren Deckel sie sammt ihren Kindern in wohlgetroffenen Abbildern dargestellt war, mit der Unterschrift: „Denke stets an uns!" (Pandore.)

Ein sehr merkwürdiger Umstand — sagt Legrand d'Aussy in seinem Werke „über die National-Begräbnisse" — ist es gewiß, wo jene barbarischen Horden, welche seit der Völkerwanderung alle Länder Europa's durchzogen und geplündert haben, die vielen Schätze gelassen, die sie mit sich fortgenommen. Gold, Silber, Kostbarkeiten, Schmuck, Alles ist verschwunden, und jene Räuber blieben in ihrem Lande dieselben Nomaden, als welche sie auszogen. Worin liegt der Grund hiervon anders, als darin, daß sie den Werth ihres Raubes nicht zu achten wußten. Bei Lebzeiten schmückten sie sich damit, verloren aber einen großen Theil auf ihren Streifzügen wieder, und nachher nahmen sie das Uebrige mit in's Grab, um in jener Welt darin erscheinen und prangen zu können. Bei den Tartaren namentlich findet man bedeutende Summen solcher geraubten Münzen mit den Leichnamen verscharrt. Die Sibirier haben schon oft diese Grabmäler ausgeplündert. Zuweilen mußten sie ihren Vorwitz aber mit dem Tode büßen, denn die Tartaren ehren die Asche ihrer Voreltern ungemein. (Journ. d. Par.)

Zwei Bengalische Tiger sind unlängst nach der Menagerie von Dublin gebracht, deren kleinster und genügsamster täglich drei Hammel verzehrt! Das sind zwei kostbare Pensionaire! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 12. Februar. 29ſtes Blatt.

Das Oberkleid.

Bei ihren Trophäen auf Erden
Pflegt's Helden nicht beſſer zu werden,
Als dir, Freund — man ſetzt ſie zur Ruh;
D'rum plage nicht Schaam dich, noch Dünkel,
Bleib' hübſch Philoſoph hier im Winkel,
Und lächle ſokratiſch dazu.

Ich rühme nach Würden die Dienſte,
Die gegen Herrn Aeolus Künſte
Mich ſchützten, wie's Fellchen die Kuh;
Hab' Dank auch, daß vornehmen Gecken
Du ſchwächere Brüder halfſt decken,
Und lächle ſokratiſch dazu.

Kein Holländer ſoll jetzt in Mühlen,
Unſterblichen zinsbar, durchwühlen
Sobald dich im Kreislaufstoutou;
Doch ſag' ich's mit ehrlichen Mienen,
Du mußt mir als Hauskleid noch dienen,
Freund, lächle ſokratiſch dazu.

Sey Staatsrath von meinen Gedanken,
Ich hoffe, du wirſt dich bedanken,
Das Titelchen ſchmeckt nach Hautgout;
Und treib' ich bedenkliche Spiele,
So werde mir nicht ſomnambüle,
Nein, lächle ſokratiſch dazu.

Oft nenn' ich die Reimenden Aeſchen,
Die Frömmelnden Heuchler und Pfäffchen,
Den Plato Minervens Uhu;
Dann halt' reinen Mund, Herr Confrater,
Sonſt hilft mir nicht Credo, nicht Pater!
Freund, lächle ſokratiſch dazu.

Oft ſind' ich eher Lieschen ſehr häßlich
Und ihren Adonis höchſt gräßlich,
Reißt Witz er, wie Hans Kakadu;
Dann plaud're ſatyriſche Lieder
Dem liebenden Pärchen nicht wieder,
Nein, lächle ſokratiſch dazu.

Oft läßt mich in eigener Küche
Frau Weisheit wohl ſelber im Stiche,
Dann werde mir nicht zum Filou;
Mein Donquixotismus bleib' immer
Verſchloſſen im einſamen Zimmer,
Freund, lächle ſokratiſch dazu.

Und ſeh'n Epiktet und Galenus
Mich ſchmachten im Netz' einer Venus,
Wohl gar noch im Ernſte jalou;
So decke mit ſchonendem Triebe
Die kleinen Hors d'oeuvres der Liebe,
Und lächle ſokratiſch dazu.

Ernſt Woldemar.

Ciſalpiniſche Briefe; von Dan. Leßmann.

6.

Einſperren alſo konnte man die Frauen nicht. Es ſoll zwar zu Venedig eine Zeit gegeben haben, wo ſie mit der größten Sorgfalt eingeſchloſſen und in Verwahrſam gehalten wurden. Aber die Männer ſelbſt bereuten dieſe tyranniſche Sitte bald von ganzem Herzen. Denn vom Gatten zum Kerkermeiſter hinab geſunken, durchlebten ſie von Morgen bis Abend nichts als Stunden des Argwohns; nur mit den Augen des Haſſes blickte das Weib auf ihren Cerberus, und jede Liſt, mit welcher ſie ſeiner Wachſamkeit ſpotten konnte, ſchien ihr unſträflich und billig. Der Uebelſtand konnte nicht lange währen.

Was that man? Man ſchlug eine Art von Mittelweg ein, und Genua war die erſte Stadt, wo dieſer mezzo-termine, von den Behörden der Modegöttin für gültig erklärt, in's Geleiſe kam. Der Ehemann machte ſeine Gattin auf einen Hausfreund aufmerkſam, der Fähigkeit genug zu beſitzen ſchien, bei Spaziergängen, im Theater, oder in freundſchaftlichen Zirkeln als ein geſprächiger Geſellſchafter ſie zu begleiten, der aber auf keiner ſo nahen Stufe der Verhältniſſe ſtand, um durch Vertraulichkeit gefährlich zu werden, oder durch übermüthiges Geberden dem unbeſcholtenen Namen der Dame Abbruch zu drohen. Demnach pflegte die Wahl anfänglich einen beſcheidenen Edelmann zu treffen, welcher ſeine ſchätzbaren Eigenſchaften mit keinen Zechinen belegen konnte: für ſolch einen armen Ritter ließ ſich keine beſſere Wendung ſeines Schickſals denken; er fand ſich durch die Wahl geehrt, war froh, mit ſo wenigen Koſten ſich die Schwelle eines angeſehenen Hauſes geſichert zu wiſſen, und konnte wöchentlich einige Mal an einem gutbeſetzten Tiſche ſeinen Seſſel finden. Andere ſahen ſich unter der Geiſtlichkeit um; irgend ein Abate, der auf der Stufenleiter kirchlicher Würden nicht empor zu klettern verſtand, und lange Zeit ſchon nach einem weltlichen Troſte ſchmachtete, fand mit einem Eheherrn ſich ab, und verſprach, für feſtgeſetzte Vergütigungen, der Trabant des ſchönen Planeten zu werden; Jener hingegen glaubte nun, ſeinen Geſchäften unbekümmert leben zu können und hatte nicht nöthig, für die Tugend ſeiner Gattin zu zittern. Denn daß die Ehemänner ſich mit vorſichtiger Klugheit gegen das Nachtheilige der neuen Sitte durch ihre Wahl zu ſichern verſtanden, bedarf kaum eines Winkes; ſie glichen gewiſſermaßen dem Zeno, welcher die Philoſophie der Zweifelſucht und der Spitzfindelei geſchaffen, aber auch zugleich die Waffen dagegen, die Dialektik, erfunden. Siz ſehen hieraus, meine Freundin, daß das Cicisbeat in ſeiner früheſten Periode ausſchließlich ein Geſchäftszweig der Hageſtolzen war.

Allmählig aber verflochten ſich durch dieſe Sitte die Ehen ſelbſt. Ehemänner wurden als Cavaliere serventi an der Seite fremder Gattinnen geſehen, und ſorgten mit aufmerkſamer Pünktlichkeit für alle öffentlichen Bedürfniſſe derſelben, ohne deshalb mit einem Faſcikel eiferſüchtiger Predigten zu Hauſe von ihren Frauen empfangen zu werden. Lange aber währte es, ehe dieſes Verhältniß die ungezwungene Sicherheit eines geſetzmäßigen Inſtitutes ſich erwarb; man ließ ſich aller Orten mit einander ſehen, wagte aber noch nicht, ſo zwanglos zu verkehren, ſo laut und einverſtanden mit einander zu reden, als wenn der Prieſter ſeinen Segen dazu hergegeben hätte. Aus dieſem heimlichen Flüſtern entſtand die Benennung Cicisbeen,*) während der allgemeine Sprachgebrauch ſie durch Cavalieri serventi (dienende Ritter) bezeichnet.

7.

Wenn man ſich überreden läßt, die Vertraulichkeit des Galans mit ſeiner Erwählten habe überall eine ſolche Höhe erreicht, daß ihr wenig mehr zu erſteigen übrig geblieben, ſo hegt man ein ungerechtes Vorurtheil. Ganz und gar nicht. Es mag Cicisbeen gegeben haben, welche den Gemahl mit dem dienenden Ritter in einer Perſon vereinigten — es mag Cicisbeen gegeben haben, gewinnſüchtige Schlucker, die ihren Trabantendienſt im ſtrengſten Sinne des Wortes zu erfüllen verſtanden, indem ſie dem Planeten nur ſelten die volle Scheibe zuwendeten, deſto öfter aber ſo gefällig waren, nur mit halber Miene hin zu ſehen, oder wohl gar als Neumond zur gelegenen Stunde ſich unſichtbar zu machen.**) Ich räum' es ein, denn wo, meine geehrte Freundin

Wo iſt der Weisheit edle Blume ſeht,
Die nicht des Mißbrauchs böſer Wurm beſeht?

Aber weit gefehlt, daß dieſer Unfug durchgehends ſich verrathen hätte. Wo er bemerkt ward, galt er als Mißbrauch, und fand überall ſeine lauten Tadler.

Dem Wohlſtande zufolge darf es in Italien kein Frauenzimmer von einigem Range wagen, ſich ohne Begleitung eines Mannes außer dem Hauſe ſehen zu laſſen. Ein Diener iſt für die lebhafte Südländerin, die jeden Einfall ſogleich an den Mann zu bringen wünſcht, und nichts ſehen mag, was ſie nicht auch augenblicklich beſprechen kann, ein trauriger Geleitsmann. Die Ehemänner freuten ſich alſo, ohne Einmiſchung eines bedngſtigenden Gefühles, ihrer Gattin, vom Cicisbeo geführt, auf den Spaziergängen zu begegnen, und hatten ein Recht, ſie eben ſo unbekümmert ihren Weg verfolgen zu laſſen, als wenn ſie unter der Aufſicht einer ehrwürdigen Tante gingen. Ihnen ſelbſt aber dünkte es ein ergötzlicher Wechſel, mit einer fremden Frau am Arme durch den Reiz eines immer neuen Umgangs ſeine Tage ſich würzen zu kön-

*) Cicisbeo bedeutet auch eine Bandſchleife, weil der aufwartende Stuzer eine ſolche, von der Lieblingsfarbe ſeiner Dame, am Hute trugen, und, wenn er ſeine Pflichten im ganzen Umfange erfüllen wollte, ſelbſt während der Nacht nicht vom Leibe thun mußte. Unter Cicisbea aber verſteht man größtentheils ein gefallſüchtiges Weib, ſelten eine Geliebte.

**) Dieſe verfängliche Sorte von Cicisbeen nannte man leoni pazienti (geduldige Löwen), weil ſie während des Rendezvous, welches die Schöne mit einem Geliebten hatte, wie die ſteinernen Löwen, ſtill vor der Thür ſich aufſtellten und Wache ſtanden. — Die ſtuzerhafteſten unter den Cavalieri serventi hieß man ventagli (Fächer), nicht ſowohl, weil ſie ihrer Dame auf Spaziergängen Kühlung zufächelten, als weil ein Fächer das erſte und das Hauptgeſchenk war, welches ſie ihr zu machen pflegten. Schenkte ein Bräutigam kurz vor der Hochzeit ſeiner Braut einen Fächer, ſo war dies ein Zeichen, daß er ſich das Cicisbeat verbitten wollte.

nen, bei der Mahlzeit hingegen und während der nächtlichen Stunden ihrer Weiber liebevolle Gatten zu seyn. Sie flogen abwechselnd aus den Lustgärten der Mode in die Fruchtgärten der Ehe, und wie Bonifaz der Achte, welcher eine zweite Krone, die höchste weltliche, auf die Tiara pflanzte, bei dem römischen Jubiläum, seiner Erfindung, einen Tag um den andern den päpstlichen mit dem kaiserlichen Schmucke vertauschte, so spielte der vornehme Italiener in halb so vielen Stunden die Rollen des Cicisbeo und des Gatten.

Die Behauptung des griechischen Weltweisen, daß man über einen unbekannten Menschen ein Urtheil fällen könne, sobald man sich nur mit seiner täglichen Gesellschaft bekannt gemacht habe, hält auch bei dem Cicisbeat ihren praktischen Stich. Man beurtheilt den Geschmack und die Bildung einer Dame nach ihrem dienenden Ritter, und diesen wiederum nach seiner Erkohrenen; wobei zu bemerken, daß, wenn die Frauen überhaupt weniger als wir auf Schönheit sehen, und dem Manne seine Bildung, seine Gewandtheit und seiner Zunge Gelenkigkeit zu größeren Fortschritten, als ein glänzendes Gesicht und ein zierlicher Wuchs, verhelfen, bei dem Cicisbeat sich dies vorzüglich bestätigt habe, und körperliche Männer-Schönheit nirgends weniger in Betracht gekommen. Daß man aber im Schlusse vom Cavaliere auf die Dame gar oft sich betrügen mußte, lehrt die flüchtigste Erwägung. Denn wie mannigfache Umstände wirkten auf die Wahl der Dame? War ihr die Gabe der Schönheit zu Theil geworden, hatte sie der Himmel mit glänzenden Reichthümern bedacht, so durfte sie das Auge nur umher werfen; eine Legion von Männern stand erwartungsvoll da, und jeder derselben wünschte nichts sehnlicher, als mit der täglichen Augenweide an diesen Reizen beseligt zu werden, oder den Mitgenuß von Erdengütern zu erlangen, die eine so glänzende Aussicht auf Lustbarkeiten und fette Tage eröffneten. Die Dame durfte nur greifen und war ihres Griffes gewiß. Wo weder Schönheit noch Reichthum, war die Wahl freilich beschränkt, und der erste beste mittelmäßige Stümper blieb oft die einzige Zuflucht. Die schwierigste Aufgabe aber war es, wenn durch ein hochadliches Geschlecht ein alltägliches Gesicht häßlich, und beschränkte Vermögens-Umstände zur Armuth wurden; solche bedauernswerthe Frauen mußten sich mit ihrem Gatten begnügen, und pflegten meistens ihr Leben in einer Art von Cicisbeat-Jungfrauschaft zu beschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römischen Schauspieler.

In den ersten vier Jahrhunderten nach Rom's Begründung waren Schauspiele den Römern unbekannt. Das regelmäßige Drama zog erst mit dem griechischen Luxus in die Siebenhügelstadt ein. Den Mimen spielte man noch zu Cicero's Zeiten unbarmherzig mit. Wer die Bühne betrat, verlor alle altbürgerlichen Rechte. Tullius sprach vergebens für seinen Freund Roscius. Sueton gedenkt eines alten Gesetzes, das den Aedilen und Prätoren die Erlaubniß gab, die dem Geschmacke des Volkes nicht entsprechenden Schauspieler öffentlich auspeitschen zu lassen. Obgleich August, nach Sueton's Zeugniß, diese furchtbare Verordnung — mit der die Ruthenhiebe deutscher Dramaturgen, die zum Theil selbst der Ruthe so eben entwachsen sind, keine Vergleichung aushalten — aufhob, so handhabte er doch die Bühnen-Decenz sehr streng. Der berühmte Schauspieler Stephanio empfing auf dem Theater vor allem Volke Streiche, weil er eine in Mannskleidern vermummte Römerin bei sich unterhielt, und ein Pantomimen-Spieler, der in dem Kaiserhofe ein Asyl gesucht hatte, wurde dem Arme der Gerechtigkeit überliefert.

Tiber hatte anfangs mehr Kunstsinn; man ließ von der alten Strenge nach und das Bühnen-Völkchen schlug bald über die Deichsel. Seneca und Plinius erzählen, daß die vornehmsten Römer den Schauspielern den Hof gemacht, und daß sich Parteien gebildet, die über den Werth oder Unwerth eines und des andern Künstlers laut hadernd absprachen. Diese kritischen Fehden arteten oft in blutige Händel aus. Tiber hatte endlich ein Einsehen, schilderte dem Senat die Schauspieler als Volksverführer und setzte deren Verbannung durch. Sueton berichtet, daß der Kaiser gegen die Bitten des Volks, das die Verbannten zurück wünschte, taub geblieben. August verstand sich besser auf das noch immer wahre: Panem et Circenses, denn er berief den vertriebenen Bühnenmeister Pilades, einen Liebling der Römer, zurück, und lächelte, als der dreiste Künstler, wegen einer gegen seinen Amtsbruder Batyll verfügten Rüge, offen zu ihm sprach: „Cäsar, Dein eigener Vortheil erheischt es, daß das Volk die Zeit, die es mit Betrachtung Deiner Regierung verbringen könnte, uns und unserm Spiele weihe!“

Unter Caligula erreichten die dramaturgischen Streitigkeiten ihren höchsten Gipfel. Es gab eine grüne und eine blaue Faction. Der Kaiser nahm selbst Partei und erklärte sich für die grüne Fahne. Das Volk, das der blauen Farbe angehörte, schirmte dessen ungeachtet seine Lieblinge kräftig. Die Mehrzahl giebt am Ende da, wo es auf's Schreien ankommt, immer den Ausschlag. So war es vormals, so ist es noch und so wird es bleiben! B—e.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leidens-Schicksale der Stuarts. Robert III., der zweite König aus dem schottischen Geschlecht, starb im Jahr 1406

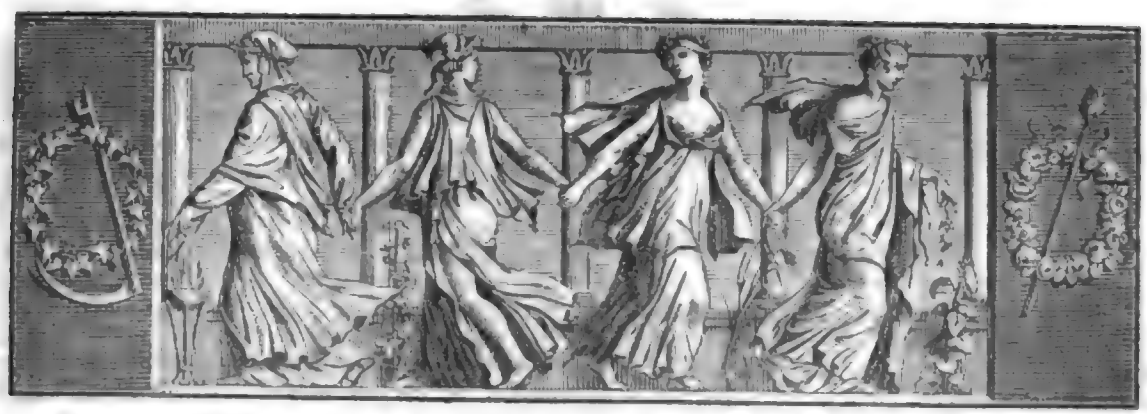
aus Gram, seinen Sohn in englischer Gefangenschaft zu wissen. Dieser, Jacob I., wurde erst 18 Jahre nachher frei. Er mußte nämlich, wider Willen, ein englisches Fräulein heirathen, deren Mitgift sein Lösegeld ward. Im Jahr 1437 starb er, in seinem Bette ermordet. Jacob II. ward 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jacob III., sein Sohn, fiel in einer Schlacht, die er 1488 verlor. Jacob IV. bei ähnlicher Gelegenheit 1515. Jacob V. starb 1542 vor Kummer, seine Unterthanen der Ketzerei und dem Aufruhr hingegeben zu sehen. Seiner Tochter, der berühmten Maria Stuart, Schicksal, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmähliches Ende auf dem Schaffot, auf Befehl der Königin Elisabeth von England, ist bekannt. Maria's Sohn, Jacob VI. von Schottland (und Jacob I. von England), starb zwar im Bette, aber von aller Welt verachtet. Carl I., dessen Sohn, starb in London auf dem Schaffot, vor den Fenstern seines eigenen Palastes. Carl II., sein Sohn, lange Zeit aus seinen Staaten verbannt, starb zwar ruhig, aber, nachdem er seine Ruhe gegen den Glanz und Besitz seines Ranges eingetauscht hatte. Jacob II. starb 1720, seines Königreichs beraubt und verjagt. Sein Sohn war sein ganzes Leben hindurch im Auslande, als Prätendent, nur den Namen Jacob III. von England und Jacob VIII. von Schottland führend. Endlich der letzte Prinz dieses unglücklichen Hauses, unter dem vorzugsweisen Namen des Prätendenten bekannt, nahm den Titel Carl III. an, und starb in Rom kinderlos. — So erlosch diese bedauernswerthe Königslinie in einer Zeit von 400 Jahren, nachdem eine Reihe von 11 Königen, deren immer Einer der Descendent des Andern war, sämmtlich ein beklagenswerthes Loos erfahren mußten. (Pandore.)

Die Acupunktur. Es ist dies eine erneute Sitte der Japanesen, in einem Stich mit einer feinen Nadel bestehend. Die Japanesen lernten sie von den Chinesen, die Chinesen von den Koreern, und diese wahrscheinlich von den Tartaren, die noch viele medizinische Geheimnisse haben sollen. Man hat die Meinung ausgesprochen, daß die griechische Heilkunde von Alexandrien über Ceylon bis China gekommen, und daß so die Chinesen zu der Erkenntniß der Krankheit und deren Sitz, durch den Pulsschlag, gelangt seyen; aber die Idee, durch Stiche zu heilen, ist ohne Zweifel weder griechischen noch afrikanischen Ursprungs, sondern eine rein orientalische Idee. Die Braminen haben sie zwar auch gekannt, aber die Reisenden Kempfer und Ten Rhyne fanden sie zuerst in Japan. Ein Schwede, Namens Themberg, fand sie daselbst gleichfalls vor 50 Jahren. Alle Drei haben darüber geschrieben und verschiedene Krankheiten, die dadurch geheilt wurden, zitirt. Besonders wirksam aber ist jene Kur bei einer Art Kolik, Senki genannt, die der starke Genuß des Sacki (einer Art Bier oder Weins, aus Reis bereitet), den Eingebornen veranlaßt; es ist eine sonderbare Krankheit, welche selbst die Europäer nicht verschont, und allemal Wassersucht und Augenschmerzen nach sich führt, oder auch eine Drüsen-Anschwellung. Außer jenem Senki, wogegen man bei uns an 2—300 Blutigel anwenden würde, werden noch mehrere andere Krankheiten, Krämpfe, Entzündungen, selbst die Cholera morbus, glücklich durch solchen Nadelstich geheilt. Ten Rhyne sah die heftigsten Schmerzen jener Krankheit, wie durch Zauberschlag, schwinden. — Jene Nadel ist eine Spitze aus reinem Gold oder Silber, an einem Ende sehr spitz und fein, am andern Ende aber spiralförmig gedreht, so daß man sie zwischen den Fingern leicht im Fleische umdrehen kann, gleich einer Schraube. — Der Farrialte (Stech-Arzt) pflegt diese Spitze mit einem hörnernen Schlägel ein zu schlagen, wozu dieselbe, damit sie sich nicht biege, im Feuer besonders gehärtet worden. Sie ist in der Regel 4—5 Zoll lang, und wird bald einen halben, bald bis zwei Zoll, oft auch ganz hinein geschlagen. Gefäße, Nerven, Adern, selbst das Herz (?) wird damit durchstochen, und unbeschadet. Und dabei läßt man die Nadel bis zu 30 Athemzügen lang im Fleische sitzen. Uebrigens haben die Farrialten bloß nach reinen Hypothesen. Sie wähnen, das Uebel, namentlich der Senki, entstehe durch Winde, die sich im Innern des Organismus festsetzen, sich dehnen, und so alle Schmerzen veranlassen. Die Nadel soll nun jenen Winden Luft schaffen. — Die Ostiaken stechen sich auf dieselbe Art, und überhaupt ist selbst das Tattoviren wahrscheinlich des nämlichen Ursprungs, nur daß da das Heil- in ein Schmuckmittel ausgeartet ist. — Auch bei uns ist das Mittel nicht ganz fremd, sondern seit 20—30 Jahren in Holland und England angewendet. Merkwürdig ist, daß man behauptet, Nadeln von zusammen gesetzten Metallen brächten galvanische Wirkung hervor. (Journ. d. Par.)

Geschichte eines Kindes von zwei Tagen, von ihm selbst erzählt. Glücklicher Weise genas ich von einer sehr reichen Mutter, die an Vapeurs, Sentimentalität, Romantik und dergleichen litt, und in der Helden-Straße Nr. 302, im ersten Stock, wohnte. Diesem Umstande danke ich ohne Zweifel den Vorzug meines kurzen Lebens, das jetzt zu Ende ist. Als ich aus der langen Schlafsucht, in der ich bis dahin existirt, erwachte, um zu leben, hörte ich über meinem Kopf ein so starkes Schreien, daß mir angst und bange davon ward; als ich die Augen öffnete, befand ich mich unter den Händen einer alten Hexe, die, starren Auges, bleichen Gesichts, runzlicher Stirn, mich neugierig betrachtete, so daß mir noch banger ward, und ich aus Leibeskräften zu schreien anfing. Man muß gestehen, daß das auf eine sehr traurige Weise sein Leben beginnen heißt. Ein dicker Herr, der die Beine auf einem Fußschemel zu liegen hatte, nahm mich in seinen Arm, setzte seine Brille zurecht und drückte mich an seine Brust, daß ich beinahe erstickte. Ohne Zweifel war es mein Herr Vater. Mehrere Stimmen traten hierauf in's Zimmer und riefen: „Ein Erbe! ein Erbe!" — Hierauf nahm mich wieder eine junge Frau, die im Bette lag, zu sich, küßte mich, und erdrückte mich zum zweiten Mal beinahe unter ihren Liebkosungen. Um meine Qual zu vergrößern, nahm das alte Weib mich dann wieder, wickelte mich in lauter Wäsche ein, sperrte mich förmlich in ein Gefängniß von Zeug, und legte meinen ganzen Leib in Verband. Was hatte ich ihr wohl gethan? — Nicht lange, so ward ich einer Amme übergeben, die mich in einer Schaukel unaufhörlich bewegte, so daß ich von Neuem in große Furcht gerieth. Je mehr ich weinte, je mehr schaukelte sie, und als Nichts half, da holte man ein großes Gefäß, und zwang mich, den darin enthaltenen Trank zu verschlucken. Diesem Göttertrank dank' ich das Ende meiner Qualen: ich starb, und sagte so auf einmal aller Marter, Einsperrung, Medizin und den übrigen Leiden dieses Daseyns Lebewohl, die schon meine zwei ersten Tage bezeichneten; nicht zu gedenken der Märtyrerschaft, die mich noch von Ammen und Dienstboten bis in mein fünftes Jahr, von Schulpedanten bis in's zwanzigste, von den Weibern bis in's dreißigste, von meinem Eheweibe bis in's sechzigste Jahr erwarteten, wozu denn noch Ehrgeiz, Spiel, Armuth, Spleen, und Gott weiß, welche Plagen anderer Art kommen konnten! (Pandore.)

Ein Pariser Fashionable, der sich eben recht in lauter Romantik getränkt hatte, spazierte dieser Tage cavalierement im Wäldchen von Boulogne (d. h. er ritt dort), und bemerkte bald, daß seine Steigbügel ungleich geschnallt waren. Ohne sich zu besinnen, rief er einen nahe stehenden Arbeitsmann und redete ihn folgendermaßen an: „Leibes-Arbeiter, thue einen Schritt der Annäherung an die Persönlichkeit meines Individuums, um die Proportion zwischen meinen beiden Hältern her zu stellen, deren einer zu gedehnt, und der andere zu gedrängt ist!" — Der Gerufene hielt die Sprache für englisch, und ging mit einem „Gottdamm!" vorüber. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 21. Februar. 30ſtes Blatt.

Amor ein Schatzgräber.

Da ich einſt zur eig'nen Plage
Nur nach Schätzen rang und Golde,
Trat herein zu mir ein Knabe,
Seine Augen glänzten holde.
Sprach: „Ich mache dich zum Crösus,
Willſt du meinen Worten trau'n!
Dieſe Bücher, dieſe Zahlen
Werden nie dein Glück erbau'n!

Einen Schatz will ich dir zeigen,
Gold und Silber und Rubinen,
Viele Perlen, zwei Sapphire,
Von Cryſtallen mild umſchienen.
Wirſt auf einmal reich und glücklich,
Aller Sorge biſt du los:
Komm, ich helfe dir ihn heben
Aus der Erde dunklem Schooß!"

Und er nahm mich bei den Händen,
Führte mich durch Irrgewinde,
Dunkel war's vor meinen Augen,
Faſt als trüg' ich ſeine Binde;
Und er ſprach mit loſem Munde:
„In die Hand nimm dieſes Reis,
Fühlſt du in dem Arm ein Zucken,
So beſchreibſt du einen Kreis!"

Alſo ließ er mich alleine
An dem geiſterbangen Orte;
Konnt' er ſchützen nicht der Knabe,
Sollt' er tröſten doch durch Worte.
Aber wiederkehrend bracht' er
Eine Fackel, lichtentbrannt,
Und ein holdes Mädchen führt' er
Triumphirend an der Hand.

Amor war's, ich ſah es deutlich
An dem Köcher, an dem Bogen,
An den roſenfarb'nen Flügeln,
Die den Nacken hold umzogen.
Ihre Hand in meine legend,
Sprach er: „Dieſe ſey dein Schatz,
Alle Schätze dieſer Erde
Räumen dieſem gern den Platz!"

Wohl empfand ich da ein Zucken,
Aber nicht allein im Arme,
Was am ſchmerzlichſten mir zuckte,
War das Herz, das liebewarme.
Hat ſein Pfeil mich ſo getroffen?
Gab ihr Blick mir dieſen Stich?
Keinen Kreis hab' ich beſchrieben,
Sie beſchrieb den Kreis um mich.

Treflich hat er Wort gehalten,
Wohl erfüllt, was er verheißen;
Seh' ich nicht den Schmuck der Haare,
Gleich dem lautern Golde gleißen?
Reiche Fülle dieſer Locken,
Was vergleicht ſich deinem Preis?
Nur der Zähne Perlenſchnüre
Mehr als Alabaſter weiß.

Glänzt die Stirne nicht wie Silber?
Nicht die Wange wie Rubinen?
Sind die Augen nicht Sapphire,
Von Cryſtallen mild umſchienen?
Iſt, wie konnt' er dies vergeſſen?
Dieſes zartgebog'ne Rund,
Das ich immer wieder küſſe!
Von Korallen nicht der Mund?

Ja, ich darf mich glücklich preiſen!
Dieſen Schatz, den ich gehoben,

Will ich, bis ich selig werde,
Als den allergrößten loben;
Will ihn schützen und bewachen,
Will ihn hüthen immerfort;
Nein! ich möcht' ihn nicht vertauschen,
Um den Nibelungenhort!

Simrock.

Cisalpinische Briefe; von Dan. Leßmann.

8.

Der Ritter rühmte sich, wo möglich, seiner Schönen, und prahlte mit dem Loos, das ihm beschieden. Des Todes sterbe, ruft der geistreiche Parini solch einem Glücklichen zu:

Wer thörigt dir die Palme streitig macht,
Und seiner Schleife mattes Himmelblau
Zu messen wagt mit deines Purpurs Gluthen.
Ein einz'ger Hauch aus deiner Balsambüchse,
Und niedertaumelt der verweg'ne Wicht;
Du zeigst dem Spötter-Chor die braune Locke,
Die vor der Brust, der Ehre schönstes Zeichen,
Des Lebens höchstes Heiligthum, dir hängt,
Und Alles neigt beschämt sogleich das Schwerdt,
Und senkt die Blicke ehrfurchtsvoll zur Erde.

Ja, die Dame selbst forderte ihn auf, in Gesellschaft recht fröhlich, recht glücklich, gleichsam durch seine Erhebung berauscht, zu erscheinen. Die ganze Welt sollte es ihm ansehen, daß er der Begünstigte einer seltenen Frau; wie Schiller's Philipp zum Posa, sprach sie zu ihm: Das Siegel meiner Gunst soll auf ihrer Stirn hell leuchten! Und wie bitter ihm auch vielleicht der Unmuth die Brust erfüllte, er mußte selig aussehen, mußte täglich den Anchises spielen, welchen die Göttin der Liebe selbst ihrer Reize gewürdigt. So pflegen die Maratten, wenn es zur Schlacht geht, ihren Pferden Opium ein zu geben.

Wahr aber bleibt's, ein Cicisbeo, den eine anerkannte Schönheit ihrer Wahl gewürdigt, ward der Gegenstand des Neides und das Thema der allgemeinen Bewunderung; die jungen Männer machten ihm den Hof, um ihm die feinen Manieren ab zu lernen, durch welche er einen so glänzenden Fang gemacht, und ich denke mir, daß die Hottentotten einen Menschen, auf welchen sich der goldfleckige Käfer — der Hirschkäfer vom Vorgebirge — gesetzt hat, mit keiner tieferen Ehrfurcht betrachten, als solch einen Wundermann die übrige Jugend in der Stadt.

Denken Sie sich aber einmal eine schöne Frau, deren zeitliche Güter den Reizen ihres Körpers nicht entsprachen. Sie liebte das Kartenspiel, sie wünschte vor allen Andern auf Spaziergängen hervor zu leuchten, sie wollte im Schauspiel die Augen des Publikums fesseln, sie begehrte die Königin in den Versammlungen der Winter-Abende zu seyn, und des Sommers in einer prächtigen Villa die feinste Gesellschaft um sich zu sehen. Wie geht man da zu Werke? Man wählte einen Cicisbeo, dessen Herz leicht Funken fing, dessen Börse eine dauerhafte Goldgrube war. Nun ging's! Der neue Freund war der galanteste Mann in der Welt, er zeigte sich zu jeder Ausgabe erbötig, und jeder Wunsch fand, kaum ausgesprochen, seine Erfüllung. Aber um so vielfältiger man ihm verpflichtet war, desto höher stieg die Summe der Dankbarkeit, so man ihm schuldig. Wie ließ sie sich abtragen? Einzig und allein auf Kosten des Mannes. Und dieser? Ey nun, er schien sehr zufrieden damit, daß seine Gattin mit den Goldstücken eines Andern ihre Neigungen fütterte, er selbst aber als der Gemahl einer ausgezeichneten Frau auftrat. Ließ sich das Uebrige doch mit der eingeführten Sitte entschuldigen, und durfte er doch, was er erspart, ruhig bei Seite legen!

Wie man aber den Stand eines Chinesen nach der Zahl der Seiden-Gewänder beurtheilt, die er auf dem Leibe hat, so ließ sich in Italien auf die Vornehmlichkeit und den Reichthum einer Dame nach der Summe ihrer Cicisbeen schließen: denn einen recht langen Zug vor ihren Wagen zu spannen, ist eigentlich ihr Triumph. Und wie fein verstand sie's, sie zu beschäftigen! Während der Eine durch den rechten Arm beglückt ward, fühlte sich der Andere durch den linken beehrt; ein Dritter war zufrieden, ihr den Mantel nach zu tragen; einem Vierten ward der Fächer zu Theil:

Mit Freud' und Lust der schönen Frau zu dienen,
Ist jede Hand, ist jeder Fuß bereit;
Es lebt der Schwarm vom Lächeln ihrer Mienen,
Und ihr gehören Gold und Kraft und Zeit.
Wer aber demuthsvoll und ehrerbietig,
Dem neigt die Göttin huldreich sich und gütig.

9.

Es läßt sich in seiner Art nichts Sehenswürdigeres denken, als solch einen Siegeszug einer schönen Frau. Möge immerhin König Sesostris, wie der Geschichtschreiber Diodor uns erzählt, wenn er spazieren fahren wollte, die Gesandten aller Könige auf Erden vor seinen Wagen gespannt haben, ja, mögen ihn, wie der Dichter Lucan es steigert, die Könige selbst gezogen haben, er läßt sich mit unserer Dame keineswegs vergleichen. Jene Gesandten oder jene Könige leisteten mit Grimm und Unwillen einen so entwürdigenden Dienst, und haßten den Mann, der im Wagen saß, von ganzem Herzen. Hier, wie anders! Man drängt sich zu seinem Amte, man fühlt sich glücklich, seine Dienstfertigkeit zeigen zu können, und vergöttert liebevoll die Despotin, deren Stolz an diesem Knechtthum sich weidet. Auch ist es, will ich gemeint haben, ein großer Unterschied, mit einem zahlreichen Heere sich königliche Sklaven zu verschaffen, oder mit einem einzigen Blicke des Auges einen

Schwarm rüſtiger junger Männer ſich ſo unwiderſtehlich zu unterthänigen.

Nun fragen Sie aber ohne Zweifel, werthe Frau, auf welche Weiſe ſich bei dieſer Einrichtung der energiſche Gatte von demjenigen unterſchied, welcher unter der Vormundſchaft des Pantoffels ſtand? Ungefähr wie die römiſche Republik vor Carthago's Falle von ihrer zerrütteten Fortſetzung nach dieſem Zeitpunkte. Vorher wählte das Gemeinweſen ſeine Führer, das Ruder nur ſolchen Händen vertrauend, deren Kraft und Rechtlichkeit jedwedem kund geworden; nach dem Untergange der afrikaniſchen Nebenbuhlerin aber drangen die Staatsführer ſelbſt dem Vaterlande ſich auf, und ſahen ihre Ehrſucht von zu wirkſamen Mitteln unterſtützt, als daß ſie erſt lange die Geſammtſtimme des Volkes ſchweigend abgewartet hätten. Der Italiener, welcher im Hauſe kräftig waltete, führte ſeiner Gattin, nach eigener Willkühr oder Prüfung, ihren Cicisbeo zu, wo er nicht gar die Vorſicht hatte, im Ehe-Contrakte dieſe Wahl zum Voraus ſchon feſt zu ſetzen; die ſchlaffe Nachtmühe, welcher der Heroismus fehlte, einem gebieteriſchen Blicke mit aufgehobenem Zeigefinger zu begegnen, oder erkünſtelte Thränen mit gleichmüthiger Faſſung ſprudeln zu ſehen, ließ ſich geduldig denjenigen gefallen, den ſeine Hausherrin nach Gutdünken ſich erkohren, und mußte einem Menſchen, den er weit lieber unter den Schwarzen am Senegal gewußt hätte, die edleren Seelenkräfte ſeiner Gattin verſtatten, während ſie ihn mit den proſaiſchen und bürgerlichen abſpeiſte.

Aber ein rüſtiger Cicisbeo zu heißen, war kein Kinderſpiel; Keiner fühlte merklicher als er, wie kurz das Leben, und wie lang dagegen die Kunſt. Wahrlich, wenn Antipater die Schnelligkeit eines Wettläufers durch die Bemerkung bezeichnet, daß Jedermann ihn nur in den Schranken oder am Ziel der Laufbahn, nie aber in der Laufbahn ſelbſt erblickte, ſo läßt ſich von den geſchäftigen Cicisbeen das Umgekehrte behaupten; immer begegnete man ihnen mitten in ihren Pflichten, niemals in einer ruhigen Vorſtunde oder am Zielpunkte ihres Strebens. Und welches waren dieſe Pflichten? Viele und mannigfache. Ey, hätte er bloß, wie unſere heutigen Zierlinge, ſeiner Schönen die Charaden der neueſten Journale, die ſich mit dergleichen befaſſen, auswendig herſagen, ihr die Mode-Zeitung vorleſen, den Theater-Zettel auf den Tiſch breiten, den Zank unter den Schauſpielern von geſtern Abend, oder ein kritiſches Regiſter der intereſſanteſten Weihnachts-Ausſtellungen liefern müſſen, ſo hätte das nicht viel auf ſich gehabt, und in kurzer Zeit hätte ſich Jedermann die Talente zu ſolch einem Amte angeeignet. Er hatte aber weit herberen Forderungen zu ſtehen.

(Der Schluß folgt.)

Kleine Merkwürdigkeiten.

Prahlerei im franzöſiſchen Geſchmack. „Der aus England hier angekommene Tambour-Major, früher in Dienſten der franzöſiſchen Leibgarde, wird die Ehre haben, dem hochgeehrten Publikum ſeine Kunſt dar zu ſtellen. Er ſchlägt funfzehn Trommeln zugleich und zwar muſikaliſch, ſo daß er darin die größte Bewunderung verdient, weil er ſelbſt der Erfinder dieſer Kunſt iſt, und noch nie in Europa geſehen war. Er verſpricht demjenigen, der ihm das nachmacht, eine Prämie von hundert Stück Friedrichsd'or."

Großer Entſchluß. „Ich habe mich" — meldete ein Berliner Reſtaurateur — „jetzt entſchloſſen, dieſer Tage meine große weſtindiſche Schildkröte ſchlachten, und durch einen der geſchickteſten Köche zubereiten zu laſſen u. ſ. w."

Originelle Todes-Anzeige. — „Wer den Entſchlafenen kannte, dem werden die edlen Handlungen, wonach der Selige immer ſtrebte, unvergeßlich bleiben."

Denkwürdiger Nachtwächter-Sang. In Ansbach ſangen in der Neujahrs-Nacht zum Jahr 1824 die Nachtwächter folgenden Knittelvers ab:

„Hört, ihr Männer, laßt euch ſagen,
Eure Weiber haben 372 Kinder getragen,
Darunter waren 112 Bankertlein,
Gott ſoll dem Städtlein gnädig ſeyn."

Etwas aus der „Dorf-Zeitung". „Das Ober-Appellationsgericht zu Celle war bisher in eine adelige und eine gelehrte Bank eingetheilt. Es ſah alſo aus, als ob die adelichen Beiſitzer weniger zu wiſſen brauchten, als die bürgerlichen. Das Gericht trug deshalb darauf an, daß dieſer ſonderbare Unterſchied aufgehoben würde; es ward aber gnädigſt reſolvirt, daß es beim Alten verbleibe."

Iſt es wahr? „In einem Journal von 1821 wird erzählt, in der Stadt Malchow in Mecklenburg-Schwerin habe die chriſtliche Gemeinde mehrere Jahre ihre Regenſchirme mit in die Stadtkirche genommen, weil ſie, nämlich die Kirche, kein Waſſer gehalten habe. Sobald es getröpfelt, ſo habe die ganze chriſtliche Gemeinde in der Kirche die Schirme aufgemacht und abgewartet, ob es nicht zu arg hinein regne. — Das Schulhaus iſt gar eingefallen und der Lehrer aus Mangel an Nahrung davon gelaufen. Es iſt dies Mecklenburg, das in Europa und zwar in Deutſchland liegt, noch weit von Lappland." B. P.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

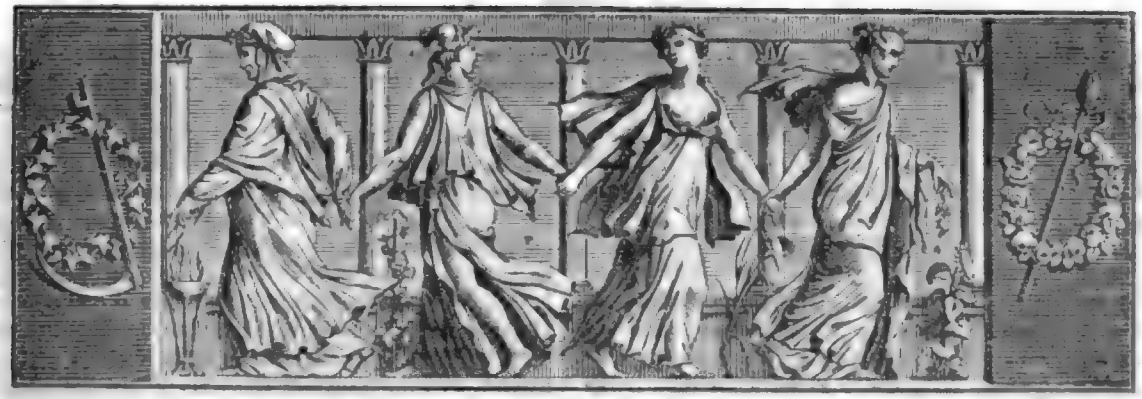
Hamburg. Unſere Stadt bietet ſeit etlichen Tagen dem Coſmopoliten ein ſo intereſſantes wie mannigfaltiges Schau-

spiel dar. Aus öffentlichen Blättern ist es schon ziemlich überall bekannt geworden, mit welchem unaussprechlichen Elende so viele Bewohner der Nordseeküste und des Elbufers heimgesucht worden sind: besonders beklagenswerth dürften die Einwohner von Cuxhaven seyn, deren größte Noth darin bestand, vielleicht diesen Augenblick noch darin besteht, daß sie durch den Wogensturz der See und der daraus entstandenen Zerstörung ihrer Schleusen durchaus des süßen Wassers entbehren, und daß widrige Winde es bisher verhinderten, jenen Lechzenden den Labetrank von Hamburg aus zuzuführen. Weiß man hier doch noch nicht ein Mal die Details des Jammers, der die unglücklichen Bewohner jenes Strandländchens betraf, um so mehr möge es einer geübteren Feder aufbehalten seyn, dasselbe dem Auslande zu schildern: daß jener Jammer unsäglich, ist wohl unbezweifelt. Allein das Bild, das sich aus jenen Unglücksfällen hier im Volksleben heraus spiegelt, ist zu interessant, als daß man nicht gern einen Augenblick dabei verweilte. Es versteht sich wohl von selbst, daß abseiten unserer Obrigkeit sofort die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen wurden, der Menge von Nothleidenden, die durch jene Ueberschwemmungen, Deichbrüche, Einsturzung von Gebäuden und dergl. nicht nur ihre Habe, sondern auch die Hoffnung auf einstige Erndte ihrer ausgestreuten Saaten verloren haben, helfend entgegen zu kommen. Kaum nun daß diese aus den angesehensten Bürgern und Vorständen unserer Stadt ausgewählte Kommission ihr traurig-heiteres Geschäft an zu treten sich bereit erklärte, so drängte sich alsbald eine bunte Menge Helfender zu den aufgerichteten Altären der Wohlthätigkeit, um Gaben aller Art darzubringen: Banksummen von drei bis vier tausend Mark, ja noch darüber, wurden herzu getragen; Summen und Summchen wurden sofort subscribirend von jeglichem Hausbewohner der Stadt gezahlt; und wo Geldvorrath eben nicht zur Hand war — wie bei so Manchem dürfte das der Fall seyn! — da wurden Preciosen, Kleider, Wäsche und Bedürfnisse aller Art geopfert. — Ein rührend Schauspiel, das sich besser sehen und empfinden, als in Worte fassen läßt! Fürwahr! Stadt Hamburg, die noch jüngst eine nicht unbedeutende Summe von wenigen hiesigen Hannoveranern für das fast ganz in Asche gesunkne Städchen Elze zusammenbrachte, die erst jüngst außerordentliche Beweise der Menschenfreundlichkeit gegen mehrere verunglückte Familien zu Nienbüttel darlegte — Stadt Hamburg hat auch bei diesen neuerdings Statt gefundenen Unfällen ihren längst behaupteten Wohlthätigkeitsdrang im schönsten Lichte gezeigt. Nicht genug, daß jeder Einzelne für sich beisteuert, auch öffentliche Vergnügungsörter geben ihren Inhabern Gelegenheit, einzustimmen in die Göttertöne einer schönen nachahmungswürdigen Eintracht, ohne welche wenig Herrliches, wenig Edles und Großes im Volke möglich werden kann. Suhr's optische Panoramen machten den Anfang. Drei Abende lang wurden sie zum Besten der Verunglückten geöffnet und brachten eine Summe von etwa dreihundert Mark ein. Das Rödingsche Museum — eins der reichsten, trefflichsten Privatinstitute, die je gefunden werden mögen — zeigte ebenfalls drei Tage hindurch zu gleichem Zwecke seine Merkwürdigkeiten. Auf den Maskenbällen, die jetzt Statt finden, werden Sammlungen veranstaltet. Das reichbesetzteste Haus spielte gestern das Stadttheater das beliebte Volksschauspiel „Wilhelm Tell" von Schiller, das durch einen sinnigen Prolog aus der Feder eines hiesigen bekannten Dramatikers eingeleitet ward, ebenfalls um die Einnahme jenen Heimgesuchten zuzustellen. Das Nebentheater quält sich, die vielbeliebte „Preciosa" abzuhaspeln, um nur nicht müßig zu seyn, wo Alles hinstrebt zu Einem schönen Zwecke. Joseph Liebich aus München zeigt einen Monat lang (vom 14 Februar bis zum 14. März) sein überaus sehenswerthes Wachsfiguren-Kabinet, welches nur testamentarische Gruppen aufstellt, gegen die der strengste Mimiker und Plastiker nichts einzuwenden haben dürfte, um sehr billigen Preis, nur damit er die Hälfte der Einnahme den Verarmten zuwende. Ignaz Moscheles, der bei seiner Durchreise hier zwei brillante Concerte gab, wird am 26. Februar ein drittes geben, und bestimmt die ganze Einnahme für die Wohlthätigkeits-Casse, die jener Schwergeprüften wegen errichtet ist. Ignaz Moscheles, der sich unter besonderem Jubel mit etlichen eigenen Compositionsstücken auch im hiesigen Theater hören ließ, ist wohl unter all den genannten Künstlern, die da kommen, ihr Scherflein beizutragen, unstreitig derjenige, der die reichste Ernte einliefern wird. Wir haben seit geraumer Zeit keinen Pianospieler hier gehört, der so bewundernswürdige Fertigkeit, so überaus edle Zartheit im Vortrage an den Tag gelegt hätte! Dr. B. Wolf, Herausgeber einer hiesigen Volksschrift, hat die Edition einer Sammlung schön-wissenschaftlicher Schriften (ebenfalls der Ertrag zu jenem Zwecke bestimmt) angekündigt, und mehrere in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller und Schriftstellerinnen um Beiträge ersucht. Es sind wackere Namen unter den aufgeforderten Mitarbeitern zu finden — möge der Himmel auch diesem kleinen Unternehmen Gedeihen geben! — Daß nun bei all diesen Anstrengungen zu einem gemeinsamen edlen Zwecke die frischende Industrie nicht saumt, ihre Schleichwege zu gehen, und aus dem Elende der Mitmenschen ungerechten Vortheil zu ziehen — ist eine Wahrnehmung, die dem strengen Menschenbeobachter nicht entgeht, und ihm vielleicht mehr Stoff zum Nachdenken giebt, als der rege Eifer der Guten und der Besten. Schon auf das bloße Gerücht, daß hie und da an den überschwemmten Punkten das Erdreich durch das Seewasser zum Anbau untüchtig, oder daß hie und da die Aussaat ein Raub der Fluthen geworden sey, schon auf die bloße Vermuthung kommendiahrigen Mißwachses treiben wucherisch gesinnte Markthelfer und Höcker die Preise der gewöhnlichsten Lebensmittel hinauf, fast auf das Doppelte; Korn-Spekulanten sehen einer goldenen Zeit entgegen, und möchten gern gleich und ohne Weiteres einen Vorgeschmack derselben genießen. Wein-Verfälscher erbieten sich acht Tage lang zehn Procent ihrer Einnahme an die Verunglückten zu schenken — nur um dadurch reichlich abzusetzen, wobei man noch Gefahr laufen muß, verfälschte, ungenießbare Waare für gutes Geld zu erhalten. — Auch dergleichen Bilder wollen recht in der Nähe gesehen seyn, denn die Grundzüge derselben sind nicht immer grob genug, um gleich einer Decoration aus der Ferne betrachtet werden zu können; dessen ungeachtet aber sind die Menschengesichter, die man auf solchen Bildern wahrnimmt, völlige Zerrbilder: Wuchergeist, Gewissenlosigkeit, Schadenfreude sind die vorzüglichsten Tinten, aus denen sie sich malten. — Stoff genug für den Menschenbeobachter, der vor ihnen, gleich dem Anatomiker vor dem ekln Leichname, zu lehrreichen Demonstrationen veranlaßt wird! (Der Schluß folgt.)

Man wirft dem Moliere vor, dem Pourceaugnac zwei Frauen gegeben zu haben; was werden jene Aristarchen sagen, wenn sie hören, daß kürzlich ein Irländer vor Gerichte geführt ward, der sechs Weiber geheirathet! „Aber wie konntest du ein so verhärtetes Herz haben," fragte der Richter — „sechs Frauen so zu täuschen?!" — „Edler Herr," erwiederte der Verklagte — „meine Absicht war wahrlich nicht boshaft; ich suchte bloß nach einer guten!!" (Pandore.)

Man fragte einen Mann von Geist (unter Ludwig XV., wie man glaubt): was für ein Unterschied zwischen einem französischen Post-Direktor und dem Polizei-Minister sey? Er antwortete: „Celui-la délait le cachet des lettres, celui-ci fait des lettres de cachet!" (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 23. Februar. 31ſtes Blatt.

Ciſalpiniſche Briefe; von Dan. Leßmann.

10.

Sobald der Cicisbeo es wahrſcheinlich fand, daß das ſchöne Auge ſeiner Verehrten ſich dem Tageslicht erſchloſſen, ſo ſtand er, das Probeſtück eines zierlichen Kleider-Syſtems, ſchon harrend in ihrem Vorzimmer. Ein Wink der Zofe hieß ihn hinein treten. Seine Lippen erneuerten die Bekanntſchaft mit der holden Hand, auf deren ſecundairen Beſitz er die Herrlichkeit ſeiner Tage gründete. Die erſte Frage betraf den Schlaf der Nacht oder die Träume, welche dieſen Schlaf tapeziert hatten; die erſte Nachricht erläuterte das Wetter oder ſetzte die Neuigkeiten ab, welche ſo eben warm aus dem Ofen der Stadt-Chronik gekommen. Am Putztiſche durfte er nicht fehlen; wer hätte ſonſt die Locken, die ſeit dem vorigen Abend ſichtbar an Glanz gewonnen, bewundern ſollen? Wer hätte, wie er, den Geſchmack preiſen können, welcher in jeder Falte des Nachtkleides ſo unwiderſtehlich ſich verrieth? Nur der Cicisbeo durfte ihr geſtehen, daß er ſelbſt dieſen oder jenen Zahn kaum von ſeinen natürlichen Nachbaren unterſcheiden könne; nur er durfte ihr das Salbenbüchschen empfehlen, welches ihrer heutigen Atmoſphäre den paſſendſten Charakter gäbe; und ſetzte man ſich zur Chocolade, ſo mußte er umſtändlich die verſchiedenen Wirkungen durchgehen, welche der Glanz ihrer Reize in den verſchiedenen Mitgliedern der geſtrigen Geſellſchaft hervor gezaubert. Wer konnte ſie ſodann in die Meſſe begleiten, wer in die Kaufläden mit ihr fahren, den Corſo ihr zur Seite auf und nieder fliegen; wer die Honneurs machen, wenn ein Feſt in ihren Sälen wimmelte; wer die nöthigen Billetins austheilen, wenn ſie krank war, oder die Nymphen der Heilquelle beſchwören, wenn ſie ſich im Bade befand? Sie würde ſich lächerlich finden, wenn ſie eins dieſer Erz-Aemter ihrem Ehemanne überlaſſen hätte. Kurz, ihr Leben durch Zerſtreuungen mannigfach zu machen, und durch immer neu erſonnene Beluſtigungen zu ſchmücken, ihre Launen behutſam zu leiten, ihren Wünſchen zuvor zu kommen, ihre Sinne zu beſchäftigen, und ihrem Geiſte die drückenden Feſſeln des Müßigganges zu vergolden, war das tägliche Penſum jedes treuen Cicisbeo. Ja, er ordnete nicht ſelten ihr Hausweſen, er ſorgte für den Einkauf der verſchiedenartigſten Bedürfniſſe, unterſtützte ſie mit ſeinem Rath, war ihr verſchwiegenſter Vertrauter, ihr emſigſter Geſchäftsträger, und erbat man ſich zu einem Schmauſe, zu irgend einem Feſte die Gegenwart der Dame, ſo wäre es eine unverzeihliche Thorheit geweſen, nicht zu gleicher Zeit ihren Cavaliere servante einladen zu laſſen.

Daß am Putzgewande des Cicisbeo ſo manche Trauernadel ſteckte, iſt leicht zu begreifen. So wenig als die Familie des Erzvaters Abraham jemals im Beſitze der außerordentlichen Gold- und Silbermaſſe geweſen, welche die ſpäteren Zeiten ihr neideten, ſo wenig verlebte ſolch ein Held ſeine Tage in den Blumengärten und Roſenlauben, mit welchen der Wahn der Entfernung ihn umgiebt. Wie war es möglich,

allen Wünschen zu begegnen, die seine Gefälligkeit in Anspruch nahmen, den Launen, die dem Müßiggang, dem Uebermuth oder der wandelbaren Leidenschaftlichkeit so zahlreich entsprossen, befriedigend zu dienen oder mit Geschmack zu huldigen? Weh ihm, wenn ein Kleid, welches er für seine Göttin bestellte, nach einem so eben veralteten Schnitte ausgefallen, oder ein Paar neue Schuhe dem Florenfuße nicht behende genug anschlossen! Wenig vielleicht fehlte, so wiederholte sie an ihrem Getreuen das Experiment des Don Carlos, welcher, wie Brantome erzählt, ein Paar Stiefel, die zu enge gemacht waren, in wilder Wuth zerhackte, und den armen Schuster sie auf zu essen zwang. „Das Ohr noch voll von kreischendem Geschwätz", sagt der alte Cicisbeo in Alfieri's zweiter Satyre:

„Womit mich Abends meine Göttin quält,
Verlass' ich früh zu neuen Kränkungen,
Zu neuem Streit das Bett. Ich such' in Eile
Sogleich sie auf. Doch Lieb' ist nicht mein Theil;
Sie duldet mich, um ihre schlauen Ränke,
Die Schaden brächten ihrem Ruf, zu hüllen.
Ergeb'nen Sinn's, bereit und unterthänig,
So oft sie auch mit ihren Launen wechselt,
Erhalt' ich mich mit Noth in halber Gunst.
Doch wird mir, ach! so manches herbe Amt;
Mit jedem Tag' erhalt' ich neue Pflichten,
Muß geben, kommen, tragen, suchen, führen,
Und immer hören, daß ich kaum mich rege.
Steh' Gott mir bei, wenn ich zu murren wage!
Es blitzt sogleich in wilden Zornes Wuth
Ihr blaues Auge furchtbar mir entgegen.
Auch mich beseelt der Liebe Funken nicht;
Doch will's die Sitte so, die Ehre will's,
Daß ich der schönsten aller Frauen diene."

11.

Sie hätten gar manchen dieser Armen, wenn er zur Unterhaltung der Schönen den Tag hindurch an der Ader seines Witzes gezerrt, des Abends in seiner Wohnung mit verzweifeltem Gramgesichte sitzen sehen, und aus seinem Munde die ganze Jeremiade vernehmen können, mit welchem Schiller's Leicester gegen Mortimer seinem gepreßten Herzen Luft macht. Wie unglücklich mußte er sich oft zeigen, wie krank mußte er sich stellen, welche Jammer-Gesichter mußte er über die Grausamkeit seiner Bewunderten zu extemporiren suchen, um in ihrem Herzen den sparsamen Funken des Mitleids an zu fachen und das erkaltete Wohlwollen zu beleben: vielleicht, meine Freundin, fallen Ihnen dabei die Priester des Baal ein, welche sich mit Messer und Pfriemen blutig ritzten, wenn der Gott ihre Opfer nicht an zu nehmen und ihre Gebete zu verachten schien. Und wie dann endlich, wenn ihn die Dame wirklich liebte, wenn ihre Liebe, was bei Italienerinnen nicht allzu selten, sich zur unerträglichen Raserei steigerte? Wenn sie mit kindischer, fast widriger Neigung, wie die spanische Johanna den Erzherzog Philipp, ihn verfolgte? So finde ich kaum einen Ausdruck, sein Elend zu schildern: ein Verbrecher bei den Persern, dem man Einschnitte in den Leib gemacht, in jeden derselben einen Docht einsenkte und diesen anstecke, war nicht viel unglückseliger daran.

Lassen Sie mich hier erwähnen, daß das Cicisbeat eine hülfreiche Stütze in den Prinzipien der Ehe selbst fand. Sie wissen, daß es in Italien keineswegs die gegenseitige Neigung ist, welche Hymens Bande knüpft. Das Paar tritt vor den Altar, weil es der Eigennutz, die Ansichten der Eltern oder sonstige Nebengründe geboten. Aus dieser Sitte fließt jene Gleichgültigkeit der Eheleute gegen einander, in deren Gefolge gleichsam der stillschweigende Vertrag sich findet, daß Jedes seinen besondern Weg gehe, Einer den Andern in seinen Freuden nicht störe, und insofern dem Anstande kein Eintrag geschieht, um den Wandel desselben sich nicht kümmere.

Indessen hat das Cicisbeat bedeutend abgenommen. Anfangs war es ein Vorrecht adlicher Frauen: als es später auch in den untern Ständen Wurzel faßte, verlor es in den obern, wie natürlich, den Reiz. Die Unbeständigkeit selbst, die Begierde, mit den ergebenen Sklaven zu wechseln, führte die Sitte ihrem Untergange zu. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts war noch im Ehevertrage die Einführung eines Cicisbeo verbüthet; heutiges Tages wäre auch diese Vorsicht überflüssig, und Alfieri möchte wohl der letzte Satyriker seyn, der über diese Thorheit seine Geißel geschwungen. Das Spottgedicht selbst hat meisterhafte Stellen, schäumt aber, wie alle übrigen Satyren dieses Dichters, von Galle. „Mit dir darüber sprechen", redet er den alten Gecken an:

„Der reich an Locken, an Gehirn so arm,
Das hieße Schande noch zum Elend fügen.
Du bist Italiens eigenthümlich Kraut:
Nicht daß der Ehe jenseit unsrer Alpen
In reichem Hauf' ein schön'rer Friede blühe;
Doch daß wir so in alten Sünden stecken,
Die unser angebornes Sklaventhum
Verdoppeln, ist nur allzu sehr, ist ganz
Italischer Verderbniß faules Krebs.
Zu sechszig Jahren sterben wir in Windeln,
Wir schwatzen zahnlos von der Liebe noch,
Und während kein Vergnügen uns ergötzt,
Zerrüttet uns doch des Vergnügens Marter."

Den übrigen Dichtern lieferte das Cicisbeat wenig Stoff; das Verhältniß war zu schaal, um ein passendes Beet für die Blumen der Poesie zu seyn. Indessen weiß ich eine ganz artige Begebenheit, die als Novelle bearbeitet sich mit Vergnügen lesen ließe. Machen Sie sich gefaßt, meine Freundin: unvermerkt erhalten Sie diese vielleicht, und gebe der Himmel, daß sie Ihnen für die Langeweile, welche die Abhandlung über das Cicisbeat Ihnen gemacht, eine leidliche Entschädigung gewähre.

Ein eitler Geizhals, wie lächerlich!

(Nach Nicii Erythraei Pinacotheca.)

Dichäus Dichäanus, den sein Vater, ein berühmter Banquier, aus Griechenland mit nach Rom gebracht hatte, war ein über alle Maßen eitler, aber auch ein unglaublich geiziger Mensch. Er suchte daher zwei fast unvereinbare Dinge, die möglichste Kargheit mit dem höchsten äußerlichen Glanze zu vereinigen. Wie lächerlich, wird sich gleich zeigen. Sein Vatter hatte ihm prächtige Meublen hinterlassen, Tapeten, Gedecke, silberne Service, Leuchter und Becher von der künstlichsten Arbeit, Alles wahrhaft königlich. Täglich ließ er also seine Tafel prachtvoll zurüsten und ausschmücken, sie mit den reichsten silbernen Gefäßen besetzen, als wenn er dem größten König mit seinem Hofstaate ein Gastmahl geben, als wenn Alles, was bei Fleischern, Wildprets- und Obsthändlern, Kunstgärtnern und Conditoren zu bekommen ist, auf dieser Tafel erscheinen, duften und genossen werden sollte. Die Diener trugen sodann Schüsseln auf, deren eine immer in die andere künstlich paßte, um theils das Erkälten der Speisen, theils daß nichts Unreines dazu komme, zu verhüthen. Aber so wie er an dieser reichen und glänzenden Tafel der einzige Gast war, so war auch in den blinkenden Schüsseln und glänzenden Pokalen — Nichts. In einigen nur war ein elender Brei oder ein Gemüse, oder ein Stücklein Lamm-, Schöps-, Schweine- oder Rindfleisch, je nachdem das Eine oder Andere eben am wohlfeilsten war. Abends aß er an einer eben so prachtvollen Tafel ein Ei, ein wenig Sallat, ein Paar Oliven zu einem Brodreste von der Mittagsmahlzeit. Mit dem Brodte verfuhr er so aufmerksam, daß kein Krümchen in seinem Barte hängen bleiben, auf seinen Schooß oder auf die Erde fallen konnte. Da fand kein Kätzchen, kein Hühnchen, keine Ameise nur einen Brosamen. Er stand sorgfältig dabei, wenn man das Tafeltuch zusammen legte, und die darin gesammelten Brocken dienten zu seinem Sonntagsbrei. Kaum dämmerte es, so ließ er im Visiten-Zimmer sechs silberne Leuchter mit Wachslichtern auf die Tafel setzen. Jeder, der ihn besuchte, sollte hiervon auf die übrige Pracht seines Hauswesens schließen. Traf Besuch erst dann ein, wenn man Licht nöthig hatte, so wurde sogleich — ein Licht angezündet. Im Hin- und Hergehen zündete er nach einiger Zeit das zweite Licht an und putzte das erste sogleich aus; einige Augenblicke darauf kam die Reihe an das dritte, vierte, fünfte, und immer ward das vorderige ausgelöscht. Hatte nun das sechste einige Augenblicke gebrannt, so suchte er sich augenblicklich seines Besuchs zu entledigen. Es besuchte ihn einmal ein angesehener, doch scherzhafter Mann, welcher, als die Lichter auch nach der gewöhnlichen Reihe angezündet und ausgelöscht worden waren, endlich das sechste Licht muthwillig auslies. Da war im ganzen Hause kein Fünkchen, und unter lautem Gelächter schieden sie im Finsteren aus einander. Im Winter, wo nur in der Küche ein kleines Feuer war, rieth er seinen Dienern, sie möchten doch in die Sonne treten, oder sich, wenn diese nicht schien, herum jagen. Aber dabei durften sie die Livreen nicht anbehalten. In dem eigenen Stübchen hatte er nur kleine Splitterchen Holz, welche er mit den Papierschnitzeln anzündete, die er — schon sonst wo gebraucht hatte und nach dem Gebrauche in einem Kasten sammelte. Auf einem winzigen Stücklein Papier erhielt er einst ein Bittschreiben von Jemand, der nebst vielen hundert Andern ihn gern beerben wollte. Diesen machte er auch zum Erben, weil er an ihm den Mann gefunden zu haben meinte, der sein Vermögen sparsam zusammen halten werde.

Ludw. Dielov.

Lied.

Einst war die Liebe Tugend,
Jetzt ist sie Sinnenlust,
Und mit der Gluth der Jugend
Erstirbt sie jeder Brust.

Da lob' ich mir die Alten,
Die stets der Liebe Werth
Sich wußten zu erhalten,
Bis ihn der Tod verklärt.

Sollt' ich für Niemand beben,
Fühlt Niemand mir zum Heil,
So bbr' ich dieses Leben
Als Nichts um Nichts auch feil!

Einst war die Freundschaft dauernd,
Jetzt ist sie trügend Spiel,
Verfolget klug und lauernd
Des Eigennutzes Ziel.

Da lob' ich mir die Alten,
Die, was ihr Wort versprach,
Im Herzen auch gehalten,
Bis Tod die Herzen brach.

Sollt' ich die Freunde meiden,
Wenn sie das Glück verließ,
So müßt' ich sündig scheiden
Vom inn'ren Paradies.

Doch immer sich erneuen
In Lieb' und Freundesthat,
Heißt in die Brust sich streuen
Des Lebens ew'ge Saat.

D'rum lob' ich mir die Alten
Und will auch, treu bewährt,
In Lieb' und Freundschaft walten,
Bis Tod sie mir verklärt.

C. Dellink.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Unsere Redouten und Carnavals-Bälle waren nicht sehr glanzend, und es will scheinen, als würde es selbst in der Residenz merklich, daß die Zeiten dem Erwerbe ungunstig sind; da ist es freilich noch das Beste, wenn die Leute auch im Verthun nachlassen, es sey denn, sie befanden sich so im Ueberflusse, daß es, in Hinsicht auf die Klasse der Handwerker u. s. w., eine Art von Pflicht wäre, mehr zu verbrauchen als Andere, die von ihren Einkünften tiranniſirt werden. — Zu denen, welche jetzt von Ueberfluß reden können, gehören bekanntlich die Gutsbesitzer nicht (obwohl es glücklicher Weise noch Ausnahmen giebt); einer derselben, der neulich in Bitt-Geschäften hier war, antwortete auf die Frage, wie es ihm ginge, sehr melancholisch: „Wie soll's gehen? Sie wissen ja, daß wir jetzt für's Getreide beinahe keine anderen Abnehmer haben, als — die Würmer!" — und als ihm entgegnet wurde: die jetzigen Unglücksfälle, die so viel Land unbrauchbar machten, würden einen bessern Markt schaffen, meinte er: „Wenn uns die Noth unsers Vaterlandes helfen soll, da sind wir weit genug von der Hülfe!" Die Staatswirthschaftler mögen sagen: ob er recht hat; wir referiren und geben zu obigem kurzen Gespräch gleich ein Seitenstück aus dem Handelsstande. Einem Kaufmann wurde eine Ladung Kaffee angeboten. „Lieber Freund" — sagte er zu dem Makler — „wenn der Kaffee Coupons hat, dann melden sie sich wieder!" — Uebrigens kann es dahin kommen, daß wir Getreide- und Kaffee-Scheine haben, mithin auch wohl Coupons dazu und so ist der Makler wenigstens nicht ohne Hoffnung, mit dem Kaffee noch sein Geschäft zu machen, wenn dieser nämlich durch den jetzigen besten Handelsartikel, durch Papier repräsentirt wird. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit das jetzt so oft verhandelte Repräsentativ-System sich auf das Todte einlassen wird; einstweilen aber könnte irgend eine Akademie die Preisfrage aufstellen: ob der schwierige Absatz des Kaffee's in dem Ueberflusse desselben oder in einem Mangel an Kaffee-Schwestern zu suchen sey? Als Preis würden wir diejenigen Zeitschriften vorschlagen, welche sich mit Neuigkeits-Berichten befassen; erstens, weil dies eine gute Unterhaltung bei'm Kaffee ist und zweitens, damit wir auch etwas davon hätten. — Wir sind vom Carneval auf dem Kaffee gekommen und wollen von diesem wieder zum Carneval. Am 14. Februar, einen Tag vor Fastnacht, ist die erste und letzte neue Carnevals-Oper, nämlich „Jessonda", mit dem glänzendsten, durch allerlei Oppositionen verstärkten Beifall aufgeführt und dem Componisten, Herrn Kapellmeister Spohr, alle mögliche Theater-Ehre ertheilt worden. Am vorzüglichsten findet man die Chöre, das Ganze aber läßt sich nach einmaliger Aufführung noch nicht klar beurtheilen; wollen also hingehen und abermals hören. — Ein kleines Lustspiel von C. Lebrün, genannt: „Vielliebchen oder das Tagebuch" hat mit Recht gefallen. Die Idee dazu ist zwar nicht neu, aber die Wendungen sind es mitunter; auch fehlt es nicht an Witz. — Noch lautern Beifall hatte ein ebenfalls von C. Lebrün verfaßter Schwank: „Humoristische Studien". Wer den Studenten-Commers nicht mitgemacht hat und mithin die behandelte Anekdote noch gar nicht kennt, mag sich freilich am meisten ergötzen; aber selbst im andern Falle wird das auch hier unverkennbare Talent Lebrün's für das leichte Lustspiel Jedem ein heiteres Stündchen bereiten. Beide kleine Stücke werden von den Schauspielern der Königl. Bühne gut dargestellt. M—e.

Hamburg. (Schluß.) Unsere Literatur und Kunst hat mit dem neuen Jahre manche Blüthen aufschießen lassen, von denen einige sogar recht süße Früchte zu versprechen scheinen. Vornehmlich dürfte dahin wohl eine Zeitschrift zu zählen seyn, von der das Januarheft erschienen ist, die von Dr. C. A. Rödding, einem anerkannt sachkundigen Geographen, redigirt wird, und den Titel „Columbus; Amerikanische Miscellen" führt. Dem Politiker und demnächst dem Kaufmann, der mit Amerika Geschäfte macht, dürfte dieses Journal als Handbuch unentbehrlich seyn, indem es die neuesten Notizen über die vereinigten Staaten und Brasilien enthält. Hie und da streift der Styl ein wenig an's Polemische, doch geht daraus wohl nur hervor, daß es dem Verf. ein Ernst mit der Sache sey. Höchst lesenswerth ist der Aufsatz „Wie ist Amerika's Bevölkerung zu achten?" (Heft I. S. 28 ff.) und höchst ergötzlich die in Anregung gebrachte „prophetische Parabel" von Wieven (Ebendas. S. 54 ff.), geschrieben am 20. Jan. 1783, als am Tage des Friedensschlusses zu Versailles, und wörtlich abgedruckt aus dem „Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1784". — In der Künstlerwelt trat uns, wie schon obenerwähnt ward, Ignaz Moscheles, der unvergleichliche Fortepiano-spieler und Tonsetzer entgegen. Nachstdem gewahrte Mad. Waldmüller, geb. Walzer, K. K. Hof-Opernsängerin aus Wien, uns durch etliche Gesangrollen einen hohen Genuß. Sie war vorzüglich als „Sextus" ausgezeichnet. Bei einem trefflichen vollendenden Gesange, in guter Schule ausgebildet, entwickelte sie ein dramatisches Spiel, das mancher recitirenden Schauspielerin, welche die Lust zersagt und sich wie rasend geberdet, damit die Gastrolle wo möglich mit Goldrollen bezahlt werde, zu wünschen wäre, damit des Unfugs auf den Bühnenbrettern weniger würde. — Der von Ludwigslust aus so hoch gerühmte Baß- und Tenor-Sänger Hr. Siebert hat hier — nicht gefallen. Warum nicht? Nun, wo Alles laut gesprochen hat, ist die Stimme der Kritik nicht mehr nöthig. — Houwald's „Feinde" und Castelli's „Großpapa †††" wurden hier kürzlich neu gegeben, gefielen aber beiderseits nicht sonderlich; ersteres, weil es wohl allzu gedehnt, letzteres, weil es altern war. Referent bedauert das erste Stück und dessen gemüthlichen Verfasser und mag mit letzterem wegen der ††† nichts zu schaffen haben. — Orion Julius hat auch ein Stück übersetzt: „Wie gewonnen so zerronnen", Lustspiel in einem Akt †††, welches seiner ziemlich neuen Intrigue wegen sehr wohlgefiel. Obgleich eine nachhelfende Feder den Dialog des Uebersetzers etwas ebnete, so blieben doch noch viele Auswüchse in denselben vernehmbar. — Werner's Trauerspiel: „Der Vierundzwanzigste Februar" ward hier ebenfalls neu gegeben; machte aber einen zu gewaltigen, i. e. widrigen Eindruck, um wiederholt werden zu können. Es ist zu bedauern, daß die beiden Künstler Lenz und Jacobi, als „Vater" und „Sohn", um einer einzigen Darstellung willen so viel Studium und Kräfte auf ihre Rollen verwenden mußten. Um so mehr ist die Kritik ihnen eine lobende Anerkennung schuldig. — Weiß verläßt uns mit nächstem Sommer — um wohl nie wieder zu kehren; ein Verlust, der uns wahrlich nicht minder schmerzt, als der der liebenswürdigen Luise v. Holtei; nur mit dem Unterschiede, daß Ersterer einem blühenden Kunstleben entgegen geht, Letztere aber ein Raub des unerbittlichen Todesengels ward. Sie ruhe sanft! — e.

Eine junge Dame, Lady Forterme, ging eines Tages auf dem Felde spazieren, als ihr ein Eseltreiber auf einem sehr schmalen Fußsteig in den Weg kam. Die Lady trat vorsichtig zur Seite, den Lastträger passiren zu lassen, aber — das scheue Thier machte einen Satz, warf seine Bürde (lauter Topfgeschirr) ab, und der größte Theil zerbrach. Obgleich unschuldig, zeigte die mitleidige Veranlasserin so viel Billigkeit, daß sie auf der Stelle den Schaden ersetzte. „Ach!" rief der heimannische Eseltreiber — „wahrhaftig, das ist der Esel von Bileam, der den Engel fürchtet!" (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 7. und Blatt der Ankündigungen Nr. VII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 7. 1825.

Beilage zum 31ſten Blatte des Geſellſchafters.

Genau abgedruckte Zuſchrift von Pitſchaft.

Der Rittmeiſter von Pitſchaft, dermalen als dramatiſcher Künſtler, und Naturphiloſoph mit Hilfe der Urkraft auf Reißen, an die geſamte Menſchheit in ſteter Liebe, Seelenruhe, und Demuth.

Es leben die Frauen dieſe vortrefflichen Geſchöpfe, die uns Manner ſo vielſeitig übertreffen u. ſ. w.!

Motto: 1 Das eigentliche Studium des Menſchen iſt nach dem Glauben an Gott, der Glaube an den Menſchen, und was an dieſen zwei heiligen Tugenden nagt, iſt leider! — — doch wieder der Menſch: 2 Daher iſt die Tugend immer den Schlagen des Neides ausgeſezt, man wirft keine Steine auf unfruchtbare Baume.

Ganz vortreflich heißet es in dem gediegenen Blatte der Geſellſchafter in der Anrede des Profeſſors Gudik „ſehr erfreulich würde es mir ſein, wenn ſich die Coreſpondenten unterzeichnen und dadurch mit helfen wollten, die Anonimität, dieſen Schuz ſo vieles üblen zu ſchwachen", ja ich ſage dieſer feige Hinterhalt von Unwiſſenheit, Verlaumdung und der abſcheuligſten Bosheit, das Edle und Erhabene oft herabzuwürdigen, wann wird dieſe philoſophiſche Zeit einmal kommen, daß kein öffentliches Blatt anonime Zuſendungen aufnimmt. (zur Beilage No. 192 des Geſellſchafters.) Es erſchien in der geliebten Stadt Hamburg eine kleine Druckſchrift unter dem Titel: Merkwürdige Rede des berühmten Philoſophen, Weltbürgers und Propheten Pitſchaft gehalten zu Frühlingshude am 18ten 8br. 24.

Wenn gleich einzelne Stellen derſelben in Hinſicht meiner Liebe zu Mutter, Weib und Tochter, ſo wie zu dem Geſchlechte der Frauen überhaupt, das ich auf den Händen tragen mögte, meinen Gefühlen entſprechen, ſo muß ich doch das Ganze als mir von einem Scherzlinge angedichtet erklären, da erſtlich die darinn enthaltene Mitternachtzeit falſch iſt, indem ich ſchon Abends 8 Uhr nach einem andern Orte abgehohlet wurde, und weil (abgeſehen, von dem vielen Schwulſt und Pedanterie) es ganz außer meinen Vernunftbegriffen liegt, als Redner, Prophet oder Sittenrichter aufzutreten. — Die Lehre meiner Philoſophie ſind Liebe und Gute gegen den Nächſten, und demgemäß ſuche ich mich und andere durch Austauſch der Gedanken und Empfindungen in wahrer Erkenntniß zu vervollkommnen.

Reden ſind einſeitig und laufen meiner Anſicht ſtraks entgegen; den Vortrag erhabener Gedichte als declamator verbinde ich mit der gleichzeitigen Auslegung des wahren Inhaltes und zwar großentheils in Geſtalt eines philoſophiſchen Selbſtgeſpräches, ſo als hätte ich keine Zuhörer. — Wer etwas anders in mir ſuchet, vielleicht gar einen Wunderdoktor, der Buckliche und Lahme herſtellen will, irrt ſich ſehr.

Ferner ſagt die erwahnte Schrift, diogenes ſeie mein groſſer Meiſter und Lehrer. Wenn überhaupt dem Weltweiſen nur die conſequente Vernunft Vorbild ſein kann, ſo wird es wohl diogenes am wenigſten ſein können, der statt die Gelegenheit zu benuzen, um zum Wohle der Menſchheit einen Einfluß über Alexandern zu erhalten, denſelben durch die Aeußerungen eines ungemeſſenen Stolzes abſchreckte, womit er ihn aus der Sonne hinweg von ihm wieß. *

Uebrigens gehet aus der ganzen mir angedichteten Rede hervor, daß der Verfaſſer keine andere Abſicht hatte, als durch Beluſtigung der Leichtgläubigen Geld zu verdienen, und ich gönne ihm die Erreichung ſeines Zweckes von ganzem Herzen.

Pitſchaft.

* Anmerk., in einer kleinen Druckſchrift, auch in meinem Selbſtgeſpräch unter den Declamationen ſchon öfters erörtert, da der Beweis in 3 Hauptpunkte zerfällt.

N. S. Unter einem fand ich auch in No. 190, daß dem anonimen Verfaſſer mein Schreiben an Dr. Barrie's ſo dunkel hell ſei, das wird wohl niemand befremdend ſein, da er ſich ſelbſt ſo dunkel iſt, daß er ſeine Unterſchrift dem wißbegierigen Leſer aus lauter Blindheit entzogen hat.

Amſterdam im auguſt 1824. Der Rittmeiſter von Pitſchaft, dermalen als dramatiſcher Künſtler, und Naturphiloſoph mit Hilfe der Urkraft auf Reißen, an die geſamte Menſchheit in ſteter Liebe, Seelenruhe, und Demuth.

Es leben die Frauen dieſe vortrefflichen Geſchöpfe, die uns Manner ſo vielſeitig übertreffen u. ſ. w.!

Willſt du Freund die erhabenſten Höhen der Weisheit erſteigen, wag it auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht, der kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurück flieht, jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Flug.

Vorſtehendes Gedicht des weiſeſten Mannes unſeres philoſophiſchen Dichters Schillers, ſoll als Eingang zu folgender Erklarung dienen, — Nachdem ich durch die ewig waltende Gute der Urkraft mich zur Ausübung der praktiſchen Philoſofei — berufen fuhlte, ſo bedurfte es natürlich außergewöhnlicher Kräfte, um dem in der ſterblichen Hülle wohnenden Geiſt einen Aufſchwung zu geben; Da nun um den Funken dieſes göttlichen Geiſtes anzufachen, es vieler Stürme der Außenwelt, als Inbegriff alles Körperlichen bedarf, und demnach meine Form eine nicht übliche Tracht und Bekleidung annehmen muſte, um mit eben dieſer Körperwelt in ſtetem Kampfe zu liegen, aber auch gerade dadurch den Geiſt zu fördern und ihn zum Sieger über alles Irrdiſche zu machen, — ich nun durch dieſen immerwährenden Streit mit der Körperwelt den Geiſt ſo geſtarkt habe, daß bei äußerer Beſtürmung er ſtets die Kraft behaltet ſich über das niedrige Erdenleben zu erheben, und ſeiner einmal betrettenen Bahn getreu zu bleiben, ſo iſt es nun eben wieder ſo vernunftig, diejenige Form der Hülle zu geben, die in der übrigen Welt gebrauchlich iſt, weil einmal der Geiſt um ſich zu ſtarken, jezt keines ſolchen Kampfes mehr bedarf, und ein andermal die Weisheit auch gebietet, ſelbſt im Aeußern ſich den andern gefallig zu zeigen, auch hierin das edle Geſchlecht der Frauen wieder den richtigen Takt angiebt, von denen wir verlangen, daß ſie ihr vortrefflichſtes Innere in ein eben ſo gefalliges

Aeußere kleiden sollen, mithin auch ihnen diesem doch so besseren Theile der Menschheit das Recht zusteht, zu verlangen, daß wir doch wenigstens unser Aeußeres dem Ihrigen gleich stellen, wenn wir schon den Seelenadel der Frauen doch nicht erreichen können. — Da nun die Beweggründe hinlänglich entwickelt sind, es also dem Geiste nicht wesentlich erscheinen kann, in welcher Form er sich befindet, so habe ich dem meinigen nun auch wieder diejenige gegeben, die der Konvenienz unserer Zeiten entspricht.

Ich habe nun der Welt gezeigt, daß der Mensch kann, was er will, und ich zeigte in allen Fällen jene Entschlossenheit und Selbstständigkeit, die nur zur wahren Größe führen kann, immer Sieger über das Schicksal, sprach ich mit Seelenruhe zu ihm, ich bin größer als du, so nur bin ich auf jene Bahn gelanget, auf der ich gegen allen rohen Hohn streitend demnach die Menschenliebe so vielseitig bethätigt habe, so nur bin ich zur Erkenntniß des edlen Geschlechtes der Frauen gelangt, denen ich noch im Grabe zurufen werde, lasset mich an Eure Seite von dieser Hülle scheiden, denn von Eurem Abglanze, mit dem ihr diese Erde überstrahlet, gehet man verklart in jene bessere Welt ein. Jedes öffentliche Blatt, besonders mein erhabener Preuße Voß, wolle diese innigliche Ueberzeugung aufnehmen.

Der Rittmeister von Pitschaft, dermalen als dramatischer Künstler, und Naturphilosoph mit Hilfe der Urkraft auf Reisen, an die gesamte Menschheit in steter Liebe, Seelenruhe, und Demuth.

Es leben die Frauen diese vortrefflichen Geschöpfe, die uns Männer so vielseitig übertreffen u. s. w!

Ich theile dem Aufsatze in der Beilage No. 191 J. 1823 mit, daß es ganz klar ist, daß der Brand von Moscau nicht durch den Gouverneur Rostopkin angelegt wurde, wir die wir siegreich und Freudetrunken in Moscau einrückten, waren es, denn der Leichtsinn und Muthwille der Franzosen legte auch da nach ihrer Art Feuer an, indem es sich auch der solideste Deutsche nicht träumen ließ, daß eine solche Kälte, und solche Ereignisse zum Rückzuge die Armee überfielen. Ich sagte es war mehr Muthwille, weil allenthalben die Herrstraßen wo die Franzosen die Häuser leer fanden, durch Feuer heimgesucht wurden, schon zu den Zeiten Louis 14 brannten sie die Pfalz ab, es mag wohl damals mehr Grausamkeit dabei gewesen seyn, wie im letzten Feldzuge, der Franzos ergözet sich gerne am Feuer, an seinen Cheminés, und da ich als Ordonanz Offr. Dienste beim Kaiser thuend viel herum zu reiten hatte, so war ich Augenzeuge, daß unsere Truppen, ganz unvorsichtig in den leeren Häusern mit dem Feuer umgingen, und wenn ich sie darüber zur Rede stellte, antworteten sie, l'empereur nous conduira a Petersbourg, aber auch von den Russen, welche durch ein Kriegsgericht erschossen wurden, legten mehrere Feuer an, aber doch ohne Befehl vom Gouverneur zu haben.

Aus den Verhandlungen des Krautwummelschen Kränzchens.

Mitgetheilt von Knirps.

I.

„Wirst du nicht bald wieder ein Paar Fingerzeige zum Besten geben?“ fragte Polydrimesius Lalaps den Ludwig Stahlpanzer „Wenn ich nicht irre, hast du schon seit einem halben Jahre den Tempel des Janus geschlossen?

Ludw. Stahlp. Mein guter Primesius, ich habe meinen Spieß —.

Guido Lalaps. Ah, den Kuhspieß, den Georg Döring so weltberühmt gemacht.

Ludw. Stahlp. Denselben hab' ich neulich zu kleinem Holze verhacken lassen, als meine Frau gerad' einen Hecht sieden wollte.

Polydrim. Lalaps. Ach, ärmster Kuhspieß! — Und dann stritten ihr euch, ob blau oder nicht blau? Denn der Erblaßte wird wohl auch im Tode seine Streitseligkeit geäußert haben.

Ludw. Stahlp. Höre, Lalaps, ihr wißt Alle, daß ich den Krieg ein wenig liebe. Das macht Bewegung, und es war' gut, wenn's recht vielen gäbe.

Polydrim. Lalaps. Krieg? Zugegeben. Nur keine Prügelei, kein Haarraufen. Aber leider Gottes führt man heut zu Tag lieber den Knüttel als die Lanze.

Ludw. Stahlp. Eben darum, Primesius. Schätzbare Gegner dergestalt zu entern, daß sie mit der Klinge heraus müssen, dazu, wißt ihr, hab' ich vor der Hand keine Zeit. Einige unschätzbare rannt' ich so nebenhin an; aber sie fuhren sich nur droschen, ihr wißt es, darauf los, als war' ich nicht gepanzert bis an die Zähne.

Hier fiel ich selbst ein: Da Sie denn, lieber Herr Stahlpanzer, Ihre unschätzbaren Fingerzeige —

Ludw Stahlp. Sehr gut, lieber Knirps! Ueberaus gut, süßester Knirps!

Knirps. — nicht gesonnen fort zu setzen, so wär' es wohl dienlich, wenn ein Anderer von uns dem Berichten aus unserm Kränzchen sich unterziehen wollte. Denn daß Sie, lieber Herr Stahlpanzer, dem Kränzchen, um wenig zu sagen, nicht wenig verdanken, das werden Sie wohl selbst nicht läugnen.

Ludw. Stahlp. Gewiß nicht. Und zum Berichten paßt Niemand besser, als Sie selbst. Ich stimme für Knirps.

Einmüthig ward ich nun zum Schreiber des Kränzchens erwählt, nicht ohne schmeichelhafte Versicherungen, die ich hier unterdrücke. So möge denn mein schwacher Kiel dem bedenklichen Geschäfte sich unterziehen.

Als es still geworden, sagte Knall umherblickend: „Ihr Herren, mein Harem möchte gern etwas Neues und Hübsches zu lesen haben. Kann mir Jemand dergleichen vorschlagen?“

Lieutenant Lamachos. Ihrer sanften Frau kann ich das Vogelschießen zu Ofchatz empfehlen, wenn ich nicht irre, von Ewald. Ich hab' es bei mir. Ganz recht, von Ewald. Ein lichtes freundliches Bildchen; vielleicht gar zu sehr ohne Schatten, aber das lieben die guten Frauen. Die Handelnden, auch die Beschränkteren, sind liebenswürdig, und treten in der Tracht ihrer Zeiten ein. Kurz, ich empfehl' es Ihrem Frauchen, und es steht Ihnen hier zu Diensten.

Guido Lalaps. Ein gefälliger Lieutenant! Ein dienstfroher Lamachos!

Lieut. Lamach. Ihrem schwarzlockigen Mütmchen dagegen könnten Sie das Trauerspiel von Wodomerius holen lassen, eine Geschichte, die durch raschen Wechsel von Licht und Schatten anzieht. Die Helden sind sorgfältig gezeichnet, und die Schreibart —

Guido Lalaps. Halt, halt! Nicht über den Brand einer Cigarre hinaus werde von Einem Gegenstande gesprochen! So sagt die Rolle. Blickt auf diesen glimmenden Stumpf, und urtheilt, ob solcher noch weiter zu rauchen.

Lieut. Lamach. Aber Ihr hattet sie schon längst angezündet, eh' ich anfing.

Guido Lalaps. Seht doch! Sizt dem guten Lieutenant nicht eine ganze Honigtafel auf den Lippen? Aber schluckt sie nur wieder hinunter, o süßredender Wodan! Wir haben hier, wie ich merke, sogleich scharfen Heringsalat zu erwarten.

Hier zog Radian ein Heft aus der rechten, ein andres aus der linken Tasche, und legte sie vor sich hin auf den Tisch. Im einen erkannten wir das „Morgenblatt“, im andern eine akademische Abhandlung. — „Nicht Heringsalat“, begann er; „sondern es ist mir da ein zweifelhafter Fall vorgekommen, worüber ich gern eure Meinung vernähme. Hier im „Literatur-

blatte" von 1824, Nr. 100, hebt eine Beurtheilung folgendergestalt an:

„Unter einer Tetralogie verstehen die Dramaturgen bekanntlich „eine Reihe von vier Dramen, welche eine zusammenhangende „Fabel ausführen, und vermittelst dieses Zusammenhanges unter „sich ein aus Dramen bestehendes dramatisches Gedicht bilden." Demzufolge tadelt nun der Tübinger, daß eine jüngst herausgekommne Zusammenstellung von vier nicht zusammenhangenden Dramen, die er eben beurtheilen will, Tetralogie betitelt worden. — Gleich als ich die ersten Zeilen las, ward ich beinahe schamroth, daß mir diese bekannte Sache so gar unbekannt. Und doch stützte sich der ganze Tadel auf ein bekanntlich. Seyd ihr denn nicht auch stutzig geworden beim Vorlesen?

„Ich nicht!" sagte Ludwig Stahlpanzer, der indeß in dem Vogelschießen geblättert hatte.

„Nur weiter", sagte Polydrimesius Lälaps, „dann wollen wir unsre Meinung äußern."

Fabian. Ich sah denn nach in der Abhandlung von Hermann über die Zusammensetzung der Tetralogieen (de compositione tetralogiarum tragicarum. Leipzig 1819) und siehe, da steht S. 4.

„Atque ad argumentum quod attinet —"

Lieut. Lamach. Halt! Kein Lateinisch! Habt Ihr, liebenswürdiger Fabian, das Grundgesetz vergessen, daß allhie nur deutsch geredet werden soll?

Knirps. Nur demjenigen soll nachgelassen seyn, aus einer fremden Sprache Brocken aufzutischen, der diese Sprache nicht versteht, weil das einmal allgemeiner Brauch ist. So steht in der Urkunde.

Fabian. S. 4 also sagt Hermann:

„Was den Inhalt (der Tetralogieen) betrifft, so waren entweder durch Fortlaufen des Inhalts alle, oder drei, oder zwei „Stücke mit einander verknüpft, oder jedes einzelne hatte einen „von den übrigen verschiedenen Inhalt. Kenner von Allem „diesem scheint ohne Beispiel zu seyn."

Dann folgen zahlreiche Belege. Nun sagt mir, lieben Freunde, was soll man da denken? Hier sagt der Tübinger Unbekannte, bekanntlich gehöre zur Tetralogie Zusammenhang aller vier Stücke; dort sagt der König der Philologen, Zusammenhang sey durchaus nicht nöthig und beweist das sogar. Ja, den bekannt genannten Satz scheint Letztre gar nicht gekannt zu haben.

Lieut. Lamach. Ihr verrathet, ich weiß nicht ob redaktorischer oder schalkhafter, indem Ihr Fragen thut, worauf Ihr keine Antwort erwartet.

Knirps. Mich wundert nur, daß Müllner, dieser umfassende Dramaturg, dieser innige Vertraute des Aristoteles, und tiefe Kenner der alten griechischen Bühne, der die lehrreichen Verzeichnisse der verlornen griechischen Schauspiele gewiß besser kennt als wir alle, daß Müllner, sag' ich, seinen furchtbaren Stachel hier in der Scheide gelassen hat.

Knall. Eben darum glaub' ich, der Tübinger hat Recht; denn Müllner —

Guido Lälaps. Hier wird Müllner selbst erwähnt. Hört: — „ungefähr in dem Sinne, wie Döderleis Uebersetzung „der Schuld, wenn er sie mit einer ungarischen Uebersetzung „der That von Therese Artner hatte verbinden wollen, eine „Dilogie heißen möchte"

Ludw. Stahlp. Was? Dialogie? Das wär' ja eine Unterredere. Der Tübinger meint Dilogie.

Fabian. Er hat wahrscheinlich geglaubt, Dialog bedeute Zweigespräch, und hat danach sein wohlgerathnes Wort gebildet.

Guido Lälaps. Mein Gott, Freunde, das ist ein Druckfehler! — Fürchtet die Nemesis, ihr, die ihr schreibt. Auch über euch hat der Setzer eine furchtbare Gewalt.

Knirps. Ganz bestimmt ein Druckfehler. Da steht gleich Stagyrit offenbar verdruckt für Stagirit.

Ludw. Stahlp. Dieser Druckfehler ist herrschend im Literaturblatte. Der Setzer muß den Stagyriten sehr lieben.

Fabian. Mehrmals, wenn ich nicht irre, hab' ich darin auch von bibliopolitischer Herrschaft gelesen, als ob bibliopola (Buchhändler) von πόλις (Stadt) und nicht von πωλέω (verkaufen) herkame.

Ludw. Stahlp. Freunde, wir gerathen hier auf ein sehr dürres Feld.

Guido Lälaps. Ja wohl, auf die Lüneburger Heide.

Lieut. Lamach. Auf den Hund.

Ludw. Stahlp. Auf wahren Sand und Strand. Laßt uns das hohe Meer suchen.

Lieut. Lamach. Uebrigens wer von euch an Ratten leidet, der nehme dies Literaturblatt, und leg' es in seine Kammer.

Knirps. Wie so?

Knall. Eure Anspielungen sind etwas dunkel.

Lieut. Lamach. Mein Himmel, kennt ihr denn nicht den ersten Hundspostag? Kennt ihr nicht den duftenden Philosophen (er hat wenigstens einen ehrwürdigen Bart), der die Ratten verjagt nach jenem vortrefflichen Posttag?

Guido Lälaps. Nun dazu braucht es nicht eben das „Literaturblatt" zu seyn. — Höre, Stahlpanzer, weißt du wohl, daß die Leipziger Hebe, die sich gegen dich so ungebührig anstellte, nunmehr durch die That zugegeben hat, was sie mit lautschallenden Worten ableugnete? Von 1825 an heißt sie nicht mehr Hebe, Jugendzeitung, sondern Hebe, Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung. — Bemerkst du, wie zweckmäßig sie den Anstoß bei Seite geschafft?

Ludw. Stahlp. Ja wohl! — Und doch nur den Einen! Wollte sie jeden, den sie giebt, sie müßte sich ganz und gar abschaffen. Oder wär' es nicht besser, wenn wir sagten: Hebe dich weg, Hebe?

Knirps, O gewiß! Also: Hebe dich weg, Hebe!

1825. No. VII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Von den allgemein günstig aufgenommenen Handzeichnungen von Karl Kärcher zu seiner Mythologie und Archäologie des klassischen Alterthums ist nun der Schluß versendet, bestehend aus dem 4ten und 5ten Hefte, nebst Taf. 14. zum 2ten Heft.

Das ganze Werk enthält nun: 1) Mythologie in 13 Tafeln, 2) Kriegs- Schifffahrts- und Fuhrwesen in 14 Tafeln, 3) Hauswesen in 11 Tafeln, 4) Bauwesen

in 12 Tafeln, 5) Festliche Spiele, Vergnügungen, öffentliche Uebungen, Opfer und Priester, nebst einem Anhang aus der Münzkunde in 12 Tafeln, zusammen 62 Tafeln. Der Text dazu, bei 20 eng gedruckte Bogen, folgt zur Ostermesse 1825 bestimmt als Reis nach.

Obgleich sowohl in Zeichnungen als Text mehr geliefert wird, als versprochen worden, so berechnet der Verleger doch keinen Nachtrag auf die Pränumerationen. Der bisherige Pränumerations-Preis soll im Gegentheil noch bis 30. April 1825 fortbestehen mit 4 Thlr. sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. rhein. für 1 vollständiges Exempl. mit dem Text auf ord. Papier und 4 Thlr. 12 Gr. od. 8 Fl. 6 Kr. mit dem Text auf fein Papier.

Vom 1. Mai 1825 an muß aber das Werk, um die lithographirten Platten für reine Abdrücke stets erneuern zu können, zu 5 Thlr. sächs. oder 9 Fl. rhein. berechnet werden, was aber immer noch höchst billig ist, indem eine Zeichnung in Folio mit 12 bis 20 Figuren und auf Velinpapier nicht einmal auf 8 Kr. kommt, überdieß erhalten die Abnehmer vollständiger Exemplare vom 1. Mai 1825 an die Vergünstigung, daß ihnen der Text auf fein Papier beigegeben wird, so lange es davon Vorrath gibt.

Karlsruhe, den 20. Januar 1825.

G. Braun.

Ankündigung.

Blumen

auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei, geb. Rogée.

Unter diesem Titel wird im Monat März eine kleine Sammlung von Gedichten erscheinen, über deren Zweck und Inhalt sich nachfolgendes Lied wohl am deutlichsten ausspricht:

Was ich, glücklich, ihr gesungen,
Was im Schmerz, bei ihrem Grabe
Mir an Liedern ist erklungen,
Bleibt nun meine beste Habe.

Diese Lieder wollt' ich einen
Ihr zu einem Todtenstrauß,
Und ich schicke ihn mit Weinen
In die weite Welt hinaus.

Und'rer Freunde süße Lieder
Band ich dankbar mit hinein,
Alle sollen duft'ge Glieder
Meiner Leichengabe seyn.

Also nehmt des Wittwers Habe,
Die Ihr hochbeglückt mir scheint,
Weil Ihr nicht, wie ich, am Grabe
Eines solchen Weibes weint.

Dies Werkchen, welches, elegant gedruckt, auch das Bildniß der so früh hingeschiedenen, allgemein geschätzten und betrauerten Künstlerin mitbringen wird, kostet auf gutem Druckpapier 20 Sgr., auf Schweizerpapier 1 Thlr. 5 Sgr. Wir nehmen Vorausbestellung darauf an und wünschen diese besonders deshalb, um die Anzahl der auf Schweizerpapier zu druckenden Exemplare bestimmen zu können.

Berlin, Taubenstraße Nr. 29. Vereinsbuchhandlung.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. (Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Kuriositäten aus dem Menschenleben.

Ein Recept zum Lachen, ein Mittel gegen die Hypochondrie und eine Brennessel für die Narrheit.

8. Ulm, bei Ebner. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Wer höchst interessante Kuriositäten zur Belehrung und Unterhaltung lesen will, darf auf die Erscheinung obigen Buchs aufmerksam gemacht werden. Sie sind alle, nicht aus dem Reiche der Fiktion, sondern aus dem wirklichen Menschenleben genommen, und vom Verfasser auf eine, ihm ganz eigene Art witzig und anziehend erzählt.

In unserm Verlage sind folgende neue Bücher erschienen:

Crelle, Dr. A. L., Einiges über musikalischen Ausdruck und Vortrag. Für Forte-Piano-Spieler, zum Theil auch für andere ausübende Musiker. 8. geh. 12 Gr.

Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 3 Thlr.

Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 4 Thlr.

Pappelbaum, G. T., codicem manuscriptum N. T. graecum evangeliorum quatuor partem dimidiam majorem continentem in bibliotheca regia Berolinensi publica asservatum descripsit, contulet, animadversiones adjecit. 8 maj. 20 Gr.

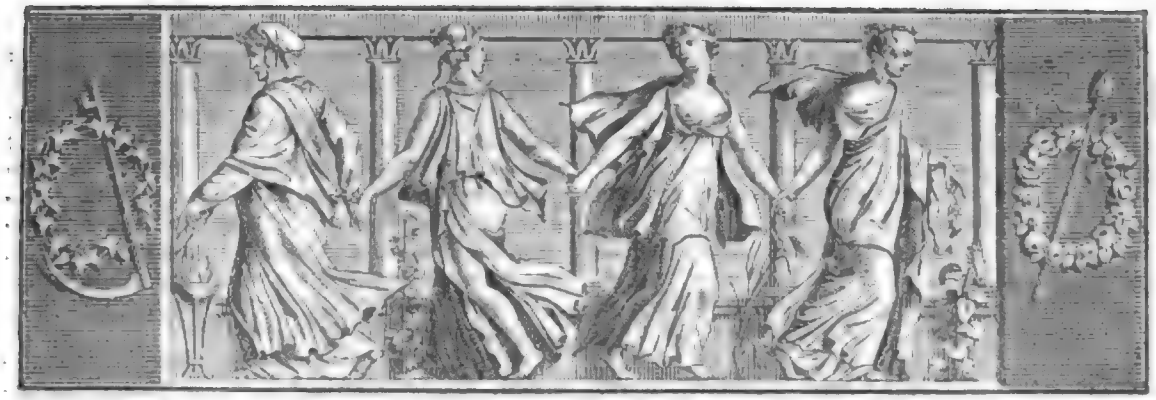
Klatte, systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schöne, C. E. L., Fortsetzung des Faust von Göthe. Der Tragödie 2ter Theil. 12. 1 Thlr.

Herr, J. A., Kurzer Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Naturlehre. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 25. Februar. 32ſtes Blatt.

Mein Ruhm.

Aergerlich ſchlug ich das „Heldenbuch" zu. Alſo von mir nichts? — nichts von meinem Ruhme? — Hier ſind doch alle Sorten Ruhm verzeichnet, auch der des Landſturms. Vielen frommen lieben Helden, die ich gekannt, iſt ein Soldaten-Heiligenſchein verliehen, warum mir denn nicht? — Ich habe Ruhm, eine Penſion, oder fette Pachtung verdient, das ſagt mir die innere Stimme; aber ich beſitze nichts von dem Allen und muß Sperrgeld und Perſonal-Steuer bezahlen. Es iſt viel Alexandriniſches in mir; daß ich nicht ein zweiter Alexander geworden bin, daran ſind unglückliche Conjunkturen ſchuld. Ich werde mir ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mein eigenes Heldenbuch ſchreiben; es müßte doch wahrlich wunderlich zugehen, wenn ſich aus meinen Thaten nicht ſo viel Ehrenſteine backen ließen, als zu einem kleinen niedlichen Denkmälchen nöthig ſind.*) Der Himmel gebe nur, daß mein Privat-Heldenbuch ein gütiger Redakteur aufnimmt und drucken läßt.

Der Befehl zur Organiſation des Landſturms erſchien; bedächtig ſah ich die Verordnung durch, und dachte pfiffig: Sollſt du bei'm großen Sturm nur mitlaufen, wie ein kleiner Wind, ſo bleibſt du daheim als Ausländer, macht man dich aber zu was Rechtem, ſo gehſt du mit als Patriot. Ruhig wartete ich der Dinge, die da kommen würden. — Die Landſtürmer wählten ihre Unter-Offiziere, und ſelbige den Schreiber dieſes zum Hauptmann. Die Wahl überraſchte mich angenehm: hatte ich doch ſchon etwas Dichter-, Acker- und Muſik-Ruhm, durch Neujahrswünſche, ökonomiſche Abhandlungen und Violin-Handhabung; eine Kleinigkeit Kriegesruhm kam mir recht gelegen. Mit Eifer mein neues Handwerk ſtudirend, folgte ich Hannibal Schritt vor Schritt über die Alpen, ging mit Cäſar keck über den Rubicon, litt Hunger und Durſt mit Alexanders Schaaren, und gelobte, auch den kleinſten Fußſteig zu beſetzen, bekäme ich ein zweites Termopylä zu vertheidigen. Daß ich die Theorie meiner neuen Wiſſenſchaft ernſtlich trieb, wird man glauben; leider waren zu jener Zeit die herrlichen und ſo unendlichen Unterſuchungen, wo Herrmann den Varus geſchlagen, noch nicht geſchrieben, darum konnte ich ſie nicht benutzen.

Meine Leute verſammelten ſich: ich hielt eine ſchöne Rede: Gott, Vaterland, Continental-Syſtem, Conſtitution, heiliger Kampf, Palm, Königsmörder und höllſcher Corſe nahmen ſich ſehr gut darin aus. Fleißig wurden die Leute geübt; das „Exercitium und die Manoeuvres der franzöſiſchen Infanterie", gedruckt bei Friedr. Vieweg in Braunſchweig, hatte ich in der Taſche. Mein Wille war, die galliſchen Diebe mit denſelben Brechſtangen, womit ſie das ſelige heilige römiſche Reich geöffnet, todt zu ſchlagen.

Einiges Grauen überfiel mich bei der Heerſchau: die Männer trugen die verdammteſten Schuh- und

*) Recht kunig wählt man jetzt, wie z. B. in Braunſchweig, die Form von coloſſalen Stuben-Oefen; beſonders mir ſagt ſie zu, um mich nachher daran zu wärmen.

Truhwaffen, die ein Volk jemals geführt hat. Lanzen, welche bisher die friedliche Schäferhütte beschützt hatten, nun aber durch Rost und Scharten ächte Banditen-Waffen geworden waren; andere mit zwei stumpfen Spitzen, eben so Unheil bringend, die ich nur geradezu Heugabeln nennen will; Schwerdter wie eine Säge gezackt, an langen Stielen, die ein Mensch ohne Phantasie leicht für abgängige Sensen halten konnte, sollten unseren Feinden Tod und Verderben bringen. Mußte man nicht Alles fürchten, und wenig hoffen? Aber wir hatten Muth und Vaterlandsliebe; hörte der Feind das ungeheure „Hurrah!" und sah die blassen dem Tode geweihten Gesichter, so erwartete er das Uebrige gewiß nicht.

So mich und meine Leute zum Aufbruch vorbereitend, harrte ich des Rufes dazu. Er kam: das nächste Städtchen war unser Sammelplatz; der Bürgermeister, ein langer hagerer Mann mit einer Kalmucken-Physiognomie und schwer aus zu sprechendem polnischen Namen empfing uns. Auf dem Markte standen die Söhne der Stadt, angeführt von einem bisherigen Priester der Themis; ein edler friedfertiger Mann: er hatte stets an Kläger und Beklagten zugleich guten Rath ertheilt. Die Gestalt glich einem Nürnberger Nußknacker; zwei ungeheure große Augen waren eigentlich ein Paar blinde Fenster seines Capitols, indem er damit wenig sah; seine Leute hatten fast noch fürchterlichere Mord-Instrumente, wie die meinigen. In langen Reihen stand das versammelte Bataillon, ein schöner imponirender Anblick! Nichts von der gewöhnlichen höchst ermüdenden Einförmigkeit des Soldaten; Jeder trug seine Jacke, seinen Rock oder Mantel von besonderer Farbe und Schnitt, Keiner dem Andern gleich. An leichten Truppen fehlte es nicht; die Zahl war bedeutend; ich rechne nämlich dazu solche, die weder Jacke noch Rock und sehr defekte Fußbekleidung hatten. Man verachte die Männer nicht; sie besaßen den besten Willen, sich in Feindesland zu bekleiden. Es trat eine plötzliche Stille ein; auf einem hohen Rappen sprengte im Schritt der Mann daher, unter dessen Anführung wir siegen oder sterben wollten. Alles konnten wir von diesem Führer erwarten und hoffen; so habe ich mir immer den Julius Cäsar gedacht. Sein feines Kinderköpfchen, mit ächt germanischen Flachshaaren, unter denen ein Paar wasserblaue Augen mild hervor leuchteten, glichen ganz dem des großen Römers. Die zarte Gestalt hätte in einer Nadelbüchse Raum gehabt. Der Mann hatte einst Magdeburg nicht retten können; der Schreck über dieses Unglück warf ihn in's Hospital; nach seiner Genesung kehrte er in die heimischen Fluren zurück, trieb friedliche ökonomische Künste, erfand probates Rattengift und brütete Pläne zu Deutschlands Rettung aus. Mußte diesem fast Unverwundbaren nicht gelingen, was er mit uns unternahm? — Auch ohne den Degen gezogen zu haben, zeigte er ihn uns und dem Feinde. Das Untertheil der Scheide hatten Zeiten- und Mäuse-Zähne zernagt und versveist; die Spitze sah glänzend und drohend heraus. Wie der muthmaßliche Cäsar mir gegenüber stand, machte ich mit dem Degen eine Bewegung, als wolle ich Himmel und Erde spießen. Herren von Metier würden über mein Salutiren gelacht haben; ich aber werde mich trösten, die reinste Hochachtung gab mir diesen Ehrengruß ein.

Jetzt erscholl die Stimme des Majors zum Abmarsch. Das schöne Manoeuvre läßt sich nicht zu Papier bringen; aber ein Militair konnte bei uns sehen und lernen, wie man mit einem festen Willen zuletzt seinen Zweck erreicht. Alles schien in der größten Unordnung, aber doch wurde ausgeführt, was man gewollt hatte, d. h. wir kamen zum Thor hinaus. Der Stadtmusikant, ein Patriot und Landstürmer, pfff vorweg; sein Freund, der Weber, hatte ihn mit der Violine begleiten wollen, aber keine Erlaubniß erhalten; der Thürmer blies: „Nun danket Alle Gott!" welches Mehrere unter uns übel nahmen. Eine heitere schöne Luft umgab die Krieger; mild lächelte die Morgensonne herab und prächtig hätten sicherlich die Waffen in ihr geglänzt, wenn sie nicht, wie oben gemeldet, verrostet gewesen wären. Manche Thräne floß der lieben Heimath, wir schämten uns ihrer nicht und wollten nur zeigen, daß man, gleich dem Damastener Stahl, mit unendlicher Weichheit unendliche Härte verbinden könne. Zwei Meilen waren zurück gelegt, da ertönte bei einem Wirthshause das angenehme Wort: „Halt!" Durstig eilten alle Krieger dem Orte der Labung zu; der Wirth, ein gelber neapolitanischer Spitzbube, traute uns nicht recht, und brummte so etwas von Lazaroni; ich weiß aber nicht, was der Kerl damit gewollt hat. Seine Wohnung war fest verschlossen, nur gegen baar Geld reichte er den Trank der Labe zum Fenster heraus. Das Gedränge fand ich zu groß, um bald einen ersehnten Trank zu erhalten, mußte also einen offenen Eingang erspähen, was mir glückte. Die Stubenthür, die auf den Flur führte, fand ich zu meinem Leidwesen verriegelt, bemerkte jedoch neben der Stube eine dunkle Kammer, und zwischen ihr und dem Bierzimmer ein Fenster. Mein Entschluß war bald gefaßt; durch das Fenster wollte ich mich mit Bier zum ferneren Marsch stärken. Rasch vorwärts schreitend wurde mir Don Juan's Schicksal; ich versank, nur nicht, wie er, in Feuer, sondern in Bier und Brandtwein. Der Wirth hatte hier in einer Vertiefung sein Lager von gedachten Flüssigkeiten, ich gerieth zerstörend dazwischen. Durst und Furcht quälten mich gleich stark; nachdem der erstere aus dem Fragmente einer Bier-

bouteille befriedigt war, wurde die naſſe Unterwelt mit einer Fußwunde verlaſſen. Mein Blut floß alſo ſchon für's Vaterland, aber kein Kreuz trage ich dafür; denn das, welches mir die Natur mitgab, kann nicht gerechnet werden, da es allen Menſchen gemein iſt. Ein Marſch von gleicher Länge wie der erſte brachte uns an's Ziel des heutigen Tages, in ein kleines Städtchen. Hier blieben wir acht Tage unter fortgeſetztem Exerziren. Da konnte man ſehen, was Patriotismus vermag; unſere Gelehrigkeit überſtieg allen Glauben; ein Carrée plein und der macedoniſche Phalanx bildeten ſich ganz von ſelbſt und zufällig. Eine Linie im Zickzack, welche alten Kriegern ſo viel Mühe macht, ſahen wir täglich. Alle thaten ihre Schuldigkeit, die Kinder Iſraels trieben den Eifer am weiteſten; nicht zufrieden, daß ſie gern und willig ihr neues Kriegshandwerk übten, behielten ſie auch das alte zu Nutz und Frommen Aller bei; edelmüthig verſorgten ſie den Bedürftigen, gegen einen geringen Nutzen, mit dem Fehlenden. Einer unter ihnen hatte ſich, trotz ſeiner ſchwachen Nerven, nicht abhalten laſſen, dem Vaterlande zu dienen; ſtand es dem Edlen zu verdenken — was noch Einige thaten — wenn er dem Major und mir erklärte: er wolle das Mögliche thun, nur mit der Attake, im Ernſt und Spaß, müßten wir ihn verſchonen, indem ſein reizbares Nerven-Syſtem das fürchterliche „Hurrah!“ nicht vertragen könne; er werde demnächſt dem Feinde als braver Kerl durch Plündern beträchtlichen Schaden zufügen.

Wir wurden, ehe die alte Organiſation zu Ende war, neu organiſirt; es waren der Vaterlandsvertheidiger ſo viel, daß man einen Theil davon entlaſſen konnte; der Sieg war immer gewiß. Aus mehreren Compagnieen machte man eine; die Offiziere blieben indeſſen alle und noch ſo reichlich, daß leicht eine heilige Schaar daraus gebildet werden konnte; überhaupt herrſchte ein ungeheurer Eifer im Befehlen, der nur mit dem gleichen Eifer der Andern, nicht zu gehorchen, verglichen werden kann.

Mich erhob der Feldherr zum wirklichen Compagnie-Chef, wodurch ich natürlich ein wenig ſtolz wurde, und das war ſehr verzeihlich; hatte ich nicht vier Stabs-Capitaine, und unter ihnen den kleinen Runden, zu commandiren? — Die übrigen Offiziere rechne ich gar nicht einmal. Der Nußknacker wurde gegen mich zu einem erboſten Hofmanniſchen, ich hingegen wiederum Mäuſe-König. Meine Compagnie mußte einen Hauptmann zur Wache geben, natürlich erhielt der Erbitterte den Auftrag. Die harte Pritſche, meinte er, die ſieben Haare ſeines Schnurrbarts ſtreichend, ſey für ſeine Kugelgeſtalt eine ächte Marterbank; jede Art von Tortur ſey abgeſchafft, er glaube Urſachen angeben zu können, welche ihn davon befreien müßten. Ernſt wurde von mir replizirt, nicht zu raiſonniren; glaube er, Unrecht zu erleiden, ſo bleibe nach gethaner Wache die restitutio in integrum, oder ſey er vielleicht ein guter Römer und Anhänger Hugo's, in integrum restitutio übrig, und er könne mich verklagen. Uebrigens werde er ja unter der Hand erfahren, jeder Krieg ſey nichts als ein Criminal-Prozeß, wo man mit der Execution anfange und nachher ſich bei dem Frieden vergleiche. Zornig kugelte der Mann fort und kam in der Länge zur Thür hinaus, indem ihn der Degen zu Falle brachte.

Es kam Marſch-Ordre; jetzt, nachdem wir jeder Organiſation charaktervoll widerſtanden, konnte man mit uns Alles unternehmen, das ward erkannt. So ſollten wir denn dem großen Ziele nahen, den Feind vernichten und das Land von ſeinen Plagen befreien! Der Gallier mußte nicht mehr fern ſeyn, ſo war der allgemeine Glaube; ſichere Nachrichten fehlten indeſſen; wer hätte es auch der Mühe werth gehalten, dem Lumpenpack ſo viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken? — Wir verließen uns gänzlich auf unſern blonden Cäſar und ſprachen mit dem römiſchen Kahlkopfigen: „Nun wollen wir ſehen, ob wir den Ruhm wahrhaftig lieben!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Einer der größten Männer des Alterthums, Cicero, ſagte einſt, daß der, welcher einen Staat beherrſcht, ſich entſchließen müſſe, zuweilen die ärgſten Thorheiten mit an zu hören, und dies ohne Zweifel, weil, wer uns heut etwas Unnützes ſagt, uns morgen vielleicht etwas deſto Wichtigeres mittheilt; und wäre das auch nicht, ſo werden die wichtigthuenden Leute, wenn ſie ſehen, daß Jeder gehört wird, dadurch vom Lügen zurück gehalten.

Ein Hauptzug der Engländer iſt Neid und Mißgunſt. Man ſehe nur, wie ſie den nordamerikaniſchen Freiſtaaten den General Lafayette mißgönnen; wie ſie ſuchen, ſeinen Empfang in Neu-York in ihren Blättern lächerlich zu machen, weil ſie im inneren Herzen ſich darüber ärgern, und es einer Republik zum Verbrechen machen, einen Republikaner zu ehren. Nicht einmal das Andenken Napoleons, welches bei dem Gaſtmahl, das die Stadt dem General gab, als Toaſt ausgebracht wurde, findet Gnade bei denen, die noch immer von Cromwell's Navy-Act ſchmauſen. Das Unanſtändigſte bei ſolchen Spott-Artikeln iſt, daß ſie von einem — diſtinguirten Statesman herrühren.

„Wie Schade!“ — ſagte eine Dame zu Garrick — „daß Sie nicht größer ſind!“ — „In der That!“ — entgegnete dieſer — „es würde ein Glück für mich ſeyn, wenn ich höher in Ihrer Meinung ſtände!“

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Unſere Buchhändler und Buchdrucker (verſteht ſich, nicht die ehrenwerthen) ſind gegenwärtig ſehr thätig — Nachdrücke aller Art um ſehr billige Preiſe in die Welt zu ſchicken, ja ſie überbieten ſich an Wohlfeilheit oder Eleganz. Es ſind Pränumerationen auf Schiller's ſämmtliche Werke zu 12 Fl., 6 Fl. und 4 Fl. 30 Kr. C. M. eröffnet; Haykul liefert Clauren's Werke, den Band zu 36 Kr. C. M. ſammt Titelkupfer. Ludwig liefert eine elegante Ausgabe von Kotzebue's Theater in 45 Bänden, wovon der einzelne Band auf 48 Kr. C. M., im Pränumerations-Preiſe aber auf 36 Kr. C. M. kommt und bei wahrhafter Eleganz über 400 Seiten zählt. Sollinger giebt Shakſpeare's ſämmtliche dramatiſche Werke in 37 Bändchen heraus, das Bändchen in geſchmackvollem Umſchlag, und mit Vignetten und Titel verſehen, um 15 Kr. C. M. Mausberger verſpricht eine Sammlung Dichter, wovon die zwei erſten Bändchen, Bürger's Gedichte, ſchon erſchienen, und 48 Kr. C. M. koſten. Eine Taſchenbibliothek iſt bei Meyer angekündigt, die in einem halben Jahre jederzeit 24 Bände liefert, und welche in der Geſchichte, Poeſie, Philoſophie, Dramaturgie und im Romanenfache das Vorzüglichſte bringen, und worauf nur mit 5 Fl. C. M. pränumerirt wird. Auf dieſe jetzt in's Große getriebene Art, die dem Buchhandel in Deutſchland, der ohnehin ſchon ſehr gelitten hat, die empfindlichſten Verluſte beibringt, iſt mit wenigen Koſten eine artige Bibliothek zuſammen zu raſen; dafür aber giebt es wenig Novitäten, alſo noch viel weniger etwas, woran auswärtige Buchhandler Repreſſalien nehmen könnten, wenn ſie ſich zu Unterhandlungen herunter laſſen wollten. Seidl giebt einen Band ſeiner Gedichte bei Sollinger auf Subſcription heraus, die für die Leſewelt ein ſehr willkommenes Geſchenk werden dürften. — Robert's genialer Satyre: „Kaſſius und Phantaſus" darf hier und in den öſterreichiſchen Ländern nicht öffentlich angekündigt werden. — Wir haben von unſern fünf Theatern eine Menge Novitäten nach zu holen, die wir darum nur in Kürze berühren werden. Im Theater nächſt der Kaiſerl. Burg wurde auf Befehl des Kaiſers eine Courtine von ſtarkem Eiſenblech angebracht, die im Augenblick einer drohenden Feuersgefahr herab zu laſſen iſt, um die Bühne und den Schauplatz zu trennen und den Zuſchauern Zeit zu gönnen, ſich zu entfernen. Es wäre zu wünſchen, daß auch die übrigen Direktionen dem Beiſpiel nachfolgten. Neuigkeiten in dieſem Theater ſind: „Das ändert die Sache", Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen in einem Akt; es iſt zwar auf ziemlich lockeren Boden gebaut, fand jedoch durch das treffliche Spiel der Mad. Löwe, ſo wie der Herren Korn und Wilhelmi, glänzende Aufnahme; der Bearbeiter iſt Hr. v. Kurländer. Jünger's „beide Figaro", obgleich alt, füllen doch jederzeit das Haus und werden ſich lange auf dem Repertoir erhalten. Während die Bühnen geſchloſſen waren, gab am 22. und 23. Dezember die Geſellſchaft der hieſigen Tonkünſtler, zum Vortheil des Penſions-Inſtituts ihrer Wittwen und Waiſen, das herrliche und letzte Meiſterwerk Händel's, das Oratorium „Jephta", das in den Solo-Partieen durch die Damen Sonntag und Unger, und die Tenor-Sänger Ditze und Rauſche, trefflich geſungen und im Ganzen beifallswürdig executirt wurde. Im Laufe des Januars brachten die Hofſchauſpieler ein neues Original-Luſtſpiel: „Die Zufälle", von F. v. Holbein, zur Aufführung. Obgleich daſſelbe bedeutende Fehler hat, wußte der theaterkundige Herr Verfaſſer den Effekt doch gut zu berechnen, wobei noch das meiſterhafte Spiel der Herren Koberwein und Korn das ſeine that; denn nach ſind der günſtigen Reſultate genug, um dieſem Stück in unſern luſtſpielarmen Zeiten eine gute Aufnahme zu verſchaffen. — Im Theater an der Wien ſahen wir „Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen", nach Hofmann's bekannter Erzählung von Holbein bearbeitet, und mit Muſik von Gyrowetz, gut dargeſtellt und mit Dekorationen und Tänzen ausgeſchmückt; eben ſo gefiel eine Kleinigkeit nach dem Franzöſiſchen von Herzenskron: „An Ueberbringer", ein Stoff, den auch Heil und Caſtelli mit Glück übertrugen, was wir jedoch von einer andern Ueberſetzung, dem etwas langweiligen Luſtſpiel: „Bei meinem Huſaren", nicht ſagen können. Der Komiker des Peſther Theaters, Hr. Meiſter, hat ſich bereits in mehreren Gaſtſpielen auf dieſem Theater verſucht, und darin mehr oder minder gefallen, je nachdem ſeine eigene Art von Darſtellung, ich möchte ſie eine trockene Komik nennen, ihm bei einem Charakter dienlich oder hinderlich iſt; ſeine vorzüglichſten Leiſtungen ſind im „Freund in der Noth" und im „Dorfbarbier". Das Wachterſche Ehepaar hat Winter's „unterbrochenes Opferfeſt" zur Vorſtellung gebracht, und im Vereine mit Demoiſ. Bio, die für dieſe Bühne gewonnen worden, Hrn. Jäger und Seipelt, uns einen herrlichen Kunſtgenuß verſchafft. — Im Theater in der Leopoldſtadt haben wir noch eine neue Pantomime: „Harlekin und Colombine im Zauberwalde oder die große Menagerie" nach zu holen, die manche neue überraſchende Scene bietet, und den Damen Reinoldi und König und den Herren Reinoldi, Schadezky und Freyſinger Gelegenheit giebt, ſich aus zu zeichnen. Epoche in der Theatergeſchichte der Leopoldſtadt macht das von Raimund zu ſeinem Benefiz verfaßte Zauberſpiel: „Der Diamant des Zauberkönigs", wozu das Publikum ſich ſo beifallslos drängt, daß immer Logen und Sperrſitze ſchon auf fünf Vorſtellungen im Voraus beſetzt ſind. Das Stück iſt aus „Tauſend und Eine Nacht" genommen, mit Talent benutzt, mit Situationen und Effekt-Scenen ausgeſchmückt und von der Direktion glänzend ausgeſtattet. Auch hat Hr. Drechsler ſehr liebliche Muſik dazu geliefert. Raimund und Korntheuer ſpielen mit Virtuoſität. — In der Joſephſtadt gefallen zwei Neuigkeiten von Meisl: „Die kurzen Mäntel" und „Liebe und Haß", theils durch Glaſer's gute Muſik, theils durch Ausſtattung und brave Darſtellung.

* *

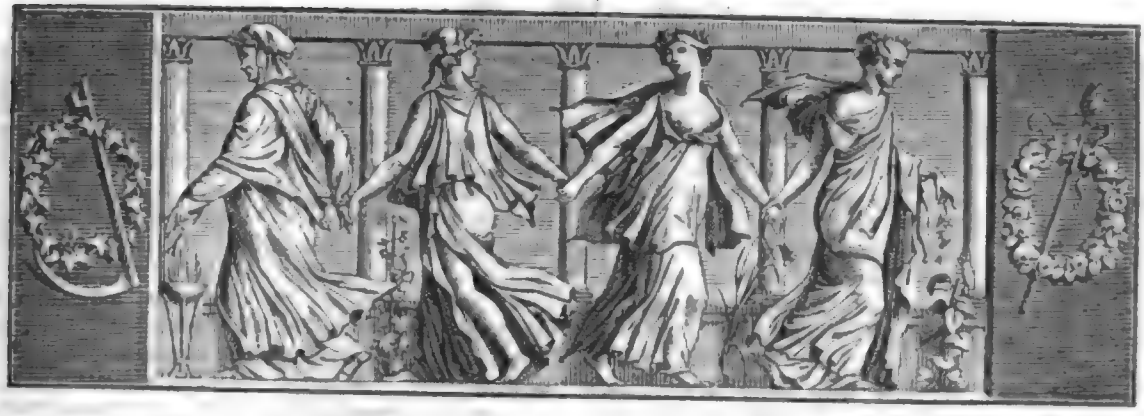
Rogniat bemerkt in ſeinem Werke „über Kriegskunſt": Man müſſe das Duell dadurch ab zu ſchaffen ſuchen, daß man nach und nach die öffentliche Meinung zu ändern ſtrebe, keineswegs aber durch blutige Geſetze, welche den braven Militair zwiſchen Schafott und Schande ſtellen (!). (Constitut.)

Ein berühmter Sänger in London, dem es aber durchaus an Anſtand und Haltung auf der Bühne fehlt, fragte einſt den noch berühmteren Schauſpieler Bannike: „Wiſſen Sie wohl, was meine Stimme ſo melodiſch gemacht hat?" — „Nein!" — „Im Alter von funfzehn Jahren verſchluckte ich zufällig eine große Quantität Oel." — „Ich ſollte denken", erwiederte Bannike, „Sie würden gut daran gethan haben, zu gleicher Zeit einen — Tanzmeiſter mit hinunter zu ſchlucken!" (Courier.)

Der „Erndtemann" iſt ein kleines Werkchen, das intereſſante Bemerkungen und Mittheilungen, auch recht treffende Anekdoten enthält. Zum Beiſpiel: Als der Abbee Barthelemy ſeine „Reiſen des jungen Anacharſis" vollendet hatte, ging er zum Buchhändler Debure. „Mein Herr!" ſagte er, „hier iſt ein Werk, das mich dreißig Jahr Arbeit gekoſtet; ich glaube, daß es gut, intereſſant und nützlich ſeyn wird, obgleich es ſich fragt, ob das Publikum eben ſo denkt. Geben Sie mir 1200 Franken für die erſte Auflage, und meinem Domeſtiken eine lebenslängliche Penſion von 500 Franken, denn er hat ſeinen vollen Theil daran!" — „Wie, Ihr Domeſtik?" — „Ja wohl, er hat mir alle Morgen Schlag fünf Uhr im Winter mein Zimmer heizen müſſen!" (Constitut.)

Man findet in einer engliſchen Zeitung die Liſte von zwei und neunzig Vereinen in England, welche ſeit einem Jahre dieſem oder jenem Handelszweig zu Gunſten errichtet worden! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Sonnabend den 26. Februar. 33stes Blatt.

Deutsche Assonanzen.

Dritte Intonation.

e—i.

Hagestolz und Liebe.

Hagestolz, ach! wie so arm,
Wie so kränklich, wie so frostig;
Seine Blicke, wie so starr,
Seine Schritte, wie so holp'rig!

Lieb', o Liebe, wie so reich,
Wie so blühend, wie so wonnig;
Ihr Beginnen, wie so kühn,
Ihre Blicke, wie so sonnig!

Findet Hagestolz doch stets
Alle Lebenspfade dornig:
Lieb' hingegen, Liebe saugt
Stets aus allen Blüthen Honig.

Hag'stolz wählt bei ruß'gem Span
Dumpf'ge Klause sich zum Wohnsitz;
Liebe sich das Sternenzelt
Und die helle Fackel Mondlicht.

Mürrisch häget Hagestolz
Eigensucht sich zur Genossin;
Lieb' umfaßt das Weltenall
Sonnig, wonnig, rosig, sorglich.

Durch des Hagestolzen Haus
Wühlt der Menschenhaß chaotisch;
Unter'm Schutz der Laren bau't
Liebe sich den Heerd so wohnlich.

Immer grämelt Hagestolz
Bald ironisch, bald böotisch;
Liebe lebt mit aller Welt
Stets in Lieb' und Luſt und Frohsinn.

Hagestolz — der Erde Fluch!
Liebe — hoher Götter Schooßkind!
Jener seufzt im Qualenjoch,
Diese herrscht auf gold'nem Thronsitz.

Aechzend beugt sich Hagestolz
In des Orkus finst'rem Frohndienst;
Liebe singt auf gold'ner Flur
Sich im Erndtekranz ein Loblied.

Wenn der Hagestolz ergrimmt
Sich in Neid und Gallsucht bloß giebt,
Ist die Liebe, gottentstammt,
Sich symbolisch selbst ein Vorbild.

Hagestolzens Wort gilt nichts,
Schall' es noch so kathegorisch;
Süßer Spruch der Lieb' erklingt
Milde zwar, doch dictatorisch.

Hagestolzens Spiegelbild
Giebt als Zerrbild sich lakonisch;
Im Erwählten aber sieht
Liebe stets nur den Adonis.

Dich der Liebe nun zu weih'n,
Jüngling, dünkt dich das nicht logisch?
Hagestolz übt schwer sich ein,
Liebe leicht und pädagogisch.

Wähle d'rum, denn Wahl ist Noth
Zum Entschluß — das ist notorisch:
Einerlei wie's Mädel heißt,
Molly, Doris oder Chloris!

Bärmann.

Mein Ruhm.

(Fortsetzung.)

Ein Städtchen nahm uns freundlich auf, wir la-

men spät und gingen früh. Während des Schlafens hielten die Braven vortreffliche Mannszucht.

Jetzt muß ich von unserm Betragen und einer gut ausgedachten Kriegslist sprechen. Ernst und still verließ das Corps die Quartiere; man wußte, daß die Sonne, welche eben schön und herrlich ihre tägliche Bahn begann, bei ihrem Untergange unsere blutigen siegreichen Waffen bescheinen würde. Furcht war es nicht, was uns in ernste Stimmung versetzte; Alle kannten diese anti-militairische Eigenschaft nur dem Namen nach; aber es bleibt doch ein eigenes Gefühl, zu wissen, daß man im Laufe des Tages noch ein Dutzend Menschen zum Stygischen Ufer befördern wird. Am Mittag machten wir Halt; die Stadt, welche unser tapferer Arm besetzen sollte, lag nicht sehr entfernt; die vergoldeten Thurmhähne schienen die Schnäbel zu öffnen und der Welt krähend verkünden zu wollen, wie wir gekämpft und gesiegt. Als Stärkung zum bevorstehenden Kampfe erhielt die Mannschaft Käse und Brandtwein. O ihr Helden aller Wahl- und Nicht-Wahlplätze! — hier hättet ihr den Grimm der Männer sehen sollen, mit welchem sie die dargebrachte Gabe behandelten; thaten sie das einem elenden Käse, was mußten sie erst dem Feinde thun! — Den Brandtwein hatte übrigens ein edler und verständiger Lieferant so mit spanischem Pfeffer und Wasser vermischt, daß er nur erwärmen, aber nicht berauschen konnte; dadurch sollte unser Ruhm nicht leiden!

Militairische Leser bitte ich, auf Folgendes aufmerksam zu seyn. Jeder Jäger oder wer sonst mit Feuergewehr umgeht, weiß, daß der Pulverrauch ganz entgegen gesetzt dem Königsrauch riecht, obgleich ersterer der ächte Königsrauch ist. Unter die Mannschaft wurde auch Taback vertheilt, welcher fast noch übler wie Pulverdampf roch; die Pfeifen wurden gestopft und angebrannt, der Wind blies dem Feinde den gewaltigen Qualm zu; mußt' er nicht diesen, dem Geruche nach, für Tod und Unheil bringend halten? Ja, wir waren dessen gewiß, unser Qualm vertrieb den Feind — dies unsere gelungene Kriegslist! Nach mehrstündiger Rast näherten wir uns behutsam der Stadt und fanden dort, statt der erwarteten Kartätschen, eine doppelte Portion Kartoffeln zum Lohn der Ausdauer; der Feind konnte unsere Nähe nicht ertragen und war schon geflohen.

Mein Quartier erhielt ich bei einem Conditor; ein süßer Aufenthalt, der mir aber zum allerbittersten wurde. Die Extreme berühren sich; aus mir, einem blutdürstigen Krieger, machte die Liebe einen zärtlichen Seladon. Des Wirths Tochter, ein Mädchen, mit allen Reizen ausgestattet, welche die mediceische Venus schmücken, fesselte mich. Die höchst vortreffliche Aesthetik des genialen Dr. Gripenkerl war damals noch nicht bei Friedr. Vieweg in Braunschweig erschienen; ich hätte mich sonst sehr leicht durch das, was vom Urbilde und Nachbilde so schön gesagt ist, überzeugen können, mein Ideal sey die Jungfrau nicht. Hätte ich gelesen, was dort über Liebe verhandelt ist, so würde ich dadurch gleich in eine verständige Nüchternheit gerathen seyn, und alles Unheil unterblieb; nun mußte ich mich hämischen Göttern empfehlen. War der Vater, ein langer hektischer Leipziger, nicht im Laden, so schlich ich zu der Holden, um mir von ihren kleinen Händen das süße Naschwerk reichen zu lassen, und nahm Anderes, worüber sie allein zu disponiren hatte. Bei diesen Zusammenkünften wurden wir immer vertrauter; ich entdeckte dem Himmelskinde meine Liebe; zärtlich sank sie mir in die Arme. Einen glücklicheren, seligeren Menschen gab es in diesem Augenblicke nicht; des Vaters Ankunft, die uns durch sein Hüsteln bemerklich wurde, störte das schöne Spiel der Liebe. Ich ging auf mein Zimmer, entfloh der gemeinen Erde, und dachte nur den einen Gedanken:

Sie liebt dich,
Und giebt sich
Als höchsten Gewinn;
Und Herz ist
Und Schmerz ist
Mit einmal dahin!

„Herr Hauptmann! des Schmidts Thoms Weib läuft noch immer hinter uns her, schreit und heult um ihren Mann, was soll damit werden?" — mit diesen Worten trat der Feldwebel in's Zimmer. — Ich sah den Mann starr an, hatte Alles überhört und antwortete: „Sie liebt mich, und giebt sich als höchsten Gewinn!" — „Was?" fragt' er ganz verblüfft, „das häßliche triefäugige Weib?" — Jetzt kam ich zur Besinnung und fertigte den Frager etwas verwirrt ab.

Meine Erziehung ist bürgerlich christlich; der Vater predigte: für ein Weib gehöre nur ein Mann, und so umgekehrt; leider habe ich das immer geglaubt, und bin damit immer ausgelacht worden. Mein trautes Conditor-Mädchen bekam eine andere Erziehung; in ihrem ausgedehnten Herzen hatte die Welt Raum, also wohl mindestens einige Liebhaber. Ein Pachterssohn, ein Gymnasiast und der Werkmeister der Conditorei lebten mit mir zugleich in ihrem Busen; ich entdeckte diese Viertheilung ihres Herzens — ach! die Wunde der Bierbouteille ist geheilt, diese wird es wohl nimmer! Fahre hin, Täuschung! — und du, Getäuschter, kehre wieder zu der Chronik deines Ruhms!

(Der Schluß folgt.)

Armen- und Kranken-Anstalten in Lyon.

Das große Kranken-Hospital (Hôtel-Dieu) in Lyon besteht seit dreizehn Jahrhunderten, und ist eine der ersten christlichen Wohlthätigkeits-Anstalten. Zu An-

fang des sechsten Jahrhunderts gründeten es der König Childebert und die Königin Hildegard, seine Gemahlin. Man sieht ihre Statuen von beiden Seiten des Mittelfensters über dem Haupt-Portal. Seitdem ist das Gebäude erweitert, verschönert und bequemer eingerichtet worden. Die Haupt-Facade ist von dem berühmten Soufflet. In der Mitte erhebt sich eine majestätische Kuppel, mit Laterne und Kreuz. Von beiden Seiten der Façade treten zwei Vorsprünge hervor, von Säulen getragen, und in der Attika mit Löwen verziert. Ringsum läuft eine schöne Gallerie. Der linke Flügel ist noch unvollendet. Unter der Kuppel ist der Bet-Ort, der ein Achteck bildet. In der Mitte steht der Altar, ebenfalls achteckig (gegen die Gewohnheit). Hier wird zwei Mal des Tages Gottesdienst gehalten, und Abends und Morgens werden Gebete abgelesen, welche von allen Kranken, die in den umliegenden Kranken-Sälen liegen, gehört werden können. Die Säle sind von vorzüglicher Reinigkeit und gesundem Luftzuge: jeder Saal ist 30 Fuß lang und 24 Fuß hoch. Oben an der Decke sind Klappen angebracht, um die Ausdünstungen heraus zu lassen und frische Luft zu geben. Es sind besondere Abtheilungen für die Verrückten, die Verwundeten, die Wöchnerinnen und die Findelkinder. In jedem Saale stehen die eisernen Bettstellen in zwei Reihen. — Zwei Säle sind für die Halbgenesenen und für die Schwachen bestimmt. Sie sind heiterer und heller als die übrigen. Oberhalb ist der Speisesaal. Die Nahrung ist dem Zustande der Kranken und Halbgesunden angemessen. In fünf Zimmern werden die Arzneien zubereitet und aufbewahrt. Neun Aerzte und Wundärzte und wenigstens 150 Schwestern (Soeurs grises) behandeln die Kranken. Das Hospital kann 11,000 Kranke fassen, und ist, wo nicht das größeste, doch eines der größesten in Europa. — Alle Mittwoch und Sonnabend erhalten die Stadtkranken den Zuspruch dieser männlichen und weiblichen Heilbringer; sie werden befragt, untersucht, verbunden und mit Arzneien versehen; Alles unentgeldlich.

Das Hospice de la Charité steht nicht weit vom Hospital. Das Gebäude ist viel kleiner und bescheidener. Drei Thüren öffnen sich, die erste den Greisen über 70 Jahren, die zweite den Schwangern und die dritte den Findelkindern, deren jährlich im Durchschnitt 1400 eingebracht werden. Ueberdies werden Waisen und Armenkinder, auch verlassene Kinder — unter sieben Jahren — aufgenommen, und wenn sie verkrüppelt sind, lebenslang aufbewahrt. Die Anstalt faßt ohngefähr 4000 Kinder in Allem. Die gesunden Kinder werden in die Lehre gethan, und das Haus sorgt auch noch für sie, wenn sie es schon verlassen haben. — Vorgesetzte und Gönner der Anstalt bereisen jährlich die Gegenden und Departements, in welchen ein Theil dieser Kinder, theils bei Lehrmeistern, theils bei Ammen untergebracht sind, um ihrer wahr zu nehmen. Man rechnet, daß ihre Anzahl sich im Durchschnitt auf 3000 beläuft. Sie sind als eine nützliche Pflanzschule für das künftige Geschlecht an zu sehen. — Diese Anstalt schreibt sich aus dem sechszehnten Jahrhundert her, und zwar seit den Jahren 1530 und 1531. Damals trieb die allgemeine Hungersnoth eine Menge unglücklicher Landleute aus allen Gegenden nach Lyon. Funfzig der reichsten Einwohner vereinigten sich zu ihrer Unterstützung. Anfangs wurden 8000 von diesen Unglücklichen dem Hungertode entrissen, in der Folge noch 12,000, denen 52 Tage lang, auf Kosten der Stadt, Nahrung und Obdach gereicht wurde. Von dem Ueberrest der eingelaufenen milden Gaben — er mochte sich auf 16,000 Franken belaufen — wurde der Grund zu diesem Armen- und Kinder-Hospital gelegt. — Es werden, wie gesagt, auch Greise darin aufgenommen, und 400 Stellen sind für sie bestimmt. Achtzigjährige treten ein, sobald sie sich melden; Jüngere — Keiner unter siebenzig Jahren — müssen warten, bis eine Stelle offen wird. Gewöhnlich dürfen sie nicht lange harren. — Die Anzahl der Schwangern und Wöchnerinnen ist unbestimmt; die meisten gehen von dort in das Hôtel-Dieu über. — Was sind Triumphbogen, Siegessäulen, Schlösser und Paläste; was sind Tempel und Bethäuser gegen solche Gebäude! —

Chletag.

Ein Zug von Philipp II.

So verrufen Philipp II. als Verfolger des Protestantismus und als Feind der Toleranz dasteht, so kalt und barbarisch und despotisch er in der Weltgeschichte erscheint, dennoch finden sich auch Züge bei ihm, die an seinem Charakter irre werden lassen. Die Künste, besonders die Malerkunst, liebte er so sehr, daß er selbst mit Glück malte, daß er, der Herrscher zweier Welten, fast alle Tage eine Stunde zeichnete oder malte oder einen Künstler mit seiner Gegenwart beehrte. Eines Tages ward ihm der Maler Morales vorgestellt, einer der größten seiner Zeit. „Ihr seyd sehr alt!“ sprach Philipp zu ihm. — „Ja“, erwiederte der Maler, „und sehr arm dazu!“ — Dies rührte den König so, daß er ihm sogleich jährlich 200 Dukaten „zur Mittagstafel“ anweisen ließ. „Und was erhalte ich zur Abend-Mahlzeit?“ fragte der Maler ziemlich keck. — Kein Mensch würde sich wundern, wenn Philipp den Unbescheidenen ohne Antwort gelassen hätte. Aber lächelnd erwiederte derselbe: „Auch 200 Dukaten!“ — Beide Summen wurden ihm auch immer richtig ausgezahlt.

Eckber.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aachen. Das ſeit einem halben Jahre erſt heraus gekommene Aachener „Kunſt- und Unterhaltungsblatt" hat ſeit Neujahr ſchon wieder zu erſcheinen aufgehört. Der Herausgeber deſſelben hat ſich nunmehr mit dem Herausgeber des ebenfalls nicht mehr erſcheinenden „Aachener Anzeigers" zu der gemeinſchaftlichen Begründung eines neuen Unterhaltungsblattes, der „Rheiniſchen Flora", verbündet. Ein in den erſten Nummern derſelben enthaltener philoſophiſcher Aufſatz gegen die Lehre von der Erbſünde, der freilich in kein Unterhaltungsblatt gehörte, verwickelte die arme „Flora" in einen heftigen theologiſchen Streit mit einem hieſigen Pfarrer. — Ein Hr. Storberg, Verfaſſer einer früher herausgegebenen Sammlung Gedichte, die von den Recenſenten ſtark angefochten wurde, giebt ſeit Anfang des Jahrs hieſelbſt ein „Sonntagsblatt" ebenfalls zur Unterhaltung heraus. Dieſe Unterhaltungsblätter ſchießen hier am Niederrhein wie die Pilze hervor, vergehen aber auch eben ſo ſchnell wieder. — Wichtiger, wenigſtens für die ältere Geſchichte des Niederrheins, iſt eine Zeitſchrift für die Alterthumskunde Cöln's und der Umgegend, welche der verdienſtvolle Alterthumsforſcher, Profeſſor Brewer in Cöln, heraus zu geben gedenkt. Das erſte Heft wird ſich mit den Ubiern, und den noch vorhandenen Denkmälern derſelben aus der vor-römiſchen Zeit, beſchäftigen. — Der bekannte Schriftſteller J. Bapt. Rouſſeau, der ſeit einiger Zeit hier privatiſirt, beſchäftigt ſich mit der Herausgabe eines Trauerſpiels: „Michel Angelo", das, im Verlage von La Ruelle hieſelbſt, nächſtens erſcheinen wird. — Der Profeſſor am hieſigen Gymnaſium, Chr. Quix, Verfaſſer der „Beſchreibung von Aachen und ſeiner Umgebungen", einer Zoologie und einiger Neujahrsſchriften für Kinder, giebt im Verlage von Ulrichs hieſelbſt eine „Beſchreibung und Geſchichte der Aachener Domkirche, verbunden mit einer Geſchichte der ſiebenjährigen ſogenannten Heiligthumsfahrt" heraus. — Das „Jahrbuch des Regierungs-Bezirks Aachen für das Jahr 1825", von dem hieſigen Vermeſſungs-Conducteur Ahn, iſt diesmal ſehr reichhaltig ausgefallen, und zeichnet ſich von den früheren Jahrgängen vortheilhaft aus. Unter Anderem enthält daſſelbe eine ausführliche Geſchichte und Beſchreibung des Aachener Doms. — Der hieſige Conſiſtorial-Rath Hüegen iſt zum biſchöflichen General-Vicar und Dom-Dechant nach Cöln beſtimmt. Wenn Aachen auch hierdurch einen ſeiner achtungswürdigſten und gelehrteſten Geiſtlichen verliert, ſo kann man dennoch dem Niederrhein zur Ernennung eines ſo heldenkundigen Mannes zum General-Vicar nur Glück wünſchen. Namentlich iſt zu hoffen, hierdurch und bei der bald bevorſtehenden Beſetzung des biſchöflichen Stuhls zu Cöln endlich den dogmatiſchen Reibungen und Zänkereien hinſichtlich der gemiſchten Ehen ein Ziel geſetzt zu ſehen. Wohl nirgends ſind die gemiſchten Ehen ſo zahlreich als in hieſiger Gegend, beſonders ſeit den letzten zehn Jahren, da eine Menge hier angeſtellter proteſtantiſchen Beamten aus den altpreußiſchen Provinzen katholiſche Mädchen heirathen. — — Der Verein zur Unterſtützung auswärtiger, der hieſigen Brunnen-Kur bedürftiger Armen hat ſeine zweite Jahres-Rechnung abgelegt. Im Laufe des Jahres 1824 ſind 700 Thlr. an freiwilligen Beiträgen eingegangen; hiervon ſind mit 211 Thlrn. zwölf auswärtige Kranke unterſtützt, deren Uebel durch den Gebrauch der hieſigen Bäder weſentlich gebeſſert, zum Theil ganz beſeitigt wurden. Der Reſt der Beiträge iſt zum Capital-Fonds geſchlagen, der Ende des Jahres 1824: 1700 Thlr. betrug. Ueberhaupt herrſcht noch immer reger Sinn für die Noth der ärmeren Brüder. Ein ungenannter Wohlthäter hat 200 Thlr. zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Gymnaſiaſten geſchenkt; die Gaben für das neuerrichtete St. Vincent-Hoſpital betrugen im Jahr 1824: 3365 Thlr., ſo daß daſſelbe jetzt ſchon einen Capital-Fonds von 9500 Thlrn. beſitzt, der ganz aus freiwilligen Beiträgen, ohne irgend eine Collekte, zuſammen gefloſſen iſt. Der Central-Verein zu Düſſeldorf, zur Unterſtützung der durch die Ueberſchwemmungen verarmten Bewohner des Niederrheins, hatte bis Ende Januar d. J. ſchon 31,000 Thlr. eingenommen. — Es iſt nunmehr ganz beſtimmt, daß das niederrheiniſche Muſikfeſt an den nächſtkünftigen Pfingſt-Feiertagen hier, und zwar bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes, gefeiert wird. Für den erſten Tag iſt das „Alexander-Feſt" von Handel beſtimmt. Ferd. Ries von Bonn wird die Direktion übernehmen. — Mehrere Winter-Concerte, ſowohl von einheimiſchen als von fremden Tonkünſtlern, waren ziemlich beſucht. Vorzüglichen Beifalls erfreuten ſich der Muſik-Direktor Schmidt aus Munſter, ein Zögling Spohr's, und die Oldenburgiſche Sängerin Kohl-Baleſſi. Die nach Neujahr begonnenen Abonnements-Concerte des hieſigen Muſik-Vereins, deren Einnahme zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt iſt, wurden ebenfalls zahlreich beſucht. — Daß von den angeſehenſten Einwohnern Düſſeldorfs ſeit zwei Jahren gegebene Beiſpiel, durch einen Beitrag zu wohlthätigen Zwecken ſich von den läſtigen Neujahrs-Gratulationen ab zu löſen, hat hier bis jetzt nur zwei bis drei Nachahmer gefunden. Der alten Sitte oder vielmehr Thorheit getreu, fuhr auch am letztverfloſſenen Neujahrstag Alles, was ſich zur vornehmen Welt rechnet, wie der herum, und ſtatterte Gratulationen in Perſon oder durch Viſiten-Karten ab, „weil es hier nun einmal ſo der Brauch iſt!" — — n.

Auf den Bällen in Paris pflegt man diejenigen jungen Damen, welche faſt gar nicht zum Tanz aufgefordert werden, disponible zu nennen; die andern heißen active, und tragen gewöhnlich in ihrem Gürtel, außer dem Fächer, ein elegantes Souvenir, auf welchem die Contretanze notirt ſind, zu denen ſie aufgefordert worden. (Pandore.)

Zu den drolligen Berechnungen gehört gewiß auch folgende: Das Théâtre françois hat in ſieben Monaten ein neues Trauerſpiel und neun neue Comödien gegeben, alſo 17 Akte, oder 6500 Verſe. Wenn man dies auf 210 Tage und 34 Schauſpieler vertheilt, ſo hatte Jeder derſelben täglich ¾ Verſe zu lernen. (Journ. d. Par.)

Der Luftſpringer Caſello Sirmano nahm unlängſt folgenden romantiſchen Abſchied in Florenz. Indem er an einem langen Seil in die Höhe ſtieg, warf er Blumen auf die ihn umgebenden Damen, ſchwang ſich dann pfeilſchnell herab, in eine ſchon bereit ſtehende Poſt-Chaiſe, und flog davon. (Corsaire.)

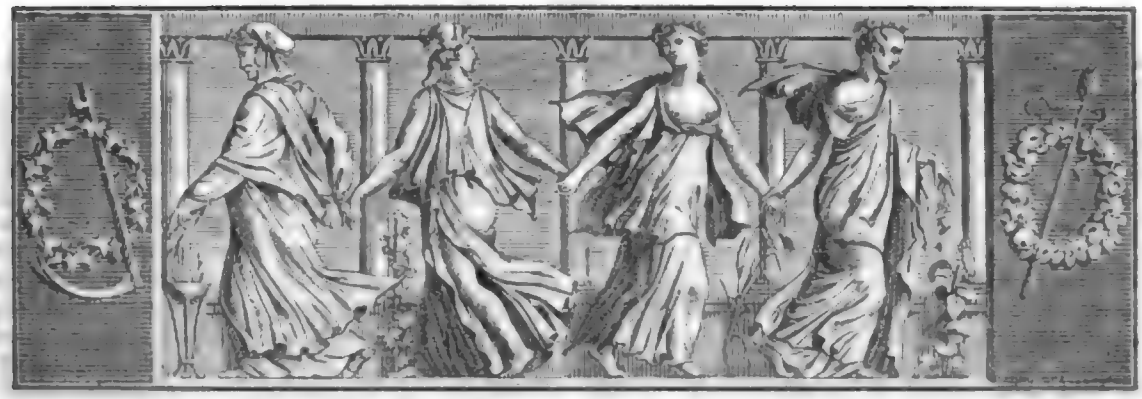
Die Theater von Paris faſſen in Allem 18,400 Zuſchauer, nämlich: die Académie Royale de musique: 1900; das Théâtre françois: 1500; die komiſche Oper: 1800; das Odéon: 1800; die italieniſche Oper: 1300; das Gymnaſe: 1300; das Vaudeville: 1300; die Variétés: 1200; die Gaité: 1800; das Ambigu comique: 1500; die Porte St. Martin: 1800; der Cirque olympique: 1200. (Corsaire.)

Nach einer Zählung giebt es jetzt in England 12,400 verſchiedene Dampfmaſchinen. In der Umgebung von Mancheſter befinden ſich z. B. 36,000 Webeſtühle, welche durch Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt werden, und die ſo viel leiſten, als das Händewerk von 200,000 Menſchen leiſten würde. (Corsaire.)

Ein Schuhmacher in Breslau hat einen undurchdringlichen und unabnutzbaren Schuh erfunden, der ſechs Sohlen hat: drei metallene, zwei von Leder und eine von Kork. Ehe eine ſolche Verſohlung reißt, kann der Träger derſelben damit drei Mal um die Welt gehen! (Corsaire.)

Druckfehler. Auf dem Titel des 31ſten Blattes muß es, ſtatt: Sonnabend den 23. Februar, heißen: Mittwoch den 23. Februar.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 28. Februar. 34ſtes Blatt.

Gloſſe.

Thema: Nach dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder Gleichen!
Trock'nes Brodt! und ſaures Bier!
Goethe.

In der Stadt.

Sonne neigt zum Niedergang;
Für die holden Abendſtunden,
Schöne Fläche, habe Dank!
Wär' das Land gebirgumwunden,
Ey, ſo wär' ſie längſt verſchwunden.
Doch ertragen wir's nicht länger,
Unter'm Häuſerdruck zu keuchen,
D'rum, Natur, laß deine Sänger
Flüchten zu der Unſchuld Reichen,
Nach dem Dörfchen laß uns ſchleichen.

Vor dem Thore.

Welch ein Leben in der Weite!
Seht, Geliebte, jenen Hügel
Nahm der Wind auf ſeine Flügel,
Wehr' ihn her auf dieſe Seite,
Daß er morgen dorthin gleite.
Immer Neues ſehen wir
In dem wogenden Revier.
Du nur troßeſt gleich den Rieſen,
Berg, den wir uns auserkieſen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier.

Im Dorfe.

Nicht ein Laut verräth die Stille
Dieſer Thäler, dieſer Höh'n;
Iſt es denn der Götter Wille,
Daß ſich Drang in Schweigen hülle,
Ständ' auch uns das Schweigen ſchön.
Doch hier klappert ſchon die Mühle,
Und es rauſchen alte Eichen;
Nahe ſind wir unſerm Ziele:
Süßen Labetrunk zu reichen,
Welch ein Wirthshaus ſonder Gleichen!

Das Wirthshaus.

Und die Wirthin macht ein Weibchen
Mit zwei Augen grün und hell,
In dem Röckchen von Flanell
Läuft ſie wie ein Turteltäubchen
Hin und her, ſo flink, ſo ſchnell.
Gäſten Speiſe, Thieren Futter,
Theilt ſie aus als treue Mutter;
Alles iſt vortreflich hier:
Reger Käſe, ſtarke Butter,
Trock'nes Brodt und ſaures Bier!
Simrock.

Mein Ruhm.

(Schluß.)

Nach einer monatlichen Ruhe zogen wir weiter, um nach einigen Tagen wieder zu ruhen; ich erhielt meine Ruheſtätte bei einem Acker-Rath, einer ehrlichen Haut und gutem Zecher. Seine Ehehälfte war eine gewaltig lange häßliche Geſtalt, aus deren zahnloſem Munde nur noch zwei Zähne, den eigenen Ohren Verderben drohend, hervor ſtanden. Beide Eheleute waren ſehr geſchäftig, heraus zu bringen, wer ich eigentlich nebenbei noch ſey, wie es mit dem Vermögen, Luſt zum Heirathen u. ſ. w. ſtehe. — Während meines beſchwerlichen Feldzuges habe ich bedeutende Erfahrungen gemacht, wie man die verſchiedenen Stände ſchätzt und

achtet; man kann sich allenfalls jeden beliebigen honetten Stand wählen, wenn nur durchblickt, daß ein Etablissement oder eine Anstellung nicht gar zu fern ist: die lieben Eltern sind dann, wenn sich Töchter im Hause befinden, ganz artig; nur um Gotteswillen wolle man kein Dichter oder Schriftsteller seyn. Diese Leute weiß der Deutsche nirgends zu placiren; es macht dem ehrsamen Bürger rechten Jammer, wenn so ein Mensch unter sie geräth: welchen Platz soll er bei Tische einnehmen? — wie tief muß man den Hut vor ihm ziehen? — bekömmt er die erste, zehnte oder letzte Tasse Kaffee? — lauter Fragen von Wichtigkeit und so schwer zu beantworten! — Einer meiner Freunde machte sich einst den Spaß, bei dem Eintritt in ein mir fremdes Haus, auf die natürlich erste Frage: wer der Fremde sey? zu antworten: „Ein Schriftsteller!" — Welche Noth brachte er dadurch unter die Leute! Mein Freund war ein Mann von bedeutendem Range und vornehmer Familie; aber welche Nummer der bürgerlichen Ordnung paßte nun auf mich? — Mit einem sorgenvollen Gesichte verließ uns der Hausvater, um meinetwegen im „Conversations-Lexicon" nach zu lesen; aber die zehen Bände sammt Supplementen gaben keinen Aufschluß. Der Informator, ein drei und sechszigjähriger Candidat der Gottesgelahrtheit, ward citirt; der gute Alte machte nun erst die Sache confus. „Werther Herr!" — begann er — „ich werde die Sache aus einander setzen, und im Eingange die Schriftstellerei im Allgemeinen betrachten; dann im ersten Theile zeigen, wie große Potentaten und Herren, wie nicht minder viele arme Schlucker diese Kunst betrieben haben; sodann im zweiten und letzten Theile zeigen, was im Ganzen von den Leuten zu halten ist." — „Großer Gott!" rief der Wirth; „das währt zwei Stunden; der Ofener will decken, und ich weiß nicht, wo der fremde Mensch hingesetzt werden soll; darum schnell, ganz schnell!" — „Ist mir leid, selbiges läßt sich nicht thun; um über die fraglichen Subjekte Auskunft zu geben, bedarf es Zeit!" — mit diesen Worten entfernte er sich. Ganz desperat schellte der geängstigte Mann und ließ mich vorfordern. — „Lieber, bester Herr, Sie sind ein scharmanter Mann und Schriftsteller; aber ich bitte, sagen Sie mir, besitzen Dieselben nicht sonst einen Titel oder Amt? — ich weiß wahrhaftig nicht —!" — „Wo Sie mit mir hin sollen?" unterbrach ich ihn — „mein Titel ist Hauptmann, meine Beschäftigung die Landwirthschaft." — „Jacob!" rief der Erheiterte, „zwischen Frau von B* und Frau von L**!" — Da sich der Landsturm auf eine wahrscheinlich nur kurze Zeit versammelte, so war es eine natürliche Frage, was der jetzige Landstürmer, außer dem etwaigen Mord und Todtschlag ex officio, für anderweitige friedliche Künste triebe; in dieser Rücksicht wird man mir die obige Digression verzeihen.

Die Frau Räthin war eine Gelehrte; sie hatte früher als Gouvernante die Kindlein des Alten erzogen, und dann, als Wirthschafts-Mamsell, dessen zahmes Vieh; nachdem er Wittwer geworden, stieg sie von Stufe zu Stufe in's Ehebett des Raths. Ihre literarischen Kenntnisse waren beträchtlich. Gellert und Gesner die Lieblings-Dichter; sie kannte sogar die Eschenburgsche Uebersetzung des Shakspeare, wird auch jetzt wohl die verballhornisirte Meyersche kennen, die äußerst wohlfeil zu haben und gar nichts werth ist. Unter ihrer Leitung stand ein Liebhaber-Theater; sie gab mit großem Effekt und ächten dramatischem Talent die „Ophelia", welche Rolle ihr den jetzigen Frauenstand eingebracht hatte, indem dieselbe, bei einer früheren Aufführung, in der Scene, wo sich der „Prinz" vor ihr nieder läßt, ganz begeistert extemporirte: „Herz nicht bewahrt; o Mann, so zart: Art ist gepaart!" — Der Rath als „Hamlet" konnte diesen schönen Worten nicht widerstehen. Das Einschiebsel paßte wenigstens eben so gut, wie die oft eingelegten Arien unserer Sänger; diese sowohl, wie die Räthin, beabsichten und erreichten den Effekt. — Man gab hier übrigens den „Hamlet" nicht gerade nach Goethe's Andeutungen, aber doch höchst belehrend; ein künftiger Theater-Kritiker konnte sich hier bilden, und etwa auf eben die Weise sein Fach studiren, wie der selige Knigge die beste Staatsverfassung in den elendesten Reichsnestern.

Ophelia hatte ihre Stiefkinder, trotz der wenigen Zähne, zum Hause hinaus gebissen; nur ein in der Fremde erzogenes Töchterlein war seit Kurzem heim. Um auch dieses los zu werden, machte sie den Plan, mir ihr liebes Lottchen zum ehelichen Gemahl zu geben, bemerkte, wie das gute Kind Leinen und Drell, nebst einem runden Sämmchen, besitze, also sehr wünschenswerth sey. Da ich aber lieber Gänse esse als füttere, die schöne Conditorin auch noch nicht vergessen war, so konnte mir das liebe Lottchen nicht dienen, worüber sich die Mama sehr erboste. — Die Marsch-Ordre erlöste mich von der Langen und ihrem Kindlein.

Es vergingen mehrere Tage ohne Bemerkenswerthes. Aus Heldenträumen weckte mich der Generalmarsch; schnell und in großer Ordnung rückten wir aus; immer näher und näher tönte der Kanonendonner; nach vier Stunden machten wir Halt; mehrere Wagen mit Blessirten kamen uns entgegen. Der nächtliche Marsch hatte wohl viele Erkältungen veranlaßt; dieses und der widerliche Anblick der Verwundeten wirkte contrair auf die Leute; Viele mußten zurück gehen. Wir Andern standen den ganzen Tag im hef-

tigsten — Regen. Der Feind erwartete uns wieder nicht; wir mußten also zwar mit heiler, aber nasser Haut in's Quartier, wo wir denn auch blieben — bis zu unserer Auflösung — d. h. bis zur Erlösung vom fremden Joche.

Und nun ist meine Frage: habe ich nicht Ruhm und Ehre verdient? — Darauf kann die Antwort immer nur seyn: So gut wie manche Andere! Demnach bitte ich Sie, Herr Redakteur, mit diesem Artikel das „Heldenbuch" zu vermehren und zu berichtigen; denn ich will nun einmal nicht, daß mein Ruhm untergehe in einer Zeit, wo die gedruckten Namen und Thaten der Helden Buchweise zu haben sind. Maz.

Der Ursprung der Puppen.

(Aus dem Französischen.)

Der gute König Carl VI. von Frankreich war bekanntlich geisteskrank. Eine Zeit lang füllte man seine Langeweile mit der Erfindung der Spielkarten aus, allein bald ward ihm auch dies zum Ueberdruß, und vergebens sann man auf andere Mittel, ihn zu beschäftigen. Da verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft eines Menschen aus Padua, der mit 30 Maulthieren heran gezogen kam, welche lauter Kasten trugen und mit Klingeln behangen waren. Er hieß Pufello, und hatte nicht weniger als 96 römische Kaiserinnen bei sich, nach Denkmünzen oder Bildsäulen in Holz geschnitzt. So durchzog er ganz Europa mit seiner Suite und sammelte, seines geringen Schaupreises ungeachtet, ein artiges Sümmchen Geld zusammen. Sein Ruf machte ihn bald zum unterhaltendsten Menschen für Frauen, Kinder und Hypochondristen. Ein Königlicher Befehl citirte ihn augenblicklich an den Pariser Hof, wo er nun ohne Säumen mit seinen Mauleseln und Kaiserinnen und einem allerliebsten Affen (dem Orchester damaliger Zeit) eintraf. In dem Garten-Saal breitete er sein geheimes Cabinet aus, der König erschien und Pufello begann seine Deklamationen. — Bis zur Kaiserin Poppea (Poppea Sabina) gekommen, sprach er Folgendes: „Hier ist, Sire und hochgeehrte Herren und Prinzessinnen, das sehr ähnliche Abbild der Kaiserin Poppea, Tochter des Titus Ollius, und der Poppea, einer römischen Dame, die sich selber um's Leben brachte, weil sie sich als die Nebenbuhlerin der Messelina sah, welche, gleich der Poppea, in den Tänzer Mnester verliebt war. Diese Kaiserin, Sire und hochgeehrte Fürsten und Prinzessinnen, verband mit den Reizen ihres Gesichts alle Anmuth des Geistes, und wußte die Koketterie aufs geschickteste mit der Liebenswürdigkeit und Hingebung zu vereinen. Sie ward zuerst die Gattin des Crispinus, eines römischen Ritters; aber Otho, nachheriger Kaiser (damals Günstling Nero's), raubte sie dem Crispinus und heirathete sie. Man hat wohl Recht, daß ein verbotenes Glück sich nicht mit Ruhe genießt. Otho sprach so oft von der Schönheit dieser Poppea zum Nero, daß der Monarch sich nicht erwehren konnte, sie einmal zu sehen, und sie gleich so lieb gewann, daß er ihren Gatten geschwind auf einen entfernten Gouvernements-Posten von Lusitanien sandte. Indeß der verruchte Fürst begnügte sich damit noch nicht, sondern verstieß seine eigene Gattin Octavia und führte die schöne Poppea zu Hymens Altar. Bewundern Sie, hochgeehrte Fürsten und Prinzessinnen, die aufkeimende Bosheit eines Nero, der —." Hier gab der französische Canzler dem Pufello einen Wink, daß er solche Betrachtungen lassen und sich nur hübsch an das Geschichtliche halten solle. Der unterbrochene Erzähler verschluckte rasch ein ihm eben dargebotenes Gläschen Burgunder, wischte sich den Mund mit seinem langen Aermel und fuhr also fort: „Poppea, die Sie hier vor sich sehen, Sire und hochgeehrte Herren und Prinzessinnen, hatte eine einzige Tochter mit Nero. Der Kaiser, darüber entzückt, gab ihr den Namen seiner Mutter: Augusta. Aber, Sire und hochgeehrte Herren und Prinzessinnen, dieses Glück währte leider nicht lange Zeit. Nero war hart, grausam und schrecklich eifersüchtig: und in solchem eifersüchtigen Anfall versetzte er eines Tages, da er aus dem Bade kam, der schönen Poppea einen Fußstoß an einer Stelle, die mir die Hochachtung zu nennen verbietet, dessen Folge aber war, daß Poppea im fünften Monat ihrer zweiten Schwangerschaft starb. Der Heuchler Nero beweinte den Tod seiner Gattin mit hellen Thränen, und ging in seiner teuflischen Zärtlichkeit so weit, daß er ihr eine Leichenrede hielt und ihr ein prachtvolles Denkmal setzte, dessen Spuren man noch heut zu Tage am Ufer des Tiber zwischen dem Tempel der Vesta und dem Brunnen des Coriolan sieht!"

Hier ließ der König, den diese Geschichte besonders zu interessiren schien, sich das Bildniß der Poppea zur näheren Besichtigung reichen, betrachtete es lange Zeit mit Theilnahme, und äußerte den Wunsch, es zu behalten. Der Canzler mußte mit Pufello unterhandeln und kaufte im Namen des Monarchen das Standbild für 50 damalige Pariser Sols (300 Franken jetzigen Werths). Wie das Beispiel des Hofes in allen Dingen, wo es nur angeht, gern vielfache Nachahmung findet, so auch dieser Kauf. Pufello sah in wenigen Tagen alle seine römischen Kaiserinnen in Geld verwandelt; nicht bloß die Hofschranzen, sondern auch reiche Bürger liefen sich den Rang ab, ein Standbild zu haben, und da des Königs Standbild eine Poppea war, so nannte Jeder das seinige ebenfalls Poppea, woraus Poppée, Pouppée, Poupard, und zuletzt Puppe ward (Poupée). Nachdem die Alten sich daran satt geweidet, ward die Sache Kinder-Spielwerk, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. H. D. Cuße.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Auf der Königlichen Bühne soll nun endlich „Macbeth" wieder einstudirt werden und zwar mit einer neuen Herrerei, die indeß ohne Hülfe des Bösen vollbracht wurde. Macbeth ist nämlich — jung geworden, laut den Erklärungen, die neulich aus dem Shakspeare entstanden oder in ihn hinein erklärt sind. Dem sey nun, wie ihm wolle; wir sind überzeugt, daß auch diesmal, vertheidigen sie nur in wiederholten tüchtigen langen Abhandlungen ihre Principien, die Neuerer Recht behalten, besonders da Shakspeare nicht mitreden kann oder darf, wenn sich die modernste, will sagen scharfsichtigste Scharfsüchtigkeit frische Ansichten in den Kopf gesetzt hat. Wir hegen die tiefste Achtung vor dem brittischen Dichter-Heros, aber wenn er jetzt aus der Gruft erstände, müßte er sich doch von uns beweisen lassen, was er eigentlich gedacht und bezweckt hat; das versteht sich von selbst. Sollen wir Jemand fortdauernd verehren, muß er auch unserer Meinung seyn, muß it zugeben, daß wir Alles noch etwas klarer wissen, als er, sonst können wir unsere Verehrung suspendiren. Uns ist das fürerst ganz gleich, weil wir doch den „Macbeth" bekommen und zweitens Mad. Stich als „Lady Macbeth" sehen werden, also in einer Rolle, welche sich die Künstlerin gewiß höchlichst aneignet. Auch Hr. Rebenstein als „Macbeth" wird uns behagen. — — Im Königsstädter gab es wieder viele Neuigkeiten und gute Einnahmen. — „Der Gasthof ist voll oder der taube Gast", eine Fastnachts-Posse, nach l'Auberge plein übertragen von Hrn. Angely, wäre Nummer Eins. Die Leute meinten, es sey eine Fast tags-Posse, indem, auch bei dem besten Appetit, nichts Genießbares daran zu finden wäre. Demzufolge machten sie eine Motion — aber nicht, wie im englischen Parlament, um damit einen Vorschlag zur Berathschlagung zu bringen, sondern eine entscheidende mit dem Unter-Parlament, den Füßen. Der taube Gast — er selber hat's vernommen; auch scheint es fast, er will nicht wieder kommen! Doch könnt' er sich nur etwas kürzer fassen, wird sicherlich man ihm sein Plätzchen lassen. — Besser ging es der Vaudeville-Posse: „Sieben Mädchen in Uniform", ebenfalls von Hrn. Angely nach dem Französischen bearbeitet. Sieben Mädchen, die das militairische A B C eingelernt haben! — allerdings ein Spaß, der es werth ist, daß sich zehen und mehr Mal die Räume füllen, woran es nicht fehlen wird, da nachstdem mancher Scherz das leichte Werkchen zu fernerer Erhaltung des leichten Sinns empfiehlt. — „Der Eifersüchtige wider Willen", ebenfalls nach dem Französischen bearbeitet, von Hrn. Meyer, ward auch beifällig aufgenommen. — Nach diesen drei Neuigkeiten, die an der Seine Strom erinnern, gab es auch eine acht deutsche Posse, benannt: „Der Tiroler Wastel". Im alten vaterländischen Ganzen, wo es Theater giebt, hat man längst den Genuß gehabt, besagtes Stück zu belachen; uns scheint das Harren darauf noch nicht zu lange gewährt zu haben, denn die Zuschauer jauchzen dabei, als wollten sie alles Versäumte nachholen. — Mit den Darstellungen sämmtlicher Stücke war das Publikum ungemein zufrieden, und überhaupt ist ihm manche im Königsstädter gestattete Freiheit nicht minder einladend, als die für den meistwilligen Frohsinn gut berechnete Wahl der Stücke. M — e.

Byron's Meinung über Shakspeare. (Nach Medwyn.) „Shakspeare hatte viele Vorzüge als dramatischer Dichter. Er war Schauspieler von Profession, und dessen ohngeachtet stand er zu seiner Zeit in keinem hohen Ruf. Man lese nur, was Ben Johnson und andere Zeitgenossen von ihm sagen. Ueberdies, wie wenige sogenannte Shakspearesche Stücke sind ausschließlich von ihm, und welche Gewährleistung, welchen Maaßstab haben wir, dasjenige, was von ihm, von dem zu unterscheiden, was nicht von ihm? Wie weit sind wir vom siebenzehnten Jahrhundert entfernt? Wie viele Werke haben in diesem Zwischenraum ihre wahre Gestalt verloren? Die Schauspieler, die den Shakspeare aufführten, haben nach Gefallen gestrichen, versetzt, und sogar den Text verändert und verdreht, theils um ihren Zuhörern, theils sich selbst zu gefallen! Wer weiß, wie viel Rost sie (wie von Tristram Shandy's Schilde) abgescheuert? Und wie viel Rost und schlechtes Metall ist noch geblieben? Wie werde ich mich noch herum zanken müssen, wegen der alten dramatischen Dichter, mit ihren langweiligen Antithesen, ihren knarrenden und polternden Reimen, ihren ewigen platten Wortspielen! Erst seit Kurzem fängt man zu glauben an, Shakspeare sey kein Gott, und sey nicht der Einzige in seinem Jahrhundert; und doch, wie wenige Stücke seines so hoch belobten Zeitalters haben ihre Verfasser überlebt, und wie viel weniger werden noch heutiges Tages aufgeführt? Zählen wir sie auf: — Ein einziges Stück von Massinger: „Die neue Art, alte Schulden zu bezahlen"; eines von Ford, eines von Ben Johnson *) und ein halbes Dutzend von Shakspeare: und unter diesen letzteren sind sogar zwei in Opern umgearbeitet worden, „die beiden Veroneser" und „der Sturm". Heißt das, ein National-Theater haben? Jetzt, da Kemble sich von der Bühne zurück gezogen, wer kann den „Coriolan" geben oder geben sehen? „Lady Macbeth" ist mit Mistr. Siddons dahin gestorben; „Polonius" wird mit Munden ein Gleiches thun. **) Shakspeare's Lustspiele sind überall; mehrere darunter nicht zum Lesen, noch weniger zum Darstellen. Sie sind Schwarzbrod oder Pumpernickel, geschmackvoll für einen englischen oder deutschen Magen, unverdaulich für einen französischen und italienischen. Man liest kaum zehn bis zwölf Verse hinter einander, ohne auf Stellen zu stoßen, welche den Gesetzen des Geschmacks und der Anständigkeit zuwider laufen. Was läßt sich im „Sommernachtstraum" von Bottom, welchen Oberon in einen Esel verwandelt, was läßt sich von der Liebe und Leidenschaft des „Troilus" und der „Cressida" denken?" — Er fuhr fort: „Die Franzosen machen uns mit Recht den Vorwurf, daß wir die Regel der Einheit über den Haufen werfen, die ganze Geschichte eines Mannes zum Gegenstand des Schauspiels einiger Stunden machen, und nennen uns lächerlich, weil wir im ersten Akt ein Kind, im letzten einen Greis aufführen. Ich bin stets ein großer Anhänger der Einheit gewesen, und bin überzeugt: es ließen sich noch viele Handlungen zu Stücken bearbeiten, worin diese Regeln beobachtet werden könnten. Niemand kann und darf so ungereimt seyn, zu behaupten, die Regel der Einheit sey ein Fehler, oder ein Mangel. Die Nichtbeachtung derselben ist ein Fehler des Genies, oder ein Mangel an Genie. C.

*) Die Titel beider Stücke hat Capit. Medwyn vergessen.

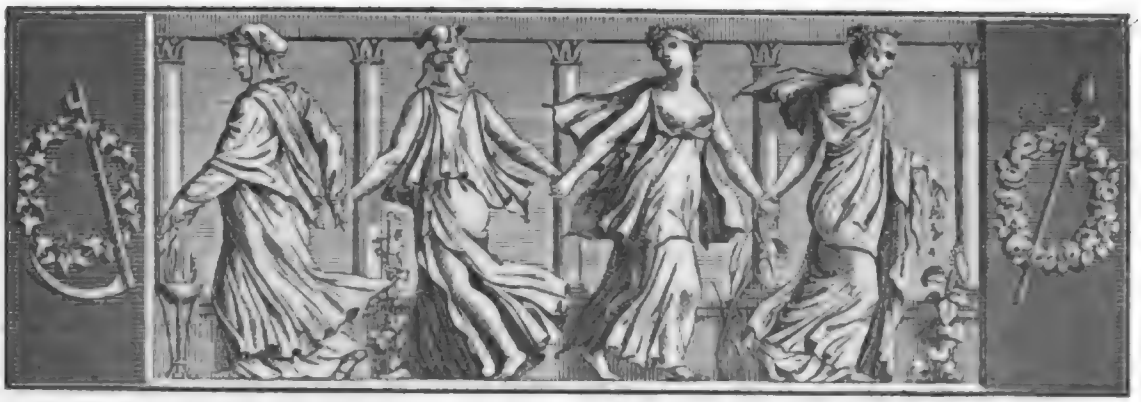
**) Herr Quincy Adams, Minister des Auswärtigen in den vereinigten nordamerikanischen Staaten, versicherte, als er Gesandter in Berlin war, dem Schreiber dieses: er habe nie in Amerika und England einen „Polonius" gesehen, wie Iffland; Iffland habe ihm den Aufschluß zum „Polonius", und Schlegel die beste Erklärung der schwersten Stellen im Shakspeare gegeben.

Ein Drogist zu Aleppo ließ unlängst seinen Laden reinigen, und entdeckte bei dieser Gelegenheit zwischen zwei Wandbrettern ein doppeltes Exemplar des von Omar commentirten Korans, das so selten ist, daß es vielleicht nur drei solcher im ganzen ottomannischen Reiche giebt. Der Muphti hat dem Eigenthümer bereits 6000 Beutel bieten lassen. (Corsaire.)

Ein böhmischer Bauerssohn heirathete unlängst eine Wiener Schauspielerin, deren Hochzeitsgeschenk sich allein auf 60,000 Gulden an kostbaren Steinen und Diamanten belief. (Corsaire.)

Im Jahr 1760 zahlte Paris nicht weniger als 1,000,000 Einwohner. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 2. März. 35ſtes Blatt.

Das polniſche Gaſtmahl.

(Aus dem Polniſchen; nach Kraſicki.)

Um der Landesſitte gemäß meinen Nachbarn zum Namenstage perſönlich meine Glückwünſche ab zu ſtatten, fuhr ich zu einem, durch ſein Amt, ſeine Reichthümer und ſeine Urbanität ausgezeichneten Edelmann. Das alte hölzerne Wohnhaus, die zum Theil geborſtenen und in die Erde verſunkenen Wände bezeichneten allerdings das unſchätzbare Alter deſſelben, aber da ſich die Fenſter kaum eine Elle hoch über die Erde erhoben, ſo konnte es im Hauſe an Feuchtigkeit nicht fehlen.

Der Hausflur war, wie man hier zu ſagen pflegt, ſchußgerade, und ſo tief, wie das Haus ſelbſt; die große Thür, dem Eingange gegenüber, ſollte in den Garten führen, doch dieſer — fehlte. Links war eine große Stube, neben derſelben ein Schlafgemach von ähnlicher Größe; beide hatten getäfelte Wände, wahrſcheinlich mit mannigfaltigen Abbildungen; da ſie aber mit dem Hauſe ein gleiches Alter hatten, ſo waren ſie ſo vielfach zerborſten, daß man unmöglich erkennen konnte, was ſie vorſtellen ſollten, um ſo weniger, da hier und da alte Bruſtbilder in Panzern und Feresien,*) die, wie ich glaube, die Vorfahren des Wirthes oder der Wirthin vorſtellen ſollten, die Wände bedeckten.

*) Feresien war eine Art Mantel, der als Schmuck über der gewöhnlichen Kleidung getragen wurde und koſtbar war. Bei den Krakauer Landleuten findet ſich noch dieſe Tracht — ſie entſpricht dem Plaid der Schotten.

Ich kam gegen eilf Uhr an, und ſchon fand ich ein großes Gedränge; denn in zwei Stuben mußte die ganze Umgegend Platz finden. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und den in Verſen und Proſa wiederholten Glückwünſchen, gingen wir in das Speiſezimmer. Der Tiſch war auf ſechszig Perſonen gedeckt, unſerer waren jedoch beinahe anderthalb hundert; Jeder ſetzte ſich daher, wenn ihm dies gelang, wo und worauf er konnte. Mich packte man ſo vortreflich zwiſchen zwei Reifröcke, daß man nur noch meinen Kopf ſehen konnte; mit Mühe wand ich dennoch meine rechte Hand in die Höhe, aber ich konnte ſie, aus Furcht, den Feierkleidern meiner Nachbarinnen zu ſchaden, wenig benutzen, und ſah daher, von Hunger geplagt, auf eine ungeheure Pyramide aus franzöſiſchem Teige, welche mich völlig überſchattete, und, bei jedem Stoße an den Tiſch hin und her wankend, mich in Furcht ſetzte, ich möchte mit der ziemlich großen Fahne, welche ein Genius hielt und die mit dem Anfangsbuchſtaben des Namens unſeres Wirthes verziert war, einen Kopfſtoß bekommen.

Als es zu dem feierlichen Toaſt kam, zeigte man einen Becher, vielleicht noch aus den Zeiten Siegmunds, ſo groß, ſo hoch und ſo breit, daß ich in dem feſten Glauben ſtand, man hätte ihn einzig und allein zum Anſehen und zur Befriedigung unſerer Neugierde herbei gebracht. Als man hierauf anderthalb nicht kleine Flaſchen Wein in denſelben hinein goß, ſchloß ich, daß dies geſchehe, um deſſen Maaß zu zeigen: als ihn aber der Vornehmſte der Gäſte in beide Hände

nahm, an den Mund setzte, und, nur einmal aufathmend, bis auf den letzten Tropfen leerte, dann, ohne zu wanken, als wenn er eines zweiten wartete, ruhig seinen Platz einnahm, ihm hierauf die Uebrigen ohne Verzug nachfolgten, und die Reihe nicht mehr weit von mir war, versteckte ich mich voll Furcht zwischen beiden Reifröcken, und um so unbemerkter, da gerade des Zuckerwerks wegen, welches man herum trug, einige Gäste aufstehen mußten. Ich drängte mich dann in den Haufen, ein Anderer nahm meinen Platz ein, und ich ergriff von einem Nebentisch eine Schüssel und befriedigte meinen Hunger.

In dem Getöse, Gedränge und Lärmen entging ich glücklich jenem riesigen Becher; doch kleinere Becher, die hin und her gereicht wurden, mußte ich mehrere leeren. Wie wäre es auch möglich gewesen, nicht zu trinken, da es das Glück des Landes, die nachbarliche Freundschaft, das Wohl des Herrn und der Frau vom Hause und der würdigen Kinder der hochgeehrten Familie betraf; da in der allgemeinen Rührung die Nachbarn mit den vollen Gläsern vor mir, ich vor ihnen kniete; — da man mich bei meiner Rechtlichkeit beschwor, zu trinken; da es schon zu Beleidigungen kam und einer der Herren mich, obschon ganz freundschaftlich, doch ziemlich nachdrücklich, in die Seite stieß und mir und den Umstehenden, denen er ähnliche Stöße austheilte, hinter einander wiederholte: daß, wer die Gesundheit des Wirthes und dessen Familie nicht trinken würde, ein Schurke sey und es mit ihm zu thun haben würde.

Den schwersten Kampf hatte ich zu bestehen, als der schon hochgerbthete Hausherr in diesem Getümmel meiner ansichtig wurde, gerade als ich mich gegen einen sehr großen Becher, auf die Gesundheit aller ehrlichen Menschen, sträubte; — er drängte sich mitten unter uns und fing an mich so zu drücken und zu küssen, daß ich das Glas, welches ich nicht halb austrinken wollte, ganz und ohne Absatz zu leeren gezwungen wurde. — „Das ist mir ein würdiger Mann!“ rief nun mein vorher erwähnter Freund, der mich in die Seite gestoßen hatte. Bei diesen Worten umarmte er mich zärtlich und raunte mir weinend vor herzlicher Rührung in's Ohr: „Befiehl mir, was Du willst, und ich schwöre Dir bei Gott, des eigenen Vaters würde ich nicht schonen!“ — Indem ich ihn nothgedrungen ebenfalls umarmte und küßte, dankte ich ihm für eine so heldenmüthige Zuvorkommenheit, und wahrscheinlich hätte ich wieder trinken müssen, wenn nicht zum Glück das Rücken der Bänke und Tische das Ende des Mahls angezeigt und den Ueberschwang unserer Herzlichkeit unterbrochen hätte.

Als man anfing, auf die andere Seite des Hauses hinüber zu gehen, ich aber zurück blieb, merkte ich erst, daß sich auf dem Hofe zuweilen etwas hören ließ — nämlich kleine Mörser, aus welchen man bei jeder ausgebrachten Gesundheit schoß; — drinnen, in dem Tumult der anderthalb Hundert, hatte ich davon nichts vernommen.

Der Frost war streng und die Thüren im Hausflur waren auf beiden Seiten geöffnet; doch ich zog meine Mütze über die Ohren, und da ich etwas geruht hatte und also weniger erhitzt war, wie die Andern, durcheilte ich mit schnellem Schritte den, mit dem Schnupfen drohenden Hausflur, sah mich aber zu meinem größten Erstaunen in einem ärgeren Gedränge, wie vorher, da es doch meine Absicht gewesen war, ihm zu entgehen. — Haufenweise waren nämlich neue Gäste, besonders Damen, angekommen, die sowohl dem Herrn vom Hause eine Artigkeit zu erzeigen, zugleich aber an dem, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Tanze Theil zu nehmen wünschten.

Nach vielem Hin- und Herreden und Flüstern fing endlich der Tanz an, und es entstanden, wie ich mir vorstellte, die vielen vorangehenden Berathschlagungen deshalb, wer als erstes und zweites Paar antreten sollte. Ich beschloß, um ja Niemand in seiner Eitelkeit zu kränken, einer der Letztern zu seyn, und trat mit meiner Dame als sechstes Paar an; aber als man sich hinter mir zum Tanze stellte, sah ich mich sehr bald vorn an. Jetzt erdonnerte plötzlich die nicht sehr zahlreiche, doch durchdringende Musik, welche aus drei Violinen, einem Baß, zwei Trompeten und einem Waldhorn bestand. Trotz aller Anstrengung, vorwärts zu kommen, gelang uns dies erst nach einiger Zeit, und so lange stampften wir auf unsern Stellen kräftig den Takt; doch auch unser jetziges Fortschieben geschah, des großen Gedränges wegen, mit außerordentlicher Gravität; denn alle drei Schritte machten wir Stillstand, bis wir wieder das Gedränge, welches uns umgab, aus einander geschoben hatten. Allerdings ging es ohne Seitenstöße nicht ab, bis mir endlich mein herzlicher Freund zu Hülfe kam, und unsere Polonaise mit einer solchen Kraft unterstützte, daß der vierte Theil der Zuschauer zur Thür hinaus flog, bei welcher er sich nun als Schildwache hinstellte. Jetzt erst holten wir Athem und unser Tanz erhielt Leben.

Als man den Damen Kaffee reichte, so begrüßte man uns zugleich mit vollen Weingläsern. Der Tanz wurde stürmisch, noch stürmischer das Getümmel und das Getöse der gegenseitigen Empfehlungen, Verkündungen, und endlich auch Beleidigungen — ja es kam dazu, daß man einige Gäste hinaus führen, Andere aufhalten mußte, und da der Tumult immer bedenklicher zu werden drohte, und mein treuer Freund mich gerade nicht im Auge hielt, so schlich ich mich

unbemerkt hinaus, fand meinen Wagen vor dem Thore angespannt, und kehrte nach Hause zurück.

Die Feier dieses Namenstages gab mir Anlaß zu mehreren Bemerkungen über die Sitten und Gewohnheiten meiner Landsleute. — Es sey fern von mir, freundschaftliche Zusammenkünfte auf dem Lande zu tadeln, vielmehr würde ich gegen rohe Ungeselligkeit aus allen Kräften eifern; allein nichts darf übertrieben werden. Auch die öfteren Gesellschaften stören die Landwirthschaft, nähren die schädliche Neigung zum Nichtsthun und zur Verschwendung. — Das Haus, in welchem der Namenstag begangen wurde, zog meine Gedanken auf einen bei uns ziemlich allgemein herrschenden Fehler. Die reichsten Gutsbesitzer in Polen scheuen die Ausgabe für eine geräumige und bequeme Wohnung, indem sie bei andern weit weniger nöthigen Ausgaben keineswegs zu sparen pflegen. Die mit Schimmel überzogenen, geborstenen und in die Erde halb versunkenen Lehmwände machen nicht nur einen widrigen Eindruck, sondern auch die Wohnung feucht und ungesund. — Einem gerechten Tadel unterliegt endlich die wenige Aufmerksamkeit des Wirthes auf die Bequemlichkeit seiner Gäste. An einem Tische, der auf 60 Personen gedeckt war, sollten wenigstens 150 Gäste Platz finden; der größte Theil mußte daher, so wie ich, Hunger leiden, und wer zu einem Sitze und zum Essen gelangte, mußte unbequem im Gedränge sitzen.

Es kam nicht dazu, daß ich bei meinem Nachbar über Nacht blieb; nach der Beschränktheit der Wohnung zu urtheilen, mußte jedoch das Gedränge und die Unbequemlichkeit der Gäste über Nacht noch weit unerträglicher seyn, als am Tage. In andern Ländern sind die Gasthöfe, selbst auf Dörfern, in einer solchen Ordnung, daß man nicht nur Bettstellen, sondern auch Betten für sich und seine Bedienung sehr reinlich und ordentlich erhalten kann — dort also hat man nicht nöthig, wie bei uns, selbst auf Reisen von einigen Meilen, Wagen mit Bettsäcken und Lebensmitteln aller Art zu beladen, und bei jedem Aufenthalt das ab zu packen, was man mit sich führt.

Ein Gastmahl endlich erfordert nicht eine Unzahl verschiedener und deshalb oft schlecht zubereiteter Gerichte; ohne Zweifel wäre es besser, ein und dieselbe gut zubereitete Speise zu geben. Die eine Schüssel, die mir zu Theil wurde, enthielt eine so harte und sehnige Henne, daß nur mein heftiger Hunger mich dazu zwingen konnte, mir mit den Zähnen einige Stücke von derselben ab zu reißen.

Ich könnte noch einige Worte über den unmäßigen Genuß starker Getränke hinzu fügen; aber man hat hierüber schon so viel und so oft geschrieben, daß ich dasselbe nicht mehr wiederholen will, um so weniger, da dieses bei uns ehedem eingewurzelte Laster auf zu hören scheint. Czwalina.

Sentenzen von Swift.

Es geht mit engherzigen Leuten, wie mit enghalsigen Bouteillen. Je weniger sie enthalten, desto mehr Geräusch machen sie bei dem Ausgießen.

Schlechte Kritiker schimpfen auf elende Witzlinge, so wie uns Quacksalber und Betrüger vor Verfälschungen warnen, und die Betrügereien Anderer verschreien, bloß um ihren eigenen Abgang zu verschaffen.

Die größten Haberechte sind am leichtgläubigsten; denn sie glauben sich selbst am meisten und ziehen ihre falscheste Schmeichlerin und ärgste Feindin, ihre Eigenliebe, am meisten zu Rathe.

Wer seinem Freunde mit Erfolg geschmeichelt hat, muß sich zuletzt selbst für einen Schurken und seinen Freund für einen Narren halten. F.

Reiter-Lied aus dem Schauspiel: „Die Douglas".

Ueber des Lebens Klippen hinweg,
Ueber des Grabes traurigen Hügel
Setzet, als hätte der Rappe auch Flügel,
Jauchzend der muthige Reiter hinweg!
Schauet nur vorwärts und schaut nicht zurück:
Vorwärts, nur vorwärts, da blüht ihm das Glück!

Unter des Todes Streichen ergraut,
Ist auch das Glück ihm treulos verschwunden,
Folgt er, trotz Elend, Schmerzen und Wunden,
Kühn seiner Ehre, der lockenden Braut.
Sie ist die Jungfrau, die treu er gemint,
Für die in Strömen das Herzblut ihm rinnt.

Auf seines Lebens unstäter Bahn —
Heute hoch oben, morgen tief unten —
Ist ihm die Hoffnung nimmer verschwunden,
Sprengt er von Neuem den Felsen hinan:
Scheut nicht die Tiefe, scheut nicht die Höh',
Oben erst ruft er: Mein Rappe, nun sieh'!

D'rum bis Freund Hain den Durst uns gestillt,
Wollen wir trinken, wollen nicht sorgen.
Jubeln wir heut, was kümmert uns morgen,
Frisch nur die blinkenden Becher gefüllt.
Treu seiner Ehre, der Minne, dem Wein!
Dies muß dem Reitersmann Losungswort seyn.

A. v. Tromlitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. Der Poesie und Beredsamkeit Genius war auch unsern Vorältern nicht fremd. Gefühle und Leidenschaften herrschen wohl in jeder menschlichen Brust; die Ruhmbegierde aber eines kriegerischen Volks bedarf belebender Gesänge, und die Slavänen ließen die Waldungen am Dnepr, der Donau und dem Wolchov von ihren Siegel-Hymnen ertönen. Jedoch finden sich vor dem zwölften Jahrhundert keine schriftlichen Denkmale russischer Dichtkunst; die ältere Vorzeit liegt eingehüllt im Nebel der Muthmaßungen und Traditionen. Unfaßlicher sind die

Urkunden, unserer Sprache, als die unserer Geschichte: wahrscheinlich haben sich Sprache, Sitten und Gebräuche der Waräger oder Russen (Normänner, Zugvölker aus Skandinavien) mit denen der Slavanen vermengt, aus welcher Mischung dann die eigentliche russische Sprache mag entstanden seyn; wann aber und wie sich diese erst von der Ursprache getrennt, kann schwerlich entschieden werden. Die Bibel, aus dem Griechischen in die serbisch-bulgarische Mundart des Slavanschen (im zehnten Jahrhundert) übersetzt, lieh diesem den Reiz, die Vorzüge, Wendungen und Wortfügungen des Hellenismus. Uebersetzer geistlicher Bücher und spätere Chronikenschreiber, alle geistlichen Standes, einer erhabenen Schreibart sich befleißigend, schrieben oder wähnten zu schreiben in der sogenannten Kirchensprache, und füllten hiebei den Slavanismus mit fremden und örtlichen Wörtern und Redensarten an, die ihm im geringsten nicht zusagten. Indeß entwickelte sich die russische Sprache im allgemeinen Leben und verlor so nach und nach ihre ursprüngliche Rohheit, kam aber selten vor in Schriften, nie im Druck. Von der Tartaren Oberherrschaft behielt sie kaum bemerkbare Spuren, wogegen geistliche Schriftsteller des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die im polnischen Gebiet ihre Bildung erhalten, mit verdorbenen slavänisch-polnischen Ausdrücken unsere Muttersprache nicht wenig belasteten. Seit Peter dem Großen fand sich bei uns, mit der Annahme technischer Benennungen, auch der Geschmack für Latinismen und Germanismen ein. Das Zeitalter der Gallicismen fiel dann auf die Regierung Elisabeths und gegenwärtig erst hat die russische Sprache angefangen, den Staub der Jahrhunderte und das Klapperwerk fremder Redensarten von sich ab zu schütteln. Ihren jetzigen Standpunkt werden wir in der Folge ersehen, nachdem wir zuvor eine Uebersicht genommen von den politischen Hindernissen, die den Fortgang der Aufklärung und des Blühens der Literatur in Rußland gehemmt und verspätet haben.

Die neubekehrten Russen, eifrig im Zerstören aller Spuren ihres frühern Heidenthums, gaben auch ihrer alten Literatur den ersten Stoß. Bald schwand das für die Poesie so goldene Zeitalter Wladimirs, auf dessen Grabe die inneren Unruhen ausbrachen; nicht erholen konnte sich Rußland unter dem mild den Scepter der Jaroslave und Monomachs, weil die apanagirten Fürsten, gegen einander stets Ränke schmiedend, Polovzer, Ugrer und andere Völker in's Land beriefen, und mit deren Hülfe einander bekriegten. Gegen innere Feinde im Felde liegend, mußte das zerstörte Vaterland zu gleicher Zeit gegen fremde von außen auf der Wache stehen und am Ende brach das Ungewitter völlig los, als der stolze Mogol über den Ruinen der russischen Freiheit sein Gezelt aufschlug. — Alles was Feuer, Schwerdt und Unwissenheit zu zerstören vermag, ward zerstört. Gleich einem schwarmt Raben ließ sich die Horde Batu-Chan's auf den in eine Wüste umgewandelten Gefilden Rußlands nieder. Ihre Barbarei verrammelte dem Lichte jeden Weg, sowohl vom Occident als dem Orient. Nur in Klöstern und dem freien Nowgorod glommen noch schwache Funken der Aufklärung, während sonst überall nur Armuth und Unwissenheit Sicherheit für das Leben gewähren konnten. Jedoch einigermaßen erholte sich Rußland wieder, am Schwerdte eines Newsky, eines Donskoy sich stützend, und blühte auf während Kalitas und Wasilei Dmitrievitsch Regierung; alle ausländische Bildung aber erlosch mit Nowgorod und dessen Nachkommen. Johann der Strenge berief in's Vaterland auf's Neue Wissenschaften und Künste, denen auch der weise, aber unglückliche Godinov allen Schutz angedeihen ließ; doch die Schrecken des Interregnums, die Schandthaten der falschen Dmitren's, der Polen Treulosigkeit und die Plünderungen der Schweden erstickten die Saat, die seine Hand ausgestreut hatte. — Alexei bildete das Kriegswesen aus und bereitete durch abgeschlossene politische Verbindungen die Russen in etwas zur wichtigen Umwandlung vor; doch bis auf Peter's gesegnete Regierung betrieb man in Rußland die Wissenschaften nur als Zeitvertreib und im Gewerbe, nicht als ein systematisches Geschäft. Und soll es uns jetzt noch wundern, daß Rußlands eisiges Klima so wenig Blüthen der Literatur hervor gebracht! — Feuerschaden, Krieg und die Zeit haben auch von dem Wenigen das Meiste zerstört und der Russen Geringschätzung alles Vaterländischen trug hiezu, leider! nicht wenig bei.

Von den auf unsere Zeit herübergekommenen Chroniken gebührt der Nestorschen der Vorzug. Wir finden übrigens in allen eine einfache, ungekünstelte Schreibart, mehr und weniger mit slavänischen Ausdrucken untermengt. Die sogenannten Pskovschen und Nowgorodschen Jahrbücher enthalten, außer dem Bericht der Thatsachen, auch rührende Schilderungen und manches sehr richtige Urtheil. Nestor's Chronik zeugt überall von Wahrheitsliebe und gesunder Beurtheilungskraft. — Das russische Recht (Ruskoja Prawda) *) — eine Nachbildung der slavinavischen Gesetze — nebst etlichen wenigen fürstlichen Briefen und Verordnungen, sind in einer zwar rohen, aber kernigten und kraftvollen Sprache abgefaßt. — Die Volkslieder der Russen, obgleich schwerlich über 300 Jahr alt, sind durch mündliche Uebertragung vielfachen Abänderungen unterworfen gewesen. Der Russe singt bei der Arbeit und der Muße, im Leid, wie in der Freude, und manche seiner Lieder sind durch Frische der Gefühle, herzliche Wärme und Zartheit der Wendungen gleich ausgezeichnet; zugleich aber haben die Unglücksfälle der Nation und der nebligte Himmel des Vaterlandes in einem vorherrschenden melancholischen Ton unverkennbare Spuren ihrer Einwirkung hinterlassen, und überhaupt trifft man selten in diesen Liedern den Ausdruck stürmischer Leidenschaften, oder irgend einen Reichthum an Ideen. — Die erhabeneren Gesänge russischer Vorzeit sind verklungen, gleich dem Laute einer zerschlagenen Leier; einzig der Name des Solovei-Boian (des Nachtigallähnlichen Dichters) hat sich im Gedächtniß der Nachwelt erhalten, warend seine Werke im Schlunde der Jahrhunderte vergraben sind, und von unsrer ganzen älteren Poesie ist uns nur noch das Gedicht auf den Heerzug Igors, des nordischen Fürsten, gegen die Polovzer, übrig geblieben. Hier aber, welche eigenthümlichen Reize, welch eine verschiedene Natur, welch ein ausgezeichneter Kreis von Handlungen! Der ungenannte Sänger athmete den kriegerischen Geist des Russen in eine jugendliche, gerade durch ihre Seltsamkeit noch mehr anlockende Sprache, die er mit Blüthen einer reichen Phantasie, einer von ihm ausgebildeten Götterlehre, scharfsinnigen Gleichnissen und tiefen Gefühlen ausschmückte. In jeder Zeile spricht sich der unbezähmte, ruhmsüchtige Geist der Nation aus. Dieses kostbare Gedicht, wahrscheinlich dem zwölften Jahrhundert angehörend, ist in ruthenischer Prosa und einer Mundart, die vermuthlich dem südlichen Rußland eigen war, abgefaßt. Es scheint, als hätte es die Zerstörerin Zeit verschont, um uns den Verlust aller übrigen empfindlicher zu machen! Das Gedicht über die Feldschlacht am Don (vom funfzehnten Jahrhundert) hat nicht das Feuer im Vortrag, die kraftige Charakter-Schilderung, die eigenthümlichen Reize, wodurch sich jenes frühere Gedicht vom Zuge Igors auszeichnet. Doch ist auch hier der Vortrag fließend und unterhaltend, und wir müssen dieses Gedicht gleich hoch schätzen mit allen andern Ueberresten der Sprache unserer Voreltern, um die Grundzüge unserer Volksthümlichkeit auf zu finden und unserer Sprache ihre wahrhaft individuelle Physiognomie wieder zu geben (Die Fortsetzung in der Beilage.)

*) Vom Großfürst Jaroslaw I. Wladimirovitsch; ausgegeben 1020.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. VIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 35ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. (Fortſetzung.) Mit einem Schritte überſpringen wir einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten: eine neue Epoche tritt ein, in der Beredſamkeit mit Feofan, in der Dichtkunſt mit Kantemir. Jener (geb. 1681 † 1736), mit einem umfaſſenden, ausgebildeten Verſtande begabt, ſetzte die politiſchen Springfedern des Staats in Bewegung durch ſeine Gewalt über die Herzen ſeiner Zuhörer und Leſer. Seine Beredſamkeit iſt hinreiſſend: mit Gefühl ſpricht er zum Gefühle; ſeine Sprache aber iſt ungeregelt, holprig und bunt von eingemiſchten Polniſchen und Slavoniſchen Redensarten. — Der ſcharfſinnige Kantemir, (geb. 1708 † 1744), an dem freilich nicht zu loben iſt, daß er unglücklicher Weiſe das klangloſe ſyllabiſche Versmaas der Gallier bey uns einführte, daß ſein Styl uneben und rauh iſt, und er uns in der noch unkultivirten Mutterſprache mit europäiſchen Ideen bekannt gemacht, wird doch, als Weltweiſer und treuer Schilderer der Sitten und Gebräuche ſeiner Zeit, im Gedachtniß der ſpäteſten Nachwelt mit Ruhme leben.

Gleich dem Nordlichte über dem Geſtade des Eismeeres erhellt Lomonoſſovs (geb. 1711, † 1765) Genius die Mitternacht. Er drang vor durch alle Hemmungen der Verhältniſſe, lernte ſelbſt und belehrte Andere, ſuchte aus dem Schutte der Zeiten die Grundſtoffe der Ruſſiſchen Sprache hervor und ſammelte ſie, berichtigte, erſchuf — und führte ſo unſere Literatur um ein ganzes Jahrhundert vorwärts. — Ihm verdankt unſere Sprache ihre Grundregeln — unſere Dichtkunſt und Beredſamkeit beſtimmte analoge Formen — beide klaſſiſche Muſter. Durch Lomonoſſovs Feder gewann die ſchon alternde Mutterſprache neue Jugendfriſche. Zwar lieh er von ſeinen Lehrmeiſtern, den Schriftſtellern Deutſchlands, eine gewiſſe Einförmigkeit im Planentwurf, nebſt Weitſchweifigkeit in der Ausführung; aber die Erhabenheit ſeiner Gedanken und die Ueppigkeit ſeiner Schilderungen verwiſchen gänzlich jene unbedeutenden Flecken im Talente des Dichters, der bey uns für den Schöpfer des lyriſchen Styls anzuſehen iſt. — Während der junge Lomonoſſov ſich im Fluge erhob, kroch, talentlos, Treſjakovſky (geb. 1703, † 1769), einer Ameiſe gleich, im Staube vorwärts, mühſam enträthſelnd den für ruſſiſchen Versbau paſſendſten Mechanismus. Er hinterließ in ſeiner Perſon ein Beiſpiel unverdroſſener, aber geſchmackloſer Thätigkeit, und in ſeinen Scherzgedichten gab er den folgenden Schriftſtellern eine im negativen Sinne wichtige Lehre. Sumarokow (geb. 1718, † 1777), Zeitgenoſſe und Wetteiferer Lomonoſſovs, iſt der Schöpfer unſeres Theaters. Er ſchrieb in allen verſchiedenen Arten der Dichtkunſt, doch welken und verbleichen jetzt ſeine errungenen Kränze: die unerbittliche Nachwelt ſpricht ihm den Ruhm eines klaſſiſchen Schriftſtellers ab. In ruſſiſchen Dramen Nachahmung der franzöſiſchen, völlige Hintanſetzung der Oertlichkeit, Charakterloſigkeit der auftretenden Perſonen, Kälte der Leidenſchaften und verwickelte Intrigue — das ſind bleibende Fehler. Die Einfalt in ſeinen Fabeln und Idyllen iſt affektirt; der Witz in den Luſtſpielen gezwungen und überhaupt ſind die ſeltenen Reize der Einbildungskraft und des Gefühls eingehüllt in einen ſchwerfälligen dornigten Styl. — Popowsky iſt der erſte nach Lomonoſſov, der ſich durch Reinheit ſeiner Proſa auszeichnete und ſeine Ueberſetzung von Popes „Essay of man" iſt lobenswerth. Er ward geboren 1730, † 1760.

Nur langſame Fortſchritte machte die Literatur. — Durch Errichtung der Seminarien, einer Univerſität zu Moskwa (1755) der Kadetten-Korps (1732, 1762), auch durch Berufung ausländiſcher Gelehrten, ward wohl die Aufklärung verbreitet; ſie half aber nur dem Verſtande, wogegen die Phantaſie noch immer im tiefen Schlummer lag. Schriftſteller, ſogar die mittelmäßigſten, waren ſelten: keine Kritik, kein Wetteifer ſäuberte die Sprache und gab ihr Lebensfriſche und Glanz. Unter Peter dem III. erſt ward der Curial-Styl von lateiniſchen Brocken befreit; und endlich traf auch das goldene Zeitalter der Literatur und Gelehrſamkeit ein. Die erhabene Katharina II. förderte die Aufklärung durch Wort und That, vermehrte die Anzahl der Schulen, ſtiftete die Ruſſiſche Akademie (1783) und ſchrieb ruſſiſche Verſe mit der nämlichen Feder, die kurz vorher über das Schickſal ganzer Staaten entſchieden, mit eigenem Beiſpiel ſo die Flamme des Wetteifers in literariſchen Beſchäftigungen bei ihren Unterthanen anzündend. Katharinas Verdienſte um die Aufklärung unſers Vaterlands ſind unzählbar. Unſere beſten Schriftſteller traten auf oder bildeten ſich unter ihrer Regierung. — Der Lyriker Petrov (geb. 1736, † 1799) iſt reich an klaren Ideen, kühnen Wendungen und treffenden Schilderungen: doch liegt bei ihm die Poeſie mehr im Sinne als in der Einkleidung. Seine Sprache iſt uneben und abbrechend, ja ſogar zuweilen fehlerhaft. — Chrapkov (geb. 1733, † 1807), epiſcher Dichter, ſchrieb für ſeine Zeit fließende Verſe; jedoch iſt ſein Styl weitſchweifig und erkünſtelt. Manche Epiſoden im „Wladimir" und der „Roſſiade" ſind reich an Bildern und erhaben; ſein Gedicht: „Die Glückſucher" iſt durch angenehme Mannigfaltigkeit unterhaltend. Kein Schriftſteller Rußlands hat ſo viel und in ſo verſchiedenen Fächern, wie Chrapkov, geſchrieben. Schade nur, daß es ihm an Gedrängtheit und Eigenthümlichkeit mangelte. Bogdanovitſch (geb. 1743, † 1802), dieſer liebliche und edle Sänger, kleidete bei uns zuerſt die poetiſche Erzählung in eine leichte herzliche und witzvolle Schreibart. Wie reizvoll iſt z. B. die Erzählung in ſeiner „Duſchenka Pſyche" und des zarten Gegenſtandes wie würdig! Wie lebhaft und natürlich ſind ſeine Schilderungen! Er iſt abwechſelnd wie Proteus; doch ſinkt ſeine Dichtung zuweilen herab zur Proſa. Chemnitzer's (geb. 1744, † 1784) Fabeln ſcheinen kaum geſchrieben, ſondern mit der unerkünſteltſten Gutmüthigkeit erzählt, und gerade dieſer genialiſch-nachläſſige Ton giebt ihnen den unnachahmlichſten Reiz. — W. Wiſin (geb. 1745, † 1792) hat in ſeinen Luſtſpielen: „Der Brigadier" und „Das Mutterſöhnchen" im höchſten Grade gewußt, die nationellen Züge aufzufaſſen und gleich dem Cervantes die kleinlichen Leidenſchaften des Landadels in ein lebhaftes Bild zuſammenzuſchmelzen. Seine kritiſchen Schriften ſind der Nachwelt theuer, als ein wahres fac simile der Sitten ſeiner Zeit. — W. Kapnift iſt bekannt durch die beißende Satire in ſeiner Komödie: „Die Rechtsverdreher"; ſeine Oden athmen hohen Adel in den Gedanken, und ſeine kleinern Gedichte wären eines Platzes in der Griechiſchen Anthologie nicht unwerth. — Kaſtrovs (geb. ——, † 1796) Proſa in der Ueberſetzung Oſſians kann auch gegenwärtig als ein Muſter von Wohllaut und Erhabenheit gelten. Seine Gedichte ſind originell; die Ueberſetzung der acht erſten Geſänge der „Ilias" kraftvoll und blühend, doch nicht ohne Schwächen. — Der Tragiker Knjaſchnin (geb. 1742, † 1791) erwarb ſich Ruhm durch ſeine Dramen „Dido" und „Wadim"; auch erfreuen ſich viele Werths unter ſeinen Luſtſpielen: „Der Großprahler" und „Die Sonderlinge" und von

den Vaudeville's „Der Ebiten-Verkäufer“*). Seine übrigen Werke für die Bühne sind aber leider sclavische Nachbildungen französischer Originale. Sein Styl ist übrigens gefühlvoll und seine Sprache leicht und fließend, obgleich nicht ganz regelrecht. — Endlich erschien, zum Ruhme seines Volks und seiner Zeit, der unvergeßliche Derschavin (geb. 1743, † 1816), auf den Schwingen hoher Begeisterung eine Höhe ersteigend, die vor ihm Niemand zu erstreben gewagt. Lyriker und Philosoph, besaß er die Kunst, unbefangenen Blicks den Fürsten die Wahrheit vorzutragen, und ergründete das Geheimniß, den Geist seiner Leser zu erheben und ihre Herzen zu bezaubern, bald durch Stärke der Gefühle und Erhabenheit der Ausdrücke, bald durch die Pracht der Schilderungen. Schnell wie der Blitz ist sein Styl und üppig wie die Natur. Jedoch nicht selten gleitete im entzückten Fluge seine Muse über die Regeln der Sprache und neben den Schönheiten stahl sich so mancher Fehler ein. Am Abende seines Lebens schrieb Derschavin mehreres von schwächerem Gehalt, doch auch hierin sprühen die Funken des Genies, und mit Verwunderung schaut so Gegenwart als Nachwelt auf das Riesentalent des russischen Pindaros, des Sängers der Oden: „Gott“; „Der Wasserfall“ u. m. a. — Neben Derschavin erstand in der leichtern Dichtkunst Dmitriev (geb. 1760) und wandte die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Durch seine scherzhafte Schreibart, den Scharfsinn seines Geistes und die Reinheit seiner Sprache erwarb er sich den Ruhm eines klassischen Schriftstellers, und flößte den Russen Geschmack für vaterländische Dichtkunst ein. Seine liebliche, zartfühlende Muse, im feinsten Hofton sich ausdrückend, gefiel sogar unsern gebildetsten Frauen und leitete daher durch gleich starken Einfluß auf alle Stände, unserer Literatur die erheblichsten Dienste. — Höchst einnehmend ist der gleichsam beflügelte Vortrag in seinen Erzählungen und wahrhaft attisch seine Satyre. Als Fabeldichter hat er Lafontaines Kranz errungen, und als genialer Uebersetzer aus dem Französischen unsrer geschmeidigen Muttersprache die Leichtigkeit und Feinheit, ja alle Reize jener gegeben.

Während nun Derschavin und Dmitriev am Himmel der Dichtkunst glänzten, ging auf dem Horizonte der Prosa Karamsin (geb. 1765), gleich dem Regenbogen nach der Sündfluth auf. Unserer Bücherssprache, von Natur so reich, kraftvoll und wohlklingend, aber durch die geschmacklose Behandlung talentloser Schriftsteller und elender Uebersetzer schwerfällig gemacht, gab er ihre wahre Gestalt wieder, indem er durch Ausmerzung fremder Redensarten sie reinigte und zugleich durch Einführung neuer, mit vielem Glücke aus dem Wesen der Sprache selbst hergeleiteter Ausdrücke sie bereicherte. Ueber Karamsin, als Geschichtschreiber, wird die Zeit ihr Urtheil geben; als klassischer Stylist aber, der durch seine blühende Schreibart der Muttersprache eine entschiedene Wendung zum Bessern gegeben, darf er schon von der Dankbarkeit und Wahrheitsliebe der Mitwelt den Kranz fordern. Seine kleinen Gedichte athmen ein zartes Gefühl, sie locken aus jeder jungfraulichen Brust einen unwillkührlichen Seufzer und aus dem Auge des in der Welt schon mannigfach Geprüften eine unerhaltbare Thräne. — Durch Scherzgedichte haben sich bei uns Maikov und Ostipov einen Namen erworben. Der Erstere aber (geb. 1725, † 1778), beleidigte im Gedichte: „Das Elisium“ den Anstand. Des zweiten „travestirte Aeneis“ hat viel Originell-Komisches, doch übertrug mit noch größerem Glücke Kotlarewsky dieses Gedicht in die kleinrussische Mundart. — Durch zarte liebliche Lieder hat Neledinsky-Meleszky (geb. 1751) die Schönen unsers Vaterlands mit ihrer Muttersprache vertraut gemacht, die dem Ohre so angenehm schmeichelt und so süß zum Herzen dringt. — Seiner Spur aber ist Graf Sallikov glücklich gefolgt. — Bogdanov († 1810) ist reich an erhabenen Gedanken und treffenden Schilderungen. So trifft man in seiner „Ebersonde“ eigenthümliche Reize, jedoch oftmals mit schwülstiger Sprache und schwerem Tonfall der Verse gepaart. — Fürst Dolgoruki (geb. 1764), zeichnet sich durch leichten Vortrag und ungezwungenen Frohsinn aus. Ungeachtet der in ihnen oft vorkommenden Dichterfreiheiten, behalten sein: „Vielleicht“; „Der Kamin“; „An meinen Nachbar“ und „Das Testament“, ihres volksthümlichen Ausdrucks wegen, einen bleibenden Werth. — Graf Chwostov (geb. 1757) der fleißige Dichter, hat sich in allen Arten der Dichtkunst versucht und nicht selten sehr eigenthümliche Gedanken dargestellt. Durch seine Oden erwarb er einen unzweideutigen Ruhm, und übrigens hat schon das Publikum über das Verdienst aller seiner Gedichte entschieden. — Muravjev (geb. 1757, † 1807) schrieb eine männliche und reine — Podschiwalov, eine schlichte Prosa. Die Schreibart Beider hat um so viel größern Werth, als sie, lebend und schreibend zu gleicher Zeit mit Karamsin, an der von ihm durchgeführten Reform der Muttersprache thätigen Antheil nahmen. — Makarov (geb. 1765, † 1804) erzeigte der Literatur durch scharfe Kritik sehr wichtige Dienste. Wostokow bewies zuerst, wie leicht sich die russische Sprache nach allen verschiedenen Versmaaßen schmiegt. Uebrigens zeugt seine schwermüthige Muse von philosophischem Geist und tiefem Gemüth (geb. 1781). — Martinov ist bekannt durch beißende Satyre und witzvolle Parodieen (geb. 1813). — Jedoch übertraf ihn Fürst Gortschakov (geb. 1762) durch Schärfe, Wahrheit und volksthümlichen Karakter in seinen Satyren, deren Anzahl leider klein ist. — Pnin (geb. 1773, † 1805) vereinigte ein seltenes Talent mit hohem poetischen Gefühl und einer musterhaft reinen Sprache. — M. Katkorov hat verdienstvoll den Sterne übersetzt, und Martinov (geb. 1771) den Dupaty, Rousseau nebst etlichen griechischen Classikern — ein schweres Stück Arbeit hinsichts der Ungelenksamkeit unserer Sprache für die Prosa des gemeinen Lebens! — Fürst Schalikov, lieblicher Prosaist, schrieb auch eine Menge kleinerer Gedichte. Seine tändelnde Muse ist ein wenig zu sehr geschminkt. — Pankratii Sumarokov zeichnet sich durch gemüthliche Scherzhaftigkeit in seinen nicht immer abgeglätteten, stets aber geistreichen Versen aus. „Der blinde Eros“, führt den Beweis, daß nicht einmal Siberiens Fröste seine spielende Phantasie zum Erstarren gebracht. — Alexander Ismajlov (geb. 1779) malt in seinen Fabeln die Natur, gleich einem Teniers. Seine fließende und natürliche Erzählung zwingt den Leser, durch die so geschickt eingewebten geringfügigsten Umstände, zum Lachen über die Wirkung selbst. Den Stoff seiner Behandlung wählt er aus den niedrigsten Ständen des Gemeinwesens und wird daher mit der Zeit als ein getreuer Sittenmaler dieser Klassen geschätzt werden. Benitzkij (geb. 1780, † 1809) hat nur drei Erzählungen hinterlassen, die aber auch Muster prosaischen Styls sind. Besonders erscheint er ganz original in der Erzählung: „Ueber Nacht oder Morgen“, in der es gleichsam von Gedanken wimmelt. Zu frühzeitig entriß ihn der Tod unserer Literatur! — Schischkov (geb. 1754) ist ein prosaischer Schriftsteller, dessen Erstlinge schon durch eine fließende Schreibart ausgezeichnet sind. Seine „Kleinigkeiten für Kinder“ sind Muster in ihrer Art. Später, als die weinerlichen, halb russischen Jeremiaden unsere Literatur mit einer Ueberschwemmung bedrohten, stand er mit Kraft und hohem Recht wider sie auf in einer polemischen Abhandlung: „Ueber den alten und neuen Styl.“ Gegenwärtig ist er emsig beschäftigt mit der Herleitung russischer Redensarten und der Beweisführung, daß die Slavänische Sprache vor der jetzigen Russischen den Vorzug verdient. — Schatrovs Gedichte sind voll heller Ideen und

*) Ebiten ist ein Getränk von Honig, türkischem Pfeffer nebst anderm Gewürz und Wasser, und wird in den Städten Rußlands siedend heiß auf den Straßen zum Verkauf herumgetragen.

reiner Gefühle; die Sprache in seinen Psalmen ist jedoch veraltet. — Fürst Schichmatov's finstere Muse verräth doch einen beobachtenden Geist und erfreut sich eines fließenden elegischen Versbaues. — Sudovschikov's Comödie in Versen: „Das unerhörte Wunder oder der ehrliche Sekretair" enthält viel Wahrheit in einem lebhaften Gemälde. — Mit gleich vielem Glück hat Jesimov († 1804) in einem ebenfalls versificirten Lustspiel den „Verbrecher durch's Spiel" dargestellt. — Ablesimov († 1784) hat sich berühmt gemacht durch das alte volksthümliche Vaudeville: „Der Müller". — Krilovskoj (geb. 1781, † 1811) ist der Verfasser des Trauerspiels: „Pobharsky", worin aber Vaterlandsliebe über die Wahrheit herrscht. Uebrigens kommen erhabene Stellen vor, sowohl hinsichts der Charakter- Schilderungen als der Gefühle. — Endlich ließ Oserov auf dem Felde des Drama alle seine Vorgänger weit hinter sich zurück. Ihn leiteten ein tiefes Gefühl und eine flammende Einbildungskraft — diese beiden Schopfer großer Manner und erhabener Dichter. Von seinen fünf Trauerspielen gebührt dem „Oedipos" unstreitig der Vorzug, sowohl durch vollendete Charakter- Schilderung als eine besondere Würde im Dialog. Im „Fingal" weht ein ächt Ossianischer Geist; „Dmitri Donskoj" ist reich an gelungenen Einzelnheiten, lebhaftem Spiel der Leidenschaften, nationellen Zügen und glücklichen Bildern: nur der Charakter des Helden ist nicht erhaben genug. Prosaismen finden sich bei Oserov selten und seine Alexandriner sind gewichtvoll und klingend (geb. 1770, † 1816).

(Die Fortsetzung im 36sten Blatte.)

Der berühmte Herzog Pikus von Mirandola, dem jene Stadt jetzt ein Denkmal errichtet, sprach bekanntlich in seinem achten Jahre vierzehn Sprachen, und lebte dabei täglich von einem Enten-Ei und einem Trunk Wasser! (Corsaire.)

Das lange Bestehen des egyptischen Reiches gründet sich wohl hauptsächlich auf des Volkes möglichstes Zurückziehen von andern Völkern. Die Weisen Egyptens ahnten, daß Gemeinschaft mit fremden Völkern Mittheilung und — Verderbniß der Sitten nach sich ziehen würde. Selbst in ihrer Religion lag ursprünglich Abscheu vor dem Meere; wer also das Meer befuhr, war ihnen schon dadurch unlieb. (Gz. d. Fr.)

1825. No. VIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde: das Vaterunser: der verlorne Sohn: das Abendmahl: Christus am Kreuz: die Auferstehung); und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 5 Sgr.; cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr., ohne Holzschnitte 22½ Sgr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 11½ Sgr.

Robert, Ludw., Kassius und Phantasus oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen, nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. 25 Sgr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Carl v. Holtei. Vierter Jahrgang, für 1825. 1 Thlr. 20 Sgr. Inhalt: Die Fledermäuse, oder: „Klug soll leben!" Schwank von Lebrün. — Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Nichtigen. Lustspiel von Ludwig Robert. — Die Sonntagsperücke. Posse von Sessa (Verf. von „Unser Verkehr" u. s. w.). — Der Oberrock. Drama von Börmann. — Die Wiener in Berlin. Liederposse von Carl v. Holtei. — Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute. Lustspiel von Karl Schall.

Merkwürdige Personen in der Geschichte unserer Zeit. Folio: 4 Thlr. 15 Sgr. Es sind folgende 28 Bildnisse: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; Alexander I., Kaiser von Rußland; Franz I., Kaiser von Oestreich: Wilhelm I., König von Würtemberg; Karl Johann, König von Schweden: Großfürst Konstantin; Blücher: Wellington: Schwarzenberg; Metternich; Wrede; Kutusoff: Gneisenau: Bülow: Kleist: Benningsen: Bubna: Wittgenstein: Tauenzien: York; Borstel: Miloradowitsch: Wallmoden: Thielemann; Rostopschin; Hirschfeld: Tschaplitz: Moreau.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben, von F. W. Gubitz. Erstes Heft: Nr. 1—474. 1 Thlr. 15 Sgr. Zweites Heft: Nr. 475—866. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr. (Das bekannte Prachtwerk: es enthält die Bildnisse aller Personen, die sich um die Reformation verdient machten, mit deren Biographien; ferner genaue Copieen ihrer Handschriften und mehrere geschichtliche Aktenstücke.)

Berlin, Taubenstraße Nr. 29. **Vereinsbuchhandlung.**

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die

Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Herabgesetzter Preis.

Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1822.

Mit Beiträgen von Adrian, Luise Brachmann, E. T. A. Hoffmann, E. Hufnagel, A. Kirchner, F. Krug von Nidda und H. Zschokke.

Mit 10 Kupfern und Vignetten.

Herabgesetzter Preis bis Ende Juni d. J.

1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Die in diesem Jahrgange befindliche Erzählung: „Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts", von H. Zschokke, wurde durch eine Uebersetzung im diesjährigen „Forget me not" in England eingeführt, und daselbst mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Dadurch sowohl, als auch durch die Berichtigung im Wegweiser zur „Abendzeitung" Nr. 7. vom 22. Januar d. J., entstanden häufige Anforderungen, den Preis dieses Jahrgangs herabzusetzen, denen ich hiermit bis Ende Juni d. J. bereitwillig entspreche.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 5 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

In unserm Verlage sind folgende neue Bücher erschienen:

Crelle, Dr. A. L., Einiges über musikalischen Ausdruck und Vortrag. Für Forte-Piano-Spieler, zum Theil auch für andere ausübende Musiker. 8. geh. 12 Gr.

Türk, W. C. C., die sinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 21 Gr.

Schmidt, C. W., Sammlung praktischer Erfahrungen bei den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten und deren Fortschreiten, besonders bei'm Brandtweinbrennen und Bierbrauen. 1r Bd. gr. 8. mit Kupfern. 1 Thlr. 16 Gr.

Schulz, O., Lehrbuch der mathematischen Geographie 1ster Theil, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz von Schulzenheim, Dav., Anweisung zur Erreichung eines hohen Alters oder die Kunst, durch Diätetik das Leben zu verlängern. In Reden, gehalten vor der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Aus dem Schwedischen übersetzt unter Aufsicht des Verfassers. 8. 20 Gr.

Grävell, M. C. F. W., der Bürger. Eine weitere Untersuchung über den Menschen, für gebildete Leser. gr. 8. 2 Thlr.

Dürer, Albr., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gans, Dr. E., das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalgeschichte. 1ster Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Pachur, Dr. A., Tabellarische Arzneimittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kley, Dr., die Feste des Herrn. Israelitische Predigten für alle Festtage des Jahres: gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. gr. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, von, Neue Obstkörbe mit den köstlichsten neuen Birnen, Aepfeln, Kirschen, Pflaumen, Pfirschen und Aprikosen, befindlich im Reichenbachschen Garten zu Freienwalde, durch unentgeldliche Vertheilung von Pfropf-Reisern jedem Freunde der Pomologie zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen. 8. geh. 9 Gr.

Ruben, Dr. J., Descriptio anatomica capitis foetus equini cyclopici. 4to maj. 8 Gr.

J. H. Merle d'Aubigné, Predigten. Aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. 1 Thlr.

Bruck, Dr. M. M. Myrmeciasi. 8 maj. 8 Gr.

Schönberg, Dr. S. B., Versuch über die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten. Einigen Freunden vorgelesen. gr. 8. 6 Gr.

Leßmann, Dan., Amathusia. 8. 20 Gr.

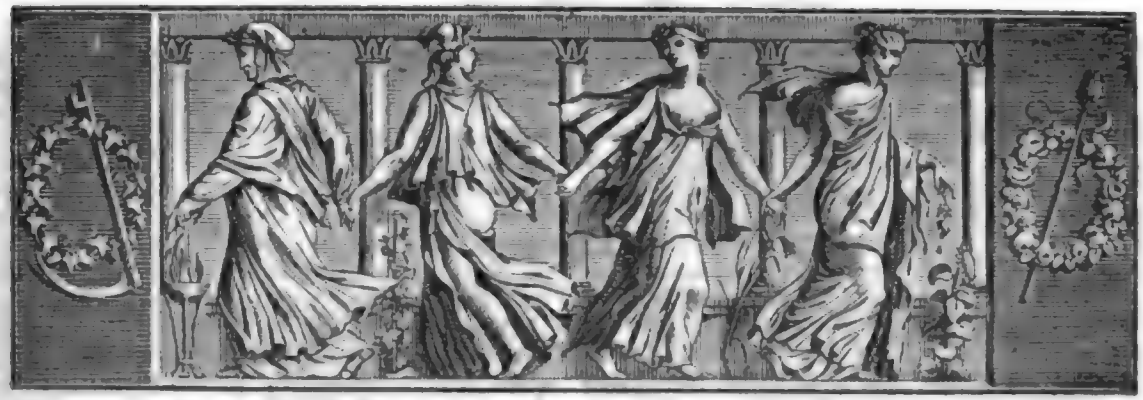
Förster, Fr., Vollständige Beschreibung aller Feste und Huldigungen, welche in den Königreichen Preußen und Baiern zur Höchsten Vermählungsfeier des Durchlauchtigsten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen K. H. und der Durchlauchtigsten Prinzessin Elisa Ludovika von Baiern K. H. statt gefunden haben. gr. 4. mit Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Schubert, Dr. F. W. von, Gastpredigten. gr. 8. 12 Gr.

— — — Luthers Denkmal in Wittenberg und dessen religiöse Weihe am 31. Oktbr. 1821. Ansichten, Geschichte, Beschreibung. gr. 8. 6 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29. zu bekommen.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 4. März. 36stes Blatt.

Eine Nacht im Kloster der Barmherzigen-Brüder zu Kukus.

Erzählung von Leopold Frhrn. v. Zedlitz.

Die Badezeit in Teplitz war vorüber, der Jubel der lustigen Lebemänner verhallt, und die Vergnügen suchenden Fremden waren mit der eleganten Welt verschwunden. Immer leerer und geräuschloser wurde es im Städtchen, nur hin und wieder schleppten sich einzelne Dulder noch hinunter zu der Linderung spendenden Quelle; unter denselben befanden sich einige verwundete Offiziere. An einem Nachmittag, wo das Wetter besonders unfreundlich war, hatten sie sich im Gasthof zur Eiche versammelt; ein als Soldat und Diplomat gleich rühmlich bekannter General saß in ihrer Mitte und mit der an ihm gewohnten Lebhaftigkeit warf er die Frage auf: „Wer von Ihnen, meine Herren, kennt das Kloster zu Kukus?“ — „Ich, mein Herr General!“ antwortete ein junger Jäger-Offizier; „es liegt auf der Mittagsseite der Sudeten in der zum Königsgrätzer-Kreise gehörigen Herrschaft Gradlitz.“ — „Sehr richtig, mein junger Kriegs- und Leidensgefährte!“ sagte der General; „es ist dasselbe, in welchem ich einst ein schweres Stück Arbeit vollbrachte. Sie glauben vielleicht, meine Herren, daß es sich um die Erstürmung einer Batterie, um die Wegnahme eines Magazins, oder um irgend ein anderes Kriegsereigniß handelt; nicht im geringsten, mein Degen blieb damals so ruhig in seiner Scheide, als jetzt, wo er in jenen Winkel gelehnt ist. Wie heut erfreute sich damals unser Vaterland der Ruhe und des Friedens und, wie gesagt, es ist hier von keiner kriegerischen Unternehmung die Rede. Doch ich sehe, mein lieber Graf!“ — hier wendete er sich zu dem neben ihm sitzenden Uhlanen-Rittmeister — „Ihr Gesicht verzieht sich zum Lachen; ganz sicher erwarten Sie, da Mars nichts in meiner Erzählung zu thun hat, daß Amor eine Rolle darin spielen wird? Die Liebe, die Sie meinen kannten, hat eine sehr untergeordnete Rolle in meiner Erzählung!“ — Hier zog der General aus seinem Taschenbuch einige Blätter. „Aus langer Weile durchsuch' ich heut den alten Bücherschrank meines Wirthes“ — fuhr er fort — „da fällt mir des Herrn Hübners, weiland Rectoris zu St. Johannis in Hamburg, „Reales Staats- Zeitungs- und Conversations-Lexicon“ in die Hände, und zwar, wie der Titel besagt, die neueste, 1739 erschienene Auflage; unter den 26,000 Artikeln, welche dieses alte gute Werk enthält, schlage ich von ohngefähr die Seite 990 auf; hier heißt es: „Kokus oder Coxbrun ein Gesundbrun so uf einen Berge entspringt, an dessen Fuß die Elbe vorbei fleußt, er liegt im Königgrätzer Kreise des Königreichs Böhmen, gehört dem Grafen Spork, welcher viele lustige Gebäude und ein Kloster alda hat ufführen lassen.“ Und so wurde ich an eine schlaflose Nacht, die ich in diesem Kloster zugebracht habe, erinnert. Es war in den Neunziger Jahren, als ich, damals bei dem General-Commando in Böhmen angestellt, mit einem Auftrag an die schlesische Grenze geschickt wurde. Ich verließ Prag sehr ungern, denn es war mitten im

Carnaval und ich damals ein munterer Tänzer; ja, ja, Ihr Herren, ein munterer flinker Tänzer. Zuerst führte mich mein Auftrag nach Königsgrätz, und als ich von da am andern Morgen meine Reise weiter fortsetzte, war ein Wetter, welches man gewöhnlich mit der Redensart bezeichnet, man jagt nicht gern einen Hund aus dem Hause, wenn es so ist. Schon hatte man mir gesagt, ich würde Trautenau heute schwerlich erreichen; gegen vier Uhr wurde das Wetter immer stürmischer, die Straße war verschneit und schon dämmerte der Abend. Nun fing auch mein Postillion an, mit manchem derben Fluch sich an der ungestümen Witterung zu rächen; gern hätte ich ihn schnell aufs Meer versetzt, damit er im Sturm von den Matrosen beten lerne. Endlich erblickten wir einige Lichter; mein Führer meinte, er könne nicht weiter, als bis in das nahe Kukus. — „Ist wohl da ein Wirthshaus?" fragte ich. — „Freilich!" entgegnete der Postillion; „ich bleibe in demselben und Sie im Kloster, da sind wir Beide gut untergebracht." — Der impertinente Bursch hatte also schon über meine Person verfügt, als wir auf einmal vor einem großen verschlossenen Thor hielten. „Nu, schicken Sie nur die Ordonanz hinauf und lassen Sie Quartier machen!" rief der Postillion in den Wagen hinein. Was war zu machen? — ich ließ mich bei dem Prior melden und bat um ein Nachtquartier. Ich würde willkommen seyn, war die Antwort; man kam mir mit Laternen entgegen und ich fand eine sehr herzliche und freundliche Aufnahme. Der Prior ließ mich nicht dazu kommen, mich zu entschuldigen; er meinte, der Postillion hätte es sehr recht gemacht, einen Offizier des Kaisers in dieser stürmischen Winternacht unter die Obhuth seines Klosters zu bringen. Es wurde mir das Zimmer des Ordens-Generals angewiesen, der jährlich einmal hier Visitation hält, und man trug in jeder Hinsicht die größte Sorgfalt für mich. Bei der Mahlzeit kam ich auf die Stiftung des Klosters zu reden; es war mir merkwürdig, etwas von dem einzigen reichen Kloster des wohlthätigen Ordens der Barmherzigen-Brüder zu hören. Der Prior erwähnte, von Dank durchdrungen, des edlen Grafen Spork, den ein herrliches Gefühl reiner Menschenliebe dazu vermochte, einen Theil seiner Güter zur Gründung dieser Anstalt zu bestimmen. — Als ich mich auf mein Zimmer zurück ziehen wollte, meinte der Prior, da es noch nicht spät sey — ob ich vielleicht eine Legende lesen wollte, die einst dem Grafen von Spork auf dem Strahof zu Prag in die Hände fiel und in seinem Gemüth den Vorsatz zur Stiftung des Klosters erweckte. Dankbar nahm ich diesen Vorschlag an und bald darauf brachte mir ein Geistlicher die auf Pergament geschriebene Legende, aber ach! der Prior hatte mich für gelehrter gehalten, als ich bin; die Legende war in lateinischer Sprache abgefaßt. Ich hatte zwar in dem Theresianum für einen ziemlichen Lateiner gegolten, und Cicero's Buch „über die Pflichten" war das letzte bedeutende Werk, welches ich damals gelesen hatte; aber, mein Gott, da lag ein Türkenkrieg und manches andere Ereigniß dazwischen. Das Meiste hatte der damals junge Herr ausgeschwitzt und doch war ich neugierig, zu wissen, was den alten Grafen so mächtig in der Legende ergriffen hatte; ich ließ mir also ein Lexicon erbitten, ergriff eine Feder und schritt zur Uebersetzung dieser Blätter, welche Sie hier sehen; ich erhielt sie vor vierzehn Tagen von dem alten Fürsten D** zurück, der eine Abschrift davon nehmen ließ. — Wollen Sie die Legende hören, meine Herren?" fragte der General. — „Mit großem Vergnügen!" riefen mehrere Stimmen. — „Nun, so lesen Sie dieselben vor, lieber Z**!" — Und es begann darauf sogleich die Vorlesung folgender Geschichte.

„An dem Ufer der Guadiana, unter Algarbiens mildem Himmel, wurde am Ende des funfzehnten Jahrhunderts von achtungswerthen Eltern ein Knabe geboren. Man gab ihm in der Taufe den Namen Johann und bei einer, nach dem Zeitalter und den Verhältnissen guten Erziehung verlebte er glücklich die harmlosen Jahre der ersten Jugend. Einst nahte sich ein Klosterbruder seinem väterlichen Hause, um sich ein Obdach zu erbitten; gastfrei wurde ihm die Bitte gewährt und eingehüllt in den Mantel der Frömmigkeit und Menschenliebe schlich sich der böse Mönch in das Vertrauen der Eltern, um das des Sohnes zu gewinnen. Er entzündete die Einbildungskraft des feurigen Knaben mit lebhaften Bildern, entlehnt von den Freuden der Hauptstadt; er schilderte die Herrlichkeit Madrids mit seinen Palästen und Klöstern, und erfüllte das jugendliche Gemüth mit der Sucht, Glück und Abentheuer zu suchen. Den Gram der Eltern nicht achtend, folgte Johann dem schlauen Barfüßler, der ihn zu Almeira mit Ungeduld erwartete; er führte ihn nach Madrid, um ihn in den heiligen Hallen des Domes der Sennora Datocha einem Prälaten vom Orden des Bischofs Augustin von Hippon zu überliefern. — Allein Johann war aufgeweckten Gemüths; er durchblickte die Verrätherei seines Entführers und fühlte kein Verlangen, sich in die dumpfen Mauern eines Klosters einsperren zu lassen; ehe der Mönch es vermuthen konnte, verlor sich der Jüngling unter der Volksmenge. Er irrte nun verlassen in den Straßen der weiten Hauptstadt umher, bis sich in jener Vorstadt, über welche die hohen Mauern des Buen-Ritiro hervor ragen, ein mitleidiger Mann fand, der ihn aufnahm. Es war Olivier Evora, der Besitzer großer und schöner Schaafheerden. Mit nachsichtsvoller Liebe behandelte ihn sein Pflegevater, während sich Johann des

Vertrauens durch Redlichkeit und Treue würdig machte, und es vergingen zwei Jahre, in denen die Dankbarkeit unsern Johann an seine zweite Heimath fesselte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dekret in Versen.

Zu einem solchen gab die Wiederherstellung des Nassau-Saarbrückischen Erbprinzen Anlaß, welche am 4. Juni 1755 gefeiert wurde. Als die Freudenbezeugungen vorüber waren, erging drei Tage darauf, unter dem 7ten, nachstehendes Decret:

Decretum auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohns Genesen
Von beider Städte Bürgerschaft am vierten angestellt gewesen.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.

D'rum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:
Zwei Jahre seyd ihr Zehnten frei
Von allen Stift- und Herrschaftfrüchten.

Glaubt, daß es meine Freude sey,
Euch ein Vergnügen an zu richten;
Mein Eifer wird beständig seh'n
Auf aller Bürger Wohlergehn.

Saarbrücken, den 7. Juni 1755.

Wilhelm, Fürst.

Man setzt hinzu, daß dieses herzliche väterliche Decret den Fürsten selbst zum Verfasser habe. F. G.

Bukovallas.

Neugriechisches Volkslied, übersetzt von Wilhelm Müller. *)

Inhalts-Anzeige.

Unter allen Räuberhäuptlingen, deren Andenken in der Sage und dem Gesange des griechischen Volkes lebt, ist Bukovallas einer der berühmtesten. Er war aus Akarnanien und hauste in den Bergen von Agrapha bis über die thessalischen Grenzen hinaus. Oft stürzte er mit seinen Tapfern auf die Türken der Ebenen herab und kehrte fast immer siegreich und selten ohne reiche Beute in seine natürlichen Bergfestungen zurück. Der bekannteste seiner Siege ist derjenige, welchen er über den Veli, Bey von Tebelen, den Großvater des berühmten Ali Pascha, erfocht, und dieser Sieg ist es wohl auch, der in dem Liede gefeiert wird. Veli blieb im Jahre 1717 vor Korfu, wodurch die Zeit des Gefechts ungefähr bestimmt werden kann.

*) Aus der Pariser Sammlung von Fauriel, welche in vollständiger Uebersetzung, mit gegenüber gedrucktem Original-Texte und Erläuterungen, bei Voß in Leipzig, von dem Verfasser der hier mitgetheilten Probe herausgegeben werden wird. Das Lied auf den Bukovallas nach einem andern Texte ist auch in dem Goetheschen Journale übersetzt erschienen. Daher habe ich es, der Vergleichung wegen, ausgewählt.

Das Lied auf den Bukovallas ist durch alle Provinzen Griechenlands, ja bis nach Constantinopel, verbreitet und beliebt, nur nicht in Morea. Es ist eine kräftige Skizze, keck und großartig, und wie nach dem Leben entworfen. Besonders schön ist die übermüthige Ironie der Schlußverse.

Was für ein Schall, der sich erhebt? Was für ein großes Lärmen?
Ob sie denn Ochsen schlachten wohl? Ob wilde Thiere kämpfen?
Nein, und sie schlachten Ochsen nicht, nicht kämpfen wilde Thiere:
Der Bukovallas steht im Kampf mit Tausend und Fünfhundert,
Inmitten von Kerassovon und jenem Dorf Kenuria.
Die Schüsse fallen Regen gleich, die Kugeln wie ein Hagel.
Ein blondes Mägdlein schaut heraus aus eines Hauses Fenster:
Johannes, *) stell' das Kämpfen ein, stell' ein das Flintenschießen,
Auf daß der Raud zu Boden sink', auf daß der Dampf sich hebe,
Und daß wir zählen deine Schaar und sehn, wie viele fehlen.
Die Türken zählen drei Mal sich, und sieh', Fünfhundert fehlen.
Die Räubersöhne zählen sich, und sieh', drei Tapfre fehlen:
Der Eine ging nach Wasser aus, der And're, Brod zu holen,
Der Dritte und der tapferste, er liegt auf seiner Flinte.

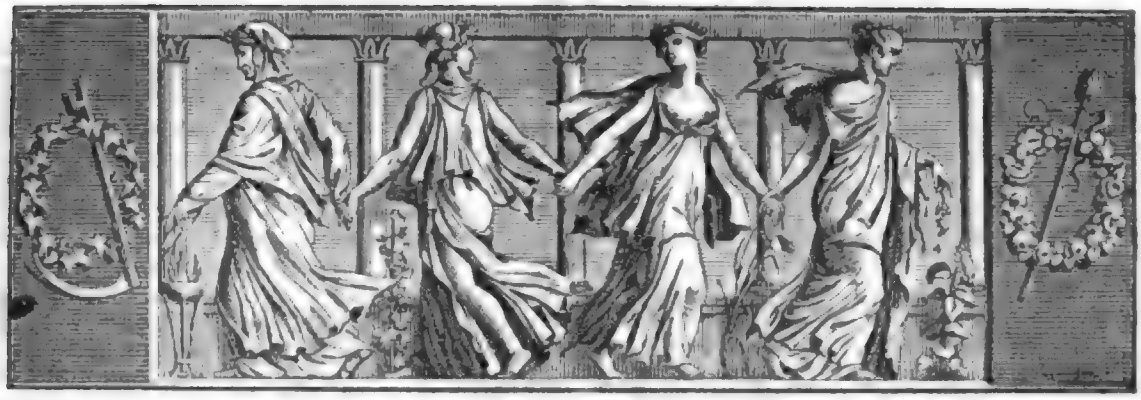
*) Bukovallas Taufname.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. (Fortsetzung.) Jetzt gehe ich über zur Charakteristik derjenigen Schriftsteller, die in den letzten 15 Jahren aufgetreten sind oder sich berühmt gemacht haben. Hier werden sich Dichter darstellen, die das Gestirn der nordischen Leier ausmachen, Schriftsteller, die, gleich Irrsternen, im Nu aufblitzend, im Nu auch wieder erloschen sind, ja, Verfasser sogar, deren Namen, gleich flackernden Lustgebilden, in ephemeren Zeitschriften ein Weilchen geschimmert. Männer aber, die, ernsteren Wissenschaften sich widmend, auf die schöne Literatur keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt haben, erlauben mir die engen Grenzen dieser Uebersicht nicht auf zu nehmen. — J. Krilov (geb. 1768) gab der russischen Fabel einen originell-classischen Charakter. Es ist unmöglich, der Erzählung größere Einfachheit, der Sprache mehr Volksthümlichkeit und der Moral einen praktischeren Sinn zu verleihen. Jeder Vers bei ihm spricht den gesunden russischen Verstand aus. In der Art seiner Schilderungen Lafontaine ähnelnd, stellt er sich doch ganz eigenthümlich dar: jede seiner Fabeln ist eine Satyre, um so schärfer, weil sie so kurz und einfach ausgedrückt ist. Seine Verse lesend, bemerkt man kaum das Metrum — der wahre Gipfel der Kunst! Wie traurig, daß Krilov unserm Theater nur drei Lustspiele geschenkt! Mit seiner Kenntniß der vaterländischen Sprache und Sitten, und seiner unerschöpflichen Quelle von Laune und Scharfsinn, hätte er der russischen Thalia eine wahrhaft nationelle Gestalt geben können. — Mit Shukofsky und Batjuschkow nimmt in unserer Dichtkunst eine neue Schule ihren Anfang. Beiden offenbarten sich der majestätisch-harmonischen Mutter

sprache geheimste Schätze. Beide verwarfen das uralte Recht des Versmaaßes halber Meinung und Wörter zu verstümmeln und dergestalt reich-klingende aber leere Reime zu schmieden. Wer ist nicht von Shukofsky's schwärmerischem, mit so lieblichen Tönen bezaubernden Muse hingerissen worden? Es giebt einen Zeitpunkt im Leben, wo ein Uebermaaß unaussprechlicher Gefühle im Herzen wogt; wo die Seele, mächtig gedrangt zum Erguß, den wahren und eigentlichsten Ausdruck nicht finden kann: in Shukofsky's Dichtungen nun stillen sich uns, wie im Traume, gleich alten Bekannten, unsere geheimsten Ahnungen dar; das im tiefsten Herzen Stillvernommene steht in sichtbarer Gestalt vor uns. Der magnetbestrichene Stahl dreht sich dem fernen, unbekannten Pole zu: so ist auch Shukofsky's Phantasie dem geheimnißvollen Ideal hoher ätherischer Schönheit zugewandt und gerade dieser Mysticismus verbreitet über seine Dichtungen einen besondern Reiz. Das Herz des Lesers wird von einem zwar wehmüthigen, aber unaussprechlich süßen Gefühl ergriffen, gleichsam wie wenn der Aeolsharfe bebende Töne aus fernen Lüften zu uns herüber schallen. Von Shukofsky's Uebersetzungen übertreffen mehrere ihre Originale, indem Wohllaut und Geschmeidigkeit der Sprache der Treue noch einen großen Werth hinzu fügen. So sind von ihm manche Meisterwerke aus der Literatur verschiedener Nationen nicht bloß mit der farblosen Wahrheit eines Schatten-Gemäldes, sondern mit allem Farbenfeuer wiedergegeben. In seinen Schilderungen ist er reich, abwechselnd, unnachahmlich. Die Natur stellt er nicht im Bilde, sondern gleichsam im Spiegel dar. Freilich wäre an ihm aus zu setzen, daß er mehreren seiner Dichtungen germanisches Colorit, d. h. den Anschein einer Art von neblichem Mysticismus, die mit dem Wunderbaren zu spuken liebt, gegeben; doch was schaden so unbedeutende Mängel an dem begeisterten Sänger von 1812, dem Verfasser „Lunens", „Ludmilla's" und der, wie die Freude lieblichen „Svetlana"! Shukofsky's Prosa ist classisch; seine Original-Novelle: „Mariens Waldchen" kann sich in allem Betracht mit Karamsin's „Marfa Posadniza" messen. Er ward geboren 1783. — Batiuschkov's (geb. 1787) Dichtkunst gleicht dem Springbrunnen, dessen Wasserstrahl bald ruhig herab sieht, und bald, vom Sturm ergriffen, sich weit versprützt. So wie dann in den Tausenden von Wassertröpfchen das Licht der Sonne sich bricht, so blitzen in Batiuschkov's Dichtungen neue, überraschende Gedanken. Wetteifernd mit Anacreon feiert er die Genüsse des Lebens. Ein süßes Entzücken und der Liebe beseligender Rausch sind abwechselnd die Gegenstände seines Lobes und theilen sich elektrisch dem Herzen der Leser mit. Der unwiderstehliche Zauber der Harmonie, eine glückliche Wahl ganz wesentlich-passender Ausdrücke und die sonstigen Reize seiner Schreibart vollenden seinen Sieg. Die Grazien selbst scheinen ihm die Farben zu leihen und der feinste ästhetische Geschmack seine Feder zu leiten; kurz, Batiuschkov ist und bleibt ein classischer Dichter, wenn er auch nichts mehr als den „sterbenden Tasso" geschrieben hätte. — Alexander Puschkin (geb. 1799) bildet mit den zwei Vorangehenden unser dichterisches Triumvirat. Schon im Knabenalter überraschte er durch einen männlichen Styl, und dem angehenden Jüngling öffneten sich die Fundgruben der Muttersprache, ergaben sich die Zaubermittel der Dichtkunst. Jedes seiner Werke trägt den Stempel der Eigenthümlichkeit; jedes hinterläßt bei dem Leser einen Eindruck im Gedächtniß oder Gefühl. Puschkin's Gedanken sind voll Scharfsinn, kühn und feurig; seine Sprache ist klar und streng geregelt, der Wohllaut seiner Verse wahre Musik: sie fließen wie Perlen über Sammet, um mich eines ächt russischen Ausdrucks zu bedienen. Zwei Gedichte dieses jungen Sängers: „Ruslan und Ludmilla" und „der Berggefangene am Kaukasus" sind besonders voll wunderbarer, jungfräulicher Reize. Das letztere, im Angesicht des silbergrauen Kaukasus auf dem Grabhügel Ovid's verfaßt, schimmert von der üppigsten Pracht der Phantasie und dem Glanze aller örtlichen Schönheiten der Natur. Unebenheiten im Plan und in der Schilderung mancher Charaktere sind seine Fehler, welche er mit allen feurigen Dichtern, die von ihrer Einbildungskraft fortgerissen werden, gemein hat. — Der scharfsinnige Fürst Wiasemsky (geb. 1792) streut aus freigebiger Hand Parallelen und Epigramme. Bei ihm kann beinahe jeder Vers für ein Sprüchwort gelten, denn jeder faßt einen Gedanken in sich. Er bildet neue, und veredelt alte volksthümliche Ausdrücke. Begabt mit scharfem, schnellumfassendem Blick wagt er den Werth vorkommender Geistesprodukte sehr richtig ab, belehrt scherzend und giebt seinen Urtheilen jedesmal das anziehende Gewand seinen Umstandes und gebildeten Witzes. In mehreren seiner kleinen Gedichte spricht sich ein tiefes Gefühl aus und jedes seiner Werke trägt den unverkennbaren Stempel des Genies, obgleich es seinen Werken hie und da an Wohllaut mangelt und seine Prosa manchmal durch Länge der Perioden mißfällt. Auch beschuldigt man ihn der Verschwendung seiner Geistesgaben, die in seinen Gemälden keinen Schatten übrig lassen; dieser Fehler ist aber nicht einer Lust, mit seinem Witz und Scharfsinn zu glänzen, sondern einem wahren Ueberfluß dieser Gaben zuzuschreiben. — Gneditsch (geb. 1784) verräth einen schöpferischen Geist und eine für jeden erhabenen Eindruck offene Seele. Von den ewigen Geisteswerken der alten Classiker genährt, hat er seiner Schreibart ihre hohe Würde gegeben. In seinem Gedicht: „Die Gebrüt Homers" blühen alle Reize von Hellas Himmel. In den Elegieen herrscht der Ausdruck der edelsten Gefühle und die Sprache selbst zeugt von seinem Geschmack und der sorgfältigsten Kritik. Ihm verdanken wir auch die Erschaffung einer volksthümlichen Idylle. Den griechischen Hexameter hat er zuerst bei uns eingeführt, den Homer im eigentlichen Gewande, ihn nicht mehr in der engen Bekleidung lautarmer Alexandriner uns vorführend. — In den Dichtungen F. Glinka's (geb. 1787) spiegelt sich seine helle Seele ab: sie athmen hohe Sittlichkeit. Durch das halb durchsichtige Gewand seiner Dichtkunst leuchtet eine gleichsam übernatürliche Schönheit, die, mit unseren eigenen Traumen sich verknüpfend, uns unwillkührlich an sich zieht. Seine Prosa ist gefällig, wohlklingend und gerundet, obgleich hier und da zu blumenreich. Seine „Briefe eines russischen Offiziers" sind aus der Feder eines wahrhaft patriotischen Kriegers geflossen; seine Verse kommen auch in technischer Hinsicht der Vollkommenheit sichtbar immer näher. Zum Schluß bemerken wir noch, daß Glinka zur Zahl derjenigen Schriftsteller gehört, deren Lebensbeschreibung die beste Vorrede und den besten Commentar zu ihren Werken abgeben kann. — Davidov's (geb. 1784) amazonengleiche Muse führt die offenherzige Sprache des Kriegers, liebt die Unterhaltung am Feuer der Feldwache und sprengt lächelnden Blickes auf dem Wahlplatze des Todes umher. Der Styl dieses Dichters und Parteigangers in einer Person ist kraftvoll, malerisch und überraschend. Die Flamme ritterlicher Liebe und arglosen Frohsinn begeistern ihn wechselweise. Zuweilen scheint er nachlässig in der Bearbeitung; doch wo bleibt auch dem Reiter die Zeit übrig zum Putz? Beständige Muster bleiben in der milden Liebes-Poesie: „Die Abrede mit der Braut" nebst etlichen andern Dichtungen, und in der kriegerischen Poesie seine beflügelten: „Sendschreiben und Lieder auf der Feldwache". — Baratinsky kann hinsichts der Harmonie seiner Verse und der genialen Behandlung der Sprache mit Puschkin sich messen. Er gefällt durch Neuheit der Wendungen und seine Gedanken, obgleich gerade nicht erhaben, sind immer liebenswürdig. Seine „Gastmahle" sind gemüthlich und launig. Die meisten seiner kleinen Gedichte zeugen von sich entfaltendem Genie und etliche scheinen gar aus dem Stammbuche der Grazien entwandt. (Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 5. März. 37ſtes Blatt.

Die Berliner in Berlin.

Seyd ihr Schwaben oder Wiener,
Wie euch Gott der Herr erſchuf,
Wir ſind kurz und gut Berliner
Und behaupten unſern Ruf.
Ander Klima, and're Sitte,
Jeder lobt ſich ſeine Haut;
Doch in unverdroß'nem Schritte
Sind dem Zeitgeiſt wir vertraut.

Geſtern kräftig, heute kläglich,
Wie er ſich vernehmen läßt —
Wir ſind überall beweglich,
Und in keinem Stücke feſt.
Ja, der Schalk, ſo wie die Frommen,
Hab'n ſie nur in fremder Tracht,
Sind gleich günſtig aufgenommen,
Angeſtaunt und — ausgelacht.

Denn wir bleiben Patrioten,
Ein Berlin nur auf der Welt!
Doch iſt, zu belieb'gen Noten,
Jedem freier Raum geſtellt:
Da ſchützt Anſehn nicht, noch Wappen;
Wo man gut zu treffen weiß,
Geben wir die eig'nen Kappen
Und die Narrenjacke preis.

Lachen iſt zu allen Zeiten
Unſer Lebens-Element;
D'rum kein langes Vorbereiten,
Ob ihr's Schwank, ob Poſſe nennt:
Schreibt getroſt nur, wie wir's machen,
Außer Landes und zu Hauſ':
Wenn wir uns auch ſelbſt belachen,
Pochen wir uns doch nicht aus.

E. Karolt.

Eine Nacht im Kloſter der Barmherzigen-Brüder zu Kukus.

(Fortſetzung.)

„Einſt kehrte Johann eben vom großen Markte zu Bilbao heim und brachte einen anſehnlichen Gewinn mit nach Hauſe, als Evora ihn mit dem Antrag überraſchte, mit der Hand ſeiner einzigen Tochter, Iſabella, Haus und Heerden als Eigenthum zu übernehmen. Dieſe Iſabella aber hatte nie Gefühle in Johann's Bruſt erregt, die ihm ihren Beſitz erwünſcht gemacht hätten: ohne einen Haß gegen die Tochter ſeines Wohlthäters zu nähren, war ſein Herz bei dem Anblick des Mädchens kalt und gleichgültig geblieben, und er ſchätzte ſich deshalb glücklich, weil er wußte, daß ein Offizier im Beſitz ihrer Gunſt war, den die alte Handſchrift einen Vigiliarum praefectus praesidiarius nennt.“ — Hier mußte der Vorleſer etwas inne halten, denn die Zuhörer brachen bei dem langen ungewohnten Titel ihres ſpaniſchen Kriegs-Kameraden in ein ſchallendes Gelächter aus; dann fuhr der Vorleſer fort: „Iſabella mochte wohl gemerkt haben, was vorging; ſie war kalt und Thränen ſtanden in ihren Augen, als Johann ſie freundlich begrüßte. „Nun, laßt's nur gut ſeyn, Dame Iſabella!“ ſprach er treuherzig zu ihr; „glaubt Ihr wohl, daß ich mich nach der Hand eines Mädchens ſehne, deren Liebe ſchon ein Anderer beſitzt? Ich bin hier fremd; die Gunſt Eures Vaters und ein reines Herz iſt Alles, was ich beſitze; laßt es mir und gebt Eure Hand, und mit ihr

Euern Reichthum, dem Manne Eurer Wahl!“ — „Wäre es möglich?“ ſprach das Mädchen, und mit den Wolken am Himmel ihres Lebens verſchwanden die Falten ihrer Stirne. Freundlich reichte ſie dem Jüngling die Hand und ſie ſchwuren ſich gegenſeitig, Alles auf zu bieten, um den Plan ihrer Verheirathung zu hintertreiben. — Noch lag die Hand Iſabellens in der ihres Pflegebruders, als Evora in's Zimmer trat. „Recht ſo, meine Kinder! Euern geſchloſſenen Bund befeſtigt der Segen Eures Vaters!“ rief er. Schnell zogen die jungen Leute ihre Hände zurück. — „Behaltet Euch noch Euern Segen, Vater Evora; ein vornehmerer Eidam ſehnt ſich nach demſelben!“ ſprach Johann. — „Was ſoll das heißen?“ fragte der Alte kopfſchüttelnd; „ich glaubte Euch einverſtanden, meinen Lieblingswunſch zu erfüllen?“ — „Wollt Ihr mich Eurer Tochter aufdringen? Ihr hört ja, ein Anderer beſitzt ihr Herz!“ fiel ihm Johann in die Rede. — Hier geſtand Iſabella ihrem Vater unter Thränen, daß der Offizier ihr Wort habe, und daß ſie lieber wollte in dem Kloſter der Schweſtern der heiligen Clara, oder in den Fluthen des Tajo enden, als untreu werden. — „Nun, nun!“ ſagte der Vater; „daß doch Jugend und Leidenſchaft ſo gern mit dem Verſtande davon rennen; habe ich hier keine Stimme? Johann, Du haſt mein Wort; es bleibt dabei! Ich hätte ſonſt nichts dagegen; denn der Vigiliarum praefectus praesidiarius iſt ein ſchmucker Ritter, und ſein Vater, Herr Sebaſtian von Olivenza, mein alter Freund und Gönner; doch wie geſagt, es bleibt bei meiner Verheißung; wie würden ſich die Nachbarn wundern, wenn Olivier Evora ſein Wort gebrochen hätte. Alſo ich will nichts mehr vom jungen Olivenza hören!“ Hier verließ der Alte zornig das Zimmer. — „Ihr ſollt weder zu den Clara-Jungfern, noch in den Tajo gehen!“ meinte Johann; „da ich allein die Urſach von des Vaters Zorn und der Tochter Kummer bin, ſo liegt es auch an mir, wieder Ruhe in Euer Haus zu ſchaffen, laßt mich nur machen!“

Iſabella wußte nicht, was der ehrliche Junge damit meinte; doch am andern Morgen fand ſie den Schlüſſel zu jenem Räthſel. Noch vor Anbruch des Tages hatte Johann ſein Bündel geſchnürt und auf der ſchwarzen Tafel, wo er immer dem alten Evora über Kauf und Verkauf der Merino's Rechnung gelegt, ſtanden die Worte: „Tauſend Dank, Vater Olivier, für alles Gute und Liebe; gebt Eurer Tochter den Praesidiarius; denn damit wieder Friede in Euer Haus komme, gehe ich fort in die weite Welt; Euer dankbarer Johann.“

So war es auch geſchehen; der nächſte Abend fand den Flüchtling ſchon weit entfernt von dem Gewühl Madrid's; er wendete ſich zuerſt über Bilbao nach St. Sebaſtian, weil dort ein alter Kaufmann wohnte, den er in ſeines Pflegevaters Hauſe kennen gelernt hatte. Der Jüngling ſuchte Dienſte bei dieſem reichen Manne zu finden, der ihn in Madrid mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt hatte; allein ſeine Hoffnung wurde getäuſcht. Der argwöhniſche Handelsmann und ſeine Hausgenoſſen ſetzten Zweifel in Johann's Ausſage. „Leute, die das Glück aufſuchen, erblickt man alle Tage unten am Hafen: aber ein Menſch, der vor demſelben flieht“, meinte er, „müßte doch ein ſonderbarer Kauz ſeyn; da möchten wohl andere Umſtände obwalten!“ — „Ja, es iſt außerordentlich!“ brummte eine alte zuſammen geſchrumpfte ſchwefelgelbe Matrone, deren Geiz in dem Jüngling ein neues Mitglied ihrer Tiſchgeſellſchaft erblickte — „was die jungen Leute heut zu Tage für leichtſinnige Praktiken im Schilde führen; unſer Haus iſt nicht für Herumſchwärmer und Abentheurer; auch geben wir monatlich drei Reales in die Büchſe unſeres Spitals zum heiligen Bartholomäus!“ — „Wer hat denn Euer Almoſen verlangt?“ rief Johann; „Ihr ſeht mir wahrlich nicht ſo aus, als wenn die Barmherzigkeit Euer Steckenpferd wäre!“ — und ſo eilte er von dannen. Noch war er in keiner Noth, denn Evora's Freigebigkeit hatte ihm ſtets einen kleinen Antheil an dem Vortheil ſeines Handels gelaſſen, und ſo umgürtete ihn ein Beutel mit 50 blanken Silberſtücken. Er wendete ſich nach Los Paſſages, von da nach Funtarabia und endlich nach Pampelona. — In dieſer Stadt ſtand er eben, den biſchöflichen Pallaſt betrachtend, als ſich ihm ein franzöſiſcher Ritter nahte, der ihn nach kurzem Nachfragen aufforderte, in ſeine Dienſte zu treten. Johann beſann ſich nicht lange; das Aeußere des Ritters hatte ihm Vertrauen eingeflößt. Er folgte ihm in ein anſehnliches Haus; hier wurden ihm Wamms und Schild gereicht, und ſchon zum ſtattlichen Kriegsmann umgeformt erfuhr er erſt, daß ſein neuer Gebieter, Carl von Montglaut, ein Hauptmann des Grafen von Armagniac ſey, der in offener Fehde mit ſeinem Landesfürſten ſtand und eben Mannſchaft in Pampelona werben ließ. Johann gefiel ſich in ſeiner neuen Lage und zog nach einigen Tagen, im Gefolge des Hauptmanns, durch die Engpäſſe der Alduden in die Thäler von Bigorre. Es wurde das neu geworbene Fähnlein in die Stadt Conſerrans in's Quartier gelegt.

Hier erwachten, angefacht vom Soldatenleben, die Leidenſchaften in der Bruſt des Alegarviers; mit dem Feuer des Südens begann das Blut in ſeinen Adern zu rollen; begünſtigt durch ſeine Jugend und eine ſchöne Geſtalt fand er Gelegenheit genug zur Ausſchweifung. Die Verführung wurde noch größer, als er mit Auszeichnung nach Lectoure, der üppigen Reſidenz Johann V., gerufen wurde. — Dieſer, der letzte Graf aus dem Hauſe der Armagniacs, war vor wenigen

Jahren erſt von Rom heimgekehrt, wo er in verſtellter Demuth die Vergebung des Papſtes wegen blutſchänderiſcher Verbindung mit ſeiner Schweſter angerufen hatte. Durch die Großmuth Ludwig XI. wieder in ſein Erbe eingeſetzt, ſann der Treuloſe auf neuen Verrath und die Fahnen des Aufruhrs wehten von den Söllern ſeiner Schlöſſer, in denen die ärgſte Verderbtheit ihren Sitz aufgeſchlagen hatte. Manche Freuden und Vortheile wurden unſerem Johann am Hofe des Grafen, und dennoch würde er, eines ſolchen Lebens überdrüſſig, ihn verlaſſen haben, wenn nicht die treuſte Anhänglichkeit und Dankbarkeit ihn an den jungen Ritter von Comignes gefeſſelt hätten, der, obgleich die Frucht einer blutſchänderiſchen Ehe des Grafen mit ſeiner Schweſter Iſabella, durch ein herrliches Gemüth der Abgott des Volkes war.

Eines Tages feierte der Graf den Jahrstag ſeiner Rückkunft von Rom durch ein glänzendes Banket; da verſcheuchte eine Nachricht, die ihm ſein Silberklämmerling in's Ohr flüſterte, die Freude des Feſtes. Ein Ritter war von Toulouſe mit der Nachricht gekommen, daß Ludwig, von gerechtem Zorn über ſeine ränkeſchmiedenden Vaſallen entbrannt, ein Heer gegen Lectoure abgeſendet, welches ſich in Eilmärſchen, unter der Anführung des Biſchofs von Albi, der Stadt näherte. Schnell wurden alle Anſtalten zu einer langen Gegenwehr getroffen. Johann V. zog ſich in ſein Schloß zurück, mit heiligen Schwüren, unter ſeinen Trümmern zu ſterben; aber das Organ aller Thätigkeit der Bürger und der Soldaten war doch der Ritter von Comignes. Mit Wort und Beiſpiel feuerte er den Muth der Belagerten an; ſtets wählte er den Ort, wo die Gefahr am größten war, zu ſeinem Aufenthalt, und außer ſeiner Tapferkeit war Menſchlichkeit die Gefährtin ſeiner Schritte. — An der Seite eines ſolchen Ritters ſtand Johann voll Bewunderung, die Gelegenheit erwartend, ſich aus zu zeichnen in ſeinem Dienſt; um ſo unangenehmer war es ihm, daß er eines Morgens von demſelben mit einem Auftrag aufs Schloß geſendet wurde, während Comignes eine ausgezeichnete Schaar um ſich verſammelte und zu einem Ausfall rüſtete.

In banger Erwartung ſah man dem Ausgang dieſes Unternehmens entgegen; von den Mauern der Stadt beobachtete man, wie die Belagerer, erſchreckt von der Kühnheit des Angriffs, ſich zurück zogen. Doch bald erſchien der Biſchof mit ſeiner Hauptmacht: ein fürchterlicher Kampf begann, der, lange unentſchieden, auf beiden Seiten den Boden mit Blut färbte; endlich ſah man, wie einzelne Reiter einen Ritter vom Kampfplatz nach der Stadt zu führten. „Das iſt ein vornehmer Gefangener!“ riefen die Bürger. Aber ſchnell machte der tiefſte Schmerz dieſer Freude ein Ende; denn es war Comignes, deſſen Bruſt eine feindliche Partiſane durchbohrt hatte. Sein Geiſt war ſchon der Hölle entflohen, als man ſeinen Leichnam, am Stadtthor auf eine Bahre gelegt, in's Schloß trug; laut weinend wurde er vom Hofgeſinde empfangen. Auch ſeine Stiefmutter, Maria von Foix, nahte ſich tief erſchüttert der Bahre; blaß und ſprachlos ſtand der Graf am Fenſter, die ſcheuen Blicke auf den Leichnam des Sohnes, die Frucht ſeiner Sünde, werfend. Da wurde die Stille des Auftritts durch das Geſchrei der Bürger unterbrochen, die heulend von den Wällen in die Stadt ſtürzten, die Flucht der Belagerten und den ſie verfolgenden Biſchof zu melden. Comignes Verwundung hatte Unordnung und Muthloſigkeit in die Reihen der hinaus gezogenen Belagerten gebracht; kaum gewann man Zeit, die Zugbrücke hinter den Eingelaſſenen wieder auf zu ziehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdoten und hiſtoriſche Züge.

Als Vertot die Geſchichte des Maltheſer-Ordens verfaßte, hatte er nach Italien geſchrieben, um einige Original-Dokumente über die Belagerung von Rhodus zu erhalten. Da ſie ihm aber zu lange ausblieben, ergänzte er die Erzählung aus der Phantaſie. Endlich kam das Verlangte an, als Vertot gerade einen Freund bei ſich hatte. Er nahm es, warf es verächtlich in die Ecke und ſagte: „Meine Belagerung iſt ſchon fertig!“

Der bekannte Quin ſprach einmal über die Hinrichtung Carl's I. „Aber“, ſagte ſein Gegner, „nach welchen Geſetzen konnte man ihn zum Tode verurtheilen?“ — „Nach allen“, entgegnete Quin, „die er — übrig gelaſſen hatte!“

Ein engliſcher Geiſtlicher gerieth mit einem Offizier in Streit, der ihn beleidigte und hinzu ſetzte: „Ihr Rock ſchützt Sie!“ — „Wenn er mich ſchützt“, antwortete Jener, „ſo ſoll er Sie nicht ſchützen!“ riß ihn ab und prügelte ſeinen Gegner tüchtig durch. C. v. E.

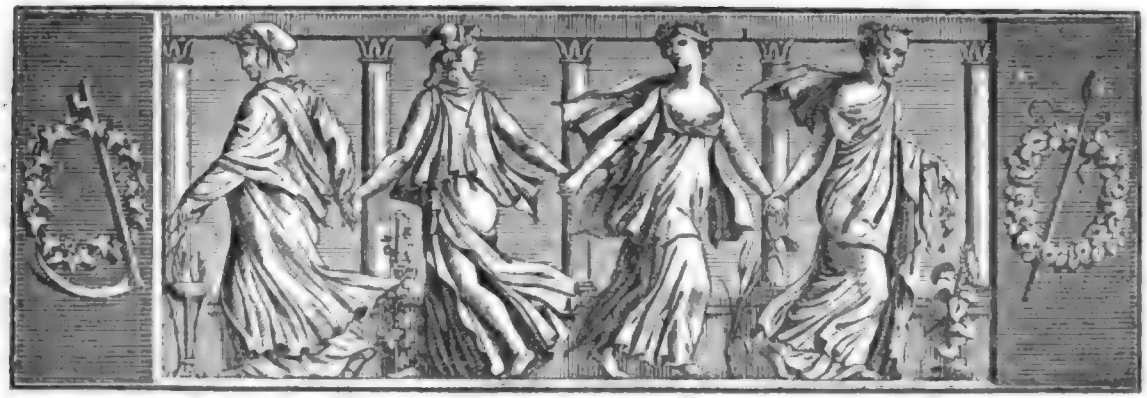
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. (Fortſetzung.) Milonov (geb. 1792, † 1821) iſt eben ſo kräftig in ſeinen Satyren, als gefühlvoll in den Elegieen; in allen ſeinen Dichtungen aber ſpricht ſich ein unheilbarer Gram aus. Uebrigens iſt ſeine Schreibart feſt, gedrängt und entſchloſſen; der Versbau jedoch unedel. — Wojeikov (geb. 1783) iſt einnehmend in ſeinen ſatyriſchen Sendſchreiben, nicht ſelten maleriſch in der Ueberſetzung von Delille's „Gärten“, und kraftvoll in einigen Epiſoden des Gedichts: „Künſte und Wiſſenſchaften“. Doch begeiſtert ihn mehr Verſtand als Phantaſie. Seine Sprache iſt nicht immer erhaben genug für den Gegenſtand; der Bau ſeiner Verſe zuweilen durch gedehnte Perioden ſchwerfällig. — Rileiev (geb. 1795), Verfaſſer der hiſtoriſchen Hymnen, betrat einen neuen Pfad in der vaterländiſchen Dichtkunſt, indem er ſich zum Ziel ſetzte, ſeinen Zeitgenoſſen zur

Nacheiferung die Großthaten ihrer Vorfahren zu besingen. Die Pflicht der Bescheidenheit heißt mich über den Werth seiner Dichtungen schweigen. — Ostolopov's (geb. 1782) Fabeln sind originell durch ihre Kürze und treffende Moral. Durch sein poetisches Lexicon hat er der russischen Literatur einen großen Dienst erwiesen. — Rodsanka, der sorglose Sänger der Schönheit und der Freude, schreibt wenig, aber leicht und lieblich. — Merslakov (geb. 1778) hat der Lesewelt eine unterhaltende Kritik und Charakteristik unserer vornehmsten Schriftsteller geschenkt, darin er, als Kenner der Muttersprache sich zugleich bewährend, ohne Pedantismus und Trockenheit im Vortrage, Jeden nach Verdienst gewürdigt und individualisirt hat. Seine Lieder athmen ein sinniges Gefühl und seine Uebersetzungen der „Ars poëtica", etlicher von Virgil's Eclogen, nebst mehreren Anderem, sind lobenswerth. Doch muß man gestehen, daß sein Verdau oft nachlässig ist und nicht immer ein gebildeter Geschmack seine Feder geleitet. — Pletnev trat in der Charakteristik unserer Dichter glücklich in die Fußstapfen Merslakov's, und ahmt in der schwarmerischen Dichtart den Shukovsky nicht übel nach. Kenntniß der Muttersprache und eine besondere Glätte der Verse sind sein ausgezeichnetes Verdienst; dagegen Unbestimmtheit des Ziels und Blässe des Colorits seine Fehler. Seine Dichtungen sind den Tönen der Harmonica vergleichbar, und etliche der kleineren — wahre Spielwerke der Dichtkunst — ausgeschmückt mit allen Blüthen der Phantasie. In der romantischen Gattung ist die Elegie: „Münnich" sein vorzüglichstes Produkt. — Delvig ist erfindungsreich; dem germanischen Empirismus aber und alten Formen zu sehr anhangend, wird er nicht selten abstract. In seinen kleineren Dichtungen erblickt man die ungeschminkte Natur. — Panaiev's (geb. 1792) Idyllen sind ziemlich natürlich und sehr lieblich; jedoch keine vaterländische Frucht. Seine Sprache ist zart und fließend, aber nicht immer regelrecht. — Alexander Krilov besitzt eine seltene Gabe, ausländische Schönheiten in russische um zu wandeln, ohne den Sinn des Originals zu verstellen. Nicht selbstständig ist seine Muse; seine Verse aber bezaubern durch ihren Wohlklang. — Die halbgeöffneten Rosen in Michael Dmitriev's Dichtungen versprechen in ihm einen gebildeten Dichter feurigen Geistes. — Raitsch's Uebersetzung von Virgil's „Georgica" verdient des Ruhmes Kranz für ihre Treue und die reine, wohlklingende Sprache. — Olin's Uebersetzungen einiger Oden von Horaz sind sehr gelungen; seine Elegieen einnehmend durch Wahrheit und neue Gedanken. — Filimonov verräth vielen Verstand und zartes Gefühl; übersetzte auch mit Glück den Horaz. — Meshakov streute mit dichterischer Gewandtheit der Weltklugheit Blüthen in seine Schriften. — Koslov, der blinde Dichter, schreibt rührend und lieblich. — Iwantschin-Pisarev ist reich an Bildern und — Worten. — Außer den jetzt benannten können noch mit Lob erwähnt werden: Alexander Pisarev, Wardorff, Norov und Netschajev. — In den Werken der Anna Bunina und Anna Wolkov — zweier Dichterinnen — findet sich viel Gefühl und Schwärmerei, neben schwerfälliger Technik. Jedoch bietet „Phaetons Sturz", von der Erstgenannten, mannigfache Reize der Erfindung dar. Auch andere unserer Mitbürgerinnen haben zuweilen Blüthen der Dichtkunst in unsern Zeitschriften ausgestreut, und obwohl schon das Geschlecht der Dichtenden ohne Namens-Unterschrift zu errathen gewesen, müssen wir doch dankbar seyn für diese Herablassung, und uns freuen, daß unsere Schönen sich mit der Sprache des Vaterlandes abgeben, die von ihren Lippen neues Leben, neue Reize erhält. Sie allein verstehen, die Mitte zu wahlen zwischen dem Schulfach und dem gar zu Gemeinen des alltaglichen Lebens — jeden Ausdruck zu mildern und zu beleben. So nur kann sich bei uns ein Gespräch-Styl, für das edlere Lustspiel passend, bilden, dessen wir bis jetzt auf der Scene entbehrt, weil er auch nie in den Kreisen feinerer Gesellschaft zu hören war. — Dem Trauerspiel ist von den neuern Sprachen Europa's keine angemessener als die russische; da sie keiner Artikel und Hülfszeitwörter bedarf, verbindet sie Leichtigkeit und Reichthum mit gedrangter Kürze. Dazu verleihen ihr noch die Erhabenheit slavanischer Redensarten und die Würde und Fülle der Töne alle zum Ausdruck sowohl zärtlicher Gefühle als wilder Leidenschaften nöthige Kraft. Demohngeachtet besitzen wir kein volksthümliches Drama und mit Ausnahme Oserov's keinen Tragiker; und auch dieser, dem Zeitgeist huldigend, fesselte seinen Genius an akademische Formen und gereimte Verse. — Fürst Schachovskoi verdient den Dank des Publikums, weil er allein die dem Umsturz sich nahernde Scene bald mit übersetzten und bald mit umgearbeiteten Dramen und Vaudeville's erhält. Er verfaßte das Trauerspiel „Deborah", bearbeitete den „Abufar"; aber sein eigentliches Feld ist das Lustspiel. Seine Comödien verrathen leichten Styl und Witz, jedoch wenig Originelles; die Schnelligkeit, womit er für die Bühne schreibt, läßt keine Ueberarbeitung der Verse und Sichtung der Sprache zu. Von seinen Possen scheinen uns „die beiden Nachbarn" und „Halbherrliche Sitten" die besten, indem volksthümliche Züge in ihnen aufgefaßt sind; von den edleren Lustspielen geben wir den Vorzug dem „Kakadu" und dem „Familienkreise". Sein Gesprächston ist ungezwungen und fließend, jedoch für eine feinere Gesellschaftsprache nicht immer edel genug; auch schadet seinem Styl nicht selten das Flittergold gelichtener Einfalle. — Kokoschkin hat den „Misanthrop" schön und getreu übersetzt; Griboiedov nach dem Französischen das Lustspiel: „Le secret de menage" gelungen bearbeitet; seine Verse sind lebhaft und ihr guter Ton bürgt für seinen Geschmack, wie er auch überhaupt großes Talent für das Theater verräth. — Lobanov hat Racine's „Iphigenie" mit unabweichlicher Treue und dem Reiz des Originals wiedergegeben; er bringt dem Publikum bald auch die „Phädra". Theaterfreunde wünschen, daß es, zur Bereicherung unserer Scene mit classischen Werken des Auslandes, mehr Uebersetzer von seinem Verdienst gäbe. Die äußerst sorgfältige Ueberarbeitung seiner Leistungen hemmt jedoch — im Vorbeigehen gesagt — zuweilen den Ausdruck feuriger Leidenschaften. — Wilkowskov schrieb das Trauerspiel: „Xenia und Temir", dessen Fabel — es grundet sich nicht auf Geschichte — ziemlich wahrscheinlich ist. Die Leidenschaften sind geschildert in wohlklingenden Versen, aber zu wortreich, und die Handlung ist verwickelt. „Hamlet" erschien durch sein Streben auf der russischen Bühne. — In Sagoskin's Lustspielen ist der Dialog natürlich, etliche Charaktere und mehrere Gedanken eigenthümlich, jedoch der Plan-Entwurf nie neu. — Chmelnitzsko verdanken wir wahrhaft fließende Verse in der komischen Gattung. Unverdrossen hat er Wolfo's „Schwätzer" übersetzt; er bearbeitete auch Colin d'Harleville's „Lustschlösser" und verpflanzte auf unsere Bühne manches Vaudeville. Er verrath sehr geringe Eigenthümlichkeit; aber auch keinen Schwulst in der Nachahmung. — Gendre, nebst Consorten, übersetzten aus dem Französischen etliche Trauerspiele und eine Comödie, daher diese vielhandigen Uebersetzungen auch einen bunten Styl erhielten; seine tragischen Verse sind jedoch geglattet, nicht selten kraftig, sehr oft aber entstellt durch veraltete Ausdrücke. — Katjönin ist der Uebersetzer von „Eid", „Esther", Gresset's Lustspiel: „Le mechant" und etlichen Akten der Trauerspiele: „Die Horazier" und „Medea"; Verfasser von Balladen, Kritiken, Antikritiken und lyrischen Dichtungen. — Boris Fedorov hat viel für die Bühne, aber wenig nach dem Geschmack des Publikums geschrieben; doch ist in seinen Bruchstücken von „Julius Cäsar" Talent für das Tragische bemerkbar. — Die Namen der übrigen Verfasser und Uebersetzer von Gelegenheits-Stücken sind nur aus den Theater-Affichen bekannt, die sie wahrscheinlich auch nicht überleben werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 7. März. 38ſtes Blatt.

Anekdoten-Triolette.

1. Der Schlecker.

Ich eß' holter Alles gern,
Außer Schweinebraten,
Wenn's auch fremde Speiſen wären,
Ich eß' holter Alles gern;
Dennoch muß ich rathen,
Stellt mir Schweinebraten fern,
Denn ich eſſe Alles gern,
Aeß' auch Schweinebraten.

2. Derſelbe in Berlin.

Die Pellertoffeln, die ich kriegt',
Die waren holter gar zu ſchlecht.
Ine! ſchlecht waren's eben nicht,
Die Pellertoffeln, die ich kriegt'!
Macht' ich ſie ſchlecht, es wär' nicht recht;
Ine! es war ein gut Gericht.
Die Pellertoffeln, die ich kriegt',
Die waren holter gar nicht ſchlecht.

3. Der Sprachforſcher.

Das nennen's hier zu Land den Rhein,
Was ſie bei uns die Thonau nennen.
Das will mir wieder gar nicht ein:
Das nennen's hier zu Land den Rhein!
Man kann doch jedes Land erkennen
An ſeiner Art P—a zu ſchrei'n:
So nennen's hier zu Land den Rhein,
Was ſie bei uns die Thonau nennen.

4. Der Patriot.

In öffentlichen Luſtbarkeiten
Iſt halt noch Wien nicht überwogen:
Herr Je, ihr wagt's mit uns zu ſtreiten
In öffentlichen Luſtbarkeiten?
So ſchaun's doch nur den Regenbogen
Sich über Stadt und Prater breiten!
In öffentlichen Luſtbarkeiten
Iſt halt noch Wien nicht überwogen.

5. Der erwachte Scheintodte.

„Er meinet gar, er lebe noch?
Wenn das ein Jeder ſagen wollte?
Verfluchtes Volk, die Todten, doch!
Der meint nun gar, er lebe noch!
Wer auf dergleichen hören ſollte,
Der brächte Keinen wohl in's Loch.
Er meinet gar, er lebe noch?
Wenn das ein Jeder ſagen wollte?"

K. Simrock.

Eine Nacht im Kloſter der Barmherzigen-Brüder zu Kukus.

(Fortſetzung.)

„Jetzt rüſtete ſich der Biſchof zum Sturm; da boten zwei Abgeordnete der Stadt ihm, unter der Bedingung perſönlicher Sicherheit aller Einwohner, Unterwerfung an. Der Biſchof willigte ſo ſchnell in dieſes Begehren, daß die Abgeordneten Verrath ahnten; doch beſchwichtigte er ſie, indem er ſein Wort mit einem fürchterlichen Schwur auf eine geweihte Hoſtie beſiegelte. Kaum aber war er in die Stadt gezogen, als er ausrief: „Den Bewohnern der Stadt will ich kein Leides thun, aber denen des Schloſſes bring' ich Verderben!" Graf Johann, davon benachrichtigt, ſtürzte ſich in einem Anfall von Wuth in die Schwerdter der Sieger und Maria von Foix nahm und leerte mit feſter

Hand den Giftbecher, welchen ihr der hohe Priester reichte. So wurde, durch spitzfindige Auslegung und durch einen gräßlichen Meineid, dieses Haus, aus dem eine lange Reihe von Jahren bösartige und ruchlose Sprößlinge hervor gegangen waren, vernichtet.

Mitten unter dieser fürchterlichen Ausübung der Rache betete Johann mit einigen andern Freunden am Katafalk des Ritters von Comignes. Plötzlich wurde die Thür der Schloßkapelle erbrochen; Soldaten verjagten die Betenden und unter gräßlichen Mißhandlungen schleppte man den Leichnam aus der Kapelle; man schmiedete ein Eisen um den Nacken des Todten und legte eiserne Ketten um seine Hände; dann versenkte man ihn in eine tiefe Grube an der Stadtmauer. Eine schreckliche, eines Priesters unwürdige Handlung, bezeichnend den Geist des Zeitalters.

Erschüttert von diesem Auftritt floh Johann aus Lectoure nach Narbonne. Hier blühte damals der Handel; es war der Stapelplatz Frankreichs. Die Kaufleute aus allen Zonen machten hier Geschäfte, und ein Venetianer, Namens Rubelli, suchte Mannschaft zu werben, um gegen kühne Seeräuber, die sich bis in das Adriatische Meer gewagt, zu kreuzen. Johann nahm Dienste und nach wenigen Tagen segelte Rubelli, längs den Küsten Frankreichs hin, durch Siciliens Gewässer nach der Morgenseite Italiens. Johann konnte sich aber mit dem Venetianer nicht vertragen und Beide lösten freiwillig den geschlossenen Vertrag. Der Entlassene wurde bei Senegaglia an's Land gesetzt und wanderte nach Ancona. Von dort besuchte er die heilige Mutter zu Loretto; endlich staunte er die Herrlichkeiten Rom's an und trat hier in die Dienste eines Herzogs von Orsini, ging mit demselben nach Florenz, wo sein Herr, der ihn mit großer Freundlichkeit behandelt hatte, im Zweikampf von einem deutschen Grafen Anhalt getödtet wurde. Nun reiste Johann nach Alessandria und fand dort den Kaufmann Guzmann aus Oporto, der ihm vorschlug, mit nach Spanien zurück zu kehren. Dieses Anerbieten wurde von Johann mit Freuden angenommen. Guzmann begab sich Geschäfte halber zuerst nach Ajaccio, dann an die Küsten Frankreichs; so kam Johann zum zweiten Mal nach Narbonne. Von hier aus schiffte er längs den Küsten hin nach Barcelona. Bei dem Anblick des spanischen Bodens erwachte in seiner Brust die Liebe zum Vaterlande; eine unendliche Sehnsucht, seine vor zehn Jahren leichtsinnig verlassenen Eltern wieder zu sehen, bemeisterte sich seiner Seele; doch vorher wollte er seinen Pflegevater in Madrid noch einmal besuchen. Er eilte dahin und fand Alles wie ehemals und Isabellen noch unvermählt. Ihr Liebhaber war ein leichtsinniger Schalk gewesen; mit glatten Worten hatte er sich in das Herz des Mädchens zu schleichen gewußt, um mit den Küssen ihres Rosenmundes zugleich die Anwartschaft auf das einstige reiche Erbe zu erhalten. Endlich hatte er diesen Handel langweilig gefunden und war der Gatte eines reichen und vornehmen Weibes geworden. Isabellen hingegen hatte sich, während der Offizier anscheinend um sie warb, kein anderer Freier genaht; mancher Ehrenmann war zurück geschreckt worden, der unter andern Umständen sehr gern Evora's Eidam geworden wäre. Der alte Pflegevater hatte eine außerordentliche Freude über Johann's Rückkehr, nun, dachte er, ist ja jedes Hinderniß beseitigt; also wird bald in meinem Hause ein Hochzeitsfest gefeiert. Aber der gute Alte verrechnete sich; seine Tochter hatte in den sieben Jahren, während Johann abwesend war, viele ihrer Reize verloren und keine Annehmlichkeit gewonnen; schon damals näherte sie sich der dem schönen Geschlecht so fürchterlichen Grenze der Jugend, der die Natur im Süden noch engere Schranken als in unserem Klima gesetzt hat. Der Schmerz über den treulos gewordenen Praesidiarius hatte auch dazu beigetragen, die Rosen früher von den Wangen Isabellens zu verscheuchen; eben so war es mit ihrem Gemüth. Ihre heitere Laune war entflohen, um den Betrachtungen Raum zu geben, die alte Jungfrauen an zu stellen pflegen, welche ohne ihr Zuthun im ehelosen Stande verbleiben. — Unter diesen Umständen hatte der Gedanke, sich mit ihr zu vermählen, etwas Schreckendes für Johann, und es lag viel Trübliches für ihn in der Erinnerung, auf ihr eigenes Verlangen einst in ihre Hand geschworen zu haben, nie der Ihrige zu werden. „Lieber", sagte er zu sich selbst, „kehre ich in die weite Welt zurück, dem Zufall mein Geschick überlassend." Er entdeckte daher dem alten Evora, wie er keine Ruhe finden könnte, ohne seine alten aus Leichtsinn verlassenen Eltern wieder gesehen, ihre Vergebung ob dieses Vergehens und ihren Segen erhalten zu haben. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Evora beschenkte seinen ehemaligen Pflegling reichlich, und dieser begab sich bei dem ersten Strahl der nächsten Morgenröthe auf den Weg.

Eines Abends erreichte er seine Heimath; auf sein Pochen öffnete ein unbekannter Mann einen Fensterladen und fragte mit einer, unserm Johann ganz fremden Stimme: „Was will der Herr so spät hier?" — Der Ankömmling gab sich zu erkennen; statt aller Antwort zog sich der fremde Mann vom Fenster zurück und eine alte treue Magd seiner Eltern erschien an der Hausthür. Ach, der Gram um den entführten Sohn hatte die Eltern getödtet; auch sie waren in die durch einen ewigen Frieden beglückte Heimath zurück gekehrt. Zuerst war die Mutter hinüber gegangen und wenige Tage darauf der gänzlich verlassene Vater. Ein sehr ferner Verwandter, jener unbekannte Mann, hatte

sich als Erbe gemeldet, und da sich nirgends Widerspruch gefunden, so war ihm die Verlassenschaft von Rechtswegen verabfolgt worden. Mit einem Strom von Thränen hörte Johann diese Nachricht. Schmerz und schreckliche Vorwürfe seines Gewissens drohten ihn zu Boden zu werfen. Schon begann er einen fürchterlichen Vorsatz zu fassen, als die alte Magd ihrer Erzählung einen Nachsatz beifügte, der herrlichen Trost in die Brust des Niedergedrückten flößte. „Vater und Mutter", sagte sie, „dachten Eurer immer in großer Liebe und Beide verwendeten die letzten Augenblicke ihres Lebens dazu, des Himmels Segen für den verlornen Sohn zu erflehen; so gingen sie nicht mit Groll auf Euch aus der Welt; denn sie hatten Euch in ihrem Morgen- und Abendsegen eben so treu als in ihr letztes irdisches Gebet eingeschlossen!" — Nun rief der fremde Mann von oben herab: „Soll denn meines Hauses Pforte die ganze Nacht offen stehen?" — Johann drückte der Alten dankbar die Hände und ging zu einem Nachbar, der, als er sich zu erkennen gab, ihn mit Freuden aufnahm; sein Rath war, die Rechte auf den Nachlaß der Eltern bei dem Richter geltend zu machen und den harten unrechtmäßigen Erben zu nöthigen, Haus und Hof wieder zu räumen. Johann aber fühlte durch den Segen der Eltern den Beistand des Allmächtigen in seine Brust gesenkt; er verzichtete auf jedes andere Erbtheil und schwur, knieend an ihren Gräbern, von jetzt an sich und sein Leben dem Wohl der Menschheit zu weihen.

(Der Schluß folgt.)

Buntes.

In einem deutschen Roman: „Oskar und Theone" betitelt, findet sich unter Anderem auch die kühne Behauptung, daß die größten Männer alter und neuer Zeit Kinder der Liebe gewesen. Der Verfasser jenes Buches hat sich dadurch an den Kindern der Pflicht versündigt. Mag er sehen, wie er die Angriffe der ehelichen Rechtmäßigkeit von sich abwehrt. Vielleicht ist ihm nicht unwillkommen, wenn die berühmte Semiramis für ihn mit in die Schranken tritt; sie war ein Kind der Freude, die Frucht einer Priesterin von Askalon, die, des Gesetzes Strenge fürchtend, das neu geborne Töchterlein in einer rauhen felsigten Gegend seinem Schicksal preis gab. Tauben nahmen sich des verwaisten Kindes an, erwärmten das erstarrte mit ihren Flügeln, trugen ihm Speise zu, nährten es mit Milch, die sie den benachbarten Weilern entführten und machten durch diese zärtliche Sorgfalt endlich die Neugier des Landvolks rege. Man entdeckte das wunderbar erhaltene Mädchen und schenkte es dem Aufseher der königlichen Viehheerden, Simmas genannt, dem es an Kindern gebrach, und für den der reizende Fündling ein willkommenes Angebinde war. Er gab dem Kinde den Namen Semiramis (im Sanskrit Sami-Rami, Taubenmädchen) und es wuchs schön und blühend heran, körperlich und geistig sich herrlich entfaltend. Meron, Syriens Statthalter, sah das liebliche Mädchen bei der Heerdenschau und sie ward sein Weib. Sie folgte dem Gatten nach Nini (Ninive) und gebar ihm Japad und Hydasy. Wer die Großthaten der gefeierten Semiramis näher betrachten will, den verweisen wir an die Schriftsteller des Alterthums, namentlich an Diodor von Sicilien.

Baskische Bildersprache. Jemand fragte bei dem Anblick der Ruinen von Andaye (in Biscaya) einen Basken: „Was ist aus dem reichen Andaye geworden? aus seinen berühmten Helden und aus seinen kühnen Seefahrern?" — „Geht nach Ameschpilbaita", antwortete der Baske; „dort sind die Ersten: die Andern sind auf dem großen Felde jenseits der Kirche!" (Ameschpilbaita ist der Name eines Hauses, das an dem Kirchhofe liegt, und das große Feld jenseits der Kirche ist das Meer.)

Der Fußreisende Estwick Evans giebt folgende Beschreibung des amerikanischen Adlers: „Unfern den Ufern des Missouri zog ein Adler, auf einer hohen verdorrten Eiche sitzend, meine Aufmerksamkeit an. Es war Morgens; er schaute starr in die Sonne. Während ich seine kräftige Gestalt, sein gebietendes Aussehen bewunderte, ließ sich ein kalekutischer Hahn von einem Baume zur Erde nieder. Augenblicklich stürzte der Adler auf seine Beute, in demselben Augenblick hatte ich aber den Hahn geschossen. Auch den Adler wollte ich tödten; Bewunderung verwehrte es mir. Ich empfand es, daß er das Symbol der Begeisterung meines Vaterlandes war, und ich vermochte nicht, ihm auch nur eine Feder zu verletzen. Es ist ein unbeschreibliches Etwas an diesem Vogel, das ihn bei nicht rohen Naturen schützt und ich begreife es, daß er den Römern heilig seyn konnte. Als Knabe verwundete ich einst einen Adler, in der Meinung, es sey ein Habicht. Es währte eine halbe Stunde, ehe er starb und ich stand dabei voll Bedauern und Ehrfurcht; es war mir, als sey ich Zeuge von dem Verscheiden eines Helden, der sich seines Ruhmes bewußt ist. Der sterbende Adler heftete sein Auge fest auf mich; ohne nur ein einzig Mal zu zucken, ertrug er den Schmerz des Todes. Ich wandte mich endlich ab — mir Vorwürfe machend und habe seitdem einem Adler gegenüber mich immer schwach gefühlt."

Neuer Verein. In Manchester hat sich, unter dem Namen der Christlichen Gesellschaft, ein neuer Verein gebildet, dessen äußere Kennzeichen sind: Himmelblaue Strümpfe und Orange-Schuhe.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. (Fortsetzung.) Das unfruchtbare Feld des russischen Theaters hinter uns lassend, werfen wir jetzt einen Blick auf das Steppenland russischer Prosa. Wir nennen Shukovsky und Batjuschkov, die reizvoll aber wenig geschrieben haben, und verstummen, uns wundernd über die Leere dieser Region — ein Beweis der Kindheit unserer Aufklärung. — Die Klapper beschäftigt Kinder früher als der Cirkel; als Schmeichelei für das Ohr sind selbst die mittelmäßigsten Verse erträglich, aber der prosaische Styl erfordert Kenntniß, nicht allein der Sprachlehre, sondern auch der Vernunft-Lehre, Abwechselung im Tonfall, Rundung der Perioden, und leidet keine Wiederholung. Daher bei uns die große Menge Reimer (ich sage nicht, Dichter) und dagegen fast gar keine Prosaiker; und so wie man den Ersteren Gedankenschwäche vorwerfen muß, so sind die Andern einer fehlerhaften Behandlung der Sprache zu beschuldigen. Hierzu gesellte sich noch eine gewisse Einseitigkeit, durch den ausschließlichen Gebrauch des Französischen, aus welchem wir auch die meisten Uebersetzungen haben. Im Besitz der noch rohen, aber reichen Schätze unserer Muttersprache, vertauschen wir, den Urbewohnern Amerika's gleich, das Gold derselben gegen schimmernde ausländische Spielsachen. Doch wenden wir uns zu den Prosaikern. — Mit scharfer Feder beherrscht Katschenovsky eine reine und volltönende Sprache, deren Regel wohl schwerlich Jemand gründlicher kennt als er. Seine historischen und kritischen Aufsätze sind gehaltvoll, verständig und gemüthlich. — Gleich dem Styl in Katschenovsky's Uebersetzungen ist Mad. Ismailov's Schreibart in übersetzten Werken blühend und sprachrichtig. Beide haben durch gewandte Uebersetzungen unsere Lesewelt mit den Leistungen ausländischer Schriftsteller vertraut gemacht. — Bronewsky, Verfasser des „Tagebuchs eines See-Offiziers", stellte uns, gleichsam im Panorama, die Ufer des mittelländischen Meeres dar. Er fesselt die Aufmerksamkeit durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände, blühenden Styl, rasche Schilderung von See- und Land-Gefechten, und das Feuer, womit er uns die Heldenthaten der Feinde, Freunde und Söhne Rußlands vorführt. Er vermied glücklich den Fehler der größten Mehrzahl von Reisebeschreibern: durch Umständlichkeiten den Leser zu ermüden. Er gewahrt Allen Interesse und fällt nie in's Langweilige: schade nur, daß seine Sprache nicht regelrecht ist. — Gretsch vereinigt Scharfsinn und Zartgefühl mit ausgezeichneter Sprachkenntniß. An der Flamme seiner kritischen Lampe hat mehr als eine Drohne die Flügel verbrannt. Die russische Sprache verdankt ihm neu entwickelte grammatikalische Grundregeln, die bisher im Chaos der ältern Sprachlehren verborgen lagen. Er bahnte auch künftigen Geschichtschreibern der vaterländischen Sitte und Natur den Weg durch Herausgabe eines Versuchs der Geschichte derselben. In der eigentlich schönen Literatur hat Gretsch nicht eben viel geleistet; aber seine „Briefe über eine Reise durch Frankreich und Deutschland" verrathen einen beobachtenden Blick und scharfe Kritik, jedoch neben zu großer Eilfertigkeit in der Erzählung. — Bulgarin, polnischer Literator, schreibt auch in unserer Sprache mit besonderer Anmuth. Er betrachtet die Gegenstände aus ganz neuen Gesichtspunkten, und trägt uns seine Gedanken mit einer gewissen kriegerischen Treuherzigkeit und Wahrheit, einfach und ohne Wortgepränge vor. Begabt mit einem kritischen und originellen Geschmack, der sich selbst von einer feurigen Jugendfriische der Gefühle nicht verrücken läßt, und zugleich überraschend durch einen völlig eigenthümlichen Styl, kann er sich unstreitig mit unsern gebildetsten Schriftstellern messen. Seine Nachrichten über Spanien nebst andern Journal-Artikeln werden nicht allein von Russen, sondern auch von allen Europäern mit Vergnügen gelesen. — Golovkin hat seine Gefangenschaft in Japan so treuherzig und so natürlich geschildert, daß man ihm den Glauben nicht versagen kann. Seine gerade, unverzierte Schreibart — eine Eigenthümlichkeit aller Seefahrer — hat großen Werth und nimmt in dieser Gattung den ersten Rang ein, nächst dem Styl Pl. Gamalei's, der mit seiner Beredsamkeit die trockensten Wissenschaften belebt. — Svinin, Verfasser einer „malerischen Reise in Amerika" und mancher Aufsätze in Zeitschriften, schreibt über alles Vaterländische, was auch die Aufmerksamkeit eines Patrioten verdient. Seine Schreibart ist nachlässig, aber ausdrucksvoll. — In „Sklimins Briefen" von Th. L'vov lodern nicht selten innige Gefühle und dichterische Funken empor, aber im Styl ist wenig Neuheit. — N. Kutusov's Aufsätze zeugen von Wärme und Eifer für alles Edle und Schöne; seine Schreibart aber ist zu hochtrabend für die behandelten Gegenstände. — Sfomov's Kritiken sind beißend und nicht immer gerecht. — D. Jakovlev verspricht viel in der Art Jouy's: sein Styl ist originell und kurz, seine Gleichnisse sind witzvoll und launig. — Kucheibecker zeichnet sich durch hochfliegende Phantasie und eine edle Schwärmerei aus. In seinen „Europäischen Briefen" finden sich gelungene und neue Bilder. — Nareshnij hat in seinen „Slavanischen Abenden" wilde Blüthen der nordischen Poesie ausgestreut. Seine Prosa aber ist zu abgemessen und monoton. Er schrieb auch zwei Romane, in denen mancher getroffene Charakter und mehrere neue Gedanken vorkommen. — Dm. Knäshevetsch schreibt lieblich, klug und sprachgerecht — drei in Rußland ziemlich seltene Dinge; seine „Synonymen der Russen" sind sehr interessant. — Menschenin's Uebersetzung der „Briefe über die Chemie" verdient alle Würdigung sowohl für den prosaischen, als den metrischen Theil: er ist klar, fließend und getreu, sowohl dem Original als der Muttersprache. — Hiermit schließe ich den Reihen der Prosaiker, indem die übrigen namenlosen oder sich einen Namen erst bereitenden Verfasser, hinsichtlich der Geringfügigkeit oder Charakterlosigkeit ihrer Leistungen, wenig Einfluß auf die Literatur gehabt.

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein Gelehrter ließ sich unlängst auf einem großen Strom entlang fahren. Der Schiffer sang sich unaufhörlich während des Ruderns ein lustiges Liedchen. „Freund, könnt Ihr denn lesen?" fragte Jener den Schiffer. — „Nein, mein Herr!" — „Nicht lesen? Ey, da habt Ihr ja ein volles Viertel Eures Lebens verloren! wie könnt Ihr denn da noch singen?" — „Warum nicht? zum Singen bedarf ich des Lesens nicht!" Er sang weiter. — „Aber, Freund", hob Jener wieder an, „schreiben könnt Ihr wohl?" — „Wie könnt' ich schreiben, da ich nicht lesen kann!?" — „Auch nicht schreiben? Ey, da habt Ihr wieder ein ganzes Viertel Eures Lebens verloren! Wie ist's möglich, daß Ihr da noch singen könnt?" — „Zum Singen bedarf ich dessen Alles nicht; mir fehlt nichts, darum singe ich mir eins!" — „Aber sagt mir, Freund, habt Ihr denn nie etwas von Astronomie, Mineralogie, Zoologie, Archäologie gehört oder gelernt? Das ist ja, was nur den wahren Menschen macht?!" — „Was kümmern mich alle diese unnützen Dinge, die bewegen mein Ruder nicht einen Stoß geschwinder!" — „Ey, ey, Freund, wenn Ihr von dem Allen gar nichts wißt, das heißt mehr, als ein Viertel seines Lebens verloren haben: und da singt Ihr noch?" — In dem Augenblick ward der Kahn von dem Winde, der seit der Aussahrt immer heftiger geworden, gegen eine Klippe geworfen, füllte sich mit Wasser und sank. „Herr, habt Ihr schwimmen gelernt?" fragte der Schiffer eilig seinen Gelehrten. — „Ey, dazu habe ich nie Zeit gehabt!" — „Das bedaure ich sehr, dann werdet Ihr in diesem Augenblick auf einmal Euer ganzes Leben verlieren!" — Damit schwamm er dem Ufer zu, und der Gelehrte — ertrank, mitsammt seiner Mineralogie, Astronomie, Archäologie und Zoologie! (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. IX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 38sten Blatte des Gesellschafters 1825.

Ein Blick auf die ältere und neuere Literatur Rußlands. (Schluß.) Aus diesem, von mir entworfenen Gemälde ersieht man, in welchem ärmlichen Verhältniß bei uns die Zahl der Original-Verfasser zur Menge der Schreibenden, und die Anzahl gründlicher Werke zur Gesammtzahl derselben steht. Erwägen wir die Ursachen davon! — Vor Allem hindert der unermeßliche Umfang des Reiches den freien Kreislauf und Wechsel der Ideen, und verzögert dadurch die Ausbildung des Geschmacks im Publikum. Universitäten, Gymnasien, Lyceen, Institute und Schulen mancherlei Art, von unserm edlen Monarchen beträchtlich vermehrt und durch reiche Spenden der Krone unterhalten, verbreiten wohl das Licht der Aufklärung; ihre Anzahl aber ist doch immer noch viel zu — gering für die Volkszahl Rußlands. Mangel an geschickten Lehrern, der hohe Preis ausländischer, und der noch doppelt höhere einheimischer Bücher, nebst der geringen Zahl von Zeitschriften, dieser Prismata der Literatur, lassen die Aufklärung nicht in die entfernteren innern Theile des Reichs dringen; nicht Jeder aber ist im Stande, seine Kinder in den Hauptstädten erziehen zu lassen. — Der feudalistische Sinn so mancher Edelleute verdoppelt noch diese Hindernisse. Einige zerhauen den gordischen Knoten der Bildung mit dem Schwerdte der Verachtung; Andere wollen durch Unterricht ihre Kinder nicht quälen, und lassen daher die Verstandeskräfte derselben unbearbeitet, wie nicht selten ihre Felder aus Liebe zur Hunde-Jagd. In den Hauptstädten wird die Jugend durch Zerstreuungen und genährten Hang für Tand von ernsteren Beschäftigungen abgezogen; Niemand hat Lust, sich dem silberarmen und überhaupt so geringe Vortheile gewährenden Schriftsteller-Geschäft zu widmen — und wenn ja geschrieben wird, so geschieht es gleichsam zum Spaß. Zum Ruhme des Krieger-Standes muß man jedoch gestehen, daß junge Offiziere, im Vergleich mit der Jugend der übrigen Stände, gründlicher studieren. Uebrigens hat man bei uns nicht, wie in andern europäischen Staaten, einen eigentlichen Gelehrten-Stand, weil hier nur Fortuna Gesetze giebt, unsere Reichen aber sehr wenig gelehrt, und die Gelehrten noch weniger reich sind. In Beziehung auf die Schriftsteller bemerke ich, daß mehrere von ihnen eigene Schulen gebildet, deren hartnäckige Einseitigkeit die Vervollkommnung der Sprache hindert; andere wiederum, auf die öffentliche Meinung keinen Werth setzend, fröhnen auf den Lobeserhebungen ihrer Anhänger der goldenen Mittelmäßigkeit. — Der Mensch ist mehr ein eitles, als ruhmsüchtiges Wesen. Der Gelehrte, der Dichter, der Romanen-Schreiber arbeitet in der Stille seines Studier-Zimmers, um von seinen Mitmenschen des Lobes Zoll zu erndten; sieht er aber die Früchte seines Strebens in dem Buchladen sich verlieren; bemerkt er das Stillschweigen, womit ihn das Publikum empfängt, indem vielleicht Niemand sein Talent auch nur ahnt; hört er, statt Lobes, nur Spott: — wird er wohl dann noch den süßen Mohn der Gegenwart gegen den unsichern Lorbeer entfernter Zukunft vertauschen? — Das Haupt-Hinderniß endlich ist der Muttersprache Verbannung aus den feinern Gesellschaftskreisen, und des schönen Geschlechts Kälte für das, was in derselben geschrieben ist. Was läßt sich nicht Alles aufführen, um den beifälligen Blick einer Schönen? Welch prosaisches Herz wird nicht dadurch zur Poesie entflammt? Ein einziges Lächeln im Antlitz eines geliebten und gebildeten Mädchens lohnt reichlich für jede Mühe und jedes Opfer! Dieses Zaubermittel findet leider! bei uns fast gar nicht statt, und gerade Euch, meine schönen Mitbürgerinnen! klagen die Musen vor Euch selbst an! — Jedoch, trösten wir uns! Der Geschmack des Publikums streut, gleich der unterirdischen Quelle, in die Höhe. Eine neue Generation fühlt schon die Reize der Muttersprache und bei sich selbst die Kraft, sie ferner aus zu bilden. Unsichtbar streut die Zeit der Aufklärung Saat und der Nebel, der gegenwärtig über der Literatur Rußlands ruht, hindert zwar den schnellern Wachsthum, giebt aber den Aehren größere Festigkeit und verspricht eine reiche Erndte.

Alexander Bestuschev.

Berlin. Folgende zwei Schriften: 1) „Ueber die Musik, zur Begründung einer Normal-Musikschule, von Urban." (Elbing, 1823, bei F. T. Hartmann). 2) „Ankündigung eines allgemeinen Musikunterrichts-Systems und der von mir beabsichtigten Normal-Musikschule, von C. Urban." werden jetzt hier verbreitet, und sollen ein neues Institut ankündigen. — Hr. Urban hatte nach No. 1 die Absicht, eine Musikschule, wie ihm das Ideal davon vorschwebt, bereits vor zwei Jahren in Elbing zu stiften; fand aber dort wahrscheinlich zu wenig Unterstützung, und sucht sie nach No. 2 jetzt in unserer Hauptstadt zu gründen. — Sollte der Verfasser dieser beiden Werkchen die Wahrheit auch nicht immer auf seiner Seite haben, so wird ihm Jeder, dem über Musik und die gegenwärtige Art, sie zu treiben, ein wirklich competentes Urtheil zusteht, doch gewiß in folgenden vier Behauptungen ganz unbedingt beistimmen:

1) Daß sich das Geschrei über die ungeheuren Fortschritte, welche diese schöne Kunst in neuern Zeiten gemacht haben soll, leider fast einzig und allein auf Fertigkeit der Finger und Kehlen reducirt.

2) Daß seit Haydn's und Mozart's Verschwinden im Gegentheil ihr Verfall mit jedem Tage sichtbarer geworden ist, und daß man eben deshalb immer mehr daran gewöhnt wird, verstand- und herzlosen Lärm mit Klangen und Tönen für die wahre Sprache der Empfindung zu halten; ja daß sich gerade die, welche in dieser Verwechselung bereits die unseligste Fertigkeit erlangt haben, auch für die ersten und vornehmsten Kenner halten.

3) Daß sonderlich in den neuern und neuesten Zeiten eine Menge theoretisches Geschreibsel über die Kunst der Künste zum Vorschein gekommen ist, das, weit entfernt, dem immer zunehmenden Verfall Einhalt zu thun, letztern vielmehr immer unaufhaltbarer befördert, indem es theils gar nicht verstanden werden kann, theils ganz falsch verstanden werden muß. Woraus sich denn

4) eine allgemeine Kunst- und Normalschule der Musik, als eins der unentbehrlichsten und dringendsten Zeitbedürfnisse, von selbst ergiebt.

Ob nun aber Hr. Urban der Mann seyn möchte, diesem Bedürfnisse wirklich ab zu helfen? So werden selbst die fragen, die durch seine freie, offne und ehrliche Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Musik durchaus nicht beleidigt werden konnten, weil sie in der Hauptsache ganz mit ihm einverstanden sind. Er will die ersten Elemente der Harmonie lehren, will sie naturgemäß, also selbst dem schwachsten Fassungsvermögen begreiflich, lehren. Dazu ist die höchste Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe und die Gabe nöthig, sie Andern eben so klar, bestimmt und deutlich anschaulich zu machen. Der Verfasser lese Alles, was er in No. 1 über Tonsinn, Tonmaaß, Tonverhältniß, Tonsystem u. s. w. gesagt hat, noch einmal aufmerksam durch, und fragt sich dann: „Sollte wohl selbst ein Gelehrter im Stande seyn, mich hier

zu begreifen, wenn er die Sachen, von welchen ich rede, nicht längst eben so gut, oder besser verstände, als ich? und wahrhaftig, wenn er die Welt so gut kennt, als den dermaligen Zustand der Musik, so wird er sich die Frage verneinen müssen. Das Unglück, was von philosophischen Liebhabern der Tonkunst von jeher schmerzlich beseufzt worden ist: „daß die gewiß höchst einfachen Gesetze der Harmonie darum nie recht ins Klare kommen, weil die Musiktreibenden gewöhnlich gar keine oder sehr schlechte Philosophen, die denkenden Philosophen aber wieder viel zu wenig Musiker sind" — wird gewiß auch bei der Herausgabe dieser beiden kleinen Werkchen von Sachverständigen beseufzt werden.

Die Musik ist doch, wissenschaftlich betrachtet, nichts anders, als eine Sprache in gemessenen, wenn gleich unartikulirten Tönen; und was er davon lehren will und allein lehren kann, ist wieder nichts anderes, als — wie er es auch einmal selbst nennt — die Grammatik dieser Sprache. Nun giebt es aber bekanntlich für wissenschaftlich gebildete Leute fast keine einzige Sprache in der Welt, für die sie nicht wenigstens eine leidlich verständliche Grammatik besäßen; nur für die edle Sprache des Herzens fehlt sie, aller Bemühungen eines Bach, Kirnberger's, Marburg's, Türk's, Koch's u. s. w. ungeachtet, bis auf den heutigen Tag noch immer. Es ist gewiß ein ganz unersetzlicher Verlust für die Theorie der Harmonik überhaupt, so wie für die philosophischen Liebhaber der Musik insbesondere, daß der scharfsinnige Euler, der den schwierigsten Theil der Mathematik, die Differenzial-Rechnung, mit einer so beneidenswerthen Deutlichkeit und noch dazu in einer fremden Sprache dargestellt hat, und der bekanntlich auch in der Wissenschaft, welche man gewöhnlich den Generalbaß zu nennen pflegt — mit Kirnberger (dem erträglichsten Theoretiker) aber nicht bloß verständlicher, sondern auch richtiger, die Lehre des reinen Satzes nennen sollte — sehr gründliche Kenntnisse besaß — es ist, sag' ich, ein ganz unersetzlicher Verlust, daß dieser gründliche Mann nicht auf den glücklichen Gedanken verfallen ist, über die Theorie der Musik ähnliche Briefe zu schreiben, wie er über die Physik und mehrere Theile der Philosophie hinterlassen hat. Die Welt würde über einen so interessanten Theil des menschlichen Wissens längst nicht mehr in so beklagenswerther Finsterniß umher schweifen, als sie leider noch bis diese Stunde umher schweift. — Des Hrn. Urban's Absichten sind zeitgemäß, edel und gut; allein er muß sich, wenn er sie erreichen will, theils selbst deutlichere Begriffe, theils eine viel deutlichere Sprache anschaffen. Auch wird es nöthig seyn, daß er nicht wieder in den nämlichen Fehler verfällt, den er mit Recht an andern Theoretikern tadelt; das heißt, daß er nicht so vieles Unwesentliche, blos gelehrt klingende in sein System mit aufnimmt, was dem praktischen Musiker wenig oder nichts nützen kann.

So ist er in der kleinen Schrift No. 1 viel zu weitläufig über die Entstehung und gelehrte Berechnung der Intervalle. Dergleichen ist höchstens für den musikalischen Metaphysiker, oder, so weit es Praxis zuläßt, gar nur für die Stimmer der Instrumente, keineswegs aber für wißbegierige Schüler der Harmonie. Dagegen findet man das über Alles wichtige Kapitel von den Ausweichungen in seinen Diskussionen fast gänzlich übergangen. Allein unserem geringen Dafürhalten nach müßte ein System der Harmonie, das den Namen eines naturgemäßen und philosophischen wirklich verdienen wollte, wo nicht einzig, doch ganz vorzüglich auf die Lehre von den Ausweichungen gebaut werden. Schon der bloße Name giebt dies; denn jeder Harte glücklich aus zu weichen und dem gut organisirten Ohre nie wehe zu thun, darin besteht ja am Ende die ganze Kunst der Harmonie. Es ist sonderbar, oder es ist vielmehr ganz unbegreiflich, wie ein so höchst einfacher und fast dem Kinde einleuchtender Satz von allen Theoretikern, die bis jetzt geschrieben haben, übersehen werden konnte. Unterzeichneter ist von seinem eigenen Daseyn nicht mehr überzeugt, als von der Wahrheit: daß die musikalische Welt nicht eher ein naturgemäßes und wirklich philosophisches System der Harmonie erhalten wird, als bis man dieselbe von A—Z einzig und allein auf die Verwandtschaft der Töne gründet. Ist der Verfasser im Stande, ein solches zu schaffen, so mache er sich so bald als möglich an's Werk; er kann bei der gegenwärtig auf's Aeußerste gesteigerten Liebhaberei, die aller Orten mit der Musik getrieben wird, gewiß auch auf beträchtlich große merkantilische Vortheile rechnen; allein die Schreibart, worin er dies neue System liefert, muß so einfach und verständlich seyn, wie der Styl einer Adelungschen, Bröderschen oder Schellerschen Grammatik.

Der Herr Verfasser ist übrigens noch gesonnen, neben seiner musikalischen Bildungs-Anstalt auch eine eigene musikalische Gesellschaft unter dem einfachen Namen: „Die Freunde der Tonkunst" zu stiften. Vielleicht thäte er besser, mit der letzteren den Anfang zu machen, als umgekehrt zu Werke zu gehen; denn wäre er so glücklich, damit etwas mehr zu Stande zu bringen, als einen wissenschaftlichen Kreis, der an die weiland berüchtigten polnischen Reichstage erinnerte, so würde ihm eine solche Verbindung bei seinem Vorhaben gewiß nicht wenig zu statten kommen. Auf jeden Fall aber wäre es höchlichst zu bedauern, wenn von seiner so gemeinnützigen Haupt-Idee gar nichts realisirt werden sollte. Ernst Woldemar.

Der „Glaneur" (eine englische Zeitung) führt ein Beispiel von langem Leben an, das gewiß sobald noch nicht erhört worden ist. Im Jahr 1820 nämlich lebte in dem nordamerikanischen Freistaate, zwei Meilen von Wite-Hall, ein gewisser Heinrich Francesko, aus Frankreich gebürtig, der sich damals für 134 Jahr alt angab. Er war aus einer protestantischen Familie, und gezwungen worden, in Folge des Widerrufs des Edikts von Nantes, Frankreich zu verlassen. Seine Eltern siedelten sich in England an, wo er (Heinrich Francesko) der Krönung der Königin Anna beiwohnte. Er war damals 16 Jahr alt, und wollte Soldat werden. Wie die meisten recht alt gewordenen Leute, so hat auch Francesko lange Zeit im Ehestande gelebt, und 22 Kinder gezeugt (in zwei Ehen). Das jüngste, eine Tochter, ist jetzt 52 Jahr alt. Die erste Hälfte seines Lebens war mühselig; jetzt aber lebt er sehr still und einfach. Gleichwohl ist er nicht müßig, sondern reinigt und präparirt seiner Frau, welche 90 Jahr alt ist, Wolle, die Letztere spinnt. So erwerben Beide ihren Unterhalt. Francesko ist übrigens schmächtig und mager; sein Gesicht regelmäßig und edel geformt, kaum gefurchter, als das Gesicht eines Mannes von 40—50 Jahren, und noch voll Gute und Wohlwollen. Seine Farbe ist gesund, sein Auge dunkelblau; sein Mund ist noch regelmäßig und die Vorderzähne sind oben ganz erhalten. Sein Auge bedarf zur Arbeit noch keiner Brille, ja sogar nicht einmal, um große Schrift zu lesen; übrigens schien Francesko auch noch vollkommen bei Gehör zu seyn. — Hiernach kann dieser Mensch es vielleicht so weit bringen, wie Th. Parr, welcher in London 164 Jahr alt starb, und, nach Doctor Harve's Zeugniß, blos an einem zufälligen Uebel starb; oder wie Johann Bowin, der vor einigen Jahren noch in Ungarn in einem Alter von 174 Jahren lebte. So hätte Hufeland wohl Recht, wenn er sagt, das menschliche Alter könne, ohne die vielen Krankheitszufälle, die es untergraben, wohl auf 200 Jahr kommen. (Corsaire.)

Ein kühner Unternehmer hat dem Pariser Publikum den Vorschlag gemacht: damit nicht so vieler guter Rath blos auf dem Papier bliebe, sondern auch einmal verwirklicht werde, wolle er einen demonstrativen Cursus über den „Almanach des Gourmands" halten. Sobald sich nur ein halbes Dutzend Subscribenten gefunden, werde er auf's schmackhafteste darthun, wie man à Person für 6 Franken und darüber delikat speisen könne!! (Pandore.)

1825. No. IX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Wöchentliche Kunstnachrichten
für
Künstler, Kunstfreunde, Literaten, Kunst- und Buchhändler
von
Joseph Heller.

Die ersten fünf Nummern dieser Zeitschrift sind bereits an alle Buchhandlungen versandt, welche die Fortsetzung den Abonnenten monatlich liefern. Wöchentliche Zusendungen geschehen durch alle Postämter Deutschlands.

Bamberg, im Januar 1825.

C. F. Kunz.

Einladung zum Unterzeichnen auf ein allgemein brauchbares Werk.

Bei uns wird erscheinen:

Uebersicht
der gesammten
direkten und indirekten Besteuerung
in den
Preußischen Staaten

als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an den lang ausgedehnten Grenzen in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w.

Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,

von

Carl Wilhelm Schmidt,

Verfasser der „mechanischen Technologie", ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam u. a. m.

Zwei Bände.

Dieses Werk enthält im ausgedehntesten Sinne Alles, was die Steuer-Partie in den Preußischen Staaten umfaßt. Der Verfasser, als Technologe rühmlichst bekannt, war bemüht, sich schon seit früher Jugend in den Fächern, die hier in Berührung kommen, auszubilden und hat diese Ausbildung auf vieljährigen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Polen u. s. w, verbunden mit den Studien der Technologie, und Allem, was deren weites Feld darbietet, durch Erfahrungen unterstützt. Nach seinen Grundsätzen wird nur eine Vereinigung des Wissens mit der Anwendung — sowohl bei Bildung und Beurtheilung neuer Steuer-Gesetze, als auch bei strenger Ausübung und Beobachtung des Steuerdienstes — wahre Vortheile gewähren, indem einzig dadurch reine Ansichten für die öffentliche Verwaltung und die steuerpflichtigen Bewohner eines Staates entstehen. Der Verfasser hat auch übrigens selbst Gelegenheit gehabt, alle gewonnenen Ansichten von den verschiedenen Steuersystemen, nach ihren Grundpfeilern, im Königl. Preuß. Dienst mehrere Jahre praktisch zu erwägen, näher kennen zu lernen und zu vereintgen.

In Folge dieser bestmöglichsten Erkenntniß seines Gegenstandes ist auch bei Abfassung des hier angekündigten Werkes nichts umgangen, was zu einer reinen praktischen Uebersicht und Anwendung für alle verschiedenen Eintheilungen der preußischen Offizianten und deren Abstufungen im Steuerdienst zu beachten war: und so wird dieses Werk, in welchem zugleich alle Neuerungen, Abänderungen, Hof-, Ministerial-, Regierungs- und andere Reskripte, Verfügungen u. s. w. aufgenommen worden sind, im strengsten Sinne ein unentbehrliches Handbuch, ein Rathgeber seyn für Offizianten, Steuerpflichtige und überhaupt für alle Bewohner der preußischen Monarchie, welche mit dieser Partie irgend in Berührung kommen. Der Rendant und Kassen-Verwalter z. B. findet darin mit einem Blick die Weisung und Herleitung der vorliegenden gewöhnlichen und außergewöhnlichen Fälle, so wie deren genaue Auseinandersetzung, mehrentheils mit Anmerkungen und Vorschlägen, welche sich mit den bestehenden Gesetzen auf eine dem Fall angemessene Weise vereinbaren lassen. — Er findet ferner darin das gesammte Kassenwesen, die Kontrolle u. s. w, deren richtige und zweckmäßig erleichterte Führung, die Bildung reiner Uebersichten, Hauptabschlüsse, Abschlüsse u. s. w. Der höhere Beamte aber erhält einen schnellen Ueberblick aller zu seinen Bearbeitungen und praktischen Ausübungen erforderlichen Berichte über Steuersachen, Haupt- und Nebenrevisionen, Leitung der untergeordneten ausübenden Offizianten, und endlich den reinen Gang der Gesetze, mit Herleitung aller darüber erschienenen Zoll-Gesetze, Ordnungs- und Geschäfts-Instruktionen, Instruktionen zu Begleit- und andern Scheinen, Heberollen, Regulativen, Begründung der Meßordnungen, so wie der Ein- und Ausgangszölle, der Schiffahrts-, Tabaks-, Wein-, Schlacht- und andern Steuern, Maisch-Regulative u. s. w.

In eben dieser Beziehung wird den Subalternen jeder Stufe ein Mittel an die Hand gegeben, den Steuerdienst nach allen Richtungen genau kennen zu lernen, über alle Verantwortlichkeit im aktiven Dienst sich sicher zu stellen, und für den höhern sich vorzubereiten, indem es dem Werke an den Erläuterungen aller Unternehmungen, Aufträge, und an Belehrung über alle schriftlichen Aufsätze, in jeder Hinsicht, selbst bis auf die entferntesten einzelnen Wörter, welche mit der Auslegung im Dienst in Verbindung kommen, nicht mangelt.

Das Werk erscheint spätestens am 15ten Juni 1825 in zwei Bänden im größesten Octav, und wird funfzig Bogen stark. Für gutes Aeußere sorgen wir

und setzen den Subscriptions-Preis auf zwei Thaler funfzehn Silbergroschen. Wer den Vortheil dieses geringen Preises haben will, den bitten wir, spätestens bis zum 15ten Mai 1825 seine Bestellung zu machen, welches bei uns, in jeder Buchhandlung und auf allen Königl. Preuß. Postämtern geschehen kann. Der nachherige Preis wird, vom 15ten Mai ab, 4 Rthlr. Pr. Cour. seyn. — Direkte Zusendung erwarten wir postfrei.

Berlin, im Januar 1825.

Vereins-Buchhandlung.

Mignet's Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814.

Aus dem Französischen übersetzt von A. Wagner.

Mit einer chronologischen Uebersicht und einem Steindruck. 41 Bogen auf feinem franz. Druckp. gr. 8.

Jena, bei Frommann. Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Frankreich hat dies Werk als das beste unter den vielen ähnlichen anerkannt, ein geachtetes kritisches Blatt in England nennt es „the admirable work of Mignet", und so wird diese Uebertragung, für deren Güte der Name des Herrn Uebersetzers bürgt, gewiß auch in Deutschland Beifall finden. Es ist weder eine trockene Aufzählung der Begebenheiten, noch eine Parteischrift unter der Maske der Geschichte, sondern eine genetische Entwickelung des ganzen Kreislaufs dieser großen Weltbegebenheit mit Bezeichnung des Charakters der verschiedenen Perioden, der wirkenden Ursachen bei den Hauptwendepunkten derselben und der vorzüglichsten Männer, die darin handelnd auftreten. Die ganze Darstellung, beruhend auf gründlichem Studium der Quellen, auf bisher nicht benutzten, bewegt sich in gedrängtem, aber doch klarem Vortrage, und läßt überall die Tiefe, den Geist und die reine Gesinnung des Verfassers erkennen.

So wird die ältere Generation unter uns hier gern wiederfinden, was sie selbst erlebt und neue Aufschlüsse darüber erhalten, die jüngere aber in kräftigen und bestimmten Umrissen ein Bild erhalten von den Begebenheiten, die auf unsere Zeit von so mächtigem Einfluß gewesen sind. Allen wird die chronologische Uebersicht mit Rückweisungen auf das Werk selbst als das zweckmäßigste Register willkommen seyn.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Petiscus, C. W., Erzählungen.

2 Bände. 8. 47 Bogen.

Preis: 3 Thlr. 12 Gr.

Ein wackerer Mann giebt hier wackere Erzählungen, anmuthig für Jung und Alt; die junge Welt belehrend, die ältere unterhaltend. Wer sie zur Hand nimmt, wird es nicht bereuen, und wer sie nicht liest, einen großen Genuß entbehren; darum werde ihnen freundliche Aufnahme bei Allen, denen die Tugend theuer ist, wenn sie auch in Gestalt einer erheiternden Freundin erscheint.

Anzeige für Freunde der schönen Literatur und für Leihbibliotheken.

In der unterzeichneten Buchhandlung erschien gegen Ende des vorigen Jahres:

Friedrich Heinrich v. d. Hagen (Professor in Berlin), Erzählungen und Mährchen. 1ster Band. 8. 1¼ Thlr.

Benno, J. E., das Wächterhorn zu Cussalin, oder Geschichten aus alter wendischer Zeit. 8. 1¼ Thlr.

Siehe über den hohen Werth dieses Werks: Hallesche Literaturzeitung 1824, Dezember-Heft, Nr. 302, und Pommersche Provinzialblätter, Band 6, Stück 2.

Adami, W., Weinranken. Erster Band. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg. 8. 1 Thlr.

Zur künftigen Ostermesse werden diesem ersten Bändchen das zweite und dritte nachfolgen, und darin namentlich das in Wien und Berlin mit so vielem Beifall aufgeführte Lustspiel: „Der Temperamentsfehler" — über dessen Gehalt die Abendzeitung sich auf folgende Weise ausdrückt: „Der Original-Lustspiele giebt es in Deutschland so wenig, daß sich der Verfasser selbst durch diese Kleinigkeit ein Verdienst um die deutsche Bühne gesammelt hat" — enthalten seyn. Mehr bedarf es wohl nicht zur Empfehlung dieses Stücks! —

Ragoczy'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gleichen,

Schauspiel

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Die Kronenwächter,

Ein Roman

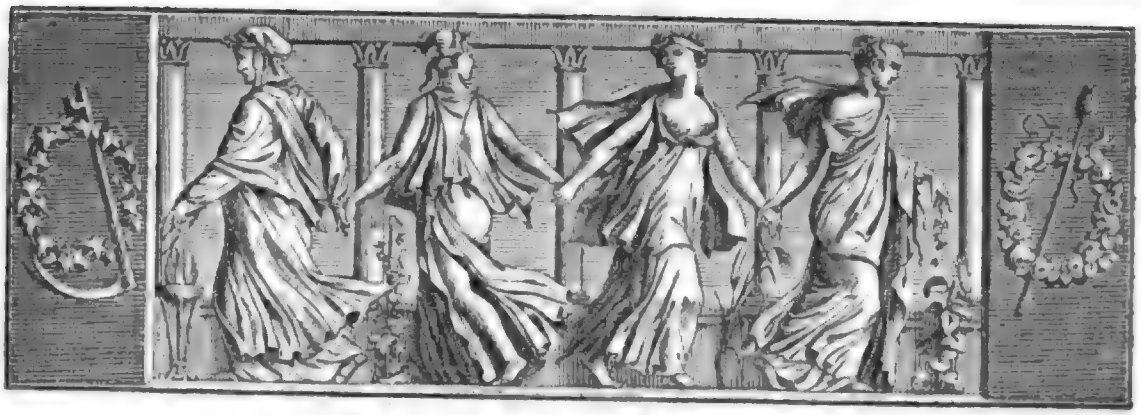
von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 9. März. 39ſtes Blatt.

Eine Nacht im Kloſter der Barmherzigen-Brüder zu Kukus.

(Schluß.)

„Johann verließ ſeine Heimath wieder, durchzog die Landſchaften Alentejos und Andaluſiens, und endlich kam er nach Granada, angelockt von dem Rufe des mit der Kraft eines Apoſtels laut das Wort des Herrn verkündenden Johann von Avila. Bald wurde er ein Jünger und thätiger Gehülfe deſſelben, doch unterbrach ein hitziges Fieber ſein Wirken. Man brachte ihn in ein Haus der Vorſtadt, beſtimmt zu einem Aſyl fremder Kranken. Viele Wochen ließ ihn ſein eigener Zuſtand keine Betrachtungen über die Anſtalt machen, in der er ſich befand: aber kaum gelangte er zum völligen Bewußtſeyn, als er bemerkte, wie gewiſſenlos die gedungenen Wärter mit den Kranken umgingen, wie ſie ihnen die Arzneien unregelmäßig reichten, wie ſie, dem Willen des Stifters entgegen, den halb beſinnungsloſen Duldern die ausgeſetzten Wohlthaten verkürzten oder gar entzogen. Das empörte ſein Gemüth; muthig erhob er ſich vom Krankenlager und aus dem Verpflegten wurde ein freiwilliger unermüdeter Pfleger. Die Krankheit, in die er verfallen war, hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht; hier waren die Leidenſchaften in ſeinem Herzen verſtummt, und erfüllt von den ſanften Regungen des Mitleids ſchien er nur in's Leben zurück gekehrt, um durch die Kraft ſeines Glaubens auf eine Stufe geſtellt zu werden, auf der er, den Engeln ſo nah als den Bewohnern der Erde ſtehend, die Menſchheit deutlich an ihre geiſtige Verwandtſchaft mit dem Himmel erinnerte. Jeden Augenblick beſchäftigt mit dem Wohl der Menſchheit, erzählten ſeine Zeitgenoſſen hundert rührende Züge ſeiner Barmherzigkeit. Er fällte Tage lang Holz und unterwarf ſich der niedrigſten Arbeit, um den im Schweiß ſeines Angeſichts erworbenen Lohn zur Pflege der Kranken zu verwenden. Er vertauſchte im Winter ſeine Kleider gegen die, weniger Wärme verleihenden der kränkelnden Mitmenſchen; oft gab er ſein Mittagseſſen, um das Oel für ſeine Lampe zu gewinnen, bei deren mattem Schein er die Seufzer eines auf das Krankenbett gefeſſelten Dulders zu verſcheuchen bemüht war. Auch ſelbſt dieſe Hingebung genügte ſeiner Seele nicht; er fand in zuweilen faſt übermenſchlichem Entbehren einen himmliſchen Geiſtesgenuß und dann griff der Schwung ſeiner Rede mit wunderbarer Kraft in die Herzen ſeiner Mitbürger; ſie öffnete zum Wohlthun das ſonſt verſchloſſene Gemüth des Kargen, und feuerte den Wohlhabenden an, einen Theil ſeines Reichthums zum Beſten leidender Mitbrüder zu verwenden. So war es ihm möglich geworden, ſechs Lagerſtätten in ſeiner Behauſung auf zu ſchlagen, und mehr als zwanzig Menſchen hatten in drei Jahren nach und nach Geneſung bei ihm gefunden. Eine wohlthätige Dame gab von ihrem Landgute viel zur Unterhaltung der bei ihm Zuflucht Suchenden.

Eines Tages war Johann eben im Begriff, zu einer Berathſchlagung ſich zu ihr zu begeben, als er, drei Leguas von der Stadt entfernt, an dem Saum eines

Waldes Spuren von Blut entdeckte; er verfolgte sie, und fand unter einem Kastanienbaum einen von Räubern ausgeplünderten und gemißhandelten Mann. Die Silberlocken, in denen der Wind spielte, deuteten auf ein hohes Alter, und schwere einzelne Athemzüge auf noch vorhandenes Leben. Johann lud den Greis auf seine Schultern, trug ihn zu einem Brunnen, und nachdem er das Blut aus seinem Angesicht gewaschen, sank er mit dem Ausruf: „Jesus Maria!“ auf den Halbtodten; er hatte die theuern Züge seines Pflegevaters Evora erkannt. Vorüberziehende gute Menschen halfen unserm Johann, seinen in einem so schrecklichen Zustande wiedergefundenen Wohlthäter nach Granada bringen; hier gelang es treuer Pflege, ihn in's Leben zurück zu rufen. Isabella war gestorben und der Ruf der Wohlthätigkeit Johann's verbreitete sich durch die in seiner Anstalt Genesenen nach Madrid. Der kinderlose Greis hatte in der Beschreibung seinen Johann erkannt, sein Haus und seine Heerden verkauft, um Schutz für sein Alter in jener Anstalt und Trost für sein Herz in den Armen seines Pflegesohns zu finden. Aber noch ein anderer Grund hatte ihn dazu bewogen; er wollte ein treuer Gehülfe auf der Samariter-Bahn seines Lieblings werden. Der vorsichtige Alte hatte nur einen kleinen Theil seiner Habe verloren; der größere war einem bekannten Kaufmann zur Aufbewahrung übergeben. Diese Gelder wurden nun von Madrid bezogen und Johann kaufte in einer der Vorstädte ein schönes Haus, wo vier und zwanzig Kranke aufgenommen werden konnten. Rüstige Männer und hochbejahrte Greise schlossen sich ihm an zum gleichen Wirken. Am Abend der Einweihung des neuen Hauses versammelte er seine Gehülfen; feierlich legten sie einen Schwur in seine Hände, gelobend, ihr Leben Gott für den Himmel und der Barmherzigkeit auf Erden zu weihen, und nun stimmten sie zur Beendigung der Feierlichkeit ein lautes: „Herr Gott, dich loben wir!“ an. Eben zog in seiner Hoheit und Pracht, umgeben von seinem stattlichen Gefolge, der Erzbischof vorüber. „Wer sind die Sänger, deren frommes Lied, die Stille der Nacht unterbrechend, zu unsern Ohren dringt?“ fragte er. Da riefen die Bürger von Granada: „Es ist Johann von Gott und seine barmherzigen Brüder!“ — Nun stieg der Erzbischof von seinem Zelter, begab sich mit seinem Gefolge in die Wohnungen des Mitleids, ertheilte dem Stifter und seinen Gefährten den apostolischen Segen und sprach: „So bleibe denn für immer Johann von Gott, Du Gründer des Ordens der Krankenpfleger; möge sich durch Jahrhunderte Dein Andenken erhalten, wie, seitdem das Wort Jesu uns erleuchtet, nie die Barmherzigkeit verschwinden wird aus den Herzen der Menschen!“ — Diese Worte waren unserem Johann zur Weihe für den Himmel geworden. — Am nächsten Morgen führten die Wogen des angeschwollenen Xenil eine Menge Holz und Trümmer vorüber; schnell eilte er, sie für seine Anstalt dem Elemente zu entziehen: in dieser Beschäftigung erblickte er einen in den Fluß gefallenen Jüngling, der vergebens gegen die Macht der Wellen ankämpfte. Johann stürzt ihm zu Hülfe und bringt ihn, unter dem Zujauchzen des Volkes, an's Ufer; aber die Kälte des Wassers und seine Anstrengungen überwältigten ihn; der Gerettete wurde in's Leben gerufen, der Retter verschied noch am selbigen Morgen, der Freund Granada's, der Freund der Menschheit. Seit jener Zeit, setzt die Legende hinzu, nennt man jene Krankenpfleger die Barmherzigen Brüder und ihren Stifter Johann von Gott; denn von diesem allein kam die Kraft in sein Herz, auf den Glauben an die Menschheit und ihre Liebe eine Anstalt zu gründen, die, unangetastet von der Hand des Leichtsinns, der weltlichen Macht und den Stürmen der Zeit trotzte. Noch wie vor nahen sich ihre Beförderer im Norden wie im Süden getrost dem Pallast des Reichen, wie der Hütte des Armen: denn wer würde wohl sein Scherflein einem Mitgliede des Ordens versagen, der durch Johann von Gott auf Menschenwürde gestiftet ist, und in dem der todte Glaube zum lebendigen Werke der Milde wurde.“

Hier lieferte der Vorleser die Blätter in die Hände des Generals zurück; dieser erzählte nun weiter: „So hatte ich denn mit großer Mühe manche Stunde dazu gebraucht, um die alte Handschrift zu entziffern und in's Deutsche zu übertragen. Meine Lichter waren zu Ende gebrannt und schon rief die Glocke meine Gastfreunde, dem Herrn ihr Morgen-Opfer zu bringen. Ich hörte sie in dem langen Klostergange an meiner Thür vorüber nach der Kirche wandeln. Angekleidet warf ich mich auf mein Bett; bald träumte mir von Johann von Gott; auch mir hatte sich auf der Reise ein reißender Waldstrom entgegen geworfen, eben nahte sich mein Retter, ich erfaßte seine Hand und — erwachte! — Es war heller lichter Tag, und die Hand, die ich ergriffen hatte, war die des freundlichen Priors von Kukus. Man hatte ihm gemeldet, der Klostervogt habe die ganze Nacht Licht im Zimmer des Fremden bemerkt, und er kam, sich mit Herzlichkeit zu erkundigen, ob mich eine Krankheit befallen oder mir sonst etwas zugestoßen sey. Da zeigte ich auf die Legende, deren Uebersetzung mich den größten Theil der Nacht beschäftigt hatte. „Sie haben mich für viel gelehrter gehalten“, sagte ich zum Prior, „als ich wirklich bin.“ — Hier wollten ihn die Offiziere unterbrechen, der General verbat sich aber alle Complimente und machte Miene, sich zu entfernen. Schon seinen Hut in der Hand haltend, sagte er: „Morgen, meine Herren, feiere

ich meinen Geburtstag in Schönau, und Sie sind sämmtlich dahin zu einem freundschaftlichen Mittagsmahl eingeladen; aber ich mache mir eine Bedingung: der erste Pokal, den wir leeren, er gelte den Barmherzigen Brüdern und denen Allen, die nach Kräften ihre Anstalt unterstützen und dieses Werk der Milde befördern!"

Anecdota Bacchica.

Philipp von Macedonien war dem Trunke so ergeben, daß er ganze Nächte hindurch zechte, und als seine Freunde zur Mäßigung riethen, entgegnete er ihnen: „Ich muß trinken! Ist es nicht genug, daß Antipater nüchtern bleibe?" — Als die Athenienſischen Gesandten ihren Landsleuten von dem berühmten und gefürchteten Könige, an den sie geschickt worden waren, nichts weiter zu erzählen wußten, als daß er ein guter Trinker sey, sagte Demosthenes: „Diese Tugend hat er mit dem Schwamme gemein!"

Noch berüchtigter war dessen Sohn und Nachfolger, der große Alexander, durch seine Trunkenheit, und lange nach dem Untergange seines Lebens und seines Reiches herrschte in ganz Griechenland das Sprüchwort: „Mehr trinken, als König Alexander", zur Bezeichnung eines superlativen Zechers.

Melanthus wünschte sich den Hals eines Kranichs, um die Wollust des Trinkens länger zu genießen.

Der Musiker Stratonikas hielt sich einen Knaben, welcher ihm des Nachts, während er schlief, einen gefüllten Weinbecher an die Lippen halten mußte, und als man ihn frug, ob er auch im Schlafe dürste, antwortete er: „Es geschieht nicht, weil ich dürste, sondern, damit ich nicht dürste!"

Anacharsis, der scythische Philosoph, verläugnete im Trinken sein kaltes Vaterland nicht. Er hatte eine sehr häßliche Frau geheirathet, und als einer seiner Mitzecher ihm eines Tages diesen seinen schlechten Geschmack vorhielt, antwortete er: „Du hast Recht, meine Frau ist häßlich; aber gieb mir noch einen Becher zu leeren, so wird sie schön seyn!"

Der Genuß des Weines, welcher des Menschen Herz und Geist erhellt und erhebt, bringt eine ganz entgegen gesetzte Wirkung auf die Thiere hervor. Er macht sie stumpf und dumm. Wenn der Elephant Wein getrunken hat, so verliert er seine Stärke und kann leicht gefangen werden, und der Affe verlernt alle seine Kunststücke, wenn er nur einen Zug davon eingenommen hat. Wie verführerisch ist diese Erscheinung zu dem Schlusse, daß diejenigen Herzen und Geister der Menschen, auf welche der Wein so wirkt, wie König David sagt, von edlerer und reinerer, ja ich möchte sagen, menschlicherer Natur seyn müßten, als die andern, welche von demselben so angegriffen werden, wie das Thiergeschlecht!

Dionysius, der Jüngere, war der Stifter eines Bacchischen Wettkampfes in Syrakus. Wer das größte Maaß Weines getrunken hatte, wurde als Sieger mit einem goldenen Kranze belohnt. Auf ähnliche Weise stiftete auch Alexander der Große in Indien einen Wettkampf für Weintrinker zu Ehren des Braminen Kalanus, welcher sich im Angesichte des macedonischen Heeres auf einem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Nicht besser, als durch einen solchen Wettkampf, glaubte also Alexander einen solchen Mann ehren zu können, von dem er selbst gesagt hatte: „Er hat stärkere Feinde besiegt, als ich. Ich habe drei Könige überwunden, er aber Mühsal, Schmerz und Tod!"

Dem Könige Mycerinus von Egypten war ein kurzes Leben geweissagt worden. Aber er gedachte bei sich, er wollte die Prophezeiung Lügen strafen und — trank Tag und Nacht in frohen Gelagen den besten Wein.

Diphilus sagt: Ein Betrunkener habe drei Köpfe, wie die Bildsäule der Ephesischen Diana.

Avicenna schreibt, daß öftere Trunkenheit dem Körper schädlich und dem Leben gefährlich sey; aber ein oder zwei Mal in einem Monat sich betrinken, das sey den Kräften des Geistes und des Leibes so dienlich, wie ein ruhiger Schlaf.

Der strenge Stoiker Seneca sagt: „Man muß zuweilen auch zu einem Rausche kommen, nicht daß er uns untertauche, aber daß er die Sorgen unterdrücke."

Cato sagte: „Cäsar habe vor lauter Nüchternheit die römische Republik zu Grunde gerichtet."

Kratinus, der Komiker, sagt: „Der Wein sey dem Dichter wie ein großes Pferd, welches ihn erhebe und forttrage. Bei dem Wassertrinken könne man kein gutes Gedicht zu Stande bringen."

Bonosus Minutulus, der Tyrann von Rom, war ein gewaltiger Trinker. Daher pflegte der Kaiser Aurelianus von ihm zu sagen: Er sey geboren zum Trinken, und nicht zum Leben. Aber bei allem Trinken blieb Bonosus dennoch stets nüchtern und bei gutem Verstande. Als der Kaiser Probus ihn hatte aufhängen lassen, scherzten die Soldaten: Es sey ein Schlauch aufgeknüpft worden, und kein Mensch.

Ein ungenannter griechischer Epiker sagt: „Es giebt drei Becher voll Wein für den Weisen, den Becher der Gesundheit, den der Liebe und den des Schlafes. Der vierte Becher aber bleibe dem Weisen fern, er ist der Becher des Streites und des Frevels."

Das Orakel des Delphischen Apollo befahl einstmals den Athenienſern, den Bacchus als den ersten Arzt zu verehren. Wilhelm Müller.

(Die Fortsetzung gelegentlich.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. Den Neujahrstag begrüßte unser Hr. Ober-Regisseur Kaßianer mit einem Prolog. Referent hatte zwar ein allegorisches Festspiel unter dem Titel: „Die Audienz" zur Feier dieses Tages abgefaßt; Umstände verhinderten indeß unsere Theater-Comittee, dasselbe in die Scene zu setzen. Auf dem Stadt-Theater in Leipzig ging dieses Stück an jenem Abend über die Bühne und ward schon ein Paar Tage nachher, in Folge einer, in öffentlichen Blättern geschehenen Aufforderung, wiederholt. — Der stets fleißig besuchte „Freischütz" folgte dem Prologe. Hr. Ludwig als „Samiel" war neu darin. — Am 3. Januar zum ersten Mal: „Die beiden Sergeanten", von Th. Hell. Von dem rein gallischen Produkte selbst ließe sich Mancherlei sagen, wenn nicht die beschwichtigende Außenseite desselben die strenge Kritik besäche. Der wackere Uebersetzer modelte Manches darin in gefälligere Formen, als das Original hier und da ihm dargeboten hat. „Felix", Hr. Kaßianer, war vorzüglich. „Robert", Hr. Meyer (ein eben neu angelangtes Mitglied), hätte mit weniger pathetischem Aufwande besser auf uns gewirkt. Mehrere Reden waren zwar herzlich und sein Spiel gewandt; doch seine Deklamation zu scharf, zu gemessen und oft dem Charakter entgegen. „Marrozi", Hr. Marr; ein wohlberechneter Bösewicht mit schleichender Tücke und Eifersucht, so viel dieser matt gezeichneter Charakter es seyn konnte. Demois. Gollmann, „Gustav"; in Gestalt und Bewegung ihren weiblichen Charakter verbergend, gab sie dem jungen See-Cadet ein munteres Leben. „Laurette", Mad. Artour, naiv, nur bei der Würfel-Scene, die im Ganzen besser dargestellt werden könnte, nicht eingreifend genug. In dieser Scene waren auch die beiden Sergeanten zu wenig theilnehmend; wo es sich um Leben und Tod handelt, muß mehr Aufregung in die Scene getragen werden. Hr. Ludwig als „Valentin", wie fast in allen grankößigen Partieen, treuherzig und brav. Die auffallendsten Mängel dieses Drama's sind die Unwahrscheinlichkeiten, daß „Felix", dessen Augenblicke so höchst kostbar sind, bei einem Festtanz verweilen kann; daß der „See-Cadet" auf eigene Gefahr ein Fahrzeug in die Luft zu sprengen wagen darf, und daß „Felix", gegen alle physischen Kräfte, den Ocean, wie ein Haufisch, solch eine große Strecke Weges durchschnitten haben will; offenbare Unmöglichkeiten glauben wir nur einer Zauber-Oper oder Geister-Historie anpassen zu dürfen. Der Tanz ging sehr pracis und Hr. Volange hatte wieder viel Gruppirtes hinein gewoben. — Am 6. Januar hörten wir Hrn. Ignaz Moscheles, der in der Reihe der Virtuosen einen ausgezeichneten Platz einnimmt. Unter allen seinen hohen Gaben ragte vorzüglich sein Conzert in Es dur imponirend hervor. Es ist dasselbe Conzert, welches er zuerst in Berlin gespielt und, wenn wir nicht irren, auch dort componirt hat. Seine freien Phantasieen grenzen an das Ueberirdische. Sobald ihm die Thema's (die er jedesmal, bevor er sich an das Instrument setzt, von Jemand aus dem Auditorio erbittet) angegeben sind, schwebt er gleichsam aufwärts in höhere Sphären und zieht Alles mit sich hinüber. Nur zwei Mal hörten wir ihn öffentlich, jedoch war er in Privat-Zirkeln nicht unerbittlich gewesen; fast mit noch höherem Genusse hörten wir ihn einige Mal im Kreise trauter Freunde. — Am 17. Januar zum ersten Mal; „Röschens Aussteuer", von Friderike Elmenreich. Dieses Lustspiel ist reich an überraschenden Effekt-Momenten, an Witz und Laune. Mag immerhin das Ganze auf lockeren Boden gepflanzt seyn, hie und da grünt doch recht üppig ein frisches Reis, welches seine Blätter so ausbreitet, daß es die vielen Lücken freundlich beschattet. Das Stück gefiel allgemein. Hr. Weidner als „Michel Stauf" gab uns viel zu lachen; seine groteske Haltung, als er in die Uniform nolens volens hinein mußte, hätte dem Pinsel des Malers reichen Stoff zu einer ergötzlichen Karrikatur geben können. — Am 18. Januar lud uns unsere Comitter zur ersten großen Maskerade ein, die indeß sehr klein ausfiel, welches Schicksal die Erstgebornen hier gewöhnlich haben. Ehemals gab es hier gar keine erste Maskerade, der Entrepreneur setzte jedesmal gleich die zweite an; mundus vult decipi. — Am 26. Januar reichte unsere Intendanz auch eine Gabe den Theaterfreunden in der Oberwelt: „Der lustige Schuster oder der Teufel ist los" kündigte von der Bühne herab den Fasching an. Hr. Kaibel, „Sebastian Brandel", brachte mit Knieriemen und Brandtweinsflasche viel Leben auf die Bühne; er war ein routinirter Schuhmacher, indem er mit technischer Gewandtheit alle Handgriffe sich eigen gemacht hatte, zu welchem Ende er, wie wir erfahren haben, mehrere Tage im Handwerk Unterricht genommen haben soll. Wenn er vielleicht, für unten, des Guten ab und an zu viel gethan hatte, so waren sie doch oben noch immer nicht satt geworden; also, streng genommen, war Hr. K. in dieser Rolle, was er seyn sollte und erfüllte den Zweck vollkommen, obgleich Mehrere ihn ästhetischer gewünscht hatten. Demois. Langschwadt, „Louise", hat uns nicht befriedigt. Wir glauben gern, daß diese Rolle ihr nicht zusagte; da wir aber die Rollen nicht austheilen, hätte man uns billig auch jenen Uebelstand nicht sollen entgelten lassen. Hochkomisch hingegen war Demois. Campagnoli als „Rosine"; ihre linkischen Bewegungen im Schlafkleide erhielten uns in fortwährendem Lachen. Hr. Seidmann als „Graf" hatte die traurigste aller nichtssagenden Partieen; wir müssen ihm um so mehr für die Annahme derselben danken, da es leider nur selten der Fall ist, daß die ersten Schauspieler, zur Wohlfahrt des Ganzen, Rollen der Art übernehmen.

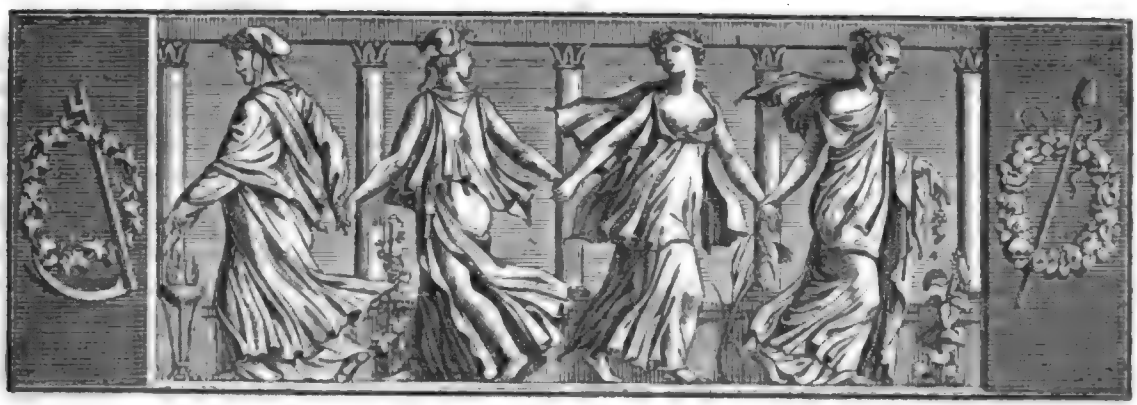
(Der Schluß folgt.)

Naivheit und eine Naivheit ist ein bedeutender Unterschied. Naivheit ist ein angebornes Natur-Erbtheil, das in der Regel Jedem gefällt. Eine Naivheit entschlüpft Jedem von uns zuweilen, zu unserm eigenen Verdruß. Ein Mann z. B. sagt auf dem Sterbebett zu seiner Frau, um sie zu trösten: „Nimm Jlitt zum Mann, er paßt besser zu Dir, als ich." Und die Frau antwortet im naiven Selbstvergessen: „Das hab' ich auch schon gedacht!" — Racine's Arzt schrieb Ersterem bekanntlich eines Tages sehr naiv vor: „Trinken Sie keinen Wein, essen Sie kein Fleisch, lesen Sie nicht und enthalten Sie sich überhaupt aller Aufregungen; übrigens aber genießen Sie Ihr Leben möglichst!" — „Unter wessen Regierung lebte denn Ludwig XIV.?" fragte eines Tages ein übernaiver Mann. — „Für einen Holländer sprechen Sie Ihre Sprache ganz gut!" sagte ein Anderer. — „Wenn das Alles der Componist gemacht hat" — rief derselbe eines Tages bei einer schönen Oper-Vorstellung — „so ist er ein ganzer Mann!" — Eines Tages erzählte man ihm, daß ein Seemann beide Arme verloren habe. „Wenn mir das begegnete" — rief er aus — „so erschösse ich mich auf der Stelle!" (Pandore.)

Die „disponiblen Demoiselles" (wie man auf den Tanzbällen in Paris die nie aufgeforderten Damen spottweise nennt) haben zur Revanche die jungen Ballherren auch in zwei Classen getheilt. Die eine heißt: „Die Invaliden" (die ihrer Gesundheit wegen nicht zu tanzen wagen) und die andere: „Die Jünglinge im Rückstande". Letztere sind die verstohlenen Spieler, die nur aufs Geld spekuliren und ihres sozialischen Umherlaufens wegen in dem Verdacht stehen, als hätten sie nicht den Muth, zu tanzen. (Corsaire.)

Der Verfasser der „Briefe über die geheimen Gewohnheiten des weiblichen Geschlechts" sagt unter Anderem: „Ich habe oftmals Jemand, der das weibliche Geschlecht stets hochachtete, sagen hören: Er fühle nie ein größeres Vertrauen zur Gottheit, und sey nie so fest von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, als wenn er sich in der Nähe einer schönen und tugendhaften Frau befände!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 11. März. 40ſtes Blatt.

Theorie des Bücherreizes.

Von M. Fränkel. *)

(Vorgeleſen in einem literariſchen Kränzchen.)

Der Menſch beſteht aus zwei Theilen, aus Spaß und Ernſt.
Jean Paul.

Wenn ich vor einer Buchhandlung oder bei dem Laden eines Antiquars vorbei gehe, fühle ich jedesmal eine lebhafte Neigung, oft einen unwiderſtehlichen Zug, hin zu treten und die aufgeſpeicherte Weisheit durch zu muſtern. Nicht ſelten wird das, was mich am meiſten anzieht, mein Eigenthum. Ich habe mich oft deshalb getadelt, da ich mit Lichtenberg einſehe, daß ein Louisd'or in der Taſche beſſer iſt, als zehn in dem Bücherſchranke. Auch habe ich ſchon oft fromme Vorſätze in dieſer Hinſicht gefaßt; aber die Verſuchung iſt zu groß, beſonders wenn die Bücherweisheit — wie es in großen Städten der Fall iſt — an allen Ecken angeboten wird. Einen Troſt habe ich jedoch dabei, nämlich den, daß ich die Bücherliebe mit Vielen theile.

Bücher haben etwas ſehr Anziehendes, und gar oft intereſſirt uns ein Buch weit mehr als ein Menſch. Schwerlich dürfte Jemand, der über die bhotiſche Gleichgültigkeit hinaus iſt, ein Buch auf einem Tiſche liegen ſehen, ohne nach dem Titel zu blicken, ſobald es nur mit Beobachtung des Schicklichen geſchehen kann. Wie ſtark der Bücherreiz wirkt, ſehen wir ſchon daraus, daß nicht wenige Menſchen das Behalten geborgter Bücher gar nicht unrecht finden.

Ganz beſonders zeigt ſich dieſer Reiz bei den Bibliomanen, den Bücherſüchtigen; — Menſchen, die an einer Art literariſcher Nervenkrankheit leiden. Es wäre ein ganz unglaubliches Beiſpiel von Bücherſucht oder — wie es die Engländer noch ſchärfer bezeichnen — Book-madness, wenn es nicht 1812 in London ſich wirklich ereignet hätte, daß der Marquis von Blandfort für ein ſeltenes, keinesweges aber elegantes Exemplar von Boccaccio's „Decameron" in einem Quartbande, die Summe von 2260 Pfund Sterling, alſo nach unſerem Gelde ungefähr 40,000 Mark, bezahlte. Wie nüchtern, ja wie ſchaal iſt unſere Bücherliebe dagegen!

Die Luſt an Büchern iſt indeß nicht bei den Männern allein zu finden. Nicht nur der Prophet Ezechiel verſchlang eine Bücherrolle — und zwar auf göttlichen Befehl — ſondern auch unſere Damen verſchlingen heut zu Tage manches Buch, und vergeſſen dabei mitunter die ganze ſie umgebende und auf ſie wartende häusliche Wirklichkeit, wenn ein Roman von Walter Scott oder Lafontaine in ihre Hände gerathen iſt. Die Bibliophilie oder Bücherliebe zeigt ſich aber bei den Damen nicht ſowohl im Anſchaffen der Bücher, ſondern im Beſitzen derſelben. Sie machen es dabei nicht ſelten mit ihren Handbibliotheken, wie mit ihren Uhren: beide werden nicht gebraucht, wozu ſie beſtimmt ſind, aber beide beſitzt und zeigt man gern.

*) Wir bemerken hier, daß die hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen und pädagogiſchen Arbeiten des Verfaſſers meiſtens unter dem Namen Fredau erſchienen ſind. D. H.

Sogar auf die Insekten erstreckt sich unverkennbar die Freude an Büchern. In den gelehrtesten Werken finden sich Bücherwürmer, die doch gewiß nur aus unschuldiger Neigung hier sind, weil sie sonst weit mehr von ihrer Umgebung verzehren würden.

Woher kommt nun dieser mächtige Reiz, den die Bücher so auffallend haben und äußern? Ich weiß wohl, es giebt allzeitfertige Erklärer, welche diese Neigung zu literarischen Werken bald aus der ästhetischen Schönheit des Buches; bald aus dem Wunsche, sich von der unangenehmen Wirklichkeit zu entfernen; bald aus der Eitelkeit, die sich bei beiden Geschlechtern findet, und bald aus krankhafter Manie erklären wollen. Aber diesen Erklärungen fehlt nicht nur die Einheit des Prinzips, sondern sie sind auch oberflächlich und unzureichend, was sich schon daraus ergiebt, daß viele mehrbändige Werke mit großer Begierde gelesen werden, die man nach der Beendigung ganz und gar nicht vorzüglich findet — was gewiß Jedem schon begegnet ist.

Das Leben in und mit Büchern ist unläugbar ein höheres Leben. Es ergreift den Menschen mit einem wunderbaren Interesse; es regt ihn an und füllt oft ein ganzes Daseyn — immer anziehend — aus, wie wir dieses bei manchen Gelehrten und Einsamlebenden sehen. Der Grund dieser Erscheinung liegt gewiß tiefer in der gesammten Natur des Menschen gegründet, als es gewöhnlich scheint; ich wundere mich daher, daß noch kein Naturphilosoph die wissenschaftliche Lösung dieses Problems versucht hat.

Es war unserm Kränzchen vorbehalten, eine wichtige Entdeckung zu Tage zu fördern, durch welche jene allgemein verbreitete Bibliophilie nicht nur genügend begründet und erklärt, sondern auch ihre Verbindung mit andern großen Natur-Erscheinungen nachgewiesen wird. Ich darf mit Pythagoras rufen: „Eureke! Eureke! Ich hab' es gefunden!" wenn ich auch bei meiner Entdeckung nicht, wie er, eine Hekatombe opfere. Meine Entdeckung besteht darin: Es giebt einen Bücher-Magnetismus, der mit dem animalischen oder Lebens-Magnetismus gleichen Gesetzen unterworfen ist; nur daß bei diesem sich die Wirkungen mehr physisch, bei jenem aber mehr psychisch äußern. Bücher sind magnetische Apparate, und Schriftsteller, besonders Dichter und Redner (auch die Letztern müssen wir nach unserer Theorie hierher rechnen), sind literarische Magnetiseurs, die sich mit gar Vielen in Rapport zu setzen und dadurch auf sie folgenreich zu wirken verstehen.

Schon diese Andeutung erklärt uns, wie es kam, daß man die Buchdruckerkunst gleich im Anfange als eine Art Zauberkunst betrachtete und den wunderbaren Dr. Faust aus Wittenberg für eine Person mit Guttenberg's Erfindungs-Gehülfen, den Goldschmid Faust oder Fust, hielt, und Beide für Schwarzkünstler ansah. Der Bücher-Magnetismus eröffnet uns, wie der Lebens-Magnetismus, eine neue Welt, in welcher uns die Wirkungen zauberartig entgegen treten. Das Leben gewinnt in beiden eine Erhöhung und Durchsichtigkeit, die uns im höchsten Grade überraschen. Alles entwickelt sich darin ungewöhnlich, wie die organischen Körper in der reinen Lebensluft, und erregt bei Empfänglichen einen Reiz, dem man sich gern hingiebt.

Um meiner Theorie des Bücherreizes die gehörige Klarheit zu geben, wollen wir zuvörderst die Aehnlichkeit und natürliche Verwandtschaft des Bücher- und des Lebens-Magnetismus im Allgemeinen, und alsdann die besondern Verhältnisse beider einzeln vergleichend, betrachten. — Der Gedanke ist für mich freilich etwas niederschlagend, daß es meiner Theorie gehen möchte, wie der ihr verschwisterten des seligen Mesmer, die gar viele Gegner fand: aber was verliert im Grunde die Wahrheit, wenn sie verkannt wird? Die blöden Menschen nur verlieren dabei; die Wahrheit aber rächt sich zuletzt an ihren Verächtern. Meine neue Lehre hat überdies noch eine praktische Seite, die für Schriftsteller, Bücherleser und Bücherbesitzer ungemein wichtig ist; denn sie gewährt viele Aufschlüsse und mannigfaltigen Nutzen. Das muntert mich wieder auf!

Der Lebens-Magnetismus wird in doppelter Beziehung genommen; entweder als der Zustand einer von einem andern Menschen in unserm Inneren erregten Lebensthätigkeit, oder als ein Stoff, der als die wirkende Ursache jenes Zustandes erscheint. Wir haben es hier hauptsächlich mit diesem wirkenden Stoffe, diesem Agens zu thun, das, nach der geistreichen Hypothese eines philosophischen Naturforschers, die Seele mit dem Körper verbindet. *) Der Magnetismus in dieser Beziehung ist ein unsichtbares Feuer, das keinem der gewöhnlichen Sinne fühlbar wird. Wie bei dem mineralischen Magnet, der, nach der Ansicht des ersten Naturphilosophen Thales, eine Seele hat, ein Ein- und Ausströmen eines feinen Fluidums statt findet: so auch bei dem Lebens-Magnetismus. Der ausströmende belebende Geist geht hier auf einen Andern über und bewirkt eine wunderbare Entfaltung und Erhöhung der inneren Welt. Diese Erhöhung durch mitgetheilten oder bloß angeregten magnetischen Geist ist aber nur möglich, nachdem sich die äußere Welt geschlossen hat. Die gewöhnlichen Sinnes-Organe verlieren alsdann ihre Thätigkeit und das Wahrnehmungs-Vermögen folgt einer andern Gesetzmäßigkeit. Dieses geschieht auf folgende Weise:

Das Nerven-System hat zwei Hauptgeflechte oder

*) „Betrachtungen über den Lebens-Magnetismus", von J. A. L. Richter.

Knoten. Das eine hat seinen Sitz im Gehirn, und heißt daher das Gehirn- oder Cerebral-System; es ist im Wachen thätig, steht unter der Willkühr des geistigen Bewußtseyns und ist nach der Außenwelt gerichtet. Das andere hat seinen Sitz in der Gegend der Herzgrube und heißt das Ganglien-System; es beginnt seine Wirksamkeit, wenn jenes zurück tritt und der Mensch in den Zustand des Schlafes kommt. Seine schrankenlose Thätigkeit ist ganz nach innen gerichtet; die äußern Sinne schließen sich, und die Seele schwimmt alsdann ohne Steuer und ohne Segel in einem Weltenschiffe auf dem Ocean der — nach der Vorstellung des Alterthums — offenbarungsreichen Traumwelt. Im magnetischen Zustand ist nicht nur dieses System allein thätig, sondern es erreicht eine in Erstaunen setzende Stärke. Man sieht (hieran zweifelt kein Mesmerianer!) mit geschlossenen Augen klarer und weiter als sonst mit offenen. Auch der Geistesblick ist heller und das Urtheil erstreckt sich mit Bestimmtheit selbst auf solche Gegenstände, von denen man früher gar keine Kenntniß hatte. Aeußerlich scheint der Magnetisirte gefesselt; sein ganzes inneres Wesen aber ist frei von den gewöhnlichen Schranken der Zeit, des Raumes und der Materie, und dringt mit dem Schwunge eines überirdischen Geistes in Regionen, die ihm außerdem unzugänglich sind.

Völlig so ist der Zustand, in den wir durch Bücher versetzt werden. Wir mögen ein Buch schreiben oder lesen — sobald wir mit ihm in vollen magnetischen Rapport kommen, schließt sich uns die Außenwelt und wir verlieren uns ganz in den Gegenstand. Wir werden dann ungewöhnlich geistreich, gebildet, verstehen Alles, überfliegen alle Schranken, die uns das wirkliche nüchterne Leben setzt, haben jeden Augenblick Umgang mit Personen, die in der Zeit Jahrtausende, und im Raume Welttheile weit von uns entfernt sind; wir bauen Paradiese und weltumbildende Systeme, und — rühren dabei kein Glied, wie in dem magnetischen Schlafe. Ja, wenn wir selbst wissen und eingesehen, daß das Bücherleben sich zu dem wirklichen verhalte, wie die Theorie zur Praxis, oder wie die schöne aber unfruchtbare Rahel zu der häßlichen aber mit Kindern gesegneten Lea, so lieben wir doch die Rahel mehr als die Lea und spielen den Liebes-Roman, gleich dem Patriarchen, oft eine lange Reihe von Jahren. Denn der Bücher-Magnetismus ergreift uns mit magischer Unwiderstehlichkeit, und äußert sich selbst in schlechten Büchern noch dadurch, daß er uns wenigstens in den gewöhnlichen Schlaf versetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Als der Marschall Villars seinen Einzug in Aix hielt, um das Gouvernement der Provence zu übernehmen, überreichte ihm ein Deputirter, dem Gebrauche gemäß, eine Börse mit 20,000 Franken, als Geschenk der Provinz. Aber er trachtete zugleich, dem Lande diese bedeutende Summe zu erhalten, und lobte daher gegen Villars die Großmuth seines Vorgängers, des Herzogs von Vendome, der dies Geschenk nicht angenommen, als man ihm die Armuth der Einwohner vorgestellt. — „Das glaube ich gern!“ entgegnete Villars kalt, indem er die Börse nahm — „in solchen Stücken war der Herzog von Vendome unnachahmlich!“

Der Graf von Warwick bat einst Garrick, ihn in Warwick-Castle zu besuchen. Garrick erfüllte die Bitte des Grafen, und kehrte bei seiner jährlichen Reise nach Einfield mit seiner Frau und einem Freunde auf des Grafen Schlosse ein. Dieser hatte noch nicht gefrühstückt; aber die Gräfin, eine äußerst stolze Dame, bestand darauf, daß Garrick nicht zum Frühstück eingeladen würde, da sie sich durch den Besuch eines Schauspielers fast beleidigt fühlte. — Der Graf führte seinen Gast nun im ganzen Schlosse umher, und zeigte ihm alle die Herrlichkeiten desselben, wobei er sich der Heldenthaten der früheren Grafen von Warwick, wie der seiner Vorfahren, rühmte, obgleich er von einer Seiten-Linie stammte. Unter Anderem zeigte er Garrick auch den Suppentopf des Grafen Guy Reville, das Frühstücks-Maaß dieses riesenhaften Helden. Dann wünschte er ihm eine glückliche Reise, nachdem er ihm zuvor noch ein Buch eingehändigt hatte, welches alle ausgezeichneten Thaten des Hauses Warwick enthielt. — Garrick fühlte sich durch diese Aufnahme beleidigt, und machte in einem Gasthofe, den er aufsuchte, folgende Verse aus dem Stegreif:

Als Reville hier, der starke Graf, noch hauste,
Da ward geschlachtet mancher fette Stier;
Und Keiner nahte, der nicht mit ihm schmauf'te,
Die Gastlichkeit war seiner Lust Panier.

Jetzt stärkt kein Ochs die eingelad'nen Gäste;
Der Hungernde, wie weit er auch gereis't,
Empfängt von einem eitlen Warwicks-Reste
Die Thaten derer, die einst hier — gespeis't.

Als im Jahr 1815 das Hauptquartier des Fürsten Blücher nach St. Cloud kam, wünschten mehrere Offiziere, vorzüglich des General-Stabes, einige ausgezeichnete und seltene Werke aus der kaiserlichen Bibliothek zu haben; jedoch wagten sie nicht, hier ohne Erlaubniß des Fürsten Beute zu machen. Sie fragten diesen daher, und er erwiederte (wörtlich): „Bücher? Die stehen ja in Reih und Glied, und sind folglich kriegsgefangen!“ L.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. (Schluß.) Die Oper: „Joseph in Egypten“, am 31. Januar, müssen wir wegen des darin neu gewesenen

„Jacob", Hr. Hillebrand, erwähnen, damit wir dem Patrioten dafür danken für die in der engsten Bedeutung trefflich gelungene Darstellung. Selbst im Tone excellirte an jenem Abend Hr. H. so, daß jedem Zuschauer ein volles Maaß des reinsten Genusses durch ihn gereicht wurde. — Am 2. Februar, seit langen Jahren einmal wieder: „Die Mohrin", von Ziegler, worin uns Demois. Gollmann als „Toni" tief bewegte und sich ein Immergrün in ihren Künstlerkranz gewunden hat. Die Unterredung mit dem „Lord Fleetwel", der Kuß auf ihre Fesseln und die schön accentuirten Worte: „Minder schmerzen diese Stricke, als die, die meine durch den giftigen Schlangenbiß herbei geführte Wuth zähmen sollten", waren reiche Gaben, die ein lautes Anerkennen krönten. Hr. Kazianer als „George" bezeichnete in seiner herrlichen Partie besonders schön die Unterredung mit dem Vater, so wie Hr. Hanf, „Lord Fleetwel", namentlich die erste Scene glänzend hervor hob und Mad. Huber als „Lucie" ein Muster aller Bet-Matronen war; Mad. Artour, „Aurelie", herzlich und gefühlvoll, welche reine Empfindungen Hr. Ludwig als „Major von Trombey" mit ihr theilte. — Am 4. Februar sahen wir Hrn. Ludwig als „Lorenz Kindlein" im „armen Poeten". Herz und Seele schüttete der unglückliche Poet aus schwer beladener Brust in unser Gemüth; minder gedehnte Reden würden dem armen Manne noch reicheren Beifall gewonnen haben, als er dessen schon eingesammelt hatte. Von dem darauf folgenden „Kapellmeister aus Venedig" erwähne ich nur den ergötzlichen Peter, Hr. Kaibel, dessen selbst ersonnenes Costüm, als „Radieudi", vom Aermel bis zum Rockzipfel mit allen möglichen musikalischen Instrumenten bemalt, eine treffliche Zugabe zu seinem höchst humoristischen Spiel war. Demois. Hanf als „Hannchen" (die Partie unserer Mad. Nicola) war uns so neu in dieser Rolle, als verdienstlich in der Darstellung derselben. Hr. Sedlmayr, „Kapellmeister", legte eine Aria seria von Sarti ein, die dem Ernsten so fern war, daß wir vor lauter Ernst uns des Beifallslachens nicht enthalten konnten. — Am 5. Februar gab unser Hr. Kapellmeister Sutor sein jährliches Venetz-Conzert. Händel's Oratorium: „Der Messias", wurde in demselben vorgetragen. Referent war an jenem Abend abgehalten, dieses Meisterwerk mit an zu hören. — Am 6. Februar zum ersten Mal: „Cardillac oder das Stadtviertel des Arsenals", nach dem Französischen von W. Stich. Dieses Drama ging nicht effektlos an uns vorüber, wenn gleich die gedehnten Theile desselben störend waren. Diejenigen, welche das Sujet aus dem Romane schon kannten, mißbilligten das Anrathen des dritten Aktes, da der zweite das Ganze schon beendigt; so wie, daß der Präsident, wenn Olivier eben wieder zum Vorschein kommt, schon wissen will, daß er da sey, und endlich das Erscheinen des geflüchteten und schon über die Grenze geretteten Rosamberts, in dem Augenblick, wo Olivier in Gefahr schwebt. Solch ein deus ex machina, ohne alle Motivirung, thut nicht wohl. Fräulein Scudery zu jeder Tages- und Nachtzeit auf den Straßen zu sehen, scheint uns auch unnatürlich. Doch, wie wir schon erwähnt haben, das Stück gefiel im Allgemeinen, wozu des Hrn. Marr's „Cardillac" viel, so wie Hrn. Kazianer's „Olivier" und das „Fräulein Scudery", Mad. Gehlhaar, bedeutend beigetragen haben. — Am 11. Februar gastirte Demois. Erhard, vom Prager Stadt-Theater, als „Tancred" in der Oper gleichen Namens. Eine wackere Sängerin, mit lebhaftem Spiel und lieblicher Gestalt ausgestattet. Ihre Stimme bewegte sich im Bereiche der Mitteltöne besonders lauter und voll; die Höhe ist gezwängter und nicht so reich an Klang; ihre Gesangmanier verkundet die gute Schule der Sängerin, die am Schluß der Darstellung hervor gerufen ward. In dem Tages darauf folgenden Liebhaber-Conzert sang Demois. Erhard zwei Arien mit vollem Beifall. — Ein junger Hr. Pott (Schüler des berühmten Kiesewetter) trug uns ein Violin-Conzert von Mayseder mit vieler Zartheit vor; noch hörten wir in diesem Conzert eine neue Ouvertüre, von unserm Kammer-Musikus Hrn. Nicola componirt, die wahren lyndichterischen Geist athmete und rauschend applaudirt wurde. Möchte dieser bescheidene Künstler des Guten und öfterer reichen. Von diesem Liebhaber-Conzert eben redend, muß ich einige frühere hier nachträglich erwähnen, in welchen der Hr. Conzertmeister Müller aus Braunschweig einige Compositionen von Spohr gespielt hatte, welche, obgleich von hohem Werth, dennoch nicht so allgemein angesprochen haben, als ein Conzert von Maurer (das zweite Conzert dieses Componisten). Hr. Müller excellirte besonders im Vortrage dieses schönen Produktes; doch den meisten Beifall erndete er durch ein Potpourri von Petchaschek und eine Polonaise von Mayseder, beide im Verlage unserer Bachmannschen Hof-Musikalien-Handlung heraus gekommen. Ehrenvolle Erwähnung in jenem Conzert verdient noch ein Potpourri für Clarinette von Georg, vorgetragen von unserm Hof-Musikus Hrn. Seemann. Die Thema's aus dem „Freischütz" sind höchst anziehend und mit Geschmack ausgeführt, so wie die ganze Composition herrlich. Hr. Seemann, ein ausgezeichneter Clarinettist, trug dieses Potpourri (ebenfalls im Verlage des Hrn. Bachmann) meisterhaft vor.

Georg Harrys.

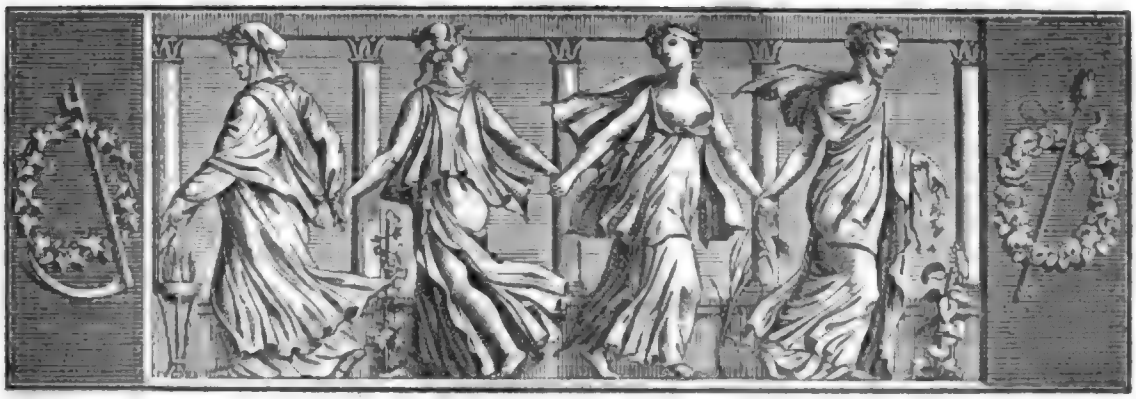
Ueber Hrn. de Pradt heißt es in einer eben erschienenen Schrift: Hr. de P. ist ein ganz aparter Schriftsteller, mit einer herum streifenden Einbildungskraft begabt, die von einer bewundernswerthen Redseligkeit bedient wird. Eitel, vertraut, kühn, schreibt er gerade, wie er spricht, kreuz und quer, oft mit Verstand, selten mit Gefühl. Jeder Stoff ist ihm recht, wenn er nur Interesse hat, und — vor allen Dingen — wenn er ihm zu Gewinn verhilft. Wie viele seiner Landsleute pflegt Hr. de Pradt die kalte Jahreszeit in der Hauptstadt zu verleben, und legt in jedem Winter den Parisern eine Contribution auf, die er in sein theures Auvergne heim führt, sobald die Lerche zu steigen anfängt. Während seines Aufenthalts in der Residenz nimmt der Hr. Prälat hie und da liberale Gastmahle ein, und peroriet dort so lange, als nur irgend Jemand da ist, ihn an zu hören; und wenn Alles ihn verläßt, so spricht er noch, mehrend, es könne wohl Jemand zu ihm zurück kehren. Man erinnert sich vielleicht seiner hartnäckigen und immer vergeblichen Anstrengungen, die er einmal machte, um in die Deputirten-Kammer zu gelangen. Wirklich war er so glücklich, 24 Stunden lang sich der (falschen) Nachricht zu erfreuen, er sey gewählt, wo er dann auch nicht saumte, sein Glück von Thür zu Thür selber aus zu tragen. Zu bewundern ist es, daß seine Täuschung ihn nachher nicht mehr niedergeschlagen. Im folgenden Jahre bot er sich von Neuem einem Bezirk als Candidat an, und versprach zur Erwiederung, wenn man ihn wählen würde, Gründung von Hospitien, Rosenfeste, Schulen des wechselseitigen Unterrichts, und setzte noch dieser freigebigen Gabenspende hinzu: „Sie wissen gar nicht, meine Herren, welchen Deputirten Sie in meiner Person besitzen würden! Ich bin ein Mann, der seine 24 Stunden auf der Tribune hinter einander fortspricht, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu räuspern!!" Leider konnte Hr. de Pradt nicht dazu gelangen, eine Probe dieses verheißenen Talents ab zu legen. (Drapeau bl.)

Ein Hannöverscher Schafer fand bei dem Nachhausetreiben seiner Heerde einen bronzenen Becher von außerlesener Arbeit, den man für einen Carthaginensischen (?) hält! Vielleicht geben die am Fuße des Bechers befindlichen Schriftzüge noch Auskunft über denselben. (Corsaire.)

In England ward neulich ein Eichbaum gefällt, der 372 Jahr alt war, und 14.000 Fuhren Holz gab. (Corsaire.)

Unlängst starb in Boston Mustork-Park, gewiß der Senior der Komiker, 98 Jahr alt. Er zählte 270 Gatel. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 12. März. 41ſtes Blatt.

Der Schäferin Selbſtgeſpräch.

(Nach dem Altſpaniſchen: „Estando Llorando etc.")

Ach! möchte wohl weinen,
Und weiß nicht weswegen,
Und möchte zum ewigen
Schlummer mich legen.

Dann möcht' ich wohl wieder
Recht lachen und ſcherzen;
Doch wenn ich beginne,
Da pocht mir's im Herzen.

Dann wiederum trieb mich's
Wohl gern in die Ferne,
Hinauf zu dem funkelnden
Bläulichen Sterne;

Ja, wär' ich ein Vöglein,
Ich höhe die Schwingen,
Empor zu dem funkelnden
Sterne zu dringen.

Auch möcht' ich im Thale
Als Blümlein die Wonne
Genießen, zu ſaugen
Die Strahlen der Sonne.

Was iſt's, das im Herzen
So ſeltſam mir banget?
Was iſt's, das dem Herzen
So ſehnend verlanget?

Weißt du es, o Sonne,
So ſag' es mir wieder,
Und ſend' es auf einem
Der Strahlen hernieder.

Weißt du es, o Sternlein,
So laß' es mich wiſſen.
Sagſt du mir's, o Blümlein,
So will ich dich küſſen.

Ach! keines giebt Antwort,
So redend ſie ſcheinen!
So ſoll ich denn immerfort
Seufzen und weinen?

Wenn Sternlein nicht redet,
Und Sonnenſtrahl ſchweiget,
Und Blümlein verſtummend
Zur Erde ſich neiget:

So frag' ich die Mutter,
Die ſagt mir's wohl an;
Wo nicht, frag' ich Damon
Den Schäfer, den Mann!

Bärmann.

Theorie des Bücherreizes.

(Fortſetzung.)

Unſere Materie iſt zu reichhaltig, als daß wir länger bei den allgemeinen Beziehungen verweilen dürften. Wir wollen den neuentdeckten Bücher-Magnetismus nach ſeinen einzelnen Verhältniſſen betrachten, und zwar, der größern Sicherheit und Wahrheit wegen, nach Mesmer's Anleitung in fünffacher Hinſicht: die Mittheilung, die Fortpflanzung, die Verſtärkung, die Anwendung und die Wirkungen.

1. Die Mittheilung.

Nicht Jeder kann magnetiſch einwirken. Der Magnetiſeur muß nicht nur phyſiſch und pſychiſch vollkom-

men gesund seyn, sondern er muß auch ein Uebergewicht der Energie über den zu Magnetisirenden besitzen. Hat er alsdann noch die Fertigkeit, diese Kraft des Lebens-Magnetismus auf einen Andern zu übertragen, so kann er einen Andern mit sich in Rapport setzen und mit Vortheil auf ihn einwirken. — Eben so verhält es sich mit dem Bücher-Magnetismus. Es ist wohl möglich, daß ein Schriftsteller aus zehn Büchern ein eilftes recht brauchbares liefere; aber nur die Werke eines genialen Geistes und kräftigen Gemüthes können uns anziehen und festhalten. Wir befinden uns alsdann in einer wahrhaft magnetischen Atmosphäre. Es giebt eben sowohl eine Sympathie mit Büchern, als es eine Sympathie mit Menschen giebt: denn Bücher sind ja eigentlich nur in Schriftzeichen übersetzte Kräfte des menschlichen Geistes. Wir fühlen im Umgang mit Andern uns oft zu Diesem mehr hingezogen als zu Jenem, ohne einen andern Grund angeben zu können, als den: wir fühlen uns hingezogen oder nicht hingezogen. Hierbei findet sich noch eine beachtenswerthe Aehnlichkeit zwischen Menschen und Büchern. Der bloße Titel eines Buches hat für Manchen eine schon hinreichende Anziehungskraft, und es giebt sogenannte Gelehrte, die von den Büchern auch nicht mehr wissen, als — die Titel. — Geht es Vielen mit den Menschen anders? Sie brauchen von ihnen nur den vielsagenden Titel und den Preis zu kennen — von welchem letzteren gewöhnlich, wie bei Büchern, noch ein beträchtlicher Rabatt abgeht — und schon diese geringe Kenntniß ist genug, um sie, selbst bei wichtigen Dingen, zu citiren, und sich auf den ansehnlichen Titel zu berufen; dagegen bleibt der wohlbegründete Ausspruch eines einsichtsvollen, aber nicht glänzend betitelten Mannes unberücksichtigt.

Zu häufige Entladungen schwächen die Mittheilungskraft des Magnetiseurs. Ist's nicht eben so bei den Schriftstellern? Wie mancher sonst brave Autor hat seine Produktionskraft erschöpft und seinen Ruhm überlebt, weil er zu viel schrieb? Wer beobachtet jetzt das Horazische: Nonum prematur in annum? Vor dem anlockenden Uebel der schnellen Selbsterschöpfung bewahrt jetzt das Schicksal ausgezeichnete Dichter, wie Theodor Körner und Ernst Schulze, nur durch einen frühen Tod; sie leben dann, wie Achilles, in ewiger Jugendkraft vor unserer Seele.

Auch nicht auf Jeden kann magnetisch gewirkt werden. Es ist dazu außer einem zarten Nervenbau noch ein lebendiger Glaube erforderlich; woher es denn kommt, daß der Lebens-Magnetismus besonders bei dem weiblichen Geschlecht wirksam erscheint. — Gleicher Weise verhält es sich mit dem Bücher-Magnetismus. Manche Menschen haben, gleich den Vandalen, so unästhetische Nerven, daß die ausgezeichneten Werke des größten literarischen Genies gar keinen Eindruck auf sie machen, oder sie höchstens in den physischen Schlaf zu bringen vermögen. Für den Bücher-Magnetismus aber, wie er sich von den Leihbibliotheken aus äußert, die leider nicht immer, wie die Bibliothek des Osymandias, die Ueberschrift: Arzneimittel für die Seele, verdienen, ist wohl ohne Abrede das weibliche Geschlecht am empfänglichsten. Glaubensstärke findet sich besonders bei ihm, und nach der Ansicht des Kirchenvaters Hieronymus sind die Frauen mehr als die Männer geeignet, durch den Glauben ergriffen zu werden. „Wendet euch in Religionssachen an die Weiber" — sagt dieser vielgereiste und erfahrene Kirchenlehrer — „sie nehmen leicht Meinungen an, denn sie sind unwissend; sie verbreiten schnell dieselbe, denn sie sind flüchtig; sie behaupten sie lange, denn sie sind eigensinnig." Dieser Heilige war aber auch kein sonderlicher Freund des weiblichen Geschlechts, da er seine römischen Schülerinnen Paula, Marcellina, Asella, Rufina, Blässina, Felicitas und Andere, die er, seiner Ansicht gemäß, besonders gern im Christenthum unterrichtete, so leicht verließ, als man diesen Umgang mißdeutete. Er liebte die Frauen vielleicht nicht mehr, als der heilige Antonius, der den Liebesteufel immerwährend bekämpfte. Einmal versuchte ihn der Böse in der Gestalt eines wunderschönen Weibes. Was that der Heilige? Er magnetisirte sich gläubig und stark durch ein Buch, durch die Bibel nämlich, und verhinderte einzig und allein dadurch, mit dem Bösen in Rapport zu kommen.

Die Mittheilung des animalischen Magnetismus oder die Uebertragung desselben auf einen Andern geschieht nicht nur mit der Hand — durch Berührung (Contract), oder durch Bewegungen mit derselben in einiger Entfernung (Manipulation in Distanze), sondern auch durch Anhauchen. Selbst durch festes Anblicken trägt der Magnetiseur seine Kraft auf einen Andern über, oder regt sie in ihm auf. — Ganz analog ist's bei dem Bücher-Magnetismus: denn Lesen ist eine unmittelbare Berührung des literarischen Geistes: vorlesen hören ist eine mittelbare, eine Anregung in Distanz, und Vorträge halten ist ein Magnetisiren durch Manipulation, Anhauchen und Anblicken zugleich. Es darf Sie nicht überraschen, wenn ich auch das Predigen — versteht sich das geisterfüllte und begeisternde — ein Magnetisiren durch Anhauchen, Anblicken und Manipulation zugleich nenne. Prediger sind aber nicht nur aus diesem Grunde Magnetiseurs, sondern auch und vorzüglich deshalb, weil die Bibel die Grundlage ihrer Vorträge bildet. Die heilige Schrift, vorzugsweise das Buch oder das Buch der Bücher genannt, beweist die Kraft des Bücher-Magnetismus am stärksten. Einer meiner ehemaligen Collegen, der viel-

ſeitig gelehrte Dr. Richter in Deſſau, hat in einem eigenen Buche umſtändlich den Beweis geführt, daß die Bibel gleichſam eine magnetiſche Batterie iſt; die Kraft des Segens beruht nach ihm in der magnetiſchen Wirkſamkeit des Hände-Auflegens. Sehr viele bibliſche Wunder ſind nichts weiter, als magnetiſche Operationen. Der Prophet Eliſa regte das erſtarrte Leben eines Kindes durch Magnetiſiren wieder auf, und Chriſtus war, nach Richter, der größte Magnetiſeur. Der Verſuch, die unerklärbaren Wunder Chriſti durch die etwas weniger unerklärbaren des Magnetismus begreiflich zu machen, verdient zum Beſten meiner Theorie des Bücherreizes in der gedachten Schrift nachgeleſen zu werden. — Nur muß es mich befremden, daß in der neueren vielgläubigen Zeit die ſegensreichen Wunderkuren des Fürſt-Biſchofs von Hohenlohe-Schillingsfürſt ſo wenig Glauben gefunden haben, da ja doch über ihre einleuchtende magnetiſche Wahrheit wenig zu ſagen ſeyn dürfte!!

2. Die Fortpflanzung.

Das unſichtbare Feuer des Magnetismus wird durch eine Erſchütterung, gleich dem Licht und dem Schall, oder auch gleich der Elektricität, fortgepflanzt. Wir können hier die Erklärungen übergehen, wie ſich der Schall und das Licht wunderbar fortpflanzen, da wir uns über jenen beſonders durch Chladni's bewundernswürdige Klangfiguren belehrt haben; und über das Licht wiſſen wir nicht nur, daß der Sonnenſtrahl in einer Minute zwei und eine halbe Millionen Meilen zurück legt, ſondern auch, daß die Engel in Milton's „verlornem Paradieſe" auf Sonnenſtrahlen zur Erde niedergehen, und daß der heilige Florenz in dem Vorzimmer des Königs Dagobert — in Ermangelung eines Nagels — ſeinen Mantel an einen Sonnenſtrahl aufhing. Bei der Elektricität brauche ich mich vollends nicht auf zu halten, da uns elektriſirende und mitunter auch Nativität ſtellende Galvani's vor den Thoren unſerer Stadt für einen Schilling darüber hinreichend belehren können. Genug, die feine Fluth des Lebens-Magnetismus wird durch eine Bewegung mit großer Schnelligkeit fortgepflanzt, und durchdringt vibrirend die dafür empfänglichen Gegenſtände; wobei ſogar, nach Mesmer's eigener Verſicherung, ein mit der Feder oder mit einem Bleiſtift gezogener Strich die Richtung anregend beſtimmt. — Iſt's mit dem Büchergeiſte anders? Das Intereſſe, womit uns eine geiſtreiche Schrift feſſelt, iſt von wahrhaft magnetiſcher Anregung; es durchdringt uns in leuchtender Vibration, wie ein Lichtſtrahl, und durchzückt in demſelben Moment unſer ganzes Gedanken- und Empfindungsweſen.

Nach außen oder für mehrere Weſen zugleich iſt die Fortpflanzung des Bücher-Magnetismus vollends dem animaliſchen gleich. Das Pariſer Mode-Journal z. B. hat kaum die Preſſe verlaſſen, ſo zeigt es ſeine magnetiſche Einwirkung auf die ganze Hauptſtadt des Modenladens mit Blitzesſchnelle, und in kurzer Zeit hat es auch ganz Deutſchland durchdrungen. Ein anziehendes Buch erſcheint — etwa Las Caſes Tagebuch über das Leben (des größten politiſchen Magnetiſeurs) Napoleons auf St. Helena — und man findet es alsbald in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und gebildeten Kreiſen der alten und neuen Welt.

Die magnetiſche Schnelligkeit, mit welcher unſere Taſchenbücher und Almanache das äſthetiſche Publikum ergreifen und durchdringen, iſt beſonders zu bewundern, zumal wenn man erwägt, daß ſie nicht einmal ihr eigentliches Geburtsjahr erwarten können, ſondern durch die Energie ihrer magnetiſchen Kraft immer ſchon vier bis fünf Monate früher in die Welt gleichſam als poetiſche Blüthe hinein fahren. So hätten Sie ſchon im Sommer 1824 alle Taſchenbücher auf das nächſte Jahr leſen können. Bode's „Aſtronomiſches Jahrbuch auf 1826" iſt ſogar ſchon im Sommer 1823 als ein magnetiſches Meteor aus einer überirdiſchen Lichtregion in der ſternkundigen Leſewelt erſchienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sentenzen von Swift.

Frauenzimmer gleichen den Räthſeln, nicht bloß darin, daß ſie unverſtändlich ſind, ſondern auch vorzüglich darin, daß ſie uns gewöhnlich nicht mehr gefallen, wenn wir ſie einmal verſtehen.

In Frankreich ſprechen Schriftſteller ſelten ſchlecht von einander, außer wenn ſie einen perſönlichen Groll auf einander haben; in England ſprechen Schriftſteller ſelten gut von einander, außer wenn ſie perſönliche Freunde ſind.

Je länger wir leben, deſto mehr werden wir überzeugt, daß es vernünftig iſt, Gott zu lieben und die Menſchen zu verachten, inſofern wir Beide kennen gelernt haben.

Das allgemeine Geſchrei iſt über Undankbarkeit; aber die Klage iſt ſicherlich falſch, ſie ſollte über Eitelkeit erſchallen. Niemand, als ein ausgemachter Schurke, iſt eines überdachten Undanks fähig; aber faſt Jedermann glaubt, er habe mehr gethan, als der Andere verdient; indem der Andere denkt, er habe weniger empfangen, als er verdient.

Lob gleicht dem Ambra. Ein geringer Duft davon, im Vorbeigehen eingehaucht, iſt angenehm; aber wenn Euch Jemand einen ganzen Klumpen davon vor die Naſe hält, ſo iſt es Geſtank und ſchlägt euch zu Boden.

Jener Charakter, der im Umgang für angenehm gilt, iſt aus Höflichkeit und Falſchheit zuſammen geſetzt.

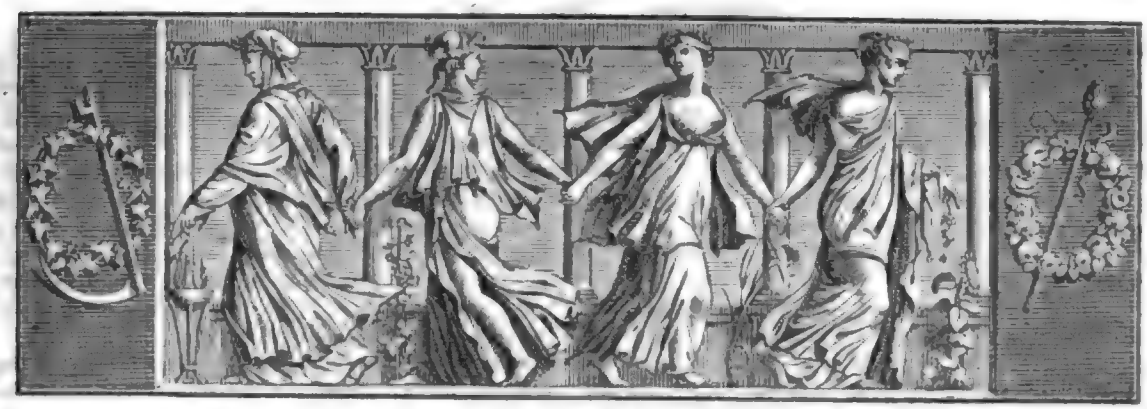
F.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Geschichte der Expedition des Generals Xaver Mina nach Mexiko, im Jahr 1816. Nach dem Englischen des W. D. Robinson, Bürgers der vereinigten Staaten." (Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung, 1824.) — Diese Schrift, aus der Feder eines Nordamerikaners, giebt uns eine vielleicht nicht völlig unparteiische Uebersicht des Zustandes von Mexiko, und der merkwürdigen Ereignisse, welche die Befreiung eines der schönsten Länder der Erde herbei führten, das lange in der fürchterlichsten Knechtschaft geschmachtet hatte. Während der berühmten oder vielmehr berüchtigten Verwaltung des Emanuel Godoy wurden alle Stellen in Amerika, von der des Vice-Königs an bis herab zu der des geringsten Zolldienten, öffentlich verkauft. Von 160 Vice-Königen, welche in Amerika regiert haben, waren nicht mehr als vier geborne Creolen. Nur in der Stadt Mexiko wurden einige Schul-Anstalten gefunden, welche diesen Namen verdienten; die tiefe Unwissenheit, worin die Masse der Bewohner des Königreichs schmachtete, bezeugt die Unzulänglichkeit dieser Einrichtungen, bezeugt es, daß künstlich erhaltene Unwissenheit am wenigsten vor Revolutionen schützt. In den gelehrten Schulen beschäftigte man sich nur mit der lateinischen Sprache, alter Philosophie, theologischen Dogmen und Glaubenszwang, Mathematik und einigen oberflächlichen Zweigen der Ausbildung; die Grundlagen allgemeiner Kenntnisse wurden den Schülern vorenthalten. So ist der größere Theil der Creolen unbekannt mit der Geschichte, die von Spanien vielleicht ausgenommen. (Dem Lob, welches Hr. v. Humboldt dem Erziehungswesen in Mexiko ertheilt hat, wird demnach bestimmt widersprochen.) Erpressung war das beständige Ziel der Spanier bei ihrem Handel mit Südamerika. Um den Verkauf spanischer Weine und Brandtweine zu sichern, wurde den Creolen die Bereitung beider Getränke untersagt. Oliven zu pflanzen war nicht erlaubt; die Kultur des Seidenbaums wurde verboten, und von der spanischen Regierung erging sogar ein Befehl, alle im Lande befindlichen Weinstöcke aus zu rotten. Der Taback war ein Monopol der Krone, und in dem weiten neuspanischen Reich, welches beinahe sieben Millionen Einwohner zählte, gab es nur ein einziges öffentliches Blatt, welches unter der unmittelbaren Aufsicht einer wachsamen und eifersüchtigen Regierung in einem gedrückten Daseyn sich fort schleppte. — Wie Aberglauben, Fanatismus, Tyrannei und die unmenschlichste Grausamkeit die unglücklichen Mexikaner unter der spanischen Regierung mißhandelten, davon liefert vorliegendes Werk mehrere auffallende Beispiele. Der arme bekehrte Indianer, wie er genannt wird, kennt von der katholischen Religion nichts als ihre Ceremonien. Den Bildern der Heiligen und andern äußeren Zeichen bringt er seine tägliche Huldigung dar; allein mit den Vorschriften der christlichen Sittenlehre ist er eben so unbekannt, wie es die Heiden vergangener Jahrhunderte waren. — Die schlauen Priester hatten zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch die abergläubische Ehrfurcht und das Schrecken, worin sie die einfältigen Indianer zu versetzen wußten, weit mehr die Macht der Spanier befestigt, als durch die Gewalt der Waffen; daher rühren die vielen Wunder, welche in jener Zeit geschahen, und die Vermischung der indianischen und christlichen Gebräuche und Symbole in den Tempeln, die mehr einem Zauber-Pallast Alladins, als einer christlichen Kirche ähnlich sehen. Ungefähr zehn Jahre nach der Eroberung erschien die berühmte Jungfrau von Guadeloupe. Ein Indianer wurde von einem Hügel bei Mexiko mit Namen gerufen, und ihm angekündigt, daß er bestimmt sey, ein Bild der heiligen Jungfrau auf diesem Hügel zu finden. Der Indianer suchte auch und fand die heilige Jungfrau in einem blauen mit Sternen geschmückten Gewande dargestellt, wie sie auf einem Halbmond steht, den Engel tragen. Dies Bild wird noch zu Mexiko in der Kirche der Jungfrau gezeigt; die Malerei verschwindet immer mehr, je näher man ihm kommt: welches daher rührt, daß es auf ein Stück sehr lose gewebter Leinwand gemalt ist, die Nuangochi heißt und aus den Fibern der Agave americana gewebt ist. Die Creolen sehen etwas Wunderbares in diesem Verschwinden des Bildes, und Dr. Mier, ein Geistlicher, der sich einst bemüht hatte, dies Wunder zu erklären, mußte dafür Jahre lang in den Kerkern der Inquisition schmachten. Die Einkünfte des Bischofs von Mexiko betrugen jährlich 130,000 Thaler. Die Haupt-Einkünfte der Kirche wurden aus den Zehnten gezogen. Der Werth ihrer Landereien betrug über zwei und eine halbe Million Thaler, und sie besaß mehr als 40 Millionen Thaler an verpfändeten Gütern. — Mit wahrhaft spartanischem Heldenmuthe kämpfte Mina mit der kleinen Schaar seiner Getreuen; besonders merkwürdig ist die Vertheidigung des kleinen Forts von Soto la Marina, so wie der Bruch der von spanischer Seite bewilligten Capitulation ein ewiger Schandfleck in der Geschichte. Die Tapfern, denen man eine freie Rückkehr in die Heimath versprochen hatte, wurden nach Vera Cruz geschleppt, und in einen Kerker geworfen, der an Scheußlichkeit dem berüchtigten Höllenloch zu Calcutta fast gleich kam. Alle Eingekerkerte wurden krank; mehr als einmal fiel die Schildwache bei dem Oeffnen der Kerkerthür, durch den furchtbaren Dunst, der daraus hervor drang, in Ohnmacht. Die Fesseln wurden den Unglücklichen niemals abgenommen, bis der Tod sie davon befreite. Ein Beispiel zeugte von so entsetzlicher Grausamkeit, daß selbst die spanischen Offiziere davon empört wurden: Ein Gefangener, aus den vereinigten Staaten gebürtig, war durch die Fesseln am rechten Beine verletzt worden; die Wunde vergrößerte sich und bald ging das ganze Bein bis auf den Knochen in Eiterung über. Endlich wurde er doch in ein Hospital gebracht und die Wunde von einem Arzt untersucht, der erklärte, der Tod sey unvermeidlich, wenn man nicht sogleich die Fessel abnähme. Auf den Rand dieser Vorstellung schrieb der Gouverneur, Brigadier Don Juan Evia, die unmenschliche Antwort: „So lange er athmet, soll er sie tragen!" In wenig Stunden war er verschieden. — Nach der Gefangennehmung Mina's ward er am 11. November 1814 erschossen. Merkwürdig ist, daß er, obgleich er mit aller Heiterkeit die Todesstätte betrat, doch ein menschliches Angstgefühl vor den Schmerzen des Todes nicht unterdrücken konnte: „Y no me hagaio sufrir!" (Laßt mich nicht leiden!) sagte er zu den auf ihn zielenden Soldaten. — So fiel Xaver Mina im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters. Die Natur hatte ihn durch große geistige und körperliche Vorzüge zum Feldherrn ausgestattet, er kämpfte voll Kraft und Eifer für die Sache der Menschheit und mochte auch wohl ahnen, daß aus seinem Blute neue Keime zur Freiheit Mexiko's hervor treiben würden. — a.

Man hat im Allgemeinen den Glauben, daß die Menschenwürde nirgends so geachtet wird, als in England. Folgendes scheint aber nicht dem ganz angemessen zu seyn: Lord Viscount Clermont gab im verflossenen Jahre zwei irländischen Bauern (die sich nicht in seinem Dienst befanden) einen sonderbaren Auftrag, den die Aufgeforderten ablehnten. Der erbitterte Wicomte prügelte dieselben dafür mit einem Peitschenstiel unbarmherzig durch. Es kam zur Klage, und der Lord ward zwar für schuldig erklärt, aber der Richter konnte sich nicht enthalten, zu bekennen, daß die Erklärung der Jury ihm den tiefsten Schmerz verursache. „Der Augenblick", sagte er, „wo ich diese Sentenz aussprechen muß, ist der grausamste meines Lebens!! Das Vergehen des edlen Lords ist von der leichtesten Art, von der geringfügigsten Natur! Ich sehe in der gegen Se. Herrlichkeit geführten Beschwerde eine wahre Verschwörung!" — Gleichwohl verurtheilte er den edlen Lord zu 20 Pfund Geldstrafe an die Krone. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 14. März. 42ſtes Blatt.

Salbung- und Krönung-Feier der Könige von Frankreich.

Die bevorſtehende Krönung und Salbung des Königs Carl X. erinnert an die Feierlichkeit, welche am 11. Juni 1776 bei Ludwig XVI. ſtatt fand, und die um ſo merkwürdiger war, da ſämmtliche Gebräuche der alten Monarchen mit der größten Genauigkeit beobachtet wurden, und das heilige Oelfläſchchen (la sainte ampoule) zum letzten Mal ihren Dienſt verrichtete. — Es fiel an gedachtem Tage ſehr auf, daß der König mitten im hohen Chor der Cathedrale zu Rheims, mitten in der Ceremonie, die Hand an die Krone legte, und die merkwürdigen Worte ſprach: „Sie drückt mich (elle me gêne)!“ Heinrich III. hatte bei ſeiner Krönung ohngefähr daſſelbe geſagt: „Sie ſticht mich (elle me pique)!“ Der gewaltſame Tod Heinrich's III. und die Aehnlichkeit der Aeußerungen machten damals die abergläubigen Hofleute ſtutzen und bangen. — Doch wir gehen zur Beſchreibung der Feierlichkeit ſelbſt über:

Sonntag den 11. Juni war ſeit 6 Uhr Morgens Alles in Bewegung. Die Domherren der Cathedrale, der Erzbiſchof von Rheims (Herzog de la Roche-Aymon), die Cardinäle, Prälaten, Miniſter, Marſchälle, Staatsräthe, Deputirte u. ſ. w. nahmen die für ſie beſtimmten Plätze ein. Um 6½ Uhr erſchienen die weltlichen Pairs in ihrer Staatskleidung, unter ihren alten urſprünglichen Benennungen, nämlich: die Herzoge von Burgund, von Normandie, von Aquitanien, die Grafen von Toulouſe, von Flandern, von Champagne u. ſ. w.; die geiſtlichen Pairs in Chorrock und Biſchofsmütze. — Um 7 Uhr begaben ſich die Biſchöfe von Laon und Beauvais in Prozeſſion zum Könige, um ihn ab zu holen. Vor ihnen gingen ſämmtliche Domherren der Cathedrale, und vor dieſen der Ober-Ceremonienmeiſter, Marquis de Dreux. Sie kamen durch einen langen verdeckten Gang bis an die Thür des Zimmers, und fanden ſie, der älteſten Sitte gemäß, verſchloſſen. Der Vorſänger (älteſter Domherr) klopft mit ſeinem Stabe an. Von innen fragt der Ober-Kammerherr, ohne die Thür zu öffnen: „Wen ſuchet Ihr?“ — „Wir ſuchen den König!“ giebt der älteſte Biſchof zur Antwort. — „Der König ſchläft (iſt todt)!“ antwortet der Ober-Kammerherr. — Der Vorſänger klopft nun zum zweiten Mal; es erfolgen die nämlichen Fragen und Antworten. Endlich, bei dem dritten Mal, erwiederte der geiſtliche Pair auf den Beſcheid: „Der König ſchläft!“ die Worte: „Wir ſuchen Ludwig den Sechszehnten, welchen uns Gott zum Könige gegeben hat!“ — Jetzt öffnen ſich beide Thürflügel und ein zweiter Auftritt beginnt.

Der Ober-Ceremonienmeiſter führt die beiden Biſchöfe zum Könige, welcher auf einem Paradebett liegt. Die Pairs grüßen ihn, ſich tief verneigend. Der Monarch iſt angethan mit einem kurzen Camiſol von carmoiſinrothem Zeuge, mit Gold verbrämt und an den Stellen, wo geſalbt werden ſoll, aufgeſchlitzt. Ueber dem Camiſol trägt er ein langes Oberkleid von Silberſtoff, und auf dem Kopfe ein ſchwarzſammetnes Barett, mit Demantſchnur und Federbuſch. Der geiſtliche Pair

überreicht ihm das Weihwasser und spricht das Gebet: „Allmächtiger, ewiger Gott, der du deinen Knecht Ludwig zum Könige erhoben, gewähre ihm die Gnade, daß er im Laufe seiner Regierung das Wohl seiner Unterthanen befördere, und sich nie von den Fußsteigen der Gerechtigkeit und Wahrheit entferne!“ Nach gesprochenem Gebet fassen beide Bischöfe den König bei dem rechten und linken Arm, heben ihn vom Bette, führen ihn in Prozession durch den verdeckten Gang, unter Gesang und Gebet, in die Kirche.

Jetzt war es 7 Uhr und nun kam auch das heilige Oelfläschchen an. Der Großprior der Abtei des heiligen Remigius (St. Remy) brachte es im feierlichsten Zuge, auf einem Zelter sitzend, unter einem Thronhimmel, welchen vier Barone trugen, und unter Bedeckung vornehmer Geißeln (pleiges), welche sich vorher eidlich für die Sicherheit der Sainte Ampoule *) verbürgt hatten, und sie keinen Augenblick aus den Augen lassen durften. — Als sie vor der Hauptthür angekommen waren, empfing sie der Erzbischof aus den Händen des Großpriors mit den gewöhnlichen Worten: „Monseigneur, ich vertraue Ihnen diesen kostbaren Schatz an, welchen der Himmel zur Salbung des Königs Clovis und seiner Nachfolger dem heiligen Remigius zugesandt; aber ich ersuche Sie, dem alten Gebrauche gemäß, sich verbindlich zu machen, ihn mir nach der Salbung unsers Königs Ludwig XVI. wieder zuzustellen.“ — Der Erzbischof legte hierauf, der Sitte gemäß, folgenden Eid ab: „Ich empfange mit Ehrerbietung die Sainte Ampoule, und verspreche Ihnen, auf mein priesterliches Wort, sie Ihnen nach vollendeter Salbung wieder ein zu händigen!“

(Der Schluß folgt.)

*) Die Sainte Ampoule, bis zu Ludwig XVI. bei der Salbung der Könige das Haupt-Erforderniß, war ein kleines rundes Glasfläschchen, mit einem Wunderbalsam angefüllt, der, wie es heißt, nie abnahm, und zuerst bei der Salbung und Krönung Clovis I. gebraucht wurde. Damals nämlich soll dem heil. Bischof Remigius (gestorben 535), welcher das gewöhnliche Salböl vergessen hatte, dieses Fläschchen von einer weißen Taube aus den Wolken im Schnabel zugebracht worden seyn. Sie wurde im Grabe des heil. Remigius aufbewahrt, dessen wohlerhaltenen Leichnam in der Abtei seines Namens ein Reliquien-Kasten in sich schließt, und lag ebenfalls in einem goldenen mit Edelsteinen von verschiedenen Farben besetzten Reliquien-Kästchen. — Der Conventions-Commissair Ruhl zerschlug sie, indem er sie mit Gewalt auf den Estrich schmetterte, und ließ ebenfalls die beiden Reliquien-Behältnisse zerschlagen und die Stücke in die Münze schicken.

Theorie des Bücherreizes.

(Fortsetzung.)

3. Die Verstärkung.

Alle irdischen Erscheinungen können, wenn sie einmal angeregt sind, verstärkt und geschwächt werden. Auch hierin sind der Lebens- und der Bücher-Magnetismus von gleichen Gesetzen abhängig. Mittheilende Gemeinschaft mit andern erregbaren Körpern verstärkt zuvörderst beide Magnetismen. Vorlesungen in Kränzchen, in Clubbs, unter Jacobinern und Maurern, so wie gemeinschaftliches Lesen, erregen mit einer weit stärkeren magnetischen Kraft, als bei einem Einzelnen hervor zu bringen ist. Daher haben sich, nach unserer Theorie, die Bibelgesellschaften dermaßen schnell verbreitet, daß, nach Niemeyer's Angabe, in einem Zeitraum von 18 Jahren 3,774,000 Bibeln an Leute vertheilt wurden, die an religiösen Lähmungen litten.

Durch die Beschleunigung, welche die Bewegung vermöge der Engigkeit und Seltenheit der Zwischenräume erhält, wie man dieses z. B. bei eingepreßter Luft und zusammengedrücktem Pulver sehen kann, wird der Magnetismus ebenfalls sehr verstärkt. — Dies ist auch bei dem Bücher-Magnetismus der Fall. Schon an dem Papier, diesem Träger und Leiter des gesammten Bücher-Magnetismus, können wir dieses wahrnehmen. Werfen Sie auf Jemand einen Bogen Papier, so wird er davon nichts oder nur wenig fühlen; drücken Sie aber diesen Bogen zu einem Ball fest zusammen, so wird die Kraft des Wurfes dadurch bedeutend vermehrt. Gleicherweise: confisziren Sie eine Schrift, und sie wird die Leselust um so mehr anregen; verbieten Sie das Lesen eines Buches, und Sie können darauf rechnen, daß die magnetische Kraft, welche sich vorzüglich durch Neugierde äußert, ungemein gesteigert wird.

Auch Geräusch, fortgesetzter Schall, Gesänge, Gebete vieler versammelten Menschen und lautes Lesen verstärken, nach der Theorie des Mesmerismus, die magnetische Kraft. Hier ist die Analogie der beiden Magnetismen so augenfällig, daß ich mich einer umständlichen Vergleichung überheben kann; deshalb nur Einiges darüber. Wie sehr die magnetische Bücherkraft durch Geräusch, nämlich durch Buchhändler-Anzeigen und Recensionen, verstärkt werden kann, wissen alle bibliographischen Beobachter zu genau. Lärm machen regt überhaupt auf und zieht an; daher hatte Voltaire den Grundsatz, jede Woche irgend eine Arbeit, und wäre es auch nur eine sogenannte poésie fugitive gewesen, dem Publikum zu übergeben, um dieses immer von sich reden zu machen, und sich mit demselben in literarisch-magnetischem Rapport zu erhalten. Wie viele Menschen und Bücher würden ganz unbeachtet bleiben, wenn nicht viel Redens von ihnen gemacht würde!

Daß Gesänge und Gebete die magnetische Bücherkraft erhöhen, wissen wir nicht bloß aus mancher herrlichen Kirchen-Musik und aus treflichen Opern, sondern wir haben es in der neuern Zeit ganz besonders durch den Dichter F. und den Literator H. in Lehre

und Beiſpiel erfahren. Der Erſtere ſetzt ſich — nach ſeiner eigenen Verſicherung — niemals an das Schreibepult, um einen abentheuerlichen Ritter-Roman zu dichten, wenn er ſich nicht zuvor durch ein kräftiglich Gebet geſtärkt hat; und der Letztere weiß dem Schriftſteller nichts dringender an das Herz zu legen, als einen gemüthlich-frommen, mildiglich-tapfern gebetreichen Sinn. Daher denn unſere Zeitgenoſſen durch Gebet ſo ſehr magnetiſch erſtärkt ſind, daß es — lauter Hellſehende giebt.

Endlich ſind auch Ueberredung und Ueberzeugung Mittel, die magnetiſche Wirkſamkeit zu verſtärken, wie uns Mesmer und ſein Waffenträger Wolfart verſichern. — Nun, wer zweifelt an dieſer potenzi:renden Kraft bei Büchern? Leſen Sie manche Reden des Demoſthenes, Iſokrates und Cicero, oder des Pitt, Burke und Mirabeau, oder die Schutzſchriften von geſchickten Advokaten, oder die Anklage-Schriften mancher Gegner der Juden: und Sie werden ſich vollkommen überzeugen, wie ſehr man oft ſchon durch Ueberredung ein magnetiſches Intereſſe zu erregen, und alle nach außen gekehrten Thätigkeiten des Cerebral-Syſtems, nämlich die leiblichen Sinne, den activen Verſtand und die wachende Vernunft, geſchickt in den Schlaf bringen, und eine traumähnliche Welt hervor rufen kann.

4. Die Anwendung.

Es giebt hauptſächlich drei Verfahrungsweiſen zur Anwendung des unſichtbaren Feuers, das wir im Magnetismus beſitzen. Dieſe Anwendung kann nach der Gattung der Krankheiten, nach der Anzahl der Kranken, und nach andern zu berückſichtigenden Umſtänden verändert werden.

Die erſte Anwendung geſchieht mit der Hand, indem man dieſelbe mit einer merklich zu fühlenden Wärme über den in Stockung gerathenen Theil führt und daſelbſt verweilen läßt. Daher legt man die flache Hand an die Stirn, wenn man von Kopfweh geplagt iſt, und fühlt dann Erleichterung. — Dieſe Anwendung geſchieht auch bei literariſchen Werken, die auf Einzelne berechnet ſind. Der Schriftſteller macht ſeine magnetiſchen Manipulationen, und wenn er Energie beſitzt und erregbare Gemüther findet, ſo wird die Wirkſamkeit ſeiner Operationen nicht ausbleiben. Es thut nichts, wenn man der Wärme und Wirkſamkeit der Hand durch unſchuldige Mittel zu Hülfe kommt, wie z. B. Voltaire ſeine Meiſterhand immer durch Kaffee, Schiller durch ſtarken Wein, und Jean Paul durch reiche Collectaneen belebt haben ſoll. Bei den elektriſchen Ladungen ſehen wir nur auf Funke und Schlag, und nicht auf die üble Füllung der Flaſche; auch bei dem Reichthum fragen wir nicht, wie der Beſitzer zu der magnetiſchen Allgewalt ſeines Goldes gekommen iſt. Genug, ſie wirken vollkräftig. Eben ſo haben wir auch bei dem Bücher-Magnetismus nur auf die Wirkſamkeit, auf die Art der Mittheilung und auf die Anwendung zu ſehen, und es iſt nicht nöthig in Betracht zu ziehen, aus welchen Stoffen die magnetiſche Kraft gezogen worden.

Eine andere Methode, den Magnetismus an zu wenden, iſt für Viele zugleich berechnet. Man füllt ein Behältniß, das magnetiſche Becken, mit Waſſer, Sand und andern Stoffen; dadurch wird der Magnetismus zu einem gemeinſchaftlichen Brennpunkte conzentrirt. Bringt man dann eine Anzahl gekrümmter, etwas ſpitzig zulaufender Eiſenſtäbe als Leiter mit dem einen Ende in das Behältniß, und mit dem andern an den kranken Theil, ſo läßt ſich dieſe Zurichtung für eine Menge Perſonen gebrauchen. — Dieſelbe Verfahrungsweiſe wird auch bei dem Bücher-Magnetismus mit Nutzen angewendet. Sollen politiſche Schriften eine ganze Faction magnetiſiren, ſo muß das verſchiedenartige Intereſſe der Theilnehmenden vermittelſt zweckmäßiger Leiter mit dem magnetiſchen Apparate in Verbindung gebracht werden, und man darf ſich alsdann von der Kur den gewünſchten Erfolg verſprechen. Man hat dieſe Methode vor nicht langer Zeit ſogar auf Religions-Angelegenheiten mittelſt viel verbreiteter Traktätchen an zu wenden verſucht; ich weiß aber nicht, wie der Verſuch ausgefallen iſt.

Eine gleiche Anwendung des Lebens-Magnetismus kann mittelſt eines magnetiſirten Baumes geſchehen. Ein Seil geht dann als Leiter von dem Baume aus. Eine Anzahl Kranker läßt ſich in einiger Entfernung um den Baum nieder, umgiebt ſich mit dieſem Seile, und macht davon beſondere Anwendungen. — Auch zu Anwendung des literariſchen Magnetismus iſt dieſes Verfahren überaus wirkſam. Die Katheder in Schulen und auf Univerſitäten ſind ſolche magnetiſirende Bäume; die Schüler und Jünger ſtehen mit ihnen in magnetiſcher Verbindung, laſſen auf ſich wirken, und machen dann von den Leitern beſondere Anwendungen. Hierdurch iſt auch ein Zeiträthſel erklärbar, nämlich dieſes: Woher kam das große Intereſſe, welches die deutſche Jugend vor wenigen Jahren an der Turnkunſt nahm? Wir beantworten dieſe Frage im Geiſte unſerer Theorie: Es kam vom Magnetismus. Dämagogiſche Profeſſoren haben, wie Sie in den Turn-Anſtalten ſehen können, einen Schwingbaum mit ihren Grundſätzen magnetiſirt, Seile an denſelben befeſtigt, und die liebe Jugend damit in Verbindung gebracht. Auf dieſe Weiſe ſind der jungen Welt nicht nur ganze Turnbücher in die Glieder, ſondern auch allerlei dämagogiſche Geſpenſter vor die Seele gebracht worden.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Münſter. Die „Münſteriſchen Geſchichten, Sagen und Legenden, nebſt einem Anhange von Volksliedern und Sprüchwörtern" (Münſter, im Verlage der Coppenrathſchen Buch- und Kunſthandlung, 1825) enthalten unter Anderem folgende Sage: „Int Drübbeiken, an en Principalen-Markt, dao wuhnde vör ollen Tiden en Krömer, de handelde met Linnen, Caffee un Sucker, överhaupt met Eßlenwaren und met en Schmeerkraom. Et was en kleinen Mann, gonk etwas krumm, un hadde ſo kleine griſe Aeugeskes, dao kek he immer ganz ungheuer plifig ut. De gemeinen Lüde hadden em ſwaoren immer nao ſeggt, he möt met falſke Ehlen un hedde auk falſk Maot un Gewicht; men ſe konnten em doch ſin Lewen nich anfumen, un he waor enen von de anſehnlikſten un rikſten Kraomers in de Stadt. Den Dag dernao, eß he ſtorwen was, dao kek ſine Frau in den Laden, dao was de Ehle, de Waoge un allt Linnen weg. Se mende erſt, et wör ſtohlen, det was auk wul waohr, aower de Düwels hadden et weg numen; ſe hadden et alle ganz glännig makt, und ehren Mann de Ehle in de Hand gliewen, de Waoge up en Kopp ſettet, un dat Linnen up en Puckel packet. So mot he nu immer in Tührs Buſt nich wit von Angelmudde herüm derſten, dao ſind em all ville Lüde begignet. Des Nachts dann knipp em de glännige Ehle recht ſtiften de Finger, de Kopp un de Puckel dort em dann auk weh, dann ſünt he ganz fürchterlik an te hülen:

Korte Ehle!
Schmall Lacken!
Licht Gewicht!
Hu hu!

Dat hewt de Lüde, de dao herüm wuhnt, oft genog hört. Se ſeggen auk, he möſt dao ſo lange herüm gaohen, beß der eß en Krömer dör Tührs Buſt keim, der auk Schoras macht hedde, den möſt he dann met in Ehle daud ſchlaohen, dann wörde he erlöſt, un de Andere quemm an ſine Stelle. Nu iß et aower en kleinen krummen Mann, un kann nich gud lauen, daorüm het he bis jetzunder noch kienen för ſik ſtellen konnt. Leſſen lß et en Kaupmann dör Tührs Buſt gaon, wo't auk wull ſo ganz echt nich met ſien moſte, den hedde he de Nöte binaoh recht ſüllen betiken. Nowers he Kaupmann was em doch te ſlimk af; he kam in enen Heſſapen in Angelmudde an, un förderde en Glas Beer. Dat wet Gott, wu lange dat de arme Mann dao noch herüm ſpöcken mot." — Unter den geſchichtlichen Stücken hebt Referent Folgendes aus: „Um das Jahr 1547 war Lambert von Oer zu Kakesbeck, geweſener Commandant zu Münſter, wegen mehrerer Schimpfworte mit Gotthard von Haren in Feindſchaft gerathen. Als nun einſtens der von Oer an einem Sonntage nach Lüdingshauſen zur Kirche fahren wollte, lag der von Haren in einem Hinterhalte auf der Landſtraße, fiel ihn an und warf ihm ein eiſernes Band um den Hals, welches in Nürnberg auf das künſtlichſte ſo gemacht war, daß man auswendig weder ein Schloß noch eine Fuge daran bemerken konnte. Der von Oer achtete anfangs wenig darauf, und als er nach Hauſe kam, ſagte er ſcherzend zu ſeiner Frau: „Siehe, hier kommt der alte Neckel mit einem Halsbande!" Da er nun aber kein Schloß daran fand und es auf keine Art öffnen konnte, kam ihm die Sache ernſtlicher vor, und als er nun ſogar bemerkte, daß das Halsband inwendig voll kleiner Stacheln war, welche ſich bei der geringſten Bewegung in das Fleiſch drückten, ſo war er in der größten Verlegenheit und wußte Tag und Nacht vor Angſt und Schmerzen nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Zuletzt ging er nach Münſter, um ſich bei einem Schmidt Hülfe zu verſchaffen; allein keiner von Allen wollte es wagen, das Halsband gewaltſam zu zerſprengen, bis endlich der Schmiedemeiſter Thiel Schwoll auf der Hörſter Straße ſich entſchloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte der von Oer ſeinen Hals auf den Amboß, der Meiſter Schwoll nahm einen gewaltigen, ſchweren Hammer und ſchlug mit allen Kräften drei Mal auf das Halsband mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" Bei dem letzten Schlage ſprang es auf und der von Oer war gerettet. Bis auf den heutigen Tag wird dieſes künſtliche Halsband auf dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt und den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt." — Höchſt wahrſcheinlich wird die Herausgabe der „Chronik der Stadt Münſter von M. Röchell" durch Hrn. Dr. Troß noch zu Stande kommen (im Regenbergſchen Verlage). Dieſe, vom Herausgeber in's Hochdeutſche übertragene Chronik giebt eine vollſtändige Geſchichte der Stadt und des Landes, von 525—1602; beſonders iſt die Wiedertäufergeſchichte mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit dargeſtellt. Alle Vierteljahr wird ein Heft von zwölf Bogen in gr. 8. erſcheinen, deren drei einen Band ausmachen. Das Ganze wird aus ſechs Heften beſtehen. Eine Probe iſt bereits im Druck erſchienen. — Bei der jetzt hier ſpielenden Pichlerſchen Schauſpieler-Geſellſchaft befindet ſich auch Hr. Herm. Nope, der vor einigen Jahren zu Göttingen eine Gedichte-Sammlung: „Glockentöne aus der Jugendzeit" drucken ließ, und nachher Beiträge zu mehreren Zeitſchriften, z. B. den Hamburger „Originalien", dem „Bremer Bürgerfreund" u. ſ. w. geliefert hat. Er iſt aus Hamburg gebürtig.

* * *

Ein berühmter franzöſiſcher Philoſoph aus dem vorigen Jahrhundert ſagt über die Nothwendigkeit, ſich bei Zeiten an den Tod zu gewöhnen, Folgendes: „Weg mit ſolcher beſtialiſchen Sorgloſigkeit, die uns ihre Waare nachher ſo theuer verkauft; in dem Kopf eines vernünftigen Menſchen kann ſie niemals Raum gewinnen! Wäre der Tod ein Feind, dem man ausweichen könnte, ſo wäre zu rathen, die Waffen der Zaghaftigkeit an zu thun. Da dies aber nicht geht, der Tod vielmehr uns anfällt (den Flüchtling und Poltron ſo gut wie andere ehrliche Leute), und kein Küraß ſtark genug dagegen iſt, ſo wollen wir bei Zeiten den Feind ſtehenden Fußes erwarten und bekämpfen. Und damit wir ihm gleich einen Vortheil abgewinnen, ſo nehmen wir ihm vor allen Dingen das Fremdartige, machen uns möglichſt mit ihm vertraut, denken ſo oft als möglich an ihn! Es wird uns natürlich nicht wohl thun, uns Herzklopfen erregen, ängſtigen; aber je mehr wir dieſe Gebilde anſchauen und uns näher kommen laſſen, je zahmer, je freundlicher werden ſie! Kurz, nur die Verachtung des Todes ſichert unſerm Leben jene herrliche Ruhe, die es uns ganz rein und lieblich genießen läßt!" (Gz. d. Fr.)

Zur Zeit des Krieges zwiſchen Napoleon und England war ein junger gefangener Engländer glücklich aus ſeinem Depot geflüchtet, lief nach dem Wald und lebte dort eine ganze Weile, indem er mit Hülfe eines einfachen Meſſers aus Baumrinde ein Fahrzeug anfertigte, mit welchem er auf dem angrenzenden Meere zu einem engliſchen Schiff hinüber rudern wollte, ſobald er nur ein ſolches wahrnehmen würde. Endlich bemerkte er eines Tages von ſeinem Beobachtungs-Orte (einem hohen Baum) einen engliſchen Kreuzer. Gleich nimmt er ſein Fahrzeug auf die Schultern und eilt damit zum Strande. Aber in dem Augenblick ſeiner Abfahrt entdeckt man ihn, hält ihn feſt und meint, er ſey ein Spion. So bringt man ihn zu Napoleon, der ſogleich an der Spionſchaft ernſtlich zweifelt, und nur das Fahrzeug ſehen will. Der junge Matroſe erbittet die Gunſt, eine Probe damit zu machen. „Sehnſt Du Dich denn ſo ſehr nach Deinem Vaterlande?" fragte Napoleon; „gewiß haſt Du dort ein Mädchen, das Dich erwartet?" — „Keineswegs, Sire, nur eine ſchwache, kranke Mutter, die ohne mich nicht exiſtiren kann!" — „Du ſollſt ſie wieder ſehen!" rief N. gerührt, und ſchenkte ihm noch eine Summe Geldes zum Abſchied. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten, Bemerker Nr. 8. und Blatt der Ankündigungen Nr. X.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 42ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Hannover. Schwere Wolken umnachteten ſeit einiger Zeit unſern ſonſt ſo heitern Himmel und mit eiſernem Scepter haben die zürnenden Elemente unſer geſegnetes Land verheerend heimgeſucht. Kaum waren die Thränen der Einwohner von Elze (ohnweit unſerer Reſidenz), welche volkreiche und blühende Stadt in wenigen Stunden ein Raub der Flammen ward, durch die milden Spenden des Landes getrocknet, als ſchon an mehreren Orten neue Flammen loderten und in einigen unſerer geſegnetſten Gegenden Ueberſchwemmungen die üppigen Gauen durchwühlten. Die in Aſche verwandelte Stadt Elze, in der ſchon im Jahr 785 Carl der Große eine Kirche erbauen und welche Markgraf Albrecht von Brandenburg 1553 einäſchern ließ, wurde — wie vor 80 Jahren von einem 24jährigen Frevler, Namens Hölſcher, wegen 27 Mariengroſchen — in der Nacht vom 18. auf den 19. November v. J. von einer 20jährigen Dienſtmagd wegen einer zerbrochenen Taſſe, worüber ihr Brodherr derſelben eine Ohrfeige gab, aus Rache angezündet. Sämmtliche Kirchen und Kirchengebäude, der ſchöne Thurm, die 36 Centner ſchwere Glocke, die herrliche Orgel und beinahe 300 Häuſer, Alles dieſes verſchlang die Flamme in zwei Stunden. Faſt ſo ſchnell als dieſes Unglück, kam auch die thätige Hülfe von allen Punkten; über 20,000 Thaler wurden geſpendet und eine Menge mit Lebensmitteln und Effekten beladene Wagen eilten den ohne Obdach Umherirrenden hülfreich herbei. Doch dieſe Schrecken waren nur Vorboten härterer Schickſalsſchläge. Die Schreckensnacht vom 3. auf den 4. Februar hat die fruchtbarſten Gegenden unſeres Landes auf lange Jahre vernichtet und großes Elend verbreitet. Eine in jener Nacht eingetretene Sturmfluth hat an den Ufern der Elbe und Weſer, ferner in allen an den Küſten der Nordſee und den Ufern der Ems belegenen Diſtrikten Oſtfrieslands, die ſchrecklichſten Verwüſtungen angerichtet. Die reißende Gewalt der Ströme durchbrach und vernichtete faſt alle die ſchönen Deiche und Schleuſen jener Gegend und verwandelte in wenigen Stunden faſt dieſes ganze Land in einen unabſehbaren Ocean. Die früher ſo geſegneten Marſchgegenden zwiſchen Hamburg, Nützbüttel und Bremen bieten jetzt, in einem Umfange von zwölf Quadrat-Meilen, ein jammerswerthes Bild des Elends. Die Verheerungen, die Deichbrüche und die Ueberſchwemmungen in Oſtfriesland erſtrecken ſich von der holländiſchen Grenze, längs der Ems und der Seeküſte, bis an die Jeverſche Grenze hin, und ſo ferner durch die Herrſchaft Jever und Budjadingerland. Beinahe tauſend Häuſer hat die Fluth weggeſpühlt und viele hundert Menſchen fanden in den Wellen ihren Tod. Die Straßen der bedeutendſten Städte jenes Landes ſind durch das von der Fluth darin aufgeriſſene Straßenpflaſter unzugänglich geworden. Ganze Inſeln ſind verſchwunden und an ihren Stellen Untiefen gebildet worden, die furchtbare Anſtrengungen verlangen, um ſie aus zu füllen; circa 260,000 Morgen Ackerlandes ſtehen noch unter Waſſer. Doch genug der Schreckensbilder! Werfen wir einen Blick in die hochherzige Bruſt unſeres General-Gouverneurs, des vielgeliebten Herzogs von Cambridge, und in die Herzen der ſich in dieſer bedrängten Zeit ſo wohlthätig bewährenden Hannoveraner. Kaum war die Trauerpoſt aus jenen unglücklichen Gegenden angelangt, als unſer Herzog, am 15. Februar, an der Spitze einer Unterſtützungs-Commiſſion, deren Mitglieder aus allen Ständen der Einwohner gewählt wurden, eine Aufforderung an alle Hannoveraner ergehen ließ, jenen unglücklichen Landsleuten bei zu ſtehen. Eine freiwillige Sammlung wurde an demſelben Tage veranſtaltet, zu welcher der Herzog für den erſten Augenblick 10,000 Thaler unterzeichnete. Dem edlen Beiſpiel folgten ſchnell die Einwohner der Reſidenz und ſchon nach wenigen Tagen waren die Gaab-Beiträge bis zu einer Summe von 44,000 Thalern heran gewachſen. Täglich laufen noch bedeutende Summen Geldes, ſo wie die Beiträge aus dem ganzen Lande, reichlich ein; die Geſchenke von Pretioſen und Effekten ſind hier nicht mit eingegriffen. Die Mildthätigkeit der Hannoveraner hat ſich bei dieſer Gelegenheit auf das humanſte ausgezeichnet und hervor gethan. Selbſt der Dürftigſte im Volke theilte ſein Tagelohn mit den Verunglückten. Als ein ehrenvolles Denkmal des chriſtlichſten Herzens erwähnen wir hier nur die Gabe einer Wittwe, die, ohne ſich genannt zu haben, in das Becken der Neuſtadter Kirche, bei Ermangelung an baarem Gelde, einen antiken Brillant- und einen eben ſo alten Trauring geopfert hat. Der Gabe war es an zu ſehen, daß ſie aus dem edelſten Herzen floß, da ſie gewiß, als ein ſeit langen Jahren aufbewahrtes Familien-Pretium, nur zu ſolchem Zweck von der Hand der Geberin gezogen werden konnte. Ueberhaupt haben die zarten Gemüther der Damen bei dieſem Ereigniſſe ſich mit Hoheit ausgeſprochen. Unſere Frau Herzogin veranſtaltete eine Lotterie zum Beſten der Ueberſchwemmten, wo die zu verlooſenden Gewinne aus den feinſten Arbeiten, von ſchönen Händen verfertigt und dem edlen Zwecke geopfert, beſtanden. So haben auch andere Damen aus den erſten Familien der Stadt ſich vereint und eine ähnliche Lotterie eingerichtet, die einen ſo glänzenden Erfolg hatte, daß die anfangs beſtimmte Anzahl von 400 Looſen zu 6000 heran wuchs (jedes Looß mußte mindeſtens mit ½ Gulden bezahlt werden). Die 600 Gewinne beſtanden aus den, der Lotterie geſchenkten ſchönen und mitunter prachtvollen Arbeiten; dieſe Gewinne ſind in dem Börſen-Saale zur öffentlichen Schau, gegen ein ebenfalls zum Vortheil der Ueberſchwemmten beſtimmtes Eintrittsgeld, drei Tage ausgeſtellt worden. Dieſe Lotterie bringt eine ſehr bedeutende Summe zuſammen. — Einige Clubbs haben ihre Winter-Vergnügungen für dieſes Jahr eingeſtellt und die dazu vorräthig geweſenen Fonds der Unterſtützungs-Committee ausgeliefert. Alle Garde-Regimenter haben eine drei- und mehrtägige Gage hergegeben. Die Theater-Intendanz hat bereits eine Benefiz-Vorſtellung zum Beſten der Ueberſchwemmten veranſtaltet, und die Brauergilde einen bedeutenden Fond ihnen überwieſen. Alle Schulen haben ihr Scherflein beigetragen. So haben ſich von allen Seiten die Herzen der Hannoveraner aufgeſchloſſen; doch dieſes Alles iſt nur Hülfe für den Augenblick und für die erſten Bedürfniſſe; im Vergleich des Schadens ſind dieſe Spenden ein Tropfen im Ocean; der kräftigſte Beiſtand wird den Verunglückten von England, aus dem Herzen unſeres geliebten Landesvaters, kommen. Der Herzog von Cambridge hat zu dieſem Zwecke augenblicklich einen von ſeinen Adjudanten, den Herrn Major v. Davidſon, nach London abgeſandt. Möge die allvermögende Hand der Zeit nicht zu ſchleichend dieſen Unglücklichen den lindernden Balſam in die Wunden träufeln! — Sind die Gemüther meiner geehrten Leſer einmal ernſt geſtimmt, will ich noch an das Betrübte die Handlungen der Verzweifelten reihen. Eine der merkwürdigſten Mordthaten beging vor einiger Zeit ein Menſch, Namens Lorenz, vormaliger Soldat in der engliſch-deutſchen Legion. Verzweifelnd an der Möglichkeit, ferner ſubſiſtiren zu können, obgleich er von England eine anſtändige Penſion genießt, wollte er ſich mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern, wovon das älteſte zwei Jahre, das jüngſte erſt vierzehn Tage alt war, das Leben nehmen. In dem Strome wollten ſie

den Tod suchen und gingen in dieser Absicht nach der, zwischen Herrnhausen und dem Gesundbrunnen Limmer belegenen Brücke; dort band Lorenz seine Kinder der Mutter um den Leib und stürzte sie, mit dem Vorsatz, nach zu springen, zuerst über das Geländer in den Leinefluß. Diese Handlung scheint ihn aber in demselben Augenblick schon gereut zu haben, denn er sprang nicht nach, sondern kehrte zurück und übergab sich an der Thorwache dem wachthabenden Sergeanten als Arrestant. Die Leichname sind bereits gefunden, und der Mörder wird den Richterspruch nächstens vernehmen. — Auch unser Gouvernement hat mit dem General Congreve contrahirt und mit dem nachstkommenden Herbste wird die Gas-Erleuchtung über unsere Stadt und, wie wir vernehmen, auch über unser Theater ihr Licht verbreiten. — Wie es heißt, werden die Cavallerie-Regimenter in diesem Frühjahr nicht zu den gewöhnlichen Manoeuvres zusammen gezogen werden. Unser Herr General-Gouverneur soll die edle Absicht haben, die dadurch ersparte bedeutende Summe zu Gunsten der Ueberschwemmten verwenden zu wollen.

Georg Harrys.

Eine alte Frau aus Corfu ging neulich am Bord eines türkischen Schiffes nach der Barbarei, um für den Sultan einigen Nachwuchs zu seinem Harem ein zu holen. Es ist dies bereits das dritte Geschäft der Art, und man sagt, die Unternehmerin habe damit schon 200,000 Thaler verdient. (Corsaire.)

Bemerker. No. 8. 1825.

„Herrmann und Dorothea" für die Bühne.

Ich wollt', ich wär' Berichterstatter des „Gesellschafters" aus irgend einer Stadt, wo man eben „Herrmann und Dorothea" nach Töpfer's Bearbeitung auf die Bretter brachte, so könnt' ich folgendergestalt anheben: „Neulich sahen wir u. s. w. Der Gedanke, das Goethesche Epyll zum Drama um zu gestalten, ist keineswegs neu. So viel ich weiß, hat weder Hr. Dr. Töpfer, noch meiner Herren Collegen Einer, die Stelle in Woltmann's „Memoiren des Freiherrn von S—a" (1. S. 45 f.) namhaft gemacht, die man vermuthlich als erste Anregung zu betrachten hat. Sie ist zu nah verwandt mit meinem Bericht und bildet zu willkommenen Uebergang zu dem, was ich selbst über das Stück bemerken will, als daß ich sie nicht hersetzen sollte: „Die ungemeinste Tugend scheint mir an demselben (dem Epos „Herrmann und Dorothea"), daß es sich in reiner epischer Ruhe bis zur äußersten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Interesse einer dramatischen Fabel und Entwickelung mit sich führt. Es ist die vollkommene Anlage zu fünf Akten da; und würden die Personen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt und nicht von einem Dritten, dem epischen Dichter, der gar große Lust bezeigt, die Hülle Homer's ab zu streifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erscheinen, so brauchten fast gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an „Herrmann und Dorothea" ein vortreffliches dramatisches Gedicht, dessen gewöhnlichsten Umfang, auffallend genug, dieses Epos auch gar nicht überschreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß selbst die Zeit in demselben gleichmäßig mit der Handlung zertheilt ist. Indem die Fabel anhebt, bereitet sich der Tag zur Schwüle; diese tritt ein mit der Schwüle der Leidenschaft und Entwickelung in dem Gedichte, und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenschaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel sich plötzlich löset." Knirps.

Literarische Ankündigung im Zeit-Geschmack.

Mitgetheilt von Julius Eberwein.

„Der versteinerte Pfefferküchler, oder: Unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein für Conditor, Zuckerbäcker u. s. w., enthaltend viels hundert sehr süß und sinnreiche Gedichte, worin man Zuckerwaare packen kann." — Unter diesem Titel wünschte mein vielgeliebter Freund, der Pfefferküchler N. N. dem Publikum ein Werk vor zu legen, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, und um diese seine Absicht öffentlich bekannt zu machen, verfertigte er nachfolgendes Gedicht nebst beiliegenden Proben. Ein hitziges Fieber aber führte ihn, für unsere Literatur, leider! zu früh, einem besseren Leben zu; auf seinem Sterbebette machte er mir's zur Gewissenspflicht, seinen Plan aus zu führen; ich beeile mich daher, hierdurch das Publikum auf dieses unschätzbare Werk aufmerksam zu machen und wünsche nichts mehr, als daß sich recht bald ein Verleger bei mir melden möge, durch welchen Jedermann in den Stand versetzt werde, sich von der Vortrefflichkeit des Buchs selbst zu überzeugen.

Vorwort des Pfefferküchlers.

Ich war noch jung und sehr klein,
Da schloß mein Vater mich schon ein,
In seinen düstern Krämerladen,
Ihm Pfefferkuchen, Chocoladen
Und Zuckerplätzchen ein zu packen,
Und sorgsam zu verflegtlacken.
Er dacht' in seinem schwachen Sinn:
„Da ich ein Pfefferküchler bin
Und meine gute Nahrung habe,
So muß es werden auch mein Knabe;
Und daß die Kunst er lerne schätzen,
Will ich ihn früh in Kenntniß setzen!"
Und, wahrlich! ich erkannte bald
Den süßen, lieblichen Gehalt
Der edlen Pfefferküchler-Kunst —
Doch plötzlich eine heiß're Brunst
In meinem Inneren entbrannte,
Die wunderbar mich übermannte;
Ich ward in der Conditerei
Bekannt — mit der Poeterei.
Wovon ich sonst so gern genascht,
Was oft ich listig weggehascht,
Rosinen, Mandeln, Marzipan —

Nun ekelte mich Alles an:
Ein sinnreich Verschen, das ich fand,
War lieber mir, als Zuckerland,
Gewährte wahren Hochgenuß,
Und ward mir nie zum Ueberdruß.
Jetzt wußte ich mit einem Mal,
Warum der Vater mir befahl:
Daß stets ich in die schönsten Reime
Die allerschlechtste Waare leime;
Warum man so begierig war
Auf schöne Verse — ward mir klar;
Ich fühlte selbst, daß süßer sey
Als Zuckerwerk — Poeterei.
Und als ich vollends gar erfuhr,
Daß man mit wenig Versen nur
Verdienen könnte vieles Geld,
Beschloß ich rasch, auf dieser Welt
Nicht länger mehr von Zuckersachen
Zu leben, nein! — von Versemachen.
Zu reichem Nutzen meinem Vater
Erströmte meine Dichter-Ader;
Er konnte nicht genug verkaufen,
Denn Verse machte ich zu Haufen.
So ward durch ganz Germania
Berühmt meine Poesia;
Doch da bis jetzt zerstreut geblieben,
Oft nachgedruckt und abgeschrieben,
All meine schönen Dichterei'n,
So lad' ich jetzo hiermit ein —
Da ich zusammen sie gebracht
Und ein System daraus gemacht —
Und frag': ob Kein's Belieben habe
Zu drucken eine Pracht-Ausgabe.
Hans Sachsen, den berühmten Schuster,
Erwählt' ich mir zum hohen Muster;
Und daß ich mich zu ihm erhoben,
Beweisen mögen's diese Proben.

I. Capitel: — In zuckerne Nüsse.

1.

Ich gab dir eine Nuß,
Gieb mir dafür 'nen Kuß.

2.

Nüsse schmecken süße,
Doch süßer noch die Küsse.

3.

Was hat wohl eine Nuß
Gemein mit einem Kuß? —
Ey! daß zu beider Genuß
Einen Mund man haben muß.

4.

Mit der Lieb' ist's wie mit einer Nuß,
Oft ewig man sich plagen muß;
Und denkt man 'nen lieblichen Kuß zu gewinnen,
So geht man, ach! — es ist nichts drinnen.

5.

Du hast dich gespitzt auf ein artlich Reimchen,
Du hast dich getäuscht, 's war ein eitles Träumchen;
Ein Jeder darauf gefaßt seyn muß,
Er kaufe eine taube Nuß.

6.

Könnt' ich backen
In jede Nuß
Als saftigen Kern
Vom Schatz 'nen Kuß,
Es würden die Herr'n
Zu Tode sich knacken.

II. Capitel; — Zu zuckernen Herzchen.

1.

Woraus gemacht dein Herzelein,
Thut mich zu wissen gar sehr verlangen;
Von Zucker kann es unmöglich seyn,
Sonst wär's im Kaffee schon längst zergangen.

2.

Laß mich dies Zuckerherz dir weih'n,
Mein eig'nes ist ja längst schon dein.

3.

Ach! hätt' ich doch ein Herz von Zucker,
Geholfen wär' mir armen Schlucker;
Dann ging ich zu einer Krämerbude,
Kaufte mir eine Zuckerbute,
Legte mein Herzchen fißig und fein
Oben in die Dute hinein;
So würdest du's verzehren
Und müßtest mich erhören.

Nachwort.

Dies Wen'ge, Leser! ist genug,
Zu würd'gen meines Geistes Flug;
Mehr noch als dies dir vor zu tragen,
Verdürbe dir wohl gar den Magen;
Und wer mich hieraus nicht erkannt,
Dem fehlt es wahrlich an Verstand.
Doch fand' — was ich kaum glauben kann —
Gar Jemand nicht Geschmack daran:
So kömmt dies einzig und allein
Daher, daß ich die Verselein
Ließ ohne Zuckerwaare drucken;
Doch freudig werden sie verschlucken —
Ich wett' — auch ohne Zuckerherz,
All' die verstehen — einen Scherz!!

Bemerkung über den Meßkatalog.

Wäre es nicht gut und zweckmäßig, in den Meßkatalogen gleich die Preise der Bücher an zu geben? Mit wenigen Ausnahmen möchte wohl jeder Verleger, gleich nach Uebernahme eines Manuscripts zum Druck, wissen, wie theuer er das Werk zu stellen hat; und für die Käufer des Meßkatalogs sind die Preis-Angaben höchst wünschenswerth, würden auch gewiß dem Absatz der Bücher förderlich seyn. Sd.

Anfrage.

Ein Hr. Dr. Lindner, wenn ich nicht irre, in Dresden, nennt im „Anzeiger der Deutschen" unter denen Zeitschriften, die eine eigene Beilage für die Kritik literarischer Produkte haben, auch den „Geselschafter"; der Einsender, ein Abonnent, hat diese Beilage noch nie bekommen; sollte die Verlagshandlung sie seinem Exemplar nicht beifügen? *) N.

*) Der Aufsatz im „Anzeiger der Deutschen" muß mir entgangen seyn. Gab Hr. Dr. Lindner wirklich eine solche Notiz, so hat er etwas nach seinem Belieben behauptet, nicht nach Kenntniß der Sache. D. H.

1825. No. X.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

In August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speier ist so eben erschienen:

Muster
und
Uebungsblätter
zur Bildung
des Ausdrucks und Geschmacks.
Mit
einer Methodik als Anhang
von
Carl Schüelein,
Professor am Lyceum zu Speier.

gr. 8. 23 Bog. 1 Fl. 45 Kr. rhein. oder 1 Thlr. sächs.

Nicht eine der gewöhnlichen und so häufigen Anthologien, Deklamationsübungen und Theorien wird dem Publikum hier geboten; sondern eine durch den seltensten Geschmack und Scharfsinn und durch eine überraschende Fülle von Belesenheit ausgezeichnete Mustersammlung dessen, was vom Alterthum und aus der neuesten Gegenwart zu bewahren, zu bewahren und zu nützen wünschenswerth und zuträglich ist fürs Leben in seiner bessern Richtung. Jede Stufe der Empfindung, und jedes einzelne Gefühl finden darin einen erhebenden Anklang: doch wird nicht eine weichliche Rührung der Empfindsamkeit, sondern zugleich eine die Kräfte des Geistes und die Seele entwickelnde und stärkende Ausbildung von Urtheil und Geschmack um so sicherer der Erfolg seyn, als die Regel sich aus dem Genuß entwickelt, und pedantische Abstraktion gänzlich fern gehalten ist. Die gewonnene Bekanntschaft wird noch besonders in soferne lohnen, als so manchmal bei dem Genuß guter Gedichte und Lesestücke die Kenntniß ihrer Schöpfer eben so ungern vermißt, als dieser Genuß durch den Mangel an gehöriger Vorbildung und richtiger Anleitung verkürzt und verkümmert wird. Für Jung und Alt, für den Greis, der sich die Welt im Rückblick auf das eigene Leben gern beschaut: für den Mann, der von den Eindrücken des Augenblicks gefaßt und geübrt, oft eine Berichtigung seiner Ansichten bedarf: für die Jugend, die für so manche in der Brust erwachende Empfindung den Ausdruck sucht: für heranwachsende Knaben und Mädchen selbst, in denen der emporkeimende Trieb nach dem Höheren seine Richtung erhalten soll, ist das Buch nach unserer vollen Ueberzeugung eine reiche Quelle des Genusses, der Belehrung und Erhebung, und wir empfehlen es daher eben sowohl für die Schule als für das Leben; **besonders auch als eine angemessene Festgabe**, mit dem Wunsche, daß unsere Ueberzeugung sich recht vielseitig verbreiten möge.

Eine neue interessante Zeitschrift.

In Hamburg ist erschienen und bei uns zu haben:

Columbus.
Amerikanische Miszellen.
Herausgegeben von C. N. Röding, Phil. Dr.
Januar und Februar 1825.

Diese Zeitschrift erscheint fortan regelmäßig am Schlusse eines jeden Monats in Heften von 5 bis 7 Bogen. Die Redaktion wird sich bestreben, ihre Arbeit dem großen Namen, welcher ihr als Symbol dient, würdig zu machen. Es sind zu diesem Zwecke unmittelbar mit den Hauptplätzen in Amerika Verbindungen angeknüpft und Männer von umfassenden Kenntnissen, mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt, haben Unterstützung verheißen.

Preis des Jahrgangs: 4 Thlr. 20 Sgr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Anzeige.

Mit dem Anfange des Jahres 1824 hat die unterzeichnete Buchhandlung den Debit folgender periodischen Schrift, welche eben so durch das Interesse als die Nützlichkeit ihres Gegenstandes, die Aufmerksamkeit jeder Behörde der Länder des deutschen Staatenbundes und des Publikums verdient, übernommen:

Beiträge
zur
Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei.
Herausgegeben vom
Polizeirath Merker in Berlin.

Es erscheint davon regelmäßig jede Woche, und zwar am Donnerstag, eine Nummer von einem halben bis anderthalb Bogen in Quart: jeder halbe Jahrgang bildet ein Heft, wozu ein Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß geliefert wird.

Jedes Heft kostet in Berlin 2 Thlr., der ganze Jahrgang also 4 Thlr.

Wir hoffen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses höchst nützliche Unternehmen zu erregen.

Berlin, im Januar 1825.

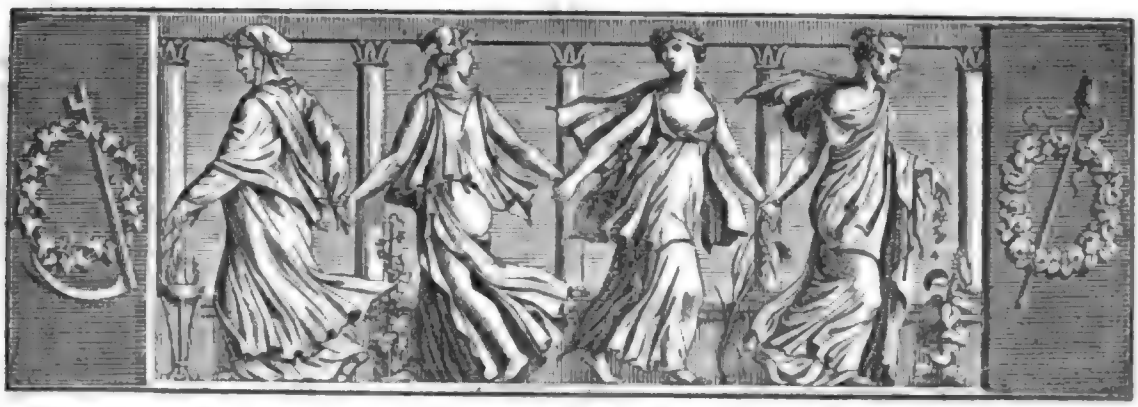
Maurersche Buchhandlung.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 5 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 16. März. 43ſtes Blatt.

Theorie des Bücherreizes.

(Schluß.)

5. Die Wirkungen.

Die Folgen des Bücherreizes und der literariſchen Einwirkungen ſind, trotz dem zweimaligen Brande der großen Alexandriniſchen Bibliotheken und der Zerſtörungswuth der Bücher-Inquiſitoren, unermeßlich. Wir wollen aber hier nicht von den Folgen, ſondern nur von den nächſten Wirkungen ſprechen.

Die allgemeinen Wirkungen des animaliſchen Magnetismus ſind faſt immer Erregung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers. Schwache Perſonen werden dadurch wieder aufgerichtet, Puls und Athemholen beſchleunigt und alle Funktionen des Organismus befördert. Selbſt in der Seele wird dadurch oft eine ſeltene Heiterkeit hervor gebracht. — Wer hat je den Bücher-Magnetismus empfunden, und nicht dieſelben Wirkungen in ſeinem ganzen geiſtigen Organismus wahrgenommen? Wenn die Schwere des Lebens uns Geiſt und Gemüth lähmt, ſo iſt es die magnetiſche Kraft eines Buches, die uns von Neuem belebt, ſtärkt, beruhigt und erheitert. Die claſſiſchen Werke alter und neuer Zeit haben dieſe Wirkungen niemals verfehlt, und auf manche wenig delikate Naturen wirkt ſelbſt das weniger Claſſiſche aufregend und belebend.

Im magnetiſchen Zuſtand iſt das moraliſche Gefühl in einem hohen Grade geſteigert. Jede unlautere Empfindung des Magnetismus macht auf den Somnambülen einen widrigen, oft krampfhaften Eindruck. — Nun rufen Sie ſich die Zeit im Geiſte zurück, wo Sie durch den Bücher-Magnetismus in eine höhere Stimmung verſetzt waren: befanden Sie ſich da nicht immer vor einem heiligen Sinai? Konnten Sie es denken, daß man etwas Anderes ſeyn könnte, als Sokrates oder Lucretia, als Hermann oder Thusnelde, als Grandiſon oder Clariſſa? Gewiß, der Bücher-Magnetismus iſt ein moraliſches Sublimat, und an ihm liegt es nicht, wenn jetzt noch die Wiederherſtellung der Jeſuiten und der heiligen Inquiſition verhandelt wird.

Die beſondern Wirkungen des Lebens- wie des Bücher-Magnetismus äußern ſich nach Umſtänden ſehr verſchieden und richten ſich nach der Geiſtesbeſchaffenheit und Empfänglichkeit der Magnetiſirten. Es ſind in beiden mehrere Grade zu unterſcheiden, in welchen ſich die magnetiſchen Zuſtände darſtellen. Vorzüglich ſind drei Grade an zu nehmen, für deren Wahrheit mein magnetiſcher Heiland und Schutzheiliger Mesmer lebte und ſtarb und die er daher zu vertreten hat.

Im erſten Grade des animaliſchen Magnetismus hört ſchon die äußere Sinnesthätigkeit zum Theil auf, beſonders wird der Geſichtsſinn zurück gedrängt, und die unvollkommene Criſe oder der magnetiſche Schlaf tritt ein. Dem Magnetiſirten erſcheint zuweilen eine blitzende Helligkeit vor den geſchloſſenen Augen, und er fühlt beſonders unter der Herzgrube ein Weheſeyn. Nur durch die beſonnene und geſchickte Leitung des Magnetiſeurs können dieſe Zufälle als heilſame Revolutionen für den Kranken benutzt werden. — In dem

zweiten Grade, oder in der vollkommenen Crise, erwacht der Somnambüle nicht aus, sondern in dem magnetischen Schlafe zu einem höheren Bewußtseyn. Er nimmt dann aber nicht mehr mit den gewöhnlichen Organen wahr, sondern Alles ist abgeändert und nach der Innenwelt gekehrt. Er sieht und hört vermittelst des entgegen gesetzten Nerven-Systems, welches sich unter der Herzgrube kund thut. Seine inneren Kräfte sind bis in's Wunderbare gesteigert. Er urtheilt mit Bestimmtheit, spricht in ungewohntem, veredeltem Dialekt, und bringt es oft bis zum thätigen Schlafwandeln. — Im dritten Grade erwacht das Selbstbewußtseyn in der Seele des Magnetisirten, und er ist dann ein Hellsehender oder Clairvoyant. Jetzt kennt er seine inneren Zustände genau, und weiß gegen alle Uebel Mittel — wenigstens an zu geben. Diese Selbstbeschauung kann bis zur Extase oder Desorganisation gesteigert werden. Alsdann sind für den Magnetisirten die Gesetze der Zeit und des Raumes aufgehoben, und er lebt in einer von der wachenden Wirklichkeit gänzlich verschiedenen und von ihr unabhängigen Sphäre. Es ist ein Zustand der Entzückung und der höchsten Zufriedenheit.

Ganz parallel mit diesen Zuständen sind die Grade des Bücher-Magnetismus, und meine neue Theorie des Bücherreizes feiert hier ihren Triumph. Alle Zustände des literarischen Lebens finden darin ihre Begründung in vollkommener Einheit des Grundprinzips. — Im ersten Grade zieht uns die magnetische Kraft des Buches von der Außenwelt völlig ab; wir sehen und hören nicht mehr mit unsern gewöhnlichen Sinnen. Es mag um uns vorgehen, was da wolle — wir befinden uns im magnetischen Schlafe, und die Wirksamkeit kann oft ein Weheseyn bis zur Ohnmacht hervor bringen, wie wir zuweilen bei Frauenzimmern bemerken. Dies gilt vorzüglich, wenn eine Person durch ästhetische Schriften magnetisirt worden ist. Geschah dieses aber durch das Studium wissenschaftlicher Werke, so zeigt sich das Verschließen der äußeren Sinne nur als ein Abwenden von dem schalen Leben der Wirklichkeit, als eine Weltverachtung, der jedoch ein geschickter Magnetiseur eine heilsame Richtung geben kann. Diesen Grad erreichen alle Bücherliebhaber; die zur bloßen Unterhaltung lesen, bleiben dabei stehen. — In den zweiten Grad gelangen wir nur vermittelst des Magnetismus durch classische Werke. Ein ideales Erwachen in sich selbst findet hier statt. Ein höheres Wahrnehmungs-Vermögen ist dann in dem Magnetisirten thätig; seine Sprache ist veredelt und er bringt es in diesem Grade oft bis zum Schlafwandeln, zur Thätigkeit nach idealem Maaßstabe, woraus ihn aber fast immer die rauhe wachende Wirklichkeit schmerzlich weckt. — Wer den dritten Grad des Bücher-Magnetismus erreicht, ist entweder in dem schönsten Selbstbewußtseyn ein Hellsehender, wie der göttliche Plato, und genießt das Gefühl des höchsten geistigen Wohlbefindens, oder — was leider öfter der Fall ist — er geräth in den Zustand der Extase und wird zum religiösen Schwärmer oder zum politischen Exaltados. Beide Letzteren sind gänzlich desorganisirte Kranke, denen der nüchterne Zustand des Wachens ein Greuel ist; von Beiden giebt auch die neuere Geschichte furchterregende Beispiele.

Durch die bisherige Parallelisirung der Zustände, in welche uns der Lebens- und der Bücher-Magnetismus versetzen, glaube ich meine Theorie des Bücherreizes genügend begründet zu haben, und überlasse die Nutzanwendung billig dem praktischen Sinne eines Jeden meiner verehrten Zuhörer und Zuhörerinnen. Ich kann aber nicht scheiden, ohne beide Magnetisirte wieder in's wache Leben zu begleiten.

Das Leben im magnetischen Schlafe — im animalischen wie im literarischen — ist ein ideales, wie wir wissen. Aus einer höheren Welt leuchten Blitze vor der Seele. Nach dem Reinen, Schönen, Edeln und Großen trachtet der Sinn, und wie viel Traumwesen ihm auch beigemischt ist: so sind dennoch die Werke aller Genies Bilder aus diesem höheren Leben, die das alltägliche verschönern und empor heben. Wer aber aus dem magnetischen Schlaf erwacht, hat sein Paradies verloren, und hierin ist der aus der Einwirkung des Bücher-Magnetismus Erwachte allein beklagenswerth; denn er trägt das Bewußtseyn seiner entflohenen Idealwelt mit sich, während der Andere sein verlornes Paradies nur aus der Beschreibung Anderer kennt. Glücklich, wer aus der poesievollen Idealwelt beruhigt und gestärkt in das gewöhnliche wache Leben zurück kehrt! Glücklich, wem der Bücher-Magnetismus das holde Band ist zwischen dem Ideal und dem Leben! —

Salbung- und Krönung-Feier der Könige von Frankreich.

(Schluß.)

Hierauf nahm der Cardinal de la Roche-Aymon das Fläschchen dem Groß-Prior ab, begab sich auf das hohe Chor zurück und legte es auf den Altar nieder. Dann trat er zum Könige und empfing von ihm den sogenannten Schutzeid für alle der französischen Krone unterthänige Kirchen. Der König sprach diesen Eid sitzend und mit bedecktem Haupte. „Ich verspreche", sagte Ludwig XVI., „Jedermann, von welchem Stand und Rang er sey, zu verhindern, gewaltsame und ungerechte Handlungen, von welcher Art sie seyn mögen, zu begehen. Ich schwöre, mich aufrichtig und aus allen Kräften zu bemühen, in allen meiner Herrschaft

unterworfenen Ländern, die von der Kirche namentlich verdammten Ketzer aus zu rotten!" *)

Nach dieser Eidesformel stellten zwei geistliche Pairs den König der Versammlung vor, und fragten sie: ob sie den gegenwärtigen König Ludwig XVI. zum Könige annähme? Ehrerbietiges Schweigen diente zur Antwort. — Der Erzbischof hielt hierauf dem Könige das Evangelienbuch hin, auf welches derselbe den Eid leistete: die Orden des heiligen Geistes und des heiligen Ludwig aufrecht zu erhalten, das Kreuz des letzteren Ordens beständig zu tragen, das Duell-Edikt beobachten zu lassen und auf keine Fürbitten zu Gunsten des Schuldigen zu achten.

Der König empfing nun das Schwerdt Carl's des Großen und übergab es dem Groß-Connetable (Kron-Feldherrn), welcher es während der Feierlichkeit mit nach oben gekehrter Spitze in den Händen hielt. Während und nach der Uebergabe des Schwerdtes wurden Gebete gesprochen. In einem derselben erbat man von Gott, daß die heiligen Kibster und Stifter sich der Freigebigkeit des Königs zu erfreuen hätten. In einem andern Gebete, daß die Gunstbezeugungen und Gnaden des Königs sich auf die Großen seines Reichs ergössen u. s. w.

Nach vollendeten Gebeten öffnete der Messelesende Prälat das heilige Oelfläschchen und träufelte ein Paar Tropfen davon in den daneben stehenden Chrysam. — Der König ließ sich vor dem Altar auf ein violettsammetnes Kissen nieder; zu seiner Rechten kniete der Erzbischof. Beide bleiben in dieser Stellung bis zum Schlusse der von vier Bischöfen gesungenen Litaneien. Dann stehen Beide auf; der Erzbischof setzt sich wieder auf seinen Armsessel; der König kniet vor ihm, und wird nun auf der Scheitel, auf der Brust, zwischen beiden Schultern, auf der rechten, auf der linken Schulter und im Gelenk des rechten und des linken Arms gesalbt. Während der Salbung spricht der Erzbischof Gebete.

Nach den sieben Salbungen wurden dem Könige vom Ober-Kammerherrn die Tunica, die Dalmatica und der Königliche Hermelin-Mantel, sämmtlich von violettem Sammet, angelegt (sie sollen, in der Meinung der Geistlichkeit, Symbole der drei Stände, des Unter-Diaconen, Diaconen und Priesters seyn). Jetzt kniete der König vor dem Messelesenden Prälaten, und empfing von ihm die achte Salbung auf der flachen rechten Hand, und die neunte und letzte auf der linken; worauf ihm dieser Priester an den vierten Finger der rechten Hand einen Ring steckte, als Symbol der Einigkeit, welche zwischen König und Volk herrschen soll. Hiernächst nahm der Erzbischof vom Altar das Königliche Scepter, welches er dem Könige in die rechte Hand, und die Hand der Gerechtigkeit (main de justice), die er ihm in die linke Hand gab. *)

Hier hört, auf einen Augenblick, die obere Waltung der Geistlichkeit auf. Der Groß-Siegelbewahrer, als Staats-Kanzler, tritt zum Altar, und ruft die Pairs, Einen nach dem Andern, zur Krönungs-Akte auf. Die Pairs nähern sich, bilden einen Halbkreis um den König, und jetzt erhält die Geistlichkeit ihr Uebergewicht von Neuem. Der Erzbischof nimmt die Krone Carl's des Großen **) vom Altar und setzt sie dem Könige auf. In demselben Augenblick berühren sie die geistlichen und weltlichen Pairs mit der Hand, zum Zeichen, daß sie dieselbe halten und schützen wollen. Es wird dabei ein Gebet gesprochen, worin es heißt: „Der König habe die Kraft des Rhinoceros; er treibe vor sich her, wie ein ungestümer Wind, die feindlichen Völker bis an das äußerste Ende der Welt!"

Nach allen diesen Ceremonien faßt der Erzbischof den König unter den rechten Arm und führt ihn, begleitet von allen Pairs und Groß-Beamten, zu einem Thron, auf welchen sich, unter Gebeten, der Monarch niederläßt. Unter Anderem sagt eines dieser Gebete: „Wie Du die Geistlichkeit dem Altar näher siehst, als den übrigen Haufen der Gläubigen, also sey auch bedacht, sie immer auf dem ehrenvollsten Platze zu erhalten!"

Nach vollendeten Gebeten nimmt der Cardinal seine Bischofsmütze ab, neigt sich vor dem Könige, küßt ihn und sagt: „Vivat Rex in aeternum!" Die geistlichen und weltlichen Pairs thun dasselbe, Einer nach dem Andern. — Jetzt werden die Kirchthüren geöffnet. Das Volk strömt ein, und man hört überall das „Vive le Roi!" bis an das Gewölbe erschallen.

Noch eine uralte Sitte. Es wird von den Vogelhändlern eine Menge von Vögeln losgelassen, welche nun in der Kirche umher schwirren und flattern, sich der Freiheit freuen und ihre Freude durch Gesang und Zwitschern zu erkennen geben. Ein schönes, heiteres Sinnbild, welches in die Eintönigkeit der kirchlichen Ceremonien eine angenehme Abwechselung bringt, und an den König des Himmels und der Erde mahnt, der im Himmel seine Engel, in der Luft seine Vögel und auf Erden seine Menschen zu Anbetern hat.

Chletas.

*) Ob dieser Eid noch gesprochen wird?

*) Das Scepter ist von emaillirtem Golde, mit orientalischen Perlen besetzt, ohngefähr 6 Fuß hoch. In erhobener Arbeit ist Carl der Große vorgestellt, mit dem Reichsapfel in der Hand, sitzend auf einem Sessel, der mit zwei Löwen und zwei Adlern verziert ist. Die Hand der Gerechtigkeit ist ein Stab von massivem Golde, 1½ Fuß hoch, mit Rubinen und Perlen besetzt, oben eine Hand von Elfenbein. Es laufen, in gleichmäßigen Abständen, drei Kreise, oder Kränze, von Perlen, Granaten u. s. w. um den Stab.

**) Die Krone Carl's des Großen wird im Schatze der Abtei von St. Denys aufbewahrt. Sie ist golden, mit Rubinen und

Sapphiren besetzt und verziert; mit einer Kappe oder Mütze von Carmoisin-Atlas gefüttert, und trägt oben eine goldene Lilie, um welche sich 36 orientalische Perlen befinden.

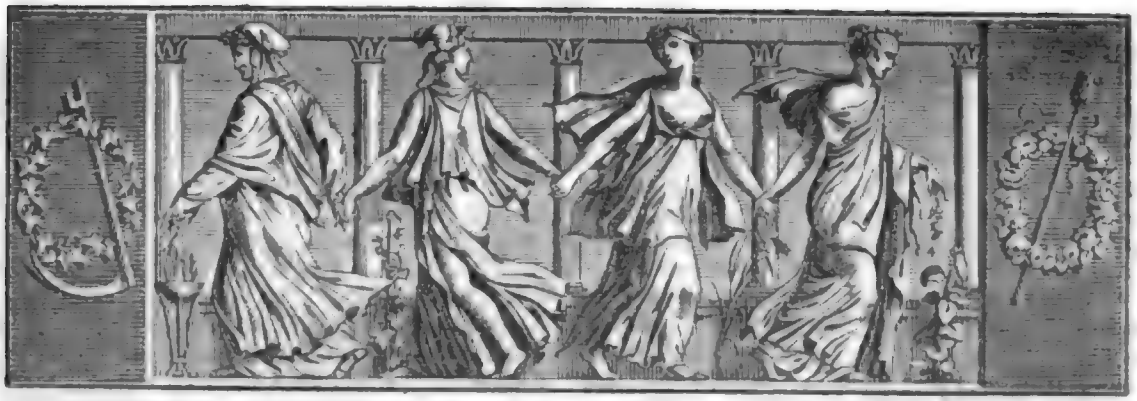
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Nach langer Censur-Quarantaine ist Grillparzer's neueste Tragödie: „König Ottokars Glück und Ende" doch auf die Bühne gedrungen, und zwar am 19. Februar und durch die Bestimmung des Kaisers. Das Zuströmen der Wiener war ungeheuer und es erforderte eine Art von Heroismus, um fünf Stunden — so lange, nämlich bis eine halbe Stunde vor Mitternacht, spielte das Stück — in dem drangvoll gefüllten Raume des Schauspielhauses aus zu dauern. Es wurde viel und lebhaft applaudirt. Bei der Gewaltigkeit des Stoffes ist es unmöglich, nach einmaliger Anschauung das Ganze auf rechte Weise zu beurtheilen; da aber eben das Stück auch gedruckt (bei Wallishauser) ausgegeben ist, so hoffe ich bald einen näheren Bericht nach zu schicken. Nur so viel: das Schicksal spielt hier auch eine große Rolle, aber nicht mit solcher Absicht, als es in den sogenannten fatalistischen Trauerspielen geschieht; die Zusammenstellung der Begebenheiten selbst giebt das Fundament, die Bahn und den Schlußstein des Schicksalbaues. Auch die Charakteristik hat hier ein gut benutztes und trefflich ausgefülltes Feld gefunden, ein weiteres, als in Grillparzer's früheren dramatischen Arbeiten. Die Stimmung der Kritik über dieses neue Werk ist vorläufig — und wahrscheinlich auch bleibend — gar sehr im Zwiespalt; doch kann nur der Ungerechte es verkennen, daß hier abermals ein großes Talent spricht. Der vielfach verwickelte Stoff muß sich übrigens vor dem inneren Auge zum Theil erst nach und nach entlösen und dies kann nur durch eine nähere Bekanntschaft mit der Dichtung geschehen. Die Darstellung ist unserer Hofbühne würdig. — Die italienische Opern-Gesellschaft brachte in Kurzem zwei Novitäten zur Aufführung. „Agnese" von Paer; dieses treffliche Meisterwerk wurde auch meisterhaft dargestellt. Lablache und Mad. Fodor übertrafen sich selbst in ihren Leistungen. Nicht so glänzend war der Erfolg der Rossinischen Oper: „Bianca e Falliero", obgleich Demoif. Sonntag vorzüglich sang und spielte. Zu schönen Hoffnungen berechtigt eine Demoif. Griß, die als „Falliero" zum ersten Mal debütirte und ein angenehmes Stimmchen entfaltete. Die Musik ist voll Reminiscenzen. — Das Theater an der Wien lieferte nur eine neue Oper zu Hrn. Jäger's Einnahme: „Nurreddin, Prinz von Persien"; das Buch ist von Georg (?), die Musik von Riotte. Beides sprach nicht an, und wurde, trotz Hrn. Jäger's schönem Gesange, nach einigen Vorstellungen begraben. — R.

Cöln. Wenn im vorigen Jahr die Vermählung des Prinzen Carneval von Cöln, mit der Prinzessin Venetia auf dem Italierlande, prachtvoll war, so waren diesen Fasching die Festzüge noch zahlreicher und glänzender. Folgende Idee lag diesmal zum Grunde, und wurde in einer besondern, 14 Tage lang täglich erscheinenden Carneval-Zeitung durch den lustigen Rath, als Repräsentanten des Frohsinns, des Witzes und der Laune, dem Publikum mitgetheilt: — Ein feindliches Heer aus der Barbarei, dem Sauerlande, dem Staate der Superklugen und dem Lande Neidheim, machte Ansprüche auf die unter der Schirmherrschaft des Cölnischen Prinzen Carneval stehende Provinz Düsten. *) Die Feinde überwältigten die Truppen von Cleve und Düsten, und besetzten am 10. Febr. einen Theil der Stadt Cöln, die auf Befehl der — in Abwesenheit des mit seiner jungen Gemahlin nach Italien verreisten Prinzen Carneval angeordneten — Regentschaft geräumt worden war. Einige Tage wurden mit diplomatischen Verhandlungen zugebracht, bis am 13. Febr. die verbündeten Truppen von Cleve, Düsten, Schwaben und Gascogne einzogen. Am 14. Febr., dem Faschings-Montag, wurden die bis jetzt unsichtbar gewesenen Heere, von deren Kampfen und Unterhandlungen die guten Cölner nur durch die Carneval-Zeitung etwas erfuhren, endlich sichtbar, und ein allgemeiner Congreß auf dem Neumarkte wurde angeordnet. Von vier Seiten setzten sich die Züge durch verschiedene Straßen in Bewegung, und stießen auf dem Neumarkte zusammen. Den feindlichen Zug führten General Ingrimm, Rangraf von Fahlhausen mit seinem Adiudanten, Marquis de la Bib. Mephistopheles trug die Fahne mit einem schwarzen Raben und den Worten: „Anzeiger Nr. 101" (eine Anspielung auf einen Aufsatz des „Westphälischen Anzeigers", worin etwas bitter über die Neigung der Cölner zu Carneval-Lustbarkeiten gespottet wurde). Funfzehn als schwarze Derwische gekleidete Trompeter eröfneten den Zug. Der zweite oder vermittelnde Zug, unter seinem Führer, Ulrich von Hutten, der Geißel aller Dunkelmänner, und dessen Adjudanten Schlichtegroll, führte eine von Aesop getragene Fahne, auf der die Namen der vorzüglichsten Satyriker enthalten waren. Die Musikanten waren als beflügelte Hanswurste gekleidet. Herzog Adolph von Cleve, als Grunder des Cleviſchen Narren-Ordens, führte den dritten verbündeten Zug. Der Cleviſche Narr verrichtete Adiudanten-Dienste; Junker von Schwanenfeld trug die Fahne mit dem Schwan; das große Musik-Chor bestand aus Schellen-Narren. Der letzte oder Cölnische Zug, bei dem die Junker (die alt-reichsstädtischen, oft verspotteten Helden Cöln's) in ihren rothen Röcken paradirten, war unter dem Befehl Jan's de Werth. Eulenspiegel war Adiudant; Drikkes Wafferschwenk schwenkte die uralte Cölnische-Narrenfahne. Die Hof-Kapelle, auf burleske Art gekleidet, saß auf einem geschmückten sechsspännigen Wagen. Jedem Zuge folgten seine Diplomaten in Staats-Carossen. Die Züge stellten sich auf dem Neumarkte auf; die Diplomaten kamen zusammen und unterhandelten, während die Heere sie in einem feierlichen Chorgesange aufmunterten, zu prüfen, zu lesen und dann zum großen Werke zu schreiten, wobei Tinten-Verkäufer und Sand-Esel assistirten. Die feindlichen Diplomaten wollten indessen nicht nachgeben, und drohten die Unterhandlungen ab zu brechen; da erschien plötzlich Colonia Agrippina auf einem mit acht reich geschmückten Pferden bespannten Mauerwagen; ein Corps der Feinde ging zu den Verbündeten über, die feindlichen Diplomaten unterzeichneten rasch die Unterwerfungs-Urkunde, und Alles huldigte der Cölnischen Jungfrau. Ein großer Triumphzug, dem sich die unterworfenen Feinde anschlossen, und der von einer prachtig costümirten reitenden Leibgarde escortirt wurde, begleitete die Schutzgöttin Cöln's durch die Hauptstraßen der Stadt. Abends war großer Ball im Gürzenicher Kaufhause, wo der Triumphzug mit seinen vier Musik-Chören ebenfalls erschien, und wozu an 4000 Eintritts-Karten ausgegeben worden seyn sollen. Auch am folgenden Tage durchzogen Masken aller Art in buntem Gewimmel die Straßen der Stadt. — Zu diesem Carneval hatten sich wieder eine Menge Schaulustiger aus den benachbarten Städten hier eingefunden, und allgemeiner Frohsinn belebte dies ächt Cölnische National-Fest, das vielleicht außerhalb Italien nirgends auf ähnliche Art gefeiert wird. Ein eigener Carneval-Almanach wird nachstens erscheinen und eine ausführliche Beschreibung des Festes enthalten. — Da Goethe bekanntlich in „Kunst und Alterthum" etwas über den vorjährigen Cölnischen Carneval hatte einrücken lassen, so hielt es die festordnende Carneval-Comittee für Pflicht, eine Einladung an den Dichterfürsten zu erlassen, den diesjährigen Cölnischen Carneval durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Er erschien nun selbst zwar nicht, sandte aber eine Dichtung ein, welche schon durch mehrere Zeitschriften bekannt ist. N—n.

*) Seite 795 des „Gesellschafters" 1824 ist Einiges über die Stadt Düsten, und ihren lustigen Etudd, vulgo die berittene Düstener Akademie zum jungen Licht genannt, enthalten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 18. März. 44ſtes Blatt.

Malim und Delida.

Vielleicht ein Paar tauſend Jahre vorher, ehe der liebe Gott das Vergnügen genoſſen, aus dem Munde der Kinder Adams ſein Lob zu vernehmen, lebte in einem Lande, das man in Gaspari's Erdbeſchreibung nicht ſuchen muß, ein Sultan, deſſen von unſern Geſchichtſchreibern nicht gedacht wird. Er hieß Balenar.

Herr Balenar war ein Sultan, d. h. er wohnte in einem Pallaſt, welchen er ſein nannte, weil ihm Niemand das Quartier aufkündigen konnte. Dieſer Pallaſt ſtand in einer großen Stadt, die er ebenfalls ſein nannte, weil über jedem Thor ſein Wappen ſtand und alle Abgaben von der Land- und Waſſer-Einfuhr in ſeine Kaſſe fielen. Die Stadt lag in einem großen Lande, welches auch ſein hieß, weil Jeder Alles, was er geſäet und geerndtet hatte, genießen und verbrauchen konnte, wenn Seine Hoheit oder Dero Hof-Geſinde nicht ihre Augen und Hände darauf fallen ließen und es dadurch Tabu machten. Dann waren das Korn, das Obſt, der Wein, die Ochſen, Schafe und Gänſe heilig, d. h. die hohen Herrſchaften konnten ſie nehmen, wenn ſie wollten; das Volk aber konnte ſich in aller Ehrerbietung umſehen, wo es ſonſt etwas hernahm, um ſeinen Hunger zu ſtillen oder ſeine Blöße zu decken. Daß alle Einwohner der Städte und Länder das Eigenthum des hohen Herrn waren, konnte Niemand bezweifeln, und durfte es auch nicht; denn Jeder ſah, wie hie und da der Gebieter ſich einen aus der Menge heraus langen ließ und ihn, ehe man die Hand umdrehte, einen Kopf kürzer machte. — Dieſes Experiment, welches viel leichter von ſtatten ging, als einen dummen oder eigenſinnigen Kopf klug oder willig zu machen — dieſes Experiment, nicht zu ſparſam angebracht, hielt Alles in gehörigem Reſpekt, und es fiel Keinem ein, wie einſt in der verderbten ſpäten Nachwelt dem Wilhelm Tell, ſeinen Hut auch nur in Gedanken auf dem Kopfe zu behalten, wenn er vor dem aufgeſteckten Turban des Sultans oder deſſen Emblem, dem Gefieder eines Kakadu, vorüber ging.

Es begab ſich zuweilen, daß dem Sultan zu Hauſe die Zeit lang wurde; dann verließ er die weichen Kiſſen und Teppiche ſeines glänzenden Reſidenz-Schloſſes und eilte hinaus — in die freie Natur, meint ihr, auf den Blumenteppich der Wieſen, unter das Laubdach hoher Platanen, an den rieſelnden Cryſtall eines Silberbaches? — Gehorſamer Diener, da kennt ihr die Sultane nicht! Gemalte Natur, ſo viel man will; aber in freier Luft giebt es nichts zu bewundern, weder Vorder- noch Hintergrunde, weder Perſpektive noch Baumſchlag, weder Schlagſchatten noch Helldunkel, noch Staffirung; und überdies fehlte noch der goldene Rahm, der an mancher Landſchaft das Beſte ſeyn mag. Nein, Seine Hoheit hatten einen ſolideren Geſchmack; Sie beſuchten die nicht zu kleinen Städte, geruhten, Sich da mit unterthänigſt ſchuldigem Entzücken und allerlei Feſtlichkeiten empfangen zu laſſen, und zeigten nebenher den allergetreuſten Unterthanen, daß Sie das Schwerdt der Gerechtigkeit oder vielmehr der Macht nicht umſonſt trugen. Auch erhebte ſchul-

digermaßen das ganze Weichbild einer Stadt, sobald die Nachricht erscholl, daß der Sultan kommen wolle. Dieser genoß daher in vollem Maaße das Glück, gefürchtet zu seyn. Aber dieses Glück hat das Eigene, daß Niemand, der es errungen, dasselbe in ungestörter Ruhe genießen kann. Diese Unruhe hatte sich auch in des Königs Haus eingeschlichen, vielen Günstlingen und bereits dreißig Königen das Leben gekostet, nicht weniger auch den meisten Prinzen und Prinzessinnen.

Einmal, es war gerade an seinem fünf und vierzigsten Geburtstage, war dem Sultan ein Austernschmaus mißlungen; nicht, daß er zu wenig gegessen hätte, sondern zu viel: er konnte nicht schlafen, und Kopf und Magen begannen gewaltig zu schmerzen. Anfangs war er nicht übel willens, den Ober-Küchenmeister für seine herrliche Bewirthung einen Kopf kürzer machen zu lassen; allein, eben als dies vollführt werden sollte, nahm das Reißen so zu, daß er seinen Entschluß veränderte und nach dem Leibarzt schickte.

Ladek, sein Leibarzt, hatte lange nicht Gelegenheit gehabt, sich an den Strahlen Seiner Hoheit zu sonnen. Das ging ganz natürlich zu. Unter allen Menschen war zwar Ladek der Einzige, dem der Sultan vollkommen traute, aber sein Gesicht zugleich unter allen Gesichtern dasjenige, welches ihm den meisten Widerwillen einflößte. Dies hatte drei Gründe, die ich gründlich angeben will: erstlich, die jungen Sultane wurden in jenen rohen Zeiten — wo noch kein Revisionswerk des gesammten Erziehungswesens in funfzehn oder sechszehn Bänden existirte, kein Salzmann in Schnepfenthal, ja nicht einmal ein Harnisch in Breslau erzog, lehrte und schrieb — von ihren Müttern, Tanten und Großmüttern ein wenig zu weichlich erzogen. Kein unsanftes Lüftchen durfte mein Prinzchen anwehen; wollte das Biscuit nicht mehr schmecken, so reichte man ihm Marzipan, und waren die Feigen nicht süß genug, so tunkte man sie unverweilt in den Honigtopf. Stieß sich das Kind an einen Stuhl, so wurde der Stuhl sofort zerhauen und der Prinz erhielt die Genugthuung, denselben vor seinen Augen verbrennen zu sehen. Ließ sich die kleine Hoheit einmal beigehen, gar zu unartig zu seyn, hatten Dieselben z. B. die Großmutter gekratzt, die Tante gebissen, oder der Mutter das Stück Kuchen, weil es zu klein schien, an den Kopf geworfen, so wurde unverzüglich eine tüchtige Ruthe herbei geholt, und eine von den Gespielen, welches lauter kleine Mädchen waren, über's Knie gezogen und tüchtig ausgepeitscht, damit die kleine Hoheit sähe, wie man dergleichen an gemeinen Leuten zu bestrafen pflegte. Aber die Proceduren des Leibarztes waren ganz anders. Er kam, wenn Seine Hoheit zu viel gegessen hatte und präsentirte ihm selbst seinen Löffel mit Pulver oder Tränkchen, und da half es denn nichts, wenn er noch so sehr schrie: Mienchen soll nehmen, oder Gretchen, oder Lieschen; er mußte sich Höchstselbst bequemen. Dieser Fall hatte sich bei unserem Sultan einige Mal zugetragen und so etwas setzt kein gutes Blut.

Der zweite Grund war, wo möglich, noch wichtiger, als der erste. Die Aerzte waren in jenen rohen Zeiten auch die Priester, der Ober-Arzt war also auch der Ober-Priester. Das ging so zu. Die Philosophen hatten heraus gebracht, daß, wenn für den Menschen irgend ein Weg zur Erforschung einer höheren Weltordnung denkbar sey, dieser durchaus durch die Betrachtung des großen Reichthums der Natur und ihrer Kräfte gebahnt werden müsse. Zu solchen Untersuchungen hat, sagten sie, der Arzt den meisten Beruf. Er muß jede Pflanze, jedes Mineral, jedes Thier prüfen, sich über ihre heilsamen oder schädlichen Wirkungen unterrichten; er muß den Bau des menschlichen Körpers, den Sitz, den Ursprung, die Natur der physischen Gebrechen und die Heilmittel kennen lernen, eben sowohl aber auch die Quellen und den natürlichen Fortgang der moralischen Uebel untersucht und die Mittel zur Abhülfe erforscht haben. So suchten demnach die damaligen Aerzte ihre höheren Kenntnisse im Studium der Natur, und fanden sie, ohne erst drei oder vier fremde Sprachen zu erlernen, ohne in den Träumereien vergangener Jahrtausende brauchbare Lehren für ihre Welt zu suchen, ohne Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte, Patristik und Polemik. Sie studirten im Schooß der täglich aufblühenden und vergehenden Natur, und da sie fanden, daß Leidenschaften und Unwissenheit die einzigen Quellen aller moralischen Gebrechen sind, so suchten sie das Volk zu belehren und stellten mit der Jugend Uebungen an, gegen die Leidenschaften zu kämpfen; denn der Mensch konnte damals Alles, und doch wieder nichts, ohne es erlernt oder geübt zu haben. Den Menschen dazu Neigung bei zu bringen, indem man ihnen zeigte, wie viele Freuden und wie vieles Wohlergehen aus dem rechten Erkennen und richtigen Handeln für Jeden, weß Standes, Geschlechts oder Alters er auch seyn möchte, hervor blühten, das war die große Aufgabe, die sie sich zur Lösung gesetzt hatten. Ihre Vorträge waren einfach und groß, wie die Natur, in deren Heiligthum sie ihre Zuhörer einführten. Sie hatten nicht die Pflicht auf sich, ihre Lehren aus einer römischen oder griechischen Mythologie zu entlehnen und auf Wunder zu bauen, die, wenn sie gegründet wären, auf eine Zeit hindeuten würden, wo die Wirkungen der Natur noch von keinen festen Gesetzen oder Regeln abhingen. Dagegen machten sie ihre Zöglinge aufmerksam auf die Wunder, die täglich um den Menschen her und in ihm vorgehen, seinen Geist wecken und seine Ver-

nunft zu hohen Schlüssen stärken sollen. Ein solcher Ober-Arzt und Ober-Priester kam freilich nicht zum Sultan, außer wenn er gerufen wurde: doch wenn er kam, so ließ er sich wohl einfallen, neben der physischen Arznei auch eine moralische zu geben, welche der Patient gewöhnlich nicht verlangte, die er aber nehmen mußte; dagegen half nun einmal nichts. — Denn, und dieses ist der dritte Grund, ein solcher Ober-Arzt und Ober-Priester trug eine hohe Würde, seine Kenntnisse und seine Gemüthsart waren vielfältig geprüft und so war er der einzige Mensch, über dessen Leben ein Sultan nicht zu gebieten hatte. Hätte der Sultan über ihn zu klagen gehabt, so mußte er seine Klage schriftlich bei einer großen Volksversammlung anbringen. Der Arzt mußte dann sein Tagebuch, das mit der Sorgfalt eines Schiffers oder Steuermannes geführt wurde, vorlegen: daraus ergaben sich alle physischen und moralischen Arzneimittel, oder auch, daß der Kläger der Hülfe des Priesters und Arztes in Jahr und Tag nicht bedurft, oder den weisen Rath desselben nicht befolgt hatte; und in diesem Fall war das Volk berechtigt, einen andern Sultan zu wählen und in dem Augenblick, wenn dasselbe dazu schritt, wandte sich die ganze Hof-Bedienung nebst der Leibwache von dem bisherigen Beherrscher ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der St. Valentins-Tag.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Auf morgen ist Sanct Valentins-Tag,
Wohl an der Zeit noch früh,
Und ich, 'ne Maid am Fensterschlag,
Will seyn eure Valentin'.
„Ophelia", in Shakspeare's „Hamlet".

Am 13. Februar (dem Vorabend von St. Valentin's Tag) sind alle Boten der Penny-Post in London und alle Thürklopfel in großer Bewegung. Auch Livree-Diener in ihren Galla-Röcken und Austräger laufen mit Briefen und Briefchen in großem und kleinem Format umher: denn: Good morrow is St. Valentine's Day (Morgen ist St. Valentin's Tag). — Ich kam nach Hause und fand die Tochter meines freundlichen Wirths beschäftigt, einen Brief in Klein-Folio-Format zu lesen. Oben stand eine zierliche Vignette; sie stellte einen Schäfer vor, der, die Hand auf's Herz gelegt, vor seiner Schäferin kniet. Die junge Miß wollte mir anfangs weder den Brief zeigen, noch dessen Inhalt erklären. Der Vater war bereitwilliger. „Wissen Sie denn nicht, daß wir morgen den St. Valentins-Tag haben?" — „Und was hat St. Valentin mit dem Briefe zu thun, den Ihre Fräulein Tochter in der Hand hält, und mit so vielen andern Briefen, die ich auf allen Straßen habe herum tragen sehen?" — „Ich will es Ihnen sagen: St. Valentin ist der Schutzheilige der Verliebten. Am Vorabend seines Festes schreiben alle Liebhaber in ganz England an ihre Schönen; dies ist eine Sitte von den urältesten Zeiten her." — „Nun, so muß es hier in London allein eine ungeheure Portion Liebe geben, nach der Unzahl von Briefen zu urtheilen, die ich gesehen habe!" — „O es ist gerade nicht nothwendig, verliebt zu seyn, um eine Valentine (so heißen dergleichen Briefe) zu schicken. Es ist oft nur Galanterie, heute abgetragen, morgen vergessen; eine Artigkeit ohne Folgen." — „Ey, es kam mir doch vor, als läse Miß Fanny ihren Brief mit einer ziemlich wichtigen, bedeutenden Miene." — „Ja, das ist auch etwas Anderes. Der Brief ist von ihrem Bräutigam: die Hochzeit wird im Monat Mai vor sich gehen. Der junge Mann ist der Sohn meines besten Freundes; die jungen Leute kennen sich von Kindheit auf; aus der Freundschaft ist Liebe geworden. — Nun, Miß, nicht die Spröde gespielt! Zeig' her den Brief, zeig' ihn dem Herrn, damit er sehe, was man unter einer Valentine bei uns versteht." — Die Tochter gehorchte. Ich las den Brief; er war galant und zärtlich; aber der Vater war mit dem Styl nicht zufrieden. „Eine ächte Valentine", sagte er, „muß in Versen seyn, und jeder Endreim abwechselnd mit Valentin (männlich) und Valentine (weiblich) schließen."

Schon mehrere Tage vor dem St. Valentins-Feste findet man in allen Papierladen von London Bogen in Briefformat, vom feinsten Papier, mit Sinnbildern, Devisen und Arabesken verziert, und bestimmt, die galanten Verse auf zu nehmen, womit der Heilige die Dichter und Dichterlinge begeistert: denn (wie der Papa oben sagt) eine ächte Valentine muß in Versen seyn.

Man kann die Bogen auch mit schon eingeschriebenen Gedichten kaufen; so sehr erleichtert die Muse den Liebhabern, die nicht selbst Dichter sind, die Mühe. Ferner hat man auch Valentinen von ganz verschiedener Art feil; spaßhafte, satyrische, beißende, spöttische, die dem Empfänger böse Laune machen, und die der Versender ohne Namens-Unterschrift läßt. So schreibt dieser an eine Buhlerin: „Madam, Ihre Strenge bringt zwanzig Ihrer Liebhaber zur Verzweiflung, Ihre Gunst macht aber zugleich die doppelte Anzahl glücklich." — Jener schreibt an ein altes Mütterchen: „Beschenken Sie mich mit Ihrer Hand und Ihrem Herzen; von Ihren Zähnen habe ich nichts zu fürchten." — Ein Dritter schreibt an einen Greis: „Ich sende Ihnen das Bildniß einer jungen Schönen, die vor Liebe zu Ihnen vergeht" — und statt des Bildes findet er den Tod, der ein Grab gräbt.

Auch in Frankreich und in Italien (Piemont) ward der St. Valentins-Tag (oder wurde vorzeiten) auf ähnliche Weise gefeiert. Chastel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Seit meinem letzten Schreiben haben wir auf unserm Theater drei neue Stücke gesehen. „Das öffentliche Geheimniß", ein Lustspiel in vier Aufzügen, von Lembert nach Calderon, erhielt allgemeinen Beifall. „Die Menagerie", ein Lustspiel in zwei Akten, von dem Pseudonymus Siebers, einem geachteten Berliner Schriftsteller, der uns, unter anderem Namen, schon manches Schätzbare geliefert, wurde zwei Mal hinter einander gegeben und beifällig aufgenommen. „Die Zauberlaterne", ein Lustspiel, frei nach Scribe und Dupin, in zwei Aufzügen, von einem ungenannten verfaßt, hatte das Schicksal, welches eigentlich schon so manches über unsere Bretter gehuschte, dem Französischen nachgebildete Machwerk hatte haben sollen: es wurde förmlich ausgezischt; bei der bekannten Toleranz unsers Publikums ein Beweis, daß das in Rede stehende Stück ganz unerträglich seyn muß. Daß es nicht wieder zum Vorschein kommen wird, erhellt daraus, daß die durch Anschlagzettel schon auf den folgenden Tag festgesetzte zweite Vorstellung nicht statt fand. Warum hat nun wohl die Theater-Verwaltung Zeit und Kräfte der Schauspieler an solch ephemeres Produkt verschwenden können? Wir wurden an demselben Abend entschädigt, indem Hotel's stets gernegesehene „Wiener in Berlin" gegeben wurden, nach denen man laut verlangte, ehe noch das erstere Stück zur Hälfte ausgespielt war. — Von andern zur Aufführung gekommenen Stücken nenne ich noch: „Den großen Banditen"; die Oper „Aschenbrödel" und den Clairon'schen „Bräutigam". Demois. Wagner giebt ihr „Gustchen" recht ansprechend. Neu einstudirt sahen wir das Kotzebue'sche Rührstück: „Menschenhaß und Reue". Ein Theil des gering versammelten Publikums ließ seine Thränen fließen; der andere Theil fand diese Piece der jetzigen Theater- und Gemüths-Richtung nicht mehr angemessen. Unsere Rührung und Theilnahme verlangt jetzt ganz andere Motive, und was dazu an Materialien daheim nicht gefunden wird, bietet uns Welschland. — Ein tragischer Vorfall ist der, daß sich ein junger Mensch, aus niederem Stande, auf dem Grabe eines Mädchens, zu dem er Neigung gehabt, eine tödtliche Wunde beigebracht hat; in dieser Zeit, wo man so bequem liebt, und so leicht vergißt, etwas Seltenes! Karl Barbarina.

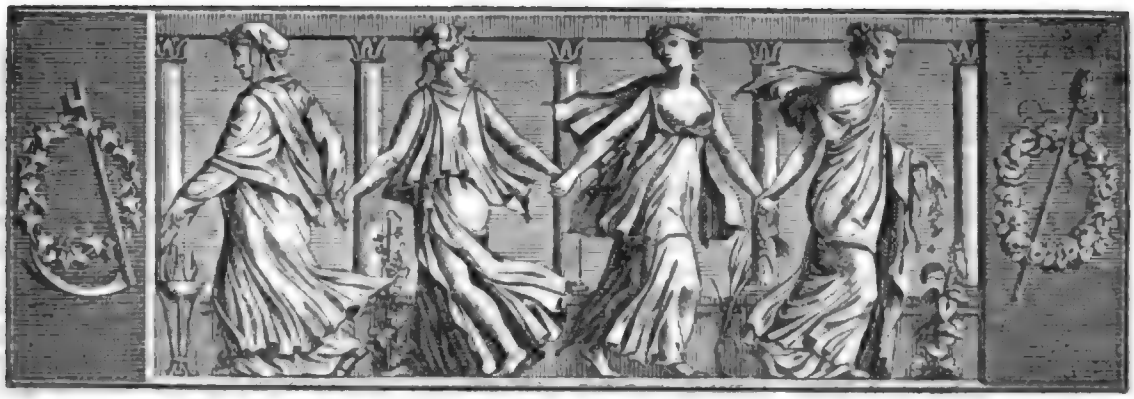
Leipzig. Von den mannigfaltigen, schon gegen das Ende des Jahrs 1824 mit dem Jahrzeichen 1825 ausgeflogenen Kindern der Buchdruckerpressen will ich nur zwei erwähnen, die beide in ihrer Art Aufmerksamkeit verdienen und finden. Das Eine ist Böttiger's „Allgemeine Geschichte für Schule und Haus", Erlangen (Preis: 6 Gr.). Wohlfeiler wird man doch hoffentlich ein so starkes Buch, und noch obendrein ein gutes, nicht haben wollen? Gut aber ist diese Universal-Historie fürwahr, und sogar vortrefflich. Ich wollte, sie kostete sechs Thaler und wäre zwanzig Mal so stark. Das Andere ist ein „juristisches Weihnachts-Geschenk", wie es der witzige Verleger in den Leipziger Zeitungen ankündigte; nämlich eine wohlfeile Ausgabe der berühmten Institutionen des Gaius, auf den die Juristen so versessen sind, daß sie die erste, bei Reimer heraus gekommene, ziemlich theure Ausgabe desselben fast in buchstäblichem Sinne verschlungen, d. h. weggekauft haben, ehe noch die Vorrede fertig ward. Was werden sie nun erst mit der wohlfeilen beginnen? Herausgeber oder vielmehr Verleger, oder vielmehr Beides in einer Person, ist der hiesige Buchhändler Herr C. H. F. Hartmann, den seine Collegen unbedenklich als ihren Literarischen König ausrufen mögen; wenigstens wollen wir dem Buchhändler sehen, der — und wäre er bereits in den Freiherrnstand erhoben — eine lateinische Vorrede mit der classischen Eleganz schreibt, wie Herr Hartmann zu seinem Gajus geschrieben hat.

**.

Von den verschiedenen Veränderungen der Kleidung in Polen. Wenn man von der Verschiedenheit der menschlichen Bekleidung spricht, so müßte man eigentlich von der Bedeckung unserer ersten Voreltern nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese anfangen. Die Kleidung diente anfangs einzig und allein zur Bedeckung und zur Bequemlichkeit, nach und nach verband man verschiedene Zwecke mit derselben, sie wurde Mittel, Andern zu gefallen und seine Prachtliebe zu befriedigen; — besonders trug sie zur Verschönerung des Geschlechtes bei, welches unsere Sprache das **weiße**, andere Sprachen das schöne Geschlecht nennen. — Indem ich von der Mitra, den Sandalen, Ringen der schönen Judith, der Zona, Stola, Palla, Praterto, Toga, Sagum der Römerinnen und Römer und den unendlich verschiedenen Trachten anderer Nationen schweige, komme ich sogleich auf die in unserer Zeit so höchst wichtige französische Kleidung als vorleuchtende Norm für alle gebildete Nationen Europens. Meine Ansicht stimmt ganz mit der Meinung des eben so unparteiischen als geliebten Bürow überein, der im Anfange seines Werkes vom Menschen in Hinsicht der Kleidung folgendes Urtheil fällt: „Veränderungen in der Kleidung sind bei jedem Volke bemerkbar; unsere französische Kleidung hat das Auszeichnete, daß sie höchst unbequem ist: darin jedoch sehe ich eine zweite noch größere Merkwürdigkeit, daß beinahe alle Völker Europens dieselbe, trotz ihrer Unvollkommenheit, von uns angenommen haben. — Die polnische Nationaltracht verbindet Würde und Anstand mit einer schönen Gestalt, und gewährt, was das Wesentlichste bei jeder Kleidung ist, Bequemlichkeit, vornehmlich bei dem kalten Klima nördlicher Länder. Auch sie unterlag Veränderungen; wie jedoch alte Bildsäulen und Gemälde zeigen, war seit der frühesten Zeit stets eine lange und weite Kleidung gewöhnlich. Wladislaus Lokietek (der Ellenlange) und Kasimir der Große erscheinen auf den Grabmälern Krakau's auf diese Weise. Die früheren Bildsäulen stellen die Monarchen Polens geharnischt dar, wie z. B. Wladislaus den Schamhaften in der Franziskaner-Kirche und Boleslaus den Tapfern in der Domkirche Posens. Seit der Zeit Johann Albrecht's schlich sich ausländische Kleidung nach dem Beispiele der Monarchen in Polen ein. Heinrich regierte zu kurze Zeit, um die französische Kleidung herrschend zu machen, um so weniger, da die spanische Kleidung damals sehr beliebt war. Stephan Batory entsagte der Tracht seines Vaterlandes und nahm die Tracht des Volkes an, das ihn auf seinen Thron berufen hatte. Sigmund der Dritte trug ununterbrochen seine einmal in Schweden angenommene Landestracht, und hing so sehr an derselben, daß er sich, wie Kobierzycki schreibt, auf jede Weise dem lebhaften Wunsche des Kronprinzen Wladislaw, polnische Kleidung an zu nehmen, widersetzte. In dieser fremden Tracht ging Wladislaus, sein Bruder Johann Kasimir und dessen Nachfolger Michael, und erst der König Johann der Dritte trug wieder Polens Nationaltracht, die aber von jetzt an, vorzüglich dem schönen Geschlecht, der französischen an Geschmack und Schönheit nicht gleich zu kommen schien, und daher von dieser verdrängt zu werden anfing. — Die Mode beherrscht Alles, und auch den äußeren Schein; diese Göttin des Leichtsinns weiß dem Widrigen Annehmlichkeit, der Neuheit Reiz zu geben. Möchte sie doch die Grenzen ihres Reiches nicht überschreiten; denn alsdann erst bedroht sie das Bestehende in uns mit völligem Umsturze, wenn sie auch auf unsere Denkweise ihre gefährliche Macht ausübt. Czwalina.

Auf den Werften von Blakersstorm, in Irland, bewahrt man das Schiff, das die erste Reise um die Welt gemacht. Das Gerippe ist noch ganz stark, und als die Franzosen von Boulogne aus England bedrohten, war die Rede davon, es von Neuem zu kalfatern und in brauchbaren Stand zu setzen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 19. März. 45ſtes Blatt.

Ein Conzert in Rom. *)

Da ich in allen den glänzenden Vorträgen der Improviſatoren, und ſelbſt in den vertrauten Converſationen der römiſchen Zirkel, faſt nichts als ſüße Töne gehört hatte, ſagte ich zu mir ſelbſt: Wenn ich Gedanken haben will, giebt man mir Muſik, vielleicht finde ich Gedanken, falls ich Muſik aufſuche.

Ich bat daher, daß man mich in ein Geſellſchafts-Conzert führen möchte. Der General der unbeſchuheten Carmeliter, der ehrwürdige Pater Giuseppe del cuor di Gesu, erbot ſich mit Vergnügen, mich bei einem angeſehenen Römer ein zu führen, der oft muſikaliſche Abend-Unterhaltungen gab. Die Geſellſchaft war zahlreich; aber ſtatt jenes betäubenden Gemurmels von hundert ſich durchkreuzenden Worten; ſtatt der Ungeduld, ſich des Wortes zu bemächtigen, um das, was man zu wiſſen glaubt, aus zu kramen; ſtatt der Kunſt, nichts zu hören, als ſeine Gedanken, ohne auf die des mit uns Sprechenden zu antworten, was oft der Fehler in franzöſiſchen Salons iſt, herrſchte in der ganzen Geſellſchaft die größte Ruhe, das tiefſte Schweigen, bis zu dem Augenblick, wo die Muſik bald beginnen ſollte. Jetzt gewannen alle Augen Ausdruck, das Blut floß raſcher, die freudige Spannung belebte alle Phyſiognomien. Man glaubte, die Wunder wieder zu ſehen, die dem Amphion und Orpheus zugeſchrieben werden. Die Muſik giebt den Italienern eine Seele, was bei ihnen vielleicht keine überflüſſige Sache iſt.

*) Bruchſtück aus der nächſtens erſcheinenden Schrift: „Rom, wie es iſt", aus dem Franzöſiſchen des Santo Domingo von **r. (Leipzig, bei L. Voß.)

Signore Tarquinio.

„Wer iſt denn der Mann, ſo dick, ſo groß, ſo fett?" fragte ich die Frau vom Hauſe. — „Es iſt ein Muſico!" — „Ein Muſico? was iſt das, um Vergebung?" — „Ein Mann, der nicht mehr — ein Mann iſt!" — „Giebt es denn deren viel in Rom?" — „Gerade genug, um den Dienſt des Altars und Thrones zu verſehen! Dieſer kommt von Neapel. Er heißt Tarquinio und iſt etwa dreißig Jahre alt!"

Ich war ſehr begierig, den Herrn Tarquinio zu hören, und ſah ihn nur immer an. Er war geſchmackvoll gekleidet, gut gebildet, lang gewachſen, hatte regelmäßige Züge, aber keinen Ausdruck. Die großen, ſchön geſpaltenen Augen waren halb verloſchen und gaben der ganzen rundlichen Geſtalt ſo wenig Glanz, als der Umkreis eines dunkeln Körpers hat. Man ſah ſeinem Benehmen an, daß er Weltumgang hatte. Er galt für unterrichtet, ſprach aber wenig und beobachtete bei der Unterhaltung eine Art Neutralität. Mein Auge muſterte ihn von Kopf bis zu den Füßen. Ich beobachtete alle ſeine Geberden. Jetzt ſah er mich auch an. Er ſchien es zu bemerken, daß er das erſte Weſen der Art ſey, welches ich geſehen hatte. Darin hat er Recht, denn ich bin eben in Rom, dieſer allgemeinen Menagerie ſeines Gleichen, angekommen! Die verſtohlenen Blicke aller Frauen, aller Mädchen ſind nach Signore Tarquinio gerichtet. Die Röthe ſpielt auf ihren Wangen und das Lächeln auf ihren Lippen. Er ſelbſt ſcheint ihr

Daſeyn gar nicht wahr zu nehmen. Endlich ſetzt er ſich an's Pianoforte. Großer Gott! Was hör' ich? Die ſüßeſten Flötentöne, die weichſten Accente athmen aus dieſem Coloß. Es iſt der Berg, der eine Maus zur Welt bringt! Ich weiß nun, er hat eines der ausgezeichneteſten Talente. Aber ein angenehmes Gefühl brachte es nicht in mir hervor. Seine Stimme war meinem Ohr, meinem Auge, eine Frucht, die man durch künſtliche Mittel, der Natur Gewalt anthuend, erhält. Sein Geſang entbehrte jene Morbidezza, welche die Nerven durchbebt, jenes Hingleiten, das ſich allen Gefühlen mittheilt, ſtarb, ohne die letzten Töne zu halten, ohne in der Seele eine wollüſtige Schwingung zurück zu laſſen. Sagen wir nur, hier iſt mehr ein Inſtrument, als menſchliche Stimme, und wenn er das Wort amore ſprach, ſo fühlte ich dabei etwas Widerliches. Mit einem Wort, der Künſtler erregte in mir ein Gefühl der Traurigkeit, das keiner der übrigen Zuhörer theilte. Sie waren mit dieſer Art von Individuen bereits bekannter. Man beklatſchte Herrn Tarquinio gewaltig, ohne daß ſein finſterer Ernſt darum aus dem Gleichgewicht kam. Alle Verbindung ſchien zwiſchen ihm und uns abgeſchnitten. Er erſchien in der Geſellſchaft wie ein fremder, unter die einheimiſchen verſetzter Vogel; wie eine ausländiſche Pflanze unter den inländiſchen. Seine guten Eltern hatten ihm im achten Lebensjahre das Schickſal des Narſes zubereitet. Die jüngſten Mädchen — es gab ihrer von vierzehn bis funfzehn Jahren — wußten, wie ſie in Hinſicht ſeiner daran waren. Die Einweihung in die Naturgeſchichte findet in Rom frühzeitig ſtatt.

Hätte man die Methode, wie man dem jungen Tarquinio die Muſik lehrte, bei dem Anbeter der Lucretia befolgt, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich ſein Talent bedachte, ſo wären die Könige nicht aus Rom gejagt worden. Dies beweiſt, wie ſehr der Singelehrer in Moliere's „Bourgeois Gentilhomme" Recht hat, wenn er behauptet, die Muſik könne unmittelbaren Einfluß auf das Schickſal der Staaten haben.

Meine Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit dem Gedanken, Herrn Tarquinio in eine Provinzialſtadt Frankreichs zu verſetzen. Ich ſah bei dem erſten Tone, den er ſang, alle Mütter ſich mit ihren Töchtern wegſtehlen und die jungen Weiber ihre Röthe unter dem Schleier bergen. Die ganze Stadt nahm ein Aergerniß daran. Alle Beichtſtühle hallten von dieſem Ereigniß wieder. Allein in Italien, und beſonders in Rom, gerathen die Weiber nicht ſo leicht in Unruhe. Die Scham iſt nirgends unerſchrockener, als wenn ſie weiß, daß ſie im Mittelpunkte der katholiſchen Chriſtenheit iſt!

Ich habe den Signore Tarquinio noch einmal gehört; er ſang in der Meſſe der päpſtlichen Kapelle. Wenn ich im weltlichen Conzert einen phyſiſchen Mißgriff fand, der aus den Tönen des Künſtlers hervor ging, ſo ergriff mich hier ein moraliſcher Mißlaut, der im geiſtlichen Conzerte noch unerträglicher war. Er hatte meine Empfindung behelligt, mein Gefühl verletzt! Der Unglückliche! Wie kann er zum Ewigen eine Hymne ſenden, ihm für Wohlthaten zu danken? Scheint nicht jeder Gedanke ein Spott und jedes Wort ein Hohn zu ſeyn? Nicht er hat an ſeine Perſon eine mörderiſche, das Heilige entehrende Hand gelegt; nicht er hat ſich verdammt, lebend mit dem Tode zu hauſen; nicht ſeine Fehler, Verbrechen und Laſter haben ihn aus dem Kreiſe der Schöpfung geworfen. Wenn es wahr iſt, daß hier nichts ohne göttliche Zulaſſung geſchieht, ſo kann ſeine Stimme zum Himmel nur Klagen und Vorwürfe ausathmen. Dieſer ganze religiöſe Prunk, dieſer Altar, dieſe Kerzen, Alles muß ihn daran erinnern, daß er den Dienern ſolcher Religion ſeinen immerwährenden Jammer verdankt!

Das Lob vom Schöpfer der Menſchen und der Natur durch Individuen ſingen zu laſſen, welchen man die Menſchheit ausgezogen hat, bei denen man den Gang der Natur durchkreuzte, iſt ein Gedanke, der ſolcher, welche den Verkauf der Indulgenzen, die Interdikte, die Inquiſition ausdachten, würdig iſt. Sie ſind ganz folgerichtig von der Verſtümmelung des Gedankens zu der Verſtümmelung des Körpers geſchritten!

Malim und Delida.

(Fortſetzung.)

Man kann daraus leicht ſchließen, daß der Anblick eines ſolches Mannes einem Sultan ungefähr ſo angenehm ſeyn mußte, wie heller klarer Mondſchein dem Diebe. Aber eine tüchtige Aal-Paſtete und ein Paar hundert Auſtern, die der Verdauung widerſtreben, ſind ſchon eine harte Nuß und ein ſaurer Apfel, bei welchem man in die Gegenmittel hinein beißen mußte, man mochte nun ein Sultan, ein Satrap oder ein Banquier ſeyn. Kurz, der geweihte Mann kam. Er fand es noch ſo ziemlich leicht, den verdorbenen Magen Seiner Hoheit wieder her zu ſtellen; viel mehr machte ihm aber das verdorbene Gewiſſen zu thun: das lag ſo tief im Schlamme der Sinnlichkeit vergraben, daß es anfangs nicht zum Bewußtſeyn ſeiner Exiſtenz zu bringen war. Doch einige beſchwerliche Träume und das Gefühl von Mattigkeit nach einigen heftigen Erſchütterungen des durchlauchtigſten Weſens kam dem Doctor zu Hülfe, ſo, daß er wenigſtens mit der Vorſtellung durch drang, der Sultan müſſe, weil er doch einmal ein ſterblicher Menſch ſey, die zwei einzigen Ueberbleibſel von ſeiner zahlreichen Descendenz nicht bloß bei'm Leben erhalten, ſondern auch für eine gute

Erziehung derſelben ſorgen. Er willigte in Alles, vermuthlich, um den mürriſchen Sittenrichter nur los zu werden, mit dem nicht gut zu disputiren war, weil man die ſultaniſchen Argumenta ad hominem gar nicht anbringen konnte. Dergleichen Argumente ſind funfzig bis hundert Prügel auf die Fußſohlen, oder die Knute, oder der Scharfrichter mit ſeinen auserleſenen Geräthſchaften: damit konnte er zwar vom Reiseffendi und Paſcha an bis zum Straßenjungen Jedem in ſeinem Reiche kommen, nur keinem Mulla, und am wenigſten dem oberſten Arzt und Prieſter, denn der ſtand lediglich unter einem Codex der Vernunft. Daher gab ihm der Sultan in Allem Recht und, um ihn mit guter Manier zu entfernen, ernannte er ihn ſelbſt zum Erzieher der beiden Prinzen, vergönnte ihm, ſie mit zu nehmen, ſtellte ſie unter ſeinen Schutz, und ſetzte ihm für Jeden ein Gehalt von tauſend Goldſtücken aus. Auf dieſe Weiſe ſchaffte er ſich den Philoſophen wenigſtens auf eine Zeit lang vom Halſe.

Der Leſer ſieht mich verwundert an: ſo war denn zur damaligen Zeit, ſpricht er, der Sultan unter ſeinem ganzen Volke der dümmſte und der ſchlechteſte Mann. Wie iſt das möglich in einem Lande, wo man ſich weder gottloſe Götter noch die Erbſünde dachte, noch einen Gott nach der Idee eines Nebucadnezar's oder David's bildete, wo es weder Prieſter mit und ohne Kapuze oder Perücken, weder General-Inquiſitoren noch Rituale und Litaneien gab; wo die Belehrung des Volks einzig in den Händen derer war, die durch ihr Forſchen in's Heiligthum der Natur eingeweiht waren? — Ja, lieber Leſer, darüber kann ich dir Aufſchluß geben. Die Vernunft mochte im ganzen Staate walten, am Sultans-Hofe war ſie nicht gelitten. Sie findet überhaupt nur da Eingang, wo Menſchen menſchlich leiden müſſen und ſich menſchlich erfreuen dürfen; wo die Natur dem Menſchen täglich neue Hinderniſſe entgegen ſtellt, um ſeine Kräfte zu üben, und wo ſie, wenn er dieſe redlich übt, ihn mit dem Gelingen eines Werkes oder Wunſches belohnt. Der Menſch iſt nicht mehr in einer rein menſchlichen Lage, ſobald ihm Alles zuvor kommt, ſobald man ihm jede Schwierigkeit wegräumt und jeden Weg vor ihm her ebnet, den er, ſo rauh er ſeyn mag, ſelbſt betreten ſollte. Das war der Fluch der Höfe und der Fürſten der damaligen Zeit. Wenn es jetzt anders iſt, ſo kommt das bloß daher, weil die Vernunft an den Höfen nicht mehr gehaßt wird.

Doch wir eilen zu unſerer Geſchichte zurück. Ladek, der Ober-Prieſter, eilte mit ſeinen beiden Zöglingen Juſſuf und Malim in ſeine Wohnung zurück. Dieſes war ein mäßig großes Haus ohnfern der Stadt, dem ſich ein ungemein großer und wohl unterhaltener Garten anſchloß. Der Beſitzer hatte allen Reichthum des Pflanzenreichs in demſelben vereinigt. Hier war dichte Waldung, dort ein offener Teppich von Blumen; hier reifte die Feige und Orange, dort die Kirſche und Traube. Im waldigen Theile, der durch eine Verzäunung von dem übrigen Garten abgeſondert war, weideten einige Schafe, einige Rehe und Gazellen. Hieher brachte er die Kinder, die kaum das dritte Jahr erreicht hatten. Im Schooße der Natur wuchſen ſie auf, und lernten arbeiten, ſo wie ihre Kräfte zunahmen.

Als ſie ſechs Jahr geworden, führte ihnen Ladek eine kleine Geſpielin zu, ſeine Tochter Delida, ein dreijähriges Kind. Viele Spiele erſannen die Knaben, um ihre kleine Gefährtin zu erfreuen. Sie führten dieſelbe zu ihren Erdbeer-Pflanzungen und ließen ſie ſelbſt die reifſten Früchte leſen; ſie ſchmückten ſie täglich mit den ſchönſten Roſen und Nelken und andern Blüthen von ihrer eigenen Zucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alte und neue Weisheit.

Tafellied von Wilhelm Müller.

Ein griechiſcher Philoſophus,
Der dümmſte nicht von denen,
Die an der harten Weisheitsnuß
Geknackt mit ihren Zähnen,
Hat einſt geſagt: Wem guter Wein
Iſt in den Kopf geſtiegen,
Dreiköpfig ſcheint mir der zu ſeyn,
Und jeder Kopf kann fliegen.

O Afterklugheit unſrer Zeit!
Wer fragt noch nach den Köpfen?
Schwebſt du in trunkner Seligkeit,
So ſpricht man von den Zöpfen.
Die Zöpfe zählet man an dir,
Die Köpfe läßt man fliegen.
Ach, alte Weisheit, bleib' mit mir
Im tiefen Keller liegen! *)

*) Wir ſetzen voraus, daß unſern Leſern das Sprüchwort: Sich einen Zopf trinken, bekannt ſey.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Auf der Königlichen Bühne fahren wir als jüngſte Neuigkeit: „Die Douglas", hiſtoriſch-romantiſches Schauſpiel in fünf Abtheilungen, von A. v. Tromlitz. Nachdem einige bei der erſten Vorſtellung verkehrt wirkende Motive umgeſchaffen ſind, hat das Stück in der zweiten aufdauernden Beifall gefunden. Der Verfaſſer dachte bei ſeinem Werke meiſt nur an Theater-Effekte, die zum Theil auch thun, was ſie ſollen. Die Darſtellung iſt höchlichſt zu loben. — Von der Oper „Alcidor", die im April aufgeführt werden ſoll, ſind die Partieen an die Sänger vertheilt und man hört rühmlich darüber urtheilen. — In der Königsſtadt wurde gegeben: „Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen", nach Hoffmann's Erzählung von Hrn. v. Holbein. Mitunter giebt es da gute Intentionen und Anlagen, die aber in der Ausführung ſo zerſtückelt ſind, daß kein lebhaftes Intereſſe aufkommen kann. Einzelheiten wurden applaudirt; ſchmuckvolle Ausſtattung und gute Beſetzung thun

dabei das Ihrige. — Ein Tenorist, Hr. Grapow, hat sich hören lassen in zwei Gesang-Pieçen. Die Stimme ist etwas schwach (vielleicht war es Folge der Aengstlichkeit), aber angenehm; durch weitere Ausbildung wird sie gewinnen. — Auch Kotzebue's „Kind der Liebe" ist wieder hervor gesucht und trefflich dargestellt worden. — Die Direktion des Königsstädter Theaters beweiset überhaupt noch denselben Eifer, wie bei dem Beginn ihres Unternehmens, dessen Ertrag auch fortdauernd das sorgfältige Bemühen, das Publikum zu unterhalten, belohnt. Eine Zeitschrift des Auslandes hat es dieser Bühne zum Vorwurf gemacht, daß so viele (?) Melodramen gegeben wurden — und doch werden dergleichen Stücke auf allen Hof-Theatern aufgeführt! — Wahrscheinlich wird man, bis die ersten Bühnen in Geschmackssachen nicht sehr difficil sind, von den sogenannten Volksbühnen — zu solcher Benennung fehlt übrigens nichts, als ein Volk — verlangen, was die ersten Bühnen nicht leisten. Das wäre doch eine Prätension ganz eigener Art! — Eher könnte man allenfalls wünschen, daß die Direktion die besseren Stücke nicht deshalb gleich liegen lasse, weil sie bei ein- oder zweimaliger Vorstellung nicht eben so die Kassen füllten, als manche schlechte Produkte. Daß bei einer Privat-Unternehmung die Kassen-Stücke berücksichtigt werden — wer kann es tadeln? — indeß, sind bessere Dichtungen einmal einstudiert, soll man doch ein Opfer nicht scheuen für den Versuch: ob sie nicht auch Kassen-Stücke werden?

— In unserer Stadt spukt eine kleine Schrift, benannt: „Eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der theuren Männer Gottes dagegen, des seligen Ph. Speners und des seligen A. H. Franke." Nach dieser Schrift sind in Compagnie unselig, die da Comödie spielen und dem Spiele derselben zuschauen; Referent hat sie gelesen und war eine halbe Stunde nachher im Theater, um Plautus, des Heiden, Lustspiel: „Die Gefangenen", zu sehen; welches beweiset, daß er nicht zu den Gefangenen gehören will, die man jetzt hier und da mit einer gewissen gotteslästerlichen Frömmigkeit in das Garn der Heuchelei lockt. Uebrigens gestehen wir uebenher — denn zu einer ernsten Kritik ließ uns die Strafpredigt nicht kommen, weil sie selbst ein nicht übles Lustspiel ist, welches eine herum ziehende Truppe des Zeitgeistes spielt — daß wir glauben, es sey in jeder Hinsicht löblicher, wenn wir uns an den Gebilden der Poesie erfreuen, als wenn wir in der Wirklichkeit selbst eine böse Rolle spielten — nämlich die der Scheinheiligkeit. Wenn der Verfasser aber einmal als Zelot gegen die Bühne eifern wollte, mußte er wenigstens seinem Scharfsinn Ehre machen durch leuchtendere Gründe; die von ihm beigebrachten sind zu seicht, als daß sie irgend eine Partei unter denen finden könnten, welche noch nicht die Ueberzeugung haben, man müsse bei der ächten Frömmigkeit die Vernunft gar nicht mehr spüren. — Zum Schlusse dieser Notiz möge sich auch eine Stimme hören lassen über das Theater, nämlich die des ehrwürdigen Montaigne, der die Menschen studirte, wo es nur Gelegenheit gab, und nächstdem ein sehr rechtlicher und frommer Mann war, den man selbst in Rom so ehrte, daß man ihm das Bürgerrecht ertheilte. Dieser sagt: „Ich habe noch vor meinem zwölften Jahre die Hauptrollen aus Buchanan's, aus Guerente's *) und Muret's lateinischen Tragödien gespielt, welche in unserm Collegio zu Guyenne **) mit Würde vorgestellt wurden. In diesem Punkte war Andreas Govеanus, ***) wie in allen übrigen seines Amts, ohne allen Vergleich der größeste Schul-Direktor in ganz Frankreich; und mich hielt man darin für einen Meister, oder wenigstens für einen Altgesellen. Es ist eine Uebung, gegen welche ich, für vornehmer Leute Kinder, nichts zu sagen wüßte; und habe ich seitdem unsere Prinzen selbst sich damit abgeben sehen, nach edlem, ehrlichem und löblichem Beispiele Einiger unter den Alten, bei denen es Leuten von Stande und Ehre sogar erlaubt war, daraus ein Gewerbe zu machen; auch in Griechenland schämte man sich dieser Kunst nicht. „Andronodorus", sagt Livius, *) „entdeckte seinen Entschluß dem Tragiker Aristo. Dieser Schauspieler war ein Mann von Stand und Vermögen, die Kunst, die er trieb und welche in Griechenland zu den geachteten gehörte, setzte ihn nicht herab." Ich habe immer die Leute für unbesonnen gehalten, welche diese Ergötzlichkeit verdammen, und diejenigen für ungerecht, welche solchen Schauspielern, die Verdienste haben, keine Erlaubniß ertheilen wollen, in unsern guten Städten zu spielen, und den Einwohnern diese öffentliche Lustbarkeit nicht gönnen. — Gute Polizei-Anstalten sorgen dafür, die Bürger zu versammeln und zu vereinigen, sowohl zur feierlichen Uebung der öffentlichen Andacht, als auch zur Uebung fröhlicher Spiele; dadurch wird Geselligkeit und Freundschaft befördert, und überdem könnte man dem Volke keinen besser geordneten Zeitvertreib verstatten, als einen solchen, der in Aller Gegenwart, und selbst unter den Augen obrigkeitlicher Personen, statt findet. Ich würde es nicht mehr als billig finden, wenn der Landesherr zuweilen, zum Zeichen seiner väterlichen Huld und Gewogenheit, auf seine Kosten, den Unterthanen damit ein Vergnügen machte; und wenn man in volkreichen Städten besondere Anstalten und Gebäude für solche Schauspiele einrichtete. Dadurch würden schlimmere Gelage und heimliche Lustarten sich vermindern." — So schrieb man vor beinahe 300 Jahren — und jetzt?

— —

Was will' er?
O Gluck!
O Schiller!
O Fleck und Schröder! —
Nach neu'ster Schule
Send ihr nur Köder
Zum Höllenpfuhle!

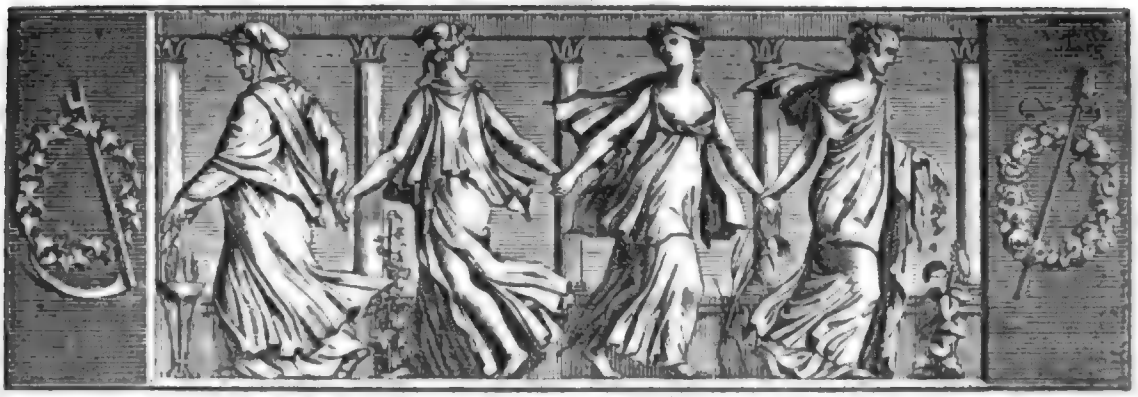
Wird dies Versteln je componirt, so schließe man den Reck-Chor aus dem „Freischütz" an, er wird gut passen! — Wahrscheinlich folgt obiger Schrift nächstens ein Codex, worin etwa folgende Strafen bestimmt sind: Wer ein Stück von Shakspeare sieht, kommt zehn Jahr in's Fegefeuer; bei Kotzebue verdoppelt sich die Strafe; — wer aber eines von den neuesten Theater-Produkten besucht, wird wohl damit, daß er es gesehen hat, meist hinlänglich bestraft seyn!

— Eine plastisch bearbeitete Darstellung des berühmten Steinsalz-Bergwerkes, welches in Gallizien, unter der Stadt Wieliczka, sich befindet, gehört zu den einladendsten Merkwürdigkeiten, die jetzt in Berlin gezeigt werden. Man lernt hier an einem Gegenstande, der nur von Wenigen in der Natur gekannt ist, die Erfindungskraft, die Kühnheit und Ausdauer des Menschen achten und findet manche erfreuliche Belehrung. Der Fleiß, womit die Triebwerke und die sämmtlichen Schachten dargestellt sind, ist unverkennbar und bürgt für die Treue der Copie. Die Kapelle, die Säle, in welchen zuweilen Feste veranstaltet werden, der unterirdische See u. s. w. sind kunstvolle Seltenheiten, an die der Erklärer zugleich manche Notiz aus der Geschichte knüpft. Die Stadt Wieliczka selbst, die über diesen Höhlen steht, ist im Panorama-Gemälde zu sehen und erregt, trotz der hübschen Lage und des freundlichen Anblicks, dennoch einen Schauder, wenn man sich auch nur das leiseste Erdbeben denkt, welches die Schachte mit den Trümmern der Stadt füllen könnte. Auch einige andere Gegenstände bieten sich dem Beschauer, der gewiß befriedigt den Saal verläßt. — B.

*) Wilhelm Guerente, einer der Commentatoren des Aristoteles.
**) Zu Bordeaux.
***) Der Rector des Collegs von Bordeaux.

*) Libr. XXIV. Cap. 24.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 21. März. 46ſtes Blatt.

Bei Vater Wolke's Heimgang.

Er ſchied von uns. Schwer traf es Aller Herzen,
Als er von hinnen, der Geliebte, ſchied;
Doch nicht in Laute wehmuthvoller Schmerzen,
In Klagen nicht ergieße ſich mein Lied.
Er lebt! Des Staubes hat er ſich entwunden;
Er ſuchte Licht: er hat nun Licht gefunden.

So ſoll es ſeyn! In wechſelnden Geſtalten
Dreht ſich das Rad der Zeit in ſtetem Schwung:
Der Jüngling lebt ſich ab zum müden Alten,
Der müde Alte ſtirbt ſich wieder jung;
Und was da lebt und blüht, es muß vergehen,
Um jugendlicher wieder auf zu ſtehen.

Wer ſeine Zeit ſo treu, wie er, erfüllte,
So redlich war in Uebung jeder Pflicht —
Ob ſein Verdienſt auch Dunkelheit umhüllte,
Der Edle lebte ſich ſein Lobgedicht:
Und nur wer Gutes auf dem Pilgergange
Nach Kräften wirkte, lebte viel und lange.

Lang' lebte unſer Freund in ſeinem Volke,
Und wirkte viel nach Gottes Ebenbild;
Wie eine reiche ſegenſchwang're Wolke
Herab thaut auf das durſtende Gefild':
Die Lilie hebt ihr Haupt und friſche Düfte
Verſtreut erquickt die Roſe durch die Lüfte:

Wie jene, wenn erfüllt mit Kraft und Wonne
Die Flur, die trauernd und verſchmachtend ſtand,
Gelautert, aufgeſaugt vom Strahl der Sonne,
Sich aufſchwingt in ihr heil'ges Vaterland,
So kam und wirkt' auch Er und iſt geſchieden,
Der Sonne nach, zu ſeiner Heimath Frieden.

Es war ihm heil'ge Pflicht, im Geiſt der Jugend
Die Menſchheit aus zu bilden fort und fort,
Ihn ein zu führen auf den Weg der Tugend,
Und weil der Geiſt ſich kund giebt durch das Wort,
War er bemüht, der Sprache neues Leben
Durch Wohllaut, Einheit, feſte Form zu geben.

So war ſein Sinn auf's Höchſte ſtets gewendet,
Wodurch der Menſch zur Menſchheit ſich erhebt,
Denn wie der Geiſt ſich erſt durch's Wort vollendet,
So wird das Wort erſt durch den Geiſt belebt;
Der Geiſt iſt einſam, flüchtig der Gedanke,
Giebt ihm das Wort nicht erſt Geſtalt und Schranke.

Ob Vieles auch verwehet und zertrieben
Vom Sturm der Jahre, was ihm theuer war,
Friſch war der Geiſt Ihm, warm das Herz geblieben,
Ein Jüngling noch in ſilberweißem Haar,
Erfreut er ſich an unſchuldvollem Scherze
Und fühlte Schmerz bei ſeines Freundes Schmerze.

Nie ward ſein Muth durch Widerſtand bezwungen,
Nie ſtört' ihn ſelbſt des Hohnes bitt'res Wort;
Von Liebe für die Wahrheit tief durchdrungen,
Begann er ſeine That und wirkte fort.
Er wußt' es wohl, daß erſt nach Kampf und Streite
Das Reich des Guten wachſ' und ſich verbreite.

So war er — warm für alles Groß' und Schöne —
Dein ächter Sohn, mein deutſches Vaterland;
Ja, in der Reihe deiner beſten Söhne
Sey dieſes Edlen Name mitgenannt.
So möge denn der Wind den Staub verwehen:
Die gute That bleibt ihm als Denkmal ſtehen.

Anton Dietrich.

Malim und Delida.

(Fortſetzung.)

Der Vater leitete die Spiele der Kinder, bis ſie unvermerkt immer lehrreicher für ſie wurden. Dann

erfand er für sie kleine Geschichten, zuerst aus dem Kreise ihrer beschränkten Welt; er betrachtete mit ihnen den Lebenslauf der Pflanze, des Thieres und endlich des Menschen, und hierauf dehnte er ihren Gesichtskreis über die engen Grenzen seines Gartens und Hauses hinaus. Er führte sie in die Hütten der Dörfer und die Häuser der Städte, lehrte sie die mancherlei Bedürfnisse des physischen Menschen und des Herzens kennen, so wie die Irrthümer und Schwächen, welche alle doch die Liebe trägt. Denn es war ein gutes Völkchen, das um sie her in Städten und auf dem Lande wohnte; fern war die Rohheit der Sprache, die Frucht eines drückenden Mangels und eines übermäßigen Genusses. Die Menschen blieben damals nicht Kinder am Geiste, und Arglist und Tücke ersetzten nicht den Mangel des Verstandes. Aber an den Hof brachte er sie nicht; denn dort ersetzte damals der äußere Schein der Tugend das Wesen derselben. Nicht, daß es so nothwendig gewesen wäre; es folgte aus der Beschaffenheit des Regenten. Ladek aber glaubte, daß der Herrscher, wenn er ein redlicher und offener Mann wäre, der die Tugend um ihrer selbst willen liebte und nicht darum allein, weil sie seine Einkünfte erhöhte oder seinen Thron sicherte; wenn er Mäßigkeit und Redlichkeit achtete und beförderte, weil sie Würde geben und allein des Glückes werth machen: daß ein solcher Regent sich auch eine würdige Umgebung schaffen könne. Gern entbehrt äußere Ehre, wer es deutlich fühlt, wie ehrenwerth er in sich selber sey; nimmer geizt derjenige nach dem Beifall der Menge, der des Beifalls seines eigenen Herzens gewiß ist; und seine Zöglinge auf diese Stufe zu erheben, war des Oberpriesters schönes Ziel.

Er lehrte sie, als die Jahre der Reife kamen, ihre künftige Bestimmung kennen. Jussuf stannte einen Augenblick, dann sprach er: „Ich weiß, mein Vater, Dein Rath und Deine Hülfe wird mir auch dann nicht fehlen!“ — „So!“ sprach Ladek; „und weißt Du denn, ob mich dann der Allvater nicht schon zu einer höheren Bestimmung abgerufen hat? Aber gesetzt, es wäre nicht, soll ich dann regieren, und nicht Du? Bist Du nicht ein Geist, wie ich, der sich seines Willens und der Ursachen derselben deutlich bewußt werden kann? Hat dieser Geist nicht Tiefe genug, die Mittel in sich zu finden, wie er seine Absichten erreichen kann, wenn er sie anders nur emsig suchen will? Der verdient nicht Fürst zu seyn, der bei jedem Schritt, den er thun will, sich nach einer leitenden Hand umsieht, wie das Kind, das keinen Schritt thun mag, ohne von seiner Wärterin vor dem Falle bewahrt zu werden. Selbst stehe der Mann, selbst stehe der Fürst!“ — „Wie, mein Vater!“ sprach Jussuf; „hast Du uns nicht oft gesagt, daß die Fehler der Herrscher doppelt beklagenswerth sind, weil die Folgen davon selten auf sie, sondern auf das Volk fallen, das ihrer Obhuth anvertraut ist? Und jetzt wolltest Du die Regierung eines großen Reichs zwei Jünglingen anvertrauen, denen es bei aller Vortrefflichkeit des Willens dennoch an Erfahrung gebricht?“ — „O mein Bruder!“ sprach der sanfte Malim; „von meiner schwachen Hand erwarte nicht, daß sie die Zügel der Regierung ergreife. Mich erfreuen nur Pflanzungen und Heerden!“ — „Ja, ja!“ sprach Jussuf lächelnd, „Pflanzungen und Heerden und noch etwas — die Liebe!“ — „Bruder!“ sprach Malim, „wer hat Dir das Geheimniß meines Herzens entdeckt?“ — „Unsere gesunden Augen!“ erwiederte der Vater. „Wir haben schon lange den Bund Eurer Herzen gesegnet; die Liebe eines unschuldigen Paars ist freilich ein Geheimniß, aber ein offenes!“ — „O Dank sey Dir, mein Vater!“ sprach er, indem er in des Greises Arme sank; „es fehlt nichts mehr zu meinem Glücke. Aber konntet Ihr wähnen“, fuhr Malim fort, „daß den der Glanz einer Krone noch reizen kann, dem ein Myrtenkranz genügt?“ — „Nein!“ sprach Ladek, „nicht der Glanz der Krone, nicht die Strahlen des Ruhms, nicht die erkünstelten Freuden des Ueberflusses, sondern die Pflicht, und sie allein. Es ist nicht nothwendig, daß einem Beherrscher das Glück der Liebe fehle, sie kann und wird auch auf dem Thron ein gefühlvolles und redliches Herz lohnen; aber ein solches Herz wird nicht allein glücklich seyn wollen, sondern wünschen, das Glück über Tausende zu verbreiten. Und wer ist im Stande, die mannigfaltigen Hindernisse besser zu beseitigen, als der vom Thron her den größten Einfluß hat?“

In diesem Augenblick nahte sich Delida und rief den Vater ab. Kaum hatte dieser sich entfernt, als Malim vor Delida niedersank. „Ach!“ rief er, „lehre mich fassen mein Glück, Dein Vater hat unsern Bund gesegnet!“ — und sie sank in seine Arme. Und Jussuf betrachtete ihr Entzücken mit inniger Theilnahme.

In jenen rohen Zeiten waren die Vermählungs-Feierlichkeiten nicht so umständlich, wie jetzt. Es bedurfte keines dreimaligen Aufgebots, keines langweiligen Schmauses, keiner Copulation, sondern einzig der Liebe und des Segens von einem der Eltern des liebenden Paars. Das Uebrige war Alles das Geschäft der Liebe und diese verrichtete ihr Amt in der Regel sehr gut. Nach einigen Tagen oder Wochen verfügte sich dann das junge Paar zum Vorsteher des Sittengerichts und ließ es zu Protokoll nehmen, daß sie Eheleute wären. Und eben stand Malim im Begriff, sein holderröthendes Mädchen in einen fernen Pavillon zu führen und sie hatte ihm schon mit niedergeschlagenen Augen die Hand gereicht, als das große Thor des Gartens aufgethan wurde und herein trat der Sultan in

höchſt eigener Perſon, gefolgt von einigen Veziren und ſeiner Leibwache. Zu ſeiner Linken ging Delida's Vater mit beſorgten Mienen, welche Delida ſchreckten und auch den Geliebten in eine bange Unruhe verſetzten.

So wie ſich der Sultan an der Spitze ſeiner glänzenden Begleitung dem Platze näherte, an welchem Juſſuf und Malim ſtanden, ſo bewegten auch dieſe ſich langſam ihm entgegen; doch nahten ſie ſich vorzüglich ihrem Pflegevater Ladek. „Seht hier, meine Geliebten", ſprach dieſer, „Euern Vater und Herrn! Begrüßet ihn mit Ehrfurcht!" — Das thaten ſie nun zwar, allein der alte Herr hatte jetzt den Kopf mit andern Gedanken ſo voll, daß er nicht Zeit fand, die ehrfurchtsvollen Begrüßungen ſeiner Söhne zu erwiedern. Die Blicke ſeines Augenpaars hatten ſich mehr in die Ferne verloren und waren an Delida's Roſenwangen, ihrem herrlichen Wuchs und zarten Bau hängen geblieben. Er betrachtete ſie wie eine ſchön aufgeblühte Roſe und hatte, wie alle Sultane nach ſeiner Zeit, ſchon die Maxime, daß alles Herrliche und Vortreffliche nur für ihn da ſey. Er räumte daher ſehr bald den Garten, nachdem er Ladek auf den folgenden Morgen, nebſt ſeiner Tochter, zu ſich beſchieden hatte.

Ladek, der nunmehr ſchon wußte, was kommen würde, verſchloß ſich mit Malim und Delida in einen Pavillon. Hier verſuchte er zuerſt, dem jungen Paare die Liebe aus zu reden; aber er ſah bald, daß dies eine Aufgabe wäre, die ſelbſt die Kunſt und Geſchicklichkeit des erſten Arztes und Prieſters bei weitem überflügelte: denn Delida fiel gleich bei dem erſten Verſuch in Ohnmacht, und welche Worte konnte Malim noch hören, da er ſeine Geliebte erblaßt vor ſich liegen ſah. Er ſprang auf, holte aus einem Winkelſchränkchen ſogleich einige dienliche Mittel, um die entflohenen Lebensgeiſter ſeiner Geliebten zurück zu rufen. Mit vieler Mühe machte Ladek ihm begreiflich, daß er ihm zuerſt helfen möchte, ſeine Tochter auf ihr Zimmer zu bringen und weiblicher Obhuth an zu vertrauen. Dann führte er ihn wieder zurück in den Garten, wo er alſo zu ihm ſprach: „Tauſend Erfahrungen haben mich belehrt, daß jede Liebe überwindlich iſt, wenn man ihr alle Nahrung verſagt und dem Geiſte hinlängliche Zerſtreuung darbietet. Allein ſo wohlthuend dem menſchlichen Geiſte große und harte Kämpfe ſind, nicht alle wirken vortheilhaft. Wird der Geiſt durch eine fremde Willkühr hart gedrückt, ſo empört er ſich dagegen und die Feſtigkeit wird dann oft zur Wuth. Tröſte Dich daher, Malim; was ein redlicher Wille vermag, das verſpreche ich für Dich und meine Tochter zu thun!" — „Aber wie wird das möglich ſeyn?" erwiederte Malim. — „Danach forſche nicht; mein ganzer Plan wäre vereitelt, ſobald Du ihn durchſchauteſt!"

So groß das Zutrauen der Kinder zu ihrem würdigen Vater war, die heiße Ungeduld der Liebe wollte ſich nicht beſiegen laſſen. Am folgenden Morgen führte Ladek ſeine Tochter zum Sultan. Dieſer kündigte Deliden ihr Schickſal ſelbſt an, und bot ihr Alles zum Erſatz, was das Greiſen-Alter der blühenden Jugend ſchuldig zu ſeyn glaubt, wodurch es aber nichts von dem erſetzen kann, was es ihr entreißt. Pracht und Wohlleben, Reichthum und Herrſchaft, nichts von dem Allen wollte das Gefühl aufwiegen. Eine tiefe Ohnmacht rettete Deliden von dem Ungemach, eine Liebe ab zu wehren, die ſich unüberwindlich wähnt, weil ſie ſich für glücklich hält, indem ſie Alles empfängt und nur ſo wenig wieder zu geben vermag.

„Ew. Hoheit ſehen, daß meine einfach erzogene Tochter ſich in das hohe Glück noch nicht zu finden vermag, welches Dieſelben ihr darbieten. Ich eile, ſie darauf vor zu bereiten!" — „Wohl geſprochen!" entgegnete der Sultan; „drei Tage ſind Dir dazu vergönnt!"

Als Ladek mit ſeiner Tochter nach Hauſe kam, deutete ihr ganzer Zuſtand auf eine zu heftige Gemüthsbewegung, welche, wie Ladek wohl wußte, die Lebensuhr ſehr leicht zum Stehen bringen kann. Allein das war noch nicht alles Unglück. Auch Malim war vor Schmerz und Wehmuth auf ſein Lager geſunken, welches er nicht verlaſſen konnte, wie heiß er auch wünſchte, ſich nach dem Zuſtande ſeiner kranken Freundin perſönlich zu erkundigen.

So ſehr nun auch Balenar auf die große Kunſt und Geſchicklichkeit Ladeks rechnete und in dem Wahn ſtand, daß die Natur ſelbſt die heftigen Wünſche des Sultans zu ihrer Richtſchnur nehmen müßte, ſo half doch dieſes Alles nichts; denn am dritten Tage, als er eben die Geliebte ſehnſuchtsvoll erwartete, erhielt er die Nachricht, daß Delida geſtorben ſey und zugleich auch Malim. — Da er die Verſchiedene bereits zur Sultanin erklärt hatte, ſo mußte ſowohl ihre, als Malim's Leiche im ſchwarzen Tempel beigeſetzt werden. Der Sultan aber überließ ſich ſeinem unendlichen Schmerz, d. h. er nahm den Mittag keine Nahrung zu ſich und ging den ganzen Tag in den herrlichen Gärten ſeines Pallaſtes ſpazieren, bis er am Abend in einem Pavillon unter dampfenden Schüſſeln und gefüllten Bechern Troſt fand.

(Der Schluß folgt.)

Der verunglückte Spion.

Dem Glücke warf ſich Eſop in die Arme,
Und baute d'rauf, es werd' ihn hoch belohnen;
Er baute ſeine Schlöſſer in die Luft,
Und muß daher nun in der Luft auch wohnen.

Franz Fitzinger.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

London. Da die politiſchen Nachrichten außer den Grenzen Ihrer auch hier geachteten Zeitſchrift liegen, die gewöhnlichen Tages-Neuigkeiten aber von den Zeitungsſchreibern, indem dieſe jetzt im Ganzen wenig Stoff haben, verbraucht werden, ſo halte ich es für das Angemeſſenſte, Ihnen über literariſche Neuigkeiten und zunächſt über ein ſehr intereſſantes Werk zu ſchreiben, das viel Beifall findet und auch in Deutſchland eine günſtige Aufnahme hoffen darf. — „Ein Beſuch in Griechenland im Jahre 1823, von G. Waddington, Verfaſſer der Reiſen in Aethiopien. London, 1825" — iſt ein Werk, das, ungeachtet ſeines geringen Umfangs, ohne Zweifel von allen bisher erſchienenen Büchern dieſer Art dem Publikum das beſte Gemälde von der griechiſchen Revolution und deren jetzigem Zuſtande liefert. Der Verf. hat mehr Gegenden des Kampfplatzes beſucht, als irgend ein anderer Schriftſteller, und mit weniger Vorurtheilen und größerer Billigkeit beobachtet. Während er die Greuelthaten der Türken erzählt, verſchweigt er nicht die Barbareien ihrer Gegner. Kurz, er liefert ein Werk, das wir dreiſt denen empfehlen können, welche ſich über die griechiſche Sache zu unterrichten und dies durch ein äußerſt gut geſchriebenes und intereſſantes Werk zu bewirken wünſchen. Ich übergehe die Einleitung, welche gute Bemerkungen und eine lichtvolle Darſtellung des Urſprungs dieſes berühmten Kampfes enthält, und gebe für das, was ich geſagt, nur wenige Belege, die aber hoffentlich auch den Leſern des „Geſellſchafters" nicht unangenehm ſeyn werden.

Aus Napoli di Romania, wo damals Phanariot Panos, der Sohn des Generals Kolokotroni, befehligte, ſchreibt der Verf. ungefähr ſo: „Eines Nachmittages machte ich dem Capitano Panos einen Beſuch in einem ſehr wichtigen Augenblick. Ich fand ihn umgeben von ſeinem Divan (Kriegsrath) roher Offiziere und Soldaten, welche in allen möglichen Poſitionen ſtanden und ſaßen und mit den Waffen angethan waren, und wunderte mich, unter ihnen auch ſeine junge und äußerſt ſchöne Frau zu ſehen, welche der niedergeſchlagenen Verſammlung durch ihren heitern Geiſt und ihr anmuthiges Weſen neuen Muth einflößte. Eine andere Frau von gleichem Range und berühmteren Namen war ebenfalls in dieſem außerordentlichen Kriegsrathe — von der Heldin Bobolina haben mehrere Völker gehört. Dieſe Frau iſt in Hydra geboren, aber weil ihr Mann, deſſen große Reichthümer ſie geerbt hatte, aus Spezzia gebürtig war, ſo iſt ihr gewöhnlicher Aufenthalt auf dieſer Inſel. Sie zeigte im Anfange des Freiheits-Krieges viel Eifer und Feuer, ja ſie rüſtete mehrere Schiffe und viele Seeleute aus, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit auf Morea richtete. Früh knüpfte ſie eine Verbindung mit Kolokotroni an und hatte, wenn man nicht Unwahrheiten von ihr erzählt, einen nicht geringen Theil an der Plünderung von Tripolizza. Gewiß iſt, daß ſie einige Tage nach der Einnahme dieſer Stadt und als die Straßen noch mit Blut befleckt waren, triumphirend zu Pferde, mit breiten Füßen (wie ein Mann), nach Sitte der Morgenländer und Amazonen, daſelbſt ihren Einzug gehalten. Auch hat ſie damals ihre Tochter dem General (Capitano) Panos zur Ehe gegeben, welche Verbindung ihren Einfluß auf dem Feſtlande verſtärkte und zugleich dem ältern Kolokotroni den Beiſtand eines großen Anhangs in Spezzia verſchaffte. So war Bobolina zu gleicher Zeit eine Inſulanerin und doch Anführerin. Das ſchöne Bild aber, das ſich Mancher in dem Wahne, eine Heldin müſſe ſtets ſchön, großherzig und edel ſeyn, von ihr machen möchte, muß ich leider vernichten. Die Heldin Bobolina, die Hippolite des neunzehnten Jahrhunderts, iſt alt, roh, häßlich, plump, ohne Taille und geizig. Sehr unternehmend iſt ſie dagegen, ohne Zweifel, und hat nie ermangelt, ihren Geiſt auf vortheilhafte Unternehmungen zu wenden. So ſind z. B. zwei Münzen, zu Napoli di Romania und Spezzia, unter ihrem Schutze errichtet worden, in denen man vielfach türkiſche Piaſter nach zu prägen ſtrebte, welche dann als türkiſches Geld wahrſcheinlich in Aſien eingeführt wurden; gleiche Verſuche wurden mit den ſpaniſchen Dollars gemacht, aber nicht mit demſelben Erfolge; im Gewicht waren die falſchen Thaler meiſtens den ächten gleich, aber das Gepräge machte die Unterſcheidung leicht. Unter den Griechen ſelbſt erhielten jedoch dieſe Münzen überhaupt wenig Umlauf; denn dieſes geldbedürftige Volk prüft, um nicht betrogen zu werden, jeden Thaler ſehr ſorgfältig; auch kennt es den Betrug, den Bobolina verſucht, ſo daß es dieſem Gelde den Namen dieſer Frau beilegt; gleichwohl wird der Name derſelben ohnehin nicht vergeſſen und zum Sprüchwort werden. — Noch exiſtirt eine andere Heldin, deren Unnützenützigkeit es verdient, daß ich einige Worte von ihr ſage. Sie heißt Mando und iſt aus dem berühmten Geſchlecht Mauroyni, eine Einwohnerin, wenn nicht Eingeborene, von Miconi. Sie hat viele Soldaten bei der Belagerung von Tripolizza geſtellt und viel durch ihre Freigebigkeit zum Erfolg des Kampfes beigetragen. Die Früchte ihrer Unnützenützigkeit hat ſie geerndtet: das Haus, das ſie nahe bei Napoli beſaß und das den größten Theil ihres Vermögens umfaßte, wurde vor einiger Zeit von einem Haufen Soldaten heimgeſucht, geplündert und verbrannt; und zwar, ſo viel ich weiß, ohne Urſache und vollkommen ungeſtraft. Jetzt hat ſie ſich nach Tripolizza zurück gezogen. Demetrius Ypſilanti achtet ſie ſehr hoch; übrigens ſoll ſie groß, ſchlank, ohne Anmuth und etwa 35 Jahr alt ſeyn. — So ſind die Heldinnen des neuen Griechenlands; ihrer würdig ſind die hellenſchen Heiden. Theodor Kolokotroni war der Anführer der Klephtim, einer Räuberbande. Aus einer Familie berüchtigter Banditen ſtammend, hatte er, vor ſeinem Eintritt in den engliſchen Dienſt, in ſeinem erernten Handwerk bereits etwas perſönlichen Ruf erlangt und während ſeines Aufenthalts in Zante mehrere Monate die Schlächterei getrieben. Schon früh in der Revolution wurde er nach Morea berufen. Eine glückliche Schlacht in der Nachbarſchaft von Tripolizza gründete ſeinen Ruhm und die Plünderung dieſer Stadt bot ihm eine vortreffliche Gelegenheit dar, denſelben zu unterſtützen. Ein Theil ſeiner Bande, der Klephtim, erreichte allmählig mehrere Anhänger in Morea, und ausgezeichnete Männer, welche niemals Räuberei getrieben haben, ſchloſſen ſich derſelben an, Einige bloß aus Liebe zur Zügelloſigkeit des Kriegs, wegen ihrer Verbindung mit der Familie des Anführers, Andere aus Ehrgeiz und Habſucht. Dieſe Verbündeten wurden nicht ſelten Anführer und erlangten zum Theil einige Hochſchätzung und Anſehen, aber Kolokotroni war während des erſten Jahres der Inſurrektion der Abgott Aller, ungeachtet der Name des Ypſilanti in Morea unbegrenzten Einfluß beſaß."

(Der Schluß folgt.)

Nach italieniſchen Blättern ward unlängſt bei einem reichen Privatmann in Turin ein ſehr bedeutender Diebſtahl verübt. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß, obgleich der Diebſtahl in einer Nacht geſchah, zwei Vaſen darunter waren, deren Gewicht 1400 Pfund iſt! — Die Sache erinnert an die Geſchichte jenes Chineſen, der in einer Nacht zwölf coloſſale Figuren wieder auf ihr Fußgeſtelle brachte, die er einige Monate vorher hatte abnehmen laſſen, weil die Tartaren in das chineſiſche Reich ein zu fallen drohten. (Corsaire.)

Der erſte Spiegel, der in Venedig gegoſſen worden und der edeln polniſchen Familie Potocky gehört, wurde, nachdem er noch eine Zeit lang den Pallaſt des Landtages geziert, im verfloſſenen Jahre in Warſchau vom Blitz zerſchmettert. Die Stücke davon ſind ſorgfältig geſammelt und ſehr theuer verkauft worden. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 9. und Blatt der Ankündigungen Nr. XI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 9. 1825.

Beilage zum 46sten Blatte des Gesellschafters.

Gothische Schrift.

Die arme gothische Schrift! Schon wieder wird im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" (Dezember 1824 und Januar 1825) gejammert, daß sie der Henker noch nicht geholt hat, und die Buchhandler und Buchdrucker werden gefragt: warum sie das Urtheil der Kunstrichter nicht beachten wollen? Ja, das kommt vielleicht daher, weil die Kunstrichter nicht consequent sind in ihren Ansichten, und auch nicht einerlei Meinung, weshalb sie denn auch nicht überall konnen zu Rathe gezogen werden. Es gab namlich eigensinnige Leute, welche Zeter schrieen, als Didot seinen Lettern eine gefalligere, dem Kupferstich noch mehr als fruher sich nahernde Form gab, und die meinten, die verschwundene antike Form der lateinischen und griechischen Lettern sey eher bei zu behalten gewesen, als auf die leidige gefallige Form zu sehen; nicht zu gedenken, daß diese verfeinerten Schriftzeichen die Augen ruinirten. Jetzt aber sind dergleichen Eigensinne dermaßen auf die gefallige Form der Buchstaben versessen, daß fur die englisch-gothische Schrift — obgleich sie gewissermaßen antik ist — durchaus an keine Gnade zu denken ist. Von der ihr verwandten-sogenannten „Schwabacher Schrift" ist keine Rede, obwohl sie unlaugbar plumper aussieht und die sogenannten Versal-Buchstaben derselben wenig und nur durch verjahrten Gebrauch deutlicher sind, als jene.

Hat da der Verf des Aufsatzes im „Allgemeinen Anzeiger" ein Kochbuch sich kommen lassen, und thut nun, als sey er ungewiß, ob er auf dem Titel „Baustrau" oder „Mauskrau" statt „Hausfrau" zu lesen habe. — Was giebt mir der Vers., wenn ich ihm ein ABC-Buch nachweise, woraus er auch das gothische Alphabeth kennen lernen kann? Denn leider wird nicht nur, gegen des Verfassers Behauptung, die Anwendung der fraglichen Schrift immer allgemeiner, sondern auch sein naiver Rath für das liebe Publikum: von nun an kein Buch zu kaufen, dessen Titel durch Monchschrift verunstaltet sey, dürfte schwerlich beachtet werden, wenn das Buch nur sonst gut ist — weil kein Vernünftiger von einem wackern Lehrer nichts wird lernen wollen, darum, weil er gerade die Grille hat, ein Kleidungsstuck an sich zu tragen, welches Manchem geschmacklos erscheint. — Lassen wir doch dergleichen kleine Dinge vorüber gehen, ohne uns zu ereifern: es giebt ja wohl Wichtigeres genug zu besprechen und zu bessern!

E. M.

Nachschrift. Wenn man auch im Allgemeinen die gothische Schrift zu Titel-Zeilen gern hat, so wird man doch gestehen müssen, daß einzelnen, namentlich Versal-Buchstaben, eine Umgestaltung, die zur Deutlichkeit hilft, sehr nöthig ist. Bei der letzten Kunst-Ausstellung in Berlin hatte ein Kalligraph ein hübsch geschriebenes Blatt ausgehängt, auf welchem in gothischen Versalien, wie sie gewöhnlich sind, ein gereimtes Sprüchlein zu lesen war. Ich selbst, mit den Schriftzeichen bekannt, entzifferte nur mit Mühe die Kunstschreiberei, und fünf oder sechs ganz gebildete Freunde waren nicht im Stande, auch nur eine Zeile zu lesen, weil einzelne Buchstaben in ihrer Vieldeutigkeit die Worte zu Räthseln machten. Da dies den Zweck der Schriftzeichen völlig zerstört, läßt es sich unmöglich gut heißen. Gß.

Bemerkungen.

1. Es ist bekannt, daß die Engländer nicht selten sich große geographische Irrthümer zu Schulden kommen lassen. Ein ergötzliches Beispiel solcher Art findet sich in „Werner der Verirrte", einer Novelle, aus den Canterbury tales, welche dem Lord Byron zu seinem, unserm Goethe dedicirten Trauerspiel „Werner" bewog. Hier spielen die Hauptscenen an der nördlichen Grenze Schlesiens in einem kleinen Städtchen. Von diesem Orte aus flieht Graf Siegendorf, mit Weib und Kind, in einem Einspanner und langt Abends zu Leipzig an, von wo er seinen Weg nach Karlsbad, wohin er eigentlich strebte, fortsetzt. Nimmt man nun auch die der Stadt Leipzig zunächst gelegene Grenze Schlesiens, wie es im siebenzehnten Jahrhundert war — denn in jener Zeit spielt die Novelle — als die gemeinte an, so ist die Entfernung mindestens gegen 20 Meilen; der Weg über Leipzig nach Karlsbad aber, wenn man von Schlesien kommt, ungefähr so gewählt, als wenn man, wie dies ein berühmter Tragiker behauptete, den Weg von Dresden über Leipzig nach Berlin als den nachsten bezeichnet. — In eben diesem Werke ist die Idee köstlich, daß eine gewesene Militair-Person in Deutschland Macht habe, Jedweden ohne Umstande zu arretiren, um so erbaulicher aber, da eine ehemalige Militair-Person einen Feind vorzüglich eben wegen dieser Machtvollkommenheit fürchtet.

2. Der „Gesellschafter" hat sich schon oft das Verdienst erworben, auf Verstöße gegen Rechtschreibung und Sprachfehler aufmerksam zu machen. Ich bin überzeugt, daß dergleichen Bemerkungen wenigstens hin und wieder Gutes stiften. In meinen Augen ist es eine größere Schmach für einen Deutschen, „die Liebe vor sich", als „amor ante se" zu schreiben, dergleichen aber begegnet selbst Besseren! So halte ich es für passend, hier auf folgende Beispiele aufmerksam zu machen.

In einem Jahrgange der „Urania" von Brockhaus (1822 oder 1823) finden sich in Gumtram's Erzählung: „Die Nebenbuhlerin ihrer selbst", folgende fast unglaubliche Verstöße:

S. 434: mit ein paar.

S. 438: um haben wünschen zu können.

S. 439: Ich muß erst Ihrer Folgsamkeit und von Ihrer Klugheit gewiß seyn.

S. 440: Lassen Sie uns aus diesem lustigen Gewühl entfernen.

S. 453: mit eben so viel Witz.

S. 454: die Achtung vor sich selbst.

S. 459: führte einen Schritt weiter auf der geistigen und körperlichen Entwickelung.

Wenn bei uns ein Primaner auf gleiche Weise lateinisch schriebe, so würde er fürchten müssen, nach Secunda oder Tertia

zurück gesetzt zu werden; so aber schreibt ein Deutscher dergleichen Schnitzer für ein Taschenbuch deutsch, und man läßt es passiren. O. v. D.

Ein Paar Worte und noch mehr mit dem Herrn Clarus von der Feuerlilie.

Muß ich doch schon wieder mit einem nächtlichen Ritter aus meiner Vaterstadt eine Lanze brechen und zwar dieses Mal mit dem Herrn Clarus von der Feuerlilie. Daß ich es auch noch wagen kann, stets mit offenem Visir und undurchanzertem Leibe gegen so eisenfeste wohlgeharnischte Männer in die Schranken zu treten und so tollkühn mein Leben in die Schanze zu schlagen! Wäre ich nicht ein so anspruchsloser Streiter, ich könnte mir Etwas in den Kopf setzen und mich gar für einen Descendenten des Ritters Bayard halten. Wahrlich, die Arroganz wäre groß, doch nicht größer als die, womit meine in Nebel gehüllten Mitbürger ihre Stimme öffentlich erheben; denn, bin ich auch nicht, wie jener gallische Musterritter, ohne Tadel, so bin ich doch ohne Furcht, wo es gilt, die Wahrheit zu reden. Ich weiß wohl, der Stempel dieser Münze ist abgeschliffen, und die Münze selbst außer Cours gesetzt; ich weiß, daß der, welcher sie feil bietet, fast wie ein Falschmünzer sein Leben verpont hat, und so habe ich nicht die Unwahrheit geredet, wenn ich, die Wahrheit redend, mich ohne Furcht nenne. Doch wohin verirre ich mich? Nicht von mir wollt' ich ja reden, und dennoch war ich so eitel, bis hieher nur mich hervor zu streichen. Mag immerhin diese Einleitung da stehen, damit der Leser merke, wie schwer mir der Entschluß wird, zu widersprechen, und wie leicht ich ihn fasse, wenn er das Gute befördern und die Wahrheit an's Licht ziehen soll. — Die 13te Nummer der „eleganten Zeitung" (21. Januar 1825) enthält, unter mehreren Notizen von Hannover, ein Urtheil über unsern Hrn. Kastner. Ein Urtheil? hatte ich nicht richtiger gesagt, einen Urtelspruch? O gewiß, Hr. Clarus von der Feuerlilie, sonst ein ganz billiger Herr oder Herr von, hat hier seine Feuerlilie, gleich einer verheerenden Brandrakete, in die Brust eines wackern Mannes und wahrlich unter den Sängern sehr verdienstlichen Künstlers unbarmherzig geschleudert; er hat nicht geurtheilt, sondern so imperatorisch abgeurtelt, als wäre er des thracischen Oeagrus leiblicher Sohn: „Herr Kastner ist gar kein Tenor" — damit bricht der Hr. Clarus dem Sänger den Stab: das war hart! Konnte mit solcher laconisch-kathegorischen Rede jeder Kritiker frei durchschlüpfen, wehe dann dem Künstler! — und wie würden die Stümper jauchzen. Gründe, mein Hr. Clarus, Belege für einen solchen herrischen Ausspruch hatten der Sentenz auf dem Fuße folgen müssen. Sie halten doch nicht etwa Ihre Behauptung, daß des Hrn. Kastner's Stimme dumpf, klanglos und in der Höhe fistelartig sey (falls wir auch dieser Meinung beipflichten könnten), für die treuen Bürgen Ihrer Anklage? Mit allen diesen Gebrechen, wären sie auch wirklich vorhanden, könnten Sie höchstens den Hrn. Kastner einen schlechten Tenoristen, aber nie gar keinen Tenoristen nennen. Sie sagen freilich am Schlusse: „Die Stimme des Publikums gab dasselbe Urtheil, indem man laut aussprach, daß für 1400 Thlr. Jahrgehalt die Direktion uns etwas Besseres hätte schaffen können." Schwerlich werden Sie mit solchen Gründen auch nur vor dem Scherwenz eines Dorf-Cantors, viel weniger noch vor dem Richterstuhle der musikalischen Welt bestehen; das vox populi ist heut zu Tage der Lastträger aller anmaßenden Meinungen geworden; hinter dieser colossalischen Brustwehr will sich die Kritik Stich- und Hiebfest machen. Sie kann aber nicht immer auf diesem Wege frei durchpassiren; unter dem Haufen erhebt auch einmal ein Anderer die Stimme und spricht: ich bin auch ein Mitglied des Publikums, und ich, so wie mein Nachbar zur Rechten und zur Linken, wissen nicht ein Wort von Allem, was Sie uns in den Mund legen wollen, da ist denn der Schlagbaum zugezogen — der Wanderer steht am Stabe gelehnt und kann nicht weiter. Darum Gründe und abermals Gründe; dieses sind die wohlvisirten Pässe, womit wir vor jeder artistischen Polizei bestehen und durch die ganze Welt passiren können. Glauben Sie ja nicht, mein verehrter Hr. Clarus, daß ich um den Hrn. Kastner zu vertheidigen hervor getreten sey; ich kenne den Hrn. Kastner, außer dem Gebiete der idealischen Bühnenwelt, kaum von Angesicht; das Recht zu vertheidigen, das ist's, was mich an mein Pult führte; und wenn ich dieses, nicht unbelegt mit Gründen, aufrecht zu erhalten strebe, dürfen Sie mir weder Vorlautigkeit noch Unberufenheit zum Vorwurf machen.

„Herr Kastner ist gar kein Tenor" — dieses Thema ist's, welches durchgeführt werden muß. Wer, wie er, die Romanze aus „Joseph", diesem Probierstein der Tenor-Sänger, mit voller Bruststimme singen kann; wer die Arie im „Opferfest": „Was ist der Tod" ohne Falsettöne durchführt; wer, wie er, das g, selbst das as, mit gleichem Ansatz in den Mitteltönen aus reiner Brust schwellend vorträgt, der muß seinen Rang als Tenor-Sänger in der „eleganten Zeitung" behalten, wie er ihn in der ganzen eleganten Welt, wo Gesang und Gesang-Schule dem Gesetz der Kunstregeln unterworfen ist, behaupten wird. Ob aber des Hrn. Kastner's Tenor-Stimme lauter und klangreich sey, das ist ein anderer Gegenstand der Kritik, der einer näheren Prüfung unterzogen werden soll. Ich gestehe Ihnen gern, daß die Stimme des Hrn. Kastner's in mancher Oper nicht die hellsönendste, die lauterste, ja sogar, wie Sie selbst sagen, dumpftönig und gleichsam belegt war. War sie dieses aber auch in allen Partieen? Könnten Sie es dem Sänger abstreiten, daß er oft in derselben Partie mit klarer Stimme aufgetreten sey, und erst am Schlusse rauh und heiser wurde? oder umgekehrt? Sollte nun dieses zeitige Uebel nicht darin etwa liegen, daß dem stets im Süden zu leben gewohnt gewesenen Sänger das nordische Clima nachtheiliger als Ihre Kritik sey? — Alle diese Fragen hatten Sie sich billig zuvor selbst machen müssen; Sie waren humaner mit dem Hrn. Kastner verfahren und würden nicht gesagt haben: „Er ist gar kein Tenor!" Nur dieser Machtspruch ist's, bei dem ich Ihre Kritik fest halte, alles Uebrige, als „die kleine Figur", „das jüdische Ansehen" und der Ausdruck: „wenn er Schauspieler zu seyn scheint", sind Paraden, wobei Sie das Rappier so schwankend führen, daß ich es Ihnen gleich aus der Hand schleudern kann, wenn ich mit der Contre quart repostire: daß Garrick und Lekain mit kleinen Körpern als große Heroen einher schritten, daß die noch lebenden berühmten Tenoristen Braham in England, Daginardi in Italien und unser vaterländischer Wild, mit großen Sanggaben kleine Körpergestalten unbeschadet verbinden; daß die meisten Physiognomien der Italiener und Franzosen, obgleich mit den jüdischen Gesichtsbildungen nahe verwandt, jenen Fremdlingen durchaus nichts von ihrem Künstlerwerthe rauben, und endlich, daß wohl wenigen Sängern so viel dramatisches Spiel und körperliche Gewandtheit zu Gebote stehen, als unserm Hrn. Kastner, der namentlich als „Johann von Paris" (worin sein erstes Auftreten schon ganz den feinen französischen aimable darbrachte) dieses Talent beurkundete. — Warum nun, Hr. Clarus, mit so schwachen Argumenten einen so starken Ausfall? Warum einem Manne so leichtfertig Ehre, Brod und Ruhm rauben wollen, um des eitlen Vergnügens, in ein öffentliches Blatt sein kunstrichterliches Talent zu Markte getragen zu haben, das doch, Gottlob! von einer Seite wenigstens noch menschlich geblieben ist, indem es sich gewaltig geirrt hat. Wollte ich nicht nur der Wahrheit, sondern dem Hrn. Kastner das Wort reden, ich könnte seine gründlichen musikalischen Kenntnisse, seine treffliche Gesang-Schule und mehrere seiner Talente, als seine ausgezeichnete Virtuosität auf der Geige, hervor streichen. Stillschweigend über-

geht ich indeß alle diese Eigenschaften und kehre stets zu meinem Thema zurück: „Er ist gar kein Tenor!“ — Damit Sie nun das Kühne dieser Behauptung in seinem ganzen Umfange zu würdigen kennen lernen, übergebe ich Ihnen zur gefälligen Ansicht, der Lesewelt hingegen zur geneigten Prüfung, den im vorigen Jahre von einem musikalischen Freunde mir eingehändigten aphoristischen Entwurf, der den Musikkennern vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn könnte und Sie überzeugen möge, was man Alles zu wissen nöthig habe, bevor man es wagen darf, auf die marmornen Tafeln der Kritik mit unauslöschlichen Zügen die Worte ein zu graben: „Herr N. N. ist gar kein Tenor!“

Litera scripta manet.

Hannover. Georg Harrys.

Aphoristischer Entwurf.

(Als Beilage zu Obigem.)

Tenorstimme wird diejenige Stimme genannt, die in dem Umfange von C, unter den Linien, bis zu dem G oder den Linien reicht; jedoch kann bei diesem Umfange nicht einmal das Daseyn einer Tenorstimme vorausgesetzt werden. Es giebt Baritons, selbst Baßstimmen, die mit geübtem Uebergange in die Hals-, Kopf- oder Falsetstimme eben diese und noch mehr Höhe erreichen. Dieser Uebergang geschieht, wenn die Stimme nach den natürlich folgenden Registern ausgebildet wird, auf solchen Tönen, die die Organisation der Kehle dazu bestimmt. Die Tiefe jeder Stimme ist Halsstimme; beim Tenor wird der Uebergang meistens wie in dem Diskant nach der höheren oder tieferen Lage der Stimme fast auf denselben Tönen fühlbar; der hohe Tenor geht bei Fis, G, Gis und A; der Mezzo-Sopran, wie die tiefern Tone, bei F, Fis, auch G, aus der Halsin die Bruststimme über. (Künstliche Uebergänge werden auf verschiedene Art geübt). — Keine Bruststimme hat ohne künstliche Ausbildung mehr als fünf reine Brusttöne (Sprechtöne im Gesange), die bis D, Es, höchstens E steigen, von da an werden die Töne, durch Vereinigung der Brust mit der Halsstimme, den Brusttönen gleich gebildet und erreichen beim wahren Tenor die Höhe bis G zum fortwährenden Gebrauche und mit einigem Aufwande das As, auch A. Obschon diese Stimmen in den höheren Tenorlagen nicht ohne Anstrengung erhalten werden können, so gehören sie doch allerdings in die Cathegorie der Tenore. Nicht der Umfang der Töne, sondern die Lage der Mittel- oder Bruststimme bestimmt für ihre Qualität. — Außerordentlich glückliche Stimmen-Anlagen haben oft einen weit größeren, doch nur scheinbaren Umfang in der Bruststimme, der aus der natürlich leichteren Vereinigung der Register erfolgt. — Jedoch in der Uebung der Stimmenbildung kehrt jede Stimme in ihre organische Lage zurück, bis sie wieder künstlich ausgebildet und erweitert wird. — Eine tiefer liegende Stimme wird vermöge ihrer Fülle und Weichheit, eine höher liegende Stimme durch ihr imponirendes Eindringen zu dem Ohre sich entwickeln. — Der Charakter der der Brust naher liegenden Stimme eignet sich daher, wegen den sonoren Mitteltönen, mehr für den Situations- und Seelengesang. Hr. Wild, Großherzoglicher Kammersänger, mag für diese Behauptung als Beleg dienen. Die höhere, mit den Brusttönen vereinigte Halsstimme spricht ihre Bravour in brillanter Manier- und Galanterie-Gesängen aus. Hr. Gerstäcker, Churhessischer Hof-Sänger, mag hier als Vorbild dargestellt werden. Dieses sind Stimmen-Individualitäten, die sich in ihren natürlichen Anlagen bewegen und wirken.

Die Italiener haben in ihrer Schule eine Stimmen-Uebung, womit sie die Register bis zum möglichsten Umfange vereinigen, so daß die Klassen der Stimmen-Anlagen, die man bei Naturalisten oft deutlich wahrnimmt, verschwinden; dennoch aber bleibt die Natur der Stimme, von welchem Umfange sie auch sey, dem Ohre des Kenners eine Diskant-, Alt-, Tenor- oder Baßstimme, nach der Lage ihrer Mitteltöne. Diese Uebungs-Methode ist für die italienische Gesangsweise, die meistens in ausgedehnten Manieren, Melodieen und Coloratur-Verzierungen zu wirken hat, die zweckmäßigste; jedoch ist für den deutschen klassischen Gesang, so z. B. hauptsächlich für eine Tenor-Partie in Mozart's Opern, erforderlich, die Naturstimme (Mittelstimme) möglichst zu erweitern, um mit den gleichklangenden Tönen (das heißt, in dem reinen Umfange der Bruststimme, die bis G und As erweitert werden kann), die gedachten Situations-Aufgaben zu lösen.

Es ist eine Ungereimtheit, die Natur einer Stimme über ihre Gränzen erweitert zu verlangen und die Stimme selbst, nach einem oft uneigentlichen oder unnatürlichen Umfange, zu beurtheilen. Fünf charakteristische Tone, schulgerecht ausgebildet, können die Qualität einer Stimme und ihren Werth behaupten; daher wird, wie bereits von den Stimmen-Lagen erwähnt worden ist, auch der wahre Tenor aus den Mitteltönen (Brusttönen) von G bis D (wo der Uebergang zwischen D, Es, E eintritt) und den höheren homogen gebildeten F, Fis, G erkannt. Jede höhere Lage nähert sich der Hals- oder Kopfstimme und gehört oft ein solcher Tenor in die Cathegorie des Contra-Alts.

* * * p.

1825. No. XI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

„Die Biene“

Original-Zeitschrift für Literatur und Kunst,

redigirt von

J. F. Haafelinger d. J. und B. Wolff, Dr.

Von dieser Hamburgischen Zeitschrift, deren Tendenz es ist, durch poetische und prosaische Original-Beiträge aus dem Gebiete der Literatur und Kunst den gebildeten Ständen Unterhaltung zu gewähren, sind so eben die Monatshefte Januar und Februar 1825 erschienen. Der Jahrgang kostet auf den Posten und im Buchhandel 15 Mk. Hamb. Cour. oder 5 Thlr. sächs., wofür wöchentlich zwei Bogen gr. 8. geliefert werden. Alle Löbl. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an: letztere wenden sich gefälligst an Hoffmann und Comp.

in Hamburg.

Herabgesetzter Preis.

Mehrere an mich ergangene Anforderungen, die Chronik des neunzehnten Jahrhunderts von

Bredow und Venturini im Preis herabzusetzen, veranlassen mich zu folgender Erklärung:

Von dem 1sten bis 5ten Bande, welche die Geschichte von 1801 bis 1808 enthalten, muß der bisherige Preis von 15 Thlrn bleiben, weil der Vorrath sehr geringe ist. Dagegen will ich die folgenden 12 Bände von 1809 bis 1820, oder den 6ten bis 17ten Band, welche bisher 36 Thlr. kosteten, wenn sie zusammen genommen werden, auf unbestimmte Zeit, auf 24 Thlr. herabsetzen. Um aber auch denen gefällig zu seyn, denen nur einzelne Bände fehlen, werde ich jeden von diesen 12 Bänden einzeln um ¼ wohlfeiler lassen, als der Ladenpreis war, wofür sie durch jede solide Buchhandlung zu erhalten sind.

Altona, den 1. März 1825.

J. F. Hammerich.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Ballenstedts Urwelt.

Ein Wort freimüthiger Prüfung und versuchter Ehrenrettung der ältesten biblischen Urkunden, von einem Preußisch-Sächsischen Landprediger. 8.

Preis: 15 Sgr., 12 Gr., 48 Kr.

Anzeige.

Mit dem Anfange des Jahres 1824 hat die unterzeichnete Buchhandlung den Debit folgender periodischen Schrift, welche eben so durch das Interesse als die Nützlichkeit ihres Gegenstandes, die Aufmerksamkeit jeder Behörde der Länder des deutschen Staatenbundes und des Publikums verdient, übernommen:

Beiträge

zur

Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei.

Herausgegeben vom

Polizeirath Merker in Berlin.

Es erscheint davon regelmäßig jede Woche, und zwar am Donnerstag, eine Nummer von einem halben bis anderthalb Bogen in Quart: jeder halbe Jahrgang bildet ein Heft, wozu ein Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß geliefert wird.

Jedes Heft kostet in Berlin 2 Thlr., der ganze Jahrgang also 4 Thlr.

Wir hoffen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses höchst nützliche Unternehmen zu erregen.

Berlin, im Januar 1825.

Maurersche Buchhandlung.

Bei Tob. Löffler in Mannheim sind so eben folgende interessante Romane erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Stilling, Heinr., Leben der Theodore von der Linden. Neueste Orig.-Aufl. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hugo von Wulferdingen, oder die Zerstörung der Teufelsburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Vom Verfasser Adolphs von Bomsen, Ulfos von Freysingen u. s. w. 8. 1 Thlr.

So eben ist bei August Oswald in Heidelberg und Speier erschienen:

Vor- und Nachschule des geographischen Unterrichts für die Jugend und zur Wiederholung für Erwachsene

von

M. Desaga.

8. Preis: 24 Kr. rhein. oder 6 Gr. sächs.

Wir dürfen auf die ausgedehnte Anerkennung der von dem Herrn Verfasser herausgegebenen teutschen Sprachlehre, von welcher in kurzer Zeitfrist vier Auflagen erschienen sind, seiner Anleitung zum Kopfrechnen und zum schriftlichen Rechnen bauen, indem wir das Publikum mit diesem neuen Geschenk seiner Feder bekannt machen, und dürfen auch für diesen viel bearbeiteten und zum allgemeinsten Bedürfniß gewordenen Zweig des menschlichen Wissens seinem Büchlein den Vorzug versprechen, welchen die faßliche Darstellung und Gründlichkeit seinen übrigen verschaft haben. Der Preis ist so billig gesetzt, daß auch der wenigst Bemittelte ihn leicht erschwingen kann, und dennoch werden wir bei direkten Bestellungen von wenigstens 12 Exemplaren noch besondere Erleichterungen eintreten lassen.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Vierhundert Stammbuch-Aufsätze

aus den vorzüglichsten Dichtern gesammelt. Zweite Sammlung. 12. Geheftet: 7½ Sgr. oder 27 Kr.

Diese 2te Sammlung enthält 300 deutsche, 50 französische und 50 lateinische Stammbuch-Aufsätze. — Von der ersten Sammlung, 200 Aufsätze enthaltend, sind ebenfalls noch Exemplare zu haben.

In unserm Verlage ist erschienen:

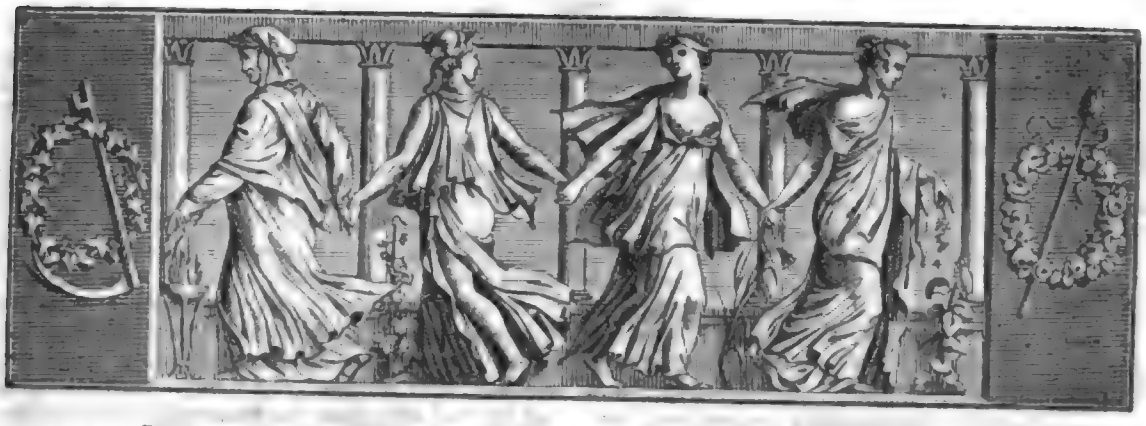
Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 23. März. 47ſtes Blatt.

Eine Probe
aus der poetiſchen Sammlung: „Blumen auf das Grab der Schauſpielerin Luiſe v. Holtei".

XXXIII.

Eine Stimme hör' ich krächzen
„Wider die Theaterluſt";
Phariſäiſch hör' ich ächzen
Schlagen an die hohle Bruſt;

Aber keine Töne dringen
Aus dem leeren Raum an's Licht,
Worte — Worte nur erklingen,
Frömmelnde Verzückung ſpricht.

Hätt' er blühend Dich geſehen,
Wie die Blume auf der Au',
O wie wohl wär' ihm geſchehen,
Hätt' er Dich geſehen — Frau!

Dich, Luiſe, reines Weſen,
Die voll Liebe für die Kunſt
Sich die Bühne auserleſen,
Reich begabt durch Gottes Gunſt.

Die naturfromm und geſellig,
Sanft, beſcheiden, tugendſam,
Gott und Menſchen wohlgefällig,
Selbſt dem Neid den Stachel nahm.

Die in viel' verſchiedne Rollen
Lebend ſich hinein gedacht,
Und dabei das edle Wollen
Eig'nen Herzens ſtets bewacht.

Die durch mannige Gefahren
Unbefangen, ſchuldlos ging,
Nie den Kopf in jungen Jahren
Heuchleriſch darnieder hing.

Das verdient ein lautes Loben,
Wenn bei Lockung eitler Welt,
Sich in allen ſchweren Proben
Ein Gemüth ſo rein erhält.

Aber wer dem Glück, dem Uebel
Dieſer Erde ſich entrückt,
Kaum noch über ſeine Bibel
In den Drang des Lebens blickt;

Wer zu ſeufzen, beten, dulden,
Sich in Frömmigkeit begräbt,
Der kann freilich nichts verſchulden,
Weil er eben nichts erlebt.

Blaß ſein Antlitz, kalt die Wange,
Nie durchglüht vom Morgenroth
Heil'ger Künſte, iſt er lange —
Noch am Leben — lange todt.

Du, im Grabe, lebſt, Luiſe,
Und dein Ende, ſanft und mild,
Gab vom ſchönſten Paradieſe
Reinen Sinns ein ſchönes Bild.

Du, der Bühne angehörig
Und der Tugend, Theure! biſt —
Hier auf Deinem Grabe ſchwör' ich —
Sel'ger als der Pietiſt.

Karl v. Holtei.

Malli[illegible] und Delida.

(Schluß.)

Das ſchwarze Gewölbe — ja, das war eigentlich, wie meine Nachrichten beſagen, ein Tempel, der, nicht weit von Labek's Wohnung, in einem Gebüſch von Cypreſſen, Trauerweiden und Hängebirken ſtand. Von

außen war er ganz mit schwarzem Marmor bekleidet, von innen aber — je nun, das wissen wir nicht, denn wir sind zur damaligen Zeit noch nicht todt gewesen. Dieser Tempel war stets verschlossen, und von zwölf Mann bewacht. Hier ruhten die Ueberbleibsel des königlichen Hauses; Niemand durfte hinein gehen, als die Träger des Sarges, die sich aber sogleich entfernen mußten. Außerdem hatte nur der oberste Arzt und Priester, und wen dieser aus seinem Stande zur Hülfe ausgewählt hatte, Zutritt.

Die Leichen standen nur so lange im obern Saal, bis die Einbalsamirung vollendet war, dann wurden sie in die unteren Grüfte gesenkt. Ein Thor von Westen her wurde geöffnet zum Empfang der heiligen Ueberreste; durch das Thor gegen Süden oder Norden trat der Ober-Priester mit seinen Gehülfen ein, allein das gegen Osten blieb stets verschlossen, und öffnete sich, nach der Sage der Wachen, nur von innen, wo sie zuweilen, um die Zeit des Vollmondes, eine wunderbare Gestalt in einem flimmernden Gewande hinaus gehen und nach dem dichten Walde hatten schweben sehen, wo sich der Eingang zu den Regionen des höheren Lebens befinden sollte. Daher war dieses Thor nie von Wachen besetzt. Nur mit Schauder erblickten diejenigen, die an den übrigen Thoren standen, die nächtliche Erscheinung, fielen nieder auf ihr Angesicht und beteten in Demuth an.

Dorthin wurden nun Malim's und Delida's Leichen gebracht. Beide waren nur scheinbare Leichen. Ladek's Kunst hatte sie auf keine andere Weise vor der eigennützigen Wuth des Beherrschers zu retten gewußt, als daß er ihnen einen Trank gab, der zwar dem abgematteten Körper Ruhe und Erholung verlieh, aber während drei Tagen dem in aller Frische fortlebenden Körper eine vollkommene Aehnlichkeit mit einem Leichnam gab. Nur Delida wußte um das Geheimniß, doch Malim hatte es Ladek, wegen seiner zu heftigen Leidenschaft, nicht an zu vertrauen gewagt.

Malim erwachte zuerst. Wie groß sein Erstaunen gewesen, sich selbst in einem Sarge und wenige Schritte von ihm einen andern Sarg zu sehen, in welchem auch eine Leiche zu ruhen schien, kann sich der Leser leicht vorstellen. Er erhob sich von seinem Lager, fühlt sich von neuer Jugendkraft belebt, nahet sich dem andern Sarge und erblickt seine Delida in scheinbarem Todesschlaf: und ob wir gleich versichern können, daß er Shakspeare's „Romeo und Julie" nimmer gelesen hatte, weil dieser etwa acht und ein halbes Jahrtausend später geschrieben hat, so suchte er doch nach einem Dolch, aber vergebens. Endlich erwachte auch sie, die ihm Alles war; er sank an ihre Brust und erfuhr nun erst, daß er auf Ladek's Veranstaltung durch einen scheinbaren Tod seine Geliebte für sich hatte retten müssen. Wie es aber nun weiter werden sollte, das wußten die beiden Liebenden nicht. Jetzt trat der gute Vater hinzu, feierte mit ihnen die seligsten Augenblicke der neu erwachten Liebe, und indem er ihnen die Vorräthe zeigte, die seine Sorgfalt hierher geschafft hatte, wählte er dasjenige für sie aus, was in ihrer jetzigen Lage am schnellsten zu ihrer völligen Erholung beitragen konnte. Dann verließ er sie, und empfahl ihnen Mäßigung in allen Dingen.

Solche Tage und Nächte waren wohl in diesem Trauerhause, welches beinahe vor zweitausend Jahren war erbaut worden, nimmer verlebt. Fünf Tage darauf stieg, nach Untergang der Sonne, der volle Mond am Himmel auf. Kurz vor Mitternacht sahen die Wachen des südlichen und nördlichen Thors zwei in schimmernden weißen Atlas gekleidete Gestalten über eine schmale Brücke schweben und sich im Dunkel des Waldes verlieren. Dort erwartete sie Ladek und führte sie in einem Wagen dem Gebirge zu. Er aber kam zurück, nachdem er sie mit einem treuen Begleiter weiter geschickt hatte, den sie nicht wieder durften zurück kehren lassen. Sie langten in fünf Tagen auf einem weitläuftigen Gute des Vaters an. Schöne Wälder und Gärten, herrliche Wiesen und Heerden, und treffliche Aussichten verschönten diese Gegend. Zum Empfange Malim's und seiner Gattin war Alles bereit, jedoch sie verschmähten die Pracht und lebten glücklich in der Einfachheit des Hirtenstandes fort.

Mehrere Jahre waren verflossen: liebliche Söhne und Töchter spielten um Malim und Delida her, als sie einst an den Grenzen ihres Thales durch einen Cedernwald einen zahlreichen Jagdzug herbei kommen sahen. Daß der Sultan in diesen Gegenden umher jage, hatten sie bereits vernommen. Furchtlos blieben sie stehen; aber wie erstaunten sie, als sich mitten aus der Menge ein einzelner Reiter zu ihnen wandte und ihnen zurief: „Malim und Delida, kennt Ihr Jussuf noch?" — Mit einem Freudengeschrei eilten sie ihm entgegen: er sprang vom Pferde in ihre Arme. Ladek hatte Jussuf, nachdem er zur Regierung gekommen, Alles vertraut, und er suchte hier seine lieben Geschwister auf, um sie in die Herrlichkeit seines Pallastes und seiner Gärten wieder zurück zu führen.

„Mein theurer Bruder!" sprach Malim; „in Deiner und Vater Ladek's Nähe möchte ich gern leben, aber die Ruhe dieser Flur und diese Unschuldswelt können wir unmöglich dorthin verpflanzen. Darum bitte ich, laß' uns hier in den schattenreichen Myrtenlauben, welche immerfort grünen. Gesundes Brod bäckt Delida selbst für uns, sie selbst bereitet die Milch und liest die schönsten Früchte für uns aus. Auch hat die Gottheit unsere Heerden gesegnet. Fröhliches Leben und friedsamer Genuß leuchtet uns überall ent-

Digitized by Google

gegen. Bleibe einige Tage bei uns, mein Bruder, wir werden, wenn Du von uns scheidest, Dein Andenken segnen, und Du kannst uns ja in jedem Jahre besuchen, um hier ein frohes Jagdfest zu feiern!" — „Nein, lieber Bruder!" entgegnete Jussuf; „ein solches Glück wäre wegen der Trennung nur ein halbes Glück. Wirst Du, holde Schwester!" fuhr er fort, indem er Delida anredete, „auch gegen die Wünsche Deines Vaters unerbittlich seyn? Auch er wünscht jetzt, da alle Gefahren verschwunden sind, in den Armen seiner Kinder zu leben und einst unter ihnen dahin zu scheiden, wohin die ewigen Sterne uns winken. Eure Genüsse in der stillen Natur werden auch dort Euch lächeln. Wollt Ihr bei mir nicht wohnen, so wohnt bei dem Vater Ladek. Auch dort sey die Heerde Eurer Sorgfalt anvertraut, auch dort sollen reizende Gärten und liebliche Weingeländer Euch umgeben. Ich werde oft bei Euch seyn, nie als Sultan, sondern als Freund und Bruder. Um unsere Tage zu verschönern, wird auch Elora, Delida's reizende Jugendgefährtin und Ladek's Nichte, mit uns dort weilen, denn sie ist künftig die Lebensgefährtin Eures treuen Bruders Jussuf!" — Delida sank in seine Arme; Thränen froher Hoffnung schimmerten in ihren Augen. Malim, der wohl sah, daß keine Hoheit und Pracht das Glück seines Jussuf sichern und erhalten könnte, wenn er sich ihm versagte, folgte ihm nach wenigen Tagen, und so wurden Personen, welche treue Liebe an einander kettete, schon unter dem Monde zum seligen Vereine wieder verbunden.

Carl Clover.

Bunte s.

Origenes sagte einmal: „Wer Jesus Christus die höchste Ehre geben will, der komme seinen Tugenden am nächsten. In Unschuld leben, das heißt: ihn feiern; Gerechtigkeit üben, heißt: ihm ein Weih-Opfer darbringen; sich des Bösen enthalten, das heißt: ihm das angenehmste Schenk-Opfer weihen; und einem Mitmenschen das Leben retten, das heißt: ihm das werthvollste Schlacht-Opfer darbringen!! — Das ist unsere Verehrung, das sind unsere Opfer! Der Gerechteste unter uns wird der Religiöseste seyn!!"

Hr. Joseph Muth (wenn wir nicht irren, Pfarrer) hat in einem Gedichte: „Ismael und Maria oder der Triumph edler Liebe" einige neue Wörter zu Tage gefördert. So sagt er z. B. gefühlig für fühlend und begünsten statt begünstigen.

Nikitas, ein griechischer Unter-Anführer (capitano), ist von so ungezügelter Tapferkeit, daß seine Soldaten, welche diese Tapferkeit wahrscheinlich durchaus nicht theilen, schon öfters genöthigt waren, ihn aus dem dichtesten Haufen der Feinde heraus zu hauen. Um dieser Unannehmlichkeit für die Zukunft zu entgehen, führen sie ihn jetzt jedesmal — gefesselt in das Gefecht, um so zwar seines Armes, nicht aber seines Rathes entbehren zu müssen.

Der Herzog von Charolois (legitimirter Prinz von Frankreich) fand einst den Herzog von Cosse-Brissac (aus einer der ältesten französischen Familien) bei seiner Maitresse. Entrüstet wies er ihm die Thür und rief ihm zu: „Sortez!" (Heraus!) — Der beleidigte Brissac erwiederte: „Monseigneur! Ihre Vorfahren würden zu mir gesagt haben: „Sortons!" (Schlagen wir uns)!"

Einige Brocken aus einem Liebes-Wörterbuche. Abwesenheit verringert eine schwache Leidenschaft, aber verstärkt die starke. So löscht der Wind ein Licht aus, und wehet ein Feuer zur stärkeren Flamme an! — Die Kokette ist wie eine Katze, die sich mehr als uns lieb hat. — Beständigkeit ist die Chimäre der Liebe! — Eine Thräne im Auge der Schönheit ist so schön, daß die Liebe fast Bedenken trägt, sie durch einen Kuß hinweg zu trocknen! — Es ist ein großes Unglück, nicht geliebt zu seyn, wenn man liebt; aber ein noch größeres Unglück ist es, leidenschaftlich geliebt zu seyn, und nicht wieder lieben zu können!

Die Eingeborenen in Virginien hatten einen so hohen Begriff vom Schießpulver, und waren so begierig, das wenige, was sie erhalten konnten, bei sich zu vermehren, daß sie es säeten, und hundertfältige Ausbeute erwarteten. (Eben so hielt man den ersten in Norwegen verpflanzten Rosenstock für Mose's feurigen Busch.)

In Warlingham, in Surrey, findet noch immer ein Gebrauch statt, der (wie so viele andere) an die heidnische Feier des Pomona-Festes erinnert. Im Frühjahr laufen die Knaben in die Gärten, und peitschen die Apfelbäume, damit sie reichlich tragen. Dann kommen sie in die Häuser und halten einen kleinen Korb hin, worin die Hausfrau dieses oder jenes Speisewerk spendet.

Hr. Dr. Serrius giebt in seinem Büchlein: „Das Wort des Herrn in Stunden des Gebets und der Erbauung" (Meissen, bei Gödsche) unter Anderem auch folgenden Vers:

„Millionen sinket stammelnd nieder!
In die Himmel fliege dieser Gruß:
Rührt die Harfen, Engel, singet Lieder:
Ihm, dem Weltenvater, diesen Kuß!"

Wenn man in einem Gelegenheits-Gedicht an irgend eine galante Schauspielerin den Kuß als eine wohlgereimte Zugabe braucht, so mag dies an seiner Stelle seyn; aber in einem religiösen Gedichte und in Hinsicht auf den Weltenvater scheint dies eine Blasphemie.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. (Schluß.) In Tripolitza machte unser Verfasser auch Kolokotroni's Bekanntschaft; er erzählt davon Folgendes: „Ich habe drei oder vier Mal das Haus des Kolokotroni besucht und von ihm wiederholte Versicherungen seiner Achtung für das englische Volk überhaupt und seiner Liebe für einzelne Personen desselben empfangen; und in der That hat er augenblicklich für mich mit einer trefflichen Wohnung, wie ich dieselbe nur wünschen konnte, gesorgt. Diese Versicherungen ergötzten mich, da der alte Kolokotroni, dieser alte Hippokrit, ein bekannter Anti-Engländer ist und öffentlich und immer die englische Regierung beschuldigt, sie wolle sich des Raths bemächtigen und Morea unterjochen. Seine Sitten aber, um es frei heraus zu sagen, sind von aller Urbanität entblößt, und auch sein Gesicht und sein Anzug sind gerade so, wie sie für einen Räuberhauptmann passen. Seine Hofhaltung scheint aus etwa funfzehn „Capitanen" zu bestehen, welche auf einem Sopha sitzen, das die Seiten seines Gemaches einnimmt; an den Wänden sieht man türkische Gewehre, Säbel und Pistolen als Zierrathen aufgehängt; die Capitanen aber waren eine so schmutzige, so wilderliche und so schlecht bekleidete Bande, als ich nie zuvor gesehen: jedoch der kläglichste Wicht, den ich unter ihnen wahrnahm, ist ein Papas oder Priester, der eine Frauenmütze und einen langen Bart trug, aber jetzt gleichfalls Soldat ist. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist nicht mehr als ein rothes Käppchen, doch fand ich Einige, die es für passend und anständig halten, sich mit einem großen und unförmlichen Turban zu schmücken. Kolokotroni nimmt nicht viel Rücksicht auf sie und steht selten auf, wenn sie herein kommen. — Den vierten Theil seines Saals nahm ein Haufen Soldaten ein, welche immerwährend standen; bei einigen Gelegenheiten fand es K. für gut, sie hinaus zu schicken. Sie gehorchten unwillig und langsam und in einigen Minuten kamen sie zurück, Zwei und Zwei, und nahmen ihren alten Platz ein." — Die hierauf folgenden Bemerkungen wird man mit vielem Interesse und Bedauern lesen. Die gewaltsame Umwälzung der Dinge hat manches Traurige hervor gebracht und namentlich auf die Moralität der Weiber sehr übel gewirkt. Wenn aber der Verf. bei Gelegenheit dessen, was er über den Kampf der Capitane und der Constitutionellen sagt, sich dahin äußert, daß die Griechen nicht ausdauernd im Kampfe seyen, daß sie nie kämpften, wenn sie es vermeiden können, außer wenn Stellung oder Zahl sie vorzüglich begünstigten, so scheint er, indem er diese Verfahrungsweise tadelt, nach unserer Ansicht sehr Unrecht zu thun; denn wir sehen vielmehr hierin eine gute Politik, deren Richtigkeit sich, trotz des inneren Zwistes, bewährt hat. — Diese Bemerkungen mögen hinreichen, auf dies, wie gesagt, im Ganzen interessante Werkchen aufmerksam zu machen.

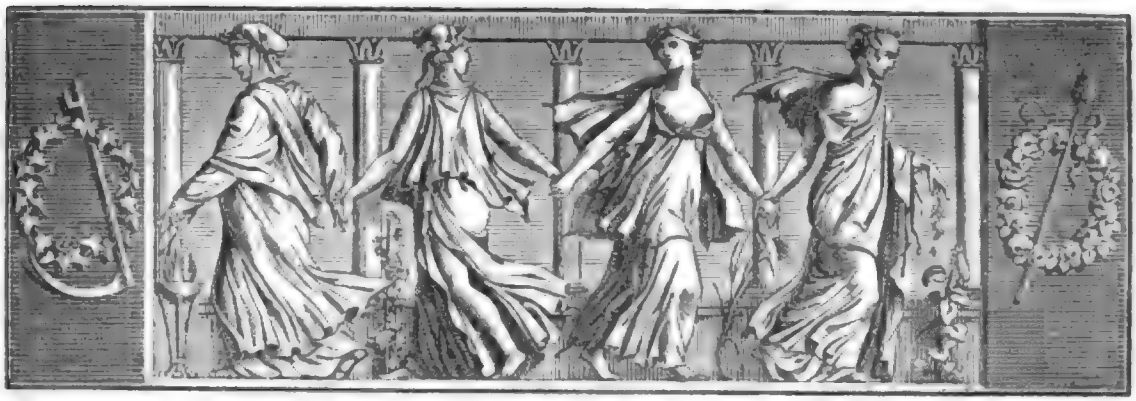
Madam Belzoni, die Wittwe des bekannten Reisenden, hat ein egyptisches Grabmal auf dem Leicester-Square zu London aufgestellt, und bereits für das schaulustige Publikum eröffnet. — Beethoven hat eine Einladung von der philharmonischen Gesellschaft und Carl Maria v. Weber bekanntlich eine gleiche von der Direktion des Covent-Garden-Theaters empfangen. Der Ruf, der Jenem — welcher jetzt, wie man sagt, an dem größten Unglück eines Tonkünstlers, an der Taubheit leidet — geworden, soll sich lediglich darauf gründen, daß die gedachte Gesellschaft den Mann von Person zu kennen wünscht, der sie durch seine Werke in jedem Jahr so vielfach in Entzücken versetzt hat. — Die neue Oper, welche Carl Maria v. Weber, wie man berichtet, für das Covent-Garden-Theater schreiben wird, soll sich auf die Fabel vom Oberon gründen. Man erwartet ihn hier bereits in der Mitte Aprils, wo er seine neue Oper in Person dirigiren soll. *) Dies würde für uns eine große Freude seyn, da wir wohl wissen, daß Maria v. Weber auf dem Continent und hier nirgends seines Gleichen in der Direktion des Orchesters hat. Bloß in Hervorbringung großer Effekte durch Combination mehrerer Instrumente ist er, unserer Meinung nach, von Beethoven übertroffen. Wenn das Sujet der neuen Oper gut ist, so wird sie gewiß von Wirkung seyn; denn das größte Lob, welches wir der Musik Weber's ertheilen können, ist, daß sie höchst charakteristisch und den Dichtungen äußerst angemessen ist; sein Genius aber ergötzt uns in wilden Scenen des Nordens, im Grandiosen, Schrecklichen und Feierlichen mehr, als bei sanften und sentimentalen Poesieen. Daher ist der „Freischütz", so wie „Kampf und Sieg", hier so sehr beliebt. Letztere Composition nimmt bekanntlich auf die Schlacht bei Waterloo und Wellington-Allusion Bezug und wurde, was bei deutschen Werken viel sagen will, bereits im Jahr 1816 unserem Könige zugestellt, welcher von allen Werken Weber's dies am meisten ehrt. Uebrigens wurde diese Composition zuerst am 25. d. M. (Febr.) auf dem Drurylane-Theater gegeben und mit ungeheurem Beifall aufgenommen. — Auch bei uns ist das Clima sehr gelind. Man hat in diesen Tagen bei Twickenham und in der Gegend von London bereits Schmetterlinge gesehen. Halfon.

*) Nach näheren Nachrichten wird Weber erst im Spätjahr in London erwartet. D. H.

Leipzig. Im Laufe des jüngsthin begonnenen Jahres sind schon einige unserer verdienstvollen Mitbürger uns durch den Tod entrissen worden. Am 10. Januar der Senior der hiesigen Buchhändler und Erbherr- und Gerichtsherr Engelhard Benjamin Schwickert, im 84sten Lebensjahre, ein sehr thätiger Mann, der es in seinem Geschäft, indem er ohne alles Vermögen, gleichsam von der Pike auf gedient, sehr weit gebracht und viele solide Werke verlegt hatte. Am 23. Januar starb Dr. Karl Friedrich Lenne, Beisitzer der medizinischen Fakultät, 63 Jahr alt, durch viele Schriften und Uebersetzungen, die größtentheils in Meusel's „gelehrtem Teutschland" aufgeführt sind, bekannt. Am 4. Februar (zu Gohlis, wo er privatisirte) der ökonomische Schriftsteller C. F. W. Berg, im besten Mannesalter, und am 9. März der ordentliche Professor der Mathematik, M. Karl Brandan Mollweide, der seinem Freunde Gilbert bald nachgefolgt ist. — Hr. Dr. Günther, der Aeltere, hat durch eine eben herausgegebene (bei Hartmann), reißend abgehende Schrift von zwei Bogen, worin er beweist, daß es für Sachsen insbesondere nachtheilig seyn würde, wenn die Gesetzgebung den Lieferungshandel verböte, der hiesigen und vielleicht der ganzen Kaufmannswelt ein vortreffliches Wundpflaster gestrichen, für das sie ihm in der That sehr vielen Dank schuldig ist. Würde bei uns der jetzt so lebhafte Verkauf der Staatspapiere auf Zeit verboten, so bekämen die Priester Merkur's einen argen Schlag. Daß eine solche Maßnehmung verderblich und dieser Handel, wenn er so, wie in Sachsen, betrieben wird, nicht so heillos und schädlich sey, als ihn dessen heftige Gegner neuerlich dargestellt haben, setzt Hr. G. in seinem „Gutachten" in das hellste Licht. Er hat sich aus Bescheidenheit auf dem Titel nicht genannt, sondern tritt da, nach jetzt beliebter Mode der Pseudonymität, als Philalethes auf. Warum nun aber pseudonym? Es giebt der Philalethes wohl zehn, wo nicht noch mehr, mit denen Hr. G. doch wohl nicht verwechselt zu werden wünschen wird. G.

Der dänische Romantiker Blicher, der jetzt einen so großen Ruf genießt, erhielt für sein erstes Werk 20 Thaler, für sein zweites 45 Thaler, für sein drittes 60 Thaler und so fort. Jetzt bringt ihm sein geringstes Buch 6 — 10,000 Thaler ein! (!) (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 25. März. 48stes Blatt.

Die sicilianische Monarchie. *)

Die sicilianische oder neapolitanische Monarchie besteht aus dem Königreich Neapel und der Insel Sicilien; früher ward sie das Königreich beider Sicilien genannt. Der jetzt verstorbene König hat die Regierung Siciliens mit der Neapels vereinigt, und nannte sich Ferdinand I., König des vereinigten Königreichs beider Sicilien. Vormals nannte er sich Ferdinand IV., König von Neapel.

Dieses Königreich ist vielleicht mehr, als irgend ein anderes, eine Ursach beständiger Kriege zwischen den verschiedenen Nationen Europa's gewesen. Die normannischen Abentheurer begründeten die sicilianische Monarchie im zwölften Jahrhundert, indem sie die kleinen Staaten Benevento, Capua und Salerno, so wie die Republiken Neapel und Amalfi, nach einander besiegten und die Griechen aus Apulien, die Saracenen aber von der Insel Sicilien vertrieben. Die deutschen Kaiser aus dem Hause Schwaben folgten den Normannen; die französischen Fürsten aus dem Hause Anjou entrissen dieses Reich den schwäbischen Herrschern; den Anjou's folgten die Arragonier und diesen die königlich-spanische Dynastie, welche Neapel durch Vice-Könige regierte. Die spanische Herrschaft in Sicilien, Neapel und der Lombardei, vom letzten Theil des sechszehnten bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, war, was alle spanischen Regierungen durch Bevollmächtigte in Amerika, Italien, Portugall und den Niederlanden, kurz überall stets gewesen, die bedrückendste von allen. In dem Successions-Kriege ward Neapel von den Oestreichern erobert, endlich aber wieder genommen von dem Infanten, Carl von Bourbon, späterhin Carl III. von Spanien, dem Vater des nun verstorbenen Königs Ferdinand und dem Begründer der herrschenden neapolitanischen Dynastie.

Auch in unsern Zeiten war Neapel der Schauplatz politischer Streitigkeiten. Im Jahr 1799 ward es von den französischen Republikanern erobert, welche dort eine Republik stifteten, die indeß schon im Juli desselben Jahres ihre Endschaft erreichte, und deren Fall mit dem Blute vieler Unglücklichen besiegelt ward, von denen viele zu den ersten Familien des Reichs gehörten. Die Geschichte jener Periode ist ein Gemisch von Greuelthaten, Thorheiten und romantischen Abentheuern.

Nach Neapel zurück gekehrt, behielt Ferdinand sein Königreich, jedoch unter der Aufsicht der Franzosen, welche einen Theil des Reichs besetzt hielten. Als im Jahr 1805 der Krieg zwischen Frankreich, Rußland und Oestreich ausbrach, wollte der neapolitanische Hof eine Diversion versuchen, weshalb englische und russische Truppen in Neapel landeten. Die reißenden Fortschritte Napoleons in Deutschland aber vereitelten die Pläne des neapolitanischen Cabinets, welches nun dem

*) Aus dem trefflichen, in englischen, französischen und deutschen Zeitschriften höchst rühmlich beurtheilten Werke: „Italien und die Italiener im Neunzehnten Jahrhundert", von A. Pieussieux, welches (aus dem Englischen übersetzt von G. Lotz) zur Ostermesse in der Vereinsbuchhandlung (Berlin) erscheint.

ganzen Zorne des Eroberers preis gegeben war. Zu Anfang des Jahres 1806 marschirte General Massena auf Neapel und eroberte dieses Königreich; der König Ferdinand hatte sich bereits nach Sicilien eingeschifft. Die Provinz Calabrien, welche auch bei der ersten Invasion nicht besetzt worden war, leistete indeß hartnäckigen Widerstand, und während zweier Jahre ward in jenen wilden gebirgigen Gegenden zwischen den Franzosen und den Calabresen ein blutiger Krieg geführt, der von furchtbaren Greueln begleitet wurde.

Unterdessen hatte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Neapel ernannt, der Letztere aber schien, wie alle Brüder Bonaparte's, nur schlecht geeignet, ein Land, zumal aber dieses Land, zu regieren. Er war zu sehr dem Vergnügen ergeben, und fortwährend waren seine Minister, besonders Saliceti, bemüht, ihn durch Berichte von Verschwörungen, die gegen ihn im Werke seyn sollten, zu ängstigen, hoffend, ihn dadurch zu noch größerer Strenge gegen seine Unterthanen zu bewegen. Dem zufolge fanden sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen, oft Hinrichtungen statt. Dennoch aber ward es im Königreiche keineswegs ruhig: Banden von Insurgenten, zur Hälfte Guerillas, zur Hälfte Räuber, überschwemmten die Gegend, und wurden von dem sicilianischen Hofe unterstützt, welcher Capri, Ponza und andere Inseln an der Küste in Besitz hatte.

Endlich im Jahr 1808 ernannte Napoleon, welcher Spanien erobert zu haben glaubte, seinen Bruder Joseph zum Könige dieses Reichs, unter dem pomphaften Titel eines Königs von Spanien und Indien. Das Dekret, durch welches er ihm diese neue Würde beilegte, ist ein bleibendes Denkmal von der ungeheuern Macht, zu der sich dieser außerordentliche Mann erhob, so wie von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Durch dasselbe Dekret ward Mürat, der bisherige Großherzog von Berg, an Josephs Stelle zum Könige beider Sicilien ernannt.

Joachim Mürat, ein Mann, dessen begebenheitsreiche Laufbahn und tragisches Ende einen merkwürdigen Zug in der Geschichte der letzten Kriege bilden, hat in Neapel keinen unbedeutenden Namen hinterlassen. Er war tapfer, offen und von Natur großmüthig; ungebildet, aber mit einem scharfen, durchdringenden Verstande begabt; er war eitel und prunksüchtig, zeigte aber dabei stets den würdevollen Anstand eines Kriegers. Solch ein Mann mußte den Neapolitanern gefallen, welche sich so leicht durch eine glänzende Außenseite blenden lassen. Nach der kurzen, aber bedrückenden Regierung Josephs und seines verhaßten Ministers Saliceti zum König von Neapel ernannt, ward Mürat gewissermaßen als ein Befreier dieses Landes betrachtet. Er schmeichelte den Vorurtheilen des Volks, hatte selbst auf offener Straße für dessen Beschwerden ein bereitwilliges Ohr; begnadigte mehrere der Unzufriedenen, welche sich geradezu gegen ihn vergangen hatten, beobachtete in den widerspenstigen Provinzen ein mildes versöhnendes System; unterhielt eine treffliche Armee, ein glänzendes Gefolge, einen prachtvollen Hofstaat, kurz, wäre er von seinem Schwager Napoleon unabhängig gewesen, er hätte in der That der Wohlthäter dieses Reichs werden können. So wie die Sachen aber standen, schaffte er zwar manche Mißbräuche ab, ermuthigte den Kunstfleiß und die Civilisation und traf in der Administration mehrere lobenswerthe Verbesserungen; aber er war gefesselt und gehemmt, er mußte wie Napoleon wollte, und so wurden denn auch unter seiner Regierung manche Gewaltthätigkeiten ausgeübt. Ein französischer militairischer Resident hielt sich fortwährend zu Neapel auf, um alle Schritte Mürat's zu bewachen, und um dessen Pläne zu durchkreuzen, so wie solche nicht mit dem Interesse des Kaisers Napoleon überein stimmten. Mürat war genöthigt, sich diesem zu unterwerfen, that er es gleich ungern; er hatte mehrere lebhafte Streitigkeiten mit seinem kaiserlichen Schwager, und seine Gemahlin Caroline war sogar genöthigt, sich nach Paris zu begeben, um den Zorn dieses Letzteren zu besänftigen.

Nach der Leipziger Schlacht nach Neapel zurückgekehrt, beschloß Mürat, die Gelegenheit zu benutzen, sich von einem nominellen zu einem wirklichen Könige zu erheben. Er öffnete seine Häfen, machte den kriegführenden Mächten friedliche Vorschläge, und schien fest entschlossen, sich von dem Continental-System ab zu wenden, welches er, wie er es den versammelten Kaufleuten öffentlich erklärte, weder für die Lage noch überhaupt für das Interesse des Königreichs Neapel angemessen hielt. Bald darauf aber begann er seine Unfähigkeit als Staatsmann an den Tag zu legen:

„Tel brille au second Rang qui s'éclipse au premier."

Sein Benehmen war falsch, sowohl gegen seinen Schwager, der sein Wohlthäter gewesen war, als gegen die verbündeten Mächte, die seine Beschützer werden sollten. In seinem Feldzuge am südlichen Ufer des Po, im Jahre 1814, zeigte er sich unentschlossen, und statt nach dem Traktat von Paris sich mit dem Königreich Neapel zu begnügen, fuhr er fort, die Provinz Ancona, woran er durchaus kein Recht hatte, besetzt zu halten; ja er begann sogar nach der Oberherrschaft über ganz Italien zu streben. So erregte er den Argwohn Oesterreichs und der übrigen verbündeten Mächte, denen er im Gegentheil eine gute Meinung von sich hätte beibringen sollen; und so fand er sich denn, als er im folgenden Jahre den unüberlegten und durch nichts zu rechtfertigenden Einfall in das nördliche Italien machte, in seinen ehrgeizigen Erwartungen überall getäuscht.

Nach einem kurzen und unglücklichen Feldzuge, während deſſen er zu ſpät gewahrte, daß er ſeine Macht und ſeine Hülfsquellen ſchlecht berechnet hatte, war er genöthigt, aus ſeiner Hauptſtadt zu entfliehen, dem Glanze eines Thrones Lebewohl zu ſagen, aus dem Schooße ſeiner Familie zu ſcheiden und, ein heimathloſer Wanderer, über Meer und Land umher zu irren. Anfangs verbarg er ſich an der Küſte ſeines Geburtslandes, Frankreich, dann ſuchte er Schutz in den wilden Bergen Corſika's. Dennoch aber lächelte ihm noch ein Hoffnungsſtrahl; hätte er den Eingebungen der Vernunft Gehör gegeben, er hätte doch noch wieder mit ſeiner Familie vereinigt werden können, um in ihrem Schooße in häuslicher Ruhe Erſatz für die verlorne Krone zu finden, die länger zu tragen ſein Haupt nicht beſtimmt war. Seine unbeſonnene Landung an der Küſte Calabriens machte allen ſeinen irdiſchen Ausſichten ein Ende — er ſtarb, wie er gelebt hatte, als Soldat. Sein Schickſal, welches große Theilnahme erregte, würde dieſelbe noch mehr verdienen, wenn die Begebenheiten vom 4. Mai 1808 zu Madrid, wo er als General-Lieutenant des Kaiſers befehligte, aus den Büchern der Geſchichte hinweg gewiſcht werden könnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cicero und die Typen.

Daß der Urſprung der Kunſt, mit beweglichen Lettern zu drucken, noch ſo im Dunkel liegt, rührt ohne Zweifel daher, weil man bei den allererſten Drucken die Abſicht hatte, ſie für Handſchriften gelten zu laſſen. Das typographiſche Bewandtniß wurde alſo auf alle mögliche Art maskirt; ſelbſt Fauſt verkaufte ſeine Bibel als Handſchrift, daher man ihn, weil die auffallende Gleichheit der verſchiedenen Exemplare nicht begriffen werden konnte, für einen Zauberer hielt, weshalb er auch aus Paris flüchten mußte. Aus dieſem Grunde wird auch dieſer Fauſt mit dem berüchtigten Schwarzkünſtler oft genug verwechſelt, welcher um dieſelbe Zeit lebte, und ein Charlatan und Taſchenſpieler im Würtembergiſchen war. Gar nicht läugnen läßt ſich, daß die Chineſen ſchon viel früher im Beſitze der Buchdruckerkunſt waren, und wenn man einwendet, daß ſie ja noch jetzt mit unbeweglicher Schrift drucken, ſo vergißt man die Unmöglichkeit, bei ihren 80—90,000 Schriftzeichen anders als ſtereotypiſch zu drucken. — Nahe waren auch ſchon die alten Römer der Buchdruckerkunſt, da ſie in Geſchirre Inſchriften mit einzelnen Buchſtaben eindruckten. Am frappanteſten iſt aber eine Stelle in Cicero's „De natura deorum" (Buch 2, Cap. 37), welche lautet: „Ich weiß nicht, warum Jemand nicht auch glaubt, aus den 21 Buchſtaben, wenn man unzählige aus Gold oder irgend einer andern Maſſe beſtehende Formen derſelben auf die Erde würfe, könnten die Geſchichtbücher des Ennius ganz leſerlich hervor gehen!" Aber ohne Druckpapier: was hätten die Römer mit dieſer Erfindung gemacht? — Sie würden auch ſchleunigſt dieſes Druckpapier erfunden haben.

Fr. G.

Deutſche Aſſonanzen.

Vierte Intonation.

—i—

Lied.

O Marianne, ſüße Kleine,
Weine nicht — o weine nicht,
Da Natur ſo liebevoll mit
Zauberbanden dich umflicht!

Immer toſen nicht die Stürme,
Immer raſ't nicht Fluthen-Grimm,
Und das Wetterglas des Lebens
Zeigt nicht immerdar auf ſchlimm.

Zu dem gold'nen Sonnenmeere
Schau' empor von blum'ger Trift,
Blick' in Mondes Silberſchimmer,
Lies der Sterne Wunderſchrift.

Waget auch zu Gletſchers eiſgen
Höh'n dein zarter Fuß ſich nicht:
Doch wie droben, ſo hienieden,
Waltet Liebe, waltet Licht!

D'rum, Marianne, ſüße Kleine,
Weine nicht — o weine nicht!
Da Natur ſo liebevoll mit
Zauberbanden dich umflicht.

Höre, wie durch Hain' und Wälder
Des Gefieders Chor erklingt,
Schau die bunte Heerd' am Hügel,
Wie ſie lebensluſtig ſpringt;

Lauſche, wie um zarte Liebe
Philomele flötend wirbt;
Wie verſteckt in duft'gem Mooſe
Sehnſuchtvoll die Grille zirpt;

Schau, wie Fiſchlein durch die Wellen
Sanften Murmelbaches ſchifft,
Hin zum Strome, ſonder Bangen,
Ob Gefahr es dort betrifft;

Sieh, wie Alles, was da lebet,
Sich erfreu't in Lieb' und Licht:
D'rum, Marianne, ſüße Kleine,
Weine nicht — o weine nicht!

Mit des ſüßen Stromes Wellen
Ungern bitt're Fluth ſich miſcht:
Darum halt' am Springquell munt'ren
Lebens dir das Herz erfriſcht!

Dann enthebt dem Fluthenſpiegel
Lieb' entzückt und engelmild,
Wonn'erbebend, Wonne gebend
Sich dein lieblich Unſchuldsbild.

So, Marianne, ſüße Kleine,
Weine nicht — o weine nicht,
Da Natur ſo liebevoll mit
Zauberbanden dich umflicht!

Bärmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Vor Kurzem ist in den Kreis unserer Bildungsmittel eine Anstalt eingetreten, die sich um so mehr Theilnahme versprechen darf, da sie das oft gefühlte Bedürfniß eines literarischen Vereinigungpunktes auf das Vielseitigste befriedigt, nämlich das von dem Besitzer der Arnoldschen Buchhandlung am 1. Februar eröffnete Museum. Die Anstalt ist nach einem solchen Plane angelegt, daß sie dem Gelehrten, dem Weltmann, dem gebildeten Geschäftsmann die bequemste Gelegenheit darbietet, sich mit den vorzüglichsten deutschen und ausländischen Zeitschriften bekannt zu machen. Es fehlt hier zwar seit Jahren nicht an Anstalten, welche politische und wissenschaftliche (aber freilich nur deutsche) Zeitschriften den Liebhabern zusenden; aber ein Museum von dem Umfange, wie das eben eröffnete, hat seit 1806 nicht bestanden, und es übertrifft das früher von demselben Unternehmer gestiftete an zweckmäßiger Einrichtung und Reichhaltigkeit. Der Zweck der Anstalt ist, jedem Gebildeten eine schnelle Uebersicht der journalistischen Literatur in ihren bedeutendsten Produkten zu gewähren, und zugleich Gelegenheit zur Ansicht der wichtigsten Neuigkeiten im Buch- und Kunsthandel zu geben. Man findet täglich zu jeder Stunde im Lesezimmer über 25 deutsche, französische, englische und italienische politische Zeitungen, über 50 Tageblätter und Wochenschriften, mit Einschluß der wichtigsten kritischen Blätter in denselben Sprachen, und über 60 Monat- und Vierteljahr-Schriften, worunter man keine bedeutende deutsche vermißt, und mehrere der vorzüglichsten in französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache zählt. Es ist bei der Auswahl der Zeitschriften der beiden letzten Classen zwar von dem Grundsatz ausgegangen, vorzüglich solche auf zu nehmen, die ein encyclopädisches Interesse haben, wie es der Zweck der Anstalt zunächst fordert, aber es fehlt dabei auch keineswegs an periodischen Schriften, die zunächst einer Wissenschaft gewidmet sind, und man findet daher mehrere vorzügliche naturwissenschaftliche, medizinische, forstwissenschaftliche, militairische, theologische und juristische Journale, kurz man dürfte nur wenige Zeitschriften von allgemeinem Interesse vermissen. Der Unternehmer hat seit der Eröffnung der Anstalt die Zahl der in der ersten Ankündigung für dieses Jahr versprochenen Zeitschriften nicht unbeträchtlich vermehrt, und dadurch den Beweis gegeben, daß er zur Vervollkommnung des Instituts Alles aufbieten will. Die Benutzung der Zeitschriften wird durch eine Auswahl von Sachwörterbüchern, encyclopädischen Werken und andern Hülfsmitteln zum Nachschlagen, die man in demselben Zimmer findet, noch erleichtert. In einem Nebenzimmer, das zugleich als Sprechzimmer und, so viel der Raum erlaubt, auch zur Ausstellung von Kunstwerken dienen soll, werden die vorzüglichsten neuen literarischen Erscheinungen, Kupferwerke, Karten, zur Ansicht ausgelegt. Auch sind hier die bedeutendsten Produkte der neuesten französischen Literatur zu sehen. In zwei andern Zimmern findet man alle neueren und viele älteren Musikalien zum Verkauf und Durchspielen, wozu ein Paar Flügel aufgestellt sind. Die Anstalt steht im Sommer von 8, und in den Winter-Monaten von 9 Uhr früh bis 9 Uhr Abends ununterbrochen offen, und bietet Jedem Gelegenheit zur bequemsten Benutzung. Die Bedingungen sind für die reiche Spende, die hier vorliegt, sehr billig. Es läßt sich gar nicht zweifeln, daß in einer Stadt, wo immer viel Sinn für höhere Bildung war, und seit einem Vierteljahrhundert ein, gegen frühere Zeiten erhöhtes literarisches Bedürfniß auch einen umfassenden literarischen Verkehr veranlaßt hat, diese treffliche Anstalt die ermunterndste Unterstützung erhalten werde, und diese Hoffnung wird durch die lebhafte Theilnahme, die sie in der kurzen Zeit ihrer Dauer schon gefunden hat, auch verbürgt. Jedem Fremden und Einheimischen steht für ein Mal der unentgeldliche Besuch frei. **.

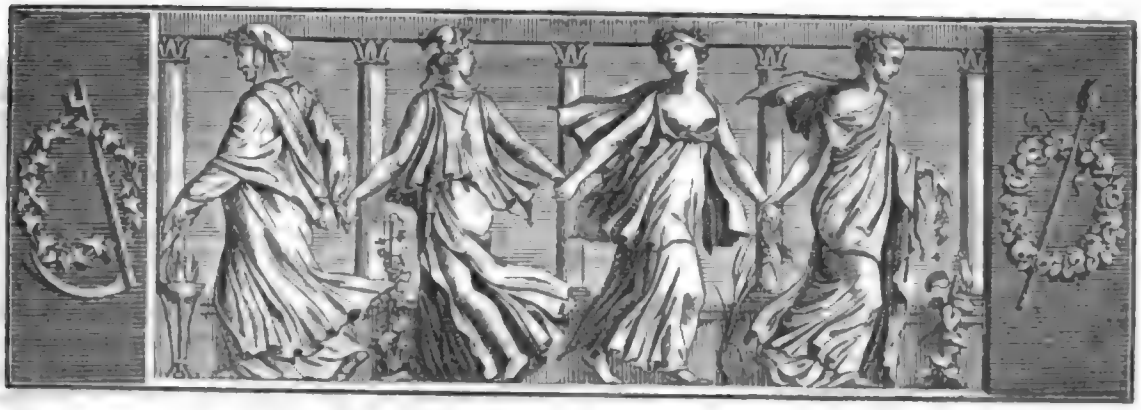
Die anglikanische Kirche — sagt ein französisches Blatt — ist das auffallendste Beispiel von dem künstlichen Stande der Dinge in Großbrittannien. Sie ist politisch stark und mächtig, als öffentliche und bürgerliche Institution betrachtet; aber als religiöse Institution ist sie so gut wie Nichts. Schon ihre erste Einrichtung war verkehrt; denn sie war calvinistisch in ihren Lehrsätzen, und lutherisch, ja sogar halbkatholisch in den hierarchischen Formen ihrer Regierung, und nahm unter dem berüchtigten Land die Socinianische Lehre auf, d. h. den modernen Deismus. Clarke und Tillotson, obgleich Parteigänger der politischen Reform (so wie ihr Vorgänger es von der Lehre der absoluten Gewalt gewesen war), behielten den Socinianismus bei, und schufen daraus den wahren Geist der anglikanischen Kirche, einen Geist, wovon ihre berühmtesten Doktoren nachher nie wieder abgewichen. Es geht daraus hervor, daß diese Kirche ihre politische Existenz außer aller dogmatischen Basis positiver Natur festgestellt hat. Politisch ist sie Alles, intellektuell Nichts. Gleichwohl wählte sie gerade ein solches Terrain, um sich gegen einen doppelten Feind zu wehren: die Sektirer eines puritanischen und methodischen Protestantismus, die sie von allen Seiten überflügeln, und die Parteigänger des Katholizismus, die schon ziemlich weit vorgerückt sind, und sich täglich neuer Vortheile bemächtigen. Die Fiktion, auf der das politische Gebäude der herrschenden Kirche beruht, seit der Glaube derselben nicht mehr der Grundstein davon, sondern durch den Deismus ersetzt worden ist, wird unaufhörlich durch die radikale Partei bloßgestellt, die sich auf ihre Menge stützt und genug treuer Echo's selbst unter den Whigs der Gemeinde-Kammer findet. (Drapeau bl.)

In einer großen Abhandlung „über die Mittel zu schaden", von Cornelius Viperas, kommt Folgendes vor: „Ein großer Mann pflegte zu sagen: „Ich liebe als ein guter Hasser!" Diese Worte werden ewig die Seele eines Samuel Johnsons ehren. — Man hat schon oft den Dank als etwas Besonderes gerühmt; genau genommen ist er aber nichts weiter, als eine umgekehrte Rache. Dank ist das Gedächtniß eines schwachen, feigen Herzens; aber die Rache, die Tochter des Hasses, ist das unbesiegbare Gedächtniß eines großen, furchtbaren Herzens; es ist der Dank der Wuth! — Einige herrliche Mittel zum Schaden sind beiläufig: seinen Feind übermäßig loben; namentlich lobe man, was Jemand nicht hat. (Pandore.)

In einer Monarchie (sagt Gaulh), welche Preßfreiheit genießt, giebt es immer zwei Kräfte, die sich der Hoffnung Aller darbieten, selbst in der Voraussetzung, daß die erhaltenden Institutionen durch dreiste Agenten der Gewalt gefährdet würden; das ist: der König und die öffentliche Meinung! — Der König, der das Gute will, und die öffentliche Meinung, die das Böse verhindern kann, sobald sie sich nur weder durch Faktionen, noch durch Parteien bestechen läßt. Das beste Mittel, wie die öffentliche Meinung eine interessirte Richtung vermeiden kann, ist, sich immer wohl zu unterrichten und sich eine genügende Ueberzeugung von den zu berathenden Gegenständen zu verschaffen, die bezahlte Federn gar zu gern in's Dunkel stellen. (Journ. d. Déb.)

Die Engländer haben doch immer den Vorzug der Originalität. Ein Ideologe aus Southampton hat sich das Vergnügen gemacht, 14.000 (?) Flaschen mit 6000 (?) Exemplaren der Universal-Geschichte füllen und diese Flaschen in einige der tiefsten Höhlen Grönlands versenken zu lassen. Sollte also jetzt einmal unser Erdball wieder überfluthet werden, so schwimmen jene Flaschen obenauf, und überbringen den nachfolgenden Geschlechtern die Geschichte der zeitigen Welt, die ihnen sonst eben so verborgen bleiben würde, wie sie uns von der Zeit vor der Sündfluth ist. Warum war Vater Noah nicht eben so vorsichtig? — Um wie Vieles wüßten wir da mehr!! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 26. März. 49ſtes Blatt.

Lieder von Julius Curtius.

Es kann nichts Schön'res beiſammen ſeyn,
Als Freundſchaft, Liebe, Geſang und Wein.

1.

Das alte Jahr entflieht geſchwind
Und ſendet, was es gehegt und bewacht,
Das junge Jahr, ein blühend Kind;
Und über ſchneeigen Fluren lacht
Der Mond in ſeiner Silberpracht:
Es iſt die heilige Sylveſternacht,
Wo jeder junge freudige Trinker wacht.

Da tret ich hinaus, ein rüſtiger Mann,
Und ſchwinge hoch den Feuer-Pokal,
Unter Gottes freiem Himmelsplan,
Und ſing' ein Lebehoch tauſend Mal,
Und es klingt durch Berg und Felſenthal
In vielgeſchwätzigem Wiederhall,
Und freudig, wie Trompeten und Paukenſchall.

Es ſchaukelt und gaukelt die Natur,
In meinem Becher ſchwimmt die Welt
Mit aller webenden Kreatur,
Und was ſie Freudiges enthält:
Es ſpiegelt ſich d'rin das Himmelszelt,
Und rauſchet d'rin der gewaltige Belt,
Das Flammenlicht, das den Tag und den Geiſt erhellt.

Und drei Mal in der Nachtmuſik,
Schwing' ich um's Haupt den goldenen Wein
Und ſtürz' ihn dann mit jubelndem Blick
In meine Kehle taumelnd hinein,
Dem kußlichen Liebchen ſtill und fein,
Dem lieben Freund, der edel und rein,
Dem hellen quellenden Lied und dem luſtigen Wein.

2.

Der Wein iſt gar eine ſchöne Gabe,
Und ich freue mich hoch, daß ich ſie habe;
Wo im Glaſe perlet der blinkende Wein,
Da kann kein ſauer Geſichte ſeyn:
Bei'm dugelnden läutenden vollen Pokal,
Da flieht des Herzens unendliche Qual:
Dem Freunde g'radüber mit Gläſerklang,
Das Liebchen im Arme mit Kuß und Geſang!

Der Freund iſt gar eine ſchöne Gabe,
Und ich freue mich hoch, daß ich ſie habe;
Wo der Freund auf der Stirne die Sorge ſieht,
Da iſt er um Hülf' und Troſt bemüht,
Und gält es Leben, Gut und Blut,
Er ſetzt es d'ran mit frohem Muth;
Und Freundeskuß in banger Noth,
Er ſchafft den dürſten Mann zum Gott.

Das Liebchen iſt gar eine ſchöne Gabe,
Und ich freue mich hoch, daß ich ſie habe;
Und wäre mein Kummer noch ſo lang,
Und wäre das Herz mir noch ſo bang,
So wie mich küßt ihr roſiger Mund,
Da bin ich an Leib und Seele geſund;
Doch Freund und Liebchen und goldener Wein,
Sie können nicht immer bei mir ſeyn.

Das Lied iſt gar eine ſchöne Gabe,
Und ich freue mich hoch, daß ich ſie habe;
D'rin leben die Liebe, der Freund und der Wein,
D'rum muß es der beſte Tröſter ſeyn;
Und wo ich wandl' und wo ich geh',
Und es thut mein armes Herz mir weh:
Da ſing' ich ein Lied aus voller Bruſt,
Und es kehret die alte Jugendluſt.

3.

O Freundschaft, süße Gabe,
Wie Gold und Liebe rein,
An deinem Pilgerstabe
Kann ich geborgen seyn.

Und meine Freuden alle
Verdoppeln sich in dir,
Und wo ich weil' und walle,
Da lächelst du zu mir.

Mein Trauern hat ein Ende,
Es flieht vor deinem Blick,
Du führest mich behende
Zu Freud' und Lust zurück.

Und über Tod und Grabe
Soll ich verbunden seyn! —
O Freundschaft, süße Gabe,
Wie Gold und Liebe rein.

Die sicilianische Monarchie.

(Fortsetzung.)

Zum zweiten Mal ward nun Ferdinand wieder als König von Neapel eingesetzt, und in mancher Rücksicht erfüllte derselbe auch das, nach seiner letzten Rückkehr aus Sicilien gegebene Versprechen, alles Geschehene vergeben und vergessen zu wollen. Viele der oberen und unteren Beamten, die unter Murat angestellt worden waren, blieben in ihren Aemtern; ein Umstand, worüber sich die sogenannten Royalisten, welche das Schicksal des Königs Ferdinand getheilt hatten und ihm nach Sicilien gefolgt waren, lebhaft beklagten. Der Monarch aber schien entschlossen, ein besänftigendes System zu befolgen; dennoch aber vermehrte sich die Unzufriedenheit fortwährend, man beschwerte sich besonders über die hohen Abgaben, und am 2. Juli 1820 brach förmlich eine Revolution aus. Eine zu einem in Nola, unfern Neapel, einquartirten Regimente gehörende Escadron, einen Lieutenant an ihrer Spitze, erklärte sich zuerst für eine constitutionelle Regierung. Sie verließ ihren Posten und schlug den Weg nach Avellino ein, dem Hauptquartier der dritten Militair-Division, welche die Provinzen Capitanata und Principato Ultra umfaßte. Viele Soldaten, so wie eine große Anzahl von Einwohnern aus Nola, Salerno und andern Orten, vereinigten sich sofort mit ihr. Aus der Hauptstadt wurden ihnen zwar unverzüglich einige Truppen entgegen gesandt; da man aber denselben ebenfalls nicht recht traute, hielt man es für rathsam, offene Feindlichkeiten zu vermeiden. Am Abend des 5. Juli brach General Pepe, der Befehlshaber der dritten Militair-Division, welcher sich gerade zu Neapel befand, mit einem Dragoner-Regiment nach Avellino auf, und erklärte sich ebenfalls öffentlich für eine constitutionelle Regierungsform.

Dieser entscheidende Schritt überzeugte das Cabinet von Neapel, daß für den Augenblick jeder Widerstand fruchtlos seyn würde. Dem zufolge ward am 6ten im Namen des Königs eine Proklamation erlassen, in welcher der Monarch versprach, die Wünsche seines Volks zu erfüllen, und binnen acht Tagen die Grundlage zu einer repräsentativen Verfassung öffentlich bekannt zu machen.

Was die Ursache dieser plötzlichen außerordentlichen Begebenheit war? — Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß eine große Anzahl von Individuen aus den verschiedensten Provinzen, worunter besonders viele Eigenthümer von Ländereien, eine Veränderung des Regierungs-Systems und eine Verminderung der Abgaben wünschten. Die geheime Gesellschaft der Carbonari hatte in dem Königreiche schon mehrere Jahre selbst zu Murat's Zeit bestanden; ja sie ward von seinen Ministern verfolgt und, wie es scheint, damals eben deswegen von dem Hofe zu Palermo begünstigt. Nach Ferdinand's Rückkehr aber wurden die Carbonari, welche sich zu einer constitutionellen Verfassung hinneigten, von der Regierung mit argwöhnischen Blicken betrachtet. Schon im Jahr 1817 hatten sich Symptome der Unzufriedenheit in der Provinz Puglia, besonders aber zu Lecce, einer bedeutenden, unfern des adriatischen Meeres gelegenen Stadt, gezeigt. Ernsthafte Maaßregeln waren ergriffen worden, diese Unruhen zu stillen, unterdessen breitete sich der Verein der Mißvergnügten immer mehr und mehr aus, und eine große Anzahl von Civil- und Militair-Beamten ward Mitglieder desselben. Salerno war der Vereinigungspunkt dieser geheimen Verbindung.

Die Proklamation der spanischen Constitution zu Anfang des Jahres 1820 erregte in Neapel die Aufmerksamkeit der Liberalen um so mehr, da dieses Reich mit Spanien durch lange Gewohnheit, mannigfache Erinnerung und durch die Verwandtschaft der Monarchen beider Länder gewissermaßen verbunden war. Sie beschlossen demnach, da es ihnen an einem Modell zu einer freien Constitution fehlte, die so eben proklamirte in Spanien an zu nehmen, erklärten, noch vor der von dem Könige anberaumten achttägigen Frist, daß sie die neue Regierungsform Spaniens auch für das Königreich Neapel am geeignetsten hielten, und nöthigten den Monarchen, am 7ten die Constitution der Cortes von 1812 an zu nehmen.

Ein neapolitanisches Parlament ward zusammen berufen, und Sicilien aufgefordert, dazu die gehörige Anzahl Mitglieder zu senden; die Sicilianer aber wünschten zwar ebenfalls eine constitutionelle Regierungsform, wollten aber gern ihre Verwaltung für sich und ein eigenes Parlament haben; denn Sicilien, sagten sie, sey ja stets als ein für sich bestehendes Königreich betrachtet worden. Das neapolitanische Parlament wollte indessen nichts davon hören; unterdessen

herrſchte in Sicilien Anarchie, waren gleich mehrere wackere Sicilianer bemüht, dem unregelmäßigen Treiben ihrer Landsleute Feſtigkeit und Ordnung zu geben. Im Monat September ward von Neapel aus eine Expedition gegen Palermo geſandt, welche ſchöne Stadt auch, nachdem zuvor mehrere Gefechte vorgefallen, capitulirte; die Artikel der Capitulation aber wurden von der conſtitutionellen Regierung zu Neapel nicht ratifizirt. Der Befehlshaber der neapolitaniſchen Truppen auf Sicilien, General Floreſtano Pepe, ein Bruder des bereits erwähnten Offiziers gleichen Namens, ein Mann von Verſtand, Geſchicklichkeit und Ehrgefühl, äußerte in einem würdevoll abgefaßten Briefe, in ernſten Ausdrücken, dem Könige ſein Mißvergnügen und weigerte ſich, den ihm angebotenen Orden an zu nehmen, indem er ſagte: „Daß, da die Verſprechungen, die er zufolge der ihm ertheilten Befehle den Sicilianern gegeben habe, nicht erfüllt worden wären, er ſich genöthigt ſähe, die ihm zuerkannte Belohnung ab zu lehnen, indem er ſich nur auf dieſe Weiſe die Achtung der Sicilianer erhalten könne, deren edelmüthiges Vertrauen in ihn er nie vergeſſen werde.“ — Der ſicilianiſche Prinz Villa Franca, welcher bei dieſer Gelegenheit als Vermittler gehandelt hatte, ſchrieb ebenfalls eine kräftige Proteſtation gegen das, was er eine Verletzung der Capitulation nannte.

Die Revolution auf Sicilien und die Expedition gegen Palermo waren übrigens nur Epiſoden in dem politiſchen Drama der neapolitaniſchen Revolution, und erregten daher in Europa eben keine beſondere Aufmerkſamkeit. Sie hatten indeſſen einen böſen Einfluß auf die conſtitutionelle Regierung zu Neapel, welche ſich ſelbſt ſchwächte, indem ſie die Sicilianer ihrem Intereſſe entfremdete.

Die Begebenheiten von außen, welche das Schickſal der Conſtitution von Neapel entſchieden, ſind weltbekannt. Die Abreiſe des Königs im Dezember 1820 nach Laybach, der Beſchluß der verbündeten Monarchen im Januar 1821, der Marſch der öſtreichiſchen Truppen durch die päpſtlichen Staaten im Februar, die Proklamation des Königs Ferdinand vom 25. deſſelben Monats, wodurch er ſeinen Unterthanen gebot, die öſtreichiſchen Truppen als ſeine Freunde und Verbündete zu betrachten, dies Alles führte eine ſchnelle Criſis herbei.

Am 16. Februar ward General Pepe zum Befehlshaber des zweiten, in den Abruzzi's ſtehenden Armee-Corps ernannt; General Carascoſa erhielt den Befehl über das erſte Corps, welches bei San Germano ſtand, und die Oeſtreicher führten nun ihre Macht dem Erſteren entgegen. Es ſcheint, daß General Pepe, als er den Ort ſeiner Beſtimmung erreichte, gefunden, daß es dort an Allem fehle, um eine Armee zu erhalten. „Ich hatte“ — ſagt er in ſeiner im September 1821 von London aus an ſeinen König gerichteten Relazione degli avvenimenti politici e militari — „nur acht Bataillons regulairer Truppen und 200 Mann Cavallerie, womit ich eine Linie von 150 Meilen behaupten ſollte, ohne daß ich wußte, von welcher Seite uns der Feind angreifen würde. Es fehlte mir an Vorräthen und an Mitteln, ſolche herbei zu führen: es war kein Magazin, kein Geld vorhanden; nur einige in der Eil zuſammen gerafte Bataillons der Miliz ſtießen zu mir, ſie waren nur mit Vogelflinten bewaffnet, hatten weder Bayonette noch Mäntel und dies Alles im Februar und in den ſchneebedeckten Abruzzi's u. ſ. w.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdoten und hiſtoriſche Züge.

Eine Franzöſin ſchrieb an ihren Mann: „Ich ſchreibe Ihnen, weil ich nichts zu thun habe; ich ſchließe, weil ich nichts zu ſagen habe.“

Frau de Deffont ſagte von Montesquieu's berühmtem Werk „über den Geiſt der Geſetze“, es wäre esprit sur les loix.

Es iſt merkwürdig, daß Nachkommen Carl's des Erſten von England und Cromwels, im vierten Grade, ſich mit einander verheiratheten, wenigſtens nach Sir Robert Walpole's Verſicherung.

Der Miniſter Walpole erzählt, das Stück, welches er in ſeiner Sammlung von Seltenheiten am höchſten ſchätze, ſey die ſilberne Glocke, womit die Päpſte die Raupen zu verfluchen pflegten. Abbildungen von Raupen, Schmetterlingen und allerlei Inſekten verzieren die Glocke und ſind mit großer Kunſt gearbeitet, denn das Ganze iſt ein Werk Benvenuto Cellini's.

Ein Mädchen heirathete einen ihrer vielen Liebhaber. „Sie hat vier und zwanzig Groſchen gegen einen Thaler verwechſelt!“ ſagte eine Dame.

Der Herzog von Orleans, der Regent, hatte vier Töchter, die man die vier Todſünden zu nennen pflegte. Ein Witzbold ſchrieb auf ihrer Mutter Grab: „Hier liegt der Müßiggang“ — bekanntlich aller Laſter Anfang.

Der Herzog von Marlborough war krank. Seine Gemahlin, herriſch und ſehr böſe, drang in ihn, eine Medizin zu nehmen, und rief mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit: „Ich will mich hängen laſſen, wenn ſie nicht hilft!“ — „So nehmen Sie die Arzenei, Herr Herzog!“ ſagte der Doctor Garth, ſein Arzt — „ſie wird ſicher auf die eine oder die andere Art helfen!“

C. v. E.

Jugendliche Berathung.

„Du, was ſchaffen wir kraftvoll, bis uns mündig geſprochen
Das Geſetz?“ — „Bis dahin laſſ' uns regieren die Welt!“

D.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

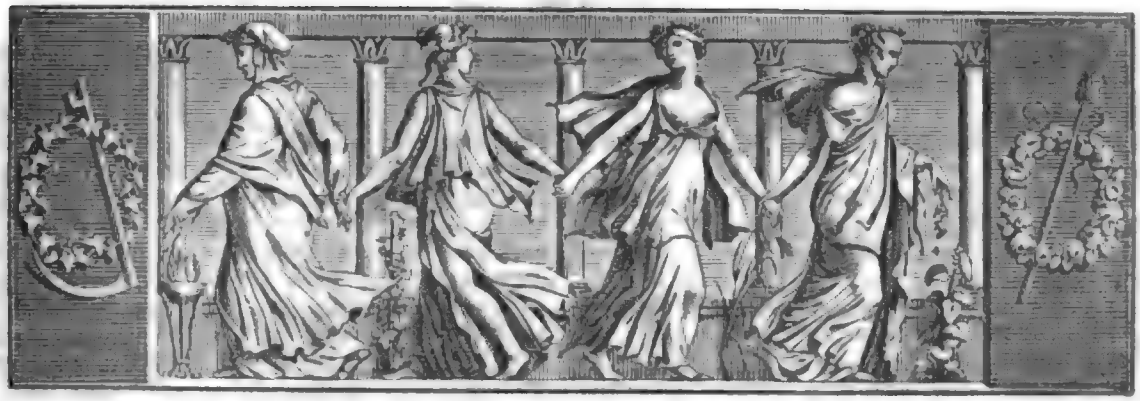
Hamburg. Alles Ueberladene widert an. So edel die Regung der Wohlthätigkeit im Menſchen auch iſt, ſo laſtig wird ſie, ſelbſt für den unparteiiſchen Beſchauer, wenn ſie eitel ſich ſelbſt beſpiegelnd in das Schimmerlicht der Publicität tritt. Wozu dieſe Apoſtrophe? Zu nichts Weiterem, als mich jeglicher Entſchuldigung zu überheben, daß ich Ihnen nicht noch mehr von der Art und Weiſe ſchreibe, auf welche Dieſer und Jener den durch die Sturmfluthen verunglückten Eldbewohnern eine Geldentſchädigung aus zu mitteln ſuchte. Den edleren Gebern — unter ihnen ſteht der von Apollon geweihte Ignaz Moſcheles (deſſen Conzert den Armen faſt tauſend Thaler zuwendete) oben an — wird der belohnende Gedanke, durch heilige Mittel einen ehrenwerthen Zweck erfüllt zu haben, einſt einen ruhigen Sterbe-Moment verleihen! Genug davon! — Erwagen wir vielmehr, was im Gebiete der Kunſt ſich uns — verbunden mit jenem Zwecke — Merkwürdiges darſtellt. Zunächſt gehören dahin die ſechs Tableaux, nach Gemälden von Raphael, Correggio, Lenardo da Vinci u. A., die der Künſtler Joſ. Liebich, der in einem großen Theile Deutſchlands, ſo auch in Holland und in der Schweiz, enthuſiaſtiſchen Beifall fand, in Wachs hier aufſtellte. Die ſeelenvollen, treuen Copieen der genannten Bilder, die unter zweckmäßiger Dekoration, im vollendetſten Coſtüm und nach den ſtrengſten Geſetzen der Plaſtik den ſinnigen Beſchauer zu wahrer Andacht begeiſtern, ſind hier vier Wochen lang in der St. Johannis-Kirche, Kennern und Liebhabern zu wahrem Genuß, und jenen Verunglückten theilweiſe zum Beneſiz, gezeigt worden. Beſonders Abends bei hellſchimmernder Lampen-Erleuchtung gewahrten dieſe Bilder ein unnennbares Vergnügen. Vorzüglich ſchön iſt „die Verklarung auf Tabor" nach Raphael und „des Herrn Abendmahl" nach Lenardo da Vinci. Man verliert ſich in den Anblick dieſer beiden Bilder, deren erſtes drei der darin ſichtbaren Figuren völlig ſchwebend zeigt, ohne daß man im Stande iſt, den Mechanismus wahr zu nehmen, durch welchen der Künſtler dieſe impoſante Stellung möglich gemacht hat. Dem Vernehmen nach wird der Eigner dieſes höchſt ſehenswerthen Cabinetts, der wegen einer verdrießlichen Concurrenz eben keine ergiebige Erndte hier machen konnte, von hier nach Berlin gehen, um ſeine merkwürdigen Bilder dort auf zu ſtellen. — Eine zweite Merkwürdigkeit, die in Verbindung mit jenem Wohlthatigkeitsdrange ſteht, iſt eine — „improviſatoriſche Abendunterhaltung", die (zum Beſten der Verunglückten) vom Hrn. Dr. B. Wolf, einem hieſigen jungen privatiſirenden Gelehrten, gegeben ward. Unſers Wiſſens iſt Hr. Dr. W. der erſte Improviſator Deutſchlands und ſein Verſuch verdient ſchon der Neuheit wegen alle Beachtung. Nach einer einleitenden Orcheſter-Symphonie ließ Hr. Dr. W. von den Zuſchauern irgend beliebige Gegenſtande auf ein Kartenblattchen ſchreiben, dieſe vielfachen Aufgaben in eine Urne werfen und dann von den anweſenden Damen drei Blattchen aus der Urne ziehen, um von den drei gezogenen Aufgaben eine, die ihm am zuſagendſten ſeyn dürfte, zu ſeinem improviſatoriſchen, metriſch ab zu faſſenden Vortrage zu wahlen. Der Improviſator wahlte das erſte Mal Sappho, das zweite Mal Dante. Jambiſch ſchilderte er nun — aus dem Stegreife — Sappho's Wandeln im Garten, eine Ode an Aphrodite dichtend. Trochäiſch folgten darauf der heiligen Sängerin Klagen, als ſie den geliebten Phaon in Melitta's Armen erblickt — hierauf in wechſelnden Metren Phaon's unbefriedigende Rechtfertigung und endlich der Heldin Sturz vom Leukadiſchen Felſen. Nach zwei, drei, oft auch erſt nach mehreren Verſen unterbrach ſich der Redner und der auch als Tonſetzer rühmlich bekannte Clavierſpieler Claſing füllte durch begleitende Accorde auf dem Piano die Redepauſen aus. Sie ſehen, die Sache hat eine Lichtſeite, der jedoch ihre Schattenſeite nicht fehlt. Daß aber dieſe Schattenſeite auch leichtlich ſtockfinſtere Nacht herbei führen kann, ward aus der Improviſation über Dante deutlich. Hier ward der Redner nicht von dem ſein und tief fühlenden Claſing, ſondern von Hrn. Methfeſſel begleitet, von dem man wohl behaupten darf, daß er die allerdings ſeltene Gabe durchaus nicht hat, alſobald rhythmiſch und harmoniſch in eine poetiſche Rede ein zu dringen: nur die Sicherheit des Improviſators ward die helfende Retterin, daß dieſer durch die Begleitung, die ihm Stab und Stutze ſeyn ſoll, nicht ganz die Fahrte verlor, der nach zu ſagen ihm durch die Geſellſchaft und durch ſich nun einmal ſelbſt zur Pflicht gemacht worden war. Begreiflich iſt es, daß es dem Virtuoſen ſchwer werden muß, in des Improviſators Ideengang ein zu gehen, ohne daß ihm dieſer Ideengang näher kund gemacht werden kann, und er denſelben erſt dann wahrnimmt, wenn der Vorſchritt ſchon gethan ward, dem der Nachſchritt auf dem Fuße folgt. So betrachtet iſt aber dieſe Art von Improviſation ein wahres hors d'oeuvre; dennoch ware ſie hier mehr als bei jeder andern Gelegenheit himmelſchreiendes Unrecht, das Kind mit dem Bade verſchutten zu wollen. Sobald Hr. Dr. B. Wolf dahin gelangt ſeyn wird — und daß ſteht bei dem entſchiedenen Talente, von dem er zwei ſchöne Proben gab, recht wohl zu erwarten — daß er ohne Zwiſchen-Muſik ſeinem Thema Genüge leiſtet, oder nur dann und wann leicht vorher feſt zu beſtimmender Accordenklange bedarf, ſo hat er gewonnen Spiel und ſein Vortrag muß alsdann Bewunderung erregen. Vielleicht könnte er es auch dahin bringen, ſein jedesmaliges Improviſations-Stück in drei, vier oder mehrere Abſchnitte zu zerlegen, und Tonart und Rhythmus vorher zu beſtimmen, womit die zu ſeiner pſychiſchen und phyſiſchen Erholung nöthigen Zwiſchenräume ausgefüllt werden konnten. In dieſem Fall ware es ſehr wohl (?) möglich zu machen, daß ein ganzes Orcheſter, durch leicht auf zu findende Symphonie-Fragmente, die man demſelben (numerirt) vorlegte, gleichſam gezwungen würde, ſich ihm und ſeinem Vortrage ſo zu ſagen knechtiſch dienſtbar zu zeigen, was die Stimmung in den Zuhörern bei weitem mehr beleben würde, als das bloße Piano. Möge Hr. Dr. B. Wolff, der ſein Auditorium wahrhaft ergötzte, dieſe Winke prüfen und beherzigen. Sie dienen vielleicht dazu, ihm mit ſeiner Sache mehr auf's Reine zu bringen. Auch empfehlen wir ihm mehr Modulation im rednériſchen Vortrage. Die wirkliche Begeiſterung ſpricht nicht monoton; eben weil nur einige wenige Momente der Begeiſterung einen monotonen Rede-Ausdruck verlangen und geſtatten. Hr. Dr. W. erreicht dadurch weit ſicherer den Zweck, ſeinen jederzeit geſpannten Zuhörer wahrhaft zu ergreifen, welches ihm in ſeinen bisher abgelegten Proben nur bei einigen lyriſchen Stellen gelang, während ſeine Schilderungen und Entwickelungen, eben weil ihnen der rhetoriſche Ausdruck abging, mehr oder minder kalt ließen. Uebrigens mag eine gewiſſe Befangenheit, die Jeder fühlt, der zuerſt öffentlich auftritt, und mit heiliger Scheu an eine Kunſt-Ausſtellung ſich wagt, hier wohl mit in Anſchlag gebracht und dem ruhmlich beginnenden Improviſator billiger Weiſe zu Gute gerechnet werden.

(Der Schluß folgt.)

Eine Pariſer Mode-Dame muß jetzt Morgens, wenn ſie einkauft, einen ſchwarzſeidenen Mantel; wenn ſie nach dem Tuilerien oder dem Bois de Boulogne geht, einen ſchwarz- oder violettſammetnen Mantel mit Marder-Beſatz; wenn ſie im Tilsbury ausfährt, einen Caſchemir-Mantel mit großen ſchottiſchen Carreaux; und Abends, wenn ſie aus dem Schauſpiel kommt, einen Pluche-Mantel mit Pelzwerk ausgeſchlagen, und einen Beſatz von ſchwarzem Sammet, an jeder Spitze eine Eichel hangend, anhaben. Fur die Bagatelle von 15—1800 Franken iſt dann ſo eine Dame von Morgens bis Abends vier Mal modiſch gekleidet! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 28. März. 50ſtes Blatt.

Ignaz von Kraſicki.

Nach Dmochowski.

Keiner der gleichzeitigen Schriftſteller Polens kann ſich in dem Andenken ſeiner Landsleute ein dauernderes Leben verſprechen, als Kraſicki, und Keiner verdient es vielleicht mehr, unter den Schriftſtellern des Auslandes gekannt zu ſeyn, als gerade dieſer Stern der erſten Größe in der Literatur der ſlaviſchen Stämme. Brittanniens Romanenſchreiber finden jetzt, ſobald ſie den Namen Walter Scott als lockendes Schild aushängen, geübte Ueberſeher, und auch Italiens, Spaniens und Frankreichs literariſchen Schätzen fehlten Voſſe, Streckfuße, Schlegel, Grieſe, Malsburge u. ſ. w. in keiner Epoche der deutſchen Literatur; nur die Werke der ſlaviſchen Völker, mit denen der Deutſche in ſo vielfacher Beziehung ſteht, ſind dem fleißigen deutſchen Gelehrten noch ſehr oft eine terra incognita.

Der Graf Ignaz Kraſicki wurde im Jahr 1734 geboren, und zeigte ſchon in ſeinen Kinderjahren ſchnelle Faſſungskraft und überraſchenden Witz. Nachdem er bei ſeinen Eltern eine ſehr ſorgfältige Erſt-Erziehung genoſſen, wurde er einer öffentlichen gelehrten Anſtalt in Lemberg anvertraut, die jedoch, ihrer ſchlechten Einrichtung nach, wenig geeignet war, die ausgezeichneten Talente des jungen Kraſicki zu entwickeln.

Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ging er nun nach Italien, um ſich zu ſeinem Berufe zu bilden; mehr jedoch beſchäftigte ſeinen regen und empfänglichen Geiſt die Literatur der Alten, die er bis dahin wenig Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen. Auf dem claſſiſchen Boden des herrlichen Italiens läuterte ſich ſein Geſchmack und fähigte ihn, in ſeinem Volke die Geiſtesbildung zu wecken, die während unglücklicher Zeiten in ihrem Aufſtreben zu Boden gedrückt worden war. — Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erwarben ihm ſeine Talente und vornehme Verwandtſchaft ſogleich die Würde eines Domherrn im Lemberger Capitel; bald nachher zum Tribunal von Klein-Polen geſandt, wurde er Präſident deſſelben und fand hier Gelegenheit, die Rechtsumtriebe kennen zu lernen, die er ſpäter in ſeinem vortreflichen Roman „Doswiadczynski" ſo launig beſchreibt. Hohe Rechtlichkeit, Unparteilichkeit und alle Tugenden eines redlichen Mannes und Richters zeichneten ihn bei dieſem ſo wichtigen Vorſitz der höchſten Gerichtsbehörde Polens aus.

Das erſte Erſcheinen in der Hauptſtadt war für Kraſicki ein fortdauernder Triumph. — Eine ſchöne, ſehr einnehmende Geſtalt, ausgezeichnete Kenntniſſe, glänzender Witz und nicht gewöhnliche Menſchenkenntniß machten ihn ſehr bald zum Liebling der erſten Zirkel Warſchau's. Der König Staniſlaus Auguſt, der hervor leuchtende Talente auf zu finden und zu würdigen wußte, ſuchte ihn für ſich zu gewinnen, und ernannte ihn, nach einer Menge anderer Begünſtigungen, zum Coadjutor des Ermeländiſchen Bisthums. Mit tiefem Dankgefühl erwähnte Kraſicki oft des unglücklichen Königs als ſeines Wohlthäters, und auch in ſeinen Gedichten ſetzte er ihm ein unſterbliches Denkmal.

Die erſten Erzeugniſſe ſeiner Feder finden ſich in

einer, damals in Warschau erschienenen Zeitschrift: „Monitor", und es ist nicht schwierig, die Aufsätze Krasicki's unter den übrigen an der unterhaltenden, leichten und fließenden Schreibart derselben zu erkennen.

Im Jahr 1766 übernahm Krasicki das Bisthum Ermelands, wohl würdig, an die Spitze eines Capitels zu treten, welches durch einen Dantiscus, Hosius Kromer, Tidemann, dem Freunde und Wohlthäter des großen Kopernicus, Zatucki und durch den letzten gelehrten Bischof Grabowski, welchem Krasicki folgte, zu den vorzüglichsten vielleicht in ganz Europa seit jeher gehört hatte. — Im Jahr 1768 bewährte er auf dem einzigen Reichstage, dem er beiwohnte, seine unbestechliche und unerschrockene Vaterlandsliebe, und 1773 kam dieses Bisthum, wie bekannt, unter Preußens Regierung. Friedrich, der wahrhaft Große, geübt, mit untrüglichem Scharfblick das ausgezeichnete Talent auf zu finden, wurde Krasicki's Freund, und zeichnete ihn vielfach durch sein besonderes Wohlwollen aus. Dieses ist die Periode, in der Krasicki beinahe in allen Zweigen der Literatur seine Feder versuchte. Als Dichter gebührt ihm der Lorbeer, doch auch seine prosaischen Werke haben durch Laune und treffenden Witz sich mit Recht einen ausgezeichneten Rang erworben. Am meisten bekannt und geschätzt sind Krasicki's Mährchen und Erzählungen; glückliche Gedanken, geschickte Wendungen und Einfachheit zeichnen sie so vortheilhaft aus, daß man sie den Lafontainschen kühn an die Seite setzen kann. In seinen Satyren verband er den treffenden Witz des Horaz mit Juvenal's Kraft, und sie gehören unstreitig zu den besten, die je geschrieben worden sind. Diesen Werken, die am allgemeinsten verbreitet sind, verdankt die polnische Sprache unendlich viel, so wie noch außerdem den einzelnen kleinen Gedichten Krasicki's, den poetischen Briefen und seiner aufgefundenen Geschichte. Hätte Krasicki nur die Fabeln und Satyren geschrieben, so würde ihm schon unter den ersten Dichtern Polens ein ausgezeichneter Rang gebühren. (Der Schluß folgt.)

Die sicilianische Monarchie.

(Fortsetzung.)

Da General Pepe unter solchen Umständen die Oestreicher längs seiner ausgedehnten Linie manoeuvriren sah, entschloß er sich, zumal da er befürchtete, von ihnen umgangen zu werden, sie zuerst an zu greifen, und so seine Truppen zu prüfen; er that dies am Morgen des siebenten März, mit 3000 Mann Linientruppen und 7000 Truppen von der Miliz, unfern Rieti, einem an der römischen Grenze gelegenen Orte. Das Gefecht währte mehrere Stunden, die Neapolitaner hielten sich tapfer, und die östreichische Cavallerie ward mehrere Mal zurück geworfen. Da die Oestreicher indeß Verstärkung erhielten und sich an zu schicken schienen, den rechten Flügel der Neapolitaner zu umgehen, hielt es General Pepe für gerathen, sich in seine frühere Position zurück zu ziehen, die sehr befestigt und vom Schlachtfelde nicht weit entfernt war. Hier aber begann die Miliz sich auf zu lösen und sich in den benachbarten Bergen zu zerstreuen, ja ein Theil der Linientruppen folgte diesem Beispiel. Am nächsten Tage schon gab es keine neapolitanische Armee mehr; General Pepe hatte kaum noch einige hundert Mann, um den Paß von Antrodoco zu vertheidigen, den die Oestreicher auch am 9ten, jedoch nicht ohne einigen Widerstand gefunden zu haben, eroberten.

General Pepe sah sich demnach genöthigt, die Stadt Aquila am 10ten zu verlassen und sich mit den armseligen Ueberresten seines Corps nach Castel di Sangro und Isernia zurück zu ziehen. Am 17ten langte er zu Neapel an, wo er einen neuen Vertheidigungsplan vorlegte, der aber nicht in Ausführung gebracht ward.

Unterdessen setzten die Oestreicher ihren Marsch auf Neapel ungehindert fort; die übrigen neapolitanischen Truppen lösten sich von selbst auf, die Garde allein ausgenommen, welche man dem Könige geneigt glaubte. Die Miliz aus den Provinzen kehrte in ihre Heimath zurück; die Proklamationen des Königs, durch welche er drohte, die, welche sich widersetzten, als Rebellen zu betrachten, erschreckte das Volk; die Hauptstadt ward geöffnet; der Regent ertheilte menschenfreundlich allen Beamten und Offizieren, die aus zu wandern wünschten, die Erlaubniß dazu und die nöthigen Päße.

Am 24. März zogen die Oestreicher, ohne den mindesten Widerstand zu finden, in Neapel ein; zwei und zwanzig Deputirte, welche sich im Parlament versammelt und dort vergebens der Ankunft der übrigen Mitglieder geharrt hatten, erklärten, daß ihre Anzahl zum Deliberiren nicht hinreiche, und sie der Nähe des Feindes wegen genöthigt wären, aus einander zu gehen. Eine Stunde darauf drangen östreichische Truppen in die Halle, die nun auf Befehl der Polizei verschlossen und versiegelt ward. — Die Autorität des Königs ward so wieder hergestellt, wie sie es vor dem 2. Juli 1820 gewesen.

Das Königreich Neapel ist ohne Zweifel eine der schönsten Regionen Europa's. Seine Bevölkerung, die von Sicilien nicht mit eingerechnet, beläuft sich auf ungefähr fünf Millionen Einwohner; die Hauptstadt hat deren allein 400,000, und ist also in Rücksicht der Volkszahl die dritte Stadt Europa's, denn nur London und Paris sind volkreicher. Das Königreich nimmt einen Raum von ungefähr 23,000 Quadrat-Meilen ein. Die Produkte seines Bodens sind eben so verschiedenartig, als das Aeußere des Landes und als der Cha-

rakter seiner Bewohner. Die ausgedehnten Ebenen Puglia's bringen viel Korn hervor und die Schafzucht gedeiht hier vortrefflich; die Halb-Inseln Lecce und Calabrien liefern Oel und treffliche Früchte; die bergigen Regionen der Abruzzi's bieten herrliche Weiden für zahlreiche Heerden dar, in den Provinzen Neapel und Salerno aber findet man alle diese Vorzüge vereint. In keinem Lande giebt es wohl eine größere Verschiedenheit trefflicher Weine, als in diesem; in der Umgegend Neapels allein wachsen zehn bis zwölf köstliche Sorten, wie z. B. der Lagrima, Capri, Ischia Procida, Gragnano, Piedemonte, Vino Greco u. s. w. — Calabrien liefert auch eine große Menge roher Seide, welche einen bedeutenden Handels-Artikel ausmacht. Das Königreich Neapel ist demnach, obgleich Ackerbau und Kunstfleiß nur auf einer niedrigen Stufe stehen, nicht nur im Stande, den Bedürfnissen seiner Bewohner ab zu helfen, sondern es führt auch noch einen bedeutenden Ueberfluß aus, für den es fremde Manufaktur-Waaren eintauscht.

Wenn wir jetzt von dem Lande zu den Bewohnern übergehen, finden wir diese eben so verschiedenartig als jenes. Der Bergbewohner in den Abruzzi's, in einen groben wollenen Kittel oder in Schafsfelle gehüllt, seine Heerde auf den riesigen Gebirgen weidend, an eine wilde Natur, an das Gebrause des Waldstroms, an das Toben des Sturmes und an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, hat noch viel von der Einfalt der alten Hirten; gleich allen Bergbewohnern hängt er an seinem Vaterlande, seiner Regierung und seiner Religion. Die Insurgenten in den Abruzzi's leisteten zur Zeit der französischen Invasion hartnäckigen Widerstand. Die Bewohner dieser Berge rühmen sich, von den alten Samniten ab zu stammen, und werden für die besten Soldaten des Königreichs gehalten. Abruzzo ist für jeden Fremden ein höchst interessanter Distrikt, ist er gleich weniger bekannt, weil er von der großen Landstraße entfernt liegt; die Scenerei ist großartig und pitoresk; die Bewohner sind gutmüthig und gastfrei. Die Provinz Abruzzo hat mehrere bedeutende Städte, nämlich Aquila, Chieti, Teramo, Sulmona, die Geburtsstadt Ovid's, Popoli und die Festung Tesear. Zunächst Abruzzo liegt Puglia, einer der reichsten Bezirke des Königreichs; die vorzüglichste Stadt desselben ist Foggia, sie kommt, der Größe und Bedeutendheit nach, gleich nach Neapel. Es ist eine neue Stadt, welche in der Mitte der großen Ebene Tavoliere erbauet worden, weshalb es hier sehr heiß und der Aufenthalt im Sommer ungesund ist; viele Edelleute und reiche Landeigenthümer aus den Provinzen wohnen hier und leben im Ueberfluß und auf einem großen Fuße. Wenn man sich nun noch mehr dem adriatischen Meere nähert, kommt man in den Theil von Puglia, der Pietrosa oder „steinig" genannt wird, und dessen Haupt-Ertrag in Oel besteht. Eine Anzahl bedeutender nicht fern von einander gelegener Städte dehnt sich längs dem Ufer des adriatischen Meeres hin; sie heißen: Manfredonia, eine Handelsstadt mit einem bedeutenden Hafen; Barletta, ebenfalls eine bedeutende Stadt; Trani, Bisceglia, Bari, berühmt wegen des Heiligenscheines des St. Nicolas; Monopoli, Brindisi, in alten Zeiten ein trefflicher Hafen; Lecce, eine der bedeutendsten Städte des Königreichs; Otranto; und, nachdem man sich dann um das Vorgebirge von Leuca gewandt, Gallipoli, die vorzüglichste Handelsstadt in diesem Theile Italiens, und Taranto, der Sitz eines Bischofs.

Die Puglieser sind die wohlhabendsten und gebildetesten aller Bewohner der neapolitanischen Provinzen; sie sind schlau, rasch und gewandt. Viele junge Leute von dort begeben sich nach der Hauptstadt, um ihre Studien zu vollenden. In dem an der See gelegenen Distrikt von Puglia wohnt ein Gemisch von fremden Nationen, nämlich Griechen, Albanier und Sarracenen; in mehreren Dörfern haben diese noch die Kleidung und Sprache ihrer Vorfahren beibehalten. Puglia befand sich mehrere Jahre lang nach der Wiedereinsetzung der alten Regierung in einem unruhigen Zustande; zahlreiche Banden von Insurgenten trieben in dieser Provinz ihr Wesen. Es waren keine ganz gemeinen Räuber; mit ihrem Hange zu Plündereien schien sich eine gewisse politische Tendenz zu verbinden. Die berüchtigtste dieser Banden war die des Gaetano di Martino und seiner Brüder, besser bekannt unter dem Namen i Vardarelli; sie war zu einer Zeit so furchtbar, daß die neapolitanische Regierung es für gerathen hielt, sich mit ihr in Unterhandlungen ein zu lassen, durch welche die Insurgenten zu einer regelmäßigen Truppe gebildet wurden, von dem Staate einen regelmäßigen Sold empfingen, und es übernahmen, das Land gegen die übrigen Banden zu beschützen. Einige Monate lang blieben die Vardarelli's auch wirklich ihren Verpflichtungen getreu; da überschritt ihr Oberhaupt Gaetano die ihm angewiesene Grenze, überfiel das von Albaniern bewohnte Dorf Ururi und verlangte dort in einem trotzigen Ton Lebensmittel und Geld; ein Kampf entstand, Gaetano und mehrere seiner Leute verloren darin das Leben, der übrige Theil der Bande aber ward bald darauf unter irgend einem Vorwande von den regelmäßigen Truppen umringt und getödtet oder gefangen genommen. (Der Schluß folgt.)

Himmelsnähe.

A. Warum ich stets so gern den hohen Thurm erklimme?
Weil ich dort oben doch dem Himmel näher bin.
B. Dem Himel näher, durch den Thurm? wo denkst du hin?
A. Das heißt: ich höre dort nicht meines Weibes Stimme.

Franz Fitzinger.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Coblenz. Frau Suſanne von Bandemer, den Freunden der einfachen, herzvollen Dichtungen bekannt, erlebte am 2. März ihr 75ſtes Geburtsfeſt. Wir bitten, zur Erinnerung jenes Tages die beiden folgenden Gedichte, welche der ehrwürdigen Greiſin überreicht wurden, im „Geſellſchafter" auf zu nehmen.

1.

Es zieht mich hin mit wundermächt'gem Drang,
Ein Feſtlied Dir aus voller Bruſt zu ſingen;
O! lauſche, Greiſin, gütig dieſem Klang!
Von Herzen ſoll er ja zum Herzen dringen.

Doch wenn ich das Erſehnte nicht errang:
Der Dichterin würdig ein Geſchenk zu bringen;
So darf doch traulich kühn des Jünglings Sang
Glückwünſchend ſich, auch ruhmlos, zu Dir ſchwingen.

Nie ſtrebteſt Du ja eitlem Ruhm zu fröhnen:
In freien ungekünſtelt reinen Tönen
Hob Dein Gefühl ſich ſchwebend himmelwärts!
Treu wahrteſt Du den Genius im Buſen;
Der Lieder Töne liehen Dir die Muſen,
Der Lieder Stoff gab Dir Dein eig'nes Herz.

Richard Mahler.

2.

Sey mir gegrüßt, Du Geſtirn, hell wie im Schwane der Deneb
Unter des Himmels Gewölb', und die leuchtend klingende Lyra;
Sey mir gegrüßt, die Lieder, die Deiner Laute entklungen
An dem Blumengeſtade der rauſchend ſtrömenden Jugend,
Noch entſchweben ſie, wie aus Ahnung gebender Ferne
Nach und tönend herüber; — es ruhe freudig genugſam,
Eingedenk der ſüßigen Lieder entſchwundener Tage,
Von dem lieblich ſchwärmenden Leben das glückliche Alter.

A. M — r.

Hamburg. (Schluß.) Auf der Bühne zeigte ſich hier nicht viel Neues; dies iſt um ſo trübſeliger, da unſer Repertorium immer mehr und mehr ein Küchenzettel der ausgedörrteſten und verwäſſertſten Gerichte wird, die der gaffenden Menge, welche ſich theils von der lieben Amme Gewohnheit, theils von der fadeſten Langeweile in's Schauſpielhaus ſchleppen läßt, die letzte Fähigkeit, ein geſundes Urtheil zu fällen, vollends benehmen. Die Heroen Shakſpeare, Calderon, Corneille, Goethe, Schiller, ſelbſt Müllner's „Schuld" u. ſ. w. ſind für uns gleichſam gar nicht mehr da geweſen. Wir kennen ſie auf der Bühne kaum dem Namen nach, und in Bezug auf ein widerwärtiges Hiſtörchen aus der Chronique scandaleuse unſerer Stadt iſt Bauerle's „Prima Donna" (die falſche Catalani), die zufällig wegen des hier durchreiſenden reichbegabten Falſett-Sängers Blumenfeld aus Wien wieder hervor geſucht ward, von der Volksmaſſe, „die ewig am Gemeinen klebt, wenn Herrlichergetſt ſie nicht dem Staub enthebt", zum — Kaſſenſtück erhoben worden; da lernen Sie die Götter kennen, vor denen wir knieen und die wir anbeten! — Neu war hier: „Onkel Adam und Nichte Eva", Luſtſpiel von Lembert. Ein abgeſchmacktes Mixtum compositum aus ſiebenerlei längſt da geweſenen Comödien; Kotzebue und Jünger haben am meiſten dazu beiſteuern müſſen. Vielleicht iſt das Ding obendrein halb und halb †††, und dann weiß man nicht, ob es ſo oder ſo am tadelnswürdigſten iſt. Raſches Spiel, wie wir es hier von unſerm Lenz (als „Adam") und unſerer Reinhold (als „Eva") ſahen, iſt einzig und allein die rettende Hand, die ſolches Machwerk ein Weilchen halten kann, daß es nicht ſofort und für immer unter die Bretter fällt. Hinunter muß es doch, und für immer! Desgleichen trat als neu hervor: „Giaſar und Zaide", Oper, Text von ?, Muſik von C. Eule, Direktor hieſigen Orcheſters. Letztere erhielt hier den ungetheiltſten Beifall, d. h. die Muſik, wiewohl ſuperfeine Ohren einige und mehrere ſtarke Reminiſcenzen darin hatten wahrnehmen wollen; jedoch der Text iſt überaus ſchlecht. Schon die Fabel iſt bei weitem nicht gewichtig genug, um den ganzen Abend hindurch unterhalten zu können; unter aller Kritik aber ſind Dialog und Reime; denn hier iſt von Verſen nimmermehr die Rede. Ein einzig Pröbchen, wiewohl nicht das glanzendſte, diene als Beleg dazu. So ſingt „Haroun al Raſchid, der Calif zu Bagdad":

„So weit iſt es nun gekommen,
Daß man keinen Zwang ſich ſpart,
Und Geſpräch wird vorgenommen
Hier in meiner Gegenwart!"

Der Verfaſſer dieſer ſeltenen antipoetiſchen Poeſie hat ſich leider nicht genannt. Wie willkommen wäre vielleicht ſein glorreicher Name manchem Almanach, mit dem's ſeit Jahr und Tag nicht mehr recht fort will. Daß das Machwerk von einem Hamburgiſchen Poeten zuſammen geleimt wurde, iſt höchſt wahrſcheinlich, ja man rath die und da ſchon auf eine ſüße Dichterin, die durch dieſe Probe ihren längſt gefühlten Beruf zu dramatiſchen Arbeiten hat bethätigen wollen. Doch ich behaupte nichts, was dem gleich wäre: Relata refero et animam meam salvo!

— • —.

Salomon ſagt in dem Buche der Weisheit: „Kinder mit der Ruthe ſchonen, heißt, ſie haſſen!" Die Engländer ſcheinen dieſen Spruch verſchieden zu deuten. Am 18. Auguſt v. J. ward ein Vorſtand der anglikaniſchen Kirche, Namens Lev, welcher eine Penſion zu Tiverton bezog, vor Gericht gefordert, weil er einen ſeiner Eleven ſo grauſam ausgepeitſcht hatte, daß das arme Kind wahrſcheinlich zum Krüppel wird! Der genannte Hr. Lev wies ſich aus: daß ſein Zögling noch nicht 21 Jahr alt geweſen, Strafe verdient habe, und von ihm nicht ſtrenger und nicht gelinder beſtraft worden ſey, als alle ſeine Kameraden, wie Letztere dies ſelber gewiß bezeugen würden (was auch vor der Jury geſchah). Die Jury kam dahin überein, daß dem verehrten Hrn. Lev allerdings frei ſtehe, ſeine Zöglinge ſo zu behandeln, daß er aber doch ein wenig zu weit gegangen ſey, und deshalb zu — 12 Sous Schadloshaltung verurtheilt werde! (Das Urtheil erſcheint ſehr hart: denn es pflegen in jenem Lande in der Regel die Geſchlagenen die Geldſtrafe zu erlegen.) (Gz. d. Fr.)

Ein Gelehrter von Hayti hat die „Iliade" und die „Odyſſee" in die daſige Landesſprache überſetzt, und wird, wie es verlautet, auch nach und nach die „Henriade", „das befreite Jeruſalem", „die Meſſiade" und „Aeneide" überſetzen. (Corsaire.)

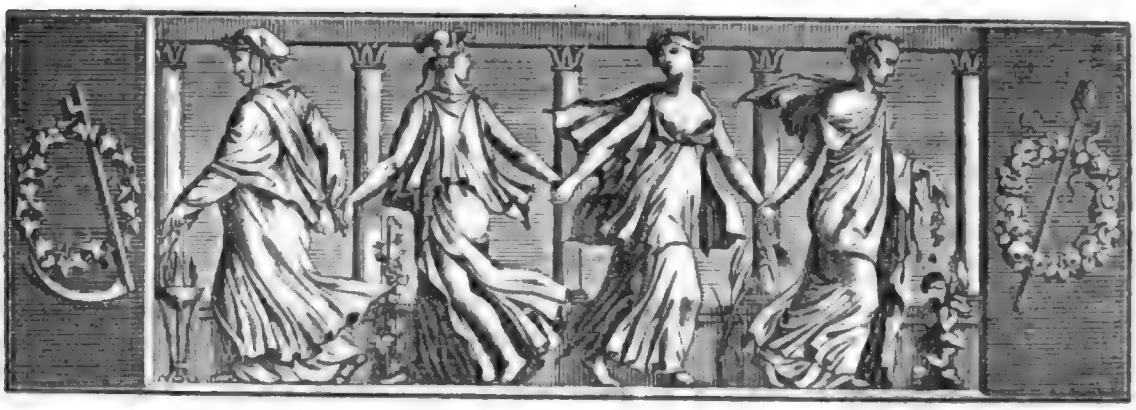
Kein Fürſt hat wohl ein ſo großes Gefolge, als der Kaiſer von China. Bloß zu dem Materiale bedarf er 56 Wagen; die Koch-Batterie rollt allein auf — 18 Wagen nach. (Corsaire.)

Doctor Sarlandiere hat ein intereſſantes Memoire über die Electro-puncteur herausgegeben, eine Operation, welche dieſer Arzt erſonnen, um die Elektricität in das Innere der leidenden menſchlichen Theile zu ſchaffen, und zwar vermittelſt goldener Nadeln! — Gicht, Rheumatismus und die Mehrzahl von Nerven-Uebeln werden durch dieſe Operation geheilt. (Drapeau bl.)

Eine Flammänderin, Namens Catharine Weſtworth, ſtrickt ſo geſchwind, daß ſie täglich 34 Paar Strümpfe ſtrickt (?). Der Oberſt eines leichten Reiterei-Regiments hat ihr das Anerbieten gethan, ſie als Regiments-Strickerin an zu nehmen, was ſie aber abgelehnt hat. (Corsaire.)

Bei den letzteren Nachgrabungen von Fumars fand man eine Urne mit lauter Scheeren, deren Schneiden noch ganz blank waren. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz.

1825. Mittwoch den 30. März. 51stes Blatt.

Die sicilianische Monarchie.

(Schluß.)

Der dritte große Bezirk des Königreichs Neapel ist unter dem allgemeinen Namen Calabrien bekannt; er ist jedoch, gleich den übrigen Bezirken, wieder in kleinere Provinzen abgetheilt, von denen jede ihren Intendente, oder Civil-Gouverneur, hat. Die vorzüglichsten Städte Calabriens sind: Potenza, Cosenza, Catanzaro, Monte-leone und Reggio. Calabrien ist unstreitig der wildeste Theil dieses Reichs; einige seiner entlegensten Distrikte, zumal die am adriatischen Meere, sind den Einwohnern Neapels eben so unbekannt, als die Gegenden von Albanien und Morea. Dies rührt zum Theil von dem Mangel an Landstraßen und dem traurigen Zustande des Handels und Kunstfleißes her. Ein Nordländer kann sich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten und Gefahren machen, welche eine Reise in das Innere dieses Landes begleiten.

Die Calabresen, ein Volk, von dem man im Allgemeinen keine günstige Meinung hegt, besitzen dennoch manche gute Eigenschaften; sie sind tapfer, beständig, voll Feuer und Kraft; die treuesten Freunde, aber auch die furchtbarsten Feinde. Durch gütige Behandlung gewinnt man gar leicht das Herz eines Calabresen und auf seine Treue kann man sich dann fest verlassen. — Man darf indessen mit Recht von ihnen sagen, daß sie besser die Gesetze der Natur, als die der menschlichen Gesellschaft kennen; ein Calabrese macht sich vielleicht kein Gewissen daraus, seinen Herrn um einige Carlini zu betrügen; im Augenblick der Gefahr aber vertheidigt er gewiß das Leben desselben bis zu seinem letzten Blutstropfen. Die Bauern sind noch in einem halbwilden Zustande, und das Elend, welches sie während der letzten dreißig Jahre durch Erdbeben, fremde Invasionen und Bürgerkriege erduldeten, hat nicht dazu beigetragen, ihre Lage zu verbessern. Die französische Armee verfuhr, zumal während der Regierung Josephs Bonaparte, gegen die unglücklichen Calabresen mit der größten Grausamkeit; sie verbrannte die Hälfte der Dörfer, zerstörte die Pflanzungen, und schien den gräßlichen Grundsatz befolgen zu wollen, daß es besser sey, über eine Wüste, als über eine dem Herrscher abgeneigte Bevölkerung zu regieren. Die mittleren Classen sind ziemlich unterrichtet, ja Calabrien hat selbst mehrere Männer von Genie und Gelehrsamkeit hervor gebracht.

Terra di Lavoro ist der allgemeine Name für den vierten großen Distrikt des Königreichs; er liegt zwischen den Apenninen und dem mittelländischen Meere, und dehnt sich von der Grenze der päpstlichen Staaten bis nach Calabrien hin. Neapel, Salerno, Avellino und Capua sind die vorzüglichsten Städte desselben. — Benevento, obgleich von dem neapolitanischen Gebiet eingeschlossen, gehört dem Papste.

Die Insel Sicilien, welche stets ein für sich bestehendes Königreich bildete, hat seit Kurzem eine große politische Veränderung erfahren. Nach seiner Rückkehr hat der König beide Königreiche unter einer Regierung vereint, und den Titel: Ferdinand I., König des ver-

einten Königreichs der beiden Sicilien, angenommen. Diese Maaßregel hat vielleicht in der Folge einiges Gute für beide Länder, für den Augenblick aber hat sie die Gefühle der Sicilianer schwer verletzt; besonders fühlt sich die erste Classe des Adels, welche sehr reich ist und großen Einfluß auf den Landmann hat, tief gekränkt. Die Sicilianer haben überhaupt eine fest eingewurzelte Antipathie gegen die Neapolitaner. Sie sind feurig und hochgesinnt, schlau, scharfsichtig, dabei aber reizbar und eigensinnig. Die oberen Classen sind freigebig, fast bis zur Verschwendung, gastfrei gegen Fremde und hülfreich in ihrem Benehmen. In den vorzüglichen Städten herrscht allerdings eine große Sittenverderbniß, in dem Inneren des Landes aber findet man noch viel Einfalt und Herzensreinheit. Die Sicilianerinnen können im Allgemeinen hübsch genannt werden; sie lieben sehr die Musik und überhaupt das Vergnügen, sind aber dabei geistreich und edler Gefühle fähig.

Die Insel Sicilien hat einen Flächen-Inhalt von ungefähr 8000 Quadrat-Meilen und eine Bevölkerung von 1,500,000 Einwohnern; Palermo allein zählt fast 200,000 Einwohner. Die übrigen vorzüglichsten Städte dieser Insel sind: Messina, Catania und Trapani. Siciliens Fruchtbarkeit war von jeher berühmt; aber die wenige Ermuthigung, die der Kunstfleiß findet, der gänzliche Mangel an Landstraßen, und der Geist der Uneinigkeit, der leider zwischen den Bewohnern mehrerer Städte herrscht, verhindern, daß die Sicilianer sich der ganzen Wohlthat jener Vorzüge erfreuen, welche die Natur ihrem Lande in so reichlichem Maaße gespendet hat.

Der kurze Bericht, den ich jetzt über das Königreich Neapel und Sicilien abgestattet habe, wird, hoffe ich, hinreichen, dem freundlichen Leser einen allgemeinen Begriff von seinem jetzigen Zustande und von der Verbesserung, der dieses Land fähig ist, bei zu bringen. — Nichts kann übrigens schöner seyn, als der Anblick der Bay von Neapel mit ihrer herrlichen Umgegend an einem schönen Wintertage, wenn man anders Winter nennen kann, was eigentlich ein frühzeitiger Lenz ist. Ein reiner blauer Himmel, eine weite Wasserfläche, aus der die Gegenstände rund umher wie aus einem klaren Spiegel wiederstrahlen; Berge, welche sich dem Auge in der diesem Lande eigenthümlichen Purpurfarbe darbieten; eine prachtvolle Stadt, glänzende Gebäude, herrliche Gärten, liebliche Villen; kurz, die Natur im steten Festgewande, so tritt dieses Land den Blicken des Beschauers entgegen — und dennoch würde ich es nicht zum beständigen Aufenthalte wählen, ich würde weit eher meine Hütte am Ufer des Arno oder in irgend einem Thale am Fuße der Alpen aufschlagen, um mich dort eines italienischen Himmels, einer italienischen Natur, fern von der Verderbtheit und den Thorheiten des üppigen Neapels, zu erfreuen.

Ignaz von Krasicki.

(Schluß.)

Hierauf schrieb Krasicki ein komisches Gedicht in zehn Gesängen: „Mischeis (Myszeis) der Ratten- und Mäusekrieg", zu dem ihm vielleicht Homer's „Batrachomiomachie" Anlaß gab; doch liegt in diesem Gedicht die Satyre unumwunden da, hebt die Hauptfehler aller Nationen mit Gemüthlichkeit hervor und spottet der Staats-Einrichtungen des damaligen Polens, besonders der Streitigkeiten des Ritterstandes und des Senats. Krasicki ist in seinen Satyren jeder Persönlichkeit und Bitterkeit fremd und spricht sich selbst darüber in folgenden Versen aus:

Wahrheit heischt die Satyre, fern von kleinlicher Rücksicht
Ehrt sie das Amt und den Fürsten, richtet allein nur den Menschen.

Es folgte nun ein zweites komisches Gedicht: „Der Mönchskrieg" (Monachomachia), in sechs Gesängen, in welchem Krasicki als vollkommener Dichter sich zeigte. Durch die fließenden Verse, durch die höchst treffende Schilderung der damaligen Sitten und durch den ununterbrochen sprudelnden Witz wird dieses Gedicht stets zu den erheiterndsten Unterhaltungen jedes Gebildeten gehören. Friedrich der Große gab Anlaß zu diesem launigen Werke, indem er dem Dichter die Wohnung Voltaire's in Sanssouci mit dem Bemerken anweisen ließ, diese Zimmer müßten ihn zu etwas Ausgezeichnetem begeistern. So unschuldig diese Frucht einer heiteren Laune war, so fand sich doch Krasicki veranlaßt, durch ein zweites Gedicht (Antimonachomachia) in sechs Gesängen die beleidigten Finsterlinge seines Standes zu besänftigen, welches jedoch, trotz der Gleichheit seiner Schreibart, seinem Vorgänger an Handlung nachsteht.

Noch hatte Polens Literatur keine Epopöe, es mußte also unstreitig den Dichter nach so glücklichem Gelingen komischer Gedichte reizen, auch an einem ernsthaften Stoffe sein Talent zu versuchen. Diesem Versuch verdanken wir den „Chocimschen Krieg", in zwölf Gesängen. Sey es nun, daß dieser Stoff an sich zum Heldengedicht nicht geeignet ist, und nur eine gereimte Geschichte dieses Krieges entstand, so ist doch nicht zu läugnen, daß große Bilder und ein erhabenes Gefühl, welches sich in vielen vortrefflichen Stellen ausspricht, dieses Gedicht zu einem schätzbaren Werke erheben.

Außer diesen eigenen Werken haben wir von Krasicki die Uebersetzung des größten Theils der Gedichte Ossian's, die vielleicht der Vorwurf der Steifheit treffen kann, dennoch aber seinen Beruf zum Dichter bekunden.

Zu den Werken Krasicki's in Prosa gehören die „Begebenheiten des Nikolaus Doswiadczinski" (przypadki Mikołaja Doswiadczynskiego), in welchen die Bücher vorzüglich gelungen sind, in denen die Fehler der damaligen Erziehung und die gerichtlichen Umtriebe bei den Tribunals-Verhandlungen auf das treflichste dargestellt werden.

Im „Herrn Podstoli" (Pan Podstoli), in zwei Bänden, zeichnet Krasicki einen durch Rechtlichkeit, Wirthlichkeit und mannigfaltige Tugenden ausgezeichneten Mann; zugleich schildert er aber auch alle den Polen eigenthümliche Fehler und üble Neigungen mit unnachahmlicher Wahrheit. Nur diese zwei Bände sind im Druck erschienen, ein dritter findet sich als Manuscript, und die Absicht Krasicki's, noch einen vierten zu geben, vereitelte der Tod.

Diesem folgte ein Werk unter dem Titel: „Geschichte" (Historya), welches eigentlich eine Kritik der Geschichte enthält. Außer treflichen historischen Kenntnissen, die der Verfasser in diesem Werke beweist, wird dieser glücklich entworfene Roman durch glänzenden Witz gehoben und durch Bemerkungen, die einen durchdringenden Scharfsinn beweisen.

Unter der Aufschrift: „Sammlung nothwendiger Kenntnisse" (Zbior potrzebnych wiadomosci) schrieb Krasicki eine Art Encyclopädie, welche hinlänglich darthut, wie sehr sich Krasicki bestrebte, Aufklärung unter seinen Landsleuten zu verbreiten.

Krasicki's reger Geist ließ ihn nicht ruhen; außer diesen Werken hinterließ er eine bedeutende Menge Handschriften, unter denen folgende Erwähnung verdienen: 1) „Neue Mährchen nach Lafontaine"; 2) „Von der Dichtkunst und von Dichtern", ein bedeutendes Werk, welches eine Theorie der Dichtkunst giebt, von den berühmtesten Dichtern jedes Zeitalters und Volkes spricht und Auszüge aus denselben hinzu fügt; 3) „Das Leben berühmter Männer", nach Plutarch; 4) „Das Leben berühmter Männer", nach Art des Plutarch, in welchem Werk, außer ausgezeichneten Polen, auch große Männer anderer Nationen mit einander verglichen werden; 5) „Gespräche berühmter Männer, eine Nachahmung Lucian's, Fontenelle's und Montesquieu's." Kurz vor seinem Tode endlich schrieb er „Briefe über die Garten-Einrichtungen", in denen sein gemüthlicher Witz mit sanftem Glanze hervor leuchtet.

Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, kann man behaupten, daß Krasicki der witzigste unter den Schriftstellern, die Polen zählt, gewesen ist, und daß seine deutliche, leichte und natürliche Schreibart, seine lebhafte Einbildungskraft und der ihm immer zu Gebote stehende Witz ihm eine der ersten Stellen unter den slavischen Schriftstellern bedingen.

Einem Manne von so ausgezeichnetem Geiste fehlte es auch nicht an hoher Bildung des Geschmacks: seine sehr kostbare und ausgesuchte Gemälde-Sammlung, so wie eine große Menge treflicher Kupferstiche, die er hinterließ, bewiesen dieses hinlänglich und der Werth derselben verdoppelte sich durch Anmerkungen, welche Krasicki am Rande derselben zu machen pflegte.

Als Schriftsteller und Erzbischof gleich ausgezeichnet, stand Krasicki auch als Mensch sehr hoch. Rechtlichkeit, Gutmüthigkeit, Wohlwollen und Herablassung gegen Niedere, waren die Hauptzüge seines Charakters, Stolz und Hochmuth ihm fremd. Der wenige Werth, den Reichthümer und Geld für ihn hatten, machte, daß er es nicht achtete, und der Mangel desselben setzte ihn oft in Verlegenheit und hinderte zuweilen seine Neigung zur Wohlthätigkeit. Zärtliche Liebe verband ihn mit seinem Bruder und dessen Familie, für deren Wohl er stets unermüdet thätig war.

Krasicki starb im Jahr 1801 in Berlin im 67sten Jahre seines Lebens, nachdem er im Jahr 1795 zum Fürsten Erzbischof von Gnesen ernannt worden war.

Noch ist zu bemerken, daß eine Ausgabe aller Werke Krasicki's in zehn Bänden in Warschau bei den Piaren (1803—1804) von Franz Dmochowski besorgt wurde, und jetzt eine neue bei Korn in Breslau erschienen ist.

Endlich gehören auch zu Krasicki's Werken mehrere Comödien, wie z. B. „der Solennisant", „der Lügner" u. s. w., welche jedoch unter dem Namen seines Privat-Sekretairs Michael Mowinski, dem er sie nur unter dieser Bedingung schenkte, erschienen sind, und weniger Werth haben. Czwalina.

Verse an Marie Antoinette.

Als die beklagenswerthe Prinzessin Marie Antonie auf ihrer Reise nach Paris durch Nancy kam, überreichte ihr ein Nadler ein Päckchen Stecknadeln, mit folgenden naiven Versen:

Osez, epingles glorieuses!
Sortir de votre obscurité.
Passez dans les mains gracieuses
De l'amour et de la beauté.

Sur un auguste diadême,
Epingles, si l'on vous admet,
Humbles dans cette honneur suprême,
Attachez vous avec respect.

Mais cependant point de foiblesse!
Il faut eviter tout excès;
Pour servir toujours ma princesse,
Epingles! ne pliez jamais!

Surtout, chef-d'oeuvre de mon zèle!
Gardez vous bien de la piquer!
Je donnerois mon sang pour Elle,
Si par vous le sien dut couler. F. B.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe, von J. P. Eckermann.“ (Stuttgart, bei Cotta, 1824.) — Vieles iſt über Goethe geſagt und geſchrieben worden, wenig vielleicht ſo durchgehend Treffendes als das Vorliegende. Es erſcheint ſo unparteiiſch würdigend, ſo ganz zum Ziele führend und anziehend, daß der Freund der Poeſie nicht genug wünſchen kann, es in den Händen Aller, die ſich für ſchöne Literatur intereſſiren, ſobald als möglich zu ſehen. Wenn der gedankenreiche Schubarth in ſeinem geiſtvollen Worte über Goethe bei der Schärfe des eindringenden Blickes nicht ſelten ſchroff, ſelbſt einſeitig erſcheint, ſo tritt uns hier mit der Tiefe umfaſſender Anſicht und der ſtrengſten Unparteilichkeit eine Zartheit entgegen, die auch den Edelſten gewinnen muß. Nicht hohles Gehäuſe, ſondern ein Füllhorn voll köſtlichen Lebensbalſams iſt dieſe auf Charakter dringende nach dem Naturgemäßen ſtrebende organiſch hervor bildende Richtung der Kritik, die darum die höchſte bleiben wird, weil ſie die einzig fordernde iſt; es kann ſeinen Zweck nicht verfehlen, jenes ergreifende Eingehen in das Geſchaffene, welches den Schöpfer ſelbſt erquicken muß, jenes klare Hinweiſen, das den Jünger die Schritte des Meiſters lehrt; überall Wahrheit, Tüchtigkeit, Selbſtſtändigkeit, Bilder im Entwickeln, Schaffen im Anordnen. Die unverhohlene Rüge des flachen Unzulänglichen ſowohl als des trüglich Schimmernden und Ueberſpannten, das Dringen auf Einheit, das unermüdliche Hinweiſen auf das Naturgemäße und Charakteriſtiſche, das freudige Anerkennen jedes in ſich vollendeten Gebildes, ohne Berückſichtigung des äußern Umfanges und des Stoffes, das Beurtheilen jedes Einzelnen auf ſeinem eigenſten Standpunkte und aus ſich ſelbſt, Alles dieſes beurkundet die Richtung des Ganzen gegen den falſchen Idealismus und Nihilismus der Zeit, der ſo viele waſſerreiche und kranke Stämme ſchon erzeugt hat und täglich mehr zu erzeugen droht, und gegen den nicht genug kann geeifert werden. — Der Verfaſſer, einleitend durch einzelne Gedanken und Anſichten, giebt abwechſelnd bald größere, bald kleinere Aufſätze, in denen er über das Weſen der Poeſie, Gehalt, Stoff und Form, eingehend ſich verbreitet; auch das Weſen der Kritik, ihre Aechtheit und ihre Verkehrtheit wird behandelt. Als Muſter hält er Goethe feſt, weil dieſer mit der Vielſeitigkeit ſeiner Leiſtungen die reinſte Objectivität, und mit jedem Einzelnen, auch dem Geringſten, immer nur den Styl der Sache verbindet, fern von aller Manier Und unſer Autor ſelbſt, wie aus allen ſeinen Darſtellungen das innigſte Verwandtſeyn mit dem Gegenſtande hervor blickt, in ſeinen Ausſprüchen das tiefſte Eindringen mit dem reinen Sinne der Wahrheit Hand in Hand geht, beurkundet auch hier die größte Uebereinſtimmung zwiſchen Idee und Anwendung. Goethe aber ſehen wir gern als Muſter an, weil ſein Schaffen am ähnlichſten erſcheint dem Schaffen der Natur.

Betrachten wir zunächſt des Verfaſſers Anſicht der Kritik, ſo zeigt ſich gleich den erſten Blicken: ſpiegelhelle Objectivität der Auffaſſung und Darſtellung, die ihren Gegenſtand trifft, auch ohne ihn zu nennen; in dem Beſonderen ſpiegelt ſich das Allgemeine, eine Schöpfung mit ihren Bedingungen liegt klar vor uns in der Anſchauung einzelner Erzeugniſſe. Den Schöpfer ſelbſt würdigt Eckermann zuvörderſt aus der Geſammtmaſſe ſeiner Leiſtungen, und führt durch dieſe auf ſeine Grundrichtung, aber nicht einſeitig abſchließend und keine Einzelkraft hintanſetzend, die ſich neben der hervor ragenden Grundkraft äußert; an das Hervorgebrachte legt er den Maaßſtab des Naturgemäßen, Charakteriſtiſchen; ihm gilt Treue und Wahrheit, und die geſunde Friſche ſeiner Anſchauung offenbart ſich in der Würdigung auch des Kleinſten, wofern es nur in ſeiner Eigenthümlichkeit vollendet iſt. Dieſe Richtung tritt uns auf allen Seiten entgegen; ſie ſpricht ſich S. 33 auf das klarſte aus in den Worten: „Man ſoll nie fragen: wie groß iſt das, was du hervor brachteſt? ſondern: wie iſt es in ſich vollendet? überall nie das Produkt des einen Volks nach dem eines andern vergleichen und meſſen.“ Und was er S. 54 über die vorſpringenden Anſichten in dem Reiche der Goetheſchen Produktionen, was S. 87 u. a. über Shakſpeare, und S. 258 über Sophokles ausſpricht, das iſt Alles ſo eingehend in den innerſten Charakter des Geſchaffenen, daß dieſes allein ſchon den klaren durchdringenden Blick verkündet, der aus dem Ganzen und jedem Einzelnen hervor leuchtet. Die Forderungen, die er S. 89 u. f. in dem Aufſatze: „Ueber Kritiker“ an dieſelben macht, ſind bedeutend, aber unerläßlich: geſunde Vollendung der eigenen Natur, rege Empfänglichkeit, reicher Umfang des Wiſſens, und aus dieſem Geſammtgute hervor gehende Tiefe des würdigenden Blickes. — Von der Uebereinſtimmung der angewendeten Kritik unſeres Verfaſſers mit ſeinen ausgeſprochenen Grundſätzen zu überzeugen, mögen noch beſonders die „Bemerkungen über Goethe's Wahlverwandtſchaften“ S. 150 u. f. dienen. Man darf dieſen Aufſatz ein Muſter der Betrachtung eines Kunſtwerks nennen, ſo ganz führt er daſſelbe und ſeinen Werth ſelbſt dem, der es noch nicht kannte, vor. Wie ſein ſchöpferiſcher Meiſter, ſo geht dieſer helle Beurtheiler mit ſcharfem Blick in das Innerſte ein, lehrt uns den Charakter des Ganzen kennen durch organiſches Hervorbilden aus den Tiefen des vorliegenden Stoffes, ſo daß wir an ſeiner Hand betrachtend den Geiſt des Schöpfers, die Vereinigung des Gehalts mit dem Stoffe, und wie dieſer durch die innigſte Verbindung mit jenem zur Erſcheinung gekommen, freudig wahrnehmen. Und dem gemäß ſind alle ſeine Bemerkungen, wo er ein Kunſtwerk berührt, von dem Größten bis zum Kleinſten, ſowohl da, wo er in den einzelnen Gedanken und Anſichten von den großen Richtungen des „Wilhelm Meiſter“, des „Werther“, des „Fauſt“ ſpricht, wo er in dem Aufſatz: „Ueber den Ausgang tragiſcher Charaktere“ dem „Egmont“ insbeſondere, in dem Aufſatz: „Ueber zwei dramatiſche Gattungen“ dem „Fauſt“, als großes Gemälde des Lebens gegenüber geſtellt dem individuelleren des „Taſſo“, ſeine Betrachtung wendet, als wo er über die Verkörperung der Idee in kleineren Gedichten ſich auslaßt. Ueberall bleibt er in ſeinen Betrachtungen dem S. 20 ausgeſprochenen Grundſatz treu: „Jedes Gedicht, vom kleinſten bis zum größten, iſt als ein Individuum an zu ſehen, das einen Charakter haben muß.“

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein Gelehrter in Provins hat ein Mittel ausfindig gemacht, Butter in Steintöpfen lange Zeit auf zu bewahren. Unlängſt eröffnete er einen ſolchen Topf mit noch ganz friſch erhaltener Butter, die er im Juli 1824 verſchloſſen hatte. Die Mitglieder der Akademie — denen er ſeinen Verſuch vorzeigte — hatten ſich ein Jeder mit einem friſchen Weißbrod eingefunden! (Corsaire.)

Ein Beobachter alles Großen giebt folgende Angabe der größten Männer Preußens, Rußlands, Schwedens und Oeſtreichs: Der preußiſche Tambour-Maior der Garde mißt 6 Fuß 11 Zoll; der ruſſiſche: 7 Fuß 5 Zoll; der ſchwediſche: 6 Fuß 9 Zoll; und der Tambour-Maior der ungariſchen Garde 9 Fuß 3 Zoll (doch nicht ohne die Mütze?). (Corsaire.)

Im (ehemaligen) ſchwediſchen Pommern giebt es ein Stück Feld, auf welchem ſeit 300 Jahren 191 Schlachten oder Gefechte vorgefallen ſind. Man hat ſchon vielfaltig darauf geboten, aber der General Pfeffel (?) wird wohl den Preis davon tragen, denn er hat darauf drei ſeiner Söhne verloren. (Corsaire.)

In der Menagerie des Königs von Marokko hat das böſe Winterwetter in Kurzem 22 Tyger dahin gerafft! (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 51ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Hannover. Mit Recht, lieben Leſer, ſeyd Ihr jetzt entrüſtet,
Ob allen dem vielen Theater-Geſchwatz,
Womit ſich der Nachtrab der Zeitſchriften brüſtet,
Als bracht' er vom Sinai heil'ges Geſetz;
Doch will ja die Mode nun einmal ſolch Weſen:
Die Antagoniſten ſelbſt wollen doch leſen,
Was Dame Thalia in Suddeutſchland macht
Und was von Berlin ſie und Hamburg gebracht.
Da müſſen wir Correſpondenten uns krümmen
Und fort mit dem Strome des Zeitgeiſtes ſchwimmen;
Wir müſſen bedacht ſeyn, die Spenden zu bringen
In anderen Formen, auf leichteren Schwingen. —
Das iſt es, was ich Euch, Verehrte, hier weih';
Doch fordert nicht friſch ein rythmiſches Maaß;
Das Ganze, ſo ernſt der Inhalt auch ſey,
Hier ſchreitet's in leichtem Gewande fürbaß,
Berichtend, in zwangloſen Reimen, getreu,

Nur wenig brachte uns fürwahr
Der Reſt des Monats Februar:
„Maskirter Ball" mit Pantomimen,
Fein dargeſtellt von unſern Mimen,
Der füllte ziemlich den Redouten-Saal;
Der Reiz der Neuheit lockt ja überall. —
Held „Bayard" ward zum Beneſiz gegeben
Für die, die noch in Sorgen ſchweben
Um ihrer Habe fortgeſpültes Gut,
Entriſſen ihnen durch die Schreckensfluth.
An Menſchen hat's wohl nicht gefehlt,
Doch war das Stück nicht gut gewählt;
Zu ſolchen edeln Zwecken eben
Muß man nicht zu bekannte Stücke geben.
Doch lob' ich mir die Drucker, Maſchiniſten, Billeteurs,
Sie machten ſämmtlich heute gratis die Honneurs. —
Ein hoher Feſttag im Theater war
Der fünf und zwanzigſte im Februar:
Des Herzogs Cambridg's theures Wiegenfeſt
Brachte uns den Jubel, der ſich fühlen läßt,
Doch nicht berichten mit der kalten Schrift,
Die nie den rechten Fleck des Herzens trifft.
Ein „Hurrah!" und „God save the king!",
Mit dem das Haus den Herrn empfing,
Dem glühend alle Herzen ſchlagen;
Dann ein Prolog von Blumenhagen,
Geſprochen wacker und mit hoher Gluth
Von Dame Arteur, drang durch's Blut
Wie Nektar, und berauſchte Alle,
Bis endlich mit Trompeten-Schalle
Das Feſt erreichte ſein zu kurzes Ziel
Und die Gardine niederfiel.
Alsbald ging ſie doch wieder in die Höh'
Und brachte uns zum erſten Mal: „Den Schnee".
Ein lock'res galliſches Produkt von Scribe;
Doch ganz nach Eginhard's und Emma's Liebe
Gemodelt, wie der Name ſchon beweiſt,
Der: „le nouvel Eguinhard" franzöſiſch heißt;
Der Ueberträger ward uns nicht genannt
Und mit Caſtelli's Text war dieſer nicht verwandt;
Statt „Hochſtein" und ſtatt „Lydia"
Stand „Herzog Lothring" und „Adele" da.
Des erſten Akts Gehalt iſt nicht zu preiſen,
Die beiden andern beſſer, doch beweiſen
Sie abermals, das Beſte, allzu viel gedehnt,
Geht kalt vorüber und es wird gegähnt.
Die wack're Scene mit dem Blumenſtrauß
Und die, wo mit verſtelltem Schreck und Graus
Der Herzog „Edwin" ſeinen Sohn genannt,
Sind zwei Momente, höchſt frappant.
Vermiſchter Art ſind die Compoſitionen,
Worin Franzoſen bald und bald die Italiener wohnen.
Ein Schüler Cherubini's iſt der Componiſt,
Doch wird des Schülers Meiſter ſehr vermißt.
Manch' helle Funken ſprühen durch das Ganze,
So gehört mit Recht ein Blättchen aus dem Kranze
Dem Schluß-Duett im erſten Akt,
Und nicht von Dichterwerth ganz nackt
Steht das Terzett im dritten Theile.
Wenn ich bei'm Gärtner-Liedchen noch verweile,
Das nicht franzöſiſch ſich geſtaltet,
Von unſerm Sedlmayr ſchön entfaltet,
So muß ich des Finale's auch erwähnen,
Das in dem Theil', mit vielem Schönen,
Italiens neu'ſte Schule reflektirt,
Obgleich es oftmals irre führt.
Beſonders hold iſt hier Herr Auber auch
Aux instrumens à vent, nach galliſchem Gebrauch;
Doch für den Heros iſt nicht viel geſchehen,
Den wir als Goliath den Rieſen ſehen;
Ich mein' den Baß, der Harmonien Schutzpatron,
Der iſt durchgängig faſt zu träg' und monoton.
Die Geigen ſind freilich ſchon beſſer bedacht,
Doch oftmals zur unrechten Zeit angebracht. — —
Herr Hillebrand, „Herzog", recht wacker, obgleich
Er dieſen Charakter gemodelt zu weich.
Iſt anfangs auch Zartheit Bedingniß der Rolle,
Erſcheine doch ſpäter der Herzog im Grolle.
Denn iſt auch ſein Vaterherz fröhlich und brav,
So weckt doch die heimliche Eh' aus dem Schlaf.
Herr Kaſtner, als „Prinz", brachte liebliches Spiel,
Herr Boucher den „Edwin" mit innigem Gefühl;
So war Campagnoli und Langſchwadt zu loben;
Doch Sedlmayr gab uns erneuerte Proben
Der glücklichſten Laune. Sein ſangvoller Werth
Als „Gärtner", wobei man beſonders verehrt
Den taktfeſten Sänger, da, wo er erzählt,
Von Angſt und von Furcht durch Edwin gequält,
Die wahrhaft verworrene Schlittengeſchichte.
Wahrhaftig! faß' Orpheus hier ſelbſt zu Gerichte,
Er ſetzte gewiß auf den Vortrag 'nen Trumpf,
Denn dieſer Geſang war des Taktes Triumph. —
Recht kroſtig gemalt war die Gegend von Günther; *)
Doch ſparſam nur fiel uns der Schnee dieſen Winter.
Es fehlt doch wahrhaftig hier nicht an Papier!
Obſcurus und Clarus **) beweiſen dafür.
Doch mag ihr Papier wohl zum Schnee nimmer taugen,
Denn dies iſt geſchaffen nur Gift ein zu ſaugen;

*) Unſer Hoftheater-Decorations-Maler.

**) Zwei, oder nur ein Berichterſtatter von Hannover, mit erborgtem Namen.

Und was wir den künſtlichen Schneeflocken weih'n,
Muß keuſch wie die Sonne und fleckenlos ſeyn.
So zog dieſe Oper mit maß'gem Applaus
Vorüber; doch füllt ſie noch mehr wohl das Haus. —
Bei „Otto von Wittelsbach" müſſen wir rügen,
Daß, nach dem Turnier, am fürſtlichen Thron
Der Pfalzgraf erſcheinet mit allen den Siegen
Allein nur. Ey! waren die andern Ritter entfloh'n? —
Auch werden zwei Brüder des Otto's genannt,
Und ſo viel wie uns aus dem Inhalt bekannt,
So müſſen ſie Beide zuſammen erſcheinen;
Wir ſahen nur diesmal „von Andechs" den Einen. —
„Die Flucht nach Kenilworth", von Kühne,
Beſchloß den Monat unſ'rer Bühne.
Frau Keller gab mit weichgeſchaff'nem Sinn
Die „Emma Robſard", dieſe Dulderin.
Die Seelenhoheit, die kein Elend beugt,
Hat uns die wack're Frau gezeigt,
Und unſer Innerſtes erſchüttert.
„Eliſabeth", vor der Britannien einſt erzittert',
Gab Dame Gehlhaar voller Majeſtät.
Kazianer, „Dudley", würzet und erhöh't
Stets den Genuß in ſolcher Sphäre;
Doch ganz beſonders Lob und volle Ehre
Dem wack'ren Marr als „Varney" hier zum Lohn,
Und unſer Keller, holder Muſen Lieblingsſohn,
Gediehen auf des Delos uppigen Fluren,
Ergötzte ſehr als „Michael Lambourne". —
Herr Jolo gehört unſ'rer Bühne nicht mehr,
In Düſſeldorf, wie wir vernehmen, iſt er.
Es gehe nach Wunſch ihm, wohin er ſich kehrt,
Sein Andenken bleibt uns ſtets theuer und werth;
Und hatte Herr Jolo auch einzelne Mängel,
So frag' ich: Wer waren denn vor ihm die Engel? —
Damit nun beſchließ' ich den heur'gen Bericht,
Und frage Dich, Leſer: Verſchmäh'ſt Du ihn nicht?
Sag'ſt Nein! Du, dann bring' ich mit Hand und mit Herz
Dir ganz ſo geformet das Weil're pro Marz.

Georg Harrys.

Literatur. (Schluß.) Sprechen wir nun Eckermann's Anſicht über Poeſie im Allgemeinen aus, ſo finden wir ſie bei ihm aufgefaßt als ein klares heiteres Element, ein Himmel voll beglückender Sterne. Ihr Zweck iſt, wie er in dem trefflichen Aufſatz S. 194 mit deutlichen Worten ausſpricht, zu beglücken und zu veredlen. Dies erreicht ſie durch ſich ſelbſt, als Poeſie, durch ihre himmliſche Erſcheinung; ſie erreicht es ferner durch friſche naturgemäße Verkörperung des Stoffes, den der poetiſche Geiſt durchſtrömt, und durch die gemäße Form zur Erſcheinung bringt. Ihr ziemt es, einen feſten Boden zu haben. Alles Nebelhafte iſt dem geſunden Gefühle unſeres Verfaſſers ſo verhaßt, wie das Unſittliche; an die Wirklichkeit ſoll ſich die ächte Poeſie halten, an die Natur, die Wahrheit; das Große aller Zeiten, alle Tiefen des vielbewegten Lebens ſind ihre unerſchöpfliche Fundgrube, alle Seiten menſchlichen Intereſſes ſoll ſie berühren, und an das Himmliſche mit rechtem Sinne anknüpfend geiſtig erheben. Die rege Empfänglichkeit bildet ihm erſt, mit dem Streben zum Anſchaulichen verbunden, das wahre Weſen des Dichters; das Abſtrakte muß, wenn er der ächte Bildner iſt, in ſeinen Geſtalten Leben gewinnen. So hoch er den Gehalt ſchätzt, der, aus des Dichters Bruſt quellend, den Stoff erſt belebt, ſo iſt ihm doch alles Wirken mit bloßem Gehalt einſeitig; er zeigt an den Beiſpielen der größten Dichter aller Zeiten, wie dieſe alle eine entſchiedene Richtung auf die Wirklichkeit und deren Auffaſſung gehabt, und wie Andere, im übrigen Treffliche, durch ungünſtige Richtung verlockt zum Abſtrakten, und von dem Ueberſinnlichen gefeſſelt, zum Nachtheil des poetiſchen Lebens ihrer Schöpfungen nicht hinlänglich des Stoffes ſich bedient. Wie wahrhaft poetiſch aber und wie unerſchöpflich dieſer iſt, zeigt ſein lehrreicher, ſelbſt ſchöpferiſch bildender, und dem ſich bildenden Dichter nicht genug an zu empfehlender Aufſatz: „Ueber den poetiſchen Stoff" in reicher Entfaltung und treffender Zergliederung, wie ſchon vorher das „über die Bildung der ſinnlichen Anſchauung" Ausgeſprochene den Vortheil des Hinlenkens auf Schärfe der ſinnlichen Anſchauung für alle Schöpfungen, dem Bildner ſowohl als dem Genießenden, anſchaulich darthut. Beide eben genannten Aufſätze verdienen als eigene Schöpfungen gewürdigt zu werden, ſo reich ſind ſie an poetiſchem Leben.

Es wäre ein erfreuliches Geſchäft, das über die Grundrichtung der Anſichten unſeres Verfaſſers auf ſeinem vorliegenden Werke Aufgeſtellte im Einzelnen an der fortlaufenden Reihe ſeiner Aufſätze durch zu führen; doch könnte dieſes leicht zu allzu großer Abſchweifung verleiten, zumal für die Grenzen eines Blattes, das ſich vorſetzt, auf das zu Empfehlende nur aufmerkſam zu machen, die weitere Betrachtung dem eingehenden Leſer überlaſſend. So ſey es nur noch erlaubt, mit der Erwähnung des letzten Aufſatzes: „Einige Anſichten in Bezug auf poetiſche Form" zu ſchließen. In dieſem führt Eckermann in der größten Mannigfaltigkeit die nothwendige Einheit der Form mit dem Geiſte des jedesmaligen Erzeugniſſes durch, und macht auf die ſeiner eigenthümlichen Natur gemäße Verkörperung des Geiſtes beſonders aufmerkſam. Er zeigt die durchgehende Muſterhaftigkeit Goethe's in der vom Geiſte ausgehenden Einheit, und lehrt, indem er Gebildetes entwickelt, den Aufmerkſamen ſelbſt bilden. Auffallen muß dabei, daß bei der großen Klarheit des Verfaſſers in allem Uebrigen hier nicht immer Geiſt, Gehalt und Stoff ſcharf geſondert erſcheint; doch darüber ſpricht er ſich ſelbſt aus in den Schlußworten, welche auf das innigſte Durchdringen jener Elemente zur Einheit hindeuten. Und wenn auch hier und da eine Einzel-Bemerkung nicht ſo ganz zum Ziele trifft, wie es wohl S. 18 unten und S. 19 oben in der Zuſammenſtellung der hier aufgeſtellten vier bedeutenden Schöpfer-Naturen in die Augen ſpringt, oder S. 10 und 11 über den im „Wilhelm Meiſter" überwiegenden Dichter vor dem Schauſpieler, wo denn doch wohl ſchwerlich das Ideal des vollendeten Schauſpielers möchte bezeichnet ſeyn; oder in den etwas unſtatthaften Ausdrücken zu Ende von S. 205; ſo ſind das doch nur kleine Makel in einem trefflichen Ganzen voll eigenthümlichen Werthes; und es läßt ſich mit Recht erwarten, daß unſer Verfaſſer ſowohl in Ausführung mancher der ſeinem Werke voraus geſchickten Einzel-Anſichten und angedeuteten Gedanken, als mit Fortleitung ſeiner ſo erfreulichen als klar zur Erſcheinung gebrachten Ideen über Kunſt und Eingehen in ihr Leben recht bald in fortgeſetztem Streben uns erfreuen werde.

Heinrich Stieglitz.

Neu-Athen. Das neue Pariſer Stadtviertel dieſes Namens begreift den Raum zwiſchen der Straße St. Lazare, der Barriere Rochechouart, der Straße St. Georges und der Vorſtadt Montmartre. Seit fünf Jahren erſt fing man es an zu bauen, und doch hat es ſchon mehrere ganze Straßen und eine Menge ſchöner Häuſer nach Planen der berühmteſten Baumeiſter. Die Façaden haben ſämmtlich einen monumentalen oder wenigſtens ſehr eleganten Styl, und das Innere iſt gleichfalls ſchön und bequem eingerichtet. Ein Conzertſaal in Form eines Tempels ſteht am Schluß-Ende der Straße St. Georges, auf dem St. Georges-Platz, und wird den ganzen Stadttheil dominiren. Eine Reitbahn, ein Waffenſaal, eine verdeckte Schießbahn und ein Rathhaus ſind gleichfalls im Werke, und die Scheidewege und Plätze werden mit Springbrunnen und marmornen Figuren und Becken geziert. (Corſaire.)

1825. No. XII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Ein neuer Musen-Almanach.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und bei uns, so wie in allen Buchhandlungen, für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach für das Jahr 1826.

Herausgegeben von Julius Curtius.

Gedichte von verschiedenen Verfassern und in der mannigfachsten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die letzteren haben die politischen, religiösen, literarischen und theatralischen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptsächlichsten Ziel erwählt, lassen fast keinen bekannten Namen, kein Institut und keine Richtung unserer Zeit ungeneckt, und eignen dieses erste Taschenbuch für 1826 zu einer höchst pikanten Unterhaltung.

Noch bemerken wir, daß in allen Buchhandlungen ausführliche Anzeigen gratis ausgegeben werden über die auf Subscription erscheinenden Werke:

1) Uebersicht der gesammten direkten und indirekten Besteuerung in den preußischen Staaten als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an den lang ausgedehnten Grenzen in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend, von C. W. Schmidt, Königl. Steuer-Offizlant, ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, Verfasser der „mechanischen Technologie" u. s. w. (Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.; nachheriger Preis: 4 Thlr.)

2) Bernhardt Wanschaff's „Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen. (Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.; nachheriger Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.)

(Buchhandlungen, denen Anzeigen fehlen, können sie sogleich von uns erhalten.)

Berlin, 1825. Vereinsbuchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von Picard's binnen Kurzem in Paris erscheinenden neuestem Romane:

l'honnete Homme, ou le Nigaud,

wird bei uns, ziemlich gleichzeitig mit dem Originale, eine deutsche Bearbeitung vom Hrn. Dr. Fr. Gleich herauskommen.

Leipzig, den 9. März 1825.

Dyk'sche Buchhandlung.

Bei uns ist zu haben (cartonnirt: 1⅔ Thlr.; brochirt: 1⅓ Thlr.):

Das Leben des Heilandes.

Treu nach den Evangelien und Ueberlieferungen.

Die höchste Genauigkeit, verbunden mit einem erläuternden Vortrage, machen dies Werk zum angenehmsten Geschenk für Christen jeder Confession; und die sechs Darstellungen (in Holzschnitt-Abdrücken von F. W. Gubitz) sind demselben eine eigenthümliche Zierde.

Berlin, 1825. Vereinsbuchhandlung.

In unserm Verlage sind folgende neue Bücher erschienen:

Erelle, Dr. A. L., Einiges über musikalischen Ausdruck und Vortrag. Für Forte-Piano-Spieler, zum Theil auch für andere ausübende Musiker. 8. geh. 12 Gr.

Türk, W. C. C., die sinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 21 Gr.

Schmidt, C. W., Sammlung praktischer Erfahrungen bei den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten und deren Fortschretten, besonders bei'm Brandtweinbrennen und Bierbrauen. 1r Bd. gr. 8. mit Kupfern. 1 Thlr. 16 Gr.

Schulz, O., Lehrbuch der mathematischen Geographie 1ster Theil, mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz von Schulzenheim, Dav., Anweisung zur Erreichung eines hohen Alters oder die Kunst, durch Diätetik das Leben zu verlängern. In Reden, gehalten vor der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Aus dem Schwedischen übersetzt unter Aufsicht des Verfassers. 8. 20 Gr.

Grävell, M. C. F. W., der Bürger. Eine weitere Untersuchung über den Menschen, für gebildete Leser. gr. 8. 2 Thlr.

Dürer, Albr., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gans, Dr. E., das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalgeschichte. 1ster Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Pachur, Dr. A., Tabellarische Arzneimittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kley, Dr., die Feste des Herrn. Israelitische Predigten für alle Festtage des Jahres: gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. gr. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, von, Neue Obstkörbe mit den köstlichsten neuen Birnen, Aepfeln, Kirschen, Pflaumen, Pfirschen und Aprikosen, befindlich im Reichenbachschen Garten zu Freienwalde, durch unentgeldliche

Vertheilung von Pfropf-Reisern jedem Freunde der Pomologie zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen. 8. geh. 9 Gr.

Ruben, Dr. J., Descriptio anatomica capitis foetus equini cyclopici. 4to maj. 8 Gr.

J. H. Merle d'Aubigné, Predigten. Aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. 1 Thlr.

Bruck, Dr. M. M. Myrmecias. 8 maj. 8 Gr.

Schönberg, Dr. S. B., Versuch über die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten. Einigen Freunden vorgelesen. gr. 8. 6 Gr.

Leßmann, Dan., Amathusia. 8. 20 Gr.

Förster, Fr., Vollständige Beschreibung aller Feste und Huldigungen, welche in den Königreichen Preußen und Baiern zur Höchsten Vermählungsfeier des Durchlauchtigsten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen K. H. und der Durchlauchtigsten Prinzessin Elisa Ludovika von Baiern K. H. statt gefunden haben. gr. 4. mit Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Schubert, Dr. F. W. von, Gastpredigten. gr. 8. 12 Gr.

— — — Luthers Denkmal in Wittenberg und dessen religiöse Weihe am 31. Oktbr. 1821. Ansichten, Geschichte, Beschreibung. gr. 8. 6 Gr.

Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 3 Thlr.

Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei. Herausgegeben vom Polizeirath Merker in Berlin. Jahrgang 1825. 4. 4 Thlr.

Pappelbaum, G. T., codicem manuscriptum N. T. graecum evangeliorum quatuor partem dimidiam majorem continentem in bibliotheca regia Berolinensi publica asservatum descripsit, contulet, animadversiones adjecit. 8 maj. 20 Gr.

Klatte, systematisches Lehrbuch der Campagnen Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Schöne, C. C. L., Fortsetzung des Faust von Göthe. Der Tragödie 2ter Theil. 12. 1 Thlr.

Herr, J. A., Kurzer Inbegriff des Wissenswürdigsten aus der Naturlehre. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Ankündigung.

Blumen
auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei, geb. Rogée.

Unter diesem Titel wird nächstens eine kleine Sammlung von Gedichten erscheinen, über deren Zweck und Inhalt sich nachfolgendes Lied wohl am deutlichsten ausspricht:

Was ich, glücklich, ihr gesungen,
Was im Schmerz, bei ihrem Grabe
Mir an Liedern ist erklungen,
Bindet nun meine beste Habe.

Diese Lieder wollt' ich einen
Ihr zu einem Todtenstrauß,
Und ich schicke ihn mit Weinen
In die weite Welt hinaus.

And'rer Freunde süße Lieder
Band ich dankbar mit hinein,
Alle sollen duft'ge Glieder
Meiner Leichengabe seyn.

Also nehmt des Wittwers Habe,
Die Ihr hochbeglückt mir scheint,
Weil Ihr nicht, wie ich, am Grabe
Eines solchen Weibes weint.

Dies Werkchen, welches, elegant gedruckt, auch das Bildniß der so früh hingeschiedenen, allgemein geschätzten und betrauerten Künstlerin mitbringen wird, kostet auf gutem Druckpapier 20 Sgr., auf Schweizerpapier 1 Thlr. 5 Sgr. Wir nehmen Vorausbestellung darauf an und wünschen diese besonders deshalb, um die Anzahl der auf Schweizerpapier zu druckenden Exemplare bestimmen zu können.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der
hohe Beruf der Mutter
oder
praktischer Versuch eines Elementarunterrichts
für Töchter aus den gebildeten Ständen,
von
C. C. L. Klee.
Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

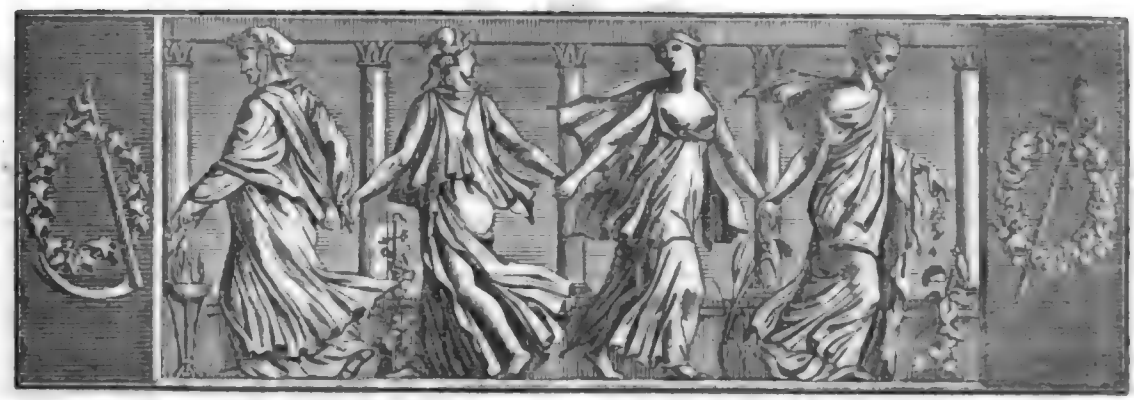
In unserm Verlage ist erschienen:

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.
Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier.
(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29. zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 1. April. 52ſtes Blatt.

Chriſtus.

Der Quell verſiegt, den auf des Horebs Höhen
Jehovah einſt dem ſchwachen Volk erweckt;
Verſtummet iſt des heil'gen Glaubens Wehen,
Und alle Laſter liegen aufgedeckt;
Die Scheu entflieht und ſchwere Greu'l geſchehen,
Und jeden Buſen hat die Schuld befleckt.
Des Wahnes Nacht hält allen Geiſt umfangen
Und füllt das Herz mit ſündigem Verlangen.

Und wie die Peſt durch weite Länder eilet,
So dringt der Thorheit Gift von Glied zu Glied;
Eh' des Bewußtſeyns Hülle ſich zertheilet,
Ergreift es ſchon das kindliche Gemüth.
Und Niemand lebt, der dieſe Wunden heilet,
Der die Verlor'nen aus den Klüften zieht:
O ſolche Gluth weiß nur ein Gott zu dämpfen,
Der ſchwache Menſch erliegt den Rieſenkämpfen.

Und laute Donner hör' ich rings erſchallen,
Ein Aetherglanz ſtrömt blendend durch das Land,
Und einen Wagen ſeh' ich niederwallen
Aus Aetherduft, gelenkt von Geiſterhand;
Auf gold'nem Thron, den Löwen feſt umkrallen,
Erglänzt die Wahrheit hehr in Lichtgewand,
Und auf der Bruſt, daß es allmächtig tage,
Der Sonne Bild, und in der Hand die Waage.

„Den Himmel ließ ich, Seelen, euch zu retten,
Euch zu enthüllen die verlor'ne Bahn!
Ermuthigt euch, zerbrecht des Irrthums Ketten,
Und ringt mir nach zum ew'gen Licht hinan!
Verlaßt der Wolluſt weiche Roſenbetten,
Und nährt den Götterkeim, den ihr empfah'n!
Erkennet euch und folget meiner Sendung,
Am Ziele winket ſelige Vollendung!“

Und Alles feiert lautlos auf den Knieen;
Wie wenn ihn ſtille Zauberkraft durchdringt,
Fühlt Jeder ſich von edlem Feuer glühen,
Und jedes Auges nächt'ge Hülle ſpringt;
Die Seele wächſt, und alle Schranken fliehen,
Womit die Argliſt ſchmeichelnd ſie umringt;
Die Göttin ſteigt von ihrem Throne nieder,
Und ſchwebt voran mit leuchtendem Gefieder.

Und All' ergreift ein namenloſes Streben;
Doch bald erliegt die menſchliche Natur;
Die Seele denkt den Rieſenkampf mit Beben,
Der ihrer wartet auf der ſteilen Spur,
Ihr fehlt der Muth, um frei ſich zu erheben —
Der Wahrheit Füll' erträgt die Gottheit nur:
Der Menſch kann ſich dem Dunkel nicht entwöhnen,
Und fliehet vor dem vollen Glanz des Schönen.

Es fühlt der Geiſt ſich mächtig fortgeriſſen,
Wenn ihm des Himmels Sonnentag erſchien;
Doch wird er erſt die Hülle brechen müſſen,
Bevor die Farben jener Welt ihm blüh'n.
Das Herz, es will ein menſchlich Beiſpiel wiſſen,
Dem ſchön gelang das heiligſte Bemüh'n,
Und eine Bruſt, wo es ermattet raſte,
Wenn uns des Kampfes ſchwerer Drang erfaßte.

Und ringsum brüten ſchwärz're Mitternächte,
Und alle Leidenſchaften ſchalten frei;
Der Menſch verſpottet ſeine ew'gen Rechte,
Das Heilige befleckt er ohne Scheu.
O wer dem Herzen ſich're Kunde brächte,
Daß Menſchenkraft des Höchſten fähig ſey! —
Da ſieht die Welt den großen Tag erſcheinen,
Und hört den Sohn in ſeiner Krippe weinen.

Sidonis.

Ein aphroditiſches Abentheuer.

Wahrheit — nicht Dichtung.

Schon in der Wiege ward ich, Stephan Willibald, durch die Armuth meiner guten Eltern für die große pädagogiſch-theologiſche Laufbahn weniger beſtimmt, als verdammt, die Deutſchland von jeher für ſtarke Geiſter und ſchwache Leiber ohne Geld und Gut großmüthig offen erhielt. — Während meiner Kindheit gab es für mich ſo viel zu lernen und ſo wenig zu eſſen, daß in der That ein Wunder erforderlich geweſen wäre, wenn ich nicht hagerer, als weiland Sr. Geſtrengen, der weltberühmte Ritter Don Quixote, zubenamſet von der traurigen Geſtalt, auf der Univerſität hätte anlangen ſollen.

War ich doch allbereits auf der Schule zum Anbrennen, wie die Leute ſagten. Auch konnte es nicht füglich anders kommen. Ich hatte dort zwiſchen dumpfen und klöſterlichen Mauern aus alten und neuen, todten und lebenden, gelehrten und ungelehrten Sprachen und Zungen über eine Million Vocabeln und Redensarten ein zu ſitzen. Angenommen alſo — was gewiß noch zu wenig iſt — es gehe bei dem Einexerciren jedes fremden Wortes auch nur der tauſendſte Theil eines Quentchens von Fleiſch verloren: wie viel kann man noch übrig haben, wenn man das Exercitium mit einer ganzen Million von Wörtern durchgemacht hat?

In einer ſo klapperdürren Geſtalt, als aus dem Geſagten hervor geht, langte ich dann, nach zurück gelegtem neunzehnten Jahre, auf der Univerſität zu ** gleich dem Zuckermännchen an, das leckere Zungen um die liebe Weihnachtszeit ſo lange benaſcht haben, bis kaum noch die elenden Storchfüße davon übrig ſind. Hier wurde und blieb ſofort Minerva meine auserwählte Göttin. Es würde eine ſehr ſchlechte Kenntniß von dieſer himmliſchen Dame und ihren beſchwerlichen Dienſten voraus ſetzen, wenn irgend Jemand hieraus den Schluß auf ein beſſeres Gedeihen meiner elenden äußeren Maſchine machen wollte. Ich weiß vielmehr, daß ich immer das herzlichſte Mitleid mit mir ſelbſt hatte, wenn ich auf den unglücklichen Gedanken gerieth, mich auch einmal im Spiegel zu beguckkugeln.

Als ich die zweite gelehrte Lehrburſchen-Zeit, oder mein volles akademiſches Triennium, kuhcherner Weiſe überſtanden hatte, kehrte ich in patriam zurück, meinte Wunder von Weisheit an meinen ſauber geſchriebenen Heften mit nach Hauſe zu bringen; machte aber nur zu bald die traurige Entdeckung, daß Wörter keine Gedanken, und Gedanken keine Sachen ſind. Der Schluß, daß außer dem Verkehr mit Ideen auf unſern gelehrten Jahrmärkten wohl kein anderer eben ſehr ſtark betrieben werden möchte, lag mir zu nahe, als daß er mir hätte entgehen können.

Meine erſte Ausflucht in die Welt war zu dem Herrn von Z**, einem begüterten Landedelmann, der in der Nachbarſchaft meines Vaters lebte, ein guter alter Bekannter von ihm war und eine zahlreiche Familie hatte. Die jüngeren Sprößlinge des hochadlichen Hauſes, vier Söhnchen und eben ſo viele Töchterchen, wurden ſämmtlich meiner neugebackenen pädagogiſchen Weisheit anvertraut. So friſch dieſe auch nur noch eben aus dem akademiſchen Ofen gekommen war, ſo that ich mir doch bei meiner großen Neuheit in der Welt nicht wenig darauf zu Gute, weil ich ſtarken Glaubens ſteif und feſt voraus ſetzte, daß ſie der einzige Bewegungsgrund zu einer ſo klugen Mentor-Wahl geweſen wäre.

Nachdem ich mich auf meinem neuen Poſten einige Wochen mit den rechten Augen umgeſehen hatte, machte ich zum erſten Mal in meinem Leben die traurige Bemerkung (die ich nachher leider überall beſtätigt gefunden habe), daß nämlich der Menſch als Menſch hier unter dem lieben Monde verzweifelt wenig gilt. Es waren nicht meine etwaigen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten, ſondern in der That ganz andere Rückſichten, welche mich zu der nicht eben beneidenswerthen Ehre eines hochadlichen Mentors erhoben hatten.

„O Stephan! Stephan!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und dachte mit Schrecken daran, daß ich die Weisheitszähne noch nicht vollſtändig hatte — „wie konnteſt du ſo ein Thor ſeyn, dir ein zu bilden, es gälte hier Alles nur deinem eigenen dürftigen Perſönchen?“ Ach! es galt einer ganz andern hagern Geſtalt, als der meinigen; und das war — eine bereits verblühte Kammerjungfer, welche, bei ihren übrigen negativen Reizen, obenein noch die beſten zehn Lenze mehr geſehen hatte, als das unglückliche Werkzeug, daß man zu ihrer endlichen Beglückung zu erkieſen für gut hielt.

Der Herr von Z** war, wie gewöhnlich, Patron des Kirchſpiels, in welchem er wohnte; und der bisherige Inhaber der Pfarrthei, ein richtiger Siebziger, ſchien der Verſammlung zu ſeinen Vätern ſo nahe zu ſeyn, als ein verlebter Hypochondriſt ihr nur immer kommen konnte. Mich hatte man zu deſſen Nachfolger auserkohren, aber freilich nur auf den Fall, wenn ich nicht bloß A, ſondern auch B ſagen, das heißt, nicht bloß die vakante Pfarrſtelle, ſondern mit ihr zugleich die erledigte Kammerjungfer nehmen würde.

Die Stelle war nicht ſonderlich; aber die Kammerjungfer? — Nun, man müßte nicht bloß meine bereits gegebenen Winke geleſen, ſondern ſie ſelbſt geſehen haben, um gehörig über ſie urtheilen zu können. — Leſer, welche mit Hogarth's unvergleichlichen Carikatur-Gemälden bekannt ſind, haben ſie wirklich ſchon

geſehen. Es iſt die nämliche, welche auf andächtigen Wegen, mit einem vor Froſt zitternden Buben hinter ſich, zur Kirche wandelt. Für einen angehenden Eheſtands-Candidaten, wie mich, unſtreitig das reizendſte Cabinetſtückchen, das ſich denken läßt. — Wer indeß ſeiner Phantaſie durch jenes treffende Bild nicht zu Hülfe kommen kann, dem rathe ich, mich ſelbſt in aller Geſchwindigkeit ein wenig zu verweiblichen, ſo hat er auch, was ihm fehlt und nöthig iſt, den armen Stephan Willibald ſchmerzlichſt zu bemitleiden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Mann an zwei Orten.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Gegen das Ende des ſechszehnten und Anfangs des ſiebenzehnten Jahrhunderts brachte Franz Monnier zwei und zwanzig Jahre bald in Paris auf dem Platz Maubert, bald in dem Kloſter St. Antoine zu, wo er Mönch und Prieſter war. Letzteres war ſein erſter und wahrer Stand; bald aber verliebte er ſich in Margarethe Simon, und ſuchte es dahin zu bringen, mit ihr wenigſtens einen Theil des Jahres ruhig zu verleben. Seinen Superior, den Commandeur von St. Antoine, um die Erlaubniß zu einer entfernten Reiſe nach der Provinz bittend, ging er aus einem Thor von Paris hinaus, und kam verkleidet zum andern wieder herein, um ſich unter dem Namen Jacob Croquet im Stadtviertel Maubert mit ſeiner Margarethe Simon förmlich nieder zu laſſen. Einige Monate darauf gab er vor, ein Amt in Blois erhalten zu haben, das ihn nöthige, ſeinen Aufenthalt zwiſchen Blois und Paris zu theilen, und ſo ging er fort, ließ ſeine Frau zurück und kehrte zu ſeiner Mönchszelle heim. Im nächſten Jahr bat er abermals um Urlaub, ging wieder auf einige Monate zu ſeiner Frau, wie von Blois kommend, und dann kehrte er, wie früher, in ſeine Zelle zurück. So trieb er es zwanzig Jahre und zeugte mehrere Kinder mit ſeiner Frau, die alle unter dem Namen Croquet getauft wurden. Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts fing der Commandeur von St. Antoine (ein Mann aus der Familie der Aniſſon aus Lyon) an, ſich ſchwach und ſeines Amts unvermögend zu fühlen, und hatte nicht übel Luſt, ſeine Commandeur- und Priorſchaft auf Monnier, einen der älteſten Prieſter ſeines Hauſes, zu übertragen, dem er überdies beſonders gewogen war. Monnier fand ſich ſehr geneigt zur Annahme, nur ſah er ein, daß ſeine doppelte Wirthſchaft dann unmöglich mehr fortbeſtehen könne. Er beſprach ſich daher mit ſeiner Frau, und man kam bald überein, daß nichts anders übrig bleibe, als: den Tod des falſchen Croquet zu proklamiren. — Madam Croquet zeigte daher eines Tages plötzlich ihrer ganzen Nachbarſchaft einen Brief aus Blois, der ſie vorläufig von einer ſchweren Krankheit ihres Quaſi-Gatten benachrichtigte, worauf ſie dem Anſchein nach eiligſt abreiſete und einige Zeit nachher mit einem falſchen Todtenſchein ihres Mannes zurück kam. Sie legte Trauer an, und das ganze Viertel betrauerte ihren Verluſt mit. — Gerade hier endete aber das Geheimniß. Ein Menſch, welcher viel mit Croquet verkehrt hatte, bekam Geſchäfte im Viertel St. Antoine; er ging zufällig eines Tages in die Kirche, um die Meſſe zu hören, und ſiehe, der leibhaftige verſtorbene Croquet ſtand hier, in der Geſtalt des Superiors Monnier, vor ihm und las die Meſſe. Er konnte erſt nicht von ſeinem Erſtaunen zu ſich kommen, ging aber des andern Morgens noch einmal zur Meſſe und ward von der Wahrheit überführt. Ohne Weiteres trat er in die Sacriſtei, wo Monnier ſich eben entkleidete, und ſagte ihm, in Gegenwart mehrerer Individuen des Hauſes: „Ey, ey, Herr Croquet, während man Sie in dem Viertel Maubert beweint und betrauert, leſen Sie hier Meſſe! — das iſt wahrlich drollig!“ — Monnier war anfangs wie vom Blitz getroffen, faßte ſich aber und läugnete hartnäckig, ſeinen Gegner je geſehen zu haben. Alle Kloſterbrüder bezeugten Monnier, daß er nie das Haus verlaſſen habe, ſo daß er für den Augenblick gerechtfertigt ſchien; allein der Abgewieſene lief zur angeblichen Wittwe Croquet, wo er zwar auch nicht beſſer empfangen ward, ſich aber damit nicht begnügte, ſondern ſeine Revier-Genoſſen aufwiegelte, ſo daß man am Ende an den Ober-Abt von St. Antoine ſchrieb, der ſich genöthigt ſah, eine Commiſſion zu ernennen, welche die Sache unterſuchen ſollte. Jetzt ward den beiden Croquet's bange; ſie entfernten ſich. Dieſe Flucht machte ſie nur um ſo verdächtiger; die Sache kam unterdeß zu Tage und Beide wurden in contumaciam, der Mann zum Hängen, die Frau zur Gefängnißſtrafe verurtheilt; Hab und Gut verfiel an die Kinder, die natürlich am ganzen Handel unſchuldig waren. — Fünf Jahre nach dieſem Urtheil war Monnier keck genug, nach Paris zurück zu kehren, ward aber erkannt, feſt genommen und nach der Conciergerie gebracht. Sein Urtheil war aber unterdeß milder geworden; er mußte vor der Kirchthür St. Antoine Buße thun und ward zeitlebens aus dem Königreich verbannt. Duſchet.

Geſpräch.

„Der Hofrath Schwach iſt doch ein großer Mann,
Der uns im Staat ein Muſter werden kann:
Denn ſeine Thätigkeit, ſein Eifer für das Gute,
Das ſtandhaft er, mit wahrem Heldenmuthe —!“
„Iſt denn der Hofrath Schwach ſchon todt?“
„Ey, mit dem Sterben hat's noch keine Noth!“
„Nun, was poſaunt Ihr? Laßt die Stütz' im Reich
Erſt ruhig ſterben und es wird ſogleich
Der Zeitungsſchreiber dienſtlichſt dafür ſorgen,
Ihm, wenn ſie fehlen, Tugenden zu borgen!“ D.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus Rußland. (Literatur.) Vormals zündeten die Wiſſenſchaften ihre Fackel an den erlöſchenden Blitzen des Krieges und die Blüthen der Beredſamkeit entſproſſen nur im Schatten des friedlichen Oelbaums. Gegenwärtig aber, wo der Gelehrten-Stand und der Wehrſtand von einander getrennt ſind, ſehen wir ganz das Gegentheil: der Topograph, wie der Antiquar, ſtellen ihre Nachforſchungen an und berichtigen ſie unter dem Schutze kriegeriſcher Fahnen; der Donner der entfernten Schlachten belebt den Styl der Schriftſteller und reizt die müßige Aufmerkſamkeit der Leſer; Zeitungen verwandeln ſich in Journale, dieſe in Bücher; die Neugier wächſt; die Phantaſie, ſich mit Thatſachen nicht mehr begnügend, durſtet nach Erdichtungen und unter dem Stempel der Politik verkehrt die Literatur in der Geſellſchaft. Dieſes erfuhren auch wir im vaterländiſchen Kriege. Napoleon ſtürzte über uns her — flugs geriethen alle Leidenſchaften, alle Intereſſen in Gährung. Aller Blicke wandten ſich auf das Schlachtfeld. Wer fand ſich nicht damals elektriſch ergriffen von den Wörtern Vaterland und Ruhm? Jedes Blatt, das nur etwas über dies Thema enthielt, flog begeiſternd von Hand zu Hand. Lobgeſänge, ſchön oder nicht ſchön, erſchollen auf den Straßen und wurden mit Jubel gehört in den Geſellſchaftszimmern; kurz, Alles ſchien damals vortreflich, weil Alles doch Wahrheit enthielt. Der politiſche Sturm aber ging vorüber und alſobald nahm auch der Enthuſiasmus ab. Unſere Aufmerkſamkeit und unſere Einbildung, verwöhnt durch das Hohe und Wunderbare, verſanken wieder allmählig in eine thatenloſe Ruhe. Die feurige Lava brach aus, ergoß ſich und erſtarrte. Aſche bedeckt ihre Oberfläche; in dieſer Aſche aber liegt verborgen der Same des Lebens und dereinſt entſprießen ihr koſtbare Reben. Siehe da ein Bild der Liebe unſerer Landsleute zur Literatur nach dem Kriege; zu ihrer jetzigen Lage haben jedoch auch andere Urſachen mitgewirkt. Die Ruhe nach großer Anſtrengung iſt zur Gewohnheit geworden. Das wankelmüthige Publikum faßte den Geſchmack für's Vaterländiſche wie ein Gefühl auf und verwarf dieſen Geſchmack wie eine veraltete Mode. Die Truppen kehrten heim mit Lorbeern um die Stirn, aber mit galliſchen Phraſen auf den Lippen, und der leidenſchaftliche Hang für den Galliciſmus ergriff plötzlich alle Stände wieder mächtiger als je zuvor. Die Folge hiervon war eine völlige Erkaltung des beſſern Publikums für die Mutterſprache und die vaterländiſchen Dichter, die in dieſer Periode erſtanden, und endlich eine vollkommene Erſtarrung der Literatur in den letzten Jahren. So erliſcht die Lampe ohne Luftzug, ſo verſtummt das Talent ohne Ermunterung! Der übrigen Urſachen, die den Fortgang der Literatur gehemmt haben, erwähnen wir in der Folge gelegentlich.

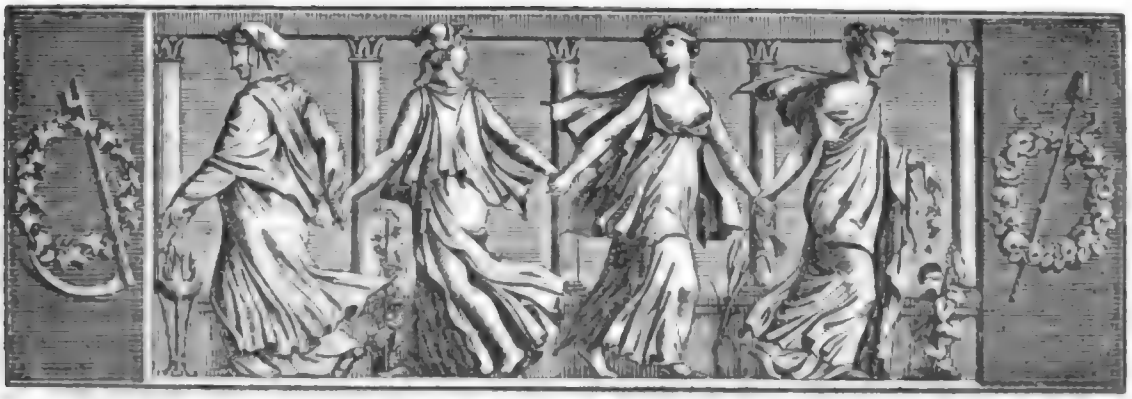
Jetzt zur Sache. Kein Jahr war ärmer an Original-Produkten, als das Jahr 1823. Mit Ausnahme von Werken über ſtrengwiſſenſchaftliche Gegenſtände beſchränkte ſich unſere ganze Literatur einzig auf Journal-Artikel, und auch deren gab es nur in geringer Zahl. Nur die Gewerbsleute der Gelehrſamkeit erwieſen ſich geſchäftig durch mehrzählige Ausgaben von Traumbüchern und Räubergeſchichten zum häuslichen Verbrauch in der Provinz. Von Zeit zu Zeit erſchienen auch bald mittelmäßige, bald ſchlechte Ueberſetzungen von Walter Scott's vortreflichen Romanen; doch keine derſelben vermochte den Namen des Werkmeiſters über Lethes Wogen zu erhalten, vorzüglich deshalb, weil die Periode, wo man durch proſaiſche Ueberſetzungen Ruhm erwarb, ſchon vorüber iſt, und zum Theil auch, weil ihre Schreibart vernachläſſigt war. Von Original-Werken erſchienen: G. Broneffsky's „Neueſte Nachrichten über den Kaukaſus" und Murawiew-Apoſtol's „Reiſen im Tauriſchen". Dieſe Bücher verdienen beide in allem Betracht die Aufmerkſamkeit der Europäer und der Ruſſen beſonderen Dank. Genauigkeit hiſtoriſcher Forſchungen, Neuheit geographiſcher Erörterungen und reiner Styl erheiſchen das Lob des Gelehrten wie des Literators. — F. Bulgarins in ſeinen „Skizzen über Spanien" hat, als Augenzeuge, lebhaft und anziehend manche Scenen aus dem Völkerkriege Spaniens wider die Franzoſen geſchildert, und das herrliche geſegnete Land wie in einem Panorama dargeſtellt. Seine Erzählung iſt raſch und abwechſelnd und die Wahl der Gegenſtände neu. — Merſlakov gab uns einen „kurzen Entwurf der ſchönen Literatur", ein ſehr nützliches Werk für Lehrer und Schüler, in Eſchenburg's Manier. Seine Schreibart iſt überzeugend, kraftig und reizvoll. — Butturlin's „über den Einfall Napoleons in Rußland" und Graf Roſtopſchin's Flugſchrift: „Die Wahrheit von der Feuersbrunſt in Moskwa" gehören nur durch die Namen der Verfaſſer zu Rußlands Literatur, indem ſie im Franzöſiſchen abgefaßt ſind und die von demſelben erſchienenen ruſſiſchen Ueberſetzungen wimmeln von Galliciſmen. — Unter den Büchern polemiſchen Inhalts bemerken wir Gramatin's „Anmerkungen über die Erzählung von Igor und ſeinem Kriegsheer", durch welche er manche zweifelhafte Stellen erklärt hat; doch beweiſt ſein ſelbſtklinger Ton nicht immer, daß ſeine Belege unverwerflich ſind. — Gretſch hat den Verſuch einer ruſſiſchen Sprachlehre aus neuen Geſichtspunkten unter dem Namen von „Correktur-Blätter" erſcheinen laſſen und darin völlig neue und dem Weſen der Sprache ganz innig anpaſſende Grundregeln entwickelt. — K. Kalaidovitſch, unſer verehrter Archäolog, der ſich der Erforſchung unſerer Alterthümer ganz gewidmet hat, übergab dem Drucke einen Aufſatz: „Archäologiſche Forſchungen im Gouvernement Riäſan" betitelt, in welchem ein klarſchauender Kennerblick und große Beleſenheit nicht zu verkennen ſind. — S. Glinka's „Neue Lektüre für Kinder" hat den größten Werth ſowohl hinſichts der Schreibart als des Zweckes, und deſſelben „Kurze Geſchichte Rußlands" verdient das Handbuch einer jeden Familie zu werden. Hiermit ſchließt ſich das Beſſere unter den Büchern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kaiſer Soliman II. hielt einen Circus zu Adrianopel, in dem mit Bogen und mit dem Boldog Araber (einer Piſtole, welche die Mameluken an der Mähne ihrer Pferde tragen) geſchoſſen, mit Kugeln geworfen ward u. ſ. w., und wobei Soliman ſelbſt, als Derwiſch gekleidet, Theil nahm. Eines Tages begegnete er, ſo gekleidet, in Conſtantinopel in einer engen Straße einem jungen türkiſchen Faſhionabel, der ein wildes Pferd mitten unter der Menge tummelte, ohne ſich an das Angſtgeſchrei der Weiber und das Schimpfen der mit Koth beſpritzten Männer zu kehren. Soliman lachte anfangs, da es aber zu bunt ward, fing er an, ſich über die Frechheit zu empören. „Denkſt Du, daß Du auf Deinem Pferde der Gebieter der Türken biſt?" murmelte er, zog ſeinen Boldog hervor und, während der junge Wütherich eben davon reiten wollte, ſchoß er ihn vom Pferde herab. Die Umſtehenden jauchzten; aber in dem Augenblick erſchien der Cadi mit zwölf Tartaren, den jungen Derwiſch zu verhaften, der ſo eigenmächtige Rache genommen. Soliman entblößte indeß ſeine Bruſt und wandte ihm den Rücken. Der Cadi hatte ihn erkannt und rief laut: „Es lebe Soliman, der die Frechen züchtigt!" — Uebrigens möchten wir uns auch die gutgemeinte türkiſche Juſtiz verbitten! (Corsaire.)

Bei Napoleon fand Dr. Automarchi, nach deſſen Tode folgende Organe: Den Trieb: 1) der Verſtellung; 2) der Eroberungsſucht; 3) des Wohlwollens; 4) der Einbildungskraft; 5) der Ehr- und Ruhmſucht. — Ferner die intellektuellen Organe: 1) der Individualität, oder Kenntniß der Individuen und der Sachen; 2) der Lokalität und des Maaßes; 3) des Rechnens; 4) der Vergleichung; 5) der Cauſalität, der Induktion und der Philoſophie. (Courier.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 2. April. 53ſtes Blatt.

Zur Geſchichte der Denkart und der Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Hauptmotiv der epochemachenden franzöſiſchen Revolution liegt unſtreitig in der außerordentlichen Sittenverderbniß und den tief eingewurzelten Standes-Vorurtheilen, welche unter der Regierung Ludwig XIV. und XV. herrſchend waren. Die ſprechendſten Belege zu dieſer Ausartung, beſonders der höheren Stände, die bis zu einem jetzt kaum glaublichen Grad geſtiegen war, finden ſich in den zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Zeit, welche in dieſer Beziehung von nicht geringem Intereſſe und überaus belehrend ſind, indem ſie die befriedigendſten Aufſchlüſſe zu den ohne ſie kaum begreiflichen Begebenheiten der Revolution enthalten. Unter dieſen Memoiren zeichnen ſich, was die Denkart und die Sitten betrifft, vorzüglich aus: „Vie privée du Maréchal de Richelieu. 3 Tomes. Paris 1791", in welcher Lebensbeſchreibung viele vom Marſchall ſelbſt aufgeſetzte Erzählungen, insbeſondere ſeine ſambſen Liebeshändel betreffend, ſich befinden. Die letzteren, von welchen hier natürlich nicht die Rede ſeyn kann, haben, um es beiläufig zu ſagen, manche Aehnlichkeit mit den erotiſchen Geſchichten des Caſanova: ſie ſtehen ihnen freilich nach in Hinſicht der Darſtellung, haben aber weit mehr das Gepräge der Wahrheit, und von dieſer Seite ſind ſie von großem Intereſſe. Der Herzog erzählt einer Marquiſe mit der größten Unbefangenheit und Aufrichtigkeit die ſchändlichſten Dinge, kaum ahnend, weſſen er ſich bei ſeinen rückſichtsloſen Liebes-Intriguen ſchuldig machte; ja, er erzählt dieſe Schändlichkeiten mit einer nicht zu verkennenden Eigenliebe als außerordentliche, deren nur Er fähig geweſen, und ſein Trachten ging vornehmlich dahin, für den galanteſten, d. h. ſittenloſeſten Hofmann zu gelten, wozu er ſelbſt einer lächerlichen Charlatanerie ſich bediente, indem er ſeinen Wagen mit den Lakaien vor mehreren Hotels halten ließ, um glauben zu machen, daß er daſelbſt mit den Frauen verkehre. Den Ruf, dem er nachſtrebte, erlangte er auch im vollſten Maaße, ſo daß man ihn als das Vorbild der Wüſtlinge ſeiner Zeit betrachten kann. Merkwürdig iſt beſonders der Contraſt des vornehmen Hochmuths gegen Niedere und der ehrloſen Kriecherei vor dem Könige und vor Allem, was mit ihm in naher Beziehung ſtand, ſelbſt vor ſeinen Kebsweibern. Nach dieſem Vorwort mögen nun die Stellen folgen, welche als charakteriſtiſche Züge der damaligen Sitten und Denkweiſe in dieſer Biographie beſonders merkwürdig ſind. — Folgende Scenen, die der Herzog mit dem Könige Ludwig XV. erlebte, ſind ſo bezeichnend und zugleich durch den Wechſel von Erniedrigung und vermeintlicher Erhöhung ſo beluſtigend, daß ſie in ihrer ganzen Länge mitgetheilt zu werden verdienen:

„Den Abend war ich bei dem Schlafengehen (au coucher) des Königs. Er kam zu mir und führte mich in eine Fenſtervertiefung. „Finden Sie ſich", ſagte er ganz ſachte, „vor 10 Uhr Abends im Marmorhof ein, in einer alten Perücke und mit einem Fuhrmannskittel, damit Sie nicht erkannt werden. Mit dem Schlag

Zehn werden Sie eine Sänfte heraus kommen sehen; dieser folgen Sie stillschweigend.“ Darauf verließ mich der König und ich zerbrach mir den Kopf über den seltsamen Befehl, den ich eben vernommen hatte. Sofort schaffte ich alles zu meiner Verkleidung Nöthige an und begab mich zu der bestimmten Stunde in den Marmorhof. Ich hatte meinen Leuten verboten, mir zu folgen, und da es ihnen nichts Neues war, mich verkleidet ausgehen zu sehen, so glaubten sie, ich wollte die Liste meiner Eroberungen wieder um eine vermehren. Der Himmel schien sich gegen mich entrüstet zu haben; es regnete entsetzlich und ein kalter Wind durchschauerte mich; ich verwünschte mehr als einmal die Rolle, die ich zu spielen hatte. Endlich schlug die ersehnte Stunde; die Sänfte erschien und ich folgte ihr stillschweigend nach. Der Gang, obschon kurz, war doch lang genug, um mich durch und durch naß zu machen. Die Träger hielten vor einer Hintertreppe, und ich sah den König, in einen Mantel gehüllt, aussteigen und mir zuwinken, mich ganz ruhig zu verhalten. Wir stiegen nun die Treppe hinauf; im Vorsaal war Niemand zu sehen; der König verschloß ihn hinter mir, ging dann weiter und befahl mir, ihn zu erwarten. Eine ganze Stunde litt ich in der schrecklichsten Kälte und Langeweile. Ich verfluchte die Rolle eines Vertrauten; ich dachte mir den König an der Seite einer Schönen und betrachtete mich ganz durchnäßt und beschmutzt und den Dienst eines Lakayen verrichtend. Ich fand mich gedemüthigt und doch suchte ich die Schöne zu errathen, um welche der König mich diese dumme Rolle spielen ließ. Ich war ganz in Vermuthungen verloren, als der König allein heraus kam. Anfangs hatte er mich nicht näher betrachtet; jetzt, ruhiger als zuvor, besah er meinen Aufzug; er lachte laut auf und sagte dann: „Wie er aussieht! den mag der Teufel erkennen!“ Ich folgte ihm, über den Ausruf wenig erfreut, und begleitete die Sänfte bis an den Ort, wo die Wanderung angefangen hatte, und nun gebot mir ein Wink, mich weg zu begeben. Zu Hause angelangt, war ich mir selber ein Abscheu, und als der von meinen Leuten, der mich gewöhnlich auf meinen Liebesgängen begleitete, über meinen Zustand etwas sagen wollte, ließ ich ihn so an, daß er wohl sah, wie dieses Abentheuer nicht glücklich abgelaufen war. Ich war würhend, daß ich nach einer solchen Dienstleistung gar nichts erfuhr, und glaubte, das Recht auf ein unbeschränktes Vertrauen theuer genug erkauft zu haben. Alles um mich her mußte meine böse Laune empfinden; ich ging nicht zum Abendessen, wo ich eingeladen war, und legte mich, wider meine Gewohnheit, früh zu Bett.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein aphroditisches Abentheuer.

(Fortsetzung.)

Wenn eine Katze gestreichelt wird, so macht sie bekanntlich den Rücken krumm, zum Zeichen, daß ihr die Sache sehr wohl thut; sie rüstet sich aber auf der Stelle mit den schärfsten Krallen, macht Anstalt, die spitzigsten Zähne in Thätigkeit zu setzen, und grinzt und droht dabei auf eine ordentlich mörderische Weise, sobald man ihren giftigen Zorn durch die geringste Beleidigung aufreizt. — Nun frage ich den scharfsinnigen Leser, ob wohl vorstehende naturhistorische Bemerkung nicht den einzigen wahren Grund enthalten sollte, warum man die Kammerjungfern oder Kammerzofen auch wohl Kammerkätzchen zu nennen beliebt hat?

Von Natur der abgesagteste Feind aller Katzen, wie alles Katzenartigen, blieb ich gleich Anfangs von der für mich im Stillen Auserwählten so fern, als ich nur immer konnte. Das half mir aber sehr wenig; denn je mehr ich sie mied, desto mehr suchte sie mich. — In der Reihe der Bußgesänge, welche, nach der nicht übeln Bemerkung eines lustigen Kopfes, von dergleichen alten Familienmädchen täglich angestimmt werden sollen, war für Cathrinchen — so hieß meine Bezaubernde — bereits das bekannte: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind!“ an die Tagesordnung gekommen, mithin, wie man sieht, periculum in mora. Danach mußte denn freilich das Eisen geschmiedet werden, weil es noch warm war, oder, wie es hier heißen mußte, vielmehr nur warm schien.

So platonisch ich übrigens auch aussehen mochte, so wußten doch Leute, die mich genauer kannten, damals recht wohl, daß ich gegen die weibliche Schönheit nichts weniger als unempfindlich war. Ich hatte sogar schon früher meine Stunden gehabt, in welchen ich mit den körperlichen Reizen einen eben so idealischen Luxus trieb, als der größte Schüler des Sokrates mit dem Geistigschönen. Allein jedes Ideal, das sich meine jugendliche Phantasie in diesen zauberreichen Stunden erträumte, contrastirte weit furchtbarer mit meiner dermaligen Auserwählten à la Hogarth, als die schönste Venus von Titian, oder die himmlische Madonna von Raphael mit einer häßlichen Judith, die auf einem alten Wandgemälde meines Vaters den Holofernes um einen Kopf kürzer machte. — Der Gedanke, mich mit dieser leibhaftigen Satyre auf alle Grazie und Schönheit ehelich zu verbinden, schien mir daher, meiner eigenen Reizlosigkeit ungeachtet, doch der abscheulichste aller abscheulichen zu seyn. Und tausend Mal lieber würde ich, wie der bekannte Gellertsche Delinquent, den Tod, als dies lebendige Memento mori erwählt haben.

Während ich nun solchergestalt die innigste Abneigung gegen Cathrinchen empfand, ließ sie es doch an neuen Aufmerksamkeiten für mich mit jedem Tage weniger fehlen. In den ersten Tagen war mir der Kaffee unmittelbar aus der Küche zugeschickt worden; allein darin traf sie gar bald eine Aenderung, und brachte ihn mir in eigener hoher kammerjungfräulicher Person selbst. Ein Wort giebt das andere, mochte sie denken, und am Morgen ist die menschliche Seele für jede Art von Eindrücken empfänglicher, als zu andern Tageszeiten. Erwägt man hiebei noch, daß sich in dem Z**schen Hause ein nicht häßliches Kindermädchen befand, welches mir mein arabisches Labetränkchen jeden Morgen eben so gut überbringen konnte, als sie, so wird man gestehen müssen, daß Cathrinchen bei diesem Opfer ihrer Zärtlichkeit eben so weltklug als verbindlich zu seyn wußte.

Da ich ihr selbst aus meiner fortdauernden Abneigung nichts desto weniger kein Geheimniß machte, so fing sie an — ich bitte die geneigten Leser, wo mögslich, nicht zu lächeln! — mich wie eine Art von Festung zu betrachten, mit der zur förmlichen Belagerung geschritten werden müsse. — Sie legte sonach vorläufig drei Hauptbatterien gegen mich an; nämlich erstens eine Batterie des Gesanges, zweitens eine Batterie der Deklamation, und endlich drittens eine Batterie der Dämpfe und Krämpfe. Aus der Nr. Eins ward meine Wenigkeit mit lauter zärtlichen Arien bestürmt, als da sind: „Auf jenem Berge, wo jene Hütten stehn!“ — „Ohne Liebe und ohne Wein, was wär' unser Leben?“ — „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebte mich!“ — „Als ich auf meiner Bleiche“ u. s. w. — Aus der zweiten Batterie würde ich vor Allem mit der „Jungfrau von Orleans“ bombardirt worden seyn, wenn sich Schiller nicht so verzweifelt ungalant gegen Cathrinchen aufgeführt und diesen weiblichen Abgott mehrere dreißig Jahre später geschaffen hätte, als sie ihn brauchte. In Ermangelung dieser christlichen Amazone feuerten also Klopstock's „künftige Geliebte“, Bürger's „Leonore“ und „Ritter Karl von Eichenhorst“, Stolberg's „Hört ihr lieben deutschen Frauen“, die längst vergessenen „Lieder zweier Liebenden“, nebst unzähligen andern aus dieser Batterie auf mich los. — Womit spielte denn nun aber die dritte auf mein armes unwürdiges Herz? Ja, wer das zu sagen wüßte! — Möchte mir eine kleine Beobachtung zu statten kommen, die wenigstens zärtlichen Ehemännern nicht neu seyn kann! — Nie schmiegt sich nämlich eine wirklich geliebte Frau zärtlicher an den treuen Lebensgefährten an, als wenn sie ihm einige kleine Unbehaglichkeiten zu klagen hat, an welchen im Grunde kein Sterblicher mehr Schuld ist, als er selbst. Auch beträgt sich in diesem Falle ein wackerer Mann in der That immer wie der schuldige Theil. O seht nur, wie er sie so unbeschreiblich freundlich anblickt! Wie liebkosend er ihr die sonst nicht bleichen Wangen streichelt! Wie zärtlich er ihr Muth und Trost wenigstens für die besten neun Monate ein zu flößen sucht! — Mich dünkt, es ist eben keine sonderliche Lobrede auf unsere männliche Weisheit, meine Herren Brüder im Hagestolzthum, daß wir dergleichen rührende Auftritte weniger beachten, als unsere werthen Mitschwestern, die alten hysterischen Jungfern.

Cathrinchen hatte wohlweislich darauf gemerkt, und kokettirte, weil sie sonderlich bei jedem Gelehrten das weichste Herz voraus setzte, mit den kleinen Gebrechlichkeiten ihres Geschlechts vor meinen Augen, als wäre sie längst, was sie denn freilich erst noch werden sollte, meine zweite Hälfte. Allein sie mochte singen, wie viel sie wollte, deklamiren, so viel sie wollte, oder mit kränklichen Launen kokettiren, wie viel sie wollte, mein Herz blieb bei jedem dieser zärtlichen Angriffe immer kalt wie Eis.

Man hat ja freilich Beispiele, daß wahre Meerkatzen und auf weit schönere Männer, als ich zu seyn mich rühmen durfte, mitunter bleibende Eindrücke machen; aber dann spielt die Natur einmal wunderlich, und dergleichen Liebhaber entbrennen, wie die Selbstentzünder, nicht von außen hinein, sondern von innen heraus. (Die Fortsetzung folgt.)

Die schußfeste Negerin.

Ein Deutscher, welcher einen Theil des Freiheits-Kampfes der Hellenen mitkämpfte, dann aber in sein Vaterland zurück kehrte, ein Mann, der allen Glauben verdient, erzählt folgende, höchst merkwürdige Begebenheit, der er als Augenzeuge beiwohnte: — In Corinth schimpfte eine alte Negerin laut auf die Christen. Ein Grieche schmetterte sie dafür mit einem Steinwurf zu Boden, und ein Anderer wollte sie tödten. Er trat daher nahe zu ihr und drückte sein Pistol, welches mit drei Kugeln geladen war — die Griechen schießen beständig mit sehr starker Pulverladung — auf ihre Seite ab. Die Kugeln verwundeten das Weib jedoch nicht, sondern brachten nur eine unbedeutende Geschwulst hervor. Noch zwei andere Schüsse, stets gegen den Unterleib abgedrückt, hatten den nämlichen Erfolg. Die Griechen hegten nun die feste Ueberzeugung, die Alte sey eine Zauberin, und hieben ihr als solcher den Kopf ab. — Woher kam aber jene Schußfestigkeit? Einige wollten damals behaupten: die Eingeweide der türkischen Besatzung — zu welcher auch die Negerin gehört hatte — wären durch langen Hunger übermäßig erschlafft, und hätten dadurch die höchste Elasticität erlangt.

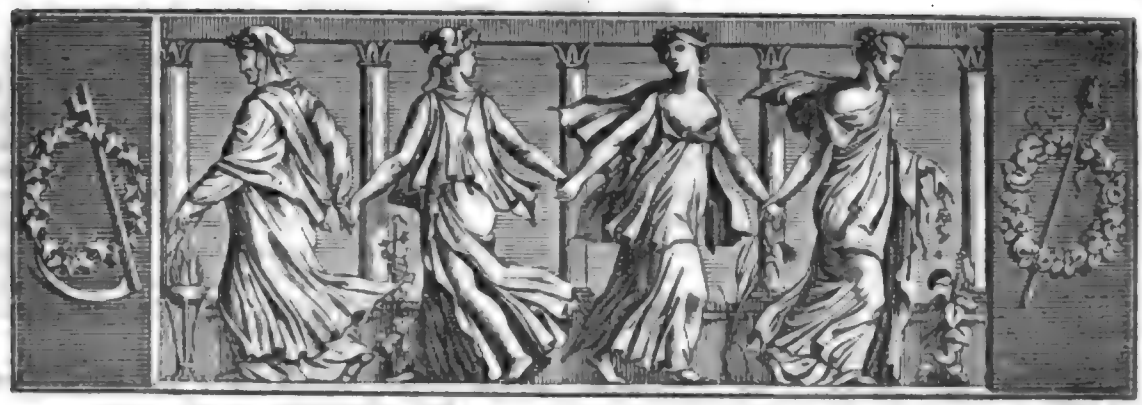
G. Sellen.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus Rußland. (Fortſetzung.) G. Olin's kleines Gedicht: „Oskar und Alkoſ" und Glebov's Ueberſetzung von Legouvé's „Erinnerungen" waren die einzigen Gedichte von beſonderer Bedeutung. Der Inhalt des erſtern iſt dem Oſſian entlehnt: — fließende Verſe, manch gelungenes Bild und einzelne Funken von Gefühl — das iſt ſein einziger Werth. Das letztere dagegen zeichnet ſich durch Treue und ebenen Versbau aus. — Sprechen wir vom Theater, ſo iſt es ſchwer zu entſcheiden, ob der Verfall deſſelben den Schauſpielern, den Schriftſtellern oder dem Publikum zur Laſt fällt. Wahrſcheinlich haben Alle ihren Antheil dabei und ſo viel iſt gewiß, daß noch nie die Bühne leerer geweſen. Mit Ausnahme der Stücke, die an andern Orten weder geleſen noch aufgeführt werden, haben veraltete Opern die Sonn- und Feiertags-Zuſchauer amüſirt, und abgelebte Dramen nebſt überſetzten Vaudevilles das Publikum Werkeltags unterhalten. Unter den letztgenannten gebührt denen vom Fürſten Schachovſkoj unſtreitig der Vorzug. „Der Dorf-Philoſoph", Comödie von Sagoſkin, entwickelt lächerliche Züge unſerer Dorf-Edlen und bewahrt das Talent des Verfaſſers für wahre Komik. „Sappho", Suſchkov's lyriſche Tragödie, hat nur einen Fehler, nämlich: daß die Heldin des Stücks ſich erſt im vierten, nicht ſchon im erſten Aufzuge erſauft. In Raſtovzov's „Perſeus" finden wir kräftige Verſe, gelungene Scenen, glückliche Gedanken — nur keine Handlung. Die zwei letztgenannten Trauerſpiele ſind nicht aufgeführt worden, und nur Lobanov's vortreffliche Ueberſetzung der „Phädra" belebte die ausgeſtorbene Bühne. Hier ſind das Feuer der Gefühle, die Anmuth der Verſe und Kürze des Ausdrucks im Originale getreu und fließend wieder gegeben. Das Publikum belohnte den Autor mit Handeklatſchen und die Kritik mit verdientem Lobe. — Oeffentliche Vorleſungen in unſern literäriſchen Vereinen erregen einen Wetteifer zwiſchen den jungen Schriftſtellern und verbreiten im Publikum Geſchmack für vaterländiſche Literatur. Nicht ſelten kehren ſogar die, welche nur kamen — um ſich zu zeigen und Andere zu begaffen, mit erweiterten Begriffen und erwecktem Hange für nützlichere Beſchäftigung heim. Wie gewöhnlich, fand in der kaiſerlich ruſſiſchen Akademie eine feierliche Zuſammenkunft ſtatt, wobei unſer berühmter Hiſtoriograph, Nicolai Michailovitſch Karamſin, die Zuhörer mit einem Bruchſtücke aus dem zehnten Theil ſeiner Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, „über den Mord des Zarewitſch Dmitri", zu Thränen rührte. Bedarf es wohl einer Erwähnung, wie vollkommen der Styl, wie erhaben der Ausdruck der Gefühle? — Hr. Schukovſki las ein ſchönes Fragment aus ſeiner Ueberſetzung der „Aeneis" und Fürſt Schachovſkoj einige Scenen aus ſeinem erhabenen Luſtſpiele: „Ariſtophanes". Der Verein der Eiferer für Wohlthätigkeit und Aufklärung hielt auch eine öffentliche Sitzung, bei welcher der vorgeleſenen Gegenſtände Mannigfaltigkeit mit dem Intereſſe derſelben und der Aufmerkſamkeit der Zuhörer gleichen Schritt hielt. Unter andern Sachen von wahrem Werth zeichneten ſich eine Scene aus Schiller's „Jungfrau von Orleans", von Schukovſki und Hrn. Tumanſki's „Sendſchreiben an Derſchawin", in gebundener, und Hrn. Gretſch's „Reiſe-Abentheuer", nebſt des Fürſten Wiaſemski's „Bruchſtücken aus J. J. Dmitriev's Leben", in ungebundener Rede aus. Eine bei der Univerſität zu Moskwa errichtete Geſellſchaft verſammelte ſich monatlich ein Mal, und die Früchte ihrer Beſchäftigungen ſind im Druck erſchienen. Man muß geſtehen, daß die literäriſchen Zeitſchriften Europa's, bei der gegenwärtig ſo natürlichen Hinneigung der Gemüther zur Politik, im Allgemeinen von geringer Bedeutung ſind und in dieſer Hinſicht gewinnen ihnen die ruſſiſchen Journale nicht ſelten den Rang ab. — Unter unſeren periodiſchen Schriften zeichnen ſich durch nützliche Forſchungen über vaterländiſche Sprache und Alterthümer die ſchon erwähnten Arbeiten der Geſellſchaft bei der Univerſität zu Moskwa aus. Jeder Band enthielt immer viel Grundliches. Die von der ruſſiſchen Akademie ausgegebenen „Aufſätze und Ueberſetzungen" lieferten Kritiken und Herleitungen ruſſiſcher Worter nebſt Verſionen von älteren und neueren Sprachen. — Schalikov's (zu Moskwa) „Journal der Moden" bezauberte ſeine Leſer mit einer fremdartigen Liebenswürdigkeit, unſchuldigen Kritiken, ſo ziemlich unintereſſanten Briefen und faßlichen Verſen. — Grigorovitſch (zu St. Petersburg) „Journal für Künſte" verdient alle Dankbarkeit für den Zweck und viel Lob für die Ausführung, indem es die vorzüglichſten kritiſchen, theoretiſchen und beſchreibenden Aufſätze über Kunſtgegenſtände, geſchrieben mit Kennergefühl und in der Sprache des gebildeten Künſtlers, lieferte; doch hat man bei uns den Werth deſſelben noch zu wenig gewürdigt. — „Der ſibiriſche Courier" (Herausgeber: Gnaſki zu St. Petersburg) enthielt ſehr intereſſante Nachrichten über das von uns ſelbſt noch weniger als das Land der Eskimo's gekannte Siberien — Woeikov's „Invalide" gehört zur ſchönen Literatur nur durch Intelligenz-Blätter, die an proſaiſchen Aufſätzen wohl ärmer, an guten Gedichten dagegen aber reicher als andere Zeitſchriften waren. Dichtungen von Joſikov, Pletnev, Fürſt Wiaſemski, Schukovski, Baratinski's einnehmendes „Sendſchreiben an Gneditſch" und des Herausgebers „Gottesacker an der Newa" zierten dieſe Blätter. — „Der Wohlgeſinnte" (Blagonamérennui), herausgegeben von Ismailov zu St. Petersburg, gefällt in ſeiner Sphäre. — Das „Journal des Vereins von Eiferern für Aufklärung und Wohlthätigkeit" (zu St. Petersburg) enthielt nicht ſelten Aufſätze, die dem heiligen Zweck der Geſellſchaft entſprechen; unter Anderem: „Ueber alte Geſandtſchaften nach Rußland", von Korniloviſch; „über die Romantik", von Sſomov, und „Kritik über die Schriftſteller Rußlands", vom Fürſten Zertelev. — Syniüs (zu St. Petersburg) „Vaterländiſche Blätter" nahmen, obgleich nicht immer mit hiſtoriſcher Treue, jedoch ſtets mit patriotiſchem Feuer, Charakterzüge aus den Sitten unſeres Volks nebſt andern bemerkenswerthen Begebniſſen auf. (Der Schluß folgt.)

Die Jungfrau von Orleans iſt in Frankreich ſchon vom ſechzehnten Jahrhundert an durch mehrere Dichter auf das Theater gebracht worden. Namentlich gefiel die Bearbeitung des Jeſuiten Fonton du Duc einem Herzog von Lothringen ſo ſehr, daß er demſelben ein Geſchenk von 100 Thlrn. Goldes aufdrang, damit er ſich — neue Hoſen dafür kaufen ſolle!! — Auf dem Odeon-Theater wird jetzt eine neue Darſtellung dieſes Stücks, von Sommet, gegeben. Es beginnt damit: daß Johanna von den Engländern kriegsgefangen gemacht worden, und dieſe, vom Herzog von Burgund und dem Ober-Rechtsverweſer gereizt, ſie vor dem Richterſtuhl als eine Ketzerin, Gottloſe, Abtrunnige, Götzendienerin, Gotteslaſterin, Volksverführerin, Ungläubige, Großſprecherin, Grauſame, Unzüchtige, Ungetreue, Teufelsbeſchwörerin u. ſ. w. anklagen. Den Betheurungen ihres alten Vaters ungeachtet, der ſich zuerſt durch die Kunſtgriffe von Beauvais täuſchen laſſen, und trotz der edlen Hingebung Adhemars, wird ſie zum Scheiterhaufen verurtheilt. Der Herzog von Burgund, den Johanna zu den Geſinnungen eines treuen Unterthanen zurück zu führen weiß, übernimmt zuletzt ihre Vertheidigung. Als er vergebens ſie zu retten ſtrebt, fordert er einen der erſten Kämpen von England zum entſcheidenden Zweikampf; aber ſeine Kraft verläßt ihn im Streit, und, als gerechte Strafe für die vielen Leiden, die er Frankreich zugefügt, unterliegt er!! Johanna wird darauf der Henkershand übergeben und ſtirbt, das Banner der Lilie an ihr Herz drückend. — Wenn man Schiller, als Ausländer, manche Abweichung vom Geſchichtlichen in der Behandlung ſeiner „Jungfrau" vorgeworfen hat, ſo verdient der Eingeborne (Sommet) wohl noch eher einen Vorwurf, daß er den Herzog von Burgund ſo früh fallen läßt, der (geſchichtlich) erſt 36 Jahr nach Johanna's Tode ſtarb. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 4. April. 54ſtes Blatt.

Ein aphroditiſches Abentheuer.

(Fortſetzung.)

Indeß war der Pfarrer des Kirchſpiels vor Kurzem glücklicher Weiſe wirklich Todes verblichen. Es mußte alſo, da ſich die Feſtung nach einer gewöhnlichen Belagerung nicht ergeben wollte, zu dem letzten verzweifelten Mittel, das iſt, zum Sturm geſchritten werden. Wir wollen ſehen, wie unſere Heroine ihn einleitete.

Die Vocation in der Taſche, ſtellte ſie ſich vor allen Dingen an den Spiegel. Iſt das möglich? Nun warum nicht? das Herz und die Eigenliebe ſind die letzten, die den Menſchen verlaſſen. Dies Fältchen ſteht mir nicht übel, flüſterte ihr der allzeit fertige Dämon der Eitelkeit zu, in jenem lächelt ein Amor. Dieſe Runzel läßt ſich hinter der Miene der Gutmüthigkeit verbergen, die dort muß der gefälligen Laune weichen; eine dritte, vierte und fünfte deckt meine Wirthſchaftlichkeit zu, und alle übrigen verſchwinden, wenn ich dem Widerſpenſtigen die Vocation und die zweitauſend Thaler Ausſteuer vorzeige, die mir der gnädige Herr ſchriftlich zugeſichert hat. — Der Anzug, in welchem ſie dieſe Muſterung vor dem Spiegel hielt, war übrigens, was ſie ſelbſt leider nicht mehr ſeyn konnte, ganz jugendlich, und nach der allerneueſten Mode.

Tiefſinnige Menſchenkenner wollen die Bemerkung gemacht haben, daß ein Mann ſchwächlicher Conſtitution, wie ich, nach dem Werke der werthen Verdauung zur Liebe jederzeit aufgelegter iſt, als vor demſelben. Cathrinchen mußte wenigſtens eine dunkle Ahnung von dieſem Zuſtande der Dinge haben: denn ſie ſuchte mich wohl geſchmückt und gemuſtert in eben dem reizenden Birkenwäldchen auf, wo ich vor dem Anfange meiner nachmittäglichen Stunden auf einem ſüßen Raſenbänkchen immer erſt ein wenig zu nicken pflegte.

„So allein, Herr Willibald, und immer ſo allein?“ fing ſie freundlicher, als das Eichkätzchen, das gerade neben uns ſpielte, nicht ohne Lispeln an, und meinte damit den Nagel dicht auf den Kopf getroffen zu haben. — „Was kann ein Unglücklicher Klügeres thun, als daß er die Einſamkeit ſucht?“ — „Ich verdenke es Ihnen nicht einen Augenblick, wenn Sie ſich aus Ihrer gegenwärtigen Lage herzlich heraus ſehnen: ſie hat wenig Belohnendes, und iſt dabei die mühevollſte, die ich kenne.“ — „Das weiß Gott! und noch möchte ſie für den geſunden und kräftigen jungen Mann erträglich ſeyn; allein ein armer Schwächling, wie ich, verkümmert völlig in ihr!“ — „Gewiß, Sie ſind es ſich und den lieben Ihrigen ſchuldig, ſobald als möglich auf eine Aenderung zu denken. Und eben jetzt zeigt ſich ja die erwünſchteſte Gelegenheit dazu. Apropos, Sie wiſſen doch, daß der hieſige Pfarrer endlich in dem Herrn ſelig entſchlafen iſt?“ — „Sehr wohl, aber —.“ — „Was kann Sie hindern, den Herrn um die Stelle zu bitten?“ — „Dies nicht zu thun, habe ich mehr als einen Grund. Der Herr von Z** hat mir nicht allein viel zu wenig Verbindlichkeit, ſondern ich ſcheine mir auch zur Uebernehmung eines ſolchen Amtes noch

nicht das gehörige Alter zu besitzen. Ueberdem höre ich von allen Seiten, daß die damit verknüpften Einkünfte äußerst gering seyn sollen!“ — „Ihre Hypochondrie malt Ihnen hier Riesen von Bergen vor, bester Herr Willibald, wo es doch kaum einige kleine Hügel zu übersteigen giebt. Ihre Jugend kann erstlich kein Hinderniß seyn; denn Sie sind so gesetzt dabei, als Mancher zehn Jahre später noch nicht ist. Wegen der geringen Verbindlichkeiten“ — sie zog, indem sie dies sagte, unvermerkt die Vocation aus der Tasche — „die Sie dem Herrn von Z** zu haben glauben, wird Ihre ergebenste Dienerin schon Alles in's Gleiche zu bringen wissen. Und was endlich den dritten Stein des Anstoßes, nämlich die geringen Einkünfte, betrifft, so dürfen Sie sich ja zur Lebensgefährtin — die freilich bei einem Amte der Art durchaus unentbehrlich ist — nur kein zu armes Mädchen erwählen!“ — Hier glaubte mein Cathrinchen förmlich Bresche geschossen zu haben; denn der Einfluß, den sie noch immer auf den gnädigen Herrn behauptete, war mir so wenig ein Geheimniß, als die zugesicherte Aussteuer von den zweitausend Thalern. Allein sie hatte sich gleichwohl verrechnet; die hartnäckige Knochenfestung schlug sogar den Sturm ab.

„Mamsell Cathrinchen!“ nahm ich sehr ernsthaft das Wort; „so sehr ich auch alle Ursach habe, Ihnen für Ihre Güte verbunden zu seyn, so muß ich doch schmerzlich bedauern, von ihr keinen Gebrauch machen zu können. Ich habe vielmehr das gute Vertrauen zum lieben Himmel, er werde mich armen Selbstpeiniger noch auf einem andern Wege in das ersehnte Ländchen der Ruhe ein zu führen wissen. Der, den Sie mir eben vor zu schlagen belieben, ist so wenig nach meinem Sinn, daß ich ihn selbst dann nicht erwählen würde, wenn mir auch der Herr von Z** auf der besten Hälfte entgegen käme!“ — Dies gesagt, schützte ich meine Geschäfte vor und empfahl mich.

Der Glaube verliebter alter Jungfern ist riesenhafter Natur. Kein Wunder also, wenn Cathrinchen sogar nach abgeschlagenem Sturm noch immer einige Hoffnung behielt. Sie wußte es schlau genug so ein zu richten, daß der Herr von Z** über Tische ihre hohe Reinheit der Sitten, so wie dessen Frau Gemahlin ihre außerordentliche Wirthschaftlichkeit zum täglichen Thema ihrer feurigsten Lobreden erwählten. Daran noch nicht genug, schickte sie auch das beste Dutzend guter Freunde an mich ab, die sämmtlich ihres wärmsten Lobes so voll waren, daß sie nicht Worte genug finden konnten, mir die ausnehmendste Vortrefflichkeit des tugendhaftesten aller tugendhaften Frauenzimmer ab zu schildern. — Zu guter Letzt entspann sich auch noch ein herzbrechender Briefwechsel zwischen uns Beiden, den ich, wenn ich sonst wollte, leicht durch das ganze Gnadenjahr der Pfarrwittwe hätte fortsetzen können; aber er fiel mir leider schon in den ersten Wochen seines Entstehens dermaßen zur Last, daß ich mich ohne weitere Rücksicht entschloß, dem Fasse mit einem Mal den Boden aus zu schlagen. Ich that dies sofort, indem ich mir kurz und gut alle schriftlichen Zudringlichkeiten der Art höflichst verbat, und fügte, um die Sache desto eindringlicher zu machen, noch die kräftige Drohung hinzu, daß, wenn sie noch fernerhin erfolgten, ich sie gewiß unerbrochen und ungelesen zurück schicken würde. (Der Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Denkart und der Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Den andern Tag war ich auf dem Punkt, nach Paris zurück zu kehren. Allein von der Neugier getrieben, die Schöne zu entdecken, welcher der König so geheimnißvoll huldigte, begab ich mich zu seinem Lever. Ich sah ihn fest an, er vermied aber meinen Blick und ich konnte nicht begreifen, warum er dies that. Er ging nachher auf die Jagd, wohin ich ihm folgte, um Gelegenheit zu finden, mit ihm allein zu seyn. Es fehlte daran nicht, er beharrte aber bei seinem Schweigen, bis er endlich sagte: „Wissen Sie wohl, daß Sie die Rolle eines Kutschers ganz herrlich spielen? Sie sollen heute Abend um dieselbe Stunde noch einmal das Vergnügen haben, darin auf zu treten!“ — Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben sollte. — Zur bestimmten Stunde Alles wie gestern. Der König befahl mir wieder, ihn zu erwarten, und dieser Befehl kam mir um so ungelegener, da ich fürchten mußte, wiederum so schrecklich an Langeweile zu leiden. Ich ward angenehm getäuscht. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als der König wieder erschien und freundlich zu mir sagte: „Es ist billig, daß ich Sie für Ihre Mühe belohne und die Göttin kennen lehre, die allen Blicken verborgen ist; seyn Sie hübsch verschwiegen und folgen Sie mir!“ — Ich gehorchte mit Freuden, und der erste Gegenstand, den ich erblickte, war Madam de la Tournelle, die am Kamin saß und sich erhob, als wir eintraten. Sie erröthete und hielt die Hand vor die Augen. „Fürchten Sie diesen Freund nicht!“ sagte der König zu ihr; „Sie wissen, daß wir auf ihn rechnen dürfen. Ueberdies wird ihn das Geheimniß nicht lange drücken: er wird auch wünschen, daß mein Glück bald öffentlich bekannt werde!“ — Ich antwortete Ihro Majestät, daß Sie nichts Besseres thun könne und daß ich mich höchst glücklich schätzte, Ihr und Madam de la Tournelle meine Hochachtung und gänzliche Ergebenheit erweisen zu können. Der König versicherte seiner neuen Geliebten, sie sey die Erste, für die er wahre Liebe fühle;

und in diesem Augenblick zeigte er sich mir nicht als König: er ergoß sich gegen mich in freundschaftlichen Aeußerungen, die mich entzückten und berauschten. — Madam de la Tournelle (bekannter unter dem Namen der Herzogin von Chateauroux) bezeugte mir ihre Freude über das Vertrauen, womit mich der König beehre, und versprach, mich, so wie er es wünsche, d. h. als Freund zu behandeln. Der König bat sie nochmals darum und schwur, daß nichts eine unter so glücklichen Auspicien begonnene Freundschaft stören solle. Ich war außer mir vor Freude und wegen des gestrigen Verdrusses auf's herrlichste entschädigt. Die Wahl des Königs war für mich ein Glück mehr; sie fiel auf eine Frau, die ich mir geneigt wußte und die Alles zu meinen Gunsten thun konnte. Dieser Gedanke und die Güte, womit man mich überhäufte, machten meine Freude vollkommen. Welch ein Unterschied, mit seinem Könige solche Augenblicke zu verleben, wo alle Würde seines Ranges verschwindet, wo er nur ein liebenswürdiger Mann ist, wo er unsers Gleichen wird — und dann nachher öffentlich in seiner Nähe zu seyn, wo man nicht wagt, eine Frage an ihn zu thun, wo man einen seiner Blicke auf sich zu ziehen und es zu verdienen sucht, daß er ein Wort an uns richtet!"

Nicht weniger charakteristisch ist folgende Stelle eines Briefes, worin Richelieu sich wegen des Gerüchts, daß er die eben erwähnte Chateauroux dem Könige zugeführt habe, folgendermaßen vertheidigt:

„Sie glauben, meine Damen, so wie das Publikum, das sehr unrichtig urtheilt, weil es die Personen, worüber es spricht, nicht kennt, daß ich es bin, der dem König die Madam de Chateauroux verschafft hat (procuré). Sie sind aber im Irrthum wie alle Welt. Ich würde mir kein großes Gewissen daraus machen, meinem Gebieter bei seinen Liebschaften beförderlich zu seyn; man schenkt ein hübsches Gemälde, eine schöne Vase, irgend eine Kostbarkeit, und ich sehe nicht ein, warum man sich schämen sollte, einem Fürsten zu dem Liebenswürdigsten auf Erden, der Gunst eines Weibes, zu verhelfen. Hätte der König mir befohlen, mit Ihnen seinetwegen zu reden, so würde ich nicht angestanden haben, diesen Auftrag zu vollziehen, und bei Ihnen hätte es gestanden, ob Sie das Angebotene annehmen oder abschlagen wollten. Man muß dem Könige, der uns Befehle giebt, in allen Stücken behülflich seyn, und man kann ihm wohl eben so gut ein Weib als sonst etwas verschaffen. Also nicht aus Gewissenhaftigkeit habe ich die erste Verbindung des Königs mit Madam de Chateauroux nicht angeknüpft; mir hat es nur dazu an Gelegenheit gefehlt. Sie sehen, daß ich mich nicht zu rechtfertigen suche. Ich versichere Ihnen überhaupt, daß ich dem König kein Weib verschafft habe: seine Neigungen habe ich immer nicht errathen können; ich gebe aber gern zu, daß ich nichts unterlassen habe, um mich bei der Favoritin in Gunst zu setzen."

„Es geht über alle Begriffe", sagt der Biograph des Herzogs, „bis zu welchem Grade die berüchtigte Gräfin du Barry Ludwig XV. beherrschte. Man hat es erlebt, wie er, bei ihr zu Nacht speisend, keine Schüssel, ob sie gleich schon auf der Tafel stand, anrühren ließ, weil die Suppe dieser Sultanin noch nicht aufgetragen war. Vor Ungeduld steht er auf und geht durch den mit Lakayen angefüllten Vorsaal, um jene Suppe dem, der sie brachte, aus den Händen zu reißen und das Vergnügen zu haben, sie selbst seiner Favoritin zu überreichen. Richelieu, oftmals Zeuge ähnlicher Auftritte, glaubte sich durch nichts zu erniedrigen, wofern er nur seinem Gebieter einen Beweis geben konnte von seiner Unterthänigkeit, indem er dem leisesten Wunsch seiner Geliebten zuvor zu kommen suchte. Dieser stolze Mann, der sich mit dem Titel eines Pairs und Marschalls von Frankreich, eines Genuesischen Nobile, eines Gouverneurs von Guyenne, eines ersten Kammerherrn des Königs so gern brüstete, hielt sich für sehr geehrt, wenn er den Schooßhund einer Buhlerin trug, die er zuvor nicht würdig geachtet hatte, dem König nahe zu kommen." (Die Fortsetzung folgt.)

Patriotisches Trinklied.

Fort Champagner! Fort Burgunder!
Wollen wir jetzt Deutsche seyn?
Trinken wir, es ist gesunder,
Nun nicht mehr den fremden Wein.
Seht doch, wie die Fluren prangen
Von des Landmann's Fleiß und Müh':
An den gold'nen Aehren hangen
Perlen von Krambambuli.

Aller freien Künste Meister,
Sind wir groß in jener Kunst,
Die im raschen Fluge Geister
Destillirt aus blauem Dunst.
Gottes Segen in der Aehre,
Götter Labung spät und früh,
Schwinget zu des Kopfes Sphäre
Zephyrleicht Krambambuli.

Selbst des Dichters Götterleyer
Regt sich auf zum deutschen Lied,
Wenn Begeist'rung — für zwei Dreier —
Unter seiner Feder glüht.
Seine himmlischen Gedanken
Sind des Staates Industrie:
Ohne Zoll trinkt er den blanken
Heimischen Krambambuli.

Fort mit allem weißen, rothen,
Sau'r und süßen Rebenwein;
Deutschlands wack're Patrioten
Trinken forthin Brandtewein.
Heimisch prangen gold'ne Aehren
Von des Landmann's Fleiß und Müh';
Soll sich deutsche Kraft bewähren,
Trinken wir Krambambuli. Carl Patrick.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus Rußland. (Schluß.) „Der europäiſche Courier" (herausgegeben von Katſchenovski zu Moskwa), dieſer Patriarch unter Rußlands Zeitſchriften, iſt zwar hinſichts der poetiſchen Beiträge den Petersburgiſchen Journalen weit nachgeblieben, dagegen aber haben wir den gewohnten feſten Schritt deſſelben in Bereicherung unſerer Proſa nicht vermißt. So kamen hier unter Anderem folgende proſaiſche Aufſätze vor: „Ueber die metaphyſiſchen Syſteme der Deutſchen", von Guſſew, und: „Ueber die ruſſiſche Sprache", von einem Ungenannten. Von den poetiſchen Beiträgen ſind erwähnungswerth: Bruchſtücke aus dem Luſtſpiel „Lukavin", von Piſſarev, und „das Gaſtmahl der Weiſen", von demſelben. — „Das nordiſche Archiv" (erſcheint in St. Petersburg), herausgegeben von Bulgarin, ſenkt ſich mit der Fackel der Archäologie in die unbearbeiteten Gruben unſerer Vorzeit und leiſtet unſerer Geſchichte durch Sammeln wichtiger Materialien große Dienſte. Nachſtdem erſchienen dort zuerſt die neueſten Reiſen ſowohl der Ruſſländer als unſerer Landsleute. Lellevel's daſelbſt aufgenommene „Kritik der Geſchichte des ruſſiſchen Reichs" (von Karamſin) war ein eben ſo erfreuliches als ſeltenes Phänomen in dem Gebiete der ſchönen Literatur; Unparteilichkeit, geſunde Beurtheilung und gründliche Gelehrſamkeit ſind die großen Verdienſte derſelben. Die „Intelligenz-Blätter" zum „nordiſchen Archiv", auch von Bulgarin, haben den „Eremiten von Paris" an die Ufer der Newa verſetzt. Eine lebhafte, kurzweilige Schreibart und Neuheit der Gedanken bereiten in denſelben dem Publikum eine höchſt einnehmende Lektüre, zu der die Sonderlinge der Hauptſtadt, nebſt den herrſchenden Sitten der Mitwelt, der ſatyriſchen Feder des Verfaſſers die unerſchöpflichen Quellen darbieten. — „Der Sohn des Vaterlands" (Herausgeber: Gretſch zu St. Petersburg), dieſer unermüdete Eiferer für die Reinheit der Mutterſprache, enthielt gründliche Aufſätze beſonders über ſtatiſtiſche Gegenſtände und nebenbei auch manch liebliches Gedicht. Unter den ſehr reichen kritiſchen Beiträgen ſind des Herausgebers „Briefe nach dem Kaukaſus" beſonders ſinnig und witzvoll. Von den poetiſchen Blüthen bemerken wir Krilov's herrliche Fabel: „Die Kornblume"; Skulovski's: „Der Reiſende"; Manſorov's: „Der letzte Barde"; Tumanski's „May" und ein Bruchſtück aus „Gierusalemme deliberata", von Raitſch. Die Zugabe-Blätter zu dieſer Zeitſchrift (herausgegeben von Kniaſhevitſch zu St. Petersburg) zeichnen ſich durch geſchmackvolle Auswahl der Erzählungen und reine fließende Sprache aus. Unter den ſehr wenigen Original-Aufſätzen trägt Panajev's Novelle „Ivan Koſtin" den Stempel der Volksthümlichkeit. Die Mehrzahl der Beiträge ſind Ueberſetzungen aus verſchiedenen fremden Sprachen. Ueberhaupt verhält ſich in allen unſern Zeitſchriften die Zahl der Originale zur Zahl der Ueberſetzungen wie Zwei zu Zehn, und das Verhältniß rein-literariſcher Aufſätze zu ſtreng-wiſſenſchaftlichen Beiträgen iſt beinahe noch ärmer.

Allmählig lernt Europa die Literatur Rußlands durch mittelmäßige Ueberſetzungen kennen. Im verwichenen Jahre erſchienen beinahe alle Erzählungen aus dem „Polarſtern" (der erſte und einzige Muſen-Almanach Rußlands, herausgegeben von dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes und Rileier) im Deutſchen, in Oldekop's „St. Petersburgiſcher Zeitſchrift" und wurden nachmals aus dieſer in manches ausländiſche Zeitungsblatt aufgenommen. Linde hat alle Beiträge zur Geſchichte der ruſſiſchen Literatur in's Polniſche übertragen und der Ueberſetzung von Gretſch's Werke über dieſen Gegenſtand angehängt. Endlich hat St. Maure nach Bowring's („Russian Anthology"), van der Borg's („Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen") und Göpe's („Stimmen des ruſſiſchen Volks") Beiſpiel eine „Ruſſiſche Anthologie" franzöſiſch ausgegeben; jedoch iſt ſein Verſuch ſowohl als Ueberſetzung, wie Nachbildung, verunglückt: in der Copie findet ſich auch keine Spur der Volksthümlichkeit der Originale. Die ruſſiſchen Blüthen haben dort nicht allein ihren Duft, ſondern auch die eigenthümliche Farbe verloren. — Uebrigens kann man auch nicht umhin, zu bemerken, daß die ruſſiſche Sprache gegenwärtig im Steigen iſt, gleich der deutſchen im achtzehnten Jahrhundert, trotz allen ungünſtigen Verhältniſſen. Jetzt ſchreiben Schüler einen Styl, zu dem ſich früher die größten Geiſter ſelbſt nicht zu erheben vermochten, und was uns an der Zahl der Werke abging, iſt uns durch Reinheit der Schreibart erſetzt. Nur an Einem thut's Noth: — es mangelt uns an ſchöpferiſchen Ideen. Unſere Sprache kann man einem ſchönen, ſchlummernden Knaben vergleichen, der im Schlafe harmoniſche Töne hervor lallt, oder nach etwas ſeufzt, aus deſſen Augen aber ſelten ein Strahl tiefer Anſchauung leuchtet. Sie iſt ein Knabe, ſage ich, aber der Knabe Alcides, der in der Wiege ſchon Schlangen tödtete! — Er wird nicht ewig ſchlummern!

Alexander Beſtuſhev.

Im Jahr 1776 konnte man noch in England Jeden für Geld nach Belieben in's Gefängniß bringen. Ein Paar Leute, als Zeugen gedungen, durften nur einen falſchen Eid ſchwören über eine beſtehende Schuld, ſo ward der Verlangte eingeſperrt. Der Eid beſtand damals nämlich in nichts weiter, als daß der Schwörende die ihm vorgelegte Gewiſſensfrage durch einen Kuß auf die Bibel beantwortete. Ein junger Menſch, der auf dieſe Weiſe durch ſeinen Nebenbuhler eingeſperrt worden war, verdankte ſeine baldige Wiedererrettung bloß dem Umſtand, daß der Eid-Protokollant bemerkte (und die beiden falſchen Eidger auch eingeſtanden): „Sie hatten ſtatt der Bibel ihre Daumen geküßt!" (Dies erinnert an den Kunſtgriff des Schwörens mit einem Ableiter in neuerer Zeit.) (Corsaire.)

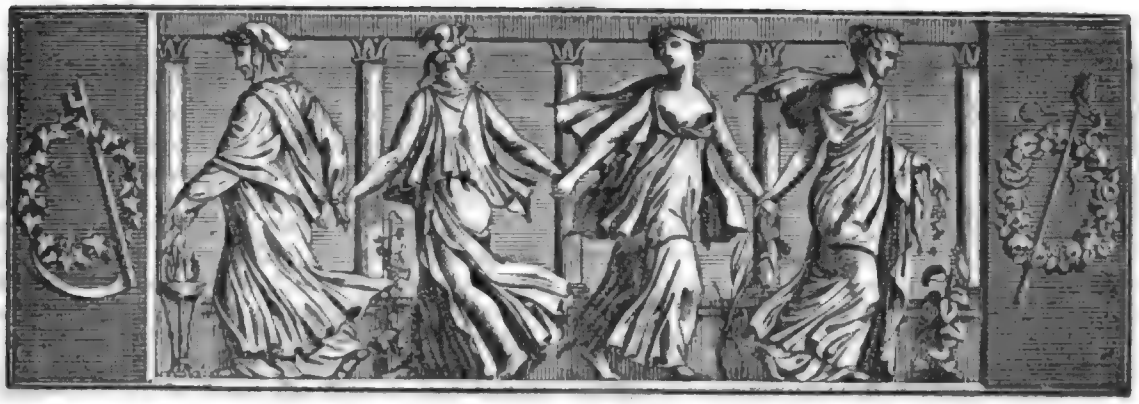
Die Annalen der Rechtspflege bewahren gewiß ſtets das Andenken eines Venetianers, Namens Lazaro Ferro, welcher einſt einen jungen Menſchen zu vertheidigen hatte, der des Mordes angeklagt war. Nachdem er bereits eine erſchütternde Eingangs-Rede gehalten, hielt er plötzlich inne, blickte die Richter mit ſprechender Miene an, ſprang vom Rednerſtuhl herab, und ſchleppte den unglücklichen Angeklagten bis vor die Richter, wo er ihn mit zur Erde gekehrtem Geſicht liegen ließ, und nun auf eine ſo ergreifende Weiſe fortſprach, daß Alles bis aufs höchſte von Mitgefühl durchdrungen ward, und man einmuthig ſeine Losſprechung beſchloß. Nie hat ſich ein Redner eines größeren Triumphes erfreut. Selbſt Cicero, als er für den Ligarius ſprach, erndtete dieſen Erfolg nicht. (Journ. d. Brux.)

Caligula ſtiftete einſt (noch zu ſeiner guten Zeit) in Lyon in dem Tempel, welchen die 60 Völker Galliens dem Auguſt geweiht, eine Akademie, wo man in lateiniſcher und griechiſcher Sprache über Moral, Rechtspflege, Dichtkunſt und Beredſamkeit diſputirte. Man hatte zu jener Zeit die olympiſchen Spiele (einen Nachlaß der früheren barbariſchen Zeit) eingeſtellt, und feierte dort einen ganzen Monat im Jahre nur Siege des Verſtandes (nicht des Körpers). Die Akademie ward Athenaeum benannt. — Die Gothen ſtürzten dieſen Tempel um, verbrannten die Archive und verjagten die Gelehrten. Die Ruinen dienten indeß ſpäter (im ſechsten Jahrhundert) der Brunhild zum Fundament einer Kirche, welche, die ſonſtige Benennung ganz entſtellend, Ainai benannt ward. Jetzt ſind nur noch vier Säulen, ein Paar Denkmünzen von den frühern Bildſäulen, die man in der Saone gefunden, und einige wenige Handſchriften übrig. (Journ. d. Brux.)

Signor Cuimini, erſter Tenoriſt Italiens und ehemaliger Kapellmeiſter des Papſtes Benedikt XIV., ſtarb vorlängſt in Parma in einem Alter von 138 Jahren (?). (Corsaire.)

In der Vorſtadt St. Germain in Paris exiſtirt ein Placirungs-Bureau, woſelbſt Jeder, gegen 6 Franken Abonnement, in 48 Stunden einen Poſten erhält! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 6. April. 55ſtes Blatt.

Zur Geſchichte der Denkart und der Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Madam de Pompadour gab in Verſailles, um den König zu zerſtreuen, öfters Schauſpiele und Operetten, worin ſie ſelber die erſte Rolle ſpielte; die übrigen Akteurs und Aktricen waren lauter angeſehene Hofleute, welche es als eine beſondere Begünſtigung und als ein ſeltenes Glück anſahen, mit ihr die Bretter betreten zu dürfen. Der Herzog Richelieu hatte, als erſter Kammerherr, das Recht, die Stücke zu beſtimmen, und kam darüber mit dem Herzog de la Valiere, der die Hofluſtbarkeiten anordnete, in einen ſehr ernſten Streit, den er mit ſolchem Eifer führte, als beträfe er die Anführung eines Heeres. Endlich kam es dann zu einer gütlichen Ausgleichung. Hierbei macht der Biograph folgende Bemerkung: „Wenn Jemand die Geduld hätte, alle die Schriften durch zu leſen, die bei ſolchen Zwiſtigkeiten erſchienen ſind, ſo müßte er nicht aus dem Lächeln kommen, wenn er ſähe, wie man ſich zankte wegen eines Verſtuhls, ob er ein wenig näher oder entfernter ſtehen dürfe; wegen des Rechts, die Hände zu waſchen, das Hemde dar zu reichen und ähnliche knechtiſche Ehrendienſte mehr, woraus Leute, die ſich über alle Andere erhaben glauben, die wichtigſten Dinge von der Welt machen. Dergleichen Erbärmlichkeiten haben oft dieſen Halbgöttern eine ſchlafloſe Nacht gemacht, und Einige ſind vor Verdruß darüber geſtorben; Monarchen haben ganze Wochen damit zugebracht, höchſt feierliche Entſcheidungen über ſolche Dinge zu erlaſſen, welche die Vornehmſten des Reichs in Parteien trennten.“

Folgende Anekdote zeigt, wie das Wort Ludwig XV. ſo viel wie nichts galt, und wie ſeine Miniſter und Hof-Diener keinen Anſtand nahmen, es öffentlich zu verhöhnen: — Einem General-Chirurgus, Namens Boiscaillau, war es gelungen, dem Könige eine Vorſtellung zukommen zu laſſen, worin er um die Auszahlung gewiſſer Summen bat, auf die er ſeit langer Zeit die vollgültigſten Anſprüche hatte. Der König, erſtaunt, daß ihm die Schuld noch nicht war ausgezahlt worden, ſchrieb eigenhändig unter die Vorſtellung: „Mein General-Controlleur ſoll binnen einem Monat den Betrag dieſer Summen an Boiscaillau auszahlen laſſen, der ſie mit allem Recht zu fordern hat und ihrer bedürftig iſt.“ Mit dieſem Befehl verſehen, eilt der Ober-Arzt zur General-Controlle und bringt endlich bis zum Abbee Terrai durch. Er überreicht ihm die vom Könige gloſſirte Vorſtellung, der Abbee ſieht ſie an und wirft ſie ihm in's Geſicht. — „Aber, gnädiger Herr, wann werde ich das Geld erhalten?“ — „Niemals!“ — „Aber die Anweiſung des Königs!“ — „Iſt nicht die meinige!“ — „Aber Ihro Majeſtät —!“ — „Sie mag Ihnen das Geld auszahlen, weil Sie ſich an ſie gewandt haben; gehen Sie Ihres Weges, ich habe nicht Luſt, mich mit dergleichen länger behelligen zu laſſen!“ — Vor Erſtaunen wie verſteinert, weiß der Ober-Arzt nicht, an wen er ſich nun noch wenden ſoll. Er verſucht es mit dem Garde-Haupt-

mann, und wird abgewiesen; er geht nun zum Herzog Richelieu, der damals (1773) dienstthuender erster Kammerherr war. Da er nicht vorgelassen wird, so bittet er seinen Sekretair, für ihn zu sprechen, und durch den Herzog dem Könige eine neue Vorstellung überreichen zu lassen; er zeigt ihm die alte vor, auf welche der König geschrieben hat. Der Sekretair, mit der großen Welt noch unbekannt, hält das Wort des Königs für einen absoluten Befehl und verspricht dem Boisgaillau, sich seiner Sache an zu nehmen. Er geht zum Herzog und erzählt ihm, wie der Abbee Terrai sich etwas erlaubt habe, das ihn, wenn der König davon hörte, den größten Unannehmlichkeiten aussetzen würde. Richelieu lacht ihm in's Gesicht und sagt: „Sie sind ein Erzpinsel, der noch nicht einmal weiß, daß die Protektion des Königs die allerschlechteste ist. Weil der Abbee Terrai sich so entschieden erklärt hat, so sagen Sie dem Ober-Arzt, daß er nichts bekommen wird, und mischen Sie sich künftig nicht wieder in solche Dinge!"

An einer andern Stelle heißt es vom Herzog: „Er war fest überzeugt, daß ein König das Recht habe, die Hand in den Beutel seiner Unterthanen zu stecken, so oft er Geld brauche; sie dürften sich nicht beklagen und müßten sich mit aller Ehrfurcht den Verordnungen unterwerfen, die sie ausplünderten. Fast alle Vornehme theilten diese Ueberzeugung, und dies ist nicht zu verwundern; denn von den Staatslasten hatten sie wenig zu tragen; sie erhielten Gnadengehalte, die sie für die Summe, welche sie zu entrichten hatten, mehr als entschädigten."

Ueber die letzten traurigen Regierungsjahre Ludwig XIV., den Richelieu wie einen Halbgott verehrte, äußert er sich folgendermaßen: „Ich will gern zugeben, daß das Ende dieser Regierung sehr unglücklich war: allein das kam von den Ministern, welchen es an der gehörigen Thatkraft fehlte, um dem Kriegs-Departement gut vor zu stehen; vielleicht wurde es auch mit verursacht durch die zu große Frömmigkeit des Monarchen, der frommen Männern oder solchen, welche sich ein frommes Ansehn gaben, vor Andern den Vorzug gab, die sich durch wahre Talente auszeichneten. Der Widerruf des Edikts von Nantes hatte vielleicht auch das Unglück Frankreichs herbei geführt durch Vertreibung vieler tausend reichen Familien. Ich bin weit entfernt, diesen Widerruf zu billigen; allein ich behaupte doch, daß ein König Herr in seinem Reiche ist. Die katholische Religion ist die herrschende: er schwört bei seiner Thronbesteigung, sie aufrecht zu erhalten, und Ludwig der Vierzehnte hatte das Recht, eine bestimmte Art der Gottes-Verehrung vor zu schreiben."

(Der Schluß folgt.)

Ein aphroditisches Abentheuer.

(Schluß.)

So jung und neu ich auch noch in unserer sublunarischen Welt damals war, so ahnte ich doch die Folgen dieses entscheidenden Schrittes nur zu sehr. — Das Ungewitter, welches meine verschmähte Lucretia über meinem armen Haupte zusammen zu ziehen bemüht war, brach mit leichten Explosionen zuerst in meinen nächsten Umgebungen los.

Meine kleine Heerde hochwohlgeborner Lämmerchen hatte vor ihrem treuen Hirten wohl nie große Achtung gehabt. Und wie sollte sie auch? Es fehlte ja ihrem Mentor, woraus die vornehme Welt oft Alles macht, ein angenehmes Aeußere; auch sprach man hin und wieder wohl anders, handelte aber dafür desto mehr im ganzen Hause beständig so gegen mich, als ob ich nichts, als der erste Diener der Herrschaft gewesen wäre. — Darf man sich darüber verwundern, wenn die kleinen überklugen Geschöpfchen jetzt auch noch die wenige Achtung, die sie bisher gegen mich gezeigt hatten, gänzlich aus den Augen setzten? Ihr undelikater Witz, der sich mehr in der Nachbarschaft jener schönen vierfüßigen Thiere, die mindestens in Arabien Ahnen zählen, und in dem Allerheiligsten der Küche, wo die Einfälle, wie das Fleisch, nach Pfunden gewogen werden, als in unserm kleinen Tempel der Weisheit gebildet hatte, verfehlte nicht, sich über meine armselige hypochondrische Gestalt in den reichsten und furchtbarsten Strömen zu ergießen.

Könnte ich Neigung haben, das Papier damit zu besudeln, so ließen sich hier Beispiele in Menge aufführen, wie oft nichts weiter, als ein wenig Unverschämtheit und was wir Bürgerliche Dummdreistigkeit nennen, dazu gehört, um sich in einer Sphäre, wo die wahre geistige Bildung fehlt, für den witzigsten Kopf zu verkaufen.

Leicht möchten, hätte ich mich in einer glücklichern Lage befunden, alle beißenden Einfälle meiner kleinen haarscharfen Recensentchen, als eben so viele stumpfe Pfeile, an mir vorüber geglitten seyn, ohne mich im geringsten zu verwunden. Unglücklich aber, wie sie sich fühlte, lieh ihnen meine gereizte Empfindlichkeit Stacheln, die sie an und für sich selbst durchaus nicht hatten. Sonderlich konnte ich es nur schwer verschmerzen, daß gerade der Aelteste meiner Eleven, dem ich noch den besten Kopf und das meiste gute Herz zutraute, und auf dessen Bildung ich eben deshalb die vorzüglichste Sorgfalt verwandt hatte, auf meine Rechnung witzig zu seyn versuchte. Das theure Israelchen behauptete eines Morgens mit ziemlich lautem Gelächter: ich sey eben das in der Welt, was das Ausrufungszeichen in dem ABC-Buch wäre, nämlich ein langer

Stiel ohne Kraft und Festigkeit, der in Andern starke Empfindungen erwecken sollte. — Der verzweifelte Bursche! seufzte ich im Stillen; woher mag er doch das haben? Thor, der ich war! ich vergaß, daß mich der theure Witzbold mit meinen eigenen Waffen mißhandelte.

O ihr armen, geplagten Erzieher! Seyd, ist es euch möglich, lauter Verstand, nichts als Gefühl, ein wenig Phantasie und nebenbei unerschöpflich von Gedächtniß; aber überlaßt Witz und Satyre den glücklichen Leuten, welche mit dem undankbaren Geschäft der frühesten Menschenbildung nichts zu schaffen haben!

Unterdessen hatte das reizende Cathrinchen nicht bloß die kleinen Orgelpfeifen in meiner Nähe, sondern auch die entfernteren größeren ganz nach ihrer Weise gestimmt. Die glücklichsten Statisten des von Z**schen Familien-Theaters, vier handbeinfeste Bursche von Dienern, übten sich daher wechselseitig an mir in jener göttlichen Grobheit, die zu Anfang des laufenden Jahrhunderts von einigen Giganten der Kritik naiver Weise bewundert und seitdem gar nachgeahmt und unter die preiswürdigsten Tugenden erhoben worden ist.

Aber selbst das war für diese beleidigte Furie, die einmal zu wüthen beschlossen hatte, noch nicht süße Rache genug. Es versteht sich, daß ich, nach allen verächtlichen und armseligen Quälereien darin, zuletzt das Haus gleichfalls und wie ein Verwiesener meiden mußte. — Diesen letzten Gnadenstoß empfing ich natürlicher Weise von der Hand des gnädigen Herrn selbst.

Hochdieselben erschienen nämlich — nachdem das vorhin beschriebene Präludium ungefähr bis in die vierte Woche gedauert hatte — urplötzlich in höchsteigener Person auf meinem Zimmer und ließen sich, nicht wenig entrüstet, wie es schien, in folgendem pathetischen Ton gegen mich vernehmen: „Da mir Mamsell Cathrinchen die unzweideutigsten Beweise geliefert hat, daß Sie mit einem gemeinen Mädchen im Hause mehr als verdächtigen Umgang halten; auch eben dieses Mamsell Cathrinchen in dem Besitz eines Briefes ist, den einer Ihrer Universitätsfreunde geschrieben hat und aus welchem ganz klar hervor geht, wie Sie an Ihrer dermaligen Kränklichkeit einzig und allein selbst Schuld sind, so sehen Sie wohl, daß es für mich zur wahren Gewissenssache geworden ist, auf einen andern und sittlicheren Leiter meiner Kleinen bedacht zu seyn. Ich ersuche Sie daher eben so ernstlich als wohlmeinend, ein Haus, dem Moralität und Tugend über Alles gehen, so schleunig als möglich zu verlassen, und, wenn Sie können, für Ihr Unterkommen anderweitig zu sorgen!“ — Ich raffte in der Eil mein ganzes Bischen Geistesgegenwart, nebst allem gerechten Stolze, der mir noch in den letzten Nerven zuckte, zusammen, und erklärte Ihro Gnaden hierauf kurz und bündig: daß, wenn mir auch das Ehrgefühl verböte, nach den wahren Ursachen Dero schnellen Entschlusses zu fragen, oder auf den eben erhaltenen Abschied, der in der That eher einer eigenmächtigen Anklage, als einer contraktmäßigen Entlassung ähnlich sähe, selbst nur das Allermindeste zu meiner Vertheidigung zu sagen, ich doch an der schleunigsten Ausführung Dero Befehls wo möglich noch emsiger arbeiten würde, als Ihro Gnaden in höchsteigener Person. — Und so waren wir mit einander am Ziele. Ernst Woldemar.

Anekdoten und Charakterzüge.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, Erzbischof zu Mainz, pflegte zu sagen: „Das menschliche Herz ist wie ein Mühlstein. Schüttet man Korn auf, so läuft er herum, zerreibt und zermalmt es und macht es zu Mehl; ist aber kein Korn vorhanden, so läuft der Stein zwar auch herum, aber er zerreibt sich selbst, so daß er dünner und kleiner wird. Also wolle das menschliche Herz auch immer etwas zu schaffen haben.“

Als Kaiser Sigismund den Erzbischof von Cöln, Dietrich, fragte: wie er die höchste Glückseligkeit erlangen könnte? antwortete dieser: in diesem Leben suche er sie vergebens. Als er ihn wieder fragte: auf welchem Wege er die himmlische Seligkeit erlangen könne? antwortete der Bischof: wenn er den rechten Weg ginge. Als der Kaiser nochmals fragte: welches denn der rechte Weg sey? antwortete Dietrich: wenn er also sein Leben anstellte, wie er zu thun verheißen hätte, wenn ihn das Podagra, der Stein und andere Krankheiten plagten.

Carl der Große wünschte einmal, ein ganz Dutzend Hieronymo's und Augustino's zu haben. Sein gewesener Lehrer Alcuin antwortete ihm: „Ihr wollt auf einmal so viel haben, da doch Gott selbst in so viel hundert Jahren nicht mehr als Zwei gehabt hat!“ Z.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Das alte Köllnische Gymnasium war seit dem Jahre 1767 (obwohl in eigenem Lokale) mit dem Gymnasium zum grauen Kloster unter derselben Direktion vereinigt; jetzt ist es wieder eine für sich bestehende Anstalt geworden, deren Direktoren die Herren Klöden und B. H. Schmidt sind. Als selbstständiges Gymnasium hielt es am 28. März seine erste öffentliche Prüfung, wobei ein Programm erschienen ist mit dem Titel: „Die ältere Geschichte des Köllnischen Gymnasiums bis zu seiner Vereinigung mit dem Berlinischen Gymnasium (zum grauen Kloster), nebst einigen Worten über dessen jetzige Bestimmung.“ Jene Abhandlung, von B. H. Schmidt mit Sachkenntniß und Fleiß bearbeitet, enthält viele interessante Notizen, von denen wir einige mittheilen — „Der erste Rektor des Köllnischen Gymnasiums, von dem wir Nachricht haben, hieß Heinrich Knaust, eigentlich Knust genannt, aber nach der Sitte dieser früheren Gelehrten in eine lateinische Form gegossen, geboren in Hamburg. Er war eigentlich Jurist, beider Rechte Doctor und Practicus, k. k. Pfalzgraf und gekrönter Poet. Seine vielen Schriften schlagen in manche Fächer ein; in die Haushaltungskunst, Mathematik, dramatische Kunst, Polizei, Philosophie,

Grammatik und Rechtsgelahrtheit. Er schrieb eine Geometrie, eine Comödie von der Geburt Christi, eine Tragödie von der Dido, eine Abhandlung über die Kunst, Bier zu brauen, einen Aufsatz wider die Spitzbuben und Regeln der Prosodie. Sein eigentliches Feld baute er vorzüglich an und sein Elementarbuch der Notariatkunst, so wie die Uebersetzungen der Institutionen Justinians machten ihm zu seiner Zeit einen Namen; er empfahl sich dem Kölnischen Magistrat durch eine Uebersetzung Melanchthons: „Ueber die Unsterblichkeit der Seele". — „Martin Willich hatte das Rektorat von 1609 bis 1612. Im Anfange dieses Jahres berief man ihn zum Diakonus an der Petrikirche und bald darauf zum Consistorialrath und Hofprediger. Bei den damaligen ärgerlichen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten hielt auch er 1614 eine Predigt gegen das Edikt des Churfürsten Johann Sigismund, welches das Lästern, Schmähen und Verdammen auf den Kanzeln verbot, und theilte im Beichtstuhl kleine Schriften gegen die Reformirten aus. Der Churfürst erließ deshalb ein scharfes Schreiben an ihn, worin zugleich der Befehl steht, die Predigt ein zu senden. In dem Schreiben heißt es unter Anderem: „Es ziemt keinem ehrlichen, aufrichtigen Prediger, dergleichen Geschmier und Charteken, sonderlich aber bei dem Weibsvolke vermittelst der Ohrenbeichte ein zu schieben. Dir ist selbst nicht unbewußt, wie Du noch zumal ein junger Semibaccalaureus Theologiae bist, dem der Wind den Bart in Neulichkeit erst angewehet." — „Die Kölnische Communität erhielt anfanglich aus dem Königl. Keller Naturalien, die späterhin auf Geld gesetzt sind. Man fürchtete 1714, daß dieselben bei der vorgenommenen Einschränkung mancher Ausgaben aufhören würden. Der Subconrector Butten wandte sich an den König Friedrich Wilhem I. im Namen der Studirenden mit folgender Bittschrift:

Allerdurchlauchtigster u. s. w.
Dein Bier und Brod
Helf uns aus Noth;
Soll Mangel seyn,
So sey's an Wein.

36 Quart Bier, 36 Kulen Brod, (wöchentlich) 36 Quart Wein per annum haben wir bis 1713 von undenklichen Jahren her aus dem Königlichen Keller genossen.

Den 5. April 1714.

Unterthänig evang. Lutther. Communität in Cölln.

Er hatte die Freude, hierauf die Resolution auf dem Cabinett zu erhalten:

Weil ihr euch selbst begebt dem mit vermachten Wein,
Und nur demüthigst sucht das Bier und Brod allein,
So bleib' euch auch der Wein zum Labsal und zur Noth.
Seyd ferner fromm und treu,
Dem König seyd getreu,
Zuvörderst lobet Gott."

„Der Rector Damm war der Lehrer Nicolai's und Moses Mendelssohns, mit welchem er den Homer und Xenophon las. Seine Uebersetzung des neuen Testaments machte ihm Feinde: Als er einst auf den Schloßplatz ging, nahte sich ihm ein Mann und fragte ihn: ob er der Rector Damm wäre? Dieser bejahte es. Jener spie aus und sprach: „Bist Du der Bösewicht, der uns den Herrn Christum rauben will? Verflucht seyst Du! Verflucht sey Dein Ausgang und Eingang!" Damm antwortete ruhig: „Gott vergebe es ihm, daß er flucht. Christus sagt: Segnet, die euch fluchen, bittet für die, die euch beleidigen!" So ging er unter Verwünschungen des ihm nachfolgenden Pöbels nach Hause." — Diese wenigen Notizen werden hinreichend seyn, die Berliner mehr noch auf dieses Programm aufmerksam zu machen, das vielleicht für irgend einen mildthätigen Zweck Käufern überlassen werden sollte, wie es auch mit den letzten Programmen des Gymnasiums zum grauen Kloster geschehen könnte, welche die sehr unterrichtende Geschichte dieser Anstalt enthalten.

— „Isidor und Olga", Trauerspiel in fünf Akten von Raupach, hat auf unserer Bühne unter den neuesten tragischen Dichtungen das meiste Glück gemacht und verdient es durch scharfe, für das Lokale (Rußland) eigenthümliche Charakteristik und consequente Durchführung, so wie durch edle Sprache, die sich nur zuweilen mit colossalen Bildern überbietet. Ueberhaupt könnte man das Ganze ultra-tragisch nennen, indem der Dichter, wenn auch allerdings mit großer Sicherheit, nach dem Aeußersten strebt, was für den Effekt in der Tragödie verstattet seyn dürfte. Die Leidenschaft, dieser angeborene Fluch, der so viele Jahrhunderte hindurch eine Satyre auf Menschenwerth und Gesetz war, ist das Thema des Stücks, dessen Aeußerungen oft ungemein stark eisern und auch schon deshalb die Empfindung in Anspruch nehmen. Die Situationen steigern sich bis in's Ungeheure, und man weiß zuletzt nicht mehr, ob Zorn, ob Mitleid obsiegen soll. Auf jeden Fall aber ist das Repertoir mit einer dichterischen, ungewöhnlichen Gabe bereichert und von Neuem Raupach's Talent bewährt. — Eine zweite Neuigkeit ist das fünfaktige Lustspiel: „Steckenpferde", von P. A. Wolf. Die Idee, eine Menge Personen zusammen zu stellen, wovon jede mit ihrer Liebhaberei die Lachlust reizt, ist hier mit sehr unterhaltendem Humor durchgeführt. Unter den dem Zwecke angeeigneten Charakteren finden wir besonders den Lustschlösser bauenden Hauptmann, und das Kammermädchen, welches sich schon fünf Jahre lang mit der Schrift: „in zwei Stunden Französisch zu lernen" beschäftigt, sehr ergötzlich; aber auch die übrigen Gestalten sind so gut benutzt, daß sie sämmtlich dazu beitragen, den Zuhörer in heitere Stimmung zu bringen, die bis zum Schluß lebendig erhalten wird. Wir sagen hier mit Bedacht Zuhörer, weil wir darauf hinweisen wollen, daß in den sehr leichten und angenehmen Versen manches Witzwort vorkommt, welches denen entgehen könnte, die nur auf das Steckenpferd des jetzigen Theater-Publikums, auf das Schauen, eingerichtet sind. Die Darstellungen der genannten Stücke gehören zu den besten auf unserer Bühne, und wir glauben, daß diese Neuigkeiten allen deutschen Theatern willkommen seyn werden. — Eine dritte Theater-Gabe: „Liedertafel und Singetheer", Singspiel vom Freiherrn v. Lichtenstein, kennen wir nur erst vom Hörensagen, weil wir noch keine der beiden bisher gegebenen Vorstellungen besuchen konnten. Wir referiren also nur, daß die Meinung sehr getheilt ist und werden später Weiteres darüber melden. — Im Königsstädter Theater wurde Iffland's „Reise nach der Stadt" vortrefflich gegeben und gut aufgenommen. „Der Verschwiegene wider Willen", von Kotzebue, und „Onkel Adam und Nichte Eva", von Lembert, gefielen, besonders auch durch meistens gelungene Darstellung. — „Die Rosenmädchen", ein nach dem Französischen bearbeitetes Singspiel, mit Musik von Henning, ist bis jetzt zwei Mal aufgeführt worden. Kotzebue hat früher dasselbe Sujet behandelt und Lindpaintner componirte sein Singspiel, ohne daß es viel Glück machte. Die neue Bearbeitung leidet an Weitschweifigkeit, welche selbst eine vorzügliche Musik kaum überwinden würde; die jetzige hat, namentlich in den Instrumental-Partieen, ihr Verdienstliches, aber die hier erforderliche Leichtigkeit und die besondere Hervorhebung des Gesanges ist nur selten zu bemerken; das Publikum nahm indeß diese Neuigkeit ebenfalls beifällig auf. — Hr. Iwan Müller, „Erfinder der neuverbesserten Clarinette und Alt-Clarinette", hat sich in einem Concert hören lassen und ausgezeichnete Anerkennung gewonnen. — Auch Hr. Gabrielsky, Kammer-Musikus, hab ein Concert und zeigte sich als wackerer Virtuos auf der Flöte.

— *.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 55ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Miszellen aus Wien. Da hätten wir nun alſo Grillparzer's „Ottokar“!! Jahre lang wurde darauf gehartet; mit den abergunſtigſten Vorurtheilen ſah man dieſer Erſcheinung entgegen; die Erwartung konnte nicht geſpannter ſeyn. Und worin beſteht nun das Reſultat? — Vide das aller Welt vorliegende gedruckte Buch ſelbſt! — Referent iſt aufrichtig genug, zu ſagen, daß er nicht zu den unbedingten Bewunderern dieſes Dichters gehört; eben ſo wenig iſt er auf der Seite ſeiner abſoluten Widerſacher. Deſſen ungeachtet beſcheidet er ſich recht gern, ſein individuelles Urtheil zu unterdrücken, und das hat ſeinen guten Grund. Es kann ihn nicht anfechten, wenn die Encomiaſten ausrufen: „Ha! was ſind die dramatiſchen Produkte des heiligen Schiller und des unheiligen Werner, ſo wie des Verfaſſers der „Schuld“, gegen dieſen „Ottokar“? Er iſt der Triumph der dramatiſchen Poeſie, die Grenzmark des Genies, das non plus ultra der Grillparzerſchen Muſe u. ſ. w.!“ Alle dieſe (wirklich faktiſchen) und ähnliche Exclamationen modifiziren ſich von ſelbſt auf der Kapelle der ruhigen parteiloſen Prüfung, insbeſondere wenn das nüchterne nil admirari dabei irgend einen billigen Einfluß nimmt, oder man ſich der geiſtreichen Staël Worte erinnert: „L'enthousiasme est ridicule pars qui ne l'éprouve pas!“ Eben ſo ungerecht würde es aber ſeyn, ein unbeſchränktes Gewicht auf die Worte der Gegner zu legen, die da lauten: „Ottokar iſt eine Patienten-Carrikatur, ein Schwächling, aller Theilnahme unwerth; faſt alle Perſonagen ſind krankhaft verzeichnet; das Stück wimmelt von Albernheiten und unnöthigen Impertinenzen; es ſollte beſſer betitelt ſeyn; Ottokar's Ende iſt ein Glück (nämlich für die Leſer und Zuſchauer); Wallishauſer's Glück und Grillparzer's Ende; dieſer Ottokar könne nichts Beſſeres thun, als die Eurvanthe heirathen“ — und dergleichen. Alle dieſe pro und contra laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; nur des ſinnreichen Franzoſen Ausſpruch ſey dabei angemerkt: „Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable.“ — So viel iſt von Grillparzer's „Ottokar“ indeß im Allgemeinen gewiß, daß er die angeregten Erwartungen nicht befriedigt hat. Warum dieſe gar ſo ſehr geſteigert waren, liegt zum Theil in dem bereits documentirten Talent des Dichters, insbeſondere aber in den voraus gegangenen enthuſiaſtiſchen Lobpreiſungen des Theater-Sekretairs. Was dieſer anrühmt, das vergöttern dann die Schauſpieler ex officio wieder; das neue brillante Coſtüm beſticht und befeuert ſie noch mehr, und ſo geht dann die vorzeitige Apotheoſe ſchnell in die Maſſe des Publikums über. *) Daß auf die Recenſionen der Tagsblätter nicht zu geben iſt, verſteht ſich von ſelbſt; da iſt nichts als Lob und Preis, Claſſicität u. ſ. w. Auch findet ſich, wiewohl das Buch in Jedermanns Händen iſt (der Verleger Wallishauſer ſoll am erſten Tage über 600 Exemplare abgeſetzt haben), allenthalben der Inhalt des Stücks des Breiteſten, mit Citaten untermiſcht, mitgetheilt. Referent begnügt ſich, nur noch den vom Baron Zedlitz geſchriebenen und bei der Darſtellung von dem Schauſpieler Koch geſprochenen Epilog hier an zu führen:

„Das alte Heldenbild, das Eurem Blick
Wir heut enthüllt, der Strom der Zeit hat längſt
Auf ſeinen Wellen es hinab geführet;
Und, doch beſeelt zu einem neuen Leben
Vom Hauch des Dichters, taucht es aus der Tiefe
Der alten Tage wunderthatig auf,
Und übt auf Eure Herzen Zauberkraft;
Euch ſelbſt ein Räthſel füllt mit edlem Feuer
Es Eure Bruſt, und Thränen des Gefühls
Lockt es in Euer Auge mild herauf.
Soll ich dies Räthſel löſen, Euch erklären? —
Oeſtreicher ſeyd Ihr! — Oeſtreichs Sohn wie Ihr
Sprach Euch der Dichter in verwandten Tönen.
Ein tauſendfaches Echo klang ſein Wort
Aus jeder heimathlichen Bruſt zurück.
Denn ſeht! — die alte Zeit beſteht noch feſt;
Was ſie begann, ein unauflöslich Band,
Kein Wechſel hat es, kein Geſchick getrennt.
Es lebt der Stamm des erſten Habsburg noch,
Ein Stern des Glücks glänzt er ob unſerm Haupt.
Der Dichter ſprach nur aus, was Jeder glaubt.
Die alte Treue lebt, die alte Liebe! —
Wo nur ein Auge, das da trocken bliebe!?“

Fürwahr, Geſinnungen, die jeder ächte Oeſtreicher mit dem Verfaſſer theilt, und die in dieſem kurzen Epilog wohl natürlicher und kräftiger (?) ausgedrückt ſeyn mögen, als in dem ganzen langen Trauerſpiele ſelbſt, das übrigens, in rein patriotiſcher Beziehung, eher ein Luſtſpiel (?!) heißen könnte. — Im Gebiete des Kunſthandels zieht jetzt ein neues vaterländiſches Kupferwerk an, unter dem Titel: „Wiener Kunſt- und Gewerbsfreund; der neueſte Wiener Geſchmack in Gold-, Silber-, Bronce-, Eiſen-, Stahl- und anderen Metall-Arbeiten, in Equipagen und Riemenzeug, in Mieubeln, Tapezierer-, Drechsler-, Töpfer-Arbeiten u. ſ. w.“ Der Herausgeber meint nicht mit Unrecht, daß, ungeachtet die öſtreichiſche Induſtrie ſeit mehreren Jahren (beſonders durch das unvergleichliche polytechniſche Inſtitut und die Erfindungs-Patente), in all' ihren Zweigen die ſchwungvollſten Fortſchritte gemacht hat, dennoch das Vorurtheil zu Gunſten des Auslandes herrſche. Es ſoll dieſes demnach durch beſagtes Unternehmen widerlegt und dargethan werden, daß die öſtreichiſche Monarchie, vornehmlich Wien, dießfalls nicht nur nicht zurück geblieben ſey, ſondern in manchen Artikeln noch den entſchiedenſten Vorzug verdiene. Für Künſtler, Fabrikanten, Handelsleute, für Freunde des Geſchmacks und Luxus überhaupt iſt dieſes Werk eine ſehr willkommene Erſcheinung. Es liefert nicht Ideale, ſondern wirklich ausgeführte, muſtergültige Arbeiten, mit Angabe der Adreſſen der Verfertiger, der Preiſe und auch mit andern charakteriſtiſchen Notizen. Alle zwei Monate ſoll ein Heft von ſechs, meiſt colorirten Kupfertafeln, in klein Folio erſcheinen; der Preis des Jahrgangs iſt 10 Gulden C. M. Das erſte, in jeder Hinſicht entſprechende Heft enthält ein Blatt mit Gold-, eines mit Silber-, eines mit Schloſſer-, dann drei mit Sattler-, Tiſchler- und Tapezierer-Arbeiten. Unternehmer iſt der induſtriöſe Kunſthändler Müller, vortheilhaft bekannt durch Geſchmack, Pünktlichkeit und billige Preiſe. — Seitdem in der vorigen Lieferung dieſer Miſcellen von den allerliebſten Patent-Spielkarten aus der Ulſenheimerſchen Fabrik Meldung geſchehen, hat der Unternehmer auch Tarockkarten geliefert, die jenen Piquetkarten in mancher Hinſicht noch vorgezogen zu werden verdienen. Die Figuren ſind ſo ſchön und charakteriſtiſch gezeichnet, auch ſo ſauber colorirt, daß ſie nichts zu wünſchen übrig laſſen. Die Geſichter ſind voll Leben und Ausdruck. Ein

*) Grillparzer's neueſtes Werk, welches ich ſo eben zum zweiten Mal geleſen, hat offenbar ſo viel des Schönen, daß es nicht in wenigen Zeilen ab zu fertigen iſt, vielmehr Anſpruch darauf machen darf, von unſern geiſtreichſten Kritikern umſtändlich gewürdigt zu werden. D. H.

besonders sinnreicher Einfall war es, bei den Tarockblättern, statt der sonstigen albernen, plumpen Zeichnungen, eine Reihe von Wiener Gebäuden und malerischer Ansichten der Umgebungen dieser Residenz an zu bringen, wobei jedoch nur etwas mehr Reinheit und Klarheit zu wünschen seyn dürfte. Das Dutzend feinster Tarockkarten kostet nicht mehr als 7 Gulden 12 Kr. C. M. — A. v. Weingarten hat bei Strauß ein Bandchen Erzählungen herausgegeben, die wohl auch dem strengern Freund der Belletrie Genuß bringen werden; einige davon standen bereits in der immer beliebter werdenden Wiener Zeitschrift. — Von dem Freih. v. Reil, einem der bezeichnetsten Novellen-Dichter, ist ein Bandchen Erzählungen, unter dem Titel: „Nachtfalter", unter der Presse. In der thätigen Verlags-Handlung derselben, bei Tendler und v. Manstein, erscheinen zur Ostermesse mehrere interessante Novitäten, als: „Humoristisches Lustwäldchen", von Freih. v. Pock; „Erzählungen", von Gerle; „magyarische Frauen", vom Grafen Matlath u. s. w. — Mit Anfang Juli beginnt in Pesth eine neue Zeitschrift, gemischten Inhalts, unter dem Titel: „Iris". Die Herausgeber sind S. Rosenthal (Correspondent mehrerer Journale) und der Schauspieler Stille. Möge sie sich das klägliche, schmachvolle Schicksal der profanen, taktlosen und in jedem Betrachte unwürdigen Zeitschrift: „Pannonia", zur Warnung dienen lassen! — Der wirksame Buchdrucker Ludwig (in Wien) wird nächstens eine neue allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für gebildete Stände ankündigen. Sie soll das Ergebniß vieljähriger (?) Vorarbeiten seyn. Dieses, mitunter nach Hübner gestaltete Wörterbuch, das auch den Titel: „Conversations-Lexicon" führt, doch mit besonderer Rücksicht auf die östreichische Monarchie gehalten seyn wird, ist auf 10 Bande in groß Median-Octav angelegt, deren jeder 2 Gulden 30 Kr. C. M. kostet. Gegen die Mitte dieses Jahres erscheint der erste und dann alle drei Monate ein folgender Band. — Ein beinahe noch ganz unbekanntes Heilbad in dem reich gesegneten Ungarn ist das im Zolyer Comitat befindliche Riburer oder Stihnczer Mineralwasser. Die Lebensluft strömt so kräftig auf, daß der Badende durch eine eigene Vorrichtung sich den Kopf verwahren muß, um nicht betaubt zu werden. Die Restaurations-Wirkung dieses Wassers grenzt an das Wunderbare, so daß Greise durch zwei- bis dreimaliges Baden zu Jünglingen werden. (?) Kenner behaupten, dieses Bad sey das kraftvollste in ganz Europa, und werde deshalb auch bald das berühmteste seyn, wenn es nur erst für Gäste praktikabel gemacht ist. Hiermit nun ist man jetzt beschäftigt. Eine nähere Darlegung des Charakters dieses Wassers sucht man vergebens. Hier folgt die erste wissenschaftliche Analyse, als Original-Mittheilung von einem praktischen Chemiker und Arzt.

Analyse des Riburer oder Stihnczer Mineral-Wassers.

1) Bei mittlerem Druck der Atmosphäre und einer Temperatur von 15° R. derselben, zeigte das Wasser der zwei geräumigeren Bader 22½°, das des kleineren 24° R., und wurde bei der Wiederholung dieser Beobachtung bei einer Temperatur der Atmosphare von 12° R. ganz dieselbe gefunden. — 2) Entwickelt sich aus diesem Wasser ununterbrochen kohlensaures Gas, und diese Entwicklung wird ohne Zweifel durch die Wärme des Wassers begünstigt. Sie ist so bedeutend, daß vor jedem Gebrauch des Wassers in den Badern die sorgfältigste Lüftung erforderlich ist, um böse Zufalle zu verhüthen. 3) Durch die Entweichung der Kohlensäure scheiden sich der kohlensaure Kalk und das kohlensaure Eisen aus, erzeugen die vorhandenen Incrustationen, und geben dem übrigens völlig rein und klar hervorquellenden Wasser ein trübes Ansehn. — 4) Das Wasser ist geruchlos, und nur in der nächsten Umgebung der Bäder ist der eigenthümliche Geruch der Kohlensäure zu verspuren. — 5) Der Geschmack ist schwach säuerlich, angenehm prickelnd auf der Zunge, aber mit einem nicht ganz angenehmen Nachgeschmack. Das Wasser ist also ein saures Bad mit natürlicher Wärme. — 6) Der Zufluß wird auf 5000 Eimer binnen 24 Stunden geschätzt, und kann also auch, wenigstens durch einige Stunden, taxlich zum Treiben einer Mühle verwendet werden. — 7) Das specifische Gewicht ist = 10.000 bis 10.033. — 8) Hundert Cubikzolle dieses Wassers enthalten 56 Cubikzolle freie Kohlensäure, ohne andere Gasarten, wobei aber zu bemerken ist, daß ein großer Theil dieses Gases durch die natürliche Wärme des Wassers in demselben von der Quelle selbst frei gemacht wird, und somit der chemischen Untersuchung entgeht. — 9) Die flüchtige Röthe, welche das Wasser auf blauem Probepapier hervorbringt, deutet auf freie Kohlensäure. — 10) Das Barytwasser, so wie die Auflösung des salpetersauren und salzsauren Barytes, bringen darin weiße unauflösliche Niederschläge hervor. — 11 Salpetersaures Silber erzeugt nur eine geringe Trübung. — 12) Essigsaures Blei bringt ein häufiges weißes Precipitat hervor — 13) Bleisaures Eisenkali erzeugt kaum eine schwache Opalescenz. Eben so wenig bedeutend ist die Anzeige des Eisens durch Gallus-Tinktur, da es sich so leicht sogleich nach dem Hervorquellen des Wassers aus demselben abscheidet. — 15) Bernsteinsaures Eisen macht keine Anzeige. — 16) Oxalsaures Calk erzeugt vielen weißen Niederschlag.

Nach diesen vorläufigen Anzeigen wurde die quantitative Untersuchung vorgenommen mit 20 Pfund Wasser, und lieferte folgendes Resultat: Ein Pfund Civilgewicht dieses Wassers enthält an seinen Bestandtheilen 20 Gran, insbesondere:

	Gran
Salzsauren Kalk	0.110
Salzsaure Magnesie	1.110
Schwefelsauren Kalk (Gyps)	6.500
Schwefelsaure Magnesie (Bittersalz)	6.400
Schwefelsaures Natron (Glaubersalz)	3.500
Kohlensauren Kalk	0.600
Kohlensaure Magnesie	1.680
Eisenoxyd	0.200
Kieselerde	0.300
	20.400

Uebrigens finden sich an einer etwas niedrigeren Stelle des Riburer Hügels noch drei Quellen, die sich bloß durch ihre um 3 Grade geringere Temperatur und etwas minder häufige Entwickelung der Kohlensäure unterscheiden, sonst dieselben Bestandtheile haben. — f —.

Aus Westphalen. Bei Bädecker in Essen ist neulich unter dem Titel: „Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesangen" ein Werk erschienen, welches seinem Zwecke auf edle Weise entspricht und demnach Jedem empfohlen werden darf, dessen Herz Stärkung sucht. Als überzeugende Beweise des Gesagten mögen die folgenden drei Lieder dienen:

1. Lobgesang.

Gott ist mein Licht! Verzage nicht, mein Herz,
In banger dunkler Zeit!
Die Sonne sinkt, die Nacht bringt Furcht und Schmerz;
Mein Licht strahlt allezeit!
Es schimmert an dem Tag der Freuden,
Es leuchtet in die Nacht der Leiden;
Gott ist mein Licht!

Gott ist mein Heil! O Seele fürchte nichts!
Dein Helfer ist getreu,
Er läßt dich nicht, sein Vaterwort verspricht's,
Er steht dir mächtig bei.
Er will mich bis in's Alter tragen,
Kein wahres Gut mir je versagen:
Gott ist mein Heil!

Sein iſt die Kraft! Er ſpricht und es geſchieht,
Gebeut — und es ſteht da,
Und wenn mein Blick noch keine Hoffnung ſieht,
Iſt ſchon die Rettung nah.
Wo ſchwache Menſchen nichts vermögen,
Da kommt Gott ſtarkend und entgegen:
Sein iſt die Kraft!

Sein iſt das Reich! Er herrſcht im Weltgebiet
Mit Weisheit, Huld und Macht;
Die Sterne geh'n, der Strom der Zeiten flieht
Von ſeinem Blick bewacht,
Und Alles lenket er im Stillen
Zum Ziel nach ſeinem heil'gen Willen:
Sein iſt das Reich!

Gott iſt mein Schild; mein Schirm in der Gefahr,
Die Er nur wenden kann.
Er deckt mein Haupt und ohn' ihn fällt kein Haar,
Er nimmt ſich Aller an.
Ob Tauſende, die mit mir wallen,
Zur Rechten oder Linken fallen:
Er iſt mein Schild!

Gott iſt mein Lohn! D'rum geh' ich unverzagt
Die Bahn, die Er mir zeigt;
Der Gang ſey ſchwer, er wird mit Gott gewagt,
Der dort die Palme reicht.
Froh wird gekämpft, um Sieg gerungen,
Voll Muth der Widerſtand bezwungen:
Gott iſt mein Lohn!

Gott ſey mein Preis! Er ſey mein Lobgeſang,
Er, daß ich ewig bin!
Der Herr iſt groß und ſeines Ruhmes Klang
Tönt durch das Weltall hin.
Ich ſtimme mit den Erdgebor'nen
In's hohe Lied der Auserkohr'nen:
Gott iſt mein Preis!

2. Heimathsglück.

Daheim iſt's gut! Da ſoll der Pilger raſten,
Der ſich mit Noth und Sorgen müde rang;
Da legt er nach des Lebens ſaurem Gang
Bei'm Vater ab die lang' getrag'nen Laſten.

Daheim iſt's gut! Am treuen Vaterherzen
Vergißt das Kind die ausgeſtand'ne Noth,
Freu't ſich des Vaterheil's im Morgenroth
Der Ewigkeit, nach überwund'nen Schmerzen.

Daheim iſt's gut! Da wehen Friedenspalmen
Uns ſüße Kühlung zu nach heißem Streit,
Beſiegt iſt nun alles Pilgerleid,
Nach Angſtgeſchrei ertönen Siegespſalmen.

Daheim iſt's gut! Da ſchmückt die Siegerkrone
Aus Gottes Hand des treuen Kämpfers Haupt,
Und wer geliebt, gehofft und fromm geglaubt,
Bringt Preis und Dank in hohem Jubeltone.

Daheim iſt's gut! Da trübet keine Stunde
Den ew'gen Frieden des Verklarten mehr,
Da laſten nie Erinnerungen ſchwer,
Zu ſeiner Ruh' half Gott dem theuern Kinde.

Daheim iſt's gut! Da ſegnet uns die Liebe,
Da ſtört kein Wohl der Haß und bitt're Neid,
Von dort verbannt in alle Ewigkeit,
Daß ungetrübt das Land des Friedens bliebe.

Daheim iſt's gut! Im holden Vaterhauſe
Find' ich die Meinigen von Gott verklärt,
Die ich voll Schmerz im Pilgerland entbehrt
Und heiß beweint in ihrer Gräber Klauſe.

Daheim iſt's gut! Da ſingt in Engel-Chören
Der Erdenſohn ſein hohes Wonnelied,
Da ſoll er ewig als ein theures Glied
Dem höhern Bund der Geiſter angehören.

Daheim iſt's gut! D'rum laßt uns freudig ziehen
Durch Noth und Tod in's ew'ge Heimathland!
Getroſt voran! Nach kurzem Pilgerſtand
Wird es für uns erblüh'n und nie verblühen.

3. Das Menſchenleben.

Was iſt des Menſchen Leben
Und ſein Vorüberſchweben
Aus Nacht hinaus in Nacht?
Ein flüchtiges Erſcheinen
Von Fröhlichkeit und Weinen
Und bald verwelkter Blüthenpracht.

Am Eingang harr't die Liebe
Mit ihrem Himmelstriebe
Und nimmt uns in den Schooß;
Voll ſüßer Hoffnungsträume
Pflegt ſie die zarten Keime
Und — zieht ſie zum Verwelken groß.

Mit freudigem Bewegen
Eilt Muth dem Ziel entgegen,
Das hoch und herrlich winkt.
Wir jauchzen auf und ringen,
Zur Höh' empor zu dringen,
Und — Kraft und Muth und Leben ſinkt.

Der freundlichen Begleiter
Zieh'n Viele mit uns weiter
Und ſchwinden dann dem Blick.
Kein Jammerruf, kein Sehnen
Ruft in das Land der Thränen
Die Weggegangenen zurück.

Mit Sorgen und mit Grämen
Geh'n wir daher wie Schemen
Und ſieh'n und bleiben nicht;
Ermuden und ermatten
Im Kampf mit andern Schatten,
Bis Schattenkraft und Leben bricht.

Von frohem Hochzeitsreigen
In Grabes Nacht und Schweigen
Zieht mancher Trauerzug.
Bang kämpft mit Todesſchmerzen
Das Kind am Mutterherzen,
Das einzig für den Liebling ſchlug.

Wer froh das Leben grüßte,
Geht trauernd in der Wüſte
Verlor'nem Frieden nach.
Sein Licht iſt ausgegangen
Und Reue bleicht die Wangen
Nach des Vergehens Unglückstag.

Verödeter und rauher
Zieht ſich durch Trennungsſchauer
Der Pfad in Nacht hinein,
Bald ewiglich umnachtet,
Vergeſſen, unbeachtet
In Tiefen ohne Sonnenſchein.

Wer deutet uns dies Leben?
Wer wird sein Dunkel heben?
Nur Du, mein Gott, allein!
Dein ist des Dunkels Deutung,
Am Ziel verborg'ner Leitung
Soll Licht und Kronenschmuck erfreu'n.

Bis dahin will ich harren,
Nie bang in's Dunkel starren,
Getrost in Glaubensmuth!
Nach Schmerz und Pilgermühen
Wird mir ein Land erblühen,
Worauf nie Nacht und Dunkel ruht.

Der Dichter, Karl Hengstenberg, ist Pfarrer zu Wetter in der Grafschaft Mark. —t—.

Man berechnet, daß es jetzt überhaupt 8528 Dampffahrzeuge giebt. England besitzt deren allein an 3000. (Corsaire.)

1825. No. XIII.

Blatt der Ankündigungen.

Anerbieten.

Ich wünsche (recht bald) als Dirigent bei einer Fürstlichen Kapelle (oder einem andern guten Orchester) engagirt zu werden, und berufe mich erforderlichen Falls auf ein genügendes Zeugniß des General-Musik-Direktors Hrn. Spontini.

Berlin, den 20. März 1825. C. F. Müller,
Große Friedrichsstraße Componist,
Nr. 39. Gesang- und Clavierlehrer.

Literarische Anzeigen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der
hohe Beruf der Mutter
oder
praktischer Versuch eines
Elementarunterrichts
für Töchter aus den gebildeten Ständen,
von
C. C. L. Klee.
Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Die unterzeichnete Buchhandlung fordert hiermit, Namens des Verfassers, zur Theilnahme auf an der Subscription für

Bernhardt Wanschaff's
„Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen."

Das Werk, mit den dazu gehörigen Kupferstichen, kostet den Subscribenten 1 Thlr. 15 Sgr.: wer es später kauft, muß es mit 2 Thlr. 15 Sgr. bezahlen und es werden nur wenige Exemplare mehr gedruckt, als durch die Subscriptionen verlangt sind. Um die Wichtigkeit der Sache an zu deuten, weisen wir hin auf zwei schon vorläufig darüber in öffentlichen Blättern erschienene Aufsätze, nämlich in der Spenerschen Zeitung Nr. 273, vom 19. Novbr. 1824, und im „Gesellschafter" Blatt 202, vom 18. Dezbr. 1824.

Wir glauben damit die Aufmerksamkeit des Publikums genugsam erregt für eine interessante Erscheinung in der Literatur und Wissenschaft und schließen die Anzeige mit dem Wunsche: der Ausgang dieser Angelegenheit möge zu dem Resultat führen, daß die Deutschen einem wackern Manne, der eine lange Zeit und bedeutende Kosten in vollem Vertrauen auf seine Landsleute verwendete, gern Beweise einer thätigen Theilnahme geben.

Die Subscriptionen können in jeder Buchhandlung geschehen. Wer seine Bestellungen direkt an uns einsendet, den bitten wir, es postfrei zu thun.

Berlin. Vereins-Buchhandlung,
Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist erschienen:

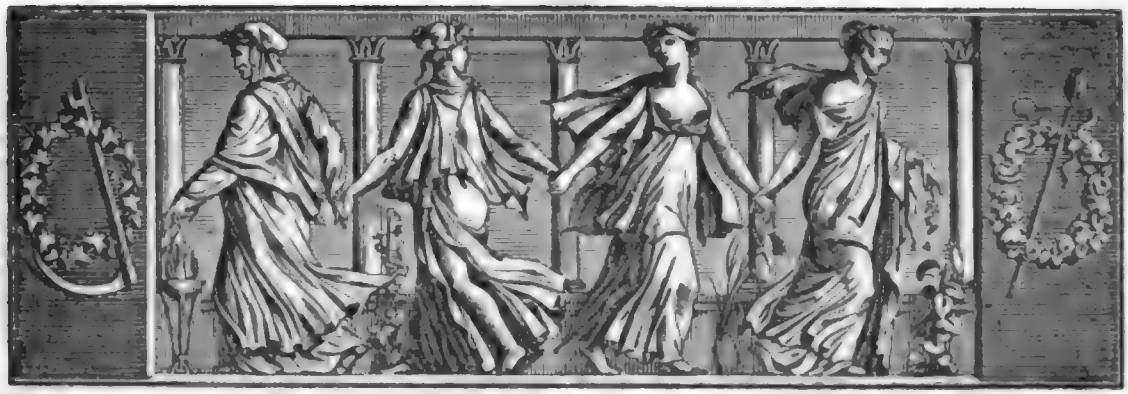
Förster, Fr., Vollständige Beschreibung aller Feste und Huldigungen, welche in den Königreichen Preußen und Baiern zur Höchsten Vermählungsfeier des Durchlauchtigsten Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen K. H. und der Durchlauchtigsten Prinzessin Elisa Ludovika von Baiern K. H. statt gefunden haben. gr. 4. mit Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr.

Grävell, M. C. F. W., der Bürger. Eine weitere Untersuchung über den Menschen, für gebildete Leser. gr. 8. 2 Thlr.

Klatte, systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit vielen Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 8. April. 56ſtes Blatt.

Bruchſtück aus einem Roman*)

von Karl Immermann.

Erſtes Capitel.

In einer kleinen Stadt von Weſtphalen, deren Namen die Geſchichte verſchweigt, wanderte vor etlichen Jahren auf der Hauptſtraße des Orts ein junger Mann dem Gaſthofe zu, wiewohl er, die Wahrheit zu ſagen, mehr hüpfte als ging. Er mochte dem Aeußeren nach drei oder vier und zwanzig Jahr alt ſeyn, und die Natur hatte nichts verabſäumt, um ihn heraus zu ſtaffiren. Der Anzug des Jünglings beſtand in zierlichen Halbſtiefeln, kornblumfarbigen Beinkleidern, welche auf ungariſche Weiſe mit Schnüren beſetzt waren, und einem Ueberrock von gleicher Farbe. Um den Hals lag ihm ein rothes ſeidenes Tuch loſe geknüpft, und der weiße geſtickte Hemdkragen flatterte im Winde. Eine kleine ſchwarze verwegene Fälbelmütze vollendete den Aufputz, der halb einen Studenten, halb einen Seiltänzer zu verrathen ſchien.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, genug der junge Menſch trat an den Gaſthof, welcher in ſeinem Schilde einen Wallfiſch mit weit aufgeſperrtem Rachen führte, als wollte er mehr denn einen unzufriedenen Propheten verſchlingen, und fragte den lahmen Wirth unter der Thür, ob er bei ihm den Tag und die Nacht bleiben könne. Der verſtändige Gaſtwirth ſah unſern Jüngling und das Bündelchen von Wachstaffet, welches er im Arme trug, prüfend an, worauf er einem Hausknecht befahl, den Herrn nach der Piece Nummer Zwölf zu führen; denn die Marqueure waren mit vornehmeren Gäſten beſchäftigt. Der Hausknecht geleitete den Fremden, ohne ihm das Reiſebündel ab zu nehmen, über den Flur, einen bedeckten Gang und den Hof in das Hinterhaus. Hier ſtiegen ſie erſt auf einer regelmäßigen Treppe in die Höhe, dann gelangten ſie zu einer Art von Leiter, und als ſie dieſe nicht ohne Anſtrengung erklommen hatten, ſtanden ſie auf einem bretternen Abſatz vor der Thür, über welcher Nummer Zwölf mit großen Buchſtaben geſchrieben war. Der Hausknecht ſchloß dieſelbe dem Fremden auf, und dieſer trat in ſeine ſogenannte Piece, welche ein Stück von einer Kammer war, denn ſie maaß ungefähr vier Fuß im Gevierte. Die Wände dieſes Gemachs waren früher rechtſchaffen weiß geweſen, jetzt aber von den Bedienten, welche der Wirth hier zu beherbergen pflegte, mit allerlei Spruchreimen beſchrieben, und mit Geſichtern, Naſen, wie auch Zöpfen bemalt.

Damit jedoch andere wichtige Dinge nicht über dieſe Nebenſachen vergeſſen werden, ſo iſt zu berichten, daß das Zimmer, oder die Kammer, oder was es ſonſt war, nur ein Fenſter mit runden Scheiben nach dem Garten hatte, und daß darin, außer einem an die Wand geſchrobenen Tiſche, einem Binſenſtuhl und einem mit Rohr beflochtenen Canapee, ſich kein Geräth befand. Den Pfeifenkrämer, welcher an einem Faden von der Thür herab hing, übergehen wir ab-

*) Der Titel deſſelben iſt: „Leben und Schickſale eines luſtigen Deutſchen.“

sichtlich, weil wir uns mit Kleinigkeiten in dieser Geschichte nicht auf zu halten gedenken.

Der junge Mensch hatte sich kaum in seiner Prachtwohnung umgesehen, als er in ein schallendes Gelächter ausbrach und sich mit voller Gewalt auf das rohrne Canapee warf, welches, gekränkt durch diese Thorheit, anfangs seufzte, sodann knackte und zuletzt in mehrere Stücke zerbrach, wodurch über tausend fleißige Würmer in ihrer Nahrung gestört wurden. Er fiel mit den Trümmern an die Erde, raffte sich auf, und gegen sein nunmehriges Lachen war das vorige nur ein Lächeln zu nennen. Er war noch in demselben begriffen, als der Wirth zur Thür herein trat, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem Dintefaß nebst Feder in der Hand.

„Herr Wirth!" rief ihm der junge Mensch entgegen — „ich trete als ein Unglücksstifter in Ihr Haus. Als ich diese mir angewiesene Piece Nummer Zwölf betrachtete, ergriff mich ein unwiderstehlicher Geist der Fröhlichkeit, worüber jenes ehrwürdige Faulbette in ein solches Entsetzen gerieth, daß es auf der Stelle sein langes ehrenvolles Leben beschloß; nämlich es zerbrach, wie Sie sehen. Betrachten Sie nur die Menge Wurmmehl am Boden. Von dieser Ottomane kann man jetzt mit Recht sagen: Pulvis et umbra sumus, welches Ihnen Ihr ältester Herr Sohn, wenn er die latein'sche Schule besucht, übersetzen wird. Indessen findet sich der Schaden bei der Rechnung: vergessen Sie ja nicht, den ermordeten Nestor mir an zu kreiden!" — Der einsichtsvolle Gastwirth, welchem die übrigen Reden des jungen Menschen wie Griechisch vorkamen, die letzte aber wie gutes reines Deutsch klang, entgegnete rasch: „Das muß ich freilich, mein Herr, denn der zerbrochene Nester-Divan, oder wie Sie ihn nennen, war sehr schön und brauchbar: die Bergere galt noch ihre Mandel Thaler ohne den Firniß. Ich habe den Fauteuil erst gestern auf diese Piece setzen lassen!"

Und dem war in der That so: denn der kluge Wirth hatte sich des uralten Stücks selbst lange in seiner Stube bedient, bis es gar zu mottenfräßig wurde, worauf er es nach Nummer Zwölf verwies, indem er hoffte, daß der Erste, welcher sich unsanft darauf setzte, dasselbe zerbrechen und ihm bezahlen würde. — Er setzte sich an den Wandtisch, klappte das Buch auf, nahm die Feder und sagte: „Ich muß mir Ihren werthesten Namen, Stand, Gewerbe, Dauer des Aufenthalts und so weiter ausbitten." — Darauf entgegnete Jener: „Ich heiße Hermann, habe kein Geschäft und keinen Stand, komme von einem Orte, dessen Namen ich vergessen, bleibe, so lange es mir beliebt, gehe, wohin? weiß ich noch nicht, und bin übrigens männlichen Geschlechts!" — Der Wirth sah ihn groß an und fragte: „Wie?" — Jener wiederholte seine Meldung und der Wirth sprach: „Irgend ein Geschäft müssen Sie doch haben, denn das hat jeder Mensch!" — „Wenn Sie wollen, ja. Nichts zu thun, als was mir Vergnügen macht!" — „Das ist eine von den sieben freien Künsten!" sagte der Wirth, schrieb das Signalement des Fremden ein, und nahm sich vor, auf ihn ein wachsames Auge zu haben, denn er schien ihm einer von den Zeisigen zu seyn, die unbezahltes Futter am liebsten mögen, welches nach seiner Theologie die größte Sünde war, die nur begangen werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Denkart und der Sitten des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Bei dem plötzlichen Tode des Herzogs von Bourgogne, auf den, als den Nachfolger Ludwig XIV., die Nation wie auf ihren einzigen Trost hinblickte, läßt sich Richelieu so vernehmen: „Das Volk erwartet immer vom Thronfolger eine Verminderung der Auflagen, es betrügt sich aber; die Klugheit räth, es gehörig mit Abgaben zu beschweren. Es wäre sogar sehr unpolitisch, es in einen Zustand zu versetzen, wo es nicht immer mit der Sorge für den Lebensunterhalt beschäftigt zu seyn brauchte; zu großes Wohlbefinden gäbe ihm Zeit, Betrachtungen an zu stellen, die es am Ende gar zu dem Gefühl seiner Kräfte brächte. Man kann leicht denken, zu welchem Ungehorsam dies führen könnte, welcher Ungehorsam sich freilich leicht dämpfen ließe, wenn man einiges Blut vergösse, dem man aber doch stets vorbeugen muß."

Von seinen aufrichtigen Bekenntnissen in Hinsicht seiner Liebes-Intriguen verdienen folgende hier eine Stelle:

„Als eines Tages die Herzogin N. N. zu mir sagte, mir sey nicht zu trauen, dieselben Betheuerungen und Schwüre brächte ich bei allen Schönen vor, kniete ich vor ihr nieder und versicherte ihr, mein Herz gäbe mir neue und sehr aufrichtige für sie ein. Ein lautes Gelächter war ihre Antwort, indem sie hinzu fügte, man könne nicht ungestrafter lügen. Anfangs war ich etwas außer Fassung, doch behielt ich Geistesgegenwart genug, ihre Hand zu ergreifen, die ich küßte und indem ich eine Weile mich niederbückte, rieb ich sie sanft an meiner Stirn. Meine Stellung und das leichte Reiben röthete meine Wangen; nun dachte ich mir sehr traurige Dinge und meine Augen füllten sich nach und nach mit Thränen; darauf erhob ich mein Gesicht, um ihr diese köstlichen Zähren zu zeigen, die mir über die Wangen flossen. „Ich sollte Sie nicht lieben?" rief ich nun mit zitternder Stimme; „sehen Sie Ihr Werk: dies sind die ersten Thränen, die mir

die Liebe auspreßt, dieſe ſo ſchlecht belohnte Liebe, die mich ſo unglücklich macht!“ — Das Gaukelſpiel that die beabſichtigte Wirkung und Richelieu macht hierauf folgende Bemerkung: „Ich habe ſeitdem darüber nachgedacht, wie die Gabe des Weinens (le don des larmes) in der Liebe ſo überzeugend wirkt. Immer habe ich es mir Dank gewußt, daß ich dies Talent in mir erweckte und ich habe davon ſehr ſorgfältig bei mehr als einer Gelegenheit Gebrauch gemacht. Hat man ſich erſt recht eingeübt, ſo weint man ſehr leicht, und es giebt Frauen, bei denen das Wunder thut.“

Von den Liebes-Intriguen mit zwei Bürgerfrauen redend, von welchen Eine das beklagenswerthe Opfer ſeiner Verführung wurde, äußert ſich Richelieu unter Anderem ſo: „Ich war ſchon längſt beider Liebeshändel überdrüſſig. Dieſe Gewiſſens-Vorwürfe, dieſe wiederkehrende Frömmigkeit, dieſe untröſtliche Trauer, Alles beſtimmte mich, ſie mir aus den Gedanken zu ſchlagen: ich gelobte mir, mich nicht länger zu den beiden Frauen, die ich nicht mehr liebte, herab zu laſſen. Und gleich dem Merkur, der niedere Geſtalt angenommen hat und ſich darauf im Olymp mit Nektar reinigt, faßte ich den feſten Entſchluß, mich bei der himmliſchen Prinzeſſin N. N. von dieſen beiden gemeinen bürgerlichen Verbindungen zu ſäubern (d'écraser).“

Richelieu liebte den Moſchus ſehr, was zu folgender komiſchen Anekdote Anlaß gab. Er machte in Verſailles der Herzogin von Tallard einen Beſuch und begab ſich, nachdem er etwa eine Stunde verweilt hatte, zum König. Der Cardinal Rohan beſuchte bald nachher jene Herzogin und der Zufall wollte, daß man ihm denſelben Armſtuhl, den Richelieu eingenommen hatte, hinſetzte; er machte hierauf der Königin ſeine Aufwartung, die, als eine fromme Dame, die Wohlgerüche nicht liebte. Der Armſtuhl war von dem Moſchus ſo durchduftet, daß die Kleider des Cardinals danach rochen. Die Königin rief verwundert: „Aber, Herr Cardinal, wie können Sie ſich ſo ſtark mit Moſchus parfümiren? Daran erkenne ich den Prälaten nicht: wären Sie ein zweiter Richelieu, ſo könnten Sie nicht ſtärker duften!“ — Der beſtürzte Cardinal, ſich ganz unſchuldig wiſſend, lehnte den Vorwurf ab und verſicherte, daß er ſich nie parfümire. Als er ſich der Königin noch mehr näherte, ward ſie nur noch mehr überzeugt, daß er nicht die Wahrheit ſagte, und ſie verließ ihn, weil es ſie empörte, daß er ſich ſo ſtarker Wohlgerüche bediene. Der Prälat glaubte, es ſey dies nur ein Vorwand, ihn zu entfernen, und konnte nicht begreifen, was ihm dieſe Ungnade mögе zugezogen haben. Als ihm aber andere Perſonen denſelben Vorwurf machten und er ſich überzeugt hatte, daß er nicht ungegründet war, ſuchte er dieſer ſeltſamen Erſcheinung auf den Grund zu kommen. Endlich erfuhr er, was es mit dem Armſtuhl für eine Bewandniß hatte und er beklagte ſich nun bei der Königin über Richelieu, der ihn einer ſolchen Unannehmlichkeit ausgeſetzt habe. Die Königin, die den Herzog nicht liebte, zuckte die Schultern; ſie betrachtete ihn wie einen Wüſtling, deſſen Betragen und Sitten ihr nicht anſtehen konnten. — Bei dem Allen liebte dieſe ſtrenge Fürſtin die ſehr luſtigen Luſtſpiele, ſo daß man, wenn ein ſehr freies Stück gegeben wurde, am Hofe zu ſagen pflegte: „Es iſt vom Repertoir der verſtorbenen Königin!“ B. P.

Wahre Anekdote.

Eine vornehme Dame in Berlin hat bei ihrer vierzehnjährigen Tochter, die ſie zum Religions-Unterricht zu einem Prediger ſchickt, eine Erzieherin, welcher das Fräulein ſehr anhängt. Vor einigen Tagen läßt ſie (die Gouvernante) das Taſchentuch fallen. Die junge Perſon will es aufheben. „Laß' doch!“ ruft die Mutter: „wie kommſt Du dazu? Sagt Dir der Prediger, daß Du Deiner Mamſell aufwarten ſollſt? Wenn ich das wüßte, würde ich Dich nicht mehr zu ihm ſchicken!“ C.

Anhang zu den neueſten Jeremiaden.

Aleſtis im Tempel.

Tönt doch der Milder Geſang, als glaubte ſie Phöbos Apollon!
So voll brünſt'gen Gefühls flieht ſie zum ſtrahlenden Gott.

Der Nachbar im Parterre.

Glauben doch Alle wir ihn, wo ſolche Geiſter ſich löſen;
Glaubten wir nicht, umſonſt tönte des Dichters Geſang.

Nachbars Nachbar.

Still doch, daß es nicht etwa vernimmt der fromme Profeſſor,
Der mit bibliſchem Spruch jüngſt erſt die Tempel verbot.

Erſter Nachbar.

Ach, der ſchadet uns nicht, wo die heidniſchen Götter dem Opfer
Huldvoll lächeln, da iſt ferne der heilige Mann.

Dritter.

Warum haßt er nur jetzt ſo grimmig Apoll und die Muſen?
Ging er doch ſelber vordem gern in den Tempel hinein.

Zweiter Nachbar.

Pſt! davon hört er nicht gern; man ſagt, es jagten die Muſen,
Weil er nur immer geſchielt, ihn auf dem Tempel hinaus.

Heinrich Stieglitz.

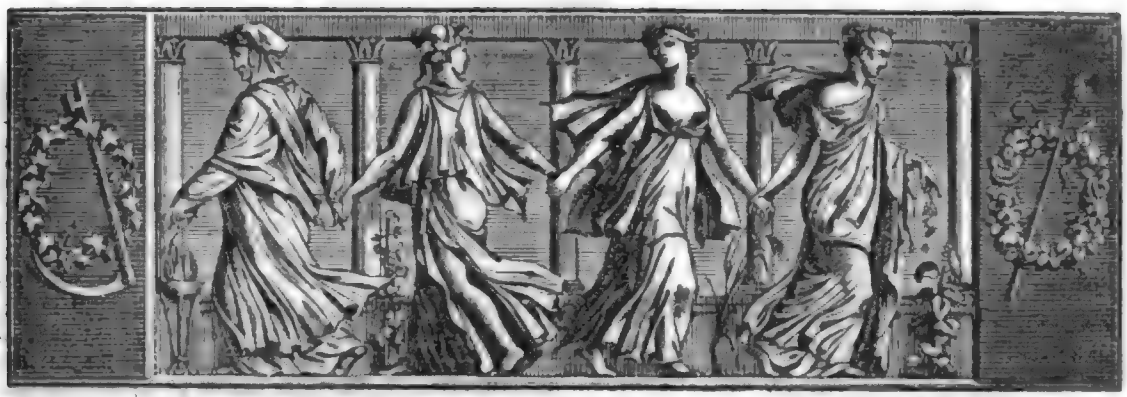
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Die reichen Spenden der Hannoveraner, zur Unterſtützung der an den Küſten Verunglückten, wovon ich in meinem jüngſten Bericht ſchon gerdet habe, ſind ſeitdem ununterbrochen fortgeſetzt worden. Die Provinzial-Städte ſchicken

bedeutende Beiträge an die Central-Committee fortwährend ein und der Gesammt-Betrag der bis jetzt eingegangenen freiwilligen Geschenke ist schon bis zu der Summe von 230,000 Thlrn. heran gewachsen, wie es allgemein heißt. Bedeutende Ladungen von Kornfrüchten, Victualien und Kleidungsstücken sind hier nicht mit einbegriffen. Das Ausland bezeugt uns nicht minder seine innige Theilnahme. Preußens erhabener Monarch schenkte der Committee 3000 Thlr. Die Stadt Frankfurt hat ebenfalls bedeutende Summen überwiesen. Ein höchst patriotisches Unternehmen unserer Hrn. Gebrüder Hahn (Königl. Hannov. Hof-Buchhändler) ist deren Einladung an alle auswärtigen Buchhandlungen, wodurch sie zu dem mühsamen Geschäft, mit diesen Handlungen über alle kleinen Beiträge, die sie für diesen Zweck annehmen würden, sich berechnen und den Vorschuß leisten zu wollen, sich erbieten. Auf diesem Wege kann etwas Großes befördert werden. Auch unsere Apollonen greifen in die Lyra, um den Verarmten Gold zu erringen: Eine Dame weiht ihnen zwölf Gesänge, wozu unser wackerer Ramberg die Zeichnungen entworfen hat. Ein pensionirter Offizier bietet ein Drama, „das Wachsbild" betitelt, eine Schreibunterrichts-Methode und Lieder für die Guitarre, von ihm gedichtet und in Musik gesetzt, für mäßige Preise dem Publikum an. „Auch die kleine Gabe sollst du ehren!" So hat selbst ein hiesiger Uhrmacher den Nothleidenden mit seiner „Wassernoth" (dieses ist der Titel seines von ihm selbst so benannten „absonderlichen Gedichts") ein Geschenk gemacht. Diese Gabe ist um so verdienstlicher, als der Verfasser, trotz dem, daß er schon vor einem Jahre mit seinem „Schwanenliede" der Begeisterung Vale! gesagt, dennoch, zu Gunsten der guten Sache, nach besten Kräften sich noch einmal empor gerichtet hat. Ehrenwerth war das Geschenk einer hochbetagten Soldaten-Wittwe, die mit zitternder Hand Flachs spann zu 35 Ellen Leinwand für die Verunglückten. — Ein Wunderknabe: Georg Buse, der 14jährige Sohn eines armen Landmannes aus dem ein Paar Stunden von hier belegenen Dorfe Bennemühlen, erregt gegenwärtig hier großes Aufsehen. In diesem Knaben haben sich durch das Einzeichnen seines Namens in sein Schreibbuch zufällig Anlagen zum Zeichnen entwickelt. Der Prediger seines Orts ward zuerst auf dieses schlummernde Talent aufmerksam. Mit einer Schreibfeder mußte der Knabe vor seinen Augen mit einfachen Blumen-Conturen den ersten Versuch machen, der so glücklich ausfiel, daß der wackere Prediger sofort dieses Kind zu dem Portrait-Maler und Zeichnen-Lehrer Hrn. Gieseweil nach Hannover brachte, wo es menschenfreundliche Aufnahme fand. Man denke, daß dieser Bauernknabe, dessen Unterricht bisher nur in Religion und Schreiben bestanden hatte, aus sich selbst so zu schöpfen vermögend war, wie es der Hrn. Pfarrer in einer Aufforderung an Menschenfreunde wörtlich also ausspricht: „Damit aber alle Diejenigen, welche nach Ansicht dieser Zeilen sich zur Unterstützung des Knaben geneigt fühlen möchten, auch selbst urtheilen können, ob er derselben werth ist, so bitte ich ebenfalls gehorsamst, die zur Ansicht in dem Lesezimmer des literarischen Museums zu Hannover aufgehängten beiden letzten Zeichnungen desselben einer näheren Betrachtung zu würdigen. Die eine ist nach dem Rittertschen Kupferstich des berühmten Johannes, von Dominichino, welche (mit der Schreibfeder gemacht) einem ziemlich gut radirten Blatte ähnlich ist. Die andere ist nach einer Statue der Flora gemacht, welche dem Kenner das außerordentliche Talent des Knabens wohl noch mehr bezeugen möchte, indem er, bis jetzt noch ganz unbekannt mit der Theorie der Proportionen des menschlichen Körpers, nur nach dem Anblick zeichnete, und die Statue nicht allein in ihren Formen, sondern auch selbst in der Geschlechtbildung so glücklich nachgeahmt hat, daß man sie augenblicklich wieder erkennt." Bedeutende Männer haben sich des Knaben thätig angenommen, und, ist er keine Frühpflanze, die schon im Frühsommer sich entblättert, so berechtigt er zu großen Erwartungen. — Der Schnellaufer Valentin Göbrig hat mit seinen beiden Beinen hier Alles auf die Beine gebracht. Seinen ersten Cours, von der Ihmen-Brücke bis nach dem Dorfe Arnum, zwei Stunden von hier, hat er hin und zurück, also vier Stunden Weges, in 56½ Minuten zurück gelegt, obgleich er durch die ungeheure Masse von Menschen längs der Chaussee hinunter und durch einen unterwegens ihm an den Kopf geflogenen Stein ein Paar Minuten Aufenthalt erleiden mußte. Einen zweiten Cours von gleicher Distance legte er in 48 Minuten zurück und ein dritter ward noch schneller vollbracht. Der Ertrag dieses letzten Schnellaufs war zur Hälfte den Armen geweiht. Merkwürdig ist die Ausdauer dieses Velocipeden. Zwölf bis vierzehn Stunden macht er sich anheischig, unaufhörlich zu laufen, und fordert für jede Stunde Weges 18 Minuten Zeit; die besten Renner blieben alsdann weit hinter ihm. Mit einer großen Hetzpeitsche in der Rechten, der Uhr in der Linken und einem Taschentuch im Munde, wodurch er den zu strengen Luftzug abhält, durchfliegt er seinen Weg immer in gleichem Tempo. Wie wenig Mühe ihm ein solcher außerordentlicher Cours machen muß, beweist der Umstand, daß er bei seinem ersten Lauf, als er am Ziel war, statt zu rasten, der Equipage der Frau Herzogin voran eilte und diese durch die Vorstadt in die Stadt bis in das Palais begleitete, wo er noch mehrere Stunden verweilte. Doch merkwürdiger noch ist der Umstand, daß er am Ziel seines letzten Schnellaufes von vier Stunden Weges in das, einige Schritte davon befindliche Wirthshaus, wo eben getanzt wurde, einkehrte, sofort sich unter die Tanzenden mischte und mehrere Tänze mitmachte. — In diesen Tagen starb hier der Königl. Hannöversche Kammer-Agent Cohen, zwar in hohem Alter, doch für seine zahlreichen Verehrer und namentlich für die Nothleidenden noch immer zu früh. Er, der allgemein Bedauerte, war es, der in den verhängnißschweren Jahren der Bonaparteschen Regierung, mit Gefahr seines Lebens, den Staatsdienern unsers Königs (im Königreich Hannover), die keine fremden Dienste nehmen wollten, ihre Besoldungen aus England verschaffte; er rettete so, durch dieses kühne Wagstück, ohne alle Neben-Absichten, mehrere hundert Familien vom Untergange. Die Achtung Aller sind des Entschlafenen dauerndstes Denkmal. Friede seiner Asche! — Unser Conzertmeister Hr. Maurer ist von seinem achtmonatlichen Urlaub aus Petersburg zurück gekehrt. Bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen im Conzert, am 19. März, wurde er mit rauschendem Beifallklatschen empfangen. In der Mitte seiner Familie, die er von Rußland mitgebracht hat, bleibt er nun auf immer der Unsrige. — Einer unserer Landsleute, der seit mehreren Jahren im Oestreichischen lebt, zeigte jüngst bei seiner Durchreise, gegen ein Entreegeld zum Besten der Armen, einige Hefte colorirter Zeichnungen von Blumen und Schmetterlingen, woran ein ungarischer Edelmann mit unendlichem Fleiße dreißig Jahre lang gearbeitet haben soll. In der That sind diese Zeichnungen mit solchem Kunstfleiß behandelt und die wohlgewählten Farben mit so regem Leben und hoher Meisterschaft aufgetragen, daß sie das Auge des Beschauers in Entzücken versetzen. Die Schatten sind mit so vieler Kunstfertigkeit angebracht und heben so täuschend die Gegenstände empor, daß man oft in Versuchung geräth, sie zu ergreifen. Die ganze Sammlung besteht aus 500 Blättern in groß Folio. Jede Pflanze ist in natürlicher Größe abgebildet. Mehrere nordische Zeitschriften haben sich höchst befriedigend über dieses Kunstwerk ausgesprochen. Es ist, wie wir vernehmen, für das brittische Museum in London bestimmt, wohin sich der Inhaber zu begeben im Begriff ist. Schwerlich möchte ihm auch auf anderm Wege der enorme Preis, den er dafür verlangt, zu Theil werden.

Georg Harrys.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 9. April. 57ſtes Blatt.

Lieder von Julius Curtius.

4.

O wunderſelige Harmonie
Des Weines und der Liebe!
Zieh' ich das Glas an meinen Mund,
Und küſſe das ſüße Rund,
So wird mein Auge hell und licht,
Als ob mein Mädchen mit mir ſpricht,
Und liebliche Bilder,
Wilder, milder,
In meinem Geiſte tanzen und blinken,
Und laſſen mich auf mein Lager ſinken.

O wunderſelige Harmonie
Des Weines und der Liebe!
Hab' ich mein Lieb in meinem Arm,
Und ſcherz' ich's und herz' ich's warm,
So glüht mein Antlitz hell und rein,
Als hielt ich den Champagner-Wein,
Und jubelnd ſingend,
Schwingend, klingend
Cryſtallene Gläſer; und trunken eben
Scheint Alles im Kreiſe zu tanzen, zu ſchweben.

O wunderſelige Harmonie
Des Weines und der Liebe!
Dem Liebchen ruh' ich an der Bruſt
Verſunken und trunken vor Luſt;
Die Linke herzt mein Mägdelein,
Die Rechte ſchwingt den Becher Wein,
Und flüſtert's im Stübchen,
Liebchen! Bübchen!
Da bin ich ſo ſelig im Doppelrauſche,
Daß ich mit keinem Königе tauſche.

5.

Die Muſik iſt mein Leben,
Da bleib' ich nun dabei,
Es kann nichts Schön'res geben,
Als luſtige Melodei.

Und wenn ſie trinken, und ſingen,
Mit heiſerer Kehle: Tralla! —
Und mit den Mädchen ringen,
Lauſch' ich der Muſika.

Wenn toſend ſie fliegen im Reigen,
Und wirbeln laut und wild,
So lauſch' ich meiner Geigen,
So fröhlich und ſo mild.

Und ſitz' ich unter der Linde,
Und ſpiele ſo recht d'rauf los,
Und dreh'n ſich die Tänzer geſchwinde,
So denk' ich: kurios, kurios!

Wer ſchafft dein Muſiciren
So lockend, ſo laut und gelind,
Ein Gott muß die Töne regieren,
Daß ſie ſo mächtig ſind.

Die Muſik iſt mein Leben,
Da bleib' ich nun dabei,
Es kann nichts Schön'res geben,
Als luſtige Melodei.

6.

Ich hab' ein Mädchen,
Dem bin ich gut,
Ich ſag' es Jedem
Mit frohem Muth,
Und ſag' es tauſend Mal
An jedem Tag,
Weiß ich nur Einen noch,
Der's hören mag.

Ich hab' an Liebe
Ein altes Recht,
Mein Vater liebte,
Und gar nicht schlecht.
So hat's mein Großpapa
Einst auch gethan,
Und mein Urgroßpapa,
Der große Mann.

Und all mein Leben
In meinem Hauf',
Da stirbt die Liebe
Nun nicht mehr aus.
Den Buben sing' ich's ja
Bei Tag und Nacht:
So hat's der Großpapa,
Hab' ich's gemacht.

Seh' ich ein Mädchen
In Land und Stadt,
So frag' ich, ob sie
Schon Freier hat;
Und hat sie Einen, nun,
Ist's einerlei,
Sie muß die meine seyn,
Hilft nichts dabei.

Ja, ja, die Liebe,
Die lieb' ich sehr,
Es giebt so Schönes
Auch nimmermehr;
Wo ich ein Mädchen seh',
Dem stell' ich nach,
Und bin verliebt in sie
Den ganzen Tag.

Da sprech' ich süße
Wie Zuckerbrod,
Und mache Lieder
In meiner Noth,
Und bin so zärtlich ganz,
Und bin Genie,
Talentvoll überall,
Und nur für sie.

Die Nacht dann, freilich,
Die kühlt mich ab,
Daß ich des Morgens
Gern And're hab'.
Ich würd' auch ungerecht
Für And're seyn,
Liebt' ich mein Lebelang
Nur Ein' allein.

Bruchstück aus einem Roman.

(Fortsetzung.)

Als der Wirth fortgegangen war, packte Hermann sein Bündel aus; denn er strich nicht wie ein Bettler durch das Land, sondern er hatte Sachen bei sich, viele und gute. Es war aber Folgendes in dem Bündel: Zwei Hemden, die so einträchtig neben einander lagen, wie die Brüder, zwei Paar Strümpfe und ein einzelner Strumpf, ein seidenes Taschentuch, eine Brieftasche und ein Etui. Nachdem er diese Sachen auf dem Tische ausgebreitet hatte, zählte er sein Geld, welches in zwei Berliner Thalern und einigen Groschen bestand, womit er sich wohl durch zu kommen getraute. Er ordnete seine Haare, schüttelte den Staub von seinen Halbstiefeln und stieg die Hühnerleiter hinab, um bis Essenszeit umher zu streifen, denn es war Vormittags, und zwischen zehn und eilf Uhr. Als er unten in das Haus kam, vernahm er einen gewaltigen Lärm, welcher aus der Stube des Wirths drang. Er ging hinein und sah in einem Lehnstuhl ein ältliches Frauenzimmer sitzen, welches epileptische Zufälle hatte. Viele Menschen standen umher, die Jeder ein anderes Mittel anriethen und ihre Vorschläge mit langen Geschichten bekräftigten. Der Wirth hinkte wie ein Unsinniger in der Stube auf und ab, und rief: „Kein Friseur in der Stadt, der die Herzogin frisiren kann, wo kriege ich einen Friseur für die Herzogin?“ Dann fragte er die Kranke, ob es noch nicht besser werde? welche natürlich nicht antworten konnte, sondern laut stöhnte. Dazu das heftige Gespräch so vieler Menschen — es war wirklich ein ungemeiner Lärmen. Hermann ließ sich von einem der Ruhigsten den Grund, weshalb der Wirth so tobte, sagen und erfuhr, daß ein Herzog, welcher zu den Mediatisirten gehörte und in der Nähe seine Besitzungen hatte, mit seiner Gemahlin im Gasthofe eingekehrt sey. Die Kranke war Kammerjungfer bei der Herzogin, und hatte eben das Brenneisen in der Küche heiß gemacht, um die Gebieterin zu frisiren, als jenes Uebel, von dem wir gesprochen haben und welchem sie häufig unterworfen war, sie befiel und unfähig machte, ihren Dienst zu versehen, zu dessen Ausrichtung sich auch keine zweite kunstverständige Hand im Städtchen finden ließ. Hermann rief, als er dies gehört hatte, dem Wirth zu: „Sorgen Sie dafür, daß die Person auf ein Bett gebracht wird, jagen Sie die Menschen aus der Stube und beruhigen Sie sich, ich frisire die Herzogin!“ — Er eilte zur Thür hinaus, nahm Brenneisen und Kohlen aus der Küche mit und war wie ein Blitz die Treppe hinauf. Oben mußte ein Bedienter die Herzogin fragen, ob sie ihn jetzt befehle? Der Bediente meldete ihn als den Friseur an, er wurde vorgelassen. — Die Herzogin, eine blasse Dame von feinen Gesichtszügen, setzte sich in einen Armsessel und er stellte sich hinter sie, worauf er sein Werk mit leichter geschickter Hand anfing. Sie nahm ein Buch und begann zu lesen. Er schwieg einige Sekunden dazu still, dann hub er an: „Gnädigste Herzogin, der niedrigste Stand und der ärmste Mensch haben Rechte, die auch der Reichste und Vornehmste ihnen nicht entziehen darf. So ist es ein altes Privilegium der Haarkräusler, daß diejenigen, welche das Haupt ihnen anvertrauen, sich ihrem armseligen und seichten Geschwätz hingeben müssen. Ich erhalte meiner Zunft dieses Recht, indem ich bitte, daß Ew. Hoheit jetzt das

Buch weg legen und sich von mir unterhalten lassen. Ich würde Sie bei Ihrer eigenen Gerechtigkeit verklagen, wenn Sie die geziemende Bitte eines ehrliebenden Friseurs nicht achten sollten!“

Die Dame drehte den Kopf nach ihm um, schlug das Buch zu und sagte lächelnd: „Nun so unterhalten Sie mich!“ — „Wovon kann ich reden, als von Dingen meines Fachs?“ erwiederte Hermann; „und da darf ich Ew. Hoheit versichern, daß es mich schmerzt, zu sehen, wie die Menschheit so wenig den großen Einfluß der Friseure erkennt. Bekanntlich regieren die Damen Häuser und Staaten, und ihre üble oder gute Laune bestimmt eigentlich das Schicksal der Welt. Nun frage ich Sie, gnädigste Herzogin, wer wirkt mehr auf diese Laune, als der Friseur? Fühlten Sie nicht ein eigenes Wohlseyn, einen ganz besondern Hang, Glück um sich zu verbreiten, wenn sanfte Finger auf angenehme Weise Ihre Haare geordnet hatten? Wurde dagegen nicht Ihre angeborne Huld durch die Schatten des Unmuths verdunkelt, wenn diese schönen Locken von einer rauhen Faust zerrupft worden waren, und ein Tölpel Ihnen Kopfweh bereitet hatte? Ich wüßte keinen bessern Vorschlag, als daß jeder Liebhaber und jeder Ehemann frisiren lernte, dann hinge gutes und böses Wetter von ihnen ab.“

Die Herzogin, welche noch nie einen Friseur auf diese Weise hatte reden hören, befand sich in einer Art von Verlegenheit, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Hermann nahm ihr das Tuch ab, machte ihr eine ehrerbietige Verbeugung; sie trat vor den Spiegel und sah sich höchst geschmackvoll frisirt. Sie erröthete, zauderte, dann ging sie zur Commode und nahm aus der darauf stehenden Chatoulle ein Goldstück, welches sie Hermann darreichte. Er nahm es, dankte dafür und sagte: „Ich bitte Ew. Hoheit um ein Blatt Papier, das Goldstück ein zu wickeln, denn es würde mir sehr weh thun, wenn es sich mit anderm Gelde vermischte!“ — „Nun“, rief die Herzogin, „Geld ist Geld! Warum wollen Sie es denn aufheben?“ — „Ich wünsche ein Andenken dieser glücklichen Minute zu behalten!“ entgegnete der junge Mann; „ich treibe das Geschäft nicht um Lohn, sondern aus Neigung!“ — Er packte Kohlen und Brenneisen auf, und war im Begriff, sich zu entfernen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein großer, ernster Mann, mit einem schlichten Oberrock bekleidet, trat herein. Es war der Herzog. Er stutzte und sagte: „In welcher Gesellschaft finde ich Dich da, Ulrike?“ — „Dieser Herr hat sein Incognito noch nicht aufgehoben“, antwortete die Gemahlin, „und ich ahne, daß eine seltsame Gestalt aus der Verkleidung springen wird. Als Friseur mir angekündigt, hat er mich kunstfertig bedient und mit den Worten eines Studirten unterhalten, darauf aber erklärt, daß er nicht um Lohn, sondern aus Neigung das Geschäft treibe!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge.

Kaiser Maximilian nannte den Rheinstrom wegen der vielen Bisthümer, Stifte u. s. w., die an beiden Seiten desselben liegen, die Pfaffengasse.

Zwei Versmacher stritten mit einander. Der Eine sagte: ihm träumten bessere Verse, als der Andere mache. Dieser gab ihm den Rath: recht fleißig zu schlafen.

Wenn Albertus Magnus in seinem hohen Alter gefragt ward, pflegte er zu antworten: „Fragt Albertum in seinen Büchern!“

Geiler von Keysersberg sagte: „Ein Pfarrherr muß eines Kochs Tugend haben, daß er einerlei Speise auf verschiedene Art zu bereiten wisse, damit die Zuhörer derselben nicht überdrüssig würden.“

Die Männer, welche in ihren Häusern das Regiment nicht hatten, nannte Luther verba anomala. Von den Heuchlern sagte er: sie seyen im Gewissen verrückt. Die Aerzte nannte er unsers Herr-Gottes Flicker, die Welt einen umgewendeten Decalogus, die umgekehrten zehn Gebote.

Einer von Adel, welcher seine Bauern ziemlich schröpfte, ward von ihnen angegangen, daß er ihnen doch etwas nachlassen sollte, sonst müßten sie entlaufen. Er antwortete ihnen: „Lieben Leute, habt noch ein Jahr Geduld, dann laufe ich mit Euch!“ Z.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

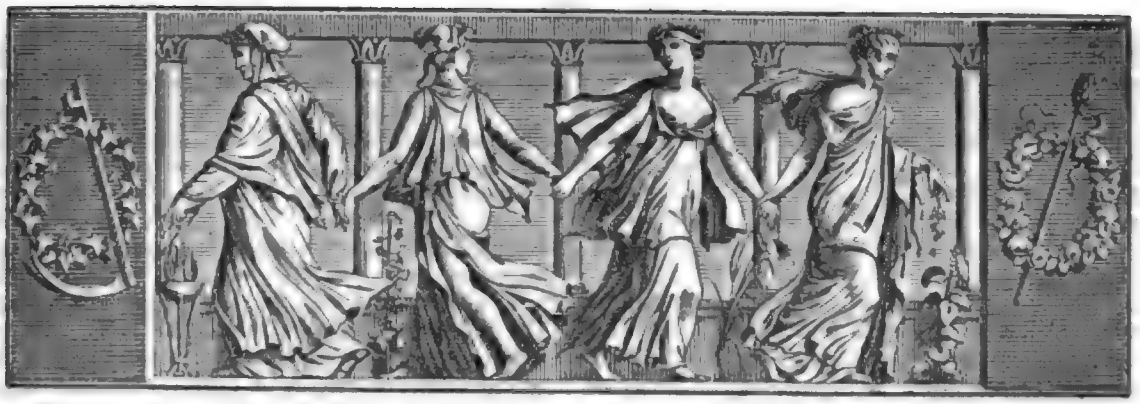
Ueber Dresden. Wer Dresden seit funfzehn oder zwanzig Jahren nicht gesehen hat, wird es in seinen nächsten Umgebungen kaum wieder erkennen, so sehr haben sich diese verändert und zwar zu ihrem Vortheil. Nach Wegräumung der Festungswerke und der alten düstern Thore hat die Gegend umher ein viel freieres und freundlicheres Ansehn gewonnen: sie gleicht einem lieblichen, mit angenehmen Spaziergängen durchschnittenen und durch kleine Lusthäuser belebten Garten, und erinnert an die anmuthigen Anlagen um Leipzig. — Was aber noch interessanter ist: das öffentliche Leben und die Sitten aller Stände haben sich nicht minder zu ihrem Vortheil verändert. Jenes lästig steife, ceremoniöse Wesen, jene Ueberhöflichkeit, die an das Höfische gränzte, jene ängstliche Scheu vor Verletzung des Anstandes ist größtentheils verschwunden und einem freieren, männlicheren und entschiedeneren Benehmen gewichen — ohne Zweifel eine Folge des langen Krieges, der auch hier die stockenden Kräfte neu an- und aufgeregt und in eine lebendigere und frischere Bewegung gesetzt hat. Ehedem herrschte in dieser Stadt eine steife Förmlichkeit, die bis in's Unglaubliche ging: in Familien angesehener Beamten bürgerlichen Standes wurden die Kinder, damit ihnen der höfisch vornehme Ton zur Natur wurde, von den Eltern angehalten, sich wie fremde Personen zu behandeln und einander Sie zu nennen. Auf öffentlicher Straße durfte ein Frauenzimmer von Stande sich kaum erlauben, zu lachen; sie mußte fürchten, dadurch gegen die allgemein herrschende Etikette an zu stoßen und ihren guten Ruf zu gefährden.

Der Ceremonien bei Hochzeiten, Kindtaufen und Todesfällen war eine Unzahl, und sie mußten alle sorgfältig beobachtet werden, so widersinnig und lästig sie seyn mochten. Zwischen den verschiedenen Classen von Hofräthen war eine große Kluft befestigt, und wenn ein Mann aus niederem Stande von einem Hofrath der ersten Classe oder von einem hohen Regierungs-Collegium sprach, so neigte sich sein demüthigst Haupt in tiefster Unterthänigkeit. Sprach ein Livree-Diener mit einem Diener in bürgerlicher Kleidung, so hielt er sich in einer vornehmen Entfernung von diesem, der in einer subalternen Stellung ihm gegenüber stand. Perücken und Haarbeutel, steife geschnallte Halsbinden, gestickte Westen von Seide unter Röcken mit breiten Schößen und langen Manschetten, Chapeau-bas, Galanterie-Degen, Stock und Regenschirm, kurz Alles, was zur altfranzösischen Kleidung gehörte, war überall zu sehen und gewährte dem Fremden, der dies Alles nur vom Hörensagen kannte, ein belustigendes Schauspiel. Und was das Lächerlichste war: diese vornehme Art sich zu kleiden zeigte sich auch bei Personen, welchen die Dürftigkeit aus den durchsichtigen Backen und den klaglichen Hunger-Mienen sah. Das gab dann Carrikaturen, die sich nicht possierlicher ersinnen lassen. — Von allen diesen Verkehrtheiten, wodurch sich die guten Dresdener das Leben sauer machten, ist gegenwärtig wenig oder nichts mehr zu verspüren, und man wird an jenes altfranzösische Wesen fast nur noch durch die Sänften erinnert, die hier so viel wie an keinem Ort in Gebrauch sind. Wohlfeilheit und Bequemlichkeit empfehlen sie, versteht sich nur für kurze Wege. Eine fremde Dame, die einmal diese ihr ganz neue Art von einsitzigen Kutschen kennen zu lernen wünschte und sich von der Stadt Berlin nach dem großen Garten tragen ließ, hatte nicht nur die Kränkung, von allen Vorgehenden belächelt zu werden, sie mußte auch die neue Erfahrung mit einem Dukaten bezahlen — und als sie den stammigen Trägern mehrmals zurief, sie möchten doch nicht so laufen, damit ihr Mann nachkommen könne, achteten die mächtig Fortschreitenden nicht auf ihren Ruf und gingen mit der Armen, so zu sagen, durch. Dies mögen sich Andere zur Warnung dienen lassen: sie können dieses interessante Kutschwerk schon für den billigen Preis von zwei guten Groschen auf das gründlichste kennen lernen. — Ganz besonders bemerkbar ist der Einfluß der langen Kriegszeit bei dem Kriegerstande, der sonst ein gar zu friedliches und altmodisches Ansehn hatte, jetzt aber eine mehr martialische Haltung zeigt. — In Vergleich mit andern Haupt- und Residenz-Städten hat der Dresdener jedoch noch immer ein etwas kleinstädtisches Wesen; die alte Ceremonien-Sucht blickt hie und da noch durch. Wenn z. B. zwei Gesellschaften auf der Straße zusammen getroffen sind und sich nun wiederum trennen, so giebt es rechts und links so viel Kratzfüße und es lassen sich so breite Freundschafts-Versicherungen vernehmen, daß einem Fremden, der an solche Auftritte nicht gewöhnt ist, ganz sonderbar dabei zu Muthe wird. Dazu trägt der sächsische Dialekt viel bei, der die Worte nicht nur hart und stark hören läßt, sondern sie obendrein halb singend hervor zerrt, so daß ein solcher Wettstreit in Complimenten zu einem Concert wird, wie man es wohl an stillen Sommertagen aus Teichen vernimmt. — Das Nichtunterscheiden des B und P, D und T, G und K giebt durch die vielen Mißverständnisse, die es veranlaßt, dem Dialekt etwas Komisches, das sich weit mehr als das Berlinsche Sprachgemengsel von Hoch- und Niederdeutsch für die Bühne eignet, und auch von Julius v. Voß und Anderen bestens ist benutzt worden. Jede Stadt hat ihre Lieblingswörter, so auch Dresden. Hier hört man, wie in ganz Sachsen, kein Wort häufiger als Nunmehro, so daß man schon hieran den Ober-Sachsen erkennen kann. „Sie seind", für sind, hört man fast überall, und auch nicht selten: „Ich will Sie was sagen". Das „Hörren Sie" für „Hören Sie" läßt sich eben so oft hören als jenes „Nunmehro", womit die meisten Sätze anfangen, und das wegen seiner Länge und des altfränkischen Anhängsels e sehr charakteristisch ist. — Auch hört man oft: der Gute und Sie Guter (z. B.: Ach! da kommt der Heinrich, der Gute; oder vielmehr der Kute!) und zwar in einem etwas sentimentalen Tone, der an die ehemalige Siegwartsche Empfindsamkeit erinnert, welche hier besonders herrschend war und zwar vornehmlich auf der Bühne und in einem solchen Grade, daß man den bekannten Vers im Liede des Schwabenmädchens von den Sachsenmädchen:

„Und ihr gezierted Wesen
Ist süß wie Honigseim!"

sehr treffend finden mußte. Von dieser süßlichen Ueberzartheit, von diesem schmachtenden Verhimmeln hat das Stahlbad des Krieges die Elb-Florentiner auch glücklich befreit. Jedoch offenbart sich bei vielen Gelegenheiten eine gewisse Weichheit des Gemüths als ein Haupt-Charakterzug. Bekannt ist ihre rührende Verehrung des Königs, die sie mit allen Sachsen theilen. Vor einigen Jahren erlebte ich eine sehr seltsame Scene, die mir augenscheinlich zeigte, wie jene Verehrung sich nicht nur durch ein höchst ehrerbietiges Benehmen, sondern sogar durch Furcht und ängstliche Scheu an den Tag legt: Ich befand mich mit einer Familie aus der Stadt auf dem Pavillon des Borsberges. Auf die Meldung des Fouriers, daß der König bieher komme, machten wir uns sofort auf den Rückweg nach Pillnitz, und nicht lange, so sahen wir in der Ferne den langen Wagenzug heran kommen. Als nun der offene Wagen, worin der König saß, in unsere Nähe kam, lief die Dame, welche ich führte, wie plötzlich scheu geworden, rasch eine kleine Anhöhe hinauf, und auf der andern Seite des Weges flüchtete ein Schullehrer mit einigen Knaben hinter ein Gesträuch. Es war, als würde der Herr jeden Augenblick rufen: „Adam, wo bist du?" — Mit dieser Gemüthsweichheit hängt eine gewisse stille Sittsamkeit zusammen, die sich sogar in der Straßenjugend bemerkbar macht, und besonders bei großen Märkten und sogenannten Volksfesten auffällt. Es geht z. B. bei dem Vogelschießen, wo mit der Armbrust geschossen wird, eine so große Menge aus allen Classen auch versammelt ist, gewöhnlich so still und ruhig her, daß man sich beinahe unter mährische Brüder versetzt glaubt, die sich einmal, gleichsam zur Prüfung ihrer Tugend, ein weltliches Vergnügen gestatteten. In den Zelten der Honoratioren sitzen die Gäste an der stattlichen Tafel so förmlich da, als sollten sie sämmtlich gemalt werden. — Was in dem sprüchwörtlich schönen Dresden dem Ausländer als sehr unschön in die Augen fällt, ist die Menge von Zwergen und elenden Krüppeln, welchen man überall begegnet. Es sind dieser kleinen Ungeheuer so viele, daß ein Falstaff mit wenig Mühe eine Compagnie anwerben könnte. Diese traurige Erscheinung hat unstreitig ihren Grund in den ungesunden, feuchtkalten Wohnungen der himmelhohen, aus Sandstein erbauten Häuser. Selbst im Sommer macht sich in diesen Steinkasten, wenn sie absonnig liegen, eine fürchterliche kellerartige Kühle fühlbar, die der Gesundheit nicht zuträglich seyn kann. — Viel Genügsamkeit zeigt sich bei den Besuchern der vielen öffentlichen Gärten: von dem, was ein Wiener im Prater verzehrt, würden mehrere Dresdener völlig befriedigt werden. Dies hängt vielleicht mit ihrem sanften Charakter überhaupt zusammen, der das Mäßige in allen Dingen liebt. Die Jugend wird auch, wie es scheint, früh an Mäßigkeit im Genuß gewöhnt. So bemerkte ich eines Sonntags auf dem Linkschen Bade, wie ein sehr elegant gekleideter Herr mit seiner nicht minder elegant angethanen Gemahlin, die in feierlicher Stille ihre Flasche Bier tranken, ihrem etwa sechsjährigen, sehr artigen und hübschen Büdchen nichts reichen ließen, ob er gleich mehrmals recht flehentlich um ein Butterbrod bat. Man that, als hörte man die Bitten nicht, bis endlich der Knabe sich beruhigte, und nun begaben sich alle Drei, nachdem sie sehr vergnügt gewesen, wiederum nach Hause. — n.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 11. April. 58ſtes Blatt.

Bruchſtück aus einem Roman.

(Fortſetzung.)

Der Herzog fragte: „Wer ſind Sie?“ — „Gnädigſter Herr!“ antwortete Hermann; „hierüber habe ich ſelbſt noch keine vollkommene Auskunft erhalten können. Meine Wärterin wollte behaupten, ich ſey ein Sonntagskind. Ich habe zwar bis jetzt nie Geiſter geſehen, doch darf ich betheuern, daß mir die ganze Woche und das liebe lange Jahr aus lauter Sonntagen zu beſtehen ſcheint, und daß mir betrübte Leute wie betrübte Narren vorkommen. Ich heiße Hermann, bin aus Bremen gebürtig, und ein Sohn des alten Hermann, der aber todt iſt.“ — Worauf der Herzog erwiederte: „Aber ich begreife nicht, wo Sie die ſonderbare Fertigkeit, von der Sie am Haupte der Herzogin heute eine glänzende Probe ablegten, erworben haben mögen?“ — Hermann ſagte: „Ich machte die Feldzüge als Freiwilliger mit, und lag während des Waffenſtillſtandes vier Wochen bei einem alten Perückenmacher im Quartier. Da ich mich die ganze Zeit über dergeſtalt unpäßlich fühlte, daß ich nicht ausgehen konnte, ſo verfiel ich aus Langerweile darauf, mich in ſeinem Handwerke von ihm unterrichten zu laſſen, welches er ſehr gern that, denn er hoffte, ich würde ſein Schwiegerſohn werden. Er hatte nämlich eine Tochter, der ich mit äußerſter Zärtlichkeit damals zugethan war. Sie hieß Lotte, und kochte mir ſchöne Suppen. An deren Kopfe lernte ich; ich friſirte ſie hundert Mal des Tages, auf hundert verſchiedene Arten, ſo daß ſie alle Augenblick anders ausſah. Die Neigung regierte meine Finger, ſie erwieſen ſich daher anſtellig und zart. Bald hatte ich das Metier weg; ich ſchied von meiner Geliebten, mit der Verſicherung, bald wieder zu kommen, und mich dem Alten in die Nahrung zu ſetzen; es hat ſich indeſſen noch nicht fügen wollen.“

Die Herrſchaften lachten und der Herzog ſprach leiſe einige Worte mit ſeiner Gemahlin, welche dieſe beifällignickend anhörte, worauf der Herzog zu unſerm jungen Freunde ſagte: „Wenn Sie dieſen Mittag bei uns ſpeiſen wollen, werden Sie uns einen Gefallen erzeigen!“ — „Ew. Hoheit!“ antwortete Hermann, „ich bin zwar ſchon halb und halb verſagt, indeſſen hoffe ich los zu kommen und Ihrer gnädigen Einladung folgen zu können!“ — Der erſte Satz ſeiner Rede war eine Lüge. Er dachte im Stillen: Der Kaufmann ſchlägt vor, warum ſollte ich mich nicht etwas über dem Preiſe halten? — Mit dieſem Gedanken ging er fort.

Zweites Capitel.

Als er wieder über die Hühnerleiter in ſeine Piece gekommen war, fiel ihm ein, daß man zu einer herzoglichen Tafel nicht im Oberrocke gehen könne, er aber hatte nur den kornblumenfarbigen an ſich und bei ſich. In dieſer Verlegenheit erinnerte er ſich, daß die Leibröcke aus den Oberröcken durch Wegfallen der Vorderblätter entſtanden ſind. Er beſchloß auf der Stelle, dieſe Verwandlung zu bewirken, und ſendete Jemand nach dem beſten Schneider der Stadt, welcher leicht zu finden war, da es nur einen im Orte gab. — Der

Meiſter kam und ſagte: er ſey der befohlene Kleidermacher. Hermann eröffnete ihm den Anſchlag auf den Oberrock und ſagte, daß ſich im Leibrock beſſer reiſen laſſe, welches der Meiſter bejahte, mit der Einſchränkung, daß man doch leicht darin den Magen erkälte, worauf Hermann erwiederte: dagegen trage er eine wollene Binde. Bei dieſer Erklärung beruhigte ſich das Herz des Schneiders, er nahm das Maaß, zeichnete auch zum Ueberfluß die Form des Leibrocks Hermannen mit Kreide auf dem Leibe ab, die, wo nicht modern, doch gut gemeint war. Er nahm ſelbſt den Rock (denn er hielt keinen Jungen, und war ſein eigner Geſelle) und ſagte, indem er fort ging, daß er ihn abgeändert vor Mittag wieder bringen wolle.

Unſer Held war nun allein, in Hemdärmeln, daher unfähig, aus zu gehen und ſich unter freiem Himmel die Zeit zu vertreiben. Er hatte ſonach die beſte Muße, in einem Selbſtgeſpräch die Räthſel ſeines dunkeln Geſchicks zu beklagen, oder über eine geheime Schuld Reue zu äußern, oder an die entfernte Geliebte zu denken. Da er aber leider nur Hermann, ein Sohn des alten Hermann aus Bremen war, nichts Räthſelhaftes erlebt, Niemand erſchlagen, und gerade keine Liebeshändel im Gange hatte, ſo konnte er nichts von Allem denken, ſagen und thun, was in Romanen gedacht, geſagt und gethan werden muß. Er begnügte ſich damit, in ſeiner Brieftaſche zu blättern, las einige Briefe von guten Freunden, welche er darin bewahrte, wieder durch, und breitete hierauf eine Poſt- und Reiſe-Karte von Deutſchland, die in derſelben Brieftaſche ſteckte, über den Tiſch aus. Er verfolgte den Weg, den er bis jetzt genommen hatte, maaß die Entfernung bis zum Rhein, wohin er eigentlich wollte, und fand, daß er auf die Hälfte ſeiner Tour gekommen war. Es erſchien ihm unter dieſen Umſtänden ſonderbar, daß er bis jetzt faſt eben ſo viel Hunderte von Thalern ausgegeben hatte, als er gegenwärtig noch Thalerſtücke bei ſich führte, nämlich zweihundert weniger die zwei, welche ihm geblieben waren. Dieſes Verhältniß dünkte ihm nicht das richtige zu ſeyn. Er ſchüttete ſeine Börſe aus und zählte die Stücke mehrmals über; weil jedoch kein Heckthaler darunter war, ſo wollten ſie ſich nicht vermehren, es blieben vielmehr zwei Berliner Thaler und einige Groſchen, worauf er das unfruchtbare Geſchäft einſtellte, und ſich vornahm, künftig ſparſamer zu werden. Das Bewußtſeyn, einen ſo guten Entſchluß gefaßt zu haben, führte ſeine ganze Heiterkeit zurück, obgleich ſie, wenn wir die Wahrheit ſagen ſollen, noch nicht weit verreiſt geweſen war.

Während dem hörte er unter dem Fenſter eine weibliche Stimme mehrmals ſagen: ßönen Swarzkop! Er wurde aufmerkſam, trat an das Fenſter und ſah im Garten ein Mädchen aus dem Gaſthofe Küchenkräuter abpflücken. Sie wiederholte jene Worte noch einige Mal während ihrer Arbeit, und ſeufzte dabei ſo aus dem Grunde ihrer Seele, als wollte ſie dieſe durch den Mund in die Lüfte ſchicken. Hermann erinnerte ſich, das Mädchen ſchon geſehen zu haben, denn ſie hatte ihm die Kohlen gereicht, als er die Herzogin zu friſiren ging. Er wußte nicht, was ihr Ausruf bedeuten ſollte, bis ihm einfiel, daß die weſtphäliſche Mundart in der Ausſprache des S und Sch ſich auszeichnet und den Vocativus nicht kennt, daß mithin die Worte: ßönen Swarzkop — ſo viel bedeuteten als: Schöner Schwarzkopf! Eine ſonderbare Vermuthung ſtieg in ihm auf, die er noch nicht ganz durchgedacht hatte, als das hübſche Kind (denn das war ſie in der That), ihre Kräuter in die Schürze nehmend, empor blickte, und den Lauſcher am Fenſter gewahr wurde. Sie erröthete und wollte eiligſt den Garten verlaſſen. Hermann rief ihr zu: „Mein ſchönes Mädchen, willſt Du wohl ſo gut ſeyn, mir etwas zu waſchen?“ — Sie erwiederte mit freundlicher Geberde: „Ja!“ und ließ die Küchenſchürze mit Kräutern im Garten liegen. — Bis ſie in das Zimmer tritt, wird es Zeit ſeyn, zu berichten, daß dieſes Mädchen Bernhardine hieß, und ſeit einigen Jahren im Gaſthof diente. Sie beſaß einen heitern Sinn, ein lebhaftes Temperament, und war der Liebe keineswegs abgeneigt. Schon oft hatte ſie empfunden, aber noch nie ſo tief, als heute Morgen, da Hermann zu ihr in die Küche trat. Er ſchien ihr alles dasjenige zu beſitzen, was ein Frauenzimmer vergnügen und erquicken kann, weshalb ſie ſich mit einem theuren Eide in der Stille vermaaß, daß er ihre letzte Wahl ſeyn und bleiben ſolle, da er ihre erſte freilich nicht ſeyn konnte. In der Beklemmung ihres Herzens (denn auch die Mägde haben Herzen) waren ihr jene Worte entfahren. Sie bezogen ſich auf die dunkelbraunen Locken des Fremdlings.

Hermann öffnete der Guten die Thür und reichte ihr ſeinen geſtickten Kragen, welcher ihm nicht weiß genug zu ſeyn ſchien, um damit an fürſtlicher Tafel erſcheinen zu können. Sie bat ihn, die Wäſche auf ſeinem Zimmer verrichten zu dürfen, holte Becken und Seife, und fing ihr Geſchäft an. Er ſtrich an ihr mit allerlei Gedanken durch, und ließ ſich erzählen, daß ſie heute Nachmittag auf einen Schulzenhof zum Tanz gehe. Sie fügte hinzu: ihr ſey vor dem Rückwege recht bange, ſie gehe ganz allein und der Weg laufe durch einen Wald. — „Da iſt zu rathen“, entgegnete Hermann, „ich will Dich vom Schulzenhof abholen.“ — Sie meinte, ſie dürfe den Herrn nicht incommodiren, und ſchlug, da Hermann bei ſeinem Edelmuthe verblieb, vor: er möge ihr nur bis zum Wäldchen entgegen kommen, denn dort ſey die eigentlich gefährliche und fürchterliche Stelle. Beide wurden darüber einig,

ſagten ſich die Stunde und ſchieden im beſten Vernehmen von einander.

Kurz nachher kam der Meiſter Kleidermacher, brachte mit freudigem Stolze den umgewandelten Rock und legte die abgeſchnittenen Vorderblätter auf den Tiſch. Hermann zog den Rock an und der Schneider rief: „Er ſitzt Ihnen recht plaiſirlich, bei Gott!“ — Als es nun zum Bezahlen gehen ſollte, überſchlug Hermann ſeine Baarſchaft und ſprach: „Meiſter, man nimmt oft lieber Sachen als Geld: wollen Sie die Vorderblätter an Zahlungsſtatt? Ich kann mich, wie Sie ſehen, ohnehin nicht damit tragen!“

Der Meiſter ſtutzte, hatte indeſſen die Güte des Tuches ſchon erprobt, und ſah ein, daß das Zahlungsmittel den verdienten Lohn weit überſtieg. Dieſer Umſtand, und weil er gewohnt war, von vielen Kunden mit Naturalien, als Butter, Käſe, Eiern und dergleichen bezahlt zu werden, machte ihn genzigt, auf Geld zu verzichten. Er befühlte zum Schein die Lappen nochmals ſorgfältig, wandte ſie gegen die Sonne, und erklärte erſt nach einigem Zögern, daß er ſie annehmen wolle, obgleich er dabei verliere. Er ging mit dem Tuche fort, ſehr vergnügt über den Handel, und nur darüber betrübt, daß er den Leibrock nicht weiter ausgeſchnitten hatte. Der Leibrock hatte auch Grund, darüber zu trauern, denn er ſah in ſeinem jetzigen Zuſtande recht ſonderbar aus. Hermann blickte auf ſeine Uhr, und da die Zeit gekommen war, wo die Vornehmen zu ſpeiſen pflegen, ſo machte er ſich auf den Weg zu den Herrſchaften, um zwei Vorderblätter ärmer, aber um einen ſchlechten Leibrock, und um ein gutes Abentheuer reicher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seltſamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Bonamico (Lazaro), jener gefeierte Humaniſt, der als Profeſſor zu Padua 1552 ſtarb, geſtand oft ſeinen Zuhörern, wenn er mit Begeiſterung des Cicero Schriften erläuterte: Er möge lieber wie Cicero reden und ſchreiben, als Papſt ſeyn, ja, er ziehe ſeine redneriſchen Schriften den großen Reichen des Octav. Auguſtus vor. — Oft wiederholt iſt jenes unverbürgte Geſchichtchen: Bonamico habe einſt, in einem Anfalle von humaniſtiſcher Laune, den Dämon in einer Beſeſſenen gefragt: welches der beſte Vers im Virgilius ſey? und darauf die Antwort erhalten:

„Discite justitiam monïti et non temnere Divos!“
(Lernet auf Mahnung gerecht ſeyn und nicht verachten die Götter!)

Und welches der ſchlechteſte ſey?

„Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo!“
(Kann ich die Götter des Himmels nicht beugen, erreg' ich die Hölle!)

Als Bonamico einſt den Sigonius in ſeinen Vorleſungen hart angegriffen hatte, fand er bald darauf dieſe Anſchrift in ſeinem Lehrſtuhle: „Lazare, veni foras!“ (Komm heraus, Lazarus!) Dieſe anſchriftliche Ausforderung habe er ſo gedeutet, als erwarte man ſeine Schriften, um ſie an zu fechten; aber eben dies habe ihn von der Herausgabe bei Lebzeiten abgehalten.

Boscager (Johannes), ein Rechtsgelehrter aus Frankreich (geb. 1601), wurde auf ſeinen gelehrten Reiſen nach Italien von der Akademie zu Padua, Namens del Bove, zum Mitglied aufgenommen. Da emblematiſirte er dieſe Benamung, indem er jenen Gedanken aus der Fabel der Iſis zu Hülfe nahm: „Ex bove facta Dea est!“ Die beſagte Akademie fand dieſes Emblem ſo ſchön und ſchmeichelhaft, daß ſie es alsbald über der Thür einhauen und ſeinen Namen mit güldenen Buchſtaben darunter ſetzen ließ.

Braſavolus (Ant. Muſa), ein italieniſcher Medicus, geb. 1500, Doctor in allen Facultäten, vertheidigte ſchon als Jüngling, oft drei Tage hinter einander, theses de quolibet scibili (Sätze über jegliches Wiſſenſchaftliche), und erklärte dabei als Arzt den Galenus für ganz untrüglich. In ſeinen mediziniſchen Vorleſungen war er der Begeiſterung und des Pflichteifers ſo voll, daß, als einſt, wo er publice las, die Nachricht erſcholl: ſein Haus brennet! er dagegen, ſelbſt als er die Sturmglocke vernahm, äußerte: „Laſſet es brennen, ich gehe doch nicht eher von dannen, bis meine Lection beendet iſt!“

Caligtus (Fr. Ulr.), geboren zu Helmſtädt 1622, lernte die latiniſche Sprache, wie ſpäter Campe, Stuve, Salzmann u. A. es zu erzwingen trachteten, ohne Grammatik, bloß durch tägliche Sprachübung. Allein Johann Fabricius, ſein Biograph, vergißt nicht, dabei zu bemerken, daß er im Schriftſtellen ſo furchtſam war und nichts dem Druck in dieſer Sprache übergab, was nicht ein guter Grammaticus auf ſeine Bitte vorher durchgeſehen hatte. Ob wohl, während des bekannten öffentlichen pädagogiſch-didactiſchen Zwiſtes über dieſe Angelegenheit, in den letzten achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, dies entſcheidende Beiſpiel berückſichtigt worden iſt? Fr. L. Br.

Das Bild Gottes.

Daß voll Rache ein Gott und im Wüthen des Zornes
Die Gefallenen richte, lehrten die Sterblichen nur,
Die den ſchwächeren Feind mit den Keulen erſchlugen:
Denn wie Jeder ſich ſelbſt, alſo auch ſchauet er Gott.

Die Macht des Geringſten.

Gewalt und Macht ſoll dir das Schickſal geben?
Verſagt iſt ſie nicht dir, nicht mir!
Es ſegnet dich und ſagt: Das Erdenleben
Durchwandle und gebiete — Dir! E. D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Königstädtisches Theater.) Wir hatten in diesen Tagen auf unserer heiteren Bühne einen neuen Beweis, daß nicht bloß das Burleske Glück macht, sondern, wenn es nur gut benutzt wird, jedes aus dem Leben gegriffene lebendige Element. Ein junger Dichter, Julius Eberwein, theilte seinen ersten Versuch mit, und die Zuschauer des Abends stimmen sicher mit uns ein, wenn wir dem fortgesetzten Streben in diesem Felde aufrichtig Glück wünschen. Sein „Osterwasser" wurde an dem für die Gelegenheit passenden Abend als Vorläufer zweier anderen Stücke gegeben. Rein aus dem Volksglauben und auf glückliche Weise mit den herbei geführten Umständen verknüpft, hat dieses Gelegenheits-Stückchen das besondere Verdienst, das man leider nur wenigen seiner Geschwister zugestehen kann, daß nicht bloß die Gelegenheit es hervor gerufen, sondern freier Trieb, und daß es darum eben eigenthümlichen Werth hat. Die letzten Scenen sind wohl etwas zu sehr ineinander gedrängt, und der junge Dichter dürfte wohl nicht ohne Vortheil den Rath benutzen, diese durch Ausspinnen so zu motiviren, daß der Eltern wie der Zuschauer Ueberraschung über das Zusammenfinden des jungen Paares gehörig vorbereitet würde. — Unter den Spielenden möchte besonders Herr Nagel in Darstellung des „Wirths" zu loben seyn, und ihm zunächst Demois. Schirer als „Wirthin". Die Tochter und die Nachbarin, Demois. Holzbecher und Demois. Aug. Gutorius, erschienen nicht ganz deutlich in dem der Idee des Stückes nach beabsichtigten Gegensatze der Charaktere, indem die Erstere manchmal zu viel, die Andere zu wenig Humor einfließen ließ. Durch Beider ernsten Willen, vereinigt mit der vorgeschlagenen Aenderung in der Dichtung, müßte das Stückchen sehr gewinnen und würde gewiß mit erhöhtem Beifall wiederholt werden. Herr Meyer war von seiner Wanderung ermüdet, aber wollte seine Kräfte dem nächsten Stücke aufbewahren; denn er kann es besser, als er sich hier gezeigt! — Das folgende Stück: „Die Ehemänner als Junggesellen", nach dem Gaugiran-Nanteuil frei übersetzt von K. Th. Küstner, ebenfalls in einem Akt und auf dieser Bühne zum ersten Mal erscheinend, machte viel Glück, und wurde besonders durch Hrn. Meyer's überaus lebendiges und durchweg treffliches Spiel gehoben, der hier nichts zu wünschen übrig ließ. Das Ganze greift recht hübsch ineinander, und die Oekonomie beweist von ungemeiner Theaterkenntniß. — Die vielbekannten „Schneidermamsells" machten den Beschluß mit sattsamer Zwergfell-Erschütterung, die zu bewirken ein Schmitka und ein Angely unvergleichliche Maëstri sind, denen denn auch nie das laute Bravo fehlt. — So viel, lieber Freund, von dem Abend des 2. April in der Königsstadt κατ' ἐξοχήν. Was wir uns selbst für Nachspiele bereitet, möchten Sie wohl eben so wenig Ihren Lesern zu hören, als uns zu berichten anmuthen. Und somit Adieu! **Heinrich Stieglitz.**

— Am 5. April im Königsstädter zum ersten Mal: „Die beiden Figaro. Lustspiel in fünf Aufzügen, frei nach Mercelly von J. F. Junger." Wir ersehen hier abermals, daß es der Direktion darum zu thun ist, das Bessere auf ihre Bühne zu bringen; möge ihr nicht bei diesem Stücke dieselbe Erfahrung werden, die sie schon ein Paar Mal machte, nämlich: das Publikum besucht dergleichen nicht. Wir lassen uns übrigens nicht gern auf das Prophezeien ein und wünschen in solchen Dingen sehnlichst, durch den Erfolg zu falschen Propheten zu werden. — Jenes Stück ist den Theaterfreunden bekannt; es scheint uns spanischen Ursprungs und sowohl der französische als deutsche Bearbeiter haben von eigenem Geiste Treffliches eingewebt, so daß die feine Intrigue zu guten Effekten führt. Besonders originell finden wir die Scene, wo der Autor „Pedro" dem Grafen „Almaviva" den Plan seines Stückes mittheilt, der zur derbsten Satyre wird für die Zuhörer auf der Bühne. Die Darstellung ist sehr gelungen; doch bleibt uns die eine Bemerkung, daß der „Graf" und die „Gräfin" zu alt erscheinen. Für Rollen letzterer Gattung wird durchaus noch ein Engagement nöthig. —°.

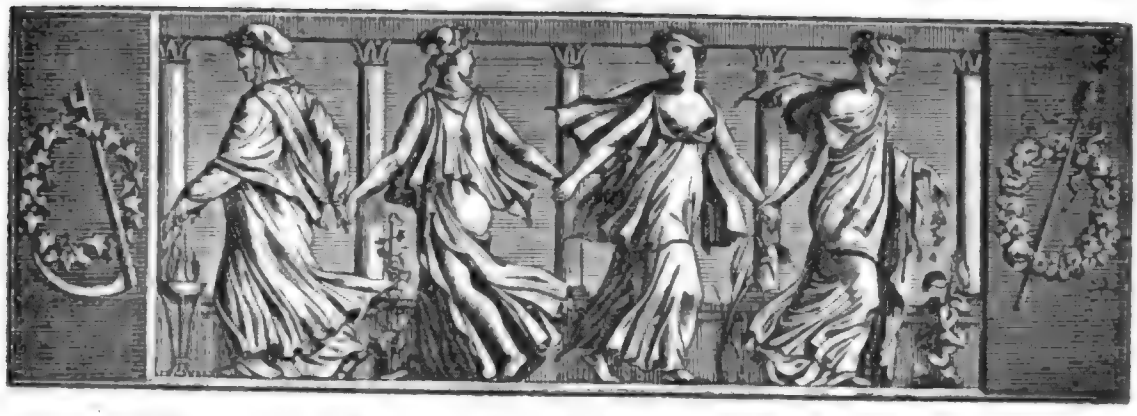
Finnland im Jahr 1824. Der Akademie-Adjunkt, Doctor R. v. Becker, hat nemlich eine finnische Grammatik in schwedischer Sprache herausgegeben. Sie ist unstreitig die beste von den bisher erschienenen. Die älteren sind: „Institutio Linguae Fennicae, ab Aeschillo Petraeo. Aboae, 1649"; „Hodegus Fennicus, auct. Matth. Martinio. Holmiae, 1689"; „Grammatica Fennica, a Barth. Vhael. Aboae, 1733", machte eine große Veränderung in der Sprachlehre, durch Einführung von 14 Casus; „De signis relationum nominalium, dissert. acad. von G. Renwall. Aboae, 1815—17", sind sehr wichtig; „Finnische Sprachlehre für Finnen und Nicht-Finnen, von Strahlman. St. Petersburg, 1816"; „Försök till utredande af Finska Spräkets grammatik af Judén" (Versuch zu Entwickelung der Grammatik der finnischen Sprache, von Judén. Wiborg, 1818). — Man berichtet, daß Doctor Sjögren, welcher sich auf Reisen im nördlichen Rußland befindet, im Olonetzschen Gouvernement einen bisher nicht bekannten finnischen Volksstamm angetroffen hat. Das Nähere darüber ist noch zu erwarten. — Des verstorbenen Staatsraths und Professors der Medizin von Haartman's Bibliothek, 2500 Bände stark, meistens medizinischen Inhalts, ist vom Kaiser Alexander gekauft und der Universität zu Abo geschenkt worden, wo Haartmann vormals Lehrer war. — Man will wissen, daß der russische Gesandte in Stockholm, Graf Suchtelen, seine überaus kostbare, 50—60,000 Bände starke Bibliothek verkaufen will; vermuthlich soll sie erst nach seinem Tode überliefert werden. Der Preis ist 500,000 Rubel. Unsere Akademie wäre zu dem Kaufe geneigt; aber wahrscheinlich fehlt der Fond. —°.

In den unlängst herausgegebenen „Memoiren der Frau von Genlis über das achtzehnte Jahrhundert und die französische Revolution" (1756 bis auf jetzt) sagt die Verfasserin: der Prinz von Conde habe sie nicht leiden können, und beweiset dies auf folgende drollige Art, die zugleich ein artiges und naives Geständniß ist. Frau v. G. war in Chantilly, und der Prinz hatte für sie alle möglichen liebevollen Rücksichten; unter Anderem fragte er sie unaufhörlich um Rath, wie er den Tag zubringen, ob er auf der Insel Sylvia oder der Amor-Insel zu Mittag essen sollte u. s. w. Diese Artigkeit schien ihr verdächtig und sie bildete sich ein, daß ein so galanter Wirth durchaus böse Absichten mit ihr haben müsse. „Sobald ich das bemerkte" — sagt sie, 60 Jahr nach jenem Ereigniß — „ließ ich sogleich den Herrn Prinzen von Conde den Gedanken aufgeben, daß er reüssiren werde, und von dem Augenblick an konnte er mich nicht leiden, und blieb mir immerwährend feind!" (Gaz. d. Fr.)

In London zeigt man jetzt ein großes Panorama von 16,000 Quadrat-Fuß, worauf Alles zu sehen ist, was sich mit Napoleon seit der Schlacht von Waterloo bis zu seinem Tode zugetragen hat. Unter Anderem sind zwölf Ansichten von St. Helena darauf, und außer dem Vorbenannten auch die Darstellung der Schlachten von Jemappes und von Trafalgar, Schiffe und Menschen, Alles ist sehr treu und natürlich dargestellt. (Oracle.)

Ein schwedischer Bauer, Namens Roverson, hat eine Dresch-Maschine erfunden, die für 40 Mann dreschi, und von einem Kinde von 10 Jahren gedreht werden kann. Die Kameraden des Erfinders wollten ihn todt schlagen, als er sein Werk zum ersten Mal in Gang setzte, und er mußte eilend flüchten. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 13. April. 59ſtes Blatt.

Der Ausflug eines jungen Elfen.

Ja, meine Flügel laſſ' ich mir beſchneiden,
Wenn ich noch einmal aus dem Kelche flatt're,
Aus welchem meine Väter und Urväter
Ihr Lebelang die Köpfe nicht gehoben.
Was hab' ich draußen Alles ausgeſtanden!
Ich flog grad' auf, und mochte wohl ein Jährchen
Geflogen ſeyn, da war ich auf den Gipfeln
Des blauen Kelches, aber dieſe Gipfel,
Sie waren weiß und rauſchten ganz erſchrecklich
In wilden Ungewittern durch die Lüfte.
Ich faßte meinen ganzen Muth zuſammen
Und ſtrengte meiner müden Flügel Kräfte
Mit allen Sehnen an, daß nicht die Stürme
Mich griffen und fortriſſen in die Weite
Des öden Raumes, der um unſ're Blume
Auf allen Seiten unabſehbar dämmert.
So hatt' ich glücklich zu dem höchſten Gipfel
Des Blumenrandes mich empor geſchwungen,
Und klammerte mit Händen, Füßen, Flügeln
Mich feſt an eine Spitze. — Ach, mir ſchwindelt
Noch einmal, wenn ich nur daran gedenke! —
Welch eine Tiefe unter mir! Welch Sauſen
Und Brauſen in dem bodenloſen Abgrund!
Es war um mich geſcheh'n — ein Schwindel faßte
Mich warm und kalt mit tauſend Zitterhänden
Und ſtürzte mich hinab. Wohin? Wie lange?
Wie tief ich fiel? Ich weiß es nicht zu ſagen.
Doch als ich aus dem Todestaumel wieder
Erwachte und die Sinne ſich mit Zagen
In ihr verſtörtes Reich zurück begaben,
Da lag ich ausgeſtreckt auf einem Blatte,
Der mit mir ſturmſchnell in die Höhe ſchwebte,
Und wenn die große Ferne meine Blicke
Nicht hat betrogen, war's der eine Flügel
Von einem Ungeheuer, einem ſolchen
Ganz ungeheuern Ungeheuer, welches
Auf ſeiner Schwinge mein Gewicht kaum merkte,
Und mich mit ſich fort trug, als wär's nichts weiter.
So ging es durch die Luft: ich rüttelte
Mich nicht und kauerte mich klein zuſammen
Und zog den Athem an, um leicht zu werden.
Und immer höher, immer ſchneller flog es
Empor mit mir — wer kann die Räume meſſen? —
Bis endlich, o der Wonne! des Entzückens!
Es ſich und mich auf eine von den Spitzen
Der Blume niederließ, der blauen Blume!
Die Spitze ſchien zu wanken von der Schwere
Und von dem Schwung des ungeheuern Weſens:
Ich aber ließ mich ſachte niederfallen
In meine Blum' und fiel und fiel hinunter
Ganz unbeſorgt — ich wußt' es wohl, die Mutter
Würde von fern mich ſeh'n und mich auffangen,
Damit ich mir die Flügel nicht zerknickte.

Wilhelm Müller.

Bruchſtück aus einem Roman.

(Fortſetzung.)

Drittes Capitel.

Als Hermann in das Speiſezimmer trat, fand er darin Niemand, als einen ganz in Grau gekleideten Mann, welcher ihn mit einer ſtummen Verbeugung empfing, und ſich ziemlich einſylbig verhielt, wiewohl Hermann ihn durch verſchiedene lebhafte Wendungen in's Geſpräch zu ziehen verſuchte. Da er merkte, daß ſeine Bemühungen fruchtlos waren, ließ er ihn ſtehen und betrachtete die bunten Kupferſtiche, mit denen der kunſtliebende Gaſtwirth dieſes Zimmer, welches das beſte ſeines Hauſes war, verziert hatte.

Der graue Mann ging indeßen im Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu reden. Hermann bemerkte, daß er an der Straßenseite sich jederzeit rechts, und an der entgegen gesetzten nie anders als links wendete, wodurch eine schöne Symmetrie in seinen Bewegungen hervor gebracht wurde. Als Hermann die Gesetze dieser Bahn begriffen hatte, machte er sich auf denselben Weg, dem Grauen entgegen, wandte sich am Straßenende links und an der andern Seite rechts, und so tanzten Beide ungefähr fünf Minuten lang eine regelmäßige große Achte. Den Grauen schien jedoch bald diese Posse zu verdrießen, denn er brach den Tanz ab, stellte sich an den Ofen, wiewohl es Sommer war, und gähnte mehrmals. Hermann trat zum Fenster und öffnete dasselbe, weil ihm die Luft im Zimmer schwül vorkam; der schweigsame Mann ging sogleich auf ihn zu und bat ihn, das Fenster zu schließen, da ihm der Zug äußerst schädlich sey, worauf Jener es zumachte.

Nicht lange danach erschien der Herzog mit seiner Gemahlin. Der graue Mann nahm augenblicklich ein schwarzes Sammetkäppchen von seinem Kopfe und ließ zwar keine Glatze, jedoch einen sogenannten Mondschein blicken. Die Herzogin schien nicht darauf zu merken, sondern wandte sich lächelnd mit einer Frage an Hermann. Jener steckte die Sammetkappe in die Tasche und seine Mienen verriethen einigen Unmuth. Hermann, der diesem Spiele zusah, wußte nicht, was er davon denken sollte.

Man setzte sich zur Tafel; und Hermann, welcher noch nie mit so hohen Herrschaften gespeist hatte, fand, daß er sich betragen durfte, wie er es aus seines Vaters Hause her gewohnt war: denn die Vornehmen unterscheiden sich heut zu Tage in den äußern Gebräuchen des Lebens sehr wenig von den gebildeten Personen des Mittelstandes. Die Unterhaltung war leicht und ungezwungen, betraf jedoch nur die gewöhnlichsten Dinge.

Hermann redete dazwischen, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Die Herrschaften schienen Gefallen an ihm zu finden, regten ihn abwechselnd an, sich zu äußern, und es bedurfte bei ihm sehr wenig, daß er sich gab, wie er war. Auch der graue Mann, welcher, wie Hermann im Verlauf des Gespräches erfuhr, Herr Pape hieß, den Titel Kammerrath hatte, und des Herzogs Rechtsfreund war, gab sein Scherflein zu dem Gespräch. Er zeigte ein feines Urtheil, und Hermann, welcher ihn für einen Narren und Pedanten gehalten hatte, bat ihm im Stillen das Unrecht ab. Ein allgemeines Behagen verbreitete sich über die kleine Tafel; man blieb sitzen, ungeachtet das Dessert lange genossen war.

Leider befahl die Herzogin, der die Hitze im Saal unangenehm zu werden anfing, dem aufwartenden Bedienten, das verhängnißvolle Fenster, so wie die Thür zu öffnen. Wiewohl nun gerade das Hundsgestirn regierte, und die entstehende Zugluft den feinsten Damen-Nerven kaum bemerkbar werden konnte, so war sie doch stark genug, um alle Munterkeit des Herrn Pape gänzlich weg zu wehen; denn er biß, sobald der Bediente den Befehl seiner Gebieterin ausgerichtet hatte, die Lippen zusammen und schwieg von diesem Augenblick an völlig.

Die Herzogin, deren Lebensgeister durch den Anblick des schönen Abentheurers und durch die Tischgespräche erhöht zu seyn schienen, wandte sich, indem sie einen Seitenblick auf Herrn Pape warf, mit der Frage lächelnd gegen Hermann: ob ihn vielleicht die Zugluft belästige, denn er scheine ihr keiner ganz dauerhaften Gesundheit zu genießen? — Hermann verstand die scherzhafte Absicht der Dame, und entgegnete, nachdem er sein Gesicht in ernsthafte Falten gelegt hatte: „Ich danke Ew. Hoheit für gnädige Aufmerksamkeit, und bewundere Ihren Scharfblick, mit welchem Sie durch meine rothen Wangen und den Anschein des Wohlbefindens, den mir der gesundeste Appetit verleiht, in das Innere meiner allerdings sehr zerrütteten Natur schauen. Denn daß ich Ihnen, gnädigste Fürstin, es kurz sage, so leide ich vorzüglich an drei Hauptübeln.“ — „Welche sind das?“ fragte die Herzogin.

„Das erste“, erwiederte Jener, „ist eine unleidliche Empfindung, welche mich jedesmal ergreift, wenn ich sechs bis sieben Stunden nichts genossen habe; ich kann sie nicht anders als Hunger nennen. Das zweite besteht in dem Gefühl der äußersten Schläfrigkeit, welches mich gewöhnlich nach eilf Uhr Abends überfällt, und mich zu einem Schlummer zwingt, den eine neben meinem Bette gelöste Kanone nicht zu beunruhigen vermöchte. Das dritte Uebel ist das schlimmste von allen: Haare und Nägel wachsen mir, so oft ich sie abschneide, immer wieder!“ — „Sie sind zu beklagen!“ rief der Herzog. — „Ich wünsche noch mehr von Ihren Krankheiten zu hören!“ sagte die Herzogin, und sah unsern Hermann mit einem Blick an, der Alles aussprach, was sie von ihm ferner zu vernehmen wünschte. — Herr Pape sagte kein Wort, sondern aß Kirschen mit Salz, denn er wußte vor Zorn über diese Unterredung nicht, was er that und was er zu sich nahm. — Hermann fuhr fort: „Bei meinen kränklichen Umständen konnte man es mir wohl nicht verdenken, daß ich die genaueste Aufmerksamkeit auf alle Theile meines Körpers und auf jeden Umstand der Außenwelt richtete; denn ich hatte als Student Logik gehört, und mußte, da ich im Ganzen mich elend fühlte, auch von jedem Theile schließen, daß er schadhaft sey. Ich gestehe Ihnen, meine Herrschaften, daß ich oft Stunden

lang im Geiſte meine Füße betrachtete, und ſie ſo lange mit der Frage: Thut euch nichts weh? ängſtigte, bis ich ein Ja zu vernehmen glaubte, und meinte, Schmerzen an ihnen zu empfinden. Auf dieſelbe Weiſe verfuhr ich mit den Händen, Augen, dem Kopfe und den übrigen Extremitäten, ging ſodann zu den inneren Theilen über, und hatte innerlich und äußerlich mich allenthalben des beſten Erfolgs zu freuen. Ich kann behaupten, daß ich Gottlob jetzt kein Glied beſitze, welches nicht krank iſt, ſobald ich es ihm befehle, und meines Dafürhaltens ſtürmen Schwindſucht, Podagra, Halsübel, Augenſchmerzen, Rückenpein, Taubheit, Herzklopfen, Krampf, Schwindel, Gicht, Zahnweh, Beängſtigungen, nebſt vielen andern kleineren Gebrechen, vereinigt auf dieſen morſchen Leib ein, weshalb es der größten Vorſicht bedarf, um ein ſo kümmerliches und angefeindetes Daſeyn noch etliche Jahre zu erhalten. Deshalb bitte ich auch jetzt unterthänigſt, Thür und Fenſter ſchließen zu laſſen, denn meine Füße rufen über die Kühlung Wehe aus, und mein Haupt ſchreit Zeter!" — Hier brach der Grimm des Kammerraths hervor und er ſagte: „Sie haben die Krankheit vergeſſen, welche Sie nicht in der Einbildung zu beſitzen ſcheinen, nämlich eine, wie es ſcheint, unwillkührliche Bewegung Ihrer Lippen, gewiſſermaßen eine Art Veitstanz derſelben. Durch ſie wird das Ein- und Ausathmen beſchleunigt, Gaumen, Zunge und Zähne helfen mit, und ſo kommen Worte zu Stande, die zu beſcheiden ſind, um für Gedanken gelten zu wollen!" — Hermann antwortete: „Sie haben ſehr Recht, Herr Pave, dieſes Uebel iſt doppelt verderblich, denn mein Lippenſpiel vermehrt nur noch die ſchädliche Zugluft!"

Die Herrſchaften lachten zwar, indeſſen ahneten ſie, daß das Geſpräch eine unangenehme Richtung nehmen werde; deshalb waren ſie erfreut, als eine Unterbrechung angemeldet wurde. Der Wirth ließ nämlich fragen, ob eine Geſellſchaft Prager Muſikanten Ihro Hoheiten Tafelmuſik machen dürfe. Man verſprach ſich von dieſen Künſtlern nicht viel, geſtattete ihnen aber in der Verlegenheit, worin man war, dennoch, zu erſcheinen. — Sie kamen hierauf, fünf Mann und eine Frau ſtark, zur Thür herein, machten tiefe Bücklinge, und drückten ſich die Wand entlang, wahrſcheinlich, um die Löcher in ihren Röcken ſo vornehmen Blicken nicht aus zu ſehen. Nachdem ſie ihre Inſtrumente lange vergeblich geſtimmt hatten, ſo erhob ſich eine ganz erſchreckliche Symphonie, welche die Ohren der Anweſenden um ſo fürchterlicher zermarterte, als ſie Alle ein feines Gehör für die Harmonie der Töne beſaßen, ja zum Theil ſelbſt Muſik übten. Als die Höllen-Symphonie beendigt war, räuſperte ſich die Frau und drohte mit ihrem Geſange. Man glaubte jedoch, für die verübten Schalkheiten hinreichend gebüßt zu haben, bedeutete ſie, daß man vollkommen befriedigt ſey, und entließ ſie wohlbeſchenkt, worauf die Tafel aufgehoben und Kaffee umher gereicht wurde, den die Herzogin mit Sahne, der Herzog mit Arrac und Herr Pave ohne alle Zuthaten trank, Hermann aber ablehnte, weil ihm der Genuß deſſelben nach Tiſche Melancholie verurſachte, die er nicht liebte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge.

Als es im Werke war, in einer Stadt eine Apotheke an zu legen, ſagten die Bauern der umliegenden Dörfer: ſie bedürften keiner Apotheke, ſie wollten lieber umſonſt ſterben.

Es ward Einer gefragt, was er denke, wenn er nichts denke? und gab die Antwort: er denke, wie er dem antworten wolle, der ihn nichts frage.

Als man Jemand fragte, welches das beſte Waſſer ſey? entgegnete er: „Das Regenwaſſer, das von der Sonne durch ein Rebenholz deſtillirt wird!"

Ein armer Bürger in Elberfeld, der ſehr viele Kinder hatte, ward gefragt: wie es in ſeinem Hauſe ſtände? „Wie im Himmel!" antwortete er; „denn im Himmel ißt und trinkt man nicht!"

Ein ſchweizeriſcher Prediger pflegte zu ſagen: „Die Alten hatten ein Gewiſſen ohne Wiſſen, wir heut zu Tage haben das Wiſſen ohne Gewiſſen!" Z.

Das Wiſſen von der Seele.

Ob die Seele aus Luft, ob ſie aus Feuer geſchaffen,
Ob ſie wohne im Haupt, in der ſchlagenden Bruſt,
Rühret Keinem zu wiſſen. Eines möget ihr lehren:
Wie die Seele den Pfad hinauf zum Göttlichen finde;
Kennet ihr ſelber ihn nicht, iſt euer Wiſſen nichts werth. E. D.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Stockholm im Jahr 1824. Alexander Lauréus war zu Abo in Finnland geboren. Sein Vater, nachmaliger Doktor der Theologie und Probſt, ſtarb neulich. Schon früh äußerte jener die ausgezeichnetſten Anlagen und die größte Neigung für Malerei, und wurde daher nach Stockholm geſchickt. Hier bildete er ſich zu einem der lobenswertheſten Künſtler aus. Beſonders ſind ſeine Bambocciaden und Feuer-Effektgemälde mit Recht ſehr berühmt. Vor ſeiner Abreiſe nach Rom arbeitete er auch meiſtens in dieſen Arten. Sie ſind voll Wahrheit, und voll Geiſt im Ausdruck. Das Feuer, ſein Reflex und die Wirkung über nahe ſtehende Gegenſtände ſind bewunderungswerth. Vor etlichen Jahren reiſte er nach Rom und ſtarb dort 1823. Zum Vortheil ſeiner nachgelaſſenen Wittwe veranſtalteten die Freunde des Verewigten eine Ausſtellung ſeiner Arbeiten. Man ſammelte Alles, was in Stockholm und deſſen Umgebungen von ihm ſich vorfand. Die erſte Ausſtellung gab 58 Bilder, die nachher noch mit einigen vermehrt wurden. Zwölf von den-

selben sind in Rom gemalt. Man bemerkte in diesen letzteren eine große Verschiedenheit von den ältern. Das Colorit war weicher und lieblicher geworden; alles milder und südlicher. Er hatte das rauschvolle und kecke Bambocciaden-Leben verlassen; er lebte nicht mehr in Feuer und Brand; mildere häusliche Gegenstände, Andacht und südliche Sitten werden in seinen Arbeiten dargestellt. Man war uneinig, welchem Gemälde man den Vorzug geben sollte. Besonders zeichneten sich aus: die Ruinen des Pallast's der Cäsaren, mit einem darin sitzenden Mönch; das Innere einer Wohnung bei Rom, wo ein eintretender Kapuziner die Kinder das Crucifix küssen läßt; ein Winzer, mit seiner Familie; eine Vesper in einem Thorgewölbe; Wohnung der Kartenspieler in den Ruinen des Marcello-Theaters, u. m. a. — Schon während der Ausstellung wurden von den Künstlern der Hauptstadt zweierlei Abbildungen dieser Arbeiten angezeigt; eine conturirte im Steindruck und eine im Kupferstich. Beide Ausgaben scheinen aber nicht zu Stande gekommen zu seyn. — Die Akademie der schönen Künste eröffnete ihre Ausstellung den 3. Mai. Die Anzahl der Arbeiten war nicht gering; der größte Theil aber von Eleven und nur wenig von ausgezeichneten Mannern. Jene veranlassen wohl gegründete Hoffnung für die Zukunft; jetzt machten indeß ihre Arbeiten doch nicht bedeutenden Effekt, da man in einer Kunst-Ausstellung Vollendetes erwartet. Die einzigen Skulptur-Arbeiten waren von Sergels gerühmten Schüler Byström, der sich noch immer in Rom aufhält. Seine Manier ist etwas weich, in den letzten Zeiten sogar ein wenig in das Schlaffe gefallen. Dies gilt auch von seinem, dieses Mal aufgestellten Werk: Venus und Amor. Sie war nicht mehr die jugendliche jungfräuliche Göttin der Schönheit und Liebe, sondern eine, etliche Jahre schon verheirathete Frau. Noch zwei andere Arbeiten in Marmor von Byström waren zu sehen: zwei Büsten, eines reichen Kaufmanns und seiner Frau. Moderner Frack, Weste und Halskrause, machen einen sonderbaren Effekt in den bildenden Künsten. Wahrscheinlich hat man es so haben wollen. — Hr. Göthe hatte zwei Medaillons, von dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, wohl gelungen und ähnlich, ausgestellt. — Unser berühmter Landschafts-Maler Fahlcrantz erfreute das Publikum mit fünf Stücken. Sie gewannen den allgemeinsten Beifall durch ihre originellen Schönheiten. Fahlcrantz's Bilder haben etwas Melancholisches, das den Zuschauer mit Zauberbanden umschlingt. — Neben diesen fanden Landschaften von Dahl in Dresden Beifall. Ohnerachtet ihres großen Werths müssen sie doch den vorigen nachgestellt werden. — Der Professor Hasselgren hat zwei historische Malereien geliefert, in seiner gewöhnlichen dürren und trocknen Manier. Obgleich sie vaterländische Ereignisse vorstellten, erweckten sie doch nur geringe Aufmerksamkeit. — Professor Sandberg ist ohne Zweifel gegenwärtig der ausgezeichnetste schwedische Historien-Maler. Außerdem ist er sehr glücklich mit seinen Portraits. Seine Compositionen sind originell und tief gedacht. Er arbeitet mit vielem Fleiß, und über das Ganze weiß er eine durchsichtige Lustigkeit zu verbreiten, die überraschend ist. Bei dieser Ausstellung lieferte Sandberg mehrere Arbeiten von der größten Schönheit, unter denen die vortrefflichste vielleicht die ist, welche eine gestorbene Mutter vorstellt, die aus den Wolken zur leer gewordenen Wiege und den dabei weinenden Kindern niederschaut. — Berggren, Söderberg, Jägervian und Stöhoim, obwohl ihre Arbeiten von ungleichem Werth waren, und der Erstgenannte unter diesen wahrscheinlich den vornehmsten Platz verdient, versprechen mit der Zeit Vorzügliches zu leisten. — Die Damen Stading, Limnell und Nöhl hatten gar vortreffliche Sachen zur Schau gestellt. Die zwei ersten, Eleven von Fahlcrantz, haben seinen Styl sich so ganz angeeignet, daß man, besonders was Demois. Stading's Gemälde betrift, beinahe verleitet wurde, dieselben für Fahlcrantz's eigene zu halten. Demois. Nöhl's Crayon-Zeichnungen sind von außerordentlicher Schönheit. — Von Miniatur-Portraits zeichneten sich vorzüglich die von Way und Pilberg, durch den höchsten Grad von Feinheit und Eleganz, aus.

(Der Schluß in der Beilage.)

Die Galanterie. Die Galanterie, eine ewige Liebeslüge genannt, ist bei den Mannern aus dem heftigen Drange, stets den Weibern zu gefallen, entstanden. Bei Einigen ist es Empfindung, bei Andern Berechnung. In vielen Fällen hat die Schönheit Gewinn davon, muß dafür aber auch wieder zahlen. Bei den Alten war die Galanterie etwas ganz Unbekanntes. Damals, als die Weiber noch Einfluß auf die Angelegenheiten des Vaterlandes hatten, gab es keine Galanterie. Erst, als dies aufhörte, trat die Galanterie als Entschädigung dafür ein. Es ist merkwürdig zu beachten, wie bei allen Völkern Europa's, wo die Weiber wenig Einfluß auf das Interesse des Staats haben, die Manner galanter sind. Ohne Zweifel ist Frankreich deshalb der classische Boden der Galanterie, und sie entstand auch jedenfalls mit dem Salischen Gesetz. Die ersten Spuren finden sich unter Dagobert; damals war es indeß nur noch eine Art Naivheit jenes Zeitalters. — Unter Carl I. behielt sie auch noch diesen Charakter: kein Paladin bedachte sich einen Augenblick, für irgend eine reizende Dirne, die er nur durch das Gitterfenster eines Schloßthurms einmal erblickt, in den Kampf zu gehen. — Später, unter Ludwig XII., ward sie schon ein wenig zärtlicher. Franz I. und sein Hof bekleideten sie bald mit Ueppigkeit; die schönen Turniere, wo eine Herzogin von Etampes, Diana von Poitiers u. s. w. zugegen waren, wurden für jenes Zeitalter, was die Gladiator-Spiele u. s. w. für die Römer waren. — Die Regierung Heinrichs II. und die großen Begebenheiten der Ligue vertrieben die Galanterie auf einige Zeit aus Frankreich; aber bei der Thronbesteigung Heinrichs IV. sah man sie mit einiger Naivheit und Grazie, obgleich auch mit der Rohheit der Zeiten, die man so eben durchgemacht, wieder aufleben. Heinrich, selbst der bravste und galanteste Herr seiner Zeit, schrieb einmal an die Herzogin von Beaufort: „Meine schöne Geliebte! Zwei Stunden nach Empfang dieses werden Sie den Ritter, der Sie zärtlich liebt, und den man König von Frankreich und Navarra nennt, erblicken; es sind zwar ehrenwerthe, aber zugleich peinliche Titel; der Ihres Verehrers ist unstreitig delikater, alle drei zusammen geben indeß doch eine gute Sauce, die ich Niemand abtreten möchte!" — Unter Ludwig XIII. spielte die Galanterie in's Religiöse. Richelieu und Mazarin fanden darin die süßeste Erleichterung für ihre Regierungssorgen. — Am Hofe Ludwigs XIV. ward die Galanterie ein förmlicher Handel. Der König gab dem Volke selbst das Beispiel, und Frau von Maintenon half. Ein achtender, artiger Ton herrschte indeß zwischen beiden Geschlechtern, und ein lieblicher Zauber ergoß sich über alle; selbst die apostolische Mahnung aus Rom konnte nichts dagegen ausrichten. — Während der Regentschaft traten Zügellosigkeit und Ungebundenheit an die Stelle der Galanterie, und unter Ludwig XV. quälte man sich dafür mit faden, langgedehnten, überladenen Complimenten, Madrigalen, Akrostichons u. s. w. Es erschienen die Chevaliers von Rosenwasser, die puppenhaften Obersten, welche mit Entrechats die Revue passirten, jene stutzerhaften Abbe's, welche die Lust der Damen waren, ohne das Schrecken der Männer zu seyn. — Während der Revolution ward die Galanterie verschlungen! Mit der Monarchie aber ist sie glücklich wiedergekehrt, nur wollen unsere Damen nicht recht zufrieden mit der Gattung derselben seyn, und ärgern sich, daß die französische Jugend gar zu oft ein schönes Roß einer weiblichen Schönheit vorzieht. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten, Bemerker Nr. 10. u. Blatt der Ankündigungen Nr. XIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 59ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Stockholm, im Jahr 1824. (Schluß.) Auch die Baukunſt hatte etliche Repräſentanten; ſie ſcheint jedoch von allen ſchönen Künſten unſers Landes die unglücklichſte zu ſeyn. Die Königl. ſchwediſche Architektur verdient eine beſondere Erörterung. Sie muß ihren eigenen ſonderbaren Namen haben; denn ſie iſt vermuthlich die einfältigſte in der ganzen Chriſtenheit, die aſiatiſche und amerikaniſche eingerechnet. Man ſtrebt nach Einfachheit und nach dem Ungekünſtelten und wird dadurch ſo mager und platt, daß man vor den kahlen Wänden als wie vor Todtengerippen zurückſchaudert. Die neuern Häuſer ſehen aus wie Heu-Scheunen von mehreren Stockwerken und mit Fenſtern verſehen, ohne allen Zierrath, ja ohne alle Unterbrechung der ſteilen Wand. Und wenn Thürme gebaut werden ſollen, dann wird gewiß die Zuckerbacker-Kunſt zu Rath genommen, denn ſonſt würde man unmöglich eine ſolche tourte croquante zuſammenleimen können, wie der neulich gebaute Maria-Kirchthurm eine iſt. Die Repräſentanten dieſer platten Bauart ſind die Herren Sundwall und Görwell; und falls das Haus der Maler-Akademie nach der aufgeſtellten Zeichnung des Erſteren, wenn wir uns richtig erinnern, ausgeführt wird, dann werden die ſchönen Künſte in einem köſtlichen Pferdeſtall einquartirt.

Der Herbſt-Termin unſers Theaters begann mit dem neuen Stück: „der Okuliſt", nach dem Franzöſiſchen überſetzt und lokaliſirt für Schweden. Es gewann keinen ſonderlichen Beifall und ſcheint ſich auf dem Repertoire nicht halten zu können. — Darauf erſchien: „Das Geſchenk des Fürſten oder der Blumenkorb", von Le Comberouſſe und B. d'Rubigny. — „Preciosa", mit Weber's Muſik, wurde am 20. Oktober zum erſten Mal gegeben. Sie wurde mit Anerkennung aufgenommen, ob man gleich den „Freiſchütz" nicht wieder fand. Die Dekorationen ſind außerordentlich ſchön, und das Stück wird viele Vorſtellungen erleben. — „Waldemar", ein hiſtoriſches Original-Drama, welches das erſte Mal den 11. November gegeben wurde, fiel durch. — Von alten bekannten Stücken ſahen wir: den „Freiſchütz", „die Hochzeit des Figaro", mit Muſik von Mozart; „das Schloß Montenegro;" „der Bildhauer;" „Eugenie;" „Thereſe;" „die Nervenkranke;" „L'ecole des Bourgeois;" „die Sittſame;" „Oedip in Athen;" „Menſchenhaß und Reue", hier zum 94ſten Mal aufgeführt; „der Sieg über die Verläumdung", nach zwölf Jahren zu Gnaden aufgenommen; „Kapitain Puff", u. m. a.

Die ſchwediſche Akademie hatte ihre gewöhnliche große Zuſammenkunft am 20. Dezember. Ihr Direktor, Graf Mörner, beklagte in ſeiner Rede den Verluſt, welchen die Akademie durch den Tod ihres älteſten Mitgliedes und erſten beſtändigen Sekretärs, des Hrn. Nils von Rosenſtein, neulich erlitten. Der ausgezeichnete Dichter, Dr. Franzen, nahm ſeinen Platz, als Sekretär, mit einer verſificirten, aber wenig poetiſchen Rede über ſeinen abgeſchiedenen Vorgänger ein. Nachdem erzählte der Direktor, daß der eingekommenen Preisſchriften geweſen: in der Beredſamkeit: fünf, und in der Dichtkunſt: dreizehn. — Von jenen gewann den höchſten Preis: „Försök att utreda orsakerna till Drottning Christinas thronafsägelse" („Verſuch, die Urſachen der Thron-Entſagung der Königin Chriſtine auszumitteln"). Der Verfaſſer iſt ein junger Student, Jueta, Sohn des genierichen und berüchtigten Herausgebers der Zeitſchrift „Odalmannen". Den zweiten Preis erhielt der Commerzien-Rath Herzman, für eine Abhandlung: „über die Handelsgewalt der Republik Venedig" („An Afhandling öfver Venetianska republikens handelsvälde"). — In der Dichtkunſt erwarb ſich den höchſten Preis der Expeditions-Sekretär B. Beskow, für „Sweriges anor" („die Ahnen Schwedens"); den zweiten erhielt der ſchon mehrere Mal mit dem Preiſe belohnte Expeditions-Sekretär Walerius, für ein Fragment aus Lucan's „Pharſalia" überſetzt, wo die Belagerung Maſſilias beſchrieben wird. Doch wurde dabei dieſem zweiten Preiſe alle Ehre des erſten zuerkannt. — Die gewöhnliche Medaille der Akademie war zur Ehre des um die ſchwediſchen Manufakturen hoch verdienten Jonas Alſtrömer geſchlagen. Dr. Franzen las deſſen Lob und Biographie. — Die Akademie hat im J. 1824 zwei neue Mitglieder gewählt: den Hrn. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Upſala, Erik Guſtaf Geyer, und den Lektor der Philoſophie am Gymnaſium in Stockholm, Hrn. Enberg. — Der Letztere trat in die Stelle des verſtorbenen Roſenſtein's, welches allgemeines Gelächter erregte, weil, wie ſchon früher erwähnt, dieſes in „Morkulls Sömnlösa Nätter" („Morkulls ſchlafloſen Nächten"), einer ſehr witzigen Streitſchrift gegen die ganze akademiſche Schule, ſchon mehrere Jahre vorher geweiſſagt wurde. W.

Ein Bettler in Turin hatte einen dreijährigen Knaben mit einem Pudelfell bekleidet, und ihn förmlich als Hund abgerichtet. Er mußte bellen, heulen, winſeln; nur die Fertigkeit hatte er voraus, daß er beſſer als irgend ein wirklicher Hund — ſtahl. Mehrere von ihm verübte Diebſtahle machten die Polizei aufmerkſam, und ſo ward Hund und Herr arretirt. Letzterer iſt zu Gefängnißſtrafe verurtheilt: Erſterer aber, wegen ſeiner Jugend, einſtweilen nur unter Aufſicht geſetzt. (Corsaire.)

„Das theatraliſche Wörterbuch, oder 1233 Wahrheiten über die Theater-Direktoren" iſt in einer zweiten Auflage erſchienen, und hat einen Anhang erhalten, worin ſehr geiſtvoll alle Fragen über die Organiſation des Opern-Theaters behandelt ſind, welches ein Pariſer Blatt ſeit Laroche-Foucault's Reform: „die moraliſche Akademie der Muſik" nennt. (Courrier fr.)

In Sevilla hat man unlängſt eine große Menge Armbänder und einige Kronen, aus Mauriſcher Zeit herſtammend, gefunden. Man ſchreibt ſie der Periode des Caliphen Babouleme Selim zu, und will ſie nach dem Königl. Antiken-Cabinet von Madrid bringen. (Corsaire.)

Frau von Gentil ſpielte ſchon in ihrem achten Jahre Comödie. Beſonders glücklich ſtand ihr die Rolle des Amor. Sie gefiel darin ſo, daß ſie beſtändig als Amor gekleidet ging. Damit aber die Kleidung doch die gewöhnliche Abwechſelung habe, hatte ſie einen Werkeltags- und einen Sonntags-Amor-Anzug. Letzterer wurde indeß ſelten gebraucht, denn an Feſttagen ſpielte das zarte Kind in der Regel den Engel bei feierlichen Prozeſſionen. So war ſie alſo abwechſelnd Engel und Amor, und kein Wunder, wenn dieß ihr Gemüth ſchon früh zum Romanhaften und zur Frömmigkeit ſtimmte. (Journ. d. Par.)

Die Schauſpielerin Le Couvreur begegnete einſt in kaltem Winter einer ſehr armen Familie, die ſie um ein Almoſen anſprach. Die Aufgefoderte ſuchte vergebens. „Kinderchen, Geld habe ich zufällig nicht, aber ich will ſehen, wie ich dennoch Euch etwas zuwende!" — Damit trat ſie hin, und fing an, mehrere einzelne der ſchönſten tragiſchen Scenen zu recitiren, ſo daß Alles bewundernd lauſchte und ſich um ſie her drängte. Als der Kreis groß genug war, ging ſie umher und ſammelte. Jedermann gab reichlich, und die Familie bekam nicht nur Geld zu Brod, ſondern auch zu Holz und Kleidung. (Corsaire.)

Digitized by Google

Bemerker.

No. 10. 1825.

Xenien-Gruß
an die geſtrengen Herren von 1826.

(vide: „Muſen-Almanach für das Jahr 1826, herausgegeben von J. Curtius". Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

Anfrage.

Ob ihr denn wirklich auch des Augias Ställe geſäubert?
Schlacken wohl habt ihr gefegt; doch ihr begrubet auch Gold.

Fürſorge.

Ferner bedachtet ihr wohl, es müſſen auch Andere ſäubern;
Und da brachtet ihr ſchnell eigene Schlacken zu Markt.

Verdächtig.

Momus, der heitere Prinz, er heißt euch hämiſch? Verdächtig
Klingt das; alſo der Scherz ſelber iſt hämiſch bei euch?

Aufforderung.

Machet nur immer noch einmal den Weg! Und ſollt' ich die Zeche
Selbſt bezahlen; nur macht Rechnung nicht ohne den Wirth.

Verſicherung.

Denn es bleiben für euch wohl immer noch einige Poſten,
Die man als Tilgungsfond ſelber in Rechnung euch bringt.

Stoff.

Doch ich ſuche ſchon lang' nach einzelnen Poſten vergebens;
Iſt doch das ganze Buch nimmer zu tilgende Schuld.

Dies und Jenes.

Dies und Jenes nur laßt exempli causa mich rügen,
Was ich verſchweige, das ſetzt ſelber ſich Jeder hinzu.

Schiller und Goethe.

Aber was frommt der Vergleich? — Still, tief, weit ſtrömet der Ganges;
Freue dich! Freue dich auch, brauſt Niagara herein!

Und Pustkuchen.

Sagt mir, wie konntet ihr nur ſo lange bei dieſem verweilen?
Braucht ihr nicht beſſer die Zeit, als zu dem Schachergericht?

Faſten-Regeln.

Nachbar Barthel iſt doch nicht ſo dumm; er faſtet geſättigt;
Aber ihr nagt nur ſtets anderen Braten was ab.

Citat zu rechter Zeit.

Wahrlich zu rechter Zeit! nur Schade, zu balde vergeſſen;
Oder verhindert er euch, daß ihr ihn ſelber gewahrt?

Deutſche Sapphen.

Leichter verzieh' ich euch noch, daß ſelber die Todten ihr höhnet,
Zeigte ſich einer nur würdig, Alcaus zu ſeyn.

Byron.

Aber ihr ſcheuet euch nicht, den ſterbenden Löwen zu ſchmähen,
Kehret auf euch nun den Pfeil, den ihr für Andre geſchärft.

Erinnerung.

Denn wer den Phädrus kennt, der hat auch die Fabel geleſen,
Wie um den Sterbenden ſich allerlei Thiere vereint.

L. M. Fouqué.

Wo ſich ein Edler verirrt, da klaffen ſie; aber ich frage,
Iſt es nicht beſſerer Gewinn, Treffliches trefflich begrüßt?

F. v. Uechtritz.

Spartacus iſt euch ſchon recht; man murmelt auch von Alexander;
Sagt ihr ihn, gerne für den gäbt ihr die Xenien preis.

A. Müllner.

Könnt' ich, was der verſchuldet, nur auf mich laden, ich gäbe
Eure und meine, und wer weiß, was noch Alles dafür.

Nachruf an Hekate.

Warum wichſt du zurück, du nimmer beſtechliche Göttin?
Wer ſoll richten, verſtummt Acakus und Rhadamant?

Weiſſagung.

Aber, beim hölliſchen Styx! ihr ſeyd nicht ſo ſicher geborgen,
Daß nicht das Todesgeſchoß euch der Erwachenden trifft.

Raupach.

Fehlt es auch dieſem an Kraft? Ihr lieſt ihm doch gütig das Eine;
Selbſtzufrieden: „Schon gut", denkt ihr, „wir waren gerecht!"

Iſidor und Olga.

Aber ich ſag' es euch frei, ſo Eins erſt ſollter ihr bilden;
Dann wohl rieft ihr laut ſelber das Bravo euch zu.

Seyn und Werden.

Auch an der Philoſophie hat euer Müthchen gerüttelt?
Iſt euch ſo klar ſchon das Seyn, daß ihr's im Werden verdammt?

Nutzanwendung.

„Hüthe dich vor dem Extreme!" Ihr ſollter's nicht eben verhöhnen,
Denn man verſchüttet, ihr zeigt's, leicht mit dem Bade das Kind.

Widerſpruch.

Rügen den Widerſpruch! — Bedenkt doch, ihr Herren, wo fände
Sich die Mitte für euch, wenn man nicht wider euch ſpräche?

Grund der Gründe.

Weil ihr denn Gründe verlangt für Alles: Ey, ſagt doch, ihr Herren,
Wo iſt der triftige Grund, der euch zu Richtern beſtellt?

Ehrenvolle Ausnahme.

Weil ihr nicht ſelber geſtohlt, d'rum rügen ſie; neckiſcher Ausſpruch!
Stolpern, und rufen: „O ſeht, Leute, ſo wandelt man recht!"

Ihr Abſchied.

Habt ihr geliebt und geliebt? O liebet nur, lebt nur noch einmal!
Denn ihr liebtet bis jetzt, liebtet nur Eines: Euch ſelbſt.

Antixenien.

Antixenien? — Ja, ich ſchrieb ſie; und wollt ihr erwiedern,
Zwing' ich euch ſelber wohl gar, daß ihr euch ihrer bedient.

Aufrichtiges Geſtändniß.

Glaubt mir, ich machte nur Spaß, um euerm Spaß zu begegnen;
Geht ihr ein freundliches Wort, ſtolpr' ich wohl ſelber mit euch.

Heinrich Stieglitz.

Uebertreibungen.

Es wird jetzt entſetzlich viel geſchrieben. Da iſt es denn kein Wunder, daß man, um doch auch geleſen zu werden, mög-

lichst pikant zu ſeyn ſich bemüht. Ein probates Mittel iſt unter Anderem das Uebertreiben, und dieſes Mittel wird denn auch heut zu Tage fleißig angewandt, zu großer Beluſtigung ſolcher Leſer, welche die geheime Abſicht merken. Ein recht ſprechendes Beiſpiel giebt die Kritik von Müllner's „vermiſchten Schriften“ im Dresdener „Merkur“. Sie iſt in einem ſo hochwichtigen, pathetiſchen Tone abgefaßt, als wäre von einem epochemachenden Werke die Rede, da doch dieſe Schriften zwar leſenswerth, und ſelbſt vor ähnlichen auszuzeichnet zu nennen ſind, aber keineswegs von außerordentlichem Werth. Den meiſten Werth haben unſtreitig die dramaturgiſchen Aufſätze; gleichwohl findet ſich auch hier Manches, das nicht ſonderlich gerathen iſt, wie z. B. „Brawe“ und „Trygödie“. In beiden Aufſätzen iſt der Witz ſtudirt und alſo verfehlt. Was ſoll man aber vollends zu dem Artikel „Over“ ſagen? Gelbſt jener lobpreiſende „Merkur“ kann nicht umhin, darüber gewaltig den Kopf zu ſchütteln. Man muß ſich in der That wundern, wie Müllner noch immer bei ſeiner alten, mit Recht viel angefochtenen Behauptung beharren kann, daß die Oper „ein Rühr-Ei von Kunſt und Unſinn“ ſey. Faſt möchte man annehmen, es ſey ihm mit dieſer wiederholten Behauptung nicht Ernſt — ſo wenig treffend iſt Alles, was er vorbringt und ſo lächerlich ſind die Uebertreibungen, womit er, um flüchtige oder mauliaufſperrende Leſer zu verblüffen, die Oper als etwas Unſinniges verächtlich zu machen ſucht. Dieſe beluſtigenden Uebertreibungen, welche, nach Art des Don Quixote, gegen ſelbſt geſchaffene Phantome ankämpfen, ſcheinen aber doch einen realen Grund in der Individualität des Verfaſſers zu haben; denn auf manchen Reden-Aeußerungen erhellt ziemlich klar, daß ſein Sinn für die Tonkunſt nur ſchwach iſt, was an einem großen Dichter nicht wenig befremden muß, da dieſer ganz vorzüglich ein Prieſter des Muſengottes und ein Zögling der Muſen iſt. Eine ſolche Reden-Aeußerung iſt: „Die Alten ſcheinen eine Muſik gehabt zu haben, welche mit dem Drama verträglich war und ich zweifle nicht, daß wir auch eine haben könnten. Aber wir haben ſie nicht.“ Nach Allem, was wir von der Muſik der Alten wiſſen, war ſie höchſt unvollkommen, und die Art, wie ſie ihre Dramen begleiteten, kam nicht einmal dem bei, was wir Recitativ nennen. Von dieſem Recitativ ſcheint unſer Opern-Feind nichts zu wiſſen; er erwähnt daſſelbe nicht ein einziges Mal, da es doch in der Oper einen weſentlichen Haupttheil ausmacht. Ihm iſt — welche ſpaßhafte Uebertreibung! — unſere Opern-Muſik, im Gegenſatz der antiken dramatiſchen Muſik — „eine Fluth, ein Strudel, ein Katarakt von Tönen, worin das Intereſſe an den Handlungen, an den Charakteren, an der Begebenheit, an Allem, was das eigentliche Drama ausmacht, ſich unmöglich halten kann.“ In dieſen abſprechenden Worten iſt zweierlei zu bemerken. Erſtlich das „ſich unmöglich halten kann“, dem alle Erfahrung auf das lauteſte widerſpricht. Denn wer weiß es nicht, wie ſeit vielen, vielen Jahren in Mozart's „Don Juan“ ſich das Intereſſe an den Handlungen, an den Charakteren, an der Begebenheit, wirklich und wahrhaft erhalten hat, und wer zweifelt wohl, daß es ſich nicht noch viele, viele Jahre erhalten wird? ja länger, als manches vielgerühmte Trauerſpiel eines großen Dichters? — Noch merkwürdiger ſind aber zweitens die Worte: „Alles, was das eigentliche Drama ausmacht.“ Hier ſo wie in dem ganzen Aufſatz thut nämlich der Verfaſſer, als wenn eine tragiſche Oper und eine in Muſik geſetzte Tragödie eines und daſſelbe wäre, und nun poltert er gegen dieſe ganz willkührliche und durchaus unſtatthafte Annahme aus allen Kräften und mit einer komiſch triumphirenden Miene. Der Verfaſſer liebt es, bei ſeinen dramaturgiſchen Unterſuchungen die Franzoſen an zu führen: warum fiel ihm aber hierbei nicht ein, daß dieſe ſehr gut die tragiſche Oper „eine lyriſche Tragödie“ nennen? Damit iſt auf das treffendſte der bedeutende Unterſchied einer Tragödie und einer tragiſchen Opern-Dichtung angedeutet. In dieſer nämlich herrſcht das lyriſche Element vor und ſie kommt ſo der Muſik entgegen, die ſich nun auf dieſe Weiſe mit ihr verbinden kann; dieſes Vorherrſchen des Lyriſchen ſchließt aber keineswegs das Epiſche gänzlich aus, und eben ſo wenig das eigentlich Dramatiſche, ſo daß „das Intereſſe an dem, was dieſes Dramatiſche ausmacht, ſich recht gut halten kann.“ Daher paßt denn auch nicht jeder tragiſche Stoff zu einer tragiſchen Oper und nicht jede Tragödie läßt ſich zu einer lyriſchen Tragödie umarbeiten. Wenn nun der Opern-Feind behauptet, eine ſolche lyriſche Tragödie ſey ein ſchlechtes Drama, ſo hat er ſehr Recht; ſie macht aber auch nicht den mindeſten Anſpruch darauf, ein gutes Drama zu ſeyn, ſie will nur ein gutes lyriſches Drama ſeyn. Und daß ein ſolches ein Unding ſey, müßte der Antagoniſt erſt beweiſen, was ihm nicht wohl möglich ſeyn möchte, zumal ſich leicht darthun läßt, daß manchen Dramen des Calderon nur wenig fehlt, um für Opern gelten zu können.

Daß der Eiferer wider die Opern wenig Sinn für Muſik hat, verräth ſich auch dadurch, daß er das Singen der dramatiſchen Perſonen ſchlechthin für unnatürlich erklärt und dabei — ungemein proſaiſch — auf die Wirklichkeit verweiſt, von welcher doch das Drama eine Nachahmung ſey. In ſeiner unmuſikaliſchen Vorliebe für Gedanken hat er freilich ſehr Recht, die Empfindung für gering zu achten und es zu tadeln, wenn man einen Stoff wählt, in welchem dieſe vorherrſcht; daraus wird ihm gleich ein Rührſpiel! und iſt dabei überdies Muſik, gar ein Rühr-Ei von Unſinn und Kunſt! Der Menſch beſteht nun aber einmal nicht bloß aus Gedanken; Gefühl und Phantaſie ſind ihm eben ſo weſentlich, als Verſtand und Geiſt; und überdies giebt es nun einmal eine Tonkunſt — leider! wird der Antagoniſt im Stillen ſeufzen — und dieſe wendet ſich vorzüglich an das Gefühl, aber auch — was der Opern-Gegner nirgends erwähnt und auch nicht zu glauben ſcheint — an die Phantaſie, und mittelſt dieſer beiden Grundvermögen bringt ſie Wirkungen hervor, welche keine andere Kunſt in gleichem Grade hervor zu bringen vermag; die gehörige Empfänglichkeit voraus geſetzt. Warum ſoll nun wohl die Tonkunſt es verſchmähen, ſich mit der Sprache, die überdies es keineswegs bloß mit Gedanken zu thun hat, zu verbinden? Verliert ſie dadurch einer Seits an ihrer ſelbſtändigen freien Bewegung, ſo gewinnt ſie wiederum, inſofern ſie in ihren Wirkungen beſtimmter, treffender wird. Und ſo gegentheils bußt zwar die Sprache, indem ſie ſich der Muſik anſchließt, an Geiſtigkeit im engeren Sinne ein; was ſie aber an Empfindung und Phantaſie beſitzt, gewinnt hinwiederum durch den Schwung und die höhere Belebung mittelſt der Tonkunſt die innerſten Empfindungen; das höchſte Entzücken, die zarte Sehnſucht, die innigſte Liebe vermag die Sprache nur an zu deuten, da die Muſik die innere Welt allein zum Gegenſtand hat und ihr einen Ausdruck giebt, gegen den aller Ausdruck durch Worte verſtummt. Wer dies empfindet und erwägt, dem muß ſchon hieraus der Urſprung und die Bedeutung der Oper klar genug werden, um die Grundloſigkeit und Beſchränktheit eines ſolchen leidenſchaftlichen Eiferers wider ſie völlig ein zu ſehen. In dieſem beſtimmten Falle iſt es nur merkwürdig als ein wichtiger Beitrag zur Charakteriſtik des großen Dichters, und man muß es lediglich als ein naives Bekenntniß deſſelben anſehen, woraus ſich Manches in ſeinen Werken erklärt, wie z. B., daß es ihm mit der Darſtellung der Liebe nie gelingen will; die Liebe hat nämlich mit der Tonkunſt das gemein, daß ſie im innerſten Herzen, in dem tiefſten Gefühle lebt und webt und die Phantaſie ihre liebſte Vrgieterin iſt; daher ſagt Schiller ſo ſchön:

„Spricht die Liebe, ſo ſpricht, ach! ſchon die Liebe nicht mehr!“

und dieſes deuten Tieck's ſchöne, von Verſtandes-Poeten und Kritikern verſpöttelte Verſe an:

„Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſteh'n zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen." —

Wie wenig Empfänglichkeit für Muſik ſetzt auch folgende Stelle voraus: „Nicht genug, daß ſie ſingen, — ein volles Orcheſter geigt und dudelt auch dazu, ſo daß von ihrem Geſange nur die Töne, nicht die Worte, in unſer Ohr dringen können." Hierzu wird nun noch ein Epigramm von Klopſtock angeführt, worin der Dichter den Chor durchaus verwirft, weil man kein Wort darin höre! Auch das iſt eine ſtarke Uebertreibung, und hat man denn nicht, um dem Gehör zu Hülfe zu kommen, den gedruckten Text bei der Hand? Den Chor verwerfen, heißt eine der höchſten Schönheiten der Tonkunſt für null erklären. Aehnliche Aeußerungen von Klopſtock werden angeführt, die aber alle ſo indifferent ſind, wie ſeine Ausfälle auf den Reim, den er, der deutſche Mann, nicht leiden konnte!

Ferner heißt es: „Der Schein der Wahrheit läßt ſich bei der Oper durch keine vernunftmäßige Einbildung retten." Warum denn nicht? Iſt es unvernünftig an zu nehmen, daß die Perſonen der Oper ſolcher muſikaliſchen Natur, ſo erhöheter Empfindung ſind, daß ſie ſich bald recitativiſch, bald ſingend vernehmen laſſen?

Damit ich nun ſelbſt der Uebertreibung nicht ſchuldig ſcheine, ſo ſey noch bemerkt, daß die Vereinigung der Sprache mit der Muſik keine vollkommne iſt, ſondern gleichſam eine Ehe zur linken Hand. Die Muſik herrſcht immer etwas vor, aus dem natürlichen Grunde, weil die Oper eben ein muſikaliſches Drama iſt. Daher iſt es für den Zuſchauer eben nicht ſtörend, wenn er den gedruckten Text dabei vor ſich hat; iſt er erſt damit vertraut, ſo kann er ihn auch ganz entbehren. Daher machen die ſchönſten Verſe und die ſchönſte Operndichtung noch keine ſchöne Oper; wohl aber kann ein Mozart eine mittelmäßige Dichtung, wie z. B. „Belmonte und Conſtanze", zu einer meiſterhaften Oper erheben, vermöge der Zauberei der Tonkunſt, zu welcher die Dichtung und noch mehr der Text ſich etwa verhält, wie der Aufzug zum Gewebe. P.

An den Herausgeber des „Geſellſchafters".

Erlauben Sie mir, verehrter Herr, mich in einer Angelegenheit an Sie wenden zu dürfen, welche, wenn ſie mich gleich nur theilweiſe angeht, doch von großer Wichtigkeit für mich iſt, indem ſowohl Wahrheitsliebe wie Freundſchaft mich dringend auffordern, Ihnen dieſe Zeilen zuzuſenden, um von Ihrer mir ſo vortheilhaft bekannten Humanität und Unparteilichkeit eine hinreichende Genugthuung für einen, meiner innern Ueberzeugung nach durchaus unſchuldig Gekränkten, der mir ſowohl als Künſtler wie als Menſch gleich achtungswerth erſcheint, zu erlangen. — Zur Sache:

Des „Geſellſchafters" Hamburger Correſpondent, in welchem ich übrigens den trefflichen Gelehrten wie den wackeren Mann gleich ſehr erkenne und ſchätze, hat in ſeinem Bericht über meine erſte improviſatoriſche Leiſtung in Hamburg von des Hrn. Albert Methfeſſel's Begleitung auf dem Pianoforte in Ausdrücken geſprochen, die auf jeden Fall ſchmerzlich und verletzend, ſowohl für den vortrefflichen Künſtler, wie für mich ſelbſt, ſind, da auf mich immer der Vorwurf zurückfällt, Hrn. Methfeſſel als Begleiter erwählt zu haben, wenn er, wie Ihr Correſpondent ſchreibt, das nicht leiſtete, was man von ihm mit Recht fordern konnte. — Wenn ich mir nun auch in Sachen der Tonkunſt durchaus keine Stimme zurechnen darf, ſo ſcheint es mir doch in dieſem Falle (wo wohl Keiner ſo wie ich Rechenſchaft zu geben im Stande iſt, wie der muſikaliſche Begleiter auf mich einwirkte, durch ſein Spiel niederdrückte oder erhob), durchaus erlaubt, ja es ſcheint mir Pflicht zu ſeyn, mich ſelbſt ein zu miſchen; und ſo entgegne ich denn auf jenen Bericht aus Hamburg, daß meinem Gefühl nach Hr. Methfeſſel mich, wenn gleich das Ganze aus einem anderen Geſichtspunkt als der geniale Klaſing auffaſſend, durchaus untadelhaft begleitet hat. — Wie ſehr übrigens Hr. Methfeſſel die erforderlichen Fähigkeiten habe, hat er nicht allein in meiner zweiten Abend-Unterhaltung, wo er beide Aufgaben meiſterhaft begleitete, was übrigens allgemeine Anerkennung fand, ſondern auch durch ſeine Lieder-Compoſitionen, ſeine Direktion des Apollo-Vereins und der Liedertafel in Hamburg und bei vielen ſonſtigen Gelegenheiten bewieſen. Ich darf mir erlauben zu ſagen, daß Hr. Methfeſſel einer der Tonkünſtler iſt, auf die Deutſchland mit Recht ſtolz ſeyn kann, da er die Kunſt als ein Heiligthum betrachtet.

Sie würden mich, verehrter Herr, ungemein verbinden, wenn Sie gütigſt Notiz von dieſen Zeilen nehmen, oder ihnen ſelbſt ein beſcheidenes Plätzchen im „Bemerker" vergönnen wollten.

Berlin, den 4. April 1825. Hochachtungsvoll
Dr. W. Wolff.

1825. No. XIV.

Blatt der Ankündigungen.

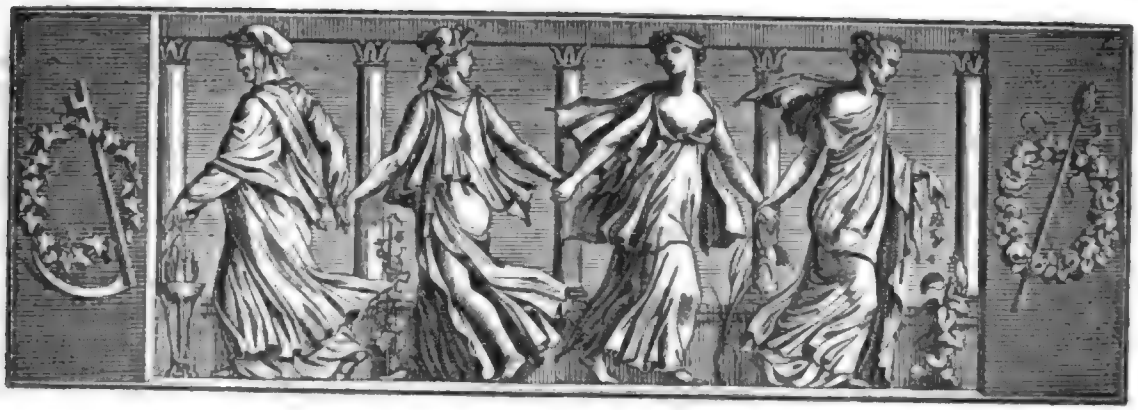
Das bei uns erſchienene:

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1825,
herausgegeben von Carl v. Holtei,

wird überall ſehr günſtig aufgenommen und für das beſte dramatiſche Taſchenbuch erklärt, wie dies die Recenſionen im „Converſationsblatt", der „Abendzeitung", der Berliner Voſſiſchen und „Neuen Breslauer Zeitung", den „Originalien" u. ſ. w. beweiſen. Auch die ſchon auf mehreren Bühnen erfolgte Aufführung einzelner Stücke daraus ſpricht vortheilhaft für die Sache. Wir dürfen demnach die Hoffnung hegen, daß, bei der ſteten Klage über die Seltenheit urſprünglich deutſcher Bühnenſpiele, das Publikum dieſem Unternehmen, dem wir ein immer ſorglicheres Beſtreben widmen werden, eine ſtets erhöhte Theilnahme gönne, da es im allgemeinen Intereſſe liegt, jene Klagen zum Schweigen zu bringen. Die ſechs Stücke dieſes Jahrganges ſind: 1. Die Fledermäuſe oder „Klug ſoll leben!" Schwank von C. Lebrün. — 2. Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen, Luſtſpiel von Ludwig Robert. — 3. Die Sonntags-Perücke, Poſſe von Seſſa (Verfaſſer von „Unſer Verkehr" u. ſ. w.) — 4. Der Oberrock, Drama von Bärmann. — 5. Die Wiener in Berlin, Liedervoſſe von Carl v. Holtei. — 6. Das Kinderſpiel oder die vernünftigen Leute, Luſtſpiel von Karl Schall.

Es iſt dieſes Jahrbuch für 1 Thlr. 16 Gr. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Friedrichsſtraße, Nr. 176. Vereins-Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 15. April. 60ſtes Blatt.

Die Jahreszeiten.
Sonettenkranz.

1.

Wenn ätherrein des Himmels Angeſicht
Zur Erde blickt, und nun im Lauf der Stunden
Das Morgenroth im Sonnenglanz entſchwunden
Und ſich der Strahl in tauſend Farben bricht;

Die Erde ſich den Gürtel umgewunden,
Gewirket aus der Aehren gold'nem Licht,
Azurne Stern' in ihre Locken flicht,
Dann haben Beide bräutlich ſich verbunden.

Beglückt, o Braut, in hell'ger Feierſtunde!
Als Hochzeitlichter flammen ew'ge Sterne
Im Saphirmantel über deinem Sitz;

Der Donner rollt den Jubel eurem Bunde,
Die Lüfte tragen ihn zur weit'ſten Ferne,
Als Hochzeitfackel leuchtet euch der Blitz!

2.

Und ſieh! ſchon regt es ſich mit neuem Streben,
Dort in des Raſens, in der Zweige Grün;
Wie roſenwangig hier die Früchte glüh'n,
Die ſchon den Keim der neuen Frucht umgeben!

Und wie die Gluthen aus der Frucht der Reben
Begeiſternd nun durch unſ're Nerven zieh'n,
So quillt und ſprudelt's durch die Schöpfung hin,
Und überſchäumt in voller Kraft das Leben.

Nicht immer zwar iſt ungetrübt die Freude,
So manche Trift geſtaltet ſich zur Haide,
Und düſ're Nebel wallen auf der Flur;

Doch ſpannt der Himmel bald an ſeinem Bogen
Die Strahlen aus, zerreißt die Nebelwogen,
Und freut ſich der lebendigen Natur.

3.

Was hallet donnernd aus des Thales Gründen
Der Waſſerfall, entbunden aller Zügel?
Es iſt der Nord mit ſeinem Eisesflügel,
Vor deſſen Hauch die Lebensflammen ſchwinden.

Er ſtarret zu Cryſtall des Sees Spiegel,
Und ſelbſt der Strom muß ſeine Welle binden,
Die reife Frucht ſich von den Aeſten winden,
Die Erde deckt des Todes bleiches Siegel!

Doch ruht ſie ſanft im ſilbernen Geſpinnſte,
Verbannt ſind rings umher die gift'gen Dünſte,
Und abgeſtreift das dürre Laub vom Zweige,

Daß ungeſtört die Puppe ſich vollende,
Und nach des tiefen Winterſchlafes Ende
Der Schmetterling im reinſten Glanz entſteige.

4.

Und eine Nacht erſcheint mit lauen Schwingen,
Die Sonne folgt in wolkenloſer Pracht;
Es ſchmilzt der Schnee, des Eiſes Rinde kracht,
Das Grün erſteht, und alle Quellen ſpringen.

Die Erde lebt! aus ihrem Schooße dringen
Die Blumen all', und jeder Keim erwacht,
Zum ew'gen Tage wandelt ſich die Nacht;
Es lebt die Luft! und Harmonieen klingen.

Die Gottheit ſieht zur Erde liebend nieder,
Die Erde liebend zu der Gottheit wieder,
Und Opferdüfte trägt der ſanfte Weſt.

Empor aus ihren blüthenlichten Thalen,
Und ſchimmernd in der Glorie der Strahlen,
Begeht Natur der Auferſtehung Feſt.

Franz Fiſinger.

Bruchstück aus einem Roman.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin entfernte sich mit dem Kammerrath in ein Nebengemach, um den treuen Wunderlichen zu versöhnen; denn ihr schönes Herz litt bei dem Gedanken, einen Mann, der ihrem Hause aufrichtig ergeben war, gekränkt zu sehen.

Hermann war bei dem Herzog zurück geblieben, und hielt es für schicklich, bis zur Wiederkehr der Herzogin zu verweilen. Sein neuer Gönner schien immer mehr Theilnahme für ihn zu gewinnen, denn dieser fürstliche Menschenkenner ließ nicht leicht etwas auf seinem Wege liegen, was des Aufhebens würdig war. Er prüfte Hermann in einem ruhigen, forschenden Gespräch über verschiedene Gegenstände, und da Jener lebhaftes jugendliches Interesse an allen nützlichen und wichtigen Dingen blicken ließ, so wurde die Unterredung wenigstens von seiner Seite immer wärmer. Zuletzt fragte ihn der Herzog: „Haben Sie denn gar kein bindendes Verhältniß?“

„Nein!“ antwortete Hermann, und da er die Absicht des Fürsten merkte, mehr von ihm zu erfahren, so fuhr er fort: „Mein Vater lebte, wie ich schon früher gesagt habe, in Bremen, war Senator und Doctor beider Rechte. Er war der strengste und der rechtschaffenste Mann, den ich je gesehen habe, voll Sonderbarkeiten, doch selbst in seinen Launen, wenn ich so sagen darf, verehrungswürdig.“ — „Sie schildern mir keinen Unbekannten“, fiel der Herzog ein; „denn Alles müßte mich trügen, oder er ist derselbe Mann, mit welchem mein Vater von der Akademie her, die sie Beide gemeinschaftlich besucht hatten, einen festen Bund Zeit seines Lebens bewahrte.“

„Mein Vater“, entgegnete Hermann, „redete zuweilen vom Herzog Heinrich, jedoch ließ er sich nach seiner verschlossenen Weise über das Verhältniß, welches zwischen dem Fürsten und ihm bestand, nicht aus. Einmal erinnere ich mich, Ihren durchlauchtigen Herrn Vater gesehen zu haben; er besuchte unser Haus, ich wurde herbei geholt, er nahm mich auf seinen Schooß und liebkoste mich. Es kam mir sonderbar vor, von einem älteren Manne so behandelt zu werden, da ich an dergleichen von meinem Vater nicht gewöhnt war. Nachher habe ich ihn nicht wieder erblickt.“ — „Ich erinnere mich dieser Reise nach Bremen wohl!“ sagte der Herzog; „es war die letzte meines Vaters, er starb bald darauf. Wer war Ihre Mutter?“ — „Mein Vater hatte sie aus dem Süden von Deutschland heimgeführt; sie war äußerst sanft und liebte mich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Als ich zum Bewußtseyn kam, sah ich, daß sie einer tiefen Schwermuth zu unterliegen schien, sie ging fast mit Niemand um, und befand sich in unserm alten, großen, dunkeln, winkelvollen Hause, welches ganz schauerliche Empfindungen erweckte, meistens allein.“

„Es ist zu verwundern“, rief der Herzog aus, „daß Sie in so strengen und trüben Umgebungen derjenige geworden sind, welcher Sie zu seyn scheinen.“ — „Ich weiß nicht, wie es gekommen ist“, erwiederte Hermann; „aber ich behielt immer guten Muth, und dachte, es sey am besten, die Schärfe des Vaters und die Traurigkeit der Mutter durch meine Eulenspiegeleien zu lindern. Ich ließ dergleichen in starker Anzahl ausgehen, und zog mir dadurch Schläge, Kopfstöße, Ehren- und Freiheitsstrafen die Hülle und Fülle zu. Einmal stand ich an einem May-Abend auf dem Hofe, und sah unverwandt nach dem Dache empor, auf welchem mehrere Katzen ihre Kurzweil mit allerhand possirlichen Sprüngen trieben. Mein Vater kam dazu und fragte mich, wonach ich so emsig blicke. Ich konnte vor Entzücken über die lustigen Thiere nur die Worte hervor bringen: Ach, die Katzen! die Katzen! und da mir das Leben derselben in diesem Augenblick gar zu vergnüglich vorkam, setzte ich hinzu: Ich wollte, ich wär eine Katze! Mein Vater gab mir eine Ohrfeige und sprach: Mein Sohn, der Mensch soll nie wünschen, ein unvernünftiges Thier zu seyn! — Solche und ähnliche Dinge kamen oft vor, doch hatte ich im Ganzen eine gewisse Freiheit, denn das Lernen wurde mir leicht, und meine Fortschritte machten dem Vater großes Vergnügen, daher ich denn, wenn ich das Meinige geleistet hatte, größtentheils Erlaubniß bekam, umher zu schwärmen. Früh war mein Schul-Cursus vollendet, und ich bezog die Universität.“ — „Wo studirten Sie?“ fragte der Herzog. — „In Halle und Jena!“ antwortete Hermann. „Ich war kaum ein halbes Jahr Student, da kam der Krieg, welcher uns Alle zu den Waffen rief. Ich trat in eine Schaar ein, die manche wackere Gesellen vereinigte, und hatte das Glück, mit mehreren meiner besten Freunde zusammen zu stehen. Nun erschienen die feierlichsten und fröhlichsten Tage meines Lebens. In ihnen habe ich einen Segen genossen, für welchen ich dem Himmel nicht genug danken kann, der ihn mir zu kosten gab!“ — „Aber die Bivouacs, der Regen, die Hitze, der Mangel?“ fragte der Herzog. — „Im Lager froren wir und wurden wieder warm; wenn der Regen uns durchnäßt hatte, so war uns das Abtrocknen um so angenehmer; in der Hitze schmeckte ein frischer Trunk köstlich, und der Hunger machte uns das Stück Fleisch, welches wir, am Säbel gespießt, über dem Feuer verkohlen ließen, zum Leckerbissen. Wir fluchten, wenn es uns schlecht ging, wie die alten Grenadiere, und wenn es wieder etwas besser kam, so waren wir obenaus.“ — „Warum blieben Sie nicht Soldat?“ — „Mein Vater wollte

es nicht zugeben; ich ſollte meine Studien fortſetzen. Ich kehrte zur Univerſität zurück, und kann Ew. Hoheit nicht ſagen, wie elend und nichtig mir das ganze Studentenweſen nach ſo gehaltvollen Tagen vorkam. Ich hatte mir feſt vorgenommen, nur den Wiſſenſchaften und einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde zu leben, aber meine Sinnesart zog mich doch bald wieder in größere Kreiſe. Ew. Hoheit ſind die Abentheuerlichkeiten bekannt, welche die Regierungen ſo lange beſchäftigt haben und noch beſchäftigen. Dieſe machte ich leider mit, war Glied einer akademiſchen Verbindung und half auf der Wartburg ſengen und brennen. Verhöre, Confrontationen und andere widerwärtige Dinge erfolgten, welche mir um ſo ſchwerer fielen, da ich denn doch bald abgekühlt war und einſah, mit was für Narrheiten ich die koſtbare Zeit vergeudet hatte. Indeſſen kam ich mit dem blauen Auge davon, verließ die Univerſität, mit rühmlichen Zeugniſſen verſehen über Vorleſungen, welche ich nie gehört, jedoch bezahlt hatte, und mußte mich nun, nachdem ich mir früher zugetraut hatte, das deutſche Reich umgeſtalten zu können, bequemen, Protokolle zu führen in Prozeſſen, deren Gegenſtand oft kaum fünf Thaler betrug.“ (Der Schluß folgt.)

Das neue Mährchen von der Tonne.

Der Enthuſiasmus für Lord Byron hat ſich mit der Vorliebe zu Reliquien vereinigt, und ſich bis auf die Tonne (oder Pipe) erſtreckt, worin die irdiſchen Reſte des Dichters nach England gebracht worden. Nachdem der Sarg ausgepackt war, wurde die Tonne, auf welche Niemand achtete, von Einigen vom Schiffsvolk an einen Faßbinder, Namens Davey, in Oldſtreet, um einen nicht geringen Preis verkauft, da dieſer großen Werth auf den Beſitz legte, und ſein Beſtreben nicht zu verbergen verſtand. Er hatte aber ſeinen Wunſch kaum befriedigt und die Tonne im Hauſe, als ſchon der Schiffspatron oder Eigenthümer, der die Leiche Byron's nach England gebracht, zu ihm kam, und die Tonne zurück forderte, worüber, ſeiner Behauptung nach, die Verkäufer kein Recht gehabt hätten, zu ſchalten. Der Böttticher, ein wahrer grober John Bull, wies den Capitain zum T—. „Was geht es mich an“, rief er, „ob Ihre Leute verkaufen dürfen oder nicht: genug, ſie haben verkauft, ich habe gekauft, bezahlt und gut bezahlt, und habe meine Zeugen. Verklagen Sie mich, wenn Sie wollen!“ — Der Capitain verſuchte es mit Drohungen, richtete aber ſo wenig aus, daß Jener ſchon zu ſeinen Inſtrumenten griff, und es hohe Zeit war, ihnen aus dem Wege zu gehen. Jetzt ließ der Böttticher ſeinen Triumph, als Anzeige, in die Blätter ſetzen, und benachrichtigte das Publikum von dem Schatze, zu deſſen Beſitz er gelangt ſey. Das Publikum von dem Nordoſt-Viertel von London ſtrömte nun nach Oldſtreet, die Wundertonne zu ſehen, worin der Sarg geſteckt, in dem die Leiche geſteckt, in welcher die Seele des Lords Byron geſteckt hatte. Alle Liebhaber der Poeſie und der ſchönen Wiſſenſchaften eilten, um mit offenen Augen und Naſenlöchern dieſes merkwürdige Faß an zu ſtaunen. Der Böttticher hatte es in einem Winkel ſeiner Bude oder Werkſtatt auf ein Poſtament geſtellt, wo es ſich wundervoll ausnahm. Mit großen weißen Lettern ſtanden die Worte daran geſchrieben: „Lord Byron“, damit die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer nicht etwa von dieſem Cenotaphium auf eine der andern gemeinen Tonnen gerichtet würde, welche im Laden zum Verkauf ſtehen. Schon ſind, wie wir vernehmen, mehrere Stäbe des heiligen Gefäßes ausgebrochen, und zu kleinen Geräthen bearbeitet worden, z. B. zu Tabacks-Doſen, Büchſen, Löffeln u. ſ. w. Der Reliquien-Freund, der ſeinen Spahn zum Löffel gemacht, hat den meiſten Geſchmack gezeigt. Es wird dieſer Tonne — welche, aller Abgänge ohngeachtet, immer ganz bleibt — ergehen, wie dem Holze des heiligen Kreuzes, welches ſich dergeſtalt als Reliquie vermehrt hat, daß wohl zwei bis drei Kreuze daraus gezimmert werden könnten. — So verſchafft Byron's Tod dem Faßbinder ein bequemes Leben. T. L. Secha.

Gute und ſchlechte Einfälle.

Neulich verſicherte ein Aſtronom: er habe im Mond ein Erdbeben entdeckt.

„Wer iſt der Mann dort in der Eck-Loge?“ fragte Jemand einen Schauſpieler. Antwort. Ein Mann, der auf unſer Verderben lauert. Frage. Alſo ein Theater-Recenſent? Antwort. Nein, der Theater-Arzt.

Unſer Theater-Repertoir hat mit den Wetter-Propheten das gemein, daß es mehrentheils falſch verkündigt.

Von Moſes Geſetztafeln beſitzen wir nur die zweite Auflage. Die erſte iſt nicht in's Publikum gekommen.

N. verſetzte ſeine Brille bei dem Lichtzieher gegen ein Licht, ſteckte es Abends an und wollte ſchreiben. Nun hatte er Licht, aber keine Brille.

Ein Theater-Souffleur ließ ſich aufbieten: „Königlicher tragiſcher und komiſcher Theater-Ohren-Bläſer.“

Nur nach dem dritten Aufgebot darf ein Berliniſches Schauſpiel vom Recenſenten mit der Kritik getraut werden.

Auf dem Geſicht mancher Damen blühen keine Frühlingsblumen, aber deſto mehr Sommerſproſſen.

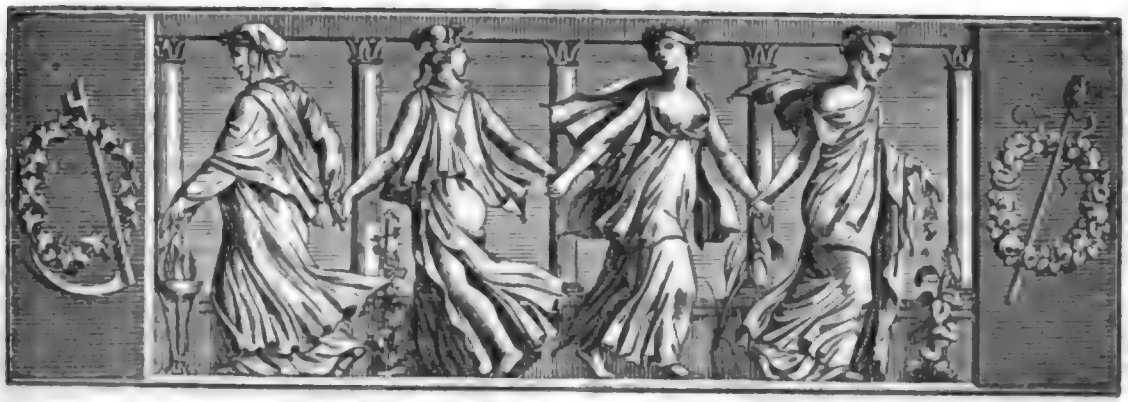
Die Berliner haben jetzt im eigentlichſten Sinn des Worts drei Alltags-Zeitungen. Chletas.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Zweiter Band." (Leipzig, bei Carl Enobloch, 1825.) — Man findet in dieser Sammlung: I. Bildnisse, das will sagen, skizzirte Biographieen von berühmten, oder wenigstens für berühmt gehaltenen Componisten. II. Betrachtungen über Mittel und Werke der Tonkunst, so wie über allgemeinen und individuellen Geschmack in der Musik. III. Vermischtes aus dem Gebiete der Harmonie und deren Kritik, namentlich eine Discussion über das Verhältniß des Kritikers zum Künstler; letztere zum Theil von Andern, und ganz nach dem Bedürfniß der Zeit. — Was Nr. I., die Schattenrisse von Hoffmann, Gerber, d'Antorga und Rolle betrift, so sind sie gewiß nicht bloß für Freunde der Tonkunst, sondern überhaupt für Jedermann ein angenehmes Geschenk, zumal da sie mit eben so vieler Liebe, als meistens Unparteilichkeit dargestellt wurden. Denn wer läse wohl nicht gern von Männern, die sich — sey es, in welchem Fache es wolle — so vortheilhaft ausgezeichnet haben, als die eben genannten? Nur dürften freilich solche Kenner der Musik, welche über die letztere ganz andere Begriffe hegen, als der große metaphysische Grübler Kant (der sie nach Hrn. Rochlitzens Versicherung kaum für eine bloß angenehme Kunst gelten lassen wollte — zum Beweise, daß er hier unter die Sutores ultra crepidam gehörte —) und die eben nicht gleich mitjauchzen, wo von den unerhörten neuen Fortschritten derselben die Rede geht — die hier befolgte Rangordnung gerade umgekehrt, d. h. mit Rolle begonnen und mit Hoffmann geschlossen wünschen. „Der Grund ist zwar nur eine Kleinigkeit", würden sie sagen; „aber in einer Schrift, mit welcher doch offenbar ein wenig eingelenkt werden soll — wenn's möglich ist! — paßt es sich wenigstens so besser." — Aber dennoch widerfährt dem wackeren Schöpfer von „Abels Tode" und „Abraham auf Moria" alle gebührende Ehre. Das ist gewiß sehr brav von Rochlitz gedacht, und wird ihm auch von ältern Freunden der Tonkunst für einen vollgültigen Beweis seiner Unparteilichkeit angerechnet werden, wiewohl er vielleicht Manchem unter ihnen bereits eine wahre Neuigkeit damit erzählt: daß der Mann ein Schüler unseres unsterblichen Graun war, für dessen „Tod Jesu" doch wahrscheinlich keine zeitgemäße Musik gewünscht werden dürfte, wie sie in Berlin für eins der Rolleschen Werke unlängst nicht bloß gewünscht, sondern auch wirklich gegeben wurde. Nun vielleicht hat diese zeitgemäße Musik auch nur zeitgemäßen Kennern und Kennerlingen sehr ergötzlich geschienen. — Um nicht den Verdacht zu erregen, als waren wir durch diese kleine satyrische Nebenbemerkung mit Rochlitzens Ansichten in einigen Widerspruch gerathen, wollen wir uns den Weg zur unvorgreiflichen Beurtheilung von Nr. II. durch des Verfassers eigene Worte bahnen. Er sagt nämlich (S. 144) ganz richtig: „Der unzweckmäßige Gebrauch der Kunstmittel macht gewiß auch das geistreichste Werk weit geringer, und auch weit weniger wirksam, als es sonst seyn würde, und der zweckwidrige Gebrauch derselben macht es zu einem Widerspruch in sich selbst, zu einer Thorheit eines vielleicht geistreichen Menschen, zu einer Art von Mißgeburt, die Staunen erregen kann, aber auch Bedauern erwecken wird. — Wir wollten bei dieser, sonderlich in der ausgezeichneten Schlußperiode wie aus dem Leben aufgegriffenen Schilderung schon beifallend ausrufen: nun da haben wir ja den großen Verirrten der Zeit, wie er in seinen neuesten Geistesprodukten leibt und lebt! Allein das war leider ein wenig zu voreilig. Rochlitz bewundert nicht bloß den früheren Beethoven, der uns oft selbst bezaubert hat, und in seinen schönsten Werken noch immer bezaubert, sondern auch den jetzigen unbedingt. Nun mag er das vor dem Forum der philosophischen Kritik, deren Rechte er so wacker vertritt, selbst verantworten, wenn er kann! Uns genügt, daß er, wie wir längst, die eben nicht erfreuliche Bemerkung gemacht hat, daß es in unserer lieben musikalischen Welt dermalen oft ein wenig bunt und kraus hergeht, und daß Mancher, der sich für ein ganz gewaltig empor strebendes Genie hält, in Wahrheit nicht übel thäte, wenn er bei Gelegenheit mit einem psychologischen Arzte über die Sache zu Rathe ginge. Dieser beklagenswerthe Zustand der musikalischen Dinge wird sich aber gewiß nicht eher ändern, als bis vorbemeldete Genies, die gegenwärtig nur gar zu oft und gar zu laut den Ton angeben, die philosophische Kritik scheuen müssen, oder auch — welches der Himmel verhüthen wolle! — alle Concert-Säle leer stehen. Denn zuletzt muß doch wahrlich selbst der große Haufen dahinter kommen, wie man ihm, sein Bischen Tanzmusik etwa abgerechnet, mit den Tönen fast überall nur blauen Dunst vor zu malen bemüht ist. — Eben darum aber verdient Rochlitz unfehlbar den herzlichsten und wärmsten Dank aller wahren Kenner der Musik, daß er mit den Betrachtungen Nr. II. nur allererst die Bahn zu einer philosophischen Kritik der Tonkunst zu brechen sucht. Denn in Wahrheit, man weiß davon, oder richtiger zu reden, man ahnet sogar davon noch verzweifelt wenig. Nur scheint es uns, als ob sich der Verfasser gleich bei seiner ersten Betrachtung, aller Bescheidenheit unbeschadet, ein größeres Relief hätte geben können und geben sollen. Vielleicht wäre es sehr zweckdienlich gewesen, wenn er die Discussion aus Nr. III. über das Verhältniß des Kritikers zum Künstler der ersteren voran geschickt und nicht so oft gesprächsweise ausgearbeitet hätte. Ehe man mit den vortrefflichen Herren, die hier so vornehm thun, fertig werden kann, sind zwei Lärmtrompeten zum Schweigen zu bringen; davon tönt die eine: Man könne über Musik kein richtiges Urtheil fällen, ohne selbst Componist zu seyn; und die andere: man könne es eben so wenig, wenn man sich nicht im einfachen und doppelten Contrapunkte völlig gestalten wisse. Das erste Vorurtheil kann man mit Winkelmann's glänzendem Beispiel, das zweite aber mit mehr als einer geistreichen Frau widerlegen. Winkelmann war bekanntlich selbst weder Maler, noch Bildhauer, noch Dichter, noch Baumeister; wahrscheinlich hat er auch die Grammatik aller ihm unentbehrlichen Sprachen für nichts weiter gehalten, als was sie in der That nur ist, das heißt, für ein nothwendiges Uebel, und sich damit nie länger abgegeben, als nöthig schien, um den richtigen Sinn schöner Werke nicht zu verfehlen. Gleichwohl gilt der Mann, und das von Rechtswegen, für den ersten kritischen Kunstkenner in der ganzen gebildeten Welt. Warum aber? Antwort: weil er die Regeln, nach welchen das wahre Genie zu allen Zeiten gearbeitet hat und ewig arbeiten wird, auf die letzten einfachen Prinzipe philosophisch zurück führte, und sich derselben bei seiner Beurtheilung der Schönheit überhaupt, so wie der einzelnen Produkte der schönen Künste, mit Genie, Geist und Scharfsinn zu bedienen wußte. Dies Vorurtheil ist daher eben so thörigt, als wenn man behaupten wollte, daß Keinem über einen Homer oder Virgil eher ein competentes Urtheil zugestanden werden könne, als bis er sich selbst als einen Homer oder Virgil bewiesen hätte. — Das zweite ist, wo möglich, noch alberner; denn die grammatische Richtigkeit hat mit der eigentlichen inneren Schönheit ungefähr gleiches Verhältniß, wie das Skelet zu den schönen Formen eines wohlgebauten Körpers. Und die hinreißende Schreibart, die z. B. der geistreiche Thümmel in seinen gelungensten Dichtungen führt, wird sicher von mancher geschmackvollen Leserin nicht bloß inniger empfunden und bewundert, sondern auch treffender beurtheilt, als von hundert tiefsinnig grübelnden Grammatikern, die weder den rechten Geist noch den erforderlichen Geschmack dazu besitzen.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 16. April. 61ſtes Blatt.

Bruchſtück aus einem Roman.

(Schluß.)

„Sie wurden alſo Juriſt?“ ſagte der Herzog. — „Ja!“ erwiederte unſer Freund mit einem tiefen Seufzer. „Ich wurde Juriſt, weil mein Vater Juriſt war, und weil ich von Kindheit an nicht anders gehört hatte, als daß ich Juriſt werden würde, daher ich dieſe Beſtimmung für eine Art von Nothwendigkeit anſehen lernte, ungefähr wie man an den Tod denkt, weil uns ſtets vorgeſagt wird, daß Keiner demſelben entgehen könne. An meinem guten Vater lag es nicht, daß ich nicht ein zweiter Ulpian geworden bin. Er hatte den gründlichſten Plan entworfen, mich zum vollkommnen Rechtsmann zu bilden. Ich ſollte zuvörderſt die Juſtiz mehrerer deutſchen Länder kennen lernen, und dann in meine Vaterſtadt zurück kehren; denn alle wahre Einſicht, pflegte er zu ſagen, beruhe auf der Vergleichung. Ich trat daher zuerſt bei einem obern Hofe des benachbarten Landes, welches wegen ſeiner Gerichtsverfaſſung beſondern Ruf hat, ein, und wurde ſogenannter Referendarius. Mein Geſchäft war anfangs, in endloſen Sitzungen mich als ſtummen Zuhörer zu verhalten, bis man nach und nach mir erſt kleinere, dann größere Arbeiten übertrug, die ich zur Zufriedenheit der Räthe und Präſidenten ausführte. So lange mir Alles neu war, machte mir die Sache Vergnügen; bald aber ergriff mich die furchtbarſte Langeweile, und ein ſo unergründlicher Ekel gegen dieſe durch die Reden meines Vaters mir aufgedrungene Beſchäftigung, daß meine ganze Munterkeit ſich zu verlieren drohte. Denn ich ſah, daß es heute ging wie geſtern, und morgen wie heute; daß alles Reden und Schreiben zu nichts führte, als zu Urtheilsſprüchen, die in der Regel nicht vollſtreckt werden konnten, und daß das höchſte Gefühl eines Juriſten darin beſteht, eine Sache mehr abgemacht zu haben. — Mir war in dieſem Getreibe zu Muthe, wie in einer ewig klappernden und ſauſenden Mühle, und ich ſah nie, wo das Mehl blieb, welches zu gewinnen ſo viele Räder ſich abarbeiteten. Meine Stimmung wurde ganz unleidlich; ich konnte dieſelbe gegen Niemand auslaſſen, denn die Jünglinge, welche mit mir gebildet wurden, waren Alle höchſt vergnügt und wie in ihrem Elemente, ſprachen von nichts, als von Rechtshändeln, und ein beifälliger Blick der Vorgeſetzten vermochte ſie bis in den dritten Himmel zu entzücken. Ich war zum erſten Mal in meinem Leben unglücklich, und wüßte nicht, was aus mir geworden ſeyn möchte, wenn nicht plötzlich mein Vater und kurz darauf meine Mutter geſtorben wäre. Da ich nun zugleich volljährig wurde, ſo war ich der Herr meiner Thaten. Mein Vater hatte ein Teſtament errichtet, und darin, ſonderbar genug, unbekannten Vettern und Baſen den größten Theil ſeines Vermögens zugewandt, meine Mutter und mich dagegen mit einem Capital von zehntauſend Thalern abgefunden, welches mir denn nach dem Tode der guten Mutter ungetheilt anheim gefallen iſt. Ich benutzte die erlangte Freiheit zu einem eiligen und gehorſamen Anſuchen um Entlaſſung aus meinem ſogenannten Dienſte, welche ich

auch bald erhielt; denn bei dem großen Zudrang von Rechts-Candidaten in gegenwärtigen Zeiten sind die Behörden froh, wenn ein Exspectant wieder abtritt. Ich nahm mir vor, das Vaterland zu bereisen, ehe ich mich von Neuem einem bestimmten Stande widmete, that einen tiefen Athemzug, als ich die Thore des Marter-Ortes hinter mir hatte, und befinde mich jetzt noch auf der angefangenen Wanderung."

„Zu den Gerichten werden Sie also wohl in der ersten Zeit nicht zurück kehren?" fragte lächelnd der Herzog. — „Nimmermehr!" rief Hermann aus; „denn gebrannte Kinder fürchten sich vor dem Feuer. In der That kann ich mir nichts Kläglicheres denken, als die Laufbahn, der ich glücklicher Weise entlaufen bin. Sie ist ganz dazu geeignet, den Menschen so trocken zu machen, wie der Sand, mit dem er die herab geschriebene Seite bestreut, und so bleich wie das Aktenpapier, in dessen Umgang er seine Tage hindämmert. Der Jurist bringt nie etwas hervor, sondern er schlägt nur immer nieder, und flickt auf eine kümmerliche Weise zusammen, was eine verwegene und geschickte Hand zerrissen hat. Er ist der Altreiß in dem Gebiete der Geister, einen neuen Schuh zu machen versteht er nicht, ja sein Gemüth entsetzt sich, wenn er einen solchen sieht. Da sein Beruf nur auf eine einseitige Ausbildung des Verstandes dringt, so versiegt entweder die Quelle des Gefühls in ihm, oder er sucht Beschwichtigung in einer seltsamen Spaltung seines Wesens, indem er geradezu bekennt: Als Richter denke ich so, aber als Mensch so: wodurch er nun eben andeutet: daß der Richter ein unmenschliches Wesen ist. Und wirklich lastet ein solcher Fluch auf dem Rechte, daß ich nicht begreife, warum die Welt nicht schon längst sich von diesem alten Kram befreit, und wieder einer poetischen und kraftvollen Willkühr überliefert hat. Denn um mich kurz zu fassen: gerade die ausgezeichnetsten Menschen verfallen immer in ihrer göttlichen Unvorsichtigkeit dem Gesetze, welches nur zum Schutz der vollendeten Nichtigkeit erfunden zu seyn scheint."

Der Herzog hatte dieser Deklamation zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Da Hermann inne hielt, um Athem zu holen, wischte er mit einer leichten Fingerbewegung über die linke Schulter des jungen Redners. Letzterer erstaunte, und wußte nicht, wie er dieses Zeichen zu deuten habe, erfuhr es jedoch sogleich. Denn der Herzog sagte: „Es saß Ihnen auf der Schulter etwas Asche; wenn ich nicht irre, so rührte sie noch von den Feuern der Wartburg her!" — Hermann wurde roth und schwieg. Der Herzog fuhr in mildem Tone fort: „Sie haben über das Fach, welchem Sie so abhold sind, geredet wie ein Jüngling, und es würde mir leid um Sie thun, wenn Sie nicht fähig wären, das ungerechte und falsche Urtheil zu fällen, welches ich eben von Ihnen hörte. Auch ich hege von den zufriedenen Rechts-Candidaten, über die Sie spotteten, keine sonderliche Erwartungen, aber ich zweifle nicht an ihnen, weil ich von dem Recht gering dächte, sondern deshalb, weil ich es für eine Erscheinung halte, deren Würde und Nothwendigkeit in jungen Jahren noch gar nicht begriffen werden kann. Ich glaube daher, daß den wahren Jüngling die erhabene Strenge, die heilige Kälte derselben erschrecken muß. Aber, mein junger Freund, es kommen Zeiten, in welchen die Phantasie erlahmt, der Verstand keinen Ausweg sieht, und der Wille an sich selber irre wird. In solchen Zeiten tritt das positive Gesetz wie ein Retter und Heiland ein. Doch das ist eine Ueberzeugung, die, wenn sie Ihnen von Nutzen seyn soll, Sie selbst sich aus der Erfahrung gewinnen müssen; ein Dritter kann sie Ihnen nicht geben, und sie kommt auch jetzt noch zu zeitig für Sie."

Hermann hätte um sein Leben gern der eindringlichen Worte, welche klar wie die Perlen von den Lippen des Fürsten quollen, noch mehrere gehört, und rief, da dieser schwieg, hastig aus: „Ach, wie gut und schön klingt Alles, was Ew. Hoheit sagen; wollte Ihre Weisheit, gnädigster Herr, mich erleuchten und einem harmlosen Jüngling, der Lust hat, etwas zu schaffen, einen Weg für sein Leben vorzeichnen, ich würde unendlich dankbar seyn!"

Der Herzog machte einen Gang durch das Zimmer, und sagte dann: „Sie müssen dienstbar durch die Welt ziehen, denn auf diese Weise entwickelt sich alle Tüchtigkeit. Das Nähere wollen wir morgen besprechen!" — Er winkte unserm Freunde, daß er sich entfernen sollte, dieser machte eine tiefe Verbeugung, und verließ den Saal, ohne die Herzogin wieder gesehen zu haben. Karl Immermann.

Anecdota Bacchica.

Papst Nicolaus V., ein um die Wiedererweckung der alten Literatur in Italien hochverdienter Herr, legte den ersten Grund zu der berühmten Vaticanischen Bibliothek. Mit großem Aufwande schickte er gelehrte Männer auf Reisen durch Italien und in das Ausland, um Handschriften ein zu kaufen, und auf gleiche Weise bemühte er sich, seinen Keller mit den besten Weinsorten zu versehen, welche Italien, Frankreich, Spanien, Griechenland und die Inseln des Archipelagus lieferten. Ein schöner Sammelgeist!

Nestor, der weiseste unter allen griechischen Feldherren vor Troia, wird in den Homerischen Gesängen auch als der erste Trinker dargestellt. Selbst wenn es zur Schlacht ging, vergaß er nicht zu trinken.

Nestor vernahm das Geschrei nicht achtlos, sitzend am Trunk zwar,

heißt es im ersten Verse des vierzehnten Gesanges der „Ilias", und während von andern Helden die Rüstungen, Schilde, Lanzen und Schwerdter in diesem Gedicht beschrieben werden, weiß dasselbe von dem alten Pylier nichts Wichtigeres zu schildern, als dessen Weinbecher:

Auch ein stattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
Den rings goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem,
Schon aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
Mühsam hob ein Andrer den schweren Kelch von der Tafel,
War er voll; doch Nestor der Greis erhob ihn unbemüht ihn.

Daher weiß denn auch Achilles bei den Leichenspielen zu Ehren seines Freundes Patroklus dem Greise kein passenderes und willkommneres Geschenk zu machen, als — eine doppelte Schale. Und Nestor spricht:

Gern empfah' ich dieses Geschenk und es freuet mein Herz sich.

So wird uns also Nestor von dem heiligen Großvater aller Dichter als ein Beispiel aufgestellt, daß der Wein den Menschen alt werden lasse und ihn weise und beredt mache. Denn wer weiß es nicht, daß von Nestors Lippen die Rede floß — süßer als Honig? Und sein Alter und seine Weisheit waren ja zu Sprüchwörtern geworden.

Nicht von vielem Trinken starb Alexander der Große, wie einige nüchterne Schriftsteller berichten, sondern, weil Bacchus gegen ihn ergrimmt war wegen der Zerstörung seiner Vaterstadt, des Böotischen Thebens.

Darius Hisdaspis, der König der Perser, ließ auf sein Grabmal folgende Worte setzen: „Ich habe viel Wein trinken und ihn gut vertragen können." Ohne Zweifel eine der wahrsten Grabschriften eines Königs.

Die persischen Könige betranken sich ein Mal in jedem Jahre, am Tage des Mithras-Festes. An diesem Tage durfte aber im ganzen persischen Reiche kein anderer Sterblicher einen Tropfen Wein zu sich nehmen.

Eine populairere Art, sich zu betrinken, hatte der Syrische König Antiochus Epiphanes. Wenn dieser hörte, daß irgendwo in seiner Residenz eine lustige Trinkgesellschaft beisammen säße, so warf er seinen königlichen Mantel ab, zog einen gemeinen Rock an, eilte nach dem Gelage, und hinter sich her ließ er ein Faß des besten Weines tragen.

Plato vergleicht eine gute Staatsverfassung mit einem Mischkruge, in welchem der Wein zwar schäumt und glüht, aber durch das hinzu gegossene Wasser, den nüchternen Gott, gemäßigt und gekühlt wird. Gegenwärtig zieht man den ungemischten Wein — oder das ungemischte Wasser vor.

Der weise Pittakus sagt: „In Erz spiegelt sich das Gesicht ab, in Wein der Geist."

Aeschylus schrieb seine Tragödien in der Trunkenheit. Daher sagte der nüchternere Sophokles von ihm: „Wenn Aeschylus auch gut und recht schreibt, so thut er es doch unbewußt." — Ist das nicht die wahre Begeisterung? Wilhelm Müller.

(Die Fortsetzung gelegentlich.)

Bunte s.

König Stanislaus sprach das Französische sehr schwerfällig. Eines Tages wollte er Voltaire einen Akt aus „Athalie" vorlesen, um ihm die Fortschritte seiner Aussprache zu zeigen. — „Lassen Ew. Majestät das" — sagte Voltaire — „ich werde mir erlauben, Ihnen Oden von Lamothe zu geben. Demosthenes hätte nicht nöthig gehabt, Kiesel auf seine Zunge zu legen, hätte er diese Verse gekannt!"

Am Tage der ersten Vorstellung der „Aveux chimeriques" war Rousseau selbst im Parterre, und sein Nachbar pfiff fortwährend. Plötzlich stößt er Rousseau an: „Wollten Sie mir nicht den Gefallen thun, ein Weilchen für mich zu pfeifen? ich muß hinaus, komme aber bald wieder!" Hiermit übergab er Rousseau seine Pfeife, und Rousseau pfiff wirklich!

Im Dom zu Mailand bewahrt man ein Gemälde von Giarigio Gandini, das Jesus als Kind auf dem Schooße der Maria darstellt, wie er die Seelen wiegt. Ein Engel reicht sie ihm in Gestalt von Embryonen zu, und ein anderer Engel giebt die, welche das richtige Gewicht haben, in den Himmel hinauf.

Warum sollte der Mensch, sagt irgendwo Lord Byron, nicht eben so gut von der Arbeit seines Gehirns, als vom Schweiße seiner Stirn Vortheil ziehen?

Ludwig XV. hatte eine Ahnung, oder vielmehr eine Voraussicht der Revolution. Er schrieb einst an den Abbee de Bernis, damaligen Minister des Auswärtigen, bei Gelegenheit einiger Streitigkeiten des Hofes mit dem Parlamente: „Mit mir wird es noch so so gehen, aber nach meinem Tode mag sich der Herzog von Burgund in Acht nehmen, sonst geht in Frankreich Alles drunter und drüber." — Zum Herzog von Choiseul sagte er, so oft dieser eine neue Einrichtung oder eine Ersparniß im Kriegs- und Marine-Etat vorschlug: „Schön, schön, aber es wird nicht helfen und ausreichen." Nach diesem offenherzigen Geständniß setzte er hinzu: „Gut für den Augenblick; die Sache wird Bestand haben, so lange ich lebe; nach meinem Tode mögen meine Nachfolger sehen, wie sie fortkommen." — „Wie glücklich sind Sie" — sagte er einst zum Herrn von Malesherbes, als dieser um seine Entlassung anhielt — „wenn ich doch eben so abtreten könnte, wie Sie!" Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

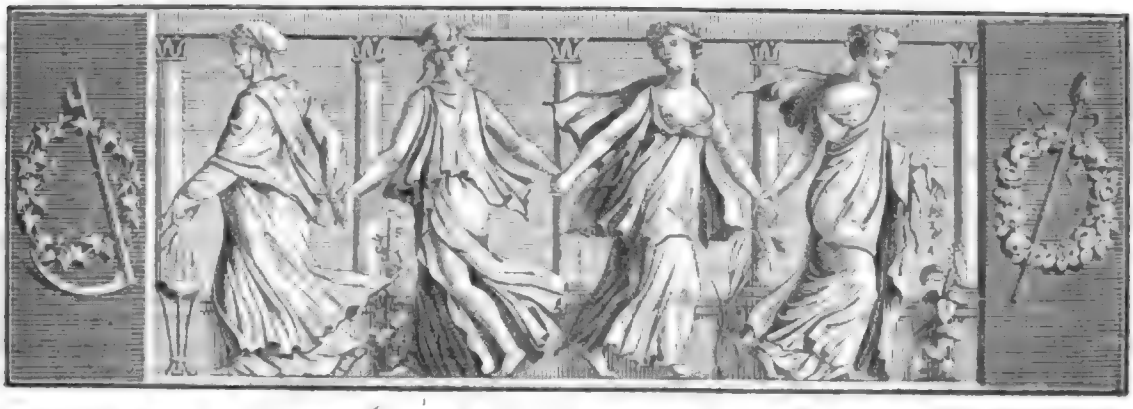
Literatur. (Schluß.) Rochlitz z. B. könnte — und wir sehen fürwahr keinen Grund ein, warum er es, bei den

Einsichten, die er überall verräth, unterlassen hat — zu dergleichen vornehm thuenden Musikern dreist so sprechen: Es ist etwas sehr Mögliches, daß Ihr ein musikalisches Produkt zum Vorschein bringt, das alle Wunder des doppelten Contrapunktes in sich vereinigt — obwohl es mir bei dem gegenwärtigen Treiben dieser grammatischen Künste ebenfalls problematisch scheint — und das gleichwohl nichts weniger, als schön ist. Mindestens würdet Ihr selbst die Unwissenden seyn, wenn Ihr die letzte Entscheidung darüber von Eurer, noch dazu in chaotischer Finsterniß schwebenden Grammatik, und nicht von unserer langst auf klare und deutliche Begriffe zurückgeführten Aesthetik erwarten wolltet. Ja ein Händel sogar behält gegen diese philosophische Kritik Unrecht, wenn er und noch dazu mehr, als blos derb, über Gluck die Achseln zuckt und ausruft: „der Kerl versteht vom doppelten Contrapunkte so viel, als mein Koch!" Gluck bleibt Gluck und Seelenmaler vor ihr, auch bei einigen Verstößen gegen die schulgerechte Richtigkeit, so gut als Pergolesi bei ähnlichen kleinen Sünden Pergolesi bleiben wird. — Allerdings ist N. in seiner Abhandlung: „Vom zweckmäßigen Gebrauch der Mittel der Tonkunst", auch emsig darnber her, dergleichen Gegnern das Verständniß zu öffnen; allein bei seiner Art zu verfahren ist doch zweierlei sehr zu beklagen: daß er nämlich erstlich der philosophischen Kritik zu viel vergiebt, indem er sich mit seinen Belehrungen blos an die jungen Sünder und nicht gerade zu an die alten wendet; zweitens, daß er sich, um seine sehr richtigen Ansichten zu erläutern, blos sichtbarer Gegenstände, wie der Gebirgs-Gegenden, Felsenmassen, Gemalde u. s. w., und nicht vielmehr des einfachsten und natürlichsten Vergleichungsmittels, der Rede, bedient. Seine Darstellung der heutigen Mängel in der Musik, die einzelne, sehr treffende und wahre Bemerkungen enthalt, würde dadurch an Klarheit, wie an Interesse ganz ungemein gewonnen haben. Das, was er in seiner Abhandlung (S. 149 u. folg.) über das Erhabene, Große, Anmuthige und Liebliche sagt, betrift doch zunächst nur die Wahrheit des musikalischen Ausdrucks im Einzelnen, und er hat dabei auf die Anordnung des Ganzen, worin gegen die Gesetze des Schönen gegenwärtig gerade am häufigsten und gröblichsten gesündigt wird, wenig oder keine Rucksicht genommen. Dieser Mangel rührt offenbar daher, daß ihm die Idee, sich durch den sprechendsten Sinn, nämlich den des Gesichts, verständlich zu machen, all zu reizend erschien; allein der Sinn des Gehörs ist einmal der eigenthumliche der Musik, also muß sich auch mit Hülfe desselben hier weit mehr ausrichten lassen, als durch das, wenn gleich noch so sprechende Auge. — Hätte der geschätzte Verfasser die Töne wie eine Sprache genommen (und was sind sie wohl anders?), so würde er dadurch, wie von selbst, auf zwei sehr wesentliche Bedingungen der musikalischen Schönheit geleitet worden seyn, die man an den heutigen Compositionen nur gar zu oft, und weit früher vermißt, als man das Mangelhafte und Unwahre des einzelnen Ausdrucks bemerkt. — Jede Rede, die schön heißen soll, muß vor allen Dingen ein bestimmtes, rein hervorstechendes und allgemein interessantes Thema aufstellen, worüber sie sich verbreitet; und dieses Thema muß zweitens als die Basis erscheinen, worauf das Ganze mit allen seinen Neben-Gedanken und Verzierungen gebaut ist. Gerade so und nicht um ein Jota anders verhalt es sich mit einer Composition, die für schön gelten soll. — Man höre die beiden letzten ungetadelten deutschen Meister Haydn und Mozart, so wird man sie in der Beobachtung dieses ersten und höchsten Gesetzes alles Schönen, dieses sit, quodvis, simplex duntaxat et unum stets eben so ängstlich gewissenhaft finden, als ein Sebastian Bach weiland in seinen verwickeltsten Fugensatzen nur immer gewesen seyn kann. Und ihre Themata sind gewöhnlich so höchst ansprechend und so allgemein interessant, daß sie sogar das Ohr und die Herzen der Nichtkenner unwiderstehlich an sich fesseln. Dabei gehen sie, wie das Feldgeschrei durch eine ganze Armee, richtig auch allezeit durch ihre jedesmalige Composition, und verbinden alle darin vorgetragenen Neben-Gedanken und Empfindungen zur strengsten Einheit. — Kommt man dagegen in unsere heutigen Concertsale, was vernimmt man wenigstens in der Regel? Entweder gar kein deutlich angegebenes Thema, oder ein alltägliches, das man schon tausend und aber tausend Mal gehört zu haben glaubt, oder ein gesuchtes, erkunsteltes, barockes, wo nicht gar ein völlig geschmackloses und abenteuriges, das dem Ohre des wirklichen Kenners nur um so lacherlicher erscheint, je unerhörter und neuer es klingen soll. Und wenn es nun vollends erst an die armselige Verarbeitung geht, da wird man das Sonate que me veux-tu? auf den Gedanken durchaus nie los. Unsere sich unter einander, wie die tiefsinnigen Philosophaster des Tages, selbst bewundernden Meisterchen verstehen in der Regel kein Ganzes weder an zu legen, noch zu vollenden. Das ist das erste Grundubel, woran wir dermalen leiden. Auch hilft es wohl eben nicht viel, daß dergleichen musikalischen Mißgeburten eine hochweise Aster-Kritik, die Rochlitzen gewiß eben so verachtlich dünken muß, als uns selbst, vornehm das Wort reder, und auf die stupenden Tonmassen aufmerksam macht, die daran verschwendet sind. Der Ausdruck ist übrigens so passend, als ob ihn die Satyre selbst diktirt hatte; nur Schade, daß Tonmassen, die ohne Einheit umherwirbeln, in den Augen noch wirklich vernünftiger und besonnener Beurtheiler gerade eben so viel Werth haben, als Wortmassen, die sich, nach einem apostolischen Ausdrucke, unter einander entschuldigen und verklagen, weil sie an dem Throne der Gedanken vergebens betteln gehen. — Gewiß, Rochlitz hatte etwas ganz Vortreffliches geleistet, wenn er es mit Nr. II. bewerkstelligte, daß sich über musikalische Geists-Produkte in Deutschland, dem ehrwürdigen Geburtslande der größten harmonischen Geister und Schöpfer, künftig nur solche denkende Manner öffentlich vernehmen ließen, die jene nicht nach grammatischen Spitzfindigkeiten, sondern nach den ersten und höchsten Gesetzen des Schönen, oder nach philosophischen Prinzipien einer gründlichen Aesthetik zu würdigen verstehen. — Zum Schlusse noch eine Kleinigkeit, die aber Unterzeichnetem mehr als Kleinigkeit scheint. Rochlitz giebt S. 163 und 64 die Chorale namentlich an, die er für die besten halt. Das ist sehr wohl gethan; denn Jeder, der sich auf Musik mehr, als oberflachlich versteht, weiß, daß diese ehrwürdigen Reliquien der Vorzeit wie wahre Fundgruben der harmonischen Kunst zu betrachten sind. Um so mehr wundert es uns aber, daß in diesen seinem Verzeichnisse gerade das Meisterstück aller Meisterstücke, nämlich der göttliche Gesang: „Herzlich thut mich verlangen", oder: „O Haupt voll Blut und Wunden", mit Stillschweigen übergangen ist. Unterzeichneter würde für diese himmlische Melodie, die ein Seraph in Menschengestalt erfunden zu haben scheint, eine ganz unzahlige Menge musikalischer Geists-Produkte mit Freuden verschenken! — Die Melodie: „Befiehl du deine Wege", die der Verfasser anführt, ist vielleicht damit gemeint; dies Lied wird aber doch nicht aller Orten nach der eben genannten gesungen. Und bei einer so einzigen Schöpfung muß jedes Mißverständniß verhütet werden.

Ernst Woldemar.

Frau von Genlis liebte die Musik so leidenschaftlich, daß sie oft sechs, auch sogar zwölf Stunden hindurch die Harfe spielte! Man fragt, woher sie da die Zeit zu ihren literarischen Beschäftigungen genommen habe? — Auch ritt sie sehr gern, und sogar so anhaltend, daß manche Manner es ihr nicht nachthun wurden. Einst Tages beschloß sie, 25 Meilen in einer Tour zu machen, um — ihrem Manne nach zu reiten. Sie hatte schon große Reiterstiefeln angeschafft und sich die Beine mit Stroh umwinden lassen, die Kammerfrau hatte eine Bedienten-Kleidung empfangen und sollte mitreiten, als — Contreordre einging! (Journ. d. Dèb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 18. April. 62ſtes Blatt.

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

Ein Brief an einen derſelben von Dan. Leßmann.

Das Impromptü des Schickſals, der Zufall nämlich, hatte mich gerade in eine Geſellſchaft jugendlicher Muſenſöhne geführt, welche ſich unvergleichlich darauf verſtanden, Rabelais luſtige Polterkammer der Welt in Young's Nachtgedanken hinüber ſpielen zu laſſen, als mir Ihr mit Schwermuth betrachteter Brief eingehändigt wurde. Da man aber Briefen nicht, wie den Menſchen, eine melancholiſche Stimmung von außen anmerkt, es ſey denn ein förmlicher Trauerbrief, der mit den gewöhnlichen Symbolen des Grames zur Poſt gegeben worden — ſo ſtellte ich mir nichts Geringeres vor, als eine Nachricht von einer neuentdeckten Fundgrube im Fache der Antiquitäten, die Ihrem Fleiße Nahrung, Ihrem Ruhme die erfreulichſten Strahlen verſpricht; was konnte ich von einem literariſchen Herkules, wie Sie, mein Werther, anders auch wohl erwarten, als die glückliche Vollendung einer unternommenen und die Ankündigung einer nun folgenden Arbeit? — Ganz etwas Anderes war mir an jenem Abend beſchieden. Ich fühlte mich befremdet, ſobald ich nur in die zweite Zeile des Schreibens einlenkte; ich hatte volle Urſache, bei der dritten bedenklich zu ſtutzen, und wechſelte bei der vierten vor Erſtaunen ſo ſichtlich die Farbe, daß verſchiedene der Anweſenden auf den Einfall geriethen, das verdächtige Schreiben komme geradesweges aus einem Hauſe, wohin ſie mich ſeit einiger Zeit um die Stunde der Dämmerung ziemlich pünktlich wandern geſehen, und jede Zeile deſſelben ſey ein Strich durch die Rechnung, welche ich ſeit eben dieſer Zeit mit dem kleinen Sohne der Cythere zu führen ſchien. Als ich aber unmittelbar darauf bei der fünften Zeile wie ein unglücklicher Spekulant mit der Hand über die Stirn hinfuhr, als ich bei der ſechsten wie nach einem kalten Trunke, den man erhitzt hinunter gegoſſen, zu zittern begann, und bei der ſiebenten endlich das Blatt mit dem Arm, welcher es trug, ſich langſam zur Erde neigte; als ich ſo, die Statue der Ueberraſchung, daſtand, Heinrich dem Vierten ähnlich, nachdem er die Nachricht von der Ermordung ſeines Vorgängers auf dem franzöſiſchen Throne erhalten,*) da merkten meine Genoſſen wohl, daß von etwas Ernſterem als einem weltlichen Liebeshandel die Rede ſeyn müſſe; ſie zogen ſich ehrerbietig zurück, und ſteckten ſämmtlich die Waffen des Hohnes, mit welchen ſie ſchon über mich herfallen wollten, wieder ein. — Wahrhaftig, wer, in einer Badewanne ſitzend, aus beiden Hähnen auf dieſelbe Stelle der Haut zugleich kochend heiße und eiskalte Tropfen ſich fallen ließe, der hätte ungefähr eine flüchtige Handzeichnung meiner Empfindung. Und war's anders möglich? Von einem verehrten Manne, einem geſchätzten Freunde, deſſen witzige Feder ſchon oft ganz Deutſchland in ein ſo fröhliches Lachen verſetzte, daß man den Lärm

*) Man erzählte, der gute Heinrich habe ſich über die Mordthat des Mönches, welcher den Valois erdolchte, ſo entſetzt, daß ihm auf der Stelle die eine Hälfte ſeines Schnurbartes grau geworden.

des lustigen Frankreichs auf Augenblicke nicht hören konnte, mit einem Mal die düstersten Explosionen der Verzweiflung vernehmen zu müssen, nach Horazischen Satyren plötzlich auf Jammerlieder vom Pontus zu stoßen, das lachende Kind des Rubens mit einem Strich in ein weinendes verwandelt zu sehen, und wenn man endlich durch diesen See von Thränen hindurch geschwommen ist, dem fürchterlichen Schluß-Motto — crede mihi, vero est nostra querela minor *) — zu begegnen, daß Einen die Furcht überläuft, man habe das ganze Elend des Briefstellers durch ein milderndes Verkleinerungsglas zu sehen bekommen — nein, das übersteigt die Fassungskraft; es wirft einen Philosophen aus seinem System, wie viel leichter mich, den bloßen Bürger der gewöhnlichen Welt? Aller Zunder der Laune, der ziemlich reichlich in mir aufgehäuft lag, und nur auf einen Witzfunken meines Nachbars wartete, um hell auf zu lodern, war fast in weniger als einem Augenblick wie weggeblasen, und meine Freunde, welche sich für diesen Nachmittag der Fröhlichkeit auf kein Passions-Gesicht vorbereitet hatten, setzten wohlweislich nicht ein einziges Wort daran, um mich, der schweigend seitwärts nach Hut und Stock schlich, in ihrer Mitte zurück zu halten. Sie hatten Recht; wie traurig würde sich ein November-Tag im Blumen-Monat des Frühlings ausnehmen? Eben so unglückselig ein Mißgestimmter im Saale des Jubels.

Wären Sie, Freund, einer von denjenigen Erdensöhnen, welche die ganze Woche hindurch an die Stiefel zu denken haben, so sie am Sonnabend abliefern müssen, um Tages darauf ihres Lebens recht froh werden zu können; oder wäre es Ihr Beruf, auf einem hochbeladenen Wagen mit der Heugabel in der Hand zu stehen, und Ihre Glieder so energisch als möglich zu gebrauchen, so hätte es wenig zu sagen gehabt. So schmeichelnd auch die Leidensergießungen Ihres letzten Briefes den heitern Ton seiner Vorgänger parodiren, sie würden mich kaum stutzen gemacht, über meine Stirn kaum ein Wölkchen hingejagt, und überhaupt in meinem Gemüth wahrscheinlich keine größere Wirkung hinterlassen haben, als etwa Goethe's „Braut von Korinth" in einem amerikanischen Kaziken, oder als das Original einer Philippika **) in einem Tanzmeister, welcher unter allen gelehrten Sprachen gerade zur Erlernung der griechischen keinen Naturtrieb verspürt hat. In oben erwähnten Fällen nämlich sind Stiefel und Heugabel Ableiter der denkenden Thätigkeit, und wenn vor Zeiten die Studenten der Universität Coimbra, um sich von anstrengenden Lektionen zu erholen, Zahnstocher verfertigten, so war der psychologische Gewinn ihrer Arbeit eben so beträchtlich als das Geld, welches ihnen der Verkauf der Zahnstocher brachte. Das Ziel, welches bei Beschäftigungen dieser Art klar und deutlich begrenzt vor Augen liegt, leitet die Seele auf einen Gegenstand außer ihr, und dieses Departement auswärtiger Angelegenheiten beschäftigt sie eben so wohl als es sie zerstreut. Denn seine Gedanken auf sich selbst richten, was die griechischen Weltweisen unter dem Aushängeschilde: „Lerne dich selbst kennen!" so voreilig empfahlen, dieses reciproke Streben der Seele kann dem Menschen, man betrachte ihn, von welcher Seite man wolle, unmöglich zum Vortheil gereichen. Es ist wahr, daß es wenig wichtigere Dinge in der Schöpfung giebt, als uns selbst — daß wir, um die Weltkugel kennen zu lernen, keinen vernünftigeren Weg einschlagen können, als wenn wir bei dem Centrum derselben, bei unserem Ich, anfangen, und dieses erst gründlich untersuchen; eben so wahr ist es, daß diese Behauptung bei einem Gelehrten doppelt statt findet, da er sich gewißlich nicht geringer an zu schlagen braucht, als ein Hoherpriester bei den Hebräern, von welchem die Rabbinen behaupten, er habe allein so viel gegolten, als das ganze Volk zusammen genommen; damit aber kommen wir nicht weit, und einige Operationen der gesunden Vernunft sind hinreichend, diesen täuschenden Gegengründen ihre Kraft zu nehmen. Man behänge die Wahrheit mit welchem Putz der Lüge man will, sie leuchtet kenntlich hervor; man tauche sie in ein Meer von schwärmerischen Phantasieen, jeden Augenblick tritt sie an die Oberfläche herauf; wie sie die geschäftigen Kleingeister auch entstellen, sie verräth sich dem gesunden Auge, wie Gustav Wasa, da er als Knecht in den Dalekarlischen Kupferminen arbeitete, auch wenn ihn sein gesticktes Hemde der Bauerfrau nicht verrathen hätte, durch den Adel seines Wesens und durch die kräftige Männlichkeit seiner Rede unter seinen Mitarbeitern dennoch kenntlich hervor schimmerte.

Seine Gedanken auf sich selbst richten, sag' ich, ist schädlich, und überzeugt, daß mancher meiner Zeitgenossen weit vergnügter wäre, wenn er weniger von sich wüßte, kann ich einen Bruder, der in sich geht, größtentheils nur bedauern, daß er sich keinen bessern Spaziergang gewählt. In dem allerbandgreiflichsten Irrthum tappt eine Menge von Schriftstellern, wenn sie solch eine Operationsweise unseres Geistes mit dem Thau vergleichen, der aus dem Schooße der Erde aufsteigt, und indem er auf sie niederfällt, ihre Blumen und Kräuter erquickt und nährt; da sie im Gegentheil weit rechtlicher sich mit einer Kunstquelle vergleichen läßt, deren Säule bei dem Niederfallen den klaren Wasserspiegel, aus dem sie empor gestiegen, trübt und

*) Glaube mir, meine Klage ist zu geringe für das, was ich wirklich leide. Ovid.

**) So hießen bekanntlich die Meisterwerke der Beredsamkeit, welche Demosthenes gegen Philipp von Macedonien spielen ließ.

beunruhigt. Die Tendenz unserer geistigen Kräfte auf unser Selbst richten, muß ausgemachtermaßen, so reizend auch zuweilen das Ziel erscheinen möge, unserer Seele eben so nachtheilig seyn, als es unserem Körper wäre, wenn wir die eben ausgehauchte Luft auf der Stelle wieder einathmen wollten. Wenn aber mehrere Männer, trotz dieses Nachdenkens über sich selbst, ja sogar durch dasselbe, groß und berühmt geworden, oder in Flögel's „Geschichte des menschlichen Verstandes" sich einen ehrenvollen Platz verdient haben, so sind diese seltenen Geister als Ausnahmen zu betrachten, wie sie sich jeder aufgestellten Meinung entgegen setzen; gewiß aber ist es, daß diese Ausnahmen wieder selbst Ausnahmen erleiden, indem manche der erwähnten Denker auf dem Wege von der Schule zum Grabe hart am Bedlam streiften, und in den Handlungen ihres Lebens oder in ihren schriftstellerischen Bemühungen ziemlich deutlich an jene Anstalt erinnerten.

Die Sache ist zu wichtig, um länger unentwickelt zu schlummern; Ihr Brief, mein Bester, rüttelt mich aus meiner Behaglichkeit spornend auf; ich setze mich an den Autor-Tisch, und entschließe mich, die Untersuchung in gehöriger Form durch zu führen, sollte ich auch wegen dieser Abhandlung mir selbst, dem Verdammer des Nachdenkens über sich, ein Strafgeld zahlen müssen. (Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Frau von Genlis, geborne Ducrest, beginnt ihre Lebensgeschichte wie folgt: Ich ward geboren den 25. Januar 1744, auf einem kleinen Landgut in Burgogne, ohnweit Autun. Ich kam so schwach und so klein auf die Welt, daß man mich nicht in Windeln wickeln konnte; und es fehlte nicht viel, so wäre ich wenige Augenblicke nach meiner Geburt schon erdrückt worden. Man hatte mich in ein Federkissen gelegt, und, um mich wärmer zu halten, die Zipfel mit Stecknadeln befestigt. So eingewickelt brachte man mich in den Saal und legte mich auf einen Lehnstuhl. Der Bailli des Orts kam, seinen Glückwunsch ab zu statten. Er war halb blind. Man nöthigt ihn, sich zu setzen; und schon schlug er die Rockschöße aus einander, schon wollte er sich auf mich setzen, hätte man ihn nicht zu rechter Zeit abgehalten und seine starke Körpermasse verhindert, mich zu zerquetschen. So entging ich der ersten Todesgefahr, um bald in die zweite zu gerathen. Man hatte mir eine Amme gegeben, welche ihre zweite Schwangerschaft, die schon bis zum vierten Monat vorgerückt war, zu verbergen wußte, und mich mit einem Aufguß von Wein und Wasser auf Brodkrume tränkte und mir keinen Tropfen Milch zu kosten gab. Man nennt diese Art zu päppeln, welche in Burgogne gebräuchlich ist, mianlée. Die Nahrung bekam mir wohl; ich blieb gesund, aber auch schwach und zarter Beschaffenheit. Anderthalb Jahr alt, fiel ich in einen Teich, man hatte viele Mühe, mich heraus zu fischen. Im fünften Jahr fiel ich, erhielt eine gefährliche Kopfwunde und verlor viel Blut; im Inneren setzte sich ein Geschwür an, welches nach 40 Tagen aufbrach, und sich durch das Ohr Luft machte. Bald nachher fiel ich in einen brennenden Kamin; das Gesicht blieb verschont, aber auf dem Leibe trage ich noch bis auf den heutigen Tag zwei Brandspuren.

Im sechsten Jahre reisete meine Mutter mit mir nach Paris zu ihrer Schwester. Hier ließ man mir zwei Zähne ausziehen; man legte mir ein Schnürleib an; man preßte meine Füße in enge chinesische Schuhe; man wickelte mein Haar in 3 — 4000 (?) Papillotten ein; ich mußte einen Fischbeinrock tragen, und, um mich gerade zu halten, ein eisernes Halsband; um mir das Schielen ab zu gewöhnen, mußte ich alle Morgen, bei dem Aufstehen, vier Stunden lang eine Brille mit einem Loch in der Mitte aufsetzen. Ich mußte von Neuem geben lernen.

Mein Vater zwang mich oft, Spinnen mit den Fingern zu greifen, Kröten in die Hand zu nehmen u. s. w. Er selbst gab mir das Beispiel. Es kostete mich anfangs die größte Selbstüberwindung, und ich glaube: meine schwachen reizbaren Nerven schreiben sich von da her.

Die ersten Bücher, die ich verschlang, waren „Clelie",*) der Roman des Fräuleins von Scudery, und die Schauspiele der Demois. Barbier.

Im achten Jahre machte ich kleine Romane und kleine Schauspiele. Ich schrieb sie nicht, denn ich konnte nicht schreiben, aber ich dictirte sie der Demois. Mars, meiner Erzieherin.

Ich spielte die kleine Schulmeisterin, versammelte Knaben und Mädchen des Orts auf einem Rasenplatz vor meinem offenen Fenster, lehrte sie von da, was ich gelernt hatte, und theilte kleine Belohnungen aus.

Ich wurde früh zum Schauspiel angehalten. Meine erste Rolle in einer kleinen Oper, von meiner Mutter auf die Rückkehr meines Vaters gedichtet, war „l'Amour". Ein kleiner Bauernknabe stellte „le Plaisir" vor; ich mußte ihm, im Stücke, die Flügel ausrupfen und dabei singen:

Ich reiße ihm die Flatterschwingen aus,
Damit er, Vater, bei dir bleibe.

In einer Probe erinnere ich mich, daß die Flügel nicht loslassen wollten. Ich zerrte, ich zupfte; sie hielten fest. Endlich falle ich über den „Plaisir" her, werfe ihn zu Boden, und rupfe so lange, bis die Flügel loslassen. Aber der arme kleine „Plaisir" heulte und vergoß heiße Thränen vor Schmerz und Wuth. Chastel.

(Die Fortsetzung folgt.)

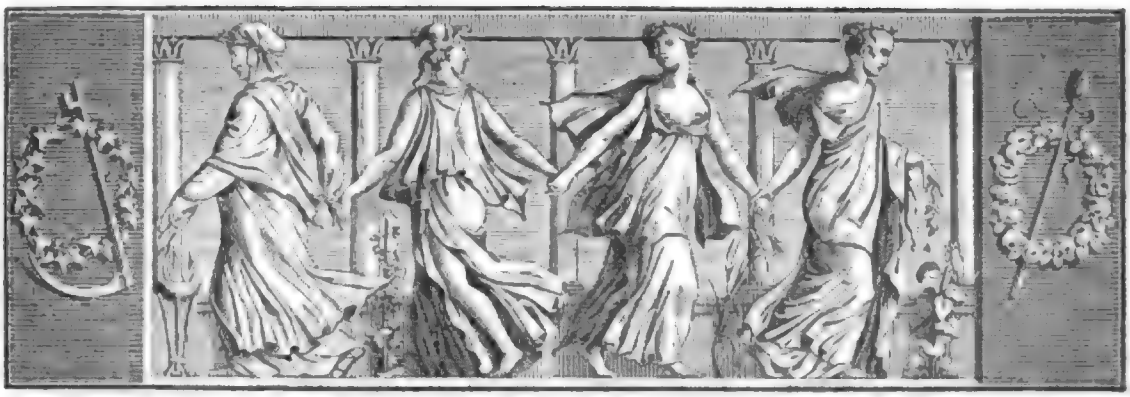
*) Ich habe sie dem „Telemach" vorgezogen, als ich diesen fünf Jahr später lesen mußte.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Noch weiß ich allerdings nicht, bei welcher Laune
Mein jüngſter Reimbericht Dich, lieber Leſer! traf,
Und glaub' ich gern, bis zu des jüngſten Tag's Poſaune
Kann ich ſchon warten, bis Du rufeſt: „Das war brav!"
D'rum wag' ich's kühn, als Reimſchmied fort zu fahren,
Wie immer auch mein Hippogryph ſich bäumt;
Faßt die Kritik mich etwa bei den Haaren,
Frag' ich: iſt mein Bericht denn ungereimt?
Sagſt Du mir, lieber Leſer, ich ſoll ſchweigen,
Und findeſt Du dies etwa abgeſchmackt?
Dann werd' ich flugs gehorſam mich bezeigen;
Bis dahin aber ſchreit' ich fort im Takt.
Mit etwas Wackerem beginn' ich gleich
Den Monat März, an Kunſtgenuſſen reich,
Obgleich am Schluß, der Faſten wegen, ärmer.
Er brachte' aus Braunſchweig uns das Fräulein Dermer;
Ein holdes Mädchen, lieblich von Geſtalt,
Das durch der Zaubertöne Allgewalt
Zu ſich hinüber zieht und reichlich ſpendet
Des Schönen, Guten; wenn auch nicht vollendet,
In hohen Gaben doch, bei voller Jugendkraft,
Die ſicher einſt noch das Vollkomm'ne ſchafft.
Als „Desdemona" trat zuerſt am zweiten März
Sie in „Othello" auf, und jedes Herz
War unſerm lieben Gaſt ſogleich ergeben,
Sie greift gewandt in's rege Leben;
Das Nachgeahmte ſcheint Natur zu ſeyn,
Und ihre Töne, ſilberrein,
Aus Glockenweiſe hingegoſſen,
Sind hohe Gaben, die zum Herzen floſſen.
Iſt auch die höchſte Kraft noch nicht errungen:
So iſt's der Lieblichen dennoch gelungen,
Durch wahrhaft ſchulgerechten Sang
Und durch der Jugend friſchen lautern Klang
In Aller Herzen ein zu dringen
Und reichen Beifall zu erringen.
Im dritten Akte, vor dem Todesſchlaf,
War Fräulein Dermer ganz vorzüglich brav.
„Othello" ward von Kaſtner uns gegeben,
Als Feldherr, mit dem ſüdlich heißen Leben,
Mit Kraft und Dauer im heroiſchen Geſang,
Worin manch Hohes trefflich ihm gelang.
Gediegen war des Sängers Ton und Spiel;
Doch, was uns jenen Abend nicht gefiel,
War der zu ſtarke Anſatz oft im Tone,
Wo im Affekt er ausbricht und im Hohne.
Wer da der Mäßigung ſich nicht befleißt,
Ja, der riskirt, daß ihm die Quinte reißt! —
Herr Boucher, als des „Doge's Sohn",
War nicht bei ſeinem Schutzpatron;
Ihm iſt ja Orpheus ſo gewogen,
Natur hat nimmer ihn betrogen,
Sie gab den Bruſtton ihm ſo klar und rein;
Warum denn mit Falſett Natur entweih'n? —
Dem Ohre ſchmerzt ſolch falſche Note;
Ihm ſteh'n gar ſchöne Mittel zu Gebote.
Das Wollen iſt des Menſchen Paradies;
Er wolle nur, denn ſeine Stimm' iſt ſüß. —
Beim Schluſſe, wie aus einem Munde faßt,
Ward vorgerufen unſer theurer Gaſt. —
Am vierten März ſchon als „Sophie" erſchien
Uns Dame Dermer wieder im „Sargin".
Melodiſcher noch war die Stimme heut',
Und freier noch auch die Beweglichkeit.
Doch unſere Langſchwadt nicht vergeſſen!
Als „Sargin Sohn" darf ſie ſich meſſen
Mit jeder Sängerin; denn im Geſang
Behauptet ſicher ſie den Ehrenrang.
Und darum auch hat ſie es heut' erfahren,
Woran die Billigkeit der Hörer wir gewahren,
Daß ſie mit unſerm Gaſt vereint gerufen ward;
Sie kamen Hand in Hand recht ſchweſterlich gepaart, —
Daß ich nun Sedlmayr's munt'rer Schwänke,
Als „Schloßverwalter", freundlich noch gedenke,
Sey mir vergönnt; denn dieſer Mime gab
Viel Fröhliches mit ſeinem Jocuſtab.
Beſonders gut war ihm der Witz gelungen,
Wo er, von Furcht und Grauſen ganz durchdrungen,
In Thränen ruft: „Ach Gott, die engliſchen Soldaten,
Wie werden die mich noch zu Beefſteaks braten!" —
Ein ſolcher Schwank am rechten Fleck,
Verfehlet ſelten ſeinen Zweck,
Und wird er nicht zu oft gegeben,
Giebt er ſogar ein friſches Leben. —
Am fünften März erſchien zum dritten Male
Uns Fräulein Dermer in dem Ballhofs-Saale;
Dort ſang ſie im Konzerte mit Gediegenheit,
Und hatte höchlich Herz und Ohr erfreut.
Von unſerm Eutor, wack'rm Componiſten,
Blies Hunſtock, dieſer Stern der Fagottiſten,
An jenem Abend auch mit vielem Glück
Ein ganz vortreflich componirtes Stück;
So wie Herr Pott und Kayſer Lob verdienen,
Für ihr Konzert für Doppel-Violinen. —
Den ſiebenten März des Meiſters Mozart ſchöner „Titus",
Worin die Dermer, ein gewandter „Sextus",
Vorzüglich jenen Abend excellirte
In dem Geſang, bevor man ihn zum Tode führte.
So war für ihren Schulgeſang ein Creditiv
Im zweiten Akte das Recitativ. —
„Vitellia", in würd'gen Handen
Durch Dame Campagnoli's Spenden,
War uns ein köſtlicher Genuß.
Herr Boucher, „Titus", daß ich's ſagen muß,
Er war viel beſſer früher uns erſchienen.
Mag's auch dem Sänger zur Verzeihung dienen,
Daß in drei Tagen er die Rolle einſtudiret;
Der Hörer wird dadurch doch nicht gerührt,
Der will das Grade grad' und niemals krumm;
Ihn kümmert nie das Aber und Warum.
Und deshalb ſollten alle Direktionen
Hübſch jedem Künſtler weidlich auch verſchonen
Mit ſolchen Studien per Extrapoſt;
Denn nur dem Künſtler bleibt die bittre Koſt. —
Am zehnten März: „Die Zeichen der Ehe",
Ein Luſtſpiel von Steigentiſch. Ja, ich geſtehe,
Es hat mich das Luſtſpiel recht traurig geſtimmt;
Wer ſolche Gebrechen zum Thema ſich nimmt,
Des Hymens ſo heiliges, himmliſches Band,
Mit Farben uns zeichnet, der Eh' nicht verwandt,
Und Manches mit Unnatur darin verflechtet,
Der hat uns ziemlich den Eh'ſtand geächtet.
Dies Luſtſpiel, gäb' es nur Erſatz an Intriguen,
Dann würde der Dichter noch einſeitig ſiegen,
So aber wird ewig gezankt und geſchmollt,
Und iſt die Gardine dann niedergerollt,
Weiß Niemand, was Dichter und Mime gewollt.
So konnten „die Zeichen der Eh'" nicht verlangen,
Ein Zeichen des Beifalls bei uns zu empfangen.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 20. April. 63ſtes Blatt.

Theure Lehre.

Vorwärts nur ſchaut' ich im Leben,
Gegenwart gab nie mir Glück —
Und jetzt will der Seele Streben
Und der Sehnſucht ſtilles Beben
Zur Vergangenheit zurück!

Brauſend war des Jünglings Walten,
Unbeſchränkt des Mannes Plan;
Frei mit enger Kraft zu ſchalten,
Ließ ich nirgends feſt mich halten
Auf der kurzgemeſſ'nen Bahn.

Allem, was am Wege blühte,
Gab mein Eilen raſchen Tod,
Wenn ich nach dem Fernen glühte,
Unabläſſig mich bemühte,
Dem zu nah'n, was Zukunft bot.

Ach, es iſt mir auch gekommen,
Was mir damals Zukunft war;
Und ich trage, ſchwer beklommen,
Für ſo viel, das mir genommen,
Morſchen Stab und graues Haar.

Und nun ruft das All die Kunde
Tief in meine Bruſt hinein:
Dem, der nimmer ſteht im Bunde
Mit der jetzt gegeb'nen Stunde,
Kann kein Glück erkoren ſeyn!

Bertram.

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

(Fortſetzung.)

Der nun geſchilderten nachtheiligen Richtung des denkenden Ichs oder der Selbſtbeſchauung — welches Wort ich hier keineswegs mit der Beſchauung der Neuplatoniker und der zurück gezogenen Frommheiligen unter den erſten Chriſten verwechſelt wiſſen möchte*) — dieſer Selbſtbeſchauung, ſag' ich, ſcheint vor allen Andern der Gelehrte unterworfen. Bei dem erſten Anblick eine auffallende Erſcheinung, deren Gründe aber dennoch leicht zu entdecken, und wenn man ſie entdeckt hat, noch leichter her zu zählen. Es findet ſich indeſſen einer unter ihnen, um welchen ſich die andern faſt nur als Modificationen winden und lagern, wie die kleineren Gletſcher um den Sanct Gotthard, oder um Madagaskar der Eiländerſchwarm im indiſchen Meere — ich meine die Eitelkeit.

Ein Handwerker arbeitet nach Vorſchrift, nach Herkömmlichkeit; der Strick des einen Seilers kann beſſer oder ſchlechter ſeyn, als die Arbeit eines andern, aber in ihrem weſentlichen Charakter, in ihren primitiven Anſichten bleiben Beide ſich gleich, und die Semmel eines Bäckers bleibt immer nur die gelungene oder verunglückte Copie einer früheren Semmel. Nicht alſo die Produkte des Gelehrten. Er macht — oder wenigſtens die Welt bei ihm — Anſpruch auf Genie; das Genie aber iſt ein Ipſiſſimum, das zehnmal lieber umwirft und ein Paar Räder bricht, als daß es ſich entſchlöſſe, im eingedrückten Geleiſe der Hauptſtraße zu fahren. Folglich hat ein Handbuch der Aeſthetik, wel-

*) Das Streben der Neuplatoniker und, nach ihrem Vorbilde, der chriſtlichen Einſiedler, Platon's Phädon mißverſtehend, ging dahin, den Körper durch Schwächung zurück zu drängen, damit die freiere Seele um ſo ungehinderter zur Anſchauung des Wahren gelange.

ches der Eine entwirft, mit demſelben Werke eines Andern nur den Titel gemein, wie zwei dramatiſche Arbeiten, die eine von Shakſpeare, die andere von Voltaire, zufällig beide den Namen Julius Cäſar's an der Stirn führen. Die Neuſeeländer bedecken ihren Körper mit den mannigfaltigſten Furchen und Zeichnungen; erblickt man ſie in einiger Entfernung, ſo glaubt man, daß Alle nach demſelben Muſter zu Werke gegangen; tritt man aber näher hinzu, ſo findet man, wie die Reiſenden erzählen, unter Hunderten kaum Zwei, deren Linien und Striche in derſelben Ordnung ſtänden, oder nach denſelben Geſetzen in einander liefen und ſich durchkreuzten. Dieſelbe Bewandtniß, mein' ich, hat es mit den Werken der Gelehrten. Und müßte ich dieſe Ideen zuſammen faſſen, ſo würde ich ſagen, jede Arbeit eines Nichtgelehrten ſey ein Gattungsname, der geringſte Verſuch eines Gelehrten hingegen — und wäre es auch nur ein Gedanke, mit dem er die Feder verſucht oder ſeine Wäſchliſte auf der Rückſeite eines Speiſezettels aus dem Gaſthofe — ein Eigenname.

Demnach hat nur ein Gelehrter das Recht, ſein Werk als ſein wirklich Eigenes zu betrachten, als einen Ausfluß ſeines Ichs, der individuellſten Bedeutung nach. Begreiflich, daß er es liebt, daß er es öfter deklamirt, als Friedrich der Zweite die Henriade, daß er es auswendig lernt, wie Pitt Doctor Barrow's theologiſche Schriften; *) eben ſo begreiflich, daß er es, im Fall der Druck ihm nicht anſteht, auf das feinſte Papier Zeile für Zeile malen läßt, und damit es von Andern geachtet und bewundert werde, ſelbſt der Erſte iſt, es zu achten und zu bewundern. Wie man unter dem Aequator unſere nördlichen Sternbilder, vor allen den großen Bären, faſt in einer furchtbaren Größe am Horizont hinſchweben ſieht, ſo ſieht auch er das Sternbild ſeines Ruhmes dem Horizont der Unſterblichkeit vergrößert entſchweben, und findet an ſeiner neuen Schöpfung, wie ein friſcher Geliebter an ſeiner Göttin, mit jedem Tage eine neue, bisher nicht anerkannte Schönheit heraus; mit jedem Leſen ſtellt ſich ein neuer Beweggrund zur Bewunderung ein, bis er endlich ſich ſelbſt — was Keinem außer ihm möglich — ſich ſelbſt übertroffen zu haben ſcheint. Nun klopft ihm das Herz, ſo oft in einer Geſellſchaft ſeines theuren Kindes Erwähnung geſchieht; verſetzt ihn Lob in den Sanct Veitstanz der Freude, ſo ſtürzt ihn Tadel in die bedenklichſten Ohnmachten. Dieſe Ebbe und Fluth der Empfindung iſt aber gerade bei dem Gelehrten am lebendigſten; denn überall, wo die ſchaffende Gottheit mit dem Zornblick der Zerſtörung über die Erde hingewandelt, ließ ſie an demſelben Orte zugleich die Mittel entſtehen, die jenen ſchrecklichen Wirkungen Einhalt thun; ſie baute, um mich ſo aus zu drücken, neben einem Schlachtfelde gleich ſelbſt ein Hoſpital, und veranſtaltete zwiſchen Aezmitteln und lindernden Oelen größtentheils eine natürliche Nachbarſchaft; wo der Menſch, zum Beiſpiel, dem Biß der Klapperſchlange am meiſten ausgeſetzt, wächſt ihm die Polygala Senega, deren Blätter ein kräftiges Antidot, am gedrängteſten entgegen — wo die Hundswuth am häufigſten, finden ſich auch gerade die meiſten Hundsſchläger, und wo der Schwarm der Autoren am zahlreichſten, wimmelt das Obſervations-Corps der Recenſenten am dichteſten. So hat denn auch die Eitelkeit des Gelehrten ihre Bremſen und Horniſſen, ihre Spötter und Neider erhalten, welche mit den Lobern und Bewunderern die Rolle gewiſſenhaft abwechſeln. Deſſen ungeachtet ſind Jene nicht im Stande, wieder gut zu machen, was Dieſe ſtündlich Uebles anrichten; und vergönnt man der Liebe ihre ſelbſttäuſchenden Sophismen, warum der Eitelkeit es verargen, wenn ſie, von jenen Inſekten gemartert, ſich mit dem Ausſpruch des Claſſikers tröſtet, daß es die ſchlechteſten Früchte eben nicht ſeyen, an welche die böſen Würmer ſich ſetzen! So wächſt zwiſchen Preis und Tadel, zwiſchen Verehrung und Beſchimpfung, wie Herkules unter der Fürſorge des Zeus und Juno's Haß, des Gelehrten Eitelkeit empor, und leuchtet ſelbſtgefällig an ſeiner Stirn, wie jener vergoldete Vogel, welcher jeden Vorübergehenden zur Kniebeugung auffordert, auf dem Vorderhaupte der chineſiſchen Weiſen, denen das Recht zuſteht, die Befehle des Kaiſers nach ihrer Einſicht aus zu beſſern. Denken Sie ſich nun einmal, ſolch ein Liebling der Muſe, ſo vorbereitet, leſe in den Werken Lucian's, daß die Lampe des Epiktet für dreitauſend Drachmen verkauft worden; er höre, daß Joſephus, von ſeinen Glaubensbrüdern getadelt und verfolgt, nicht nur vor den Augen aller Welt der vertraute Freund des römiſchen Kaiſers geworden, ſondern auch zu Rom eine der prächtigſten Statuen geſetzt erhalten — daß Scaliger lieber zwei gewiſſe Oden des Horaz *) gedichtet haben, als König von Spanien ſeyn wollte, oder daß Ludwig der Vierzehnte ſeinen Racine faſt vergötterte, nachdem vier Verſe dieſes Dichters einen ſo erſchütternden Eindruck auf ihn gemacht, daß er ſich von nun an nicht mehr dem Volke zur Schau preis ſtellte, und den Maskenbällen, durch welche er ſich vorher erniedrigt hatte, gänzlich entſagte — welch ein Schwindel, glauben Sie wohl, wird das gelehrte Gehirn ergreifen, und wie wird ihn die Sehnſucht durchdringen, dieſelbe Anbetung, dieſelbe leuchtende Herrlichkeit ſich zu erringen?

*) Er las ſie gewöhnlich zur Vorbereitung auf eine Parlaments-Rede; auch enthalten ſie hin und wieder ſcharfſinnige Gedanken.

*) Wenn wir nicht irren, ſo ſind es dieſe beiden: „Quem tu Melpomene semel" und „Donec gratus eram tibi."

Indem ihn aber die Eitelkeit von seinem Werke, welches ich oben einen Ausfluß seines Ichs genannt, keinen Blick abwenden läßt, so ist es begreiflich, daß seine Aufmerksamkeit nicht lange bei dem Ausfluß stehen bleibt, sondern sich bald auf das ausströmende Ich erstreckt. Denn wer könnte einen Sonnenstrahl mit dem Prisma in der Hand bewundern, ohne nach dem Flammengestirn selbst sich um zu sehen, welchem dieser Strahl entsprüht, oder — um eine comparative Doublette zu liefern — wer sähe aus einem Fenster ein blondes Lockenhaar flattern, und wünschte nicht, die nähere Bekanntschaft des Kopfes zu machen, dem es gehört? Er selbst also ist endlich das Hauptgefühl, welches den eitlen Sohn der Musen beseelt; alle seine geistigen Sinne sammt ihren fünf körperlichen Gehülfen haben vollauf zu thun, ihn selbst wahr zu nehmen. In ihm findet sich der Centralpunkt alles Erschaffenen, das Delphi der Griechen wie das Jerusalem der Talmudisten; nach Lambert würde er sich für den Nebelfleck am Stern des Orion halten, nach Manilius sich zwischen den Orion und den größeren Hund setzen, und wie die Burgknappen einander von Rittern erzählten, welche im Zauberschein der Dämmerung ihrem eigenen Selbst leibhaftig begegneten, so stößt unser Mann überall auf sich selbst, und das ganze Universum hat das ehrenvolle Geschäft, ihm sein Bild, seine Vortreflichkeiten wie seinen Ruhm zuzuspiegeln. Indem er also nach allen Richtungen mit seinem Ich zusammen trifft, gehört wirklich ein höherer Mensch als der höchste, das heißt, als ein Gelehrter, dazu, um nicht von der Neigung zum Selbstbeschauen unwiderstehlich fortgerissen zu werden.

Stehe darum die Eitelkeit in dieser Abhandlung nicht wie bei Salomo zuletzt, sondern voran wie bei Banier, welcher ihr in seiner Mythologie unter den Ursachen der Fabeln die erste Stelle anweist.

Die andern minder wichtigen Gründe der gelehrten Selbstbeschauung sehen ungefähr so aus:

A. Ein Gelehrter geht mit den größten Männern aller Jahrhunderte, wie ein Hofnarr zu Ehedems Zeiten mit Potentaten, vertraulich um. Cicero, Beispiels halber, ist sein ergebener Freund, und muß ihn durch alle erdenklichen Schmeicheleien zu gewinnen suchen, wenn er seinen moralischen Charakter nicht aufs Spiel setzen will; *) Boerhave, um nicht außer Credit zu kommen, windet sich vor ihm, und ersucht ihn demüthigst, mit *seinen* Augen zu beobachten, nach *seinen* Vorschriften zu heilen; Augustus selbst wirft ihm aus dem Jenseit schmeichelhafte Grüße zu, damit er sich's nicht etwa einfallen lasse, die kitzlichen Einleitungs-Capitel zu den Annalen des Tacitus mit satyrischen Noten zu versalzen; Newton läßt sich herab, der große Newton, ihm im Traum zu erscheinen, mit der unterthänigen Bittschrift, seinen Berechnungen keine falschen Logarithmen unter zu schieben, und Pizarro, Peru's Würge-Engel, hätte sich schon längst alle mögliche Mühe gegeben, ihn zu seinem Lobredner zu bestechen, wenn er wie die Erstgenannten frei umher wandeln dürfte. Was die Vorwelt an großen Geistern erzeugt hat, wallt nach dem einsamen Stübchen des Gelehrten: mit richterlicher Miene empfängt er sie, und unterhält sich mit einem jeden nach Belieben. Wie die Schamanen im Norden Asiens mit den Geistern der verehrtesten Ahnen in vertraulichem Verhältniß zu stehen vorgeben, wandelt der Gelehrte wirklich unter denselben umher, und genießt ihre Achtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Daß diese Vorsicht nicht so ganz unnöthig, zeigte Joh. Ernst Philippi, Professor der Beredsamkeit zu Halle, durch seine Schrift: „Cicero ein großer Windbeutel, Nabulist und Charlatan". Halle, 1735. — Auch kam Cicero durch den berühmten Federkrieg des Jul. Cäs. Scaliger (seines Vertheidigers) mit Erasmus von Rotterdam sehr in's Gedränge. S. Trail „Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten."

„Meinung eines römischen Ritters über das romantische Genre."

Mit dieser Ueberschrift und der Bezeichnung „Petronius Satyric. P. 2" giebt die franzöſiſche Zeitschrift „Pandore" Folgendes, als Anspielung auf unsere Zeit, zum Besten: „Jetzt ist Alles affektirt; unsere Beredsamkeit gleicht einem Gericht, das von Gewürz, Pfeffer, Zimmet, Honig oder Saffran so überladen ist, daß man die wahre Substanz gar nicht mehr erkennt. Sich an neuern Schriftstellern erbauen wollen, heißt: sich den Geschmack verderben! Wer in der Küche eines Reichen seine Wohnung aufschlüge, würde bald einen durchdringenden Geruch an sich tragen; so wird, wer die neueren Musterwerke studirt, bald schlechten Geschmack und falsche Grundsätze sich aneignen. Kurz, es ist um die gute Schriftstellerei geschehen. Leichte Worte, eitle Stellungen, duftige Bilder haben die kräftige Beredsamkeit ersetzt; der entnervte Stamm fällt und stirbt. Seitdem argwöhnische Tadler den Geist gestumpft, indem sie ihn ewig wetzten, hat man eine Gattung von Beredsamkeit entstehen sehen, voll Schwulst und Makel, stolz und seicht. Die *wahre* Beredsamkeit ist groß, aber einfach, und, wenn ich so sagen darf, zurückhaltend in ihrer naiven Schönheit. Welcher böse Wind hat uns dagegen von asiatischem Klima her diese gigantische Redseligkeit, diese orientalische Uebertreibung zugeführt; eine Seuche für die Jugend, eine Geißel für das Talent, ein Hemmstein aller großen edeln Gedanken! Nennt mir *ein* solches Gedicht, dessen Farbe rein und gemischlos — *ein* Werk voll solchen falschen Geschmacks, das nicht vor der Reife abgelebt wäre?! — Diese Seuche greift alle Schriftstellerei an, die natürliche Dichtung ist stimmelos, die wahre Beredsamkeit stumm geworden." Duschek.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Bei dem Königl. Theater ſind der Tenoriſt Hr. Grapow und der Baſſiſt Hr. Reichel engagirt. Erſterer hat ein Mal auf der Königsſtadter Bühne geſungen, Letzterer iſt bis jetzt noch dort engagirt. — Einſtudirt werden für das Königliche Theater Schall's Luſtſpiele: „Das Kinderſpiel oder die Vernünftigen Leute" und „Eigene Wahl", ferner Robert's Luſtſpiel: „Die Ueberbildeten". — „Das luſtige Verlöbniß", burleske Oper, mit Muſik von Wenzel Müller, gefiel auf der Königsſtadter Bühne; der zweite Akt zumal erregte lebhaften Beifall. Die Muſik hat in den Melodieen viel Vortreffliches. Die Darſtellung iſt wohlgeübt und gelungen; Demoiſ. Caroline Sutorius bewies als „Liſettchen", daß ſie in Fleiß und Routine fortſchreitet. — „Papa und ſein Söhnchen", Poſſe von Lembert, hat beſonders durch Schmelka's Spiel als „Pantoffelheld" ſich gehalten; viel Neues iſt nicht darin, manches Alte jedoch theaterkundig benutzt. — Einſtudirt werden: „Die Sticker-Mamſells", „Aline" und „Berlin in einem andern Welttheil". — Herr Spitzeder reiſet nach Hamburg und Hannover, um Gaſtrollen zu geben, und Hr. Clauß, vom Theater zu Breslau, wird hier als Gaſt erwartet.

— Ein in den Mittagsſtunden im Königsſtädter Theater von Hrn. Ehlers, Regiſſeur und Geſangs-Lehrer bei genannter Bühne, gegebenes Conzert hatte viel Anziehendes. Wir heben beſonders hervor: 1) Recitativ und Arie von Mozart, vortrefflich geſungen von Frau v. Biedenfeld. 2) Arie mit Chor von Caraffa, geſungen von Mad. Spitzeder; die Sängerin erhielt rauſchenden Beifall, wohlverdient durch ungemeine Sicherheit im kunſtvollen Vortrage. 3) Recitativ und Arie („Roma superba") aus „Brennus" von Reichardt, geſungen von Hrn. Reichel. Die Stimme iſt von höchſt ſeltenem Umfange und ſie hat auch in letzter Zeit ſchon etwas an Ausbildung gewonnen. 4) Eine Zigeuner-Scene aus dem Drama „Ahasverus". Ein ungemein liebliches Muſikſtück, vorgetragen von Demoiſ. Cath. Eunicke und Hrn. Krauſe. Letzterer überraſchte, da er, ſo viel wir wiſſen, hier zum erſten Mal öffentlich ſang, durch ſeinen wohlklingenden Tenor. 5) Buffo-Duett aus „Cenerentola", im rechten Charakter geſungen von den Herren Spitzeder und Reichel. 6) „Zur Ehre der Muſik und des Geſanges", Compoſition von Zelter. Dieſes einfach-ſchöne Muſikſtück wurde gut aufgeführt, hatte aber billig vor den mehr für Glanz berechneten Compoſitionen eingeordnet ſeyn ſollen, vielleicht gleich nach der Ouverture, um das erſte Conzert auf der Königsſtadter Bühne ein zu leiten. 7) Duettino aus einer Wiener Lokal-Oper, geſungen von Hrn. und Mad. Spitzeder. Es wurde da Capo gerufen, was durch gemüthvolle Compoſition (von Glaſer) und zweckmäßigen Vortrag gerechtfertigt iſt. Der Schluß des Conzerts, ein Chor von Kanne, vorgetragen von hundert Männerſtimmen, ſchien uns, wenn ſolche Mittel in Bewegung geſetzt werden ſollten, zu kurz und von zu geringem Effekt. — *.

Hannover. (Schluß.) Die Falten von unſerer Stirn zu verdrängen,
Flog hüpfend, noch heute, in munteren Geſängen,
Und zwar zum Beſchluß, in „die Wien'r in Berlin",
Als „Wittwe von Schlingen" die Dermer dahin.
Die Poſſe gefiel uns, wie alle die Poſſen,
Die nur für die Lacher in Formen gegoſſen,
Sich heiter bewegen, als leicht' Ephemeren,
Und nichts als den Augenblick von uns begehren.
Viel Liebliches legte die Dermer hinein,
Wie die Polonoiſe, ſo zart und ſo rein,
Die ſie uns mit zauberiſchen Tönen geſungen
Und die ihr den lauteſten Beifall errungen.
Des Sedlmayr's „Hader", ganz im Dialekt;
Herr Kaſtner als „Franz" nicht minder correkt;
Auch er hat ein Liedchen uns extra bereitet,
Und meiſterhaft mit der Guitarre begleitet.
Frau Artour, als „Kathi", ergötzliches Spiel;
So wie Dame Huber als „Bader" gefiel,
Hat auch Fräulein Hanff uns als „Dörthe" gefallen.
Die artigen Mimen, ſo ſchien es uns Allen,
Sie hatten die Fremde gar ſehr heut' geehrt;
Es wurd' ihr zu Ehren oft extemporirt;
Zu Anfang nun freilich da war dies ganz nett,
Doch weiß man ja: „Omne nimium nocet." —
Schon waren wir heut auf den Abſchied gefaßt
Von unſerm benachbarten, lieblichen Gaſt;
Doch wollte ſie unſere Freude erhohen,
Wir ſollten noch einmal die Freundliche ſehen.
Am eilften Mai gab ſie noch einmal uns wieder:
„Die Wiener", von Holtei, und ſang ihre Lieder
Mit vielen Verzierungen kunſtlich gereiht;
Da ward ihr ein Kränzchen von Lorbeern geweiht,
Mit Blüthen der Muſen auf ſeidenem Bande. —
Bald hatt' ich's vergeſſen, o nehmt's noch am Rande:
Zuvor ſah'n zum erſten Mal heut wir den Spaß:
— Der Titel, ach! hat kein poetiſches Maaß —
„Der Verſchwiegene wider Willen."
Gelt mir ob des Metrums nur ja keine Pillen,
Ich habe den Titel nicht ſelber gemacht,
Doch wahrlich im Stücke recht herzlich gelacht.
Herr Keller, als „Froſch", hatte Sorge getragen,
Daß wir uns die Hände bald wunde geſchlagen.
Und damit beſchloß ihren Cyklus die Holde,
Die zwar, wie wir wiſſen, ſchon heute im Solde
Contraktmäßig, ſchriftlich, verpflichtet uns war;
Doch ward uns die Kunde vernehmlich und klar:
Sie wurde die Unſrige dennoch nicht werden.
Warum? — Ei, es giebt ja Geheimniß' auf Erden. —
Sonſt brachte Thalia nichts Neues der Bühne,
Was etwa beſond'rer Erwähnung verdiene.
„Der Schnee", und auch „Cardillac", einſt ſchon berührt,
Die wurden nebſt Mehrerem noch repetirt. —
Und ſo ward zwei Wochen vor Oſtern, nach Brauch,
Die Bühne geſchloſſen, d'rum ſchließ' ich nun auch!

Georg Harrys.

In früherer Zeit war ei Grundſatz der Politik, daß, wer Herr des Meeres war, es auch zu Lande ſey. Die Griechen zeigten dies am deutlichſten gegen Xerres, und nicht minder gegen einander. Wer den Andern zur See ſchlug, ward ſein Herr. Gleichmäßig haben die Römer jenen Grundſatz durchgeführt. Sie triumphirten in Spanien, Carthago, Griechenland, und gingen bis nach Aſien. Aber worin lag der Grund? — darin, daß die Gegner meiſt (wie die Sieger) an das Meer gekettet waren. Namentlich Griechenland, größtentheils aus Inſeln beſtehend, war, wenn es zur See beſiegt war, auch zu Lande beſiegt; Carthago war ein Handelsſtaat, der Verluſt der See-Herrſchaft hemmte ſeine Kraft u. ſ. w. — In neuerer Zeit iſt dies anders geworden. Die Völker Europa's ſchloſſen ſich in ihre großen Länder ein, bebauten und bevölkerten dieſe und kümmerten ſich wenig um das Meer. Da hörte jener Grundſatz auf. Mit ihm aber hat ein anderer Grundſatz gleichfalls ſeine Endſchaft erreicht, nämlich der der Alleinherrſchaft zur See. Rom konnte die wenigen Meere wohl beherrſchen und die wenigen Schiffe beobachten; aber den Raum um die ganze Welt kann jetzt keine Macht mehr beherrſchen. Es wäre noch chimäriſcher, als die Alleinherrſchaft zu Lande! (Journ. d. Brux.)

Beilage: Bemerker Nr. 11. und Blatt der Ankündigungen Nr. XV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker.

No. 11. 1825.

Beilage zum 63sten Blatte des Geſellſchafters.

Ein altes Urtheil, noch heute gültig.

Der folgende Aufſatz, der mir erſt neulich zu Geſicht kam, iſt im Jahr 1798 geſchrieben und ſcheint mir den jetzigen Zuſtand der Bühnen noch ſo wahr zu ſchildern, daß ich bitte, ihm ein Plätzchen im „Geſellſchafter" zu gönnen. Wenn der Einſender nicht irrt, ſo iſt die Abhandlung von Iffland verfaßt. E.

Ueber den Fortgang des Schauſpiels in Deutſchland.

Es iſt allerdings viel, was von den Paſſions- und Jeſuiter-Comödien an, bis zu Gottſched, von da an, bis auf Leſſing, und wiederum von da an bis heut — für die Verbeſſerung des Schauſpiels geſchehen iſt! — Allein deshalb iſt die Frage: ob die wahre Kunſt des Schauſpiels jetzt im Fortſchritt begriffen ſey, oder im Stillſtande, der Unterſuchung und ernſten Betrachtung werth.

Die Schauſpiele der frühern Zeit enthielten eine einfache Geſchichte, wenige aber beſtimmt gezeichnete Charaktere, welche ohne Hülfe des Wunderbaren und des Bizarren, auf faßliche Weiſe, mit Wahrheit und Kraft ſich entwickelten. Die Zahl der handelnden Perſonen war nicht groß, die Hülfsmittel, dieſe in Bewegung zu ſetzen, waren deutlich. Die Zuſchauer waren in den Stand geſetzt, über den Werth des Schauſpiels und der darſtellenden Künſtler richtiger zu urtheilen, weil weniger Neben-Umſtände ihre Sinne beſchäftigen und zerſtreuen konnten. — Die dargeſtellte ſtille Größe, das charakteriſtiſche, ächte Komiſche, auch die treffende Karrikatur machten eben deshalb auf den unbefangenen Sinn des Zuſchauers einen reinen, tiefen und bleibenden Eindruck. — Dieſer Eindruck — der eigentliche Lohn des Künſtlers — vollendete ſein Talent, und die Bildung des Zuſchauers ſelbſt.

So lange die Sachen ſo ſtanden, war, ohne Uebereinkunft unter beiden Theilen, auf gewiſſe Weiſe eine merkliche Linie für Wahrheit, Schicklichkeit und Schönheit gezogen. Wo in einer Stadt gute Bühnen geraume Zeit vorhanden waren, durfte man ſagen: daß der Stelzengang nicht für Größe, Vernachläſſigung und Gemeinheit nicht für Natur, Poſſenreißerei und Geſichterſchneiden nicht für komiſche Laune dem gebildeten Theile gelten konnte. Aber ſelbſt die Mehrheit, von einer Art Einheit in den Darſtellungen und Empfindungen beſtimmt, rettete ſich an den gebildeten Theil. Es war von ſelbſt unmöglich, daß viele Perſonen ſich hätten berufen glauben können, eine Stelle in dieſer ausübenden Kunſt zu übernehmen, ſo lange das Verdienſt des Schauſpielers ſo ſichtbar vom Talent, innerer ſtiller Kraft und einer ſtufenweiſen Entwickelung dieſer Eigenſchaften nothwendig abhängen mußte. Es war um des Publikums willen weder möglich, noch um der Sache ſelbſt willen nöthig, daß die Directionen ohne ſtrenge Auswahl Leute als Schauſpieler an zu ſtellen ſich hätten verleiten laſſen ſollen, die dazu keinen oder wenig Beruf zeigten. So ſtanden, mit einigen Ausnahmen, die Sachen im Ganzen, bis etwa gegen 1780.

Um dieſe Zeit wurden die Meiſterwerke Shakeſpeare's auf den deutſchen Bühnen überall vorgeſtellt. Einige große Künſtler haben dadurch ein unnachahmliches Talent glänzend entwickelt. Statt dem Genie durch Studium zu folgen, hielt die Mehrheit den Verkehr mit Shakeſpeare für einen überaus leichten Handel. In ſeltſamen Akkorden und bunter Geberde ſchickten ſie ſich zu den Helden an. Viele mittelmäßige Schauſpieler haben, nach allen vergeblichen Verſuchen, zu jener Größe ſich hinan zu recken, durch Mißverſtand, indem ſie, wo ſie abenteuerlich ſeyn wollten, wirklich abgeſchmackt wurden, ſich unglaublich verſchlimmert, und ein zahlloſes Heer von Handwerkern und ganz talentloſen Menſchen iſt dadurch den Werkſtätten entzogen, indem ſie auf die Bühne rannten; und dieſe beiden letzten Klaſſen ſind es, die jetzt der Kunſt einen — man muß fürchten — nicht leicht erſetzlichen Schaden zugefügt haben. — Die Periode der Ritterſtücke begann! — Von daher ſtammen zwei große Uebel ab, welche jetzt die deutſche Bühne tyranniſiren. Zu den Rollen der Anführer, der vielen Knappen, Kreiswärtel, Herolde und Schergen mußte man, als dieſe Stücke und Rollen in der Sturm- und Drangzeit allgemein wurden, bei allen Bühnen mehr Leute haben, als die ſeit vielen Jahren übliche und nur nöthige beſchränkte Zahl. Da wurden dann, ſehr begreiflich, unter dem Haufen, der zulief, ohne Weiteres, die gewandteſten Perſonen mit vernehmlichen Stimmen ausgeſucht. Dieſe tummelten ſich weidlich herum, kleideten ſich ſo vortheilhaft, als es die Umſtände zulaſſen wollten, und waren bald das Erſtaunen und die Bewunderung ihrer ehemaligen Kameraden auf der Herberge. — Es dünkte dieſen bequemer: einen Theil des Tages müßig, den Abend wohl geputzt, und dem Scheine nach in einer höhern Sphäre zu ſeyn. Durch Beiſpiele und Worte wurden mehrere in Kurzem aus den Werkſtätten auf die Bühne hervorgelockt. Bald drangte der Statiſt den aktiven Schergen vorwärts, damit dieſer den Knappen erſetzen könne, der Knappe den Anführer verdrängen, und der Anführer ſich in die erſten Rollen ſchieben könne.

Dies konnte möglich werden; denn die prächtigen Rollen können in einer Art maskirt werden, wobei viel Blendwerk herrſcht, und der Klingklang über das wahre Verdienſt zu betäuben vermag. Wenn dies aber dennoch in großen Städten fehlſchlagen wollte, ſo wurden kleine Flecken in entlegenen Provinzen von dieſen Helden erobert. Dort erwarben ſie ſich eine fürchterliche Gewißheit als Zeterſchreier, und fielen dann unverwundet und von den ſeltſamſten Verbindungen, die ſie errungen hatten, begünſtigt, plötzlich in ein großes Theater, deſſen Publikum zu überraſchen ihnen oft gelang. — Decorationen, Kleider, das Springen der Scenen von einer Begebenheit, einem Intereſſe in das andere, Marſche, Pomp, Abenteuerlichkeit, alle dieſe Dinge berauſchen die Sinne der Mehrheit, daß der ruhige Genuß, die ſanfte Begeiſterung des Zuſchauers, welche in unſichtbarem Geleit der Beurtheilung gehen kann, nicht mehr entſcheiden, die ſtärkſte Lunge über die reine Kunſt ſiegen, und das Getöſe der Kunſt, von trunkenen Sinnen befohlen, den Namen des Schauſpielers auf eine Zeitlang gründen kann. — Hieraus

iſt eine ſchädliche Verwirrung der Begriffe über Kunſt und Künſtler entſtanden, und eben dieſe ſcheint den Fortgang beider wenigſtens zu hemmen. Die mittelmäßigen Künſtler können ſich mit dem mäßigen, nicht rauſchenden Beifall des denkenden Künſtlers nicht mehr begnügen; ſie weihen ſich an die Charlatane, die Beſſern werden unmuthig — manchmal nachläßig, die großen Talente ziehen ſich für ſeltene Augenblicke zurück, und wer kann es ihnen verargen, daß ſie ſo ſelten als möglich in dem Todtentanze ſich mit herumtreiben mögen!

Die Direktionen, von den großen Schlacht- und Prunkſtücken zu unerſchwinglichen Ausgaben gezwungen, ſind faſt nicht mehr im Stande, ihre Ueberzeugung walten zu laſſen. Sie müſſen den Aufwand erzwingen, und eben deßhalb Unſinn verſtatten, Unſinn bezahlen, Verkehrtheit belohnen, ja wohl gar oft die Unform jeder Art zu ehren ſcheinen.

Nicht allen Schauſpielern gelang das Negozium eines Uſurpiſten-Credits. Manche wurden vom gerechten Schickſal aus den Flecken bis auf die Granzdörfer reduzirt. Dieſe wandern nun bald als ſogenannte Prinzipale mit einer Horde umher, die ſie nach Belieben ihrem Schickſal überlaſſen, und eben ſo wieder aus der Irre ſammeln. — Ganz und gar nicht unterrichtet von dieſen Umſtänden, ohne allen Begriff von Schauſpielkunſt, von der Schwierigkeit, etwas darin zu leiſten, ziehen eine Schaar junger Leute, mißvergnügt mit ihrem frühern Beruf, mit Abſcheu gegen Thatigkeit und Ernſt, der Bühne zu. Sie verlieren ihre erſten Jahre in einem abentheuerlichen Herumwandeln, luſtig und ſchrecklich genug, lernen in den folgenden Jahren in der Maske einer kleinlichen Pretenſion auf komiſche Weiſe umhergehen, und fallen in ſpätern Jahren ſich ſelbſt und allen Bühnen mit Geſuchen um ein Ruheplätzchen, oder um eine Unterſtützung, die ſie nicht verdienen, zur Laſt.

Mancher ſogenannte Schauſpieler erwirbt durch Jugend und Geſtalt einen augenblicklichen Antheil, den er ſeinem Talent zuſchreibt, und kann es nicht begreifen, wenn die Hülle der Jugend abgeſtreift iſt, warum ſein entſchiedenes Talent nicht mehr wirken will? — Leute dieſer Art haben in günſtigen Augenblicken beträchtliche Verhältniſſe von Rollen und Gehalt erſchlichen und erzwungen. Unbeſcheiden wollen ſie ſich darin erhalten, und gebrauchen, um im uſurpirten Beſitz zu bleiben, jedes Hülfsmittel der Kriecherei und Verläumdung.

Dieſer, von allen Ecken und Enden auf die Bühnen losſtürmende unberufene Haufen ſchadet der Kunſt und ihrem Fortgange unendlich, und es iſt nothwendig, daß die Direktionen in ihrer Auswahl mit Strenge zu Werke gehen, oder es kann möglich werden, daß einſt nicht mehr von Kunſt die Rede ſeyn wird, ſondern von einer mechaniſchen Ausführung eines ziemlich flachen Zeitvertreibes.

Freilich ſcheint es, als ob allmählig die Zuſchauer in allen Städten der Laſt der Ritter- und Prunkſtücke überdrüßig wären, und damit würden allerdings ganze Bataillone ungeſchickter Menſchen in Reduktion fallen. Allein die Schauluſtigkeit, daran wir nun einmal gewöhnt worden ſind und uns gewöhnt haben, hat Nahrung durch Ungeheuer einer andern Art wieder empfangen. — „Die Zauberflöte", „der Alte überall und nirgends", „das Schlangenfeſt in Sangora", und was zu dieſer Sorte gehört, haben die Bühne ſeit geraumer Zeit in einen Guckkaſten, in eine Balanzierbude verwandelt, wo nichts mehr fehlt, als daß die brüllenden Finale mit Reitkünſten verwebt werden, um dem Publikum von jeder Sorte des Spektakels auf einmal etwas vor zu ſetzen.

Ob es eine ökonomiſche Berechnung iſt, dieſe Art Vorſtellungen mit dem eigentlichen Schauſpiel zu vermiſchen, oder eine Verrechnung, das müſſen die Direktionen am beſten wiſſen. — Daß aber der wahren Kunſt kein großer Vorſchub damit geſchehen kann, das iſt wohl ſehr deutlich. — Auch ſollte man meinen, dieſe grotesken Ungeheuer müßten über ihren Ertrag koſten. Ohnehin müßten ſie ſo gegeben werden, daß keine Art Erſparniß dabei ſichtbar ſeyn kann, wenn ſie das wirken ſollen, was ſie ihrer Natur nach etwa wirken können. Die Direktion einer mittelmäßig bevölkerten Stadt vermag das nicht, und giebt dann entweder ein zuſammengeflicktes Lumpenwerk, oder, wenn ſie zu den ungeheuren Koſten jeder Art ſich hinaufſchraubt, ſo ſetzt ſie ſich aus, überall die vermeinte Pracht mit einem Bankerot früh oder ſpät zu enden.

Die eigentliche Kunſt des Schauſpielers geht dabei ganz verloren; denn eine prächtige Tirade des Dichters wird, wenn ſie nur mit einigem Aufwande geſagt wird, mit dem Verdienſt des Schauſpielers verwechſelt, und das ächte komiſche Spiel iſt mehrentheils in Geſichterſchneiderei übergegangen.

Mögen recht bald die Direktionen den Verſuch machen, durch Schauſpiele von wahrem innern Gehalt, und durch Muſik, welche die Kraft und den Reiz der Melodie hat, und ihre Effekte nicht darin ſucht: auf grelle Weiſe in Diſſonanzen herum zu wühlen — das Publikum und die Künſtler zu mehrerer Theilnahme der Würde der wahren Kunſt zurück zu führen. — In unſern jetzigen Schauſpiel-Einrichtungen herrſcht mehrentheils eine Planloſigkeit, Ueppigkeit und Frechheit, welche ziemlich gerade zu die Sache wieder in das Nichts zurückführt, darin ſie war.

Vor Allem aber gebe man doch den jungen Leuten, die ſchaarenweiſe ihren Erwerb verlaſſen, um auf der Bühne nichts — und im Alter läſtige Erſcheinungen für die Polizei zu werden, einen Begriff von der Schwierigkeit der Schauſpielkunſt. — Wird ja einem untauglichen Schuhmacher vom Gewerk die Kundſchaft verſagt! — ſo verſage man doch Leuten ohne Talent das Pfuſchen in dieſer Kunſt. Man übt damit zugleich eine Chriſtenpflicht an armen ſorgloſen Leuten gegen die Hülfloſigkeit des Alters.

Ein Vorſchlag.

Bekanntlich reſtauriren ſich jetzt die Lebemänner Berlins gewaltig bei Feſten, die an Geburts- und Todestagen berühmter Männer in öffentlichen Speiſe-Anſtalten beſorgt und wozu die Theilnehmer durch Zeitungs-Anzeigen u. ſ. w. eingeladen werden. Sollte es etwa bei irgend einer ſolchen erhabenen Feier an Geſangen fehlen, ſo bitten wir, die folgenden Zeilen nach dem bekannten: „Gott lieben macht ſelig" (Muſik von Romberg) vor zu tragen:

Flott leben iſt köſtlich,
Trauer uns feſtlich!
Wenn Einer ſtarb, der groß und heißt,
So wird getrunken und herrlich geſpeiſt.
Das Schiller-Feſt war köſtlich,
Auch Shakſpeare's Tod wird feſtlich;
Wir rufen Jedermann
Um Subſcriptionen an:
„Mein Herr, bezahl' er
Schnell ſeinen Thaler,
Damit das Recht er ſich erwarb,
Zu ſchmauſen, weil Shakſpeare und Schiller auch ſtarb!"

U.

Rüge.

In der 53ſten Nummer der „Abendzeitung", von dieſem Jahre, befindet ſich eine Anekdote unter dem Titel: „Die beſſere Anſicht", deren Verfaſſer (er mag nun der erwähnte Hauptmann von B*** oder ein anderer Anekdotenkrämer ſeyn), mit dem uſurpirten Privilegium anonymer Scribenten, einzelne Perſonen ungeſtraft anzutaſten, nicht zufrieden, ſich ſogar die Frechheit nimmt, die Garniſons-Offiziere einer der erſten Städte der Monarchie in ein lächerliches Licht zu ſetzen, in welchem dieſes den nothwendig Jedem erſcheinen müſſen, der mit den nähern

umſtänden unbekannt, die Lügen der erwähnten Anekdote für baare Münze nimmt.

Auf das Verbot, welches den angeblichen Herrn Hauptmann ſo ſehr in Alteration geſetzt zu haben ſcheint, kann derſelbe in jeder Stadt ſtoßen, die entweder eine Feſtung iſt oder eine war, und mit dem Namen auch manche ſtrengere Verordnung beibehalten hat, wie z. B. Prag. Man findet es daher eben ſo befremdend, daß der Herr Hauptmann, als Offizier, nicht im Stande war, ſich dieſe Aufklärung ſelbſt zu geben, als man ſich darüber verwundert, daß er auf ſeiner „ziemlich weiten Reiſe" in keine frühere oder ſpätere Verlegenheit ähnlicher Art gekommen. Oder ſollte Prag die erſte Feſtung ſeyn, die er auf ſeinem Lebenswege traf, und er ſich fernerhin vor allen übrigen weislich gehüthet haben, um ſeine Mappe ungeſtört füllen zu können? — Abgeſehn von dieſer Verordnung, wäre es jedoch kein Meiſterſtück menſchlichen Scharfſinns geweſen, wenn er es ſich hätte beifallen laſſen, daß die armen Fußgeher ſehr übel daran wären, wenn es jedem Zeichner und Maler frei ſtünde, das Brücken-Trottoir zu ſeinem Atelier zu machen.

Uebrigens konnte ſich der Herr Hauptmann gar nicht an den wachthabenden Offizier derjenigen Hauptwache, zu welcher die Brücken-Schildwache gehört, wenden, weil dieſelbe zu keiner Hauptwache, ſondern zu der Kleinſeitner Brückenwache gehört, die von keinem Offizier befehligt wird und bloß, da ſie nur aus einigen Köpfen beſteht, mit einem Corporal aufzieht. Ferner ſteht die erwähnte Schildwache nicht bei'm Standbilde des heil. Johann von Nepomuk, ſondern in ziemlicher Entfernung von demſelben, auf der entgegen geſetzten Seite, und darf ſich nicht über zwölf Schritte von ihrem Poſten entfernen.

Dieſe beiden Lügen mögen für die Wahrheit der ganzen Anekdote bürgen, deren armſeliger Schreiber ſich nicht entblödete, einem Offizier der Prager Garniſon Worte in den Mund zu legen, die er kaum von den rohеſten und albernſten Menſchen gehört haben würde.

Es erübrigt noch, eine gerechte Verwunderung und Mißbilligung über das Benehmen einer Redaktion *) auszuſprechen, deren Blatt ſich ſeit ſeinem Anbeginn ſowohl durch Gehalt, als durch Fernhaltung von flacher Anzüglichkeit vor ſo manchem Inſtitute ähnlicher Art vortheilhaft ausgezeichnet hat. Hat ſie ſich von dem löblichen Grundſatze, den ſie bisher ſo treu beobachtet, losgeſagt?

Prag, im April 1825.

Die Offiziere der Garniſon.

*) „Ach, ſollt' ein jeglicher Redakteur
Verantworten, was ſie ihm ſchicken daher,
So müßte, noch ehe vier Wochen verſtreichen,
Wahrhaftig der Arme vor Aerger verbleichen.
Ihr mögt auf Euch nichts ſitzen laſſen,
Ihr mögt den Schuld'gen bei'm Ohre faſſen —
Doch thut Ihr, als wenn der Redakteur
Immer und ewig der Schuld'ge wär';
So beweiſet vor allem Zettergeſchrei,
Daß jeder Redakteur — allwiſſend ſey!" D. R.

Notiz.

Die, aus dem „literariſchen Converſations-Blatte" und andern Journalen in die Weimarer „Moden-Zeitung" übergegangene biographiſche Notiz über den Dichter Ludwig Halirſch iſt dahin zu berichtigen, daß derſelbe zuerſt im Jahre 1820 im Wiener „Converſations-Blatte", dann in der „Abendzeitung" pſeudonym unter dem Namen K. E. Waller, keineswegs aber in den dort genannten Zeitſchriften, an welchen er nur ſehr flüchtig Antheil nahm, aufgetreten ſey. Dem leſenden Publikum iſt er nicht allein durch ſeinen „Petrarca" und ſeine „Dämmerungen", ſondern auch durch ſeine Balladen und Romanzen, ſo wie durch ſeine Novellen bekannt, vorzüglich aber durch die erſtern, deren einige, wie z. B. „der Bauherr vom Münſter", „Mitternacht", und neuerlich: „die Neſſelhemden", ſo viel wir wiſſen, auf eine Art in's Leben übergegangen, daß man ihnen Dauer verſprechen darf. Halirſch iſt übrigens erſt 23 Jahr alt und bereits in einer vortheilhaften Anſtellung bei einem Militair-Departement des k. k. Hof-Kriegsraths. F.

1825. No. XV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Anzeige einer höchſt intereſſanten Schrift.

Bei Rud. Deuerlich in Göttingen erſchien ſo eben und iſt in allen ſoliden Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schottiſchen Waiſen,
eine wahre Geſchichte aus Waverley's Zeit
von Martha Blackford:
nach der zweiten Auflage des Engliſchen Originals
überſetzt von Dr. Ph. A. Petri.
2 Thle. mit 2 Kupfern. 8.

Preis, ſauber cart.: 1 Thlr. 18 Gr. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der Verleger hält es für ſeine Pflicht, das gebildete Publikum auf dieſe Schrift dringend aufmerkſam zu machen; beſonders erlaubt er ſich, dieſelbe liebevollen, für die Erziehung und Bildung der theuren Kinder zärtlich beſorgten Müttern zu empfehlen, die durch eine zweckmäßige Lektüre dieſen Zweck um ſo ſicherer und ſchneller zu erreichen wünſchen, und durch eine Lektüre, wie ſie dieſe Schrift gewährt, auch beſtimmt erreichen.

Es wird überflüſſig ſeyn, hier weiter etwas zum Lobe derſelben zu ſagen, indem ſich ſicher bald die allgemeine Stimme zu deren Gunſten laut ausſprechen wird: denn weſſen Gemüth von einer reinen, kunſtloſen und durchgehends die Sprache der Tugend führenden Lektüre angeſprochen wird, der wird ſich durch dieſes Werk ganz befriedigt fühlen.

So eben iſt in der unterzeichneten Buchhandlung erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Univerſalrechts-

geschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Englische Literatur.

Des Americaners Cooper Romane, welche sich denen von Walter Scott wohl an die Seite stellen dürfen, finden nicht allein in dessen Vaterlande, sondern auch in England, Frankreich und Deutschland gerechten und verdienten Beifall.

Wir glauben daher, den Wünschen der — jetzt so zahlreichen — Freunde der englischen Literatur durch die Anzeige zu begegnen, dass wir davon eine mit dem Original an correctem Druck und elegantem Aeussern wetteifernde, im Preise aber bedeutend wohlfeilere Ausgabe veranstalteten, wovon

„the Spy, 3 Vol."

so eben erschienen, und sauber brochirt für 3 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Leipzig, im März 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der

hohe Beruf der Mutter

oder

praktischer Versuch eines

Elementarunterrichts

für Töchter aus den gebildeten Ständen,

von

C. C. L. Klee.

Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei uns ist zu haben (cartonnirt: 1⅓ Thlr.; brochirt: 1⅓ Thlr.):

Das Leben des Heilandes.

Treu nach den Evangelien und Ueberlieferungen.

Die höchste Genauigkeit, verbunden mit einem erläuternden Vortrage, machen dies Werk zum angenehmsten Geschenk für Christen jeder Confession; und die sechs Darstellungen (in Holzschnitt-Abdrücken von F. W. Gubitz) sind demselben eine eigenthümliche Zierde.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die

Kunst des äußern Vortrags

von

Dr. Anton.

Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Tabellarische

Arzneimittellehre

für

praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung

praktischer Erfahrungen

bei den vorzüglichsten

technischen Gewerben und Künsten

und deren Fortschreiten,

besonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

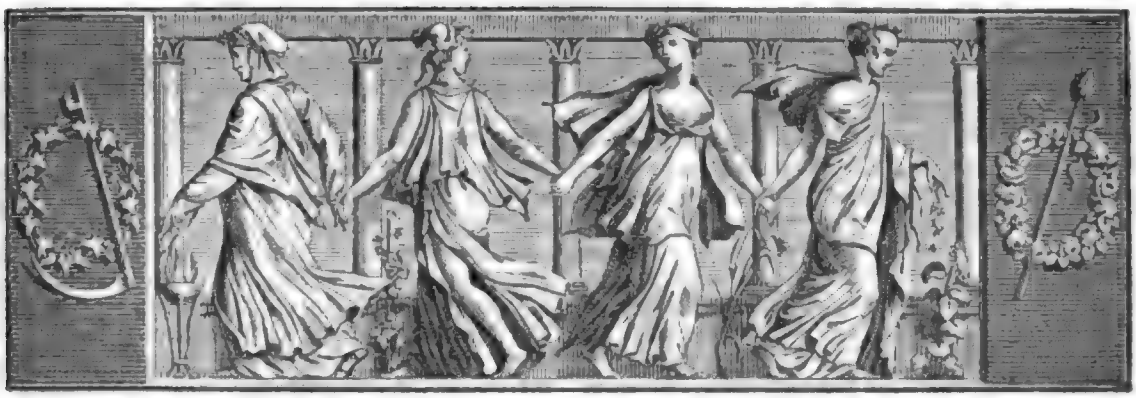
von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 22. April. 64ſtes Blatt.

J. J. Rouſſeau's Canarien-Vogel.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Im Jahr 1800 riefen mich Geſchäfte nach Paris. Ich beſuchte alle Denkmale der Hauptſtadt. Nach dem Louvre ſchien mir das prächtige Gebäude, welches damals den Namen Pantheon führte, meiner Aufmerkſamkeit am meiſten würdig. In der unterirdiſchen Kirche zeigte man mir unter andern Grabſteinen denjenigen, welcher J. J. Rouſſeau's Aſche bedeckte. Der aus einem Spalt hervor ragende Arm, der eine Fackel hält, war in meinen Augen das erhabenſte Sinnbild der Unſterblichkeit und die ſprechendſte Andeutung ſeines Feuergeiſtes. Ich rief mir ſeine ſchönſten Gedanken und ſeine auffallendſten Trugſchlüſſe, ſeine Größe und ſeine Schwäche, ſeine Fehler und ſeine Unglücksfälle abwechſelnd in's Gedächtniß. Ich war in dieſe Erinnerungen ganz verſunken, als ich von ohngefähr, in einer kleinen Vertiefung des Armbugs, ein kleines, mit Bindfaden zugebundenes Schächtelchen bemerkte. In dieſem Augenblick traten meine Begleiter mit dem Führer, der uns das Gebäude zeigte, an mich heran; ich hatte mich länger als ſie bei Rouſſeau's Grabe verweilt. Ich fragte Jenen, indem ich ihm die Schachtel zeigte, was ſie zu bedeuten habe. Er ſchien zu ſtutzen, und verſicherte mir: er wiſſe weder, wann noch wie ſie dahin gekommen; und in der That würde auch ich die Schachtel nicht entdeckt haben, wenn ich bei Beſchauung des Grabmals nicht ſo ſehr in's Einzelne gegangen wäre; der Staub, womit ſie bedeckt war, bewies, daß ſie ſchon eine geraume Zeit da gelegen haben müſſe. Unſer Führer nahm ſie und gab ſie mir. Man las auf dem Deckel mit kleiner Schrift die Worte: „Jean Jaques liebte mich.“ Dieſe Inſchrift ſteigerte unſere Neugierde auf's höchſte; ſie wurde bald befriedigt. — Der Kirchendiener nahm mir die Schachtel wieder ab, ſchnitt den Bindfaden auf, öffnete den Deckel und zeigte uns einen allerliebſten Canarien-Vogel, ſorgfältig ausgeſtopft und auf einem Bettchen von Baumwolle liegend. Er zuckte bei dieſem Anblick die Achſeln, lächelte mitleidig über den unbedeutenden Fund, wie er ihn nannte, und trug kein Bedenken, mir ein Geſchenk damit zu machen. Mit der Freude eines Kindes über eine Weihnachts-Gabe ergriff ich die Schachtel, ſteckte ſie ſchnell zu mir, aus Furcht, man möchte mir meinen Schatz wieder abfordern, und eilte ſobald als möglich nach Hauſe. Ich zog das Vögelchen behutſam aus ſeiner Hülle, ſtrich ſein niedliches gelbes Gefieder glatt, blies darauf, um es auf zu lockern, ſtellte das Thierchen auf meinen Finger und bildete mir ein, es lebe, ſo täuſchend blickten mich die beiden Schmelz-Aeugelchen an, die ſeine Augen erſetzten. Ich erwartete alle Augenblicke, es werde zu ſingen anfangen. Hiernächſt unterſuchte ich das Schächtelchen und fand unter der Baumwolle ein beſchriebenes Blatt feines Papier von derſelben Hand, welche die Worte auf den Deckel geſchrieben. Es hatte die Aufſchrift: „An diejenigen, welche meinen Vogel finden werden.“ — Ich las weiter, und erfuhr die Geſchichte meines gefundenen Vogels, welche ich hier, ohne ein Wort daran zu ändern, in der Abſchrift mittheile.

„Morgen iſt der Tag, wo das Monument, welches man meinem alten Freunde im Pantheon errichtet, vollendet wird. Ich will keine Stunde verlieren, und, wie er mir befohlen, unſern Canarien-Vogel auf ſein Grab niederlegen. Ach, ſeit langer Zeit haben Beide zu leben aufgehört, ohne daß ich mein Verſprechen erfüllen konnte; aber Alles iſt vorbereitet; ſein ausgeſtopfter Carino (lieber Kleiner) ruht in einer kleinen Schachtel, und ich hoffe, den rechten Augenblick zu finden und zu benutzen, um ihn mit ſeinem guten Herrn zu vereinigen, obſchon dieſer ſo weit, ſo weit von der armen Roſine geſtorben iſt. In meinen Gedanken waren ſie längſt vereinigt! — Wer Ihr auch ſeyd, wenn Ihr Carino findet, verachtet das kleine Vögelchen nicht! Es wurde von Rouſſeau und ſeiner Roſine zärtlich geliebt! In wenigen Worten will ich ſeine Geſchichte aufſetzen und ſie in dieſe Schachtel legen; Ihr werdet ſie leſen; ſie wird Euch intereſſiren und Ihr werdet Carino auf das Grab ſeines Herrn zurück bringen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

(Fortſetzung.)

Wer wäre unbillig genug, bei ſo bewandten glänzenden Umſtänden zu verlangen, daß er mit einem Kaufmann, einem Fabrikanten oder Landwirth ſeine Zeit verſchwende und ſeinen Geiſt verdampfen laſſe, im Fall nicht etwa dampfende Schüſſeln ihn reproduciren? Was iſt die Folge? Der Gelehrte zieht ſich aus der menſchlichen Proſa-Geſellſchaft zurück und verlebt die köſtliche Zeit ſeines Daſeyns unter den gedruckten Vormenſchen, in deren Umgange er ſeinen Neigungen und Gewohnheiten fröhnen kann, ohne mit den weitläuftigen Organen ſeiner Perücke jeden Augenblick an den Perſiflir-Dornen der feinen Welt hangen zu bleiben. Iſt es nicht zum Erröthen, wenn ein eminenter Geiſt, der gleichſam der Gasbeleuchtungs-Apparat ſeines Jahrhunderts, ſobald er in einen gebildeten Zirkel geräth, bei einer Bewegung des Anſtandes von jedem erbärmlichen Fechtmeiſter Unterweiſung annehmen muß? Laſſet einen ächten Kerngelehrten und eine Nachteule, den Vogel ſeiner Schutzgöttin, in einen erleuchteten Geſellſchafts-Saal, ihr werdet ſtaunen, wie ſie ſich Beide gleich linkiſch benehmen, gleich ungeſchickt bald mit dieſem, bald mit jenem zuſammen ſtoßen, und endlich — ich ſchaudere, es zu ſagen — allen Anweſenden zum Lach- und Spottziel dienen.

Daher kommt es, daß ſo viele Gelehrte in der volkreichſten Hauptſtadt, wie Byron und Rouſſeau in Paris, die Gaſtrolle eines Anachoreten ſpielen, mit Abzug allenfalls der täglichen Stunde, deren Sekunden ſich nach Biſſen beſtimmen laſſen. Man tadle ſie darum nicht vorellig; auch dieſe Eingezogenheit hat, wie die meiſten Uebel dieſer Welt, ihre leidliche Seite. Sie kennen, werther Freund, das Thal von Kaſchemir; ſo überſchwenglich iſt es mit entzückenden Reizen geſegnet, daß man glauben ſollte, ein Maître des plaisirs am Hofe der Gottheit habe es für ein Jubilden-Feſt der Schöpfung ausdrücklich angelegt; die Alltäglichkeit aber, dieſe Erzfeindin des Enthuſiasmus, macht es ſeinen Bewohnern gleichgültig, ſie halten es der Berückſichtigung kaum werth. Sehen Sie, ſo läßt die apotheoſirende Zauberglorie um das Haupt des Gelehrten, wenn er mit ſeiner Perſönlichkeit nicht zu geizen verſteht, Strahl nach Strahl fallen; man ſpricht ſich aus, man wiederholt ſich, giebt Blößen, läßt ſich Menſchlichkeiten entſchlüpfen, und ehe man ſich verſieht, iſt die koſtbare Scheidewand, welche er durch vieljährige Anſtrengung zwiſchen ſich und der nichtgelehrten Menſchheit aufgerichtet, unwiederherſtellbar eingeſtürzt. Und ſolch ein Ereigniß iſt böſe. Denn ein Gelehrter iſt zuweilen wohl im Stande, wie die Chineſen dem Papier,*) ſeinen Werken den Glanz jugendlicher Neuheit wieder zu geben und in zweiten Auflagen ſie mit verſtärkter Licht-Atmoſphäre erſcheinen zu laſſen; aber den erloſchenen Nimbus des eigenen Hauptes wieder mit Strahlen zu beſeelen, das ſteht nicht in ſeiner Gewalt — um ſo weniger, da das Geſtändniß eigener Schwäche einen Mann wie er entwürdigen, Reue und Buße aber ihn durchaus nicht kleiden würden. Mit der Strahlenkrone iſt Alles verloren. Hing ſich ſonſt Jedes mit eilfertiger Geſchäftigkeit an ihn, wie Eiſenfeile an den darüber gleitenden Magnet, ſo ſitzt er jetzt, eine Ruine ſeiner vorigen Herrlichkeit, ungeſucht da; der letzte Accord der Bewunderung iſt verſtummt; nicht ihn mehr, ſondern ihren eigenen Kinder-Irrthum beſtaunt die Geſellſchaft, den Amerikanern ähnlich, da ſie die erſten Spanier, die ſie bisher für donnernde Götter gehalten, eines menſchlichen Todes ſterben ſahen. Ganz anders ſtehen die Sachen, wenn der Gelehrte dem Publikum nur höchſt ſelten, gleichſam nur in den gnädigſten Augenblicken, ſeine beehrende Audienz gewährt, und hätte Knigge mehr Rückſicht auf ſeine gelehrten Standesgenoſſen genommen, ſo würde er der Einſamkeit ein ſehr ausführliches Capitel geſchenkt haben. Sey ſie aber zu entſchuldigen oder nicht, Einſamkeit führt, wie Zimmermann beweiſt, zum Grübeln über ſich ſelbſt, und formit alſo mit Recht den erſten Nebengrund in dieſer derivativen Entwickelung des Selbſtbeſchauens.

*) Die Chineſen verſtehen die Kunſt, dem beſchriebenen Papier ſeine vorige Reinheit und Schönheit wieder zu geben; daher ſie mit dem ihnen eigenen Fleiße jedes alte Stückchen ſammeln, um es, wieder zubereitet zum Schreiben, zur Bekleidung der Wände oder zu großen Karten zu benutzen.

B. Jedem geringeren Stande iſt die Grenze ſeines Vermögens und Strebens, die Schneelinie ſeiner mechaniſchen Vegetation, vorgezeichnet. Ein Tiſchler iſt überzeugt, daß er bei noch ſo lange fortgeſetzter Spekulation nie im Stande ſeyn werde, aus einem Eichenblock einen Mahagoni-Tiſch zu ſchneiden; auf dem Felde der hohen Wiſſenſchaften hingegen giebt es keine ſolche Demarkationslinie, weder Warnungstafeln noch aufgeſteckte Strohwiſche oder ſonſtige Noli me tangere — wir vollends der Parnaß bis zur oberſten Terraſſe hinauf für Jedermann gangbar ſeyn ſoll, ſobald er nur unten die Vorſicht gehabt, ſich eine Jamben-Steize oder eine Daktylen-Walze für ein Billiges zu kaufen. Ein Gelehrter kann aus Allem Alles machen; als rüſtiger Hiſtoriker trägt er einen Geſellen-Auflauf, bei welchem ein Rädelsführer ſich die Hand verſtaucht, oder ein Polizei-Diener in die Straßenrinne gerathen, mit nicht matterer Emphaſe vor, als Salluſt auf ſeinen Catilina verwendet hat, während umgekehrt ſein Sippgenoſſe, der Rhetoriker, Klopſtock's begeiſterte Pſalmen oder beſſer pſalmodirende Begeiſterung ſo behend und glatt paraphraſirt, daß man's aus einem Glaſe in's andere gießen könnte; kurz, ein Gelehrter würde ſeinem Namen entſagen und ſich zum Range eines bloß gebildeten Menſchen herunter ſetzen, wenn er irgend etwas, ſobald es nicht den ſolideſten Grundſätzen der Mathematik widerſpricht, ſeiner unerſchöpflichen Allfähigkeit unterſchlüge und als unausführbar betrachtete.

Aber um ſo zahlreicher die Staats-Diener eines Fürſten ſind, mit deſto wachſamerer Sorgfalt muß er jeden Einzelnen beobachten und ſeine Brauchbarkeit für die ſchicklichſten Fächer zu benutzen verſtehen, oder unbenutzte Kräfte in's thätige Leben zu rufen wiſſen. Natürlich alſo, daß der Gelehrte in den entlegenſten Winkeln ſeiner Hirnkammern nach vielleicht verborgenen Fähigkeiten, nach ſchlummernden Talenten umher ſucht, und bei jeder Gedanken-Audienz die Wünſchelruthe der Selbſterforſchung zur Hand nimmt; kein genialer Funke endlich entſprüht ſeinem Geiſte, ohne daß er ſogleich ein Schwefelhölzchen in Geſtalt eines Federkiels, ihn zum Flammen zu bringen, daran hält. Aber eben deshalb muß er aufmerkſam ſeyn, immer auf dem Anſtand oder der Lauer liegen; er wird am Ende gleichſam das Recognoſcirungs-Detachement ſeines eigenen Geiſtes, und hat den ganzen Tag hindurch nichts emſiger zu thun, als ſein Ich auf einem neuen Gedanken, auf einer neuen Thätigkeit zu ertappen.

Hier, mein Lieber, wünſcht zugleich die Claſſe derjenigen Weltweiſen ihre Erwähnung zu finden, welche ihre Seelen ſchon ex profeſſo mit beobachtenden Blicken des Scharfſinns begleiten — wozu ein wahres Luchs-Auge gehört; denn dergleichen Seelen nehmen zuweilen ihren Flug in ſo hohe Regionen, daß ſie den Geſetzen der Schwere Lebewohl ſagen, und indem ſie zu ihren Sitzen nicht mehr wieder kehren, mit dem armen Gelehrten es gerade ſo, wie — nach Schröder und La Place — jener Mondſtein in Sibirien mit dem Monde, machen. Dieſe Männer, ſag' ich, gehören hieher, inſofern ſie die Operationen ihrer Seele zergliedern, und ſich alſo geiſterweiſe dieſelbe Unterhaltung machen, mit welcher ſich unſere Schönen vor dem Spiegel körperlich beſchäftigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ich glaube an phyſiognomiſche Eindrücke und an den Inſtinkt der Antipathie.

Ich lernte von einem Tanzlehrer — Fechten. Dabei trug ich ein Mannskleid.

Ich habe nie Unterricht im Schreiben erhalten. — Im eilften Jahr ſchrieb ich, ganz von ſelbſt und ohne Anleitung, einen langen Glückwunſch zum neuen Jahr an meinen, ſeit 18 Monaten abweſenden Vater.

Eines Tages quälte ich Demoiſ. Mars, mit mir ſpazieren zu gehen. Sie verſprach es, aber erſt in einer halben Stunde. Ich war eigenſinnig, und ließ nicht nach: ſie mußte gleich mit. Noch war ſie in der Thür, als ein Balken des Zimmers einſtürzte.

Ich habe ſehr jung eine heftige Leidenſchaft eingeflößt. Eilf Jahr drei Monat alt, klein, von zarten Zügen, ſo daß man mich höchſtens für neun Jahr halten konnte, verliebte ſich ein achtzehnjähriger Jüngling, der Sohn eines Arztes von Bourbon-Lancy, Namens Pinot, in mich. Wir hatten ſeit zwei Jahren mit einander Tragödie und Comödie geſpielt. Er ſchrieb mir ein Billet und ſtellte es mir in der Couliſſe heimlich zu. Ich las — mein erſtes Gefühl war Stolz; ein Bürgerlicher, der es wagte, einem adligen Fräulein eine Liebeserklärung zu machen! Ich zeigte das Billet der Demoiſ. Mars, und auf ihren Rath meiner Mutter. Der junge Mann wurde von ſeinem Vater hart angefahren, ging unter das Militair und verſchwand. Funfzehn Jahre nachher erfuhr ich vom Vater, daß er zurück gekommen und glücklich verheirathet ſey.

Im zwölften Jahre machte ich die erſten Verſe.

Meine Mutter hatte ſich malen und die Miniatur in ein Bracelet faſſen laſſen. Das Geſchenk war für mich beſtimmt. Sie ſchlich ſich zur Nachtzeit auf mein Zimmer, um es mir im Schlaf an den Arm zu heften. Bei dem Eintritt erſtickt ſie faſt vor Rauch und ſieht meinen Bettvorhang in Feuer. Kaum, daß ſie mich und Demoiſ. Mars noch wecken und retten konnte. Ich war bei dem Leſen eingeſchlafen. Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber die Sanſcrit-Sprache. (Nach dem Engliſchen.) Die Exiſtenz einer engen und merkwürdigen Verwandtſchaft zwiſchen dem Sanſcrit oder der alten Sprache Indiens, und dem Perſiſchen und mancher alten Sprache Europa's, iſt ſchon lange Zeit hindurch feſtgeſtellt, aber da die Beweiſe hiefür nicht allgemein bekannt zu ſeyn ſcheinen, ſo wollen wir verſuchen, eine richtige Ueberſicht derſelben und zugleich einige von denjenigen geſchichtlichen Folgerungen aus einander zu ſetzen, zu denen dieſe Begebenheit uns führt. — Zuvorderſt iſt es jedoch nöthig, die Grundſätze auf zu ſtellen, nach welchen eine Unterſuchung über die Verwandtſchaft der Sprachen geleitet werden muß.

Eine ſehr gewöhnliche Weiſe, Sprachen zu vergleichen, iſt es, eine gewiſſe Anzahl Wörter in einer Sprache auf zu ſuchen und ſie zu vergleichen mit Ausdrucken von einem gleichen Sinn in einer andern. Dieſer Methode ſtehen wichtige Einwendungen entgegen. Zunächſt beweiſen manche Ausdrucke in einer Sprache, obgleich im Klang ſich ſehr ähnlich, nicht die Exiſtenz einer wahren Verwandtſchaft, weil die Aehnlichkeit des Klangs in Bezug ſtehen muß zu dem, was das Wort bedeutet. — Dies iſt nicht bloß bei den Interjectionen der Fall, welche in Wahrheit auch nicht den geringſten Beweis der Verwandtſchaft liefern können, weil ein Chineſe und ein Grönlander, ein Deutſcher und ein Neuſeeländer ihre Freude oder ihren Schmerz in denſelben unarticulirten Tönen ausdrücken werden; ſondern es erſtreckt ſich auch auf die zahlreiche Menge von Benennungen lebendiger Geſchöpfe, welche überall den andern Tonen derſelben gleicht. — Der deutſche Kuckuk heißt auch bei den Engländern Cuckoo und ſelbſt bei dem Indianer Kokila. Niemand wird jedoch aus ſolchen ähnlichen Wörtern eine Verwandtſchaft zwiſchen dem Engliſchen oder dem Deutſchen und dem Sanſcrit herleiten; aber eine große Zahl behaupteter Sprach-Aehnlichkeiten hat keinen beſſern Grund, als der in dieſem Beiſpiel aufgeſtellte. Wäre ſolch ein Beweis zuläſſig, ſo würde es nicht ſchwer ſeyn, daraus eine Abſtammung zwiſchen allen Sprachen der Welt her zu leiten.

Irrthümer wichtigerer Art entſpringen aus der Vergleichung derjenigen Wörter verſchiedener Sprachen, welche in Wahrheit dieſelben ſind, aber in der einen eigenthümliche, in der andern übertragene; ſolche Wörter beweiſen geſchichtliche Beziehungen, nicht urſprüngliche Verwandtſchaft. In dieſen Fällen, wo die Verwandtſchaft hiſtoriſch bekannt iſt, können Irrthümer nicht ſo leicht vorkommen, weil die Vermuthung erregt und der Forſcher geneigt ſeyn wird zu einer genaueren Prüfung der Wörter, als wenn er keine Andeutung davon gehabt, daß je ſolche Verbindung exiſtirt. Niemand, der eine Anzahl arabiſcher Wörter bei einem Volk im Gebrauch findet, das die Lehre Mahomi angenommen, wird ſich zu der Vermuthung verleiten laſſen, daß eine urſprüngliche Verwandtſchaft exiſtirt hat zwiſchen der arabiſchen Sprache und der des gedachten Volks; aber laßt Jemand wahrnehmen, daß das Wort hora im Sanſcrit dem griechiſchen ὥρα und dem lateiniſchen hora entſpricht, und er wird kein Bedenken tragen, dies Wort ſeinem vergleichenden Wörterbuch dieſer Sprachen bei zu fügen und halt dies für einen hinzu geſetzten Beweis zu dem, welchen er von ihrer urſprünglichen Verwandtſchaft bereits zu haben glaubt; das Wahre aber iſt, daß das Wort hora im Sanſcrit nicht eigenthümlich dieſer Sprache zugehört, ſondern nichts als ein aſtrologiſcher, von den Griechen erborgter Ausdruck iſt, deſſen die Indier, wie Colebrooke deutlich gezeigt, zu einem Abſchnitt in ihrer Aſtrologie bedurften. — Aehnliche Fälle, aus dieſen und andern Sprachen, könnten leicht beigebracht werden, wenn es weiterer Beweiſe bedürfte; aber dieſe zeigen ſchon hinlänglich, daß eine bloße Vergleichung der Wörter ſehr täuſchend iſt und die größte Sorgfalt fordert, bevor man Schlüſſe daraus ziehen kann. Die Aehnlichkeit der Wörter kann auch rein zufällig ſeyn und überdies muß man ſich erinnern, daß wir von manchen Sprachen ſehr ungenaue und unvollſtändige Wörterbücher beſitzen, ohne irgend ein anderes Mittel, die genaue und urſprüngliche Bedeutung eines Worts zu beſtimmen.

Mancher Leſer möchte vielleicht fragen, ob Aehnlichkeit der Wörter denn von gar keiner Wichtigkeit iſt? — Wir ſind weit entfernt, dies zu verneinen, aber wir behaupten, daß die Aehnlichkeit, um von einigem Gewicht zu ſeyn, anderer Art ſeyn muß, als bloß im Klang begründet. Die Wurzeln einer Sprache muß man vergleichen mit denen einer andern; wenn die Verwandtſchaft in den Wurzeln beſteht, ſo muß dies nothwendig auch der Fall ſeyn in den abgeleiteten Wörtern. — Unter Wurzeln verſtehen wir vorzüglich ſolche Urwörter einer Sprache, die von keiner andern Quelle abgeleitet und Benennungen der einfachſten Ideen oder Natur-Gegenſtände ſind, wie z. B. die Wörter: Vater, Mutter und ähnliche, Namen von Thieren, wenn ſie keine Aehnlichkeit mit ihrer Stimme haben, und ferner ſolche abſtracte Wörter, welche zur wahren Exiſtenz einer Sprache nöthig ſind und nicht leicht von Wurzeln, welche lebende Weſen u. dgl. bezeichnen, herſtammen, wie Pronomina, Präpoſitionen, Zahlen u. ſ. w.

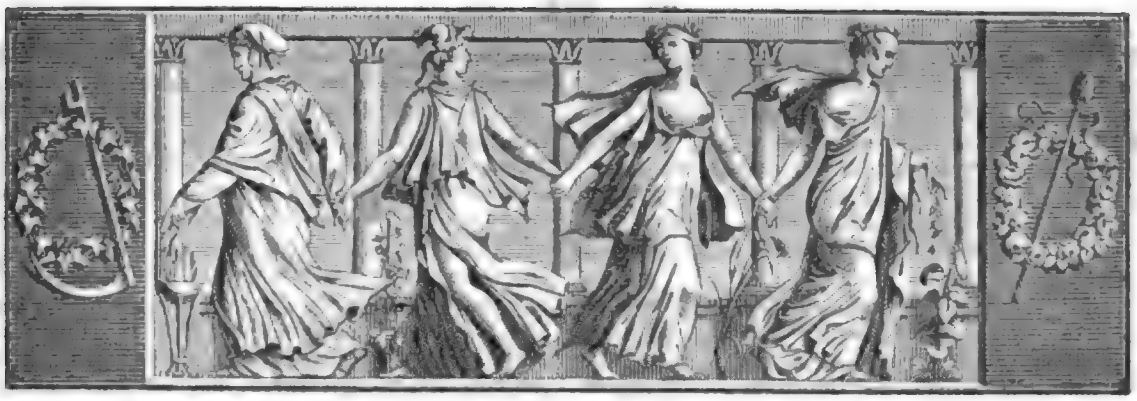
Ehe man aber von der Aehnlichkeit der Wörter auf eine Urverwandtſchaft ſchließen kann, iſt es nöthig, die Aechtheit ſolcher Wörter als wirklich zu der Sprache gehörig, in der ſie gebrauchlich ſind, und ihre urſprüngliche Bedeutung dar zu thun. Die Aechtheit eines Worts kann man dadurch darlegen, daß man beweiſt, es enthalte keine dem Genius ſeiner Sprache entgegen geſetzte Laute, es ſey nach den Regeln der Ableitung gebildet und mit andern abgeleiteten Wörtern derſelben Sprache verwandt. — Noch wichtiger als die Aehnlichkeit der Wörter nach den dargeſtellten Grundſätzen iſt die grammatiſche Struktur. Ein Volk mag, durch den Verkehr mit einem andern, manche fremde Ausdrücke annehmen und einen Theil ſeiner eigenthümlichen Sprache außer Gebrauch ſetzen, der grammatiſche Bau mag auf einer gewiſſen Stufe verloſchen werden, aber es kann nie die Grammatik einer fremden Sprache annehmen, ohne ſeine eigene Sprachweiſe zu zerſtören. Die Grammatik einer Sprache zeigt, wie die Maſſe ihrer Wörter *) unter einander verknüpft werden muß. Reichthum in den Beugungen und Stellungs-Arten giebt die Macht, mannigfach zu ſprechen, indem man die Wörter auf die Stelle einer Phraſe ſetzt, wo ſie am nachdrücklichſten ſind und mit wenigen Wörtern die feinſten und abſtracteſten Beziehungen anzeigen, die eine ärmere Sprache durch Umſchreibungen ausdrücken muß. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Nicht Worte. Den Unterſchied zwiſchen „Wörter" und „Worte" laſſen viele, ſelbſt muſterhafte Schriftſteller der Deutſchen außer Acht; jener Ausdruck bezeichnet die einzelnen Redetheile, wenn man von denſelben als ſolchen redet; dieſer aber bezeichnet zuſammenhangende Ausdrucke. „Er macht viel Worte" heißt daher: er redet viel; er braucht viel Redensarten u. dgl. „Er macht viel Wörter" heißt: er bildet neue Ausdrücke, er erfindet einzelne Bezeichnungen. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Ausdrücken liegt mithin tief in unſerer Sprache und iſt keine leere grammatiſche Spitzfindigkeit. D. v. D.

Chamfort ſagte einmal: „Wer in ſeinem vierzigſten Jahr nicht Miſanthrop iſt, hat niemals die Menſchen geliebt!" (Corsaire.)

In einem fremden Blatte findet ſich die Berechnung, daß es in Frankreich 1,000,000 reiche Familien, alſo 5,000,000 reiche Individuen, 4,000,000 wohlhabende Familien, alſo 20,000,000 ſolcher Individuen, und 800,000 arme Familien, oder 4,000,000 ſolcher Individuen giebt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 23. April. 65ſtes Blatt.

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

(Fortſetzung.)

C. Die dritte Neben-Urſache der gelehrten Selbſtbeſchauung iſt nichts Geringeres als der Satz des zureichenden Grundes. Eher ließe der vollendetſte Jünger des Apicius von einem Schinkenbein, das er gefaßt, das Fleiſch fahren; eher ließe ſich ein Mädchen ſentimentaler Herkunft um die pragmatiſchen Schluß-Capitel eines herzpreſſenden Romans, oder eine marokkaniſche Dame um den Vorzug der Corpulenz bringen, als daß ein ächter Stockgelehrter von einer Wirkung, die er erhaſcht, die Urſache fahren ließe.

Er ſteigt vielleicht einmal unter Nordnordoſt der Laune oder Null-Grad Lebensluſt aus dem Bette; weder ſein Kaffee noch die Phyſiognomie ſeiner Ehehälfte mögen ihm behagen; ſeine Kinder machen ihm zu vielen Lärmen, ſeine Pfeife iſt ihm bald zu kurz, bald zu lang; mit allen furchtbaren Phraſen der Medea überhäuft er den Fleiſcherhund, der bellend ſeinem Herrn das Kalb nach Hauſe treiben hilft, und die heiſere Aeolsharfe der huſtenden Köchin hat ihm noch nie ſo ſchmerzlich den Gehörſinn beleidigt — er ſelbſt aber wird dieſen Grießgram nicht eher gewahr, als bis er die literariſche Materie, die er geſtern Abend erſt im ſchönſten Fluſſe verlaſſen, nicht fort zu ſetzen vermag, ohne an den Dornen des eigenen Geiſtes ſich wund zu reiben; kaum ſtehen drei Worte auf dem Blatte, ſo lieſt ſich eine bittere Bemerkung, und ſtatt der gewöhnlichen Autor-Schwärze quillt ſarkaſtiſches Scheidewaſſer aus ſeiner Feder. Er wird gedankenvoll und ſpringt vom Genie-Seſſel auf; er tritt an's Fenſter, und zählt, um ſeine kauſtiſche Gemüthsverfaſſung zu beſänftigen, einen Landtag von Krähen, welcher ſo eben ein gegenüber liegendes Dach in Beſchlag genommen. Aber umſonſt, er könnte die Kalthierchen in einem Glaſe Eſſig, er könnte die Bombaſt-Geſchwülſte in Lohenſteins Reimereien zählen, es würde eben ſo wenig fruchten. Er ſtutzt, er betrachtet ſich bei Lichte, und eine ganze Woche vielleicht geht darüber hin, die Säure zu ſuchen, die im heiteren Fluidum ſeines Gemüthes einen ſo unangenehmen, trübenden Niederſchlag verurſachte. Er läßt nicht nach, er findet keine Ruhe, und wollte ihm ſeine beſorgte Gattin auch zehn Mal mit „Lady Makbeth" zurufen:

„O grüble nicht ſo tief darüber nach:
So etwas will nicht ſo betrachtet werden,
Sonſt macht's uns toll!"

er hieße ſie grimmig ihre Küche ſuchen, und ſchlöſſe ſich ein, um mit aller Gewalt, es koſte was es wolle, in der Zirbeldrüſe das Sandkörnchen zu faſſen, welches die übrigen alle ſo höslich infektirt hat.*) Und nennen Sie das nicht Selbſtbeſchauung? — Was aber bei dieſen Barometer-Veränderungen das Schlimmſte, ſolch ein Launenwechſel geht bei großen Männern dieſes

*) Die Zirbeldrüſe, an der untern Fläche des größeren Gehirns hangend, zeigt bei dem Durchſchnitt ſandartige Körner; ſie wurde von verſchiedenen Phyſiologen für den Hauptſitz der Seelenthätigkeit gehalten, hat aber ſeit langer Zeit ſchon auf dieſe Ehre Verzicht leiſten müſſen.

Schlages weit rascher und lebhafter von statten, als bei uns schlichten, unbedeutenden Dutzend-Menschen, welche nicht Zeit haben mit Hell und Dunkel, mit Heiter und Trübe so oft um zu schlagen. So verschafft sich unsere Erde durch ihre Umwälzung in vier und zwanzig Stunden Tag und Nacht, während ihr Lohnlaquay, der unbedeutende Mond, sich an sechshundert und sechszig Stunden zu diesem Wechsel Zeit läßt. Oder:

Ein Gelehrter liest Virgil's Gedicht vom Landbau. Er fühlt, die Regeln der Prosodie bis auf die feinsten Seitenbemerkungen verarbeitet zu haben, er versteht, sich sämmtliche Erfordernisse zu einem Lehrgedicht an den Fingern her zu zählen. Ein gelungenes Lehrgedicht ist ein mächtiger Vorspann zur Unsterblichkeit, er bekommt poetische Anwandlungen, und schließt mit seiner Muse einen Vertrag (wiewohl er jenes Gedicht vielleicht als Gegner des physiokratischen Systems in der Staatswirthschaft weit unter die Aeneis setzt), ein ähnliches, etwa vom Heringsfang oder vom Pelzhandel in Nordamerika, zu schreiben. Sie lächeln, mein Freund? Mit Unrecht, wenn Sie es nicht übel nehmen. Ich wollte, ich hätte Zeit, Ihnen auf der Stelle die fruchtbare Schicklichkeit dieser beiden Themata zu entwickeln; aber ich darf, ohne inconsequent zu seyn, die Grenzen, die ich mir gesteckt, nicht überschreiten. Nur die einzige Bemerkung erlaub' ich mir hin zu werfen, daß bei dem erwähnten Pelzhandel zum Beispiel die Dii ex machina, deren Erfindung und Einflechtung allen heutigen Dichtern so unsäglichen Schweiß kosten, hier sich freiwillig im Brandewein darstellen, vermöge dessen zauberischer Lockungen der ganze Verkehr betrieben wird. Lassen Sie sich aber diese einzige Bemerkung statt vieler andern, die ich in Bereitschaft habe, gesagt seyn. — Der Versuch beginnt, unser Autor setzt sich mit hoffnungsvollem Muth an's Werk, und so lange die Anrede, die Musen-Citation währt, geht die Sache vortreflich; ein Satz reihet sich musterhaft an den andern, und die Verse folgen einander schlagend und harmonisch, wie Waffeln aus der Form. Bald darauf aber, wo das Straßenpflaster aufhört und der Feldweg beginnt, sinken die Schwungräder der Einbildungskraft tief in den Sand, und schon nach der ersten halben Stunde steht Hippogryph und schwitzt und keucht. Wie, seufzt der bestürzte Verfasser und ruft zur Thür hinaus nach einer Achtelflasche Moseler, der erste aller Menschen, wiewohl er weder Collegia hören noch eine Aesthetik um Rath fragen konnte, hat auf den Tod seines erschlagenen Sohnes eine erhabene Elegie geschrieben,*) und ich, um sechstausend Jahre gebildeter als er, martere mich hier vergebens ab, und ringe mit feuchtlosem Schweiße nach einer schönen poetischen Einkleidung? Ist's nicht zum Rasendwerden, wenn ein Mann wie ich sich so weit vergessen konnte, den Verstand zu verlieren? Warum war's dem Mantuaner möglich, über einen so trockenen Gegenstand ein Poem zu componiren, das unser Voß des Uebersetzens und Commentirens werth gehalten, während ich, der ich doch die Muster aller Dichter nach ihm voraus habe, keines zuwege bringen kann? Wo schreibt sich sein größeres Recht her? Sollten Pauw und La Motte ihre nächtlichen Bemühungen an einen Irrthum verschwendet haben, und am Ende dennoch die Alten mit glücklicheren Geistes-Fakultäten als wir von der parteiischen Natur ausgerüstet worden seyn? — So der Dichter in aussichtslosen Kindesnöthen, und nun geht's an eine Untersuchung des eigenen Geistesvermögens, an die praktische Bestätigung meines dritten Nebengrundes, welche sich zum Glück gewöhnlich damit endigt, daß in den Organen des Gehirns durchaus kein Defekt befunden wird, irgend eine zufällige Kleinigkeit aber, etwa ein Aerger von vorgestern, ein überladener Magen, empfindliche Herbst-Nebel, oder ein Ofen, der willkommener Weise gerade raucht, zur Schuldursache sich gebrauchen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Araber schreiben zuweilen Gedichte von ungewissem Alterthum berühmten Personen zu, so dem Adam eine schöne Elegie auf den Tod Abel's, welche in vollendeter arabischer Sprache und in genauem Soldenmaaße gedichtet. Daß Adam übrigens Schriftsteller gewesen, behaupten die Rabbinen und verschiedene christliche Scribenten, nach welchen er zwei Werke, das eine von der Schöpfung, das andere von der Natur Gottes ausgearbeitet. Hat doch auch Abraham ein Buch wider die Abgötterei geschrieben, und es seinem Sohne Isaak als Vermächtniß hinterlassen.

J. J. Rousseau's Canarien-Vogel.

(Fortsetzung.)

„Ich heiße Rosine. Mein Vater, dessen einziges Kind ich war, wohnte zu Chaux-de-Fondy, im Fürstenthum Neufchatel. Er war ein geschickter Mechaniker und Kunst-Uhrmacher, der Associe des berühmten Jacques Droz, und verfertigte mit ihm die bekannten organisirten Figuren, welche von ihnen Automate genannt wurden, von ganz Europa bewundert worden sind, und die Hauptfreuden und Spiele meiner Kindheit ausmachten. Ich war jedoch nicht selten auf „die kleine Musikantin" und auf den „kleinen Zeichner" eifersüchtig. Sie waren so gehorsam, so folgsam, so aufmerksam auf ihr Geschäft, daß man sie mir immer als Muster vorstellte. „Siehst Du, Rosine!" sprach mein Vater, „siehst Du, wie artig sie sind, viel artiger als Du; sie machen mir keine andere Mühe, als daß ich sie aufziehe; dann arbeiten sie ohne die geringste Zerstreuung; Du hingegen flatterst immer mit den Augen umher; daher kommt es dann, daß sie weit geschickter

ſind als Du!“ — „Aber, Papa!“ erwiederte ich, „ſie machen ja immer und ewig daſſelbe!“ — „Das iſt wahr, dafür machen ſie es aber auch gut; Du hingegen ſudelſt und pfuſcheſt Alles, was Du machſt!“ — Ich war froh, als ich ſie einpacken und abfahren ſah. Mir war ein allerliebſter Canarien-Vogel weit lieber, den mein Vater für mich mit Walze und Orgelwerk verſehen hatte; den verglich man nicht alle Augenblick mit mir; der machte meine ganze Freude. Er pfiff drei allerliebſte Weiſen nach einander in größter Vollkommenheit; drehte dabei das Köpfchen hin und her, und ſprang eine ganze Viertelſtunde lang von einem Stock des Käfigts auf den andern: Alles ſo natürlich, daß es eine Luſt war, es an zu ſehen. Ich liebte ihn ausgelaſſen; und als mein guter Vater geſtorben war, und meine Mutter ſich in Mottier-Travers bei einer Schweſter niederließ, die dort wohnte, nahm ich vor allen Dingen mein niedliches Automat mit, welches ich Bibi nannte. Meine Tante, zu der wir gezogen, war ebenfalls Wittwe, und hatte einen Sohn, der nur fünf bis ſechs Jahr älter, als ich, und dem ich ſehr gut war. Wenn er zu meinem Vater zum Beſuch kam, hatte er tauſend Gefälligkeiten für ſeine kleine Couſine. Bei unſern Müttern war oft die Rede davon, uns Beide zu verheirathen, und das konnte mir viele Freude machen, denn Niemand gefiel mir beſſer, als mein Vetter Armand; aber wir waren noch weit vom Ziele. Ich war eilf Jahr alt, und mein Couſin, welcher ſiebenzehn zählte, wurde in Paris bei einem Anverwandten erzogen, ſo daß, als wir zu ſeiner Mutter kamen, wir ihn nicht antrafen. Es war mir ſehr verdrießlich, ihn nicht zu treffen, und nur die Liebkoſungen meiner guten Tante, deren verzogenes Kind ich war, und der hübſche Canarien-Vogel konnten mich tröſten. Ich zog ihn wohl zwanzig Mal des Tages auf, ohne die Wiederholung ſeiner drei Liederchen müde zu werden. Sie waren aber auch allerliebſt und noch ganz neu. Es waren drei Arien aus dem „Devin du village“, nämlich: „J'ai perdu mon serviteur“, „Si des galans de la ville“ und das allerliebſte Vaudeville am Schluß: „C'est un enfant, c'est un enfant!“ Man hatte mir den Text dazu eingelernt; ich ſang ihn mit einer friſchen und richtigen Stimme; mein Canarien-Vogel begleitete mich, das Köpfchen rechts und links drehend und ſich auf dem Stocke ſchaukelnd; wir ſtellten kleine Conzerte an: es lag zwar nicht viel Abwechſelung darin, gleichwohl machten ſie der Mutter und Tante viel Vergnügen.

Endlich lernte ich einen andern Zeitvertreib kennen, als mit einem Automat um die Wette zu ſingen. Wir bewohnten bei und mit der Tante einen Flügel des Hauſes. Den andern gegenüber ſtehenden trennte ein ſchmaler Garten von uns. Ein alter Herr aus Neufchatel ſchlug meiner Tante vor, jenen Flügel, der nur ſehr klein war, an einen Freund zu vermiethen. Er ſagte ihr: es ſey ſchon ein Mann bei Jahren, kränklich, von gutem ſanften Charakter, ſtill und eingezogen, und habe weiter Niemand um ſich, als eine Haushälterin, die ſeine Wirthſchaft beſorge und ihn pflege. Meine Tante genehmigte den Vorſchlag; der neue Miether zog an: es war J. J. Rouſſeau. Man ſprach ſehr verſchieden von ihm; die Einen nannten ihn einen Gott auf Erden, die Andern einen Böſewicht, einen Teufel. Meine Tante nahm ſeine Partei, weil er ihr Miethsmann war, und meine Mutter, weil ſie einen Roman von ihm geleſen, der ihr gefallen hatte. Ich, als ein kleines Mädchen, dachte weder gut noch ſchlecht von ihm: aber ſeine Phyſiognomie gefiel mir und ſeine Tracht machte mir Spaß. Er trug einen langen Rock mit Pelz gefüttert, mitten um den Leib einen breiten Gürtel: auf dem Kopfe eine Pelzmütze, in Geſtalt eines Turbans. In dieſem Anzug glich er einem türkiſchen Automat, das ich bei meinem Vater geſehen hatte, und das die Pauken ſchlug. Alle Leute in Mottier nannten ihn den Armenier Jean Jacques: ich nannte ihn immer das Automat Jean Jacques. Sobald ich ihn heraus kommen ſah, ſtellte ich mich an's Fenſter. Er ging beſtändig allein ſpazieren, und trug eine große runde blecherne Büchſe unter einem Arm, ein Buch unter dem andern. Zuweilen ſtellte ich mich auf ſeinen Weg und machte ihm eine tiefe Verbeugung, welche er mit einem wohlwollenden Lächeln und einigen freundlichen Worten erwiederte, denn er liebte die Kinder, und machte ſich bei ihnen beliebt. Meine Tante, die ihn bei der erſten Ankunft empfangen, und mit ſeiner Gouvernante, Thereſe Le Vaſſeur, Bekanntſchaft gemacht hatte und ſie oft beſuchte, ſagte: er ſey der beſte Menſch von der Welt, für ſeine Perſon einfältig wie ein Kind, aber menſchenſcheu und ein Sonderling in ſeiner Lebensweiſe. Er botaniſirte des Morgens, knöpfelte des Abends Schnürbänder *) und beſchäftigte ſich in verlorenen Augenblicken mit einem Canarien-Vogel, den er mit ſich gebracht hatte, und der ſeine ganze Geſellſchaft ausmachte. Dieſer Vogel, der uns Beide näher zuſammen brachte, iſt der arme Carino in dieſer Schachtel.“

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Er verſchenkte ſie an die Frauen, welche ihre Kinder ſelbſt ſtillten.

Die einzige Tugend.

Rühmet Lelio's Sanftmuth ihr, dem träge das Blut ſchleicht?
Rühmet Hyperion's Kühnheit ihr, in welchem es brauſt?
Tugend rühmt ihr da nicht! Sie iſt ein rührendes Kämpfen
Mit der böſen Natur, endlich ein rühmlicher Sieg!

E. D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Sanscrit-Sprache. (Fortsetzung.) Bei einer Vergleichung von Sprachen wird die grammatische Struktur deshalb nicht bloß eine sichere Führerin, ihre Verwandtschaft zu bestimmen, seyn, sondern sie wird zu gleicher Zeit die Stufe anzeigen, auf welcher jede Sprache im Verhältniß zu einer andern von derselben Abstammung steht. Einzig und allein durch die Grammatik sind wir im Stande, die verschiedenen Zweige eines Stammes in ihre verschiedenen Sprachen und Mundarten zu sondern. Zum Beispiel: Im Persischen ist die Untermischung arabischer Wörter so groß, daß wenigstens die Hälfte der Sprache von arabischer Zucht ist. Bei dieser Vermischung ist die eigenthümliche Struktur durch das Persische fast ganz verwischt; aber es ist noch ein gewisser Rest des grammatischen Baues, der dem arabischen und dem anderer Sprachen gleichen Stammes verwandt ist. Die englische Sprache hat noch heutiges Tages, obwohl nur wenige, Beugungen, die wir im alten Sachsischen finden, und welche allen teutonischen oder germanischen Sprach-Arten eigenthümlich sind; manche Beugungen, z. B. das o des Genitivs, die Personen der Zeitwörter, vorzüglich die unregelmäßigen Verba, fallen genau mit andern deutschen Dialekten zusammen.

Wir haben vorhin angedeutet, daß wir eine künstlichere grammatische Struktur für alter und ursprünglicher in einer Sprache halten, als die einfache Art, Präpositionen und Hülfszeitwörter statt der Beugungen zu gebrauchen. Wir sind vollkommen unterrichtet, daß Viele anderer Meinung sind und die Behauptung hegen, es scheine der Uebergang von einem einfachen zu einem künstlicherem System mehr der Natur der Dinge angemessen. Sey dem, wie ihm wolle, das Gegentheil ist offenbar bei den Sprachen, die wir im Auge haben, der Fall; was nur von denen geläugnet werden kann, welche nie zwei Sprachen vergleichen oder überhaupt nie auf die Geschichte der Sprachen achten.

Der Sanscrit hat keine Präpositionen vor den Casus und keine Hülfszeitwörter bei seinen Verben. Alle neuern indischen Mundarten sind zu diesem einfachen System zurück gekehrt. Die Sprachen, welche von der lateinischen abstammen, haben fast alle die ursprünglichen Beugungen der Muttersprache verloren. Das neuere Griechische ist viel einfacher als das alte. Das Gothische ist reich an Beugungen; das gegenwärtige Deutsche hat sehr wenige. Eben so bei dem Islandischen und den jetzigen nordischen Sprachen; und das Angel-Sachsische ist viel künstlicher als das jetzige Englische. Es würde uns zu weit führen, über diese merkwürdige Erscheinung einige Bemerkungen zu machen, aber es ist unmöglich, die Wahrheit derselben zu bestreiten. Ob die neueren Sprachen bei dieser Umwandlung gewonnen oder verloren haben, ist eine andere Frage, mit deren Erörterung wir uns jetzt nicht beschäftigen wollen.

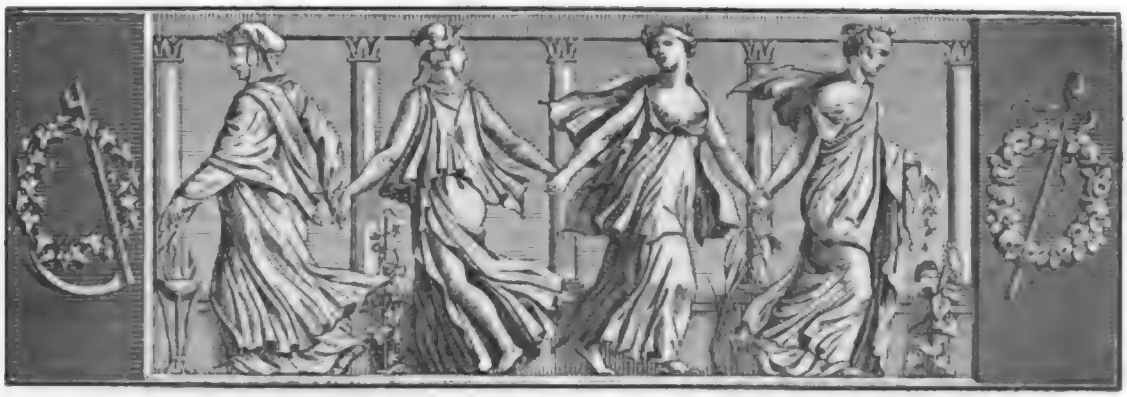
Wir gehen daher zu einer kurzen Darlegung der Sprachen über, welche die verschiedenen Reste des Sanscrits ausmachen. Die erste Abtheilung besteht aus denjenigen indischen Sprachen, deren Vater der Sanscrit ist. Diese Abtheilung gehört nicht zu den indischen Mundarten, wie z. B. die Dialekte von Deckan, Telinga, Carnata, Tamool und Malabar, welche von einem verschiedenen Stamme sind; ein Umstand, den der verstorbene Ellis außer allen Zweifel gesetzt hat. Die übrigen stammen alle vom Sanscrit ab. Außerdem ist das Polische oder die heilige Sprache aller der Völker, welche den Lehren Buddha's anhangen, eine Abart des Sanscrits. — Die zweite Classe besteht aus den verschiedenen persischen Mundarten, welche, nach der Aufzählung von Ferdengi Jehangiri, ursprünglich sieben sind. Was den Zend betrifft, so lassen wir diesen wohl mit Recht bei der Aufzählung aus, da es sehr zweifelhaft ist, ob diese Sprache jemals in Persien gesprochen ward; sie war in der That wahrscheinlich nur die Sprache der Priester. — Das Griechische ist die dritte, und die Sprachen des alten Italiens, von denen nur das Lateinische und einige Ueberreste des rohen umbrischen Dialekts uns bekannt sind, machen die vierte Abtheilung aus. Die von der lateinischen abgeleiteten Sprachen, das Spanische, Portugiesische, Italienische und Französische, sind natürlich mit hierunter begriffen. Die fünfte Classe umfaßt die weitverbreiteten Aeste der germanischen Sprachen, welche wieder in zwei kleinere Abtheilungen gesondert werden, das rein Germanische und das Scandinavische. Die altengermanischen Sprachen waren ursprünglich das Gothische, das Fränkische, das Alt-Sächsische und das Angel-Sachsische, von welchen die verschiedenen neueren Abarten herstammen. Das alte Scandinavische ist in seiner größten Reinheit in dem gegenwärtigen Islandischen erhalten und das Danische und Schwedische stammt davon her. Die sechste Classe besteht aus den Lettischen Mundarten, von welchen nur noch die Idiome von Liefland und Litthauen übrig sind; der Alt derselben, welcher einst im eigentlichen Preußen herrschte, ist ganz durch das Deutsche verdrängt. Die siebente wird durch die zahlreichen slavischen Sprachen gebildet, die wir in einen östlichen Stamm, wovon das Slavonische und Russische die Haupt-Arten sind, und einen westlichen unterscheiden, bei welchem das Polnische und Böhmische am merkwürdigsten sind. Zu diesen mag man noch einige rohere Mundarten verschiedener Bergbewohner rechnen, in den kaukasischen Gebirgen und an den russischen Grenzen, z. B. die Sprachen von Aighanisten, Beloochisten, Kurdisten und der Ossetier am Kaukasus. Wir sind jedoch noch nicht im Stande, auch nur mit einiger Gewißheit ihre Verwandtschaft zu bestimmen. Das Armenische, welches wahrscheinlich mit den alten und ausgestorbenen Sprachen Klein-Asiens verwandt ist, hat gewiß auch einige Verwandtschaft mit dieser großen Familie, aber seine unangenehme und verdorbene Aussprache macht die Vergleichung sehr schwer. — Das Ganze dieser Familie erstreckt sich folglich vom Ganges bis zu den Gestaden des atlantischen Meeres und bildet eine abgesonderte Kette, welche in ihren Zügen bloß durch den Einfall von Gliedern einer fremden Familie unterbrochen ist; und, wenn wir bedenken, daß zwei von diesem Stamm entsprossene Sprachen, das Englische und Spanische, fast die ganze neue Welt eingenommen haben, so können wir uns nicht über die ausgedehnte Verbreitung der beiden besondern Sprachen wundern, welche vordem höchst wahrscheinlich auch nur kleinere Abarten derselben Ursprache waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken. Wie viele Frauen würden in Verlegenheit gerathen, wenn man ihnen die Wahl zwischen Geist und Schönheit stellte! — Die Vorsehung hat den Thoren unstreitig die Eigenliebe als eine Entschädigung verliehen. — Delikates Lob ist für den Lobenswerthen das, was der sanfte Regen für die Rose ist; er erfrischt, erhöhet ihr Incarnat und steigert ihren Wohlgeruch. Uebertriebenes Lob dagegen ist, was ein Platzregen für die Rose, der sie entblättert und oft sogar zerbricht. — Griechenland errichtete dem Harmodius und Aristogiton Bildsäulen. Die neue Welt ist der Buchdruckerkunst gewiß eine schuldig geworden. Dennoch kennen Viele kaum den Namen Guttenberg! (Pandore.)

Man erzählt, daß ein russischer Vornehmer (der sich jetzt in Frankreich aufhält) unlängst mit einem Pariser großen Herrn über die Miethung eines Landhauses in Handel gerieth, und schon im Begriff war, ab zu schließen, als der Vermiether plötzlich den Handel mit der Bemerkung abbrach: „Ihm falle ein, daß sich in seinem Schlosse eine Kapelle befinde. Da nun der Herr Miether den griechischen Ritus übe, so könne bei dieser Religions-Verschiedenheit nichts aus der Vermiethung werden!“ (Courrier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 25. April. 66ſtes Blatt.

J. J. Rouſſeau's Canarien-Vogel.

(Fortſetzung.)

„Die Fenſter meines Zimmerchens ſtießen auf Rouſſeau's Fenſter. Sein Vogel hatte die Freiheit, im Gemach herum zu fliegen, durfte aber nicht hinaus. Der Geſang meines Automaten lockte ihn; er benutzte einen Augenblick, wo das Fenſter geöffnet wurde, flog davon, über den kleinen Garten weg und ſetzte ſich auf Bibi's Käfigt. Ich hatte Bibi eben aufgezogen, er ſang ſeine drei Liederchen. Man ſtelle ſich mein Entzücken vor, als ich den zweiten Vogel ankommen ſah; erſt hörte er zu, dann fing er zu ſingen an; es waren aber keine Lieder, keine Melodieen; es waren laute, ſchallende, abwechſelnde Töne, eine ganz neue Muſik für mich, und deſto reizender. Ich war bezaubert. Auch drehte er das Köpfchen wie mein Bibi, aber weit lebendiger und natürlicher, mit mehr Grazie und einem ſprechenden Auge. Ich hielt ihm einen Finger hin; er ſetzte ſich darauf, flog mir dann auf die Schulter, dann auf den Kopf. Das Alles hatte mein Bibi nie gethan. Wenn er ausgeſungen, ſprang er von einem Stock auf den andern, immer hin und her, auf derſelben Stelle, bis er endlich unbeweglich ſtehen blieb. Der neue Vogel flog dagegen von meinem Finger auf den Käfigt, vom Käfigt wieder auf meinen Finger. Ich fand ihn allerliebſt, hob ihn ſchon an meine Lippen und wollte ihn küſſen, als ein Pfeifen und der wiederholte Ruf: „Carino!“ ihn aufmerkſam machte. Er flog ſchnell davon, ſetzte ſich noch unterweges auf einen Baum und kehrte dann zu ſeinem Heren zurück, der am Fenſter ſtand und ihm unaufhörlich zupfiff und zurief. Sobald dieſer ihn wieder hatte, gab er mir durch Zeichen ſeine Freude zu erkennen, und ſchien mir Glück zu wünſchen, daß mein Vogel keinen ſolchen Flattergeiſt habe, ſondern fein ſittſam zu Hauſe bliebe. — Einen Augenblick nachher ſah ich unſern Nachbar durch den Garten gehen und zu uns kommen. Bald rief man mich, und ich ſah ihn zwiſchen meiner Mutter und Tante auf dem Sopha. — „Ich komme“ — ſo redete er mich an — „mein ſchönes Kind, mich bei Ihnen wegen des guten Empfangs zu bedanken, den mein Vogel von Ihnen erhalten hat; ich muß Sie zugleich wegen des böſen Beiſpiels um Verzeihung bitten, welches er dem Ihrigen giebt; aber Sie haben dieſen beſſer erzogen, er befindet ſich gut bei Ihnen, er wird Sie nicht verlaſſen!“ — „O gewiß nicht, mein Herr!“ erwiederte ich lachend; „der wird nicht davon fliegen, dafür ſtehe ich; ich wünſchte wohl, er könnte es thun!“ — „Ohne Zweifel, um ihn wieder kommen zu ſehen. Wollten Sie wohl die Güte haben, ihn mir zu zeigen? Er pfeift ganz vorzüglich, wie es mir ſcheint, einige Arien, die ich ſelbſt zuweilen — pfeife!“ — Ich ſprang auf, holte den Vogel, und der Zuſtand von Unbeweglichkeit, worin er ſich eben befand, weil die Walze abgelaufen war, bewies ihm bald, was es für ein Thierchen war — „Ein Automat!“ rief er aus; „in der Entfernung iſt mein Auge und mein Ohr getäuſcht worden; ich hielt es für ein lebendes Weſen!“ — Er nahm den Käfigt in die Hände und beſah das Kunſt-

werk. Ich ſagte ihm: es ſey die Arbeit meines guten verſtorbenen Vaters, den ich ſo zärtlich geliebt, ſo ſehr beweint hatte. Zugleich zeigte ich ihm, wie man den Vogel aufzöge, und ſogleich fing dieſer ſeine kleinen Bewegungen, ſeine kleinen Vorlaute und Läufe, und endlich die drei Arien an, eine nach der andern, ohne daß an ein Anhalten gedacht wurde. Mein Herz pochte vor Freude, weil ich offenbar ſah, mit welchem Vergnügen das Automat Jean Jacques dem Automat Bibi zuhörte. Ich ſchrieb meinem Bibi alle Ehre zu, nahm aber doch ein wenig für mich in Anſpruch: doch ohne damals den Grund zu errathen, weswegen Rouſſeau dem Sänger ſeinen Beifall ſchenkte, weil ich nicht wußte, daß er der Verfaſſer der Lieder ſey, und daß jeder Verfaſſer ſeine Werke gern leſen oder ſingen hört. Ich begriff folglich nicht, warum Rouſſeau's kleine, aber ſchwarze und feurige Augen vor Stolz und Freude funkelten. Das Feuer, der Ausdruck dieſer Augen nahm noch zu, als meine Tante mir befahl, die Liederchen zu ſingen. Ich gehorchte ſchnell, denn dies war mein innigſter Wunſch. Mich dünkt, ich ſehe ihn noch, den guten Jean Jacques, wie er mir entzückt zuhörte, wie er den Takt auf meine Hand ſchlug, die er in der ſeinigen hielt, wie er mit ſanfter, richtiger, aber geſchwächter Stimme einfiel und wiederholte: „C'est un enfant! C'est un enfant!" — „Ein Kind — und ein liebenswürdiges Kind!" ſetzte er hinzu, als das Vaudeville zu Ende war. Zugleich drückte er meine Hand, die er noch immer hielt, an ſeine Lippen. Er wollte wiſſen: wie ich hieße? — „Roſa, mein Herr!" — „Dieſer Name paßt für Dich! Weißt Du aber auch, mein Kind, wie ich heiße?" — Ich ſchlug die Augen nieder und lächelte. Meine Mutter fand Vergnügen an meinem Spaße, und entdeckte ihm den Namen, womit ich ihn, ſeines Anzugs wegen, getauft hatte. Rouſſeau lachte überlaut und ſetzte hinzu: „Roſa hat mehr Recht, als Sie wohl glauben, Madam! Wollte Gott, ich wäre nichts weiter geweſen, als ein Automat, oder ich könnte noch eines werden! Es iſt mein einziges Beſtreben; überdies iſt es ja ein Mittel, meiner kleinen Roſa zu gefallen; ſie liebte ja ihren kleinen Canarien-Vogel ſo ſehr!" Er hatte Recht, zu ſagen: ſie liebte; denn ohne zu wiſſen: warum? ſchien es mir, als liebte ich Bibi weniger als ſonſt. Er war abgelaufen. Er ſah ſo einfältig aus, mit ſeinem halboffenen Schnabel und ſeiner bewegloſen Geſtalt. Ich nahm den Käfigt, und wollte ihn wegtragen, als Rouſſeau mich anredete: „Vielen Dank, gutes Röschen; auch Deinem kleinen Automaten meinen Dank! Ohne es zu wiſſen, beſchäftigte er Dich mit mir, und hat Dich Liederchen ſingen gelehrt, die ich gern ſingen höre; doch fürchte ich, daß ſie Dir zuletzt Langeweile machen werden!" — „O nein, mein Herr, niemals, ſie ſind ſo hübſch!" — Er ſchien gerührt. „Sanfte Kleine!" fuhr er fort, „mögeſt Du immer dieſe unſchätzbare Unſchuld bewahren und nie Dich langweilen laſſen, was Dir einmal gefallen hat! Willſt Du mich lieben, Röschen, wie Du Deinen guten Vater geliebt haſt?" — Die Thränen kamen mir in die Augen, als er meinen Vater nannte; ich antwortete, indem ich den Kopf ſchüttelte: „Ich will Sie wohl lieben, mein Herr, ich liebe Sie ſchon: aber wie meinen Vater — nein, das könnte ich nicht; ich fühle, daß ich Niemand auf Erden ſo lieben werde, wie meinen Vater!" — „Vortreffliches Mädchen! Nun ſo liebe mich wie einen Freund; nenne mich Deinen guten alten Freund. Willſt Du? Du willſt, nicht wahr?" — Er legte auf dieſe letzten Worte einen ſo rührenden Ton, daß ich mich in ſeine Arme warf. — Von dieſem Augenblick an war ich ſein Röschen, ſein gutes Kind, und er mein guter alter Freund. „Vertrauen Sie mir Ihre Tochter an!" ſagte er, ſich zu meiner Mutter wendend; „ich habe mich viel mit der Erziehung beſchäftigt, und verſichere Ihnen, mit voller Ueberzeugung, daß Ihr Kind gut dabei fahren ſoll!" — Meine Mutter dankte ihm mit Rührung, und ſagte: ſie verlaſſe ſich ganz auf ihn. — „So biſt Du denn von nun an meine Tochter, mein Zögling, meine Sophie!" ſagte er, indem er mich in ſeine Arme ſchloß; „ich hätte gewünſcht, Du hießeſt Sophie: doch Röschen klingt ſo hübſch und iſt ein ſo paſſender Name für Dich: er gefällt mir auch!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

(Fortſetzung.)

D. Nicht weniger treflich, denk ich, ſoll Ihnen der vierte Nebengrund erſcheinen, wenn er ſich gleich die letzte Nummer gefallen laſſen mußte. Nächſt der Seele und Allem, was an ihr hangt, beſitzt der Menſch auf dieſer Erde bekanntlich nichts Wichtigeres, als das Futteral derſelben, den Körper. Dieſem iſt allerdings die Rolle eines bloßen Dieners angewieſen; es iſt aber nichts Seltenes, daß ihn, nach Art aller Diener, die Luſt anwandelt, den ſelbſtſtändigen Gebieter zu ſpielen. Vieljährige Beobachtungen der Anthropologen haben das Reſultat heraus gebracht, daß dieſe Ehrſucht des Dieners mit ſeiner Stärke geradeswegs in umgekehrtem Verhältniß ſtehe, daß ſeine Leidenſchaften überhaupt um ſo zügelloſer, je eingeſchränkter ſeine Kräfte — wie kleine Tyrannen meiſt gerade die grauſamſten ſind. Es iſt demnach gar nichts Seltenes, daß eine ſtarke Seele allmählig von einem ſchwächlichen Körper entmannt und unterjocht wird. Welch eine herrliche Sache wäre es alſo, wenn die fleiſchliche Hälfte gelehrter Männer auf tüchtige Muskeln und taktfeſte Nerven ſich ſtützte.

Aber weit gefehlt! Wer will von einem Halbgott, welcher ſeine Seele zur Aurora des lichtbedürftigen Zeitalters ausbildet und in beſtändiger Phosphoreſcenz derſelben ſein Erdenleben verbringt, wer will von ihm verlangen, daß er einen fehlerfreien Körper beſitze? Denn ich verſichere, man hat wiederum einen Irrthum aufgeladen, wenn man ſich einbildet, Seele und Leib ſeyen mit einander wie Bett und Stroh verbunden, je größer jenes, deſto beträchtlicher dieſes; keinesweges, die Verbindung iſt weit eher, wie zwiſchen Mark und Holz in den Bäumen, je ſtärker das eine, deſto magerer das andere. Während daher der Geiſt eines Gelehrten mit raſchen Flügeln ſeiner Vollkommenheit entgegen ſchwebt, muß, den allgemeinen Geſetzen der Wechſelſeitigkeit zufolge, der fleiſchliche Theil zurück bleiben und einkümmern — mag auch hin und wieder gegründete Urſach haben, ſich über Vernachläſſigung zu beſchweren.

Dazu kommt — wenn man ſich bei philoſophiſchen Expeditionen mediziniſcher Hülfstruppen bedienen darf — die zuſammen gefaltete Stellung des ſtudirenden Gelehrten, welche unter allen krummen Linien der höheren Geometrie in diätetiſcher Hinſicht die ſchädlichſte ſeyn ſoll; ein Uebelſtand, welcher in der Praxis deſto gefährlicher bleibt, je ſchwieriger und ſeltener ihm abgeholfen werden kann. Denn angenommen, ein Gelehrter beſchäftigte ſich wirklich einmal mit dem Kopfe und nicht bloß mit der Feder, könnte alſo recht gut ſein Studium auf und nieder gehend verrichten — wie viele Gelehrte zählen wir, deren Zimmer geräumig genug, um ſolch eine peripatetiſche Diatribe in's Werk ſetzen zu können? Iſt es nicht, wie die Erfahrung lehrt, über und über genug, wenn ſie vollſtändige vier Pfähle beſitzen, als daß ſie noch auf einen Raum zwiſchen denſelben Anſpruch zu machen hätten? Er ſoll ſpazieren, hör' ich Sie mir zur Antwort geben; denn wie machten es die Gelehrten Athens und Roms? Wanderten ſie nicht öffentlich in Hallen, auf freien Märkten umher? — Freilich, mein Werther; aber hier treten andere Umſtände ein; der Rath iſt leicht gegeben, die Ausführung ſchwer.

Die Philoſophen Griechenlands kleideten eigene Mäntel, im Schnitt und in der Feinheit des Tuches ihrer Schule angemeſſen, ſo daß die Cyniker ſich in die gröbſten wickelten. Kein Menſch kümmerte ſich darum, vielweniger fiel es Jemand ein, darüber zu ſpötteln. Antiſthenes, zu welchem Sokrates ſagte, er merke ihm die Eitelkeit durch die Löcher ſeines Kleides hindurch an, blieb von Allen deshalb ungeſchoren; jene negativen Stellen mit Randgloſſen zu bekritteln, wagte ſelbſt der lachſüchtige Pöbel Athens nicht. Phocion hieß der ehrenwertheſte Bürger der ganzen volkreichen Stadt, wenn gleich ſein Gewand nur in der Ununterbrochenheit ſich vom Gewande des Diogenes unterſchied, und Epaminondas, der kraftvollſte vielleicht unter allen Hellenen, konnte ſich nicht einmal auf öffentlicher Straße ſehen laſſen, weil er den einzigen Mantel, den er beſaß, weißen ließ. Solch eine einfache Bewandtniß hatte es um die Garderobe griechiſcher Hochgeiſter. Wie ſieht es dagegen heut' aus? Laſſen Sie ſehen. Der Gelehrte ſoll wie jeder andere Sterbliche, nur etwas würdevoller, ſyſtematiſcher gekleidet einher gehen; aber er kann nicht, wie jeder Andere, welchem immer ein Ueberfluß von Zeit zu Gebot ſteht, bevor er ausgeht, ſich im Spiegel begaffen, wenn er auch einen hätte. Allenfalls bückt er ſich, während er luſtwandelt, verſtohlentlich über einen Bach, um den gelehrten Narciß darin an zu treffen. Doch nicht überall giebt es Bäche oder mecklenburger Seen, die man zum Spiegel benutzen kann, und ſo fügt es des erhabenen Mannes Unſtern nicht ſelten, daß die Perücke diagonaliter aufgeſetzt worden, und die hintere Fortſetzung derſelben als Phantaſie-Locke am linken Ohr nieder ſteigt — daß ein Galläpfel-Fleck die ernſte Sonne ſeines Antlitzes entweiht, daß die Rocktaſchen zu ihren Fenſtern heraus ſchauen, oder daß er in der Zerſtreuung aus zweien Büchern zwei verſchiedenfarbige Merkbänder heraus geſchnitten und ſie zu Strumpfbändern benutzt hat — wie ein tiefſinniger Profeſſor der Knochenlehre gar leicht in den Fall kommen kann, ſtatt ſeines Käppchens einen Schädel auf zu ſetzen. Außer dem Gelehrten ſelbſt aber finden ſich nur wenige Menſchen, welche einen transparenten Frak, barbaroſſirende Stiefel, krampfhaftverzerrte Hüte und ähnliche Anomalien der Kleider-Ordnung als ehrwürdige Attribute des Genies anerkennen mögen; zu flach, um nicht nach äußerem Schein zu richten, verlacht der große Haufe die Zierde ſeines Vaterlandes, und wünſcht unter der Hand, wie König Pyrrhus am Fabricius, durch muthwillige Streiche die Faſſungskraft ſeiner Gravität auf die Probe zu ſtellen. Auch bleibt es nicht lange bei dem bloßen Wunſche; eine Menge jugendlichen Geſindels macht ſich alsbald zur Ausführung anheiſchig, und neckt ihn auf offener Straße, ohne daß er ſie, wie Eliſa die ſpottenden Knaben, durch mörderiſche Bären des Waldes zum Schweigen bringen kann. Spaziergänge alſo, welche auch der andern Menſchengattung offen ſtehen, ſind kein Stadium für gelehrte Sohlen. Was nun? Soll er romantiſche, einſame Wege einſchlagen? Damit wäre ihm wenig geholfen, und aus Urſachen, die mein erſter Nebengrund (Einſamkeit) entwickelt, viel geſchadet. Auch würde er dort kaum zu etwas Anderem dienen, als liebende Paare in ihrer romantiſchen Zurückgezogenheit zu ſchrecken. Das aber läuft ganz gegen ſeine Würde; er ſoll der Dollmetſcher, der läuternde Lehrer der Liebe ſeyn; wie jämmerlich, wenn

er auf obige Weise ihre Vogelscheuche, ihr verfolgendes Alpgespenst würde! Daher kam ein sinnreicher Kopf zu Edimburg auf den Gedanken, statt der horizontalen Bewegung eine perpendiculare von ihrem Fenster aus für Gelehrte zu erfinden; er machte die Welt mit seiner Idee bekannt, hat aber über die Ausführung derselben bis jetzt uns nichts erfahren lassen.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Sanscrit-Sprache. (Fortsetzung.) Nach dieser Aufzählung wird es gut seyn, die auffallendsten Verwandtschaften, welche der Sanscrit mit andern Sprachen dieser Familie hat, aus einander zu setzen. Hierbei wollen wir vorzüglich unsere Beispiele aus dem Griechischen und Lateinischen nehmen, da diese Sprachen mehr allgemein verständlich sind; eigentlich wollen wir aber auch einige Vergleichungen in Bezug auf das Alt-Germanische machen. Eine größere Zahl von Sprachen hierher zu ziehen, würde nur Verwirrung erregen, ohne unsere Folgerungen zu verstärken.

In einem rein philosophischen Werke würde es nöthig seyn, die Analyse mit Vergleichung der eigenthümlichen Laute in jeder Sprache und mit Feststellung der Zahl der Buchstaben, welche in der einen Art denen der andern entsprechen, zu beginnen. Hier würde dies zu sehr ermüden, daher nur einige Beispiele: Die Sanscrit-Sprache hat fünf Lippen-Buchstaben, p, ph, b und m, zu welchen noch ein aspirirtes bh kommt. Die Griechen und Römer haben nur die vier ersten, π, φ, β, μ; p, f, b, m. Bei Vergleichung ähnlicher Wörter erhellt, daß das sanscritische bh dem lateinischen f und dem griechischen φ entspricht. Dergleichen Beispiele sind: Bharati, φέρει, fert, hi bears, er bärt (trägt); bhâs, φῶς, Licht; bhintê, findit, er bricht; bhairava, feras; bhû, fuo, φύω u. s. w. Diese Art, die Verwandtschaft der Laute dar zu legen, muß man auf das ganze Laut-System jeder Sprache anwenden, und nur auf diesem Wege können wir eine genaue vergleichende Ethymologie erlangen. Es ist eben so nothwendig, diesen langsamen und mühseligen Weg zu verfolgen, als es nicht zu läugnen steht, daß die Ethymologie bis jetzt, wie Voltaire sagt, eine Wissenschaft gewesen ist, in welcher die Consonanten von geringer und die Vocale von gar keiner Wichtigkeit sind.

Bei den Substantiven besitzt der Sanscrit drei Numerus, Singular, Dual und Plural; und außer den sechs Beugungsfällen, welche sich im Lateinischen finden, noch zwei; einen, um die Oertlichkeit aus zu drücken (wie: ayôdhyâyâm vasati, er lebt in Ayôdhyâ); einen, um das Werkzeug aus zu drücken, mit welchem etwas gethan ist (wie asinâ hanti, er tödtet mit dem Schwerdt). Es würde eine anziehende Untersuchung seyn, zu erforschen, ob das Griechische und Lateinische Casus von gleicher Bedeutung hat; wir bemerken hier nur, daß wir die Homerischen Endungen auf φι und φιν als Spuren eines Instrumental-Casus im Griechischen betrachten, wie z. B. Odyss. VI. 6:

Βίηφι δὲ φέρτερος ἦεν.

Hier ist βίηφι in einer Construction gebraucht, welche ganz der instrumentalen des Sanscrit entspricht, die sich gemeinhin auf bhih endet; und wir haben schon gesehen, daß das sanscritische bh und das griechische φ sich entsprechen. Wir bemerken ferner, daß unter den slavischen Mundarten die russische genau dieselben acht Casus, wie der Sanscrit, besitzt, und in dem ältesten Germanischen findet man einen Instrumental-Casus in der Einzahl. Was den Numerus betrift, so hat bekanntlich auch das Griechische den Dual, und im Lateinischen scheinen die beiden Wörter duo und ambo die Spuren eines Dual gleichfalls bewahrt zu haben; ihnen entsprechen im Sanscrit die Wörter dvâu und ubhâu.

Auch die Endungen der Hauptwörter dieser Sprachen ähneln sich; die Sanscrit-Sprache ist in diesem Punkt, wie in den meisten andern, die reichste. Die sanscritischen Endungen der Hauptwörter auf as (masc.), â (fem.), am (neutr.) sind dieselben, wie die griechischen auf ος, α (ᾱ) und ο, und wie die lat. us, a, um. Die Endungen auf i entsprechen den griechischen auf ις, wie in πολις, und den lateinischen auf is, wie bei ensis; und die auf u dem griech. υς und dem lat. us. Das sanscrittische aû ist ganz das griech. αυ (wie ναῦς, im Sanscrit nom. sing. naûh oder naûs). Das Lateinische ist sehr verschieden im Nominativ (navis), aber der Accusativ ist augenscheinlich derselbe, als im Sanscrit (lat. navem, Sanscr. nâvam. Die sanscritische Endung ai entspricht der lateinischen auf e, wie rai, nom. râh, lat. res. Endlich hat der Sanscrit eine große Menge Substantiva, welche sich auf Consonanten endigen, mit denen man das Griechische und Lateinische der dritten Declination vergleichen kann, bei welcher der Consonant, der den Beugungen voran geht, zur Wurzel des Worts gehört, wie in φλόξ, gen. φλογός oder in flos, floris.

Um unangenehme Einzelnheiten zu vermeiden, wollen wir nur einige Beispiele von Wortern geben, welche in allen diesen Sprachen dieselben sind, wie z. B. mâta, μήτηρ.

		Sanscrit.	Griech.	Latein.
Sing.	N.	mâtâ	μήτηρ	mater
	G.	mâtuh	μητρός	matris
	D.	mâtre	μητρί	matri
	Acc.	mâtaram	μητέρα	matrem
Plur.	N.	mâtarah	μητέρες	matres
	G.	mâtrâm	μητέρων	matrum
	D.	mâtribhyah	μητράσι	matribus
	Acc.	mâtrih	μητέρας	matres.

Im Lateinischen ist der Accusativ des Plurals in der dritten Declination derselbe, wie der Nominativ. Dies ist völlig der Fall in den entsprechenden sanscritischen Hauptwörtern. Ferner bildet das sachliche Geschlecht im Griechischen und Lateinischen den Nominativ, Accusativ und Vocativ gleich in allen Substantiven; eben so im Sanscrit.

Ein anderes Beispiel ist dies:

		Sanscrit.	Latein.	Sanscrit.	Griech.
Sing.	N.	karma	carmen	jaras	γέρας
	G.	karmanas	carminis	jarasas	γέρασος
	D.	karmane	carmini	jarasê	γέρασ
	A.	karma	carmen	jaras	γέρας
Plur.	N.	karmâni	carmina	jarâsi	γέρασα
	G.	karmanâm	carminum	jarasâm	γερᾶων
	D.	karmabhyah	carminibus	jarôbhyah	γέρασι
	A.	karmâni	carmina	jarasi	γέρασα.

Als einen Beleg für die Verwandtschaft des Sanscrits und der germanischen Mundarten wollen wir nur ein Beispiel geben, in welchem aber das Wort völlig dasselbe ist:

		Sanscrit.	Gothisch.	Angels.	Isländ.
Sing.	N.	sûnus	sunus	sunu	sun
	G.	sûnôh	sunâus	suna	sonar
	D.	sûnavê	sunâu	suna	syni
	A.	sûnum	sunu	sunu	sonur
Plur.	N.	sûnavah	sunjus	suna	synis
	G.	sûnûnâm	sunive	sunena	sonu
	D.	sûnubhyah	sunum	sunum	sonum
	A.	sûnûn	sununs	sunu	sonu.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Bemerker Nr. 12.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 66ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Ueber die Sanſcrit-Sprache. (Schluß.) Als einen Beleg der Verwandtſchaft des Sanſcrits mit dem Lettiſchen wählen wir daſſelbe Wort:

Singul.	Sanſcrit.	Lettiſch.		Sanſcrit.	Lettiſch.
N.	sûnus	sunus	Pl.	sûnavah	sunus
G.	sûnôh	sunans		sûnûnâm	sunû
D.	sûnavé	sunui		sunubhyah	sunums
Acc.	sûnum	sunu		sûnûn	sunûs
Instr.	sûnunâ	sunumî		sûnubhih	sunumis
Local.	sûnau	sunujo		sûnushu	sunûse
Voc.	sûnô	sunu		sûnavah	sunus.

Man mag vielleicht den hier angeführten Beiſpielen vorwerfen, daß die Endungen nicht ganz dieſelben ſind. Wir antworten hierauf, daß eine vollkommene Uebereinſtimmung im Klange mehr beweiſen würde, als Abſtammung; dies würde die Gleichheit, nicht die Verwandtſchaft der Sprachartenbarthun. Die Verwandtſchaft iſt erwieſen, ſobald wir ſehen können, daß die Struktur an und für ſich in allen entſprechenden Beugungsfällen dieſelbe iſt und daß die Grundſätze, auf welche der grammatiſche Bau geſtützt iſt, gleichfalls dieſelben ſind.

Da die Adjective nach denſelben Formen gebeugt werden, wie die Subſtantive, ſo wird es genug ſeyn, zwei Eigenthümlichkeiten zu bemerken, die Bildung der Geſchlechter und der Steigerungen der Beiwörter. Die Aehnlichkeit iſt hier wieder ſehr einleuchtend; die Maſculine us, as bilden ihre Femininen in â, ihre Neutra in âm, wie das griechiſche ος, α (η), ον, das lateiniſche us, a, um; die auf us haben das Fem. auf vî, das Neutr. auf u, wie das griechiſche ος, εια, υ; die auf is machen is, is, i, im Griechiſchen eben ſo; im Lateiniſchen is, is, e; auch giebt es hier Adjective, welche alle Geſchlechter gerade eben ſo wie das Lateiniſche und Griechiſche bilden.

Die Form des Comparativs iſt tara, des Superlativs tama, welchen τερος und τατος im Griechiſchen augenſcheinlich entſprechen; nur einige Adjective ſind im Sanſcrit unregelmäßig und machen die Comparative auf iyas, die Superlative auf ishtha, welche wieder mit dem griechiſchen ιων und ιστος zuſammen fallen. Es iſt ſonderbar, daß im Lateiniſchen die unregelmäßigen Superlative auf imus, wie ultimus, mit denen überein ſtimmen, welche im Griechiſchen und im Sanſcrit regulair ſind, während die regelmäßige Bildung der Stufen im Lateiniſchen ſich mehr den Formen nähern, welche in den beiden andern Sprachen unregelmäßig ſind.

Die Fürwörter ſind in allen Sprachen unregelmäßig; wenn deshalb hier zwiſchen verſchiedenen Sprachen in dieſen Unregelmäßigkeiten eine Uebereinſtimmung iſt, ſo iſt die Verwandtſchaft durch dieſe ſchon faſt außer Zweifel geſetzt. Wir wollen zuerſt, als eine auffallende Uebereinſtimmung, Folgendes bemerken: Einige Fürwörter und andere Adjective von ähnlicher Bedeutung bilden ihr Neutrum im Sanſcrit auf die Endung d, nicht auf am, nach der allgemeinen Regel; wie z. B. tad — das; anyad, ein Anderer. Dies iſt ganz daſſelbe, als wenn das Lateiniſche die entſprechenden Wörter in dieſem Geſchlecht auf d und das Griechiſche auf ο bildet, wie aliud, ἄλλο. Die Verwandtſchaft der Fürwörter erhellt klar aus folgender Ueberſicht:

N. aham, ich;	tuam, du;
G. mama oder mê;	tava oder te;
D. mahyam oder mê;	tubhyam oder tê;
A. mâm oder mâ;	twâm oder twâ.

Der Plural des Pronomens der erſten Perſon im Lateiniſchem, nos, ſtimmt mit dem ſanſcritiſchen nas überein, und vos mit dem ſanſcritiſchen vas. Das Griechiſche weicht hier mehr ab, νως, doch läßt ſich dies ſehr gut dem indiſchen Dual nâu gegenüber ſtellen.

Die Uebereinſtimmung dieſer drei Sprachen in der Beugung der Zeitwörter iſt vielleicht noch auffallender und von um ſo größerer Wichtigkeit, als man die Verbal-Beugung als einen vorzüglichen Haupttheil der Sprachlehre anſieht. Doch hiervon finden ſich anderweit Beiſpiele genug; jetzt nur noch einige Wörter, welche in den gedachten drei Sprachen ſich als verwandte zeigen.

Sanſcr.	Griech.	Lat.	Sanſcr.	Griech.	Lat.
dêva	θεος	deus	nara	ἀνηρ	—
asis	—	ensis	varman	—	arma
antara	—	inter	varya	—	varius
aristha	ἄρισος	—	suâdu		
iti	—	ita	(sweet)	ἡδος	(ſüß, ſüß)
itara	—	iterum	vala	—	valor, valeo.
idam	—	idem			
pad	ποδς (ποδος)	pes (pedis)	pita	πάτηρ	pater
			mata	μήτηρ	mater
nava	νεος	novus	naptâ	—	nepos
uda	ὕδωρ	—	svasura	ἑκυρος	—
axi	ὄσσα	oculus	dêvâ	θαηρ	(levir)
una	εἷς	unus	bhratâ	φρατηρία	frater
dui	δύω	duo	svasâ	—	soror
tri	τρεῖς	tres	shash	ξ	sex
chatur	τέσσαρες	quatuor	sapta	ἑπτα	septem
pancha	πεντε	quinque	ashta	ὄκτω	octo
nâsâ	—	nasus	nava	ἐννεα	novem.

Merkwürdig iſt hierbei beſonders, daß vorzüglich viel Aehnlichkeit unter den Zahlen und den Verwandtſchafts-Benennungen herrſcht.

Sonderbar iſt, daß das ſanſcritiſche ûnavinsati ganz dem lateiniſchen undeviginti entſpricht.

Die größte Uebereinſtimmung bleibt jedoch immer die bei gewiſſen Zeitwörtern, z. B.:

dadâmy	δίδωμι	do	asti	ἐϛι	est
dadhâmi	τίθημι	—	tupami	τυπτω	—
tishthâmi	ἱστημι	sto	labhâmi	λαμβάνω	—
asmi	εἰμι	sum	lambe	—	labor
asi	ἐσσι	es	vahami	—	veho.

Die Präpoſitionen ſind dieſelben in allen dieſen drei Sprachen:

apa	ἀπό	ab	pari	περί	—
abhi	ἐπί	—	prati	πρός (προτί)	—
â	—	ad			
antar	—	inter	pra	πρό	pro
upa	ὑπό	sub	para	—	prae
upari	ὑπερ	super	ni	ἐν	in
anu	ἀνα	—	sam	συν	cum.

In unſerem Beſtreben, unſere Behauptungen genügend zu erläutern, haben wir vielleicht ſchon manchen Leſer gelangweilt, darum wollen wir von den Einzelnheiten zu etwas mehr Allgemeinem übergehen.

Nur durch eine allgemeine Vergleichung aller dieſer Sprachen, welche wir als dem Sanſcrit verwandt aufgezählt haben, kann die Natur und der Grad dieſer Verwandtſchaft in das rechte Licht geſetzt werden. Wir haben nur wenige Beiſpiele ihrer

Aehnlichkeit gegeben, aber wir nehmen keinen Anſtand, zu ſagen, daß, wenn wir dieſe Art der Vergleichung bis zu ihrer ganzen Ausdehnung fortführten, es von Jedermann anerkannt werden würde, daß dieſe Sprachen Mundarten einer Urſprache ſind. Wir ſtimmen aber denen nicht bei, welche ſich bemühen, den Sanſcrit vom Griechiſchen oder dieſes vom Sanſcrit her zu leiten, weil der Sanſcrit Eigenthümlichkeiten hat, welche nicht im Griechiſchen ſind und auch nicht von dem Bau der griechiſchen Sprache hergeleitet werden können, und umgekehrt. Es wird vielmehr richtiger ſeyn, ſie als Abkömmlinge einer Urſprache an zu ſehen, die verloren gegangen und nur noch in ihren Zweigen zu erkennen iſt. Der Sanſcrit kommt ihr vielleicht am nächſten und dem Sanſcrit ſteht ohne Zweifel das Griechiſche am nächſten.

Man mag vielleicht fragen, ob dieſe Urſprache eine Verwandtſchaft mit andern Familien beſitzt, deren wir erwähnten, vorzüglich mit der ſemitiſchen, von welcher das Hebräiſche, Arabiſche und Syriſche Mundarten ſind. Dies iſt eine Frage vom höchſten Intereſſe und von der höchſten Wichtigkeit für eine wahrhafte Kenntniß der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, aber, zur ſelben Zeit iſt es eine Frage, bei der es ſehr ſchwer iſt, eine allen Theilen genügende Auflöſung zu geben. Es iſt in der That die Frage, ob alle Sprachen von einem gemeinſchaftlichen Urſtamm hergeleitet werden können, oder ob es nöthig iſt, mehr als eine Urſprache bei dem Anfang der Welt an zu nehmen. Wir geſtehen, daß wir in rein philologiſcher Hinſicht uns zu der letztern Meinung neigen, weil wir nicht begreifen, wie es möglich iſt, alle Sprachen von einem Urſtamme her zu leiten. Wir müſſen wenigſtens geſtehen, daß wir nicht die Mittel haben, nach einer gemeinſchaftlichen Quelle hin zu leiten. Mag Jeder ſelbſt den Verſuch machen; wir aber wagen zu behaupten, daß, wenn er die Forſchung nicht mit der feſten Meinung, eine Aehnlichkeit zwiſchen allen Sprachen zu finden, anfangt, er ohne Zweifel zu der oben erwähnten Behauptung gelangen wird. Daß gewiſſe Punkte der Aehnlichkeit zwiſchen allen Sprachen nachgewieſen werden können, iſt nicht zu laugnen, aber dieſe ſind meiſt ſolche, welche aus den allgemeinen Geſetzen des Menſchen-Geſchlechts entſpringen und eigentlich nichts mehr thun, als den Beweis führen, daß alle Sprachen Nomina, Verba und Partikeln beſitzen, Deklinationen und Conjugationen. Die allgemeinen Aehnlichkeiten können eben ſo wenig etwas beweiſen, als der Umſtand, daß alle Menſchen fünf Sinne haben, beweiſt, daß alle Menſchen von demſelben Stamme ſind.

Die Vergleichung der Sprachen, welche jetzt mit viel mehr Eifer und Geiſt, als jemals, getrieben wird und bei deren Studium ſich täglich neue Vortheile zeigen, hat einer neuen Wiſſenſchaft, unter dem Namen der vergleichenden Grammatik, das Daſeyn gegeben.

Die vergleichende Sprachlehre iſt das Band zwiſchen der ſpeciellen Grammatik einer Sprache und der philoſophiſchen Sprachlehre, welche die allen Sprachen gemeinſamen Grundſätze behandelt, ohne Rückſicht auf irgend eine Eigenthümlichkeit. Die erſte Aufgabe für die philoſophiſche Grammatik iſt es, alle Sprachen in ihre verſchiedenen Claſſen von Stämmen, Mundarten und Familien ab zu theilen, die Grade der Verwandtſchaft zwiſchen den verſchiedenen Zweigen derſelben Familie zu betrachten; zu beſtimmen, welche Zweige urſprüngliche und welche abgeleitete ſind, ihre Eigenthümlichkeiten auf zu zählen und den allgemeinen grammatiſchen Charakter jeder Familie dar zu legen. Sie muß dann fortſchreiten zu einer Vergleichung der verſchiedenen Familien, um zu ſehen, ob hier eine wirkliche geſchichtliche Verwandtſchaft ſey; oder rein eine allgemeine und nothwendige Aehnlichkeit. Die vergleichende Grammatik wird den Beobachtungen des philoſophiſchen Grammatikers große Materialien bieten und das Studium der Sprachen viel leichter machen, weil ſie die Principien unterſuchen wird, nach denen eine beſondere Claſſe von Sprachen gebildet iſt. Dem, der die allgemeinen Grundſätze kennt, nach denen ſich die arabiſche Sprache regelt, iſt es ſehr leicht, alle die Dialekte ſich an zu eignen, welche mit dieſer Sprache verbunden ſind, und ſo wird es gleichergeſtalt bei andern ſeyn.

Die vergleichende Sprachlehre iſt eine Wiſſenſchaft von dem größten Gewicht bei Forſchungen in der Geſchichte der alten Welt, indem ſie die Mittel verſchafft, die verſchiedenen Völkerſchaften unter ihre betreffenden Familien zu ordnen und indem ſie den beſten Aufſchluß über ihre mannigfachen Wanderungen giebt.

Durch die Verwandtſchaft der alten Sprachen Europa's mit dem Sanſcrit und dem Perſiſchen iſt es dargethan, wie ein hiſtoriſches Faktum, daß dieſe Völker urſprünglich Bewohner Aſiens waren und daß ſie in ſehr früher Zeit aus ihren alten Wohnungen in die Gegenden gewandert ſind, wo wir ſie in der Morgendämmerung der Geſchichte finden. Was aber den Gang betrifft, den ſie genommen, oder den Platz, wo dieſe Stamme ihren urſprünglichen Sitz hatten, darüber kann die vergleichende Sprachlehre keinen vollſtändigen Aufſchluß geben, und dies iſt eine Frage, welche zu beantworten wir vielleicht nie vollkommen im Stande ſeyn werden. Wir können indeß ſicher behaupten, daß dieſer Platz in einer Gegend des inneren Aſiens zu ſuchen iſt; aber genau an welcher Stelle, das iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen. Was Indien betrifft, ſo denken wir, daß nichts ſo irrig ſeyn kann, als die Meinung, daß die erſten Menſchengeſchlechter dort gewohnt haben ſollen. Wir haben vielmehr gute Gründe, zu glauben, daß die Brahminen ſelbſt nach Indien aus einer nördlichen Gegend eingewandert ſind, zu der ſie urſprünglich gehören. Doch dies führt hier zu weit, denn zu einer genauren Darlegung dieſer Behauptungen gehört ein größerer Raum.

Eine vergleichende Grammatik aller vom Sanſcrit herſtammenden Sprachen iſt ein Werk, das bedeutendes Licht in die orientaliſche Literatur und Geſchichte bringen und eine wichtige Sache für die Literatur überhaupt ſeyn würde. Es iſt zu bedauern, daß Keiner von denen, die im Dienſt der oſtindiſchen Compagnie ſtehen, und welche mit dem Sanſcrit bekannt ſind, auch die beſte Gelegenheit haben, die urſprünglichen Abarten jener Gegend zu ſtudiren, dieſe mühevolle, aber nützliche und intereſſante Arbeit unternommen hat. Die oſtindiſche Compagnie hat ſchon mehrere ſehr koſtbare Werke über die orientaliſche Literatur bekannt gemacht, und genugſam zu erkennen gegeben, daß ſie keine Koſten ſcheut, etwas Verdienſtliches zu thun; wir hoffen daher, daß ſie auch vielleicht eine vergleichende Sprachlehre gedachter Art hervor rufen wird und ſchließen mit dem Wunſche, daß ſie es thun möge. O. v. Deppen.

Aus Weſtphalen. Mehrere Freunde der Wiſſenſchaften haben ſich zu einer „Weſtphaliſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur" vereinigt, ihre Statuten durch den Druck bekannt gemacht und die Genehmigung der Regierung für ein Unternehmen erhalten, das für die Zukunft die nämlichen guten Folgen wie in andern Ländern, z. B. Schleſien, Pommern, Holſtein u. ſ. w. verſpricht. Die Bildung der Geſellſchaft hat, wie ſich von dem patriotiſchen Sinn unſerer weſtphäliſchen Landsleute erwarten ließ, den beſten Fortgang, indem mehrere hundert Mitglieder und Theilnehmer, Einige ſogar mit einem den gewöhnlichen Satz noch überſchreitenden Beitrag, ſich in den Subſcriptions-Liſten gezeichnet haben. Eine Bibliothek, nebſt Urkunden und Manuſcripten-Sammlung (wofür bereits ſchätzbare freiwillige Mittheilungen eingegangen ſind), und ein Muſeum, nebſt Modell-Sammlung, dienen als wiſſenſchaftliche Hülfsmittel. In Minden, wo für jetzt der Sitz der Central-Verwaltung iſt, haben ſich bereits eine naturwiſſenſchaftliche Section und ein Verein für Landwirthſchaft, Gartenbau, Blumenzucht und Obſtbau gebildet. Ueberhaupt beſitzt Weſtphalen

ſchon mehrere gelehrte und gemeinnützige Vereine, hinſichtlich deren Unterhandlungen angeknüpft ſind, um ſie mit der Haupt-Geſellſchaft in nähere Berührung und Verbindung zu bringen, wodurch das gemeinſame Streben nur an Haltbarkeit und Erfolg gewinnen kann. Unter dieſen Special-Vereinen ſind die wichtigſten: der Kunſt-Verein in Emden, welcher ſchon ſeit längerer Zeit beſteht und wo mit beſchränkten Mitteln unendlich viel für Erhaltung und Zuſammenſtellung der alten Denkmale vaterländiſcher Kunſt geſchehen iſt. Eben ſo entwickelt der Paderborner „Geſchichts-Verein", beſonders für Special-Geſchichte und Alterthumskunde, ein reges Leben; eine eigene Zeitſchrift, von dem als Schriftſteller rühmlichſt bekannten Archivar Paul Wigand zu Hörter, nimmt die Abhandlungen der Geſellſchaft auf und theilt wichtige hiſtoriſche Urkunden mit. Auch die von Dr. Troß zu Hamm redigirte „Weſtphalia" liefert ſchätzbare Materialien für das allenthalben mit Liebe umfaßte Studium vaterländiſcher Geſchichte und Alterthumskunde. — Als Neuigkeit mache ich Sie auf das ſo eben (bei Schulz und Wundermann) die Preſſe verlaſſende wichtige Werk Wigand's: „Ueber die weſtphäliſchen Vehmgerichte u. ſ. w." aufmerkſam, welches bisher gänzlich unbekannte Aufklärungen über das ſo vielfach durch romantiſche Verunſtaltungen verkannte Inſtitut der Freigerichte verbreitet und einen Schatz merkwürdiger Urkunden aus dem Mittelalter liefert, die jedem deutſchen Geſchichtsforſcher unentbehrlich ſind. — Der Verfaſſer der „Situationen u. ſ. w.", Ludwig Koch, Mitglied der weſtphäliſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, giebt ſeines verſtorbenen Oheims, des däniſchen Legations- und Etats-Raths Terier, „Reiſe durch Spanien und Portugall" heraus; über die merkwürdigen Schickſale dieſes Diplomaten behalte ich mir nähere Mittheilungen vor, und bemerke nur, daß dieſe Reiſe durch Spanien in die Periode vor der Revolution fällt, und für die Würdigung der nachfolgenden Ereigniſſe ſehr wichtig iſt, da Terier ein eben ſo freimüthiger und wahrer Beobachter als feiner und gebildeter Mann war. — Die Zeitſchrift „Weſtphalen und Rheinland" theilt nähere Nachrichten über ein neues Werk Minola's mit; es wird ſich „über die Merkwürdigkeiten in den Landern zwiſchen dem Rhein und der Elbe, beſonders in Weſtphalen, aus den Zeiten der Römer bis auf Karl den Großen" erſtrecken, und in der Coppenrathiſchen Buchhandlung zu Münſter erſcheinen. — n.

Ein Genfer hat die Entdeckung gemacht, daß die Raupen ſich unter einander verzehren. Er hat unlängſt den Beweis davon gegeben, indem er in einem gewärmten Glaſe erſt zwei und zwei, und dann vier Raupen zuſammen that. Die letzteren fuhren auf einander zu, bildeten einen förmlichen Knäul, und nicht lange, ſo waren von den vier Raupen nur Stücke vorhanden und alle waren todt. (Pandore.)

Ein Seemann, der lange Zeit in Algieriſcher Gefangenſchaft geweſen, hat eine neue Art Kleiderſtoff erfunden, nämlich: Pantalons, Röcke und Weſten aus Muſcheln zuſammen zu nähen. Der Erfinder giebt, durch das Zerſägen, den Muſcheln eine jede beliebige Form. Ein in ſolcher Kleidung einher gehender Menſch ſieht, je nachdem die Wahl der Muſcheln geſchehen, wie ein Hecht, oder auch wie ein Goldfiſch aus. (Corsaire.)

Unlangſt ſtarb in Stuttgart der berühmte Tauben-Eſſer, Mathieu Lanswell, im 94ſten Jahr. Er war fähig, 52 Tauben à la crapaudine hinter einander zu verzehren! (Corsaire.)

Bemerker.

No. 12. 1825.

Geburtstag, Geburttag.

Im „Journal für Litteratur, Kunſt, Luxus und Mode", Januar 1825, wird bemerkt: daß das Mittel-s in zuſammengeſetzten Wörtern, das Jean Paul will ausgerottet wiſſen, oftmals auch dazu dient, den harten Zuſammenſtoß zweier Conſonanten zu mildern, wie z. B. in Geburtstag. „Dies geſchieht", fährt der Einſender fort; „denn die Conſonanten werden durch das eingeſchobene s nur ſcheinbar vermehrt, indem es in z umſchmilzt" (dies begreife ich nicht. Wenn z für ts ſteht — wie x für ks — ſo bleibt es auch als z ein Doppelklang, aus zwei Mitlauten, t und s, zuſammen geſetzt. Der Unterſchied iſt blos für das Auge da, nicht für das Ohr); „und ſo das mißlautende Zuſammentreffen der beiden tt verhütet wird. Es fühlt ein Jeder unmittelbar, daß Geburttag unerträglich klingt und ſchwerer auszuſprechen iſt als Geburtstag." Glaubt ein Jeder zu fühlen, hätte billig der Verfaſſer ſagen ſollen; und darum zwar, weil hier ſein Ohr an dieſe Form ſich noch nicht gewöhnt hat. Oder klingt ihm im Ernſt Mittag, Raſttag gelinder als Mittag, Raſttag? oder gar Mutter, Wetter ſanfter als Mutter, Wetter?

Der Einſender ſcheint ſagen zu wollen, daß in zwei zuſammengehörigen Silben der endende Laut der einen und der anfangende der andern ohne Härte nicht derſelbe ſein könne. Hier mag ihm Marmontel antworten: „Il n'y a pas moins à choisir", ſagt dieſer in ſeiner „Poëtique", „dans la succession des conſonnes que dans celle des voyelles. L'articulation est une suite de mouvemens variés que l'organe exécute; et du passage penible ou facile de l'un à l'autre dépend le sentiment de dureté ou de douceur, dont l'oreille est affectée. Il faut donc examiner avec soin quelles sont les articulations sympathiques ou antipathiques dans les mots déja composés, afin d'en rechercher ou d'en éviter la rencontre dans le passage d'un mot à un autre. On sait p. ex. qu'il est plus facile à l'organe de doubler une consonne en l'appayant" (weil dann die Lage der Sprachwerkzeuge unverändert bleibt); „que de changer d'articulation. Si on est libre de choisir, on préférera donc pour initiale d'un mot la finale du mot qui précède: le soc-qui fend la terre; l'hymen-n'est pas toujours entouré dęs flambeaux; il avoit de plant vif-fermé cette avenue; La Fontaine. — Si La Fontaine avoit mis bordé au lieu de fermé, l'articulation seroit plus pénible. Ainsi Virgile ayant à faire entrer

le mot Tmolus dans un vers, l'a fait précéder d'un mot qui finis par un t: Nonne vides croceos ut-Tmolus odores."

„Quod si autem", sagt auch ganz richtig Clauberg, „consona similis simili gaudet, lenis leni, fortis forti, manifestum est nullam esse magis amicam consonantium societatem, quam si plane similes jungantur, ut syllaba sequens incipiat ab illa consona in quam desiit antecedens. Exempla sunt: vernommen, kommen, brennen, helfen, rufen, retten, rufen, bitten, Aker, Herren, Stoppel u. s. w." — Im Grunde läßt das rasche Gespräch in allen diesen Fällen den Doppellaut nur als einen einfachen, mit etwas geschärfterem Drukke, hören. K.•••

Antixenien-Gruß.

An den gnädigen Herrn von 1825.

(„Bemerker" Nr. 10.)

Anfrage.

Ob du denn wirklich vergrabene Schätze gefunden?
Gold zwar grubest du auf, aber du hobst auch Schlamm.

Fürsorge.

Eigene Schlacken? Wir räumten sie ein; doch sage, warum du
Nun noch den eigenen Schlamm zu dem gehobenen fügst?

Verdächtig.

Momus verfolge dich hämisch und Jeglichen, der ihm nicht Thränen
Abblickt. Thatest du das? Thränen des Mitleids vielleicht?

Aufforderung.

Künftig wohl machen wir wieder den Weg. Du willst ja die Zeche
Selbst bezahlen! Herr Wirth, macht sie ihm scharf und genau!

Versicherung.

Freue dich nicht zu früh! An dich kommt schwerlich die Reihe;
Nutzt man doch besser die Zeit als zu dem Schächtergericht.

Stoff.

Diesmal sey es mein Stoff, dein erhobenes Gold zu verehren,
Kaum doch find' ich's heraus unter der Masse des Schlamms.

Dieser und Jenes.

Weil es gediegen und schwer, so liegt's tief unten am Boden;
Schmutzige Arbeit zwar, aber was hilft es? hindurch!

Schiller und Goethe.

Braust Niagara daher, mich erhebt sein tosender Donner,
Aber er donnerte nicht, wäre sein Bette nicht seicht.

Bestrafte Neuerungssucht.

Frommt dir dieser Vergleich? So bleibe denn lieber bei unserm;
Wieder gewinnst du vielleicht, den du verlorst, den Prozeß.

Lob oder Tadel?

„Schiller donnert mich an!" Du hast's als Tadel verstanden?
Trift mit dem Donner der Blitz doch in das lodernde Herz!

Deutsche Sapphen.

Könnte das Sterben, der Tod vom gerechten Tadel befreien,
Wahrlich, aus Eitelkeit brachte sich Manche noch um.

Alcäus.

Nein! zum Alcäus bin ich für deutsche Sapphen verdorben,
Wie die griechische mich, würd' ich die deutschen verschmäh'n.

Byron.

Trefflich ist uns bekannt, wie der Bär am Löwen gefrevelt,
Aber das wußten wir nicht, daß ihn der Esel beschützt.

Erinnerung.

Scheint dir dieses zu derb? Jenseits der Grenze des Scherzes?
Trift dich doch nur der Pfeil, den du für Andre geschärft!

L. M. Fouqué.

Wo sich ein Edler verirrt, und wär' er nicht eben von Adel,
Xenien, mahnet ihn ab, daß er sein Ziel nicht verfehlt.

Fr. v. Uechtritz.

Weißt du denn das so gewiß? Ich halte nicht viel von Gemurmel,
Aber für „Spartakus" schon gab' ich die Xenien preis.

A. Müllner.

Dreißig Xenien? Ey, wie versteht sich der Herr auf den Handel!
Schachern mit fremdem Gut, ist es nicht eigene Schuld?

Hekate.

Wer soll richten? Man weiß sich zu helfen; im Literaturblatt
Richtet Minos noch fort, aber auch immer gerecht?

Exempli causa.

Lies den „Bemerker" nur aus, der die Xenien-Grüße gebracht hat;
Lies nur die Recension über die „Reise" von Tieck!

Isidor und Olga.

Wär' ich der Autor, vielleicht, wie Er jetzt, klatscht' ich mir Beifall;
Aber nun stimm' ich nicht ein in den vergötternden Spuk.

Aufforderung.

Sage mir doch, Lobdudler, worin das Tragische liege?
Nicht Leibeigenschaft ist's, welche den Helden zermalmt.

Bessere Kritik.

Keinem Verhältniß erliegt er, durch Glauben und Sitte geheiligt,
Wie es der „Paria" muß, den wir so selten nur seh'n.

Knechtschaft als Mittel.

Einer Gewaltthat nur, die die Liebe nimmer entschuldigt,
Mittel ist Knechtschaft hier und ein Verbrechen der Zweck.

Opfer der Leidenschaft.

Ist Isidor leibeigen? Er soll's erst werden, der Fürst ist's,
Weil er dem Liebe gehorcht, daß er den Bruder entehrt.

Hegel.

Endlich find' ich das Gold, das ich mich zu schmähen vermessen,
Daß ich mit Wissen vergrub, daß du versenkt in den Schlamm.

Trost.

Aber es glänzt wie zuvor und verbreitet Strahlen der Sonne,
Ob man es schmäht und vergräbt, ob man es hebt und versenkt.

Antixenien.

Antixenien nicht, nur Antixenien-Grüße
Schreib' ich jetzo, und du rechnetest ohne den Wirth.

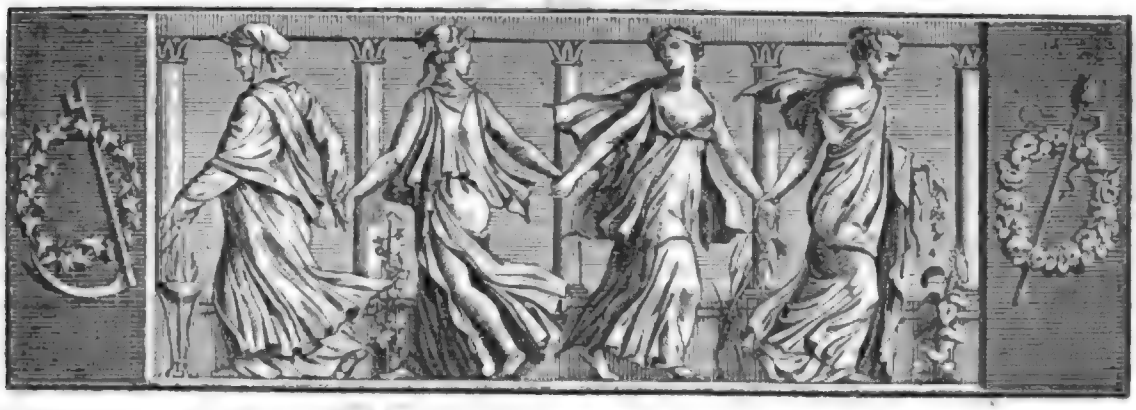
Freundliche Erwiederung.

War es dir wirklich ein Ernst, so will ich dem Ernste begegnen,
Hier ist das freundliche Wort: wandeln wir künftig vereint!

K. Simrock.

„Malim und Delida."

In Bezug auf eine sogenannte „Rüge", jene Erzählung im „Gesellschafter" (Bl. 44—47) betreffend, ist mir ein langer Aufsatz eingeschickt worden; es sind aber darunter wenige Worte hinreichend. Wieland nahm den Stoff aus Addison's „Spectator", ihn in Versen ausführend; Hr. C. Clover hat sich des Rechts bedient, denselben Stoff auf seine Weise zu behandeln. Uebrigens darf ich auch diesmal, wie im Allgemeinen, Andern die Rechtfertigung meines Verfahrens überlassen. D. H.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 27. April. 67ſtes Blatt.

Ueber die Selbſtbeſchauung der Gelehrten.

(Schluß.)

Die ſitzende Lebensweiſe (ſo einfältigfalſch das Participium auch ſeyn mag, ich ſchieße den Grammaticalbock mit hundert guten Schriftſtellern zugleich), das Sitzen iſt es alſo, welches den glänzendſten Seelen ihre Gehäuſe verdirbt, und für das Heil der Erde wäre zu wünſchen, daß die Seelen der Gelehrten nicht erſt auf das Ende des irdiſchen Daſeyns zu warten hätten, um ihre pythagoräiſche Tauſchwanderung zu beginnen, ſondern wie jener weſtindiſche Krebs (der Diogenes) ihre Logen abwerfen, und ſich paſſendere wählen könnten, in welchem Falle ich bereit ſtände, Ihnen die meinige, die ziemlich feuerfeſt iſt, freundſchaftlichſt an zu bieten. Da mir aber verſchiedene Naturgeſetze, welche, wie Sie wiſſen, ſich nicht ſo leicht als andere modificiren laſſen, dieſen Beweis meiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit verſagen, ſo ſieht ſich mancher Gelehrte gezwungen, oft während der glanzhellſten Fulgurationen ſeines Geiſtes inne zu halten, und, um nicht um zu werfen, auf ſeine fleiſchliche Ladung Acht zu geben. Hat er ſich allmählig an ſolch eine Aufmerkſamkeit auf dieſes oder jenes Glied, auf das eine oder das andere Eingeweide gewöhnt, ſo verkürzen ſich die geſunden Zwiſchenräume immer mehr und mehr — eine unſchuldige Rippe, welcher es eigentlich kaum eingefallen, ihrem Beſitzer wehe zu thun, giebt Anlaß zu ellenlangen Hiobs-Reden — ein Morgennebel, der wirklich nichts weiter iſt als das ſchwache Fac simile einer Wolke, und, den Wunderkindern ähnlich, nur in die Höhe ſteigt, um ein Paar Stunden ſpäter ſchon wieder nieder zu fallen, ſoll ihm allerlei Beſchwerden verurſacht haben — ein Kirſchkern endlich, den er aus unvorſichtiger Bequemlichkeit verſchluckt, kann ihn zur Verzweiflung bringen, daß er mit verdoppelten Schritten wie ein gehetzter Schleichhändler umher läuft, und einen ganzen Weltkörper mit ſeinen Bewohnern unter'm Zwerchfell zu beherbergen glaubt. Dennoch ſind Alles dies nur introduktive Erſcheinungen; Beſorgniß und Furcht ſind nun einmal im Zuge, und die Exiſtenz des armen Gelehrten wird von Woche zu Woche peinlicher; eine pulſirende Ader hemmt ſchreckend den Puls in allen übrigen; Seitenſtechen nach heftigem Aerger iſt ihm das Signal einer Leber-Verhärtung, ein Kitzeln in der Kehle das Omen des Bluthuſtens und eine Mattigkeit im Arm die Kriegserklärung einer Hemiplegie (halbſeitige Lähmung des Körpers).

So verleitet den Gelehrten — als vierter Nebengrund — ſein eigener Körper zur ſchädlichen Selbſtbeſchauung, und ſo wird das Uebel in einem Stande vermehrt, welcher unter allen Ständen für den erſten auf Erden von ſeinen Mitgliedern gehalten wird.

* * *

Nachdem ich nun den Hauptgrund der gelehrten Selbſtbeſchauung — die Eitelkeit — mit vier Nebengründen, wie die Allmacht den Jupiter mit vier Neben-Planeten, ausgerüſtet habe, und gerade dieſe Selbſtbeſchauung, mein Theuerſter, den Keim Ihrer Klagen,

wie ich überzeugt bin, enthält: so bin ich vielleicht so frei, Ihnen künftighin in einem besondern Werkchen meinen Rath mit zu theilen, wie dieses widerwärtige Accidens der Gelehrsamkeit zu beseitigen sey, und mithin die Gesundheit ihres Besitzers sicherer gestellt werde. Denn was hilft es, daß Voltaire ein ganzes Cabinet von geschenkten Brillant-Dosen auf zu weisen hatte; daß bei den Arabern die Geburt eines Dichters einen ganzen Stamm edelte, während seine besten Stücke, mit goldenen Buchstaben auf egyptischer Seide geschrieben, an die Thüren der Kaabe zu Mekka aufgehängt wurden; daß sogar Hiärno, der Däne, durch ein Leichen-Carmen auf den Tod Frothons des Dritten, zum König seines Vaterlandes einstimmig erwählt worden — was hilft es, wenn diesen erhabenen Seelen ihr Körper jeden Augenblick den Gehorsam aufsagt? Ich werde übrigens meine Arbeit, der Gemeinnützigkeit wegen, in so gutem Latein erscheinen lassen, als ich aus der Schule mitgebracht habe; damit sie den Deutschen munde, soll sie sich auf dauerhafte Noten von gehörigem Umfange stützen; sie soll mit einer plausiblen Menge von Citaten, wie das Gesicht eines ehemaligen Stutzers mit Schönpflästerchen, belegt seyn, und um sich Respekt zu verschaffen, in ihren Wagesätzen sich nicht zu unbesonnen verfliegen. Vorzüglich aber habe ich mir vorgesetzt, durchaus die ärgerliche Polemik zu vermeiden, und an keinem System eines andern Gelehrten zu rütteln; vielleicht stellt sich dadurch die literarische Ruhe in Deutschland wieder her, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Schriftsteller am Blumenrande des castalischen Quells in süßen Schlummer wiegte, und um den großen Gottsched her von Leipzig aus sich friedlich über alle zehn Kreise verbreitete, bis die kecken Schweizer sie zu stören wagten, der vorwitzige Lessing sie mit seinen zerstörenden Blitzen durchzuckte, und die beiden Schlegel sie endlich gar zu einer Hetzjagd verunstalteten. Was ich aber wagte, Ihnen, einem Manne, der hoch über mir hinaus ragt, wie eine Hof-Dame aus dem Siècle de Louis quinze über eine heutige oder wie Saul über Pope, Vorschriften aufdringen zu wollen, weiß ich sehr wohl; indessen ich kenne Sie, Sie werden nicht jedes Wort als unbrauchbar zur Seite werfen, und wo ich irre, mich freundlich zurecht weisen.

Wenden Sie mir nicht ein, daß Tissot über die Gesundheit der Gelehrten bereits ein Werk abgefaßt, welches Manchen derselben um sie gebracht; sein Standpunkt ist bei weitem weniger umfassend; auch ist er viel zu empirisch, viel zu schwermüthig; er versteht es nicht, die einzelnen Geisteskräfte seiner Leser divergirend zu beschäftigen, und erregt daher geradesweges, was er unterdrücken sollte, die Selbstbeschauung, ohne, was höchst nöthig, seinem düstern Kranze eine fröhliche Blume ein zu flechten. Denn ich lebe der Meinung, daß verlorne Fröhlichkeit durch eingeimpfte von Seiten des Autors, für Augenblicke wenigstens, sich allerdings ersetzen lasse, und bin in diesem einzigen Falle ein Anhänger der Infusions-Theorie; da man nur ab zu warten braucht, ob sich das Injekt mit der Natur des Patienten assimilire oder nicht. *) Durch Schilderungen der Krankheiten dagegen und durch Aufzählung ihrer Vorzeichen versucht der genannte Verfasser an seinen hypochondrischen Lesern nicht bloß die medizinische Territion, sondern alle Arten der Tortur selbst — überdies nicht einmal gesetzmäßig, da nach den peinlichen Statuten säugende und kränkliche Inquisiten von der Marter ausgeschlossen waren. Fürchten Sie überhaupt nicht, daß ich mit medizinischen Gewalt-Argumenten über Sie herfallen möchte; ich will herzlich froh seyn, mit der Dynastie des Hypokrates nicht näher zusammen zu treffen, als in diesem Briefe, welcher zur Einleitung dienen kann, geschehen ist.

Sollten Sie, bevor noch mein Werk erschiene, von Ihrer Melancholie völlig zurück gekommen seyn, so schmeichle ich mir, diese glückliche Aenderung wenigstens theilweise gegenwärtiger Abhandlung zuschreiben zu dürfen. Dan. Leßmann.

*) Infusion, Uebertragung des Bluts aus einem gesunden Menschen in die geöffnete Ader eines Kranken; Transfusion, wo das Blut aus einem Thiere übertragen wird. Beide wegen ihrer Unstatthaftigkeit längst verworfen, doch jene nicht von so nachtheiligen Folgen als diese.

J. J. Rousseau's Canarien-Vogel.

(Fortsetzung.)

„Nachdem Rousseau einige Augenblicke sich erkundigt, was ich wisse, oder vielmehr nicht wisse — denn ich verstand wenig mehr, als mit meinem Canarien-Vogel zu spielen — schlug er mir vor, den Besuch, den er meinem Bibi gemacht, zu erwiedern, und seinem Carino den meinigen ab zu statten. „Er ist nur mit dem Natur-Gesange begabt, weiß ihn aber in's Unendliche zu vervielfältigen, und verdoppelt ihn, wenn ich ihm zurufe, als ob er, was er für meine Antwort hält, auch seinerseits beantworten müsse. Du wirst den Unterschied zwischen einem Automat und einem lebendigen und fühlenden Wesen kennen lernen. Ueberdies danke ich meinem lieben Carino das Vergnügen, ihn glücklich machen zu können." — „Was das Vergnügen, Vögel zu halten, stört" — entgegnete meine Mutter — „ist die Nothwendigkeit, sie gefangen halten zu müssen!" — „Sie haben Recht, Madam; und diese Rücksicht war es, die mich lange verhindert hat, Vögel zu halten. Das höchste Gut ist die Freiheit. Von dieser Idee eingenommen, hatte ich eine geschmacklose

Vorliebe für Katzen, weil die Katze einen ausgemachten Trieb in sich fühlt, unabhängig zu seyn; allein ich habe bald gefunden, daß Katzen und Menschen sich einander zu sehr gleichen. Beide haben die Freiheit der Krallen und beide bedienen sich dieser Freiheit zu oft. Eine mir theure Freundin schenkte mir Carino, und von dem Augenblick an verloren die Katzen bei mir allen Credit. Ich schauderte zurück bei dem Gedanken, daß mein armer Vogel unter die Krallen einer Katze gerathen könnte, die eben so unbarmherzig mit ihm umgehen würde, als die Menschen mit seinem armen Herrn umgegangen sind. Ueberdies ist Carino nur insofern Sclave, als meine Freundschaft ihn fesselt: sein Käfigt steht immer offen, er flattert frei im Zimmer umher, hat mich nur das eine Mal verlassen, um zu Röschen hinüber zu fliegen; ich liebe ihn dafür um desto mehr. Komm, mein Töchterchen, Du sollst näher mit ihm bekannt werden!"

Wir gingen nun, uns Beide bei der Hand haltend, und ich war schon innig mit ihm vertraut. Als wir durch den Garten kamen, nannte er mir eine Menge Pflanzen, deren Namen mir unbekannt waren, und versprach mir, daß ich sie mit der Zeit alle kennen lernen sollte. Als wir in sein Zimmer eintraten, stellte er mich seiner Haushälterin, Demoiselle Therese, vor, welche es eben in Ordnung brachte. Er sagte zu ihr: „Dieses Kind ist meine Tochter; ich will, daß sie bei mir frei ein- und ausgehe!" — Mein Erstes war, nach Carino's Käfigt hin zu laufen. Er stand offen. Mein alter Freund lockte den Vogel, indem er ihm ein Stückchen Zucker hinhielt, woran er pickte; dann flatterte er um unsere Köpfe, um unsere Schultern. Ich hatte zum ersten Mal das Vergnügen, ihm Körner zwischen den Lippen hin zu halten, die er mir vom Munde nahm. Mein Bibi hatte dieses nie gethan! — Bald nachher fing er zu singen an. Er flog aus einem Winkel in den andern, und schien dabei so vergnügt. Ich folgte ihm mit den Augen nach, und war vergnügter als er. Zugleich fand ich, daß dem unliebkosenden Bibi, um nicht unleidlich zu werden, zweierlei zu Hülfe kommen mußte, nämlich: daß er ein Geschenk meines Vaters war und die Lieder meines Freundes sang.

Von diesem Tage an wurde ich Rousseau's Zögling. Er hielt Wort in Allem, was er meiner Mutter versprochen hatte; er unterrichtete mich im Guten, und erwähnte das Böse nicht. Durch seine Bemühung ward ich eine ziemliche Clavierspielerin und Sängerin; ich lernte die Namen aller Pflanzen kennen, die in der Haushaltung und im Leben vorkommen, und dabei Botanik genug, um sie in Classen ab zu theilen. Ich lernte so viel Geschichte und Geographie, als mir nöthig war, um die Zeitung zu verstehen, die ich meiner Tante vorlesen mußte. Ich las mit ihm einige ausgesuchte Stücke aus den besten französischen Schriftstellern, einige Tragödien Racine's, den ganzen „Telemach", wenige ganz neue Schriften; von seinem „Emil" nur einige Seiten, welche mir den Aufschluß gaben, weswegen er mich zuweilen Sophie nannte. Dieser Name erweckte in ihm tausend süße und bittere Gefühle. Er sprach ihn oft aus, wenn er seinen Carino liebkosete. Er sagte mir dabei, die Person, welche dem Vogel diesen Namen zuerst gegeben, habe ihn selbst geführt: er sprach ihn nie ohne Rührung aus. In einem dieser Augenblicke sagte er mir einst: „Gute Rosa, wenn Du mich noch liebst, wenn ich nicht mehr bin, so bringe Carino, nach seinem Tode, auf mein Grab; lege ihn unter den Stein, der meine Asche bedecken wird; er wird vielleicht das einzige Wesen auf Erden seyn, das mich ganz und immer geliebt hat!" — Ich weinte. „O schweig, Jean Jacques!" rief ich aus, indem ich ihm den Mund mit der Hand zuhielt; „Du sagst: man solle nicht lügen, und jetzt sprichst Du nicht die Wahrheit: Du weißt wohl, daß ich Dich liebe, und Dich mein Lebelang lieben werde!" — „Ihr Lebelang!" wiederholte er lächelnd; dann gab er mir einen Kuß auf die Stirn und wiederholte seine Bitte, daß ich Carino auf sein Grab legen sollte. Ich mußte es ihm versprechen. Ach! damals sah er nicht voraus, daß er so weit von mir sterben, und daß wir bald auf immer getrennt seyn würden. Er wollte, sagte er oft, den übrigen Theil seines Lebens in Mottier zubringen; er wollte seine Rosa noch als Gattin, als Mutter, als die Amme ihrer Kinder sehen. So oft er mir es sagte, mußte ich lachen, und — an meinen Vetter Armand denken, welcher allein zu meinem Glück fehlte.

Armand kam zurück, und seine Wiederkehr ließ mich zum ersten Mal in Rousseau den mißtrauischen menschenscheuen Charakter entdecken, den ich bisher nur geahnt hatte, wenn er in gewissen Augenblicken mir launenhaft oder vielmehr traurig erschien. Ich schrieb dies gewöhnlich seiner Therese und ihren spitzen Reden zu, und sah mit Freuden, daß eine Liebkosung seiner Rosa oder der Gesang seines Vogels den Unmuth bald vertrieben." (Die Fortsetzung folgt.)

Schaffen und Machen.

Kommt Einer zum Becker, bestellt sich Brod,
Der Mann verspricht's ihm gleich;
Ob klein, ob groß, hat keine Noth,
Er knetet danach den Teig.

Doch bittet dich Einer um ein Gedicht,
Mein Freund, gar wohl bedacht!
Ist die Stunde günstig? — und ist sie's nicht,
Nimm dich vor'm Versprechen in Acht.

Denn Phantasie und Sonnenlicht
Erscheint nicht auf Bestellen,
Und fehlt sie, können Kerzen nicht
Die Nacht zum Tag erhellen. Heinr. Stieglitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 18. April, in den Mittagsstunden, gab Hr. Dr. H. Wolff, aus Hamburg, im hiesigen Jagorschen Saale eine improvisatorische Unterhaltung. Die Aufgaben wurden von den Versammelten in eine Urne gelegt und dann von sämmtlichen Zetteln drei aus der Urne heraus genommen, welches ebenfalls drei verschiedene Personen thaten, und Hr. W. wählte nun eine der drei Aufgaben. Dies wurde drei Mal wiederholt, und demnach hatte der Improvisator zu schildern: 1) Byron's Tod; 2) die Sulioten und Ali Pascha, und 3) Saul, von David durch die Macht des Gesanges beruhigt. Die letztere Aufgabe war, auf des Improvisators Wunsch, zu einem dramatischen Versuch bestimmt. Hr. Dr. W. zeigte durch Geübtheit und Geistesgegenwart, daß es möglich sey, auch die deutsche Sprache zu einer Stegreif-Dichtung zu benutzen, obwohl allerdings die Mühe, mit welcher hier die Schwierigkeiten zu überwinden sind, nicht zu verkennen war. In einzelnen Stellen jedoch, namentlich in den Ausbrüchen des Enthusiasmus für die Freiheit der Griechen, und in dem psalmodischen Vortrage David's, hatte er dies glücklich überwunden und der Improvisator wurde durch momentane Erwarmung über die Technik der Sprache erhoben, so daß auch, namentlich bei der zuletzt genannten Stelle, die Zuhörer sich ergriffen fühlten. Die Kunst des Stegreif-Dichtens, wenn nämlich die Bezeichnung dichten angewandt werden soll, ist bei uns in ihrer Kindheit und deshalb darf man nicht den höchsten Maaßstab anlegen. Wir haben zwar selbst in unserer Stadt einige Manner, die eine aufgeregte Gesellschaft oft auf ein halb Stündchen mit ihrem gereimten Vortrage unterhalten; indeß ist dergleichen bis jetzt noch in einem so formellen Gange geschehen, daß dazu leicht ein Jeder, der mit Reimen sich beschaftigt hat, zu brauchen ware. Hier ist nur die Frage: ob es in Deutschland Improvisatoren geben kann, welche durch Gunst des Augenblicks eine höhere Weihe zeigen, als jene Gluth es vermag, die den Gedanken erst auf Umwegen zu Papiere, und dadurch einen Grad von Bedächtigkeit mit in ihr Werk bringt? — Nur öfter wiederholtes Improvisiren könnte über diese Frage den ganz sichern Bescheid geben; hinsichtlich der Leistungen des Hrn. Dr. W. bekennen wir also, daß wir das schnell geborene Kind der freien Phantasie erst wollen zu Kräften kommen lassen, ehe wir ihm die Kritik anders als freundlich gesellen möchten, und auf diesem Standpunkte kann sie mit dem, was wir hörten, zufrieden seyn, ja, wie schon bemerkt, in einzelnen Momenten erwarb sich die neue Kunst ein Recht auf laute Anerkennung, die ihr auch zu Theil ward. Hr. Greulich begleitete auf dem Pianoforte die Vortrage gewandt und zweckmäßig.

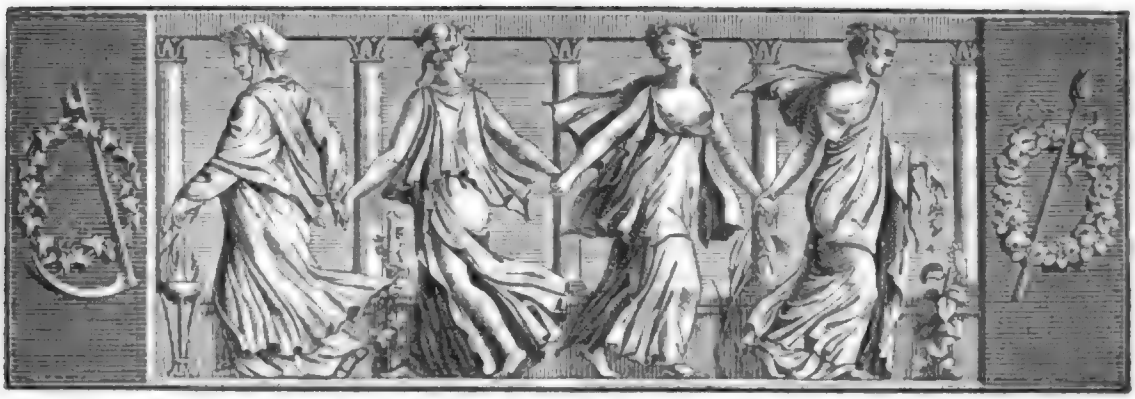
— Im Königlichen Theater wird Hr. Gloo, ein geachteter Schauspieler Hamburgs, Gastrollen geben. — In der Königsstadt wurde die Vaudeville-Posse: „Der Zinngießer" günstig aufgenommen. Hr. Nöficke als „Heinrich" und Demois. Schirer als „Frau Bremer" zeichneten sich am meisten aus. —°.

— In dem Atelier von G. Loos ist eine Bildniß-Münze der Fürstin v. Liegnitz erschienen, von Gube nach dem Modell geschnitten, wozu die Fürstin dem alten wackeren Künstler Leonhard Posch gesessen und welches von den hohen Personen unseres Königshauses, so wie allgemein, höchst ähnlich gefunden wird. Die Umschrift ist: „AUGUSTE, FUERSTIN VON LIEGNITZ, GRAEFIN VON HOHENZOLLERN". Als Medaillen-Arbeit ungemein gelungen, verdient das Kunstwerk um so mehr die Aufmerksamkeit des Publikums, da der Unternehmer keinen Gewinn davon ziehen will, sondern denselben für die durch Ueberschwemmung verheerten preußischen Rhein-Niederungen bestimmt hat. — Ein Bildniß des Königs, in derselben Größe und in gleicher Art, wird in wenigen Tagen zu haben seyn. — Verkauft werden die Bildnisse in doppelter Form, nämlich: unter Rahmen in goldfarbenem Metall (2 Thlr.) und in Bronze (1½ Thlr.); oder als Medaillon. In letzterer Form kostet ein Exemplar in Silber 5 Thlr., in goldfarbenem Metall 1½ Thlr. und in Bronze 1 Thlr. Wollte man sie in Golde haben, so wurde sie 100 Thlr. kosten. Die interessanten Bildnisse selbst, deren treffliche künstlerische Ausführung, so wie der wohlthätige Zweck, dem der Ertrag geweiht ist, dies zusammen genommen giebt uns die Ueberzeugung, daß die erwähnten Medaillen eines Theils bald vielen Zimmern, andern Theils den Souvenirs eine hübsche Zierde seyn werden. °.

Berlin. (Aus dem Briefe einer Dame.) Auch in diesem, eben verflossenen Winter versammelte sich hier in den Abendstunden um Dr. Franz Horn ein Kreis von Mannern und Frauen, und widmete seinen Vortragen über Shakspeare die gewohnte rege Theilnahme. Es ist unmoglich, das, was er redete, in diesem kurzen Raum auch nur obenhin zu berühren; ich möchte fast sagen: Alles kam hier zur Sprache, was das Gemüth bis in die innerste Tiefe bewegen und erregen, aber auch klar und ruhig machen kann. Die Hauptgegenstände waren: das Wesen der Poesie, betrachtet als „Kern des Lebens" und „verklarte Geschichte", Romantik (Licht, Warme, Farbe), Shakspeare's Schicksals-Bücher — über die Gesinnung, mit der man sie lesen müsse — dann die genaue Charakterisirung Richard's II., Heinrich's IV. und Hamlets. Jede einzelne Person in diesen Werken, vom Könige bis zum letzten Unterthan, wurde uns so deutlich gezeigt, daß jedes Mißverständniß schwinden mußte; aber diese Deutlichkeit war keineswegs prosaische Analyse, sondern gleichsam eine Uebersetzung der dramatischen Poesie in eine ruhig epische Erzahlung. — Man wird vielleicht erwiedern, man kenne und schatze bereits gar Manches, was Horn über Shakspeare habe drucken lassen, und erwarte mit Verlangen die Fortsetzung. Sehr wohl; aber das Gedruckte ist nicht der Vortrag und dieser Vortrag kann nicht gedruckt werden. Von diesem darf man wohl sagen — und es ist in unserm Kreise nur eine Stimme darüber — daß er die gronte Lebendigkeit mit heiterer Gelassenheit, das mächtigste Feuer mit der klarsten Besonnenheit verbinde; und der Umstand, daß Horn stets ganz ohne Heft, gewöhnlich fast zwei Stunden hinter einander, ohne jemals auch nur durch ein widerstrebendes Wort gehemmt zu werden, oder danach zu suchen, zu reden im Stande ist, giebt den unumstößlichsten Beweis für seine gänzliche Sicherheit. — Ich fühle, daß ich hier etwas höchst Seltenes erzähle, aber mich kann dieser Umstand nicht abhalten, denn ich habe die beste, ruhigste Antwort darauf: Fragt Alle, die diesen Vortragenden seit neun Jahren horten, oder hört ihn selbst, und freut euch über die Tiefe seines Urtheils und den reinen, nie getrübten Strom seiner Beredsamkeit. — Die allgemeinste und innigste Theilnahme belohnte den verehrten Erlauterer, und wir brachten ihm am Tage nach dem Schlusse der Vorträge, um ihm auch diesmal ein sichtbares und bleibendes Zeichen unseres Gefühls zu geben, einen silbernen Pokal, der ihm stete „Heiterkeit" wünscht, die er besitzt, und „Gesundheit", die ihm leider oft fehlt. Die Musen waren bei diesem köstlichen Abendfeste in schöner Fülle erschienen, und von den zehn Gedichten — die reine Freude ist ja selbst Gesang — welche vorgetragen wurden, möchten gar manche auch des Drucks würdig seyn; doch habe ich kein Recht dazu, sie ohne Wissen der Verfasser und Verfasserinnen mit zu theilen. Ich habe nur mit schwachen Worten danken und eine schöne Erinnerung auch auf diese Weise festhalten wollen. Dorothea —.

Der berühmteste Blumen-Fabrikant von Paris hat jetzt drei Blumengattungen, die am meisten in der Mode sind. Sie heißen: Wald-Robin, Rose-Jocks und Rose meines schönsten Lebenstages! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 29. April. 68ſtes Blatt.

Liederwein.

Als ich heut in ſchönem Traume
Auf den Divan hingeſunken,
Kam mein Schüler leiſ' und lachte:
„Dichter", ſagt er, „Du biſt trunken!"

„Meinſt Du's lobend oder tadelnd?"
Fragt' ich ihn und lachte wieder,
Und er neckte mich und höhnte:
„Heute machſt Du keine Lieder!"

Da erhob ich mich gewaltig,
Schrieb mit weinbenetztem Finger
Auf die Tiſche Verſ' und Reime,
Und er ſtaunte ſolchem Singer.

„Sangen Haſis nicht und Hatem
Selber uns, wie gern ſie tränken?
Und ich bin ein ganzer Dichter
Bei den Mädchen, bei den Schenken!"

Alſo hab' ich ihn gezauſet,
Daß er Solches ſprechen könne:
Sagt' ihm, daß er trinken ſolle,
Daß er Seligkeit gewönne.

Und wollt' er mein Schüler bleiben,
Sollt' er Wein und Mädchen lieben;
Und das hab' ich ihm zur Schande
In der Trunkenheit geſchrieben.

Julius Curtius.

J. J. Rouſſeau's Canarien-Vogel.

(Fortſetzung.)

„Armand kam zurück, ohne erwartet worden zu ſeyn; wir waren bei dem Abendeſſen. Man denke ſich unſere Freude; wir überſchütteten ihn um die Wette mit Liebkoſungen. Er war zum großen ſchönen Jüngling empor gewachſen, zu einem belebten, gebildeten jungen Herrn, der mich weit überſah und mich eigentlich hätte einſchüchtern ſollen; aber für mich war es immer noch der liebe kleine Armand. Auch er konnte ſich nicht ſatt an mir ſehen: ſein kleines Rößchen war ſo groß geworden, hatte Anſtand, Leichtigkeit, Grazie gewonnen, ſprach Franzöſiſch mit reinem Accente! — Dies verdankte ich meinem alten guten Freunde, dem eine richtige Ausſpruche bei Frauenzimmern viel galt und über Alles ging, und der mir aus dieſem Grunde keinen falſchen Ausdruck, keine gemeine Wendung, keine falſche ſcharfe Betonung geſtattete. Er ſchalt, ſo oft ich mich ſchlecht hielt und trug; ich mußte immer gerade ſitzen und ſtehen, doch ohne auffallende Steifheit; er bog meine Arme nach vorn zu, damit ich, ſagte er, im Gehen, Laufen und Springen nicht einer Heuſchrecke gliche, ſo daß ich, unter ſeiner Leitung, es zu einer guten Haltung gebracht hatte. Bei jedem Zeichen des Erſtaunens, bei jeder Frage, bei jedem Lobe meines Couſins gab ich zur Antwort: „Das habe ich von meinem alten Freunde gelernt!" — Wie ſehr aber vermehrte ſich ſein Erſtaunen, als ich ihm den alten Freund nannte. — „Was!" rief er aus, indem er im Zimmer auf und ab ſprang — „was? Jean Jacques Rouſſeau iſt hier? iſt Dein Freund? Iſt es möglich! Wann kann ich ihn ſehen, ihn hören?" — „Noch dieſen Abend, wenn Du willſt, lieber Armand: ich habe freien Eintritt zu ihm!" — Unſere Mütter machten die Bemerkung: für heute ſey es zu ſpät, die Thür

verſchloſſen, Mamſell Thereſe würde ſchelten und brummen — ſo daß, trotz der Ungeduld und der neugierigen Wuth des Couſins, er bis zum kommenden Morgen warten mußte. Den ganzen Abend unterhielt er uns von Rouſſeau, von ſeinen Werken, von den Freunden und Feinden, die er in Paris habe. Er ſagte uns ferner: er ſelbſt ſey Mitarbeiter an einem Journal, und mache es ſich zur größten Freude und zum literariſchen Verdienſt, darin etwas über Rouſſeau einrücken zu können, über ſeinen Aufenthalt und ſeine Lebensart in Mottier, und über Alles, was er von dem berühmten Manne ſehen und hören würde. „Man ſoll erfahren", ſetzte er ſtolz hinzu, „daß Du ſeine Elève biſt; der Name meiner Roſa ſoll neben den Namen Sophie und Julie zu ſtehen kommen!" — Das wollte mir nicht ſonderlich gefallen; allein die Freude, meinen Couſin wieder zu ſehen, machte, daß ich ihm die ſeinige nicht durch Widerſpruch verderben wollte.

Kaum waren wir aufgeſtanden, als er mir anlag, ihn zu meinem Freunde zu führen. Ich pflegte nie ſo früh zu ihm zu gehen, allein ich gab nach; wir fanden ihn nicht, er war ſchon ausgegangen und botaniſirte. Thereſe bereitete ſein Frühſtück und verſicherte uns, er werde bald wieder zurück ſeyn. Ich trat unterdeſſen mit dem Vetter in ſein Zimmer; wir machten uns allerlei zu ſchaffen; ich ſpielte mit Carino, erzählte meine Geſchichte mit dem Vogel und meinem Automat, die ihn ſehr beluſtigte, ſetzte mich an das Clavier und klimperte ein Paar Stücke. Während deſſen durchſtöberte Armand Alles im Zimmer, beſah ſich Alles, ſchlug Bücher auf und zog endlich die Schreibtafel vor, um ſich Allerlei zu notiren.

In dieſem Augenblick trat Rouſſeau ein. Guter Gott, wie kann ein Menſch ſich ſo plötzlich umwandeln, ſo ganz ein Anderer werden! Rouſſeau's liebenswürdige, gute, ſanfte Phyſiognomie, die mich immer mit einem freundlichen Lächeln empfing, wurde mit einem Mal finſter, wild; ſein Blick drückte Unwillen aus und ging in flammenden Zorn über. Erſt ſchoß er ihn auf Armand, dann auf mich ab. „Was machſt Du hier, Roſine, mit dieſem jungen Menſchen? Warum haſt Du ihn zu mir gebracht? Wer iſt er? was will er von mir?" — „Es iſt mein Vetter Armand!" erwiederte ich, am ganzen Leibe zitternd; „er kommt von Paris zurück, und —." — „Gott! von Paris?" rief er mit einem ſchrecklichen Ton aus, und verbarg ſein Geſicht hinter den Händen, welche vor Wuth bebten; „ich ſehe — ich verſtehe — fort aus meinen Augen! fort! fort!" — Er ging in der größten Bewegung auf und ab; Armand folgte ihm, Entſchuldigungen ſtammelnd, und nannte ihm die Pariſer Gelehrten und ſchönen Geiſter vor, die ihn kannten, und denen auch er (Armand) bekannt ſey. Mit jedem Namen, mit jedem Schritte verdoppelte ſich Rouſſeau's Raſerei; ſein entſetzlicher Ruf: „Fort von hier!" wurde immer ungeſtümer. Ich holte Carino und ſeinen Käfigt. Carino ſollte für uns eine Bitte einlegen. „Laß mir den Vogel, Roſine, rühr' ihn nicht an, Du biſt ſeiner nicht werth; er iſt der Einzige, der mich nicht verrathen hat!" — Ich ſah wohl ein, man müſſe den Augenblick vorüber laſſen; ich nahm den Couſin bei'm Arm, verließ das Zimmer traurig und in Thränen, und machte ihm bittere Vorwürfe, überzeugt, daß mein alter Freund nur durch ihn in Harniſch gebracht worden. Ich ſchluchzte den ganzen Weg über; er aber lachte ſich halb todt. „Wie glücklich", rief er, „hat mich dieſer Auftritt gemacht! Was habe ich meinen Freunden zu erzählen! was für ein Haupt-Artikel für mein Journal!" — Ich erſchrack, und mit gefalteten Händen bat ich ihn, den Vorfall zu verſchweigen und mit Niemand davon zu ſprechen; ich würde ſchon ſuchen, meinen alten Freund zu beſänftigen. Mein Vorſatz war, Nachmittags allein zu ihm zu gehen; aber er hatte Beſuch von Reiſenden, welches zuweilen, obſchon ſelten, der Fall war; an ſolchen Tagen zeigte ich mich nicht. Sie blieben zwei Mal vier und zwanzig Stunden, deren jede mir wie ein Jahr ſchien. Nach Verlauf derſelben ſchrieb ich ein Zettelchen an ihn, worin ich in Armand's und meinem Namen wegen meines unvorſätzlichen Fehlers und Eindringens um Verzeihung bat. Ich brachte das Billet ſelbſt hin, gab es bei Thereſen ab, welche ich, wie gewöhnlich, übelgelaunt antraf. Sie ſagte mir: man führe etwas gegen ihren Herrn im Schilde; er wäre ſeines Lebens nicht ſicher, wenn er länger in Mottier bliebe. Und in der That waren viele Einwohner wider ihn eingenommen, doch die große Mehrzahl betete ihn an, und Mamſell Thereſe war gewohnt, ſo viele Albernheiten vor zu bringen, daß ich auf dieſe gar nicht weiter achtete."

(Der Schluß folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Mein Bruder war in ſeiner Jugend einfältig. Man hatte ihm das Schießen verboten. Er ladet ein Gewehr, ſchleicht ſich auf ſein Zimmer, ſteckt den Lauf tief unter die Bettdecke, und in der feſten Erwartung, daß der Knall nun nicht werde gehört werden, drückt er ab, fällt um, und das ganze Bett ſteht in Flammen. Späterhin hat ſich ſein Geiſt und ſein Genie entwickelt.

Sieben Monate lang lernte ich mit meinem Bruder Latein.

Mein Vater verlor ſein ganzes Vermögen, als ich dreizehn Jahr alt war. Ihm und meiner Mutter blieb nur eine Leibrente von 1200 Franken übrig. Sie ent-

ſagten dem Titel Marquis und Marquiſe de St. Aubin und ließen ſich ſchlechtweg Dureſt nennen.

Der reiche General-Pachter de la Poveliniere war 46 Jahr älter als ich. Gleichwohl hörte ich, das junge Mädchen, ihn mehr als einmal mit einem Seufzer ſagen: „Es iſt Himmels Schade, daß ſie nur dreizehn Jahr zählt!“ Ich verſtand gar wohl den Sinn der Worte, und es that mir in der That damals leid, nicht drei bis vier Jahr älter zu ſeyn.

Der Baron Zurlauben, Colonel der Schweizer-Garde, war 80 Jahr alt, als er ſich in mich, die Vierzehnjährige, verliebte, und mich durchaus heirathen wollte.

Ludwig XV. aß die Kirſchen nur, wenn ſie geſchält und in Zucker gerollt waren. Eine Favoritin der Marquiſe von Pompadour, die Gräfin d'Eſparbis, verrichtete dieſes Amt, weil ſie die ſchönſten weißen Hände von der Welt hatte. Sie ließ ſich oft zur Ader, um dieſer Art von Schönheit nicht verluſtig zu gehen.

Mein Vater ſchiffte ſich nach St. Domingo ein, wurde auf der Rückreiſe von den Engländern gefangen, und machte zu Lanceſton in Cornwallis Bekanntſchaft mit einem Landsmann und Mitgefangenen, dem Grafen von Genlis, erhält mit ihm die Freiheit, kommt zurück und ſtirbt. — Meine Mutter vermählte ſich mit dem Baron d'Andlau, welcher mir zuerſt ſeine Hand angeboten hatte. — Ich gab die meinige, doch insgeheim, dem Herrn von Genlis. Er war 27 Jahr alt, hatte mich, in ſeiner Gefangenſchaft, durch ein Miniatur-Gemälde kennen gelernt, welches mein Vater bei ſich trug, und zog mich einer reichen Erbin, de la Motte, vor. Ihretwegen wurde unſere Verbindung geheim gehalten.

Der Marquis de Genlis, älterer Bruder meines Gatten, ſpottete meiner, und nannte mich nur eine jolie Dame de Paris. Dies verdroß mich. Wir ſtanden an einem Teiche. Ich bücke mich, faſſe ein fingerlanges Fiſchchen und verſchlucke es mit den Worten: „Schauen Sie her: ſo bin ich eine jolie Dame de Paris!“ Ich war damals ſiebenzehn Jahr alt.

Ich lernte auf eine ſonderbare Weiſe reiten. Der Arzt hatte mir das Baden vorgeſchrieben. Das Waſſer wurde eine halbe Stunde vom Schloſſe mit einem Einſpänner aus dem Flüßchen geholt. Es machte mir eines Morgens Spaß, mich auf das Pferd zu ſetzen und den Knecht, der daneben ging, zu meiner Begleitung zu nehmen. Ich wiederholte die Reiterei zehn bis zwölf Tage hinter einander, beſtieg dann immer muthigere Pferde, ließ mir ein Amazonen-Kleid machen, ritt bald ſo ſchnell, daß man mir nicht folgen konnte, und verirrte mich einmal abſichtlich im großen Walde, in der Hoffnung, ein Ritterſchloß und Abentheuer zu finden.

Der Prinz von Conti wollte eben in die Meſſe gehen, als ihn Herr von Chabriant mit der Meldung aufhielt: man habe einen Wilddieb ergriffen, und mit der Frage: was mit ihm geſchehen ſollte? — Mit lauter Stimme ſagte der Prinz: „Hundert Stockſchläge und drei Monat im Kerker!“ und ſetzte ſeinen Weg in die Kapelle fort. Ich erſchrack über die Kälte, Härte und Grauſamkeit. Aber Herr von Chabriant öffnete mir, als wir aus der Meſſe kamen, die Augen. „Das war nur für die Gallerie ſo geſprochen. Der Prinz hat den Wilddieb auf zwei Monat verbannt und ſorgt für Weib und Kinder.“

Ich hatte den Plan zu einer Masken-Quadrille entworfen, die Muſik dazu componirt, und Gardel richtete die Tänze und Touren ein. Jedes Paar ſtellte ein bekanntes Sprüchwort vor, durch Anzug, Coſtüme, Geberden und Haltung ausgedrückt. Z. B.: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée. Contentement passe richesse. A laver la tête d'un More on y perd sa lessive etc. Die Idee des Ballets war ebenfalls ein Sprüchwort: Reculer pour mieux sauter. Unſere kleine Geſellſchaft hatte ihre Feinde, ihre Neider. Ein Prinz vom Königlichen Geblüt erfuhr, daß die Quadrille auf dem Opern-Ball im Palais-Royal aufgeführt werden ſollte. Auch er bediente ſich eines Sprüchworts, zur Störung der unſrigen: Ein kleiner Savoyarde erſchien plötzlich in Geſtalt eines ungeheuern Katers, ſprang durch die Reihen, trennte die Paare, miaute fürchterlich, und es wurde gerufen: „N'éveillez pas le chat qui dort (die ſchlafende Katze muß man nicht wecken)!“

Die Marſchallin von Luxemburg hielt viel vom bon-ton. An einem Sonntage, als ihr ein Morgengebet von mir vorgeleſen wurde, tadelte ſie am Schluß die Abfaſſung des Gebets. Es habe keinen bon-ton. Ich erwiederte: Wenn Gebete nur Andacht athmeten und Andacht erregten, ſo gefielen ſie Gott. — „Glauben Sie das nicht“, entgegnete ſie ſchnell; „Gott hält auf den bon-ton!“

Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gute und ſchlechte Einfälle.

Manchen Mann kennt man bloß, wie den Nachtwächter, durch ſeinen Ruf.

Es iſt Alles falſch an ihm, ſogar die Falſchheit.

Wappen und Schild der Sprachlehrer ſollte billig der Thurm von Babylon ſeyn; denn hätte Gott bei deſſen Bau die Sprachen nicht verwirrt, ſo müßten alle Sprachlehrer verhungern.

Von dem, was geſagt wird, ſoll man nur die Hälfte glauben; von dem, was gedruckt wird, z. B. vom Theater-Repertoir, nur das Viertel — außer wenn es heißt: „Heute kein Schauſpiel.“

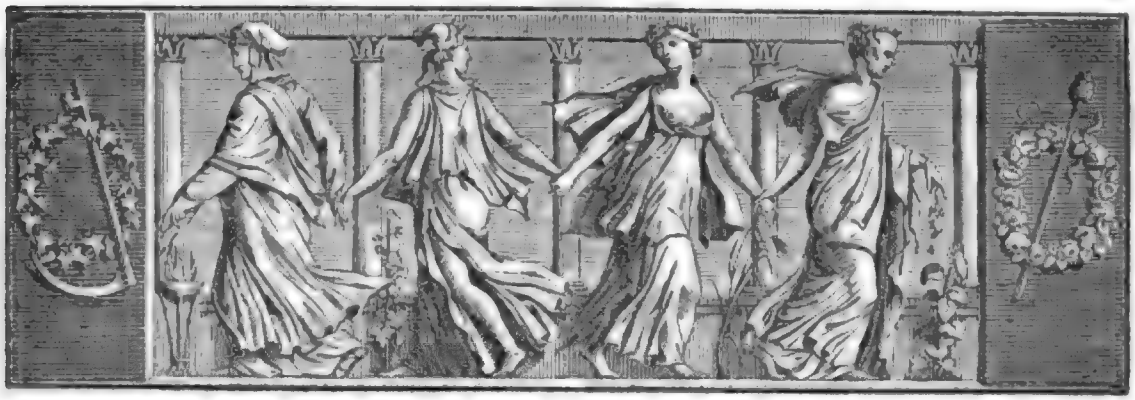
Chletas.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber Burgos. (Erinnerung aus dem Jahr 1810.) Wir hatten die Pyrenäen, den Ebro, den gewaltigen Paß von Pancorbo im Rücken, und die weiten Ebenen Alt-Caſtiliens thaten ſich vor uns auf. Rechts begleitete uns die Kette der Guadarramen, links die der Somoſierra, um uns her aber war weder Haus noch Baum; es wucherte Roßmarin und Spartium am Wege, und zwiſchen ihnen bleichte Gebein von Roß und Reiter: wir waren auf dem Schlachtfelde von Burgos. Bald lag die alte finſtere Stadt vor unſern Augen, einſam wie eine der Städte des Orients, und einen wunderbaren Eindruck machend auf den nordiſchen Fremdling, der hier zum erſten Mal das Gigantiſche des ihm ſo heimiſch dünkenden gothiſchen Baues mit den Kuppeln und luſtigen Minarets des arabiſchen Geſchmacks wunderlich gepaart ſieht. Jenes alte Schloß der caſtiliſchen Könige, welches die Stadt ſo herrſchend überragt, jenes Kloſter am Arlenzon, mit den thurmhohen Cypreſſen, mit dem ſelten betretenen Raſenplatz vor der Thür, ſcheinen nur eben von ſeinen Bewohnern verlaſſen, auf jenem ſchlanken Minaret der mit ſo vielen Kuppeln gezierten Kirche ein Iman ſeinen Morgengeſang vollendet zu haben. An dieſen alten ſo oft von der Geſchichte genannten Mauern iſt die Verſchönerungs- und Zerſtörungsluſt noch ſpurlos vorüber gegangen, und ſie ſtehen da, feſt und ſtatiſch, und würdige Denkmale einer Zeit, die vorüber iſt, wie ihr Ruhm. Aber auch der Eintritt verkündigt die Stadt des Cid. In der Mitte der Esplanade, an dem Ufer des Arlenzon, ſteht ein Denkmal, „dem Cid errichtet und der Chimene", vom General Thibaud, Gouverneur von Alt-Caſtilien, im Jahr 1809. Es iſt im antiken Styl mit etwas franzöſiſcher Zuthat, ſonſt recht hübſch und grandios. Als das Zeitgeſpenſt in der Kirche rumorte, welche die Reſte der ſo berühmten Liebenden bewahrte, wurden ſie hier beigeſetzt, und das Denkmal errichtet zum Ruhm beider Nationen, und aus dem Sockel der einen, gleichfalls der Tendenz der Zeit angemeſſen. Eben wollte ich meine Wohnung ſuchen, als mich der Anblick des herrlichen Thores feſſelte, ebenfalls ein Reſt jener Baukunſt, die man die gothiſche nennt, und die deutſche nennen ſollte. Coloſſale Mauerbilder in den Vertiefungen der Spitzbogen ſchmücken die Außenſeite, oben Gonſalvo von Cordua: der große Capitain. Das rieſige Steinbild ſchien mit Verwunderung herab zu ſehen auf zwei Beſchauer in der Tracht von Napoleons Mamelucken-Garde, von denen der Eine im Pariſer Dialekt und wichtig klingendem Tone einem Dritten, in Dragoner-Tracht, die Bedeutung des Monuments erklärte, welcher aber kurzweg meinte, er kenne recht gut die Geſchichte de ce Mr. de Cordue, welcher ein berühmter General und von guter Familie geweſen ſey. Dieſer Ausdruck machte mich aufmerkſam, und ich ſah zu meiner Freude in das alte, narbenvolle und ſpaßhafte Geſicht des ancien Vicomte de K., den ich früher kennen, ſchätzen und — belachen gelernt hatte. Der Mann hatte viel gethan und gelitten, war Coudier geweſen und Vendéer, hatte in England gelebt, endlich Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, und focht jetzt tapfer für die drei Farben. Er war aus altem Geſchlechte und Gascogner, und Land und Stand ſprach ſich in mannigfacher Schattirung in ihm aus; er haßte die franzöſiſche Geiſtlichkeit, war aber ſehr fromm, weil ſich dies ſo ſchicke für ein enfant de bonne famille; er liebte Frankreich, meinte aber, daß er ſich nie lieber und beſſer geſchlagen, als gegen die Truppen der Republik; er ſchalt die Revolution und fluchte auf Napoleon, konnte aber ſehr böſe werden, wenn es ein Anderer that. Wir aßen einſt gemeinſchaftlich mit einem Kriegs-Commiſſair Deguilly, der es aber lieber hatte, wenn man ihn Mr. de Guilly nannte. Der Mann hatte ſich zur Revolutionszeit mit Lieferungen viel Geld verdient, ſonſt aber das Andenken an jene Zeit beſtmöglichſt aus dem Sinne geſchlagen. Zum Unglück ſchmähte er einſt den Republikanismus, doch Monſ. de K. verwies es ihm geſchwind, und erklärte ſolches als ſein eigenes Vorrecht, weil er ſelbſt verloren, Jener aber gewonnen, und überhaupt damals Herr Deguilly ein Lieferant, er aber ein Belieferter geweſen. — Nach Verabredung, uns in der Hauptkirche zu treffen, dachte ich nun daran, meine Wohnung zu ſuchen; aber mir war eine lange Wanderung beſchieden. Alle Befragten ſchickten mich unter tauſend Grimaſſen rechts und links, ſo daß ich mich bald am Ende der Vorſtadt befand. Hier war das Wachhaus der Mamelucken-Garde, vor welchem unmittelbar die Nummer der mir beſtimmten Wohnung aufhörte, und ich beſchloß, bei dem Pſeudo-Orientalen Rath zu holen. Drinnen aber ging's luſtig zu, denn eben war Geld vertheilt worden. Napoleon lebte hoch und der wachhabende Corporal lag auf hölzernem Lager und ſang mit heller Stimme „On peut ou être mieux, qu'au sein de sa famille!" Dienſtfertig ſprang der Sänger auf, verſicherte munter: hier ſey ich eben recht, und werde gleich die Erfahrung machen, wie man ganz gut vorn weltlich und hinten geiſtlich ſeyn könne, und nöthigte mich in ein Seitenzimmer. Nur zu bald leuchtete mir der traurige Sinn der ſpaßhaften Bemerkung ein, denn ich fand, daß man den Eigenthümer, einen alten Prieſter, in das Hinterſtübchen vertrieben und auf dem Hausflur die Thorwache etablirt habe. Ein ſaures Geſicht empfing mich, und der Alte, ein Sechsziger im Prieſterkleide, beantwortete meine Verſicherung, ihn wenig beunruhigen zu wollen, trocken dahin: daß er die gute Meinung kaum zu ſchätzen wiſſe, weil ihm ſeit Jahren das Gefühl der Ruhe fremd ſey. Still nahm ich Beſitz von einem der beiden hölzernen Stühle, und als ich den Hausherrn nach Sehenswürdigkeiten fragte, öffnete er das Fenſter und zeigte hinaus, mir ſelbſt überlaſſend, ob ich das Denkmal des Cid, oder ein Dreibein, an welchem neun winddürre Kerle hingen, dafür anſehen wolle. Ich zog die erſtere Meinung vor und bald theilte meine Theilnahme an dem Andenken des edlen Spaniers die Kälte auf dem Herzen des Greiſes. Es ſchien ihm wohl zu thun, unter den Fremdlingen, welche nun ſo lange ſchon jede ſeiner Ruheſtunden trübten, Einen zu finden, der ſeinem weißen Haupte Ehrfurcht bezeigte, und nicht unbekannt ſchien mit dem wunderbaren Geſchick ſeines vaterländiſchen Helden. Er ward geſprächig und ich freute mich nicht wenig, als ich hörte, daß das Häuschen, in welchem ich mich eben befand, zum Theil auf den Grundmauern ruhe, welche vom Pallaſt des Cid herrühren ſollen. Eine in einen Pfeiler eingefügte Marmor-Tafel, welche ich früher überſehen hatte, ſagte daſſelbe. (Der Schluß folgt.)

Von Moncrif, dem franzöſiſchen Akademiker, erzählt man Folgendes: Er kam eines Tages zu dem Herausgeber des „Mercure de France". „Freund", ſagte er, „Sie wiſſen, was D** mir ſchuldig iſt, und hier ſehen Sie, wie er mich in ſeinem letzten Werke mitnimmt. Ich kann mir nicht helfen, ich muß ihm darauf antworten, und bitte Sie, dieſen Aufſatz in Ihr nächſtes Blatt ein zu rücken!" Die Antwort war etwas heftig, und der Herausgeber des „Merc. d. Fr." war zufällig mit D** etwas befreundet; es war ihm daher unangenehm, hierdurch ſo zu erſcheinen, als ergreife er Moncrif's Erwiederung wie eine Art Rache. Moncrif war indeß zu aufgebracht, und ließ ſich bei aller ſeiner ſonſtigen Gutherzigkeit nicht beſänftigen, ſondern erbot ſich ſogar, den Drucker beſonders für das baldigſte Einſetzen zur nächſten Nummer zu bezahlen. Der Herausgeber war in nicht geringer Verlegenheit, weil er Moncrif ungern als Freund verlor, was vielleicht geſchah, wenn er nicht Wort hielt; doch dieſer war am andern Morgen ſchon wieder da. „Hoffentlich iſt der Artikel noch nicht geſetzt", ſagte er haſtig; „ich erfahre ſo eben, daß D** ein großes Unglück betroffen hat, und nehme meine Antwort deshalb zurück!" — Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß ein ſo edelmüthiger Schriftſteller nicht in unſerer Zeit lebte. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 30. April. 69ſtes Blatt.

J. J. Rouſſeau's Canarien-Vogel.

(Schluß.)

„Ich will nur das hier erzählen, was auf Carino Bezug hat, und was ich genau davon weiß; ich erwähne folglich die bekannte Steinigung, welche in derſelben Nacht ſtatt fand, nur deswegen, weil ſie zur Folge hatte, daß Rouſſeau am folgenden Morgen abreiſete und mich in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Die näheren Umſtände ſind in ſeinen Memoiren nach zu leſen. Am nämlichen Morgen waren wir traurig beiſammen und unterhielten uns von dem nächtlichen ärgerlichen Vorfall; ſchon hatte ich mir vorgenommen, zu ihm zu gehen und ihn zu tröſten, als ein Mädchen, welches Thereſen zur Hand ging, uns die Nachricht von Rouſſeau's plötzlicher Abreiſe und mir in ſeinem Namen Carino im Käfigt und einen Zettel brachte, folgenden Inhalts:

„Adieu, Roſine, es würde mir zu ſchwer fallen, Dich zu haſſen; es thut mir wehe genug, mich von Dir zu trennen. Ich will wohl glauben, Du ſey'ſt an der Verſchwörung, die mich aus Mottier vertreibt, unſchuldig. Ich wollte den Reſt meiner Tage hier zubringen, aber ich will mein Leben nicht auf eine Weiſe verlieren, welche für die Todesſtrafe der Verbrecher gilt. Ich reiſe, theures und gutes Mädchen! Nein, Du biſt nicht ſchuldig; Du haſt Dich gegen den, der Dich liebte, nicht verſchworen! Aber was habe ich dem jungen Manne zu Leide gethan, daß er mich belauſcht, daß er ſich mit meinen Feinden verbunden hat? Du liebſt ihn, Roſa; er iſt Dein Vetter, er wird Dein Gatte werden — wohlan! er mache Dich glücklich, und ich verzeihe ihm. Ich reiſe, ich verberge mein unglückliches Daſeyn meinen Verfolgern. Roſa! ich ſehe Dich nie wieder; aber täglich werde ich an Dich denken, bis auf den Tag, wo ich zu denken aufhören werde. Ich weiß nicht, wohin mein feindſeliges Schickſal mich führen wird; vielleicht jenſeits des Meers. Carino kann mir nicht folgen, wir müſſen uns trennen, und dieſes iſt nicht der geringſte Theil meines Kummers; er war das Pfand der Freundſchaft einer Frau, die ich über Alles geliebt habe; er ſey Dir das Pfand der meinigen für Dich. Sorge für Carino, meine Roſa, wie Du für Deinen alten Freund geſorgt haben würdeſt, wenn er bei Dir geblieben wäre! Carino bringe mich Dir mit jedem Augenblick in's Andenken zurück; erinnere Dich, daß Du mir verſprochen haſt, wo möglich, Jean Jacques und Sophiens Vogel in ein Grab zu vereinigen. Iſt meine letzte Wohnung zu weit von der Deinigen entfernt, oder verſchlingen mich die Wellen, muß ich in einem fremden Lande ſterben, ſo nimm meine Stelle ein, und mein Vogel ruhe bei Dir! — Lebe wohl, Roſine! vergiß Deinen alten unglücklichen Freund nicht, Deinen Vater, Deinen Lehrer und Erzieher; und beweiſe durch Deine Tugenden, daß der, welcher Deine Jugend unterrichtete, tugendhaft war.“

Ich ſchreibe nicht meine Geſchichte, mein Blatt geht zu Ende; ich ſage daher nichts von meinem Kummer, meinen Thränen, meinem unerſetzlichen Verluſt.

Ich habe meinen alten Freund nie wieder gesehen, aber auch nie vergessen, an ihn zu denken. Carino's Leben ist durch die Sorge, die ich für ihn getragen, verlängert worden. Er hat länger gelebt, als die Vögel seiner Art, länger als sein Beschützer, dessen Tod eine alte Wunde in mir aufriß. Mich selbst hielten meine beiden Mütter, ihr Alter und ihre Kränklichkeit, in Mottier zurück. Armand's Mutter war die meinige, ich Armand's Gattin geworden. Selbst Mutter und Amme konnte ich nicht nach Ermenonville reisen, so sehr ich auch gewünscht hätte, meinen vortreflichen Lehrer noch einmal zu sehen. Ich hatte aber an ihn geschrieben, er hatte mir geantwortet; er hatte weder seine Rosa, noch seinen Carino vergessen. — Carino starb vor Alter eines sanften Todes; einen Augenblick vorher sang er noch, als sey es sein Abschied gewesen. Ich ließ ihn sorgfältig von einem Landsmann ausstopfen; er wollte ein Uhrwerk in ihm anbringen, wie in Bibi, aber ich liebte die Automaten nicht mehr; Carino sollte einst neben Rousseau ruhen. Ich wollte ihn nur zu diesem einzigen Zweck aufbewahren. Endlich ist der Augenblick dazu erschienen. Armand, welcher seine Correspondenten in Paris hat, erfuhr, daß man Rousseau's Gebeine in's Pantheon versetze, und ihm ein Denkmal errichte; er erbot sich, mich nach Paris zu begleiten. Wie gern nahm ich den Vorschlag an; meine beiden Kinder, mein Emil und meine Sophie, reiseten mit. Ich hatte ihnen, zum Andenken an meinen alten Freund, diese Namen gegeben. Sie begleiteten mich in's Pantheon; Rousseau's Schatten hat sie gewiß gesegnet; ich habe sie selbst genährt, wie er es nie so wiederholentlich empfohlen hat: ich habe sie nach seinen Grundsätzen erzogen, und bis jetzt ist diese Erziehung meinen Wünschen und Hoffnungen gemäß eingeschlagen.

Wenn diese Schrift einem Freunde Rousseau's in die Hände fallen sollte, wird er sie gewiß mit Interesse lesen und vielleicht Carino zu seinem Herrn 'legen. Wer anders als ein inniger Freund von Jean Jacques würde wohl sein Grab mit der erforderlichen Aufmerksamkeit untersuchen, um diesen kleinen unscheinbaren Sarg auf zu finden, welchen ich dort nieder zu legen im Begriff bin? Rosine N."

Ja freilich war es eine Freundin Rousseau's, welche ihn fand, und mit heiliger Ehrfurcht wieder an die alte Stelle gebracht hat, mit der Bitte, daß man ihn nie wieder wegnehmen lasse. Ich habe nichts weiter behalten, als Rosinens Schrift. Sie trägt einen hohen Charakter von Wahrheit und Einfachheit, daß sich wohl nicht an der Urkundlichkeit zweifeln läßt; denn was könnte Rosinen zur Unwahrheit verleitet haben?

Freilich findet man in den Memoiren Rousseau's nichts, was diese Anekdote bestätige, und die kleine Episode würde wohl einige von denen, die darin enthalten sind, aufwiegen; aber Jean Jacques Bekanntschaft mit Rosinen fällt in eine Periode seines Lebens, welche zu seinen bewegtesten und unglücklichsten gehört. Seine „Bekenntnisse" hören mit seinem Aufenthalt in Mottier auf. Ich finde, daß er mehrere ziemlich enge Verbindungen, die er dort eingegangen, gar nicht erwähnt, oder nur ganz im Allgemeinen davon spricht. Ich will glauben, daß sein Verhältniß zu Rosinen von dieser Art ist. Dem sey nun wie ihm wolle, so dünkt mich, daß sie und Carino ein Recht haben, diejenigen zu interessiren, welche wie ich Jean Jacques Rousseau geliebt, geschätzt und bedauert haben.

F. v. Montolieu.

Ueber die Frankreichs Königen beigelegte Kraft, durch Berührung Kröpfe zu heilen.

Fast jeder Fabel liegt einige Wahrheit zum Grunde. Die merkwürdigen Wirkungen, welche dem thierischen Magnetismus in unseren Tagen, selbst von vorurtheilsfreien Aerzten, zugestanden werden, scheinen eben so wunderbar und aus natürlichen Ursachen schwer zu erklären, als das Heilungs-Vermögen durch bloße Berührung, das in früheren Zeiten nicht nur vom Pöbel, sondern auch von sehr einsichtsvollen Gelehrten für unläugbar angenommen wurde. — Schon im Alterthum ward ähnlichen Erscheinungen Glauben beigemessen. Vom Könige Porrhus erzählt die Geschichte, daß er mehrere Milzsüchtige dadurch herstellte, wenn er mit seinem rechten Fuße die leidende Stelle leicht drückte. Suetonius, sonst nicht sehr leichtgläubig, hat den Kaisern Vespasian und Hadrian ähnliche Gaben zugeschrieben.

Es fehlt nicht an Zeugnissen berühmter Aerzte, welche von merkwürdigen Kuren sprechen, die, nach ihrer Versicherung, durch die Berührung, sogar mit dem Körper eines Todten, erfolgt sind. Van Helmont behauptet, daß der Schweiß eines Sterbenden Hämorrhoiden und Warzen heilen soll. Der scharfsinnige Robert Boyle versichert, ein Frauenzimmer sey von einem sehr bösartigen Skrophel-Geschwür dadurch befreit worden, daß es die Hand eines an einer langsamen Krankheit gestorbenen Menschen so lange an den leidenden Theil hielt, bis dieser von der Kälte des Leichnams ganz durchdrungen war. Der sehr geschickte dänische Arzt, Thomas Bartholin, erzählt, daß oftmals Frauenzimmer zu ihm in die Spitäler gekommen sind und um Erlaubniß gebeten haben, die Fußsohle eines Sterbenden an einen Kropf zu halten, womit sie behaftet waren, welcher auch oftmals danach verschwunden ist. — Daß in solchen Fällen oft die Einbildungskraft vorherrscht, geben wir zu; wenn aber durch bestimmte Erregungen derselben Kuren möglich sind, so

ist auch dies ein Gegenstand, den die Wissenschaft nicht aus den Augen lassen darf.

Jenes wunderthätige Heilungs-Vermögen hat der allgemeine Glaube allen Königen von Frankreich beigelegt, von Chlodwig bis auf Heinrich IV. Franz I. machte es sich zum angelegentlichsten Geschäft, gleich nach seiner Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft die Heilung der Kröpfe vor zu nehmen. — Wie unglaublich uns die Sache selbst scheinen mag, so beruht doch der Vorgang dabei auf Zeugnissen, die man nicht bestreiten kann, ohne alle historische Glaubwürdigkeit zu läugnen. Der erste Leibarzt Heinrichs IV., Andreas Dulaureus, als ein Mann von vielen Verdiensten bekannt, *) hat in einer besondern Abhandlung genau beschrieben, wie man zu seiner Zeit dabei verfuhr. Die Heilung geschah öffentlich und mit vieler Feierlichkeit, gewöhnlich an den vier Haupt-Festtagen, zu Ostern, Pfingsten, am Tage Aller-Heiligen und zu Weihnachten. Kamen zu andern Zeiten viele Kranke zusammen, so wurde aus Mitleid eine außerordentliche Kur vorgenommen. Die Zahl der Leidenden, welche aus allen Ländern zu diesem Zweck sich versammelten, war oft Tausend bis Funfzehnhundert. — Vorher wurden sie von den Königlichen Aerzten und Wundärzten besichtigt, um sich davon zu überzeugen, daß sie wirklich an Kröpfen litten. Die Spanier erhielten jedesmal die erste Stelle, die Franzosen kamen hinter diesen, nach diesen beiden Nationen ohne Unterschied aber die Kranken von andern Völkern. — Wenn der König aus der Kirche kam, wo er seine Andacht gehalten und die Messe gehört hatte, ging er, begleitet von den Prinzen seines Hauses, von mehreren Prälaten und vom Groß-Almosenier, durch die Reihen der Kranken, welche alle niederknieeten. Der König sagte laut ein bestimmtes Gebet her, machte das Zeichen des Kreuzes und nahte sich nun jedem Kranken. Der erste Leibarzt trat hinter diesen, hielt ihm mit beiden Händen den Kopf, worauf der König dem Kranken die Stirn kreuzweise berührte, und jedesmal die Worte sagte: „Le Roi te touche et Dieu te guérit!" (Der König berührt und Gott heilt Dich!) — Dulaureus versichert, daß bei Vielen, welche Schmerzen empfanden, diese sogleich nachließen, bei Andern bösartige Geschwüre von selbst trockneten, und wieder Andere von ihren Geschwülsten befreit wurden, so daß, nach der ausdrücklichen Behauptung dieses Arztes, in wenigen Tagen von tausend Leidenden mehr als die Hälfte hergestellt ward.

Man weiß nicht, wann und wodurch diese ganze Feierlichkeit außer Gebrauch gekommen ist. Vielleicht könnte eine bestimmte Nachricht davon über die ganze Sache ein helleres Licht verbreiten.

Ein spanischer Arzt, Namens Arajos, hat in einem Werke, betitelt: „Elysius jucundarum quaestionum Campus", dem Könige von Frankreich zwar dieses Heilvermögen nicht absprechen wollen, dabei aber mit ächt spanischem Stolze bemerkt: daß sein Monarch, als der erste in der Christenheit, nothwendig noch kräftigere Wundergaben besitzen müßte. Demnach behauptet er, daß bei dem bloßen Anblick eines spanischen Königs der Teufel selbst zittere, und aus dem Körper eines Besessenen weichen werde!! Sterwil.

*) „Auch Männer von Verdienst sind — Menschen, sehen in ihrer Ehrerbietung oft mehr, als wahr ist, sagen auch wohl in Schmeichelei mehr, als sie vor sich selbst verantworten können." Montaigne.

Gedanken-Lese.

Daß wir das Böse an Andern, wenigstens gewöhnlich, eher bemerken, als ihr Gutes, weiset eigentlich auf einen schönen (?) Zug im Menschen hin. Er sagt gleichsam: das Gute unter den Menschen sey noch kein Fremdling, den man mit Staunen ansieht, die Tugend sey noch bei uns zu Hause und gehe bei uns ein und aus, ohne, wie eine neue ungewöhnliche Erscheinung, unsere Augen auf sich zu ziehen.

Der Wunsch, frühzeitig zu sterben, rührt oft von der Besorgniß her, man möchte mehr Fehler auf sich laden, als Tugenden erwerben, oder man möchte noch mehr seiner eigenen Lust als dem Gebot der Tugend folgen. Ein Kind stirbt unschuldig, aber nicht tugendhaft; ein Greis kann nicht unschuldig, aber tugendhaft sterben.

Die Hand spielt in unserm Leben eine sehr wichtige Rolle: man könnte eine ganze, interessante, gehalt- und lehrreiche Lebensbeschreibung von einer Hand machen. Sie ist zwar nur unscheinbar und dient uns in Knechtesgestalt, demüthiglich, und doch ist sie Herr im Reiche der Außenwelt, und nicht umsonst bezeichnet man die Thätigkeit des Menschen, der Hand zu Ehren, mit dem Worte „handeln, Handlung".

Auf vorige Thaten, auf schon vorüber gegangene Tugend stolz seyn, ist eine Art Ahnenstolz, der oft aus Vorwürfen entspringt, welche uns die Gegenwart macht, daß wir nicht sind, was wir seyn sollten.

Die Menschen haben unter ihren guten Eigenschaften gleichsam ein Visiten-Zimmer, wohin sie andere Leute kommen lassen, während es in ihrer gewöhnlichen Wohnstube nicht immer am besten aussieht.

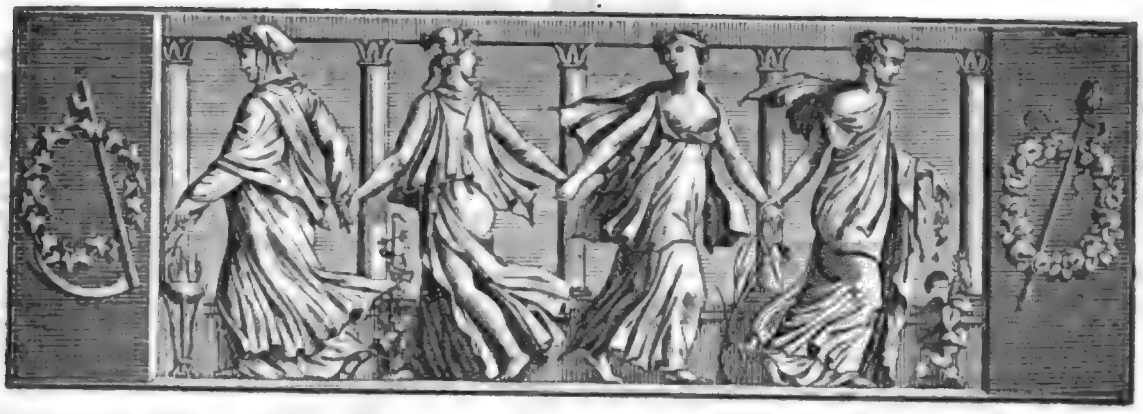
Der Zweifel ist der Pflug, der den verschlossenen Boden des Herzens aufreißt, daß nachher die Körner der Wahrheit desto besser Wurzel fassen können; der Glaube ist der Boden, in welchen der Saame der Religion gelegt wird; die Hoffnung das Sonnenlicht, das den verborgenen Keim hervor lockt; die Liebe der Baum, der zur Reife gedieh, und gute Thaten, ihre Früchte, unsern dürftigen Brüdern in den Schooß schüttelt. Ludw. Dielow.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber Burgos. (Schluß.) Endlich erſchien die Zeit, zu welcher mich K. in der Cathedrale erwarten wollte und ich eilte dahin. Auch dieſe Kirche iſt angeblich von zwei Deutſchen erbaut, deren Namen die Geſchichte vergaß, die aber ihr Werk als würdige Zunftgenoſſen des großen Erwin von Steinbach nennt. Eine herrliche ſteinerne Treppe führt zum Eingange; alle Stufen waren beſetzt von krüppelhaften Bettlern, welche ihre Gebrechen ſcheußlich entblößt zur Schau trugen, um Mitleid zu erregen. Mein Freund ſtand auf der oberſten Stufe. „Sehen Sie das Geſindel!“ rief er mir zu. „Giebts wohl was Gräßlicheres als jenen Kerl mit dem waſſerſüchtigen Leibe, oder jenen da mit der Tonne von Bein, und ſind nicht dieſe Ohnaſigen gewiſſermaßen die Petitmaitres der Geſellſchaft? Und wie pfiffig das Volk iſt“, fuhr er eifrig fort; „nachdem ſie mich ohne Erfolg mit allen Heiligen angefallen, kommen ſie nun noch mit einer Virgen del pilar, und einer de la spada, von welchen, Gott weiß wie, die eine auf den Pfeiler, und die andere zum Degen kommt.“ — „Damit kann ich dienen“, ſprach ich lachend; „die erſte iſt die tapfere Madonna von Saragoſſa, und die zweite wird wohl auch uns zu Ehren den Degen angethan haben, darum — gebet, ſo wird euch gegeben!“ und ſomit zog ich den dünnſeidigen Seckel, und gab ein Beiſpiel. — Mein Gefährte folgte nach, meinte aber: jener Spruch habe ſich ihm noch nie bewährt, auch würde der Zahlmeiſter nichts von demſelben wiſſen wollen, und ſomit traten wir in den Tempel. Das Innere war groß und herrlich, wie ſein Aeußeres; ſelbſt die geringe Anzahl der Knieenden, die Leere — da es in den ſpaniſchen Kirchen weder Stühle noch Bänke giebt — vermehrte das Großartige. Ein freundlicher Domherr, rund zum Fugen, lud uns in die Sakriſtey, zeigte uns in einem Nebenzimmer eine Menge werthvoller hiſtoriſcher Portraits, und darunter das von Torquemada. Hat der Mann wirklich ſo ausgeſehen, ſo erklärt es ſich, wie er die Inquiſition gründen und wacker handhaben konnte. Eine coloſſale Büſte des heiligen Vinzenz, von Silber, pries der Kanonikus als werthvoll, wenn auch, wie er beifügte, nicht wunderthätig. Er nahm es nicht ungütig auf, als ich bemerkte, daß dieſelbe, nach meinem Ermeſſen, wenigſtens einen leichten Anflug jener Eigenſchaft haben müſſe, indem ſie in dieſer Zeit noch ruhig auf ihrem Platze ſich behauptet, welches als kein geringes Wunder anzuſehen. Der Gottesdienſt war beendigt und der Sakriſtan machte mit uns die erklärende Runde; er zeigte uns alle ſilbernen und goldenen Herrlichkeiten, gab aber deren Werth, gewiß aus guten Gründen, gegen alle Gewohnheit ſehr niedrig an, erhob aber die Pracht der Gruftkapelle der Herzoge von Frias über die Maßen, indem ſich nicht abſehen ließ, wie dieſelbe, als mit- und naſgelfeſt, füglich weggenommen werden könnte. Mehrere Gemälde erhob er zu Moriños; die Gegenſtände, Heiligtümer, (?) welche abgeſchnittene Naſen und ausgeſtochene Augen in den Händen trugen, wären gräßlich geweſen, wenn die Trägerinnen gedachter Gliedmaßen nicht als Erſatz andere im Geſicht gehabt hätten. Glücklich war Alles überſtanden, nur das wunderthätige Crucifix, das Palladium Alt-Caſtiliens, blieb noch übrig; aber hier ſträubte ſich unſer Führer aufs Aeußerſte; dazu, behauptete er, müſſe er erſt die Erlaubniß von dem, dem und dem haben, und überhaupt wäre erſt die Frage, ob wir Chriſten wären (katholiſche nämlich, ein Ausdruck, in ganz Spanien gebräuchlich). Ich verſicherte dies, und zwar römiſch katholiſche, wobei ich ihm einige Pezetas überreichte; K. aber wurde ungeduldig, ſtampfte mit dem Säbel, und ſagte kurzweg: er ſey ein Chriſt und Officier francais obendrein. So vielen Vernunftgründen war nicht zu widerſtehen, und wir traten in eine beinahe ganz finſtere Kapelle. Das Gnadenbild verdeckten ſeidne Vorhänge; Kerzen umſtanden es, und eine Menge Betende, welche umſonſt fromm ſeyn wollten, gruppirten ſich hinter uns. Wir knieten auf die Stufen des Altars, während der Sakriſtan die Kerzen anzündete; mein Freund aber hatte im Betreff der großen Dragoner-Stiefeln mit mannigfachen Hinderniſſen zu kämpfen. Endlich befanden wir uns in Poſition, der Vorhang flog zurück, und — ich ſtaunte ob des überraſchenden Anblicks. Man denke ſich ein Kreuz von Rieſengröße; der Leichnam des Gekreuzigten war dem angemeſſen, aber aufs ſonderbarſte, ſtatt des ſonſt gewöhnlichen Schurzes, mit einem weißmuſſelinenen, gefälteten, bis auf die Knöchel reichenden Unterrock bekleidet. Der ſonſt ſo ehrwürdige Gegenſtand nahm ſich wunderlich aus, die Andacht entſchwand, und in mir kämpfte Aerger und Lachreiz. Leider gewann letzterer die Oberhand, als ich in meines Begleiters braunes Antlitz ſah, in welchem ſich Ueberraſchung und Mißbehagen über die unbequeme Stellung wunderbar paarte. „Können Sie Ihr fatales Lachen nicht einen Augenblick zügeln“, flüſterte er mir ärgerlich ins Ohr, „ſo bedenken Sie wenigſtens, daß Zeit und Ort ganz dazu gemacht ſcheinen, Ihnen die Luſt dazu, von Seiten jener frommen Betenden, mit ein Paar Meſſerſtichen zu vertreiben. — Der Grund ließ ſich hören, und unſern Führer hinderte die Dunkelheit des Ortes, ſich von der Wirkung jenes Anblicks auf mich zu überzeugen. Eben wollten wir die Kirche verlaſſen, als uns der ſtarke Schlag einer noch innerhalb der Kirche, doch hart am Ausgange derſelben befindlichen Uhr von beträchtlicher Größe aufmerkſam machte. Sonderbar genug war über ihr eine hölzerne Figur angebracht, welche einen Mann im Bruſtbilde, von natürlicher Größe, darſtellte. Er trug ein rothes Kleid, ſpitze Mütze, und zwei weiße, über die Bruſt herabhangende Prieſter-Kragelchen. Bei jedem Stundenſchlage öffnete er den Mund und ſchnitt poſſierliche Geſichter. Noch ſtritten wir uns über die Bedeutung des Gegenſtandes, da rollte unſer dicker Domherr daher und nahm freundlich von uns Abſchied. — „Was bedeutet die närriſche Figur da oben?“ fragte mein Begleiter. „Einen proteſtantiſchen Pfarrer!“ ſagte der Kanonikus verbindlich und empfahl ſich. Wir ſahen einander an, lachten herzlich und verließen den Tempel. Carl von Wachsmann.

Die Lady Eſther, welche bekanntlich in Syrien reſidirt, und dort ſehr angeſehen iſt, kleidet ſich ſtets in die Tracht eines türkiſchen Effendi, oder eines angenehmen Privatmanns. Ihre Wahl iſt dadurch beſtimmt, daß die Kleidung einer engliſchen Dame zu viel Neugierige herbei ziehen, und die eines engliſchen Mannes zu indezent für ſie wäre. Die weite Kleidung eines Türken gleicht dies ſehr wohl aus. — Der Name, unter dem ſie dort bekannt iſt, heißt Bint-el-Melek oder Bint-el-Sultan (Königs- oder Sultans-Tochter), und ſie gilt für eine Ueberſpannte oder Inſpirirte, die alſo unter Gottes beſonderem Schutze ſteht. Daher erzählt man dort Wunderdinge von ihr, und verehrt ſie ausnehmend. Ein Beweis, wie viel ſie dort gilt, iſt folgender: Ein franzöſiſcher Oberſt, der ſich, trotz dem Abrathen der Lady Eſther, ins Innere der Gebirge von Anſarien gewagt, ward ermordet und beraubt. Lady Eſther ruhte nicht, bis ſie die Paſcha's von Aleppo, Damaskus, Tripolis und Acre vermocht, ein Corps zu ſtellen, die Räuber auf zu treiben, und ihnen ſowohl ihre Beute ab zu jagen, als auch die Schuldigen perſönlich zur Strafe zu ziehen. — Die Beſchäftigung der Lady iſt folgende: Sie ſteht um 8 Uhr auf, geht ſpazieren oder lieſet bis 10 Uhr, frühſtückt dann auf gut Engliſch, ſchreibt oder diktirt ein Paar Briefe, geht oder reitet aus, ſpeiſet dann ſpät, geht nachher in Geſellſchaft, und um Mitternacht zu Bette. — Sobald es aber Gelegenheit giebt, Gutes zu thun, iſt von den oben genannten Tages-Regeln nicht die Rede. Und das kommt ſehr oft vor, denn Lady Eſther unterhält deshalb die erſten Verbindungen, um überall wohlthuend wirken zu können. (Petit Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 2. Mai. 70ſtes Blatt.

Merkwürdiger Criminalfall.

Folgender Vorfall liefert einen authentiſchen Beweis von dem höchſt mangelhaften Zuſtande der Criminal-Juſtiz in Norddeutſchland zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Tortur noch im größten Anſehen ſtand, durch deren alles menſchliche Gefühl empörende Martern mancher unſchuldig Angeklagte zu dem Geſtändniß ſolcher Verbrechen gezwungen wurde, die er niemals begangen hatte. Die Gefängniſſe damaliger Zeit beſtanden in ſcheußlichen Gemächern, dumpfigen Löchern, zu denen niemals ein Sonnenſtrahl eindringen konnte, und in welchen das Lagerſtroh binnen wenigen Tagen verſchimmelte und durch ſeine mephitiſchen Dünſte die Luft verpeſtete. — Doch Gottlob! der raſche Gang der Unterſuchungen endete binnen acht Tagen, oder in verwickeltern Fällen höchſtens in einigen Wochen, die Qualen dieſer Unglücklichen, welche der Juſtiz in die Hände fielen. — Hatte man nämlich einen nur im geringſten verdächtigen Menſchen an dem Orte erblickt, wo kurz vorher oder bald darauf irgend ein Verbrechen begangen worden war, oder fand man irgend ein geſtohlenes Gut bei Jemand, der den rechtlichen Erwerb deſſelben nicht auf das bündigſte nachweiſen konnte, oder hatte ein in Unterſuchung gerathener Menſch dem Richter einen Andern als ſeinen Complicen angegeben, ſo ſaß dieſer, wollte er ſeine Theilnahme an den Verbrechen, deren man ihn beſchuldigte, nicht gutwillig eingeſtehen, in der Regel ſchon binnen den nächſten acht Tagen nach ſeiner Arretirung auf dem Marterſtuhle. Hier wurde er den ausgeſuchteſten Martern, mittelſt Knebeln, Daumſchrauben und wie die termini technici der damaligen Scharfrichter*) und Henkersknechte ſonſt heißen, Preis gegeben, und lockten ihm dieſe Menſchenquäler auch kein vollkommenes Geſtändniß ab, war nur eine zweideutige Miene in ſeinem von Schmerzen verzerrten Angeſicht bemerkbar, die ſeine Richter ſo aus zu legen vermochten, daß der über ihm ſchwebende Verdacht nicht ganz grundlos ſey, ſo wurde er ohne Weiteres für ſchuldig erklärt und die ganze Verhandlung, wenn dabei noch irgend ein Zweifel obwaltete, einer Juriſten-

*) Zur Charakteriſtik dieſer Helfershelfer der Gerechtigkeit in jenen Jahrhunderten der Finſterniß möge folgendes Antwortſchreiben des Scharfrichters Chriſtian Göbel dienen, welches er im Jahr 1642 an den damaligen Statthalter und Amtmann zu Celle, Anton Aſchmann, erließ, der ihn zur Folterung eines Inhaftirten requirirt hatte:

„Meinem Herrn Amtmann kann mich nicht entbrechen, dienſtfreundlichſt wiederum hiermittelſt zu vermelden, weßmaaßen ich morgen Abend mit zu treffender Mannſchaft einſtellen werde, um durch peinliche Handanlegung den vermeldeten Böſewicht zur Bekennung ſeiner Schandthaten allgemannt zu überweiſen, und das zur Ehre Gottes und unſers gnädigſten Fürſten und Herrn, auch der hohen Obrigkeit. — Ich will nicht denken, daß der Rabvogel uns lange noch foppen wird, und mein Knecht, Peter Zickmann, hat bereits meiner Liebſten verofſenbahret, daß er auf ſeiner Reiſe längs der Werra, gen Thüringen und noch fürderhin, viel ſolcher peinlicher Angriffe mit Ehren beſtanden, auch ſich hiebei ſein eigen Machwerk erſonnen, welches beſtandiglich gut angeſchlagen habe. — Im Uebrigen bin ich dem Herrn Amtmann zu Erweiſung gleichmäßiger ſolcher Verrichtungen zu allen Zeiten ſtündlich gern zugethan und grüße, u. ſ. w.“

Fakultät zum Schluß-Urtheil übergeben. Dies geschah in den ersten Paar Tagen nach überstandener Tortur und mit prompter Erkennung von Todes-Urtheilen; durch schnelle Responsa zeichnete sich ganz besonders die Universität Helmstädt *) in damaliger Zeit aus; denn oft wurden die mit den Akten bei dortiger Juristen-Fakultät am Morgen eingetroffenen Boten schon am Abend des nämlichen Tages mit den von derselben erkannten und ausgefertigten Todes-Urtheilen wieder zurück gesendet. Waren diese aber in den Händen der Richter, so säumten diese eben so wenig noch lange; binnen den nächsten drei, höchstens sechs Tagen wurde das Urtheil an dem „Radvogel" vollzogen, und die Scharfrichter suchten eine Ehre darin, ihm den „süßesten Tod", wie sie ihre blitzschnellen Expeditionen nannten, zu verschaffen. **)

Nach dieser kurzen Einleitung geben wir nunmehr zur treuen Erzählung jenes Vorfalls über. Endlich hatte der Arm der Gerechtigkeit einen gefährlichen Räuber erreicht, der in der Umgegend einer Provinzial-Stadt Norddeutschlands schon lange sein Wesen getrieben, und ihn nach gefälltem Urtheilsspruche den Henkersknechten überantwortet. — Am 15. August 1704 wurde der Verurtheilte zum Richtplatz geführt, wo der Galgen seiner wartete. Unter dem Gefolge zahlloser Neugierigen ging der Zug vom Gefangenenhause durch die Straßen, wo Thüren und Fenster mit einer unabsehbaren Menge von Zuschauern besetzt waren. Mit frecher Stirn grüßte der Delinquent nach allen Seiten hin, und als er durch eine enge Straße passirte, gewahrte er einen aus den niedrigen Fenstern heraus schauenden Schlosser-Gesellen, Namens R***, der ihm aus früheren Zeiten her dem Ansehen und Namen nach wohl bekannt war und welcher jetzt seinen Blick dadurch auf sich hinzog, weil er, von diesem Schauspiel ergriffen, theilnehmend die Worte ausstieß: „Möchte ich doch wissen, wie einem solchen verstockten Sünder unter dem Galgen zu Muthe seyn muß!" Kaum hatte aber der Delinquent diese Worte vernommen, als er, in Nachdenken versunken, von jetzt an sich nicht weiter um die ihn begleitende Menge bekümmerte und mit niedergeschlagenem Blicke, in sich gekehrt, stumm seinen Weg zum Thore hinaus fortsetzte. Der ihn begleitende und zum Tode vorbereitende Geistliche, dem er bisher auf das hartnäckigste sein Herz verschlossen hatte, glaubte schon, es sey endlich ein besserer Geist in ihm erwacht, er bereue seine Missethaten und jetzt wäre es Zeit, ihn für die Ewigkeit vor zu bereiten. Doch nur zu bald gewahrte der ehrwürdige Prediger, daß gar kein Wort mehr aus dem Bösewicht heraus zu bringen sey. Alle seine bei demselben angewandte Mühe war und blieb fruchtlos und dadurch sah er sich, am Hochgericht angelangt, genöthigt, ihn dem Nachrichter mit den Worten zu überliefern: „Ich habe das Meinige gethan; vergieb ihm, mein Heiland, und sey ihm gnädig, Amen!" — Schon standen die Henkersknechte in Bereitschaft, dem Armensünder den verhängnißvollen Strang um den Hals zu legen, als dieser plötzlich sich aufrichtete und ausrief: „Halt! — Das, was ich von meinen Mitschuldigen bisher zu verheimlichen verpflichtet zu seyn glaubte, und standhaft verschwiegen habe, will ich nunmehr den Richtern entdecken, da ich doch wohl einsehe, daß keine Gnade mehr für mich zu hoffen ist. Der Tod löset alle Bande hier auf dieser Erde, und bevor ich sie für immer verlasse, will ich sie noch von einem gefährlichen Menschen befreien!" — Der anwesende Richter, dem dieser Vorfall sofort gemeldet wurde, nahte sich dem Schaffott, und als er aus dem Munde des Delinquenten die Denunciation vernommen hatte, wurde die Vollziehung des Urtheils für heute aufgehoben und der Verbrecher in sein Gefängniß zurück geführt. — Hier stellte man am selben Tage auf's Neue ein Verhör mit ihm an und in demselben erklärte er, daß der Schlosser-Gesell R*** (dessen bereits oben gedacht wurde) einer seiner treusten Spießgesellen gewesen sey und derselbe mit ihm gemeinschaftlich mehrere Diebstähle und Mordthaten verübt habe.

(Der Schluß folgt.)

*) S. u. A. O. C. Niemeyer: „Ueber Criminal-Verbrechen, peinliche Strafen und deren Vollziehung, besonders aus ältern Zeiten. Lüneburg, 1824." S. 116 u. f.

**) Die Scharfrichter damaliger Zeit waren wirklich wahre Virtuosen in ihrer Kunst. Die Robheit ihres Jahrhunderts und die vielfache praktische Uebung trug ein Großes zur Ausbildung in ihrer unschönen Kunst bei; denn selten mißglückte ihnen z. B. das Experiment, einem Verbrecher mit einem einzigen Hiebe das Haupt vom Rumpfe ab zu schlagen. Das bei solchen Hinrichtungen jetzt wie vormals stets zahlreich versammelte Publikum wußte dann auch das Verdienst eines solchen Meisterstreichs jedesmal durch lautes Bivatrufen dankbar an zu erkennen, worauf alsdann der Nachrichter, die Spitze seines vom Blute rauchenden Richtschwerdtes zur Erde senkend, sich dankbar gegen die Zuschauer im Kreise umher verneigte. — Wenigstens würden diese den Scharfrichter nicht so nachsichtsvoll behandelt haben, wenn er, wie es unter den Augen des Referenten im Jahr 1808 zu Heiligenstadt geschah, dem Delinquenten sieben Hiebe mit seinem Richtschwerdte im Nacken, über dem Ohr u. s. w. versetzt und nur dadurch den Kopf völlig vom Rumpfe zu trennen vermocht hätte, daß er den Stuhl umwarf und die letzten Reste der Haut am Halse mit dem Schwerdt durchsägte. Nur die Bedeckung der ihn begleitenden westphälischen Gensdarmen konnte ihn vor der Steinigung schützen, die ihm zur Belohnung für sein unmenschliches Verfahren von den anwesenden Göttinger Studenten zugedacht war.

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ich habe vom Chevalier (nachherigem Marquis de) Jaucourt (einem Mitarbeiter an der „Encyclopädie")

folgendes Ereigniß, welches ihm begegnet iſt, fünf bis ſechs Mal mit allen möglichen Betheurungen der Wahrheit erzählen hören. Der Chevalier, aus Bourgogne gebürtig, wurde in einem Collége zu Autun erzogen. Er war zwölf Jahr alt, als ſein Vater, der ihn unter Aufſicht eines Oheims zur Armee ſchicken wollte, ihn auf ſein Schloß kommen ließ. Nach dem Abendeſſen wies man ihm ſein Schlafzimmer an, ein großes, geräumiges, altfränkiſches Gemach. Man ſtellt eine Lampe auf einen Dreifuß, mitten im Zimmer, und wünſcht ihm eine gute Nacht. Der junge Ankömmling entkleidet ſich, legt ſich zur Ruhe, und läßt die Lampe brennen. Er fühlte noch keine Neigung zum Schlaf, und ſah ſich im Zimmer um, welches er bei dem Eintritt kaum beachtet hatte. Seine Augen richten ſich auf eine alte Tapete, mit eingewirkten Gebäuden, Wäldern und Menſchen. Unter Anderem frappirte ihn die gegenüber liegende Wandſeite, deren Tapete einen Tempel mit verſchloſſenen Thüren vorſtellte. Zu oberſt auf der letzten Stufe ſtand eine Figur, wie ein Prieſter, im langen weißen Gewand. In der einen Hand hielt er ein Bündel Ruthen, in der andern einen Schlüſſel. Der Chevalier ſtaunt, als plötzlich die Figur ſich zu bewegen ſcheint. Er reibt ſich die Augen, weil er die Bewegung für ein Flimmern der Lampe hält, ſchaut wieder hin, und ſiehe, der Prieſter ſteigt die Stufen langſam herab, tritt aus der Tapete heraus, ſchreitet durch das Zimmer, tritt vor ſein Bett und ſpricht die Worte: „Mit dieſen Ruthen werden Viele gepeitſcht. Sobald ſie ſich in Bewegung ſetzen, nimm dieſen Schlüſſel; er öffne Dir die Pforte zur Flucht in's Freie!“ Hierauf kehrt die Geſtalt um, und nimmt die vorige Stelle in der Tapete ein. Man denke ſich das Entſetzen des jungen Knaben. In kaltem Schweiß wie aufgelöſet, lag er über eine Viertelſtunde ſprach- und bewegungslos. Endlich gewann er wieder Beſinnung und Kraft zum Rufen. Man eilt herbei. Er ſchämt ſich, dem Diener das Geſicht zu erzählen, ſagt bloß: es ſey ihm etwas zugeſtoßen, und läßt ihn bei ſich wachen. Am folgenden Morgen befragt ihn ſein Vater nach dem Vorfall. Dieſem geſteht er die Wahrheit, nicht ohne Beſorgniß, daß er ihn auslachen und das Ganze einen Traum nennen werde. Der Vater nimmt aber die Sache ernſthaft und erwiedert: „Laſſ' es eine Warnung ſeyn, mein Sohn. Auch mein Vater, in früheſter Jugend, hatte eine ähnliche Erſcheinung.“ — Hier brach er ab, und wollte dem Chevalier ſo wenig auf ſeine Frage über die Details Antwort geben, daß er ihm ſogar verbot, ein Wort weiter davon zu reden. Am ſelben Tage ließ er die Tapete abhängen und auf dem Schloßhofe verbrennen. Die Revolution erfolgte (wie zu Zeiten des Großvaters die Vertreibung der Hugonotten) und der Chevalier ſah die Ruthen ſich bewegen, ergriff den Schlüſſel, der ihn in's Freie führte (la clef des champs) und verließ Frankreich.

Die Gräfin von Genlis erzählt im zweiten Bande ihrer Memoiren ihre Verbindungen mit dem Herzog von Orleans und deſſen Sohne, dem Herzog von Chartres, nachmaligem Herzog von Orleans, genannt Philippe Egalité. Ihre Bekanntſchaft mit dem Hauſe Orleans war die Folge des Verhältniſſes ihrer Tante, der verwittweten Marquiſe von Monteſſon,*) zum Herzoge, welches mit einer geheimen Heirath (29. Julius 1773) ſchloß. Wir bemerken noch, daß die Gräfin von Genlis Hof-Dame bei der Herzogin von Chartres (Tochter des Herzogs von Penthievre und Gemahlin des Herzogs von Chartres) geweſen und, obſchon ohne hinreichenden Grund, für die Maitreſſe des Herzogs angeſehen worden.**) Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Herr von Monteſſon war ungeheuer dick und ungeheuer reich. Im 78ſten Jahr nahm er ſeine 19jährige Gemahlin, und hinterließ ſie im 90ſten Jahr als Wittwe. Er erſchien nie anders in ihrer Geſellſchaft, als bei Tafel, und that nie etwas anders bei Tafel, als eſſen und trinken. Er war kein läſtiger, aber auch kein galanter Ehemann. Das einzige Geſchenk am Neujahrs- und an ihrem Namenstage beſtand darin, daß er ihr ein Vierteljahr ihrer Penſion — voraus bezahlte.

**) „Wäre ich es geweſen“, ſagte ſie einſt zu Jemand in Berlin, „ich würde es eben ſo aufrichtig bejahen, als ich es aufrichtig verneine.“

Worte der Mahnung.

Willſt du Herrliches vollbringen,
Muß dein Geiſt ſich aufwärts ſchwingen;
Das Gemeine nur erſtrebt,
Wer ſich nicht vom Staub erhebt!

Preiſt dein Thun die große Menge —
Richte dich mit edler Strenge;
Doch bei deines Bruders Schuld
Uebe Nachſicht und Geduld!

Guten Saamen mußt du ſtreuen,
Soll die Erndte dich erfreuen;
Aber mit Gelaſſenheit
Harre! Alles reift die Zeit!

Wahn wird oft die Welt regieren,
Eigennutz oft triumphiren;
Doch aus dunkler Schatten Thor
Tritt des Tages Glanz hervor!

Auf der kurzen Bahn hienieden
Stört die Welt oft deinen Frieden;
Aber treuer Kämpfer Lohn
Leuchtet in der Ferne ſchon.

Iſt ein Glück dir zugefallen,
Theile deine Luſt mit Allen;
Doch der Seele tiefen Schmerz
Leg' an ein geprüftes Herz!

Er, der mächtig ſprach: „Es werde!“
Rief auch dich auf dieſe Erde;
Aber zu des Himmels Au'n
Führt nur Liebe und Vertrau'n! Hohlfeldt.

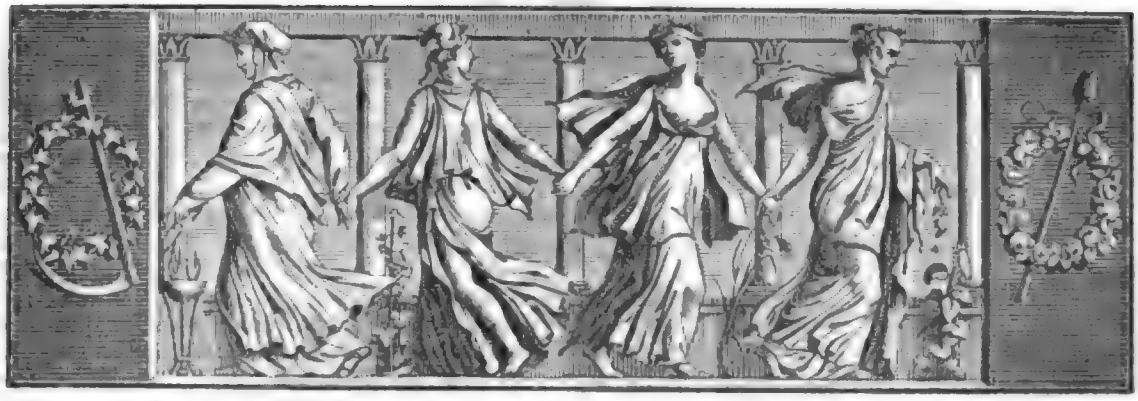
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Langschläfer, den mehrere Zeitschriften erwähnten, ist nun zur gänzlichen Besinnung gekommen, doch ist er noch nicht im Stande, seine Sprach-Organe gehörig zu brauchen; er wandelt schon im Zimmer herum und bedarf dazu nicht mehr als einer Krücke, und fährt auf Besuche, zu denen er oft geladen wird. Von ihm dürften sich in der Folge interessante Aufschlüsse über seinen vorigen Zustand erwarten lassen, wenn er wieder den vollen Gebrauch seiner Sinne erhalten haben wird. — Eine neue Erscheinung der Art beschäftigt gegenwärtig die Wiener; die positivsten Erzählungen sind darüber im Umlauf, und lassen oft das Wahre von den verschiedenen Zusätzen, die jedes Gerücht bekömmt, während es von Mund zu Munde geht, kaum unterscheiden. Die Sache ist diese: Der Sohn eines hier sehr bekannten und geachteten Baumeisters von Schwechat (zwei Meilen von Wien gelegen) ist ohne fremde Einwirkung, ohne Manipulationen eines Magnetiseurs, in den Zustand eines Hellsehenden versetzt worden. Vor mehreren Jahren (er zählt deren jetzt funfzehn) wurde er, als er aus der Schule ging, durch einen Schulfreund in einem langen finstern Gange heftig erschreckt. Seit diesem Vorfall blieb eine gewisse Schwächlichkeit in ihm zurück, und als er im verflossenen Jahr Abends von seiner Eltern Hause nach Wien fuhr, hatte die scharfe Luft ihm plötzlich eine so heftige Heiserkeit, verbunden mit Schnupfen und Catharr, zugezogen, daß er sogleich in seinem Kosthause zu Bette gehen mußte; diese anscheinend unbedeutende Unpäßlichkeit verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und zuletzt fiel er in eine Art von Betäubung, aus der er, trotz aller angewandten Mittel, nicht zu erwecken war. Endlich wurde ihm die sogenannte Eiskappe aufgesetzt, aber kaum angewandt, kam er zur Besinnung und schleuderte dieselbe mit einem durchdringenden Schrei und allem Kraft-Aufwande von sich; seit diesem Moment erhielt er zwar seinen vollen Verstand, doch kehrte ein Anfall von Raserei in Zwischenräumen von einigen Stunden ununterbrochen wieder, in denen er von Krankenwärtern mit Matratzen umgeben werden mußte, damit er bei seinem heftigen Anstürmen nach den Wänden keinen Schaden nehmen konnte. In einigen Wochen änderte sich dieser Zustand, und er fiel jeden zweiten Tag in den magnetischen Schlaf, der 6, 8 bis 12 Stunden anhält; in dieser Lage beschreibt er angeblich den Doctoren die innere Beschaffenheit seines Körpers, giebt ihnen die Mittel an, die sie gebrauchen sollen, gewöhnlich Bader mit Essig und Salz, und bemerkt es sogleich, wenn die angegebene Quantität dieser Bestandtheile nicht darinnen vorhanden ist (!); er liest mit geschlossenen Augen, spielt Karten, und wenn man ihm die geschlossenen Augendeckel gewaltsam öffnen will, schnappen sie wieder zu, und man bemerkt nur das Weiße im Auge und keinen Stern. In solchem Zustande fährt er aus und nöthigt gewöhnlich Jemand aus der Familie, mit zu fahren; er fährt äußerst schnell und sicher, weicht jedem Hinderniß geschickt aus, wie ein routinirter Kutscher, ob er gleich sonst nie fahren konnte. Wenn er nach einem solchen Paroxismus wieder zu sich kommt, weiß er nichts von dem, was in dieser Zeit vorgefallen, und er geberdet sich wie Einer, der aus einem sehr tiefen, aber erquickenden Schlaf erwacht. Seiner Angabe nach setzt er die Dauer dieses Zustandes auf sieben Monat aus, insofern die von ihm verordneten Mittel angewendet werden, im Gegentheil, meint er, dürfte diese Krankheit bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr fortwähren. Fast täglich hat er vornehme Besuche, die, von den Gerüchten neugierig gemacht, ihn selbst in seinem Somnambulismus sehen verlangen. — Wir verlassen das Feld des Wunderbaren, um in das Gebiet der Harmonie zu kommen. Unter den letztern statt gehabten Konzerten nennen wir vor allen andern jenes der jungen Künstlerin Leopoldine Blahetka, die, wie sie aus dem Gebiete der Kinderwelt in die Jungfräulichkeit übertritt, höher empor klimmt zum Tempel der Kunst. Sie produzirte den ersten Satz eines Konzerts aus H moll und Bravour-Variationen auf dem Fortepiano, beides von eigener Composition, mit Kraft, Gefühl, Präzision und Geläufigkeit, so daß der höchste Beifall erfolgte. Die Hrn. Lablache und Ambrogi verherrlichten das Ganze durch Gesangstücke. Die junge talentvolle Clavierspielerin hat bereits eine Kunstreise angetreten, und wird in diesem Sommer München, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Cassel, Weimar, Leipzig, Dresden und Hamburg besuchen, und den künftigen Winter in Berlin weilen; dort mögen die Kenner dann selbst über das Spiel dieser jungen Kunstjungerin urtheilen, die Referent bisher in dem kunstreichen Wien noch von keiner ihres Geschlechts erreicht fand. — Auch das Abschieds-Konzert der Demois. Unger, die mit der hiesigen italienischen Sänger-Gesellschaft nach Italien geht, dursen wir nicht unerwähnt lassen, da sowohl die Konzertgeberin selbst, als auch Mad. Dardanelli und die Hrn. Lablache, Rubini und Donzelli, dem versammelten Auditorium einen herrlichen Genuß verschafften. — Ein neues, von L. Mälzl erfundenes und „Metallharmonicon" getauftes Kunstwerk macht in der Kunstwelt Epoche; es besteht aus 50 Stück Waldhörnern, Posaunen, Trompeten, Clarinen und zwei Pauken. Diese Erfindung könnte künftig alle kostspieligen Regiments-Musiken ersparen. (Der Schluß folgt.)

Aus Ségur's Memoiren. Nicht leicht hat es ein Schauspiel gegeben, das seines Gegenstandes unwerther gewesen, oder vielleicht eine ärgere Entheiligung desselben war, als das Begräbniß eines der größten Monarchen Frankreichs: Ludwig's XIV.; denn dieser Furst ward unter dem lauten Aufjauchzen des Volkes beerdigt!! Der Zug war dabei übel angeordnet. Der Leichnam Ludwig's ward nach St. Denis, und das Herz nach der Jesuiter-Kirche gebracht; so war Ludwig's letzter Wille. Die Volksmassen waren ganz unbändig und wollten gleich heut mit vollen Zügen nachholen, was die letzten düsteren zehn Jahr ihnen versagt. Nie ist eine ruhmvolle Vergangenheit weniger gefeiert worden. Der Name eines Le Tellier ward mit Fluch überhauft. Man fand sich schaarenweise in den auf dem Wege nach St. Denis befindlichen Wirthshäusern ein, trank, sang und überließ sich der ausschweifendsten Lustigkeit. Die tollsten Vaudevilles flogen von Mund zu Munde, die Namen Ludwig und Maintenon wurden darin auf's ärgste befleckt, und wo der Leichenwagen fuhr, war gerade das Schreien und Toben am lautesten! — Der Grund eines solchen Skandals liegt unstreitig darin, daß der Tod Ludwig's das Volk plötzlich von einem zehnjährigen ernsten Schweigen entband, von der Inquisition der Jesuiten, von den Plackereien des Fiskus (denn die Finanzen waren so gesunken, daß zu allerlei harten Maaßregeln geschritten ward), von einer zur Scheinheiligkeit herab gesunkenen Frömmigkeit — kurz, der gefesselte National-Charakter der Franzosen erstand auf einmal mit seiner ganzen Federkraft, und so ward aus der Freiheit — Zügellosigkeit. (Journ. d. Déb.)

In einer mittägigen Stadt Frankreichs mußte der Cantor der Stadt die Rolle des „Joad" in „Athalia" übernehmen; man pfiff jedoch, so oft er auftrat. Das verdroß ihn, und bei dem Verse: „Ich fürchte Gott, Abner, und weiter Niemand!" — konnte er sich nicht erwehren, mit drohender Faust eine bezeichnende Stellung gegen das Parterre an zu nehmen. Es war zu deutlich, und man forderte lärmend Genugthuung. Gleichwohl dämpfte die Polizei für heut den Skandal und man verschob es bis zur nächsten Vorstellung. Der schlaue Cantor, der von den feindlichen Absichten des Publikums unterrichtet war, sah sich aber vor und sagte bei jenem Verse diesmal mit heuchlerischer Devotion: „Ich fürchte Gott und — das Parterre, sonst Niemand!" — Jetzt war Alles zufrieden gestellt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 4. Mai. 71ſtes Blatt.

Gereimter Xenienkranz.

Und muß es denn Hexameter,
Pentameter juſt ſeyn?
Die Deutſchen reimen ja ſo gern,
D'rum lad' auch ich, geehrte Herr'n,
Devot zum Reimkranz ein.

Nun kenn' ich wohl gar manchen Narr'n,
Auf den ein Trumpf gebühret;
Doch heut ſey Keiner ſelbſt genannt,
Euch ſind die rechten doch bekannt,
Und ich bin weniger genirt.

So wär's die edle Muſica,
Die ich vor Allem lobte,
Wenn nur nicht der Poſaunenſchall,
Und Pauken, Trommeln, überall
Mein Liedchen wüthend übertobte.

So möcht' ich gern der Reimerei
Ein herzlich Wörtchen ſingen;
Doch fürcht' ich nur, daß all mein Gut
Die allzu große Waſſerfluth
Der Verſler wird verſchlingen.

So möcht' ich auch den Maler gern
Mit treuem Gruß begrüßen:
Doch kommt auch das mir ſauer an,
Ich ſah ſo manchen frommen Mann
Verſenkt im Sauerſüßen.

So will mir oft die Bildnerei
Nicht recht zu Herzen gehen:
Ich will ſo gern die Künſte frei,
Und ſeh' nun meiſt die Cleriſei
Im Dienſt der Alten ſtehen.

Euch aber, Meiſter, hoch und frei,
Euch will ich froh begrüßen,
Ihr Weber, die ihr Echtes webt,
Ihr Sänger, die ihr Rechtes lebt,
Sollt euch zum Reigen ſchließen.

Und du, mein hoher, edler Rauch,
Dem heil'ge Flamm' entlodert,
Dich grüß' ich heut nach Sängerbrauch,
Und grüße dich von Herzen auch,
Weil's ſo die Seele fodert.

Und wer ein rechter Deutſcher iſt,
Der wird euch mit mir grüßen,
Und auch den Malern dort in Rom
Wird ſich der alte heil'ge Dom
Der deutſchen Kunſt erſchließen.

Ihr Sänger froh, ihr Sänger frei,
In Schwaben und in Preußen,
Euch reiß' ich Alle mit mir fort,
Ihr Alle ſollt von Ort zu Ort
Das echte Streben heilig heißen.

Und ihr, die auf der falſchen Bahn
Euch fruchtlos abgemühet,
Euch allen ruf' ich donnernd zu:
O wendet euch dem Beſſ'ren zu,
Noch eh' die Jugendgluth verglühet.

So gehe denn, du Xenienkranz,
Und dringe auf das Echte!
Und ſchilt dich einer naſeweis,
So ſprich beſcheiden: „Edler Kreis,
Ich will ja nur das Rechte!“

Heinrich Stieglitz.

Merkwürdiger Criminalfall.

(Schluß.)

Der Schlosser-Gesell wurde sogleich eingezogen und, weil er seine Unschuld fortwährend betheuerte, mit jenem Delinquenten confrontirt. Die Bestimmtheit, mit welcher dieser dem Angeschuldigten Zeit, Ort und viele Neben-Umstände nannte, die Festigkeit, womit er demselben in's Auge blickte, setzten den Schlosser-Gesellen in eben so große Bestürzung, als sie den Richtern immer mehr und mehr Verdacht gegen denselben einflößen mußte, welcher dadurch noch verstärkt wurde, da ihnen gar keine Motive denkbar waren, welche jenen Bösewicht zu dieser fälschlichen Anklage hätten bestimmen können. — Eben diese große Bestürzung des Beschuldigten, die doch in seiner Lage — wie es der Erfolg zeigen wird — so gerecht als natürlich war, mag wohl ein Haupt-Beweggrund gewesen seyn, die Richter in dem Glauben zu bestärken, daß der Schlosser-Geselle wirklich ein Mitschuldiger jenes Verbrechers sey. Wie konnte es fehlen, daß bei so bewandten Umständen die Richter, die sich fast schon moralisch überzeugt hielten, daß der Angeklagte schuldig sey, zu jenen Zwangsmitteln des jederzeit in Bereitschaft gehaltenen Tortur-Apparats ohne Bedenken ihre Zuflucht nahmen? — Der Beschuldigte wurde noch in derselben Nacht den Henkern überliefert und auf die Marterbank gespannt. — Indeß unterlag der gepeinigte Unglückliche alsbald dem Schmerze der teuflisch ersonnenen Martern, die ihm schon in der ersten Viertelstunde das Bekenntniß auspreßten: er sey schuldig! — Im Besitz dieses Geständnisses eilten die Richter, sein Urtheil zu fällen, welches dahin ausfiel, daß er nebst seinem Spießgesellen das gemeinschaftlich begangene Verbrechen mit dem Strange büßen, jedoch, weil er nur der Helfershelfer gewesen, an ihm zuerst die Strafe executirt werden solle. — Unter dem Geläute der Armensünder-Glocke ging der Zug aufs Neue zum Hochgericht hinaus, und, hier angelangt, wollten eben die Henkersknechte Hand an den vermeinten Mitschuldigen legen und ihm die Hanfschlinge über den Kopf werfen, als sein ihn begleitender boshafter Ankläger im nämlichen Tone, wie bei seinem ersten Betreten des Schaffots an jenem Tage, dem Nachrichter sein „Halt!“ zurief, und diesem folgende Erklärung hinzu fügte: „Ich will den Richter noch ein einziges Mal sprechen, und verlange zu ihm geführt zu werden!“ — Da auch diesmal das sämmtliche Personal des Tribunals am Fuße des Schaffots versammelt war, trat der Ober-Richter auf das Gerüst, um von dem Delinquenten zu erfahren, was er begehre? — Mit lauter und der ganzen Versammlung verständlichen Stimme sprach der Armesünder: „Mein Herr! jener von mir angeklagte Schlosser-Geselle ist völlig — unschuldig, und meine Aussage gegen ihn bößlich ersonnen und falsch! Sie werden darüber erstaunen und es unbegreiflich finden, was mich in den letzten Augenblicken meines Lebens noch zu solch einem Streich veranlassen konnte. So erfahren Sie denn, daß mehrere meiner Mitgenossen mir angelobt hatten, mich aus dem Gefängniß zu befreien. Da es aber nicht geschehen war, wie ich das erste Mal hier stand, so mußte ich glauben, daß ihnen ein Hinderniß aufgestoßen sey, welches sie nicht zu beseitigen vermochten, um ihr Wort zur rechten Zeit lösen zu können, und daß sie, wenn ich Zeit gewönne, schon später für meine Befreiung Sorge tragen würden: denn Wort halten wir gegen einander und ginge der Weg zur Erfüllung durch die Hölle. In dieser Ueberzeugung sann ich an jenem Morgen, als ich zum Richtplatz geführt wurde, auf Mittel, die Execution auf zu schieben. Ich erblickte unter der Menge, die ich herbei gelockt hatte, diesen Schlosser-Gesellen, der, als ich vorbei geführt wurde, im Fenster lag; ich hörte, wie er die Worte ausstieß: „Möchte ich doch wissen, wie unter dem Galgen einem solchen Menschen zu Muthe seyn muß!“ Mit Blitzesschnelle fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ihn als meinen Mitschuldigen an zu klagen, um auf diese Weise die Execution zu verzögern und mein Leben um eine Spanne Zeit zu verlängern; denn mehr als irgendwo gilt hier das Sprüchwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Indeß jetzt sehe ich wohl ein, daß ich auf meine Cumpane nicht länger rechnen darf, da ich fest überzeugt bin, auch sie müssen irgendwo auf dem Rade oder am Galgen ihr Leben ausgehaucht haben. Ich habe also beschlossen, ihnen auf diesem Wege zu folgen, nachdem ich diesem Neugierigen“ — auf den Schlosser-Gesellen deutend — „die Gefälligkeit erzeigt habe, seinen Wunsch noch vor meinem Ende zu erfüllen; denn jetzt weiß er aus eigener Erfahrung: wie einem Menschen zu Muthe ist, der unter dem Galgen steht!“ — Darauf bestieg er an der Hand seines Henkers die Leiter und ergab sich ruhig in sein Schicksal. Der Schlosser-Gesell mußte aber jenen in aller Unbefangenheit zu laut ausgesprochenen Wunsch schwer büßen. Schreck und Todesangst raubten ihm schon am vierten Tage nach seiner wieder erhaltenen Freiheit das Leben.

Wohl uns, daß die Criminal-Justiz in neuerer Zeit milder geworden, da der Richter den Menschen in seinem Innern nicht mehr zu verläugnen braucht und mehr seiner eigenen lebendigen Ueberzeugung, als dem todten Buchstaben des Gesetzes folgen darf; da das tiefere Studium des Menschen für den untersuchenden Criminal-Richter die Anwendung der Tortur und ähnlicher grausamen Mittel überflüssig macht, die in früheren Jahrhunderten der Geistesfinsterniß das

Leben ſo manches nachher unſchuldig Befundenen gefährdeten, aber niemals ein völlig ſicheres Reſultat herbei führen können.

Hannover. Georg Harrys.

Anekdote.

Zwei junge Leute aus guter Familie hatten eines Tages den berühmten Piron zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Als man ſich eben ſetzen wollte, trat eine recht niedliche Spitzen-Händlerin ein und bat um einigen Abſatz aus ihren Cartons. Statt deſſen ſchlug einer der beiden jungen Leute vor, die Eingetretene zum Mitſpeiſen zu nöthigen, was Piron auch ſehr gern zugab, da ſie recht nett ſprach und nicht ſo ganz ungebildet ſchien. Piron fing ſelbſt an, den Galanten zu ſpielen, und befragte die gutmüthig Antwortende bald über ihren Handel und Wandel und anderweitige Beſchäftigung, bald auch über ihre etwaigen Inclinationen. Auf Alles erhielt er Antworten, die keinen gewöhnlichen Verſtand verriethen. Als er zuletzt auch auf die Frage verfiel: was ſie denn wohl Sonntags vornähme? erwiederte ſie: „Mein Herr, erſt gehe ich nach der Kirche, und nachher, wenn es die Jahreszeit erlaubt, ſpazieren, oder wenn das Wetter nicht gut iſt — Sie werden mich vielleicht auslachen — dann ſpiele ich mit einigen guten Freundinnen — Comödie!“ — „Ey! und was ſpielen Sie denn da?“ — „Luſt- und Trauerſpiele!“ — „Nun, und zum Beiſpiel?“ — „Zum Beiſpiel: „Iphigenia“, „Polyeucte“, „Andromache“, „der vermählte Philoſoph“ und mehrere Schulen verſchiedener Gattung!“ — „Ey, der Tauſend! Nun, die Schulen ſollten Sie weglaſſen, mein ſchönes Kind, die ſind alle nicht viel werth!“ — „Wohl möglich; indeß einige ſind doch recht hübſch und werden auch ſelbſt auf der Bühne mit Beifall gegeben!“ — „Nun, welche Luſtſpiele ſpielen Sie denn am liebſten?“ — „Luſtſpiele? Hm, da ging's uns kürzlich drollig; wir wollten eins aufführen — wie hieß es denn gleich — le trop — manie — nein, ich entſinne mich nicht —!“ — „Doch nicht „Métromanie“?“ — „Ganz recht, die „Métromanie“! Gott, welch langweiliges Stück iſt das?! welche alberne, nichtsſagende Dinge enthält es vom Anfang bis zu Ende!?“ — Es war das erſte Mal, daß der ſonſt ſo ſchlagfertige Piron bis zum Stocken verlegen ward, ſeine Autorſchaft ſo unbefangen verdammen zu hören. Seine beiden Nachbarn dagegen wollten vor Lachen berſten. — Zum größten Glück änderte ſich auf einmal die Scene: Die kleine Schauſpielerin warf plötzlich die Maske ab, die ſie heut à merveille getragen, und bekannte ſich dem kurzſichtigen Piron als deſſen eigentliche Wirthin, Marquiſe N. N., ihm ſonſt ganz wohl bekannt; nur die Verkleidung hatte ſie ihm unkenntlich gemacht. Eine Wette mit ihrem Bruder war Anlaß zu der Poſſe, indem Letzterer behauptete: nichts, ſelbſt nicht angefeindete Eigenliebe könne einen Piron aus ſeiner munteren Faſſung bringen. — „So haben Sie diesmal wahrlich gewonnen!“ ſagte Piron lächelnd:

„Et dussé-je, à ce prix, m'avouer ridicule,
Je sais joyeusement avaler la pilule;
Qu'aurait mieux fait en pareil cas Momus,
Pris au depourvu par Vénus?“

„So habe ich doch verloren!“ rief die liebenswürdige Marquiſe: „Herr Piron, nun wette ich nicht wieder gegen Sie!“

Duſchet.

Bunte s.

Was doch Alles in die literariſche Welt kommt! — Im diesjährigen Oſtermeß-Cataloge, Seite 110, iſt folgendes Buch angekündigt: „Hund v. Radowsky, Hartwig, die Schuhkraftiade, oder gründlicher Bericht, warum Herr Ludwig Schuhkrafft zu Rieggweil von mir Schläge bekommen und was ſich weiter zugetragen hat. 8. Ebnat (Leipzig, Kayſer).“

Das Hervorrufen der Schauſpieler iſt in Berlin ſeit dem Jahr 1777 üblich, wo zuerſt Brockmann, von Hamburg, dieſe Auszeichnung erfuhr, „die nach der Zeit gar oftmalen gemißbraucht worden“, ſagt ſchon die alte Chronik, aus der wir obige Notiz entnehmen. Uebrigens war Brockmann auch der Erſte, der in Berlin den „Hamlet“ ſpielte und der genannte Schauſpieler machte im Allgemeinen einen ſolchen Eindruck, daß man ſogar eine Medaille auf ihn prägte.

In Johnſon's Wörterbuch findet man unter „Leech“ zwei auf einander folgende ominöſe Bedeutungen dieſes Wortes. „Leech iſt 1) ein Arzt, ein Heilkundiger; 2) ein Egel, der Menſchen und Thieren das Blut ausſaugt.“

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Spohr's „Jeſſonda“ wurde, nachdem Madame Seidler's Unpäßlichkeit vorüber iſt, von Neuem auf die Bühne gebracht, mit wiederholtem Beifall und bei vollem Hauſe. Es ſind bisher ſchon ſehr lange Aufſätze in den Zeitſchriften über dieſes muſikaliſche Werk erſchienen, ſo daß wir darüber kurz ſeyn können; nicht, weil wir glauben, daß es eine ausgeführte Würdigung nicht verdiene, ſondern weil wir ungern wiſſentlich nochmals des Breiteren ſagen, was in gleicher Art ſchon geſagt iſt. Uns erſchien die Introduktion monoton und deshalb etwas langweilig; aber ſchon am Schluſſe des erſten Akts ſpinnt ſich mehr Leben in das Werk, wozu Gehe's Dichtung (wir halten ſie für eine der beſten und zweckmäßigſten, mit Rückſicht auf die Wünſche der Componiſten) ſehr antheilsvoll mitwirkt. Der zweite Akt iſt als Ganzes der gelungenſte, obwohl auch der dritte Akt die Aufmerkſamkeit nicht ermüdet. Einzelne ſchöne Theile ließen ſich zahlreich angeben und die Inſtrumentirung iſt offenbar ſehr geſchickt und bedachtſam zuſammen gefügt. Alles verräth den ſchulgerechten, wohlerfahrnen und verſtändigen Meiſter, dem wir nicht allzu ſtreng nachweiſen wollen, daß hier oder dort eine bekannte Melodie, namentlich etwa Himmel's: „An Alexis“ u. ſ. w. uns wiederklingt; denn das halten wir

an einem solchen Werke für unerheblich. Was aber dem Ganzen abgeht (?) — wir nehmen etwa gerade die Momente aus, wo jenes Wiederklingen sich merklich macht — ist die echt-freie Seele, deren Hauch durch die beste Benutzung der vorzüglichsten Muster und durch die kunstvollste und glanzendste Berechnung nicht zu ersetzen ist, obwohl das Fehlen derselben sich Vielen dadurch verbergen mag. In der hiesigen Aufführung strebt man möglichst danach, dies Ziel zu erreichen — ein großes Verdienst der Sänger und Sängerinnen — aber ganz verleugnen läßt dieser Mangel sich selbst bei dem Zusammenfinden eines solchen Ensemble's nicht. Das Kunstwerk ist ein höchst achtungswerthes, aber den ersten Rang in den geistigen Schöpfungen der Musikwelt hat es nicht, obwohl wir es zu den vorzüglichsten Leistungen der lebenden Componisten zu zahlen haben. — „Schwur und Rache, Trauerspiel in vier Abtheilungen von G. A. v. Maltitz", hat, wenigstens in der ersten Vorstellung, die wir besuchten, viel lauten Beifall erregt. Die Mängel, welche uns dabei auffallen, sind eine oft in Romanen benutzte Abenteuerlichkeit im Plane, ein Erinnern an die sogenannte Drang-Periode unserer Literatur in den Charakteren, ein Streben nach zu bildlichem Vortrage, das ihn hier und da überladen macht und endlich das Haltungslose des vierten Akts. Das Lobenswerthe dagegen ist ein gutes Benutzen des Einzelnen zu Theater-Effekten, mitunter eine Kraftigkeit der Rede, und vor Allem ein Auffrischen alter Wahrheiten, welche in der jetzigen Zeitperiode an manchem Orte vergessen scheinen und deren Erneuerung sogar Kühnheit erfordert. Demnach hat, laut unserer Meinung, dieses erste dramatische Erzeugniß des Verfassers sein Verdienst. Die Darstellung ist höchlichst zu loben. — In der Königsstadt wurde Schröder's „Fahnbrich" mit Beifall gegeben, der indeß seine Gegner fand. Wir haben neben uns Aussprüche gehört, von Leuten, die sich zu den Gebildeten zahlen, aus denen hervor ging, daß sie von Schröder's Verdiensten um die Schaubühne und die dramatische Literatur gar nichts wußten; wir condoliren! — Eine Kleinigkeit aus dem Französischen: „Die Wundertropfen" laßt sich einmal sehen, die Kritik aber muß aus dem Spiele bleiben. — Den vorzüglichsten Gewinn, glauben wir, hat dies Theater neuerlichst mit „Doktor Faust's Mantel" gemacht. Der erste Akt scheint uns das Beste, was bis jetzt von Bauerle und Compagnie in der Königsstadt aufgeführt wurde und hat der harmlosen Komik ungemein viel. Der zweite übernimmt sich etwas im Ernst, doch kann dieser, zur Freude der Zuhörer, nicht aufkommen, wo Schmelka, als „Treuhold Fiedermaus", waltet. Hr. Meyer bezeugt als „Winter" seinen Beruf zum Schauspieler abermals auf entschiedene Weise; es ist eine seiner besten Leistungen, so wie denn überhaupt das Ganze gut dargestellt wird und dazu ungemein glanzend ausgestattet ist. Die lebenden Bilder, die Verwandlungen, sind geschickt aufgeführt und die ganze Berliner Welt wird es staunend erfahren: daß die Königsstadter Bühne sogar ein Ballechen hat! —°°.

Wien. (Schluß.) In der Literatur ist die bedeutendste Novität: „Wanderungen durch Pomerii von Ludwig Gero v. Agnagfalva, Hauptmann im kais. östr. Genie-Corps", in Folio mit 20 Kupfertafeln; ein Werk, das in geschichtlicher, archäologischer und topographischer Hinsicht befriedigt und die interessantesten Ausgrabungen früherer als späterer Zeit (bis 1825) bewahrt und möglichst bildlich vor Augen stellt. — Im Theater nachst der k. k. Burg haben wir, außer Grillparzer's vielbesprochenem und trotz der vielen ihm aufgebürdeten, zum Theil auch wirklichen Mangel dennoch trefflichem Meisterwerk „König Ottokars Glück und Ende" keine Neuigkeit an zu zeigen. Die glanzende Aufnahme und gerechte Würdigung beweiset die allgemeine Theilnahme aller Classen und Stande, indem man noch immer sich um die Plätze drangt. Obgleich selbst die Hofschauspieler diese Charaktir-Bilder nicht vollkommen genügend darstellen, so erschien doch Hr. Anschütz („Ottokar") als ein Stern erster Große, und wir konnen diese Darstellung als das non plus ultra aller seiner Leistungen bezeichnen. Auch „Habsburg" ward in den Handen Heurteur's zum herrlichen Kunstbilde, obgleich der Uebergang des schlichten Strebens zum Kaiserthum uns nicht ganz genugend erschien. „Margarethe", durch die große Schröder dargestellt, ließ auch nicht den leisesten Wunsch übrig, diese Rolle in anderer Gestaltung zu erblicken. „Kunigunde" (Demoif. Muller) und „Zawisch" (Korn) thaten ihr Moglichstes, diese vom Dichter bedeutend in den Schatten gestellten Charaktere zu heben. — Nach langer Krankheit betrat Mad. Anschutz wieder, als „Kathchen von Heilbron", die Hofbühne, und wurde in dieser von ihr stets trefflich gegebenen Rolle mit lebhaftem Applaus aufgenommen. — Im Theater nachst dem Karnthnerthor wurde, von dem Balletmeister Henry, Fouqué's „Undine" zu einem angenehmen Ballet umgeschaffen, worin Demois. Brugnoli und Bacquemoulin auf eine überraschende Weise sich auszeichneten, und wozu Gyrowetz eine sehr hubsche Musik lieferte. Auch die Decorationen, sammtlich aus dem Wasserreich entnommen, verdienen alles Lob. — Die wenigen noch hier gebliebenen Mitglieder der italischen Gesellschaft brachten eine Novitat von Mosca: „I Pretendenti delusi, Opera buffa in due Atti", in die Scene, wovon die Musik und das Buch ganz im Einklange stehen, das heißt, beide gleich schlecht sind. — Schön für das Auge war das Ballet: „Alexander in Indien"; es ist eine jener Verblüffungs-Pieren, wo man unwillkührlich über die Dinge, die da vorgehen, Aug und Ohr auffperrt, ohne weiter viel nach Plan und Zusammenhang zu fragen. Schneider, Maler und Tanz-Personale thaten ihre Schuldigkeit. Punktum! — Am 26 Marz hatte die letzte Vorstellung unter der Direktion des Hrn. Barbaja statt. Die Einnahme überließ er dem Orchester-, Chor- und Ballet-Personale; sie war sehr betrachtlich. Man begann mit dem ersten Akt aus Mozart's „Titus", worin Forti die Titelrolle und Mad. Waldmüller den „Sextus" gab. Hierauf folgte der zweite Akt der jammerlichen Oper von Mosca, und das glanzende Ballet „Alexander" schloß. — Im Theater an der Wien wurden mehrere Neuigkeiten gegeben, die jedoch nur vorübergehend waren; überhaupt hat dieses Theater, trotz der Anstrengungen des Personals, sich keines besondern Zuspruchs zu erfreuen. Marsano's „Rudezahl", mit Musik vom Professor Wurfel, wurde uns von Prag aus dergestalt gelobt, daß wir wenigstens einen „Freischütz" erwarteten; wir hörten dagegen eine leichte, zwar angenehme Composition, die jedoch sich wenig über das Gewöhnliche erhebt, und so wurde sie, nachdem sie einige Abende die Hauser mit Neugierigen füllte, bald sparsamer besucht und — vergessen. Es folgten: „Die Pisanischen Brüder", eine Criminal-Geschichte nach dem Italienischen (man nennt als Uebersetzer J. F. Castelli). Die Handlung ist lebendig und erhält den Zuschauer in Regsamkeit; auch dürfen empfindsame Seelen ihre Schnupftücher ja nicht zu Hause vergessen. Mad. Gottdank gab die Rolle der Mutter zur Zufriedenheit. — J. Lewald hatte die unglückliche Idee, den als Oper gefeierten „Blaubart" in ein langweiliges Ritter-Schauspiel um zu schmelzen, und die Regisseure den noch unglücklicheren Gedanken, es in die Scene zu setzen; die Resultate waren — einige leere Hauser. — In der Leopoldstadt hatte Hr. Kornthheuer sein Benefiz-Stück selbst geschrieben; es heißt: „Amosa oder bald Zauberer, bald Schuster", und ist nicht besser und nicht schlechter, als alle Zauberstücke und Geister-Comödien, die hier an der Tages-Ordnung sind. — Sehr vielen Beifall hingegen hat im Josephstadter-Theater eine Posse: „Menagerie und optische Zimmerreise in Krähwinkel", worin die Decorationen die ersten Rollen spielen. —°—.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 71sten Blatte des Gesellschafters 1825.

Etwas über alte Glasmalerei überhaupt und über die Reste derselben in Salzwedel insbesondere. Wer Gelegenheit gehabt hat, den fast magischen Eindruck zu beobachten, den das Sonnenlicht, wenn es durch ein mit alter Glasmalerei geschmücktes Kirchenfenster bricht, auf das menschliche Gemüth macht; wer namentlich die fünf gemalten, mächtig hohen, und jetzt völlig wieder restaurirten Fenster im Dom zu Cöln zu bewundern Gelegenheit gehabt hat, für den kann es nicht zweifelhaft bleiben, wie wünschenswerth es seyn muß, zur Zierde unserer christlichen Tempel die alte Glasmalerei wieder aufblühen zu sehen. — Man hat oft darüber gestritten, ob diese Kunst wirklich verloren gegangen sey, oder nicht? Wenn man hört, daß in unsern Tagen in Cöln, in Breslau und Berlin wieder viel auf Glas gemalt und eingebrannt wird, und daß namentlich das Wunder der altdeutschen Baukunst, die ehrwürdige Marienburg, wieder mit Fenstern dieser neuen Glasmalerei geschmückt werde, so scheint dies Manche zu dem Urtheil: daß jene alte, eine Zeit lang verloren gegangene Glasmalerei von Neuem erfunden worden sey, bewogen zu haben. Wenn man sich aber die Mühe nimmt, eine alte gemalte Glastafel aus dem funfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert mit einer solchen aus unserer Zeit an einander zu halten und zu vergleichen, so wird man leicht schon hierdurch allein auf den Unterschied, der zwischen der technischen Behandlung, die unsere Vorfahren dabei beobachteten, und der, welche die heutige Glasmalerei gebraucht, aufmerksam werden. Die Glasmalereien aus der alten guten Zeit dieser Kunst, namentlich auf dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, zeichnen sich besonders durch ihre prachtvollen brennenden Farben, vorzüglich in Purpurroth, Azurblau und Hellgrün aus; auf der Tafel selbst aber — und das scheint mir das besonders Charakteristische — kann man oft gar nicht bemerken, welche von beiden Seiten die eigentlich bemalte sey; das Gemälde selbst ist mit dem Glase dergestalt verschmolzen und Eins geworden, daß, wenn man die Tafel durchbricht, man in der Mitte derselben die Farben so gut wahrnehmen wird, als auf der Oberfläche der Tafel. Hierdurch entsteht nicht allein ein viel lebhafterer Licht-Effekt, als wenn die Farbe bloß oben auf der Glastafel aufliegt, sondern das Gemälde muß auch dadurch eine um so viel größere Dauerhaftigkeit bekommen, und nur so läßt es sich erklären, daß jene alten Kirchenfenster noch jetzt in der Farbenfrische und Lebendigkeit glühen, als wenn sie erst gestern vollendet worden wären. Die heutige Glasmalerei dagegen (so viel davon mir Proben zu Gesicht gekommen sind) begnügt sich, nach Art der Porzellan-Malerei, ohne das Bild mit der Masse selbst verschmelzen zu können, dasselbe ein zu brennen. — In hiesiger Stadt, welche noch eine große Menge von Häusern aus dem siebenzehnten, sechszehnten und selbst funfzehnten Jahrhundert besitzt, finden sich mehr alte Glasmalereien, als irgend eine andere märkische Stadt auf zu weisen haben möchte, obgleich fast alle nicht mehr aus der Zeit der Blüthe dieser Kunst herstammen (die besseren Gemälde scheinen mit dem Einreißen der alten Gebäude durch Verwahrlosung untergegangen zu seyn), diejenigen ausgenommen, welche sich in den Kirchen hiesiger Stadt, mehr oder weniger gut erhalten, befinden, und welche größtentheils von ausgezeichneter Arbeit sind. Auch in der Domkirche zu Stendal finden sich bunte Fenster von vortrefflicher Arbeit; dagegen findet man dort in den Privathäusern wohl fast nirgends gemaltes Glas. Die besten gemalten Kirchenfenster in den Marken dürfte die Stadtkirche zu Werben besitzen, die jedoch, leider! neuerdings auch gelitten haben sollen. — Was nun die Glasmalereien, die sich in hiesigen alten Privathäusern vorfinden, betrifft, so bestehen diese in Glastafeln, auf denen entweder Blumen aller Art, besonders Tulpen, Thiere, hauptsächlich Vögel, in richtiger Zeichnung und noch trefflicherem Colorit, oder noch häufiger Familienwappen abgebildet sind. Letztere bleiben für die Geschichte dieser Kunst und ihres Verfalles besonders interessant, indem sie meist mit einer Jahrszahl versehen sind. Unter den Glastafeln, welche ich besitze, führt die neueste die Jahrszahl 1692, und diese Tafel ist mit schmutzig blauen und rothen, stark aufliegenden Farben gemalt. Aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts dagegen bewahre ich zwei adliche Wappen, die noch mit sehr lebendigen rothen, gelben und weißen Farben, auf die oben erwähnte Art mit dem Glase verschmolzen, gemalt sind. Mit dem Schlusse dieses siebenzehnten Jahrhunderts scheinen die buntfarbigen Glasmalereien ganz auf zu hören, und diese Kunst scheint also mit diesem Jahrhundert ausgestorben zu seyn. Zwar finden sich hier noch eine Menge Wappengemälde auf dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; diese sind aber sämmtlich (so viel mir deren zu Gesicht gekommen) nur in schwarzer, stark impestirter, also nicht mit der Glasmasse selbst verschmolzener Farbe ausgeführt. Der gänzliche Untergang der ältern Glasmalerei dürfte etwa gegen das Jahr 1720 zu suchen seyn. — Nach einer mir zugekommenen Tradition ist der Ursprung der vielen bunten Glastafeln in hiesigen alten Privatgebäuden in der Sitte der damaligen Zeit zu suchen, Freunde und Verwandte bei Gelegenheit von Kindtaufen, Hochzeiten oder andern Familienfesten mit dergleichen Glasmalereien zu beschenken. In spaterer Zeit und bei zunehmendem Luxus fielen die gläsernen Geschenke fort, und silbernes Geräth nahm ihre Stelle ein. — Hiernach also, und nach meiner, dem Umfange nach allerdings nur beschränkten Erfahrung, scheint die jetzige Glasmalerei, insbesondere was das Eindrennen der Farben betrifft, da wieder zu beginnen, wo die ältere Malerei zur Zeit ihres Verfalles aufhörte, wenn gleich die heutige Glasmalerei, hinsichts des Colorits und der Zeichnung, viel höher steht, als wir dies bei den Malereien der Art aus der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts finden. Es würde mich freuen, wenn eine, mit dem Gegenstande vertrautere Hand, als die meinige, diesen unbedeutenden Aufsatz einer Berichtigung würdigte. Salzwedel, im April 1825. L—g.

Königsberg. Von den Neuigkeiten an unserm Orte ist nicht viel zu berichten. Der Handel stockt wie im vorigen Jahre, so auch in diesem, und mit ihm alles Andere! — Das Theater-Personale der Schröderschen Gesellschaft ist jetzt sehr geringe. Bei Opern fehlen die Chöre fast ganz und sind nur in kleinen Ueberbleibseln hörbar. Das Schauspiel, dem die Liebhaber, Chevaliers u. s. w. fehlen, ist auch unbedeutend, nur die Possen finden noch Beifall und füllen die Kasse. — Herr Gern d. S., der täglich erwartet wird, dürfte der Theater-Kasse eine recht tüchtige Einnahme verschaffen, die ihr sehr nöthig ist. Auch Hr. Mosewius, von Breslau, will im Monat Mai hier Gastrollen geben. Wie wird es aber mit den Chören in den Opern aussehen? — In der Literatur erschien hier nicht viel Neues. Professor Rhesa gab den zweiten Theil seiner beliebten Gedichte heraus und wird den fehlenden ersten Theil auch wieder drucken lassen. Dasselbe wäre von den Gedichten des hiesigen Direktor Struve zu wünschen, die schon seit Jahren fehlen, obgleich von dem neuen Abdruck lange schon die Rede war. —

Von der hier seit wenigen Monaten errichteten Liedertafel muß ich doch noch, als von etwas Neuem, reden. Die bisher erschienenen (siebenzehn neue) Lieder sind zum Theil recht artig componirt, obgleich es nicht zu läugnen ist, daß die Kräfte der Gesellschaft hierbei noch nicht gehörig benutzt sind. Kapellmeister Wurst, dessen liebliche Compositionen bekannt sind, hat nur ein Lied; Hr. Dorn ein Lied; Musik-Direktor Jensen auch nur ein Lied; dagegen der Direktor der Gesellschaft, Musik-Direktor Saemann, allein acht Lieder componirt, worunter freilich zwei sehr allerliebst. Es sind dies die vom Regierungs-Rath Frhrn. v. Eichendorff und Direktor Dr. Neumann gedichteten Lieder, die ich hier beifüge. Daß Hr. Direktor Saemann, bei der Menge der eigenen Compositionen in kurzer Zeit, sich und seiner Liedertafel schadet, ist gewiß. Da die Liedertafel eine angenehme Unterhaltung gewährt, so wäre ihr Dauer zu wünschen. Daß aber auch hierbei seit ihrem kurzen Bestehen (fünf Monate) schon kleine Spaltungen erfolgt sind, ist um der guten Sache willen sehr zu beklagen. —e—.

Trinklied.

Von Neumann und Saemann.

Drei Becher lieb' ich
Mit süßem Wein,
Sie schlurf' ich lächelnd
Hinein, hinein!
Wein erfreut das Leben
Heitert wundes Herz,
Bringt ein fröhlich Streben,
Scheuchet Gram und Schmerz.

Drei Kränze lieb' ich
Und sing' dazu
Der Lieb', der Freude,
Der süßen Ruh!
Blumen windet in Kränze,
Denn das Leben flieht;
Nur im lieblichen Lenze
Blühen Blum' und Lied.

Drei Küsse lieb' ich
Auf meinem Mund:
Vom Freund, der Muse,
Von Liebchens Mund.
Wein, Lieb, Blumen und Küsse
Heitern jede Brust,
Daß sie selig genieße
Lieb' und Lebenslust.

In die Höh'.

Von v. Eichendorff und Saemann.

Viel Essen macht viel breiter
Und hilft zum Himmel nicht,
Es kracht die Himmelsleiter,
Kommt so ein schwerer Wicht.
Das Trinken ist gescheidter,
Das schmeckt schon nach Idee,
Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'!

Viel Reden ist manierlich:
„Wohlauf?" — „Ein wenig flau!"
„Das Wetter ist spazierlich."
„Was macht die liebe Frau?"
„Ich danke!" und so weiter
Und breiter als ein See —
Das Singen ist gescheidter,
Das geht gleich in die Höh'!

Die Fisch' und Musikanten,
Die trinken Beide frisch,
Die Wein, die Andern Wasser,
Drum hat der dumme Fisch
Statt Flügel Federwische,
Liegt elend in der See —
Doch wir sind keine Fische,
Das geht gleich in die Höh'!

Ja! Trinken frisch und Singen,
Das bricht durch alles Weh,
Das sind zwei gute Schwingen,
Gemeine Welt, ade!
Du Erd' mit deinem Plunder,
Ihr Fische sammt der See —
'S geht Alles, Alles unter:
Wir aber in die Höh'!

Ein englischer Landedelmann war eines Tages nach London gekommen, und sah ein wunderschönes Mädchen mit ihrer Mutter aus der Kirche heimkehren. Eine unwiderstehliche Neigung erwachte in ihm, er mußte wissen, wer das Mädchen sey. Ein ausgesandter Spaher berichtete: sie heiße Elisabeth Dunby und sey die einzige Tochter einer Wittwe. Genug für unsern Liebesentflammten, um den Entschluß zu fassen, Elisabeth müsse die Seinige werden! — Kaum zu Hause angekommen, setzt er sich nieder und schreibt an sie: „Wenn sie Lust habe, sein Vermögen und seine Launen zu theilen, so solle sie ihr Jawort geben!" Die Adresse ward gemacht: „An Elisabeth Dunby", ohne weitere Bemerkung von Miß, Misteiß oder dergleichen. Natürlich ging der Brief zuerst in die Hand der Mutter, und diese hieß zufällig, wie die Tochter, Elisabeth. Sie bricht auf, liefet und — behält den Brief. Erwachte Eitelkeit giebt in ihr dem Gedanken Raum: sie selbst (noch nicht im letzten Lustrum des Liebreizes) könne die Rolle zu spielen wagen, die ohne Zweifel der Tochter eigentlich zugedacht war. Sie antwortet, empfängt neue Liebesbriefe und antwortet wieder. Der Verlangenen Erwiederungen mochten freilich ein wenig auf Schrauben stehen, der englische Mann spaßt aber nicht lange, sondern unser Landedelmann schrieb zuletzt plötzlich Tag und Stunde, wann er komme und Elisabeth Dunby mit sich heimführen werde! — Diesmal antwortete die Täuschende nichts, sondern erwartete in Ergebung den Schluß des Romans. Der Betrogene kommt, sieht — und ist vom Donner gerührt! — Wohl zehn Minuten lang sitzt er stumm vor sich hindrütend auf einem Sessel, dann springt er mit einem Mal jäh auf und ruft: „Wohlan denn! Elisabeth Dunby sollte die Meinige werden, und sie soll es noch! das bleibt mein fester Entschluß! Kommen Sie, Madam!" — Damit nahm er die Erwartungsvolle mit sich, und soll die glücklichste Ehe mit ihr führen. (Pandore.)

Hugo Capet leistete, als er König von Frankreich ward, folgenden Eid: „Ich Hugo, der durch die Gnade Gottes nun bald König von Frankreich seyn wird, verheiße am Tage meiner Salbung, daß ich dem Volke, welches mir anvertraut worden, das Recht nach den Gesetzen will angedeihen lassen!" — Als Carl VII. gesalbt ward (erzählt eine alte Chronik), umfaßte die Jungfrau von Orleans seine Kniee, in Thränen zerfließend, küßte seine Füße und sagte: „Edler König! Jetzt ist die Freude Gottes gestillt, der da gewollt, daß Ihr nach Rheims kommen und Euch salben lassen sollte, um zu zeigen, daß Ihr der wahre König von Frankreich seyd, dem das Reich wirklich gehöre!" (Journ. d. Déb.)

Wenn man in England einem Freunde begegnet, oder ein Niederer vor einem Hohen steht, so zeigen Beide gleichwohl nur durch einen Gestus, durch den Ausdruck des Gesichts, was sie empfinden; kein Filz wird dabei strapazirt. In Frankreich dagegen ist die Eigenliebe nur gestillt, wenn der Hut gelüftet

worden. Doch giebt es dabei große Regeln: der Arme oder der Vierfüßler küßet nicht nur den Hut, sondern neigt ihn bis zur Erde und bleibt mehrere Minuten unbedeckt, bis der Gönner vorbei ist; denn er könnte sich umsehen und dürfte dann ein bedecktes Haupt erblicken, das war respektwidrig. Der Ober-Beamte dagegen legt nur die Hand an den Hut, wenn er einem seiner Subordinirten begegnet. So geht es stufenweise herab und hinauf; der Filz ist die Stufenleiter des Grußes. (Corsaire.)

Ein Wundarzt von noch nicht sehr ausgebreitetem Ruf fand endlich bei einer vornehmen Person Eingang. Er hatte sich kürzlich zu den Devoten bekannt, und verlor, wie von ungefähr, sein Gebetbuch (heures) bei dem Besuch. Am andern Tage empfing er das Verlorene wieder, und nicht lange, so genoß er eine ausgebreitete Kundschaft. Ein Witzling bemerkte hierauf: „Qui perd ses heures, ne perd pas toujours son temps!" (Corsaire.)

In Livorno wurden im verflossenen Jahr für 1,300,000 Franken Affen beiderlei Geschlechts verkauft! (Corsaire.)

Unlängst starb ein Jagdhund, der dem großen Franklin gehört hatte, und auf Kosten der Munizipalität von New-York aufgefüttert war. Mehrere Personen hatten ihm Summen Geldes legirt, so daß er zuletzt 50,000 Dollars reich war!! (Und sein Erbe?) (Corsaire.)

1825. No. XVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Obschon durch die abzuwartende Vollendung des Kupfersticheß die Erscheinung des Büchleins:

„Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei"

um mehr als einen Monat verzögert werden dürfte, ist es doch wohl an der Zeit, ernsthaft an das weitere Fortschreiten des Drucks zu denken, und ich ersuche daher dringend diejenigen einheimischen und auswärtigen Freunde, welche mir noch poetische Beiträge versprochen oder zugedacht haben, dieselben recht bald an mich gelangen zu lassen. Bis jetzt sind, theils aus Zeitschriften gesammelt, theils direkt an mich gesendet worden, Gedichte und Lieder von: W. Alexis, Bärmann, Fr. Barth, Böbel, Chamisso, v. Chezy, Contessa, Fouqué, A. Franz, Houwald, Th. Hell, Isaurieus, A. v. Maltitz, W. Neumann, L. Rellstab, J. G. Seidl, K. Schall, J. Silesius, Fr. v. Schober, Schwarz, Uechtritz, K. Witte, Dr. B. Wolff, P. A. Wolff, Zeune ꝛc.

Ihrem Versprechen zufolge darf ich noch Einsendungen von vielen geachteten Dichtern erwarten. — Für diejenigen, welche schon im Voraus mein Unternehmen ungünstig betrachten und mir — der Himmel mag wissen, was für Motive bei demselben untergeschoben haben, finde hier ein Gedicht aus der Sammlung seinen Platz:

Dem Fühlenden sind Blumen diese Blätter,
Dem Höhnenden nur Stoff zu Spott und Hohn!
So übergeb' ich sie dem schwanken Wetter
Und bin gefaßt auf Lob und Tadel schon.

Der Eine wird mich eigennützig nennen,
Der: eitel! — Jener: kalt an Herz und Geist,
Weil ich ihn hab' in Lieder fassen können
Den wilden Schmerz, der meine Ruh' zerreißt.

Denkt was Ihr wollt! Ich einzig nur kann wissen,
Wie sich bei dieser Lieder mildem Klang,
Bei diesen unverhohlnen Schmerz-Ergussen
Manch schwerer Stein von meinem Busen rang.

Daß ich der Welt sie preis zu geben wage?
Gehörte nicht die Todte auch der Welt;
Verdient sie nicht der Freunde Lob und Klage,
Mit denen sich die meine hier gesellt?

So nehm't und leſt! — Will aber Mancher schmähen,
Weiß er, daß seine Schmähung mich nicht kränkt;
Denn wer sein Weib hat müssen sterben sehen,
Trägt solche Leiden leichter als Ihr denkt.

Berlin, Markgrafenstraße Nr. 78.

Karl von Holtei.

In unserm Verlage ist erschienen:

Tabellarische

Arzneimittellehre

für

praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung

praktischer Erfahrungen

bei den vorzüglichsten

technischen Gewerben und Künsten

und deren Fortschreiten,

besonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Die
Kunst des äußern Vortrags
von
Dr. Anton.
Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen versendet:

Cooper's Werke,
10r, 11r, 12r Band.

Auch unter dem Titel:

Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston.
Aus dem Englischen von **r.

— Fürchtet die Zwietracht. Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schlaft. Einmal erwacht,
Bezähmt er spat sich wieder! Schiller.

3 Theile.

8. Schreibp. 2 Thlr. 18 Gr., Velinp. 3 Thlr. 12 Gr.

Es ist dies der vierte Roman des berühmten Amerikaners Cooper, der mit den drei früheren: „Die Ansiedler", „der Lootse" und „der Spion" an originellen Charakteren, wunderbaren Ereignissen und erschütternden Auftritten wetteifert. Der Kampf um Boston, die Belagerung dieser Stadt, geben dazu Stoff in Menge. Daß der allgemein bekannte Uebersetzer, der Deutschland zuerst mit Cooper befreundete, keine Schönheit des Originals fallen ließ, darf wohl nicht erst versichert werden.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunser; der verlorne Sohn; das Abendmahl; Christus am Kreuz; die Auferstehung); und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 5 Sgr.; cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr., ohne Holzschnitte 22½ Sgr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 11½ Sgr.

Robert, Ludw., Kassius und Phantasus oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen, nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. 25 Sgr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Carl v. Holtei. Vierter Jahrgang, für 1825. 1 Thlr. 20 Sgr. Inhalt: Die Fledermäuse, oder: „Klug soll leben!" Schwank von Lebrün. — Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen. Lustspiel von Ludwig Robert. — Die Sonntagsperücke. Posse von Sessa (Verf. von „Unser Verkehr" u. s. w.). — Der Oberrock. Drama von Bärmann. — Die Wiener in Berlin. Liedervosse von Carl v. Holtei. — Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute. Lustspiel von Karl Schall.

Merkwürdige Personen in der Geschichte unserer Zeit. Folio: 4 Thlr. 15 Sgr. Es sind folgende 28 Bildnisse: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen: Alexander I., Kaiser von Rußland; Franz I., Kaiser von Oestreich; Wilhelm I., König von Würtemberg: Karl Johann, König von Schweden: Großfürst Konstantin; Blücher; Wellington; Schwarzenberg; Metternich; Wrede; Kutusoff; Gneisenau; Bülow; Kleist; Bennigsen; Bubna; Wittgenstein; Tauenzien; York; Borstel; Miloradowitsch; Wallmoden; Thielemann; Rostopschin; Hirschfeld; Tschaplitz; Moreau.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben, von F. W. Gubitz. Erstes Heft: Nr. 1—474. 1 Thlr. 15 Sgr. Zweites Heft: Nr. 475—866. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr. (Das bekannte Prachtwerk: es enthält die Bildnisse aller Personen, die sich um die Reformation verdient machten, mit deren Biographien; ferner genaue Copieen ihrer Handschriften und mehrere geschichtliche Altenstücke.)

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

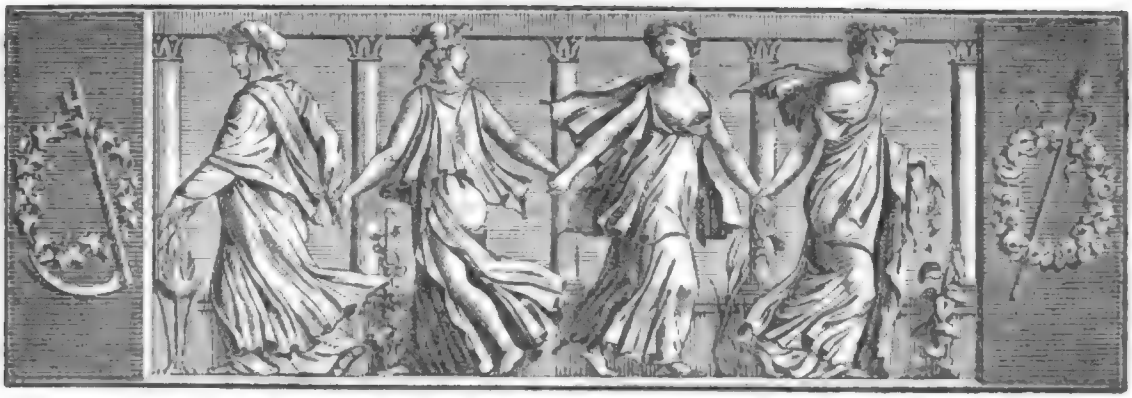
Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 5 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 6. Mai. 72ſtes Blatt.

Johanna.

Novelle von v. Sartorius.

Unter der großen Anzahl Verwundeter, welche das franzöſiſche Heer mit ſich führte, als es am 15. September 1812 in Moskau einzog, befand ſich auch ein junger deutſcher Offizier, von einem der W—ſchen Cavallerie-Regimenter, die in der Schlacht bei Mosaisk ſo hochherzige Beweiſe ihres Muthes gegeben hatten. Der junge Mann wurde von einigen Kameraden in einem Lokale untergebracht, das, wie ſich ergab, einer Heil-Anſtalt angehörte, die jedoch in Folge der allgemeinen Flucht, bis auf wenige der intransportablen Kranken und deren Wärter, von allen Bewohnern geräumt worden war. Der Verwundete gab wenig Hoffnung zum Geneſen, denn ſeine Kräfte waren durch ein Uebermaaß von Anſtrengungen erſchöpft und ſeine ſonſt ſtarke Natur durch eine bei Mosaisk in den Kopf empfangene Hiebwunde danieder geworfen. — Im Herzen dem heißgeliebten Vaterlande und Allem, was ihm dort theuer war, ein wehmüthiges Lebewohl zurufend, ließ er ſich tödtlich ermattet auf das für ihn bereitete Lager bringen, und ſchloß die ſchweren Augenlieder mit der Empfindung, daß er dieſe Stelle lebend wohl nicht wieder verlaſſen werde.

Das Hospital war am nördlichen Ende der Semlianoigorod gelegen: dieſer Theil der Stadt blieb groſſentheils von der Flamme verſchont, und ſo auch das Gebäude der Heil-Anſtalt. Die Militair-Aerzte, ſämmtlich Franzoſen, bekümmerten ſich wenig um den verwundeten Deutſchen, an dem ſie um ſo weniger Intereſſe nahmen, als hier nichts zu amputiren war. Sein Zuſtand blieb unverändert derſelbe, und als der Rückzug der Armee den Aufbruch des Lazareths veranlaßte, fand man den Kranken dergeſtalt verſchlimmert, daß man ihn als völlig hoffnungslos zurück zu laſſen beſchloß, ihn, wie noch mehrere ſeiner Unglücksgefährten, ſeinem Schickſal und der Menſchlichkeit der Vorſteher jener Anſtalt überlaſſend.

Der Kranke fühlte von Allem, was um ihn vorging, nichts, denn er lag faſt ununterbrochen in einem Zuſtand von Apathie, während welchem die Natur in unerforſchter Thätigkeit den gefährlichen Stoff zu überwältigen ſuchte. Nur zuweilen bewegten in aufdämmerndem Bewußtſeyn ſonderbare Bilder ſich vor ſeinen Blicken, aus dunkler Erinnerung und fieberhaftem Wahn zuſammen gefloſſen, und es kam ihm dann vor, als berührten vaterländiſche Töne ſein Ohr; doch zu ſchwach, um ſolche Eindrücke feſt zu halten, waren es nur Augenblicke, in welchen ſie ein helleres Bewußtſeyn gleichſam nur anregten. Die ſchwachen Lebensgeiſter ſanken dann bald wieder in die vorige Erſchlaffung zurück.

Am 22. Oktober verließen die Franzoſen die Ruinen von Moskau; ihnen auf dem Fuße folgte die ruſſiſche Avantgarde, und nun ſtrömten auch die geflüchteten Einwohner herbei, um an Ort und Stelle den ganzen Umfang ihres Verluſtes zu überſehen. Es konnte bei dem Drange einer ſo ſchrecklichen Gegenwart, bei dem Gewirr allſeitig zerriſſener Lebensverhältniſſe, die

Aufmerksamkeit auf ein Paar gefangene und preis gegebene Fremdlinge nicht groß seyn. Der Kranke blieb daher fast ohne alle Pflege; doch wenn der Fieberdurst ihn aus dem schlummerähnlichen Zustand, in welchem er lag, erwachen ließ, saß eine seltsame Gestalt an seinem Lager, in unvernehmlichen Tönen eine Art von Wiegenlied summend, dessen Weise ihn an ein ähnliches in der frühen Kindheit gehörtes erinnerte. Die Gestalt bog sich dann sorglich über ihn hin, und netzte seine Lippen mit einem stets dazu bereit gehaltenen Trank, nach dessen Genuß er dann wieder in seinen vorigen Zustand zurück sank.

Ließen gleich Gestalt und Kleidung diese sonderbare Pflegerin für eine Krankenwärterin niederen Standes halten, so fiel doch der Anblick eines goldschimmernden, auf wenigen hellblonden Locken befestigten Kopfschmuckes in Form einer Krone, welchen sie trug, in die umschleierte Seele des Kranken und gaukelte in seinen Fieberträumen nach.

Einst mit etwas helleren Sinnen aus der tiefen Betäubung erwachend, glaubte er um sich Stimmen wahr zu nehmen; es war Nacht, eine Lampe erhellte sparsam das Gemach, die seltsame Gestalt stand dicht an seinem Lager, mit abgerissenen Tönen ihres gewöhnlichen Liedes sich über ihn beugend und dann wieder mit sonderbar kreischender Stimme und gebieterischem Wesen nach der andern Seite hin Befehle ertheilend. Endlich sah er zwei bärtige Männer sein Lager erfassen, es auf eine Bahre heben und ihn mit derselben forttragen. Die Gestalt ging mit, indem sie, ängstlich bemüht, die Decke zusammen zu ziehen, diese mit einem Arm über ihm festhielt, mit der andern Hand aber, wie zum Commando, eine Art von Stab in der Luft schwang. So ging es die Treppe hinab, über einen mit Geräthschaften aller Art unordentlich angefüllten Hof. Ein großer Thorweg flog auf, man war auf der Straße. Tiefe Stille herrschte überall. Immer aber hing die seltsame Gestalt über seinem Bett, bald befehlend, anordnend und mit ihrem Stabe winkend, bald wieder sich sorglich über ihn hinbeugend und einzelne Töne ihres Liedchens summend. Es mochte manche Stunde so gedauert haben; dem Kranken fielen vor Ermattung mehr als einmal die Augen zu, bis irgend ein unsanfter Stoß, ein heftiges Wort ihn wieder aufschreckte. Er glaubte endlich die Bewegung des Fahrens zu empfinden, aber es war dunkel um ihn her, und er vernahm nichts weiter, als der unermüdeten Wärterin leises Summen. Die stille und gleichförmige Bewegung des Fuhrwerks, wie durch tiefen Sand, wiegte bald seine Sinne wieder ein und er empfand nicht weiter, was mit ihm vorging. Das Erwachen, welches auf diesen lange anhaltenden bewußtlosen Zustand folgte, war von hellerer Art, und kündigte an, daß die Natur die Crisis glücklich überstanden und der Kranke auf dem Wege der Genesung sey. Er blickte mit Erstaunen und Neugier um sich her, und sah, daß er sich in einem sehr kleinen niedrigen Zimmerchen befand, dessen Geräthschaften ihm abgenutzt und dürftig erschienen, und so wie er sich nun regte, stand auch sogleich dieselbe seltsame Frauengestalt vor seinen Blicken, welche ihm seither so oft erschienen war, und die er selbst in lichteren Momenten für ein von seiner fieberhaften Phantasie ihm vorgegaukeltes Zerrbild gehalten hatte. Es überraschte ihn so sehr, diese sonderbare Erscheinung auch mit vollem Sinne wieder zu finden, daß er sich nicht enthalten konnte, mit dem Tone der Befremdung aus zu rufen: „Wer bist Du?“ — Die Frau machte eine wehklagende Bewegung und rief sehr wehmüthig: „Kennst Du mich denn immer noch nicht, Albert? Ach, ich bin ja Johanna!“ — Sie sagte die letzten Worte mit unbeschreiblich rührender Modulation der Stimme und einem Ausdruck von Trauer, der jedes Herz bewegen mußte. Aber dem jungen Manne schauerte unwillkührlich, indem er von diesem fremdartig sonderbaren Wesen sich bei seinem Taufnamen ansprechen hörte, und indem er sie aufmerksamer betrachtete, ward ihm die Erscheinung immer räthselhafter. Es war eine zart gebaute Gestalt, deren Züge und Formen noch Spuren ehemaliger Schönheit hatten, wenn gleich Alter oder Krankheit verwüstend darüber hingegangen waren. Sie trug ein Kleid von groben himmelblauem Zeug, dessen Schnitt an eine längst veraltete Tracht erinnerte, und welches, Hals und Arme bloß lassend, die feine Form dieser Glieder und ihre ehemalige Zartheit errathen ließ. Ihr Haar, von schöner blonder Farbe, war jetzt zierlicher aufgekämmt, aber es prangte in dem nämlichen phantastischen Kopfputz, welcher dem jungen Manne früher so sonderbar aufgefallen war, nämlich in einem kronenartig gebogenen Reifen von blankgeputztem Messingblech, mit allerlei Zierrathen von Flittergold behangen. Der Blick des Kranken ruhte mit Verwunderung auf diesem seltsamen Aufputz, welcher, Wahnsinn andeutend, das Räthsel zu lösen schien. Die Person aber, indem sie der Richtung seiner Augen folgte, nahm eine stolze Haltung an, und sprach in einem von dem vorigen ganz verschiedenen Tone: „Kennen Sie mich nicht, mein Herr? Ich bin die Prinzessin von B—, des regierenden Herzogs Tochter! Sie sahen mich doch oft, als ich noch bei meinen Eltern war — freilich, es ist lange!“ — Sie sagte diese letzten Worte wieder mit dem Anklang der vorigen Wehmuth und schien dann in trübes Sinnen zu versinken. Auch der Kranke schwieg und dachte der sonderbaren Rede nach. Das geläufige und reine Deutsch, welches die Frau sprach, schien in der That ihre Herkunft aus dem Lande, wel-

ches ſie nannte, zu bekunden. Die Familie, zu der er gehörte, ſtammte eigentlich aus B—, und ſein Vater hatte die Jugendjahre dort verlebt, obgleich er ſpäterhin in P—ſche Kriegsdienſte getreten und da geſtorben war. Indem er ſich dieſer Umſtände erinnerte, ſtand auch aufs deutlichſte ein ſchönes Miniatur-Portrait vor ſeiner Seele, welches er als Knabe bei ſeinem Vater geſehen hatte, und welches eine Prinzeſſin jenes Hauſes in voller Jugendſchöne darſtellte, über deren ſpäteres Schickſal ſein Vater ſich immer dunkel und bedauernd geäußert hatte. Es war ihm ſogar, als wollte er gehört haben, ſie ſey mit dem Gemahl nach Rußland gekommen und habe dort ein trauriges Schickſal gehabt, deſſen nähere Umſtände aber er entweder nie gehört oder vergeſſen hatte. Ja, es fiel ihm ſogar ein, daß ein alter Diener ſeiner Großmutter, als dieſe einſt ſeine Eltern beſuchte, in ſeiner Gegenwart den andern Domeſtiken erzählt hatte, wie ein dunkles Gerücht von einer Fürſtin jenes Hauſes umgehe, welche in einem fernen Lande in der Verborgenheit leben ſolle, während ihre Angehörigen ſie als todt betrauerten. Er hatte nur das Auffallende dieſer Erzählung behalten, das Uebrige war ihm unverſtändlich geblieben. Aber der Anblick der armen Geiſteskranken und ihre ſonderbaren Reden regten alle dieſe Erinnerungen wieder auf, und flößten ihm den Wunſch ein, dem Geheimniß, welches hier zu walten ſchien, auf die Spur zu kommen. Er verſuchte noch einmal, ſeine Wärterin zum Sprechen zu bringen; aber ſie ſaß leiſe weinend in einem Winkel und ſchien auf ſeine Reden gar nicht zu hören. Nur als er wieder gänzlich ſchwieg, und die Miene eines Schlafenden annahm, ſetzte ſie ſich an ſein Bette, mit ſtillem Weinen und einzelnen Tönen ihres Schlafliedes wechſelnd.

Alberts Geſundheits-Zuſtand beſſerte ſich nunmehr von Tag zu Tage, und er würde bald einer gänzlichen Geneſung ſich erfreut haben, hätte eine mildere Jahreszeit und beſſere Pflege dieſe nur einigermaßen begünſtigt. Aber es war tiefer Winter, und die Strenge des nordiſchen Klima's lag lähmend auf ſeinem geſchwächten Nerven-Syſtem. Auch die Pflege, welche ihm zu Theil wurde, war wenig geeignet, ſeinen erſchöpften Kräften auf zu helfen, und es ſprach ſich in ihr die Dürftigkeit der Hausbewohner, ſo wie auf rührende Weiſe auch ihr guter Wille aus; denn wenn gleich faſt Alles, was ihm gereicht wurde, nur ärmlich war, ſo contraſtirte doch auf ſonderbare Weiſe damit von Zeit zu Zeit eine feinere Speiſe, ein leichtes Backwerk oder ein kleines Fläſchchen mit ſtärkendem Wein; augenſcheinlich die Frucht mühſamer Erſparniſſe und einer zarten Sorgfalt für ſeinen Zuſtand, welche ihn oft bis zu Thränen rührte. Seine geiſteskranke Wärterin ſah er jetzt weniger; ſtatt ihrer bediente ihn eine alte ruſſiſche Hausmagd, welcher er, der Landesſprache nicht kundig, ſich faſt nur durch Zeichen verſtändlich machen, mithin von ihr über den Ort, wo er ſich befand und über die Hausbewohner nicht das geringſte erfahren konnte. Seine alte Wärterin kam nur Nachts zum Vorſchein. Er hatte da mehrmals verſucht, ſie aus zu fragen; da aber immer dieſelben Antworten erfolgten, die zuletzt mit einem Stunden langen Weinen endigten, ſo ſprach er nicht mehr mit ihr, worauf auch die Alte ſtumm blieb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miszellen.

Der durch ſeine Briefe über Rouſſeau's „Emil" bekannte Brechter war in ſeiner Jugend, man weiß nicht wie, unter die Truppe eines herum ziehenden Wundarztes gerathen, bei welcher er den Hanswurſt machen mußte. Von dieſer Erniedrigung befreite ihn ein edler Mann, der ihn zu ſich nahm und ihn ſtudiren ließ. In der Folge ward er zum Diakonat in Biberach empfohlen, und hielt eben hier ſeine Probe-Predigt, als jener Marktſchreier mit ſeinem Wirth ſich unter den Zuhörern befand. „Warum weinen Sie?" fragte der Wirth den ſchluchzenden Wundarzt. — „Ach!" erwiederte dieſer; „der Herr da war ehemals mein Hanswurſt! ſo Einen bekomm' ich mein Lebtag nicht wieder!" — Dieſer ärgerliche Zufall veranlaßte, daß der gute Brechter das Amt nicht erhielt, er fand aber doch bald eine andere Verſorgung an einem Orte, wo man nicht ſo bedenklich war.

Der berühmte Arzt Thomas Bartholin erzählt in den „wiſſenſchaftlichen Verhandlungen zu Copenhagen" vom Jahr 1676 ein ſeltſames Beiſpiel von einem willkührlichen Schweiß. Ein junger Menſch, Sohn des Doctors Simon Pauli, hatte die Fähigkeit, nach ſeinem freien Willen, an den Händen zu ſchwitzen. Der König Friedrich III. überzeugte ſich durch den Augenſchein von dieſer Merkwürdigkeit. Der junge Pauli zeigte erſt ſeine ganz trockenen Hände vor, und ließ dann, indem er die Fingerſpitzen drückte, die Schweißtropfen ſchnell hervor treten. Er konnte dieſen Verſuch mehrmals wiederholen, welcher nur bei ſtrenger Kälte mißlang.

Der Pariſer Akademie ward im Jahr 1703 ein 21jähriges Mädchen aus der Bourgogne vorgeſtellt, welches im ſiebenten Jahr ſeines Alters von ſelbſt die Hände verloren hatte. Nach einem gewöhnlichen Fieber vertrockneten die Arme bis an die Ellbogen, und die Hände brachen ab. Die Unglückliche zeigte ſie der Verſammlung vor; ſie waren ſchwarz, hart und ſo wohl erhalten, wie an einer Mumie.

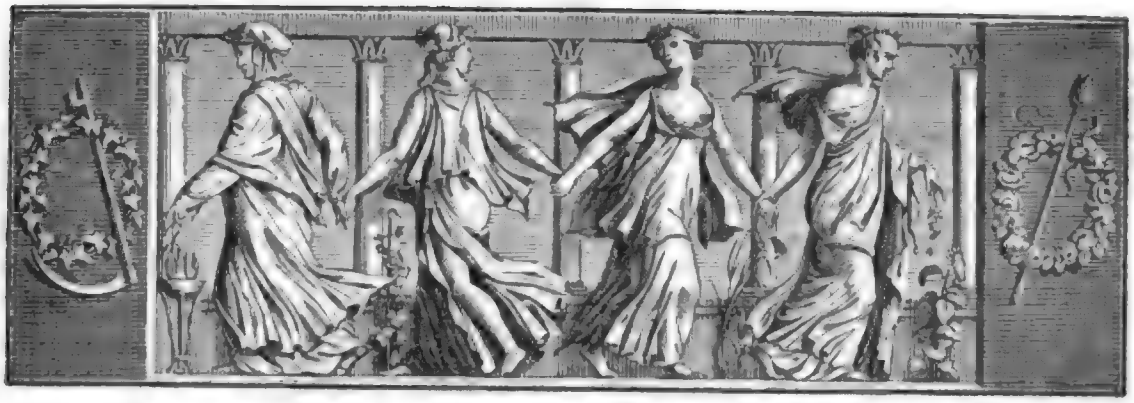
Sterwil.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. Das, was mit vollem Recht in jedem Staate vor allem Anderen unsere ganze Aufmerksamkeit verdient, ist unstreitig eine, die Jugend zu tüchtigen Staatsbürgern für alle Zweige der Gesellschaft ausbildende Schul-Anstalt, und deshalb wird es nicht ganz unzweckmäßig seyn, ein Paar Worte über unser Lyceum zu sagen, welches in jetziger Zeit unstreitig eine der vorzüglichsten Lehr-Anstalten Deutschlands ist. Unter der Leitung des Hrn. Direktors Dr. Groteiend, welcher vor einigen Jahren von Frankfurt am Main hieher berufen wurde und der gelehrten Welt bereits durch mehrere gediegene Geistes-Produkte bekannt ist, hat sich diese hohe Schule noch bedeutend vervollkommnet. Obgleich die Ausbildung der sich den Studien widmenden Jünglinge der Hauptzweck und die wesentlichste Bestimmung dieser Lehr-Anstalt ist, so hat man doch nunmehr auch für die Nicht-Studirenden eine besondere Classe, unter der Benennung Selecta-Tertia, neuerdings errichtet. Die Anzahl der das Lyceum Besuchenden beläuft sich gegenwärtig auf 440, welche nicht nach ihrem Alter, sondern nach ihren individuellen Fähigkeiten in zehn verschiedene Classen vertheilt sind. Außer dem Unterrichte, den der Hr. Direktor Groteiend in ältern Sprachen, Metrik, Rhetorik u. s. w. selbst ertheilt, wird von einer bedeutenden Anzahl vorzüglicher Lehrer, von denen wir hier nur beiläufig die Hrn. Dr. Kirchhoff, Conrektor Böckeler und Subconrektor Auvert ehrenvoll erwähnen, in Allem, was zur wissenschaftlichen und geistigen Bildung in unserer Zeit erforderlich ist, auf das Zweckmäßigste Unterricht ertheilt. Durch den seit Kurzem hinzu gekommenen Collaborator, Hrn. Dr. Raphael Kühner, dessen Verdienste durch seine gekrönte Preisschrift: „M. Tullii Ciceronis in philosophiam ejusque partes merita" bereits öffentlich anerkannt wurden, ist der Lehr-Anstalt ein werthvoller Zuwachs geworden. Ein sehr wackerer mehrjähriger Lehrer des Lyceums, Hr. Collaborator Dr. Tetzner, hat durch einige von ihm zweckmäßig abgefaßte Elementarschriften für den frühern Unterricht schon manches Gute gestiftet. Die schon jetzt nicht ganz unbedeutende, von den Schülern gegründete Schul-Bibliothek enthält manche schätzbare Werke, besonders größere und kostbarere, die der Einzelne sich nicht würde anschaffen können, jetzt aber zu seiner weitern Ausbildung gelegentlich benutzt werden dürfen; und das Schulgebäude selbst ist so ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, auf einem freien geräumigen Platze gelegen. Wir wissen es nicht mit Gewißheit, ob diese Schule, die unmittelbar unter Aufsicht des Magistrats steht, und früherhin aus den städtischen Kassen und aus den Einnahmen von verschiedenen Vermächtnissen u. s. w. bedeutend unterstützt wurde, noch fortwährend solche Zuschüsse genießt. Bei der bedeutenden Vermehrung an Schülern, die sich seit dem Jahr 1815 in ihrer Anzahl fast verdoppelt haben, ist auch natürlich die Zahl der Lehrer ansehnlich gestiegen. Wenn Saalfeld in seinen „Beiträgen zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens", Bd. 3. Hft. 3. S. 269 u. f. sagte: „Wer darf zweifeln, daß der Magistrat ein solches wichtiges Institut nicht noch immer mehr heben, daß die Regierung in dem Gefühl, daß eine gemeinnützige, wenn gleich städtische Anstalt dem Staate angehört, sie nicht kräftig unterstützen werde?" — so hat der bisherige günstige Erfolg es schon bewiesen, jener Wunsch sey erfüllt und nicht leer ausgesprochen worden. — Unter den mannigfaltigen Spenden, die in dieser bedrängten Zeit den durch die Ueberschwemmungen an den Küsten unsers Königreichs Verunglückten gereicht worden sind, verdient auch noch diejenige einer auszeichneten Erwähnung, welche ein pensionirter neunzigjähriger Unter-Offizier, Namens Lüsing, zu Lüneburg wohnhaft, darbrachte. Dieser ehrwürdige Greis, der Welt fast abgestorben und sein Zimmer schon seit mehrerem Jahren nicht mehr verlassend, hört kaum von dem traurigen Schicksal der Ueberschwemmten, als er seine ganze Habe, in einem Louisd'or bestehend, in ein Papierchen wickelt und seine Tochter mit demselben zur Unterstützungs-Comittee sendet, die anfangs Anstand nahm, diese Gabe zu empfangen, jedoch dem Zudringen des Gebers willfahren und sie am Ende annehmen mußte. Eine Dame in Lüneburg meldet, nebst mehreren andern Nachrichten, auch diesen hochherzigen Zug menschenfreundlicher Aufopferung ihrer Tochter nach Frankfurt, und alsbald empfängt jener brave Veteran ein Schreiben aus der erwähnten Stadt, begleitet mit acht Dukaten, als Geschenk von zwei ungenannten Damen, bei welchem Empfang der Greis zwar gerührt, jedoch unzufrieden gewesen seyn soll, da er die Veranlassung dieses reichen Geschenks wohl vermuthete. — Der in der Beilage zum Bl. 42 des „Gesellschafters" erwähnte Mörder seiner Frau und beiden Kinder, Namens Lorenz, hat am 19. April seinen wohlverdienten Lohn auf dem Blutgerüst empfangen. Obgleich zum Rade verurtheilt, wurde er im Wege der Gnade enthauptet. Standhaft und reuevoll betrat er das Schaffot, wo er, begleitet von zwei Predigern, noch laut betete und dann sich mit größter Resignation den Händen des Nachrichters übergab. Die ganze Procedur bis zur völligen Beendigung der Exekution dauerte, nach der Uhr eines der anwesenden Richter berechnet, drei Minuten und die Exekution selbst wurde in dem kurzen Zeitraum von zwei Sekunden vollendet. — Dem Vernehmen nach wird dieses die letzte Exekution in unserm Königreiche seyn, die mit dem Richtschwerdte auf herkömmliche Weise vollzogen worden; in Zukunft soll dagegen, nach Einführung des neuen Criminal-Codes, jeder Verurtheilte nach Art und Weise der Alten mit dem Beil hingerichtet werden. — Daß übrigens dieser Missethäter, dessen That weniger Folge einer grenzenlosen Schlechtheit, als eines höchst leichtsinnigen unüberlegten, falschen Ehrgeizes gewesen war, nicht zu den Allerverworfensten gezählt werden dürfe, beweist schon der, jedem Psychologen besonders interessante Umstand, daß, so zaghaft und fast besinnungslos er auch von der Stunde an gewesen war, in welcher ihm sein Todesurtheil gesprochen, so gestärkt und ermuthigt ward er von dem Augenblick an, wo ihm, am Tage vor seiner Hinrichtung, das heilige Abendmahl gereicht wurde. Seine Seelenruhe kehrte von da an völlig zurück und statt der fruher in steter höchster Unruhe verbrachten schlaflosen Nachte, genoß er in der letzten Nacht vor seinem Todestage einen solchen ruhigen Schlaf, daß er selbst den Kerkermeister am Morgen der Hinrichtung, als dieser ihm um 4½ Uhr etwas zur Erquickung darreichen wollte, trotz des Gerassels von Schloß und Riegeln, weder kommen noch fortgehen hörte. Mit dieser Seelenruhe kehrte auch die größte Standhaftigkeit bei ihm ein, welche ihn bis zu seinem letzten Augenblick auch nicht verlassen hat. Georg Harrys.

Ludwig XIV. ertheilte im Jahr 1663 folgende Pensionen an die Gelehrten seines Zeitalters: An P. Corneille, „ersten dramatischen Dichter der Welt": 2000 Franken; an Desmarets, „den fruchtbarsten, lebendigsten Schriftsteller, der je existirte": 1200 Franken; an Menage, trefflich für die Kritik der Stücke: 2000 Fr.; dem Abbee de Pure, der in reinem und eleganten Latein Geschichte schrieb: 1000 Fr.; dem jüngern Corneille, guten französischen dramatischen Dichter, 1000 Fr.; an Molière, trefflichen komischen Dichter: 1000 Fr.; an Benserade, sehr anmuthigen französischen Dichter: 1500 Fr.; dem Pater Lecointre, geschickten Geschichtskundigen: 1500 Fr.; dem Abbee Cotin, französischen Redner: 1200 Fr.; an Vattier, arabischen Sprachkundigen: 600 Fr.; an Perrier, lateinischen Dichter: 800 Fr.; an Racine, französischen Dichter: 800 Fr.; an Chapelain, „den größten französischen Dichter, der je gelebt, und den richtigsten Beurtheiler": 3000 Fr.; dem Abbe Cassagne, Dichter, Redner und gelehrten Theologen: 1500 Fr; an Perrault, geschickten Dichter und unterrichtet in den Wissenschaften: 1500 Fr.; an Mezerai, Historiographen: 400 Fr. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 7. Mai. 73ſtes Blatt.

Der Kirchhof im Walde.

Hier, unter dieſen düſtern Fichten,
Ruht ſich's ſo ſanft im Dämmerſchein;
Wo ſich die dunklen Zweige lichten,
Blickt melancholiſch Licht herein.

Auf dieſen nied'ren Gräbern blühen
Nur Blumen, die ſich ſelbſt geſä't,
Sie hüllen jedes Lebens Mühen,
Ihr Flüſtern iſt ein ſtumm Gebet.

Der trauten Sterne freundlich Blinken
Glänzt zitternd durch das düſ're Grün,
Wie ferner Heimathlichter Winken,
Die liebend uns nach oben zieh'n.

Es weht ſo lind, ſo ſanft, ſo ſtille,
Durch dieſer Hügel Blumenduft
Des Lebens Hauch, der einſt die Hülle
Zur großen Auferſtehung ruft.

O! möcht' auch mir in dieſem Kreiſe
Mein nied'res Bett bereitet ſeyn:
Auf ſolchem Friedhof ſchläft ſich's leiſe,
Wie an der Bruſt der Mutter ein.

Schregel.

Johanna.

(Fortſetzung.)

Dieſe tiefe Einſamkeit und Verlaſſenheit fing an, ihm ſehr drückend zu werden, je mehr ſeine wieder zunehmenden Kräfte ihm geiſtige Unterhaltung zum Bedürfniß machten. Er ſehnte ſich ſo ſchmerzlich nach Berichten aus dem Vaterlande und von den öffentlichen Angelegenheiten, deren letzte Ereigniſſe ihm das Vorgefühl einer nahen Cataſtrophe gegeben hatten, welches bald frohe, bald bange Erwartungen in ſeiner wackern deutſchen Bruſt anregte. Er mochte wohl in unbewachtem Selbſtgeſpräch zuweilen verrathen haben, wie einſam er ſich fühle; denn eines Morgens fand er auf ſeinem Tiſchchen einige Bücher. Es waren Predigten, Voltaire's „Henriade", ein deutſches Geſangbuch und ein Heft einer veralteten Zeitſchrift. Wie wenig Unterhaltung ihm dies Alles auch gewähren konnte, ſo ſah er doch darin die Sorge eines fühlenden Weſens, welches ſich in ſeine Lage zu verſetzen und ſeine Bedürfniſſe zu ahnen im Stande war. Er hatte bis zur Abenddämmerung, des lange entbehrten Genuſſes ſich freuend, geleſen und lag, vom mehrſtündigen Aufſitzen ermüdet, halb träumend auf ſeinem Lager, als ſanfte Saitenklänge ſein Ohr berührten. Sie ſchienen aus dem untern Stockwerk des Hauſes zu kommen und von dem ruſſiſchen National-Inſtrument, der Balalaika, her zu rühren, welches er mehrmals auf ſeinem Zuge von Leuten aus der niedern Volksklaſſe hatte ſpielen hören. Aber hier ſchien eine geübtere Hand die Saiten zu rühren; denn ſie tönten ihm lieblicher und wohllautender, als er ſie noch gehört, und eine ſchöne Frauenſtimme begleitete ſie zuweilen in einzelnen wehmüthigen Accorden; ja es klangen auf ſonderbare Weiſe aus Spiel und Geſang ihm zwiſchen durch die wohlbekannten Töne jenes Wiegenliedes zu, das er ſo oft gehört und deſſen Melodie hier variirt zu werden ſchien. Sollte es die Wahnſinnige ſeyn? Unmöglich — die Stimme war zu jugendlich kräftig, und doch — wer

anders als sie konnte dies leierhafte eintönige Thema so immerwährend wiederholen? — In der folgenden Nacht erwachte Albert vom Schlaf, der jetzt von Tag zu Tage fester und ruhiger wurde. Es war tief in der Nacht; die Lampe, welche sonst auf seinem Tische brannte, war verlöscht, aber der Vollmond leuchtete hell durch das kleine Fenster und Albert erblickte zu den Füßen seines Bettes, auf einem Binsenstuhl zurück gelehnt, die Gestalt seiner Wärterin, welche zu schlummern schien. Es war ihm nichts Ungewöhnliches, sie Nachts an seinem Bette zu sehen; in der letzten Zeit war sie am Tage, wo die alte Russin ihren Dienst versehen, nie für ihn sichtbar gewesen. Aber nie hatte er sie schlafend gefunden, und indem er aufmerksamer hinblickte, schien ihm die Gestalt wie verjüngt, und er wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte; denn es waren offenbar die Formen und Züge eines schönen jugendlichen Mädchens, welche ihm unter der Hülle seiner Unbekannten sich darstellten. Ein Geräusch, das er absichtlich verursachte, störte sie aus dem Schlummer. Sie fuhr zusammen, blickte scheu nach ihm hin und stand auf. Indem bei dieser Bewegung ein heller Streif des Mondlichtes ihren Kopf traf, sah er deutlich ein edles Oval, dessen reine harmonische Züge die regelmäßigste Schönheit bildeten. Das Haar, etwas dunkler als das seiner Wärterin, näherte sich einem schönen Lichtbraun; sonderbarer Weise aber schmückte diese reiche Lockenfülle ein ähnlicher Kopfputz, als ihn die Alte trug, zwar nur aus einem gelben mit Perlen umwundenen Bande bestehend, aber doch in seiner Form an jenen phantastischen Zierrath erinnernd, so wie auch in der himmelblauen Kleidung, in ihrem ungewöhnlichen Zuschnitt, die Tracht der Alten nachgeahmt war. Einige Schritte zurück getreten, schien sie, den Blick zu Boden gesenkt, zu überlegen, ob sie gehen oder bleiben solle. Er aber, ergriffen von der überraschenden Erscheinung, rief laut aus: „Wunderbares Wesen, wer bist Du?" — „Ich heiße Johanna!" antwortete sie im reinsten deutschen Dialekt, aber sehr leise, und indem sie ihm durch Zeichen zu verstehen gab, leise zu sprechen. Sie schien noch etwas hinzu setzen zu wollen, aber er wiederholte: „Johanna!" und rief, sich die Stirn reibend: „Bin ich denn irre? oder welch ein Zauber waltet hier?" — Aber das Mädchen schüttelte mit trauriger Geberde den Kopf und floh blitzschnell zur Thür hinaus, zu welcher bald darauf die alte Russin auf leisen Socken herein trat, seinen Wasserkrug wieder füllend und die erloschene Lampe anzündend. Er glaubte bald darauf Stimmen in der Nähe zu vernehmen, wimmerndes Klagen und Stöhnen und dazwischen leise beruhigende Klänge der russischen Laute, bis etwa nach einer Stunde Alles wieder still ward. Aber ihn ließ die innere Unruhe nicht schlafen. Was war es mit der sonderbar räthselhaften Erscheinung der beiden Frauen? Befand er sich in einer Irren-Anstalt, oder war der Wahnsinn in diesem Hause erblich? — Schreckliche Vermuthung, gegen welche sein Gefühl sich sträubte und welche des Mädchens ruhig sanften Züge, ihre milde, wenn auch wehmüthige Stimme zu widerlegen schien. „Johanna!" rief er tief bewegt, „welch ein Geheimniß waltet hier über diesem Namen? Arme, schöne Johanna!" — aber in dem nämlichen Augenblick glaubte er an seiner Thür ein leises Weinen zu vernehmen, welches erst lange darauf verstummte. Er schlummerte gegen Morgen wieder ein, und als er erwachte, war es schon heller Tag. Es war ein klarer Winter-Morgen, und die Sonne warf zum ersten Mal einige Streiflichter in das kleine Fenster seines Gemachs, welches dadurch ungewöhnlich erleuchtet wurde. Er richtete sich innig erfreut über dieses Zeichen des vorrückenden Jahres im Bette empor und erblickte zu seinem Erstaunen zu den Füßen desselben mehrere Kleidungsstücke, wodurch einem Bedürfniß abgeholfen wurde, welches er schmerzlich empfunden, da er jedes Mittels ermangelte, ihm ab zu helfen, ja nicht einmal die Möglichkeit sah, sich darüber verständlich zu machen. Wer aber beschreibt sein Entzücken, als er bei den Sachen ein Blatt gewahr ward, worin er auf den ersten Blick eine deutsche Zeitung erkannte. Lange dauerte es, ehe der entzückte Jüngling den Inhalt des Blattes zu fassen vermochte, denn derselbe schien seine kühnsten Erwartungen so weit zu überflügeln und deutete auf Ereignisse hin, die demjenigen mit Recht unglaublich erscheinen mußten, der während einer so thatenreichen Periode sich ganz außer Zusammenhang mit den Kriegsbegebenheiten befunden hatte.

Er fühlte sich wie neubeseelt, und die Freude gab ihm Kräfte, sich ohne Hülfe zu erheben, was er bisher noch nicht vermocht hatte. Er kleidete sich an, und die neuen Kräfte zum ersten Mal an dem engen Raum seines Zimmerchens prüfend, lenkte er die schwachen Schritte nach dem kleinen Fenster hin, und indem er sein thränenfeuchtes Auge zu dem reinen Aether des wolkenlosen Himmels empor hob, feierte ein stummes Dankgebet das Fest seiner Auferstehung zum neugeschenkten irdischen Leben. Voll Begierde, sich über den Ort, wo er sich befand, einigen Aufschluß zu verschaffen, fiel dann sein Blick auf die nächste Umgegend, so weit dieselbe durch das kleine Fenster, dessen Scheiben eben die Sonnenstrahlen von ihrer Eiskruste etwas befreit hatte, sich übersehen ließ. Aber er sah nichts, als eine öde winterliche Gegend; kahle Bäume starrten hier und da aus der Decke des tiefen Schnee's, und doppelt grausig ragten die Trümmer einiger zerstörten Hütten in der Nähe aus dem reinen Weiß hervor. Kein menschliches Wesen war rings umher sichtbar, nur

einige Krähen umflogen mit heiserem Krächzen die Ruinen, wo vielleicht sich noch Befriedigung für ihren Hunger fand. Albert verweilte lange bei diesem traurigen Anblick, seine sonderbare Lage überdenkend. — Bald darauf trat die alte Russin herein. Auch ihre stumpfen Züge schien etwas wie eine ungewohnte Freude zu beseelen, und als sie den Gast außer dem Bett und gekleidet erblickte, schlug sie mit der Geberde frohen Erstaunens die Hände zusammen, und brach in einen unendlichen Wortstrom aus, wovon Albert leider nicht das geringste verstand: aber, als er während dem der Thür sich zu nähern versuchte, um durch einen Blick aus derselben die Lokalität des Hauses kennen zu lernen, drängte sie ihn mit Aengstlichkeit zurück, und suchte durch Zeichen zu verstehen zu geben, wie wenig die draußen herrschende Kälte für ihn tauge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

„Der Herzog von Orleans erzählte mir einst die erste Veranlassung seiner Liebe zu meiner Tante: sie ist mehr seltsam als romantisch. Er hatte sie schon längst liebenswürdig gefunden (er war nur achtzehn Jahr älter als sie), stand aber mit ihr auf einem feierlichen Fuß und war damals in ein anderes Frauenzimmer verliebt. Es traf sich bei dem ersten Besuch, welchen Frau von Montesson in Villers-Cotterets ablegte, daß eine Jagdpartie arrangirt wurde. Frau von Montesson war zu Pferde. Der Herzog verirrte sich mit ihr, in einem Augenblick, wo Beide die Jagd aus den Augen verloren, und wo die andere Dame den Hirsch in einer entgegen gesetzten Richtung verfolgte. Ein Jagd-Diener, der den Herzog begleitete, ersuchte ihn, den Ort im Walde nicht zu verlassen, bis er Erkundigung eingezogen, wohin die Jagd sich gewendet habe, und gab seinem Pferde die Sporen. Der Herzog stieg vom Pferde und half meiner Tante absitzen: Beide (wie Aeneas und Dido) suchten eine kühle Stelle im Walde aus und streckten sich in's Gras. Der Herzog, bekanntlich ein starker, untersetzter Herr, und bei der Hitze des Tages und der Erhitzung von der Jagd von Schweiß triefend, machte es sich bequem und bat um Erlaubniß, sich lüften zu können. Er bindet das Halstuch ab, knöpft Rock und Weste auf, schöpft so laut und so behaglich Athem, und geberdet sich dabei so wunderlich und so komisch, daß meine Tante sich nicht länger halten kann, in ein lautes Gelächter ausbricht, und ihr der Ausruf: „Gros Père!" entfährt. Dieser Ausruf: Dicker Papa! gefällt dem Herzog so sehr, sie sprach die Worte mit solcher Anmuth, begleitete sie mit so vielem Geist und so großer Lebhaftigkeit, daß sie das Herz des Herzogs gewann und der Gros Père sich in die jolie Tante augenblicklich verliebte. Man gewinnt die Herzen der Fürsten nie gewisser und unwiderstehlicher, als wenn man auf ein ehrerbietiges, zurückhaltendes Betragen plötzlich eine kleine überraschende vertrauliche Handlung folgen läßt." — Die Art, wie Frau von Montesson den Herzog zur heimlichen Ehe mit ihr bewog, wird weitläuftig und interessant erzählt, und nimmt einen bedeutenden Raum im zweiten Theil dieser Memoiren ein. Wir können gestehen, daß es uns bei dem Lesen Wunder genommen, wie eng die junge Gräfin von Genlis in die Angelegenheiten des Vaters und des Sohnes verwickelt, wie tief sie in Beider Vertrauen eingedrungen war, wie schlau ihre Tante sich ihrer bediente, ihre Intriguen ausspinnen zu helfen, und wie fein die Nichte ihre Faden gesponnen hat.

Wir gehen zur Beschreibung über, welche sie vom Herzog von Chartres macht: „Der Herzog von Chartres war damals (als ich Hof-Dame bei seiner Gemahlin wurde, 1770, in meinem 24sten Jahr) im vollen Glanze der ersten Jugend (1747 geboren, 23 Jahr alt). Sein Gesicht war schon verdorben, theils durch das Blut, welches er von seiner Mutter geerbt, theils durch seine ausschweifende Lebensart; seine übrige Gestalt war edel, leicht und von großer Eleganz. Sein Gouverneur, der Graf Pont St. Maurice, hatte sich auf drei Punkte beschränkt: ihm Höflichkeit, angenehme Manieren und einen guten Ton bei zu bringen; das Uebrige seiner Bildung hatte er den andern Erziehern überlassen. Diese wären sehr im Stande gewesen, dem Prinzen eine solide Richtung zu geben; aber der Gouverneur achtete so wenig auf die Verstandes-Cultur, daß der Prinz, der dieses bald merkte, es bequem fand — sich in diesem Stück keine Mühe zu geben. Die beiden Erzieher sahen ein, daß der Prinz nichts lernen wollte, ließen den Muth sinken, gaben ihm Unterricht und bekümmerten sich nicht weiter um den Erfolg. Gleichwohl fehlte es dem jungen Herzog weder an Verstand, noch an Gedächtniß, noch an Scharfsinn. Er war dabei wohlwollend. Vom funfzehnten Jahr nahm er die Aufwartung derjenigen an, welche von der Cour des Herzogs von Orleans kamen: unter Anderen die Offiziere der beiden Regimenter von Orleans und Chartres. Einer dieser Offiziere interessirte ihn besonders, weil ihm seine Traurigkeit auffiel. Man sagte ihm: er sey arm, und gebe seine ganze Gage hin, seine Mutter und zwei Schwestern zu unterhalten. Der Prinz sammelte sein Taschengeld von zwei Monaten, 40 Louisd'or, steckte sie in eine Düte voll Dragee, und bei der ersten Vertheilung von Zuckerwerk unter seine Offiziere händigte er die Düte, mit einem bedeutenden Wink, dem jungen braven Sohn und Bruder ein. Chastel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Der Oſter-Montag iſt im Oeſtreichiſchen der Neujahrstag des Schauſpielweſens; da werden für die Bühne neue Mitglieder geworben, neue Schauſpiel-Direktoren creirt; in der Oſter-Woche, die längſte Ferienzeit der Schauſpielhäuſer, werden die Theater gemalt, vergoldet, kurz, auf mancherlei Art für die Verſchönerung geſorgt und überhaupt, wie man im Sprüchwort ſagt: Neue Fußböden gelegt. — Unſer Hof-Theater begann mit dem „Hugurd", von Müllner. Nun, es iſt ein ſchönes Stück, ſagen die Wiener, aber lang' dauert's, und glauben will's dem Helden kein Menſch, daß er nicht ein maskirter Macbeth ſey. Der Zudrang war bedeutend — alle Plätze reich beſetzt. *) — Das Karnthnerthor-Theater hat Barbaja verlaſſen. Man wurde mit ihm nicht einig. Er wollte durchaus, daß nächſt den Zuſchüſſen, welche eine hieſige Behörde anbot, noch beſondere Zuflüſſe an baarem Gelde vom hieſigen Adel gemacht werden ſollten. Wie es heißt, veranſtaltete auch ein hieſiger Advokat eine Art Subſcription, die bedeutend ausgefallen; aber da wollte plötzlich Barbaja, der Adel ſolle ſeine, aus gutem Herzen geſchenkten Summen, zur Unterſtützung welſcher Triller und Herabwürdigung deutſcher Kunſt, in eine Staatskaſſe bezahlen, und die Staatskaſſe ihm Jahr für Jahr dafür eine Bürgſchaft leiſten! — Natürlich zerſchlug ſich nun das Ganze. Uebrigens iſt dieſe Impertinenz grenzenlos, von dem hieſigen liberalen und edelſinnigen Adel eine **Garantie** für **Logen-Beiträge** zu verlangen. Wahrſcheinlich iſt dies der Dank, daß die Cavaliere von Wien ſo eifrig bemüht waren, dem Sohn der Fortuna vom feuerſpeienden Berge mit ſeltener Freigebigkeit die Taſchen zu füllen! — Und nun bietet auch ein von der wälſchen Trillerkunſt Verzückter die ganze italiſche Sängergeſellſchaft, die ſehr großmüthig ihre Geſichter hergegeben, auf Medaillen in Bronze, Gold und Silber geprägt, den Kaufluſtigen zum Andenken. Wir haben nun ein Surrogat für römiſche Triumphatoren, und die Nachwelt wird nicht wenig ſich die Köpfe zerbrechen, wenn ſie nach Jahrtauſenden die lorbeerbekränzten Scheitel finden, und die Geſchichte vergebens nach den Namen Lablache, Fodor und David durchblättern wird. — Nun zu etwas Anderem! Das Theater-Neujahr zu Oſtern alſo brachte in das Kärnthnerthor-Theater eine andere Erſcheinung. Hr. Henſler, mit ſeiner Geſellſchaft, giebt darin vorläufig auf einem Monat Vorſtellungen, da er die innere Einrichtung ſeines Theaters in der Joſephſtadt verändert, und die ſämmtlichen Etagen für das Publikum bequemer einrichten läßt. Herr Henſler, ſeit einiger Zeit für die Meiſtſchen Produkte ſehr eingenommen, begann den Reihen der Darſtellungen mit „Arſenius". Dieſes ſchale Produkt machte auf die Verſammlung, die ſich der Erinnerung an die früheren Darſtellungen dieſer Bühne nicht leicht entſchlagen zu können ſcheint (obgleich die ſehr geringen Eintritts-Preiſe den richtigen Standpunkt der Beurtheilung angeben), nicht den günſtigſten Eindruck. Hr. Henſler, den man hier liebt und achtet, und der ſelbſt einſt ein ſehr gewandter Dichter war, ſchien das zu fühlen, und brachte Bauerle's bekannte „Aline" und die „optiſche Zimmerreiſe in Krähwinkel" zur Abwechſelung auf das Repertoir; obgleich letztere — außer einzelnen guten Gedanken (die jedoch mitunter auch aus andern Stücken eingewandert) und den Dekorationen, vorſtellend die Menagerie, die Nordpol-Expedition und die Exploſion des Veſuvs — ein Machwerk ohne Zuſammenhang iſt, worin nur Hr. Hoppe als „Nachtdiener" im Charakter eines Böhmen exzellirt. — Ich komme zum Theater an der **Wien**. Da wurde nun auch „Ottokars Glück und Ende" zum erſten Mal aufgeführt. Das Stück iſt gedruckt, alſo hat jede Buhne ein Recht darauf. Waren „Hugurd" und „Arſenius" beſucht, ſo war es „Ottokar" nicht minder, und könnte man dem Theater an der Wien ein Jahr hindurch ſolche Spekulationen verbürgen, ſo würde es ſich wohl aus ſeinem Unglück heraus reißen. Es iſt dergeſtalt in Verfall, daß, kommen nicht außerordentliche Mittel, es unmöglich beſtehen kann. Es ſcheint, daß der Grund dazu ſchon früher entſtand und in der Leitung des Theater-Sekretairs Vogel zu ſuchen iſt, der ganz dem Weſen jenes Theaters widerſtrebende Einrichtungen machte, lauter Schuler ſeiner Frau engagirte, Seiltanzer- und Reiter-Spektakel gab, wodurch das Theater um ſeinen Ruf kam. Grillparzer's „Ottokar" wurde auch hier ſehr beifällig aufgenommen. Bei dieſer Gelegenheit hieß es: Ottokars **Glück** wird im Burg-Theater gegeben und ſein **Ende** im Theater an der Wien. Die Pferde im Theater an der Wien, ſagte ein Anderer, werden für den Dichter einen **Ausſchlag** geben u. ſ. w. Ich, als ein Fremder, ſchreibe die Witzworte ſo nieder, wie ich ſie höre, ohne ſie zu vertreten; thut doch Caſtelli daſſelbe unter der Rubrik der Freſko-Anekdoten in der „Abendzeitung". Obgleich die Meinungen nach „Ottokars" Erſcheinung hier, gegen die Erwartungen von demſelben, ſehr herab geſtimmt wurden, ſo machten doch voreilige Urtheile eine unangenehme Senſation. Ein Hr. Ebersberg, der noch gar nichts geleiſtet, hatte die Stirn, im „Sammler" den vaterländiſchen Dichter auf eine eben ſo abſurde als kecke Art zu verunglimpfen. Baron Zedlitz hat ſich über ihn luſtig gemacht und mit wenigen Worten Ebersberg's ſchlechte Kritik den unterirdiſchen Göttern geopfert. Man iſt jetzt begierig, was das Ausland zu dieſem Werke ſagen wird. Vielleicht ein Müllner wird es beurtheilen, recht ſo! — nur kein Ebersberg! — Im Theater in der Leopoldſtadt ſind die ſämmtlichen Schauſpieler Dichter geworden. Ignaz Schuſter, Raimund, Korntheuer ſchreiben ſich alle ihre Stücke ſelbſt. Ich ſah bloß den „Geiſterkönig" von Raimund, der viele alte Späße im gewandten Kleide enthält. Man macht viel Weſens daraus; bei'm Lichte beſehen iſt's eine Zauber-Poſſe ohne Phantaſie, wie „der verwunſchene Prinz" und „Apollo und der Dichter"; derlei Sachen ſind wir die Feuerwerke, hat man eins geſehen, ſah man ſie alle. **).

Das Convents-Mitglied Legendre ſagte einmal: „Wenn ich Beſitzer des Guts eines Verurtheilten wäre, ich würde in jedem Thautropfen Thränen der Familie deſſelben zu ſehen vermeinen!" (Journ. d. Par.)

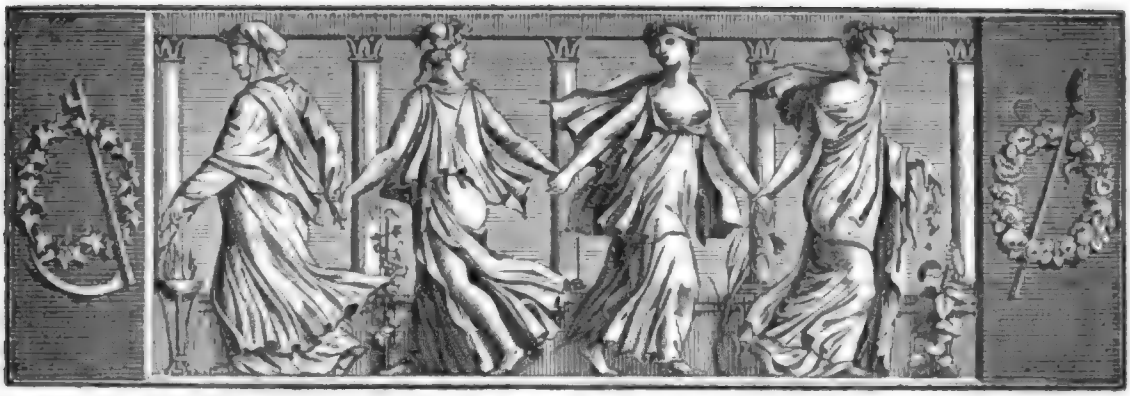
Der Verfaſſer des Werkchens: „Die Kunſt, ſich nicht betrügen zu laſſen", beſchreibt folgendermaßen den Spitzbuben: „Der Dieb kennt ſeine Leute, kennt den Charakter, die Leidenſchaft eines Jeden, lügt auf's geſchickteſte, kann gut voraus berechnen, beſitzt einen ſtarken Geiſt, iſt raſch im Entſchluß, faßt ſchnell, und hat eine lebendige, fruchtbare Einbildungskraft! — Die kleinen Diebe ſind der großen Diebe Lehrlinge; ſie ſtehlen nur Kleinigkeiten. Ihr erſter Fehlgriff iſt aber ihre Beförderung. Sie kommen nach Laforce, finden dort einen guten Meiſter, und ſteigen als vervollkommnet wieder aus. Ihr zweiter Fehlgriff bringt ſie nach Bicetre, von wo ſie noch gelehriger ausgehen. So werden aus den kleinen Dieben ſtufenweiſe Taſchendiebe, Straßenräuber. Letztere haben in der Regel alle Grade durchgemacht und auch alle Orden inne; d. h. Brandmark, Schandpfahl, Zwangs-Arbeit. Ihnen fehlt bloß das Band dazu, der Strick, der ſie dann auch in der Regel erreicht. (Gaz. d. Fr.)

In Calcutta hat ein Privatmann ſechs Tyger ſo gezähmt, daß er ſie förmlich als **Katzen** zum **Mauſen** gebraucht. Und ſie leiſten ihm in dieſer Qualität herrliche Dienſte. (Corsaire.)

*) Mithin wird das Hof-Theater wohl thun, das Stück öfter zu geben, welches doch eines der beſten neueren deutſchen Trauerſpiele iſt, wenn auch die Kritik Manches daran aus zu ſetzen findet. D. H.

**) Mithin wird das Hof-Theater wohl thun, das Stück öfter zu geben, welches doch eines der beſten neueren deutſchen Trauerſpiele iſt, wenn auch die Kritik Manches daran aus zu ſetzen findet. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 9. Mai. 74ſtes Blatt.

Gloſſen.

Täuſchungen.

Thema: Wie ſie wandelt rein und maidlich,
Gleich den Grazien oder Muſen,
Nur dem Herzen iſt es deutlich,
Daß ſie furchtbar wie Meduſen.

Der Altdeutſche.

In der Schönheit reichem Kranze,
Züchtige Schleier um die Blicke,
Geht die Maid in ihrem Glanze,
Sieht nicht um ſich noch zurücke
In dem bunten Menſchentanze;
Ewig möcht' ich nach ihr ſehen,
Die ſo lieblich, augenweidlich,
In der güld'nen Locken Wehen;
Wie ſie züchtig weiß zu gehen,
Wie ſie wandelt rein und maidlich.

Der Antike.

Griech'ſche Form und edle Haltung,
Schlanke Glieder wie Aurora,
In des Armes Reizgeſtaltung
Uebertrifft ſie ſelber Flora;
Und der Stoffe Wellenfaltung
Füllt mit Staunen meinen Buſen,
Wie Apelles Huldgeſtalten
Weiß ſie herrlich ſchön zu fußen —
Möcht' ſie gleich den Göttern halten,
Gleich den Grazien oder Muſen.

Der Moderne.

Florenzhütchen, ſeid'ne Bänder,
Wie das glänzet, wie das ſtrahlet,
All die reichen Taffetgewänder,
Drinn ein Blumenbeet gemalet;
Und die feinen Spitzenränder,
Wie ergötzt mich Alles weidlich!
In des Schleiers mildem Prangen
Sitzt mein Herz im Netz gefangen;
Ach, ich fühle ein Verlangen,
Nur dem Herzen iſt es deutlich!

Näherer Beobachter.

Hätt' ich doch fürwahr gewähnet,
Etwas Hübſches bärg' der Schleier,
Und ſchon hätt' ich bald geſehnet
Nach der milden Aeuglein Feuer,
Die der Vorhang dort beſchönet.
Hab' es neulich ſchon erfahren,
Dieſer Schleier, dieſer Buſen,
Wie ſie Abends trüglich waren,
Darum kenn' ich dieſe Waaren,
Daß ſie furchtbar wie Meduſen!

Manfred.

Johanna.

(Fortſetzung.)

So vielen Stoff zum Nachdenken der Inhalt des Zeitungsblattes nun auch dem jungen Manne gab, ſo oft er auch im Lauf des Tages es leſen und wieder leſen mußte, ſo ſah er doch mit ſehnſuchtsvollem Verlangen der nächſten Nacht entgegen, die, wie er hoffte, ihm Aufſchluß über alle bisherigen Räthſel geben, und vielleicht die holde Erſcheinung, welche ihn unaufhörlich beſchäftigte, abermals an ſein Lager führen würde. Er nahm ſich vor, ſie dann nicht wieder zu entlaſſen, ohne daß er von ihr erfahren, wo er ſich denn eigentlich befinde, und vor Allem wollte er ihr danken und

ihr sagen, daß die Erinnerung an sie nie aus seinem Herzen schwinden werde. Denn sie, das war ihm gewiß, sie war es ja allein, der er jede Erleichterung verdankte, jede zarte Sorgfalt, die während eines so langen Krankenlagers ihm war zu Theil geworden, und vielleicht sein Leben erhalten hatte. Seine Erwartung täuschte ihn auch nicht, und als die Ungeduld, mit welcher er, wie nun die Nacht eingebrochen, auf jedes Geräusch horchte, nur auf kurze Zeit der Forderung der Natur gewichen, da war sie unterdeß an sein Lager getreten, und lächelte, als er die Augen aufschlug, unbeschreiblich mild auf ihn hernieder. Er glaubte anfänglich, es zaubere ihm ein Traum die holdeste aller Erscheinungen vor: aber der Vollmond schien so klar als gestern in das Gemach, hell flackerte die Kerze auf seinem Tisch, und schöner noch als gestern, mit dem Purpur des Lebens auf der Wange und den Blick voll rührender Theilnahme auf ihn geheftet, stand wirklich und leibhaftig die reizende Erscheinung ihm ganz nahe. Entzücken und Ueberraschung ließen Albert verstummen; sie aber bog sich näher zu ihm hin und sagte sehr leise: „Es geht nun besser mit Ihnen! Ich kann mich selbst davon überzeugen, und" — setzte sie hold verschämt hinzu — „mich Ihrer Genesung freuen!" — „Sie ist Ihr Werk, holde Johanna!" erwiederte froh der Jüngling; „wie beglückt es mich, daß mir vergönnt ist, Ihnen zu danken; doch wo find' ich Worte, es, wie ich wünschte, zu thun?" — „Nicht doch!" erwiederte sie schüchtern leise; „danken Sie dem Erhalter alles Lebens für Ihre Genesung. Was hier geschah, war so wenig!" — „Es war die edelste, menschenfreundlichste Sorgfalt, deren ein Leidender je sich zu erfreuen gehabt! Aber wem, wunderbares, wohlthätiges Wesen, wem dank' ich sie? Nennen, o nennen Sie sich mir, damit ich wisse, wen meine dankbare Erinnerung zu verehren hat!" — „Ich heiße Johanna!" erwiederte sie wehmüthig und leise: „Sie wissen es ja schon. Gönnen Sie dem Namen ein freundliches Andenken, auch wenn das Leben Sie wieder in seine bewegtesten, heitersten Kreise ruft. Forschen Sie weiter nicht nach mir, es wäre doch vergebens. Ich muß nun scheiden!" — „Scheiden?" rief Albert bewegt aus; „Du Engel meines Lebens! Und ich soll ohne Dich in dieser Einöde zurück bleiben?" — „Nein!" erwiederte sie sanft; „auch Sie sollen diesen Ort des Jammers verlassen! Aber wenn die heitere Heimath Sie umfängt, dann gedenken Sie, es ist das Einzige, was ich bitte, im Kreise liebender und geliebter Menschen der armen fremden Johanna!" — Sie lächelte bei diesen Worten ihn noch einmal traurig und bedeutungsvoll an, und schwand dann mit schneller Wendung zur Thür hinaus. Der Jüngling streckte tief erschüttert und voll Sehnsucht seine Arme nach der Entfliehenden aus, und warf sich, als sie seinem Blick entschwunden war, mit einem nie empfundenen Schmerz in die Kissen seines Lagers zurück. Ihm war, als ob das Leben von Neuem ihm entfliehen wollte, und unmöglich schien es ihm, in dieser Hütte länger verweilen zu können, ohne die Hoffnung, die Unbekannte wieder zu sehen. Er nahm sich vor, am folgenden Morgen das ganze Haus zu durchsuchen, bis er sie gefunden, und dann zu ihren Füßen sie zu beschwören, daß sie ihn nicht verlasse — ach, niemals! — Er gedachte seines gütigen Oheims im Vaterlande, der ihn erzogen und der ja gewiß nichts dagegen haben konnte, wenn er Alles, was das Geschick ihm an Lebensgütern verliehen, entschlossen war, mit derjenigen zu theilen, welcher er allein glaubte seine Erhaltung verdanken zu müssen; und indem er sich die Ausführung aller dieser Vorsätze so lebhaft und reizend ausmalte, als nur je ein Liebender gethan, entschwanden ihm die nächtlichen Stunden, und er sah mit Entzücken die ersten Strahlen der Morgenröthe die Wände seines Gemachs erhellen. Er stand auf und eilte, sich an zu kleiden; doch ehe er noch damit fertig, vernahm er im Hause selbst ein ungewöhnliches Geräusch. Männliche Fußtritte näherten sich seiner Thür und ein Mann im Reisepelz trat zu ihm ein.

„Ich bin", sprach er, auf Albert freundlich zuschreitend, „ein Arzt, und im Begriff, nach Petersburg, wo ich ansäßig, zurück zu kehren. Gern gab ich der Bitte edler Menschen, denen das Schicksal der gefangenen Landsleute am Herzen liegt, Gehör, einen kranken Landsmann von hier mit zu nehmen, und es freut mich, Sie bereit und kräftig genug zu finden, die Reise mit zu machen. Es wird Ihnen" — fuhr er, Alberts verwunderungsvollen Ausruf überhörend, fort — „leicht werden, bei den vielen dort wohnenden Deutschen Unterstützung, ja unter den hohen Beamten vielleicht Fürsprache zu finden, welche Sie der traurigen Nothwendigkeit, weiter in das Innere des Landes transportirt zu werden, überheben dürfte. In jedem Fall aber können Sie Ihre völlige Genesung dort, wo schon Vereine zur Verpflegung der Gefangenen sich gebildet haben, besser abwarten, als hier, wo es an Allem, was Ihre Lage heischt, zu fehlen scheint. Gewiß" — setzte er, in dem Gemach umher blickend, hinzu — „man möchte, außer der Kraft einer ungeschwächten trefflichen Natur, noch an besondere höhere Einwirkungen glauben, welche verhüteten, daß Sie der Wuth der Krankheit unter solchen Umgebungen unterlagen!" — „Ja!" fiel Albert ein, „es waren die Einwirkungen des Genius der Menschenliebe und Wohlthätigkeit selbst, denen ich mein Leben schuldig bin, und nach nichts verlangt mich mehr, als den edlen Menschen zu danken, die in dieser Hütte so lange ihr sauer erworbenes Brod nicht bloß mit mir theilten, nein, es für die Erhaltung

des kranken Fremdlings hingaben. Führen Sie mich zu ihnen, mein Herr, auf daß ich nicht ohne Dank aus dieser armen, aber gaſtlichen Hütte ſcheiden mag!" — „Aus dieſer Hütte?" erwiederte gedehnt der Arzt; „es iſt kein lebendes Weſen in dieſem Augenblick außer uns darin. Eine arme Wittwe nahm Sie, als Sie mit Hülfe guter Menſchen aus dem brennenden Moskau entkamen, hier auf, welche auch nur von der Sorge für Ihre Pflege hier feſtgehalten wurde, und froh, ſich derſelben endlich entledigt zu ſehen, in dem Augenblick, wo ich ankam, dies zerſtörte ausgeplünderte Dorf verließ, um in der Nähe bei Verwandten eine Zuflucht zu finden." — „Wie, mein Herr?" rief Albert heftig aus; „eine arme Wittwe, ſagen Sie? und wer, ich bitte Sie, wer war der Engel, der Nachts, als ich meine Geneſung fühlte, an meinem Lager erſchien; wer war jene räthſelhafte Alte, die mich aus Moskau wegführte, die —?" Er erzählte im raſchen Strom hier Alles, was ihm mit der Alten begegnet war, und fuhr am Schluſſe der Erzählung lebhaft fort: „Sagen Sie, ich bitte, ſagen Sie, mein Herr, wer ſind dieſe beiden ſeltſamen Weſen, dieſe beiden Johannen?"

Der Arzt hatte ihn während dem mit lächelnden halb mitleidigen Blicken angeſehen. „Man hat", ſprach er dann kopfſchüttelnd und bedenklich, „Beiſpiele, daß krankhaft gereizte Nerven auch bei anſcheinend geſundem Zuſtande eine Zeit lang die ſonderbarſten Erſcheinungen hervor zu bringen vermögen, wie manche in den Annalen der Heilkunde aufgenommenen Fälle zur Genüge beweiſen. Daß alſo ein von ſchwerer Krankheit kaum Geneſener, der tiefſten Einſamkeit überlaſſen, die Fieberbilder der Krankheit noch eine Zeit lang im Zuſtande der Geneſung vor ſeinen überreizten Sinnen gaukeln ſieht, iſt weiter kein Wunder, wenn gleich eine ſehr merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung, und es dürften auch in dieſer Hinſicht Veränderung des Orts und der Umgebung, ſammt beſſerer Pflege, am wohlthuendſten auf Ihren Zuſtand einwirken. Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr!" fuhr er fort, den ſträubenden Albert ſanft an den Arm faſſend — „wir dürfen nicht allzu lange zögern; mein Schlitten wartet in der Nähe!" — „Nicht von der Stelle gehe ich!" rief Albert heftig, „ohne die Bewohnerin dieſer Hütte geſehen zu haben!" — „Nun dann", erwiederte der Arzt, „überzeugen Sie ſich ſelbſt, daß Niemand hier iſt, dem Sie Dank ſagen könnten!" — Er riß bei dieſen Worten die enge Thür des Gemachs auf; Beide traten in einen küchenartigen Raum, welcher zugleich den ganzen bewohnbaren Theil des Hauſes ausmachte. Denn auch hier ſchienen Gewalt und Zerſtörung gewüthet, und nur dies Wenige von einem größeren und wohnlichen Gebäude übrig gelaſſen zu haben. Nur ein Bretter-Verſchlag trennte noch ein anderes kleines Gemach von der Küche: aber Alles war leer, nirgends eine Spur von Bewohnern, und ſo ſorgfältig auch Albert Alles durchſuchte, es blieb ihm keine Hoffnung, ein lebendes Weſen in dieſen halb verfallenen Räumen zu entdecken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

„Nach vollendeter Erziehung des Prinzen war des Herzogs von Orleans, ſeines Vaters, erſte Sorge, ihm eine Maitreſſe zu geben. Die Wahl fiel auf die berüchtigte Demoiſelle Du Thé; der Herzog erkaufte ſie von einer Unterhändlerin für ſeinen Sohn, und rühmte ſich der That, weil er hoffte, auf dieſe Weiſe für die Geſundheit des jungen Prinzen geſorgt zu haben. Dieſe Du Thé hat in der Folge meinen Schwager, den Grafen von Genlis, und viele Andere ruinirt. Was konnte der junge Herzog von Chartres von einem Geſchenk dieſer Art und von dieſer erſten Lektion eines Vaters halten? Dann umgab ihn ſein Vater nicht mit tugendhaften Freunden, ſondern mit ſittenloſen jungen Leuten, den Herren von Coigny, von Fitzjames, von Conflans u. ſ. w. Und dennoch fiel der junge Prinz von ſelbſt auf einen würdigen Begleiter und Geſellſchafter, den Chevalier de Dürfort, welcher volle vierzehn Jahr älter als er und ihm aufrichtig ergeben war, ihn aber nie in ſeine loſen Zirkel begleitete und immer eine Herzens-Angelegenheit vorſchützte (un attachement particulier), um ſeine Moralität zu retten. Der Prinz, damals ſiebenzehn Jahr alt, fand die Damen an ſeines Vaters Hofe ſo ſpröde und ſo zurückhaltend, daß er es ſich zum Vergnügen machte, ihre Tugend und ihre Grundſätze zu perſifliren, und in Sachen der Moralität und des Anſtandes ſich leicht, ungebunden und zügellos zu zeigen. Dieſer Ton wurde ihm mit der Zeit zur Gewohnheit und verdarb ſeinen Verſtand und ſein Herz. Mit Witz und Rang hatte er die Lacher auf ſeiner Seite; die Damen, um ſich zu rächen, ſtreuten aus: er ſey hartherzig, ohne Charakter und Grundſätze. Der Prinz erfuhr es, lachte darüber, und ſetzte ſeine Ehre darin, noch ſchlechter zu ſcheinen, als er war. So ſank er von Stufe zu Stufe, bis auf die letzte und unterſte herab."

(Die Fortſetzung folgt.) Chaſtel.

Socrates.

„Dies iſt Socrates Bild? Dies hämiſche Antlitz voll Tücke?"
„Freund, die göttliche Seele iſt Socrates, nicht dieſer Kopf:
Er bekundet ja nur, wie wenig er hätte ſeyn können;
Aber jene ſagt uns: was auf ewig er iſt."

E. D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

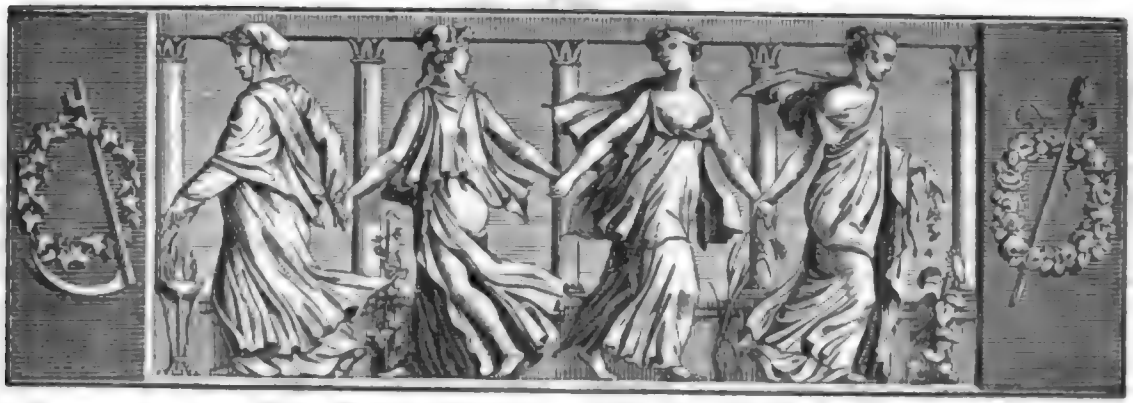
Braunschweig. Im Anfang ging es unsern musikalischen Freuden wie dem Winter, es wollte nichts zu Stande kommen. Der talentvolle Hr. Concertmeister Müller kündigte ein Concert an, die Sache fiel also aus: „Es war ein Mensch, der machte ein großes Concert und lud Viele dazu, und sandte seinen Diener aus, die Stunde des Concerts zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist Alles bereit. Und sie fingen an, Alle nach einander sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muß hinaus gehen. Und der Andere: Ich habe Ochsen erhandelt und muß sie besehen" u. s. w. Der Concert-Diener glich der Taube Noah's, welche nichts mitbrachte in die Arche, als ein leeres Blatt. Dem Hrn. Concertmeister wurde dadurch die Hoffnung ganz genommen; er wird sobald keine zweite Taube aussenden. Ich glaube, das hiesige Publikum meint, hier erzeugte große Violinspieler waren dem Portwein gleich und müßten außer Landes nur recht schmackhaft seyn. Spohr ward auch hier gebildet. — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Einiges über die ausgezeichnete Künstler-Familie des Hrn. Müller's zu sagen. Der Vater ist ein tüchtiger Praktiker, dieses hat er bei der musikalischen Erziehung seiner vier Söhne hinreichend gezeigt. Der Aelteste unter ihnen, hiesiger Concertmeister, gehört ganz gewiß zu den ersten Violinspielern Deutschlands. Was Fertigkeit, nettes klares Spiel, verbunden mit der haarscharfsten Reinheit seiner Töne, anbetrifft, so wird er darin sicher von Niemand übertroffen. Es ist ein großer Genuß, von diesem Künstler ein Rondeau oder eine Polonoise vortragen zu hören. Man sieht es ihm an, daß er Herr seiner Kunst ist; es wurde bis jetzt nichts für das so schwierige Instrument gesetzt, was er nicht mit Leichtigkeit vortrüge. Dabei hat er nicht die üblen gezierten Manieren mancher anderen Künstler, von denen man immer fürchtet, sie möchten sich den Hals verrenken. — Der zweite Sohn, Hr. Gustav Müller, ist gleichfalls Violinspieler; steht er nicht ganz gebietend über seinem Instrumente, wie der ältere Bruder, so ist es ihm ein holdes Liebchen, von welchem er die zartesten Laute erschmeichelt. Ich gestehe ehrlich, daß ich von ihm manche Sachen eben so gern, wie von dem Concertmeister höre. Neben seiner bedeutenden Virtuosität ist er ein recht lieblicher Componist und das Publikum hat seine Arbeiten mit verdientem Beifall aufgenommen. Warum hören wir nicht öfter etwas von seinen Arbeiten? — ist es zu große Bescheidenheit? — Der dritte Bruder, Hr. Theodor Müller, ist ein ganz ausgezeichneter Violoncellspieler, welcher, was Fertigkeit und reinliches Spiel anbetrifft, den Besten zur Seite steht. Er besitzt den ausdauerndsten Fleiß und arbeitet immerfort an größerer Ausbildung. Es steht zu wünschen, daß unser Fürst, welcher ja den schönen Künsten hold ist, den jungen Mann einige Zeit reisen läßt, damit er gute Violoncellspieler höre, und er dann hier für immer gefesselt werde. Virtuosen auf diesem Instrumente sind sehr selten; Hr. Müller verspricht ganz Außerordentliches, und würde seine Zeit sicher trefflich nutzen. — Der Jüngste der Brüder, Hr. Georg Müller, ist vielleicht von der Natur am meisten begabt. Er ist Violinspieler, und besitzt eine für sein Alter erstaunliche Fertigkeit; der Ton verspricht sehr viel und wird bei fortgesetztem Fleiße sicher ganz ausgezeichnet. Er scheint Talent für Composition zu haben, so daß auch von dieser Seite etwas Tüchtiges zu erwarten steht. Was er davon öffentlich vorgetragen, fand eine günstige Aufnahme. — Von Hrn. Carl Müller wurde Hr. Freudenthal, welcher, wie die gedachten Herren, auch Mitglied der hiesigen Kapelle ist, gebildet. Er ist ein sehr braver Geiger, welcher dem Meister Ehre macht, mit einem fast zu großem Fleiße. Ich möchte dem jungen Manne rathen, nicht alle Zeit auf die mechanische Ausbildung seines Spiels zu verwenden, sondern der Theorie einen Theil davon zu gönnen. Compositionen von ihm wurden, wie sie es verdienten, mit Beifall anerkannt. Einige Lieder, welche er in Musik gesetzt hat, zeigen einen tiefen zarten Sinn, und rühren durch eine ruhige einfache Weise. Mögt ihn doch der Himmel vor dem Ueberkünstlichen bewahren. — Von der hiesigen Kapelle ist nun gar Manches zu sagen; sie gleicht einem alten Hause, an welches man sich durch die Zeit gewöhnt hat. Manche Pfeiler und Stützen dieses Gebäudes sind morsch geworden und versagen den Dienst. Die zweite Violine steht in gar keinem Verhältniß zur ersten, welche vortrefflich besetzt ist. Der erste Bratschist, ein guter alter Mann, kaut die Noten in stillem Grimm hinunter; gegen die Solo's aber kann er den Widerwillen nicht bergen. — Die Blas-Instrumente machen im Ganzen nur musikalischen Wind; man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Indessen sind hier einige sehr rühmliche Ausnahmen zu machen, unter denen der treffliche Hr. Ferling obenan steht. Wem fallen wohl bei Betrachtung unserer beiden Fagottisten Langbein's „Pastor Schmolke und Schulmeister Patel" nicht ein? Das erste Fagott, so wohlbeleibt wie der gedachte Hirt, und das zweite ein bloßer dünner Ton. Wie die Ebenerwähnten sehen sich auch diese guten Leute oft ängstlich an, wenn sie ein unwillkührliches Solo brummen. Nur ist der Unterschied zwischen Langbein's Helden und ihnen, daß sich die Ersteren vor dem Todtschlage fürchten, diese ihn aber an der Musik begehen. Unser junger Fürst wird jedoch sicher diesen Leiden abhelfen, und wir hoffen und denken: „Herr, du giebst einem Jeden zu seiner Zeit!"

Wie sich unsere Bühne künftig gestalten wird, ist noch nicht bekannt; gewiß aber, daß sie vom Herzog übernommen und hoffentlich dadurch gewinnen wird. Ein sehr großer Vortheil ist es, daß wir den trefflichen Hacke wieder bekommen haben; er ist einer von den sehr wenigen Künstlern, welche unsere daran arme Zeit auf zu weisen hat. — Was ich vorher gesehen habe, geht leider in Erfüllung: Demoiselle Devrient verläßt uns — daß sie die kühnsten Hoffnungen erfüllen wird, hat ihre Darstellung der „Thekla" gezeigt. — Der Hr. Kapellmeister Wiedebein ist in ferne Lande gezogen, wahrscheinlich, um einige Singvögel ein zu fangen. Man flüstert sich zu, er werde einen neuen Sonntag für unsern Kunstkalender bringen; wir wollen erwarten, wie günstig ihm das Glück ist. — Unsere musikalischen Freuden und Leiden fingen mit einem Concert, welches ein Hr. Kubel gab, an. Der Genannte ist Fortepianospieler und besitzt eine große Fertigkeit; es ist ihm aber mehr Geschmack im Vortrag zu wünschen, die leidige Fertigkeit macht es allein noch nicht. Seine Compositionen sind ohne Bedeutung. Von seiner Polonaise brillante konnte das Prädikat wegbleiben, es hätte des Componisten Bescheidenheit nicht geschadet; böhmische Steine sind keine Brillanten und Katzensprünge keine Ballets. — Das zweite Concert gab eine Madame Saint Brice und ein Herr Quagliarini. Daß diese heilige Brice, welche zwar nicht im ordinairen Kalender steht, sich aber in den der Kunst schleichen wollte, mit einem so wunderlich benamten Herrn umher zog, machte in unserer kleinen Stadt Aufsehen und brachte einen vollen Saal. Es hat gar viele wunderliche Heilige gegeben, aber ich glaube keine, die jemals ein so höchst elendes Concert gab, wie diese; es war wirklich unter der Kritik. — Das dritte Concert gaben die Herren Stavoler, Vater und Sohn. Bei dem Doppel-Concert mußte Jeder glauben, der Vater wolle dem Sohne vor der versammelten Menge einigen Unterricht ertheilen, indem dasselbe wohl zum Studium für Anfänger, aber nicht zum Vortrage vor dem großen Publikum paßte. Ein Potpourri von Keller wurde recht gut vorgetragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Semlin läßt sich eine Art Arabe auf vierzehn Instrumenten zugleich hören, worunter Trompete, Pauke, Trommel, Flöte, Oboe u. s. w. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 11. Mai. 75ſtes Blatt.

An Friedrich von Uechtritz
nach Vorleſung ſeines „Alexander“.

Auf, empor! du junger wack'rer Streiter!
Auf! mit keckem Muth, mit hohem Sinn!
Gieb dich freudigkühn dir ſelber hin,
Forſche nicht: was ſagen die Begleiter?

An den höchſten Thurm geſetzt die Leiter!
Inn're Kraft allein die Führerin!
Jede Sproſſe — herrlicher Gewinn! —
Stärkt dich mehr und macht die Ausſicht weiter.

Was du rangſt, bei Gott, vermag ſchon viel;
Mehr wird, was du ringen wirſt, erringen!
Wolle, rein und froh — es muß gelingen!

Nicht vergiß: der Weg iſt nicht das Ziel!
Doch du wirſt dich ſelber nicht verlaſſen,
Und der Kranz, er winkt — du wirſt ihn faſſen!

Berlin, den 29. April 1825. Karl Streckfuß.

Johanna.
(Fortſetzung.)

Traurig und faſt ungewiß, ob er nicht wirklich Erſcheinungen geſehen, folgte Albert endlich dem Arzt, welcher ihn über einen kleinen Hof und die dicht verſchneiten Gaſſen des zerſtörten Dorfes führte, an deſſen Ende ein bequemer Schlitten Beide aufnahm und bald aus der Gegend entführte. Albert fühlte ſich von der heitern Winterluft ſtärkend berührt, und als er, tief eingehüllt in einen warmen Pelz, für welchen des Doctors menſchenfreundliche Güte geſorgt, und von der Bewegung des Fahrens ſanft angeregt, an der Seite des freundlichen Gefährten ſaß, ward ihm doch bald recht behaglich zu Muthe, welches Behagen noch höher ſtieg, als der Doctor ein erquickliches Frühſtück von kalten Speiſen und ſtärkendem Wein vorholte und mit ſeinem Gaſt theilte. Beide fanden auch ſofort den reichſten Stoff zu vielſeitiger und angenehmer Unterhaltung, indem der Doctor unerſchöpflich war in Mittheilungen über die großen Ereigniſſe der Zeit, welche Albert eben ſo wenig müde wurde zu empfangen, ſeiner Seits aber dafür Notizen über Herkunft und Vaterland, und ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen unter Napoleons Heer, zurück gab.

Der Doctor Stern — dies war der Name des Arztes — erfuhr hier, daß ſein Gefährte der früh verwaiſte Sohn eines altadlichen Stammes im nördlichen Deutſchland war. Von einem Oheim erzogen, der einen angeſehenen Poſten in einem Fürſtenthum bekleidete, welches jetzt die Provinz eines neugeſchaffenen Königreichs geworden, hatte er ſich früh einem wiſſenſchaftlichen Beruf gewidmet, dieſen aber, den Geſetzen der Conſcription zufolge, gegen den Kriegerſtand vertauſchen müſſen, welchem zu entgehen um ſo weniger möglich geweſen war, als die obern Behörden ſeinen edlen Oheim ohnehin in dem Verdacht hatten, er ſey den neuen Verhältniſſen nicht mit Aufrichtigkeit zugethan und hange im Herzen noch dem vertriebenen Fürſtenſtamm an. Albert erfüllte ſeinen neuen Beruf mit Eifer und Pflichtgefühl, doch nicht ohne tief im Herzen die Schmach ſeines Volkes zu empfinden, und die Hoffnung einer beſſern Zukunft zu nähren. Doch hatte dieſer Widerſtreit ſeiner innerſten Neigungen und Ge-

ſinnungen, mit ſeiner Lage und ſeinen Pflichten, einen Ernſt des Charakters und der Lebens-Anſicht bei ihm begründet, welcher hinlänglich war, ihn von ſeinen Gefährten ab zu ſondern, unter denen er, von Allen geachtet und von den Beſſern werth gehalten, für ſich allein ſtand. — So hatten die verhängnißvollen Tage in Rußland ihn gefunden, und erſt jetzt, da eine beſſere Zukunft ihm leuchtete, da die Erfüllung ſo lange genährter Hoffnungen in ſo überſchwenglich reichem Maaße in die Wirklichkeit getreten, begann die Kraft und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes und die Liebenswürdigkeit ſeines Gemüths ſich auch nach außen hin zu entwickeln, und immer mehr gewann er während der Reiſe die Achtung und Freundſchaft ſeines Begleiters, des Arztes.

Derſelbe theilte Albert auf ſein Befragen mit, daß das Verlangen, eine in der Nähe von Moskau an einen Gutsbeſitzer verheirathete Schweſter, nach den Stürmen, welche jene Gegend heimgeſucht, zu ſehen, ihn hergeführt. Während ſeines Aufenthalts auf dem noch leidlich verſchont gebliebenen Gute ſeiner Verwandten ſey dem Gutsherrn die Anzeige gemacht, daß in einem nahen zerſtörten Dorfe ein verwundeter Offizier, ein Deutſcher von Geburt, liege, den eine arme Wittwe, deren Name ihm unbekannt geblieben, als Flüchtling aus dem zerſtörten Moskau aufgenommen, welche, da ſich jetzt der Zuſtand des Kranken gebeſſert, nichts dringender wünſche, als der lange gehegten Sorge um ihn entledigt zu werden. Menſchenliebe und Landsmannſchaft hätten ihn ſofort zu dem Entſchluß vermocht, den Kranken mit zu nehmen, da er auf nähere Erkundigung erfahren, daß ſeine Geneſung weit genug vorgeſchritten, um die Reiſe aushalten zu können. Alberts Angaben über die Umſtände ſeiner Entführung aus der zerſtörten Stadt erklärte er folgendermaßen:

„Das Dorf, in welchem Sie krank lagen, war eine kleine evangeliſch-deutſche Colonie, das Haus die Wohnung des Predigers, welchen der Sturm des Krieges, ſammt ſeiner kleinen Gemeinde, von dem heimiſchen Heerde vertrieben und, Gott weiß wohin, verſchlagen hat. Wahrſcheinlich iſt es, daß jenes Militair-Lazareth von einem der evangeliſchen Krankenhäuſer Beſitz nahm, deren mehrere in Moskau ſich befanden, und an dem jene nahe gelegene Colonie einen Antheil hatte. Vielleicht befanden ſich eben Kranke aus dieſem Orte darin, für welche ihre Angehörigen ſorgten und aus Menſchenliebe zugleich des Kranken, den ſie als Landsmann erkannten, ſich auch erbarmten, wenn wir nicht annehmen wollen, daß ſelbſt die Vorſteher der Anſtalt ſo menſchlich waren, für die zurückgelaſſenen Fremden, wie für ihre eigenen Pfleglinge, zu ſorgen.“ — So oft aber auch Albert auf ſeine ſeltſame Wärterin, wie auf die Erſcheinung ſeiner geheimnißvollen Wohlthäterin, zurück kam, ſo lächelte der Arzt bedeutſam und ungläubig, und beantwortete dies Alles leicht darüber hingehend, gleichſam als wolle er ungern dem Zartgefühl ſeines Gefährten durch die Behauptung eines fortgeſetzten Irrwahns zu nahe treten. Albert ſchwieg zuletzt, und verſchloß Erinnerungen, welche ihm eben ſo theuer, als in ihrer Wirklichkeit ihm gewiß waren, in ſeine Bruſt. Aber er notirte ſich den Namen des Orts und der Umgebungen, wo Stern ihn gefunden, ſorgfältig, fortan dieſen Gegenſtand in ſeiner Unterhaltung mit dem Arzt nicht mehr berührend.

In Petersburg angekommen, fand Albert in Stern's Hauſe und bei ſeiner Familie die liebevollſte und herzlichſte Aufnahme, und unter ſorgfältiger Pflege und erheiterndem Umgang befeſtigte ſich ſeine Geſundheit von Tag zu Tage mehr. Viel trugen hierzu die günſtigen Nachrichten bei, welche von den Fortſchritten der Verbündeten einliefen; und da auch der Ort, wo ſein Oheim lebte, nunmehr frei war, ſo eilte er, demſelben Nachricht von ſeiner Exiſtenz zu geben und ſeine Unterſtützung zu erbitten; denn nichts lag ihm dringender am Herzen, als der Wunſch, den Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes ſich noch bei zu geſellen und den deutſchen Boden von ſeinen Unterdrückern ſäubern zu helfen. Der Einwirkung des P—ſchen Geſandten, in welchem Albert einen weitläuftigen Verwandten erkannte, und Stern's eifrigem Bemühen, gelang es auch endlich, ihm Päſſe zur Reiſe nach Preußen aus zu wirken, wo durch die Vermittelung eben jenes Geſandten eine Anſtellung unter den vielen ſich dort immer noch bildenden Regimentern ihm bereits zugeſichert ward. Zuvor aber wollte er, das ſtand feſt, noch eine Streiferei in die Umgegend von Moskau machen, wo er eine Spur ſeiner Unbekannten zu finden die ſtille geheime Hoffnung hegte.

Stern benutzte in Hinſicht auf ihre nahe Trennung um ſo eifriger die hergeſtellte Geſundheit ſeines Freundes, ihn mit den Merkwürdigkeiten der großartigen Kaiſerſtadt bekannt zu machen, und nicht leicht mochte er eine Gelegenheit verſäumen, wo es Wißbegierde oder Schauluſt zu befriedigen gab, ſeinen jungen Freund dahin zu führen. So war es denn auch die alljährliche Prüfung des adlichen großen Fräulein-Stiftes, jener in ihrer Art einzigen weiblichen Bildungs-Anſtalt, welche, unter Leitung der Kaiſerin Mutter, ſich einer Blüthe und eines Glanzes erfreut, wie nichts Aehnliches in ganz Europa. Stern hatte ſich und ſeinem jungen Freunde den Zutritt zu dieſer Feierlichkeit zu verſchaffen gewußt, welche allerdings als eine Gelegenheit, die kaiſerlichen Frauen ganz in der Nähe und in der Ausübung einer ſo menſchlich als fürſtlich ſchönen Thätigkeit zu ſehen, und zugleich das Innere einer ſo ausgezeichneten Anſtalt kennen zu lernen, für den Fremden mehr als eine intereſſante Seite hat.

Albert begleitete gleichwohl seinen Freund mehr aus Gefälligkeit, als mit eigenem Interesse an dem Gegenstande, denn sein Gemüth erfüllten jetzt Dinge ganz anderer Art. Er harrte mit Sehnsucht der versprochenen Pässe, und so dankbar verpflichtet er sich auch seinen Petersburger Freunden fühlte, so wollte doch die innere Ungeduld, dem Vaterlande seine Schuld zu bezahlen, ihm kein ruhiges Weilen daselbst mehr gestatten, und zu gleicher Zeit rief die mächtigste Sehnsucht ihn noch einmal nach dem Orte, wo mit dem neugeschenkten Leben auch die Ahnung des süßesten Glücks ihm aufgegangen war. So sehr nun auch Alles, was er Gelegenheit hatte zu sehen, die menschenfreundliche Würde der hohen Frauen, die Pracht ihrer Umgebungen, die glänzenden Talente der Zöglinge, die sich in Allem, was das Gebiet weiblicher Bildung umfaßt, auf die ausgezeichneteste Weise darstellten; die seltene Schönheit, welche unter der glücklichsten Pflege sich an vielen derselben entfaltete, die Anmuth und Sittlichkeit, welche, gleichsam in diesem Hause heimisch, auf Alle übergegangen, Allen ihren verschönernden Reiz mitgetheilt — die Großartigkeit des Ganzen selbst — wie sehr auch dieses Alles ihm theilweise die lebhafteste Bewunderung einflößte, so konnte doch das Ganze seine Aufmerksamkeit nicht auf die Dauer fesseln, vielmehr regte der Anblick so vieler jugendlich reizenden Gestalten seine Sehnsucht nach der Einen, welche ihm reizender als Alle schien, nur um so lebhafter auf. Schon war auch das Ende der Feierlichkeit nahe, nur die bei der Anstalt neu angenommenen Lehrerinnen und Beamten, welche bei dem nun beginnenden Cursus ihr Amt antraten, wurden der Kaiserin noch einmal öffentlich vorgestellt, um von ihr selbst ebenfalls öffentlich dies Anerkenntniß ihrer Würdigkeit zu diesem Amte, so wie die Ermahnung zu treuer Pflicht-Erfüllung zu empfangen. Es waren diesmal deren nicht viele, und wie dieser Theil der Feierlichkeit ihn am wenigsten anzog, so blickte Albert zerstreut und ermüdet in dem weiten Saal umher, mehr mit der Musterung der Anwesenden, als der Aufmerksamkeit auf den vorgehenden Akt beschäftigt, dessen Ende er innerlich herbei wünschte. — Plötzlich berührte sein Ohr ein Laut, welcher alle seine Nerven in süßen Schrecken erbeben machte; er blickte hin, und sah dicht vor der erlauchten Kaiserin ein Mädchen stehen, dessen regelmäßige Schönheit eben ein Gegenstand der Bewunderung des ganzen die Gruppe umstehenden Hofes zu seyn schien, und deren Züge ihm das unvergeßliche Bild seiner räthselhaften Johanna, wie er in liebender Erinnerung es bewahrt, entgegen strahlten. Sie trug wie damals ein himmelblaues Kleid, das, statt jenes halbphantastischen Zuschnitts, in geschmackvoller Form die reizende Gestalt umfloß, und statt jenes wunderlichen Kopfschmuckes lief eine einfache Perlenschnur durch die lichtbraunen Locken. Dieselbe sanfte Wehmuth und stille Trauer sprach aus ihren Mienen, und als sie die gütevolle Rede der Monarchin, sich ehrfurchtsvoll neigend, beantwortete, da klang so rührend der sanfte melancholische Laut zu Albert herüber, daß ihm gar kein Zweifel bleiben konnte, sie sey es, sey ja gewiß und zuverlässig seine unbekannte Johanna. Er wendete sich rasch zur Seite, um an einen neben ihm stehenden Mann, der schon fast alle Personen des Hofes, so wie die Beamten der Anstalt ihm namhaft gemacht, eine Frage nach der jungen Lehrerin zu richten. Doch in dem nämlichen Augenblick war diese Frage schon von der andern Seite her an denselben ergangen und er hörte die Antwort: „Es ist eine junge Waise von deutscher Abkunft, deren Angehörige bei dem Brand von Moskau umgekommen, und die durch besondere Fürsprache der Kaiserin zu der erledigten Lehrerin-Stelle empfohlen. Sie wird sich auch mit einem Beamten der Anstalt verheirathen!“ setzte der Gefragte noch hinzu — „sehen Sie, das ist ihr Bräutigam!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der freie Glaube.

Nicht dem Willen, o Mensch, ist unterthänig der Glaube!
Und wo wäre die Macht, die außer mir ihn erzwingt?
Legt in Fesseln den Leib: frei ist mir der Gedanke;
Löst die Bande des Staubs: ihr befreiet den Geist!

E. D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Braunschweig. (Fortsetzung.) Das vierte Concert gab Hr. Georg Müller und spielte einen Concertsatz von Mayseder mit großer Präcision, und einem Ton, welcher sehr viel erwarten läßt. Demois. Kiel sang eine Arie von C. M. v. Weber, mit der an ihr bewunderten Fertigkeit; der große Fleiß der braven Sängerin ist nicht zu verkennen, man hört, daß sie vollkommen Herrin ihrer Stimme ist. Hr. Theodor Müller spielte Variationen über schwedische Lieder für das Violoncell, von B. Romberg; sein ganz vortreffliches Spiel und die schöne Composition erwarben allgemeinen Beifall. Hr. Georg Müller trug ein selbst componirtes Rondeau trefflich vor. Die Composition war sehr zu loben, und in allen Theilen gut durchgeführt; sollte sich aber der junge hoffnungsvolle Mann in das Gebiet des Ueberkünstlichen verlieren, so möchte ich dem guten alten Vater rathen, dem Sohne den Inhalt des Dintefasses unbemerkt über die Partitur zu schütten. Hr. Wehrstedt sang eine Arie von Nicolini trefflich. Ich höre, daß sich dieser verehrte Sänger viel bitten läßt, wenn er ersucht wird, uns durch seine schöne volle Stimme zu erfreuen; was kann aber die Ursache sein? — Hr. Wehrstedt ist fleißig, daran liegt es also nicht — ist er vielleicht bange, daß man ihn zu viel hört? — wem diese Stimme nicht zusagt, dem rathe ich, sich ein Privat-Vergnügen auf der Drehorgel zu machen. In den ganz vortrefflichen Opern des überaus großen Maestro Rossini sind keine besondern Baß-Partien; weil das angenehme musikalische Gepolter tiefer Töne die menschliche Brust nicht mit den ganz absonderlichen Schauern heimsucht, wie Diskant und Tenor-Triller, Läufe und Cadenz-

gen; darum bitten wir Hrn. Wehrstedt, uns in Conzerten nicht zu entziehen, was wir auf der Bühne, durch Aufführung der Mode-Musik des musikalischen Kotzebue (für Rossini noch immer ein schmeichelhafter Vergleich) entbehren. — Das fünfte Conzert gab Hr. Freudenthal. Des jungen Mannes fertiges, reinliches Spiel verdient alle Anerkennung; seine Composition, ein Potpourri, war wohl gerathen; ich habe ihn nie so gut spielen hören. Ein Hr. Judel spielte eine Phantasie von Ries recht fertig, und Hr. Hammermeister trug eine Arie aus „Figaro" sehr gut vor. — Das sechste Conzert gab ein Hr. Mertlick, Harmonika-Spieler, und behandelte sein Instrument zur Zufriedenheit des leeren Saales; er hat auch das Instrument verändert, ob es aber wirklich Verbesserungen sind, lasse ich dahin gestellt seyn. Die Hrn. Gustav und Theodor Müller spielten Variationen von Mayseder und B. Romberg — Ersterer auf der Violine und Letzterer auf dem Violoncell — so wie es sich von ihnen erwarten ließ. — Hr. Musik-Direktor Hasendalg war der siebente Conzertgeber. Die Tochter desselben sang eine Arie von Rossini recht gelaufig; aber lieber Gott, man sollte doch immer unterscheiden, welche Stimme ins Zimmer, und welche in einen großen, mit Menschen gefüllten Saal gehört. Demoif. Hasendalg gewährte uns einen wirklichen Genuß durch ihr treffliches Spiel auf dem Fortepiano; ich gestehe, nicht leicht eine bessere Spielerin gehört zu haben. Der Zettel kündigte eine „Sonate für Fortepiano, Harfe und Horn, componirt und vorgetragen von Vater, Tochter und Hrn. Bedding", an. Was heißt das? — haben Alle an dem Meisterwerke geholfen? — es sah fast danach aus. — Hr. Wehrstedt sang eine Arie aus der „Teufelsmühle", wie wir es von ihm gewohnt sind, sehr gut. Giebt es denn gar keine neueren guten Sachen, daß man zu dieser Art des Alten greifen muß? — Der Chor aus der „Schöpfung" war so arrangirt, daß ich ihn für eine tumultuarische Scene des jüngsten Tages hielt, es gab nur Heulen und Zahnklappen. — Das achte Conzert gab uns Moscheles. Der Hr. Unternehmer spielte ein Conzert und Variationen mit der an ihm bewunderten Fertigkeit, und die Composition seiner würdig; die freie Phantasie aber war ein wirkliches Deliriren, welches Niemanden behagte. Demoif. Kiel haben wir schon besser singen, und weniger detoniren gehört, als am heutigen Abend. Das Beste des ganzen Conzerts war sicher der liebliche Gesang der Demoif. Dermer, welche von Hrn. Gustav Müller sehr zart begleitet wurde. — Nummer neun der Conzerte hatte Hr. Theodor Müller; derselbe trug uns zuerst eine Partie der leidigen Fertigkeit vor; den Potpourri von C. M. v. Weber spielte er ganz vortrefflich. Scene und Arie von demselben Meister wurde von Demoif. Dermer, zu Aller Zufriedenheit, vorgetragen; eben so Variationen von Maurer, für zwei Violinen, von den Herren Gustav und Georg Müller. — Wenn sich der ehrliche Deutsche freut, unter lauter Landsleuten zu seyn, und die Namen Romberg, Maurer, Weber u. s. w. mit Lust nennen hört; so wird er in der Regel durch den sehr leichtfüßigen und allzeit fertigen Hrn. Rossini gestört. Die ehrenwerthen Männer sind im würdigen Schritte über das Orchester gegangen, und wir hatten Ursache, uns ihrer zu freuen! Da öffnet sich die Thür, und der Fremdling, in rothen seidenen Strumpfen, mit weißen Zwickeln, Schuhen mit gluhenden Sohlen, gallonnirten Rocke, gestickter Weste und langem Stoßbogen stürzt herein und klappert durch die Instrumente, daß uns angst und weh wird. Dieses Mal öffnete Hr. Hammermeister dem großen Maestro die Thür, und aus Aerger darüber werde ich nichts von des Ersteren gutem Gesange sagen. — Das zehnte Conzert gab Hr. Ferling. Derselbe ist Oboebläser, und gehört ganz gewiß zu den besten in Deutschland; der Ton und Vortrag dieses Künstlers ist entzückend schön; daß er den Geist seines Instrumentes ganz kennt, zeigt dessen schöne gesangreiche Composition. Es ist wunderlich, wie der Mensch so gern an dem ganz Vorzüglichen einen Makel auffinden mag; so hörte ich sagen, Hr. Ferling besitze nicht den eigentlichen Oboe-Ton. Ich hingegen mochte behaupten, der gedachte Künstler und seines Gleichen hatten allein den rechten schönen Ton, welcher diesem Instrumente ab zu gewinnen ist; oder hat vielleicht der Hr. Kapellmeister Spohr den rechten Violin-Ton auch nicht? — Was ein wirklicher Künstler aus einem Instrumente macht, ist auch das Rechte; wie andere Stümper darauf pfeifen oder kratzen, das soll doch wohl nicht zur Norm dienen? — Hrn. Godekens schönes Violoncellspiel gewährte uns einen wahren Genuß; warum hören wir diesen tüchtigen Musiker so selten? — ich glaube es ihm versichern zu können, daß unser Publikum so viel Geschmack besitzt, um ihn immer gern zu hören. — Bei dieser Gelegenheit muß ich einer ganz außerordentlichen Erscheinung erwähnen, es ist der neunjährige Sohn des Hrn. Professors Kochs. Ich habe der musikalischen Kinder in meinem Leben gar viele gehört, wurde aber nie von etwas Anderem als Mitleid ergriffen; es fielen mir bei den armen blassen, hohlaugigen Kleinen allerlei Thiere ein, welche durch Hunger und holzernen Magnetismus zu diversen Capriolen abgerichtet wurden. Wie ist das aber hier bei diesem herrlich begabten Kinde so durchaus anders! In dem zartesten Alter, wo man Kinder nur mit Puppen oder Bondons beruhigt, gelang es bei dem Knaben nur durch ein Paar Stöckchen, welche man ihm gab, und die er sich schnell zu Violine und Bogen aptirte. Spielte der Vater im Nebenzimmer, so legte sich das Kind auf die Erde, um durch die Thür die Töne auf zu fangen. Es fiel dem Hrn. Professor wohl nie ein, aus einem seiner Kinder einen Musiker zu bilden; bei Entwickelung dieses außerordentlichen Talents mußte er aber nothwendig darauf hingeführt werden, sollte des Knaben künftige Laufbahn nicht eine verfehlte, also höchst traurige seyn. Kinder dieser Art werden in der Regel nur dressirt und nicht erzogen, wodurch denn natürlich der eigentlichste Gottesfunke und die Begeisterung verloren geht. Bei diesem Knaben entwickelten sich durch eine vortreffliche Erziehung, unter der Leitung eines so hochgeachteten Vaters, alle Kräfte. Ein großes Glück für den Kleinen war es, einen so höchst würdigen Lehrer zu bekommen, welcher ein Kind zu behandeln verstand. Hr. Markmann, früher selbst ein sehr tüchtiger Geiger, welcher die Musik im ganzen Umfange, und nicht bloß die mechanischen Handgriffe seines Instruments kennt, ist ein sehr gebildeter liebenswürdiger Mann; er gab sich die Mühe, den Charakter des Schülers zu studiren, und paßte diesem den Unterricht an, welches die glücklichsten Folgen hatte. Es ist eine Freude, die Lehrstunden zu belauschen, und rührend-komisch, wenn Lehrer und Schüler bei Ueberwindung von Schwierigkeiten im Vortrage oder der Fertigkeit deliberiren. Aber diese Lehrstunden gleichen auch keineswegs den gewöhnlichen, wo im letzten Viertel der Lehrer in der rechten Hand die Uhr hält, und die Linke zum Empfang der Marke ausstreckt. Das Kind hat den Unterweiser herzlich lieb, und würde sich tief kränken, wenn es ihm Kummer machte; verliert sich ja einmal in den Stunden die Aufmerksamkeit, so spielen Lehrer und Schüler eben so ernsthaft eine Partie Ball. So sollte es immer seyn. — Der Knabe spielte Variationen von Spohr (wer den Componisten kennt, wird wissen, was das zu bedeuten hat) und zwar mit so allgemeinem Beifall, daß ich meine Violine über die Seite gebracht habe, wo sie, wenn nicht aus Aerger, doch von Schimmel blau werden mag. — Glaubte der Hr. Conzertgeber nicht an einen vollen Saal? — er würde sonst gewiß, wenn nicht für Eleganz, doch für das Nothwendige gesorgt haben; dahin zähle ich Beleuchtung und hinlängliche Sitze für die schönen Zuhörerinnen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Bemerker Nr. 13. und Blatt der Ankündigungen Nr. XVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 13. 1825.

Beilage zum 75sten Blatte des Gesellschafters.

Literarische Wünsche.

Schiller's, Klopstock's, Wieland's, Lessing's Werke sind uns in kleinen, wohlfeilen Ausgaben geliefert worden, und diese Erscheinung ist unstreitig für die Verbreitung und Verarbeitung unserer herrlichen deutschen Literatur im Inlande und Auslande von höchst erwünschten, segenreichen Folgen. Hoffentlich werden nach und nach mehrere Schriftsteller in dieser Art der größeren Lesewelt zugänglich werden; unter ihnen sind manche, deren Werke noch gar nicht gesammelt worden, und um welche daher ein doppeltes Verdienst zu erwerben ist.

Z. B. die Schriften von Clemens Brentano, dieses ächten Dichtergeistes, wenn jemals einer gewesen ist! Noch sind sie zerstreut, die köstlichen Erzeugnisse seiner wunderlichen Laune, seines tiefen Witzes, seiner reichen Einbildungskraft. „Godwi", „die lustigen Musikanten", „Ponce de Leon", „die Gründung Prags", und so viele einzelne Erzählungen und Gedichte, gäben schon eine artige Sammlung; noch viel reicher würde dieselbe freilich werden, wenn der Verfasser von seinem handschriftlichen Schatze noch Ungedrucktes hinzuthun wollte, und am allerreichsten — nicht zwar durch Bandzahl, aber durch Gehalt — wenn der inzwischen an Jahren gereifte Mann mit verständiger Einsicht die all zu willkührlichen, tollen, ja in künstlerischem Betreff nicht selten ganz frevelhaften Auswüchse einer ungebundenen Knaben-Jugend von dem Aechten, Großartigen, Schönen seiner Dichtungen streng sondern möchte!

Ferner die Schriften von Heinrich von Kleist! Warum fehlen uns diese noch? Es bedürfte nur eines geordneten Abdrucks, zu welchem die bei den einzelnen Werken interessirten Buchhandlungen sich leicht vereinen könnten. Man sollte einen Band Briefe des Verfassers damit zu verbinden suchen; es dürfte nicht schwer seyn, dieselben von seinen Freunden zu solchem Behuf ein zu sammeln. Ludwig Tieck's Aufsatz über Kleist's Leben und Schriften würde der Sammlung in jedem Falle zierend voranstehn können.

In allem Betracht reizend und wichtig sind die Schriften von Lenz, dieses eigenthümlichen, in geistreicher Ueberspannung endlich zum wirklichen Wahnsinn übergegangenen Dichters. Seine Werke würden nur einige Bändchen füllen. Goethe würde hoffentlich nicht versagen, sie durch ein Vorwort, das über den Schriftsteller und seine Werke nähere Auskunft gäbe, im Publikum ein zu führen.

Vor einiger Zeit bemühte sich ein junger Offizier und Literatus, Diest, mit sorgfältiger Sammlung der Werke Hölderlins, eines nicht minder musengeweihten Geistes, als Lenz, dem er leider auch in dem traurigen Ausgange seiner Gemüths-Entwicklung ähnlich geworden. Manche der lyrischen Gedichte und sein „Hyperion" dürfen gerade jetzt der Aufmerksamkeit wieder mit Recht empfohlen seyn. Was mag, bei dem frühen Tode des Lieutenants Diest, aus den schon gesammelten Papieren und überhaupt aus der ganzen Sache geworden seyn?

Vielleicht giebt es, nach der kleinen Schaar unserer anerkannt ersten Meister, im ganzen Umkreise der nachfolgenden Schriftsteller keinen, der durch edle Bildung und feine Sprach-Darstellung Jenen so nahe steht, wie Ferdinand Delbrück. Seine Abhandlungen und Reden sind von eigenem Reize durchathmet. Seine Kritik über Goethe's „Eugenia" ist an Geist und Sprache eines der feinsten, schönsten Gebilde dieser Art. Die Sammlung solcher Schriften wäre ein wahres Geschenk für die vaterländische Literatur.

Ganz vorzüglich aber hätten wir des großen Philologen Friedrich August Wolf deutsche Schriften in einer vollständigen Ausgabe zu wünschen. Wie ein solcher Priester des Alterthums, der im Umgange mit Hellenen und Römern gleichsam selbst ein antiker Mann geworden, die Muttersprache behandelt, eingerichtet und weiter gebildet hat, das bleibt für immer ein Gegenstand wichtiger Betrachtung, eine Quelle reichen, unausbleiblichen Gewinns. Aber die Sache muß in gute Hände kommen!

Die Werke von Ludwig Tieck sind angekündigt; die von Friedrich Schlegel schon angefangen. Mögen beide Unternehmungen raschen und guten Fortgang haben!

Zum Verwundern ist, daß noch keine Ausgabe von Moses Mendelssohn's Werken erschienen ist; das Deutsche hat kein Schriftsteller schöner und reiner geschrieben.

Aber auch Lichtenberg's Werke wünschten wir endlich zusammengedruckt zu sehen! Sie sind immer zeitgemäß, und gerade jetzt wäre ihr Reichthum ein heilsendes Almosen für unsere dringendsten Bedürfnisse! — Möchten sich denn endlich auch Aussichten zur Sammlung von Kant's, von Fichte's Werken eröffnen! B.

Abschluß.

1.

Die Xenienmeister.

Sagt, wer sind denn die Gewalt'gen,
Die dort hoch zu Rosse sitzen,
Kleine Stachel an dem Rüssel,
An den Fingern Nadelspitzen?

„'S sind der Fliegen Unverwandten,
Die an heißen Tagen surren;
Weil sie gern sich selber hören,
D'rum beliebt es sie zu schnurren."

Wer ist denn der kleine Vogel,
Den sie so in's Enge treiben?
Ach, ich fürchte nur, der Arme
Wird vor Schmerzen liegen bleiben.

„'S ist der munt're Distelfinke;
Der läßt sich umsonst nicht zwicken;
Wenn sie ihn genug belustigt,
Wird er sie schon wieder picken."

Wer sind denn die Herr'n und Damen,
Die den Kampftag sich besehen,
Und die schöngeschmückten Hälschen
Hierhin bald, bald dorthin drehen?

„Ehrenleute sind's, die Blätter
Hier für Geist und Herz begehrten,
Sehr entrüstet, daß so lange
Sie die frechen Kämpfer störten."

Und was ist der Preis des Kampfes,
Wenn die Helden ausgerungen?
„Mückenstiche, Krallenritze,
Lustige Erinnerungen." Heinrich Stieglitz.

2.

Xenien.

Xenien-Gruß.

Schlange, mit Knoten umwindest du mich, zeigst blutigen Rachen,
Doch für endlichen Biß speis't du mit Syrop mich an.

Merkwürdig.

Und du spitzer „Bemerker", erlaube die kleine Bemerkung:
Schlange nenn' ich auch dich, doppelgezüngtes Geschöpf.

Gemüthliche Betrachtung über Diese und Jene.

Junge, du wunderlich Ding, dem dienst du Salz zu vertheilen,
Und auch eben mit die lecken die Andern das Salz.

Anfrage.

Augias Ställe, fürwahr höchst interessante Gebäude.
Tragt ihr den Mist denn hinaus, Kinderchen, oder hinein?

Verdächtig.

Beides möget ihr thun, denn daß ihr wühlet im Miste,
Zeugt der feine Geruch, der eure Stätte erfüllt.

Wie die Alten sungen u. s. w.

Märker blieben wir nun, ihr sehr's, wir waten im Quarke,
Aber, das wundert uns doch, daß sich der Wassermann hielt.

Xenien-Gruß.

Häufst du nicht eigene Schuld, zugleich für Andere bürgend?
Zahlst du die Zeche bei uns doppelt, so wund're dich nicht.

Allerlei Thiere.

Thiere seh' ich bereit, sie blinzeln hinüber, herüber;
Wahrlich es dauert mich, wer unter die Bestien fällt.

Exempli causa.

Rauwach, fürcht' ich, du wirst die Doble zuletzt in der Fabel,
Rausen werden sie dich, wie dich die And'ren geschmückt.

Nichts für ungut.

Auch noch diese Bemerkung: — Es lehren Erfahrung und Bücher:
Dienlich sei es, dem Vieh Salz in die Rausen zu streu'n.

Fou qué!

Wer nicht bauen gelernt, der hüthe sich, daß er zu hoch steigt;
Fällt er vom Giebel herab, zwei Mal erklimmt er ihn nicht.

Der Edle.

Kann sich ein Bettler nicht in fürstliche Gärten verirren?
Was so selten geschieht, nenn' ich im Ernste verirrt.

Wer soll richten?

Alles ist Recensent, sogar die politische Zeitung;
Oder bringt sie vielleicht eben Politik dazu?

M. N.

„Ich"! — Wer rühmet sich des? Am Hausschild pranget mein Name:
Werfen die Gäste den Wirth gar noch zum Fenster hinaus.

Mäkler.

Mäkeln die Herr'n und handeln mit fremder Waare beliebig?
Eure verschachert nach Lust; meine verkauf' ich schon selbst.

Große Worte hin und her.

Sollt' ich die Einzige hier um Eure Dreißiger geben,
Glaubt es, verehrteste Herr'n, schrieb' ich die Einzige nicht.

Unser Abschied.

Einmal leben wir nur, nur einmal können wir lieben,
Aber das einzige Mal leben und lieben wir ganz.

Seitenhiebe.

Geht man im lustigen Park und sieht man Buben im Grünen,
Lenkt man vom Wege wie gern, peitscht sie zur Pforte hinaus.

Lauben und Rasenbänke.

Aber begegnet uns gar das rosige Liebchen, geschwätzig
Tandeln wir bis in die Nacht, lassen den Freund und den Feind.

Der Lampengott.

Bis uns ein Mückchen vielleicht, ein Guß aus Dresdener Urne
Aufstört und wir erzürnt über die Neidischen schmäh'n.

Im Conversationsblatt.

Mit den Hexametern will es nicht fort, ich meine, du zeigst es,
Weil sie gekommen sogar, winziges Männchen, zu dir.

Gründlich.

Hat er nun über die Form Formelles gesagt zur Genüge.
Ueber das Inn're der Form spricht er das künftige Mal.

Die schlechten Lieder!!

Wenn ein Kühner ertappt in Ketten sich windet, zuletzt dann
Höchst freimüthigen Zorns schimpfet er Alles umher.

Er wird ohnmächtig.

Sprudelt mit Geifer der Wuth und möcht' auch Alles vernichten.
Sprudl' und keife du nur, bis du vernünftiger wirst.

Unter uns.

Komm, ich biete dir hold ein Gläschen äugelnden Rheinweins,
Trinke die Sorgen hinweg! — Gelt, du verstandest mich schon.

Einlenkung.

Grüne Esel und Bären, sie können nicht selber sich leiten;
Wollt ihr wandern, devot bied' ich zum Führer mich an.

Ade!

Ketten halt' ich bereit, zur Noth auch tüchtige Stecken,
Und auf dem Esel vielleicht reit' ich, so mögen wir zieh'n.

Auf Wiedersehn?

Wenn wir Drei'e vereint so Deutschlands Massen bezirken,
Fürchtet' ich selber nicht mehr Roberts des giftigen Groll.

Friede.

Daß ich dem freundlichen Wort und dem wahren Gestandniß begegnet,
Mein' ich; aus Freundschaft wohl hofft' ich noch weiter mit euch.

J. Curtius.

3.

Gegengruß an Julius Curtius.

Daß ihr es wollt, was wahr ist,
Versöhnt mich mit euch Allen;
Nun denn, bis es uns klar ist,
Laßt uns vereinigt wallen!

Und daß es klar uns werde,
Laßt uns zuvor bedingen:

„Zu scheuen nicht Beschwerde,
Auf's Rechte stets zu dringen,
Und streng im Anerkennen
Für's Echte nur zu brennen!"

Heinrich Stieglitz.

4.

Letztes Wort an H. Stieglitz.

Und wenn uns auch, was wahr ist,
Noch nicht so eben klar ist,
Daß wir es wollen, was wahr ist,
Das ist doch, was uns klar ist.

J. Curtius.

Oppositionen im Vorübergehen.

Genie allein hilft nicht mehr empor, wenn die Bildung eines Landes den gehörigen Grad erreicht hat. Es muß mit Geschmack und den Hülfsmitteln des Studirens und der Kenntnisse verbunden seyn; besonders in Poesie und Drama, wo die Blumen und Blüthen der Sprache fast eben so wesentlich sind, als die Blitze der Phantasie.

Auf einem Dampfboote, sagt man, ist man nicht größeren Gefahren ausgesetzt, als auf jedem andern Fahrzeuge. Dies ist falsch; zu den übrigen bekannten Gefahren der Schiffahrt gesellt sich noch die furchtbarste von allen: das Zerspringen des Dampfkessels. Man kann es nicht mit dem Aufsteigen der Pulverkammer vergleichen; auf den Packet-Böten giebt es keine Pulverkammer. Und dann: die beständige Furcht! denn jeden Augenblick, ohne Vorzeichen der Gefahr, schwebt der Reisende in derselben. Bei hellem, heiterem Wetter besorgt er keinen Sturm; wohl aber das bei jedem Wetter mögliche Zerplatzen des Fahrzeugs. Es ist gleichsam während der ganzen Fahrt ein geladenes Pistol auf ihn gerichtet, welches in jeder Secunde losgehen kann.

Wenn man Dallas „Correspondenz" und Dallas „Erinnerungen" über Lord Byron vergleicht, so fällt es in die Augen: daß, was er nicht in der ursprünglichen Form hat herausgeben dürfen, in einer veränderten Gestalt zu Tage gefördert worden. Auf diese Weise hat er Lord Eldon's Verbot umgangen. Wer die Engländer kennt, ist sehr geneigt, dieses Umgehen des Gesetzes an zu nehmen. Es erinnert an einen Halleschen Studentenstreich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der alte Fürst von Dessau (Deßauer und Schnurrbart zubenamt) hatte, als Commandeur des Regiments in Halle, streng verboten, das zweite Wort aus zu sprechen. Was thaten die lustigen Brüder? Sie stellten sich eines Morgens, zur Paradestunde, auf dem Marktplatz in zwei Reihen, und riefen, als der Fürst daher kam, die eine Hälfte: Schnurr und die andere Hälfte: Bart. Der alte Held mußte lachen, und ließ es dabei bewenden.

Die modernen Romanenschreiber halten viel auf Beschreibungen. Die englischen haben zuerst gepfiffen, die deutschen tanzen nach. Ließe sich aber nicht Pope's Spruch füglich auf sie anwenden?

Where pure descriptions holds the place of sense.
Beschreibung nimmt den Platz des Sinnes ein. C.

1825. No. XVII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Die in unserm Verlage erschienenen

klassischen Romane der Frau Benedicte Naubert,

bestehend aus 55 Bänden, welche bisher 62 Thlr. 11 Gr. kosteten, haben wir, den Wünschen des Publikums zu entsprechen, auf Ein Jahr, nämlich von Ostern 1825 bis Ostern 1826, auf den Preis von 25 Thlr. für die ganze Sammlung herabgesetzt, wofür sie in allen Buchhandlungen zu haben ist. Eine ausführliche Anzeige von diesen Werken, von welchen wir hier nur Herrmann von Unna, Thekla von Thurn, Neue Volksmährchen der Deutschen, 4 Bände, und Walter von Montbarry namentlich aufführen wollen, ist in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu bekommen.

Leipzig, im April 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Harl, Dr. J. P., Entwurf eines rationellen und allgemeinen Armen-Versorgungs-Systems, mit Armen-Erziehungs- und Armen-Beschäftigungs-Anstalten, als den einzigen Mitteln zur Verbannung und Verhütung der, die allgemeine Sicherheit bedrohenden Armuth und zur Abstellung des gemeinschädlichen Bettelwesens, oder: Darstellung der durch die Erfahrung bewährtesten, überall anwendbaren und für das Armenwesen unserer Zeit dringend nothwendigen Einrichtungen in Ansehung der armen Kinder sowohl, als auch der erwachsenen Armen. gr. 8. 1825. Geheftet 12 Gr. oder 56 Kr.

Wenn auch nicht schon der, im In- und Auslande berühmte Name des Hrn. Verfassers, den ausgezeichneten Werth dieser zeitgemässen und allgemein wichtigen Schrift verbürgte; so wäre dieses in der That klassische Werk doch dadurch beurkundet und vollkommen bewährt, daß Ihro Majestät die Russische Kaiserin Elisabeth, Ihro K. K. apost. Majestät die Kaiserin von Oestreich, und Se. Majestät der König von Preussen, eine skizzirte Darstellung dieses für die öffentliche und Privat-Sicherheit berechneten Armenversorgungs-, Armenverminderungs- und Verarmungsverhütungs-Systems,

und zwar durch allergnädigste Begnadigungen, mit einem kostbaren Brillantringe, mit einem auf allerhöchsten Befehl erlassenen, sehr anerkennenden und ehrenvollen Schreiben; mit einer goldenen Medaille — zu würdigen geruhten. Dieses eben so vollständige als gründliche Armenversorgungs-System, zu dessen allgemeinen Bekanntmachung der Verfasser von mehreren erleuchteten Staatsmännern und Armenfreunden nachdrücklich aufgefordert wurde; ist besonders allen resp. Armenverpflegungs-Behörden und Anstalten, milden Stiftungen und andern wohlthätigen Vereinen Deutschlands, vorzugsweise zu empfehlen.

In der Imman. Müllerschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Liebe Lust und Weh.

Sechs Bilder nach dem Leben.

Von

Heinrich Baron von Hohenlinden.

Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Diese in einem edlen Styl und mit Phantasie geschriebenen Erzählungen verdienen die Aufmerksamkeit der eleganten Welt. Sie dürfen in keiner gut eingerichteten Leihbibliothek fehlen.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Charaktere aus dem häuslichen Leben; ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Maria und Friedrich von ihrer Mutter.

8. 1825. Geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Die würdige Verfasserin dieser interessanten Gemälde aus dem häuslichen Leben giebt hier den schon mehr erwachsenen und im Nachdenken geübteren Kindern, sowohl Knaben als Mädchen, ein Lesebuch in die Hände, welches, in lehrreichen Geschichtchen und Erzählungen abgefaßt, dadurch vor vielen andern Lesebüchern sich auszeichnet, daß es, in rein-kindlich-verständiger Sprache, durch alle gegebenen Beispiele lehrt: Fromm, gut und tugendhaft zu werden, und den Eltern zu gefallen.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gleichen,
Schauspiel
von
Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Die Kronenwächter,
Ein Roman
von
Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier.

(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Fischer, Chr. Aug., Cabinetsstücke eines Gefangenen, 2 Bändchen. 1stes Bändchen, auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker. 2tes Bändchen, unter dem Titel: Arabesken. 8.

Geheftet: 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Unter dem Haupttitel: Die Liebe im Kerker, enthält das erste Bändchen fünf Erzählungen; eben so viele das zweite, unter dem Titel: Arabesken. Der berühmte Herr Verfasser der „Reise-Abentheuer", der „Reise nach Madrid" und anderer geistreichen Reise-Scenen, stellt in diesen Erzählungen, im feinsten Blick des Menschenkenners, eine Reihe von Gemälden aus, welche die Phantasie, Herz und Gemüth des Lesers auf's mannigfaltigste anziehen und durch treffende Schilderungen wunderbarer Abentheuer, von Seite zu Seite, immer stärker festhalten. Die blühende Schreibart des Herrn Verfassers, von Schwulst und Gedehntheit gleich weit entfernt: die, nur gleichsam in Crayon-Manier und musterhafter Kürze hingeworfenen Charaktere und Begebenheiten, die demohnerachtet nichts zu wünschen noch zu errathen übrig lassen, verleihen diesen Erzählungen immer neue Reize und es wird so leicht kein Leser dieser Cabinetsstücke sie ermüdet aus der Hand legen.

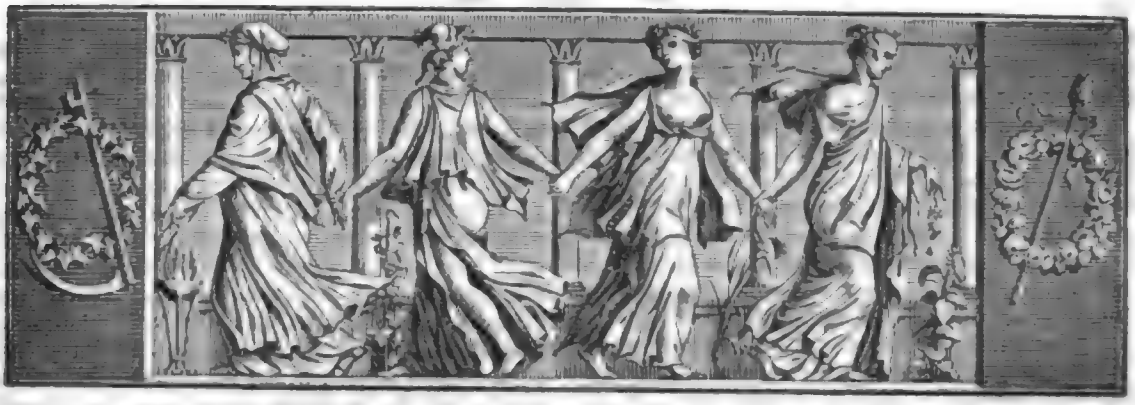
In der Imman. Müllerschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das neueste und einfachste Kochbuch für Mädchen und angehende Hausfrauen bürgerlichen Standes,

denen es an Gelegenheit zum mündlichen Unterricht in der Kochkunst fehlt. Nebst einer genauen Angabe des Maaßes und Gewichts. Auch unter dem Titel: Die wahre bürgerliche Kochkunst. Neunte Auflage, 1824. Geheftet: 16 Gr.

Eine Anweisung, wie man, ohne die mindeste Kenntniß der Kochkunst zu besitzen, gut und mit Sparsamkeit kochen lernt, wird jeder angehenden Hausfrau des Mittelstandes willkommen seyn. In diesem Buche ist Alles so faßlich und deutlich angegeben, daß selbst ganz junge Mädchen ein gutes Gericht danach zuzubereiten fähig sind. Daß es in einem Zeitraum von wenigen Jahren neun Mal gedruckt werden mußte, kann wohl als beste Empfehlung dieses Kochbuchs dienen.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 13. Mai. 76stes Blatt.

Das Traumbild.

Unter blühenden Kastanienbäumen,
Dort, wo sie mein Aug' zuerst erblickt,
Hat ihr Bild mich oft in gold'nen Träumen
Bei der Nachtigallen Lied entzückt.

Wie ein Gott in seinem Freudenhimmel
Ruht' ich auf des Grases weichem Pfühl,
Sah der Blüthen taumelndes Gewimmel
Maienlüftchen abgeweht zum Spiel.

Sahe lächelnd sie vorüber schweben,
Sie, im Glanze ihrer Göttlichkeit,
Trank in vollen Zügen ew'ges Leben
Aus dem Becher der Unsterblichkeit.

Fühlte Schauer, wie die Engel fühlen,
Wenn der Weltengeist vorüber wallt;
Hörte Klänge durch die Lüfte spielen,
Wie das Chor der Seraphim sie hallt.

Und so ruht' ich manche Abendstunde,
So verschwelgt' ich manche Wonnenacht,
Hing im Traum an ihrem Rosenmunde;
Selig! selig! wär' ich nie erwacht.

Schregel.

Johanna.

(Fortsetzung.)

Albert folgte den Augen des Sprechenden und erblickte neben der Unbekannten einen kleinen ältlichen Mann, der mit den unaufhörlichen tief devoten Verneigungen, womit er die Rede der Monarchin vernahm, fast possirlich aussah. — „Es ist ein reicher Mann!“ fuhr Alberts Nachbar fort zu flüstern: „immer eine gute Partie für eine arme Waise. Sie war schon mit ihm versprochen, ehe sie hierher kam. In Kurzem wird die Hochzeit seyn. Sehen Sie, die Monarchin scheint dem Paare Glück zu wünschen!“

Wirklich ließen die noch tieferen Verbeugungen des kleinen Mannes und sein ganz in Devotion zerfließendes Ansehen etwas Aehnliches vermuthen. Auch Johanna verbeugte sich, aber ein tiefer Seufzer schien ihre Brust zu heben, und ihr Auge richtete sich thränenschwer und flehend zu der Monarchin, und gleich darauf voll trüben Ernstes auf den ihr zur Seite stehenden Verlobten. Die Kaiserin wendete sich in dem folgenden Augenblick von dem Paare ab, und mit einer schnell in widerliche Süßlichkeit übergehenden Miene reichte der beglückte Bräutigam dem Mädchen die Hand, welche sie auch still seufzend annahm und ohne Widerstreben sich von ihm auf ihren Platz leiten ließ. Mit angehaltenem Athem, den starren Blick auf Johanna gerichtet, hatte Albert den Vorgang verfolgt; als er aber jetzt sie, wie zur öffentlichen Bekräftigung ihres Bündnisses, ihre Hand in die des kleinen Mannes legen sah, da wollte das Gefühl, sie unwiderruflich verloren zu haben, ihm die Brust zersprengen, und ein lauter Ausruf: „O mein Gott!“ drang, ihm selber unbewußt, über seine bebenden Lippen. Plötzlich fühlte er sich von Stern's Arm umfaßt, und sanft von ihm hinweg gedrängt, indem derselbe den erstaunten Umstehenden die Mittheilung machte, sein Freund sey, nur eben hergestellt von einer anhaltenden Krankheit, durch das lange Stehen wahrscheinlich über seine Kräfte ermüdet und von einem plötzlichen Uebelbefinden befallen. —

Bereitwillig eilte Alles, ihm Platz zu machen, und bald gelang es dem Doctor, den matt auf ihn sich stützenden Albert hinweg in's Freie zu führen.

Diesem aber war es nicht entgangen, daß Stern bei dem ersten Erscheinen der Unbekannten ihn mit einem aufmerksam forschenden Blick in's Auge gefaßt, und auch jetzt schien sein Benehmen mehr die Theilnahme an einem geistigen Schmerz, als Besorgniß um seinen körperlichen Zustand zu verrathen. Er richtete sich kräftig empor und sagte, den Doctor scharf ansehend: „Geben Sie mir Wahrheit, Freund, denn mir sagt Ihr Gesicht, daß Sie um mein Geheimniß wissen. Ist sie, ist Johanna für mich verloren?" — „Ich verstehe Sie nur halb!" erwiederte Stern, doch ohne auf zu blicken. „In Wahrheit, Freund, Sie jagen einem Phantom nach! Meinen Sie aber jene junge Dame, die wir so eben der Kaiserin vorstellen sahen, so ist nichts gewisser, als daß sie dem Manne ihre Hand geben wird, den wir an ihrer Seite gesehen!" — „Aus freier Wahl?" rief Albert. — „Aus freier Wahl!" war die Antwort, „wie mir von Personen versichert ward, welche die Unbekannte genau zu kennen schienen, und Sie werden fühlen, wie wenig Ihre Verhältnisse Ihnen ein Recht geben, den Frieden dieses Paares zu stören, gesetzt Sie fänden wirklich in dem Mädchen den Gegenstand einer so phantastischen als übereilten Liebe!" — Stern hatte während dieser Rede den jungen Mann mit sich fortgeführt, und als sie in seiner Wohnung angelangt, fand Albert die so sehnlich gewünschte Ausfertigung der Erlaubniß, sich nach Deutschland zu begeben, nebst den erforderlichen Pässen. Wenige Tage zuvor waren Briefe von seinem Oheim mit reichen Wechseln angelangt. Er hatte so dringend nach seiner Freiheit verlangt; jetzt erschien sie ihm im ersten Augenblick fast werthlos, da sie ihm nicht mehr helfen konnte, die zu finden, welche er zwar wieder gesehen, aber auch verloren hatte. Sie hatte selbst gewählt, mithin durfte er glauben, sie sey mit ihrem Loos zufrieden. Und ob auch ihr thränenschwerer Blick, ihre trübe Miene einen tiefen Eindruck auf sein Herz zurück ließ, so konnten ja diese Zeichen eines bewegten Gemüths eben so wohl der Erinnerung an ihre verlornen Lieben, und der Rührung, welche die Worte der Monarchin angeregt, als irgend einem andern Gefühl gelten. Und was konnte er jetzt, da er auf's Neue im Begriff stand, die Waffen zu ergreifen, wohl überhaupt einem geliebten Wesen bieten!? — Es ward ihm immer klarer, und Pflicht, Vernunft und Ehre geboten ihm immer dringender, nicht weiter nach der zu forschen, die ja vielleicht, um jeder Nachforschung zu entgehen, sich absichtlich in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt.

„Ich reise morgen, Freund!" so sprach er zu Stern. „Seyn Sie mir, ich bitte, behülflich, daß ich fortkomme, ehe mein Entschluß mich gereut. Denn nur schnell, das fühl' ich, oder gar nicht, kann ich Petersburg verlassen!" — „Es ist recht wacker von Ihnen!" entgegnete der Arzt, „daß Sie reisen wollen! Ein so tüchtiger Entschluß macht Sie mir um so lieber!" — Er übernahm es, das Nöthige zu besorgen, während Albert ausging, von seinen Bekannten Abschied zu nehmen. Noch einmal zog es ihn in die Nähe des Fräulein-Stiftes. Er mußte noch einmal die Mauern sehen, in denen sie lebte. Er blickte sehnsuchtsvoll empor, die zahlreichen Fenster des Gebäudes musternd, ob er nirgend eine Spur von ihr erblicke. Aber er sah nichts, und ihr im Herzen ein wehmüthiges Lebewohl zurufend, eilte er endlich hinweg.

Schon in der Frühe des folgenden Tages fuhr ein Reisewagen, mit vier raschen Postpferden bespannt, mit unserm Freunde zum Thore hinaus. Stern aber fand auf seinem Zimmer zwei reiche Schmuckkästchen mit folgenden Zeilen:

„Ueberreichen Sie, theurer Freund, das eine dieser Halsbänder Ihrer Gattin, als ein kleines Zeichen meiner Verehrung und Dankbarkeit. Das andere aber empfange, o schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, sie, die meine Lebensretterin war, aus Ihrer Hand am Hochzeitstage. Es möge sie zuweilen an den fernen Fremdling erinnern, dem der Name Johanna die schönste und theuerste Erinnerung seines Lebens bleibt.

Albert von Baldern."

Der Reisende erreichte unaufgehalten die Grenze, und kaum auf dem preußischen Boden angelangt, eilte er, die Empfehlungen zu benutzen, welche der Gesandte ihm verschafft, und ihnen, so wie dem günstigen Eindruck, welchen seine Persönlichkeit machte, verdankte er bald darauf eine Anstellung, welche ihn schon im Verlauf der nächsten Wochen in die volle Thätigkeit des kriegerischen Lebens versetzte.

Der Friede von Paris war erkämpft und die Krieger freuten sich der lange entbehrten Ruhe, welche nach so großen erfolgreichen Anstrengungen eingetreten war. Auch Albert hatte seinen Theil an dem Ruhm und Glück des Feldzuges gehabt; er hatte seinen Platz im Heere wacker ausgefüllt, und in Kurzem zum Hauptmann avancirt, war ihm überall das Anerkenntniß ausgezeichneter Thätigkeit und des trefflichsten Verhaltens zu Theil geworden. Jetzt, da der Friede geschlossen und das Geräusch der Waffen allmählig verhallt war, erwachte die Sehnsucht nach der Heimath in seiner Brust, welche um so lebhafter wurde, jemehr auch des Oheims Briefe das lebhafteste Verlangen, ihn wieder zu sehen, verriethen. Er nahm daher seinen Abschied aus dem Heere, und eilte nach jener Gegend, wo sein

Oheim, wieder im Beſitz ſeiner früheren Würde und ausgezeichnet von ſeinem Regenten, dem er die Treue rühmlich bewährt hatte, lebte. Ihm ward in jeder Beziehung der froheſte Empfang zu Theil und die Freude ſchien ſo wohlthuend auf ſeinen Oheim zu wirken, daß die Hoffnung, er werde gleichſam auf's Neue wieder aufleben, nicht übertrieben ſchien. Nicht lange auch, ſo machte er den Neffen mit Einrichtungen bekannt, welche dieſen in den Beſitz eines nicht unbedeutenden Vermögens ſchon bei des Oheims Lebzeiten ſetzten, und da des Fürſten Gnade ihm auch, falls er ſich entſchlöſſe, im Lande zu bleiben, einen ehrenvollen Wirkungskreis eröffnete, ſo ſchien Alles auf's Beſte geordnet, ihm für die Zukunft eine heitere und ſorgenfreie Lage zu verſichern.

Sein Onkel deutete oft den Wunſch an, daß er ſich vermählen möchte, und ging ſcherzend ſo weit, ihm in dieſer Hinſicht Vorſchläge zu machen, die nach gewöhnlicher Anſicht Alles vereinten, was in ſolchen Fällen der Jugend, wie dem reiferen Alter, wünſchenswerth zu ſeyn pflegt. Die Gleichgültigkeit, womit Albert dergleichen aufnahm, regten die Vermuthung an, daß ſeine Neigung bereits gefeſſelt ſey und er ließ merken, daß er ſelbſt in dieſem Fall ſich billig erweiſen würde, wenn nur der Gegenſtand von Alberts Wahl derſelben, wie er hoffte, würdig ſey. — Der Neffe hatte auf ſolche Andeutungen wenig zu erwiedern. Das Bild, welches er im Herzen trug, gehörte einem Weſen an, das, wie er ſich nicht verhehlen konnte, für ihn verloren war; aber es zog unwiderſtehlich ſeine Sehnſucht nach dem fernen Rußland hin, und er fühlte, daß es ihm unmöglich ſey, ſich irgend einem Lebensplan mit voller Thätigkeit hin zu geben, bevor nicht jener Sehnſucht ein Genüge geſchehen und ihm geſtattet worden ſey, ſeine Unbekannte einmal, nur einmal noch wieder zu ſehen. Wollte dann auch eine geheime Stimme ihm zuflüſtern, ſie ſey vielleicht doch nicht für ihn verloren, ſo verwarf er freilich dergleichen als leere Träumereien, aber er fühlte um ſo beſtimmter, daß nur die vollſte Ueberzeugung, er könne ſie niemals, niemals beſitzen, im Stande ſey, die Herrſchaft ſeiner Vernunft über ein ſo mächtiges Gefühl wieder her zu ſtellen. Um daher ſeinem geheimen Wunſch einer Reiſe nach Rußland in etwas näher zu kommen, nahm er einſt die Gelegenheit wahr, die Ereigniſſe ſeiner Lebens-Erhaltung nach der Zerſtörung von Moskau, ſammt Allem, was ihm Räthſelhaftes dabei begegnet, dem Oheim umſtändlich mit zu theilen, an welche Mittheilung er dann ſeinen Wunſch, jene Gegenden noch einmal zu beſuchen, an zu knüpfen gedachte. Sonderbarer Weiſe ſchenkte der Onkel der Erzählung die größte Aufmerkſamkeit, welche immer höher ſtieg, und, als er der Reden der alten Frau, ihrem Vorgeben, ſie ſey die Prinzeſſin von B—, erwähnte, zur lebhafteſten Unruhe wurde. „Wär' es möglich!“ rief er mit Heftigkeit aus; „ſollte wirklich ein Lichtſtrahl dämmern in dieſer langen Nacht? — O rede!“ fuhr er ungeduldig fort — „erfuhrſt Du gar nichts weiter von der Alten, von der angeblichen Prinzeſſin?“ — Der letzte Theil der Geſchichte ſchien indeß ihn weniger zu befriedigen; aber, als am Schluß derſelben Albert, durch des Onkels Theilnahme ermuthigt, ſeinen Wunſch, nach Rußland zu reiſen, ausſprach, da rief ſein väterlicher Freund, mit einer Lebhaftigkeit, die an dem ernſten, ſtets ruhig gefaßten Mann alles Maaß zu überſchreiten ſchien: „Ja, Du ſollſt reiſen, mein Sohn! Ich ſelbſt aber will Dich begleiten, will mit eigenen Augen ſchauen. O allgütiger Himmel, ſollte Deine Fügung vielleicht ſo ſpät noch —!“ Er konnte nicht vollenden, eine plötzliche Schwäche überkam den heftig Erſchütterten. Doch als er ſich erholt hatte, trat er feſten Schrittes an ſeinen Schreibtiſch, und Albert ein Packet Papiere darreichend, ſprach er mit Rührung: „Lies dieſe Blätter; ſie werden Dir Aufſchluß geben über meine Aeußerungen und über das Schickſal der treueſten und unglücklichſten Liebe, und wenn Du geleſen, ſo beeile die Anſtalten zu unſerer ſchleunigſten Abreiſe. Denn ich kann nicht zögern, wo mir die Möglichkeit winkt, vielleicht noch eine ſchwache Spur meines verlornen Glückes auf zu finden!“ — Er verſchloß ſich darauf in ſein Cabinet, während Albert erſtaunt daſtand. Der Inhalt der Blätter aber war folgender:

(Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Auf wie viele Schriften und mündliche Vorträge läßt ſich anwenden, was Sir Walter Scott in ſeinem „Kenilworth“ ſagt: „Ich habe eine Abhandlung von ihm in Händen. Sie iſt von der Art, daß wenn Ew. — ſie verſtehen, Ew. — mehr verſtehen, als Alle, die ſie geleſen haben, ja ſelbſt mehr, als der ſie geſchrieben hat.“

Junge Mädchen ſind wie Blumen. Glänzen ſie in Gärten, ſo fällt es Niemand ein, den Boden, auf welchem ſie ſtehen, zu unterſuchen. Nur bei Feldblumen gilt der Boden etwas.

Nelſon's Denkmal bei Edinburg wird ſehr beſucht, beſonders von Schmeckern, weil es an einen Paſtetenbäcker und Conditor vermiethet iſt, der aber keine ſtarken und geiſtigen Getränke verkaufen darf, „aus Furcht“, heißt es im Contrakt, „daß die Begeiſterung in die Fäuſte übergehe.“

Ich habe noch nie einen wahrhaft ſchönen und erhabenen Gedanken undeutlich ausgedrückt geleſen.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Braunschweig. (Fortsetzung.) Das erste Conzert hatte der Hr. Conzertmeister Müller, in gütiger Mitwirkung der ganzen Kapelle, zum Besten der durch Wasserfluthen Beschädigten veranstaltet. Da dieses Conzert einen so schönen wohlthätigen Zweck hatte, zu welchem mehrere Dilettanten durch Spiel und Gesang beitrugen, so gehört es der Kritik nicht an. Freudig überraschte uns der Anschlagezettel durch die Anzeige, daß der Hr. Conzertmeister sich nach so langem Schweigen einmal wieder hören lassen werde. Er übertraf sich selbst; es ist nicht möglich, das schöne Conzert von Spohr besser, und gewiß für den größten Meister sehr schwer, es so gut zu wielen. Der Saal war so gefüllt, daß mehrere Billet-Inhaber wieder zurück gehen mußten. Die Mildthätigkeit ist ein sehr rühmlicher Zug im Charakter der Braunschweiger, welches die außerordentlich großen Summen, die in einem Zeitraum von 1½ Jahren für Nothleidende zusammen gebracht wurden, beweisen. — Das zwölfte Conzert gab Hr. Gustav Müller, und spielte mit dem ihm eigenen innigen lieblichen Ton einen Conzertsatz von Hoffmann, sein ausgezeichnetes Spiel ließ die sehr mittelmäßige Begleitung vergessen. Die schöne Ouverture aus „Fidelio" verdarben die Blas-Instrumente, welche zum Erbarmen schlecht waren; die Clarinette machte ein kleines Solo nach eigner Phantasie, und phantasirte die andern Bläser vom rechten Wege ab. Demoiſ. Hasenbalg spielte eigene Phantasieen über ein Thema aus „Preciosa", für das Forteviano, ganz vortrefflich. Die junge liebenswürdige Künstlerin besitzt nicht allein eine außerordentliche Fertigkeit; auch der Vortrag ist einer Meisterin würdig, und ihr Spiel wird gewiß immer sehr willkommen seyn und mit Dank aufgenommen werden. Von der Composition kann ich nicht dasselbe sagen; sie kam mir vor, als lese man mehrere Seiten Sprüchwörter und Sentenzen ab. Dieselbe sang eine Arie von Meister Rossini, ich muß mich auf das Obengesagte beziehen; die Stimme wird sich künftig gewiß zum öffentlichen Vortrage eignen, jetzt aber paßt sie neben einer Dermer und Kiel im großen Saale nicht. — Herzliebe musikalische Menschheit! verschone uns doch mit Versuchen; es ist zu schlimm genug, wenn wir sie in kranken Tagen von den Aerzten erdulden müssen, bei gesundem Leibe wollen wir uns dergleichen auf das allerhöflichste verbitten, und wäre die Versucherin die mediceische Venus selbst. — Hr. Hammermeister sang eine Arie von Maurer; man muß gestehen, die Stimme ist ganz vortrefflich; fehlt es dem Besitzer nicht an Fleiß, so haben wir recht viel zu erwarten, und ich glaube, Braunschweig ist der Ort, wo er in edler Rivalität mit dem trefflichen Weberstedt sein Talent ausbilden kann. Es scheint, als kenne er seine Stimme noch nicht genug, wüßte noch nicht alle Vortheile zu nutzen; warum trug er eine Arie vor, welche für ihn zu tief war, und verdarb sich so den Effekt seines sonst so schönen Gesanges? Jeder sollte doch nur vortragen, was für ihn paßt.

Die Messe brachte nicht viel Neues; wir hatten eine Maskerade, wozu die Eintrittspreise, zur Zufriedenheit des besseren Publikums, erhöht waren. Früher fanden sich nur Gevatter Schneider und Handschuhmacher, neben den zur Meßzeit hier hospitirenden Priesterinnen der Venus Vulgivaga, ein; dieses Mal blieben die niederen Stände weg, und die höheren fanden sich noch nicht ein, der Saal blieb also leer. — Im blauen Engel hatte sich ein Hr. Olivier etablirt und machte recht hübschen blauen Dunst; die Taschenspieler-Stücke waren vortrefflich; Geister sahen wir schon besser erscheinen. — Ein kleiner Zettel empfahl die Reize einer Albino-Dame, und ein sehr großer angestempelte Spielkarten: Erstere mochte ich nicht sehen und letztere durfte ich nicht kaufen; die colossalen gelben Buchstaben sollten nur ausländische Spieler locken. — Noch befand sich hier allerlei Ungeziefer, benebst diversen Schlangen; selbige waren so gefällig, bei uns ihre Toilette zu machen und andere Balge an zu ziehen; auch hatte eine davon vortrefflichen Appetit, worauf ein hiesiger Arzt mit folgenden Worten aufmerksam machte: „Ich halte nicht für überflüssig, dem Publikum an zu zeigen, daß die Menagerie des Hrn. Cops schwerlich länger, als die künftige Woche hindurch, hier verweilen wird, und lade zu einem fleißigen Besuch dieser Thiere ein, von welchen die eine Riesenschlange, nachdem sich Alle drei gehäutet haben, bereits einmal vor vierzehn Tagen, und eine andere heute, in Gegenwart der Durchlauchtigsten Herzöge, und einer großen Anzahl Zuschauer, mehrere lebende Kaninchen gefressen hat. Den 17ten Februar 1825." — Ich habe die Anzeige aus den hiesigen Blättern wortlich abgeschrieben, nichts zugesetzt noch ausgelassen. Die Wirkung war außerordentlich; Jedermann lief zu den Schlangen und wünschte ihnen gesegnete Mahlzeit. — Herr Theiler aus Berlin zeigte Panoramen; durch ein unglückliches Ohngefähr sind ihm die besten Wasser-Partieen seines Rheinfalls verbrannt (Der Schluß folgt.)

Samuel Vondun, ein holländischer Jude, starb vor einigen Monaten in Amsterdam, und hat so viel hinterlassen, um sechs Linienschiffe von 74 Kanonen aus zu rusten und zu bewaffnen. Man fand unter Anderem 44 Fasser mit Geldmünzen von allen Souveränen der Welt! Es bedurfte eines Monats Zeit, um diese verschiedenen Geldgattungen zu sondern, und acht Tage, um sie zu zählen. Der Capitalist hatte lange Jahre das französische Heer als Lieferant begleitet, und so Europa, Asien, Afrika und Amerika durchzogen. Er war 96 Jahr alt, als er starb. (Corsaire.)

Man lieset in dem Privatbriefe eines englischen Reisenden, welcher sich jetzt in Persien aufhält, daß das Grabmal des persischen berühmten Dichters Saadi so groß sey, als die Halfte des James-Park. (Corsaire.)

Ein in Chatellerault in der Zurückgezogenheit lebender französischer Militair hat die sieben Wunderwerke der Welt aus Holz geschnitzt. Am besten gerathen ist das Grabmal des Königs Mausolus (von seiner Gemahlin Artemisia), und der Colosß zu Rhodus, welcher aus einem großen Eichenstamm gearbeitet worden. Bei der Vollendung des Kunstlers sind es doppelte Meisterwerke. (Corsaire.)

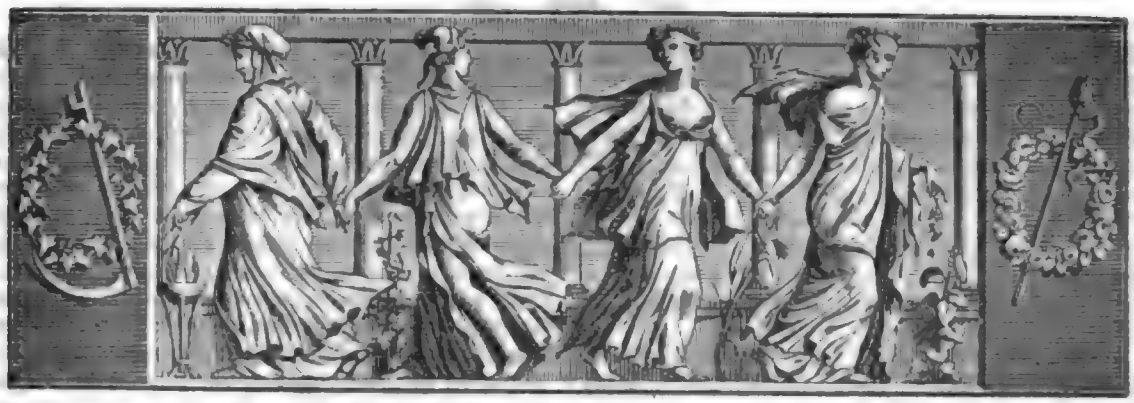
„Je vous observe" heißt nicht: „ich gebe Ihnen zu bemerken", sondern: „ich betrachte Sie". So fatal diese Verwechselung ist, so hat sie doch unlängst einem Kranken das Leben gerettet. Ein französischer Sprachforscher litt an einem Geschwür im Halse, das durchaus nicht aufgehen wollte. „Wenn Sie meine Vorschriften nicht ganz streng befolgen", sagte der Arzt eines Tages, „so gebe ich Ihnen zu bemerken (je Vous observe) —." Bei diesen Worten unterbrach der Patient den Arzt, heftig auffahrend: „Nicht genug, daß Sie mich mit Ihrer Medizin tödten, auch mit Ihren Sprachschnitzern wollen Sie mich umbringen! Gehen Sie zum Kuckuk!" — Bei diesen Donnerworten platzte auf einmal das Geschwür, und — der Kranke ward in Kurzem gesund. (Pandore.)

Der Cajik der Provinz Oharambre, in den Vereinigten Staaten, ist dahin gelangt (nach sechszehnjähriger Mühwaltung), alle unter seiner Aufsicht stehenden Volkerschaften dergestalt nach und nach zu entwaffnen, daß nun in die Arsenale von Virginien: 6000 Wurfspieße, 11,000 Köcher, 45,000 Keulen und 300,000 vergiftete Pfeile abgeliefert sind. (Corsaire.)

Die italienische Literatur hat seit Kurzem den Tod eines ihrer fruchtbarsten komischen Dichter zu betrauern, des Antonio Piazzi, welcher in einem Alter von 84 Jahren verstorben. Die Zeitung von Venedig versichert, daß er eine große Anzahl Lustspiele und Romane verfaßt habe. (Pandore.)

Seit 1660 hat man 18,000 Pilger gezählt, die nach Jerusalem gewallfahrtet, und in dem Zeitraum von 1300 — 1422 waren es deren 22,000,654! — Wie die Zeiten Alles ändern!? (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 14. Mai. 77ſtes Blatt.

Johanna.

(Fortſetzung.)

„Am Hofe des Herzogs von B— war Alles zur glänzendſten Cour verſammelt, welche ſeit langer Zeit ſtatt gefunden. Die weiſe Sparſamkeit des regierenden Herrn hatte die Menge Geld und Zeit verſplitternder Feſte eingeſtellt, deren unter der Regierung ſeines Vaters und Vorgängers faſt jede Woche einige auf zu weiſen hatte, und nur ungewöhnliche Fälle, als Geburtstage oder die Anweſenheit hoher Fremden, konnte Veranlaſſung geben, den Hof in demjenigen Glanz, welcher früher hier einheimiſch, verſammelt zu ſehen. So war es auch heute. Der Erbprinz von *** befand ſich gegenwärtig, und ſein Beſuch ſollte, wie unterrichtete Hofleute merken ließen, etwas mehr als eine bloße Durchreiſe zu bedeuten haben.

In glänzenden Reihen ſtanden die Damen, reich geſchmückt und mit Allem geziert, was im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts als unerläßlich und ausgezeichnet bei einem reichen und glänzenden Damen-Anzug von der Mode vorgeſchrieben war. Nicht minder reich in Uniform und Hofkleidern prangten die Herren; auf allen Geſichtern aber war ein geſpannter Zug zu bemerken, der wie Neugier oder Erwartung auf etwas Beſonderes ſich deuten ließ, welches dem Feſte die noch fehlende Vollendung geben ſollte. Der Herzog ſchien in der heiterſten Stimmung: auf's Eifrigſte bemüht, ſeinen Gaſt angenehm zu unterhalten, ſah man ihm Alles aufbieten, was an Anmuth der Rede und herzgewinnendem Benehmen ſeiner mit dieſen Vorzügen ſo reich ausgeſtatteten Natur zu Gebote ſtand. Gleichwohl entging es denen, die ihn genau kannten, nicht, daß ſein Blick mit einer Art von Unruhe ſehr oft auf die Thür fiel, welche zu den inneren Gemächern des Schloſſes führte, und wo die Ober-Hofmeiſterin der beiden Töchter des Herzogs, mit den Prinzeſſinnen, eintreten mußte. Es war allerdings das ungewöhnlich lange Ausbleiben derſelben, welches unter den Hofleuten die erwähnte Spannung verurſachte, die um ſo lebhafter war, je allgemeiner ſich das Gerücht verbreitet hatte, als liege dem Beſuch des Erbprinzen eine Heirathe-Abſicht auf die älteſte Prinzeſſin zum Grunde. Nach langem Harren ſprangen endlich die hohen Flügelthüren auf, und herein trat die Ober-Hofmeiſterin, Baroneſſe von Baldern, mit ihren beiden Zöglingen.

Die Baroneſſe war eine Dame von geſetztem Alter, groß, ernſt, mit ſtolzem Anſtand und einem Ausdruck von Strenge in dem kalten Blick und den ſcharfgezeichneten Zügen. Neben ihr her hüpfte, ein Bild der Unſchuld und des Frohſinns, Caroline, des Herzogs jüngſte Tochter, deren hold erblühende Schönheit, faſt noch dem Kindheits-Alter angehörend, ſchon im Aufblühen den Zauber entfaltete, welcher ſpäterhin, ihr ſelbſt ſo verderblich, von ihrer Perſon ausging und ſchon damals jedes Herz gewann. Vor Beiden her aber ſchritt, mit ſicherem und doch reizendem Anſtand, die ältere Schweſter Auguſte, in vollem Jugendſchmuck ſeltener Körperſchöne prangend, den ein von Pracht und

Geschmack gleich zweckmäßig erhöhter Anzug aufs vortheilhafteste erscheinen ließ. Aber die schönen Mienen des holden Fürstenkindes verschattete auf sonderbare Weise ein Zug von Trotz und Unwillen, der über der lilienweißen Stirn, um den feingezeichneten Mund verbreitet war; und wie sorgfältig auch ihr Anzug geordnet erschien, so trug er doch hier und da sonderbare Spuren von Vernachlässigung, welche zweifelhaft ließen, ob sie zu den Gewohnheiten der Prinzessin gehörten, oder nur die Folge einer besondern unfreundlichen Laune waren.

Eben so unverbindlich, fast unfreundlich erschien auch ihr ganzes Benehmen und die kaltsinnige Miene, womit sie Mutter und Großmutter, Beide großen Fürstenhäusern nahe verwandt, grüßte, drückte höchstens die Ehrfurcht vor dem hohen Rang beider Frauen und ihre überlegenen Verhältnisse, nicht aber die kindliche Anhänglichkeit eines wohlgearteten Herzens gegen so nahe Angehörige aus. Indem beide Töchter dem fürstlichen Vater sich näherten, ruhte sein Auge mit vergnügtem Ausdruck auf den vollendeten Formen der ältern und ihrer blendenden Erscheinung. Auch schien vor dem Achtung gebietenden Wesen des fürstlichen Vaters die unwillige Laune zu entfliehen, welche bisher ihre Züge verfinstert, und zum ersten Mal erhöhten Freundlichkeit und mädchenhafte Sanftmuth die Schönheit derselben. Doch nur, so lange er allein zu ihr sprach; kaum aber trat der Erbprinz von *** hinzu, als ihr Gesicht wieder den alten Ausdruck von Verdruß und Unwillen annahm, und seine ehrfurchtsvolle Anrede ward so weniger Aufmerksamkeit von ihr gewürdigt, daß während derselben ihr blitzendes Auge den weiten Saal durchflog, in dessen entferntestem Raum irgend ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf ganz andere Weise zu fesseln schien. Der Prinz, von einem so wenig achtsamen Empfange befremdet, trat einige Schritte zurück, welchen Umstand die Prinzessin sogleich benutzte, um ihm den Rücken zu kehren und ein lebhaftes Gespräch mit einer ihr nahe stehenden Dame an zu knüpfen. Nicht besser ging es bei dem Souper, wo zwar dem Erbprinzen der vielfach beneidete Ehrenplatz an der Seite der reizenden Auguste zu Theil wurde, ohne daß er jedoch Ursach gehabt hätte, sich desselben besonders zu erfreuen; denn kaum ein Blick aus den holden Augen, die immer nur entweder mit aufmerksamer Schüchternheit auf dem gegenüber sitzenden Vater weilten, oder verstohlene Blicke nach dem untern Ende der Tafel hinsandten; nur einsylbige und höchst trockene Reden wurden ihm, trotz aller Beflissenheit, womit er unaufhörlich strebte, eine dauernde Unterhaltung an zu knüpfen. Endlich verstummte der unglückliche Bewerber, und als er nach aufgehobener Tafel sich ziemlich kühl beurlaubte, war Niemand mehr über den Ausgang dieser Bewerbung, von welcher man ganz andere Resultate gehofft, in Ungewißheit.

Der Herzog saß am folgenden Vormittag sehr verstimmt in seinem Cabinet, das Mißgeschick verwünschend, welches den ausgezeichneten Fürsten in den innersten Beziehungen seiner Familien-Verhältnisse verfolgte, und sein häusliches Leben zu einer Kette trüber Erfahrungen und herber Unfälle machte. Er hatte am frühen Morgen schon ein sehr förmliches Abschieds-Billet von dem Erbprinzen erhalten, worin dieser bedauerte, daß in der Nacht erhaltene Depeschen von seinem Hofe ihn zwängen, seinen Aufenthalt am B—schen Hofe ab zu kürzen, und mit Anbruch des Tages ab zu reisen. — Der Herzog legte das unwillkommene Blatt, welches auf so unerwünschte Weise den Faden angenehmer und gern genährter Hoffnungen durchschnitt, mit einem Seufzer des Unmuths zusammen, und sann lange darüber nach, wie dem immer schroffer sich aussprechenden Eigensinn der Prinzessin, ihrer launenhaften Sinnesart und dem unweiblichen Trotz, womit sie sehr oft den Wünschen und Befehlen ihrer Eltern und Erzieher entgegen handelte, ein Ziel zu setzen sey.

Auch Frau von Baldern hatte, von ähnlichen Gedanken während der Nacht wach erhalten, ihr Lager sehr früh verlassen, und war, von Unruhe getrieben, in den Schloßgarten, zu welchem ein geheimer Eingang aus ihrem Zimmer hinunter führte, gegangen, um hier in ungestörter Einsamkeit darüber nach zu denken, was die Pflicht auf dem ihr anvertrauten Posten von ihr fordere. Sie hatte die einsamsten Gänge in unruhiger Hast durchschritten, und war jetzt im Begriff, sich auf ein verstecktes Plätzchen zu begeben, wo unter Birken und Trauerweiden sich eine Ruhebank bot, und zwischen den niederhängenden Zweigen gerade nur so viel Raum blieb, um eine Aussicht auf die Fenster der beiden Zimmer, welche die Prinzessinnen bewohnten, frei zu lassen. Frau von Baldern wählte oft dieses Plätzchen als Ruhepunkt ihrer Morgen-Spaziergänge, da sie von hier aus leicht beobachten konnte, ob ihre Zöglinge schon erwacht und aufgestanden waren. Auch heute eilte sie in gleicher Absicht dieser Stelle zu, und fand sich sonderbar überrascht, als sie dieselbe von einem Manne eingenommen sah, welcher, den Blick unverwandt auf die gedachten Fenster gerichtet, diese mit ängstlicher Aufmerksamkeit zu hüthen schien; obgleich er sich in einen Mantel eingehüllt und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte, so erkannte sie doch auf den ersten Blick in ihm ihren Neffen, den Forstjunker Albert von Baldern, welcher, wie sie nicht anders wußte, seit Wochen in Dienstgeschäften abwesend war. „Wie! Beide!“ rief es bei dem Anblick in ihrem Inneren und wenig fehlte, so wäre der Gedanke zum

lauten Ausruf geworden. Aber, obwohl er es nicht ward, so hatte doch das Rauschen ihres seidenen Morgenkleides den jungen Mann aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Er warf nur einen flüchtigen Blick nach der Seite, von wo das Geräusch kam, sprang auf und entfernte sich eiligst in der entgegen gesetzten Richtung, es unentschieden lassend, ob er in der heran nahenden Dame die Tante erkannt habe oder nicht.

Die Baronesse war bei der heftigen Unruhe, wovon sie sich plötzlich bedrängt fühlte, wirklich genöthigt, einige Augenblicke auf der verlassenen Bank aus zu ruhen, und kaum hatte sie sich dort nieder gelassen, als an einem jener Fenster eine weibliche Gestalt sichtbar ward, welche mit leichter Handbewegung Jemand Zeichen zu geben schien, und sie strengte die schwache Sehkraft an, um zu erkennen, wer es sey. Dies blieb unmöglich, und so eilte sie auf dem nächsten Pfade ihrer Wohnung wieder zu. Als sie jedoch aus dem Bosket trat, war am Fenster Niemand mehr sichtbar, und beide Prinzessinnen schliefen sogar, als sie hinauf kam, noch fest und ruhig. Sie ward selbst ruhiger, als sie sich hiervon überzeugt hatte, und schloß sich dann in ihrem Cabinet ein, wo sie mehrere Stunden mit Schreiben zubrachte.

Frau von Baldern bekleidete seit einem Jahr die Stelle als Ober-Hofmeisterin bei den Töchtern des herzoglichen Hauses, und nicht gering waren die Erwartungen, mit welchen man sie diesen Posten übernehmen sah: denn sie war eine Dame, über deren Geist und Charakter nur eine Stimme des vortheilhaftesten Rufs herrschte. Aber nicht vergönnt war es ihr, in diesem Verhältniß mit dem Erfolg zu wirken, als vielleicht unter andern Umständen hätte geschehen können. Denn zu sehr schon hatte der Charakter der Prinzessin Auguste unter der zwangvollen Behandlung einer früheren geistlosen Erzieherin eine falsche Richtung angenommen, zu mächtig hatte bereits ihre heftige Temperaments-Anlage sich entwickelt, als daß die Lehren der guten Baronesse noch viel dagegen vermocht hätten, da überdies bei aller Trefflichkeit des Verstandes und der Einsicht es doch derselben an jener herzgewinnenden Milde fehlte, welche der Strenge gepaart seyn muß, wo mit Erfolg auf kräftige junge Gemüther gewirkt werden soll. Die Baronesse fühlte dies auch bald, und überzeugte sich mit Betrübniß je länger je mehr, daß es der herben Schule des Lebens und der Erfahrung überlassen bleiben müsse, den Charakter der stolzen Auguste zu bestimmen und ihr Gemüth zu veredlen.

Die gestrigen Ereignisse hatten diese Ansicht bei ihr aufs Neue bestätigt und diese Morgenstunde brachte den Entschluß, ihre Stelle nieder zu legen, in ihrer Seele zur Reife. Sie wendete unverzüglich die Muße, welche ihr bis zum Erwachen der Prinzessinnen blieb, dazu an, um in einem ausführlichen Schreiben an den regierenden Herrn um ihre Entlassung zu bitten, die Gründe aber, welche sie zu diesem Gesuch vermochten, ihm offen und mit Ausführlichkeit dar zu legen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedene Urtheile.

(Aus einer englischen Zeitschrift.)

Der alte Laird Glenfern starb plötzlich in seinem Armsessel, am Tauftage seines Enkels. Die bestürzte Gesellschaft äußerte sich sehr verschieden über diesen Todesfall. — „Glenfern“, sagte der Eine, „sah gar nicht aus, wie ein Mann, der schon durch dieses Thor ziehen würde.“ — „Ich weiß nicht“, sprach ein Anderer: „aber Glenfern ist mir schon seit einiger Zeit ganz anders vorgekommen.“ — „Ich bin Ihrer Meinung, Glenfern ist seit der letzten Geldzahlung sehr gesunken.“ — „Bei Glenfern's Alter ist es kein Wunder, daß er Abschied von der Welt genommen!“ bemerkte ein Vierter, der mit Wohlbehagen an die funfzehn Jahre dachte, die er selbst jünger war. — „Nicht doch, Glenfern war nicht so alt!“ fiel ein Fünfter ein im ängstlichen Gefühl, daß er selbst ein Paar Jahre mehr zählte. — „Ja, das kommt von den Familien-Sorgen!“ schmunzelte ein alter Junggesell. — „Wir sehen oft einen starken, gesunden Mann, wie unsern armen seligen Freund, umfallen und auslöschen wie ein Licht!“ stammelte unter schwerem Athemholen und Keuchhusten ein schwindsüchtiger Herr. — „Er war ein aufgedunsener, ungesunder, überfetter Körper!“ höhnte eine ausgezehrte Latten-Figur. — „Der“ — unterbrach ihn der eingebildete kranke Laird von Pettlechaß, welchen beständig drei Aerzte bedienten — „der nie die geringste Sorge für seine Gesundheit hatte, keine Diät hielt, immer drinnen und draußen, oben und unten, bei jedem Wetter sich herum trieb, es mochte trocken oder naß seyn!“ — „Nicht doch“, schloß eine alte Matrone; „Glenfern war nicht Schuld an seinem Tode: eine alte Zigeunerin hatte es ihm in seiner Kindheit gewahrsagt, daß er sterben würde!“ — Alles stimmte dem Spruch der alten Matrone bei. A. Schelt.

Hebe.

Mit holder List und wie durch Zaubersegen
Umstrickte mich dein Lächeln unvermerkt;
Mich vollends aus mir selber zu bewegen,
Hast du dich mit dem Weine noch verstärkt.

Du reichtest, in Holdseligkeit ergossen,
Mir flüssiger Juwelen Purpurschein,
Und mit der Labefluth des Nektars flossen
Die Strahlen deiner Schönheit in mich ein.

Und tief schon bin ich auf des Bechers Grunde,
Doch ungesättigt von der Rebe Kuß;
Und eine Himmelsfrucht glüht dir am Munde,
Doch ewig, ewig bin ich Tantalus. Eduard Messow.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. (Schluß.) Im Verlauf des Jahres haben ſich einige ſehr lobenswürdige Anſtalten gebildet; dazu zähle ich die Vereinigung mehrerer geachteten Gelehrten zu einer wöchentlichen Zuſammenkunft, und die Bildung eines Real-Inſtituts. Die hieſigen Aerzte ſind ſchon früher in einen Verein zuſammen getreten, welcher um ſo mehr zu achten iſt, da er den Zweck hat, eine collegialiſche Freundſchaft unter den ſonſt Getrennten her zu ſtellen. Ich kann nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit die edle Thätigkeit des fleißigen Hrn. Doctors Mannsfelde zu erwähnen; nicht allein, daß er um die gedachten Zuſammenkunfte große Verdienſte hat, und einer derſelben als Sekretair einen Theil ſeiner Zeit opfert; er iſt auch Schöpfer einer Anſtalt, die ihm Segen und Dank bringt. Er hat nämlich dafür geſorgt, daß arme Kranke und Reconvalescenten, auf eine ihnen dienliche Weiſe, geſpeiſt werden. — Eine Anſtalt, wie das Real-Inſtitut, hat uns lange gefehlt; hier wird dem künftigen Kaufmann und jungen Leuten aus den beſſeren Ständen, welche nicht ſtudiren, aber dereinſt noch über etwas mehr, als Pferde, Hunde und „Hamburger unparteiiſchen Correſpondenten" reden wollen, der nöthige Unterricht ertheilt. Der Plan, welcher dem Publikum vorgelegt wurde, iſt ſehr zweckmäßig; wir wollen der Unternehmung vom Herzen Gedeihen wünſchen. — Der Winter hat uns mehrere würdige Gelehrte und Schulmänner genommen, und unter ihnen auch den Hrn. Profeſſor Scherer. Derſelbe übernahm früher die Direktion des faſt ganz verfallenen Martineums; großer herzlicher Eifer und innige Liebe zu dem ſchwierigen Werke, verbunden mit den nöthigen Kenntniſſen, machten es dem wurdigen Manne möglich, die Aufgabe zur völligen Zufriedenheit zu löſen. Er bekam nachher das Direktorium des Catharinaums, und zuletzt eine Profeſſur am Collegium Carolinum. Er hat ſeine Pflicht im vollkommenſten Maaße gethan, wozu er Kraft und hinreichende Kenntniſſe beſaß. Inniger tiefer Schmerz erfüllte die jungen Leute an der Bahre ihres geliebten Lehrers; ſie baten einen hieſigen Prediger, welcher zugleich Docent an dem Carolinum iſt, ihren Schmerz und ihre Gefühle aus zu ſprechen. Der Redner entledigte ſich — der öffentlichen Kunde nach — des Auftrages auf eine Weiſe, welche Jedermann empören mußte, indem er geſagt haben ſoll, was ich zu ſeiner Ehre noch bezweifeln möchte, welches mir aber von mehreren Zuhörern bezeugt wurde: „Der Verſtorbene habe ſich und ſeinen Fürſten getauſcht; die That ſey hinter dem Willen zurück geblieben!" u. ſ. w. Iſt denn nichts mehr heilig? — ſelbſt nicht die Aſche eines Mannes, der einer der nützlichſten Lehrer im Staate war? — Ich begreife nicht, daß keiner der jungen Männer ſo viel Muth gehabt hat, die Rede zu unterbrechen und den Sprecher aufmerkſam zu machen, daß dieſes nicht ihre Gefühle waren und ſich darin weder Schmerz noch Liebe ausſpreche. — Der Selige wurde nicht allein geachtet, er wurde auch geliebt, und wir ſahen wie ſo ärgerliche Scenen zwiſchen Schüler und Lehrer, wie noch ganz kürzlich. Der Hr. Direktor F. war früher einer geringeren Kloſter-Schule vorgeſetzt und an ſtrenge Zucht und Disciplin gewöhnt, welche die Jugend hier in der Art nicht kannte; ſie war davon überzeugt, wenn dem Lehrer Achtung gebühre, ſo könne auch der Schüler darauf Anſpruch machen. Hr. F. trat oft mit dem Hut auf dem Kopfe in die erſte Claſſe, welche aus Jünglingen beſteht, die von dort zur Akademie gehen. Es war die natürliche Folge, daß die Schüler, welche an ein ſolches Betragen nicht gewöhnt waren, „Hut ab!" riefen; der Mann mit dem ſitzenden Dache nahm davon keine Notiz, und erſchien hinfort wie zuvor. Der gedachte Herr tritt einſt in die Thür und ſieht an derſelben in blaſſen drohenden Zügen ein „Hut ab!" ſtehen. War die Kreide ſehr weiß, ſo wurde ſeine Naſe ſehr roth, und mit Toben erklärt er der verſammelten Jugend: „er brauche ſich vor ihnen nicht zu rechtfertigen, er wolle den Hut künftig auf dem Kopfe in die Thür tragen, weil er die Bücher unter dem Arm halte, und jetzt wiſſen, wer die Worte geſchrieben habe!" Es fand ſich natürlich Niemand, welcher die gewunſchte Mittheilung gab; da vergaß ſich der Mann ſo ſehr, dem Ausſager zwei Louisd'or zu verſprechen. Man könnte ja unter Direktion eines Lehrers eine heimliche Polizei einführen, und die Schüler, damit ſie ſich immer hübſch haſſen, gegen einander hetzen. Wie ich mit Vergnügen vernommen habe, ſoll ſich der kecke Schreiber gemeldet und Hrn. F. gebeten haben, den Armen die verſprochene Summe zu zahlen, er werde ſodann, nach Vorzeigung des Empfangſcheines, den Thäter nennen. Der Jüngling wird ein tuchtiger Mann! — Die Auferſtehung Chriſti hat den Herren Kalendermachern hier viel Unruhe verurſacht; man konnte ſich nicht darüber vereinen: ob die guten Herren auf der Kirchen-Verſammlung zu Nicea unſer 1825ſtes Jahr ganz vergeſſen haben? — oder hat der Mond, welcher in dieſem Jahre ſo viel Unfug anrichtete, auch hieran Schuld? — Daß wir in moraliſcher Hinſicht große Fortſchritte gemacht haben, zeigt die Abſchaffung von drei Bußtagen, welche entbehrlich wurden. Max.

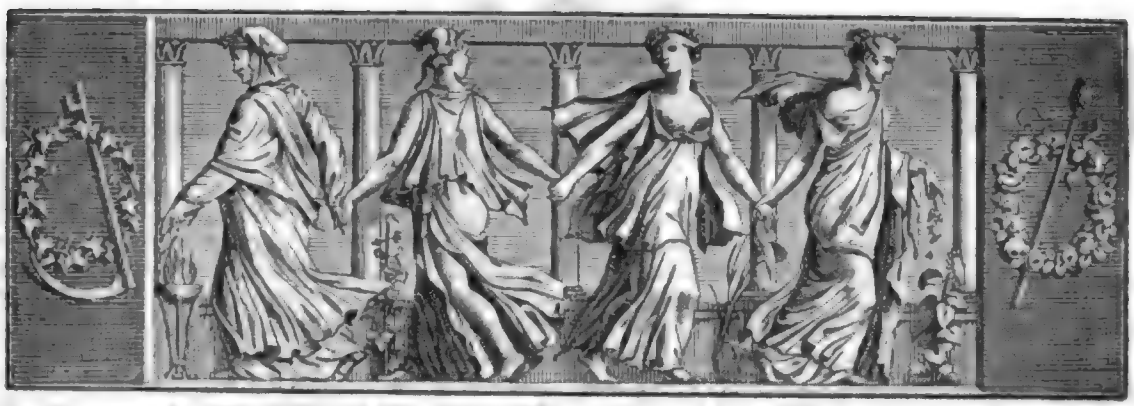
Bekanntlich gab Plato einſt ein Gaſtmahl, bei welchem Sokrates mit dem ſchönen Agathon an einem Tiſche ſaß und ihn aufforderte, dem Aeskulap einen auserleſenen Hahn zu opfern, weil er ihn von ſeiner letzten ſchweren Krankheit befreit. Agathokles aber meinte, dem Sohne Apollo's würde unſtreitig von dem Weiſeſten unter den heutigen Gaſten, dem Sokrates, ſolch Opfer willkommener ſeyn. Sokrates nahm die Einladung an, und verſprach ſogar, den Hahn dazu zu liefern. — Dieſer verſprochene Hahn nun befindet ſich jetzt in natura (wenigſtens im Gerippe) in den Händen eines Franzoſen, Namens Caſpet, der ihn für den mäßigen Preis von 1000 Thalern einem fremden Schiffs-Capitain abgekauft. Letzterer diente lange Zeit unter den Griechen, wohnte drei Jahr in Athen, ließ ſich das Haus des großen Schierlings-Trinkers zeigen und fand dort eines Tages bei dem Nachgraben das gedachte Hahnegerippe!! (Corsaire.)

Das Vorurtheil gegen Rothköpfe kann mit ſtarken Autoritäten bekämpft werden. Sokrates z. B. hatte rothes Haar, und war doch gewiß ein redlicher Mann. Auch Pyrrhus war ein Rothkopf; und nächſt ſeinem Eroberungs-Handwerk war er ſanft, und ließ ſich gern durch die Weiber leiten. Der brave, weiſe Ariſtides endlich gehört auch zu der Zahl der Rothköpfe; das verſichert Varron, und die Büſte des Ariſtides, welche ſich im Muſeum zu Copenhagen befindet, beſagt es; denn ſie iſt aus zweifarbigem Marmor, und ſo gebauen, daß die rothe Hälfte das Haar ausmacht. Kurz, Römer und Griechen zeigen Helden, Geſetzgeber und Weiſe mit rothem Haar, die kein böſes Haar an ſich hatten. (Corsaire.)

Der indiſche Braumine Phanor Eriſh, der vor ſechs Jahren der gelehrten Geſellſchaft zu London ein Memoire überſchickte, worin er die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben behauptet, iſt kürzlich in Maſulipatnam im 114ten Lebensjahre geſtorben. Er hat ſtets von Wurzeln gelebt, und Rum mit Waſſer vermiſcht getrunken. Ein engliſcher Offizier iſt von ihm zum Erben eingeſetzt. Dieſer heißt Henry Ramſom, und hat eine Menge indiſcher Bücher und eine tuchtige Summe Goldes und Silbers gefunden. (Corsaire.)

In Petersburg amüſirt man ſich jetzt mit 250 Affen, welche von kroatiſchen Gefangenen aufgezogen und gezähmt worden, und die drolligſten Dinge ausführen. Der eine z. B. putzt mit dem Schnabel ein Licht, apportirt ein Schnupftuch, und druckt ein Piſtol ab, ohne ſich zu rücken. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 16. Mai. 78ſtes Blatt.

Abends-Viſion.

Von M. G. Saphir.

Die letzte Gluth war ſchon in mildem Schein zerronnen,
Die Dämm'rung hielt, ein Wimper zart und weich,
Das Aug' der Abendwelt mit ſeid'nem Flor umſponnen;
Der Mond allein, dem guten Wächter gleich,
Er ſieht nur halb und leicht, was Loſes wird erſonnen,
In Amor's und in Hesper's Zauberreich:
Und Liebe, Baum und Blatt, aus Licht und Schwüle,
Tritt neuerfriſcht in's Reich des Dunkels und der Kühle.

Ich lag dahin geſtreckt in dieſen Dämmerungen,
Die Blumen ſpielten um der Locken Saum,
Mich hielt ein waches Träumen zauberiſch umſchlungen,
Ich hörte, ſah, doch wie? ich weiß es kaum.
Ein Glockenſpiel war rings umher das All erklungen,
Mir ſprach die Luft, die Blüthe und der Baum,
Ich hörte, kaum weiß ich dies Hören mir zu deuten,
Den Lorbeer und die Roſ' bei meinem Haupt ſich ſtreiten.

Der Lorbeer ſpricht: „Nicht nur des Schwerdtes ſcharfem Hauen
Ergiebt gefangen ſich mein edler Aſt,
Wohl gerne mag ich gründbekränzet den auch ſchauen,
Der mit des Sanges weichem Stahl mich faßt,
Der mich gewinnet, wie das zarte Herz der Frauen,
Das ſich ergiebt der ſüßen Lieder Laſt;
So will ich denn auch ihn mit meinen reichen Zweigen
Umfah'n, als Reif des Ruhms ob ſeinem Haupt mich neigen."

Die Roſe ſpricht: „Wohl mag dein Reiß das Haupt ihm zieren,
Das, glückentladen, jedes Schmucks entbehrt:
Doch wird es freundlich auch das volle Herz ihm rühren,
Das Herz, das nur ein gleiches Herz begehrt?
Der Ruhm iſt Glanz, und Glanz nicht will er führen,
Weil Glanz des Lebens ſtilles Glück verſehrt;
Die Liebe nur, die lebt von Tönen und von Düften,
Vermag allein, dem Sänger dauernd Glück zu ſtiften."

Der Lorbeer ſpricht: „Die Liebe kann wohl Seelen g'nügen,
Die ſich gefallen in ſich ſelbſt allein;
Der kühne Adler wird der Sonne zu ſtets fliegen,
Ihn labet nicht des Mondes weicher Schein.
Die Liebe mag als Ring ſich um das Leben ſchmiegen,
Der Ruhm jedoch iſt d'rin der Edelſtein;
Er geht voran die Bahn hier auf der Erden,
Um ebenbürtig dem Erhabenſten zu werden!"

Die Roſe ſpricht: „Der Gletſcher auch ſteht hoch, es wogen
Des Lichtes Wellen um ſein Haupt mit Luſt:
Doch uns nur ſcheint ſein Glanz, er ſelber iſt betrogen,
Nicht iſt er ſelbſt der Strahlen ſich bewußt;
Die lauen Weſte, mildeathmend hergezogen,
Durchwärmen nicht die eisumzog'ne Bruſt,
Die Herzen nur allein, die Liebe nicht verſcheuchten,
Vermögen es zugleich, zu wärmen und zu leuchten."

Es hatten Beide eine Weile ſo geſtritten,
Was wohl des Sängers Leben mehr beglückt,
Als doch die Roſe, ſchmollend bald und bald mit Bitten,
Dem Haupt des Halberwachten näher rückt:
Und auch der Lorbeer, der das letzte Wort gelitten,
Das ihm die Roſe ſprach, verſöhnend nickt,
Und Beide nahen, nun vereint mit ihren Gaben
Des Sängers Herz und Sinn zu heil'gen und zu laben.

Doch wie ſie ſo verſöhnt ſich zu einander neigen
Ob meinem Haupte, frei, den Lüften bloß,
Da ſah ich plötzlich eine Todtenblume ſteigen
Aus dem bemoosten feuchten Erdenſchooß;

Und wie auch Roſ und Lorbeer ängſtlich aus ihr beugen,
Sie werden nicht des gelben Hauptes los,
Das fahl und matt mit leichenhaftem Hauptesnicken
Dazwiſchen ſchwankt, wenn ſie zum Kranz die Blätter ſchicken.

Johanna.

(Fortſetzung.)

„Im Erguſſe traulicher Mittheilungen ſaßen etwa um ſechs Monate früher Leo und Albert von Baldern, der Sohn und der Neffe der Ober-Hofmeiſterin, im kleinen Winterſtübchen, nahe dem wärmenden Ofen, und während draußen der Dezember-Sturm an den Fenſtern rüttelte, glühten die Wangen der beiden jungen Männer vom Feuer des Geſprächs und dem Drange der Gefühle, welche ihre Unterhaltung aufgeregt hatte. Blutsverwandte und Geſpielen von früheſter Kindheit an, hatte erſt ihre ſpätere Ausbildung ſie ſeit den letztern Jahren getrennt, indem Leo ſich dem Militair-Dienſt widmete, Albert aber die Forſtwiſſenſchaft ſtudirte. Indeſſen hatte eben dieſer Zeit-Abſchnitt, ſo bedeutſam für Jünglinge, ſo Vieles an Beiden entwickelt und ausgebildet, daß ſie im erſten Augenblick einander faſt fremd vorkamen. Doch bald war die alte Herzlichkeit wieder gefunden, und im Nachhall der Erinnerung an die gemeinſam verlebten Jahre tönten jetzt alle Saiten ihrer Herzen in ſchönem Einklang. Begeiſtert von dem Hochgefühl der neubefeſtigten Freundſchaft theilten Beide ohne Zurückhaltung einander mit, was ſie in der vergangenen Zeit erlebt, erfahren und empfunden, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß unter zwei jungen Männern, deren Bildung, Folge der Richtung ihrer Zeit, das Gemüth und die Phantaſie mehr als den Verſtand entwickelt hatte, auch bald von Herzens-Angelegenheiten die Rede ſeyn mußte.

Viel hatte Leo, der lebhaft und von leicht auf zu regender Sinnesart war, dem Freunde zu vertrauen. Er gab mit drolliger Naivität die Geſchichte ſeines Herzens, die freilich bunt genug war; denn ſein Glück bei den Frauen, auf eine ſchöne Geſtalt und herzgewinnende Liebenswürdigkeit nicht minder, als auf einen eigenthümlichen Hang zu romantiſchen Abentheuern begründet, hatten ihn mehr als einmal in Verhältniſſe verwickelt, denen nichts als eine längere Dauer fehlte, um zum erſten beſten Roman den Stoff zu geben; doch ernſtlicher als je zuvor ſchien in dem Augenblick ein Gegenſtand ſein Herz zu beſchäftigen, deſſen idealiſche Reize ihn zur höchſten Vergötterei begeiſterten, wovon jemals ein Liebhaber erfüllt geweſen. Ueber Namen und Stand der Angebeteten beobachtete er jedoch ſelbſt gegen den Freund eine Zurückhaltung, die um ſo auffallender war, je offener und vollſtändiger die Ereigniſſe über ſeine früheren Herzens-Angelegenheiten geweſen waren.

Mit innigem Ergötzen an des Freundes beweglicher Natur hatte der ernſte Albert die komiſche Beichte angehört; ſein Blick ruhte ſinnig lächelnd auf Leo's, von der Empfindung, die ihn erfüllte, beſeelten Zügen, und ſchien zugleich noch darüber hinaus, bei etwas Entferntem zu verweilen, das, aus der Vergangenheit aufdämmernd, an ſeinem Geiſt vorüber ging. Das zeigte eine milde Rührung, die zuletzt aus ſeinen Zügen ſprach und ihnen den Ausdruck ſanfter Wehmuth gab.

„Und haſt Du mir denn gar nichts zu vertrauen?“ unterbrach endlich Leo die Stille, die längſt geleerten Gläſer wieder füllend. — „Nur eine theure Erinnerung“ — ſprach Albert mit bewegter Stimme — „bewahrt mein Herz in ſeinem innerſten Heiligthum, die wie eine Erſcheinung an mir vorüber ging, mich gleichſam ahnen läßt, welcher Seligkeit das Menſchenherz fähig ſey!“ — „Herrlich!“ rief Leo, jubelnd über dieſe Aeußerung des ernſten Freundes, deſſen beſonnene Ruhe keine leidenſchaftliche Wallung ſchien trüben zu können; „o theile mir das mit!“ — „Es iſt wenig mit zu theilen dabei, wenig“, lächelte Albert, „und faſt gar nichts, was in der Erzählung Figur machen könnte; denn daß ich, als ich vor drei Jahren in Geſchäften der Forſt-Akademie nach Waldheim, einem Grenzdorfe des Fürſtenthums A—, ritt, und, des Weges unkundig, vom Pferde geſtiegen in den Garten eines artigen Landhauſes trat, und hier einem Mädchen begegnete, deſſen Erſcheinung durch die in ihrem Weſen ausgeprägte Eigenthümlichkeit einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte, wird Dir ein ſehr einfaches Ereigniß ſeyn. Es war ein liebliches Geſchöpf, dem Kindes-Alter kaum entwachſen, welches am Fuß einer Blumen-Terraſſe ſaß, und, neben ſich einen ganzen Korb voll abgeſchnittener Blumen, emſig beſchäftigt war, aus dieſen einen Kranz zu winden. Der Eifer, womit die artige Kleine in ihr Geſchäft vertieft war, nöthigte mir, als ich grüßend an ihr vorüber ging, ein Lächeln ab; ſie ſchien es nicht zu bemerken: aber als ich aus dem Hauſe, wo ich über den Weg Erkundigung eingezogen, zurück kam, war die Kleine aufgeſtanden und im Begriff, ſich zu entfernen. Das Körbchen mit den Blumen hing an ihrem Arm; halb fertig lag oben auf der Kranz. Sie erwiederte meinen Gruß mit zierlicher Verſchämtheit und wollte ſich wegwenden, als ich mit den Worten: „Darf ich denn aus dem reichen Vorrath mir von Ihnen nicht ein Blümchen erbitten?“ ihr näher trat. — „Von Herzen gern!“ erwiederte ſie mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit, und reichte, begleitet von einem wahren Engelslächeln, mir aus dem vollen Korbe eine eben aufgeblühte Roſe und eine Immortelle dar. Ich weiß es ſelbſt nicht mehr, wie lange ich, in das holdeſte Antlitz blickend, das ich je ſah, noch vor ihr ſtand, als ich die Blumen aus

ihrer Hand genommen: aber träumend fand ich mich auf meinem Pferde wieder, die Straße entlang ziehend; nur die Blumen an meinem Rocke sagten mir, daß die holde Erscheinung kein Traum gewesen. Ich kam seitdem oft nach Waldheim, aber ich sah das holde Kind nie wieder, und auf alle Erkundigungen, welche ich ein zu ziehen versuchte, erfuhr ich nur so viel, daß sie eine Fremde gewesen seyn müsse, welche sich im Hause des dortigen Pfarrers eine Zeit lang aufgehalten. Aber sonderbar, es ist mir seitdem, als müsse ich in jedem Menschengesicht nur jene Züge suchen, und als könne mir keines gefallen, woraus nicht etwas wenigstens von jenem Urbild mich anspricht." — „Nun so siehe denn", rief Leo lachend aus, „ob dieses Dir gefällt!" — und er zog bei den Worten eine zierliche Kapsel hervor, welche an seinem Halse hing, und aus deren geöffnetem Deckel ein reizendes Miniatur-Gemälde dem Freunde entgegen lächelte. Dieser aber fuhr erschrocken zurück und stammelte leise: „Wunderbar! das sind ihre Züge — und — auch wieder nicht! — Und doch, es auf's Neue betrachtend, könnt' ich fast schwören, es müsse ein und dieselbe Person mit meinem Blumenmädchen seyn!" — „Du irrst!" lächelte Leo, „denn das ist unmöglich! Das Urbild dieses Gemäldes kann Dir nie unter solchen Umgebungen erschienen seyn!" — „Weißt Du das so gewiß?" rief Albert, das Gemälde von Neuem betrachtend. — „Sehr gewiß!" erwiederte Jener; „denn — es ist Niemand anders, als unsere Prinzessin Auguste!" — „Auguste!" rief Albert; „Mensch, bist Du rasend?" — „Nicht so sehr, als jeder Verliebte es ist!" entgegnete Leo lachend. „Ich liebe und werde geliebt, das ist Alles. Daß der Gegenstand meiner Flammen eine Fürstentochter ist, erhöht nur den Reiz des Verhältnisses!" — „Und was denkst Du soll daraus werden?" — „Ich habe niemals daran gedacht; denn in der That blieb mir nicht Zeit, über etwas Anderes nach zu denken, als wie ich die Himmlische, so wie sie es würdig, anbeten soll!"

Das Gespräch setzte sich auf ähnliche Weise fort, wobei Albert vergebens versuchte, seinen schwärmerischen Freund durch Gründe der Vernunft und des Pflichtgefühls von der Thorheit und Strafbarkeit eines Liebes-Verhältnisses mit der Tochter seines Fürsten zu überzeugen. Es gelang ihm damit so wenig, als gewöhnlich in solchen Fällen der Vernunft Aehnliches zu gelingen pflegt, und sie trennten sich, nicht, ohne einigermaßen gegen einander verstimmt zu seyn.

Am andern Tage stand Albert im Vorgemach seiner Tante, der Ober-Hofmeisterin. Sein Herz klopfte erwartungsvoll, denn er sollte den Prinzessinnen vorgestellt werden, und die sonderbare Aehnlichkeit des gestern gesehenen Gemäldes mit dem Urbilde, welches er im Herzen trug, hatte doch, er wußte selbst nicht wie, seine Erwartung aufgeregt und seine Phantaie beschäftigt. Doch als nun die Flügelthüren aufflogen und er die gefeierte Auguste neben seiner Tante erblickte, deren ernste Würde die lächelnd schlauen Blicke der Prinzessin gleichsam zu persiflliren schienen, da schwand jenes Spiel der Phantasie, und die reizende Auguste schien ihm doch eine ganz andere, als sein Urbild, wenn gleich im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit demselben sich nicht ableugnen ließ."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gute und schlechte Einfälle.

Ein Verehrer von S— sagte von ihm: Er habe da angefangen, wo Gluck aufgehört. — „Ganz recht", erwiederte Jemand. „S— fing mit Paris an, Gluck hörte mit Paris auf!"

Im alten Museum (dem Akademie-Gebäude zu Berlin) standen die Pferde unten im Erdgeschoß. Im neuen kommen sie oben auf dem Dache zu stehen.

„Ich kann's nicht begreifen: ich trinke absichtlich nur weißen Wein, und kriege doch eine rothe Nase!"

„Ich bin ein guter ordentlicher Student; kein Demagog, kein Umtriebler: ich trinke lieber zehn Vivats, als daß ich bei einem Pereat durften sollte!"

Der berühmte Componist ** ruft sich selbst beständig Dacapo zu, indem seine neueren Compositionen weiter nichts als Wiederholungen der älteren sind.

Ein arabisches Sprüchwort sagt: „Am besten ist's, man kratzt sich mit eigenen Nägeln." — Die Selbst-Recensenten können es sich zum Motto wählen.

Bei Männern ist die Vielwisserei, bei Frauen die Vielwischerei oft unausstehlich.

Wenn sich der Hofmann N. eines gegebenen Versprechens erinnert, ist's gerade so viel, als wenn ein Anderer sein Versprechen vergißt.

Ein Knabe, der schreiben lernte, sollte Theater-Intendant schreiben, und schrieb: Theater in den Tand — es läßt sich eine hübsche Wahrheit heraus finden.

Zwei Freunde in Berlin begegnen sich an einem frühen Sommermorgen in der Friedrichs-Straße. — „Wohin?" — „Nach der Husaren-Straße: mein Arzt hat mir den Brunnen verordnet. Und Sie, wohin?" — „Nach der Jerusalems-Kirche; mein Arzt hat mir das Beten verordnet." — „Nun wohl; ich hoffe, es soll uns Beiden gleich viel helfen!" — Einige Zeit nachher begegnen sich Beide auf dem Halleschen Kirchhofe. — Es hatte Beiden gleich viel geholfen. Ehletas.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

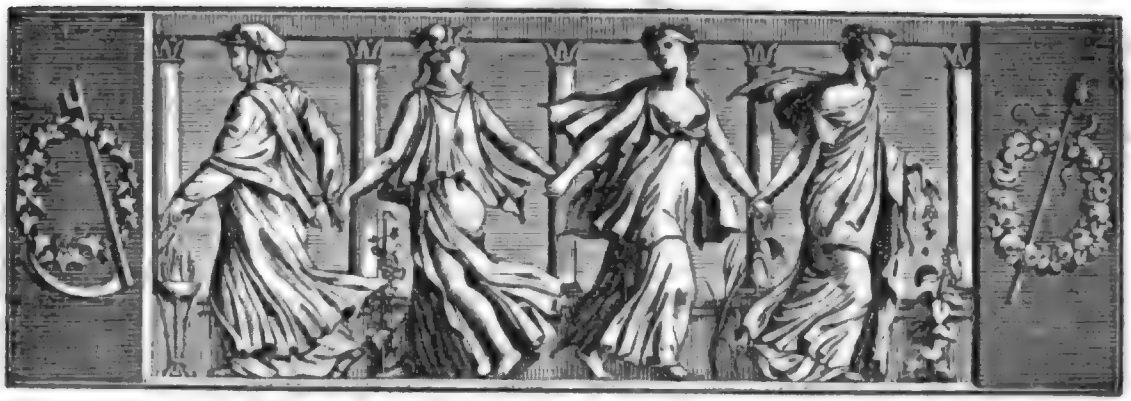
Berlin. Die königliche Bühne gab uns Houwald's neues Drama: „Der Schuldbrief". Unschuld im Kampf mit drückenden Widerwärtigkeiten, aus denen sie nachher siegreich hervor

geht, ist die Idee sehr vieler Romane und Schauspiele. Je mehr wir von der Unschuld der bedrangten Personen überzeugt sind, je mehr Theil werden wir an ihrem Geschick nehmen, und wenn die Bedrangniß nun auf's Höchste gestiegen, kein Ausweg mehr möglich scheint, und zuletzt dann durch eine unverkennbare höhere Macht — keinen Deus ex machina — das Gute belohnt wird, erweckt dieß in uns eine heilige rührende Stimmung. Am meisten zieht uns die erste Liebe in diesem Kampfe an, und die Dichter aller Zonen sind unerschöpflich in der Erfindung neuer Qualen und klaglicher Verhältnisse zweier treuen Geliebten. Houwald überläßt in manchen seiner Dichtungen, zu denen auch „der Schuldbrief" gehört, Andern diesen gunstigeren, aber auch schon verbrauchteren Stoff, indem er die sundliche Liebe, wie unsere rigoristischen Pietisten sagen, mit der kindlichen vertauscht, und so zur Darstellung jener Grund-Idee eine Materie gewinnt, welche auch die unbarmherzigsten Herzen — teste experientia — erschüttert. Es giebt nichts Unschuldigeres in der Welt, als die Kinderzeit. Wer möchte nicht gern in seine reinen frommen Knabenjahre zurückwandern, wer freut sich nicht, wenn er Kinder in unschuldigem Spiel belauschen kann? Da wirken noch keine eingewurzelten Leidenschaften, Freude wie Trauer wechseln alle Augenblicke, und die Zukunft, noch mehr als die Gegenwart, scheint dem Knaben ein lustiger Rosengarten. Dabei lebt er, wie die ersten Menschen, im Paradiese; denn die Eltern sorgen für ihn wie eine Gottheit, und unbekannt, fast undenkbar sind ihm die Frevel der Menschheit. Wenn nun ein solches unschuldiges Kind aus seinem Himmel herausgerissen werden soll, wenn sich Verhältnisse drangen, die ihm alles Liebe entreißen wollen, so bangen wir, und wenn ganz andere Kinder helfen wollen und rosige Plane für die Zukunft bauen, die aber, weil sie auf den Menschen, seine Verhältnisse und Unvollkommenheiten nicht Rücksicht nehmen, nur lustige seyn können; und dann die feindliche Welt sich hineindrangt, die Armen zu vernichten, dann zittern wir, daß das Ungeheure geschehn, die Unschuld unterdrückt werden könnte, und Thranen der Freude fließen, wenn plötzlich ein Vater im Himmel oder auf Erden den Lauf der Kugel aufhält, oder nach einem Abhang lenkt, wo sie hinunter stürzt und gefahrlos zerstiebt im Felsenthal. — So philosophirt Houwald und wir mit ihm; so dichtet er und Thranen folgen ihm; so ging es auch diesmal, obgleich der Thranen weniger waren, als in „Fluch und Segen." — Wenn auf diese Weise nun der Dichter unser Herz rührt, ich möchte wie Jener sagen „zu Brei rührt", so mag das eine Wirkung seyn, die eine mittelmäßige Leichenrede ebenfalls hervorbringen kann; aber keine künstlerische. Zur sie ist der neue Weg keineswegs zu loben; seine Nachtheile sind unverkennbar, denn ein Mal müssen Kinder von Kindern gespielt werden, deren Spiel nur noch Kinderspiel seyn kann, und wenn ihnen auch die Natur bei diesen unschuldigen Rollen zu Hülfe kommen mag, so können wir doch nie den gediegenen Kunstgenuß erwarten, den uns ältere denkende Schauspieler gewahren. Kinder werden daher auch in Erzählungen glücklicher gebraucht werden können, als auf der Bühne; zweitens aber hat zwar jedes Kind seine eigenthümlichen Gemüths- und Geistes-Anlagen, aber darum noch keinen Charakter, wodurch es allein zum Helden eines Stücks geeignet werden könnte. Wenn es daher auch nicht absolut tadelnswerth seyn möchte, Kinder auf die Bühne zu bringen, wie es denn Shakespeare selber nicht verschmaht hat, so darf man es doch nicht in all zu vielen Stücken wiederholen und zur Manier werden lassen, wenn wir uns nicht über die nothwendig drastigen Gehalt entbehrenden und vielleicht auch unnatürlichen Kinderreden langweilen sollen. An der dramatischen Einkleidung der Fabel haben wir an sich nichts zu tadeln. Die Personen sind alle nothwendig, sogar die, welche eigentlich nicht nothwendig scheint, die Mittels-Person des „Gevatters Silbenreich", welcher so viel als möglich Komisches gegeben ist, um sie auch für sich interessant zu machen. Wenn das Stück nicht einige abenteuerliche und unabanderliche Längen, die eben durch das Spiel der Kinder entstehen mußten, enthielte, so könnten wir es gelungen nennen, als das, was es seyn soll, nämlich als ein rührendes Gemälde des häuslichen Lebens. Der Charakter des „Juden", die Hauptrolle, ist edel, wie man denn seit „Shylok" und „Nathan" nur recht gute oder recht schlechte Juden kennt; Menschen wie andere kommen unter ihnen — nämlich auf dem Theater — nicht mehr vor. An der Aufführung möchte auch der tadelsüchtigste Kritiker wenig aus zu setzen haben; nur das wollen wir bemerken, daß uns die Freudigkeit, mit der die Kinder die Schuldbücher brachten, jedes Mal mißfällig gewesen ist. Die Kinder sind schon zu groß, als daß sie nicht ernst, vielleicht traurig werden sollten, wenn sie so an ihren verlorbenen Vater und ihr Unglück erinnert werden. Hr. Glov gab zwei Mal den „Juden" und führte jedes Mal seine Rolle meisterhaft und selbst mit Würde durch. Hr. Ruthling, als „Stadt-Director", war ganz in die Rolle eingedrungen. Der „Silbenreich" war zugleich ein wahrer Silbenschnell und Hr. Devrient bewegte sich als solcher recht ergotzlich; besonders aber mussen wir noch Hrn. Gern's wahrheitsvolles Spiel rühmen: er saß ein wahrer Edler unter den Kindern, die übrigens nach Vermögen zur guten Wirkung des Ganzen beitrugen. E.

— Raupach's vieraktiges Lustspiel: „Krint und Antikritik", hat viele zeitgemäße komische Elemente, die nur nicht ausreichen für die Länge des Stücks. Die ersten beiden Akte unterhalten auf geistreiche Weise, von da ab vermindert sich jedoch Klarheit und Interesse. Bei dem Mangel an guten Lustspielen ist allerdings ein halbgutes auch schon etwas, Raupach hat aber, wie er uns bewiesen, Talent genug, um, bei scharfer vorgezeichnetem Plane, uns etwas ganz Gutes zu liefern. Die Darstellung ist lobenswerth. — Hr. Glov, vom Theater zu Hamburg, hat, außer in Houwald's „Schuldbrief" („Jude"), noch in einigen andern Rollen als guter Komiker sich bewährt. Auch Hr. Lami zeigte sich in ein Paar Stücken leichter Art als brauchbar für das Lustspiel. — Demois. Müller, vom Hof-Theater in Wien, wird zu Gastrollen erwartet; dagegen zerstreuen sich nächstens unsere bedeutendsten Schauspieler, Schauspielerinnen und Sangerinnen in Kunst- und Bade-Reisen. — Bei dem königlichen Theater ist das Improvisiren den Schauspielern streng untersagt worden.

Am Bustage wurde, unter Spontini's trefflicher Direktion, im Opernhause aufgeführt: „Sinfonie-Pastorale, oder Erinnerung an das Landleben, Tongemalde von Beethoven" und Händel's „Samson". Jene Simphonie hatten wir kurz zuvor in Möser's Concert gehört, in welchem dessen Virtuosität auf der Violine mit neuem Glanze sich hervor that. Beethovens Werk stammt aus seiner Jugendzeit und wir verkennen es nicht, daß es Beweise von Genialität enthalt. Die Aufgabe selbst aber geht über das Vermögen der Musik hinaus, da sie hier Schilderungen geben will, welche ohne das Wort nur der heraus findet, der den Glauben voran schickt. Wie sehr auch neulich im „Bemerker" gegen Mullner zu Felde gezogen ist, bei Gelegenheit dessen, was derselbe über „Oper" in seinen sehr unterhaltenden „vermischten Schriften" sagt, so ist doch durchaus nicht zu läugnen, daß sich Manches aus dem genannten Artikel, obwohl wir darin allerdings Uebertreibungen zugeben, namentlich auf ein solches „Ton-Gemalde" anwenden läßt. Wir sehen darin zu viel Spielerei, um es für ein vollkommenes Kunstwerk gelten zu lassen. Die Leistung war übrigens höchst ehrenvoll für unser Orchester. — Mit seltener Vollendung in allen Theilen wurde „Samson" ausgeführt und die herrliche Composition wirkte durch die grandiose Einfachheit, womit der musikalische Ausdruck das Gemüth zu treffen weiß.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 18. Mai. 79ſtes Blatt.

Johanna.

(Fortſetzung.)

„Die Tante hatte Albert beſchieden, ſie nach der Vorſtellung in ihrem Zimmer zu erwarten. Schon eine gute Weile hatte er ihrer hier geharrt, bald den Bücherſchrank der guten Tante, bald ihre Kupferſtiche muſternd, als eine Seitenthür ſich öffnete, und eine lächelnde Hebe herein hüpfte, ähnlich faſt zum Sprechen in Geſtalt und Zügen der Prinzeſſin Auguſte, aber in dem Total-Eindruck ihrer Erſcheinung doch ganz und gar von ihr verſchieden. Es war die Zierlichkeit und Anmuth ſelbſt, neben der holdeſten Kindlichkeit ihres ganzen Weſens, und einer entzückenden Naivetät. Albert erkannte auf den erſten Blick in ihr ſeine Liebe wieder; er fühlte ſein ganzes Weſen wie von einem elektriſchen Schlage berührt, und wie es oft zu geſchehen pflegt, daß ernſte Menſchen, von einer Leidenſchaft ergriffen, derſelben alle Kraft und Tiefe ihres Geiſtes und Gemüths zu eigen geben, ſo ward von dieſem Augenblick an ſein ganzes Weſen von der heftigſten Liebe für die Unbekannte entzündet, von welcher er wohl fühlte, daß ſie nur mit ſeinem Leben enden werde. Vielleicht mochte die Kleine etwas hiervon ahnen; ſie ſchien überraſcht, hier einen Fremden zu finden, und floh betroffen und erröthend aus einer entgegen geſetzten Thür, ehe Albert die Anrede, worauf er ſann, noch hatte vorbringen können. Als bald darauf die Ober-Hofmeiſterin eintrat, nahm Albert von der außerordentlichen Aehnlichkeit zwiſchen der Prinzeſſin Auguſte und einer jungen Schönen, welche ihm hier, einer Erſcheinung gleich, vorüber geſchwebt, Veranlaſſung, nach ihr zu fragen. — „Das Mädchen, welches Du geſehen", entgegnete die Tante, „iſt die Tochter des erſten herzoglichen Kammerdieners, und daß ſie vielleicht dem Fürſtenhauſe näher angehören mag, dafür ſcheint eben jene Aehnlichkeit mit der älteſten Tochter unſers Herzogs zu ſprechen; vielleicht nicht ohne Grund will man mit dieſer ein Verhältniß in Zuſammenhang bringen, welches der Herzog, damals noch Erbprinz, mit der Tochter eines Landpredigers im Fürſtenthum A— unterhalten haben ſoll. Sie ward mit dem Kammerdiener verheirathet, doch ohne ihrem Manne hierher zu folgen, und erſt nach dem Tode der Mutter nahm Jener das Kind, man ſagt, auf den Wunſch des Herzogs, zu ſich, und es ward ſeitdem hier erzogen. Iſt das Mädchen, wie alle Vermuthungen ſagen, die natürliche Schweſter Auguſtens, ſo wäre dieſer Johanna's ſanfte Lieblichkeit, ihr milder biegſamer Charakter zu wünſchen, da im Gegentheil der Prinzeſſin Sinnesart, ganz geeignet, einſt das Unglück ihres Lebens zu machen, in untergeordnetem Standes-Verhältniſſe ſich wohl nie ſo nachtheilig ausgebildet haben würde. Glaube mir" — ſetzte die erfahrne Frau mit ſchmerzlichem Ton hinzu — „Auguſtens Gemüthsart, ihre Anlage zu heftigen Leidenſchaften, wird einſt noch ſchmerzliches Weh über das Leben Aller, denen ſie theuer iſt, und wohl auch über ihr eigenes, bringen. Johanna aber, wäre ſie des Fürſten rechtmäßige Tochter, wäre geſchaffen, Alles um ſich her zu beglücken, und würde, wie Für-

stentöchter sollen, in dem fremden Glücke das eigene finden.“

Es ahnete der guten Ober-Hofmeisterin nicht, wie tief diese Worte in Alberts Seele drangen und welche Flamme sie dort anfachten und nährten; so wie denn überhaupt das, von dieser Zeit an entstehende und sich immer entschiedener ausbildende Liebes-Verhältniß ihres Neffen mit Johanna ihrer Aufmerksamkeit gänzlich entging, welche freilich, außer den mit ihrem Amte verbundenen Pflichten, noch von zwei andern Sorgen in Anspruch genommen wurde. Es war von ihr nicht unbemerkt geblieben, welch einen tiefen Eindruck Leo, ihr Sohn, der für einen der schönsten Männer unter der Leibgarde des Herzogs galt, auf Herz und Phantasie der Prinzessin Auguste gemacht, wie dieser Eindruck wechselseitig gewesen; und zu gut kannte sie den leicht an zu regenden Sinn und die heftige Leidenschaftlichkeit Beider, als daß sie nicht Alles von der Gewalt solcher Eindrücke hätte fürchten sollen.

Umsonst verdoppelte sie ihre Wachsamkeit; umsonst hüthete sie die Prinzessin mit Argus-Augen, die Liebe fand dennoch Mittel, ihre Wachsamkeit zu hintergehen und sie mußte sich in Kurzem überzeugen, daß ein geheimes Einverständniß zwischen Beiden obwalte. Leider war ihre Gewalt über den Sohn nicht so groß, daß sie hätte hoffen können, durch Gründe der Vernunft und Pflicht ihn von der verderblichen Verirrung zurück zu bringen. Gleichwohl hielt die Rücksicht auf den Sohn, verbunden mit der Beschämung, welche das Eingeständniß eines Mangels an mütterlicher Autorität mit sich führte, sie immer noch von ernstlichen Maaßregeln zurück. Als aber bei der Bewerbung des Erbprinzen von *** einige von den Hofleuten selbst auf die Vermuthung geriethen, die Prinzessin müsse wohl einen geheimen Liebeshandel unterhalten, als es ihr sogar gelang, ein Briefchen auf zu fangen, in welchem Auguste den Bekümmerten mit dem Versprechen zu trösten suchte, den unwillkommenen Bewerber durch ein bizarres Betragen und abstoßende Begegnung zurück zu schrecken, da glaubte die Baronesse, nicht länger zögern zu dürfen, und in einem Schreiben, aus dem ein tief bekümmertes Mutterherz sprach, theilte sie am Tage nach des Erbprinzen Abreise dem Herzog ihre Entdeckung mit, und bat um ihre Entlassung. Die Folge hiervon war eine Unterredung des Herzogs mit der Ober-Hofmeisterin, in welcher er darauf drang, daß sie fortfahren möge, ihre Stelle noch zu bekleiden. Der Lieutenant Leo von Baldern aber reisete wenige Tage darauf im Auftrage des Herzogs nach der Hauptstadt eines benachbarten größeren Staates, und als er dort angekommen, empfing er aus den Händen des Bruders seines Fürsten, welcher dort lebte, die Bestimmung, in die Kriegs-Dienste jenes Staats zu treten, wo eine ehrenvolle und vortheilhafte Anstellung bereits für ihn ausgefertigt war.

Es waren einige Monde nach diesen Vorgängen verstrichen, während denen die Ober-Hofmeisterin viel von Augustens bösen Launen, der stillen Erbitterung, zu welcher der Schmerz um den Mann ihrer Liebe sich gestaltete, zu ertragen hatte. Sie duldete mit gelassener Würde, innerlich froh über die Zweckmäßigkeit ihrer Maaßregeln; denn Leo's Briefe überzeugten sie je mehr und mehr, daß der Leichtgesinnte sich in sein Schicksal gefunden und nach und nach mit seiner neuen Lage zufrieden sey. — Sie genoß die Zufriedenheit, welche ihr dies gewährte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß von einer andern Seite ihr ein nicht minder empfindlicher Schmerz bereitet werde. Denn Albert überraschte sie einst mit der Erklärung, daß er willens sey, sich mit Johanna zu verbinden, und mit der Bitte um ihre Einwilligung. Die Baronesse hatte Mutterstelle bei dem früh verwaisten Knaben vertreten, und er war ihr im Lauf der Jahre, und bei der Entwickelung seiner guten Natur-Anlagen, in denen er sich ihrem eigenen ernsten und ruhigen Wesen am meisten näherte, fast *lieber* geworden als der eigene Sohn. Aber die sonst ehrenwerthe Frau war in den Standes-Vorurtheilen ihrer Zeit aufgewachsen und ergraut, und hielt an ihnen mit aller Kraft und Festigkeit, die ihrem Charakter eigen. Ihre Familie war eine der ersten und ältesten des Landes; sie hatte dem sterbenden Gemahl, als er die Mutterpflichten allein in ihre Hand legte und sie zur Vormünderin ihres Sohnes und Neffen ernannte, feierlich gelobt, für die Rein-Erhaltung des alten Geschlechts auch bei den künftigen Verbindungen Beider Sorge zu tragen. Sie war sich bewußt, beide junge Männer in Grundsätzen erzogen zu haben, welche solchen Ansichten entsprachen; um so mehr also mußte Alberts Erklärung sie überraschen, und indem sie gerade ihn am wenigsten für fähig gehalten, eine thörigte Leidenschaft zu nähren, mußte in um so widrigerem Lichte die Verbindung mit einer Person ihr erscheinen, welche, da sie Johanna allerlei feinere Dienstleistungen bei den Prinzessinnen üben sah, sie fast nur wie ein Dienstmädchen zu betrachten gewohnt war, wie gern sie auch sonst ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Sie versagte ihre Einwilligung aufs entschiedenste und mit einem Wesen, welches ihre geringschätzige Meinung von einer solchen Wahl ausdrückte, und Albert im Innersten der Seele verwundete und sein Vertrauen verscheuchte. Er schwieg seitdem von seiner Herzens-Angelegenheit. Die Ober-Hofmeisterin beobachtete ihn scharf, und glaubte ihn von seiner Thorheit geheilt, da er ihr nur etwas ernster und in sich gekehrter erschien, als sonst, welches sie hinlänglich

glaubte mit der Beſchämung über eine ſo unpaſſende Neigung erklären zu können. Wie wenig kannte ſie das menſchliche Herz und die Gewalt der Leidenſchaft! Nur um ſo heftiger glühte die Flamme in einem Herzen fort, welches noch nie Urſache gehabt, ſich ſeiner Regungen zu ſchämen und nichts für verwerflich achten konnte, was mit den ewigen Geſetzen von Recht und Tugend nicht im Widerſpruch ſtand; ja die Hinderniſſe ſelbſt ſchienen ſie nur noch mehr zu nähren. Längſt auch hatte ſeine ehrfurchtsvolle Liebe, ſo ganz verſchieden von der frechen Leidenſchaft, womit wohl früher die jungen Herren vom Hofe der Unſchuldigen nachgeſtellt, der lieblichen Johanna Herz gerührt; ſo wenig noch hatte die Arme, welche, ſeit früher Jugend mutterlos, faſt ganz allein ſtand, in der fremden und kalten Welt die Sprache innigen Antheils und zärtlicher Zuneigung vernommen, als daß ſie hier, wo ſie ſo zärtlich und hingebend geliebt wurde, hätte zu widerſtehen vermocht. Albert verbarg ihr den entſchiedenen Widerwillen nicht, womit die Tante die Einwilligung in ſeinen Wunſch verweigert, und Johanna lag in Thränen an ſeiner Bruſt und flehte ihn ſelbſt an, ſie auf zu geben und ihrem dunkeln Schickſal zu überlaſſen; denn ſie zitterte vor dem Zorn der Oberhofmeiſterin, die ihr ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Verehrung war."

(Die Fortſetzung folgt.)

„Fleurette."

Eine von dem Franzoſen Adriol verfaßte hiſtoriſche Novelle: „Fleurette", berichtet Folgendes über Heinrich IV. — „Heinrich, damals Henriot (Heinrichchen) genannt, bewohnte in ſeiner Jugend das Schloß Nérac, wo Catharina von Medicis und Carl IX. oft die Königin von Navarra beſuchten. Des Königs Anweſenheit gab Gelegenheit zu Feſten, bei welchen der junge Heinrich zuerſt ſeine Galanterie an den Tag legte. Carl IX. liebte nämlich beſonders das Bogenſchießen, wozu eine Orange als Ziel diente. Carl konnte aber nie dieſe Orange mit dem Pfeil treffen. (Beſſer glückte es ihm ſpäter, mit dem Gewehr die Herzen der Proteſtanten zu treffen.) Heinrich ſäumte nicht, ſich, wie in allen Körperfertigkeiten, ſo auch im Bogenſchießen aus zu zeichnen. Eines Tages aber wollte es durchaus nicht mit der Orange gehen; er ſpringt zu einem jungen Mädchen, reißt ihr die Roſe vom Mieder, ſteckt ſie an's Ziel und durchbohrt ſie auch auf der Stelle mit ſeinem Pfeil. So bringt er die Roſe der Erröthenden zurück. Beider Herzen hatten ſich bei dieſer Gelegenheit begegnet. Die Getroffene war die Tochter des Schloßgärtners, und Heinrich, unter dem Vorwande, daß er die Gärtnerei liebe und zu lernen wünſche, übte die Liebe zur niedlichen Gärtnerin. Es war ihm nicht ſchwer, ſeinem Lehrer La Gaucherie zu entrinnen, und ſo fanden ſich beide unſchuldig Liebende gar oft am Rande einer Quelle ein, wo ſie ſich bald ewige Liebe ſchwuren. Heinrichs nächtliches Ausbleiben ward aber endlich doch entdeckt, und der beſorgte Lehrer fand kein anderes Mittel, das Uebel zu hemmen, als mit dem jungen Heinrich unerwartet dem Hofe nach zu reiſen. Dieſer war damals in Bayonne, und während die Medicis, Carl IX., Eliſabeth von Spanien und der wilde Herzog von Alba hier auf der unglücklichen Proteſtanten Untergang brüteten, ſchrieb der junge Hugenotte Heinrich die verliebteſten Briefe an eine der Hof-Damen der Königin, die dem Vergeßlichen ſehr bald ſeine niedliche Fleurette erſetzt hatte. Die Medicis hielt ſich ſtets eine ſehr hübſche und gewandte weibliche Umgebung, um durch ſie zugleich alle Anbeter derſelben mit zu beherrſchen. Jetzt ſchien die Gefahr mit Fleurette vorüber: La Gaucherie kehrte mit ſeinem Zögling nach Nérac zurück. Das lange entbehrende Herz Fleurettens hatte unterdeß treu den erſten Eindruck bewahrt und erwartete mit glühendem Verlangen die gleiche Treue ihres Geliebten, als ſie ihm eines Tages plötzlich am Arm der jungen Ayele begegnete! — Es war ein Todesſtoß für die Betrogene. Bleich eilt ſie fort und Heinrich ſah ſie an dieſem Tage nicht wieder. Der Reuige fing an, ſein Unrecht zu fühlen, und begehrte ein neues Rendezvous an der bewußten Quelle, das ihm auch zugeſagt ward. Er kommt und findet — ſtatt Fleurette einen Pfeil mit einer verwelkten Roſe (es war dieſelbe, die er ihr damals angeſteckt). An der Roſe war ein Papier befeſtigt; Heinrich lieſet und erbleicht. Er ruft ſeine Diener, man eilt zum Baſſin der Quelle und findet bald — was die Verheißende auf jenem Zettel verkündet, Fleurettens Leichnam! — Heinrich war tief bewegt bei dem Leichenbegängniß zugegen; in ſolchem Alter bereut man noch Untreue! Bald aber flog er zu neuen Liebes-Abentheuern und ſchien nachher das Bereuen zu verlernen!" Duſchet.

Geſpräch.

A. Wohin?
B. Nach Hauſe.
A. Wozu?
B. Zum Schmauſe.
A. Wo biſt du denn zu Hauſe?
B. Ich? Ueberall bei'm Schmauſe.

M. G. Saphir.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Auf der Königsſtädtiſchen Bühne gab es an Neuigkeiten: 1) „Der Prinz und der Kammerpächter", Luſtſpiel in

vier Akten; 2) „Die Stick-Mamsells", Vaudeville-Posse; 3) „Die Wundertropfen", kleines Lustspiel nach dem Französischen; 4) „Der preußische Grenadier", Singspiel mit Musik von Wenzel Müller. Ueber Nr. 1 müssen wir uns den Bericht vorbehalten, da wir die erste Vorstellung versäumt haben. Nr. 2 hat in der ersten Hälfte viel Belustigendes, in der zweiten bekamen die Mamsells eine starke unnütze Schleppe, die ihnen jedoch, wie wir hören, jetzt gekürzt ist. Einzelne Musikstücke gewannen entschiedenen Beifall. Nr. 3 ist kein Wundertropfen in der dramatischen Flut, die uns von der Seine zuströmt; indeß wüßten wir nichts daran zu tadeln, aus dem Grunde, weil wir auch nichts daran zu loben wissen! Nr. 4 behandelt eine sehr einfache Anekdote; die Musik ist das Beste dabei. — Demoiselle Sonntag, aus Wien, die man als die ausgebildetste unter den jungen deutschen Sängerinnen schildert, ist für die Königstädter Bühne engagirt, mit ihrer Mutter, die in Anstands-Rollen ausgezeichnet seyn soll. Die Direktion jener Bühne will die Ausbildung der komischen Oper sich besonders angelegen seyn lassen und die neuen Engagements sind hauptsächlich darauf berechnet. — Eine französische Schauspieler-Truppe, die auf dem Breslauer Theater mit Glück gespielt hat, giebt nächstens Vorstellungen auf dem Königstädter, neben den Leistungen der deutschen Schauspieler. So wird dort möglichst für das künftige weitere Emporstreben und nachstdem für Abwechselung in weitester Beziehung gesorgt. — Hr. und Mad. Spitzeder haben auf ihrer Kunstreise besonders in Hamburg sehr gefallen. — In den hiesigen politischen Zeitungen wollte man der Königstädter Bühne dieselbe Begünstigung ertheilen, welche die Königliche Bühne, auf Verlangen der Direktion, hat, nämlich: daß alle Stücke erst nach der dritten Vorstellung beurtheilt werden dürften. Die Direktion in der Königstadt hat aber darauf, so wie auf jede Behinderung des öffentlichen Urtheils, verzichtet.

— Der rühmlichst bekannte Künstler, Hr. Prof. Buchhorn, hat das Bildniß des General-Postmeisters und Ministers am Bundestage, L. F. F. v. Nagler, im Kupferstich herausgegeben. Es ist ungemein ähnlich und mit Geschmack und Fleiß gestochen, so daß es alle Erfordernisse eines gelungenen Bildnisses in sich vereint.

In Curaçao starb vor Kurzem der berüchtigte Maratte Vee-Phul, in den besten Lebensjahren. Derselbe hatte den Engländern in ihren indischen Kriegen große Dienste geleistet. Namentlich erzählt man, daß bei einem Gefecht unter Major Williams Commando, wo die englische Artillerie in unwegsame Sumpfe gesunken war, und, da keine Pferde vorhanden waren, verloren schien, Vee-Phul sich durch das Feuer der Engländer hindurch stürzte, und achtzehn Vierpfünder, einen nach dem andern, bloß mit seines Armes Kraft, heraus zog! Er ward dafür mit dem Elisabeth-Orden belohnt und zum Adjudant-Major ernannt. (Corsaire.)

Ein polnischer Edelmann, Namens Simon Portonsky, hat acht Jahre nach dem Stein der Weisen gesucht und durch die vorgenommenen vielfachen Mischungen ein Metall heraus gebracht, das so blank wie Stahl, und dabei so biegsam wie Gold ist. Er hat bereits dem Großfürsten (wahrscheinlich Constantin) ein Geschenk von einem Helm und einem Geschirr-Besatz aus dieser Mischung Metall gemacht. Beides soll trefflich aussehen. (Corsaire.)

Ein guter Rechner versichert, daß seit der ersten Aufführung der „Pie Voleuse" acht und sechzig Thiere aller Gattung auf den verschiedenen Theatern von Paris erschienen sind. (Corsaire.)

„Wären die mineralischen Wasser" — sagt ein französisches Blatt — „auch nur der Magnet, der alle verschiedenen Menschenklassen vereint, so bieten schon dieser Vortheil viel Lobenswerthes dar. Das Schauspiel eines Badeorts hat etwas Philosophisches. Der Fürst, der Herzog, der Graf und alle Aristokratik-Edlen der Welt verachten, oder müssen vielmehr hier die Etikette des Hofes verachten und sich mit anderen vernünftigen Menschen popularisiren, als da sind: Kaufleute, Künstler, auch selbst Handwerker und Land-Bebauer. Sie zeigen sich hier so schlicht, wie zu wünschen wäre, daß sie sich immer zeigen möchten! Dem Zuschauer fallen gar oft die Schuppen von den Augen, und er sieht die menschliche Größe im rechten Lichte. Er sieht, wie die schwülstigen Titel keineswegs immer die Bürgen der Tugend, des Genie's, der Talente sind, sondern daß sie gar zu oft wunderliche Individuen schmücken, an denen der Mann von Geist bei naher Beschauung sein eigenthümliches Vergnügen findet. (Cour. d. Pays bas.)

„Das Weib, das man liebt und das Weib, das man nicht mehr liebt." Giebt es etwas schöneres, liebenswürdigeres, verführenderes, als ein Weib, das man liebt? — Nein! sie hat alle Reize, alle Talente, alle Fähigkeiten in der größten Vollkommenheit, denn man sieht sie mit dem Feuer der Liebe! — Das Weib, das man nicht mehr liebt, kann dagegen hübsch, liebenswürdig, voll Grazie, voll Talent seyn; man bemerkt es nicht mehr; man wird ihr Anmuth zugestehen, aber eben so, wie man sagt: „Ja, es wird heute noch schönes Wetter werden." — Um nur einen Augenblick bei der, die man liebt, zu verweilen, verachtet man Geld, Freund, Eltern, Alles! Man hat nur ein Begehren, ein Ziel! Der eine Augenblick wiegt alle Schätze der Erde auf, schreckt alles Glück der Himmel in sich! Und oft kann man ihr in diesem kurzen Augenblick nur ein Wort sagen, das vielleicht kaum angehört wird! Thut nichts; man sieht sie wieder, wird ein ander Mal glücklicher seyn; die Liebe entschuldigt Alles. — Wie langweilt uns dagegen die Gegenwart der, die wir nicht mehr lieben? Vergebens strebt sie, uns noch zu reizen; Alles, was sie begeht, steht ihr übel, jedes Wort legen wir auf die Waage, Alles finden wir langweilig. Wir sind noch rücksichtlich genug, ihr das nicht zu sagen! Zerstreut, ungeduldig, mürrisch, voll Sarkasmen; das ist unser Benehmen bei ihr! — Aber! — Ihr, die wir lieben, seid kokett, leicht, eigensinnig, verschämt, heftig, untreu sogar! seid, was ihr wollt, ihr werdet immer liebenswürdig seyn! Vergebens wenden wir uns in einem Anfall von Verdruß von Euch, und schwören, Euch nie wieder zu sehen, schwören, unsere feige Schwäche zu beherrschen, Herr über unser Herz zu seyn! — Sagt nur ein Wort, gönnt uns einen zartlichen Blick, so liegen wir doch schon wieder zu Euren Füßen, schwören Euch die innigste Liebe, unsere ganze Hingebung, bitten Euch um Verzeihung, nennen uns eigensinnig, suchen in uns den Grund der Zwietracht, und hören nicht auf, Euch zu vergöttern!! — Aber Ihr, die wir nicht mehr lieben — verbergt ja Eure Thranen dem Ungetreuen! Nie werden sie ihn Euch wieder zuführen; verdoppelt nicht Euer Sehnen, ihm zu gefallen, verdoppelt nicht Eure Talente, nicht Eure Toiletten! — Alles das ist unnütz! — Erloschene Liebe ersteht dadurch nicht wieder. Höchstens, wenn wir uns über das lange Entbehren gequälet fühlen, kehren wir noch einmal wieder zu Euch zurück, niemals aber, weil wir die Trennung bereuen! (Pandore.)

Ein dänischer Mathematiker, Namens Mathias Brocmark, hat einen Dampfwagen erfunden, welcher 14 Lieues (7 Meilen) in einer Stunde macht. Der erste Versuch ward 60 Lieues von Copenhagen angestellt. Der Wagen ging, mit Zuschauern beladen, um 11½ Uhr vom Erbauungsorte ab, und kam um 4½ Uhr Abends in Copenhagen an. (Corsaire.)

Im sechszehnten Jahrhundert ließ man in Paris in einer kleinen Straße, die an der Seine entlang geht, jährlich regelmäßig 400 Menschen sterben, ohne sich weiter um den Anlaß dieser großen Sterblichkeit zu bekümmern! Die Straße ward die Sterblichkeits-Straße genannt. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 14. und Blatt der Ankündigungen Nr. XVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 14. 1825.

Beilage zum 79ſten Blatte des Geſellſchafters.

Ausforderung an Ernſt Große.

Ein Fehdehandſchuh von einem Kämpen.

Wird der Schuh nicht aufgenommen,
Soll es bald noch beſſer kommen.

Hol' der Teufel ſolch Gelichter,
Daß da ſtumm ſitzt! Vor, ihr Dichter!
Iſt die Schenke denn nicht voll?
Nun, ſo ſinge doch den Gäſten!
Sonſt kommt Stieglitz wild und toll,
Hat auf's Beſte dich zum Beſten.
Hol' der Teufel ſolche Schenken,
Die die Gäſte nicht bedenken!
Dein „Graf Gordo", dächt' ich doch,
Soll dich nicht unſterblich machen,
Höchſtens gab ſein Abſchied noch
Stoff zum Hoffen und zum Lachen.
Hol' der Teufel ſolche Recken,
Die ſich hinter'n Vorhang ſtecken!
Und nun deine Griechenlieder,
Ja, die ſind wohl auch geſungen;
Hat ſich damit dein Gefieder
Schon zur Ohnmacht ausgeſchwungen?
Singe, ſinge, munt'rer Sänger,
Und verſtumme mir nicht länger!
Spricht da viel von Woll'n und Streben
Und von tauſend Melodien,
Läßt das liebe junge Leben
Selber ungenutzt entfliehen.
Gieb mir Lieder, gieb mir Töne,
Daß ich dich nicht länger höhne!
Ein Prolog ward erſt geſchrieben,
Mußte „Gordo" ausposaunen;
„Wo iſt denn der Schreier blieben?"
Hört man hier und dort ſchon raunen.
Singe, ſing' von Land zu Lande,
Daß dich Hohn nicht trifft und Schande!
In dem Vorwort für die Griechen
Hat er auch was fallen laſſen.
Fühlt er nun die Kräfte ſiechen?
Sind erſchöpft des Geiſtes Kaſſen?
O der Schreier! o der Prahler!
O der ſäumige Bezahler!
Nun wohl gar für Tageblätter
Spielt er's anonyme Herrchen;
Doch ei giebt noch Donnerwetter
Für ſolch anonyme Närrchen.
Folgſt du nicht, ich ſchicke Wache,
Aber du bezahlſt die Sache.

Auch kein Plätzchen ſoll mir bleiben,
Wo ich nicht dich höhnend fodre;
Haſt du Dinte, nun ſo ſchreibe!
Haſt du Flamme, nun ſo lodre!
Singe, ſinge, ſinge, Großer!
Singe, wackerer Genoſſe!

Heinrich Stieglitz.

Jupiter und Apollo.

Ein Götter-Geſpräch.

Jupiter. Was meint der Herr Sohn? Schreiten die zweifüßigen Platoniker ohne Federn im neuen Jahrhundert vor oder zurück?

Apollo. Ich denke, ſie machen's wie immer; dünken ſich klüger, als alle Vorfahren, und laſſen Momus darüber lachen, ſo viel er Luſt hat.

Jupiter. Aber in Deiner Lieblingskunſt, der Muſik, ſtehen ſie doch gewiß höher, als je.

Apollo. Dein Dilettantismus auf dem Donner, großer Jupiter, ſcheint Dich nicht gerade zum erſten Kenner gemacht zu haben.

Jupiter. Dergleichen ſchickt ſich auch beſſer für einen Muſageten, als für den höchſten Regierer der Welt. Doch die Gründe dawider möcht' ich von Dir hören.

Apollo. Allerdings hat neuerlich das tapfere Völkchen, das ſelbſt den Römern furchtbar wurde, trotz des nicht kleinen Anſtrichs von Barenhäftigkeit, eine Tonkunſt geſchaffen, wie es noch nie eine gab; allein auch dieſes Völkchen bemüht ſich gegenwärtig umſonſt, die harmoniſchen Wunder ſeiner ſchönern Vorzeit zu erneuern.

Jupiter. Nun, hat es gleich aufgehört, ſehr tief zu empfinden, ſo denkt es doch immer noch ſehr tief.

Apollo. O über dieſen bombaſtiſchen Tiefſinn! Nicht bloß Minerva ſelbſt, nein, ihre Eule ſogar ſchreit, daß es nicht mehr damit zum Aushalten iſt.

Jupiter. Es klingt doch aber Alles ſo verzweifelt geiſtert, was die neueſten Denkerchen zu Markte bringen; wenn man es gleich nicht verſteht, ſo ſollte man, bei'm Styx! dennoch glauben, daß etwas Rechts dahinter ſeyn müßte.

Apollo. So eine philoſophiſche Mummerei geht eine Zeit lang durch; zuletzt wird ſie aber ſelbſt von den Laien verlacht. Und Du mußt wirklich in Deine kleinen verliebten Abentheuer nicht wenig vertieft ſeyn, trauter Vater Jupiter, wenn Du das allgemeine Gewinſel der Buchhändler über dieſe neue und ergiebigſte Quelle ihres Bankerots noch immer nicht vernimmſt.

Jupiter. Wie ſollen wir aber da Rath ſchaffen? Ich geſtehe, daß mir der Kopf heute einmal von allen Regierungs-Geſchäften ganz wüſte und leer iſt. Hilf Du mir doch auf einen geſcheidten Gedanken.

Apollo. Am Ende lohnt's kaum der Mühe. Prometheus hat es mit der werthen Sippſchaft gleich im Zuſchnitt verdor-

ten, indem er ihr eine quecksilberne Neugier nach tausend Dingen einflößte, die sie weder wissen kann, noch wissen soll. Daher wäre mein unmaßgeblicher Vorschlag der: Du schicktest ihr je eher je lieber wieder eine tüchtige Deukalionische Fluth über den Hals, so würdest Du sie für immer los.

Jupiter. Freund Patareus, wo denkst Du hin? Davon steht ja im Buche des Schicksals keine Sylbe geschrieben; und wenn wir auch gegen das Erdenvolk zuweilen so thun, als wären wir seine unumschränkten Herren, so weißt Du doch so gut als ich, wie sehr uns die Hände gebunden sind.

Apollo. Ja, dann kenne ich höchstens nur noch ein Mittelchen, wodurch sie vielleicht von ihrer Afterweisheit zu heilen seyn möchten.

Jupiter. Ich bin ganz Ohr; geschwind laß es hören.

Apollo. Sende den Merkur in Gesellschaft des Nereus zur Unterwelt hinab. Sie mögen dort Beide gemeinschaftlich in der Nähe sämmtlicher Lehrstühle so eine Art von Seelen-Visitation anstellen. Wir Götter selbst liegen ja dem alten Wahrsager so offen und durchsichtig da, als wären wir eben so viele glaserne Bienenkörbe; wie viel mehr wird dies also der Fall mit solchen leicht zu durchblickenden Sterblichen seyn?

Jupiter. Wozu soll aber diese Prüfung führen?

Apollo. Zuvörderst sollen dadurch alle die ausgemittelt werden, die von uns Göttern lauter Dinge lehren, die sie selbst nicht glauben; und von dem großen All oder der Welt so viel und mancherlei schwatzen, wovon sie selbst nur zu wohl einsehen, daß sie es durchaus nicht wissen.

Jupiter. Und wenn sie dann aufgefunden sind, jene Lehrer und Schwätzer, was gedenkst du zweitens mit ihnen auf zu stellen?

Apollo. Dann soll sie Merkur entweder unmittelbar in den Tartarus zum Gericht abführen, oder die Gesellschaft der ehrlichen Leute sie wenigstens des Landes verweisen; oder dünkt Dir auch das noch zu hart, sie auf jeden Fall außer Thätigkeit setzen.

Jupiter. Wahrhaftig, meiner Deität geht damit ein ganz eigenes und neues Licht auf; zärtlich geliebter Herr Sohn, Du sollst mir das nicht umsonst gesagt haben!

Ernst Woldemar.

Herrmann und Dorothea.

Im Tempel steht das Götterbild vollendet,
Belebt von des erhab'nen Meisters Hand:
Ein Mensch, der seine Töpferscheibe wendet,
Erblickt es, und fühlt plötzlich Kunstverstand.

Er formt und formt, ahmt voll geschäft'gen Fleißes
Des Götterbildes Züge einzeln nach,
Und stellt nach manchen Nächten sauren Schweißes
Sein Thonbild triumphirend an den Tag.

Die Menge gafft: „O seht, ein neuer Meister
Gab uns das schöne Götterbild verjüngt!"
Der Jüngling fragt: „Doch wo der Hauch der Geister,
Der lebenswarm des Meisters Werk durchdringt?"

Da ruft das Volk: „Hört nicht den Superklugen!
Was will er? Finden wir's doch Alle schön!
Seht! selbst wo sich des Mantels Falten schlingen,
Im neuen Bild' ist's deutlich auch zu seh'n."

So rufen sie, und lange noch begaffen
Sie ihres lehm'gen Gottes Majestät,
Und preisen den, der so was nach zu schaffen
Mit emsiger Hand so nett und hübsch versteht.

Doch nach und nach verläuft sich all die Menge,
Der Götze steht verwaist auf dem Altar,
Indessen zu des Tempels heil'ger Enge
Wallt fort und fort der Jünger treue Schaar.

Heinrich Stieglitz.

Ein gereimter Rösselsprung.

Ergebene Bitte.

Büh	ver	sie	ren	Frank	nier	wird's	ge
big	schnit	nen	Spa	de	scho	reichs	und
lo	die	an	ge	Lust	ten	un	sen
ten	zu	dem	Ue	ten	setzt	den	die
Was	ren	Aus	dar	Um	ten	Pos	ich
dem	Ist	die	Eins	ber	Me	nur	Welt
Wet	sen	nichts	sack	zit	ver	bitt	ner
doch	Schub	te	drof	nur	Wie	het	un

Die Aufgabe besteht bekanntlich darin, die um einen Springer, zu von einander entfernt stehenden Nachbarsylben auf zu finden und an einander zu reihen. — Die Auflösung folgt im nächsten „Bemerker", wenn der Scherz nicht unterdeß seinem Oedip gefunden hat.

1825. No. XVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Nachstehende, theils kriegswissenschaftliche, theils für Militair-Personen vorzüglich interessante Schriften, sind in den letzteren Jahren in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg: 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht an zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 10 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1821. 2 Thlr.

Leitholb, R. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.

Menu von Minutoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor; mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Herrn General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

— Anweisung zum ökonomischen Aufnehmen und Separiren ohne künstliche Werkzeuge: für diejenigen, welche keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen, mit den dazu gehörigen Tabellen und 6 Kupfern in Fol. 1821. 1 Thlr.

Roblwes, J. N., Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Mit 2 Kupf. 3te verb. Aufl. 1819. 1 Thlr.

— Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie. 1816. 6 Gr.

Stuhr, Dr. P. F., Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1ster Theil. 1819. 2 Thlr. 8 Gr.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Briefsteller für Mädchen.

Ein Hand- und Hilfsbuch für die gebildete weibliche Jugend und für Lehrer bei'm Unterricht in obern Mädchenklassen der Bürgerschulen, von M. C. Hierſche. 8. Sauber geheftet: 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

Ideen zu Stylübungen, mit Andeutungen zum Gebrauch derselben bei'm Unterricht in obern Mädchenklassen der Bürgerschulen u. s. w. 3te Sammlung.

Wir dürfen, ohne anderen Lehrbüchern zu nahe treten zu wollen, mit Recht behaupten, daß der Verfasser, der seinen Beruf als Schulmann bewährt hat, mit dieser Schrift einem Bedürfniß unsrer Zeit abhilft, indem es uns bis jetzt noch an einem Hand- und Hilfsbuch in dieser Gestalt fehlte.

Eine Anweisung, Briefe und Aufsätze in Dingen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu schreiben, so wie eine Gewandtheit im Ausdruck, bedarf auch das Mädchen und die angehende Hausfrau jetzt um so mehr, da auch im häuslichen Leben so viel von dem Mädchen und der Frau gefordert wird.

Lehrer und Lehrerinnen, Vorsteher von Lehr-Anstalten und insbesondere geistreiche Mütter, finden dasjenige, was sie im Einzelnen mühsam vortrugen, hier in ausgewählter Zusammenstellung.

Leipzig, im April 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Die unterzeichnete Buchhandlung fordert hiermit, Namens des Verfassers, zur Theilnahme auf an der Subscription für

Bernhardt Wanschaff's

„Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen."

Das Werk, mit den dazu gehörigen Kupferstichen, kostet den Subscribenten 1 Thlr. 15 Sgr.; wer es später kauft, muß es mit 2 Thlr. 15 Sgr. bezahlen und es werden nur wenige Exemplare mehr gedruckt, als durch die Subscriptionen verlangt sind. Um die Wichtigkeit der Sache an zu deuten, weisen wir hin auf zwei schon vorläufig darüber in öffentlichen Blättern erschienene Aufsätze, nämlich in der Spenerschen Zeitung Nr. 273, vom 19. Novbr. 1824, und im „Gesellschafter" Blatt 202, vom 18. Dezbr. 1824.

Wir glauben damit die Aufmerksamkeit des Publikums genugsam erregt für eine interessante Erscheinung in der Literatur und Wissenschaft und schließen die Anzeige mit dem Wunsche: der Ausgang dieser Angelegenheit möge zu dem Resultat führen, daß die Deutschen einem wackern Manne, der eine lange Zeit und bedeutende Kosten in vollem Vertrauen auf seine Landsleute verwendete, gern Beweise einer thätigen Theilnahme geben.

Die Subscriptionen können in jeder Buchhandlung geschehen. Wer seine Bestellungen direkt an uns einsendet, den bitten wir, es postfrei zu thun.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Nachricht für die Subscribenten und Pränumeranten auf

Fr. K. Kraft's
neues (kleines) deutsch-lateinisches
Handwörterbuch
und Handbuch der Geschichte von Altgriechenland.

Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische.

So eben ist von ersterm die 1ste Abtheilung und letzteres fertig geworden. Beide werden jetzt versandt. Von ersterem Werk von 84—86 Bogen gilt der billige Pränum.-Preis von 1 Thlr. 20 Gr. bis Erscheinen der 2ten Abtheilung; letzteres kostet 18 Gr. In Partheien erhält man in der Verlagshandlung Frei-Exemplare, so wie ausführliche Anzeigen und Proben, nebst Exemplaren, in allen soliden Buchhandlungen.

Leipziger Ostermesse 1825.

Ernst Klein's Comptoir.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Praktische Weinlehre, oder: Der vollkommene Kellermeister.

Den Weintrinkern zur Belehrung — den Weinhändlern zur Beherzigung empfohlen.

8. Preis: 12 Gr.

Statt aller Empfehlung geben wir das Inhalts-Verzeichniß: 1) Weingährung. 2) Theorie der Wein- und Essiggährung. 3) Von selbst erfolgte Veränderung des Weines. Essiggährung. 4) Keller. 5) Gefäße. 6) Lager. 7) Umstech- oder Umziehgeräthe. 8) Kellergeräthe im Allgemeinen zur Bereitung der Weine. 9) Schwefeln. 10) Das An- und Auffüllen der Weine. 11) Schöne. 12) Krankheiten der Weine. Mittel. 13) Vom Einkauf junger Weine. 14) Die Verfälschung der Weine und Mittel, solche zu entdecken.

Leipzig, im April 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

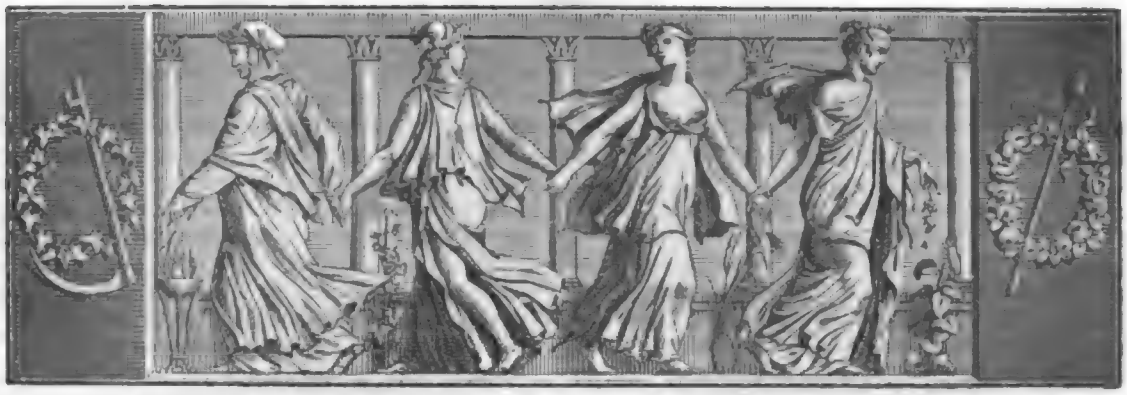
In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der
hohe Beruf der Mutter
oder
praktischer Versuch eines
Elementarunterrichts
für Töchter aus den gebildeten Ständen,
von
C. C. L. Klee.
Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 20. Mai. 80ſtes Blatt.

Des blinden Mädchens Mayenlied.

O himmliſch Sehnen, heiß Verlangen,
Der Frühling iſt mir nah:
Der Jüngling mit den Roſenwangen,
Den einſt mein Auge ſah.

Ja, wiederkehrend läßt der Treue
Die Blumen auferſteh'n,
Daß mich ihr Balſamduft erfreue
Im holden Mayenwehn.

O könnt ich euch noch einmal ſchauen!
Auch dich, mein Blüthenhain!
Und euch, ihr heit'ren Frühlings-Auen!
Verklärt im Mayenſchein.

Laß ab von deinen heft'gen Schlägen,
Du leidend armes Herz!
Wozu die ſüßen Wünſche hegen?
Sie mehren deinen Schmerz.

Nimm deine holden Frühlingsgaben,
Nimm, Theurer, ſie zurück;
Sie können nimmer, nimmer laben
Den ewig nächt'gen Blick.

Hinaus, wo milde Lüfte wehen,
O Mutter, laſſ' mich zieh'n,
Und dort im ſüßen Schmerz vergehen,
Wo meine Blumen blüh'n.

Julius.

Johanna.

(Fortſetzung.)

„Aber Albert ſchwur mit den heiligſten Eiden ſich Johanna zu eigen und ermahnte nur zur Geduld und Ausdauer bis zu der Zeit ſeiner Volljährigkeit, wo nichts mehr ſeinen Entſchlüſſen im Wege ſtehen konnte. Bei Johanna bedurfte es keiner Gelübde, keiner Verheißung. Sie liebte duldend und ſchweigend fort, und hatte auf die finſtern Blicke der Ober-Hofmeiſterin nur ein wehmüthiges Lächeln, auf die harten Worte, womit ſie oft angelaſſen wurde, eine um ſo rührendere Demuth und Unterwürfigkeit, als das Gefühl, der verehrten Gebieterin eine unfreiwillige Veranlaſſung zum Verdruß geworden zu ſeyn, ſie jede Härte als eine Buße für das unverdiente und überſchwengliche Glück, welches ſie in Alberts Liebe fand, ertragen ließ. Aber dieſes gelaſſene demüthige Dulden entwaffnete den Zorn der Baronin und täuſchte ſie, und indem die Liebenden Mittel fanden, ſich heimlich zu ſehen, zu ſprechen, glaubte ſie Albert von ſeiner Thorheit geheilt; ja es ſchien ſogar, als ſolle Johanna wieder der wahren Gunſt bei der Gebieterin ſich zu erfreuen haben, woraus dem Paare eine leiſe Hoffnung, als werde ſie endlich doch für ihre Wünſche zu gewinnen ſeyn, hervor dämmerte.

Um dieſe Zeit beſuchte der Prinz von W— den B—ſchen Hof. Er ſtand in ruſſiſchem Militair-Dienſt, und wenn gleich die Reiſe, welche er vom Beſuch ſeiner Angehörigen nach der Hauptſtadt des ruſſiſchen Kaiſerthums zurück zu machen hatte, ihn ganz wie von ohngefähr über B— zu führen ſchien, ſo hatte er doch die Prinzeſſin Auguſte kaum geſehen, als auch die Abſicht einer ernſtlichen Bewerbung um ihre Hand ſich in ſeinem ganzen Benehmen ausſprach. Der Prinz war der Groß-Neffe des regierenden Fürſten ſeines Hauſes. Nur eine Reihe von Todesfällen, welche zwar im Ge-

Digitized by Google

biet der Möglichkeit, doch keineswegs der Wahrscheinlichkeit lagen, konnte ihn zu dem Range eines regierenden Fürsten erheben. Es konnte daher allerdings nicht den Anschein haben, als ob seine Bewerbung an einem Hofe willkommen seyn würde, dessen Fürstinnen durch viele Geschlechter von hohen Herrscherthronen entsprossen, und auch wieder den ersten Regenten Deutschlands Gattinnen gegeben hatten. Aber der Prinz war einer der schönsten Männer seiner Zeit, und an dem ausgezeichneten Kriegshelden mochten einige scharf hervor tretende Rauhigkeiten der Außenseite mit der Natur seines Standes entschuldigt werden, und vielleicht den Reiz der Eigenthümlichkeit noch erhöhen, welche über sein ganzes Wesen ergossen war.

Eine so auffallende Erscheinung mußte ohnfehlbar den leicht bewegten Sinn der Prinzessin, ihr lebhaftes Gefühl ansprechen. Auch zeigte sie sich vom Anfang an dem Freier nicht abgeneigt, und der Herzog, der Sorge vielleicht eingedenk, zu welcher die Tochter ihm schon Veranlassung gegeben, erklärte im Familienrath den Entschluß, den freien Willen der Prinzessin in dieser Angelegenheit walten zu lassen, falls sie geneigt seyn sollte, dem Prinzen ihre Hand zu bewilligen, so viel auch Gemahlin und Mutter dagegen ein zu wenden haben mochten und so wenig er selbst mit dem Wesen des Prinzen sich befreunden konnte. Vielleicht war es gerade diese Abneigung ihrer nächsten Verwandten gegen den Prinzen, welcher sich ihr zum Gemahl antrug, was bei Augusten seinen Anträgen ein um so geneigteres Gehör verschaffte. Und so waren die Geister der Zwietracht und des Widerspruchs selbst geschäftig, ein Bündniß zu knüpfen, welches mehr als jedes andere der Liebe und des Vertrauens bedurft hätte. — Des Prinzen Verhältnisse gestatteten kein allzu langes Verweilen, und obgleich er vom Petersburger Hofe Verlängerung seines Urlaubs erhielt, so lag doch nur ein Zeitraum von einigen Wochen zwischen dem Verlöbniß und der Vermählungs-Feier des fürstlichen Brautpaars.

Die vielen Hof-Feste, welche in dieser Zeit sich drängten, gaben Albert etwas mehr Freiheit, Johanna heimlich zu sehen, da er Mittel fand, seine öfteren Abwesenheiten bei denselben durch Dienstgeschäfte zu entschuldigen. Beide ahneten in der reinen Unschuld ihres Sinnes nicht die Gefahr solcher Zusammenkünfte in einsamer Mitternacht. Als aber in unbewachter Stunde Johanna dem Geliebten sich ganz hingegeben, da erwachten Beide zu spät aus dem Taumel, in welchen Liebe und Phantasie sie eingewiegt. Albert zögerte nicht einen Augenblick, dem Mädchen seines Herzens diejenige Genugthuung zu bereiten, welche allein sein Vergehen aus zu gleichen vermochte. Eine heimliche Vermählung sollte dazu dienen, Johanna's Gemüth zu beruhigen. Sie hoffte Mittel zu finden, ihre Entfernung vom Hofe und der Hauptstadt zu bewirken, um bis zu dem Zeitpunkt von Alberts erlangter Volljährigkeit in tiefer Verborgenheit auf dem Lande leben zu können. Er gewann einen jungen Geistlichen, mit dem er befreundet war, für seinen Zweck, und zur Ausführung des wohleingeleiteten Vorhabens ward der Vermählungs-Abend des fürstlichen Brautpaars selbst bestimmt, wo die Ober-Hofmeisterin, zu sehr mit den Pflichten beschäftigt, welche ihr Posten in diesen Stunden ihr auferlegte, Alberts frühe Entfernung von dem Feste am wenigsten bemerken, und auch Johanna, bei der allgemeinen Aufmerksamkeit der übrigen fürstlichen Diener für die Vermählungs-Feier, am leichtesten Gelegenheit finden würde, sich auf ein Paar Stunden zu entfernen, und mit Albert nach einem nahgelegenen Dorfe zu fahren, wo die Trauung statt finden sollte. Unglücklicher Weise hatten ein Paar Tage zuvor einige halb scherzhafte Aeußerungen des Ober-Landjägermeisters, gegen die Baronin von Baldern, über kleine Vernachlässigungen, deren ihr sonst so dienstfertiger Neffe sich seit einiger Zeit schuldig gemacht, den Argwohn derselben aufs Neue angeregt. Einmal aufmerksam gemacht, blieben auch Johanna's verweinte Augen, ihr zerstreutes scheues Wesen, von ihr nicht unbemerkt, und sie beschloß, um jeden Preis sich Aufschluß über die ihr tief verhaßte Liebschaft zu verschaffen. Sie wußte am Tage vor der Vermählung es zu veranstalten, daß Albert in Dienstgeschäften auf mehrere Stunden entfernt wurde, wußte die Diener entfernt zu halten, während sie sein Zimmer auf dem Schlosse durch den Castellan öffnen ließ und seine Sachen durchsuchte. Leicht ward ihr hier das ganze Geheimniß der Liebenden klar, so wie ihr nächstes Vorhaben. Sie fand Briefe von Johanna und dem Geistlichen, welche Alles enthielten, was ihr zu wissen nöthig war; denn Albert hatte, bei der Unmöglichkeit, sich oft entfernen zu können, das meiste darauf Bezug habende schriftlich abmachen und feststellen müssen. Die Ober-Hofmeisterin legte mit kaltem Ingrimm alle Papiere wieder an ihren Ort, verschloß Schreibtisch und Zimmer sorgfältig, und ließ sogleich um ein geheimes Gehör bei dem Herzog ansuchen, in welchem sie ihre ganze Entdeckung ihm mittheilte, und um seine Mitwirkung bat bei den Schritten, welche sie für nothwendig erachtete, ihren Neffen von einem Vorhaben zurück zu halten, das einen untilgbaren Flecken auf eine der ersten Familien des Landes zu bringen drohte. Zu viel hatte der Herzog in Rücksicht auf die Ehre seines Hauses den Bemühungen der Baronin, ihrem unermüdlichen Eifer und der Verleugnung zu danken, welche sie als Mutter geübt, als daß er nicht hier, wo es das Interesse ihres Hauses galt, sich in gleichem Grade willfährig

hätte erweiſen ſollen. Er bewilligte Alles, was ſie ihm vorſchlug, und verſprach ihr, zur erforderlichen Stunde die nöthigen Befehle zu ertheilen. — Albert erfreute ſich am folgenden Tage eines beſonders freundlichen Empfanges von der gnädigen Tante. Als aber die Stunde der Vermählungs-Feier heran rückte, ward ihm der Befehl, die Stelle eines dienſtthuenden Kammerjunkers zu erſetzen, welchen der Herzog in beſondern Angelegenheiten verſendet; ein Auftrag, der es ihm unmöglich machte, ſich, wie verabredet worden, heimlich von dem Feſte zu entfernen. Er verwünſchte die Tücke des anſcheinenden Zufalls und hoffte von der Zukunft eine günſtigere Stunde. Doch die ſollte ihm nie erſcheinen.

Ein Befehl des Ober-Landjägermeiſters wies ihm am nächſten Morgen ein Geſchäft in einer Grenzſtadt an, das ihn acht Tage dort feſthielt; als er zurück kam, war die Prinzeſſin abgereiſet, Johanna mit ihr. Niemand hatte von dieſer Veranſtaltung etwas gewußt. Tief in der Nacht, welche der Abreiſe vorher ging, hatte man die Arme geweckt mit dem Bedeuten, ſich an zu ſchicken, die Prinzeſſin, auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, zu begleiten. Vergebens waren ihre Weigerungen, ihre Thränen; ſie ſtand allein, keine Angehörigen, keine liebenden Verwandten konnten ſie ſchützen. Des Herzogs Wille duldete keinen Widerſpruch, und der aufgedrungene Vater fühlte ſich um ſo weniger veranlaßt, demſelben ſich zu widerſetzen, als Johanna's Entfernung ihm mehr Freiheit gab, eine zweite längſt beabſichtigte Ehe zu ſchließen. Nur das Unentbehrlichſte ward ihr mit zu nehmen geſtattet; eine bedeutende Summe in Golde, im Namen des Herzogs ihr eingehändigt, ſollte zum Erſatz und zu neuer Einrichtung dienen. Die Ober-Hofmeiſterin hatte Alles ſo eingeleitet, und der Herzog fand zuletzt in dem Gedanken, der Tochter in der Perſon der ſittſamen und zuverläſſigen Johanna eine treue Dienerin und unſchädliche Vertraute mit zu geben, eine Art von Beruhigung bei der Sorge, womit die Zukunft dieſer Tochter ihn oft erfüllte. Als nun am frühen Morgen Johanna faſt mit Gewalt in den Reiſewagen gehoben wurde, verhallte ungehört der Schrei der Verzweiflung, womit ſie hinſank, in dem Geraſſel des raſch über das Straßenpflaſter und zum Thor hinaus rollenden Reiſezuges.“ (Die Fortſetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ihre erſte Bekanntſchaft mit Rouſſeau *) erzählt die Gräfin, wie folgt: „Rouſſeau war ſeit ſechs Monaten in Paris; ich zählte damals achtzehn Jahr. Ich hatte noch keine Zeile von ihm geleſen, aber durch ſeinen „Devin du village“ war er mir werth geworden. Ich wünſchte ſeine Bekanntſchaft zu machen, wußte aber nicht wie, und ſprach mit meinem Gemahl darüber. Dieſer wollte ihn zu einem Beſuch vermögen. Zugleich vertraute mir aber ein Hausfreund, mein Gemahl dächte darauf, mir einen Streich zu ſpielen und den Schauſpieler Preville als Rouſſeau bei mir ein zu führen. Ich kannte Preville wenig oder gar nicht; Beide waren von einerlei Größe, und ein Schauſpieler verſteht ſich auf's Verkleiden und auf's Verſtellen. Als daher Rouſſeau erſchien, in ſeiner runden Perücke, im caſtanienbraunen Rock u. ſ. w., zweifelte ich nicht, es ſey Preville, empfing ihn aber, wie ich Rouſſeau empfangen haben würde, mit Beſcheidenheit und Anſtand; nur war mir oft das Lachen nah, und jeden Augenblick glaubte ich, daß ſich der Scherz aufklären würde. Rouſſeau ſprach von der Jugend und von andern Gegenſtänden auf eine anziehende Weiſe. Er redete mich oft an, und ich antwortete ohne Scheu, und brach ſo oft in Lachen aus, daß er es bemerkte und mir über meine Munterkeit und Unbefangenheit ein Compliment über das andere machte. Ich ſang Mehreres aus ſeinem „Devin“ und begleitete mich auf der Harfe; er dankte für das doppelte Vergnügen und verſprach, am folgenden Tage mit uns zu ſpeiſen. Kaum war er aus der Thür, als ich losbrach. „Sie bilden ſich ein“, ſagte ich zu meinem Manne und dem Hausfreund, „mich geneckt zu haben; ich habe Ihre Myſtification durchſchaut. Preville hat Rouſſeau's Rolle vortreflich geſpielt!“ Alles klärte ſich nun auf, und beſchämt, blieb mir nichts übrig, als das Verſprechen zu erhalten, daß Rouſſeau meinen Irrthum nie erfahren ſollte; auch erfuhr er ihn nie. — Er brach mit Herrn von Genlis, weil ihm dieſer, als er einſt bei Tafel unſern Champagner lobte und ſich zwei Flaſchen ausbat, fünf und zwanzig geſchickt hatte. Mit mir brach er, weil er ſich einbildete, ich hätte ihn bloß deswegen in's Schauſpiel und in meine Loge geführt, um ihn den Augen des ganzen Hauſes Preis zu geben und ihn wie ein wildes Thier zur Schau zu ſtellen.“ Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Vieles in den „Memoiren“ der Gräfin iſt (oft wörtliche) Wiederholung aus den „Souvenirs de Félicie“, z. B. ihre Zuſammenkunft mit Rouſſeau und Voltaire, nur mit Zuſätzen und Verzierungen.

Spruch des Confuzius für Dichter.

Höhe reichet der Genius Dieſem, Tiefe dem Andern;
Und dem er Beides verſagt, bleibt doch die Breite gewiß.

M. G. Saphir.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

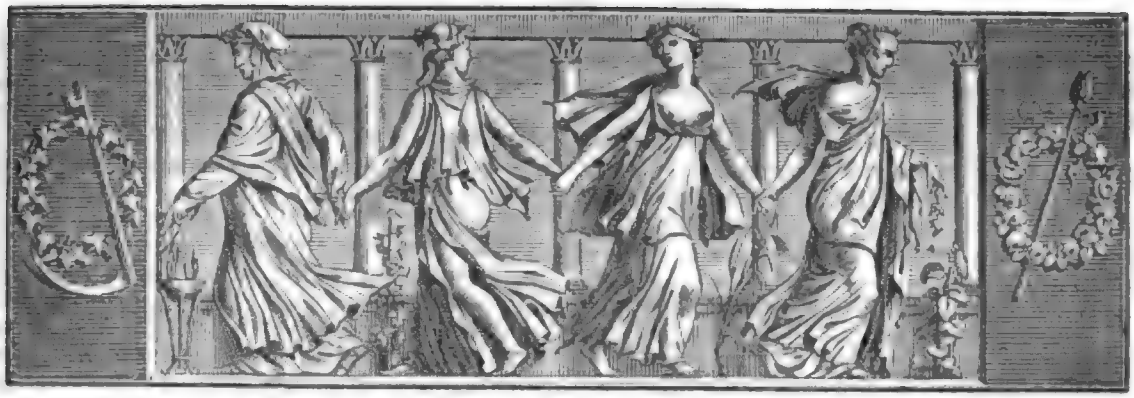
Aachen. In den letzten drei Monaten unterbrach nur ein Conzert der Gebrüder Schulz aus Wien (der Eine 9, der An-

dere 11 Jahre alt), die ſich mit ihrem Vater auf dem Pianoforte, der Guitarre und der Physharmonica (einem neuerfundenen Tasten-Inſtrument von 32 Tönen, aus einem Zungenwerk beſtehend, das mit der Vox humana, der Orgel und dem Hautbois Aehnlichkeit hat), hören ließen, ein Deklamatorium des bekannten Baron v. Sydow und ein Concert des öſtreichiſchen Concertmeiſters und Violinſpielers Gebrüg die Winterſtille unſerer Stadt. — In Erwartung der Dinge, die bald kommen werden, und uns die fremden Gaſte zuführen ſollen — der 15. Mai iſt zur Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes beſtimmt, am 22. und 23. Mai wird das große niederrheiniſche Muſikfeſt in demſelben gefeiert, am 29. Mai beginnt die berühmte ſiebenjährige Heiligthumsfahrt — will Referent die Leſer mit den näheren Umgebungen Aachens bekannt zu machen ſuchen; vielleicht daß Einer oder der Andere, der die hieſigen Bader beſuchen möchte, dadurch auf einige intereſſante Punkte der Umgegend aufmerkſam gemacht wird. Nordöſtlich von Aachen erhebt ſich ein ziemlich hoher, mit einigen Tonlagen und etwas Kalkſtein vermiſchter Sandberg, deſſen beide, von einander getrennte Gipfel die Namen Loysberg und Salvatorsberg führen. Man findet in demſelben viele Verſteinerungen, Conchilien und andere Petrefacten, ja ſogar verſteinerte Elephanten-Zähne. Auf dem höchſten Gipfel des Loysbergs wurde zu franzöſiſcher Zeit eine Pyramide errichtet, welche, außer mehreren geographiſchen Beſtimmungen, das Lob Napoleons und der „großen Nation" in pomphaften Inſchriften der Nachwelt überliefern ſollte. In der Nacht nach dem erſten Einzug der Verbündeten in Paris ſtürzte die Pyramide, die wahrſcheinlich ſchon früher unterminirt war, zuſammen; ſpäter wurde ſie wieder aufgerichtet, jedoch ſind die Inſchriften verändert. Von dieſem Punkte hat man eine unvergleichliche Ausſicht, wie in einem Panorama, auf das ganze Thal von Aachen und Burtſcheid, und auf eine Menge umliegender Dörfer, Landgüter und Fabrik-Anlagen. Waldige Hügel umgeben das Thal, bis endlich im fernen Hintergrunde die Gebirge der Eifel den Horizont begrenzen. Mit großen Koſten hat man nicht nur eine bequeme Fahrſtraße bis zum Gipfel des Loysbergs angelegt, ſondern auch den ganzen Berg bepflanzt und in eine engliſche Anlage umgewandelt. Ein ſchönes Gebäude auf der Höhe, Belvedere genannt, wo alle Arten von Erfriſchungen zu haben ſind, iſt von allen Vergnügungs-Oertern Aachens, wegen der herrlichen Ausſicht, im Sommer am meiſten beſucht. Auf dem Salvatorsberge iſt eine Kirche erbaut, in der aber nur in den Faſten Gottesdienſt gehalten wird. Ueber den Urſprung dieſer beiden Berge erzählt die Sage Folgendes: Der Teufel, dem man, damit er den Bau der Domkirche nicht hindern möchte, die Seele desjenigen verſprochen, welcher nach Vollendung des Doms zuerſt deſſen Schwelle überſchritte, wurde bekanntlich dadurch betrogen, daß man zuerſt einen Wolf hinein jagte, mit deſſen Seele, in der Geſtalt eines Tannenzapfens, dann der Böſe durch die Lüfte fuhr. *) Hierüber höchlich ergrimmt, beſchloß der Teufel, die ganze Stadt zu verſchütten, und holte ſich vom Geſtade der Nordſee zu dieſem Zweck einen großen Sandberg. Nur noch eine Viertelſtunde von Aachen entfernt, ermüdet und durch den ihm in die Augen geflogenen Sand am Geben gehindert, fragte er eine alte Frau, welche ihm begegnete, wie weit es noch bis Aachen ſey; dieſe, klüger als der Teufel, witterte Unrath, und entgegnete ihm, es ſey noch ſo außerordentlich weit, daß die Schuhe, die ſie bei'm Ausgang aus Aachen neu angezogen habe, durch die Länge des Wegs ganz verſchliſſen ſeyen. Der überliſtete Teufel warf nun fluchend den Sandberg hin und machte ſich fort. Durch die Gewalt des Falls zerſpaltete der Berg in zwei Hälften, den Loys- und den Salvatorsberg; erſterer erhielt ſeinen Namen von dieſer Begebenheit, weil ein altes Weib dem Teufel zu ſchlau (luhs in der Aachener Volksſprache) geweſen ſey! *) — Außer dem Belvedere auf dem Loysberg ſind beſonders Ketſchenburg, hiernächſt Tivoli und Biber beſuchte Vergnügungs-Oerter in der Umgegend von Aachen. In dem erſtern wird in den Sommer-Monaten Nachmittags die Spielbank gehalten. — Zu Frankenberg, Schönforſt und Wilhelmſtein ſind Ruinen von Ritterburgen, die wegen ihrer romantiſchen Lage öfters beſucht werden, und wo in den dabei gelegenen Pachter-Wohnungen ländliche Erfriſchungen zu haben ſind. Frankenberg ſoll ein Jagdſchloß Karls des Großen geweſen ſeyn. Die Aachener wollen behaupten, die bekannte Schnee-Promenade Eginhard's und Emma's ſey hier vorgefallen, was jedoch wohl ſchwerlich bewieſen werden könnte. Schönforſt iſt in der Geſchichte Aachens berühmt, da die Ritter von Schönforſt oft die Reichsſtadter befehdeten. Wilhelmſtein, zwei Stunden von Aachen, im ſogenannten Landchen der Helden, liegt in einer ſehr romantiſchen Gegend, wo bedeutende Kohlenbergwerke ſind. Hier ſoll der altgermaniſche Götterdienſt am längſten beſtanden haben, und daher der Name des Landchens, ſo wie mehrerer darin gelegenen Ortſchaften, z. B. Bardenberg (Berg der Barden), Tauſcheid (Grenzſcheide der Getauften), Teut u. a. m. entſtanden ſeyn. — Das Paulinen-Wäldchen, ehemals ein Lieblings-Spaziergang der Prinzeſſin Pauline Borgheſe, wird zwar nicht mehr ſo wie früher im Stande gehalten, bietet aber den Luſtwandelnden noch immer recht angenehme Partieen dar. Das von dem ehemaligen Präfekten Laboucette durch einen unverzeihlichen Mißgriff aus den Steinen des Aachener Prangers „a la vertu de la Princesse Pauline" hier errichtete Denkmal liegt jetzt umgeſtürzt. Nicht weit davon iſt — wer ſollte das bei uns erwarten? — ein Trappiſten-Kloſter! Ein Freund dieſes Ordens kaufte vor einigen Jahren hier ein Gut, und überließ es einigen Trappiſten-Mönchen zur Bewohnung, die nun hier ganz in der Stille, nach den ſtrengen Regeln ihres Ordens, leben. — Das Trimborner-Wäldchen, in dem eine kalte Mineral-Quelle ſprudelt, iſt durch ſeinen Beſitzer, einen wohlhabenden Privatmann, mit engliſchen Anlagen verſchönert und dem Publikum der Beſuch deſſelben geſtattet worden. Eben derſelbe (Herr von Auſſem zu Trimborn) beſitzt ein ſehr ſchönes Naturalien-Cabinet, beſonders reich an ausgeſtopften Quadrupeden, Vögeln, Petrefacten, römiſchen und altdeutſchen Alterthümern, beſonders ſolchen, welche in hieſiger Gegend gefunden worden, und Seltenheiten aller Art. Schade, daß es, bei dem kürzlich erfolgten Tode des Beſitzers, von den Erben wahrſcheinlich verkauft wird. — Die Liebhaber von Alterthümern will Referent noch auf das, zwei Stunden von Aachen entfernte Dörfchen Greſſenich (bei Stolberg) aufmerkſam machen. Hier lag ehemals Atuatuca, die alte Feſtung der Eburonen; die Römer hatten hier ein Legionen-Lager und förderten Eiſenerz und Galmey zu Tage. Obſchon die Ausgrabungen bis jetzt nie planmäßig betrieben worden, ſo iſt dennoch durch die Ackersleute ſchon manches intereſſante Denkmal des Alterthums ausgegraben worden. — a.

*) Der Wolf und der Tannenzapfen ſtehen zum ewigen Andenken, in Erz gegoſſen, zu beiden Seiten der Domthür. Der Wolf wurde ſogar von den Franzoſen mit nach Paris geſchleppt, und erſt im Jahr 1815 mit andern geraubten Kunſtſchätzen nach Aachen zurück gebracht.

*) Ueber die richtige Schreibart und den Urſprung des Namens Loysberg walten Zweifel ob. Einige glauben, es bedeute Ludwigsberg, Andere machen lauſigter Berg daraus; noch Andere leiten den Namen aus dem Griechiſchen her. In einer Urkunde aus dem Jahr 994 geſchieht zuerſt des Berges unter dem Namen Lononesberge Erwähnung. Da nun lononsen in der Sprache jener Zeit ſo viel als lauern bedeuten ſoll, ſo wäre vielleicht die richtigſte Ableitung: ein Berg, von dem man lauern, um ſich ſchauen kann.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 21. Mai. 81ſtes Blatt.

Johanna.

(Fortſetzung.)

„Albert war es, als ſänke die Welt vor ihm zuſammen bei der Nachricht; im erſten Augenblick überzeugt, daß hier Gewalt geſchehen, ſann er auf Mittel, die Geliebte zu befreien. Doch zu groß war der Vorſprung, den die ohne Aufenthalt Reiſenden bereits gewonnen, als daß er hätte hoffen können, ſie ſelbſt mit Courier-Pferden ein zu holen. Er beſchloß daher, zu warten, bis die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Prinzeſſin würde eingetroffen ſeyn, um dann —. Er bewegte mehr als einen Plan im Innerſten ſeiner Seele, wie er, ſollte es auch die größten Opfer koſten, Johanna's Beſitz ſich ſichern wollte. — Schwer ward es ihm bis dahin, die Nähe der Ober-Hofmeiſterin und die Freundlichkeit zu ertragen, womit ſie ihm ſo gern den ihm bereiteten Schmerz vergütet hätte. — Endlich kam die heiß erwünſchte Nachricht an; mit ihr ein Briefchen an Johanna's Pflegevater, die kurze Notiz enthaltend, daß Johanna mit dem Kammerdiener des Prinzen, einem verarmten polniſchen Edelmann, Roſalinsky mit Namen, vermählt ſey. Die Prinzeſſin hatte in ihrem Schreiben dieſes Ereigniß etwas ausführlicher erwähnt, indem ſie mittheilte, wie während der Reiſe Roſalinsky eine zärtliche Neigung für Johanna gefaßt, welche, da ihr Gemahl ſelbſt den Freiwerber für den treuen Diener gemacht und freigebig für die Ausſtattung des jungen Paares geſorgt, noch vor der Ankunft in Petersburg durch eine frohe Heirath gekrönt worden ſey. Der Brief an den Vater war von Roſalinsky ſelbſt, nur Johanna's Unterſchrift war von ihrer eigenen Hand und trug den Namen, welchen ſie nun führte.

Albert traf dieſer Schlag mit zermalmender Gewalt. Er ging zwei Tage träumend und ſchattenbleich umher, dann brach die tief erſchütterte Lebenskraft zuſammen. Er ſank in ein gefährliches Nervenfieber, in welchem viele Wochen lang die ungeſchwächte Jugendkraft gegen die drohende Zerſtörung kämpfte. Ihr ward zuletzt der Sieg; doch ſchien es, als habe ſie faſt nur das phyſiſche Leben vor der Wuth der Krankheit retten können, denn Alberts Geneſen glich anfänglich einem Zuſtand gänzlicher Apathie. Nur die Tante durfte ihm nicht nahen, ohne daß ihr Anblick ihn in einen Zuſtand verſetzt hätte, welcher den gefährlichſten Rückfall befürchten ließ. Als er ſich etwas mehr erholt, verrieth er den entſchiedenſten Abſcheu gegen alle bisherigen Umgebungen und Beſchäftigungen, und zog, für immer aus ſeinem Dienſtverhältniß ſcheidend, auf ein entferntes einſames Landgut, wo er in Abgeſchiedenheit, jeden menſchlichen Umgang meidend, fortlebte. Nach fünf Jahren erhob ſein tief verwundetes Gemüth ſich wieder zu neuer, ſeinen früheren Beſtrebungen ganz entgegen geſetzter Thätigkeit. Er verkaufte, längſt zur Volljährigkeit gelangt, ſeine ſämmtlichen Beſitzungen, ſchied für immer aus ſeinem Vaterlande, und begab ſich in die Dienſte eines benachbarten Fürſten, wo er in Kurzem einen nützlichen Wirkungskreis im Kameralfache, deſſen Studium in den letzten Jahren ſeines

einſamen Lebens ihn beſchäftigt hatte, ausfüllte, und im Lauf der Jahre zu einer der erſten Stellen in der Landesverwaltung empor ſtieg.

Die Tante ſah er nie wieder, obgleich ſie alles Mögliche that, ſich mit ihm zu verſöhnen, und noch auf dem Sterbebette, welches ſpät erſt ihrem trüben und freudenloſen Alter ein Ziel ſetzte, ſchrieb ſie, die frühere Härte bereuend, an Albert, mit dem Geſtändniß, daß Johanna's Verbindung nicht ihr Werk, ſondern das Probeſtück von der rohen despotiſchen Laune des Prinzen geweſen, womit er, gleichſam zum Eingang des unglücklichſten Eheſtandes, ſeine Gemahlin, welche ſich, durch Johanna's Thränen erweicht, für dieſelbe auf's heftigſte verwendet, für immer habe einſchüchtern wollen. Die Wünſche des geliebten Dieners begünſtigend, habe er die Thränen des unglücklichen Mädchens für Eigenſinn und Ziererei, ihre Erklärung, daß ſie ſchon einem Andern angehöre und ſich Mutter fühle, für eine unter den Frauen verabredete Liſt erklärt und mit aller Gewalt ſeinen Willen durchgeſetzt. Johanna aber habe ſpäterhin eine Tochter geboren, welche den Namen Albertinè in der Taufe empfangen. — Albert legte tief ſeufzend dieſe ſchriftlichen Nachrichten zu den Briefen von Johanna's Hand und zu ihren kleinen Geſchenken, den einzigen Erinnerungs-Pfändern, welche aus einer ſo theuren und ſchmerzvollen Vergangenheit ihm übrig geblieben waren; denn jene Nachrichten trafen ihn zu einer Zeit, wo auch ſchon Auguſte ihr düſteres Schickſal erfüllt hatte, und längſt jede Nachforſchung nach Johanna's ſpäterer Lage vergeblich geweſen war.

Des Prinzen rohe Heftigkeit, ſeine ungezügelte Gemüthsart, ſo wie der gänzliche Mangel an Nachgiebigkeit von ihrer Seite, hatten Auguſtens Ehe zu einer ſehr unglücklichen gemacht. Bald auch geſellte ſich Eiferſucht zu den Dämonen der Zwietracht, die unaufhörlich die Gemüther der beiden Gatten gegen einander zu entfremden bemüht waren, und eine empfindliche Kränkung, welche die Prinzeſſin einſt einer von dem Gemahl ausgezeichneten Dame widerfahren ließ, reizte den Zorn deſſelben in einem ſo furchtbaren Grade auf, daß er, jede Rückſicht vergeſſend, welche Familie, Pflicht und Ehrgefühl ihm hätten auferlegen ſollen, ſich ſo weit verirrte, die Gemahlin zu mißhandeln. Auguſte, voll tiefen Ingrimms, eilte, ſich zu den Füßen der Kaiſerin zu werfen, ihren Schutz und Beſtrafung des Gemahls von ihr erflehend. Catharina hörte ſie gütig an; ſie verſprach ihr, fühlend, wie ſehr der Prinz in dem Verfahren gegen die Gemahlin ihr ganzes Geſchlecht beleidigt, glänzende Genugthuung. Aber zu ihrem Unglück ließ die Prinzeſſin es nicht dabei bewenden: glühend vor Begierde, ſich an dem verhaßten Gemahl zu rächen, klagte ſie ihn wegen Verbindungen und Abſichten an, welche ihm, verhielt es ſich wirklich ſo, die ſchwerſte Ahndung der Geſetze zuziehen mußten. Die Monarchin trat überraſcht und befremdet zurück. Sie hatte den Prinzen geſchätzt, und ihm als Krieger Wichtiges anvertraut.

So ſchwere Anklagen erforderten genaue Unterſuchung. Die ward denn auch angeordnet, und das ganze Gewicht der Beſchuldigung fiel auf die Unglückliche zurück, welche ſeine Anklägerin geweſen. Der Prinz hatte wichtige Verbindungen, mächtige Beſchützer unter den vertrauteſten Räthen der Kaiſerin, ihren nächſten Umgebungen. So ward es ihm leicht, jene Anklage zu entkräften, welche ohnehin Auguſte mit nichts Anderem zu unterſtützen wußte, als den mündlichen Mittheilungen des Gemahls in vertraulicher Stunde. Aber zu laut war von der Angelegenheit geſprochen; die öffentliche Meinung heiſchte ein Opfer, und zu bequem war dem Prinzen die Gelegenheit, der Gemahlin ſich zu entäußern, die er verabſcheute, als daß er nicht ſie hätte verfolgen ſollen. Seine Ehe ward getrennt und Auguſte nach einem feſten Schloſſe im Inneren des Landes verwieſen, wo ſie als Staatsgefangene in der Blüthe der Jahre ihr Leben endete, kaum von ein Paar Dienern betrauert, welche, froh, den traurigen Aufenthalt verlaſſen zu können, mit der Nachricht ihres Todes in das Vaterland zurück kehrten.

Vergebens aber war, jetzt wie ſonſt, jede Nachforſchung nach dem Schickſal der armen Johanna. — Roſalinsky war früher ſchon bei dem Prinzen in Ungnade gefallen und hatte ſich mit Gattin und Kind tief nach dem Inneren des weiten ruſſiſchen Reichs gewendet, wo es unmöglich blieb, ſeine Spur weiter zu verfolgen, ſo unausgeſetzt auch Albert im Stillen ſich darum bemüht hatte. Eine unverbürgte Nachricht kam ihm endlich zu: Roſalinsky ſolle ſammt ſeiner Frau geſtorben ſeyn.

Albert vermählte ſich nie, aber er nahm ſich mit liebender Herzlichkeit Leo's hülfloſer Familie an, welcher, ſpäter mit einer ſchönen aber gefallſüchtigen Frau verheirathet, ſich durch Verſchwendung zu Grunde richtete und in gänzlicher Verarmung ſtarb. Albert ſorgte für den Unterhalt der Wittwe und der Töchter, die er in einer trefflichen Erziehungs-Anſtalt unterbrachte. Den Sohn aber nahm er ſelbſt zu ſich, erzog ihn mit väterlicher Sorgfalt und beſtimmte ihn zum Erben ſeines bedeutenden Beſitzthums. Mehr als einmal verbreitete in dem Vaterlande der Prinzeſſin ſich ein dunkles Gerücht: Auguſte ſey nicht todt; man habe ihr Mittel verſchafft, aus der Feſtung zu entfliehen und ſie lebe nun verborgen im Innern von Rußland. Doch die geringe Aufmerkſamkeit, welche der Hof ſelbſt

solchen Nachrichten schenkte, schien wohl zur Genüge zu beweisen, wie wenig man ihnen Wahrscheinlichkeit beimaß und wie sicher die Beglaubigungen seyn mußten, welche von dem wirklichen Ableben der Prinzessin eingegangen waren."

Tief ergriffen von dem Inhalt dieser Blätter kehrte Albert zu seinem Oheim zurück, welcher ihm mit den Zeichen einer schmerzlichen Bewegung entgegen trat. „Du hast nun gelesen, Albert!" — rief er ihm zu — „welch ein theures und unglückliches Interesse mich auffordert, jene schwache Spur zu verfolgen, die von meinem verlornen Glücke mir auf zu dämmern scheint. Beeile nun die Anstalten, damit wir sobald als möglich reisen können; denn fest bin ich entschlossen, nicht zu ruhen, bis mir Aufschluß geworden über den Zusammenhang jener räthselhaften Personen mit meiner verlornen Johanna, und mir sagt eine dunkle, wenn gleich nicht freudige Ahnung, ich werde hier nicht vergebens suchen!"

Schon nach wenigen Tagen ward diese Reise begonnen, welche für Oheim und Neffen so viele wichtige und sehnsuchtsvoll erwartete Aufklärungen bringen sollte. Sie durchflogen in Eile die weiten Strecken, und ohne sich länger, als nur irgend die Umstände geboten, Rast zu gönnen, langten sie ungefährdet an den Grenzen des weiten Kaiserreiches an. Die unruhige Erwartung des älteren Albert gestattete ihm nirgends ein langes Bleiben, obwohl der Neffe, voll Besorgniß für des Oheims Gesundheit, oft ein Paar Ruhetage ein zu schieben suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Steckmuschel (Pinna marina) enthält eine Art Seide oder Bast, welche gesponnen und zu Strümpfen, Handschuhen und dergleichen verarbeitet wird. Diese Muschel findet sich in Menge im Meerbusen von Tarent, im Königreich Neapel. Für die Erhaltung dieses so gering scheinenden Thieres, welches mit keinen Schwerkzeugen begabt ist, hat die Natur auf eine wunderbare Weise gesorgt. Die Muschel hat zwei Schalen, welche sie öffnet, um den Schlamm ein zu nehmen, von dem sie, wie alle Muschel-Arten, ihre Nahrung zieht. Ihr eifriger Verfolger, der Tintenfisch, sucht mit seinen langen Armen ein Steinchen zwischen die Schalen zu bringen, um, wenn sich diese nicht schließen können, das Thier zu verzehren. Ein kleiner Krebs (Cancer Custos), den die Naturforscher, wegen seines Geschäfts, den Wächter nennen, pflegt, sobald sich die Schalen öffnen, hinein zu schlüpfen, worauf sich das Thier gleich verschließt und so der Nachstellung seines Feindes entgeht. Sein Wächter thut ihm nicht den geringsten Schaden. Der Erzbischof von Tarent, Capece Latro, welcher über die Steckmuschel und ihre Benutzung eine lesenswerthe Abhandlung herausgegeben hat, versichert, bei vielen Tausenden dieser Schaal-Thiere jenen Krebs angetroffen zu haben.

In den Verhandlungen der Pariser Akademie vom Jahre 1712 wird einer sehr merkwürdigen Quelle im Dorfe Senlisse bei Chevreuse erwähnt. Das Wasser hat die besondere Eigenschaft, daß demjenigen, welcher davon trinkt, die Zähne ohne Entzündung noch Schmerz ausfallen. Einige Zeit vorher werden sie ganz lose, bluten aber nicht. Uebrigens sind die Bewohner des Dorfs vollkommen gesund, und frei von allen Zeichen des Skorbuts. Der Physiker Lemery untersuchte das Wasser, und fand es mit einigen Theilen von Gyps und von Laugensalz versetzt, aber ohne die geringste Spur von Quecksilber. Alle chemischen Reagentien haben nicht hingereicht, um die Ursache dieser Sonderbarkeit zu entdecken. An der Quelle ist dieses Wasser sehr kalt, und verursacht Leibschmerzen, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Wenn das Wasser vor dem Gebrauch gekocht wird, ist es den Zähnen ganz unschädlich. Vitruvius berichtet, daß eine Quelle in Susa in Persien dieselbe Wirkung zeigte, und Lemery versichert, einen aus dieser Stadt gebürtigen Perser zu Paris gesehen zu haben, welcher nach seiner Willkühr sieben oder acht Zähne aus dem Munde nehmen und wieder eindrücken konnte.

Im Jahr 1717 fand ein Künstler zu London, indem er einen Elephanten-Zahn zu Fächerstäben zerschnitt, in diesem Zahn einen sehr schönen Diamant, welcher auf 13,000 Pfund Sterling geschätzt wurde. In dem berühmten Werke: „Philosophical Transactions" ist dieses unglaubliche Ereigniß aufgezeichnet.

In einem Dorfe bei Vienne in Dauphine starb im Jahr 1758 der Pfarrer Robion in einem Alter von 108 Jahren, welcher 80 Jahre sein Priester-Amt bekleidet und noch zwei Tage vor seinem Ende die Messe gelesen hatte. Alle Bewohner seines Kirchsprengels waren von ihm getauft, mit Ausnahme seiner eigenen Dienstmagd, welche, als ihr Herr starb, 104 Jahre alt war.

Sterwil.

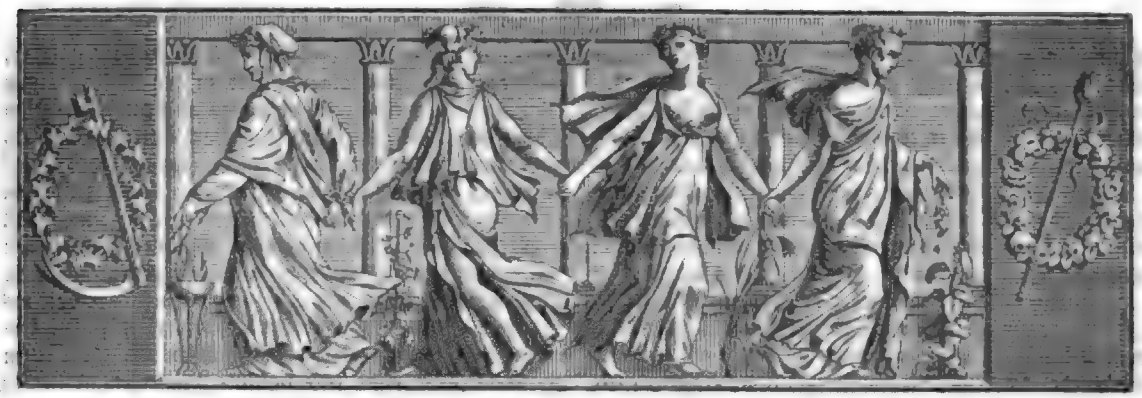
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

„Kunst und Alterthum", von Goethe. Das vorletzte Heft der Goethe'schen Zeitschrift: „Kunst und Alterthum" brachte uns die Briefe Schiller's an Goethe, das neueste Heft, welches so eben erscheint, bringt uns die Briefe Goethe's an Schiller. Fürwahr eine köstliche Gabe, diese Mittheilung des vertrauten Briefwechsels zweier so edlen Geister, deren Freundschaft auch sonst schon für unsere Literatur reiche Frucht getragen! In diesem schönen Verkehr athmet Alles männliche Innigkeit, rückhaltlosen Freisinn, Streben der Wahrhaftigkeit und Schönheit. Gerade in den unscheinbarsten Aeußerungen des unbewachten Augenblicks, in diesen herausgerissenen Bruchstücken

eines vielbewegten und reicherfüllten Lebenstages, giebt sich am reinsten und klarsten der innerste Gehalt des Menschlichen, der tiefste Kern des Persönlichen zu erkennen, woraus am Ende doch stets all das Dichterische und Künstlerische hervorquillt, welches in den Meisterwerken des Genius die Nation entzückt und belehrt! Das Leben selbst ist immer noch mehr, als die schönsten Werke, die es hervorbringt, ja sie selbst erregen unseren Antheil hauptsächlich dadurch, daß sie auf jenes, als ihren Ursprung, wenn auch stillschweigend, immer zurückweisen. Das nun, worauf die Kunstwerke des Dichters zurückweisen, stellen solche Briefe, wie die gegenwärtigen, größtentheils unmittelbar vor Augen. Im eiligsten, bequemsten Ausdruck, der oft nur darum weniger sagt, weil er Alles voraussehen darf, weht der zarteste Hauch des Geistes, der feinste Duft der Empfindungen und Stimmungen. Aber nicht bloß in dieser Hinsicht erweist sich der unschätzbare Werth dieser Briefe; der materielle Ertrag stellt sich keineswegs geringer, wie besonders der junge Dichter erfahren und bezeugen wird, der die hier niedergelegten Urtheile, Winke und Zeichen, Warnungen und Weihen, zu erkennen und zu benutzen vermag. — Bei dieser Gelegenheit noch einige Worte über jene Goethe'schen Hefte im Allgemeinen! Sie bilden ein Institut der Literatur und Kunst von ganz eigner Art. Die Kritik darin ist durchaus nur mit dem Besseren beschäftigt, sie ist fördernd und ergänzend, nicht zerstörend und theilend; daher auch mit allen andern Richtungen des Geistes in stetem Zusammenhange, mit allem Höheren in enger Berührung; mit eignen Produktionen, mit Sprüchen der Erfahrung und Blüthen der Dichtkunst immer in Gesellschaft. Nicht leicht wird ein vielköpfiger Senat mannigfacher Literatoren so weit umher, so scharf und glücklich seine Augen richten, solche reiche Ausbeute darlegen, wie hier dieser Eine Mann! Was das In- und Ausland Bedeutendes und Merkwürdiges liefert, er faßt es auf und theilt es mit, oft als der Erste, zuweilen als der Einzige. Den neuen Aufschwung italienischer Dichtkunst, die bedeutenden Werke Manzoni's, lehrte Goethe zuerst uns kennen. Ueber den Dichter-Genius des brittischen Meteors Lord Byron und seine seltsamen Erzeugnisse ist noch nichts Tieferes und Angemesseneres gesagt worden, als was in den Aussprüchen jener Hefte, zwar in zerstreuter Einzelheit, doch nicht ohne inneren Zusammenhang, niedergelegt ist. Das Straßburger Lustspiel: „der Pfingstmontag", diese für unsere Literatur und Sprache so wichtige Erscheinung, hat hier die erste, und nach solchem Vorgange mit Recht einzige Würdigung gefunden. Der Auszug, der von diesem Drama gegeben wird, so wie der aus dem Trauerspiele: „der Graf von Carmagnola", sind neue Dichterwerke geworden; man versuche, diese Meisterschaft nach zu ahmen, und so den poetischen Inhalt einer Dichtung in neue Dichtung hervor zu pressen! Ueber Lukrez, bei Gelegenheit der Uebersetzung desselben, über Calderon und Shakspeare, bei Anzeige der „Tochter der Luft", welche reichen Durchblicke des Geistes, welche goldenen Worte der Beurtheilung! So auch wiegen die wenigen Zeilen über Tieck's Novelle von den Frömmlern eine ganze Schaar von andern Recensionen auf. Aber nicht blos den Meistern, auch den strebenden Jüngern ist Goethe's liebevolles, leitendes Wort gewidmet; so über „Olfried und Lisena", von August Hagen, über den „Paria", von Michael Beer, über die kritischen Arbeiten Schubarth's, ja über die harmlosen Blätter eines neuen Natur-Dichters, die kümmerlichen Schicksale eines deutschen Gildias, wie achtsam und lehrreich! Dem weiten Gebiete des Volksliedes bleibt Goethe auch im Alter einheimisch, er regt an, theilt mit, veranlaßt sammelnden Betrieb. Sein lebendiger Antheil fehlt eben so wenig dem Gebiete der klassischen Poesie des Alterthums. Der Versuch einer Wiederherstellung des „Phaethon" des Euripides ist ein in seiner Art einziges Unternehmen, eine Restauration, die auch durch Auffindung des Ursprünglichen ihren selbstständigen Werth behaupten würde. Der Auszug aus der „Ilias", mit hervorgehobener Angabe der Gleichnißstellen, wird, was auch immer der Unwissende in seiner Dumpfheit davon mißurtheilen mag, jedem sinnigen Freunde Homers einen neuen, bedeutenden Geistesblick aufschließen. Was über die plastische Kunst überhaupt, über technische Bemühungen und Arbeiten, über Sammlungen und Anstalten der Kunstbildung, mit getheilt worden, hat in keiner Weise dem Interesse der Zeit entgehen können; es hat vielfach angeregt und gefruchtet. Dies gilt nicht weniger von den Ansichten und Urtheilen über die Malerei unserer Tage; die frömmelnde Deutschthümelei schrie laut auf, mit wahrer Feindschaft warf sich die Schaar der Maler-Jünglinge und ihrer älteren Stammführer dem weisen Dichter entgegen, der sich gegen das Verkehrte streng ausgesprochen; man höhnte, man sprach dem reifsten unserer Geister jedes Recht über Kunst zu urtheilen dreist ab; allein die Sache war gethan, das Wort wirkte, und wir brauchen nur auf den heutigen Zustand unserer Malerei zu sehen, um zu erkennen, was wir jenem Worte danken müssen: die getadelte Richtung ist fast ganz verlassen; wogegen man sich mit Geschrei gewehrt, das hat man durch die That mehr und mehr anerkannt, und unsere trefflichsten Künstler, Cornelius, Wach, Schadow, Eggers, Begas und Andere, sind, wie in ihren Werken, wohl auch in ihren Meinungen mit dem alten Meister jetzt einstimmiger und befreundeter, als dessen traurige Verketzerer es freilich jemals fassen können! Gerade der anfängliche Widerspruch zeigt oft am sichersten die künftige Wirkung. Dies war bei Goethe von jeher eine auszeichnende Eigenheit. Er legte sein Wort, sein Werk in die Mitte des Lebens nieder, und überließ es dann ruhig der eignen Kraft. — Wir haben schon erinnert, wie mit dem kritischen Theil dieser Hefte sich eigne Erzeugnisse glücklich verbinden. Vom prosaischen Spruche und flüchtiger Bemerkung bis zum erhabensten Lehrgedicht und dramatischer Erzählung finden wir hier die reichste Mannigfaltigkeit. Das höchste Sittliche schließt sich hier unmittelbar an; die Betrachtungen über Bettler sind in diesem Sinne nicht minder großartig und schön, als die mächtigen gediegenen Stanzen der orphischen Urworte, die mit ihren deutungsvollen Zwischenreden allein hinreichten, den Ruhm des weisesten Dichters zu begründen! Wir schweigen von den herrlichen Liedern, Romanzen, von dem dialektischen Scherzgedichte: „die Weisen und die Leute", von den erhabenen Gesangen des gluthvollen Paria, von der unnachahmlich schönen Darstellung des Rochusfestes! Auch wollen wir nicht die mancherlei Worte des Danks, der Benachrichtigung, der Verheißung berühren, in welchen der Dichter seine persönliche Verbindung mit dem Publikum unterhält; seine Freunde sind sein Publikum, und die herzliche Gesinnung, die liebevolle Neigung, die er ausspricht, dürfen Viele angehn, deren Namen ihm nicht bekannt sind; es wäre aber eine Tiererei, nicht an zu erkennen, was man seinen Freunden werth ist, wie man geistig an Macht und Wirkung in der Welt dasteht! — Betrachten wir die Reihe dieser Hefte, wie sie seit acht Jahren, leider nur zu spärlich, erschienen sind, ihren Gehalt, ihre Richtung, und vergleichen wir damit die verwandten Erscheinungen in deutscher Literatur und Kunst, die Richtungen, die Antriebe, die Urtheile, die Wirkungen im Wesen und den Wiederhall sogar der Worte, so können wir uns der Ueberzeugung nicht entziehen, daß in neuerer Zeit keine deutsche Zeitschrift einen so lieswirkenden, mächtigen Einfluß auf die Geistesbildung übt, keine so weitverbreitete Wurzeln geschlagen und so vielfache Zweige getrieben hat, als diese Goethe'schen Hefte von Kunst und Alterthum, denen wir fernerhin ein segenreiches Gedeihen und rasche, eifrige Fortsetzung wünschen!

L.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 23. Mai. 82ſtes Blatt.

Am Tage der Todtenfeier.

Ruhet ſanft im Erdenſchooß,
Die ihr, von des Lebens Mühen,
Von des Lebens Sorgen los,
Eure Kronen ſehet blühen:
Schlummert ſelig, ſchlummert ſüß,
Eures Lohnes ſchon gewiß.

Bang' und unſtät irren wir
Noch durch unſer Pilgerleben,
Straucheln da und fallen hier,
Allem Irrthum preis gegeben;
Selig, ſelig, ſchlummert dort
Ihr in eurem Friedensort.

Und was iſt's, daß wir um euch
Thränen lang' und viel vergießen,
Eure Wangen, trüb' und bleich,
Hoffnungslos im Tode küſſen;
Eurer Hügel hohes Gras
Jeden Abend weinen naß?

Wenig Tage, und wie ihr
Schlummern wir im ſtillen Schooße,
Alles, was uns drückte hier,
Alle Sorgen, klein' und große,
Alle Thränen, alle Pein,
Schlummern dorten mit uns ein.

An der Erde Mutterherz
Werden Alle wir vereinet,
Alle, die im bitt'ren Schmerz
Unſer Auge hier beweinet:
Vater, Mutter, Gatte, Kind,
Alle, die uns theuer ſind.

Darum laßt mit Freudigkeit
Uns der Ruhenden gedenken,
Nicht in Traurigkeit und Leid
Unſer Haupt zur Erde ſenken:
Hoch zum Himmel laßt uns ſeh'n
Um ein ewig Wiederſeh'n.

Schregel.

Johanna.

(Fortſetzung.)

Die beiden Reiſenden hatten endlich Moskau erreicht. Die Fürſorge eines väterlich geſinnten Regenten, im Verein mit der Thätigkeit und Vaterlandsliebe einer mächtigen Nation, hatten hier bereits kräftig gewaltet, die Spuren der Verheerung zu verwiſchen, und ſchon erhoben ſich neue Wohnungen und freundliche Anlagen aus dem Schutt und Graus der frühern Zerſtörung: unzählige geſchäftige Hände ſah man bemüht, das große Werk des neuen Aufbaues zu fördern und zur Vollendung zu bringen. Aber ob aus den Trümmern Neues und Schöneres empor ſteigen mochte, es war auch in jedem Sinne Neues geſchaffen, neue Geſchlechter auf zu nehmen und ihnen wohlthuend zu werden, während man hier und da ein kummervolles Herz, ein thränenvolles Auge, unter dem ſich geſtaltenden Neuen das Alte vermiſſen und die vertraute Stätte verlornen Glückes ſuchen ſah, welche mit ſeiner Umgebung eine Beute der Verheerung geworden war. Auch unſere Freunde fanden nicht, was ſie ſo ängſtlich ſuchten. Bei der Unmöglichkeit, worin ſich Albert befand, über die Oertlichkeit jener Anſtalt, wo man ihn als Kranken aufgenommen, einige Auskunft zu geben, konnte es ihm nicht gelingen, über die für ihn

wichtigsten Punkte befriedigende Kunde ein zu ziehen oder die Vorsteher jenes Hauses zu erfragen; und was er etwa erfuhr, paßte entweder nicht auf die Umstände, oder diente in seiner Unvollständigkeit nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren. So viele von den Personen, die Zeuge jener Ereignisse gewesen, waren darin umgekommen. Viele hatten sich auf immer hinweg begeben und anderswo den neuen Wohnort begründet; Mehrere waren noch nicht wieder zurück gekehrt.

Auf dem Dorfe, wo Albert so lange krank gelegen, hatten ihre Nachforschungen keinen bessern Erfolg. Auch dieses, der alten Czaarenstadt so nahe gelegen, theilte ihr Wiederaufleben. Albert sah von den zerstörten Hütten fast keine Trümmer mehr, und die Prediger-Wohnung stand neu erbaut und bis zum Dache fertig. Von den alten Bewohnern waren wenige zurück gekehrt und er erfuhr nur so viel, daß, wie man vermuthe, der ehemalige deutsche Prediger des Orts den Tod gefunden, als er Angehörige aus dem brennenden Moskau habe abholen wollen. Die Reisenden eilten nun, das Gut auf zu suchen, wo Stern's Schwester lebte. Aber auch hier fanden sie Alles verändert; die Besitzer hatten wegen dem Verlust so vieler werthen Freunde, sich ihres Eigenthums nicht mehr recht erfreuend, dasselbe verkauft und waren nach Petersburg gezogen. Es blieb mithin nichts Anderes übrig, als sie dort auf zu suchen, wo auch der jüngere Albert durch Stern's Beihülfe sich einen bessern Erfolg versprach. — In Petersburg angelangt, mußten die Reisenden den Arzt auf einem ganz nahe bei der Residenz belegenen Landgute aufsuchen, wohin er, der großstädtischen Sitte gemäß, mit seiner Familie gezogen war.

Sie fuhren hinaus; doch als sie angekommen, schien ihnen die Stunde zu spät, um jetzt noch zu Stern zu gehen, und sie beschlossen, den andern Tag ab zu warten, da das geschmackvoll eingerichtete Wirthshaus des ländlichen Ortes, oft den Vergnügungen der Hauptstädter dienend, alle Bequemlichkeiten darbot. — Von ahnungsreicher Unruhe bestürmt, schien gleichwohl der Abend Beiden nur allzu lang, und sie eilten bald hinaus in's Freie, um auf einem Spaziergang ihre Ungeduld zu zerstreuen. Dörfer, welche zu den nahen Umgebungen großer Städte gehören, wandeln sich nach und nach in kleine, von Gärten durchwebte Städte um. So auch hier. Zierliche Landhäuser, von geschmackvollen Garten-Anlagen umgeben, reihten sich an einander und gaben durch mehr oder mindern Umfang, durch reiche und anmuthige Ausschmückung, Zeugniß von dem Geschmack und Reichthum ihrer Bewohner. Sie hatten fast schon den ganzen Ort durchwandert, als eine etwas entfernter liegende Besitzung ihre Aufmerksamkeit anzog. Die offen stehende Thür eines schönen Parks lud sie in dessen Schatten ein und sie traten in einen durch Gebüsche sich schlängelnden Pfad, halb der Schaulust folgend, halb in der Absicht, einen Ruheplatz für einige Minuten zu suchen. Der Pfad schien sich indeß tiefer in den Park hinein zu ziehen, und schon wollte der Oheim wieder um zu kehren vorschlagen, als eine plötzliche Wendung Beide zu einem sehr überraschenden Anblick führte. Auf einem still versteckten, von hochgewölbten Bäumen umgebenen Platz, stand unter einer herab hängenden Trauerbirke ein im edlen Styl aus weißem Marmor gearbeitetes Denkmal. Ein einfacher Stein trug zwei schöne Urnen, welche ein Schleier halb überdeckte. Vor dem Denkmal aber stand eine schlanke Frauengestalt in der Stellung wehmüthigen Nachdenkens und mit dem Rücken den beiden Lustwandlern zugewendet. Die Besorgniß, hier vielleicht die Feier eines wehmüthigen Nachdenkens zu stören, bewog beide Männer, rasch den sich um das Gebüsch krümmenden Pfad zu verfolgen, um so sich unbemerkt zu entfernen; indem sie aber auf diese Art dem Denkmal näher kommen mußten, fanden sie sich hoch überrascht, als auf einer der Urnen in zierlicher deutscher Schrift der Name Johanna ihnen lesbar wurde. „Johanna!“ riefen Beide in diesem Gefühl der Ueberraschung fast laut, und: „Johanna!“ wiederholte Albert erbleichend, als, bei dem wohlbekannten Laut sich wendend, seine Unbekannte vor ihm stand. Auch sie erbleichte in stummer Regungslosigkeit, dem Marmor des Denksteins gleichend. Nur Albert flüsterte, mit rascher Handbewegung gegen den Oheim, doch ohne den Blick von ihr zu wenden: „Sie ist es!“ — Dieser aber trat zu der Unbekannten und sagte mit bewegter Stimme: „Uns zieht aus weiter Ferne ein wichtiges Geheimniß, eine bange Erwartung an diesen Ort, und täuscht mich nicht Alles, so werden wir hier Aufschluß finden!“ — Er wollte die Bitte, ihn zu ihren Angehörigen zu führen, hinzu setzen, als rasche Mannsschritte vernehmlich wurden, und Albert freudig in die Arme des Nahenden eilte, welches Stern war. Kaum aber hatten Beide sich begrüßt, so führte Albert den Freund zu seinem Begleiter mit dem Ausruf: „Mein Oheim, der Freiherr von Baldern!“

„O ist es möglich!“ rief der Arzt frohlockend und zugleich bewegt — „o Johanna — Ihr Großvater — Ihre Enkelin!“

Es folgte nun eine lange Pause regungslosen Anstaunens, und einer Bewegung, keiner Worte mächtig. Der Neffe, dessen Rührung fast nur schmerzlich war, fand zuerst die Sprache wieder, indem sein Gefühl sich in dem Ausruf ergoß: „O, und um Sie verloren zu haben, muß ich Sie wieder finden!“ — „Nicht doch, Du Glücklicher!“ rief Stern, „Johanna ist unvermählt!“ — Sie aber bog in schnellem Erröthen, und so vielfacher Rührung unterliegend,

ſich auf die Marmor-Urne nieder. — Erſt nachdem der Sturm ſo mächtiger Gefühle in etwas verrauſcht war, trat das Bedürfniß ein, ſich ruhiger zu verſtändigen, und Alle blickten nun erwartungsvoll auf Stern, welcher das noch Dunkle dieſer Verhältniſſe auf zu klären verheißen hatte. Als er nun ſeine Gäſte in ſeinen Familienkreis aufgenommen, zu welchem auch ſeine Schweſter mit ihrem Gemahl gehörte, erfolgte dieſe, und aus dem Inhalt vieler von Stern's Schweſter aufbewahrten Papiere, ſo wie aus mündlichen Mittheilungen, ergab ſich Folgendes:

Roſalinsky hatte, als ihn die Ungnade ſeines Gebieters traf — welcher ihm Schuld gab, ein wichtiges ihm anvertrautes Geheimniß, eben daſſelbe, wodurch die Prinzeſſin ihn zu ſtürzen verſuchte, ſeiner Frau, und durch dieſe der Prinzeſſin verrathen zu haben — ſich in die Gegend von Moskau zurück gezogen, wo er eine kleine Beſitzung erkaufte. Aus Furcht vor der Rache des Prinzen, deſſen unverſöhnliche Gemüthsart er kannte, ließ er unter den Hof-Dienern die Nachricht verbreiten, er ſey ſammt ſeiner Frau geſtorben. Der armen Johanna Loos verſchlimmerte ſich hier täglich. Ihr Gatte, dem ihr fortdauernder Kaltſinn ſie nach und nach verhaßt gemacht hatte, betrachtete ſie als die Veranlaſſung alles ſeines Unglücks, indem er ihr zur Laſt legte, durch Zurückweiſung der Gunſt des Prinzen den erſten Grund zu ſeiner Ungnade gelegt zu haben. Er ergab ſich dem Trunk, dem Müßiggang und zuletzt den gröbſten Ausſchweifungen. Vorwürfe, Drohungen, leider zuletzt auch Mißhandlungen, waren das Loos der armen ſtill duldenden Frau, deren Leid endlich in eine Art von Dumpfſinn überging, in welchem ſie nur noch Empfindung und Seele für die Vergangenheit zu haben ſchien, die immer leuchtender und herrlicher ſich in ihrer Erinnerung verklärte, je mehr die Gegenwart ſich für ſie verdunkelte.

Sie hatte längſt eine Tochter geboren, die, ihrem Verlangen gemäß, Albertine genannt und proteſtantiſch getauft wurde. Das Haus eines proteſtantiſchen Geiſtlichen in der Nähe ihres Wohnorts war noch ihre einzige Zuflucht; die Gattin deſſelben, die Mutter des Doctor Stern, ihr einziger Umgang. Sie legte damals, und vielleicht im Vorgefühl ihres nachmaligen Unglücks, in die Hände dieſer Freundin ein Tagebuch nieder, das ſie bis dahin geführt und das die näheren Umſtände ihrer erzwungenen Heirath und der Abkunft ihrer Tochter enthielt. Auch das Bildniß ihres Albert und manches theure Erinnerungs-Pfand fügte ſie hinzu.

Die Nachricht von der Eheſcheidung der Prinzeſſin erſchütterte die ſchon ſo tief Gebeugte weit mehr, als bei einem völlig geſunden Gemüths-Zuſtande vielleicht geſchehen wäre, und es war wohl ſchon der Anfang einer Geiſteskrankheit, daß ſie, nachdem ſie ihr Kind der Pflege der Frau Stern empfohlen, ſich heimlich aufmachte, um ihre Fürſtin zu ſehen, und nach dem Ort pilgerte, wo dieſe ſich befand. Sie war eben geſtorben, als Johanna, nach mancherlei Mühſal, dort ankam. Und der unerwartete Anblick ihrer fürſtlichen Halbſchweſter auf der ſchmuckloſen Todtenbahre war der letzte zerſtörende Stoß für ihren durch ſo viele Leiden zerrütteten Geiſt. — Sie verfiel in Wahnſinn, in welchem ſie, ſich ſelbſt mit der Perſon der Prinzeſſin verwechſelnd, ſich für dieſe ausgab, und da ihre große Aehnlichkeit mit derſelben ein ſolches Vorgeben zu unterſtützen ſchien, ſo ward die Unglückliche, deren Erſcheinen in der Umgegend Aufſehen erregt hatte, als eine gewandte Betrügerin eingezogen und lange in Haft gehalten, bis man endlich, über ihre Verhältniſſe und Geiſteskrankheit belehrt, ſie ihrem Manne wieder zuſchickte. Die hierdurch verurſachten Koſten vermehrten Roſalinsky's Widerwillen gegen die Unglückliche und zerrütteten ſeine Lage vollends. Es geſellte ſich nun auch wirklicher Mangel zu allen übrigen Leiden; doch da ihr Gatte ſich fortan faſt gar nicht mehr um ſie bekümmerte und ſie wenig mehr für ſich bedurfte, ſo verſchlimmerte ſich ihr Geiſtes-Zuſtand auch weiter nicht; ja ſie gelangte nach einiger Zeit, bis auf die feſtſtehend gewordene Idee, ſich für die Prinzeſſin von B— zu halten, wieder zu dem Gebrauch ihrer Vernunft.

(Der Schluß folgt.)

Moſaik.

Lord Byron's bekanntes Gedicht: „Childe Harold's Pilgrimage" iſt eben ſo bekanntlich ſeine eigene Wanderung, unter fremdem Namen. Er ſelbſt hat es zwar immer ſtandhaft geleugnet; aber der Titel verräth ihn, durch die Uebereinſtimmung mit Child of Harrow's Pilgrimage. Lord Byron hat in Harrow-College ſeine jugendliche Erziehung genoſſen.

Eine Frau von Stande zu Copenhagen ward von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches mit einer Auszehrung zu endigen drohte. Indeß trat unerwartet eine Beſſerungs-Criſis ein, deren vorzüglichſtes Merkmal ihren berühmten Arzt, Olaus Borrichius, in das größte Erſtaunen ſetzte. Mehrere Tage nach einander brach bei ihr ein heftiger Schweiß aus, von ſo ſchwarzer Farbe, daß ihr Leinenzeug, beſonders ihre Haube, ausſah, als wenn man ſie in Tinte getaucht hätte. Die Kranke ward allmählig ganz hergeſtellt. Der Fall hat ſich im Jahr 1672 ereignet, und iſt von dem vorgenannten großen Gelehrten in den Copenhagener Verhandlungen aufgezeichnet worden.

Das treueſte Gedächtniß iſt die Schrift.

Der Mangel an Beſtändigkeit in uns macht unſer Glück ſo ſelten. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Miszellen aus Wien. Diesmal Einiges über die neuesten Hervorbringungen in Kunst und Literatur! — Von unserm wackern Historien-Maler Pet. Krafft werden von den für das Pesther Museum bestimmten National-Gemälden nächstens zwei öffentlich ausgestellt werden. Ungefähr in der Größe, wie dieselben Künstlers Landwehrmann und Aspern-Schlacht, stellen sie die Krönung des jetzigen Königs und Primo's letzten Ausfall vor. Ein Kenner äußert sich über diese beiden Tableaux folgendermaßen: „Sie überraschen durch ihre dichterische Anordnung und großartige Ausführung gleich mächtig. Die erhabene Ruhe, welche im ersteren über die heilige Handlung verbreitet ist, umfangt bald den Beschauenden; er fühlt sich in den magischen Kreis des Kunstgebildes gleichsam nur eingeschlossen, und zu eben den frommen Gefühlen erhoben, die aus den sanft belebten Zügen und der edlen feierlichen Haltung der kunstvoll gruppirten theilnehmenden Personen sprechen. Die handelnden Personen sind durchgehends Portrait. Bei dem zweiten Gemälde ergreifen den Beschauenden plötzlich ganz entgegen gesetzte Empfindungen. Er findet sich mitten in den Tumult des heftigsten Kampfes versetzt; der Tod verachtende Heldenmuth, der aus den Blicken der edlen Vertheidiger von Szigeth flammt; der erhabene Entschluß, für das Vaterland zu fallen, der mit tiefem Ernste auf Primo's Helden-Antlitz ruht, erschüttern ihn. Der Kampf im raschesten Beginnen, das augenblicklich nahe Aufeinandertreffen der Gegner, erfüllen ihn mit besorgnißvoller Ahnung der Entscheidung. Dieser Moment ist von der größten Wirkung. Ansprechend ist hierbei das scharfe Gepräge der Nationalität der Kämpfenden in den Zügen, wie in der Haltung und dem Costüm. Die Composition dieses Gemäldes ist höchst gelungen." — Derselbe Beurtheiler setzt hinzu: „Es sey unläugbar, daß die neuere Kunst durch diese beiden Gemälde einen großen Schritt weiter gethan, und die Frage, ob die späteren Zeitalter einer echt künstlerischen Behandlung fähig sind, dürfte nicht mehr als Problem erscheinen." — Ueber diesen ersteren Satz läßt sich, bevor nicht mehrere competente Stimmen sich ausgesprochen, wohl noch nicht urtheilen; und was den letztern betrifft, so scheint er etwas dunkel zu klingen. In jedem Fall aber darf man sagen: daß der Künstler durch diese beiden Producte noch mehr geleistet habe, als durch die „Schlacht von Aspern", die er zwar nicht eigentlich gewonnen, aber auch keineswegs verloren hat. Bei dem erstgenannten Tableau (der Krönung) sind die heilige Krone, der Byzantinische Krönungs-Mantel u. s. w. treu nach der Wirklichkeit. Für jedes dieser beiden Gemälde soll der Künstler 6000 Gulden C. M. erhalten, welches Honorar, dem Vernehmen nach, von einigen Magyarischen Vornehmen bestritten wird. Der Kaiser und die Kaiserin haben bereits diese merkwürdigen vaterländischen Kunstgebilde gesehen, und dem Künstler die huldvollste Zufriedenheit bezeigt. Noch soll ein drittes Gemälde folgen, den begeisternden Moment darstellend, in welchem die unsterbliche Maria Theresia, den kleinen Erzprinzen Joseph auf dem Arme, die Hülfe der edlen Ungarn anruft, und unter enthusiastischem Jubel erhält. — Der Wiener akademische Professor Joh. Schindler, von echtem Kunstgeist beseelt und durch zahlreiche gelungene Leistungen ehrenvoll bekannt, giebt eine „allgemeine theoretisch-praktische Zeichnungsschule" heraus, systematisch bearbeitet und auf Stein gezeichnet; Text deutsch und französisch. Ein Werk, wie dieses, war wohl schon längst ein Bedürfniß; Freunde und Liebhaber erhalten einen sichern Wegweiser zugesellt, der ihnen in allen Zweigen der Zeichnungskunst mit Geist und Gründlichkeit an die Hand geht. Die bereits vorliegenden Probeblatter dieses Werkes bürgen für diese Behauptung. Es erscheint in zehn Heften. — In derselben Anstalt ist so eben an's Licht getreten: „Madonna mit dem schlafenden Kinde", nach Kudlich's Original-Gemälde, lithographirt mit zwei Platten von Pet. Fendi. Unbefangene Kenner wollen an diesem Bilde gar Manches tadeln, und schwerlich dürfte dieses mit Unrecht der Fall seyn. Die Zeichnung scheint an einer gewissen Steife und Kälte zu leiden, wenigstens macht sie hinsichtlich des lebendigen Ausdrucks gar wenig Effekt; in jedem Falle sucht man vergebens Geist. Die lithographische Ausführung ist auch nicht so ganz à la Fendi, dessen sonstige Producte doch mehr oder weniger Genialität athmen. Ueberall Fleiß, nichts als Fleiß, und der allein ist doch bei Kunstgebilden unmöglich schätzbar. Der Preis von 1 Thlr. 8 Gr. ist nicht gering zu nennen. — Die in dem nämlichen Institute erscheinenden pittoresken „Scenen der beliebtesten Ballets" des Karnthnerthor-Theaters lassen nichts zu wünschen übrig. Sie sind vom Prof. Schindler gezeichnet: das sagt genug. Eleganz und richtige Darstellung der imposantesten Momente zeichnen diese Bilder aus, die auch für Jene, welche die betreffenden Ballets nicht kennen, von Reiz und Interesse seyn müssen. Den bisherigen fünf Blättern aus „Blaubart", „Zee und Ritter", „Psyche", sollen bald weitere folgen. — Kunicke's „lithographirte Donau-Ansichten" werden ehestens beendigt seyn. Der Künstler Ermitz kam von seiner Expedition, die letzte Strecke der Donau bis zur Mündung derselben in das Meer auf zu nehmen, vor wenigen Monaten zurück, worauf sogleich zum Lithographiren seiner Ausbeute geschritten ward. Mit der Schlußlieferung dieses in so vielfacher Hinsicht anziehenden Werkes wird auch der versprochene Text ausgegeben. Daß dieser dem wackern Kunstwerke angemessen seyn werde, läßt sich deshalb mit Recht erwarten, weil er von dem kenntnißreichen Topographen Dr. Franz Sartori seyn wird. (Von dem österreichischen Schriftsteller-Lexicon desselben Gelehrten erscheint, wo nicht zur diesjährigen Michaelismesse, doch gewiß nächste Ostern der erste Band, welchem sich die Fortsetzung dann rasch anschließen wird.) — Nicht ganz befriedigen will und kann Rahl's chalcographische Ausführung von Krafft's Aspern-Schlacht (auf des Künstlers Rechnung bei Artaria und Comp.). Es giebt Leute, die so weit gehen, dieses Blatt Scott's und Burnett's Schlachtbildern von Leipzig und Waterloo vor zu ziehen, was denn freilich frappant genug klingen mag, besonders, wenn man die Aussprüche der Mehrzahl unter den Kennern vernommen hat. Der wahrhaft glorreiche vaterländische Gegenstand des Rahlschen Bildes dürfte doch ja nicht zu überschätzender Würdigung der Ausführung verleiten, welche von der echt parteilosen Beurtheilung nur an und für sich erwogen werden muß. Richtig ist, daß dieses Rahlsche Bild vor den andern beiden einige Vorzüge hat; aber welche? und wie viele? das sind die Fragen, welche entschieden werden müssen. Fleiß, technischer Fleiß ist genug, ja, wenn wir so sagen dürfen, zu viel auf diesen Kupferstich verwendet; und in diesen Worten mag aller Tadel liegen, der ihn treffen kann. Geist, Leben und Kraft sind die Eigenschaften, welche diesem Blatte — etwa mangeln? Mit nichten: nur in einem höhern Grade ist es, daß man sich versucht fühlt, sie zu wünschen. Dessenungeachtet gehört diese Arbeit des billigermaßen sehr geschätzten Künstlers zu den gelungensten unserer neuern Blätter. Die Portraits sind genau.

(Der Schluß in der Beilage.)

Das erste Drittheil jedes Jahrhunderts scheint am fruchtbarsten hinsichtlich der unterirdischen Entdeckungen zu seyn. Im Jahr 1525 entdeckte man die Ruinen von Palmyra; im Jahr 1535 die Stelle, wo die Mauern von Jerusalem gestanden; im Jahr 1632 wurde Pompeii entdeckt; im Jahr 1718 zu Rhodus die Phönizische Colonie; im Jahr 1825 findet man die Ueberbleibsel der von den Propheten so oft besungenen Stadt Ninive! (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 82ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Wittenberg. Sehr oft befinden ſich Eltern aus den gebildeteren Ständen in Verlegenheit wegen Erziehung und Unterricht ihrer Tochter. Die öffentlichen Schul-Anſtalten — Töchterſchulen genannt — ſind hier und da zu gemiſcht und zu überfüllt, als daß ſie die Vortheile gewähren konnten, welche man ſich ſonſt wohl von öffentlichen Anſtalten verſprechen kann. Sind die Mädchen aus der Schule heraus, dann mangelt es wieder an der ſo nöthigen ununterbrochenen Aufſicht und Leitung, an zweckmäßigem Umgange mit ihres Gleichen u. ſ. w. Dieſem Bedürfniß für Töchter auswärtiger Eltern hilft ſeit bereits drei Jahren die Stözerſche Privat-Anſtalt in Deſſau auf eine Weiſe ab, welche faſt nichts zu wünſchen übrig läßt. Die beiden Fräuleins Albertine und Charlotte Stözer (aus Berlin) ſind nämlich die allgemein geachteten Vorſteherinnen dieſer Penſions-, Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt. Sie laſſen es ſich außerordentlich angelegen ſeyn, den guten Ruf zu erhalten und zu vermehren, welchen dieſelbe vom Anbeginn an hatte. Aufnahmefähig ſind Mädchen von 9 bis 12 oder 13 Jahren, und die Bedingungen ſo unglaublich billig, als ſie — in Berlin nicht ſeyn können. Geſunde, gut zubereitete, ſchmackhafte reichliche Koſt, niemals, auch nicht bei dem Spielen und Spazierengehen, unterbrochene Aufſicht, gründlicher und zweckmäßiger Unterricht in allem Wiſſenswerthen, von ſechs bis acht gut bezahlten Lehrern und Lehrerinnen ertheilt, und vor allen Dingen eine ſehr liebreiche, wahrhaft mütterliche Behandlung der Zöglinge — das ſind die überwiegenden Vortheile dieſer kleinen Anſtalt. Hierzu das, zumal im Sommer, ſo höchſt freundliche Deſſau — ich weiß keine, wo nicht durch Natur, doch durch Kunſt in ſeinen Umgebungen ſo verſchönerte Mittelſtadt — was kann man weiter wollen? Mehrere Eltern und deren Stellvertreter (namentlich auch aus Preußen, in und um Jüterbogk, desgleichen aus Ostrau am Petersberge, nicht minder aus dem Anhalt-Köthenſchen, und aus Leipzig) haben ſich von der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieſer Anſtalt überzeugt; Viele ließen ihre Kinder länger da, als ſie, die Eltern, es anfangs wollten, weil — es die Kinder wünſchten; unbeſtritten das unverdächtigſte Zeugniß! Merkwürdig iſt es nur noch, daß dieſe Anſtalt, ſelbſt in finanziellem Betracht für das, in Rückſicht auf Nahrung und Erwerb aus ſehr nahe liegenden Gründen (Nicht-Annahme des Tarifs) eben nicht blühende Deſſau — ziemlich beachtenswerth und nützlich, von oben herab nicht unterſtützt wird, ſondern lediglich durch ſich ſelbſt beſteht und auf wohlverdientes Zutrauen begründet iſt. Und wenn auch von keiner Unterſtützung die Rede ſeyn könnte, von keiner Aufmunterung, keinem Anerkenntniß, ſo ſollte man ſie, däucht uns, doch auch nicht beſchränken. Doch iſt dem alſo, indeſſen nur in Rückſicht auf die Einheimiſchen; dieſe können und ſollen — in die öffentliche Töchterſchule gehen, und wollen dennoch Deſſauer Eltern die Privat-Anſtalt der öffentlichen vorziehen, ſo müſſen ſie, damit die Kaſſe der öffentlichen Töchterſchule keinen Ausfall erleide, für jedes Kind, welches ſie in die Privat-Anſtalt ſchicken, drei Thaler zahlen; alſo ein, obgleich ſehr billiger — Schultarif, von welchem man in Städten, wie Berlin, Dresden, Leipzig u. ſ. w., ſchwerlich etwas weiß. Doch — ländlich, ſittlich! — Im 73ſten Jahre ſeines thätigen Lebens ſtarb am 3. Mai d. J. in Zerbſt der Präſident des daſigen Ober-Appellations-Gerichts, Johann Chriſtian Mann. Anhalt verliert an ihm, wo nicht den erſten, doch einen der erſten Juriſten, der Theorie mit Praxis auf eine höchſt ſeltene Weiſe verband. In den letzten Jahren hatte aber der wackere Streiter für Anhalt das Unglück, von einem naturaliſirten Preußen (dem geſchätzten Profeſſor Stenzel in Breslau) arg mitgenommen zu werden; es ging ihm am ſchlimmſten unter den ſieben Stenzelſchen Gegnern; denn während dieſe mit Seitenhieben wegkamen, ward er total aus dem Felde geſchlagen; — doch — sit ei terra levis! — Er iſt nicht leicht zu erſetzen. P.

Miszellen aus Wien. (Schluß.) In derſelben Artaria'ſchen Kunſthandlung wird der K. K. General-Quartiermeiſterſtab eine große Spezialkarte von Tirol herausgeben (bisher hat man ſich mit der für ihre Zeit wohl vortrefflichen Karte des Bauersmanns Pet. Anich beholfen). Dieſe neue Karte ſoll, dem Vernehmen nach, aus 48 Sectionen beſtehen. — Einer der thätigſten Wiener Kunſthandler, H. F. Müller (deſſen Induſtrie und Geſchmack in dieſen Blättern ſchon mehrmals gewürdigt worden), läßt „Garten-Verſchönerungen, oder Entwürfe zu geſchmackvollen Garten-Gebäuden und Zierden" erſcheinen. Sie ſind von dem geſchickten Architekten Piringer und mit zwei neuen Planen zu engliſchen Garten-Anlagen, von Roſenthal, bereichert. Bis jetzt ſind 14 Platten in Folio geliefert, die in der That einen augenſcheinlichen Beweis von der Zweckmäßigkeit und dem geläuterten Geſchmack der Unternehmer aufſtellen. Dieſe Portale, Denkmahle, Tempel, Obelisken, Ruinen, Luſthäuſer, Brücken, Einſiedeleien, Schiffe, Ruheſitze u. ſ. w. können wahre Muſterbilder genannt werden. — Seit dem 4 April giebt die Henslerſche Schauſpieler-Geſellſchaft, aus der Joſephſtadt, Vorſtellungen in dem Kärnthnerthor-Theater. Bisher wurden aufgeführt: „Arſenius", „Menagerie und optiſche Zimmerreiſe", „Liebe aus Haß", „Rettung durch die Sparkaſſe". Der Zuſpruch war ſo lebhaft, daß die Logen und Sperrſitze ſchon auf mehrere Abende voraus verſagt waren; nur mit großer Mühe und im heftigſten Gedränge konnte man ſonſt noch ein Plätzchen erhaſchen. Sowohl dieſer Umſtand, als der rauſchende Applaus, der dieſe Vorſtellungen belohnte, ſind unverwerfliche Beweiſe, daß die Stadtbewohner es für eine Art Wohlthat erkannten, in der Nähe einen Punkt zu haben für die heitere unbefangene Luſt, für die freiere Aeußerung ihres lebensfreudigen Lachkitzels, denn das andere Stadt-Theater mit ſeinen Luſtſpielen kann dießfalls wahrlich keinen Genuß darbieten. — Von Lokalſtücken und andern komiſchen, den Wienern ſo erwünſchten Darſtellungen, iſt auf dieſer letzteren Bühne gar keine Rede. Schaarenweiſe ſtrömt nun das Publikum in das Kärnthnerthor-Haus, voller Freude, ſich, ohne erſt in die fernen Vorſtädte ſich bemühen zu müſſen, nach Herzensluſt ſatt lachen zu können. Der Geſchmack an jovialen Darſtellungen ſpricht ſich alſo entſchieden genug aus. Gewiß wird das Publikum nicht ohne Unmuth die Vorſtellungen im Kärnthnerthor beſchließen ſehen, wie ſolches Anfangs Mai ſchon geſchehen ſoll.

Unter die bemerkenswerthen neuen Produkte im Literatur-Gebiete zählt man mit Vergnügen die bei dem ſo überaus thätigen und ſchätzbaren Traßler in Brünn herausgekommenen: „humoriſtiſchen Dichtungen", von Theod. Berling (einem der achtbarſten und umſichtigſten Kunſtrichter Wiens). Bildung, Erfahrung, Geſchmack, Erfindungsgabe, leichter und doch gediegener Vortrag, ſind Eigenſchaften, die den Verfaſſer von dem Heere der Roman-Dichter auf das Vortheilhafteſte unterſcheiden. Auf ſchimmernden Geiſt macht er nicht Anſpruch; aber jene gewiſſe, ihm inwohnende Tiefe, wäre wohl reichliche Entſchädigung. Die Erzählungen: „die Namensſchänder", „weibliche Gewalt", „die Mauthheurer", dann die „Erbſchaft im Traume", ſind beſonders in Hinſicht der Charakteriſtik recht anziehend.

wiewohl zu wünschen wäre, daß der Verfasser sie etwas mehr mit Salz ausgestattet hätte. „Marlborough's Liebe" (Skizze) und „Miltons Schlummer" (Miniaturbild), haben einen eigenen Reiz, der eine weitere Ausführung wünschen ließe. Das einaktige ländliche Lustspiel: „der Zimmermann aus Batavia" (eigentlich wohl ein Schauspiel), ist nach der französischen Erzählung einer Dame, was jedoch dem Bearbeiter zu verschweigen beliebt hat. Es ist ziemlich leicht gehalten, vorn herein aber gewiß zu breit, ein sehr gewöhnlicher Fehler dramatischer Dichtungen. Die Verse sind zwar recht fließend, doch nachlässig in der Folge männlicher und weiblicher Reime. Das Epitheton „humoristisch" will uns auf dem Titel nicht recht zusagen, da man darunter doch heitere Laune zu verstehen pflegt. Es ist dies Buch eine billig zu empfehlende Lektüre für Gebildete, insbesondere für das schöne Geschlecht: da der Verfasser in Ansehung der Decenz sehr strenge ist. — Gleichfalls bei Traßler haben „magyarische Sagen und Mährchen", von Joh. Grafen Mailath, die Presse verlassen, die dem Töchterlein des Verfassers mit folgenden Anfangsworten dedicirt sind: „Seit du erfahren, daß dein Vater Bücher schreibt, hast du wiederholt den Wunsch geäußert, er möchte dir einmal eines zueignen. Du konntest der Erfüllung deines Wunsches gewiß seyn. Wie sollte ich dir nicht zueignen, was aus meinem Herzen kommt? Ist doch mein ganzes Herz dir zu eigen". Apostrophirt ist diese originelle Widmung: „mein heiteres Kind!" Unter den Mährchen selbst, die in einem Ton ächter Gemüthlichkeit und Einfalt gehalten sind, glauben wir auszeichnen zu können: „die Salzgewerke", „Erghi, die Spinnerin", „die Eingemauerte", „Zauberhelene". So angenehm sich auch die übrigen lesen lassen, können wir doch mit des Verfassers eigenthümlicher Orthographie nicht wohl einverstanden seyn. Manches gehört hierher, was man sonst für einen Druckfehler halten würde. — Im belletristischen Fache hat die ungemein produktive, achtungswerthe Handlung Tendler und v. Manstein, in Wien, mehrere Meß-Novitäten geliefert. Wir nennen davon: „humoristisches Lustwäldchen", von Baron Pöck; „Nachtfalter", von Baron Nell; Gerle's „Liebesharfe", 2 Theile; Lembert's „Ehemann auf Schleichwegen". Das erstere wird für Freunde einer heitern Laune und Satyre eine willkommne Gabe seyn. Der Verfasser hat für die Komik viel Beruf; er entwickelt diesen in dem berührten Büchlein in mannigfaltigen Formen. Dafür zeugen das „Tagebuch aus dem Dachstübchen;" „Schicksale eines Vogels Löschpapier;" „das Grillen-Lexikon" (eine sinnreiche Wortreihe in alphabetischer Folge); „die Abhandlung über die Wörtchen Wenn und Aber", „die Gallerie der Köpfe", „die Erzählung des Fidibus" u. s. w. Pikanter sind die Thier-Gespräche und die Scenen aus der neuesten Welt. Letztere, in dialogischer, fast dramatischer Form, sind eine scharfe Rüge auf Sitten-Verfall und Mode-Thorheiten. Weniger ansprechend dürfte das Geschichtchen: „Rittergut Flintenhausen", seyn. Eine überaus blühende Phantasie und kaustische Darstellungsgabe werden diesem attischen Lustwäldchen gewiß viele Spaziergänger zuwenden, besonders da es an acht humoristischen Produkten immer mehr zu gebrechen anfängt. — Nell's „Nachtfalter" machen zugleich den zweiten Theil seiner beifällig aufgenommenen Novellen aus, vor denen ihnen, hinsichtlich der gewandten und correkten Diktion, der Vorrang gebührt. Ein ächt romantischer Geist weht besonders in den Erzählungen: „der Nachtwandler" und „der Todtenkleid". Die beiden andern Novellen sind: „die Bretterwelt", und: „der längste Tag". Letztere dürfte die minder gelungene seyn. — Gerle's „Liebesharfe" enthält Gegensätze des Lebens und der Liebe in Erzählungen. Die Liebe nach ihren verschiedenen Situationen des bürgerlichen Lebens auf zu fassen, ist gewiß ein glücklicher Gedanke, der die Ausführung auf das Dankbarste lohnen muß. In wie fern dieses hier der Fall seyn, mag sich nach dem bekannten und geschätzten Namen des Verfassers bestimmen lassen. Das Colorit der Personen ist wohl charakteristisch und consequent; doch möchte man bei manchen dieser Erzählungen mehr Lebenswärme und kräftigere Schilderung der Situationen wünschen. Diese Bemerkung dürfte unter Andern auf nachstehende Erzählungen zu wenden seyn: „Liebe in Uniform", „Liebe im Carlsbade", „Liebe in der kleinen Stadt", „Liebe in Italien", „in Frankreich" u. s. w. Dagegen müssen ausgezeichnet werden: „Liebe am Hofe" (vielleicht die beste Erzählung beider Bändchen), „Liebe und Dilettantismus", „Liebe in Maske", „Liebe und Geld". — Lembert's „Ehemann auf Schleichwegen, oder das verhängnißvolle Rendez-vous", ist ein Lustspiel in drei Akten, nach dem Französischen des Cas. Bonjour: le mari a bonnes fortunes. Lembert hatte es bearbeitet, um es auf das Burg-Theater zu bringen. Dieser Zweck ward aber nicht erreicht. — „Originelle Fabeln und Aphorismen" ist der Titel eines, aus dem Ungarischen des Andr. Fay übersetzten Büchleins (in Commission bei Tendler), das gewiß auch bei deutschen Lesern jenen freundlichen Eingang finden wird, der ihm bei den magyarischen geworden ist. Diese versichern, Fays Fabeln seyen eine wahre Fundgrube an Witz und Originalität, so, daß sie in der ungarischen Literatur Epoche machen; zugleich sind sie von den Gefühlen der Humanität und des Patriotismus durchdrungen. — Zwei junge, sehr begabte Philologen, C. W. Huber und Andr. Schumacher, in Wien, geben unter dem Titel: „Sängerfahrt", eine Auswahl dichterischer Nachbildungen aus den Sprachen fremder Nationen heraus. Bereits liegen Beiträge aus dem Isländischen, Scandinavischen, Schwedischen, Dänischen, Schottischen, Holländischen, Romanischen, Spanischen, Persischen u. s. w. vor; und die Unternehmung erfreut sich schon der vielseitigsten Theilnahme. Nächstens soll (bei Kaulfuß in Wien) der erste Band erscheinen. —°.

Literatur. „Die Seefahrer. Romantische Darstellung von dem Verfasser von „Wahl und Führung". (Elberfeld, in der Buschlerschen Verlagshandlung, 1823 und 1824.) — Wer den „Grandison" in den rechten Jahren gelesen hat, möchte ihn gewiß um keinen Preis — nicht gelesen haben! — Wird er denn aber überall noch gelesen? Wir wollen es hoffen und wünschen; aber gelesen, oder nicht gelesen, muß er dem, der ihn kennt, nothwendiger Weise bei diesen „Seefahrern" einfallen. Denn der Verfasser hat darin, so wie Richardson, das Bild eines vollkommenen Mannes darstellen wollen. — Kritische Leser wollen nun von uns hören, ob ihm das Vorhaben gelungen ist? Um den Verfasser mit der Antwort nicht wehe zu thun, sey ihm die Hoffnung nicht streitig gemacht, daß er mit diesen „Seefahrern" so gut sein Publikum finden wird, als er es mit „Wahl und Führung" bereits gefunden hat. Sollten wir dies Publikum genauer charakterisiren, so würden wir es das sentimentalisch-fromme nennen. Wer seine Zeit mehr als oberflächlich kennt, weiß, daß es dermalen sehr zahlreich ist, und daß sonach der Verfasser auch von der merkantilischen Seite ziemlich gedeckt seyn wird. — Wäre es ihm aber darum zu thun gewesen, mit diesem sechsjährigen Tagebuche eines Seefahrers — denn Viele, die nicht zu seiner Partei gehören, werden diesen Titel passender finden, als den einer romantischen Darstellung — auch ein größeres Publikum, namentlich die kritischen, schwer zu befriedigenden Leser unter demselben an sich zu fesseln, so würde er: 1) den Laokoon mehr haben studiren, und sich nicht so oft auf lange und ermüdende Beschreibungen sichtbarer Gegenstände einlassen müssen. Denn während er, der gutmüthige Maler, mit eisernem Fleiße noch vor der Palette sitzt, eilt ihm die Geduld des Beschauers schon längst auf der Extrapost davon. Leider hat sich unser frommer Dichter in dergleichen detaillirte Beschreibungen so verliebt, daß er (Th. 1. S. 63 u. f.) selbst die Darstellung eines Schiffes mit aller technischen Breite des Ausdrucks nicht verschmäht. Wer sucht wohl in etwas hier? Abgerechnet, daß diese technische Sprache der

Romanenwelt, namentlich der sinnigen, gänzlich fremd ist, so läßt sich auch durchaus keine Schönheit der Darstellung damit verbinden, die doch für den Roman ganz unerläßlich ist. 2) Dürfte sein Held allerdings fromm, oder, wie wir uns lieber ausdrücken möchten, ein Mann von Religion seyn. Denn nicht anders schildert bekanntlich auch Richardson seinen, gleich bei der ersten Erscheinung in der ganzen gebildeten Welt fast abgöttisch bewunderten „Grandison". Es versteht sich von selbst, daß der vollendete Mann jederzeit ein Mann von Muth seyn wird; soll aber der Muth so motivirt erscheinen, daß er sich von der bloßen Kühnheit zu seinem Vortheil unterscheidet, so darf man ihn nie anders als im genauesten Einverständniß mit der Allmacht erblicken, das heißt, er muß religiöser Art seyn. In soweit hat also der Verfasser ganz wohl gethan, den Zug der Frömmigkeit an dem Gemälde seines vollkommenen Mannes nicht fehlen zu lassen. Allein es fragt sich nur, ob es wirklich auch die echte männliche Frömmigkeit ist, die er seinem Helden beilegt? Unterzeichneter ist gewiß keiner von jenen Beurtheilern, die, indem sie über ein Geistes-Produkt ihre einzelne, individuelle Stimme an das Publikum abgeben, gleich ein kritisches Evangelium über die ganze Welt damit ausgehen zu lassen glauben; doch zweifelt er nicht einen Augenblick, daß außer ihm noch gar manche Leser, statt der großen Achtung, die sie vor dem männlichen Heros empfinden sollten, eine gewisse kalte Gleichgültigkeit gegen ihn bei sich verspüren werden, die sehr stark an etwas Verfehltes erinnert. — Um dies Verfehlte mit wenigen Worten und ohne alle Animosität aus zu drücken, so liegt es eines Theils darin, daß der Verstand seines Helden gegen dessen Frömmigkeit nicht selten zu schwach erscheint, andern Theils aber die letztere hier und da von einer so weichlichen und weinerlichen Natur ist, daß sie sich eher für ein weibliches als männliches Wesen geziemen würde. Der Verfasser darf nur ganz unparteiisch die Religiosität seines Friedrichs mit der eines Gustav Adolphs oder Luthers vergleichen, um selbst ein zu sehen und noch mehr zu empfinden, wie wenig eigentlich Männliches er der ersteren, im Vergleich mit der letzteren, gegeben hat. Ernst Woldemar.

Geschichtliche Mißzellen. Der Geburtstag Shakspeare's (der 23. April), kürzlich durch vielfältige Feier (Mittagsmahlzeiten) in das Gedächtniß zurückgerufen, gab oder nahm der Welt, außer jenen Mannern, deren die Zeitungen bei Beschreibung der Feierlichkeiten erwähnen (Shakspeare, Platon, Raphael), auch noch andere bekannte oder berühmte Männer. So ward an diesem Tage Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, geboren (1215), der Czaar Boris Godunow von Rußland vergiftete sich an demselben (1605); Cervantes starb (1616); Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, starb gleichfalls an diesem Tage (1625 im Haag) und 1703 fanden Tausende von Menschen, wenn gleich minder bekannt und berühmt, durch die Schlacht von Pultusk an ihm ihren Tod. — Es scheint überhaupt, als wenn einzelne Tage, vorzugsweise vor andern, einen eigenen Charakter, eine eigene Bestimmung hatten. Einer zeichnete sich von jeher durch Schlachten, ein zweiter durch Geburten, ein dritter durch Sterbefälle berühmter Menschen, und wieder andere durch andere Begebenheiten aus. So ist zum Beispiel der 10. November der Geburtstag Schillers (zu Marbach 1759), zugleich der des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund (1435 zu Dijon), Luthers (1483 zu Eisleben), des Grafen Essex (1567 zu Netherwood), Georgs II., Königs von England (1682) und Hogarth's (1697 zu London). — Der 18. Juni ist der Jahrestag der Schlacht von Patay, (1429, Jeanne d'Arc schlägt die Engländer), von Fehrbellin (1675), von Collin (1757), an der Trebia (1799, die Russen und Oestreicher unter Suwarow und Melas schlagen die Franzosen unter Macdonald) und von Belle-Alliance (1815). — Am 6. April starb der Papst Cölestin I. (432), der orientalische Kaiser Zeno (491), Mathias Corvinus, König von Ungarn (1490), Albrecht Dürer (1528 zu Nürnberg) und Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, bekannt unter dem Namen des alten Dessauers (1747 zu Dessau). — Der 19. Mai zeichnet sich dadurch aus, daß an ihm fünf Papste auf den Stuhl St. Peters gelangten, nämlich Marcellus (308), Gregor II. (715), Benedict V. (964), Gregor V. (996) und Clemens XIV. (1769). — Durch diese und hundert andere Beispiele, welche hier an zu führen zu langweilig seyn dürfte, läßt sich der frühere Glaube an die guten und bösen Tage, welcher auch jetzt wohl noch zu weilen gefunden wird, einigermaßen erklären. G. S.

Gabard Dronville (russischer Oberst) erzählt Folgendes von den Persern: Als Fateh-Ali-Khan, jetziger König, den Thron bestieg, ließ er seinen Bruder blenden, obgleich Beide sonst im besten Einverständniß lebten. Es ist dies so Landessitte! Sobald es geschehen war, ging der neue König selber zu ihm, bezeigte ihm seine Artigkeit und setzte ihm aufs zarteste die Nothwendigkeit dieser Maaßregel auseinander!! — Der erwähnte König ist jetzt 75 Jahr alt, hat 700 Weiber, 74 Söhne und 125 Töchter!! — Wenn man den Bericht aller Gewaltthätigkeiten, Ränke, die Angelegenheiten seiner Weiber und Eunuchen durchgeht, dann kann man dreist alle Romane verbrennen; denn gegen diese Wahrheiten sind alle Roman-Dichtungen Kinderspiel! — Der Verfasser (welcher ein Günstling des Königs-Erben gewesen) hat das Geheimste gesehen, sogar den königlichen Harem. Und er versichert, daß die königlichen Weiber nicht, wie Mancher vielleicht erwartet, bloße rohe Sklavinnen sind, nein, es sind darunter Weiber voll Tugend, Grazie, Seelenkraft und Kunstsinn, kurz, wie man sie nur in Ländern antrifft, wo man sie nicht einsperrt. — Die Perserinnen haben im Allgemeinen eine hohe Stirn, schöne Augenbrauen, schwarze, schmachtende Augen, eine zarte Haut und noch schöneres Haar. Ihre Kleidung besteht aber in Jacken à la Großmama und gestreyten Pantalons, welche so dick und steif sind, daß ihre Lenden förmlich zwei Säulen ähnlich sehen! — Uebrigens irrt man sehr, wenn man glaubt, die Perserinnen seyen so unbedingt der Laune ihres Gatten unterworfen. Der Perser kauft sie zwar ungesehen, aber dann erst hat er es mit ihrer Tugend zu thun, die sich förmlich mit Schlägen bekämpfen läßt. Nur so läßt die Perserin sich aus ihrem väterlichen Hause bringen, nur schleppen läßt sie sich in das Zimmer ihres Gatten, und drei Stunden langes Bitten des Letzteren sind nur vermögend, sie zur Ablegung der Jacke à la Großmama zu bewegen. Der Pantalon fällt sich erst nach drei Tagen, und Monate lang muß man um ihre Gunst buhlen. So hart ist das weibliche Geschlecht im Orient! — Die persischen Manner haben in ihrer Kleidung viel Aehnlichkeit mit den Franzosen. Ja selbst im Charakter sind sie ihnen nicht minder ähnlich; sie sind sehr unterhaltend, besonders über Pferde, über das Landleben, allenfalls auch über den Flug einer Fliege; sehr rasch, brav, wenn es die Noth erfordert, nur ohne Ausdauer; sehr gesprächig, ruhmredig, kurz, fast ganz Franzosen! — Das Interessanteste am Perser ist sein Lebensende. Sein Begräbniß ist erhaben und poetisch. Man führt seinen Renner hinterher, seine Weiber liegen auf den Knieen und schluchzen, wobei ein Mollah im Angesicht des Himmels des Verstorbenen Geschichte erzählt. Während dem schlägt ein Domestik von Zeit zu Zeit gegen den aufgehangten Schild des Verblichenen, und so wird der Leichnam, nachdem man ihm noch einige Stunden stummer Andacht geweiht, der Erde übergeben. (Pandore.)

Als Ulf, einer der dänischen Jarlherren — so erzählt A. Thierry in seiner Eroberung Englands durch die Normannen — in der Provinz Warwick vor den Sachsen flüchten mußte, und sich ins Dickicht vertiefte, traf er eines Morgens auf einen Hirten, der eine Heerde Ochsen hütete. Ulf grüßte und fragte nach seinem Namen. „Ich heiße Godwin" — sagte der Befragte —

„und Du bist der Sohn von Ulf-Rolf und gehörst zu dem dänischen Heer!“ — Der Flüchtende bat, ihm zu sagen, wie weit er wohl noch bis zu den in der Saverne stationirten Schiffen habe. — „Wie thöricht ist der Däne“, erwiederte der Gefragte, „der vom Sachsen sein Heil erwartet?!“ — Ulf verhieß Belohnung über Belohnung, bis der Ueberredete willig ward, aber die Gefahr schilderte, die dem Ulf selbst von den durch den letzten Sieg muthig gemachten Bauern drohe. Ulf zog einen goldenen Ring vom Finger und bot ihn dem Führer. „Ich will nichts von Dir“, sagte der Sachse; „dennoch werde ich sehen, was ich für Dich thun kann!“ — Am Tage blieben sie in des Vaters Hütte, und Nachts gingen sie fort. — „Was wird aber aus meinem Sohn?“ sagte der Vater bei dem Scheiden besorgt; „er wird jetzt von seinen Mitbrüdern verachtet seyn! Wirst Du auch für ihn sorgen? Kannst Du ihn Deinem König empfehlen?“ — Ulf versprach es und hielt Wort. Er nahm ihn an Kindesstatt an, erhielt für ihn den Rang eines Offiziers, und der Sachse ward später Gouverneur einer von den Danen eroberten Provinz. (Pandore.)

Ein Uhrmacher aus Memmingen hat eine Pendel-Uhr verfertigt, an der Alles Holz (nichts von Metall) ist. Er hat 13 Jahr daran gearbeitet. Sie geht drei Monate, und wenn sie dann abgelaufen ist, so erinnert ein freundlicher Knall von der Gewalt eines Zwölfpfünders den Besitzer daran, daß es jetzt Zeit zum Wiederaufziehen sey. (Corsaire.)

Dominicho, der berühmte Maler, hatte die besondere Neigung, sich alle Jahr in fünf bis sechs verschiedene sehr reiche Costüme zu kleiden, unter denen die Kleidung eines indischen Fürsten, eines Polichinello, eines Gondelierers, eines egyptischen Priesters u. s. w. Das Museum von Bologna hatte diese Costüme bis jetzt sorgsam aufbewahrt. Ob sie gleich fast von Motten und Würmern verzehrt sind, hat Lord Shewsbury, der sich jetzt in Italien befindet, sie doch aus Alterthums-Sucht gegen einen Theil seiner Bibliothek, aus den besten französischen und englischen Werken bestehend, eingetauscht, und ist stolz auf diese Trümmer. (Corsaire.)

Ein russischer Courier machte vor Kurzem die Reise von Pecking nach Petersburg in 56 Tagen. Es ist dies das zweite Beispiel einer großen Reisefertigkeit seit Czaar Peter, unter dessen Regierung ein Tartar in derselben Frist von Astrachan nach Madrid ging. Letzterer Weg ist indeß näher, und überall sind Pferde-Stationen eingerichtet. Welcher Vortheil gegen den Reiseweg von Pecking nach Petersburg!? Der Reisemeister heißt Peters Samoyakoff. (Corsaire.)

Der Verfasser eines neuen Kochbuchs, betitelt: „Der Koch der Köche“, sagt unter Anderem: „Seit die Engländer ihre grobe Küche aufgegeben und die unsrige adoptirt, haben sie weit mildere Sitten, einen heiteren Geist und weniger Melancholisches. Der Spleen, der sie ehedem Alle verzehrte, ist wie verschwunden, und wie sie sonst nur trachteten, sich zu tödten, so trachten sie jetzt, sich zu pflegen. Das Beispiel mit Lord Castlereagh bestätigt diese Behauptung, denn — Se. Herrlichkeit hatte keinen französischen Koch! — Selbst den Geist veredelt eine edle Küche! denn die Küche verfeinert alles Grobe unserer Nahrungstheile, reinigt und vergeistigt sie; und so geht in das Blut des Essenden der feinste, geistigste Stoff, und schafft demselben mehr Feuer, Einbildung, Kraft und Scharfsinn, und mehr Zartheit und Feinheit im Geschmack!“ (Gaz. d. Fr.) Wenn die französische Kochkunst so große geistige Wunder bewirkt, woher denn in Frankreich so mancher Rückschritt? — und wenn sie mildere Sitten giebt, wo war denn diese französische Kochkunst während der ersten Epoche der Revolution? — S.

Eine Dame, welche ihren Voltaire, Rousseau und Pigault-Lebrun verbrannte, hat sich dafür folgende Bücher angeschafft: „Das Ungeheuer“, „der Verdammte“, „der Henker von Dronheim“, „Oh, Han von Island“, „der Vatermörder“, „der Brudermörder“ und „der Selbstmörder“! (Pandore.) Die Angabe ist wohl nur Scherz; bestätigt aber wird es durch die Geschichte, daß in Zeiten, wo die Verfinsterung ihren magischen Scepter wieder ausstreckt, auch die Literatur sich wieder viel mit dem Teufel und allem seinem Anhange abgeben muß, um den Schlund der Leiewelt zu füllen. — B.

Der berühmte Planeten-Steller Frickmann, welcher Wien seit mehreren Jahren bewohnt, ist gestorben, und hat unter anderen testirten Summen auch 300 Gulden zur Erhaltung eines Uhu's hinterlassen, der 55 Jahr alt ist und noch alle körperliche und geistige Fähigkeiten besitzt. (Corsaire.)

In Chambery hatte ein Stadt-Dichter ein neues Stück geschrieben, ganz dem Thierdrange jetziger Zeit angemessen, und betitelt: „Die drei Eisbaren“. Jeder der drei Schauspieler, welche die Baren darstellten, erhielt 600 Franken Remuneration. (Pandore.) Da wissen sie wenigstens, weshalb sie zum Vieh wurden! Man pflegt zu sagen: Was thut der Deutsche nicht für's Geld: — man ersieht aber aus Obigem, daß dies Sprüchwort ein cosmopolitisches seyn kann.

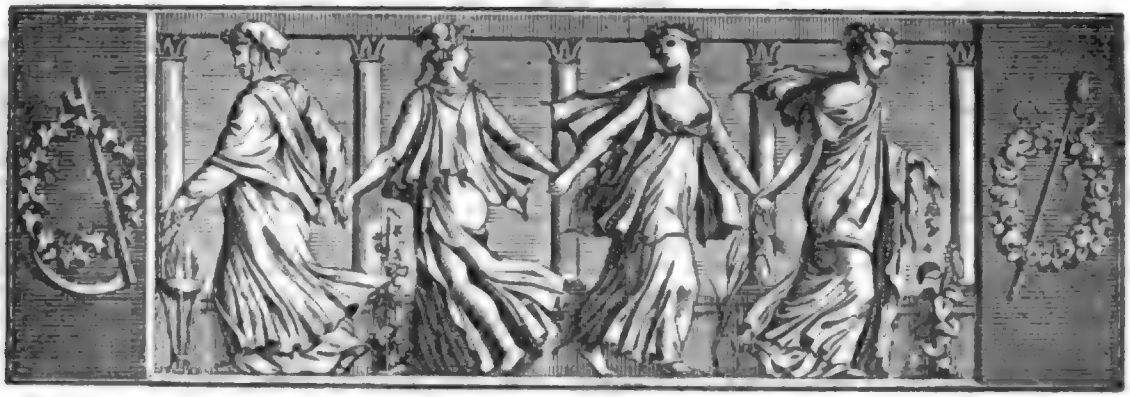
In Cambrai kam eine Verwandte zu Leuten, die ein kleines Mädchen von fünf Jahren hatten, und mit diesem Kinde ward die Angekommene in ein Zimmer gebettet. Als man schlafen ging, fing die Verwandte an, sich zu entkleiden, und — aus der Residenz kommend — brachte sie manche falsche Schönheit mit, und legte erst ihr Haar, dann zwei Reihen Zähne, zuletzt auch ein falsches Auge ab. Das Kind, welches neugierig zugesehen, sprang jetzt aus dem Bette und lief angstvoll zur Mutter, versichernd: „Mit einer Frau, die sich aus einander nehmen könne, schliefe es nicht zusammen!“ (Pandore.)

Als nach dem Angriff von Nantes die beiden Royalisten-Chefs Bonchamps und La Tremouille im Hospital der Familie Hervé de la Bouche bei La Besnerie verbunden waren, ward La Tremouille zu Jougerel von einem Gasthofs-Mädchen erkannt, das laut rief: „Hier ist der Fürst von Talmont!“ — „Ja!“ antwortete der Verrathene, indem er seine Bauernmütze vom Kopf warf — „ich bin La Tremouille! Sechzig Kampfe mit den Republikanern haben mich nicht zittern gemacht, und ich zittere auch hier nicht! Ich will nur eine Wohlthat von euch, das ist: den Tod, und zwar gleich! Ich wiederhole es, ich bin La Tremouille, Herr und Fürst von La Val und Vitré!“ — „Es giebt keinen Fürsten jetzt!“ rief ein Republikaner, „Du bist Aristokrat, und ich Patriot!“ — „So thue Dein Handwerk, wie ich meine Pflicht gethan!“ erwiederte La Tremouille. — Der Republikaner legte auch bald ein Gerüst, dem Schlosse von Vitré gegenüber, an, der Fürst stieg mit Festigkeit hinauf, und starb, seines Namens werth. Sein Henker war ein Mensch, der ihm das Leben verdankte! Mit dem Fürsten erbat und erhielt noch den Tod ein alter treuer Diener, Namens Matelein. (Quotid.)

Ein deutscher Gelehrter hat in der Mobiliar-Lotterie, in Frankfurt am Mayn veranstaltet, eine Windmühle gewonnen. Was würde die Welt sagen, hätte einen Pariser Akademiker das Loos getroffen! Denken wir indeß, daß, da Apollo ein Schäfer war, einer seiner Zöglinge wohl ein Müller seyn kann! (Corsaire.)

Was bedarf es, um auf einer Dachstube zu sterben? Antw. Verdienst und Rechtlichkeit. — Ein Stockwerk niedriger? A. Ein wenig Intrigue und Schlauheit. — Und noch ein Stockwerk niedriger? A. Einige Verbeugungen und drei Gran Heuchelei. — Und nun, um in die erste Etage zu gelangen? A. Sich zum Wurm zu erniedrigen, einen kriechenden, schleichenden Gang annehmen und einen vergifteten Stachel haben! (Pandore.)

In dem Stücke: „les Ingenues“, warf neulich ein Zuschauer einer Schauspielerin einen Heu-Kranz zu, den die Getroffene aber drohenden Blickes mit kräftiger Hand dem Geber zurück schleuderte. (Corsaire.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 25. Mai. 83ſtes Blatt.

Johanna.

(Schluß.)

Die kleine Albertine war indeſſen unter der Pflege der Frau Stern aufgewachſen, und verheirathete ſich ſpäterhin mit dem Nachfolger des Paſtor Stern, dem neuen evangeliſchen Prediger der kleinen deutſchen Colonie. Auch Roſalinsky war indeß geſtorben, und es ſchien noch einmal ein Schimmer von Glück auf den Lebens-Abend der armen Johanna fallen zu wollen. Ihre Kinder nahmen ſie zu ſich, und unter liebender und treuer Pflege wollte allgemach ihr Geiſt auch wieder ſich kräftiger erheben. Frau Ellmark — dies war der Name des Geiſtlichen — ward Mutter einer Tochter, in welcher der Großmutter gleichſam ein neues Leben zu erblühen ſchien; denn dieſes Kind, nach ihr Johanna genannt, ward der Gegenſtand ihrer ganzen Zärtlichkeit; ſie ſchien in lichten Stunden im Grunde ihrer Seele den Wunſch zu bewegen, die Rechte und Vortheile der Abkunft, welche für ihre Tochter freilich verloren gegangen, auf dieſe Enkelin zu übertragen, und ſprach oft von der Möglichkeit und den Mitteln, ein ſolches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Der verſtändige Ellmark wollte jedoch niemals davon hören; ihm genügte ſein beſcheidenes Loos, und er glaubte ſich als Vater verpflichtet, alle Schritte zu verhindern, von deren Erfolg, wie er auch ſeyn mochte, er ſich für das wahre Glück ſeines Kindes keinen Zuwachs verſprach. — Vielleicht war es ſelbſt dieſer Widerſtand, der den zurück gedrängten Wunſch in der kranken Seele zur Leidenſchaft ſteigerte. Denn als nun auch Frau Ellmark plötzlich ſtarb, da zerrüttete dieſer letzte Unfall vollends den Geiſt der armen Johanna, und ſie verfiel nun in gänzlichen Wahnſinn, in welchem ſie bald ſich, bald die Enkelin, welche nun der Gegenſtand einer abgöttiſchen Leidenſchaft wurde, für die Prinzeſſin von B— ausgab und eine ehrfurchtsvolle Behandlung von Jedermann erheiſchte. Sie kleidete ſich phantaſtiſch, und auch die kleine Johanna, jetzt ſchon dem Kindesalter entwachſen und mit den trefflichſten Anlagen ausgeſtattet, mußte dieſes thun, ſollte anders nicht durch Weigerung und Widerſetzlichkeit der Zuſtand der Geiſteskranken bis zur Raſerei geſteigert werden. Ellmark mußte endlich auf Mittel ſinnen, ſie zu entfernen, und es gelang ihm, ſie in einer Heil-Anſtalt ſeiner Glaubensgenoſſen in Moskau unter zu bringen. Seine Tochter aber, deren frühreifer Geiſt das Unglück ihrer Angehörigen ſchon tief empfand, brachte er, faſt mit Aufopferung ſeines ganzen Einkommens, in eine vorzügliche Erziehungs-Anſtalt daſelbſt, welcher Johanna in der Folge ſelbſt als Hülfs-Lehrerin mit vorſtand. Aber ſie mußte die Großmutter von Zeit zu Zeit beſuchen, ſollte der Irrwahn derſelben ſich nicht zur Wuth ſteigern: mußte, ſo ſchmerzlich es ihr auch ward, ſcheinbar in die Ideen ihrer kranken Seele eingehen, und ſich, ſo lange ſie bei ihr war, nach ihrem Sinne kleiden und benehmen, um nur die Ausbrüche des herzzerreißendſten Jammers bei der Armen zu verhüthen, deren dunkles Schickſal ſie mit der tiefſten Wehmuth erfüllte.

So war nun auch die jüngere Johanna heran gewachsen und stand in dem schönsten Zeitpunkte geistigen und körperlichen Aufblühens, als sie einen Mann kennen lernte, welcher Beamter an der Anstalt des adlichen Fräulein-Stiftes zu Petersburg war. Sie sah ihn zuerst in dem Hause derjenigen Freundin, welche sie als den wohlthuenden Genius der Ihrigen zu lieben gewohnt war, der Tochter von Frau Stern, die, an einen Gutsbesitzer verheirathet, ganz in der Nähe ihres Geburts-Ortes lebte. Der Mann war weder jung noch angenehm, aber gutdenkend und wohlhabend; und als er sich um sie bewarb, glaubte sie der Rücksicht auf Freunde, die so viel für ihr Haus gethan, und dem Wunsch ihres Vaters ihre Einwilligung schuldig zu seyn, und sie verlobte sich mit dem Manne, ihre Verbindung noch auf ein Jahr hinaus setzend, während welchem Reichel — so hieß der Verlobte — ihre Anstellung als Hülfs-Lehrerin bei der Anstalt, die er sehr wünschte, denn er war nicht ohne Eigennutz, zu bewirken suchen wollte.

Aber der Krieg brach bald darauf aus. Moskau ward eingenommen, und eine Reihe von Ereignissen trat ein, welche diese Pläne und Wünsche für den Augenblick in den Hintergrund drängte. Es war jene Anstalt, worin sich die kranke Johanna befand, wohin man Albert und seine Leidensgefährten gebracht, und da man in ihren bessern Stunden diese, als eine unschädliche Irre, innerhalb des Hauses frei hatte umher gehen lassen, so mochte, bei der jetzt waltenden Unruhe, ihr dies um so weniger gewehrt werden, und so führte des Schicksals scheinbar zufälliges Walten sie in die Nähe des kranken Albert, an dessen Bette, wo vielleicht die deutschen Worte, die er im Fieber sprach, die dunkeln Erinnerungen in ihrer Seele berühren mochten, oder jene geheimnißvolle Sympathie, so oft an Wahnsinnigen sich zeigend, sie fesselten. Man ließ auch bald die sonderbare Wärterin gewähren — die, wollte man sie mit Gewalt hinweg führen, an der Schwelle des Gemaches wimmernd liegend blieb — da überdies ihre Nähe dem bereits Aufgegebenen nicht schädlich seyn konnte, und jeder der Gesunden nur für sich zu sorgen am nöthigsten fand. So wachte denn die längst Schlaflose am Bette des Todtkranken, und beschränkte sich auch ihre ganze Pflege fast nur auf das Reichen eines dürftigen Labetranks, so war es doch vielleicht eben nur dieser geringe Dienst, welcher den schwachen Lebensfunken noch erhielt, daß er nicht ganz erlöschte.

Als der Feind Moskau verlassen hatte, traf Ellmark, dessen Besitzthum abgebrannt und ausgeplündert war, Anstalt, seine arme Schwiegermutter wieder unter Aufsicht zu bringen, wozu ihm freilich keine andere Zuflucht, als sein halb verbranntes Haus zu Gebote stand. Aber sie war nicht von dem Kranken zu trennen, und als dies endlich gewaltsam geschehen, hatte sie in der folgenden Nacht durch tausend Gefahren den Weg wieder zurück zu dem geliebten Pflegling gefunden, und es blieb, wollte man sie nicht den schrecklichsten Anfällen des Wahnsinns preis geben, kein anderes Mittel, als diesen mit ihr zu entfernen, wozu auch des armen Ellmark's Menschenliebe, besonders als er den Deutschen in dem Verwundeten erkannt, recht gern bereit war. So brachten denn einige treue Bauern seines Dorfes beide Kranke nach dem zerstörten Pfarrhause, zu der schon dorthin geflüchteten Johanna. Ellmark selbst aber starb bald darauf nach einem kurzen Krankenlager, dem Kummer und dem Mangel erliegend.

Johanna theilte nun eine lange trübe Zeit hindurch die Pflege des Kranken, welchen auf so sonderbare Weise ihr das Schicksal aufgedrungen, mit ihrer Großmutter und einer alten russischen Magd. Zu ihrer Pein mußte sie hierbei in den Wahnsinn der Erstern mit eingehen, wollte sie dieselbe nicht zu den heftigsten Ausbrüchen reizen, welche in dieser traurig verlassenen Lage ihr furchtbar waren. Sie mußte gleich ihr gekleidet seyn und zu dem Kranken sprechen, und so durchwachte sie manche Stunde neben ihm, ohne daß er von seiner alten Wärterin sie zu unterscheiden vermocht hätte. Als sein Bewußtseyn wieder kehrte, entfernte sie sich mehr von ihm, und saß nur Nachts, wenn er fest schlief, an seinem Lager, das schwermuthsvolle Auge auf die schönen bleichen Züge des Jünglings geheftet, der ihr immer werther wurde, je mehr sie sein Leben unter ihrer Pflege wieder aufblühen sah. Sie schaffte unter tausend Mühen und Aufopferungen einige Stärkungsmittel und Erquickungen für ihn herbei, und wußte mit beispielloser Sorgfalt Alles, was der schwach sich wieder erholenden Natur nachtheilig seyn konnte, von ihm entfernt zu halten. Als Alberts Genesung weiter vorschritt, zog sie sich noch mehr von ihm zurück, das Peinliche ihrer Lage zwischen dem Jüngling und der Wahnsinnigen, welcher sich Johanna gleich stellen mußte, tief und schmerzlich empfindend. — Endlich kamen Nachrichten aus Petersburg an, welche diesen Verlegenheiten ein Ende machten. Doctor Stern brachte seine Schwester nach ihrer Besitzung wieder zurück. Sie war schon bei Annäherung der feindlichen Heere mit ihrem ganzen Hausstand nach Petersburg geflüchtet, und hatte auch Johanna mitnehmen wollen, welche jedoch standhaft dabei beharrte, ihren Vater nicht verlassen zu wollen. Jetzt eilte die hülfreiche Freundin zu der Verlassenen. Sie brachte Briefe von ihrem Verlobten, welcher sie dringend beschwor, sobald als möglich nach Petersburg zu kommen. Johanna aber zog es vor, unter dem Vorwand, daß ihre Gesundheit selbst der Erholung bedürfe, zu ihrer Freun-

din zu ziehen, welcher sie indeß so viele Theilnahme für ihren Kranken einflößt, daß sie, wie der Arzt, sich seiner auf's thätigste an zu nehmen beschlossen. — Auch die Großmutter ward nun an einen sichern Ort gebracht, und Alberts Abreise mit dem Arzt angeordnet; der Letztere aber von Johanna auf's heiligste beschworen, dem Jüngling, welcher, wie sie wohl fühlte, ihr nur allzu theuer geworden, nie etwas Näheres über ihre Person und Verhältnisse zu entdecken. Und so beschloß sie in der letzten Nacht, wo sie mit ihm unter einem Dache wohnte, sich ihm als ein vernünftiges ihm befreundetes Wesen durch wenige Worte zu erkennen zu geben; denn allzu schmerzlich war ihr der Gedanke, daß ihr Andenken als das einer Wahnsinnigen von ihm bewahrt werden sollte. Alles erfolgte darauf, wie wir es wissen, und der Arzt, Johanna's Entschluß, als den eines verständigen Mädchens und einer Verlobten, auf's höchste billigend, that Alles, was er nur konnte, um auch bei dem jungen Manne jene Erinnerungen zu schwächen und zu verlöschen.

„Ich eröffnete, als Sie nun abgereist waren" — so fuhr der Doctor Stern in seinen Mittheilungen fort — „den ganzen Vorgang meiner Schwester, welche eingetroffen, um Johanna's Hochzeit mit zu feiern. Sie ward nachdenkend, als ich Ihren Namen nannte, und bestand um so mehr darauf, die sich noch in ihrer Verwahrung befindenden Papiere der Großmutter zu öffnen, ehe Johanna sich unauflöslich verbände, besonders da der Verlobte in der letzten Zeit manche Züge eines nicht ganz löblichen Charakters entwickelt hatte, welche uns fast bereuen ließen, das treffliche Mädchen mit ihm verbunden zu haben. Es geschah, und was wir fanden, war hinreichend, die Heirath nicht geschehen zu lassen, bis wir Näheres über Johanna's Verwandtschaft mit der Familie von Baldern würden ausgemittelt haben. Auch Johanna trat gern aus der Verbindung zurück, da ihr Vater, dem sie dies große Opfer gebracht, nicht mehr lebte. Sie nahm ihre Entlassung von der Anstalt, bei welcher die Huld der Kaiserin sie angestellt, aus dem Grunde, weil ihre Gesundheit gelitten und fortgesetzter Pflege und Schonung bedürfe. — Unsere in Deutschland angestellten Nachforschungen aber blieben ohne Erfolg. Sie, lieber Albert, waren fern und Ihr Vorsatz, den Feldzug mit zu machen, ließ uns bald jede Spur von Ihnen verlieren, während die unruhige Lage der Dinge in Deutschland uns auch wenig Hoffnung einflößen konnte, für jetzt den Schleier von so längst vergangenen Dingen hinweg zu ziehen. Johanna lebte indeß seitdem in unserm Kreise, still trauernd, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für dieses Leben kaum noch nährend. Sie lächelte stets mit Engelsfreundlichkeit, während nur zuweilen ihr Herz voll Sehnsucht sich in stillen Thränen an dem Denkmal Luft machte, welches ihre Liebe dem verewigten Vater und der bedauernswerthen Johanna, die indeß auch hinüber gegangen, errichtet hatte."

Der Oheim hatte in schmerzlicher Bewegung dies Alles gehört. Er hielt die Papiere seiner Johanna in den Händen und seine Blicke hafteten sehnsuchtsvoll auf den geliebten, so lange entbehrten Zügen. „So soll ich denn", rief er, „erst jenseits Dich wieder finden, Du theure Verlorne! Doch was dort ist", fuhr er nach einer Pause fort, „ist wohl bewahrt, und" — indem er das liebende Paar einander zuführte — „dankbar mag der Sterbliche sein Schicksal segnen, wenn es ihm in den Kindern gewährt, was ihm selber versagt blieb!"

v. Sartorius.

Gute und schlechte Einfälle.

A. Was enthält die diesmalige Theater-Austheilung? B. Fast lauter Töpfer-Waare! („Empfehlungsbrief", „Schein und Seyn" u. s. w.)

Ein Töchterchen vergaß in der folgenden Minute, was sie in der vorigen gethan oder gesprochen hatte. Die Mutter (welche gern noch für jung gehalten werden wollte), sagte: „Es ist ein Erbfehler in unserer Familie: mir geht es eben so, ich vergesse immer, wie hoch es an der Zeit ist!"

Ein Postillon zu Berlin ward, der Liebe zum Trunk wegen, verabschiedet. Ein Gleiches widerfährt ihm von Seiten eines Charlottenburger Fiacres. Endlich tritt er in die Dienste des Leichen-Commissars. Aber auch hier klebt ihm der alte Fehler noch immer an, und in der Trunkenheit glaubt er sich oft auf der Chaussee, und ruft, wenn eine Leiche gefahren wird, die Vorübergehenden an: „Wollen Sie mitfahren?"

Wer ist der erste Lithograph? — Antwort: Moses.

Kein Stück wird öfter und mit mehr Wahrheit und Natur gespielt, als „der Gatte wider Willen".

„Ich fürchte mich vor nichts!" sagte ein junger Offizier, den bei jedem Laut und Geräusch ein Zittern überfiel. Ein Major nahm das Wort: „Sie schreiben doch nichts mit einem großen Buchstaben?" (ein Nichts.)

Thletas.

Die Eiche.

An der majestät'schen Eiche
Windet sich der Epheu auf;
Nahrung saugt er aus dem Stamme,
Und der königliche Baum
Giebt ihm willig Saft und Leben.

Große, Mächt'ge dieser Erde,
Euch ist hier ein Bild gegeben:
Schwachen, die wie Epheureben
Zu euch flüchten, zu euch streben,
Wohl zu thun, und so den Eichen
In der Mild' und Kraft zu gleichen.

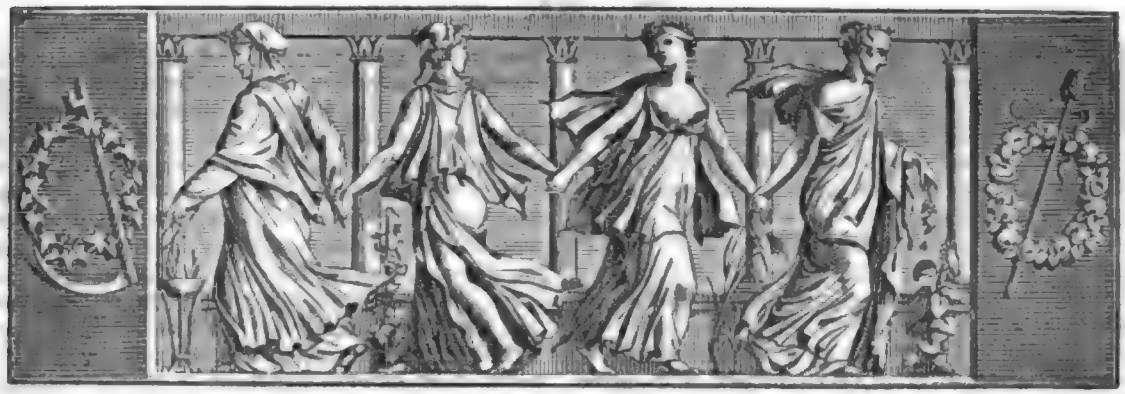
Ernst Ortlepp.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. Nach Beendigung der hier üblichen Ferien wurde am zweiten Ostertage unsere Bühne mit dem neuesten dramatischen Produkte des Hrn. Dr. August Klingemann: „der ewige Jude", Legende in fünf Abtheilungen (ein Seitenstück zu „Faust"), wieder eröffnet. — Die hohe, bilderreiche, poetische Sprache dieser Legende ist des kunstsinnigen Schöpfers würdig und giebt ihr einen Ehrenplatz unter den vorzüglichsten dramatischen Dichtungen neuerer Zeit. Der Handlung selbst aber raumte man hier einen solchen Platz nicht ein. Unser Publikum nahm großen Anstoß an dem in seiner ganzen Nacktheit auf die Bühne getragenen Kirchlichen. Es that ihm wehe, das Allerheiligste in allen Formen den ganzen Abend auf den Brettern Thaliens zu erblicken, und den Atheisten „Heinun", diesen Zweifler an Gott und Zukunft, unaufhörlich die ruchlosesten Lästerreden ausstoßen zu hören. — Die Legende an sich hält man für einen nicht gut gewählten Stoff zur dramatischen Bearbeitung, da die Katastrophe unbefriedigt lassen muß. Nach der Volkssage wandert der ewige Jude durch alle Zeiten fort, ohne daß er Gnade findet vor dem, der am Kreuze seinen bittersten Verfolgern verziehen hatte und für sie betete: „Vergieb ihnen! sie wissen nicht was sie thun!" — Die Episode, wo der „Heinun" von Eifersucht gereinigt ist, als waltete ein sträfliches Einverständniß zwischen seiner Gattin und dem „Ahasver", schien unnatürlich; so wie der Monolog des ewigen Juden im letzten Akte, trotz seiner erhabenen Diktion, zu gedehnt. — Hr. Kapitzer führte die Rolle des „Heinun" meisterhaft durch und gleiche Verdienste um die Partie der „Maria" erwarb sich Mad. Artour; so wie Hr. Marr den „Ahasver" mit Allem, womit der Dichter diese riesige Martergestalt ausgestattet hat, unübertrefflich darstellte. Den erwähnten Monolog sprach er vorzüglich mit schauerlicher Virtuosität. Hr. Hillebrand, als „Graf von Wasaburg", war ein feuriger, kraftvoller Schwedenheld; so wie Hr. Ludwig den „Pater Gratian" uns würdevoll darbrachte. Hr. Müller gab den hundertjährigen „Castellan" in Handlung und Haltung regelrecht; nur war die Sprache zu lebendig und zu helltönend für die schwachen Kräfte eines solchen Nestors. Bis jetzt wurde dieses Stück noch nicht wiederholt. — Ein zwar schon bejahrtes Produkt Kotzebue's: „die Belagerung von Saragossa", ward uns dennoch als „zum ersten Mal" hier angekündigt. Mag dieses unter der jetzigen Direktion auch der Fall seyn: so haben wir doch schon früher auf unserer Bühne diese Posse oft gesehen, deren Wieder-Erscheinen uns durch das muntere Spiel aller darin auftretenden Künstler herzlich willkommen war — Wirklich zum ersten Male und nicht ohne Interesse sahen wir am 15. April das zweiaktige Lustspiel von Costenoble: „der Alte muß!" Hr. Keller gab den „Baron Breiten" mit gewohntem Humor; so wie Mad. Artour als „Louise" und Hr. Kapitzer als „von Linden" reichlich des Guten und Gelungenen uns darbrachten. Mad. Huber als „Frau Schneller" würzte diese Darstellung durch ihr treffliches Spiel. — Am Geburtstage unsers allgeliebten Monarchen, Georg's des Vierten (am 22. April), war unser Musen-Tempel aufs geschmackvollste erleuchtet. Eine höchst kostbare, reichverzierte, (in Berlin verfertigte), argantische Krone überraschte an diesem Abend sehr angenehm das Publikum. Sie verbreitet ein helles, freundliches Licht durch das ganze Haus; doch gab das Halbdunkel des vorigen Kronleuchters dem Lichte auf der Bühne ein besseres Relief. — Der Hr. Ober-Regisseur Kapitzer sprach einen der Feier des Tages angepaßten Prolog. Dichtung und Deklamation erwarben sich vollen Beifall. Hierauf: „das Alpenröslein", von Holbein; worüber wir schon früher berichtet haben. — Am 26. April betrat Hr. Blumenfeld, aus Wien, unsere Bühne als „Lustig", in Bäuerle's: „die falsche Prima Donna". Sein glückliches Talent und sein meisterhaftes Koketiren, verkunden mit der treflichen Wahl seines Damen-Costüms, worin er sich mit allen den Manieren einer lockenden Schönen so gewandt bewegt, werden ihm stets den Beifall sichern, den er in dieser Partie bereits überall gefunden hat. Wir rathen ihm, sein Geschlecht auf der Bühne stets zu verläugnen, denn in seiner eigenthümlichen Gestalt hat er hier weniger Glück gemacht, als in der erborgten. Hr. Keller, als „Fähndrich Rummelpuff", stand unserm Gaste treu zur Seite, so wie das ganze mitwirkende Personal dieser Posse ein munteres Leben gab. — Am 29 April gab Hr. Blumenfeld als zweite Gast-Darstellung den „Krebs" in den „Schwestern von Prag". Obgleich Hr. B. für sich so Manches in diese Partie einlegte, auch namentlich auf der Scene, worin er als Schwester erscheint, fast ein ganzes Stück gemodelt und ein Quodlibet aller Theater-Intriguen hinein gemischt hat, worunter viel Witziges, so gefiel er doch bei weitem weniger, als bei seinem ersten Erscheinen. Uebrigens ging auch das Ganze herzlich schleppend und langweilig von Anfang bis zu Ende. Hr. Kaibel hielt das fast schon im Stocken begriffene Stück durch seinen „Kaspar" noch aufrecht. Hr. Kastner hatte die Rolle des „Kakadu" vergriffen, wenn schon er am Schlusse mit ihr vertrauter zu werden schien. Es war uns auch ein Räthsel, wie er sich zu dieser Partie hatte hergeben können; wem das Feinkomische so wie ihm zusagt, der wird sich selten im Niedrigkomischen heimisch fühlen, und hier hatten wir den Beweis davon. Die Herren Erdmann und Weidner, ersterer als „Parvendeckel", letzterer als „Chevalier Chemise", gaben einigen Ersatz durch ihre Komik, an welcher es diesen Abend so sehr mangelte. — Unser Hr. Kaibel ist neuerdings wiederum auf fünf Jahre für die hiesige Bühne gewonnen worden. Die Direktion hat dadurch unsern Wunschen entsprochen und sich selber ein Mitglied der Gesellschaft zugesichert, dessen anerkannte Talente in so verschiedenartigen Fächern und dessen unermüdete Bereitwilligkeit ihr in artistischer und ökonomischer Beziehung segensreichen Gewinn verschaffen wird. — Wir hören, daß unsere treffliche Mad. Gehlhaar uns verlassen werde. Wenn wir je ein Gerücht als ungegründet zu widerrufen haben sollten, so wünschen wir, daß es dieses seyn möge; denn einen größeren Verlust möchte unsere Bühne wohl seit langen Jahren nicht empfunden haben. — Ein ehemaliges Mitglied unserer Bühne, Hr. Volkmar, zuletzt bei der Bühne zu Pesth engagirt, wird nächstens hier wieder eintreffen. Unsere Direktion hat ihn aufs Neue für das Fach der ersten Liebhaber engagirt. Mehrere Gäste vom ersten Range in der Theaterwelt werden hier erwartet. — Demois. Huber, die eine Zeitlang die Bühne verlassen hatte, hat ein neues Bündniß mit der sinnten Muse geschlossen und ist uns wiederum erschienen; daß uns dieser freundliche Entschluß Freude gemacht, bewies ihr der artige Empfang des Publikums. — Unter der Leitung des Hof-Tanzlehrers, Hrn. Volange, hat die Direktion einen Tanz-Unterricht für die Mitglieder der dramatischen Gesellschaft einführen lassen; woran besonders alle zum Chor und zu den Statisten gehörenden Individuen Theil nehmen müssen, da ihr Nichterscheinen in den Tanzstunden mit Geldstrafen belegt ist. Auch nicht zum Theater gehörende Tanzlustige können Theil an dem Unterrichte nehmen; müssen aber bei vorfallenden Gelegenheiten in Ballets, Divertissements u. s. w. auf Begehren der Direktion mitwirken. Diese Einrichtung ist sehr zweckmäßig, da sie nicht allein eine Schule guter Tänzer bildet, sondern auch auf das Plastische junger Schauspieler bedeutend einwirkt und den Statisten, statt des oft so linkischen Benehmens beim Auftreten und Figuriren auf der Bühne, gewandte Körperhaltung lehrt. **Georg Harrys.**

Im Dorfe Issy ward im Jahr 1639 die erste französische Oper dargestellt, sie hieß: „la Pastorale", und der Verfasser war ein gewisser Perrin, aus Lyon. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 27. Mai. 84ſtes Blatt.

Ueber das Duell.

Zu den Brandmalen des Menſchengeſchlechts, die in unſerem ſittlichen und chriſtlichen Europa bisher nicht haben vertilgt werden können, gehört vorzüglich die Unſitte des Duellirens. Es iſt leicht ein zu ſehen, daß hier nicht von Zweikämpfen jeder Veranlaſſung die Rede ſeyn kann; denn es giebt Zweikämpfe, die nicht allein moraliſch erlaubt, ſondern auch nothwendig ſind, wie die im rechtmäßigen Kriege, und der Zweikampf, worin ſich Jemand zu ſeiner Selbſtvertheidigung gegen einen feindſeligen Anfall ein zu laſſen gezwungen wird. Die ältere Geſchichte liefert uns auch Beiſpiele von Zweikämpfen, die nach einer Uebereinkunft zur Vermeidung blutiger Kriege um die Oberherrſchaft gekämpft wurden. Von den alten Franken erzählt uns ein Schriftſteller des ſechsten Jahrhunderts, Agathias, daß es Sitte unter ihnen geweſen ſey, die Streitigkeiten der Anführer einzelner Stämme, wenn ſie nicht durch den Weg Rechtens abgemacht werden konnten, auf ihre eigene Gefahr durch einen Zweikampf endigen zu laſſen, damit die allgemeine Wohlfahrt nicht geſchwächt oder gar zerſtört werde. Da dieſe Kämpfe des gemeinen Beſtens wegen, und zur Verhinderung größeren Blutvergießens unternommen wurden, möchten ſie vielleicht noch zu entſchuldigen ſeyn, wenn es nicht beſſere und unblutigere Auskunfts-Mittel gäbe, wie z. B. Entſcheidung durch Schiedsrichter, durch's Loos oder durch unblutigen Sieg im Wettſtreite körperlicher Geſchicklichkeit oder Kunſtübung. Alle dieſe Zweikämpfe kommen hier aber eben ſo wenig in Betrachtung, als die Kämpfe der römiſchen Fechter, die, durch Ehr- und Gewinnſucht veranlaßt, den Zweck hatten, das Volk zu beluſtigen, welchem Unweſen erſt durch ein Verbot Conſtantin's des Großen geſteuert wurde.

Hier iſt bloß von einem moraliſchen Ungeheuer die Rede, deſſen Urſprung wir weder bei den Griechen, noch Römern finden, ſondern bei den alten nordiſchen Völkern aufſuchen müſſen, nämlich von der Sitte, da ein durch Wort oder That Beleidigter ſeinen Gegner zu einem mit Todesgefahr verbundenen Kampfe heraus zu fordern, und dieſer die Herausforderung an zu nehmen gezwungen wird, wenn nicht der Eine oder Andere im Unterlaſſungsfall ſich nach dem herrſchenden Vorurtheil einer Verachtung der an dieſem Vorurtheil klebenden Perſonen, und, dafern er zum Kriegsſtande gehört, in den Augen ſeiner Kriegsgenoſſen einer Ehrloſigkeit und den bekannten traurigen Folgen dieſer Meinung bloß ſtellen will. Die Erfahrung lehrt, daß ſolche Duelle bisher aller geſunden Vernunft Trotz geboten haben, und daß ſie ſelbſt von manchen Regierern der Staaten, in offenbarem Widerſpruche mit dem Criminal-Rechte und den ſcharfen Duell-Geſetzen, die faſt jeder Staat auf zu weiſen hat, aus einer gewiſſen, auf die Erhaltung des Muths ihrer Kriegsmänner abzweckenden Politik heimlich geduldet und begünſtigt werden.

Bei den alten Griechen und Römern waren dieſe Duelle gänzlich unbekannt; es findet ſich bei ihnen keine

Spur, daß es eine Schande geweſen ſey, ſelbſt aus Furcht, beſiegt zu werden, einem angebotenen Zweikampfe aus zu weichen. Die Homeriſchen Helden beſtätigen dies. Wenn gleich ihnen die Beſiegung des Feindes Ehre brachte, ſo war doch das Vermeiden eines Zweikampfes, und ſelbſt die Flucht vor dem Feinde, kein Schimpf. Man findet nicht, daß Hektor dadurch von ſeinem Kriegsruhm etwas verlor, daß er anfangs dem übermächtigen Achill, ehe er einen Kampf mit ihm beſtand, auswich, und ſich drei Mal von demſelben um die Mauern von Troja herum jagen ließ. Von einer zur Rettung der Ehre wegen einer Beleidigung für nothwendig gehaltenen Herausforderung zum Zweikampf findet ſich in der griechiſchen und römiſchen Geſchichte ſo wenig eine Spur, als von dem Schimpfe, der damit verbunden war, wenn man das Anerbieten eines Zweikampfes ablehnte. Octavian würde gewiß den ihm nach dem Plutarch von Antonio angebotenen Zweikampf angenommen haben, wenn er die Ablehnung für unrühmlich gehalten hätte.

Die alten nordiſchen Völker fanden bekanntlich ihre größte Seligkeit im Kampfe. Für die im Kampfe Gebliebenen war nach ihrem Glauben ein beſonderer Himmels-Pallaſt, den man Walhalla nannte, beſtimmt. Kein Wunder, daß ſie bei ihren Zwiſtigkeiten Krieg und Kampf allen andern Entſcheidungs-Mitteln vorzogen! Daher entſtand denn natürlicher Weiſe die Sitte, wörtliche und thätliche Beleidigungen durch einen Zweikampf auf Tod und Leben zu ahnden, wiewohl es widerſinnig war, daß der Beleidigte ſich dabei eben der Gefahr unterzog, welcher der Beleidiger ſich ausſetzte. Wer auf die Herausforderung zu einem ſolchen Kampfe nicht erſchien, wurde für beſchimpft angeſehen, und an einigen Orten wurde zu ſeiner unausbleiblichen Schmach und Schande eine ſogenannte Ridſlange errichtet, welche andeutete, daß er für infam zu halten und von aller ehrlichen Leute Geſellſchaft aus zu ſchließen ſey, auch ſelbſt den Zorn der Götter und den verächtlichen Namen eines Bundbrüchigen auf ſich geladen habe.

Zu dieſer Sitte, die ſelbſt durch das Chriſtenthum nicht unterdrückt werden konnte, geſellte ſich nun nach Einführung des Chriſtenthums noch ein beſonderer Aberglaube. Aus Mangel der Geſetze, und wenn die Richter, ſehr oft aus Schwäche der Beurtheilungskraft, und auch manchmal aus Furcht vor der Rache der ſachfälligen Partei, kein eigenes Urtheil fällen wollten, nahmen ſie ihre Zuflucht zu den ſogenannten Gottesurtheilen. In dem Wahne nämlich, daß Gott demjenigen unmittelbaren Schutz und Beiſtand leiſten werde, der das Recht auf ſeiner Seite, oder ein ihm angeſchuldigtes Verbrechen nicht begangen habe, ließ man beſonders die eines Verbrechens Beſchuldigten ſehr gefährliche Proben, wie die Feuer- und Waſſerprobe, und andere ähnliche machen, die von der Art waren, daß man nicht begreifen kann, wie die armen Angeklagten ſie, ohne zu unterliegen, oder ſich zu verletzen (in welchem Falle ſie für ſchuldig gehalten wurden), haben beſtehen können. Zuverläſſig iſt es wohl, daß viele unſchuldige Geſchöpfe, die den gefährlichen Verſuch machen mußten, Schlachtopfer des Aberglaubens wurden, und nur Wenige, vielleicht oft die Schuldigſten, durch geheime Künſte und Täuſchungen die Probe beſtanden, und der Strafe entwiſchten. Zu dieſen Rechts- oder Unſchulds-Proben gehörten nun auch die Zweikämpfe, welche in bürgerlichen Streitigkeiten zwiſchen dem Kläger und Beklagten, und bei Beſchuldigung eines Verbrechens zwiſchen dem Ankläger und dem Angeklagten angeordnet wurden. Der Beſiegte wurde in einem bürgerlichen Rechtsſtreite für ſachfällig gehalten. War wegen eines Criminal-Verbrechens der Zweikampf angeordnet, ſo hatte der Angeklagte, wenn er den Sieg erhielt, ſich von dem Verbrechen gereinigt; wurde er aber beſiegt und blieb er am Leben, ſo wurde er ohne weitere Umſtände der geſetzlichen Strafe unterzogen. Sogar die von den Parteien aufgeſtellten Zeugen mußten, wenn ſie ſich widerſprachen, mit einander um die Wahrheit kämpfen. Konnten ſie ſich über ihre widerſprechende Ausſage nicht vereinigen, ſo wählte der Richter Einen von jeder Partei, welchem der Kampf auferlegt wurde. Nachdem ſie ihre Ausſage beſchworen hatten, wurden ſie mit Knitteln und Schilden bewaffnet. Dem beſiegten Kämpfer wurde, als einem falſchen Zeugen, wegen des Meineids die rechte Hand abgehauen, und ſeine Mitzeugen, die mit ihm einſtimmig geweſen waren, mußten ihre Hände durch eine Geldbuße löſen. Daß die Entſcheidungen durch angeordnete Zweikämpfe nicht ſelten waren, beweiſen die verſchiedenen Kampf-Ordnungen, die ſich noch erhalten haben. In dieſen wurde dafür geſorgt, daß mit gleichen Waffen oder doch mit gleichen Kräften gekämpft wurde. Wenn z. B. eine Frau mit einem Manne einen Kampf begann, ſo mußte dieſer bis an den Gürtel in einer runden Grube ſtehen, und ſo ſich gegen die Angriffe der Frau wehren und ſie zu beſiegen ſuchen. Die Richter ſaßen während des Kampfes in einem Kreiſe um die Schranken der Kämpfenden, die der Ring genannt wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſtechung.

Samuel Bernard ſpielte unter Ludwig XIV. eine der größten Finanzier-Rollen. Einer der erſten Finanz-Sekretaire, der ſich in Nebenſtunden mit der Schloſſerei beſchäftigte, war im Begriff, eine Schrift heraus zu geben, worin Samuel Bernard arg mitgenommen

ward. Kurz zuvor lud der Getroffene, der davon Nachricht erhalten, ihn zur Tafel. Der Geladene ward mit der größten Auszeichnung behandelt und köstlich bedient. Ein ausgesuchtes Gericht, ein ausgesuchtes Weinfläschchen folgte dem andern, der Champagner fehlte auch nicht. Der anfangs Befangene mußte zuletzt vertraut werden, und fing schon an, im Herzen etwas minder feindlich gegen seinen aufmerksamen Wirth zu werden, als dieser plötzlich also begann: „Ich weiß, lieber Herr M**, daß Sie sich in Mußestunden mit der Schlosserei beschäftigen. Ich habe da einen kleinen Koffer, dessen Schlüssel mir schon seit langer Zeit fehlt, und doch möchte ich sehr gern zu dem Koffer; aber kein Schlosser kann ihn mir öffnen. Ihrer Geschicklichkeit glückt es unfehlbar, das Schloß zu lösen. Was Sie dazu bedürfen, soll Ihnen gern gebracht werden!" — Der Geschmeichelte sah sich den herbei geschafften Koffer an, versuchte dies und jenes, und nicht lange, so knackte wirklich das Schloß, und der Koffer war geöffnet. — „Sie werden" — hatte der feine Wirth kurz vorher noch geäußert — „mir gewiß den Gefallen thun, ein Paar Schönschriften und einen Zeichen-Entwurf an zu nehmen, deren in dem Koffer mehrere enthalten sind!" — Solcher Schönschriften nun übergab der Finanzier jetzt vier an den halb unachtsamen Koffer-Oeffner, und legte oben darauf eine Plan-Zeichnung. Erst nach einem Weilchen, als das Empfangene schon dankend angenommen war, durchblickte der Neugierige die Blätter — es waren vier Contrakte, jeder auf tausend Thaler lautend, und die Zeichnung war der Entwurf eines allerliebsten Landhauses! — Was war jetzt zu thun? Erröthend drehte der beschämte Sekretair die Papiere in seinen Händen, zögernd, ob er sie zurück geben sollte oder nicht; aber — eine Frau mit fünf Kindern, die lockende Aussicht, der geringe Erfolg dagegen, wenn seine Spottschrift wirklich erschiene — das Alles durchflog im Augenblick seinen Kopf, und es währte nur kurze Zeit, so war die Spottschrift vergessen und der Sekretair Bernard's bester Freund! Duschet.

Gute und schlechte Einfälle.

Die erste Pantoffel-Herrschaft findet man in der Geschichte Abraham's, der, auf Sara's Betrieb, Hagar entlassen mußte.

Die einzigen Frauen, die nicht nach der Ehre und dem Recht streben, die Hosen zu tragen, sind die Hochländerinnen (Highländers) in Schottland.

Eine Sängerin hat 1000 Thaler Pension erhalten, damit sie — schweige. Schon Salomo sagt: „Schweigen ist die Spitze der Weisheit!" und Sirach will sogar „viele Thorheit von vielem Reden" herleiten — deswegen schweigen auch wir!

Pfoten heißen im Plattdeutschen Poe(h)ten; ob wohl das Wort Hungerpfoten von Hungerpoeten herstammt?

Aeußerst feine Brüsseler Kanten haben den Namen Gedanken (Pensées). Ein Spekulant im Contrebandiren versuchte eine Partie über die Grenze zu bringen. Er wurde ertappt, und wollte sich mit dem Sprüchwort helfen: „Gedanken sind zollfrei!" — was aber nicht zugestanden wurde.

Grabschrift auf einen Weintrinker: „Vinis coronat opus!" — durch den Genuß vieler Weine setzte er sich die Todtenkrone auf.

Im Würtembergischen erkrankten und starben zwölf Personen vom Genuß verdorbener Blut- und Leberwürste. In England würde der Todtenbeschauer das Urtheil gesprochen haben: „Gestorben an der Sünde gegen das Gesetz Mose." Chletas.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Die Leistungen des Königsstädtischen Theaters (zu Berlin) vom Tage der Eröffnung des Hauses (4. August 1824) bis zum 30. April 1825. Der benannte Zeitraum schließt in runder Zahl neun Monate in sich, und genau berechnet 270 Tage. An drei Tagen war kein Schauspiel, die Zahl der Tage, an welchen gespielt wurde, beträgt daher 267. — In diesen 267 Tagen sind 435 Stücke, die wir sogleich näher kennen lernen werden, gegeben worden, mithin im Durchschnitt täglich zwei Stücke. Allein um die Leistungen einer Bühne mit dem Geschmack des Publikums in richtiges Verhältniß stellen zu können, ist vor allen Dingen nöthig, zu erfahren, wie viel Stücke in einem gewissen Zeitraum gegeben wurden, die einen ganzen Abend füllen, und wie viel Abende mehr als ein Stück vorgestellt wurde. — In dem benannten Zeitraum von 267 Tagen hat das Königsstädter Theater 130 Spieltage mit einem, und 137 Spieltage mit mehr als einem Stück ausgefüllt, was eben sowohl für ihre Leistungen, als für einen keineswegs so überreizten Geschmack des Publikums spricht, als in der Regel dem Berliner vorgeworfen wird. In dieser Beziehung kann die Königsstädter Bühne gegen jede andere in die Schranken treten; auch hat sie in dem genannten Zeitraum dem Publikum höchstens sechs bis sieben Akte in einem Abend geboten, an sehr vielen weniger, niemals neun Akte. — Die Zahl der Stücke, welche einen ganzen Abend hindurch ein theilweise verwöhntes Publikum zu fesseln wissen, ist nicht groß; folglich muß die Königsstädter Bühne eine gute Auswahl getroffen haben. Es dürfte interessant seyn, das angedeutete Verhältniß nach den einzelnen Monaten kennen zu lernen, nämlich:

	Ein Stück.	Mehr als ein Stück.	Kein Schauspiel.
August . . .	9	19	
September. .	15	15	
Oktober. . .	18	13	
November . .	16	14	
Dezember . .	10	20	1
Januar . .	16	15	
Februar . .	14	14	
März . . .	17	14	
April . . .	15	13	2
	130	137	3

Man sieht, die Zahl der Spieltage ist beinahe mit mathematischer Genauigkeit in zwei Hälften getheilt, und eine davon dem größeren Drama gewidmet. Der Dezember macht zwar hiervon

eine Ausnahme, indem er nur 10 große und 20 kleine Spieltage auf zu weisen hat; doch daran mag vielleicht das Carnaval schuld gewesen seyn. Eben so müssen wir dem August als Eröffnungs-Monat etwas zu Gute halten, können aber bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Königsstädter Bühne ja dieses schöne Verhältniß auch für die Folge bewahren möge! — Ein Publikum ist in dieser Beziehung mit einem Kinde zu vergleichen: es gewöhnt sich eine — Unart sehr leicht an, aber sehr schwer wieder ab; oder auch mit einem Gourmand, dem es zuletzt ganz unmöglich fällt, sich an einem Gericht satt zu essen.

Von den 435 gegebenen Stücken waren 228 mit und 207 ohne Gesang; abermals ein zweckmäßiges Verhältniß, denn in Norddeutschland, wo der Geschmack, wie alles Uebrige, die Mittelstraße hält, darf nichts prävaliren. Die Königsstädter Bühne hat allerdings den Vorzug vor mancher andern: einer uneingeschränkten (?) Freiheit in der Wahl ihrer Stücke (versteht sich in einer bekanntlich sehr beschränkten Grenze) zu genießen; allein gerade diejenigen, welche geben können, was sie wollen, unterliegen einer desto schärferen Kritik in dem, was sie wirklich gegeben haben.

Von den 228 Stücken mit Gesang waren komische Opern: 108, also etwa die Hälfte; Vaudevilles: 51, also etwa ein Viertel; Zauberspiele, Volksmährchen u. s. w.: 23; Melodramen: 24; Liederspiele und andere Kleinigkeiten: 22; also von diesen drei letzteren Gattungen etwa ein Zehntel. Man sieht auf den ersten Blick, daß die komische Oper dominirte, und das ist im Ganzen recht gut, um aber zu einem gründlichen Urtheil über das innere Verhältniß der einzelnen Gattungen zu kommen, muß man sie nach den einzelnen Monaten kennen lernen, und dazu diene folgende Tabelle:

Es wurden Gesang-Stücke gegeben	1824					1825				In Summa
	August	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	Januar	Februar	März	April	
Komische Opern	13	17	11	8	10	12	14	12	11	108
Vaudevilles	.	2	4	7	8	5	5	10	10	51
Zauberspiele u. s. w.	.	.	6	2	4	3	3	1	.	23
Melodramen	.	7	4	2	4	3	2	1	1	24
Liederspiele u. s. w.	4	3	2	4	2	4	2	1	.	22
Im Ganzen	17	29	27	23	28	27	26	25	20	228

Hier nehmen wir sogleich wahr, daß das Vaudeville sich im Wachsen befand, und das können wir für keinen Vortheil erklären, besonders da die meisten Vaudevilles aus dem Französischen entlehnt sind. Nichts ist geeigneter, den Geschmack zu verderben, als das Vaudeville, das beinahe durchgehends nur auf den vorübergehenden Augenblick berechnet ist. Gehaltlosigkeit, eine dürftige Erfindung, eine meist flache hundert Mal da gewesene Intrigue, lose an einander gereihte Scenen u. s. w. nehmen dieser Gattung von Stücken allen bleibenden Werth. Dem Referenten sind nur wenige Vaudevilles bekannt, die sich, der angegebenen Gründe wegen, lange erhalten können; er führt z. B. den „Schiffskapitain" an; und wehe jeder deutschen Bühne, die das französirte Vaudeville sich über den Kopf wachsen läßt. Kommen Kunstlicht gewaltsame Reizmittel noch obenein hinzu — wozu wir schlechterdings die „Sieben Mädchen in Uniform" zählen müssen — so ist der besorgte Kunstfreund berechtigt, zu fragen: Wo soll hier die Grenze seyn? Ref. weiß z. B., daß die „Sieben Mädchen" auf die Idee geführt haben, ein Seitenstück: „Sieben Männer in Weiberröcken" zu bilden — da haben wir die Folge! Glücklicher Weise ist diese völlig fehlgegriffene Idee, die unbedenklich zur gemeinen Karrikatur geführt haben würde, nicht weiter beachtet worden; aber schon, daß sie gedacht wurde, zeugt, auf welchem glatten Eise man wandelt.

Das Melodram wird von den Kritikern angefeindet; Ref. kann diese Ansicht nicht theilen, und sieht keinen Grund ein, weshalb das Melodram, bei geschickter Anordnung, nicht ebenfalls seinen Platz als Ausfüllung behaupten sollte, wie z. B. „die Waise aus Genf", die selbst auf mehr noch Anspruch machen darf. Doch darüber kann hier nicht gerechtet werden. Wir finden die Zahl der gegebenen Melodramen gerade die richtige, nämlich im Durchschnitt zwei bis drei in jedem Monat; was mehr wäre, würde vielleicht vom Uebel seyn. Ein Gleiches gilt von den Liederspielen und musikalischen Kleinigkeiten.

Von den 207 Stücken ohne Gesang waren Lust- und Schauspiele: 124; Possen: 78; dramatische Kleinigkeiten: 5. Auch dies scheint uns das ganz richtige Verhältniß zu seyn. Das Lustspiel dominirt, und das ist recht; ob sich auch die Kasse dabei wohlbefindet, ist eine andere Frage. Befand sie sich nicht allzu wohl dabei, so gereicht es der Königsstädter Bühne doppelt zur Ehre, daß sie dessen ungeachtet das Lustspiel nicht sinken ließ, und der kunstsinnige Theil des Publikums wird ihr Dank dafür wissen. Es ist ein untrügliches Zeichen vom verdorbenen Geschmack, wenn das Lustspiel in Verfall geräth, so schwer es übrigens dem Dichter seyn mag, den heutigen Anforderungen im Lustspiel zu genügen. Aber wir besitzen vortreffliche ältere Lustspiele, die bloß einer kleinen Zustutzung bedürfen, um auch heute noch zu munden, und dieser kleinen Mühe wird sich jeder Dichter von Umsicht ohne Schwierigkeit entledigen. Das burleske Lustspiel: „Natur und Kunst" ist ein redender Beweis davon; so lange es fünf Akte hatte, war es langweilig; auf vier Akte gesetzt, und das Unzeitgemäße heraus gestrichen, und es hat gefallen. Solcher Stücke giebt es noch viele, man darf nur die Mühe, sie finden zu wollen, nicht scheuen.

Die Anzahl der Possen beläuft sich auf ein Drittheil der gegebenen Stücke. Dies ist, wenn wir den Gesichtspunkt für die Königsstädter Bühne festhalten, die richtige Zahl. Möge die finstere Kritik immerhin eifern und disputiren; die Erinnerung an ein Paar fröhlich durchjubelte Stunden läßt sich nicht wegdisputiren. Wir haben herzlich gelacht, haben uns fröhlich ergötzt, und würden undankbar seyn, wenn wir hinterdrein mit Galle diejenigen überschütten wollten, die uns die frohen Stunden bereiteten.

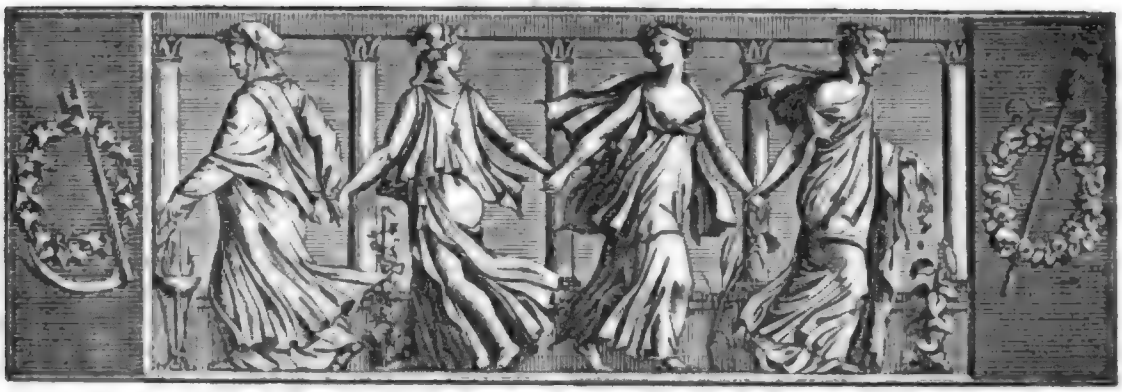
Auch über die Stücke ohne Gesang wird eine kleine Detail-Tabelle nicht unwillkommen seyn:

Es wurden Stücke ohne Gesang gegeben	1824					1825				In Summa
	August	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	Januar	Februar	März	April	
Lust- und Schauspiele	16	7	12	16	11	15	14	20	13	124
Possen	16	10	8	9	14	6	5	5	5	78
Kleinigkeiten	3	.	1	.	.	.	.	.	1	5
Im Ganzen	35	17	21	25	25	21	19	25	19	207

Hier findet sich mehr Schwankendes, als bei den Stücken mit Gesang; die Durchschnittszahl für den Monat ist 14 Lustspiele und 8 Possen; wir sehen nichts Unrichtiges in diesem Verhältniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 28. Mai. 85ſtes Blatt.

Deutſche Aſſonanzen.

Fünfte Intonation.

(i—i)

Trifolium.

Ohne Mädchen ſollt' ich ſeyn?
Ey, wer denkt wohl ſo empyriſch?
Iſt an Mädchen Deutſchland doch
Wie an Verſen noch ergiebig!

Ohne Liebe ſollt' ich ſeyn?
Ey, wem wäre das erſprießlich?
Wer der Lieb' entſagt, der denkt
Chriſtlich nicht; nein, jeſuitiſch.

Ohne Wein auch ſollt' ich ſeyn?
Solche Ford'rung wäre ſchimpflich;
Denn, was euch, ihr Schmecker, ſchmeckt,
Iſt fürwahr auch mir erquicklich.

Mädchen, Lied' und Wein — wen hat
Dies Trifolium nicht gewitzigt?
Und daß Witz uns ſtets noch Noth thut,
Das, ihr Freund', iſt doch erſichtlich!

D'rum erwäg' ich nicht das Was,
Dem mein Herz mit Luſt ſich hingiebt;
Denn nur Mädchen, Lieb' und Wein,
Und nichts And'res iſt mir dienlich.

Doch das Wie erwäg' ich ernſt,
Denn um's Wie ſteht's oftmals kitzlich;
Jedes Mädchen taugt nicht mir,
Nicht Jedweder folg' ich blindlings.

Was ſo Mancher Liebe nennt,
Iſt d'rum mir nicht appetitlich;
Liebe, die von Treu nichts weiß,
Lockt in Sümpfe gleich dem Irrwiſch.

Mancher, ſüßen Weines voll,
Denkt javaniſch und kuriliſch:
Nur bei'm Rheinwein denk' ich klar,
Richtig, kritiſch, dichteriſch, lyriſch.

D'rum ein einzig Mädchen nur,
Süßer Liebesgott, erbitt' ich,
Und dies einz'ge Mädchen ſey
Lieblich, niedlich, ſinnig, ſittig.

Und die Liebe ſey geſchützt
Durch der Treue Wunderfittig;
D'rum, du ſüßer Liebesgott,
Treue Liebe nur erbitt' ich.

Und wer macht den Rheinwein wohl
Einem deutſchen Sänger ſtrittig?
Reicht man alſo Wein mir — Ey!
Nur um ächten Rheinwein bitt' ich.

Auf das eine Mädchen hofft
Meine Seele zuverſichtlich:
Find' ich's, ſing' ich's aus ſofort;
Iſt doch Eine wohl erbittlich!

Um die treue Liebe zwar
Meinet Mancher, ſieh's jetzt mißlich;
Aber wenn's nur Niemand merkt,
Sind noch Viele treu — gewißlich!

Echter Rheinwein — Dichtertrank?
Ey, das klingt ja faſt poſſierlich;
Den Verlegern fließe Wein,
Dichtern — Waſſer: hübſch manierlich!

Bärmann.

Ueber das Duell.

(Fortſetzung.)

Zum Ruhme der Römiſch-katholiſchen Kirche und ihrer Oberhäupter gereicht es, daß dieſe gerichtlichen

Zweikämpfe so wenig, als die übrigen abergläubischen Unschulds-Proben, von ihr je gebilligt wurden. In unserm canonischen Rechtskörper haben wir zwei nach einander folgende Titel, welche de purgatione canonica und de purgatione vulgari handeln, nämlich von zweifachen Mitteln, sich von einem angeschuldigten Verbrechen zu reinigen. Das canonische Reinigungsmittel war weder gefährlich, noch blutig. Es bestand in Eiden, womit die Angeschuldigten ihre Unschuld erhärteten. Auch wurden in allen den Fällen, wo sie zu haben waren, compurgatores oder Mitreiniger erfordert, welche den Glaubens-Eid schwuren, daß sie den Angeklagten für unschuldig hielten. Die purgatio vulgaris, oder das gemeine Reinigungsmittel, bestand in den gedachten Proben, welche jedoch von den Oberhäuptern der Kirche aus der Ursache gemißbilligt wurden, weil Gott dadurch versucht, das heißt, aufgefordert wurde, zum Besten des Unschuldigen von den gewöhnlichen Naturgesetzen ab zu weichen, und solchergestalt über Schuld oder Unschuld unmittelbar zu entscheiden, und weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß manche Unschuldige, welche die Probe nicht bestanden hatten, waren verurtheilt worden. So befahl nämlich der Papst Innocentius III. dem Rathe zu Spoleto, die confiszirten Güter zweier, wie sich nachher ergab, unschuldig angeklagten und in einem Reinigungs-Duell gefallenen Brüder zu erstatten.

Das Tridentinische Conzilium verbannte und verbot die Duelle in folgenden starken Ausdrücken:

„Der abscheuliche Gebrauch der Duelle, der durch die Wirksamkeit des Teufels eingeführt worden, um mit dem blutigen Tode der Leiber auch das Verderben der Seele zu gewinnen, soll aus der christlichen Welt gänzlich verbannt seyn. Der Kaiser, die Könige, die Herzoge, die Fürsten, die Grafen, und wie sonst die weltlichen Landesherren genannt werden mögen, welche in ihren Ländern einen Platz zu einer solchen Selbstrache bewilligt haben, sollen dadurch sofort in den Bann gerathen, und als der Gerichtsbarkeit und der Herrschaft über die Stadt, die Festung oder den Ort, in welchem oder bei welcher sie das Duell verstattet haben, wenn sie von der Kirche den Besitz erhalten, beraubt angesehen werden. Sind es Lehngüter, so sollen sie alsobald dem Landesherrn anheim fallen. Die Duellanten und ihre Secundanten sollen in die Strafe des Bannes, der Confiscation aller ihrer Güter und der beständigen Infamie verfallen, und wie Todtschläger nach göttlichen Gesetzen bestraft werden. Wenn sie im Kampfe getödtet worden sind, sollen sie auf immer des kirchlichen Begräbnisses entbehren; auch diejenigen, welche in einer Duell-Angelegenheit sowohl in jure als in facto ein Gutachten gegeben, oder auf einige Weise Jemand zum Duell beredet haben, wie nicht weniger die Zuschauer, sollen mit dem Banne und einem ewigen Fluche bestrickt werden, aller Privilegien und aller undenklichen Gewohnheiten ungeachtet."

Sonderbar ist es, daß mit diesen kirchlichen die bürgerlichen Gesetze und Gebräuche sich nicht vereinigen wollten. Die gerichtlichen Zweikämpfe waren als Gottesurtheile lange im Gebrauch, und man hatte verschiedene, von Kaisern und Königen bestätigte Kampf-Ordnungen, welche die Art und Weise, wie bei dem Kampf verfahren werden sollte, vorschrieben. Der Jurist Melchior Goldast, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schrieb, sagt in seinen Reichs-Satzungen: Kampfrecht sey bei den Deutschen von jeher im gerichtlichen Gebrauch gewesen, es sey auch keine kaiserliche noch königliche Satzung zu finden, worin dies Recht wäre aufgehoben; vielmehr sey es allen freien Leuten zugelassen, und am kaiserlichen Gerichte zu Rothweil noch um das Jahr Christi 1440 gerichtlich erlaubt, in Franken aber bis auf seine (Goldast's) Zeit gestattet worden, nicht allein zu Würzburg, sondern auch in Anspach und Fürth bei Nürnberg, wie er das mit seinen eigenen Augen selbst gegenwärtig gesehen habe; an andern Orten des deutschen Reichs wäre es mehr durch stillschweigende Volks-Einstimmung, als durch ein entgegen stehendes Gesetz abgekommen. — Wahrscheinlich waren die Zweikämpfe zu Goldast's Zeiten freiwillige und außergerichtliche Kämpfe, worin beide Theile, um dem Wege Rechtens aus zu weichen, einstimmten. Denn es ist nicht zu glauben, daß bei den damaligen Gerichts-Verfassungen und den schon eingerichteten Reichsgerichten den streitigen Parteien von Gerichts wegen wäre auferlegt worden, ihre Sache durch einen Kampf aus zu machen.

Die gerichtlichen Zweikämpfe sind nunmehr ganz abgekommen; die außergerichtlichen sind aber in so genannten Ehrensachen, da die eine Partei von der andern wörtlich oder thätlich beleidigt worden, geblieben, und keine Gesetze, keine in die Augen fallenden Vorstellungen ihrer Unsittlichkeit, ihrer Ungereimtheit und ihres Unsinnes haben ihnen bisher Einhalt thun können. Die allen guten Sitten, allen Gesetzen und selbst den Vorschriften der Religion Trotz bietende Kampflust wurde besonders durch das Ritterwesen unterhalten. Die Ritter übten sich in dem Gebrauch ihrer Waffen, um nicht allein die Unschuld zu vertheidigen, sondern auch die ihnen selbst, oder ihren Freunden und Freundinnen widerfahrene Schmach zu rächen, und somit wurde es für unanständig gehalten, den langsamen Weg Rechtens ein zu schlagen.

Diese Kampflust ergriff sogar Kaiser und Könige. Die Geschichte hat uns die von dem Könige von Frankreich, Franz I., an den Kaiser Karl V. erlassene schrift-

liche Herausforderung, und eine die Herausforderung annehmende Antwort des Kaisers, beide vom Jahr 1528, aufbehalten. Weil aber Franz sich weigerte, dies Antwortschreiben, nachdem er sich wahrscheinlich eines Andern besonnen hatte, durch den Herold, der es ihm überbrachte, in der Audienz vorlesen zu lassen, auch das Schreiben in Empfang zu nehmen, so unterblieb der Zweikampf. Das von dem schwedischen Könige Karl IX. an den König von Dänemark, Christian IV., im Jahr 1611 erlassene Herausforderungs-Schreiben zu einem Duell lesen wir in Holberg's Reichs-Historie, nebst der Antwort, worin der König Christian, der es in verschiedenen Schlachten bewies, daß es ihm nicht an persönlichem Muthe fehlte, den Zweikampf mit folgenden Worten von sich ablehnt:

„Was den Zweikampf anlangt, welchen Du Uns andeutst, so kommt Uns solches sehr lächerlich vor, weil Wir wissen, daß Du schwächlich bist, und daß es Dir dienlicher sey, hinter einem warmen Ofen zu bleiben, als mit Uns zu fechten, und daß Du vielmehr einen guten Arzt nöthig habest, der Dein Gehirn zurecht bringen kann, als Uns in einem Zweikampfe zu begegnen."

Man sieht aus der Antwort, daß dieser kluge König, da er den Antrag für Tollheit erklärte, die Ungereimtheit des Duellirens und besonders die Unschicklichkeit desselben für Staats-Oberhäupter sehr gut eingesehen habe. (Der Schluß folgt.)

Bunkes.

Die Zukunft ist das Gefilde der Hoffnung.

Der Name Juno Caprotina kommt, nach mehreren gescheidten Etimologen, von Caprina, weil Juno oft mit einer Ziegenhaut bekleidet ward, oder von Caprona, weil sie mit langen über die Stirn fliegenden Haaren dargestellt wird. Plutarch giebt aber folgende Anekdote als Anlaß dazu an: Als Rom von den Galliern erobert worden war, und die andern Völker Italiens die große Hauptstadt in ihrer ganzen Schwäche gesehen, vereinigten sie sich gegen sie, und bedrohten sie mit völligem Untergang, wenn die Römer ihnen nicht ihre Frauen und Töchter ausliefern würden. Die entmuthigten Römer wandten sich an ihren Senat, und auch dieser war schon im Begriff, den Drohungen nach zu geben, als eine junge Sklavin, Namens Tutola, hervor trat und versicherte, sie und mehrere ihrer Genossinnen seyen bereit, ihre Gebieterinnen von dieser Schmach zu retten, wenn man sie (die Sklavinnen) als Gebieterinnen verkleiden und so zu den Feinden senden wollte. Sie versprach auch, Sorge zu tragen, daß, während die Feinde in der Ueppigkeit und Völlerei sich vergäßen, den Römern ein Zeichen gegeben würde, und diese sollten dann den Sorglosen ihren Raub wieder abnehmen und sich für ihre Schmach rächen. Der Vorschlag ward natürlich gern angenommen und auch ausgeführt. Als die Zeit der Rache gekommen war, erkletterte Tutola mit einer brennenden Fackel einen Feigenbaum (Caprificus), und plötzlich erschienen mitten in der Nacht die bewaffneten Römer und richteten Verheerung und Schrecken unter den Feinden an. Zum Lohn erhielten alle jene Sklavinnen ihre Freiheit und eine Aussteuer obenein. — Die Stadt Rom aber setzte für diesen Tag das Fest der Juno Caprotina ein, das im Schatten eines wilden Feigenbaums gefeiert ward, und wobei die Mägde die Honneurs machten und ihre Gebieterinnen reichlich bewirtheten.

Während der Verstand arbeitet, ruhet das Herz aus.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Die Leistungen des Königsstädtischen Theaters (zu Berlin) vom Tage der Eröffnung des Hauses (4. August 1824) bis zum 30. April 1825. (Fortsetzung.) Nach dieser abstrakten Uebersicht gelangen wir zur concreten, d. h. zur Aufzählung der in dem benannten Zeitraum neu auf die Bühne gebrachten Stücke. Ihre Zahl beträgt 89, von denen 34 mit, und 55 ohne Gesang waren. Rechnet man den Eröffnungs-Monat ab (es wurden 20 neue Stücke im August gegeben), so bleiben 69 für acht Monate übrig, also 8 bis 9 für den Monat, d. h. im Durchschnitt 2 für jede Woche. Eine Bühne, die acht Monate hindurch mit Consequenz dies leistet, verdient rühmlichste Anerkennung ihrer Anstrengung, und beweiset einen Eifer, dem nichts als die Ausdauer zu wünschen ist, und für diese Ausdauer bürgt das regsam thätige, unermüdliche Leben, das bei der Königsstädter Bühne vom Ersten bis zum Letzten herrscht. Möge sie nicht ermatten, und des Dants des Publikums sich dann auch versichert halten. Wer hier das alte Sprüchwort: „Neue Besen u. s. w." in Anwendung bringen wollte, würde der genannten Bühne sehr ungerecht zu nahe treten, denn gerade in der Stetigkeit ihrer Ausdauer liegt die Bürgschaft für die Solidität ihrer Leistungen. Man betrachte zu dem Ende folgende Uebersicht:

	Neue Stücke wurden gegeben	1824 August	1824 Septbr.	1824 Oktbr.	1824 Novbr.	1824 Decbr.	1825 Januar	1825 Februar	1825 März	1825 April	Im Ganzen
Mit Gesang	Komische Opern	5	2	2	1	1	1	3	1	1	17
	Vaudevilles	,	1	1	1	1	,	1	,	2	7
	Zauberspiele u. s. w.	,	,	1	,	1	,	,	,	1	3
	Melodramen	,	1	1	,	1	1	,	,	,	4
	Liederspiele u. s. w.	1	,	,	1	,	1	,	,	,	3
	Im Ganzen	6	4	5	3	4	3	4	1	4	34
Ohne Gesang	Lust- und Schauspiele	7	2	4	6	1	5	2	5	4	36
	Possen	6	2	1	1	4	,	1	,	1	16
	Kleinigkeiten	1	,	1	,	,	,	,	,	1	3
	Im Ganzen	14	4	6	7	5	5	3	5	6	55
	Total	20	8	11	10	9	8	7	6	10	89

Digitized by Google

Nach der Durchschnitts-Zahl kommen auf jedem Monat 2 neue komische Opern und 1 Vaudeville, und auf jede zwei Monate 1 Zauberspiel, Melodram oder Liederspiel; ferner auf jeden Monat 4 neue Lustspiele und 2 neue Possen. Diese Variation, sowohl der Gattung als der Zahl nach, scheint uns überaus zweckmäßig, und wenn die Königsstadter-Bühne in diesem Geist und mit dieser nicht genug zu lobenden Anstrengung fortarbeitet, so kann es nicht fehlen, daß sie Jedermann zufrieden stellt; wahrlich eine unerhört schwierige Aufgabe! In einem Theater, wie das Königsstadter, muß Jeder seine Rechnung finden, und Jeder findet sie, das beweiset die Variation, die unter den Zuschauern selbst herrscht; denn außer einigen Stammgästen, die sich bei jeder Bühne vorfinden, herrscht unter dem Königsstadter Publikum die allerlebendigste Variation, man trifft dort Leute aus allen Ständen und Altern; sehr natürlich! weil Jedem das Seine geboten wird. Eine Bühne gehört der Allgemeinheit an, nicht einer einzelnen Caste!

Um den Erfolg der Leistungen beurtheilen zu können, muß man in das Detail der neugegebenen Stücke eingehen. Die Zahl der Wiederholungen ist ein sicherer Beweis, ob sie gefallen haben oder nicht. Weiß man aber erst, was gefallen und was nicht gefallen hat, so läßt sich wiederum leicht ermitteln, ob das Stück, die Darstellung oder der herrschende Geschmack eben schuld ist, und so gestaltet sich die eigentliche Kritik der Bühnen-Leistungen, immer unter der Voraussetzung, daß die Bühne geben konnte, was sie wollte, und nicht vielleicht manche Stereotyp-Artikel gewisser Meister geben mußte; denn eine Bühne ohne Freiheit hielte diesem Vergleich freilich nicht aus.

Von den 17 komischen Opern erwarb sich die „Ochsen-Menuet" mit 22maliger Vorstellung den Preis; die „heimliche Ehe" wurde 11 Mal gegeben; „der Apotheker und der Doctor" 8 Mal; der „Schloßgärtner und der Windmüller" 11 Mal; der „Dorfbarbier" 11 Mal; die „Uniform" 8 Mal; der „Tyroler Wastel" in nur drei Monaten 8 Mal; das „lustige Beilager" in nur drei Wochen 4 Mal; Alles das sind wackere Leistungen. Auch „Theodor, König von Korsika" und „Hieronymus Knicker" reihten sich mit 5maliger Darstellung ihnen an. Weniger Glück hat das (veraltete) „rothe Käppchen" gemacht, und selbst der „kleine Matrose" versprach mehr. Die „Rosenmädchen", eine wacker durchgearbeitete Musik, würden auf einer andern Bühne, wo die ernsthafte Musik mehr im Schwange ist, Glück gemacht haben, wenn gleich sie auch hier keineswegs mißfielen. Als verunglückt sind zu betrachten: „Der Schauspiel-Director", das „Ständchen", das „abgelegene Haus" und die „verschleierte Dame", welche sämmtlich nur ein Mal zur Aufführung kamen.

Von den sieben Vaudevilles errangen die „Sieben Mädchen in Uniform" mit 15maliger Vorstellung in nur drei Monaten den Preis. Nach ihnen die „Schneidermamsells" mit 17 Vorstellungen in sechs Monaten; ferner die „beiden Hofmeister" (10 Mal). Weniger der „Schmarotzer in der Klemme" (3 Mal), die „Wirthshausrechnung" (3 Mal), der „Zinngießer (2 Mal bei leerem Hause), und auf der untersten Stufe stehen die „Stickermamsells", die erst bei der zweiten Vorstellung wunden wollten, als sie von beleidigenden Gemeinheiten entkleidet worden waren. Dieses Vaudeville brachte gleichsam die Königsstadter Bühne um ihre Jungfräulichkeit in Bezug auf minder an Gemeinheit grenzende Komik, und um den Ruhm, bis jetzt noch nicht so tief hinab gestiegen zu seyn, als das „Stündchen vor dem Potsdammer Thor", das in Berlin noch stets den Preis der Niedrigkeit behauptet hat.

Von den drei Zauberspielen steht die „Fee aus Frankreich" obenan, und dürfte noch lange nicht erreicht werden; sie wurde in sieben Monaten 14 Mal gegeben. Die „Teufelsmühle" konnte in 7 Vorstellungen ihr nicht gleich kommen, aber „Doktor Faust's Mantel" erwarb sich — erst im April auf die Bühne gebracht — ungetheilten Beifall, und wird sich noch lange auf dem Repertoir erhalten.

Unter den vier Melodramen erhielt sich die „Waise aus Genf" (11 Mal), was von der Seyfriedschen „diebischen Elster" (4 Mal) sich nicht sagen läßt. Die „Räuber auf Maria Culm" verfehlten ganz den Zweck; der reiche Stoff verdiente indessen eine bessere Bearbeitung, die, dem Vernehmen nach, bereits vorangefaßt worden ist, und dann werden sie unbedingt ihren Effekt leisten. Die „Schleichhändler" wollten selbst bei 6maliger Vorstellung nicht ansprechen.

Von den Liederspielen hat das „Abentheuer in der polnischen Schenke" (14 Mal) sehr gefallen, der „Sänger und der Schneider" (7 Mal) ziemlich, und die „Rückkehr der Kosacken" gar nicht.

An der Wenzel Müllerschen Musik hat das Publikum viel Geschmack gefunden, ein Beweis, daß sein Ohr für leichte, ansprechende, gefällige und melodienreiche Musik noch nicht so verdorben ist, als sonst wohl vermeint wird. Nicht minder haben Cimarosa und Dittersdorf angesprochen, trotz dem, daß sie von den Verehrern neuer Schall- und Knall-Musik veraltet genannt werden. Rossini sieht uns noch bevor, auch dem Vernehmen nach Spontini mit einigen Jugend-Arbeiten; hoffentlich wird unser nächster Jahresbericht Näheres darüber mit zu theilen Gelegenheit haben.

Um auch über die Lust- und Schauspiele zu einer gründlichen Uebersicht zu gelangen, ist es nothwendig, die größeren von den kleineren zu trennen. Im Ganzen beläuft sich ihre Zahl auf 36; von diesen waren 14 größere und 22 kleinere. Nach der Landsmannschaft sortirt, gehören

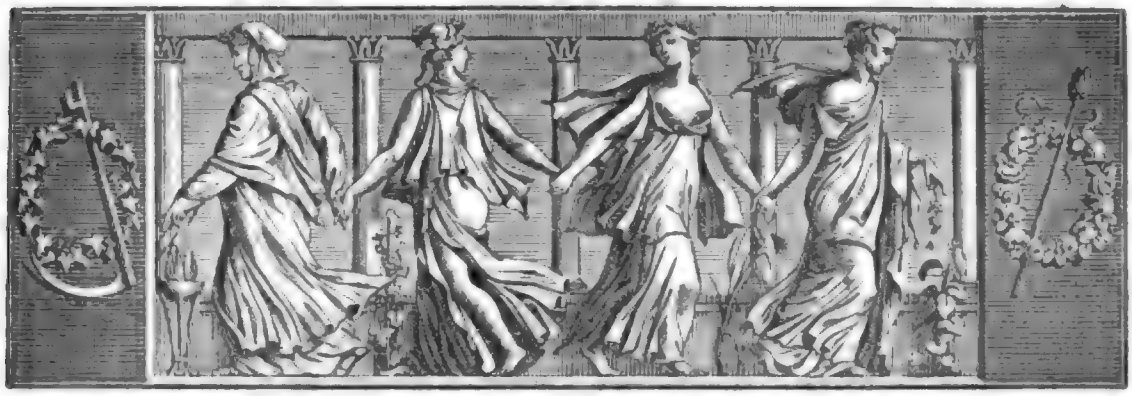
den Deutschen . . .	19, nämlich 8 große und	11 kleine;
den Engländern . .	2, " 1 "	1 "
den Spaniern . . .	1, großes;	
den Franzosen . . .	7, kleine (versteht sich!);	
unbekannt	1, großes;	
dem Herrn v. Kotzebue, (Landsmannschaft schwer zu ermitteln) . . .	6, nämlich 2 große,	4 kleine.

Das vaterländische Lustspiel hat demnach dominirt, was zu loben ist. Von den größeren gefiel Holbein's „Turnier zu Kronstein" (10malige Vorstellung) am meisten, und doppelt sind wir dem Königsstadter Theater dafür verpflichtet, weil wir ohne seine Mitwirkung dies allerliebste Lustspiel vielleicht gar nicht in Berlin gesehen haben würden. Rühmlich reiht sich Holbein's „Wunderschrank" (8 Mal) ihm an; eben so seine „Liebe kann Alles" (6 Mal) und Lessing's „Minna von Barnhelm" (7 Mal); auch Albini's „Kunst und Natur" gefiel in 5 gelungenen Vorstellungen, namentlich nach der sehr glücklichen Verkürzung. Calderon's „Dame Kobold" (4 Mal) wird immer eine Zierde des Repertoirs bleiben; Holbein's „Meister Martin" würde unbedenklich mehr gefallen haben (3 Mal), wenn es besser arrangirt wäre; die „beiden Figaro" von Jünger (3 Mal in einem Monat) werden, selten gebraucht, sich erhalten; Ziegler's „Liebhaber und Nebenbuhler" schmeckte eben so wenig als Großmann's „sechs Schüsseln" — die Zeit für solche Hausmannskost ist vorüber — und eben dahin gehört das „Kind der Liebe", und die „Reise nach der Stadt", zu der sich nur wenig Reisegesellschaft finden wollte. Kotzebue's „Zigeunermädchen" und „Richard Wanderer", von einem Unbekannten, mißfielen.

(Der Schluß folgt.)

Ein englischer Chimist zeigte unlängst im „Glasgow Mechanic's Magasine" einen Apparat an, um Schiffe durch den Galvanismus fort zu bewegen! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 30. Mai. 86ſtes Blatt.

Das Hochgericht.

Ballade.

Der Ritter vom Walde
Ritt aus auf den Fang,
Sein Roßlein ging muthig
Den ſchnaubenden Gang.
Er ſprengte vorüber
Am hohen Gericht;
Da ſchwankten die Leichen
Im Mondenlicht.

„Ihr winkt mir hinüber?
Ergebener Knecht!
Ich ſoll euch erlöſen?
Geſchieht euch doch recht!
Wie? habt ihr vergeſſen:
Der Dieb, den man fängt,
Gar alt iſt das Sprüchlein,
Iſt werth, daß er hängt?“

„Ihr winket und winket!
Was wollt ihr von mir?
Was ſeht ihr aus den Augen
So fürchterlich ſtier?
Die fletſchenden Zähne,
Sie grinzen mich an,
Was hat euch denn euer
Geſelle gethan?“

„Geſelle da drüben,
Was winkſt du ſo ſehr?
Ich ſollte dich kennen,
Ich reite ſchon her.
Was ſeh' ich, was ſeh' ich,
Im Mondenlicht,
Entſetzlich verzogen
Mein eigen Geſicht!“

„Die gierige Krähe,
Sie hacket nach mir,
Wie wehr' ich, wie wehr' ich
Das garſtige Thier?
Nur diesmal, lieber Rappe,
Nur diesmal ſey treu —
Der Geruch der Leichen,
Der macht ihn ſcheu.“

Da half nun kein Bitten,
Der Rappe riß aus,
Und brachte den Ritter
In der Häſcher ihr Haus.
Und ſiehe, drei Monden,
Sie wechſelten nicht,
Da ſchwankte die Leiche
Im Mondenlicht.

K. Simrock.

Ueber das Duell.

(Schluß.)

Aus dem Angeführten wird nunmehr deutlich erhellen, daß das Duelliren, ich meine das vorhin beſtimmte, durch Furcht vor größern Uebeln erzwungene, eine barbariſche Sitte iſt, die ſich von rohen, unaufgeklärten und geſetzloſen Völkern herſchreibt, und durch Aberglauben und ein hieraus entſtandenes bodenloſes Vorurtheil des Ritterweſens, daß Ehrenſachen nur durch Waffen können entſchieden werden, genährt worden iſt. Im Naturſtande gebührt die Rache, oder beſſer — weil Rache (ein Unrecht gegen Unrecht) keinem Menſchen ziemt — das Strafrecht, welches die Abſicht hat, für Beleidigungen Erſatz zu erhalten und künftige zu verhüthen, nur demjenigen, der beleidigt worden, und es

wäre Unſinn, wenn dieſer ſich noch neuen Beleidigungen abſeiten des Beleidigers bloß ſtellen wollte. Im Civilſtande vertreten den Beleidigten die Geſetze und die Staatsgewalt; der Beleidiger kann nicht anders, als geſetzlich beſtraft werden. Die Staats-Regierung, die den Zweikämpfen nachſieht, geſtattet nicht allein den natürlichen Kriegszuſtand unter ihren Bürgern in geradem Widerſpruche mit der Staatsverfaſſung, die den Zweck hat, ihnen Ruhe und Frieden zu verſchaffen, und ſie vor allen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten zu ſchützen, ſondern ſie erlaubt ihnen auch die größte aller Thorheiten, die nämlich, daß der Beleidigte, indem er Genugthuung fordert, ſich dabei neuen Beleidigungen ſeines Gegners preis giebt. Iſt zu einer ſolchen Erlaubniß wohl irgend ein politiſcher Grund vorhanden, der haltbar iſt? Man könnte dieſe Frage ſchon nach dem feſtſtehenden Grundſatz verneinen: „Wenn Politik der geſunden Vernunft, beſonders der praktiſchen, den Sittengeſetzen geradezu widerſpricht, ſo iſt es keine.“ Da aber dies nicht Jedem ſogleich einleuchten wird, ſo iſt es nicht ganz überflüſſig, die Gründe etwas näher zu unterſuchen, die auch manchen ſonſt recht und edel Denkenden verführt haben, Zweikämpfe in den jetzigen Zeitumſtänden gewiſſermaßen für nothwendig zu halten.

Es iſt, ſagt man, dem gemeinen Weſen daran gelegen, beſonders im Militairſtande, das Ehrgefühl und den Muth im Kampfe immer rege zu erhalten; daher muß das Vorurtheil, wonach der Kriegsmann keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen darf, nicht erſtickt werden. Die Furcht vor der Gefahr eines Zweikampfes hält manche Beleidigung zurück, ſie macht die Menſchen im Umgange vorſichtiger und artiger. Vorbereitete Duelle fallen gewöhnlich nicht ſo blutig aus, als wenn Jemand im Jähzorn eine Beleidigung ſofort zu rächen ſucht; und letzterem wird durch eine Ausforderung zum Zweikampf vorgebeugt.

Bedarf es wohl vieler Ueberlegung, um das Unzulängliche und Widerſprechende in dieſen Scheingründen einzuſehen? Das wahre Ehrgefühl, das im Kriege zur tapfern That entflammt, wird einen muthigen Krieger immer beſeelen, wenn er auch niemals einen Zweikampf beſtanden hat. Wahrer Muth bedarf keiner Uebung, und der Feige wird durch eine im Zweikampfe überſtandene Gefahr nicht muthiger gemacht. — Welcher Widerſpruch iſt es, daß die Nothwendigkeit des Zweikampfes dem Kriegsmanne Furchtloſigkeit einflößen und ihn doch zugleich bewegen ſoll, ſich vor dem Kampfe ſelbſt zu fürchten. Soll jenes, ſo muß man ja alle Gelegenheit zu Händeln zu befördern ſuchen; ſoll dieſes, warum will man nicht lieber das barbariſche Vorurtheil des Duellirens ganz ausrotten? Geſittetes Betragen im Umgange kann nur durch gute Erziehung bewirkt werden, und wenn auf der einen Seite die Furcht vor dem Duell Beleidigungen zurück hält, ſo giebt auf der andern die falſche Ehre, wonach man bei dem Wageſtück eines Duells ſtrebt, zu mancher Ungeſchliffenheit und Grobheit die Veranlaſſung, und verbirgt gewiſſermaßen die Schande, welche mit einer ungeſitteten, Mangel an Erziehung verrathenden Aufführung verbunden iſt. Will der Staat ſich muthige Krieger erhalten, ſo muß er Sorge tragen, daß ſie nicht in Duellen getödtet oder verſtümmelt werden, worin der Feige oft den Muthigen beſiegt. An und für ſich iſt ein beſtandenes Duell noch gar kein Beweis des Muths. Will der Kriegsmann nicht nach dem gegenwärtigen Vorurtheil verſpottet, verachtet, ja wohl gar für ehrlos erklärt werden, ſo muß er, wie ſehr ſich auch ſein Inneres dagegen ſträubt, ſich auf den Zweikampf einlaſſen, und ſich bloß mit dem Gedanken ſtärken, daß nach demſelben die Meiſten, wie die Erfahrung lehrt, noch Leben und Geſundheit übrig behalten. Auch hält der Furcht vor dem Zweikampfe ſehr oft der Kitzel der Eitelkeit, der gemeiniglich denjenigen anwandelt, der ſich, ohne hinlängliche Urſache, um Andern ſeinen Muth zu zeigen, in Lebensgefahr begiebt, das Gleichgewicht. Man bemerkt dieſen Kitzel ſchon an unerwachſenen jungen Leuten, wenn ſie auf Brücken-Geländern herum ſpazieren, ſteile Höhen erklettern, muthige Pferde beſteigen, Stiere necken u. ſ. w. Die Renomiſten auf Univerſitäten und im Militairſtande, die ſich durch ihre Fechterkünſte vor der Verletzung ſo ziemlich geſichert halten, beſitzen dieſen Kitzel in einem hohen Grade, und die Duelle, die ſolche Leute anſtiften, ſind ſicher mehr Beweiſe ihres Muthwillens, als ihres Muthes.

Welcher Widerſpruch zeigt ſich auch in dem Vorurtheil, daß die Nothwendigkeit des Duellirens das Ehrgefühl erhalte! Ehre darf nur in Beobachtung der Pflicht geſucht werden. Tapferkeit im Kriege iſt die eigenthümliche Ehre des Soldaten. Privat-Beleidigungen durch Blutvergießen rächen, kann unmöglich wahre Ehre bringen, weil es den bürgerlichen Geſetzen und der Vorſchrift der Moralität und Religion zuwider iſt. Wie kann auch Jemand durch eine ihm widerfahrene unverſchuldete Privat-Beleidigung ſeine Ehre verlieren? Wer pöbelhafte Schimpfwörter ausſtößt, beſchimpft ſich nur ſelbſt, indem er ſich zu dem Pöbel geſellt. Wer den Andern einer ſchlechten Handlung beſchuldigt, ſagt entweder die Wahrheit, oder er iſt im Irrthum, oder er verläumdet. Sagt er die Wahrheit, ſo kann kein Blutvergießen die Wahrheit vertilgen. Iſt er im Irrthum, ſo kann er zur Anerkennung des Irrthums nur durch den Weg Rechtens und durch keine Herausforderung gezwungen werden. Verläumdet er, ſo fällt alle Schande, womit er ſeine Gegner belegen

wollte, auf ihn selbst zurück, sobald die Verläumdung dargethan ist; welches aber wieder den Weg Rechtens erfordert. Dies sind klare Aussprüche der gesunden Vernunft, die auch wohl verdienen, daß sie bei der Gesetzgebung in Injurien-Sachen mehr beachtet werden, als bisher geschehen ist.

Man hat sich hier bloß auf die Absicht beschränkt, den barbarischen und abergläubischen Ursprung und die Ungereimtheit der noch herrschenden Unsitte des Duellirens zu zeigen, und diesen unsaubern Geist von dem Tugendschein des Kriegsmuthes, worin er sich eingehüllt hat, zu entblößen. Von den sehr traurigen Folgen, welche ein unglückliches Duell nicht bloß für die Duellanten, sondern auch für das Wohl ihrer Familien haben kann, braucht nichts erwähnt zu werden, weil sie sich einem Jeden von selbst darstellen.

Das unselige Vorurtheil, welches der Glaube an Teufelsbesitzungen, Zauberei und Hexerei der Menschheit einimpfte, das selbst unsere Gesetzbücher befleckte, und unzählbaren Menschen Angst, Qual und Tod brachte, ist — Dank sey es der gesunden Vernunft! — auf ewig, wie wir hoffen, von dem Erdboden vertilgt. Möchte doch eben so das Vorurtheil, das die Unsitte des Duellirens erzeugt hat, und noch unterhält, wodurch der Mensch unter die unvernünftigen Thiere, die sich nur im Zorn und aus Hunger, nie mit kaltem Blute und mit Besonnenheit bekämpfen, sich erniedrigt, endlich auch einmal vertilgt werden! Dies kann nicht bloß durch weise Gesetze und strenge Maaßregeln, deren Nichtachtung selbst eine Wirkung des Vorurtheils ist, sondern vornehmlich durch allgemeine Ausbildung der Vernunft geschehen. — Wenn hier von Vernunft die Rede ist, so wird nicht die eitle, vorwitzige, grübelnde, ohne daß sie es selbst merkt, mit Vorurtheilen, Selbstsucht und Bildern der Einbildungskraft geschwängerte sogenannte Vernunft, die so viele unserer jetzigen Geistes-Produkte und so manche afterphilosophische Schriften beherrscht, verstanden; sondern die reine, besonnene und bescheidene Vernunft, die zwar sorgfältig prüft, aber dabei ihre Grenzen nicht überschreitet, und auch, wie Wieland sagt:

„Nicht wissen will, was Alles das bedeute,
Was Zevs aus Huld in räthselhafter Nacht
Vor uns verbarg" —

die Gotteskraft in uns, die nur von Schwärmern verlästert wird, die, wenn gleich vorzüglich auf unsere Sinnenwelt beschränkt, doch uns sehr deutlich lehrt, was gut und sittlich ist; welche die richtigen Erfahrungen von Täuschungen zu unterscheiden weiß; der alles Abergläubische und alle Vorurtheile, es mögen einzelne oder Millionen Menschen damit behaftet seyn, ein Gräuel sind; sie, die uns allein zur Erkenntniß der Wahrheit, insoweit sie in diesem Leben zu erreichen ist, führen kann.

Seltsamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Calvisius (Sethus), aus Groschleben in Thüringen, geboren 1556, verkündete sich selbst — um, bei andern Kenntnissen und Fertigkeiten, tonischen, dichterischen, auch seine astrologische Kenntniß aus astronomischer Berechnung und Constellation der Welt zu bekunden — ihm werde im Jahr 1602, an einem gewissen Tage, ein Unfall begegnen. „Ob er sich nun schon an diesem Tage sehr in Acht nahm" — sagen seine Lebensbeschreiber — „wollte es doch der Zufall, daß er ein hinkendes Bein erhielt." Er starb, als Cantor und Musik-Direktor an der Thomasschule zu Leipzig, 1617.

Von Capistranus (Joh.), einem Franziskaner aus Abruzzo (1385), ist biographisch berichtet: „Er konnte in seinen Canzel-Vorträgen die Leidenschaften so aufregen, daß auch die, welche so weit von ihm entfernt waren, daß sie nicht ein Wort vernehmen konnten, dennoch — häufige Thränen vergossen." Er starb 1456, und wurde vom Papst Alexander VIII. canonisirt.

De Carranza, ein Dominikaner aus Navarra (1503), der unter Anderem der Kirchen-Versammlung zu Trident beiwohnte, der dem Kaiser Carl V. auf dem Sterbebette beistand, wobei er in Verdacht kam, er habe ihn nicht recht katholisch sterben lassen, wurde, als er 1576 im zwei und siebenzigsten Lebensjahre gestorben war, secirt und einbalsamirt, wobei die betheiligten Aerzte einhellig und aus den allersichersten Merkmalen das Zeugniß, auf Pflicht und Gewissen, ausstellten, er sey als ein reiner Junggeselle gestorben.

Carthagena (Joh.), ein Mönch in Spanien, welcher 1617 zu Neapel starb, gehörte als Schriftsteller zu den eifrigsten Verfechtern des Papstthums und stellte nebenbei solcherlei aberwitzige Behauptungen auf, z. B.: Joseph und Andere wären, schon vor ihrer Geburt, Heilige gewesen, item, daß Joseph, ob schmerzlicher Eifersucht, ausgestanden wegen der überraschenden Schwangerschaft der Jungfer Maria, schlechterdings unter die Märtyrer zu zählen sey u. s. w.

Castro (Benedikt), ein jüdischer Arzt, geboren zu Hamburg 1597, trat als Jüngling zur christlichen Religion über, später wieder zum Judeismus zurück. Da er als ausübender Arzt berühmt wurde, ernannte ihn die Königin Christine in Schweden zu ihrem Leibarzt — „die auch, als sie nach Hamburg kam, das Quartier bei ihm nahm, ohngeachtet der Rath ein weit ansehnlicheres für sie zubereiten lassen, und, aus Eifer für seine Bekehrung, womit es Scherz oder Ernst gewesen seyn mag, ihn, durch ihre Bedienten, viermal weiblich abbilden ließ." — Er starb endlich, 1684, im sechs und achtzigsten Lebensjahre arm und dürftig, und hinterließ einige uneheliche Kinder.

Fr. L. Br.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Die Leistungen des Königsstädtischen Theaters (zu Berlin) vom Tage der Eröffnung des Hauses (4. August 1824) bis zum 30. April 1825. (Schluß.) Die kleineren Lustspiele haben verhältnißmäßig weit weniger Glück gemacht, und das ist wahrhaft erfreulich, weil wir dies als das einzige Mittel betrachten, diesem Lustspiel-Unwesen Einhalt zu thun. Das einaktige Lustspiel theilt mit dem einaktigen Trauerspiel denselben Fehler, d. h. beide gewöhnen den Zuschauer eben so an flüchtige Auffassung, wie sie den Dichter zu flüchtiger Zeichnung der Charaktere verleiten, und selten eine gründliche Motivirung der Begebenheiten erlauben; daher kommt es denn, daß ein kleines Lustspiel zu schreiben auch der Unberufene sich fähig glaubt.

Von den 11 deutschen Lustspielen hat Ziegler's „weiblicher Husar" in 7 Vorstellungen am meisten gefallen; nach ihm Korntheuer's „Alle sind verliebt" (6 Mal), und Schall's „Kuß und Ohrfeige" (5 Mal); auch Körner's „grüner Domino" (3 Mal) gefiel bei wackerer Darstellung, so wie Goethe's „Mitschuldigen" (4 Mal); von den sechs andern ließ sich das wenigste sagen, doch machen Martell's „Mondscheinbekanntschaften" (in zwei Monaten 4 Mal) eine rühmliche Ausnahme. Das englische (?) Lustspiel „der geraubte Kuß" erlebte Theilweise eine Fatalität, und die vier Kotzebueschen leisteten ihre gewöhnliche Wirkung; die „Fahrt von Berlin nach Potsdam" gefiel sogar sehr. Von den sieben französischen waren nur „die beiden Eifersüchtigen" und der „Eifersüchtige wider Willen" von einiger Bedeutung; „die Ehemänner als Junggesellen" vermochten nicht das Haus zu füllen, und das wenigste Glück machten „die Wundertropfen".

Wir gelangen nun zu den Possen. Selten wird eine Bühne so viele reiche Talente echter Komik auf zu weisen haben, als die Königsstädter; selten wird sie dabei so trefflich durch das weibliche Personal unterstützt werden, als es hier der Fall ist. Eine Posse, welche durch einen Schmelka — der nie derselbe, immer ein Anderer und nie gemein ist — durch einen Spitzeder, und durch zwei so bedeutende Talente, wie das Schwesterpaar Sutorius sie entwickeln, belebt wird, müßte grundschlecht seyn, wenn sie durchaus mißfallen wollte. Den Possen hat daher das Königsstädter Theater seine besten Einnahmen, das Publikum seine frohesten Ergötzlichkeiten zu verdanken. Man muß die Posse in drei wesentlich von einander verschiedene Gattungen scheiden, in die Wiener, die Berliner und die allgemeine. Wiener Possen wurden sechs gegeben; von ihnen „der Flaker als Martin" 12 Mal; „der Freund in der Noth" 11 Mal; die „Bürger in Wien" 8 Mal; der „Leopoldstag" 7 Mal; die „schlimme Liese" gefiel weniger (4 Mal), und der „Untergang der Welt" mißfiel. Von den 2 Berliner Possen machte sowohl der „Schwabe in Berlin" wie das „Abenteuer auf dem Weihnachtsmarkte" vollständiges Glück; das erstere wurde in 7 Monaten 13 Mal, das letztere in 12 Tagen 6 Mal bei stets überfülltem Hause gegeben. Der Verfasser des „Weihnachtsmarkts" hat eine hier bisher fremde Scene — wo Schauspieler als Zuschauer sich vom Parquet aus in das Spiel mischen, also mitreden — zum ersten Mal und mit Glück versucht; die beiden wackern Komiker Nöske und Angely waren, als zwei Berliner Bürgerfrauen, klassisch. — Sogenannte allgemeine Possen wurden acht gegeben, machten aber kein Glück, mit Ausnahme von Kotzebue's „drei Väter auf einmal"; der „freiwillige Landsturm" fiel freiwillig durch, und eben so der aus dem Französischen etwas ungeschickt übertragene „taube Gast". Von den drei Kleinigkeiten verdient das Festspiel: „Friedrich und die schöne Else" der rühmlichsten Erwähnung; dem Eberweinschen „Osterwasser" wurde mehr Nachsicht, als es verdiente; der bei Eröffnung des Hauses gesprochene „Prolog" ist dagegen in seiner Art ein Meisterstück; die Anspruchslosigkeit, die er athmet, erwarb der Königsstädter Bühne gleich Anfangs die Herzen. Dieser Prolog sollte alljährlich öffentlich abgelesen werden, damit das, was uns darin verheißen ward, fein in Erinnerung bleibt: Bühnenfreiheit! die Seele aller dramatischen Leistungen.

Bevor wir diesen Bericht schließen, können wir nicht umhin, noch auf einige vortreffliche Einrichtungen aufmerksam zu machen, welche die Königsstädter Bühne auszeichnen. Obenan steht die Einrichtung, daß auf dem öffentlichen Anschlage-Zettel der Name des jedesmaligen Regisseurs sich befindet, eine Sache, die einflußreicher ist, als sie auf den ersten Anblick zu seyn scheint. Der jedesmalige Regisseur ist für das Scenische und Alles, was dazu gehört, verantwortlich; diese Verantwortlichkeit gewinnt aber einen ungleich strengeren Charakter, wenn das Publikum den Namen des Regisseurs kennt, folglich weiß, an wen es sich zu halten hat, und einen vorgefallenen Fehler sogleich rügen könnte, wenn es anders wollte. Ist aber der Regisseur nicht genannt, wem soll der Fehler beigemessen werden? — Die zweite lobenswerthe Einrichtung besteht in einem äußerst prompten Geschäftsgang. Briefe monatlang unbeantwortet lassen, eingesandte Stücke jahrelang behalten, ohne sie an zu nehmen oder ab zu weisen, die Autoren dadurch bei der Nase herumführen, sie verdrießlich machen, treue Anhänger dadurch verscheuchen u. s. w. — Alles das kommt bei der Königsstädter Bühne nicht vor, weil die Geschäfte richtig vertheilt sind, weil Niemand hier schweres Gehalt bezieht und leichte Arbeit thut. Ein gewandter und einsichtsvoller Sekretair (Hr. v. Holtei) sorgt mit Thätigkeit für einen schnellen Geschäftsgang, und wenn die Königsstädter Bühne darin beharrt, so wird sie auch fortfahren, viel zu leisten; denn auch die schwerste Last trägt sich leicht, wenn sie richtig vertheilt wird.

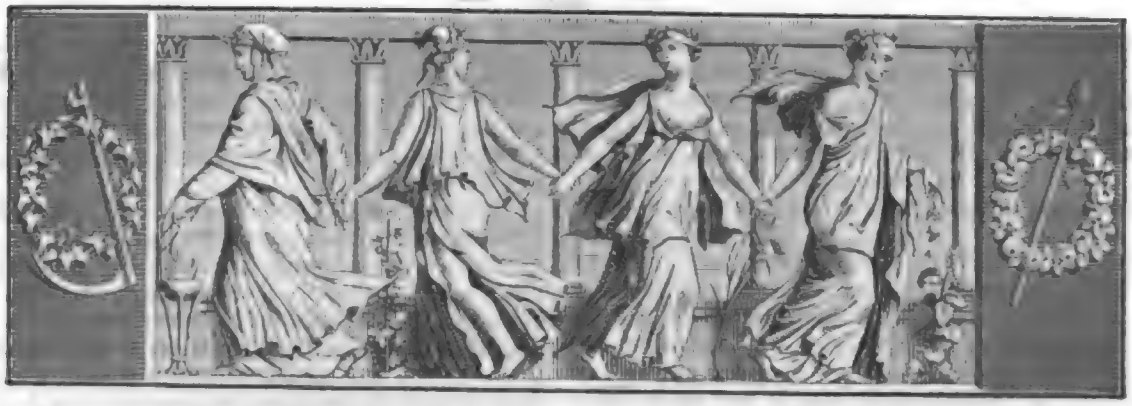
Eine dritte vortreffliche Einrichtung besteht in dem öffentlichen Abstimmen über die Annahme neuer Stücke. Vor dem Comité der Direktion und der Regisseurs verschwindet alle Parteilichkeit, alle kleinliche Persönlichkeit. Da bedarf es keiner Hintertreppe; was öffentlich werden soll, über das muß auch öffentlich diskutirt werden. Die eingesandten Stücke werden in versammelter Sitzung öffentlich vorgelesen und danach ein Beschluß gefaßt; dadurch widerfährt dem Autor die ihm gebührende Gerechtigkeit, die er schwerlich erwarten könnte, wenn seine Schöpfung dem Privat-Urtheil eines Einzelnen unterworfen wäre, oder, was noch schlimmer ist, wenn sie dem Direktor auf dem Toiletten-Tisch gelegt wird, um vielleicht nach einem, im Dienst der Societ mühselig durchlebten Tage vor dem Einschlafen von ihm beiläufig durchgeblättert zu werden.

Der vorstehende Bericht wird über die Leistungen des Königsstädter Theaters belehren; er wird auch das Ausland darüber in Kenntniß setzen. Das Publikum kann nun beurtheilen, ob die Königsstädter Bühne seine Erwartungen gerechtfertigt hat; es darf ja nur ihre Leistungen und ihre Mittel gegen die Leistungen und Mittel anderer ihnen bekannten Bühnen halten, was hier absichtlich nicht geschehen ist, eben um dem Urtheil des Publikums nicht vorzugreifen.

Berlin, im Mai 1825. R. v. Th.

Ein Pariser Sonderling hat es unternommen, Reliquien von den jetzt berühmten Pariser Schauspielern zu sammeln. Darunter befinden sich unter Anderem: I. Einige Tropfen Curaçao, aus einem Paar Orange-Schaalen gepreßt, welche der benannte Reliquarius in der Loge der Demoif. Grassari aufgelesen. II. Einige Thränen, welche Demoif. Bigottini als Zuhörerin in „Nina" geweint; und III. Siebenzehn Haare, die der dazu bestellte Theaterteufel in der „Psyche" der die „Psyche" spielenden Demoif. Noblet ausgerissen hat, weshalb auch an jenem Tage die Zeitung sagte: „Psyche habe heut besonders treu den Schmerz ausgedrückt!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 1. Juni. 87ſtes Blatt.

G. A. Bürger über Aeſthetik.

Die eben erſchienene „Aeſthetik von Bürger“ *) veranlaßt mich, aus der Anrede an ſeine Zuhörer, womit der Verfaſſer die Vorleſungen, aus welchen dieſes Lehrbuch entſtanden iſt, zum letzten Male eröffnete, folgende Stelle hier mit zu theilen. Vielleicht dient ſie dazu, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ein ſo intereſſantes Werk lebhafter an zu regen.

„Das Wort Aeſthetik, ſo wie der Name ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, mag für manche Ohren eine Art von Zauberſchall ſeyn, der die Seele mit, Gott weiß, was? für Ahnungen von Spaß und Zeitvertreib erfüllt. Dieſer Zauberſchall ſcheint bei Verſchiedenen gerade entgegen geſetzte Wirkungen hervor zu bringen, nämlich, Einige zum Studium der Aeſthetik an zu locken, Andere aber davon zurück zu ſcheuchen. Beide Theile aber laufen Gefahr, betrogen zu werden. Es müßte Jemand ſehr unkundig ſeyn, wenn er im Ganzen von der Aeſthetik durch Ohrenſagen nicht ungefähr ſo viel wüßte, daß ſie eine Wiſſenſchaft ſey, welche ſich mit den Regeln der Hervorbringung und Beurtheilung ſchöner Werke beſchäftigt. Es fallen Einem dabei allerlei ſchöne Produkte der Poeſie, der Beredſamkeit, der Muſik und mehrerer bildenden Künſte ein: und es müßte Einer ein gar fühlloſes Geſchöpf ſeyn, wenn ihm nicht eins und das andere dieſer Produkte einmal großes Vergnügen gewährt hätte. Wenn man nun vollends in der Theorie den Satz aufgeſtellt findet, daß der letzte und höchſte Endzweck der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nichts anders, als das Vergnügen ſey, ſo wird das nur gar zu leicht mißverſtanden, und ſowohl die Theorie als die Kunſt ſelbſt als Spielwerk und eitler Zeitvertreib geſchäftloſer Müßiggänger gedacht. — Diejenigen nun, welche mit dem Inhalt der Aeſthetik noch nicht genauer bekannt ſind, können dadurch gar leicht verleitet werden, ſich von dem Studium der Aeſthetik eben das leichte Amüſement zu verſprechen, welches ihnen vielleicht dies oder jenes Kunſtwerk gewährte, das nun freilich wohl nichts weiter hinter ſich hatte, als einen leeren Zeitvertreib. Leute von ſolchen Begriffen mögen ſich vielleicht einen Vortrag über die Aeſthetik als eine Art von bunter Muſterkarte vorſtellen, da ihnen eine ſchöne Zeugprobe nach der andern mit allerlei eben ſo bunt geblümten Declamationen und Anpreiſungen vorgezeigt wird. Eine ſolche Beſchäftigung betrachtet man dann als eine leichte, angenehme Erholung von ſeinen andern, das verſteht ſich, ungleich wichtigern, ernſthaftern, ſchwerern, kopfbrechendern Studien. Denn jede andere Wiſſenſchaft iſt man geneigt, für ungleich ſchwerer, angreifender, kraft- und ſaftverzehrender zu halten. Allein eine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, meint man, laſſe ſich wie eine Taſſe Thee hinunter ſchlürfen.

Dieſer Wahn veranlaßt Hunderte und abermals Hunderte, ſich um das Studium der Aeſthetik ganz und gar nicht zu bekümmern, und von den eingebildeten Höhen der ſogenannten ſtrengen Wiſſenſchaften, wenn

*) „G. A. Bürger's Lehrbuch der Aeſthetik.“ Herausgegeben von Karl v. Reinhard. Zwei Bände. Berlin, in der Schüppelſchen Buchhandlung. 1825.

nicht gar mit Verachtung, dennoch mit Gleichgültigkeit auf die ästhetischen Wissenschaften und Künste herab zu blicken. Nun kann es wohl nicht schaden, daß sowohl diesen, als auch den Flattergeistern, die auf weiter nichts als Thauschlürfen und Honigsaugen ausgehen, die Köpfe bei Gelegenheit ein wenig zurecht gesetzt werden. Es kann daher auch nicht schaden, gleich bei'm Eingange zu erinnern, daß diejenigen sich gewaltig in ihrer Rechnung betrogen finden müssen, welche nicht die angestrengteste Aufmerksamkeit und Denkkraft zum Studium dieser Wissenschaft mitbringen wollen, oder mitbringen können. Denn sie macht nicht nur einen beträchtlichen Theil der Philosophie aus, und ist daher eben so schwer und wichtig, als jeder andere Zweig derselben, sondern es kommt auch bei der Aesthetik der Umstand hinzu, daß dieser Theil der menschlichen Erkenntniß noch zur Zeit weit weniger auf's Reine gebracht worden ist, als andere Zweige derselben. Es fehlt uns zwar freilich nicht an einer Menge zum Theil sehr vortreflicher und brauchbarer Materialien aus ältern und neuern Zeiten; auch sind in den letzten Zeiten Männer von großen Fähigkeiten und Kenntnissen aufgestanden, welche sich bemüht haben, diese Materialien in gründliche Systeme zusammen zu ordnen. Allein wenn man diesen Vorrath und diese Bemühungen mit demjenigen vergleicht, was in andern Wissenschaften geschah und geschehen mußte, um sie zur gehörigen Richtigkeit, Ordnung und Vollständigkeit zu bringen, so muß man das, was bisher für die Aesthetik geschehen ist, noch für sehr geringe, und bei weitem nicht hinreichend achten für die Schwierigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes. Daher hat es denn schon manchem hellen Kopfe nicht bloß geahnt, sondern es ist auch hin und wieder fast deutlich erkannt und dargethan worden, daß wir uns noch nicht rühmen können, eine rechte, echte, haltbare Aesthetik zu haben. Denn die Systeme, die wir bisher immer dafür hielten, so sinnreich und künstlich sie auch zusammen gefügt seyn mögen, beruhen wohl keinesweges auf so sichern, richtigen, unerschütterlichen, allgemein hinreichenden Grundsätzen, daß sie gegen die Stürme — ja, was sag' ich Stürme? — daß sie nur gegen die Hauche des Zweifels unwankbar aus zu halten vermöchten. — Dieser Umstand muß nun den Vortrag unserer Wissenschaft demjenigen außerordentlich erschweren, der sich bei den bisherigen Theorieen zwar nicht beruhigen kann, gleichwohl aber von dem Gewichte der Schwierigkeiten zu sehr gedrückt fühlt, um etwas Zuverlässigeres und Haltbareres mit Gemüthsruhe aufstellen zu können. Und dies wird vielleicht der Fall seyn und bleiben, bis die neuen Ideen, welche Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft mitgetheilt hat, erst mehr in Umlauf gekommen, von Mehreren eingesehen, durchprüft und in der Wissenschaft benutzt seyn werden. Denn er, wenn irgend Einer, schien berufen, dieser Wissenschaft vollkommene Gestalt und Inhalt zu geben. Bis dahin werden wir uns wohl mit dem Bisherigen, trotz aller Zweifel, aller Ungewißheit und Unzulänglichkeit, so gut als möglich behelfen müssen.

Warum liegt das Feld einer der edelsten menschlichen Wissenschaften so brach? Warum sind so wenige Matadore denkender und empfindender Geister bemüht gewesen, dies Feld ganz, oder doch in einem beträchtlichen Umfange an zu bauen? Die vorzüglichsten lassen sich aus mehreren Jahrhunderten, ja, selbst Jahrtausenden, gewiß sehr sparsam zusammen zählen. Sollte wohl die Zahl so groß seyn, daß man auf jedes Jahrhundert auch nur einen einzigen vorzüglichen Kopf rechnen könnte? Auf jedes Jahrhundert nämlich, das seit der Zeit verfloß, da Cultur des Geistes und des Geschmacks auf einer solchen Stufe stand, daß sie Bemerkung und Namen verdiente? Gewiß nicht! Es wird zum Anbau dieses Feldes eine nicht nur weit über das Gemeine hinausgehende Denkkraft, ein tiefforschender Verstand erfordert, sondern auch die feinste und leiseste Receptivität des Gefühls-Vermögens, verbunden mit dem allumfassendsten Beobachtungsgeiste, verbunden mit der weitausgebreitetsten Erfahrung alles dessen, was Natur und Kunst aus allen Zeitaltern und Himmelsstrichen darbieten. Wie viele solcher Subjekte giebt es aber wohl? Und wie viele hat es ihrer in allen Zeitaltern und Himmelsstrichen gegeben? Und hätte es ihrer auch Viele gegeben, wie Viele haben ihre Talente an die Aesthetik, und vollends gar ausschließlich an die Aesthetik verwendet? Wie vielen vorzüglichen Geistern, ausgerüstet mit gründlicher Philosophie, mit richtigem und feinem Geschmacke, mit Beobachtungsfähigkeit und Erfahrung, ist diese Wissenschaft nur etwas mehr, als flüchtige Nebenbeschäftigung gewesen? — Dazu kommt denn nun, leider! noch der für die Wissenschaft höchst traurige Umstand, daß den Allermeisten von denjenigen, die ihr Hauptstudium daraus machten, gerade alle jene Erfordernisse fehlten. Unreife, dumme, ungehobelte, von der Natur sowohl als von der Erziehung verwahrloseste Buben, aus denen nichts Rechtliches wird und werden kann, die waren und sind es größten Theils, welche in hellen Haufen auf diesem Gefilde herum schwärmen, und eben solche Kindereien darauf treiben, wie die rohe Dorfjugend auf ihrem Spielplatz unter der Linde. Dazu gehört denn freilich, außer ein wenig Temperament, herzlich wenig Fähigkeit und Kenntniß. — Es giebt noch unzählige Menschenkinder, welche das für schöne Wissenschaften halten, wenn Jemand vermittelst ein wenig poetischer Phraseologie ein Paar Verslein zusammen gequält, oder ein elendes Theaterstück und Romänlein heraus gefaselt hat. Hat

er dazu nun vollends erſt ein Dutzend Recenſionen von äſthetiſchen Werken geleſen, und ſich daraus ein wenig Handwerksſprache zuſammen geflickt, ſo iſt der ſchöne Geiſt nach gewöhnlichem Schlage fertig.

Weil nun bisher noch ſo wenig vorzügliche Geiſter ſich mit der Aeſthetik recht ex profeſſo, ſondern höchſtens flüchtig und nur nebenher beſchäftigten, hingegen eine ſo große Anzahl derjenigen, die ſie zum Hauptſtudium machten, wahres Lumpengeſindel iſt, ſo iſt es wohl kein Wunder, wenn in dieſer Wiſſenſchaft noch ſo viel Wichtiges und Schweres zu thun übrig iſt, daß die Bemühungen eines einzigen, ſelbſt vorzüglichen Kopfes kaum hinreichend zu ſeyn ſcheinen. Ob ſich nun deren mehrere ſo bald finden und daran machen werden, das iſt eine große Frage. In unſerm juriſtiſch-politiſch-ökonomiſch-merkantiliſchen Zeitalter bringt die Aeſthetik verzweifelt wenig ein. Nicht die Ariſtoteles, die Quinctiliane, die Home, die Baumgarten, die Mendelsſohne, die Leſſinge, die Engel, die Kante und Herder, ſondern Köche, Schlächter, Bäcker, Fabrikanten, Schneider u. ſ. w. ſind unſere liebſten Aeſthetiker; und unſere Werke des Geſchmacks muß man in Kellern, in der Speiſekammer, in der Garderobe, im Pferdeſtalle, ja, wohl gar im Hundeſtalle ſuchen. Und weil die Aeſthetik kein Geld einbringt, ſo bringt ſie nicht nur keine Ehre, ſondern an manchen Orten, wo die Goldmuſik jeder andern vorgezogen wird, bringt ſie wohl gar eine Art von levis notae macula, von Infamie zu Wege. An ſolchen Orten hat der Zaunpfahl einen höhern Werth, als der Apoll von Belvedere, und der armſeligſte Butter- und Brodbeſtiſſene bildet ſich auf dasjenige, was er weiß und kann, ungleich mehr ein, als nur immer die Homere, die Sophokles, die Pindare, die Shakſpeare, die Klopſtocke u. ſ. w., als die Ariſtoteles, die Leſſinge, die Kante u. ſ. w. auf dasjenige ſich ein zu bilden berechtigt wären, was ſie zur Erhebung und Veredelung der menſchlichen Natur darſtellten und abhandelten."

So weit Bürger, dem man hier, wie ſonſt, einige Kern-Ausdrücke ja wohl leicht verzeihen wird.

Berlin. Karl v. Reinhard.

Todes-Anzeige eines —?

„Der Engel des Todes hat mir den Engel des Lebens, meine 9jährige Gattin (mit der ich dieſe 9 Jahre, wie man wohl zu ſagen pflegt, wie Gott in Frankreich gelebt habe) auf das Unbarmherzigſte von der Seite geriſſen. Sie ſtarb am 14ten dieſes in dem Schooße der Ihrigen, auf dem Gänſemarkte Nr. 103, zwei Treppen hoch, in dem Alkoven linker Hand. Wer die Zärtliche kannte, wird ihr eine Thräne auf dem Gottesacker zu St. Stephani nicht verſagen, und ſie mit Beileidsbezeugungen gütigſt verſchonen. Der Gedanke, daß der Entſchlafenen Krankheit Gottlob nicht gefährlich war, und daß es leider mehrere Menſchen giebt, die der Sterblichkeit unterworfen ſind, richtet mich gebeugten Wittwer empor. So lange ſie todt ſeyn wird, mag ich an dies mich betroffene Malheur nicht ferner denken."

Hannover. Georg Harrys.

Dem Boshaften.

Dein Witz, du Frecher, gleichet der Rakete,
Die zur Bewund'rung in die Höhe fährt,
Dann auf dein Glück ſich ſtürzt, die Lagerſtäte,
Dein Brod und deinen Stab verzehrt.

E. D.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Hinter uns in dem Abgrund der Vergangenheit ſind die Sturmfluthen und die von denſelben angerichteten Verwüſtungen verſunken. Faſt die Erinnerung daran iſt bei der Menge erloſchen. — Neuer Beweis, daß Vergangenheit und Vergeſſenheit bei dem Haufen gemeiniglich ſynonim ſind. Tauſende — das Gerücht nennt die Summe von einer halben Million Mark — ſind auf der Nähe und Ferne zum Wiedererſatz verlorner Habe für die Verunglückten eingegangen, und es iſt nicht anders zu erwarten, als daß die zu ſolchem Zwecke aus der Mitte unſers Bürgervorſtandes ernannte Commiſſion mit eben ſo weiſer Umſicht, wie milder Sorgfalt, die reichlich geſpendeten Gaben auf das Beſte vertheilen werde. — Jetzt überläßt ſich hier Alles faſt nur dem Genuſſe der anmuthigen Frühlingsluft, die uns erquickt. Alles will ſich nur am ſproſſenden Grün erlaben; Alles flieht die, wenn zwar düſtern, doch eben deshalb nicht minder ehrwürdigen Mauern der mehr als tauſendjährigen Stadt, um in deren Vorſtädten, die von Jahr zu Jahr an reizenden Anlagen und Anpflanzungen gewinnen, oder in nahe gelegenen Dörfern eine Sommer-Wohnung zu beziehen. Wer nun nicht in eigner Equipage dort hinaus rollen kann, ja wenn die Lohnkutſche dahin noch zu theuer iſt, der hilft ſich mit den Droſchken, oder zu ſtundenweiten Entfernungen mit der Stagecoach, den beiden Fuhr-Entrepriſen eines in dieſem Geſchäfte überaus thätigen Mitbürgers, des Herrn John Andiv, der durch dieſe bei uns eingeführten Fiacres allerdings keinem geringen Theil unſerer Einwohner die ſonſt ſo ſchwere Kunſt lehrt — wohlfeil zu leben; mindeſtens wohlfeil zu kutſchiren. Um der Marter willen, welche die armen Gäule dulden müſſen, die, einzeln vor ſolche ziemlich ſchwere Droſchken-Karren geſpannt, außer dem rüſtigen Führer oft zwei, ja drei Perſonen ziehen müſſen, ſteht zu wünſchen, daß der Eigner dieſer Droſchken durch ſeine Induſtrie es dahin bringe, ſeine Fuhrwerke durch — Dampf zu treiben! Spielt doch der Dampf in unſern Zeiten eine ſo wichtige Rolle, daß wir es füglich nicht das eiſerne oder bleierne, ſondern theilweiſe das papierne, theilweiſe das Zeitalter des Dampfes nennen können. Sonſt wurde Hans Dampf gebührend verlacht, nach Umſtänden wohl gar verachtet: jetzt iſt das Alles ganz anders, und wäre Dampf ſchon Rauch, ſo würde der Welt Ende, das ja durch's Feuer herbeigeführt werden ſoll, nicht weit ſeyn können, wenn anders das Sprüchwort: „Wo Rauch aufgeht, iſt Feuer nicht weit" — im mindeſten bei Ehren bleiben ſoll. — Bei den erwähnten, etwas anticipirten Sommer-Vergnügungen ſind natürlich unſere ſtädtiſchen Luſtbarkeiten beinahe ſo gut wie gar nicht vorhanden. Die Winter-Caſſino's haben aufgehört; Suhr's optiſche Panoramen ſind geſchloſſen; unſer Schauſpielhaus ſteht verödet, denn

es zählt an manchem Spiel-Abend kaum hundert Zuschauer. Joseph Liebich, der Inhaber des trefflichen Kunst-Kabinets, das heilige Gemälde der berühmtesten Meister in höchster Vollendung in Wachs ausgeführt plastisch darstellt, ist abgereiset, geht, wie wir vernehmen, nach Berlin. Möge er dort verdiente Anerkennung seines künstlerischen Strebens finden! — Die hiesige lithographische Anstalt hat das wohlgetroffene Bildniß der beliebten Sängerin, Mad. Krüger-Aschenbrenner (von Gröger gezeichnet), in einem Folioblatt herausgegeben. Da es bei Portraits hauptsächlich auf sprechende Aehnlichkeit ankommt, so gehört dies Blatt zu den gelungensten in seiner Art, wiewohl der Zeichner in Hinsicht des pittoresken Ausdrucks der Mängel genug daran auffinden dürfte. Wie weit sind wir Norddeutsche noch in Behandlung der Steinzeichnungen hinter unsern südlich wohnenden Landsleuten zurück! Ob von G. Engelmann's treflichem Werke, betitelt: „Manuel du dessinateur lithographe etc. 2. Edition, à Paris, 1824", wohl eine gute, mit Sachkenntniß verfertigte deutsche Uebersetzung vorhanden ist? Fürwahr! wenn das nicht der Fall ist, so müßten deutsche Lithographen, die der französischen Sprache nicht mächtig sind, der landsmannischen Feder Dank wissen, die sie mit jenem auf reiche Erfahrungssätze begründeten Werke vollständig bekannt machte. Unbedingt Jeder, der sich mit Lithographie beschäftigt, sollte jenes Buch gründlich studiren; das Gelernte aber auch gehörig anwenden. — „Tiresias, prophetischer Karten-Almanach, mit Abbildungen nach Antiken", heißt ein neues Kartenspiel, von welchem die durch ihre optischen Panoramen rühmlich in Europa bekannten Gebrüder Suhr die Erfinder, Zeichner und Verleger sind. Das Spiel besteht aus den bekannten 52 Kartenblättern, jedoch ist jedes Blatt mit irgend einer mythologischen Person bezeichnet, und die Bedeutung derselben durch eine sinnvolle Erklärung, zum Theil in Versen, den Karten beigelegt. Es kann nicht fehlen, daß diese Blättchen manchen unterhaltenden Scherz in frohen, harmlosen, geselligen Unterhaltungen herbeiführen müssen, besonders wenn eine hübsche junge Dame, der es nicht an Witz und Scharfsinn gebricht, die weissagende Sybille macht, die zu diesem Spiele freilich erfordert wird. — Die erläuternden Verse zu diesem „Tiresias" sind von dem zuerst bei uns, nunmehr auch in Berlin als Improvisator bekannt gewordenen Dr. W. Wolff, und dem Zwecke völlig entsprechend.

Unsere Bühne steht gegenwärtig, wie ich schon oben bemerkte, fast ganz verwaiset, theils durch den überaus geringen Zuspruch, theils durch die Abwesenheit mehrerer beliebten Mitglieder, zu denen vorzüglich Hr. Glon und Hr. und Mad. Lebrun gehören. Ersterer reisete nach Berlin, Letztere gastiren in Riga. Erst der Junius-Monat führt uns diese drei, für jetzt unentbehrlichen Stützen unsers Theaters wieder zurück. — Mit Gasten sind wir bis diesen Tag noch nicht überhäuft worden; dennoch steht zu fürchten, daß bei etwas vorgerückter Jahrszeit dies Elend uns eben so wieder heimsuchen werde, wie im vorigen Sommer. Bis jetzt sahen wir nur Hrn. Jerrmann, vormals Mitglied des Leipziger Theaters und Fräulein Kiel, erste (?) Sängerin der Braunschweiger Stadtbühne. Hr. Jerrmann gab den „Franz Moor", den „Stepanow" („Benjowsky") und den „Sultan" („Zrinn"). Am gelungensten war wohl sein „Franz", wiewohl auch dieser viel zu sehr auf bloßen Effekt berechnet war; besonders geschah dies in der Scene vor dem Bilde „Carls", und in der darauf folgenden mit dem alten „Daniel". Dies mehrmalige Hinstürzen, das am Boden wühlen, das Umherschleudern, was Hr J. hier zu Tage legte, zeugte von Inconsequenz in der Charakter-Auffassung und tödtete jeglichen Effekt der Schlußscene vor dem Thurme — denn dort erst stürzt „Franz", nach des Dichters Willen, zusammen, und zwar, nachdem er, wiewohl vergebens, wüthend in seine Ketten biß. Vortrefflich gab Hr. J. die Gartenscene mit der „Amalia". Wir müssen gestehen, daß wir selbst Devrient in jener Scene nicht wahrer gefunden haben. „Stepanow" ward offenbar zu leicht von unserm jungen Gaste behandelt. „Stepanow" ist kein rasender Jüngling mehr, kein Schwatzer, kein Poltron; doch schimmerte bald dieser, bald jener aus Hrn. J's. Darstellung durch. Kunstvoll in der Anlage war „Sultan Saladin" in Körner's „Zrinn;" nicht so in der Ausführung, wenigstens nicht durchgängig. Die Tinten der Deklamation wie der Aktion wurden im ersten Akt offenbar zu stark aufgetragen. Wenn „Saladin" als körperschwacher Greis so gewaltig um sich ficht und schreit, was mag er dann im männlichen kräftigen Alter für Geberden gemacht haben? Muß er dann nicht Zerrbild gewesen seyn? und wozu solche Unding in einer Tragödie? wozu überhaupt dieselben auf der Bühne? Scheint es doch, als ob Effekthascherei Grundgesetz selbst unserer wenigen denkenden Schauspieler werden wolle, oder gar schon geworden sey! Denn Hr. J. ist wirklich ein denkender Mimiker; sein „Franz Moor" beweist das theilweise, seine Schlußscene des „Saladin" beweiset es zur Genüge, und doch scheint auch Er die Hervorbringung des Effekts, selbst auf Kosten der Wahrheit, ja sogar der Wahrscheinlichkeit, nicht zu verschmähen. — Demoisl. Kiel, die sich auf den Anschlage-Zetteln als die erste Sängerin des Braunschweiger Theaters gab, ließ bei etwas schwacher, jugendlicher Stimme eine recht gute Gesangschule vernehmen, und gefiel besonders als „Sargines, Sohn;" wiewohl sie den viele Jahre unter uns mit Beifall gekrönten, leider! nunmehr verewigten Gerstäcker bei weitem nicht in dieser Partie erreichte. Einige Theaterfreunde — so nennt sich eine obscure, anonyme Gesellschaft, die sich in den hiesigen täglichen Anzeigeblättern vielfältig mit allerlei Bitten, Anforderungen und Anfragen an die Direktion unsers Stadt-Theaters wendet, ohne ihrem wahren Berufe dazu jemals bethätigt zu haben — meinte in einer ähnlichen Anforderung durch jene Anzeigeblätter, die Direktion habe nichts Eiligeres zu thun, als die Demoisl. Kiel sofort für unsere Bühne zu engagiren; zumal da diese Sängerin gar nicht abgeneigt sey, solches Engagement ein zu gehen. In der That ist die Solidität unserer Bühnen-Direktion weit und breit bekannt, auch die Ehr- und Merkwürdigkeit der Hamburger Theater-Bretter gewichtig genug, um Schaaren von Schauspielern und Schauspielerinnen geneigt zu machen, bei dem Hamburger Theater Engagement an zu nehmen; aber Wehe der Direktion, wenn sie allen diesen Neigungen fröhnen, allen obscuren Anforderern sofort Gehör geben wollte! Es möchte dann doch bald um die Solidität der Direktion, ja um die Ehre der alten Bühnen-Bretter geschehen seyn! — Neues in der dramatischen Schriftstellerwelt ward uns hier wenig oder gar nichts vorgeführt; nichts was der Mühe werth wäre, besonders erwähnt zu werden. „Der Prinz und der Kammerpachter", von Steinau, ein Lustspiel in drei Akten, ist ein mattes Produkt holperigen Dialogs über vielverbrauchte Situationen. Zwei Priester Thaliens, die auf der Wanderung zu ihrem Berufe — sie wollen nämlich als „Prinz" und „Martineli" in „Emilie Galotti" auftreten — schürzen den Knoten; aber es fehlt ihnen dabei an aller Genialität, und nur des Einen (des Prinzen) schaafmüthige Gutherzigkeit rettet sie vor dem — Ausgepfiffen. Daß unser Direktor Schmidt den „Gastwirth zum rothen Ochsen", der keine unbedeutende Rolle in jenem Lustspiele spielt, zu einer höchst drolligen Figur aus eignen Mitteln umgeschaffen hat und darstellte, kann dem eigentlichen Verfasser des Lustspiels nicht zu Gute gerechnet werden. — „Asinus asinum fricat, oder die beiden Hofmeister", Lustspiel in einem Akt, † † †, ist eine zweite Neuigkeit für uns — gewesen. — r.

Beilage: Bemerker Nr. 15. und Blatt der Ankündigungen Nr. XIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 15. 1825.

Beilage zum 87sten Blatte des Gesellschafters.

Poetisch-politische Seherei.

Als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Antagonismus der Osmanen zu dem Geiste von Europa in's lamyende Leben trat, und Mancher damals die noch schlummernden Griechen heimlich und öffentlich anfrief, das Joch ihrer Unterdrückung ab zu schütteln: da fehlte es nicht an poetisch-philosophisch-politischen Gemüthern, die sich, es mit der Menschheit redlich wohlmeinend, gern ihren schönen Traumen überließen. Die Morgenröthe der Freiheit fing nur eben erst an, uns in der Emancipation der nordamerikanischen englischen Colonien schwache Strahlen zuzuwerfen; keine französische Revolution hatte noch ihren Namen entheiligt, kein Ultraismus spukte in den Köpfen des Pobels, im Staube des Throns oder im Lehrigt der Nationen.

Ein französischer Philosoph (s. Mercier's „bonnet de nuit"), verzückt in die classische Erinnerung an jenes alte Land der Grazien und Musen, wollte sogar aus der Trefflichkeit des Clima's und des Bodens die Vorzüglichkeit der Nation folgern und darthun. „Man hat", sagt er, „allerdings im brennenden Sande und in dem ewigen Eise Menschen von Genie geboren werden sehen; aber genialе Menschen sind immer und überall nur Ausnahmen von der Ordnung der Natur. Das günstigste Clima für die schönen Künste scheint gewiß dasjenige, wo eine reine Luft den fruchtbaren Boden umgiebt, wo das zugleich reizende und erhabene Schauspiel der Natur der Seele große und dichterische Bilder zuführt und einflößt, und die Fülle köstlicher Früchte und Vegetabilien zum Theil jenen vorherrschenden Fleischgenuß ersetzt, der das Blut der Menschen scharf macht und ihre Leidenschaften empört. Eine gesunde und erfrischende Nahrung verleiht dem Geiste eine gewisse Feinfigkeit und Durchsichtigkeit, die ihn geschmeidig und erfinderisch macht. Griechenland, von dem Himmel mit dem schönsten Clima begünstigt, hat die trefflichsten Menschen hervor gebracht, welche in der Geschichte glänzen, und es ist ohne Zweifel die mit edlen Wohlgerüchen durchzogene Luft dieses Erdstrichs, die ihren Bewohnern die schöne Haltung und jene unnachahmliche Frische der Empfindung giebt, welche den Geschichtschreiber, den Bildner, den Philosophen, den Architekten und den Dichter gleich merkwürdig auszeichnet." — Man könnte sich fast versucht fühlen, sich von der Beredsamkeit des gallischen Sophisten verführen zu lassen, fielen einem deutschen Denker nicht die Zeiten des griechischen Kaiserthums ein, die uns auf diesem herrlichen Boden eine so kleinliche, in dem tiefsten Aberglauben versunkene und entartete Nation zeigen, daß sogar die jetzige Generation sie an menschlicher und sittlicher Würdigkeit weit übertrifft. Es scheint in der That, als habe das Feuer der Verfolgung sie von manchen dieser schlimmen Flecken gereinigt und fähig gemacht, sich an der Hand der Freiheit wieder zu den Tugenden ihrer großen Altvordern auf zu richten.

Aber mit Kopf und Herz einverstanden, folgen wir dem begeisterten Franzosen, wenn er sich den Betrachtungen und Hoffnungen überläßt, zu welchen ihm der damalige Zusammenstoß der streitenden Weltkräfte Anlaß gaben.

„O Vaterland der Künste und Wissenschaften!" ruft er aus; „was wird dir aus dieser Sündfluth von Waffen und Kriegern, welche zwei mächtige Reiche aus zu strömen bereit sind, für Heil erwachsen? Wann wird die Hauptstadt Attika's, die Alles, bis auf ihren Namen sogar, verloren hat, aus ihren Trümmern erstehen? Wie schön, wie geziemend, wie gottähnlich war' es von den Herrschern der Welt, ihr ihre Freiheit, ihre Sitten, ihre Spiele wieder zu geben! Ihr Genius wurde mit ihren Theatern neu geboren werden. — Wenn ich, von der Geschichte dieses einzigen Volkes, das unserm ganzen Erdtheil das Geschenk der Civilisation gab, in dankbarer Erinnerung erfüllt, jene unsterblichen Denkmale betrachte; wenn das Parthenon, der Schutzgöttin Athens geheiligt, wenn der Thurm des Redners der Redner, Demosthenes, die Wiege des Zeus, das Orakel von Delphi, die Säule mit dem Namen des Leonidas und der dreihundert Spartaner von Thermopylä, wenn jene Hallen und Garten der Akademie, wo die Philosophie sich mit der Poesie verschwisterte, vor meinen geistigen Augen in aller Pracht ihrer alten Herrlichkeit empor steigen: Ach! dann zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben möcht' ich es bedauern, nicht einer der Erdengötter zu seyn, um das alte Athen von dem Joche der Osmanen befreit zu sehen, und es mit einer neuen Colonie zu bevölkern, die seinem Geiste gemäß wäre. — Ach, warum sollte eine großmüthige Hand dem alten Stamme nicht auch seine Bluthenzeit wiederbringen können? — Die Trümmer Griechenlands sprechen noch heut zu der ganzen civilisirten Welt, und jedes Gemüth, das den Funken der Kunstliebe in sich trägt, strebt jenen Gegenden zu, wo das Genie so kräftige Wurzeln gefaßt hatte. Die alten Eroberer dahnten dem Strome der Barbarei ein breites Bette; die aufgeklärten Eroberer unserer Tage könnten die Verwüstungen der Zeit hemmen, ihre Spuren vertilgen, und so ihr blutiges Handwerk heiligen, indem sie dem Glück geböten, das die Schicksale der Reiche und der Völker bestimmt."

Der sanguinische Franzose sieht nun schon im Geiste den heiligen Georg aus dem Tempel des Theseus fliehen, und eine Schule griechischer Philosophen an der Stelle der Mönche des heiligen Basilius. Wir aber, die wir auf den Schultern der Erfahrung einer verhängnißvollen, hochwichtigen, entscheidenden Zeit stehen, deren Morgen damals erst angebrochen war: wir dursen und wollen uns höheren und schöneren Hoffnungen überlassen. Die Freiheit neuerer Zeit, die, von den Lehren des Christenthums geheiligt und gereinigt, zuerst uns von jenseits des atlantischen Weltmeers zuwinkte; sie, die in Republiken wie in gesetzlich geregelten Monarchien gedeiht, und in diesen vielleicht die noch schönere Blume treibt: diese Freiheit wird endlich auch ihre alte Wiege wieder besuchen, und neben ihr einen noch würdigeren Tempel errichten.

Mußte nicht vielleicht Alles so kommen, wie es gekommen ist? — Würde den wiedergeborenen Griechen ihre Vereinzung

vom Joche der Türken so theuer seyn, wenn sie ihnen von fremder Macht geschenkt, wenn sie nicht mit ihren eigenen Anstrengungen erworben und mit ihrem Blute befestigt worden wäre? — Erkennen wir den Wink der Vorsehung, so laßt uns niederfallen und anbeten! — Wer von uns hatte im Jahr 1813 oder auch nur noch im Beginn 1814 geträumt, was wir seitdem gesehen haben? Der Eigensinn, der damals den sinkenden Weltherrscher verblendete, scheint jetzt auch die Pforte zu umnebeln.

Wir aber, die wir Zuschauer eines großen Schauspiels sind, wollen uns wenigstens das Recht nicht verkümmern lassen, zu klatschen oder zu pochen. Nyno.

Ausschluß von den Xenienstümpern in Nr. 10, 12 und 13 des „Bemerkers".

(Von dem dritten der Sechsundzwanziger, der noch um das Wort bittet.)

An H. Stieglitz.

Saß an den Ufern des Rheins und dacht' an meine Romanze,
Als dein Xeniengruß drang in mein stattliches Ohr.

Schnellfingerigkeit.

Dreißig Xenien hast du in wenig Monden geschrieben?
Freilich, man merkte die Hast an der unzeitigen Frucht.

Der Dritte und Letzte.

Zwar dich haben seitdem zwei Xeniendümper gegeißelt,
Doch, wo flöhest du hin, stundt' ich, der Meister, dich aus.

Die Verwässerer!

Hab' ich auch sechzig nur an ihr Halbtausend zu fordern,
Sind sie den Perlen doch gleich unter die Gerste gemischt.

„Von der Mittelstraße rettet sich kein Mensch."

Nächte hab' ich verbracht mit bedächtigem Glätten und Feilen,
Doch wer findet das Gold „unter der Masse des Schlamms?"

Große Worte hin und her.

Einer rühmt sich und beut großsprecherisch eine für dreißig;
Muß denn der Schwächste durchaus immer der Eitelste seyn?

Wunderlicher Schluß.

Durcheinander gewürfelt bespickt er Gedanken mit Unsinn,
Dichter wähnt er zu seyn, weil er nicht Kritiker ist.

Wer soll nicht richten?

Aber er recensirt nun für die politische Zeitung;
Dazu hat sie gewiß nicht die Politik gebracht!

Er spricht:

„Wenn uns auch das, was wahr ist, noch eben heute nicht klar ist,
Daß wir es wollen, was wahr, das ist doch wenigstens klar."

Verdammt wenig!

Dieses erhabene Wort vermochte den Finken zu rühren,
Der nach dem Richter-Diplom eben noch höhnisch gefragt.

So zwitschern die Jungen.

Daß sich der Wassermann hielt, das wundert ihn? Aber nun frag' ich,
Wer es begreifen soll, wenn er es selbst nicht begreift?

Ungesalzen.

Zweimal hat er bemerkt, es sey dienlich, Salz zu verbreiten,
Unter den dreißigen auch hat er's nicht einmal gethan.

M. N.

Deine Waare, sie kann nur den Werth des Ganzen vermindern,
Bring' sie einzeln zu Markt, schwerlich wohl wirst du sie los.

Ludw. Robert.

Fürchte dich nicht vor ihm und dem giftigen Spotte des Meisters,
Schlaf' in Ruhe, der Aar stellet den Mücken nicht nach.

Neugier.

Anseh'n möcht' ich ihn wohl den Zug nach den Messen und Märkten,
Wohl ein drolliger Spaß, Esel auf Esel gesetzt.

H. Stieglitz an E. Große.

Singet nun an den Kumpan, der, seinen gordischen Knoten
Recht zu lösen, wohl mehr braucht als ein griechisches Schwert.

N. N. oder W. M.

Irrst dich im Namen wohl? Ich ehre den Sänger der Griechen,
Aber den anderen M. kenn' ich als Kritiker nur.

Die saubere Gesellschaft.

Weil ihr euch aber zumal in Baren und Esel verwandelt,
Hab' ich künftig nicht Lust, Messen mit euch zu besuch'n.

Die schöne Romanze.

Eine Romanze gedacht' ich im Laufe des Jahrs zu vollenden,
Aber nun gönn' ich euch nicht dieses vollendete Werk.

Vereitelte Hoffnung für 1827.

O wie ist Deutschland doch um diesen Verlust zu beklagen!
Denn nun schreib' ich sie nicht! Ueber euch komme die Schuld!

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Ew. Wohlgeboren ersuche, wenn ich, wider alles Vermuthen, mich nicht irre, nachstehende Zeilen gefälligst im folgenden „Bemerker" Ihres „Gesellschafters" inseriren zu lassen.

Enträthselung des Rösselsprungs.

Vorwort. Mein lieber Bemerker, der du sonst Alles bemerkst, erlaube mir die Bemerkung, daß du diesmal nicht genau aufgemerkt hast. Denn dir unbemerkt hat der Setzer *) seine tauben Nüsse, Druckfehler genannt, die leider überall sehr bemerkbar sind, dir verehrt, ohne daß du bemerkt hattest, es würde erst einer Anmerkung bedürfen, um dir bemerklich zu machen, es sey unvermerkt in der merklich in die Augen- und Rösselspringenden „ergebenen Bitte" statt „Lust" fälschlich „Luft" und „wird's" klein, statt mit einem bemerkbaren großen Anfangsbuchstaben gedruckt worden. Hast du nun so die bemerkenswerthen ungerathenen Setzerkinder, die doch wohl gerade nicht als Merkwürdigkeiten gelten sollten, verwiesen, so glaube ich alsdann den wahren Sinn der bittenden Sprünge (mochte der, die oder das, wem es gilt, doch aufmerksam darauf merken!), wie folgt, bemerkt zu haben:

Uebersetzt nur unverdrossen,
Was die Bühnen Frankreichs bieten,
Um die Wette ziehet Nieten
Aus dem Schubsack Wiener Possen;
Wird's dereinst zugeschnitten,
Ist doch nichts daran verloren;
Ein's nur bitt' ich, ungeschoren
Laßt den Spanier und den Britten.

O	e	e	i
i	i	u	b
d	d	g	p
L	r	w	L

*) Der Setzer ist unschuldig, der Abschreiber sündigte. D. H.

Zusatz von dem Verfasser des Rösselsprungs.

Wie es scheint, bildet hier der Name des Enträthselers*) ein neues Rathsel. Da Er jedoch die Buchstaben, wie man sich leicht überzeugen wird, nicht nach dem Gesetz des Rösselsprungs versetzt, auch nicht beliebt hat, irgend eine Bemerkung über die Art, wie man hinter sein Geheimniß kommen könne, bei zu fügen; so halten wir uns ihm zu keinem Gegendienst verpflichtet. Bemerken müssen wir jedoch, daß es uns geschienen hat, als ob die Ordnung, in welche die Buchstaben zurück zu führen, sich ergeben werde, wenn man die sechszehn Fächer des Quadrats mit den Zahlen von Eins bis Sechszehn so numerirt, daß die Summe der in den vier Fächern der vier an den Schenkeln der mittleren Horizontal- und Vertikal-Linien rechte Winkel bildenden Quadrate, so wie in dem durch die vier mittleren Fächer gebildeten Quadrate vertheilten Zahlen einander gleich sey. Haben wir uns nicht geirrt, so dürfen wir das mystische Quadrat den wißbegierigen Lesern des „Bemerkers" als ein neues Rathsel stellen, in dem sehr möglichen entgegengesetzten Falle aber ersuchen wir den Einsender um ein gefälliges „Merkzeichen".

K. Simrock.

*) Könnte heißen: Oedip: Ludwig Liber. D. H.

1825. No. XIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

In unserm Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach
für
das Jahr 1826.
Herausgegeben
von
Julius Curtius.

Dieser neue Musen-Almanach hat, namentlich auch durch die darin enthaltenen Xenien, in verschiedenen Zeitschriften schon sehr entgegen gesetzte (lobende und verdammende, zahme und wilde) Beurtheilungen und lebhafte Zwistigkeiten veranlaßt, so daß in der Lesewelt ein reges Interesse dafür begreiflich ist.

Ludwig Robert's
Kassius und Phantasus
oder
der Paradiesvogel.
Eine
erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen; nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry.
Preis: 20 Gr.

Der Verfasser, als höchst geistreich bekannt, hat in diesem parodirenden und ironisirenden Werke eine sehr unterhaltende Burleske und zugleich eine sarkastische Kritik des jetzigen Zustandes der deutschen Bühne geliefert: die öffentlichen Beurtheilungen empfehlen dieses Witzspiel als eine originelle literarische Erscheinung.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Kleine deutsche Sprachlehre für Frauenzimmer und Nichtgelehrte, oder kurze und faßliche Anweisung, unsere Muttersprache nach ihren Hauptregeln richtig sprechen und schreiben zu lernen, herausgegeben von Dr. Wilhelm Bruns.

Minden, 1825. In Commission der Meyerschen Hofbuchhandlung in Lemgo. kl. 8. 9 Gr.
Schreibpapier 11 Gr.

Die vielen Sprachfehler, die von so vielen, dem Anschein nach gebildeten Deutschen gemacht werden, und die für jeden Sachverständigen wahre Dissonanzen sind, haben den Verfasser veranlaßt, diese Anweisung zum richtigen Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache für Frauenzimmer und Nichtgelehrte herauszugeben. Zu dem Ende hat er sich bemüht, um auch für diejenigen verständlich zu seyn, die ohne Hülfe eines Lehrers durch dieses Buch ihre Sprache berichtigen wollen, die vielen grammatikalischen Kunstausdrücke, die in andern deutschen Sprachlehren vorkommen, zu vermeiden. Das Buch eignet sich aber nicht nur zum Selbstunterricht, sondern auch zum Schulgebrauch in Mädchen- und höheren Bürgerschulen, und auch in dieser Beziehung glaubt der Verfasser sich der nöthigen Deutlichkeit befliſſen zu haben. Der Plan, nach welchem das Buch bearbeitet ist, ist neu, obgleich der Verfasser selbst schon beinahe zehn Jahre mit dem glücklichsten Erfolg nach seinem Manuscripte die weibliche Jugend unterrichtet hat.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebesharfe,
Gegensätze des Lebens und der Liebe in Erzählungen
von
Wolfgang Adolph Gerle.

Zwei Bändchen in 8., jedes über 22 Druckbogen stark, elegant brosch. 2 Thlr. 16 Gr.

Herr Prof. Wolfg. A. Gerle hat sich durch seine treflichen Leistungen im Gebiete der erzählenden Romantik und der modernen Novelle einen so ausgezeich-

neten Ruhm sowohl im Inn- wie auch im Auslande erworben, daß wir nur dieses Umstandes erwähnen dürfen, um auch seiner gegenwärtigen geistreichen Gabe allenthalben den besten Eingang zu verschaffen. Wirklich enthält auch die „Liebesharfe" eine solche mannigfaltige schöne Auswahl, und einen so reichen unterhaltungsvollen Novellenschatz, daß wir sie zufolge dem Urtheil der competentesten Richter zu seinen vortrefflichsten Schriften zählen können. Das reine innere mannigfaltige Leben der Liebe in ihren verschiedenen Beziehungen und moralischen Anwendungen ist die Tendenz dieser anziehenden Erzählungen, welche bald im humoristischen Gewande, bald im ernsteren Charakter des höheren Lebens als schöne Erscheinungen an dem Auge des Lesers vorüber ziehen und gewiß Niemand unbefriedigt lassen werden. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut und eine splendide Edition veranstaltet, welche die beliebte Ausgabe der „Stundenblumen" der Frau v. Chezy an Eleganz leicht noch übertreffen dürfte, und schmeichelt sich daher wohl mit Recht, dem lesenden Publikum in diesen Erzählungen ein eben so anziehendes als schönes Buch um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis in die Hände zu geben.

Nachstehende, theils kriegswissenschaftliche, theils für Militair-Personen vorzüglich interessante Schriften, sind in den letzteren Jahren in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg. 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 10 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1824. 2 Thlr.

Leithold, M. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thle. 12 Gr.

Menu von Minutoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor: mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Heren General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

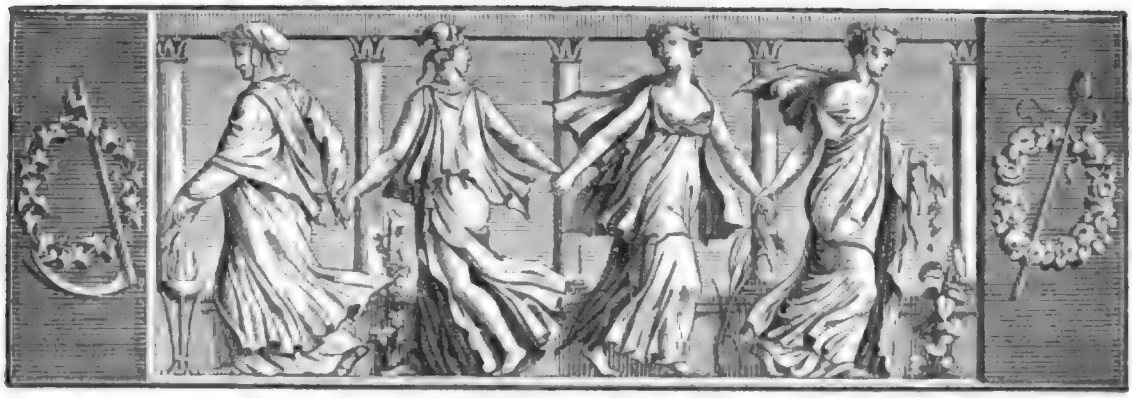
— Anweisung zum ökonomischen Aufnehmen und Separiren ohne künstliche Werkzeuge: für diejenigen, welche keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen, mit den dazu gehörigen Tabellen und 6 Kupfern in Fol. 1821. 1 Thlr.

Roblwes, J. N., Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Mit 2 Kupf. 3te verb. Aufl. 1819. 1 Thlr.

— Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie. 1816. 6 Gr.

Stuhr, Dr. P. F., Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1ster Theil. 1819. 2 Thlr. 8 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 3. Juni. 88ſtes Blatt.

Der Commiſſair.

(Aus Nachlaß-Papieren.)

Glücklich und klug hatte ich mich 1813 und 1814 dem Kriegsdienſte entzogen; denn ich war überzeugt, daß ich das bedeutende Vermögen, welches die gute Fortuna mir zugewendet, viel angenehmer mit zwei Händen und zwei Beinen verzehren könne, als wenn durch eine verwünſchte Franzoſen-Kugel ein Manquement eins dieſer höchſt brauchbaren Theile des menſchlichen Körpers entſtanden wäre. Auch fand ich es ganz der Klugheit gemäß, zu Hauſe zu bleiben, während die Andern ſich ſchlugen. Meine Mitbürger, und deren hatte ich eine bedeutende Menge, da ich in einer großen Stadt wohnte, wollten dieſe meine Klugheit durchaus nicht gutheißen. Sie ſprachen von Mangel an Vaterlandsliebe, an Muth und was dergleichen mehr war. Ja, Einige ſtreckten ſogar den Zeigefinger gegen mich aus, wenn ich auf der Straße ging. Dabei blieb es nun zwar; das Gerede war mir aber, obgleich ein kluger Mann auf das Geſchwätz der Leute nichts geben ſollte, dennoch ſo zuwider geworden, daß ich herzlich froh war, als es endlich durch das ganze Land ſcholl: „Friede!“ Nun hatte ich doch nicht mehr nöthig, gleich dem gemeinſten Kerl die Muskete zu ergreifen, und durfte hoffen, endlich der Sticheleien überhoben zu ſeyn. Aber, o weh! wie hatte ich mich geirrt; denn als die Truppen aus dem Felde zurück kamen, da wurden der ſpitzigen Redensarten ſo viele, und jede einzelne ſo derb, daß mich nur mein Vermögen darüber zu tröſten vermochte. Aber das Maaß meines Unglücks ward erſt voll, als der kaum Gezähmte von Elba zurück kehrte und die Fackel des Krieges noch einmal grimmig ſchwang. Jetzt blieb mir, das ſah ich wohl ein, nichts übrig, als auch mit in das Feld zu ziehen. Ich liebte mein Leben aber viel zu ſehr, um es ſo mancher Gefahr ganz ohne Ausſicht auf Vortheil aus zu ſetzen. Ich bewarb mich daher um den Poſten eines Commiſſairs, den ich immer als einträglich und bequem hatte rühmen hören. Mein Geld, das ich bei dieſer Gelegenheit nicht ſchonte, half mir glücklich zum Ziele, und ich war innig froh, als ich mich in dem neuen Stande ſah, der mir erlaubte, dem Feldzuge mit Sicherheit und Bequemlichkeit bei zu wohnen. Ich triumphirte, und baute ein Schloß über das andere in die Luft.

Wer mir damals geſagt hätte, daß mich als Kriegs-Commiſſair herberes Mißgeſchick erwarte, als manchen gemeinen Soldaten, dem hätte ich als einen Tollen in's Geſicht gelacht, und dennoch ſollte es ſo ſeyn. — Ach, wie bitter habe ich manchmal bereut, dieſen Stand erwählt zu haben! Ich glaube, wäre ich unter die Todtenköpfler gegangen, die — ſchrecklicher Gedanke — keinen Pardon geben, und folglich auch keinen bekommen, ich glaube, ſelbſt dann hätte nichts Härteres mich treffen können.

Doch, ich will ja mein volles Herz auf dem Papiere ausſchütten, alſo zur Sache! — Bis zum Rhein hinunter ging es ſehr gut. Ich kam nur mit Meinesgleichen in Berührung, und hier gab mir mein Geld ein ſolches Uebergewicht, daß die Meiſten nur nach mir

sich richteten. Die Quartiere waren gut, die Märsche klein, und ich fing schon an zu bereuen, daß ich nicht bereits früher mit in's Feld gegangen sey. Aber kaum hatten wir den Rhein hinter uns, als sich dies änderte. Alles bekam ein mehr kriegerisches Ansehen. Die Truppen wurden enger zusammen gezogen und die Quartiere dadurch schlechter. Ich hatte zuweilen Ursache, mit dem meinigen unzufrieden zu seyn, und würde ohne meinen Küchenwagen Mangel gelitten haben. Dieser tröstete mich jedoch, und ihn stets gut im Stand zu halten, war mein Haupt-Augenmerk. Wer es vermag, denke sich daher meinen Schreck, als ich ihn eines Morgens rein ausgeplündert fand. In der ersten Wuth lief ich zu dem Offizier, welcher die Truppen meiner Deckung befehligte. Ich fand ihn bei einem sehr guten Frühstück, welches offenbar nur durch den an mir begangenen Raub zu ihm gelangt seyn konnte. Wie der Großmogul begrüßte er mich mit einem leichten Kopfnicken, ohne sich nur im geringsten von seinem Stuhle zu erheben: auch nöthigte er mich nicht zum Sitzen, sondern fragte nur kurz und barsch: „Was giebt's?"

Ich übersah in diesem Augenblick seine Unhöflichkeit, denn mein Herz war zu sehr von meinem herben Verluß erfüllt. Rasch rief ich daher: „Ich bin bestohlen, Herr Hauptmann, durch Ihre Leute bestohlen, und von Ihnen verlange ich Genugthuung!" — „Verlangen, Sie? — Ey! — Nun, die soll Ihnen auch werden, wenn nämlich das Recht auf Ihrer Seite ist!"

Nun erst ward ich auf das willentlich beleidigende Betragen des Offiziers aufmerksam, und die Kälte und Ironie, mit der er jedes Wort betonte, brachte mich in die höchste Wuth. „Mein Küchenwagen ist ausgeplündert, rein ausgeplündert!" schrie ich nun überlaut — „und Sie selbst lassen sich einen Theil des Inhalts so eben recht wohl schmecken!" — „Von dieser persönlichen Beleidigung nachher!" entgegnete er mir wieder mit seiner unausstehlichen Ruhe. „Jetzt zu Ihrer Klage! — Küchenwagen, sagten Sie? Haben Sie einen Küchenwagen gehabt? Davon weiß ich ja keine Solde, und unter der Zahl derjenigen Wagen, welche meiner Obhuth anvertraut sind, finde ich ihn nicht verzeichnet, kann folglich auch nicht dafür einstehen!" — „Und dennoch war er unter dieser Zahl!" rief ich, blind vor Wuth. „Einer dieser Wagen enthielt meine kleinen Vorräthe!" — „Kleinen Vorräthe!" rief der Hauptmann lachend — „nun, das sind nette kleine Vorräthe, welche zum Bedarf eines einzigen Menschen einen ganzen Wagen erfordern. Doch jetzt sehe ich wohl, daß ich etwas ernsthafter mit Ihnen reden muß!" — Mit diesen Worten wischte er sich den Mund, legte die Serviette fort, und trat auf mich zu. „Sie haben also", sagte er mit gerunzelter Stirn, und mir klopfte das Herz mächtig; „Sie haben also einen der Wagen, welche zum Transport der Lebensmittel für das Heer bestimmt waren, zu Ihrem eigenen Gebrauche verwandt? Haben ihn fälschlich mit unter der Zahl der andern Wagen aufgeführt? Hatten Sie hierzu die Erlaubniß der Vorgesetzten?" — „Danach haben Sie nicht zu fragen!" entgegnete ich patzig; denn nur so glaubte ich mir noch aus der verwünschten Geschichte heraus helfen zu können. — „Nicht?" sagte ruhig der Hauptmann, trat an die Thür und rief: „Der Fourier soll kommen, sogleich! — Da Sie mir die Anwort verweigern", wandte er sich dann zu mir, „werden Sie erlauben, daß ich sie höheren Orts zu erhalten suche!"

Ich fühlte das Blut in meinen Adern erstarren, denn mindestens erhielt ich einen derben Verweis, und von dem Geraubten dennoch nicht das Geringste zurück. Daher sagte ich, doch ziemlich kleinlaut, daß ich die Erlaubniß nicht gehabt. — „Nicht?" erwiederte der Hauptmann; „ja, dann muß ich von Ihrer Pflichtverletzung einen Rapport abstatten. Oder war der Wagen vielleicht nicht ganz voll?" — „Nein, bewahre!" entgegnete ich, froh, einen Ausweg zu finden. „Es lagen neben dem, für die Armee bestimmten Proviant nur einige Kleinigkeiten, die ich mir in Düsseldorf angeschafft hatte!" — „In Düsseldorf?" fragte der Hauptmann; „ey, da muß es schon beträchtlich zusammen geschmolzen, und, anfangs nur eine Kleinigkeit, jetzt schon fast auf nichts reduzirt gewesen seyn!" — „Das war es auch allerdings, mein bester Herr Hauptmann!" sagte ich, höchst erfreut, noch mit ganzer Haut davon zu kommen. — „Nun, das freut mich Ihretwegen!" erwiederte der Hauptmann; „und am Ende, besinnen Sie sich nur recht, Herr Commissair, am Ende haben Sie sogar, ohne darauf zu achten, den geringen Rest gestern schon verzehrt?" — „Leicht möglich!" entgegnete ich; „und, je mehr ich nachdenke, desto mehr will es mich auch bedünken, als wäre es wirklich so!" — „Nun", lachte der Hauptmann, „dadurch widerlegt sich ja Ihre vorige Beleidigung schon von selbst, und ich vergebe sie Ihnen daher willig. Da Sie jetzt aber in den schlechten Quartieren Mangel leiden werden, erlauben Sie, daß ich Ihnen von dem Wenigen, was ich auf meinem Packpferde bei mir führe, etwas schicken darf!" — Zögernd nahm ich dies an, und eilte dann sobald als möglich nach meinem Quartier. Hier warf ich mich auf das Bett, und verwünschte meine Feigheit, die mir nicht erlaubte, mich in dieser Sache zu benehmen, wie ein Anderer an meiner Stelle es wahrscheinlich gethan haben würde. Als ich das ganze Gespräch mit dem Hauptmann noch einmal in Gedanken wiederholte, da sah ich erst recht, wie er mit mir gespielt habe. Ich knirschte mit den Zähnen vor Wuth, aber leider war diese nur ohnmächtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ihren Beſuch bei Voltaire in Ferney erzählt Frau von Genlis ſehr weitläuftig: „Ich hatte keine Empfehlungsbriefe an ihn, wußte aber, daß ihm die jungen Frauen aus Paris immer angenehm waren. Ich ſchrieb um Erlaubniß, mich ihm vor zu ſtellen, und datirte vom Monat Août, nicht August, wie ich wußte, daß er ihn geſchrieben haben wollte. Er antwortete höflich: er werde zu meinem Empfange Pantoffeln und Schlafrock ablegen, und lud mich zu Mittag und Abend ein. — Ich kam zu früh an, und dies ſetzte mich in Verlegenheit. Ich wußte, daß ich ihn um eine Stunde beſtahl; doch der Gedanke, daß ſeine Feder ſie nicht auf ein Trauerſpiel, ſondern auf Verſpottung der Religion und der Sitten verwendet haben würde, tröſtete mich. Ich geſtehe gleichwohl, daß ich, um ihm einigermaßen zu gefallen, eine große Toilette gemacht hatte. Unterweges beſchäftigte ich mich mit ſeinen Tragödien, ſeiner „Henriade", und rief mir die ſchönſten Stellen in's Gedächtniß; kurz, ich wollte ihm als junges Frauenzimmer von Geſchmack und Kennerſchaft den Hof machen. Deswegen ließ ich mich auch von einem deutſchen Maler, Herrn Ott, begleiten, der aus Italien zurück kam. — Wir fuhren vor einer Kirche vorbei, und laſen über dem Haupt-Eingang die Worte: „Voltaire a élevé ce temple à Dieu." *) Sie machten mich ſchaudern. — Wir kommen in den Schloßhof. Man führt uns in ein Vorzimmer. Herr Ott findet einen Correggio, und wundert ſich, das Meiſterwerk faſt im Eingange aufgeſtellt zu ſehen. Wir treten in den Geſellſchafts-Saal. Man erwartete uns noch nicht. Die Diener liefen hin und her; die Schellen klangen rechts und links; die Thüren wurden auf- und zugeſchlagen. Man ließ uns allein, zur Strafe, daß wir uns nach der Uhr von Genf und nicht von Ferney gerichtet hatten. Im Saale hing, in einem prächtigen Rahmen, ein großes Gemälde, Herrn von Voltaire in einer Glorie vorſtellend; vor ihm kniet die Familie Calas; zu und unter ſeinen Füßen liegen ſeine Feinde, lauter Portraits. Die Sudelei war von einem Genfer Maler, der ſie dem Dichter zum Geſchenk gemacht, und dieſer hatte ſie im Saal aufhängen laſſen und den Correggio im Vorſaal!! — Endlich werden wir von zwei Damen begrüßt, von der Nichte Voltaire's, Madam Denis und von der Frau von St. Julien, einer jungen Dame, die den ganzen Sommer in Ferney zubrachte. Sie nannte V. mon philosophe, er nannte ſie mon papillon. Sie trug eine goldene Medaille an der Bruſt; ich hielt ſie für einen Orden; es war eine Schützen-Preismedaille: eine ſchöne Ehre für ein Frauenzimmer, den beſten Schuß gethan zu haben!! Sie ſchlugen mir einen Spaziergang auf der Terraſſe vor. Die Terraſſe hätte die ſchönſte Ausſicht auf den See und die Berge gehabt, wenn man ſie nicht durch einen Bogengang verunſtaltet, der von einem Ende bis zum andern ging, und worin man nur hier und da Oeffnungen angebracht hatte, durch welche man kaum den Kopf ſtecken konnte. Ueberdies war dieſer Bereau ſo niedrig, daß meine Federn überall anſtießen und eingeknickt wurden. Ich bückte mich zwar, ſo viel ich konnte, um mich kleiner zu machen; dann trat ich aber wieder auf mein Kleid, ſtolperte, riß das Falbala ein, ſtieß mit dem Kopf an das Seitengeſträuch, und konnte nur wenig Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch richten, welches Frau von St. Julien, klein, im leichten Morgen-Anzug und ungekünſteltem Kopfputz, faſt allein führte. Ich fragte ſie: ob V. nicht darüber geſchmollt habe, daß ich Août geſchrieben? — „Nein", ſagte ſie, „aber es iſt ihm nicht lieb, daß Sie ſeine Schreibart überhaupt *) nicht angenommen haben!" — Wir wurden abgerufen. Herr von Voltaire erwartete uns im Saal. Im Vorbeigehen durch ein anderes Zimmer ſah ich mich in einem Spiegel, machte meinen Kopfputz, ſo gut ich konnte, zurecht, und wurde nun von Frau von St. Julien dem Patriarchen von Ferney vorgeſtellt. Sie ziſchelte mir zu: „Umarmen Sie ihn, er hat es gern und wird es hoch aufnehmen!" Ich that es — nicht, neigte mich tief und ehrerbietig vor dem Alter und Talent, und V. küßte mir die Hand. Ich geſtehe, daß dieſes mir ſchmeichelte. Jetzt umarmte ich ihn, aber nur im Geiſte. Ich ſtellte ihm Herrn Ott vor, welcher ihm einige Miniatur-Gemälde zeigte, die er in Bern verfertigt hatte; unter Anderem eine Madonna mit dem Jeſuskinde, worüber V., auf ſeine Weiſe, unanſtändig ſpöttelte, welches mich ſehr verdroß. Ich ſchien nicht darauf zu achten, ſprach mit Madam Denis, und V. lenkte ein; er ſprach von Italien und der Kunſt. Von Literatur war weder vor noch nach Tiſche die Rede. Bei Tafel erlaubte er ſich Ausbrüche der Laune des Zorns gegen die Dienerſchaft; dann ſchrie er mit einer Donnerſtimme auf, die im Speiſeſaal wiederhallte. — Nach Tiſche ſpielte mir Madam Denis auf dem Piano vor. Ein kleines Mädchen von ſieben bis acht Jahren trat ein, fiel ihrem Papa (wie ſie ihn nannte) um den Hals, und wie er merkte, daß ich mit Theilnahme auf die Gruppe blickte, ſagte er mir: das Kind ſey eine Urenkelin des großen Corneille. — Nachmittags kam Beſuch aus Genf. Gegen Abend fuhr V. mit mir und den beiden Damen in's Dorf, zeigte mir ſeine Anlagen, Fabrikgebäude und wohlthätige Anſtalten. Hier gefiel er mir ausnehmend. — Er wollte mich überreden, noch den folgenden Tag zu bleiben; allein ich fuhr nach dem Abendtiſch ab." Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Deo erexit Voltaire.

*) ai ſtatt oi.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. Einer der ersten Frühlingstage lockte die Einwohner Hannovers zu dem Schauspiel eines hier abermals eingekehrten Schnellläufers, Namens Friedrich Franke aus Dünsen bei Hildesheim, in's Freie. Dieser, wiewohl schon bejahrte Mann durchlief seine Distanze von zwei Stunden Weges in sehr kurzer Zeit. Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß er, am Pflug und auf der Dreschdiele heran gewachsen, sich diese Agilität dennoch und zwar erst seit einigen Monaten erworben hat, worauf denn deutlich hervor geht, daß die zweckdienige Kunst eine leichtere seyn müsse, als der einkopfige Verstand. — In einem etwa 20 Bogen starken Werke, unter dem Titel: „Beschreibung der Sturmfluthen an den Ufern der Nordsee und der sich in dieselbe ergießenden Ströme u. s. w. am 3. und 4. Februar d. J." wird nächstens unser Hr. Ingenieur-Maior W. Müller die darüber eingegangenen amtlichen Berichte über diese furchtbaren Verheerungen im In- und Auslande bekannt machen. Da dem Verf. sichere Quellen zu Gebote standen, so wird das Werk gewiß den Anforderungen des Publikums entsprechen und selbst der Nachwelt von jenen für Tausende unserer Mitbürger so verhängnißvollen Tagen vollständige Kunde überliefern; zumal da der, längst als Topo- und Chorograph rühmlichst bekannte Verf. dasselbe, zur vollkommenen und deutlicheren Erklärung der Angaben, sehr zweckmäßig mit Plänen und Charten bereichern wird. Außerdem wird unsere Königl. Wasserbau-Direktion den technischen Theil der Deichbeschädigungen, wie wir vernehmen, demnächst bekannt machen. — Seit langer Zeit hat wohl die Wahl eines Predigers unter den Mitgliedern einer Gemeinde nicht so vieles Aufsehen erregt, als die hier jüngst statt gefundene, wodurch der Hr. Böcker, welcher früherhin Repetent der theologischen Fakultät zu Göttingen und dem sel. Hagemann*) vor einem Jahre als Gehülfe beigegeben war, zum zweiten Prediger an der hiesigen Markt- oder St. Jacobi- und Georgii-Kirche erwählt wurde. Durch seine ausgezeichnete, treffliche Kanzel-Beredsamkeit, verbunden mit einem wohltönenden Organ, hatte sich derselbe die Liebe und Verehrung der genannten Gemeinde in einem so hohen Grade erworben, daß er unter 451 Wahlfähigen den Sieg mit nicht weniger als 425 Stimmen über mehrere andere Concurrenten davon trug. Eine solche hervorragende Stimmenmehrheit gehört sicher zu den höchst seltenen Fällen. — Der in mehreren öffentlichen Blättern bereits erwähnte moderne Diogenes und Beschützer der Frauen, der Rittmeister Carl v. Pitschaft, war auf seinen Kreuz- und Querzügen auch bei uns eingekehrt. Aber nur für sehr kurze Zeit trieb derselbe hier sein Wesen, weil ihm ein längerer Aufenthalt nicht gestattet wurde und er nach wenigen Tagen schon wieder über die Grenze unsers Königreichs transportirt worden ist. Wenn wir es nicht der Erwähnung werth halten, des Hrn. v. Pitschafts zweckloses Umhertreiben in unserer Stadt, dessen exaltirte Annoncen, Briefe und Reden ohnehin hinlänglich bekannt sind, umständlich zu referiren, so dürfte doch wohl ein näherer Aufschluß über diesen Sonderling und seine Abkunft den Lesern nicht ganz unwillkommen seyn; zumal da das über ihn Mittheilende aus der Feder seines nächsten Anverwandten, eines sehr achtbaren Mannes, geflossen ist und daher seine Authentizität genügend verbürgt. Es wird nicht überflüssig seyn, vorläufig zu erwähnen, daß der Hr. v. Pitschaft seine Zuflucht zu einem hiesigen Kaufmann genommen hatte, der sein Landsmann ist und nach erfolgter Arretirung desselben sich bewogen fand, dessen Bruder, den Großherzoglich-Hessischen Ober-Gerichtsrath v. Pitschaft zu Maynz, von dieser polizeilichen Verfügung in Kenntniß zu setzen, und worauf denn das unten folgende eigenhändige Schreiben des Letzteren alsbald bei dem gedachten hiesigen Kaufmann eintraf. Derselbe sandte uns dieses Schreiben mit folgendem Gesuche: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, hierbei folgend in Copia ein Schreiben des Hrn. Ober-Gerichtsraths v. Pitschaft aus Maynz als Conduite-Liste des Rittmeisters v. Pitschaft mit zu theilen, mit der Bitte begleitet, selbiges als beweisführendes Aktenstück in einer Zeitschrift der Lesewelt zu widmen." Wir nehmen keinen Anstand, diesen Wunsch zu erfüllen:

„H. H. Ihre freundschaftliche Zuschrift vom 26. d. habe ich so eben erhalten und beeile mich, Ihnen dieselbe sogleich zu beantworten; indem ich billig damit anfange, Ihnen recht herzlich für die freundliche Aufnahme meines Bruders Carl zu danken, dessen gegenwärtige Lage ich ungemein bedaure, obschon er unbezweifelt selbst manche Veranlassung dazu gegeben haben wird. Mein Bruder Carl ist ein sehr gutmüthiger, in keiner Hinsicht ein gefährlicher Mensch, und sein größtes Unglück ist, daß er sich stets in andern Formen bewegt, als es nun einmal die jetzige Welt und die Convenienz im Allgemeinen fordern will; sehr angenehm wäre es mir daher, und ich würde Ihnen dafür persönlich verbunden seyn, wenn Sie sich, Ihrem gütigen Anerbieten gemäß, für denselben auf's kräftigste verwenden wollten, damit er wieder auf freien Fuß gesetzt werde, indem er in der That auf gesetzlich-rechtliche Weise weder festgehalten, noch gehindert werden kann, frei sich dahin zu verfügen, wohin er es für gut findet. Ich gehe nun zur genauen aufrichtigen und gewissenhaften Beantwortung der mir von Ihnen freundschaftlichst gestellten Fragen über, und zwar

ad 1. So ist es grundfalsch, daß mein Bruder in dem K. K. Oestr. Militair-Dienste cassirt, oder auch nur gezwungen gewesen sey, seinen Abschied zu nehmen; sondern diese ehrenvolle Quittirung wurde bloß durch die damaligen politischen Verhältnisse herbei geführt.

ad 2. Ist derselbe keineswegs gemüthskrank, sondern man kann ihm höchstens nur den Vorwurf machen, daß er einen Hang zum Auffallenden habe.

ad 3. Aventurier ist er eben so wenig als ein Vagabond oder Landstreicher, indem er hier hätte ruhig leben können, wenn er es gewollt; und so findet sich zugleich Ihre vierte Frage genügend beantwortet.

ad 5. So hat denselben seine Familie keineswegs verlassen; sie tadelt aber eben so, wie ich, seine in mancher Hinsicht auffallende Lebensweise. Nichts Unmoralisches kann man ihm nachweisen, wie dieses auch seine früheren und jüngsten polizeilichen Zeugnisse zur Genüge erharten.

ad 6. (Ihre letzte Anfrage.) Es hat sich derselbe nun einmal vorgenommen, als Deklamator zu reisen, und macht von seinen Einnahmen einen wohlthätigen Gebrauch.

Hiermit glaube ich Ihre Anfragen freimüthig und genügend beantwortet zu haben, und bin erbötig, alles Gesagte durch obrigkeitliche Zeugnisse zu beurkunden, wenn es erforderlich seyn sollte.

Ich empfehle daher, durch Ihr gütiges Anerbieten ermuntert, Ihnen meinen Bruder wiederholt, und Ihren freundschaftlichen Verwendungen insbesondere; bin auch zu allen ähnlichen Freundschafts-Diensten zu allen Zeiten bereit und zeichne mit aller Hochachtung mich als

Ihren ergebensten

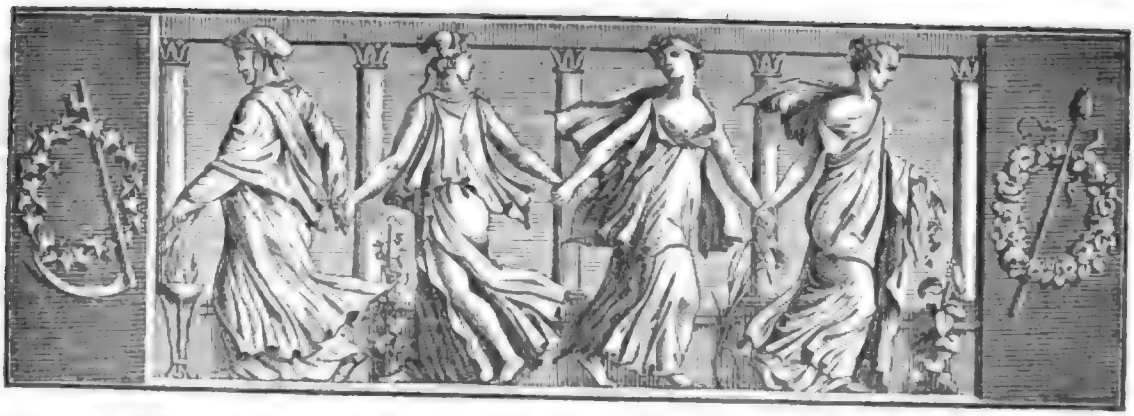
Maynz, den 30. April 1825.

J. B. v. Pitschaft,
Großherz. Hessisch. Ober-Gerichtsrath und Präsident der Univers. und Stipendien-Verwaltung der Provinz Rhein-Hessen."

(Der Schluß folgt.)

*) Von dessen funfzigjährigem Dienst-Jubiläum und bald darauf erfolgtem Ableben wir im „Gesellschafter" im August v. J. Bericht erstattet haben.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 4. Juni. 89ſtes Blatt.

Deutſche Aſſonanzen.

Sechste Intonation.

— ei —

Romanze

nach dem Spaniſchen: „Padre Adan, dexa buen viejo etc.“ des Don Francisco de Quevedo.

Vater Adam, guter Alter,
Klage nimmer über Leid;
Blick' auf uns herab, und ſiehe,
Wie verwandelt ward die Zeit!

Bot ſich dir doch tauſendfache
Bunte Mannigfaltigkeit,
Und nicht Krämer und nicht Schneider
Brauchteſt du zum Sonntagskleid!

Die Geſellſchaft bei zu geben,
War der Herr erſt dann bereit,
Als er ſah, daß du verdrießlich
Wurdeſt in der Einſamkeit!

Für die Männin gabſt du eine
Rippe nur aus deinem Leib —
Ach! was koſtet manchem Ehmann
Heut zu Tag' ſein liebes Weib!

Als vom Schlafe du erwachteſt,
Fand'ſt du Hevam dir zur Seit' —
Ach! wie mancher Ehmann find't jetzt
Wenn er aufwacht, Zank und Streit!

Dich der Liebe ſüßen Freuden
Munt'ren Sinn's ſofort zu weih'n,
Brauchteſt du vorher nicht Bräut'gam,
Nicht halb Fiſch, halb Fleiſch zu ſeyn!

Brauchteſt nicht erſt Traugebühr, nicht
Brautkleid, Ring, noch Heimathſchein;
Ach! und ohne Schwiegermutter
Durfteſt du die Männin frei'n!

Durft'ſt zwar keine Feige ſchmauſen,
Oder Apfel, wie es heißt —
Jetzt, ach! bietet man oft Feigen,
Die der Teufel ſelbſt nicht ſpeiſ't.

Böſ' zwar war die Schlange, die dein
Weib verführte, wie man weiß;
Doch birgt ärg're Schlangenneſter
Unſ'rer Klätſcherinnen Kreis.

Mind'ſtens gab die Schlange doch zu
Eſſen dir und deinem Weib —
Unſ're Schwiegermütter freſſen
Oft des Eidams Seel' und Leib.

Vater Adam, guter Alter,
Klage nimmer über Leid;
Blick' auf uns herab, und ſiehe,
Wie verwandelt ward die Zeit!

Nicht Recepte, nicht Pandecten,
Nicht Syſteme, nicht Partei'n,
Nicht Methoden, nicht Synoden
Hüllten dich in Nebel ein!

Wucher, Frohndienſt, Bannfluch, Grenzſtreit,
Hader über Mein und Dein,
Wechſelſchulden, Subſcriptionen,
Kriegsnoth, Geldnoth, Diebere'n,

Kreuzerfindung, Bankerotte,
Modenwechſel, Mascopei'n,
Hiſtrionen, Hoftheater,
Ledergeld, verfälſchter Wein,

Gift, Romane, ſchlechte Verſe,
Pharo, Dolche, Liebeleſ'n —
Ach! und tauſend ſolcher Dinge
Machten dir nicht Qual und Pein.

Vater Adam, guter Alter,
Klage nimmer über Leid;
Blick' auf uns herab, und ſiehe,
Wie verwandelt ward die Zeit!

Bärmann.

Der Commiſſair.

(Fortſetzung.)

Noch mehrere Auftritte hatte ich mit dem Hauptmann, die mir höchſt ärgerlich waren; indeſſen will ich davon nur einen heraus heben, der alle andern weit übertraf. — Wir lagen mehrere Tage auf einem großen Dorfe unweit Lüttich im Quartier. Das meinige war nicht das beſte, indeſſen tröſtete ich mich bald darüber, denn meine Wirthin war ein allerliebſtes Weibchen, und ſchien gar nicht hartherzig zu ſeyn. Ich bezeigte ihr mehrere Aufmerkſamkeiten, die ſie auch nicht von der Hand wies. Schon wollte ich meinem Ziele näher rücken, als der Hauptmann, ein junger Mann aus einer angeſehenen Familie, zu mir auf mein Zimmer kam. Er lag bei einem Verwandten meiner Wirthin im Quartier, und beſuchte dieſe oft mit ſeinem Wirthe. „Herr Commiſſair!“ ſagte er mir, „wir ſtreben Beide nach dem nämlichen Ziele; da es mir aber unmöglich iſt, es zu erreichen, will ich Alles bei Seite ſetzen und Ihnen behülflich ſeyn. Ich weiß nämlich aus ſicherer Quelle, daß Ihre Wirthin ſich erweichen läßt, doch nur durch bedeutende Geſchenke. Dieſe zu machen bin ich, für den Augenblick wenigſtens, außer Stande, und überlaſſe es daher Ihnen, Ihr Glück zu verfolgen!“ — Ich ſchloß vor Freude den guten jungen Mann in meine Arme, verſprach, den Wink zu benutzen, und ritt ſogleich nach Lüttich, wo ich für mehrere hundert Franken Putzſachen und andere Geſchenke einkaufte. — Noch am nämlichen Tage bot ich ſie meiner reizenden Wirthin dar. Anfangs weigerte ſie ſich, dieſe Geſchenke an zu nehmen; nach einigem Dringen von meiner Seite aber geſchah dies dennoch, und zugleich ward mir auch die Erfüllung meiner Wünſche zugeſichert.

Behutſam ſchlich ich mich am Abend in den Garten, wo ſie mich in einer Laube erwarten wollte. — Schon näherte ich mich dem dunkeln Gebüſch, ſchon glaubte ich das Gewand meiner Huldin ſchimmern zu ſehen, da ward ich plötzlich von kräftigen Armen gepackt, eine kleine Strecke fortgetragen, und — plumps! da lag ich bis an den Hals in einem ſumpfigen Graben, und eine höhnende Stimme rief mir vom Rande her zu: „Merke Dir, daß Du und Deinesgleichen den Kämpfern in Reih' und Glied nachſtehen müſſen!“ — Ich glaubte die Stimme des Hauptmanns zu erkennen, und hörte ſogar ein Gekicher an ſeiner Seite, welches nur von meiner Wirthin herkommen konnte. Ich hätte in dieſem Augenblick gewünſcht, die Erde zertrümmern zu können, und vermochte doch mit aller Anſtrengung meiner ſchwachen Kräfte kaum, mich aus dem Schlamme des Grabens heraus zu winden. Endlich gelang mir dies, und nun lief ich in voller Wuth nach dem Zimmer, riß ein Paar Piſtolen von der Wand und ſuchte meinen Gegner auf, um ihn zu blutiger Genugthuung zu zwingen. Ich traf ihn nicht, und bald war meine blinde Hitze verraucht. Zagend blickte ich, wieder im Zimmer angelangt, auf die Mordwaffe in meiner Hand, und warf dieſe dann ſchaudernd gegen den Boden. Aber die heftige Erſchütterung hatte eine Entladung hervor gebracht. Es erfolgte ein ſtarker Knall, und von der Kugel getroffen ſank ich blutend nieder. Vor Schreck ſchwanden mir die Sinne.

Als ich erwachte, lag ich auf meinem Bette, und vor demſelben ſtand der Wundarzt, der ſo eben meinen Fuß verbunden hatte. Sogleich verſicherte er mich nun, die Wunde ſey nicht von Bedeutung, und verſprach mir, ſie in wenigen Tagen zu heilen. Ich dankte ihm freudig. Als er nun aber mit Fragen in mich drang, wie ich denn zu dem Unglück gekommen ſey, da ward ich zornig, und wies ihm zuletzt die Thür. — „Wenn Sie ohne mich fertig werden können“ — entgegnete er — „ich kann, Gott Lob, noch ohne Sie leben!“ Damit entfernte er ſich, nicht mehr auf mich achtend.

Mir war dies ſehr angenehm; allein am folgenden Tage hatte ich Urſache, meine Hitze zu bereuen. Die Wunde, wenn gleich nur ein Streifſchuß, fing an zu ſchmerzen, und ein friſcher Verband war gewiß erforderlich. Zu dem beleidigten Arzte unſers Standquartiers durfte und wollte ich nicht ſchicken, daher ſandte ich meinen Diener nach Lüttich, mir von dort einen Jünger Aeskulaps zu holen. Allein Alle waren mit Dienſtgeſchäften ſo überhäuft, daß Keiner abkommen konnte, obgleich ich meinem Johann aufgetragen, keine Verſprechungen zu ſparen. Die Erfüllung hing ja doch noch immer von mir ab. — Was blieb mir nun Anderes übrig, als pater peccavi zu ſagen? Das that ich denn auch. Doch erſt nach mehrmaligem Bitten, und nachdem ich eine niedliche Börſe nebſt Füllung überſandt hatte, ſtellte der Wundarzt ſich ein, und milderte in kurzer Zeit meine Schmerzen, die ſchon bis zum Unerträglichen geſtiegen waren. — Doch das muß ich dem Manne nachſagen, er hat ſein Wort redlich gehalten. Nach acht Tagen ging ich ſchon wieder in der Stube umher, und nach vierzehn war ich völlig hergeſtellt, wofür ich dem Himmel nicht genug danken konnte.

So war denn der verhängnißvolle 16. Juni heran gekommen. Ich erhielt, wenige Tage vorher, Befehl, einen Transport von einigen funfzig Wagen der Armee nach zu führen. Mit dieſen war ich am 16. Juni kaum aufgebrochen, als ich deutlich das Feuern der Kanonen, mitunter auch das des kleinen Gewehrs hörte. Ich wollte ſogleich wieder in das Nachtquartier zurück kehren, aber der Offizier der Bedeckung verſicherte, daß er dies nicht zugeben könne, indem er gemeſſenen Befehl habe, heute noch bis nach dem Dorfe Mehaigne zu gehen. Ich konnte nicht widerſtreben, ritt jedoch nur zagend an der Spitze meines Zuges. — Schon hatten wir unſer Ziel, das Dorf Mehaigne, erblickt, als einige Verwundete uns entgegen kamen. Die Wunden mußten aber wohl nur leicht ſeyn, denn ſie ſchritten ganz rüſtig fort. „Kehren Sie um!“ — riefen ſie uns zu, ohne ſich jedoch weiter auf zu halten — „wir haben eine große Schlacht verloren, und Alles iſt auf der Flucht!“ — „Memmen!“ brummte der Offizier, und achtete nicht auf meine Vorſtellung, den Rath zu befolgen. Doch bald darauf kam ein ſchwer verwundeter Offizier auf der Straße uns entgegen. Nur mit Mühe erhielt er ſich auf dem Pferde. — „Wie ſteht's?“ rief mein Begleiter ihm entgegen. — „Schlecht!“ lautete die Antwort; „als ich ſchon bleſſirt und aus dem Gefecht war, habe ich ſelbſt den Befehl zum Rückzuge gehört!“ — „Kann ich Ihnen glauben?“ fragte mein Begleiter nochmals, und ich verwünſchte halblaut ſeinen Unglauben. — „Auf mein Wort!“ entgegnete der Verwundete, und ſank ermattet vom Pferde, gleichſam um ſeine Worte zu bekräftigen.

(Der Schluß folgt.)

Seltſamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Chovet (Joh. Robert), ein Philoſoph aus Genf, geboren 1642, erlernte bei Derodon zu Nismes die Carteſiſche Philoſophie ſo bald und glücklich, daß er es wagen konnte, ſchon im zwei und zwanzigſten Lebensjahre ſich um eine zu Saumur erledigte Profeſſur der Philoſophie zu bewerben. Dahin zur Prüfung beſchieden, traf er einen Mitbewerber, einen alten, gutgebildeten Prediger aus Saintonge an, der indeß nur in der älteren Philoſophie heimiſch war. Im öffentlichen Wettſtreite, den ſie, auf Geheiß der Wahlbehörden, in ihrer Gegenwart begannen und ſchier drei Wochen lang täglich fortſetzten, fand ſich der Prediger immer und immer durch die „neuen Experimente“ Chovet's in die Enge getrieben. Durchweg obſiegte er da über ſeinen Gegner, deſſen Widerlegungston noch obenein eben ſo bündig, als zart und ſchonend war. Seinem erhitzten Gegner wollte aber dieſer Obſieg nicht gänzlich einleuchten. Darum ſchlug er ihm eine andere Art von Probe vor, nämlich, ſich, im Beiſeyn von Zeugen und Behörden, Fragen zur augenblicklichen Beantwortung vor zu legen. Chovet, obſchon zum Sieger erklärt, nahm dennoch auch dieſen Vorſchlag an und blieb dem Paſtor keine Antwort, eine ganze Stunde lang, ſchuldig, verſicherte darauf, er wolle ihm, als Gegner, ſeiner Seits die Fragen erlaſſen. Dies geſtatteten aber die Obern nicht; ſie meinten, nun müſſe dieſer Sieg vollſtändig ſeyn. „Nun“, ſagte er, „hier nur eine und die andere leichte Frage: Warum findet ſich im Regenbogen die rothe Farbe allſtets oben und die grüne unten?“ — Dieſe und ähnliche Fragen hatten aber das völlige Verſtummen des ehrſüchtigen Gegners zum Erfolg; alle Stimmen waren für die Wahl dieſes jungen Mannes, der nun der erſte Lehrer der Carteſiſchen Philoſophie zu Saumur wurde, wo er im Hauſe der gefeierten Frau Dacier wohnte. Seine nachherigen Verdienſte in höheren amtlichen Verhältniſſen liegen außer dem Bereich dieſer lebensgeſchichtlichen Seltſamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Ebert (Adam), aus Frankfurt a. d. Oder (1656), ſtudirte dort die Rechte, ging dann auf Reiſen, namentlich nach Spanien. Nach ſeiner Rückkehr rühmte er ſich vieler dort gemachten Bekanntſchaften, zeigte prunkend viele mitgebrachte Bücher vor, die er aus der hohen Sprache der Spanier zu überſetzen verſprach, auch zum Theil überſetzte und der Berliner Bibliothek überſendete. Um den guten Menſchen, aber ſtolzen Sonderling zu foppen, ſendete man ihm durch die Poſt eine hübſche Zahl von lateiniſchen Leichen-Gedichten zu, welche, angeblich zu Salamanca und auf andern hohen Schulen in Spanien, bei Verbreitung der Nachricht von ſeinem Abſterben, gedruckt ſeyn ſollten; daran nahm er keinen Anſtoß, hatte vielmehr eine herzliche Freude darüber, zumal da ihm die darin nachgeahmte hochtrabende Sprache der Spanier, die ſein Lob ausſprach, gar weidlich mundete. Die Beſchreibung ſeiner obgedachten Reiſen gab er unter dem Namen „Auli Apronii“ heraus, mit dem Zuſatz auf dem Titel: „Zu Freude der Welt und ewigen Zeiten!“ Ob ſein ſeltſamliches Teſtament irgendwo ſchon abgedruckt ſeyn mag? Darin hat Ebert über alle ſeine beweglichen und unbeweglichen Güter, ſonderlich aber über die von ihm verfaßten und von ihm ſelbſt für unſchätzbar erachteten Manuſcripte auf das genaueſte disponirt, dabei aber „ſeinen Geiſt allen Gelehrten in ganz Europa hinterlaſſen, in gewiſſer Hoffnung, daß er in der Beahmung (sic!) der Menſchen und in dem Berufe der Gelehrten verbleiben werde.“ Er ſtarb den 24. März 1735 in ſeiner Vaterſtadt. Fr. L. Br.

An N. N., den ſinnloſen Schwätzer.

Ey, die loſe Natur, ſie ſchäkert gar bunt und gar ſeltſam!
Echo tönt ohne Organ, ohne Bewußtſeyn tönſt du.

F. L. Becher.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. (Schluß.) Unſer braver Conzertmeiſter, Hr. Maurer, der muſikaliſchen Welt als ausgezeichneter Tondichter bekannt, gab am 30. April ſein Benefiz-Conzert im Saale des Ballhofes, worin er uns ſeine neueſte Compoſition, ein Violin-Conzert, welches er „Les adieux" betitelt, mit ſo hervorragender Meiſterſchaft vortrug, daß das ganze Auditorium ſeinen Vortrag mehrmals durch ſtürmiſchen Applaus unterbrach. — Es war ſchwer zu entſcheiden, ob wir hier dem Componiſten oder dem Virtuoſen den Lorbeer darreichen ſollten. — Bemerkenswerth iſt die Periode, während welcher Hr. Maurer dieſes Meiſter-Produkt im verfloſſenen Winter zu St. Petersburg und kurz vor ſeiner Abreiſe von dort geſchrieben hat. Der Tod hatte ihm ſo eben ſeine hoffnungsvolle Tochter entriſſen und in der ſchwermüthigſten Geiſtesſtimmung trat dieſes Werk ans Licht, welches er aus doppelten Gründen „les adieux" nannte. Unverkennbar leuchtet aus der ganzen Dichtung, die den Stempel des erhabenſten Ernſtes an ſich tragt, die Erſchütterung des Gemüths und die mit den Tönen ſo innigſt verſchwiſterte feierliche Seelenſprache hervor. — Vorzüglich erfüllte das Adagio uns mit heiligem Schauer; denn da hatte des Componiſten ſchwer beladene Bruſt ein geräumiges Feld für ſeine Klagetöne, welche den tiefſten Eindruck in unſerm Innern zurücklaſſen. — Das in dieſer Partie ſo überraſchend einfallende Wirbeln der Pauken, mitten in das zarte Violin-Solo, machten einen majeſtätiſchen Effekt. — Das erſte Allegro, mit ſeinem, einem Oratorio ähnelnden Schluſſe iſt der Glanzpunkt dieſer ſchönen Compoſition. Die Behandlung der begleitenden Stimmen, beſonders der Blaſe-Inſtrumente, iſt ein magiſches Ineinanderfließen und eine der glücklichſten Inſtrumentirungen des Hrn. Maurer; weshalb er auch ſelbſt dieſes Conzert „ſein gelungenſtes Tonwerk" nennt. — Gern hatten wir, ſo bleibend auch der Eindruck dieſes trefflichen Conzerts in uns wohnen wird, das uns ſchon vortheilhaft bekannte Maurerſche Conzert für vier Geigen, anſtatt in der zweiten, in der erſten Abtheilung an jenem Abend gehört, um in ungeſtörter Erinnerung an „les adieux" den Saal verlaſſen zu können. — Das ſchöne Terzett aus der Oper: „die heimliche Ehe", ſangen die Damen Campagnoli, Langſchwadt und Huber, ſo wie Demoiſ. Campagnoli eine Arie von Roſſini, mit ungetheiltem Beifall. Die Romberg'ſchen Variationen über ruſſiſche Lieder, für das Violoncell, geſpielt vom Hrn. Matyß, erfreuten ſich einer gleich freundlichen Aufnahme.

Georg Harrys.

Ludwig XIV. übernahm bekanntlich in ſeinen Jugendjahren einmal die Rolle des Neptun, und tanzte auf dem Theater zu Verſailles. Aber auch ſelbſt in noch neuerer Zeit führte ein franzöſiſches gekröntes Haupt eine dramatiſche Rolle aus. Wenige Tage nach der ruhmvollen Wieder-Aufführung der „Hochzeit des Figaro" — berichtet Baron Grimm — ward der „Barbier von Sevilla" (1785) auf dem kleinen Theater von Trianon, im engern Kreiſe der Königin Marie Antoinette aufgeführt und der geſchätzte Verfaſſer durfte ſogar Zuſchauer dabei ſeyn! Die Königin ſelbſt ſpielte die Rolle der „Roſine", der Graf Artois den „Figaro", Hr. v. Vaudreuil den „Grafen Almaviva", Hr. v. Guiche den „Bartholo" und Hr. v. Cruſſol den „Baſil". Es war ein Enſemble im Spiel, wie man es ſelten bei Schauſpiel-Dilettanten antrifft, und die Königin ſpielte namentlich im vierten Akt mit einem Zauber, der auf öffentlicher Bühne unfehlbar zu lautem Beifall hingeriſſen haben würde! (Corsaire.)

Zwei Deutſche kommen Abends zuſammen und reden kaum vier Worte mit einander. Es ſind zwei Freunde, die voll Freude ſind, ſich zu ſehen, zuſammen zu ſeyn, und Jeder für ſich darüber zu empfinden. Sie ſind zufrieden, eine und dieſelbe Luft zu athmen. Die Freundſchaft iſt in ihrer Mitte, ſie träumen von der Sympathie der Seelen und ſind glücklich! — Zwei Franzoſen dagegen, die in gleichem Zweck zuſammen kommen, ſprechen Alles laut; ſie fragen bald dies, bald jenes, erwarten kaum die Antwort, unterbrechen ſich alle Augenblick, diſputiren über dies und jenes, ſprechen Beide zugleich, werden wieder eins, errathen ſich auf halbem Wege, lachen, ſingen, werden auch wohl ganz gerührt; dann plaudern ſie wieder über ihre Vergnügungen, ihre Sorgen, ihre Liebe, tröſten ſich, und ſo geht's bis in die halbe Nacht, ohne daß der Faden einen Augenblick abreißt! — Welches von beiden Völkern verſteht ſich nun beſſer auf die Freundſchaft? (Pandore.)

Der ehemalige Sänger Friedrichs I. (?), Königs von Preußen, den Voltaire ſcherzweiſe den Muſiker von Jericho (wegen ſeiner lärmenden Compoſitionen) nannte, iſt vor einigen Monden in Palermo, ſeinem Vaterlande, geſtorben, und zwar ſehr alt. Er hatte eine der ſchönſten Sammlungen von Inſtrumenten, die er faſt ſämmtlich von gekrönten Häuptern empfangen. Unter denſelben war ein Horn, das er vom Churfürſten von Heſſen, ein Baß, den er vom Großherzog von Toskana, und eine Flöte, die er vom Dey von Tunis erhalten hatte. Die Gegenſtände ſind zu hohen Preiſen verkauft worden. (Corsaire.)

Ein franzöſiſches Blatt erzählt, daß eine Dame vor einigen Monaten eine Bittſchrift an den Kanzler von England einreichte, um ihre Freiheit zu erhalten, die ſie ſeit drei Jahren verloren. Sie hatte nämlich wegen Ehebruch Klage gegen ihren Mann geführt. Da ſie aber die Sache nicht hinreichend beweiſen konnte, ſo verurtheilte das kirchliche Tribunal von Ipswich ſie bei Gefängnißſtrafe, zu ihrem Mann zurück zu kehren. Dieſer hatte aber indeß das Heirathsgut der Frau durchgebracht (15000 Pfund Sterling) und keine feſtſtehende Wohnung mehr; folglich konnte die Frau die Sentenz jenes Gerichts nicht erfüllen, und ward daher nach dem Gefängniß geführt, wo ſie ſeit drei Jahren ſich befindet, und von dem Brodte der Gefangenen lebt, deren Genoſſin ſie iſt. (Gaz. d. Fr.)

Fünf Minuten iſt gerade die Zeit, in der ein Müſſiggänger ſeine Pantoffeln anzieht, ein Wechsler 80,000 Franken inkrirt, ein Arzt den Schnupfen in eine Entzündung wandelt, Hr. Scribe den Plan zu einem Vaudeville macht, Hr. v. P*** ſeine Zuhörer einſchläfert, ein großer General das Schickſal eines Reichs entſcheidet, eine Kokette einen ehrlichen Mann hinters Licht führt, und ein Mann von Geſchmack ein ſchlechtes Buch kritiſirt. (Pandore.)

Ein Feldwächter hat unlängſt im Walde von Sercottes ein weißes Kaninchen gefunden, das ein Halsband trug, worauf die Jahreszahl 1723 ſtand. Alſo auch unter dem Kaninchenvolke gäbe es Hundertjährige!! (Corsaire.)

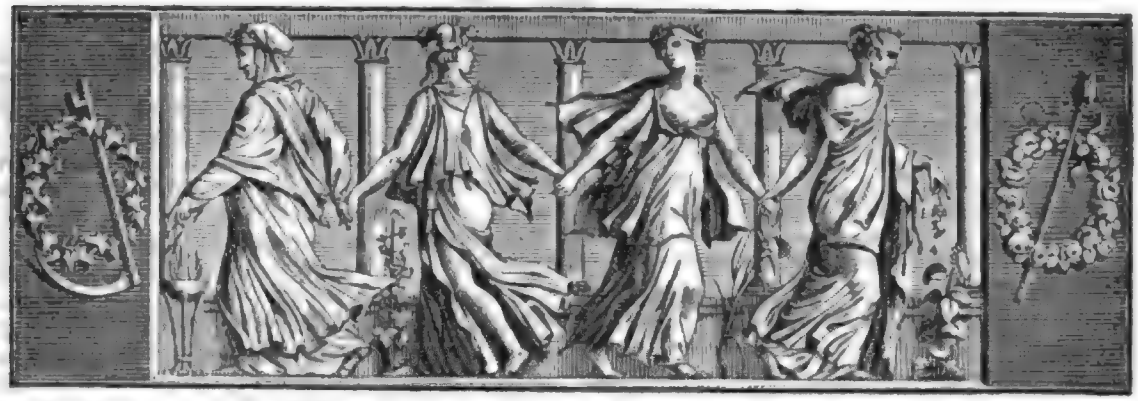
Ein ehemaliger Seemann, der den Wallfiſch oftmals beobachtet hat, verſichert, daß dieſes große Thier ungemein furchtſam ſey. Ein Schuß iſt vermögend, es ſo zu erſchrecken, daß es zehn Minuten lang brüllt. (Corsaire.)

Ein berüchtigter Pariſer Akademiker behauptete einmal, es ſey doch erſtaunlich Unrecht, daß man dem großen Charlemagne (Franzöſirung von Carolus magnus) nicht einmal den Beinamen le grand zugeſellt!! (Corsaire.)

Der Flammändiſche Maler Puthuis war gewohnt, ſeine Gemälde nicht zu verkaufen, ſondern ſie gegen die gewöhnlichſten Lebens-Bedürfniſſe um zu tauſchen. Daher kam es denn z. B., daß ein Amſterdammer Backer einige dreißig Gemälde dieſes berühmten Malers beſaß. (Corsaire.)

Ein Engländer, der lange Zeit einen ſehr vortheilhaften Handel mit Mumien getrieben, hat ſich in Paris durch den Handel mit einer franzöſiſchen Tänzerin in kurzer Zeit ganz ruinirt. Man ſieht, daß eine lebende Figur mehr durchbringen kann, als hundert todte Figuren einbringen! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Montag den 6. Juni. 90stes Blatt.

An meinen Hut.

Was denken wir bei schalen Complimenten,
Wobei der Hut die Seele ist?
Was ist der kalte Gruß, der nur nach Renten
Den Werth des Menschen stoisch mißt?

Denn das erfuhren längst schon unsre Väter,
Nicht nach Verdienst wird man geehrt;
Der Hut allein war stets das Thermometer,
Nur er bestimmt des Menschen Werth.

Fliegt in den Staub hinab er bis zur Erde
Mit einem tiefen Serviteur:
Dann schwebt darauf, die kriechende Geberde
Gilt sicher einem Millionair.

Macht einen Halt der Hut auf halbem Wege,
Grüßt er die halbe Million;
Rückt er vom Kopf sich zollweis' nur und träge,
So gilt's dem armen Erdensohn.

Du närrscher Kipps mit deinem schmalen Rande,
Machst dich so breit, so lang und krumm!
Du wohnst so nah dem menschlichen Verstande,
Und bist doch oftmals gar zu dumm!

Sey deines Ursprungs eingedenk und bleibe
Ein wahrer Filz auch mit dem Gruß;
Dein Platz ist oben, und d'rum treibe
Dich nicht umher nah' bei dem Fuß.

Vor meinem Gotte flieg' von deinem Sitze,
Thu' meinem Fürsten Ehre an;
Sey mir ein Schutz in schwüler Mittagshitze,
Und grüß' mir jeden Biedermann.

Doch vor dem Narren, den nur Gold geadelt,
Drück' ich dich nieder bis aufs Ohr;
Wie der auch dann als groben Filz dich tadelt,
Dem Klugen bist du ein Castor!

Hannover. Georg Harrys.

Der Commissair.

(Schluß.)

Der Verwundete ward sogleich auf einen Wagen gelegt und dann der Befehl ertheilt, um zu wenden. Niemand war nun froher als ich, vorzüglich da meine Pflicht es heischte, an der Spitze des Zuges zu bleiben. Ich ließ denn auch meinen Braunen ganz munter austreten, um nur so schnell als möglich der Gefahr zu entrinnen. Mein Begleiter meinte spottend, solche Eile habe es noch nicht; sobald würden wir wohl noch nicht eingeholt werden. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als schnelles Pferde-Getrappel hinter uns erscholl. „Franzosen! Franzosen!“ riefen mehrere Stimmen, und dahin flog ich, krampfhaft meinem Pferde beide Sporen eindrückend. — Erst als ich das nächste Dorf erreichte, wagte ich es, mich um zu sehen. Ach! wie leicht athmete ich da auf, als ich noch keinen Verfolger erblickte. Dennoch gönnte ich mir nicht eher Ruhe, als bis mein Pferd unter mir zusammen zu stürzen drohte. — Ich kehrte in einer elenden Dorfschenke ein, und brachte hier einen Abend und eine Nacht zu, wie ich sie meinem ärgsten Feinde nicht wünschen will. Mit dem Frühesten des andern Morgens brach ich auf, und war um 9 Uhr in Mastricht. Hier wußte man noch nichts von der verlornen Schlacht, und war daher nicht wenig erschreckt, die unangenehme Nachricht von mir zu hören. Als ich jedoch durchaus keine näheren Umstände an zu geben vermochte, da fand ich auch nicht eben vielen Glauben und ward mit ver-

dammt zweideutigen Blicken betrachtet. Das verdroß mich, noch mehr aber, daß der Commandant mich nicht weiter lassen wollte. Er berief sich hierbei auf eine Ordre, die er, für den Fall einer verlornen Schlacht, schon seit längerer Zeit habe. Gegen den Strom war hier nicht zu schwimmen, und ich hatte daher die fürchterliche Aussicht, eine Belagerung mit aushalten zu müssen.

Am Mittage ward meine Aussage durch mehrere Blessirte und Flüchtlinge bestätigt, und diese häuften sich bald so, daß während des 17ten, 18ten, 19ten und 20sten mehrere Tausende von der (interimistischen) preußischen Commandantur theils der Armee nachgesendet, theils nach verschiedenen Punkten vertheilt wurden. — Am Abend des 17ten kam auch mein Transport an, ohne den geringsten Schaden erlitten zu haben. Ich hatte die herbsten Vorwürfe von dem Commandeur meiner Bedeckung zu erdulden, und wagte nicht einmal, mich zu vertheidigen, denn mein Gewissen sprach das „Schuldig" über mich aus.

Am 19ten erhielten wir die Nachricht des Sieges bei Belle-Alliance, und zugleich den Befehl, der Armee so schleunig als möglich Proviant zuzuführen. Ich brach daher mit meinem Zuge am 20sten des Morgens in aller Frühe auf, und marschirte diesmal mit äußerst leichtem Herzen, da ich glaubte, nichts vom Feinde befürchten zu dürfen. Ach, wie bitter hatte ich mich getäuscht. Ein verrätherischer Bote führte uns einen falschen Weg, der nahe bei Maubeuge vorbei ging. Die Besatzung bemerkte uns, und machte einen Ausfall. Wahrscheinlich hofften die Feinde, uns als leichte Beute in Empfang nehmen zu können, allein meine Bedeckung vertheidigte sich so tapfer, und wurde so gut befehligt, daß die Franzosen sich damit begnügen mußten, uns mehrere Leute verwundet und drei oder vier Wagen genommen zu haben. Auch diese würden sie nicht erhalten haben, wären die Pferde davon nicht entweder todt geschossen oder blessirt worden.

Nur mit Entsetzen kann ich noch jetzt an jenen Auftritt zurück denken. Ach! wie viel Leid verursachte er mir schon damals, und wie traurig waren vollends erst die Folgen davon. Rechts und links pfiffen die Kugeln, blitzten die Klingen der feindlichen Reiter. Nur mit Mühe erhielt ich mich auf dem Pferde. Fieberhaft schüttelte die Angst meine Gebeine. Da warf einer der Feinde sein Augenmerk auf mich; wahrscheinlich reizte ihn mein wirklich schönes Pferd. Er sprengte herbei, und in dem nämlichen Augenblick, als ein Hieb von ihm in meine rechte Schulter drang und mich aus dem Sattel warf, erhielt ich auch einen Schuß durch den Schenkel. Triumphirend ergriff der Franzose den Zügel meines Braunen, mich aber warfen zwei mitleidige Grenadiere auf den nächsten Wagen, und sicherten mich so wenigstens vor der Gefangenschaft.

Nachdem der Feind glücklich abgewehrt war, ward mir in einem elenden Dorfe, unserem Nachtquartier, die erste Pflege. Die Hiebwunde schmerzte sehr, und doch wartete meiner noch herbere Pein. Der Offizier brachte mir die Nachricht, daß unter den verlornen Wagen auch der sey, auf welchem meine Sachen gelegen, und daß mein Diener mit den Handpferden und dem übrigen Theile meiner Equipage vermißt werde. Wahrscheinlich habe er sich entfernt; denn Einige wollten ihn noch gesehen haben, nachdem die Franzosen schon zurück geschlagen waren. — Ich hätte verzweifeln mögen bei dieser Kunde. Nichts blieb mir für den Augenblick, als die geringe Baarschaft, welche ich bei mir hatte, und mein ganzer Verluß lief in die Tausende von Thalern.

Meiner Schmerzen ungeachtet mußte ich nach Beaumont, der nächsten französischen Stadt, gebracht werden, welche einen preußischen Commandanten hatte. Hier lag ich zehn Wochen, ehe ich völlig geheilt wurde; dann aber eilte ich nach Paris, mich dort durch die Freuden der Residenz für die ausgestandenen Leiden zu entschädigen. Kaum vernahm ich hier, daß die Alliirten Truppen in Frankreich zurück lassen würden, als ich mich eifrig bewarb, bei einem dieser Corps angestellt zu werden. Es gelang meinen angestrengten Bemühungen, und ich ging zu meiner neuen Bestimmung ab, nachdem ich sechs Wochen in dem herrlichen Paris zugebracht. Mit dem festen Vorsatz langte ich in meinem neuen Standquartier an, keine Gelegenheit zu versäumen, die Lücke, welche der unselige Krieg, und vorzüglich der Ueberfall bei Maubeuge, in mein Vermögen gerissen, nach besten Kräften wieder aus zu füllen, wohl auch noch außerdem etwas zu erübrigen.

Alles ging mir nach Wunsch. Der Gewinn häufte sich mächtig, und es verdroß mich weiter nichts dabei, als daß ich auch Andern etwas abgeben mußte. Dieser Verdruß stieg immer mehr, und verblendete mich zuletzt bis zu Unbesonnenheiten. Ich beleidigte in der Hitze einen meiner Untergebenen, der um meinen bedeutenden unerlaubten Gewinn wissen mußte, selbst aber nicht einen Heller erhalten hatte. Er zeigte mich an. Die Sache ward untersucht, ich für schuldig erkannt und cassirt. Aber damit war es nicht abgethan; ich ward auch noch zu doppeltem Schaden-Ersatz verurtheilt, und mein beabsichtigter Gewinnst war leider so bedeutend, daß mir von meinem sehr ansehnlichen Vermögen nur so viel blieb, mich kärglich ernähren zu können.

Für diesen kleinen Rest kaufte ich mir das Gütchen, auf dem ich jetzt abgeschieden von der Welt lebe. Aus drei Wunden blutete ich, trotz meiner Feigheit;

und wie mancher brave Krieger kam, reich an Ehre und unverſehrt heim, während ich, meiner Wunden ungeachtet, mit Schande bedeckt bin. — Bis an mein hoffentlich nahes Ende werde ich daher ausrufen: „Wehe dem Manne, der keinen Muth beſitzt, oder nicht Ehrgefühl genug, ihn zu erzwingen!“

Guſtav Sellen.

Räuber-Anekdote aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Der Gouverneur einer italieniſchen Stadt hatte, in Betracht der vielen Plagen, die eine Bande in der Umgegend ſeit Kurzem verübte, ein Dekret erlaſſen, das jedem der Räuber die Freiheit und eine Summe Goldes zuſagte, der einen ſeiner Kameraden lebend oder todt brächte. — Das Dekret erſcholl bis zu den Schluchten der Bande. Dieſe hatte eben einen reichen Fang gemacht, und Alle waren höchſt unwillig über eine ſolche Zumuthung; namentlich fand der Lieutenant Guiſardi, ein in dem Räuberhandwerk eingeweihter erprobter Genoſſe, ſich empört über dies Verlangen. Nicht ſo der Capitain, ein junger Mann, der, im letzten Gefecht leicht verwundet, in einiger Entfernung ſaß und von einem liebenswürdigen jungen Mädchen ſeine Wunde verbinden ließ. Natürlich ward ihm dies Doppelglück auch doppelt von ſeinem weit älteren Kameraden Guiſardi beneidet. Der Beneidete aber war umſichtiger, gewandter, und ſein anſtandsvolles Benehmen zog Alle ſo zu ihm, daß ſie, ſeiner Jugend ungeachtet, ihn einſtimmig zu ihrem Hauptmann erwählt hatten. — Unter Allen war er gerade jetzt der Einzige, der ſich nicht der allgemeinen Meinung anſchloß, ſondern des Gouverneurs Proclama ganz in der Ordnung fand, und, in ſich gekehrt, von dem idemenden Streit der Andern nichts wiſſen zu wollen ſchien. Endlich ward es ſtiller, man hatte ſich die Beute getheilt; Alles ging in's Innere der Schlucht, auch das junge Mädchen hatte ſich zurück gezogen, nur der Hauptmann blieb draußen und that, wie gewohnt, noch einen einſamen Spaziergang. Da ſprang plötzlich ſein Feind Guiſardi aus einem Verſteck hervor, erſtach ihn, ſchnitt ihm den Kopf ab, und ſchritt damit keck auf die Stadt zu. Durch das Thor paſſirte er ungehindert (den Kopf hatte er in ein dichtes Tuch gehüllt), aber in des Gouverneurs Haus will man ihn nicht einlaſſen; es iſt gerade großer Jubel dort, eine der Töchter hält ihre Vermählung. — „Ich bin Guiſardi, und bringe meines Hauptmanns Kopf!“ ſpricht der kecke Räuber. Der erfreute Gouverneur läßt den Reuigen ſogleich vorführen und ladet die davon eilenden Töchter ſogar zum Bleiben ein, ſich mit an dem Triumph zu erbauen, des berüchtigten Räuberhauptmanns Kopf zu ſehen! — Die Mahlzeit iſt vorüber: Guiſardi ſoll ſein Tuch enthüllen. Mit ſtarrem Blick auf den Gouverneur hebt er das blutige Haupt raſch empor und hält es dem Erbleichenden hin — es iſt der Kopf ſeines Sohnes! Der Unglückliche ward längſt vermißt, wilde Leidenſchaften hatten ihn aus des Vaters Hauſe entfernt, wohin er indeß jetzt ſo gern zurück gekehrt wäre. — Der Gouverneur faßt ſich indeß, dem Böſewicht das verheißene Gold reichend. „Nicht ſo!“ ſpricht Guiſardi; „Dein Gold behalte! Ich wollte nur meine Freiheit, Dich aber für Deine ſchändliche Zumuthung gegen meine Kameraden beſtrafen! Jetzt lebe wohl!“

Duſchet.

An einen Melancholikus.

Thor, was klagſt du das Leben an?
Hat dir doch Niemand ein Leids gethan;
Deine Qualen, deine Schmerzen
Kommen aus eig'nem verkehrten Herzen.

Wünſchend blickſt du zum Himmel auf,
Läſterſt der irdiſchen Dinge Lauf,
Genießeſt wenig, erbitteſt viel,
Was uns zu geben Gott nicht gefiel.

Elend biſt du, das glaub' ich ſchon:
Doch warum haſt du die Liebe geflob'n?
Warum nicht an fröhliche Genoſſen
Mit heit'rem Sinne dich angeſchloſſen?

Da ſitzeſt du nun im Kämmerlein,
Läſſeſt dich nagen von ſtiller Pein,
Sehnſt dich nach einem glücklichern Land,
Der du der Erde Glück verkannt.

Höre mich, Freund! — Geſelligkeit
Macht die Seele froh, die Bruſt uns weit,
Komm mit mir hin, wo die Becher klingen,
Und lerne dort lachen, tanzen und ſingen!

Ernſt Ortlepp.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Hr. Ludw. Löwe, vom Hoftheater zu Caſſel, gab auf dem Königlichen Theater folgende Gaſtrollen: „Jaromir“, „Romer“, „Hans“ („Peter und Paul“), „Flinkinthal“ (in dem kleinen Luſtſpiel: „Der Flüchtling“), „Cäſar“ („Donna Diana“) und „Baron Wilburg“ („Stille Waſſer ſind tief“). Berichte in den Zeitſchriften, aus verſchiedenen Orten, hatten die Erwartung von den Leiſtungen dieſes Künſtlers ſehr geſpannt; er ſelbſt mochte dies wiſſen und betrat ſo, unzweifelhaft befangen, unſere Bühne. Die Verſammlung ſah eine angenehme, wenn auch nicht große Geſtalt vor ſich, hörte dieſelbe verſtändig aber ſehr abgemeſſen ſprechen, und dies in einem modern-gebildeten Ton, wie ihn etwa die ſogenannten Cavaliers jetzt auf der Bühne haben — und die Zuhörer waren ſtill, oder Einer flüſterte dem Andern zu: „Das iſt kein Jaromir!“ Da hatten ſie nicht unrecht; als nun aber Einzelne applaudirten, geboten Andere mit einem Ziſchlaute ihnen Schweigen; das hätten die Letzteren, in der Höflichkeit, die man einem Gaſt, in der Billigkeit, welche annimmt, daß die erſte Rolle eines Künſtlers auf einer fremden Bühne ihn ſelten ſo zeigen wird, wie er wirklich iſt, unterlaſſen können; indeß läßt ſich der Menge nicht gebieten, ja, es iſt nicht zu verlangen, daß Alle die Schärfe ihres Urtheils gleich durch Beweggründe mäßigen ſollen, welche ſich nicht auf

drängen, ſondern erſt nach dem Bedenken folgen können. Aber auch wenn wir dieſes Bedenken voran ſchicken, bleibt es uns doch etwas fabelhaft, daß ein Schauſpieler, der noch dazu ſo routinirt iſt, wie Hr. L. Löwe, durch Befangenheit allein eine Rolle im Tone gänzlich verfehlen, und daneben die Trochäen auf ſonderbare Weiſe, durch Einſchieben ſchwächender Vorſchlag-Sylben u. ſ. w., verunſtalten ſollte. Es mag aber ſo ſeyn! — Den „Romeo" und „Wiburg" ſahen wir nicht; bei Erſterem iſt aber der Ton, der uns am „Jaromir" unleidlich war, gewiß mehr an ſeiner Stelle geweſen, obwohl Hr. L. auch in dieſer Rolle unſerm Publikum nicht ausgezeichnet ſchien. Jedenfalls wird er auch hier, wie in der „Ahnfrau", bewieſen haben, daß er ein denkender Schauſpieler iſt und die etwaigen Rügen mehr durch Fehler ſeines Denkens als durch Mangel des Talents verſchuldet; man kann ſcharf und dennoch zuweilen unrichtig denken, und wir haben auch bei uns einen Schauſpieler, der ſich durch zu vieles Herausklügeln offenbar Schaden thut. — Herr Löwe, der bei Darſtellung des „Jaromir" und „Romeo" nur in Einzelheiten Beifall gewann, gefiel als „Wiburg", wie wir vernehmen, ſehr, und eben ſo, wie wir uns durch Anſchauen überzeugten, als „Paul" in „Peter und Paul" und „Don Ceſar" in „Donna Diana". In dieſen beiden Rollen — den „Flinkthal" übergehen wir, weil die Leiſtung zwar angenehm, aber doch nicht von größerer Bedeutſamkeit war, als ein Dutzend und mehr anderer Schauſpieler ihr auch geben können — hatte der Künſtler etwas Eigenthümliches. Sein „Paul" war allerdings nicht der Seemann, der ſchon durch ſeine Derbheit ein nationelles Bild giebt, er war nicht ſo einfach großartig, wie er uns am liebſten wäre; indeſſen war das niedlichere Spiel mindeſtens durchgehend, das Miniaturbild in der Darſtellung mithin ganz. Wir wurden durch die Art derſelben ſehr an den verſtorbenen Wohlbrück erinnert, der ein guter Komiker war, aber nichts Kühnes, nichts Gewagtes zeigte, vielmehr ſich ſehr genaue Grenzen gezogen hatte. — Alles, was wir an Hrn. Löwe wahrnahmen, an ihm lobten, fand im „Don Ceſar" hauptſächlich ſeinen rechten Boden. Da gehörte das auffallend Bedachte, die Gemeſſenheit in Ton und Körper-Mimik vollkommen hin und wir wüßten nichts zu wünſchen, als etwas mehr edle Bewegung im Affekt. Hier war uns Hrn. Löwe's Beruf zum Künſtler unzweifelhaft, und hätte er mit dieſer Rolle begonnen, wäre gewiß ſelbſt ſein „Jaromir" vom Publikum (das ſich vom erſten Erfolge leicht ſtimmen läßt) wärmer empfangen worden, auch wenn er ihn mit denſelben Mängeln gab. — Spontini's „Alcidor" iſt mit Beifall aufgenommen; wir werden im nächſten Bericht von dieſer Oper ſprechen, da wir ſie erſt ein Mal gehört haben, und dabei vor dem vielen Schauen noch nicht recht zum Hören haben kommen können. — Ein kleines Luſtſpiel: „Die Wunderkur", das einige hübſche Momente und Witze hat, wollte nicht gefallen, weil Plan und Handlung zu wenig Inhalt und Ordnung zeigten.

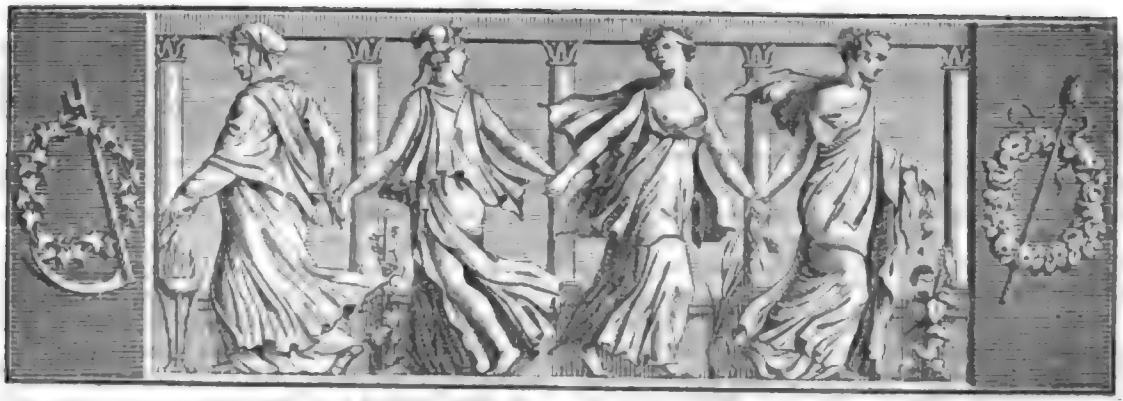
— Auf dem Königſtädter Theater gaſtirt Hr. Clauſius, vom Theater zu Breslau. Er gefiel am meiſten als „Graf Klingsberg" in Schröder's „Ring" und läßt in allen Rollen den mit ausgezeichneten Mitteln begabten, geübten und gewandten Schauſpieler erkennen, der mit dem geiſtigen Durchdringen ſeiner Aufgaben die Beſſeren gewinnt und durch einiges Uebertreiben auch den Beifall der Menge mitnimmt. Ihm zum Ruhme dürfen wir ſagen, daß er, den wir vor etwa zehn Jahren in Baſtrollen auf der Königlichen Bühne ſahen, ſeine Zeit genutzt hat. — „Der Dichter und der Schauſpieler", Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, gefiel; die Kritik hat ſich früher ſchon über dieſes Stück ausgeſprochen. — Hr. Brice, Mad. Brice und die zehnjährige Roſa Brice geben, im Verein mit den Herren Angely und Röſicke, Mitglieder des Königſtädter Theaters, franzöſiſche Vaudevilles u. ſ. w. auf der genannten Bühne. Hr. B. iſt, was die Schule betrifft, einer der vorzüglichſten Tenoriſten, die wir hörten; Mad. B. zeigt Darſtellungs-Talent und Roſa Brice gefällt in Rollen, durch welche einſt Leontine Fay in Paris zu einem Wunderkinde wurde.

— In Holtei's Feſtſpiel zu der Vermählungs-Feier der Prinzeſſin Louiſe mit dem Prinzen Friedrich von den Niederlanden ſind die Veranlaſſungen dichteriſch zu zarten Deutungen und hübſchen Wendungen verkochten. — „Das Zauberglöckchen", nach Theaulon, Muſik von Herold, war auf der Königſtädter Bühne zur Feſt-Oper beſtimmt; ſonderbares Zuſammentreffen, daß auf beiden Bühnen Hr. Theaulon der Text-Lieferant für dies Feſt geworden iſt, bei der Königlichen durch Aufforderung, bei der Königſtädter zufällig. In beiden Opern hat Hr. Th. morgenländiſche Mährchen benutzt und nicht ſo, daß man weniger Geiſt fände, als in den gewöhnlichen Opern-Texten; über ein gewiſſes beſcheidenes Maaß von Geiſt darf man bekanntlich bei den Opern nicht hinaus, die Componiſten leiden's nicht; mithin iſt da am beſten, was nicht ſchlechter iſt als der Schlendrian. — „Das Zauberglöckchen" hat hübſche Muſikſtücke, wird gut ausgeführt und iſt prachtvoll in Scene geſetzt. Es wird eine Oper für Alle ſeyn, denn auch eine komiſche Partie iſt heran gezogen, der chineſiſche „Prinz Bedur", den Hr. Schmelka mit ſehr ziemlichem Humor giebt, um nicht gegen die chineſiſche Etikette zu ſündigen. — ⁕.

— Hr. Prof. W. Schadow hat ein Altargemälde für die Kirche zu Schulpforte beendet; es ſtellt Chriſtus und die Apoſtel Johannes und Mathäus dar. Die Figuren ſind durch den Rahmen geſondert; Chriſtus in der Mitte. Es entſpricht dieſes Bild den Erwartungen, zu welchen die Geſchicklichkeit des Künſtlers berechtigt; das Ganze macht einen impoſanten Eindruck, durch Stellung der Figuren, Reinheit und Strenge des Styls, ſo wie auch ſchöne Einzelheiten ernſtliches Studium der Natur bekunden und das Streben des Künſtlers darthun, auf dieſem rechten Wege der Vervollkommnung ſich immer mehr zu nähern. — Hr. Profeſſor Wach hat die Bildniſſe der Kronprinzeſſin und der Prinzeſſin Louiſe, jetzt vermählten Prinzeß der Niederlande, vollendet. Erſteres iſt Bruſtbild und ohnſtreitig das gelungenſte dieſer ſchönen Fürſtin, deren Bildniß an zu fertigen gewiß eine ſchwierige Aufgabe für den Künſtler iſt und die in dem beſprochenen Bilde ſehr befriedigend gelöſt wurde. Das Bildniß der Prinzeſſin Louiſe iſt in ganzer Figur; ſie iſt ſitzend dargeſtellt, die Anordnung des Ganzen ſinnig, auf Fürſtenſtand und die liebenswürdigen Eigenſchaften der dargeſtellten jungen Fürſtin deutend, und die Aehnlichkeit ſprechend. — Hr. Begaſſe iſt beſchäftigt, das Bildniß des Königs zu malen. — Auf der Akademie der Künſte iſt unter den Schülern, die ſich der Geſchichts-Malerei widmen, ein Concurs eröffnet; der, welcher den Preis davon trägt, wird Unterſtützung (auf mehrere Jahre) zu einer Reiſe nach Italien erhalten. Es iſt der erſte Concurs, welcher auf der Akademie ſtatt findet; ein Theil der bei der letzten Ausſtellung eingegangenen Gelder wird zur Beſtreitung dieſer Unterſtützung verwendet. Man darf von dieſer Anordnung ein erfreuliches Reſultat erwarten; das Erfreulichſte dürfte aber wohl ſeyn, wenn, hierdurch veranlaßt, Aehnliches auch für Architekten und Bildhauer beſtimmt würde. — Auf der Werkſtatt von G. Loos haben wir eine gut gedachte und trefflich ausgeführte Medaille zur Vermählungs-Feier erhalten. Die Bildniſſe (von Gube, nach Poſch) ſind ähnlich und mit großem Fleiße behandelt; eben dieſes Lob verdient das auf der Kehrſeite benutzte Baſrelief nach Thorwaldſen: eine weibliche geflügelte Figur, dem Tage Roſen ſtreuend, und geleitet von dem Gotte der Liebe. Die Arbeit iſt eine ſehr würdige. R.

In Bologna lebt ein Barbier, der ſo leicht Verſe macht, daß er Jedem, dem er den Bart ſcheert, eine kleine gereimte Comödie dabei improviſirt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 8. Juni. 91ſtes Blatt.

Nachtphantaſie eines Lebensmüden.

Wenn die Nacht ob jedem Augenliede
Sanft des Schlummers Lethefchleier breitet —
Und im Silberlichtgewand der Friede
Ueber den entſchlaf'nen Erdkreis gleitet;
Mildverklärt herab die Glanzesfülle
Von Millionen Welten niederſtrahlt,
Und des Himmels Pracht ſich in der Stille
Regungsloſer Seesflächen malt;

Wenn das trübe, ſchwärmeriſche Schweigen
Sinnend horcht dem Chor der Nachtigallen,
Deſſen Töne laut aus Blüthenzweigen
In des Hörers Bruſt herüber hallen:
Und des Sturms geheimnißvolles Wogen
Das in dunklen Eichenkronen rauſcht,
Von dem Reiz des Liedes angezogen,
Leiſe ſummend aus der Ferne lauſcht.

Wenn der Träume freundlichſüßes Grauen
Allen Gram und Kummer eingeſungen,
Und das Glück mit heimlichem Vertrauen
Sich um jede Menſchenbruſt geſchlungen;
Und der milde, mohngelockte Knabe,
Der das Herz von jeder Sorge räumt,
Mich allein nur mit dem Zauberſtabe
Seiner Allmacht zu berühren ſäumt;

Und ich dann, auf Gräber hingeſunken,
Stumm und ohne Wunſch und ohne Klage —
In der Bruſt den letzten Hoffnungsfunken
Ausgeglommen — prüfe, was ich trage;
Und dem Licht auf ſtarrende Gebeine
Längſt entſchwund'ner, längſt zerſunk'ner Welt,
Bleicher Mond! mit mattem Todesſcheine
Düſter ſie verklärend, niederfällt —

Dann begreif' ich deine ſtumme Rede,
Die, von finſterm Zweifelschor begleitet,
Aus des Buſens ſchauervollen Oede
Mir das Räthſel deſſ'rer Zukunft deutet.
Dann beneid' ich, die von eitlen Strebens
Und Begehrensträumen ungeneckt,
Liebevoll die Mutter alles Lebens
Längſt mit ihrem Raſenmantel deckt.

Bald, wenn ich dem Läut'rungskampf erlegen,
Wird dein Strahl auch mein Gebein beleuchten;
Bald des Frühlingsthaues Blüthenregen
Dieſer Bruſt zerſunk'nen Staub befeuchten.
Mög' dann denen, die mit mildem Sinne
Friedensblumen meinem Namen ſtreu'n,
Nie ein Loos wie meines, zum Gewinne,
Das Gemüth den Schreckensmächten weih'n.

Orion Julius.

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Frau von Tambis, Schweſter des Prinzen von Chimay, hatte einen beißenden Witz, der Niemand verſchonte. Ich habe ihn gefühlt, wie alle Uebrigen. Man ſprach einſt vor ihr von meiner frohen Laune, von meiner Munterkeit und Lachluſt. „Ja", ſagte ſie, „ihre Luſtigkeit ſitzt in ihren Zähnen!" Sie wollte zu verſtehen geben, ich lachte bloß, um meine ſchönen Zähne zu zeigen.

Die Herzogin von Mazarin gab dem Könige von Dänemark, als dieſer Frankreich und Paris beſuchte, ein Feſt, und ließ unter Anderem auf ihrem kleinen Theater ein kleines Luſtſpiel aufführen: „Arlequin bar-

bier, paralytique". Der König verſtand wenig Franzöſiſch (?). In allen bisherigen Feten, die man ihm gegeben, hatte man kleine Vorſpiele, ihm zu Ehren, angebracht. Er hielt auch dieſes Stück für ein ſolches, und ſo oft Carlin's Spiel die Verſammlung entzückte und zum Beifall aufrief, verneigte ſich die Majeſtät, dankte der Herzogin, welche neben ihm ſaß, für die Aufmerkſamkeit: „Sie ſind gar zu gütig — ich bin beſchämt — ich verdiene nicht — die Anſpielungen ſind zu ſchmeichelhaft —!"

Nach dem Tode des Herrn von Monteſſon wollte mich ſeine Wittwe nicht von ſich laſſen. Sie bot mir die Zimmer des Verſtorbenen an, fand aber Bedenken in ihrer Geſpenſterfurcht; ich zeigte Muth, und um ihn zu beweiſen, trat ich zuerſt in das dunkle Vorzimmer. Kaum hatte ich zwei Schritte gethan, als ich einen Schrei ausſtieß und ohnmächtig in die Arme meiner Tante fiel. „Eine Todtenhand, eine dürre Knochenhand hat mich berührt!" Es war der Zweig eines Orangenbaums.

Die Herzogin von Orleans liebte, in der erſten Zeit, den Herzog ſo unausſprechlich, daß die Herzogin von Tallard von ihr ſagte: ſie habe das Mittel gefunden, den Eheſtand unanſtändig zu machen.

Der Abbee Raynal ſtarb zu Paſſy, 1796, im Alter von 83 Jahren, und hinterließ, als ſämmtliches Vermögen — in ſeiner Taſche ein Aſſignat von 50 Franken, welches damals fünf Sous Werth hatte.

Herr von Puiſieux (Staatsminiſter unter Ludwig XV.) ſtarb an einer Bruſtentzündung. An ſeinem Todestage ereignete ſich folgender Zufall: Ludwig XV. hatte ihm eine ſchöne Schlaguhr geſchenkt; die drei Parzen waren angebracht und hielten das Stundenblatt. — Wir fanden den goldenen Faden zerriſſen, an welchem die Spindel hing. (Sollte ihn nicht Jemand abgeſchnitten haben?)

Frau von Genlis giebt, nach den gemäßigtſten Angaben, die Anzahl der Perſonen, die bei dem Feuerwerk umkamen, welches dem Dauphin und der Dauphine zu Ehren von der Stadt Paris gegeben wurde, auf Sechstauſend an. Ich war im Hotel de la Reyniere. Man hob mehrere Damen, in großen Reifröcken, die nicht hatten zu ihren Wagen kommen können, durch die Fenſter herein, unter Andern Frau von Albert; ihre ganze Bruſt war mit Blut bedeckt. Man hatte ihr, mit dem brillantnen Ohrring, den Ohrzipfel abgeriſſen.

Von ihrem Eintritt in das Palais-Royal und von ihrer Verbindung mit dem Herzog und der Herzogin von Chartres, ſagt Frau von Genlis: „Es wird mir peinlich, dieſes zu ſchreiben, weil ich hier Rechenſchaft von einem der größten Fehler meines Lebens ab zu legen habe. Ich bin der Meinung, in Memoiren, wo man ſich nicht anheiſchig gemacht hat, ſeine ganze Lebensgeſchichte zu erzählen, kann und muß man, aus Achtung für ſich ſelbſt, wichtige Fehler mit Stillſchweigen übergehen, wenn ſich dieſe Fehler nicht an die Begebenheiten reihen, die man zu berichten hat; dann aber muß man ſich auch aufrichtig (?) anklagen und ſein Unrecht nicht zu beſchönigen ſuchen. Dieſes will ich denn auch thun."

Eben ſo aufrichtig (?) erzählt ſie auch ihre Liebſchaft mit dem Vicomte de Cuſtines: nur mit dem Unterſchiede, daß ſie am Ende geſteht, Herr von C. habe ſie — zum Beſten gehabt und eine Andere geliebt. An dieſe Andere ſchrieb er: „Meine Verſtellung gegen ſie (die Frau von G.) iſt der Ruhe ihres Herzens nicht nachtheilig. Sie iſt zufrieden, wenn ſie gut unterhalten wird, wenn man ihr ſchmeichelt, ihr viel Schönes vorſagt. Ihre Eigenliebe, ihre hohe Meinung von ihren Talenten, ihre Lebhaftigkeit erſetzt bei ihr die Vernunft; ſie wird nie tief und leidenſchaftlich lieben." Frau von Genlis ſagt: ſie erzähle dieſe Geſchichte umſtändlich, zur Belehrung und Warnung für alle jungen Frauenzimmer.

Die alte Gräfin von Montauban war eine ſtarke Spielerin, doch keine leidenſchaftliche, nur aus Langeweile, und dabei ſo zerſtreut, daß ſie einſt, bei dem Pharo — ein falſches Paroli machte, und als der Bankier dies mit vieler Höflichkeit ihr bemerkte, ohne die Miene zu verändern ihm zur Antwort gab: „Leicht möglich, ſo etwas geſchieht aber wohl, und iſt in der Hitze des Pointirens ſehr verzeihlich!" — Ein ander Mal ſtand ein Spieler hinter ihrem Stuhl und lehnte ſich über ſie weg, um eine ſtarke Summe in Louisd'ors ein zu ſtreichen, die er gewonnen hatte, und ließ einen Theil des Goldes in den Nacken der Dame fallen. — „Halten Sie mich für eine Danae?" fragte ſie ihn; zugleich ſtand ſie auf, ſchüttelte ſich und ließ die Stücke fallen; doch, wie der Spieler es zu glauben ſchien, nicht alle. Er gab zu verſtehen: Madam mache einen krummen Rücken. „Mein Herr!" erwiederte ſie kaltblütig: „im Spiele läßt man vier und zwanzig Stunden Zeit, ſeine Schulden zu bezahlen; dieſer Fall iſt aber keine Spielſchuld, und Sie werden die Güte haben, bis morgen zu warten!" — Bei dem Auskleiden fanden ſich noch einige Goldſtücke, die ſie am folgenden Morgen hinbeſorgen ließ.

Wir bekamen einſt Luſt, die Gräfin Potocka und ich, die berüchtigten Guingettes (Tanzſäle) der Porcherons zu beſuchen. Wir verkleideten uns als Köchinnen und wollten uns von den Herren von Maiſonneuve und von Genlis, als Livree-Bediente verkleidet, begleiten laſſen. Herr von Maiſonneuve ließ abſagen, Herr Gillier erſetzte ihn. Wir wählten die Kneipe Au grand vainqueur, und miſchten uns in die tanzenden Reihen.

Ich machte bei dem Tanze die Eroberung eines Laufers des Marquis von Brancas, der mich nicht wieder kannte, obschon er seinen Herrn mehr als zwanzig Mal, wenn wir zusammen speiseten, bei Tafel bedient hatte. Plötzlich traten zwei Personen ein und kamen auf uns zu: es war meine Mutter und Herr von Maisonneuve, Beide verkleidet. Wir blieben bis 3 Uhr in der Nacht. (Dergleichen Verkleidungen waren am französischen Hofe gewöhnlich.)

Am Hofe des Herzogs von Modena, welchen ich in Begleitung der Herzogin von Chartres besuchte, war der Graf von Lascaris Ober-Hofmeister. Er verliebte sich in mich, wies mir meine Zimmer weit, sehr weit von denen meines Gatten an, überraschte mich einst tief in der Nacht, als ich mein Tagebuch schrieb, und wirft sich mir zu Füßen. Ich springe auf, stoße den Tisch und die Lichter um. Ich klingele; meine Kammerfrau tritt mit Licht ein. Herr von Lascaris hatte im Dunkeln eine Schramme am Backen davon getragen. Am folgenden Tage fragte ihn Jeder nach der Ursache. Meine Kammerfrau hatte geplaudert und der Hof lachte ihn aus.

Ich nahm mir im ein und zwanzigsten Jahre vor, sobald ich mein dreißigstes erreicht haben würde, kein Roth auf zu legen. Der Herzog von Chartres (Egalité) erfuhr es und spottete darüber. „Was wetten wir?" sagte ich; „vom 25. Januar 1776 an lege ich kein Roth auf!" Er ging die Wette ein. Ich hielt Wort. Und da ich ihn vierzehn Tage vorher an unsere Verabredung erinnert hatte, fand ich wirklich an gedachtem Tage vor meinem Schreibtisch eine große Puppe, von meiner Größe und Gestalt, genau gekleidet wie ich, sitzen. Sie hielt eine Feder in der Hand und schien zu schreiben; ihr Kopfputz bestand aus lauter Schreibfedern. Links lag ein Ries Schreibpapier, rechts standen 32 Octav-Bände in grünem Corduan und 24 kleinere in rothem; inwendig lauter weißes Papier. Zu den Füßen der Puppe stand ein Korb, worin Alles, was zum Schreiben erforderlich ist, zu finden war: Oblaten, Siegellack, Streusand, Federmesser u. s. w. in Menge.

Herr d'Alembert besuchte mich einst und versprach, bei der Akademie den Vorschlag zu thun: vier weibliche Mitglieder auf zu nehmen; ich sollte an der Spitze seyn, jedoch meinerseits versprechen, nicht ferner über die Religion zu schreiben: die Mode sey vergangen; moralische Gegenstände möchte ich abhandeln. Als ich mich dazu nicht anheischig machen wollte, verließ er mich im Unwillen und der Plan scheiterte.

Ich schlug dem Herzog von Chartres (Egalité) vor, damit seine Kinder (deren Gouvernante Frau von G. war) desto leichter englisch sprechen lernen möchten, ein junges Mädchen aus England kommen zu lassen. Er gab seinem Agenten in London, Herrn Forth, diesen Auftrag, und zugleich einen zweiten, ihm ein schönes Reitpferd zu schicken. Herr Forth entledigte sich beider Geschäfte und schrieb bei dieser Gelegenheit: „Ich habe die Ehre, Ew. Königl. Hoheit anbei „la plus jolie jument et la plus jolie petite fille de l'Angleterre" zu übersenden."

Die beiden ältesten Söhne des Herzogs von Chartres (Egalité) wuchsen heran. Eines Abends kam er zu mir und eröffnete mir: es sey die höchste Zeit, ihnen einen Gouverneur zu geben, damit sie nicht den Ton und die Sprache der Ladendiener (garçons de boutique) von Paris annähmen. Der Aelteste habe sich diesen Morgen des gemeinen Ausdrucks tambouriner, anstatt battre la caisse, bedient, und bei Gelegenheit des gestrigen Spazierganges in St. Cloud sich über seine parenté beschwert, die ihn bis aufs Blut quäle. Auf die Frage, wer diese Verwandte wären, habe er lachend gesagt: die Cousins (Mücken). So etwas sey unausstehlich, sagte er, dem müsse — durch einen Gouverneur abgeholfen werden! — Dieses waren seine wichtigen Gründe. Er befragte mich über die Wahl; ich schlug ihm Drei bis Vier hinter einander vor; er verwarf sie Alle. Endlich fing ich an zu lachen und sagte: „Nun, so nehmen Sie mich!" — „Warum nicht?" erwiederte der Herzog in ganzem Ernst und setzte hinzu: „Von Stund an sollen Sie der Gouverneur meiner Söhne seyn!" — Der König gab seine Genehmigung, und ich wurde Gouverneur der drei jungen Prinzen von Valois, Montpensier und Beaujolin.

(Die Fortsetzung folgt.) Chastel.

Bunte s.

Man weiß selten, wie viel Vermögen, noch seltener, wie viel Verstand man hat, und überschätzt, im letzten Falle, fast immer seinen Reichthum. Selig, aber auch selten sind die Armen an Geist, wenigstens in ihren Augen.

Nichts macht den Menschen so groß als die Schifffahrt; sie giebt ihm die Sterne zu Wegweisern, bahnt ihm die Wellen zu Heerstraßen und spannt die Winde als Rosse an seinen Wagen.

„Die Preise der Oele" (schrieb ein Kaufmann von Marseille an seinen Correspondenten in Bordeaux) „sind im Fallen: nicht also die Gesinnungen, mit welchen ich verharre u. s. w."

Man hat die Redensarten eingeführt: „Die Gelehrten-Republik" und „das Reich der Liebe". Sollte es heut zu Tage nicht umgekehrt heißen: das Reich der Gelehrten und die Republik der Liebe?

Für einen zu leistenden Dienst verspricht man gern gute Bezahlung. Einen geleisteten Dienst bezahlt man selten gern. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Jedem Fremden fällt es angenehm auf, daß in den Straßen unſerer Reſidenz nirgends verwahrloſete und ſich herum treibende Kinder der ärmſten Claſſe zu finden ſind. Doch wie ſchön löſet dieſes Räthſel ſich, wenn man die Verſicherung geben kann, daß ſowohl unſer verehrter König durch hohen Schutz und landesväterlichen Beiſtand, als auch die hieſigen Communen unter ſich durch milde Beiträge und mit Anſtrengung jeder Kraft dahin wirken, armen Kindern zwiſchen 7 bis 14 Jahren durch zweckmäßige Religions- und andere Schulkenntniſſe und durch eine ihren Kräften und Fähigkeiten angemeſſene Beſchäftigung eine edlere Richtung des Geiſtes wie des Herzens zu verſchaffen. — Viel und mannigfach ſind die für arme Kinder beſtimmten Frei-Schulen, unter denen die ſeit 1793 ununterbrochen beſtehenden hieſigen acht Erwerb-Schulen, worin gegen 700 Kinder, größtentheils Mädchen, Unterricht erhalten, ſich durch den Vorzug auszeichnen, daß die Zöglinge durch Stricken, Nähen u. ſ. w. ſich oder ihren Eltern etwas erwerben können, indem ihnen dasjenige, was die Kinder durch ihre Arbeit verdienen, ganz überlaſſen wird. Unſere geliebte Kronprinzeſſin, ſtets darauf bedacht, daß die Gaben, deren ſie ſowohl dem einzelnen Armen, als auch den wohlthätigen Anſtalten ſo reichlich ſpendet, zweckmäßig angewendet werden, wünſchte auch von der innern Anſtalt und von dem Nutzen der Erwerb-Schulen, die ſie huldreichſt unterſtützt, nähere Kenntniß zu nehmen und beehrte die am 14. Mai zu dieſem Zweck veranlaßte beſondere Prüfung der ſämmtlichen acht Erwerb-Schulen (in Gegenwart der Direktion und der Vorſteher und Vorſteherinnen des Inſtituts) mit ihrem Beſuch. — Die höchſtverehrte Fürſtin ſchenkte ihre Aufmerkſamkeit ſowohl den ausgeſtellten Hand-Arbeiten der Jugend, ſo wie auch den Lehrgegenſtänden, und vertheilte nach Beendigung derſelben und den ſtatt gefundenen Prüfungen der Zöglinge, als Beweis ihrer Zufriedenheit, eine anſehnliche Anzahl ſchön gebundener und mit dem Namen der hohen Geberin gezierte Bibeln, zur Erinnerung dieſes Tages und Ermunterung der Jugend zum fernern Fleiß, unter die Kinder, welche ſich durch Fleiß und gute Aufführung beſonders ausgezeichnet hatten. Nachher unterhielt ſich die Prinzeſſin mit den Direktoren und Vorſtehern, welche einen Verein achtbarer Männer und Frauen bilden, auf das angelegentlichſte über das Wohl dieſer Schulen. Auch den Lehrern, wie den ſich überglücklich fühlenden Kindern, wurde die Gnade zu Theil, daß die verehrte Kronprinzeſſin ſich mit ihnen unterhielt. Laut hatte der Jubel der Dankbarkeit und Verehrung der geliebten Fürſtin entgegen ſchallen mögen, als ſie erklärte, der Anſtalt Beſchützerin ſeyn zu wollen; doch er verwandelte ſich in tauſend ſtille Segnungen und Wünſche, welche der künftigen höchſten Vorſteherin dieſer wohlthätigen Anſtalt folgten. — f —.

Wien. Am 7. Mai ſtarb hier der rühmlichſt bekannte Hof-Kapellmeiſter A. Salieri in einem Alter von 74 Jahren. Wie es heißt, hinterläßt er einen Schatz von Beobachtungen und Notizen, die Tonkunſt betreffend, die, nebſt ſeiner Biographie, welche ein geachteter hieſiger Schriftſteller bearbeitet, bald erſcheinen werden und beſonders für die muſikaliſche Welt von großem Intereſſe ſeyn dürften. — Bei Strauß erſcheint eine Bibliothek der neueſten Entdeckungs-Reiſen in 20 Bändchen, mit Benutzung der Werke von Humboldt, Niemeyer, Parry, Schopenhauer, Walkenaer, Prinz v. Neuwied, Otto v. Kotzebue u. ſ. w. Die typographiſche Ausſtattung iſt, wie man ſie von dieſer Verlagshandlung ſchon gewohnt iſt, ſehr ſchön. Eben ſo erſcheint in ſehr eleganter Ausgabe (bei Solinger) eine Auswahl von Hoffmann's Mährchen, Erzählungen und Phantaſiſtücken, die ohne Zweifel eine eben ſo zahlreiche Abnahme finden dürften, als die daſelbſt erſcheinende Sammlung von Shakſpeare's „dramatiſchen Werken", da ſie in Betracht der theuren Original-Ausgabe bedeutend wohlfeiler iſt (das Bändchen 30 Kr. C. M.) *). — Ludwig Tieck befindet ſich in unſern Mauern; doch wird ſein Aufenthalt von kurzer Dauer ſeyn, da er auf einer Reiſe nach Italien begriffen ſeyn ſoll. — Mad. Neumann, vom Hof-Theater zu Carlsruhe, hat bereits den Cyklus ihrer Gaſtſpiele eröffnet. Sie gab die „Bertha" in Heli's „Strudeltopfchen", „Pauline" im „Teſtament des Onkels", „Eboli" in „Don Carlos", „Suschen" im „Bräutigam von Mexiko" und die „Baronin" in „Stille Waſſer ſind tief". Ohne uns in ermüdendes Detail ein zu laſſen, verſprechen wir, nach Beendigung der Gaſtſpiele, einen umfaſſenden Bericht, und zeichnen vorlaufig die Darſtellung des „Strudeltopfchens" und der „Baronin" als meiſterhaft aus, obwohl auch die übrigen genannten Darſtellungen vorzüglich waren. A.

*) Die noch größere Wohlfeilheit der Shakſpeareſchen Werke werden die Wiener Buchhandlungen wohl nur in ihren Anzeigen haben, da wir verſtümmelte und unverſtümmelte, getreue und verballhornte Original-Uebertragungen für unglaublich billige Preiſe bekommen. Daß aber verſchiedene Wiener Buchhändler ſich noch immer nicht ſchämen, Nachdrucker zu ſeyn, geht aus Obigem als entſchiedene Wahrheit hervor. D. H.

Der Witzling witzelt ſelten mit eigenem Witze; ſeine Eigenliebe möchte gern gefallen, und ſo ſtiehlt er Allen etwas. Der Ton glückt ihm daher auch nicht allemal, und gar zu bald merkt man ihm Erſchöpfung an. Es geht ihm wie einem Frauenzimmer, das zu viel Gefallen an ihrer Schönheit findet, und ſich quält, Allen zu gefallen. — Der Schöngeiſt miſcht ſeinen eigenen Witz mit dem Witze Anderer, was ihm oft ſauer wird und ſelten Vergnügen macht, im Gegentheil ihn mancher Reibung ausſetzt, aber dennoch wenigſtens in Ruf bringt. Er ſetzt alle Narren in Erſtaunen, gebietet der Menge, ermüdet aber den Mann von Verſtand. Der Schöngeiſt wähnt, nie etwas Mittelmäßiges ſagen zu können, wenn er auch über Nichts ſpricht. Er beſpottelt Alles, was Andere ſagen, als könne er es unſtreitig beſſer ſagen. Er citirt oft etwas, thut aber gleichwohl, als ſey ihm ſein Gedächtniß nicht ganz hold; und entſcheidet in Geſchmacksſachen mit richterlicher Strenge. Alles ſchmeichelt ihm jedoch, und es gehört zum guten Ton, ihn auf der Straße zu grüßen. — Der Mann von Verſtand folgt nur ſeinem eigenen Geiſt, weiß aus dem ſeines Nebenmenſchen nützliche Lehren zu ziehen, blendet nie, ſondern überzeugt, geht ſelten ruhigen ſichern Schritt, und iſt ein Lichtſtrahl für Alle, die ihm folgen. — Der Witzlinge giebt es genug, der Schöngeiſter nicht minder, ſpielen ſie gleich in's Lächerliche; der Mann von Verſtand will dann geboren ſeyn; früh hat er ſeinen Geiſt geſchärft und begründet, doch ohne Eitelkeit! Geſunde Einfälle, ein Scherz am rechten Fleck, richtige Wahl in aller Art Beluſtigung — das unterſcheidet den Mann von Verſtand. — In Frankreich will man des Geiſtes zu viel, daher das übertriebene Streben danach, und die vielen verdorbenen Witzlinge. (Corsaire.)

Weil die Wohnungen in Rheims Manchem gar zu theuer ſind, ſo hat ein Wagen-Erbauer eine Art Wagen erfunden, worin der Krönungs-Zuſchauer gleich ſchlafen kann. (Corsaire.)

Ein Matroſe, der lange Zeit in Spitzbergen zurück geblieben, hat ſich zur Ausfüllung ſeiner Langeweile damit beſchäftigt, aus den dort gefundenen Wallfiſch-Trümmern den Thurm zu London, die Kapelle zu Glasgow, den Thurm von St. Paul und die Kirche zu Canterbury nach zu bilden. Die Stücke ſind wirkliche Kunſtwerke und der nachher Gerettete zeigt ſie jetzt in London für Geld. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 16. und Blatt der Ankündigungen Nr. XX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 16. 1825.

Beilage zum 91ſten Blatte des Geſellſchafters.

Illiberale Kritik.

Im „Edinburgh Review" lieſet man Folgendes über die Literatur der nordamerikaniſchen Freiſtaaten: „Die Amerikaner haben keine Literatur, wir meinen, keine National-Literatur; Alles was ſie beſitzen, kommt ihnen von außen zu. Sie haben zwar einen Franklin, und dieſer mag mit ſeinem Rufe ein halbes Jahrhundert vorhalten. Sie haben, oder hatten einen gewiſſen Dwight, welcher einige Gedichte geſchrieben; eine kleine Beſchreibung von Virginien von Jefferſon; ein kleines epiſches Gedicht von Joel Barlow, und einige launige Aufſätze von Irwing. — Und warum ſollten, im Grunde, die Amerikaner Bücher ſchreiben, da ihnen in dem kurzen Zeitraum von ſechs Wochen, in ihrer Sprache, alle Meiſterwerke unſerer Wiſſenſchaft und unſeres Genies in Kiſten und Ballen zukommen." — Dieſe nicht liberale Kritik iſt, im Grunde, keine Kritik; es iſt ein ungereimtes Raiſonnement: denn was will das ſagen: Die Meiſterwerke unſerer Wiſſenſchaft und unſeres Genies kommen den Amerikanern regelmäßig ſechs Wochen nach ihrem Erſcheinen in Ballen und Kiſten zu; deswegen können ſie die eigene Literatur entbehren? Könnte man den Spieß nicht umkehren und fragen: Warum ſchreibt man in Schottland den „Edinburgh Review"? da doch alle Kritiken, Anzeigen und Beurtheilungen engliſcher Werke in Zeit von drei Tagen aus London in Edinburgh einlaufen? — Das poetiſche Genie iſt ein Funken des göttlichen Feuers, welches der Allerhöchſte nach Gefallen in der Seele gewiſſer Männer, von Oſten, Weſten, Süden und Norden anfacht. Iſt er einem Amerikaner zu Theil geworden, ſo iſt die Leichtigkeit, mit welcher man ſich in Amerika engliſche und ſchottiſche Poeſie verſchaffen kann, kein Grund, den Funken verlöſchen zu laſſen. C.

Man muß doch antworten dürfen!

Anfrage.

Ob ich im Traum das Ding verſtiefelt,
Das ſich gedrängt vor den letzten Gruß hat,
Ich weiß es nicht; das weiß ich, es gebühret
Ein Gruß noch wenigſtens, ſonſt wird der Schluß matt.

Ich ſagt' es ja, wenn ihr genug geprahlt,
Geb' ich beſcheiden Gegenrechnung ein;
Nun denn, ihr werthen Herrn, erſt friſch gezahlt!
Dann kann vielleicht von Bund die Rede ſeyn.

Neue Xenien.

Recenſent als Thorſchreiber.

Kommſt du ſchon wieder zu Markt mit Xenien? Sage doch, Burſche,
Woher kam dir die Wuth zu dem verwünſchten Geſchlecht?

Xenienhüther.

Wuth? Verwünſchtes Geſchlecht? Ey, ſind ja nur harmloſe Kinder,
Und ihr Vater, er iſt ſelber ein friedlich Gemüth.

Thorſchreiber.

Traun' ein And'rer dem Frieden! Sie ſpuken auf Gaſſen und Märkten,
Toben in Schenken herum, ſtören die Ordnung und Ruh'.

Hüther.

Freut euch der Spuker doch daß; ſie rüttein den Plunder zuſammen,
Den ſonſt Jahre und Tag Keiner zu ſegen gedenkt.

Schreiber.

Weil du die Dinger ſo rühmſt, ey ſprich doch, wie ſind ſie geboren?
Wer die Eltern und wo? wo ſie die Schule gemacht?

Hüther.

Sieh, da giebt es ſo Manche, die führen's in Wappen und Schilde,
Wer ihr ſaub'rer Papa; Satan, ſo wird er genannt.

Zweifel.

Niemand zweifelt daran; doch, ſeltener Caſus! die Mutter,
Niemand glaubt ſie, und doch ſteht ſie als Muſe am Schild.

Berechtigung.

Was zum Zweifel berechtigt? Daß auch in den anderen Schildchen
Manches ſchielet, was hier ſtets nur als contreband gilt.

Andere.

Andre, geboren bei'm Mahl, ſind zahm und freundlich und munter,
Wiſſen wohl ſelber kaum, wo ſie zu Tage gebracht.

Neue.

Meine im Korbe hier? — Ihr Vater probirte bei'm Schreiben
Hurtig die Feder und ſieh, Xenien floſſen heraus.

Thorſchreiber.

Alſo in's Leben geſchneit? Da ſind es wohl gar Demagogen?
Kitzliche Sache; nur her mit dem verdächtigen Kram!

Xenienhüther.

Braucht es nicht zweimal zu ſagen; wie geern ſie ſehen ſich laſſen!
Springen ſchon alle hervor; reder, vertheidigt euch ſelbſt.

Alle mit einem Male.

Diener, Herr Schreiber; ihr ſeht, wir folgen dem ſtrengen Gebote;
Iſt das Demagogie? ſind wir nicht treu dem Geſetz?

Der Schreiber.

Sprecht doch einzeln, und kreiſcht nicht alle ſo durcheinander;
Rang und Ordnung gebühret; zahme, ihr tretet voran.

Die zahmen an die wilden.

Wollt ihr denn immer nur ſcheiten? Ey, bietet doch freundliche Grüße;
Für den freundlichen Gruß ſagt man auch freundlichen Dank.

Urſprung.

Bei dem Mahle geboren zum Klange des blinkenden Glaſes,
Wuchſen wir friedlicher Art; macht doch die Kinder nicht wild!

Motivirung.

Zwar die wilden ſind gut auf Wieſen und Märkten und Schenken,
Aber wir ſitzen ja hier in dem Hotel des Geſchmacks.

Die wildeſte unter den zahmen.

Daß ich zu beißen vermag, könnt' auch mein Zahn euch beweiſen,
Aber ich halte zugleich Balſam den Wunden bereit.

Die wilden.

Jeder nach ſeiner Art! Bleib' immer und immer ein zahmer;
Laſſen wir deine dir, laß' uns auch unſre Natur.

Der Schreiber.

Hätt' ich nur Stoff, wie wollt' ich das kecke Geſindel bezahlen!
Kaum der Schule entrannt, ſpielen den Richter ſie ſchon.

Der Naſeweiſe.

Was? Die mangelt's an remiſchem Stoff? und ſteht doch im Leben!
So fehlt Waſſer dem Mann, der in den Fluthen ertrinkt.

An die Sechsundzwanziger.

Ob ich im Ernſte mit euch will ſtolpern? — Nehmt es im Ernſt nur.
Mach' ich mich luſtig mit euch, über euch iſt ja nicht ſchwer.

Die beiden Curtier.

Marcus Curtius ſtürzt' voll Muth in das offene Grab ſich,
Julius Curtius gräbt ſelber voll Muthwill ſein Grab.

Simrock.

Glaubſt du, weil Sim in dich nennſt, drum ſeyſt du ſchon Simſon der Starke?
Wecke den Starken nicht auf, der die Philiſter erſchlug!

Deiters.

Treibt am Rhein ſich umher, und ſpukt an der Spree; — doch ſeltſam!
Iſt es die remiſche Wuth, die ihm nicht Ruhe vergönnt?

Idem.

Wie er ſo fürchterlich droht mit Ausſchluß! Man hat nichts dawider;
Kömmſt du dennoch zurück, Deiters, Geſcheidter's gibt dann.

Alle Drei.

Herrliches Triumvirat! Ach, armer Finke, was machſt du?
Rette bei Zeiten dich, ſonſt ſchlingt dich die hölliſche Brut.

Der Diſtelfink.

Was ich mache? Je nun, was meine munteren Brüder;
Picknd umſchwirr' ich den Kauz, wenn er bei Tage ſich zeigt.

Ecce.

Seht ihr, wie Räuber thun? Erſt fallen ſie ruhige Wand'rer,
Dann bei der Theilung gleich ſelber einander ſich an.

Lyddudler.

Hudle und dudle wer will! Ich ſinge mein eigenes Liedchen;
Ehre dem Edlen und Gruß, Schmach und Verachtung dem Wicht!

Literaturblatt.

Ob er gerecht iſt, ob nicht, wir wollen's nicht vorſchnell entſcheiden;
So viel weiß ich, an euch tadelt er Vieles mit Recht.

Kritiker und Krittler.

Kritiker nennt man ihn? Ich dächt', er ehrte den Namen;
Aber es giebt auch ein Volk, welches man Krittler benennt.

W. Müller.

Herzlich grüß' ich ihn mit, den älteren Sänger der Griechen.
Grüßt' ihn ſchon damals mit Luſt, als ich in Hellas ihn traf.

L. Uhland.

Sänger im Schwabenland, ſo laß' ſie doch tönen, die Saiten,
Die uns, ſo oft ſie erbebt, Luſt in die Seele gehaucht.

Fr. Rückert.

Und du Franke voll Muth, im Kaftan gerecht und im Harniſch,
Gieb uns Einzelnes nur, biſt doch ein ganzer Geſell.

Eckermann.

Wohl iſt der Geiſt das Höchſte, aus dem wir handeln; du zeigſt es;
Aber dein Meiſter und du lehren auch ſchätzen die Form.

E. Große.

Löſe nur, lecker Geſell, den geſchürzten gordiſchen Knoten!
Wahrlich, dein Schwerdt iſt gut, kräftig der Arm, der es führt.

Zum Beſten der Griechen.

Griechenlieder auch ſangſt du, und ſangſt ſie im Doppel-Conzerte;
Komm zu uns; hier tut man ſich zur Welt-Symphonie.

Sein Cumpan.

Was hat der Andere wohl in den zwei Jahren geſungen,
Der ſo lange geſchwankt, ſpät erſt erfaßte den Ton?

Antwort.

Leben lernt' er, und ſog aus allen Zeiten und Zonen
Stoff, und übte die Kraft; künftig giebt Antwort die That.

Schiller.

Edler unſterblicher Geiſt, vergieb! Sie wußten vielleicht nicht,
Was ſie im witzelnden Wahn ſtolpernd gefrevelt an dir.

Ausflucht.

Drehen und winden ſich nun, und ſuchen es anders zu ſtellen;
Diesmal glaub' ich euch gern, ſchon um der Liebe zu ihm.

L. M. Fouqué.

Immer die alte Natur! ſie grollen und ſchmähten und ſchmollen;
Wenn euch der Sigurd erſchien', wahrlich, ihr bleichtet vor Schreck.

Die andern Geiſter.

Und wenn der Oheim nun Undinens und alle die andern
Geiſter euch naheten, weh', wehe der waſſ'rigen Fluth!

Die Schweigenden.

Aber fürchtet euch nicht; ſie gehen gemeſſenen Schrittes
Euch vorüber, gewohnt beſſerer Uebung der Kraft.

Abermals Ultra.

Hüthet euch vor dem Extrem! Ich mahn' euch noch einmal, ihr Herren;
Hebt man zur Sonne ſo bald, was man im Schlamme begrub?

Ihre Mitte.

Ja, nun wird es mir klar; ihr goſſet nur Waſſer darüber,
Und da ſtrahlen hindurch Sonne und Sterne und Mond.

Urkunde.

Wenn ſich das Waſſer verläuft, dann werden wir deutlicher ſehen,
Was als glänzendes Pech, was ſich als Sonne bewährt.

Rechnung gegen Rechnung.

Hab' ich die Zeche nun wirklich bezahlt? Ich dächte, wir hielten
Rechnung um Rechnung nun; wo iſt die größere Schuld?

Ausgleichung.

Aber ich biete die Hand und tilge die bleibenden Posten;
Doch die künftigen trägt, wer sie verschuldet, allein.

Der Thorschreiber an den Zeutenhüther.

Zieh' nur mit denen zu Markt; die werden Niemand was schaden;
Ob sie was nützen, das zeigt meine Controlle dir nachst.

Heinrich Stieglitz.

Sprach-Bemerkung.

Heißt es die Ochsenmenuet, oder das Ochsenmenuet? Wie der Tanz (menuet) selbst, so entspringt auch wohl dessen Benennung aus dem Französischen, und einige Worterklärer wollen menuet von mener (führen) herleiten; indem der Menuettanzer seine Dame zu Anfang, in der Mitte und am Ende des Tanzes führt. Allein geschieht solches Führen nicht auch bei andern, ja fast bei allen Tanzen? So scheint die Herleitung des Wortes menuet von mener nicht richtig, noch minder aber dürfte sie es in etymologischer Hinsicht seyn, da die französische Sprache sich wohl des e, doch nie des u als Flexionsvokal bei Derivationen bedient. Eigentlich ist menuet wohl von menu (aus dem Lat. minus entstanden) ab zu leiten, welches so viel wie klein, geringfügig, beschränkt u. s. w. bedeutet, z. B. menu bois, gesplittert Holz, daher le menuisier, der Tischler (als der in kleinem Holze arbeitet, im Gegensatze von charpentier, Zimmermann), menues jambes, Spindelbeine, argent pour les menus plaisirs, Taschengeld, Trésorier des menues (plaisirs du Roi nämlich), Privat-Schatzmeister. Erwägt man ferner, daß der Menuettanz nach den Regeln der Tonkunst weder den Raum einer Octave überschreiten, noch sich starke Ausweichungen erlauben darf, Bewegung und Tonart dieses Tanzes also menus, klein, beschränkt, eigenthümlich abgemessen sind, so ist die Herleitung von menu wohl erwiesen. Französische Substantive aber, die et zur Endung haben, sind gener. mascul.; also kann le menuet nicht wohl die Menuet übersetzt werden. Die Entschuldigung: „Sprachgebrauch", kann bei sprachwidrigen Ausstellungen wohl nicht als gültig angesehen werden. Um indessen jedem Für und Wider hiebei aus zu weichen, dürfte es am rathlichsten seyn, weder das Menuet, noch die Menuet, wohl aber der Menuettanz zu sprechen. B—n.

1825. No. XX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Ankündigung
zum Vortheil der Subscribenten auf das Werk:

Uebersicht
der gesammten
direkten und indirekten Besteuerung
in den
Preußischen Staaten
als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,
von
Carl Wilhelm Schmidt,
Königl. Steuer-Rendant, Verfasser der „mechanischen Technologie", ordentliches Mitglied der marktisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam u. a. m.
Zwei Bände.

Da wir diesem Werke — welches über seinen Gegenstand entschieden das brauchbarste, und für Regierungs- und Gerichts-Behörden, Magistrate, Kaufleute, und überhaupt alle Geschäftsmänner, ein vortreffliches Handbuch seyn wird, indem es nicht bloß die Steuern des Preußischen Staats, sondern auch der angrenzenden Länder umfaßt — alle neueren Gesetze, Verfügungen und Bestimmungen, so vollständig als möglich, beifügen wollen, so können wir es erst im August dieses Jahres ausgeben. Es bleibt demnach der Subscriptions-Preis mit 2 Thlr. 12 Gr. Pr. Cour. bis zum 15. August d. J. gültig. Von da ab tritt der Ladenpreis mit 4 Thlr. Pr. Cour. unabänderlich ein. Ausführlichere Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben, die auch sämmtlich Subscriptionen annehmen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die allgemeine Terrain-Lehre,
von
dem k. k. Oberst-Lieutenant Ignaz Wirker von Wackerfeld, Commandant des ersten Pionnier-Bataillons.

gr. 8. mit 4 Kupfertafeln, 1825. Preis: 3 Thlr.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, worin die wahrscheinlichsten Hypothesen über die Bildung und den ursprünglichen Bau des Weltkörpers, den wir bewohnen, vorgetragen werden, schickt dann einige nöthige Vorbegriffe aus der Naturlehre voraus, und geht dann erst in die eigentliche Terrain-Lehre über. Diese beschreibt in 3 Theilen die Gewässer, das Land und die Bedeckungen auf der Oberfläche des Weltkörpers, nebst Allem, was darin merkwürdig, oder von Einfluß auf die militairische oder ökonomische Benutzung ist. Ein Anfang über die verschiedenen Arten Grenzen und Grenzbeziehungen ist dem Werke beigefügt, weil sich dieser Gegenstand am besten dazu anreiht.

Die österreichische militairische und die unter dem

Namen „Geist der Zeit“ herauskommende Zeitschrift geben in einem ihrer nächsten Hefte über den Zweck und die Bearbeitung dieses Werkes näheren Aufschluß.

Bei Joseph Stenz in Mainz sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Creizenach, Dr. M., Französisches Lesebuch zum Gebrauch der Bürgerschulen, enthaltend: Sentenzen, Erzählungen und eine Uebersicht der griechischen Alterthümer. Nebst einem Wörterbuch. 8. 1825. 10 Gr.

Emele, Dr. J., Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen: zu Tage gefördert mit 34 lithographirten Tafeln und 493 Abbildungen. quer 4. 1825. 1 Thlr. 20 Gr.

Frank, Kampf der Liebe und Freiheit. Ein Trauerspiel in 4 Aufzügen, in Versen. 8. geh. 1825. 6 Gr.

— — Der Mann zweier Weiber oder Liebenswürdigkeit und Macht weiblicher Tugend. Ein interessantes meistens historisches moralisches Familiengemälde in 5 Akten. 8. geh. 1825. 6 Gr.

Müller, L., Leichtfaßliche deutsche Sprachlehre für Anfänger in den untern Volksschulen. 2te Auflage. 1824. 9 Gr.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Andreas Fay
Originelle Fabeln und Aphorismen.

Aus

dem Ungarischen übersetzt von L. Pety.

Mit Titelkupfer. 8. Preis, in Umschlag brosch. 18 Gr.

Die hohe Originalität und der treffliche Witz, welche diese Fabeln bei ihrer Erscheinung in ungarischer Sprache auszeichneten, ließen von allen Seiten den Wunsch, sie in's Deutsche übertragen zu sehen, entstehen, welche Aufgabe der obige Hr. Uebersetzer gewiß zu Jedermanns Zufriedenheit gelöst haben wird.

So eben erschien und wird an alle solide Buchhandlungen versandt:

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. 5te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 20ster Band 2 Thlr. 12 Gr.

Zugleich bemerken wir, daß der herabgesetzte Preis folgender Bücher noch einige Zeit, so weit der Vorrath reicht, fortwährt:

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller, 4te Auflage. 1r bis 4r Thl. nebst 13 Nachträgen, sonst 30 Thlr. 12 Gr. jetzt — 15 Thlr. 6 Gr.

Desselben Werkes fünfte stark vermehrte Auflage, 1r bis 16r Bd. sonst 30 Thlr. 12 Gr. jetzt — 15 Thlr. 6 Gr.

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der teutschen Schriftsteller im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur 5ten Aufl.: desjenigen im 18ten, 1r bis 4r Bd. sonst 7 Thlr. jetzt — 3 Thlr. 12 Gr.

Lemgo, im April 1825.

Meyersche Hofbuchhandlung.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und zu haben:

Die Schwefelquellen von Baden in Nieder-Oesterreich.

Ein

Handbuch, enthaltend die Untersuchung der physisch-chemischen Bestandtheile, der Wirkungen und des Gebrauches der Badener Schwefelquellen, nebst einer kurzen topographisch-historischen Beschreibung der Stadt Baden und ihrer Umgebungen,

von

Carl Schenk,

k. k. Sanitätsrathe, der Arzneikunde Doctor, Bade-Arzte zu Baden und der medic. Gesellschaft in Göttingen corresp. Mitgliede.

Zweite durchaus verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage. 315 Seiten in 8., auf schönem Druckpapier, elegant brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Werk, dessen erste Ausgabe bereits ganz vergriffen, neuerdings zum Bedürfniß geworden, braucht wohl keine andere Empfehlung, als eine Hindeutung auf den reichen Inhalt desselben, welcher eine der segensreichsten Heilquellen der österreichischen Monarchie zum Gegenstande hat. Sowohl der topographische Theil des Werkes, als auch jener, welcher die physischen und chemischen Eigenschaften der Schwefelwässer, die Wirkungen und den verschiedenen äußern und inneren Gebrauch derselben, die Zufälle und Heilmittel der Badenden sammt der nothwendigen Diät behandelt, ist mit reinem Eifer für die Sache der leidenden Menschheit bearbeitet, und verdient somit der rühmlichsten Anempfehlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

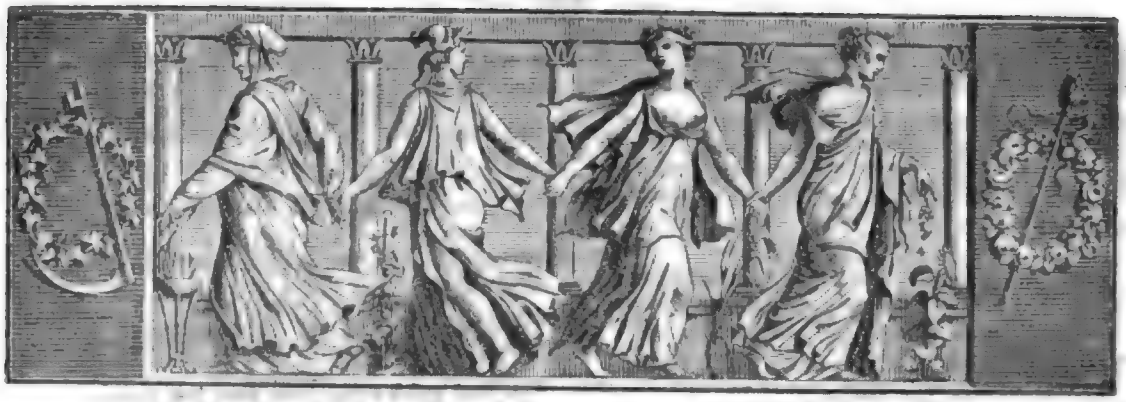
Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 10. Juni. 92ſtes Blatt.

Der Schauſpiel-Abend in Berlin,
oder
Kritik über „Kritik und Antikritik,
Luſtſpiel in vier Akten von Raupach“;
ein ungewöhnliches Luſtſpiel in fünf Akten von J. K. L.

Erſter Akt.
(Vor dem Schauſpielhauſe.)

Prolog.

Kurioſes Zeug giebt's jetzo in der Welt.
Daß man Kritik in Verſ' und Reime bringt,
Iſt längſt bekannt, doch daß ein Drama man
„Kritik und Antikritik“ ſchrieb, und wiederum
Ein Drama über dieſes Drama ſchreibt,
Das iſt noch neu: doch dünkt es mich natürlich.
Man blick' umher, man höre oder leſe,
Was nur lebend'gen Odem in ſich ſpürt,
Das will was ſagen: Männer, Weiber, Kinder,
Und Hunde, und vielleicht manch and'res Vieh;
Und über Nichts wird nun ſo viel geſagt,
Als über Schauſpiel, Kunſt und Kunſtkritik.
Da ſchreit denn Alles fürchterlich, verwirrt,
Bunt durch einander, und was kann das geben?
Ein großes Drama, mein' ich, darf ich ſagen,
Denn daß ich auch was ſagen will, verſteht ſich.
Ein ſolches Drama hat ein junger Mann
Als Stoff zu neuem Drama hier copirt,
Und in fünf luſt'ge Akte kunſtgerecht,
Ich weiß nicht, ob gereckt, ob eingeſchnürt.
Er giebt es Euch: Ihr dürft Euch nicht beklagen,
Dürft es nicht tadeln, habt's ja ſelbſt geſpielt,
Und würdet Euch vor aller Welt blamiren.
Ich könnt' Euch noch erſtaunlich viel erzählen,
In Verſen und im Reim improviſiren,
Doch weil jetzt Alles ſagt, ſo kann man leider
Nur wenig ſagen, wenn man noch was ſagt.
Sie ſtoßen ſchon, die ſich zur Kaſſe drängen,
Und ziſchen, daß ich endlich ſchweigen ſoll.
Sie ſchieben mich bei Seite. Lebt denn wohl!
(Allerlei Leute gehen in's Theater.)

Studenten.

Wir geh'n doch wieder in's Parterre,
Da giebt es manchen Extra-Witz,
Und Stimme hat man da vor Allen,
Wenn auch nicht immer einen Sitz.

Theolog.

Wie ſich das Alles zum Theater drängt;
Bethörtes Volk, wie ſündigſt du ſo ſchwer!
Am Narrenſpiel verthuſt du Zeit und Geld,
Und deine heil'gen Tempel ſtehen leer!

Ludwig.

Ich habe keine frohe Stunde mehr.
Heirathen ſoll ich, trauriges Geſchick!
Gewöhnt, mit Freunden Kunſtgenuß zu theilen,
Mit edlen Frauen und gebildeten
Nur um zu geh'n, ſoll jetzt, geliebter Freund,
Ich an ein Mädchen mich für ewig ketten,
Die auf dem Lande bäueriſch erzogen,
Die Stadt nicht ſah, und ſie nicht wünſchen mag;
Die nie im Traum von Kunſt und Wiſſenſchaft
Ein Wort gehört, wie kann ich das ertragen?
Da werd' ich nun auf ödem Lande wohnen,
Die Tage dort verſeufzen und verklagen.

Carl.

Du ſtellſt Dir Alles auch zu ſchrecklich vor,
Haſt Deine Braut ja nicht einmal geſeh'n?
Man ſagt, ein Engel ſey ſie von Geſtalt;
Und Schönheit kann, und Unſchuld, reine Liebe,
Dir wohl erſetzen, was Du hier verlierſt.
Und mußt Du es denn gradezu verlieren?
Ihr habt ja Geld, und alle Frau'n ſind eitel;
Zieh' ſie hinein in's bunte Städtertreiben,
Da iſt ſo Vieles, was ſie feſſeln wird.

Ludwig.
Ich glaube mir, ich sehe schon mit Thränen
Mich nach der Kunst und nach den Freunden sehnen.
Carl.
O sey kein Thor; noch ist ja nichts verloren!
Komm in's Theater, sieh'n wir eben doch
Hier an der Thür. Was wird denn heut gespielt?
Ein neues Stück, das wird Dich schon zerstreuen!
Ludwig.
Wohl übersetzt?
Carl.
Nein, diesmal nicht; von Raupach:
„Kritik und Antikritik".
Ludwig.
Nun so sey's;
Von Raupach kann man schon was Gutes hoffen.
Jude.
Beliebt es, zwei Billetchen in's Parquet?
Ich will sie Ihnen um Geringes lassen.
Zwei schöne Dämchen haben sie verkauft,
Die irgend was am Schauspiel heute hindert.
Ludwig.
Gieb her! (Sie bezahlen und gehen ab in's Haus.)
Louise.
Wir müssen in den ersten Rang,
Und soll der letzte Heller d'ran,
Wie leicht, daß man durch ein Billet
Zehn folgende erwerben kann.
Amalie.
Man ist ja hübsch, hat Seidenzeug.
Im ersten Rang, das lockt den Mann,
Und wenn man sich zu nehmen weiß,
Bald knüpft er ein Discurschen an.
Louise.
Da geh'n denn Worte hin und her,
Gefälligkeiten hier und dort,
Man wird entzückt, vergißt sich, scheint's,
Er hält uns, und wir ihn bei'm Wort.
Amalie.
Man wandelt nach den Linden noch,
Besieht den Mond, das alte Ding,
Trinkt Chocolate irgendwo,
Vertändelt einen schlechten Ring —
Louise.
Und Morgens bei dem Kaffee stellt
Sich unser Liebesritter ein,
Bringt Geld, Billet, sich selber mit,
Da wird man auch kein Stockfisch seyn; —
Beide.
Und eh' der dritte Tag vergeht,
Wird schon in's Fäustchen still gelacht,
Durch ein Billet im ersten Rang
Hat man sein schönstes Glück gemacht.
Bürger.
Wie Jene hold die Blicke senden!
Anderer.
Wir gehen in den zweiten Rang.
Erster.
Das Schauspiel ist die beste Zuflucht,
Wird Unsereins die Zeit zu lang.
Theolog.
Da zwängen sie sich durch die weite Pforte,
Und hören nicht des Priesters Warnungsworte,
Verspotten mich, wie sie den Herrn verstießen,
Ich schüttle fromm den Staub von meinen Füßen!
Enthusiast.
O weh, so spät, wo werd' ich sitzen?
Und Raupach's Lustspiel muß ich seh'n,
Den zweiten Shakespeare, den dritten Schiller,
Und soll ich oben in's Himmelreich geh'n!

Zweiter Akt.

(Im Theater nach dem Ende des dritten Aufzugs.)

Antikritiker.
Wahrhaftig brav, den Raupach muß ich ehren,
Sein Ruf hat mir nichts vorgelogen.
Buchhändler.
Dem zahl' ich dreist drei blanke Louisd'or
Für einen mäßig starken Bogen.
Kritiker.
Ich muß gesteh'n, ich liebe zwar den Tadel,
Doch ehr' ich auch des wahren Dichters Adel.
Noch kenn' ich nichts, das keinen Fehler hat,
So dünkt mich auch der dritte Akt schon matt.
Enthusiast.
Mein Raupach, ja, Du drängst die ganze Bande
Franzosen wieder heim in ihre Lande!
Louise (im ersten Rang).
Merkst Du hier neben die Offiziere,
Die sehen auf uns, wie ich verspüre.
Amalie.
Sieh' nur nicht hin, mein liebes Kind,
Sie kommen schon allein:
Denn dreh'st Du Dich, so halten sie
Dich gleich für ganz gemein.
Louise.
Das glaube nicht, mein liebes Kind,
Man ist nicht bloß gemein,
Wenn man nach Offizieren sieht,
Kann auch was Hohes seyn.
Bürger (im zweiten Rang).
Es ist wohl gut, doch wird nicht d'rin geschossen,
Und nicht gezankt, geboxt, gestoßen;
Es ist besonders, wenn es kracht,
Was das auf mich für Eindruck macht.
Bürgerfrau.
Wenn er im Anfang auch erschreckt,
Ein Knall bleibt doch ein Knall-Effekt.
Ludwig (zur Nachbarin im Parquet)
Dürft' ich ein wenig um den Zettel bitten?
Es scheint, als hätten Sie sich auch erfreut;
Das Stück ist gut, ich achte diesen Dichter.
Mariane.
Ich auch; so neu, als spaßhaft ist das Stück,
Und vollgepfropft von witziger Satyre;
Es hat gewiß in unsres Dichters Leben
Ein Vorfall Stoff zu diesem Spiel gegeben.
Ludwig.
Wenn ich nicht irre, hat es viel Bezug
Auf eine etwas bitt're Recension,
In der jedoch auch manches Gute war,
Im „Conversationsblatt".
Mariane.
Ganz gewiß:
Ich glaube, daß der Dichter, aufgestört
Durch solchen Zufall, in der Mitte wohl
Von and'rem Schaffen dieses Lustspiel schuf;
Vielleicht in kurzer Zeit, und es gerieth.
Ich bin gespannt auf unsren vierten Akt.

Ludwig (bei Seite zu Carl).
Ein herrlich Mädchen, meine Nachbarin,
Im Himmel lebt, wer einſt ihr Gatte wird,
Und ich, o weh! — Ein dummer Tölpel einſt,
Der reich an Gold, führt dieſen Engel heim,
Wenn wieder ich mit einem andern Tölpel —.

Carl.
O höre doch die Leutchen im Parterre!

A.
Mein Herr, hier ſitz' ich, weil ich hier geſeſſen!

B.
Mein Herr, Sie werden wirklich ſehr vermeſſen!

A.
Was da! Es bleibt ein ewig wahrer Satz:
„Dies iſt mein Platz"! Fort, Du Philiſterſpatz!

Polizei-Diener.
Mein Herr!

A.
Das bin ich, ja, weil Ihr mein Diener ſeyd;
Ihr kommt umſonſt ſo ſchnell, ich rief nicht, thut mir leid!

Polizei-Diener.
Sie wagen gegen mich verwegen und verwogen —?

A.
Nun bitt' ich, geht hinaus, es iſt ſchon aufgezogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Papillotten von M. G. Saphir.

Knigge ſchrieb ein Buch über die Kunſt, mit Menſchen um zu gehen; dies ſcheint ganz überflüſſig; mit Menſchen um zu gehen bedarf's keiner Kunſt. Man ſchreibe ein Buch über die Kunſt, mit Unmenſchen um zu gehen, für alle Ab-, Schlag- und Neben-Arten der großen Zunft der Unmenſchen, als da ſind: dienende Unmenſchen, befehlende Unmenſchen, reiche Unmenſchen, ſchweigende und redende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen, recenſirende Unmenſchen, Kunſt-Unmenſchen, beſonders dramatiſche und theatraliſche, und, zum Heil und Nutzen aller Autoren, auch etwas über den Umgang mit leſenden Unmenſchen, die in unbeſchreiblichen Variationen, in tauſend Auflagen und Geſtaltungen, die Bücherwelt verheeren und abfreſſen! Wer nennt die Unzahl der leſenden Unmenſchen! Da iſt der Orang-Outang, der langarmige Leſer, der mit einem Mal Alles umfaſſen will, der gern hätte, daß der Verfaſſer die Füße ſeiner Erzählung über die Schulter nähme, damit er gleich im Anfang wiſſe, was an der Geſchichte ſey; dann kommt der Süßleſer, Gutſchmecker und Wohldüftler, der immer ein Bischen Lektüre auf's Jabot ſpritzt oder auf's Schnupftuch, damit er in Geſellſchaft ausdüfte und aromatiſire; der ſich ein Buch wie ein Fläſchchen Eau de Cologne anſchafft, um ſich zu parfümiren. Dann kommt der Kannibal, d. h. der menſchenfreſſende Leſer, dem es nur dann wohl iſt, wenn der Autor ſeine Leute niederſäbelt, wenn er ganze Schlachtfelder gebrochener Herzen und invalider Seelen vor ſich hat, und der, ſo zu ſagen, aus der blutigen wahnſinnigen Hirnſchale des Buchhelden die eigene Lektür-Geſundheit trinkt. Nun kommen die Affen, d. h. die nachahmenden Leſer; dieſe nehmen ſogleich den Charakter, der ihnen im Buche am beſten gefällt, in Beſchlag, probieren ihn wie eine neue Seelen- und Geiſtestracht an, ſehen, wie er ihnen läßt und verwechſeln ihn in drei Tagen wieder mit einer neuen Charakter-Mode, die eben heiß von ihrem Autor und Maskenſchneider ankam u. ſ. w. Die holden Leſerinnen kann man nicht füglich Unmenſchen nennen, es müßten denn Hermaphroditen oder ſchreibende Leſerinnen ſeyn. Die meiſten könnte man Leſerinnen „à la Meidinger" nennen; ſie lernen aus den Büchern nur die Geſpräche, ſelten aber die Regeln.

Es herrſcht die Gewohnheit, daß Schriftſtellerinnen ihrem eigenen Tauf- und angeehlichten Namen noch das Wörtchen „von", „geborne von" hinzu fügen; nun ſollten aber alle Schriftſteller und -ſtellerinnen alle gleich hoch (d. h. am Parnaß) geboren ſeyn, ja man ſoll nicht: „geboren von", ſondern „geboren zu" ſeyn, z. B. geboren zu Trauerſpielen, geboren zum Romanenſchreiber u. ſ. w.

Die Entfernung iſt das Opiat der Liebe und der Phosphor der Freundſchaft. Wenn Liebende lange entfernt ſind, zerfließen die Conture der Körperrinde und die moraliſchen Holzknorpel und Aſtlöpfel ſteigen dürre heraus und klaffen auf, und es ſind keine marmorirte Kreiſe und Sammetlöpfchen mehr, ſondern dürre Hornſpitzen und fatale Aſtlöcher, die unſer Leben auf zu ritzen und wund zu kneipen drohen. Eine kleine Beleidigung, in der Nähe als warmer elaſtiſcher Druck kaum empfindbar, iſt in der Ferne, wie durch den Luftdruck vermehrt, ſtark genug, uns von unſerm Gegenſtande ganz los zu reißen. Der ferne Freund hingegen zieht, wie alles Ferne, einen Nimbus um ſich. Man ſieht auf der Fernſeite des Freundſchaft-Perſpektivs den weitſtehenden Freund nur um ſo Vieles kleiner, um die Sommer-, Leber- und Muttermaale nicht zu ſehen; aber er erſcheint deſto reiner, in ein friſches durchſichtiges Klar getaucht und von einem verklärenden Farbenſtreif umgrenzt.

Es giebt Kunſtkenner und Nicht-Kunſtkenner, mit Beiden läßt ſich mehr oder weniger gut leben; aber es giebt noch eine dritte fürchterliche Gattung: Kunſt-Unkenner, das ſind ſo zu ſagen Dick-Geiſter, die zwar die Theorie-Mixtur inne haben, aber eine ſolche verpechte und harte Geſchmacks-Natur beſitzen, daß alle Eleziere verkehrt bei ihnen operiren. Wehe dem Kunſtproduzenten, der in die Hand eines Kunſt-Unkenners fällt!

Das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft der Liebe, die Liebe dem Stolze, den Stolz der Eitelkeit, und nur die Eitelkeit opfert der Menſch für nichts als für den — Hunger!

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Fichte und Goethe über Napoleon. Die Kunst, gegebene Charaktere in ihrer Wesenheit aus zu sprechen, ist eine der großartigsten und seltensten, die nur den ausgezeichnetsten Geistern verliehen wird. Sie ist, was die Darstellung betrifft, verwandt mit der Kunst, neue Charaktere lebendig zu schaffen, aber von ihr doch sehr verschieden. Diese gehört dem Dichter, jene mehr dem Historiker und Philosophen. Selten finden sich beiderlei Gaben in demselben Geiste vereinigt. Shakspeare, in der einen Kunst ein unübertreffbarer Meister, hat keinen Anlaß gehabt, auch in der andern sein Vermögen dar zu thun. Tacitus, als geschichtlicher Darsteller ein unerreichbares Vorbild, ist von seinem Felde niemals auf das dichterische hinüber getreten.

Wir Deutsche haben in dieser Kunst große Meisterstücke auf zu weisen. Erst neuerdings haben wir in wenigen, starken und glücklichen Zügen das Charakterbild Blüchers ausgedruckt erhalten, dem schwerlich ein anderes so leicht kann zur Seite gesetzt werden. Von früheren Schilderungen solcher Art müssen wir vor allen Fichte's tiefsinnige Erforschung über J. J. Rousseau und seinen Aufsatz über Machiavelli anführen, worin sich die ganze Gewalt seines construirenden Geistes glänzend offenbart. Allein die Hand des Dichters, welchem unsere Literatur die eigenthümlichsten und lebendigsten Schöpfungen dichterischer Art verdankt, hat auch in der Charakteristik gegebener Persönlichkeiten den höchsten Preis vor allen Mitbewerbern zu ergreifen gewußt. Wir erinnern hier, anderer Beispiele zu geschweigen, die sich zahlreich in „Wahrheit und Dichtung" und in der „Farbenlehre" vorfinden, einzig an den Abschnitt der letztern, worin das Wesen Newton's ergründet und erklärt wird. Schwerlich möchte sich in unserer Literatur diesem Meisterstücke geistiger Durchschauung und gebildeter Darstellung außer den angeführten noch etwas vergleichen lassen.

Jetzt eben erscheint jedoch, in dem neuesten Hefte von „Kunst und Alterthum", ein neuer Ausspruch Goethe's, an Tiefe und Klarheit keiner früheren Schilderung nachstehend, aber alle an Interesse für uns Zeitgenossen durch den Gegenstand übertreffend. Goethe hat sich über Napoleon ausgesprochen, sein Urtheil über die Zusammensetzung dieses Charakters, der für die Welt ein so großes Räthsel geblieben, in kurzen Worten niedergelegt!

Hier gedenken wir alsobald auch unsres Fichte wieder, der gleichfalls, in seiner Weise, von Napoleon ein Charakterbild geliefert, welches zu den besten Redestücken gehört, die aus der Feder dieses scharfsinnigsten Denkers geflossen sind. In ein größeres philosophisches Werk eingeflochten, ist dieses Stück einem bedeutenden Theile des deutschen Publikums bisher so gut wie unbekannt geblieben, und gewiß werden uns viele Leser dafür danken, wenn wir ihnen die Urtheile zweier unsrer ersten Geister, die der Stolz ihrer Nation geworden sind, über den merkwürdigsten Mann des Jahrhunderts, der auf unser Aller Schicksal eingewirkt, hier zusammengestellt vor Augen bringen.

Wir lassen zuerst Fichte reden. In seinem Buche: „Die Staatslehre" (Berlin, 1820) heißt es, wie folgt:

„Lassen Sie uns den Mann sehen, der an die Spitze jenes Volkes sich gestellt hat. Zuvörderst, er ist kein Franzose. Wäre er dies, so wurden jene geselligen Grund-Ansichten, jene Achtung für die Meinung Anderer, und kurz für Etwas außer ihm selber, einige wohlthätige Schwäche und Inconsequenz seinem Charakter beimischen, wie dergleichen sich zum Beispiel im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen National-Charakters, vorfanden. Aber er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und in Folge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen, und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen seyn. Unter der französischen Nation, die auf diese Weise ihm zuerst bekannt wurde, erhielt er seine Bildung, sie legte sich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit dieselben begreifen lernen, als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, durchaus jede wede Richtung an zu nehmen, keineswegs aber durch sich selbst sich eine bestimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst seine Verstandes-Ausbildung dankte, und die er ungefähr für die erste halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansahe? Von einer höhern sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie nicht, wie etwa bei den Franzosen, durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelst der Philosophie oder des Christenthums seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot? Zu dieser vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter, und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandtheilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, ware er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jene beiden Bestandtheile rein für sich, und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen geben können."

(Die Fortsetzung folgt.)

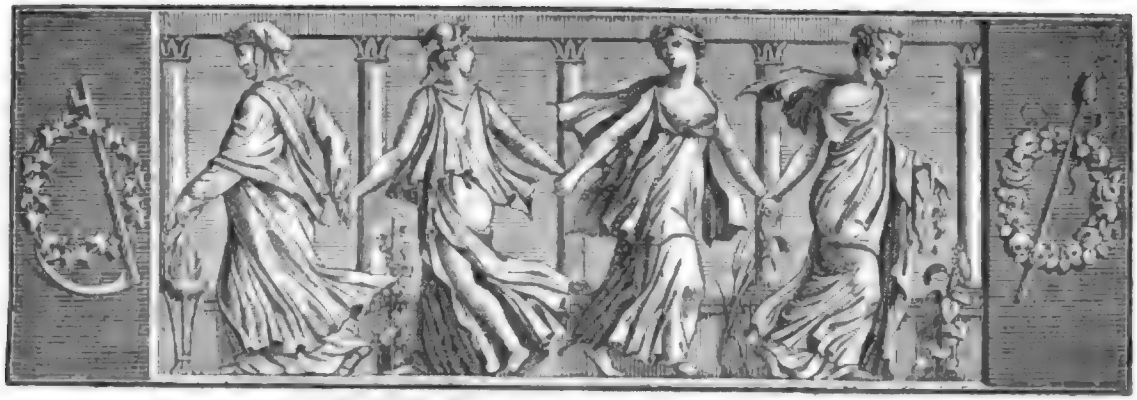
In dem elften Hefte der „Beschreibung von Java" kommt auch ein episches Gedicht in der Landessprache vor, betitelt: „Brat a Youdha, oder der heilige Krieg". Der Inhalt ist folgender: Ein König verliert seine Gattin bei der Geburt eines Sohnes. Dieser will, aller Versuche ungeachtet, nur die Brust von einer Fürstin nehmen, die sich als Belohnung für ihre Söhne ein Erbtheil Landes ausbedingt. In der Folge will aber der groß gewordene Prinz sein Versprechen nicht halten, sondern verjagt die Söhne seiner fürstlichen Amme. Diese bekommen indeß göttlichen Beistand, rüsten sich und belagern den König. Es geben nun Scenen vor, ganz denen im Homer ähnlich. Zuletzt, nach dem Verlust der meisten Helden von beiden Seiten, wird die Stadt erobert und die Neu-Ankömmlinge herrschen statt des vertriebenen Königs. (Oracle.)

Carl V. wohnte seinem eigenen Leichenbegängniß bei. Eben so geht es manchem Schriftsteller, der seine Werke zur Ruhe bestatten sieht! (Pandore.)

Die Zahl der in Deutschland und Italien zusammen genommen im Jahr 1824 aufgeführten neuen Theater-Stücke beläuft sich auf 36 (?). Das ist kaum ein halbes Lebensjahr von Hrn. Scribe! (Corsaire.)

Ein Tabakshändler zu La Villette hat zum Aushängeschild Friedrich den Großen mit einer langen Pfeife und der Unterschrift: „Dem Königlichen Raucher!" (Friedrich der Große liebte wohl das Schnupfen, keineswegs aber das Rauchen.) (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 11. Juni. 93ſtes Blatt.

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Der älteſte Prinz (Herzog von Valois, nachheriger Herzog von Chartres, und gegenwärtig Herzog von Orleans) war acht Jahr alt, als ich zu deſſen Gouverneur ernannt wurde, und von der gröbſten Unwiſſenheit. Ich fing meinen Unterricht mit der Geſchichte an. Der kleine Prinz gab nicht Acht, gähnte, reckte ſich, ſtreckte ſich endlich gar der Länge nach auf dem Canapee aus und legte die Füße auf den Tiſch, der vor uns ſtand. Ich mußte die erſte Stunde mit einer Züchtigung (pénitence) ſchließen. Er hatte tauſend Schwächen und ſchlechte Angewohnheiten. So fürchtete er ſich z. B. vor Hunden. Sein bisheriger Erzieher, dem dies bekannt war, anſtatt ihm dieſe Furcht aus zu reden, hatte die Aufmerkſamkeit für ihn gehabt, bei jedem Spaziergange im Wäldchen von Boulogne zwei Lakaien voran zu ſchicken, welche die Hunde entfernen mußten, die ſonſt vielleicht Sr. Königl. Hoheit über den Weg hätten laufen können. Ich fing damit an, dieſe Furcht lächerlich zu machen. Der Prinz fiel mir um den Hals und verlangte — einen kleinen Hund um ſich. Eben ſo war ihm der Geruch des Weineſſigs zuwider; auch dieſen Fehler legte er bald ab.

Eine Ahnung. Auf einer kleinen Anhöhe im Park von St. Leu ſchien mir die Vegetation vorzüglich zu gerathen. Dieſes brachte mich auf den Gedanken, den ſchönen Gras- und Raſenhügel zu benutzen, und ich beſchloß, ihn mit Bäumen zu bepflanzen — für die drei Prinzen, die Prinzeſſin von Chartres (Mademoiſelle) und zwei andere Zöglinge, meine Nichte Henriette Ducreſt und Pamela.*) Jeder Baum ſollte den Namen eines derſelben und eine Inſchrift tragen. — Aber dieſer Raſenhügel war — ein Grabhügel; denn als man den Boden umgrub, kam, einige Fuß tief, eine Menge Menſchenknochen zum Vorſchein. Die Stelle war ehedem der Kirchhof des Dorfes geweſen. Ich bin nicht abergläubig; aber ich ließ das Pflanzen der Bäume abbeſtellen.

Meine älteſte Tochter (die Baronin von Lawoeſtine, (Bezelaer) führte ein Tage- oder Rechnungsbuch von ganz beſonderer Art. Ich fand es nach ihrem Tode. Der Titel lautete: „Berechnung, wie oft mein Gemahl mir in den fünf Jahren unſerer Ehe untreu geworden.“ Sie ſchrieb Namen und Datum auf, ſummirte Jahr für Jahr, und es kamen ein und zwanzig heraus. (Ob ſie alle Untreuen erfahren haben mag?) Auf einer Nebenſpalte ſtand: „Wie oft ich ihm untreu geworden“, ebenfalls Jahr für Jahr. Neben jeder Jahreszahl eine Null, und zuletzt unten: „Summa, Selbſtzufriedenheit.“

Merkwürdig ſind ihre erſten Zeilen über den Anfang der Revolution: „Seit langer Zeit bereitete ſie ſich vor; ſie war unvermeidlich; der Reſpekt für die

*) Von der berühmten Pamela ſteht in den „Memoiren“ kein Wort, welches zum Aufſchluß dienen könnte. Das iſt zum allermindeſten ſeltſam, beſonders da über dieſe Pamela ſo viel geſprochen und geſchrieben worden iſt. Sie fällt in den Memoiren wie aus den Wolken, und kommt zu den übrigen Zöglingen wie von ohngefähr.

Monarchie war ganz dahin: es war zum Ton und zur Mode geworden, dem Hofe Trotz zu bieten und ihn zu verspotten. Höchst ungern und laut klagend ging man zur Cour: nichts sey (sagte man öffentlich) langweiliger als Versailles und der Hof. Alles was der Hof liebte und achtete, wurde in Paris verlacht und verachtet; die Stücke, die in Fontainebleau Beifall fanden, empfing man in Paris mit Pochen und Pfeifen. Ein Minister durfte nur in Ungnade fallen, um der Gunst des Publikums gewiß zu seyn; schickte man ihn gar in's Exil, so strömte Alles zu ihm hin, nicht sowohl aus Achtung und Theilnahme für ihn, als weil man den Hof tadeln und dem Hofe wehe thun wollte. Die Finanzen befanden sich in den traurigsten Umständen u. s. w." (Welche Beschreibung nach dem Leben!)

(Die Fortsetzung folgt.) Chastel.

Der Schauspiel-Abend in Berlin.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

(Nach dem Stück „Kritik und Antikritik" und vor dem „Magister Quadrat".)

Enthusiast (aus dem Himmelreich).

Raupach, mein Raupach, Raupach heraus!

Stimme.

Der Kerl ist toll, bringt ihn nach Haus!

(Allgemeines Gelächter.)

Einer aus dem Parquet.

Kommt nicht, mein lieber Nachbar, noch ein Akt?

Nachbar.

So möcht' ich auch den Herren Nachbar fragen;
Doch dünkt mich, hab' ich viere schon geseh'n.

Ersterer.

So schönes Stück und hinten so verstellt!
Es kann nicht seyn, es muß noch weiter spielen.

Nachbar.

Vielleicht spielt's hinter'm Vorhang völlig aus.

Ludwig.

Sind Sie zufrieden mit dem Schluß des Stücks?

Mariane.

Es dauert mich, daß ich nicht klatschen durfte;
Der letzte Akt schien gänzlich mir verfehlt;
Vermißt hab' ich, was noch erscheinen sollte;
Den rasenden „Studenten" hätt' ich, und
Den „Stadt-Direktor" wieder sehen mögen.

Carl.

Auch daß die Heldin bei dem Sühnungspunkt
In Männertracht war, hat mich sehr gestört.

Elise.

Gewiß auch mir gefiel es nicht, und gar
Der scharfe Schluß, der Monolog des „Till"
Ist häßlich.

Ludwig.

Bitt're Laune hat gewiß
Den Dichter hier am Ende noch einmal
Ergriffen, und zur Unzeit scheint's.

Carl.

Gewiß!
Ein and're Schluß, wie nah war er dem Dichter!
Er wollt' ihn nicht! Der wahre „Löwenklau",
Er konnte leicht ja diesen Abend noch
Der Stadt entwandern, die er hassen mußte.
Ein naher Zufall in der finst'ren Nacht
Brächt' eben ihn in dieses Hüterhaus —.

Elise.

Ihn wieder ab zu führen war ja leicht,
Und wahrhaft komisch wurde dann der Schluß.

Mariane.

Bei Shakspeare halten die Personen aus,
Und spielen mit am Ende, wie am Anfang.

Ludwig (bei Seite zu Carl).

O möchte dieser Abend ewig währen!
Schon lieb' ich sie, wie werd' ich sie entbehren,
Wie werd' ich mich in eig'ner Qual verzehren!
Mit ihr erschiene mir die Welt ein Eden!

Carl.

O schweig' und höre auch, was Andre reden.

Kritiker.

Wo kommst denn Du her?

E.

Ebert ging nach Haus.
Er gab mir vor der Thür die Contremarque.
Wie war das Stück? Mir fehlte Geld und Zeit,
Hinein zu geh'n.

Kritiker.

Ey gut im Ganzen, nur
Das Ende wollte mir nicht recht behagen.

E.

Du kannst mir wohl die Fabel nicht erzählen?

Kritiker.

Recht gern: Die Heldin ist ein schönes Weib,
Baronin Fliedershausen, junge Wittwe.
Seit ihres Mannes Tode hat sie sich
Der Poesie — versteht sich, wie sie kann —
Der Weiber-Poesie ganz hingegeben.
Den Antrag eines Edlen schlägt sie aus,
Und lebt drei Jahre lang im Reich der Träume.
Ergötzlich wird sie da uns vorgeführt,
Ihr Wesen treibend bei der Tasse Thee.
Auch Recensionen schreibt die Edelfrau,
Und unter And'rem kritisirt sie auch
Ein Trauerspiel, und nimmt es rüchtig mit,
Wie wir es nächstens auch probiren wollen.
Doch höre mich in schlichter Prosa weiter:
Die Narren sprechen ja im Shakspeare auch
In purer Prosa, daß sie leichter stets
Extemporiren können, wenn sie wollen.

Der Verfasser des Trauerspiels ist eben jener junge Mann, dessen Heirathe-Antrag die Baronesse ausgeschlagen hat. Dieser hat das schlechte Stück bloß deshalb geschrieben, um es der Schönen zur Kritik in die Hände spielen zu lassen, und dann für die Kritik die Dichterin zu ängstigen. Sie geht wirklich in die Falle, und unter dem Namen „Löwenklau" kommt der junge Adonis nach dem Wohnort der Schönen, und droht die Recensentin auf zu spießen, wenn sie nicht eine Ehrenerklärung abgiebt. Das will und kann aber die Frau, welche plötzlich sehr geistreich wird, nicht, und eine Hetze, zu der sich eine Anzahl Männer verbünden, bringt sie am Ende dahin, daß sie sich, aus Furcht vor Drohungen des erdichteten Löwenklau's, und aus Dankbarkeit für geleisteten Schutz, ihrem entzückten Liebhaber in die Arme wirft. Ein Commissions-Rath und Buchhändler, unter der Schellenkappe „Till", wird

dabei um ſeine Spekulationen geprellt, nachdem er ſich durch blankes Gold zu allerlei verſchrtlichen Dienſtleiſtungen gebrauchen ließ. Ein „Stadt-Direktor", den die Schöne zu Hülfe ruft, ſchwört, den benannten „Löwenklau" nicht in den Mauern zu haben, und iſt außer ſich, als ein toller Student, ein wahrer Löwenklau, durch Zufall in einen Gaſthof der Stadt einkehrt. Natürlich wird dieſer unſchuldiger Weiſe arretirt und ſein phantaſtiſcher Charakter, indem er nur immer aus dem Shakſpeare, beſonders aus dem „Hamlet" deklamirt, machen ihn zu einer der luſtigſten Figuren. Es iſt zu bedauern, daß der Schluß des Stücks höchſt unbefriedigend bleibt. Von ihrer Schriftſtellerei, ein Hauptzweck der Verſchwörung gegen die Schöne, wird ſie nicht curirt, und die Heirath iſt noch problematiſch. Das Stück verdiente eine Umarbeitung. Mit Leichtigkeit ließen ſich fünf Akte daraus machen, und faſt möcht' ich glauben, daß der urſprüngliche Plan darauf hinaus wollte. Auch der weibliche Charakter iſt nicht gleich gehalten, wenn man im Einzelnen auch den tüchtigen Menſchenkenner in dem Dichter ehren muß.

Offizier.

Glas Eis!!

Conditor.

Sehr wohl!

Zweiter Offizier.

Es iſt erſchrecklich heiß!

Louiſe.

Ja wohl!

Erſter Offizier.

Das Wetter iſt recht ennuyant!

Louiſe (bei Seite).

Er hat entſetzlich viel Verſtand!

Amalie (halb laut).

Ja wohl!

Conditor.

Glas Eis!

Erſter Offizier.

Sehr wohl! (zu Louiſen)
Könnt' ich mit einem Glaſe dienen?

Louiſe.

Ach, ich bitte Ihnen! (Sie nimmt eins, auch Amalie.)

Zweiter Offizier (bei Seite).

Beau monde? — Ey, das iſt charmant!

Louiſe (bei Seite).

Wie mir der hübſche Mann gefällt!

Zweiter Offizier.

Das Stück war heute recht plaiſant!

Amalie.

Ja — o ich bitte —.

Louiſe.

Ja, recht amüſant!

(ſingt) „Ach, nun fährt's mir in den Magen,
Und aus dieſem in das Herz!" u. ſ. w.

Erſter Offizier.

Sie gehen oft in's Schauſpiel? Wie?

Amalie.

Wenn's möglich iſt, ſo fehl' ich nie: (deklamirt)
„Im Nebelreich der Silberträume,
Wie denn das Schauſpiel auch dergleichen,
Genießt man nur die höchſte Wonne,
Die in der Wirklichkeit nicht möglich zu erreichen!"

Zweiter Offizier (bei Seite).

O weh! (laut) Sie lieben wohl die Poeſie?

Amalie.

Ich hab' entſetzlich ſtarke Phantaſie:
Den Goeth' und Schiller leſ' ich gern,
Jean Paul iſt oft mir zu albern!

Zweiter Offizier (bei Seite).

O Gott im Himmel ſteh' mir bei!

Amalie.

Auch nütz' ich meine Phantaſei,
Mag gern in Dichters Lande gehen.

Louiſe (bei Seite).

Du mußt auch ſprechen, daß ſie Dich verſtehen.

Amalie.

Wo man gleichgeſtimmte Seelen
Hier auf dieſer Erde findet —.

Zweiter Offizier.

O da ſchwindet,
Was nur da iſt, uns zu quälen!

Louiſe.

Fliehet das ſteife geregelte Weſen.

Amalie.

Haben Sie Schillers Gedichte geleſen?

Zweiter Offizier.

Ich denke, ja!

Amalie.

So kennen Sie die Stelle,
Die ich ſo gerne deklamire.
O hören Sie, wenn ich Sie nicht genire:
„O zarte Sehnſucht,
Süßes Hoffen!" u. ſ. w.

Louiſe (mit ihr zugleich).

„Mein Pompadour iſt ſchon gepackt mit Kuchen" u. ſ. w.

Beide.

„Schöner grüner Jungfernkranz!"

Geſell (im dritten Rang).

Kommt noch ein Stück? Iſt's aus geweſen?

Anderer.

Hier iſt der Zettel, ich kann nicht leſen.

Geſell.

Ja, in der That:
„Magiſter Quadrat".

Anderer.

Pots Welt!
Ach, das iſt ſchön!

Dritter.

Man muß doch auch für's liebe Geld
Was ſeh'n!

(Verwandlung.)

(Corridor.)

Erſter Stutzer.

Nein wahrlich, das Mädchen iſt kap'tal,
Ich longettirte ſie einige Mal.

Zweiter Stutzer.

Ich ſage Dir, ſie hat eine Taille —.

Antikritiker (den neuen Zettel leſend).

So eine verfluchte blonde Canaille!
He, alle Donner, Du ſollſt's gewahren,
Du ſollſt mir nicht zum Beſten fahren!

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Fichte und Goethe über Napoleon. (Fortſetzung.) „Es bildete ſich ihm hieraus folgendes Erkenntniſsgebäude: daß die geſammte Menſchheit eine blinde, entweder gänzlich ſtagnirende, oder unregelmäßig und verwirrt durch einander und mit einander ſtreitend ſich regende Maſſe von Kraft ſey; daß weder jene Stagnation ſeyn ſolle, ſondern Bewegung, noch jene unordentliche, ſondern eine nach einem Ziele ſich richtende Bewegung: daß ſelten, und durch Jahrtauſende getrennt, Geiſter geboren würden, die beſtimmt ſeyen, dieſer Maſſe die Richtung zu geben, dergleichen Einer Karl der Große geweſen ſey, und er der Nächſte nach ihm, daß die Eingebungen dieſer Geiſter das Einzige, und wahrhaft Göttliche, und Heilige, und die erſten Prinzipien der Weltbewegung ſeyen, und daß für ſie ſchlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit oder des Genuſſes aufgeopfert, für ſie alle Kräfte in Bewegung geſetzt, und jedweders Leben in Beſchlag genommen werden müſſe, und daß es Auflehnung ſey gegen das höchſte Weltgeſetz, ſolchen Anregungen ſich entgegen zu ſetzen. In ihm ſey erſchienen dieſes Weltgeſetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Culturſtaate, unter ſeiner Oberherrſchaft ausführen wolle: das nächſte Glied dieſer Ordnung ſey dermalen die Freiheit der Meere, wie er ſagt, die Oberherrſchaft der Meere in ſeinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für dieſen allernächſten durch das Weltgeſetz geſetzten Zweck müſſe alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein ſey er da. Dieſen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menſchenlebens ſich hinaus ſtreckt, ſoll nun nach ihm ſeine Dynaſtie fort- und ausführen, ſo lange, bis etwa nach einem Jahrtauſend ein anderer inſpirirter Held wie er auftreten, und mit neuer Offenbarung in ſeine und Karl's Schöpfung eingreifen wird."

„Man hat geahnet, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrſchern. So iſt es auch. Oeffentliche Blätter zwar meinten, daß die Geſinnungen eines Generals in ihm verſchwinden würden durch Einführung der Erbfolge für ſeine Dynaſtie. Nicht recht begriffen. — So verhält es ſich: Jene ſind gewohnt, ſich als Vertheidiger des Eigenthums und Lebens an zu ſehen, als Mittel zu dieſem Zwecke, der drum nie aufgeopfert werden darf: dieſer ſetzt ſich als Vertheidiger eines abſoluten — ſelbſt Zweck ſeienden — Willens, eines Weltgeſetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer Grille, ausgerüſtet mit der formalen Kraft des ſittlichen Willens. (Dies iſt ſein wahres unterſcheidendes Weſen. Jene ſind nicht im Stande, ihren gegen ſie immer noch erhabenen Gegner auch nur zu begreifen.) Es iſt allerdings wahr, daß Alles aufgeopfert werden ſoll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß Alles aufgeopfert werden ſolle, hat er richtig geſehen, für ſeine Perſon beſchloſſen, und er wird ſicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge; dafür bürgt die Kraft ſeines Willens. — Seine Denkart iſt mit Erhabenheit umgeben, weil ſie kühn iſt, und den Genuß verſchmäht; darum verführt ſie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. — Nur ſoll es eben nicht geopfert werden ſeinem eigenſinnigen Entwurfe; dieſem aufgeopfert zu werden, iſt er ſelbſt ſogar viel zu edel; der Freiheit des Menſchengeſchlechts ſollte er ſich aufopfern, und uns Alle mit ſich, und dann müßte z. B. ich, und Jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme."

„In dieſer Klarheit, und in dieſer Feſtigkeit beruhet ſeine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft iſt ſein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden ſeine Stärke. Wie der Geier ſchwebt über den niedern Lüften, und umherſchaut nach Beute, ſo ſchwebt er über dem beklagten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und Schwächen, um flugſchnell herab zu ſtürzen, und ſie ſich zu Nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die Andern wollen auch wohl herrſchen, aber ſie wollen noch ſo vieles Andere nebenbei, und das Erſte nur, wenn ſie es neben dieſem haben können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern; ſie wollen bei Ehren bleiben; ſie wollen wohl gar geliebt ſeyn. Keine dergleichen Schwachen wandelt ihn an: ſein Leben, und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſte, dem Hunger, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus, das hat er gezeigt: auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein; ruhiger Beherrſcher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht ſeyn, ſondern ruhiger Herr der Welt will er ſeyn, und, falls er das nicht kann, gar nicht ſeyn. Dies zeigt er jetzt, und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm, und geſtalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und ſeiner Dynaſtie, wie er ſie will, ſich etwas anderes ſchließen laſſe, denn Waffenſtillſtande. Ehre und Treue? Er hat ſie freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgeſprochen, daß ein Herrſcher damit ſie halte, wie die Zeiten es mit ſich bringen: ſo lange es ihm ſelbſt zuträglich iſt, ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neuern Staatsſchriften deſſelben das Wort Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, ſondern es iſt allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen, den Trophaen, die er in allen Landen erfochten."

„So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen, und hatte einen bedingten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung eines abſoluten Willens, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit. Ob dieſe nun in uns lebt, und mit derſelben Klarheit und Feſtigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat ſeine Grille, und durch Täuſchung oder Schrecken Alle für ſie in Thätigkeit zu ſetzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen." (Der Schluß folgt.)

Der Mann von Geiſt ſchwatzt nicht mit Thoren, ſondern ſchweigt in ihrer Nähe. Ihm geht's wie dem Reichen bei Bettlern; er muß zuweilen vorüber gehen, ohne zu geben, denn er hat keine Munze! (Corsaire.)

Ein Wiener Buchbinder hat ein Buch in einen neuen Band gebracht, der aus geſchlagenem Eiſen beſteht, und ſo fein, wie die ſchönſte Spitzenkante ausſieht. (Corsaire.)

Herrn Champollion dem Jüngeren iſt es ſo gut wie gelungen, den Schlüſſel zur egyptiſchen Hieroglyphen-Schrift zu finden, und nachſtens hofft er, uns die Sprache der Pharaonen deuten zu können, wo ſie ſich nur findet. (Pandore.)

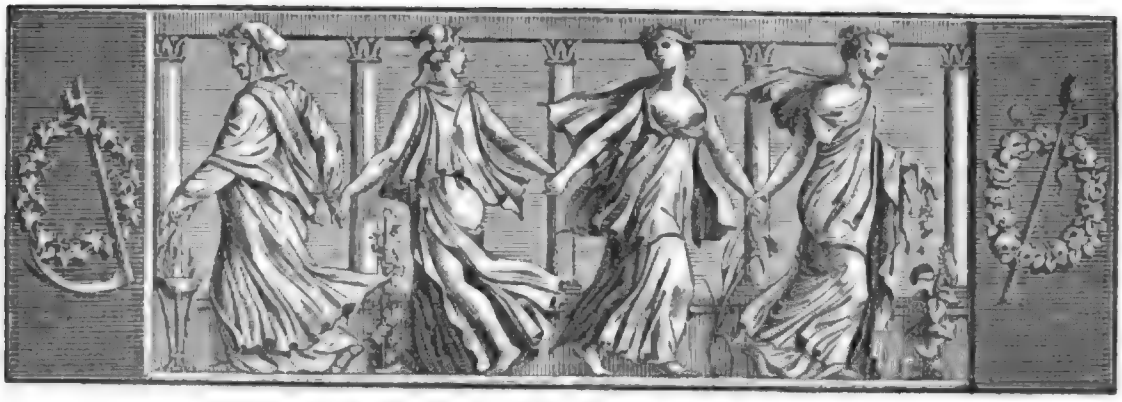
Graf Granſon, ein leidenſchaftlicher engliſcher Jäger, hat berechnet, daß er in ſeinem Leben (er iſt 63 Jahr alt) 122.000 Flintenſchüſſe gethan und 91.564 Stück Wildpret erlegt habe. Er hat folglich (?) für 270.000 Franken Pulver verſchoſſen und ſein Wildpret hat ihm 3,560.282 Franken eingebracht?! (Corsaire.)

In Danzig werden die franzöſiſchen Bücher ſo geſucht, daß die Stadt ſeit dem Monat März d. J. 130.000 Ballen (der Ballen 250—300 Bande) abgeſetzt hat (?). Es ſind größtentheils Romane. (Corsaire.)

Man hat gewettet, daß die Krönungs-Feier wenigſtens 60.000 heroametriſche und 50.000 zehnſylbige Verſe erzeugen wird. (Corsaire.)

Ein ſchweizeriſches Blatt vergleicht Mozart und Roſſini, Dieſen mit einer ſchönen Tulpe, Jenen mit einer Aloe, die nur alle hundert Jahre ein Mal blüht. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 13. Juni. 94ſtes Blatt.

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

Von Deinhardſtein.

Erſter Brief.

Ich bin es gewohnt, daß mich meine ſchönſten Träume und liebſten Hoffnungen wie Irrlichter verlocken, und daß ſie wie Irrlichter vor mir vergehen, und ſo glaubt' ich denn auch nicht früher daran, daß ich die Rheinreiſe wirklich einmal antreten würde, bis ich am 25. Junius, Nachmittags um halb drei Uhr, im Wagen ſaß. Je mehr ich dieſes irdiſche Paradies, und je glühender ich es vor den Augen und in der Seele trug; je mehr ich mich ſelbſt in meiner theuren Heimath, und ſpäter im liederreichen Dresden in der freundlichen Umgebung der geiſtreichen Frau v. Chezy, Böttiger's, Hell's, Kind's, Fr. Kuhn's, Malsburg's und all der andern Meiſter der edlen Singeskunſt danach ſehnte, um ſo gewiſſer befürchtete ich zugleich, daß dieſe Sehnſucht kein Ziel finden und mir es wie Moſen ergehen würde mit dem heiligen Land.

Von Frankfurt aus wollten wir nach Mainz, und dort einen Nachen miethen, der uns, mich nämlich und meine Reiſegefährten, den Baron T..... und den preußiſchen Maler H....., durch den Rheingau nach Cöln bringen ſollte. Eine kleine Strecke nach unſerer Abfahrt brach der Wagen, und dies war, dem Himmel ſey Dank! das letzte Hinderniß, welches mich von der Erreichung meines Wunſches trennte. Ich war ſehr zufrieden, mit einer kurzen Beſorgniß durchgekommen zu ſeyn, denn bei näherer Beſichtigung fanden wir nur ein Rad etwas beſchädigt, das leicht wieder her zu ſtellen war. Es blieb uns möglich, bei einiger Vorſicht gemächlich das von Frankfurt nicht weit entfernte Mainz erreichen zu können.

Als wir an die Nidda kamen, erzählte uns der Poſtillon: dieſer kleine Fluß wäre vor kurzer Zeit ſehr angeſchwollen geweſen, und ein Frankfurter Fuhrmann mit einem reich beladenen Frachtwagen habe von den Schiffern am Fluſſe die Ueberfahrt verlangt. Dieſe hätten zwölf Kreuzer dafür begehrt, der Fuhrmann aber nur zehn Kreuzer zahlen wollen, und ſich zuletzt, da die Schiffer die Ueberfahrt um dieſen Preis verweigert, aller Vorſtellungen ungeachtet, um zwei Kreuzer zu erſparen, in den Fluß gewagt. Bald darauf hätten die Wellen ihn — ſammt Roß und Wagen — für immer begraben; alle angewandte Hülfe ſey vergeblich geweſen. — Wie verſtärkte dieſer Rückblick auf die kleine eigennützige Handlungsweiſe des Menſchen, die ich hier nur in einem ſtärkeren Grade bemerkte, meinen Drang nach der großen, freien Natur.

Wir fuhren über Höchſt, an den geſegneten Weinbergen Hochheims vorüber, ununterbrochen durch Obſt- und Weingärten. In geringer Entfernung ſahen wir, wie der ſtolze Main ſeine gelblichten Fluthen dem ſtolzeren Rheine entgegen trug, um ſich bei Mainz in ſeinen Schooß zu werfen. Von einem freundlichen Himmel begünſtigt, kamen wir gegen Abend in Mainz an.

Erlaſſen Sie mir, lieber Freund, die Schilderung meiner Empfindung, als ich das erſte Mal über die ungeheure Schiffbrücke auf den Wogen des Rheins fuhr,

dem alten siegreichen Zeugen wieder errungener deutscher Freiheit und deutschen Ruhmes. Man kann das nicht sagen, wie man es fühlt; denn es ist eine traurige Eigenheit unserer Natur, daß immer bei dem Gefühle einer Kraft das Bewußtseyn irgend einer Ohnmacht liegen muß. Nichts aber fühlte ich lebhafter in jenem Augenblick, als daß es so wahr, so natürlich sey, den Rhein Vater zu nennen. Nur dieses Wort war allenfalls der Dollmetsch meiner Empfindungen.

Kaum angelangt, suchte ich einen Nachen zum Behuf unserer Rheinreise zu finden. Wir mietheten das Schiff tagweise, damit es uns freigestellt bleibe, an zu landen, wo wir wollten, und uns das, was uns gefiel, in der Nähe zu besehen. Man muß, wenn man den Rheingau mit Liebe und mit Ruhen befahren will, diese Weise wählen, denn die von Mainz bis Cöln führende sogenannte Wasser-Diligence bietet freilich eine viel wohlfeilere Gelegenheit, die Reise zu machen, aber auch eine viel unzweckmäßigere dar, wenn man den Weg um des Weges willen macht. Das Schiff geht an den interessantesten Partien pfeilschnell vorüber, und dem Reisenden bleibt nichts als ein flüchtiger und verworrener Eindruck des Gesehenen zurück, eher betäubend als ergötzend. Auch stellen sich auf dieser Reise nicht allein viele Naturschönheiten, sondern auch viele Kunstschätze, auf jetzt und auf die Vergangenheit bezüglich, dem Reisenden vor, die in der Nähe betrachtet seyn wollen, und ein längeres Verweilen erfordern.

Nachdem wir unser Geschäft verrichtet hatten, besichtigten wir die Stadt. — Mainz ist groß, doch öde und traurigen Ansehens. Alte, oft verfallene Gebäude stehen in breiten, aber menschenleeren Gassen. Es war Sonntag, und dennoch fanden wir auf der Promenade nur achtzehn Personen, darunter sechs oder sieben Soldaten und einige Handwerks-Bursche. Von Frauenzimmern war nichts zu sehen. Auch fand ich, daß die Gesichter derer, die mir begegneten, mit der Freudenlosigkeit der Stadt in gutem Einklange standen. Hin und wieder wurden neue und mitunter ziemlich geschmackvolle Häuser gebaut, manche waren schon fertig, aber ihre Anzahl ist gering, und das wenige Frische sticht auf eine unangenehme Weise gegen das viele Morsche und Verfallene ab. — Jammerschade ist es, daß die Domkirche, welche durch die Belagerung viel gelitten hat, nicht wieder hergestellt worden ist, und so Sturm und Regen durch die meist aus einander stehenden Bretter-Dächer durchziehen kann. Die Kirche ist groß und würdevoll erbaut. Die Zeit ihrer Gründung fällt in das zwölfte Jahrhundert. Auf der bronzenen Thür gegen den Markt ist die Freiheits-Akte eingegraben, die der Erzbischof Adalbert im Jahr 1135 den Mainzern verlieh. Merkwürdig ist übrigens das Grabmal Fastradens, der Gemahlin Karl des Großen, und das des Dichters Frauenlob. Letzterer liegt im Kreuzgange unter einem einfachen, rothen Grabstein, worauf sein Bildniß ist, und ein schlechtes Basrelief darunter, Mädchen vorstellend, die den Sarg, in welchem der Dichter ruht, auf ihren Schultern zu Grabe tragen. Der schöne Hochaltar ist von einem Gitterwerk umgeben, und so gebaut, daß der Priester in jeder Stellung sein Gesicht dem Volke zeigt. — Am merkwürdigsten ist unstreitig das Museum römischer Denkmale. Gegen siebenzig bei Mainz gefundener Legionssteine, und ungefähr 27 Altäre und Votivtafeln schmücken es aus. Die Bilder-Gallerie hat schöne Bilder von Hannibal Caracci, Domenichino, Albrecht Dürer, die Hausfrau von Rubens, und eine wunderliebliche Madonna mit dem Kinde von einem unbekannten Meister. Die Bibliothek besteht aus sechszig bis siebenzigtausend Bänden, und enthält darunter viele Incunabeln. Wir sahen das Psalterium von 1459 und die Bibel von 1462. Der Name des wissenschaftlich gebildeten und gefälligen Custoden, der uns mit der größten Bereitwilligkeit alles Sehenswerthe zeigte, ist mir leider entfallen. — Das seit 1817 wieder hergestellte Theater war während unserer Anwesenheit geschlossen. Das Münz-Cabinet, das Naturalien-Cabinet, die physikalische und die Instrumenten-Sammlung haben wir nicht besichtigt; sie sollen auch, außer dem Münz-Cabinet, welches im Besitz vieler römischen Münzen ist, nicht viel Sehenswürdiges enthalten.

Nach Tische gingen wir wieder auf die Schiffbrücke. Der Anblick der Umgegend ist von dort aus überraschend und groß. Auf der Mainzer Seite liegen zwölf Schiffmühlen neben einander. In früherer Zeit hatte Karl der Große eine Brücke hier angelegt; die Pfeiler davon sind noch bemerkbar. — Auf dem Walle steht der von seiner Form so genannte Eichelstein, der für das Ueberbleibsel eines Denkmals gehalten wird, welches die Römer dem Drusus setzten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schauspiel-Abend in Berlin.

(Fortsetzung.)

Vierter Akt.

(Nach dem Ende des „Magister Quabrat".)

Suse.

Wenn wir doch solchen Hofmeister hätten,
Das wäre für uns ein köstlicher Mann.

Jette.

Wie ich der Vater solch'n albernen Menschen
Zum Hofnarren erwählen kann.

Suse.

Ich hab' genung, wenn ich ihn sehe.

Jette.

Er macht sich zu wichtig für seinen Stand.

Suse.

Er thut, als hätt' er zu befehlen.

Jette.
Ja, ja, ganz richtig, der junge Fant!
Suſe.
Wir wollen ihm zeigen, wer Herr im Haus.
Jette.
Ich werf' ihn nächſtens zur Thür hinaus!
Suſe.
Was iſt er denn, der junge Held?
Von uns erhält er ſein Bischen Geld,
Und was er an dem Albert thut —.
Jette.
Das kann ein Anderer eben ſo gut.
Suſe.
Und Butter frißt er wie ein Bär.
Jette.
Ich leid' ihn keine Woche mehr! (Ab.)
Aus dem zweiten Rang.
Das Ding, das hat mir doch gefallen,
Das kann man überall verſteh'n.
Gallerie-Stimme.
Herr Freund 'raus!!
Parterre-Stimme.
Ziſcht die Schreier aus! (Lärm.)
D. (im dritten Rang.)
Und wie ſe ihm Ens an't Ohr gegeben,
Deß war mal ſchön mit anzeſehn.
E.
Der Donner, kann die aberſch ſchlagen!
D.
Der Kerl kannt aberſch och verdragen,
W'rum merkt er niſcht!
E.
Ich gäb' ihr widder Ens in't Geſicht!
D.
Ne Du, extemperiren derfen ſe nicht.
E.
Det Vorigte war man Narredei.
D.
Ne! Wat Vernünftiges war nich derbei. (Ab.)
Louiſe.
Wie werden wir nach Hauſe kommen?
Ein Frauenzimmer in der Nacht —
Es iſt gefährlich für den Ruf!
Amalie (leiſe).
Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich ſtreiten!
Erſter Offizier.
O könnten wir nicht die Ehre haben,
Sie, ſchöne Damen, zu begleiten?
Louiſe.
Sie ſind zu artig! — Ich bitte Ihnen!
Zweiter Offizier.
Kann ich mit meinem Arme dienen?
Louiſe und Amalie.
Ich bitte Ihnen! Ich bitte Ihnen! (Ab.)
E.
Das Stück macht Einen munter und froh!
Kritiker.
Es iſt aber immer doch nur ſo ſo! (Ab.)
Ludwig (bei Seite).
Sie geh'n! (laut) Verzeihen Sie, daß ich es wage,
Und um Erlaubniß, meine Damen, bitte,
Durch dieſes wilde Drängen Sie zu führen!
Mariane.
Ich nehm' es an, und da ich fremd hier bin,
Würd' ich Sie gern um Etwas mehr erſuchen.
Ludwig.
Sie wünſchen —.
Carl.
Darf ich bitten?
Eliſe.
Herzlich gern! (Ab.)

(Der Schluß folgt.)

Bunte s.

Vor 250 Jahren (1574) war das Berliniſche Gymnaſium zum Grauen Kloſter, nicht allein das älteſte in Berlin, ſondern auch das älteſte in der ganzen Mark Brandenburg, nicht zum Beſten dotirt. Die Einkünfte deſſelben beſtanden in deſſen Antheil von den kirchlichen Gebühren an Leichen, Hochzeiten, Kirchgängen der Sechswöchnerinnen, Legaten u. ſ. w. Etwas kam auch von den Recordationen ein. Es war nämlich aus früheren Zeiten hergebracht, daß die Schullehrer mit den Schülern, vier Mal des Jahres, vor den Häuſern ſangen, um eine Gabe zu erbitten, welches man recordiren (an ein Geſchenk erinnern, recordari) nannte. Bei der Hauptprozeſſion, am St. Gregoriustag, durfte kein Lehrer fehlen; bei den drei andern Umgängen wurden der Rektor und die obern Lehrer dispenſirt. (Noch jetzt beſteht das Recordations-Singen der Chorſchüler, jedoch ohne Lehrer.) — Eine andere Art von Unterſtützung der unverheiratheten Lehrer war, daß ſie bei einigen Bürgern gewiſſe Tage der Woche in der Reihe herum zu Mittag aßen. Die jährlichen Beſoldungen betrugen: für den Rektor 110 Flor., 1 Wispel Korn, 10 Fl. zu Holz. Der Conrektor erhielt 90 Fl., 1 Wispel Korn, 5 Fl. zu Holz. Der erſte Magiſter 60 Fl., 1 Wispel Korn, 2 Fl. zu Holz. Der zweite Magiſter 50 Fl., 1 Wispel Korn, etwas zu Holz (ſo wie auch der folgende). Der erſte Cantor 50 Fl., 1 Wispel Korn. Der erſte Baccalaureus 40 Fl., 1 Wispel Korn. Der zweite Cantor 40 Fl., 1 Wispel Korn. Der zweite Baccalaureus 36 Fl., 1 Wispel (nichts zu Holz). Der Infimus 28 Fl., 8 Scheffel Korn (nichts zu Holz). — Sämmtliche Beſoldungen betrugen an Geld 504 Fl., an Korn 8½ Wispel, an Holz 17—20 Fl. Gegenwärtig erhält der Infimus allein mehr als das Ganze.

Die Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften der Menſchen entſtehen aus vier Hauptquellen; dieſe ſind: der Hunger, die Liebe, die Furcht, die Faulheit.

In den Berliner Zeitungen leſen wir zuweilen: Der meiſtbietende Verkauf geſchieht am —. Ein Verkauf kann nie meiſtbietend ſeyn; der Käufer, der das höchſte Gebot thut, iſt der meiſtbietende.

Die Eitelkeit macht uns verſchwiegener als die Klugheit. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königsſtädter Theater wurde „Verlegenheit und Liſt“, nach dem Franzöſiſchen des Pigault Lebrun von Kotzebue, mit lebhaftem Applaus aufgenommen; beſonders gefiel Hr. Schmelka als „Rips“, indem er die Carrikatur eines magern Spekulanten, der ſichtlich an ſeinem eigenen Körper verdienen will, mit derbem Humor ausführte. Hr. Angelo, als „Wind“, beförderte die Stimmung der Lachluſtigen und die jungen Anfängerinnen Demoiſ. Holzbecher und Lanz zeigten ſchon etwas mehr Bühnen-Gewandtheit. Letztere ſcheint uns, wenn namentlich ihre Sprache im Ton und Ausdruck mehr Sicherheit erhält, zu Anſtandsdamen geeignet; der heutigen Rolle konnte ſie noch eine größere Miſchung von heiterer Laune beifügen. — Im „kleinen Matroſen“ trat Demoiſ. Boicke als „Lieschen“ auf. Eine angenehme Geſtalt, eine natürliche hübſche Bewegung und ſogar ſchon einige Freiheit im Gebiete der Darſtellung gewannen ſchnell die Verſammlung; auch im Geſange zeigte ſie bei einer Stimme, die der größeren Ausbildung bedarf, aber auch die Mittel dazu hat, Fähigkeiten zum theatraliſchen Vortrage. — Die Familie Brice giebt ihre Gaſt-Darſtellungen in kleinen franzöſiſchen Stücken bei immer vermehrter Theilnahme. Mad. Brice hat ſich namentlich in „Adolph und Clara“ als vorzügliche Schauſpielerin in Anſtandsrollen bewährt. —l—.

Fichte und Goethe über Napoleon. (Schluß.) Vernehmen wir nun Goethe'n. Er trägt ſeinen Ausſpruch in folgenden drei zuſammen gehörigen, aber einzeln geſtellten Abſätzen vor.

„In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandniß: treffen beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.“

„Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſeyn nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus, und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig iſt zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber kein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.“

„Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verſtiegt, ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe. —“

Die Art, wie Goethe hierauf, in einem nachfolgenden Abſatze, zu Hamann übergeht, iſt höchſt eigenthümlich, und zeigt, wie in dieſem Kopfe ganz andere Verbindungen, nach tieferen Bezügen ſtatt finden, als die gewöhnlichen Klaſſifikationen darbieten. Napoleon und Hamann! Das iſt gewiß noch nie da geweſen!

Fichte ſprach zur Zeit des gegen Napoleon geführten noch unentſchiedenen Krieges; Goethe nach dem Sturz und Tode Napoleons. Dieſen Unterſchied abgerechnet, und auf den tieferen Inhalt mehr als auf den oberflächlichen Anſchein geſehen, wird man finden, daß beide Urtheile im Grunde übereinſtimmender ſind, als nach dem erſten Anblick ſcheinen möchte. In jedem Fall bieten dieſe denkwürdigen Ausſprüche den Gegenſtand reichhaltiger Meditationen, denen ſich berufene Geiſter mit Sorgfalt und Ehrfurcht nicht ohne Belohnung widmen werden. X.

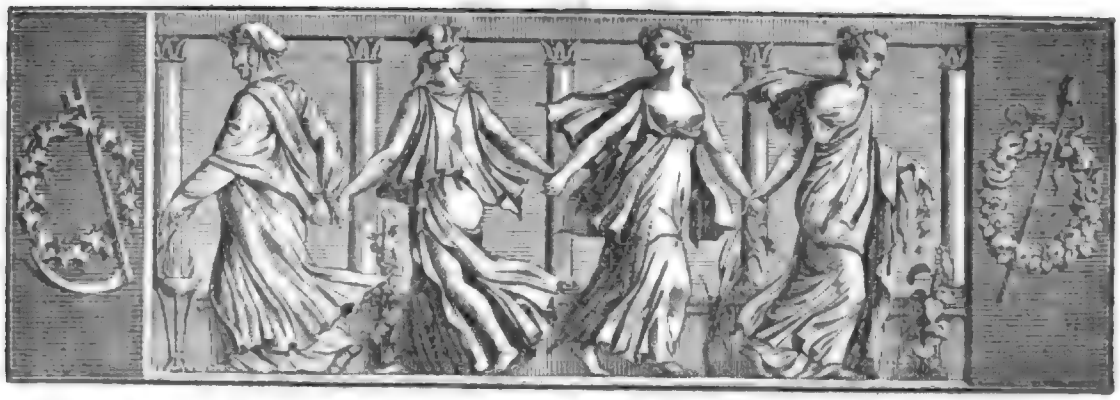
Ein franzöſiſches Blatt giebt wieder folgende Auszüge aus Jeſuitiſchen Büchern: Im Jahr 1588 ſtellte Aquapontanus (Bridg-Water) den Grundſatz auf: der Papſt könne jeden Fürſten abſetzen, um gewiſſer Gründe willen (die nicht genannt werden), damit die Päpſtliche Macht mehr Ausdehnung erhalte. Im Jahr 1589 wendete Delrio in ſeinen Paraphraſen über Seneka's Trauerſpiele auf die durch den Papſt verdammten Fürſten eine Stelle aus dem Hercules furens an, wo es heißt, daß kein Opfer dem Jupiter angenehmer ſey, als der Mord eines ungerechten Fürſten, und ein Fürſt ſey ungerecht, ſobald ihn der Papſt dafür erkläre. Man iſt alſo Gott angenehm, wenn man einen, dem Papſt ungerecht ſcheinenden Fürſten umbringt!! — Im Jahr 1593 geſtand der Jeſuit Barade, daß er, auf Befragen Barriere's, ob man den Bearner (Heinrich IV.), ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, umbringen könne, geantwortet: „Ich kann nicht dazu rathen, weil ich Prieſter bin, und den Tadel der Regelloſigkeit erndten würde!“ — Barade ſah alſo den Königsmord als eine für einen Prieſter regelloſe Handlung an; aber Barriere war kein Prieſter und verſtand die Deutung. — Im Jahr 1595 proklamirte Bric in ſeinem Sommaire de la vraie piété den Papſt als einzigen geiſtlichen Inhaber aller Kronen, die er nach Gefallen geben und nehmen kann, ſo wie er auch Fürſten wegen mangelhaften Glaubens abſetzen kann, oder um ſonſt eines Grundes willen. — Im Jahr 1599 ſagt Emanuel Gaa: Die Empörung eines Geiſtlichen gegen einen Fürſten ſey nichts Ungeſetzliches, denn der Geiſtliche ſey kein Unterthan des Fürſten. — Gleiches behauptet Bellarmin (1597) in ſeiner Abhandlung über Exemption und Immunität der Geiſtlichen, indem er beweiſt, dieſelben ſeyen keinem Staatsgeſetz unterworfen. Im Jahr 1602 nennt Molina die Fürſten ganz keck Unterthanen des Papſts. — Eben ſolche Behauptungen führte Scribani 1605, Richeaume 1606, Leſſius 1609, Heinſius, Serravius, Creyer, Cotton, Mariana. Cotton ſagt: Alle Fürſten der Erde umbringen, ſey minder ſtrafbar, als eine Beichte ausplaudern! — Lorrin meint: Des Papſtes irdiſche Macht begann da, als St. Peter dem Malchus das Ohr abgehauen. Man lachte anfangs, aber die zeitliche Macht blieb begründet. Wir wollen obiger Liſte noch einen Santurel, Tanner, Eſtrix, Tirin, Baunz, Herrau, Valquez, Valentia, Jouvency, Pirot, Toitt u. ſ. w. hinzu fügen, um ein Viertelhundert dieſer Ehrenmänner zu vervollſtändigen. (Journ. d. Déb.)

Ludwig XIV. gab ſeinem Enkel Philipp V., als er den ſpaniſchen Thron beſtieg, folgende Lehren: „Unterlaß vor allen Dingen keine Pflicht gegen Gott; bewahre die Reinheit Deiner Erziehung; erkläre Dich bei jeder Gelegenheit für die Tugend und gegen das Laſter; liebe die Spanier und alle Deiner Krone und Deiner Perſon Untergebenen; ziehe Niemand vor, der Dir ſchmeichelt, ſondern achte den, der, um der guten Sache willen, ſich Dein Mißfallen zuzieht; gerade das ſind Deine wahren Freunde! Sorge ſtets für den guten Stand Deiner Finanzen; lebe im beſten Einverſtändniß mit Frankreich; gieb auf Alles, was man Dir vorträgt, ja recht genau Acht, und höre recht viel, ehe Du Dich für etwas entſcheideſt. Laß Dich nicht beherrſchen, ſondern ſey überall Gebieter; habe keinen Günſtling, keinen Premier-Miniſter; höre, befrage Deinen verſammelten Rath und dann entſcheide. Gott, der Dich zum Könige ſchuf, wird Dir auch Verſtand genug geben, um das ein zu ſehen, was Dein guter Wille zur Ausführung bedarf!“ (Gaz. d. Fr.)

Voltaire ſagte einmal zu den philoſophiſchen Syſtem-Fabrikanten: „Meine Freunde, liebt Euch ja unter einander; denn wer Teufel ſollte Euch ſonſt lieben?“ (Pandore.)

In Ispahan giebt jetzt eine Truppe Mauren nachgeahmte Darſtellungen der beſten europäiſchen Tragödien!! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 15. Juni. 95ſtes Blatt.

Der Schauſpiel-Abend in Berlin.

(Schluß.)

Fünfter Akt.

(Unter den Linden. Mondſchein.)

Stutzer (ſingt).

„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille" u. ſ. w.

Mädchen.

Heute möcht' ich wohl zum Scherz
Noch geh'n mit einem Andern! —
Doch wenn es Keiner hören will,
Muß ich alleine wandern.

Stutzer (ſingt).

„Jetzt iſt wohl ihr Fenſter offen" u. ſ. w.

Mädchen (ſingt).

„Wer doch nur ein Liebchen hätte,
Wie die Vögellein im Walde,
Die ſchlafen ſchon lang' im weichen Bette,
O komm, Herzliebſter, komm balde!"

Bettler.

Ich bitt' um eine kleine Gabe!

Dichter.

Da nehmt, was ich zu bieten habe.

Bettler.

Ich bitt' um eine kleine Gabe!

Dame.

Fort Du, mit Deiner Bettelei!
Was? Giebt es keine Polizei?

Dichter.

Ein wildes Wirren, ein luſtig Treiben!
Wer's ſo lebendig könnt' beſchreiben,
Wie ſich das durch einander webt,
Zum Knäuel und zum Faden ſtrebt;
Aus allen Gaſſen herüber eilt,
In alle Straßen ſich vertheilt,
Und ſpricht und neckt und ſingt und lacht —

Spaziergänger.

— Und allerhand Spekulationen macht.

Rumps.

Du biſt's zufrieden?

Caroline.

Ja!

Rumps.

Gut alſo? Gut!
So lebe wohl! verſtehſt Du, was ich ſage?
Auf ewig, hörſt Du? Ewig lebe wohl!

Caroline.

Wo willſt Du hin?

Rumps.

Erſäufen will ich mich!

Caroline.

So, ſo?

Rumps.

Ich raſe, ſag' ich, hörſt Du? raſe!

Caroline.

So, ſo?

Rumps.

Wahrhaftig, glaube mir, ich ſchieße —
Mich — wahrlich — todt!! — Es iſt ein großes Wort,
Doch iſt's geſagt!

Caroline.

So?

Rumps.

Fort denn! Todt und todt,
Und wieder todt, und endlich mauſetodt!

Caroline.

Und nach dem mauſetodt doch noch nicht todt!
O komm nur, Rumps, wir wollen uns verſöhnen;
Und morgen magſt das Aufgebot beſtellen;
Du biſt ja ſterblich doch in mich verliebt.

Rumps.

O Gott!

Caroline.

O Roth!

Kritiker.

Der Künstler soll in allen seinem Thun
Sein ganzes Leben lang begeistert seyn,
Nicht Augenblicke der Begeist'rung kennen;
In Ruhe leben, ew'gem Feuer brennen.
Und so erkenn' ich es an uns'rer Stich,
Dem hohen Weibe, dem wohl Keine glich.

Antikritiker.

Wie seyd Ihr, guter Jüngling, in Extase!

Kritiker.

Schlimm ist es freilich, daß ich schweigen muß,
Nicht sagen kann, faßt Euch an Eure Nase! —

Mariane.

So wie es Ihnen da, mein Herr, ergeht,
Geht es auch mir. Mein Vater hat beschlossen,
Mit einem jungen Mann mich zu vermählen,
Den ich in meinem Leben nicht geseh'n.
Wir reisten eben darum nach Berlin,
Doch nirgends ist der junge Mann zu treffen.

Elise.

Es muß, wie wir von ihm erzählen hörten,
Ein saub'res Herrchen seyn, und ich bedaure
Die Schwester, die ihm angehören wird.

Carl.

Sind Ihre Eltern mit hieher gereist?

Elise.

Wohl sind sie hier: ein Zufall hielt sie ab,
In's Schauspiel heut zu kommen, und, besonders!
Sie hatten ihre Plätz' im Schauspielhause.

Ludwig.

Ein schöner Zufall führte uns zusammen,
Doch wünsch' ich fast, er hätt' es nicht gethan:
Denn doppelt schrecklich, seit ich Sie gesehen,
Wird mir mein künft'ges banges Schicksal werden.

Mariane und Elise.

Der Vater —!

Ludwig.

Vater? Wie, ist das Ihr Vater?

Vater.

Da seyd Ihr, meine Kinder! Schon zurück?

Ludwig.

Verzeihen Sie —.

Elise.

Die Herren waren Beide
So gütig, uns nach Hause zu begleiten.

Vater.

Empfangen Sie von mir den besten Dank;
Gefällt es Ihnen, geh'n wir noch zusammen.
Doch Sie verzeihen mir, wenn ich Sie frage,
Wer mir die Ehre giebt —?

Ludwig.

Mein Nam' ist Ludwig
Von Linden.

Mariane und Elise.

Ludwig?

Vater.

Ludwig? — Ludwig Linden
Aus Ellerstedt?

Ludwig.

Der bin ich!

Vater.

Lieber Sohn!
In meine Arme komm! Komm, Mariane!

Ludwig.

Sie Mariane? O des höchsten Glücks,
Das mir zu Theil wird: aber darf er auch
Verzeihung hoffen, der so sehr gefrevelt?

Vater.

Ja freilich, locker hast Du, scheint's, gelebt!

Mariane.

Mein Vater!

Ludwig.

Theure Mariane! können
Sie mir verzeih'n?

Mariane.

Der Teufel hat verzieh'n!

Vater.

Der Teufel?

Ludwig.

Gott!

Mariane.

So hat er unbewußt,
Wer neben ihm, im Schauspiel mich genannt.

Carl.

Und Sie, Elise, ist Ihr Herz noch frei?

Elise.

Seit heute Abend möcht' ich es bezweifeln.

Carl.

So darf ich hoffen?

Elise.

Wenn's der Vater will!

Carl.

Mein Vater!

Vater.

Wie?

Carl.

Elise sendet mich:
Sie ist bereit, mein Lebensglück zu theilen.
Umarmen Sie in mir den Vetter Carl,
Und was ich bitte, mögen Sie's gewähren!

Vater.

Pox alle Wetter, das ist schnell gegangen!
In Gottes Namen, nehmt Euch, macht Euch glücklich,
Wie's Euch beliebt; doch jetzo schnell nach Hause
Zu meiner Frau, die wird vor Freuden weinen.

Nachtwächter.

Die Glocke hat Eilf geschlagen! —

Louise.

„Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?“

Amalie (singt).

„Ob Mond auf seinem Pfad wohl lacht?
Welch schöne Nacht!“

Zweiter Offizier.

Sie haben recht, schön ist sie, bis es tagt!

Amalie.

Sie reimen schlecht, zum mindesten gewagt!
„O zarte Sehnsucht!

Zweiter Offizier.

Süßes Hoffen!

Louise.

Der ersten Liebe gold'ne Zeit!

Erster Offizier.

Das Auge sieht den Himmel offen,

Zweiter Offizier.

Es ſchwelgt —

Louiſe.

Das Herz —

Amalie.

In Seligkeit!“ —

Nachtwächter.

Die Glocke hat Zwölfe geſchlagen! —

Stutzer.

Ja, ein Sonett muß ich der Holden weihen!
Hier will ich's dichten, in den Linden-Reihen,
Hier ſoll mein Lied wie Moos auf dieſen Bänken
Erkeimen, ja, hier will ich Dein gedenken!
Hier ſey an Dich, von mir und meinem Lieben,
Hier ſey an Dich der erſte Vers geſchrieben.

„O Schöne, die Du auf der Bühne ſchreiteſt —
Nein — tanzeſt müßt' ich eigentlich wohl ſagen,
Dürft' ich's des Reimes wegen, Holde, wagen —
O Schöne, die Du Anmuth rings bereiteſt;
Die auf dem Pegaſus zum Himmel reiteſt —
Wohl beſſer klingt's — vom Pegaſus getragen
Schwebſt zum Olymp mit innigem Behagen,
Und keiner Zeit aus feſtem Sattel gleiteſt:

Ich liebe Dich! — Jetzt haſt Du es vernommen,
Es iſt heraus, was mich ſo lange drängte,
Was mir die Bruſt, den Hals, den Kopf beengte.

Ich werde nächſtens in's Theater kommen,
Da ſiehſt Du mich! — O Bravo! Wie gelungen!
So ward noch keine Künſtlerin beſungen!“

Gewiß, gewiß wird ſie die Verſe ſehen,
Sie muß mich lieben, kann nicht widerſtehen:
Ja, ſolch Gedicht erkeimt nur in der Nacht,
Wird nur im Mondlicht auf der Bank gemacht.

Nachtwächter.

Die Glocke hat Eins geſchlagen!
Eins iſt die Glock.
Lobet Gott den Herrn! —

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

Zweiter Brief.

Endlich ſitzen wir im Nachen, der Himmel ſchwellt ſeine blauen Segel über uns und der alte Rhein ſchaukelt uns auf ſeinem Rücken. Unſere Fährleute ſind luſtig und guter Dinge, beſonders iſt der Eine ein munterer Geſell, und ſingt und trällert in einem fort. Die Natur, ſagt man, iſt ärmer als die Phantaſie; wer kann das denken, was ich ſehe, wer kann das ſagen, wie er es ſah? Wie ſie da liegen, die lieblichen Dörfer und Städtchen, an den breiten Seiten des Rheins, wie die alten Berge darein ſchauen, und der Himmel zufrieden ſeine Wangen in die Wellen taucht; wie rege und lebendig die Geſchäftigkeit des Rheinländers jedes Fleckchen im Thal und auf den Bergen bepflanzt und bebaut hat, wie ſich das Alles verſchmilzt zu einem einzigen großen Ganzen, und ſich wieder zertheilt, wie die Sonne in ihre Strahlen. — Als ich ſo, in langen Zügen die unendliche Luft rings umher in mich aufnehmend, im Nachen ſaß, flog ein Schmetterling über mir hin. Das leichtbeſchwingte Thierchen trieb ſich keck über den breiten Fluß, und war, als ich es ſah, faſt in der Mitte deſſelben. Es erſchien mir, ein lieblicher Bote der Blüthen, die jetzt an den Ufern ſtanden, wo noch vor Kurzem Menſchenblut gefloſſen war. Ich konnte mich nicht enthalten, folgende Verſe an den Schmetterling nieder zu ſchreiben:

Kleiner Waghals! du am Rheine,
Mit dem leichten Flügelpaar;
Hin und her im Sonnenſcheine
Fliegſt du, wie der alte Aar.

Kannſt du ſie denn auch ertragen,
Dieſe ungeheure Luft,
Wie der Adler dich zu wagen
An des Vaters ſtarke Bruſt?

Fliege nur, auf deinen Zügen
Muß ja Lenz und Leben blüh'n:
Kleiner Waghals! magſt du fliegen
Immer, immer her und hin.

Und ſo führen wir denn ein wahrhaft künſtleriſches, poetiſches Leben. Ich dichte mitunter, der Maler ſitzt mit dem Zeichnen-Geräthe am Vordertheile des Schiffes, die Fährleute ſingen, und damit wir das Alles nicht umſonſt thun, haben wir an Freund T..... den Repräſentanten eines theilnehmenden Publikums.

Am Johannesberg ſtiegen wir an's Land, die herrliche Gegend von oben herab zu überſchauen. Der Weinſtock ſtand dicht und in voller Blüthe, und eine milde Luft fächelte uns den Labeduft entgegen. Johannesberg iſt eine Metternichſche Beſitzung. Man traf eben Anſtalten zum Empfang eines Mitgliedes der fürſtlichen Familie. Wunderbare Gefühle erwachten in mir, als ich auf dem Balcon des dortigen Gebäudes ſtand, die reich entfaltete Natur vor dem Auge, und dankbar dabei die Erinnerung an einen großen Fürſten feiernd, der meinem Vaterlande ein rettender Stern vorleuchtet, für ewige Zeiten. (Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Wenn man das neue Luſtſpiel: „Eigne Wahl“, von Karl Schall, welches mit Beifall auf der Königlichen Bühne aufgeführt worden iſt, betrachtet, muß man geſtehen, daß der Verfaſſer ſich die eigne Wahl bei dem Stoffe ſchon in den Kopf ſetzte. Er hat ſich nämlich damit aufgelehnt gegen alle bisherigen Stücke, worin legitimer Weiſe die offene Fehde zwiſchen Oheim und Nichte ſo endet, daß man vor dem Anfange des Stückes ſchon das Bülletin über die Reſultate geben könnte; welches übrigens noch immer nicht die Möglichkeit ausſchließt, in den Wendungen neu zu ſeyn, obwohl auf dem Theater Oheim und Nichte ſchon ſo nach allen Seiten gewendet ſind, daß davon das Chinese puzzle, die Miriorama's, und wie die Veränderungsſpiele alle heißen mögen, weit übertroffen werden. Genug, Schall iſt hier zum dramatiſchen Demagogen geworden, da er das Parterre-Volk verleiten will, zu glauben, daß nicht alle Oheime ſo dumm ſind, ſich von ihren Nichten dumm machen zu laſſen. Unerhörte, wie auch frevelhafte Neuerung in einer Zeit, die ſo am Alten hängen ſoll, daß ſie nur mitſammt dem

Alten zu Falle kommen darf. Und dabei spricht der Verfasser seinem Trotz auch gleich im Titel aus: „Eigne Wahl!“ gleichsam sagend: ich mag mich der fremden Wahl für meine Theater-Personen nicht unterwerfen und die Dutzend-Oheime und Mandels-Nichten, die wir aus Paris bekommen, mir nicht aufdringen lassen. Er ist also auch ein dramatischer Deutschthümler und will den Pegasus wieder zu einem Deutsch-Tummler machen, dem übrigens die Stallfütterung, welche unsre Theater-Verwaltungen durch die spärlichen Honorare dem Dichter-Rosse auferlegen, schwerlich auf lange Zeit anstehen wird, zumal da manche Deutsche sogar bei Kleinigkeiten es selten auf einen bloßen Spazier-Ritt, sondern auf ein Weiterkommen abgesehen haben. — So möchte denn die „eigne Wahl“ den Pegasus nicht hier halten, sondern immer wieder nach der Seine zurück treiben, wo er seine wasserbeherrschende väterliche Abkunft, versteht sich nur in Hinsicht auf theatralische Erzeugnisse, nicht zu verläugnen braucht. — Um uns wieder unserm Lustspiel zu nähern, versagen wir die tragischen Erfahrungen und melden, daß der einfache Stoff an eine reiche Charakteristik geknüpft und im Dialog Witz und Lebendigkeit vereint ist. Die Darstellung auf unserer Bühne können wir, obwohl sie mit Beifall belohnt wurde, doch nicht durchweg gelungen nennen. Zu rühmen haben wir Hrn. Wolff („Geheimerath“) und Hrn. Rüthling (des Geheimeraths Factotum“); die übrigen Rollen wurden zwar allenfalls genügend, aber sichtlich so ausgeführt, daß man merken mußte, die tiefere Charakteristik stehe der Routine zu hoch. Besonders ließ „Amalie“ gar viel zu wünschen übrig, da hier mit Aeußerlichkeit allein wenig gethan ist, vielmehr, eben weil die junge Dame nicht so heraus kann, wie in den gewöhnlichen Varietäten, zur Anschauung kommen muß, daß in dem Inneren derselben mehr vorgeht, als sie aussprechen darf. So mögen denn die Theater dieses Lustspiel auch als ein Uebungs-Stück betrachten, als eine Aufgabe, die Tiefe, die jetzt nur in den Einzelnen wohnt, im Allgemeinen wieder zu finden. —°.

— Shakspeare's „Macbeth“ wird nun in Kurzem auf der Königlichen Bühne erscheinen, aber nicht der Schillersche, nicht der „Verwerfte“; Hr. Dr. Spiker hat ihn übersetzt und zwar, wie wir hören, so treu, als es sich thun läßt. Macbeth und seine Lady sind während der Zeit, daß sie unsrer Bühne fern waren, junger geworden, und diese Verjüngung verdanken wir einer Analyse Tieck's. Hr. Rebenstein und Mad. Stich werden diese Rollen darstellen. — Wird nicht bald zu einigen Lustspielen Shakspeare's geschritten? Wir glauben diese Frage mit Ja beantworten zu dürfen; denn wir bemerken seit einigen Monaten eine größere Thätigkeit, um wahrhaft Gutes auf die Bühne zu bringen. Wir haben an Neuem einiges Tüchtige empfangen und starken damit unsere Hoffnung, das Repertoir überhaupt veredelt zu sehen. Ein Theater, das nicht ein Versammlungs-Ort seyn soll für alle Geister aller Jahrhunderte und Völker, vielmehr nur der Unterhaltung, wie sie eben gefordert wird, fröhnt, ist eine höchst unbedeutende Anstalt und hat nur so viel Beachtung zu erwarten, als etwa das Gespräch vom Wetter; ist ja das Theater im letzteren Falle auch einer Wetterfahne vergleichbar, die sich dreht und wieder dreht, je nachdem der Ton des Tages hinein bläst. —J.

Neueste Moden in den vereinigten Provinzen von Nord-Amerika. (Aus dem „Weltboten“, Reading, Pensylvanien, vom 9. Februar 1825.) „Die Mannsleute tragen weite streifige Pantalons — einen Hut à la Lafayette, mit goldener, oder auch wohl messingener Schnalle, je nachdem die Umstände sind — ein Jabot mit vielen Falten — die Weste spitz zu und so kurz wie möglich — folglich die Hosen hoch herauf, so daß das Herz darin liegt. Den ganzen Körper bedeckt ein Mantel (Cloak) von bunten Farben, dreifärbig, à la Harlequin, und mit vielen und großen Kragen, ohne Aermel — dazu schiefe Stiefeln, links und rechts, auf krummen Leisten gemacht, mit messingenen Hufeisen. — Die Frauensleute tragen dieselben Mäntel, aber enger gemacht; ihr Unterzeug ist willkührlich. Ein schwarzer dünner Schleier hängt über das schöne oder nichtschöne Gesicht, befestigt an einem hoch aufgeschlagenen Hut mit rother Einfassung (Alles à la Brunswick) und hohen mächtigen Dragoner-Federbüschen oder Straußfedern; die Füße bekleiden kurze römische Stiefeln mit hohen Absätzen, die ebenfalls Hufeisen haben. Unter dem Hute ragt bei Jung und Alt ein ungeheurer Bündel Locken hervor (Wiener Seidenlocken), ächte und unächte — welche das schöne Geschlecht noch schöner machen sollen. — Alles dieses ist unserm Zeitalter sehr angemessen. Wer wollte nicht lieber aus der Welt, als aus der Mode seyn?“ — Eben diese Zeitung liefert nachstehendes Gedicht, welches vielleicht aus Deutschland nach Nord-Amerika kam, indem es auf uns nicht übel paßt:

An die Mode.

Mächtigste der Feen! Göttin Mode!
Dämon, Teufel oder Zauberin!
O wie strömen Alle zur Pagode,
Wo du thronst, mit Unterwerfung hin!
Hoch gebeutst du über Menschenwitzen,
Hier mit Stärke, dort mit Hinterlist,
Und entschuldigst jeder Narrheit Grillen,
Weil du selbst nur eine Grille bist.

Seit der ersten Tracht der Feigenblätter,
Die der Mensch im Paradiese trug,
Wechselt schneller wie Aprillenwetter
Tracht und Schnitt und Farbe, Zug für Zug;
Und in Dörfern, Flecken, Städten, Ländern,
Huldigt deinem Scepter Arm und Reich;
Thorheit kann sich tausendfach verändern,
Ueberall bleibt sie sich dennoch gleich.

Von der Haube bis zum Priesterrocke,
Und von der Livree zur Gallatracht,
Von dem Lumpstand bis zum Krückenstocke
Herrsch'st du ewig mit Despotenmacht.
Ja, du übst dein Recht selbst nach dem Tode,
Ueber unsre Asche und Gebein;
Denn gewiß: nur nach der neusten Mode
Setzt man uns dereinst den Leichenstein.

Unsre Spiele, Tänze und Gesänge
Richten sich nach deinem Eigensinn.
Du bestimmst der Freuden Zahl und Länge,
Von dem Hofball bis zur Schenke hin.
Kunst, Geschmack und Denken und Empfinden
Modeln sich, wie's deinem Wink gefällt;
Und Journale, die dich uns verkünden,
Sind Gesetze für die feine Welt.

Ach, zum Affen jeder fremden Sitte
Machst du unsre armes Vaterland,
Herzlich lacht der Gallier und Britte
Ueber unsern großen Unverstand!
Er bestimmt die Falten unsrer Kleider,
Giebt uns Pferd' und Hunde, Baum und Strauch,
Kupferstich' und Schriften — aber leider
Leichtsinn, Thorheit, ach! und Unsinn auch.

Treibe denn dein allgewaltig Wesen
Nach wie vor, und äffe deine Welt!
Laß nur mich vom Schwindelgeist genesen,
Geh'n und handeln, so wie mir's gefällt.
Laß uns friedlich scheiden, Göttin Mode,
Und uns treulich halten den Verein;
Nimmer will ich zwar dein Antipode,
Doch noch minder je dein Sklave seyn.

Beilage: Bemerker Nr. 17. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 17. 1825.

Beilage zum 95sten Blatte des Geſellſchafters.

¿Vox populi, vox Dei?

Eine Stimme in der Wüſte.

Die ſpaniſche Grammatik befiehlt, den Frage- und Ausrufſätzen die denenſelben geziemenden Interpunktions-Zeichen (? und !) nicht bloß nach zu ſtellen, ſondern ſolche in umgekehrter Geſtalt (¿ und ¡) auch vor den Satz her zu ſchicken, damit der geneigte Leſer von vorn, wie von hinten, und demnach auch von allen Seiten ſofort wiſſe, wie er mit ſolchen Sätzen daran ſey. In der That ein löblicher Gebrauch, der bei uns Deutſchen ebenfalls gültig gemacht werden ſollte, war's auch nur für eine gewiſſe ſehr zahlreiche Claſſe von Leſern, die über das vielerlei Schriftſtein, oder über das Nachbeten und Wiederkauen des Geſchriftſteln, worein ſie ſich verfangen, Gefahr laufen, das Leſen völlig zu verlernen.

In der Regel ſteht nun poſitiv ſeit Lucius Junius Brutus Zeiten hinter obigem, durch ewig denkwürdige, weltgeſchichtliche Begebenheiten geheiligten Wahlſpruch ein Exclamations-Zeichen, und kann alſo eben derwegen dieſer Wahlſpruch in politicis nimmermehr den Haken des Zweifels, des Irrwahns oder der Unwiſſenheit, nämlich das ſchlangenähnliche Fragezeichen hinter ſich dulden — sapienti sat! Hebt man aber ſolch eine Interjection aus dem Tonkreiſe, in welchem ſie, ihrer inneren Bedeutung nach, nur erſchallen ſoll, heraus, ſo ergiebt es ſich — und nicht etwa bloß nach akuſtiſchen Grundſätzen — daß ſie eine klägliche Disharmonie hervor bringt, und, in paſſender Form geſtaltet, etwa das Anſehn einer auf's Auge gedrückten Fauſt gewinnt. Anſchaulicher noch läßt ſich eine ſolche bei den Haaren irgendwohin geholte Interjection auch einer Landſtreicherin, einer verbönten Widerbellerin vergleichen, der nicht mehr als Recht geſchieht, wenn ausgeſtellte Wachtpoſten ſie zwiſchen die oben angemerkten Doppelhaken einkellen, damit ſie von ihrer ſanctionirten Schweſter, der ächten Tochter der Wahrheit, geziemend unterſchieden, auch der unbefangene geneigte Leſer dadurch ſofort in den Stand geſetzt werde, wahr zu nehmen, daß es mit der dermaligen Anwendung ſothanen Spruches mindeſtens einen Haken habe. — Daß nun der Wahlſpruch: „Vox populi, vox Dei" in Bezug auf das gegenwärtige Getreide in der dramatiſchen Welt wirklich kein Ausruf-, ſondern zuverläſſig ein Fragezeichen, ja der obengedachten ABC-Schützen wegen ſogar ein doppeltes Fragezeichen bei ſich haben müſſe, iſt unleugbar. Die Mehrzahl der hoch- und tiefgelahrten, ob anonymen, ob pſeudonymen Theater-Kritiker, Kritiker des Theaters und des Theaters Kritiker ſagt es zum Theil buchſtäblich, zum Theil läßt ſie es anderweitig deutlich wahrnehmen, daß jener Wahlſpruch, exclamirend gedacht, ihr als Maaßſtab diene, um danach den Werth oder Unwerth jedes älteren, wie neueren und neueſten Bühnenſtückes, ſo wie jedes Schauſpielers und jeder Schauſpielerin zu beſtimmen.

Mögen nun etliche Philoſophen die Logik aus dem Gebiete der Weltweisheit weggedacht wiſſen, Andere ſie als förmliche Widerſacherin der Philoſophie ganzlich verdammen wollen, dennoch lehrt ſie den unbeſtreitbaren, auch nie beſtrittenen Satz, daß aus irrigen Pramiſſen falſche Syllogismen hervor gehen; ſo wie die Arithmetik lehrt, daß nur da ein Produkt entſtehen kann, wo Factoren vorhanden ſind; d'rum alſo: Wo kein Volk iſt, kann auch keine Volksſtimme ſich erheben, noch weniger aber als Götterſtimme erſchallen! Nichts auf der Welt iſt faßlicher!

„Faſelt der Herr Verfaſſer?" rufen hier die Modernen, die eben in der Seichtigkeit des Zeitgeſchmacks ihre Rechnung finden; „faſelt er? Deutſchland hatte kein Volk? Wer hat wie die Deutſchen —?" — Nur gemach, meine modernen Herren Schriftler, Damen Schriftlerinnen und all Ihr Heer Ihrer ſtets ſchreibefeſten Federn, nur gemach! Was nennen Sie denn Volk? Iſt ein Volk denn ohne Einheit in der Vielheit denkbar? — Ich weiß zwar nicht, wie ich mit den modernen Seichten wegen Goethe daran bin, aber ich fühle mich dennoch gar ſehr angeregt, ihnen eine Stelle aus dieſes Autors „Heften u. ſ. w." in's Gewiſſen zu ſchieben, die Stelle:

„Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen ſoll die Maſſe,
Dann iſt ſie reſpektabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel."

Wohlan! Kann ein Zurnf deutlicher ſeyn als dieſer? Sagt er nicht deutlich genug, wo dem deutſchen Volke Einheit in der Vielheit gänzlich abgehe? Aber wer ſieht geſcheidten Leuten dafür, daß Goethe's Philoſophie nicht von den modernen Seichten längſt in die Plunderkammer geworfen ward? Laſſen die modernen Seichten doch, leider! ſich ſelbſt nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren! — Beweiſen wir ihnen alſo ſofort aus der Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Literatur: „daß die Anwendung des vielbeſagten Wahlſpruches im Exclamations-Tone, in Beziehung auf dramatiſche Kunſt, wahrer Nonſens ſey!"

Seit wie lange haben denn die Deutſchen eigentliche dramatiſche Schriftſteller und Darſteller? Antwort: Seit kaum einhundert Jahren. — Kann nun im Zeitraum eines Jahrhunderts ſich ein Volk bilden, nämlich ſolch ein Volk, deſſen Stimme als Götterſtimme erſchallen kann? Antwort: Schwerlich! Rom bedurfte ſieben Könige, ehe es anfing, dahin zu gelangen. Wie viel Könige hat die deutſche Dramaturgie auf zu weiſen? Die Jahrbücher nennen Leſſing, Goethe, — Böttiger! Das ſind erſt Drei! Wer von den modernen Seichten ſich jenen zugeſellen will, um die heilige Zahl voll machen zu wollen, der wage es auf ſeine — Kapor; Stadt Nürnberg fabrizire ihm die flügelnde Verzierung oben d'rauf — ich aber waſche meine Hände! und thue ferner dar, daß es mit der hundertjährigen Exiſtenz deutſcher Dramaturgie noch eine ganz beſondere Bewandtniß habe.

Um nämlich das volle Säculum heraus zu bringen, iſt unumgänglich nöthig — hier rufen die modernen Seichten, die

deutschen Witz aus französischen Operetten und Vaudevillen zu waschen heraus fischen möchten, mir „Fi donc!" zu — bei dem Stranitzkyschen deutschen Hanswurst an zu fangen, der sich bekanntlich im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zu Wien aus dem italienischen Arlechino, durch welchen bis dahin das deutsche Land mit Coulissen-Späßchen versorgt ward, heraus schälte. Hätte man nun dies Wickelkind des echtdeutschen und doch so pfiffigen Stranitzky,*) als ein liebes Knäblein, gehörig gebeizt und gepflegt, so würde es gar wohl haben geschehen können, daß selbiges zu dieser Stunde zu einem stämmigen Kerl heran gewachsen wäre, der keinen Pulcinello, keinen Mascarill, keinen Spanarell, keinen Johann, keine Lafleurs, keine Pumpernickels, Feldkümmels und Peters de plaisir auf seinen Brettern neben sich geduldet, und uns demnächst eine echtdeutsche Comödie verschafft hätte, an welcher wir, wie alle geschiedten Leute, nur nicht die modernen Seichten im Lande, wissen, bis zu diesem Tage totalen Mangel leiden. Allein leider! hatte der arme Hanswurst kaum die Kinderschuhe vertreten, als man ihn — Dank sey es dem Puristen und Professor Herrn Johann Christoph Gottsched, pedantischen auch zänkischen Andenkens — im weltberühmten Pleiß-Athen unter feierlicher Prozession zu Grabe trug. So wenig nun die modernen Seichten unserer Zeit über das wirkliche Erscheinen des ehrlichen Burschen ihr „Fi donc!" auszurufen kommen, eben so wenig braucht man „Fi donc!" über die Wechselbälge aus zu rufen, die man uns als Surrogate des tragikomischen, leider! zu früh verblichenen Stranitzky'schen Burschen auf „dramatischen Sträußchen" und „theatralischen Vergißmeinnichts" und „neuen Bühnenbeiträgen" — so kriechen Blindschleichen über Rosenblätter — heraus kriechen läßt; denn solchen Fluch hat längst ein Würdigerer in dem einfachen Witzworte ausgesprochen: „Das Begraben des Hanswursts ist die ärgste Hanswurstiade!" Den modernen Seichten, die nichts anerkennen, als sich; die nichts wissen, als von sich; die nichts wollen, als für sich: ihnen muß man schon d'rauf helfen, daß jener Würdige ein für sie „gewisser" Gotthold Ephraim Lessing war, der ächte Narrheit so wohl zu würdigen wußte, daß ihm dadurch Geist und Leben genug inwohnte, „Nathan den Weisen" zu schreiben. Aber rufen die modernen Seichten nicht auch über die „trockenen Verstandes-Dramen" Lessing's ebenfalls, wie über den heimgegangenen Stranitzky'schen Jungen, ihr „Fi donc!" aus?

O, hätte man doch der immer und überall schaulustigen Masse, an der man den nie ab zu büßenden Frevel beging, ihr ihren wahren Theater-König, ihren Hanswurst zu nehmen, nur Zeit gelassen, sich mit Lessing's „Verstandes-Dramen" zu befreunden; auch nebenbei Goethe's „Clavigo", „Egmont" und „Götz von Berlichingen" sich recht an Herz und Gemüth legen zu können! Allein ließen die Seichten, die gern wie Blasen auf dem Rohrteiche obenauf schwimmen und gleich den Unken in den Tiefen solches Gewuddel erregen, daß man die im Schattenhain schlagende Nachtigall kaum darüber vernehmen kann; ließen diese Seichten der Masse wohl Zeit zur Erkenntniß dramatischen Wesens, so daß Einheit in die Vielheit hätte kommen können? Ach, mit nichten! Waren die Seichten nicht wie rasend und besessen, tolle, jagende und zechende Ritter und Reisige, weichliche Verführer, verfolgte Vaterlands-Heiden, selbstprostituirte Ehefrauen, steigende und fallende Fürsten-Günstlinge, langweilige Klostergeschichten, und wie das Zeug weiter hieß und heißen mag, in jämmerlichen Verkappungen und noch jämmerlicheren Umgebungen zu Hunderten auf die Bühnenbretter zu bringen? Zog nicht voran der tollen Rotte „Clara von Hohenstaufen"? Mußten nicht „Czaar Peter" mit seinem „Marienburger Mädchen", so gut wie der furcht- und tadellose „Ritter Bayard" ihre ehrlichen Namen dazu verleihen? Peitscht nicht „Johanna von Montfaucon" noch hinter alle den Schreihälsen und dem lamentirenden Gesindel her, und ruft „Gottes Blitze" herab auf alle Ruchlosen, folglich auch auf Alle die, die frech genug sind, nicht blindlings der einmal herrschenden Abgeschmacktheit zu huldigen? — Und dennoch! Hätte man den begrabenen Hanswurst nur ruhen lassen, ihn nicht als Gespenst spuken lassen wollen; hätte man nur Lessing's „trockene Verstandes-Dramen" der Nacht der Vergessenheit hingegeben — nach etlichen Jahrhunderten würde man ihn, wie jüngst den Shakspeare und Calderon, schon wieder aufgesucht haben — hätte man sich nunmehr nur ausschließlich an die Schreck- und Neckbilder des Mittelalters gehalten — wer weiß! der ehrliche „Götz", der mannliche „Wittelsbacher", der rührliche „Thorringer Casper" mit der züchtigen „Agnes Bernauer", ja selbst noch „Weiß der Trudensteiner unsern der Grube zur Dorothea", hätten's vielleicht endlich dahin gebracht, der Masse so viel Selbstständigkeit im Urtheil ein zu flößen, daß diese Masse im Gebiete der dramatischen Literatur wirklich zu einem Volke geworden wäre, also auch eine Volksstimme und demnächst eine Götterstimme sich hätte aneignen können. Aber ließ man dem Volke wohl Zeit dazu? Mit nichten! Hatten nicht Wieland, Eschenburg und Schlegel auf Shakspeare und Calderon aufmerksam gemacht? Nun ist und war nicht jedem Seichten, ja Keinem von ihnen, die immer oben schwimmen wollen, weder Shakspeare noch Calderon verdaulich: da kochten und kochen sie sich und allen schwachen Mägen — o wie leidet doch die Masse immer noch an Indigestion! — um die Wette allerhand Brei, worunter „Benjowsky", „Julius von Sassen", „der Sturm von Magdeburg", „der große Bandit" mit der „Zauberin Sidonia", „der Graf von Savern", „die Brautkrone" und die „Fürsten Chawansky" noch das schmackhafteste Fleisch enthalten. Wonach sollte die Masse nun zuerst greifen? Was hatte sie nicht schon hinunter schlingen müssen? Blieb ihr wohl Zeit, sich gemüthlich zu Tische zu setzen, auch sich nachhelfender Eßgeräthe, ja nur eines mäßigen Löffels zu bedienen? War nicht auch Schiller mit seinen „Räubern" und seinem „Fiesko" hervor getreten? Mußten die Blasen-Gehirne nicht suchen, sich oben zu erhalten, wie sie noch jetzt zu thun ängstlich und eitelbiglich bemüht sind? Noch hatte die Masse sich nicht in die mindeste Bekanntschaft mit den abgründlichen Charakteren der Brüder „Moor" und dem „Fiesko" bringen können, als schon „Rinaldo Rinaldini" und „Victor der Waldsohn" mit ganzen Räuberbanden aus den calabresischen Höhlen bis hinauf nach „Maria-Enim" banditenmäßig über das Bischen Rest von Geschmack, das der Masse von Natur noch inwohnen mochte, sich herwarfen, und es bis auf den letzten armseligen Knochen verzehrten.

Was nun anfangen mit der Masse, damit sie fortfahre zu schauen, ohne dabei am schwarzen Erbrechen jämmerlich verscheiden zu müssen? — Als Digestivtropfen hatte man ihr schon früher etliche Opern, von Weiße oder Stephanie d. J. gedichtet, und von Hiller oder Dittersdorf in Musik gesetzt, eingeflößt; aber schon war Wolfgang Amadeus Mozart gekommen, und hatte den Italienern einigen gründlichen musikalischen Unterricht ertheilt, von welchem — nur die modernen Seichten schwören diesen Glauben ab — sogar Signor Rossini bis diesen Tag etliche und viele nützliche Lehren, als habe er selbst sie erfunden, in Anwendung bringt. Seitdem aber wurden alle Singspiele für Deutschland aus Italien und Frank-

*) Ob der schnurrige Gesell nicht vielleicht ganz anders hieß, und diesen Namen nur bloß annahm, da Stranitzi im süddeutschen Volks-Idiom so viel wie Düte (Tüte), bedeutet, als welches die Form des Hütleins ist, in welchem Hanswurst sich gern zu produziren pflegte? Fast scheint es so.

reich hergeholt; denn den wenigen Dank, den man Winter, Paul Wranitzky u. ſ. w. etwa zollt, würde man in manchem deutſchen Parterre mit einem halben Pfennig zu theuer bezahlen. Ja, beweiſet die neueſte Zeit der modernen Seichten nicht die ſchändlichſte Verhöhnung deutſcher Original-Oper, wenigſtens gegen den Dichter derſelben? Dieſer noch lebende Dichter, der mit vieler Umſicht den erſten kühnen Verſuch machte, der deutſchen Bühne eine romantiſche Original-Oper zu geben: wie verfuhr man mit ihm? Muß nicht ſelbſt ſein Name ihnen den Stoff zu verdammlichem Zerrbilde verleihen, blos um dem Componiſten jener Oper eine Schmeichelei zu ſagen, die einer Sottiſe ſo ähnlich iſt, wie ein moderner Seichter dem andern?

Eben ſo wenig konnten andere Digeſtivtropfen und detto Pulver hülfreich für den längſt überladenen Magen der Maſſe wirken. Zwar elaborirten Bretzner, Jünger, Beck, auch ſpäter Iffland und noch etliche Apotheker — nur nicht der Apothekerjunge, der den „Wollmarkt" mit bezieht — einige Medikamente, welche die Aufſchrift Luſtſpiel führten, und auf ein Weilchen auch gute Dienſte thaten. Ja, die Hoffnung zu vollziger einſtiger Wiederbelebung des ehrlichen Stranitzky'ſchen Jungen, die ſchalkhaft genug aus den Jüngerſchen und Beckſchen Mummereien hervorguckt, hätte wohl mit der Zeit die Maſſe ſo ſehr ſtärken können, daß ſie über dramatiſche Kunſt mit ſich und unter ſich einig geworden wäre und endlich ein Volk gebildet hatte, deſſen Stimme für eine vocem Dei hätte gelten können — aber! Wer ſchüttete ſo viel Waſſer zu dieſer Gattung von Digeſtivpulvern, daß alles Arom, was dieſelben enthielten, gänzlich verflüchtigt wurde? Wer anders als die Seichten, die modernen und modernſten Seichten? Früher mußten noch, wie es recht und billig iſt, „der deutſche Hausvater", er mochte nun Herr von ** oder ſchlecht weg „Lorenz Stark" heißen, den Stoff zu einem deutſchen Luſtſpiel verleihen; ſelbſt der „leichtſinnige Lügner" und der „Spieler" wurden aus deutſchem Thone geknetet; der Liebhaber im deutſchen Luſtſpiel, ſammt ſeiner Herzallerliebſten, mochten ſie nun beide einer „Adelsfamilie" oder gar keiner Familie angehören, ſo waren ſie doch deutſcher Herkunft, höchſtens wagte man damals einen aus dem häuslichen Jammer errettenden Vetter aus „Piſſabon" herkommen zu laſſen: jetzt muß der Hausvater wenigſtens ein aus dem Franzöſiſchen herausgedrechſelter „Großpapa", der Bräutigam wenigſtens aus Mexiko hergekommen und der Gaſthof, worin Alt und Jung der ganzen deutſchen Comödie einkehrt, mindeſtens ein „Hôtel de ...." ſeyn! O, la divina commedia! Sonſt ſtanden ein J. L. Schröder, ein Eckhoff, Zuccarini, Brockmann, Fleck, Opitz, eine Stark, Ackermann, Bethmann und Stollmers-Schröder, ſelbſt noch ein Iffland als Erſte Sauten der Bühnen, den ſie ſich einmal gewidmet, für die ſie ſich gleichſam ſelbſt hingegeben hatten — jetzt ſind unſere dramatiſchen Künſtler — „auch nennet Künſtler ſich fürwahr jetzt ſelbſt der Hiſtrionen Schaar!" — wahre virtuosi ambulanti, die wie gute und ſchlechte Zeitungs-Artikel von Station zu Station weiter ſpedirt werden, damit doch Jeder, der ſeinen Groſchen dafür ausgiebt, wiſſen kann, was an den Leuten iſt. Da nun aber an den meiſten, ach! an den allermeiſten weniger als Nichts iſt, ſo muß die Maſſe endlich dahin gekommen ſeyn, Nichts für Etwas und Etwas für Nichts zu halten. Und wenn heut zu Tage ein Stück von Goethe, Schiller, Leiſewitz, Schröder, Leſſing, Iffland — ach! nur Einer von ihnen lebt noch — oder von den ausländiſchen Heroen Shakeſpear und Calderon über die deutſche Bühne, dann und wann, einem abgeſchiedenen Geiſte gleich, hinüberzieht, glotzt da nicht die Menge ſolche und etliche wenige jenen Stücken gleichkommende Arbeiten anderer Autoren mit halb todtem Auge an? Ja, und fängt auch hie und da ein Funke aus den Blitzen, die jene Gewaltigen aus ihren Werken in die Gemüther ſchleuderten, Feuer in dieſer oder jener Bruſt der ſchaudernden Maſſe: ſind die modernen Seichten nicht von jeher und immer in Bewegung, um Waſſer, und immer nur Waſſer, oft ſogar ſchlammiges Waſſer, ſelbſt jenſeits der deutſchen Rheinweinberge, her zu holen, aus Furcht, der Brand möge um ſich greifen, und die Rotte Korah verſchlingen, von der ſie und nur ſie ſich geliebpreiſet wiſſen wollen? Und damit die Rotte ſie lobpreiſe, machen ſie's unter einander ihr hubſch vor, lobhudeln ſich in Sonetten und Trioletten, und haben Agenten im Solde von der Donau bis zur Weichſel, die den armen, fortwährend zwiſchen Thür und Angel gebannten, nicht in ihren Orden der Seichtigkeit eingeweihten Zeitſchrift-Boten Belobungsſchreiben zuſenden müſſen, wie hier und da und wieder dort und hier die Melodramen, die Luſtſpiele, die Poſſen, die Vor- und Nachſpiele, die theatraliſchen Schwänke, die dramatiſchen Kleinigkeiten, die Vaudevilles — — Dinger, die in Deutſchland keine Sache ſind und doch einen Namen in Deutſchland haben ſollen, ſich darum auf deutſchen Bühnen nicht übel durch „Asinus asinum fricat" begrüßen — „mit Beifall aufgenommen", „mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt wurden", und wenn gar Muſik dazu war, „furore gemacht haben!" So richteten und richten die modernen Seichten ſich die Maſſe ab, daß ſie nachplappern, was ſelle Lobhudler ihr vorſagten und vorſagen müſſen, und wenn dann das Volk, das nun einmal ſich ſelbſt, wie es war, iſt und ſeyn kann und ſoll, durchaus nicht mehr auf der Bühne ſehen ſoll und darf, durch den von Eigendünkel und Ignoranz diktirten und nur all zu oft von der elendeſten Schülerhaftigkeit herabagirten Miſchmaſch überfüttert fühlt, und bald von Sinnen gebracht worden iſt, die Menſchenwelt aber keine Aftergeſtalten für die Bretterwelt mehr verleihen will: dann holt man von Galgen, Galeeren und aus Criminal-Zwingern Diebe, geſteckbriefte Räuberknechte, deſertirte Soldaten und peinlich angeklagte, zuweilen ſchon im Bilde gehängte Mörder herbei, um die Maſſe zum völlig ſinnloſen Anglotzen zu zwingen. Erſchlafft ſie — wie natürlich iſt — auch dabei, und das ehrliche Hausthier, „der Hund", der ſchon früher allerlei Capriolen machen mußte, will auch keine Dienſte mehr thun, ſo müſſen andere Beſtien herbei. Zunächſt ſpielt man ein „Ochſen-Menuet" vor, um den vermißten Takt wieder her zu ſtellen — vana res! Mit den bestiis domesticis geht's nicht mehr. Man überſieht — was überſehen die modernen Seichten nicht! — dabei Tieck's „geſtiefelten Kater," ſchneidet dem ehrlichen Hausthier, das freilich wohl geeignet wäre, den von geſcheidten Leuten längſt ers ſehnten guten Geſchmack wieder herſtellen zu helfen, ſchiefe Mäuler, ſchlägt ihm wohl gar ein Schnippchen in die Taſche, und holt ſich ganz andere Beſtien, Eſtern, Bären, Wölfe, Leoparden, — Klapperſchlangen wurden von jeher von dieſer oder jener Prima-Donna höchſt natürlich geſpielt — — Alles um Effekt zu erregen, da Menſchen auf dem Theater bei der Maſſe keinen Effekt mehr hervorbringen können. So wird denn tagtäglich von dieſem aus tauſend und abermal tauſend einander widerſtrebenden Ingredienzien beſtehenden Brei ein hinlänglicher Löffel voll der Maſſe in den ſperrangelweiten Mund geſtopft, und angelegentlich dafür geſorgt, daß immer Einer dem Andern dabei „Proſit" zurufe, auch jedesmal dem modernen Seichten, der für den Abend den Küchendienſt hat, ſo wie dem Acteur, der das Tafeldecker-Amt verrichtet, ein tuchtiges „Vivat hoch!" mit zu Wette gegeben werde — und dieſes Gebrüll, das ſodann die Klatſchſchweſter, „feile Kritik" genannt, durch Stadt und Land poſaunt, wäre:

¿Vox populi, vox Dei?

Verax.

1825. No. XXI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebensklugheit in Haselnüssen.

Eine Sammlung von tausend Sprüchwörtern in ein neues Gewand gehüllt

von

J. F. Castelli.

Broschirt mit gestochenem Titel und Vignette: 20 Gr.

Steif geb. im Futteral: 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist dies ein Büchlein für Alle, denn es enthält die kürzesten allgemeinsten Lehren und Maaßregeln für das Leben in allen Lagen und bei allen Umständen. — Wer Du auch bist, was Du auch thust oder denkst, Du findest in diesem Werkchen einen allgemeinen Satz, der Dir zu Deinem besonderen passen wird. Die meisten der Sprüchwörter sind humoristisch vorgetragen, alle sind zu Motto's, Devisen, Erinnerungstafeln, Anspielungen u. s. w. dienlich. Sie sind sehr leicht im Gedächtniß zu behalten, da nur wenige mehr als zweizeilig sind. — Seines Formats und seiner äußern Ausstattung wegen eignet sich das Büchlein auch zu einem Neujahrs-Geschenke.

Die Klugheit, kurz aufgetischt, ist das Beste,
Es finden sich dazu viel leichter Gäste.

Im Verlage von Imman. Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue

Jugend-Bibliothek,

eine Sammlung ausgewählter Erzählungen, Auszüge aus Reisebeschreibungen, Biographieen und merkwürdige Begebenheiten.

Zur Belehrung und sittlichen Unterhaltung für die Jugend.

Herausgegeben von Ludwig Mildenberg.

Erstes Bändchen, 1825.

Geheftet, Druckpap. 16 Gr., Velinpap. 21 Gr.

Nicht durch trockene Moral sucht der Herausgeber dieses Buches den Sinn für Sittlichkeit in der Jugend zu erwecken und zu beleben — nein, indem er die Phantasie der jungen Lesewelt durch seine angenehme Darstellungsgabe beschäftigt, zeigt er zugleich, wie der Mensch denken und handeln muß, um mit Gott und der Welt in Frieden zu leben. Eltern und Erzieher können dieses Familienbuch ihren Söhnen und Töchtern unbesorgt in die Hände geben. Durch die nach und nach erscheinenden Bände kommt die Jugend in den Besitz einer kleinen Bücher-Sammlung, auf die ihr Blick noch im spätern Alter mit Freude verweilen, und sich der vergnügten Stunden, die ihnen das Lesen der Erzählungen schuf, erinnern wird.

So eben erschien und wurde an alle solide Buchhandlungen versandt:

Krüger, Fr. L., der betende Hohepriester Jesus Christus, oder Betrachtungen über Joh. 17. 1 Thlr.

Sprütten, N., arithmetisches Exempelbuch für Volksschulen 6 Gr.

Der Tonsberg, ein Gedicht 2 Gr.

Weihe, Dr. A., deutsche Gräser, für Botaniker und Oeconomen getrocknet und herausgegeben. 12te Sammlung von 25 Arten 1 Thlr.

Lemgo, im April 1825.

Meyersche Hofbuchhandlung.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und zu haben:

Darstellung

des

Steuerwesens

von

Alois Silv. Edlen von Kremer,

der sämmtlichen Rechte und politischen Wissenschaften Doktor.

2 Theile. 31 Bogen in gr. 8.

Neue wohlfeilere Ausgabe. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Die Gründlichkeit, verbunden mit der größtmöglichsten Klarheit, womit dieses Werk, das einen so wichtigen Gegenstand behandelt, abgefaßt ist, hat dem Hrn. Verfasser den Beifall sachverständiger Männer zugezogen: die Verlagshandlung kann es daher mit Recht empfehlen, und hat bei dieser neuen Ausgabe den früheren Preis von 2 Thlr. 20 Gr. herabgesetzt, um Unbemittelten den Ankauf zu erleichtern.

Ferner ist in obiger Verlagshandlung erschienen:

Adam Kaldy,

Pfarrer zu Hanzenthal,

Unser Sonnen-System.

Nach mathematischen, physischen und chemischen Grundsätzen, mit 2 großen Tafeln.

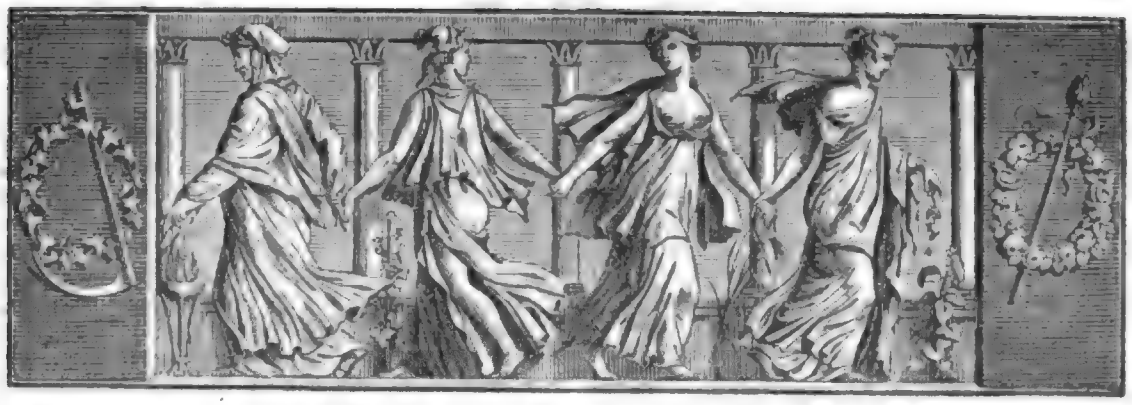
gr. 18. 1825. Preis, broschirt 1 Thlr.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 3 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 17. Juni. 96ſtes Blatt.

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

Von Johannesberg aus nahmen wir einen Führer, der uns durch den Niederwald bringen ſollte, und ließen den Nachen folgen. Der Niederwald nimmt bei Rüdesheim ſeinen Anfang. Durch wunderbare Gewinde kamen wir zu einem Tempel, von welchem man den ganzen Rheingau überſehen kann; dieſe Ueberſicht wird für die ſchönſte gehalten, welche ſich auf dieſer Reiſe dem Wanderer darbietet. Der Rhein breitet ſich aus, ſo weit das Auge reicht; Dörfer und Städtchen, Kirchen und Berge reihen ſich im munteren Wechſel an ſeinen Ufern. Links erhebt ſich der Rochusberg, rechts ergießt ſich die Nahe, und das graue Gemäuer des alten Kloſters am Rupertsberge ſteht darüber her. Unten ragt der Mäuſethurm aus den Wellen, wo der ſchäumende Fluß ſich zu verlieren ſcheint. — Und doch ward dieſer Anblick bald von einem andern übertroffen, als wir durch die kühlende Umſchattung des Waldes auf die Bergſpitze kamen, welche die hohe Roſſel heißt. Der Rhein erſcheint hart unter einem Felsvorſprunge, wie zwiſchen die Felſen geklemmt, wo er ſich ſiegend durchſchlägt. Nahe am Ufer, ringsum von Wellen beſpült, ſteht der Mäuſethurm, eine Ruine, die ſich aus dem Waſſer hebt. In geringer Entfernung davon zeigt ſich das ſogenannte Binger-Loch, von deſſen Gefährlichkeit für die Schiffe viel geſprochen wird, woran aber eigentlich nichts iſt. Der Rhein brauſet über einige hervorſtehende Felsſtücke, und treibt dadurch beim Vorüberfahren das Schiff etwas ſchneller. Das iſt Alles. Das Schauerliche des Anblicks, von oben herunter in den düſtern Schlund, wird noch durch das Gemäuer der alten Ehrenburg vermehrt, die am Abhange eines Felſen ſteht, und jeden Augenblick in den Fluß zu ſtürzen droht.

Der Mäuſethurm wird den Reiſenden als eine Merkwürdigkeit gezeigt. Die Meinungen über ihn ſind verſchieden. Einige halten ihn für eine Art Warte, von der man auf die Schiffe, wie auf Mäuſe, gelauert habe; Andere glauben, er habe ſeinen Namen daher, weil er nach Zerſtörung des rings umher geſtandenen Schloſſes ganz unbewohnt geblieben, und man ein wüſtes Haus eine Mäuſe-Herberge genannt habe. Vom Schloſſe ſoll man, wenn der Rhein nicht hoch geht, noch Ueberbleibſel ſehen. — Die gewöhnlichſte Meinung läßt ihn unter Hatto den Zweiten im Jahr 968 erbauen. Dieſer Hatto, erzählt die Sage, war ein rauher und hartherziger Mann, der zur Zeit einer Hungersnoth in Mainz die Korn-Speicher verſchloß. Da umlagerte ſeinen Pallaſt das Volk, und winſelte und ſchrie nach Brod; er aber ließ die ungeſtüm Fordernden aufgreifen, in eine Scheune ſperren und dieſe in Brand ſtecken. Als die Flamme über's Dach ſchlug, leg er, ein zweiter Nero, am Fenſter, und weidete ſein Ohr am Jammergeheul der Unglücklichen, das er mit dem Pieven der Kornmäuſe verglich. Als die Flamme ausgebraunt und das Sterbegerbchel verhallt war, ſah ſich Hatto plötzlich von einer ungeheuern Anzahl Mäuſe umgeben, die immer wuchs und wuchs, und ihm nach-

zog, wohin er ging und wo er ſtand. In Verzweiflung bezog er den Thurm am Rhein, aber umſonſt. Die Mäuſe verfolgten ihn auch hier, ein Theil ſchwamm durch die Wellen zu ihm, ein anderer ſchien aus der Erde zu ſteigen, und ſo zehrten ihn dieſe Thiere auf, bei lebendigem Leibe. Noch jetzt ſoll ſein Geiſt keine Ruhe finden, und mancher Schiffer will ihn in Vollmondnächten auf den Ruinen geſehen haben. Merkwürdig iſt es, daß mehrere alte Schriftſteller des Todes Hatto's durch Mäuſe gedenken.

Vom Niederwalde wollten wir nach dem Rupertsberg, Bingen gegenüber, der die Ruinen eines Kloſters trägt, welches die heilige Hildegard bewohnte, und wo ſie ſelbſt den Kloſterbrunnen grub; allein der Tag ging ziemlich ſeinem Ende zu, und ſo zogen wir es vor, die nahe gelegene Burg des Grafen von Ingelheim zu beſuchen, eine der merkwürdigſten Ruinen am Rhein, unſtreitig noch aus den Zeiten der Römer. Viele Gefäße aus jener Zeit, beſonders gut erhaltene Aſchenkrüge, die man noch vor Kurzem dort entdeckt hat, werden in der Burg gezeigt. Eine Treppe nach aufwärts führt zu einer herrlichen Ausſicht, eine andere nach abwärts in ein ſchauerliches Burgverließ.

Ziemlich ermüdet ſtiegen wir in's Schiff und fuhren weiter durch den romantiſchen Rheingau. — Wir kamen an Bacherach vorbei, deſſen Weinen Nürnberg unter Kaiſer Wenzel ſeine Freiheit verdankt, und landeten an, um die Ruinen von Stalleck zu beſteigen. Die dem Anſchein nach ehemals große Burg ſtand auf den Ueberreſten eines Römer-Caſtells. Unterhalb erblickt man die Ruinen der Wernerskirche.

Laub gegenüber, mitten im Rhein, liegt die ſogenannte Pfalz, ein altes, wunderlich mit Thürmen und Geſchnörkel verſehenes, noch ziemlich gut erhaltenes Gebäude, das jetzt nicht mehr bewohnt wird, früher aber dadurch ausgezeichnet war, daß die Pfalzgräfinnen bei annähernder Schwangerſchaft dort entbinden mußten. Außer einem Stein am Zollhauſe, auf welchem die vergebliche Belagerung der nahe liegenden Burg Gutenfels, durch den Landgrafen Wilhelm von Heſſen, eingegraben iſt, hat Laub nichts von Belang. — Von Laub an wird die Gegend immer düſterer, die Ohrfer drängen ſich immer mehr an den Fluß und die Berge ſteigen immer höher und mächtiger in die Wolken. Immer blühte auch auf den ſteilſten Felſen die regſte Geſchäftigkeit, die, mit Ueberwindung der augenſcheinlichſten Gefahr, jedes zu benutzende Fleckchen der Natur abgezwungen, und mit Wein, Korn oder Gemüſe bebaut hat.

Man glaubt von hier an, eine Fahrt im Mittelalter zu thun; denn wo man hinblickt, kämpft ein altes Bergſchloß, freilich meiſt in Ruinen, mit der zerſtörenden Zeit. Welch einen regen Sinn hatten doch unſere Vorfahren für die großen, ewigen Schönheiten der Natur, und wie ſtärkten ſie ihre Kraft durch den Anblick der Kraft des Herrn in ſeiner ſchönen Welt!

Der Abend ſenkte immer dichter ſeine Schleier auf uns nieder. Kaum konnten wir noch die Berge ſehen, von welchen herunter das Dunkel geſchäftig zu werden anfing. — So kamen wir zum Lurley-Felſen, einer hohen Steinmaſſe, dem einzigen kahlen Greis unter den grünenden Rieſen der Rhein-Gebirge. Man ſollte die Gegend, wenn man ſie ganz genießen will, nur am Abend befahren. Sie ſcheint ſeine Düſterheit zu begehren; wenn dieſe darüber liegt, gehen hier mächtige Gefühle in uns auf. — Am Fuße des Felſens ſaßen Fiſcher auf kleinen Kähnen, in einem Häuschen verſteckt, das Netz in den Händen; ſie fingen Salme. Es war ringsumher die höchſte Ruhe ausgebreitet, und wie unwillkührlich hörten unſere Schiffer vom Rudern auf, um die Heiligkeit dieſer Stille nicht durch Geräuſch zu entweihen. Plötzlich fing einer der Fährleute laut zu rufen an, und in langen Zügen antwortete ein zehnfaches Echo von den Bergen. In früherer Zeit ſoll eine Syrene hier gehauſet haben; die Sage hat ſich noch im guten Andenken erhalten.

Als wir in St. Goar angekommen waren, gingen wir bald zu Bette, um uns vom Taumel all der genoſſenen Reize zu erholen und uns zum Genuſſe neuer zu ſtärken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ich führte meine Eleven, die vier Kinder des Herzogs von Orleans (Egalité), von St. Leu nach Paris, um der Zerſtörung und Abtragung der Baſtille, von Beaumarchais Garten aus, zuzuſehen. (Frau von G. nennt dieſes une démarche imprudente.) Männer, Frauen und Kinder arbeiteten um die Wette, dieſes Denkmal des Despotismus um zu ſtürzen.

Ich führte meine Eleven in den Club des Cordeliers. In dieſem Clubb beſtanden die Redner aus Schuhflickern und Laſtträgern, aus Obſt- und Fiſchweibern. Sie verwechſelten Nobiliaires mit Nobiliaires, und äfften den Gang und Ton der großen Verſammlung nach. Ich führte die Prinzen ebenfalls in den Jacobiner-Clubb, in welchen der Herzog von Orleans ſeinen älteſten Sohn, wider meinen Willen, hatte einſchreiben laſſen. Ich hatte nur, ein Jahr früher, dazu gerathen und gethan, daß er in die Société Philantropique aufgenommen wurde. Beides war Schuld, daß ich die Gunſt der Herzogin verlor.

Der Abbee Mariottini, italieniſcher Sprachlehrer bei den Prinzen, der ſich plötzlich und ſterblich in mich verliebt hatte und den ich aus dieſem Grunde abſchaffen

mußte, ſuchte ſich in England an mir zu rächen, und ſchrieb ein Libell, worin er mich als eine Furie ſchilderte. Er hatte mich früher in Paris bei dem päbſtlichen Geſandten angeklagt, und ich fand kein beſſeres Mittel, mich bei dieſem zu rechtfertigen, als ihm fünf bis ſechs Briefe des Abbee vor zu zeigen.

Der Dichter Chenier verliebte ſich ebenfalls in mich, und als er einſah, daß ich ſeiner Leidenſchaft kein Gehör geben wollte, verließ er mich, grob und wüthend, mit den Worten: „Sie haben Recht, mich zu verſtoßen; ich bin kein Vornehmer und kein Herzog!“ Ich gebe hier ſeine Worte, ſetzt Frau von G. hinzu, ohne auch nur einen Buchſtaben daran zu ändern, und erwiederte bloß: „Sie haben Recht, kein vornehmer Herr und kein Herzog iſt ſo ſchlecht erzogen, daß er ſich mit ſo wenig Delikateſſe ausgedrückt hätte!“ Mit dieſen Worten kehrte ich ihm den Rücken zu. — Seitdem beſuchte er mich, ohne weitere Liebeserklärung. Ich ſah ihn, als wäre nichts unter uns vorgefallen.

Ich erwähne hier eines ärgerlichen und verunſtalteten Ereigniſſes, welches zu ſeiner Zeit erzählt wurde, und worin ſich Frau von Monteſſon (die heimliche Gemahlin des alten Herzogs von Orleans) verwickelt fand. Es wurde nämlich mündlich und durch den Druck verbreitet: der Herzog, den man nicht in Paris vermuthete, habe Frau von M. überraſcht, als eben der General Valence, in ihrem Cabinet, zu ihren Füßen lag. Sie habe die Geiſtesgegenwart nicht verloren, und mit bewundernswürdiger Kälte ſich an den Herzog gewendet und geſagt: „Der General erſucht mich in dieſem Augenblick, wie Sie ſehen, auf das dringendſte, ihm die Hand der liebenswürdigen Pulcherie“ (Tochter der Frau von Genlis) „zu verſchaffen!“ — Man wollte wiſſen, dieſer Umſtand ſey der wahre Grund zu der bald nachher getroffenen Vermählung meiner Tochter mit Herrn von Valence geweſen.

Die Herzogin von Orleans (welche ſich ſeit September 1790 dergeſtalt mit Frau von G. überwarf, daß ſie ihr verbot, vor ihr zu erſcheinen und ſich größtentheils ihretwegen von ihrem Gatten trennte) gab mir zum neuen Jahr 1789 einen Ring mit der Deviſe (aus den Briefen der Frau von Sévigné): „Vous savez combien vous m'aimez, mais vous ne pouvez pas savoir, combien je vous aime.“ Der Anfangsbuchſtabe jedes Wortes war mit kleinen Brillanten ausgelegt. Ich ſchenkte meinerſeits der Prinzeſſin einen Emaille-Ring in Geſtalt eines Bändchens mit einem Knoten, und auf dem Bändchen die Worte: „Impossible à dénouer.“ Zu gleicher Zeit erhielt ich Ringe mit Deviſen von der ganzen herzoglichen Familie. Der junge ſiebenzehnjährige Herzog von Chartres (gegenwärtig Herzog von Orleans) hatte die Worte gewählt: „Qu'aurois-je été sans Vous?“ Die junge Herzogin Adele von Chartres (Orleans) ſchenkte mir einen Ring mit der Deviſe: „Est-il rien que je puisse préférer au bonheur d'être avec vous?“ Der Herzog von Montpenſier einen Ring, und auf ſchwarzem Grunde die Worte in Gold: „T'aimer est mon devoir, te plaire est mon bonheur.“ Der Graf von Beaujolois einen Ring, den er ſelbſt gefertigt hatte, mit der Umſchrift: „Je suis votre ouvrage et je vous donne le mien.“

Nach der Rückkehr des Königs (Ludwig's XVI.) von Varennes ging die Rede, daß man dem Herzog von Orleans die Regentſchaft antragen würde. Er verſicherte mir bei dieſer Gelegenheit: er ſey feſt entſchloſſen (décidé), ſie nicht an zu nehmen, und dieſe Erklärung in die öffentlichen Blätter einrücken zu laſſen. Er trug mir auf, eine ſolche Erklärung für ihn auf zu ſetzen. Ich that es, und ſie erſchien den 26. Juni 1791 in dem Journal, welches den Titel führte: „Assemblée Nationale“. — Dieſes iſt, ohne Ausnahme, der ganze Antheil, den ich ſeit der Revolution an den Angelegenheiten des Hauſes Orleans gehabt!

(Die Fortſetzung folgt.) Chaſtel.

Sicherſtellung.

Das iſt nun einmal geſungen,
Und iſt in die Welt geſchickt;
Da haben ſie d'ran gemäkelt,
Und haben d'ran geſtickt.

Und wie es eben ſchmeckte,
So haben ſie's bezahlt,
Und haben mit ihrer Weisheit
Bei dieſem und jenem geprahlt.

Das ließ ich mir gefallen,
Und war ganz ſtill dabei,
Und dachte mir, daß dieſes
Der Gang des Lebens ſey.

Doch ſchick' ich nun 'mal wieder
Was in die Welt hinaus,
Da lad' ich mir die Herren
Erſt einzeln her zum Schmaus.

Und ſtelle meine Schüſſeln
Vor ſie geſchickt zur Schau,
Und bitte: „Liebe Herren,
Betrachtet ſie genau.

Denn einzeln ſollen ſie gelten,
Nicht etwa als Ragout;
D'rum theile nicht Dieſer und Jener
Vom eig'nen Schmalz was zu!“

Heinrich Stieglitz.

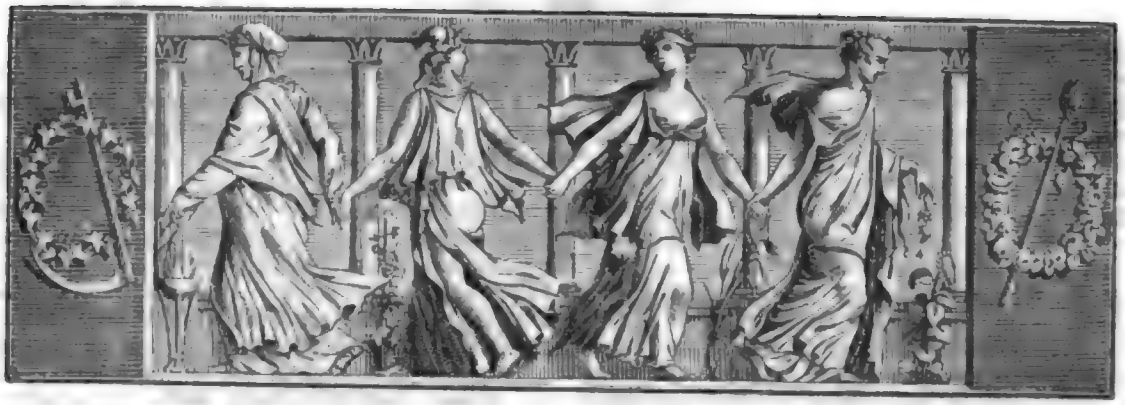
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Während die milden Mailüfte den freundlichen Lenz begrüßten, die kecken Flügel-Sänger, auf neubelaubten Gipfeln ſich ſonnend, dem Herrn der Schöpfung ihr Loblied ertönen ließen, und draußen Alles in dem ewigheiligen Tempel des Unendlichen froh und friedlich einher zog, ſtieg in dem

Tempel der Kamönen ein schweres Gewitter an unserm dramatischen Horizonte auf. Es war am 1. Mai, als „Cardillac", dieses Drama, das mit andern bei uns seither nur zu oft wiederholten, eben nicht sehr beliebten Vorstellungen abermals über unsere Bühne schritt, erlohren wurde, den Ausbruch einer im Stillen schon längst in Gährung gerathenen üblen Stimmung des Publikums herbei zu führen. Ein besonderer Umstand diente an dem Abende dieser Explosion zum Vehikel und gab ihr einen mächtigen Impuls durch die Mitwirkung der Mad. Gehlhaar als „Fräulein von Scudery" in dieser Darstellung. Es hatte sich nämlich seit mehreren Tagen im Publikum das (in unserm letzten Berichte auch bereits beiläufig erwähnte) Gerücht verbreitet, daß Mad. Gehlhaar von unserer Theater-Comittee ihre Entlassung entweder schon bekommen hatte, oder sie doch, aus ökonomischen Rücksichten, erhalten würde. Sie, mit vollem Recht der Liebling der Theaterfreunde, war kaum aus den Coulissen hervor getreten, als mit dem stürmischesten Applaus sie dermaßen empfangen wurde, daß sie fast fünf Minuten lang nicht ein einziges Wort reden konnte; gleiches Getöse des Beifalls begleitete Mad. G. bei ihrem Abtreten von der Bühne und empfing sie, während der ganzen Vorstellung am heutigen Abend, bei jedesmaligem neuen Erscheinen, wodurch die bescheidene Künstlerin in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt werden mußte. Als am Schlusse der Vorstellung der Vorhang niedergerollt war, erschallte wie aus einem Munde der Name der Mad. Gehlhaar durch das ganze Haus. Sie trat hervor; ihre sichtbare Beklommenheit versagte ihr die Sprache, doch die Stimme des Publikums, die sich anhaltend in Exclamationen von: „Hier bleiben!" „Bravo!" „Nicht fortgehen!" u. s. w. vernehmen ließ, gab ihr Zeit, sich zu sammeln. Wahrhaft gerührt dankte Mad. G. und ihre in die Rede eingeflochtenen Worte des Abschiedes bestätigten die gehegten unerfreulichen Vermuthungen ihres bevorstehenden Abgangs. Noch hatte sich die Gefeierte kaum in den Hintergrund zurück gezogen und kaum hatte sich der Vorhang ganz entfaltet, als ein dumpfes Getöse sich vernehmen ließ. Es war nicht mehr die enthusiastische Stimme des Jubels und des Beifalls, nein! es wiederhallten von den seltsamsten Tönen des Unmuths und Mißfallens die geweihten Mauern Thalias. Obgleich bei uns der überlaute Segen gewöhnlich von oben kommt, so kam diesmal dieser Sturm von unten, der die Folge hatte, daß am nächsten Morgen die sämmtlichen Mitglieder unserer Theater-Comittee ihre Funktionen niederlegten und durch ein Circular die Actionairs versammeln ließen, um eine anderweitige Wahl zu treffen. Dieses Alles sahen und hörten wir, und geben es, als treuer Berichterstatter (uns aller eigenen Urtheile enthaltend), pflichtschuldigst den Lesern dieser Blätter wieder. — Der in unserm jüngsten Bericht bereits erwähnte Hr. Blumenfeld wiederholte am 2. Mai nochmals seine Partie als „Lustig" in Bauerle's „falsche Prima Donna". Er war an diesem Abend besser bei Stimme als bei seinem ersten Auftreten und abermaliger Beifall wurde ihm gezollt. Ein ferneres Auftreten des Hrn. B. auf unserer Bühne ward durch die ihm gewordene Kunde, daß ihm, vereint mit dem Hrn. Dr. Klindworth, die Direktion des Bremer Stadt-Theaters (vom 1. September auf die nächsten drei Jahre) übertragen sey, vereitelt. — In der „schönen Müllerin" betrat Mad. Nicola (die durch Mutterpflichten uns für mehrere Monate entzogen gewesen war) am 4. Mai zum ersten Mal wieder als „Roschen" die Bühne. Wir begrüßten diese uns zu jeder Zeit freundliche Erscheinung mit dem Theater-Willkommen, der aus dem Herzen in die Hände fährt und freuten uns nicht ohne angenehme Ueberraschung ob der lieblichen Stimme, welche klangreicher als je an heutigen Abend uns ansprach. Parfetto mußte diesmal wieder manches in seinem schönen Garten lieblich duftende Blumchen zerknickt daniederfallen sehen: warum aus einem so schönen Strauß die schönsten Blüthen heraus ziehen? — Am 6. Mai gab der nunmehr bei unserer Hof-Bühne engagirte Hr. Volkmar als Antritts-Rolle den „Don Alonzo Montequilla" in Clauren's „Bräutigam aus Mexiko". Ein herzlicher Empfang verbürgt dem bei uns Wiedereingekehrten unsere Anhänglichkeit an verdienstliche Künstler und das Hervorrufen am Schlusse der Vorstellung unsere Zufriedenheit, auf welche Hr. V. gerechte Ansprüche hat, wenn er, wie seiner Kunst, auch seinem Gedächtniß hold seyn wird. Mit einer edlen Jugendgestalt vereinigt Hr. V. eine deutliche biegsame Sprache, die jeden Redeton klar und vernehmlich überliefert. Ein schweres Gewitter zog während dieser Vorstellung über die Stadt, und ein mit zuckenden Blitzen begleiteter, dicht vor dem Parterre schmetternder Schlag setzte das ganze Publikum in Verkürzung. Ein großer Theil desselben eilte hinaus und der Vorhang fiel. Indeß war der Schreck das einzige Unglück bei diesem Vorfall; der Sturm hatte ein Fach Fenster in den Corridor geschleudert und dieses täuschende Getöse herbei geführt; die dadurch unterbrochene Vorstellung wurde baldigst wieder fortgesetzt. — Am 8. Mai: „Don Carlos"; Hr. Volkmar soll den „Infanten" trefflich dargestellt haben. — Nichts von Novitäten bis zum 20. Mai, an welchem Tage Hr. Spitzeder, vom Königsstädter Theater zu Berlin, als „Osmin" in der „Entführung aus dem Serail" zum ersten Mal unsere Bühne betrat. Was sollen wir zuerst von diesem ehrenwerthen Gaste berichten? wovon zuvörderst reden? Von der Fülle der im ganzen Bereiche seiner herrlichen Stimme gleichmäßig klangvollen Töne? Von der Deklamation seines recitirenden Gesanges? Von der Gediegenheit seines dramatischen Spiels? Alle diese seltenen Eigenschaften verwebt Hr. Spitzeder mit hoher Virtuosität. Die im ersten Akt auf einander folgenden beiden Arien „Osmins" beurkundeten gleich zu Anfang das vielseitige Talent des Hrn. Sp.; so war sein voller, kräftiger Gesang in der ersten Arie: „Wer ein Liedchen hat gesungen" eben so verdienstlich, als in der folgenden sich seine mimische Regheit auf das gewandteste entwickelte. Wie er mit blutdürstiger Begierde alle Martern in den Worten: „Erst gepfählt und dann gehangen!" ausgesprochen und durch teuflische Geberden versinnlichte, hat es ihm noch Keiner hier zuvor gethan, und so wie er uns den heimlichen Rausch dieses Muselmannes darstellte, sahen wir diese Scene noch niemals in dem hohen Grade gelungen. Höchst originell war sein unaufhörliches Murmeln in den Bart und das im Selbstgespräche dem Trunkenen eigenthümliche stete Wiederholen des schon Gesagten, so auch das Unterschlagen der Stimme bei der Exclamation: „Gift und Dolch!" Wie konnte es fehlen, daß bei dem Erscheinen eines solchen Meteors wir erfreulich überrascht wurden? So geschah es auch, und mit den einstimmigsten Beifallsbezeugungen gaben wir dieses Gefühl laut zu erkennen. — Hr. Boucher, als „Belmont", wollte auch überraschen. Vor dem Anfange der Darstellung ließ er sich als heiser entschuldigen und präsumerirte also auf die Nachsicht des Publikums. Noch nie sang er mit so klarer Stimme, als eben an jenem Abend! — Demois. Langschwadt („Constanze") ließ uns in ihrer großen Arie eine Cadenz in den höchsten Regionen hören, wie wir sie aus ihrer gesangfertigen Kehle bisher noch niemals so kunstfertig vernommen haben. Als Hr. Spitzeder am Schlusse der heutigen Vorstellung gerufen wurde, fügte derselbe seinem innigen Danke noch die Schlußworte des Refrains aus dieser Oper: „Wer solche Huld vergessen kann, den seh' man mit Verachtung an!" treffend hinzu. (Der Schluß folgt.)

Zwei Pariser Autoren haben ein „Bestiodrama" verfaßt, betitelt: „Die beiden Papagoyen oder Dichtung und Bezahlung". Es sollen zwölf verschiedene Thiere in dem Stücke vorkommen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 18. Juni. 97ſtes Blatt.

An Sie.

Gar Mancher ſchweigt, als ſchade Dir
Das Lob von jungen Herr'n,
Er ſchreibt Dein Lob auf ein Papier
Und legt es Dir nicht fern.

Nun hofft er ſüßen Minnelohn,
Weil er, was er empfand,
In Reimen zu bekennen ſchon,
Zu ſagen nicht, verſtand.

Doch eitel iſt ein ſolch Bemüh'n,
Iſt pure Ziererei,
Die Flammen, die im Herzen glüh'n,
Die lodern gerne frei.

Die Liebe, die mein Herz beſchlich,
Die predigt auch mein Mund,
In tauſend Worten thut ſie ſich,
In tauſend Liedern kund.

Und an der Sonne wird's erprobt,
Daß Lob nicht eitel macht,
Die Hehre ward noch mehr gelobt,
Und ſcheint in alter Pracht.

K. Simrock.

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

Dritter Brief.

St. Goar hat eine herrliche Lage. Es liegt dicht am Ufer, von Weinſtöcken und Garten-Anlagen umgeben. Auf dem Felſen hinter ihm ſind die Ruinen der Feſte Rheinfels. Den Namen ſoll die Stadt von dem heiligen Goar bekommen haben, der dort eine Kapelle erbaute und lehrte. Noch bevor man nach St. Goar kommt, wird in der Nähe des Lurley-Felſen eine Wüſte gezeigt, die der Heilige bewohnte, ſeinen Unterricht dem Volke dort ertheilend. Eine Inſchrift bei der Kanzel in der Kirche ſetzt ſeinen Tod in's Jahr 611.

An dem Rheinufer bei'm Rheinthor wurde früher das Halsband gezeigt, das von den Söhnen Karl des Großen, zum Zeichen ihrer Verſöhnung, aufgehangen wurde. Man erzählte uns, daß man früher auf eine ſeltſame Weiſe alle dahin kommenden Fremdlinge an dies Band geſchloſſen, ihnen zwei Taufpathen erwählt und an ſie die Frage geſtellt habe: ob ſie mit Wein oder mit Waſſer getauft ſeyn wollten? Im letzteren Falle wären ſie mit Waſſer begoſſen, im erſteren in einen Gaſthof geführt und dort mit Wein bewirthet worden, welchen man ihnen in einem ſilbernen Becher reichte, den die Königin Chriſtine von Schweden bei ihrer Durchreiſe der Stadt zum Geſchenk gab. Die Ceremonie hätte mit einem Geſundheit-Trinken geſchloſſen, wobei immer Karl des Großen und der Königin Chriſtine gedacht worden. Ein Matrikelbuch, in welches man den Namen des Gaſtes und des ſogenannten Taufpathen ſchrieb, ſoll noch eine genaue Nachricht über jenes alte Herkommen und die Namen vieler merkwürdigen Männer enthalten. Uebrigens hatte die Ceremonie, ſo ſonderbar, ja lächerlich ſie war, in der That etwas Gutes. Die Gäſte mußten nämlich eine Spende ſich gefallen laſſen, die zur Verpflegung armer Wanderer verwendet wurde.

Von Rheinfels geht der Rhein an Thurnberg, Wellmich und Hirzenach vorüber, ſich öſtlich wen-

bend. Das Schloß Thurnberg liegt in Ruinen, und wird auch die Maus genannt. Bei Weiler öffnet sich die Gegend wieder und bietet eine herrliche Aussicht in's Freie. — Am Wallfahrts-Orte Bornhofen vorbei, dreht sich der Rhein bei Kamp, wo einst ein römisches Lager war, und bildet bei Boppard eine Art See. Dieses Boppard ist das alte Bodobriga. Aus den grauen, viereckigten Gebäuden und Festungswerken an den Mauern zu schließen, die ohne Thürme und eben sind, stand hier wahrscheinlich eine von Drusus erbaute Warte. Auch entdeckt man Ueberbleibsel eines bei dieser Stadt gestandenen Königshofes, wovon der vorüberlaufende Bach, der im nahgelegenen Walde entspringt, der Königsbach heißt. — Vor der Stadt, auf einem Berge, liegt das adliche Benediktiner-Kloster Marienberg, welches unter Gregor dem Siebenten gestiftet ward, und große Freiheiten genießt.

Bei Braubach erscheint auf einem schroffen Felsen die Feste Markusburg, die ihren Namen vom heiligen Markus hat, dessen Bild auch Braubach im Siegel führt. Landgraf Johann der Streitbare soll die Feste mit Außenwerken vermehrt haben. Die Aussicht von oben erscheint etwas beschränkt, da die Ufer näher zusammen rücken und das Ganze einen mehr düsteren Charakter annimmt. Die Markusburg selbst aber ist deshalb interessant, weil sie von allen Festen am Rhein die einzige ist, die sich erhielt.

Fast Braubach gegenüber liegt das Städtchen Rhense oder Rheinse, in dessen Nähe der bekannte Königsstuhl sich befindet, die ehemalige Raths-Wahlstätte der rheinischen Churfürsten. Es ist ein gemauertes, achteckigtes Gebäude von Quadersteinen, und ruht auf neun großen steinernen Säulen, die gegen einander Schwibbögen bilden. In der Mitte befindet sich eine runde Säule, zu der achtzehn Stufen führen. Obenher ist dieser sogenannte Stuhl offen, unten gewölbt; er ist mit einer steinernen Bank versehen, die früher mit sieben Platten für die Churfürsten belegt war. Das Ganze ist noch ziemlich gut erhalten. An der Treppe bemerkt man bei der Jahrzahl 1524 die Buchstaben LD. DB. MR. Der Königsstuhl scheint darum in dieser Gegend erbaut worden zu seyn, weil die Churfürsten in der Nähe ihre Besitzungen hatten. Sie wurden auch von hier aus durch einen Trompetenruf zusammen gerufen.

Bei Oberwörth, Horchheim und Pfaffenhofen vorüber kamen wir nach Coblenz, das uns mit seinem herrlichen Schlosse freundlich entgegen winkte. — Coblenz (Confluens), von dem Zusammenflusse des Rheins und der Mosel so genannt, liegt in einer herrlichen Gegend, von Weinbergen und schönen Garten-Anlagen umgeben. Die Stadt ist nicht sehr groß, aber geschmackvoll erbaut, nur im Inneren etwas öde. Die Brücke über die Mosel ist ziemlich lang, doch schmal, aus Quadern, und ruht auf 14 Bogen. Der Paradeplatz, mit Linden besetzt, gewährt einen freundlichen Anblick. — Von Kirchen sahen wir nur die zum heiligen Castor, im Jahr 836 von Hettus, Erzbischof zu Trier, erbaut. Das Gewölbe ruht auf korinthischen Säulen. Man zeigte uns dort das Grab der heiligen Riza, und die Gräber der Erzbischöfe Cuno und Werner von Falkenstein. Die Gemälde in der Kirche sind von keinem großen Belange. Eine öffentliche Bibliothek fanden wir nicht, und die Privat-Bibliotheken sowohl als derlei Kunstsammlungen wurden uns für zu unbedeutend geschildert, als daß wir ihren Besuch als den Grund einer Verzögerung unserer Reise hätten annehmen können. Das Theater, welches übrigens in keiner Beziehung sehenswerth seyn soll, fanden wir geschlossen.

Weniger um der herrlichen Aussicht zu genießen, die sich uns auf der Rheinreise fast jeden Augenblick darbot, als um das ehemalige Kloster der Karthäuser zu besuchen, und eine dabei befindliche Kapelle zum heiligen Kreuz, die nach der Art des heiligen Grabes zu Jerusalem erbaut seyn sollte, begab ich mich nach der sogenannten Karthause, die etwa eine Viertelstunde vor der Stadt auf dem Bratusberge steht. Ich fand das, was vom Kloster zu sehen war, gewöhnlich, und nichts von der Kapelle mehr vorhanden, dagegen die Aussicht alle Erwartung übertreffend. Berg auf Berg liegt vor dem Auge, in schauerlich schönen Gruppirungen, und zur Seite ein unaussprechlich liebliches Thal. Weiter herunter liegen die Ruinen von Lahnstein, in der Ferne sieht man die alte Markusburg. Freundliche Dörfer stehen rings umher in der Ebene, Alles ist von Weinstöcken und Garten-Anlagen umgeben, und ein warmer Himmel webt sich darüber her. — Ich war so erfüllt von der Gewalt dieses Anblicks, daß die Aussicht, welcher ich kurz darauf von Ehrenbreitstein genoß, weit weniger Eindruck auf mich machte, als einer meiner Reisegefährten, dem sie bekannt war, glaubte. Er konnte sich gar nicht satt daran sehen. Die Aussicht ist herrlich; man hat Coblenz und hinter ihm die Ueberreste der Karthause vor Augen, eine Menge von Städten und Dörfern breitet sich in der Ebene aus. Hätte ich die Karthause nicht gerade zuvor, und überhaupt nicht früher besucht, so wäre ohne Zweifel mein Genuß hier größer gewesen; so aber war die Wiege der einen Lust das Grab der andern, und ich erfuhr hier nur wieder, was ich schon oft erfahren habe und wahrscheinlich noch oft erfahren werde.

Ehrenbreitstein liegt Coblenz gerade gegenüber. Eine fliegende Brücke führt von Coblenz aus hin. Es ist eine Bergfestung, an deren Herstellung gearbeitet wurde. Man glaubt, daß der Grund zur Feste

ſchon von den Römern, zu Juliens Zeiten, ſey gelegt worden. Am Fuße des Berges ſoll die Churtrieriſche Reſidenz Thal-Ehrenbreitſtein-Philippsthal, oder der neue Bau gelegen haben, es iſt aber keine Spur mehr davon zu bemerken.

Nach Tiſche beſuchten wir das Grabmal des General Marceau, welches in der Nähe von Coblenz an der Straße nach Andernach liegt. Es beſteht aus einer ſtumpfen Pyramide über einem Sarkophag. Die Aſche des Generals ruht in einer Urne aus ſchwarzem Marmor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Der Maler David hat bekanntlich den Cid im Ballhauſe in einem großen Bilde vorgeſtellt. In einiger Entfernung ſieht man das Schloß von Verſailles, vom Blitz getroffen. Wir hatten Streit über dieſe Idee, die er eine göttliche Inſpiration, ich hingegen eine teufliſche nannte. Er meinte: es ſolle dadurch die Zerſtörung des Despotismus angedeutet werden; ich behauptete: man könne es auf die königliche Familie von Frankreich deuten. Es ging ſo weit, daß wir uns entzweiten; er kam nicht wieder zu mir.

Ich bin in Journalen verläumdet und des geheimen Umgangs mit Sieyes (auch in Berlin) und mit Lameth und Mirabeau beſchuldigt worden. Was Mirabeau betrifft, ſo habe ich ihn nie bei mir geſehen und ſehen wollen. Ich traf ihn zwei Mal in Geſellſchaft. Er hat ein einziges Mal an mich geſchrieben und mich erſucht, den Plan zu einer Rede an zu hören, die er über die Adoption ausarbeiten und halten wollte. Ich antwortete ihm ſchriftlich, und lehnte die Sache aus dem Grunde ab, weil die geringſte Verbindung zwiſchen uns zu tauſend Klätſchereien und Lügen Anlaß geben würde. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm geſehen und gehört. (Eben dieſes, und ähnliches, verſichert Frau von Genlis von Calonne, Briſſot, Fox und Sheridan, an welche ſie ſich wendete, faſt ohne ſie zu kennen, ohne ſie mehr als ein Mal geſehen zu haben. Eben dieſes war der Fall mit Dumouriez, als ſie ſich mit der jungen Herzogin und dem jungen Herzog von Chartres in ſeinen Schutz begab. Sie hatte ihn vorher nicht mit Augen geſehen. Von andern Revolutionsmännern hatte ſie nie reden gehört; die meiſten hatte ſie nur ein Mal in ihrem Leben geſehen und geſprochen.)

Herr Sheridan verliebte ſich in meine Pamela und hielt bei mir förmlich um ſie an. Sein Hauptbeweggrund war ihre große Aehnlichkeit mit ſeiner erſten Frau. Lord Eduard Fitzgerald hatte ihm dieſe junge ſchöne Frau (die ſchönſte in England) entführt. Sie bereute ihren Fehler und ſtarb bald darauf. Es wurde zwiſchen Sheridan und mir verabredet, daß ich erſt nach Frankreich reiſen, dann in weniger als vierzehn Tagen nach England zurück kommen und die Vermählung ſofort ſtatt finden ſollte. Die Reiſe zog ſich in die Länge. Sheridan ſetzte ſeine Bewerbung nicht fort. An ſeine Stelle trat Lord Fitzgerald; er, der Heren Sheridan ſeine Gattin geraubt, raubte ihm jetzt die, jener Gattin ähnliche junge Braut, eben dieſer Aehnlichkeit wegen. — Pamela war die Tochter eines gewiſſen Seymours: *) ihr Vater, von guter Geburt, hatte wider den Willen ſeiner Familie, aus der niedern Claſſe Mary Sym geheirathet, und ſie nach New-Foundland in Amerika mit ſich geführt. Pamela erblickte dort, in einem Orte, der Fogo hieß, das Licht der Welt. Der Vater ſtarb und die Mutter mit der anderthalbjährigen Tochter kam in der äußerſten Dürftigkeit nach England zurück, wo die Familie des Mannes, der enterbt worden war, nichts von der Wittwe und der Waiſe wiſſen wollte. Jene mußte von der Arbeit ihrer Hände leben und ließ ſich in Chriſt-Church nieder. Hier war es, wo Herr Forth, welcher vom Herzog von Orleans **) den Auftrag erhalten hatte, eine kleine Engländerin für ſeine Tochter zu ſchicken, Pamela fand, und ſie, mit Erlaubniß der Mutter, mit ſich nahm. Damals war das Kind beinahe ſechs Jahr alt. Sie gewann ſich meine ganze Liebe, und als ſie heran wuchs, mußte ich befürchten, die Mutter würde ſie gerichtlich zurück fordern, oder wenigſtens eine ſo anſehnliche Geldſumme von mir verlangen, die ich nicht im Stande ſeyn würde, auf zu bringen. Ich ließ Rechtsgelehrte befragen, und ſie gaben zur Antwort: das einzige Mittel, mich zu decken, beſtehe darin, von der Mutter eine Ceſſions-Akte unterſchreiben zu laſſen, daß ſie mir die Tochter, für ein Lehrgeld (apprentice's honorary) von 25 Guineen, bis zu ihrer Volljährigkeit abträte. Jetzt konnte ſie Pamela nicht anders zurück verlangen, als unter der Bedingung, daß ſie alle Rechnungen für Koſt, Unterhaltung und Unterricht berichtigte, welches ſich auf große Summen belaufen haben würde. Die Ceſſions-Akte wurde in Kingsbeach aufgeſetzt und vom Lord Mansfield unterzeichnet. Auf dieſe Weiſe wurde Pamela mein. Chaſtel.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Mündlich hat Frau v. G. oft in Berlin erzählt, dieſe Pſeudo-Pamela, über die ſie faſt nie ohne Erröthen und Verlegenheit ſich befragen ließ, ſey die Tochter eines franzöſiſchen in Canada gebliebenen Offiziers.

**) Siehe die früher erzählte Anekdote.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

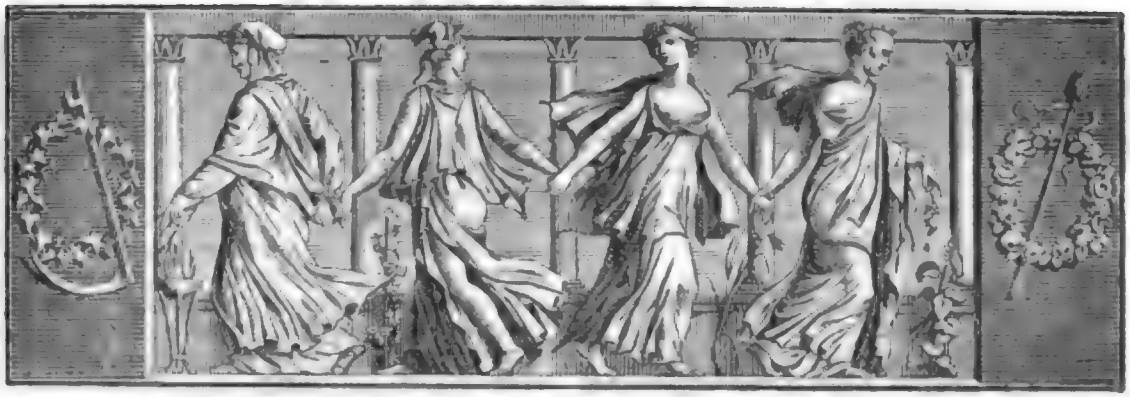
Hannover. (Schluß.) Am 23. Mai: „Don Juan". Hrn. Spitzeder's zweite Gaſtdarſtellung: „Leporello". In dieſer Partie ſtand ſeiner herrlichen Stimme ein weites Feld zu Gebote. Reichlich hatte es Hr. Sp. benutzt und eine volle Erndte uns genießen laſſen. Sein Spiel war allerdings dem Charakter treu angepaßt, mit welchem er ſich dieſen ſüdlichen Diener ge-

modelt hatte; ob indeß dieser aus dem reinsten Guße geformt worden, möchten wir nicht unbedingt zugestehen. „Leporello", mehr der Vertraute als der Diener seines Herrn, muß, wäre er auch mit den beschränktesten Geistes-Fähigkeiten und ungefeiltesten Sitten hinaus in die große Welt getreten (was wir jedoch bei seiner Verschmitztheit nimmer voraussetzen dürfen), in der Umgebung eines Don Juan an dem Abglanze der verfeinerten Sitten eines solchen Weltmannes sich von mancher Trivialität geändert haben. Des Hrn. Sp. „Leporello" schien hingegen von seinem Herrn wenig profitirt zu haben; obgleich er mit den Ausdrücken „ma bijouterie" und „God dam!" uns vom Gegentheile zu überführen suchte, und eben dadurch unsere Behauptung rechtfertigte. Bei der schaudervollen Schlußscene in der Hölle erfüllte uns der Anblick der Dienerschaft Don Juan's mit doppeltem Grausen, welche mit Kühnheit die wohlbesetzte Tafel ihres Herrn den Teufeln aus den Krallen reißen mußten. Eine Versenkung, oder das herkömmliche Hineinziehen in die Coulissen hatte hier mehr als irgendwo in Anwendung gebracht werden müssen. — Am 26. Mai zum ersten Mal: „Sympathie", Lustspiel in zwei Abtheilungen von Lebrün. Die wacker gezeichneten beiden Charaktere des „von Roschwitz" und „von Horst" und mehrere rein komische Situationen gaben diesem Lustspiele munteres Leben und stellten es in die Reihe der bessern dramatischen Produkte. Diese durchgängig gelungene Darstellung würzte noch besonders Hr. Ludwig als „von Horst". Mit gemessener Ruhe und Festigkeit gab er die treue Sitte eines alten, deutschen Biedermanns, so originell als hoch komisch. Hr. Hanff, als „von Roschwitz", stand ihm verdienstlich zur Seite und Hr. Keller schuf aus der halben Carikatur des „Gärtners Puff" ein ergötzliches Ganze. Eben so waren die Damen Artour und Huber im würdigen Einverständnisse mit den Uebrigen. Der Schluß des ersten Akts ist dem Verfasser vorzüglich gut gelungen und wäre er mit dem Auftreten der Horcher, die gar zu oft von der Neugierde geplagt werden, ein wenig sparsamer gewesen, würden wir uns vergeblich bemühen, an diesem Lustspiele einen Makel auf zu finden. — Hierauf zum ersten Mal: „die Ochsenmenuet", in welchem Singspiele Hr. Spitzeder als „Iffock" excellirte. Das Ganze dieses Produkts wäre in sein Nichts zurückgekehrt, hätte Hr. Sp. nicht die Hauptpartie darin. Eine Anekdote, die auf einer so unbedeutenden Thatsache beruht, ist zu arm an Stoff, um eine volle Stunde angenehm zu unterhalten. Haydn's nie veraltende Compositionen müssen dem Schwächlinge unter die Arme greifen und nur Hrn. Sp. unvergleichliches Spiel kann ihn aufrecht erhalten. Seine ungarische Mundart und nationelle Tanzfertigkeit ergötzten höchlich. Eines der muntern Liederchen in dem Genre der Aria buffa trug unser geschätzter Gast, ausgeschmückt mit tausend Späßen, unter Schmatzen, Pfeifen und Juchen im rauschendsten Presto höchst charakteristisch vor. Im Stillen freute sich Referent, als am Schlusse dieses Liedchens ein allgemeines „da capo"! erschallte und der Sänger zurückkehrte, um, trotz seiner sichtbaren Abspannung nach einer so angreifenden Scene, dennoch mit gefälliger Bereitwilligkeit dieses wackere Liedchen, bald entathmet, zu repetiren; mit gerufen hatten wir um keinen Preis, da eine solche Aufforderung an den Künstler uns doch ein wenig grausam schien. — Hr. Hanff war in der Parie des „Haydn" zart und gemüthlich. Das treffliche Quartett im Fugenstyle könnte der größten Oper als Glanzstern vorleuchten. Daß Hr. Spitzeder nach einem engen Cyclus von drei Gastrollen uns schon verlassen hatte, erregte allgemeines Bedauern. Wir wünschen, daß die Anwesenheit seiner Familie, die bei der hiesigen Bühne angestellt ist, ihn zu öfteren Besuchen veranlassen möge. — Ein eben bei uns eingekehrter Chemiker, Hr. Krümmel, scheint der, bei der großen Schreibseligkeit unsers Zeitalters drohenden totalen Papiermoth vorbeugen und den Papier-Fabrikanten unter die Arme greifen zu wollen. Er erbietet sich, im Schreiben auf alle Metall-, Glas- und Steinarten den Lehrbegierigen, um den geringen Preis von 1 Thaler 8 gGr., binnen einer Stunde Unterricht zu ertheilen. Mit einer gewöhnlichen Schreibfeder werden die Schriften auf alle diese harten Körper aufgetragen, worauf sie dauernd bleiben. Das Ganze ist kein transsinnarisches Geheimniß, sondern eine seit grauen Zeiten sublunarisch bekannte Sache; indeß ist das einfache Verfahren des Hrn. Krümmel bei seinem Unterrichte schon der Beachtung werth und die vielen Sachelchen, die er für so weniges Geld uns lehrt, sind besonders für den Unkundigen recht interessant und überraschend. Georg Harrys.

Ein schwacher Augenblick. Einige Tage nach der Schlacht von Malplaquet erhielt die Wittwe eines zu Calais wohnhaften Edelmanns plötzlich den Besuch eines alten Militärs, den sie, seines blassen und grämlichen Ansehens ungeachtet, sogleich erkennen zu müssen glaubte. „Herr P**, nicht wahr!" — „Leider ja!" erwiederte der Eintretende. „Ihr Anverwandter, den Sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen: Ich stieg in einer Dienstreihe von vierzig Jahren vom Fahnrich bis zum Oberstlieutenant, war geachtet und geliebt von Untergebenen und Vorgesetzten, und bitte jetzt um Zuflucht und um die Erlaubniß, Ihnen ein Geheimniß entdecken zu dürfen!" — „Nun, und das wäre?" fragte die erkannte Wirthin. „Madam, es bringt mich leider um ihre Achtung; aber — es muß heraus! Wissen Sie, daß der feigste Mensch auf der Welt hier vor Ihnen steht! Ein Mensch, der vierzig Jahre keine Furcht gekannt (was ihm sein Rang, seine Wunden und seine Cameraden tausendfach bezeugen müssen), derselbe konnte sich jetzt so vergessen, da er mit hundert Grenadieren nur eine Stunde lang einen wichtigen Posten decken soll, der uns den Sieg einer dreitägigen Schlacht sichern konnte, — diesen Posten feig zu verlassen und drei Stunden Weges zu laufen! Dieser unwürdige Offizier steht hier vor Ihnen und bittet um Zuflucht, nur so lange, bis das Kriegsgericht ihn fordern wird. Denn ich habe bereits an meinen General geschrieben, und um Bestrafung meines Vergehens gebeten!" — Die erschrockene Wirthin rieth dem Unglücklichen, doch lieber nach England zu flüchten, was er aber durchaus ablehnte. — Einige Tage darauf kam folgender Brief von seinem General: „Es ist ohne Zweifel höchst betrübend, wenn ein Offizier, der vierzig Jahre seinen Muth bewahrte, plötzlich die heiligste seiner Pflichten vergessen kann. Aber es ist eben so brav, daß er, im Augenblick, da seine Verwirrung aufhört, seinen Kopf darbietet, um sein Vergehen damit zu büßen! — Das, lieber P., ist meine Gesinnung, und es ist die Gesinnung aller der Braven, welche sich bis jetzt geehrt fühlten, Ihre Cameraden zu nennen. Da wir vergebens nach den Kriegsgesetzen Sie frei zu sprechen versuchen möchten, so beklagen wir Sie zu aufrichtig, um Ihr heroisches Anerbieten an zu nehmen. Empfangen Sie vielmehr unsere ganze Theilnahme an Ihrem Unglück, worüber freilich nur die Zeit Sie wird trösten können, und daß auch wir schwerlich vergessen werden!" — Der hierdurch nur noch mehr gedemüthigte Offizier mußte also ungestraft seine Gewissensbisse tragen, sandte aber sein Ehrenkreuz dem General zurück, und versuchte mit mannlicher Gewalt, die Schande eines Vergehens zu überleben, an das jede Soldaten-Uniform ihn täglich all zu lebhaft erinnerte! (Pandore.)

In Darmstadt fielen neulich zwischen eine so eben einherschreitende Prozession fünf junge Hunde vom Himmel. Alles rief: Wunder! Ein Paar Tage darauf erschien aber plötzlich der Physiker Talmer mit den Ueberbleibseln eines Luftballs, den er im Dorfe Kien, sieben Stunden von Darmstadt, mit einem Dutzend junger Hunde hatte aufsteigen lassen, und so war für den Vernünftigen das Räthsel gelöst. Die unvernünftige Menge läßt sich aber das Wunder nicht ganz ausreden, obgleich der Bürgermeister sogar eine öffentliche Bekanntmachung deshalb erließ, um die Gemüther auf zu klären. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 20. Juni. 98ſtes Blatt.

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Ich brachte meine kleine (Enkelin) Eglantine mit nach England. Sie war noch nicht fünf Jahr alt und verſtand kein Wort Engliſch. Kaum waren wir acht Tage in London, als ich bemerkte, wie ſie, wenn wir ſpazieren gingen, lächelte, ſo oft ſie die Worte hörte: Pretty little girl! Ich fragte ſie, warum ſie lache, und wunderte mich nicht wenig, als ſie zur Antwort gab: „Die Leute ſagen, ich ſey ein hübſches kleines Mädchen!“ So gab ihr der weibliche Inſtinkt den erſten Unterricht in einer Sprache, die ihr in zwei Monaten vollkommen verſtändlich war.

Ich erhielt in London mehrere anonyme Schreiben. Man beſchuldigte mich, bei der Revolution die Hände im Spiel zu haben: man drohte mir, das Haus über den Kopf an zu zünden; man nannte mich savage furie u. ſ. w.

Die junge Herzogin von Chartres war mit mir in St. Amand. Sollte ich ſie bei ihrem Bruder und bei Dumouriez laſſen? ſollte ich ſie mit mir nach Quievrais über die öſtreichiſche Grenze nehmen? — In dieſem Kampfe that ich ein Gelübde zu Gott und brachte ihm ein Opfer. Es beſtand darin, mich mit einem Mal aller weltlichen Sorgen zu entſchlagen. Ich verhieß ihm, wenn er mir mein Vermögen wieder zukommen oder mich ſonſt zu Glücksumſtänden gelangen ließe — nur das Allernothwendigſte für mich aus zu geben, und das Uebrige zu verſchenken. Ich bin dieſem Gelübde treu geblieben — (folglich wird auch Frau von G. den bei weitem größten Theil der vierzigtauſend Franken, die ſie für ihre „Memoiren“ erhalten — verſchenkt haben).

Am 26. Juni, um 10½ Uhr, am Vorabend meiner Abreiſe von Zug, ſaß Mademoiſelle (die Prinzeſſin von Orleans) auf ihrem Zimmer und las. Es fällt ihr ein, mich etwas zu fragen. Sie ſteht auf, hängt ihren Hut an die Stuhllehne und kommt auf mein Zimmer. Kaum angelangt, hören wir unter uns (ich wohnte ein Stockwerk höher) ein Fenſtergeklirr und mehrmaligen Steinwurf. Der junge Herzog von Chartres eilt hinab. Wir folgen, und finden das Zimmer voll Steine. Unter Anderem lag der Hut, nach welchem man gezielt hatte, an der Erde; der Stein war eine Fauſt dick. Ich habe ihn ſchleifen und die Worte eingraben laſſen: Innocence, Providence.

Die Herzogin von Chartres (Gemahlin des nachherigen Philippe Egalité) hatte einen kleinen Neger, Namens Scipion, ein kleines verzogenes, impertinentes Weſen. Bei einem Beſuche, welchen die ernſthafte Prinzeſſin von Conti bei der Herzogin ablegte, ſtellt ſich der Neger ihr gegenüber und fragt ſie: „Madam, warum haben Sie eine ſo lange Naſe?“ Die Herzogin heißt ihn ſich entfernen; aber der Junge bleibt, und wiederholt immer die Frage, mit dem Zuſatz: „Ich will's wiſſen, ich will's wiſſen?“ Man mußte ihn endlich forttragen; er ſtemmte ſich mit Händen und Füßen und rief immer, während des Abgangs: „In meinem ganzen Leben habe ich keine ſo lange Naſe geſehen!“

Frau von G. widerſpricht dem Gerücht, daß ſie in Altona mit Dumouriez genauen Umgang gehabt und bei ihm gewohnt habe. „Ich bin", ſagt ſie, „nie aus meinem Zimmer gekommen, als wenn ich in die Meſſe ging."

(Der Schluß folgt.) Chaſtel.

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

Vierter Brief.

Außerhalb Coblenz nehmen die Rheingegenden eine ganz andere Geſtalt an. Früher hatte ſich ſchier mit jedem Ruderſchlage eine verſchiedenartige immer in ihrer Eigenheit reizende, meiſt aber von Bergen engumkränzte Gegend uns abgeſchloſſen, wo der Rhein zuweilen wie ein See im Keſſel lag. Nun erging ſich der Blick in's Freie, der mächtige Strom floß ernſt und gewaltig an den breiten Ufern, und nur von der Ferne ſchauten die Berge herüber, die ſich vordem in manchmal traulicher, manchmal ſchauerlicher Nähe um uns gelagert hatten. Wenn die frühere Gegend mehr vom Charakter des Romantiſchen an ſich trug, erſchien dieſe freundlicher und majeſtätiſcher zugleich.

Neben dem Flecken Benndorf vorbei, deſſen Anlagen uns gerühmt wurden, die mir aber bei dem Gegenüberſeyn der großen Natur-Partieen durch ihr Kleinliches eher einen widerlichen als angenehmen Anblick verſchafften, und neben Kunoſtein-Engers, mit einem in neuerer Zeit erbauten Schloſſe in einer paradieſiſchen Lage, kommt man zu dem ſogenannten weißen Thurme, ehemals einem Dorfe am linken Rheinufer, das ſeinen Namen von einem alten viereckigten Thurme gehabt hat, der früher den beiden Churfürſten von Trier und von Cöln gehörte, und das Trierſche Gebiet von dem Cölniſchen ſchied.

Gleich unter ihm ſteht Neuwied, wo wir an's Land fuhren, um dieſe thätige, muntere Stadt uns näher zu betrachten. Sie iſt klein, aber ziemlich wohlgebaut, und beſonders dadurch ausgezeichnet, daß ſie in ihrem geringen Umfange die verſchiedenartigſten Glaubensgenoſſen duldet. Man findet in ihr Katholiken, Proteſtanten, Reformirte, Mennoniten, Herrnhuther und Juden. Am meiſten intereſſirte es mich, das Schweſternhaus der Herrnhutherinnen zu beſuchen, wo ich ſogleich eingelaſſen wurde.

Eine freundliche Frau, ungefähr in den Dreißigen, mit einem kleinen, niedlichen Häubchen von Flor und einem blaßrothen Bande daran, empfing mich an der Thür. Nach einer kurzen Unterredung, in der ich ihr die Abſicht meines Hierſeyns erklärte, mich mit den inneren Einrichtungen des Hauſes vertraut zu machen, und in der ich ſie zugleich wegen meiner Neugierde, wenn man die Wißbegierde eines Reiſenden ſo nennen dürfte, um Vergebung bat, führte ſie mich mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit in ein Zimmer, in welchem mir zwei Frauen verſchiedene weibliche Arbeiten, größtentheils Blumenſtickereien, zum Kaufe anboten. Die Sachen waren allerliebſt gearbeitet, und ſehr gefällig geordnet. Nachdem ich einige Kleinigkeiten gekauft hatte, wobei mir die Preiſe unglaublich gering berechnet wurden, führte mich die jüngere Frau im Hauſe herum. Wir kamen in's Arbeitszimmer der weiblichen Gemeinde, in's Bethaus, in den Schlafſaal u. ſ. w. Ueberall herrſchte Ordnung, Einfachheit, und eine beiſpielloſe Reinlichkeit. Im Schlafſaal ſtanden doch 80 Betten neben einander, immer zu Zwei und Zwei. Das Bethaus der Herrnhutherinnen iſt ein geräumiger Saal mit einem Chor und einigen Kirchenbänken, Alles ohne die geringſte Verzierung; die Wände ſind nicht einmal bemalt, kein Bild, kein Crucifix hängt im Saale. „Wir thun dies", ſagte mir meine Führerin, „um durch nichts Aeußeres im Gebet zerſtreut zu werden, und mehr innerlich geſchloſſen und verſammelt zu ſeyn." — Da ich die Herrnhutherinnen, welche mir vorkamen, gleich gekleidet erblickte, fragte ich meine Führerin: ob denn Alle und ob ſie immer gleich gekleidet wären? Sie bejahte es im Allgemeinen, bemerkte mir aber, daß ſich die Stände der Mädchen-, Frauen- und Wittwenſchaft durch die Farbe der Haubenſchleifen unterſchieden. Die Art der Farbe für jeden Stand habe ich vergeſſen; ſo viel ich mich erinnere, trugen Mädchen roſenrothe, Frauen blaßrothe, und Wittwen blaue Schleifen. Ich forſchte auch danach, ob noch die Sitte unter ihnen beſtände, von der ich früher gehört hatte, ihre Heirathen durch das Loos zu entſcheiden. Das Mädchen, welches ich befragte, wurde etwas roth, verneinte dieſe Art der Verheirathung nicht, wollte ſie aber doch nur als eine langherkömmliche Förmlichkeit gelten laſſen, welche die Wahl nicht ausſchließe. „Man legt zwar die Namen der heirathsluſtigen Männer und die der Weiber in zwei verſchiedene Töpfe und zieht aus jedem einen Namen, aber die Ambe, die gezogen wird, iſt doch im Voraus beſtimmt!" war die Antwort, die ſie lächelnd mir gab. Als ich ihr bei'm Fortgehen unter einem Vorwande ein kleines Geſchenk für die Mühe des Ciceroniats reichen wollte, wies ſie es mit vielem Anſtand zurück.

Darauf beſuchte ich die bei Neuwied befindlichen, im Jahr 1791 entdeckten Ueberreſte eines römiſchen Lagers. Man ſieht wenige Ueberbleibſel eines alten Mauerwerks, deren innerer Raum von den beſterhaltenen Stücken ein ehemaliges, nun in Ruinen liegendes Bad umſchließt. Es wurden hier viele Alterthümer gefunden, von denen man uns ſagte, daß man ſie im Schloſſe zu Neuwied aufbewahre, wo wir ſie auch ſehen wollten, aber wegen Abweſenheit des Cuſtoden daran verhindert wurden.

Von nun an schieben sich die Rheinufer wieder zusammen: die Felsen, voll von Weinreben und Laubholz, begrüßen den Reisenden wieder in der Nähe, und wie ein gespenstischer Riese beschaut eine graue Steinwand die Stadt Andernach, die ihr zu Füßen liegt. — Andernach, das Antoniacum-Antunacum der Alten, ist mehr in historischer Erinnerung, als in der Gegenwart bedeutend. Die Stadt erscheint bekanntlich im vierten Jahrhundert merkwürdig und später im Mittelalter. Vor Alters haben die Austrasischen Könige hier ihren Hof gehabt; unweit des Thores erblickt man noch die Ruinen des Pallastes. — Außerdem ist das von den Römern erbaute Thor merkwürdig, und die Pfarrkirche, in welcher der heilige Valentinian begraben liegt.

Von Andernach geht der Rhein bei Hammerstein vorüber, einem ehemals festen Bergschlosse, das nun der Zeit seinen Tribut abgetragen hat, und von ihren Stürmen zerbrochen in düstern Ruinen liegt. Eine kleine Strecke unterhalb diesem Orte liegen die Dörfer Niederhammerstein und Rheinbrohl, und letzterem gegenüber, vom Ufer entfernt, das alte Schloß und Burggrafthum Rheineck. Weiter herunter liegt Ferrich mit dem Kreuzborner Felsen, wo man im Jahr 1809 einen römischen Opferstein und eine Votivtafel fand. Diese Steine sind jetzt im Besitz des Grafen Breitbach zu Moselweis. Der erstere ist oben mit einer Oeffnung versehen für die Opferflamme, zur Seite befinden sich Opfergefäße. — So macht fast jeder Tritt die herrliche Gegend in jeder Rücksicht interessant, und indem das Auge in der Gegenwart schwelgerisch genießt, steigt zugleich in der Erinnerung die Vergangenheit wieder aus dem Grabe herauf.

Von Rheinbrohl nimmt der Rhein seinen Weg an Ober- und Nieder-Breusig vorbei; in ersterem Städtchen nennt man eine alte Kirche als merkwürdig, die wir aber nicht besuchten.

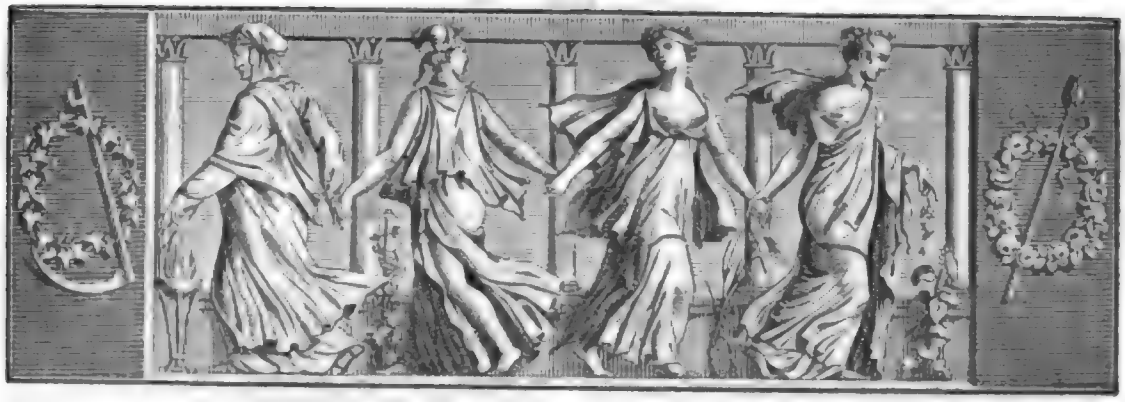
Von hier aus kommt man nach Sinzig, dem Ueberbleibsel des alten Sentiacum der Römer, und besonders dadurch bedeutend, daß hier die denkwürdige Schlacht zwischen Constantin und Maxentius vorgefallen seyn soll, welche den Sieg des Christenthums entschied. Hinter der jetzt dort befindlichen Pfarrkirche findet man eine Kapelle mit einer Gruft, in der man in früherer Zeit eine Mumie entdeckte, und zwar ohne daß man Spuren ihrer Behandlung durch die Kunst daran gewahr wurde. Das Volk gab ihr den Namen des frommen Vogt. Die Mumie hatte merkwürdige Schicksale; sie war lange ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung; bei Anwesenheit der Franzosen wurde sie nach Paris gebracht, und im Jahr 1816 kam sie wieder nach Sinzig zurück. — Unterhalb Sinzig vereinigt sich die Aar mit dem Rhein.

Nach einem kurzen Aufenthalte stiegen wir wieder zu Schiffe, und nun bereitete sich uns ein Anblick, dessen ich nie ohne Entzücken werde gedenken können. Der Rhein strömt zwischen Felsen, die sich mächtig in die Höhe heben, voll und mit Kraft. Bald darauf wechseln die kahlen Steinmassen mit grünenden Bergen voll von Burgen und Schlössern, zwischen denen sich Bäume und Weinreben durchwinden. Im tiefen Hintergrund erscheint eine große, hohe, breite Wand von Gebirgen, der wir jubelnd entgegen fuhren. Die Sonne schickte ihre letzten Strahlen über das Ganze, und es war recht, als ob sie ungern Abschied nehme von dem herrlichen Anblick. — Als sie sich hinter die Berge gesenkt hatte, kamen wir nach Linz, und nahmen Quartier in Linzhausen, einem Dorfe, das ungefähr eine Viertelstunde von Linz entfernt ist. Da es noch zu früh war, um zu Bette zu gehen, begab ich mich vom Wirthshause in Linzhausen nach Linz zurück. Ein so freundliches, einladendes Aeußere die Stadt zeigt, so schmutzig und ekelhaft ist sie im Innern. Ziemlich große, aber meist verfallene Häuser stehen in schmalen, unreinlichen Gassen, und wo man hinsieht, erblickt man Unordnung und Mißverhältniß. Schon wollte ich wieder zurück kehren, als ich plötzlich vor einer Scene stand, die mich unwillkührlich festhielt. Auf einem großen, mit Linden besetzten Platze knieeten einige Weiber vor einem Crucifix, das an einer alten, hohen Linde hing. Alles war gehüllt in Ruhe und Heiligkeit: das Düstere der Linde, eine alte Frau, welche mit weit aus einander gebreiteten Armen dicht vor dem Kreuze kniete, eine Andere, den Kopf mit einem schwarzen Tuch verhüllt, die Hände nach dem Heiland ausgestreckt, rückwärts zwei Mädchen in kindlichem Gebete, halb auf's Kreuz, halb auf das schielend, was um sie her vorging, und über den Linden der ernste Mond, der seine kühlenden Strahlen in die offenen Wunden des Erlösers goß. — Schnell lief ich nach dem Gasthofe, um meinen Freund, den Maler, auf zu suchen, den ich glücklicher Weise zu Hause traf. Ich bat ihn dringend, mir zu folgen. Als wir an den Platz kamen, fanden wir noch Alles unverändert, sogar die Matrone im Hintergrunde hielt die Hände immer noch aus einander gebreitet, starr wie eine Bildsäule. Der Maler war sichtlich ergriffen, nahm seine Schreibtafel heraus und fing an, die Grundzüge des Ganzen zu entwerfen. Nicht ein Lüftchen regte sich rings umher. Als er fertig war, gingen wir schweigend zurück. Meines Bittens ungeachtet wollte er mir den Entwurf nicht sehen lassen, versprach mir aber, die Ausführung sobald als möglich zu besorgen. Ob er Wort gehalten, weiß ich nicht. Als ich ihn im vorigen Jahre in Wien traf, schien sich, seiner Aeußerung nach, die Sache etwas in die Länge ziehen zu wollen, doch erinnerte er sich noch mit großer Theilnahme daran. (Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 4. Juni „Edgar und Donald", Drama in vier Aufzügen, von Honwald. Ohne als kritischer Professor den Inhalt des Drama's unsern Lesern mit dem Secirmesser aus einander und vorlegen zu wollen, begnügen wir uns für denjenigen Theil, der dieß allerdings beachtbare Produkt kennt, über das Ganze als Ganzes einige Worte zu sagen. Der Held einer Tragödie soll erheben, veredeln, uns durch Kampf und Sieg, durch Kraft und Willensfreiheit, die selbst im Erliegen Siegerin bleibt, begeistern und hinaufrucken aus dem engen Leben in die höhere Anschauung eines versöhnenden Weltengeschickes. Der Held dieses Stückes, „Donald", aber wirkt, so zu sagen, durch negative Größe auf uns. Er unterläßt es zu handeln, das soll uns für ihn interessiren. Wir finden dies recht und billig, doch stellt ihn diese passive Gestaltung nicht auf jene Charakterhöhe, die der eigentliche Gipfel tragischer Größe ist, und zu der wir mit Bewunderung aufschauen müssen, unser Selbst stählen können an dem kraftvollen hinreißenden Gegendruck des Helden gegen die einstürzenden Gefahren und Schrecknisse. Daher mag es auch kommen, daß vor uns so wenig geschieht, so viel aber hinter unserm Rücken, das uns erzählt wird. Die Großmuth Donald's befriedigt uns nicht ganz gegen die markund herzzerreißende Mißhandlung der Familie Grimus. „Malcolm's" Tod ist kein Telegraph der tragischen Gerechtigkeit, er stirbt auf dem Bette der Ehre! „Donald" entschädigt blos die Familie Donald's. Uebrigens schwächt auch sein Verhältniß zu „Alona" die Reinheit seiner Motive. Unter den fragmentarischen Charakteren steht „Edgar" oben an. Er tritt, mit scharfen Contouren gezeichnet, in's Leben, und giebt den Scenen, wo er wirkt, regere Gestaltung. Der Mangel an dramatischem Leben ist von dem vielfach begabten Dichter mit einer aromatischen Laube voll poetischer Blüthen überbaut worden, und ein Panorama von Bildern und von herrlicher Lyrik überglänzt das Ganze. Insonders erhebt sich der Schluß in die heitere Region einer höhern Anschauung, in die Ursonne aller Poesie zu dem hellen Lichthimmel, wo uns die Kunst nicht nur ergreift und rüttelt, sondern auch läutert und zur Erkenntniß führt. Die Darstellung war vortrefflich. Mad. Wolf („Brasolis") trug durch ihre besonnene und klare Auseinandersetzung der langen Exposition Alles zur glücklichen Entfaltung des Ganzen bei; selten sahen wir eine Schauspielerin mit so geregelter und doch warmer rhetorischer Fülle begabt. Hr. Rebenstein, als „Donald", gefiel uns ausgezeichnet. Wenn Innigkeit mit Feuer und Feuer mit Innigkeit gegeben wird, tritt das intensive Leben ausdrucksvoll hervor. Insonders sprach er uns im zweiten Aufzuge an. Hr. Krüger, als „Edgar", leistete Vortreffliches; diese Kraft und Unbeugsamkeit, überschattet von einem finstern Geiste, der sie umnebelt, wurde sehr glücklich versinnlicht. Hr. Devrient, als „Kalmin", zeichnete diesen grauen Rachedämon erschütternd. — Mad. Stich gab die „Alona;" das ist genug gesagt, um an zu deuten, daß sie meisterhaft gegeben wurde; leider ist die „Alona" ein zu schwankendes, formloses Wesen, um eine künstlerische Vollkommenheit zu entwickeln; jedoch der inwohnende Genius dieser Darstellerin weiß aus einer Skizze ein treffliches Gemälde zu machen. — Den 9. Juni: „die Jungfrau von Orleans". Während auf der einen Seite des großen Drurylane- und Metamorphosen-Theaters, Welt genannt, die Cathedrale zu Rheims den herrlichen Akkus einer wirklichen Krönung sah, entsteht uns hier auf der Kunstbretter-Welt noch einmal die Jamder-Periode, in welcher eine Gottbegabte ihrem Könige den Weg zu dieser Kirche bahnt. Trotz dem, daß Jupiter pluvius, der seit mehreren Tagen seine nassen Thränenschleier ob unsern Horizont ausbreitete, eben heute zum ersten Male heitern Göttern wich, war das Schauspielhaus doch ungewöhnlich voll und ein sehr zahlreiches Auditorium erwartete gespannt die „Johanna", die in Mad. Stich eine Repräsentantin findet, welche auf Deutschlands Bühnen und in den Annalen der Kritik als Schön- und Meister-Abdruck dieser Rolle bekannt und bewundert ist. Referent konnte sich bis jetzt noch mit keiner Bretter-Johanna durchaus befreunden. Die Dichtungs-Johanna, als Geschöpf der Phantasie, erzeugt in dem großen buntgestaltigen Calleidoscop einer schöpferischen, etwas zu üppigen Einbildungskraft, ausgestattet aus der reichen Schmuck- und Schatzkammer: Poesie, mag sich in der idealen Anschauung des Lesers, in der Begeisterung des Gedankens viel eher aus dem Reich der Traume heraus und in das unserer Begriffe herein bürgern lassen, als die Johanna auf dem Präsentir-Teller der Schauspielkunst und in der verkörpernden Bühnen-Redoute. Der Charakter an und für sich selbst, wurzelnd in der grünen Grasdecke des Idyllenlebens, rauscht mit dem schwerbewegten Wipfel in der erhabenen Atmosphäre des Epos, und ist halb und halb „hier und dort nicht heim". Halb eine berauschte Nachtigall und halb eine Kanone mit Schmetterlingsflügeln, ist sie dem geistigen Auffassungs-Vermögen ein Sphinx-Thema. Der Darstellerin bieten sich zwei Seiten, eine Avers- und eine Reverseite dar, die sie beide zugleich, ohne erst durch ein sichtbares Volteschlagen die Münze um zu kehren, dem Zuschauer veranschaulichen soll: die Schaferin und die gottbegeisterte Kriegerin. Gemüth und Begeisterung, diese zwei Herkules-Säulen aller Kunst, müssen hier im ewigen Umtausche zauberisch schaffen, und wie Gehirn und Herz in reger pulsirender und zugekräftiger Wechselwirkung mit einander operiren. Mad. Stich kam unter allen „Johannen", die Referent bis jetzt auf deutschen Bühnen sah, der Auflösung dieses Problems am nächsten. Wohllaut und Weichheit im Oratorischen, Ausdruck und Harmonie in Mimik und Plastik, hinreißender Schwung in der Begeisterung, Resignation und rührende Demuth in den Epochen der Duldung, Alles das waren Theile des Ganzen, die sich rythmisch eben zum Ganzen verbanden und den Total-Eindruck imposant machten. Imposant sagen wir, dieß Wort aber, in welchem für eine Menge Johannen das höchste Lob liegt, muß einer Stich als etwas befremdend auffallen; denn nur imponiren will eine solche Künstlerin nicht, und das wollten wir auch nicht sagen; denn sie hat uns auch ergriffen, gerührt und mit sich fortgerissen. Aber in dem Facit der Darstellung überwog das Imposante das Mädchenhafte und wir glauben nicht, daß diese Schlußrechnung bei der Darstellung bezweckt werden soll. So glanzvoll und meisterhaft der heroische gewitter- und sturmbräunde Himmel ihrer Seele über das Gemüth der Hörer und Schauer daherzog, so entrieth doch der schimmerlose, aber mildweiche Tiefhimmel ihres arkadischen Horizontes einen Theil jenes reinidealen Anhauchs, den wir nicht anders als mit dem Worte „Aether" zu bezeichnen wissen. Freilich kann man sagen: Referent, erkläre uns das Wort „Aether!" aber das ist es ja eben! Der Aether ist ein Ding, das man nicht mit Händen greifen, nicht mit Fingern bezeichnen, nicht dem Leser mit dem cuiller de Potage vorlegen kann; es ist etwas, das man nicht sieht, das aber sehr entscheidet, wie die Sache gesehen wird; es ist der Farbenstaub auf dem Fittig des Schmetterlings, man greift darnach und die Farbe ist hin! Darum kennen wir auch nichts Bezeichnenderes für das, was wir zum Theil an der idyllischen Schauseite des Ganzen vermißten, als den „Aether", den höhern, alles Materielle verflüchtigenden Klargeist, den idealen Heiligenschein, der seinen Kopf verklärt und erhöht. Indessen ist das nur ein Etwas, das fehlt, und wird von dem an kräftiger und lebendigender Gestaltung so reichen Leben, welches da ist, so überbaut, daß Mad. Stich immer noch dadurch legitimirt, sie sey einer jener Eliten, zu denen die Kunst sprach: „Geh' hin, du sollst auf Erden für mich zeugen!" (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 22. Juni. 99ſtes Blatt.

Rheinreiſe; in Briefen an einen Freund.

(Fortſetzung.)

Fünfter Brief.

Noch einmal ſchaute ich am andern Morgen vom Nachen aus nach Linzhauſen zurück, und mir war es, als ob ſich die Berge weiter in den Fluß hinein geſchoben hätten, mir den Scheidegruß zu geben.

Der Rhein beſpühlt von nun an im üppigen Wechſel die lachendſten Gegenden. Gebirge und Ebenen, Städtchen und Dörfer lagen bunt durch einander. Wie ein Zauberkreis ſchließt er ſich und öffnet ſich wieder, düſter und licht, hell und trübe, kräftig und mild, ſtill und lebendig.

Zuerſt kamen wir an das Städtchen Remagen, wo verſchiedene römiſche Alterthümer geſehen werden, wie ſie an Häuſern oder Säulen eingemauert ſind. — Vor nicht gar langer Zeit entdeckte man hier einen römiſchen, unter Marcus Aurelius und Lucius Verus um das Jahr Chriſti 163 geſetzten Meilenſtein, der die Entfernung Remagen's von Cöln angiebt. Gleich bei dieſem Städtchen liegt der St. Apollinarisberg, wo in der Kirche der ehemaligen Probſtei das Haupt des heiligen Apollinaris verwahrt wurde.

Bei Rheinbreitbach und Oberrieten theilt ſich der Rhein in zwei Arme, und umſchlingt damit den Rolandswerder. Links erblickt man die Ueberreſte von Rolandseck. Von der früher, dem Anſchein nach ſtattlichen Burg iſt nichts geblieben, als einiges graue Mauerwerk und ein gewölbter Bogen zwiſchenher. Ueberall wuchert Epheu an altem Geſtein. Unten liegt ein Kloſter, in welchem Hildegunde, die Geliebte Rolands, des Neffen Karl des Großen, lebte. Roland ließ eine Clauſe auf dem Felſen bauen, um immerbar in der Nähe ſeiner Geliebten zu ſeyn, die eine falſche Nachricht von ſeinem Tode dahin gebracht hatte, den Schleier zu nehmen. Der Gram über die Täuſchung, die ſie zu ſpät erfuhr, legte Hildegunden in's Grab. Roland fand man bald darauf todt vor der Clauſe in ſtehender Stellung, die Augen auf das Kloſter gerichtet. Schiller hat bekanntlich dieſen Stoff in der Ballade „Ritter Toggenburg" bearbeitet.

Das Kloſter, Nonnenwerth genannt, liegt, von Linden umſchattet, auf einer Inſel am Rhein. Es wurde von Friedrich dem Erſten, Grafen von Friaul, geſtiftet, iſt ſchön gebaut und von einem niedlichen Garten umgeben. Ich hieß den Schiffer landen, um das Innere des Gebäudes beſehen zu können. Man meldete mich und einen meiner Reiſegefährten, der andere war im Schiff zurück geblieben, der Aebtiſſin, die uns nach kurzem Verzögern die Erlaubniß ertheilte, ein zu treten. Es ſind zehn Nonnen im Kloſter, Benediktinerinnen, früher waren zwanzig. Sie bereiten ſich durch geiſtliche Uebungen zum Tode vor, und nehmen keine neue Schweſter mehr in den Bund. Im Inneren herrſcht große Ordnung und Reinlichkeit. Alles iſt überaus einfach, die Kirche klein, der Garten, deſſen Pflege eine der Nonnen beſorgt, gut gehalten. Im Speiſeſaale, wo eben gedeckt wurde, hängt ein hübſches Bild aus der italieniſchen Schule; den Mei-

ſter wußte man mir nicht an zu geben. Die Aebtiſſin ſitzt zwiſchen den zwei älteſten Nonnen auf einem erhöhten Platz im Saale; die übrigen Nonnen ſitzen an kleinen Tiſchen. Der ſonſt in Klöſtern eingeführte Gebrauch des Vorleſens während der Mahlzeit iſt, wegen des hohen Alters der Nonnen, hier aufgehoben. — Ich wünſchte die Aebtiſſin zu ſehen, um ihr für die Erlaubniß, die ſie mir ertheilt hatte, danken zu können. Man brachte mich zu ihr. Ich trat in eine geräumige Zelle, und fand eine fünf und neunzigjährige Frau, die eben im Gebet begriffen war. Ich wollte wieder zurück treten, um ſie nicht zu ſtören, ſie aber kam mir freundlich entgegen, und ſchien ſich lebhaft des Beſuchs zu freuen, der, wie ſie mir ſagte, eine Seltenheit für ihr Kloſter war. „Die Reiſenden", ſetzte ſie im ſchlechten Franzöſiſch hinzu, „bekümmern ſich wenig um uns arme Nonnen!" Ich erwiederte ihr einiges Verbindliche über die Art unſeres Empfanges, was ihr ſehr zu gefallen ſchien. Bei dem Fortgehen verbeugte ich mich vor ihr, ſie aber ſtreckte die Hand mir entgegen, und als ich ſie ergriff, glaubte ich den Druck eines Freundes zu verſpüren, nicht ohne Kraft. Ich bemerkte Thränen auf ihren Wangen, und ich ſelbſt ſchied mit Rührung.

In einiger Entfernung vom Kloſter erhebt ſich der Drachenfels, eine einzige Wand mit einer Ruine, welche die Zeit ziemlich geſchont hat. Die Sage erzählt, daß vor alter Zeit hier ein Drache gehauß habe, den die Bewohner der Umgegend als einen Gott verehrten, und ihm Menſchen zum Opfer brachten. Eine Chriſten-Sklavin, um deren Beſitz ſich zwei feindliche Heerführer ſtritten, traf das Loos, dem Thiere vorgeworfen zu werden, damit ihr Tod den Streit zwiſchen den Kriegern ende. Ruhig und voll Ergebung trat ſie dem Drachen entgegen. Das blutgierige Ungeheuer ſprang auf ſie los; da zog das Mädchen ſchnell ein Crucifix hervor, das ſie im Buſen verſteckt trug, und hielt es dem Thiere vor. Dies ſtürzte bei dieſem Anblick wüthend in's Meer und ward nicht wieder geſehen. Vom Wunder bezwungen ſtaunte das verſammelte Volk das Mädchen an; die Meiſten begehrten die Taufe, und dies war der erſte Grundſtein der weiteren Verbreitung des Chriſtenthums in dieſer Gegend. Bei dem Vorüberfahren zeigte uns einer der Schiffer noch die hohe Oeffnung der Höhle, worin der Drache gelegen haben ſoll.

Am andern Ufer liegt ſeitwärts, auf einem hohen, ziemlich kahlen Berge, die Feſte Gottesberg, oder Gudensberg. Man meint, daß hier ein Tempel Merkurs geſtanden habe; es iſt aber nichts mehr davon zu bemerken. Der Weg zur Feſte windet ſich um den Berg herum, und der Reiſende kann von der Ferne leicht getäuſcht werden, da er bei dem erſten Anblick die Spitze bald erſtiegen zu haben glaubt, was hier keineswegs der Fall iſt. Noch ſind von der Feſte ein hoher Thurm von Quadern übrig, und die Ueberbleibſel vieler Gänge. Der Bauart nach zu ſchließen, iſt das Ganze aus der Römerzeit, wenigſtens der Grundlage nach. Unten am Fuße des Berges liegt das Dorf gleichen Namens. Die Ausſicht von Godesberg iſt herrlich und mannigfaltig.

Eine kurze Strecke von Godesberg liegt Poppelsdorf, ein Flecken mit einem noch dabei befindlichen Luſtſchloß, Clemensruhe, mit dem Schloſſe zu Bonn durch einen langen Baumgang von wilden Kaſtanien verbunden. Gegenüber hinter Königswinter, wo das Siebengebirg aufhört, ſteht in einiger Entfernung die Mönchs-Abtei Heiſterbach oder St. Peterthal, ehemals eine der berühmteſten Abteien in Weſtphalen, wo die nun ausgeſtorbenen Geſchlechter der Grafen von Löwenburg und von Drachenfels ihr Erbbegräbniß gehabt haben.

Noch ziemlich früh am Tage kamen wir nach Bonn und ſtiegen im Gaſthofe zum Stern ab. Bonn iſt von nicht großem Umfange, aber von gefälligem Aeußern. Die Stadt liegt hart am Rhein, in einer ſchönen Ebene, von Aeckern, Gärten und Weinbergen umgeben. Bekanntlich legte hier, unter Kaiſer Auguſt, Druſus Germanicus zuerſt ein Caſtell an, woraus in folgender Zeit eine Stadt heran wuchs, die hernach Julianus Apoſtata wider die Deutſchen befeſtigt und mit Mauern umgeben hat. — Von den Sehenswürdigkeiten beſahen wir zuerſt die ehemalige Reſidenz. Der Grund zu dieſem Gebäude wurde durch den Churfürſten von Cöln, Joſeph Clemens, im Jahr 1718 gelegt. Hinter dem Schloſſe ſind Baumgänge mit Caskaden. — Darauf beſuchten wir den Münſter, der Sage nach von der heiligen Helena erbaut. Im Innern ſteht die Statue der Gründerin im Schiff der Kirche, an der Wand. Die Statue iſt herrlich gearbeitet, von Kupfer und reich vergoldet. Helena liegt auf den Knieen vor einem Kreuz, das ſie im Gebete mit der linken Hand umfaßt. Außerdem zeichnen ſich noch zwei ſchöne Basreliefs von weißem Marmor aus, wovon eines die Geburt Chriſti vorſtellt und das andere die Taufe. — Die Pfarrkirche zum heiligen Remigius hat dagegen nichts Ausgezeichnetes. — Von großer Merkwürdigkeit iſt der römiſche Sieges-Altar, der auf dem ſogenannten Römerplatze auf einem künſtlichen Felſen ſteht. Er hat die Inſchrift:

„Deae Victoriae Saerum"

und wird für die echte Ara ubiorum gehalten. Rechts bemerkt man einen Jüngling, welcher in der einen Hand eine Gattung Vaſe, in der andern eine Schüſſel trägt, oder ihm eine Urne und eine Vaſe, links einen bewaffneten Mann mit Axt und Meſſer. Auf der letzten Seite ſteht ein Opferſtier, und über ihm ſind drei Delphine. — Außerdem hat Bonn nichts von Belange,

weder eine öffentliche Bibliothek, noch andere Kunst-Sammlungen. Die Kunst-Sammlungen einiger Privaten konnten mich nicht zurück halten. — Etwa eine halbe Stunde unter Bonn lag die ehemalige adliche Benediktiner-Nonnen-Abtei Villich, im Jahr 990 von Megieger, Fürsten von Geldern, und seiner Gemahlin Gerberga gestiftet. Ihrer Tochter Adelheid, der ersten Aebtissin des Klosters, die in der Klosterkirche begraben liegt, legt man die etwas sonderbare, aber sehr brauchbare Eigenschaft bei, daß sie einer Nonne, die keine gute Stimme hatte, nur eine Ohrfeige zu geben brauchte, worauf sie wunderbar lieblich sang, bis an's Ende ihres Lebens. — Von den sonstigen Umgegenden Bonn's ist, außer dem schon genannten Elemensruhe, noch der Kreuzberg zu bemerken, auf dessen Spitze man durch eine herrliche Tannen-Allee gelangt. Ehemals stand hier ein Kloster, welches jedoch nun abgebrochen ist. Die Kirche, noch im guten Stande, hat schöne Plateau's und eine prächtige Marmortreppe. Die andern Spaziergänge nach der Baumschule und nach Roisdorf, wo ein Schloß mit einer hübschen Aussicht und eine bedeutende Mineralquelle seyn soll, haben wir nicht besucht.

(Der Schluß folgt.)

Kurze Auszüge aus den Memoiren der Gräfin von Genlis.

Herr Merys, ein geschickter polnischer Zeichner und Maler in Wasserfarben, den ich meinem fürstlichen Zögling zum Lehrer gegeben hatte, und der mir seines Talents und seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen werth war, folgte dem thörigten Beispiel des Abbee Mariotini nach (dem italienischen Sprachmeister der Prinzessin und der Prinzen) und verliebte sich in mich, doch mit dem Unterschied, daß er das Geheimniß seines Herzens nur Andern, nicht mir entdeckte. Ich stellte mich, als wüßte ich von nichts, als merkte ich nichts, und ertrug seine Launen mit Geduld, wenn er seine Leidenschaft hinter Verdrießlichkeit und mürrisches Wesen verbergen wollte. Eines aber wußte ich nicht: nämlich, daß er die Nächte in meinem Coridor zubrachte, wo ich ihn nicht auf und nieder gehen hören konnte, weil ein Fußteppich gelegt war. Mein Schlafzimmer hatte drei Thüren: die erste rechts ging in das Zimmer der Prinzessin, die zweite links in Pamela's Zimmer, die dritte führte zum Coridor. Ich hatte die letztere nicht nur verschließen, sondern mit einer zweiten ausgefütterten Thür versehen lassen, um den Luftzug zu verhindern. Herr Merys schlich sich zwischen die beiden Thüren und horchte, was in meinem Zimmer vorging, wenn Alles zu Bette war. Ich spielte dann gewöhnlich eine halbe Stunde auf der Guitarre; alsdann sprach ich mit lauter Stimme, und ganz allein, nach einer alten Gewohnheit. Ich überließ mich meiner Phantasie und dichtete kleine Romane, größtentheils in Gesprächen. Da ich die Gabe besitze, allerhand Stimmen an zu nehmen, so bediente ich mich dieses Talents, um meine Romanenhelden und Heldinnen redend ein zu führen, welches meine Dichtungen belebte und mich selbst unendlich ergötzte. Herr Merys, zwischen beiden Thüren, verlor kein Wort von dieser Art von Comödie, worin ich allein alle Rollen machte: er bildete sich ein, daß Mehrere sprächen und theilte seine Vermuthung einer oder zwei Personen mit: diese sprachen weiter davon, und das Gerede ging so weit, daß es endlich hieß: ich verberge in meinem Zimmer ein junges Mädchen, welches ihre Eltern zwingen wollten, ein Ungeheuer zu heirathen, von welchem sie mir die abscheulichsten Dinge entdeckt hätte. Man war so fest überzeugt, daß ich ein solches junges Mädchen heimlich bei mir versteckt hätte und bis drei Uhr in der Nacht mich mit ihr unterhielte, daß der Herzog von Orleans selbst nach St. Leu zu mir kam und sich nach der Sache erkundigte. Ich gab ihm mit Lachen den Aufschluß. Wir kamen überein, daß ich eine Thorheit begangen hätte: aber es war doch immer eine unschuldige und sehr ergötzliche Thorheit, welche mir viele glückliche Nächte verschafft hat. — In Bregel (im Holsteinischen) fiel ich wieder in die alte Gewohnheit. Ich sprach laut, wenn ich allein war, und trieb die Sache so weit, daß meine Nerven angegriffen wurden. Alle Abend, im Zwielicht, schickte ich meine junge Freundin, Jenny Riquet, fort, öffnete dann die Thür meines kleinen Zimmers, bildete mir ein, ich empfinge zwei oder drei Bekannte, bald Frau von Valence, die Prinzessin von Orleans und Pamela, bald meinen Bruder, meine Neffen und Nichten, oder andere meiner Freundinnen. Ich umarmte sie, setzte ihnen Stühle um den Ofen und unterhielt mich mit ihnen. Wie oft habe ich in diesen Entretiens imaginaires geweint! Zuletzt ward ich krank!

Ich lebte in Altona unter dem Namen Miß Clarke. Mein Wirth, Herr Block, wollte mir durchaus zu einem Manne verhelfen und schlug mir einen reichen Bäcker vor. Er verstand kein Wort Französisch, war 46 Jahr alt und hatte 200,000 Franken im Vermögen. Er hatte sich in mein Harfenspiel verliebt.

Den Tod ihres Gatten kündigt Frau von G. in einer Zeile an. Hier folgen ihre eigenen Worte: „Am 9. Novbr. 1793 erfuhr ich die schrecklichste Catastrophe" (in einer Note: „den Tod des Herrn von Genlis"). „Dieses setzte mich außer Stand, Herrn von Montesquiou zu empfangen. Zum ersten Mal nach meinem Exil wurde ich krank."

Von Robespierre's Tode erzählt sie: „Ich erfuhr diesen Tod auf eine seltsame Weise. Neben meiner Wohnung war die eines Herrn von Kercy. Nach Mitternacht höre ich klopfen. „Machen Sie auf, machen Sie auf: Ich muß Sie umarmen!" Ich wollte nicht aufmachen. Er rief beständig: „Machen Sie nur auf. Sie selbst werden mir um den Hals fallen!" Endlich öffne ich. Herr von K. stürzt herein, schließt mich in die Arme und ruft: „Der Tyrann ist nicht mehr! Robespierre ist todt!" Bei diesen Worten umarmten wir uns beiderseits herzlich.

In Hamburg sah ich Herrn (den nachherigen Fürsten) von Talleyrand, welcher aus Amerika zurück kam. Er war einige Mal ein Zeuge meiner kleinen mäßigen Abendmahlzeit. Einst gab ich, wider meine Gewohnheit, ein großes Souper. Als er die Anstalten übersah, näherte er sich mir und sagte mir leise in's Ohr: „Ich verspreche Ihnen, mich nicht verwundert an zu stellen!" Er hatte mehrere Mal aus Amerika an mich geschrieben, und bat mich immer, in meine Briefe viele Namen (beaucoup de noms propres) ein zu schieben. Ich fragte ihn, ob er nach Frankreich ginge, um sich an-

Digitized by Google

ſtellen zu laſſen. „Nein“, ſagte er, „ich habe die Geſchäfte ſatt: nichts auf der Welt kann mich vermögen, mich auf's Neue zu binden!!“ Chaſel.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. (Schluß.) Mit Vergnügen ſahen wir Hrn. Wolf als „Raoul;“ der Platz hebt nicht den Künſtler, der Künſtler hebt den Platz! Hr. Rebenſtein gab „Dünois“, den Helden, vortrefflich, beſonders die Scene, wo er eilt, die Jungfrau zu befreien, mit der hier ganz paſſenden Kraftunterſtützung und Kriegergluth; ob aber nicht Dünois, „der Sohn der Liebe, der ſich nach ihr nennt“, mehr Tropfen jener franzöſiſchen Chevalerie und ſüßen Minneſinnes in das Stahlbad ſeines Heroismus hätte miſchen können? — laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Hr. Krüger („Karl“) und Hr. Beſchort („Burgund“), leiſteten ſehr viel Schönes. Und nun — il faut prendre haleine — zur „Agnes Sorel“ oder vielmehr zu Demoiſ. Bauer und gar nicht zur „Agnes Sorel“. Wir haben letzthin ein Wort ad vocem Künſtlerſchaft der Demoiſ. B. geſprochen: nun wäre es uns leid, wenn Demoiſ. B. dies als eine Entmuthigung ihres Talentes betrachten wollte; unſere Deviſe heißt: „Dem Fertigen Strenge; Nachſicht dem Werdenden!“ Aber wir meinen mit Jean Paul, „wo die Kunſt mit der Künſtlerin in der Kritik in eine Schönheit zuſammen zu ſchmelzen drohen, muß der Kritiker ſelbſt mit ſich ſehr ſtrenge ſeyn“. Eben ſo wie der Froſt der ſchonungsloſen Kritik die Frühpflanze des Talentes verſengt, eben ſo betäubt die große Lärmpoſaune des Lobes das ſich entwickelnde Ohr des Talents, das erſt nach allen Seiten hinhören muß und fremde Klänge ſich zu eigen machen, um aus den angehörten ſich einen eigenen und eigenthümlichen zu machen. Demoiſ. Bauer hat Figur und Mittel genug, auf der betretenen Bahn fort zu wandern; ſie iſt, durch ihren guten Genius geleitet, in einen Kreis getreten, wo man ſo Vieles werden kann, ſelbſt ohne es zu wollen. Wenn nun Demoiſ. Bauer auch will, ſo wird ſie gewiß raſch fortſchreiten, iſt es ihr Ernſt um die Kunſt und um ihre Verwelſung; und Niemand ſoll bereitwilliger ſeyn, ihr Anerkennung zu zollen, als eben wir. Demoiſ. B. bilde ihr Organ aus durch Fluß, durch öfteres und vieles Lautleſen; ſie verſäume keine Gelegenheit, gute Vorbilder zu ſehen und zu ſtudiren; ſie befreie ihre Bewegungen aus den gar zu eng gezogenen Kreiſen; dieß Alles ſteht bei ihrem Wollen, und ſie, die, wie wir hören, ſchon ſo viel Erfreuliches und Lieblichés leiſtete, wird dem wahren Kunſtgeſchmack dadurch gewiß entgegenreifen. — Am 11.: „die Jäger“. Hr. Gaßmann (vom Hof-Theater zu Caſſel) den „Oberförſter“. Die Leiſtung des Gaſtes wurde mit Beifall aufgenommen. Wir wollen die Gaſt-Darſtellungen dieſes Künſtlers nach Beendigung derſelben beſprechen, und jetzt einen kleinen Sprung in das Königſtädter Theater machen, wo eben Hr. Spitzeder, der Stern erſter Größe dieſer Bühne, von ſeiner Reiſe zurückkehrte. Endlich hatten wir Gelegenheit, „die Schneider-Manſells“ zu ſehen, und nun zum erſten Male gefielen uns erſt „die Sticker-Manſells!“ Demoiſ. Eunike iſt in beiden Stücken ganz allerliebſt und hat uns dem Berliner Dialekte gewonnen. Weniger gefiel ſie uns als „kleiner Matroſe“ und „Lucifer“ im „Zauberglöckchen“, immer und ewig dieſe kurze und abgeſchroſte Aktion — toujours perdrix! In „Liſt und Verlegenheit“ hatten wir Gelegenheit, viel Verlegenheit zu ſehen. Das Spiel der Demoiſ. Holzbecher iſt bis jetzt noch geſchraubt und ohne Wahrheit, es ſcheint ihr das „est deus in nobis“ zu fehlen, und dieſes läßt ſich nicht einſtudiren. Ach, du lieber Himmel! wie viel von allen Hörern des großen Kant's haben eine Kritik der reinen Vernunft geſchrieben!? In dem loſen Stückchen: „der Schwabe in Berlin“, haben uns die Herren Röſicke und Angelo ſehr gefallen. In der „Fee aus Frankreich“ ſahen wir das meiſterhafte Spiel der Hrn. Schmelka und Spitzeder und das der anmuthigen und vielgewandten Demoiſ. Guterius. Für die vis comica dieſer Bühne heißt es wirklich:

„Ohne dieß Triſolium
Giebt's kein wahres Gaudium
Hier in dieſem Leben!“

Die Direktion, die in reger Thätigkeit Alles thut, um das Publikum zu vergnügen, hat auch, mit Beſeitigung des lieben auri sacra fames, Hrn. v. Holtei als Sekretär gewonnen: wir gratuliren ihr zu der Acquiſition eines ſo einſichtsvollen und kenntnißreichen Mannes, und wünſchen nur, daß ſein ſcientifiſcher Wirkungskreis ungehemmte Ausdehnung erhalten möge, und nun — nächſtens mehr. M. G. Saphir.

Breslau. Es hat ſich ſchon eine ziemliche Anzahl Gaſte auf unſerer Bühne ſehen laſſen, aber, ſtanden ihre Namen auch auf dem Theater-Zettel: ich habe ſie nicht für nennenswerth gehalten. Eine Ausnahme hiervon machen: Hr. Brice, ein Franzoſe, nebſt Frau und Kind, bisher erſter Tenoriſt in Petersburg. Wenn ich die fremde Familie, die in mehreren franzöſiſchen Stücken auftrat, lobe, ſo glaube ich nur gebührend zu verfahren. Hr. Brice iſt im Geſang ſehr kunſtgeübt; die verrufenen franzöſiſchen Manieren ſind ihm fremd, und ſeine Frau hebt ihr an ſich leichtes Spiel und ihre für das Vaudeville zureichende Stimme durch ein gewandtes Benehmen, durch jene kleine franzöſiſche Coketterie, die man an Damen ſo gern hat. Das Kind zeigte verſchiedene Male, daß es, bei richtiger Leitung, viel verſpreche. — Unter den Gäſten iſt auch beſonders Hr. Gern, der Sohn, bemerkenswerth. Dieſer ſchätzbare Komiker trat vom 26. Mai bis 2. Juni in folgenden Rollen auf: als „Max“, im „Intermezzo;“ „Fourril“, im „Räuberhauptmann;“ als „Baron Story“, in „beſchämte Eiferſucht;“ „Marokko“, in: „der Bär und Baſſa;“ als „Fettig“, in: „Jurist und Bauer;“ „Chriſtian“, in: „die Damenhüte im Theater;“ als „Inſpektor“, in: „die Eheſcheuen“, und als „Gänſerich“. Auch diejenigen, die ihn noch nicht kannten, haben den Ruf des Komikers bewährt gefunden. — Auf unſerer Bühne hat ſich keine andere Veränderung ereignet, als daß die Familie Kuyſer und Hr. Terupſon abgegangen ſind, wogegen wir ein neues Mitglied an Hrn. Wohlbrück, vom Stettiner Theater, der, wenn ich nicht irre, auch eine Zeitlang in Berlin (bei der Königsſtadter Bühne) war, erhalten haben. Wir ſind mit dem Erwerbe zufrieden; Hr. Wohlbrück iſt ein gewandter Komiker, der in dieſem Fache für die Zukunft noch mehr zu leiſten verſpricht. Von ſonderlichen Theater-Novitäten kann ich auch nichts melden, wenn ich nicht etwa von den Angely'ſchen: „Schneidermamſells“ und „Abentheuer in der Judenſchenke“ ſprechen will. Werthvolle ältere Stücke ſind, außer Iffland's „Jäger“ und „Don Carlos“, nicht zur Aufführung gekommen. Letzteres ſahen wir, neu einſtudirt, zwei Mal kurz hinter einander, und haben leider! die Wahrnehmung gemacht, daß unſere Bühne, in ihrem jetzigen Zuſtande, ſolchen Leiſtungen nicht mehr gewachſen iſt. Was vor Allem befremdend ſeyn muß, iſt, daß die Oper noch mehr in Verfall gekommen, als früher, obgleich bekanntlich unſer Theater-Vorſtand, Hr. Bierei, ein tüchtiger Muſik-Direktor iſt. — Laſſen Sie mich vom Theater auf eine literariſche Neuigkeit übergehen. Bei A. Goſohorſky ſind erſchienen: „Hundert Sonette, von Eugen Baron von Baerſt und zwei Freunden“. Der Eine von dieſen hat ſich genannt: Karl Witte. Es iſt hier nicht an der Zeit, in ein weitläuftiges Urtheil über dieſe Sonetten-Sammlung ein zu gehen. Aber ich halte es für meine Pflicht, ſie mit voller Ueberzeugung denen zu empfehlen, die auf das Sonett, Form und Inhalt nach, etwas halten. Auch das Aeußere des Büchleins iſt recht anſprechend.

Karl Barbarina.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 99ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Die Schöpfung der Welt nach der Meinung der Mandingos. Die Mandingos, Bewohner der Gambia-Küſte, ſind Mohamedaner. Sie haben ſich jedoch ihren Koran nach eigener Art zugeſtutzt, und ſo ſind die Erzählungen von der Schöpfung, der Sündfluth und dergleichen bei ihnen noch originaller, oder doch eben ſo eigenthümlich, als bei unſerm Moſes oder im Koran ſelbſt. Wir haben mehrere derſelben aus den eben erſchienenen „Excursions in Madeira and Porto Santo etc. By Edward Bowdich, London 1825" kennen zu lernen Gelegenheit erhalten und wollen eine davon, die ein Marabout (Prieſter) dem genannten Reiſenden mittheilte, die Schöpfung betreffend, zum Beſten geben. — „Ehe etwas war", lautet ſie, „baute ſich Gott eine koſtbare Wohnung im Himmel und ſchrieb die heiligen Bücher Taurat oder Moſes, Wandial oder Job, Foorkan oder Mohamed, und Saboon oder David. Die Feder aber, womit er ſie ſchrieb, hieß Moonwellkalamin. Er ſchuf auch die Engel und vier derſelben wurden geſetzt zum Herrſchen über die übrigen; zum Erſten ſchuf er Gabriel, der ihm Erde und Meer ſchaffen half; Michael, der über den Regen herrſcht und ihn in ſeiner Gewalt hat; Aſſarafiloo, der die Seelen in Gewahrſam hat, und Oſarailo, welcher in die Trompete ſtößt am Tage des Gerichts, wo Alle auferſtehn. — Auch die Propheten Adam, Abraham, Moſes, Mohamed, Jeſus Chriſtus und Abakoor ſchuf er; aber Mohamed ward gleich nach Gabriel geſchaffen und Gott ruhte dann dreihundert Jahre, ohne etwas zu thun, und Gabriel glaubte, das einzige Weſen zu ſeyn, außer dem Schöpfer. Aber er begegnete Mohamed und rief aus: „Ich bin getäuſcht! Ich glaubte über Alles zu herrſchen; aber nun ſehe ich dieſes Geſchöpf. So muß ich Gott fragen, wen er zuerſt geſchaffen hat!" Er aber eilte zu Gott, grüßte ihn und ſprach: „Ich glaube, Gott iſt Herr aller Dinge! König, mein Herr, du biſt überall!" Da antwortete Gott: „Warum verließeſt du die Stätte, wohin ich dich geſtellt hatte?" Und Gabriel that nun die Frage. Aber Gott ſchwieg und Gabriel ſtand in Erwartung dreihundert Jahre und ſagte: „O mein Vater, mein Vater!" Dann rief Gott: „Schweig! Du weißt, daß ich noch nicht die Welt gemacht habe, und ſie nicht machen konnte, wie ich wollte, ohne daß erſt Mohamed war, weder Himmel, noch Hölle, noch Teufel, noch Meer; weder Sterne, noch Thiere!" Darauf ſchuf Gott ſieben Himmel und ſieben Höllen. Der erſte Himmel iſt für Gott ſelbſt, und er wird bei dem jüngſten Gericht hier Mohamed, Chriſtus, Abraham, Moſes und den Engel Entoſ zulaſſen, welcher Gott allein dient und der einzige Engel iſt, über den Gabriel nicht herrſcht. Alle dieſe Himmel aber ſind von dem Glanze erhellt, den die Propheten von ſich ſtrahlen und von Gott empfangen. Die erſte Hölle iſt für die Marabouts beſtimmt, welche leſen lernten und Gott erkennen konnten, aber Böſes thaten und ihre Pflicht verſäumten. — Gott hat den Adam, ſagt man, aus Sand geſchaffen, ohne Seele. Ibliees aber, der große Teufel, ſah dieß, und als er ihn liegen ſah, ſpottete er ſein und ſagte: „Dieß iſt eitel Sand. Soll ich glauben, daß dieß ein Geſchöpf von mir ſey?" Und er ſpie auf Adam. Gott aber hörte ſeine Worte; er gab Adam ſogleich eine Seele, und Adam ſtand auf und war zornig geworden und warf eine Hand voll Sand nach Ibliees und ſprach: „Ich will dir nicht dienen!" Gott aber trieb Ibliees aus dem Himmel und nahm Adam zu ſich und behielt ihn dreihundert Jahre. Da ſchuf er Howa, ein Weib, für ihn, und erlaubte ihnen, alle Früchte des Himmels zu eſſen, nur eine nicht. Adam kannte Ibliees ſchon von jenem Ereigniß her, aber Howa kannte ihn nicht. Und da Ibliees ſeine Seele im Feuer ſah, ging er zum Herrn und bat ihn um Lohn oder Bezahlung für alle Gebete und alle gute Werke, welche er in ſeinem früheren Leben gethan hatte. Gott aber fragte ihn, was er begehre. Ibliees antwortete: „Ich will Genoſſen in der Hölle!" Da antwortete Gott: „So gehe und ſiehe, ob du die Menſchen böſe machen kannſt, denn ich will nicht Menſchen ſchaffen, welche dir in der Hölle Geſellſchaft leiſten!" Ibliees dankte ihm und ging zu Howa und ſprach zu ihr: „Alle Früchte im Himmel ſind gut, aber dieſe übertrifft ſie alle; warum ißeſt du nicht davon?" Howa ſprach: „Mein Mann ſagte mir: ich dürfe nicht!" Ibliees erwiederte: „Dein Mann hintergeht dich. Gott hat dies nie geſagt; denn es iſt die beſte Frucht von allen und Adam will ſie nur für ein anderes Weib aufbewahren!" — „Aber hier iſt kein anderes Weib!" rief Howa. „Wohl iſt eines da; du aber weißt nichts von ihrem Leben!" ſprach der Teufel. Da aß Howa drei Früchte und nahm noch zwei mit hinweg und legte ſie unter ihr Hauptkiſſen und klagte bitterlich zu Adam über das andere Weib. Adam ſchwur, es ſey falſch. Howa aber ſprach: „Schwöre nicht, ſondern iß von dieſer Frucht, ſo will ich dir glauben!" — Er aß und Gott ſandte Gabriel, ihn ab zu halten. Gabriel nahm ihn bei der Gurgel, um ihn am Verſchlucken zu hindern, woher der Mann bekommen hat, was man den Adams-Apfel nennt. Und Gott rief Adam drei Mal und ſprach zu ihm: „Dieweil du dies gethan haſt, muß ich eine irdiſche Welt für deine Nachkommen bauen, denn die werden nicht für den Himmel taugen und du mußt auf die Erde hinab wandern, wo du jeden Tag Mühe haben wirſt, und was du glaubſt, es ſey dir gut, wird dir Böſes bringen. So geh' denn!" — Gott aber ſandte ihm ein kleines Buch, Choſan genannt, und ſagte ihm: er ſolle gehen und ſich waſchen und ſein Herz zuerſt waſchen und dann beten, und ſprach: „Du mußt ſterben, doch nach dem Tode ſollſt du in den Himmel kommen!" — An einem Freitage aber begann Gott die Erde zu ſchaffen und endigte am Mittwoch und am Donnerſtage ruhte er. Freitag wird der Tag des Gerichts ſeyn, und wenn dieſer Freitag kommt, wird es dreihundert Jahre dauern und es wird zehn Jahre lang regnen, um die Welt vor dem Gerichte zu verderben." — So viel von dieſer Mandingos-Mythe. Die Aehnlichkeit mit der des Moſes iſt nicht zu verkennen. Ob Beide aus einer Quelle ſchöpften, oder ihnen die von Moſes ſelbſt zugekommen und dann ſo verändert worden iſt, mögen Alterthumsforſcher unterſuchen. *e

In Rom ereignete ſich unlängſt ein luſtiger Vorfall: Ein Menſch mit einem ſehr hohen, ſpitzen Hute ſchritt ruhig beim Capitol vorüber, als ein Soldat plötzlich hinter dem Stumpf einer Bildſäule des Ganimedes hervor ſtürzte und dem Vorbeigehenden den Hut mit dem Säbel aufſpaltete, ſo daß ein Strom von (vermeintlichem) Blut herabfloß. Eine Menge Volks ſtrömte herzu und wollte ſchon Partei nehmen für den Beſchädigten, als jeden bis acht Polizeidiener vom Tarpejiſchen Felſen herkamen und der verblendeten Menge darthaten, daß der gräulich Beſchädigte — ein Confectbändler ſey, der in ſeinem hohen Hutkaſt Rosmarin von Neuem einſchwärzen wollte. Jetzt ließ man ihn ruhig abfahren. (Corsaire.)

„Das Geheimniß, über die Weiber zu triumphiren und ſich ihre Neigung zu erhalten, nebſt Gedanken über die Liebe, von Montaigne, Labruyere u. ſ. w." — ſo iſt ein neues Werk betitelt, aus drei Theilen beſtehend: I. den Weibern zu gefallen; II. über ſie zu ſiegen, und III. ſie treu zu erhalten. „Wer das

Erstere will", sagt der Verfasser (St. Angt), „muß vor allen Dingen nicht furchtsam seyn. Ninon de Lenclos spricht einmal aus ihrer Erfahrung, meinend: die Blödigkeit der Manner rette mehr Weiber als deren Tugend: — Ein zweites Mittel ist das Bewandertseyn in schonen Kunsten. Dichtkunst, Musik, Malerei, Alles das sind unsichtbare Gefallmittel. — Von da schreitet der Verfasser zum zweiten Abschnitt, dem Triumph über das Weib, der allerdings Spaß ist, wenn der erstere Zweck erreicht war. Der Leser lernt in diesem Abschnitt indeß noch manches Wichtige kennen, erfahrt, wie er mit der Spröden, mit der Koketten, mit der Kalten, mit der Hitzigen, mit der Romanhaften, mit der Devoten und mit der Ueberspannten zu verfahren habe. — Das letzte Capitel ist das längste, weil der Gegenstand auch offenbar der schwierigste ist. Der Verfasser nimmt jeden Charakter mit vielem Scharfsinn durch, warnt vor den zu vermeidenden Gefahren, und legt überhaupt eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens an den Tag, kurz, das Werk ist gewiß gelungen und dem Laien zu empfehlen. (Pandore.)

Ein französischer Soldat hatte auf seinem Marsch nach Rußland im Jahr 1812 in einem Dorfe bei Wilna eine Summe Geldes vergraben, um sie auf dem Ruckmarsch wieder zu finden. Er ward gefangen, und konnte erst Ende vorigen Jahres loskommen. Die Stelle noch wissend, geht er nach seiner Schatzgrube, öffnet sie und findet — statt des Schatzes einen Brief, worin ein Unbekannter ihm meldet, daß dies Geld seit 1813 in Nancy bei einem Handelshause auf Zinsen stehe, und er dort Geld und Zinsen heben konne. Der Erschrockene hielt die Sache natürlich für einen Spott, und setzte seinen Ruckmarsch höchst niedergeschlagen fort. Wie groß war indeß sein Erstaunen, als er in Nancy, Spaßes halber, anfragte, und ganz ernsthaft die Bestatigung seiner Brief-Anweisung erhielt, sobald er seine Person, wie die Briefsüdresse lautete, legitimire. Dies geschah, und der Glückliche erhielt sogleich Geld und Zinsen, und hat damit jetzt ein Geschäft angefangen. (Pandore.)

1825. No. XXII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Gottfr. Crayon's Skizzenbuch.

Aus dem Englischen des Washington Irving, übersetzt von S. H. Spiker.

2 Bände. gr. 12. Preis: geh. 3 Thlr.

ist jetzt vollständig erschienen bei

Duncker und Humblot in Berlin.

Bei H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Die Kunst zu lieben.

Systematisch und mit besonderer Rücksicht auf Ovid's ars amandi dargestellt.

Aus den Papieren des Grafen v. S.

8. Sauber brochirt. Preis: 12 Gr.

Der Verfasser macht in diesem Werkchen drei Abtheilungen und zeigt in der ersten, wie ein junger Mann es anfangen muß, um ein Mädchen, das er wahrhaft liebt, sich geneigt zu machen: in der zweiten folgt darauf die Anweisung, wie derselbe die gemachten Eroberungen zu behaupten hat, und in der dritten endlich wird jungen Mädchen eine lehrreiche und tief aus dem menschlichen Herzen geschöpfte Anleitung gegeben, wie sie — ohne Coquetterie — sich die Herzen der Männer geneigt machen können.

Das Werkchen wird sich durch sich selbst empfehlen; der Styl ist frei von jeder Zweideutigkeit, leicht, fließend, und eignet es sich daher besonders zu Geschenken zwischen Freunden und Freundinnen: ganz besonders aber ist es noch jedem trostlosen Liebhaber zu empfehlen, der hier auf jeden Fall Trost und frohliche Aussicht auf glänzenden Sieg gewinnt.

Privat- und Leihbibliotheken

mache ich auf folgende kürzlich bei mir erschienene schönwissenschaftliche Schriften aufmerksam, da sie ohnstreitig mit unter die besten Erzeugnisse der letzten Ostermesse gehören:

v. Militz Orangenblüthen 3te Samml. 6 Erzählungen enthaltend. geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Preis aller 3 Bde. 4 Thlr.

— — gesammelte Erzählungen, 2 Bde. geb. 3 Thlr.

Raupach, Dr. E., die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten. geh. 1 Thlr.

Druck und Papier sind schön und der Einband geschmackvoll, daher sich diese Bücher auch zu einem angenehmen Geschenke eignen.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

Im Verlage von Immanu. Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der lustige Reisegesellschafter,

eine Sammlung von 168 spaßhaften Anekdoten, zur Vertreibung der langweiligen Stunden auf Reisen.

Dritte, vermehrte Auflage. 1825.

Preis: geh. 9 Gr.

Diese Anekdoten werden gewiß zum Lachen reizen, doch nie auf Kosten der Sittlichkeit. Sie sind kurzweilig, ohne die Religion oder irgend einen Stand lächerlich zu machen, und werden den durch böses Wetter oder andere Unannehmlichkeiten verstimmten Reisenden und Badebesuchenden augenblicklich in eine heitere Laune versetzen. Wer kennt nicht die wohlthätigen

Wirkungen des Lachens? Hier erhält man für weniges Geld eine herrliche Arznei!

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ign. Freyh. von Pick

humoristisches Lustwäldchen.

8. in Umschlag brosch. 1 Thlr.

Dem Freunde des heitern Humors, des Witzes, der anständigen Satyre und launigen Gedankenspiele aller Art ist hier ein frisch grünendes, würzig duftendes Wäldchen angepflanzt, zu erquicklicher Zerstreuung und mannigfachem Genuß. Hätte der Herr Verf. seine in Zeitschriften abgedruckten kleinen Aufsätze mit seinem Namen unterzeichnet, so würde die Lesewelt gleich bei Erblickung des obigen Titels gewiß das günstigste Vorurtheil hegen, so unverkennbar ist dessen Ruf für das komische Fach. Reich und neu an Formen, wie der Herr Verf. ist, bietet auch das gegenwärtige Buch eine Fülle von Mannigfaltigkeiten dar: es liefert Erzählungen, Gespräche, Mode-Scenen, Reflexionen, ein satyrisches Wörterbuch unter dem Titel: Grillenlexicon, u. s. w., und eignet sich in jeder Hinsicht zu einem freundlichen erheiternden Gesellschafter, besonders auch in verstimmten Augenblicken.

In unserm Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach

für

das Jahr 1826.

Herausgegeben

von

Julius Curtius.

Dieser neue Musen-Almanach hat, namentlich auch durch die darin enthaltenen Xenien, in verschiedenen Zeitschriften schon sehr entgegen gesetzte (lobende und verdammende, zahme und wilde) Beurtheilungen und lebhafte Zwistigkeiten veranlaßt, so daß in der Lesewelt ein reges Interesse dafür begreiflich ist.

Ludwig Robert's

Kassius und Phantasus

oder

der Paradiesvogel.

Eine

erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen; nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry.

Preis: 20 Gr.

Der Verfasser, als höchst geistreich bekannt, hat in diesem parodirenden und ironisirenden Werke eine sehr unterhaltende Burleske und zugleich eine sarkastische Kritik des jetzigen Zustandes der deutschen Bühne geliefert: die öffentlichen Beurtheilungen empfehlen dieses Witzspiel als eine originelle literarische Erscheinung.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Literarische Anzeige.

Bei dem Unterzeichneten erscheinen Lord Byron's sämmtliche poetische Werke genau und correkt nach der besten Londner Original-Ausgabe abgedruckt in einem gr. 8. Band (The Works of Lord Byron, complete in One volume), wozu die Subscription seit dem 15. April eröffnet ist. Inhaltsübersicht, Preisbedingungen und Druckprobe sind sowohl bei dem Unterzeichneten, als in allen Buchhandlungen Deutschlands einzusehen und zu erhalten. Jeder Freund der englischen Literatur, jeder Beförderer deutschen Kunstfleißes wird sich nach Ansicht der Druck-, Papier- und Formatprobe überzeugen, daß hier Ungewöhnliches geleistet werden soll und es Niemand gereuen wird, auf einen so reichhaltigen, correkt und elegant gedruckten und dabei doch wohlfeilen Band zu unterzeichnen.

Der Preis — 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr. rheinisch für die Ausgabe auf weißes Druckpapier und 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Kr. für die auf Velinpapier — ist nicht das Viertheil dessen, was die billigsten Londner und Pariser Ausgaben der sämmtlichen poetischen Werke Byron's kosten.

Frankfurt a. M., den 1. Mai 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

In unserem Verlage ist erschienen:

Tabellarische

Arzneimittellehre

für

praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung

praktischer Erfahrungen

bei den vorzüglichsten

technischen Gewerben und Künsten

und deren Fortschreiten,

besonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Die

Kunst des äußern Vortrags

von

Dr. Anton.

Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu

reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei Carl Cnobloch in Leipzig ist jetzt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sternberg, Dr. J., neuer deutscher Briefsteller in einer großen Menge Briefmuster für die vornehmsten Vorfälle des Lebens.

Nebst einer Anleitung zum Briefschreiben, Bemerkungen über die Einrichtung und die Form der Briefe, die Verschiedenheit derselben nach ihrem Inhalt, Titulatur u. s. w. und einem Anhang von Formularen, zu Schuldverschreibungen, Wechseln, Anweisungen, Kauf-, Mieth-, Bau-, Lehn- und andern Verträgen, Eheberedungen, Testamenten, Vormundschafts- und andern Rechnungen, Quittungen, Empfangscheinen, Zeugnissen, Heirathes-, Geburts- und Todes-Anzeigen für öffentliche Blätter.

8. 500 Seiten. Preis: 1 Thlr.

Daß sich dieser Briefsteller durch seine Brauchbarkeit und Vollständigkeit vor vielen der bereits erschienenen sehr vortheilhaft auszeichnet, wird ein jeder bei näherer Prüfung leicht finden. Denn die Anleitung zum Briefschreiben ist kurz und deutlich, die Titulaturen sind möglichst vollständig und bei den Briefen wie bei den übrigen Aufsätzen ist auf die meisten Vorfälle im menschlichen Leben Rücksicht genommen worden.

Leipzig, im Mai 1825.

Bei J. La Ruelle, Sohn, in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Begebenheiten Telemach's, Sohn des Ulysses,

verfaßt von F. von Salignac, de la Motte Fenelon, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Joh. Wilh. Meigen.

Preis: broch. 1 Thlr.

Die Begebenheiten des Telemach's (les aventures de Telemaque) von dem berühmten und vortreflichen Fenelon, Erzbischof von Cambray, sind seit ihrer ersten Erscheinung, sowohl in Frankreich als von allen civilisirten Nationen Europa's, als ein classisches Werk betrachtet worden, sowohl wegen der Reinheit und Schönheit des Styls, als auch der vortreflichen moralischen Grundsätze, die es enthält. Es wurde daher auch schon lange in Deutschland als Lesebuch bei dem Unterricht in der französischen Sprache mit vielem Nutzen gebraucht. Mehrere deutsche Uebersetzungen sind davon nach und nach erschienen, die freilich von verschiedenem Werthe sind und deren Styl nach dem damals herrschenden Geschmack beurtheilt werden muß.

Die Verlagshandlung der gegenwärtigen Ausgabe glaubte indessen, daß eine neue treue, doch aber eben nicht ganz wörtliche Uebersetzung dieses classischen Werkes in's Deutsche, die zum Gebrauche derjenigen eingerichtet wäre, welche sich schon einigermaßen mit der französischen Sprache bekannt gemacht haben, und zur ferneren Uebung einen französischen Classiker wieder in seine Ursprache übersetzen wollen, nicht überflüssig seyn würde. Auch jungen Franzosen, die das Bedürfniß fühlen, sich mit der deutschen Sprache vertrauter zu machen, wird ein Werk dieser Art gewiß sehr willkommen und nützlich seyn.

Damit dieses Werk den beabsichtigten Zweck um so eher erreiche, hat die Verlagshandlung den Preis so billig als möglich gestellt, und erbietet sich überdies, an Schulanstalten, welche 12 Exemplare auf einmal nehmen, ein 13tes unentgeldlich zu bewilligen.

Ankündigung

zum Vortheil der Subscribenten auf das Werk:

Uebersicht

der gesammten

direkten und indirekten Besteuerung

in den

Preußischen Staaten

als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,

von

Carl Wilhelm Schmidt,

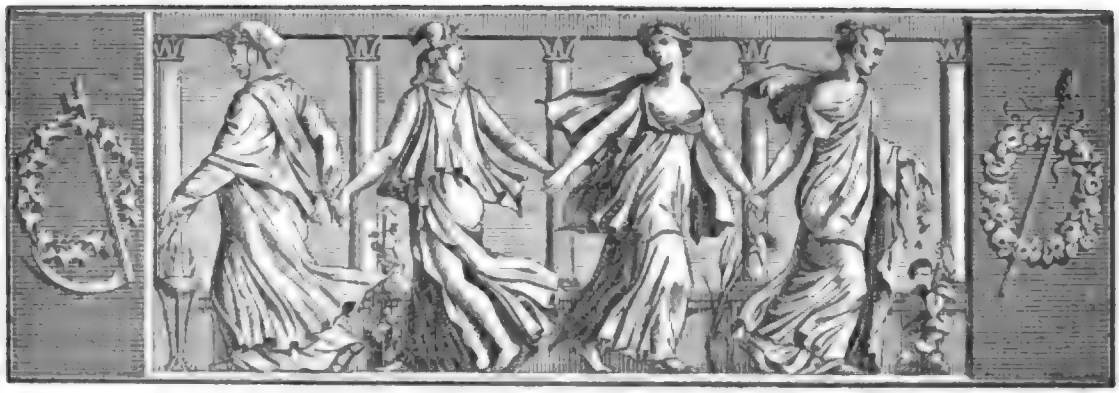
Königl. Steuer-Rendant, Verfasser der „mechanischen Technologie", ordentlichem Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam u. a. m.

Zwei Bände.

Da wir diesem Werke — welches über seinen Gegenstand entschieden das brauchbarste, und für Regierungs- und Gerichts-Behörden, Magistrate, Kaufleute, und überhaupt alle Geschäftsmänner, ein vortreffliches Handbuch seyn wird, indem es nicht bloß die Steuern des Preußischen Staats, sondern auch der angrenzenden Länder umfaßt — alle neueren Gesetze, Verfügungen und Bestimmungen, so vollständig als möglich, beifügen wollen, so können wir es erst im August dieses Jahres ausgeben. Es bleibt demnach der Subscriptions-Preis mit 2 Thlr. 12 Gr. Pr. Cour. bis zum 15. August d. J. gültig. Von da ab tritt der Ladenpreis mit 4 Thlr. Pr. Cour. unabänderlich ein. Ausführlichere Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben, die auch sämmtlich Subscriptionen annehmen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 24. Juni. 100tes Blatt.

Ein Brief aus Amerika.

Einer amerikaniſchen Zeitſchrift entnehmen wir das folgende Schreiben, womit ein Vater von einem halben Dutzend Töchtern ſeinem Herzen Luft machte. — Wir wollen durch die Ueberſetzung dieſer Klage-Epiſtel keineswegs einen Zeigefinger auf Deutſchland richten. Die deutſchen Jungfrauen bedürfen, wenn auch ſonſt Alles aus der Fremde, doch nie der guten Lehren; es iſt bei ihnen, in Bezug auf Sitten, kein Vor-Satz, kein Vor-Rath nöthig — weil ihr Vorſatz zum Rechten, ihr Vorrath von Sitte unerſchöpflich iſt — und ſo mag denn gleich der amerikaniſche Vater das Wort nehmen:

Mein werther Freund!

So viel reden und ſchreiben, wie die jetzige Welt, kann ich nicht: denn ich bin noch von Washington'ſchem Schrot und Korn und meine Schriftſtellerei muß ſich auf Geſchäftsbriefe und Rechnungen beſchränken. Verſtändlich aber hoffe ich zu ſeyn, wenn ich Dir ein Wort im Vertrauen ſagen will, und dies iſt der Fall.

Ich war immer und in allen Angelegenheiten fleißig, auch gingen meine Geſchäfte gut: ich habe einige Capitale auf Zinſen und ſechs Töchter auf den Beinen. Daß ich ſie zur Schule anhielt, kannſt Du denken; die Dirnen können leſen und ſchreiben und ich habe nützliche Bücher angeſchafft, ja ich halte ſogar etliche Zeitſchriften, damit ſie das Nützliche mit dem Schönen verbinden können. Aber was leſen ſie? — Scott, Cooper, Byron, das ſind die Namen, die ich hören muß, deren Reden in meinem Hauſe ein ſechsfaches Echo haben; und wenn ich ein nützliches Buch in die Hand nehme, halten die Blätter noch ſo feſt zuſammen, daß, will ich eines trennen, es mich gleichſam auszifcht, weil ich dafür mein Geld ausgegeben habe. Meine Mädchen wollen alle reiche Männer heirathen, haben aber vorläufig nur Liebhaber, deren Vermögen kaum zureicht, um ihnen die Werke jener drei Schriftſteller auf Löſchpapier präſentiren zu können. Meine Mädchen wollen reiten und fahren, das Theater beſuchen und dabei Gebacknes und Gefrornes eſſen, das koſtet Geld; ſie wollen jede Neuerung mitmachen, und außer der Mode, ſich um jede neue Mode zu bekümmern, nichts weiter treiben, das koſtet noch viel mehr Geld; ſie wollen immer Leute um ſich haben, die ihnen in ihren ſogenannten Geſchmacks-Sachen rathen, ihnen Schmeicheleien und Unſinn ſagen; das koſtet das allermeiſte Geld. So ſind ſie immer unterweges und geſchäftig, ohne eigentlich etwas zu thun und ich fürchte, ſie werden ſitzen bleiben, weil ſie das Sitzen nicht vertragen können — außer bei'm Boſton-Spiel, das ſie jedesmal in Vorſchlag bringen, wenn ein vernünftiges Geſpräch im Anzuge iſt.

Ihre Mutter ſagt ihnen oft: daß ſonſt die jungen Mädchen nicht ſo viel nach Delikateſſen fragten, nicht ſo viel Bewegung nöthig hatten; was antworten die weiſen Jungfrauen: Seit wir die Schnürleiber nicht mehr ſo feſt anziehen dürfen, muß man die ſchlanken Taillen mit feinen Speiſen und viel Bewegung erhalten — und daß ſie ſo dünne ſind, macht meine Aus-

gaben so stark! — Ihre Mutter sagt ihnen ferner: sie habe als Jungfrau der Wirthschaft vorgestanden, die Betten gemacht, die Küche besorgt, die Wäsche geplättet; was ist die Antwort: die Cultur wolle dergleichen von gebildeten Mädchen nicht mehr; sie hätten nichts zu thun als Halskrägelchen und Börsen, allenfalls auch Brieftaschen und Tabacksbeutel zu sticken und zu stricken, um die Gegengeschenke für ihre Makulatur-Liebhaber bereit zu haben.

Meine Frau hat mir oft erzählt, daß sie in ihrer Jugend zuweilen einen Roman heimlich in die Tasche gesteckt und gelesen habe. Das mag seyn; denn wer verstohlen lesen muß, arbeitet dann wieder desto fleißiger, um den Verlust an Zeit zu decken; wenn aber meine Mädchen von Taschen hören, so schneiden sie Gesichter, als ob sie die Last davon zu tragen hätten, daß nur eine Tasche, nämlich die meinige, im Hause ist, und zupfen dann an dem grünseidenen Vorhange, mit dem sie ihr großes Büchergespinde bedeckt haben.

Was hilft es mir, wenn ich tausend Mal wiederhole: Junge kernhafte Mädchen haben Gesundheit genug, wenn sie auch nicht den ganzen Tag die feinen und theuren Schuhe aller Orten ablaufen; sie haben Bewegung genug, wenn sie auch nur Hauswirthschaft, nicht Straßen- und Theaterwirthschaft treiben, und wenn sie der Mutter helfen, die sich mit den faulen und schnippischen Dienstboten ihr Leben im Aerger verkürzen muß. Ich will meine Töchter nicht einsperren, nein, sie sollen sich sehen lassen; ich will sie nicht knapp halten, sie sollen es vielmehr auch körperlich beweisen, daß ich etwas an sie wenden kann. Sie tragen ihre Shawls, sogar ostindische, ihre Hauben, und können haben, was kleidet und unsre Industrie fördert; aber daß die Weiber uns freie Amerikaner durch ihren ewigen Wechsel in den Moden allen andern Ländern unterthänig machen und die Capitale, die wir noch zum Anbau weiter Strecken nöthig haben, in Tand verwandelt, auf Kopf und Schultern tragen wollen, das ist nicht zu leiden. Unter meinen Rechnungen muß stehen: „Zu Dank empfangen"; nicht jeder Blick, den ich von meinen Töchtern zum Himmel wende, sagt dasselbe, wenn ich ihr Treiben laut und still betrachte; denn ich bin, wie schon berührt, ein Mann aus der Zeit Washington's, d. h. ich bin überzeugt, daß wir den Despotismus in unserem Lande mit Einfachheit und Solidität ab zu wehren haben, ihn mit Romanen, Singsang, Schneiderkünsten und Schuhmacher-Rechnungen aber in unsre Mitte führen. Und wenn meine Mädchen sich nicht ändern, so verheirathe ich, als guter Patriot, sie nur außer Landes, oder sie werden im Lande alte Jungfern, damit ich wenigstens bei uns nicht ein solches Geschlecht vermehre, welches von den Sitten, die uns frei machten und frei erhalten können, nichts wissen mag. Und nun leb' wohl! Ich aber will rüstig kämpfen mit dem Amazonen-Heer, welches in mein eigen Haus die Unsitte und den Unsinn aller Länder zu bringen gedenkt. Bertram.

Rheinreise; in Briefen an einen Freund.

(Schluß.)

Sechster Brief.

Wir verließen Bonn Nachmittags bei günstigem Winde. Die Schiffer spannten Segel auf, um die Fahrt zu beschleunigen. Mir war dies sehr willkommen, da die Rheingegenden von Bonn an den romanesken Charakter verlieren, und trockene Ebenen zu beiden Seiten sich darstellen, die das Auge um so mehr ermüden, je mehr es früher an den üppigsten und lebendigsten Wechsel zauberischer Schönheiten gewöhnt war.

Etwas unterhalb Schwarzrheindorf, auf dem rechten Ufer des Rheins, ergießt sich in ihn die Sieg. Sie ist dadurch ausgezeichnet, daß besonders große Lachse in ihr gefunden werden, von 50 Pfunden und darüber. Der Mündung der Sieg gegenüber fließt die Roos in den Rhein. An der östlichen Rheinseite liegen Bracher und Meindorf, wo eigentlich die ermüdenden Ebenen ihren Anfang nehmen.

Ungefähr nach zwei Stunden waren wir in Cöln. Der erste Anblick von Cöln ist ungemein überraschend. Eine große Stadt, mit hohen altergrauen Häusern und vielen Thürmen, erhebt sich dicht am Rheine. Eine große Menge mächtiger Schiffe mit Segeln und Flaggen von verschiedenen Farben, die der Wind lustig durch einander trieb, lagen vor Anker. Wir stiegen an's Land, und entließen unsere Schiffer, da wir die Rückreise nach wenigen Tagen zu Lande machen wollten.

Nachdem ich einige Erfrischungen genommen hatte, ersuchte ich meine Reisegefährten, mit mir die Stadt zu durchziehen, und da sie für den Augenblick keine Lust dazu äußerten, machte ich mich allein auf den Weg. — Ich trieb mich eine Zeit lang zwischen hohen und breiten Häusern herum, die mit Schiffs-Ankern dergestalt verziert waren, daß ich sie zwischen den Stockwerken, deren die meisten Häuser vier oder fünf haben, angebracht fand. Allenthalben sah ich Wirthshäuser und Schlaf-Orte mit den Worten angezeigt: „Hier ist gut trinken" oder: „Hier ist gut schlafen", aber die Einladungen waren nicht sehr verlockend, denn da eben in den Gassen gefegt wurde, und zwar so, daß man glauben konnte, Cöln sollte von Grund aus gesäubert werden, hatte sich ein dergestalt verpestender Gestank in den oft engen Gassen der Stadt ausgebreitet, daß ich mich schnell zur Rückkehr in den Gasthof anschickte. Mein Führer bedeutete mich, daß dies alle

Samſtage hier der Fall ſey, als am allgemeinen Reinigungs- und Säuberungstage der Stadt.

Am andern Tage beſuchten wir zuerſt den Dom. Er iſt in Kreuzform erbaut, und der Grund dazu wurde gelegt im Jahr 1248 unter Conrad von Hochſteten. Die Gewölbe ruhen auf einer vierfachen Reihe von Pfeilern oder Säulen. Der Hochaltar, ſechszehn Schuhe in der Länge und acht in der Breite, iſt von ſchwarzem Marmor, im neuern Geſchmack gearbeitet. Zu beiden Seiten ſitzen Maria und Petrus. Ausgebaut iſt übrigens nur der Chor mit den Kapellen um ihn her. Viele Theile der Kirche ſind nur mit Brettern überdeckt. In einem von den beiden Thürmen, von denen gleichfalls keiner vollendet iſt, hängt die große 25,000 Pfund ſchwere Glocke. Die wegen ihrer Vortreflichkeit bekannte Orgel befindet ſich oberhalb des Eingangthores zum Chor. — Hinter dem Hochaltar ſteht das Grabmal der heiligen drei Könige, von einem Gegitter umgeben. Die Leiber liegen zuſammen in einem ſilbernen und vergoldeten Sarge, der mit vielen Steinen und Zierrathen ausgeſchmückt iſt. Uebrigens ſind nur die Häupter zwiſchen einer, oberhalb des Sarges angebrachten Verdachung zu ſehen, mit den aus Rubinen zuſammen geſetzten Namen Caspar, Melchior, Balthasar. Der Erzbiſchof Reinold der Zweite von Daſſel ſoll ſich die Gebeine dieſer heiligen Männer, die ſonſt zu Mailand gelegen, vom Kaiſer Friedrich I. ausgebeten haben, worauf ſie im Jahr 1170 nach Cöln gebracht wurden. Das Thor am Rhein, durch welches man die Reliquien in die Stadt führte, wurde zugemauert, damit nichts Irdiſches mehr könne durchgeführt werden. Es ſind auch die Bildniſſe der drei Könige darüber gemalt. Außerdem liegen im Sarge noch die Ueberreſte der Märtyrer Felix, Nabor und Gregor von Spoleto. — Das Ganze hat durch Auswanderung des Cölniſchen Domkapitels nach Arensberg, im Jahr 1794, viel gelitten, wohin auch der Sarg mit den andern Kirchenſchätzen gebracht wurde. Unter Anderem vermißte man auch, bei der Rückkehr des Sarges nach Cöln im Jahr 1804, die goldenen, reich mit Diamanten und Perlen geſchmückten Kronen, welche vordem die Häupter der drei Könige zierten, und deren jede ſechs Pfund ſchwer war. — Vor der Kapelle der drei Könige liegen die Erzbiſchöfe von Cöln aus dem Baierſchen Hauſe, deren Grabſchriften und Denkmale an den Marmorwänden zu ſehen ſind. Auch ſind die Eingeweide der Königin Maria von Medicis hier begraben.

Von den übrigen Kirchen und Klöſtern, deren Cöln eine namhafte Anzahl hat, iſt beſonders die Kirche zum heiligen Peter, durch die Kreuzigung Petri (von Rubens) bedeutend, welcher, zum Andenken der hier am Petrustage empfangenen Taufe, der Kirche dies Gemälde verehrte. Im Jahr 1794 wurde es von den Franzoſen weggenommen und nach Paris gebracht, ſpäter aber von den Preußen der Kirche wieder zurück geſchickt. Das Gemälde gilt für eine der herrlichſten Arbeiten Rubens, und iſt von großer, ergreifender Wirkung. Auf der Kehrſeite iſt eine gelungene Copie deſſelben.

Wie viel auch alle in Cöln befindliche Klöſter, Kirchen und Stifter während der franzöſiſchen Regierung mehr und minder litten, da viele aufgehoben, andere in Magazine verwandelt wurden, erfuhr doch keine einen ſo empfindlichen Verluſt, als das ehemalige Jeſuiten-Collegium. Viele der ſeltenſten Incunabeln, eine bedeutende Mineralien- und Münzen-Sammlung, antike Vaſen, Urnen und dergleichen, eine große Sammlung von Kupferſtichen und über 600 Original-Zeichnungen der berühmteſten Meiſter, einen Band eigenhändiger Briefe von Leibnitz, Alles das nahmen die Eroberer mit ſich fort.

Unter den übrigen Gebäuden iſt das Rathhaus ausgezeichnet; ein großes, gothiſches Gebäude mit einem hohen Thurm von ausgehauenen Steinen, der mit allerlei Bilderwerk verziert iſt, und von dem man die ganze Stadt überſehen kann. Im Hauptgebäude iſt der große Saal der Hanſe, im Erdgeſchoß ein Saal mit herrlichen Gobelins. Das Schauſpielhaus, welches ſehr geſchmackvoll verziert ſeyn ſoll, war leider geſchloſſen.

Die Bibliothek iſt ziemlich reich an Bänden, enthält aber keine beſonderen Merkwürdigkeiten.

Am dritten Morgen verließ ich mit meinen wackeren Freunden die Stadt, um die Heilquellen des Taunus zu beſuchen, und nach Darmſtadt zu kommen, wo wir die Reiſe durch die Bergſtraße nach Heidelberg anſtellen wollten. Deinhardſtein.

Das Schaffen.

Die Kraft iſt friſch, die Seel' iſt voll,
Und ich zweifle noch, ob ich ſchaffen ſoll?

Schafft denn nicht Alles um mich her,
Umquillt mich nicht ein Lebensmeer?
Steigt nicht der Blume Kelch empor?
Bringt nicht der Baum ſein Blatt hervor?
Entwickelt ſich die Pflanze nicht?
Giebt nicht die Sonn' ihr helles Licht?
Und ſtrömen denn nicht ungehalten
Die Quellen aus der Erde Spalten?
Singt nicht der Vogel Melodien,
Die rührend durch die Seele zieh'n?
Baut nicht der Zimmermann ſein Dach?
Steigt nicht die Mauer von Tag zu Tag?
Und ich, ich ſollte der Einz'ge ſeyn,
Der müßig ruhte? Nein, o nein!

Die Kraft iſt friſch, die Seel' iſt voll,
Ich zweifle nicht, ob ich ſchaffen ſoll!

Ernſt Ortlepp.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur und Kunst. Mit großer Freude machen wir das Publikum mit einem seit Kurzem (in Wittenberg bei Zimmermann) erschienenen Werke bekannt; es heißt:

„Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Director der Königlichen Akademie der Künste in Berlin ꝛc."

Wenige Städte mögen so glücklich seyn, eine solche Beschreibung zu erhalten, die eben sowohl ein angenehmes Geschenk für den Einwohner, als interessant für Fremde ist. Wittenberg, die feste Burg, von welcher aus unser großer Luther und mit ihm so viele andere Reformatoren, Melanchthon, Buggenhagen u. s. w. für das Heil des Evangeliums wirkten, ist dadurch in der Geschichte eine der merkwürdigsten Städte geworden. Eine Beschreibung dieser Stadt muß sogar den Nichtevangelischen interessiren, vor Allem aber muß sie die Theilnahme der Bewohner des ganzen preußischen Staats, des größten protestantischen Reiches, in Anspruch nehmen, und besonders dann, wenn sie so allgemein belehrend und unterhaltend abgefaßt ist, wie diese. Das ganze Werk, VIII S. und 141 S. in 4., ohne die vielen Abbildungen, zerfällt in zwei Theile. Der historische Theil enthält eine kurze ältere Geschichte Wittenbergs bis zur Reformation, und die Lebensbeschreibungen Dr. Martin Luther's, Friedrich des Weisen, Johann des Beständigen, Philipp Melanchthon's und Johann Buggenhagen's, die sich Alle durch eifriges Quellenstudium auszeichnen, und gewiß zu den besten gehören, die in den letzten Zeiten erschienen sind; das Vorzüglichste an ihnen aber ist, daß sie größtentheils aus eigenen Schriften der großen Männer zusammen gestellt sind, und daß bei doch nicht das tausend Mal Vorgekäute wieder nachdenken. Der Nachtrag über die Stiftung der Universität, so wie der Geleitsbrief Herzog Georg's und das Fragment aus Albrecht Dürer's Tagebuch, welches er auf einer Reise nach den Niederlanden schrieb, und worin er Luther's gedenkt, sind schätzenswerthe Beilagen. Das Bruchstück aus dem Tagebuche des Studenten Kessler, der Luther'n als Reiter auf seiner ersten Ausfucht von der Wartburg nach Wittenberg kennen lernte, ist ein frisches Lebensbild jener Zeit, und dabei merkwürdig für den Historiker. Hier erkennt man recht den großen Geist Luther's, den keine Gefahr aus der Fassung und fröhlichen Ruhe zu bringen vermochte. Dem Lehrer-Verzeichniß der Universität ist ebenfalls seine Stelle zu gönnen. Wenn nun durch diesen historischen Theil die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Stadt, in der alle diese großen Männer lebten und wirkten, noch mehr erregt ist, so macht uns der artistische Theil mit den Denkmälern der Kunst bekannt, welche sich in ihren Mauern vorfinden. Zur Erläuterung der inhaltreichen Aufsätze ist eine bedeutende Anzahl größtentheils schätzenswerther Kupferstiche und Steindrucke, alle von Schadow sorgfältig nach den Gegenständen selbst, oder nach andern treuen Abbildungen entworfen, angefügt. Dieser zweite Theil zerfällt, wie der erstere, wieder in mehrere Unter-Abtheilungen. An Denkmälern der Baukunst, namentlich solcher, aus denen der Künstler lernen könnte, ist Wittenberg nicht reich. Das Schloß mit seiner Kirche und die Stadtkirche, von der wir einen Aufriß gewünscht hätten, sind die einzigen nennungswerthen Gegenstände, es sind die hervorstechendsten Gebäude auf der kleinen Titel-Vignette, einer Ansicht der Stadt Wittenberg. Das Augustiner-Kloster ist bloß deshalb merkwürdig, weil es Luther's Wohnung war, von dessen Zimmer uns auch eine getreue Abbildung gegeben ist, welche für den, der die Stadt nicht besuchte, belehrend, und für den, welcher dort war, eine angenehme Erinnerung seyn wird. An schätzenswerthen Denkmälern der Malerei muß die Stadt schon reicher seyn, in der die beiden Cranach, Vater und Sohn, so lange wirkten. Die zehn Gebote, von Lucas Cranach dem V., aus dem Jahre 1516, eröffnen die Reihe der hier in Umrissen mitgetheilten Gemälde auf eine würdige Weise; das Bild ist höchst charakteristisch, sowohl für die Kunst, als überhaupt für die Denkweise jener Zeit, und auch nicht ohne Poesie. Der Regenbogen, der sich durch die ganze Tafel breitet, ist ein schöner Gedanke des Malers; die Nachbildung ist vortrefflich. Auf einer andern Platte sind uns die bekanntesten Portraits Luther's, aus Weimar, Dresden und Wittenberg, zusammengestellt, zu denen die Beschreibung viel Schätzenswerthes enthält. Die Abbildung des Gemäldes: Christus am Kreuze, von Cranach dem S., gehört, wie die Beschreibung, zu den gelungensten; das Bild selbst aber auch zu den besseren. Sollten die beiden Kinder Crakow's, welche hier als „oblati" gekleidet sind, nicht früher Verstorbene anzeigen? Wir entsinnen uns, ähnliche Vorstellungen, wenn wir nicht irren, in der Boisserée'schen Sammlung gesehen zu haben. Der Weinberg des Herrn ist wieder ein merkwürdiges Stück, das der Künstler auch wiederholt gefertigt hat. „Wundern magst dich o leser mildt, Was das sey für ein seltzam Bildt" hat der Meister, Cranach der J., selbst darunter geschrieben. Es ist uns nicht erlaubt, hier mehr zu sagen, da wir das ganze Werk bloß anzeigen wollen, und wir verweisen darum Jeden auf die Kupferstiche und die Beschreibung. Das Abendmahl ist für den Kunstfreund vielleicht noch merkwürdiger. An einer runden Tafel genießt Christus mit den Jüngern das Osterlamm. Die Stellung des liebsten Schülers Christi, des Johannes, können wir indeß nicht so anmuthig finden, als der Commentator; sie scheint uns, wie unzählige der Art, aus Mißverständniß der Worte „an der Brust liegen" entstanden zu seyn. Ueber den Zweifel S. 106 ließe sich Manches sagen. Ob der Künstler bei den Worten: „Das ist mein Blut des neuen Bundes" u. s. w. wohl die einzelnen Köpfe Christi und der Apostel so charakteristisch gestalten könnte, wie sie uns Leonardo bei den Worten: „Einer ist unter euch" u. s. w. gezeichnet hat? — und dies soll doch wohl eine Haupt-Aufgabe seyn. Sodann würde das Leben des Bildes ganz verloren gehen, gleicher Ausdruck auf allen Gesichtern den Beschauer nicht fesseln u. s. w.

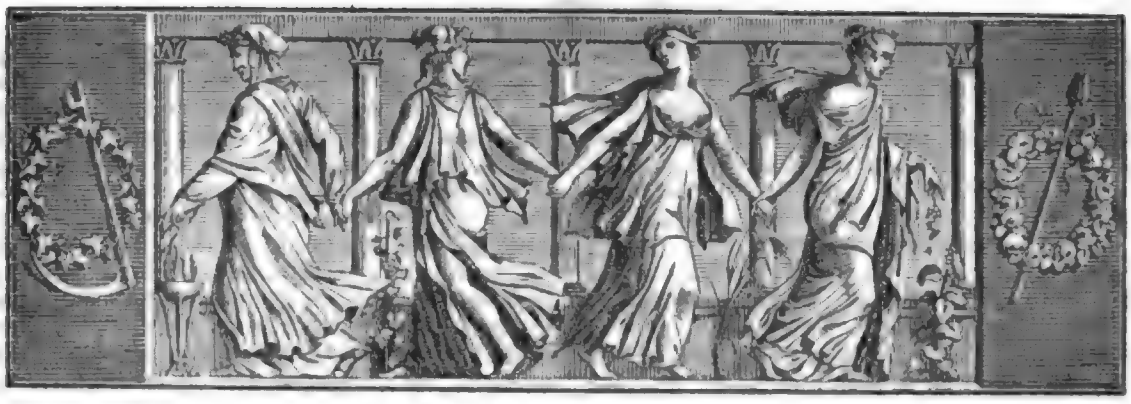
(Der Schluß folgt.)

Der Schauspieler Dancourt erhielt einmal den Auftrag von seinen Kameraden: das Geld, was das Schauspielhaus an's Hôtel-Dieu zu geben hat, persönlich zu überbringen, und entledigte sich dessen mit einer angemessenen Anrede, worin er dem empfangenden Präsidenten Harlay besonders an's Herz legte: daß, da die Schauspieler doch offenbar die fleißigsten, regelmäßigsten Almosen-Steuerer seyen, sie wohl werth wären, von der Excommunikation entbunden zu werden. — „Lieber Dancourt!" erwiederte der Präsident, „wir haben Ohren, um willig Alles an zu hören, Hände, um Alles zu empfangen, nur keine Zunge, um zu antworten!" (Corsaire.)

Ein Franzose, der unlängst in Ungarn reisete, war nicht wenig verwundert, als er, bei seiner Besorgniß über die große Abschüssigkeit einer der Straßen des Städtchens Kolbo, den Postilion sagen hörte: „Noli timere!" Der Reisende forschte weiter, und sein Erstaunen stieg aufs höchste, als der Postilion Stellen aus der Georgica, aus dem Tacitus und Titus Livius zitirte. (Corsaire.)

Es befinden sich jetzt nach angestellten Berechnungen in Allem 15.000 Engländer in Frankreich. Im Jahr 1814 waren einmal in Paris allein 12.000 Engländer; jetzt sind es deren nur 1800. In der Sommerzeit pflegt diese Zahl sich gewöhnlich zu mehren, wohl bis zu 2400. Nächstdem arbeiten in Fabriken und Manufakturen 1300—1400 Engländer. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 25. Juni. 101ſtes Blatt.

Die ſchwarze Fliege von Corſika.

(Nach Filippini's Caso notabile.)

Ich machte mit meinem Führer Angelo einen Spaziergang aus Porto-Vecchio nach Weſten zu; anfangs über Hügel, bedeckt mit Wachholder- und Myrten-Sträuchen, beſäet mit Quendel, Maßlieb und (am 1. April) mit reifen Erdbeeren. Gegen Mittag ging es ſteiler hinan. Wir erreichten mühſam die höchſte Bergſpitze. Hier ſah ich rechts das Meer, und vor mir eine tiefe Schlucht. Ich beſchäftigte mich am Rande mit Steineſammeln und mein Begleiter mit der Zubereitung unſeres Pilgermahls. Als er mich aber an einer Stelle farbige Steine, die mit dem Türkies Aehnlichkeit hatten, zerſchlagen ſah, ſprang er auf und rief mir zu: wie ich ſo gottlos ſeyn könne, Chriſtenknochen zu zerſchlagen? — „War denn hier ein Kirchhof? Das müßte ja eine Ewigkeit her ſeyn! Oder hat dieſer Boden die Eigenſchaft, Knochen auf zu löſen und zu verſteinern? — Und, wenn's Knochen geweſen ſind, woher weißt Du, daß es Menſchenknochen waren?" — „Ach mein Gott, wer weiß das nicht? Die Fliege, Signor, die Fliege!" — „Mein guter Angelo, mir iſt nichts weiter von Euern Fliegen bekannt, als daß es Fliegen ſind! Was haben Fliegen mit Knochen, Steinen und Türkieſen gemein?" — „Dann habe ich Ihnen weiter nichts zu ſagen: aber es iſt doch ſonderbar, daß Sie vom Caso notabile nichts gehört haben!" — „Bring' das Eſſen her, ſetze Dich zu mir und erzähle mir Deinen Caso notabile!" — „Nun ja, wenn Sie befehlen, ſo halten wir hier das Mittagsmahl; obſchon ich an den Ort und an den Caso nie ohne Schaudern denke; denn hier vermag weder Stilet noch Feuergewehr etwas!" — „Nun, fang' an, Angelo!" — „Heute, gerade heute vor 657 Jahren, am Oſter-Sonnabend, den 1. April —!" — „Wie, ſo weit ſteigt Deine Geſchichte hinauf?" — „Ja, Signor! Gerade da, wo Sie ſtehen, pflegte ein frommer Einſiedler zu ſitzen. Er hieß Raffaello; man nannte ihn aber immer nur „den Heiligen vom Caſtanienbaume", weil ſeine Wohnung ein hohler Caſtanienbaum war. Ohnweit von ihm lebte ein ſchöner junger und ſtarker Mann, Namens Peppo (Joſeph) Piobetta, berühmt und beliebt im ganzen Bezirk Fretto. Wenn bei Wind und Sturm ſich Keiner hinaus wagte, war er es allein, der die Käſe nach Sardinien brachte. So oft man bei ungeſtümer See einen Nachen in der Meerenge ſah, ſagte man: Da ſchifft Peppo hin! Er bändigte und ritt die wildeſten Pferde zu: er ging auf die Stierjagd, wenn einer zu einem Hochzeitmahl eingefangen und abgeliefert werden mußte. — Peppo kam oft zum Einſiedler und hörte ihm aufmerkſam zu. Einſt zeigte ihm der Heilige die Schlucht. „Siehſt Du ſie wohl, mein Sohn, die ungeheure Tiefe? Sie iſt durch ein Erdbeben entſtanden, das den Berg bis in ſeine Grundfeſten erſchüttert hat. Die ganze Inſel erbebte. Ein böſer Geiſt hat ſich dieſen Weg gebahnt." — „Wo hauſet er jetzt, der böſe Geiſt?" — „Im Herzen des Ehrſüchtigen, des Wollüſtlings, des Geizigen. Vorzeiten erhoben ſich die Wellen gegen die Bosheit der Menſchen: der Zorn Gottes

verſchlang die Sünder!“ — und nun erzählte der Einſiedler ſeinem jungen Zuhörer die Geſchichte der Sündfluth, der Arche Noah u. ſ. w. Als aber Peppo die drei Söhne Noah's nennen hörte, und daß Sem, Cham und Japhet die Erde neu bevölkert, ſtieß er ſeinen Stachelſtab auf den Boden, und rief mit einer Stimme, worüber der Greis zurück ſchauderte: „Wahr iſt's, Noah iſt unſer Aller Vater! Wer ſagt mir aber, ob ich nicht vielleicht von deſſen älteſtem Sohne abſtamme, und Orſo Alamani vom jüngſten?“ — „Was ſprichſt Du da, mein Sohn?“ erwiederte der Einſiedler, nachdem er ſich gefaßt hatte; „Orſo Alamani, Dein Lehnsherr und Gebieter? Orſo Alamani, der große Held und Krieger, dem wir Alle Gehorſam und Ehrfurcht ſchuldig ſind?“ — „Er, ein großer Held und Krieger? Er, der ſich unſerer Arme bedient, wenn er ſtreiten und ſiegen will? Ich wüßte nicht, weswegen ich ihm gehorchen ſollte? Ich bin ſtärker als er. Auch Ehrfurcht bin ich ihm nicht ſchuldig. Iſt er nicht der Ehrſüchtige, der Wollüſtling, der Geizige, in deſſen Bruſt der böſe Berggeiſt wohnt?“ — „Aber iſt Dir nicht bange, daß der Wiederhall, der Waldſtrom ihm Deine Worte zubringe?“ — „Nein, er mag ſie hören; ſie ſind keine Lügenworte. Er überfällt ſeine Nachbarn und beraubt ſie ihres Eigenthums: iſt das nicht Ehrſucht? Er wird die Hochzeitnacht mit meiner Braut zubringen: iſt das nicht Wolluſt und Ehebruch? Und wenn er mich am folgenden Morgen zwingt, ihm den ſchönſten Stier und mein ſchönſtes Pferd zum Geſchenk zu bringen: iſt das nicht Geiz und Habſucht?“

Der Vater Raffaells verſtummte. Er konnte dem jungen Manne nicht Unrecht geben, noch weniger ihn des Unrechts überführen. Und als er vollends ſich erinnerte, daß Peppo in acht Tagen ſeine Hochzeit mit Mizina feiern ſollte, der ſchönſten und frömmſten Jungfrau im Ländchen Fretto, welche deswegen allgemein nur die Madonna hieß, da begriff er es, daß Eiferſucht ihrem Verlobten die Augen eröffnet habe, und er von nun an die heiligen Schriften eben ſo gut als ein Eremit verdolmetſchen könne. — „Lebe wohl, mein Sohn!“ — ſprach er zu ihm — „die Furcht iſt der Weisheit Anfang. Ich wünſchte, Du wäreſt minder keck; bedenke, daß Orſo Alamani —“ — „Bah!“ unterbrach ihn Peppo, ſeinen Stab ſchwenkend; „er iſt ein Sohn Noah's wie —“ Der Einſiedler hörte den Zuſatz nicht mehr. Schon hatte er den Fußſteig eingeſchlagen, der zu ſeinem Caſtanienbaum führte, und Peppo redete nicht aus, denn er hörte Mizina's Stimme unten in der Schlucht, welche See-Igel und Muſcheln in ihr Körbchen ſammelte, und dazu ein Liedchen ſang. Die Liebenden waren bald bei einander und ſetzten ſich auf den Felsvorſprung, den Sie da unten ſehen. — Peppo fragte Mizina, warum ſie ſo luſtig ſey? und Mizina fragte ihn dagegen: ob er ſich nicht auf die nahe Hochzeit freue? Peppo wußte in ſeiner Verlegenheit nicht, was er darauf antworten ſollte. Er ſah wohl ein, daß die ſchamhafte Mutter der unſchuldigen Tochter nicht Alles geſagt habe. Endlich mußte er ihr Licht geben, und ihr Orſo Alamani's Herrenrecht erklären. Weinend gab ſie nun ihrem Geliebten die Verſicherung: ſie wolle nicht heirathen. Dieſer Entſchluß brachte Peppo zum Wahnſinn; er verwünſchte Orſo Alamani, ſich und Mizina. Als er aber mitten in der Raſerei in ihre ſchwarzen Augen ſchaute, die ſie gen Himmel aufgeſchlagen, als er ſah, wie ihre Wangen erblaßten, und ſo weiß wurden als ihr Schleier, da ging ſeine Wuth in Furcht über; er ſprang auf, ergriff Mizina's Hand mit der Linken, hob ſie gen Himmel und rief aus: „Bei unſerer Lieben Frau vom Gebirge Carmel ſchwöre ich Dir, Mizina, Du ſollſt Orſo's Beute nur als Wittwe werden. Ziehe Deine Hand und Dein Herz nicht von mir zurück, werde mein Weib!“ — „Du haſt nie die Unwahrheit geſprochen, Peppo!“ erwiederte ſie. „Ich glaube Dir, ich vertraue Dir; aber wiſſe, daß Orſo mich nicht lebendig in ſeine Gewalt bekommen wird!“ — Sie trennten ſich nach einer Umarmung; es war die erſte, die Peppo ſich erlaubte. — Mizina's Wangen färbten ſich von Neuem und verloren ihren Glanz nur an ihrem Hochzeitstage wieder.“

(Der Schluß folgt.)

Seltſamkeiten von vorzeitigen Gelehrten.

Chriſtiani (Andreas), ein gefeierter Arzt aus Jütland, geboren 1551, hatte zu Wittenberg, Jena und Baſel ſtudirt, und führte, als Profeſſor zu Copenhagen, zuerſt die Anatomie des Menſchenkörpers ein, theilte aber auch dabei das Schickſal mit Andern, welche damals Aehnliches verſuchten, daß ihn, ob dieſer vermeintlichen Befleckung und Sünde, die Verachtung ſeiner Mitmenſchen traf, die ſich nun von allem Umgang mit ihm losſagten.

Crescimbeni (Johann Marius), italiſcher Dichter und Literator, geboren 1663, wurde 1690 Stifter der „Geſellſchaft der Arkadier zu Rom“. Eben jetzt, wo eine neue ähnliche Geſellſchaft unter dieſem Namen in Deutſchland geſtiftet werden ſollte, oder ſchon geſtiftet worden iſt (?), *) mag der näheren, zufälligen Errichtung jener älteren romaniſchen wieder gedacht werden. — Crescimbeni hatte ſich nach Rom begeben, um als Doctor der Rechte ſie dort aus zu üben. Dieſer kalte Beruf ſprach ihn aber wenig an. Näher lagen ſeinem Geiſte und Gemüthe die ſchönen Künſte der

*) Man ſehe den „Bemerker“ des „Geſellſchafters“, Zahl 10, Jahrgang 1823, Seite 326 und 327, wo ſich Heidelberg, als Crescimbeni der Zweite, näher über den Zweck derſelben mittheilt.

romanisch-italischen Musen, die auf jenem geweihten Boden um so mächtiger auf ihn einwirkten. Es fehlte ihm dabei nicht an Freunden von ähnlicher und gleicher Begeisterung. Als er einst auf einem Spaziergang mit solchen Genossen durch schöne Umgebungen von Rom sich mit ihnen niedergesetzt hatte, als sie da ihre genialen Geständnisse über die Heiligkeit der poetischen Vorzeit an diesen Stätten ausgesprochen und dabei einander ihre kleinen idyllischen und andere Dichtungen (auch prosaische Aufsätze) mitgetheilt und beurtheilt hatten: siehe, da sprang einer der begeisterten Theilnehmer von seinem Sitz im Grase auf und sprach: „Freunde, Freunde, mich will bedünken, wir haben eben jetzt das alte, glückliche Arkadien wieder herbei geführt!" — Dies Geständniß ergriff alle Anwesende, und Crescimbeni machte sich darauf zum Organ der näheren Besprechung mit ihnen: wie wohl ein näherer Verein, unter dem Namen: die Arkadier, oder die arkadischen Schäfer, zur Aufregung schlafender Dichtungskräfte, geschlossen werden könne? — Völlig organisirt trat nun diese arkadische Akademie auf im Jahr 1690, und — nicht lange, so hatte sie Ansehn und Bedeutsamkeit gewonnen. Crescimbeni war einhellig zum Custos oder Direktor derselben ernannt worden; er verwaltete dieses Amt acht und dreißig Jahre lang gedeihlich und rühmlich. Bei der Ansicht, die er gewonnen hatte, die Troubadours aus der Provence, eine Art von Meistersängern, wären Lehrer und Vorbildner für die ersten, aufblühenden italischen Dichter gewesen, lernte er sofort mit unsäglicher Mühe ihre alte Sprache, um sie zu verstehen und zu seiner Geschichte der italischen Dichtkunst zu benutzen. Es ist dabei eben so merk- als denkwürdig, daß ihm das Erlernen dieser Sprache, ohne alle Anleitung von außen, bis zu dem Grade gelang, daß er sich selbst eine Sprachlehre und ein Wörterbuch davon entwerfen konnte. Seine Schriften in dieser und für diese Akademie gehören nicht hierher; aber wir erwähnen noch, daß er außerdem Mitglied von sechszehn andern damaligen Akademieen, *) und sein Name in der arkadischen Gesellschaft „Alfesiboeo Cario" war.

*) Wohl mag es zu den literarischen Sonderbarkeiten gehören, diese gelehrten Vereine nennen zu hören, hier jedoch abgesehen von ihrer ehemaligen intensiven und extensiven Wirksamkeit. Diese Akademien hießen: 1. Distposti, zu Jesi. 2. Concordi, zu Ravenna. 3. Catenati, zu Macerata. 4. Fisiocritti und Intronati, zu Siena. 5. Animosi, zu Venedig. 6. Gelati, zu Bologna. 7. Spensierati, zu Rossano. 8. Incolti, zu Monte alto in Calabrien. 9. Umoristi, zu Rom. 10. Intrecciati, daselbst. 11. Infecondi, daselbst. 12. Constanti, zu Cosenza. 13. Filoponi, zu Faenza. 14 und 15. Apatisti und la Crusca, zu Florenz u. s. w. Crescimbeni war auch Mitglied der Curiosi Naturä in Deutschland, und starb im Jahr 1728 zu Rom, eben als er sich dem Jesuiten-Orden hatte einverleiben lassen.

Eckard (Melchior), Superintendent zu Oels in Schlesien (starb 1616), gab unter Anderem im Druck heraus: acht und zwanzig Predigten „von der wunderlichen Verehelichung Davids mit Abigail". Es bedurfte doch wohl wahrer Geisteskraft, um aus diesem (wunderlichen) Vortragsstoff Erbauliches für Hörer und Leser zu entnehmen.

Edzardi (Sebastian), geboren 1673 zu Hamburg, zuletzt Professor der Logik zu Hamburg, war für jede Art der gelehrten und religiösen Streitsucht geeignet; dabei war sein Ausdruck so beißig, sein schriftlicher Angriff, bezüglich auf Schuldige und Unschuldige, so hart, heftig und unberechnet, daß ihm selten eine Antikritik zu Theil wurde. Einmal griff er auch die Hallesche Universität an, und nannte sie die höllische (tartaream). Auf dagegen angebrachte Beschwerde von Preußens höchster Behörde wäre er wohl seines Amtes entsetzt worden, wenn sich der Herzog von Braunschweig nicht für ihn verwendet hätte. Ein andermal schimpfte er so heftig wider Reformirte und Lutheraner, daß fünf derartige Schriften von ihm in Berlin für gotteslästerlich erkannt und dort durch den Henker verbrannt wurden. Selbst als das corpus Evangelicorum zu Regensburg ein geschärftes Verbot, bezüglich auf seine Schmähschriften, im Jahr 1707 hatte ergehen lassen, erschien sofort von ihm: „Eine Ablehnung der Auflagen der reformirten Theologorum u. s. w." Er starb 1736, mit Hinterlassung einer Unzahl von theologischen Streitschriften.

Farinacius (Prosper), ein gewandter Jurist zu Rom, voll tiefer Kenntniß des geistlichen und weltlichen Rechts, strafte, als Advocat und päpstlicher Fiscal, mit unerbittlicher Strenge, sündigte aber selbst auf die sträflichste Weise, besonders wider die Keuschheit. Da sagte Papst Clemens, mit Anspielung auf seinen Namen, oft von ihm: „Farina ista bona est, vel pollis potius; sed non saccus, cui ille includitur" (Dies Mehl ist gut, ja, es ist wohl Staubmehl; allein der Sack taugt nichts, in dem es sich befindet). Fr. L. Br.

Gute und schlechte Einfälle.

Der Schmeichler ist wie ein Opernglas. Er vergrößert unsere Verdienste und bringt sie uns näher; dann kehrt er sich, zugleich mit dem Glase, um, und verkleinert und entfernt unsere Fehler und Schwachheiten.

Jeder Mensch, männlichen und weiblichen Geschlechts, ist ein geborner Militair, wenigstens ein geborner Tambour: er kommt mit zwei Trommelfellen auf die Welt.

„Warum sollte ich ein Christ werden", sagte ein Jude; „als Christ erhalte ich das Agio meiner Handlungen erst spät und in jenem Leben, als Jude finde ich es in jedem Wechselladen." Chletas.

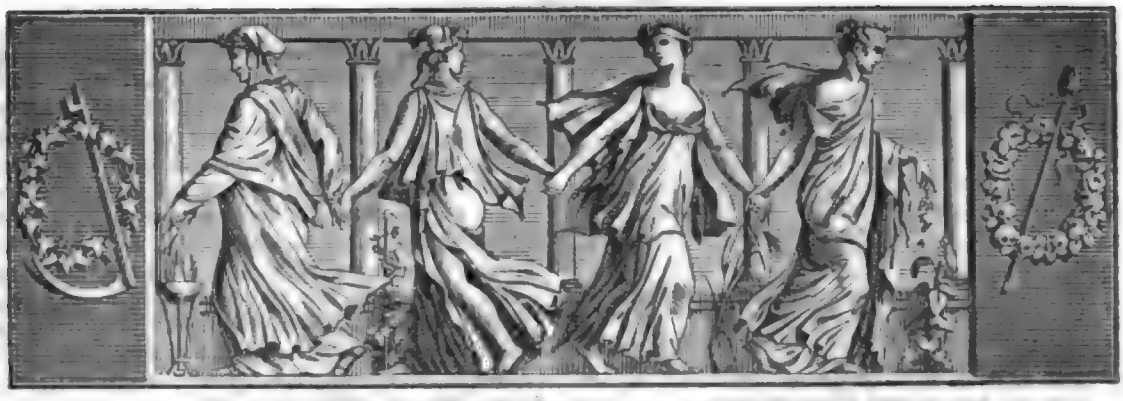
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur und Kunſt. (Schluß.) Nach mehreren andern trefflichen Abbildungen kommen nun die Denkmäler der Bildhauerkunſt oder der Bildnerei (welches Wort unſere Bildhauerkunſt im Gegenſatz der griechiſchen bezeichnen könnte), die mit dem bronzenen Taufdecken Herrmann Viſcher's beginnen und nachdem ſie uns mit den metallenen Bildniſſen Friedrichs des Weiſen und Johann des Beſtändigen von Peter und H. Viſcher unterhalten, mit Schadow's herrlichem Denkmale, dem Standbilde Luther's auf dem Marktplatze, ſchließen. Die Kupfer geben uns mehrere Anſichten des Bildes, und die Beſchreibung unterrichtet uns über das Entſtehen und die Anfertigung der Statue. Wir verweiſen Jeden, dem das Denkmal werth iſt, auf dieſe, und ſagen nur, wie das Bild mit ſeiner coloſſalen Größe und trefflichen Ausführung einen erhabenen Eindruck auf uns gemacht hat. Unſtreitig iſt es die ſchönſte Zierde Wittenbergs und ſeines Marktes, wo es die Bruderthürme der Stadtkirche, die mit Bibelſprüchen bedeckte Fronte des Rathhauſes, und die anſehnlichſten Privatgebäude des Orts umgeben. Als ein Zeichen der Frömmigkeit des Volk und Fürſten, und der Kunſt unſers geſchätzten Meiſters, wird es die Nachwelt anſtaunen. Eine treffliche Stelle müſſen wir aus der letzteren Abhandlung als eine Erinnerung für unſere ökonomiſche Zeit heraus heben: „Will ein Volk durch ein Denkmal das Andenken eines großen Mannes ehren, und in dem Einzelnen, längſt Abgeſchiedenen, zugleich den allgemeinen und gegenwärtigen Volksgeiſt feiern, ſo wird dies immer am würdigſten durch ein ſolches Standbild geſchehen. Es ſoll zu Ehren jenes Mannes aufgerichtet werden, und deshalb wäre es unſchicklich, noch allerhand Nützlichkeits-Anſtalten (Hospitäler und Lazarethe) damit zu verbinden, und ſelbſt, daß ein Bildniß die Zierde einer Stadt, eines öffentlichen Platzes wird, iſt nur ein untergeordnetes Verhältniß. Dieſe Intreſſeloſigkeit im edlen Sinne gewährt nur das Kunſtwerk, und in dieſem Falle die Bildſäule, die uns den gefeierten Helden ſelbſt vergegenwärtigt; nur um ihn iſt es zu thun, um ſein Erſcheinen u. ſ. w.“ Die ganze Stelle iſt golden, und erwähnt auch mit völligem Recht unſers geliebten Königs, des Beſchützers der Künſte. Will man Armenhauſer errichten, ſo ſammle man für Arme; will man aber einem Künſtler ein heiliges Andenken ſtiften, ſo ſey es durch ein Kunſtwerk. Das ganze Werk ſchließt, neben einer Beſchreibung von Luther's Trinkkruge auf der Kunſtkammer zu Wittenberg, mit einer Nachricht über die drei Meiſter P. Viſcher, Lukas Cranach und J. G. Schadow, deren Bildniſſe auch (das des Direktor Schadow als Titelkupfer) dem Buche beigegeben ſind. Alle drei Aufſätze — eigentlich vier, denn über Cranach den J. iſt auch Einiges geſagt — ſind verdienſtvoll, beſonders aber der letzte, aus welchem wir die näheren Lebensumſtände und Kunſtleiſtungen des Mannes kennen lernen, der jetzt zu den erſten Künſtlern ſeiner Zeit gereiht iſt, und ſich, wie faſt alle bedeutenden Leute, aus niedrigem Stande durch Mangel und Beſchränkung zu ſeiner Höhe empor arbeiten mußte. Der Styl des Werkes iſt rein und kraftig, das Aeußere des Buchs empfehlend. Wir wünſchen, daß das Werk bei ſeinem, für die Anzahl der zum Theil großen Platten (wir zählen deren 37) geringen Preiſe von 4 Thlr. fleißig gekauft werden möge. Ein frommer Geiſt, der jeder Zeit zuſagen muß, weht durch das Ganze, und um den Mittelpunkt der Kirchen-Reformation dreht ſich Alles, was hier mitgetheilt iſt, wie denn auch Alles, was die Stadt an Denkmalern auf zu weiſen hat, hierauf Bezug nimmt. Schließlich fragen wir noch, warum nicht ein Grundriß der Stadt, oder wenigſtens der merkwürdigſten Stellen gegeben iſt, und auch warum die große 97 Centner ſchwere, von Jakob König aus Erfurt gegoſſene Glocke mit ihren intereſſanten Inſchriften ganz vergeſſen wurde, oder nur einmal beiläufig erwähnt wird? — Möchten doch andere Städte des Reichs bald ähnliche tüchtige allgemein-nützliche Beſchreibungen erhalten; ſo z. B. unſer altes Brandenburg, das ſo reich an Denkmälern der gothiſchen Baukunſt iſt, und auch manches herrliche Bild aufbewahrt. Vorarbeitungen, aber auch nur Vorarbeitungen, ſind genug vorhanden. Goethe hat Weſtdeutſchland in ſeinen Schutz genommen, und uns die Kunſtſchätze der Rhein- und Maingegenden aufgedeckt; auch unſer Norddeutſchland iſt nicht ganz arm an Kunſtwerken, unſer Boden iſt geſchichtlich merkwürdig, und es wäre wohl an der Zeit, auch unſere Gegenden einmal aus dem Schlaf zu rütteln, allgemein den Geiſt für Kunſt, Wiſſenſchaft und Sammlungen jeder Art an zu regen, die Thätigen zu würdigen, ſelbſt unter ihnen mit zu arbeiten u. ſ. w. Es iſt unbeſchreiblich, was Goethe auf dieſe Weiſe genützt hat und noch nützen wird, und es iſt eben ſo viel, was ſich bei uns thun läßt, und früher oder ſpäter gethan werden muß. Berlin iſt jetzt Cap finis terrae, hinter dem die Welt mit Brettern zugenagelt iſt. Wenn ſich nur eine kleine Geſellſchaft, der es aber Ernſt wäre, bildete; wenn ſich unter einem tüchtigen Meiſter eine Anzahl junger und alter Manner vereinte, ſo könnten auch wohl in der Literatur unſerer Zeit Hefte „Ueber Kunſt und Alterthum Norddeutſchlands“ eine geachtete Stelle finden. J. K. L.

Als die Franzoſen im vorletzten öſterreichiſchen Feldzuge Inſpruck eroberten, drängte ſich plötzlich ein Greis zu ihnen, der eine auffallende Freude über ihren Einmarſch äußerte. Seine Sprache wies bald aus, daß er Franzoſe ſey, und ſein Geſtändniß berichtete ferner, daß er die Schlacht von Roßbach mitgemacht, und ſich vor Schmerz über die Schande ihres Ausgangs hierher, auf fremden Boden, zurück gezogen habe, wo er Drucker geworden ſey. Ein gutes Auskommen erlaubte ihm die Bitte, daß der Oberſt des Regiments bei ihm logiren, und mithin auch die Fahne der tapfern Eroberer bei ihm ruhen möge. Solch Anerbieten von einem Landsmanne ließ ſich Jeder gern gefallen; der Oberſt quartirte ſich bei Charles Noven ein, und ließ die Fahne ſeines Regiments feierlich in ſein Haus bringen. Hiermit noch nicht zufrieden, lud der gaſtirete Wirth vor dem Wiederabmarſch des Regiments auch das ganze Offizier-Corps deſſelben zu einem Mittagsmahle ein. Man erſchien, und es ging ſo her, daß Alle zufrieden ſeyn konnten; doch ſuchte der Wirth ſtets einen finſtern Zug des Geſichts zu verbergen, den auch der beſte Wein nicht bannen konnte. Endlich aber erſchien der Champagner; da erhitterte ſich plötzlich des Greiſes Stirn, er ſtand auf, nahte ſich der im Saale aufgeſtellten Fahne und kniete vor ihr nieder, ſie umfaſſend, ſo daß das ehrwürdige Banner ſich über ſein ſilberweißes Haar legte. „In dieſer Weihe, meine Herren!“ ſprach er, „nehmen Sie einen büßenden Sünder wieder zu Gnaden auf. Als die blinde Thorheit unſerer Generale bei Roßbach die edelſten Anſtrengungen unſerer Waffen in's Verderben geführt, vergaß ich den Gehorſam gegen meinen Vorgeſetzten dergeſtalt, daß ich, im Unwillen über das bereitete Unglück, meinen General mit einem Bajonett niederſtieß! — Ich fühlte zu ſpät, was ich gethan, und beſchloß, mein Vaterland nie wieder zu betreten. Aber hier unter dieſer Fahne, die der Sieg in mein Haus getragen, darf ich vielleicht hoffen, mein Vergehen zu büßen, und unter ihrem heiligen Schirm zur Gnade der Vergebung zu gelangen!“ — Alle waren innig gerührt, und eine lange Pauſe verrieth, daß Jeder dem Reuigen die Weihe von Herzen zugeſtehe. — Der Oberſt richtete den Alten tröſtend auf und legte zugleich bei dieſer Gelegenheit allen Offizieren den hohen Werth einer Fahne doppelt lebhaft an's Herz. (Corsaire.)

La Rochefaucault ſagte einmal: „Es giebt Menſchen, die, weil ſie zufällig gehört haben, daß Beſcheidenheit eine Mitgift des wahren Genies ſey, ſo ſtolz ſind, beſcheiden zu ſeyn.“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 27. Juni. 102tes Blatt.

Gedichte von Ludwig Halirſch.

I. Nachts.

Horch! — Mitternacht! Noch flammt dein Blut,
Und bis zum Herzen glüht die Gluth,
Und während Ruh' und Friede ſchafft,
Wacht doppelt deine Lebenskraft! —
Die Lamp' iſt dem Erlöſchen nah',
Du ſitzeſt doch noch ſinnend da,
Und ſchau'ſt mit wachem Sinn und Blick
Sehnſüchtig wie auf nahes Glück! —
Wird dieſe rege Phantaſie
Niemals gezähmt — gezügelt nie?
Wird dieſes Wogen, dieſer Drang
Dich freu'n und quälen lebenslang? —
Was? Thränen! Thränen? Du! ein Mann!
Du, jung und ſtark auf freud'ger Bahn,
Du, Thränen, wie ein altes Weib,
Das weint ob dem zerſchrumpften Leib? —
Ja, Thränen! Salzig Waſſer das,
Und iſt doch mehr — mehr doch, als naß;
Und iſt doch mehr, und brennt doch tief,
Und wecket auf, was ſorglos ſchlief! —

Horch — durch die Gaſſen, ſtill und leer,
Trabt Einer ſingend noch daher —
Was ſinget er?
„Ich bleib' und bin,
Was ſeyn ich kann, nach meinem Sinn!“ —
Du Glücklicher, der überzeugt
Von dem, was in mir fällt und ſteigt —
Du Glücklicher, dich quälet nicht,
Was dieſes Herz vielleicht noch bricht:
Mit leichter Müh', mit leichtem Sinn,
Lebſt du dein fröhlich Leben hin,
Und ohne ſpitzigen Verſtand
Gewinnt es dir die kräft'ge Hand;
Ja, Sonntags koſtet dir's noch Schweiß,
Um zu vergeuden deinen Fleiß,
Und Montags gehſt du jubelnd doch
Mit neuer Kraft in's alte Joch! —
Ich aber — iſt mein Werk ſo feſt,
Daß es auf Dauer hoffen läßt,
Und nützt ſo viel, und taugt ſo lang,
Der flücht'gen Kunſt Syrenenſang,
Der Kunſt, die jeden flachen Fant
Aufnimmt in ihr geheiligt Land,
Der Kunſt, die wie ein geiles Weib
Jedwedem giebt den feilen Leib?
Da flammt die Lampe noch einmal
Empor wie gold'ner Sonnenſtrahl.
Und eine Jungfrau, hehr und mild,
Taucht wie ein Muttergottesbild
Aus einer Niſche hell hervor,
Und ſpricht:
„Du unzufried'ner Thor —
Weißt du noch nicht, daß Kunſt und Leben
Einander ſtets die Hände geben?
Du brüteſt nur, du lebeſt nicht,
Und Leben iſt des Menſchen Pflicht!

II. In's Freie.

Und nun die Feder aus der Hand!
Hinaus in freie Luft!
Was ſoll mir die beſtaubte Wand!
Was Stadt und Häuſergruft! —
Der blaue Himmel ſchaut herein
Und ruft: Lockt dich denn nicht mein Schein?
Der Sonntagsglocken Feierklang
Summt wie ein froher Kinderſang,
Und alle Thore thun ſich auf,
Und alle Augen ſchau'n hinauf,
Und alle Herzen werden weit
In lauter Frühlingsſeligkeit,

Und voller Jubel drängt mit Macht
Sich aus dem Mund', der nie gelacht! —

Hinaus! Hinaus! Recht weit hinaus!
Bergauf — bergab — thalein — thalaus!
Hinaus! Hinaus! Recht weit hinaus!
Dazu ein Gott, ein Herz, ein Haus —
Ein Gott, der mild hernieder schaut,
Ein Herz, dem gern der Freund vertrau't,
Ein Haus, die Erde schön und groß —
O reiches, reiches Menschenloos!
Nun steig' auf jeden Hügel schnell
Und trink aus frischem Lebensquell,
Und wirf dich in das junge Gras,
Und thau's mit Freudenthränen naß;
Nun hör' das erste Lerchlein an,
Das mißt die blaue Himmelsbahn,
Nun laß den warmen Sonnenschein
In deinen frohen Busen ein;
Nun ruf all' deine Herzenslust
Dem Herrgott zu aus voller Brust,
Und freue dich, ein Mensch zu seyn,
Ein Mensch im menschlichen Verein! —

Wie alles Leben neu erlebt,
Wie Alles fort in's Freie strebt,
Wie Blick und Mund schier übergeht
Von Jubel, der das Herz durchweht! —
Sieh', dort auf hohem Berge sieh'n
Zwei, die zum ersten Mal sich seh'n:
Als hätten sie sich längst gekannt,
So hat die Lust sie übermannt!
Und unten dort, bei'm Wiesenbach,
Der erst seit Kurzem frisch und wach,
Wo jeder Baum die Hände regt
Und auf die Knospen-Augen schlägt,
Da sieht der Feind in's Herz dem Feind,
Wie er in Frühlingswonne weint,
Und reicht versöhnt ihm seine Hand,
Und knüpft ein neues Freundschaftsband!
Und Wald und Flur und Berg und Thal
Beseelt zwiefacher Lebensstrahl:
Die inn're Kraft, die auswärts dringt,
Und Menschenlust, die sie besingt! —

D'rum fort! Hinaus! recht weit hinaus!
Laß' all dein Kreuz und Leid zu Haus,
Wirf ab, was dir zu eng und schwer,
Und bade dich im luft'gen Meer!
Den Tempel schau, der aufgebaut,
So weit der liebe Himmel blaut;
Sein Altar ist der Morgenglanz,
Die Sonne flammet als Monstranz,
Und mitten steht als Priester d'rinn
Der Mensch mit seinem frohen Sinn,
Und jubelt laut in's Lustgetön:
„Herrgott, das Leben ist doch schön!"

Die schwarze Fliege von Corsika.

(Schluß.)

„Am Morgen ihres Hochzeittages, und nachdem das Brautpaar in der Kirche getraut worden, mußte es sich, der eingeführten Sitte gemäß, im langen Zuge der Anverwandten und Freunde, zum Herrn des Orts verfügen. Orso Alamani erwartete sie in seinem Schloßhofe. Er hing der Braut ein schönes Halsband von Korallen um, und befahl den Spielleuten, Sackpfeifern und Trompetern, zum Tanz zu spielen und zu blasen. Dann wendete er sich zu Peppo mit den Worten: „Nicht wahr, Peppo Piobetto, dies ist für Dich ein schöner Tag. Komm, tanze die Tarantola vor mir!" — Peppo, der die ganze Zeit die Zähne zusammen gebissen hatte und eine tiefere Wunde fühlte, als die ihm ein Stilet versetzt haben würde, brach das Stillschweigen. „Noch ist es nicht Zeit für mich: muß ich nicht vor Allem darauf bedacht seyn, den Stier für Eure Herrlichkeiten ein zu fangen, der noch frei in den Macchi (Wäldern von Corsika) herum irrt?" — „Ist er schön?" fragte Orso. — „Stolz und schön wie ein Löwe!" — „Wirst Du ihn bezwingen können?" — Statt seiner antworteten alle Umstehende von Freto: „Nie", riefen sie aus, „hat Peppo seinen Fang verfehlt!" — „Wie weißt Du dieses zu machen?" fragte der Herr. — „Ew. Herrlichkeiten sollen es sehen; man bringe mir meinen Moro. So heißt das Pferd, welches ich meinem gnädigen Herrn morgen vorführen werde; es ist auf meiner väterlichen Wiese geboren und von mir erzogen; sein Haar ist schwarz wie meines, seine Augen blitzen in der Nacht. Moro galloppirt den Berg hinan wie auf ebener Erde, und wenn ich wilde Stiere verfolge, bin ich auf nichts bedacht, als ihm die Schlinge über die Hörner zu werfen; Moro sorgt für das Uebrige, und rettet mich vor ihren Stößen." — „Laß mich das schöne Pferd sehen!" sprach Orso. — Es wurde von jungen Leuten herbei geführt. Orso betrachtete es, lobte es und sprach, sich wieder zu Peppo wendend: „Besteige es noch heut, sogleich; bringe mir noch heut, sogleich, den Stier!" — „Herr!" rief Peppo, „wollt Ihr mir nicht den Zoll auf einige Tage erlassen? Soll ich das Hochzeitfest, soll ich meine Braut verlassen?" — „Die Hochzeit? Deine Braut? Die soll Dir morgen werden. Jetzt gleich auf, zu Pferde, ohne Widerrede!"

Moro stand da gesattelt und gezäumt, stand da, stampfte mit dem Fuße und sah seinen Herrn an. — Peppo konnte nicht reden; Seufzer erstickten seine Stimme; sprachlos und beängstigt stand er da. Mit Hohngelächter rief ihm Orso zu: „Muth! Muth! Eine Nacht ist bald vorüber; Du bist ja so geschickt, Du fängst ja die Stiere so leicht. Aber ehe Du weg reitest, komm, umarme Deine Braut. Mizina, tritt näher; umarme Deinen Bräutigam!" — „Nein, nein!" schrie Peppo; „ich mag nicht! — Aber", setzte er ruhiger und besonnener hinzu; „die Schlinge scheint mir zu alt; sie will nicht gut schnüren!" Er zerrte und knöpperte daran. Seine Freunde halfen ihm, sie an den neuen Strick zu binden, der am Sattel befestigt war, und zogen die Schleife hin und her, womit er den Stier

fangen ſollte. Jetzt gab er Mizina einen Blick, drückte ſeinem alten Vater Nardo die Hand, ſchwang ſich in den Sattel und ſtreckte den Arm aus. — „Iſt das ein letzter Abſchied?“ ſchrie Mizina. — Schon iſt er mit Moro in vollem Lauf, wirft die Schlinge über Orſo Alamani's Hals und jagt mit ihm über den Schloßhof. Orſo's Vaſallen ſtehen verſteinert da. Jenſeits des Hofes, am Ende der Wieſe, ſteht eine ungeheure Fichte. Moro richtet von ſelbſt ſeinen Lauf nach dieſem Baum; ſo hatte er es von ſeinem Reiter in der Stierjagd gelernt, wenn er den gefangenen Stier mit ſich fortriß, drei Mal um den Baum jagte, den Strick drei Mal um den Stamm ſchlug, damit das Thier ſich nicht losmachen könne. Jetzt hielt er ein im Laufen und verſchnaufte ſich. Faſt alle Bewohner von Freto waren verſammelt und Zeugen dieſes Vorfalls. Sie ſehen ihren Herrn und Tyrannen als Opfer ſeiner Grauſamkeit und Härte fallen; kaum können ſie glauben, was ſie ſehen. Sie zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit, die ſich ſo ſichtbar offenbart; noch zittern ſie. Als aber Peppo den Strick fahren läßt; als der erdroſſelte Orſo am Fuße der Fichte hinſtürzt, als ſein gigantiſcher Körper leblos die Wieſe bedeckt und Peppo ausruft: „Es lebe die Freiheit!“ da erhob ſich in ihnen die innere Stimme: „Es lebe die Freiheit!“ — und bald ſtimmen Jünglinge und Weiber laut in den Ruf ein. Sie umzingeln Peppo; es folgen die Männer und Greiſe. Peppo wird in Triumph in die Arme ſeines Vaters und ſeines Weibes geführt. Das Hochzeitfeſt beginnt; nie gab es ein fröhlicheres. Die Fretoner endeten es mit der Niederreißung des Schloſſes. Orſo wurde hier auf dieſe Stelle gebracht, hier in dieſe Höhle begraben. Peppo warnte ſeine Mitbürger; er wiederholte die Worte des frommen Raffaello. „Oeffnet nie dieſes Grab!“ ſagte er; „der böſe Berggeiſt bewohnt es mit Orſo; laßt ſie Beide in Ruhe!“ — Aber die Fretoner, von einer verderblichen Neugierde getrieben, wollten ſich der Sache verſichern und nach Orſo's Leichnam ſehen. Da erſcholl eine Stimme aus dem Caſtanienbaume: „Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben!“ — Es wurde nicht auf die Stimme geachtet, und Orſo's Grab geöffnet. — Kein Leichnam; aber eine ſchwarze Fliege kam ſummend heraus, und erregte großes Gelächter von allen Seiten. Das Lachen verwandelte ſich in Weinen und Wehklagen; denn nach zehn Jahren war die Fliege zu der Größe eines wilden Stiers angewachſen. Sie fiel alle Vorübergehenden an, tödtete und verzehrte ſie. Vergeblich ſtellte man Umzüge und Wallfahrten an; vergeblich wurde gebetet und gefaſtet; das Ungeheuer ſetzte ſeine Verwüſtungen fort. Und was ſind dieſe Steine anders als die Knochen ihrer menſchlichen Opfer? Endlich brachte der Heilige eine Nacht auf dem Berge zu: die Fliege iſt ſeitdem verſchwunden, aber die Knochen der unglücklichen Vaſallen Alamani's liegen noch immer hier.“

A. Schelt.

Papillotten von M. G. Saphir.

Gewöhnlich leben kleine Köpfe auf großem Fuße, während große Köpfe auf kleinem Fuße leben müſſen.

Recenſenten und Weiber ſind, wenn ſie ſelbſt unfruchtbar, am wüthendſten gegen die fruchtbaren eingenommen.

Ein Ehepaar iſt ein vierfüßiges Geſchöpf mit einem Kopfe; die zweiköpfigen ſind die Mißgeburten dieſer Art.

Der Knabe iſt Moſt, der Jüngling Gährwein, der Mann Klarwein und der Greis das Weinſtein-Lager des Lebens. Das Mädchen iſt eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein Lehrgedicht und die Matrone das Regiſter ihres eigenen Lebensbuches.

Es giebt weibliche Weſen, die nichts als Seele ſind; ihr Körper iſt ſo zu ſagen nur der klare, ätheriſche, durchſichtige Spiritus, in welchen der Schöpfer die Seele zur Erhaltung in der verweſenden Erdenluft geſetzt, und die wir in dieſem cryſtallhellen Elemente faſt beſchauen können. Ja, wir ſehen die Seele eines ſolchen zarten Weſens auf der Antlitzſpiegelfläche ſich ſonnen, wir folgen ihrem Spiele in den ſchimmernden Lineamenten des lebendigen Mienenſpiels, und wir tauchen bis auf den Grund dieſer waſſerhellen Seele durch die runde, geſchliffene, glanzfeuchte Taucherglocke ihres freien, offenen und klaren Auges. Ein ſolches Weſen iſt ein wahres Blümchen Augentroſt (Euphrasia) und ihr Kennzeichen iſt, daß wir uns ſtets heliotropenartig zu ihr hinneigen, um ſie regungslos an zu ſchauen. Aber es iſt nicht das vampyrartige Einſaugen der Blicke, es iſt nicht das Drehen der geöffneten Paſſions- und Leidenſchaftsblume nach der glühenden Sonne des Wunſches, es iſt das Erſchließen der Nachtviole vor dem keuſchen Mondlichte, dem milden Sternenſchein; wir ſehen ſie an, wie wir das Sternenblatt betrachten, wie wir im Dunkeln an dem milden Schein eines fernen Lichtes hangen, wie wir mit den Augen friedlich und gerührt ausruhen auf einer herrlichen Landſchaft, die in reizender Stille, vom Mondlicht umgoſſen, ſich vor uns aufthut.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburgiſche Bilderein. Schwerlich findet der Humor, nächſt Paris und Wien, ein gelegenheitreicheres Feld, ſeine bunten Spiele und Turniere darauf zu halten, als in und bei Hamburg. — Die zierlich blanken Häuſerchen, welche auf der Straße von Berlin, gleich hinter Bergedorf, durch blumenreiche Gärten und üppige Triften zerſtreut, in der Ferne die

prächtige Elbe, den Reisenden, aus einer faſt widerwärtig (?) regelmäßigen Reihen kommend, mit idyllischer Annehmlichkeit begleiten; die meiſt ſehr geſchmackvoll angelegten Villen der Hamburgiſchen Fugger, dazwiſchen die Idyllenhöfe rüſtiger Schiffsbauer; die ſeltſame, faſt ungeheuerliche Tracht am Wege hinwandelnder, gar hübſcher Sträußerinnen aus den geſegneten Vierlanden; daneben ein zur Stadt ziehender Kälberwagen, worauf dieſe viertel und halben Rinder, welche bei uns zu Lande ſchon für ganze paſſiren würden, ſtehenden Fußes jenen dunkeln Pforten entgegenfahren, aus denen für ſie kein Wiederkehren mehr iſt: Alles dies und ein, bei ſcharfem Nordoſt gern genoſſenes, von geſchäftiger kleiner Mädchenhand ſchnell gebrautes und in Begleitung einer Anrede von wunderbarem, doch ſüßem Kauderwälſch freundlich kredenztes Weinbier, hatte die Schnellpoſt-Geſellſchaft ſo fröhlich geſtimmt, daß einige gleichgeſtimmte Freunde es kaum erwarten konnten, bis die Bagage in den, auf alle Weiſe ſehr empfehlungswerthen „großen wilden Mann", am Hopfenmarkt, eingelaufen war, um, entſtaubt und geſäubert, ſogleich auf ein vorläufiges kleines Bilder-Treibjagen aus zu gehen. — Da man ſich Hamburg gewöhnlich weit anders denkt, als man es findet und wie es großentheils ſeit Kurzem erſt geworden, ſo iſt es den Leſern vielleicht angenehm, in nachfolgenden Bildern ein kleines Panorama der Stadt und Umgebung zu erhalten.

Man denkt ſich noch unter weiland Davouſt's viel beſchriebenem Regiment, wenn, faſt vom Kopf bis zur Sohle, äußerlich nämlich, die hieſigen Hanſeaten daher getrommelt kommen, und wir fragten in der That, obgleich ſelbſt Militairs, im erſten Augenblick einen angenehmen dicken Schlachtermeiſter (Knochenhauer, wie ſie, etwas prononcirt, hier heißen), was das doch wohl für 'ne Truppe ſey? da, wenn wir ganz kürzlich, zwar auch in Berlin, noch Franzoſen geſehen hätten, das doch nur nachgemachte und unächte geweſen waren, in der „Königin von Golkonda" nämlich. Der Herr über Leben und Tod, scilicet des Viehes, hielt uns offenbar für etwas dumm oder ſehr ſpaßhaft, denn er ſagte, zurechtweiſend genug, indem er verdrießlich mit der Cigarre dazu paraſirte, „wat dat all wedder vör'n Snack is!" eine Exclamation, die, was den Schnack betrifft, der uns verirrt hatte, nicht paſſender ſeyn konnte. Dieſe Franzöſerei iſt denn wahrlich noch widerwärtiger, als die Ruſſomanie anderer Orten, die indeß doch noch ein Paar Pointen mehr hat. — Uebrigens lobt man von Obriſt v. Stephani, dem derzeitigen Commandanten, früher in ruſſiſchem Dienſt, daß, für manche abgeſtellte Mißbräuche, er verſchiedene Einrichtungen getroffen, die dem Militair eben ſo ſehr zum Nutzen wie zum Vergnügen gereichen ſollen. Man ſagt, daß er die Suppen in den Kaſernen oft ſelbſt koſte, und in der That, die kraftigen Burſche ſehen gut aus, wenn auch für Krieger faſt zu fett. — Er läßt ſie ſingen, ſchwimmen und dergleichen, wir erfuhren nicht, ob auch tanzen? waren aber Zeugen einer großen Aufmerkſamkeit für den Dienſt, als wir Hrn. v Stephany, bei einer ſonntäglichen Parade, die Gewehre durch alle Glieder ſelbſt, d. h. eigenhändig, reviſiren ſahen. Die häßlichen Streitigkeiten des Obriſten mit dem Major zu der Horſt, der, auf dreißigjährige Hamburgiſche Militairdienſte geſtützt, um die Commandanten-Stelle, jedoch erfolglos, ſich bewarb, ſcheinen, nachdem man ſich, wenigſtens in allerlei Libellen, ſcharf und rückſichtslos genug zu Leide gegangen, ſo weit dies auf trockenem Wege, durch ſekundirende Advokaten geſchehen kann, beigelegt. To der Horſt hat, erzählt man, eine nicht unbedeutende Summe Geldes, die er im Intereſſe der Republik aus eigenen Mitteln zugeſetzt, vollſtändig zurück erhalten, doch iſt er wegen mehrerer ſtarken Stellen in ſeiner Schrift, gegen Mitglieder des Raths und des Kriegs-Departements, in eine Unterſuchung verwickelt, von der Hr. K. Baldamus, in einer kürzlich erſchienenen neuen Philippika, mit einem fürchterlichen Hiatus meint, daß ſie, wegen des Verbrechens „beleidigter Majeſtät" den Major um den Hals bringen könne, (da wär' man ja gleich mit dem Schwert bei der Hand!) wenn er, „Gnade für Recht, nicht etwa für toll erklärt würde!!" — Die hieſige Commandanten-Stelle iſt übrigens eine Sinecure, die eine jährliche Revenue von 10 bis 12,000 Mark gewährt. — Hat ſich der Fremde von der Phyſiognomie der innern Stadt eine Vorſtellung gemacht, ſich durch das Getümmel und Geſchrei der gewundenen Straßen und Twieten (Gäßchen) gedrängt, die, ſcheinbar oft wie aus Spaß oder Kartenblatt zuſammengeklebten Häuſer und Häuschen, mit ihren unzähligen Fenſtern und Fenſterchen zwiſchen häufig kaum handbreiten Pfeilern, wundernd beſchaut, und iſt er dann nicht überfahren von allerlei Kutſchen, Karren, Droſchken, Stage-Coaches (davon weiter unten), Chaiſen, Giggs, Stuhlwagen, Poſtwagen, Gemüſewagen und andern Wagen; auch nicht umgerannt von Improviſatoren, Schnellläufern, Maklern, Juden, Laſtträgern, Waſcherinnen und hunderterlei Ausrufern und Ausruferinnen, iſt er ferner ungetauft geblieben von den Beſen, Burſten, Pinſeln und Waſſerkannen der Mädchen, welche unabläſſig die ohnehin freundlichen und reinlichen Häuſer, ja ſogar das Pflaſter und die ganze Straße ſcheuern, waſchen, putzen, bohnen und glatten; und weder angeſengt noch angebrannt von den feurigen Glimmſtengeln, welche alle Augenblicke rechts und links vorüber dampfen — ſo dankt er dem Himmel und geht zu ſeiner Erholung ein wenig nach dem Jungfernſtiege, einer Promenade an der Alſter, ſich dort, was auf manche Weiſe leicht angehen kann, ein ſpecielleres Vergnügen zu machen. Es ſind hier, an dem reizenden Baſſin dieſes kleinen Fluſſes, zwei niedliche Pavillons angelegt: Reſtaurationen für den Geiſt, durch die daſelbſt auffliegenden fremden und deutſchen Journale und Zeitſchriften, wie für den Leib, wonach er, gröbere oder feinere Koſt, irgend Verlangen trüge. Eine gute Muſik und reiche Erleuchtung macht die wirkſam tapezierten Säle Abends ganz hübſch und einladend. An einem Tiſchchen vor dieſen Tempeln, dicht am Stiege, ſieht man die fröhliche Menge bunt ſich dann vorüber treiben. Zuvörderſt fallen eine Menge wohl geſchnürter, ſehr ſauber gekleideter Mädchen auf, in der Rechten das Schnupftuch, unter dem linken Arme aber etwas tragend, worüber — womit ſie eine Art Luxus treiben — ein großes buntes Tuch flatternd gebreitet iſt. Es ſind dies Hamburgiſche Kleinmädchen, bei Ihnen in Berlin Jungfern, in Schleſien Schleußerinnen genannt, welche unter dieſem Iſis-Schleier zum Theil Gegenſtände für die Küche verbergen (was beſonders für Fleiſch- und dinglige Gegenſtände höchſt nachahmungswürdig iſt —), zum Theil, als Gelegenheits-Macherinnen, ſie auch wohl nur zum Schein führen: lauter ſchlanke, bewerliſch-vollbuſige Schönheiten — mit rothen Wangen und friſchen Lippen, zumeiſt Baſaderen. Mit koſtlichen Shawls, Spitzenhäubchen, dem blumenreichen Italiäner-, dem federherrlichen Spanier-Hute, wandeln die höheren Prieſterinnen der Cypris; doch ſcheint die ſichere Wahl auf die Novizen zu fallen, welche denn auch in der That, wie es uns bedünkte, weniger Körbe geben, als tragen. —

(Der Schluß in der Beilage.)

In der Umgegend des Schloſſes Farkſton (in Devonſhire) hat man einige Fuß unter der Erde das Gerippe eines ungeheuren Thieres gefunden, deſſen Name und Formen Niemand bekannt ſind. Die eine Seite iſt 80 Fuß lang und der untere Theil, den man für eine Kinnlade hält, hat 34 Fuß Durchmeſſer. Einige ſtarke Haare, die man noch dabei fand, laſſen glauben, daß das Thier ein Seethier geweſen, was andere Naturforſcher aber wieder läugnen. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 102ten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Hamburgiſche Bildereien. (Schluß.) Die Sonne iſt eben erſt unter, und man ſpaziert nach dem nahen Gänſemarkte, entweder um das Theater noch zu beſuchen, oder die Winter-Mariane zu ſehen, eine ſchöne Mariane, die ſo lange keinen Wechſel der Jahrszeiten kannte, bis eine ſchönere, die Sommer-Mariane zu Eimsbuttel, ihr den Rang und den Ruf ablief. Es giebt ſodann noch eine dritte Mariane, die ſogenannte Oelmühlen-Mariane zu Frühlingshude; ſammtliche Marianen ſtehen kleinen Reſtaurationen vor, die beiden letzteren in Luſt-Orten nahe bei Hamburg. Dieſer Marianen-Geſchmack iſt auch einer, und wenn ich Ihnen dabei ſage, daß die Eimsbuttelſche Jungfrau bei weitem die hübſcheſte iſt, ſo ſparen Sie doch Ihren Glauben noch ſo lange auf, bis ich Ihnen in der ſpäteren Fortſetzung der „Bildereien" über die Zwölf-Marianen-Wirthſchaft berichtete, die man etablirt, und worin die mindeſt-hübſcheſte Mariane noch ein Dutzend Mal ſchöner ſeyn ſoll, als jede bisherige und zuvor je gekannte, ſammtliche für dieſe neue Reſtauration ſonſt noch engagirte Etraſſierinnen, Berlinerinnen, Sachſinnen, Franzöſinnen u. ſ. w. gar nicht gerechnet. — Sie nehmen auf dem Gänſemarkte nur einen kleinen Curaſſao für zwei Schilling, und wandeln bei dem ſchönen Abende weiter zum freundlichen Alſterthore, und auf den Luſtwegen des Walles, zum Altonaer-Thore hin, dort die entzückende Ausſicht von der Gloriette des Eid-Pavillons zu genießen. Sie paſſiren indeß auf dieſer Tour ein Wachthaus und werden daſelbſt in Ihrer friedlichen Stimmung durch einige Geſchütze erſchreckt, vier Sechspfündern und zwei Haubitzen, den ſogenannten grünen Kanonen, weil ſie, bis auf das Metall der Röhre, vollkommen grün ſind.

Was, in einem Tübinger Blatte, dünkt mich, vor einiger Zeit über Hamburgs reizende Umgebungen geſagt worden, iſt zwar etwas ſehr in's Schöne gemalt, doch in der That durchaus nicht ohne. Von dem Eid-Baſtion, unfern des, von dem prachtigen Strome ſo genannten Pavillons, genießt man, ſtromwärts, einer wahrhaft köſtlichen Ausſicht. Auf einem übervoll mit Blumen geſchmückten, ſaftgrünen Plateau, ſchaut man unter ſich den Hafen, mit ſeinem regen Getreibe, ſeinen Menſchen und Barken, und Wimpeln und Flaggen; weiter hinauf die ſtolze Silberſchlange des Fluſſes, geblähte, volle Segel darauf, und Wachtſchiffe und Dampfböte; landeinwärts, ein wenig rechts, das zierliche Altona, mit dem hohen beherrſchenden Thurme in der Mitte, weit über die Hauſermaſſe emporragend; noch mehr rechts die geſchmackvollen Promenaden des Walls, von erfreuten Wandlern wimmelnd, und endlich hinter ſich Alt-Hamburg ſelbſt, woran für den ſinnigen Menſchen ſo viele Erinnerungen und Vergleiche ſich knüpfen. Das Alles muß man ein Paar Mal ſehen, um es überall genoſſen zu haben. — Die hieſigen Droſchken, eine Unternehmung des Hrn. John Andly, ſind ſo anſtändig und ſchnell und billig, als man ſie, wo Einrichtungen ähnlicher Art, zu Berlin, Wien und Warſchau, nicht findet. Hr. Andly hat, aufgemuntert durch den günſtigen Erfolg der Droſchken, noch eine Anzahl ſogenannter Stage-Coaches bauen laſſen, eine Art engliſcher, ſehr elegant conſtruirter Kutſchen von ſo großer Raum- und Platzfähigkeit aller Orten, daß man oft einige und zwanzig Paſſagiere darin, darauf und daran zählt, die, um billigen Preis, von muntern Roſſen flüchtig gezogen, unter dem Schall einer engliſchen Trompete, nach den beliebteſten Vergnügungs-Oertern der Umgegend dahin rollen. Es wird ſich dazu, in Geſellſchaft der Leſer, auch für uns ſpäter Gelegenheit finden; für den Augenblick hält uns die Stadt ſelbſt noch gefeſſelt. Hamburg iſt durchaus, und lediglich faſt, nur für den Handel; alle Berechnungen machen ſich in dieſem Sinne; alle Rückſichten werden danach beſtimmt; man glaubt, daß vernünftiger Weiſe eigentlich Niemand etwas anders ſeyn könne, als Kaufmann, obgleich man mit dem Credit, dem wirkſamſten Gelde und Vermögen deſſelben, äußerſt rar und vorſichtig iſt. Die bedeutenden Häuſer abgerechnet, die ihre Geſchäfte par distance im Großen nach Ganzen machen, hat denn auch alle Welt lockende Waaren — Schauſſen, maleriſch vor den Laden aufgehanat und ausgebreitet, wenn auch in dem Grade glänzend und verführeriſch nicht, als der Verfaſſer dies, mit ſeltener Pracht, einzig in Brüſſel geſehen. Indeß würden beſonders die Leſerinnen auch in Hamburg beträchtlich in Verſuchung kommen. Die köſtlichen Shawls und feinen, im verſchiedenſten Geſchmack dekorirten Hüte; die ſchönen künſtlichen Blumen, der Natur wie abgeſtohlen; die Laden mit allen Arten wirklicher Gewächſe in vollſter Blüthe, die Magazine künſtlicher Mieder und Schnürbrüſte von elaſtiſchem Federbaue, mancherlei bunter Band- und echt engliſcher Scheeren- und Nadelkram zöge die Mädchen an, während die Hausfrauen auf dem Hamburger Fleiſch-, Fiſch- und Gemüſe-Markte ſtaunend verweilten und gern das Nöthige davon auf ein Jahr zur Heimath mitnahmen, ein tüchtiges Beefſteak bereiten lernten und auch wohl auf die gewaltigen Hummer, den delicioſen Lachs und die nachtiſchlichen Muſcheln und Schnecken reflektirten. — Obgleich man in Hamburg Alles, beſonders den Wein, der freilich nur gar zu oft zwar von fremder Traube, aber hieſiger Machung, verhältnißmäßig wohlfeil kauft, ſo iſt, bei dem Ueberfluſſe des Geldes, für den unbegüterten Fremden der Aufenthalt dennoch theuer; die Hamburgiſchen Zwei-Drittel, circa 18 gGr., verſchwinden unter der Hand; es iſt bitter, daß man unter dieſen Umſtänden nur ſelten galant ſeyn kann. — Wo große Fluth, iſt große Ebbe; die kleine Quelle der Wiſſenſchaft kommt neben dem vollen Strome der Handlung nicht fort; man hat in der weiten Stadt nur eine etwas ausgebreitete Gelegenheit, manigfach zu leſen und ſich von den neueſten Erſcheinungen in der Literatur vielſeitiger zu unterrichten, in den Lektüre-Zimmern der Börſenhalle, einer Anſtalt, welcher Hr. v. Hoftrup vorſteht. Unbedeutender Flug- und Wochenſchriften giebt es genug; doch nennt die Stadt keinen namhaften Belletriſten, Hrn. G. Loy, den Redakteur der „Originalien", etwa ausgenommen. Indeß lebt Mathiſſon hier und Leonhard Wächter, der Verfaſſer der unter dem Namen Veit Weber erſchienenen „Sagen der Vorzeit". — Wenn man am Gänſemarkt von der Winter-Mariane kommt, ſo hat man das Theater ganz in der Nähe, das in Wahrheit auch eine Winter-Mariane iſt, und eine höchſt paſſirte. Die Muſen ſind hier miſerabel logirt. Das Haus liegt hinter engen Winkelgäſſchen, für Wagen zu ſchmal, ein ſchuppenähnliches Gebäude; das würde freilich nichts verſchlagen, wenn die inwendige Kunſt dafür entſchädigte; doch iſt das, bis auf das manchmal ſehr gute Luſtſpiel, leider nicht der Fall. Man giebt auch Trauerſpiele, aber ſie nehmen ſich übel aus; man giebt ſogar Opern, aber — „Samiel, hilf!" — und der hat denn auch oft ſchon helfen müſſen, der Kaſſe wenigſtens, wie dieſer Chaſſeur überhaupt unwiderſtehlich bleibt und ſich überall Silber um Silber erſchießt. Spitzeder hat, als Gaſt, vor Kurzem hier viel Beifall gefunden, obgleich ſein „Leporello" völlig verunglückte; wir wollen annehmen, weil alles Uebrige ſo höchſt bekannt ſich machte, dagegen hat Hr. Blum, vom hieſigen Theater, in Berlin gefallen. Ueberm iſt

auf Reisen; man sagte mir, in Rußland. Eine der hiesigen Bühne früher angehörende Sangeskünstlerin, Mad. Becker, vom Prager Theater, giebt gegenwärtig besuchte Gastvorstellungen. — Hamburg hofft schon lange auf ein neues, der Stadt und der Kunst würdigeres Schauspielhaus; wenn man aber auch versichert, daß die Erfüllung dieses Wunsches nunmehr in Kürze sich vorbereite, und als den gewählten Platz zum Bau die Gegend am Kalkhofe bezeichnet, unfern dem Dammthore, so scheinen doch noch manche Bedenklichkeiten und Hindernisse ob zu walten, und Mad. Schröder, die Wittwe des großen Mimen, Besitzerin des Stadt-Theaters, dabei wesentlich interessirt. Vielleicht kommt gelegentlich ein sonderbarer Kunstmensch und Engländer, der Apollinem und seine neun Waisen auf und über sich nimmt, ihnen einen hübschen Pallast baut und sich die Spekulation dann aktienhaft, quantum satis, verinteressirt, wie, was doch mehr bedeutet und vermessener aussieht, diese unternehmende Nation ja so eben noch erst den Harz gepachtet, den vollständigen Harz, mit seinen Höhen und Tiefen, um oben spazieren zu gehen, während man in unterirdischen Bergwerken nach Schätzen gräbt. — Außer dem Stadt-Theater hält Thalia noch eine kleine Commandite in der Steinstraße, ein Tempelchen in Taschenformat, mit etwas Kunst in Klein-Sedez. Wir sahen dort drei große Sachen an einem Abend: Kotzebue's „Hahnenschlag", Houwald's „Fluch und Segen" und Holtey's „Wiener in Berlin"; die muntere Jaaten-Posse machte sich lustig genug, und das war nöthig, denn über die erstern beiden Rührungen war alle Welt zu beträchtlichem Weinen bewegt worden. — Lassen Sie uns, da wir gerade so media in arte sind, die Kunstpfeifer, Kunstspringer, Kunstschreier und sonstigen Kunststückemacher geschwind noch mitnehmen. Die Rennbahn für diese Gesellschaft ist vor dem Altonaer-Thore, zu beiden Seiten des kurzen Weges nach dem altonahen dänischen Städtchen, wo übrigens auch, und demüthigst, von der Gesellschaft eines Herrn Santo, sonst in Lübeck, getrauerspielt und geopert wird. — Es ist vor einigen Tagen just Lämmerabend gewesen, ein Volksfest, wo man die jungen Lämmchen, die krause Wolle hübsch weiß gewaschen, in Gesellschaft ihrer Mütter und würdigen Väter, zum Kindermarkte bringt; manch größeres Lämmchen wohl auch, freilich zu anderweiter Beschauung und Versuchung. Wir stoßen zunächst auf die zu jenem Feste erschienenen vier Jahrszeiten, versuchten Jünglingen und Jungfern, welche sich in die nöthigen Vermaschkerirungen begeben, der Winter in Pelz und Pudelmütze u. s. w., und wovon besonders die beiden Demoiselles, Frühling und Sommer, in so täuschender, gleich doppelter Metamorphose sich produziren, daß es schlechthin unmöglich wird, sie weder für Diese, noch weniger für Jene zu halten. Sie singen das Lob der Jahrszeit, welche sie vorstellen, in abwechselnden Strophen mit einem Chor, begleitet von einer Harfe, nach einer angenehm in's Ohr fallenden Volksweise, und es interessirt vielleicht, wenn wir die Schlußverse ihres Liedes hier mittheilen:

„Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß Sie in Frieden leben;
Beständige Gesundheit, Glück, Friede und Freud,
Das wünschen wir Ihnen zu jeder Zeit.
Ich Winter, ich Frühling, ich Sommer, ich Herbst,
Wir thun Sie ja wünschen ein friedliches Herz,
Und weil uns jetzt unser Wunsch ist verbracht,
Wünschen wir der Herrschaft ein'n vergnügten Tag."

Jetzt wünschen wir den Lesern ein Gleiches und werden uns gelegentlich wieder mit Bildereien einfinden. Sabinus.

1825. No. XXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Kunst-Anzeige.

In dem Verlage des Unterzeichneten wird gegenwärtig die Herausgabe einer vollständigen Kupfer-Gallerie in Umrissen zu Shakspeare's sämmtlichen dramatischen Werken lieferungsweise vorbereitet, und hierauf das kunstliebende Publikum vorläufig aufmerksam gemacht:

Gallerie
zu
Shakspeare's dramatischen Werken.
In Umrissen.
Erfunden und gestochen
von
Moritz Retzsch.

Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen.

Das Format ist mit jenem der bereits von demselben Herausgeber bearbeiteten Umrisse zu Goethe's „Faust", Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" und dessen „Kampf mit dem Drachen" übereinstimmend. Der ersten Lieferung, welche den „Hamlet" enthält, und noch dieses Jahr erscheint, wird eine ausführliche Bekanntmachung des ganzen Unternehmens, so wie der näheren Bedingungen einer zu eröffnenden Subscription, vorangehen.

Leipzig, den 16. Mai 1825.

Ernst Fleischer.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Michel Angelo,
Trauerspiel in vier Aufzügen,
nebst einem Nachspiel,
von
Joh. Bapt. Rousseau.

Preis: 20 Sgr.

Daß dieses Trauerspiel sich den bereits vorhandenen Künstlerdramen von Oehlenschläger, Kind, Castelli u. s. w. auf das würdigste anschließt, wird gewiß jeder unbefangene Leser finden. Dieses ist hinreichend, dasselbe zu empfehlen.

Aachen, im April 1825.

J. La Ruelle, Sohn.

Bei mir iſt jetzt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Choix de plus jolis contes arabes tirés des mille et une nuit, par M. A. Henri. Nouvelle édition augmentée d'un vocabulaire par J. F. Sanguin.

2 Vol. av. 2 figures, cartonné. 2 Thlr.

Dieſe Auswahl aus den herrlichen Erzählungen der Tauſend und einer Nacht wurde ſchon bei ſeiner erſten Erſcheinung mit vielem Beifall aufgenommen, da ſie mit vieler Sorgfalt gemacht, und Alles das, was Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zöglingen vorenthalten würden, weggelaſſen iſt. Dieſe neue Auflage wird noch willkommner ſeyn, da ſie Hr. Sanguin mit einem vollſtändigen Wörterbuche bereichert hat.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

Bei Tendler und v. Manſtein, Buchhändler in Wien, iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen
von Franz Maria Nell.

Zweiter Band, 325 Seiten ſtark: für die Nichtbeſitzer des erſten Bandes auch unter dem beſondern Titel:

Nachtfalter.
Novellen von Franz Maria Nell.

Auf ſchönem Velinpapier in 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Herr Verfaſſer gegenwärtiger Novellen hat bereits durch den erſten Band ſein glückliches Talent und ſeine herrliche Behandlungsart dieſer geiſtigen Produkte ſo klar an den Tag gelegt, daß es über ſein literariſches Verdienſt nur eine Stimme giebt, welche laut zu ſeinem Lobe ſpricht: Die Nachtfalter überflügeln ihre Vorgänger vielleicht noch an Kühnheit, Wahrheit und wahrem inneren Reize; mit tiefer Umſicht und voller Kenntniß des menſchlichen Gemüthes ſind alle Situationen gezeichnet, und ſchaffen dieſes zu einem ſchönen Ganzen, welches den gegründeten Ruhm des Hrn. Verfaſſers erhöhen und der Leſewelt viele ſchöne Stunden gewähren wird.

Auch ſind in obiger Buchhandlung noch Exemplare des erſten Bandes im Preiſe von 1 Thlr. in gleicher ſchönen Ausgabe vorhanden.

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerſchwer, J. J., neu erfundene Multiplications- und Quadrat-Tafeln, vermittelſt welcher man die Produkte aller vierziffrigen und die Wurzeln aller fünfziffrigen Zahlen ſehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematiſchen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüſon und L. Ideler. gr. 8. Preis: 18 Gr. C. (22½ Sgr.)

Gans, Dr. E., Das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Univerſalrechtsgeſchichte. 2ter Band. gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Horho, H. G., Don Ramiro. Trauerſpiel in drei Aufzügen. 8. Preis: 16 Gr. C. (20 Sgr.)

Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der lateiniſchen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis: 8 Gr. C. (10 Sgr.)

Wilde, E., Handbuch der analytiſchen Trigonometrie. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr. C. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Berlin, im Juni 1825.

Maurerſche Buchhandlung.

An die meiſten Buchhandlungen habe ich jetzt verſandt:

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunſt.
2ter Bd. Preis: 2 Thlr.

Alle öffentliche Blätter, die über den 1ſten Band dieſes Werks geſprochen haben, und das geſammte, der Tonkunſt befreundete Publikum, wie weit ich dieſes als Verleger abnehmen kann, haben daſſelbe mit ſo vielem Intereſſe und Beifall aufgenommen, daß ich mir keine Empfehlung dieſes 2ten Bandes verſtatte, außer der, daß dieſer Band wie der erſte, drei Abtheilungen, in der 1ſten Biographien, in der 2ten Abhandlungen, in der 3ten Dialogen, Scenen, kleine Erzählungen und Schilderungen ernſten oder ſcherzhaften Inhalts, enthält.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

Bei Tendler und v. Manſtein, Buchhändler in Wien, iſt erſchienen und für 12 Gr. zu haben:

Der Ehemann auf Schleichwegen
oder
das verhängnißvolle Rendezvous.

Luſtſpiel in drei Akten, nach Casimir Bonjour's: le Mari à bonnes fortunes
von Lembert.

Das Original dieſes Luſtſpiels hat in Paris ungewöhnliches Glück gemacht, und wir dürfen verſichern, daß es durch die Bearbeitung des, durch mehrere ähnliche Uebertragungen rühmlich bekannten Hrn. Lembert nichts von ſeinem urſprünglichen Werth verloren hat. Da es ſich außerdem auch zur leichten Darſtellung ſowohl auf ſtehenden Bühnen als auch in geſelligen Zirkeln vorzüglich eignet, ſo glauben wir ſelbes allen Jenen empfehlen zu dürfen, die ſich gern an den heitern Erzeugniſſen der komiſchen Muſe ergötzen.

Nachſtehende, theils kriegswiſſenſchaftliche, theils für Militair-Perſonen vorzüglich intereſſante Schriften, ſind in den letzteren Jahren in der Maurerſchen Buchhandlung zu Berlin erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Bieberſtein, Marſchall von, Anweiſung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrſätze und die Sächſiſche Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg. 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multi-

plicíren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht an zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 10 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1824. 2 Thlr.

Leithold, R. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück; nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.

Menu von Minutoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor; mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Herrn General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

— Anweisung zum ökonomischen Aufnehmen und Separiren ohne künstliche Werkzeuge: für diejenigen, welche keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen, mit den dazu gehörigen Tabellen und 6 Kupfern in Fol. 1821. 1 Thlr.

Noblwes, J. N., Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Mit 2 Kupf. 3te verb. Aufl. 1819. 1 Thlr.

— Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie. 1816. 6 Gr.

Stuhr, Dr. P. F., Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1ster Theil. 1819. 2 Thlr. 8 Gr.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jaspis, Dr. L. S., die fromme Feier des Abendmahls. Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. 8. mit 1 Kupfer.

Preis: geh. 18 Gr.

In dieser Schrift herrscht, wie in des rühmlichst bekannten Verfassers frühern Arbeiten der Art, ein rein christlicher und biblischer Sinn, ohne mystische Schwärmerei und ohne Einmischung dogmatischer Zänkereien, daher sie auch allen frommen Abendmahls-Genossen wahre Erbauung gewähren wird.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

In unserm Verlage ist erschienen:

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier.

(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Die Kronenwächter, Ein Roman von Ludwig Achim von Arnim.

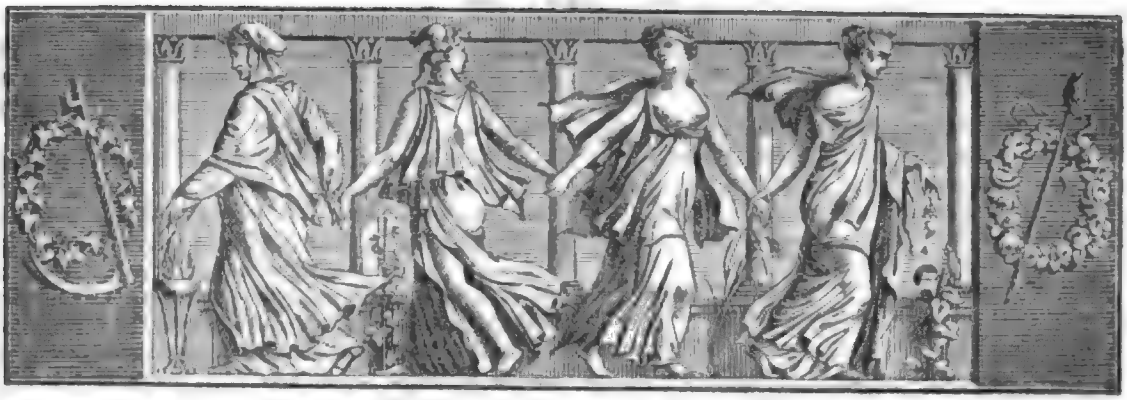
Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Die Gleichen, Schauspiel von Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 29. Juni. 103tes Blatt.

Der franzöſiſche Dichter Marquis de Champceneţz.

Er war eines von Robespierre's Opfern, der ihn, wegen ſeiner beißenden Reden, als einen Conspirateur-Calembouriste auf's Blutgerüſt brachte. „Il n'avoit de méchant que les lèvres" (Er hatte nichts Arges als die Lippen), ſagt in einer Charakteriſtik von ihm der Graf T— *) bei Gelegenheit eines Geſprächs zwiſchen Champceneţz, Chamfort und Rivarol, welches T— mit angehört hatte, und worin Champceneţz gegen die Anderen, die ſeinen Geiſt gerühmt hatten, ihm nur ein vorzügliches Gedächtniß zugeſtehen wollte. — Mein Ankläger, ſagt T— (hierdurch vielleicht etwas gereizt), war bei weitem nicht ſo gewichtig als die Anderen. Es war der unglückliche Marquis de Champceneţz, deſſen Haupt ſpäterhin unter dem Revolutions-Beile gefallen iſt. Kein Menſch auf Erden hat beſſer als er bewieſen, wie eitel und leer oft ein gewiſſer Ruf iſt, wie ſehr er von zufälligen Urſachen abhängt, und wie leicht der Eine zu dem Namen eines Mannes von Geiſt gelangt, während man dieſen Titel oft Anderen verſagt, die Alles beſitzen, was zu deſſen Beglaubigung erforderlich iſt. Man ſage mir nicht: Champceneţz habe nie für einen Mann von Geiſt gegolten. Haben mir nicht zehn Jahre lang, und darüber, alle Männer von Welt und vom Hofe das Epigramm, die Chanſon, die Epiſtel, das Gedichtchen angeprieſen, welches Champceneţz gemacht; die allerliebſten bons-mots wiederholt, die er geſagt; die bittern Stachelworte angeführt, die er geſprochen; die Späße aufgewärmt, die er ſich erlaubt ꝛc. ꝛc. ꝛc.? — Habe ich aber nicht auch, während meines genauen Umganges mit ihm, die volle Gewißheit erhalten, daß er äußerſt wenig aus ſich ſelbſt ſchöpfte, und daß dieſes Wenige noch obenein immer der Verbeſſerung bedurfte, und zwar aus dem Grunde, weil er kein Wort Latein verſtand, weil er ſeine Mutterſprache nur mittelmäßig beſaß, und ſie weder grammatiſch noch orthographiſch richtig ſchrieb? — Trat man aus dem Zirkel der Hofleute in den Kreis der Literatoren, ſo hieß es wieder: „Champceneţz hat viel Verſtand, viel Stachelwitz; Niemand ſchwätzt ſo angenehm als er!" Man erzeigte ihm die unverdiente Ehre, ihn für den Verfaſſer einer Menge von bons-mots zu halten, die ganz andere Väter hatten, bloß weil er ſich auf die Kunſt verſtand, ſich wie die Dohle mit Pfaufedern zu ſchmücken. Ich habe nie eine frechere Stirn geſehen; alles fremde Gut eignete er ſich zu; er ging unermüdet mit den Geiſteswaaren Anderer hauſiren, und begleitete ſeine Marktſchreierei mit einem drolligen Stammeln, welches ihm treffliche Dienſte leiſtete.

Der Chevalier de Boufflers hat die Stichwunde auf ſeinem Gewiſſen, welche Champceneţz vom Vicomte de R... erhielt, weil dieſer ihm die beißende Chanſon des jeunes gens zuſchrieb, welche Boufflers zum Verfaſſer hatte. Ich beſuchte ihn bald darauf; er hüthete

*) In einem Werke, wovon nächſtens der erſte Band unter dem Titel: „Memoiren des Grafen von T—; aus der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt" (Berlin, bei Duncker und Humblot), erſcheinen wird.

das Bett, und fand es sehr natürlich, für Verse, die nicht sein waren, im Zweikampf eine Wunde erhalten zu haben, die allerdings sein war.

Eben diese Bewandtniß hat es mit der Chanson des dettes auf den Marquis de Louvois. Champcenetz hatte weiter keinen Antheil an der Chanson, als daß er den Namen Grammont ausgestrichen und den Namen Louvois an die Stelle gesetzt hatte:

De (Grammont / Louvois) suivant les leçons,
Je fais des chansons et des dettes.

Eben so ist es mit dem Epigramm auf Frau von Stael: „Armande etc." — Es ist von Rivarol, der es Champcenetz abgetreten, nachdem dieser es ihm gestohlen und mit so großer Zuversichtlichkeit für das seine ausgegeben hatte, daß er es zuletzt selbst in ganzem Ernste für eigene Arbeit hielt.

Eben so ist es mit der Chanson: „Chloé, belle et poëte." Der Verfasser ist bekannt, und nur sein Name mir entfallen.

Eben so mit „Si l'on achetoit du courage" und mit zwanzig andern.

Einst trieb er die Stirnlosigkeit so weit, gegen den biedern, trefflichen Florian zu behaupten: er (Champcenetz) habe eine seiner (Florian's) besten Romanzen gemacht. Es war ein schöner Herbst-Abend. Wir gingen zusammen im Palais-Royal spazieren. Aber der Verfasser der „Estelle" wollte durchaus nicht mit sich handeln lassen, und vertheidigte steif und fest sein Eigenthum, so daß Champcenetz endlich nachgeben mußte. Jetzt besann er sich kurz, und sagte stammelnd: „Gut, gut! reden wi... wi... wir nicht weiter davon: wa... wa... warum soll ich die Romanze nicht so gut gemacht haben, wie... wie... wie ein Anderer; es ist ja nu... nu... nur eine Romanze, und sie... sie... sie... gefällt mir sehr!"

So viel ist gewiß, er hatte Gesichtszüge, ein Organ und einen Körperbau, welche zur Rolle paßten, die er angenommen: dabei witzige Einfälle, und von Zeit zu Zeit auch glückliche. Er wagte Alles, fing Alles auf, behielt Alles für sich, nahm und stahl Alles, war mit einer unverwüstlichen guten Laune begabt — begabt, sage ich, obschon das Wort hier nicht an der rechten Stelle steht; ich gebrauche es aber mit gutem Bedacht, weil es meinen Gedanken vollkommen ausdrückt: ich will nämlich sagen, daß sein ganzer Verstand in dieser guten Laune lag. Sie hat sich nicht einmal im entscheidendsten Augenblicke des Lebens, seinem Blutrichter Fouquier-Tinville gegenüber, verläugnet; denn als dieser ihm das Todesurtheil sprach, fragte er ihn mit heiterer Miene: ob es nicht der Fall sey, wie in der National-Versammlung, einen suppléant zu stellen? — „Weswegen?" fragte Fouquier. — „Weil ich Sie zu meinem Stellvertreter ernennen würde!" — Dieses echte Bonmot, dieses eigentliche Witzwort (mot d'esprit) bezeichnet den Mann von Muth, welchen nichts, nicht einmal der Tod, aus der Fassung bringen kann.

Seine Laune war unermüdet in kleinen boshaften und muthwilligen Zügen: sie erstreckte sich über Alle und Jede, ging aber nie so weit, daß sie die Ehre verletzt hätte; denn er war ein Mann von strenger Ehre, und jeder kaltblütigen, schwarzen, oder tief überlegten Bosheit unfähig. Am allerlustigsten war es, wenn sein Satyr über seine Familie oder auch über ihn selbst herfiel: denn um ein Bonmot zu sagen, schonte er sich so wenig als Andere, und war froh, wenn er sich dem Spotte, der Lächerlichkeit zur Zielscheibe machte. Was Wunder, daß er alle Tage seines Lebens seinen Freunden etwas zu lachen gab, er, der noch am letzten Tage desselben, wenige Augenblicke vor seinem Ende, und als er schon den Karren bestiegen hatte, auf welchem Robespierre seine Schlachtopfer abführen ließ, dem Henker zurief: „Fahre uns gut, und Du sollst auch ein gutes Trinkgeld haben!"

Uebrigens besaß er wenig Phantasie, einen einseitigen, begrenzten Verstand, keinen Unterricht; seine Unwissenheit in der Geschichte und in den classischen Schriftstellern, selbst seines Vaterlandes, war unverzeihlich. Er sprach über die schönen Künste mit der ruhigen, sicheren Ueberzeugung der Kennerschaft, mit dem Tone und der Dreistigkeit eines Professors auf dem Catheder, so daß er in den Augen derer, die noch unwissender waren als er, für einen Kunstverständigen, für einen Vielwisser galt.

Mein Unglück hat es gewollt, und ich klage mich selbst dessen an, daß ich einige Wochen lang mit ihm an einem Blatte arbeiten mußte, welches jetzt ganz vergessen ist, und dessen Titel nicht einmal neu war. Es hieß „Chronique scandaleuse". Ich hatte den Prospektus dazu geschrieben. Sie machte bei der ersten Erscheinung einiges Aufsehen, wurde aber bald durch Erscheinungen anderer Art verdrängt und zum Stillschweigen gebracht, durch das Angstgeschrei der Schlachtopfer, durch das Gebrüll der Henker, durch das Rasseln und Klirren der Ketten in den Kerkern, die der mächtige Terrorismus zu öffnen anfing und nur zehn Jahre später ein mächtiger Arm und ein noch mächtigerer Genius wieder schloß.

Es war unmöglich, auch nur einen Aufsatz, der aus seiner Feder floß, in die Druckerei zu schicken, ohne ihn vorher durchgesehen und verbessert zu haben. Ich entsinne mich noch eines Tages, wo ich mir die vergebliche Mühe gab, ihm begreiflich machen zu wollen und nicht zu können, daß es nicht einerlei sey, zu schreiben quant à moi und quand à moi, weil quando und quantum im Lateinischen von ganz verschiedener Bedeutung sind.

Uebrigens ist mir diese gemeinschaftliche Arbeit, welcher ich mich wider Neigung und Grundsatz, aus Ursachen, deren Auseinandersetzung hier überflüssig seyn würde, unterzogen hatte, theuer zu stehen gekommen. Sie ist einzig und allein Schuld daran, daß ich Frankreich im Jahr 1792 verlassen mußte, um den Dolchen des Fabre d'Eglantine und der Rachsucht Condorcet's zu entgehen, welchen Letzteren ich ein Paar Mal in jenem Journal an den Pranger gestellt hatte. *)

In der Folge bin ich in Herrn von Champceneth gedrungen, daß er mir folgen und unsern Henkern entgehen möchte. Er war nicht zu bewegen. „Mein Schicksal schwebt mir vor Augen", sagte er: „ich weiß, daß mich die Guillottine erwartet!" Gleichwohl versicherte er mir standhaft, er werde sich nie von seinen Büchern und seinen Kupferstichen trennen, um den irrenden Juden in Europa zu spielen; er liebe das Leben, aber noch mehr die göttliche Faulheit. Ich weiß, daß er nach meiner Abreise, durch Vermittelung eines mir unbekannten Dritten, eine Zusammenkunft mit Brissot gehabt, der ihm unter der einzigen Bedingung: „zu schweigen", das Leben verbürgte. Das hieß aber: das Unmögliche von ihm verlangen. — Auch ist mir noch bewußt, daß er mit Condorcet zusammen getroffen, und daß eine Art von Friedensbund unter Beiden abgeschlossen worden ist. Er wird sich dabei wahrscheinlich auf Kosten meiner abwesenden Manen rein gewaschen haben; ich verzeihe es den seinigen. Er ließ mir durch einen gemeinschaftlichen Freund sagen: man lasse ihn ruhig; er hoffe durch zu kommen. Unter Robespierre wurde er verhaftet. Von Robespierre hatte er kein Versprechen erhalten. Robespierre versprach und hielt nichts als — Tod. Er ließ sein gewöhnliches Urtheil auch über ihn ergehen, vermuthlich eines Bonmots wegen über die Revolution, welches vielleicht nicht einmal von Champceneth herrührte, und schickte ihn auf's Blutgerüst.

*) Der Verfasser erwähnt hier eine frühere kleine Schrift, ein „Schreiben an Herrn von Condorcet", aus London vom 5. November 1792. Er ließ es in Peltier's „Tableau de Paris", mit Noten begleitet, abdrucken. Von diesen Noten seyen wir folgende zur Erläuterung her: „Lui (Condorcet), le Sieur Fabre d'Eglantine et autres, qui sont maintenant devant le diable, essayèrent de me faire assassiner le treize Août 1792, pour terminer la petite guerre que ces Messieurs me faisoient depuis deux ans. Il falloit bien quitter un pays, où ces Messieurs étoient les maîtres. — Je pris congé d'eux avec la plus grande difficulté, caché le jour, et voyageant la nuit. Je mis près de trois semaines à gagner un port de mer; je leur laissai tous mes voeux, et n'emportai que le pressentiment, que leur fortune n'iroit pas loin." Diese Weissagung ist in Erfüllung gegangen. Condorcet vergiftete sich den 27. März 1794, weil er am 28sten vor Gericht gestellt werden sollte. Fabre d'Eglantine, Schauspieler und Schauspiel-Dichter, wurde am 5. April 1794 zum Tode verurtheilt.

Mein Urtheil über ihn ist mir durch kein persönliches Motiv eingegeben worden. Unsere Wege trafen nie zusammen. Sein Glück bestand darin, Lachen zu erregen; ich hingegen würde um diesen Preis nicht für den geistreichsten Mann in Frankreich haben gelten wollen. Ich fand mich zu ihm hingezogen; dieser Zug wäre vielleicht in Freundschaft übergegangen, wenn ich geglaubt hätte, in ihm einen Freund zu finden. Ich gäbe viel darum, er lebte noch, und ich könnte mehr zu seinem Lobe sagen; dem Todten bin ich Wahrheit schuldig.

Notizen.

Im Alterthum zeigte man gegen die Tempel eine solche Hochachtung, daß es für gottlos gehalten wurde, wenn man in denselben ausspuckte und sich schneuzte (Arrian. in Epictet. III. 11.); jetzt ist des Hustens, Spuckens und Schneuzens in den Kirchen kein Ende! —

Urbano de Campos, ein spanischer Jesuit, dedicirte seine Uebersetzung des Horaz, wahrscheinlich um die Gedichte des blinden Heiden zu heiligen, der heiligen Dreieinigkeit. Wie sie, sagt er in der Zueignung, bestehe sein Werk aus drei Dingen: aus der Uebersetzung, den Argumenten und den Anmerkungen (De Bas Babioles, T. III. p. 96). Eusebius, Floravant u. A. thaten dasselbe. Galler, Gerlach, Fludd, Hanke, Hensel, Janus, Nut u. A. m. widmeten ihre Schriften Gott, so wie Spinola und Hämpfler (noch dazu seine Abhandlung „de luxu vestium vitando") dem Herrn Christus, und Herrmann und Mürdel dem heiligen Geiste. — Der Archidiaconus Blois zu Salisbury dedicirte seine Paraphrase des Buchs Hiob dem Könige von England, Heinrich II., und bat ihn, daß er ihn hören möchte, wie Bileam seine Eselin hörte.

Luther ist hinsichtlich des Theaters folgender Meinung: „Christen sollen Comödien nicht ganz und gar fliehen, darumb daß bisweilen grobe Zoten und Buhlerey darinnen sey, da man doch umb derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darumb ist nichts, daß sie solches fürwenden und umb der Ursach willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Comödien möge lesen und spielen." (Tischreden, Cap. 36.) E.

Gute und schlechte Einfälle.

In Rom giebt es eine Treppe, auf welcher man nur auf den Knieen hinauf rutschen darf. In Berlin giebt es eine, auf welcher man gar nicht hinauf, aber zu gewissen Stunden frei hinab darf.

Straßenmusikanten und manche Conzertgeber treiben ein gemeinschaftliches Geschäft; sie singen und spielen für Geld, mit dem Unterschiede, daß Jene betteln und Diese einladen. Chletas.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Die Monate Juni und Juli, die Zugperiode der Schauſpielwelt, iſt da, die Kreuz- und Querzüge haben bereits begonnen; bei dieſer großen deutſchen Bühnen-Völkerwanderung zieht der Süden nach Norden und umgekehrt; auf jedem Theaterhimmel erſcheinen mehr oder minder bedeutende Gaſt-Kometen, größtentheils ohne beſondern Einfluß auf die Parterre-Bewohner, und verſchwinden, ſo wie ſie kamen. Berlin ſah ſchon zwei würdige Gäſte, die Herren Löwe und Baßmann. Erſterer zog mit abwechſelndem Glück ob unſerm Horizonte hinweg; das Publikum und die Recenſenten waren verſchiedener Meinung, welches bei jetziger Zeit, wo das ganze Publikum recenſirt, etwas ſonderbar klingt. Die Zuſchauer ließen ſich ihr jus publicum und die ſchreibenden Tyrannen ihr jus gladii nicht nehmen, und ſo gerieth der edle Leu zwiſchen Thür und Angel. Endlich warf ein literariſcher Brennus ſein Schwerdt in die Waage der Gerechtigkeit und rieth Hrn. Löwe, von Berlin nach Wien zu gehen, wo die Dame Anerkennung eigentlich wohnen ſoll — indeſſen hören wir eben jetzt von der herrlichen und großen Kaiſerſtadt, daß Mad. Neumann und Hr. Löwe mit ſehr abwechſelndem Glück das nämliche Schlachtfeld betreten, auf dem ihnen vor wenigen Jahren ganze Lorbeerſaaten ſproßten.

„Es verſuche der Menſch die Götter nicht,
Und begehre nimmer wieder zu kehren,
Wo er ſchon einmal geſpielt hat in Ehren!“

Auch die Tochter des Hrn. Devrient erſchien in „Tony“ und in der „Gouvernante“ als Gaſt auf unſerer Bühne, und nöthigte uns die Bemerkung ab, daß die Künſtlerkrone nicht erblich ſich in Häuſern fortpflanzt. Schlechte Schule heißt der Druck, der auf den Leiſtungen der Demoiſ. Devrient laſtet; dieſer Mieder- und Reifrock-Manier ſind wir ſehr abhold. Ueberhaupt iſt Zierrerei die Landplage aller Provinz-Bühnen, und wo dieſe iſt, kann ſich kein freier Flügelſchlag des Genius regen. Demoiſ. D. beſitzt unſtreitig Talent und bei aller ihrer Geſchraubtheit iſt ein ſichtliches inneres Bewußtſeyn in ihrem Spiele klar, und ſo wollen und können wir auch noch hoffen, ſie wird jene Manier von ſich ſtreifen und der Entwickelung ihrer Fähigkeit dadurch näher rücken. — Die Bühne zu Charlottenburg brachte eine neue Poſſe „aus dem Lande, wo die Poſſen blühen“, aus dem Franzöſiſchen bearbeitet von Hrn. Lembert. Wenn ich auf dem Theaterzettel ein „nach“, ein „bearbeitet“ u. ſ. w. ſehe, ſteht auch ſchon der Ver- oder eigentlich Ueberſetzer vor mir, wie er mit ſeinem Haarſieb an die Seine läuft, um Waſſer zu ſchöpfen, wovon aber, bis er damit in die deutſche Heimath kommt, ſchon Alles heraus gelaufen iſt, bis auf einige grobe Klumpen- und Eisſtücke, die da geblieben ſind. Wir bekommen gewöhnlich alle dieſe Sachelchen als kalten Punſch zu trinken; doch der Zeitgeiſt ſelbſt ſcheint uns mit dieſen Vaudevilles Eismützen bloß wieder in's Gleichgewicht bringen zu wollen, wenn unſer Gehirn auf der einen Seite in den Schmelzhütten und Bleikammern der jetzigen tragiſchen Bühnen-Produkte ausgedörrt und verknöchert wird! Was nun allen dieſen Vaudevilles noch gänzlich das kleine Lebenslichtlein ausbläſt, iſt das Hinweglaſſen der Geſangſtücke, der Couplets u. ſ. w., die doch dem Originale wenigſtens Momentreiz geben; ohne dieſen ſtehen ſie wie ein Haus mit ausgehobenen Fenſtern und Thüren da. Nun aber zurück zu unſerm „Ahnenſtolz in der Küche“. Das magere Spaß-Skelett des Ganzen iſt ein Küchenmeiſter Seiner Excellenz des Miniſters, in deſſen Adern reines Küchen-Adelsblut ſtrömt; ſchon ſein Ahnherr hat den Spieß gedreht und die Feinde, als da ſind Rehe und Hirſche, in die Pfanne gehauen! (Referent muß doch dem Style des Originals treu zu bleiben verſuchen!) Sein Sohn, aufgezogen unter dem Geklirr ſchneidender Waffen, iſt, wie natürlich, in Hitze entglommen für eine Unterköchin, die mit ihm an einem Heerde in demſelben Gluthen ſich verzehrt. Der ruhmbürſtende Vater will dieſe Liebe nicht zugeben, eine Trüffel-Paſtete, die der verliebte Sohn verſalzen hat, verſalzte ihm ſelbſt die Suppe; der Vater ſtatuirt am eigenen Sohn die Degradation: er iſt nicht mehr in der Küche Seiner Excellenz! tels sont les arrets du destin! Inzwiſchen iſt bei Seiner Excellenz große diplomatiſche Tafel und die Lorbeern des Herrn Küchenmeiſters kommen ſtark mit den Lorbeerbrühen dieſer Tafel in Berührung; eine Wachtel-Escalloppe (?) ſoll das Gelüſte der Schmecker krönen, aber — der Menſch denkt und Gott lenkt! Der Herr Sohn, der nicht mehr in der Küche Seiner Excellenz iſt, ißt aber in der Excellenten-Küche, nämlich als Gaſt bei ſeiner Geliebten, da er im wörtlichen Sinne des Wortes von dem väterlichen Heerde verſtoßen iſt. Seine Geliebte hat ein Arcanum zu einem, wenn wir es recht nennen, Ziziputta di Chocolata, und will ihren durch Feuer und Waſſer Erprobten damit bewirthen. Dieſer hat indeß in einem Einfall von Zerſtreuung die Wachtel-Escalloppe zu Gemüthe gezogen und nun fehlt auf der Tafel das 32ſte Hochgericht: die Escalloppe!

Ach! wenn ein Haus in Feuer ſoll vergehen,
Blind wüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

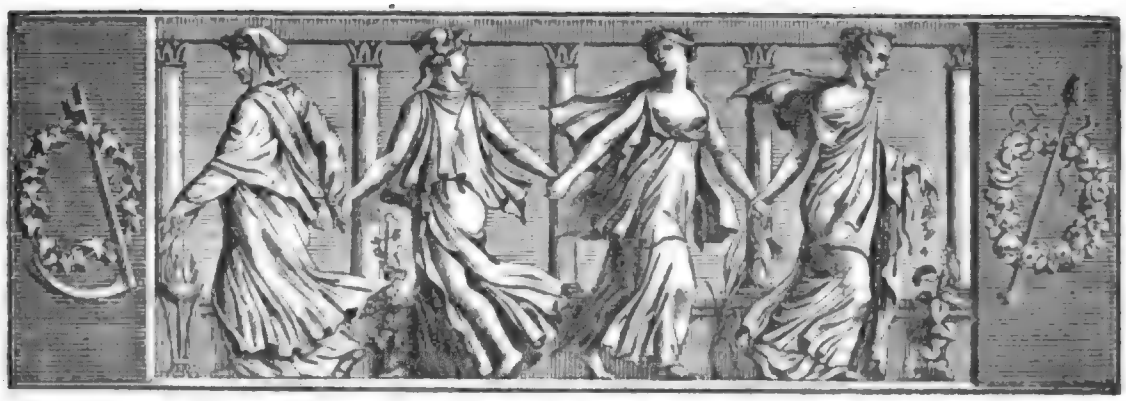
Der Hausholmeiſter trägt ſchnell ſtatt der Escalloppe die Ziziputta auf die Tafel, und der Kuchenmeiſter, ob der vermeintlichen Schmach, die ihm bevor ſtehen ſoll, iſt im Begriff, ſich zu ermorden, da ſtürzt der Hausholmeiſter heraus, Seine Excellenz hätten die ſogenannte Ziziputta göttlich gefunden, das diplomatiſche Corps wäre entzückt, und wünſchte morgen eine ähnliche zu verzehren. Nun entdeckt es ſich, daß die unwürdige Geliebte ſeines Sohnes das Recept dieſes Gerichts weiß, daß ſie es verfertigte; Gott Amor ſelbſt, in der Geſtalt einer Ziziputta, begünſtigt die Liebenden, ſie werden vereinigt, um in Homens Küche beiſammen zu leben, wo der Mann oft dem Weibchen eine Suppe einbrockt, ſie ihm die Brühe verſchüttet, er ihr den Salat des Lebens ſauer macht, ſie ihn wieder mit einigen „Hors d'oeuvres“ beſchenkt, bis die Reue zu ſpät als „Moutarde apres dîner“ auf die Tafel kömmt! — Das Stück iſt von Hrn. Lembert mit Geſchick und Gewandtheit bearbeitet, hat mehrere drollige Einfälle und Momente, iſt aber zu breit geſchlagen; die ganze Idee iſt zu mager und wird als Parodie endlich zu gedehnt. Doch iſt es ergötzlich an zu ſchauen und verdankt dem äußerſt vortrefflichen Spiele des Hrn. Devrient („Küchenmeiſter“) den größten Theil ſeines Glücks. Es herrſcht eine Fülle kräftigen und lebenvollen Humors, ein Reichthum an Laune und eine meiſterhafte Charakteriſtik dieſer an und für ſich karrikirten Rolle in ſeiner ganzen Darſtellung, die er bis zur höchſten Vergnügung ſteigert. M. G. Saphir.

Im Flecken Kokrius (Ungarn) iſt es Sitte, daß wenn ein Mädchen mannbar iſt, die Eltern dies öffentlich kund thun. Iſt ſie nun des Heirathens werth, ſo melden ſich mehrere junge Kämpen um ſie, und wer im Kampf den Preis behält, iſt ihr Bräutigam. Der Kampf iſt zwar nur Fauſtkampf, aber deſſen ungeachtet geſchieht es ſehr oft, daß der Sieger ein Auge oder einige Zähne verliert, was denn die Braut ſich muß gefallen laſſen; geſchah es doch für ſie! (Corsaire.)

Ein kleiner ausländiſcher Fürſt hat dem Schutze, den hohe Häupter der Literatur ſchenken, eine ganz neue Richtung gegeben. Er hat nämlich verordnet, daß Jeder, der ihm ein Werk widmet, für das Eintragen deſſelben in ſein Kanzlei-Regiſter 60 Florin zu zahlen habe. (Corsaire.)

In Mekka (Arabien) iſt unlängſt auch ein Lotto eingerichtet, deſſen Looſe aus „dem Menſchen nützlichen Thieren“ beſtehen, vom Pferde bis zum Seidenwurm herab. Jeder gewinnt etwas! Gleichwohl haben ſich ſchon Viele (wie bei uns) dabei ruinirt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 1. Juli. 104tes Blatt.

Dichter und Liebhaber.

Von Friedrich von Cronſtain.

Blitzſchnell fuhr mein Degen aus der Scheide und dem Marcheſe durch's Herz. — Die Granden flogen aus einander. Wache trat in den Saal.

„Ey, ey!“ ſprachen Se. Durchlaucht und nahmen eine Priſe. „In meiner höchſten Gegenwart, im Beiſeyn meines Hofes? C'est fort! Ich werde Sie dem Criminalgericht übergeben!“ — „Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden!“ ſprach ich, mich räuſpernd, und ſteckte mit Anſtand den Galanterie-Degen in die Scheide — „der Wohlſelige war, sans comparaison, ein Galgenſtrick und nicht viel beſſer als jener Kammerdiener, dem Guido von Sohnsdom auf eine ähnliche Art den Garaus machte.“ — „Eben deshalb!“ fuhr mich die Durchlaucht an und verſetzte mir einen ſchmerzlichen Streich mit dem Scepter. „Die Reminiscenz ſpringt in's Auge und ich werde die Jenaer und Leipziger gegen Sie loslaſſen, des Literaturblattes nicht zu gedenken!“

„Da ſteh' mir Gott bei!“ ſeufzte ich. Plötzlich trat Prinzeſſin Auguſte in den Saal, verſtörten Antlitzes, mit fliegenden Haaren. „Unglücklicher! was haſt Du gethan?“ rief ſie verzweiflungsvoll und ſtarrte auf den Leichnam. — Ich erkannte alſobald mein Malchen und ſprach erbittert: „So hat die innere Stimme mich doch nicht getäuſcht und Deine lange verhehlte Leidenſchaft für den Referendarius läßt mich den Augenblick ſegnen, wo ich dieſen Störenfried dem Orkus zuſandte.“ — „Was ſprichſt Du da vom Referendarius?“ fragte Malchen erſtaunt; „der ſitzt, in ſeinem Gott vergnügt, bei Paſtors und ſpinnt ſein Liebesnetz um Minna. Den Marcheſe Alfieri haſt Du erbarmungslos geſchlachtet, und ſtatt den Knoten zu löſen, ihn geſprengt. Ich habe zwar nie den Schleicher leiden können, aber dieſer blutige Gewaltſtreich raubt mir jede Hoffnung für die unglückliche Auguſte; und was ſoll aus Dir ſelbſt nun werden, armer Fernando? denn für die Prinzeſſin biſt Du auf ewig verloren!“ — „Es iſt mir lieb“, erwiederte ich, „daß Deine Thränen nicht dem Referendarius, ſondern der Prinzeſſin und ihrem Fernando gelten: und jener mag meinetwegen leben, wenn er mir nur nicht in's Gehege geht. Der Marcheſe aber bleibt nun einmal todt; dem iſt nicht mehr zu helfen. — Requiescat in pace!“ ſetzte ich mit Andacht hinzu, und deutete auf den Erſchlagenen, der wie der Geiſt im „Hamlet“ an uns vorüber und dem Grabgewölbe zuſchritt, wo er ſich zur Ruhe legte — „Du aber, Malchen, lebſt nun ganz für mich, denn morgen werde ich geheimer Commiſſions-Rath. Komm an mein Herz, Du Liebliche!“ — Glühend breitete ich die Arme aus und ward zur Bildſäule, als mein Blick auf das Rieſenglied einer Naſe traf, das die erſehnte Annäherung augenſcheinlich erſchwerte. Ein Paar ſchielende Augen funkelten über derſelben und das lange Kinn ſchlug klappernd an den zahnloſen Oberkiefer. — „Hebe Dich weg, Satan!“ rief ich, vor dem andringenden Scheuſal zurück weichend und ſuchte der an meinem Haupt vorbei zielenden Schreckensnaſe den Weg zu verſperren. Umſonſt! durch eine raſche Wendung fuhr ſie an mei-

nem Ohr vorbei und die Hexe mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Da packte mich jähes Entsetzen und pfeilschnell flog ich davon.

„Haltet ihn fest!“ schrie der Fürst hinter mir drein. „Er hat meinen Günstling erschlagen, ohne Beachtung der Zeit und des Ortes, den Anstand schmählich verletzend!“ — „Ergreift den Mörder!“ vernahm ich aus des Marchese Mund; „er hat mich mitten in meinen Sünden dahin fahren lassen und durch dieses unvorbereitete Hinwegräumen des bösen Prinzips das Interesse vernichtet!“ — „Züchtigt den Barbaren!“ donnerte Fernando's Stimme. „Zum Morden zwang er mich und weder mein Charakter, noch der Umstände Drang rechtfertigen die blutige That.“

Bestürzt sah ich mich um und ein Heer erpichter Recensenten auf meiner Ferse. — „Wollen Sie mir nicht ein Plätzchen auf Ihrem Schimmel vergönnen?“ flehte ich athemlos zu einem vorbei reitenden Courier. „Die Beine versagen mir den Dienst!“ — „Der Vorfall ist bereits notirt!“ entgegnete er lachend; „ich habe keine Zeit und muß schnell nach Hamburg. Dort aber finden Sie Ersatz.“ Hiermit deutete er auf einen Wegweiser, der in meiner Nähe stand, und mit ausgestrecktem Arm nach Abend wies. U. A. w. g. war mit großen Buchstaben auf ihn geschrieben.

„Wie kömmt der Comödien-Zettel hieher?“ dachte ich, und bemerkte jetzt den Reiter wieder, der neben dem Wegweiser hielt. — „Wahrscheinlich sind Sie ein griechischer Kriegs-Courier, mein Bester!“ redete ich ihn höflich an, „und werden mich mit den neusten Nachrichten vergnügen können!“ — „Mit nichten!“ entgegnete er; „ich bin der literarische und „reite hier manchmal vorbei“!“ — „So werden Sie“, fuhr ich, mich tief verbeugend, fort, „mir gewiß die Deutung jener Hyroglyphen geben, die diesen Wegweiser zieren!“ — „Und Alles wird gelohnt!“ rief er lachend und knallte im Abreiten mit der Peitsche nach dem hölzernen Arm.

Heftig fühlte ich mich geschüttelt. Ich schlug die Augen auf; die alte Sara stand an meinem Bett. — „Ich bemerke mit wahrem Vergnügen“, sagte ich, die Augen reibend, „daß Deine Nase, Sara, um ein Ansehnliches kleiner geworden ist; denn sonst würde es Dir ganz unmöglich seyn, Dich zu mir herab zu beugen, ohne mit der Spitze derselben meine Kissen auf zu wühlen. Hoffentlich wird Dir auch mit dem ärgerlichen Pleonasmus die Liebeswuth vergangen seyn; zumal wenn Du bei der tollen Hetze meine Begleiterin warst und so wie ich von Kunstrichtern gepeitscht wurdest.“ — „Gott steh' uns bei!“ entgegnete die bestürzte Aufwärterin; „ich merkte gleich, daß Ihr Schlaf kein natürlicher war. Sie geberdeten sich wie ein Fieberkranker, und daß Sie nicht bei Verstande sind, leuchtet ein. Ich will sogleich zu Herrn Igel eilen und einige Aderlasse bestellen!“ — „Laß' es gut seyn, Sara!“ erwiederte ich, zur Besinnung gekommen — „Träume kommen aus dem Bauch, sagt Schiller, und man erkennt daran den Mediziner; die Methode Deines modernen Sangrado jedoch würde hinreichen, mich dem Marchese bei zu gesellen, den ich im Laufe dieser Nacht erbarmungslos erstach. Setze den Kaffe auf den Tisch und laß' mich allein!“

„Offenbar“, sprach ich, und warf den Schlafrock über, „hat das Betragen meines Malchens gegen den gleißenden Referendarius, so wie die unglückliche Erzählung, in deren Labyrinth ich mich verirrt habe und nun keinen Ausweg finde, das tolle Gewebe gesponnen, das die Fee Mab um meine Psyche warf. Die Eitelkeit hat auch ihren Theil daran, denn leider! bin ich noch zu unbedeutend, um von Recensenten zerrissen zu werden; figurirt mein Name aber erst in den Depeschen des Kriegs-Couriers, so ist mein Ruf begründet und Verleger wiegen meine Bogen mit Gold auf; d'rum kühn vorwärts geschritten auf der gebrochenen Bahn!“ Hiermit langte ich nach meinem Manuscript und las:

I.

Lebhaft schritt Fürst Isidor auf den Marchese zu und sprach erheitert: „Also gelungen? Das ist mir lieb!“ — „Ew. Durchlaucht!“ erwiederte der Italiener und erhob das dunkle Flammen-Auge; „heute noch erwarte ich von meinem Banquier einen Courier. Er überbringt den Abschluß des Geschäfts.“ — „En vérité, marquis!“ sagte Isidor und legte vertraulich die Hand auf Alfieri's Schulter; ich fühle mich Ihnen verbunden. Wodurch kann ich meine Gnade beweisen? Reden Sie offen, ich bin Ihr Freund!“ — „Dieser Titel, gnädigster Herr, ist die höchste Gnade und giebt mir Muth zu der Bitte: noch länger in Ew. Durchlaucht Nähe ein Asyl wider die Wuth meiner Feinde finden zu dürfen!“ — „Seyn Sie deshalb ruhig, mon ami! Sie wissen, wie ich über diesen Punkt denke. Ich werde Mittel finden, unser Verhältniß respektiren zu lassen, und meine Sorge ist nur, ob Sie sich auf die Dauer hier gefallen werden? — Doch zu etwas Anderem: Wie steht es mit dem Maler, den Sie mir empfahlen? Die mariage meiner Tochter liegt mir am Herzen und ich bin um so geneigter, den Wunsch des B— Hofes zu erfüllen, da Prinz Florentin nun bald aus Italien zurück kehrt und das gewünschte Portrait hoffentlich die Ausführung unseres Planes befördert. Senden Sie den Maler zur Prinzessin; in acht Tagen muß der Courier mit dem Bilde fort.“

Isidor neigte das Haupt und sich tief verbeugend schritt der Marchese in's Vorgemach. Der Adjutant mit dem Rapport, der vortragende Rath und der Hofmarschall harrten flüsternd des Augenblicks, wo die Sonne der Audienz ihnen aufgehen sollte. Bei dem

Anblick des Italieners wichen sie auseinander. Aufgerichtet ging die lange hagere Gestalt durch die Reihe der Gebückten; sein durchdringender Blick schien zu sagen: ich verkenne und fürchte euch nicht.

„En verité, mon général!" lispelte der Hofmarschall und bot die goldene Dose; „seitdem der Marchese in diesen Sälen wandelt, scheint das Vorgemach so recht eigentlich le lieu de notre destination zu seyn!" — „Aprilwetter, Excellenz!" erwiederte der Krieger. „Wer, wie wir, auf diesen Parquets ergraut ist, kennt seine Launen und fürchtet sie nicht. Mein Barometer zeigt auf nahen Sonnenschein!" — „Que dieu le veuille!" seufzte der Hofmarschall. „Dieser Italiener" — fuhr er fort und schnippte den Spaniol vom Jabot — „hat mir, entre nous soit dit, schon manchen Kummer bereitet. Wer ist er? was will er hier? Sein plötzliches Erscheinen in dieser Hauptstadt, das mystische Dunkel, worin er sich zu hüllen weiß, sein Aufwand und die unbeschreibliche Gewalt, womit er den Herrn interessirt, haben mir bittere Stunden gemacht. Als Sr. Durchlaucht treuer Diener bot ich Alles auf, um des Marchese geheimen Zweck zu erspähen — eh bien, Monsieur, je n'ai rien appris!" — „Auch mir will dieser Italiener nicht gefallen!" nahm der Rath etwas lauter das Wort. „Der Fürst ist zu gut, sein allzu großes Vertrauen setzt ihn manchem Fehlgriffe aus und das unheimliche Wesen des Marchese läßt mich ahnen, er führe Verderbliches im Sinn. Komme ich auf die Spur des Schleichers, so werde ich offen reden, wie mein Eid es gebietet!" — Schnell trat der Hofmarschall zurück; das leise Ohr hatte nahende Tritte vernommen und mißbilligend schien sein Blick auf dem Rath zu weilen. — „Durchlaucht befehlen!" sprach der eintretende Kammerdiener. — Die Gruppe schlüpfte in's Cabinet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Ludwig Halirsch.

III. In der Stadt.

Es muß nicht stets ein Berg just seyn
Und auch nicht g'rad' ein Wald —
Der Mensch kann überall sich freu'n,
Wo's ihm behaglich ist:
Schau' an dies volle rege Treiben,
Die Welt in einer Welt,
Kaum mag das Wort es dir beschreiben,
Wie es dem Sinn gefällt —
Ein Häusermeer, das Well' auf Well'
In's reiche Leben schickt,
Bald still, bald wild, bald trüb, bald hell,
Wie's glücket und mißglückt;
D'rinn schwimmt und tummelt sich's herum,
Und wirkt und schafft und ringt,
Gewinnet und verlieret Ruhm,
So wie die Stund' es bringt! —
Hier Jubelruf — dort Wehgeschrei —
Hier Leichenzug — dort Hochzeitschmaus —
Ein immer wechselnd Mancherlei,
Und Arm' und Reich' in einem Haus.

Auf Rossen jagt es auf und ab,
Und geht gemach zu Fuß,
Die Kreuz und Quer, hinauf, hinab,
Jetzt Fluch — jetzt Lied — jetzt Gruß!
Der herzt und küßt ein Mädel warm,
Der schleppt ein altes Weib am Arm,
Dem quillet Lust aus Mund und Blick,
Der weint um sein verlornes Glück,
Der lacht — der schimpft — der singt — der schreit —
Lebendig ist es weit und breit,
Und fort und fort, ohn' Ruh' und Rast
Rennt Alles nach dem Glück mit Hast.
Horch, Glockenton und Sang und Klang,
Jetzt drängt's die Gassen sich entlang,
Und Kopf auf Kopf, bald groß, bald klein,
Taucht in den Menschenstrom hinein.
Nun steht's — nun schweigt's — Posaunenton!
Die Andacht naht in Prozession:
Und Fahn' auf Fahn' weht in der Luft,
Zum Himmel wirbelt Weihrauchduft,
Und über alle Lippen zieht
Ein schlichtes Lied, ein herzlich Lied,
Das fleht zum lieben Herrgott auf
Um segensreichen Jahreslauf,
Für Arm' und Reich' um kräftig Brod,
Um einen Stab für Drang und Noth:
Doch fort und fort, ohn' Ruh' und Rast,
Rennt Alles nach dem Glück mit Hast!
Vorüber ist der fromme Zug,
Doch Leben bleibt ringsum genug;
Kaum ist verhallt der Kirchensang,
Tönt wieder schon Trompetenklang,
Und festlich zieht, mit blanker Wehr,
Eine munt're Kriegerschaar einher,
Und wie der Sonne reicher Strahl
Die Blumen öffnet allzumal,
So lockt die kräft'ge Männerschaar
Aus jedem Haus ein Augenpaar,
Und manch' ein liebliches Gesicht
Macht Stadt und Platz und Straßen licht —
Doch fort und fort, ohn' Ruh' und Rast,
Rennt Alles nach dem Glück mit Hast!
Nun plötzlich, horch, ein Glöcklein tönt,
Das rings den Lärm schier überdröhnt,
Es weinet laut in stiller Luft,
Wie Mutter-Angst zum Himmel ruft.
Mit Einem schweigt die Meng' umher,
Und auf die Herzen fällt es schwer,
Denn ach, das Glöcklein spricht so bang:
Nun geht ein Mensch den Todesgang,
Und alle Menschen ruft es an:
Nun geht ein Mensch die Todesbahn! —
Jetzt naht der Priester still und stumm,
Und die Monstranze strahlt,
Und auf die Knieen sinkt ringsum,
Was Leben noch durchwallt.
Der Krieger schwenkt die blanke Wehr,
Dem Herrgott bringend seine Ehr',
Und Jeder schlägt an seine Brust,
Und wird sich manches Fehls bewußt,
Und Jede spricht ein fromm Gebet,
Das Gnade von dem Himmel fleht:
Der aber schaut in heil'ger Ruh'
Dem niemals müden Treiben zu,
Unwandelbar und ewig gleich
Ein Leuchtthurm für dies Wogenreich:

Rennt Jeder auch ohn' Ruh' und Rast
Dem Glücke nach in toller Hast,
So bleibt er doch zu Zeiten steh'n,
Um nach dem Leuchtthurm auf zu seh'n.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

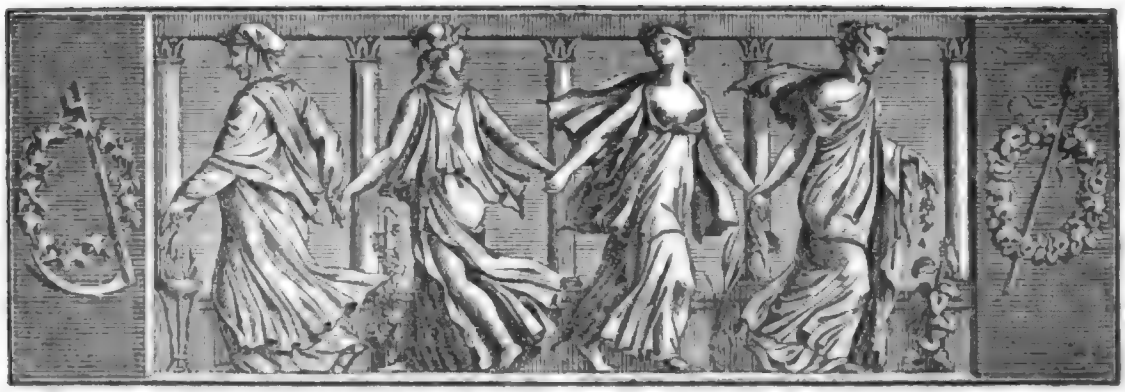
Literatur. Wer das jetzige literarische Treiben in Deutschland, besonders aber im schönwissenschaftlichen Fach, näher betrachtet, sollte bei dem ersten Hinblick meinen, wir lebten in einer Zeit des Jammers, und eine gänzliche Zerstörung des seit Jahrhunderten und Jahrtausenden aufgeführten Kunsttempels sey im besten Gange. Wir wissen nicht zu sagen, ob es in irgend einer Periode so arg hergegangen ist als jetzt, aber ähnlich gewiß in jeder Zeit. Am deutlichsten lernen wir es aus Horaz, wie es schon im Alterthum der Fall war. Unsere heutigen schönwissenschaftlichen Schriftsteller kann man füglich in drei Klassen abtheilen: die eine schreibt, um Geld zu erwerben, und zählt mitunter recht eingeübte tüchtige Federn; eine zweite schreibt wirklich nicht dieses Zweckes wegen, auch nicht eigentlich aus Ruhmsucht und sich unsterblich zu machen, sondern aus Liebe zur Kunst: Schade nur, daß in dieser Klasse an Kraft gebricht. Meist fehlen die gehörigen Vorarbeitungen. — Was gehört denn zum Schreiben? — Durch die Reception verliert man die Produktion, ist ein geläufiger Grundsatz, ein barbarischer Spruch — woher entnommen, mag der Himmel wissen — und so ist denn auch das, was diese Klasse liefert, gehaltlos, entmuthigend; und weil die Leutchen zum Theil ohne Rücksicht auf Honorar schreiben, werden sie, im Trotz auf die Unriegennützigkeit, mit der sie uns ihre Sudeleien aufdrangen, impertinent arrogant. Die dritte Klasse ist die kleinste; sie besteht aus einigen alten tüchtigen Meistern, vielleicht den größten, die es je gegeben hat, und einigen wenigen jungen Leuten, die mit wahrer Begeisterung für die Kunst, mit dem Willen zugleich Talent und durch Fleiß erworbene Kenntniß verbinden, den Candidaten für alle Zeit vakant werdender Meisterstellen. Die Meister erkennt man daran, daß sich ihre Namen und Werke aus dem Wust ihrer Zeit hervor gedrängt haben, wodurch das Andere zurückgedrängt und vergessen wurde. Ein solcher Scheidungsprozeß geht indeß sehr langsam vor sich, und wenige Künstler erleben sein Ende. Die ächten Schüler und Candidaten sind natürlich von verschiedenem Alter und verschiedener Reife; sie müssen, wie alle Anderen, viel Drangsal erdulden. Es kostet manchen Schweißtropfen bei Tag und Nacht, manche Stunde der Verzweiflung, manchen Examen, manche Chikane, wohl auch manche Thräne; der Pöbel haßt sie, sobald sie sich über das Gewöhnliche erheben, und Mancher steht in offener Feindschaft mit seichtem Gewäsche, oder noch ärger, mit wenigen nachlässigen Worten gegen ein Werk auf, das Jahre lang durchdacht wurde, in welchem vielleicht kein Wort ohne Grund niedergeschrieben ist. „Das Gute bleibt indeß der Nachwelt unverloren", der erhabene Geist arbeitet sich durch, und steht früher oder später in seiner Glorie da. So reich unsere Zeit an Meistern ist, so reich ist sie auch an solchen tüchtigen Schülern, und der unbefangene Beobachter wird sie längst erkannt haben, und ihnen alle Ausdauer und Lebenskräfte zu ihrem weiteren Fortkommen wünschen. — Der Pseudonym Willibald Alexis ist einer von diesen Letzteren. Durch mancherlei der verschiedenartigsten Schriften hat er sich bereits einen geachteten Namen erworben, sein „Walladmor" ist auch jenseit des Meeres genannt, und seine Arbeiten des Tags kennt man als besonnene Beiträge, durch die er das Urtheil seiner Zeit nach Kräften unterstützen, seine Zeit- und Lands-Genossen für das Gute anregen, auf das Beste aufmerksam machen und auf wahrer Künstlerbahn voranschreiten will. Wir haben es hier besonders mit einer Novelle zu thun, die vor einigen Tagen erschienen ist, nämlich:

„Die Geächteten", eine Novelle von Willibald Alexis. (Berlin, bei Duncker und Humblot.)

Im Ganzen genommen thut sich unsere Zeit mehr als andere in der Satyre hervor, fast alle unsers besseren jungen Schriftsteller haben einen beißenden Anstrich, und es ist dies ein Zeichen, daß der Geist freier wird und sich über das abgedroschene Formelwesen herausbebt. Ein Satyriker wird, wenn er auch nicht als Satyr erscheint, geistreich bleiben; auch der genannte Schriftsteller giebt davon Zeugniß. Seine Novelle ist ein stärkeres Werk, als sonst Schriften unter diesem Titel zu seyn pflegen, aber sie ist eine wahre Novelle, insofern sie sich in der neuesten Zeit bewegt. Es ist die Periode von Schill bis zur Beendigung des Freiheitskrieges. Wir wollen den Plan des Werks nicht erzählen, da es Jeder bald selbst lesen wird. Die drei Hauptpersonen sind meisterhaft gezeichnet; wir können nicht mehr sagen, wollen auch nicht, denn wie mochte man einen Helden, der auf mehr als 300 Seiten geschildert ist, bei dem jedes Wort zu der Entwickelung und Bestimmung seines Charakters nothwendig ist, mit einem Paar Worten, wie sie den Personen-Verzeichnissen vor den alten lateinischen Lustspielen mitgegeben worden, genügend bezeichnen. Die erste Hälfte des Buchs entwickelt uns ein Lebensbild des Schillschen Unternehmens, das gewiß Keiner parteiisch schelten wird. Es ist darin gezeigt, wie dieser Zug den Keim des Todes in seinem Entstehen verbarg, wie er nicht heilbringend seyn konnte, da er nicht das besonnene Werk des ganzen Volks, des allgemein angeregten Geistes war, wie ein blinder Enthusiasmus nicht viel mehr ist als Wahnsinn u. s. w. Die Mitte des Werks giebt uns eine Beschreibung von Rügen, welche den Meisten angenehmer und nützlicher seyn mochte, als manche Reisebeschreibung; sie ist unsehlbar die Frucht einer Wanderung nach dieser an Naturschönheiten und Alterthümern so reichen Insel. Diesem reiht sich eine ungemein anziehende Schilderung eines aus dem Gewühl der Menschheit in die ländliche Einsamkeit zurück gezogenen Lebens an, die aber keineswegs phantastisch ist, im Gegentheil zeigt, wie der einmal erweckte Geist dort keine Ruhe findet, nur verderblich für sich und Andere wird, und auf das hohe Meer wieder hinaus steuern muß, um sich glücklich zu fühlen. Die Ballade, welche hier mitgetheilt wird, ist ausgezeichnet, und wenn die Form auch nicht die strengste seyn mochte, so weht doch der kraftige sehnsuchtsvolle Nebelgeist des Nordens so lebendig darin, wie man ihn nur in Snorro Sturleson und den alten Skalden des Nordlands finden mag. Sie verdient eine Composition, aber von einem Meister. Auch Hertha's Zeit und die Hünen- (Hunnen, Hunnen-), besser Helden-Gräber der alten Deutschen, welche die ganze Ostsee umlagern, sind nicht vergessen. Die letzteren Capitel des Buchs sind nicht so würdig, als die ersteren; die Geschichte verliert sich in eine Odysseeische Irrfahrt, die nicht so tüchtig durchgearbeitet ist, als das Uebrige; indeß übersieht man dies gern bei der gewaltigen Schilderung der Galeeren-Sklaven, dem Kern des letzten Theils. Wir wünschten, der Dichter hätte hier nicht Alles aufgenommen, was ihm seine reiche Phantasie heran trug, sondern den Stoff in einem andern Werke bearbeitet. Julius konnte todt seyn, sein Ende war schrecklich genug, und die Entwickelung konnte auch ohne ihn vor sich gehen; indeß sind wir weit davon entfernt, durch dieses Letztere den Verfasser tadeln zu wollen; er hat gewiß nicht unbedächtig die Geschichte eben so aufgelöst. Nur an dem lebendigen Geiste, dem gewaltigen Feuer, erkennen wir einen jungen Mann in dem Dichter. Fast Alles ist bedeutend in der ganzen Novelle, und Gründlichkeit zeichnet sie vor vielen andern aus. Das Aeußere, denn wir müssen doch einmal schließen, ist empfehlend, und wir glauben, das Buch werde bald ein Eigenthum Vieler — nicht bloß der Leihbibliotheken — seyn.

J. K. L.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 2. Juli. 105tes Blatt.

Gedichte von Ludwig Halirſch.

IV. Faſchings-Lieder.

1.

Angeſtoßen! Ausgetrunken!
Eure Mädels küßt und herzt!
Seht, das Leben giebt noch Funken,
Wenn es prickelt auch und ſchmerzt!

Tolles werde jetzt getrieben,
Faſching iſt ja ſelber toll;
Toll zu trinken, toll zu lieben,
Macht am Ende toll und voll.

Toll und voll, das iſt es eben,
Was den wackern Jungen freut;
Zu geſcheidt iſt ihm das Leben,
Und zu leer iſt ihm die Zeit!

2.

Ich ſaß im dunkeln Zimmer,
Die Stirn' in meiner Hand;
Und blickte trüb' und trüber
An die beſtaubte Wand.

Da huſchte, ſtill und heimlich,
Ein ſchönes Kind herein,
Geſchmücket und geſchürzet
Zum frohen Faſchingreih'n.

Sie warf die alten Bücher
Gar ſchnell in den Kamin,
Sie zog mich luſtig lachend
Zur off'nen Thüre hin.

„Was will der Herr ſtudiren,
Hört er die Cymbeln nicht?
Und lieſt ſich trüb' die Augen,
Bei'm trüben Lampenlicht?

Friſch auf, hinweg die Mühe!
Hier hat er einen Kranz!
Studiren für die Faſten,
Zum Faſching Lied und Tanz!“

3.

Was kommt da geflogen? —
Eine luſtige Dirn',
Mit flatterndem Röckchen
Und Band um die Stirn;
Kaum kenn' ich ſie wieder,
Das Schelmengeſicht,
Mit wogendem Mieder,
Und Augen ſo licht!

Ihre glänzenden Haare
Sind zierlich geknüpft,
Ihr Schleier und Bruſttuch
Sind locker gelüpft;
Ihr Ernſt iſt verſchwunden,
Es lächelt ihr Mund,
Und ladet mich kußlich
Zum ſüßeſten Bund.

Statt dem blinkenden Dolche
Hält die ſchneeweiße Hand
Ein Sträuschen von Myrten
Aus ſüdlichem Land;
Sie winkt mir und winkt nur
Mit Finger und Blick,
Und flüſtert und wiſpert
Von nahendem Glück;

Und ſag' ich ihr heimlich:
Ich kenne dich kaum;
So lacht ſie und ſpricht ſie:
„'S iſt fröhlicher Traum!

Die Muſ' und der Dichter
Soll menſchlich ſich freu'n,
Das weiht ſie zur Muſe,
Zum Dichter ihn ein."

Dichter und Liebhaber.

II.

Aller Blicke hafteten an den bunten Blättern. Der Banquier ſaß da wie die eiſerne Nothwendigkeit, unberührt von den Leidenſchaften, die auf den Geſichtern ſeiner Umgebung zuckten. Das eintönige Verkünden der gefallenen Karten und dann und wann das Gemurmel einzelner Spieler gaben der bedeutungsſchweren Stille etwas Schauerliches. In dem trüben Schein der Wachslichter ward manches Geſicht zu einem geſpenſtiſchen, mancher Blick leuchtete dämoniſch. Fernando, das Haupt mit der Hand geſtützt und ſtarr ſeine Karte betrachtend, bog ein sept et leva. Des Banquiers Auge ſchien ihn zu meſſen, doch fuhr er gleichmüthig in ſeiner Arbeit fort. — „Dame perd!" tönte es aus ſeinem Munde, und mit der ihm zur Seite liegenden elfenbeinernen Hand ſchob er gewandt das Geld von Fernando's Karte in ſein Reich. Der junge Maler griff mechaniſch nach der Taſche und der Banquier hielt ein. Flüchtig erröthend machte aber der Jüngling eine verneinende Bewegung und verſank dann wieder in ein tiefes Hinbrüten. Eine Hand berührte ſeine Schulter. Wie aus einem Traum erwachend fuhr er auf und erblickte den Marcheſe Alfieri. „Wenn Sie für den Augenblick nicht bei Kaſſe ſind, Landsmann!" ſprach dieſer, „ſo ſtehe ich zu Dienſten!" und zu gleicher Zeit ſchob er eine Geldrolle vor den Maler. Unter wenigen dankenden Worten öffnete ſie Fernando raſch, ſetzte von Neuem, und dann, als beſinne er ſich, warf er einen ſtaunenden Blick auf den Geber. Doch der Marcheſe ſaß bereits an einem Nebentiſch und blätterte in einer franzöſiſchen Zeitung.

Des Spieles ganze Tücke ſchien gegen Fernando losgelaſſen und bald war die neue Quelle erſchöpft. — „Sie haben noch keine Conduite, Verehrter!" ſprach auf einmal der Marcheſe dicht hinter ihm, „und kämpfen mit einem unbekannten Feind!" — Sein Ton war beinahe höhniſch. „Merken Sie auf", ſetzte er leiſe hinzu, „mit wenigen Zügen ſetze ich dieſen Vampyr ſchach und matt!" — Er zog eine Karte, beſetzte ſie hoch, gewann und bog. Bei dem nächſten Abzug fiel ſie abermals für ihn und raſch ſchob ihm der Banquier den Gewinn zu. „Attention!" rief Jener ruhig und bog weiter. Der Banquier faßte ihn in's Auge, und vor dem Blick des Italieners ſank der ſeinige betroffen nieder. Seine Unruhe ſtieg mit dem Glück des Marcheſe und ſeinem verwegenen Erfaſſen deſſelben. Die Taille und die halbe Bank waren zu Ende, als der Banquier das Spiel für geſchloſſen erklärte.

„Es thut mir leid", ſagte Alfieri zu dem jungen Maler, „daß ich nicht früher mein Glück verſuchte: Sie würden dann um einige hundert Thaler reicher ſeyn!" — „Ich bin Ihnen verbunden, Herr Marcheſe!" entgegnete Fernando; „wenn ich gleich den Verluſt ſo tief nicht empfinde, als Sie zu glauben ſcheinen. Auch reicht er hin, mich für immer von dieſem Tiſch entfernt zu halten, dem ich heute nur im Drange nach Zerſtreuung nahte. Wer nicht wie Sie die Meiſterſchaft errang über jene dunkeln Mächte, die hier unverkennbar ihr heilloſes Spiel treiben, das Schlingkraut der Leidenſchaft um den Menſchen werfen und ihn in's Verderben ſtürzen, der ſollte dieſen Tummelplatz auf ewig fliehen!" — „Dieſes Schlingkraut kenne ich nicht!" verſicherte Alfieri, „und nur Grundſätze leiten mich. Vor dem Unheil dieſer Atmoſphäre ſchützt mich zudem der lange Umgang mit einem kunſterfahrenen Griechen. Meine Dankbarkeit jedoch iſt etwas ſeltſamer Art und ſeine Brüder zittern vor mir: car en jouant, Monsieur, je n'aime pas les grecs!" — Der Banquier, der dem Geſpräch gelauſcht hatte, erblaßte, griff nach Hut und Degen und verſchwand.

„Kommen Sie, Fernando!" ſagte der Marcheſe, und ergriff ſeinen Arm. „Es iſt ein mondheller Abend, wir wollen ihn im Freien genießen!"

Der Maler, dem dieſer Alfieri, wie den meiſten Bewohnern der kleinen Reſidenz, ein anziehendes Räthſel war, folgte willig. — Beide ſchienen in tiefen Gedanken verſunken und kein Laut unterbrach die Stille der einſamen Wanderer. — Oeder ward die Gegend, des Kunſtſinnes Spuren ſchwanden allgemach und in ihrer wilden Schöne umgab ſie die Natur. Ein kalter Nebel umhüllte die Gegenſtände und des Mondes trübes Licht, hinter finſtern Wolken zuweilen hervor blickend, warf ſpielende Schatten auf den rauher werdenden Pfad.

Lautlos ſchritt Alfieri einher. Der Wind bewegte ſein langes ſchwarzes Haar und, das Haupt geſenkt, die buſchigen Augenbraunen zuſammen gezogen, ſchien er in finſtern Betrachtungen verloren. — Fernando warf einen Blick auf den ſtummen Begleiter, deſſen lange Geſtalt, deſſen bleiche Geſichtszüge im zweifelhaften Mondlicht etwas Unheimliches hatten, das Jener tief in der Bruſt empfand. — „Schauen Sie um ſich" — begann endlich der Marcheſe mit leiſer Stimme — „und zeigen Sie mir jenes bildende Leben, das vor wenigen Stunden noch in üppiger Pracht hier glühte. Alles öde — kalt — todt. Vom Geſtirn des Tages verlaſſen, gefeſſelt von der erſtarrenden Nacht, umgiebt Sie die Natur, ein weites Grab. — O thörigtes Geſchlecht der Menſchen!" fuhr er nach einer Pauſe fort: „wie in der phyſiſchen Natur dich der Schlummer feſſelt, wenn das himmliſche Licht entwich, ſo hält der bleierne Schlaf

dich in ſeinen Armen, wo in dem Reich der Geiſter dieſe Quelle alles Lebens, aller Freiheit verſiegt. Und wo verrauſchten nicht längſt ihre ſpurloſen Wellen? — Aber ſo gewiß morgen der Feuerball hinter jenen Bergen empor ſteigen und alle die ſchlummernden Kräfte erwecken und zum großen harmoniſchen Werke vereinigen wird, ſo gewiß wirſt auch du, königliches Licht, erhabene Freiheit, aufgehen, einem bejammernswerthen Geſchlecht! Schon iſt die Morgenröthe blutig empor geſtiegen und bald, bald wirſt du folgen!" — Betroffen ſchwieg Fernando und ſtahl die Worte von des Begleiters Lippen. — „Ich ſehe Ihr Erſtaunen", fuhr dieſer ruhiger fort; „Sie erkennen den kalten Weltmann nicht. Seine Ruhe, junger Mann, iſt erworben, und die Flammen, die in ihm lodern, dürfen nicht willkührlich bis zur Oberfläche dringen. Nicht in meinem Handeln, in ſeinem Erfolge, oder nie, wird man die Gluth erkennen. Anders muß der Götterfunke ſich in dem gereiften Weltbürger, anders in dem Jünglinge geſtalten, den Kunſt und Liebe nur begeiſtern. In Neapel waren Sie auf herrlichem Wege, wenn anders meine Nachrichten über den Maler Fernando nicht trügen; dieſe Reiſe nach Deutſchland hat das Alles verändert. Junger Mann, Sie wandeln hier auf dem blumigen Rand eines Abgrunds, und nur der Freundſchaft ſichere Hand kann Sie retten. — Dieſe Sprache befremdet Sie; woher der Antheil des Unbekannten, der Blick in die geheimſten Falten meines Herzens? fragt die zweifelnde Vernunft. Ich könnte Ihnen viel hierauf erwiedern, doch darf ich nicht. Wir ſind Beide Kinder derſelben geliebten, entwürdigten Mutter; ein geheimnißvolles Band vereinigt uns, das Sie einſt erkennen, ſegnen werden, und was in Ihnen ſtürmt, ward mir durch Zufall offenbar. Ich kenne die feurigen Blicke, die ſich im Schauſpiel auf eine gewiſſe Loge richten: den herab gefallenen Handſchuh ſah ich ſchnell ergriffen, den kecken Raub am tobenden Herzen geborgen und ſpäter vom Hinauseilenden an die Lippen gepreßt. Ich kenne das Götterbild, das in Ihren Liedern glüht, aus Ihrer Pſyche lächelt!"

„Was iſt das?" rief Fernando aus und trat zurück. — „Ruhig!" fiel der Marcheſe ein; „die nächſte Zukunft ſoll Ihnen zeigen, daß Ihr Geheimniß nur der Freundſchaft zu Theil ward. Bis dahin Vertrauen! — Wie kömmt es", fragte er nach einer Pauſe, „daß Sie noch nicht bei Hofe waren? Der Fürſt liebt die Kunſt und ſeine Tochter iſt ihre liebenswürdigſte Prieſterin!" — Eine raſche Bewegung entfuhr dem Lauſchenden; Alfieri ſchien ſie nicht zu bemerken. — „Sie müſſen", ſetzte er hinzu, „ſich dem Fürſten oder der Prinzeſſin vorſtellen laſſen. Iſt es Ihnen recht, ſo kann morgen ſchon das Letztere geſchehen!" — „O Himmel!" rief Fernando, und ergriff Alfieri's Hand. — „Wenn Sie vor der Charis ſtehen", ſagte lächelnd der Marcheſe, „ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Diadem die blonden Locken ſchmückt. Zwar beſteht eine himmliſche Wahlverwandtſchaft zwiſchen der Grazie und dem Künſtler, doch den Umgebungen des Hofes muß dieſe ewig ein Geheimniß bleiben. Den Augenblick aber, den des Zufalls Gunſt in Ihre Hand giebt, ergreifen Sie raſch und beſonnen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn das beſeligende Erkennen jener Sympathie nicht das Ziel eines künſtleriſchen Herzens würde, deſſen fürſtliche Geliebte als Ideal begeiſtern, nicht irdiſch umſchlungen werden ſoll. — Morgen werden Sie Auguſte ſprechen; jetzt gute Nacht!" — Der Marcheſe verſchwand in dem nahen Gebüſch. Verwunderungsvoll ſchaute der Jüngling ihm nach.

„Was will der Menſch mit mir?" ſagte Fernando nachdenkend. „Seine Nähe regt tief in mir einen Widerwillen auf und verſcheucht jede freundliche Wirkung der glatten Rede. Einen Plan hat er, das iſt gewiß! „Wenn meine Nachrichten über den Maler Fernando nicht trügen" — ſagte er nicht ſo? — Hm! — Das führt auf etwas. — Wie, wenn er den Fernando in Neapel hier wieder fände? — Eine Epiſode in dem gegenwärtigen Roman!" fuhr er heiter fort. „So ſey es! Ich will den Schlaukopf in den eigenen Schlingen fangen. Eine herrliche Myſtifikation! Sie ſoll mich zerſtreuen, des Herzens Ueberwallen verhüthen, und endlich dem höchſten Glück die heitere Befriedigung des alten Hanges beigeſellen. Munter, Fernando! Wer darf ſich rühmen wie du, ein Ziel ſchimmern zu ſehen, das des Lebens ſüßeſte Kränze ſchmücken? Dem Schickſal zum Troh, das mich in eine Sphäre warf, wo ſolche Blüthen welken, will ich ſie pflücken, und genießen, wo ich ewig darben ſollte!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Des ſterbenden Dichters letztes Geſtändniß.

Roucher, der franzöſiſche Dichter, hatte eben das unverdiente Todesurtheil vom Revolutionsgericht empfangen. Sofort bat er, mit philoſophiſcher Beherrſchung ſeiner Gefühle, einen Mitverhafteten, welcher der Portraittirkunſt mächtig war, ſein Geſichtsbild zu entwerfen. Als nun, hart vor der Hinführung zum Hochgericht, dies erbetene und getroffene Bild vollendet war, da ſchrieb er aus dem Stegreif und mit beſonnener Ruhe dieſen letzten Gedanken für ſeine Gattin und Tochter dazu:

„Ne vous étonnez pas, objets chéris et doux,
Si quelqu' air de tristesse obscurcit mon visage.
Lorsqu'un savant crayon dessinait cette image,
J'attendais l'échafaud, et je pensais à Vous!"

„Verwundert Euch, Ihr Lieben, Theuren, nicht,
Wenn Ihr entfremdet ſehet mein Geſicht;
Als Künſtlerhand es malte, war ich ſtarr und bleich;
Dem Hochgerichte nah', dacht' ich allein an Euch!"

F. L. Becher.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Auf dem Theater zu Charlottenburg sahen wir neulich: „Hermann und Dorothea". Es sey uns vergönnt, ein Paar Worte über dies genugsam besprochene Werk zu sagen. Ohne uns noch einmal darüber aus zu sprechen, ob und welches Verdienst Hr. Töpfer hat, daß er aus dem Gedichte des Meisters, aus diesem himmelanragenden Crystallgletscher, eine Theater-Kalteschale zubereitete, und diesen großen und genialen Mantelwurf auf dem Revertoirbrett breit plattete, wissen wir gut, daß Bühnen, wie die hiesige und die des Burg-Theaters in Wien, einen vortreflichen Zuwachs erhielten. Freilich gehört er wieder zu jenen Stücken, von denen es heißt:

„O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt!"

Ja, ja, auch Magen und Leber zuweilen! — Doch zurück zur Vorstellung. Am interessantesten war uns die Parallele des Hrn. Wolf mit Hrn. Koch-Ekhard zu Wien, der in dieser Rolle mit Recht allgemein das Wiener Publikum entzückte. Man sollte zwar in keinem Fache Parallele ziehen, am wenigsten in der Kunst des Mimen; eben weil sie als diese das Gebild des Augenblicks ist, weil sich der Eindruck verflüchtigt und leicht in dem Ideengange des Vergleichenden die Contouren beider in der Rückerinnerung aufstehenden Gestalten in einander fließen können. Jedoch hier liegen die Gränzen so deutlich da, daß man dies nicht zu fürchten hat. Hr. Koch leistete uns in dieser Rolle das vortreflichste Objektiv, Hr. Wolf das vollendetste Subjektiv; Hr. Koch ist ein Studium für den Maler, Hr. Wolf für den Psychologen. Koch legitimirt mehr die Wahrheit der Person, Wolf die des Charakters; ja wir müssen sogar gestehen, daß wir uns jenem und seinem persönlichen Walten mehr befreunden, wozu seine eigenthümliche Aeußerlichkeit und ganz dazu geschaffenes Wesen viel beiträgt; aber eben dieses Befreunden bleibt in einer unsichern Dämmerung, dahingegen bei W. mit weit weniger Mittel eine freundliche Helle in uns heraufzieht und wir gleich von ihm auf dem Perspektivpunkt gestellt werden, von wo aus wir in die innerste Werkstätte seines Charakters blicken können, da wir die verschiedenen und doch harmonischen Mischungen seiner Empfindungen zu einem entschiedenen Gang und Takt verschmolzen sehen, und uns selbst ohne Sprung, mit sanften Uebergängen, in die Theilung, Zerstreuung und Wieder-Vereinigung seiner Affekte hinein mischen und verweben. Was wir vorzüglich an W. bewundern, ist die Continuität der Wahrheit seiner Darstellung, die klassische Stetigkeit, womit er die künstlerische Ruhe festhält und verfolgt und bei allem dem noch die schaffende, augmentirende und auch diminuirende Kraftfassung, mit der er bei ungleichen, knotigen und groben Fäden des Gedankens aushilft, abglättet, rundet, zusetzt und ausgleicht. Wir glauben nicht in den Fehler der Uebertreibung zu fallen, wenn wir diese Leistung des Hrn. W. eine „Theorie der Schauspielkunst" (dieses Genre's nämlich) nennen. Außerordentlich wahr sind seine Uebergänge in den Affekten. Das Verfolgen des Ideenstromes und der Seelenfunktion ist bei den wechselnden Affekten die wesentlichste Bedingung des Künstlers; wie, durch welchen Umschwung dieser Wechsel geschieht, wie das Gemüth dabei operirt, in welchem Grade die vollstreckenden Affekte verwandt oder entfernt sind; und noch viel mehr muß der Schauspieler studieren, um das Volleschlagen der Affekte glücklich zu veranschaulichen, und hierin war heute Hr. Wolf unübertreflicher Meister! Wie ganz Natur in den Uebersprüngen der harmlosesten Güte zum Aufwallen des Jähzorns und wie besonnen langsamer in den Zurückschwingungen der entporten Wogen zu der ruhigen Gemüths-Ebene! Wie sehr wahr! denn es läßt sich auf dem ruhigen Seelen-Instrumente viel leichter plötzlich ein stürmischer Ton anstimmen, als diesen Ton plötzlich verhallen machen; das ist unmöglich; nur in leisen Fortleitungen und immer weitern und ruhigern Kreisen wird er nach und nach verklingen. Neben Hrn. Wolff ist Mad. Wolff eben so liebenswürdig als wahr, eben so vortreflich als natürlich. Es ist unmöglich, das gute biedere Weib, die zärtliche Mutter, die sorgliche Nachbarin, die waltende Hausfrau und im Hintergrunde die Schwiegermutter, wahrer, reizender und naturgemäßer zu geben. Die Oekonomie ihres Spiels, die unversiegbare Quelle an Nüanzen, von denen man, wenn sie da sind, glaubt, daß sie da seyn müssen, die aber nur die Auserwählten hervor zu bringen wissen; ihr Vortrag, einfach, ohne Prunk und doch den Weg sich bahnend zu allen Herzen — Alles das macht den angenehmsten bleibendsten Eindruck auf uns. Wir schlagen vor, das Stück künftig „Herr und Madam Wolff" zu nennen. Mad. Stich als „Dorothea" und Hr. Devrient als „Apotheker" vollenden den Hochgenuß der ganzen Darstellung. Erstere giebt der armen unbedeutenden „Dorothea" wenigstens Buhnenleben; denn das Leben selbst, das dramatische, fehlt dieser Töpfer-Dorothea ganz; die Scene im zweiten Akt wäre wahrhaftig aldern, wenn sie das Spiel der Künstler nicht hielte. Noch erwähnen wir des „Hermann" von Hrn. Winterberger; wir bemerken nur, daß er zum ersten Male die Bühne betritt. Nachsicht ist Alles, was wir ihm zusichern wollen, so wie Jeder es thun wird, der es weiß, wie der Gluthboden Thalens dem Dilettanten die Sohle brennt. Er scheint Anlage zu haben, sein Beginnen ist ermunternd; wir wollen sehen, was noch zu seinem hübschen Theaterwesen kommen wird.

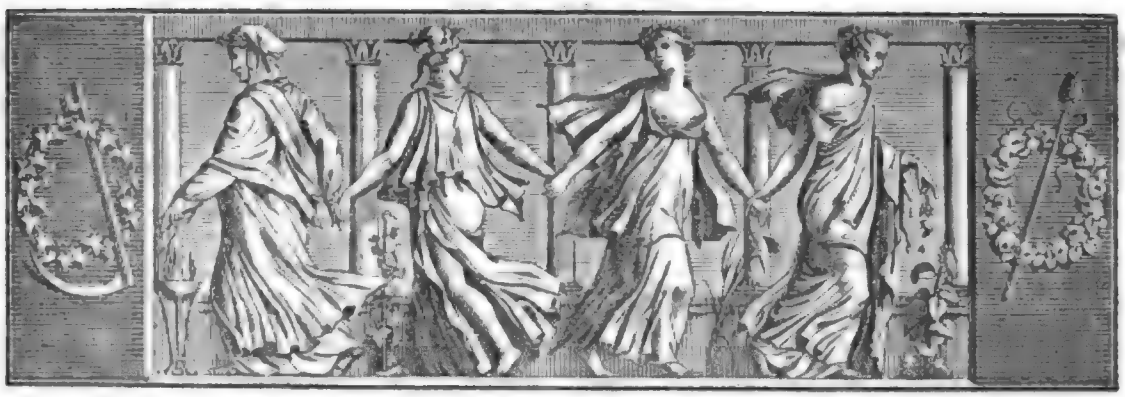
Auf der Königsstadter Bühne wird jetzt nur die „Erwartung" von Schiller deklamirt. Sonntag — Jäger — Wächter (ein allerdings vortreflich Virtuosen-Kleeblatt) u. s. w. werden erwartet. In das Jäger- und Wächter-Horn ist schon gestoßen worden. Wie glücklich sind Leute, die einen Namen haben, der was bedeutet. Wie unglücklich sind die Damen Seidler und Schulz! gar kein Wortspiel läßt sich singen! Milder ist doch wenigstens ein Comparativ von Milde! M. G. Saphir.

Eine Schauspielerin des Theaters zu Edinburg starb unlängst im 80sten Jahr, nachdem sie 68 Jahr gespielt hatte, und eben wieder eine neue Rolle einstudirte; sie schien auf der Bühne erst 40 Jahr alt zu seyn. — Man erinnere sich bei dieser Gelegenheit, daß Plinius von einer Lucia in Rom berichtet, welche noch im hundertsten Jahre Comödie spielte. Valeria Copriola (nach einem andern Schriftsteller) tanzte und sprang noch sogar auf der Bühne im 104ten Jahre. Sie war 91 Jahre Tänzerin jener Bühne. (Corsaire.)

Nach dem Zeugniß des Sir Robinson aus Edinburg hat man in Indien ein eignes Mittel, das Versilbern und Vergolden nach zu machen. Man schmilzt Zinn und gießt es in ein Bambusrohr von 2—3 Zoll Durchmesser. Nun klopft man damit so lange, bis das Metall zu einem grünlichen Staube wird, den man dann mit Gummi mischt. Diese Masse hält man in einem etwas flüssigen Zustande und bestreicht damit den zu vergoldenden Gegenstand. Anfangs erscheint er grünlich, aber, wenn man den Anstrich mit einem Stück Agat polirt, nimmt er den Glanz des Silbers an; überzieht man ihn mit einem gelblichen Lack, glänzt er wie Gold. — Die Masse ist wohlfeil, und wird sehr wenig von der Luft angegriffen. Bei frei stehenden Gegenständen soll dies Mittel besonders mit Vortheil an zu wenden seyn. (Corsaire.)

In dem Reise-Bericht Sir Cochrane's über Rußland ist berichtet, daß er in der Hütte eines Kalmucken bei Orska ein Exemplar des „Contrat social" von Rousseau gefunden, in Kalbleder, mit goldenen Zierrathen, eingebunden. Das Buch stand auf einer Art Altar im Hintergrunde der Hütte und alle Morgen beugt der Kalmuck sein Knie vor diesem Buch-Idol, und wollte es um keinen Preis verkaufen. Der Fremdling muß Rousseau einst als einen besonders großen Mann haben rühmen hören, daß er ihn auf solche Weise verehrt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 4. Juli. 106tes Blatt.

Der polniſche Uhlan und der preußiſche Jäger.

In dem Feldzuge von 1813 und 1814 zeichnete, bei den Gefechten in den Niederlanden, auf franzöſiſcher Seite beſonders ein polniſcher Uhlan ſich aus. Man ſah ihn überall, bald hier, bald dort, bei jedem Treffen immer als den Erſten. Mit beſonderer Gewandtheit tummelte er ſeinen flüchtigen Schimmel, und ſtets unter fröhlichem Geſange ſchwang er mit Fertigkeit die Lanze. Bald ſaß er ab, und mit ſeinem Roſſe am Zügel flankirte er zu Fuße gegen den andringenden Feind, oder ſetzte ſich auf irgend einen Stein, ganz ruhig im Piſtolen-Feuer ſein Frühſtück oder Mittagbrod verzehrend. Bald flog er, bevor man es gewahrte, hier oder dort in die feindlichen Reihen und maß die polniſche Lanze mit den deutſchen Klingen.

Bei den preußiſchen Avant-Garden war er bald unter dem Namen: Der Schimmel-Reiter, bekannt geworden. An den Wachtfeuern erzählte man von ihm und bei dem Anfange eines Gefechts hieß es: „Da iſt der Schimmel-Reiter wieder!“ Er fehlte nie; ſobald die erſten Schüſſe fielen, war er da und trieb allerlei kühne Späße. Viele Tirailleur-Kugeln ſuchten ihn umſonſt, und die gewandteſten Renner wurden vergebens um ihn ermüdet; er tummelte lachend ſeinen flüchtigen Schimmel durch die Feinde und ſchwang geübt die Lanze, wie immer, unter fröhlichem Geſang.

„Kamerad!“ riefen ihm die preußiſchen Flankeurs zu: „was dienſt Du länger in den Reihen einer fremden Nation, die, wie über uns, nur Unheil über Deine Brüder brachte? Weit hinter uns liegt ſchon Dein Vaterland! Die Adler der Allianz ſchweben über Deinen heimiſchen Fluren! — Komm zu uns!“ — „Auf dieſe Weiſe will ich kommen!“ rief er im gebrochenen Deutſch, indem er ein Piſtol abfeuerte, daß die Kugel durch die preußiſchen Glieder ziſchte.

Nach den Gefechten bei Courtray zog ſich das preußiſche Corps, unter dem damaligen Obriſten von Hobe, von der Uebermacht des Generals Maiſon gedrängt, unter hitzigem Arriergarden-Gefecht auf Audenarde zurück. — „En avant! — en avant!“ riefen, im Gefühle ihres alten Waffenruhmes, die ermuthigten Franzoſen. Die junge Garde, unterſtützt von Veteranen, welche ſchon bei Auſterlitz und Eylau fochten, griffen ſtürmend die ſcharf vertheidigten Punkte an. Wo man am ſchärfſten ſtritt, ſah man vorauf den Schimmel-Reiter. — Da ſprengte ein junger Jäger, Mattner mit Namen, aus den Reihen der preußiſchen Arrier-Garde, den Vordringenden entgegen. „Komm' der, Uhlan!“ rief er, „und miß an meinem Säbel Deine Lanze!“ — Wie ein Pfeil ſchoß Jener, mit der eingelegten Lanze, auf ihn zu. Der Jäger parirte den Stoß und führte gleich darauf den Hieb: es deckte der Uhlan ſich mit ſeiner Waffe. Sie tummelten Beide ihre Roſſe, um ſich den Vortheil ab zu gewinnen, und wiederholten noch einige Mal den Angriff, ohne ſich bedeutend gegenſeitig zu verwunden.

„Du biſt ein braver Junge!“ rief endlich der Uhlan: „komm her, Du ſollſt aus meiner Flaſche trinken!“ — „Ein Hundsfott, wer mit freier Hinterliſt

ſich naht!“ rief der Jäger, warf ſeinen Säbel in die Scheide und ſprengte im Galopp auf den Uhlan zu, und dieſer, der die Lanze ſchon an den Arm gehangen, kam eben ſo, mit der vorgehaltenen Flaſche, ihm entgegen. — Sie reichten begrüßend ſich die Hände, und der Pole trank dem Preußen zu. „Wackere Kerle ſeyd Ihr da, mit den weißen Kragen!“ ſagte der Uhlan. — „Wir ſind Pommern! Ihr werdet unſere Grenadiere kennen!“ entgegnete Mattner. — „Das will ich meinen! Und auch Euch, Ihr jungen grünen Teufelskerle, Euch Jäger ſieht man überall!“ — „Wie lange währt's, ſo wird man in Paris uns ſehen. Ihr ſeyd nur heute uns zu ſtark; doch glaub' nur, weiter wie bis zu der nächſten Stadt werden wir nicht weichen!“ — „Dergleichen ziemt uns nicht zu ſprechen, Kamerad! — Laß uns noch einmal trinken, dann kehre Jeder zu ſeiner Pflicht zurück!“ — „Hier bei der Flaſche ſind wir Freunde!“ ſagte der Jäger, indem er trank. — „Brüder, die ſich achten!“ fügte der Uhlan hinzu und nahm die Flaſche. — „Jetzt mit den Waffen ſind wir wieder Feinde!“ — „Bis in den Tod!“ — „Leb' wohl!“ — Leb' wohl!“ hieß es von beiden Seiten. Noch reichten ſie ſich brüderlich die Hände und eine Sekunde darauf knallten zwei Piſtolenſchüſſe gegen einander. Der Jäger ſchlug mit Hurrah-Ruf ein Rad mit ſeinem Säbel, und ſingend ſchwang der Uhlan die Lanze.

Die Preußen zogen ſich indeſſen durch ein Defilee zurück. Vor der folgenden franzöſiſchen Reiterei tummelte der rüſtige Uhlan ſein ſchnelles Schimmelthier, und fällte jetzt zum Angriff ſeine Lanze. — „Feuer!“ commandirte da ein Offizier der preußiſchen Infanterie. Es raſſelten dreißig Flintenſchüſſe aus einem Verſteck auf die franzöſiſche Avant-Garde und — der brave Schimmel-Reiter ſtürzte. Er, ſammt ſeinem treuen Roſſe, fand hier, von Freund und Feind bedauert, eine Stunde von Audenarde, ein ehrenvolles Grab.

Nach einiger Zeit fiel auch bei Lille, in einem Vorpoſten-Gefecht, der brave Mattner, unter den Pallaſchhieben franzöſiſcher Cuiraſſiere.

Heldenherzen ſterben am ſchönſten auf dem Bette der Ehre! — Falk vom Trautenſtein.

Dichter und Liebhaber.

III.

Am andern Morgen überbrachte ein Diener des Marcheſe dem jungen Maler einen Brief, worin Jener meldete, er ſey von dem Fürſten beauftragt, ihn an den Hof zu entbieten, um die Prinzeſſin Auguſte zu malen. Fernando ſolle ſich deshalb noch heute bei der Ober-Hofmeiſterin einfinden, um der fürſtlichen Jungfrau vorgeſtellt zu werden.

Der Jüngling glühte. „Der Augenblick iſt da“, rief er aus, „dem ſchon ſo lange dieſes unruhige Herz entgegen pocht. Ich ſoll ſie ſprechen, im Anblick dieſer lebenswarmen Züge verſinken; den Heiligenſchein der ſchönen Seele ſoll ich im ätherblauen Spiegel ſchauen; die Harmonie der reinen Bruſt in ſüßen Worten, in holder Anmuth ſich entfalten ſehen! — Was war's, woran bis jetzt die Seele hing? Was gab die Kunſt, das Alterthum mit ſeinen Schätzen? — Ein todtes Bild des Lebens; die heftige Sehnſucht und den Schmerz der nie geſtillten. Hier iſt das Leben ſelbſt, in ſeiner kühnſten Vollendung. Erfaſſen will ich es und in den Buſen tief als ſchöpferiſches Götterbild verſenken. — Hinweg!“ fuhr er fort und verhüllte eine halb vollendete Pſyche — „warum ſtarrſt Du mich an mit den todten Augen und gießeſt den ſchneidenden Hohn in meine Bruſt? Ich werde Dir geben, was Dein ſtarrer Blick begehrt. Das Leben nur beut Licht und Wärme; ich will ſie ſchöpfen an der reinſten Quelle!“

Mit jenem gewandten Anſtande, jener leichten Würde, die nur ein langes Bewegen in den höheren Zirkeln giebt und dem gewiegten Künſtler eigen waren, ſchritt Fernando durch die prunkvollen, mit Höflingen gefüllten Zimmer.

Im einfachen Gewande, umfloſſen von der Anmuth und Würde vollendetem Reiz, ſaß Auguſte auf dem Sopha, ihr zur Seite eine jugendliche Hof-Dame. Sie hielt ein Buch und las: „Oh! jeunesse, saison de délices! qu' y a-t-il dans les jouissances modérées et dans les solides garanties de l'âge mûr qui puisse compenser la perte de tes rêves brillants; dont le souvenir est presque le seul bien qui reste à la vieillesse? Espoir, génie, vertu, c'est dans le sein de la jeunesse que vos plus belles fleurs croissent et s'épanouissent.“ — „Das iſt ſchön, aber traurig!“ unterbrach ſich Auguſte. „Wir, liebe Gräfin, genießen zwar noch dieſes Frühlings; wie bald entflieht jedoch der goldene Traum — zumal uns armen Fürſtentöchtern — und glücklich preiſen wir uns dann, wenn jene „jouissances modérées“ noch der wohlthuenden Erinnerung Genuß gewähren; wenn nicht ein herbes Loos das rührende Vergißmeinnicht zur Paſſionsblume macht. Ich fürchte, die Blüthen meines Frühlings beginnen zu welken!“

Der Maler Fernando ward gemeldet. — „Da haben Sie den Verkünder des ſcheidenden Frühlings!“ ſagte Auguſte verdrießlich und legte das Buch weg — „Er komme!“

Fernando trat ein. Gelungene Formen und das Aeußere, einfach und geſchmackvoll, ſprachen für den anziehenden Künſtler. „Ich bin der Maler Fernando“, ſagte er, ſich verbeugend, „und komme auf Befehl Sr. Durchlaucht!“ — Die Fürſtin ſtutzte anfänglich, doch von der empfehlenden Erſcheinung gewonnen, entgegnete ſie: „Der Ruf ging Ihnen voran und nannte

Sie einen Liebling der Kunſt: aber ſogar einem Solchen dürfte der Auftrag, der Sie herführt, ein ſchwieriger ſeyn; denn dieſe Züge, die jeder Regel ſpotten, brachten noch jeden ähnlichen um den Erfolg und den Künſtler zur Verzweiflung.“ — „Es giebt Aufgaben, vor denen der Gewiegteſte erbebt, und dem Ideale gegenüber läßt ſelbſt der Genius die Flügel ſinken!“ — „Der Geiſt Ihrer Gegenrede läßt mich ſchon die Aufgabe als verfehlt betrachten. Wenn die Wahrheit aus Ihrem Pinſel wie aus jener ſpricht, ſo muß ſein Werk mir ein Unheil bringendes werden. Darum vermeiden Sie vor allen Dingen Schmeichelei; hier würde ihr ſchnell die Entzauberung folgen!“ — „Wem das ewig Schöne die Glorie um den irdiſchen Reiz gewoben, der fürchte die Entzauberung nicht. Jenes in der äußeren Erſcheinung innig zu erkennen und zu empfinden, treu wieder aus zu ſtrömen in Worten, Tönen oder Farben, iſt der Kunſt ſchwer zu erfüllender Beruf. Ich fühle ihn ganz in dieſem Augenblick!“ — „Sie müſſen lange am Hofe gelebt haben. Nicht übel ſpricht ſein Geiſt aus des Enthuſiasmus leichter Hülle!“ — „Unbewußt der göttlichen Gewalt verkennen ſchöne Seelen oft die Wirkung ihres Zaubers!“ — „Ich weiß“, ſprach lächelnd Auguſte, „daß der Olymp, nach dem Ausſpruch unſers Dichters, ſtets dem Künſtler offen ſteht. Doch muß er, wie mich dünkt, von der göttlichen Einladung nur mäßig Gebrauch machen. Er fürchte der Himmliſchen Zorn, wenn er das arme ſterbliche Geſchöpf mit jenen verwechſelt, uns einen Weihrauch ſtreut, der ihnen nur gebührt und ſie und uns — verletzt. — Kann ich während der Sitzung leſen?“ fragte ſie, als der Maler ſchwieg, und griff nach dem Buche. Betroffen bejahte es Fernando.

Nach einer langen Stille, während der Jüngling zeichnete, erhob Auguſte den Blick auf ihn. „Sie ſind Italiener“, ſagte ſie, „und mit Erſtaunen vernahm ich, trotz dem ſüdlichen Anklang, wie leicht Sie ſich in unſerer Mutterſprache bewegen!“ — „Von Jugend auf lieb' ich die herrliche. Die wenigen Blüthen dieſes Geiſtes und was das Herz erhebt, verdanke ich den Coryphäen ihrer Literatur.“ — „Und wie fanden Sie das Gedeihen der Kunſt unter dieſem nordiſchen Himmel?“ — „Ihr hat des Deutſchen inniger Sinn manchen herrlichen Tempel errichtet; doch“ — ſetzte er zögernd hinzu — „in dem des Mimen ging mir die ſeligſte Erſcheinung auf. — Was chaotiſch in mir lag, umſonſt nach Verſchmelzung rang, zeigte ſich mir dort in vollendeter Harmonie!“ — Flüchtig erröthete Auguſte; doch würdevoller Ernſt trat ſchnell an die Stelle der jungfräulichen Farbe. „Man ſagt“ — hub ſie an — „unſer heutiges Publikum habe das Hören vergeſſen und nur das Sehen ergötze noch den flüchtigen Sinn. Doch auch die Blicke fand ich oft fern von der Darſtellung und, im Dienſte eitler Neugier, auf Gegenſtände gerichtet, die vor ähnlichen geſichert ſeyn ſollten!“ — Tief beugte ſich Fernando auf das Pergament.

„Für heute entlaſſe ich Sie!“ ſprach nach einigen Minuten Auguſte mit milderen Tönen; „morgen um dieſelbe Stunde werden Sie willkommen ſeyn!“ — Der Jüngling erhob ſich ehrfurchtsvoll. „Darf der Ungeweihte in des Hofes Formen aus dieſem Heiligthum die Hoffnung mit ſich nehmen, daß der Bewunderung allzu kühne Sprache ihn nicht in Ew. Durchlaucht Meinung ſinken ließ?“ — „Den Künſtler habe ich längſt geſchätzt, und für des Mannes Werth erweckte dieſe Stunde einen günſtigen Vorbegriff.“ — In höherem Purpur erglühte Fernando's Wange und ſein Feuerblick drückte den fürſtlichen zu Boden. — „Où en étions nous?“ fragte Auguſte mit einer raſchen Wendung die Gräfin. — Dieſe ſuchte in dem weggelegten Buche, und Fernando war verſchwunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Eine der drolligſten Fürſten-Weihen iſt gewiß die der ehemaligen Herzoge von Kärnthen. Ein Bauer führte an einer Hand eine fette Kuh nebſt ſchwarzem Kalbe, und an der Linken eine magere abgetriebene Stute herbei, und ſtellte ſich auf einen ſteinernen Tiſch. Sodann erſchien der neue Herzog mit ſeinem Aufzuge. „Wer iſt das?“ fragte der Bauer. — „Unſer neuer Herzog!“ antwortete das Volk. — „Wird er auch ein gerechter Richter ſeyn?“ — „Das ſind wir überzeugt!“ — Nach mehreren ähnlichen Fragen und Antworten gab der Bauer dem neuen Herzog eine Ohrfeige, und dann trat er ihm ſeinen Platz ab. — Der Herzog ließ ſich an dieſem Tage aber gewöhnlich durch einen Herold vertreten.

Aus einem franzöſiſchen Vaudeville iſt folgender Vers überſetzt:

„Wenn ich am Altar ſtehe,
Ja, da,
Da ſprech' ich: Ja!
Will aber vor der Ehe
Ein wilder Freier frei'n —
Nein, nein!
Da ſprech' ich: Nein!
Seht, viele Kinder können
Nicht ihren Vater nennen,
Woher?
Je nun, daher:
Weil einſt ihr Mütterlein
Nicht ſprach dies Ja und Nein!“

Admiral Joyeuſe ſchenkte einem Dichter für ein einziges Sonett zu ſeinem Lobe eine Abtei. Wenn die Sonette unſrer Zeit alle ſo honorirt würden, gäbe es gewiß längſt keine andern Gutsbeſitzer mehr, als die belohnten Sonetten-Dichter. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Warmbrunn und Landeck vor zweihundert Jahren. Wenn die ſchöne Jahreszeit erſcheint, da ſehen wir unſere nach den Bädern führenden Straßen bedeckt mit eleganten Chaiſen und wackelnden Miethwagen, in ihnen aber kranke Herren, geſundere Frauen, und die geſundeſten Töchter; Alle aber wiſſen, wo der Stiefel den breiten und der Schuh den niedlichen Fuß druckt, und ſeufzen deshalb: Erlöſe uns von dem Uebel! Freilich iſt dieſes oft pſychiſcher Natur, darum thut ſchlecht Waſſer es nicht, und deshalb eilen ſie ſo freudig nach dem neuen Bethesda. Vorzüglich intereſſant war aber oft dem Schreiber dieſes der Einzug der Preßhaften, darum kann er ſich die Freude nicht verſagen, einer ſchönen Leſerin des „Geſellſchafters" den Arm zu bieten, mit der Bitte, ihn zu begleiten bis zur Brucke des Hackens zu Warmbrunn und ſich da mit ihm der Anſchauung der Einziehenden zu erfreuen. An Ort und Stelle angekommen, iſt es nun ſeine erſte Sorge, ein ſicheres Plätzchen für ſeine ſchöne Begleiterin aus zu finden, indem ihm die Erfahrung gelehrt, daß es ganz deſperate Kranke gebe, welche bei ihrem Einzuge oft den ruhigen Beobachter in allerhand Leibesfährlichkeit zu bringen im Stande und aufgelegt ſind. Nachdem er ſein Vorhaben vollbracht, hebt er folgendermaßen an: Sie ſehen, Theureſte, zuvörderſt dort ankommen einen Kranken zu Pferde. Es iſt derſelbe ein ci-devant Elegant unſerer Provinzial-Hauptſtadt, und vor ungefähr zwanzig Jahren daſelbſt ſtark Mode geweſen. Sie ſchließen dies gefälligſt mit mir daraus, daß er bei Erblickung einer Dame den Miethgaul zum Galopp anſtrengt, welches Vorhaben und ſomit ſein Vorſatz, ſich vortheilhaft Ihnen zu zeigen, jedoch an dem ſtörriſchen Sinne des Thieres ſcheitert, als welches nur zur Hälfte ihm zu Willen iſt, indem es zwar vorn ſich in Galopp ſetzt, hinten aber im Trabe bleibt. Er ſucht den übeln Eindruck, welchen die verfehlte Parade bei Ihnen hinterlaſſen könnte, durch Abnehmen des Huthes und tiefe Verbeugung im Vorbeireiten aus zu löſchen, wobei er ſich indeß muthwillig in die Gefahr bringt, zwei Groſchen Courant zu verlieren, unter welcher Pön nämlich jene Begrüßung hieſelbſt verboten iſt. Sein Nachfolger, den Sie indeß dort mit feſtem Tritt über die Brücke ſchreiten ſehen, iſt noch nie in Gefahr geweſen, durch Höflichkeit Geld zu verlieren, und ich muß Ihnen ſagen, daß man ſich vor Kranken dieſer Art nicht genug in Acht nehmen kann. Sie ſcheinen meinen Worten nicht den verdienten Glauben bei zu meſſen, indem Sie das glatte kindliche Geſicht des jungen zwanzigjährigen Mannes zu hoch anſchlagen; aber geben Sie ins Einzelne, und Sie werden meinen Beſorgniſſen vollkommen Recht widerfahren laſſen. Sehen Sie dies ernſte Geſicht, den feſten Blick, den nur die Bosheit hier oder ſchalk nennen könnte; in ihm ruht der ganze Ernſt eines antizipirten langen Lebens. Wäre nicht die Tracht unſerer Väter uns zu fremd geworden, ſo würde ich Sie bitten, ſich eine Alongen-Perücke auf das Haupt des jungen Mannes zu denken, und Sie würden gleich meiner Meinung ſeyn. Die ſchief geſetzte Mütze verläßt nie zur Begrüßung das gedankenſchwere Haupt; der Träger derſelben ſieht ſich in puncto deſſen überall als im Bade befindlich an, und der Vorſchlag der Bade-Polizei, militairiſch zu grüßen, iſt mithin für ihn um ſo weniger vorhanden, als er von allem Militairiſchen überhaupt nichts wiſſen will. Der ſogar in der Julihitze getragene weißgelbe Kalmuck zeigt deutlich, daß der Inhaber ſich ſelbſt um den Einfluß der Elemente nicht einen Pfifferling ſchere, und die rindsledernen Kniehoſen, daß er, allen Umſtänden zum Trotz, ſtets auf großem Fuße zu leben würdig und geſonnen ſey. Aber wo bleibt die Gefahr? fragen Sie. Dieſe iſt augenſcheinlich. Ich ſetze den Fall, daß ich unglücklich genug ſey, dem jungen Manne zu begegnen, ohne die Zeit zu ermeſſen, in welcher ich geſchwind auf die Seite ſpringen könnte, ſo würde derſelbe, in Betracht, daß es ihm nicht möglich, mich auf die Seite zu ſchieben, ohne weiteres über mich hinweg ſteigen, welches mir bei ſeinem ſchweren Fußwerk allerdings Leibesſchaden zuziehen könnte. Doch dort kommt ein Fuhrwerk, welches in enger Straße es wird künſtlich anfangen müſſen, um dem altdeutſchen Fußgänger aus zu weichen. Das breite Geleiſe deſſelben zeigt deutlich, daß er der Landes-Hauptſtadt angehöre, und der braun angeſtrichene Kaſten des Miethwagens ähnelt nicht wenig einer ungeheuern gebratenen Gans, gefüllt, ſtatt der Aepfel, mit einer Menge Rathe und Rathinnen, wie wir erfahren werden, ſobald der Punkt wegen der Miethe erörtert und abgeſchloſſen worden, als bis wohin ſelbige klüglich im Inkognito verbleiben wollen. Wir können der gemächlich dahin rollenden Chaiſe füglich zur Seite bleiben, da der Kutſcher bei beſtem Willen und beſtiger Anſtrengung wohl nicht dahin gelangen dürfte, ſeine Thiere zu andern Gange zu vermögen. Aber nein — diesmal trog mich meine Vorausſetzung, und wir kommen eben nur an, um die zuletzt ausgeſtiegenen Reiſenden mit freundlicher Stimme zu dem ſich vielfach verbeugenden Hausherrn ſagen zu hören: „Nun, lieber Herr Wirth, muß ich oben gehn?" Der Freundliche aber ſpricht, daß die liebwertheſte Madam überall in ſeinem Hauſe gehen könne, oben, unten und in der Mitte. „Liebe Leutchen, die Berliner", ſagt er, als die Dame mit einem ſeltſamen Blicke ins Haus eilt, „herzige Leutchen, nur zu beweglich! überall wollen ſie gehen, wo wir Andern liegen oder ſitzen. Da hatte ich vor einem Jahre eine allerliebſte Berlinerin im Logis; die war ſo beweglich, daß ſie mich ſogar frug: ob ſie im Bette gehen könne. Natürlich mußte ich anführen, daß vor der Hand meine ſammtlichen Betten dieß um darin zu liegen, keineswegs aber zum Ambuliren eingerichtet waren, daß ich aber ſolche alle zu dieſem Gebrauch für die Zukunft einrichten zu laſſen geſonnen ſey." (Der Schluß in der Beilage.)

Capitain Hall ſagt in ſeinem Werke über Amerika: „der Mexikaner haßt nicht die Spanier, ſondern nur die Vice-Könige!" — Er machte eines Tages mit einem vornehmen Spanier eine Ausflucht auf's Land, und Beide kehrten bei einem Bauer ein, der etwas roh und wild ausſah: „Was hat Euch denn der König eigentlich zu Leide gethan" — fragte der Spanier — „daß die Mexikaner ihn nicht haben wollen?" — „Der König?" erwiederte der Bauer, „ich weiß weiter nichts gegen ihn, als daß er zu entfernt von uns iſt!" — Der Zuſtand der Prieſter des dortigen Landes bietet auch Stoff zu manchen Bemerkungen; folgendes iſt ein Beiſpiel hiervon: Ein reicher Mann hatte ſeine Frau verloren, und wollte gern deren Schweſter heirathen. Dagegen ſträubten ſich die Prieſter, 1) weil die Aſche ſeiner Frau noch nicht ganz kalt; 2) weil ſeine Braut ſeine Schwägerin, und 3) weil ſie zu ſeinen vier Kindern Pathe ſey. — Der Mann wollte aber gern die Sache durchſetzen, ließ ſich in Unterhandlungen ein, und fand, daß die drei Fälle eine Taxe von 700 Dollars hatten, nach deren Zahlung keine Schwierigkeiten mehr Statt fanden! (Journ. d. Déb.)

Einer der glücklichſten Menſchen war und — iſt unſtreitig Anakreon! Nachdem das Vergnügen ihn zum Dichter gemacht, erreicht er durch einige funfzig Geſange den Ruf der Unſterblichkeit, wird von allen Jungen geprieſen und jetzt — überſetzt ein liebenswürdiges Weib ihn in's Franzöſiſche!! — Merkwürdig iſt, daß unter den mancherlei Ueberſetzern dieſes ſo wollüſtigen Dichters ſich auch der berühmte Rancé befindet, der in der Abtei La Trappe eine ſo ſtrenge Sitten-Reform begründete. Nachdem er anfangs ein höchſt üppiges Leben geführt, legte er ſich zuletzt die ſtrengſten Kaſteiungen auf. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 106ten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Warmbrunn und Landeck vor zweihundert Jahren. (Schluß.) Doch ſiehe da — ich merke erſt jetzt, daß ich von Warmbrunn, wie ſolches im Jahr 1825 exiſtirt, ſpreche, und deshalb will ich nur dann und wann ein Wörtchen, ſonſt aber zwei Ehrenmänner aus dem ſiebzehnten Jahrhundert redend ein zu führen mir erlauben. Der erſte derſelben, Herr Jacob Schickfussius j. u. D., nachdem er bedauert, daß das kleine Bad zu Warmbrunn nur mit einem hölzernen Umſchrot umgeben, weswegen es auch nur das hölzerne Bad genannt worden, preiſet deſto mehr das größere, weil „neben dem Brunnen auch ein Stüblein, darinnen die Badegaſte ſich ablegen, und abtrücknen können", welche Bequemlichkeit freilich heute nicht hinlänglich gewürdigt werden dürfte. Landeck hingegen war damals bereits ſpendider ausgeſtattet, denn ſchon im Jahre 1498 hatten die Fürſten und Brüder Albert, Georg und Karl, den Brunnen erweitern, mit einer Einfaſſung, zwölf Ellen lang und breit, verſehen, auch eine Badſtube aufbauen laſſen, desgleichen einen Wirth angeſtellt, der „des Bierſchanks um Geld großogen", welcher Genuß ſich, wie es ſcheint, mit der Badekur vertragen haben muß. Im Jahre 1619 war aber bereits Alles eleganter und bequemer, denn damals waren in Landeck zwei Badezimmer, eins für Männer und das andere für Frauen, außerdem aber noch, wie Schickfuß ſagt, „ein abſonderlicher Ort für das gemeine, mit abſcheulichen Seuchen beladene Volk." Bezahlt für ein Wannenbad wurde damals ein Kreuzer, und mein Gewährsmann verſichert, daß, als man dieſen Preis einſtmals hätte ſteigern wollen, „die Quelle zu verſiegen gedroht habe, weshalb man es aus Beſorgniß bei dem alten Preiſe gelaſſen;" eine Bedenklichkeit, welche den Brunnen-Direktionen heutiger Zeit weniger ihre Pflichten ſauer macht. In Warmbrunn war das Baden damals etwas umſtändlicher, denn „beim Pfarrherrn mußte ſich jeder, der baden wollte, neben einer Verehrung angeben, auch einen Schüſſel und Bericht der Stunden abfordern." Unter den Wohnungen der Badegaſte zu Warmbrunn gefiel Herrn Schickfuß „das ſteinerne Haus des Herrn Schafgotſchen", obgleich er den „luſtigen Wohnungen überm Hacken, z. B. bei der alten Schreiberin", auch Gerechtigkeit widerfahren läßt; ein Anonymus aber, deſſen Chronik gleichfalls vor mir liegt, meint, es ſey mit den Bequemlichkeiten zu Warmbrunn nicht weit her geweſen. Am verſchiedenſten aber, im Vergleich mit heutiger Zeit, zeigten ſich beide Bader im Betreff ihrer Vergnügungs-Anſtalten, obgleich dieſelben mit denen unſerer Tage in gewiſſem Grade dennoch verwandt ſind. Mein Anonymus meint, es hätten ſich zur Beluſtigung „fürnehmer Kranken dann und wann allerhand Riemenſtecher, Luſtſpringer und Gaukeltaſchler" eingefunden. Dieſe Riemenſtecher waren eine Art Hazardſpieler der damaligen Zeit, und wenn dieſelben auch ausgeſtorben ſind, ſo haben ſie nur ihren jüngeren Brüdern Platz gemacht, welche, wenn auch nicht eben Riemen zu „ſtechen", doch dergleichen zu ſchneiden wiſſen, aus fremdem Felle nämlich, welche Operation wohl noch über das Stechen zu ſetzen ſeyn dürfte. Die Luſtſpringer ſind freilich im 1619ten Jahre mit einem Salto mortale verſchwunden, dagegen aber im 1825ſten als „Seilkünſtler" oder „Akademiſten der höhern Reitkunſt" in völlig ausreichender Zahl zur Erde gefallen, und wenn ſich nun auch die reitenden „Profeſſoren der beluſtigenden Phyſik" ihrer in Gott ruhenden Verwandten, der „Gaukeltaſchler", ſchämen ſollten, ſo kann doch Niemand läugnen, daß indeß der Rachen der Tyger und Löwen zur Gaukeltaſche geworden, in welche Köpfe ein- und unbeſchädigt herausgeſchoben werden, wobei man leicht begreift, daß ſo ein Tyger oder Löwe, bei aller Kultur, doch ein dummes Vieh bleibt, wo es nur eines beherzten Mundzumachens bedarf, um ſich in allen Zeitungen berühmt zu machen. Da nun aber das ſich ſelbſt verſchaffte Vergnügen nach altem Sprichwort das beſte ſeyn ſoll, ſo war vor zweihundert Jahren im Landecker Baſſin für eine Anſtalt geſorgt, welche Dr. S. mit eignen Worten ſchildern mag. Er ſagt nämlich: „Der Brunn iſt unter keiner andern Decke als unter einem bloßen Schindeldach mit einem Geſperre, aber über dem Baum queer über, etwa fünf Ein hoch, iſt ein ſtarker Baum, rund gehöret, eingemauret zu dem Ende: Wann fürnehme Badegaſte eine Luſt haben wollen, laſſen ſie unter ihrem Geſinde, oder wer ſich darzu will brauchen laſſen, ihrer zween auf ſolches Holz gegen einander über ſteigen, die ſitzen reitende, und ritſchen zuſammen gerade mitten über den Brunnen, daß ſie einander erreichen können, alsdann ringen, faſſen und üben ſie ſich mit einander ſo lange, bis einer den andern übermannet, daß einer entweder allein, oder auch wohl beide mit einander von der Stangen herunter und conſequenter nothwendig in den Brunnen fallen müſſen. Das dann zuweilen wunderbare Aufzüge und gut Gelächter giebt, beſonders wenn ſich einer oder der andere mit dem perizomate nicht wohl verſehen hat". Es ſteht wohl kaum zu hoffen, daß Behufs dieſes Zeitvertreibs ein neuer Balken über dem Baſſin zu Landeck eingezogen werden dürfte. Leider iſt mein Anonymus über das Detail der Bade-Beluſtigungen ſtumm wie ein Fiſch, deſto redſeliger aber ſind beide Gewährsleute in Schilderung der vortrefflichen Wirkungen, namentlich des Landecker Heilquells, und Schreiber dieſes, ſo hoch er die verdienten Brunnen-Aerzte beider Bade-Orte achtet, könnte ordentlich ein wenig böſe auf dieſelben werden, wenn er ſieht, daß ſolche nicht, gleich manchen ihrer Collegen, die Heilwaſſer ihrer Brunnen gehörig und alljährlich anpreiſen. Meine beiden Gewährsmänner aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſahen es klüglich und klarlich ein, wie es gewiſſermaßen Pflicht ſey, die Kräfte unſerer ſchleſiſchen Heilquellen gehörig unter die Leute zu bringen, und der eine derſelben ſagt von der Landecker Quelle, ſie habe „vim attenuandi, discutiendi, aperiendi, attrahendi, purificandi, detergendi et evacuandi, Kraft ſubtil zu machen etc. ja auch, wegen der daneben ſpringenden kalten Quelle, zugleich zu kühlen und zu wärmen", welches das Möglichſte iſt, was auch der Ungenügſamſte verlangen dürfte. Wie nützlich es aber inſonderheit dem ſchönen Geſchlechte, iſt bei Schickfusio im ſiebenten Kapitel des vierten Buches zu leſen, woſelbſt er auch noch „denen Herren und Ehemännern ihre im Bade zu Landeck befindlichen Frauen zu Ende der Badezeit, aber noch während derſelben, zu beſuchen" empfiehlt. Auch war Landeck im Jahre 1619 bei den Gourmands der damaligen Zeit im beſten Kredit, denn „dem Magen bringt es das gleiche fundament, den verlornen Appetit zur Speiſe gar empfindlich wieder, dannenhero man unterwährendem Bade wacker eſſen lernet, daß auch manche nur zu dieſem intent ſich hinein begeben, und was ſie dieſfalls ſuchen, mit gutem contento erlangen" — Man ſollte nun, wie oben geſagt, meinen, die gedachten Heilquellen waren zu allen Dingen gut, aber mein juris utriusque Doctor verhehlet nicht „daß es denen, die von Natur hitzig und trucken, denen Cholericis, welchen die Galle ſtets in den Magen läuft, denen, welche anbrüchige und fautzende Lebern im Leibe haben, desgleichen ſolchen, welchen, wegen ihrer hitzigen Complexion, gemeiniglich ſehr dürſtet", überaus ſchädlich, „darumb", ſagt er, „ein Me-

dienz sein Gewissen am besten salviret, wenn sich patienten nicht wollen warnen lassen, daß er ihnen beriehlet, sie sollen den Sterbekittel ins warme Bad mitnehmen, weil sie denselben gewißlich darinnen bedürfen werden."

C. von Wachsmann.

In Froissart's alten Chroniken kommt auch die französische Uebersetzung einer griechischen Chronik aus dem vierzehnten Jahrhundert vor, welche aus der Zeit der Ansiedelung der Franzosen in Morea herrührt. Wilhelm von Lalain hat beschlossen, seinen Sohn an den Hof von Burgund zu senden, und sagt ihm unter andern Ermahnungen: „Also, mein Sohn, da Du nun an den Hof eines so hohen Fursten kommst, so ist das erste Erforderniß für Deinen Ruhm und guten Ruf, daß Du Dich den Gutgesitteten anschließest, die Sünde des Stolzes fliehest und so die Gunst Deiner erwählten Dame erringst; denn wisse, mein Sohn, daß schwerlich ein edler Herr zu hohem Thaten-Ruhm und Ruf gelangen wird, der nicht eine Dame oder Demoiselle zur Geliebten hat!" (Constitut.)

In Dover wurden unlängst einer französischen Tänzerin drei Dutzend falscher Waden weggenommen. Ihre Entschuldigung: sie waren zu eigenem Bedarf, ward bei näherer Untersuchung nicht als gültig angenommen. (Corsaire.)

Aus Florenz berichtet man Folgendes: Ein Richter daselbst hatte die Entscheidung eines Prozesses, der etwas kritisch war. Zu Begunstigung der Angelegenheit erhielt er ein Paar Tage vor dem Spruch von dem einen Betheiligten einen der größten Karpfen. Schon war seine Meinung bestimmt, als von der andern Seite ein noch größerer Hecht einlief, ein wahrer Riese. Was zu thun? Er schrieb an den Karpfen-Schicker: „Mein werther Freund! ich bedaure aufrichtig, daß Ihr trefflicher Karpfen gestern von einem mächtigen Hecht in meinem Fischteich rein aufgezehrt worden!" — Kaum war ein Tag verstrichen, siehe, da erschien ein neuer Karpfen, und ganz von Silber! — aber kaum war dieser genug bewundert, so traf auch schon ein neuer Hecht ein, und zwar von Vermeil! — Jetzt war der Richter geschlagen, denn der Werth beider Geschenke war zu groß, er konnte das eine nicht dem andern zum Opfer bringen, und zum Zurückgeben — waren Beide gar zu hübsch! — Er besann sich daher nicht lange, sondern setzte sich hin, und beurtete auf eine Entscheidung, die ein wahres Meisterstück von Sentenz ward, denn sie entschied gar nichts! — Der Großherzog hörte von der Sache, ließ sich das Urtheil berichten, und beschloß, den Habsüchtigen ein wenig zu züchtigen. „Wie ich höre", schrieb er ihm, „habt Ihr so treffliche Fische in Eurem Gartenteich; ich mochte wohl einmal Euer Gast auf ein solches Gericht seyn!" — Der erschrockene Richter ahnte gleich, wohin dies ziele, und es blieb nichts übrig, die beiden Riesen-Fische mußten heut bluten. Nachdem der erhaltene Gast sich daran genügend geweidet, fing er an: „Wie ich höre, so habt Ihr die beiden Fische auch noch im Abbilde, laßt mich die doch auch einmal sehen!" — Der Gedemüthigte mußte nolens volens den silbernen Karpfen und den vermeillenen Hecht produziren! — Der erstaunte Großherzog begann jetzt eine etwas ernste Strafrede, die zwar für diesmal gütlich schloß, aber doch die beiden Fisch-Abbilder für das Hospital zu Florenz als Gnadengeschenk abführte! — Der beschämte Richter erwartete noch mehr, aber der gütige Fürst ließ es dabei bewenden, und der Gezüchtigte hatte auf jeden Fall Ursach, sich noch für die gnädige Strafe in Demuth zu bedanken. (Corsaire.)

Condillac sagte einmal in seinen Reden: „Wenn der, welcher uns die Vernunft gab, uns zur Unwissenheit verdammte, so hat er uns wenigstens nicht zu Irrthümern verdammt!" (Constitut.)

Man hat berechnet, daß bei 1133 Gedichten, welche zu Ehren der Königs-Salbung in Frankreich erschienen sind, in 771 davon die Worte l'auguste enceinte sich mit l'huile sainte reimen! (Corsaire.)

1825. No. XXIV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Die in Mannheim wöchentlich drei Mal erscheinende Zeitschrift:

Der Rhein,

Rheinisches Unterhaltungsblatt,

welche durch Originalität, Mannigfaltigkeit, Witz und satyrische Laune bereits in der ganzen Rheingegend außerordentliche Theilnahme gefunden hat, wird auch im bevorstehenden Semester, und zwar nach einem noch ausgedehnteren Plane, fortgesetzt werden. Um derselben eine immer größere Ausbreitung zu geben, ist solche vom 1. Juli 1825 an auch durch alle Buchhandlungen in wöchentlichen Lieferungen zu haben, und es hat davon die unterzeichnete Buchhandlung die Commission übernommen. Der halbjährige Preis ist 2 Thlr. — Ausführliche Anzeigen und Probeblätter sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Tobias Loeffler
in Mannheim.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr. geheftet zu haben:

Wahrsagerin, die. Eine Erzählung aus der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Documenten aus den Zeiten Jakob I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. s. w.

In 3 Bänden. 8.

Der Verleger übergiebt hiermit dem Publikum eines der interessantesten Werke der neuern englischen romantischen Literatur. Der Verfasser, indem er den Leser an die Quellen der Zwistigkeiten zurück führt, welche das Haus der Stuartischen Königsfamilie theilten, entwirft in raschen und kühnen Pinselzügen, im romantischen Gewande, aber dennoch der Geschichte treu, die kurze Regierung und das verhängnißvolle Schicksal jenes unglücklichen Schottenkönigs. Von Begebenheit zu

Begebenheit fortdrängend, ergreift er seine Charaktere mit überraschender Wahrheit, und die Zeichnungen des Königs, des Grafen von Athol, Grämo's des Königsmörders, der unglücklichen Herzogin von Albany, selbst jenes mystischen Wesens, das durch seine unheilbringenden Prophezeihungen eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, wie die Schilderungen von Natur-Scenen, an denen er uns zuweilen im Vorüberfluge vorbei führt, stellen sich kühn dem an die Seite, was te Schottlands großer Romantiker lieferte, während die beigefügten Noten dem Werke einen erhöhteren geschichtlichen Werth geben.

Das bei uns erschienene:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1825,

herausgegeben von Carl v. Holtei,

wird überall sehr günstig aufgenommen und für das beste dramatische Taschenbuch erklärt, wie dies die Recensionen im „Conversationsblatt", der „Abendzeitung", der Berliner Vossischen und „Neuen Breslauer Zeitung", den „Originalien" u. s. w. beweisen. Auch die schon auf mehreren Bühnen erfolgte Aufführung einzelner Stücke daraus spricht vortheilhaft für die Sache. Wir dürfen demnach die Hoffnung hegen, daß, bei der steten Klage über die Seltenheit ursprünglich deutscher Bühnenspiele, das Publikum diesem Unternehmen, dem wir ein immer sorglicheres Bestreben widmen werden, eine stets erhöhte Theilnahme gönne, da es im allgemeinen Interesse liegt, jene Klagen zum Schweigen zu bringen. Die sechs Stücke dieses Jahrganges sind: 1. Die Fledermäuse oder „Klug soll leben!" Schwank von C. Lebrün. — 2. Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Richtigen. Lustspiel von Ludwig Robert. — 3. Die Sonntags-Perücke, Posse von Sessa (Verfasser von „Unser Verkehr" u. s. w.) — 4. Der Oberrock, Drama von Bärmann. — 5. Die Wiener in Berlin, Liederposse von Carl v. Holtei. — 6. Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute; Lustspiel von Karl Schall.

Es ist dieses Jahrbuch für 1 Thlr. 16 Gr. bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Friedrichsstraße, Nr. 176. **Vereins-Buchhandlung.**

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Dieterichs, J. F. C., Handbuch der Veterinär-Chirurgie, oder die Kunst, die äußeren Krankheiten der Pferde und anderer Hausthiere zu erkennen und zu heilen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwei Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Obiges Werk ist für die Herren Thierärzte gewiß eine willkommene Erscheinung gewesen, da diese zweite Auflage so bald nöthig geworden ist.

E. H. G. Christiani in Berlin.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleine Romane von Friederike Lohmann. 1stes Bändchen. enthaltend: Die Wiesenburg; die Wünsche: der Wahrsager: der Comet. Preis: 1⅓ Thlr.

Der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß diese Sammlung zu dem Vorzüglichsten deutscher Unterhaltungsschriften gezählt werden kann. Glückliche Erfindung des Stoffs, blühende Darstellung und hohe Sittlichkeit charakterisiren sie.

Von derselben „Verfasserin erschienen früher und verdienen wiederholt die wärmste Empfehlung:

Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau. Erzählungen 1ster Band.

Leben und Dichtung oder Erzählungen 2ter Band.

Neue Erzählungen.

und sind durch alle Buchhandlungen baldigst von uns zu bekommen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der junge Mann in der Welt.

Eine freundliche Anleitung,

leicht, glücklich und angenehm mit Menschen aus allen Ständen zu leben.

Zunächst zum Besten junger Leute verfaßt

von

Ebersberg.

Wien, 1825. 206 S. stark. 8. Umschlag brosch. 16 Gr.

Dieses Werk, mit einer durchdringenden Menschenkenntniß und für die jetzigen Zeiten ganz passend geschrieben, ist nicht nur allen jungen Leuten, sondern auch dem höheren Alter mit voller Beruhigung anzuempfehlen. Der Umgang mit Männern, mit den Frauen, und mit dem Gelde, die Art, Menschen, wie sie leider oft sind, zu behandeln; die Standeswahl, das Aeußere und die Schönheit des Mannes, sammt den Mitteln, sie zu erlangen und zu erhalten; die häufigsten Fehler junger Leute und die Art, wie sie meisten Theils für sich, für ihr Glück und für die Welt zu Grunde gehen, nebst einer Menge der gewichtigsten Klugheitslehren und Regeln, in der Welt festen Fuß zu fassen und sein Glück zu machen, sind auf eine so gediegene und ausführliche Weise behandelt, daß Niemand dieses nützliche Werk ohne lebhaftes Vergnügen, ohne merkbare Veredlung seines Selbst und ohne bedeutenden Vortheil durchlesen wird. Es ist ein wohlwollender und theilnehmender Rathgeber, Lehrmeister und ein väterlicher Freund für alle diejenigen, welche in der Welt leben und in dieser ihr Glück machen wollen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerschwer, J. J., neu erfundene Multiplications- und Quadrat-Tafeln, vermittelst welcher man die Produkte aller vierzifferigen und die Wurzeln aller fünfzifferigen Zahlen sehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematischen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüson und L. Jdeler. gr. 8. Preis: 18 Gr. C. (22½ Sgr.)

Gans, Dr. E., Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 2ter Band. gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Hotho, H. G., Don Ramiro. Trauerspiel in drei Aufzügen. 8. Preis: 16 Gr. C. (20 Sgr.)

Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der la-

teinischen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis: 8 Gr. C. (10 Sgr.)

Wilde, C., Handbuch der analytischen Trigonometrie. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr. C. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Berlin, im Juni 1825.

Maurersche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription auf

die deutsche Liedertafel

in Verbindung mit mehren herausgegeben von

Ch. G. Kayser,

auf schönes weißes Papier in 8. circa 36 Bogen, 1000 und mehr Lieder enthaltend.

Subscriptionspreis 1 Thlr.

Inhalt.

I. Ernste Lieder. II. Allgemeine gesellige Lieder. III. Patriotische Lieder. IV. Trinklieder. V. Liebeslieder. VI. Naturlieder. VII. Soldaten- und Kriegslieder. VIII. Jägerlieder. IX. Balladen und Romanzen. X. Arien aus den beliebtesten Opern. XI. Für Handwerker.

Die herrlichsten Blüthen des deutschen schöpferischen Geistes, die vorher zerstreut auf mannigfaltigem Boden umherwucherten, sind hier auf Einem Felde in regelmäßigen Reihen und schöner Ordnung zusammen gepflanzt, und laden durch ihren Duft zu dem willkommensten und mannigfaltigsten Genusse ein. Die verschiedenartigsten Ansprüche werden hier ihre Befriedigung finden. Der stille Ernst, die sanfte Wehmuth, wie die heiterste Laune können sich hier ihre Blumen brechen. Für den weingefüllten Becher wartet hier die Rebe zum Kranze, dem Soldaten sproßt hier sein Lorbeer, dem Jäger sein frischer Buchenzweig, und der Vaterlandsfreund breche sich hier ein unverwelkliches Eichenblatt. Die stille Blume der Liebe athmet ihren Seelen Erquickung entgegen. Die Natur spiegelt ihren Glanz hundertfach in den geöffneten Kelchen.

Für alle Freunde des Gesanges ist in reichem Maaße gesorgt. Dem frohen Familienkreise, jeder heitern Gesellschaft, dem Studenten, dem Kaufmann wie dem Gelehrten bieten sich die mannigfaltigsten, zum Theil selbst weniger bekannten Gesänge dar. Selbst für den Künstler und Handwerker fehlt es nicht an passenden und jeden besonders ansprechenden Liedern.

Die Auswahl ist bei aller Reichhaltigkeit mit rücksichtsvoller Sorgfalt auf innern Werth wie auf Sittlichkeit und Anstand getroffen worden, so daß jeder Freund des Gesanges diese Liedertafel mit voller Befriedigung zur Hand nehmen, und sie bei den verschiedenartigsten Veranlassungen seine beständige Begleiterin seyn lassen wird. — Wegen Erscheinung eines Melodienbuches zu Obigem behalte ich mir vor, seiner Zeit das Nähere bekannt zu machen.

Der Subscriptionspreis gilt bis Ende August d. J., mit dem 1. September fängt der Druck des Werkchens an, und wird binnen 3 Monaten beendigt seyn. Man subscribirt in jeder soliden Buchhandlung.

Subscribenten-Sammler erhalten auf 6 Exempl. das 7te frei.

Leipzig, im Juni 1825.

Ch. G. Kayser, Buchhandlung.

In der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Conversations-Taschenbuch

oder Anleitung, sich mit den nöthigsten Ausdrücken auf Reisen und bei den mannigfaltigen Vorfällen des menschlichen Lebens bekannt zu machen.

Nach Frau von Genlis und Andern.

In sechs Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch.

5te vermehrte und verbesserte Auflage. 12. 1825. (28½ Bog.) geb. 1 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe in 3 Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch,
oder: Italienisch, Teutsch, Französisch.
12. geb. 21 Gr.

Der Zweck dieses Buchs ist: den Reisenden, wie den eine fremde Sprache Erlernenden auf die leichteste und schnellste Weise dahin zu bringen, daß er sich über die gewöhnlichen Gegenstände, in Geschäften und in Gesellschaft, geläufig, richtig und präcis in der Sprache, deren er nicht kundig ist, ausdrücke. Ist man nun im Allgemeinen, wie des Werkes starker Abgang und die deshalb laut gewordenen Urtheile gezeigt, darüber einig, daß selbes seinen Zweck, so weit solches möglich, erreiche, so wird diese neue, innerlich und äußerlich vor allen ausgezeichnete, mit neuen Gesprächen und Artikeln bereicherte und ganz umgestaltete Auflage, sich gewiß der besten Aufnahme erfreuen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der hohe Beruf der Mutter

oder

praktischer Versuch eines

Elementarunterrichts

für Töchter aus den gebildeten Ständen,

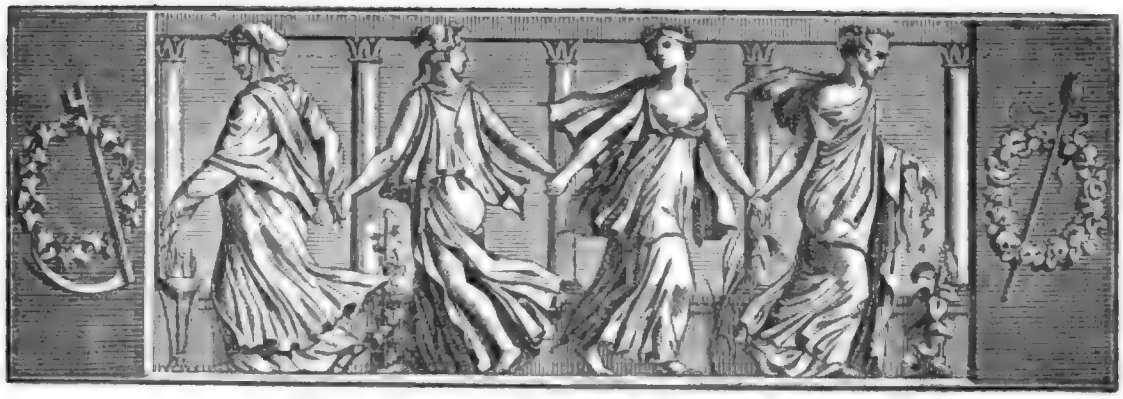
von

C. C. L. Klee.

Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 6. Juli. 107tes Blatt.

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

„Eine tolle Expoſition" — ſprach ich verdrießlich und warf das Blatt auf den Tiſch — „ſo geht es, wenn man ohne Plan beginnt und des Augenblicks Phantaſieen walten läßt. Die Charaktere ſind flach, nirgends iſt ein genialer Zug. Selbſt dieſen Marcheſe, der die Hauptfeder des Getriebes werden ſoll, umgiebt ſolch ein myſtiſcher Dunſt, daß Einem die Augen übergehen. Fernando kann man höchſtens das Prädikat eines Narren beilegen, eines ſelbſtſüchtigen überdem, der nicht einmal in den wenigen Zeilen gehalten iſt. Die Zuverſicht, womit er von dem ſüßen Ziele ſpricht, das er ſchon als gewonnen anſieht, die Leichtfertigkeit der vermeſſenen Leidenſchaft für die Prinzeſſin, vereint mit der Scene bei dieſer, welche ganz andere Empfindungen andeutet, ſind ein beißendes Pasquill auf des Dichters Ungeſchick. Würdig und beinahe genial iſt die Anſicht des Marcheſe von des Jünglings Liebe, und ſo er als Höllenbrand hier figuriren ſoll, ein neuer jammervoller Mißgriff. Welch ein Gewebe aber ſpinne ich aus dieſem zähen Faden? Was mache ich mit den hölzernen Figuren? Wie gebe ich ihnen Leben und Bedeutung? O fühlte ich einen Funken Eures Genius, Tieck, Hoffmann, Schilling! ich würde dann nicht, dem fliegenden Fiſche gleich, nach kurzem Aufſchwung in das ſchnödeſte Element zurück plumpen."

„Wie ich auch ſinne und mir den Kopf zerbreche, kein Plan will ſich geſtalten. Was fange ich an? — Halt! ich will mein Malchen zu Rathe ziehen. Die Weiber haben ein eigenes Talent im Plane machen und unerſchöpflich iſt dabei ihre Phantaſie. Wenn ſie gleich in Beziehung auf das praktiſche Leben offenbar die franzöſiſche Sprache mit ihren châteaux en Espagne, die deutſche mit den Luftſchlöſſern bereichert haben, ſo kann man dieſen doch in dem Gebiet der Dichtkunſt ein ziemlich ſolides Anſehn geben; denn Mittel, welche die proſaiſche Wirklichkeit verſagt, wendet dort der Dichter nach Belieben an."

Uebrigens war dieſes Malchen, deſſen ſich der Leſer von meinem merkwürdigen Traume her erinnert, meine holde Braut. In früher Kindheit verwaiſt, hatte mein Vater des geliebten Bruders Töchterlein zu ſich genommen, die Mutter daſſelbe gehegt und gepflegt, und Beide hatten gleiche Liebe auf ſie und meine Wenigkeit gewendet. So wuchſen wir auf unter dem Schutze frommer Penaten, ein Paar glückliche Kinder, und die holde Geſchwiſterliebe verwandelte ſich bei zunehmenden Jahren in ein ſüßeres Verhältniß. Die Eltern kannten und billigten daſſelbe; ſie erblickten in der Pflegetochter den Schutzengel des unentweihten Jünglings, den ſein Beruf bald auf die hohe Schule führen ſollte, das Ziel der Vorbereitungsjahre und ihr Lohn; ihre Liebe zu ihr ward zarter — heiliger.

Am Vorabend meiner Abreiſe, als der Vater mit großen Schritten die Stube maß und heftig Tabackswolken von ſich blies: als die gute Mutter den Koffer packte, über der Sorgfalt für den Liebling bald ihren Schmerz vergaß, bald um ſo reichlicher den Strom der

Thränen rinnen ließ, und Malchen in einer Ecke mit rothgeweinten Augen eine Börse für den Scheidenden vollendete: da fühlte ich mein Herz gebrochen und nur die Scham hielt mich zurück, einen andern Beruf wählend, die Reise auf zu geben. Der Vater sah, was in mir rang, und sprach: „Ich will den Schmerz, der Dich bewegt, nicht durch Trostesworte zu mildern suchen. Du sollst ihn ganz empfinden; sein Nachklang begleite Dich aus dem Paradiese; er flüstere Dir im wildbewegten Leben zu, daß wahres Glück nur in stiller Häuslichkeit zu finden sey. Verliere nie den Sinn für sie, so wirst Du nie Dich selbst verlieren. Heute leide, weine, wenn es seyn muß; morgen aber sey ein Mann, denn jener gehört bereits der mühevollen Zukunft. Sie möge nie durch den Nebel des Zeitgeistes Dich bethören: halte fest an der hohen Himmelstochter: Vernunft — Dein Herz bewahre weich, in Beider Dienst den Willen stark. Kein Unglück beuge Dich danieder. Er will uns dadurch läutern und erheben. Gedenke Deines Seneca: Marcet sine adversario virtus — und somit Gott befohlen!" Ich fühlte eine zitternde Hand auf dem Haupte und meine Augen strömten über. — „Wandle stets auf Gottes Wegen!" sagte weinend die Mutter und schlang die Arme um den geliebten Sohn. „Hier habe ich", setzte sie hinzu, „mit meinen alten Händen Dir eine Jacke gestrickt, lieber Carl! Ziehe sie auf der Reise an; des Morgens ist es kühl und ich kenne Deine üble Gewohnheit, die Weste immer auf zu reißen. Ach, wer wird dort draußen für Dich sorgen?" — „Vergiß mich nicht!" bat Malchen mit gebrochenen Tönen, „und schreibe oft!" — Mein Herz war zerrissen. Ich stürzte auf meine Stube, um dort mich aus zu weinen.

Was ich in jener bitteren Stunde mir gelobt, hab' ich gehalten. Unverdorben und mit tüchtigen Kenntnissen kam ich zurück, fand mein Malchen schön, gut und treu; die Mutter noch rüstig und hocherfreut über den blühenden Sohn; den edlen Vater aber deckte seit Jahren schon ein stiller Hügel. Der mäßige Nachlaß und ein Gnadengehalt, das man der Wittwe des treuen Staatsdieners gewährte, hatten zu ihren Bedürfnissen und meinen Studien hingereicht und bald nach meiner Rückkehr ward ich Gerichts-Assessor. Da mir nächstdem eine kleine Erbschaft zugefallen war und ich täglich meine Raths-Ernennung erwartete, so sah ich mit Entzücken den Augenblick nahen, wo Malchen mein theures Weib und ich jenes häuslichen Glückes theilhaftig werden sollte, das mein Vater als den Silberblick des Lebens pries.

Leider aber glich seit einigen Tagen „die schöne Zeit der jungen Liebe" dem Aprilwetter. Ich hatte nämlich lange schon, gleich vielen Andern, den Drang in mir verspürt, meinen Namen in Taschenbüchern und Journalen gedruckt zu sehen, und mein Theil an dem Eigendünkel unserer Zeit flüsterte so Manches von günstigen Gaben und poetischem Berufe, daß ich jene zu gebrauchen, diesem zu genügen beschloß. Uebersielen mich auch in nüchternen Stunden Zweifel und Verzagtheit, so ermannte ich mich doch und dachte: den Versuch kannst du immer wagen; fällt er kläglich aus, so habe es bei ihm sein Bewenden und das Tröpflein wird in den Wasserwogen unserer Tagesliteratur unbemerkt zerrinnen; die Sünde wider den heiligen Geist aber tilgen Reue und radicale Besserung.

Seitdem hatte ich nur Sinn für das, was mit diesem Streben in Verbindung stand. In steter Spannung trieb ich mich umher und Plan auf Plan in meinem Kopfe sich herum. Stundenlang schritt ich, mit heftigen Geburtswehen kämpfend, in der Stube auf und ab und pflog Zwiegespräche mit phantastischen Gestalten. Mein Malchen ward dann freilich zum öftern erst übersehen und dann kurz abgefertigt. Bei Tische war ich stumm oder einsylbig, und statt den Abend mit Mutter und Braut im traulichen Gespräch, bei Musik und Lektüre, zu verbringen, zerquälte ich mich am Schreibtisch; des Morgens aber ließ ich mir, im Widerspruch mit der bisherigen Gewohnheit, den Kaffe auf die Stube tragen. Von dem Golde, welches jener, nach einem alten Sprüchworte, im Munde führen soll, hoffte ich einige Körner in das mühsame Gebilde des verflossenen Abends nieder zu legen. Doch nur ein Zerrbild starrte mich an, ward schnell vernichtet und die Quelle des Mißmuths und neuer Martern.

Malchen, welche dieses veränderte Benehmen dem Wankelmuth, oder gar der Treulosigkeit zuschreiben mochte, schmollte anfänglich, zuletzt aber hing sie das Köpfchen; selbst die Mutter schüttelte den ihren. Endlich sprach sich dies Mißverhältniß so auffallend aus, daß mein Herz die Oberhand gewann über den Fieber-Paroxismus und ich die Ursache meiner seltsamen Anwandlungen erröthend gestand. Die Mutter schüttelte ihr Haupt noch ärger als zuvor und ihre Miene sprach deutlich die Besorgniß aus, daß es in dem meinen rapple; Malchen aber lachte herzlich und ließ Gnade für Recht ergehen. Als nach kurzer Frist jedoch das Uebel sich auf's Neue bei mir einstellte, ward sie ernstlich böse, sprach, nachdem sie einige meiner Versuche gelesen, mir jede Dichtergabe ab, und suchte theils durch Spott, theils durch zärtliche Vorstellungen mich von einem Hange zu befreien, der, wie sie sagte, für jede häusliche Freude mich unempfänglich und, falls ich nicht zur Selbsterkenntniß käme, unfehlbar zum Schlachtopfer kritischer Cannibalen mache. — Nur Beharrlichkeit führt zum Ziele, dachte ich, und die Leichtigkeit wird sich finden. — Es blieb bei'm Alten. — Seit einigen Tagen bemerkte ich aber, trotz den Be-

rufsgeſchäften und poetiſchen Abmühungen, daß der Referendarius, der zuweilen unſer Haus beſuchte, mehr als je um Malchen war, ihr den Hof machte und zu meinem Schrecken freundlicher von ihr behandelt ward, als gerade nöthig. Geſtern Abend beſonders, als ich für einige Augenblicke hinunter ging, fand ich Beide in einem ziemlich lebhaften Geſpräch, und eine unverkennbare Verlegenheit bei meinem Eintritt auf des Mädchens Antlitz. Ich ſtutzte; der Dämon der Eiferſucht kam über mich und meine Aeußerungen klangen verſtimmt, bitter, unausſtehlich. Malchen fertigte mich kurz und ſchnippiſch ab und grimmig flüchtete ich auf meine Stube. Doch des Mädchens tief empfundener Werth verſcheuchte bald den Argwohn und nannte ihn einen Verrath an der Lieblichen. Eine Novelle, die mir im Kopfe herum ging, brachte mich vollends auf andere Gedanken. Ich ſchrieb den Anfang nieder, den der Leſer bereits kennt, und will ihn, trotz ſeinen Gebrechen, nun fortſetzen und, wo möglich, das Ganze vollenden.

„Das iſt wahrhaftig zu arg!“ — unterbrach mich Malchen, als ich ſinnend vor dem angefangenen Bogen die Feder zerkaute — „Du ſcheinſt ganz zu vergeſſen, daß es außer Dir und den ephemeren Perſonen Deiner Fragmente noch Leute auf der Welt giebt. Die Mutter ſchickt mich herauf, um zu ſehen, ob Du noch lebſt!“ — „Des Mannes Zierden, liebes Malchen“, entgegnete ich und ſteckte die Feder hinter das Ohr, „ſind Kraft und Beharrlichkeit. Mit ihnen nur erreicht er ein vorgeſtecktes Ziel. Freuen ſollte es Dich, ſtatt Dich zu ärgern, und die Ausſicht, einen Namen, der auch der Deine iſt und ſeyn wird, den gefeierten beigezählt zu hören, Dich und die Mutter mit Stolz erfüllen!“ — „Seit Wochen ſprichſt Du daſſelbe, und in gleicher Ferne bleibt das Ziel, das Dir der Eigendünkel ſetzte. Ganz verändert hat er Dich. Allem, was Dich und uns bisher erfreute, biſt Du unzugänglich geworden; mir ſelbſt wird kein freundliches Wort mehr und dahin iſt die ſchöne Zeit, wo Eines empfand, was des Andern Bruſt bewegte. Mitleid erregt zudem Dein Ringen mit dem poetiſchen Ungeſchick; denn zum Fieber wird ſogar Dein Schlaf; mit Schrecken habe ich Sara's Bericht über Dein heutiges Erwachen vernommen.“ — „Den großen Begebenheiten ſchreiten ſtets ihre Geiſter voran, wie Dein Lieblings-Dichter ſagt. Auch meinen Traum zähle ich zu dieſen, denn jetzt bin ich, Gottlob, auf gutem Wege. Höre!“ — ſetzte ich freundlich hinzu und griff nach der Erzählung; doch Malchen wandte mir den Rücken; da faßte ich zärtlich ihre Hand und bat: „Nur diesmal noch ſey nachſichtig und vernimm, was mir geſtern der Genius eingab. Nicht ohne Abſicht iſt mein Wunſch. Du ſelbſt mußt die Gottheit dieſer Schöpfung werden, ſollſt nach Belieben verdammen und beglücken. Ich kenne Deinen gewiegten Geſchmack, den zarten Sinn für Ebenmaaß und Wohllaut, der Dir im Buſen wohnt. Stehſt Du mir bei, ſo ſchnitze ich einen Amor aus dem Klotz, denn ſichtlich ſchuf Dich die Natur zu ſeiner Mutter.“ — Ich blickte in ein lächelndes Geſicht, das alſobald erwiederte: „Nun, ſo laß hören! Gelingt aber auch dieſer Verſuch nicht, ſo will ich hoffen, daß er Dein letzter war!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Moſaik.

Sismondi ſagt über den Calderon: „Er iſt der Dichter der Inquiſition (in dem mit dem Titel: „Schwere Wahl“ übertragenen Stück iſt er der Dichter der Despotie); er hat nicht immer Götter, ſondern Götzen, denen er dient; er holt ſich die Motive mehr von außen als von innen, und ein Held, der ſich durch kühne That ſein Schickſal ſelbſt bereitet, iſt eine Seltenheit in ſeinen Dramen. Er hat Phantaſie und Poeſie — aber, wie hoch er in der Tragik ſteht, er bleibt im Jediſchen; wie verwickelt er im Luſtſpiel iſt, das Conventionelle ſeiner Zeit iſt ſeine Grenze. Er zieht uns an mit gewandtem, lebendigem Geiſt, aber er ſtellt ſich nicht ſo hoch, daß wir mit Ehrfurcht ihn anſtaunen, wie wir bei Shakſpeare thun; er regt uns an, aber er durchdringt uns nicht.“

Der Spruch: Man muß aus der Noth eine Tugend machen! iſt ſo allgemein gültig geworden, daß man die Tugend nur noch im Nothfall übt.

Allen Zeitſchriften, die ſich mit Kritiken füllen, ſollte man folgenden Bibelſpruch zum Motto geben: „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit ſeinem Nächſten.“ (Epheſer 4, V. 25.) Bei gerechten Antikritiken könnte David's Ausruf (Pſalm 109, V. 1 und 2) als Motto dienen: „Gott, mein Ruhm, ſchweige nicht! Denn ſie haben ihr gottloſes Maul wider mich aufgethan und reden wider mich mit falſchen Zungen.“ A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Als der Prinz Friedrich der Niederlande und die Prinzeſſin Luiſe der Niederlande vor Ihrer Abreiſe noch einmal das Königſtädtiſche Theater beſuchten, wurde Ihnen folgendes (von Karl v. Holtei verfaßte) Gedicht überreicht:

Zum letzten Mal umfangen, Hohes Paar,
Dich die dem leichten Scherz geweihten Hallen;
Zum letzten Mal läßt heut die treue Schaar
Hochherz'ger Preußen hier den Ruf erſchallen:
„Du mögeſt hochbeglücket immerdar
An reiner Liebe Hand durch's Leben wallen!“
Doch reichen bis in ferne Niederlande
Des Angedenkens blüh'nde Roſenbande.

Und von der hocherhab'nen Königin,
Der neuen Mutter eingeführt — Luiſe,
Empfangen Dich mit Glanz und bied'rem Sinn
Der jungen Heimath friſche Paradieſe.

Ein wack'res Volk bringt jubelnd zu Dir hin,
Ein Jeder sorgt, wie er Dich würdig priese!
Uns aber wehen linde Sommerdüfte
Die Kunde Deines Glückes durch die Lüfte.

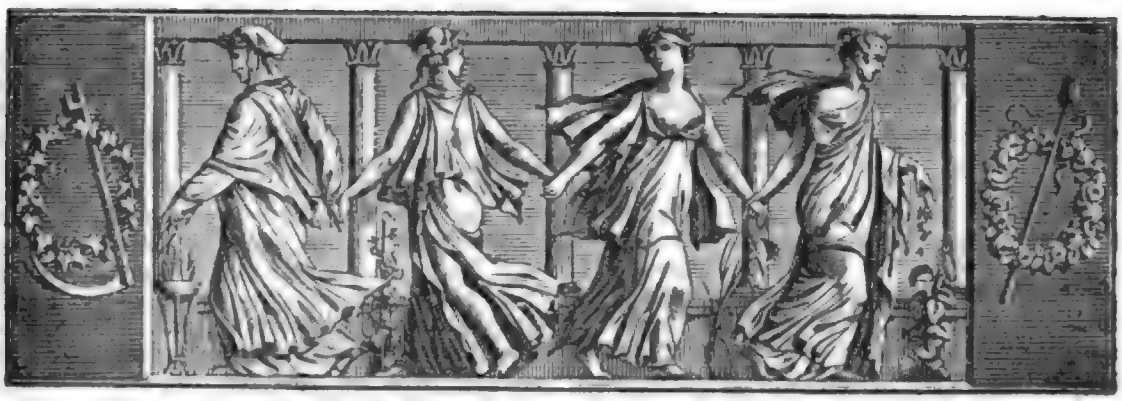
Gedenkst Du dann der theuern Vaterstadt,
O so gedenk' auch unsrer heit'ren Spiele,
Die oft dein mildes Aug' beglückt hat,
Mit seinem Strahl erhebend ihrer Viele!
Gedenk' an dieses arme Abschiedsblatt!
Uns aber laß zum allerschönsten Ziele
Die Hoffnung: daß bei einst'gem Wiedersehen
Uns Deine Huld und Gnade nicht entgehen.

— Neuigkeiten dieser Bühne sind folgende drei kleine Lustspiele: 1) „Der Alte muß!" (nach dem Französischen von Costenoble); 2) „Die Heirath durch die Guter-Lotterie" (Lokal-Posse vom Meist) und 3) „Die Entführung" (nach dem Französischen von Meyer). Nr. 1 ist ein sehr fades Produkt. Ein Sohn hat sich wider den Willen seines Vaters verheirathet; dieser, wuthend darüber, verliebt sich endlich in die, ihm angeblich als unvermählt vorgestellte Frau seines Sohnes, und der Alte muß dann die Heirath billigen. Hr. Costenoble ist selbst Schauspieler; als solcher, könnte man glauben, hatte er wenigstens für Theater-Wirkung gesorgt, aber selbst daran ist bitterer Mangel; und so mag man es den Schauspielern nicht allzu hoch anrechnen, wenn man es merkte, daß sie ungern sich mit dem seichten Geschwatz über einen verbrauchten und hier ausgereckten Stoff beschäftigten. — Nr. 2 behandelt ebenfalls ein altes Geschichtchen; burleske und parodirende Späße geben indeß der Kleinigkeit einiges Leben. Hr. Schmelka als „Schreiber" zeichnete sich auch diesmal aus mit frischer Laune und Demois. Schirer als „Wirthschafterin" mit derber Natürlichkeit. Hr. Genée, „Amtmann", unterstützte das Ganze mit Routine. — Nr. 3 belustigt durch die Art der Intrigue, indem alle Fäden derselben von den Betrogenen selbst an- und festgezogen werden. „Don Mendozas" Angewöhnung: „Das wollt' ich eben sagen!" ist ein zu matter und zu ärmlicher Behelf, als daß damit für die Wirkung etwas geleistet werden könnte und die Redensart könnte ohne Nachtheil ein Dugend Mal weniger vorkommen. Schmelka that übrigens sein Möglichstes, um die Schwachen dieser Rolle zu bemänteln. Hr. Meyer („Rittmeister") war in dem nöthigen Feuer eines französischen Liebhabers und gab ihn sehr lebendig; Demois. Lanz („Adelaide") gewinnt an Lebhaftigkeit und zeigt auch schon etwas mehr Gewandtheit. Hrn. Genée's („Alkalde") trockener Humor war fast ein wenig dürr und Demois. A. Sutorius unterscheidet die „Duenna" und das „Kammermadchen" nicht contrastirend genug. Nummer 2 und 3 sind günstig aufgenommen worden. — Von ein Paar andern Neuigkeiten nächstens einige Zeilen. — Einstudirt wird der travestirte „Hamlet" (nach mehreren Autoren) und diese erste Travestie auf der Königsstädter Bühne mit einem Prolog eingeführt, der diejenigen, welche es etwa nicht begreifen mögen, daß die Travestie in das Bereich einer solchen Bühne gehört, darauf hinleitet. —J—.

— „Kritik und Antikritik", von Raupach, kam mit einem vom Dichter selbst umgeänderten vierten Akte in die Scene. Löblich ist es, daß Hr. R. die Winke der Referenten befolgt hat und bringt das Recensionsfach ordentlich in Ehren. Zum Dank wollen wir es mit diesem vierten Akte nicht gar so strenge nehmen, obgleich wir gestehen, daß er nicht sonderlich gewonnen hat. Zwar ist durch das Einflechten des „Löwenklau" die Lebendigkeit des Aktes gerettet worden, allein noch immer sind wir mit dem rachenden Schicksal einer schreibseligen Schönen nicht ganz zufrieden. Ueberhaupt hätten wir die Verkleidung als Männer weggewünscht; sie thut nichts zur Entwickelung, noch zur Komik der Situation, und stört das Zartgefühl. Ein kleiner Mißgriff ist es vom Verfasser, mit ungefähr folgenden Worten das Stück zu enden: Wäre das Stück von Shakspeare, man würde es göttlich finden, so aber heißt es fad' und abgeschmackt. Was soll das heißen? Leicht könnte die Bosheit hier eine Unbescheidenheit wittern. — Hr. Baßmann, aus Cassel, hat mehrere Gastrollen gegeben. Wir sahen ihn als „Oberförster" in „die Jäger", als „der alte Graf" im „Pult", „der alte Hermann" in „Er mengt sich in Alles", als „Doctor Berg" in „Ein Mann hilft dem andern" und als „Czaar" im „Mädchen von Marienburg". Hr. G. hat sich in dem Cyklus seiner Darstellungen mit erfreulichem Erfolge bewegt und immer mehr oder minder eine lebhafte Theilnahme von Seiten des Publikums gefunden. Uns hat er als „Oberförster" am meisten, als „Czaar" am mindesten gefallen; als Jener gelangen ihm die rührenden Momente am meisten, als Dieser die kräftigen am wenigsten. Hr. Baßmann ist ein sehr gewandter, umsichtsvoller Schauspieler, der, heimisch auf der Bühne, mit Bedacht und geregeltem Fleiße die Rollen durchführt; dies beurkundete auch „der alte Graf" und „Doctor Berg", die mit vieler Rundung und Präzision gegeben wurden. Nur die Humor-Seite scheint etwas mit falscher Fülle wattirt zu seyn und nicht regsam genug, das innere Leben zu ergreifen, daher es mit Aeußerlichkeiten und unwesentlichen Zuthaten spielt. Dahin rechnen wir z. B. das öftere Wiederholen der Sätze; hauptsächlich das Quomodo und Quibus auxiliis ist nicht außer Acht zu lassen. Der „alte Graf" im „Pult" ist eine Rolle, die zu einer außerordentlichen Bedeutung gehoben werden kann, wenn sie z. B. in die Hande eines Koch's kömmt. Hr. G. erledigte zwar darin mit Recht sehr, doch bleibt sie in dieser Gestaltung nur untergeordnet. Als „Czaar" war der Mangel an Kraft sichtlich und auch die Momente der Liebe waren viel zu elegisch und reich für die Liebe dieses „Peters"; auf der andern Seite aber gewann sein Spiel durch die überall durchsichtige Bühnenkenntniß und durch Besonnenheit. Er wurde durchgehends beifällig im Spiele begleitet, und gehört, wenn wir das Resultat seiner Leistungen beachten, zu den seltenen besseren und erprobten Dienern der Muse, denen überall ein anerkennender Beifall nicht versagt werden kann. M. G. Saphir.

— Hr. Professor W. Schadow hat in seiner Werkstatt eine Ausstellung von seinen letzteren Arbeiten und denen seiner Schüler veranstaltet. Von jenen ist das Hauptbild: Christus, nebst den Aposteln Johannes und Mathäus, im „Gesellschafter" schon, nach Verdienst, rühmlich erwähnt. Das zweite historische Bild ist: Maria mit dem Kinde und dem heiligen Johannes. Der Künstler hat bei diesem Gemälde seine frühere Darstellung der Anbetung der Hirten — welches Bild sich auf der letzten akademischen Kunst-Ausstellung befand — benutzt; Maria mit dem Kinde ist daraus entnommen, und, statt des heiligen Joseph, der Hirten und übrigen Umgebungen, der heilige Johannes als Kind in betender Stellung ihr zur Seite angebracht. So entstand ein Bild, das sich durch eigenthümlichen Reiz und Einfachheit auszeichnet, und ein schönes harmonisches Ganze bildet. Noch sahen wir zwei höchst gelungene weibliche Portraits auf dieser Ausstellung; ein drittes, noch nicht vollendetes, die Poesie darstellend, spricht schon jetzt sehr an. — Von den Arbeiten der Schüler des Hrn. Prof. Schadow sahen wir viele schon auf der letzten akademischen Ausstellung, und sie sind in dem Berichte über dieselbe mit vorgekommen. Von den neueren haben uns besonders gefallen: der Karton, den barmherzigen Samariter darstellend, von Kunze, und eine Zeichnung von Hübner, welche eine Scene aus dem „Orlando furioso" zum Gegenstande hat. Letztere bezeugt die lebhafte Phantasie des jungen Künstlers. Von der sehr geschätzten Kunst-Dilettantin, Frau Lauska, verdient eine recht brave Copie der Italienerin, nach Robert, bemerkt zu werden. — Hr. Professor Schumann beschäftigt sich jetzt mit einem großen Bilde, den Uebergang des preußischen Heeres unter Blücher, über den Rhein bei Caup, darstellend. C.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 8. Juli. 108tes Blatt.

Gedichte von Ludwig Halirſch.

4.

Der Faſching iſt gekommen
Im grünen Frühlingskleid,
Seine Augen ſind erglommen
In Frühlingsſeligkeit.

Nicht ſchale Treibhausblüthen
Trägt er im Lockenhaar,
Er trägt Schneeglöckchen und Veilchen
Vom friſchen neuen Jahr.

Sein Tanzſaal iſt im Freien
Auf jungem Saatengrün;
Der Mondſchein und die Sterne
Als Lamp' und Kerzen glüh'n.

Auch and're Muſikanten
Hat er ſich mitgebracht —
Es ſind die erſten Lerchen
Nach langer kalter Nacht.

Da legt der alte Winter
Schnell ab Euch ſeinen Grimm,
Und faßt den hübſchen Buben
Und tanzt und walzt mit ihm.

Und iſt der Greis nicht ſpröde,
Wie ſollt's mein Mädel ſeyn?
Und ſchmilzt der Schnee auf den Bergen,
So ſchmilzt ihr Herzchen auch ein!

5.

Es war einmal ein Herzog,
Der hatt' ein Herz von Stein;
Das ſchmerzte ihn nicht wenig,
Er konnte ſich nicht freu'n.

Es war einmal ein Reichsgraf,
Der hatt' einen Mund von Stein,
Und an die kalten Lippen
Kam weder Kuß noch Wein.

Es war einmal ein Freiherr,
Der hatte zwei Augen von Stein,
Die gingen nie über vor Freude,
Die gingen nie über vor Pein.

Ihr Jungen, ſo ein Herzog,
Der hat's im Faſching hart,
Kein Herz ſchlägt an dem ſeinen,
Das treue Lieb' bewahrt.

Nicht möcht' um alle Welten
Ich jener Reichsgraf ſeyn,
Und hat er auch hundert Schlöſſer,
Er bleibt ohne Kuß und Wein!

Der Freiherr aber am Ende
Iſt doch der traurigſte Mann,
Weil er im Faſching nicht lachen,
In der Faſten nicht weinen kann.

Wir Andern haben's beſſer —
Unſer Herz und Mund iſt warm;
Unſre Augen ſehen das Liebchen,
Und Arm ſchlingt ſich in Arm!

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

„Einen bedeutenden Vorzug hat dieſer Anfang" — ſprach Malchen am Schluß der Vorleſung; ich lauſchte — „den", fügte ſie hinzu und ich las mein Todesurtheil in ihrer Miene, „daß ſich weder eine Tendenz noch eine Eigenthümlichkeit der Perſonen in ihm ausſpricht. Du brauchſt Dich daher an das Geſchriebene

gar nicht zu kehren, guter Carl, und kannſt fortfahren, als fingeſt Du erſt an.“ — Die Pille war bitter; heldenmüthig verſchluckte ich ſie und ſprach: „Wie aber thue ich das am beſten, liebes Herz? denn nur am Plan gebricht es mir: die Ausführung würde ſich ſchon finden!“

„Vor Allem mußt Du Fernando liebenswerth erſcheinen und Auguſte für ihn entglühen laſſen. Dann wälze Berge zwiſchen ſie; Mord und Todtſchlag wo möglich. Des Leſers Antheil wachſe mit der Gefahr, und wenn Auguſte endlich dem Grabe nah und Fernando dem Beil des Henkers oder einer ähnlichen Cataſtrophe verfallen iſt, dann zertheile die Nacht durch irgend einen gewaltigen Blitz: es werde Tag, alle die Erſchöpften — Leſer und Helden — mögen ſich erholen und Amoretten das treue Paar an den Altar geleiten.“

Erſchrocken trat ich zurück. „Wo denkſt Du hin? Die Fürſtin und den Maler? Das iſt ja eine raſende Idee! Um ſie aus zu führen, müßte ich die Erzählung zum Tummelplatz der Feen oder des Unſinns machen. Nein, daraus kann nimmermehr etwas werden!“ — „So rechne auf keinen Erfolg. — Aber wäre denn das ſo unmöglich? — Laſſ' Fernando dem Fürſten auf der Jagd das Leben retten, oder ihn den Klauen irgend eines blutgierigen Demagogen entreißen. Der Geborgene überſchüttet ihn dann mit Gold und Würden, ſein Herz bricht bei den Liebesleiden der Tochter, er weint beträchtlich, ſegnet das Paar und ſpricht mit Pathos eine Sentenz, die den Mantel der Moral um das Ganze wirft. Fernando hängt den Pinſel an den Nagel und hilft dem Schwiegerpapa regieren.“ — „Verdammt müßte ich in dieſem Falle ſelbſt zum Pinſel ſeyn vor dem Forum der gelindeſten Kritik. Wo bleibt die poetiſche Gerechtigkeit, wenn ich die Leidenſchaft, ſtatt in's Verderben, an ein frevelhaftes Ziel geleite? — Glaube mir, auch ich kenne die Hebel, wodurch ſich Mancher zu einem ſogenannten Lieblings-Schriftſteller empor hilft: Er ſchmeichelt Euren Gebrechen. Was Eure Väter, Erzieher und Männer tadeln und verwerfen, das findet Ihr bei ihm geprieſen und empfohlen. Jeden Verſtoß gegen die Sitten, ſo manches ungewaſchene Wort erſcheint dort als Naivetät. Die Sucht zu gefallen, auf der Sinne verſtecktem Spiel gegründet, ſucht und findet ihre Mittel einzig in der verſchwenderiſchen Ausſtattung irdiſcher Gützen. Ihr Sieg wird dann mit einem Nimbus umgeben und was Leichtſinn und alberne Liebelei ſäen, trägt, ſtatt der bittern Frucht, eine reiche Erndte allerliebſter Genüſſe, als da ſind: Fetzen, Beſitz des Geldes in Hülle und Fülle, Comödie, Tanz und Hochzeit. Die letzte macht Gottlob den Beſchluß und das Nachtſtück, welches nun folgen ſollte, bleibt, als ein ſolches, billig unſichtbar.“ — „Der Neid ſpricht aus Dir und übertreibt wie gewöhnlich. Gefällt Dir aber dieſer Plan nicht, nun ſo mache Fernando zum verlornen, von Zigeunern geſtohlnen Sohne und den Marcheſe zu einem Fürſten incognito, der mit Extrapoſt reiſt, um ihn zu ſuchen. Die Quelle ſeines ausgeſprochenen Antheils an dem Jüngling iſt dann Sympathie, die Stimme der Natur. Den Myſtiſchen wird dieſe Wendung beſonders zuſagen und unter ihrem Fittig biſt Du ſicher.“ — „Das geht nicht; denn einen Böſewicht brauche ich vor allen Dingen und der Marcheſe iſt einmal dazu verdammt.“ — „Wenn das iſt, ſo mach' ihn zum Adepten, Magnetiſeur oder geheimen Turnlehrer: das ſpricht den Zeitgeiſt an, regt zum Beifall und Widerſpruch auf und macht Dein Glück!“ — „Da haſt Du recht. Als Turnlehrer kann er allenfalls Fernando bei den Beinen aufhängen, damit er ſeine Nebenmenſchen von oben herab und als Untermenſchen anſehe. Das Blut gewöhnt ſich dabei nach dem Kopfe und macht ihn tüchtig zu des Meiſters excentriſchen Planen mittelſt zweckdienlicher Erhitzung.“

Malchen lachte herzlich. „Ein Eimer kaltes Waſſer“, ſagte ſie dann, „wäre beſſer für ihn und für den Deinen. — Doch genug von einem Gegenſtande, der Dich mehr beſchäftigt, als verantwortlich iſt. — Ich werde“) fügte ſie gleichmüthig hinzu, „heute Nachmittag zu Schlitten fahren; die Mutter trinkt bei Paſtors Kaffe: wenn Du etwas brauchſt, ſo wird die alte Sara Dich bedienen; ſchwerlich werde ich vor Abend nach Hauſe kommen!“ — Ich fiel aus den Wolken. „Wie, habe ich recht gehört? Du wirſt ſpazieren fahren und redeſt davon wie von etwas ganz Bekanntem! Nicht einmal der Wunſch ſpricht ſich bei dieſer Nachricht aus, mich, den Geliebten, den Verlobten, zum Begleiter zu haben?“ — „Den Erſteren vermiſſe ich längſt an Dir und die Rückſichten für den Letzteren haben, unter ſolchen Umſtänden, ihre Grenzen. „Zudem“, fuhr ſie mit einem ſpöttiſchen Lächeln fort, „würde ein ſolcher Wunſch offenbar ein Raub an dem Umfange Deines künftigen Ruhmes und ein Vergehen an der literariſchen Republik ſeyn. Ich habe es daher vorgezogen, ihn, als echte Patriotin, lieber gar nicht aufkommen zu laſſen, als mir durch die Aeußerung deſſelben eine verletzende Verſagung zuzuziehen. Viel beſſer gefällſt Du Dich in der Geſellſchaft Deiner Prinzeſſin, als in der meinigen, und es iſt billig, daß man eine ſo vornehme nicht ſtöre!“ — „Und wer“, fragt' ich erbittert, „wird denn ſo glücklich ſeyn, mein Malchen zu kutſchiren?“ — „Der gute Referendarius!“ erwiederte ſie und ein flüchtiges Erröthen gab mir den Gnadenſtoß. „Er probirt heute ſeinen neuen Schlitten, und da ſoll ich von der Partie ſeyn. O, einen prächtigeren giebt es weit und breit nicht! Mit rothem Sammet ausgeſchlagen, bietet der elaſtiſche Sitz lockend ſeine Kiſſen. Er iſt zwar eng, doch zwei Perſonen haben ziemlich

Platz. Ein glänzendes Bärenfell mit goldenen Trodeln iſt die Decke; bis zur Spitze reicht es hinauf und dort prangt des Unthiers Haupt mit offenem Rachen und langer rother Zunge.“

Dem geprieſenen Haupte gleich grinſte mich das Schickſal an in dieſem Augenblick. „Das iſt ja allerliebſt!“ ſprach ich, die Hände reibend, „und zum Dank für ſolchen Glanz wirſt Du gewiß dem Spender nicht das Schlittenrecht verſagen!“ — „Eh, behüthe!“ entgegnete ſie treuherzig; „was recht iſt, lobt Gott!“ — „Die Treue“, brach ich los, „erkennt nur Rechte, die in dem Geliebten ſich vereinigen, und weiß von keinem Vergnügen, das er nicht theilt. — Fährſt Du wirklich mit dem Referendarius, ohne alle Begleitung, angeſchmiegt im engen Schlitten, umhüllt von des Abends verrätheriſchen Schatten — biſt Du fähig, mich einſam wiſſend, alſo gegen das Zartgefühl zu verſtoßen, ſo iſt mir auf ewig die heilige Quelle getrübt, aus der wahre Liebe ihre Nahrung ſchöpft, und der Zweifel waltet, wo nur der Glaube vor Unheil ſchützen kann.“ — „O über den Egoismus der Männer! Unſer ganzes Daſeyn möchten ſie zum Opfer dieſes Götzen machen, und emſig bereitet ſchon der Bräutigam das Joch, das ſpäter auf der enttäuſchten Gattin laſtet. Doch Geduld, geſtrenger Herr! noch ſind wir nicht ſo weit!“

So hatte ich ſie noch nie geſehen und das Erſtaunen feſſelte die Zunge. — „Ich ſoll wohl“, ſetzte ſie gemäßigter hinzu, „einſam zu Hauſe ſitzen und in pflichtſchuldiger Ergebenheit mit der Langenweile kämpfen, während Du am Schreibtiſche Dich vergnügſt und ich für Dich nicht exiſtire? Nein, ſo unbillig biſt Du nicht. Auch hat der Referendarius bereits der Mutter Jawort und das meine. Nehme ich es zurück, ſo thut er ein Gleiches, und wer wird mich und die Mutter dann auf den heutigen Ball geleiten?“ — „Das fehlte noch!“ ſeufzte ich erblaſſend. „Auf den Ball willſt Du gehen? Ohne mich? Am Arm eines jungen liebe- und heirathsluſtigen Referendarius? Das kann Dein Ernſt nicht ſeyn. Geſteh' es nur, Du ſcherzeſt!“ — „Wahrhaftig nicht! Glaubſt Du denn, ich ſolle den ſchuldloſen Freuden meines Alters entſagen, weil es Dir ſeit Kurzem beliebt, den Einſiedler zu ſpielen? — Der Referendarius iſt von anerkannter Würdigkeit, zudem begleitet uns die Mutter und ich finde hier nichts, was Dich verletzen könnte.“ — „Ja, noch ſtets gelang es der Vergnügungsſucht, den erſten Schritt vom Pfade zarter Rückſicht zu entſchuldigen; doch innerlich empfindeſt Du gewiß, wie lieblos Dein Benehmen iſt. In Eure Seelen legte die Natur ein dunkles Gefühl für alles Zarte, Schöne und Gute. Ein Gott leitet Euch auf ihrer Spur, wo uns die grübelnde Vernunft oft an den Abgrund führt. Doch wehe! wenn der Beſtimmung frevelndes Verwechſeln Euch aus dem ſicheren Hafen lockt und ein wildbewegtes Meer —.“ — „Mein Gott!“ unterbrach ſie mich, „da haſt Du Dir einen großen Tintenfleck auf die neue Weſte gemacht; ich will geſchwind gehen und Kleeſalz holen laſſen!“

Verblüfft ſah ich ihr nach und ſprach dann kleinlaut: „Ach, gäb' es ein Salz, das Deine Flecken tilgte, unergründliches Geſchlecht! Wer, der Dich beobachtet, zweifelt an dem Daſeyn der Erbſünde? Unzerſtörbar liegt ihr Keim in Dir verborgen; kein Körnchen ernſter Lehre haftet in dem Triebſande Deiner Herzen, und plötzlich ſieht ihr Säer vor dem aufgeſchoſſenen Unkraut. Wenn er dann goldene Worte ſpricht und die Verirrte vom gefährlichen Abwege führt, ſo bringt ſogar ein Tintenfleck ſie in das alte Geleis und ihn aus dem Concept. Fahre wohl, du ſüßer Traum, daß mir in dem Mädchen meines Herzens die ſeltene Ausnahme ward! Sie iſt wie Alle und der prophetiſche Geiſt zeigt mir ſtatt der gehofften Seligkeit die ſchwere Bürde eines Dulders, die er reſignirt ertragen muß, wenn der ewige Kampf mit einem luftigen Chamäleon ihn nicht zum Don Quixotte und Stichblatt der Spötter machen ſoll.“ — Mein Blick fiel auf die angefangene Erzählung. „Ich Thor! Mit einem Plane quäl' ich mich und ein Weib lebt in dieſer Schöpfung! Der Eva gleich folge es dem lüſternen Inſtinkt und wecke das Verbrechen. Sein Fluch, dieſer mächtigſte Hebel, um Phantaſie und Mitgefühl zu erregen, geſtaltet dann von ſelbſt das ſchauderhafte Drama!“ — Raſch ergriff ich die Feder und nach kurzem Beſinnen fuhr ich fort:

(Die Fortſetzung folgt.)

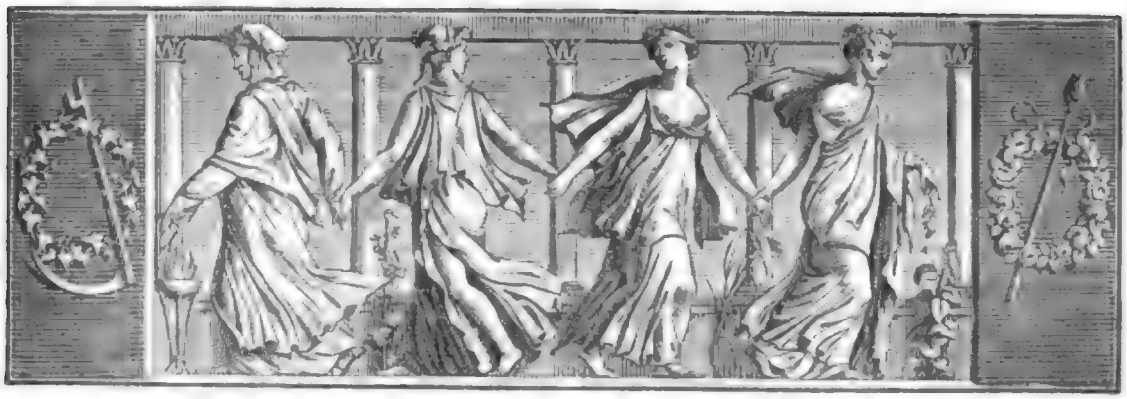
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Zürnen Sie nicht, daß diesmal mein Monatsbericht ſich zu einem faſt dreimonatlichen, d. h. drei Monate umfaſſenden Bericht hinaus ſchob. In der That war von hier aus wenig Bemerkenswerthes für den „Geſellſchafter“ zu berichten; zumal wenn der Haupt-Inhalt ſolcher briefiſchen Nachrichten immer und ewig die Volksbühne ſeyn ſoll. *) Was bietet dieſe gemeiniglich in den Sommer-Monaten? Gaſtſpiele? Ach, welches ſogenannte ſtehende Theater, das ſich einer leidlich guten Schauſpieler-Geſellſchaft erfreut, entbehrt nicht herzlich gern dieſer Zugvögel, die, bei allen Vorzügen im Einzelnen, gewöhnlich im Zuſammenſpiel mit einem ihnen fremden Perſonal große Lücken in die Darſtellung tragen und in der Regel tragen müſſen. Ich glaube, es verräth eine ſehr einſeitige Anſicht, wenn man behauptet, das Gaſtiren ſey für den Schauſpieler von Nutzen. Andere Bühnen, als die, bei der er angeſtellt iſt, zu ſehen, mag wohl zu ſeiner Bildung beitragen können, nicht ſo ſein Spielen auf andern Bühnen. Doch ſcheint Letzteres faſt allgemeiner Grundſatz unſerer deutſchen Agirenden zu ſeyn, vielleicht nicht bloß der Drama- und Geſangs-Rollen, ſondern hauptſächlich der Geldrollen wegen, die mit jenes Grundſatzes Anwendung in Verbindung gebracht worden ſind. Ich habe nur wenige Schauſpieler gekannt, die dieſem Letzteren das Erſtere vorgezogen, aber dieſe Wenigen rühmten mir ſelbſt den überwiegenden Vortheil, den ſie dadurch einerndteten. Indeſſen: practica est multiplex! Während nun ein überaus fleißiges

*) Warum ſoll? Mir iſt es höchſt angenehm, wenn die Berichterſtatter ſich über die Theater mehr beiläufig als hauptſächlich ausſprechen. D. H.

Mitglied unserer Bühne, Demoiſ. Schneider, ſich feſt entſchloſſen hat, nach Ablauf des kommenden Winters zwei Jahre lang bloß dem Reiſen, Sehen und Studiren, nicht dem Spielen, zu widmen, um ſich noch mehr zu einer wackern tragiſchen Darſtellerin aus zu bilden, wozu die Natur und eine tüchtige Vorſchule ſie treflich vorbereitten, während deſſen zieht eine Schaar reiſender Mimen, in der zweiten, in pecuniarem Betracht allerdings unendlich viel vortheilhafteren Abſicht von Oſt nach Weſt und von Süd nach Nord, der hie und da an ſchönen Sommertagen matt werdenden Schauluſt der Menge neue Belebung ein zu flößen. Auch zu uns kamen in den letztverfloſſenen Wochen nicht wenige der Wandernden und nicht wenige ähnliche werden noch erwartet. Manche unter denen, die wir jüngſt ſahen, verdienen auszeichnender Erwähnung, nach der, neben den Geldrollen, ſich alle Wandernden ebenfalls, wiewohl nicht Alle aus einem und demſelben Grunde, zu ſehnen pflegen. Nun, Gaſtfreundſchaft üben iſt Pflicht eines bemittelten Hausvaters. Da nun unſer Theater, obſchon unſer treflicher Weiß es verläßt, ja es ſchon verlaſſen hat, unſtreitig zu den bemitteltſten, verſteht ſich, in artiſtiſcher Hinſicht, gehört, ſo möge denn Gaſtfreundſchaft walten, und die Wiederheimgegangenen, ſammt den noch Wiederheimgehenden freundlich, ja dankbar geleiten. Voran zog her zu uns Hr. Spitzeder, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. Er trat als „Osmin" in Mozart's „Entführung", als „Stößel" im „Apotheker und Doctor", als „Leporello" und zwei Mal als „Iſtok" im „Ochſenmenuet" auf. Beſonders in der letzten gleichſam für ihn geſchriebenen Partie ſagte er uns zu, und erndtete wohlverdienten, rauſchenden Beifall. Seine reine, kräftig aufreichende Stimme genügte ſowohl in der Partie des „Osmin", wie in der des „Leporello"; in letzterer jedoch, ſo wie auch in der des „Stößel", nicht ſo ſein Spiel. Es war etwas darin hervorſtechend, das hier zu beſprechen zu weit führen möchte, das aber hier Kennern wie Nichtkennern mehr oder weniger mißfiel. Hr. Spitzeder hatte mit einem Worte in ſeinem Spiele eine andere Meinung über die Figur des „Leporello" geäußert, als die darüber herrſchende: das iſt einerſeits eben ſo ſehr zu entſchuldigen, als es andererſeits zu mißbilligen iſt; in keinem Falle aber iſt es erlaubt, einen ausgezeichneten, fleißigen, verdienten Rufs ſich erfreuenden Künſtler, wie Hr. Spitzeder, in niedrigen, nur ihren Compilator entwürdigenden Broſchüren verunglimpfen zu wollen, wie ſolches von einem Jemand hier geſchah, vielleicht nur in der Abſicht geſchah, um ſeinen eigenen obſcuren Namen mit dem des Hrn. Spitzeder zuſammen gedruckt und genannt zu wiſſen. — Mad. Spitzeder, die hier von ſtarker Unpäßlichkeit befallen ward, trat nur ein Mal und zwar als „Konſtanze" in Mozart's „Entführung" auf und war dem verſammelten Publikum eine willkommene Erſcheinung. — Nächſt ihr betrat gaſtirend Mad. Becker, von Prag, ſonſt Mitglied des hieſigen Opern-Perſonals, in einer Reihe (noch nicht gemeldeter) Geſangrollen die Bühne. Mad. Becker war ſchon vor ſieben oder acht Jahren, als ſie hier in Engagement ſtand, keine jugendliche Prima Donna mehr, viel weniger iſt ſie es jetzt; ja Dieſer und Jener, der ſich nun eben nicht zu den Galanten zählt, dürfte, ohne als Verläumder zu gelten, ſagen: Madam Becker iſt häßlich; dennoch entzückt eben dieſe Sängerin jedes Mal durch Geſang und Spiel ihr Publikum. Sie iſt als „Sextus", „Amenaide", „Roſe" in den „Dorfſängerinnen", „Prinzeſſin von Navarra", „Myrrha" im „Opferfeſt", „Aline" und zwei Mal als „Marie" im „Blaubart" bei ſtets gefülltem Hauſe unter immer gleichem Beifall aufgetreten. „Ein hübſch Geſicht es auch nicht thut, das lernt von Minna Becker!" — könnte hier der ehrliche Adamus, ſich ſelbſt parodirend, zu großem Nutz und Frommen mancher ſtehenden und fahrenden Opern-Prinzeſſin ausrufen, die ſich's zur Norm macht, mit ihren hübſchen Larochen einen gewiſſen Theil des Parterre's, ſelten den kleinſten Theil deſſelben, für ſich zu gewinnen. Mad. Becker ſingt — man muß ſie hören! Mad. Becker ſpielt — man muß ſie ſehen! Mad. Becker hat Dieſen oder Den durch ihre Stimme zu Verſen begeiſtert, die muß man — leſen? Ach nein! denn die jüngſt hier erſchienenen Verſe an „die Stimme der Madam Becker" ſind ſchlecht, wie wahr und gut der Verfaſſer es auch gemeint haben mag. — Noch ſahen wir eine Demoiſ. Strenge, vom Stadttheater, als „Gurli" und „Cathinka" im „Mariendurger Mädchen"; hörten ſie auch als „Aennchen" im „Freiſchütz". In der „Gurli" ſpielte ſie ſich vielleicht größtentheils ſelbſt — eine leichte Aufgabe, die ſie auch recht gut löſete, wiewohl Referent und ein großer Theil des Hamburger Publikums nur eine — ach! für immer der Kunſt wie dem Erdenleben entriſſene Luiſe Gurli kennen. Mit ihr war Demoiſ. Strenge durchaus nicht zu vergleichen! Die „Cathinka" gerieth ſchon minder gut, und als „Aennchen" nahm die Gaſtſpielerin ſich die Freiheit, Weber's Compoſition zum „Freiſchütz" auf eine ganz eigene Weiſe, ſo weit nämlich ihre Geſangpartie eingriff, zu transponiren — man kann ſich vorſtellen, was das hörende Publikum dabei gelitten haben muß. Demoiſ. Strenge iſt wieder dahin gezogen, ob nach Stettin, ob in die weite Welt, gleichviel! — Nicht ſo war und iſt der Fall mit Mad. Mevius, vom Theater zu Düſſeldorf, die gaſtirend als „Lady Milfort", „Prinzeſſin Eboli", „Franzchen" in „Liebe kann Alles", als „Blanca" im „Bayard" und als „Johanna von Montfaucon" auftrat, und jetzt auf mehrere Jahre engagirtes Mitglied unſerer Bühne iſt. Mad. Mevius dürfte in jeder Hinſicht der berühmten Mad. Stich nahe, vielleicht zunächſt geſtellt werden können; um ſo ſicherer wird ſie es ſeyn, wenn durch die treffliche Schule, die unſere Bühne ihr bietet, ſich manches allzu ſehr Geſteigerte in ihrem Vortrage tragiſcher Partieen wird geſenkt haben. Ihr „Franzchen" war unübertrefbar; höchſt gelungen ihre „Milfort", nicht ſo die „Eboli", minder noch die „Johanna von Montfaucon". Sich überhebender Pathos verdrängt die Wahrheit des Charakters, ſchadet ſelten, ja nie den Mitſpielenden, ſondern nur immer dem, der ihn vordringt; iſt höchſt verderblich, wenn das durch das dar zu ſtellende Stück im eigentlichen Sinne des Wortes zunichte gemacht wird. Mad. Mevius iſt zwar ſolchen Frevels nicht völlig zu beſchuldigen, allein bei fortgeſetzter, geſteigerter unrichtiger Anwendung ihrer überreichen Fülle von Mitteln würde die fleißige Frau zuverläſſig ſich ſolches Frevels ſchuldig machen, und Referent ſcheuet ſich nicht, die Wahrheit aus zu ſprechen, daß Mad. M. durch ihr Engagement bei hieſigem Theater in jeder Hinſicht vor jedem Fehltritt dieſer Art geſchützt iſt. — Faſt gleichzeitig mit Mad. M. traf Hr. Auguſt Korn, ebenfalls von Düſſeldorf, ein, mit dem früher hier gaſtirenden Hrn. Jerrmann gleiche Abſicht hegend, nämlich an der Stelle des abgehenden Hrn. Weiß engagirt zu werden. Hr. K. iſt ein durchaus eingeſpielter, für das Fach der Intriguants höchſt brauchbarer Schauſpieler. Nicht immer muß das aus brillanten Prodepartieen entwickelt werden; ja, man darf behaupten, untergeordnete, oder doch minder hochſtehende Charaktere laſſen viel ſicherer und richtiger auf das Darſtellungsvermögen eines Schauſpielers ſchließen. Hr. K. ſcheint dieſe Anſicht, wie Referent, mit der hieſigen Theater-Direktion zu theilen, indem er, auf Wunſch und Anrathen der letzteren, in minder eminenten Rollen ſich um die Gunſt des Publikums bewarb, die ihm, wie es ſich anläßt, wohl nicht verſagt werden wird. Er zeigte uns als „Baron" im „Taſchenbuche", als „von Jüſter" in „Weltton und Herzensgüte" und als „Elias Krumm" im „geraden Wege" einen eben ſo denkenden wie fleißigen und umſichtigen, vor Allem aber einen routinirten Schauſpieler, der in ſeinem Fache jeder guten Bühne Ehre zu machen völlige Fähigkeit hat. Die Gaſtſpiele des Hrn. K., die auch glänzendere Rollen als die genannten berühren werden, ſind hier noch nicht zu Ende; ich komme alſo nächſtens wohl darauf zurück. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 9. Juli. 109tes Blatt.

Dichter und Liebhaber.

IV.

Bei ſorgfältig verſchloſſener Thür ſaß der Marcheſe Alfieri in ſeinem Cabinet. Vor ihm lagen Papiere auf dem Tiſch zerſtreut umher und deuteten, in Verbindung mit den halb herab gebrannten Wachskerzen, an, daß ſie vor Kurzem empfangen und geleſen worden. Eine lange, in Chiffren abgefaßte Schrift ward mit lebhafter Aufmerkſamkeit von ihm durchgangen und manche Stelle derſelben halblaut wiederholt.

„Meſapinta! Meſapinta!“ rief er jetzt leiſe und ſchlich nach einer verborgenen Tapetenthür. „Komm hervor aus Deinem Elemente, Sohn der Nacht, und fürchte Dich nicht, denn die Kerzen brennen düſter!“ — „Verflucht ſey Euer Spott!“ antwortete eine Baßſtimme. „Ihr ſelbſt ſperrt mich in dieſes dunkle Loch, und vergleicht mich höhniſch dann mit einer Nachteule!“ — Der Mann, der dieſe Worte ſprach, trug etwas ſo furchtbar Räthſelhaftes an ſich, daß wir nicht umhin können, ihn näher zu beſchreiben. — Bei einem erſten flüchtigen Blick konnte man ihn für einen reiſenden ehrbaren Bürgersmann halten; ein näheres Betrachten jedoch erweckte bald Betroffenheit und Zweifel, ja ein Gefühl, das mit dem Widerwillen und der Furcht gleich nahe verwandt war. Er war etwas unter der gewöhnlichen Mannesgröße, doch breite Schultern, eine gewölbte Bruſt und ſtarke muskulöſe Arme zeugten für ſeinen herkuliſchen Bau. Er trug einen dunkeln Oberrock mit blanken Knöpfen und von ältlichem Schnitt, lange Beinkleider mit Kamaſchen und auf dem Kopf eine blonde ſchlicht herab gekämmte Perücke. Mit dieſem Aeußeren contraſtirte des Mannes Weſen auf eine höchſt widerliche Art. Die blonde Perücke ſaß dicht an den ſchwarzen ſtruppigen Augenbraunen, und ſchien gefliſſentlich die Stirn zu verhüllen. Ein Paar kleine Augen funkelten tief aus ihren Höhlen hervor, vermieden ſcheu den Blick desjenigen, mit dem er ſprach, hafteten an ſeinen Händen und verfolgten alle ihre Bewegungen mit ſtechender Aufmerkſamkeit. Die platte Naſe trug die Narbe eines Hiebes, der ſich bis zur Oberlippe erſtreckte, dieſe theilte und zwei lang hervor ſtehende Zähne wies, die dem großen aufgeworfenen Mund etwas Raubthierartiges gaben; in ſeinen Winkeln aber lauerten Hohn und rohe Tücke. Die ehrenfeſte, knapp anliegende Kleidung widerſetzte ſich des Körpers wunderbarer Beweglichkeit, womit er ſeine Reden begleitete und jedes Wort durch lebhafte Pantomime aus zu malen ſtrebte. Die Rechte beſonders erhob ſich oft und machte dann niederfahrend eine Bewegung, von der es ſchwer zu beſtimmen war, ob ſie ſich nach der eigenen Bruſt, oder nach der des Andern richtete. Dieſer Menſch trat auf Alfieri's Rufen aus dem dunkeln Verſteck, indem er mürriſch einen Roſenkranz unter den Oberrock ſchob.

„Ich glaube gar, Du haſt gebetet!“ ſagte der Marcheſe mit einem zweideutigen Lächeln. — „Wahrhaftig, Herr!“ entgegnete Meſapinta; „ſeitdem ich als compagno di sorte *) arbeite, bin ich mit den Bußen

*) Schickſalsgefährte — Benennung der Carbonari.

meiner Beichtväter etwas in Rückſtand gerathen, und muß jeden freien Augenblick benutzen, damit die wachſende Schuld nicht das Capital meiner Feierſtunden überſteige; mit der letzten Stunde dürfte es ſonſt ſchlimm ſtehen!" — „Thor! Was Du jetzt in dem Dienſte heiliger Zwecke vollbringſt, löſcht Dein ganzes voriges Leben aus und bereitet Dir einen günſtigen Empfang bei St. Peter." — „Meinen Arm habe ich dem Bunde verkauft, er gebört und dient Euch rückſichtslos; doch über meine arme Seele ſollt Ihr keine Gewalt bekommen. Ich weiß wohl, daß die Meiſten von Euch arge Ketzer ſind, ich aber halte feſt an der alleinſeligmachenden Kirche. Hier" — rief er aus und ſchlug auf die Bruſt — „ruht der Roſenkranz dicht bei dem Handwerksſtahl. Der letztere treibt mich zur Beichte und wird entſündigt von dem Werkzeug der Buße. Auch Andern bringt dieſes Segen, denn die Liebe des Nächſten iſt Chriſtenpflicht. Sagt mein Stahl einmal Jemanden „gute Nacht!" ſo erſpart er ihm zugleich das „ſchön Dank!" und da iſt es denn nicht mehr wie billig, daß ich hernach durch einige Pater noster ſtatt des Eilfertigen um gut Wetter zur Reiſe bitte." — „Das haſt Du noch von Deinem erſten Hauptmann, dem Ciro Annichiarico!" *) ſagte der Marcheſe lachend; „der vergaß nie, daß er früher Pfaffe geweſen. Nach gethanner Arbeit las er Seelenmeſſen für die Erſchlagenen und abſolvirte ſeine Decisi." — „Auch iſt er, als ihn 1817 General Chury — den Gott verdamme! — erwiſchte und mit Pillen von heißem Blei zu Tode füttern ließ, unter Fürbitte der Heiligen als ein echter Chriſt gen Himmel gefahren!" — Hier bekreuzte ſich der Redner und murmelte einige Worte in den Bart.

„Die Nachrichten, welche Deine Papiere enthalten" — nahm Alfieri abbrechend das Wort — „ſind gut; doch ſchreibt man, Du habeſt mir noch Einiges mündlich mit zu theilen?" — „Die Calderari **) haben der Regierung ihre Dienſte angeboten gegen uns, denen man nicht traut. Der Polizei-Miniſter hat das Erbieten angenommen, ſie in Curien abgeſondert, über welche in jeder Provinz eine Central-Curie die Aufſicht führt." — „Wir ſchnellen das Gegengewicht in die Luft! Die Maßregel kömmt zu ſpät. Zwar verfolgen ſich entzweite Freunde am wüthendſten — wer aber wagt es, ſich auf die gefüllte Mine zu werfen, wenn das Zündkraut ziſcht und ſprüht?" — „In der Provinz Avellino ſind Unruhen ausgebrochen und laſſen einen unreifen Aufſtand befürchten. Vergebens bieten die altissima vendita zu Neapel und die zu Salerno Alles auf, um das Feuer bis zu dem Augenblick zu dämpfen, wo die Lohe in allgemeiner Furchtbarkeit aufſchlagen ſoll. Die Hütten wollen ſelbſtſtändig ſeyn, achten der Befehle nicht mehr und wir ſtehen in Gefahr, hingeriſſen zu werden, wo wir nur nach reiflicher Erwägung handeln ſollten." — „Wie, Avellino's Hütten wollen nicht gehorchen?" fragte der Marcheſe heftig; „Höll' und Teufel! man muß die eidvergeſſenen Burſchen mit dem Dolch an ihre Pflichten mahnen. Blind und unbedingt zu gehorchen, iſt der Schwur der Schickſalsbrüder!" — „Da ſie doch einmal Eide brechen müſſen, ſo kömmt es ihnen auf einen mehr nicht an, und lieber wollen ſie damit anfangen, frei zu ſeyn, als vielleicht damit endigen!" — „Wahre Deine Zunge!" warnte Alfieri finſter, „ſonſt könnte leicht der Argwohn ſie im Dienſt des böſen Willens ſehen!" — „Bin ich Euch doch gewiß; denn was mich an Euch bindet, könnt Ihr geben. Es iſt der glänzende Gott der Welt, das blanke edle Gold, was uns vereint, dieſer mächtigſte Schöpfer der Gleichheit; und was die Freiheit anbelangt, ſo werde ich fortfahren, davon mir ſelbſt ſo viel zu nehmen, als mir dienlich iſt. Der Preis bleibt mir gewiß; es kann ihn weder die Ehrſucht zum Zankapfel, noch ein Hirngeſpinnſt zur Seifenblaſe machen. D'rum zahlt und braucht mich, wozu Ihr wollt!"

„Brav geſprochen, Freund Meſapinta! Deine Banditen-Ehre hat keinen Sinn für Treuloſigkeit, ſo lange man Dir den Contrakt nicht bricht. D'rum traue ich Dir und Du ſollſt das Deine beitragen zur Beglückung des Vaterlandes. Noch in dieſer Nacht mußt Du wieder fort. Hier iſt die bewußte Correſpondenz; Du händigſt ſie unſern Freunden in —* ein. Dringend iſt die Bitte unſerer Freunde, daß dort irgend ein großer betäubender Schlag geſchehe, der die Blicke von ihnen ab und auf die eigenen Angelegenheiten lenkt. Auch ich habe darüber geſchrieben und unſere alten Pläne näher entwickelt. Dringe mündlich auf ihre Ausführung; viel, Alles hängt von ihnen ab!" — „Sie ſind leichter gemacht, als befolgt. Die That gelinge oder nicht, ſo iſt das Werkzeug verloren und mit ihm unſer Geheimniß. Wo aber lebt der Schwärmer, der, ohne des Bundes Mitglied zu ſeyn, ohne Ausſicht auf Schutz und Lohn, des Zweckes unbewußt, ſich in ein ſo raſendes Unternehmen ſtürzt? Glaubt mir, Signor, einen ſolchen ausforſchen, heißt das Unmögliche verſuchen!" (Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein berüchtigter Räuber (vormals Geiſtlicher) und Anführer der Decisi (Entſchloſſenen), einer ehemaligen politiſchen Sekte Italiens.

**) Calderari (Keſſelſchmiede), eine ehemalige politiſche Sekte Italiens, anfänglich mit den Carbonari verbunden.

Bunkes.

An dem Tempel des Vulkan auf dem Aetna wachten Hunde, die durch göttliche Eingebung alle Redlichen liebkoſeten, alle Heuchler zerriſſen. Man ſollte nachfragen, ob dieſe Hunde-Race ſich fortgepflanzt hat?

— für die Schwellen der Fürſtenhäuſer wäre ſie ein treflicher Schatz!

„Brunhild", ein Trauerſpiel von Fried. Wachter (Jena, 1821), hat eine Menge von Stellen, welche beweiſen, wie ſehr ſich die jetzige junge Welt quält, um, ſtatt genial, toll zu ſcheinen. Unter Anderem ſagt eine der vorkommenden Perſonen („Niger") nach einem vollbrachten Mord:

„Wie's ſticht! gräbt! wühlt! nagt! reißt! zerrt! zittert! bebt!"

— gewiß ein Jambus, der zwar nicht den erwünſchten, aber doch immer Effekt machen muß. — Bei einem Berichte, dem der Schauder in der Bruſt des Zuhörers folgen ſoll, ſagt, in demſelben Trauerſpiele, „Biſchof Egidius":

„Erzähle doch nicht Alles ſo genau,
Es wird das Zopfband mir vor Aerger grau!"

Man klagt jetzt ſo ſehr, daß es an Luſtſpielen fehle; warum benutzt man nicht ſolche Trauerſpiele auf der Bühne, um jenem Mangel ab zu helfen?

Als Jemand von einem Hochbelohnten, aber nicht ſehr Beliebten ſagte: Er habe wichtige Dienſte geleiſtet, fragte ein Anderer: „Iſt wichtig etwa das Adjektivum von Wicht?" Th. Laurin.

Gedichte von Ludwig Halirſch.

6.

Larven! Larven her für mich,
Larven her für Zweie!
Larven, Schätzchen, ſchicken ſich,
Larven, Kind, für mich und dich,
Wahrt vor ſpäter Reue!

Mädel, ſoll ich rathen dir,
Ey, ſo ſpiel' die Treue,
Für den ganzen Faſching ſchier
Biſt du dann verlarvet mir —
Mädchen, ſpiel' die Treue!

Nimm ein Lärvchen, roth und weiß,
Nieder mit den Augen!
Und dein Herz ſey kalt wie Eis,
Und ein Kuß um keinen Preis —
Mädel, das wird taugen!

Einem nur die Hand gedrückt,
Und die Hand ſey meine!
Einem nur in's Aug' geblickt,
Einem nur das Hirn verrückt —
Aug' und Hirn ſey meine! —

Steh', auch ich verlarve mich,
Kind, dir zu gefallen!
Als ein Stutzer komme ich,
Lüg' und bieg' und ſchmieg'le mich,
Alles unter Allen!

Winkſt du mir, ſo bin ich da,
Hut und Tuch zu bringen,
Bin dir ferne, bin dir nah,
Sehe nicht, was jeder ſah —
Kind, es muß gelingen! —

Larven! Larven her für mich,
Larven her für Zweie!
Larven, Schätzchen, ſchicken ſich,
Larven, Kind, für mich und dich,
Wahrt vor ſpäter Reue!

7.

Gott grüße dich, Geſelle,
Und kennſt du mich nicht mehr?
Wie rauſcht doch Well' auf Welle,
Vernichtend um uns her!

Als wir zum letzten Male
Die Hände uns gedrückt:
Da war's in keinem Saale,
Erleuchtet und geſchmückt.

Da gab es and're Tänze,
Und andere Muſik,
Und and're Blumenkränze,
Und — anderes Geſchick!

Da führte unſern Reigen
Der Tod als Vordermann,
Statt Cymbeln und ſtatt Geigen,
Stimmt' er Kanonen an!

Da flammten unſ're Augen,
Doch nicht von Faſchingsluſt;
Da ſchlugen unſ're Herzen,
Doch nicht aus freier Bruſt.

Da fanden ſich die Hände,
Und drückten ſich wie jetzt —
Hier gilt's: Auf Wiederſehen!
Dort galt's: Zu guter Letzt!

Nun, wie's der Herr gegeben,
So nehmen wir es hin —
Eins blieb uns doch — das Leben,
Und für das Leben Sinn!

8.

Gute Nacht, nun geht's nach Haus,
Leert die letzten Flaſchen!
Werft die Gläſer dann hinaus —
Morgen Staub und Aſchen! —

Heut gerade iſt's ein Jahr,
Daß ich um ſie freite,
Und geliebt wie Keiner war —
Sagten's doch die Leute!

Heut gerade iſt's ein Jahr,
Daß ich ſie umwunden;
Die Frau Tante ſprach: Dies Paar
Iſt auf's Jahr verbunden!

Ach, Frau Tante, 's iſt ein Jahr,
Bin noch unvermählet,
Fand ein Bräutigam ſich zwar,
Doch die Braut, die fehlet.

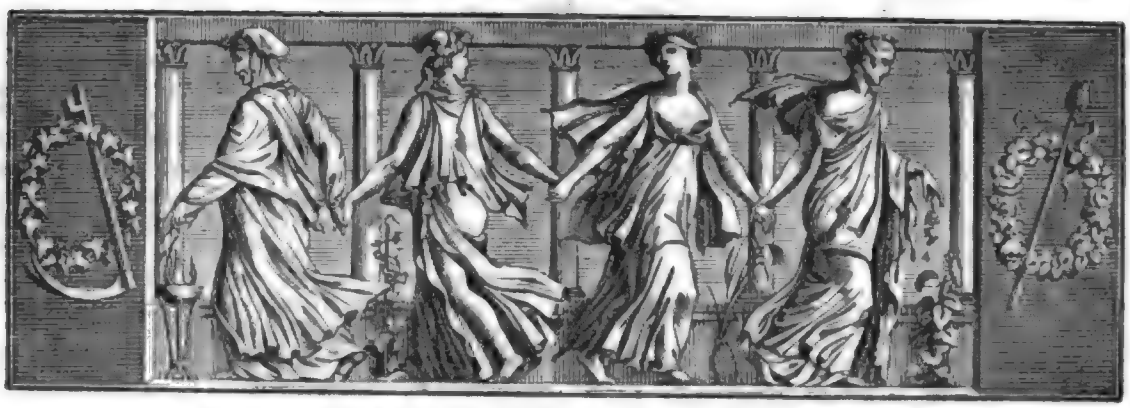
Doch die Braut liegt auf der Bahr',
Und es kommt die Faſten,
Und im Faſching über's Jahr,
Denk' ich aus zu raſten!

Gute Nacht — es geht nach Haus,
Leert die letzten Flaſchen!
Werft die Gläſer dann hinaus —
Morgen Staub und Aſchen!

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. (Schluß.) Die Ferien des Cassler Hof-Theaters führten uns einen Hrn. Albert und den Hrn. Gerber als Gaste zu. Hr. Albert ist ein trefflicher Tenorist, dessen Gesangtöne, besonders auf der mittleren Scala, wahrhaft zum Herzen dringen. Er ist als „Max", „Tamino", „Johann von Paris" und „Murney", jedes Mal mit ungetheiltem Beifall, aufgetreten. Hr. Gerber, der ebenfalls, wie verlauten will, ein Engagement bei hiesiger Bühne nicht verschmähen durfte, vielleicht schon deshalb nicht, weil er früher Mitglied des hiesigen Theaters war, scheint den Beifall des Publikums gleichsam par force gewinnen zu wollen. Der Mann spielt Alles, oder läßt es doch nicht undeutlich merken, daß er sich überzeugt halte, Alles spielen zu können. Vorgestern „Fritz Berg", im „Wellton", gestern Schletters „Schwätzer", heute den „Eduard Rapid", im „Schneider und sein Sohn", nebst der fünffachen Partie in Costenobles „Proberollen;" noch folgen soll: „Paolo Manfrone", im „Bayard", „Figaro", im „Barbier von Sevilla" und Gott weiß was für Hauptrollen in Trauer-, Schau-, Lust- und Gesangspielen! „Ein zweiter Garrik!" „Devrient als Doppelgänger!" müßte man da ausrufen, wenn Hr. Gerber das Alles mit Virtuosität durchführete; doch hat sich bereits so viel erwiesen, daß Hr. Gerber als „Fritz Berg" außerordentlich, noch mehr aber in den „Proberollen" gefiel, hingegen als „Rapid" nur mäßigen Beifall fand, als „Saint George" aber wirklich mißfiel. Gutmüthig genug gab man im letzteren Falle der veralteten Rolle, dem aus der Mode gekommenen Schletterschen Stücke die Schuld; allein die Gutmüthigkeit hat keine Competenz zu einer kritischen Untersuchung. Letztere fand gar wohl heraus, daß Hr. Gerber in schwatzhaften Rollen sich des großen Fehlers der Undeutlichkeit im Vortrage schuldig machte. Er that dies nicht bloß als „St. George", er that es auch als „Rapid". In letzterer Partie brachte er überdies ein vielfältig planloses Hin- und Herrennen an, welches ihm nicht selten den Athem raubte, wodurch sein Vortrag noch undeutlicher ward, und wodurch er keineswegs den eigentlichen Charakter des wilden Schneider-Jungen zeichnete. Mag der Schletterische „Schwätzer" auch veraltet seyn; dennoch kann ein der Aufgabe gewachsener Schauspieler eine höchst interessante Darstellung daraus hervorgehen lassen; Opitz hat das bewiesen, und wurde es, lebte er, noch diesen Tag, wie veraltet das Stück auch sey, gewiß beweisen. „Saint George" ist kein schwadronirender Dummling: wurde sonst der Fürst ihn zu sich rufen lassen? „Saint George" ist ein Lebemann seiner Zeit und zwar in der höchsten Potenz. Mag er vom menschlichen Wissen auch nur das Obenschwimmende abgeschöpft haben: der, der ihn spielt, soll ihn tiefer auffassen, und mit all den mannigfachen Kenntnissen und Naturgaben ausgerüstet seyn, die zu wirksamer, charaktergemäßer Darstellung dieser Rolle unumgänglich nothwendig sind. So wird kein Vernünftiger in Abrede seyn, daß „St. George" vor allen Gaben die haben müsse, ein sehr geläufiges, fließendes Französisch zu sprechen. Dazu gehört aber, für den Darsteller des „Schwätzers", für wahr eingenaue Kenntniß dieser Sprache, die Hrn. Gerber zuverlässig abgeht, wie aus dem Vortrage seiner in der Rolle des „St. George" befindlichen Brocken und Stellen sich nur allzu hörbar ergab. Vor dreißig Jahren war es dem Schauspieler freilich ein Leichtes, dem gesammten deutschen Publikum weiß zu machen, er spreche liquidement französisch. Heut zu Tage merken unsere Schulknaben sogar subtile Schnitzer, wie vielmehr noch die groben — Changement de temps et de peuples! — Gefiel Hr. Gerber besonders in den „Proberollen", so ist, dieses glücklichen Erfolges wegen, viel, sehr viel auf Rechnung des Excentrischen zu schreiben, das der Verfasser in diese „Proberollen" legte, und die eben deswegen keine Rollen sind, um das wahre Darsteller-Talent eines Schauspielers dadurch zu prüfen. Nicht genug, daß Hr. C. Fragmente aus allen beliebten Opern in seine Composition, oder richtiger, Compilation hinein zu bringen sich abmühete, er nahm auch lauter beliebte Opern-Figuren als Grundlage zu seinen „Proberollen". Wenn Kotzebue in seinem „Schauspieler wider Willen" delikat genug war, nur solche Figuren auftreten zu lassen, die „vor die Komödie" gehören, als „Souffleur", „Orchester-Mitglied", „Maschinist" und die „abgesetzte Madam Freude", wenn auch Andere, diese Feinheit wohl fühlend, in ihren Beitrags-Rollen zu jenem „Schauspieler wider Willen" ganz den gleichen Weg einschlagen, wenn Barmann, in seinem Nachspiele: „der Oberrock", nach noch höheren Prämissen, gar dem Schauspieler-Stande ein rühmendes Prognostikon stellt, so ist es Hrn. C's angelegentlichstes Bemühen, in den „Proberollen" Theater-Direktionen und Schauspieler, ja den gesammten Schauspieler-Stand, in den Cloak der Gemeinheit hinab zu ziehen. Und welcher Stand im Leben verdiente das? Wahrlich keiner, eben weil jeder Stand ein Stand ist; individuelle Schwäche, Lasterhaftigkeit und Lächerlichkeit hingegen niemals den Stand verunglimpfen können. Doch geschieht das in den C'schen „Proberollen", und Mozarts heiliger dreifacher Posaunenruf aus der Priester-Versammlung der gottverehrten Isis muß dieser Scharteke zur Introduktion dienen! Spiele die „Proberollen", wer wolle: er wird entweder in Rausch und Bogen, zusammt dem Verfasser des Stücks, ausgepfiffen, oder der gewaltsame Sinnenkitzel, den solche excentrische Machwerke nur all zu oft bei der Masse des Publikums erregen, fährt in die Handflächen und erzeugt ein allgemeines Klatschen. Doch ist das eigentliche Darsteller-Talent eines Schauspielers durch dergleichen Charlatans-Rollen nicht mit Bestimmtheit aus zu mitteln. Ich habe einen Schauspieler gekannt, der sich bei einer mittleren Bühne Deutschlands durch den sich angeeigneten „Schauspieler wider Willen" augenblickliches Engagement ausmittelte und hinterher Abend nach Abend in ihm zugetheilten Charakter-Rollen — als den eigentlichen Probe-Rollen — durchfiel und also, so lange sein Contrakt dauerte, seinem Direktor, seinem Publikum und vielleicht auch sich selbst zur Qual lebte. So tritt ein Beliebter aus der vornehmen Welt in einen Gesellschafts-Saal, setzt sich mit wichtiger Miene an den schon für ihn mitbelegten L'hombretisch, sinnenden Ernst auf der in Falten gezogenen Stirn. Manch unbedeutend Kartenblatt wird in seiner Hand, unter seinen scharfblickenden Augen zum Matador und als nun nach dem Spiele sein feindselig Geschick ihn an der Tafel neben eine gebildete Dame und einem wackern Landwirth gegenüber führt, fragt er Letzteren höchst naiv: welche Fabriken sich besonders durch den Kleebau in Flor erhalten? und antwortet Ersterer, die ihn fragt, was er von Lessings „Nathan" halte? „Es sey Schade, daß dieser Autor nicht eine Oper daraus gemacht habe". — Nach den vier Rollen, in denen Hr. Gerber sich bisher hier zeigte, zu urtheilen, durfte das Fach der komischen Alten gerade dasjenige seyn, in welchem er, als ausgezeichnet, jeder, auch der ersten deutschen Bühne wahre Zierde seyn würde; auch ist gern zuzugeben, daß Hr. G. Manches mit dem besten Erfolg, nicht aber Vieles, vollends bei Weitem nicht Alles spielen kann. — Als Gaste werden noch Mad. Miedke, von Leipzig, Mad. Artour, von Hannover und Hr. Korn, von Wien, erwartet. — So viel für diesmal von den Bühnengasten in Hamburg. — Novitäten brachte unsere Bühne uns seit meinem letzten Berichte nur drei: 1) Der Prinz und der Kammerpachter, Lustspiel. 2) Die beiden Bettler, Lustspiel von Blum. 3) Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse von Angely — alle drei † † †. Erstes res mißfiel. Die beiden letzteren sehen erst heute auf dem Anschlagzettel. — Ein Mehreres davon nächstens. — * —.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 11. Juli. 110tes Blatt.

Oſterſonntag.

Oſterſonntag, Oſterſonntag
War's, des Herren hoher Tag,
Als am Friedenshof das Mägdlein
Wohl in ſchwerem Grame lag:

„Oſterſonntag, Oſterſonntag,
Wo die Liebe uns erſtand,
Dieſe Thränen reih' ich opfernd
Dir zum lichten Perlenband."

„Oſterſonntag, Oſterſonntag,
Der der Welt die Liebe gab,
Warum ſank in deinem Strahle
Meine Liebe in dies Grab?"

„Oſterſonntag, Oſterſonntag,
Nimm der Thränen hellen Glanz,
Laß ſie bilden, gleich Rubinen,
Einen frommen Roſenkranz."

„Laß mein Herz zum Kreuze werden,
Oſterſonntag, Liebestag,
Daß es ſich zum Roſenkranze
Feſt und innig ſchmiegen mag."

„Und an ſolcher heil'gen Kette,
Oſterſonntag, Liebestag —
Zieh' die Seele zu dem Heiland
Und den Leib — in dieſes Grab!"

Manfred.

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

„Vielleicht", entgegnete der Marcheſe, „giebt mir mein hieſiger Aufenthalt Gelegenheit, dieſe Zweifel zu vernichten. Vernimm, was ich bereits im Stillen hier gewirkt. Dir iſt bekannt, daß mir der Auftrag ward, in irgend einem kleinen Orte des ſüdlichen Deutſchlands eine wichtige Correſpondenz unſerer Freunde zu beſorgen und zwiſchen ihnen den ſicheren Verbindungspunkt zu bilden; denn auf dem geraden Wege lauert der Argwohn. Dieſe Hauptſtadt einer Duodez-Monarchie, wo Aller Blicke ſich auf ihren engen Kreis beſchränken, ſchien mir, bei des Fürſten leichtgläubiger Gutmüthigkeit, zu meinem Zweck geeignet. Unter einem fremden Namen kam ich hier an, gab mich bei dem Fürſten für einen Turiner aus, der wegen eines unglücklichen Duells entflohen ſey und Alles von der mächtigen Familie des Gebliebenen zu fürchten habe. Durch tauſend kleine Künſte gelang es mir, ihn für mich ein zu nehmen. Eine Geldverlegenheit, die Iſidor vor dem erſten Rathe verheimlichte, deſſen ſtrenge Grundſätze der gute Mann ſcheut, verſchaffte mir vollends die allerhöchſte Gunſt. Ich negozirte bei einem unſerer Banquiers in Turin eine Anleihe für den Fürſten, und bin nun, umſtrahlt von ſeiner Gnadenſonne, vor der Hand geborgen und für den Bund in voller Thätigkeit; dieſe aber kömmt bei ihm auf Rechnung meiner troſtlos verwickelten Angelegenheiten. Lange kann jedoch dieſes Verhältniß nicht mehr dauern, denn leiſe iſt des Argwohns Schlummer. — Vor Kurzem kam ein junger Maler hier an, ein Landsmann von uns, deſſen Namen ich ſchon irgendwo in Beziehung auf den Bund gehört haben mußte. Ich fragte deshalb an und erhielt zur Antwort: der Maler Fernando ſey ein Jüngling von ausgezeichneten Ta-

lenten; feurig, unternehmend, dabei ein excentrischer Kopf und zur Schwärmerei geneigt. Früher habe er sich mehrere Monate in Neapel aufgehalten und sey schon bis zu der Bitte um Aufnahme gebracht worden, als er unvermuthet mit einem deutschen Herrn nach dessen Vaterland abgereist und so uns entgangen sey. Diese Nachrichten fesselten meine Aufmerksamkeit auf den jungen Menschen, und sein Thun und Treiben ward theils von mir selbst, theils von mir Ergebenen beobachtet. Ein scheues Zurückziehen, ein geflissentliches Verbergen schienen das Urtheil, das ihn den Schwärmern beizählte, zu bewähren. Nur an solchen Orten war er sichtbar, die der weibliche Hof zu besuchen pflegt, und nur dann, wenn das Letztere wirklich geschah. Im Schloßgarten, bei den Hof-Conzerten, im Theater fehlte er nie, wenn die Tochter des Fürsten mit ihren Damen zugegen war. Dies fiel mir auf; ich faßte ihn schärfer in's Auge und bald gewann ich die Ueberzeugung, daß eine Leidenschaft für die Prinzessin Auguste in ihm glühe. — Die Flamme einer solchen Liebe in der Brust eines Schwärmers — welch einen bildsamen Stoff für unsere Plane sah ich sich gestalten! Mein Entschluß, diese Leidenschaft zu befördern, war sogleich gefaßt; das Weitere jedoch ließ ich von der Wendung des Zufalls und dem Benehmen des Jünglings abhängen. Ich näherte mich ihm, zeigte die Theilnahme des Landsmannes, des Kunstkenners Bewunderung für sein Talent und suchte durch eine erhabene Mystik auf den Verschlossenen zu wirken. — Mehr wußt' ich aus seinem Leben, als ihm erklärlich war, und als ich mit des Sehers Ernst und Würde den Schleier hob von dem Geheimniß seiner Liebe, da sah ich, wie die Ahnung ihn ergriff: ich sey ein ungewöhnliches, ein höheres Wesen. Ich ließ ihn die Hoffnung schöpfen, dies Wesen sey der Schutzgeist seiner Leidenschaft, und krönte jene mit der Verheißung, daß er Augusten sprechen solle. Sie ward erfüllt.

Fürst Isidor hat seine Tochter dem Prinzen Florentin von B— verlobt; doch bleibt die Verbindung noch auf mehrere Monate hinaus geschoben. Das Bildniß der fürstlichen Braut soll dem Prinzen gesandt werden und der von mir gepriesene Fernando ward von dem Fürsten ausersehen, jenes Bildniß zu malen. Bis hieher ging Alles, wie ich es berechnet und vorher gesehen hatte; die rasche Wendung aber, die sich seitdem enthüllt, überspringt alle meine Combinationen und macht meine Menschenkenntniß zur Ausgeburt des Blödsinns. Auguste, die in dem Schimmer sittlicher Würde selbst mich zur Ehrfurcht zwang, liebt diesen Fernando, und zwischen Beiden waltet ein geheimes unwürdiges Verhältniß. Als eine platte Lüge würd' ich es verwerfen, besäß' ich nicht untrügliche Beweise." — „Ist dieser Fernando hübsch und das Weibersleisch in Deutschland nicht von aparter Art, so sehe ich hier nur eine ganz gewöhnliche Variation auf das alte Thema vom Paradiese her!" — „Schweig und höre! Bald nach der ersten Zusammenkunft mit der Prinzessin sprach sich in des Malers Ton und Geberden, in seinen leuchtenden Blicken der glücklichen Liebe schwer zu verbergendes Gefühl aus. — Ich stutzte; doch als einige Tage nachher in einem Conzert Augustens Blick mit dem zärtlichsten Ausdruck dem seinigen begegnete; als sie erröthete und mit bedeutungsvollem Lächeln ihn wieder und wieder ansah: da durchzuckte mich ein Blitz und zeigte mir, wie dieses Unerhörte zu benutzen sey. Seitdem war ich ganz Ohr, ganz Auge. — Am folgenden Tage streife ich gedankenvoll im fürstlichen Park umher, da gewahre ich von einem mich verbergenden Gebüsch aus den Maler im eifrigen Gespräch mit einem mir bekannten Pagen der Prinzessin. Ich sehe, wie der Page schüchtern umher blickt, ein Billet hervor zieht, es rasch in Fernando's Hand schiebt und enteilt. Dies war mir genug. Ich kenne den Pagen als einen lockeren Burschen, bescheide ihn zu mir und wende meine ganze Beredsamkeit an, ihn zu gewinnen. Vergebens, er steht fest. Ich gelobe ewiges Stillschweigen, biete Gold — er wankt. Ich drohe, verdoppele die gebotene Summe und er gesteht — gesteht, daß das Billet von der Prinzessin sey. Verschwenderisch belohn' ich ihn, und er verspricht, Fernando's Antwort mir zu übergeben."

„Was aber, um aller Heiligen willen! wollt Ihr für uns aus diesem langweiligen Liebeshandel ziehen?"

„Maulwurf! Mit dem Besitz des unumstößlichen Beweises ruht auch der Fürstin und Fernando's Loos in meiner Hand, und dienen muß er meinen Zwecken, willenlos. Ich eile dann zum Fürsten, entdecke ihm, ohne seine Tochter preis zu geben, des Malers Leidenschaft, schildere diesen als einen Rasenden, zu Allem fähig; spreche von tollkühnen Anschlägen und wirke so einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus, der für den Nothfall mir anvertraut wird, denn der Prinzessin Ruf will das Geheimniß. Dann offenbare ich dem Maler, mit den Zeichen des Schreckens, daß sein Verhältniß zu Jener entdeckt sey. Kein Zweifel kann dagegen in ihm aufkommen, da er das verborgen Geglaubte aus meinem Munde hört. Ich zeige ihm den Verhaftsbefehl und dringe auf schleunige Flucht. Der Trennung Schmerz, die Angst um die Geliebte werden sich bis zur Verzweiflung steigern. Ich lasse dann einen Hoffnungsschein in die Nacht des Schmerzes fallen; verspreche unter gewissen Bedingungen, die Prinzessin aus dem Abgrund zu retten und ihre Verbindung, welche ich als nahe schildere, zu verzögern; deute auf den Schutz eines mächtigen, geheimen Bundes, der für der Menschheit höchste Zwecke thätig ist und lasse im Hin-

tergrund ein Land der Freiheit ſchimmern, wo kein Vorurtheil das ſchöne Band der gleichgeſtimmten Seelen trennt. Giebt er ſich mir, wie von dem Schwärmer zu erwarten ſteht, ſo ſend' ich ihn nach —*; dort mögen unſere Freunde das Werk vollenden und ſehen, ob er der Mann des kühnen Wageſtücks ſey. Von hier aus aber nähre ich ſeine Liebe und ſein Hoffen: Entſchlüpft er mir, ſo ſtand nichts auf dem Spiel, denn fliehen muß er ſchnell und für ſein Schweigen haftet uns die Macht, Auguſten zu verderben.“

„Bei'm heiligen Laurentius! Euer Kopf und mein Arm werfen allein ganz Italien über den Haufen!“

„Spare Deinen Beifall! Ihn hatt' ich nicht im Sinn, als ich mein Gewebe Dir enthüllte. Was Du vernahmſt, das theile den Freunden mit; doch ſage ihnen, man ſolle ja nichts unterlaſſen, um ein anderes Werkzeug zu gewinnen, denn ungewiß bleibt jeder Erfolg und das Glück thut ſtets das Beſte. — Nun weißt Du Alles!“ — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — „geh' in Dein Zimmer; drei Stunden ruhe, dann brich auf. Bis R— fährſt Du mit meiner Equipage und nimmſt dann Poſtpferde. Hier iſt Dein Paß. — Im Wagen findeſt Du zwei Ballen mit Kupferſtichen, denn mit ſolchen handelſt Du. Sey ſchlau und vorſichtig!“

„Wenn ich mich nur nicht verſpreche, Herr, und auf Befragen mit Stahlſtichen handle, ſtatt mit Kupferſtichen; denn die Wahrheit geht mir, wie Ihr wißt, über Alles!“ — „Kann nur Deine Wahrheitsliebe zur Verrätherin an uns werden, ſo iſt das Geheimniß bei'm Teufel nicht ſo ſicher, als bei Dir!“ — „Heiliger Januarius! wer wird ſo gottlos reden!“ — brummte der Bandit und ſchlich, ſich bekreuzend, zur Tapetenthür. (Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente, mitunter Paradoxen.

Gott ſchuf nur ganze Weſen, deren einzelne Kräfte einen conſonirenden Accord ausmachten. Auch das unvollkommenſte Weſen iſt ein Ganzes und kann vollkommen ſeyn in ſeiner Art.

Gott hat jeden Menſchen zum vollſtändigen Herrn beſtimmt, zuvörderſt zum Herrn über ſich. Jedem gab er einen Sklaven, den Leib, deſſen Weſen er ſich ganz unterthan machen ſoll. So ſteht der Menſch zunächſt im Kampfe mit ſeinem Leibe. Wohl dem, der mit demſelben Frieden geſchloſſen hat! Der Friedensſchluß verlangt vollkommenen Gehorſam. Leib und Seele müſſen ein Ganzes werden; aber die meiſten Menſchen ſind immer noch Zwei.

Alle Arbeit, wenn ſie ganz gethan wird, d. h. ſo gut ausgeführt, als es nur immer möglich iſt, wird Spiel. Der harmoniſche Menſch arbeitet nicht, er ſpielt. Daß uns die Arbeit ſo zur Laſt wird, liegt nicht in der Arbeit, ſondern in der Art unſerer Ausführung derſelben. Das Unglück der meiſten Menſchen hat darin ſeinen Grund, daß ſie noch nie ſich die Arbeit zum Spiel gemacht haben. Träge Menſchen ſind mehr Erde als Geiſt.

Der Menſch hat zu Allem Anlagen, er kann Alles erlernen, wenn er nur will. Die meiſten Menſchen können in vieler Hinſicht nur wünſchen, nicht wollen; wer wahrhaft will, der thut nothwendig, wenn die Möglichkeit da iſt, auch das, was er will.

Der Wille muß dem Verſtande untergeordnet werden, muß demſelben Folge leiſten, ſo wie das Weib dem Manne. Aus einem umgekehrten Verhältniß entſpringt nur Unheil.

Der Verſtand gleicht dem Lichte, der Wille gleicht der Wärme, das Gefühl, ewig jung, dem Wachsthum.

Schauſpielhäuſer, wenn in ihnen das Rechte geſchieht, ſind Kunſt-Ausſtellungs-Oerter von Lebensgemälden.

Es kann in der Welt nicht zwei gleiche Dinge geben; denn zwei vollkommen gleiche Dinge ſind eins. Aus dieſem Grunde kann es nie zwei oder mehrere Götter geben.

Da der Menſch ein Bild von Gott iſt, ſo müſſen auch alle göttlichen Eigenſchaften als unendlich kleiner Bruch in ihm liegen. Daher kann Gott nicht mehr Eigenſchaften haben, als in uns liegen. Zerſpaltet ſich unſer Geiſt immer mehr und mehr, dann dürften ſich wohl noch mehrere Eigenſchaften aus ihm heraus bilden.

Feuer und Waſſer vereinigt giebt Luft. — Wärme iſt ein ewiger Luftzeugungs-Prozeß. — Ohne Feuer möchte es wohl weder Waſſer noch Luft geben, und, wäre die Möglichkeit da, ſo wäre Waſſer ewiges Eis und Luft, ewige unſichtbare Ruhe. — Luft und Waſſer ſind die Lebensgebärer der Erde. — Feuer iſt die ewige Zeugekraft.

Wenn der Menſch thut, was er nicht gern thut, thut er in der Regel das Rechte. Th.

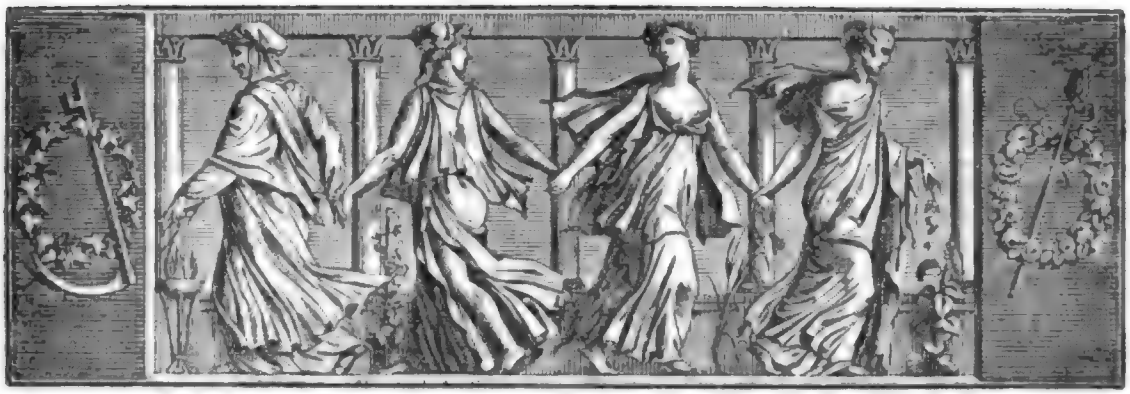
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Breslau. Es dürfte Ihnen wohl nicht unlieb ſeyn, wenn ich Ihnen Einiges über die vom 1. bis zum 21. Juni eröffnet geweſene ſchleſiſche Kunſt-Ausſtellung mittheilte. Sind auch die Beiträge nicht ſo zahlreich, als im vorigen Jahre, ſo iſt doch Manches vorhanden, welches beſprochen zu werden verdient. Ich übergehe die Bildhauer- und Formkunſt, in welcher dies Mal nur Weniges und eben nichts Auszezeichnetes geliefert wurde, um die Leſer von dem Gemälden und Zeichnungen, aber auch nur in der Art zu unterhalten, daß ich ausſchließlich von den Gegenſtänden rede, die durch Stoff und Behandlung meine Aufmerkſamkeit erregt haben. Es ſey mir vergönnt, hierbei dem mir vorliegenden gedruckten Verzeichniſſe zu folgen, und hauptſächlich nur von den Originalen zu ſprechen. — Fräulein Karoline Friedner hat uns auch in dieſem Jahre mit zwei Fruchtſtücken bedacht, die ſich durch richtige Farbenwahl, durch lebendige, maleriſche, naturgemäße Darſtellung, bis auf geringe Ausnahmen, bemerklich machen. Eine Landſchaft in Oel, welche der

Ingenieur-Hauptmann, Hr. Hoffmann, geliefert, spricht erfreulich an. Hr. Julius Hübner, ein Schüler des Professors Schadow, bekundet durch drei von ihm ausgestellte Pieçen, obgleich die beiden ersten nur Skizzen aus dem Buche Ruth sind, ein schönes, alle Aufmunterung verdienendes Talent. Das dritte Stück erregt die Aufmerksamkeit durch die gut gehaltenen kräftigen Figuren, überhaupt durch die schöne Behandlung folgenden Sujets: Roland befreit die Prinzessin Isabelle von Gallicien aus der Räuberhöhle, tödtet den Anführer mit einem Feuerbrande, und zerschmettert die übrigen mit einer ungeheuern Tischplatte. In den obern Ecken sieht man links den Bischof Turpin, rechts Ariost. — In wie fern das vom Maler Jahn beigesteuerte Miniatur-Bildniß des Dichters (sic!) Göthe getroffen, oder nicht, muß ich dahin gestellt seyn lassen. — Das Pferdestück des Hrn. Adam Klein, zu Nürnberg, welches einen wallachischen Fuhrmann nebst seinen Leuten und Pferden darstellt, Original in Oel, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Gegenständen der Ausstellung. Mit welcher Treue ist die Natur nachgebildet! Wie treffend ist die Lage und Stellung der Pferde! Wie ausdrucksvoll das Gesicht des Fuhrmanns! Es ist zu wünschen, daß uns Hr. Klein auch ferner bedenken möge. — Was Hr. Heinrich Kramsta, aus Freiburg in Schlesien, geliefert: ein junger Faun, in Oel, und eine Büste des Achilles, Kreide-Zeichnung auf buntem Papier, zeigt von Studium und Talent. Beide Stücke sprechen durch die edelsten Formen an. — Tadelt man auch nicht mit Unrecht, daß Hr. Friedrich Christian Krüger, zu Dresden, dies Mal in seinem Leonidas und den ihn umgebenden Personen zu schreiende Farben ausgestellt habe, so zeichnet sich doch das Stück, eigne Erfindung, durch Kraft und Würde aus. Der Gegenstand ist folgender: Leonidas, der aus der Verbannung zurückkehrt, will sich an seinem Schwiegersohne Kleombertus blutig rächen, weil ihn die Spartaner statt seiner zum Könige erwählt haben. Nur durch die fußfälligen Bitten seiner Tochter Chelonis läßt sich der Rachegierige bewegen, die Todesstrafe in Verbannung um zu wandeln. Weniger, als vorgenanntes Stück, spricht ein Nachtstück, in Oel, an; wogegen ein Fasan, ebenfalls in Oel, der Natur überraschend treu nachgebildet worden ist. — Die Tochter Hrn. Krügers, Fräulein Linna Krüger, hat, wie in der vorjährigen Ausstellung, auch dies Mal ihr schönes Talent bekundet. Sie gab uns ein feines, wohlgerathenes Pastell-Gemälde dieses Inhalts: die Vertheidiger der sächsischen Freiheit gegen Karl den Großen, Alboin und Wittekind, wollen ihren Gegner, als Bettler verkleidet, im Frieden belauschen. Aber König Karl erkennt sie und bewirkt nunmehr durch seine Großmuth mehr, als er bisher durch sein siegreiches Schwerdt im 31jährigen Kampfe vermocht hat. Das Gemälde ist im Allgemeinen sehr lobenswerth; nur mahnen die zu sehr markirten Gesichter eher an Juden, oder sonstige Orientalen, als an Germanen. — Unter den beiden Stücken, welche Hr. Krüger der Sohn geliefert, zeichnet sich ganz besonders ein Oel-Gemälde aus, welches eine Frau darstellt, die, mit Hülfe ihres Mädchens, mit ihrem Putze beschäftigt ist. An der sich putzenden Dame dürfte nur zu tadeln seyn, daß sie zu solide Gesichtszüge, namentlich eine zu starke Nase hat. Aber was will dieser kleine Makel gegen die anderweitigen Vorzüge des Stücks bedeuten! Mit welcher täuschenden Aehnlichkeit ist der Tischteppich gemalt! der auf dem Stuhle liegende Hut! das Pelzwerk u. s. w. Mit wahrem Vergnügen betrachtet man dieses feine saubere Oel-Gemälde. — Erfreulich sprechen Hrn. Adolph Kunkler's drei Schweizer-Landschaften (in Oel) an. — Was Hr. Lometsch, aus Dresden, geliefert hat, ein Blumenstück mit einem Vogel, in Oel, desgleichen ein Fruchtstück mit einem Vogel, ist, mit unbedeutender Ausnahme, so frisch und farbenrichtig gehalten, die beiden Vögel sind mit solcher Wahrheit gemalt, daß man gern vor diesen Stücken verweilt. — Hr. Hofmaler Rabe hat für dieses Mal nur wenig, aber recht Ansprechendes gegeben: ein neapolitanisches Fuhrwerk, Sedia genannt, nach der Natur in Oel. — Der Zeichenlehrer, Hr. Schäfer, zu Ratibor, hat vier idyllische Landschaften in Oel geliefert, die vier Tageszeiten vorstellend, welche sich durch blühende Farbenmischung, durch harmonische Gruppirung, überhaupt durch poetische Erfindung bemerklich machen. — Hr. Siegert, zu Breslau, den man vorzugsweise den Landschafts-Maler nennen möchte, hat seinen Künstlerruhm abermals durch Ausstellung zweier Landschaften bewahrt. Die eine ist das Theater von Syrakus mit den reizenden Umgebungen; die andere schildert einen Herbstmorgen im Riesengebirge, vom Standpunkte zwischen Rochdorf und Seidorf. — Die schätzbare Künstlerin, Frau Julie Primisser, geb. Mihes, zu Wien, hat uns dies Mal nicht so reichlich und gut bedacht, als früher, obgleich nicht zu läugnen ist, daß das Bildniß der Frau Grafin v. Dankelmann sich durch Feinheit, besonders des braunen Sammtkleides, auszeichnet. Ebenfalls aus Wien erhielten wir für die Ausstellung, von dem Portrait-Maler Hrn. Joseph Kraft, das Bildniß des Kaisers von Oestreich, ganze Figur, in Oel. Nicht nur durch die sprechendste Aehnlichkeit, sondern auch durch die zulässigste Feinheit zeichnet sich dieses Bild vor vielen andern Portraits aus. Der Kaiser trägt eine rothe, reiche Husaren-Uniform, so sauber als sorgfältig gemalt. — Hr. König, in Breslau, darf zum Schlusse nicht ungenannt bleiben. Er lieferte eine Idylle, den Abend. Aufs vortheilhafteste zeichnet sich dieses Stück durch seine Composition aus. Das Kind hängt müde im Arm der Mutter, welche es noch einmal küßt, um es dann zur Ruhe zu legen. Im Hintergrunde sieht man eine Landschaft, von den letzten Strahlen des scheidenden Tages beleuchtet. — Wenn ich am Schlusse des Berichts über die ausgestellten Bilder zugebe, daß ich eins oder das andere Beachtungswerthe übersehen habe, so ist dies auf meine geringe Kennerschaft zu schieben. Dafür bin ich aber sicher, keines der mittelmäßigen oder ganz verfehlten Stücke — sie sind auch da — gelobhudelt zu haben. — Unter den Stickereien, Blumen u. s. w. zeichnen sich vor allen drei Stücke aus, welche Hr. C. G. H. geliefert. Mit besonderer Sorgfalt hat derselbe die Löwenburg bei Kassel, die alte Burg bei Fürstenstein, und das ehemalige Nikolai-Thor zu Breslau in Moos und Baumrinde angefertigt. Auch ein Nähtisch ist sehenswerth, welchen Fräulein Benda, zu Lubschau, mit an zu erkennender Geschicklichkeit mit Fischschuppen belegt hat. Der blumichte Tischteppich, mit feiner Wolle von Fräulein H. St, in G—ß, gestickt, empfiehlt sich durch die schöne, gut durchgeführte Stickerei. — Noch sind Eisen-Gußwaaren aus der Fabrik zu Gleiwitz; physikalische und mathematische Werkzeuge; Bronze-Arbeiten; Porzellan-Sachen; verschiedene Fabrikate; landwirthschaftliche Modelle und Maschinen; mechanische Künsteleien und Gegenstände der Buchdruckerei und Steindruckerei ausgestellt worden. Unter Anderem lieferte die Graß- und Barth'sche Buchdruckerei eine Pracht-Ausgabe von der „Reise des Grafen von Rzynsky", übersetzt von v. d. Hagen. (Preis 66 Thaler). — Das Theatralische kann mit leichten Umrissen abgefertigt werden. An neuen Stücken wurde aufgeführt: „der Schnee", komische Oper in vier Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe und Delavigne, von Castelli, Musik von Auber. „Der Leopoldstag, oder kein Menschenhaß und keine Reue", Posse in drei Aufzügen, von Bäuerle, und „der französirte Nektar", ein niedliches Lustspiel in drei Aufzügen, von Castor. Hr. Baudius, vom Königsberger Theater, hat seine Gastrollen als „Baron Gluthen", begonnen. Wie es heißt, soll er uns Hrn. Clauß ersetzen, der einem Rufe nach Berlin folgen wird. Der Ankömmling dürfte einen harten Stand haben; Hr. Clauß ist selbst in seinen Schattenseiten noch talentvoll.

Karl Barbarina.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 13. Juli. 111tes Blatt.

Mitternachts-Seufzer.

Sende deines Grimmes Boten,
Windsbraut, Wogen ſende aus!
Mit der blitzbeſchwingten Rechte
Rüttle auf dies Sündenhaus.
Die dem Element entronnen,
Laß von Seuchen nieder mäh'n,
Und der Menſchheit ſchlecht're Hälfte
Auf dem Grab' der beſſ'ren ſteh'n.

Rächer, wenn du ſo zermalmeſt,
Doch ſey, Vater, benedei't!
Der uns noch im Todesbecher
Schön'ren Lebens Hoffnung beut.
Der, wenn Alles ausgerungen,
Winkt herauf mit mächt'ger Hand
Schuldlos glückliche Geſchlechter
Aus dem blut'gen Weltenbrand.

Eins nur laß nicht, ew'ge Urkraft,
Das Entſetzlichſte geſcheh'n —
Deine Welt im Brudermorde
Laß nicht ſich Verdammniß ſä'n!
Schau, wie ferner Meere Spiegel
Frevelluſt mit Blut befleckt;
Wie die Herrſchſucht würgt den Sklaven,
Dem die Zeit den Muth geweckt;

Wie im Vaterland des Schönen
Helden ſchlürfen Chriſtenblut!
Schnöde Argliſt nickt zum Frevel,
Haabgier ſchürt der Hölle Gluth.
Wie der Mord dräu't Luther's Söhnen,
Brüllend: „Sacrilegium!"
Und den Beter zur Madonna
Stürzt der Ichſucht Fußtritt um.

Richter, laß dich endlich ſühnen,
Triff der Hydra ſcheußlich Haupt,
Eh' ſie dieſer Staubeskinder
Letztes Gut — ihr Jenſeits raubt.
Du, der Sonnen ruft und auslöſcht,
Leidenſchaft heißt ſtille ſteh'n —
Willſt du dann die Welt zerſchmettern,
Laß verſöhnt ſie untergeh'n.

Henriette von Montenglaut.

Dichter und Liebhaber.

V.

Jener Page, welchen des Marcheſe Gold zum Verrath an ſeiner Gebieterin verlockt hatte, übergab ihm am folgenden Tage ein Billet Fernando's, das für die Prinzeſſin beſtimmt war, und, den Verheißungen Alfieri's zu Folge, nach wenigen Stunden wieder in die Hände des Ueberbringers geliefert werden ſollte. Haſtig erbrach der Marcheſe das zierlich gefaltete und las mit funkelnden Augen:

„Es giebt Empfindungen, die keine Beſchreibung dulden; die meinige bei dem Empfang Ihres Briefes war eine ſolche. Unter der Hülle gemeſſener Worte glaubt mein bewegtes Herz den leiſen Spuren eines ähnlichen zu begegnen und erbebt in ſüßen Schauern. Ganz empfinde ich die Bedeutung Ihrer zarten Vorſchriften und werde heute noch Maaßregeln Ihres angedeuteten Wunſches treffen. Er iſt es ja, der mich die Nähe einer Glückſeligkeit hoffen läßt, deren ganzen Umfang ich nur darum zu erkennen ſchien, um ſie fern von den Schranken erſtarrender Verhältniſſe als une-

reichbares Götterbild zu erblicken. — Die Stunden, welche die Kunst bisher meiner Liebe geschenkt, dürfen freilich nicht wiederkehren; doch entzückende Ahnung läßt eine rosige Schaar junger Horen den entfliehenden die Hand reichen. F.“

„Kühn wie Valmont und feurig wie St. Preux!“ rief der Marchese aus. „Wir wollen dafür sorgen, daß diese Kräfte einem ernsteren Gotte dienen. Viel zu menschlich ist das Wesen, das deine Schwärmerei zum Götterbild erhebt, Fernando! — Der Frevel an der Würde des Weibes und der Fürstentochter, der Leichtsinn lüsterner Wünsche, sie alle, die jetzt den süßen Taumel dir bereiten, werden bei dem Erwachen als Furien um dich stehen, wenn Sättigung und Wankelmuth nach einem neuen Opfer für sie blicken. Verschmäht, verworfen wirst du dann den kurzen Göttertraum in bittern Qualen büßen, wenn nicht das vermessene Einverständniß früher sich enthüllt und deine Großmuth, oder Rücksicht für die fürstliche Sünderin, den Blitz der Rache auf dein Haupt allein herab zieht und es den Todesmächten weiht. Gegen solch ein unwürdiges Ende ist Wohlthat, was ich dir bereite. — Von jener schmalen Grenze zieh' ich dich zurück, wo jenseits das Erhobene herab gezogen und entadelt wird; im Hochgefühl der Liebe, im Vollgenuß ihres süßen Wahns verliere die Geliebte, um sie ewig zu besitzen, und was dem Tode der Enttäuschung nahe war, wird neue Lebensgluth durchdringen. Dann sterbe, wenn es seyn muß; der Glaube, für den höchsten Trieb deines Herzens das Leben hin zu werfen, wird die dunkle Stunde zum Lichtpunkt deines Traumes erhellen. — Der Zweck ist heilig und sogar das Mittel gut. — In jeder Menschenbrust liegt ein verschiedener Maaßstab für Glückseligkeit. Die eine Hälfte des Geschlechtes sieht bei Allem nur die Oberfläche, nur das Gemeine bedeutungsloser Wirklichkeit befriedigt ihren Sinn; die andere Hälfte lebt für die Idee, dem Ideal des Herzens oder dem Luftgebilde der Phantasie. Wohl dem, der, freier Geisteskraft, den Erdgeist dienen läßt, dem höheren Genuß die sichere Stütze giebt: denn minder oder mehr beherrscht uns Alle die Täuschung. Thoren von Fernando's Gepräge, die nur in dieser leben, zerfällt auf ewig das phantastische Glück, wenn jene sank; d'rum dien' ich ihm, wie er's begehrt. Im ungeschwächten Glanze seines Luftgebildes scheide er vom Leben, doch nicht vom Glauben an die Schöpfung seiner Brust. — Es ist beschlossen: fort zum Fürsten!“

Isidor, der Beherrscher dieses Ländchens, war einer jener gutmüthigen Menschen, die, von der Natur mit Anlagen spärlich ausgestattet, durch jugendlichen Fleiß sich manche lobenswerthe Fähigkeit erwerben, auf einem bürgerlichen, nicht zu erhabenen Standpunkt nützlich und im Familienkreise achtungswerth erscheinen; auf einem Fürstenstuhl jedoch die Anzahl erhabener Nullen vermehren, weil ihnen der scharfe Blick, der den richtigen Gesichtspunkt auffaßt, Selbstvertrauen und Charakterstärke mangeln. Stets passive Werkzeuge Anderer, die ihren schwachen Seiten schmeicheln, oder durch blendende Eigenschaften ihnen zu imponiren wissen, leisten sie das Höchste, wenn der Gutmüthigkeit Instinkt den Wolf im Schafspelze wittert und Herrscher und Beherrschte nicht der Willkühr eines Marinelli verfallen. — Zu sehr war es dem Marchese gelungen, den Fürsten für sich ein zu nehmen, und die Mittel, dessen Ansichten und Beschlüssen eine beliebige Richtung zu geben, waren dem schlauen Italiener zu bekannt, um jenen nicht mit Schrecknissen in Beziehung auf den Maler zu erfüllen und den gewünschten Verhaftsbefehl zu erhalten. Dennoch wollte Isidor des Marchese Bericht von der Leidenschaft Fernando's keinen Glauben beimessen — obwohl die Prinzessin durch eingewebte Erdichtung geschickt aus dem Spiel gelassen war — denn daß ein Unterthan in der Tochter des Fürsten das Weib erblicken könne, stritt empfindlich gegen ein dunkles Gefühl des Hochmuths, das die strengen Grenzen künstlicher Verhältnisse sogar in die Natur hinüber trug. — Der Marchese sprach nun von des Malers seltenen Eigenschaften, von seinem Geist, der anziehenden Kraft seiner edlen Formen und deutete leicht auf die allgemeine Schwäche des menschlichen Herzens hin, um Besorgnisse für das der Tochter zu erregen.

Hier aber verlor Isidor die Geduld und zürnte beinahe. Seinen Versicherungen zu Folge besaß Auguste ein fürstliches Herz, und überhaupt habe sich von dem, was man vulgairement Herz nenne, in seinem Hause Gottlob noch keine Spur gefunden; der Maler endlich sey ein Thor, den man bemitleiden oder höchstens in ein Irrenhaus schicken müsse. — Alfieri gab es auf, diesen aristokratischen Damm zu durchbrechen, ließ aber andere Minen springen. Er hatte Nachrichten, daß Fernando ein heimlicher Demagoge, vielleicht gar ein Carbonaro sey, und wer könne die Anschläge eines Menschen berechnen, der tollkühn die frechen Wünsche auf eine Fürstin richte, von einem geheimen Bunde geleitet werde und wahrscheinlich mit Geldmitteln reichlich versehen sey? Vielleicht, setzte er hinzu, ist die vermessene Leidenschaft auch nur eine Maske, die das Entsetzlichste verbirgt. — Das traf. — Von Schrecknissen erfaßt, wollte Isidor den Maler nun auf der Stelle verhaftet und in ein peinliches Verhör genommen wissen, und der Marchese mußte seine ganze Ueberredungskraft zur Abwendung dieses Schlages aufbieten. Nur die Versicherung, daß durchaus noch keine Gewißheit für die strafbaren Verbindungen Fernando's spreche; daß er ihn nicht aus den Augen lassen und seine

geheimſten Schritte verfolgen werde und endlich die Vorſtellung, daß der erbetene Verhaftsbefehl ihn zu jeder Zeit in ſeine Gewalt liefere, beruhigten einigermaßen den Fürſten. Der Marcheſe mußte nun ſofort den Verhaftsbefehl aufſetzen und Iſidor unterſchrieb.

Als Alfieri entlaſſen ward, reichte ihm der Fürſt vertraulich die Hand und ſprach die Verſicherung aus, daß dieſer neue ausgezeichnete Dienſt ſeine Freundſchaft für den Marcheſe zwar nicht zu erhöhen vermöge, demſelben aber erneute Anſprüche auf ſeine Erkenntlichkeit verleihe. Der Italiener war tief gerührt von der herablaſſenden Gnade des Durchlauchtigen und bereuerte, daß die erhabene Huld, die ihm ſo großmüthig einen Zufluchtsort gewährt habe, ihm heilige Verpflichtungen auflege, und daß er zu glücklich ſey, wenn ſeine bisherigen unbedeutenden Dienſte einen geringen Theil der erſteren gelöſt hätten. — So endigte eine Audienz, die ein Menſchengeſchick der Willkühr des vermeſſenſten Egoismus dahin gab.

Im Beſitz des verhängnißvollen Blattes, im triumphirenden Vorgefühl eines nahen Gelingens ſeiner Plane, durchwandelte der Marcheſe einen Theil des fürſtlichen Parks, der auf die Straße führte, als er am entgegen geſetzten Ende der Allee die Prinzeſſin Auguſte ſah, wie ſie ihre Damen entließ und mit einem Buche in der Hand, ihm entgegen, nach dem einſamen Pavillon ſchritt. Der geſchmeidige Weltmann verbeugte ſich bei der Annäherung ehrfurchtsvoll, und als ein kurzes Zögern der Fürſtin ihn zur Rede auf zu fordern ſchien, äußerte er ſich mit jenem leichten gefälligen Weſen, das Bedeutungsvolles nur berührt und dem Alltäglichen einen kurzen Reiz zu geben weiß. „Man ſagt", begann er, „nur der Kummer ſuche die Einſamkeit; allein der Freude ſchöner Abglanz, der ſich ſeit einigen Tagen ſchon auf Euer Durchlaucht Stirne malt, zeigt meiner innigen Theilnahme, daß auch die Glücklichen und Hochbegabten den ſtillen Frieden ſuchen!" — „Ihn habe ich noch nicht vermißt!" entgegnete Auguſte erröthend. „Dank dem harmloſen Weben unſerer kleinen Reſidenz! Die Einſamkeit aber des blühenden Gartens läßt meinen Matthiſon mich zwiefach lieben und verſtehen!" — Anmuthig grüßend ging ſie nach dem Pavillon.

Der Marcheſe trat in die Straße, und noch lag die Spur eines hämiſchen Lächelns um ſeinen Mund, als er auf den Maler ſtieß. — „Willkommen!" ſprach Alfieri herzlich und drückte ihn an ſeine Bruſt; „beinahe ſcheint es, als müſſe ich den Zufall anflehen, wenn ich des Freundes einmal froh werden will. Seit einer Ewigkeit hab' ich Sie nicht geſehn, doch diesmal entkommen Sie mir nicht! Haben Sie einige Stunden Zeit?" — „Recht gern! — warum nicht?" entgegnete Fernando und ſchien zerſtreut. — „Wahrhaftig", ſagte der Marcheſe luſtig und zog ihn mit ſich fort — „ein geheimer ſympathetiſcher Zug ſcheint zwiſchen Ihnen und Ihrem Ideale zu walten, denn der Prinzeſſin begegnete ich ſo eben im Park, wo ſie mit derſelben träumeriſchen Miene ganz allein den einſamen Pavillon ſuchte." — Alfieri empfand eine zuckende Bewegung am Arm ſeines Begleiters und fuhr fort: „Was gilt's, ich ſcheuche dieſe Wolken von Ihrer Stirn? Ein köſtliches Gemälde habe ich aus Italien erhalten; von welchem Meiſter, verrathe ich nicht: es ſoll Sie überraſchen — entzücken!" — „Ein ander Mal", antwortete Fernando und machte ſich vom Arm des Marcheſe los. „Beinahe hätte ich vergeſſen — ein dringendes Geſchäft — vergeben Sie! Auf den Abend ſind Sie vielleicht zu Hauſe — oder morgen — ich freue mich auf den Genuß, den Ihre Güte mir gewähren will. Was Ihrem feinen Kenner-Auge zuſagt, muß den Stempel der Vollendung tragen!" — „Auf heute Abend alſo?" ſagte der Marcheſe mit leichtem Ton und ohne eine Miene zu verziehen. — Haſtig entfernte ſich der Maler, und ſchlug eine, dem Park entgegengeſetzte Richtung ein.

Dem Räuber gleich, der in den angehäuften Brennſtoff den zündenden Funken geworfen, und nun dem Verſteck zuſchleicht, von wo er mit düſterem Blick der Menſchen ſichere Wohnungen belauert, bis ſie das verheerende Element ſeinen neuen Freveln überliefert, trat Alfieri in ein nahes befreundetes Haus und warf vom hohen Fenſter hinab die ſpähenden Blicke in den fürſtlichen Park. (Die Fortſetzung folgt.)

Der patentirte Spitzbube.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Während der Belagerung von Copenhagen durch Friedrich I., König von Dänemark, hörte eine Schildwach, welche vor dem Zelte des Generals ſtand, daß Befehl gegeben ward, ein Detaſchement ſolle 600,000 Thaler, aus Schweden kommend, geleiten; Geld, welches beſtimmt war, die Truppen, die ſchon Unruhen begonnen, zu bezahlen. Dieſer Soldat deſertirte ſogleich. Als er zum däniſchen General geführt ward, beorderte dieſer, ſobald er das Geſchehene hörte, eine drei Mal ſtärkere Colonne, und das Geld ward erbeutet. Der König von Dänemark, höchſt erfreut über den Fang, ließ den Deſerteur kommen, und fragte: was ihn zu jenem Verrath bewogen habe? — „Sire", ſagte er, „die Furcht, gehangen zu werden, ſo wie geſtern einer meiner Kameraden gehangen wurde." — „Und der?" — „Er hatte geſtohlen!" — „So mache Du's ihm nicht nach!" — „Das kann ich nicht laſſen; darum bin ich lieber zu Ihnen gekommen, weil ich weiß, daß man in Ihren Staaten nicht ſo ſtreng damit verfährt!" — Den König beluſtigte diesmal eine ſolche Freimüthigkeit und er ſagte: „Nun, ich werde Dir 20,000 Florin geben, dann wirſt Du nicht mehr an's Stehlen denken!" — „Danke verbindlichſt, Sire; aber ich bedaure, das würde mich nicht heilen! Wenn ich Ew. Majeſtät um eine Gnade bitten darf, ſo wäre es nur die, daß Sie mir

erlauben, überall in Ihren Staaten frei zu stehlen, wo es mir beliebt, versteht sich, nicht mit Gewalt, sondern mit Manier! Aber kein Richter, kein Vogt, kein Häscher müsse mir je etwas anhaben dürfen; ich will nur die Schläge aushalten, die mein Ungeschick oder meine Unvorsichtigkeit mir von den Leuten zuzieht!" — Die Dreistigkeit des Kerls gefiel dem König so, daß er ihm wirklich ein Patent verlieh, als „privilegirten Spitzbuben, im Gefolge des Hofes" (voleur privilegié, suivant la cour).

Duschet.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Hr. Korn, vom Hof-Theater in Wien, hat uns „Don Cäsar" in „Donna Diana", „Baron Gluthen" im „letzten Mittel", „Hyppolit" in „Phädra" und „Florwald" in dem von Kurländer aus dem Französischen übersetzten Lustspiel: „der verwundete Liebhaber" als Gastrollen gegeben. Des geschätzten Künstlers sämmtliche Leistungen wurden mit Beifall aufgenommen und die Kritik hat sie als bedeutend anerkannt. Den „Don Cäsar" begann er, nach unserer Ansicht, zu kräftig, und ohne die vortrefflichen, besonders in zarter Rede mächtig wirkenden Modulationen, die wir in der zweiten Hälfte der Darstellung mit großer Freude bemerkten. Jener Umstand entstand aber, wie wir hörten, davon, daß dem Gaste gesagt war, man verstehe den Schauspieler in unserm Theater nur schwer und so glaubte Hr. Korn, die Rolle hier stärker anlegen zu müssen, als er es gewohnt ist. Bei der großen Deutlichkeit seines Vortrags war dies aber unnöthig; überhaupt würden bei uns die Undeutlichen sich nicht mehr mit der Lokalität entschuldigen wollen, wenn sie z. B. durch Hrn. Wolff sich belehren ließen, daß auch die leiseste Nüanze der Rede verstanden wird, wenn man sie mit Geschick ausführt. Hr. Korn hat als „Don Cäsar" gewandt und würdig gespielt; sich vor dem Auftragen mit der Geberde gehütet, dagegen mehr mit intensivem Ausdruck gewirkt, der auch ohne starke äußerliche Beihülfe epigrammatisch genug wurde. An seinen Bewegungen möchten wir mehr Freiheit, namentlich im Spiel der Hände, wünschen; es scheint fast, als wollten sie über einen engen bestimmten Kreis nicht hinaus, wie wir dies mehr noch bei dem „Hyppolit" wahrnahmen, wo ein großartigeres Spiel mit Recht gefordert wird. — Bei dem „Baron Gluthen" vermißten wir einen Grad von offener Gutmüthigkeit, womit die mitunter derben Reflexen für die „Baronin Waldhüll" weniger beleidigend werden könnten; doch auch diese Rolle und der „Florwald" waren Beweise eines entschiedenen Talents für das Lustspiel und man giebt mit Recht unter den Gästen, welche in letzter Zeit zu uns kamen, Hrn. Korn den ersten Rang. — Hr. und Mad. Devrient (geb. Böhler), vom Stadt-Theater in Leipzig, gefallen in ihren, noch nicht beendeten Gastspielen, von denen wir später sprechen werden. — „John Bull", Schauspiel nach dem Englischen des J. Colman, übersetzt von C. Blum, hat eine hübsche, aber mitunter zu sehr skizzirte Charakteristik, und dagegen in der Rühr-Partie zu viel falsche Sentimentalität und Breite; letzteres ließe sich noch abandern und dann würde das Stück gewiß besser wirken, als bisher.

— Im Königsstädtischen Theater wurden „das Fest der Winzer", eine alte Oper von dem zu seiner Zeit berühmten Kunzen, und „der Tausch", Oper von Herold (Text nach dem Französischen von Castelli übertragen), mit günstigem Erfolge gegeben. In ersterem Stück wird der „Schulmeister" von Hrn. Spitzeder mit höchst charakteristischer Haltung ungemein ergötzlich dargestellt und überhaupt gehören beide Vorstellungen zu den besten auf jener Bühne. — In Demoisl. Felsenheim — eine jugendliche hübsche Gestalt, mit einer vielversprechenden Altstimme — hat dieselbe ein neues Mitglied gewonnen. —.

— Die von der Sanderschen Buchhandlung angekündigte Uebersetzung des „Lebens der Jeanne Boudieres de la Mothe Guyon", wird nun in Kurzem erscheinen. Schon Fichte stellte die Guyon auf einen hohen geistigen Standpunkt, und äußerte mehrmals, sie habe seine tiefste Meinung in sich getragen. Jean Paul spricht über die tiefgefühlende Frau, im vierten Bande des „Titan" (S. 192), folgendermaßen: „Ich lese jetzt das Leben der herrlichen Guyon, diese weiß, wie man liebt. Dieser göttliche Affekt gegen das Göttliche, dieses ewige Leben und Weben in einer großen Idee — diese wachsende Liebe durch die Heiligung und die wachsende Heiligung durch die Liebe! Mir entsinkt das Buch, ich schließe die Augen, und weine und liebe Dich. — — Ihr zerstreuten Männer! nur die Weiber lieben. Die Guyon, die heilige Therese, die etwas prosaische Bourguignon, liebten Gott, wie kein Mann (außer dem herrlichen Fenelon). Der Mann geht mit dem höchsten Wesen um, wie mit dem Schönsten". Die Uebersetzerin, Frau von Montenglaut, hat beide Sprachen sehr in ihrer Gewalt und wird also dieses Werk in unserer kräftigen, für die schärfste Sonderung jeder Empfindung, wie jedes Begriffs, geeigneten Sprache trefflich wieder geben. — A —.

Die Ortsbehörde einer kleinen Stadt hatte eine heimliche Spiel-Anstalt ausgemittelt, und ließ den Unternehmer verhaften. Der Richter war neugierig, das Spiel zu kennen, ließ den Delinquenten kommen und befragte ihn über das Nähere; er sollte ihm das Spiel nennen. „Das kann ich nicht" — sagte der Beschuldigte — „aber geben Sie Karten, dann will ich es Ihnen vorspielen". Der Richter holte Karten, und Jeder setzte, um es recht anschaulich zu machen, ein Paar Goldstücke. Nicht lange, so hatte der Richter 25 Louisd'or verspielt. Jetzt erklärte er, es begriffen zu haben und forderte sein Geld zurück. „Mit nichten", sagte der Spieler, „davon steht nirgend etwas geschrieben! Ich erwarte mein Urtheil, aber dies ist Privatsache!" — Der Prozeß ward eingeleitet, und der Spiel-Unternehmer wurde für sein verbotenes Spielhalten drei Monat eingesperrt; aber des Richters Gold — blieb verspielt; er hatte die Prozeßkosten bezahlt! (Pandore.)

Bei den Alpenhirten in Tyrol ist Treue in der Liebe eine angeborne Tugend. Jede Schäferin hat dort ihren Liebhaber, den sie Sonnabends, wenn die Geschäfte der Woche abgethan sind, schon von fern mit seinem Lieblingsliede erwartet. Sobald er nahet, öffnet sich das Fenster, und dann fliegt der Erwartete in die Arme seiner Geliebten. So leben diese Menschen zusammen, ohne priesterliche Weihe, zeugen Kinder und heirathen sich, nachdem sie mehrere Jahre diese Erstlinge ihrer Liebe auf gemeinsame Kosten ernähret. Aber nie kommt in diesem Verhältnisse eine Untreue vor. Was sie sich geliebt, halten sie so treu vor, als nach der Ehe! (Journ. d. Déb.)

Gräfin Mazarin gab einst auf ihrem Landsitze im Winter ein Fest. Um den Gästen jede mögliche Unterhaltung zu gewähren, war in dem Zimmer neben dem Tanzsaal, mit künstlichem Grün, eine Landgegend dargestellt, und unter Glöckleinklang weidete hier eine Heerde Schaafe. Zum Unglück wurden aber die Thiere durch die Lichter scheu; der Leithammel und hinter ihm her die ganze Heerde, gerieth in den Tanzsaal und mischten sich unter die wirbelnden Tänzer, die sie nur mit Gewalt wieder verlassen wollten! (Pandore.)

In der Gegend von Saarlouis hatten sich vor einiger Zeit eine ungeheure Menge Wiesel eingefunden. Ein Mensch, der mit Napoleon nach Egypten gegangen und dort lange Zeit geblieben war, gab den (auf Erfahrung begründeten) Rath, man solle den Hauptfeind jener Thiere, den Sperber, gegen sie gebrauchen. Dies geschah, und in kurzer Zeit fand man 10000 Wiesel von den Sperbern getödtet! (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 18. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 18. 1825.

Beilage zum 111ten Blatte des Gesellschafters.

Ueber die Verwandtschaft der Sanscrit-Sprache mit den Westslavischen Sprachen.

(Ein Nachtrag.)

Aus einem englischen Werke liefert der „Gesellschafter" (Blatt 64—66, Jahrgang 1825) einen Aufsatz über die Sanscrit-Sprache. Ohne sie selbst genauer zu kennen, oder wenigstens die Zeit zu erwarten, wo ich den erwähnten Aufsatz in der Ursprache lesen kann, will ich vorläufig einige kleine Beiträge zu dieser interessanten Abhandlung aus den mir bekannten westslavischen Sprachen liefern, in denen sich nicht etwa bloße Assonanzen, sondern gleiche Bedeutung und Klang, in gleichem Wort-Bau findet. Der Verfasser oder Einsender führet (S. 324 des „Gesellschafters") die slavischen Sprachen als die siebente Klasse der Abtheilungen und Sprach-Stämme an, welche vom Sanscrit herstammen sollen, deren Vater der Sanscrit seyn soll?? — Ohne mich an eine Widerlegung dieser Vaterschaft zu wagen, und die Bemerkung geltend zu machen, daß einzelne Worte, vielleicht 500—1000 höchstens in jeder Sprache, die wirkliche Abstammung weniger beweisen, als eine frühe Berührung der betreffenden Völker, und den Austausch einiger Worte unter denselben, will ich nach der Ordnung der angeführten Worte aus der Sanscrit-Sprache die slavisch-polnischen Worte anführen, die gleich bei dem Lesen als gleichlautende und gleichbedeutende mir aufgefallen sind:

mata,	polnisch	Matka,	Mutter.
a-ham,	—	ja sam,	ich selbst.
nuva,	—	nowy,	neu.
uda,	—	woda,	Wasser.
axi,	—	oko,	Auge.
dui,	—	dwie,	zwei.
Schasch,	—	Szesc,	sechs.
ashta,	—	osim,	acht.
asti,	—	jest,	er ist.
proti,	—	przed,	vor.
tri,	—	trzi,	drei.
chatur,	—	cztery,	vier.
pancha,	—	pięc, (lies pientsch)	fünf.
nasa,	—	nos,	die Nase.
vala,	—	walny,	kräftig.
bhrata,	—	brat,	Bruder.

Alle diese Worte lauten noch ähnlicher, wenn man dieselben nach dem englischen Accent und der englischen Lese-Art ausspricht, und mit der richtigen polnischen Aussprache gleichfalls nicht unbekannt ist.

Wenn gleich derjenige, dem die Sanscrit-Sprache eben so geläufig wäre, wie die polnische, oder der, ein Sanscrit-Wörterbuch in der Hand, dasselbe mit einem polnischen Wörterbuche vergleichen möchte, noch mehr ähnlich-lautende und zugleich gleichbedeutende Worte fände, so würde er doch schwerlich unter den vielen Tausend Worten jeder dieser Sprache mehr als Tausend finden, die in diese Kathegorie gehören. Die große Mehrzahl der völlig unähnlichen mußte eigentlich mehr Eindruck machen, als diese wenigen ähnlichen. Krieg, Völker-Wanderung, Handel, Besuche der Weisen und Priester unter sich, nachbarschaftliche Wohnsitze und täglicher Verkehr, führten sehr oft fremde Worte in die älteren Sprachen ein, und das neuere Polnische wimmelt von fremden, aus dem Lateinischen, Französischen und Deutschen eingeführten Worten, die das Bürgerrecht an den Ufern der Weichsel und des Bug erhielten.

Wenn man nun sieht, daß in den Benennungen der Familien-Verhältnisse und der Zahlen, diesem ersten Anfange aller Kultur und Sprachbildung, so bedeutende Verschiedenheit in den verglichenen Sprachen herrscht, so wird man sehr geneigt, die wenigen Aehnlichkeiten von einem der oben bemerkten möglichen Verhältnisse ab zu leiten, oder die allgemeine Abstammung von einer Vor-Ausbildung der Sanscrit-Sprache, vielleicht von einem ausgestorbenen Ur-Volke, an zu nehmen, von dessen Wohnungen und aus dessen Munde alle die Sprachen hervorgegangen sind, welche wir jetzt vergleichen, die Sanscrit-Sprache eben so gut, wie die germanische, und die germanische eben so gut, wie die slavische. Diese letzte Sprache hat überdem, ohne eigentlich sehr reich zu seyn, doch ganz eigene und uralte Stamm-Wurzel-Worte, die gegen eine Abstammung vom Sanscrit große Zweifel erregen.

Der Vater, Pater, πατηρ father. Pita (sanscr.) heißt polnisch Oyciec, Gott nicht Deus, Θεος, Dieu, Deva (sanscr.), sondern Bog. Die Sonne nicht Sunna (sanscr.), nicht Sun, nicht ἡλιος, sondern Stonce; das große Gestirn, der Slón (Elephant) unter den Sternen. Die polnische Zahl Eins, Jeden, oder raz, Einmal, hat nichts gleiches in andern Sprachen, ist ein reines Stammwort; eben so wenig hat die Zahl neun, Dziewięc, Gleiches in den nicht slavischen Sprachen. Wenn man so die böse Sieben in ihrer Umwandlung aus den alten Sprachen in die neueren verfolgt, so erstaunt man über die wenige Aehnlichkeit des Ur-Enkels mit dem Ur-Großvater, επτα, (Hepta, griechisch), gab dem lateinischen Septem sein Entstehen, daraus wurden ein Seven in Brittannien, sept in Gallien, siedm in Polen, Sebben im Plattdeutschen und Sieben im Hochdeutschen.

Von wem haben nun die Slaven zählen gelernt? haben sie ihre Zahlzeichen selbst erfunden? warum nur einige? warum wurden andere aus der Fremde eingeführt? Was ist in ihren Zahlen ächt alt National-Gut? was fremden Ursprungs? Daß die Vergleichung der Sprachen noch zum Theil eine terra incognita oder Neu-Land sey, ist eine sehr richtige, aber auch wichtige Bemerkung im vorliegenden Aufsatze; wie aber soll es besser werden? Wer hat die Kraft und die Wissenschaft, alle Sprachen zu umfassen? Wer hat Zeit und Lust dazu? Und wer hat Muße und eigene Mittel oder fremde hinlängliche Unterstützung zu solchen Studien? Wo ist ein Verein für diesen großen weithistorischen Zweck, geschlossen von mehreren tüchtigen Männern? Wo ist ein Albion? wo der Mäcen, wo das

Vaterland, in dem die Propheten dem Gifte des Neides nicht unterliegen? wo das Brod, nach welchem die Kunst und die Wissenschaft meist umsonst rennen? — bis an's kühle Grab. Warum kosten die Erfindungen und Entdeckungen ihren Erfindern und den Entdeckern ihr eigenes Brod und Markt-Geld? und machen sie arm? Nur Capitain Parry segelt sicherm und hohem Ehrensolde entgegen, oder scheitert und erfriert.

Wenn ich nun Rechenschaft geben soll, warum ich diese wenigen Zeilen schrieb, so scheint es mir, als machte es mir Freude, die slavonischen Volksstamme, als Abkömmlinge eines großen genialen und originellen Volksstammes selbstständiger Art zu schildern und zu betrachten, und als thue es mir weh und leid, diesen großen Volksstamm bloß als eine Militair- oder Handels-Colonie der Ostindier zu betrachten. In dem großen Asien war Raum genug für sehr große und doch sehr scharf durch Steppen, Ströme und Gebirge gesonderte Volks-Massen; unser europaischer Maaßstab ist überhaupt für die gigantischen Verhältnisse der andern Welttheile zu klein; Dessau ist eins der lieblichsten Länder Europa's, aber Brasilien und Mexiko doch etwas größer und auch nicht übel; doch salvo meliori. Glz.

Herrin.

Herr Direktor Jeune hat in der Spenerschen Zeitung (Nr. 135. 1825) den alten Vorschlag erneuert, Personen des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen mit „Herrin" an zu reden, „weil man in Gesellschaften dadurch oft Verlegenheiten entginge" *). Der Grund läßt sich hören in einer Zeit, wo man mehr an den äußern Schein in der Geselligkeit, als an ein tüchtiges Hauswesen denkt; für Letzteres aber will uns der Vorschlag durchaus nicht gefallen. Die Stoßseufzer über die Herrschsucht der Frauen haben sich wohl eher vermehrt, als vermindert und wenn man die Frauen außer dem Hause Herrinnen nennt, werden sie es im Hause um desto entschiedener seyn wollen. Verständigen Leuten ist jede Beziehung der Art ziemlich gleichgültig; bei Unverständigen schaden sie, wie wir namentlich auch über die Benennung „Fräulein" uns zu sagen erlauben. Der Hochmuth auf Nichts ist an der Tagesordnung und wir kennen gar viele Töchterchen, die jetzt schon roth werden vor Aerger, wenn man sie nicht Fräulein nennt, obwohl sie zwar zu Herrinnen — d. h. Gebieterinnen nach ihren Launen — nicht aber zu Frauen taugen, indem sie sich um das, was Hausfrauen bedürfen, gar nicht oder wenig bekümmern. Wir wollen den burgerlichen Jungfrauen das Wort „Fräulein" nicht abstreiten in Bezug auf die adlichen Jungfrauen (bei denen indeß der überall unangenehme Hochmuth weniger schaden kann, da sie in der Regel zu eigentlichen Hausfrauen nicht gebildet werden sollen und die lange Gewohnheit dieser Benennung hier auch den falschen Schein mindert), sondern nur in Bezug auf die Wirkung bei denen, die sich dadurch höher gestellt glauben oder gestellt seyn wollen.

*) Und werden die Frauen, deren Männer betitelt sind, mit der bloßen „Herrin" zufrieden seyn? — Kaum! Also ware das Wort auch in diesem Betracht nicht einmal willkommen. H.

Das Wort „Herrin" soll von „Frauja" abstammen, und von diesem Worte sollen sich, unter Anderem, noch Ueberbleibsel in „Frohn" befinden; eine Zusammenstellung, die den Mannern ebenfalls nicht behagen wird, da sich hier leicht der Gedanke an Frohndienst aufdrängt und selbst den Frauen die Hindeutung nicht angenehm seyn kann, daß Frauen- und Frohndiener ähnlichen Ursprungs sind.

Der Vorschlag, das Wort „Herrin" in das gewöhnliche Leben ein zu führen, ist schon seit zwei Jahrzehenden mehrmals vergeblich wiederholt worden; auch Jeune wird es erfahren, daß dies Wort nicht zur Anwendung kommt und sich demnach, will er hier eine Aenderung bewirken, auf etwas Besseres besinnen müssen. H.

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Ew. Wohlgeboren wollte ich hierdurch nur bemerken, daß Sie ganz richtig mich, aus den 16 Feldern in Ihrem vorletzten „Bemerker" als den Oedip des Simrockschen Rösselsprungs erkannt haben, und ersuche ich Sie noch ergebenst, Folgendes in dem nächsten „Bemerker" abdrucken zu lassen:

„Merkzeichen" für Karl Simrock.

Vom Oedip seines Rösselsprungs-Räthsels.

(Im umgekehrten Rösselsprung.)

Ga	vor	be	Höch	sieh'	nur	nen	Reiz
Platz	mit	den	die	leh	sten	ich	ben
wir	lan	der	er	en	D'rum	und	So
Sie	stem	Frau	ten	Je	so	Le	stellt'
ten	Wie	hem	Män	ben	Wie	nur	Glanz
ge	hen	Le	ben	nan	der	Con	dem
ches	Erst	ner	ca	che	cal	ver	die
Rei	le	rei	Wo	lei	Wo	Spra	dann

Ludwig Liber.

1825. No. XXV.

Blatt der Ankündigungen.

Bei Tob. Loeffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen hiesigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Neues Schatzkästlein für Freunde munterer Laune und heitern Sinnes. Eine

Sammlung der ausgesuchtesten und neuesten Gesellschafts- Karten- Sprüchwörter- und Pfänderspiele, Räthsel, Charaden, unterhaltende Kunststücke, Anekdoten, Toaste und die vorzüglichsten Gesellschaftslieder für frohe Zirkel.

Eleg. geb. Preis: 1 Thlr.

Ein wahrer, höchst reichhaltiger, ja unerschöpflicher Schatz für jede fröhliche Gesellschaft, in allen Jahreszeiten! Wie viele Schriften man auch hat, welche Mittel zur Unterhaltung angeben — keine dürfte wohl diesem Buche, das sich noch dazu durch den äußerst geringen Preis und durch ein höchst freundliches Aeußere auszeichnet, zur Seite gesetzt werden können. — Spiele, Räthsel, Kunststücke und Anekdoten sind meistens neu, mit jovialer Laune, aber dennoch streng gewählt, um ihren wahren Zweck, Lust und Leben in eine Gesellschaft zu bringen, vollkommen zu erreichen. Die Toaste und Gesellschafts-Lieder werden jedem Freunde des Gesanges eine sehr willkommene Zugabe seyn, indem man nicht leicht eine so glücklich gewählte Zusammenstellung der besten und beliebtesten Lieder finden wird.

Literarische Anzeige.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Italien und die Italiener
im
neunzehnten Jahrhundert.
Nach dem Englischen des A. Vieussenx
von Georg Lotz.
Zwei Bändchen.

Die Urtheile der englischen Zeitschriften („Edinburgh Review" etc.), so wie der deutschen (wir erwähnen nur das „Morgenblatt" und das „Conversationsblatt"), stimmen darin überein, daß dieses Werk jedes andere über Italien weit übertrifft. Die Engländer selbst sagen: „Das beliebte Buch von Moore ist dagegen armselig zu nennen." — Der Verfasser, der in neunzehn Jahren nach und nach ganz Italien durchreisete, hat es in jeder Beziehung treffend geschildert. Nächstdem giebt er die interessante politische Geschichte Italiens (mit vielen bisher unbekannten Anekdoten durchwebt) vom ersten Anbeginn der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit und eine Uebersicht der italienischen Literatur. Bei so vielem Anlaß zur Unterhaltung und Belehrung dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in Deutschland dieses Werk ein allgemeines Interesse erregen wird.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

„Die Biene"

Original-Zeitschrift aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, redigirt von J. F. Haefelinger d. J.

Diese Zeitschrift, von welcher so eben der zweite Band beendigt ist, liefert durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze bekannter Schriftsteller, als: Professor L. Kruse, Rektor Lehmann, Rath Ludwig, Herrmann Röpe, Carl Hold, Roderich vom See, F. F. Ludewieg, Henriette Freese, Minna Hoffmann, geb. Blumenhagen, u. A. m. Auch liefert darin der rühmlichst bekannte Herausgeber der in den Jahren 1821 und 1822 in Hamburg erschienenen „dramaturgischen Blätter", Prof. F. G. Zimmermann, Kritiken über die Hamburger Bühne.

Wöchentlich erscheinen 2 Bogen gr. 8. Der Preis des Jahrgangs ist 15 Mrk. Hamb. Cour. oder 6 Thlr. sächs. Alle löbl. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Letztere wenden sich gefälligst an Hoffmann und Campe
in Hamburg.

Fanny Tarnow's neuster Roman.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben:

Sir Richard Falconnet und William.
Frei nach dem Englischen
von
Fanny Tarnow.
2 Theile. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Den frühern mit so großem Beifall aufgenommenen Arbeiten dieser beliebten Schriftstellerin schließt dieser neue Roman sich würdig an.

Ankündigung
zum Vortheil der Subscribenten auf das Werk:
Uebersicht
der gesammten
direkten und indirekten Besteuerung
in den
Preußischen Staaten
als Grundlage und im Vergleich zu den verschiedenen Steuersystemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze in Berührung kommen, als Rußland, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Frankreich u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,
von
Carl Wilhelm Schmidt,
Königl. Steuer-Rendant, Verfasser der „mechanischen Technologie", ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam u. a. m.
Zwei Bände.

Da wir diesem Werke — welches über seinen Gegenstand entschieden das brauchbarste, und für Regierungs- und Gerichts-Behörden, Magistrate, Kaufleute, und überhaupt alle Geschäftsmänner, ein vortreffliches Handbuch seyn wird, indem es nicht bloß die Steuern des Preußischen Staats, sondern auch der angrenzenden Länder umfaßt — alle neueren Gesetze, Verfügungen und Bestimmungen, so vollständig als möglich, beifügen wollen, so können wir es erst im August dieses Jahres ausgeben. Es bleibt demnach der Subscriptions-

Preis mit 2 Thlr. 12 Gr. Pr. Cour. bis zum 15. August d. J. gültig. Von da ab tritt der Ladenpreis mit 4 Thlr. Pr. Cour. unabänderlich ein. Ausführlichere Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben, die auch sämmtlich Subscriptionen annehmen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen (Berlin, in der Maurerschen) zu haben:

Szenen zu Rom
während
der Jubelfeier im Jahr 1825.
Mit einer Ansicht der Peterskirche.

Sauber geheftet: 18 Gr.

Das jetzige Jubeljahr ist um so merkwürdiger, da man vor 25 Jahren keins in Rom, wegen der Invasion von Napoleon, hat feiern können; das katholische Publikum muß sich freuen, daß es jetzt geschehen konnte, das protestantische zugleich, wenigstens seiner Belehrungen wegen, welche es durch die Szenen erhalten wird. Der Verf. erzählt und beschreibt die gewöhnlichen Feierlichkeiten der geöffneten goldenen Pforte, die Züge der zum Jubelfest eilenden Pilgrimme und Pilgrinnen, das Treiben und Walten der hergekommenen Volksmenge dustfertiger Seelen, spekulativer Köpfe, Vortheile ziehend und hoffend aus der Zeit des Jubeljahrs zu Rom. — Es erscheinen also in den Szenen die Individuen der vornehmern und gemeinern dahin gekommenen Welt, welche der Verf. ganz anschaulich und ergötzend vorgeführt hat; es giebt Szenen auf Promenaden, in und vor den Kirchen, in Tavernen, auf Kaffehäusern, in Privatwohnungen ꝛc. der vornehmern, der bürgerlichen und theatralischen Welt; man sieht wohl, daß der Verf. in dem Allem sehr unterrichtet und daheim gewesen ist; ganz unterhaltend hat er einen Roman dabei angelegt, dem nichts fehlt, als ein künftiges Erweitern und Fortspinnen, um denselben gefällig zu endigen; besonders ist sehr viel Mühe auf die Charakterzeichnungen der sprechenden und handelnden Personen gewendet, welche in dieser bunten Jubiläums-Welt auftreten. Es wird Keinen gereuen, dieses Alles gelesen und beherzigt zu haben. Das Werkchen wird durch den Umschlag mit der äußerst sauber gearbeiteten Ansicht der St. Peterskirche noch mehr empfohlen.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die
Kunst des äußern Vortrags
von
Dr. Anton.
Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Tabellarische
Arzneimittellehre
für
praktische Aerzte und Wundärzte.
Von
Dr. Adolph Pachur.
gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung
praktischer Erfahrungen
bei den vorzüglichsten
technischen Gewerben und Künsten
und deren Fortschreiten,
besonders
beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt
von
Carl Wilhelm Schmidt.
1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.
Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Die unterzeichnete Buchhandlung fordert hiermit, Namens des Verfassers, zur Theilnahme auf an der Subscription für

Bernhardt Wanschaff's
„Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen."

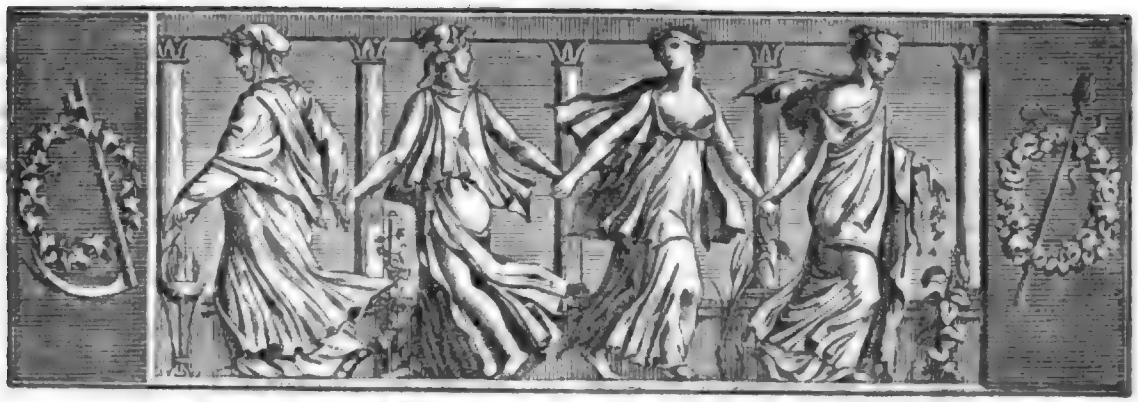
Das Werk, mit den dazu gehörigen Kupferstichen, kostet den Subscribenten 1 Thlr. 15 Sgr.: wer es später kauft, muß es mit 2 Thlr. 15 Sgr. bezahlen und es werden nur wenige Exemplare mehr gedruckt, als durch die Subscriptionen verlangt sind. Um die Wichtigkeit der Sache an zu deuten, weisen wir hin auf zwei schon vorläufig darüber in öffentlichen Blättern erschienene Aufsätze, nämlich in der Spenerschen Zeitung Nr. 273, vom 19. Novbr. 1824, und im „Gesellschafter" Blatt 202, vom 18. Dezbr. 1824.

Wir glauben damit die Aufmerksamkeit des Publikums genugsam erregt für eine interessante Erscheinung in der Literatur und Wissenschaft und schließen die Anzeige mit dem Wunsche: der Ausgang dieser Angelegenheit möge zu dem Resultat führen, daß die Deutschen einem wackern Manne, der eine lange Zeit und bedeutende Kosten in vollem Vertrauen auf seine Landsleute verwendete, gern Beweise einer thätigen Theilnahme geben.

Die Subscriptionen können in jeder Buchhandlung geschehen. Wer seine Bestellungen direkt an uns einsendet, den bitten wir, es postfrei zu thun.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 15. Juli. 112tes Blatt.

Der große Churfürſt.

Gruß an die ſchwäbiſchen Romanzen-Sänger von Julius Curtius.

1.

In dem Brandenburgerlande blinket mancher ſchöne Dom,
Spiegeln manche ſchöne Städte ſich im dunkeln Havelſtrom;
Der, in ſtillem Wellendrange, kommt mit ſeinen blauen Wogen
Zweyen alten Brennenſtädten feierlich vorbei gezogen.

Eine iſt in ſchönen Liedern allen Landen wohlbekannt,
Brandenburg, die Waldesfeſte, hat die Vorzeit ſie genannt,
Drinnen horſteten die Adler, und ſo manche kühne Helden
Sind aus ihren Mauern kommen, wie die Sagen uns vermelden.

Und die andre will ich preiſen, Rathenau, die alte Stadt,
Wo ſo mancher kühne Reiter ſeinen Tod gefunden hat;
Kommt mit mir in meine Heimath, höret von den alten Zeiten,
So die ſüßen Lieder rühmen, von der Väter Heldenſtreiten.

2.

Rathenau, du Wellen-Inſel, wehe deinen alten Mauern,
Hinter denen wilde Feinde jetzt auf deine Kinder lauern:
„Euer Churfürſt iſt am Rheine!“ trotzen ſie mit keckem Muthe,
Und die mordgewohnten Schwerdter färben ſie mit Weiberblute.

„Unſer Feldherr Wrangel lebe, mit ihm ſeine tapfren Schweden!“
Alſo klingen ſie die Becher, tröſten ſich mit hohen Reden,
Und die Bürger faßt ein Bangen, bis die wilden Feinde trunken
Schnaubend in den Häuſern ſchlafen, und die Nacht herab geſunken.

Doch zum hellen Waffentanze klopfet mächtig an den Thoren
Dörfling mit dem Helden-Arme; ſchaurig tönt es in die Ohren;
Und die Walle ſind erſtiegen, und die Mauern überwunden.
Jetzt, ihr kühnen Feindesſchaaren, wie iſt euer Muth geſchwunden!

Hei, wie blinken in dem Dunkel, Dörfling, deine Flammenſtreiche,
Und die blanken Roſſe tanzen luſtig über Blut und Leiche;
Bang und nachtig durch die Felder ſchleichen mit den tiefen Wunden
Die verwegnen Schwedenhelden, nimmer mögen ſie geſunden.

Das ſind eure Brandenburger, die am blauen Rhein gefochten,
Die euch trunk'ne Siegbethörte ſchrecklich aus dem Schlafe pochten:
Unſer Churfürſt iſt am Rheine, unſer Churfürſt iſt zu Hauſe,
Unſer Churfürſt allerwegen, wie das ſchnelle Sturmgeſauſe.

Jetzo feierlich gebetet und gedankt dem Herrn der Erde,
Was ſo ritterlich begonnen, daß es auch vollendet werde,
Denn noch gilt es manchen Schwerdtſchlag draußen auf der grünen Haide,
Morgen hin zu neuem Tanze in dem rothen Siegerkleide.

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

Die meinigen trafen jetzt auf die rothe Naſe des hinkenden Gerichtsboten, der ſeit einigen Minuten durch Scharren und Huſten ſeine Nähe zu erkennen gab. „Schon zehn Uhr?“ rief ich aufſpringend. „Hier liegen die Akten, ich folge ſogleich!“ — Ich bemerkte, wie er, im Streben, das Packet von der Erde auf zu nehmen, hin und her ſchwankte und ſprach: „Würdiger Bote der Themis! Am frühen Morgen ſchon nährſt Du das heilige Feuer und leuchteſt in ihrem Dienſt!“ — „Ich nähre es nicht, Herr Aſſeſſor!“ entgegnete der Schalk; „leider ſitzt es mir im Halſe; d'rum gieße ich naß zu und treibe es auf die Extremitäten. Zur Blutfahne wird dann meine Naſe und ſchon manche iſt vor ihr erblaßt: denn“ — fuhr er fort und hinkte nach der Thür — „ich repräſentire die Gerechtigkeit!“ — Ich folgte dem Repräſentanten auf dem Fuße.

An der Thür unſers Wohnzimmers, wo ich vorbei mußte, befand ſich ein kleines Fenſter, welches von innen mit einer Gardine bedeckt war. Dieſe hatte ſich

verschoben, und als ich vorüber gehen wollte, erblickte ich in der Stube meinen bösen Dämon, den Referendarius, in Gesellschaft meines Malchens. Mechanisch blieb ich stehen.

Mit einem freudigen Lächeln legte sie ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch und der unverkennbare Ausdruck einer sehr angenehmen Empfindung goß einen neuen Reiz über das liebliche Gesicht. Der Referendarius schien bewegt: er hatte den Hut ergriffen und näherte sich ihr. Was er sprach, konnte ich nicht verstehen, aber das Feuer seiner Rede malte sich in seinen Augen, in der Röthe der Wangen, und mit zärtlichem Ausdruck ergriff er ihre Hand und drückte sie mehrere Mal feurig an die Lippen. — Malchen lauschte ihm mit sichtlichem Vergnügen und ihre lebhafte Gegenrede ward mit so viel Wohlwollen, mit einer solchen Innigkeit ausgesprochen, daß mein Herz erstarrte. Als endlich der Referendarius, nach einer langen qualvollen Minute, der kleinen Hand die Freiheit wieder gab, blieb ein Billet in dieser zurück und ward von Malchen an dem verrätherischen Busen verborgen. — Ich war vernichtet, doch schnell belebten mich Ingrimm und Durst nach Rache. Ich fühlte, wie das Blut mir nach dem Kopfe stieg und das Verlangen in mir wuchs, diesem verrätherischen Zerstörer meiner Glückseligkeit den Hals zu brechen. Nur die beschämende Rolle des Lauschers und des Gastrechts Pflichten hielten mich ab, eine Unbesonnenheit zu begehen. Das Strafgericht ward daher verschoben und schleunig eilte ich davon.

Unmöglich war es mir, in's Collegium zu gehen; eine plötzliche Unpäßlichkeit mußte mich entschuldigen, und ziellos rannte ich in der Stadt umher. Was ich empfand, vermag ich nicht zu schildern. — Wuth und Schmerz hatten meinen Zustand zu einem besinnungslosen gemacht und nur allmählig gewann der letztere die Oberhand. Ich nahm Abschied von der Jugend schönem Traum, der heilige Anker meines Glaubens an Lieb' und Treue riß sich aus dem blutenden Herzen und zur freudenlosen Oede ward das Leben, um welches sie einst den magischen Schimmer gewoben. Die Wehmuth, die mich nun ergriff und die stürmischen Wellen in mir ebnete, ließ endlich eine leise Stimme zu mir dringen, die aus der Tiefe meines Herzens für Malchen sprach. Ist es wahrscheinlich, flüsterte sie, daß ein Mädchen von solcher Würdigkeit, ein Muster einfachen treuen Sinnes, ohne allen Uebergang an den heiligsten Empfindungen der Weiblichkeit frevelt? Kann eine Liebe, die Nahrung zieht aus Allem, was dem besseren Menschen theuer ist, gleich einem flüchtigen Geschöpf der Laune oder Eigensucht, schnell und spurlos verschwinden? Eine Liebe, deren Keim in der Kindheit goldenen Morgen fiel, die in dem Sonnenscheine frommer Elternliebe fröhlich empor wuchs und in dem Segen rührender Häuslichkeit zum Blüthenbaume ward, dessen Aeste sich schirmend ausbreiteten über der Tugend zarte Götterpflanze? Kann ein solches Gefühl dem gemeinen Schicksal verächtlicher Wallungen unterworfen seyn? — Nein, es ist nicht möglich! versicherte die Vernunft, und neue Hoffnung durchdrang mich.

Ich habe mich geirrt — wer weiß, was das Billet enthält, oder für wen es bestimmt ist und weit entfernt war das Zwiegespräch vielleicht von der Beziehung, die meine Leidenschaftlichkeit hinein legte. Aufgeregt von meiner Novelle, worin ein ähnliches Ereigniß die gewitterschwangere Wolke herauf beschwört, hat meine unselige Schriftstellerei mir auch diese Qual bereitet. — Woher aber das zärtliche Mienenspiel, das feurige Küssen der überlassenen Hand? — Ich fühlte, wie Zweifel und Zorn sich aufs Neue meiner bemächtigten; da riß ich mich los und faßte einen Entschluß. Fort zu ihr! und die nächste Stunde sehe mich reuig zu ihren Füßen, oder hinaus gestoßen in die sternenlose Nacht eines entzauberten Daseyns! —

Ich trat in mein Haus. Stets war es mir die Pforte des Friedens gewesen: jetzt fühlte ich meine Brust beklommen und die Unruhe wuchs, als ich die Schwelle der entwichenen Hausgötter betrat. Ich erblickte das verrätherische Fenster; noch war die Gardine verschoben und bei der Erinnerung dessen, was ich hier gesehen, wallte mein Blut von Neuem, und die mühsam erworbene Ruhe war dahin. Ich eilte auf mein Zimmer, um mich zu sammeln, und mein erster Blick fiel auf Malchen, die meine Novelle in der Hand hielt.

„Schon zurück?" — sprach sie mit unbefangener Freundlichkeit — „aber, mein Gott, Du machst ja ein Gesicht, als hättest Du so eben ein Todes-Urtheil unterschrieben! Ich hoffte Dich mit einem freundlicheren wiederkehren zu sehen. Warst Du etwa nicht im Collegium?" fragte sie neugierig und trat mir näher. — „Nein!" entgegnete ich mürrisch und schritt heftig in der Stube auf und ab. — „Nun wundere ich mich nicht mehr über den finsteren Geist, der aus der Anlage dieser Novelle spricht und mit einem Nachtstücke droht: auf den ersten Blick würde man in Dir den Verfasser erkennen!" — „Ich habe längst darauf verzichtet, durch meine Feder Deinen Beifall zu gewinnen; dieser Vorzug ward Anderen zu Theil!" — „Du wirst ja täglich liebenswürdiger! Entweder übersiehst Du mich, oder zum Opferlamm erwählt mich Deine üble Laune!" — „Unmöglich kannst Du so im Ernste sprechen und willkommen muß Dir jeder Klagegrund gegen mich seyn. Doch am Vorwande gebricht es ja nie dem spitzfindigen Wankelmuth Deines Geschlechts!" — „Das ist zu viel!" rief sie empört; „die Fähigkeit, ohne Schonung und Zartgefühl die Schuldlose zum Gegenstand Deiner

grundlosen Leidenschaftlichkeit zu entwürdigen, läßt mich eine Seite Deines Herzens sehen, die mir Gottlob bis jetzt verborgen blieb!“ — „Schuldlos?!“ sprach ich und vertrat ihr den Weg. „Wo ist der Brief, den Dir der Referendarius heute in die Hand drückte und der schnell von Dir am Herzen geborgen ward? — Ein Zufall machte mich zum Zeugen des tête-à-tête's; ich sah das feurige Handküssen, das Geberdenspiel des zärtlichen Gesprächs. Was war sein Gegenstand? Wo ist der Brief? — Er zeuge für die Schuldlose!“

Amalie schwieg und sah mir betroffen in's Auge; doch zu meinem größeren Aerger zeigte sich ein mir bekannter schalkhafter Zug um den Mund. Plötzlich aber schlug sie den Blick zu Boden und erwiederte mit leiser, schwankender Stimme: „Der Brief? Wie, Du sahst —?“ — „Ja, mit diesen Augen hab' ich es gesehen, und daß sie nicht zu Stein wurden, nimmt mich Wunder. Her mit dem Briefe! — Doch wozu auch? Ein Liebesbrief war es, ein verdammter, das ist gewiß; die Schuld malt sich auf Deiner Stirn. Sprich! was enthielt er? Du siehst ja, ich bin ruhig und auf Alles gefaßt!“ — Noch immer schwieg Amalie und rang nach Worten; endlich sprach sie mit zerknirschtem Ton: „Ich empfinde das ganze Gewicht dieses Augenblicks; doch erdrückend lastet es auf mir, und, im Innersten bewegt, muß ich mich sammeln, ehe ich ein offenes Bekenntniß vor Dir ablege. Ach, ich hätte es längst thun sollen! Vergieb, guter Carl, wenn ich mich jetzt entferne. Heute noch sollst Du Alles wissen. Welche Qual es auch kosten wird, ich will wenigstens aufrichtig gegen Dich seyn!“ — Der Zauber der Wehmuth und Reue, der über ihre liebreizende Gestalt verbreitet war, die rührende Flötenstimme hatten meinen Zorn entwaffnet und einen unendlichen Schmerz in meine Brust gegossen.

„Willst Du nicht zum Essen kommen?“ fragte sie kleinlaut und schlich zur Thür. Ich schüttelte den Kopf und wandte mich schnell ab, um Herr meiner Bewegung zu bleiben.

Es ist nur zu gewiß, sprach ich, als sie fort war, ich habe sie verloren! — „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut?“ Aber wohl ihm, daß er vergänglich ist: wenn ihn mit der Hoffnung zugleich der Glaube an Menschenwerth, an Liebe und Treue floh, so ist die Gewißheit sein einziges, letztes Glück! Ueberwältigt von meinen Gefühlen warf ich mich auf's Sopha und verhüllte das Gesicht. — Solchen Schmerz empfinde sie nicht! sagte ich gefaßter und stand auf. Meine Großmuth beschäme sie! Liebt sie ihn wirklich, so darf kein Vorwurf den tief Beleidigten erniedrigen. Die kleine Erbschaft, die mir ward, die dem Walten der geliebten Hausfrau dienen und es schmücken sollte, falle der Braut des Nebenbuhlers zu, und meine Rache sey die Beförderung ihres Glücks. Aber er entschlüpft mir dann! fuhr ich fort, und der Ingrimm erfaßte mich auf's Neue. In seinem Blute möcht' ich dieses Feuer löschen, und keine Miene, keine Bewegung darf das verzehrende verrathen! — Hätt' ich nur etwas zu zerstören, zu vernichten, mir wäre besser! — Ha! rief ich grimmig, erfaßte mein Manuscript und preßte es krampfhaft zusammen. Dir will ich zum Satan werden! Wie Drako, Dämon der Hölle, will ich hier hausen: pfiffig und besonnen wie er, der unter tausend Gestalten umher schleicht. So erreiche ich zuletzt das unfehlbare Ziel und weide mich an den Zuckungen der heuchlerischen, in den Abgrund geschleuderten Sünde! —

VI.

Plötzlich wich der Marchese zurück, sah noch einige Augenblicke verstohlen hinab und ging dann durch den Park gerade auf den Pavillon zu. Rasch öffnete er die Thür. Fernando kniete vor Auguste und seine Lippen brannten auf der zarten Hand. Die Prinzessin, in der Ottomane ruhend, hatte das schöne Haupt zu ihm hinab gebeugt und ihr Feuerblick war sanft gebrochen.

Bei dem Eintritt des Italieners sprang Fernando auf, seine Augen blitzten und Zornesgluth färbte seine Wangen. Auguste war erblaßt, doch schnell gewann sie ihre Fassung wieder. Mit einem Blick des zürnenden Erstaunens maß sie den Marchese und sprach mit würdevollem Ton: „Fürwahr, sehr vermessen! Was berechtigt Sie zu diesem Ueberfall?“ — „Vergebung, Durchlauchtige!“ erwiederte Alfieri kalt und spöttisch; „unmöglich konnt' ich glauben, hier zu überraschen!“ — „Unerhört! Ich befehle Ihnen —!“ — „Ew. Durchlaucht muß ich bitten“, unterbrach sie ehrfurchtsvoll der Maler, „mir das zu überlassen. — Kommen Sie, Marchese!“ herrschte er diesem zu und zog ihn mit sich fort.

„Unglücklicher! Was haben Sie gethan!“ rief Alfieri aus, als sie im Freien waren. „Nahe umgiebt Sie das Verderben, und nur der Eifer, Sie zu retten, ließ mich, als ich Sie nirgends fand, jede Rücksicht verletzen und der Ahnung folgen, die mich zum Pavillon trieb. Furchtbares habe ich in der kurzen Zeit unserer Trennung erfahren. Nicht hieher!“ warnte er und zog ihn von der eingeschlagenen Richtung zurück; „auf Nebenwegen müssen wir mein Hotel zu gewinnen suchen; überall lauert Verrath und an einem Haare hängt Ihr Schicksal. Zwar gelang es meiner wachsamen Freundschaft, den Blitz zu hemmen, der Sie zerschmettern soll; er ruht in meiner Hand — wer aber ist uns Bürge, daß nicht auch Andern Ihr Verderben übertragen ward?“ — Fernando schien von Entsetzen ergriffen und keines Wortes fähig. — „Prinz Florentin wird stündlich erwartet. Schon ist sein Gefolge im Schlosse angekommen und Alles dort zu seiner Aufnahme bereit!“ — „O Himmel!“ rief Fernando schmerzlich. — „Das ist

das Geringſte. Zwar iſt es im Werke, die Verbindung zu beſchleunigen, doch läßt ſich das vielleicht noch hintertreiben. — Schrecklicheres muß Ihnen mein Mund verkünden, und nur, wenn Sie ſich gänzlich meiner Leitung überlaſſen, ſchimmert noch ein Hoffnungsſtrahl zu Ihrer Rettung. Sobald wir bei mir in Sicherheit ſind, ſollen Sie Alles wiſſen. Nehmen Sie Ihre ganze Standhaftigkeit zuſammen — wahrlich! Sie bedürfen ihrer!" — „Was werd' ich hören?" ſprach der Maler mit den Geberden ſchreckensvoller Erwartung. — „Ruhig jetzt!" gebot Alfieri und führte ihn auf Umwegen nach ſeiner Wohnung. „Gottlob!" rief er aus, als ſie dieſe erreicht hatten, und ſchien von einer großen Laſt befreit. Er befahl ſeinen Leuten, die Thür zu verſchließen, ſich ſtill zu verhalten und kein Zeichen um Einlaß zu beachten; dann führte er den Maler in ſein Cabinet und ſchloß es hinter ſich ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburgiſche Bildereien. Ich unterbreche die Fortſetzung dieſer Bildereien etwas; aber nur, durch wieder — Bildereien, indem ich Ihnen eine kleine Schrift überſende, von Sabinus, Ihrem bekannten Bildermann, deren Titel, vielleicht vollſtändig, Sie wohl gütig in einer Note anzeigen, und gelegentlich, wenn ſich ein Räumchen dazu finden ſollte, einige Proben mittheilen, die Ihnen die pikanteſten ſcheinen. Da ſich in Berlin viele Hamburger niedergelaſſen, oder doch aufhalten, die an die Vaterſtadt gern noch ſich erinnern, ſo intereſſirt ſie vielleicht das Panorama. *) Man ſchilderte mir die hieſige Cenſur als entſetzlich grauſam und ſtreichfertig, und lehnte deshalb von mehreren Seiten den Druck ab; ein Verſuch indeß, den ich ſelbſt mit dem Cenſor, Hrn. Dr. Hoffmann, machte, hatte den Erfolg, daß wir uns nicht nur freundlich verſtändigten, ſondern das Manuſcript zumeiſt auch unbeſchnitten blieb. Nur gegen die Marianen darf nichts mehr losgelaſſen werden; nichts in puncto der Herren Stephany, to der Horſt und ihrer Champions; nichts — Paſtörliches; auch ſchien der Ausdruck Rathsherr von zu gefährlicher Beziehung, es mußte ein Aldermann daraus werden. Das ließ ſich nun ertragen. — Ich ſchrieb Ihnen von den hieſigen Künſten und Kunſtvereinen, und wir hatten eben den letzten Vers aus den kammerabendlichen Vier-Jahrs-Zeiten geſungen, als ich die früheren Bildereien ſchloß. Es war ohnehin unmöglich, weiter zu ſchreiben; denn wir befanden uns gerade mitten auf der Straße zwiſchen Hamburg und Altona, im raſendſten Volksgedränge, wo man mich, Papier und Feder in der Hand und Hamburgiſche Bildereien verfertigend, für ein betrachtlicheres Wunder gehalten haben würde, als — die Schlacht von Leipzig, die in einer benachbarten Bude mit großem Spektakel aufgeführt wurde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht hinein ging; aber, indem ich eine Apfelſine verbeiße, die hier überall am Wege mit Mandeln, Nüſſen, Feigen, Citronen u. ſ. w. zu ſehr billigem Kauf ausgeboten werden, beſchaut' ich mir doch ein wenig das aushangende Tableau, worauf, von der unverzagten Hand eines wilden Bataillen-Malers, die entſetzlichſten Metzeleien ſich begaben, und ſämmtliche Zuſchauer Gott dankten, daß man weit vom Schuß und die Gefahr vorüber ſey; — denn der Friede anigt wäre doch ſehr koſtbar! — Sie müſſen wiſſen, daß mir ein guter Caſperle, wo möglich etwas Hofmanniſch, über Alles geht, und Schützen's Puppen, wenn ſie den „Fauſt" oder „verlornen Sohn" tragirten, öfter mich entzückten, als ſo manche denkende Künſtler, wie der — naive Ausdruck ja heißt. — Verweilen wir alſo einen Augenblick vor dieſen Marionetten — es haben mehrere Maſchinenmeiſter davon, am Wege hin, ihren wandernden Thespiskarren aufgeſtellt —; freilich ſcheint ſich, auch hier, die traurige Comödie vom verlornen Sohne häufig zu wiederholen, denn es giebt überall greulich viel Prügel, alſo auch wohl viel — verlorene Söhne. — In verſchiedenen Rotunden wird im Carouſſel geritten oder geſchifft und alle Plätze ſind beſetzt. Plötzlich ein doppeltes großes Geſchrei in der Nähe! — es iſt aber nichts weiter, als die Tygerkatze oder Hyäne drüben in der Menagerie, und ein Narr vor derſelben, der die Menge, ſie zu beſichtigen, andrückt. — Dem Siegertſchen Panorama vom Aetna gehen wir vorüber, auch dem Cabinet braſilianiſcher Merkwürdigkeiten, auch einer Gallerie von Volkertrachten und Natur-Scenen, den Waffenläden und ferneren Carouſſellen; dann aber präſentirt ſich ein Häuschen, worin die Schöpfung ſich begeben wird: nicht die von Haydn, ſondern eine phantasmagoriſche. Der aushangende umſtändliche avis aux amateurs beſagt: „Die Vorſtellung beginne mit ſtockfinſterer Nacht, wo man nichts als Nebelwolken ſehe, nach Beendigung dieſer Scene aber werde der Schöpfer zwiſchen der dunkeln Wüſte — herum ſchweben!!" u. ſ. w. — Doch das iſt auch wohl nichts. — Was meinen Sie zu Ypſilanti, der in der Bude des Nachbars das griechiſche Kloſter wüthend vertheidigt gegen unzählige Türken? — und wo wir auch die Bekanntſchaft machen können von Robinſon, von Holofernes und Judith, und vom grauſamen Grafel? — Ich dachte, wir gingen noch ein Endchen weiter; denn ich ſehe dort ſo eben mit weißer Farbe eine völlig friſche Sehenswürdigkeit auf ſchwarze Wachsleinwand fantigraphiren: es iſt wahrlich und wörtlich „Epouvantofel, der Schreckliche, oder der Todtenwirth in der Bluthochzeit" — ein Spektakel, das ſich gewaſchen haben wird. — Doch wieder etwas Neues! denn plötzlich ſehen wir die beiden Hanſeatiſchen Reiter, die in einem benachbarten kleinen Stalle Wache halten, ſehr eilig aufſitzen, und mit gezogenen Säbeln einer Prügelei zueilen, die vor einem luſtigen Hauſe, dem Hamburger Berge gegenüber, wovon ſpäter, in vollem Gange iſt. Es ſind ein Paar, von Hemſterkiſchen Likör etwas begeiſterte Matroſen, die, im Kampfe mit einigen unverzagten Rempfchläger-Geſellen, das bekannte:

Illi inter se so magna vi bracchia tollant —

nicht aus der Uebung verlieren wollen. Die Hanſeaten werden ein halb Dutzend Mal drunter ſchlagen, und dann wird ſich auch dieſer Krieg in Wohlgefallen auflöſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

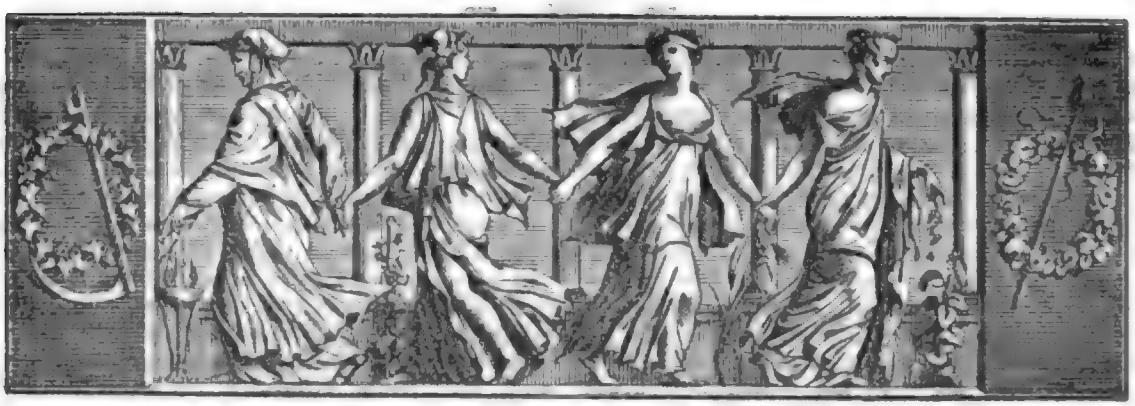
Die Tyroler ſind unſtreitig ſehr ſinnreiche Erfinder. So findet man dort z. B. in Häuſern, welche von der öſtlichen Aufſicht auf eine lange Tageszeit entblößt ſind, einen Mechanismus, vermöge deſſen durch einen hydrauliſchen Apparat ein benachbarter Bach die Triebfeder der Kinderwiege wird. (Journ. d. Déb.)

Sir Arkinſon, in Briſtol, ehemals Offizier in Indien, beſitzt einen Regenſchirm aus der Standarte des Sultans Tippo Saib. Sie kam bei der Einnahme von Seringapatnam, woran jener Offizier beſonders Theil hatte, in die Hände der Engländer, und ſein General gab ſie ihm zum Lohn für ſeine Tapferkeit. (Corsaire.)

Eine engliſche Zeitung nennt Cuba „die Türkei der neuen Welt" — weil Jeder es gern haben möchte, und eben deshalb Niemand es bekommen wird. (Journ. d. Par.)

*) „Hamburg. Humoriſtiſch-ſokoſes Panorama der Stadt und Umgebung, alles darin Auffallenden, Intereſſanten, Verwunderungswürdigen, das Urtheil, die Meinung, die Leidenſchaften Aufregenden in neunzig Diſtichen von Sabinus."

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 16. Juli. 113tes Blatt.

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

Leiſe mußte die Unterredung ſeyn, denn eine Todtenſtille herrſchte im Vorgemach. Nicht lange aber hatte ſie gedauert, ſo ward es lauter. „Ich bitte, ich beſchwöre Sie, halten Sie ein!“ rief Fernando aus — „ich habe keinen Sinn in dieſem Augenblick für Ihre ferneren Erbſnungen. Sie ſehen mich vernichtet von dieſem Donnerſchlag und Ihr Vertrauen weggeworfen. Gönnen Sie mir Faſſung, daß ich den namenloſen Schmerz ertragen lerne; dann will ich das Weitere vernehmen. Jetzt aber kein Wort mehr! Bei Ihrem Heil! — Ich fühle, was ich Ihnen ſchuldig bin“ — fuhr er gemäßigter fort — „daß mein Schickſal in Ihrer Hand liegt: wo aber könnte es ſicherer ſeyn, als bei dem bewährten Freunde? — Fliehen muß ich auf der Stelle, das iſt gewiß, und nichts hab' ich dagegen, wenn Sie mich nach —* ſenden. Halten Sie das Erforderliche zu dieſer Flucht bereit — in einer Stunde bin ich wieder hier!“ — „Wie! Sie wollen ſich hinaus wagen? Bedenken Sie auch, daß Alles aufgeboten wird, um Ihrer habhaft zu werden? Verloren ſind Sie, wenn man Sie entdeckt!“ — „Hier gilt keine Rückſicht. Papiere von der höchſten Wichtigkeit befinden ſich in meinem Schreibtiſch: ſie beziehen ſich auf meine letzte Anweſenheit in Neapel“ — ſetzte er bedeutend hinzu — „und wagen muß ich es, ſie zu retten. Trift mich kein Unglück, bin ich in einer halben Stunde wieder hier; gefaßter werd' ich dann vernehmen, was Sie mir noch zu ſagen haben. — Mir ahnt ein Fingerzeig, der auf den Weg aus dieſer Nacht zum Ziele meiner Wünſche deutet: der zur Beförderung des großen Zweckes führt, dem ich ſchon längſt begeiſtert angehangen. — Schwer und gefahrvoll mag jener zu wandeln ſeyn, immerhin! Wo Alles auf dem Spiele ſteht, kann man nur Alles wagen. Mir bleibt keine Wahl und Mann bin ich, um ſolchen Preis ſelbſt den Tod ohne Beben zu umfaſſen!“ — „Sie wollen es! Es ſey! Handeln Sie raſch und vorſichtig und vor Allem meiden Sie die Nähe des Schloſſes. Eine Unbeſonnenheit in dieſem Augenblick wäre ein Frevel, der Sie und noch eine zweite Perſon in's Verderben ſtürzen würde!“ — „Fürchten Sie nichts!“ antwortete Fernando, und entfernte ſich eilig aus Alfieri's unglückſchwangerem Bereich.

„Wo bin ich hingerathen!“ dachte er, im Innerſten bewegt — „an welche Schlinge ließ mich mein Leichtſinn fallen! — Ein Trauerſpiel erblick' ich in der Ferne — es iſt mein Werk! — Nein, es koſte, was es wolle! Dahin darf es nicht kommen. Ein Ausweg wird ſich finden — er muß ſich finden: ich bin es meiner Würde ſchuldig, der Achtung vor mir ſelbſt, die ich aus dieſem Strudel retten muß!“ — Seine Wohnung war erreicht und haſtig begab er ſich auf ſein Zimmer.

Der Marcheſe hatte unterdeſſen anſpannen laſſen, die Briefe für den Maler waren längſt fertig und eine Goldbörſe lag für ihn bereit. Sinnend ging Alfieri auf und ab und überdachte noch einmal, wie er ſeine

verführerischen Mittheilungen einkleiden und wie weit er in ihnen gehen könne; längst aber war die Frist entronnen und noch kein Fernando zurück. Des Marchese Ungeduld stieg mit jedem Augenblick und ward nach Verfluß der zweiten Stunde zur peinigenden; da überbrachte ihm einer seiner Leute ein Billet, das ein Unbekannter abgegeben und sich darauf entfernt hatte.

„Fliehen Sie, Marchese!“ — las er und traute seinen Augen kaum — „der Maler Fernando steht im Begriff, Sie dem Fürsten zu verrathen. Er beschuldigt Sie sträflicher Verbindungen und des Mißbrauchs Ihres hiesigen Aufenthalts zu staatsverbrecherischen Zwecken. Auf schleunige Haft und strenge Untersuchung will er gegen Sie antragen und mit seinem Kopf dafür stehen, daß im Verfolg der letzteren sich Geheimnisse von der äußersten Wichtigkeit enthüllen werden. Nur wenige Stunden gehören Ihnen — benutzen Sie dieselben zu schleuniger Flucht. Ein Freund.“

Alfieri war vom Donner gerührt und das Blatt entfiel seiner Hand. Die ganze Stärke seines Charakters brach hervor, um ihn über ein Ereigniß zu erheben, das außer dem Kreise aller Möglichkeiten lag: denn nur auf den Wahnsinn hatte er nicht gerechnet. Es gelang ihm — er hatte sich wieder. „Wo Alles auf dem Spiele steht“, sprach er, „kann man nur Alles wagen.“ — Eine gute Lehre hinterließ der Knabe seinem Meister; sie fiel in keinen undankbaren Boden. Doch nicht vermessene Thorheit reiße *mich* dahin wie *ihn*; denn klar fühl' ich's in diesem Augenblick: er ist verloren — unabwendbar. Die Nachricht ist sicher — es lebt kein Mensch in diesen Mauern, der sie mir geben kann, wenn Fernando nicht zum Verräther ward. Auch wenn sie von ihm selbst herrührt, ist er auf immer meinem Plan entschlüpft und vielleicht toll genug, die Drohung zu erfüllen. Entfliehen muß ich also, die Frucht ihm davon rauben und mich *rächen*! — Das fordert einige Tage. Schleunig entsend' ich Eilboten mit der Nachricht des Vorgefallenen und erwarte die nächsten Briefe meiner Freunde: denn fieh' ich *jetzt*, so fallen jene in die Hände der Gewalt. An's Werk! Ich such' ihn auf. Die *Drohung* war nicht übel, die *Ausführung* aber wäre ein Beginnen wahnsinniger Verzweiflung, oder zu den Blödsinnigsten müßte ich hinab gesunken seyn. Es wird mir gelingen, ihn zurück zu halten; für einige Tage wenigstens, wo nicht, so mache ich Gebrauch von dem Verhaftsbefehl. Streng abgesondert von jeder Mittheilung ist mir der Verräther dann gewiß, ich bin der einzige Mittelpunkt zwischen ihm und dem Fürsten und kurz darauf — verschwunden. Der Bericht aber von dem Verhältniß der scheinheiligen Tochter, der zärtliche Liebesbrief, bleiben bei dem Fürsten; unser gefährlichstes Geheimniß ist geborgen und der Rache Trieb gestillt.

VII.

An allen Orten, die der Maler zu besuchen pflegte, hatte der Marchese nach ihm geforscht, doch überall vergebens. Seine Wohnung war verschlossen und Niemand konnte ihm dort Auskunft geben, als ihm endlich die Nachricht ward, er sey vor Kurzem dem Schlosse zugegangen. Alfieri stutzte; doch dem Helden gleich, dem mit der steigenden Gefahr die Kühnheit wächst, war bald sein ganzes Streben nur auf den Punkt gerichtet, wo die Entscheidung lag. Mit festem Schritt und ruhiger Miene trat er in's Schloß. Die Dienerschaft hatte den Maler nicht gesehen und in der Hoffnung, ihn vielleicht in einem der Vorzimmer zu finden, stieg er die Treppe hinauf. Da gewahrte er einen Mann im weiten Mantel, der aus einem Zimmer des langen Ganges kam, und eben im Begriff war, vorüber zu eilen. Alfieri vertrat ihm den Weg — und stand vor Fernando.

„Verwegener! Wie — Sie noch hier?“ sagte der Maler hastig und gepreßt; „längst sollten diese Mauern hinter Ihnen liegen!“ — „Welche Sprache? — Es ist wahr, Sie können mich verderben, wenn Sie wollen; doch nicht, ohne sich und der Prinzessin den Untergang zu bereiten. D'rum hören Sie mich!“ — „Kein Wort mehr! Fort, aus meiner Nähe! und wenn Ihr Leben Ihnen lieb ist, so nutzen Sie die Warnung, die Ihnen ward!“

Rasch wandte sich Fernando von ihm ab und öffnete die nächste Thür. Er sah in das große, mit Hof-Beamten gefüllte Vorzimmer, und zu spät, daß er sich in der Thür geirrt. — Des Malers Eintritt fiel nicht auf; man hatte ihn schon hier gesehen und als der Marchese folgte, verbeugte sich Alles tief vor dem fürstlichen Günstling. Kaum nahm sich dieser Zeit zur flüchtigen Erwiederung; den Jüngling ergriff er am Arm und zog ihn in die Wölbung eines Fensters. — „Woher diese rücksichtslose Wuth, mich zu vernichten?“ flüsterte er ihm zu. „Gesetzt auch, sie sey billig, so sollte die Gewißheit, daß ihre Befriedigung auch Sie in den Abgrund stürzt, die unbesonnene Leidenschaft verscheuchen.“ — „Ich wiederhole Ihnen“, entgegnete Fernando eben so, aber mit sprühenden Augen, „daß Sie verloren sind, wenn Sie sich nicht schleunig entfernen. Mein Entschluß ist unerschütterlich!“ — „Welche rasende Verblendung! — Wollen Sie nicht nach —*, nähren Sie einen andern Plan, wohlan! ich habe nichts dagegen. In keinem Fall aber — selbst wenn ich Sie getäuscht und durch eine leere Gefahr geschreckt hätte, läßt sich Ihr Schritt entschuldigen; er allein würde ja die *scheinbare* in eine wirkliche verwandeln.“ — „Zum letzten Mal vernehmen Sie mein Wort!“ erwiederte Jener und bebte vor Zorn; „entweichen Sie nicht schnell, so findet Sie der nächste Augenblick in Ket-

ten!“ — „Iſt dies Ihr letztes Wort?“ — „Es iſt unwiderruflich!“ — Gelaſſen wandte ſich der Marcheſe zum wachthabenden Offizier, zog ein Papier aus der Taſche und ſprach: „Im Namen des Fürſten fordere ich Sie auf, Herr Lieutenant, den hier anweſenden Maler Fernando zu verhaften, ihn in ſtrenge Gewahrſam zu bringen und — bei der höchſten Verantwortlichkeit — Niemand zu ihm zu laſſen!“ — Ein Gemurmel flog durch den Saal. Fernando war verſteinert. — „Verzeihen Sie“, entgegnete der Offizier und gab das Papier zurück, „dieſer Verhaftsbefehl lautet an das Polizei-Direktorium; ich bin nicht autoriſirt, ihm zu genügen, am wenigſten an dieſem Ort!“ — Fernando machte eine Bewegung, ſich zu entfernen. — „Es iſt Gefahr im Verzuge, Herr Lieutenant!“ ſagte der Marcheſe, der jetzt die Faſſung verlor. Der Lieutenant zuckte die Achſeln und Fernando gewann die Thür. — „Zurück!“ gebot Alfieri. — „Vermeſſener!“ rief der Jüngling mit donnernder Stimme und ſchien außer ſich. „Wage nicht, mich zu berühren, wenn Du nicht zwei Leben ein zu büßen haſt!“ — Eine allgemeine Bewegung entſtand. Haſtig näherte ſich der wachthabende Offizier dem Maler. Dieſer hatte die Thür geöffnet, als Alfieri ſich auf ihn ſtürzte. „Nicht von der Stelle!“ herrſchte der Marcheſe ihm zu und machte eine drohende Bewegung mit dem Arm. — Blitzſchnell fuhr jetzt Fernando's Degen aus der Scheide, und es fiel der Ma —.

„Da fließt das Blut in Strömen
Von Egypten bis nach Böhmen!“

deklamirte hinter mir eine wohlbekannte Stimme. Betroffen ſah ich mich um und in Malchens Geſicht, das, über meine Schulter hingebeugt, der eilenden Feder gefolgt war. „Ich rathe Dir, dieſen Vers aus einer Kotzebueſchen Parodie Deiner Novelle als Motto vor zu ſetzen. — Barbar! der, dem Saturn gleich, die eigenen Kinder verſchlingt; der, um die Blutgier zu ſtillen, ſogar zu ſchnöden Zaubermitteln greift. Dem Künſtler, dem harmloſen, der ſich nur mit der Malerſchürze umgürtet, wächſt plötzlich ein Degen an die Seite und im Geiſte kriegeriſcher Aufwallung mordet eine Hand, die den friedlichen Pinſel führt. Aber ich kenne den unſauberen Geiſt, der Dich zum Wüthrich macht, und es iſt Zeit, daß er gebannt werde. Runzle nur die Stirn und ſieh mich grimmig an! Bald wirſt Du wie ein armer Sünder vor mir ſtehen; denn Gericht will ich jetzt über Dich halten im Namen der beleidigten Liebe und als Rächerin Deiner gemarterten Kreaturen!“ — Sie trat einen Schritt zurück, warf ſich in die Bruſt und fuhr mit komiſchem Pathos fort:

„Des Delinquenten Vergehen ſind durch Akten dargethan und nichts mangelt zum vollſtändigen Beweiſe, als deren Recognition. Hier iſt Nummer Eins: ein Papier, das der Lauſcher wahrſcheinlich auf dem Tiſch erblickte.“ — Ich ſah des Referendarius Hand und die Abſchrift einer Verfügung, die mich zum Rath ernannte. — „Im Collegium hätteſt Du die Beförderung erfahren. Deshalb nährte ich die Hoffnung, Dich mit einem freundlichen Geſicht wiederkehren zu ſehen, und den großmüthigen Entſchluß hatte ich gefaßt, über mein Verhältniß zum Referendarius Dich in's Reine zu bringen und Dir nebenbei den Text zu leſen. Dein ſtrafbarer Argwohn aber, der ſich ſo unwürdig und verletzend ausſprach, bewog mich, Recht für Gnade ergehen und den abermaligen Frevler noch einige Stunden zappeln zu laſſen. — Nun folgt Nummer Zwei, welches die blinde Leidenſchaft fälſchlich für ein billet doux hielt.“ — Es war eine Karte, auf welcher ich folgende Worte las: „Meine geſtern gefeierte Verlobung mit dem Fräulein Minna — einzigen Tochter — beehre ich mich —. Der Referendarius S**.“ — „Der Gute wollte Dir perſönlich die Nachricht ſeines Glückes mittheilen, doch als er erfuhr, Du ſeyſt am Schreibtiſch beſchäftigt, ließ er die Karte für Dich zurück!“ — Malchen lachte jetzt herzlich, drehte mich plötzlich herum und der Spiegel zeigte mir ein unausſprechlich dummes Geſicht. (Die Fortſetzung folgt.)

Der große Churfürſt.

3.

Auch in Brandenburgs Gefilden fließt ein Waſſer, Rhein genannt,
Schlingt ſich durch berühmte Wieſen und durch braunes Haideland:
Unſer Churfürſt iſt am Rheine, ja am Rheine, wohlgeſprochen,
An dem Brandenburger-Rheine hat er Schwedens Macht gebrochen.

Ziehet, Prinz von Heſſen-Homburg, unſerm kleinen Heer voraus,
Sprach der große Friedrich Wilhelm, nehmt den beſten Reiterhaus,
Spähet nach den Feindesſchaaren; aber laßt euch nicht verleiten,
Jung und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu ſtreiten.

An der Spitze ſeiner Schaaren treibt er durch das grüne Feld,
Ueber Berg und Wieſenthalen, und erſpäht des Feindes Zelt.
Hei! da blinkt es ihm herüber, und die hellen Waffen blitzen,
O wie winkt es ihn hinüber lockend mit den Schwerterſpitzen.

Fern herüber fliegt verwegen mordbegieriges Geſchoß,
Und es ſtreift des jungen Helden kampfbegierig Schlachtenroß,
Und der Jüngling ſchwingt den Sabel, und es folgen ihm die Schaaren,
Und vermeſſen ſtürzen Alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen ſie behend die Schwerdter, fällt auch mancher Heldenſtreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wieſe todt und bleich,
Zehne fechten gegen Tauſend, die nach ihrem Blute lechzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern aus zu wetzen.

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Mitten unter Feindeslugeln aller Hülf' und Rettung baar;
O wer möchte da die Streiche, die an ihren Panzer ſchlugen,
Und die rothen Wunden zählen, ſo die tapfern Streiter trugen.

Armer Prinz von Heſſen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Jetzo biſt du überwunden und verloren immerdar —
Doch den Donner der Geſchütze hört der Churfürſt in der Weite,
Und er ahnet, was geſchehen, und er fliegt zu Kampf und Streite.

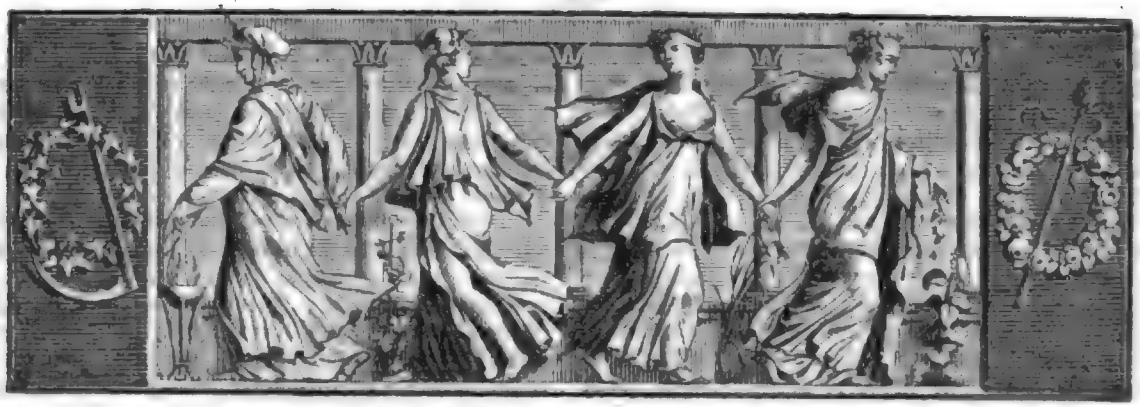
Wie die graugewitterte Woge an die Felsgestade braust,
Wie der Sturmwind in den Wipfeln alter Eichenwälder saust,
Flog herbei mit seinem Volke, Friedrich Wilhelm, wohlgerüstet,
Wie Orions Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht sich brüstet.

Und der Feinde dichte Rotten seh'n den starken Helden nah'n,
Sehn' die tapfren Brandenburger, und ein Zittern faßt sie an;
Tausend heiße rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande:
Flieht, ihr kühnen Schweden, flüchtet, flüchtet schnell in eure Lande.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburgische Bildereien. (Fortsetzung.) Aber — da erdrdt die Erde! — welches Krachen! Wie? ruckt Dannemark ins Feld? oder hat eine englische Flotte sich vor Hamburg gelegt, ein niederkopenhagenertes Kopenhagen daraus zu machen? — Nichts davon. Es sind die Hamburgischen Bürgergarden, die mit Musketen, Büchsen und Geschütz auf dem Glacis vor den Stein-, Damm- und Altonaer-Thoren und mit großem Gepolter im Feuer exerziren. Die kleine Republik hat sich ganz artig organisirt. Acht Bataillone Infanterie, jedes zwischen 900—1000 Mann stark, ein sehr hubsches, für seine Waffe fast zu elegantes Jäger-Bataillon, eine Eskadron Kavallerie, leichte Dragoner, von etwa 60 Mann, dazu sechs Geschütze, vier 6-Pfünder — zwei Haubitzen, mit der erforderlichen, noch mit Gewehren versehenen Bedeckungs-Mannschaft: — das ist in der That genug, und Alles, was verlangt werden kann. Jeder Bürger ist vom 20sten bis zum 45sten Jahre dienstpflichtig; jeder Gardist muß sich sämmtliche Montur- und Armaturstücke (französische Flinten und Seitengewehre) aus eigenen Mitteln anschaffen; Alles ist gleichförmig; mehrere Bataillone exerziren sehr gut. Es findet keine Ausnahme, selten eine Stellvertreterei Statt; der angesehene Kaufmann steht neben dem armen Schuster: die ohne dringende Gründe Ausbleibenden werden Anfangs mit ziemlich empfindlicher Geldstrafe, dann härter gebüßt. Beim Apell verliest der Feldwebel sie Alle und notirt die Saumigen. — Sehr viele dieser Gardisten haben in den letzten Feldzügen gedient und tragen die Hanseatische Medaille. Aber so stolz und stattlich und Respekt gebietend eine solche bewaffnete und in den Waffen geübte Bürger-Macht in der That sich ausnimmt, um so auffallender ist es für den Fremden, zu hören, wie diese Garden über ihr Soldatenthum selbst sich erstaunlich lustig machen, und die sehr ernste und würdige Bedeutung der Sache nicht eben zu kennen scheinen. — „Ei, meine Herren, wenn es auch vornehm und herrlich ist, ein großer und reicher Kaufmann zu seyn, so ist es doch auch sehr anständig und ehrenvoll, die Waffen zu tragen, besonders wenn man, wie sie, ein freier Bürger, für Haus und Heerd, für Weib und Kind Soldat ist. Oder, wären Sie zu sehr Hamburger, d. h. Kaufleute, um Republikaner zu seyn?" — — Daß der Soldat übrigens materiell seyn müsse, wenn er sich tapfer schlagen, oder auch nur gut exerziren soll, scheint auch hier angenommen; denn es sind auf den Uebungsplatzen wohlgefüllte Zelte in Menge vorhanden, abgesehen von den ambulanten Schenkwirthschaften, die sich auf und nieder treiben, und nicht gerechnet die besorgten Hausfrauen und so weiter, die den Mannern und so weiter zu Abend allerlei Stärkung und Erquickung hinausbringen. — Es giebt nun in Hamburg, außer dem Hanseatischen Militair und den Burgergarden, noch ein sogenanntes Nachtwächter-Corps, und eine gelbe, nach Umständen oft auch — und fast spanisch sich ausnehmende — zugleich schwarze Garde. — In Betreff der Nachtwachter, so frag' ich hiermit die berlinischen und andere, die etwa den „Gesellschafter" studiren, was sie wohl sagen würden, wenn sie nicht nur bei Nacht, sondern auch am Tage auf die Wache ziehen müßten? und im letztern Falle als Nachtwachter. Soldaten in Uniform, mit Gewehr, Sabel und Patronatasche und mit einem martialischen hohen Hut? — Das geschieht in Hamburg, und man sieht sie so, täglich, ganz kriegerisch, ihre verschiedenen Posten beziehen. Gegen die Nacht vertauschen die dazu Kommandirten allerdings wohl die Flinte mit dem Spieß, den sie dann auch, auf seine Weise, und zuweilen sehr ernsthaft handhaben. So erzählte man mir, daß vor einiger Zeit zwei englische Lords höchst fühlbar seine Gewalt empfanden. Diese Herren hatten sich, zur Soirée bei einem hiesigen Consul oder Proconsul eingeladen, etwas verspatet und es begegnete dem einen derselben, daß er, beim Nachhausegehen, über einen im Wege liegenden Gegenstand stolperte und zu Falle kam. Als er den Stein des Anstoßes untersuchen wollte, fand es sich, daß es ein aus einem Keller heraufreichender — Nachtwachter-Spieß war, den der Engländer mit einem derben God dam dann in die Hand nahm und mit Verwunderung betrachtete. Kaum indeß hatten dies die Manner auf der Kellertreppe bemerkt, als sie, die Waffe wieder an sich zu bringen, hervorbrachen. Man tirailliete nun Anfangs ein Weilchen mit Redensarten; aber die Erbitterung stieg, und man kam, da Keiner den Andern verstand, sehr bald zum Handgemenge, was denn für die Lords den schlimmen Erfolg hatte, daß sie, nachdem sie tüchtig geklopft worden waren, auf die nachste Wache gebracht wurden, und, wie sie auch an ihren Gastfreund sofort um Erlösung sich wandten, bis zum nachsten Morgen daselbst verblieben. Die Untersuchung führte zu nichts; denn man darf der Polizei die Waffen nicht nehmen, sie mag sie nun tragen, oder bei Seite gelegt haben — und es ist also — auch mit Nachtwächter-Spießen nicht zu spaßen. — Von wegen der gelben Garde, so sind das reitende Diener, eine Art von Consular-Cohorte, die bei Aufzügen des Magistrats, andern Feierlichkeiten, bei Hinrichtungen u. s. w. erscheint. Bei Begräbnissen aber ist diese gelbe Garde schwarz; sie begleitet dann die Leiche mit, für die Fremden höchst verwunderungswürdigem Gepränge. Eine stattliche weiß gepuderte Lockenperücke bedeckt ihr Haupt; sie trägt ein prieskerartiges, flottirtes Ueberkleid, etwa bis auf die halbe Lende, kurze, künstlich gepufte Modesten in spanischem Geschmack, einen Stahldegen, das Wunschhütlein unter dem Arm und kommt in Schuh und Strumpfen; ich weiß nicht, ob sie, wie bei uns, auch eine Citrone nimmt? — Die Kirchhöfe sind hier sehr freundlich; nicht Todten-Aecker: reizende Garten. Man wandelt in ernsteren Stunden mit stiller Fröhlichkeit durchhin. — Freilich schießet die Blume auf aus dem Staube im Frühling; aber auch sie welkt ruhe, und der Hügel ist bald zertreten. Und dann der entsetzliche Gedanke, die Friedhöf vielleicht einmal, als ein sorcisant Todter, noch lebend, besuchen zu müssen!! — Warum verbrennen doch auch wir unsere Todten nicht? es würde nicht nur weniger kosten, sondern wir besäßen dann ja auch wenigstens die Asche — ein wohlfeiles Adbest-Surrogat, sie untermischt zu sammeln, erfände sich schon — der Geschiedenen, als eine, den Verlust uns naher bringende Erinnerung, auf immer — Zweier Denkmale für große Geschiedene lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit Erwähnung thun. Das eine auf dem Adolphsplatz, dem ehemaligen Marie-Magdalenen-Kirchplatze, zum ehrenden Gedachtniß an Adolph IV. (1224—1239), einem Grafen von Holstein-Stomarn und Wagrien, aus dem Hause Schauenburg. Nachdem dieser Held, auch für Hamburgs Wohlfahrt, tapfere Kriegszüge gethan, entsagte er, einem Gelübde zufolge, der Regierung seiner Länder, erbaute auf jenem Platze ein kirchlich-klösterliches Gebäude, zog selbst hinein als ein stiller, bußender Laienbruder und verwaltete spater darin das Priesteramt, ein großer Wohlthäter aller Bedrängten. — Auf einem steinernen Sockel erhebt sich ein Denkstein, worauf bezügliche Inschriften, mit Eichenlaub; oben Helm, Schwert und Schild. Vier Saulen mit Frontispicen tragen einen sich darüber hinwolbenden, in Berlin gegossenen Baldachin. Dieses kleine Mausoleum steht seit dem August 1824. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 18. Juli. 114tes Blatt.

Der große Churfürſt.

4.

„Großer Churfürſt Friedrich Wilhelm, der den großen Sieg gewonnen,
Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenau begonnen,
Sey gewieſen, Landesvater, Landesretter, immerdar!“
Ruft ihm jubelvoll entgegen ſeine Brandenburger-Schaar.

„Lebt der Prinz von Heſſen-Homburg?“ fragt' er ernſt, und voller Bangen
Kommt der Ritter, ſchuldig, reuig, todtenbleich heran gegangen:
„Prinz, Ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That!“
„Tod verdient von ſeinen Brüdern!“ ruft der ganze Kriegesrath.

„Aber ſoll mich Gott behüthen, dieſen Tag, der Feinde Schrecken,
Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken;
Tretet her und dankt dem Himmel, daß der Sieg der unſre war!“
Und es knieten Alle nieder, und es dankte Gott die Schaar.

5.

Oftmals nach der Werder-Inſel bin ich froh hinab gezogen,
Wo die dunklen Häuſer ſpiegelt in den blauen Havelwogen,
Und die hohen Denkgebilde hab' ich ſinnend angeſchaut,
Die dem großen Friedrich Wilhelm ſeine Treuen aufgebaut.

Und durch Wald und Wieſengründe bin ich auch hinab gegangen,
Wo die Helm' und Ritterſchwerdter einſt bei Fehrbellin erklangen,
Nach dem grünen Haldenhügel, nach dem wittenden Geſtein,
Das die Heldenſchlacht bezeichnet an dem Brandenburger-Rhein.

Fehrbellin zu allen Zeiten ſey im Heldenlied geprieſen,
Fehrbellin am blauen Rhine, mit dem Hügel, mit den Wieſen,
Und wo einſt ein Pilger wandert durch das Brandenburger-Land,
Werd' ihm Brandenburg und Rath'nau, werd' ihm Fehrbellin genannt.

Dichter und Liebhaber.

(Fortſetzung.)

Doch das Entzücken verdrängte die Beſchämung. „O ich beneidenswerther hintergangener Liebhaber!“ rief ich aus: „Malchen, reizender, ſchalkhafter Dämon! Erwäge die Qual, die ich litt; handle im milden Geiſte Deines Geſchlechts und verzeihe! — Ein Narr war ich, das iſt gewiß, aber ein verliebter, und noch nie hat der Zufall einen ſolchen auf eine härtere Probe geſtellt. Bedenke das feurige Handküſſen, den zärtlichen Ausdruck ſeines Geſichts, das Entzücken auf dem Deinigen!“ — „Das Alles war theils die Folge meiner Freude über Deine Beförderung, theils der Ausbruch ſeiner Dankbarkeit. Längſt kannte ich die ſtille gegenſeitige Leidenſchaft des Referendarius und ſeiner Minna, und von Herzen gönnte ich der geliebten Freundin den würdigen, aber ſchüchternen Verehrer. Ich ward die vermittelnde Vertraute, machte den Prediger auf den Werth des jungen Mannes aufmerkſam, und dem furchtſamen Adonis flößte ich den Muth ein, dem künftigen Schwiegerpapa ſein Herz und ſeine Wünſche zu entdecken. — Dies iſt geſtern Abend geſchehen. Der Paſtor hat nichts gegen den ſittlichen, wohlhabenden Jüngling, und auf der Stelle wird im heiteren Familienkreiſe die Verlobung des glücklichen Paars gefeiert. Heute erfährt der Referendarius Deine Beförderung; ſchnell nimmt er Abſchrift von der Verfügung und eilt zu mir, um mit der Nachricht ſeines Glücks auch die des unſrigen zu verbinden. Hätte Dein Autorfieber Dir in den letzten

Tagen nicht jede Theilnahme an den Begebenheiten der Außenwelt geraubt, hättest Du nicht stumm oder einsylbig Dich von mir abgewandt, so würde ich Dir längst mein Verhältniß zu dem Liebespaar vertraut haben.“ — „Ja, Du hast Recht! Die Wuth der Schriftstellerei allein ist an dem Unheil schuld, das sich zwischen uns entspann. Auf immer fühl' ich mich von ihr befreit und nichts soll ferner zwischen unsere Herzen treten. Aber — nun wird auch aus der Schlittenfahrt nichts, und auf den Ball begleit' ich Dich!“ — „Unverbesserlicher Sünder! Noch immer läßt Dein Argwohn Dich im Finstern tappen und dem Dichterblick muß meine schlichte Prosa zu Hülfe kommen. Von einer Schlittenfahrt war zwischen mir und dem Referendarius nie die Rede, und meines Wissens ist heute nirgends Ball. Dein unverantwortlich abgeschlossenes Betragen ließ mich, als alle Hülfsmittel erschöpft waren, den Argwohn benutzen, den Du aus der Annäherung des Referendarius schöpftest. Durch Eifersucht glaubt' ich zu erlangen, wonach die Zärtlichkeit vergebens strebte; von Deinen Novellen, Erzählungen und Gedichten wollt' ich Dich abziehen und Deine Aufmerksamkeit wieder etwas auf die Geliebte lenken. Nebenbei sollte die Lieblosigkeit gerechte Strafe treffen.“ — „Aufrichtige Reue tilgt jedes Vergehen. Bei den Entzückungen und Schmerzen dieser Stunde gelob' ich Besserung! Vergieb!“ — „Strafe muß seyn!“ sagte sie; „womit Du gesündigt, dadurch sollst Du büßen! Hast Du nicht selbst gesagt, der Dichtkunst schöne Gabe solle uns empor heben über das Leben; in ihr müsse der Eingeweihte Erheiterung und Trost finden, wenn die Wirklichkeit ihn bedrängt oder verletzt, und nicht des Dichters persönliche Sorgen und Leiden dürften vorherrschen in seinem Werk? Und Du, Vandale, hast die hohe Göttin herab gezogen zu Deinen kleinlichen Leidenschaften; die Befriedigung Deines thörigten Zorns hast Du in dem Talent gesucht, das Dir die Eigenliebe zuschrieb, und gerade dadurch den gänzlichen Mangel desselben erwiesen. Exemplarische Züchtigung erfordert das, und sie soll Dir werden. Ich verzeihe Dir, doch nur unter folgenden Bedingungen.“ — „Mögen sie noch so hart seyn, die Liebe wird mir helfen!“ entgegnete ich und stand auf. „Vor Allem gelob' ich, jedem Gedanken an Schriftstellerei zu entsagen. Mag die Novelle vollenden, wer da will, und Fernando selbst zusehen, wie er sich aus der Klemme zieht.“ — „Nicht also, mein kluger Herr! Die Novelle wird von Dir vollendet, doch nur den Raum eines Bogens gestatt' ich Dir dazu: kein Blut darf fließen und Auguste werde, von jeder Schuld befreit, im Glanze unbefleckter Reinheit, Fernando's glückliche Gemahlin. Verboten ist es Dir zudem, ein Wort des bisher Geschriebenen zu vertilgen, und in das Ganze verwebst Du endlich ein offenes Bekenntniß Deiner Vergehen. Dies sind die Bedingungen, unter denen ich verzeihe. So lange sie unerfüllt bleiben, will ich nie den Liebhaber in Dir sehen, und die Frau Räthin, zu der mich Deine Bestallung sofort erheben sollte, bleibt unterdessen bescheiden — Fräulein Malchen!“

„Besinne Dich auf etwas Anderes!“ bat ich jammervoll; „denn diese Aufgabe übersteigt der Menschheit Kräfte!“ — „Es ist reiflich überlegt und ich bleibe unerschütterlich!“ — „Aber bedenke doch — kein Blut soll fließen, und der Marchese ist schon mausetodt!“ — „Er fiel bloß, und das kann vor Schreck geschehen seyn!“ — Mich überfiel ein Schauder. „Aber gedruckt wird es nicht!“ sprach ich kläglich; „nicht wahr, liebes Herz, so weit lässest Du es nicht kommen?“ — „Radikal sey die Kur und öffentlich das Geständniß Deiner Schwäche. Eine schönere Gelegenheit bietet sich Dir nie; jetzt zeige die poetische Kraft, mit der Du prahltest!“ — „Wohlan denn, es sey! — Bestelle mir“, fuhr ich mit verzweifelter Resignation fort, „ein kaltes Fußbad und laß' eine Flasche Champagner holen!“ — Die Grausame lachte mir in's Gesicht und verließ mich in meiner Noth.

„O bejammernswerther Dichter und Liebhaber!“ rief ich aus. „Einem von Beiden droht ein schmähliges Loos; Jenen unter diesen Umständen retten, heißt Felsen pflügen, und Dieser muß verschmachten, wenn ich dem Ersteren nicht eigenhändig den Gnadenstoß gebe. O erfindungsreiche Grausamkeit eines Weiberkopfes! Genau traf sie den wunden Fleck und in dem eigenen Netz läßt sie mich hülflos ringen. Auf welche Art befrei' ich mich? Wie blas' ich diesem höllischen Marchese neues Leben ein und erweiche das fürstliche Herz des steinharten Aristokraten, daß er die Prinzessin dem Maler in die Arme wirft? Was bietet der reichhaltige Stoff zu ebnen und zu schlichten dar; welche neue Verkettungen erheischt das neue Ziel! Dazu kömmt noch Prinz Florentin mir auf den Hals; angekündigt, muß er nun auftreten — und nur einen Bogen gestattet mir die Unerbittliche! — Was mach' ich mit diesem neuen verwünschten Prinzen, wie heb' ich seine Ansprüche, wie schaff' ich ihn bei Seite? — Glücklicher Gedanke! — Ich hab's — beim Himmel, ich hab's! — Victoria!“ rief ich und sprang in der Stube herum.

Die Thür ging auf und Malchens Kopf guckte herein. „Mein Gott! was fehlt Dir?“ fragte sie erschrocken. — „Ich sehe Licht!“ frohlockte ich ihr zu — „ich bin geborgen! Laß den Champagner ausgießen und das Fußbad gieb der alten Sara zu trinken!“ — „Warum nicht gar!“ entgegnete sie lachend — „noch nimmst Du keinen Platz ein unter den Schriftstellern des Tages, um die Leute mit Wasser zu traktiren!“ — Der Engelskopf verschwand.

Das Eisen glüht, flugs will ich es schmieden, dachte ich und ging an's Werk. Glücklicher Weise hatte ich in der letzten Zeile des Manuscripts meinen Höllenbrand bloß mit den Anfangsbuchstaben seines Ranges bezeichnet. Ohne daher Malchens Bedingungen zu verletzen, machte ich nun aus dem Marchese einen Mantel, und fuhr dann fort. — Zum besseren Verständniß jedoch möge die letzte Zeile hier noch einmal stehen:

„Blitzschnell fuhr jetzt Fernando's Degen aus der Scheide und es fiel der Ma —"

VIII.

— der Mantel von seinen Schultern. Die Höflinge, der Offizier der Wache, die Dienerschaft, Alles stürzte herbei und blieb jetzt angefesselt stehen; der Marchese aber fuhr geisterbleich zurück: denn, in glänzender Uniform, einen Stern auf der Brust, stand Fernando da, dem zürnenden Kriegsgotte gleich. Aber schnell verdunkelte sich sein Auge und mit einer unwilligen Bewegung warf er den Degen in die Scheide. In diesem Augenblick trat der Geschäftsträger des B—schen Hofes ein, eilte auf Fernando zu und sprach bestürzt: „Was ist hier vorgefallen, mein Prinz?" — „Nichts, als eine Uebereilung", entgegnete dieser, „die keine Folgen haben wird, als die Entlarvung eines Bösewichts. Herr General!" wandte er sich zum Adjutanten des Fürsten, „ich bin Prinz Florentin von B—, und ersuche Sie, die Verhaftung des Marchese Alfieri zu verfügen. Die Verantwortung nehm' ich auf mich. Man behandle ihn anständig und nur insofern finde Strenge statt, als er durchaus mit Niemand, es sey schriftlich oder mündlich, verkehren darf. Seine Zimmer werden versiegelt, die Papiere aber des Arrestanten bleiben unberührt, bis Se. Durchlaucht weiter darüber bestimmen." — Schleunig entfernte sich einer der anwesenden Kammerherren. Der General gab dem wachthabenden Offizier einen Wink und der Marchese ward abgeführt.

„Vergebens hab' ich, befohlenermaßen, in Ihren Zimmern gewartet, Monseigneur!" sagte der Geschäftsträger; „weder Ew. Durchlaucht, noch der Befehl kam, Sie dem Fürsten zu annonciren. Daher beschloß ich, Höchstdieselben auf zu suchen und begab mich hieher." — „Führen Sie mich bei Serenissimus ein. Unverzüglich werd' ich ihm die dringenden Motive dieser Verhaftung vorlegen." — „Da kommen Se. Durchlaucht selbst!" — „Soyés le bien venu!" sagte der Eintretende und umarmte den Prinzen. „Ich erfahre so eben, daß Ew. Liebden angelangt sind, und bin entzückt, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen!" — „Ew. Durchlaucht Gnade rührt mich unendlich und im Vertrauen auf dieselbe bin ich so frei, um ein geheimes Gehör zu bitten. Manches hab' ich —." — „Ich weiß Alles. Seit einigen Tagen schon sind Dieselben incognito hier. Sie Böser! Uns so lange schmachten zu lassen! Doch das Vergnügen, Sie endlich zu besitzen, macht Alles wieder gut!" — „Andere Gründe noch bestimmen mich zur Wiederholung meiner Bitte. Der Marchese Alfieri, der sich unter der täuschenden Maske des Ehrenmannes Ew. Durchlaucht Wohlwollen erschlich, ist ein Bösewicht. Er stand auf dem Punkte, mich selbst zu compromittiren; doch nur die Sorge für Ihre persönliche Sicherheit ließ mich des Verräthers schleunige Verhaftung veranlassen. Geruhen Ew. Durchlaucht, das Nähere über diesen höchst gefährlichen Menschen aus meinem Munde zu vernehmen!" — „Ah, le mauvais sujet! Wer hätte das geglaubt? — Ich bewundere im Voraus die Umsicht, womit Ew. Liebden seine Projekte déjouirt haben. Sie wünschen es — eh bien! passons dans mon cabinet!" Traulich ergriff er des Prinzen Hand und führte ihn in sein Gemach.

Der Hofmarschall nahm eine Prise. „Sie sehen mich ganz verwirrt!" flüsterte er dem Adjutanten zu; „was war das? Prinz Florentin und der Maler ein und dieselbe Person? Wie hängt das zusammen?" — „Fürsten haben oft seltsame Launen!" erwiederte der General. — „Glauben Sie mir", fuhr Jener lebhaft fort, „bei'm ersten Blick fiel mir etwas Mysteriöses an dem Pseudo-Maler auf. Sein Anstand, die Art, sich zu präsentiren, konnten ihm nur angeboren seyn; dabei bemerkte ich in seiner Physiognomie so etwas — wie soll ich sagen? — so etwas — Fürstliches." — „Von unschätzbaren Folgen ist diese Begebenheit für uns. Was sagen Sie zu meinem Barometer, Freund?" — „J'admire vôtre pénétration. Aber ist Ihnen jemals ein solcher éclat vorgekommen? — Als ich des Prinzen admirable Stimm' erschallen hörte; als von Mord und Todtschlag die Rede war in Sr. Durchlaucht geheiligtem Vorgemach: da, Freund, erfaßte mich eine nie empfundene terreur, und dennoch élancirte ich mich vorwärts! Haben Sie es bemerkt? Was? — Bei'm Anblick aber des Sterns wurde mir schwarz vor den Augen, und — wie Racine sagt — ma fougue impétueuse se ralentit!" — „Höchst seltsam bleibt dieser Vorfall, und etwas Außerordentliches muß sich zwischen dem Prinzen und dem Marchese ereignet haben. Hinter dem sichtlichen Streben, es zu verschleiern, steckt mehr als wir erfahren werden." — „Il faut épier cela. Verlassen Sie sich auf mich, ich krieg' es heraus!"

Diese neugierige Hoffnung, die bald von sämmtlichen Bewohnern der Residenz getheilt ward, blieb unerfüllt, und niemals trat der wahre Zusammenhang der Begebenheit an's Licht; wir aber wissen den Schleier zu lüften.

Prinz Florentin hatte sich von Jugend auf den schönen Künsten zugewandt. Selbst Maler und Musiker, war Italiens classischer Boden der Gegenstand

seiner Sehnsucht, und sein Vater, der regierende Herzog von B—, ertheilte ihm endlich die Erlaubniß, denselben zu besuchen. Mehrere Jahre hielt er sich in Italien unter dem Namen eines Grafen von O— auf, und zu nicht gewöhnlicher Ausbildung gediehen die Anlagen des fürstlichen Jünglings. Der hohen Malerkunst besonders ergab er sich mit ganzer Seele und in ihr hoffte er eine dunkle ideale Sehnsucht zu befriedigen, die ihren Gegenstand feurig, aber vergebens gesucht hatte. Mit wahrer Begeisterung studirte er die Werke der Meister, und an der Götterflamme ihres Genius entzündete sich der Wille, ihnen nach zu streben. Im Gebiete der Kunst und Poesie war er Enthusiast, sonst widerte ihn alles Uebersponnte und Excentrische an, und die hyperphysische, frömmelnde und fanatisch-politische Richtung eines Theils der Zeitgenossen war entweder der Gegenstand seines Spottes, oder seiner Verachtung. — In Neapel lernte er den Maler Fernando kennen. Gleichheit der Jahre, der Einklang ihrer edlen, für die Kunst entzündeten Herzen und Fernando's Meisterschaft, die Florentin bewundernd anerkannte, stifteten zwischen Beiden eine innige Freundschaft. Obgleich Fernando's stille Melancholie, sein Hang für alles Mystische und gewisse überspannte politische Ansichten mit dem feurigen, scharf in das Leben blickenden Fürsten einen schroffen Contrast bildeten, so schien sich doch hauptsächlich auf dieses Abstechende Beider Vereinigungstrieb zu gründen. So lebten sie in inniger Verbindung, als Florentin bemerkte, daß sein Freund mit mehreren Häuptern der Carbonari verkehrte und diesen Umstand vor ihm zu verbergen suchte. Alle dergleichen geheime Gesellschaften waren dem Prinzen herzlich zuwider; sein Aufenthalt in Italien hatte ihm sattsam Gelegenheit gegeben, die vielen politischen Verbindungen zu würdigen, von denen dieses Land damals wimmelte, und mit Recht fürchtete er, den schwärmerischen Freund der Kunst entrissen und in die Schlingen einer Sekte fallen zu sehen, die, eben so gefahrvoll als fanatisch, nur zum Unheil führen konnte. Er bot daher Alles auf, was Vernunft und herzliche Freundschaft Ueberredendes haben, und glücklich errang er von Fernando das Versprechen, sich den finstern Hütten dieser Unheimlichen zu entziehen. Da aber der Maler zu weit gegangen war, um, bei einer ferneren Anwesenheit in Neapel, dem Gelübde treu bleiben zu können, so entschloß er sich auf des Prinzen Bitten, ihn in sein Vaterland zu begleiten. Florentin hatte nämlich von seinem Hofe die Nachricht erhalten, daß man ihn mit der Prinzessin Auguste von ** zu vermählen gedenke, und den Wunsch hege, ihn recht bald wieder in Deutschland zu sehen. Beide reisten daher schleunig und unvermuthet von Neapel ab.

(Der Schluß folgt.)

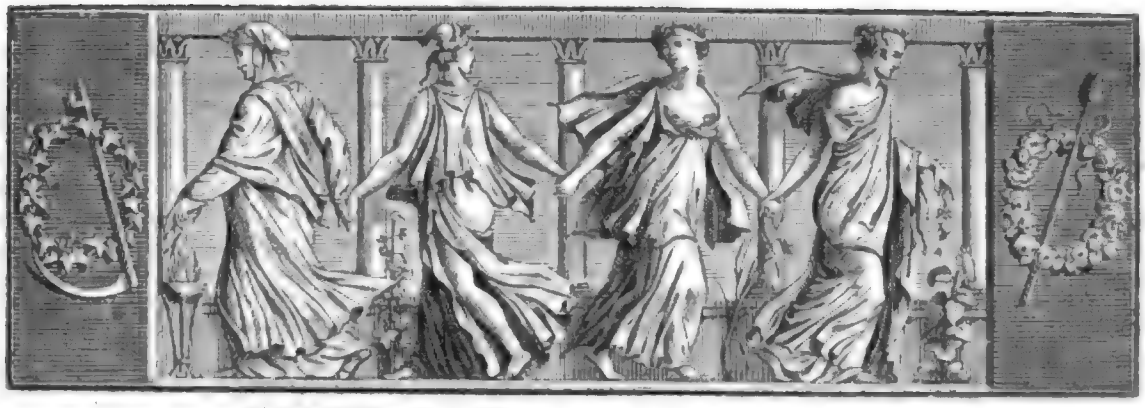
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburgische Bildereien. (Schluß.) Das andere Denkmal, ein Obelisk von mäßiger Höhe, zur Erinnerung an Hamburgs verdienten Büsch, findet sich auf dem Wall zwischen dem Damm- und Stein-Thor, in der Nähe der Lombards-Brücke. Von Klopstocks Linde später. — Aber gehen wir von der Verwesung wieder zum Leben über, wie wir es ja auch dereinst thun werden, und zwar für dies Mal, noch in Hamburg, zu dem süßesten und amönsten, nämlich zu den Frauenzimmern; denn was thun wir im Grunde mit diesem Turus und all' den Phönizierm, wenn wir nicht auch vom Geldsack oder von der Elle sind, nicht Theekisten, Zuckerbrode oder Kaffesäcke; wenn wir vollends nichts verstehen von Courtage und Agiotage, von Conto und Diskonto, von Contanten und Giranten, von Pro-centen und Ca-venten; von Klabb' und Rabatt, von Prima und Sekunda, enfin vom Cours und von der Börse?? — Wir wären ohne die Mädchen verlorne Leute; aber wir sind es, freundlich von ihnen getröstet, mit nichten. Man hat nicht bloß unter den Berliner Linden u. s. w., man hat ihrer auf dem Jungfernstiege — hier auch — zur Genüge. Glauben Sie nicht etwa, daß es von „diejenigten" sind; sie lieben man 'n büschen die Gesellschaft und 's Plaisir. — Uns gefällt das galante Sachsen, wie sollten wir etwas gegen das — galantere Hamburg haben? — Ich glaube, die guten Eltern lasen zuweilen im — Homer; denn die Töchterchen und übrigen Demoiselles sind zumeist blauäugigt, hochbusigt, nur leider, was den Fuß betrifft, nicht, gar nicht überall, auch leichtgeflügelt. Wie reizend würden sie seyn, wenn das Pedal die hohe schöne Figur schwebender, tanzender trüge! — Die Hamburgischen Damen sind, bis auf unverhältnißmäßige Ausnahmen, sehr hübsch, und man findet, besonders unter den Kleinmadchen, höchst liebenswürdige Kinder. Diese Marianen sind, wenn man will, größtentheils auch — Magdalenen: — ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet. — Ob die Erkenntniß sie später auch — zur Buße führt? ich weiß es nicht; zu hart indeß werden sie sich wohl nicht mitnehmen: die Geißel und das memento mori sind zu wenig mehr in der Mode. — Wenn die Mädchen die jungen Leute gern haben, so werden letztere doch auch zuweilen bös von ihnen gefoppt; so schrieb vor einiger Zeit eine aufgeweckte Schöne hundert Billets an hundert ausgesuchtere Herren, worin sie jeden, um die Dämmerstunde, zu einer Zusammenkunft auf den Adolphs-Platz beschied. Man stellte sich pünktlich ein; der kleine Platz füllte sich höchst romantisch um den alten todten Helden; eine Börsen-Versammlung der — Cypris. Nach einigen Tagen stand die Auflösung der Neckerei, ein kleiner Witz der Muthwilligen, in einem hiesigen Blatte. — Wenn die Herren Peter Ahrens, Dorgerloh u. s. w. in gedruckten Zirkeln in ihre Salons zu Ball und Vauxhall einladen, so kann man dort sehr bequem und bei großer Auswahl die gefälligsten Bekanntschaften machen; es ist freilich nur wegen der Menschenkenntniß, daß man hingeht, und in diesem Sinne toleriert ja einer der sieben Weisen sogar dergleichen Besuche. Viele Kleinmadchen tanzen Sonntags im Elb-Pavillon. Zu orgischen Festen ladet der Hamburger Berg, kein Berg eigentlich, vielmehr nur die leicht erhöhte Gegend zwischen Hamburg und Altona, links nach der Elbe. Dort schwingt sich die absoluteste Cypris, die vulgivage, cloacinische — mit jubelnden Matrosen und andern Liebhabern, welche nur zuweilen sehr den Schwerpunkt verlieren, im rasenden Walzer, und leert den Becher bis auf die Hefe. Wir konnen wohl, doch bitte ich, nur von weitem, ein wenig durch die erleuchteten Fenster sehen. Ich dachte an Goethe's „Mahadöh":

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder" —
wann aber werden diese so weit seyn? —
„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor!"

Hat dieser indische Herr der Erde, überlegte ich bei mir, indem ich vier Schillinge zur Sperre suchte, nothwendig einen Pyrometer für diese verschiedenen Brennbaren und Feuerhaften — mit welchem Hitzegrade wird er dereinst auf dem Hamburger Berge erscheinen? — Aber das hätte nur Dante allenfalls ausmitteln können, der, wie wir wissen, das Fegefeuer und die Hölle genau kannte, und alle ihre Grade. Sabinus.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 20. Juli. 115tes Blatt.

Dichter und Liebhaber.

(Schluß.)

Der Ruf hatte Auguſte ein vollkommenes Weſen genannt; doch nur der eigenen Ueberzeugung wollte er folgen. Zur Vorſorge hatte er deshalb einen Aufſchub der Vermählung bewirkt und ſeine Rückkehr um einige Wochen ſpäter angeſetzt, als ſie in der That erfolgte. Er beſchloß nun, ſich heimlich in die Reſidenz der ihm beſtimmten Braut zu begeben, ſie unter irgend einer Maske zu beobachten, und die Verbindung zu vermeiden, wenn ſie den Anſprüchen ſeines Herzens nicht genügte. Fernando beſtärkte ihn in dieſem Vorhaben, und da er den Wunſch geäußert, auf einem von Florentin's Gütern den Frühling zu genießen und in ſchöner Einſamkeit ſich ganz der Kunſt zu weihen, ſo ward beſchloſſen, daß Florentin die heimliche Reiſe als Maler Fernando, und nur von einem erprobten Diener begleitet, unternehmen ſolle. — In Deutſchland angelangt, trennten ſich daher die Freunde und eilten dem verſchiedenen Ziel entgegen.

Auguſte, in dem Schimmer ihrer Reize, verklärt durch Reinheit und eines hohen Geiſtes Würde, erſchien dem Prinzen wie ein Götterbild, und alle Saiten ſeines Herzens erklangen von einer ſchnellen und magiſchen Berührung; in ihr ſah er das Ideal, das er auf manchen Richtungen verfolgt, das Räthſel ſeines Inneren fühlt' er gelöſt, und von der Angebeteten geliebt zu ſeyn, war ihm des Lebens Silberblick. Das Verhältniß zur Prinzeſſin, worin ihn beide Höfe verſetzt hatten, war ihm daher peinlich, und oft machte die Vorſtellung ihn tiefſinnig, ihren Beſitz vielleicht dem nothgedrungenen Gehorſam zu verdanken. — Da näherte ſich ihm zum erſten Mal der Marcheſe bei'm Spiel, welchem der Prinz nur in dem Drange augenblicklicher Zerſtreuung ſich hingab. Der Italiener war ihm bereits aufgefallen und des Erſteren Benehmen ließ bald keinen Zweifel, daß er einen Plan mit ihm habe. — Florentin hielt den Marcheſe für einen myſtiſchen Gaukler, für den Anhänger einer geheimen italieniſchen Sekte und ſein Vorhaben auf gewöhnliche Proſelytenmacherei beſchränkt; da daſſelbe zudem auf den abweſenden Freund berechnet ſchien, den er vorſtellte, ſo konnte er dieſe Gelegenheit zu einem ergötzlichen Scherz nicht unbenutzt entſchlüpfen laſſen. Er ſpielte gegen den Marcheſe den melancholiſchen, für alle ſeine Ideen empfänglichen Schwärmer und freute ſich auf den Augenblick, wo dieſer hochmüthige, ſich in ein heiliges Dunkel hüllende Schlaukopf gedemüthigt und ausgelacht vor ihm ſtehen werde. Die Gelegenheit aber, Auguſte zu ſprechen, ergriff er mit Freuden und ſie verſtärkte den Zauber ſeiner Liebe.

Die Rückſichten des Zartgefühls beſtimmten ihn nun, ſich der Prinzeſſin zu entdecken. Offen ſchrieb er ihr die Beweggründe ſeiner bisherigen Rolle, ſchilderte ſeine glühende Leidenſchaft, aber auch den feſten Entſchluß, die Geliebte nur ihrem Herzen zu verdanken, und verſicherte, daß von ihrer Antwort ſein Lebensglück abhänge; denn keinen Augenblick werde er anſtehen, es ſelbſt zu vernichten, wenn ſie den leiſeſten Wunſch

äußere, der Vermählung zu entgehen. — Diesen Brief ließ er durch den Geschäftsträger seines Hofes, den er in sein Geheimniß gezogen, einem zweiten, mit gewöhnlichen Ausdrücken des Ceremoniels angefüllten, beifügen und, mit Genehmigung des Fürsten, der Prinzessin überreichen. — Am Abend dieses Tages war das Conzert, wo der Marchese in Augustens Mienen den Zeichen eines strafbaren Einverständnisses zu begegnen glaubte. — Die Antwort auf sein Schreiben ward Florentin am folgenden Morgen durch einen Pagen der Prinzessin im Park übergeben. Geschickt hatte Auguste eine offene Erklärung umgangen; dennoch verrieth sich unwillkührlich ein zärtliches Hinneigen, und als am Schlusse des Malers fernere Besuche verbeten wurden und sie zart darauf hindeutete, daß er es der eigenen und ihrer Würde schuldig sey, recht bald in seiner wahren Gestalt und gemäß den Verhältnissen beider Höfe auf zu treten, da fühlte sich der Prinz auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Die Antwort aber auf Augustens Schreiben ward von dem erkauften Pagen, wie wir wissen, dem Marchese überliefert.

Florentin's Gefolge langte an, bezog die für den Prinzen im Schloß bereiteten Zimmer, und dieser war eben in dem Gedanken verloren, wie er den Uebergang zu seinem Range am passendsten einleiten könne, als er beim Park auf den Marchese traf. Des Letzteren Winke über der Prinzessin Anwesenheit im Garten hatten bei Florentin den beabsichtigten Erfolg. Er konnte dem Drange nicht widerstehen, der Geliebten sein dankbares Entzücken zu zeigen und suchte sie im Pavillon auf. Von dem Augenblick, wo sie in Fernando den ihr bestimmten Gatten sah, hatte ihr Herz für den anziehenden Jüngling geschlagen. Der Geist seines Briefes zeigte, wie heilig ihm die Liebe sey, wie zart er empfinde, und wahrhaft theuer war er ihr dadurch geworden. Die Unterredung verrieth ihr Herz und trunken sank er zu ihren Füßen. — Da trat Alfieri ein und veranlaßte eine Scene, die Florentin durch dessen Entfernung schleunig beendigen wollte. Er sah den Augenblick gekommen, wo er dem Marchese mit dem Anschein vertrauender Zuneigung seinen Stand entdecken und sich an der Verlegenheit des Mystifizirten ergötzen könne. Aber die seltsame Anrede desselben, die so ängstlich auf eine nahe und drohende Gefahr hindeutete, spannte des Prinzen ganze Neugier; begierig zu erfahren, wo der Schleicher eigentlich hinaus wolle, folgte er ihm in seine Wohnung. — Was zwischen Beiden in dem Cabinet des Marchese verhandelt ward, hat stets der Prinz mit einem Schleier bedeckt, und wir müssen die Andeutungen dazu in Alfieri's Unterredung mit Mesapinta aufsuchen. So viel ist aber gewiß, daß Florentin durch die Gestaltung des Scherzes zu finsterem Ernst unangenehm enttäuscht ward. Sein Edelmuth empörte sich gegen die Rolle des Kundschafters, in die er wider Willen gerathen war: er wandte Alles an, um die Mittheilungen des Marchese zu hemmen, und nur der Gedanke, daß er in diesem Augenblick sich in der Gewalt des kecken Böswichts befinde, konnte ihn zu fernerer Verstellung bewegen. Als aber sein Zweck erreicht und er in Freiheit war, empfand er ganz den Zwiespalt, worin ihn Pflicht und Großmuth versetzten. Die letztere behielt den Sieg. Er erröthete bei dem Gedanken, ein erschlichenes Vertrauen zu verrathen und den von ihm Getäuschten zu verderben. Jener Warnungsbrief an den Marchese ward daher auf des Prinzen Veranlassung geschrieben und in der Ueberzeugung, Alfieri werde sich durch eine schleunige Flucht retten, begab er sich zu seinem Gefolge auf das Schloß. Des Prinzen Befehl gemäß erwartete ihn dort der Geschäftsträger seines Hofes und erhielt die Weisung, sobald sich Jener umgekleidet, den Fürsten von Florentin's bisherigem Incognito zu unterrichten, dem Letzteren ein scherzhaftes Motiv unter zu legen, des Prinzen Ankunft zu verkünden, und die Heimlichkeit derselben mit dem Streben nach Vermeidung alles Ceremoniels zu entschuldigen.

Als Florentin umgekleidet war, wollte er sich in ein Nebenzimmer zu dem Geschäftsträger verfügen, um noch Einiges mit ihm zu verabreden und ihn dann zu seiner Bestimmung zu entsenden. Er warf einen Mantel über und verließ sein Gemach; das Erste aber, was ihm auf dem Gange in die Augen fiel, war der Marchese. Diese Frechheit ließ des Prinzen Zorn auflodern; durch drohende Worte glaubte er den Verhaßten zu entfernen und trat dann rasch in das nächste Zimmer, wo er den Geschäftsträger vermuthete. Er hatte sich geirrt. Des Marchese wachsende Zudringlichkeit, die Besorgniß einer Scene in dem mit Höflingen gefüllten Saal erregten den Prinzen auf's Aeußerste: Alfieri's Gebrauch von dem Verhaftsbefehl aber traf ihn so furchtbar unerwartet, daß er erstarrte. Schon stand er im Begriff, sich zu entdecken und den Marchese festnehmen zu lassen, als der Offizier die Erfüllung des Befehls ablehnte. Der Wunsch, dem Marchese das Aeußerste zu ersparen und die Möglichkeit zu vermeiden, sich in einer Umgebung zu compromittiren, wo Niemand ihn kannte, gaben ihm bei jener Erklärung des Offiziers den Gedanken ein, sich zu entfernen; furchtbar aber brach der lange verhaltene Grimm los, als der Böswicht den Arm gegen ihn hob.

In einem Gemüth, das Edelmuth und glückliche Liebe erfüllten, mußte bald die letzte Spur einer solchen Leidenschaftlichkeit verschwinden, und viel zu wenig hatte der Marchese entdeckt, als daß die Empfindungen seines großmüthigen Herzens durch Rücksichten der Pflicht unterdrückt worden wären. — In der ge-

beimen Unterredung mit dem Fürſten ſuchte Florentin zuerſt ſein bisheriges Incognito aus einem heiteren Geſichtspunkt zu zeigen, und als ihm dies gelungen, ging er zu dem Vorfall mit dem Marcheſe über. Der Fürſt hat tauſendmal um Entſchuldigung wegen des Verhaftsbefehls und nannte Alfieri einen traître éffronté, der ſein Vertrauen auf das Unerhörteſte gemißbraucht. Der Prinz ſuchte ihn zu beruhigen, und indem ſein Zartgefühl jede Beziehung auf Auguſte, ſo viel als nöthig war, vermied, machte er von ſeinem bisherigen Verhältniß zu dem Italiener und deſſen gefährlichen Ränken eine treue Darſtellung. Iſidor ward dadurch ſo erſchreckend und tief ergriffen, daß er den Marcheſe der ganzen Strenge der Geſetze überliefern und Alles aufbieten wollte, um hinter die Geheimniſſe dieſes infernaliſchen Demagogen zu kommen. Die inſtändigſten Bitten, die ernſthafteſten Vorſtellungen mußten von dem Prinzen angewendet werden, ehe ihm das Schickſal des Verbrechers überlaſſen ward, und nur Iſidor's geweckte Furcht, durch das Aufſehen der kundig gewordenen Begebenheit, durch die Rolle des Günſtlings, die ihr ſtrafbarer Urheber ſo lange an ſeinem Hofe geſpielt, ſelbſt compromittirt zu werden, ſchien zu Gunſten Alfieri's den Ausſchlag zu geben. — Des Letzteren Papiere wurden daher ungeleſen dem Gefangenen zugeſtellt, und unter der Warnung, ſich nie mehr in Deutſchland blicken zu laſſen, ward ihm Gelegenheit zur Flucht gegeben. Schnell ergriff er ſie und hat nie wieder von ſich hören laſſen.

Zur Befriedigung der allgemeinen Neugier ward das Gerücht verbreitet, Alfieri ſey der geheime Emiſſair eines gewiſſen Hofes geweſen und habe den Auftrag gehabt, Auguſtens Verbindung mit dem Prinzen zu hintertreiben; der Letztere, hiervon unterrichtet, habe durch ſein Incognito den Plan des Marcheſe zu durchkreuzen gewußt und endlich, da derſelbe ſich ſtrafbarer Mittel bedient, deſſen Verhaftung bewirkt; aus Rückſicht für den betheiligten Hof hätte man jedoch den Verbrecher entfliehen laſſen. — So endete befriedigend die unangenehme Epiſode: ſelbſt der verrätheriſche Page ward nicht beſtraft und nur zu einem Regiment geſandt: das fürſtliche Paar aber genoß jetzt ganz das reine Glück der Liebe. Eine ſchönere Quelle der Freuden, als ſie der Glanz eines Hofes zu bieten vermag, fanden die Liebenden in ſich, und inniger fühlten ſie eine Seligkeit, zu welcher ihr Hoffen ſelten empor geſtiegen war und die, wie ein unerreichbares Ideal, nur die Träume ihrer Herzen geſchmückt hatte.

* * *

Kaum war der letzte Punkt gemacht, ſo packte ich das Manuſcript zuſammen und eilte zu meinem ſüßen Mädchen. — „Hier, liebes Malchen, bring' ich Dir meine vollendete Novelle. Sie zeigt, was Liebe und Verzweiflung vermögen: denn erfüllt ſind Deine Bedingungen; und da nun, meinem Verſprechen gemäß, der Dichter ſelig entſchlafen ſoll, ſo wirſt Du hoffentlich den Liebhaber gelten laſſen.“ Raſch zog ich ſie an's Herz und bedeckte den Roſenmund mit glühenden Küſſen. — „Halt!“ rief ſie widerſtrebend: „erſt muß ich mich mit meinen Augen überzeugen!“ — „Ungläubige! Da, lies! — Zum Glück“, fuhr ich ſeufzend fort, „iſt das nicht allein mein Tauf-, ſondern auch mein Leichen-Sermon in der literariſchen Republik: denn nach dieſem par force gehetzten und geſchoſſenen Bock darf ich mich doch nirgends mehr blicken laſſen!“ — „Nicht übel“, ſagte Malchen, nachdem ſie den Bock gemuſtert, „und beinahe würd' ich ſelbſt an eine poetiſche Anlage in Dir glauben, wenn das belebende Rad Deines Getriebes nicht zu den gebrechlichſten gehörte, wenn nicht die Grundlage der Novelle auf — Triebſand ruhte.“ — „Wie ſo?“ fragte ich betroffen. — „Dieſer Marcheſe, den Du ſo gern für einen feinen, ſyſtematiſchen Böſewicht möchteſt gelten laſſen, der in eine Verſchwörung von der höchſten Wichtigkeit verſtrickt iſt, dem die kleinſte Unbeſonnenheit verderblich werden kann, ſtürzt ſich in ein gefährliches, Zeit und Anſtrengung koſtendes Unternehmen, um — einen Maler zu gewinnen!“ — „Gefährlich war es durchaus nicht, wenn er wirklich Fernando vor ſich hatte; um aber einen Prinzen in ihm zu ſehen, dazu mußte er allwiſſend ſeyn. Auf den Maler endlich kömmt es hier nicht an, wohl aber darauf, wozu ihn der Marcheſe gebrauchen wollte, und das, mein Kind, weiß der Leſer eben ſo wenig, als — ich ſelbſt.“ — „Wenigſtens bequem iſt dieſer Ausweg!“ — „Und hier ſo übel nicht. Das Helldunkel, wovon der Marcheſe umgeben wird, bezeichnet den Carbonaro: es iſt das eigentliche Element dieſer verzweifelten Leute.“ — „Ey, ey! Beinahe muß ich glauben, Du kömmſt auf Deine alten Sprünge!“ — „Fürchte nichts! Sobald des Liebhabers Sündenregiſter in das des Dichters verwebt iſt, mögen Beide in Gottes Namen in die Welt hinaus treten; dann aber gute Nacht, Schriftſtellerei! Du haſt mein Wort, und auch nach der Hochzeit werd' ich es halten. Weltbekannt iſt es ja, daß der Eheherr nichts gewiſſenhafter erfüllt, als die Gelübde des verliebten Bräutigams!!“

Und ſo haſt Du denn, geliebter Leſer, das treue Gemälde meiner Verirrungen empfangen; bedenke, daß es das nothgedrungene Werk der Buße war, und ſey nachſichtig! — Sollten aber der unbeholfene Dichter, der übrigte Liebhaber Dich mehr geqnält haben, als gerade nöthig, ſo verſetze Dich im Geiſt in meine freundliche, feſtlich geſchmückte Wohnung — denn heute iſt mein Hochzeitstag — ſieh' die Freudenthränen meiner guten Mutter, Malchens ſüße Rührung und das Entzücken ihres ſeligen Raths: dann wirſt Du auf die Langeweile, die Dich aus dieſen Blättern angähnte, mit derjenigen Empfindung zurück blicken, die gute Menſchen bei der Erinnerung an ein Opfer fühlen, das ſie fremder Glückſeligkeit gebracht.

Friedrich von Cronſtain.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 12. Juli verſuchten die Königsſtädter ſich in der erſten Traveſtie, indem ſie den „Prinz Hamlet“ als ſolche aufführten. Man hielt für nöthig, einen „Prolog“ voran zu ſchicken und dies war bei den ſehr verſchiedenen Urtheilen (oder beſſer bei den mancherlei Meinungen und Anſichten) über Tra-

veſtie und Parodie allerdings zweckmäßig. Dieſer Prolog iſt von C. v. Holtei geiſtreich aufgefaßt; er zeigte abermals, ja wohl in höherem Grade als bisher, daß er ſolchen Dichtungen Ideen und Tiefe zu geben weiß, die eines dauernderen Anlaſſes werth ſind. Begreiflich mußten hier, neben der allgemeinen Apologie der Traveſtie, beſonders das Berliner Publikum und die momentanen Stimmungen deſſelben in's Auge gefaßt ſeyn und es war demnach erlaubt, mit dem Löblichen zugleich die Schwächen deſſelben in Anſpruch zu nehmen, was indeß ebenfalls nicht ohne Kritik geſchehen iſt. Die Perſonen dieſes Prologs ſind: „Hamlet" (Hr. Nagel), „Wanderer" (Hr. Meyer) und „Narr" (Hr. Röſicke). Erſterer war uns eine perſönliche Parodie, indem er nämlich die deklamatoriſche Aufgedunſenheit, falſcher Pathos genannt, ſo wie die rhetoriſche Malerei ſo weit trieb, daß man Ironie wittern mußte, ungünſtig darüber zu urtheilen. Hr. N. konnte ſich aber zu ſolcher Ironie eine andere Gelegenheit wählen; denn uns ſcheint, da namentlich hier die Definition gegeben wird: Hamlet ſey der — Menſch, daß der Darſteller des echten Hamlet unrecht hat, wenn er hier eben nichts als — Schauſpieler iſt. Der einfachſte natürliche Vortrag war diesmal der beſte, und wir appelliren deshalb an Hrn. Nagel's Selbſtkritik, die überhaupt ſich ſeiner ausgezeichneten Mittel kräftiger annehmen ſollte. Hr. Röſicke als „Narr" hütete ſich vor aller Ueberladung, was wir höchſt lobenswerth finden; indeß ließ er dabei doch zuviel Phlegma bemerken: die Trockenheit eines ſolchen Narren iſt eine durch Weltklugheit maskirte Begeiſterung für das Rechte und Schöne. Hr. Meyer, der „Wanderer", griff in den erſten kurzen Reden nicht immer raſch und tüchtig genug ein, ſpäter aber war ſein Vortrag belebt und belebend, und er bewies von Neuem, daß wir von ihm viel fordern dürfen.— Wir haben uns bei dem Prolog ein wenig aufgehalten, weil er, trotz ſeiner Kürze und Lokalfarbe im Einzelnen, für die Darſteller Aufgaben enthält, die des Talents und der Kritik würdig ſind, und freuen uns auch, ſagen zu können, daß die günſtige Lebhaftigkeit, womit das Publikum dieſe einleitende Dichtung aufnahm, von Erkenntniß und Anerkennung zeugte. — Der „Prinz Hamlet" ſelbſt, nach dem Theaterzettel „eine Traveſtie in Knittelverſen mit Geſang in drei Akten, nach Perinet und Gieſecke von H. Schmelka", iſt, nach unſerer Anſicht, halb Parodie, halb Traveſtie, indem ſowohl die Form als die Handlung auf luſtige Weiſe benutzt iſt. Es könnte nicht ſchaden, wenn die Parodie noch mehr vorherrſchte, vielleicht wäre eben dadurch manchem Gemeinen und Trivialen der Weg verſperrt worden; denn etwa darin die Parodie und Traveſtie finden zu wollen, wäre ein gewaltiger Fehlſchluß. Die feinſte perſiflirende Behandlung des degradirten Stoffes wird auch die meiſte Wirkung thun, und wir ſtehen nicht an, zu behaupten, daß zu einer vollendeten Traveſtie oder Parodie ein Dichter im höchſten Sinne des Worts gehöre und zwar nicht bloß deshalb, weil jede Art von Meiſterwerk ſeinen Meiſter begehrt, ſondern weil wir überzeugt ſind, daß zum Schaffen der Traveſtie und Parodie ein Dichter erfordert wird, der durch tiefere Anſchauung ſogar über dem Gegenſtande ſteht, den er zu perſiflliren gedenkt. Dieſe erhabenſte Ausführung einer ſolchen Aufgabe wird freilich ſelten geleiſtet werden, weil eine gar mannigfache Erkenntniß und Erfahrung dazu gehört, und bei weitem eher iſt es möglich, daß Jemand in echtem Beruf und jugendkräftiger Phantaſie ein wahrhaftes Gedicht, als eine wahrhafte Traveſtie oder Parodie liefere. Nur den vollkommen gereiften Geiſt halten wir für fähig, dem hohen Maaß der Anforderungen gewachſen zu ſeyn, indem wir, um kurz zu ſeyn, die um- und entkleidende Traveſtie für die geiſtreichſte Probe über den Werth eines Kunſtwerks, für die ſcharfſinnigſte und luſtigſte Art der Kritik halten und die Parodie für die trefflichſte Ironie eines Werkes, dem es nicht an werthvoller Ausſtattung, wohl aber an dem echten dichteriſchen Gehalt fehlt. Bei der Traveſtie, womit die Königsſtädter Bühne den Reigen ſolcher Stücke begann, die zu ehrenwerther Erheiterung dienen ſollten und ohne Scheu auch von jedem Gebildeten dazu dienlich erachtet werden, müſſen wir freilich die hier ſkizzirten Anforderungen, welche wir im Allgemeinen für begründet halten, ſehr herab ſtimmen; es bleibt aber dennoch dabei Vieles unangetaſtet, was ſich als guter Einfall oder glückliche Eingebung hervor hebt, und die Zahl ſolcher Züge iſt nicht ſo unbedeutend, daß wir den Raum dazu hier finden könnten. Lieber würden wir diejenigen Stellen angeben, für welche wir dem Bearbeiter die Scheere zurechen möchten; da wir jedoch für unerläßlich erachten, daß die Kritik ſich aus Direktion und Publikum des Königsſtädter Theaters heraus bilde, da wir ferner bemerkten, daß die diesmaligen Zuhörer das Treffliche dieſer Traveſtie am freudigſten und einſtimmigſten aufnahmen — mithin einen großen Theil des Publikums für fähig halten, die Kritik ſelbſt zu beſorgen — dagegen ein anderer Theil auch das Triviale beräuchte und darüber zuweilen von Andern zurecht gewieſen wurde, ſo wollen wir ſehen, ob und wie die Direktion ſelbſt einſchreitet, um das Beſſere zu halten und zu vermehren, das Schlechtere ab zu weiſen; denn dieſe noch ſehr zerſtückelte Traveſtie, die, laut dem Theaterzettel, drei Väter auf einmal hat, kann es unbedenklich ertragen, daß noch Mancher hier die Vaterrechte über ſich nimmt und die einzelnen Ungezogenheiten des Kindleins zu einer beſſeren Aufführung im Ganzen bildet. Wir aber gehen jetzt zur Darſtellung ſelbſt über. Hr. Schmelka hat den „Hamlet", und da wiſſen wir, Humor und Buhnengewandtheit fehlen nicht. Ob aber ein größerer, ein übertriebener Anſtrich höfiſcher Gemeſſenheit (wie ſie z. B. in der Scene: „Geh in ein Kloſter" hervor trat und trefflich wirkte) im Allgemeinen nicht ſehr wohl thun würde? Bei den Regeln, welche „Hamlet" den Schauſpielern gibt, wüßten wir — vielleicht als Perſiflage auf das Rauſpern und Hüſteln der Sänger, ehe ſie eine Arie beginnen — auch die wünſchen, daß ein Ausſpucken auf dem Theater zu vermeiden wäre. Sothanne Regel hat hier einige Beziehung, die Hr. S. gewiß heraus findet. — Mehr noch von der Ultra-Repräſentation in Haltung und Rede müßte Hr. Röſicke als „Polonius" haben; ſein „Kanzler" im „Turnier von Kronſtein" iſt darin beſſer. Demoiſ. Aug. Sutorius thut als „Ophelia" was ſie vermag, und es iſt vollkommen hinreichend. Nur finden wir — daß trifft aber nicht die Darſtellerin — die „Ophelia" überhaupt in der Traveſtie ſchlecht bedacht. Der Wahnſinn iſt ein Zuſtand, zu welchem aller Unſinn zu paſſen ſcheint, der alſo auch hier eine Art von Wahrheit behält; ein Paar tolle Contraſte und die Auflöſung in Comödien-Verſtellung verhindern da nicht genug. Vielleicht wäre es beſſer, ſie würde gar nicht wahnſinnig, ſondern beſänne ſich, daß ſie eigentlich anderweitig verliebt iſt; ſie gäbe dann dem „Hamlet" den Laufpaß und, ſtatt daß ſie ſonſt begraben würde, könnte — nach ihrer Meinung und um uns eines Berliner Ausdrucks zu bedienen — ſich Hamlet begraben laſſen. Doch wir wollten uns ja nicht mit der Kritik des Einzelnen im Stoffe befaſſen — alſo rechtum! — Herr Angely und Demoiſ. Schirrer, „König" und „Königin", Herr Gende, der „Geiſt" und Hr. Liſt, „Laertes", hatten, nach dem Sinne der Aufgaben, in ihren Rollen den rechten Takt; und von den Uebrigen hat Keiner geſtört, was für Anfänger oder Inhaber kleiner Rollen ein Verdienſt iſt. — Am Schluſſe des Stücks regte ſich, neben dem Beifalls-Sturme, noch eine Partei, die aus dem Prolog nicht das rechte Körnchen Witz entnommen hatte; vielleicht ſchreibt Holtei für dieſe einen Epilog über das Thema: „Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort, wenn man Vernunft geſprochen ſtundenlang!"— wird nicht etwa der beſte Epilog darin gefunden, daß der beifallgebende Theil der ſiegende blieb. —.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 115ten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Hannover. Der liebliche Roſenmonat lockt bei uns, wie wohl überall, mehr hinaus in das Freie, als hinein in den Tempel der Muſen; und dennoch füllte ſich in dieſem letzten Monate das Haus von Schauluſtigen mehr als je. Unſere neue Theater-Commitie, die nach jener, in unſerm jüngſten Berichte erwähnten Auflöſung der früheren Mitglieder derſelben, ſich ſeitdem gebildet hat, beſteht gegenwartig aus vier der angeſehenſten Herren hieſiger Reſidenzſtadt, unter denen zwei geehrte Glieder der vormaligen Intendanz dem Vorſtande beibehalten ſind. Die erſte Darſtellung unter der Verwaltung der neuen Intendanz (am 1ſten Juni) war Schillers „Braut von Meſſina", die wir nur um des uns darin neu erſchienenen Hrn. Volkmar erwahnen. Er gab uns den „Don Caſar", ausgeſtattet mit alle dem jugendlichen Feuer, das jedoch das Herzliche und Weiche einzelner Momente nicht verzehrte. Die Chöre waren bedeutend abgekürzt worden, und das war gut. (?) — Holbeins „Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen" zog am 7ten Juni, und zwar zum Vortheil der Penſions-Anſtalt, zum erſten Male über unſere Bühne. Hr. v. Holbein, vertraut mit der Theorie der Bühne, kennt die Theater-Effekte. Er führt ſie mit Glück auf die Bühne und überraſcht nicht ſelten höchſt angenehm. Freilich hatte er das mit dem Vorſpiele aus ſechs Akten beſtehende Luſtſpiel mehr zuſammen drangen können, und in der langen Tirade „Martins" im Vorſpiele, ſo wie in der Unterredung „Conrads" und „Friedrichs", im vierten Akt, wo von Kunſt und Künſtler, von dem Pinſel unſterblicher Meiſter Italiens in Fülle geredet wird, minder wortergiebig ſeyn ſollen; doch wechſelt das Ganze in zu mannigfaltig unterhaltenden Formen ab, als daß wir nicht mit billiger Genügſamkeit dem größern Theile des Gelungenen unſere Aufmerkſamkeit und unſern Beifall ſchenken ſollten. Hrn. Keller dürfen wir heute mit Recht nicht nur Meiſter Martin, ſondern auch den Meiſter ſeiner Kunſt nennen. Hr. Kazianer („Conrad"), dieſer Todtſchlager, ließ hinter dem Wüthrich, wohlberechnet, des ſtattlichen Ritters Biederſinn hervor blicken. In ſeinem Pracht-An- und Auszugt war Spiel und Haltung heroiſch und edel. Mad. Artour mahnt mit ihrer Darſtellung der „Roſa" oft an die uns unvergeßliche Mad.-Renner. Ein thränenvolleres Zeugniß können wir der Mad. A. nicht geben. Die von dem Dichter in dem frommen Gebete vorgeſchriebenen Worte: „und beſchere mir einen tüchtigen Küfner", hat unſere Andacht geſtört und gab Anlaß zum Lachen. Hr. Volkmar als „Friedrich" war, ſo wie Hr. Meyer als „Reinhold", zu empfindſam und weinerlich, dahingegen Hr. Kaibel als „Ringel" rein komiſch und in der glücklichſten Laune. Die Alterweiſe, die nach des Dichters Vorſchrift anſchaulich gemacht werden mußte, kam uns nicht zu Geſichte und das große Faß ſtand zu weit aus den Couliſſen hervor und beengte die Bühne ſo, daß namentlich in der Schlußſcene der große Volkshaufen ſich nicht zu drehen und zu wenden wußte. Daß übrigens „Meiſter Martin" ſich gewiß eine Zeitlang unſers Repertoirs bemeiſtern wird, glauben wir. — Ein langjähriger Bekannter, ein vormaliges Mitglied unſerer Bühne, Hr. Geißler, der geweſene Liebling des Publikums, betrat am 10. Juni als Gaſt unſere Bühne, und hat es erfahren, daß wir ein conſequentes Volk ſind. Seine mehrjährige Abweſenheit, während dem er in Cöln und Bremen angeſtellt war, hat unſere Zuneigung zu dieſem wackern Komiker nicht geſchmälert. „Truffaldino" in dem „Diener zweier Herren" und „Adam" in dem „Dorfbarbier" waren ſeine beiden erſten Darſtellungen. Vor ſeinem Erſcheinen waren ſchon alle Hände ſchlagfertig und mit ſeinem Auftreten brach das Getöſe in unaufhaltbarem Jubel aus. Wir freuten uns, an ihm noch nichts von ſeiner Regheit zu vermiſſen. Sein „Adam" iſt unſtreitig ein Meiſter-Geſelle aller Adame. Schon ſeine Bewegungen bilden ein höchſt ergötzliches Ganze, und ſogar ſein fremdartiges Organ giebt ſeiner Komik einen Luſter. — Am 12. Juni: „Preciosa". Hr. Geißler den „Schloßvogt Pedro" als zweite Gaſt-Darſtellung. Dieſen „Peter de plaisir" ſind wir gewohnt beſſer dargeſtellt zu ſehen. Mit dem „Rochus Pumpernickel" beſchloß Hr. Geißler ſeine Gaſt-Darſtellungen. Er gab uns recht viel zu lachen und lokaliſirte in der langen Beſchreibung ſeiner kurzen Reiſe mit glücklichem Humor. — Am 17. Juni erwarb ſich unſer Hof-Tanzlehrer, Hr. Volange, das beſondere Verdienſt, zum erſten Male ein pantomimiſches Ballet in zwei Abtheilungen, „das Milchmädchen" betitelt, auf unſere Bühne zu bringen. Vor ihm hatten nur vorüberziehende Tanzer uns ſolche Tanz-Divertiſſements kennen gelehrt. Hr. Volange hat aber nunmehr aus den Mitgliedern ſeiner Tanzſchule, wovon wir in dieſen Blättern früher ſchon geredet haben, ein recht wackeres Ganze gebildet und ſich um dieſe Zierde der Bühne ein beſonderes Verdienſt erworben. Er ſelbſt, von Terpſichoren vorzüglich begünſtigt, war, nebſt Mad. Volange, das Doppelgeſtirn dieſes Ballets, das mit vielen anmuthigen Gruppen und ſchönen Enſembles ausgeſtattet war. Den Fleiß der kleinen Schmidt, Majetti, Hellnig, Habicht und Eſternack dürfen wir nicht unerwähnt laſſen. Wir wünſchen, daß dieſer erſte gelungene Verſuch zu fernern ähnlichen Darſtellungen veranlaſſen möge. — Eine ſehr freundliche Erſcheinung auf unſerer Bühne war Demoiſ. Clara Siebert, Tochter des königlich ſächſiſchen Kammerſangers aus Dresden. In den Zwiſchen-Akten des am 19. Juni wiederholten Holbeinſchen Luſtſpiels: „Meiſter Martin der Küfner", trug ſie uns eine Arie von Roſſini und dann eine Scene aus dem „Freiſchütz", im Coſtüm der „Agathe", mit lieblichſter Stimme vor. Klarheit der Töne, verbunden mit ungewöhnlicher Höhe und ſeltener Fertigkeit in den künſtlichſten Manieren, die den Stempel der guten Geſangſchule tragen, ſind die Vorzüge dieſer Sopran-Sangerin, der eine Jugendfülle im Geſange und in der Geſtalt ſehr vortheilhaft zu ſtatten kommen. Mit den lauteſten Beifallsbezeugungen ward die junge Künſtlerin belohnt. — Am 20. Juni betrat Hr. Geißler (auf vieles Verlangen) noch ein Mal unſere Bühne als „Sebaſtian Brandel" im „luſtigen Schuſter". Daß Hr. G. in ſeiner Rolle ſeinen Zweck hier verfehlen konnte, dafür bürgt ihm die Vorliebe der Hannoveraner und ſein den großen Haufen anſprechendes Fach; mit ſolchen Empfehlungsbriefen in der Taſche iſt man, wie das Sprüchlein ſagt, ſo ziemlich unter den Kanonen. Wir ſind übrigens mit der Menge vollkommen darüber einverſtanden: daß dieſer routinirte Komiker in ſeiner Sphäre für jede Bühne ein ehrenwerthes Mitglied ſeyn wird. — Am 22. Juni erfreute uns auch der K. ſächſiſche Kammerſänger, Hr. Siebert, mit ſeinem ausgezeichneten Talente. Er gab den „Seneſchall" in „Johann von Paris" und ſeine Tochter die „Prinzeſſin von Navarra". Vor dieſer Darſtellung trug Hr. Siebert eine große Scene aus der Oper „Camilla" mit vollkommenſter Meiſterſchaft vor. Mit den hohen Eigenſchaften eines deklamatoriſchen Geſanges, einer Colleraturenfertigkeit und Fülle der Töne, verbindet Hr. S. die ſeltene Naturgabe eines reichen Umfanges der Stimme; kräftige Tiefe und klangreiche Höhe berühren ſich durch gleichmäßige Gediegenheit. Hr. Siebert gewährte uns in der vorangegangenen Scene ſowohl, als in ſeiner Partie des „Seneſchall", den rein-

sten Genuß, da wir das minder gewandte Spiel bei einem so eminenten Gesangstalente gern unbeachtet und unbemäkelt lassen. Demois. Clara Siebert führte die Rolle der „Prinzessin" trefflich durch; doch auch hier war das Mimische mit den Tönen nicht in gleich werthvollem Einverständniß. Wir glauben indeß mit Vertrauen, daß diesen Mangel ein reiferes Alter verwischen und der zarten Stimme eine kräftigere Betonung bereiten wird. — Mit dem „Freischütz" wurde am 3. Juli die Bühne, wegen der zweimonatlichen Sommerferien, geschlossen; Hr. Albert, Mitglied des churfürstlichen Hof-Theaters in Cassel, gab den „Max" als Gast-Darstellung. Im Gesange haben wir, mit Ausnahme des verewigten Singmeisters Gerstacker, seit langer Zeit keinen bessern Tenoristen hier gehört. Des Hrn. Albert Höhe und Mittel-töne dringen zum Herzen und seine Gesang-Methode verbürgt den fleißigen Schüler besserer Lehrmeister. Hr. A. kam zu spat, um uns noch ein Paar Partien von größerem Umfange, als die des „Max", geben zu können; wir freuen uns, noch vor Thores-schluß ein Pröbchen seines unverkennbaren Talents davon getra-gen zu haben. Mit seinem Spiele muß indeß Hr. Albert min-der ökonomisch verfahren; wir glauben, daß er mehr Leben sei-nen Vorstellungen zu geben vermag, als er dem Jägerburschen an jenem Abend verliehen hatte. Nun sind bis zum 1. Sep-tember die Pforten unseres Musentempels verriegelt. — Doch die Zukunft bietet unserem Bühnenwesen herrliche Aussichten dar. Unser abgetretener General-Gouverneur, jetzt in London, wird sich bestreben, seinen Königlichen Bruder zu einem bedeu-tenden Zuschuß für den Theaterfond zu bestimmen, und Mehre-res zum Frommen der Anstalt zu bewerkstelligen. Wie gern auch unser Publikum diese Anstalt unterstützt, beweiset der Um-stand, daß schon mehrere Wochen vor dem Schlusse des diesjäh-rigen letzten Abonnements alle Logen im ersten und zweiten Range, so wie die Plätze in den Parquet-Logen und im Parquet-Nobel, für die nächsten zehn Abonnements in Beschlag genom-men worden sind. O, wir sind ein gar gewaltig kunstsinniges und luxuriöses Völkchen!! — und der wohlthätige Einfluß der Cultur hat, seitdem der Nachdruck und die einspännigen Wagen (die sogenannten demi fortunes) eingeführt worden sind, ma-gisch auf uns eingewirkt. — Kaum war der Vorhang bei der letzten Darstellung niedergerollt, so waren auch die meisten Mimen in Post- und Miethwagen dahin gerollt. Der größte Theil unserer Bühnen-Mitglieder ist ausgewandert. Unser Ober-Regisseur, Hr. Kayßner, ist seinem heimathlichen Heerd, der ungarischen Stadt Pesth, zugeeilt; Hr. Hillebrand ist nach dem Süden Deutschlands, Hr. Marr, Mad. Artour und Demois. Langschwadt sind nach Hamburg, und Hr. Ludewig ist nach Leipzig und Dresden gezogen. Mehrere bedeutende Mitglieder für die Oper sollen in diesem Herbste angeworben werden; es ist diese Maaßregel um so nothwendiger, als Hr. Boucher, un-ser zeitiger erster Tenorist, mit dem Schluß des Decembers uns verlassen und bei dem neuen Direktor der Mainzer Bühne, Hrn. Gehlhaar, in Engagement treten wird, und auch unser bisheriger Tenorist, Hr. Kastner, nunmehr gänzlich abgegangen ist. Leider ist Mad. Gehlhaar auch nicht mehr die Unsrige; sie würde, trotz allem Vorgefallenen, vielleicht noch lange in unse-rer Mitte verweilt haben, wäre die in Mainz übernommene Bühnenleitung ihres Gatten nicht ein Hauptmotiv zu ihrem Ab-gange gewesen; dem neuen Direktor ist es nicht zu verdenken, daß er in der Person seiner Lebensgefährtin seiner Direktion eine tuchtige Kunstgefährtin übermitteln will. — Auch Hr. Meyer, unser bisheriger zweiter Liebhaber, hat uns verlassen, um der Gesellschaft der Herren Blumenfeld und Klindworth in Bremen bei zu treten, und so werden wir mit dem neuen Theater-Jahre eine ziemliche Anzahl neuer Subjekte zu erwarten haben. Va-riatio delectat, mag wohl bei einem beliebten Mozartschen Thema, bei einem monotonen Alltagsleben und bei einer reich-besetzten Hochzeitstafel ein ganz passliches Sprüchlein, bei einer gut einstudirten dramatischen Gesellschaft möchte indeß das Ton-jours perdrix weniger abschreckend als wünschenswerth sein. Mit dem ewigen Wechseln absorbirt oftmals das Agio einen großen Theil des Capitalfonds. Georg Harrys.

Doktor Palasen zu Calcutta hat erwiesen, daß das Tiger- und Pantherfleisch täglich das Rindfleisch ersetzen könne. Er hat selbst den Versuch gemacht, und Liebhaber haben die Bouillon davon so schmackhaft, wie die vom Rindfleisch gefunden. Man wird also am Ende noch Beefsteck vom Panther und Rostbeef vom Tiger zu essen bekommen. (Corsaire.)

Venedig sah unlängst eine seltsame Metamorphose. Ein Abbé, Namens Boloni, ist als Ballet-Tänzer auf das Stadt-Theater gegangen, und hat in einem pas de trois in „Corinna e Paoli" debütirt. (Corsaire.)

Abbé Gagliani sagte einmal: „Paris ist das Kaffehaus von ganz Europa!" (Corsaire.)

1825. No. XXVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Die

Blumen auf das Grab

der Schauspielerin

Luise von Holtei, geb. Rogge,

(mit dem Bildniß derselben)

werden in den ersten Tagen des August in unterzeich-neter Buchhandlung ausgegeben. Bis dahin gelten die Subscriptions-Preise von 1 Thlr. 4 Gr. für die Velin- und 20 Gr. für die gewöhnliche Ausgabe; die späteren Preise sind: 1 Thlr. 12 Gr. und 1 Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei Unterzeichnetem erscheint im Laufe des näch-sten Jahres:

Eine wohlfeile Taschen-Ausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden,

ganz in dem Format wie die Taschen-Ausgaben von Schillers, Wieland's und Klopstock's Werken. — Der Pränumerations-Preis, der bis Anfang des näch-sten Jahres fortbestehen soll, ist für alle 12 Bände auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein., und die Ablieferung der ersten 6 Bände geschiehet Ostern 1826, der letzten 6 Bände aber nach Michaelis 1826, so daß also das Ganze noch vor Ablauf des nächsten Jahres bestimmt in den

Händen der Pränumeranten seyn wird. Pränumeration nehmen alle Buchhandlungen an. Privatsammler, welche sich direkt an mich postfrei wenden wollen, erhalten auf 6 Exemplare ein Freiexemplar.

Leipzig, im Juni 1825.

J. F. Hartknoch.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen (Berlin, in der Maurerschen) zu haben:

Biblische Weisheit
und
menschliche Klugheit.
Ein
Hand- und Reisebüchlein durch's ganze Leben.

In Taschenformat sauber geheftet: 12 Gr.

Wenn die biblische Weisheit der menschlichen Klugheit zur Führerin dient, darf diese gewiß nicht zu straucheln fürchten, denn jene Führerin hat sich seit einigen Jahrtausenden bewährt. Sie tritt hier dem jungen Wanderer im Leben mit hundert und zehn Rathschlägen entgegen, und nicht ein Mal wird er seine Klugheit zu bereuen Ursache haben, wenn er jener Weisheit folgt; man kann es daher Jünglingen und Jungfrauen auf's angelegentlichste empfehlen.

Bei J. M. Beyer in Eichstädt ist erschienen:

Beiträge zur neuern Geschichte des Eisenhüttenwesens von Eduard Vollhann, Königl. Baier. Artillerie-Lieutenant. Mit 4 lithograph. Fol. Tafeln. gr. 8. 1825.

Preis: 3 Thlr.

Eine ausführliche Inhalts-Anzeige ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Nachstehende, theils kriegswissenschaftliche, theils für Militair-Personen vorzüglich interessante Schriften, sind in den letzteren Jahren in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg. 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht an zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 10 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der elften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1821. 2 Thlr.

Leithold, R. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück; nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.

Menu von Minntoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor; mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Herrn General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

— Anweisung zum ökonomischen Aufnehmen und Separiren ohne künstliche Werkzeuge: für diejenigen, welche keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen,

mit den dazu gehörigen Tabellen und 6 Kupfern in Fol. 1821. 1 Thlr.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

Neueste Geographie und Statistik.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Dr. C. G. Stein's, Prof. in Berlin,
Handbuch der Geographie und Statistik

nach den neuesten Ansichten, für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen. Fünfte verm. u. verb. Aufl. 3 Bde. (Rest 3r Bd. bis Novbr.) 1824 u. 25, an 170 Bog. in gr. 8.

Weiß Druckp. 5 Thlr. 8 Gr., Schreibp. 7 Thlr. 8 Gr.

Einzeln: 1r Bd. (43½ Bog.) 1 Thlr. 12 Gr. 2r Bd. (63½ Bog.) 2 Thlr. 12 Gr.

Durch Benutzung der neuesten und besten Hilfsmittel steigert der rühmlichst bekannte Hr. Verf. mit unermüdetem Eifer den Werth jeder neuen Auflage dieses so geschätzten und seiner Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit wegen allgemein verbreiteten Werks. Zahllos sind die dankenswerthen Verbesserungen und Vermehrungen in dieser 5ten Auflage: die neueste Literatur ist nachgetragen, der ohnehin schon reich ausgestatteten Statistik, die sich über Lage, Größe, Boden, Klima, Produkte, Einwohner, Lehranstalten, Handel, Staatsverfassung, Wappen, Orden, Militair u. s. w. verbreitet, sind die neuesten Constitutionen beigefügt, so wie die Topographie außerordentlich vermehrt und berichtigt ist. Kurz, dies auch durch besondere Wohlfeilheit ausgezeichnete Werk verdient als wahres Handbuch für jeden Geschäftsmann die aufrichtigste Empfehlung und den großen Beifall, der ihm bereits durch 4 starke Auflagen zu Theil geworden ist. Auch kürzlich erschien:

Dr. Stein's kleine Geographie

oder Abriß der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde für Gymnasien, Schulen u. s. w. Vierzehnte verm. u. verb. Aufl.

gr. 8. 1825. (26 Bogen und 1 Charte) 16 Gr.

An das Hand- und Lehrbuch, wie an des Verf. Zeitungs- Post- und Comtoir-Lexicon in 8 Abtheilungen und 2 Nachträgen bis 1824, gr. 8. 12 Thlr. 2 Gr., schließen sich an:

1) Neuer Atlas der ganzen Welt

nach den neuesten Bestimmungen, für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Schulen u. s. w. Sechste verb. Aufl. in 18 Charten und 7 neuen hist. statist. Tabellen und Erläuterungen.

Fol. 1825. 3½ Thlr.

Fast in derselben Progression, wie Werke Stein's an Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit zunehmen, gewinnt auch dieser Atlas, dessen Blätter nicht allein immerfort revidirt und berichtigt, sondern auch oft mit neuen vorzüglichern vertauscht werden. Die 7 beigefügten Tabellen und Erläuterungen geben eine gewiß Allen erwünschte, zweckmäßige und schnelle Uebersicht bei großer Vollständigkeit. Der Preis ist äußerst billig.

2) Neuer kleiner Schul-Atlas,

mit besonderer Rücksicht auf Dr. Stein's geograph. Lehrbücher u. s. w. Vierte berichtigte Auflage in 18 Charten, quer 4. 1825. 1 Thlr. 6 Gr.

Partheipreis: 12 Exempl. 12 Thlr.

Dieser Schul-Atlas ist, wie schon sein Titel aussagt, für den ersten Unterricht bestimmt, und da wird das wohlfeile Werkchen gewiß alle Forderungen erfüllen, die man vernünftiger Weise daran machen kann.

Bei Unterzeichnetem ist nun erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Napoleons
und
der großen Armee
im Jahre 1812
von
dem General Grafen von Segur.

Aus dem Französischen.

2 Bände in Umschlag broschirt: 3 Thlr. 15 Sgr.

Es ist zu bekannt, welche Sensation dieses Buch bei seinem Erscheinen hervorgebracht hat, und daß es in wenigen Monaten in Paris vier Auflagen erlebte; beinahe in allen kritischen Blättern ist der Werth desselben erkannt, und ich erlaube mir nur den Anfang einer Beurtheilung hier anzuführen:

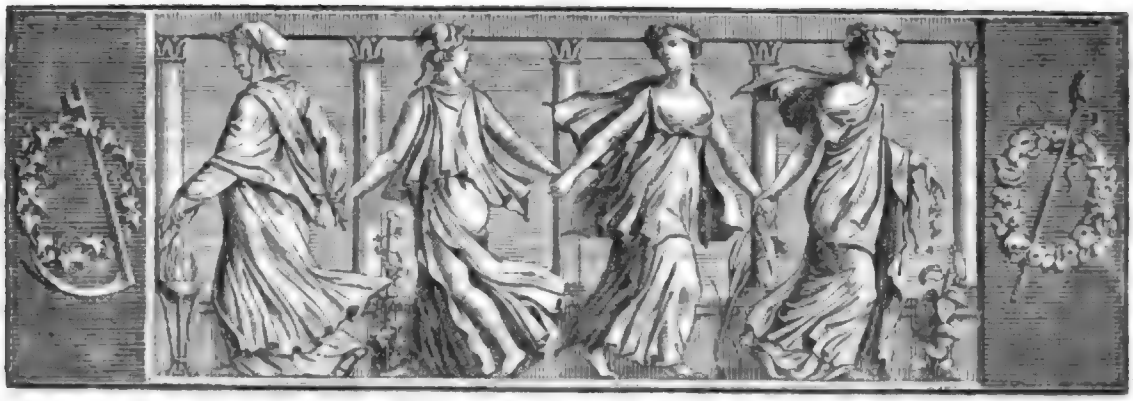
„Einer aus Napoleons nähern Umgebungen hat die Feder ergriffen, um ihn in einer der interessantesten Perioden seines Lebens, auf dem Wendepunkte seines Glückes zu schildern. Leichtigkeit und Eleganz der Rede, Gewandtheit des Styles, treffende und wahre Darstellungen sind es, welche die Manier des Verfassers charakterisiren: er versteht die Momente herauszuheben, und seinem Vortrage, selbst bei schon bekannten Sachen, eine anziehende Lebendigkeit zu geben; der Leser wird gleichsam Zeuge der Ereignisse, und sieht sie zuerst in den Gedanken Napoleons keimen, und dann in den mannigfachen Verbindungen mit dem Zufalle und der Außenwelt sich zur Wirklichkeit gestalten."

„Der eigentliche Zweck des Verf. scheint zu seyn, Napoleon in den mannigfaltigen Lagen und Phasen zu schildern, in welche ihn die verschiedenen Zufälle seines Campagnelebens im Jahre 1812 versetzten, ihn handelnd und nach dem Leben zu zeichnen. So erblickt man ihn bald allein und in Nachdenken versunken, bald im Gespräch mit sich selbst begriffen, bald sich berathend mit seinen Vertrauten, Duroc, Daru, Lobau, Rapp, Lauriston, Berthier, Caulincourt und Segur; und dann wieder öffentlich an seinem Hofe, bei der Armee, unter den Soldaten. Diesem anziehenden Gemälde dienen die Kriegsbegebenheiten beinahe nur als Folie, ohne jedoch dadurch an eigenem Interesse zu verlieren, da sie durch eine Menge aufklärender und ergänzender Nachrichten die Aufmerksamkeit in beständiger Spannung erhalten."

Die Uebersetzung ist treu wiedergegeben und durch Anmerkungen bereichert. —

E. S. Mittler,
in Berlin, Stechbahn Nr. 3,
in Posen am Markt Nr. 90.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 22. Juli. 116tes Blatt.

Erinnerungen aus Spanien.

1.

Wir hatten in Villa de Cogollos übernachtet, und ich geſegnete die Wohnung des Don Joſe Garcia de Valdemoros, derzeit Maestro de Ninnos, welcher Titel ſo viel wie Schulmeiſter bedeuten will; mein treuer Diener aber pries ſich glücklich, dieweil er zu Burgos ein Därmlein mit Mandegilla (Schmelzbutter) und ein Weißbrod für mich erhandelt. Der Beſcheidene lehnte mein Lob ſeiner Vorſicht ab, und meinte nur, es ſey Sache der Erfahrung, ſich bei wohlklingenden langen Namen ſtets etwas mit Lebensmitteln zu verſehen, weil dieſelben oft viel Hungerleiderei im Gefolge hätten. Mir wollte kein Beiſpiel einfallen, mittelſt welchem ich den Erfahrungsſatz meines Dieners hätte widerlegen können, und wir zogen nach Lerma. Die Avantgarde paſſirte einen Wald von Kork und Encinna-Eichen, man ſah das Schloß von Lerma; da ſtürzte ſich ein Guerillastruyp auf zwei voran ziehende Offiziere, die Voltigeurs eilten hinzu und bald umhüllte Alles eine Wolke von Staub. Die Fouriere erſchienen. „Wo iſt der Quartiermeiſter?“ rief ich dem unſrigen zu. — „Im Himmel wahrſcheinlich!“ ſprach der Geſchäftige; „Brod aber und Schweinefleiſch wird auf dem Schloſſe empfangen!“ drückte mir das Quartier-Billet in die Hand und eilte vorüber. — Die Begegnenden wieſen mich rechts und links, grimmaſſirten mich zur Stadt hinaus und endlich war ich vor der mir beſtimmten Wohnung, einem hübſchen Landhauſe, mitten in einer Obſtbaum-Pflanzung, von einer hohen Mauer umgeben. Bäume ſind in Spanien eine Seltenheit, man haut dort ſie lieber um, als dergleichen zu pflanzen. Der Hausherr trat mir aus einem ſchattigen Gange entgegen. Ich freute mich immer, bei einem Prieſter zu wohnen: ſie ſind gewiſſermaßen die Nerven des ſpaniſchen Volkslebens, und oft findet man unter ihnen recht verſtändige und angenehme Männer, welche lange in Rom gelebt haben; aber freilich iſt dann Roma immer das dritte Wort. Ein ſolcher war mein Wirth; ein ſtarknochiger magerer Vierziger von geiſtvollen etwas finſtern Zügen. Er beantwortete kurz meine ſchlechtlateiniſchen Brocken, und ich erließ ihm gern den Willkommen, weil ich das Beſtreben ehre, nicht gegen Ueberzeugung ſprechen zu wollen. Die Hitze war drückend; ich hielt mein Sieſta.

„Biſt Du toll!“ rief ich meinem Diener zu, als ich die Augen aufſchlug und meine ſpärliche Garderobe im Glanze auf allen Stuhllehnen zur Schau geſtellt fand — „oder haben wir Revue vor einem gekrönten Haupte?“ — „Keineswegs!“ verſicherte derſelbe: „Hochzeit machen wir bloß! — Uns eigentlich meine ich nicht“, fuhr er eifrig beſchäftigt fort; „aber im Hauſe hier wird Hochzeit gemacht; Sie ſind auch dabei und die Gäſte verſammeln ſich ſchon. Die Braut unten iſt hübſch: der Bräutigam, ein ſpaniſcher Offizier, geht im größten Staat einher, eine rothe Schärpe um den Leib, mit einer Schleife, ſo groß wie eine Suppenſchüſſel, und da dachte ich, Sie dürften doch Solchem unmöglich in Kleiderpracht nachſtehen!“ —

Sein Zureden half, ich ruhte mich und ging hinab. — Hochzeit war nicht, wie mein Diener glaubte, aber eine Nichte meines Hausherrn wurde einem jungen spanischen Offizier der Freiwilligen von Tolosa verlobt. Die Braut war allerliebst: ich verschweige aber alle Einzelnheiten ihrer Allerliebstheit, zur Strafe dafür, daß sie meine feindliche Uniform mit einem widerwärtigen Blicke betrachtete, und auf meine mühsam hervor gebrachten Glückwünsche nur mit einem halb abgewendeten Knixe dankte. Im Grunde verzieh ich es halb, daß der Bräutigam ihr zehnmal besser gefiel; denn es war ein schöner junger Mann von kriegerischem Aeußeren, edeln Zügen, feiner in Frankreich genossenen Erziehung, und es fehlte ihm nichts, als ein Arm, den er bei Durango gelassen hatte. Er war gefangen, hatte aber die Vergünstigung erhalten, in Spanien bleiben zu dürfen. Mit kriegerischem Freimuth, und einer offenen Freundlichkeit, die das Vergangene vergißt, kam er mir entgegen. — Alle Notabeln von Lerma, sämmtlich liebe Verwandte, versammelten sich; unter ihnen nahm aber Einer durch seine Originalität meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Es war der wundärztliche Aeskulap des Städtleins; er führte den Titel Cirujano y Sangrador (Chirurg und Aderlasser) und galt ungemein viel bei den werthen Mitbürgern, dieweil er nicht nur ihr einziger Beistand in aller Leibesnoth, sondern auch, ein weitgereister Odysseus, viele Städte und Länder gesehen hatte, indem er, stets gen Norden vordringend, in seinen Jugendjahren bis Hamburg gekommen. Sein Aeußeres war höchst possierlich, und hatte für mich von der entsetzlich dünnen Habichtsnase an bis zum scharlachrothen, mit Silbertressen besetzten Mantel eine so treffende Aehnlichkeit mit Faust's bebendem Diener, daß ich nicht müde werden konnte, meine Vorstellung von Letzterem mit dieser Wirklichkeit zu vergleichen. Auch bei dem folgenden Festmahle war er mein Nachbar, und erlaubte mir nur selten ein Wort an den zur Rechten befindlichen Bräutigam, oder an unsern stillen Wirth gegenüber, zu richten. — Der Becher mit Valdepennas ging fleißig herum, die so mäßigen Spanier wurden warm, und die Rede war von Politik und Krieg. In der Nähe streiften die Guerillas Empecinados und des Cura von Pamplegla. Der Name des Ersten ist auch jetzt bei den Constitutions-Angelegenheiten genannt worden, und es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, einige Worte an ihn zu wenden, um so mehr, als im „Conversations-Lexicon" sein Name gar drollig mit „der Pechschwarze" übersetzt, und auch in politischen Blättern manche sonderbare Erklärung seines Beinamens erschienen ist. Juan Martin Diaz, obgleich von ganz niederer Herkunft, sah sich durch Tapferkeit bald an der Spitze eines Guerilla-Trupps, welcher so starken Zulauf hatte, daß oft bedeutende Truppen-Corps gegen ihn gesendet werden mußten, um diese zu zerstreuen. Jede Zeit hat ihre Lieblings-Ausdrücke, mithin auch die Zeit der Bülletins. Damals begnügte man sich nicht, seinen Feind zu tödten, sondern man „rieb ihn auf", „vernichtete" ihn, „hieb ihn in Stücken", oder „pulverisirte" ihn auch wohl ohne weiteres. Sobald nun eine Truppen-Abtheilung die Bande des Diaz zerstreute, hatte auch das „Diario de Madrid" nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Anführer, zu Ehren des Königs Joseph, in Stücken zu hauen. Nach Moliere's Ausspruch: „Die Leute, die ihr tödtet, sind frisch und gesund!" that indeß dem Juan Diaz nicht ein Finger weh; das Volk machte sich über das ewige „in Stücke hauen" lustig, und zum Spaß nannte sich dieser Anführer in seinen Proklamationen „der in Stücken gehauene" (el Empecinado). Vielleicht findet man diese Erklärung etwas natürlicher, als die vor einiger Zeit in einer Zeitung erschienene, daß Empecinado, um unerkannt zu bleiben, sich das Gesicht mit Pech (pez) bestrichen habe; eine Vorsichtsmaaßregel, die wohl schwerlich noch ein Anführer von Tausenden zu einer Zeit genommen hat, wo es hinlänglich war, das Innere der Hand geschwärzt zu haben, um als Brigand, oder als Verfertiger von Patronen, gehangen zu werden. — Der unter dem Namen el Cura bekannte Pfarrer von Pampiegla traf einst zwei französische Offiziere in zärtlicher Unterhaltung einiger in seinem Hause lebenden Nichten, stieß Beide nieder, und mordete nun als Anführer einer Guerilla, was in seine Hände fiel. Ein Offizier der Weichsel-Legion, Namens Iwanowsky, wurde auf seinen Befehl an's Kreuz geschlagen, aber noch lebend getroffen und gerettet.

Doch zurück zu unserm Verlobungs-Feste. Ich sprach mich aus über die Greuel, welche der Cura verübte, und ich leugne nicht, daß es mich nicht wenig frappirte, als mir Freund Mephisto zu verstehen gab, es sey weder politisch noch wohl angebracht, im Hause des Gehängten vom Stricke zu sprechen, indem der Hausherr mit dem Pfarrer von Pampiegla nicht gar weitläuftig verwandt sey. Die Lust verrauchte, Müdigkeit stellte sich ein, und ich ging auf mein Zimmer, während mein Diener, wie ich hörte, in einem andern Theile des Hauses im tiefsten Schlafe lag. — Bewegt und nichts weniger als schläfrig, öffnete ich das Fenster. Es war eine herrliche mondhelle Nacht; geschmückt mit allem stillen Zauber des südlichen Himmels lag sie auf der vom Monde erleuchteten Gegend; im Hintergrunde die hoch emporragenden Massen des Schlosses von Lerma, welche die unter ihnen liegenden Häuser des Städtleins verdüsterten. Unter mir, fast mit der Hand zu erreichen, bogen sich die

Aeste der Avrikosenbäume unter der Last der Früchte, und ihre Blätter trieften vom Thau, der wie ein feiner Regen hernieder fiel. Da wurde die Landstraße an der Gartenmauer lebendig; zwei Reiter in braunen Mänteln, die spitzige Mentera auf dem Haupte, trabten vorbei, hielten, schienen auf das „Qui vive!" der Wachen zu hören, und trabten weiter. Wie, wenn es ein Paar Guerilla's-Reiter wären? war mein erster Gedanke — etwa vom Corps des Cura? mein zweiter, und welche so ein Bischen die Gegend recognoszirten? mein dritter. Die Aussicht kam mir nicht mehr so einladend vor, und ich schloß das Fenster. — Bücher lagen auf dem Schrank, ich griff nach ihnen: das erste: „Don Quixotte" — den hatte ich selbst; das zweite, eine Art Rangliste der spanischen Armee. Gott, welche Masse von Verdienst! dachte ich, als ich 4 oder 5 Generals en Chef, 60 General-Lieutenants, 120 Mariscals del Campo, und 150 Brigadiers bei einer Armee von 60,000 Mann verzeichnet fand; aber auch die hohe Generalität wollte mich nicht interessiren, und ich schloß das Buch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

Unter der westphälischen Regierung trieb es ein Beamter sehr arg mit immer neuen Verfügungen, die das Volk belasteten; daraus entstand ein Witzwort, indem man auf die Frage: was jener Beamte treibe? zu antworten pflegte: „Je nun, er macht aus Schreib-Papier für uns Druck-Papier!"

Die bekannte französische Dichterin de la Süze (Tochter des Marschalls Coligni) konnte sich mit ihrem Gemahl nicht vertragen. Als sie von der protestantischen Confession zur katholischen übertrat, sagte die Königin Christina von ihr: „Sie verändert ihre Religion bloß deshalb, um ihren Gemahl auch in der andern Welt nicht zu sehen!"

In Lacedämon war es nur erlaubt, den Namen desjenigen Verstorbenen auf das Grabmal zu schreiben, der für's Vaterland gestorben, oder der sein Leben dem Heil seiner Mitbürger geopfert hatte. Wäre das jetzt noch Sitte, wie würde es da um den Prunk unserer Kirchhöfe aussehen?!

Ein schwedischer Offizier, der sich mit Carl XII. in Bender kriegsgefangen befand, wunderte sich eines Tages, die Tartaren der Eskorte sich mit breiten Lorbeer-Kokarden putzen zu sehen, und fragte, warum dies geschehe? — „Heut ist der Jahrestag des großen Sieges am Pruth!" erwiederte der Offizier der Tartaren. „Ihr tragt keine solche Lorbeern!" fuhr er fort. — „Das ist ganz natürlich!" erwiederte der Schwede — „denn wollten wir an jedem Jahrestage eines Sieges uns mit Lorbeern schmücken, müßten wir alle Tage dergleichen tragen, und Euch bliebe dann für Eure jährige Toilette nichts übrig!"

Verstand giebt weniger Vertrauen, als das Vertrauen Verstand verleihet.

Sonst war die Schande das Erbtheil der Böse-wichte, jetzt ist sie das der Betrogenen.

Die Zeit kämpft mit uns nach Art der Parther: im Fliehen verwundet sie uns! Th. Laurin.

Deutsche Assonanzen.

Siebente Intonation.

a—e und ei.

Haben — Seyn.

Ein vielbedeutend Wort ist Haben,
Ein mehrbedeutend Wort ist Seyn.
Wie Wesen liegt im Seyn begraben,
So ist im Haben eitel Schein.

Wohl flicht viel tausend süße Gaben
Natur in's Erdenleben ein,
Und will, wir sollen durch solch Haben
Erkennen lernen unser Seyn.

Speis't nicht ein Gott selbst junge Raben?
Wähnst du, er dächte minder dein?
Da du nicht seyn kannst, um zu haben,
So sollst du haben, um zu seyn!

Doch ach! wie oft erstickt das Haben
Die edle Himmelsblüthe Seyn:
So hüllt, in Nacht sie zu begraben,
Lawinenschnee die Blumen ein.

Schau um von Mexico nach Schwaben,
Vom Mississippi bis zum Rhein:
Was siehst du? Alle wollen haben,
Und ach! so Wen'ge wollen seyn.

Sie wagen Alles für das Haben,
Und scheu'n sich sklavisch vor dem Seyn,
Wie etwa zügellose Knaben
Aus Leichtsinn die Gefahr nicht scheu'n.

O sieh' nur, wie sie rennen, traben,
Ein Bein sich stellen, jubeln, schrei'n:
Vor ihnen her zieht lockend Haben,
Weit hinter ihnen bleibt das Seyn.

Und doch sind's eitel todte Gaben,
Womit die Welt dich kann erfreu'n;
Denn nur vom Himmel sollst du haben,
Um wie im Himmel stets zu seyn.

Soll d'rum das Wesen mich nicht laben,
So ist mir Form nur todt Gestein,
Und lieber will ich gar nichts haben,
Um mind'stens Etwas doch zu seyn.

Bärmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „König Ottokar's Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. Grillparzer. (Wien, bei Wallishausser, 1825.)" — Wer in Waldgegenden sich umgesehen hat, wo das Schlagholz aus dem Gebirge in die Flüsse der Niederung hinunter geflößt wird, der weiß, daß man dort das Quell- und Regenwasser in großen Behältnissen aufstauet, da-

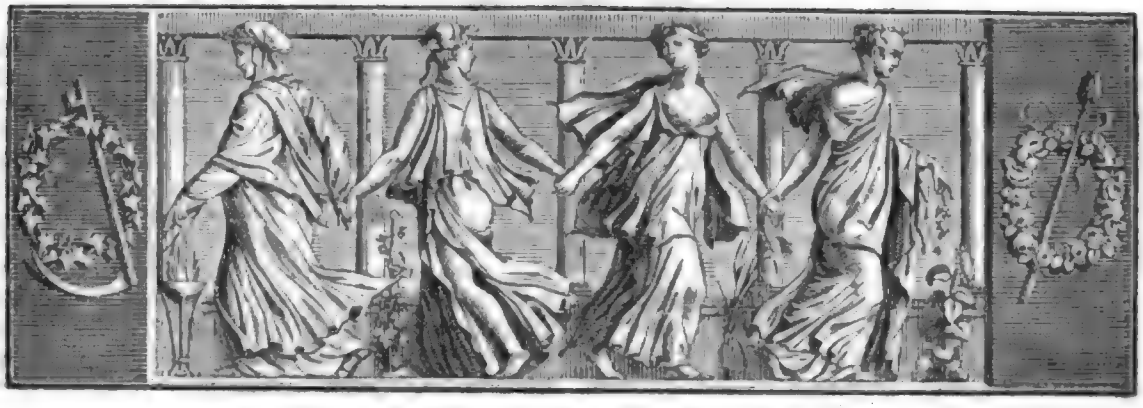
mit, wenn die erforderliche Menge deſſelben vorhanden, und die Schütte in die Höhe gezogen ſind, mit einem Guſſe das in den Kanälen angehäufte Floßholz fortgeſchwemmt werde. Dieſes als Gleichniß auf den dramatiſchen Dichter, inwiefern er geſchichtliche Stoffe bearbeitet, angewandt, ſo läßt ſich ſagen, daß bei einem ſolchen dramatiſchen Dichter das hiſtoriſche Materiale wie von einem raſchen kräftigen Strome fortgetrieben erſcheinen werde, bei welchem der ihm inwohnende geiſtige Gehalt dem geſchichtlichen Stoffe gewachſen iſt, den in Leben und Bewegung zu ſetzen er ſich anſchickte. Reicht aber der innere poetiſche Gehalt, welcher dem Dichter angeboren wurde, an das von ihm zu bewältigende weltgeſchichtliche Faktum nicht hinan, iſt ſeine Weltanſicht weniger großartig und umfaſſend, ſind die Kräfte ſeiner Phantaſie geringer, ſein Verſtand nicht klar genug ausgebildet, um die großen geſchichtlichen Maſſen bis in das Kleinſte leicht und klar zurecht zu legen und zu überſchauen, das geheime Räderwerk der Handlungen und Charaktere in ſeinen innerſten Triebfedern auf zu decken; kurz, Geiſt, Leben und Eigenthümlichkeit einer bedeutenden bewegten Zeit in aller objektiven Friſche und Wahrheit künſtleriſch hervortreten zu laſſen: — ſo wird einem ſolchen Dichter eben dasjenige widerfahren, was dort zu geſchehen pflegt, wenn die Kraft und Mächtigkeit des aufgeſtauten Waſſers geringer iſt, als die Menge des Holzes, welches durch daſſelbe in Bewegung geſetzt werden ſoll: es werden, wie dort die Floßſcheite am Ufer, hier Charaktere, Thatſachen und Ereigniſſe auf dem trocknen Boden der Geſchichte, ſo zu ſagen, hängen bleiben, welche alsdann keine anderen nachhelfenden Mittel, als Rhetorik, glänzende Diktion, theatraliſche Aeußerlichkeiten u. ſ. w. ſtatt zu machen im Stande ſind. — Wenn ich nach dem Geſagten nun hier von Grillparzer's vielbeſprochenem Trauerſpiel „Ottokar" rede, ſo kann ich mich nur theilweiſe überzeugen, daß dem talentvollen Verfaſſer es gelungen ſey, ſeinen hiſtoriſchen Stoff mit dem echten mächtigen Geiſte der Dichtung, wie ich ihn in den vollendeten Muſtern finde, zu durchdringen und zu beſeelen. Ich darf die Leſer nur an die tragiſchen Scenen zu Ende des vierten Aufzugs, und an die großartige Monolog-Scene im fünften erinnern, und ſie werden verſtehen, wie ich das meine. Hier ſchwimmt auf dem klaren, friſchen Strome der Dichtung das todte Faktum der Geſchichte; Wahrheit und Leben ſpricht aus jedem Worte der im raſchen Zuge fortſchreitenden Handlung. In dieſen Scenen war das Talent des Dichters ſeinem dramatiſchen Vorwurf gewachſen; ſein Gemüth fühlte ſich von der rührenden Situation des Helden, wie die Geſchichte ſie ihm darbot, erfüllt und angeſprochen; und ſo geſchah es, daß er hier, ſeines Stoffes mächtig, ihn künſtleriſch bewältigen, dem Leſer einen ungetrübten Genuß bereiten konnte. — Auf eben dieſem Wege ſind auch die ſchönen Einzelheiten entſtanden, von denen das Trauerſpiel erfüllt iſt, und in welchen auch der Dichter ſeine ſchönſten Triumphe gefeiert hat. Schön und romantiſch iſt der Zug, daß der Abgeſandte der deutſchen Churfürſten den rothen Löwen Habsburgs mit dem weißen böhmiſchen Löwen verwechſelt; ſchön und rührend iſt das herrliche Morgengebet des alten Merenberg zu Anfange des dritten Aufzuges, ſo wie die ganze Erſcheinung dieſes biedern ehrlichen Steyermärkers das Stück hindurch; voll edler Begeiſterung iſt die patriotiſche Rede des „Ottokar von Hornek", in welcher der Dichter ſein geliebtes Oeſtreich als dem

wangenrothen Jüngling inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutſchland

bezeichnet; erhaben iſt das edle Selbſtgefühl Rudolfs als des deutſchen Kaiſers, voll tiefer erſchütternder Wahrheit der letzte Monolog auf dem Schlachtfelde u. ſ. w., — nicht genug zu loben iſt überhaupt das ganze ſchöne Streben nach Klarheit, Ruhe und Weite der Welt und des Lebens, wie es ſich durch das ganze Werk vor vielen andern wilden und unſtäten Produktionen des Tages ſo erquicklich und hoffnungsvoll hervorthut. — Betrachte ich nun aber hiergegen ſolche Scenen und Handlungen, welche keinen ſolchen Anklang in der Bruſt des Dichters erregten, die der Anſchauung ihres Darſtellers mehr ferne lagen, für welche er keinen wahren geiſtigen Berührungspunkt in ſich vorfand — welch ein Aufwand von rhetoriſchen Beſchreibungen, glänzender Diktion, theatraliſchen Effekten und ſonſtigen Aeußerlichkeiten! aber die Charaktere blieben todt, die Handlung iſt ſtarr, und die hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind wie zuſammen gefroren. So ſind die ganzen langen Scenen der Margaretha, die diplomatiſchen Auftritte des Ottokar mit den Ständen und deutſchen Abgeordneten, die Epiſode der Roſenberge mit ihrer unnützen, oder vielmehr nicht recht benutzten Bertha; ſo vor Allem des Königs Scene in des Kaiſers Zelte u. ſ. w. Man ſieht, die Geſchichte hatte es ſo vorgeſchrieben; und der Verfaſſer war wenigſtens bemüht, wie ein emſiger Silhouetteur, die dargebotenen Züge ſklaviſch nach zu ahmen, wenn er nicht, wie ein feldkirchoferiſcher Maler, die Portraits, welche ihm ſaßen, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten in der friſchen Farbe des Lebens wieder zu geben vermochte. — So iſt die ganze Margaretha nur ein matter Schatten, welcher vom Dichter, ohne ihm wirkliche Geſtalt zu geben, aus ſeinem Grabe citirt wird. Kalt, wie es ſcheint, haßlich, mit halber Entſagung, ohne wahre edle Leidenſchaft zu dem Gatten: wie ſoll ſie Theilnahme, wie ſoll ſie Rührung einflößen? Man könnte von ihr ſagen, ſie zeige ſich allenthalben, wo ſie mit dem Gefühle der gekränkten Gattin, mit dem Stolze der beleidigten Königin hätte auftreten ſollen, in einem faſt diplomatiſchen Charakter. — Wie nahe lag es hier dem Dichter, in der beſondern individuellen Lage der Margarethe ein großes allgemeines menſchliches Verhältniß, gleichſam ſtereotyp, wie Shakeſpeare und andere große Dichter, für immer zur Ausſtellung zu bringen. Schon eine Bürgersfrau, von ihren Kindern aus dem geliebten Vaterhauſe von einem geliebten grauſamen Gatten verſtoßen, welch ein rührendes Bild! Und hier eine Königin, welche Mutter fürſtlicher Kinder, voll ſtolzen Gefühles ihrer königlichen Würde, wie die hingebende Desdemona an ihren tapfern Othello, an das Heldenartige des ritterlichen Ottokar leidenſchaftlich gefeſſelt — und nun von der Höhe des Glücks plötzlich hinweggeſtoßen von Thron und Herzen! — was könnte da wohl weiter fehlen, eine Situation hervor zu rufen, die in ihrer rührenden Größe vielleicht erhaben genug wäre, neben die bewunderte Gewitterſcene im „Lear" von Shakſpeare geſtellt zu werden? — Darin liegt aber eben das Unterrichte der großen Dichter, daß ſie niemals im Beſondern verweilen, mit dem Individuellen allein ſich nicht begnügen; ſondern immer das Einzelne und Beſondere, ohne dem Charakteriſtiſchen wehe zu thun, zur geiſtigen Allgemeinheit, zur ſymboliſchen Bedeutung hinauf zu arbeiten wiſſen. So iſt der Shakſpeare'ſche „Lear", „Othello" u. ſ. w. nicht der von ſeinen unkindlichen Töchtern grauſam verſtoßene alte „Lear", der gegen ſeine vermeintlich untreue Desdemona in wilder Eiferſucht wüthende „Othello"; ſondern alle höchſten Gefühle des Schmerzes, der Verzweiflung tief gekränkter unglücklicher Väter, alle hölliſchen Furien der Eiferſucht ſind uns in den Bildern des „Lear" und „Othello", gleichſam wie in einem großen hellen Spiegel, in welchem die zerſtreuten Sonnenſtrahlen in einem einzigen leuchtenden Punkte ſich concentriren, vor das Auge gebracht worden. Der Dichter hat in Allem, was auf dieſem einen Felde liegt, ſo zu ſagen, reine Bahn gefehrt; und was darunter zu verſtehen ſey, werden diejenigen am beſten erfahren, welche vielleicht es wagen ſollten, einen zweiten „Lear", einen zweiten eiferſüchtigen „Othello" unter irgend einer andern mythiſchen oder hiſtoriſchen Maske, nachdem jene die Herrſchaft bereits in Beſitz genommen, auf dem Boden jener aufs Neue hervortreten zu laſſen.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 23. Juli. 117tes Blatt.

Tyroler Heirathsgebräuche.

(Aus Marcel de Serres „Voyage dans le Tyrol".)

Die Tyroler Heirathen reihen ſich den übrigen National-Gebräuchen dieſes intereſſanten Volkes an. Selten werden aus Intereſſen oder nach vorgegangenen Verabredungen beiderſeitiger Eltern die Ehen geſchloſſen. Das junge Paar lernt ſich kennen, bei der Arbeit, bei'm Tanz, bei'm Spiel, in der Kirche, an öffentlichen Feſten. Gefällt Eines dem Andern, ſo wird ein Handſchlag gegeben; man tauſcht die Herzen, man ſchwört ſich Liebe und Treue, und die Hochzeit iſt nicht fern, denn die Eltern verſagen faſt nie ihre Einwilligung und ihren Segen. Aber das Tyroler Landvolk beobachtet ſtrenge die Sitte, nur im Frühling oder im Herbſt Hochzeit zu machen; im Frühjahr, wenn der Lerchenbaum oder die Rothbuche ſich neu belauben, wenn die Frühlings-Levkoie, das Schneeglöckchen, die Maiblume hervor ſprießt; im Herbſt nach vollbrachter Erndte- und Feldarbeit. „Hochzeiten und Leiden", ſagen ſie im Sprüchwort, „gehen nicht Hand in Hand; daher muß man den Augenblick der Ruhe abwarten!"

Sobald der junge Tyroler ſich ein Mädchen ausgeſucht hat, ſpricht er mit ſeinen Eltern, beſchreibt ihnen ſeine Geliebte und ſtellt ſie ihnen vor. Nicht aus Bedenklichkeit oder Widerſpruch, ſondern aus hergebrachter Sitte, wird das junge Paar auf mehrere Proben geſetzt. Gewöhnlich muß der Jüngling reiſen, und mit Landeswaaren und Erzeugniſſen in Italien, der Schweiz und Baiern Tauſchhandel treiben. Das Mitgegebene und Eingetauſchte iſt Alles, was er zu ſeiner Hochzeit und Niederlaſſung erhält. — „Geh, Junge!" ſpricht feierlich der Vater zu ihm; „um Dich würdig zu machen Deiner künftigen Frau; denn, um guter Vater zu ſeyn, muß man wiſſen, das Brod für ſeine Kinder zu verdienen!" — Der Jüngling darf nicht anſtehen, den väterlichen Befehl zu erfüllen; ſo ſchwer es ihm wird, ſich von ſeinem Mädchen los zu reißen, muß er ſeinem Herzen Gewalt anthun; aber bei dem Abſchiede läßt er der Verlobten ein Pfand der Liebe und Treue zurück. Er ſchmückt ihr Haupthaar mit Bändern und ſteckt an ihren Buſen das kleine Vergiß-mein-nicht (Myosotis arvensis). Dagegen erhält er von ihr den Leibgürtel, den ſie bisher trug, und in deſſen innere Seite ſie den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens geſtickt hat. Ein zärtliches Lebewohl, ein National-Abſchiedslied wird von Beiden einzeln und vereint geſungen, und von Schalmeien und Querpfeifen der Freunde begleitet. — Nicht immer werden dem jungen Paar ſo harte Prüfungen, ſo lange Trennungen auferlegt; oft werden die Jünglinge nur auf einige Monate entfernt und in höher gelegene Sennen geſchickt, um Heerden zu hüthen. Was ſie dort, durch Fleiß und Wartung, an Vieh und Erzeugniſſen über den beſtimmten Satz gewinnen, wird ihr Eigenthum.

Die Tyroler Hirten beſchäftigen ſich, neben der Viehzucht, mit Pflanzenſammeln. Sie trocknen die Heidelbeeren; ſie ſammeln die wohlriechenden Speikblätter (Valeriana celtica, gelbe Schlüſſelblumen). Der

Speik wächst auf den höchsten und steilsten Felsenspitzen zwischen Eis und Schnee. Das Aufsuchen ist mit Gefahr verknüpft, macht aber dreist und geschickt. Er wird nach dem Morgenlande versendet. Die freien Einwohner des Brennerberges pflücken und bereiten ihn für die Sklaven und Sklavinnen des Harems von Constantinopel. Er verläßt den Gipfel der Tyroler Berge, um an den Ufern des Bosphorus die Geruchs-Nerven der weibischen Muselmänner zu kitzeln. Daneben graben die unermüdeten Tyroler Hirten die Wurzeln des gelben Enzians (Gentiana lutea) aus, pressen sie, und bereiten aus ihrem Safte ein stärkendes, geistiges Wasser, den Lieblingstrank der Bergbewohner.

Der wohlhabendere Tyroler erspart seinem Sohne auch diese Prüfung. Er untersucht den Zustand seines Herzens, versichert sich, ob seine und seines Mädchens Liebe gegenseitig ist, führt ihn in Gesellschaften ein, wo er mehr junge Frauenzimmer sehen, kennen und vergleichen lernen kann, und sobald er die Gewißheit hat, daß sein Sohn nur für die eine Geliebte lebt, giebt der Vater seine Einwilligung.

Der Tag der Bewerbung, wo der Vater um das Mädchen für seinen Sohn anhält, ist ein Festtag, nicht allein für beide Familien, sondern für das ganze Dorf und den ganzen Flecken; denn alle Tyroler betrachten sich einander wie Brüder. Der Vater legt seine kurze Arbeits- und Wochen-Jacke ab und seinen langen Sonntags-Rock an, den er mit bunten Bändern behängt und ausschmückt; er kann sich nicht schön genug heraus putzen. Freude und Stolz strahlen aus seinen Augen; man sieht, man erräth, was für ein liebes wichtiges Geschäft er vor sich hat. Er nimmt einige seiner jüngern Knaben mit; sie müssen Körbe, und in diesen die Geschenke tragen. In dem einen ist schöner, reiner Honigwaben, mit Alpen-Thymian und Quendel bestreut und wohlriechend gemacht. In dem andern befinden sich die auserlesensten Früchte der Jahreszeit. In dem dritten und vierten sind Kuchen, die seine Hausfrau oder Tochter gebacken hat. Granat-Aepfel und Feigen sind die Geschenke des Süd-Tyrolers; so wie Heidelbeeren und Speierling (Sorb-Aepfel) die des Nord-Tyrolers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Ein Schrank und der Torus, in welchem ich ruhen sollte, waren die einzigen Meubles, ein riesiges Gemälde die alleinige Verzierung des Stübchens. Das Bild zeigte einen großen dicken Mann in Dominikaner-Tracht, in Lebensgröße, auf einem Stuhle sitzend. Unter ihm war das bedeutungsvolle Wappen seines Ordens: ein weiß und schwarz gefleckter Lamm in liegender Stellung, mit einem Fuß ruhend auf der Weltkugel, eine brennende Fackel im Munde. In der Hand hielt der Dominikaner ein offenes Buch, auf dessen einer Seite die Worte: „Exurge Domine, exurge. Judica causam tuam"; auf der andern: „Capite nobis vulpes". Das Gleichniß fand seine Nutzanwendung; ich kam mir vor, wie das zu fangende Füchslein der Inschrift, und mir gefiel nun auch meine ganze Umgebung nicht mehr. Es wäre doch fatal, dachte ich, wenn die vorigen Reiter zur Bande des Cura gehörten, und der Herr Vetter sich am Ende selbst einfände, um den Neuverlobten schuldigermaßen und nachträglich seinen Glückwunsch zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wäre es keine üble Verlobungs-Gabe, das Haupt des hier in diesem Dachstübchen ruhenden friedlichen Holofernes. Doch nur ein Schaf läßt sich ruhig und ohne Widerrede abkehlen, dachte ich, und wollte die Thür verschließen; aber, verdammter Streich, sie war ohne Schloß und Riegel. Besser verwahrt als beklagt, meinte ich, oder vielmehr besser als zu beklagen, denn bei'm Eintreten des kritischen Falles hatte ich am Ende nicht dazu Zeit; und nun schob ich den Tisch über den glatten Gips-Estrich der Stube, pfiffirte einen Stuhl geschickt auf die Ecke desselben, um bei dem leisesten Geräusch zu erwachen, und nahm das gute Schwerdt mit zu Bette. Ich weiß nicht, wie es kam, aber mir fiel eine ganze Reihe hübsch erfundener aus Deutschland mitgebrachter Geschichtchen ein, wie man hier und dort in Spanien die Franzosen zu Dutzenden im Schlafe massakrirt habe, ja daß man eine ganze Gesellschaft derselben vergiftet, und der Hausherr lediglich aus Rachsucht mit von der Partie gewesen. — Jetzt schrillte etwas wie ein leises Sägen oder Bohren; lange horchte ich, schlich endlich dem Geräusch nach und fand — eine Grille in einem zugebundenen Glase, welche dort dem spanischen Geschmack ein Loblied sang. Verdammter Ueberrest der Belustigungen aus arabischer Zeit, dachte ich, und ließ den Gefangenen zum Fenster hinaus. Endlich schlief ich ein, nicht ohne vorher noch etwas gelind zu transpiriren, wenn ich an die viertelstündige Entfernung dachte, die sich zwischen mir und meinen Waffenbrüdern befand. Mein Schlaf war nicht der ruhigste. Der Cura und Mephistopheles wollten mir im Traum jeder auf seine Weise zur Ader lassen, ja selbst das Wappenschaf geberdete sich wie ein Bullenbeißer, und ich wäre in jeder Hinsicht zufrieden gewesen, wenn irgend Jemand, der nichts Dringenderes vorgehabt, etwa ein Mitglied der 364 Mann starken Generalität, mein Plätzchen im Bette hätte einnehmen wollen. — Endlich behauptete der Jugendschlaf sein Recht, ich war wie todt. Da kam es mir vor, als blende ein starkes Licht die verschlossenen Augen. Ich schlage sie

auf, und mein Wirth, in Begleitung eines andern Mannes, Ersterer ein Licht in der einen, etwas Blitzendes in der andern Hand habend, stehen vor meinem Bette. Halb ohne Besinnung, wie rasend, springe ich aus diesem, reiße den Säbel aus der Scheide, daß diese in die Mitte des Zimmers fliegt. „Ihr oder ich!“ schreie ich, und der Begleiter des Wirths springt mit dem Ausruf: „Cuerpo de Dios!“ nach der Thür. — „Besinnen Sie sich, junger Mann!“ sprach der Priester ruhig; „auf dem Schlosse trommelt man zum Abmarsch, und Ihr Diener ist nicht zu erwecken!“ — Ein Blick nach der Thür belehrte mich, daß der Tisch zurück gewichen, ohne daß der Stuhl herab gefallen; die Vernunft sagte mir, daß man böse Absichten selten mit Lichtern in der Hand ausführe, und das Blitzende in der Hand des Mannes war ein Schlüssel. Ich war zerknirscht, beschämt über die Vorsichtsmaaßregeln, wie über mein Benehmen; ich wollte Entschuldigungen stammeln, aber sie wollten nicht fließen, weder spanisch noch lateinisch. — „Gehen Sie mit Gott, Sennor!“ sagte mein Wirth; „und mögen Sie überall so aufgehoben seyn, wie in diesem Hause!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gute und schlechte Einfälle.

In Frankreich haben Viele des Kaisers Carl's V. Symbol angenommen: Plus ultra, und nennen sich: plus royaliste que le Roi.

Lord Byron, der Ungläubige, der Zweifler, der Philosoph, ist mit den Worten gestorben: „O meine geliebte Ada!“ (seine Tochter) „ich gebe dir meinen Segen!“ (Was ist der Segen eines Sterbenden, wenn Niemand dort oben ist, der ihn hört und bestätigt?)

Von Mose sagen die Juden: er sey durch einen Kuß gestorben (so nennen sie den Blitz). Auch Jesus starb durch einen Kuß.

Ludwig XVIII. pflegte zu sagen: „Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Großen!“ (Sie sollen die Kleinen nicht auf sich warten lassen.)

Vom Bankerotmacher sagte man ehedem: „Er ist davon gelaufen!“ — dann: „Er ist davon gegangen!“ — dann: „Er ist davon gefahren!“ — jetzt: „Er hat sich entfernt!“ — Ehedem machte er sich aus dem Staube; jetzt streut er den Leuten Staub in die Augen.

Ein Dintenfaß ist die wahre Pandora-Büchse.

Der Leichen-Commissair sollte den Aerzten freies Fuhrwerk halten.

Die Türken sind das einzige Volk in Europa, welches nicht tanzt. Die Griechen haben den ältesten Kriegertanz ihrer Abnherren, die Pyrrhichia, theils beibehalten, theils erneuert, und ihn den Türken wider Willen aufgedrungen. Chletas.

Parallelisirung alter und neuer Zeit.

Chronik vom Jahr 948.

Heinrich der Ifte (Sohn Kaiser Heinrich des Voglers, Bruder Kaiser Otto's I., reg. von 948—955), Herzog in Bayern, hatte eine Tochter, Elsbeth, welche eine ansehnliche hochbegabte Prinzessin war, der griechisch und lateinischen Sprache erfahren. Diese ward in ihrer zarten Jugend dem griechischen Kaiser Constantino zur Gemahlin versprochen. Weil er ihr aber nicht gefiel, und sie ihn nicht lieb haben konnte, und gleichwohl wider ihren Willen sich abmalen lassen mußte, damit man das Contrefait nach Constantinopel schicke, hat sie allezeit, wenn sie der Maler angeschaut, wunderlich das Maul verzogen, den zierlichen Mund und die Holdseligkeit ihres Antlitzes mit zusammengezogener Stirn und verkehrten Augen verderbet, ist auch durch sothanne List ihres verhaßten Bräutigams entledigt worden.

Vid. Andr. Brunners Bayerische Chronik in der Lebensgeschichte Heinrichs I.

Chronik vom Jahr 1823.

Maximilian Joseph, König und Herzog von Bayern, hatte eine Tochter, Elisabeth Ludowika, welche eine ansehnliche hochbegabte Prinzessin war, der griechisch und lateinischen Sprache erfahren.

Um diese bewarb sich der Königliche Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, um sie als Gemahlin heim zu führen. Weil er ihr nun gefiel, und sie ihn recht lieb haben konnte, und sie sich abmalen lassen mußte, damit das Contrefait nach Berlin geschickt werden konnte, so hat sie allezeit, wenn sie der Maler angeschaut, den zierlichen Mund und die Holdseligkeit ihres Antlitzes mit freier Stirn und offenen Augen freundlich blicken lassen, wodurch denn dem Künstler gelungen, ein solches wahres Bild der Holdseligkeit zu fertigen, welches den Kronprinzen zum glücklichsten Gemahl gemacht, und die ganze Monarchie, nachdem sie das Bild mit der Natur übereinstimmend gefunden, zur größten Bewunderung und Huldigung der Kronprinzessin hingerissen hat.

L. Lanthani.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

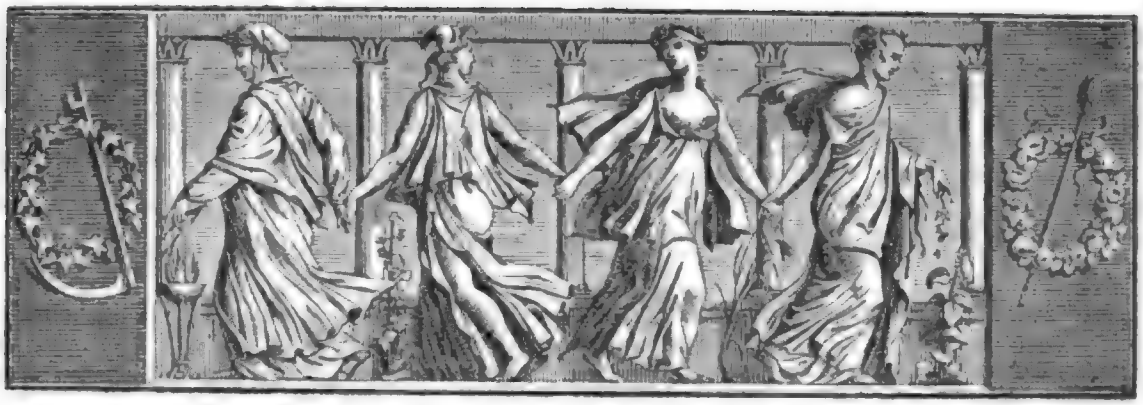
Literatur. (Schluß.) Nicht viel mehr Gestalt und Leben, als die alte „Margarethe“, hat die jüngere „Kunigunde“, obwohl dieser schon Hände so weiß wie Schnee, für „Zawisch“ feurige Augen und eine derbe Portion Stolz und Bitterkeit gegen den alten Gemahl vom Dichter zugegeben worden. Das Beste an ihr auf dem Theater mag noch ihr ungarischer Reitermantel und Kalpak seyn, wenn anders die Darstellerin schlank und hübsch gewachsen ist. Denn ihre Liebe zu ihrem Anbeter ist kau und ohne alles Interesse, wie dieser flaue Mensch selber; und die bitteren Reflexionen, welche sie im vierten Aufzuge dem gedemüthigten Ottokar im Beisein ihres Eheliebes zu kosten giebt, sind von der Art, wie der Dichter sie einem jeden gebildeten Leser, der ein geschichtliches Buch durchgeht, in welchem nach verschollenen Tagen eitlen Glanzes irgend ein übermüthiger Günstling des Glückes zu Grabe geläutet wird (so z. B. mit wenigen Abänderungen auch über Napoleon), hätte in den Mund legen können. — So sind auch die Rosenberge, trotz des lautauflachenden Zawisch, der als ein sehr schlechter Hofmann in Gegenwart des Königs mit der geraubten Rosenschleife der Königin kokettirt, mitsammt dem übrigen untergeordneten Personale, bis auf wenige Momente, wenig mehr, als dünne Nebelbilder ohne bestimmte Physiognomie, scharfen Umriß, Leben und Bedeutung. — Auch dieser „Rudolf“ mit seinen vom Dichter so fleißig erzählten ritterlichen Einzelzügen, die

zum Theil schon aus Schiller's Balladen uns bekannt sind, will keineswegs als jener großartige tapfere Charakter, welcher durch die Kraft seiner überwiegenden anspruchslosen Persönlichkeit als der Begründer des Habsburgischen Kaiserstammes von der Geschichte genannt wird, kräftig und bedeutend genug heraustreten. Seine Einfachheit und schlichte Sitte wird durch die falsche Behandlung des Dichters, wie das bekannte Ausbessern des Helmes in der Scene im Zelte u. s. w., fast zur komischen Ostentation; und wie ein Auftritt aus Hans Sachsens Fastnachtsspielen sieht sich der Moment an, wo der Kaiser, wie ein echter Theater-Prinz, mit der Fahne von Oestreich in der Hand, den König Ottokar wider seinen Willen belehnend, über die Bretter läuft. — Und nun dieser „Ottokar" selber, welch ein Charakter, wie inconsequent, oberflächlich und sich selber widersprechend! Welch ein Betragen gleich bei seinem ersten Auftreten im Saale vor den versammelten Ständen und Abgeordneten! Spricht da aus diesem Ottokar das Gefühl der Größe eines von ganz Deutschland gefürchteten ländererobernden Königs? Mag seyn, daß diese auffallenden Einzelheiten, wie das Stiefel-Ausziehen u. m. a., auf geschichtliche Sagen und Anekdoten sich gründen; aber der Dichter hätte sie besser benutzen, nicht die bloße äußere Schaale ohne den innern geistigen Kern, der diese hervor getrieben, uns bieten sollen. Wohl dem Dichter, dem solche Anekdoten, Denksprüche und Einzelbegebenheiten seines Helden die Geschichte brachte; er wird von ihnen, wenn er anders auf seinen eigenen Vortheil sich versteht, gleichsam die Lokalfarben nehmen, womit er das Colorit seiner Figuren anlegt. So wie hier aber der Gegenstand behandelt ist, so habe ich gleich bei dem ersten Lesen des Gedankens mich nicht erwehren können: ein Renomist von irgend einer deutschen Akademie habe den Königsrock des böhmischen Ottokar angezogen, und handthiere darin auf irgend einem Provinzial-Theater nach Lust seines Herzens, in echt burschikoser Weise, zum allgemeinen Spaß des Publikums herum, allerlei drohende hochpathetische Redensarten ausstoßend, und flache Klingenhiebe nach allen Seiten hin austheilend. Denn wie gesagt, bis auf die schon oben bemerkten vortrefflichen Scenen zu Ende des vierten Aufzugs, die herrliche Schlachtfeld-Scene im fünften u. a., hat der Dichter Alles in rohe oder zufällige Aeußerlichkeiten gelegt. So ist das theatralische: „Schlag todt! Ich habe sie!" im Lager in der zweiten Scene des dritten Aktes von fast komischer Wirkung; eben so ist das Erblicken der Leiche der Margarethe im fünften Akte — wie hatte das Romantische dieser Situation benutzt werden können! — ein bloßer Theater-Coup, der bei'm wiederholten Lesen kalt läßt. Das Sitzen vor der Burg zu Prag, zu Anfange des vierten Aktes, könnte einen recht drolligen Auftritt in einem Lustspiele abgeben, wenn der alte König auf seine junge Frau ein wenig eifersüchtiger wäre; und das viele Fragen vor dem Zerreißen der kaiserlichen Urkunde steht viel eher einem Pantoffelhelden als dem König Ottokar des ersten Aufzuges ähnlich. Ja sogar noch in seinem letzten königlichen Hinscheiden auf dem Schlachtfelde muß der graue Held sich wie ein renomistischer Klopffechter auf dem Fechtboden geberden. — Doch drangen sich auch hier, so wie überall, wo das Charakteristische verfehlt ist, eine solche Menge vortrefflicher Bilder und Sentenzen in so schöner Klarheit und frischer sinnlicher Anschauung hervor, daß man sich mit der Menge, die sich an Einzelheiten hängt, gern zufrieden geben könnte, wenn bei einem so überaus talentvollen Dichter, der es auf das Höchste angelegt hat, nicht auch die Kritik den höchsten Maaßstab an zu legen für Pflicht halten müßte.

Man sieht, der Raum dieser Blätter erlaubte nur Resultate, nicht Gründe zu geben; und so möge nur noch eine Bemerkung sich hier anreihen, welche, mit dem frommen Wunsche, das Rechte zu wirken, ausgesprochen, ihre gute Wirkung nicht verfehlen möge! — In alten guten Zeiten, da man die Poesie, wie alle Kunst, noch für etwas Heiliges, über das gemeine Menschliche Hinausragendes, achtete und verehrte, und sich nicht, wie jetzt, mit großen Renommiren-Kanonen und klirrenden Sporen über ihre geweihten Schwellen zu poltern erfrechte, hielten sich die bescheidenern jüngern und beschränkteren Talente für glücklich, ein gutes Lied, eine ausgezeichnete Romanze, oder wenn es hoch kam, eine gute Idylle u. s. w. gedichtet zu haben. In unsern Tagen aber kann man, ich weiß nicht mit was für einem alten Sprüchworte, nicht genug ausrufen: „Und muß es denn Tragödia, Comödia stets seyn?" — Ein jeder Schauspieler, der ein Paar Mal über die Bretter gelaufen, hält es für gerathen, aus zusammen gesuchten Brocken älterer und neuerer Lustspiele ein theatralisches Paradepferd, so gut es gehen mag, für sich zusammen zu leimen; alle Erzählungen, Novellen und Walter Scott'sche Romane werden zu Schau- und Trauerspielen zugeschnitten; und alle Welt scheint zu glauben, es sey nichts leichter, als irgend einen rührenden Vorfall, eine romantische Begebenheit auf gut Glück her zu nehmen, und über dem dramatischen Leisten zu verarbeiten. Ich weiß wohl, daß man in diesen demagogischen Zeiten so wenig in der Politik, als in der Poesie, von Beschränkung etwas hören will; aber ohne Beschränkung ist nirgend etwas zu erlangen, am allerwenigsten in der Kunst. Woher kommt es, daß so vieles Unzulangliche, Krankhafte und Uebersponnte von allen Seiten her zu Tage gefördert wird? Ich antworte: allein daher, weil Keiner mit dem, was er hat und vermag, sich begnügt, sondern über den Kreis, welchen die Natur mit sichtbaren Grenzen seiner Kraft, seinem Talente vorzeichnete, hinaus, mit den ungeheuersten Anforderungen an sich und Andere einem Unerreichbaren entgegen strebt, welches er mit allen vergeblich angestrengten Kräften doch nimmermehr erfassen kann. So ist es in der Kunst, so ist es in der Sittlichkeit, so ist es in der Gesellschaft. Man glaubt dem sittlichen Adel, der Freiheit der Menschheit etwas zu vergeben, sobald man eingesteht, daß die Natur und das Leben nothwendige Schranken bedingen, ja daß der Mensch selbst als bedingtes sinnliches Wesen nur innerhalb der Schranken der Zeitlichkeit vorhanden sey; Viele glauben eine Blöße auf zu decken, daß sie von dem höchsten Geiste der Dichtung nicht beseelt seyen, wenn sie durch Produktionen von vermeintlich untergeordnetem Charakter zu erkennen geben, daß sie hier für ihr Talent den von Natur angewiesenen Kreis der Entwickelung gefunden haben. — Und doch ist es, namentlich in der Poesie, an dem universellen Goethe selbst, der mit gigantischen Kräften fast alle höchsten Gipfel des Parnasses erstürmte, so deutlich zu merken, daß auch er auf dem einen epischen Felde am leichtesten sich ergeht; woher sich denn selbst in seine Trauerspiele eine fast epische Breite hinüber zieht, und seine lyrische Gluth durch die epische Ruhe der Empfindung eben so charakteristisch als griechisch-plastisch gemildert wird. — Auch das kleinste Gedicht, insofern es nur in seiner Art vollendet ist, darf sich neben das Höchste jeder andern Gattung stellen. Nach so vielen Seiten hin liegt noch Feld genug offen, daß bedauert seyn will; und wer möchte nicht lieber sich beschränken, ein vollendeter idyllischer Hebel, ein vollendeter lyrischer Uhland zu werden, als ewig unfruchtbar an einer Aufgabe sich ab zu arbeiten, wo der minder Begünstigte neben dem vollendeten Meister, nach vergeblich angestrengten Kräften, doch immer nur als ein schülerhafter Stümper erscheinen muß? — Und so bin ich denn von dem wahrhaft genialen Grillparzer überzeugt, daß er selber am sichersten den Kreis auffinden werde, in welchem sich sein poetisches Naturell am sichersten und gemäßesten bewegt; und wir wollen mit freudiger Anerkennung seines schönen Talents den alten Spruch ihm zurufen: „Wer ein Pfund empfangen hat, der sehe wohl zu, wie er am besten ihm Wucher tragen möge!"

Ernst Groß.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 25. Juli. 118tes Blatt.

Erinnerungen aus Spanien.

2

„Qui no ha vista la Sevilla
No ha vista maravilla!"

ſprach meine holdſelige Wirthin, die ältliche, etwas übel gewachſene Schweſter des Doctors A., in der Straße de las Fuentes zu Madrid, und breitete zehn ſo zur Ungebühr lange Finger aus, daß es mich kalt überlief. Es war aber unbedingt der Dämon des Undanks, welcher mein beſſeres Selbſt danieder rang, und mir gedachtes Fröſteln bereitete; denn ich galt viel bei der Sennora, und außer einem ſchnarchenden Mopſe und einem rieſenmäßigen Kater, welcher mich beſonders ſcheelſüchtig anblinzte, die ſie beide über Alles liebte, hatte ſie mich wenigſtens eben ſo lieb, als ſich ſelbſt. Ich würde, was man ſo ſelten iſt, nämlich ungerecht gegen mich ſeyn, wenn ich mir das Zeugniß verſagen wollte, daß ich im Grunde die gute Meinung der Donna Jazinta auch verdiente. Hatte ich nicht immer andächtig zugehört, wenn ſie mir in einer zu vier Fünfteln unverſtändlichen Sprache die Merkwürdigkeiten ihrer andaluſiſchen Reſidenz- und Vaterſtadt aufzählte? Hatte ich nicht Theil genommen an ihrer Freude, als ſie mir mittheilte, wie ſie vier Mal verlobt geweſen, und an ihrem Leide, als ſie mir ſagte, wie es vier Mal zurück gegangen? War ich nicht durch ſie bekannt geworden mit aller Umſtändlichkeit ihres Lieblings-Vergnügens, des Stiergefechts, mit allen Poſſen und Kniffen der Torreadores und Pikadores, der Banderilleros und Matadores, daß ich jeden einzeln, oder alle auf einmal hätte darſtellen können, wo nicht gar das geſtachelte Thier ſelber.

Wir hatten vom Theater geſprochen. Doch halt — da es bei dem Sprechen oft eben ſo viel auf das Wo, wie auf das Wie ankommt, ſo iſt es vielleicht nicht ganz überflüſſig, den Schauplatz unſers Geſprächs zu ſchildern, um ſo mehr, als er die vollkommenſte Aehnlichkeit mit dem Innern aller ältern Häuſer in den Seitenſtraßen Madrids hat. Zuerſt kam man in einen langen Hausflur, eben hell genug, um nöthigen Falls einige Meſſerſtiche auf den rechten Fleck zu bringen, und doch wieder hinlänglich dunkel, um ſich ungefährdet aus dem Staube zu machen, mithin ſo, um Austheiler und Empfänger für immer zufrieden zu ſtellen. In der guten alten Zeit, wo die Gerichtshöfe zu viel mit den Verbrechen gegen den Himmel zu thun hatten, um ſich beſonders um die auf der Erde begangenen bekümmern zu können, waren hier Mordthaten oder Beraubungen am hellen Tage gar nichts Seltenes. Zum Schutz gegen Letztere war auf der in den erſten Stock führenden ſteilen Treppe eine ſtets in gutem Verſchluß gehaltene Thür von ſtarken Eichenpfoſten angebracht, und in dieſer ein Schieber, um ſich zuvor von der Perſönlichkeit des Eintretenden zu unterrichten. Höchſt ſonderbar fand ich es ſtets, in zwanzig verſchiedenen Häuſern vielleicht neunzehn Mal, bei Oeffnung des Schiebers, ein über alle Begriffe häßliches altes Frauengeſicht, von oft ganz dämoniſchen Zügen, erſcheinen zu ſehen. Das ſchnelle Verblühen weiblicher

Schönheit im Süden, und somit die Verwandlung scharf geschnittener schöner Züge in eine entfleischte spitzige Fratze, ist wohl ein Grund zur Erklärung der Vervielfältigung jener greulichen Portiers. — Dem Schreiber dieses, der stets in erlaubten Geschäften vor sothanen Schiebern stand, entfiel bei solchem Anblick oft sein Gedanken-Conzept dergestalt, daß er im Begriff war, zu versichern, die Absicht seines Besuchs sey keine andere, als sich nach dem Wohlbefinden Sr. Gnaden (sua merced) zu erkundigen. Das Haus des Doctor A. aber machte eine Ausnahme. Bei Oeffnung des Thürleins erwartete den Ankömmling kein solcher Schreck; von Donna Jazinta sah derselbe die Vorderseite, und diese war die beste: oft aber erschien der Hausherr selbst hinter dem ominösen Schieber. Die beinahe stets preßhaften Besucher kann ich füglich in zwei Classen eintheilen; die erste bildeten die Titulados, Hidalgos, mit einem Worte Alle die, welche ein Don vor ihren Namen setzen können, worunter man unbeschwert Alle die verstehen darf, welche sich nicht durch Hand-Arbeit ernähren, nicht die spitzige Filzmütze, Montera genannt, tragen, und, kurz gesagt, wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen; diese Classe passirte stets die Barriere, und erlangte oft die Gunst, in das weiter zu erwähnende Allerheiligste zu treten. Die zweite Classe war alles Lumpengesindel, gewährte aber bei seinem Erscheinen dem Beobachter das meiste Vergnügen. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß zwischen dem Arzt und Kranken Alles diesseits und jenseits der Thür abgemacht wurde, so weit nämlich Worte zureichten, welches freilich in kritischen Angelegenheiten nicht seyn konnte. In solchen Fällen reckte der Kranke eine riesige Faust zum Pulsfühlen oder eine beträchtlich große Zunge herein, aus denen dann mein gelehrter Wirth den Krankheitszustand beurtheilte. Oft waren die Hülfesuchenden riesenhafte Asturier, oder Gallegos, die sich mit Wasserverkauf ernähren, und es war ganz spaßhaft, wenn ein solcher mit Chico (Kleiner) angeredet wurde, weil mein in diesem Punkte sehr scrupulöser Doctor ihnen unmöglich einen höheren Titel geben konnte. Erschien ein Don, so passirte solcher ohne Weiteres die Thür und trat in unsern gemeinsamen Aufenthalts-Ort, welchem eine bestimmte Benennung zu geben mir aber ungemein schwer fallen würde. Wollt' ich ihn unser Wohnzimmer nennen, so müßte ich mir den Vorwurf machen, das Daseyn des Heerdes in einer Nische desselben verschwiegen zu haben; mit der Benennung: Küche aber fürchtete ich dem Ansehen meiner angenehmen Wirthin etwas zu vergeben, welche in einer zweiten ihr jungfräuliches Lager etablirt hatte. Ein anstoßendes Zimmer aber enthielt die geistigen Hülfsmittel des Doctors, und in diesen heiligen Mauern war ein Opus desselben, den Staarstich betreffend, entstanden, über welches er mich einst so angelegentlich unterhalten, daß ich es mir sogleich zur Pflicht gemacht, nie wieder die Schwelle dieses Sanctuarii zu überschreiten. In unserm gemeinsamen Aufenthalts-Orte aber hatte Donna Jazinta von den Wundern des Sevilischen Theaters gesprochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tyroler Heirathes-Gebräuche.

(Fortsetzung.)

Sobald der kleine Zug vor dem Hause angekommen, wo das junge Mädchen wohnt, wird der Vater von ihrem Oheim oder nächsten Blutsverwandten eingeführt. Im Zimmer ist die Familie versammelt. Bei seinem Eintreten steht Alles auf; der Hausvater begrüßt ihn und spricht: „Willkommen, Freund und Nachbar; was führt Euch her?" — Hierauf spricht der Fremde: „Ihr seyd Vater, gleichwie ich; laßt mich eine Frage an Eure Tochter thun!" Dann tritt er auf sie zu, küßt sie auf die Stirn und spricht: „Sey mir willkommen, schönes junges Mädchen, die Du mich an meine früheren Jahre erinnerst: ich habe einen Sohn, der Dich liebt: willst Du meine letzten Tage beglücken?" — Die Tyrolerinnen sind zwar zärtlich, aber schüchtern: sie finden selten eine Antwort auf eine solche Anrede: fast immer werden sie von den Müttern vertreten und stimmen schweigend ein.

Sobald die ersten Vorkehrungen getroffen sind, führt der Braut-Jüngling den Bräutigam ein. Dieser bringt der Braut den Zoll seines Erwerbs und seiner Beständigkeit, und legt ersteren zu den Füßen ihrer Mutter, um ihre Zuneigung und ihren Segen anhaltend. Er empfängt von den künftigen Schwieger-Eltern den Friedenskuß, und die Versicherung, daß sie ihn an Sohnesstatt annehmen. Hierauf giebt er der Braut den ersten Liebeskuß und empfängt in Erwiederung den ihrigen.

Die Brautjungfern werden von ihm nach der Reihe geküßt und erhalten den Wunsch für ihr baldiges künftiges Eheglück. Die genaueste Freundin der Braut, das Brautmädchen genannt, führt den Bräutigam zu einem Stuhl neben ihr, verneigt sich tief und zieht sich etwas zurück. Einer von den Anwesenden, welchen man den Redner nennt, steht nun auf, hält einen langen Vortrag über die Pflichten des Ehestandes und eine lange Lobrede über die Verdienste des jungen Paares. Das junge Paar und die übrigen jungen Leute, welche sich so viel zu sagen haben, plaudern mit einander, hören wenig oder gar nicht zu, indessen er sich nicht stören läßt und weitläuftig erzählt, was der junge Mann für Abentheuer und Fahrten gehabt; er schließt mit einem Glückwunsch an die junge Verlobte, und mit Dank für die Leidenschaft, die sie ihrem Freier eingeflößt hat,

und welche ihm den Muth gegeben, alle Prüfungen zu bestehen. — Jetzt tritt der Dorfschulmeister auf, und trägt eine studirte Rede vor. Er bringt sie selten zu Ende, denn die jungen Mädchen unterbrechen ihn durch folgendes Liedchen:

Tyroler! der Schäferin Freier!
Dir winket die Hochzeitfeier!
Sey fröhlich in seligem Hoffen,
Und liebe dein Mädchen treu.

Du siehst auf der grünenden Wiese,
Wie die Blumen sich reizend verjüngen;
So blühe im ewigen Frühling
Deine zärtliche heiße Liebe.

In den schaurigen Winterstürmen,
Da wachet unter dem Eise
Die liebliche Frühlingsleykose:
Keinen Winter kennt die Liebe.

O sieh' die liebende Gemse,
Sie vergißt des lauernden Jägers
Auf dem zitternden Alpensiege.
Du liebst! Was könnte dich schrecken!

O mögst in der letzten der Stunden
Du die weinende Gattin umfassen,
Und mit brechendem Auge ihr sagen:
Mein Mädchen! ich liebte dich treu.

Tyroler! der Schäferin Freier!
Dir winket die Hochzeitfeier!
Sey fröhlich in seligem Hoffen,
Und liebe dein Mädchen treu.

Wenn das Lied gesungen ist, wird das Vesperbrod bereitet und aufgetragen. Es ist sehr einfach, und besteht aus Brod mit Fenchel vermischt, aus Käse, frischer Butter, Ziegen- oder Schaf-Milch, und Landwein von Meran und Brixen für die Unbemittelten, und Ungarwein für die Wohlhabenden. Nach vollendetem Mahle setzen sich die jungen Männer in Bewegung, bilden einen Zug, und führen mit Gesang und Flötenton den Bräutigam nach Hause. Nach Sonnen-Untergang kommt dieser noch einmal vor das Fenster der Braut, und singt Klaggesänge, Klaglieder (?), die er mit der Sackpfeife begleitet. Eben so, vor Sonnen-Aufgang, findet er sich wieder mit der Morgenröthe ein, und bringt seiner Schönen einen Strauß von Feldblumen, welche bei solchen Gelegenheiten den schönsten Gartenblumen vorgezogen werden. Die Wahl ist ihm von der Landessitte vorgeschrieben, und es scheint, daß sie andeuten soll: „Der Tyroler ist eine Pflanze seines Bodens, mit ihm eins, frei und unabhängig; er leidet nichts Ausländisches, nicht einmal an Gewächsen und Blumen.“ Sein Strauß besteht aus dem Kleebaum (Lederblume, Gewürzstaude, Cytisus odorifera), dem schönen Rhododendron, dessen Blumenfarbe mit dem Blaß-Violett des Alpen-Geiß-Blatts (lonicera caerulea, die blauberrige Lonicera) lieblich absticht. Zuweilen bindet er, einer rührenden Allegorie Raum gebend, in den bunten Strauß die einblättrige Pyrole; sie soll dann auf eine sinnreiche und sinnbildliche Art zu erkennen geben, daß er nur einen Gedanken hegt.

Endlich erscheint die Sonne des Hochzeittages, und mit ihr geht die Freude im ganzen Dorfe auf. Diese Freude ist so allgemein, daß sie ein großes Familienfest zu bezeichnen scheint. Wohnt aber die Braut in einem benachbarten Dorfe, so folgt dem Bräutigam ein langer Zug junger Freunde dahin. Ich bin mehr als ein Mal im Wald oder am Abhang eines Berges solchen Zügen begegnet; Alles war hochzeitlich geschmückt: Alles lachte, sang und sprang. Die heitere Stimmung theilte sich mir mit, und verscheuchte für den Augenblick die düstern Wolken, die mich, den Verbannten aus seinem Vaterlande, den Emigranten, den Flüchtling, in ihre Nacht einhüllten. — Ist der Weg lang, so wird er durch Gesang und Tanz abgekürzt. Ist er kurz und ist die Hochzeit im Dorfe, so wird er durch Umwege verlängert. — Er hält vor dem Hause der Braut still und giebt sich durch lautes Freudengeschrei zu erkennen. Im Inneren wird die Musik von außen durch Musik aus Fenstern und Thüren beantwortet. Das Hochzeitlied wird gespielt. Dann schweigt die Musik: und der Schulmeister des Dorfs, Begleiter des Bräutigams, hält eine Rede an die Braut. Sie verneigt sich am Schlusse, bindet die Strumpfbänder los und überreicht sie ihrem künftigen Gatten, zum Zeichen, daß sie seine Oberherrschaft anerkennen will. Das Brautmädchen heftet die Bänder an das Knopfloch des Bräutigams; er dankt mit einem Kusse und sie erwiedert den Kuß mit einer Umarmung.

Hierauf bricht das ganze Hochzeit-Gefolge auf und begiebt sich nach der Kirche. Die Musik eröffnet den Zug; dann folgen die jungen Männer, und nach diesen die jungen Mädchen Paarweise. Hinter den Mädchen geht das Brautpaar. Die Braut, weiß gekleidet, trägt in den Haaren die Alpen-Rainblume. Auf ihrem Busen hat sie den Strauß, den ihr der Bräutigam am frühen Morgen gebracht. Ihr zur Seite geht das Brautmädchen, dem Bräutigam zur Seite der Bräutigams-Jüngling, hinter ihnen, nach dem Grade der Blutsfreundschaft, die Anverwandten beider Theile, still und ernst, um das Beispiel der Ordnung und Andacht zu geben. Wenig fruchtet dies Beispiel; denn gleich auf sie folgt das Heer der lustigen Brüder, der Springer und Possenreißer, der Kinder und Zuschauer.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. An dem Bau des neuen Theaters wird ununterbrochen und mit großer Anstrengung gearbeitet; am 3. Sep-

tember, zum Regierungs-Jubiläum unſers Großherzogs, ſoll es eingeweiht werden. — Wir ſehen einer ſchönen Zeit entgegen; in zwei Sälen wetteifern zwei ſehr ſchätzbare Maler, die Herren Beuther und Holdermann, die geſchmackvollſten und kunſtreichſten Dekorationen zu liefern; man arbeitet an einer ganz neuen, ſehr geſchmackvollen Garderobe; nach Beendigung der Ferien beginnen die Proben zu den beſten Opern und Stücken; das Intereſſe des Publikums iſt auf's Höchſte geſteigert. — Ueber die Wahl des erſten Stückes iſt noch nichts Gewiſſes bekannt, man ſprach von der „Semiramis" von Roſſini, aber es iſt wohl nur ein Gerücht; was würden die Urtheilsfähigen ſagen, wenn an dem Orte, wo ein Goethe lebt, wo ein Schiller ſchrieb, wenn an der Stelle, welche einſt die Hauptſtadte Deutſchlands bei ihren dramatiſchen Leiſtungen als Muſter vor Augen hatten, wo zuerſt und vielleicht allein nationale und höchſte Kunſtrückſichten das Hauptaugenmerk der Direktion waren, was, frag' ich, würde man ſagen, wenn hier jetzt eine Roſſiniade den neuen Kunſttempel einweihen ſollte?: In Berlin wählte man die „Iphigenie", in Leipzig die „Braut von Meſſina;" — zur Einweihung eines Theaters erwählt zu werden, iſt die ſchönſte Auszeichnung, die ein dramatiſches Werk erfahren kann; die Dichter der Nation haben ein ausſchließliches Recht darauf, und unter uns Deutſchen gebührt eine ſolche Ehre Schiller'n oder Goethe'n. Soll es aber eine Oper ſeyn, ſo ſind nur Gluck oder Mozart dieſer Ehre würdig, man müßte denn ein ſchätzbares, nationales Werk der neueſten Zeit wählen, um hierdurch in unſern, an Vortrefflichem ſo armen Tagen einen Zeitgenoſſen auf zu muntern. Der erſte und ſüßeſte Troſt, der beim Abbrennen des Theaters ſich uns aufdrängte, war die Hoffnung, daß bei Gelegenheit der Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes unſer Goethe uns wieder mit etwas Vortrefflichem beſchenken werde — wir wünſchen von Herzen, daß dieſe Hoffnung in Erfüllung gehe.

— y —.

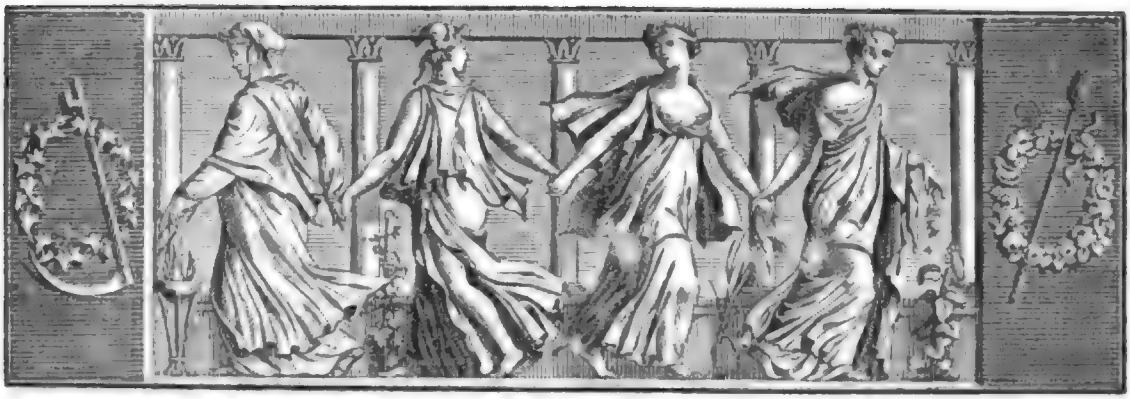
Neue Straßen-Pflaſterung. Ein Herr Deykes, in England, hat eine neue Art des Straßen-Pflaſters vorgeſchlagen, die er in einer kleinen Schrift erklärt. Der Boden wird 15 bis 16 Zoll tief unter dem Fußpfade oder Trottoir ausgegraben, alsdann geebnet und feſt geſtampft, ſo daß er gegen die Mitte der Straße ein wenig ſich erhebt. Auf dieſen Grund werden zwei Zoll dicke Bretter, welche vorher, der beſſern Erhaltung wegen, in Steinkohlen-Theer getränkt ſind, gelegt. In jedes Brett werden einige große Löcher gebohrt. Man legt ſie an einander, entweder in der Länge nach dem Laufe der Straße, oder queer über, was wegen der bequemen Aufdeckung der Schleuſen-Oeffnungen vor zu ziehen iſt. Auf dieſe durchaus gleiche Fläche nun wird ein geſiebter Kies, ungefähr zwei Zoll hoch, geſtreut, um zu verhüten, daß die Steine ungleich liegen und die Bretter reiben oder durchbohren. Die Steine werden dann auf den Kies an einander geſetzt, wie es jetzt gewöhnlich iſt, wobei darauf geſehen werden muß, daß die Theilungs-Linien einander durchſchneiden und die Steine von gleicher Tiefe ſind. Ueber die gepflaſterte Fläche wird etwas Kies geſtreut, um die Fugen zu füllen. Iſt ein Stück auf dieſe Weiſe gepflaſtert, ſo werden, um das Verſchieben der Steine nach der Seite zu verhindern, hölzerne Keile in die Fugen getrieben, doch anfänglich nur leicht, bis alle Keile etwa bis auf die Hälfte ihrer Länge hinab getrieben ſind, worauf man in fortſchreitender Ordnung ſie endlich ganz hinab treibt, bis ſie mit dem Pflaſter eine gleiche Fläche bilden. Auf dieſe Weiſe erhält man ein feſtes, unbewegliches, faſt undurchdringliches Pflaſter, das die höhern Koſten der erſten Anlage reichlich durch längere Dauer vergütet. Die Kohlen werden gegen dreißig Jahre, ja noch länger dauern, wenn man nur eine paſſende Holzart dazu nimmt. Der Steinkohlen-Theer iſt bei eingeführter Gasbeleuchtung ſehr wohlfeil. Man braucht nur zweierlei Arten von Keilen, eine für die Enden, die andere für die Seiten der Steine. Das Belegen des Grundes mit Kohlen wird jede Ausweichung deſſelben verhüten, er wird ſtets gleiche Feſtigkeit behalten. Das Pflaſter wird daher durch das Einſinken der Erde ſeine Grundlage nicht verlieren, und was eine nothwendige Folge davon ſeyn muß, die Straße wird ſtets frei von Schmutz ſeyn. Um den Keilen ihre gehörige Wirkung zu geben, müſſen auf beiden Seiten der Straße die Fußwege gehörige Widerlagen bilden, ſo wie auch in gewiſſen, nach der Breite der Straße abgemeſſenen Entfernungen queer über dieſelbe ſolche Gränzſteine gelegt werden müſſen, wodurch das Pflaſter in regelmäßige oder unregelmäßige Vielecke oder Vierecke abgetheilt wird. L u.

Von Rouſſeau erſcheint jetzt ein bisher noch nicht herausgegebenes Werk folgenden Inhalts: „Rouſſeau diente im 21ſten Jahr als Sekretair einem ſogenannten griechiſchen Archimandriten auf deſſen Reiſe nach Jeruſalem, die zum Zweck hatte, unter Weges Almoſen für die Diener des heiligen Grabes zu ſammeln. Der benannte Archimandrit war aber ein Betrüger, ward entdeckt und vor den Senat von Bern gebracht, der ihn zum Exil verurtheilte. Rouſſeau, der ſich von der Unſchuld ſeines Patrons überzeugt hielt, nahm das Wort zu ſeiner Rechtfertigung, und wenn dieſe Vertheidigung den Angeklagten nicht rechtfertigen konnte, ſo machte ſie den Advokaten deſto berühmter. Der Marquis Bonnac beſchied ihn zu ſich, befragte ihn über ſeine Lage, hörte von ſeinen Abenteuern, und bat ihn, ſie ihm ſchriftlich zu übergeben. Dieſen Bericht, den das auswärtige Miniſterium zu Paris erhielt, hat jetzt Hr. Muſſet Pathay aufgefunden, und wird ihn herausgeben. (Journ. d. Par.)

Es erſcheinen jetzt Comödien von einer ſpaniſchen Comödiantin, Namens Clara Gazul. Die Verfaſſerin iſt ſchon durch ihr eigenes Leben merkwürdig. Sie iſt die Tochter einer Wahrſagerin, und ward von dieſer bis zu ihrem fünften Jahr theils umher getragen, theils umher geführt, bis ihre Mutter ſie eines Tages bei einem Probſt abſetzte, mit der Andeutung, der werde ſchon ferner für ſie ſorgen. Dies geſchah auch, allein nur kurze Zeit; er ſtarb, und ſie ward einem andern Amtsgenoſſen zur Fürſorge übergeben, der ſie in ein Kloſter ſchickte, und ſie dort, als ſie heranwuchs, mit tyranniſcher Aengſtlichkeit bewachte. Dennoch fand ſie Mittel, über die Kloſtermauer hinüber zu entweichen und der arme verlaſſene Vormund kam ihr nicht eher auf die Spur, als in Cadix, wo ſie ſo eben als Clara auftrat. Er wollte ſie ſogleich wieder für ſich in Beſchlag nehmen, aber ſie entwich ihm auch hier und blieb ſeitdem der Bühne getreu, wo ſie mit Glück fortſpielte, und zuletzt ſelbſt Theater-Dichterin ward. Sie iſt von etwas brauner Farbe, und behauptet in der Vorrede ihrer Comödien, von nicht geringer mauriſcher Abkunft zu ſeyn, was ihre geheimnißvolle Jugend eher beſtätigt, als widerſpricht. (Pandore.)

Die Sprüchwörter (gewöhnlich die Volksweisheit genannt) haben mitunter eine minder reine Quelle, als ſcharfen Sinn und ſchlaue Vernunft. Leidenſchaft, Egoismus und Bosheit haben auch manche derſelben geſchaffen. So z. B. giebt es bei einigen Profeſſionen Sprüchwörter, die meiſt Rathſchläge zur Wahrnehmung des Intereſſes, zur Liſt, ſogar zur Gewiſſenloſigkeit ſind. Es heißt unter Anderm: „Man muß das Huhn rupfen können, ohne daß es ſchreiet!" — Einem Bräutigam, der wenig Mitgift bekommt, tröſtet man mit den Worten: „Dafür verſteht Deine Braut, Steine zu verkaufen!" Ein alter geübter Hofmann belehrt ſeinen Sohn durch das Sprüchlein: „Mit Weineſſig fängt man keine Fliegen!" — Ferner iſt folgendes Wort eben nicht moraliſch: Wer ſich gar zu leicht ſchämt, wird's nie zu etwas bringen!" — „Keiner iſt Prophet in ſeinem Vaterlande!" heißt wohl auch meiſt: Fremde ſind leichter zu betrügen, als Bekannte u. ſ. w. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 27. Juli. 119tes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

Türken-Lieder.

1. Der Jünger des Koran.

Der Molla.

Kennſt du, mein Ismail, die Pflicht,
Der Mahoms Jünger Treu verſpricht?

Ismail.

Treu anvertrautes Gut verwalten;
Fluch, wer des Armen Noth vergißt!
Und unbefleckt den Leib erhalten,
Weil er der Seele Wohnung iſt.
Der Lehre bin ich mir bewußt,
Und übe täglich ſie mit Luſt.

Der Molla.

Und weißt du, wie der Glaubensheld
Für Mahoms Lehre ſteht und fällt?

Ismail.

Dem Glauben ſoll die Kraft er weihen,
Ihm ſeinen Arm und ihm ſein Schwerdt,
Und nicht Gefahr, nicht Mühe ſcheuen,
Wo ſeine Stimme Schutz begehrt.
Auch deß bin ich in tiefſter Bruſt,
Voll Thatendranges mir bewußt.

Der Molla.

Und kennſt du das verheiß'ne Ziel
Des Kämpfers, der im Glauben fiel?

Ismail.

In Allahs Reiche ſoll er wohnen,
Im feſtgeſchmückten Freudenſaal,
Wo kühner Kämpfe Preiſe lohnen
Bei'm hellbeglänzten Siegesmahl;
Da taucht er die bewährte Bruſt
In volle Ströme ſel'ger Luſt.

Da rieſeln durch die Blüthen-Auen
Die Silberbäche klar und rein,
Da ſchenkt die Hand der ſchönſten Frauen
Jasmin und Roſ' und Myrrhen ein,
Da blüh'n auf Hügeln und im Thal
Der Palmen Kronen ohne Zahl.

Da ruht im Schooße des Propheten
Der treuen Jünger reiche Schaar,
Dort reicht für Spenden, Faſten, Beten
Uns Mahom Himmelsmanna dar,
Und träufelt Balſam kühl und rein
Des Kämpfers heißen Wunden ein.

Da glänzt die Sonne hell vom Oſten
Der leuchtenden Prophetenſtadt,
Und ſüße Himmelsdüfte koſten
Die Auserwählten früh und ſpat,
Und ew'gen Frühling gießt Natur
Auf die ſmaragd'ne Wieſenflur.

O Molla, Molla! wer kann beſchreiben,
Was keines Menſchen Zunge ſpricht?
Ein hohler Schatten würd' es bleiben,
Nur dort das volle reine Licht!
O Molla, Molla, wie glüht die Bruſt
Nach Allahs Gärten voll Thatenluſt!

Tyroler Heirathe-Gebräuche.

(Schluß.)

In der Kirche gewinnt Alles wieder ein heiliges geſammeltes Anſehen. Der Gottesdienſt nimmt ſeinen Anfang. Die Trauungs-Agende wird verleſen. Vor dem Segensſpruch knieet das Brautpaar vor beiderſeitige Eltern, und empfängt aus ihrem Munde den väterlichen und mütterlichen Segen. Dann geben ſich

Braut und Bräutigam die Hand, nähern sich dem Altar, knieen an den Stufen nieder, werden getraut und sprechen das Gelübde ewiger Liebe und Treue aus.

Von der Kirche geht's wieder in das Hochzeitshaus. Es erfolgen Glückwünsche. Man setzt sich zu Tische. Nach Tische spricht eines der Familienhäupter das Dankgebet und den Segen, verbindet mit demselben die feurigsten Wünsche für das Wohl des neuen Ehepaars, und um seine Anrede noch feierlicher zu machen, erinnert er es an die Tugenden und Sitten der Voreltern, und ermahnt es zur Nachahmung. Er schließt mit einem Gebet für die Todten, damit man im Glück nicht des Leids vergesse. — Thränen fließen. Das Familienhaupt setzt sich nieder, und die Gesellschaft beginnt Hochzeits-Lieder zu singen. Ein Vorsänger stimmt an; die Versammlung fällt ein und wiederholt die Endzeilen. Nach Beendigung des Gesanges läßt sich draußen frohe Tanzmusik hören. Alles bricht auf. Die muntere Jugend stellt sich im Reigen, dreht sich im Walzer. Junge Mädchen singen und tanzen zugleich. Die ganze Wiese lebt auf und wird zum Ballsaal, wenn es die Witterung gestattet. — Nur das Brautpaar darf noch nicht in's Freie und in den Tanz; das männliche Familienhaupt und die Mutter nehmen es in ihre Mitte und führen es langsam und feierlich zu einem bestimmten Ehrenplatz. Hier empfangen Beide aufs Neue zuerst den Glückwunsch der ledigen jungen Leute. Die Braut steckt jedem Jüngling einen Strauß an, oder theilt Blumen unter sie aus. Sie nimmt diese aufs Gerathewohl aus einem Korbe, der neben ihr steht, aber jede Blume, jedes Gewächs hat seine Bedeutung, und wird als ein Bild der künftigen Glücksbestimmung von denen angesehen, die es erhalten. Wird dem Einen Wiesen-Geißbart oder Türkischer-Bund zu Theil, so bedeutet dies ein glänzendes Schicksal; das kleine Sinngrün oder der schöne Alpenbalsam (Rhododendron) verspricht ein glückliches, aber stilles Loos. Fingerkraut oder Seidelbast hingegen ist der Vorbote eines unruhigen sorgenvollen Lebens. Nach den Jünglingen treten die jungen Mädchen zum Bräutigam hin, mit ihren Glückwünschen und Formeln; der junge Mann nimmt mit bescheidener Miene ihre Huldigungen an und vertheilt Bänder unter sie, deren Farben ihnen ebenfalls mehr oder weniger Glück im Ehestande verheißen, je nachdem sie ihnen das Ohngefähr zu Theil werden läßt.

Der Bräutigams-Jüngling oder Diener nimmt nun die Braut bei der Hand, und die Brautjungfer den Bräutigam; sie machen die Runde im Zimmer. Jeder umarmt das Paar und wünscht ihnen dies und jenes: Reichthum, Gesundheit, langes Leben, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Die Vernünftigsten begnügen sich, dem Ehepaar Frieden und Einigkeit zu wünschen. — Nachdem auch dieser Theil der Feierlichkeit vollbracht ist, wird das Paar von den Braut-Dienern und Brautjungfern in die Hochzeitkammer gebracht, wo die Eltern bereits eingetroffen sind. Hier lassen sie es mit diesen allein, welche dem Paar die letzten Ermahnungen und Vorschriften geben. Die Mütter entkleiden die Braut, die Väter den Bräutigam. Die Brautmutter bringt ihre Tochter an's Ehebett. Der Bräutigams-Vater führt seinen Sohn an die andere Seite. Die Thüren werden geöffnet. Alles tritt oder schauet ein. Die Gäste scheiden mit einem Kuß von den Beiden, und wünschen ihnen eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen bringen die Braut-Diener dem neuen Ehepaar eine sogenannte Brautsuppe, deren Zubereitung verschieden ist; nur daß sie allemal stark gewürzt seyn muß. Es werden bei dieser Gelegenheit Späße aller Art gewechselt, wobei es mehr oder weniger sittlich zugeht, da man sich keinen Zwang an zu thun braucht. Nach den Jünglingen kommen die Brautjungfern; sie warten den Weggang jener ab, um nicht Manches zu hören, was ihre schamhaften Ohren verletzen könnte, sind aber sehr lüstern nach einer Blume des Brautkranzes, von der sie sich die besten Folgen für sich selbst versprechen. Die Begünstigsten unter ihnen erhalten die Stecknadeln, womit der Kranz befestigt war; eine solche Stecknadel bringt unfehlbar Glück in der Ehe. **A. Schelt.**

Erinnerungen aus Spanien.

(Fortsetzung.)

„Sie können unser Theater gar nicht beurtheilen", fuhr Jazinta eifrig fort; „was sehen Sie hier? Elendes französisches Zeug, Sie mögen gehen in das Theater Cannos del Peral, oder del Cruz, oder del Principe; und was hat man für sein Geld? Kaum eine Unterhaltung von vier oder fünf Stunden. Ganz anders war es in Sevilla, Toledo, ja früher selbst hier. Abends um fünf Uhr, nach beendigter Siesta, ging man hinein, und sah ein Schauspiel oder eine Oper von vier oder fünf Akten; dies dauerte ohngefähr bis neun Uhr. Nun begann eine Tonadilla, die dauerte bis Zehn. Dann kam eine Saynete, die endigte um Eilf. War diese vorbei, begann der Tanz: Fandango oder so was, und so hatten Sie um zwölf Uhr für drei Pegetas sich sieben Stunden auf's Schönste unterhalten. Und welche Stücke!" sprach sie begeistert, „und welche Schauspieler! Alles ist anders jetzt und schlechter. Da hatten wir den berühmten Maignez sonst auf dem Theater del Principe; der ist aber jetzt leider bei den Cortes, und als Mitglied derselben in Cadiz, um, wie sie sagen, eine Constitution machen zu helfen. Du lieber Gott, da wäre es wohl viel besser, wenn er hier noch zu Aller Vergnügen den „Don Quixotte auf Gamachos Hoch-

zeit" ſpielte, welches mein Leibſtück iſt, oder den böſen Feind in „el Diablo predicador", in welchem er eine eingelegte Arie ſang, die ſich vortreflich ausnahm, und aus der ſich die Eheſcheuen manche Lehre hätten entnehmen können; und mußten durchaus Schauſpieler bei Verfertigung der Conſtitution zugezogen werden, ſo hatten ſie ja welche in Cadix ſelbſt, die immer Vormittags an derſelben arbeiten, und Abends das Publikum vergnügen konnten. Und der Wetteifer, Sennor Official, der hier ſtatt fand!" rief ſie; „beide Theater, das in der Kreuzgaſſe und das del Principe, ſtanden, wie Sie wiſſen, unter einer Verwaltung, waren aber in Betreff des Perſonals getheilt: die Mitglieder des einen nannten ſich: die Polen (los Polacos), die des zweiten: die Bratwürſte (los Chorizos), und Sie können denken, daß nach Verdienſt bald die Polen und bald die Bratwürſte in der Gunſt des Publikums obenan ſtanden, welche aber wechſelte, weil alle Jahr vor der Charwoche die Contrakte zu Ende gingen, und ſolche nun, je nachdem ſie gefallen hatten, neu engagirt wurden!"

Ich glaube, daß ich mir wohl erlauben darf, ohne die Ausdrücke der angenehmen Jazinta zu entlehnen, noch einige eigene Worte über das ſpaniſche Theater bei zu fügen, wie ſolches im Jahr 1810 war, oder mit andern Worten noch heute iſt, in einem Lande, welches in Allem den Typus des Unveränderlichen trägt. Bei dem fleißigſten Beſuche der Bühne iſt es mir, wenn ich den „eiferſüchtigen Eſtremadurer" (el zeloso Estremeano) von Calderon ausnehme, nicht ein einziges Mal gelungen, eines der Meiſterwerke der ſpaniſchen Dichter dargeſtellt zu ſehen. Eine franzöſiſche Ueberſetzung der ſchwächſten Art jagt die andere, und leider ſind es ſtets Stücke, welche nicht der Uebertragung werth ſind. Sieht man ein gutes Luſtſpiel, als Hauptſtück des Abends, ſo iſt es eins von ihrem beſten Luſtſpiel-Dichter, dem Mönche Tiſſo de Molinos, und dieſe ſind allerdings von Werth, gegen welchen man aber gleichgültig wird, weil in dieſen Luſtſpielen immer die nämlichen Intriguen wiederkehren. Jeden Abend werden drei Stücke gegeben. Eine Oper oder ein Schauſpiel, oft geiſtlichen Inhalts, iſt das erſte; in dieſem iſt der Gang der Begebenheit äußerſt verwickelt, und Ausländer, welche der Sprache vollkommen mächtig ſind, werden nur ſelten vom Gange des Ganzen oder der Auflöſung ſich einen vollkommenen Begriff machen können, worauf es freilich überhaupt nicht an zu kommen ſcheint. Der Styl iſt pathetiſch, voll hochbeiniger Gleichniſſe und lokaler Beziehungen, welche ſehr gut aufgenommen werden. Das Fatalſte aber in ihnen ſind die hölliſchen Monologe, womit dem Zuſchauer löffelweis eingegeben wird, wie Alles zugegangen, ehe die Handlung des Stücks ſelbſt eintreten konnte. Es ſind Shakſpeareſche Prologen, homöopathiſch zu Milliontheilen verdünnt. Brauchen die Helden unſerer Winkelbühnen Fäuſte: hier ruhen dieſe; die Lunge iſt das Hauptrequiſit. Oft habe ich die Heldin des Stücks bedauert: nach ſauer verdienter Vereinigung mit dem Erwählten ihrer Seele wird ſie das Vorrecht des letzten Worts entbehren müſſen, ſo redſelig iſt ſeine Liebe.

Man ſuche doch ja nicht in den neuern ſpaniſchen dramatiſchen Werken jenen Reichthum des Geiſtes und der Dichtung, welche uns in den älteren ſo anziehen; hier iſt nichts von jener Gluth aus den Werken Calderon's, nichts von jener frommen geheimnißvollen Tiefe des Gemüths, welche die Seele erhebt; es iſt die ſchale klare Wirklichkeit, der platte breit getretene Weg des gewöhnlichen Lebens, neben welchem die Späße, die ewig wiederkehrenden Scherze des Grazioſo, oft eine Moſaik von Stinkblumen bilden. Am beſten könnte man ihre neuern Comödien mit Kotzebue's Luſtſpielen aus ſeiner fruchtbarſten Periode vergleichen, und oft ſteckt hinter einem nationalen Titel ſein „Rehbock" oder ein ähnliches Erzeugniß. Da, wie geſagt, ältere beſſere Stücke nicht aufgeführt werden, eigentliche Autos sacramentales, eine bibliſche Handlung, oder eine aus den Legenden der Heiligen vorſtellend, zum Theil verboten ſind, ſo iſt, mit Beziehung auf die Nationalität des Theaters, wenig Erbauung im Haupt- und Prachtſtück des Abends zu holen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Frankfurt am Main. „Geſegnet ſey der Mann, der das Reiſen erfand!" Unter dieſem Manne ſtelle ich mir immer die ſammtliche Thurn- und Taxiſche Roß- und Mannſchaft vor, die wahrlich das Reiſen erfunden haben, und ſo durchflog ich per posto und per Luftballon den langen Weg von Berlin hierher. Ich ſage Ihnen alſo nichts von den Studenten zu Halle, nichts von dem Merſeburger Bier, nichts von dem Lenkopetrarr an der Saale, nichts von den Manen der Naumburgiſchen Huſiten, nichts von dem Schwan zu Weimar, nichts von Fulda's Dom und nichts von Hanau's Goldmacherkünſten.

„Endlich wir kamen in die Stadt,
So von der Furt den Namen hat
Der Franken u. ſ. w."

Mich empfing ein Lauten im Weidenhof, als ich mit Eos Roſſen zugleich in dies Gaſthaus einfuhr. Der Weidenhof liegt in der „Zeil", eine der ſchönſten Gaſſen der Stadt Frankfurt. Nun bin ich eine Zeitlang hier, habe geſehen, was zu ſehen und gehört was zu hören iſt, und darauf bilde ich mir was ein; denn viele Reiſende ſehen, was zu hören und hören, was zu ſehen iſt, geben dann Reiſeblätter heraus, in denen das mit den Augen gehörte und mit den Ohren geſehene uns wie aus einem verkehrten Spiegel anſchaut; ich werde Ihnen das, was ich ſah, und das, was ich hörte, ſo mittheilen, daß Sie zugleich erfahren ſollen, wie viel ich von dem Allen zum Nichtſehen und Nichthören beſtimmt wurde. Ich habe mir von der Stadt ſehr viel Alterthümliches verdrochen, fand aber mehr Reich-thümliches als Reichs-thümliches; neue, ſchöne und

freundliche Bauten haben einem großen Theile der Stadt ein sehr einnehmendes, wohlthuendes Aeußere gegeben, nur in den entlegeneren Theilen ruhet noch auf den schroffen Hausergiebeln der Altgeist der Altzeit, gerade so, als wollte er eben jetzt zum Schornstein hinaus fliegen und ruhe nur noch mit den Fußspitzen auf den Dachern aus. Frankfurt, diese große Kreuz-Poststraßen-Spinne Europa's, dieser Universalmittelpunkt des Commerz-Transito's und Transito-Commerzes; liegt in einem Zoll- und Mauth-Verhau, der die Stadt wie eine Contumaz-Anstalt umringt und deren heiße Linie schwer zu passiren ist; der Einfluß dieses Schranken-Systems soll sehr nachtheilig auf den Verkehr dieser Merkursstadt, die in ihrer geographischen Situation zur Alleinherrscherin des Merkantils bestimmt scheint, einwirken. Die Wohlhabenheit der Einwohner sieht Einem nicht nur aus dem behaglichen Selbstbehagen aller Einwohner, sondern auch aus der Opulence der Gebäude, aus dem Inneren der geschmackvoll möblirten Wohnungen u. a. m. entgegen. Der sonst so florisirende Waarenhandel hat seit einiger Zeit nicht mit der Papier-Epoche rivalisiren können; diese Schnell-Post des Reichthums hat die freilich nicht so halsbrecherischen, aber desto langsameren Mieth- und Landkutschen des Produkt- und Manufaktur-Geschäftes um eine Menge Passagiere gebracht. Nicht nur die Insassen dieser Papier-Schnellpost haben schnell die Station einer merkantilischen Bedeutendheit erreicht, sondern auch die Conducteure und blinden Passagiere, die Mäkler und Sensalen sind schnell mitgerutscht, und so ist Mancher, fast im wörtlichen Sinne, von dem Kutschbock in den bequemen Lehnsessel des Ueberflusses gesprungen. Aber auch dieses papierne Zeitalter, welches, mit allem Respekt für seine regierenden Börsenhaupter, so günstig dem Lumpen-Verkehr vorstand, scheint einigermaßen auf seinen Prozent-Lorbeeren zu ruhen, welches ich wohl der Unbeweglichkeit der Effekten und dem beschränkten Felde des jetzigen Spekulantismus zuschreibe. Sie werden sich wundern, wie ein Schriftsteller über das Merkantile spricht? aber ist nicht der Geist jeder Stadt anstreckend? Wer vierzehn Tage in Wien ist, wird von dem guten Essen beim „blauen Igel", von den Krebsen „zu Nußdorf", von den herrlichen „Madein auf der Wasserglacis" und von dem „Jux in Lerchenfeld" reden. Wer vierzehn Tage in Berlin ist, wird ein Bonmot auf „Alcidor" machen, wird vom Königsstädter Theater sprechen und bei Stehely über Kunst und Literatur Kritiken auskramen; was Wunder also, daß Jemand, der in Frankfurt ist, von Papieren, von Prozenten, Renten und Obligationen spricht? Sehen doch die Meisten hier aus, als ob sie dazu geboren wären, bloß das „Journal de commerce" zu lesen. Dieser General-Ausdruck der Gesichter hier charakterisirt sich am meisten bei Gastwirthen. Das Gesicht der Gastwirthe und das Parterre des Theaters ist mir der Gradmesser einer Stadt-Charakteristik. Man sieht es den Hotel-Inhabern hier an, daß sie den Menschen nur nach dem Geldbesitz, den er verspricht, empfangen und behandeln; unwillkührlich fällt ihr forschender Blick gleich auf den erhabenen Punkt der Brieftasche! Das Prädikat „Kaufmann" im Passe setzt alle ihre Bedienungen in Extase. Dies ist aber der Fall bei den meisten Privaten. Ist man den Leuten empfohlen, so empfangen sie Einen wie eine Obligation und prüfen sogleich, ob ein Coupon ab zu schneiden ist; hat man nun das Unglück, kein Kaufmann, ja vielleicht gar nur ein Künstler oder Literat zu seyn, so gehört man zu den immortisirten Papieren. Ich habe selbst mehrere Empfehlungen an die bedeutendsten Häuser abgegeben, und bis zur Stunde sehe ich noch der Stunde mit vergeblicher Sehnsucht entgegen, in der sich ein Merkurssohn um seinen Briefbruder in Apoll bekümmert. Es hat wenigstens das Gute, daß man der großen Absitterungs-Ceremonie, dem einmaligen Einladen zu einem Diner, entgeht, bei der man der Frau vom Hause auf die stehenden Andrikfragen „wie gefällt Ihnen unsere Stadt?" „wie finden Sie das Theater?" „behagt Ihnen unsere Gegend?" und mehrere solche hausgebackenen Anreden stets „o excellent!" „ganz charmant!" „zum Entzücken!" antworten muß, um doch den Löffel Suppe sogleich mit einem Löffel abgedrungener Höflichkeiten zu bezahlen. Ich empfahl mich also sehr bald bei Allen, denen ich empfohlen, und lebte ganz den Genüssen der schönen Umgebung und der Tafelfreuden! Wenn ich mich vielleicht in Hinsicht des Rohen allhier zu scharf aussprach, will ich es beim Gekochten einbringen; gekocht wird hier sehr gut, und wer im Weidenhof, Weidenbusch oder im Schwan gegessen, ist gewiß durchdrungen von dem hier herrschenden guten Geschmack; damit man aber ja nicht wahne, daß diese Süßigkeiten und Leckereien irgend ein Gift mit sich führten, präsidirt immer der Wirth des Hauses selbst an der Tafel und versucht von jedem Gericht den ersten Bissen, boshafte Leute wollen behaupten, auch den besten; ich könnte ihnen das schwer verzeihen, wenn ich nicht dadurch entschadigt würde, daß sie auch von jedem Gespräch eine Abgabe fordern und um desto weniger von dem Tafel-Gespräch an meine Ohren gelangte. Zwei kleine Skizzen ähnlicher Gespräche muß ich Ihnen mittheilen. Mittags saßen zwei junge Manner neben mir, auf deren Antlitz mit Faktur-Buchstaben geschrieben stand: „allhier ist ein Comptoirist zu verlassen". Diese beschäftigten sich wahrend der ganzen Mahlzeit mit dem bekannten geisterhaften Spiel „Paar oder Unpaar;" immer wurde neu gefragt und neuerdings sehr gelacht; es schien, als ob sie bloß Probe abhielten, um Abends desto geübter zu seyn. Meine Nachbarn links wollten in spirituöser Unterhaltung nicht zurückbleiben und unternahmen eine gymnastische Uebung; sie legten nämlich die Kirschen auf die Rückseite der linken Hand, schnellten sie mit der Rechten in die Luft und fingen sie mit dem Munde auf. Wahrlich es ist schwer zu entscheiden, ob links oder rechts mehr Geist war, gelacht wurde links viel bedeutender; das Kirschen-Manoeuvre dauerte, bis ich mich entfernte und wird wahrscheinlich heute wiederholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Man erzählt von Ferdinand III., Großherzog von Florenz, daß ihm eines Tages eine Liste vorgelegt ward von einer bedeutenden Zahl angesehener Personen, welche einer Verschwörung gegen ihn unläugbar verdachtig wären. Statt, wie man ihm rieth, sie verhaften zu lassen, beschied er sie Alle zu sich, theilte ihnen die Meldung mit, und fuhr dann fort: „Ich für mein Theil glaube diesem Briefe nicht. Wenn das Land einer Verfassung bedarf, so mag man sie begehren, und ich werde nicht saumen, dem Lande das Glück derselben zu verschaffen. Bis dahin lassen Sie uns Freunde bleiben, und meinen Unglauben an Ihre Untreue sich bewähren!" (Corsaire.)

In großen Hausern steht der Pferdeknecht ganz früh auf, um dem Lakaien beim Ankleiden zu helfen, der dem Kammerdiener dann wieder hilft, damit der zeitig genug seinem Herrn helfen kann, der dann zur herzoglichen Toilette eilt, und wenn diese beendet ist, eilen Se. Durchlaucht zum Lever des Fürsten. So gehts alle Morgen die Reihe durch. (Corsaire.)

Im Haag (Holland) hatte ein Privatmann einen Eseltreiber gemißhandelt, und zu seiner Entschuldigung angeführt: „er habe den Einen für den Anderen (den Treiber für den Esel) angesehen!" — Zur Bestrafung für den übeln Scherz ward der Strafallige nach dem Schafot gebracht und der Scharfrichter schwang sein Richtschwert dicht über seinen Kopf weg! Dann ward er noch acht Tage eingesperrt. (Corsaire.)

Ein östreichisches Blatt berichtete unlängst, daß in den östreichischen Staaten noch vor Ende des Jahres 1825 6000 Doktorhüte vertheilt werden würden. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 19. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 19. 1825.

Beilage zum 119ten Blatte des Gesellschafters.

Doppelte Beurtheilung, zur Auswahl.

„Goethe's Philosophie, eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe u. s. w. von Friedrich Karl Julius Schütz." Bis jetzt zwei Bändchen. (Hamburg, 1825.)

So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe,
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

„Iphigenia."

Mit unennbarem Fleiße hat der bekannte Vertheidiger Goethe's, Hr. Professor Schütz, diese Sammlung der schönsten Stellen aus Goethe's sämmtlichen Werken veranstaltet. In der Vorrede zeigt er, wie Schiller schon vor langer Zeit an Goethe schrieb: „Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt, und immer dadurch belebt und gestärkt wird. Möchte nur irgend ein subalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Universitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre Ideen thun, um sie zu sammeln, leidlich zu redigiren, und so für die Welt zu erhalten; denn Sie selbst werden dies Geschäft immer in die Ferne schieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentliche Didaktische gar nicht in der Natur ist. Sie sind eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten schon beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen schon mehrmals widerfahren ist, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur Ihren Vortheil besser verstanden." (Lieber Schiller, jetzt verstieh'n sie ihn schon!) Wir können uns freuen, daß ein so eifriger Schüler Goethe's diese Sammlung übernommen, und die Pflichten, die er sich vorsteckt, „möglichste Vollständigkeit und zweckmäßigste Anordnung", nach seinen Kräften erreicht hat. Er benutzte Alles, was von unserm Meister vorhanden ist, und fand eine so reiche Ausbeute, daß wir bereits dem dritten sauberen Bändchen entgegen sehen. Die Sammlung ist besonders zu Stammbuchs-Versen empfehlenswerth und verdiente von Anfang bis zu Ende auswendig gelernt zu werden. Zugleich ist sie eine Vorarbeitung für manche Tagesblätter, die ihre Vorderseite mit passenden Sentenzen zieren wollen. Außerdem können diese Fragmente noch zu einer angenehmen gedächtniß-stärkenden Unterhaltung dienen, wenn man sie als Räthsel betrachtet und immer zu errathen sucht, wohin (aus Goethe's Schriften) die Bruchstücke gehören; das Inhalts-Verzeichniß vor jedem Bande enthält dann die Auflösung, und man kann dort immer sehen, ob man richtig gerathen hat. Da endlich diese Sammlung eine wahre Quintessenz aus Goethe's Schriften ist, so wird sie für Jeden, der sich nicht seine sämmtlichen Werke anschaffen kann, ein willkommenes Geschenk seyn. Ad vocem Pustkuchen und die verschiedenen „— Jahre" wollen wir nur noch hinzu fügen, daß die „Meisterjahre", die übrigens, wie sie es verdienen, nur wenig bekannt sind, von einem Hallischen Studenten, der in Geldnoth war, und der mir selbst sagte, daß er den Goethe weder verstand, noch versteht, in größter Eile geschrieben, und daher weiter gar nicht zu nennen sind. Der Verfasser hatte keineswegs die Absicht, gegen Goethe auf zu treten, und was

— Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.

Alte Xenien.

Wie kann nur ein Mann, der unsern herrlichen Vater Goethe so sehr liebt und schätzt, daß er ihn ehrt, obgleich unnöthig, vor dem ganzen Publikum zu vertheidigen suchte, eine solche Sünde gegen diesen seinen lieben Meister begehen, daß er ihn zerrupft, zerstückelt und noch schlimmer als ein Nachdrucker behandelt, denn ein solcher begeht doch wenigstens keine Sünde wider den heiligen Geist eines Dichters. Jene Stellen aus Schiller's Briefen, die zur Beschönigung und Entschuldigung dieser Buchmacherei dienen sollen, sind, wie vieles Andere, gar nicht verstanden, und wenn sie auch wirklich so verstanden werden müßten, so sind sie nicht für unsere Zeit, sondern jetzt ganz ungültig, und es ist sogar Verbrechen, ihnen zu folgen. Die Vorerinnerung des Herausgebers ist nur kurz und höchst oberflächlich; das einzige Verdienstliche an dem ganzen Buche könnte eine versprochene Charakteristik Goethe's werden; jedoch zweifeln wir, ob der Verfasser nach dieser Vorrede Tiefe genug besitzt, um etwas Tüchtiges zu liefern. Was unsere Sammlung selbst betrifft, die kaum das Hundertel, viel weniger das Fünftel Saft aus Goethe's Werken enthält, so mußte ja selbst der schönste Spruch verlieren, sobald er aus dem Zusammenhange gerissen wurde, ja ganz unrichtig und verkehrt werden. Ich würde mir, wenn ich nicht im Stande wäre, Goethe's sämmtliche Werke zu bezahlen, lieber schon nur Goethe's Gedichte, als diese Bröckelei kaufen, um doch wenigstens etwas Ganzes zu haben. Was Goethe einst ironisch hinwarf: „Sie werden es dir doch zerpflücken!" hat hier eine schreckliche Bedeutung erhalten. Wenn selbst die Freunde so unbedachtsam und gefährlich sind, da muß den alte Greis wohl manchmal der Unmuth und das Gefühl der Kränkung überfallen. Wenn dieses Buch, wie man vernimmt, bedeutenden Absatz findet, so ist der Frevel in der That unerhört; denn Hr. Prof. Schütz muß dann gerade bewirken, daß die Bekanntschaft mit des Dichters Werken noch mehr eingeschränkt wird. Die Leute werden in diesen Bruchstücken blättern und meinen, weiter hätte Goethe nichts Vorzügliches geschrieben, da doch Alles von ihm eben so gut, und im Zusammenhange noch besser ist. Goethe ist uns eben deshalb von allen Schriftstellern des Neuer- und Alterthums so merkwürdig, weil er keine Zeile, die er je geschrieben hat, zu verleugnen braucht. — Stammbuchs-Verse wird schon ein Jeder selbst heraus finden. Was den Gebrauch der Goetheschen Schriften als Räthsel betrifft, so braucht es auch dazu keiner besondern Bearbeitung derselben. Der denkende Leser lernt für alle Tage mehr verstehen, und wer über Alles weg zu seyn glaubt, findet im „Faust", in den „Wanderjahren" u. s. w.

in den beiden Bänden steht, wurde nur darum geschrieben, weil doch Etwas in ihnen stehen mußte. Billiger Weise sollte man aber doch die Namen solcher Leute, welche so gegen das allgemeine Heil frevein, öffentlich an den Pranger stellen.

* * *

So wird recensirt!

Im „Wegweiser" der „Abendzeitung" Nr. 39 ist unter der Aufschrift: „So wird Shakspeare übersetzt!" der Versuch gemacht, durch allgemeine Machtsprüche und lügenhafte Behauptungen die neuerdings in Zwickau erschienene Uebersetzung von Shakspeare's „Irrungen" für die Bühne als ein durchaus schlechtes Machwerk, vor dem man nicht genug warnen könne, zu brandmarken. Der Kritikus, der sich Böttiger nennt, führt nur eine einzige Stelle an, um die Schlechtigkeit des Ganzen, das durchgängig verbalhornt sey, unwidersprechlich dar zu thun. Er sagt: „Der Uebersetzer läßt das Mädchen der Adriana oben herausgucken, und den Untenstehenden dieselbe Taufe auf den Kopf schütten, womit nach der alten Sage Xantippe den Sokrates begoß. Denn mit klaren Worten steht zu lesen:

Gleich wird ein Wasserschwall den Weg euch Allen weisen.

Nun aber steht im Shakspeare selbst nicht eine Sylbe von Lucien und ihrem P....topf. Diese ganze Unsauberkeit kommt allein auf Rechnung des Uebersetzers."

Es sind aber in diesen wenigen Worten, die der Uebersetzung das Garaus machen sollen, nicht weniger als zwei derbe Lügen enthalten. Denn einmal ist ja eine aus der Luft gegriffene, schlechterdings durch keinen Umstand begründete Behauptung, daß der Uebersetzer beim Wasserschwall sich etwas Anderes als eben Wasser gedacht habe, und zweitens findet sich nicht die mindeste Andeutung, daß er das Mädchen das Wasser wirklich ausgießen lasse: er läßt sie nicht am Fenster erscheinen, sondern bloß im Inneren des Hauses mit einem solchen Guße die vor dem Hause Stehenden bedrohen. Diese ganze Unsauberkeit hat also der Herr Recensent höflich erdichtet, d. h. erlogen, und sie kommt ganz allein auf seine Rechnung!

Eben so ungegründet ist der Tadel: „daß alle hier durchaus unerläßliche Erklärungen fehlen." Denn es kann, wie sich von selbst versteht, hier gar nicht von Erklärungen die Rede seyn, da alle der Erklärung bedürftigen Stellen in eine Uebersetzung für die Bühne nicht hingehören.

Wer nun nach solchen, aller Wahrheit Hohn sprechenden Anstellungen noch an die Aufrichtigkeit dieses Kritikers glauben kann, dem steht es frei, auch folgende Stelle für wahr und aufrichtig zu halten: „Nicht, um durch Schlagschatten den Lichtreflex zu verstärken — die aufrichtige Kritik verschmäht diese Kunst — sondern weil die Vergleichung so ganz nahe lag, wurde die so eben erschienene Uebersetzung: „Shakspeare's dramatische Werke" von Benda (Leipzig, Göschen) damit verglichen und gefunden" — wer errath nicht was? — Es ist nur sehr zu bedauern, daß alles Anpreisen und Beloben dieser Uebersetzung doch nichts fruchten wird, da Ludwig Tieck, der sich schon seit langer Zeit als treffender Charakteristiker — unter Anderem im „gestiefelten Kater" — bewährt hat, über sie als über eine Art von Frohn-Arbeit, die nicht der Rede werth ist, sich also hat vernehmen lassen:

„Jedes Ohr muß fühlen, daß, dem Schlegelschen Wohllaut und seiner Gründlichkeit gegenüber, dieser neue Versuch nur matt und unbedeutend ist. Was läßt sich am Ende nicht übersetzen, wenn der Fleißige sich jeden Tag sein Pensum aufgiebt und nicht abläßt, bis dieses vollendet ist?" B. P.

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Ew. Wohlgeboren bitte ich, in Folge der im letzten „Bemerker" enthaltenen Anzeige, Folgendem im nächsten eine Stelle zu gönnen:

Enträthselung des Rösselsprungs im „Bemerker" Nr. 18.

Vorwort. Lassen wir hier den enträthselten Rösselsprung, ohne die Entstellungen, die er entweder dem Abschreiber, wenn nicht, was wir eher glauben möchten, der Schalkheit des Dichters verdankt, der uns gern reinen lassen möchte, wie die Schöppenstädter: „Ich heiße Hildebrand und stelle meinen Spieß an die Mauer", jedoch mit beigefügten Varianten und mit versteckter Unterschrift abdrucken.

Wie dem Leben nur die Schönen (alias Frauen)
Höchsten Reiz und Glanz verleihen,
Wie wir vor der Männer Reihen
Sie mit erstem Platz beehren,
So nur die Vocale geben
Jeder Sprache reiches Leben:
D'rum stell' ich, sieh' den Galanten!
Erst Vocal, dann Consonanten.

a	i	a	e
e	e	t	D
r	n	t	R
v	r	t	n

Entgegnung.

Ich würde sicher über die Kritik, die Sie, Hr. Max, der Lesewelt im 75. Blatte des „Gesellschafters" über das Conzert meiner Tochter vorgelegt haben, kein Wort verlieren; wenn es mir nicht vorkäme, als gehörten Sie zu der großen Zahl der jetzigen Kritikaster, die das Recht zu haben glauben — was Unsereins denn schon geschehen lassen muß — mit witzelnden und schön klingenden Phrasen über Sachen her zu fallen, von welchen sie größtentheils wenig oder nichts verstehen. Glauben Sie vielleicht, Herr Max, daß Sie sich durch Ihre Ausfälle in dem Urtheile über mich einen großen Namen hier in Braunschweig gemacht haben? — Es entgeht Keinem dabei, daß Sie nur Kabale geleitet hat, die Sie, auch nach Außen zu leiten, wahrscheinlich von denen, welche ich nicht meine Freunde nennen kann, den Auftrag gehabt haben. Was kümmre ich mich darum, was Sie von meiner Composition halten? — was frage ich darnach, wenn Sie das arrangirte Duo für Harfe und Piano für eine „tumultuarische Scene" halten? In welcher Stimmung mögen Sie gewesen seyn, wie Sie das Duo hörten, und darüber ein solches Urtheil aussprachen! Hat Sie darin der Baß erschreckt? Es ist Schade, daß ich den Satz hier nicht weiter anführen kann. — Sie mögen wohl sonst recht gelehrt seyn, aber in Musik ein Urtheil abgeben zu wollen, das überlassen Sie lieber einem Dritten. — Meiner Tochter sagen Sie zwar viel Schönes und Verbindliches über ihr Spiel, aber —

mit ihrer Composition können Sie wieder nicht zufrieden seyn. Es ist Ihnen vorgekommen, als hörten Sie „Sprüchwörter und Sentenzen“ ablesen. — Man sieht, was Sie lieben! — Aber wie konnte das auch anders seyn, es mußte Ihnen ja so vorkommen; Sie wußten nicht einmal, daß sich die Phantasie über fünf Themen aussprach, sondern glaubten, es läge derselben nur ein Thema zum Grunde. — Bei dem Gesange meiner Tochter gehen Sie noch weiter — ja, Sie scheinen sie wegen ihrer noch schwachen Stimme fast zu bemitleiden. Glauben Sie mir, Herr Max, das haben Sie wahrhaftig nicht nöthig: Meine Tochter ist noch sehr jung, und danach hat sie auch im Gesange schon herrliche Fortschritte gemacht. Wenn sie also der Aufforderung, die von allen Seiten an sie erging: in ihrem Conzerte auch etwas zu singen, nachgab; ihre Leistung auch beifällig von den resp. Zuhörern aufgenommen wurde; wie kommt es, daß gerade Sie — Sie Einzelner — sich gegen dieselbe öffentlich erklären? Weil Sie Recensent sind? — Und ist das die Art und Weise, eine junge Künstlerin auf zu muntern? Ich hätte Sie für artiger gehalten. Doch mögen auch Sie, und vielleicht noch Einige über meine Tochter voreilig und mitunter absprechend urtheilen, es wird immer höchst überflüssig seyn. Meine Tochter und Schülerin wird auf dem betretenen Pfade ruhig und bescheiden fortgehen, und das Nasenrumpfen Einiger, die doch zuweilen auch einmal Beifall zu lachen geruhen, wird sicher von selbst aufhören. O wann wird Harmonie unter Künstlern ihren Sitz nehmen! wann wird unter ihnen die erbärmliche Arroganz aufhören, mit welcher Einer den Andern verderben möchte! wann der elende Neid verschwinden, der selbst ein unschuldiges, talentvolles Kind verfolgt! —

Doch noch eins: Warum haben Sie, Herr Max, keine Kritik über das letzte Oratorium: „die Befreiung Jerusalems“, welches ich auf wiederholte Bitte der hiesigen Herren Armenpfleger nochmals aufführte, geschrieben? Da gab es, meiner Meinung nach, einmal recht was zu kritisiren! Aber so ist's oft: über Dinge, die kaum Erwähnung verdienen, wird wer weiß wie viel posaunt, während z. B. solche Conzerte, deren Kritik dem Publikum gewiß interessant seyn würde, übergangen werden.

Sollten Sie diese Recension noch nachholen wollen, so kann ich Ihnen dazu Manches mittheilen, was höchst interessant ist, und was man — vorzüglich von Ihnen wieder erzählt — sehr begierig lesen wird.

Nehmen Sie die Maske ab, und haben Sie mir dann, oder vielmehr, können Sie mir etwas — aber Wahres, Gegründetes — sagen, so sollen Sie sehen, wie freundlich ich Ihren Rath annehmen werde; so verkappt aber empfangen Sie nur noch schließlich die Versicherung, daß das Urtheil, welches Sie in Ihren Meisterwerken — und wenn auch Mehrere daran geholfen hatten — vielleicht auch künftighin über mich und meine Tochter aussprechen könnten, mir immer höchst gleichgültig seyn wird.

Braunschweig. Hasenbalg.

1825. No. XXVII.

Blatt der Ankündigungen.

Nachricht.

Jünglingen und jungen Männern, die, wie Unterzeichneter selbst schon seit vielen Jahren, das Studium der beiden ersten römischen Dichter, Horaz und Virgil, zur wirklichen Geistes- und Herzens-Angelegenheit zu machen wünschen, erbietet er sich als geübter Führer gegen ein Honorar à 16 Gr. Cour. pro Stunde.

Leipziger Platz Nr. 16, zwei Treppen hoch. Heinrich Hermann, genannt Ernst Woldemar, täglich zu sprechen von 8—12 Uhr.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Malvina.

Nach dem Französischen der Madame Cottin von N. P. Stampeel. 3 Bde. 8.

2te Ausgabe. Preis: 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

J. G. W. Schäfer in Frankfurt a. M.

Bei mir ist jetzo fertig geworden und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, so wie in allen andern dortigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Rockstroh's, Dr. H., Anweisung, wie Schmetterlinge gefangen, ausgebreitet, benennet, geordnet und vor Schaden bewahrt werden müssen. Mit einem Anhange, welcher lehrt, wie Schmetterlinge aus Raupen auferzogen werden. Zweite umgearbeitete und vollständigere Auflage mit 5 colorirten Kupfern. 350 Seiten 8.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Ich glaube behaupten zu können, daß dieses Buch in seiner neuen Beschaffenheit jedes andere, welches als Anweisung zur Kenntniß der Schmetterlinge Deutschlands und über Behandlung der Schmetterlinge, Raupen und Puppen, bis jetzt für junge Leute erschienen ist, an Vollständigkeit und Brauchbarkeit übertrifft, und die 5 hinzugekommenen colorirten Kupfer sind von einem Künstler, der selbst Entomolog ist, so treu und mit so viel Fleiß angefertigt, daß sie auch großen Werken über Entomologie zur Zierde dienen können.

Leipzig, im Juli 1825. Carl Cnobloch.

Von dem Professor Kruse (den Dänen) ist so eben erschienen:

Das geheimnißvolle Haus

oder der Richterspruch der Welt. Von L. Kruse, Verfasser des krystallenen Dolches und der Rose. 2 Thle. 8. 1825. Preis: 2 Thlr.

Es bestätigt sich auch hier wieder das originelle und geniale Genie des bekannten Wandsbecker.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Dr. Martin Luther's

Gedanken über die Musik.

Zur

Beförderung des Kirchengesanges

aus

dessen Werken gesammelt

und mit Anmerkungen und Beilagen begleitet

von

Friedrich Adolf Beck.

(Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat. — Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musik. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt.
Luther.)

Ladenpreis: 12 Gr. Preuß. Cour. oder 15 Sgr.

E. S. Mittler,
in Berlin, Stechbahn Nr. 3,
in Posen am Markt Nr. 90.

Die

Blumen auf das Grab

der Schauspielerin

Luise von Holtei, geb. Rogée,

(mit dem Bildniß derselben)

werden in den ersten Tagen des August in unterzeichneter Buchhandlung ausgegeben. Bis dahin gelten die Subscriptions-Preise von 1 Thlr. 4 Gr. für die Velin- und 20 Gr. für die gewöhnliche Ausgabe; die späteren Preise sind: 1 Thlr. 12 Gr. und 1 Thlr.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen (Berlin, in der Maurerschen) zu haben:

Umherschweifungen

in den Labyrinthen

schwärmerischer und mystischer Frauen;

und

Herzenserleichterungen eines Beobachters

der

exzentrischen Frauenwelt.

Mit einem Portrait.

Preis, sauber geheftet: 1 Thlr.

Es ist Stimme der Zeit, daß man erwartungsvoll der Stimme eines Sprechers entgegen sieht, der ganz unpartheiisch, unbefangen, mit Umsicht und Einsicht in die Sache selbst, dem Mysticismus entgegen tönt, welcher jetzt einen großen Theil der waltenden und handelnden Frauen- und Männer-Welt abermals ergriffen hat, indem er so lange schon ganz verachtet in die Rüstkammer der Zionsergreiferei zurückgeworfen worden ist, und siehe da! dieser Zeitpunkt ist gekommen. Ganz offen und sinnig, erfahren und gewandt, kundig all des mystischen Wesens, von seinem Beginnen her, tritt hier ein Forscher öffentlich auf und erzählt der Lesewelt in einem ihr gefälligen Gewande der Erzählung und Rede, welches Unwesen stets von Mystikern und besonders stets von mystisch organisirten, oder durch den Mysticismus gestempelten Frauen getrieben, gelehrt und bekannt worden ist. Dieses ganz ostendirte Unheilwesen hat der Verfasser enthüllt, den mystischen Florschleier gehoben, die Personagen dargestellt in ihrer natürlichen, wahren unerborgten, sich angemaßten, angelogenen Gestalt und das alles ganz kundig in dem Allen und unterhaltend erzählt. Selbst der geschichtlichen Belehrung wegen ist dieses Werkchen mit Theilnahme und Vergnügen zu lesen, der Unterhaltung und Belehrung wegen wird aber die Lesewelt aufgefordert, nach demselben als einer sehr unterhaltenden Lektüre zu greifen.

In unserm Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben:

Musen-Almanach

für

das Jahr 1826.

Herausgegeben

von

Julius Curtius.

Dieser neue Musen-Almanach hat, namentlich auch durch die darin enthaltenen Xenien, in verschiedenen Zeitschriften schon sehr entgegen gesetzte (lobende und verdammende, zahme und wilde) Beurtheilungen und lebhafte Zwistigkeiten veranlaßt, so daß in der Lesewelt ein reges Interesse dafür begreiflich ist.

Ludwig Robert's

Kassius und Phantasus

oder

der Paradiesvogel.

Eine

erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen; nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry.

Preis: 20 Gr.

Der Verfasser, als höchst geistreich bekannt, hat in diesem parodirenden und ironisirenden Werke eine sehr unterhaltende Burleske und zugleich eine sarkastische Kritik des jetzigen Zustandes der deutschen Bühne geliefert: die öffentlichen Beurtheilungen empfehlen dieses Witzspiel als eine originelle literarische Erscheinung.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Aufforderung,

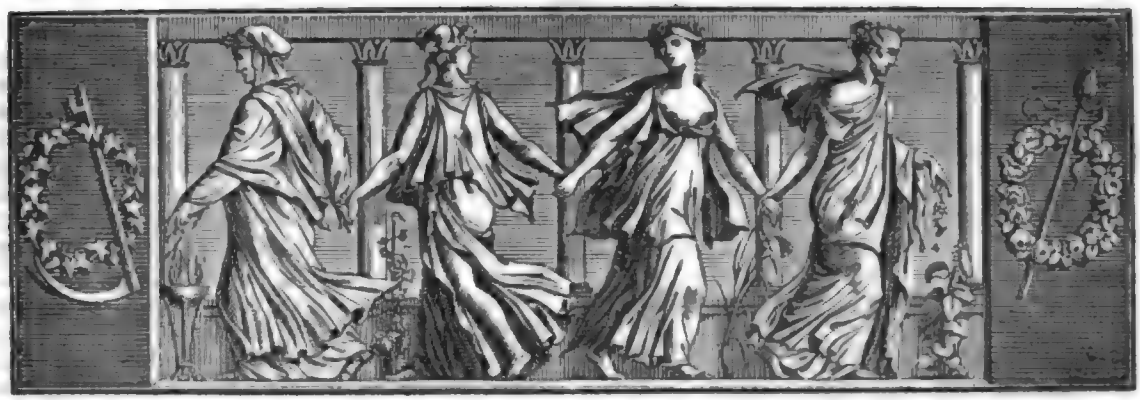
die 1823 zum Besten der Griechen herausgegebenen

Gedichte von H. Stieglitz und E. Große

betreffend.

Diejenigen, die auf obengenannte Gedichte subscribirt und die empfangenen Exemplare nicht bezahlt haben, werden hiermit aufgefordert, ihre eingegangene Verbindlichkeit durch Bezahlung der schuldigen Gelder an Herrn Buchhändler Mittler in Leipzig zu erfüllen.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 29. Juli. 120ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

2. Treu dem Koran!

„Weh den Heuchlern!“ ſagt Mohammed,
Den Prophet wir gläubig nennen,
Und die Worte wiſſen Alle,
Die ſein heilig Buch bekennen.

Aber Wenige verſtehen,
Was der weiſe Spruch will ſagen,
Weil nur Wenige ſich mühten,
Seinem Sinne nach zu fragen.

Denn „dem Heuchler Weh!“ bedeutet:
Wehe, die ſich ſelbſt verleugnen,
Und ſich müh'n im eitlen Wahne,
Fremdes Weſen an zu eignen!

Darum Weh dem Freund der Traube,
Der ihr gold'nes Blut verſchmähet,
Und ſich mit dem eiteln Ruhme
Nüchternen Enthaltens blähet!

Solches Wehe zu vermeiden,
Hab' ich Chier heut getrunken,
Und bin voll des ſüßen Saftes
Auf mein Lager hingeſunken.

Nun im Namen des Propheten
Ruf' ich allen Heuchlern „Wehe!“
Froh, daß ich vor vielen Andern
Seiner Worte Sinn verſtehe.

3. Sulma.

Wie die purpurrothen Decken
Prächtig von den Roſſen hangen!
Wie die bunten Reiherfedern
Auf dem grünen Turbend prangen!

Wie der Streiter kühne Blicke
Zorn und Stolz und Rache glühen,
Weil ſie heut hinaus zum Kampfe
Gegen Allahs Feinde ziehen! —

Seht ihr, Mädchen, meinen Ali
Schön vor allen Andern prangen?
Seht, wie glüht im dunkeln Auge
Ruhmbegier und Schlachtverlangen!

Wie er lechzt, den Kelch des Ruhmes
In des Glaubens Kampf zu trinken,
Alſo ſehnt ſich ſeine Sulma,
In des Siegers Arm zu ſinken.

Wie er jetzt voll heißen Durſtes
Glüht nach Kämpfen und nach Siegen,
Alſo wird er ſanft in Liebe
Sich in Sulma's Arme ſchmiegen.

Ali, Flammenſchwerdt im Kampfe,
Ali, Allahs ſchönſter Krieger,
Sulma folgt dir; ihre Lippe
Bringt den erſten Gruß dem Sieger! —

4. Die Himmelsbrücke.

Allah, Allah, Herr der Herren,
Mahom, Allahs mächt'ger Streiter,
Send ihr in des Lebens Kampfe
Uns Beſeeler, uns Begleiter!

Daß wir Ruhm und Sieg gewinnen,
Gieb uns, Allah, deine Stärke,
Und du, Mahom, zum Vollbringen
Freudigkeit am großen Werke!

Denn was droben wir erlangen,
Wird uns nur durch den Propheten;
Auf zu Allahs Lichtgezelten
Führt nur Wohlthun, Faſten, Beten.

Scharf und ſchmal und ſtraff gezogen,
Führt' er ſeine Himmelsbrücke
Von der Erde letztem Saume
Bis an's Thor zum ew'gen Glücke.

Nur der Glaubensheld kann ſicher
Schreiten auf dem ſchmalen Stege,
Nur wer in dem Haus des Scheidens
Stets gewandelt Mahoms Wege.

Darum ſelig, wenn du brünſtig
Stündlich dein Gebet begingeſt,
Freud'ger darbteſt als genoſſeſt,
Freud'ger gabeſt als empfingeſt.

Solcher Wandel wird dich ſicher
Bis an's Ziel der Brücke führen:
Aber nur des Schwerdtes Schlüſſel
Oeffnet dir des Himmels Thüren.

Denn hinab die tiefſten Schlünde
Stürzt, wer nicht im Kampf ſich rührte,
Wer nicht für des Glaubens Ehre
Treu das Schwerdt des Glaubens führte.

Drum, o Allah, Herr der Herren,
Mahom, Allahs liebſter Streiter,
Seyd ihr in des Lebens Kampfe
Uns Beſeeler, uns Begleiter!

Und ſo wirket denn vereinet,
Einer mächtig in dem Andern,
Daß wir Mahoms Wort erfüllen,
Und in Allahs Pforte wandern.

Erinnerungen aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Ganz anders iſt dies in der darauf folgenden Tonadilla und der Saynete. Hier athmet Alles nationales Leben, wenn auch der Ausländer nicht immer reine Lebensluft in der hier wehenden erkennen dürfte. Die Tonadilla iſt eine Art ganz kurzen Singſpiels, in welchem ſelten mehr als zwei Perſonen auftreten; oft erſcheint gar nur eine, und dann beſingt ſie ein ſpaßhaftes galantes Abentheuer, wie ſolches ſich heute oder morgen ereignen kann, wenn es auch eben nicht immer beſungen werden ſollte. Der Inhalt iſt meiſt ſehr zweideutig, und nach der mehr oder mindern Frivolität deſſelben, oder auch nach der Beliebtheit der Auftretenden, richtet ſich dann der manchmal wie toll ſich geberdende Beifall der Zuſchauer. Oft wechſelt, nach Beendigung des Hauptſtücks, das Publikum, und es erſcheinen dann erſt die Liebhaber der Tonadilla und der nun folgenden Saynete. Dies iſt eine poſſenhafte Schilderung des täglichen Lebens, und man glaubt, der Stierfechter, der Orangen-Verkäufer habe erſt eben auf ein Stündchen ſeine Beſchäftigung verlaſſen, um zum Feierabend die geehrten Zuſchauer mit ſeinem Witze zu vergnügen. Hier erfordert es kein Kopfzerbrechen; Don Juan ſchenkt dem alten Don Pedro ein Heiligenbild, und während dieſer dem Bilde ſeine Aufmerkſamkeit widmet, ſchmatzt er Donna Juanita, die Tochter des Alten, nach Herzensluſt ab: das Küſſen jedoch nur andeutend, mehr wäre wider die Etikette; dazwiſchen zwei Zweideutigkeiten und zehn Späße; das iſt eine Saynete. Der ſpaniſche Geſchmack erlaubt in dieſer den Dialekt der verſchiedenen Provinzen, den Jargon des gemeinen Volkes und die Geberden deſſelben, und ſomit hat der Fremde, welcher nun ſchon drei verſchiedenartige Stücke genoſſen hat, viel hübſche Bekanntſchaften gemacht. Endlich folgt der Tanz, das Ballet (el Bayle), und in dieſem oft der berühmte oder berüchtigte Fandango. Die Melodie iſt zu bekannt, um darüber mehr zu ſagen, als daß die wenigen Strophen dem Hörer anfangs angenehm ſind, bei der unendlichen Wiederholung aber zum Ekel werden müſſen. Es iſt wohl nicht zu leugnen, daß ein ſchönes Paar, welches dieſen Tanz, wie dies faſt ſtets der Fall iſt, mit unendlicher Grazie tanzt, eine Menge wundervoller Stellungen entfalten müſſe; doch mögen die Väter des geiſtlichen Gerichts, welche, wie man ſagt, den angeklagten Tanz losſprachen, ungemein reizbare Nerven gehabt haben, wenn die Wirkung des Aufſpringens und Mittanzens die Folge geweſen ſeyn ſoll. Unter Carl dem Vierten war der Fandango verboten, unter Joſeph aber, nebſt dem Stiergefecht, erlaubt, um dem Wiederherſteller Popularität zu verſchaffen. Spaßhaft war es, bei dem erſten Geigenſtrich deſſelben die Damen, welche zur franzöſiſchen Armee, wenn auch nicht immer zum Tugendbund, gehörten, das Haus verlaſſen zu ſehen, während die jungen Spanierinnen, bei den gewagteſten Geſten, am Ende deſſelben mit dem Ausruf: „Bien!" und dem Wehen der Schnupftücher, dem gewöhnlichen Beifallszeichen, keineswegs kärglich waren.

Doch mehr als hinlänglich ſprach ich vom ſpaniſchen Theater, wie es jetzt iſt, und ich glaube das Geſchehene wieder gut zu machen, wenn ich den Geſellſchafter ein wenig über den Prado nach dem Schloſſe Buen Retiro, den ehemaligen Wohnſitz der Könige, führe, um nebſt mir und einem deutſchen Freunde die Merkwürdigkeiten deſſelben, vorzüglich aber eine Reihe hiſtoriſcher Portraits, und unter dieſem das von Don Carlos, welches ſich dort befinden ſollte, auf zu ſuchen. Madrid bildet faſt ein vollkommenes von Mauern eingeſchloſſenes Viereck, ohne alle Vorſtädte, deſſen eine Seite der Prado, eine vielleicht in ganz Europa in ihrer Ausdehnung nicht ihres Gleichen habende Promenade, begrenzt. Hier erhebt ſich auf einer ſanften Anhöhe das Schloß Buen Retiro, eine Maſſe ungleicher Gebäude, welche viele Höfe bildet, hinter denen die Gärten, von beinahe einer Stunde im Umfang, befindlich ſind. Als ſich Madrid gegen Napoleon und eine Armee von 40,000 Mann zu wehren entſchloſſen war, wurden 36 Feuerſchlünde gegen das Schloß ge-

richtet, daſſelbe Abends von den Voltigeurs genommen und nun erſchien General Morla, um zu capituliren. Als dieſer eine Anrede halten wollte, ſagte Napoleon, ohne eine Miene zu verändern: „Arborez le pavillon blanc ou la ville cessa d'exister!" Der General begab ſich zurück, wurde von ſeinen Untergebenen mißhandelt, und die ſchönſte Straße, vielleicht in Europa, die Straße Alcala, wurde geplündert.

(Der Schluß folgt.)

Die Quäker in Nord-Amerika.

Admiral Howe ließ im Kriege mit Nord-Amerika den Quäkern daſelbſt ſagen: wenn ſie nicht die Waffen für ſeine Sache ergriffen, würde er Feuer und Schwerdt in ihre Wohnungen bringen. „Unſere Geſetze" — erwiederten ſie — „verbieten uns, die Waffen gegen Menſchen zu führen. Wir werden weder für noch gegen Dich kämpfen, nur unſere Gebete werden ſtets gegen Dich gerichtet ſeyn! Fürchte den Allmächtigen, wenn Du Feuer und Schwerdt unter freie Menſchen bringen willſt!" — Der engliſche Admiral bewunderte die Entſchloſſenheit und ließ die Quäker in Ruhe. — Washington ließ ſie ebenfalls auffordern, für ſeine Sache die Waffen zu ergreifen. Sie antworteten im Weſentlichen daſſelbe, hinzuſetzend: „Nimmt man uns unſer Eigenthum, ſo werden wir uns ein anderes Stück Land ſuchen. Will man uns morden, ſo werden wir als freie Männer zu ſterben verſtehen. Weder wider noch für Dich werden wir kämpfen, aber unſere Gebete werden ſtets zu Deinem Heil gereichen und der Allmächtige wird auch gerecht für Dich ſeyn!" — Washington wiederholte ſein Verlangen nicht. Während des Kampfes kamen die Quäker auf's Schlachtfeld, und halfen und verbanden Engländer, Amerikaner und Wilde, Alle mit gleicher Menſchenfreundlichkeit und Sorgfalt. Duſchet.

Moſaik.

Gedanken. Viele Mühe und Laſt kommt uns daher, weil wir den Weg nur halb machen. — Der ſüßeſte Genuß iſt der, welcher die Hoffnung nicht ganz erſchöpft. — Sein Leben möglichſt zu genießen, muß man dasjenige Vergnügen, was in der Ordnung iſt, dem vorziehen, was uns die Abwechſelung gewährt.

Ueber Miſtreß Siddons, die berühmte Schauſpielerin, berichtet Jemand, der ſie in ihrer Blüthenzeit gekannt hat, Folgendes: „Sie iſt die Tochter des Direktors einer kleinen herum ziehenden Schauſpieler-Geſellſchaft und ſpielte im Jahr 1777 in derſelben; da nahm ſie ein Engagement am Drurylane-Theater an, der Direktor deſſelben achtete ſie aber nicht und ſie erhielt ihren Abſchied. Sie engagirte ſich darauf bei einer kleinen in Lancaſhire herum reiſenden Truppe. Lord Dabin war der Erſte, der ihr Talent zu würdigen verſtand, und nach Verlauf von drei Jahren empfahl er ſie der Direktion des Covent-Garden-Theaters, die ſie aber anfangs nicht haben wollte, weil ſie vom Londoner Theater ſchon einmal als unbrauchbar ſey entlaſſen worden; auf dringendes Bitten des Lords erhielt ſie aber Zugang. Dies war 1780; ſeit der Zeit hat ſie ſich bis zu einer nur von Wenigen erreichten Höhe empor geſchwungen, bis ſie endlich durch Verheirathung ſich dem Theater, mitten in ihrem Ruhme, entzog, und daran ſehr wohl that, weil die Gunſt des Publikums oft eine wenig haltbare, vielmehr ſehr vergängliche Stütze iſt. Sie beſchäftigte ſich übrigens in ihren Mußeſtunden mit der — Bildhauerei, und hat mehrere hübſche Büſten verfertigt."

Die Egyptier machten (nach unſerer Anſicht mit Recht) den Müßiggang zum Criminal-Verbrechen, und wir wiſſen wenigſtens, daß derſelbe viele Verbrechen erzeugt und namenloſes Elend über Familien bringt. Bei den vielerlei Anſtalten, welche jetzt entſtehen und ſich begründen, fehlt uns eine, die von dem beſten Einfluſſe ſeyn würde, nämlich eine ſolche, wo Familien ausgeartete Mitglieder derſelben, die ihnen Schande und Kummer machen durch Spiel, Trunk, Borgen auf den Namen der Verwandten u. ſ. w., unterbringen könnten, wenn ſie für deren Unterhalt ſorgten. Von ſolchen Laſtern abgezogen, durch welche ſie einer geſetzlichen Strafe nicht verfallen — die auch natürlich oft aus Familien-Ehrgefühl vermieden wird — zur Arbeit und Sitte angehalten, würde Mancher gebeſſert, auf jeden Fall aber durch ſeine Beſchäftigung und Bevormundung theils wirklich nützlich, theils unſchädlich gemacht werden; und Tauſende, denen das Leben durch ſolche leichtſinnige und liederliche Perſonen zur Hölle gemacht wird, dankten gewiß täglich dem Begründer einer ſolchen Anſtalt.

Manche Thiere laſſen ſich ohne beſondere Mühe einigermaßen zähmen, denen man es kaum zutrauen möchte, z. B. der Seehund und die Spinne. Daß man aber ein gewöhnliches Schwein ſo abrichten kann, daß es taktmäßig nach der Muſik einer Geige tanzt, ſcheint ein ſonderbares Kunſtſtück. Ein ſolches Thier ließ einſt ein Invalide für Geld ſehen, und ſein Verfahren, es ab zu richten, war ſinnreich genug erſonnen. Als das Schwein ganz jung war, hatte er es auf einem Gerüſt von Latten angebunden, und darunter eine Pfanne mit glühenden Kohlen geſtellt. Die Hitze nöthigte das Thier, bald das eine, bald das andere Bein auf zu heben. Sein Herr ſpielte nun eine Tanzmuſik dazu. Nach langer Uebung wurden die Kohlen weggenommen, und zuletzt auch das Gerüſt. Aus Gewohnheit tanzte nachher das Schwein, ſo oft ſein Herr die Geige ſtrich. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Frankfurt am Main. (Fortsetzung.) Eine ähnliche Conversation d'esprit belauschte ich Abends in einer Conditorei, in der ich ein Glas Eis forderte. Ein Paar junge Leute, die eine Glatze für eine hohe Stirn verkaufen wollen und aussehen, wie die Vorderseite der „Hamburger Liste der Börsenhalle", machten den Conditor-Mädchen die Devisen zu Bonbons zurecht. Dabei deklamirte Einer die sinnigen Sprüche und der Andere fügte interessante Bemerkungen hinzu; ich hatte ihnen gern das Salz, das, Gott weiß wie, in meinem Eise dominirte, abgetreten. Unter Anderem behauptete der Eine: einen Leibeigenen könne man umbringen, wenn und wie man wolle! Wir wissen nicht, in welchem Codex der junge Herr, der kaum Macht über seinen eigenen Leib hatte, dieses Leibeigenschafts-Gesetz las; aber sein College im jus asyli hatte es zwar nicht gewußt, aber er fand es doch ganz natürlich! Sie können hieraus eine kleine Ansicht der hiesigen männlichen Jugendwelt haben, die auf Alles, was nicht dreiprozentig ist, so herab schaut, daß man an den Ausruf in Voltaire's „Candide" erinnert wird: „Es ist kein Jesuit! es ist kein Jesuit!" Daß es auch hier angenehme Ausnahmen giebt, und ich das Vergnügen hatte, mit mehreren höchst gebildeten und liebenswürdigen jungen Männern um zu gehen, schadet der Generalität der Sache wohl nicht. — Wenn aber auch der Umgang mit der Stadt nicht sehr viel Angenehmes hat, so hat der Umgang um die Stadt desto mehr Ergötzliches. Eine Lustpartie zieht sich von einem Main-Ufer an das andere, ungefähr 6000 Schritte; hier wechseln breite schattige Hauptwege mit stilleren umlaubten und umrankten Nebengängen — „wo die Liebe unbelauscht" — ab. Blumenpartieen, Strauchergruppen und Rasenterrassen bieten dem Auge ein reizendes mannigfaches Gemisch dar; die tiefer liegenden Gange sind mit Banken, überschattet von Hängebirken und Silberpapeln, versehen. Eine Tafel mit der humanen Aufschrift: „Dem Schutze und der Sorgfalt des Publikums werden diese Anlagen empfohlen" — thut sehr wohl, wenn man gewohnt ist, an andern Orten stets zu lesen: „Bei Leibesstrafe", „bei körperlicher Züchtigung" u. s. w. Dieser ächt deutsche Zug verfehlt auch die Wirkung nicht; denn man hat von Beschädigungen fast kein Beispiel. Hier in diesen höchst anziehenden Partieen ergehen sich Abends die von den schweren Negozen des Tages ermüdeten Seelen und die Schönen Frankfurts. Ad vocem Schönen Frankfurts muß ich Ihnen gestehen, daß die schwache Hälfte hier in jeder Hinsicht die starke ist; das weibliche Geschlecht ist hier weit liebenswürdiger, gebildeter und feiner, als das männliche — nein, das ist zu wenig, denn sie sind Alles das so viel, daß sie mit dem andern nicht in Vergleich gesetzt werden können. Ja, man kann einem Theile der hiesigen Damen sogar einen gewissen Adel nicht absprechen, der zwar ein wenig verfrankt ist, aber deshalb vielleicht auch eine sehr liebenswürdige Drolerie erhält. Ihre Welt-Ansichten sind zwar sehr patriotisch, denn sie erstrecken sich selten über die Douanen-Linie des Frankfurter Gebietes, jedoch ist Berechnung in dem, was sie sagen, was wohl dem Spekulationsgeist der Herren zuzuschreiben; sie kleiden sich so elegant und geschmackvoll, daß das Auge mit Wohlgefallen auf den symetrischen Formen ausruhet, die nicht, wie bei den nördlichen Damen größtentheils, in eine Art von Sackröcken gesteckt und verhüllt werden. Eine Lieblingssprache der Frauen hier ist die englische; mit dem Französischen springt man etwas grausam um; so hörte ich zwei recht elegant gekleidete Frauenzimmer in den Anlagen des Mains französisch schreien, ich konnte also folgende Frankfurterismen hören: „Elle est venue pour me faire une visite!" „J'etois hier aupres Othello, Mons. Wild a chanté ainsi bon" etc. — Vor der Stadt liegt die Villa Bethmann, ein reizender Garten mit der bekannten Dannekerschen Ariadne aus carrarischem Marmor und mit beweglichem Piedestale; auch eine interessante Antiken-Abguß-Galerie ergötzt den Kunstfreund; die Bereitwilligkeit, mit der Fremden Alles gezeigt wird, so wie die ganze Umgebung, sprechen eben so für den Geschmack als für die Humanität des Besitzers. Der herrliche Garten des Baron Rothschild zeichnet sich durch einen Reichthum an den seltensten exotischen Pflanzen und Gewächsen höchst interessant aus; das sinnige Arrangement und der freundliche Anblick des Ganzen läßt auch den Nichtbotaniker gern hier verweilen. So reizend es in allen diesen Spaziergangen ist, so muß man sich doch hüthen, nicht nach neun Uhr Abends in die Stadt zurück zu kehren, denn sonst wird man gar zu sehr an die leidige Animalität der Menschen erinnert. Nach neun Uhr muß nämlich jeder Mensch, wie jedes Vieh, Stück für Stück, vier Kreuzer „Pflastermauth!" zahlen. Dieser bestialische Leibzoll ist zum Besten der Armen! Nun wird aber dadurch die spate Wanderung so eingestellt, daß es bald nicht mehr heißen wird: zum Besten der Armen, sondern: die Armen zum Besten. (Der Schluß folgt.)

Capitain Peron erzählt folgende Fälle als Belag zu den Grausamkeiten bei dem Sklavenhandel: Er sah einen Neger, der einen Bruch hatte. Kurz vorher, ehe man ihn auf den Sklavenmarkt brachte, legte man den Unglücklichen auf den Rücken, und peitschte ihn so lange mit Ruthen auf den Leib, bis der Bruch zurück trat. Dann brachte man ihn geschwind zu Markte, und schlug ihn los. — Bei den Weibern, wo Alles auf die körperlichen Reize ankommt, hilft man sich dadurch, daß, wenn z. B. bei einem solchen armen Geschöpf der Busen schon seine Elasizität verloren hat, man ein Rohr hinein zu winden sucht, und dadurch die Brust (wie bei'm Kröpfer den Kropf) förmlich aufbläset!! — Ganz Unbrauchbare stürzt man ohne Weiteres von hohen Felsen in die Abgründe. (Courrier fr.)

Nero, der bekanntlich selbst öffentlich sang und die Flöte blies, war doch ärger noch auf Beifall bedacht, als manche öffentliche Künstler jetziger Zeit, die es auch nicht übel verstehen, Lärm zu veranlassen. Er wählte eine Menge junge Ritter, und mehr als 5000 kräftige Plebejer, welche förmlich im Applaudiren unterrichtet wurden, sich dann truppweise vertheilten und die Luft mit dem Toben ihres Beifalls erfüllten! Ein Senator war einmal so unglücklich gewesen, ein zu schlafen, während man dem gekrönten Haupte Beifall brachte, und entging mit Mühe seiner Rache. — Freilich, wenn man Nero und die jetzigen Künstler vergleicht, muß man bedenken, daß, dürften Letztere das Applaudiren befehlen, sie ihm wohl nicht nachstehen würden. (Corsaire.)

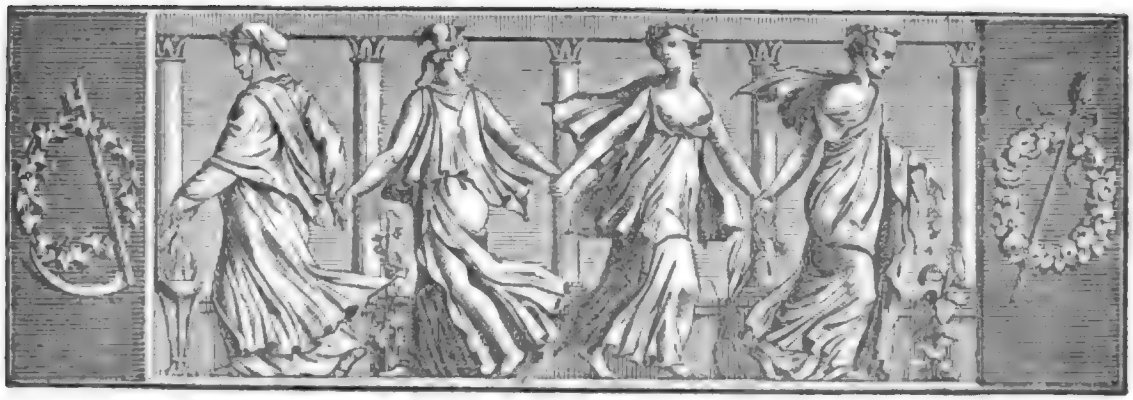
Im Seminarium zu C** stehen folgende Inschriften auf Bänken und Wänden: „Die ungerechte Vertreibung der Jesuiten durch die infamen Jansenisten war Schuld an der Revolution." — „Wenn man nicht bald die Jesuiten zurück ruft, so wird Frankreich wieder in Barbarei versinken!" — „Tod den Jacobinern (die Bezeichnung ist bekannt); ihre Bekehrung ist moralisch unmöglich!" — „Der Papst ist, als König der Könige, unsichtbar!" (Constitut.)

Im nordamerikanischen Freistaat hat man einen Tubus erfunden, mit dem man den Meeresgrund beschauen kann. Es sind ein Paar Lampen darin angebracht, die den Grund völlig beleuchten. (Corsaire.)

Im Jahr 1765 zählte man in London 1.904 Wagen, jetzt giebt es deren 26.799. Im Jahr 1765 lebten daselbst 36 Wagenbauer, welche 4000 Arbeiter beschäftigten, jetzt giebt es deren 135 mit 14.000 Arbeitern. (Corsaire.)

In Paris wird jetzt eine Geschichte der 1500 französischen Zeitungen gedruckt, welche während der französischen Revolution erschienen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 30. Juli. 121ſtes Blatt.

Erinnerungen aus Spanien.

(Schluß.)

Das Schloß war mit gefangenen Engländern und Spaniern angefüllt; die Schildwache weigerte den Eingang. Bald erſchien ein dicker Mann in weißem Flanell-Ueberrock und thurmhoher Schlafmütze, erklärte ſich als den franzöſiſchen Commandanten, die Weigerung des Einlaſſes als Mißverſtändniß und ertheilte der Schildwache eine thätliche Zurechtweiſung, deren Art ſich wohl kaum im Reglement des Troupes en Campagne angegeben finden möchte. Ich fragte nach den Bildern der Königsreihe, namentlich nach dem des Carlos und nach einer Darſtellung des letzten Auto da fe, welche ſich, wie ich wußte, eben dort befunden hatten. Zu meinem Leide ſagte mir der Dicke: die Bilder wären in alle Winde zerſtreut, vielleicht bereits über den Pyrenäen; aber über die Perſönlichkeit des Carlos könne er mir die genaueſte Auskunft geben. — „Das freut mich unendlich!“ rief ich aus; „gewiß ſind Sie im Beſitz von Papieren über ſeinen Prozeß und Tod, und iſt dies der Fall, ſo geben Sie her, ich copire Tag und Nacht, nicht um ein Schnitzelchen ſollen Sie kommen!“ — Ganz ernſthaft verſicherte mein Colonel: das ſey keineswegs der Fall; auch irre ich mich, wenn ich glaube, daß dem Don Carlos der Prozeß gemacht und er in Folge deſſen vom Leben zum Tode gebracht ſey, vielmehr habe er denſelben vor Jahr und Tag in Bayonne friſch und geſund, und mit vielem Appetite ſpeiſen ſehen. Ich lachte, daß mir die Augen übergingen; er hatte den Bruder des Königs Ferdinand, ich den Sohn Philipp's des Zweiten gemeint. Wir verſtändigten uns, und er erlaubte uns, überall nach Merkwürdigem zu jagen, dergeſtalt, daß er mich bat, weil er die Schlüſſel nicht zu allen Zimmern der obern Stockwerke beſitze, ſolche nur ohne Weiteres aufrennen zu laſſen. Da ich Gelegenheit hatte, mehrere Portraits Philipp des Zweiten und ſeines Sohnes zu ſehen und zu vergleichen, ſo iſt es vielleicht am Platze, über das Aeußere des Letzteren etwas mit zu theilen, um ſo mehr, da die Aehnlichkeit der von mir geſehenen Bilder deſſelben zu ſehr übereinſtimmt, um nicht auf ihre Authentizität ſchließen zu laſſen, beſonders da alle das nur wiedergeben, was auch die beſten geſchichtlichen Quellen bezeugen. Selbſt ein Portrait ohne allen künſtleriſchen Werth, welches ſich auf der Rhediger'ſchen Bibliothek zu Breslau vorfindet, und welches ich mit meinem verewigten Freunde Schummel vom Staube reinigte, um uns des auf dem Gemälde verzeichneten Namens zu vergewiſſern, ſtimmt im Allgemeinen mit den früher von mir geſehenen Bildniſſen überein. Schöne Augen werden freilich das Bild ihres Lieblings wie in einem Hohlſpiegel verzerrt finden, indeß iſt die Schilderung nur treue Wahrheit. Carlos war unter Mittelgröße, ſchwächlich, ein Bein kürzer als das andere; ſein Geſicht war länglich, ſehr blaß, und wie es ſcheint mit Sommerſproſſen oder kleinen Leberflecken verſehen. Sein Haar war blond, eine Seltenheit in Spanien, jedoch auf allen Gemälden verſchieden und mehr oder minder in's Rothe fallend. Die

Gesichtszüge einzeln scheinen regelmäßig, in der Zusammenstellung aber mehr widrig als angenehm; der Blick des blaugrauen Auges still brütend, fast mit dem schwer zu beschreibenden Ausdruck im Auge des Wahnsinnigen vergleichbar. Familien-Aehnlichkeit mit den Zügen Philipp's schien mir gar nicht vorhanden. — Ueber seinen Charakter, Leben und Tod giebt Llorente so reiche befriedigende Aufschlüsse, daß es ein Scherflein zum Schatze des Reichen geworfen wäre, noch etwas hinzu setzen zu wollen. Nur scheint mir der Versuch desselben, die tollen Streiche des Prinzen aus seiner Unwissenheit, schlechten Erziehung und Bigotterie zu erklären, nicht genug motivirt. Seine Handlungen sind die eines Rasenden, sie wären sonst, bei ungebundenem Willen, die eines Ungeheuers: nur ein solches könnte Vögel und Thiere lebendig zerreißen, um sich an ihren Zuckungen zu weiden, nur ein Toller den Körper eines im Geruch der Heiligkeit verstorbenen Mönchs zu sich in's Bett legen lassen, und sich in das Leichentuch wickeln, um das Fieber zu vertreiben. Eine Hirn-Entzündung, die Folge eines Falles von der Treppe, mochte einen partiellen Wahnsinn veranlaßt haben, welcher zu Zeiten in Wuth ausbrach. Daß zwischen diesem Manne und der schönen und klugen Elisabeth von Valois schwerlich ein Liebesverständniß obwalten konnte, läßt sich wohl erklären. Wie öffentliche Blätter versicherten, wollten englische Offiziere im Pantheon zu Escurial den Sarg des Prinzen geöffnet und darin eine Masse von Kalk oder Thon, welche über den Leichnam gegossen worden, gefunden haben; indeß ist es kaum wahrscheinlich, daß die Reste desselben dahin gebracht worden, da er im Kloster der Dominikaner-Nonnen el Real zu Madrid begraben wurde.

Das Schloß Buen Retiro ist mehr eine Masse regelloser Gebäude, als ein Königspallast zu nennen; doch sah man die zerstörten Reste alter Pracht. Die besten Gemälde waren nach Paris gewandert, der Rest verschleudert; die bronzenen Gallerieen der Säle waren heraus gebrochen. Ein Jude hatte letztere gekauft, viele Saumthiere damit beladen und nach Frankreich geschafft; er war eben zurück gekehrt, um mehr zu holen, damit, wie er sagte, er den dabei gehabten Schaden etwas ersetzt erhalten könne. — Der schönste der Säle, der Saal der Gesandten, war ein Heu-Magazin für die Jäger zu Pferde geworden.

C. v. Wachsmann.

Historische Charakter-Züge.

Das Bisthum Paderborn gehörte im eilften Jahrhundert zu den ärmsten in Deutschland. Als im Jahr 1009 eine Vacanz eintrat und die meisten Stimmen auf Kaiser Heinrichs II. Capellan Meinwerk fielen, der von Geburt ein sächsischer Graf gewesen seyn soll, ließ ihn der Kaiser rufen, reichte ihm seinen Handschuh und sagte: „Accipe!" — „Quid?" fragte dieser. „Episcopotum Paderbornensem." — Darauf fuhr Meinwerk auf, was er mit einem so armseligen Bisthum machen sollte, da er von seinem Vater mehr geerbt hätte, als das Ganze werth wäre. — „Eben darum", erwiederte der Kaiser, „sollt Du Bischof werden, um aus einer armen Kirche eine reiche zu machen." — „Nun wohlan", sagte Meinwerk; „wir wollen sie miteinander reich machen!" Und dies Versprechen hielt er redlich. Er wandte dem Bisthum nach und nach fast sein ganzes Vermögen zu, doch der Kaiser durfte auch nicht zurück bleiben, denn er hatte ein eigenes Talent zu betteln, oder vielmehr zu fordern. So erpreßte er während vierzehn Jahren mehr als vierzehn Güter, Städte, Klöster und ganze Grafschaften, die zu vergeben waren, vom Kaiser. Die Art, wie er es anfing, war zuweilen höchst originell. Einst überreichte er dem Kaiser, bei dessen Anwesenheit in Paderborn, einen Pelz von den allerzartesten Lämmerfellen; hierauf klagte er über die Armuth seines Stifts und erhielt mit leichter Mühe ein schönes Gut. In demselben Jahre war der Kaiser und die Kaiserin am Weihnachtsfeste daselbst; als sie nun in der Christnacht um den Altar gingen, opferte der Kaiser dem Bischof ein ansehnliches Geschenk. Dieser aber gab es gleich zurück und sagte: „Gnädigster Kaiser, das Gut Erwete will ich haben!" Die Kaiserin nahm seine Partie und es mußte ein Notar kommen und das Gut verschreiben. Als nun der Kaiser den Schenkungsbrief auf den Altar legte, sagte der Bischof: „Gott verlohn' es reichlich!" Der Kaiser aber sagte verdrießlich: „Und Gott verzeihe Dir's, daß Du mich um Alles bringst!" — Zuweilen trieb Meinwerk seine Dreistigkeit noch weiter; denn als er einst in des Kaisers Gemach ein sehr kostbares Kleid hängen sah, das sich dieser eben hatte machen lassen, nahm er es ohne Umstände mit und ließ sich einen geistlichen Ornat daraus machen, und entschuldigte sich dann damit, daß so schöne Sachen sich besser zum Gottesdienste, als zu weltlicher Pracht schickten. — Wie vertraulich dagegen der Kaiser mit ihm umging, erhellt aus Folgendem: Er ließ auf verschiedene Zettel schreiben: „Meinwerk, bestelle Dein Haus, denn in fünf Tagen mußt Du sterben!" Diese wurden hier und da ausgestreut: einer aber, als der Bischof bei Tafel saß, von oben herab geworfen. Das Merkwürdigste war, daß dieser wirklich glaubte, der Zettel sey vom Himmel gefallen und sich zu einem seligen Ende vorbereitete. Alles, was er hatte, ließ er unter die Armen austheilen, von Kleidern behielt er nichts, als was zum Begräbniß gehörte; er befahl, wie Alles nach seinem Tode gehalten werden sollte, nahm von Jedermann Abschied, fing an zu fasten, ließ fleißig

Meſſe leſen, legte ſich den letzten Tag in ein Gewölbe nieder und wartete mit Angſt auf den Tod. Aber dieſer kam nicht, dagegen fing ihn an zu hungern und zu durſten, und ſonſt that ihm keine Ader weh. Nun fing er an, die Prophezeiung zu bezweifeln, ſtand vom Sterbebette auf, that eine gute Mahlzeit und ſchöpfte Argwohn auf den Kaiſer. Sobald der Morgen angebrochen war, kam Kaiſer Heinrich mit ſeinem ganzen Hofſtaat und gratulirte dem Biſchof, daß er ſobald wieder vom Tode auferſtanden wäre. Dieſer verſtellte ſeinen Verdruß, bis die Meſſe angegangen war, hielt eine kurze Rede an das Volk und that den Kaiſer mit ſeinem ganzen Hof mit gehöriger Feierlichkeit in den Bann. Wollte nun der Kaiſer und die Kaiſerin abſolviert ſeyn, ſo mußten ſie ſich, nach der Sitte jener Zeit, bequemen, zuvor an der Thür Kirchenbuße zu thun.

Friedrich der Weiſe, Churfürſt von Sachſen, fragte Jemand, der ihm rieth, er ſolle ſich der Stadt Erfurt bemächtigen, es würde ihm nur fünf Mann koſten: ob er denn Einer von den Fünfen ſeyn wolle? — Seine Unterthanen ſchrieben auf ihre Bittſchriften gemeiniglich: „Meinem gnädigen und lieben Herrn!“ und er ſagte: Er wolle die Worte: Meinem lieben, nicht um großes Geld miſſen. — In ſeinen letzten Jahren pflegte er zu ſagen: „Je länger ich regiere, je weniger kann ich regieren!“

Als Kaiſer Ferdinand III. im Jahr 1657 ſtarb, ſtritten ſich der Churfürſt von Baiern und der Churfürſt von der Pfalz um die Ehre des Vicariats: denn außer Sachſen war immer noch ein zweiter Reichs-Vicar. Beide Fürſten ließen Einer dem Andern die deshalb angeſchlagenen Patente herunter reißen, und dieſer Streit dauerte ſo lange, daß unterdeß der neue Kaiſer Leopold erwählt worden war, und man alſo keinen Vicarius mehr nöthig hatte. Dabei aber hatte der Baierſche Abgeſandte das Unglück, daß ihm, als über dieſe Angelegenheit im Churfürſten-Collegium ein harter Wortſtreit vorfiel, der Churfürſt Karl Ludwig von der Pfalz das Dintenfaß in's Geſicht warf. B.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

5. Die Janitſcharen.

Auf! der Glaube ſchreit um Rache;
Janitſcharen, auf zum Kampfe!
Auf zum Kampfe, Janitſcharen,
Für des Glaubens heil'ge Sache!
Auf! es gilt die hohe Lehre
Des erhabenen Propheten
Und Stambuls geweihte Zinnen
Und die Burgen zu vertreten.

Janitſcharen, für den Glauben!
Für den Glauben, Janitſcharen! —

Denkt ihr, Giaurs, im Sturmesdrange
Stambuls Veſte zu gewinnen?
Naht nur, naht im dichten Schwarme
Unſrer Burg geweihten Zinnen!
Wild, wie Wetterbäche ſchnaufen,
Stürzen wir auf eure Glieder,
Reißen mit dem Sichelſchwerdte
Eure Reihen brechend nieder.

Janitſcharen, für den Glauben!
Für den Glauben, Janitſcharen! —

Oder denkt ihr, off'nen Kampfes
Mahoms Streiter zu beſiegen?
Ha, wie ſollt ihr, Osmans Klinge
Küſſend, in den Staub euch ſchmiegen!
Und wer unſerm Rächermuthe
Noch entgeht und unſerm grimmen
Schwerdt, der ſoll im Chriſtenblute
Nach dem Helleſponte ſchwimmen.

Janitſcharen, für den Glauben,
Für den Glauben, Janitſcharen! —

Seht ihr dort die Sterne blinken
Und den hellen Sichelmond?
Schwarzgelockte Jungfrau'n winken,
Wo im Schatten Mahom thront.
Aufwärts ſteigt zu ſeinem Saale,
Wer dem Glauben weiht ſein Blut;
Und da ſchlürft er Schal' um Schale
Himmelsroſen-Feuergluth.

Janitſcharen, für den Glauben!
Für den Glauben, Janitſcharen! —

6. Schlachtgebet.

Großer Allah, der du in den Pforten
Des ſapphirnen Himmelszeltes thronſt,
Und den Kämpfer in des Glaubens Worten
Reich mit deinen gold'nen Kronen lohnſt,
Allah, Allah! laß uns nicht erliegen,
Laß uns feſt wie Demantpfeiler ſteh'n,
Und wenn du uns rufſt, noch fallend ſiegen,
Deines Wortes treue Streiter ſeh'n! —

Weh! die Sonn' iſt blutroth aufgegangen,
Trauernd ſahen wir den Sichelmond
Matt und bleich am trüben Himmel hangen,
Der ſonſt ſilberhell im Sternmeer thront.
Mächt'ger Allah, führe deine Streiter,
Wenn des Feindes Trotz Verderben droht,
Auf des Sieges gold'ner Strahlenleiter
Aufwärts durch den heißen Schlachtentod! —

Mächt'ger Allah, rächend laß uns ſinken
In des Schlachtendranges heißer Gluth,
Laß, eh' wir aus deinen Schalen trinken,
Schwelgen uns in deiner Feinde Blut,
Daß ſie wie der Sichelmond erbleichen,
Wenn wir unſre Säbel blutigroth
Färben mit den mörderiſchen Streichen,
Und ein jeder Streich ſey Chriſtentod! —

Nun, ſo gehe denn, du Sonnenſcheibe,
Blutroth auf am trüben Himmelszelt,
Und du, kranke Mondesſichel, bleibe
Bleich, bis unſ'rer Feinde letzter fällt;
Aber dann nimm deine Strahlenkrone,
Gold'ne Sonne, leuchtender zurück,
Und du, ſchöner Sichelträger, lohne
Deine Sieger mit dem Silberblick!

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Frankfurt am Main. (Schluß.) Wenn man zum Ober-Mainthore hinein kommt, ſieht man rechts ein einfaches hübſches Gebaude, die eben fertig gewordene neue Bibliothek, welches 150.000 Gulden gekoſtet haben ſoll. Die Bibliothek ſelbſt, d. h. die Bücher, wollte ich auf dem „Römer" anſehen; allein ein geſchriebenes Blatt an der Eingangsthur ſagt: „Wegen Ueberzug der Bucher kann man nicht hinein gehen." Der Sinn blieb mir ein Rathſel; werden die Bücher überzogen? überziehen ſie? werden ſie gebunden oder von den Buchhändlern überzogen im Preiſe? Nein, Alles das nicht, ſie ziehen über, d. h. ſie werden eben in das neue Gebaude gebracht. Es gelang mir dennoch, wahrend des Ueberzugs, in den „Kaiſerſaal", wo die Bibliothek bis jetzt war, zu kommen; es ward eben ein Horaz überzogen und mir fiel ein: „Beatus ille qui procul etc." Es ſind an 60.000 Bande da, Manuſcripte wenige, egyptiſche Denkwurdigkeiten ſollen da ſeyn, waren aber jetzt verrammelt. Es iſt gut, daß die Niſchen mit den Bildniſſen der Kaiſer, von Conrad I. an, die hinter den Schranken verſteckt waren, wieder frei werden. Was muſſen ſich die guten Kaiſer gedacht haben, daß ſie vor lauter Gelehrſamkeit nicht an's Tageslicht kommen konnten? War es etwa eine kleine Revange, weil oft die Gelehrſamkeit durch ſie nicht an's Tageslicht kommen konnte? — Ein zweites geſchriebenes Papier belehrt, daß den Leſern der perſönliche Gebrauch der Cataloge nicht mehr geſtattet wird. Was heißt ein perſönlicher Catalogs-Gebrauch? — Neben dem Kaiſerſaal befindet ſich das „Wahlzimmer" mit einem Decken-Gemalde von Colomba; es iſt jetzt die Rathsſtube des Senats. Im Archiv habe ich die „goldene Bulle" geſehen, an Carl IV., an das vierzehnte Jahrhundert gedacht, und ſo fort gedacht, bis ich vergaß, was ich ſah. — Auf dem Römerberg ſteht Madam Themis mit Schwerdt und Wage; wenn dieſe Wage ſo genau, ſo umſichtig und ſo geiſtreich wiegt, wie die des Dr. L. Börne einſt wog, ſo gratulieren wir ihr und wünſchen, daß ſie nicht auch im Wege des Drucks aufhörte. — Hier iſt auch die St. Leonhards-Kirche, eine der alteſten der Stadt; in dem Fenſter iſt ein Tête à tête von zwei Ochſenköpfen ſichtlich, die an einem Krönungstage ihre Leiber auf dem Bratſpieße hier enden ſahen, und nun in ſtiller Beſchauung die Gegenwart an ſich vorüber ſchreiten laſſen. — Wir benutzen dieſen Uebergang, um zu dem Tempel Thaliens zu kommen, deſſen blutrothes Aeußere auch den Dolch Melpomene's verräth; man ſagt hier, es wäre im holländiſch-franzöſiſchen Geſchmacke aufgeführt; ich finde es in gar keinem Geſchmacke aufgeführt, als in dem hieſigen, und der iſt in ganz Frankfurt der beſte. Ich trat hinein und ſah — nein, ich ſah nichts! ſtockfinſter! gar keine Aufklärung! Inland und Ausland ſtehen wie zwei Ehrenwachen an einer Leiche an beiden Seiten der Coulisse; ach, ich hatte gern geſchrieen: Fiat Lux! Endlich kam „der Wittwer"; Demoiſ. Urſpruch kam und ich — ging. Tags darauf: „Ferdinand Cortez", und nun dem Kapellmeiſter Guhr Lob und Ehre; das Orcheſter iſt im beſten Zuſtande; ein zuſammenhaltender Nerv belebt und befreit das Ganze. Herr Wild gab als Gaſt den „Telasco" recht brav, etwas zu ſchwach in Gang und Aktion. Den „Cortez" machte Hr. Graff ſehr ſchwach und tonlos. Demoiſ. Heinefetter d. J. (ein barbariſcher Name!) gab die „Amazilly" recht artig; ſie hat eine ſchöne, volltönende, etwas ſpröde Stimme, ſcheint ziemlich taktfeſt, hat aber noch gar keine Schule. Die Chöre, inſonders die weiblichen, ſind zum Davonlaufen; ja, wie iſt es auch zu verlangen, daß mehrere Frauenzimmer einſtimmig werden ſollen? Das Coſtüm der Spanier war in ganz Mexiko das richtigſte. Herr Wild wurde gerufen; er trat vor und ſagte etwas, das weder er noch das Publikum verſtand; davon war das Publikum ſehr entzückt. „Othello" war die zweite Gaſtrolle des Hrn. Wild. Neuer Beifall, neues Herausrufen, neues Abdanken, neuer Unverſtand. Demoiſ. Hauß hauſte als „Desdemona"; ſie ſingt ſehr fehlfertig, eine ausgefahrne Stimme, war daneben immer einen Takt früher, als das Orcheſter. Auch ein Hr. Wolfram ſang mit; wir erinnern, was Cicero von einem ſchlechten Redner ſagte: „Si cantas, male cantas, si legis, cantas!" Wir ſahen auch inzwiſchen ein Pas de trois, und ſagen der Bühne unſern Dank, daß ſie ſo beſchaffen iſt, daß man keine Füße ſieht; aber les pauvres habitans des Logen! — „Maria Stuart" und „das letzte Mittel" habe ich auch geſehen und die Bemerkung gemacht, daß die Stucke verwechſelt worden. Statt „Maria Stuart" wurde „das letzte Mittel", und ſtatt dieſem jene gegeben. Mad. Schulz: als „Maria" und Mad. Eumenreich als „Eliſabeth" gaben die „Waldhull" und die „Sylben", ſogar Hr. Rottmayer: „Mortimer" den „Gluthen", „Leiceſter": Jehringer den „Sonſtett" u. ſ. w. Dafür aber waren „Waldhull" und „Sylben" — „Maria" und „Eliſabeth", „Gluthen" war — „Mortimer", „Sonſtett" — „Leiceſter"! Der Theaterzettel-Drucker ſoll künftig beſſer Acht geben. In dem kleinen Stuckchen: „Die gefahrliche Nachbarſchaft" gefiel uns Demoiſ. Urſpruch beſſer; ſie hat Talent und etwas Leben. Demoiſ. Lindner, der Stern einziger Große hier, iſt abweſend; ich bin alſo nach dieſer Entlaſſung meines theatraliſchen Unwillens entbunden der Pflicht und der Luſt, ferner dieſe Dämmerungs-Anſtalt zu beſuchen. Leben Sie wohl! und möchten Sie viele ſolcht vergnugte Augenblicke haben, als ich, wie es mir gelang, nach dem vierten Akte der „Maria Stuart" dem Dunkel des Hauſes und den mir mit Gewalt aufgedrungenen Kunſt-Anſichten meines Nachbars, ein hier ſich erholender wandelnder Rechnungs-Faulenzer, zu entrinnen und unter den gaſtlichen Fittigen des Schwans mich bei einer Bouillon zu erholen von dem Genuß, den ich dieſen Abend litt. M. G. Saphir.

Ein engliſcher Reiſender, der unlangſt aus Bogota zurück gekommen, hat in die „New-Times" ein Bruchſtuck ſeiner Reiſebemerkungen einrucken laſſen, worunter wohl die vor allen der Erwahnung verdient, daß ein Procurator von Bogota alle Tage in einem von zwei gezähmten Tygern gezogenen Wagen nach dem Rathhauſe fahrt. Jetzt wundert ſich dort Niemand mehr darüber, nur die Hunde konnen ſich nicht an dieſe neuen Hausthiere gewöhnen. (Corsaire.)

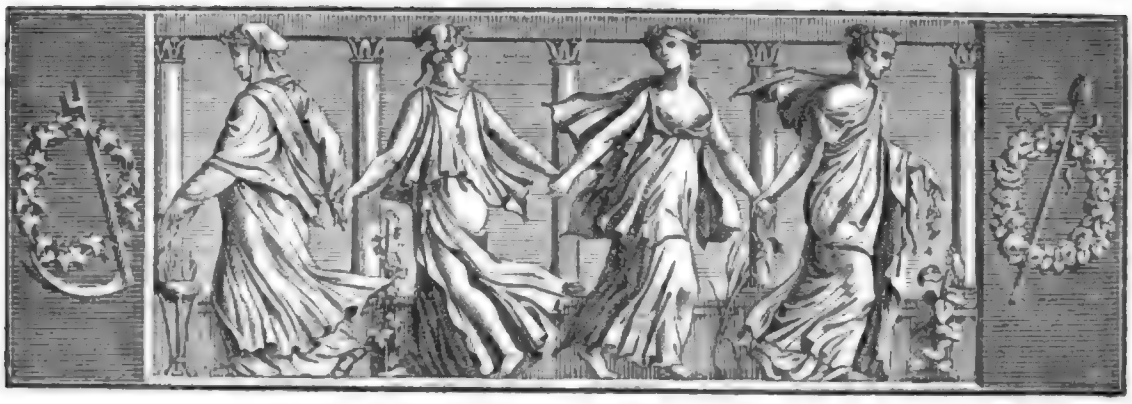
Als Heinrich II. einſt mit der Blüthe ſeiner Ritterſchaft Wallis durchzog und mit Verachtung auf die traurige Haltung der neugierigen Bewohner herab ſah, die ſich um ihn verſammelten, trat ein Mann aus der Mitte zu ihm heran und ſagte: „Du blickſt dies arme Volk ſo achtlos an! Wiſſe aber, daß Deine ganze Macht nicht hinreichen würde, es zu vernichten; nur Gott in ſeinem Zorn könnte ſo etwas vermögen!" — Da die Prophezeiungsgabe der Walliſer bekannt iſt, ſo machte die Bemerkung einen übeln Eindruck auf Heinrich, der wenig zu erwiedern vermochte. (Journ. d. Déb.)

Genie iſt die Verbindung einer neuen Seele, die ſtarke Eindrücke empfangt, mit einem kräftigen Talent, ſie wieder zu geben. (Pandore.)

In Dublin haben die Chimiſten die Entdeckung gemacht, daß Froſch-Oel dem beſten Nuß-Oel gleich kommt. Es ſieht ganz klar aus, und giebt der Flamme ein ſehr helles Feuer. (Corsaire.)

In Adrianopel hat man den Rüſſel eines Elephanten, 17 Fuß hoch, in Weingeiſt aufbewahrt. Dieſer Rüſſel gehörte einem Elephanten-Gerippe, das man bei Medina vor einiger Zeit fand, und woran merkwürdiger Weiſe der Rüſſel noch ganz wohl erhalten war. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 1. Auguſt. 122ſtes Blatt.

Die neue Caſſandra.

(Nach einer Anekdote aus den Memoiren eines Zeitgenoſſen Ludwig XV. frei bearbeitet.)

Es war an einem angenehmen Herbſttage, als ich in der Umgegend von Verſailles dem Vergnügen der Jagd nachging. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ich mich derſelben ohne Rückſicht und Nachdenken überließ; ſo geſchah es denn, daß ich nach einem Umherſtreifen von vielen Stunden mich endlich in einer mir durchaus unbekannten Gegend befand. Ich wurde gewahr, daß ich mich gänzlich verirrt hatte, und wie wenig es auch mit dieſem Umſtand an ſich zu bedeuten gehabt hätte, ſo war er doch in dieſem Augenblick, wo ich mich hungrig, durſtig und erſchöpft fühlte, mir nicht ganz gleichgültig. Zum Ueberfluß ward ich erſt jetzt gewahr, daß der Himmel ſich völlig umzogen, und ein dichter Regen, der ganz das Anſehen hatte, als würde er lange dauern, folgte bald auf dieſe Wahrnehmung. Ich hatte unter den dichten Zweigen eines Baumes Schutz gefunden, doch mich überzeugend, daß derſelbe nicht lange hinreichend ſeyn würde, ſtieg ich die nächſte Anhöhe hinauf, um zu ſehen, ob ſich kein anderes Obdach in der Nähe möge erſpähen laſſen. — Ich befand mich inmitten einer waldigen Hügelkette, deren Vertiefungen, ſich zu dichter Waldesnacht zuſammen ſchließend, den Anblick einer vollſtändigen, wenn auch nicht unlieblichen Wildniß darſtellten. Noch etwas weiter geſtiegen, entdeckte ich tief im Schooße zweier ſich höher aufwölbenden Hügel ein enges Thal, aus welchem ein kleiner See, ganz umſchattet von den waldumkränzten Ufern, wie das Auge dieſer einſamen Landſchaft, aufglänzte. Die Stelle zog mich wunderbar an, und als ich hinter den Baumwipfeln eine dünne Rauchſäule empor wirbeln ſah, beſchloß ich, meine Richtung dorthin zu nehmen, in der Hoffnung, eine Bauern- oder Köhlerhütte zu finden, obgleich ich, außer dem aufſteigenden Rauch, keine Spur einer ſolchen entdecken konnte. Ich gelangte nicht ohne Schwierigkeiten dahin, und mußte mir durch dichtverwachſenes Geſträuch, auf einem ſchon durch den Regen erweichten ſchlüpfrigen Boden, einen Weg bahnen, ehe es mir gelang, den See zu umgehen, hinter deſſen letzten, dunkelſten Wipfeln die Wohnung liegen mußte, welche ich ſuchte, wenn es überhaupt eine ſolche hier gab. — Das Anſchlagen eines Hundes in mäßiger Entfernung, von dem meinigen beantwortet, beſtätigte meine Vermuthung; ich drang muthiger durch das Gebüſch und befand mich bald darauf zur Stelle.

Es war eine kleine dicht umgrünte Waldebene, auf welcher ein Hüttchen ſtand, eben groß genug, um ein genügſames, der Welt nicht mehr bedürfendes Menſchenpaar, etwa wie Philemon und Baucis, zu beherbergen und vor der Rauhheit der Witterung zu ſchirmen. Wirklich ſchien auch ein kleines, dem ſteinigen Boden mit Mühe abgewonnenes Gartenfeld nur eben für ein ſolches den Unterhalt gewähren zu können. — Ich hatte kaum dieſes Bild mir recht deutlich gemacht, als die Thür der Hütte ſich öffnete und ein Mann vor dieſelbe trat, deſſen Silberlocken und etwas gebeugte

Haltung, bei übrigens noch rüſtigem Anſehen, meine Vorſtellung von Philemon auf überraſchende Weiſe in Wirklichkeit treten ließ. Er ſchien ſich verwundert um zu ſchauen, vielleicht nach der Urſache des Bellens ſeines Hundes, welcher unruhig an ſeiner Kette umher ſprang.

Ich näherte mich jetzt mit ein Paar raſchen Schritten, und mich entſchuldigend, daß ich ſeine Einſamkeit ſtöre, bat ich zugleich um die Erlaubniß, in der Hütte ein wenig aus zu ruhen, bis ich mich hinlänglich erholt haben würde, um meinen Rückweg fort zu ſetzen. Ich bemerkte, daß der Mann bei meiner Annäherung, und mehr noch bei dem Ton meiner Stimme, zuſammen fuhr. Er hielt die Hand ein wenig über die Augen, vielleicht um ſeinem Geſicht zu Hülfe zu kommen, und mit anſtandvoller Bewegung, indem er ſich leicht verneigte, ſagte er, ein wenig abgewendet: „Treten Sie näher!“ — Ich folgte in das Gemach, befremdet von dem Weſen des Mannes, welches durchaus keinen gewöhnlichen Landmann an zu kündigen ſchien. Es war ein kleines ärmliches Stübchen, deſſen Geräthſchaften eben ſo ſehr von der Dürftigkeit, als von dem Ordnungsſinne der Bewohner zeugten. Eine Frau ſaß an einem Fenſter mit Nähen beſchäftigt. Der Mann trat zu ihr und redete leiſe mit ihr, während ich Gelegenheit hatte, ſie näher zu betrachten. Sie ſchien von mittleren Jahren, und ihr ganzer Anſtand drückte, wie der des Mannes, eine vornehmere Bildung, als die der gewöhnlichen Landleute, aus. Sie war ganz ſchwarz, faſt nonnenhaft gekleidet, und ihre Geſichtsfarbe etwas dunkel, wie von der Sonne oder anſtrengender Arbeit gebräunt; aber die feinen Züge, die großen dunkeln Augen hatten einen edlen, ſchwermüthigen Ausdruck. Sie ſtand jetzt auf, und indem ſie, mich mit Anſtand grüßend, an mir vorüber ging, hatte ich Gelegenheit, den Adel und das zierliche Ebenmaaß ihres Wuchſes zu bewundern. Der Mann war, nach der Witterung ſchauend, an das Fenſter getreten. Es lag in ſeinem Benehmen etwas Peinliches, Verlegenes. Ich wollte dem ein Ende machen, und begann noch einmal meine Zudringlichkeit zu entſchuldigen und zu bedauern, daß vielleicht meine Gegenwart eine Störung in ſeiner Beſchäftigung veranlaſſe. Er antwortete mit einigen höflichen Worten darauf, deren Wendung und Ausdruck den Mann von Bildung verriethen. Die Stimme klang mir ſo bekannt; auch die Züge waren es, indem ich, näher tretend, ſie ſcharf in's Auge faßte. Erinnerungen dämmerten in mir auf, ich ſuchte, ihnen folgend, in meinem Gedächtniſſe, indem mein Blick immer von Neuem an den Zügen des Mannes hing. — „Himmel!“ rief ich aus; „iſt es möglich — ſollte ich nicht irren, in Ihnen den Baron Hoguet —?“ — „Sie irren wirklich nicht!“ war die Antwort des Mannes, welche ein ſchwermüthiges Lächeln begleitete — „ich bin in der That derſelbe, den ein nicht zu verſöhnendes Schickſal aus dem Schooße des Ueberfluſſes und des höchſten Glanzes in dieſe Abgeſchiedenheit getrieben! — Und es iſt wohlthuend für mich, zu erfahren, daß bei dem jüngſten meiner Freunde die Erinnerung an meine Perſon das vergängliche Vergnügen überdauert hat, welches ehedem meine Reichthümer denen, die mein Haus beſuchten, gewährten!“ — In der That war die Erinnerung daran jetzt ſo lebhaft in mir geworden, daß ich, vom tiefſten Mitgefühl ergriffen, mit unverhehlter Wehmuth bei dem Anblick des Mannes verweilte, den ich in den glänzendſten Umgebungen gekannt, und deſſen Locken nun die Laſt der Jahre und ein ſo vollſtändiger Wechſel des Schickſals gebleicht und ſeine Haltung gebeugt hatten. „Aber wie iſt es denn nur möglich?“ rief ich von Neuem aus; „ich hielt Sie für geſtorben?“ — „Wie alle Welt mich dafür hält!“ fiel er lebhaft ein, „und auch halten ſoll! Ich bin todt für die Welt, will es auch bleiben, und der einzige Wunſch, den ich hegte, daß mir vergönnt ſeyn möchte, noch Einem der Wenigen aus jener Vergangenheit, die meinem Herzen näher geſtanden, im Leben zu begegnen, iſt nun auch erfüllt, und ich kann ruhiger meinem Ende entgegen gehen! Dank ſey dem Zufall oder vielmehr der Vorſehung, die Sie hierher geführt! — Bereite ein kleines Abendeſſen, liebe Manon, ſo gut es unſere dürftige Küche vermag!“ wendete er ſich zu der Frau, die wieder herein getreten war; „und die letzte Flaſche Wein, die ich aus beſſern Zeiten noch aufgeſpart, möge heute dazu dienen, ein Feſt der Erinnerung mit dieſem lieben Gaſt zu feiern!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Vor einem Kamin, in welchem ſpärliches Feuer brannte, las ein Dichter ſeinem Freunde ein Trauerſpiel vor. Dem Freunde klapperten die Zähne. — „Dich friert, wie es ſcheint?“ fragte der Dichter. — „Ja, mein Lieber: Feuer in Deine Verſe, oder Deine Verſe in's Feuer, ſo wird mir wärmer um's Herz!“

Der berühmte Leibnitz verſichert, bei Zeitz in Sachſen einen Hund geſehen zu haben, welcher etwa dreißig franzöſiſche Worte ganz deutlich ausſprechen konnte. Dieſe endigten alle mit einem Selbſtlauter, nach der Ausſprache, gewöhnlich mit einem a oder e; z. B.: Thé, Caffé, Assemblée, Chocolat. Ein Kind, welches oft mit dieſem Hunde eingeſchloſſen war, hatte bei demſelben zuerſt dieſe Fähigkeit entdeckt, und in der Folge mit vieler Mühe ausgebildet. Das Thier war ſchon drei Jahr alt, als es die erſten Worte ausſprechen lernte.

Suche Menſchen, wie Diogenes, und ſey froh, haſt du auch nur dich gefunden.

Der Menſch iſt immer künſtlich verhüllt und geſchminkt; ſein einziges Negligee iſt der Staub, welchem er einſt verfällt. Th. Laurin.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

7. Ali, Paſcha von Janina.

Churſchid an Ali.

„Ali, Paſcha von Janina,
Du der Räuberfürſten erſter,
Wolle Deine Burg ergeben
Und die aufgehäuften Schätze,
Die Dir nun nicht weiter frommen,
Als durch ihre Uebergabe
Dein geächtet Haupt zu retten.
Gieb mir Antwort, Ali Paſcha,
Für den Sultan, meinen Herrn!“

Ali an Churſchid.

„Churſchid, ſchnöder Sklav des Sklaven,
Nimmer werd' ich mich ergeben,
Bis der letzte meiner Streiter
Hingeſunken, bis mein Pallaſt
Um mich her in Flammen aufgeht.
Dieſe Antwort, ſchnöder Sklave,
Für den Sultan, Deinen Herrn!“ —

Und in mörderiſchem Grimme
Stürzt hinaus der alte Eber,
Jeden Morgen, jeden Abend
Sinken viele tauſend Türken,
Vor Janina's hohen Mauern,
Unter ſeinem Würgerſchwerdte,
Bis ein feiler Albaneſe,
Angelockt durch reich Verſprechen,
Zu der Burg geheimen Pfad zeigt.

Angeführt von dem Verräther,
Der zuerſt ihr Rachſchwerdt koſtet,
Dringen viele tauſend Türken
In den Sitz des grauen Feindes,
Der, mit ſcharfem Hauer wüthend,
Selbſt gefeſſelt ſie noch ſchreckt. —

Und alsbald ergeht ein Fetwa
Von des Sultans Mahmud's Pforte:
„Ali Paſcha von Janina,
Jener trotzige Rebelle,
Blute unterm Henkerſchwerdt!“ —

Wie die Sklaven das vernommen,
Ziehen ſie mit Wehr und Waffen
Vor die Höhle des Gefang'nen.
Keiner wagt hinan zu treten
Zu des alten Ebers Lager;
Viele kennen ſeine Zähne.

Aber Ali ſieht ſie nahen,
Schnaubt: „Heran nur, ihr Geſellen,
Schnöden Henkers ſchnöde Knechte!“
Und er ſtürzt mit grimmem Zorne
Auf ſie ein, daß blutend ringsum
Sie zu ſeinen Füßen ſinken.

Endlich ſchwinden ſeine Kräfte.
Aber eh' ſein weißes Haupt fällt,
Oeffnet noch ſich: „Fluch dem Sultan!“
Seine Lippe, und verſtummt.

8. Neue Schnitter, neuer Lohn.

Der alten Glaubensſtreiter Chor
Iſt jubelnd heimgegangen,
Doch neue drängen ſich hervor
Mit glühendem Verlangen.

Zum Kampfe ziehen ſie heran,
Als ging's zum Erndte-Reigen,
Und eilen jubelnd, Mann für Mann,
Ihr gutes Schwerdt zu zeigen.

Was blickt ihr aber All' hinauf,
Die ihr euch drängt zum Mähen?
Vorwärts, vorwärts geht euer Lauf,
Wollt ihr das Mahdfeld ſehen!

Da ſtrotzen Halme reif und dicht
Dem Sichelſchwerdt entgegen;
Blickt hin! ſeht ihr ſie wogend nicht
Sich ſchon heran bewegen?

Sie Alle müſſen, die ihr ſeht,
Vor euch die Häupter neigen;
Auf, wack're Schnitter, luſtig mäht!
Die Erndt' iſt euer eigen.

Auf! ſammelt Garben fleißig ein
Zum reichen Erndtekranze,
Und mäht das ganze Feld euch rein
Zum luſt'gen Reigentanze!

Wer aber matt von Arbeit fällt
Noch vor des Feſtes Reigen,
Der wird empor in Allahs Zelt
Zu ew'gen Feſten ſteigen.

9. Der Knabe des Paſcha.

Meinen Säbel will ich haben,
Mit dem blauen Türkisgriff,
Den, getreu des Glaubens Lehre,
Sich zum Kampf für Allahs Ehre
Einſt mein tapfrer Vater ſchliff.

O wie herrlich war mein Vater,
Als er zu dem Heere ſtieß,
Als er mit dem Blick voll Weihe
Auf das Buch, des Glaubens Treue
Seinen Omar ſchwören ließ!

Jetzt nun iſt er eingegangen
Aus dem Kampf in Mahoms Zelt;
Doch mir tönen hell wie Lieder
Seine letzten Worte wider:
„Selig, wer für Allah fällt!“ —

Auf! die Feinde droh'n dem Glauben,
Auf! ich löſe meinen Schwur,
Will getreu für Allah ſtehen,
Seine Feinde niedermähen,
Und dann, Tod, dann nahe nur!

Schwelgend in des Sieges Armen
Küſſ' ich deinen heißen Mund,
Schwinge hoch die blut'ge Klinge,
Thu', wenn ich zum Vater dringe,
Ihm des Schwures Löſung kund.

Meinen Säbel will ich haben,
Mit dem blauen Türkisgriff,
Den, getreu des Glaubens Lehre,
Sich zum Kampf für Allah's Ehre
Einſt mein tapfrer Vater ſchliff!

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Schnell-Verſelei. Wenn wir bewundernd der Begeiſterung italieniſcher Improviſatoren gedenken, dann darf nicht vergeſſen werden, wie vieles davon Erinnerungen und Vorbereitungen gehört und wie natürlicher Wohllaut und vielfach vokaliſcher Gleichklang der italieniſchen Sprache die Leichtigkeit fördert und nebenher die Hörer in Bezug auf die eigentliche Gedanken-Schwere der Verſe beſticht. Auch wirkt der Gedanke, der wie ein Selbſtvergeſſen aus der Seele quillt und ſeine natürliche Tonfarbe behält, mit charaktervollerer Lebendigkeit und zuriedet daher auch um ſo leichter die ermäßigten Anforderungen der Zuhörer. Denn nicht die Stärke, nur die Schnelle kommt hier in Betracht. Für die Unſterblichkeit iſt daher auch noch nie improviſatoriſch gedichtet. — Nicht aber in Italien allein gedeiht die Kunſt zu improviſiren. Auch im Norden, ſogar unter Völkern von geringer Kultur, treten Lichtblicks dieſer Art hervor. Die Itälmenen in Kamtſchatka reflektiren leicht über Alles, was ſie ſehen, und ſingen ihre Gedanken darüber in ungebundenen Liedern;*) vorzüglich aber bilden von ihren Liedern Weiber und Mädchen Text und Compoſition. Die Mädchen und Kinder der Letten ſtellen ſich am Johannistage, ſo wie auch am Erndtefeſt, mit Blumen gekränzt vor dem Wohnhauſe der Herrſchaft in Reihen, und ſingen tanzend Loblieder auf dieſelbe und ſatyriſche Impromptü's auf Jeden, der ihnen in den Weg kommt.**) Die Finnen zeigten von je her tiefen Naturſinn für Poeſie und Muſik. Auch bei ihnen treten die in den Klängen innigſt verſchlungenen Versarten durch Alliteration, oder Aſſonanzen der Buchſtaben, Sylben und gewiſſer Töne mannigfaltig leicht hervor. Es wird dadurch der Reim entbehrlich gemacht, der in die nordiſche Poeſie erſt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts von dem Skalden Einar Skulaſon eingeführt worden iſt. Uebrigens waren die meiſten Lieder der alten Skalden im Sapphiſchen Sylbenmaaße abgefaßt. Doch, wie geſagt, ohne Reim, wie die Dichtwerke der Griechen und Römer. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts waren im Norden noch Lieder von zweihundert und dreißig Skalden bekannt, wie der damalige gelehrte Isländer Sturleſon uns aufbewahrt hat. Und der Norden iſt demnach von je her nicht weniger lied- und ſangvoll wie der Süden geweſen. Die Finnen dichten gewöhnlich nur in Verſen, die aus vier Trochäen beſtehen, welche man runiſche nennt, dabei zur größeren Verſchmelzung des Gedankens und Klanges alliterativ. Viele finniſche Bauern ſind dabei noch heut zu Tage im Stande, ſolche runiſche Verſe auf jeden, ihren Kenntniſſen angemeſſenen Gegenſtand mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, nach Art der italieniſchen Improviſatoren, her zu ſagen. Bei allen öffentlichen und Privat-Feſten dieſer Bauern befindet ſich auch immer ein Dichter, der dieſelben meiſt aus dem Stegreif beſingt. In runiſchen Verſen erzählen ſie Geſchichten, Satyren, drücken bei Hochzeiten ihre Freude aus, und klagen, wenn Freunde geſtorben. Dabei improviſiren ſie meiſt ohne muſikaliſche Begleitung. Nur hat der finniſche Improviſator ſtatt eines Conzertmeiſters einen ganz eigenthümlichen Gehülfen. Indem er nämlich in dem Kreiſe der Zuhörer ſteht, wird jeder einzelne Vers im nämlichen Tone von dem Gehülfen wiederholt, ſo daß derſelbe das letzte oder vorletzte Wort auffaßt, den Vers mit ihm endigt und ihn dann noch ein Mal allein wiederholt. Und ſo geht das Abſingen fort bis zu Ende des oft ſehr langen Gedichts. Nur ſelten laſſen die Improviſatoren ſich anders, als hier angegeben, bei ihren Gedichten begleiten. Doch iſt ein Harfner zugegen, dann macht dieſer den Gehülfen, indem er, außer der gewöhnlichen Wiederholung, auch noch mit der Harfe accompagnirt. In der letztern Zeit haben wir bei einem deutſchen Improviſator Begleitung mit dem Fortepiano gehört. — Die finnländiſche Sprache iſt dabei ſehr reich an gleichbedeutenden Worten und daher auch ſehr geſchickt, denſelben Sinn mehrere Verſe hindurch mit veränderten Worten zu wiederholen. Und, wenn man italieniſche Improviſatoren bewundert, dann darf man auch wohl ſich etwas überraſcht finden, wenn ein finnländiſcher improviſirender Dichter, der junge Bauer Vanönen, in einem Dorfe zwiſchen Waſa und Ulaborg, ohne daß er zu ſchreiben und zu leſen verſtand, rein aus der Goldgrube des eignen Genies, ſo viel Witz in einem improviſirten Gedicht von zweihundert acht und vierzig Verſen zu geben vermochte, daß es von Allen, welche die finniſche Sprache kennen, enthuſiaſtiſch gelobt wird, indem es mit der ganzen Kraft und dem eigenthümlichen Geiſt der finniſchen Sprache, Bündigkeit, Kürze und Energie des Ausdrucks vereint. Der Dichter diktirte es, nach dem Wunſche des Gouverneurs von Waſa, einem Dritten in die Feder, welches italieniſche Improviſatoren nicht bewerkſtelligen können, und was zugleich neben dem bildenden Vermögen der Phantaſie die Herrſchaft über dieſelbe beweiſt. Dies Gedicht iſt unter dem Namen: die „Paldamä-Paſtete" bekannt und berühmt. Es wird darin eine lächerliche Wiedervergeltung beſchrieben, die ein finnländiſcher Bauer mit einer gebratenen Katze an einem Zoll-Beamten ausgeübt hat.*) Wie aber die Dichtkunſt die natürlichſte Geiſtesgabe iſt, die um ſo leichter mit ſprachſinnigem Wohllaut die Lippen überſtrömen läßt, je reiner und naturgemäßer der innere und äußere Sinn geblieben, dies thut ſich auch dar an einem Liebesliede, welches ein junges Bauermadchen aus Oſt-Bothnien gedichtet, das nie ſeinen Geburtsort verlaſſen hatte, nicht leſen und nicht ſchreiben konnte und als Magd bei dem Pfarrer diente. Acerbi ſagt: „dieſe finniſche Sappho athmet in dem Schneegeſtöber ihres ungenialiſchen Klima's die nämliche Warme des Herzens, wie die Dichterin von Lesbos", und theilt davon folgende Ueberſetzung mit, die immerhin hier eine nicht unſchickliche Stelle finden mag, damit man bei den italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Improviſatoren nicht ganz den eigentlichen Geiſt nordiſcher Völker und Sprachen vergeſſe.

Das Bauermadchen ſingt:

1. „O, daß mein Geliebter jetzt hier wäre, daß ſeine wohlbekannte Geſtalt vor mir ſtande! wie wollte ich in ſeine Arme fliegen und ihn küſſen, wenn auch gleich ſein Geſicht mit dem Blut eines Wolfes beſudelt wäre! wie wollte ich ſeine Hand drücken, und wenn auch eine Schlange ſich darum gewunden hatte!"

2. „Ach, daß der Wind keinen Verſtand hat! daß die wehenden Lüfte nicht ſprechen können! der Wind würde zwiſchen meinem Geliebten und mir die Gefühle hin und her tragen; die Lüfte würden in einem Augenblick meine Worte zu ihm, und die ſeinigen mir wieder zurückbringen."

3. „Wie wenig würde ich dann mich um alle Koſtbarkeiten auf des Pfarrers Tiſche bekummern! Wie gleichgültig ſollte mir der Anzug ſeiner Tochter ſeyn! Alles würde ich verlaſſen, um bei meinem Geliebten zu weilen, dem theuren Gegenſtande meiner Sommergedanken, meiner Winterſorgen!"

Wie wenige Gedichte dieſer Gattung, mit welchem deutſche Verskünſtler uns oft heimſuchen, könnten ſolche proſaiſche Umſetzung als Entkleidung des Gedankens vertragen, ohne nicht auch mit Rythmus und Reimklang ganz den Effekt ein zu büßen.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) S. 332. Georg Wilhelm Steller's Beſchreibung von dem Lande Kamtſchatka.

**) S. 56. Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menſchenkunde, von Merkel.

*) Joſeph Acerbi hat dieſes Katzen-Paſteten-Gedicht in der Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Schweden, Finnland und Lappland in den Jahren 1798—1799 überſetzt.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 122sten Blatte des Gesellschafters 1825.

Schnell-Versetei. (Schluß.) Wie trefflich muß auch das finnische Wiegenlied seyn, von welchem folgende Stelle niedergeschrieben wurde, während die Amme ihr Kind singend in den Schlaf wiegte.

„Schlafe, schlafe, süßes Vögelchen der Wiese; ruhe sanft, liebliches Rothkehlchen, ruhe sanft! Gott wird dich zu seiner Zeit wieder aufwecken! Er hat dir ja einen kleinen Zweig gegeben, um darauf zu ruhen, einen Zweig, der mit Blättern von Birken überdeckt ist. — Der Schlaf steht vor der Thüre und sagt: der Sohn des Schlafes stehe draußen und spricht: Ist nicht ein kleines Kindchen hier, das in der Wiege liegt und schlaft? Ein kleines liebes Kind in Windeln gewickelt, ein Kind, das ruhet unter einer wollenen Decke? —"

Wie voll Liebe, Zartheit und Einfachheit, ohne Beihülfe griechischer und römischer Götter! — welche natürliche Herzensklange blühen hier in süßer Rede im niedrigen Volke hervor. Wie selten aber ist es zugleich, daß der Kunst-Dichter nach langem Bemühen endlich wieder zurück zu kehren vermag zu solchem einfachen, reinen Wohllaut in Gedanken und Wort. Auch glaubten die nordischen Völker, gewisse runische Verse enthielten besondere wirksame magische Kräfte. Man nahm die einfachen Arzneimittel, die im Volke im Gebrauch waren, zugleich unter solchen Zaubergesängen. Sie hielten dafür, die Poesie habe noch teufelbannende Kraft. — Und nicht einfältiger erscheinen sie dabei, als Andere, welche Davids Harfenspiel Gleiches zutrauen, oder die Lehren der Kabbala nicht durchgehends verlaugnen, oder beachtend in der Zendavesta vernehmen, daß nach uralter orientalischer Weisheit viele Kuren verrichtet werden konnen durch das Wort.

Wenn man aber nachsprecherisch immer nur reden mag, gleichsam sich selber im Norden entschuldigend bei eignem matten Versstrom und verkrüppeltem Wort, das leichter und sinniger sich dichten lasse, fast wie von selbst, in der italienischen Mundart, und daß Poesie und Gesang nur zu Hause wären unter dem wonnigen italischen und griechischen Himmel: so muß man erinnern, daß im Norden glühender einst aus lebensvoller Phantasie und thatkräftigem Leben das innigst durchschlungene poetische Wort hervor brach. Denn im dichterischen Nothdrange des Werdens stellte noch Bild, Empfindung, Wort-Symetrie — sogar bis zu Buchstaben, Sylben und Klang in dem Ganzen, mit Rythmus, Gesang und Tanzform — Alles wie ein inniger Lebens-Ausdruck, als eine organische Einheit sich dar, wovon italische Weichheit und selbst griechischer Wohllaut nur wenige Andeutungen zeigt; — wie arm erscheinen wir gegen die Einhundert sechs und dreißig Rhythmus-Arten der Skalden, wie leicht obenhin versificiren wir, wenn dagegen in jenen alten Gesängen Alles scharf, maaßbestimmend zusammenklang, gebunden und doch um so freier, jeder Theil Wacker des andern, nichts schlummernd und vorübergehend, Alles mit einander verklungen und verschlungen, wie ein Nerv mit dem andern und alle wie im harmonievollen Bilde sich darstellend in einem einzigen gesunden Licht und Lebensblick geistaussprechender Augen.

Aber gehen wir nun wieder zu den Schnell-Versiern zurück, die nur selten sich als Dichter gestalten, dann müssen wir im Norden auch noch der Grönländer und der Anwohner der Straße Davis gedenken, die in ihrer Art, zur Volksbelustigung, nach glücklichen Fischfängen und Jagden und auf das, was sie mit einander ab zu machen haben, tanzend, Gesänge in Begleitung einer Trommel erschallen lassen. *) Noch mehrerer anderer Völker improvisatorisches Singen könnten wir anführen. Auch dürften wir bei der Frage: was wohl bei forcirt flüssiger Dichterei, wie in wortklänglicher musikalischer Nachempfindung, für deutsches Gemüth und für den guten Geschmack und die Kunst gewonnen werden könnte? — die Thatsache nicht vergessen näher zu erörtern, daß provenzalische Poesie und Sprache verschwanden, als die Aftersanger erschienen, und als sich die Jongleurs zu den Troubadours gesellten und deren Gedichte dramatisirten als schauspielige Improvisatoren. Doch lieber wenden wir uns jetzt zu einem Improvisator in hochdeutscher Mundart, zu dem zur Zeit Königs Friedrich Wilhelm des Ersten in Preußen sehr berühmten Mark-Brandenburgischen Prediger Schönemann, dessen wir hier besonders gedenken müssen, damit man unter neuerem poetisch-improvisatorisch-deutschen Ausbruch nicht vergesse, was schon da gewesen ist. „Dieser Schönemann besaß, außer verschiedenen gründlichen Kenntnissen in der Gottesgelahrtheit sowohl, als auch andern Wissenschaften, die ihm mit Recht eine Stelle unter den Gelehrten zuwege brachten, die seltene Gabe, sich über alle ihm vorkommenden Gegenstande und vorgelegten Sätze sofort, und ohne deshalb eine Feder ansetzen zu dürfen, in sehr reinen fließenden deutschen Versen auf eine sinnreiche Art aus zu drücken. Diese Gabe der Dichtkunst nahm man bei ihm nicht bloß alsdann wahr, wenn er dazu aufgefordert wurde, sondern er hielt auch alle seine Predigten und andere Reden in Versen. Er konnte diesen außerordentlichen Zufluß von Versen selber nicht unterdrücken, sondern er mußte sich, wenn er in Prosa reden wollte, einen wirklichen Zwang anthun. Sein Schicksal war, in Ansehung seiner äußern Versorgung, nur sehr mäßig gewesen, indem er mit der Predigerstelle auf dem eine Meile von Berlin belegenen Dorfe Friedrichsfelde vorlieb nehmen mußte. Selbst die dortigen Bauern waren seiner bloß aus Versen bestehenden Kanzelreden überdrüßig geworden. Es wurde ihm daher, auf angebrachte Beschwerde der dortigen Gemeinde, von dem Berliner Consistorium das Predigen in Versen ernstlich untersagt, und, daß er künftighin seinen öffentlichen Vortrag in guter reiner Prosa abfassen sollte, anbefohlen. Diesem Befehl zu gehorsamen gab er sich zwar alle mögliche Mühe, und er blieb auch, in dem Eingange der Predigt und bis in die erste Abtheilung derselben, solchen zu befolgen im Stande. Sobald er aber auf Stellen kam, die seinen Eifer erregen konnten, war er der Art von Begeisterung, die ihn übernahm, nicht mehr mächtig, sondern er mußte sich in Versen ausdrücken, und öfters geschah solches, ohne es zu wissen. — Außer der natürlichen Fähigkeit, sich in allen Fällen dichterisch ausdrücken zu können, kam bei diesem Manne auch noch die beständige Uebung darin dazu; denn er befand sich, wenn er nicht von Amtsgeschäften abgehalten wurde, fast täglich an den Tafeln der vornehmen Standesversonen in Berlin, welche sich an dieser seiner seltenen Gabe zu ergötzen suchten. Ueberhaupt war er aus dieser Ursache daselbst in allen Häusern beliebt und gern gesehen. — Sehr leicht aber konnte er auch unter seiner Begeisterung ein Glas Wein mehr zu sich nehmen, als ihm zuträglich war. Hierdurch verfiel er unvermerkt in das Laster der Trunkenheit, und es gereichte dabei dasjenige, was ihm sonst zu seiner Zeit sehr schmeicheln mußte, zu seinem

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika, von S. J. Baumgarten. S. 903.

offenbaren Verderben; zumal er eine Ehegattin hatte, die an diesen Ausschweifungen ebenfalls Antheil nahm. — Ohnerachtet er die Sachen, die er in seinen Versen vortrug, fast niemals vorher zu überdenken Gelegenheit hatte, so traf man doch jederzeit etwas Sinnreiches und Anpassendes darin an. — Einsmals legte er einen Besuch bei dem berühmten Professor Gottsched in Leipzig ab. Als dieser ihm unter Anderem die schönen, auf dem dortigen Universitätshause vorhandenen Gemälde zeigte, gerieth er dabei dergestalt in seine gewöhnliche Begeisterung, daß fast kein einziges derselben übrig blieb, so er nicht sofort mit einer sinnreichen Strophe besungen hätte. Gottsched wurde darüber dergestalt in Verwunderung gesetzt, daß er, ob er gleich sonst nicht die Gabe des Extemporirens besaß, dennoch, gleichsam von der Begeisterung des Schönemanns angesteckt, bei dem Beschluß ihrer Unterredung in die Worte ausbrach:

Der große Schönemann wird endlich noch die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Versen pflastern lassen!" *)

So kam denn der geistreiche märkische Improvisator zuerst durch die vielen Gastgelage zum Trunk und zuletzt gar außer Brod.

In spätrer Zeit soll sich bei einem Infanterie-Regiment ein improvisirender Lieutenant befunden haben, von welchem man Folgendes erzählt: Der Fürst hatte von dessen Dichtungsgabe gehört und ließ ihn einst bei der Revue zu sich rufen. Es entwickelte sich nachstehendes Zwiegespräch:

„Kann Er dichten?"
„Ja, Ihro Majestät!"
„So dichte Er einmal!"

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Lieutnant Wiedeborn
Soll hier auf dieser Erden
Nichts mehr als Lieutnant werden!"

„Es ist nicht wahr, Er ist ja Capitain!"

„Der Zorn hat sich gewandt,
Cap'tain werd' ich genannt:
Hätt' ich nur Equipage,
So hätt' ich mehr Courage!"

„Die soll Er haben, aber nun auch genug!"

Hier ward also zum ersten Mal in Deutschland improvisatorische Verselei außerordentlich belohnt.

In unsern erwerbslustigen Zeiten darf es aber nicht mehr auffallend seyn, Alles zum Geld-Ausdruck zu bringen, was Leib und Seele vermag. Denn Geld ist der Maaßstab aller Werthe, und was sich nicht darauf übertragen läßt, ganz natürlich dermalen finanzmäßig nichts werth. Und deßhalb muß es auch gelten als Sieg der Industrie, daß sogar die flüchtige Phantasie, die bisher wirklich gar nichts werth zu seyn schien, nun auch in Deutschland, in öffentlichen Versammlungen versartig vorgebracht, ebenfalls zur comptanten Zahlung gelangt ist.

Dr. Ludwig von Voß.

Ein polnischer Reise-Liebhaber hat in seinem Wohnsitz unter Anderem eine complette amerikanische Waffen-Sammlung angelegt, worunter Spieße von Knochen, Aexte von Kiesel, Schilder von Schlangenhaut u. s. w. Das Merkwürdigste ist aber eine große Maschine aus Elephantenknochen, so eingerichtet, daß sie Nachts, ganz voll wilder und giftiger Thiere gefüllt, heimlich in's feindliche Lager gebracht und dort geöffnet wird. — Wenn man dies mit den unlängst erfundenen Dampf-Kanonen zusammen stellt, deren eine zehn Mal so viele Menschen wegrafft, als eine gewöhnliche Kanone, so ist es augenscheinlich, daß dem Menschen der Zerstörungstrieb seines Gleichen angeboren ist! (Corsaire.)

*) Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. Berlin, 1787. 2te Sammlung, S. 85.

1825. No. XXVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Euryanthe. Von Helmine von Chezy. Mit Umschlag und Vignette von Gubitz. 18 Gr.

Othar von Bretagne und Bergmannsthal. Erzählungen von M. C. Hansen und J. M. Thiele; aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Lenburg. 1 Thlr. 12 Gr.

Erzählungen, die Manchem schon gefielen. 1 Thlr. 6 Gr. Inhalt: Des Menschen Wege sind nicht Gottes Wege. Von Karoline Behrends. — Bellarosa. Von A. v. Tromlitz. — Die Sage von der Teufelsbrücke. Von Bertram. — Ein Mährchen zu seiner Zeit. Erzählt von einem Layen in der Schriftstellerei. — Der goldene Schwan und die weiße Taube. Von dem Verfasser von „Wahl und Führung". — Das Schloß ohne Treppe. Von E. Karoli. — Paul Marron. Eine Criminalgeschichte von Sterwil. — Die Gründung von Herrenhuth. Von E. Karoli.

Perlen der heiligen Vorzeit. Von Joh. Ladislav Pyrker (Dichter der „Tuniias" und des Epos: „Rudolph von Habsburg"). Gedruckt auf Kosten des Ofner wohlthätigen Frauen-Vereins. Pracht-Ausgabe 2 Thlr. 8 Gr.; ordinaire Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr.

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunser; der verlorene Sohn; das Abendmahl; Christus am Kreuz; die Auferstehung) und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 9 Gr.

Merkwürdige Personen in der Geschichte unsrer Zeit. Folio. 4 Thlr. 12 Gr. Es sind folgende 28 Bildnisse: Friedrich Wilhelm III., König von

Preußen; Alexander I., Kaiser v. Rußland; Franz I., Kaiser v. Oesterreich; Wilhelm I., König v. Würtemberg; Karl Johann, König v. Schweden; Großfürst Konstantin; Blücher; Wellington; Schwarzenberg; Metternich; Wrede; Kutusoff; Gneisenau; Bülow; Kleist, Benningsen; Bubna; Wittgenstein; Tauenzien; York; Borstel; Miloradowitsch; Wallmoden; Thielemann; Rostopschin; Hirschfeld; Tschaplitz; Moreau: — gute Abdrücke von denselben Platten, deren Abdrücke bisher das Stück 16 Gr. kosteten.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben: von F. W. Gubitz. Erstes Heft. Nr. 1—474. 1 Thlr. 12 Gr. — Zweites Heft. Nr. 475—866. 1 Thlr. 6 Gr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Paalzow, C. L., Das Theater der Reformation oder der Papst und die Reformatoren. Zweiter Band; auch unter dem Titel: Die Polemik des siebzehnten Jahrhunderts.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, so wie in allen andern dortigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Schlickeisens, W., französisches Elementarbuch zur leichtern und gründlichern Erlernung der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache, mit passenden Leseübungen, grammatischen Regeln und erklärenden Beispielen, als Vorübung zu den größern Grammatiken Wailly und Sanguin, für den ersten Unterricht entworfen. 8. 314 Seiten.

Preis: 16 Gr.

Der Verfasser, der bei seinem vieljährigen Unterricht fand, daß fast alle Grammatiken der französischen Sprache über die ersten Anfangsgründe derselben zu schnell hinwegeilten, entschloß sich zu der Herausgabe dieses Elementarbuchs, welches eine ausführliche, durch passende Beispiele und Leseübungen erläuterte Anweisung zur Aussprache, so wie leicht faßliche Regeln der Grammatik enthält, und hofft, daß dasselbe allen Lehrern der französischen Sprache, welche bei den Anfangsgründen derselben einen leichten und zugleich gründlichen Weg mit ihren Schülern einschlagen wollen, sowohl bei dem Schul- als bei dem Privat-Unterrichte sehr willkommen seyn wird.

Leipzig, im Juli 1825. Carl Knobloch.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte; auch unter dem Titel: Das Römische Erbrecht in seiner Stellung zu vor- und nachrömischen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erstes Kapitel. Das römische Erbrecht, nach der Seite seiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das System der Willkühr, oder das testamentarische Erbrecht. Drittes Kapitel. Das System der Familie, oder das Intestaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Systeme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

Nach dem Englischen des A. Vieusseux von Georg Lotz.

Zwei Bändchen.

Die Urtheile der englischen Zeitschriften („Edinburgh Review" etc.), so wie der deutschen (wir erwähnen nur das „Morgenblatt" und das „Conversationsblatt"), stimmen darin überein, daß dieses Werk jedes andere über Italien weit übertrifft. Die Engländer selbst sagen: „Das beliebte Buch von Moore ist dagegen armselig zu nennen." — Der Verfasser, der in neunzehn Jahren nach und nach ganz Italien durchreisete, hat es in jeder Beziehung treffend geschildert. Nächstdem giebt er die interessante politische Geschichte Italiens (mit vielen bisher unbekannten Anekdoten durchwebt) vom ersten Anbeginn der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit und eine Uebersicht der italienischen Literatur. Bei so vielem Anlaß zur Unterhaltung und Belehrung dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in Deutschland dieses Werk ein allgemeines Interesse erregen wird.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist erschienen:

Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr.

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine

Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Schmetterlingskunde.

Freunden der Insekten- und insbesondere der Schmetterlingskunde wird es sehr angenehm seyn, hierdurch zu erfahren, daß so eben die 2te sehr vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage von

K. v. Tischler's encyclopädischen Taschenbuche für Anfänger in der deutschen Schmetterlingskunde, und überhaupt für Freunde dieser Wissenschaft ꝛc.

bei A. Wienbrack in Leipzig herausgekommen ist. Schon vor 20 Jahren wurde dieses ganz praktisch und instruktive Buch, als das beste in seiner Art, von sachverständigen Beurtheilern empfohlen. Der Herr Verfasser hat ihm jetzt eine weit vollkommnere Gestalt gegeben, und so wird es als bequemer und zweckmäßiger Begleiter auf den Wanderungen höchst brauchbar seyn. Den Preis von 1 Thlr. für 13 Bogen Text und einem illuminirten und 4 schwarzen Kupferstichen wird man gewiß billig finden, und ist es dafür in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der

hohe Beruf der Mutter

oder

praktischer Versuch eines

Elementarunterrichts

für Töchter aus den gebildeten Ständen,

von

C. C. L. Klee.

Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerschwer, J. J., neu erfundene Multiplications- und Quadrat-Tafeln, vermittelst welcher man die Produkte aller vierziffrigen und die Wurzeln aller fünfziffrigen Zahlen sehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematischen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüson und L. Ideler. gr. 8. Preis: 18 Gr. C. (22½ Sgr.)

Hotho, H. G., Don Ramiro. Trauerspiel in drei Aufzügen. 8. Preis: 16 Gr. C. (20 Sgr.)

Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis: 8 Gr. C. (10 Sgr.)

Wilde, E., Handbuch der analytischen Trigonometrie. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr. C. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Berlin, im Juli 1825.

Maurersche Buchhandlung.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die

Kunst des äußern Vortrags

von

Dr. Anton.

Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Tabellarische

Arzneimittellehre

für

praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung

praktischer Erfahrungen

bei den vorzüglichsten

technischen Gewerben und Künsten

und deren Fortschreiten,

besonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

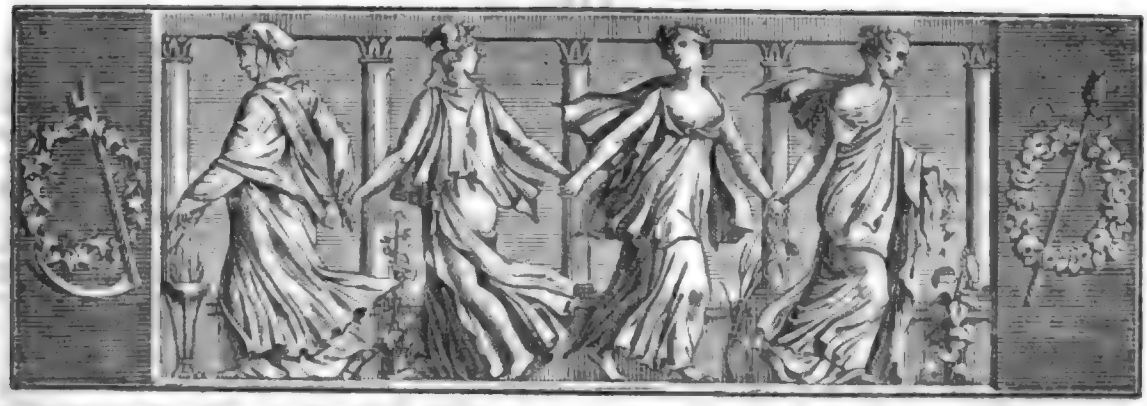
von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 3. Auguſt. 123ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

10. Juſſuf Paſcha.

Auf die Bruſt das Haupt geſenket,
Pfeife neben ſich und Säbel,
Vor ſich die gefüllte Schale,
Ruht im Divan Juſſuf Paſcha;

Als ein Bote Sultan Mahmuds
Mit der ſeid'nen Schnur ihm nahet:
„Juſſuf Paſcha, dies als Gruß Dir
Von dem mächt'gen Herrn der Pforte!“

Und der Paſcha, ſtumm und trotzig,
Greift zum krummgebog'nen Säbel,
Und des Boten Schädel ſpaltend:
„Dies als Gegengruß dem Sultan!“

11. Der Greis von Antalia.

Füllet mir den Becher, daß ich trinke,
Trinke, bis ich ſelber mich vergeſſe,
Und dann in des Todes Arme ſinke!

Ob ich gegen Mahom mich vermeſſe? —
Armer Zweifel! fahre hin, mein Glauben!
Ich ertränke dich im Blut der Trauben.

Sah' ich nicht in ſieben blut'gen Siegen
Allahs Heer der Heidenſchaar erliegen,
Und des Halbmonds heil'ge Zeichen rauben?

Sah ich nicht die Flotte aufwärts fliegen?
Sah ich nicht durch finſt'rer Mächte Walten
Sieben Söhne ſich im Tode ſchmiegen?

Fortgeſchleift in ſeines Roſſes Bügeln,
Wie entſtellt! das Lockenhaupt zerſpalten,
Fühle' ich Osman mir im Arm erkalten.

Haſſan, du die ſüße Luſt der Frauen,
Wie die Zeder herrlich an zu ſchauen,
Fandeſt Tod in Meereswellenhügeln.

Muſtapha, du mit der hohen Stirne,
Du warſt ſchön, eh' von den dunkeln Brauen
Blut troff vom zerſchmetterten Gehirne!

Omar, Hamid, leuchtende Geſtirne,
Statt der Braut — o Wechſel voll Erbarmen! —
Bettet' euch der Tod in Flammen-Armen.

Auch die beiden Jüngſten meiner Lieben,
Hatem, Mulei, ſtark im Lanzenüben,
Durften länger nicht am Licht erwarmen.

Meinem Herzen iſt kein Troſt geblieben,
Ohn' Erhörung iſt mein brünſtig Beten,
All mein Hoffen in den Staub getreten.

Ich verſteh' des ſtarren Schickſals Winke;
Ob ich gegen Mahom mich vermeſſe?
In den Staub will ich ſein Buch zertreten!

Füllet mir den Becher, daß ich trinke,
Trinke, bis ich ſelber mich vergeſſe,
Und dann in des Todes Arme ſinke!

Schlußwort zu den Türken-Liedern.

Der Sieger bleibt, wer ſich in Bild und Leben
Den freien Sinn in freier Wahl erhält,
Und in der Zeiten ſchwankem Wechſelſtreben
Zum rüſt'gen Wollen ſich're That geſellt.

Vergebens wirſt du eifernd dich bemühen,
In's Zeitenrad mit kecker Hand zu greifen;
Vor deiner Luſt, vor deinem Schmerz und Glühen
Wird es im Fluge ſtets vorüber ſchweifen.

Gelingt dir's aber in dem ſchweren Kampf,
Dich ſelbſt zu faſſen, ein getreuer Hüther,
Dann ſchreiteſt durch des Lebens Drang und Krampf
Du ſicher durch, dein eigener Gebieter.

Und haſt du dich, du kannſt mit heit'rem Sinn
Dein feſtes Haus dir auf dem Felſen bauen,
Und wirſt mit ſtets erneuetem Gewinn
In das Gewühl von deiner Warte ſchauen.

So blicke denn mit reger Kraft und Muth,
Der Wahrheit treu, in Zeit und Völkerleben,
Und bild' und wirke, um mit reiner Gluth
Im engſten Kreis das Höchſte zu erſtreben.

Die neue Caſſandra.

(Fortſetzung.)

Manon entfernte ſich wieder; ich ſah ihr lächelnd nach und ſagte: „Sie haben ſo ſpät noch, wie ich ſehe, ſich in Hymens Banden begeben, und damit die früher gehegten Grundſätze auf's Beſte widerlegt!“ — Der Baron war früher niemals verheirathet und ſeine Abneigung gegen den Eheſtand hatte oft Gelegenheit zu Scherzen zwiſchen uns gegeben; aber er erwiederte ſehr ernſthaft: „Sie irren! Manon iſt nicht meine Frau, obgleich ſie verdiente, die Gattin des rechtſchaffenſten Mannes in ganz Frankreich zu ſeyn. Ein freiwilliger Entſchluß hat ſie bewogen, meine Einſamkeit durch ihre Geſellſchaft zu verſüßen, und eine Lage zu theilen, die, wie Sie ſehen, von keiner Seite Vergnügen und Annehmlichkeiten zu gewähren vermag. Doch von dem Allen nachher! Jetzt bedürfen Sie vor allen Dingen einiger Erholung. Ich bitte Sie, dieſelbe in meinem Schlaf-Cabinet auf ein Stündchen zu genießen. Unterdeß wird Manon unſer kleines Mahl bereitet haben!“ — Er öffnete bei dieſen Worten eine Seitenthür, und ließ mich in ein ſehr kleines Cabinet treten, welches er, ſich beurlaubend, hinter mir wieder verſchloß.

Ich fand mich allein, doch die Ueberraſchung eines ſo unerwarteten Wiederſehens verſcheuchte alle Müdigkeit, und ich hatte der Aufforderung des Barons mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfniß nachgegeben. Jetzt mir ſelbſt überlaſſen, begann ich die Gegenſtände, die mich umgaben, zu muſtern, und über die Urſachen nach zu denken, welche den Baron zu einer ſolchen Lebensweiſe konnten veranlaßt haben. Alles was ich ſah, regte dieſe Gedanken an. Ein ärmliches Ruhebett erinnerte durch ſeine ehemalige reiche Vergoldung an das Ameublement eines Prachtgemaches, wovon es ſonſt ein Stück mochte ausgemacht haben, und die abgenutzten Prachtbände einiger Bücher, auf einem an der Wand befeſtigten Brett, an die herrliche Bibliothek des Barons, welche mir einſt ſo manchen ſchönen Genuß gewährt hatte. Ich nahm einige Bücher von dem Geſtelle herunter; es waren vorzügliche Dichterwerke unſerer Nation, ſo wie der Engländer und Italiener. Ich hatte die nämlichen Bände oftmals in Händen gehabt, oft den geiſtreichen Kreis, welcher ſich im Hauſe des Barons zu verſammeln pflegte, durch Mittheilungen daraus unterhalten. Welche Erinnerungen! und welche Gegenwart! — Baron Hoguet machte damals — es konnten achtzehn bis zwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen ſeyn — eines der glänzendſten Häuſer in Paris. Eben ſo ſehr hierzu fähig durch ſeinen außerordentlichen Reichthum, als durch ſeinen feinen Geſchmack und ſeine ausgezeichnete Geiſtesbildung, konnte man in unſerer, an glänzenden Zirkeln ſo reichen Hauptſtadt ſich doch nicht leicht irgendwo beſſer befinden, als an der Tafel oder in dem Salon des Barons Hoguet. Der lüſterne Schmecker ſowohl, als der denkende Kopf, der Schöngeiſt wie der Staatsmann fanden ihre Rechnung, und Alle ſtimmten in dem Urtheil überein, daß es für unſern Wirth nicht der Folie von zwanzig Millionen Franks bedurft hätte, um für einen vortreflichen Kopf und ausgezeichneten Geſellſchafter zu gelten.

Vorzüglich intereſſant war das Haus des Barons für Fremde und durch ſie; denn indem dieſe hier Alles fanden, was Paris Geiſtreiches und Schönes auf zu weiſen hatte, ertheilten ſie ſelbſt dieſen Zirkeln einen eigenthümlichen Reiz durch das Charakteriſtiſche ausländiſcher Bildung und Sitte, und nicht leicht kam ein bedeutender Fremder nach Paris, mochte er nun Staatsmann, Gelehrter oder Künſtler ſeyn, welcher in den Zirkeln des Baron Hoguet nicht Zutritt geſucht und gefunden hätte; ja es fand hier gar Mancher Gelegenheit, ein Glück zu begründen, welches zu ſuchen er nach der Hauptſtadt gekommen war; denn des Barons bedeutende Verhältniſſe, ſeine Verbindungen mit den angeſehenſten Perſonen des Hofes ſchafften ihm ſehr oft Gelegenheit, aufkeimenden Talenten jeder Art den Weg zu bahnen, und ſeine großmüthige und wohlwollende Geſinnung ließ ihn ein edles Vergnügen in der Ausübung einer ſolchen Art von Gönnerſchaft finden. Auch ich hatte derſelben die Begründung meiner Glücksverhältniſſe zu verdanken. Vor Jahren als Fremdling nach Paris gekommen, verſchafte ein glücklicher Zufall mir die Bekanntſchaft des Barons. Ich gewann in Kurzem ſeine beſondere Zuneigung, und außer den unzähligen Annehmlichkeiten, welche mir daraus erwuchſen, ward mir hierdurch der Weg zu Verbindungen geöffnet, durch deren Hülfe ich mit leichter Mühe eine für meine Beſtrebungen wünſchenswerthe Anſtellung fand.

War nun der Umgang des Barons und ſein Geſellſchaftskreis von ſo ausgezeichneter Annehmlichkeit, ſo war dies noch weit mehr der Fall für den Kreis ausgewählter Freunde, welchen vergönnt war, ihn auf ſeinem Landſitz zu Chatillon, ohnfern Meudon, zu begleiten. Sein prachtvolles Schloß daſelbſt war einem wahren Feenſitze zu vergleichen, und Alles, was Kunſt, Geſchmack und Reichthum nur zu bewirken vermögen, war aufgeboten, einen von Natur ſchon reizenden Auf-

enthalt zu verschönern. Der feinste Epikuräismus, durch Geschmack und Zartsinn veredelt, herrschten bei den Festen, die hier gegeben wurden; und wenn gleich der ländliche Aufenthalt und die Gegenwart eines engvertrauten Kreises von Freunden gestatteten, sich in einer freieren Gestalt zu zeigen, als dies in Paris geschehen konnte, so wendeten doch nie die Grazien sich von diesen Festen ab; ja, die Musen selbst verschmähten nicht, sie mit ihren freundlichsten Gaben zu verherrlichen. Hierher begleiteten den Baron seine erlesensten Freunde und diejenigen Fremden, welche ein näheres Interesse mit ihm verband. Da sah man Männer, welche die Annehmlichkeiten aller Länder und Gegenden gekannt und genossen, Staatsmänner von hoher Bedeutung in traulichem Vereine mit Dichtern und Künstlern, und Alle theilten aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und Forschungen, aus den Eingebungen des Genius mit, was zum Erghhen Aller dienen konnte. Reizende Frauen von Geist und Anmuth erhöhten den Zauber dieses Kreises, und wenn freilich nur die Liebe sie hier einführte, so verstand es sich doch von selbst, daß keine Wesen gemeiner Art demselben nahen durften, und nur, wo freie Neigung ein Verhältniß geknüpft, dem höhere Rücksichten keine Rechtmäßigkeit gestatteten, war es vergönnt, sich dessen hier auf zwanglose Weise zu erfreuen. Der Baron selbst lebte damals in einer solchen Verbindung mit einer wunderschönen Tänzerin, und das bezaubernde Talent dieses Mädchens diente nicht selten, den Genuß unserer gesellschaftlichen Abende zu erhöhen. — Ich genoß einige Jahre hindurch das Vergnügen dieses Umgangs; dann entfernten mich Dienstverhältnisse von Paris. Ich verlebte mehrere Jahre in entfernten Provinzen, zuletzt im Auslande. Als ich nach einem sehr langen Zeitraum Frankreichs Hauptstadt wieder sah, fand ich Manches verändert. Die Freunde jener Zeit waren weit umher verstreut; Viele waren todt, die Meisten entfernt. Unter den Gestorbenen befand sich auch Baron Hoguet. Ich hörte mit Bedauern, daß seine Glücks-Umstände sich nach und nach verschlimmert hatten. Dem Glück vertrauend, welches ihm bis dahin ohne Unterbrechung gelächelt, hatte er sich auf weitläuftige Unternehmungen eingelassen, welche mißlungen waren. Große Summen, die er der Regierung vorgestreckt, waren ihm nicht zurück gezahlt worden. Einige Handelshäuser, die seine bedeutendsten Capitalien besaßen, hatten fallirt, und sein Unglück zu vollenden, verzehrte eine große Feuersbrunst seine wichtigsten Papiere und Rechnungsbücher, so daß seine verwickelten Angelegenheiten nicht wieder zu ordnen waren. Es war wohl nicht zu verwundern, daß so wiederholte Schicksalsschläge die Philosophie eines Mannes erschütterten, welcher bis dahin dem Glücke im Schooß gesessen. Man hatte ihn noch eine Zeit lang gramgebeugt, und in einer Lage, die gegen seine frühere dürftig zu nennen war, umher gehen sehen. Dann hatte er Paris verlassen, angeblich um noch in der Provinz etwas von den Trümmern seines Vermögens zu retten, von wo aus denn bald darauf die Nachricht seines Todes zu den Wenigen gekommen war, welche noch nach ihm fragten; und da er durchaus keine nahen Erben hinterließ, so war der gute Baron sammt den Ansprüchen, welche er rechtmäßiger Weise noch zu machen gehabt hätte, auch sehr bald unter dem Wechsel der Erscheinungen der Hauptstadt vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Zwei Philosophen wurden befragt, woher jetzt die vielen Krankheiten in der Welt entständen. „Man zähle die vielen Müßiggänger!“ erwiederte der Eine. — „Man zähle die vielen Köche!“ erwiederte der Andere.

Die erste Anstrengung des Instinkts ist: Niemand zu gehorchen! Die letzte Anstrengung der Vernunft ist: nur sich selber zu beherrschen.

Auch die Gelehrtesten sagen uns nur, was sie wissen; was uns zu wissen wahrhaft nöthig, sagt uns die Natur viel besser.

Franklin sagte: „Den Luxus beschützen, weil er verschiedenen Arbeitern aufhilft, heißt Alle verderben, um Einzelne zu begünstigen.“ Ed. Rolle.

B i t t e. *)

Süß Mädchen, dem ich jüngst zu eigen bin geblieben,
O liebe, oder fessle ewig mich an Dich!
Doch allzuviel schon — lasse Dich nur von mir lieben,
Dann ist mir hold Cythere und beglücket mich.
Erkiese mich, ich will Dir ewig liebvoll dienen,
Erkiese mich, ich bleibe ewig Dein und treu:
Und ob im Stammbaum mir nicht edle Zweige grünen,
Und adelich mein bid'res, heißes Blut nicht sey;
Ob hundert Sklaven gleich die Felder mir nicht säen,
Und Elterngeiz mir auch kein reiches Erb' verheißt;
So wird Apoll mich und die Muse mich erhöhen,
Und Amor, der mich liebvoll Dich bestürmen heißt;
Der unbefleckte Muth, die engelreinen Triebe,
Die zarte Einfalt und die rosigrothe Scham,
Nicht Tausend lieb' ich, bin kein Flüchtling in der Liebe,
Nur Du wirst meine Wonne, Du des Herzens Gram.
Mit Dir wollt' ich, so lang' der dunkle Parzen-Reigen
Gestattet, leben; wenn Du trauerst, untergeh'n!
D'rum gieb Dich, Holde, mir zum süßen Liede eigen,
Und schöner Sang soll mich dann, Deiner werth, durchweh'n.
Im Liede lebt ja Jo, sie, die Hornumschmückte,
Und sie, die einst als Schwan der Buhle hinterging,
Im Sange lebt auch sie, die er als Stier berückte,
Die in des Meeres Wogen sein Gewand umfing:
So soll auch uns das Lied der Welt verkünden,
Und meinen Namen will ich stets an Deinen binden.

Manfred.

*) Ovidii Amor. Lib. I. Eleg. 3. als Probe einer complet. ten Uebersetzung der Liebeslieder dieses Dichters im Reimmaaße.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Nach einer Abweſenheit von anderthalb Jahren iſt der Königl. Hofmaler, Hr. Ternite, von einer Kunſtreiſe aus Rom, Neapel, Portici und Pompeii mit reichen Kunſtſchätzen hierher zurückgekehrt. Die letzte hieſige Kunſt-Ausſtellung zeigte in ſeinem Original-Gemälde: Johannes, daß ſeine Zeichnungen und ſeine Farben-Verſchmelzungen ſich würdig anſchließen den bewunderten Gerardſchen Gemälden; ſo wie wir in andern Bildern von ihm, die wir früher ebenfalls auf der Ausſtellung ſahen, die ſorgfältigſte Behandlung gewahrten, und beſonders in Copien Raphaelſcher Werke dieſen Meiſter in allen Zügen, wie in einem Spiegelbilde, wieder fanden, was nur der Zauber der ächten Kunſtliebe zu bewirken vermag. Jetzt aber hat Hr. Ternite mehrere trefflichſt ausgeführte Zeichnungen von neu aufgefundenen Gemälden des Mantegna, Correggio's Lehrer (?), mitgebracht, welche ſich in der Sakriſtei der St. Peterskirche zu Rom befinden; außerdem aber von den vorzüglichſten Gemälden aus Herkulanum und Pompeji über dreihundert genau durchgezeichnete Umriſſe, mit ausgeführten Köpfen, damit man den Seelen-Ausdruck der herrlichen Kunſtwerke um ſo vollſtändiger bis zur beſondern Manier eines jeden einzelnen Meiſters erfaſſe; endlich aber von zwölf der beſten Gemälde aus Pompeji, genau nach Größe, Farbentönen und Ausdruck, Copieen geliefert, die, wie Ternite's ganze reiche Sammlung, neuen Lichtglanz werfen auf die alte griechiſche Malerei. Durch das Anſchauen derſelben wird der Enthuſiasmus begreiflich gemacht, mit der die klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums der Gemälde ihrer Zeit gedachten. Der Kunſt-Entwicklung wird dadurch ein neu belebender Anſtoß gegeben werden. Und da dieſe Copieen in wahrer Meiſterſchaft, als treuſte Facſimile's, gearbeitet und darum von unvergleichbarem Werth ſind, ſo wird daraus Förderung des Kunſt-Studiums und neuer heller Rückblick auf die erhabene Kunſtwelt der Alten entſtehen. — Denn es wird mit dieſen Bildern klar vor Augen geführt, daß die griechiſche Malerei einſt nicht weniger hoch geſtanden hat, als die Bildhauerei mit ihren ewigen Urbildern. — Nur mit der innigſten Liebe zur Kunſt konnte Hr. Ternite, wie im eignen Selbſtvergeſſen, in der kurzen Zeit, die ihm zu dieſen Arbeiten zu verwenden geſtattet war, ſo viel leiſten, als er hier geleiſtet hat. Hr. Ternite hatte ſich dabei der erleichterten Hin- und Herreiſe in Begleitung des Kunſt-Mäcens, des Hrn. Grafen von Ingelheim, zu erfreuen. L. v. B.

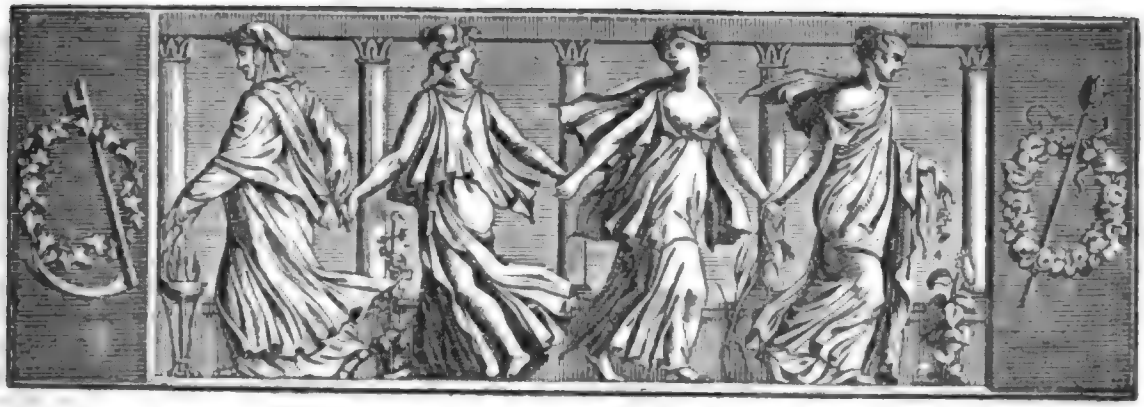
— Raupach hat in ſeinem Luſtſpiel: „Laßt die Todten ruhn!“ einen ſehr gelungenen Verſuch gemacht, den allbekannten Till Eulenſpiegel auf die Bühne zu bringen, und dadurch eine allgemeine deutſche komiſche Theater-Perſon, die leider lange ſchon verdrängt war, wieder ein zu führen. Er iſt als Bedienter „Till“ die Seele des Stücks, iſt der verfeinerte, mit allen Freiheiten des Witzes herrſchende, liſtige, verſchmitzte, unſchuldige, Intriguen ſpielende italieniſche Arlechino oder der ehemalige ganz ehrenwerthe deutſche Hanswurſt, und dient hier noch dazu, im Allgemeinen das oft aufgeſtellte Tragödien-Fatum zu verſtiren. Er wurde von Hrn. Rüthling, unſtreitig dem talentreichſten unſerer jungen Komiker, treffend dargeſtellt; dieſe Sicherheit beim Verwickeln der Ereigniſſe und die Ruhe beim Ueberlegen und Entwickeln war acht komiſch. — Hr. Devrient („Baron v. Zwirbelfeld“), mit dem faſt ununterbrochen feuerſprühenden Aetna der Eiferſucht in der Bruſt, zeigte ſich, wie immer: genial den Charakter auffaſſend und ihn in ſeinen kleinſten Theilen conſequent durchführend; der Meiſter bleibt in Allem groß. Die andern Mitſpielenden wirkten fleißig im Verein zur trefflichen Darſtellung des Ganzen. L. L.

— Im Königsſtädtiſchen Theater wurden zwei neue Stücke aufgeführt: „Arm und reich“, Drama in drei Akten von Karl von Holtei, und: „Das Ehepaar aus der alten Zeit“, Lokaler Scherz in einem Akt (als Vaudeville behandelt) von L. Angely; beide Neuigkeiten haben ſehr gefallen. Das Drama iſt ein aus deutſchem Geiſte hervor gegangenes Werkchen, das hoffentlich bald auf allen vaterländiſchen Bühnen erſcheinen wird, da die Rolle von „Aennchen Friedenreich“, ſpäter „Anna Fiorosa“ genannt, für junge Schauſpielerinnen eine intereſſante und der Mühe des Studiums lohnende Aufgabe iſt. Hier wurde ſie von Demoiſ. Aug. Sutorius gegeben, im erſten Akte mit entſchiedener, in der bisherigen Talent-Ausbildung der Darſtellerin begründeten Wahrheit, in den andern beiden Akten mit Beweiſen von großer Fähigkeit zu höherer Künſtlerſchaft. Wenn Herr Beckmann („Karl“) ſich aus der Monotonie ſeines Vortrages bis zu dem Ausdrucke erheben könnte, den er, laut einzelnen Anklängen, im Gefühl zu haben ſcheint; wenn Hr. Nagel („Oberförſter“) die Sentimentalität etwas einfacher darlegte, nicht gleichſam damit kokettiren wollte, ſo würde die ganze Darſtellung zu loben ſeyn, wie ſie in den meiſten Theilen wirklich zu loben iſt. Hr. Meyer, als „Georg von Neuwald“, könnte freilich der Dichtung dadurch noch zu Hülfe kommen, wenn er ſeine Liebe für Geſang und Muſik überhaupt etwas phantaſtiſcher hielte (es wurde dadurch der nachmalige raſche Entſchluß, ſeiner Geliebten zu entſagen, mehr motivirt); doch iſt er auch hier in ſeinem ganzen Weſen eine angenehme Erſcheinung. Hr. Gende, als „Muſik-Direktor“, und Hr. Röſicke, als „Schulmeiſter Friedenreich“, zeichnen ſich ebenfalls aus, und ſowohl Dichtung als Darſtellung gewinnen der Königsſtädtiſchen Bühne erhöhte Achtung. — „Das Ehepaar aus der alten Zeit“, deſſen theatraliſcher Urſprung bald in der Fremde, bald bei uns zu ſuchen iſt, wird von Hrn. Angely und Demoiſ. Schirer in recht ausführlicher Wahrheit gegeben, beſonders ergötzt Erſterer ſehr in treffender Miniatur-Malerei des Charakters. Auch Hr. Röſicke und Demoiſ. Cath. Eunicke, als ein Berliniſirtes Ehepaar, haben den rechten Ton getroffen, ſo daß im Publikum ſich für dieſe Neuigkeit lebhafter Beifall vernehmen ließ. — Hr. Schwarz, vom K. K. Hoftheater in Wien, hat in ſeinen Gaſtrollen ſich als denkenden und bühnenfertigen Künſtler erwieſen; namentlich in der Rolle als „Abbé de l'Epée“ wirkten ſeine Natürlichkeit, ſein herzlicher Ton ungemein günſtig, und die Darlegung des Charakters, wenn wir derſelben einen ſtarkdeutſchen Anſtrich geſtatten, war ganz und richtig. Bei dieſer Vorſtellung müſſen wir des Hrn. Weeber als „St. Alme“ rühmlichſt gedenken. Die Haltung, welche dieſem Charakter nothwendig iſt, wird einem jungen Schauſpieler ſchwer; Hr. W. erweckte aber, indem er Anſtand, Mäßigung und Herzlichkeit in ſeiner Leiſtung vereinigte, für ſein Fortſtreben große Hoffnungen, ſo daß er, nach unſerer Anſicht, unter den beginnenden Schauſpielern eine ehrenvolle Aufmerkſamkeit verdient. Demoiſelle Caroline Sutorius hat den jungen „Solar“ mit Talent und genügend, aber noch nicht mit der erforderlichen Tiefe dargeſtellt; die ſtete geiſtige Beweglichkeit muß mehr einleuchten. Wenn Hr. Meyer, als „Advokat“, in den Worten ſeiner Rolle ſicherer wird, iſt ſeine Darſtellung durchweg zu loben. Mit Hrn. Bartſch, als „Dumont“, darf die Kritik zufrieden ſeyn; nicht ſo mit Hrn. Gende als „Darlemont“. Er giebt ihn durch ein Zerreißen der Affekte und durch mehr äußerliches als inneres Wüthen nicht dem Abſcheu allein, ſondern der niedern Verachtlichkeit preis, während das eine Motiv, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen und ſeine Familie zu erheben, dem Verbrecher noch immer einen Grad von conventioneller Schminke verleihen ſollte. — r.

In der Kirche von Wouvarvthon (England) bewahrt man die eiſerne Schaale, mit der Wilhelm von der Normandie Waſſer aus der Themſe geſchöpft, um ſein ſtaub- und blutbedecktes Geſicht zu reinigen. Sie hängt an zwei goldenen Ketten mitten im Schiff der Kirche. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 5. Auguſt. 124ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

Griechen-Lieder.

1.

Wie ſich Nacht und Tag begegnen,
Eines muß dem Andern weichen,
So begegnen ſich im Kampfe
Siegstriumph und Sklavenjoch.

Dämmerung und trübe Nebel
Hüllen rings den blauen Aether,
Daß kein ſterblich Aug' entſcheidet:
Folgt der Morgen? — folgt die Nacht? —

Kräfte ſchließen ſich an Kräfte,
Mühen häufen ſich auf Mühen,
Schlachten reihen ſich an Schlachten,
Blutroth färbt ſich Berg und Thal.

Aber mehr und mehr gekräftigt
Steigt die Sonn' am Himmelszelte,
Blitzt bald zuckend durch die Nebel,
Weicht dann wieder ſcheu zurück.

Durch die Höhen, durch die Tiefen
Dringt nur ein unſichtbar Auge,
Eint die Kräfte, lenkt die Schlachten,
Wägt des Kampfes wechſelnd Loos.

Er allein weiß, ob der Nebel
Endlich wird vom Wahlplatz weichen,
Oder ob er ohne Ende
An die Nacht ſich reihen ſoll.

Kraft um Kraft und Schlag' um Schläge
Kämpfen muthig alle Streiter;
Wenn Triumphgeſang erſchallet,
Thut des ew'gen Lenkers Preis.

2. Nikanor.

Soll den Tydiden allein der Name des Trefflichen ſchmücken?
Hat nur Achilleus Haupt Kränze des Ruhmes verdient?
Konnte nur Aias Schwerdt den Trotz der Feinde bezwingen?
Iſt denn nur Ilions Feld werth des unſterblichen Lieds? —
Wo von Glauben beſeelt ein Herz dem Kampfe ſich weihet,
Wo ſich ein männlicher Arm ſchmückt mit dem blitzenden Schwerdt,
Wo ſich der Jünglinge Schaar dem Feinde mit rüſtigem Muth ſtellt,
Freudig dem Vaterland opfernd das wallende Blut,
Wo nicht der Gegner Zahl, nicht des Kampfes Dauer zurück ſchreckt,
Wo ſich mit jeder Gefahr ſtählet und doppelt der Muth,
Da winkt ſtrahlender Ruhm, da ewiggrünende Kränze,
Da prangt herrlich und hehr nimmerverwelkender Lohn,
Da ertönen im Chor der roſigen Töchter von Hellas
Zu der Kithara Ton Klänge des feiernden Lieds.
Auf denn! ſchmücket zur Schlacht mir den prachtigen Rappen von Tosdur
Mit dem durchbrochenen Schmuck, den ihm Poikilos gewirkt,
Decken auch und Geſchirr, das gold'ne, des trefflichen Künſtlers,
Und mit dem ſilbernen Gurt zieret den dunkeln Leib.
Trägt er nicht ſchöner den Hals, wenn die reiche Kanthare ihn führet?
Hebt er nicht höher den Schweif, deckt ihn der prangende Schmuck?
Aber wiehernd erhebt er und brauſend ſich hoch in die Lüfte,
Schwinget gerüſtet zum Kampf ihm der Gebieter ſich auf.
Darum reichet mir raſch den Helm mit farbigem Buſche,
Reicht mir das ſtrahlende Kleid, das an die Hüfte ſich ſchmiegt,
Reichet mir Panzer und Gurt, und die herzdurchbohrende Klinge,
Die mir in Wonne des Siegs fallend Theriander verlieh.
Reicht die Sandalen auch hier mit den goldenen Sporen und Troddeln,
Daß in die würgende Schlacht raſcher mich trage das Roß.
Schwerdt, du lechzeſt nach Blut; ſo werde die Labung im Kampfe.
Wenn ich die Scheide dir gab tief in der feindlichen Bruſt.

Laut ſchon wiehert das Roß, und knirſcht in die goldne Kandſhare.
Mächtig bebt mir die Bruſt, durſtet die Seele nach Ruhm.
Trage mich, Renner, hinaus in die Reihen der brüllenden Feldſchlacht,
Sey es zum kränzenden Sieg, ſey es zum ruhmlichen Tod! —

Die neue Caſſandra.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Erinnerungen, indem ſie an meiner Seele vorüber gingen, beſchäftigten mich auf das lebhafteſte, und regten mein Verlangen, die Gründe zu wiſſen, welche ihn bewegen konnten, ſich für todt aus zu geben, nur immer ſtärker an. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, welcher mir hierüber Aufſchluß geben ſollte.

Endlich erſchien der Baron wieder. „Unſer kleines Mahl" — war ſeine Anrede — „erwartet uns, und mich verlangt, Ihnen gegenüber mir noch einmal die Vergangenheit zurück zu rufen." — Ich trat wieder in das Wohnzimmer. Ein kleiner Tiſch war für zwei Perſonen gedeckt, und mit einigen ſehr einfachen Gerichten an Eierſpeiſen und Früchten beſetzt. Zwei Flaſchen edlen Burgunders ſtanden daneben. Die feine Tiſchwäſche aber und einige veraltete Porzellan-Geräthe erinnerten an die Vergangenheit. — „Meine gute Manon" — ſagte er lächelnd und wies auf die Flaſchen — „hat noch eine Flaſche mehr für mich in Verwahrung gehabt, als ich glaubte. Das iſt mir ſehr willkommen; denn wie viel ich auch von den frühern Gewohnungen vergeſſen haben mag, ſo iſt mir doch die, bei dem vertraulichen Geſpräch ein Gläschen zu leeren, vor allen andern lieb, und ein Gaſt wie Sie möchte wohl nicht allzu bald wieder in meiner Einſamkeit einſprechen!" — „Aber wo iſt" — ſagte ich, auf die beiden Couverts deutend — „Ihre Freundin? wird ſie nicht mit uns ſpeiſen?" — „Manon", erwiederte er, „ſouvirt niemals. Sie hat ſich zurück gezogen, um unſere Unterhaltung nicht zu ſtören, die freilich in ihrer Gegenwart nicht ſo zwanglos über meine Vergangenheit hinſtreifen könnte, als, ich ſeh' es Ihnen an, Ihre Wißbegierde wünſchen wird; wenigſtens nicht ohne Manon weh zu thun!"

Wir ſetzten uns; der Baron machte mit dem ihm eigenen feinen Anſtande den Wirth, mit leichtem Scherz darüber hingehend, daß ihm jetzt nur ſo wenig zu Gebote ſtehe, dies Amt zu üben. — „Sie kennen", hob er — nachdem das Geſpräch ſich eine Zeit lang über Gegenſtände bewegt hatte, die meine eigene Lage betrafen — endlich auf ſich ſelbſt zurück kommend, an, „die Lage zu genau, in der ich lebte, da Sie Paris verließen, als daß ich nöthig hätte, zu verſichern, daß ich mich damals ſehr wohl befand. In der That, wenn Reichthum, Verſtandesbildung, und ein durch keine ſchlechten Handlungen getrübtes Bewußtſeyn dem Menſchen Glück zu gewähren im Stande ſind, ſo kann ich ſagen, daß ich daſſelbe genoß. Auch die Freundſchaft, ſo geeignet als nothwendig, das Leben eines reifen Mannes zu erheitern, fehlte mir nicht, und ich darf wohl behaupten, daß die Zuneigung vieler der trefflichſten Menſchen mein Leben beglückt hat. — Bald nachdem Sie Paris verlaſſen hatten, machte ich die Bekanntſchaft eines ſchwediſchen Grafen, welchen das Vergnügen zu reiſen, mehr aber wohl noch eine geheime diplomatiſche Sendung an unſern Hof geführt hatte. Er war ein Mann von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, ſein Umgang der anziehendſte, welchen ich jemals gekannt. Ich hatte Gelegenheit, ihm einige Dienſte zu leiſten, die für die Abſicht ſeiner Sendung nicht ganz unwichtig waren, und worauf ſeine wohlwollende Geſinnung für mich mehr Werth legte, als ſie vielleicht verdienten. Dies verband uns noch feſter mit einander, und es kam bald dahin, daß ich das Glück der Freundſchaft bei weitem nicht in ſeinem ganzen Umfange glaubte genoſſen zu haben, bevor ich den Grafen gekannt. Er vertraute mir die wichtigſten Geheimniſſe an: auf das vielſeitigſte gebildet, die höchſten Intereſſen ſeines Hofes mit wahrem Feuereifer verfolgend, umfaßte ſein Scharfblick Alles, was in den Beſtrebungen anderer Nationen denſelben fördernd oder hinderlich ſeyn konnte, und er ſpielte unter angenommener äußerer Ruhe, und mit der vollkommenſten Würde, das feinſte und ausgelernteſte Spiel des vollendeten Diplomaten. Natürlich war es, daß die Abende in meinem Salon hierbei ſeinen Zwecken behülflich ſeyn mußten: bei unſern vertrauten Zuſammenkünften aber erſchien der Graf nur als Menſch, und in der That von einer nicht minder ausgezeichneten Seite. Sie waren, wie er mir oft verſicherte, ſeine einzige liebſte Erholung, wo er, die ſchwere Bürde wichtiger Staatsgeſchäfte auf kurze Zeit ablegend, den ſchönen Regungen des uneingeſchränkten Vertrauens, der Freundſchaft und ſelbſt der Liebe freien Raum ließ, und ſich ihnen hingab, um dann wieder den Pflichten für einen vergötterten Monarchen, welcher ihm Wichtiges anvertraut, mit erneutem Eifer zu leben. Der Graf begleitete mich oft auf meinen Landſitz zu Chatillon. Sie erinnern ſich der freundlichen Tage noch, welche dort verlebt wurden und werden leicht glauben, daß die Anweſenheit eines Mannes, wie der Graf, nur Veranlaſſung geben konnte, ihre Annehmlichkeit zu erhöhen. Doch hatte, ſo wie unſere Freundſchaft immer vertrauter wurde, uns dieſe faſt alle andere Geſellſchaft bei unſerem ländlichen Aufenthalte nach und nach entbehrlicher gemacht; unſer Zirkel daſelbſt zog ſich immer enger zuſammen, und beſtand zuletzt, außer uns Beiden, nur noch aus einigen wenigen ganz vertrau-

ten Freunden, deren gegenseitige Anhänglichkeit erprobt war.

Der Graf unterhielt damals eine Verbindung mit einem Frauenzimmer, das ihm sehr theuer war. Er hatte dies Mädchen auf einer Reise in den Pyrenäen kennen gelernt: sie leitete ihre Abstammung aus dem Volk der Basquen und die Natur hatte mit freigebiger Hand alle Körperreize, Geist und Bildsamkeit in ihr vereinigt, wie dies Alles diesem Gebirgsvölkchen in so besonderem Grade eigen ist. Manon's Leidenschaft für den Grafen kannte keine Grenzen. Sie war dadurch bewogen, ihre Heimath zu verlassen und dem Geliebten in eine so fremde Welt zu folgen, als Paris für sie seyn mußte, und es war interessant, zu sehen, wie hier der bildsame Geist des lieblichen Naturkindes unter der Leitung des angebeteten Mannes sich entfaltete, wie schnell sie Kenntnisse und Talente sich an zu eignen wußte, ohne welche es unmöglich gewesen wäre, einem so hochgebildeten Manne auf die Dauer zu gefallen, wobei aber ihr Gemüth stets seine Eigenthümlichkeit bewahrte, welche von seltener Art war, und eine gewisse phantasiereiche Tiefe, eine elegische Stimmung der Seele hervor blicken ließ. Es waltete ein eigener fast romanhafter Zauber über diesem Verhältniß, und der Graf pflegte zu sagen, daß es in ihm Geist und Leben erfrische, welche beide großen Staatszwecken geweiht und unablässig für diese in Thätigkeit waren.

Die Geliebte des Grafen begleitete ihn oft bei den Ausflügen, die er, mich zu besuchen, nach Chatillon machte. Doch durften da immer nur wenige Personen gegenwärtig seyn, weil, wie er äußerte, das sonderbare Wesen sich nicht daran gewöhnen konnte, unter vielen und fremden Menschen zu seyn, und unter diesen meistens still, schüchtern und einsylbig war. Desto liebenswürdiger zeigte sich Manon in unserem kleinen Kreise, wenn sie, durch des Grafen Bitten dazu ermuntert, zuweilen den Nationaltanz der Basquen aufführte und dabei eine unbeschreibliche Anmuth entfaltete; oder wenn sie, eines ihrer kleinen romantischen Lieder zur Harfe singend, auf welcher der Graf sie, nach ihrem Wunsche, hatte unterrichten lassen, oft Thränen der Empfindung in unsere Augen lockte; denn nie habe ich eine zauberhaftere Stimme gehört, und Sie werden mir zutrauen, daß mir nicht selten Gelegenheit zu Theil geworden, etwas Vorzügliches der Art zu hören.

An einem Abende, welchen der Graf zu Chatillon zubrachte, saßen wir sehr fröhlich bei Tische. Es war, außer mir, Niemand weiter zugegen, als ein schwedischer Cavalier, der ebenfalls zu unserm vertrauten Kreise gehörte, und Florine, jene reizende Muse der Tanzkunst, deren Sie sich wohl noch erinnern, welche damals die beständige Gefährtin meiner ländlichen Tage war. Musik, Gesang und der mimische Tanz der beiden Mädchen hatten den Abend sehr angenehm ausgefüllt: geistreiche Mittheilungen aus dem Leben der beiden Schweden, so wie aus meinem Erfahrungskreise, wechselten mit jenen ab, und würzten das Mahl, woran auch Kunst und Sorgfalt nichts gespart hatten, einen verwöhnten Geschmack zu erfreuen. Der Geist des edelsten Champagners gesellte sich zuletzt noch zu der Reihe ausgesuchter Genüsse, und steigerte die Lust und das Behagen des kleinen Tafelkreises. Alles athmete Frohsinn und heitere Lebensfülle. Der Graf überbot sich in Aufmerksamkeiten für seine Geliebte, die in der That uns Allen heute um so liebenswürdiger erschien, als ein Zug von sanfter Schwermuth über ihr ganzes Wesen verbreitet war, welche sie des Grafen Liebkosungen mit einer besondern Innigkeit aufnehmen und erwiedern ließ. Er wußte es ihr tausendfach Dank, daß sie seinen Wünschen, ihn zu begleiten, nachgegeben, wozu er sie diesmal nur mit Mühe hatte überreden können: und froh, die kleine Hypochondrie, woran sie seiner Behauptung nach litte, zerstreut zu sehen, und um jeden Anklang der Art gänzlich hinweg zu räumen, nöthigte er sie zu dem geistigen Getränk, welches gegen ihre Gewohnheit war, da sie niemals anders Wein als mit sehr vielem Wasser gemischt zu trinken pflegte. Sie sträubte sich heftig dagegen, und fast mit Eigensinn: doch endlich zum Nachgeben genöthigt, sahen wir sie ein Glas des Feuerweins hinunter schlürfen. Die Wirkung davon zeigte sich auch bald an dem Wesen des Mädchens. Ihre Wangen begannen in höherem Purpur zu erglühen, die Augen strahlten ein überirrdisches Feuer, und ihre Reden ergossen sich in ungewohntem, fast dichterischem Fluge. Den Grafen entzückte dies Alles, und von Neuem das Glas vollschenkend, führte er es abermals zu ihrem Munde. Sie nippte kaum einen Tropfen von den flüchtigen Perlen, dann die Hand mit dem Glase sanft zurück drängend, fiel ihr ein prächtiger Solitair in's Auge, welchen der Graf zuweilen trug und den ich schon bei ihm gesehen. Sie hatte sonst niemals Gegenständen der Art die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, daher war es auffallend, zu sehen, daß sie die Hand mit dem Ringe jetzt näher an ihr Auge zog und lange und genau betrachtete. Der Graf wollte sie dabei auf eine Eigenheit der Fassung aufmerksam machen, und kehrte, ihr diese näher zu zeigen, die innere Fläche der Hand hervor, als wir plötzlich das Mädchen mit einem entsetzlichen Schrei zusammen schaudern und ihr Gesicht — aus dem jeder Blutstropfen gewichen — in den Händen verbergen sahen, als wolle sie einem furchtbaren Anblick entfliehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus dem Tagebuche eines reiſenden Dänen. *) **Bibliothekar Mezzofanti zu Bologna.** — Da ich von dem außerordentlichen Sprachtalente dieſes Mannes, von ſeinem beſcheidenen, liebenswürdigen Charakter und von ſeiner Luſt, ſich mit Fremden zu unterhalten, ſo viel gehört hatte, ging ich auf die Bibliothek zu ihm, und redete ihn ſogleich däniſch an. Nach einem augenblicklichen Beſinnen antwortete er: „De taler Dansk — hvorledes befinder de dem?“ **) Nach dieſer etwas ungewöhnlichen Einleitung ſetzten wir ein Paar Stunden das Geſpräch über allerlei Dinge fort. Ungeachtet an ſeiner Ausſprache leicht zu merken, daß er nicht aus Dänemark war, ſo konnte ich doch nicht genug die Richtigkeit bewundern, mit der er ſprach, beſonders da er mir ſagte, keine andern Hülfsmittel, als eine alte däniſche Grammatik und Sanders Nieis Ebbeſen gehabt zu haben, und daß dies die einzigen däniſchen Bücher waren, welche er hätte bekommen können. Eben, da ich ihn beſuchte, hatte er Raſk's isländiſches Lexikon erhalten, und auf der Stelle begonnen, daraus Isländiſch zu lernen. Holländiſch ſoll er aus einem Buch ohne Titelblatt erlernt, und erſt mehrere Jahre hernach, als einige holländiſche Soldaten in Napoleons Heere durch Bologna zogen, erfahren haben, welche Sprache er gelernt hatte. Es iſt Schade, daß dieſes unvergleichliche Talent, Sprachen zu erlernen, nicht mit vorzüglicher Fähigkeit, daraus Ergebniſſe für Philoſophie und Geſchichte ab zu leiten, vereinigt zu ſeyn ſcheint, ſo daß er mehr wie eine pſychologiſche Curioſität, als wie ein Mann zu betrachten iſt, von dem die Wiſſenſchaften eine bedeutende Bereicherung erwarten können. Er iſt bei der Univerſität als öffentlicher Lehrer des Griechiſchen und der orientaliſchen Sprachen angeſtellt, und redet, wie man in Bologna ſagt, ein halbhundert Sprachen; hat aber nichts als eine kleine lateiniſche Lobrede herausgegeben.

Etwas über das Volksleben in Neapel. Zu Rom fand ich allemal, daß diejenigen, welche daſelbſt längere Zeit ſich aufgehalten hatten, Rom und ſeine Bewohner liebten und vertheidigten; aber zu Neapel kam mir faſt Niemand vor, der, ſo lange er dort geweſen, mit den Neapolitanern zufrieden geweſen wäre. Einem Reiſenden gewährt indeß Neapel einen höchſt anziehenden, und ich getraue mir beinahe ſagen zu dürfen, angenehmeren Aufenthalt als Rom ſelbſt. Viel trägt dazu der überaus milde Himmelsſtrich bei, und für einen däniſchen Reiſenden auch die ſehr gaſtliche Aufnahme der dort anſäßigen Dänen: des Legations-Raths von Vogt, des Doctors A. de Schönberg und beſonders des Kaufmanns Daigas und ſeiner wackeren Familie, wo man bald wie zu Hauſe iſt. Nirgends fühlte ich mich ſo heimhold geſtimmt und ſo hocherfreut, in Dänemark geboren zu ſeyn, als in dem von der Natur ſo vortrefflich ausgeſtatteten Neapel. Deſſenungeachtet ſpricht ſich der ganz ſorgloſe, leichtſinnige, abergläubige Charakter des Volks auf eine intereſſante Weiſe aus. ***) Die Neapolitaner hat die Natur reich begabt; aber die Regierung thut ſo viel als gar nichts für das Erziehungsweſen; ſo hat jeder Einzelne deſto mehr Gelegenheit, auf eine eigenthümliche Art ſich zu entwickeln. Die Geiſtlichkeit iſt ohne Zweifel der dümmſte Theil der Nation. Der Unterricht, den ſie erhält, iſt von ſolcher Art, daß er gute Anlagen mehr niederdrückt, als ausbildet; da hingegen der gemeine Mann viel lernt und eine Art von Lebensüberſicht durch ſein Herumtreiben auf den Gaſſen bekommt. Ueberhaupt halte ich das Arbeiten der Handwerker, nicht nur vor offener Thür, ſondern meiſtens auf der Straße ſelbſt, für eine Haupturſache, daß bei der niedrigern Claſſe in den ſüdlichen Theilen von Europa mehr praktiſches Gefühl und mehr Lebhaftigkeit des Geiſtes angetroffen wird, als in den nördlichen Ländern, wo man mehrentheils jede Kenntniß bezahlen muß. — Nachmittags machte ich gewöhnlich einen Spaziergang nach dem Hafen, wo ich faſt jeden Tag etwas Neues ſah. Eines Tages traf ich da auch einen Mann an, welcher, auf höherem Sitze, einem um ihn herum ſitzenden Kreiſe von Lazaronis aus einem Manuſcripte Stücke eines Heldengedichts mit vielem Pathos vordeklamirte, in dem Ogier Daneſe (Holger Danſke) jeden Augenblick vorkam. Dann und wann wiederholte er ein Paar Worte, über die er eine kleine erklärende Anmerkung, aber mehrentheils bei Stellen machte, welche keiner Erläuterung bedurften. Er unterließ auf keine Weiſe, ſeine Deklamation mit Geſten zu begleiten, die oft auf den armen Kerl übergingen, der ihm zunächſt ſaß. An ihm zeigte er dramatiſch, wie die gewaltigen Krieger, von denen die Rede war, ihre Gegner hieben und ſtachen. Bei ſolchen Auftritten lachte die außerdem höchſt aufmerkſame Zuhörerſchaft. Nach einer halben Stunde ging ein Teller herum, auf den die verehrten Zuhörer ihr Scherflein legen konnten; aber die mehrſten hatten natürlicher Weiſe nichts.

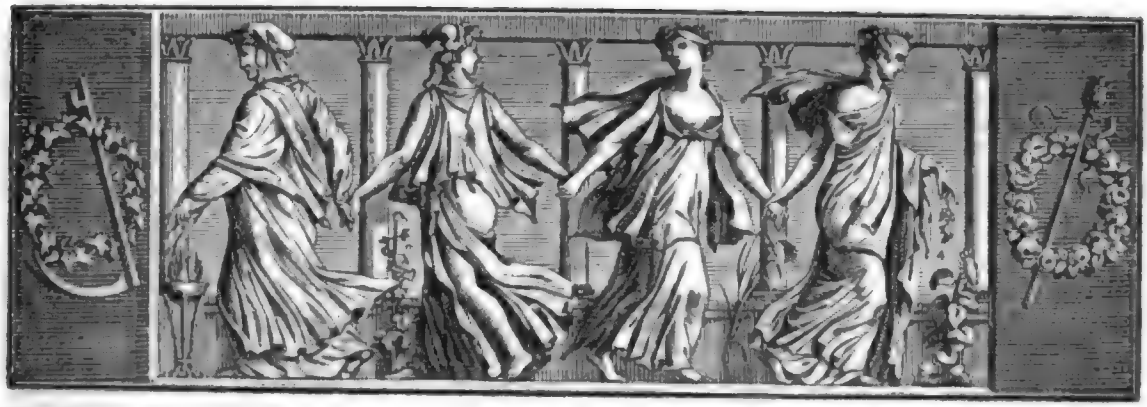
Die Papyrusrollen. Unter die höchſt intereſſanten Gegenſtände in dem reichen Muſeo Borbonico zu Neapel gehören ganz gewiß — und wäre es auch nur wegen der angenehmen Träume, die ſie bei manchem Alterthums-Freunde erregt haben — die 1696 Papyrusrollen, welche in Herkulanum gefunden wurden, obgleich die Ausbeute bis jetzt nur gering geweſen, und auch nicht zu erwarten iſt, daß ſie bedeutend werden wird. Wenigſtens ſind die beiden herausgegebenen Bande von keiner großen, wiſſenſchaftlichen Wichtigkeit, wiewohl ſie freilich mehr bekannt und benutzt ſeyn ſollten, als ſie es ſind. Der erſte Band (Voluminum Herculanensium, T. I. Neap. 1793) enthält Philodems Schrift περὶ μουσικῆς, in der dieſer Anhänger Epicurs zu beweiſen ſucht, daß die Muſik auf die Moralität den guten Einfluß nicht habe, den ihr andere Philoſophen, namentlich der Stoiker Diogenes, welchen er inſonders zu widerlegen ſucht, zuſchreiben. Das Buch ſelbſt iſt ziemlich unbedeutend, aber die Ausgabe (von Carlo Roſini) iſt mit Gelehrſamkeit und Sorgfalt abgefaßt. Zuerſt kommt ein in Kupfer geſtochenes Facſimile von der Handſchrift; gleich gegenüber auf der andern Seite in der erſten Columne der Text mit des Herausgebers Ergänzungen, die, um ſie ſogleich zu erkennen, roth gedruckt ſind; zur Seite davon, in der andern Columne, ſteht eine wörtliche lateiniſche Ueberſetzung und darauf folgt ein Commentar, der die Einzelnheiten im Texte erklärt und die Gründe der gemachten Emendationen angiebt. Nachdem alle die einzelnen Stücke auf dieſe Art durchgegangen ſind, folgt ein Commentar, um den Gang in der ganzen Schrift zu erklären und dann machen Indices den Beſchluß. Das ganze Verfahren läßt nur wenig zu wünſchen übrig; aber es trägt dennoch die Schuld, daß es mit der Herausgabe des Uebrigen ſo außerordentlich langſam geht, da man dies nicht weniger gut machen will. Endlich kam im Jahre 1809 ein anderer Band, der aber nicht ſo ſtark als der erſte war, heraus. Zuerſt enthält er ein unbedeutendes Fragment von einem lateiniſchen Dichter, daß der Herausgeber, Clampittio, für ein Stück des Heldengedichts von dem Rabirius, über den Sieg bei Actium, hält. Wichtiger und auch beſſer (von C. Roſini) bearbeitet iſt in demſelben Bande das zweite und eilfte Buch von Epicur, περὶ φύσεως. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Er unterzeichnet ſich mit xx in N. Nyerups „Magazin for Reiſeiagttageliſer“, aus welchem dieſe Fragmente überſetzt ſind.

**) D. h. Sie reden Däniſch — wie befinden Sie ſich? E.

***) Die Denkart der Neapolitaner kömmt alſo im Ganzen wohl mit der Denkart der Venetianer überein, welche nichts beſſer ſchildert als das bekannte Sprüchwort: „La matina una meſetta, l'apodiear una baſſetta, e la ſera una donnetta!“ d. h. Morgens ein Meßchen, Mittags ein Bäſſchen und Abends ein Mädchen. E.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Subitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 6. Auguſt. 125ſtes Blatt.

Vorſpiel zu der Traveſtie des „Hamlet".

Von Karl von Holtei.

Der Wanderer und der Narr.

Wanderer. So kann ich alſo den Herzog wirklich nicht ſprechen?

Narr. Nein, Freund, unmöglich. Er hat ſich ein für allemal die Beſuche von Eures Gleichen verbeten.

Wand. Eures Gleichen? Wem ſoll das gelten, Narr?

Narr. Dir — und noch Vielen! Ihr ſeyd Alle ſo ziemlich über einen Kamm geſchoren. Ihr wollt nichts, als ſüße Worte und glatte Redensarten; im Ernſthaften ſchöne Verſe; im Scherzhaften kultivirte Verderbniß mit feinen Sitten ausſtaffirt. Der Wahrheit ſeyd Ihr geſchworne Feinde und ſolches Volk iſt nicht für meinen Herrn. Er haßt alle Ziererei wie die Sünde.

Wand. Für einen Narren ſprichſt Du ziemlich vernünftig.

Narr. Das glaub' ich. Ein Vernünftiger von Euch würde auf unſrer Inſel immer noch einen ſchlechten Narren abgeben, während ein Narr wie ich zu jeder Zeit ein vernünftiger Philiſter werden könnte. Wo kommſt Du denn eigentlich her?

Wand. Vom Schiffe, Narr!

Narr. Das weiß ich, Narr. Ich meine: wo biſt Du geboren?

Wand. In Berlin.

Narr. Iſt das ein großes Land?

Wand. Es iſt eine große Stadt.

Narr. Warum haſt Du ſie verlaſſen?

Wand. Um mich in der Welt um zu ſehn. Ich bin Mitglied des Königsſtädter Theaters und mache eine Kunſtreiſe.

Narr. In der Welt, armer Teufel? Wie biſt Du denn da zu uns gerathen?

Wand. (lachend) Seyd Ihr nicht in der Welt?

Narr. Behüthe! Wir ſind in der Idee.

Wand. Mir wird ſchwindlich! — Von der Idee halten wir nicht viel. Wir ſind in Kunſt und Wiſſenſchaft geſchworne Materialiſten.

Narr. Da hätteſt Du immer weg bleiben können. Wir haben Keinen für Dich; höchſtens könnt' ich Dir den Antonio ſchicken.

Wand. Wer iſt das? Doch nicht der Kaufmann von Venedig?

Narr. Derſelbe.

Wand. Der edle Menſch, der ſein Fleiſch für ſeinen Freund hergeben will?

Narr. Derſelbe.

Wand. Hat der Herzog noch Narren außer Dir?

Narr. Nein! Was man ſo eigentlich Narren von Metier nennt, nicht. Da iſt Einer für Alle. Der Narr repräſentirt das ganze Geſchlecht. Von dummen und boshaften hat er Keinen, von den albernen oder witzigen Einige zurück behalten. Da iſt Chriſtoph von Bleichenwang, und die Männer von den luſtigen Weibern von Windſor — und der göttliche Falſtaf dazu. Sein Hofnarr würde ich ſeyn, wenn nicht der Hamlet da wäre.

Wand. (entrüſtet) Wie? Hamlet ein Narr?

Narr. Allemal! aber ein weiſer Narr — oder ein närriſcher Weiſer. Er iſt des Herzogs verzogenſtes Schooßkind. Er nahm ihn vor Allen mit in ſein Aſyl!

Wand. Ich kann noch immer nicht begreifen, wie das Alles zuſammen hängt.

Narr. Soll ich Dir's ſagen?! Der Herzog hatte eine Welt von Ideen geboren, oder vielmehr die Welt ſpiegelte ſich in ſeinen Ideen. Da gab er ihnen Wort und Form und es wurden Charaktere daraus; Weſen, die Fleiſch und Blut hatten. Mit einem Wort, der Herzog war ſo ein Ding, ſo ein Poet; aber von einer andern Sorte, als heut zu Tage Mode iſt, wie Du ſchon gehört haſt: denn ſeine Menſchen waren keine Nebelbilder und aus dem Franzöſiſchen hat er auch niemals überſetzt. Sein Staat im Staate ward groß und mächtig. Man drängte ſich, ihn herrſchen zu ſehen. Aber die Zeit wurde täglich aberwitziger und klüger, und am Ende wurde ſie gar prüde, zart und niedlich. Es waren Einige unter uns, die ihr zu derb waren, Andere zu ſchlicht: man vermißte bei unſern Zuſammenkünften: Comödie genannt, den großen Theater-Effekt, den andere erhabene Menſchen durch ordinaire Thränen und liederlichen Jammer hervor brachten. Da gab man es uns durch den Tulpenſtengel zu verſtehen, daß wir übrig wären und nicht mehr für die Zeit paßten. Der Herzog hat eine feine Naſe. Er merkte gleich, was die Meinung war und nahm ſeine liebſten Kinder mit ſich auf die Geiſter-Inſel. Sich ſelbſt aber nannte er Proſpero: denn Proſpero, wie Du weißt, iſt auch ein rechtmäßiger Herzog, den die Andern vertrieben. Hier wartet er, wie es werden ſoll: — eigentlich aber heißt der Mann Shakſpeare und war zu ſeiner Zeit ein ganz erträglicher Comödienſchreiber. Manchmal holen ſie ſich welche hinüber. Es ſind auch ſchon viele in Berlin geweſen. Ich auch — ich auch! Aber in „Was Ihr wollt!“ iſt mir's eben nicht beſonders gegangen.

Wand. Was Du ſagſt, macht mich noch neugieriger, ihn zu ſehen. Ihn, den wir längſt todt glaubten, deſſen Bild wir kaum beſitzen; ihn, über den die größten Männer meiner Zeit ſich die Köpfe zerbrechen, ihn zu ſehen, zu hören, vielleicht ihn verſtehen zu lernen — durch ihn ſelbſt ihn zu verſtehen — und dann zurück zu kehren —.

Narr. Ja, das glaub' ich! Wenn er ſich ſehen ließe, könnte Mancher ihn erfaſſen, der ihn jetzt kaum ahnet. Mit ſeiner Erſcheinung wären viele Räthſel gelöſt; ſein Weſen erklärte ſeine Werke am beſten. — Aber warum möchteſt Du ihn erblicken? Nicht um Dich zu weiden an ſeiner Hoheit, nicht um zu ſchwelgen in ſeinem geiſtigen Auge. Nein, ich kenne Euch! Du weißt ſchon im Voraus, welchen Nutzen —.

Wand. Halt ein! Du thuſt mir Unrecht! — Mir ſo harte Worte zu ſagen!! — Ich bin der Schlechteſten Keiner. Wenn es mir auch an Größe des Geiſtes gebricht, den hohen Meiſter zu durchdringen und ganz zu erfaſſen, ſo lieb' ich ihn doch unendlich und ahne ſeine Größe wenigſtens, wo ich ſie nicht verſtehe. Nie aber werd' ich, was mir fremdartig erſcheint, oder unſerer Zeit nicht angehörig, oder zu kühn, nie werd' ich es mit alberner Anmaßung abweiſen und es etwa gar tadeln, weil ich es nicht begreife. Ich kann mit Zuverſicht ſagen, daß in meiner Vaterſtadt Berlin gar viele gründliche Verehrer Eures Herzogs leben, und ſo lange uns das fünfblättrige Kleeblatt des Königlichen Hoftheaters ſeine Geſtalten vor die Seele zaubert, wird ſein Name auch im Volke nie verklingen.

Narr. Du gefällſt mir. Aber ſehen kannſt Du ihn doch nicht. Verweile jedoch, ich will Dir einen der Seinigen ſchicken. (Narr ab.)

(Der Schluß folgt.)

Die neue Caſſandra.

(Fortſetzung.)

„Der Graf, welcher einen plötzlichen Krankheits-Anfall vorausſetzte, umſchlang ſeine Geliebte, laut nach Beiſtand und Arzneimitteln rufend; aber ſie brach in ein heftiges Schluchzen aus und hielt den Grafen krampfhaft umfaßt, als wolle ſie ihn nimmer wieder aus ihren Armen laſſen. Er ſuchte ſie zu beruhigen; doch ſo wie er, ihr ſanft liebkoſend, mit ſeiner Rechten ſich ihren Augen näherte, ſahen wir das nämliche räthſelhafte Entſetzen ſich über des Mädchens Züge verbreiten. Dann plötzlich, wie von einer Eingebung ergriffen, ſprang ſie auf, ſank zu des Grafen Füßen, umklammerte ſeine Kniee, und rief in den flehendſten Tönen: „Verſprechen Sie mir, dieſes Land nie wieder zu verlaſſen, nie wieder zurück zu kehren in ihr Vaterland! Ein entſetzliches Schickſal ſteht in den Linien Ihrer Hand geſchrieben — der Tod auf dem Schaffot — durch das Henkerbeil — o laſſ' uns in die Einſamkeit meiner heimathlichen Berge fliehen, da iſt es unmöglich, daß ein ſolches Geſchick Dich jemals erreichen könnte — o verwirf mein Flehen nicht!“ — Der Graf hob ſie lächelnd empor; er zog ſie an ſeine Bruſt und ſuchte durch tauſend Schmeichelreden ſie zu beruhigen, indem er den ganzen befremdlichen Vorgang auf Rechnung körperlicher Urſachen, denn ſie trug ein Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen, und einer in dieſer Lage erhöhten Reizbarkeit ſetzte. Aber Manon ſagte ſehr ernſt: „Sie irren! Eine unglückliche Eigenthümlichkeit meines Stammes vererbte die Fähigkeit auf mich, in den Linien der Hand das Geſchick der Menſchen zu leſen. Meine Eltern übten dieſe Kunſt und ſo blieb ſie auch mir nicht fremd, obgleich ich es ſtets mied,

tiefer in ihre Geheimniſſe ein zu dringen. Der Eltern früher Tod ließ mich auch nach und nach vergeſſen, was mir davon bekannt geworden, und nur wenn irgend ein Umſtand meine Seelenkräfte erhöht, meine Lebensgeiſter beflügelt, konnte ich wahrnehmen, daß jene unglückliche Fähigkeit in mir erwachte, und daß ein unwiderſtehlicher Drang mich ergriff, ſie in Anwendung zu bringen. Ich mied auf's Aeußerſte dergleichen Veranlaſſungen, mied, ſeit ich Sie, theurer Graf, kenne, jede Gelegenheit, die Linien Ihrer Hand zu erblicken, damit nichts den gefährlichen Vorwitz in mir wecken möchte, die Rathſchläge des Schickſals für den Mann, den ich anbete, zu erſpähen. Endlich heute — Sie wiſſen, wie beharrlich ich mich ſträubte, jenen Wein zu genießen — ich that es endlich, weil meine Weigerung Sie zu erzürnen ſchien — aber von dem Augenblick an ergriff mich der Drang, in Ihrer Hand zu leſen! Ich ſuchte ihn nieder zu kämpfen und als endlich die magiſche Gewalt mich trieb, Ihre Hand zu ergreifen, da ſuchte ich ſo lange als möglich meine Augen auf den funkelnden Stein an Ihrem Finger zu heften, hoffend, die heiße Wallung jenes inneren Dranges werde an dem Anblick des kalten Diamants allmählig verkühlen. Da mußten Sie ſelbſt mir die geheimnißvolle Fläche jener Linien entgegen wenden — ich mußte in ihr leſen — und kann nicht widerrufen, was ich las!"

Der Graf ſchien doch ergriffen, ob von der ſonderbaren Rede, oder, was uns wahrſcheinlicher dünkte, von dem Zuſtand ſeiner Geliebten, für welche er ernſtliche Beſorgniſſe hegen mochte. Es ſchien an der Zeit, dieſe ſeltſame Unterhaltung wieder in das Gebiet des Scherzhaften hinüber zu ſpielen; der andere ſchwediſche Cavalier und ich winkten einander zu, und mit lächelnder Miene uns ihr nähernd, riefen wir, die ausgeſtreckte Hand hinzeigend: „So wahrſagen Sie denn auch uns, ſchöne Sybille, wenn Sie durchaus wahrſagen müſſen; auch wir ſind begierig, unſer Schickſal von ſo ſchönen Lippen verkündigen zu hören." — „O warum führen Sie mich in Verſuchung!" rief ſie wehmüthig, und ein faſt abgezwungener Blick auf die Hand des Schweden, welcher ſie dicht unter ihre Augen hielt, ließ ſie abermals erſchreckend beben; endlich ſagte ſie: „Auch Ihre Lineamente verheißen nichts Gutes — es droht Ihnen ſchwere Gefahr, Noth und lange Haft in fernem Lande, darum helfen Sie mir den Grafen hier feſthalten!" — Ich glaubte ein Unmuthswölkchen auf der Stirn meines Freundes ſich zuſammen drängen zu ſehen und immer hoffend, der Sache eine heitere Wendung zu geben, drängte ich die Hand des Schweden zurück, und die meinige dafür hinhaltend, rief ich ſcherzhaft: „Auch ich will mein Schickſal wiſſen, und wenn Sie auch dieſes Mal nur ſchwarz ſehen, ſo wollen wir Alle ſogleich mit Ihnen in eine Wildniß ziehen!" — Sie ſchaute lange und nachdenkend in die Fläche meiner dargebotenen Hand und ſagte dann in einem Tone, deſſen trauriger Klang mir unvergeßlich geblieben iſt: „Alles was jetzt Ihr Leben ſchmückt und verſchönert, wird Ihnen verloren gehen. Eine bittere Erfahrung, ein Verluſt nach dem andern erwartet Sie. Jahre des Kummers und der Entbehrung folgen auf Jahre des Genuſſes. Ihnen bleibt nichts als ein einſames Alter in Dürftigkeit, und wenn durch eine neue Wendung des Geſchickes Ihnen ein Theil Ihrer Glücksgüter zurück gegeben wird, ſo iſt der Tod Ihnen nahe, um Sie derſelben nicht mehr froh werden zu laſſen!" — „Nun, in der That!" nahm der Graf wieder das Wort, „da haben wir Alle des Unglücks genug! Aber laß' es nur gut ſeyn, mein Kind, mit dieſen ſchwarzen Phantaſien! Ein Gläschen mehr wird Deiner Einbildungskraft eine heitere Farbe geben, und uns Allen thut es Noth, die Furcht vor einer ſo ſchlimmen Zukunft in dem Genuſſe des Augenblicks zu verſenken!" — Er drängte ſie bei dieſen Worten wieder zu ihrem Sitze, und ſein Glas ergreifend, reichte er es ihr von Neuem zu. Sie trank auch ohne Widerſtreben, als ob ſie nun nichts mehr zu fürchten habe. Wir Alle leerten die Gläſer noch mehr als ein Mal, aber der Frohſinn war doch entflohen, und wollte nicht wieder kehren. Es blieb etwas Gezwungenes und Einſylbiges in unſerm Geſpräch, und auch Manon konnte ſich nicht ganz wieder ſammeln. Sie blieb ſtill und in ſich gekehrt, und der Graf, für ihre Geſundheit fürchtend, entfernte ſich bald darauf mit ſeiner Geliebten."

(Die Fortſetzung folgt.)

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

3. Der Knabe von Chios.

Iſt mir denn nichts geblieben
Von unſerm reichen Gut,
Seitdem mein edler Vater
Fiel der Barbaren Wuth?

Iſt mir denn nichts geblieben,
Seit meine Mutter mir
Hinweg geſchleppt die Räuber
Zum Sklavenmarkt von hier?

Ja, Eins iſt mir geblieben!
Des Glaubens heilig Gut,
Und meines Vaters Klinge,
Und meines Vaters Muth.

Mit dieſen heil'gen Schätzen
Will ich gerüſtet geh'n,
Wo meine Brüder alle
Im Kampf des Glaubens ſteh'n.

Da dräng' ich mit dem Schwerdte
Mich in die tapfern Reih'n,
Und dringe in die Schaaren
Der Räuber fechtend ein.

Und fordr're mit der Klinge
Des Vaters edles Haupt,
Und meine theure Mutter,
Die ihre Wuth geraubt.

Und ford'r're unsre Tempel,
Die frevelnd sie verbrannt,
Und ihre heil'gen Schätze,
Die lästernd sie entwandt.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus dem Tagebuch eines reisenden Dänen. (Fortsetzung.) **Die Papyrusrollen.** (Schluß.) Viele Jahre beschäftigte man sich seither mit einer anderen Schrift des bereits erwähnten Philodemus über Tugenden und Laster. Der Jesuit Scotti soll insonderheit mit dem Commentar zu thun haben. Es wäre zu wünschen, daß nur die Texte dieser Handschriften herausgegeben würden: die deutschen Philologen würden dann nicht so lange mit deren Erklärung zögern. — Unangenehm ist es, daß man bei diesen Papyrusrollen den Titel nicht eher als ganz inwendig sieht, wenn sie völlig aufgewickelt sind. In jeder findet man von einer Schrift nur ein Buch, und da ist also nur wenig Hoffnung, irgend ein größeres Werk vollständig zu finden, aber wohl wichtige Bruchstücke eines und des anderen. Unter dem schon Aufgerollten befindet sich auch ein griechisches Buch über die Metrik, mit Accenten geschrieben, wie mir der Ritter Avellino sagte, welcher selbst Mitglied von der Herculanensischen Akademie ist. *) Bis jetzt sind 408 aufgerollt, deren 88 ganz, und 320 zum Theil, leserlich seyn sollen. Nach der verschiedenen Form der Rollen glaubt man, daß 24 lateinisch und alle anderen griechisch sind. Die lateinischen haben am meisten gelitten. Wie es scheint, werden nun keine mehr aufgerollt, welches nicht so sehr von den mit der Arbeit verbundenen, großen Schwierigkeiten — denn es wird dazu nur Geduld und Vorsicht erfordert — als daher kommt, daß man bereits mehr aufgerollt hat, als die Akademiker, wenn sie nämlich nicht schneller, wie bisher, arbeiten wollen, in mehreren Jahrtausenden herausgeben können. Die sehr schön eingerichtete Maschine, welche von einem gewissen Antonio Piaggio erfunden ist, können Fremde allezeit besehen, und es werden, wenn sie es verlangen, ein Paar Linien, für ihre Rechnung, aufgerollt, um die Verfahrungsart zu zeigen. Glücklich ist es, daß nur auf der einen Seite der Blätter Schrift steht: so daß man auf die andere feine Lederstückchen festkleben kann, um die zerbröckelten Stücke zusammen zu halten. — Der berühmte englische Chemiker Davy wollte ein neues Mittel aufgefunden haben, diese verbrannten Klumpen auf zu rollen; allein die Neapolitaner behaupten, daß die Versuche, welche er damit, im Beisein Sachverständiger, zu Neapel anstellte, sämmtlich mißlangen. Dies ist ungefähr Alles, was ich von diesen viel besprochenen Papyrusrollen erfahren habe. Sie sollen alle in einem Hause gefunden worden seyn, das vermuthlich einem Epicurischen Philosophen gehörte: weil man daselbst auch eine Büste Epicurs fand.

Improvisatoren zu Florenz. Nachdem ich eines Tages die Gemälde in dem Pallaste des Großherzogs (Palazzo Pitti) besehen hatte, welche insgemein für die ausgesuchteste Gemälde-Sammlung, die es giebt, gehalten werden, durchstrich ich in der Dämmerung mit ein Paar Bekannten die Gassen. Vor einem Weinkeller hatten sich um einen Sänger viele Menschen versammelt. Wir bemerkten bald, daß dieser ein Improvisator sey; wir drängten uns vor und hörten Alles sehr wohl. Erstlich sang ein ganz junger Mann von dem Orpheus und der Eurydice; und darauf forderte er, zu wiederholten Malen, einen andern Improvisator heraus, der drinnen im Keller war. Er rief ihn lange vergebens mit seinen Versen, endlich trat der Gegner, ein Mann in mittleren Jahren, heraus an die Thür, und nun stimmten Beide einen recht interessanten Wechselgesang an. Der junge Improvisator hatte einen Guitarrenspieler bei sich, der die Singenden oder Deklamirenden — denn das Ganze ist eine solche Mischung von Deklamation und Gesang, daß man es eben so gut das Eine, als das Andere nennen kann — begleitete. Besonders ist es, wie die alten Formen sich erhalten haben: ungeachtet keiner von ihnen ein Hirte war, nannten sie sich dennoch Pastori, auch vernahm man zuweilen die Namen Phyllis und Chloris. Bei einzelnen Strophen gaben die Zuhörer durch Bravorufen und Lachen ihren Beifall zu erkennen. Um eilf Uhr brach man auf.

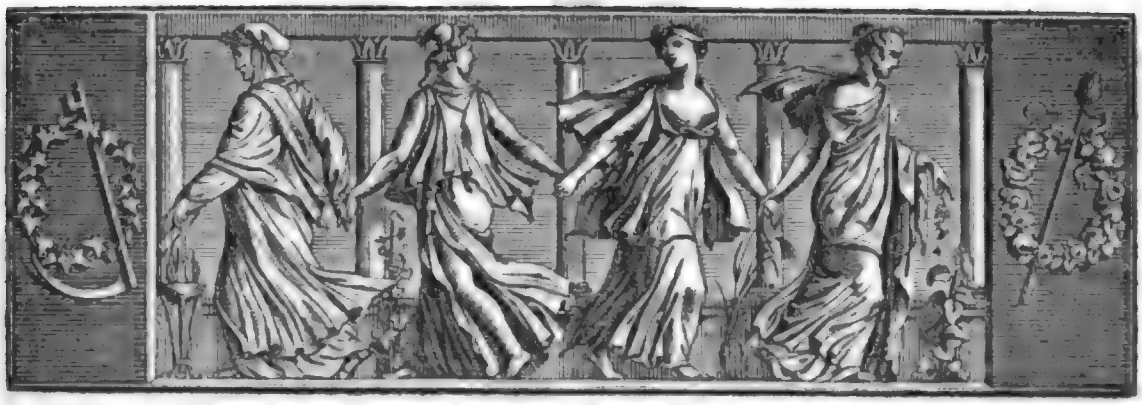
Wettrennen zu Florenz. Am 24. Juni feiert sich Florenz, weil es da das Fest seines Schutzheiligen, Johannes des Täufers, begeht, in größtem Glanze. Tags zuvor war daselbst Wettrennen auf dem Piazza di Maria Novella, und ich hatte nicht versäumt, mir einen Platz auf einem der rund herum errichteten Schaugerüste zu lösen, weil mich die Sache selbst anzog und ich wenigstens Etwas von den Circensischen Spielen der Alten zu finden hoffte. Vier Kutscher, im Costüme antiker Helden, und jeder in seiner Farbe, saßen auf vier übermäßig langen Wagen, welche zeigten, daß man auf Formen halte, die schon vor mehreren Jahrhunderten gebräuchlich waren, obgleich gewiß Alle einsehen, daß die kleinen, zweirädrigen Wagen der Alten weit zweckmäßiger seyn würden. Vor jedem Wagen waren nur zwei Pferde. Zuerst wurde ein Paar Mal ganz langsam durch die Laufbahn gefahren, die kaum länger als der alte Markt zu Copenhagen ist; hierauf ordnete man sich und begann nun das eigentliche Wettrennen. Dieses hätte ich, zu meinem Vergnügen, etwas länger gewünscht: denn ungeachtet sie nicht besonders hurtig fuhren, waren sie doch in einem Augenblicke fünf bis sechs Mal um die Meta herum, weil das Stadium nur sehr klein, und bei weitem nicht so groß war, als der Circus Caracallas außen vor Rom.

Die Boromäischen Inseln. Am 18. Juli 1823 sah ich die sogenannten Boromäischen Inseln, im Lago maggiore, wo ungeheure Kosten angewendet worden sind, um etwas recht Kunstreiches hervor zu bringen. Die außerordentlichen Anstrengungen, welche dies gekostet hat, setzen Jedermann in Erstaunen, und wer seinen Geschmack nicht durch Anschauen antiker Simplicität gebildet hat, wird die Pracht, welche man hier findet, nicht genug bewundern können. Mir schien Alles, die reizenden Gärten ausgenommen, das Gepräge eines Zeitalters, in dem man das Richtige in der Kunst auf den Augen verloren hatte, an sich zu tragen. Fast alle Malereien waren mittelmäßig oder schlecht und die Architektur war mit Zierrathen überladen. (Der Schluß folgt.)

Ein Bäcker-Geselle in London gewann neulich in einer ausländischen Lotterie eine ganze Baronei, die ihn plötzlich über eine jährliche Einnahme von 40,000 Thaler gebieten läßt. Anfangs hatte ihn der Freudentaumel so benommen, daß er mit Gewalt in den Backofen hinein wollte, meinend, das sey die Ausgangsthür. Nur mit Mühe konnte man ihn zurück halten. Als er sich endlich ein wenig erholt hatte, erwachte der bessere Mensch in ihm, und er ließ nun sogleich 70,000 Walzenbrodte und eben so viele Krüge Bier an die Armen der Stadt vertheilen. (Corsaire.)

*) Das Ungereimte der Behauptung, die man hier und da liest, daß die griechischen Accente eine Erfindung des siebenten Jahrhunderts nach Christi Geburt waren, wird also nun noch mehr in die Augen fallen. Es ist gewiß, daß sie ungefähr zweihundert Jahre vor Christus Aristophanes Byzantinus erfand.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 8. Auguſt. 126ſtes Blatt.

Die neue Caſſandra.

(Fortſetzung.)

„Als wir allein waren, ſpöttelte Florine über die ſonderbare Scene. Sie meinte eine fein ausgeſonnene Liſt von der Geliebten des Grafen darin zu erblicken, um dieſen an ſich zu feſſeln und ihrem Verhältniſſe mit ihm eine beſtändige Dauer zu geben. Mir ſelbſt ſchien dies im Widerſpruch mit dem Weſen des Mädchens, wie ſie ſich ſonſt gab, zu ſtehen, und ich erklärte den ganzen Vorgang vielmehr durch einen etwas überreizten Gemüthszuſtand, und hatte, hierdurch beruhigt, den ganzen Vorgang bald wieder vergeſſen, wovon mir nur die Erinnerung des unangenehmen Eindrucks blieb, den er auf einen geſelligheitern Kreis gemacht.

Die Geliebte des Grafen kränkelte nachher fortdauernd; ihre trübe Stimmung ſchien ſich mit ihrer Kränklichkeit zu ſteigern, und ſie lag dem Grafen unaufhörlich an, den Gedanken an eine Rückkehr in ſein Vaterland für immer auf zu geben, und irgend eine Einſamkeit in den Thälern der Schweiz oder der Pyrenäen zum Aufenthalt zu wählen. Er verſprach, um ſie zu beruhigen, ihre Wünſche in Ueberlegung zu nehmen, hoffend, daß nach ihrer Niederkunft dergleichen hypochondriſche Gedanken von ſelbſt verſchwinden würden. — So mochte wohl ein halbes Jahr ſeit jenem Vorfall verſtrichen ſeyn, als der Graf einſt ſehr betreten zu mir kam. „Ich habe Briefe erhalten", war ſeine Anrede, „die mich ſchleunigſt in mein Vaterland zurück rufen. Ich konnte dies längſt vermuthen; aber wegen Manon hegte ich den Wunſch, daß es noch einige Zeit Anſtand haben möchte. Ich wollte ſie anfänglich mit mir nehmen, dies aber erlaubt ihr Zuſtand nicht, da mir die ſchnellſte Reiſe zur Pflicht wird. Eben ſo wenig getraue ich mir, ihr Gemüth jetzt mit der Nachricht unſerer Trennung zu erſchüttern, welche ſie vielleicht nicht überleben würde. Ich habe daher beſchloſſen, ſie fürjetzt mit dem Vorgeben einer kurzen Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze zu täuſchen, wo unvorhergeſehene Umſtände mich dann länger aufhalten werden, als ich gedacht. In Ihre Hände aber leg' ich den Auftrag, Manon, wenn ihre Niederkunft erfolgt ſeyn wird, auf ſchonende Weiſe mit der Wahrheit bekannt zu machen, wobei dann das Verſprechen, ſie, ſobald es nur irgend die Umſtände geſtatten, mir nachkommen zu laſſen, ihr zum Troſt gereichen wird." — Er nahm hierauf ſehr bewegt von mir Abſchied, nachdem er noch bedeutende Summen für Manon in meine Hände gegeben hatte. Es ging Alles ſeiner Anordnung gemäß. Kaum drei Wochen nach ſeiner Abreiſe gebar Manon einen Sohn. Sie war ſehr erſchüttert, als ſie nach und nach von mir erfuhr, der Graf ſey nicht mehr in Frankreich, und zu dem Troſt, ihm bald mit ihrem Kinde in ſein Vaterland zu folgen, ſchüttelte ſie nur wehmüthig ſchweigend den Kopf. Sie lebte ſehr einſam und ſah faſt Niemand als mich, den das dem Grafen gegebene Verſprechen bewog, ſie von Zeit zu Zeit zu beſuchen und für ihre Angelegenheiten zu ſorgen. Der Graf ſchrieb oft und ſehr zärtlich an ſie, auch nachdem er ſchon im Vaterlande angekom-

men; aber seine Lage daselbst gestaltete sich anders, als er gedacht, und er mußte die Hoffnung, Manon nachkommen zu lassen, noch hinaussetzen. Sie ertrug dies mit jener stillen Resignation, die seit der Trennung von dem Geliebten der Grundzug ihres Wesens geworden war, und lebte eingezogen, nur mit ihren Erinnerungen und der Pflege ihres Söhnchens beschäftigt, dessen zarte Natur mehr als gewöhnliche Sorgfalt erforderte.

Ich selbst verlor sie in dem gewöhnlichen Lebensgange auch allmählig mehr aus den Augen, und es waren so unvermerkt Jahre verstrichen, während denen in diesen Verhältnissen sich nichts veränderte. Da kam plötzlich die Nachricht von dem Tode des Königs von Schweden, Carl's XII., zu uns. Ich erhielt sie durch den Grafen selbst, der sehr gebeugt über den gewaltsamen Hintritt dieses ausgezeichneten Monarchen war, und für sein eigenes Schicksal keine günstigen Folgen daraus zu erwarten schien. Er hatte in der letzten Zeit seltener geschrieben; die Zeit mochte das Feuer seiner Neigung für Manon in etwas gemindert haben, denn er erwähnte seit Jahren des früheren Planes, sie zu sich kommen zu lassen, nicht mehr; vielleicht weil auch sein unruhiges geschäftvolles Leben dies nicht gestattete. Da indessen seine Freigebigkeit gegen sie dieselbe blieb, und Manon nur den kleinsten Theil der Summen brauchte, die er für sie in meine Hände legte; so ließ ich das Uebrige auf mancherlei Weise arbeiten, in der Absicht, dem Kinde auf diesem Wege ein Capital zu gewinnen. — Ich fand Manon von der Nachricht des Todes Carl's XII. tief ergriffen, und merkte bald, daß es mehr als die Theilnahme an dem Schmerz ihres Freundes über den Verlust eines geliebten Souverains war, was sie so sehr betrübte, und daß alle die frühern mysteriösen Besorgnisse dieses sonderbaren Mädchens bei dieser Gelegenheit wieder angeregt worden waren. Wie bald und auf wie schreckliche Weise sie sich verwirklichten, und wie zuletzt jene frühere Prophezeiung in buchstäbliche Erfüllung ging, wird Ihnen klar werden, wenn ich Ihnen sage, daß jener schwedische Graf und Manon's Geliebter kein Anderer war, als der Graf Görtz, dessen berühmter Name eben so allgemein bekannt ist, als sein Schicksal."

(Der Schluß folgt.)

Vorspiel zu der Travestie des „Hamlet".

(Schluß.)

Wanderer (allein).

Hochheil'ge Gluth schwellt mir die heiße Brust!
Wie hat mich dieses Mannes Blick ergriffen!
Wie schlägt mein Herz vor Sehnsucht, den zu seh'n,
Der rein und klar aus Shakspeare's Geist entsprungen,
Gebilde seines Geistes, vor mich tritt!?
Wen werd' ich seh'n — und ach, wie werd' ich's deuten!
Ist es ein Traum, was sich mit mir begiebt?
O ew'ge Poesie, du füllst den Sinn
Mit nie gedachten, mächtigen Gedanken.
Des Lebens Deutung, wie sie Eins mit dir,
Wie Wirklichkeit und Dichtung sich durchdringen,
Wie große Dichter aus der Zeit geboren,
Und wie die Zeit aus ihnen sich gestaltet;
Wie Erd' und Himmel an einander reichen
Im Werk des Dichters: wie sein Lorbeerbaum
Im Boden eingewurzelt Wolken küßt;
Und wie der größte der dramat'schen Dichter,
Der lebensreichste und lebendigste,
Der mächtigste und doch der kindlichste
Er ist, Er, Meister William Shakspeare! —
Das wird mir klar, als ob ein ferner Gott
Mir seine Strahlen in die Seele senkte!

Wanderer. Zu ihm Narr und Hamlet.

Ha, seh' ich recht — Dich, Hamlet, Dich erblick' ich?
Wie grüß' ich Dich — o Du — was sag' ich Dir?

Hamlet. Worte — Worte — Worte! —

Wand. Nein, ich verstumme! Die merkwürdigste Gestalt des erhab'nen Dichters soll mit heiligem Schweigen gefeiert seyn.

Hamlet. O hätten alle meine Ausleger so gedacht. Was ist über mich nicht geschwatzt worden! — Sie wollten wissen, was ich bedeute, was der Alte mit mir gemeint hat? Jedes Wort haben sie gewendet, gedreht, gedeutet und von allen Seiten betrachtet. Jeder Bewegung haben sie einen andern Grund untergeschoben. Sie wollen erkunden, was mit dem Hamlet gesagt ist. Wer es seyn soll, möchten sie wissen, der feurig und matt, großmüthig und boshaft, tapfer und verzagt, geistreich und wahnwitzig, liebend und lieblos das Leben in allen Tiefen durchdringt und durchirrt; wer es seyn soll, der selbst ein Gespenst vor die Seele des Dichters tretend, die Gespensterwelt aufregt, — ihm ein Räthsel ist, wie Euch Allen! — Wer es seyn soll — o Ihr Thoren! — schaudert vor Euch selbst — und liegt im Staube vor meinem Meister, der dem Himmel und der Hölle mich abstahl. Hamlet — es ist der Mensch. (Er versinkt. Donnerschlag. Pause.)

Narr. Siehst Du, nun ist er böse geworden!

Wand. Laß' mich, laß' mich ihm nach! Ich will ihn anflehen, mit mir zu kommen. Im Triumphe will ich ihn auf unsere Bühne führen. Sein Erscheinen soll ein Fest seyn!

Narr. Holla, holla! nicht so heftig, junger Herr! Der Mann ist in Berlin schon anderwärts engagirt. Ich kenne das Verhältniß genau. Er ist der vertrauteste Freund von einem Schauspieler, Namens Wolff; dieser hat sich mit seinem ganzen reichen Geiste so tief in Hamlet's Geist versenkt, daß er ihm nun wie aus dem Spiegel gestohlen gleicht, und all' seine Tugenden und Fehler klar und edel wieder giebt. Er übertrifft Alle, die sich bis jetzt auf ein ähnliches Studium gelegt haben, und ich hörte den Herzog oft selbst

ſagen: Wer Wolff geſehen hat, der hat den rechten Hamlet geſehen!

Wand. Nun ſo gönne mir wenigſtens die Bekanntſchaft anderer Charaktere. Laſſ' mich Falſtaf ſehen, ſtelle mich dem Junker Chriſtoph von Bleichenwang vor, begleite mich ſelbſt, Narr!

Narr. Auch das geht nicht ſo ſchnell, Freund! Ihr ſeyd eigentlich immer noch im Werden und ein Shakſpeareſches Luſtſpiel läßt ſich nicht vom Zaune brechen. Geduld, Vernunft und Zeit, das ſind drei ſchöne Damen; mit denen macht Euch vertraut und immer vertrauter und wagt nicht eher das Größte, bis Ihr das Leichtere freudig überwunden habt. — Aber einen andern Vorſchlag will ich Dir machen. Grüße Deine Direktion und ſage ihr, ſie ſoll ſich auf Parodien und Traveſtien legen. Und damit Euch die Uebelwollenden dieſe Richtung nicht ſchief nehmen und's nicht für Neid oder Gott weiß was ausſchreien, ſo fangt gleich mit dem Erhabenſten an, dem kein Spott ſchadet und das durch Scherz und Ironie nur höher empor ſteigt — parodirt den Hamlet; ich will Euch helfen.

Wand. Ha, was denkſt Du: was würde unſer Publikum ſagen! Haben's doch Viele ſchon übel genommen, daß ein Anklang von „Menſchenhaß und Reue" parodiſch auf der Bühne erſchollen iſt.

Narr. Man muß mit den Leuten reden! Glaube mir, lieber Freund, das Publikum iſt gar nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Es iſt das traitabelſte Ding von der Welt. Nimm an, wir ſtänden auf der Bühne — dort wäre das Parterre — da würde ich mich an Deiner Stelle vor die Lampen ſtellen und alſo reden: Hochzuverehrendes Publikum! Wenn wir nach gerade anfangen, Parodien zu geben, ſo müſſen Sie nicht glauben, wir wollten dadurch die Meiſterwerke, die wir zum Ziel unſeres Scherzes machen — oder gar die Darſteller derſelben — verhöhnen. Nein, ganz im Gegentheil: nur ganz vortreffliche Stücke, die durch eine vortreffliche Darſtellung gleichſam in's Volk übergegangen ſind, laſſen ſich parodiren. Es iſt die größte Ehre für einen Dichter, wenn ſeine Werke traveſtirt werden. Und verſucht man hier und da irgend eine kleine Schwäche auf zu decken, ſo geſchieht das nur, um einen Anhaltspunkt für den Witz zu haben, der ſich dann frei und harmlos entfalten, aber eben ſo harmlos aufgenommen werden muß. Man ſehe ja nicht verächtlich auf dieſe Gattung dramatiſchen Scherzes hinab. In ihr iſt der wahren komiſchen Poeſie das ſchönſte Feld geöffnet und überall, wo große theatraliſche Leiſtungen den Zuſchauer entzücken, hallt ein ironiſches Echo nach, welches um ſo natürlicher iſt, als ja die ganze Bühne, ſelbſt in den hochtragiſchen Momenten, nur eine poetiſch aufgefaßte Ironie des Lebens ſeyn ſoll. — Das ſind ſo ungefähr die Worte, die ich von meinem Herzog aufgeſchnappt habe und die ich an Deiner Stelle dem Publikum ſagen würde — wenn ich kein Narr wäre!

Wand. Ich will's verſuchen! Aber wenn es nicht gut abläuft, halt' ich mich an Dich!

Narr. Halte Du Dich nur immer an mich. An den Narren — den rechten Narren — ſollte ſich Jeder halten.

Wand. Wie wär's, wenn ich unſre ganze Unterhaltung zu Papier brächte und dem Publikum jedesmal vor der Aufführung des Hamlet vorträge?

Narr. Thue das — aber mit Vorſicht!

Denn da unten, Wandrer, iſt's fürchterlich,
Und der Dichter verſuche die Zuſchauer nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu hören,
Wie ſich Stiefeln und Stöcke rebelliſch empören.

Aber nun mach', daß Du fortkommſt, und damit Du nicht Schaden nimmſt, will ich Dich ein Stück begleiten!

Bunte s.

Bei den jetzt umher ſchreitenden Finſterlingen und Zurückgänglern hat man nur Jedem zu ſagen: „Sey wach! Denn jene Leute ſind ſo ſchleichend und feig wie die Geſpenſter, die auch nur dem Schlafenden als ein Etwas erſcheinen.

Was iſt das für ein Knecht der Knechte, dem die Herren der Herren den Pantoffel küſſen?

Ueber das neumodiſche nach Vielen allgemein einzuführende Wort Fräulein ließ ſich neulich eine Berliner Dienſtmagd alſo vernehmen: „Jungfer? Nee, des is mich zu natürlich! Mamſell? des Wort is mierig! Freiens ſind wir jetzt alle, un nu beſonders ich, denn en Vetter von mich is Landwehr-Offizier!"

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Geehrteſter Herr Redakteur! — Sie werden ſich verwundern und alle Ihre Leſer mit Ihnen, über die wunderſamen Zumuthungen, welche ich Ihnen heute mache, wenn Sie nicht ſchon durch das Wunderbare, welches ich überall mit mir herumtrage, für meine Wunderlichkeit abgeſtumpft ſind. — Denken Sie ſich, daß ich Sie hiermit erſuche, einen Correſpondenz-Artikel aus hieſiger Reſidenzſtadt auf zu nehmen, daß dieſe Correſpondenz Ihnen ſchon längſt bekannte Sachen enthalten wird, und daß ich mir die Gewährung dieſes Geſuchs bei Ihnen erſtürmen werde. Ich verſpreche Ihnen nämlich, ſofern mir mein Anliegen verweigert wird, nun und nimmermehr wieder etwas zu Ihrem Blatte bei zu tragen, oder, was noch ſchlimmer iſt, daſſelbe zwangsweiſe mit einer ſolchen Sündfluth zu bewäſſern, daß Ihre übrigen Mitarbeiter und Aushelfer von Correſpondenzen, Gedichten, Erzählungen u. ſ. w. darin ertrinken ſollen, wie Noa's Zeitgenoſſen in dem Jammer-Meer. Ich ſage, ich werde Sie beſtürmen, täglich neun Mal Ihre Stiege hinaufpoltern und drei Mal Ihre Klingel abreißen, daß es ein Lärmen geben ſoll, noch ärger als im „Käthchen von Heilbronn". — Wenn Ihnen bange wird, ſo iſt es mir lieb, denn

es ist ein gutes Omen für mich; werden Sie recht bange, wenn ich bitten darf, damit Sie ganz die der meinen entgegengesetzte Stimmung erlangen. Sie wissen nämlich, daß ich sehr launisch bin, und fast jeden Tag eine andere Gemüthsstimmung führe. Wenn Hoffmann ein Lexikon für alle seine zahlreichen Gemüthsstimmungen geschrieben hätte, für meine wäre es doch noch unzureichend geblieben. Wenn wir nun beiderseits unsere Stimmungen angenommen, auch dem Publiko eine mitgetheilt haben, die ich wieder einfach als extravagant-obstupefakt zu bestimmen wage, wende ich mich zu dem eigentlichen Inhalt meiner Correspondenz selbst. Wenn einigen Lesern das Vorhergehende nicht gefällt, so können sie es überschlagen, von hier an aber muß ein Jeder meinen Aufsatz lesen, oder ich wiederhole meine vorigen Drohungen, vor denen hoffentlich männiglich Respekt haben wird. Vor Allen aber fordere ich von Ihnen, geehrter Herr Redakteur, daß Sie Ihre Interessenten dazu bewegen, und dies geschieht hauptsächlich dadurch, daß Sie meinen Bericht abdrucken lassen.

Nicht über den Berliner Staub will ich eine Abhandlung schreiben, welche so gelehrt und langweilig werden könnte, als eine akademische Vorlesung über das steinige Arabien — nicht über die allgemeine Wassernoth der Poesie, nicht über die Gesinnungen, welche unsere Mitbürger und ich zum Besten der Griechen an den Tag legen, nicht über die Zeitungs-Nachrichten aus Süd- und Nord-Amerika, nicht über den verschwindenden Zeitgeist, oder über die verschwindende Zeit selber, sondern über das allgemein interessirende Theater, und noch dazu über die Gastspiele eines vortrefflichen Künstlerpaars, welches sich einige Zeit in unsern Mauern aufgehalten hat. Das Schlimme daran wird nur das seyn, daß ich Ihnen nichts Neues mittheilen werde, denn Sie wissen, daß ich schon an einem andern Orte mich weitläuftig darüber verbreitet habe; was man auch nicht bezweifeln wird. Das verbreitet bitte ich Sie, etwas größer drucken zu lassen, damit Ihre Leser, aufmerksam gemacht, sich daran in kurzweiligen Witzspielen ergötzen und sich somit zum Weiterlesen erholen mögen. Sie kennen Hrn. und Mad. Devrient, geborne Böhler, beide vom Stadt-Theater zu Leipzig, und es wird Ihnen bei dieser meiner Aeußerung sogleich klar werden, daß ich nicht Ihretwegen diesen Aufsatz anfertige, sondern zur Kenntniß der allgemeinen Welt, in die Ihre Blätter für Geist und Herz sich zerstreuen. Das Herz besonders oder das Gemüth wünsche ich durch diesen Bericht zu erbauen und zu unterhalten. (Der Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines reisenden Dänen. (Schluß)

Cretins. In Martigni sah ich vier Cretins von verschiedener Größe. Der schlimmste derselben war zwanzig Jahr alt, jedoch nicht größer als ein Kind von einem Jahre, und so schwer, daß ich ihn kaum heben konnte. Er hatte einen dicken Kopf und einen ungeheuer großen Mund. Da er nicht allein gehen konnte, mußte ihn sein Vater, ein munterer und vernünftiger Mann, auf dem Rücken tragen, und wenn dies geschah, machte er sich einen Spaß daraus, dem Vater mit lautem Lachen die Mütze ab zu reißen und auf die Erde zu werfen. Ich wies ihm meine Uhr, um zu sehen, ob er nach ihr greifen würde, wie kleine Kinder zu thun pflegen; aber er bekümmerte sich gar nicht darum. Dagegen lachte er von ganzem Herzen, als er sich in seinen Finger geschnitten hatte. Alle vier schienen überaus gutmüthig, wohl zufrieden und sehr aufgelegt zum Lachen zu seyn. Ich gab dreien eine kleine Kupfermünze, und es schien, als hätten sie eine Freude darüber. Bald darauf nahm ich Einem von ihnen den Schilling aus der Hand, und that, als wollte ich ihn seinem Bruder geben, den die Einwohner Imbecill nannten; ich bemerkte aber nicht das mindeste Mißvergnügen darüber an ihnen, und sie schienen ganz und gar keine Vorstellung von Eigenthum oder Recht zu haben. Der Vierte, ein erwachsenes Mädchen, mit außerordentlich dickem Halse, war weniger Cretin, als die Anderen. Sie konnte doch oui und non sagen, da hingegen diese ganz stumm waren. Da sie nichts empfangen hatte, kam sie uns in das Wirthshaus nach und stellte sich, in einem fort lachend, so lange vor uns hin, bis wir ihr auch eine Wenigkeit gaben. So wie das geschehen war, ging sie alsbald unter vielen Verneigungen und Bücklingen fort. Ueberhaupt kamen sie bei dem Anblicke von uns Fremden nicht in die mindeste Verlegenheit und sahen uns, ohne Furcht und Verwunderung, mit den stieren Augen an, in welchen man deutlich Mangel an Seele und Gedanken liest. Uebrigens waren sie nicht so ekelhaft, wie ich sie mir gedacht hatte, und ordentlich in Schlafröcke gekleidet.

Etwas über Genf. Es soll ein Zug im National-Charakter der Genfer seyn, ihre Sitten und Einrichtungen sehr zu rühmen, und ich fand dies auch bei allen, die ich kennen lernte, bestätigt. Trifft man hier und da diese Neigung bei Personen aus andern Landern an: so ist sie mehrentheils zurückstoßend und mißfällig, weil sie öfters nur von Unwissenheit und Eitelkeit herrührt; den Genfern hingegen erlaubt man sie gern: denn bei ihnen gründet sie sich wirklich auf große Verdienste. Ihre ganze Verfassung scheint sich nämlich dem Ideal einer Republik mehr als alle mir in alter und neuerer Zeit, wenigstens in Europa, bekannte, zu nähern. Seit Gründung der Republik soll man niemals den mindesten Gedanken von der Möglichkeit eines Unterschleifs Hinsichts der öffentlichen Gelder, oder der Untreue obrigkeitlicher Personen gehabt haben, welche jährlich wechseln, und gedruckte Rechenschaft ablegen müssen. Ein bedeutender Theil der nicht großen Staats-Einkünfte wird zu Einrichtungen angewendet, welche Aufklärung und Veredelung der Bürger beabsichtigen; zu Anlage von Schulen, Bibliotheken und andern ähnlichen Anstalten. Das größte Fest in der Stadt soll der Tag seyn, an dem die Lehrlinge der verschiedenen öffentlichen Schulen Prämien erhalten. Nur allein an diesem Tage wird die Hauptkirche der Stadt geöffnet; die ersten obrigkeitlichen Personen theilen selbst die Belohnungen aus, und es wird für eine Sache angesehen, welche den ganzen Staat angeht, wer sie erhalten hat, und als eine große Ehre für die Familien, von denen ein Kind dergestalt sich auszeichnet. Ohne Zweifel ist es eine Folge der Aufmerksamkeit, welche die Stadt dem Erziehungswesen widmet, daß nicht nur die Lehrer mehr geachtet und achtungswürdiger, als anderwärts, sind, sondern daß auch das ganze Volk einen ungewöhnlichen Grad geistiger Bildung besitzt, der nicht allein durch Gastfreiheit und gesellschaftliche Tugenden, sondern auch durch Kunstfleiß, allgemeinen Wohlstand und Sittlichkeit sich äußert. Die in Genf ausgeübten Verbrechen sollen fast allemal von Ausländern begangen seyn.

Gaudin's Relief. So wie ein talentvoller Mann zu Neapel, Namens Padiglione, den Gedanken hatte, die wichtigsten antiken Monumente Italiens in Modellen von Kork dar zu stellen, und ihn auch mit großer Genauigkeit ausführte, eben so hat ein Schweizer, Gaudin, der sich zu Genf aufhält, die vortreffliche Idee ausgeführt, sein Vaterland mit allen Bergen, Ortschaften, Straßen und Flüssen, in Kleinem, aber so viel als möglich mit ihren natürlichen Farben vor zu stellen. Für 30 Sous kann man da die ganze Schweiz übersehen, das Verhältniß der Berge zu einander, die mit Schnee bedeckt sind, die, auf denen Bäume wachsen, und viele andere interessante Dinge. Der Verfertiger giebt über dieses Relief, woran er zwölf Jahre arbeitete, mit vieler Sachkenntniß eine mündliche Erklärung. Es steht ganz in demselben Verhältnisse zur Landcharte, in welchem die neapolitanischen Kork-Modelle zu architektonischen Zeichnungen stehen, und ist sowohl für Den, welcher mit Nutzen die Schweiz bereisen will, um einen richtigen Reiseplan zu entwerfen, als auch für Den sehr absichtgemäß, der das Land schon durchreist hat, um das Ganze nochmals zu übersehen und gleichsam die Reise aufs Neue zu machen. J. G. Eck.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 10. Auguſt. 127ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

4. Georgos.

Glänzend war die Sonne aufgegangen;
Herrliche, da dacht' ich ſtill an dich!
Strahlend ſah ich ſie am Himmel prangen,
Da umfing dein leuchtend Auge mich.

Und als Dämmerung den Tag umfangen,
Und der Sonne Strahl dem Monde wich,
Regte ſich unendliches Verlangen,
Und dein Bild, Kalliſtho, zeigte ſich.

Und ich habe in die Sterne blickend,
Wie an deinem Auge mich erquickend,
Dein gedenkend vor dem Zelt gewacht.

Jetzo ruft die ſchmetternde Drommete;
Auf, Georgos, auf jetzt zum Gebete,
Und dann, ſie im Herzen, in die Schlacht!

5.

Nach des Tages ſchwankendem Gefechte
Blick' ich zu des Himmels Strahlenglanz,
Matt vom Schwerdterſpiel iſt meine Rechte,
Matt der Fuß vom wilden Waffentanz.

Aber was das Wechſelglück auch brächte,
Eng vereint empfind' ich tief euch ganz,
Glaube, Freiheit, ewigheil'ge Mächte,
Mit der Liebe Eins in einem Kranz.

Du, Kalliſtho, wareſt nah im Streite,
Holde ewigtheure Jugendbraut;
Glaube, Freiheit, ging dir im Geleite.

Ja, auf euch, auf euch hab' ich gebaut!
Wenn des Sieges helle Sterne glänzen,
Seyd ihr nah mit Myrt' und Lorbeerkränzen.

6. Kanaris.

Von Kanaris dem Löwen gar manches Herz iſt voll,
Von Kanaris dem Löwen gar manches Lied erſcholl:
Als Hellas thatenglühend der Knechtſchaft Band zerriß,
Schwang hell der Freiheit Fackel der Löwe Kanaris.

Ihm gaben Hellas Söhne den feuerſpei'nden Floß,
Den führt er durch die Fluthen auf's Schiff des Paſcha los.
Wie dürſtet ſeine Seele, wie glühet ſeine Bruſt,
Wie glänzt ſein Helden-Auge von heißer Thatenluſt!

Ihn ſchrecken keine Wellen, ihn hemmt kein Felſenriff,
Wo's donnernd brauſt, da faſſet er ſelbſt des Ruders Griff;
Und auf das Steuer blickend ſingt er, voll heil'ger Gluth,
In der Gefährten Seele der eig'nen Seele Muth:

„Schwime raſch, ſchwime raſch durch die Wellenbahn,
Mein leichter Kahn!
Stimmet laut, ſtimmet freudig zum Jubelſchall,
Ihr Gefährten all'!

Wir ſteuern mit feuerbergendem Floß
Auf den Paſcha los,
Wir tragen glühend in kühner Hand
Den zündenden Brand.

Wir ſuchen, dürſtend von heißem Muth,
Ihn auf der Fluth;
Hipſin, Miaulis, eu'r Heldengeiſt
Uns vorwärts reißt!

Und wie wir geſchleudert den Kapudan
Zu den Wolken hinan:
So ſenden wir bald zu gleicher Schmach
Ihm Ibrahim nach.

Und iſt er nur mit der Flammenbraut
Erſt ſtill getraut,
Dann weih't des wüthenden Schwarmes Schrek'n
Die Brautnacht ein.

Und kracht das Gebälke nun Stück um Stück,
Wir schau'n zurück,
Und rufen jauchzend zum lodernden Brand:
Heil Vaterland!"

Und Nacht und Todesstille bedeckt das weite Meer,
Kein Stern der Hoffnung funkelt vom hohen Himmel her;
Doch muthiges Vertrauen flammt in der Heldenbrust,
Sie steuern rasch und singen voll heißer Thatenlust:

„Dunkles Meer, du bist so still, so todt,
Dunkles Meer, bald färben wir dich roth;
Stilles Meer, bald sollst du lustig schallen,
Wenn vom Bord die Türken heulend fallen.

Dunkles Meer, noch deckt dich tiefe Nacht,
Aber bald das Morgenroth erwacht;
Morgenroth, du wirst uns herrlich glänzen,
Wenn wir froh zum Siegeszug uns kränzen.

Kanaris, dein dunkles Lockenhaupt
Strahlt dann, reich mit Lorbeerschmuck umlaubt;
Und wenn Sieg die Töchter Hellas singen,
Wird dein Nam' im Chor der Helden klingen!"

Die neue Cassandra.

(Schluß.)

„Ich schweige von Manon's Schmerz, von ihrer Verzweiflung, als dies Alles sich begab, schweige von dem entsetzlichen Eindruck, den es auf mich machte, als nun auch Manon's Wahrsagung an dem andern schwedischen Cavalier in Erfüllung ging, der, in das Schicksal des Grafen Görtz verwickelt, zu lebenslänglicher, harter Gefangenschaft verurtheilt ward. — Ich konnte mir nicht verbergen, daß meine Vermögens-Umstände seit den letzteren Jahren erschüttert waren. Voll Besorgniß, jene Prophezeiung werde sich nun auch an mir bewähren, that ich manche Schritte, den Umständen entgegen zu wirken; unglückliche Zufälligkeiten brachten mich jedoch nur noch weiter zurück. Bedeutende Verluste folgten rasch auf einander. Maaßregeln der Regierung gegen Staatsgläubiger, die, von der Nothwendigkeit diktirt, keine Ausnahme verstatteten, halfen meinen Ruin herbei führen, und den letzten Stoß dazu gab das Fallissement des Favartschen Handlungshauses, bei welchem auch Manon's Capital untergebracht war.

Gewohnt, in den Busen dieser theilnehmenden Freundin meinen Kummer und meine Sorgen nieder zu legen — die leichtsinnige Florine hatte mich mit meinem Glück verlassen — ging ich zu Manon, ihr ihren Verlust an zu kündigen und über den meinigen zu klagen. Sie führte mich zu der Leiche ihres Kindes, das, lange schon leidend, in der verwichenen Nacht gestorben war. „Lernen Sie hier", sprach sie, „daß es größere Verluste giebt, als der um Reichthum und Glücksgüter ist!" — Ich war tief erschüttert. — „Ich habe nun nichts mehr in der Welt zu verlieren", setzte sie dann, das Antlitz des kleinen Todten wieder bedeckend, hinzu — „aber ich glaube noch eine Pflicht erfüllen zu müssen. Sie sind jetzt arm, ich bin es auch; aber in einem Alter, wo man wenig fähig ist, sich an Entbehrungen zu gewöhnen, würden Sie dieser Nothwendigkeit bald unterliegen, ohne den Trost treuer Freundschaft und herzlicher Theilnahme. Wollen Sie diesen von mir annehmen, so bin ich bereit, Sie in irgend eine Einsamkeit zu begleiten und dort einen kleinen Haushalt Ihnen einrichten zu helfen, damit Sie nicht ganz derjenigen Pflege entbehren mögen, welche Ihrem Alter nothwendig ist!" — Sie können denken, daß ich dies Anerbieten dankbar annahm. Ich suchte meine Vermögens-Umstände wenigstens insofern zu ordnen, daß ich rein über das Wenige, was mir übrig bleiben konnte, Herr war. Meine Gläubiger griffen ohne Schonung zu; jene unglückliche Feuersbrunst verzehrte den Rest. Ich ward ganz arm, aber Manon's Freundschaft blieb unerschüttert. Sie besaß noch einige Kleinodien aus der Zeit ihres Glückes; ihr Verkauf reichte hin, uns diese kleine Besitzung zu erwerben. Die Einsamkeit konnte für Manon nicht abgeschieden genug seyn, und ich selbst trug weiter kein Verlangen nach der Welt, in welcher ich mich so übel behandelt und so bald vergessen sah. Wir leben in dieser Abgeschiedenheit schon manches Jahr, und ich kann wohl sagen, daß ein gemeinsames Unglück uns fester verbunden hat, als es vielleicht in früheren Tagen das Glück würde vermocht haben.

Sie werden kaum für glaublich halten, daß ich nicht einen Versuch machte, die großen Summen zu retten, die der Staat mir schuldig geworden, welches, die Wahrheit zu gestehen, durch meine früheren Verbindungen, besonders in den letzteren Jahren, wo die Staatsverhältnisse sich etwas günstiger gestaltet, wohl so unmöglich nicht gewesen wäre. Aber die buchstäbliche Erfüllung von Manon's früheren Vorhersagungen haben, ich leugne es nicht, einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß die Erfüllung des letzteren mich betreffenden Punktes mir auch nicht einen Augenblick zweifelhaft ist: und so ein arger Epikurder ich auch früher gewesen seyn mag, bin ich doch jetzt Stoiker genug, um auch das nackte Leben noch über Alles zu schätzen, und keinen Werth könnte für mich die Wiedererlangung jener Summen haben, da ich sie nicht anders als unter beständiger Furcht vor dem nahen Tode würde genießen können. Kämpfte ich jedoch, besonders in den ersten Jahren meiner Zurückgezogenheit, mit dem Entschlusse, hierzu einige Schritte zu thun, so brachte Manon's wehmüthig ernster Blick und der tiefe Seufzer, womit sie meine Andeutungen zu beantworten pflegte, mich bald genug davon zurück, und ich lernte endlich mich in ein Schicksal finden, welches sich nur mit meinem Tode ändern kann."

Als Baron Hoguet hier seine Mittheilung geendet, war es fast dunkel geworden. Wir schwiegen Beide, Jeder auf seine Weise mit seinen Gedanken beschäftigt. Da tönten aus dem obern Gemache Harfenklänge, zarte meisterhafte Töne, von einer vollen schönen Frauenstimme begleitet. Es waren wahrhaft ätherische Töne, die bald dem tiefsten Erdenleide zu entquellen schienen, bald überirrdische Tröstung hauchten und zuletzt in sanft beruhigende Accorde verschwammen. „Das ist Manon's Abendlied!“ sagte der Baron; „mit solchen Tönen beruhigt sie ihr eigenes unendliches Leid, und singt sich Trost und Ergebung, ihr Leben fort zu setzen, so lang es Gott gefällt!“

Als ich am folgenden Morgen aus dem kleinen Cabinet trat, worin ich die Nacht zugebracht, fand ich den Baron und Manon im Wohngemache bei dem Frühstück, meiner wartend. Jetzt sah ich erst den ganzen Zauber dieser idealen Gestalt, den die unscheinbare Kleidung nicht zu vertilgen vermochte, und die lieblichen Züge, an denen Schmerz und Jahre schonender vorüber gegangen, als man hätte für möglich halten sollen. Eine unbeschreibliche Treue und Wahrhaftigkeit sprach aus dem großen dunkeln Auge. An dem Seelen-Adel dieses Wesens zu zweifeln, war unmöglich. — Als ich scheiden wollte, sprach der Baron nochmals allein mit mir. „Ich habe mich Ihnen ganz entdeckt“, sagte er, „aber ich kann Sie nicht entlassen, ohne Ihr Ehrenwort, daß Sie auch nicht den kleinsten Schritt zu meinen Gunsten in Paris versuchen; und damit dies auch von Andern, die sich noch für mich interessiren möchten, nicht geschehe, eben so wenig meiner Geschichte erwähnen wollen. Lächeln Sie immerhin über den Thoren, der so ängstlich bemüht ist, ein Leben nicht zu verkürzen, das Ihnen armselig erscheinen mag; aber nehmen Sie, dies zu begreifen, die Versicherung, daß hier eine Ruhe und Befriedigung in meine Brust eingekehrt ist, die ich in meinen glanzvollen Tagen niemals gekannt!“ — Ich gab nach einigen vergeblichen Gegenreden dem Baron die Zusicherung, die er verlangte, und schied dann nicht ohne Bewegung von ihm und Manon, die mir mit seelenvollem Blicke die Hand reichte.

Geschäfte entfernten mich bald darauf von Paris. Ich war zwei Jahre abwesend. Als ich zurück gekehrt, erfuhr ich, daß dem Baron Hoguet, ohne alles Zuthun, ein Theil seiner Forderungen an den Staat restituirt worden sey. Aber als man nach langem vergeblichen Forschen endlich seinen Aufenthalt ausgemittelt, fand es sich, daß er vor wenigen Tagen gestorben war. Manon hatte bald darauf die kleine Besitzung verkauft, und war in ein Kloster der barmherzigen Schwestern gegangen.

von Sartorius.

Historische Charakter-Züge.

Walter Raleigh, einer der berühmtesten Seefahrer, Befehlshaber, Naturforscher und Schriftsteller Englands, der unter der Regierung des Königs Jakob I. enthauptet wurde, ohne daß sein Ruhm darunter gelitten hätte, brachte eilf Jahr im Gefängniß zu. Diese Zeit verwendete er besonders auf Chemie und Geschichtskunde; er verfertigte berühmte Arzeneien und das Studium der Geschichte trieb er so eifrig, daß er sich sogar mit den morgenländischen Sprachen bekannt machte, um aus den Quellen zu schöpfen. Unter seinen Schriften ward besonders seine Weltgeschichte sehr hochgeschätzt, an der Fortsetzung derselben, bis auf seine Zeit, arbeitete er mit solchem Fleiß, daß er sie wenige Tage vor seiner Enthauptung seinem Verleger zum Druck übergeben wollte. Als ihm aber dieser auf die Frage: wie sich der erste Theil verkauft habe? erwiederte: so schlecht, daß er dadurch viel Verlust erlitten — so sagte Raleigh tief seufzend: „Mein Freund, hat Dich der erste Theil in Schaden gebracht, so soll es der zweite gewiß nicht thun, diese undankbare Welt ist dessen nicht werth!“ — Dann warf er seine Handschrift in den Kamin und hielt den Fuß so lange darauf, bis sie völlig verbrannt war. Von allen Gelehrten wird dies als ein großer Verlust betrachtet, da eine Menge von Auflagen des ersten Theils während mehr als hundert Jahren den Werth desselben bekunden.

Ulysses Aldovrandus war acht und vierzig Jahre lang ein berühmter Lehrer der Naturgeschichte in Bologna, seiner Vaterstadt. Er gehört unter die Gelehrten, die sehr viel geschrieben haben, weshalb ihn ein Schriftsteller den Herkules im Schreiben nennt. Man zählt hundert und zwanzig Traktate, deren Verfasser er gewesen, darunter gehört eine Naturgeschichte in dreizehn Folio-Bänden, die zum Theil erst nach seinem Tode erschienen und eine Seltenheit ist. Sein Eifer für die Wissenschaft ließ ihn Reisen in die entlegensten Länder unternehmen, besonders um ausländische Thiere kennen zu lernen. Er hielt in seinem Sold länger als dreißig Jahre hindurch die berühmtesten Maler und Künstler, welche ihm die Thiere nach dem Leben zeichnen oder in Kupfer stechen mußten, so daß er einem Maler diese ganze Zeit hindurch jährlich 200 Dukaten gegeben hat. Durch so kostspielige Unternehmungen gerieth er in so große Armuth, daß er sich, als er im Alter blind wurde, in's Hospital von Bologna bringen lassen mußte, wo er in sehr hohem Alter (1605) gestorben ist. B.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß.) Soll ich zuerst eine Beschreibung von der Gestalt Hrn. Devrient's geben? — Man will, denken

Sie sich, meine geschätzten Zuhörer, an ihm eine Aehnlichkeit mit dem Schreckhorn in der Schweiz gefunden haben. Ich hatte das Vergnügen, vor Zeiten einmal das Schreckhorn zu sehen, aber so viel ich mich sein erinnere, hat es sehr wenig von unserm Gastspieler an sich, wenn man nicht etwa die blonden Haare und die Eisdecke des Gipfels als Vergleichungspunkte betrachten will; indeß wäre dies immer eine sehr unschickliche Aehnlichkeit. Das Schreckhorn ist ein rauher Felsen, kalt wie Eis, windig, circa 12,530 Fuß hoch, ohne Vegetation und ohne Anlage zu einer Vervollkommnung und weiteren geistigen Entwicklung. Ganz das Gegentheil ist unser Gast; ein angenehmer, gewandter Herr, feurig, am wenigsten winddeutlig, in gewöhnlicher Mannesgröße, voll innerem Lebens und Anlage zur weiteren Ausbildung seines Künstler-Talents. — Aber wie erschrecke ich plötzlich: Derselbe Dichter, der diese gigantische Vergleichung mit vielem Aufwand anstellte, ist ja mein Vorgänger in der Theater-Kritik Ihrer Blätter. O mein armer Aufsatz, mein nutzlos beschriebenes Papier! — Doch — Ihr voriger Referent ist nicht mehr in Berlin, und ich will mich ja gern darin ergeben, wenn er mich, zur Vergeltung, aus der Ferne recht scharf mit seiner satyrischen Brille betrachten will. Ich verspreche sogar freundliche Erwiederung. O, Sie ahnen nicht, wie ich und er uns lieben! wenn es zur Sache gehörte, würde ich Ihnen eine rührende Beschreibung davon machen. Denken Sie sich indeß dieselbe und machen Sie mir keinen Strich durch die Rechnung. Zum Abschiede empfehle ich indeß Ihrem geschätzten Referenten folgenden Spruch, den er auf der Reise zu seinem Nutz und Fördernis studieren mag: Aequam memento rebus in arduis, servare mentem, und gehe über zu dem, was ich selbst sagen will. Denn die Einleitung scheint mir jetzt lang genug.

Vor mir liegen die Comödien-Zettel verdeckt, ich kehre den ersten um und lese: Mittwoch, den 29. Juni: „Don Carlos;" Hr. Emil Devrient: „Carlos". Ferner: „Welcher ist der Bräutigam?" Hr. Devrient: „Langers;" ferner: „Isidor und Olga:" Hr. Devrient: „Isidor;" ferner: „Kabale und Liebe:" Hr. Devrient: „Ferdinand;" ferner: „die beiden Sergeanten:" Hr. Devrient: „Felix". Vielleicht hab' ich eine Gastrolle ausgelassen, denn eines Tags war ich abwesend. Nun hören Sie, was ich zu diesem Allen meine. Im „Carlos" war Hr. Devrient zu befangen, als daß er durchgängig genügen konnte, die letzten Scenen gab er mit vieler Kraft; als „Langers" ist er mir weniger im Gedächtniß geblieben, die Leistung war, wie das Stück, weniger ausgezeichnet, doch trat er vor den andern Spielern erfreulich heraus; als „Isidor" zeigte er sich als einen Künstler vom Range, mehr noch als „Ferdinand", und, wie ich überzeugt bin, das Höchste leistete er in den „Sergeanten". Hr. Devrient ist ein besonnener Spieler, der seine Rolle eifrig studirt, vorzüglich aber deswegen zu schätzen ist, weil er in den leidenschaftlichen Stellen stets das rechte Maaß zu finden weiß, ohne unverständlich zu toben oder sich unnatürlich und lächerlich zu geberden. Seine Sprache ist stark und deutlich; seine ganze Erscheinung edel, denn wir urtheilen besonders nach seinen letzteren unbefangenen, wahrhaft begeisterten Darstellungen. Vollendet ist Hr. Devrient nicht, aber er ist auf dem Wege zur Vollendung und seine Jugend wird ihn unbedingt ein hohes Ziel erreichen lassen. — Die niedliche kleine Nachtigall, seine Frau, beschenkte uns nicht minder reich mit ihren Darstellungen. Im „Kammerdiener" trat sie als „Nanette" in die Stelle der Demois. Brandes; in: „Welcher ist der Bräutigam?" gab sie die „Käthe", in „Joconde" das „Hannchen", in „Minna von Barnhelm" die „Franciska", in den „Wienern in Berlin" die „Louise von Schlingen" und im „Käthchen von Heilbronn" das „Käthchen;" die beiden letzteren Rollen gab sie zwei Mal. Das ausschließliche Fach der Mad. Devrient scheint mir das Naive, nur weiß sie nicht immer das Gefällige damit zu verbinden. Doch ist sie auch zu entschuldigen, weil ihre langsame, singende Landessprache sie am rascheren Vortrage hindert. Als Sangerin verdient sie großes Lob, nur störte als „Louise von Schlingen" ihre Langsamkeit auch etwas, so viel sie sich bemühte, lebendiger als sonst zu seyn. Rauschenden Beifall erwarb sie in der „Franciska", und auch in „Welcher ist der Bräutigam?" Zur ihre gelungenste Darstellung halte ich aber das „Käthchen", besonders in der letzten Vorstellung, auch ward sie beide Male gerufen, obgleich hierauf nicht so großes Gewicht zu legen ist, da ich in andern Städten höchst mittelmäßige Schauspielerinnen nach dieser dankbaren Rolle gerufen sah. Gewiß verdiente sie aber ihren Beifall, wenn ihr „Käthchen" auch noch weit von dem entfernt seyn mochte, das noch im Tode alle poetischen Federn Berlins und eines weiten Umkreises in Bewegung gesetzt hat. Ein Bericht von den Spielern, welche mit ihr in den verschiedenen Stücken zusammen wirkten, wurde Ihnen, als zu bekannte Sachen enthaltend, vielleicht doch nicht angenehm seyn; ich will also damit nicht unnutz meine Feder stumpfen. Ueber die Correspondenz-Form meines Berichtes, welche leider nicht überall hinlänglich durchblickt, hab' ich mich deswegen nicht weiter zu entschuldigen, weil wir, wie Sie wissen, in der großen Stadt Berlin so entfernt aus einander wohnen, daß ich nicht alltäglich zu Ihnen kommen kann, auch mag ich es nicht, um Ihnen nicht alltäglich zu werden. Die Brief-Form ist also die natürlichste, in welche ich meine Nachrichten kleiden kann, und wenn Sie nun Gefallen daran finden sollten, welches sich bekanntlich in einigen Noten zum Text am besten ausspricht, so wäre ich im Stande, Ihnen noch weit angenehmere Sachen mit zu theilen; doch warte ich damit, wie gesagt, auf Ihre Noten, welche meinen Aufsatz für mich zur melodischen Arie machen können. Ich würde Ihnen dann unter Anderem von der großen Reise berichten, welche ich hier in Berlin zu machen gedenke, und welche nach meinem Vorsatz die interessantesten Abentheuer von der Welt enthalten wird. *) Am Schlusse bin ich immer:

Ihr ergebner

Adam Winterberger.

*) „Doch bitt' ich kurz — um Kürze und schärfere Gewürze!" — dieses Citat aus einer alten Travestie mag als verlangte Note gelten. D. H.

Sultan Aud hat eine persische Grammatik nebst Wörterbuch verfaßt, unter dem Titel: „Die sieben Ozeane". Es besteht aus sieben Bänden in Folio, jeder Band 15 Zoll hoch, 7 Zoll breit. Der Sultan hat davon mehrere Exemplare an die ostindische Compagnie geschenkt. Herr v. Hammer, berühmter Wiener Orientalist, will einen Ueberblick derselben herausgeben, und versichert, daß seit Albufeda, Souverain von Hama, welcher gegen das Jahr 1333 starb, kein Emir, kein Schach, noch Scheik, einen solchen großen Schritt zur Aufklärung gethan. (Pandore.)

Ein großer Liebhaber von Geflügel hatte auf seinem Meierhof nach und nach 300,000 Stück Geflügel von allen Gattungen gesammelt. Als er unlängst starb, ward die Masse verkauft und Alles auf den benachbarten Stadtmarkt getrieben. Ein müßiger Zuschauer vergleicht den Zug mit einem Zug Militair, wo auch Haltung, Gang, Sprache, Kleidung und Waffen verschieden sind. Der Unterschied dieses Durchzuges war nur der, daß bei dem Militair jeder Dorfbewohner seinen Topf leer bekommt, bei diesem Durchzuge aber Mancher keck genug war, ihn sich zu füllen! (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 127ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

„König Lear“ im Opernhauſe zu Berlin, am 28. Juli 1825. Die Verehrer Shakſpeare's haben einmal wieder auf der hieſigen Bühne die Darſtellung König Lear's, eines der gefeiertſten Stücke des großen, engliſchen Dramatikers, geſehen, aber leider in der veränderten und verſtümmelten Form, ohne die, wie es ſcheint, heut zu Tage kein großes Drama vor das Publikum treten darf. Was daran Schuld iſt, ob das Publikum, oder die Bequemlichkeit der Schauſpieler, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Die Auslaſſung von Scenen oder Stellen bei der Aufführung eines dramatiſchen Werks kann nur von einem doppelten Grunde ausgehen, entweder: um die für die Vorſtellung an *einem* Abend zu große Länge ab zu kürzen, oder um manches Anſtößige oder den Eindruck Störende weg zu räumen. Geſchieht eine in dieſer Abſicht unternommene Veränderung mit Geſchmack und ohne dem Dichter oder der Handlung des Stücks Gewalt an zu thun, ſo kann ſich dies der Zuſchauer gefallen laſſen. Wer möchte z. B. eine Bühne tadeln, wenn ſie bei der Aufführung von Schillers Maria Stuart ihre Vorſtellung mit der Scene ſchließt, wo Graf Leiceſter die Hinrichtung der ihm aufs Neue theuer gewordenen Königin mit allen erſchütternden Gefühlen eines ſolchen Augenblicks unter ſich ausführen hört, und dann bewußtlos niederſinkt? oder wenn ſie aus Shakſpeare's Stücken manche Stellen wegläßt, die nach unſerem Gefühle unanſtändig und bloß dem Zeitgeſchmack des Dichters zuzuſchreiben ſind? Aber eine gänzliche Veränderung des Stücks findet nur in der ſchlechten Behandlung des Stoffes durch den Dichter eine Rechtfertigung. Die hieſige Bühne hat bei der neulichen Vorſtellung des Königs Lear eine ſolche Bearbeitung dem Original vorgezogen. Wir ſind daher zu der Frage berechtigt, welchen Beweggrund ſie dafür gehabt hat, und wollen durch Gegeneinanderſtellung des Originals mit dieſer Bearbeitung ſehen, ob dieſe den Vorzug vor jenem verdient. Es giebt vielleicht kein Stück, welches unſere Aufmerkſamkeit und unſer Gefühl ſo in Anſpruch nimmt, als König Lear. Das verſchiedene Intereſſe, der Wechſel des Schickſals, die kunſtvolle Gegeneinanderſtellung der verſchiedenſten Charaktere, die ſchnelle Folge der Begebenheiten, erfüllen das Gemüth des Zuhörers beſtändig mit Unwillen, Mitleiden, Furcht und Hoffnung. *Keine* Scene hat einen Nebenzweck; alle ohne Ausnahme ſind auf die Förderung der Handlung oder die genauere Darſtellung eines Charakters berechnet. Beſonders hat der Dichter ſeine ganze Kunſt und alle ſeine Kraft auf die Entwicklung des Charakters von Lear gewendet. Shakſpeare ſtellt den alten der Regierung überdrüſſigen König, der ſeine letzten Tage in Ruhe unter der freundlichen Pflege ſeiner Kinder verleben will, ſogleich *handelnd* dar. Lear erſcheint als zärtlicher Vater, aber als ein Mann von heftigem jähzornigem Gemüth, den bei ſeinen Handlungen mehr eine augenblickliche Aufwallung als ruhige Beurtheilung leitet, den ſeine Leidenſchaft zur Verſtoßung ſeiner bisher geliebteſten Tochter und zur Verbannung ſeines getreueſten Unterthans fortreißt. Im Begriff, das Reich unter ſeine Töchter zu vertheilen, verlangt er von ihnen zu wiſſen, welche ihn am meiſten liebe, um der den größten Antheil zuzuwenden, die ihn durch ihre Zuneigung am meiſten verdient. Goneril und Regan ergießen ſich in die ſtärkſten Ausdrücke kindlicher Liebe; Cordelia aber reizt durch ihre Aufrichtigkeit, daß ihre Liebe zwiſchen ihrem Vater und ihrem Gatten getheilt ſeyn werde, den Zorn des leidenſchaftlichen Vaters ſo heftig auf, daß er ihren Antheil den beiden andern Töchtern giebt, und ſie ſelbſt mit ſeinem Fluche als Gemahlin des Königs von Frankreich abreiſen läßt, den Herzog von Kent aber, der ſich mit edler Freimüthigkeit Cordelia's annimmt, aus dem Reiche verbannt. Wir müſſen dieſe Scene *geſehen* haben, um die fürchterliche Wuth Lear's bei der Entdeckung zu begreifen, daß er ſich in ſeinem Urtheil geirrt hat; wir müſſen dieſe Scene geſehen haben, um das Betragen der unnatürlichen Töchter gegen ihren gütigen Vater, der ihnen Alles gab, und den ihre Behandlung zum Wahnſinn treibt, noch mehr zu verabſcheuen; wir müſſen endlich dieſe Scene geſehen haben, um Cordelia beim Schluſſe deſto mehr zu bewundern, und das Verhältniß, in welches alsdann Lear zu ihr kommt und ſeine Schaam, ſich vor ihr zu zeigen, zu verſtehen. Ohne dieſe Scene verliert der durch ſeine treue Anhänglichkeit an den undankbaren und leidenſchaftlichen König ſo rührende Charakter des Kent ſein ganzes Intereſſe. An die Stelle dieſer lebendigen Handlung, welche die Grundlage des folgenden Stücks, und die Hauptcharaktere ſogleich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit vorführt, und unſer Intereſſe aufs Höchſte erregt, ſetzt die Bearbeitung Schröder's eine kalte, unbefriedigende Erzählung aus dem Munde Kent's, und ſtellt uns ohne weitere Vorbereitung ſpäter den König ſogleich in ſeinem Verhältniß zu Goneril dar. Abgeſehen davon, daß durch dieſen Anfang die Charaktere des Stücks durchaus nicht motivirt ſind, iſt es auch ein Uebelſtand, daß wir eher mit der Geſchichte Gloſter's und ſeiner Söhne, die nur als eine Epiſode von Shakſpeare eingewebt iſt, als mit der Geſchichte Lear's und ſeiner Töchter bekannt werden. Da alſo die Grundlage der Bearbeitung, welche die Bühne zu ihrer Darſtellung gewählt hat, wankt, was ſoll man von dem darauf errichteten Gebäude erwarten? Wir können zwar nicht läugnen, daß einige Scenen für unſer Theater paſſend und gut verändert worden ſind, und wollen dies unten anführen, aber der größte Theil der Veränderungen iſt dem Gange des Stücks und der Wahrheit der Charaktere ſo wenig angemeſſen, daß ein Kenner Shakſpeare's ſie nicht anders, als mit Unwillen anſehen kann. Wie König Lear die Undankbarkeit Gonerils entdeckt, ſteigt ſeine Leidenſchaft zu ſo hohem Grade, daß er jenen fürchterlichen Fluch ausſtößt, wodurch er die Natur anruft, ſeine Tochter unfruchtbar zu machen, oder, wenn ſie gebaren muſſe, ihr ein Kind zu geben, das ihr eine Schande und eine Qual ſey, und das alle ihre mütterliche Sorgfalt und ihre Wohlthaten mit Verachtung vergelte:

— — — — damit ſie fühle,
Um wie viel ſchärfer, als der Schlange Zahn,
Des Kindes Undank ſticht. Hinweg! hinweg!

Mit dieſen Worten ſtürzt nach Shakſpeare Lear hinaus. Aber er kommt noch einmal zurück; ſeine Leidenſchaft, die auf dem höchſten Gipfel war, hat etwas nachgelaſſen, ſein Schmerz entlockt ihm Thränen. Bei der hieſigen Vorſtellung blieb Lear, nachdem er den Fluch ausgeſprochen, auf der Bühne. Wir müſſen uns wundern, daß Hr. Devrient, der die Rolle Lear's ſo wahr aufgefaßt und gegeben hat, hier nicht die Schranken, die ihm Schröder's Bearbeitung geſetzt, durchbrochen, und ſich lieber an das Original gehalten hat. — Nachdem Lear, durch die noch undankbarere Behandlung ſeiner zweiten Tochter dem fürchterlichen Sturm ausgeſetzt, in Wahnſinn verfällt, und von Gloſter, gegen den Befehl der unnatürlichen Töchter, aufgeſucht und in einem Meierhofe untergebracht wird, führt hier Shakſpeare eine Scene vor, worin er ſeine Kunſt aufs höchſte entwickelt hat. Der König, ſchon völlig wahnwitzig, ſtellt mit Edgar, der in der Verkleidung eines Bedlamiten den Wahnſinn heuchelt, und ſeinem Narren ein Gericht über ſeine undankbaren

Töchter an. Jede dieſer drei Perſonen ſpricht hier nach einer beſondern Gedankenverbindung, bis der König endlich erſchöpft zur Ruhe gebracht und auf die Warnung Gloſters von Kent und ſeinem Begleiter in einer Sänfte nach Dover gerettet wird. Hier hat die Bearbeitung einen unverzeihlichen Verſtoß gemacht. Sie läßt Lear draußen auf der Haide in Schlaf ſinken, und, ohne uns ihn weiter vor zu führen, nach Dover bringen. Um aber jene herrliche Scene, worin der König in ſeinem Wahnſinn über ſeine Tochter Gericht zu halten glaubt, nicht aus zu laſſen, hat ſie dieſelbe an's Ende des Stücks geworfen, wo ſich Lear mit Cordelia im Gefängniß befindet, und wohin ſie durchaus nicht paßt. Denn Lear's höchſter Wahnſinn iſt hier vorbei, ſeine Leidenſchaft, durch die ſanfte Behandlung Cordelia's beruhigt, iſt nicht mehr der Stärke fähig, die ſie zu dieſem Auftritte braucht; kurz, dieſe Verſetzung iſt eine höchſt geſchmackloſe zu nennen. Außer andern Verſetzungen und Auslaſſungen von Scenen, von welchen manche allerdings zur Noth fehlen könnten, hat die Bearbeitung auch jene Auftritte weggelaſſen, in denen die Liebe von Lear's unnatürlichen Töchtern zu dem ſchändlichen Edmund und ihre Eiferſucht uns von Shakſpeare lebendig vor's Auge geführt wird. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dieß im Einzelnen darlegen wollten; aber gewiß jeder Kenner Shakſpeare's hat bei der beſprochenen Darſtellung des Lear mit uns bedauert, daß er nicht eine Ueberſetzung, ſondern eine entſtellende Bearbeitung geſehen, und die Bühne erfüllt gewiß den ſtillen Wunſch ſo vieler Verehrer der Shakſpeareſchen Muſe, wenn ſie ein ander Mal den „König Lear" in ſeiner urſprünglichen Geſtalt geben wird. Wenn auch Schlegel dieß Meiſterſtück nicht überſetzt hat, ſo haben wir doch die Eſchenburgiſche Ueberſetzung, und wir glauben wenigſtens, daß die Verdeutſchung von H. Voß für die Bühne nicht ſo unpaſſend wäre, als d i e gewöhnlich meinen, die in ſeinen Verſen eine Härte, und in ſeiner Sprache eine gewaltſame Stellung finden. *) Wer ſich die Mühe geben will, den Voßiſchen Vers zu ſtudiren, der wird ihm bei'm Vortrage einen größern Reiz und eine Kraft geben können, die den geſchmeidigeren Verſen der Schlegelſchen Ueberſetzung oft fehlt. Was aber in der Bearbeitung Schröder's gut verändert iſt, kann man leicht in der Ueberſetzung anbringen. Die Scene, wo Gloſter geblendet wird, iſt nach unſerem Gefühl zu ſchrecklich, um vor unſere Augen gebracht zu werden. Schröder läßt daher den Herzog von Cornwall ſeinen ſchrecklichen Befehl ausſprechen, und dann den armen unglücklichen Greis abführen, und erſt wieder auftreten, nachdem die ſchändliche Gewaltthat vollzogen iſt. Während deſſen läßt er den über dieſe Grauſamkeit entrüſtetem Diener den Herzog tödtlich verwunden. Was nun den Ausgang des Lear betrifft, den Schröder nicht allein verändert hat, ſondern der ſogar in England ſo umgeſtaltet worden iſt, daß die Tugend in der Perſon Cordelia's ſiegt, ſo können wir dieſer Veränderung unſern Beifall nicht verſagen. Denn es iſt ſchrecklich, es iſt herzzerreißend, ein unſchuldiges Weſen durch Mißgeſchick untergehen zu ſehen. Lear's Thorheit, wodurch er ſeine beiden älteſten Töchter für ihre glatte Zunge belohnt, die wahrhafte Cordelia aber verſtößt und den treuen Kent verbannt, verſöhnt uns etwas mit dem bittern Schickſale, womit er dieſelbe büßen muß; aber wodurch hat die unſchuldige Cordelia ein ſo tragiſches Ende verdient? — Wir billigen daher dieſe Veränderung, nur muß die Scene im Gefängniß vor dem Auftritt der Befreier anders ſeyn, als Schröder ſie gegeben hat, und da wir das Unpaſſende derſelben ſchon oben gerügt haben, ſo bedarf es hier keiner Erinnerung mehr.

Hr. Devrient als „König Lear" hat den Beifall, mit dem das Publikum ſein Spiel aufnahm, im höchſten Grade verdient. Auch Mad. Schröck als „Cordelia", Hr. Rebenſtein als „Edgar" und Hr. Krüger als „Edmund" wurden für ihr durchdachtes und gründliches Spiel mit gebührendem Beifall belohnt. Hr. Mattauſch als „Gloſter" hat ſeine Rolle gut aufgefaßt und auch meiſt ſo durchgeführt; nur ſchien es uns, daß er in der Scene, wo ihm „Edmund" ſeines Sohnes „Edgar" angeblichen Plan gegen ſein Leben verräth, den Uebergang vom Vaterſchmerz zur Indignation und zur Rache nicht gehörig motivirt hat. „Kent" (Hr. Gern) hat uns ſehr befriedigt. Auch „Goneril" und „Regan" (Demoiſ. Willmann und Mad. Unzelmann) haben ihr Rollen ſo geleiſtet, daß ſie den Genuß des Abends durchaus nicht ſtörten. Aber laut, vielleicht etwas zu laut, gab das Publikum ſeine Unzufriedenheit über das Spiel des Hrn. Blume als „Herzog von Albanien" zu erkennen, weil ſeine auf die ſonſtige Vortrefflichkeit dieſes Künſtlers gegründete Erwartung ſo bitter getauſcht ward. Was auch die Urſache dieſes unerklärlichen Mißlingens ſeyn mag, ob die Stimmung des Künſtlers — oder eine aus ſonſtigen Gründen ungeeignete Dispoſition — die ihn vergeſſen ließ, daß das Publikum von ihm um ſo mehr erwartet, je mehr er leiſten kann, ſo hatte doch der Künſtler für ſeine Nachläſſigkeit genug gebüßt, wenn ihm die Zuſchauer den gewohnten Beifall bei einer ſo dankbaren Rolle verſagt hätten; aber wozu die laute und gehäſſige Störung? Die ſchwierige Rolle des „Narren" hat Hr. C. Unzelmann befriedigend durchgeführt. — Berlin. — k.

Graſſi ſchreibt Folgendes über den türkiſchen Sultan: „Man denkt meiſt in Europa, daß der türkiſche Sultan ſein Leben in Müßiggang und Unthätigkeit verbringe; dem iſt aber nicht ſo. Er arbeitet zwei Mal täglich mit dem Großweſir, betet fünf Mal täglich, gleich allen übrigen Muſelmännern, und muß allen Sitzungen des Divans beiwohnen. Dieſer iſt's auch, der über das Köpfen eines Vezir's, Paſcha's oder ſonſt eines Individuums den Spruch thut, nicht des Sultans Willkühr. Der Muphti faßt das Urtheil nach dem Koran ab, und der Sultan beſtätigt es. — Ein junger Sultan, im Serail erzogen, wird in Allem unterrichtet. Vor allen Dingen muß er ſich den Koran ſtreng zu eigen machen; außerdem lernt er die Geſchichte der Kalifen, der Ottomannen, Univerſalgeſchichte, Geographie, Mathematik, türkiſche, arabiſche und perſiſche Sprache, auch Latein und Muſik. — Es iſt ferner Pflicht des Sultans, bei jeder ausbrechenden Feuersbrunſt in Perſon zugegen zu ſeyn. Endlich iſt auch noch zu bemerken, daß ein Sultan nicht, wie mancher andere Fürſt, die Schätze ſeiner Vorgänger, ſeine eigenen oder gar das Staatsgut, verſchwenden darf, ſondern die erſteren ſind im Kasné hadassi feſt verwahrt, und ſeine eigene Einnahme darf der Sultan nicht unbedingt ausgeben, ſondern iſt gehalten, davon etwas zurück zu legen, weil es ſeine P f l i c h t iſt, nach dem Tode dem Staate einen Schatz zu hinterlaſſen. Je größer dieſer, je höher geehrt iſt der Sultan! (Journ. d. Déb.)

Ein Mädchen von 19 Jahren war zu Redruth (Grafſchaft Cornwallis) mit ihrem Bruder von 6—7 Jahren allein, und während dieſer eine Taſſe Thee mit ihr trank, erblindete ſie ihn plötzlich, um ihn nach dem Himmel zu ſenden! Sie liebte ihn ſehr und wollte, ihm zu folgen, ſich die Kehle abſchneiden, woran man ſie aber hinderte. (Pandore.)

*) Wer die Voßiſche Ueberſetzung mit dem Originale vergleichen kann, wird in ihr nicht einen „mißlungenen Verſuch" ſehen, wie Tieck wahrſcheinlich zur Empfehlung ſeiner Ueberſetzung ſagt, ſondern bei einer genauen Anſchließung an das Original die Kraft deſſelben wieder finden. Denn Shakſpeare iſt nicht glatt (dazu hat ihn Schlegel gemacht), ſondern gerade eine gedrungene Kürze und Kraft des Ausdrucks zeichnet ſeine Sprache aus. Und dieſe hat Voß meiſt ſo herrlich wiedergegeben, daß ſeine Ueberſetzung Shakſpeare's eben ſo wie die der alten Dichter für unſere deutſche Sprache claſſiſch iſt. Unter vielen andern beſtätigt dieß das eben ſo gründliche als geiſtige Urtheil Jean Paul's.

1825. No. XXIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns sind für 12 Gr. zu haben:

Festspiele, Prologe
und
Theater-Reden
von
Karl von Holtei,

worin, unter Anderem, auch das jetzt auf der Königsstädtischen Bühne zu Berlin mit Beifall aufgeführte Festspiel:

Die Königslinde
oder
der dritte August

zu finden ist.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Empfehlungswerthe Bücher,

welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Grundsätze der Gemeinheitstheilung,

oder der Theilung gemeinschaftlicher Landnutzungen, als der Acker- Wald- und Angerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthigen Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Lande haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte. Zum Zweck der Gemeinheitstheilungen, Dienst- und sonstigen Regulirung der ländlichen Verhältnisse in sämmtlichen Königlich-Preuß. Staaten, nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet und mit Zeichnungen erläutert von C. W. H. Klebe. 2 Abtheilungen. gr. 4.

Preis: 7 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

„Aus der ganzen Anlage dieses Werks", heißt es in der Vorrede, „und aus allen Theilen desselben wird man das Bestreben des Verf. erkennen, das Separationsgeschäft auf gewisse Grundlagen zu stützen, die dem Geschäftsmann einen festen Richt- und Anhaltepunkt geben, vor Abweichungen von der Sache sichern und ihn bei Führung desselben immer auf die Natur der Sache und die bestehenden Verhältnisse zurückweisen." Wir haben diesen Worten bloß die Versicherung hinzuzufügen, daß dem Verf. jenes Bestreben vollkommen gelungen ist, und daß er sich durch die obige Schrift den Dank aller derer, welche mit Separationsgeschäften zu thun haben oder auf irgend eine Weise dabei interessirt sind, um so gewisser erwerben wird, als es bis jetzt an einem sicheren Leitfaden durch die zahlreichen Klippen dieser schwierigen Geschäftsgattung gänzlich mangelte.

Allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Von J. N. Rohlwes. Mit 1 Kupfertafel. 10te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis: 20 Gr. (25 Sgr.)

Es ist nicht erst nöthig, den Werth dieses allgemein als brauchbar anerkannten Werks zu beurtheilen, da dasselbe eine von der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift ist, und seine Nützlichkeit durch 10 rasch auf einander folgende Auflagen bewiesen hat. Es sollte daher dieses Werk in keiner noch so kleinen Landwirthschaft fehlen, und jeder Besitzer sollte es in die Hände seiner Untergebenen geben, damit sie sich bei vorkommenden Krankheiten des Viehes zu rathen und zu helfen wissen.

Handbuch der analytischen Trigonometrie,

herausgegeben von Emil Wilde, Dr. phil. und Professor am Berlin. Gymnasium zum grauen Kloster. Mit drei Kupfertafeln.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Da es der deutschen Literatur an einem aus dem rein scientifischen Standpunkte bearbeiteten Handbuch der Trigonometrie, welches die Resultate der neueren Forschungen enthält, noch mangelt, so hat der Verf. ein solches zu bearbeiten unternommen. Der Gegenstand ist in sechs Abschnitten, welche „die Erklärung der trigonom. Linien und der darauf bezüglichen Formeln, die Berechnung der trigonom. Linien (wobei fast durchgängig die Differentialrechnung angewandt worden), die Auflösung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades mittelst der trigonom. Linien, die ebene Trigonometrie und Polygonometrie, die sphärische Trigonometrie, die Auflösung solcher ebenen und sphärischen Dreiecke, in denen gewisse Bestimmungsstücke sehr klein gegeben sind", enthalten, und denen eine Sammlung von Aufgaben beigefügt ist, in fortlaufendem Vortrage mit Kürze und Deutlichkeit behandelt, so daß dieses Buch auch denen, die, ohne ausschließlich Mathematiker zu seyn, sich eine gründliche Kenntniß der Trigonometrie verschaffen wollen, zugänglich sind. — Für correkten Druck und gefälliges Aeußere ist aufs beste gesorgt worden.

So eben sind bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verwaisten,

Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise, Verfasserin der „Neuen Armida", „Eugenia", „Glück aus Leid" u. a. m. 2 Theile.

Preis: 1 Thlr. 18 Gr.

Die geistreiche Verfasserin, deren Schriften schon längst eine Lieblings-Lektüre des gebildeten Publikums sind, giebt auch in diesem neuen Werke ihrer Feder ein überaus anziehendes und treues Gemälde des menschlichen Herzens und des Familienlebens höherer Stände. Derselben rein sittlichen Tendenz, wodurch alle ihre früheren Schriften sich auszeichnen, begegnet man auch in diesem Romane, und er gehört dadurch zu der Klasse derjenigen, die jede Mutter ihren Töchtern unbedenklich in die Hand geben kann! —

Leipzig, im Juli 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Nachstehende, theils kriegswissenschaftliche, theils für Militair-Personen vorzüglich interessante Schriften, sind in den letzteren Jahren in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg. 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 10 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausgabe aus dem Franzbsischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1821. 2 Thlr.

Leithold, R. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.

Menu von Minutoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor: mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Herrn General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

— Anweisung zum ökonomischen Aufnehmen und Separiren ohne künstliche Werkzeuge; für diejenigen, welche keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen, mit den dazu gehörigen Tabellen und 6 Kupfern in Fol. 1821. 1 Thlr.

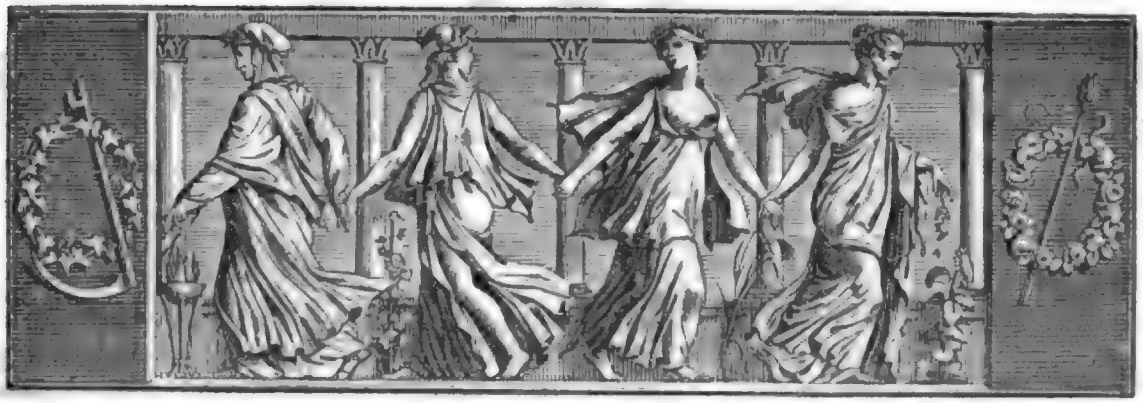
Rohlwes, J. N., Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Mit 2 Kupf. 3te verb. Aufl. 1819. 1 Thlr.

— Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie. 1816. 6 Gr.

Stuhr, Dr. P. F., Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1ster Theil. 1819. 2 Thlr. 8 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 12. August. 128stes Blatt.

Das Schloß Lichtenburg.

Lichtenburg, sonst ein Königlich-Sächsisches Lustschloß nebst einem schönen Dorfe, ganz in der Nähe des Städtchens Prettin an der Elbe, vier Meilen von Wittenberg, anderthalb Meilen von Torgau gelegen, jetzt ein Zuchthaus, ist ein in vieler Hinsicht so merkwürdiger Ort, daß der Freund der vaterländischen Geschichte diesem Aufsatze gewiß gern einige Augenblicke widmen wird.

Lichtenburg, in Urkunden und älteren Schriften sehr oft Lichtenbergk (mons clarus) genannt, war in den frühesten Zeiten, lange vor der Reformation und noch einige Jahrzehende danach, ein, wahrscheinlich von Bernhard I. aus dem Askanischen Hause erbautes Kloster mit einem Hospital und sehr bedeutenden Gebäuden. [1]) Es hauseten hier die Antoniter oder Antonier-Herren (Antoniani-Fratres S. Antonii). Daher hieß Lichtenburg auch der Antonier Hof, curia Antonianorum.

Der heilige Antonius, welchen diese Brüderschaft als ihren Schutzpatron verehrte, und welchen man, nächst dem Paulus von Theben und dem Pachomius, als Begründer des Mönchslebens an zu sehen hat, ward ohngefähr im Jahr 250 nach Christi Geburt in Egypten geboren und erreichte ein Alter von 105 Jahren. Schon von seinem achtzehnten Jahre an soll er sich in die Einsamkeit zurück gezogen haben. [2]) Zwei seiner Schüler begruben ihn, wie man sagte, an einem versteckten Orte. Allein unter Justinians Regierung wurden seine irdischen Ueberreste aufgefunden und nach Alexandrien, später, um sie vor ungeweihten Händen zu bewahren, nach Constantinopel gebracht. Endlich soll ein gewisser Jocelin diese heiligen Reliquien nach Frankreich gebracht haben, wo sie Papst Urban II. in Montmajour bei Vienne aufbewahren ließ. Als um das Jahr 1090 in Frankreich eine ansteckende gefährliche Krankheit, von den Zeitgenossen als höchst fürchterlich beschrieben und gewöhnlich ignis Antonii, ignis sacer, gehennalis, infernalis [3]) genannt, wüthete, so wallfahrteten viele Kranke nach Montmajour, um durch die Fürbitte des heiligen Antonius ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Hier war nun Gasto, ein angesehener reicher Mann, mit seinem Sohne Guerin gesund geworden. Aus Dankbarkeit widmeten sich Beide mit allen ihren Gütern dem heiligen Antonius, dem sie ihre Errettung zuschrieben, erbauten ein Krankenhaus und unterzogen sich der Krankenpflege. Es ver-

1) „Zu Lichtenburg verwundert sich Doctor Martinus des großen Guts und herrlichen Gebäudes der Antoniter-Herren, also daß zu dieser Zeit mit drei Tonnen Goldes schwerlich zu enden wäre. Das hat vorzeiten das schändliche Teufelswerk gegeben, sie sind umher gezogen, wie die Knapsäcke, haben die Leute an sich gelocket mit Gürtelin, Täschen und Messerlin." S. „Luthers Tischreden" (Frankf. 1571. Fol.) S. 246 b.

2) Als ihn Jemand fragte, wie er doch ohne Bücher leben könne? gab er die erhabene Antwort: Mein Buch ist Gott und die Natur! — Mehreres von ihm und seinen oben angezogenen Geistesverwandten bei Zimmermann „über die Einsamkeit" Th. 1. S. 153 f.

3) Man hat eine höchst bösartige Rose (Rothlauf) darunter verstanden. Vergl. Mosheim's Kirchengeschichte von Schlegel, Th. 2. S. 443.

banden sich noch mehrere Personen mit ihnen, und Papst Urban II. bestätigte diese menschenfreundliche Gesellschaft auf der berühmten Kirchen-Versammlung zu Clermont im Jahr 1096, ohne sie gerade zu einem besondern Orden zu erheben. Dies geschah erst im Jahr 1297 von Bonifacius VIII., welcher ihnen die Ehre und Rechte eines Ordens nach der Regel des Augustinus ertheilte. [4]) Nun verbreitete sich der Orden mit großer Schnelligkeit nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien und besonders in Deutschland. So gab es in Sachsen, außer zu Lichtenburg, auch noch zu Eilenburg, [5]) Taucha [6]) und Eicha [7]) bei Grimma Antoniter-Höfe.

Die Einkünfte der Antoniter, deren Vorsteher praeceptores und commendatores, in deutschen Urkunden Meister und Gebieter hießen, flossen meistens aus dem Terminiren und dem Predigen über die Wunder ihres Schutzpatrons. Auch schickten sie, gleich andern Klöstern und Orden, Indulgenz-Commissarien (stationarios) umher und stellten Indulgenz-Briefe aus. [8]) Ihr Siegel stellte den heiligen Antonius dar, in der rechten Hand einen Stock (die sogenannte potentiam), unter dem linken Arm ein Schwein [9]) haltend, unter den Füßen ein T, das Zeichen des heiligen Kreuzes. Gewöhnlich trugen die Antoniter ein schwarzes Kleid mit einem blauen Kreuze auf der linken Seite. Man hat von ihnen die alten Verse:

Sanct Tonges ist gewesen frommb
Hat nicht getrachtet nach Reichthumb
Und lehret dieß sein Ordensleuth
Die man Anthogesherrn nennt heut
Er lehret sie daß sie ein Stock
Trugen und einen schwarzen Rock
Ein blaues Kreuz und magers Schwein
Soll stetig umb und bei ihn seyn.

Um die Krankenpflege mag es in spätern Zeiten auch nicht so richtig mehr gewesen seyn, denn in einem um das Jahr 1521 (anonym) erschienenen Buch, unter dem Titel: „Der Bundtgenoß", heißt es unter No. XIV. gegen das Ende: „Die heylig geister und Anthonier samlen an die spytal der armen, denen doch kaum ein strow zu theil wirt, do uff sy mit rüw schlaffen in grossem hunger." Daß man sie damals schon ganz richtig beurtheilte, sagt folgende, ebendaselbst befindliche Stelle: „Sie haben einen heiligen, genannt Anthonius, wer ihn anrufft, der findt verloren löffel und mässer und schlüssel, auch verlorne nadlen und häfftlein. Mit sollicher Narrheit gehn sy umher unter dem einfeltigen volck, damit neren sie sich mit grossem schaden chrißlichs wäsens und gemeinen nuz." Freilich ließen sie kein Mittel unbenutzt, ihre Güter zu vermehren. Als der berüchtigte Tezel 1507 zu Annaberg sich aufhielt, hatten ihn die Antoniter durch Geschenke dermaßen für sich gewonnen, daß er seine ganze Beredsamkeit zu ihrer Empfehlung aufbot und den Annabergern bei der Vernachlässigung der Antoniter den Einsturz aller ihrer Bergwerke verkündigte. [10]) Als Tezel später (1517) zu Magdeburg und Halberstadt den Ablaß der übrigen Mönchs-Orden für ungültig erklärte, kamen die Antoniter durch reiche Geschenke an ihn und an den Erzbischof von Mainz, Albert, einer auch ihren Orden betreffenden und herabsetzenden Erklärung zuvor. Doch scheint es für die Antoniter in Lichtenburg ehrenvoll zu seyn, daß sich Friedrich der Weise selbst für sie bei den Bischöfen in Meißen und Merseburg verwendete, um sie vor allem Schaden durch die herum ziehenden Ablaß-Commissarien zu sichern. — Die Antoniter besetzten auch das Pastorat zu Prettin, so wie die Pfarreien der Dörfer Axien, Ploßig und Bethau. Man liebte auch zu Lichtenburg vorzugsweise die Gelehrsamkeit. Dies geht daraus hervor, daß der schon oben erwähnte Präceptor des Ordens, Goswin von Orsoy, durch den Cardinal

4) Kapp de Fratribus S. Antonii. Lips. 1737. 4.

5) „Denen Anthonius-Mönchen hat ein jeder Hauswirth jährlich ein fettes Schwein und eine Fessel-Kanne voll Bier geben müssen." Simoni's Eilenb. Chronik S. 215.

6) Nach Löscher's vollständigen Reformations-Akten, Th. 1. S. 323.

7) Diesen Antoniterhof hatte Friedrich der Weise bauen lassen. Im Kriege zwischen Moritz und Johann Friedrich ward er zerstört und Churfürst Moritz schenkte späterhin die Einkünfte dem Johannis-Hospital zu Leipzig. Weil in Eicha frühzeitig evangelisch gepredigt wurde, so wanderten alle Sonntage so viele Personen aus Leipzig dahin, daß Herzog Georg es endlich bei harter Strafe verbieten mußte.

8) Ein solches sehr ausführliches, unter den praeceptor Goswin von Orsoy etwa um das Jahr 1492 ausgestelltes Diplom hat Kapp in der oben angeführten Schrift p. 21—23 mitgetheilt.

9) Die Schweine waren dem Antonius heilig. Erasmus, der die Mönche so scharf durchhechelt, sagt in dem Colloquio: „Franciscani (p. m. 351) persuasum est, Antonio delegatam curam suilli pecoris et ideo colunt illum ne saeviat neglectus. Miror autem, si sic cultus Antonius non saevit in homines, ipso pecore stultiores." — „Den fettesten Schweinen schlitzt man in Neapel die Ohren; sie gehören dann der Brüderschaft des heil. Antonius und heißen Porci di Sant Antonio. S. Miltitz „Orangenblüthen", Th. 2. S. 107. Als im Jahr 1131 der junge Prinz von Frankreich, Philipp, zu Paris über ein Schwein, das seinem Pferde zwischen die Beine kam, einen Sturz that, woran er Tags darauf starb, so ward es streng verboten, Schweine umher laufen zu lassen. In der Folge erhielten die Schweine der Abtei des heil. Antonius ein ausschließliches Privilegium, herum laufen zu dürfen, mit einer Schelle am Halse, um sie von andern unprivilegirten zu unterscheiden. Die Nonnen hatten dies durch eine Vorstellung ausgewirkt, in welcher sie darauf aufmerksam machten, wie man die schuldige Achtung für den heil. Antonius verletzen würde, wenn man für seine Schweine keine Ausnahme von der allgemeinen Vorschrift machen wollte. Man sieht daraus, wie vortheilhaft Connexionen, selbst für Schweine, seyn können!

10) „Luthers Tischreden", S. 246 b.

Raymund zum erſten Canzler der Univerſität Wittenberg erwählt wurde und der feierlichen Einweihung derſelben (den 18. Oktober 1502) beiwohnte.

Gegen das Ende des Jahres 1518 ließ Churfürſt Friedrich der Weiſe Luther'n und Spalatin nach Lichtenburg kommen, um ſich gemeinſchaftlich mit ihnen in einem wahren geheimen Conſilio über Luther's Bleiben oder Nichtbleiben in Wittenberg zu berathen. Denn nachdem Cajetan mit Luther nichts ausgerichtet hatte, war der Churfürſt unentſchloſſen, wie er ſich gegen Luther benehmen ſollte, und wollte (wie Luther an Straupitz ſchrieb), „daß ich (Luther) anderswo wäre.“ Auch hatte ſich Luther ſchon vorgenommen, in Frankreich eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen, wenn der Bann erfolgen ſollte. Zu Lichtenburg entſchied der treffliche Fürſt für Luther's Bleiben, da auch die Univerſität Wittenberg eine kräftige Fürbitte für ihren Luther eingelegt hatte. [11])

Im Jahr 1520 beſprach ſich Karl von Miltitz mit Luther'n zum letzten Male in Lichtenburg. Bereits 1519 hatte Miltitz im Januar zu Altenburg und im Oktober zu Liebenwerda mit Luthern unterhandelt. Am 12. Oktober 1520 erſchien Luther, in Melanchthon's Begleitung, zum dritten Mal vor Miltitz. Luther verſprach zu ſchweigen, wenn ſeine Feinde das Nämliche thäten, und hier übergab er dem von Miltitz ein unter dem 6. September zu Wittenberg aufgeſetztes Schreiben an den Papſt, welches ſo auffallend in Ton und Inhalt iſt, daß wohl nie auf ähnliche Weiſe mit dem Papſte geſprochen worden ſeyn mochte, daß nur ein Luther alſo ſchreiben konnte. [12])

(Die Fortſetzung folgt.)

11) Ukert's „Leben Luthers“, Th. 1. S. 114.

12) Man findet es in Ukert's „Leben Luthers“, Th. 1. S. 119—133.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

7. Bozzaris Grab.

Dort, wo der Hügel pranget im lichten Abendroth,
Dort fand der Griechen Führer den ſchönen Heldentod;
Dort, wo der dunkle Lorbeer am friſchen Zweige grünt,
Hat eine Heldenſeele das Vaterland geſühnt.

Mark Bozzaris, ſo hieß er, der edle Griechenheld,
Deß hohe Männerſeele der heil'ge Muth geſchwellt,
Der nur für Hellas Freiheit in heißer Lieb' entbrannt;
Drum ſind ihm alle Herzen voll Liebe zugewandt.

Es war am Siegel-Abend nach einer heißen Schlacht,
Als Bozzaris bei'm Mahle mit ſeiner Schaar gewacht,
Da plötzlich dumpf Gemurmel zu ihren Ohren dringt:
„Die Türken ſind genahet, das Lager iſt umringt!“

Voll heißer Luſt zu ſchlagen faßt Bozzaris ſein Schwerdt:
„Nun auf zum Kampf, ihr Brüder, und zeigt euch Hellas werth!
Sie ſollen's uns bezahlen und unſerm guten Stahl,
Daß ſie uns aufgerüttelt vom frohen Siegesmahl!“

So ſtürzt er aus dem Zelte raſch auf der Feinde Schwarm;
Schon ſinken viele Türken dem ſtarken Helden-Arm,
Schon weichen ihre Tauſend der kleinen Heldenſchaar,
Da wird ein Kampfgenoſſe des Führers Sturz gewahr:

„O Bozzaris, du Löwe, nur jetzt verlaß' uns nicht!
Siehſt du, wie deine Seele in allen Streitern ficht?“
„Laß' mich, und kämpfe weiter, ich blute gar zu ſehr,
Und nach dem Kampfe führe mir meine Treuen her!“

Und fort zum zweiten Siege der neue Muth ſie reißt,
In Aller Blicken flammet des tapfern Führers Geiſt;
Sie ſcheuen nicht Gefahren und nicht der Feinde Macht,
Wie Löwen mit Hyänen, ſo kämpfen ſie die Schlacht.

Am ſpäten Feierabend erſt kehren ſie zurück,
Und ihre frohen Blicke verkünden Siegesglück;
Wohl ſchallen ihre Lieder laut in die ſtille Nacht:
O Bozzaris, nun höre von heißer Männerſchlacht!

Doch der liegt ſtill am Boden, dem Tode bald vermählt,
Das Blut ſtrömt aus den Adern, faſt iſt die Bruſt entſeelt;
Noch ſtammelt er: „Ihr Treuen, kommt, hört mein letztes Wort,
Denn mich ruft Gottes Stimme vom heil'gen Kampfplatz fort:

Seyd treu dem Vaterlande, dem Glauben und der Pflicht,
Und laſſet von dem Kampfe vor'm Tag der Freiheit nicht;
Und wenn ihr meinen Bruder, den Konſtantinos, ſeht,
Sagt, daß er tapfer kämpfe, hatt' ich im Tod' geſteht.

Mein Weib und meine Kinder ſind dein, o Vaterland;
Es ſey der Geiſt der Freiheit des Vaters Segenspfand!“
Er ſprach's, da bricht ſein Auge, und aus der Siegesnacht
Iſt er im Morgenrothe der Freiheit aufgewacht.

Das iſt die heil'ge Stätte, wo ihm die treue Schaar
Den Hügel hat errichtet, der Freiheit Hochaltar;
Dort grünt ſo friſch der Lorbeer, wo Konſtantinos ſchwur:
„Die Waffen leg' ich nieder am Tag der Freiheit nur!“

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

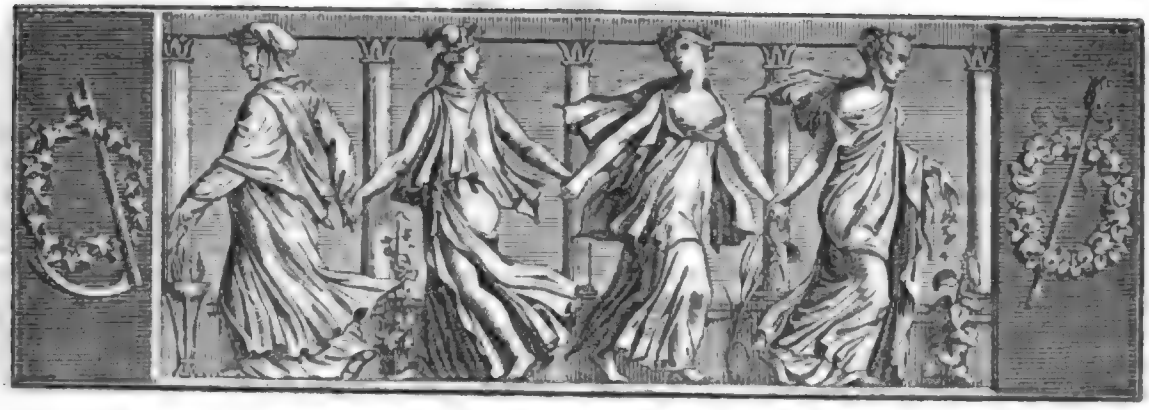
Die Komm-Nächte und Hochzeit-Feierlichkeiten in Schweden. Die Einfachheit der Sitten in Norrland wird durch den uralten Gebrauch der Komm-Nächte, oder, wie man ſie mit Recht nennen könnte, der Ehren-Nachte, der von jeher nicht bloß in dieſem Lande, ſondern auch in Deutſchland, der Schweiz und andern Ländern gefunden wurde, keineswegs gefährdet. Sobald ein Mädchen zu den Jahren der Mannbarkeit gelangt und confirmirt iſt (welches letztere auch nothwendig vorhergehen muß, indem man dann erſt ihre chriſtliche Geſinnung für befeſtigt erachtet), erhält es nächtlichen Beſuch junger Manner; Beide liegen gekleidet mit einander, in aller Ehrbarkeit, und nicht einmal einen Kuß darf der Jüngling auf des Mädchens Wange drücken, wenn er nicht für immer verſtoßen und zwar auf eine ſehr unſanfte Weiſe durch des kräftigen Mädchens Hand verloſen ſeyn will: biederer Händedruck und freundliche Rede iſt die einzige Würze dieſer Stunden, die auch oft nur mit einander verſchlafen werden. Der Jüngling kommt mit Wiſſen der Eltern, doch will die Sitte, daß die Eltern des Mädchens ſeine Ankunft nicht bemerken dürfen; auf gleiche Weiſe geht er wieder, doch vor Tages-Anbruch, gewöhnlich nach einer kleinen Bewirthung. Nur in gewiſſen Nächten geſchehen dieſe Beſuche, meiſtens in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, doch auch in der Nacht vom Sonntag auf den Montag. So hat jeder Jüngling ſein Mädchen, was er beſucht; in der Regel nur eines, was er oft mehrere Jahre hinter einander beſucht, bis er für oder wider daſſelbe entſchieden hat, es ehelichet oder verläßt und nun zu einem andern Mädchen ſich wendet, worauf das verlaſſene Mädchen von andern Jünglingen beſucht

zu werden pflegt. Zuweilen besucht auch wohl ein Jüngling zu gleicher Zeit mehr als ein Mädchen, doch nur so lange er noch nicht gewählt hat; hat er gewählt, so sind die Ehren-Nächte zahlreicher und nicht mehr geheim. — An vielen Orten wird es für unsittlich gehalten, wenn ein, auch nicht verlobter Jüngling mehrere Mädchen zugleich besucht. Einem Jünglinge, der einmal berauscht war, pflegt, wenigstens in einzelnen Gemeinden, von keinem Mädchen der Ehrenbesuch gestattet zu werden. Ein Mädchen, welches keinen nächtlichen Ehrenbesuch erhält, wird an manchen Orten für tadelnswürdig gehalten, und ist es auch gewöhnlich: denn kein gefallenes Mädchen wird besucht, ein junger Mann würde sich durch den Besuch eines solchen Mädchens um Achtung und Ehre bringen. Hat ein Jüngling, kürzere oder längere Zeit nach fortgesetzten Ehren-Nächten, sich mit einem Mädchen verlobt, so fehlt es zwar nicht an Beispielen einer sichtbaren Vertraulichkeit: aber ein solches Aergerniß wird mit kirchlicher Geldbuße und ernsten Verweisen geahndet, auch die Ehe dann rasch vollzogen. Indessen lehrt die Erfahrung, wie man sich durch die kirchlichen Geburts-Tabellen überzeugen kann, daß die Sitte der Ehren-Nächte in moralischer Hinsicht nicht so verderblich einwirkt, als man glauben möchte. Denn die Zahl der unehelichen Kinder ist in den Provinzen, wo jene Sitte herrscht, bei weitem nicht so groß, als in den Landschaften des mittleren und südlichen Schwedens, wo man den Gebrauch nicht kennt. Erklären läßt sich dieses freilich nur aus dem ernsten und festen Sinn des Norrländers und aus der Schande, die das Volk an den Begriff der Unzucht knüpft, ein Grundsatz, der durch die gegen Unzucht gesetzlich ausgesprochene und wirklich geübte Kirchenbuße im Herzen des Volks befestigt wird; geschwächte Mädchen sind nicht nur in Geldstrafe an die Kirche verfallen, sondern die bei allen Wöchnerinnen durch das Kirchengesetz vorgeschriebene kirchliche Einsegnung wird an ihnen auf eine minder ehrenvolle Weise und unter ernsten Verweisen und Ermahnungen vollzogen. Während die ehelichen Mütter vor Anfang des Gottesdienstes öffentlich und feierlich vor dem Altare eingesegnet werden, nun am Gottesdienste Theil nehmen, wollen Gesetz und Sitte, daß gefallene Mädchen zuvor in der Sacristei, in Gegenwart weniger Zeugen, unter Grundlegung eines eigenen liturgischen Formulars, nach reuigem Bekenntniß ihrer Sünde, Absolution empfangen, bevor es ihnen verstattet ist, am öffentlichen Gottesdienst und am Genuß des heiligen Abendmahls Theil zu nehmen. Den schuldlosen nächtlichen Besuch der Jünglinge nennt man gå ut på (drauf ausgehen). Nicht leicht wird eine Ehe vollzogen, die nicht durch solche Ehren-Nächte vorbereitet worden wäre. — Wo die Sitte der Ehren-Nächte herrscht, zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch echt weibliches Zartgefühl aus, was auch der Mann respektirt; selbst der Gatte küßt sein Weib nicht öffentlich, und ein kräftiger Händedruck ist die Sprache liebender Herzen. — Auch in Norwegen herrscht ganz die Sitte der Ehren-Nächte, die aber, wenigstens im südlichen Norwegen, höchst ausgeartet ist.

Feierliche Verlobungen in Gegenwart des Predigers sind in Schweden selten; wohl aber finden sie auf den jetzt russischen Aland-Inseln statt. Nachdem bereits früher das Jawort im Stillen erfolgt ist, begiebt sich der Prediger in feierlicher Prozession in's Brauthaus, fordert noch einmal das Jawort der Braut und der Braut-Eltern und übergiebt, indem nun Braut und Bräutigam einander die Hände reichen, oder er die Hände derselben zusammenlegt, der Braut, als Geschenk des Bräutigams, Gesangbuch, Ringe, seidene Tücher, Handschuhe und einige blanke Thaler, jedes einzeln von passender Anrede begleitet; worauf er mit Ermahnungs-Rede und Ertheilung des Segens schließt. Ein Mittagsmahl folgt, wo aber nur die Braut und die Männer zugegen sind. Nach dem Mahl zieht sich die Braut zurück; am Abend wird sie von ihrem und des Bräutigams näheren Verwandten beschenkt, worauf sie Jedem, auch dem Prediger, ein Paar Strümpfe verehrt; jede Tochter im Hause hat nämlich ihre eigene Kleiderkammer, die sie vom zwölften Jahre an durch eigene Arbeit füllt. Der Prediger kehrt am Abend heim, die Uebrigen bleiben bis zum nächsten Morgen. Auf ähnliche Weise, doch minder feierlich, wird im oberen Theil von Neu-Finnland und in Alt-Finnland eine feierliche Verlobung vor dem Prediger gefeiert. — Die Trauung geschieht, wenn sie feierlich seyn soll, in der Kirche, an einem Sonn- oder Festtage. Schon am Vorabend begeben sich die Gäste in's Hochzeithaus; auch kommt wohl die Predigerfrau oder wer sonst von den angeseheneren Frauen des Kirchspiels dieses Geschäft übernommen hat, um das Kleiden der Braut zu verrichten, falls nicht die Braut sich am nächsten Morgen im Pachthofe kleiden läßt. Die oft silberne Brautkrone, auch wohl ein Kranz, diese schönen Sinnbilder des Sieges über die Sinnlichkeit, gehören der Kirche, die für das Anleihen Bezahlung erhält; das Brautkleid gehört der Kleidenden oder der Braut. In früheren Zeiten pflegte die Kirche, gegen besondere Bezahlung, auch einen Bräutigams-Mantel zu halten, wozu oft der Prediger-Mantel benutzt wurde; jetzt ist diese Sitte meist verschwunden. Den Sonnabend-Abend im Brauthause nennt man Mögväll, d. h. Jungfern-Abend; da wird der Mövälling, d. h. Jungfernbrei, Jungferngrütze, verzehrt, auch wohl schon getanzt; beiderseitige Eltern geben das Mahl. — Am Sonntag-Morgen beginnt die Prozession zur Kirche, gewöhnlich vom Pfarrhofe aus; Musikanten ziehen voran, dann der Prediger mit dem Bräutigam, die männlichen Gäste, die Braut mit der Brautkleiderin (brudframma) und den weiblichen Gästen; doch ist die Ordnung nicht überall gleich. Der Bräutigam ist schwarz gekleidet, mit weißer Weste, in Schuhen und weißen Strümpfen, an einigen Orten auch mit bunten Gehängen und Blumenkranz; die Braut ist mit allerlei bunten Zierrathen auf dem Haupte und auf dem Kleide geschmückt, einer glänzenden Haarbinde, Scherpe, Halskette, Ohrgehangen, Brustnadel u. s. w.; die Krone ruht auf einem Kissen. An manchen Orten ist auch eine feierliche Prozession aus dem Brauthause zu dem Pfarrhofe, auf geschmückten Pferden und zu Wagen, üblich. Unter Musik wird die Braut vor den Altar, oder auch nur bis zur Kirchthür, worauf sofort das Orgelspiel beginnt, geführt. Jetzt wird, nach Vorschrift der Liturgie, der erste Theil der Trauung oder die eigentliche Trauung verrichtet. Dann folgt der Gottesdienst, und nach demselben der zweite Theil der Trauung oder die Brautmesse, die hauptsächlich in einem Gebete besteht, welches der Prediger spricht, während zwei Jünglinge und zwei Mädchen aus der Zahl der nächsten Anverwandten, Brautdiener (brudavenner) und Brautmädchen (brudpigor) genannt, den Brauthimmel (pell), eine viereckige, große, seidene Decke, über das Brautpaar halten, worauf die ganze Handlung mit dem kirchlichen Segen endigt. — Aus der Kirche geht der Zug in gleicher Feierlichkeit und Ordnung, wie in die Kirche, zum Pfarrhofe zurück, wo die ganze Schaar, oder auch nur die, welche nicht zur Hochzeit geladen sind, bewirthet werden. Vom Pfarrhofe zieht man, in feierlicher Prozession, mit Musik zum Hochzeithause; bei der Ankunft ertönt Musik; es folgt eine kleine Bewirthung unter freiem Himmel oder im Hochzeithause, und endlich der dritte oder letzte Theil der Trauung: die Einführung in's Ehegemach (sängledning), in einem Hochzeitgesange und einem vom Prediger verrichteten Segensgebet bestehend. Jetzt werden die Glückwünsche abgestattet, vom Prediger im Namen Aller, oder von allen Einzelnen, während dessen, in Alt-Finnland, musizirt wird. Das Hochzeitmahl beginnt: vor und nach demselben betet ein Kind; auch stimmt nach dem Mahle der Prediger ein geistliches Lied an, welches die Versammlung fortsetzt.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 13. Auguſt. 129ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

8. Niketas Turkophagos.

Wer kämpft ſo tapfer
Im Schlachtfeld dort,
Und reißt die Männer
Zum Siege fort?

Wer mäh't ſo mächtig
Der Türken Reih'n?
Das muß ein Schnitter
Aus Hellas ſeyn!

Niketas heißt er,
Der ſtarke Mann,
Der kämpft ſo muthig
Auf blut'ger Bahn!

Den Sieg zu bannen
Er wohl verſteht;
D'rum nie vor'm Siege
Vom Platz er geht.

Er kämpft ohn' Ende,
Und läßt nicht ab,
Stürzt manchen Türken
Hinab in's Grab.

Das iſt den Griechen
Gar wohl bekannt,
D'rum Türkenfreſſer
Er wird genannt.

9. Die Flagge des Kreuzes.

Warwakis ſteht auf dem hohen Kiel:
„Was blickt ihr Genoſſen in's Wellenſpiel?
Blickt her! eine Flagg' iſt euch aufgeſteckt,
Die doppelnd Kräfte und Muth erweckt.

Die Flagge iſt ſchwarz wie die düſtere Nacht,
Die über Ipſara das Unheil gebracht,
Die Flagge iſt ſchwarz wie der nächtige Tod,
Der unſere Fluren gefärbt ſo roth.

Doch drinnen da glänzt zu des Ewigen Preis
Ein Kreuz wie die Lilie des Feldes ſo weiß,
So weiß wie auf Bergen der fallende Schnee,
Das gleißt in die Augen der Feinde ſo weh.

Ihr aber, ihr blicket voll Glaubens hinan,
Und folget der Flagg' auf des Sieges Bahn,
Ihr blicket hinan mit Vertrauen und Muth,
Und fachet im Herzen die lodernde Gluth.

Und wenn euch das Dunkel mit Trauer erfüllt,
Vom glänzenden Kreuz euch Entzücken quillt,
Und wenn euch das Dunkel erfüllet mit Wuth,
Das heilige Zeichen giebt Glauben und Muth.

D'rum blickt zu der Flagge des Kreuzes hinan,
Und folget mir froh auf die Wogenbahn,
Und glaubet und hofft, daß aus finſterer Nacht
Bald hell euch der Morgen des Sieges erwacht."

Das Schloß Lichtenburg.

(Fortſetzung.)

Von Luther's Geſpräch mit Miltitz in Lichtenburg hat Wolfgang Reißenbuſch, Präceptor zu Lichtenburg, Goswins Nachfolger, in einem Briefe [13]) an Fabian von Feilitzſch unter dem 12. Oktober Nachricht gegeben, wo er unter Anderem ſchreibt: „Er (Karl von Miltitz) wold mich armen Deuffel gerne mit ins Spiel

13) Dieſer Brief ſteht in Tenzel's „hiſtoriſchem Bericht u. ſ. w. von Cyprian" Th. 1. S. 444. Auch ein bekannter Brief Luther's an Spalatin handelt von dieſer Unterredung.

bringen, auf das, so man sich an Doctor Luther nit rechen möchte, daß diß bad an mir außgieng, aber der gebranthe scheut das Feuer u. s. w." — Luther schätzte diesen Reißenbusch sehr. Im Jahr 1525, Montag nach Lätare, schrieb Luther sehr ausführlich an ihn und ermunterte ihn, sich in den Ehestand zu begeben, welches auch bald darauf geschah.[14]) Dann, vom Jahr 1525 an, erklärten sich die meisten Antoniter von Lichtenburg und Eicha für die Reformation und Mehrere verheiratheten sich. Der erste evangelische Pfarrer zu Prettin, Jakob Pistorius (1529—1532), war Antoniter gewesen. Denn die Bewohner der Klöster in Sachsen sahen es bald ein, daß sie in der freien Welt viel mehr zum Besten der menschlichen Gesellschaft beitragen könnten, als innerhalb der finstern Mauern ihrer Klöster. Viele Versammlungen von Mönchen und Nonnen gingen freiwillig aus einander, andere Klöster wurden, weil sie keine Novizen mehr angaben, wegen der geringen Anzahl ihrer Bewohner aufgehoben, und die noch zurück gebliebenen Mitglieder bekamen auf Lebenszeit Pension.

Durch denselben Dr. Wolfgang Reißenbusch ließ Churfürst Johann Friedrich im Jahr 1537 60 Mfl. Präsenz-Gelder,[15]) welche zwei in Lichtenburg verstorbene Ordensbrüder bezogen hatten, als immerwährende Gehalts-Zulage für den Pfarrer zu Prettin und die Pfarrer in den Dörfern Arien, Ploßig und Bethau überweisen. Der Stadtschreiber in Prettin erhält davon als Collector 5 Mfl., der Pfarrer zu Prettin 10 desgl., das Uebrige wird unter die Pfarrer der genannten Dörfer vertheilt.

In einem Briefe vom 25. November 1537 empfahl Luther einen in Noth sich befindenden Pfarrer nebst Weib und Kind an Wolfgang Reißenbusch, und bat ihn, daß er demselben aus seinem großen Vermögen 100 Mfl. reichen möchte. „Wenn ich an eurer Statt wäre", schreibt er, „so wollte ich 100 oder 200 Mfl. unter sie in die Rappuse werfen und solchen Leumund stillen, und mein Gewissen für Gott desto reichlicher sicher und fröhlich machen."[16])

Von 1528 bis 1546 fand Elisabeth, Joachim's I., Churfürsten von Brandenburg, Gemahlin (nachher gewöhnlich Markgräfin genannt), als eine Vertriebene einen Zufluchtsort in Lichtenburg, und an Luther einen tröstenden Freund. Elisabeth hatte sich nämlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen lassen; darüber war ihr, der Reformation abholder Gemahl entrüstet, und drohete, sie auf immer im Gewahrsam halten zu lassen. Wirklich hatte er sie auch schon einige Tage in einem Zimmer eingeschlossen und gefangen gehalten. Allein die Churfürstin entkam und ging nach Torgau, zum Churfürsten von Sachsen, ihrem Verwandten. Hier langte sie, nach Spalatin's Erzählung,[17]) in einem höchst ärmlichen Aufzuge, auf einem elenden Bauerwagen mit einem einzigen Bedienten und einer Kammerjungfer, den 14. März an. Johann von Dolzig hatte sie begleitet, um ihren Fürsprecher bei dem Churfürsten zu machen. Sie selbst äußerte gegen Johann Friedrich, daß, wenn er ihretwegen Gefahr besorge, sie ihm keine Beschwerde machen, sondern gehen wolle, wohin sie das Glück oder das Unglück führe. Allein der biederherzige Fürst nahm sie freundlich auf und wies ihr Lichtenburg als Residenz an. Dies schrieb Luther unter dem 28. März an Wenzel Link und setzte hinzu: „Betet für unsern Fürsten, der fromme liebe Mann ist doch wohl geplagt." — Elisabeth blieb der Lehre Luther's getreu und soll sich oft ein Vierteljahr und länger zu Wittenberg in Luther's Behausung aufgehalten haben. Auch besuchte sie dieser öfters und nennt sie in einem Schreiben von 1544 „seine liebe Gevatterin". So fuhr er, um nur ein Beispiel an zu führen, am 11. Juni gedachten Jahres von Wittenberg nach Lichtenburg zu der alten Markgräfin. Als er nun auf den Abend mit Ihro Fürstl. Gnaden speisete und sie über Tische von allerlei unter einander redeten, sprach die Markgräfin: sie wünschte und hoffte, er sollte noch lange leben und er könnte noch wohl 40 Jahr leben, wenn's Gottes Wille wäre. Darauf Luther geantwortet: „Da sey Gott vor! Wenn er mir gleich das Paradies anböte, darinne noch 40 Jahr allhier zu leben, so wollte ich's nicht annehmen. Die Welt ist jetzt so böse und die Leute werden zu eitel Teufeln, daß sich Einer nichts Besseres wünschen kann, denn nur ein selig Stündelein und davon. Ich frage auch nach den Aerzten nichts, will mir mein Leben nicht so sauer machen, sondern im Namen Gottes essen und trinken, was mir schmeckt."[18]) — Ein ander Mal zeigte ihm die Markgräfin an, wie die Kirchendiener zu Prettin nun alt und unvermögend wären, darum sollte man ihrer hinfort verschonen und

14) Der erste beweibte Priester aber war Bartholomäus Bernhardi, Probst zu Kemberg. Er ließ sich 1521 am Tage Bartholomäi (24. August) mit einer ehrbaren Kembergischen Jungfrau trauen. Man nannte nachher diesen Tag diem liberationis Pastorum. Karlstadt, dem die Katholiken gewöhnlich den Vorwurf der wieder eingeführten Ehe machen, verehelichte sich erst 1522.

15) Sie hießen so, weil sie ursprünglich denen gegeben wurden, welche bei den wegen der Verstorbenen gestifteten Messen gegenwärtig waren, ob praesentiam in memoriis defunctorum.

16) Etwas furchtsam muß Reißenbusch gewesen seyn; denn er sagte einmal über Tische zu Luther: „Mich wundert, Herr Doctor! daß ihr könnt so fröhlich seyn; wenn der Handel mein wäre, ich müßte darob sterben." M. s. „Luthers Tischreden" S. 446 a.

17) Sagittarius in historia vitae Spalatini (Jen. 1693. 4.) pag. 111.

18) „Tischreden" S. 445 a.

ſie entledigen. Da ſprach Luther: „Weil wir können, ſo braucht man uns, darnach ſchlägt man uns in's Gras. Wir ſind ja arme elende Leute.“ [19]) — Im Jahr 1546 ging Eliſabeth in die Mark zurück.

Den 15. Februar 1576 verſammelten ſich auf Churfürſt Auguſt's Befehl ſeine vornehmſten Theologen, [20]) zwölf an der Zahl (unter welchen ſich Selnecker, Salmuth, Greſer u. ſ. w. befanden), zu Lichtenburg, um die nach Luther's Tode in helle Flammen ausgebrochenen theologiſchen Streitigkeiten bei zu legen und den Frieden unter den Proteſtanten wieder her zu ſtellen. Gleich in der erſten Seſſion, am folgenden Tage, ſchlugen ſie vor, die Schriften Melanchthon's und der Calviniſten ab zu ſchaffen und die ſymboliſchen Bücher zur Norm an zu nehmen. Hier wurde ſodann der Haupt-Entwurf zu der Formula Concordiae gemacht, welche zu Kloſter Bergen bei Magdeburg, im März 1577, von ſechs der berühmteſten Theologen verfaßt und redigirt und im Mai deſſelben Jahres von Auguſt als ſymboliſches Buch publizirt wurde. [21]) Sie ſoll dieſem Churfürſten gegen 80,000 Thaler gekoſtet haben. Doch erndtete er wenig Dank und als ſeine Gemahlin Anna ein Exemplar der Concordien-Formel an ihren Bruder, Friedrich II., König von Dänemark, ſchickte, ſo ſoll er es mit eigener Hand verbrannt haben. Uebrigens wird die Verſammlung der Theologen zu Lichtenburg in der Kirchengeſchichte gewöhnlich der Lichtenburger Convent genannt.

Das eigentliche Schloß Lichtenburg iſt von der Churfürſtin Anna erbaut worden. Ihr Gemahl, der eben erwähnte Churfürſt Auguſt, hatte nämlich das ſogenannte Schlößchen in Prettin (noch jetzt führt ein Bürgerhaus daſelbſt dieſen Namen), wo ſich der erſte Churfürſt von Sachſen, Rudolph I., gern auf zu halten pflegte, ſprengen und abtragen laſſen. Da Anna gern baute (ſie hatte um dieſe Zeit das nachbarliche, ihren Namen führende Schloß Annaburg vollendet), ſo überließ ihr Auguſt die Direktion des Baues eines neuen Schloſſes zu Lichtenburg nebſt den Wirthſchaftsgebäuden und dem Vorwerke Kleinlondon, und ließ ſie zugleich die nutzbarſten Materialien von jenem Schlößchen mit dazu verwenden. Die Zeit dieſer Erbauung fällt in das Jahr 1580. Denn als im Jahr 1725 zu Lobien ein neuer Kirchthurm gebaut ward, fand man in dem alten Knopfe eine Schrift von einem Paſtor zu Axien, im Jahr 1595 hinein gelegt, in welcher es unter Anderem heißt: nach der Regierung Auguſti, ſo vor 20 Jahren (alſo 1575) das Schloß zur alten Lochau (Annaburg), wie auch vor 12 Jahren (alſo 1583) das Schloß Lichtenburg nett und gar herrlich ſchön erbauen laſſen u. ſ. w. [22]) — Anna erbaute die nach ihrem Namen benannte Schloßkirche zu Lichtenburg (St. Annen-Kapelle), welche ſich durch ein hohes vortreffliches Gewölbe auszeichnet. Man findet im Grundſtein der Kanzel die Jahrszahl 1581. Die Orgel, wahrſcheinlich aus der alten Kloſterkirche der Antoniter in die neue St. Annenkirche verſetzt, iſt nach einer an dem Schnitzwerk zu bemerken geweſenen Jahrzahl in den Jahren 1500 und einigen dreißig erbauet, aber nun ganz unbrauchbar erfunden worden, daß ſie einer neuen hat weichen müſſen. Mutter Anna ſtarb am 2. Oktober 1585 und ward im Dom zu Freiberg begraben.

Die Liebe däniſcher Prinzeſſinnen zum Schloſſe Lichtenburg iſt von der wirthſchaftlichen Anna an ſehr groß geweſen. Insbeſondere hat ſich Hedwig (geb. am 5. Auguſt 1581, vermählt am 12. September 1602, [23]) geſt. am 26. November 1641), Friedrich's II., Königs von Dänemark Tochter, Churfürſt Chriſtian's II. Gemahlin, ſehr um daſſelbe verdient gemacht. Denn als Chriſtian II. am 23. Juni 1611 geſtorben war, [24]) erwählte ſie Lichtenburg zu ihrem Wittwenſitz (das Wittthum beſtand aus mehreren Aemtern, Schweinitz, Seyda u. ſ. w.) und reſidirte hier von 1611 bis an ihren Tod 1641.

(Die Fortſetzung folgt.)

19) Ebendaſ. S. 185 b.

20) Ihre Namen findet man in Arnold's „Kirchenhiſtorie“ Th. 2. S. 676.

21) Nach der Sitte der damaligen Zeit mußte dieſes Ereigniß der Nachwelt in einem versu memoriali aufbewahrt werden, und ein Verſifer brachte folgenden zum Vorſchein:

„Schmidt, Topf, Cor, Mus, Mum, Rastrum fecere libellum.“

Der erſte Name iſt unverſtümmelt; Topf iſt der Theologe Töpfer (Chytraeus); Cor bezeichnet den Chriſtoph Corner; Mus den Andreas Muſculus; Mum ſoll den Martin Chemnitius andeuten, ohne daß ich im Staude ware, den Grund dieſer Abdeutung an zu geben. Rastrum geht auf den mit Leipziger Bier dieſes Namens wohlgenährten Superintendent Selnecker in Leipzig. — Nur darin hat der Herr Poet gefehlt, daß er einen der ſechs Theologen Schmidt nennt. Es war Jacob Andreä.

22) S. Thorſchmidt „Antiquarius eccles. Saxon.“ Th. 1. S. 70. Auch ein altes Diſtichon:

„Arxvetus in Lochis castrum fit pulchrius Annae
Conjugis Augusti Saxonis ensiferi“

faßt die Jahrzahl 1570 in ſich.

23) Feierlichkeiten bei dem Beilager des Churfürſten Chriſtian II. zu Sachſen, in den „Curioſitäten“ Bd. 9. St. 4. S. 325—329.

24) Jenisii narratio de vita gestis atque obitu Christiani II. Elect. Saxon. Lips. 1612. 4.

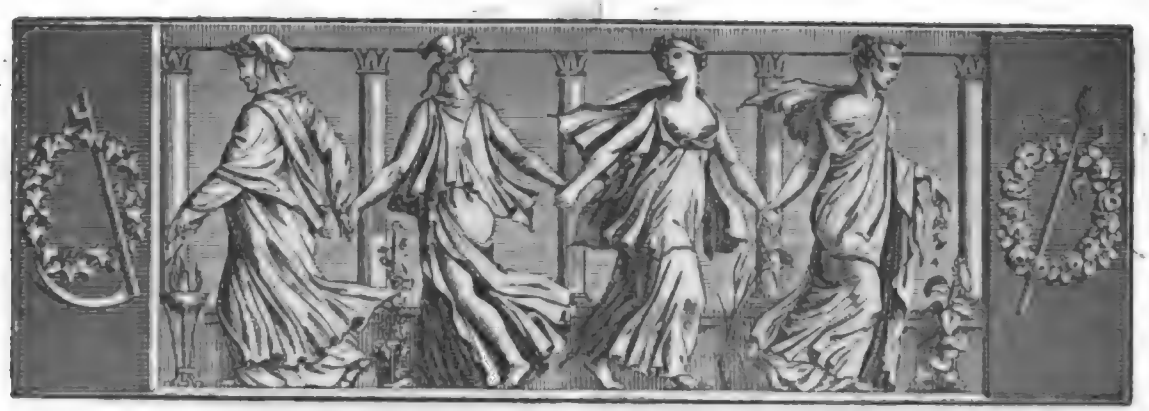
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Komm-Nächte und Hochzeit-Feierlichkeiten in Schweden. (Schluß.) Braut und Bräutigam ſitzen beiſammen, an der Seite der erſteren die Predigerfrau, neben dem letzteren der Prediger, dann die übrigen, nach Verwandtſchaft geordnet, das weibliche und das männliche Geſchlecht geſondert. Brautritter und Brautmädchen warten auf. Die Hochzeits-Gerichte ſind faſt überall dieſelben: Schinken, Rinderbruſt, Ochſenzungen, Fleiſchwurſt, Fleiſchſuppe, Fiſche, Braten, Kuchen, Kreme aus Lingon oder andern Beeren, auch wohl Kohl; an einigen Orten auch mehrere (bis ſieben) Arten dün-

ner Brodte. Während man den Braten, auch wohl die übrigen Gerichte, austrägt, wird musizirt. In einigen Gemeinden herrscht der Gebrauch, Schaugerichte auf zu stellen. In Dalekarlien muß die Braut zuvor die Hochzeits-Speisen in der Küche gekostet haben.

In einigen Provinzen redet gewöhnlich nach dem Mahle der Prediger einige ermunternde Worte über christliche Führung des Ehestandes, auch über die rechte Hochzeitsfeier von Seiten der Gäste. Wo aber diese Ermahnungs-Rede nicht gebräuchlich ist, da bringt doch der Geistliche die Gesundheit der Neuvermahlten aus, worauf Beide einen Becher ergreifen, und Jeder die Hälfte desselben austrinkt, zum Zeichen, daß von jetzt an sie Alles mit einander theilen wollen. Dann hält der Geistliche die Braut-Rede (brudtal), in welcher er auffordert, der Bedürfnisse des neuen Ehepaars thätig zu gedenken: ein Jeder tritt nun an den Tisch, an welchem der Geistliche und die jungen Eheleute sitzen, und reicht seine Gabe oder eine Anweisung auf dieselbe, falls sie nicht in Geld besteht, dar; an einigen Orten macht der Bräutigam mit einer Gabe an die Braut, bestehend in einem Gesangbuch und Silberzeug, den Anfang, nachdem er schon früherhin die Braut mit Handschuhen und Tüchern beschenkt hat. Der Geistliche nimmt die Gaben in Empfang und dankt, gleich dem Ehepaar, mit einem Handedruck: die Gebenden werden mit Branntwein oder Wein, Punsch oder Kaffee bewirthet; die nächsten Verwandten treten zuerst heran: die Gaben werden vom Prediger verzeichnet und einzeln verlesen. In Dalekarlien geht die Braut, in silbernem Becher einen Trunk reichend, umher, während einer ihrer nächsten Verwandten einsammelt. Die Gaben steigen gewöhnlich zu mehreren hundert Thalern und höher: eine zweite Gabe am Montag Nachmittag, die Wiegengabe, ist nur an einigen Orten üblich. Endlich wird für Arme, Kirche und Lazareth gesammelt. Kaffee wird nach dem Mahle oft nur dem Geistlichen und dessen Frau, so wie den jungen Eheleuten, gereicht. — Nach den Einsammlungen beginnt, am Abend, der Tanz, den der Prediger mit der Braut und die Predigersfrau mit dem Bräutigam, an einigen Orten der Bräutigam mit der Braut eröfnet, gewöhnlich führt der Prediger die Braut dem Bräutigam zu. Nun erst tanzt jeder der männlichen Gäste mit der Braut, und jeder weibliche Gast mit dem Bräutigam, jeglicher eine Polonaise: die Brautdiener führen die, welche tanzen sollen, zur Braut oder zum Bräutigam. In Herjeadalen sind die tanzenden Männer, nur den Prediger ausgenommen, während des Brauttanzes mit dem bunten Bräutigams-Hute bedeckt. In mehreren Provinzen wird von Allen, die mit der Braut tanzen, derselben eine kleine Gabe dargebracht, ein Knecht oder ein Mädchen giebt ½ bis 2 Rthlr. Hausväter und Hausmütter geben mehr; kleine Kinder, welche die Braut auf ihren Armen tanzen läßt, reichen wenigstens einige Schillinge dar; denn der ganze Hof geht zur Hochzeit, und der nächste Nachbar muß das leere Haus mittlerweile hüten. Außer mit der Braut tanzt der Prediger an einigen Orten auch mit der Mutter der Braut und mit der Mutter des Bräutigams, und eben so die Predigersfrau, außer mit dem Bräutigam, noch mit einigen Männern. Sind diese Pflichttänze vollendet, dann erst mag Jeder nach Belieben tanzen. Bald erscheinen nun die nicht geladenen Mädchen der Gegend mit Milch zum Brautreis, worauf zur Dankbarkeit mit jeder von ihnen die Braut wie der Bräutigam tanzen: auch speisen diese Mädchen am Abend im Hochzeitshause. Jetzt folgt das Vesperbrodt (aftonvard) und nach abermaligem Tanze die Abendmahlzeit, wobei nothwendig jener, ohne beigemischtes Wasser mit vieler Milch dick gekochte Reis, Gerst- oder Hafergrütze aufgetragen werden muß. — Endlich folgen das Kron-Abtanzen und der Kampf. Die Brautkrone wird abgetanzt, indem die von allen Mädchen umtanzte Braut, eine Binde vor den Augen, die Krone auf dasjenige Mädchen setzt, das ihr nun zunächst als Braut nachfolgen soll: das mit der Krone beschenkte Mädchen wird wieder umtanzt, und setzt die Krone auf das Haupt einer Zweiten, und diese auf das Haupt einer Dritten. Der Kampf der Verheiratheten und der Unverheiratheten beginnt: die Frauen suchen die Braut zu rauben, die Mädchen widersetzen sich; eben so stehen die verheiratheten Männer wider die Jünglinge, den Bräutigam zu rauben: nach einigen Reibungen führen die Frauen die Braut und die Männer den Bräutigam in ihre Mitte und tanzen mit den Geraubten; auch wird die junge Frau auf einen Stuhl gesetzt, dieser von den Mädchen in die Höhe gehoben und umtanzt, während sie einen Becher leert und auf das Haupt des Mädchens setzt, das nun zuerst Braut werden soll; eben so verfahren die Jünglinge mit dem jungen Manne: der Bräutigam trinkt den Abschieds-Becher den Jünglingen, den Ankunfts-Becher den Männern zu. Nachdem Alles dieses beendigt ist, entfernt sich die junge Frau, legt ihren Hochzeitsschmuck ab und kehrt, gekleidet als Hausfrau, in einem schlechteren Gewande zurück, den Tanz fort zu setzen, oder geht zu Bette. Im letzteren Falle setzen die übrigen Gäste den Tanz fort oder werfen sich auf die Flatbänk (flache Bank), auch syskonsäng (Geschwisterbett) genannt; Jünglinge und Mädchen liegen hier, auf ausgebreiteten Betten und Fellen, wie Schwestern und Brüder, neben einander; die Mädchen legen sich zuerst, die Jünglinge schleichen sich zwischen sie, man entwendet einander die Schuhe, die dann wieder ausgelöset werden müssen, man stört einander im Schlaf. Einige machen den Fiskal, indem sie, wo sie einen Jüngling neben einem Mädchen treffen, Beide auf ein Barenfell werfen und da mit einander trinken und zahlen lassen. — Am zweiten Tage machen die jungen Ehegatten die Wirthe. Gleich am Morgen, zum Dank, daß sie Gatten geworden, bewirthen sie die Hochzeits-Gäste auf dem Bette mit Kaffee, Branntwein u. s. w. Die junge Frau ist ganz als Hausfrau, mit schwarzer Mütze, gekleidet. Die Jugend folgt mit Musik und tanzt in jedem Hause; oder die jungen Eheleute kommen selber mit Musik, an einzelnen Orten von Marschällen und einigen Gästen begleitet. Nun stehen Alle auf; der Prediger, wenn er noch anwesend ist, hält ein Morgengebet. Man frühstückt, tanzt, stellt kleine Spiele an, schmauset, und so geht es oft bis Donnerstag oder Freitag fort. Am nächsten Sonntag geht das junge Ehepaar, schwarz gekleidet, zur Kirche, unter Begleitung der sich bei der Kirche sammelnden Hochzeitsgäste. Diesen Begleitern giebt das neuvermahlte Paar, nach der Rückkehr aus der Kirche, in seinem neuen Wohnsitze einen kleinen sogenannten Heimkehr-Schmaus, eine Art von Nach-Hochzeit, die indeß an vielen Orten nicht gebräuchlich ist. — Die beschriebenen Hochzeiten sind allerdings sehr kostbar, daher sie in ärmeren Gegenden sehr eingeschränkt werden, und oft nicht länger als einen oder zwei Tage dauern. Die Geschenke geben einigen Ersatz. In Dalekarlien zehren die Gäste, den Prediger ausgenommen, während der ganzen Dauer der Hochzeit von dem Mitgebrachten. In vielen Provinzen bringen sie allerlei Lebensmittel, den sogenannten Hülfkorb, zum gemeinschaftlichen Gebrauche mit; in diesem Falle bestreiten die Eltern des Bräutigams und der Braut nur die Kosten am Sonnabend-Abend und am Sonntag-Morgen: die Kosten von Sonntag Mittag an aber die Gäste. — Der Prediger reiset oft noch am Hochzeits-Abend nach Hause, spätestens am folgenden Tage nach dem Frühstück, wo dann bei seiner Abreise musizirt wird. Beim Schlusse der Hochzeit beschenken die Neuvermahlten sämmtliche Gäste, oder die nächsten Anverwandten mit Strumpfständern und dergleichen; der Prediger aber und die Predigersfrau, falls diese kleidete, erhält Handschuhe, Strümpfe oder ein Gebinde Garn oder Leinwand. An einigen Orten giebt auch der Bräutigam den Gästen kleine Geschenke. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 15. Auguſt. 130ſtes Blatt.

Das Schloß Lichtenburg.

(Fortſetzung.)

Schon bei der erſten Taufe vom Jahre 1612 findet ſich im Prettinſchen Kirchenbuche die Churfürſtin Hedwig als Pathe. Sie erweiterte und verſchönerte das Schloß, [25]) vorzüglich die Kirche. Von 1611 bis 1613 ließ ſie einen neuen Altar bauen und verſetzte den alten, ſo wie den dazu gehörigen Ornat, in die Stadtkirche von Prettin. Sie war eine ſehr fromme und gottesfürchtige Frau, eine eifrige Beterin und fleißige Kirchengängerin, welche Gott oft dankte, daß er ſie nicht habe in der Jugend ſterben laſſen, wo ſie ihn und ſeine Wege noch nicht recht gekannt hätte. Sie pflegte immer zu ſagen: der Fürſten höchſter Nutze ſey Demuth, die Grundfeſte aller Gnade und ihres Glücks; ihr Symbolum war: Ehre und Hoheit habe ich von Gott! [26]) — Allgemein ward ſie als die Wohlthäterin der ganzen Umgegend verehrt und verdient gewiß eben ſo ſehr, wie Anna, den Namen Mutter Hedwig. Sie erhöhete nicht nur die Einkünfte vieler Geiſtlichen, ſondern ſie fundirte auch an ihrem Namenstage, den 15. Oktober 1620, die Hedwigs-Kirche zu Hohndorf (Filial von Prettin), und verſchönerte die Kirche zu Genthe. Der jedesmalige Paſtor von Prettin war ihr Hofprediger; oft wählte ſie ſich aber auch einen beſondern Prediger, welcher dann zugleich Subſtitut des Paſtors zu Prettin war und von ihr beſonders beſoldet wurde. So bekam Johann Nagler (von 1617 bis 1621 ihr Hofprediger) jährlich 100 Gülden baar Geld, den Ertrag einer Kirchenhufe, vier Feuerbäume Fichtenholz aus der Annaburger Haide u. ſ. w. Es mußte aber auch die Prieſterſchaft der Inſpektion Jeſſen in der Schloßkirche vor ihr predigen (was auch ſpäter unter Anna Sophia geſchah), und ſchon im Jahr 1612 predigte Georg Funck, Paſtor in Löben, vor ihr. Die Prediger wurden bei dieſer Gelegenheit nicht nur von ihr zur Tafel gezogen und anſehnlich honoriet, ſondern es gab auch nicht ſelten Veranlaſſung, daß die zu den Aemtern des Wittthums gehörigen Kirchen verſchiedene Donationen empfingen. Auch ſah ſie es nicht ungern, wenn benachbarte Geiſtliche ſie zu Gevatter baten, wofür ſie dann gewöhnlich im Amte Schweinitz ein Pathengeld anwies. Als der Ober-Hofprediger Dr. Hor von Hornegg im Jahr 1616 zu Torgau ſechs Wochen lang krank lag, beſuchte ihn Hedwig oft, und reichte ihm vielmals mit eigener Hand die Arznei. Sie legirte der Kirche zu Prettin donatione inter vivos ein Capital von 2000 Gülden und verordnete, daß die 120 Gülden Zinſen von dieſem Capital (es war daher zu 6 Prozent ausgeliehen) alſo vertheilt werden ſollten:

6 Gülden zu eingebundenen Büchern für arme Schulknaben;

25) In einem Befehl vom 6. März 1631 nennt ſie den neuen Anbau die Hedwigsburg.

26) Auch war ſie eine große Freundin von Medaillen und hat deren mehr als je eine Fürſtin Sachſens prägen laſſen. Tenzel „Sächſiſches Medaillen-Cabinet" S. 362. 73. Haſche „Magazin zur ſächſiſchen Geſchichte" Th. 7. S. 323.

56 Gülden zu Communion-Wein für 33 umliegende Kirchen; [27])
6 desgl. für Hausarme;
15 — 12 Gr. für kranke Reisende:
39 — 9 — schwarz torgauisch Tuch zu Hosen, Wams und Mantel für den Lichtenburgischen Dorfschulmeister und sechs arme Knaben aus seiner Schule, am Tage Hedwig;
3 — — — dem Pfarrer zu Prettin, für die Rechnung über Einnahme und Ausgabe zu machen.

Diese milde Stiftung machte die Churfürstliche Wittwe am ersten Sonntag des Jahres 1624. Sie ließ das Dokument auf Pergament dreifach abschreiben, unterschrieb es eigenhändig und setzte den Superintendenten zu Jessen und den Rath zu Prettin zu Exekutoren, und ließ ein Exemplar der Urkunde auf der Superintendentur Jessen, das andere auf dem Rathhause zu Prettin, das dritte im Kirchenkasten daselbst aufbewahren.

Sie hatte ihren besondern Hofstaat, ihren Hausmarschall, Forstmeister, Schösser u. s. w., war kurz und resolut und hielt mit Strenge über ihre Befehle. Sie legte in die Aemter Seyda und Schweinitz Dragoner, als sich die Ansdnner dem Amtslandsknecht widersetzt hatten; denn sie hatte in ihrem Witthume die vollen Hoheitsrechte. Daher besetzte sie das Pastorat zu Prettin. Unter dem 19. Oktober 1614 reskribirte sie an den Superintendent zu Jessen: sie hätte dem Joseph Michael die Hofprädikatur und die erledigte Pfarre zu Prettin zugesagt und wäre gnädig gemeinet, diese beiden Stellen in seiner Person zu besetzen. — Als ein Beweis ihres christlichen Sinnes möge noch ein Befehl hier stehen, welchen sie an E. E. Rath zu Schweinitz ergehen ließ:

Von Gottes Gnaden Hedwig, geborne aus Königlichem Stamme zu Dennemarken, Churfürstin und Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg Wittbe ꝛc.

Lieben getrewe. Wir werden berichtet, daß Ewer Gottesacker von Ebrpern sehr voll und dahero gantz enge und fast gar kein oder doch wenig raum, dahin man begraben kbnne, mehr vorhanden; jetzo aber ein garten, welcher darahn gelegen, feill und zu verkaufen seyn solle; Derowegen und weil sonsten zu den Kirchen und anderen geistlichen Gebeuden bisher Niemand, weder der Rath noch in der Bürgerschaft zur Schweinitz, aus guter schuldiger christlicher Affection freiwillig etwas contribuiren und bewilligen wollen, diese vorhabende Erweiterung aber des Gottesackers ein hochnothwendig christlich löbliches Werk und wohl in acht zu nehmen, auch dieses zu befördern vornehmlichen dem Rath obliegen und gebühren thut: So befehlen wir Euch hiermit, Ihr wollet die 50 Gülden, welche Ihr Raths wegen aus des verstorbenen Amtsschreibers, George Windischers, Erbe und Verlassenschaft zu Euch bekommen, zu nichts anders, als zu Erkaufung obenberürten Gartens und Erweiterung ewers Gottesackers ahnwenden, förderlichst unweigerlichen dazu auszahlen und folgen lassen; Hierahn geschieht unsre Meynung. Datum Lichtenburgk, den 2. Jannar 1622.

Hedwig.

Unseren Lieben Getrewen Bürgermeistern und Rath zur Schweinitz.

So lebte sie ruhig, aber thätig für Gottes Ehre und Menschenwohl zu Lichtenburg, dann und wann auch auf dem Schlosse Glücksburg in der Seydaer Haide. Einige Mal reisete sie, mitten unter den Stürmen des 30jährigen Krieges, von Lichtenburg nach Copenhagen in's elterliche Haus, wohin sie von ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Holstein, fast alle Jahre auf's dringendste eingeladen ward. In ihrer Abwesenheit ließ Johann Georg I. die Schlösser Lichtenburg und Glücksburg jedesmal durch Commando's besetzen.

Sie starb am 26. November 1641, Mittags um 1 Uhr; nicht aber 1642, wie sehr oft unrichtig angegeben worden ist. Denn schon im Dezember 1641 erhielt der Obrist-Wachtmeister Wedelbusch von Johann Georg I. Befehl, das Schloß Lichtenburg mit seinem Regiment Fußvolk zu bewachen, weil die Churfürstin verstorben sey und der dänische Hof verlangt habe, daß man der Churfürstin Hedwig Nachlassenschaft gegen Soldatenfrevel schützen möge. Das geschah auch; doch durfte ausdrücklich kein Soldat im Schlosse einquartiert werden.

Der Leichnam stand bis zum 26. Mai 1642 in der Schloßkirche zu Lichtenburg. Am 23. Mai kam der Churfürst Johann Georg I. in Lichtenburg an und begleitete nebst dem jungen Prinzen am 26. Mai die Leiche zu Fuße bis an die Elbe. Aus dem ganzen Witthum waren die Superintendenten, Pastoren, Schullehrer und Knaben nach Lichtenburg beschieden und begleiteten mit Gesang die Leiche bis an die Elbe. Die Pastores sind theils mit Mänteln und Flören, theils auch mit Geld, die Präceptoren und Schüler mit Kleidern, Geld und Mänteln beschenkt worden. In Prettin, so wie in Lichtenburg, wurden Trauer- und Gedächtnißpredigten gehalten. Den 30. Mai wurde die Leiche im Dom zu Freiberg beigesetzt.

Es hielt sich nun zwar wohl Johann Georg I. oft Monate lang in Lichtenburg auf; auch war hier im

27) Dieses Communion-Wein-Gestift rührt schon von Churfürst Rudolph I. (1339) her und wurde von Hedwig nur verstärkt. In der Folge nahmen viele Kirchen, weil in Kriegszeiten der Wein nicht immer sicher aus Prettin geholt werden konnte, Geld dafür an. Als aber die Volksmenge überall stieg und die Prettiner Kirche also immer mehr Weingeld zahlen mußte, gerieth sie darüber in Schulden und endlich gar mit den meisten Kirchen in Prozeß.

Jahr 1657 eine Zusammenkunft der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, Johann Georg II. und Friedrich Wilhelm, dem mit allem Recht sogenannten großen Churfürsten. Ohne Zweifel war diese Zusammenkunft eine Folge der damaligen politischen Conjunkturen; denn es war für Preußen eine höchst bedrängte Zeit. Das Land hatte sich bei weitem noch nicht erholt von den tiefen Wunden, die der 30jährige Krieg ihm geschlagen, und schon war durch die Vereinigung vieler traurigen Umstände ein neuer Kampf für Preußen entstanden, dessen Ende Niemand absehen konnte. Doch erst mit dem Jahre 1685 kehrte wieder neues Leben in Lichtenburg ein. Churfürst Karl von der Pfalz starb in diesem Jahre, und seine hinterbliebene Gemahlin, Wilhelmine Ernestine, [28]) eine Schwester von Anna Sophia, [29]) die an den Churfürsten von Sachsen, Johann Georg III., vermählt war (Beide Töchter Friedrich's III., Königs von Dänemark), erlangte es, daß ihr durch ein eigenes Churfürstliches Rescript das Schloß Lichtenburg zum Wittwensitz überlassen ward. Als am 12. September 1691 auch Johann Georg III. zu Tübingen gestorben war, so begab sich auch Anna Sophia nach Lichtenburg, um mit der zärtlichst geliebten Schwester hier auf das wohlthätigste zu leben. Beide Fürstinnen haben sich um Lichtenburg und die Umgegend große Verdienste erworben. Wilhelmine Ernestine ließ den in Verfall gekommenen Garten am Schlosse, worin nichts als Gras und alte Bäume waren, in einen schönen Lustgarten umwandeln, mit den schönsten Alleen, Springbrunnen, Pavillons u. s. w. nach dem damaligen französischen Geschmacke verziert. Sie ließ ihn mit einer hohen Mauer umgeben und diese mit den schönsten Weinstöcken belegen, so wie den Garten mit den kostbarsten Obstsorten aus der Pfalz besetzen. In dem noch immer sogenannten Plankgarten (von der hohen hölzernen Planke, mit welcher er umgeben ward) befand sich eine zahlreiche Menagerie. — Auch Anna Sophia, eine treffliche Frau, [30]) ließ es nicht fehlen, das Schloß zu verschönern. Sie ließ es im Innern renoviren und mit neuen Zimmern, doppelten Thüren, großen Fenstern und Treppen, Tapeten und Malerei im neuesten Geschmack verzieren. Auch die Thurmuhr ließ sie reparirten, desgleichen den Thurmknopf und die Fahne ausbessern und vergolden, auch die zum Theil verfallenen Keller wieder herstellen.

Beide Fürstinnen waren sehr wohlthätig und herablassend. Als in den Drangsalen des schwedischen Krieges, in welchem August um die polnische Krone kämpfte, der Stadt Prettin eine große unerschwingliche Brandschatzung aufgelegt wurde, bezahlten sie 2000 Thaler und schenkten diese Summe nachher der Stadt unter der Bedingung, daß die Zinsen zwischen Prettin und Lichtenburg getheilt und an Arme und Kranke ausgezahlt werden sollten. — Auch ein Beispiel ihrer Herablassung möge hier eine Stelle finden. Beide Wittwen fuhren einmal während der Erndtezeit spazieren. Sie sahen ein altes Mütterchen Aehren lesen; sogleich stiegen sie aus ihrem Wagen, halfen der alten Mutter eine Hand voll Aehren lesen und überzeugten sich, wie sauer diese Arbeit für solche Alte seyn müsse. Sie sagten ihr aber sogleich, daß sie hinfort keine Aehrenleserin mehr seyn, sondern bei ihnen ihr Brod finden solle. — Sie waren aber auch deswegen ein Gegenstand der aufrichtigsten Liebe und Verehrung, und Spener sagt in einem Schreiben [31]) an beide Fürstinnen: „Wie aber dieses vom tiefsten Grunde der Seelen Ew. Hoheiten anwünsche und zu erlangen nicht zweifele, also wünsche auch gleiches dem ganzen Lande, welches Dieselben zärtlich liebt und Ihre Wohlfahrt vor die ihrige schätzt.“ Ueberhaupt liegt gewiß ein Hauptbeweis für die Aufrichtigkeit und Aechtheit ihres christlichen Sinnes in dem Umstande, daß sie Beide den frommen herrlichen Philipp Jakob Spener achteten und mit ihm in einem beständigen Briefwechsel standen. [32]) Auch predigte Spener einmal in der Schloßkirche zu Lichtenburg vor seinen Gönnerinnen und Freundinnen im Jahre 1704 über die Verschiedenheit des Todes der Gläubigen von dem Tode der Weltkinder. [33]) (Der Schluß folgt.)

28) Geboren den 20. Juni 1650.

29) Geboren den 1. September 1647, vermählt den 9. October 1666.

30) Der berühmte Rektor an der Fürstenschule zu Meißen, Johann Georg Wilcke, gab ihr das Lob, daß der Geist zweier großen Churfürstinnen von Sachsen, Mutter Annen und der Frau Mutter Churfürstin Sophien, auf ihr ruhe.

31) „Letzte theologische Bedenken“ Th. 3. S. 793.

32) In Spener's „Letztern theologischen Bedenken“ (3 Theile, Halle 1721. 4.) finden sich Th. 3. S. 732—740 und S. 787 bis 798 viele Schreiben Speners, besonders Neujahrswünsche, an beide Fürstinnen.

33) Snadebissen „Speners Leben“ (in den „Jährlichen Mittheilungen“, herausgegeben von Rochlitz, Leipz. 1823), S. 118.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

10. Der heilige Kampf.

Im heißen Erndtemonat, wenn Gluth die Früchte schwellt,
Stand Schaar um Schaar gewappnet im gold'nen Aehrenfeld,
Die Türken racheglühend auf baumbegrünter Höh',
Die Griechen gottvertrauend am schilfbewachs'nen See.

Der Griechen Führer grüßt'n die Reihen Mann für Mann:
„Auf! Muth! ihr wackern Brüder, das Kreuz geht uns voran;
Es führt zum sichern Siege, wer freudig ihm vertraut,
D'rum sey der Ruf des Kampfes: „Ich hab' auf Gott gebaut!“

Sein Athem ist die Freiheit, die Muth und Glauben eint,
Sein Auge ist die Liebe, die mild wie Sonne scheint,
Sein Wort, es ist die Wahrheit, und macht den Wahn zu Spott;
Mit dir, mit dir zum Kampfe, du großer Freiheitsgott!“

Der Türken Schwarm entgegen, geführt vom halben Mond,
Im wilden wüsten Grimme, des Würgens nur gewohnt,
Noch heißer zu erglühen bei'm hellen Schwerterklang,
Preist laut des Sieges Freuden im rauschenden Gesang:

„Seht ihr am blauen Himmel der gold'nen Sonne Strahl?
Die leuchtet uns herüber von des Propheten Saal;
Für Jeden, den wir würgen im heißen Schlachtgewühl,
Lohnt dort mit neuen Freuden ein weicher Rosenpfühl.

D'rum auf, d'rum auf zum Kampfe in's blut'ge Feld der Schlacht!
Kein Giaur darf überbleiben, winkt uns die Sternennacht;
Auf! stürzet von den Bergen auf sie in's Thal hinab,
Und laßt als Ruf des Kampfes ertönen: Christengrab!" —

Sie brechen wilden Muthes von den umlaubten Höh'n;
Kaum hat die Schaar der Griechen sie stürmend nahen seh'n,
Als sie, für Freiheit glühend mit festem Glaubensmuth,
In ihre Mitte nehmen des Kreuzes heilig Gut.

Drei Mal dringt wahnestrunken der Türkenschwarm herein,
Drei Mal bricht sich ihr Wüthen am Muth der Griechenreih'n;
Heiß glüht der Strahl der Sonne im gold'nen Aehrenfeld,
Doch heißer ist vom Glauben der Christen Brust geschwellt.

Nicht länger steh'n die Türken solch felsenfestem Muth,
Sie weichen aus dem Kampfe voll Grimm's und trotz'ger Wuth;
Da ist kein Arm, der länger noch Widerstand versucht,
Zersprengt reißt sie von dannen die wilddervorr'ne Flucht.

Die Freiheitskämpfer bringen im raschen Siegeslauf
Mit freudigem Vertrauen die Waldeshöh'n hinauf,
Und wo das Kreuz gehöhnet noch jüngst der Türken Spott,
Da hebt sich nun ein Tempel dem dreifach ein'gen Gott.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der Festtag des ganzen Landes, der Geburtstag unsers Königs, wurde hier, wie immer, allgemein gefeiert und mit der Liebe, die ein so wackerer Fürst verdient. Die in den Theatern gesprochenen Reden sind sämmtlich gedruckt, und wer sie der Beurtheilung unterwerfen will, mag es in sich thun, da die öffentliche Kritik in Ehrfurcht zurück tritt vor dem erhabenen Zwecke. — Im Opernhause wurde Reichard's Oper: „Die Geisterinsel" wieder erneuert; eine Musik, die zu lange unbeachtet war, wie wir denn überhaupt gestehen müssen, daß Reichard's Verdienste viel zu wenig anerkannt werden. Man pflegt den Deutschen nach zu sagen: daß sie besonders den Todten die gebührende Verehrung weihen; bei Reichard scheint man auch darin bisher eine Ausnahme gemacht zu haben; indeß wollen wir dabei die Worte brauchen: Ihr bereut spät, aber ihr bereut doch! — Im Charlottenburger Theater gab es ebenfalls eine Wiedererweckung; — es ließen sich „die Soldaten" von Arnsto in einer neuen Bearbeitung blicken. Das Stück hat seiner Zeit viel Effekt gemacht und Referent entsinnt sich, vor vielen Jahren bei einer Darstellung zugegen gewesen zu seyn, die spektakulösen Beifall hatte. Damals wollte es ihm aber scheinen, als wäre der Kern der Sache nicht bedeutend und des gewaltigen Larmens nicht werth; ob es jetzt, nach der neuen Bearbeitung, anders ist, wollen wir nächstens prüfen. — In der Königsstadt machte Rossini's „Italienerin in Algier" Furore, wie man zu sagen pflegt, indem Demois. Henriette Sontag und die Herren Jäger und Wachter, als neue Mitglieder, in dieser Oper auftraten. Demois. Sontag singt, nach italienischer Weise, mit gemäßigter Stimme; daß dieser jedoch die Kraft nicht fehlt, erkennt man an einzelnen Stellen, wo die junge Künstlerin die Kraft für nöthig hält. Was die Schule betrifft, so darf man behaupten, daß wir hier seit langer Zeit keine Sängerin gehört haben, die es in gleicher anmuthvoller Ausbildung mit ihr aufnehmen könnte; und wenn man jetzt gewohnt ist, die Catalani als höchsten Vergleich für Sängerinnen auf zu stellen, so möchten wir Demois. Sontag die Catalani en miniature — oder besser noch die mignonartige — nennen, was sich selbst in der Zartheit der äußern Erscheinung und Bewegung durchführen ließe. Wir glauben übrigens auch in dieser Rolle schon erkannt zu haben, daß Demois. Sontag als Schauspielerin sich ebenfalls, namentlich in Betracht des gewöhnlichen Opern-Spiels, sehr auszeichnet. — Hr. Jäger ist ein Tenorist, der mit großen Naturgaben das gelungenste Studium verbunden hat, was den Gesang betrifft. Seine Stimme ist kräftig und kunstvoll und der Gebrauch seines Falsetts musterhaft. In der Kunstsprache wird sein Tenor verschleiert genannt und es mag das bezeichnende Wort seyn, obwohl es doch nur auf einen Theil seiner Scala paßt und man nicht leugnen kann, daß dieser verschleierte Ton zuweilen für das aus zu druckende Gefühl der rechtstimmige Klang ist, besonders da im Gegensatze der Ton oft rein und volltönend wird. Am meisten scheint er uns mit dem nun dahin geschiedenen und in Wahrheit zu betrauernden Gerstäcker zu vergleichen. — Hrn. Wachter's umfangreicher Bariton ist so gesund und gleichmäßig, daß wir eben keinen Vergleich dafür finden, und dies beweiset uns, er müsse von seltener Art seyn. Auch Hrn. W's Schauspielertalent (als Sänger) ist beachtungswerth. — Die Oper selbst ist, wie wir wissen, von Rossini, und wenn wir es nicht wußten, würden wir es gleich heraus gehört haben: denn es finden sich hier seine oft besprochenen Mängel und Vorzüge, ja letztere noch nicht einmal in dem höheren Grade, wie wir sie in andern Opern desselben Componisten wahrnehmen. Die ganze Ausführung auf der Königsstädter Bühne ist indeß so ausgezeichnet, daß man uns recht eigentlich zu verstehen giebt: wodurch Rossini das Urtheil der Italiener so rasch und lebendig für sich gewinnen konnte. — Mad. Sontag haben wir nur erst durch Holtei's Rede zum Geburtstage unsers väterlichen Königs kennen lernen, die sie würdig und wirksam sprach; zu einem Urtheil über die Künstlerin ist jedoch diese Einzelheit nicht hinlänglich. — Demois. Nina Sontag trat auf als „Freia" in dem Holteiischen Festspiel: „Die Königslinde oder der dritte August", und diese junge Schauspielerin gefiel uns darin so sehr, daß wir es nicht wagen, danach unser Urtheil zu fällen, weil wir voraus setzen, wir müßten davon etwas nachlassen; denn wäre dies nicht, so hätte die Königsstädter Bühne in ihr die talentvollste Anfangerin, die wir kennen. — Das Festspiel selbst ist, namentlich in der ersten Hälfte, sehr unterhaltend und voll hübscher Ideen, wird auch im Allgemeinen sehr gelungen dargestellt.

— Der „Gesellschafter" giebt, wie wir wissen, ungern Gelegenheits-Gedichte; der Verfasser hofft aber doch eine Ausnahme für folgende wenige Verse:

Die Vergleiche.
(An Demois. Sontag.)

Man nannte Dich Preciosa,
Das fand' ich noch gestillt;
Man nenne Dich Undine,
Doch durch Dein Herz — beseelt.

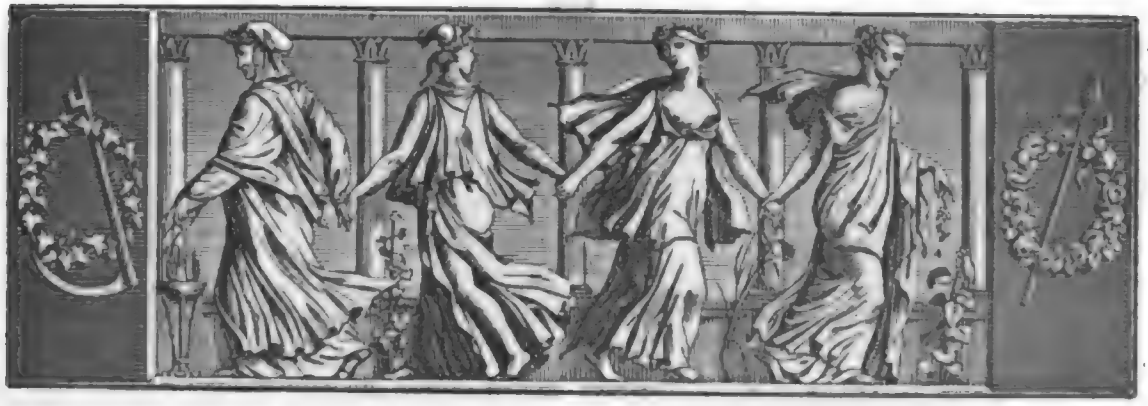
Der Nachtigall vergleichen
Sie Deiner Lieder Ton,
Doch selbst die Nachtigallen
Bring'st Du jetzt auf Pension.

Vom Kleeblatt hört' ich reden,
Und fand' es auch wohl schön,
Wärst Du nicht edle Blüthe
Aus lichten Himmelshöh'n.

Daß stets Vergleiche hinken,
Giebt schon ein Sprüchwort an:
Hier fallen sie, weil Einz'ges
Nie doppelt werden kann.

Und was soll alles Suchen,
Du bist, wie man Dich heißt:
Der Kunst ein Tag der Sonne,
Ein Festtag unserm Geist! —*.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 17. Auguſt. 131ſtes Blatt.

Türken- und Griechen-Lieder; von H. Stieglitz.

11. Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und ſo mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt ſchaurig das Gefild.

Zu Ende ſind alle die Reigen,
Die hier ſich luſtig gerührt,
Die Schlachtdrommeten ſchweigen,
Die ſchmetternd zum Tanze geführt.

Und Viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerdterklang,
Hinweg ſind Andre gegangen
Bei Flöten und Geſang.

Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäſte zurück,
Und ſenden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.

Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und ſo mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt ſchaurig das Gefild.

Schluß-Wort.

Zeit iſt ein Strom; dem Ozean der Welt
Führt ſie die ſtets erneute Fluth entgegen,
Und wen die rechte Lebensregung ſchwellt,
Der taucht hinein, ſich kräftig zu bewegen.

Vergebens Keiner: Bildner, du zumal
Sollſt, Boden ſuchend, immer tiefer tauchen:
Fehlt dieſer dir, ſo wärmt uns nicht dein Strahl,
Und deine Gluth wird wirkungslos verrauchen.

Zeit iſt ein Strom, und Well' auf Welle ſteigt
Aus ihm empor, den Dürſtenden zu laben:
Doch wer mit trübem Sinn am Ufer ſchleicht,
Der wird, ein dürres Reis, verweht, begraben.

Das Schloß Lichtenburg.

(Schluß.)

Lichtenburg war den Fürſtinnen ſo theuer geworden, daß Beide nur von Lichtenburg aus ihre frommen Seelen dem Vater des Lichts [34]) ſterbend übergeben, Beide aber auch nach vollendetem Erdenleben, als Kinder des Lichts, nur in Lichtenburg begraben ſeyn wollten. „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlaſſen ſollte. Wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen: wo du bleibeſt, da bleibe ich auch: wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch, da will ich auch begraben werden!“ (Ruth 1, 16—17) war ihr Wahlſpruch. Daher hatten ſie ſich im Leben ſchon in der Schloßkirche zu Lichtenburg ihre künftige Ruhekammer wölben laſſen und verzierten dieſelbe mit einem koſtbaren Monumente, welches Balthaſar Permoſer (von welchem Dresden, namentlich beſonders die katholiſche Hofkirche, treffliche Arbeiten auf zu weiſen hat, von ſeinem Vaterlande gewöhnlich Balthasar Salzburgensis genannt) in den Jahren 1702 und 1703 verfertigte. Eine kurze, [35]) doch genaue Beſchreibung wird hier am rechten Orte ſtehen. Es befand ſich, wenn man in die Schloßkirche hinein tritt, links in dem mittelſten Schwibbogen. Die mit Meſ-

34) Ein in der Kirche zu Prettin befindliches, wahrſcheinlich von Hedwig für ein Fräulein ihres Hofſtaats errichtetes Monument führt die Umſchrift: „Lichtenburgo relicto Lichtenburgum quaesivit, beatam patris luminum sedem.“

35) Eine ausführliche Beſchreibung dieſes Epitaphiums, nach den eigenen Worten einer alten Urkunde, iſt mitgetheilt in den „Sächſiſchen Provinzialblättern“ vom Jahr 1822 (Erfurt, bei Müller), Oktober-Heft S. 364—370.

sing beschlagene und mit einem eisernen Gitter umgebene, gebrochene Thür zum kleinen 3 Ellen breiten, 8⅔ Ellen langen und 7½ Ellen hohen Gewölbe (worin die beiden, aus schwarz und weiß melirtem Marmor gefertigten Särge, und in diesen wieder eichene, mit zinnernen Handhaben versehene befindlich waren) sprang etwas hervor und hatte ebenfalls schwarz marmorne Gewände. Oben über der Thür war ein aus dergleichen Marmor gebildeter kleiner Sarg zu sehen, an dessen Fronte mit vergoldeten Buchstaben eine ausführliche lateinische Inschrift [36]) zu lesen war. Links und rechts neben der Eingangsthür zur Gruft, so wie links und rechts an dem kleinen Sarge über der Thür, waren vier große Figuren von Alabaster angebracht, welche die Buße, den Glauben, die Liebe und die Hoffnung vorstellten. Es zeichneten sich besonders die beiden, an den Seiten der Eingangsthür stehenden großen Statuen durch Kunstfleiß aus, und es ist wahrscheinlich, daß der Künstler auch zugleich die Gesichtszüge beider Schwestern dabei in's Auge gefaßt und nachgebildet hat, und an Anna Sophia, als gute Mutter durch die beiden Kinder, deren eins an der Hand der Zärtlichkeit geführt, das andere auf dem Arme der Liebe getragen wird — an Wilhelmine Ernestine, die Kinderlose, jedoch äußerst Wohlthätige, durch das an Früchten mancherlei Art reich und von der liebreichsten Hand gehaltene Füllhorn — hat erinnern wollen. Ueber der Inschrift am Sarge war sowohl das Königl. Dänische, als auch das Churfächsische und Pfälzische Wappen auf zwei abgetheilten Schildern angebracht, oben mit einem Engels- unten mit einem Todtenkopfe. Eine große Krone schwebt ganz oben. Das Wappen umgeben vier kleinere Figuren, Tod, Gericht, Himmel und Hölle vorstellend. — Bei dem Anblick ihrer Särge mögen sie wohl oft gewünscht haben: Nehmet, o nehmet auf einmal uns auf! Auch hatte Anna Sophia, nach dem frühen Hinsterben ihres älteren Sohnes [37]) und bei den damaligen furchtbaren Drangsalen des Krieges, bei dem schweren und aufopfernden Kampfe des jüngeren Sohnes [38]) um eine Königskrone, gewiß lieber eher sterben wollen. Allein Wilhelmine Ernestine starb zuerst, am 22. April 1706. Nun war Anna Sophia erst recht verwaiset. Oft besuchte sie die kleine stille Gruft, die ihr Theuerstes umschloß, und wo auch für sie das kalte Marmorbette schon bereit stand. Ihr einziger Trost war ihr Enkel, [39]) für dessen Erziehung sie mit frommem Eifer sorgte, und welcher einen sehr großen Theil seiner Kindheit in Lichtenburg zubrachte. Am 1. Juli 1717 starb auch Anna Sophia. Sie hatte verordnet, daß mit ihrem entseelten Körper, so viel als es möglich wäre, kein äußerliches Gepränge angestellt werden sollte. Es ward also die fürstliche Leiche den 4. Juli, Abends um 10 Uhr, von zehn Offizianten in aller Stille, nur durch Thränen des Schmerzes unterbrochen, beigesetzt. König August ließ auf den Tod seiner geliebten Mutter eine Gedächtniß-Münze schlagen. Auf der einen Seite ist ein Schiff, im Meere gehend, vorgestellt: in einiger Entfernung ein Hafen, mit der Ueber- und Unterschrift: „Deo duce Portum invenit." Auf der andern Seite sind unter einer Königl. Krone folgende Worte zu lesen: „Fridericus Augustus, Rex Poloniae et Elect. Saxon. Matri dilectissimae Annae Sophiae, Princ. hered. Reg. Dan. Flensburgi d. 1. Sept. 1647 natae, viduae Elect. Saxon. Lichtenb. d. 1. Jul. 1717 denatae, quae illustris [40]) vixit, illustris nunc vivit, illustri funere ut illustretur, renuit, Monumentum perenne."

Von dieser Zeit an herrschte in den Mauern des Schlosses eine, nur selten unterbrochene, tiefe Stille. Friedrich August II. besuchte einige Mal Lichtenburg, den Schauplatz seiner Kindheitsjahre, der Jagd wegen. Eine glänzende Jagd hielt er hier mit dem Könige von Preußen nach dem großen Campement bei Zeitheim am 28. Juli 1730. Alle Jäger erhielten dazu neue Uniformen und silberne Hifthörner, auch sogar die Treibe-Bauern grüne Westen und Schärpen von Silberlahn. Für die höchsten Herrschaften war ein hölzernes Jagdschloß mit vergoldeten Simsen und Fensterrahmen erbaut und man erlegte an diesem Tage gegen 600 Hirsche und Rehe und über 400 Keiler, Bacher und Frischlinge. Aber von diesem Tage an ward es immer stiller im Schlosse. Gottesdienst ward in der Kirche nicht mehr gehalten: nur einige Mal mag bei der Anwesenheit Friedrich August II. Messe gelesen worden seyn. Ein Castellan (Bettmeister) bewohnte einige Zimmer des Schlosses und führte die Aufsicht über dasselbe. Die Glocken des Thurmes wurden nach Dresden in die St. Annen-Kirche geschafft, und als man mit ihnen in der Abschiedsstunde noch einmal läutete, da bemächtigte sich Aller, dieser Trennung wegen, ein großer Schmerz und es ward viel Weinens um sie unter Allen. [41]) So befand sich nun das Schloß und blieb bis 1811 in einem quiescirenden Zustande. Der weite Hof desselben war ganz vergraset, und schauerlich war es, besonders in den Dämmer- oder Abendstunden jeder Jahreszeit, zwischen den hohen Wänden des todtenstillen Schlosses zu stehen und sich des Dichters [42]) Worte zuzurufen:

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Fürsten sich des Mahls gefreut!

Nur die bedeutende Ackerwirthschaft ward auf dem Kammergute Lichtenburg und auf dem Vorwerke Kleinlondon rüstig betrieben; die Bierbrauerei war ansehnlich: der Schloßgarten stand unter der Aufsicht eines Hofgärtners, und das schönste Obst ward auf der Elbe nach Dresden geschafft.

Den großen Ereignissen der neuesten Zeit war es vorbehalten, auch auf den ruhigen Zustand des Schlosses Lichtenburg ein zu wirken. Torgau's Loos war entschieden: in eine Festung mußte diese Stadt umgeschaffen werden. Diese machte die Verlegung des dasigen, mit einer Krankenpflegung für Irre und Wahnsinnige und Arme verbundenen Zucht- und Waisenhauses nöthig. Den Irren ward das auf einem von der Grenze Böhmens herablaufenden Bergrücken reizend gelegene und geräumige Schloß Sonnenstein bei

36) Sie ist in der angezogenen Stelle der „Provinzialblätter" S. 369—370 zu finden.

37) Johann Georg IV., geboren den 18. Oktober 1668, gestorben den 27. April 1694 im 26sten Jahre, an den Blattern.

38) Friedrich August, nachheriger König von Polen, geboren den 12. Mai 1670.

39) Friedrich August II. Im Jahr 1712 ging er zu Bologna zur römischen Kirche über und lebte bis zum Tode der Großmutter zu Venedig. Diese Religions-Veränderung ward ihr immer sorgfältig verborgen.

40) Anspielung auf den Namen Lichtenburg.

41) Apostelg. 20, 37.

42) Matthisson.

Pirna angewiesen. Trotz großen und kostspieligen Reparaturen und Bauen war man schon am 8. Juli 1811 im Stande, die neue, nach einem vortreflichen und sehr ausgedehnten Plane eingerichtete Anstalt zu eröffnen, deren aus dem Torgauer und Waldheimer Zuchthäusern ausgewählter Bestand sich auf 202 Personen belief. — Am 14. September 1813 mußte jedoch der Sonnenstein dem französischen Militair zum Behuf der Befestigung überlassen und in einer Frist von vier Stunden völlig geräumt werden. Die Bewohner der Anstalt wurden anfangs in der Stadtkirche und nachher in einigen Privathäusern zu Pirna untergebracht, bis durch die Capitulation von Dresden am Schluß des Jahres 1813 der Sonnenstein seiner früheren Bestimmung wiedergegeben und nach einer abermaligen sehr bedeutenden Reparatur im Februar 1814 wieder bezogen werden konnte. [43]) Die Waisen wurden in der vergrößerten Landes-Waisen-Anstalt zu Langendorf bei Weißenfels untergebracht. [44]) Das eigentliche Zuchthaus kam nach Lichtenburg, als ein fester und sicherer Platz für die Aufbewahrung schwerer Verbrecher wohl geeignet. Der König von Sachsen entschied bereits am 2. Februar 1811 Lichtenburgs neue, furchtbar wohlthätige Bestimmung. Lichtenburg also sollte die Kinder der Finsterniß aufnehmen! — Bereits zwischen dem 13. und 16. März übernahm vorläufig die Königl. Sächsische zur Besorgung der allgemeinen Straf- und Versorgungs-Anstalten verordnete hohe Commission das Schloß: die allmählige Räumung desselben von Seiten des Hausmarschall-Amtes begann sofort. Der Bau, welcher ernstlich betrieben ward, um noch vor dem Eintritt des Winters die neue Straf-Anstalt zu eröffnen, stand unter der speziellen Leitung des damaligen Vorstehers der ganzen Anstalt. Aber der Mangel bald an Baumaterialien bei der niedrigen fast unschiffbar gewordenen Elbe, bald an Arbeitsleuten, deren viele weit lieber an der neuen Festung arbeiteten, bald unvorher zu sehende Schwierigkeiten und Hindernisse im Inneren des Schlosses machten es einerseits unmöglich, und auf der andern Seite war auch die Räumung des bishergen Lokals zu Torgau noch nicht dringend nöthig geworden. Ehe indeß der Winter eintrat, wurden jene in der Kirche des Schlosses Lichtenburg beigesetzt gewesenen Leichname der beiden Churfürstinnen von Sachsen und Pfalz, Anna Sophia und Wilhelmine Ernestine, nach Freiberg in die Königliche Gruft abgeführt. Auch das oben beschriebene Monument sollte nun nach Freiberg geschafft und, gerade wie in Lichtenburg, dort wieder aufgerichtet werden. Damit es keiner Umladung bedürfe, sollte der Weg durchaus zu Lande, mithin sogleich von Lichtenburg aus über die Torgauer Brücke, genommen werden. Das diesfallige Königl. Reskript war unter dem 23. August 1811 erlassen und zur Führung des Conducts der Kammerherr Freiherr von Kaiserlingk bestimmt worden. Der damalige Ober-Pfarrer zu Prettin, M. Johann Friedrich Vollbeding, war beauftragt, bei der Abholung der Leichname eine zweckmäßige Feierlichkeit zu veranstalten. Am 22. September 1811 sollte die Abholung statt finden. Abends vorher ward in der Dämmerung mit den Glocken der Stadt geläutet und eine sanfte Musik ertönte nach dem Läuten von dem Thurme des Rathhauses. In dieser Stille, bei dem dämmernden Sonntags-Morgen, gingen die Stadtgeistlichen und sämmtlichen Schullehrer mit den größeren Schulknaben, so wie auch die Mitglieder des Raths und der Cantorei-Gesellschaft, nach Lichtenburg. Die zahlreiche Versammlung bildete auf dem großen Schloßhofe einen weiten Kreis, welcher die beiden großen, mit zehn Pferden bespannten Trauerwagen, auf welchen die ab zu führenden Särge, schwarz behangen, standen, umschloß. Vor der Rede, [45]) welche der Ober-Pfarrer hielt, ward eine Motette und aus dem neuen Dresdener Gesangbuch Nr. 453, V. 3, 4 und 5 gesungen; nach der Rede Nr. 758, V. 4 und 5. Der Text: „Wir haben hier keine bleibende Stätte u. s. w." ergriff Aller Herzen. Nun ging unter Glockengeläute der große feierliche Zug, an welchen das Offizier-Corps der Brigade der leichten Infanterie, welche damals in Prettin stand, sich anschloß, durch ein vom innern Thore des Schlosses bis nach dem äußersten Thor von dem Militair formirtes Spalier. Man geleitete die Leichname bis auf den großen grünen freien Platz am letzten Hause vor Lichtenburg. In Freiberg wurden die Leichname von dem dasigen Magistrate und der Geistlichkeit an der Thür des Domes empfangen und übernommen.

Die Gewerke, welche das zum ganzen Epitaphio Gehörige abgenommen hatten, taxirten jedes einzelne Stück von ohngefähr, und zwar eher geringer als höher. Nach dieser Angabe hat das Ganze, die Särge mit eingeschlossen, 354 Centner, jeder Sarg ohngefähr 50 Centner an Gewicht gehabt.

Während des Winters 1811 ging nun die Arbeit im Schlosse mit ziemlicher Anstrengung ununterbrochen fort. Noch größer war die Thätigkeit mit dem wiederkehrenden Frühling. Endlich sah man sich in den Stand gesetzt, am 9. April 1812 die ersten weiblichen Sträflinge nach Lichtenburg zu versetzen, dem nach und nach auch die männlichen folgten. Unterdessen war auch der Ober-Pfarrer zu Prettin zum Hausprediger in Lichtenburg ernannt worden, und so konnte denn am Sonntage Cantate, den 26. April 1812, der erste Gottesdienst in der Kirche gehalten werden, ob es ihr gleich noch an der völligen Einrichtung fehlte. Unter Gesang zog man aus der Mitte des Schloßhofes in die Kirche: die Volksmenge dabei war bedeutend, das Wohlgefallen an der Kirche groß. Am 21sten Sonntage nach Trinitatis desselben Jahres ward die neue Orgel eingeweiht.

Die Anstalt übernahm, außer den zum Schlosse eigentlich gehörenden Grundstücken von dem Vorwerke Kleinlondon, den Garten nebst mehreren nahe liegenden Ackerstücken. Das Personale der von Torgau nach Lichtenburg versetzten Offizianten, Kinder und Dienstboten mit eingerechnet, bestand aus 62 Individuen; das Ganze dirigirte der, nunmehr bereits länger verstorbene Hausverwalter, Johann Wilhelm Seyffarth, ein rechtschaffener, das Gute eifrig wollender Mann. Die Zahl

43) Man vergleiche das erste Heft der sehr belehrenden „Zeitschrift für das Königreich Sachsen." Dresden, 1818. 8.

44) N. G. Tauscher „Predigt bei der Auflösung der seit 81 Jahren in Torgau bestandenen Armen- und Waisen-Versorgungs-Anstalt am Feste Johannis 1811." Torgau. 32 S. 8. (Hat viele geschichtliche sehr belehrende Anmerkungen.)

45) Sie erschien gedruckt: „Rede in der feierlichen Scheidestunde von dem ersten Kleinode des Schlosses zu Lichtenburg, gehalten von M. J. F. Vollbeding." Torgau, bei Kurz. 22 S. 8. Der König von Dänemark, dem sie überreicht worden war, ließ dem Verfasser durch seinen Chargé d'Affaires in Dresden, dem Hrn. Grafen Luckner, eine prachtige, mit einem sinnreichen Medaillon verzierte goldene Dose zustellen.

der von Torgau nach Lichtenburg versetzten Sträflinge betrug 373.

Möge Gott auch fernerhin die Bemühungen rechtschaffener Männer für diese Anstalt, die nun unter Königlich Preußischer Hoheit steht, segnen! — Möge Lichtenburg der Ort seyn, wo aus Kindern der Finsterniß hervorgehen die Kinder des Lichts!

Delitzsch. M. Vollbeding, Diacon.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Die Akademie der Künste feierte am 3. August den Geburtstag des Königs, ihres erhabenen Beschützers, in einer Sitzung sämmtlicher Mitglieder der Akademie, bei welcher auch mehrere Mitglieder des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts zugegen waren. Nach dem Beschlusse der Akademie sollte am Tage dieser Feier demjenigen unter den Zöglingen, welcher in einem von ihr veranstalteten Concurs in der Geschichts-Malerei die beste Arbeit geliefert haben würde, der Preis ertheilt werden. — Der Direktor Schadow eröfnete die Sitzung mit einer Rede, worin er die Anwendung, den Schuz und die Förderung schilderte, wie sie den bildenden Künsten von Seiten des Königs zu Theil werden. Er forderte dann den Sekretair, Professor Schumann, auf, den Hergang bei Einleitung und Ausführung des erwähnten Concurses der Versammlung mit zu theilen. Der Inhalt dieses Vortrags war im Wesentlichen folgender. Durch die Gnade ihres königlichen Beschuzers und die Fürsorge ihrer vorgesezten Chefs ist die Akademie zu Mitteln gelangt, die als hinlänglich erachtet werden können, ihre Zöglinge bis dahin aus zu bilden, daß sie mit entschiedenem Nuzen eine, ihre höhere Kunst-Ausbildung bezweckende Kunst-Reise antreten können; wozu mehrere Mitglieder der Akademie, sowohl Maler als Bildhauer, welche akademische Zöglinge in ihren Werkstätten aufnehmen, um ihnen Gelegenheit zu geben, unter der Leitung des Meisters sich in Ausführung von Arbeiten eigner Erfindung zu versuchen, auf das ehrenvollste mitwirken. Dies mußte in der Akademie den Wunsch erregen, daß bei derselben — wie bei vielen auswärtigen Akademieen — ein Concurs unter ihren dazu befähigten Zöglingen als bestehend eingeführt werden möchte, dessen Zweck dahin gerichtet sey, daß derjenige, welcher die beste Arbeit geliefert, als Preis eine Unterstüzung auf Reisen erhalte. Bei Gelegenheit der lezten Kunst-Ausstellung ward dieser Wunsch bei der Akademie um so reger, da sich auf derselben mehrere Arbeiten von jungen Mannern, welche sich der Kunst widmen, befanden, die sich besonders vortheilhaft auszeichneten; sie ward daher veranlaßt, an das ihr vorgesezte Ministerium Vorschläge gelangen zu lassen, welche, wenn sie auch nicht die Einführung eines bestehenden, doch die einmalige Veranstaltung eines Concurses zum Gegenstande hatten. Diese Vorschläge wurden genehmigt, und die Akademie zur Einleitung ermächtigt. Ein schon früher von der Akademie berathener Plan ward der Ausführung des gegenwärtigen Concurses im Allgemeinen zum Grunde gelegt. Durch eine Bekanntmachung, welche das Statfinden desselben verkündete und die näheren Bestimmungen, wie ein solcher angeordnet werden sollte, enthielt, wurden zugleich vierzehn Zöglinge namentlich aufgefordert, daran Theil zu nehmen. Der Vorbereitungs-Concurs war die Aufgabe, einen Akt nach der Natur zu malen, indem die Darstellung der menschlichen Gestalt als höchster Vorwurf für die bildende Kunst betrachtet werden müsse, und die Kunstfertigkeit der Schüler und ihr Wissen am besten bei Lösung dieser Aufgabe beurtheilt werden könnte. Die zur Preis-Bewerbung berufenen Schüler gingen rüstig an's Werk, und die Arbeiten der meisten lieferten ein erfreuliches Resultat. Es wurden von diesen Akten sieben als die vorzüglichern erkannt, mit Nummern versehen, und es erhielten die, den Mitgliedern des Senats unbekannten Verfertiger derselben den Auftrag, sich an einem ihnen bestimmten Tage, des Morgens früh, im Modell-Saale der Akademie, zur Anfertigung der Entwürfe zu den im Concurse zu fertigenden Gemälden, ein zu finden. Die Mitglieder des Senats versammelten sich gleichzeitig im Conferenz-Zimmer; sie hatten mehrere Sujets zu den Entwürfen, welche nicht mehr als zwei, höchstens drei Figuren enthalten durften, mitgebracht, und das von dem Professor Tieck in Vorschlag gebrachte ward gewählt. Es hatte zum Gegenstande: „Acrisius, um dem Geschick zu entgehen, das ihm von der Hand seines Enkels den Tod weissagte, gab seine Tochter Danae, mit dem unlangst gebornen Knaben, den Wellen preis. Sie wurden nach der Küste der Insel Seriphos getrieben und dort von dem Beherrscher dieser Insel, Polidectes, und seinem Bruder Dictys, welche sich Beide zufällig am Ufer befanden, aus den Wellen gerettet". Im Laufe des Tages mußten die Entwürfe bei verschlossenen Thüren gefertigt, ohne Namens-Unterschrift, jedoch mit der nämlichen Nummer, welche die Verfertiger auf ihren Akten gefunden, versehen, in eine Mappe gelegt werden, welche dem Inspektor der Akademie übergeben ward. Die Mitglieder des Senats versammelten sich zur Prüfung der gefertigten Entwürfe; vier davon wurden als die vorzüglichsten in der Composition befunden und den, allen Prüfenden noch unbekannten Verfertigern zur Ausführung — nachdem sie durchgezeichnet — übergeben, welche demnach berechtigt waren, an dem eigentlichen Concurse Theil zu nehmen und nun sich selbst überlassen wurden. Ein jeder von ihnen erhielt ein Zimmer zu seiner Werkstatt im Lokale der Akademie; es durften ihnen bei Ausführung ihrer Bilder (wie es schon bei Anfertigung der Akte und der Entwürfe der Fall war) weder ihre Lehrer noch sonst Kunstler mit Rath und Zurechtweisung beistehen; sie durften keine Zeichnungen oder Kupferstiche, um sich daraus Raths zu erholen, mitbringen, wohl aber der Natur und der auf der Akademie befindlichen Gips-Fragmente sich bedienen. Nachdem die zum Concurse gefertigten Arbeiten beendigt waren, versammelten sich die Mitglieder des Senats, um solche zu prüfen und dasjenige Gemälde zu bestimmen, welchem der Preis zuerkannt werden sollte. Die Prüfenden verhehlten es sich nicht, daß es sehr schwierig sey, ein gerechtes und kunstgemäßes Urtheil über diese von talentvollen jungen Männern ausgeführten Arbeiten zu fällen, denen gleiche Kunstfertigkeit in den verschiedenen Theilen der Kunst nicht zugemuthet werden durfte, und wobei es überhaupt mehr darauf ankommen mußte, das mehr oder minder Verdienstliche in den Arbeiten auf zu suchen und gegen einander ab zu wagen, als eine strenge Kritik über jedes Einzelne derselben ergehen zu lassen. Die Prüfenden kamen dahin überein, demjenigen der concurrirenden Gemälde den Preis zu ertheilen, welches den höheren, den geistigen Forderungen der Kunst am meisten entsprechen und dessen Verfertiger in der Hinsicht zu den meisten Erwartungen berechtigen würde; nach diesem Prinzip und ernster wohl erwogener Prüfung wurde das Gemälde bestimmt, dessen Verfertiger den Preis erhalten sollte. Es wurden nun die den Prüfenden noch immer unbekannten Verfertiger der Gemälde aufgefordert, persönlich zu erscheinen, und mündlich wurde ihnen sowohl das Verdienstliche als Mangelhafte in ihren Arbeiten bemerklich gemacht, und ihnen angezeigt, welchem Gemälde der Preis zugefallen sey. Es ergab sich nun, daß dieses von dem Eleven der Akademie, Aug. Ferd. Hopfgarten, zur Zeit Schüler des Professor Wach, gefertigt war. (Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 131ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Berlin. (Schluß.) Nachdem der Sekretair ſeinen Vortrag mit dem Wunſche geſchloſſen: daß dieſer dritte Auguſt, der Geburtstag unſers hochverehrten Königs, des hohen Beſchützers und Beförderers vaterländiſcher Kunſt, zugleich als Stiftungstag eines auf der Akademie eingeführten, auch auf Bildner und Baukünſtler ſich erſtreckenden Concurſes möchte betrachtet werden können, empfing der junge Hopfgarten aus den Händen des Direktors die ſchriftliche Beglaubigung, daß er den Preis errungen; worauf Profeſſor Tieck eine Rede hielt, in welcher er entwickelte, wie der reinſte Kunſtgeſchmack von den Griechen ausgegangen, in den ſchönſten Kunſtwerken neuerer Zeit, in den Werken Raphael's und mehrerer ſeiner großen Zeitgenoſſen, wieder aufgekommen ſey; er empfahl das Studium des Nackten und die Anordnung der Gewänder im griechiſchen Sinne, um nicht auf Abwege zu gerathen, welche dem reinen Kunſtgeſchmack zuwider ſind. Hierauf ſchloß der Direktor die Sitzung mit dem Ausrufe: Es lebe der König! in welchen alle Anweſende auf das herzlichſte einſtimmten. — Die vier zum Concurs gefertigten aufgeſtellten Arbeiten der Concurrenten gewährten ein ſehr erfreuliches Reſultat, und ſind im Allgemeinen über alle Erwartung gut ausgefallen. Die Verfertiger derſelben ſind: Wegert, Hopfgarten, Sohn und Fielgraf. Des Erſteren Bild war hinſichtlich der delikateren Bearbeitung, der Verſchmelzung der Töne und Ausführung das vorzüglichere, und hatte außerdem des Verdienſtlichen ſo viel, daß es eine Zeitlang unentſchieden blieb, ob dieſem oder dem Gemälde des Hopfgarten der Preis zuerkannt werden ſollte; zuletzt wurde aber doch erkannt, daß dieſes den höheren Forderungen mehr entſpreche, indem in demſelben eine Totalwirkung bemerklich, jede einzelne Figur im Bilde gut durchgeführt, ein Gefühl für ſchöne Linien in der Zuſammenſtellung darin vorherrſchend ſey, und die Köpfe der Danae und des Polydectes als ſehr gelungen zu betrachten wären, jener wegen des Gefühls für Ausdruck und ſchöne Formen, dieſer wegen des darin befindlichen Grandioſen und Charakteriſtiſchen. Das Gemälde von Sohn berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen, beſonders in Betreff des Styls, indem großartige Intentionen darin, ſo wie in den Gewändern bemerklich ſind. Auch in dem Gemälde von Fielgraf ward des Verdienſtlichen ſo Manches erkannt. Sämmtliche in der Sitzung anweſende Künſtler ſtimmten dem Ausſpruch hinſichtlich der Ertheilung des Preiſes vollkommen bei, und mehrere verſicherten, daß die in Paris aufbewahrten, in Concurſen gefertigten Preisſtücke größtentheils den gegenwärtigen nachſtänden. —*.

Berlin. Geſchätzter und inſonderheit hochgeliebter Herr Redakteur! Sie haben nur eine einzige tiefe Baßnote meinem ganzen langen Texte untergelegt, indeß iſt ſie hinreichend, mich von Ihrer Geſinnung wegen meiner Correſpondenz-Artikel gänzlich in Kenntniß zu ſetzen. Wie hoch erfreut ich über die Einrückung des Aufſatzes war, können Sie daraus abnehmen, wenn ich Ihnen ein Lied mittheile, das ich bei ſeiner Erſcheinung dichtete; es iſt das erſte in meinem ganzen Leben, welches ich auf mich ſelbſt gemacht habe, und theile es darum der Merkwürdigkeit wegen mit, verſpreche Ihnen aber auch zugleich, nie wieder eins meinen Berichten ein zu ſchieben. Sie können dies ſchon ſelbſt berechnen, wenn Sie das Lied näher anſehen: Ich fühle, ich habe kein Talent zur Poeſie, ſchon dies eine ward mir unendlich ſchwer, und ich beſcheide mich gern, für die Folge nur Wahrheit und keine Dichtung zu referiren.

Winterberger, Winterberger,
Seh' ich dich ſo traurig ſchlichen,
Mag ich dich mit einer Eule
In dem Fürſtenſchloß vergleichen.

Winterberger, Winterberger,
Weißt du, wo die Eulen wohnen?
Um die Felſen ſieht ſie flattern,
Wo die ſtolzen Fürſten thronen.

Und die Fürſten, Winterberger,
Haben viele hundert Knaxpen,
Und doch einen ſchlechten Raben
Nur in ihrem ſtolzen Wappen.

Edler Schuhut, Winterberger,
Ueber jenen biſt erhaben,
Denn die Eul' iſt Herr im Thurme,
Und die Eule frißt den Raben.

Wenn mich ſonſt die Federhelden
Irgendwo bei Licht erblicken,
Rotten ſie ſich ſchnell in Haufen,
Mich zu hacken, kratzen, picken.

Jetzt im Dunkeln, Winterberger!
Hurrah, wie ſie ängſtlich ſchrieen!
Morden will ich Taub' und Adler,
Und die Nacht ſoll mich freuen.

Mein erſter Gedanke nach dieſem Gedichte (?) war meine Reiſe, aber kaum war ich aus dem Hauſe getreten, ſo begannen die Abentheuer, und gleich ſo eigener Art, daß ich noch einmal zurück kehren mußte.

Sie wiſſen nämlich, mein geliebter Herr, daß ich ein Pſeudonymus bin, und wiſſen auch, daß ich gegründete Urſache habe, im Dunkeln, d. h. in einer Maske zu wandeln. Die Maske borgte ich bei einem Juden, wie denn das gewöhnlich iſt, und da ich bloß unkenntlich ſeyn wollte, ſo ſah ich die Maske ſelbſt nicht recht an. Zufällig, ich ſage auf eine merkwürdige Weiſe zufällig, findet ſich nun ein Mann hier in der Stadt, der juſt ſo ausſieht, wie meine Maske, und dem alle die Thorheiten zugeſchrieben werden, welche ich bereits in derſelben begangen habe; da ich nun keinesweges geſonnen bin, andere Leute in meine Thorheiten hinein zu ziehen, ſo bitte ich Sie nochmals um eine kleine Note, und in derſelben zu teſtiren, daß ich wirklich ein Pſeudonymos bin; *) verrathen Sie mich aber nicht, denn ſonſt bin ich in der That verrathen und verkauft.

Das erſte Abentheuer war nämlich eine Aufforderung des wahren Hrn. Winterberger (der, wie Ihnen bekannt iſt, hieſelbſt als Schauſpieler angeſtellt iſt), meiner Bosheit wenigſtens in ſo weit ein Ziel zu ſetzen, als ich ihn damit um alle ſeine Seligkeit bringen wollte; er bat mich freundſchaftlichſt um eine öffentliche Genugthuung für die erhaltenen Unbillen und ich bin gern dazu erbötig; meinem einmal angenommenen Namen kann ich aber nicht wieder ablegen, es wäre die größte Inkonſequenz unter der Sonne. Sie begreifen, daß ich dem Hrn. Winterberger in vero brieflich erwiedern mußte, daß ich dadurch von meiner Reiſe abgehalten wurde, und jetzt noch mehrerer anderen Bedenklichkeiten wegen beſchloſſen habe, erſt in acht Tagen die Reiſe an zu treten. Wie ich alſo hiermit meinen Doppelgänger pflichtſchuldigſt um Verzeihung, in friedlich und freundlich um ſeine Gewogenheit bitte, verzeihe ich ihm auch die beſagte Abhaltung.

*) Iſt hiermit geſchehen. D. H.

Ich habe während meines verflogenen Aufenthalts nichts Besseres vor zu nehmen gewußt, als das Theater zu besuchen. „Die schöne Schusterin", ein altes Singspiel, wurde mir vorgesungen und eine Arie davon hab' ich behalten, so leicht war die Melodie. Sie wissen, was das heißt, wenn ich eine Melodie behalte. Hr. Blume, Mad. Schulz und Hr. Freund sind mir neben Hrn. Stümer besonders im Gedächtniß geblieben; Hr. E. Unzelmann war auch da, aber er war mir wieder etwas zu wild. Danach habe ich gesehen „die beiden Türenne". Hören Sie, Herr Redakteur, die müssen Sie sehn. So anmuthig und freundlich, wie diese neue Kleinigkeit ist, kommen uns selten welche vor. Mit Demois. Bauer, auf die auch ich ein Gedicht machen will, und sollt' ich acht Tage daran arbeiten müssen, bin ich ganz versöhnt; Hr. Rüthling war neben ihr ein Hauptspieler, ich werde nächstens auch auf ihn ein Gedicht machen. Hr. Nebenstein und Hr. Blume spielten nach Wunsch, und die lebendige Dekoration war in der That liebenswürdig; auch auf diese mach' ich ein Gedicht. „Die Soldaten", von Kreutzer, mit Variationen von L. Dielitz, habe ich demnächst gesehen, es ist ein Schauspiel und von denen halte ich bekanntlich nicht recht viel; doch bitte ich Sie, es zu sehen, wenn Sie einmal recht ruhig schlafen wollen, d. h. wenn Sie nach Hause gekehrt sind; denn während des Stücks wird Sie Demois. Brandes nicht dazu kommen lassen. Der letzte Akt soll ganz neu seyn, es wird viel darin umgegangen, er ist auch befriedigend, aber, lieber Gott, er ist doch langweilig, wie das Uebrige. Die Sprache ist dem zu empfehlen, welcher sich in zierlichem Briefs und Romanenstyl ausbilden will. Theatersprache ist's nicht, und das kommt von der Bearbeitung des Altdeutschen in's Neudeutsche. In der „Selbstbeherrschung", von Iffland, hielt ich, schon des Titels wegen, bis zu Ende aus, das Stück taugt nicht mehr für unsere Zeit, oder unsere Stadt; an andern Orten soll es noch Beifall finden. Das Theater, glaub' ich, ist das richtigste Thermometer der Bildung. Ueber unsere älteren Theaterheiden ist nichts zu sagen, als daß sie ohne Ausnahme trefflich spielten; aber von einem neuen Mitgliede, Hrn. Weiß, vormals beim Stadt-Theater zu Hamburg, welcher den „Constant" als erste Debutrolle gab, ließen sich allerlei Hoffnungen und Vermuthungen aussprechen. Ich glaube, er wird ein tüchtiger Intriguant seyn; groß in der Figur ist der neue Mann nicht, und insofern darf ich nicht von Anwachs des Personals reden; aber ein recht markirtes Gesicht hat er. Seine Bewegungen sind leicht und zeigen von vieler Theater-Routine, seine Augen gehn lebendig hin und her, und Gesichter kann er schneiden, wiz ich, wenn ich meine Brille vergessen habe. Glück zu für die Folge! — Schließlich bitte ich Sie um baldigen Abdruck dieser Zeilen, besonders des ersten Abentheuers wegen, und empfehle mich Ihnen nach wie vor als Ihr ergebenster

Adam Winterberger,
der Falsche.

Nachschrift. Abentheuer über Abentheuer! — So eben erhielt ich einen Besuch des wahren, ich sage des eigentlich wahren Hrn. Winterberger's, welcher mir versichert, von der ganzen Sache nicht das Mindeste zu wissen. In Folge meines erwähnten Schreibens an ihn kam er zu mir und vielleicht, wie man sich denken kann, nicht in der friedlichsten Absicht; wir sind indeß freundlich von einander geschieden, und es thut mir fast leid, daß ich glauben konnte, besagte Aufforderung sey von ihm gewesen. Ich bitte ihn, den eigentlich wahren Hrn. W. hier nochmals wegen jedes etwanigen Mißverstandes um Verzeihung, bekenne öffentlich, daß ich ihn auf keine Weise beleidigen oder in üblen Ruf bringen wollte, und bitte Sie, geliebter Herr Redakteur, künftig darauf zu merken, daß es 1) einem jungen bescheidenen Schauspieler an unserm königlichen Theater, Namens Georg Friedrich Winterberger; 2) einen unbekannten Spaßvogel und Bösewicht, A. Winterberger; und 3) einen Pseudonymos, Adam Winterberger giebt, als welcher ich die Ehre habe, mich zu unterzeichnen. A. W.

Süd-Macedonien liefert jährlich 15—20,000 Oken Seide, welche alle im Lande selbst gesponnen wird. Ein Theil derselben wird dann zu den Pocks verbraucht, einer Art Shawls, von denen man Turbane macht, der andere wird zu Seidenhemden benutzt, die man als die Ueberbleibsel der kostbaren Industrie der Griechen in ihrem goldenen Zeitalter betrachten kann. — Vergleicht man diese Hemden mit dem, was die Alten Flor von Cos nannten, so glaubt man, dasselbe Gewebe wieder zu erkennen, nur in Seide, statt Leinen. Die Feinheit, Güte und Gleichfadigkeit ist dieselbe, und namentlich überaus weich und zart. Die Alten nannten solch feines Gewebe: gewebter Wind, leinene Wolken, Lustkleider, und jeder anakreontische Dichter gefiel sich darin, die Durchsichtigkeit derselben zu besingen: der alte Horaz allein wollte nicht, daß seine Lydia wie ein Schattenbild da stände, und nackt unter ihrer Kleidung erschiene. — Die griechischen Hemden übrigens, deren wir oben gedacht, drapiren nackte Reize dergestalt, daß der kälteste Liebhaber in Gluth gerathen muß. Salonichi, Macedoniens Hauptstadt, betreibt einen großen Handel mit diesem herrlichen Gewebe, und exportirt jährlich mindestens 10,000 solcher Hemden. Das Stück kostet 8—10 Piaster, und in allen türkischen Städten sind sie überaus gesucht. Die feinsten gehen in's Serail des Großherrn, und zu den griechischen Prinzessinnen. In Frankreich sind sie bis jetzt erst Gegenstand der Neugier, vielleicht kommen sie noch in Gebrauch!! (Corsaire.)

Versprechen und Halten. Ein Mädchen von 13 Jahren verspricht, nie zu lieben! Ein Mädchen von 15 Jahren verspricht dagegen, ewig zu lieben! — Der Artikel Nr. 6 im Civil-Gesetzbuch nimmt einer Braut das Versprechen ab, die Unterworfene ihres Beschützers (Mannes) zu werden; kaum aber ist ein Jahr verflossen, so hat man einen gebietenden Pascha in Weiberkleidern! (Pandore.)

1825. No. XXX.

Blatt der Ankündigungen.

Bemerkenswerthe Anzeige.

Wer das Sujet von der großen neuen Zauber-Oper „Alcidor", als Mährchen, kennen lernen will, der findet das letztere in dem sehr angenehmen Werke:

Hyacinthen,
in meinem Kerker gezogen von Chr. Aug. Fischer
Frankfurt, bei J. D. Sauerländer.
12. Geheftet, Preis: 1 Thlr.

Auch wird man die übrigen Aufsätze, Erzählungen und Mährchen, wie z. B. der Epikureer in Constan-

Digitized by Google

tinopel, der (Liebes-) Winter in Norwegen, der Paradiesvogel u. s. w. mit großem Vergnügen lesen. — Privat- und andern Bühnen dürften auch die beiden allerliebsten Lustspiele: Der kleine Brautwerber und die Männerfeindin sehr willkommen seyn.

Literarische Anzeige.

Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumen auf das Grab
der Schauspielerin
Luise von Holtei, geb. Rogée,

Mit ihrem Bildniß, trefflich gestochen von F. W. Meyer sen.

Velin: 1 Thlr. 12 Gr. Englisch-Druckpap. 1 Thlr.

Außer den funfzig Gedichten von Karl von Holtei findet man hier Beiträge von Bärmann, Fr. Barth, Böbel, Castelli, Chamisso, Helmine von Chezy, Contessa, Julius Curtius, Otto v. Deppen, Fischer, Agnes Franz, Friederike, L. M. v. Fouqué, F. W. Gubitz, Ludwig Halirsch, Th. Hell, Houwald, Kastor, A. F. E. Langbein, Peter Lelly, v. Lichtenstein, Lbbell, A. v. Maltitz, Wilhelm Neumann, L. Rellstab, Ludwig Robert, M. G. Saphir, Karl Schall, v. Schlechta, Fr. v. Schober, Schwarz, Joh. Gabr. Seidel, Johannes Sleſius, Simrock, Falk v. Trautenstein, Fr. v. Uechtritz, Karl Witte, B. Wolff, P. A. Wolff und Zeune. — Und so ist, mit dem Denkmal der Erinnerung an eine allgemein verehrte Frau und Künstlerin, zugleich eine Sammlung trefflicher Gedichte entstanden, die es wahrhaft verdient, in Familien-Bibliotheken aufbewahrt zu werden.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Neues deutsches Reimlexikon.

In allen Buchhandlungen sind ausführliche Anzeigen und Proben eines Werks zu erhalten, das im Verlage des Unterzeichneten unter folgendem Titel erscheinen wird:

Allgemeines
deutsches Reimlexikon.
Herausgegeben
von
Peregrinus Syntax.

Es wird zwei Bände von etwa 110—120 Bogen in gross Lexikonformat enthalten und auf einmal und ungetheilt in der Ostermesse 1826 ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis ist für das ganze Werk auf 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr. Rhein., festgesetzt worden; Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

Leipzig, 15. Juli 1825.

F. A. Brockhaus.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 5 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Empfehlungswerthe Bücher,

welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Praktische Anleitung

zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei, mit besonderer Berücksichtigung der Kartoffel-Brandtweinbrennerei. Von J. F. Dorn. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage, mit 6 erläuternden Kupfertafeln. gr. 8.

Preis: geh. 22 Gr. (27½ Sgr.)

Diese zweite Auflage ist ein Beweis des Beifalls, welchen die erste Auflage dieses werthvollen Werkchens gefunden hat. In der gegenwärtigen hat der Verf. überall auf die neuesten Fortschritte und Verbesserungen, besonders der Brandtweinbrennerei, Rücksicht genommen, und dadurch dieser Schrift noch höhere Brauchbarkeit verliehen.

Grundsätze der Gemeinheitstheilung,

oder der Theilung gemeinschaftlicher Landnutzungen, als der Acker- Wald- und Angerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthigen Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Lande haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte. Zum Zweck der Gemeinheitstheilungen, Dienst- und sonstigen Regulirung der ländlichen Verhältnisse in sämmtlichen Königlich-Preuß. Staaten, nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet und mit Zeichnungen erläutert von C. W. H. Klebe. 2 Abtheilungen. gr. 4.

Preis: 7 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

„Aus der ganzen Anlage dieses Werks", heißt es in der Vorrede, „und aus allen Theilen desselben wird man das Bestreben des Verf. erkennen, das Separationsgeschäft auf gewisse Grundlagen zu stützen, die dem Geschäftsmann einen festen Richt- und Anhaltepunkt geben, vor Abweichungen von der Sache sichern und ihn bei Führung desselben immer auf die Natur der Sache und die bestehenden Verhältnisse zurückweisen." Wir haben diesen Worten bloß die Versicherung hinzuzufügen, daß dem Verf. jenes Bestreben vollkommen gelungen ist, und daß er sich durch die obige Schrift den Dank aller derer, welche mit Separationsgeschäften zu thun haben oder auf irgend eine Weise dabei interessirt sind, um so gewisser erwerben wird, als es bis jetzt an einem sicheren Leitfaden durch die zahlreichen Klippen dieser schwierigen Geschäftsgattung gänzlich mangelte.

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische und neue deut-

sche Buchhalterei, in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. gr. 8.

Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leistete das Buch nicht, was jener verspricht, so würde schwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden seyn. In der That macht diese mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denselben Gegenstand, so wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntnisse vom Rechnungswesen und sonst natürliche Fassungskraft besitzt; besonders da der Verf. bei dieser neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeschickten Einleitung oder „Vorbereitungsstunde" auf das Anschaulichste entwickelt hat.

Handbuch der analytischen Trigonometrie,

herausgegeben von Emil Wilde, Dr. phil. und Professor am Berlin. Gymnasium zum grauen Kloster. Mit drei Kupfertafeln.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Da es der deutschen Literatur an einem aus dem rein scientifischen Standpunkte bearbeiteten Handbuch der Trigonometrie, welches die Resultate der neueren Forschungen enthält, noch mangelt, so hat der Verf. ein solches zu bearbeiten unternommen. Der Gegenstand ist in sechs Abschnitten, welche „die Erklärung der trigonom. Linien und der darauf bezüglichen Formeln, die Berechnung der trigonom. Linien (wobei fast durchgängig die Differentialrechnung angewandt worden), die Auflösung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades mittelst der trigonom. Linien, die ebene Trigonometrie und Polygonometrie, die sphärische Trigonometrie, die Auflösung solcher ebenen und sphärischen Dreiecke, in denen gewisse Bestimmungsstücke sehr klein gegeben sind", enthalten, und denen eine Sammlung von Aufgaben beigefügt ist, in fortlaufendem Vortrage mit Kürze und Deutlichkeit behandelt, so daß dieses Buch auch denen, die, ohne ausschließlich Mathematiker zu seyn, sich eine gründliche Kenntniß der Trigonometrie verschaffen wollen, zugänglich sind. — Für correkten Druck und gefälliges Aeußere ist aufs beste gesorgt worden.

Bei uns sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Euryanthe. Von Helmine von Chezy. Mit Umschlag und Vignette von Gubitz. 18 Gr.

Othar von Bretagne und Bergmannsthal. Erzählungen von M. C. Hansen und J. M. Thiele; aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Lenburg. 1 Thlr. 12 Gr.

Erzählungen, die Manchem schon gefielen. 1 Thlr. 6 Gr. Inhalt: Des Menschen Wege sind nicht Gottes Wege. Von Karoline Behrends. — Bellarosa. Von A. v. Tromlitz. — Die Sage von der Teufelsbrücke. Von Bertram. — Ein Mährchen zu seiner Zeit. Erzählt von einem Layen in der Schriftstellerei. — Der goldene Schwan und die weiße Taube. Von dem Verfasser von „Wahl und Führung". — Das Schloß ohne Treppe. Von E. Karoli. — Paul Marron. Eine Criminalgeschichte von Sterwil. — Die Gründung von Herrenhuth. Von E. Karoli.

Perlen der heiligen Vorzeit. Von Joh. Ladislav Pyrker (Dichter der „Tunisias" und des Epos: „Rudolph von Habsburg"). Gedruckt auf Kosten des Ofner wohlthätigen Frauen-Vereins. Pracht-Ausgabe 2 Thlr. 8 Gr.; ordinaire Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr.

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde: das Vaterunser: der verlorene Sohn: das Abendmahl: Christus am Kreuz: die Auferstehung) und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 9 Gr.

Merkwürdige Personen in der Geschichte unsrer Zeit. Folio. 4 Thlr. 12 Gr. Es sind folgende 28 Bildnisse: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; Alexander I., Kaiser v. Rußland: Franz I., Kaiser v. Oesterreich: Wilhelm I., König v. Würtemberg: Karl Johann, König v. Schweden; Großfürst Konstantin; Blücher; Wellington; Schwarzenberg; Metternich: Wrede: Kutusoff: Gneisenau: Bülow: Kleist. Benningsen: Bubna: Wittgenstein: Tauenzien: York: Borstel: Miloradowitsch: Wallmoden; Thielemann; Rostopschin: Hirschfeld: Tschaplitz: Moreau: — gute Abdrücke von denselben Platten, deren Abdrücke bisher das Stück 16 Gr. kosteten.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben: von F. W. Gubitz. Erstes Heft. Nr. 1 – 474. 1 Thlr. 12 Gr. — Zweites Heft. Nr. 475 – 866. 1 Thlr. 6 Gr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung. Friedrichsstraße Nr. 176.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerschwer, J. J., neu erfundene Multiplications- und Quadrat-Tafeln, vermittelst welcher man die Produkte aller vierziffrigen und die Wurzeln aller fünfziffrigen Zahlen sehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematischen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüson und L. Ideler. gr. 8. Preis: 18 Gr. C. (22½ Sgr.)

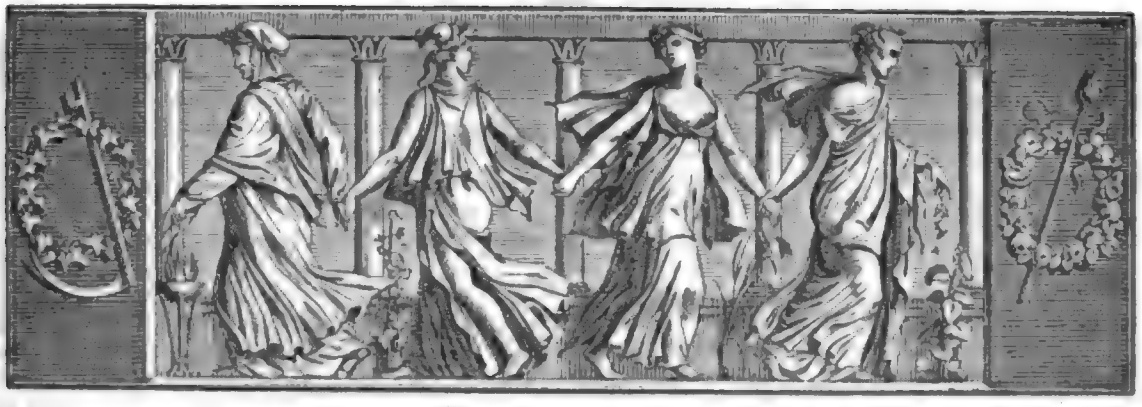
Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis: 8 Gr. C. (10 Sgr.)

Gans, Dr. E., Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 2ter Band. gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 19. August. 132stes Blatt.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Eine Reise-Beschreibung durch eine Provinz des deutschen Vaterlandes.)

Die schöne Badezeit war vorüber. In dem geselligen Orte, wo ich einen Theil des Sommers verlebt hatte, wurde es öder und stiller; die fröhliche Gesellschaft zerstreute sich nach allen Gegenden, Jeder eilte in die Heimath zurück, zog den Winter-Vergnügungen der Residenz, oder der größeren Städte des Landes entgegen. Auch eine glänzende Equipage rollte dahin — sie trug die schöne Louise, und — meine Sonne ging unter.

Was hätte länger mich fesseln können? Die schöne Natur, die mit sanften Bergen und den lieblichsten Thälern ringsum so malerische Landschaften bildete? der prächtige Anblick des Meeres, aus dem sich hier und dort schroffe Felsengestade erhoben? Alles dies, was den Menschen zu so mannigfachen Betrachtungen hinreißt und jene Geselligkeit ganz ersetzen konnte, füllte meine Seele nicht mehr. Nur mit größerer Sehnsucht nach einem einzigen Bilde erinnerte mich Alles um mich her an Sie! Die sonst so anziehenden Gegenstände trieben mich fort, ich mußte dem Zuge meines Herzens, jenem lieblichen Wesen folgen. Bald war mein Wagen gepackt, meine Pferde vorgelegt, und ich fuhr, dem freundlichen Bade-Orte ein Lebewohl zurufend, die dunkle Allee hinaus.

Es war noch früh und majestätisch erhob sich die Sonne, wie aus den Fluthen des Meeres empor gestiegen, über die nordischen Tannen und hohen alten Eichen des herrlichen Eilandes. Blinkender Thau überzog das erblichene Grün der Wiesen und die gelblichen Felder; umgab mit einem Heiligenschimmer die alten Hühnen-Gräber, als solle er die Erinnerung an die entschlafenen Helden der Urzeit verherrlichen. — Die frische Seeluft hauchte schon hier und dort ein sterbendes Blatt vom Baume und wob lange weiße Schleier um die Zweige. Auf den rauschenden Wogen der Ost-See tanzten wimpelnde Fahrzeuge mit geblähten Segeln daher zur Heimath, bevor des Winters Rinde den sicheren Port verschloß; Seethiere tauchten hervor aus der blauen Fluth, und über die Schaumblüthen der Wellen kreuzten, mit schwerem Flügelschlage, die weißen Seevögel hin und her. Die Frühlings-Sänger zogen dahin; den deutschen Winter fliehend schifften die Wanderer durch die hohe Luft. — Bald lag die fruchtbare Au mit ihren freundlichen Dörfern hinter mir, und von der Fähre, von des Meeres sanften Wogen zum festen Lande hinüber getragen, schweifte noch einmal mein Blick zu der Gegend meines gefundenen und verlorenen Paradieses hinüber, und auch ich sagte nun dem lieblichsten Eilande der Ost-See mein letztes Lebewohl.

Wir landeten, und ich betrat den Boden des ehrwürdigen Ortes, wo einst die tapfern Urväter Schaaren räuberischer Normannen zurück schlugen, und auch in jüngern Zeiten Blut von deutschen Leoniden floß. — Ich fand innerhalb der grauen Mauern noch die alten biedern Sitten und ein deutscher Sinn schien

ſich noch in den Bewohnern zu offenbaren. Freundlich boten ſie mir, dem Fremdling, ihre Rechte zum Willkommen. Treuherzig verlangten ſie etwas Neues von mir zu hören, doch mit der Verſicherung, daß mein Magen ſeine Rechte fordere, lehnte ich vorläufig dieſe Bitte ab. Man war jedoch ohne alle Umſtände, ſetzte ſich mit langen Pfeifen, an welchen ſich große Klötze anſtatt der Köpfe befanden, zu mir, und ſchien nun den Neuigkeiten ein ſehr geneigtes Ohr leihen zu wollen. Ein wenig entfernter ſaßen, gleichfalls horchend, einige vierſchrötige Männer, mit dicken Mollröcken bekleidet, bunten Tüchern, unordentlich um die kurzen Hälſe gewickelt, und ungeheuren Stiefeln, unter denen zolldicke Sohlen ſich befanden. Die rothbraunen Geſichter wurden von blonden Kehl- und Backenbärten umkränzt, und große blaue Augen blickten unter den Strohdächern ihrer Haare hervor. Sie nannten ſich unter einander Barrè, welches mir nachher als der Titel Gevatter überſetzt wurde, indem mir dies, ſo wie überhaupt ihre breite, gedehnte Sprache, völlig unverſtändlich war.

Ein kleiner unterſetzter Mann, deſſen große durſtige Seele ſich durch die, in einer Viertelſtunde vollbrachte Leerung von vier Bierflaſchen bekundete, zeichnete unter meinen Neugierigen, in der Führung des kräftigſten Wortes, ſich aus. Dieſer fing nun auch an, als ich eben einen mir aufgetragenen Flunderfiſch von der braunen Weſte entkleidete, verſchiedene Fragen auf zu werfen, um mich ſo gleichſam auf die Bahn einiger politiſchen Raiſonnements zu bringen. Er warf die Fragen auf: Ob wohl der Grieche oder der Türke die Oberhand bekäme? Ob wohl der Ruſſe dazu ſtill ſchweigen würde? Was denn eigentlich der Preuße dazu ſage? und ob nicht der Engländer den Juden dabei ſpiele? — Kaum hatte der Sprecher die letzten Worte heraus, als plötzlich einer jener dicken Männer, welcher mir näher gerückt war, ein „Dunner Lüchting!“ dazwiſchen fluchte, und ſo mit ſeiner geballten Cilloveufauſt auf den Tiſch hieb, daß meine Weinbouteille und das Bierglas meines durſtigen Fragers einen Entrechat in der Luft ſchlugen. Ich kann nicht leugnen, daß ich anfangs erſchrack und mich ſchon nach irgend einem vertheidigungsfähigen Inſtrumente umſah; bald aber vernahm ich, daß ſein Unwille nur — gegen die ganze engliſche Nation gerichtet war, weil man dort die Korn-Einfuhr noch immer nicht geſtatten wolle.

Der dicke Faden der Politik wurde nach dieſem Intermezzo nicht wieder angeſponnen, weil jene rothbraunen Männer meinen Bierfreund überſchrieen. Sie ſeufzten, daß die Zeiten zu „ſwär“ wären, indem der „Schäpel Arten“ nicht mehr „dörtig Schillinge“ gälte. Dem Einen war „de Rogg verſchienen“, des Andern Gaſt hatte „Hagelſlag“ gelitten und des Dritten „Weit wollte to Joa“ nicht lohnen. Sie „ſnackten“ fort von „Auſten“, „Mergeln“ und „Döſchſchen“, von ihren „heiligen Kaffmären“, „ſwaten Oſſen“, „ſienwulligen Jahrlings“, „hammelbhrigen Sweinen“ und dergleichen mehr, bis ich mein Mittagsmahl eingenommen hatte.

Ueber die „ſnakſchen“ Reden der „ſnurrigen“ Leute hatte ich meine geliebte Louiſe faſt vergeſſen, und wollte mich hier nun gleich näher nach ihr erkundigen. Da fiel mir aber ein, daß ich ja weiter nichts wußte, als daß ſie Louiſe heiße, unendlich reizend und liebenswürdig ſey, acht Tage gebadet hatte, in einer glänzenden Equipage abgereiſet und in dieſer Gegend zu Hauſe ſey. Näher konnte ich ſie alſo bei meinen Fragen nicht beſchreiben. — Die Leute lachten, als ich, im Feuer der Liebe, Louiſens liebliche zarte Mienen und ihre ſchlanke Geſtalt beſchrieb, verſicherten, daß hier zu Lande ſehr viele Mädchen „Lowiſchen“ hießen, eben auch keine „ſchofele“ Geſichter, ſondern recht ſchöne „Pluſterbacken“ hätten, alle „kort und dick und quablig“ wären und keine ſolche „Rankleibige“, wie ich ſie ſuche, dabei ſey. — Himmel, mit welchen groben Farben malte man das Engelsbild meiner Louiſe!

Ich floh dieſe Cannibalen, eilte hinaus und durchzog voll Hoffnung die düſteren Straßen, um vielleicht an irgend einem Fenſter die mit Sehnſucht Geſuchte zu entdecken. — Eben rückte die kleine rüſtige Schaar der Garniſon, unter Trommelwirbel, von den Waffenübungen wieder ein. Ueberall blickten Mädchen aus den Thüren und durch die kleinen Glasſcheiben, um ihren rüſtigen Jünglingen ein freundliches Willkommen entgegen zu nicken. Alles kerngeſunde Geſichter, und die Zartheit der Reſidenz vermiſſend, ſah ich nichts — um einmal mit meinen neuen Freunden zu ſprechen — als rothe Pluſterbacken. Die Leute hatten Recht, keine einzige ſchlanke Geſtalt, die der meiner Louiſe nahe kam, war zu ſehen.

„Pots Slag! — he klütert ſo dämelmäßig mit de Ogen!“ rief eine Stimme hinter mir, indem ich einen ſehr unſanften Schlag auf die Achſel fühlte. Ich drehete raſch mich um und erkannte den neugierigen Biervertilger, der lachend mir zunickte. Schon glaubte ich, daß von Neuem meine Qual, Neuigkeiten aus dem Türkenkriege zu erzählen, beginnen würde; allein ich hatte mich geirrt, denn der ehrliche Mann bot ſich mir zum Begleiter an, um mir die „ſmucken Derens“ des Ortes zu zeigen.

Häuslichkeit und Fleiß ſchienen hier überall zu Hauſe. Hier blickte die Eine hinter dem Wulſte des hedenen Spinnwockens hervor, dort mußte ich haſpeln und ſpaulen, dann Andere „Fuſthanſchen“, „Strümpe“ und „Jopen knütten“ ſehen. Hier wurden an der Thür „Wörteln geſraut“, dort am Fenſter gar „Tüften“ geſchält. Dann ſchoben Trin-Liſchen und Ann-Mariken

lachend mit langen Schritten an mir vorüber, dann hüpfte Gret-Suſe wie eine ſchüchterne Krähe mit ihren „Slarpen“ über die Straße, und Andere blickten wie neugierige Elſtern um die Thüren. Und hier konnte ich meine zarte Louiſe ſuchen? — Warum reiſete ich nicht nach Grönland? dort hätte ich ſie gewiß eben ſo wenig gefunden.

Noch war ich nicht am Ende der vornehmſten Straße, in deren Mitte der tiefe Rinnſtein liegt, als ich ſchon, obgleich ich nichts weniger wie auffallend angezogen und nur ein Fremder war, ein Heer von neugierigen Gaffern hinter mir hatte. Das wurde mir doch zu arg! — Ich eilte zum Gaſthofe zurück, erzählte unterweges meinem Begleiter, zur Belohnung für ſeine Mühe, daß Jſsara in die Luft geſprengt und die türkiſche Flotte vernichtet ſey, ließ eilig anſpannen und fuhr mißvergnügt zum Thore hinaus.

Neue Hoffnung belebte mich, als ich die Stadt, welche mir als die erſte der Provinz beſchrieben wurde, gegen Abend erreichte. Hier wirſt du die Geſuchte finden! ſagte ich bei mir ſelbſt, nach dem erſten Anblicke des freundlichen Ortes.

In den öffentlichen Garten-Umgebungen luſtwandelte die alte Welt, junge Pärchen, luſtige Leutchen und frohe Kinder. Vor den Thüren der altmodigen, doch zierlich aufgeputzten Häuſer ſaßen ſchön geſchmückte Damen, blätterten in gelehrten Büchern und Mode-Journalen, blickten gewöhnlich verſtohlen über dieſe hinweg nach den jungen Elegants, welche, nach altengliſcher Mode gekleidet, vorüber ſtolzierten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sprüchwörter.

So reich die deutſche, engliſche und franzöſiſche Sprache an Sprüchwörtern iſt, ſo reich an denſelben iſt die ruſſiſche, wenn auch gleich viele aus der lateiniſchen und griechiſchen Sprache in dieſelbe aufgenommen ſind. Sie haben auf die Bildung und Cultur der Nation von jeher einen ſtarken Einfluß gehabt und vertreten in vieler Hinſicht die Stelle der Lehrbücher in andern Ländern. Ein gelehrter Ruſſe hat neuerdings die Sprüchwörter ſeines Volkes geſammelt und herausgegeben. Sie zeichnen ſich durch Kürze, Kraft und Geiſt wie die anderer Nationen aus, und unterſcheiden ſich dadurch weſentlich von den Denkſprüchen. — Man erlaube uns, einige in einer deutſchen, zuweilen etwas freien Ueberſetzung, doch meiſtentheils ſo, wie ſie in der Urſprache heißen, an zu führen:

Wjek schiwi, wjek utschisa. — Lebſt du ewig, lernſt du ewig.

Gdje widjen putj praemoi, ne jesdi na kriwoi. — Giebt es gerade Wege, ſo wähl' nicht krumme Stege.

Gdje dobrii w narodje nrawii, tam chranätsä i uta-wu. — Ein Volk, auf gute Sitten nur bedacht, nimmt die Geſetze auch in Acht.

Gdje durakowa ssemjä, tut swoä semlä. — Wo man den Narren ſäet, dort er auch in Achtung ſtehet.

Gdje prichodj i rasschodj, tam ne bütj bes chlapot. — Wo man ausgiebt und nimmt ein, hat man immer Hudelei'n.

Gdje ruka, tut i golowa. — Wörtlich: wo die Hand iſt, dort iſt auch der Kopf; d. i. Ehe unterſchreibt die Hand, überleg' erſt mit Verſtand.

Glupomu ssinu ne w pomoschtsch bogatstwo. — Reichthum iſt dem Sohn nichts werth, dem Dummheit ward dabei beſcheert.

Golossu njet, a ljubitj pjetj. — Die Stimme fehlt dem Herrn, aber er ſingt immer gern.

Gdje lukawstwo, tut i obmanstwo. — Wo man ſchmeichelt, wird betrogen und geheuchelt.

Gorschok kotlu sawidujet, a oba tschernü. — Der Topf beneidet den Keſſel, aber beide ſind ſchwarz.

Grech ne ssmjech, kogda ssmert pridet. — Sünden erwecken nicht Lachen, nicht Spott, ruft uns Gott.

(Die Fortſetzung folgt.) R. T.

A. B. C.

Lieb-Mädchen, ach! dein Angeſicht
Iſt mir ein A-B-C;
Doch wie ich d'rauf mein Auge richt',
Thut mir's im Herzen weh:
„A“ ſagt das Aug'; ich ſeufze Ach!
Und „B“ der Mund, ich hoff' und lach';
„C-D“ das Grübchenpaar,
„Cedez!“ ruft's offenbar.

Die Braunen deut' ich mir „E-F“,
Und Amors Bogen ſind's;
Im Augenſterne glüht's: „ich treff',
Mit Waffen eines Kind's!“
„G, Geh!“ ſagt mir der ſchlaue Blick:
„H, ha!“ ruft's lachend mich zurück.
„J!“ höhnt des Spottes Scherz,
Harr' ich mit bangem Schmerz.

K deutet meinen Namen an,
„K“ lockt dein Zünglein oft,
Und dann entziffert ſich'rer Wahn,
L-M „elle aime“ und hofft.
N-O heißt No! — dies ſchmerzt und ſticht,
P-Q bleibt räthſelhaft.
R-S errath' ich ewig nicht!
T-U hegt Geiſterkraft.

T-U heißt tu; und tu iſt du —
Dies klingt vertraulich ſüß!
Doch folgt V-W und ſtört die Ruh',
„Voll Weh“ heißt es gewiß!
X-Y-Z löſt Alles auf,
Ich leſ' „Xantippen-Zorn“;
Schon droht die Hand, das Aug', ich lauf',
Bekehret und verworr'n.

v. Kurowsky-Eichen.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Blumen auf das Grab der Schauſpielerin Luiſe von Holtei, geb. Rogée.“ (Vereinsbuchhandlung, Berlin, 1825.) Mit einem dem Büchlein als Titelkupfer vorgeſetzten, zum Sprechen ähnlichen, von F. W. Meyer dem Aelteren äuſſerſt zart punktirten Bilde der zu früh hingegangenen Künſtlerin. — Wir beabſichtigen nicht, eine ſtrenge Kritik des Werkchens zu ſchreiben; wer wird es mit den Blumen, die eine liebende Hand über theuren Ueberreſten erzog, ſo ſtrenge nehmen; wenn ſie nur duften oder blühen, und ſich weder Unkraut noch Todtenblumen, die wir immer ungern auf Grabhügeln ſahen, eingeſchlichen haben, ſo fragen wir nicht, ob ſie Roſen oder Malven ſind. Eben ſo unpaſſend wäre es, nach dem Zwecke einer ſolchen Anpflanzung zu fragen, da Sitte und Pietät hinlängliche Rechtfertigungsgründe gewähren:

„Der Geſchiedenen zu denken,
Iſt des Harfners heil'ge Pflicht.“ (S. 77)

Von dem Vorwurf des Eigennutzes, den ihm nur die gröbſte Verläumdung zu machen gedenken wird, dürfen wir den Herausgeber, wenn wir auch ſonſt nicht beſſer von ihm zu denken gelernt hätten, um ſo unbedenklicher frei ſprechen, da der Ertrag als ein Vermächtniß für die Holteiſchen Kinder ſicher angelegt werden ſoll. Da indeſſen ein bekannter Erfahrungsſatz lehrt, daß unſer Schmerz ſchon ſehr herabgeſtimmt und gedämpft ſeyn müſſe, wenn wir uns hinſetzen ſollen, um ihn in Gedichten zu bewinnern, und daß nur bei Opfertheilen der Geſang dem Affekt des Schmerzes auf dem Fuße folgt, ſo dürfte der Verdacht der Liebloſigkeit gegen den Herausgeber bei Manchen einigen Schein gewinnen; jedoch müſſen wir bedenken, daß ſeit dem Tode der Künſtlerin, die am 28. Januar 1825 ſtarb, ein halbes Jahr verfloſſen iſt, und daß ja eben der Poeſie Macht verliehen wird, alle Wunden zu heilen und alle Schmerzen zu mildern, und wer wird es vollends einem Dichter verübeln, wenn er in den Armen der Muſe Troſt und Entſchädigung für ſeinen Verluſt ſucht und findet! Hören wir nur, wie er ſelber ſich hierüber äußert:

„Der Eine wird mich eigennützig nennen,
Der eitel, Jener kalt an Herz und Geiſt,
Weil ich ihn hab' in Lieder faſſen können,
Den wilden Schmerz, der meine Ruh' zerreißt.

Denkt was ihr wollt! Ich einzig kann nur wiſſen,
Wie ſich bei dieſer Lieder mildem Klang,
Bei dieſen unverhohl'nen Schmerzergüſſen
Manch ſchwerer Stein von meinem Buſen rang.“

Das Büchlein beginnt mit einem Nekrolog aus der Feder unſeres beliebten Willibald (nicht Willibald) Alexis, der einen gedrängten Ueberblick der Schickſale der Verſtorbenen, nebſt einer eben ſo kurzen Würdigung ihrer vorzüglichſten Leiſtungen als Schauſpielerin enthält. Darauf folgen: „Anklänge aus Leben, Liebe und Tod“, von Karl von Holtei, in 50 Liedern, die wir als den erſten und zugleich vorzüglichſten Theil des Werkchens betrachten können, wenn auch einzelnes Vortreffliche in dem letzten Abſchnitt des zweiten Theils das hier Dargebotene noch überbieten zu wollen ſcheint.

„Was ich glücklich ihr geſungen,
Was im Schmerz bei ihrem Grabe
Mir an Liedern iſt erklungen,
Bleibt nun meine beſte Habe.“

Schon hieraus geht hervor, daß ein Theil der Lieder dieſes Kranzes an die lebende Künſtlerin gedichtet, ein anderer Theil aber durch ihr frühes Dahinſcheiden veranlaßt wurde. Unter den erſten ſind einige, welche Scenen aus ihrem und des Dichters Leben vergegenwärtigen, wodurch die Sammlung etwas von dem Geſchmack der modernen Lieder und Sonettenkränze annimmt, von welchen ſie ſich indeß durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung vortheilhaft auszeichnen, da der zum Grunde liegende Stoff, faſt müſſen wir hinzu ſetzen: leider! der Wirklichkeit angehört, da er dort nur ein erdichteter zu ſeyn pflegt. Doch ſind dieſe Gedichte, mehr erzählenden berichtenden Inhalts, noch nicht das Beſte dieſes Theils, wie wir denn das neunte Lied, wo die Verſe vorkommen:

„Sie grüßt mich kurz und flüchtig:
Ich aber bleibe zagend ſteh'n,
Erſtaunt, als war' ich nicht ich“ —

durchaus mißbilligen müſſen. Sehr zart und ſinnig weiß H. indeß hier überall heraus zu heben, wie es nicht ſowohl die treffliche, künſtleriſche Darſtellung außerhalb ihrer eigenen Individualität liegender Charaktere iſt, welche der Künſtlerin die Liebe ihres Gatten, die Bewunderung derer, die ſie ſahen, und die Achtung und Verehrung Aller erwarb, mit denen ſie ein näheres oder loſeres Freundſchaftsband verknüpfte, ſondern ihre eigene Liebenswürdigkeit und Seelenreine, die ſie in den ihr zugetheilten Rollen nicht zu ſpielen brauchte, weil ſie ihr innerſtes Eigenthum waren. Erſt jetzt können wir daher manche Stellen in des Dichters neueſtem Drama: „Arm und reich“, die uns auch bisher nicht unverſtändlich waren, in ihrer ganzen Bedeutung verſtehen. Dennoch athmet im Ganzen weit mehr Poeſie in den kleinen Gedichten, die der damals noch glückliche Dichter an ſeine Braut und Gattin richtete, wie ſie uns z. B. mit 12, 14, 15, 19 dargeboten werden. — Die der zweiten Periode angehörenden Lieder ſind zwar auch zum Theil erzählenden Inhalts, jedoch hat hier die Sprache des Gefühls ſchon die Schranken durchbrochen und ſteht mit der bewegteren Empfindung auch entfeſſelter und freier. Zwei Beiſpiele mögen dies beſtätigen:

21.

„Ich bin nicht krank, ich bin nur matt!“
Und als ſie das geſprochen,
Ihr Herz, vom Tod ergriffen, hat
Bald aufgehört zu pochen.

So lag ſie ſtill und freundlich da,
Ich dachte noch, ſie lebe,
Und ſtand ihr ängſtlich lauſchend nah:
Ob ſich die Bruſt nicht hebe?

Doch als die Glocke Zwölf erklang,
Da ſah' ich's an den Wangen,
Sie war nicht matt, ſie war nicht krank,
Sie war nur heimgegangen.

42.

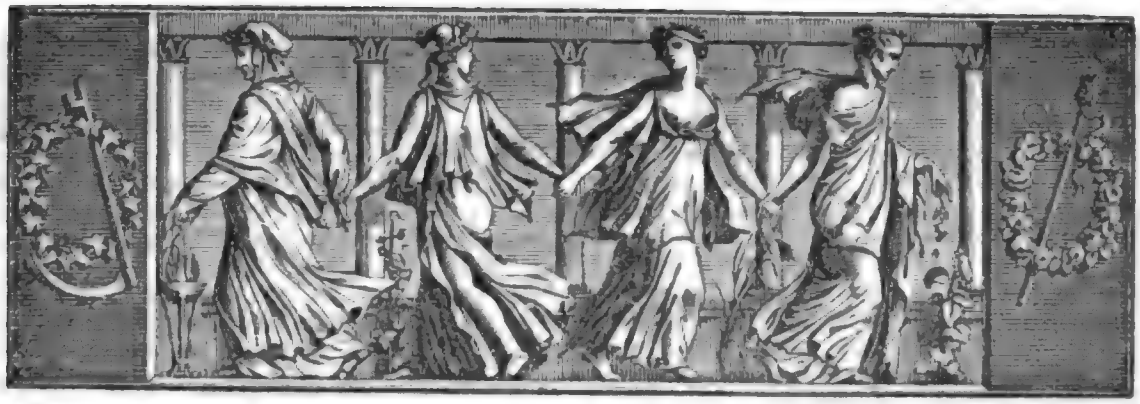
Ich ſoll mich faſſen, ſoll an Jenſeits denken,
Nach Oben ſoll ich meine Blicke lenken?
O harter Rath, o unerträglich Muß!
Was kann ich thun, ohn' ihren treuen Kuß?
Bei Allem, was ich that und wagen wollte,
War ſie die Göttin, die mich kräft'gen ſollte;
Was ich erſann, ſie prüfte meinen Plan,
Von ihr geführet, beſchritt ich jede Bahn.
Wie könnt' ich nun den Blick nach Oben ſchicken,
Da ſie mich nicht erhebt mit ihren Blicken?

Echte Perlen wie dieſe finden ſich noch manche; einige unechte Steine hätten wir jedoch weggewünſcht, und dahin gehört beſonders das Lied 27:

„War's vielleicht um Eins,
War's vielleicht um Zwei? u. ſ. w.“

wo der Gedanke mit der Einkleidung in ſchreiendem Widerſpruch ſteht. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 20. Auguſt. 133ſtes Blatt.

Schreiben Gotthold Ephraim Leſſing's an **?

Liebſter Freund,

Sorgen Sie nur nicht: ich verſpreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unſeres Briefwechſels wegen berechnen werden, ſehr wenige Procente Verluſt haben ſollen; ſo wenige, daß Sie nicht verfehlen werden, mir wieder neuen Credit zu geben. Sie ſind jetzt mit drei Briefen im Vorſchuſſe; mit zwei geſchriebenen und mit einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe ſagen, wenn ich einmal in's Antworten kommen werde?

Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zuerſt gedenke. Noch habe ich ihn nur zweimal geleſen. Das erſtemal beſchäftigte mich der Freund ſo ſehr, daß ich den Philoſophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr ſage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in dieſem Punete ein Schwätzer zu ſeyn. Ich will es nicht wagen, der Freundſchaft, nach Ihnen, eine Lobrede zu halten: ich will nichts, als mich von ihr hinreichen laſſen. Möchte ich Ihrer Wahl ſo würdig ſeyn, als Sie der meinigen ſind! Bei der zweiten Leſung war ich nun darauf bedacht, Ihre Gedanken zu faſſen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unſere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eigenen Einwendungen des Rouſſeau, die Moralität dem Menſchen wieder zuſprechen wollen; die Perfectibilité. Ich weiß eigentlich noch nicht, was Rouſſeau für einen Begriff mit dem Worte verbindet, weil ich ſeine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als geleſen habe. Ich weiß nur, daß ich einen ganz andern Begriff damit verbinde, als einen, woraus ſich das, was Sie daraus geſchloſſen haben, ſchließen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, ſich vollkommener zu machen, und ich verſtehe bloß die Beſchaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann; eine Beſchaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nothwendig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte Alles, was er erſchuf, fähig machen, vollkommner zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erſchuf, bleiben ſollte. Der Wilde, zum Exempel, würde, ohne die Perfectibilität, nicht lange ein Wilder bleiben, ſondern gar bald nichts beſſer als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt alſo die Perfectibilität nicht deswegen, um etwas beſſeres als ein Wilder zu werden, ſondern deswegen, um nichts geringeres zu werden. Ich zweifle, ob ich mich deutlich genug ausdrücke, und zweifle noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten würde, wenn ich ihn auch noch ſo deutlich ausdrückte. Ich verſpare ihn alſo, wie geſagt, auf unſere perſönliche Zuſammenkunft. Und wann ſoll denn dieſe ſeyn, werden Sie fragen? Ganz gewiß in den nächſten drei oder vier Wochen. Mein Reiſegefährte will Berlin noch vor ſeiner Abreiſe ſehen, weil uns unſer Weg vielleicht nicht durchführen möchte. Er will es, und Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich es ihm nicht auszureden ſuchen werde.

Alsdann, liebſter Freund, will ich mich umſtändlich über Ihre Ueberſetzung ſowohl, als über Ihren Brief erklären, die ich beide bis jetzt nur loben kann.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaubte, daß uns die Großmuth Thränen auspreſſen könne, wenn ſich kein Mitleiden in das Spiel miſcht? Ich glaube es nicht; aber gleichwohl glaube ich, daß es Menſchen giebt, welche bei dem „Soyons amis, Cinna" u. ſ. w. weinen, weil mir dieſe Stelle nicht ſogar ohne allen Anlaß zum Mitleiden ſcheint. Großmüthige Vergebung kann oft eine von den härteſten Strafen ſeyn, und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, ſo können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müſſen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna ſelbſt, bei den Worten Soyons amis, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht Andere mit ihm? Die Thränen des Cinna würden die ſchmerzhaften Empfindungen ſeiner Reue verrathen; und dieſe ſchmerzhaften Empfindungen können mein Mitleiden erwecken, und können mir Thränen koſten. In dieſem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für gewiſſe Gemüther kann es aber auch Auguſtus ſeyn, welcher Mitleiden verdient. Für unedle Gemüther vielleicht, welche eine ſolche Handlung der Großmuth für etwas ſehr ſchweres halten, was eine erſtaunende Selbſtüberwindung erfordere, mithin ohne unangenehme Empfindungen nicht ſeyn kann. Haben Sie noch Niemanden aus Bosheit weinen ſehen, weil er ſich nicht rächen konnte? So Einer kann natürlicher Weiſe, glaube ich, den Auguſtus beweinen, weil er ihn in eben den Umſtänden vermuthet, die ihm ſo ſchmerzhaft geweſen ſind. Ueberhaupt, wenn Großmuth das edelmüthige Bezeigen gegen unſere Feinde iſt, ſo kann ich mir gar keinen Fall vorſtellen, bei welchem nicht — — —, welches ſeine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umſtände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich würde noch manches Geſchwätz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Beſuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß, ich werde aber ehſter Tage an Hrn. Naumann ſchreiben, und einen neuen Brief an Sie einſchließen, ohne auf einen neuen von Ihnen zu warten, der mir aber deſto angenehmer ſeyn wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde. Die Abendzeitverderbe, die Herr Naumann auf meine Rechnung ſchieben wollen, habe ich noch nicht mit meinen Augen geſehen. Leben Sie wohl, ich bin

Dero

Leipzig, den 21. Jänner 1756.

beſtändiger Freund
G. E. Leſſing.

Der vorſtehende Brief, der im Original vier Quart-Seiten einnimmt, iſt vor einiger Zeit — jedoch ohne Couvert und Aufſchrift — in meine Hände gefallen, nachdem er eine lange Reihe von Jahren hindurch das Eigenthum eines jetzt Verſtorbenen geweſen iſt, der ihn, ich habe nicht ausmitteln können, auf welchem Wege, erhalten hat. Bei der den Leſern hier vorliegenden Abſchrift habe ich mir die äußerſte Genauigkeit zur Pflicht gemacht, und ſelbſt einige kleine Schreibfehler und Mängel der Interpunction des Originals nicht verbeſſert. Die drei Gedankenſtriche im vorletzten Abſatze habe ich an die Stelle einer halben Zeile des Originals geſetzt, die wegen einem Bruche des Papieres nicht mehr lesbar iſt. — An welchen deutſchen Philoſophen dieſes Schreiben gerichtet geweſen iſt? — dieſe Frage entſcheidend zu beantworten, überlaſſe ich gern Männern, die mit der philoſophiſchen Literatur der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vertrauter ſind, als ich es bin. Wenn ich indeß den ganzen Inhalt des vorſtehenden Schreibens mit dem vergleiche, was über die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen Leſſing ſeit 1754 mit Moſes Mendelsſohn ſtand, bekannt iſt, ſo dünkt es mir am wahrſcheinlichſten, daß das Schreiben an den berühmten Verfaſſer der „Briefe über die Empfindungen" ſelbſt gerichtet worden iſt. Der in dem Briefe erwähnte „Reiſegefährte" iſt ohnſtreitig jener Kaufmann Winkler, mit welchem Leſſing eine große Reiſe unternehmen wollte, die jedoch wegen Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ſchon in Holland ihr Ziel fand. Ob aber über den im Briefe erwähnten „Herrn Naumann" etwas Näheres bekannt iſt, und ob die Anſpielung auf gewiſſe „Abendzeitverderbe" allen Leſern ſo räthſelhaft bleiben wird, als ſie es mir geblieben iſt, muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Breslau, im Juli 1825. Dr. C. L. Kloſe.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Fortſetzung.)

Je mehr ich hier Alles betrachtete, deſto ſonderbarer erſchien es mir, und nur bei näherer Prüfung glückte es mir, auf den wahren Grund zu kommen. Man affektirte überall eine vornehme Blindheit und ſchien ſich gegenſeitig, nach langem Betrachten durch Brillen, Lorgnetten und Operngucker, erſt zu erkennen. Mit vielen Complimenten traten die Herren näher; die Damen machten vornehm-zierliche Verneigungen und ſetzten ſich dann wieder, während die Courmacher chapeau-bas ſtehen blieben, den beſten Fuß wippelnd vorſetzten, mit den Reitpeitſchen fuchtelten und einige Attitüden durchmachten, um mit ihren Form-Partieen gehörig brilliren zu können. Bald bemerkte ich indeß, daß, trotz des vornehmen Tones, nach welchem hier

die Leute lebten, die ungeschickten Figuren doch oft sehr linkisch in den feinen englischen Kleidern sich benahmen, und einige so possirlich sich darstellten, daß ein Affe in Nachthaube und Schleppkleid nicht stärker die Lachnerven hätte reizen können. — Die Unterhaltungen wurden größtentheils in einer für den Fremden gänzlich unverständlichen Sprache geführt, einer Art galantem Kauderwelsch, welches beinahe wie Englisch klingt, wovon aber ein echter Britte, der einst in diese Gegend verschlagen wurde, kein Wort verstanden haben soll. Weinen würden die englischen Puristen, wenn sie hören könnten, wie unbarmherzig hier ihre zierliche Sprache gemißhandelt und verstümmelt wird.

Es ist bedauernswürdig, wie der alte ehrliche Schlendrian der Vorzeit jetzt nicht allein an den andern neuen Krankheiten der Aufgeklärtheit leidet, sondern auch noch in der verderblichen Anglomanie mit seiner alten Gradheit und Biederkeit sich zu Grabe quält. — Die Ehre, den Anstoß zu dieser Sittenverfeinerung gegeben zu haben, schreiben sich größtentheils einige ehrenwerthe junge Männer zu, welche sich während des Befreiungs-Krieges, weit aus dem Schuß, übers Meer verkrümelten, und erst dann mit englischer Liebenswürdigkeit zurück kehrten, als in der Heimath Ruhe und Friede war, um nun auch das Ihrige zum Besten des Vaterlandes bei zu tragen. — Nicht allein Männer haben diese eigenen Ansichten von einer modernen Welt, sondern auch Damen suchen kühn in allen Neuerungen voran zu schreiten, wo möglich die Residenz noch zu übertreffen, um desto stolzer auf alle übrigen Provinzialstädte blicken zu können. So sollen hier einige der Ersten des schönen Geschlechts im Reiten und Fechten, und, wie mir versichert wurde, sogar im Voltigiren sich geübt haben; jedoch hat bis jetzt, so viel ich weiß, ihr spartanisches Unternehmen noch keine Nachahmung veranlaßt. — Wie fand ich überhaupt hier ein ganz anderes, aber nicht besseres Leben gegen den vorigen Ort. Alles schien schwindlich im Zeitgeiste, und in Trümmern fand ich die einst so hochgepriesenen Sitten und Tugenden der Urbewohner. Besonders scheint der Glaube an Ehrlichkeit durch einige Advokaten einen gewaltigen Stoß erlitten zu haben, der sich nun allmählig auch auf die übrigen Bewohner überträgt.

Zwar kann ich nur über den kleineren Theil der Einwohner urtheilen, indessen da dieser Theil gerade der reiche ist, und bekanntlich der ärmere sich nach diesem richten muß, so haben die neuen Reformatoren, wenn sie auch bis jetzt noch nicht ganz mit ihren Systemen durchgreifen konnten, doch wenigstens die größte Hoffnung für die Zukunft.

Bei Allem, was ich hier sah, erschrack ich, indem ich fürchtete, meine Louise mit einem der englisirten Herren eine Unterhaltung in der Nonplusultra-Sprache führen zu sehen, oder sie am Ende auf dem Fechtboden oder gar auf dem Voltigir-Pferde zu erblicken. Wie sollte aber das Bild der Zartheit und Sanftmuth mit dem sich einigen können, was so ganz der hohen Weiblichkeit widerspricht? Sie schien ja so fromm und gut, und ihr anspruchloses Wesen machte sie unendlich schöner, als Jene die unweibliche Gelehrsamkeit.

Am andern Morgen wurden schon früh meine schönen Traumbilder, in welchen meine Geliebte dem schlafenden Auge vorüber geglitten war, durch den grausamen Rock-Ausklopfer, der nahe meiner Thür in seiner Pflicht fungirte, verscheucht. Ich beschloß, sogleich den gebildeten Ort zu verlassen, füllte, während ich von meiner Stube bis zum Wagen ging, einer Reihe von dienstbaren Geistern, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts, im Ganzen vierzehn, die mir dargereichten Hände mit Trinkgeldern, und fuhr, von unendlich vielen Glückwünschen der Dankbaren begleitet, zum Gasthofe hinaus.

Auf der Straße begegnete ich vielen Lehrlingen des Aeskulaps, welche mit ihren Scheersäcken aus einem Hause in das andere liefen, und einer Menge von Haarkünstlern, welche mit Brenneisen und Pomadenbüchsen eilig die Straßen auf und ab stiefelten. An den Fenstern sah ich Papillotten-Köpfe die Gardinen aufziehen und zur ersten Hälfte der Toilette eilen, und die forcirten Engländer, im Warschauer, blätterten im Walter Scott, um wenigstens einige neue Namen in ihre geistreichen Abend-Unterhaltungen verflechten zu können.

Wie froh war ich, als ich den Ort im Rücken hatte, und mich auf dem Wege nach einer Stadt befand, die zwar nicht auf der Straße zur Residenz liegt, deren Name aber in den ältesten Annalen der Geschichte glänzt. Zwölftausend wendische Kaufleute sollen einst von hier aus, längs der ganzen Ostsee-Küste bis in den tiefen Nord, ihren Handel getrieben haben. Wißbegierde, noch etwas Großes und Außerordentliches zu sehen, und auch die Hoffnung, vielleicht dort das Bild meiner Sehnsucht zu finden, hatten mich zu dem Umwege verleitet und trieben mich zur schnellen Reise an.

Der langweilige Weg führte mich durch Haidefelder, Kiehngehölze, Sandwüsten und verfallene Dörfer. Schon glaubte ich der großen Stadt nahe zu seyn, als ich vor mir abermals eine kleine Thurmspitze, zwei Windmühlen und einige vom Winde zerzauste Hausgiebel erblickte. Noch erst eine schreckliche Dorfschaft zu passiren! dachte ich, als ich an die ersten Häuser kam. Ich fragte hier: wie weit noch bis zu dem berühmten Orte sey? und ein Hohngelächter deutete mir an, daß ich bereits in der Vorstadt des Krähwinkels und zwar unter groben Leuten mich befände. — Die

blinde Schildwache machte indessen diesen ersten Verstoß gegen die Höflichkeit wieder gut; sie präsentirte die Parasiinte und nahm zugleich respektvoll die Mütze ab. Gerührt durch diese unverdiente Ehre ließ ich einige Groschen in dieselbe fallen. Der silberne Klang durchdrang mit Wonne die durstige Seele des Veteranen und es erscholl sein freudiges: Heraus! — Der lahme Gefreite machte mir sofort, mit der ganzen dankbaren Wache, die militairischen Honneurs und im Hintergrunde salutirte der Kalfaktor mit der Schnapsbouteille.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. (Schluß.) Der zweite Theil des Büchleins ist überschrieben: „Freundesgaben", und beginnt mit einem „Todtenopfer" von unserm verehrten P. A. Wolff (dem Verfasser von „Pflicht um Pflicht", „Preciosa" u. s. w.), mit dem wohlgewählten Motto aus Goethe's Elegie „Euphrosyne":

„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n,
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod."

Der Dichter, unter dessen Leitung die Künstlerin sich heran gebildet hatte, beweint den Verlust seiner Schülerin in herzlichen Tönen und klangreichen wohlgebildeten Sonetten. Die sich hier anschließenden Lieder zerfallen, gleich den Beiträgen des Herausgebers, in „Gedichte an die Lebende" und „Gedichte nach ihrem Tode". In den ersten, welche sich größtentheils auf Kunstleistungen beziehen, deren Eindruck dem Dichter noch frisch im Gedächtniß lebte, sehen wir die Künstlerin als „Mariane" in Goethe's „Geschwister", als „Pauline" in dem Lustspiel: „Das getheilte Herz", als „Liesli" in Holbein's: „Das Alpenröslein, das Patent und der Shawl", als „Obrist" in dem Lustspiel gleichen Namens, als „Preciosa", „Elsbeth" in Holbein's „Turnier zu Kronstein", als „Margarethe" in Iffland's „Hagestolzen", als „Klärchen" in „Egmont", und zuletzt im Triumph ihrer Kunst, als „Kätchen von Heilbronn". Wie Mancher wird sich freuen, an diesen Liedern den Eindruck jener unvergeßlichen Abende wieder auf zu frischen! — Wir finden hier Lieder und Epigramme von J. Löbell, Karl Schall, Böbel, Theodor Hell, Peter Lelly, Fr. Barth, Joh. Gabr. Seidl, Fr. v. Schober, W. Wolff, Karl Witte, D. Fischer, Adolf Frauenlob. Auch hier wird man manches Ansprechende finden, z. B.:

„Der Obrist.

Ja, solch 'nen Obrist möcht' ich gern,
Der könnte mir behagen,
Wohin er mich auch führen wollt',
Ich folgt' ihm ohne Zagen.

Und blieb er bei dem Regiment
Und that er commandiren,
Gleich auf der Stelle lief ich hin,
Und ließ mich enrolliren."

Die „Gedichte nach ihrem Tode" enthalten Lieder von Johannes Silesius, Schwarz, A. v. Maltitz, F. v. Houwald, Adalbert v. Chamisso, Wilhelm Neumann, Fr. v. Uechtritz, L. M. Fouqué, L. Rellstab, Helmine v. Chezy, Jeune, Theodor Hell, Agnes Franz, Contessa, H. G. v. N., Julius Curtius, K. Simrock, Castelli, Ludwig Hallrsch, Baron Schlechta, Kastor, Friederike, Ludwig Robert, A. F. E. Langbein, Otto v. Doyen, M. G. Saphir, Joh. Gabr. Seidl, Falk vom Trautenstein, F. W. Gubitz, Freiherr v. Lichtenstein und Dr. Barmann, und schon aus diesem an gefeierten Namen so reichen Register läßt sich ersehen, wie viel Gutes und Herrliches man sich hier versprechen dürfe; und wahrlich, wenn wir auch mit den strengsten Anforderungen an diese unschuldigen, schnell aufgeblühten Blumen hinzu traten, würden wir nicht überall unbefriedigt bleiben. Gedichte, wie die von Adalbert v. Chamisso, Wilhelm Neumann, Friedrich v. Uechtritz, Ludwig Hallrsch und Ludwig Robert beigesteuerten, würden den Beifall auch des grämlichsten Aristarchen zu erzwingen wissen. Verhehlen können wir freilich nicht, daß auf diese Flur sich auch manches Unkraut eingeschlichen hat, Beispiele sind indeß odiosa. Als ein Beispiel des Trefflichen heben wir aus dem „Todtenkranz für Luise von Holtei", von Ludwig Robert, das sechste Lied heraus:

„Voll Stolz seyn und voll Eitelkeit,
Und demuthsvoll zu gleicher Zeit,'
Es scheint ein Widerspruch zu seyn —
Doch fühl' ich beide, denk' ich Dein!

Stolz, daß ich war, o Schicksalsgunst!
Dein erster Lehrer in der Kunst,
Demuth, daß Du Dich just bewährt,
Durch das, was Niemand Dir gelehrt."

Ferner eine Stelle aus dem, „Luise von Holtei" überschriebenen Gedichte der geschätzten Dichterin Helmine v. Chezy, welche füglich als Motto des ganzen Abschnitts betrachtet werden könnte:

„Ihr Alle, die ihr sie geseh'n,
Vereinet euch zu Klagen,
Laßt, Sänger, holde Weisen weh'n,
Der Herzen Leid zu sagen.

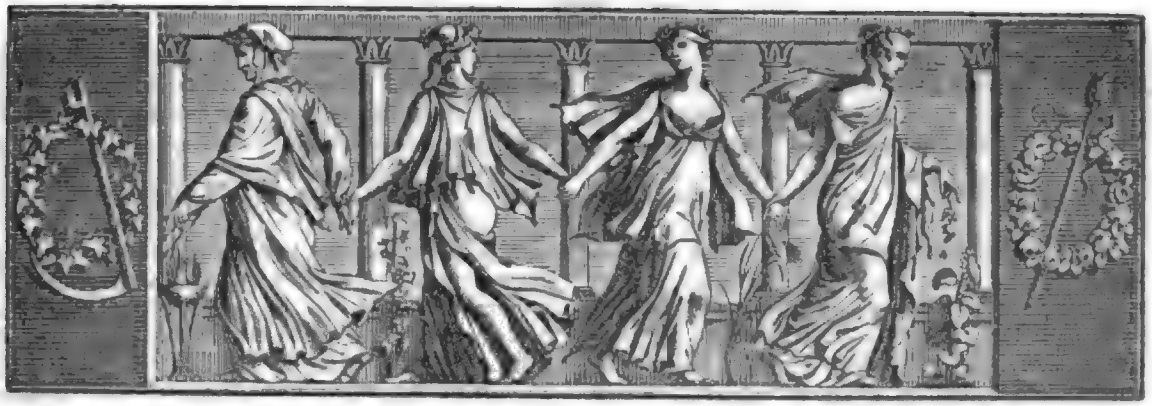
Ja trauert, Ihr, die sie entzückt,
Daß sie entflog'n so frühe!
Sie aber ward im Blüh'n gepflückt,
Auf daß sie schöner blühe!"

Der Druck ist correkt, das Papier gut und auch das Aeußere zierlich. K. Simrock.

Als in dem Taubstummen-Institut zu Paris neulich öffentliche Sitzung war, fragte man den einen Zögling: was eine Katze sey? Antw. „Ein leckeres und heuchlerisches Hausthier, das Mäuse fängt und sie verzehrt!" — Hierauf stellte der Zögling alle genannten Eigenschaften des Thiers durch Grimassen so treu dar, daß man die genaue Aufmerksamkeit, die er bei dem Beobachten darauf gehabt, nicht genug bewundern konnte; besonders die Heuchelei. Als er aber die Raubgier darstellte, mit der das Thier sich auf seine Beute wirft, glaubte man einen Ehrgeizigen zu sehen, der zum ersten Mal über ein lange ersehntes Portefeuille herfällt (!!!). — Bei den vorgelegten Fragen war es besonders merkwürdig, mit welcher Neugier die Damen die Zöglinge über ihre etwaigen Herzensneigungen befragten, um zu wissen, ob diese sprachlosen Wesen wohl wie wir empfinden! — Zuletzt fragte man den Einen über den Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft. Der Schluß seiner Antwort war: Liebe wird schwacher, je mehr sie altert, während die Alles verschlingende Zeit die Freundschaft immer starker macht! — Wie das Schöne und die Schönheit unterschieden sey, deutete der Zögling so: Das Schöne bezieht sich nur auf einen Theil an einem Gegenstande; die Schönheit ist der schöne Verein, die Uebereinstimmung aller Theile eines Ganzen. — Ewigkeit, sagte ein Zögling, ist ein Begriff über die Vorstellung des Menschen hinaus; es ist ein endloser Ozean von Zeitaltern und Jahrhunderten, das Alter Gottes! (Pandore.)

Graf Salvinsky, einer der reichsten Polen, hat neulich in einer Partie Piquet 20,000 Morgen Waldung und ein prachtiges Schloß an der Elster verloren. Der Gewinner war Fürst Dolgorucko. Der Verlierer ist derselbe, der, bei einer Gesandtschaft nach Constantinopel, einen Capudan-Pascha im Schachspiel gewann, nebst 12 Sklaven und 16,000 Leoparden-Fellen, die er in Ungarn für 1,600,000 Franken Werths verkaufte; den Sklaven aber schenkte er sogleich die Freiheit. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 22. Auguſt. 134ſtes Blatt.

Eitelkeit die Mutter der Zwietracht.

Thema: Wo er fahre, wo er ſchlitte,
Wo er gehe, wo er laufe,
Wo er ſich zuletzt verſchnaufe,
Jeder halt ſich für die Mitte.

Gloſſe.

Die Fußgänger.

Dürfen die mit Vieren jagen,
Während wir zu Fuße gehen?
Von dem ſchmucken Federwagen
Dieſes ſtolze Niederſehen,
Länger iſt es nicht zu tragen!
Brüder, hemmt der Gäule Schritte:
Werft euch in des Weges Mitte!
Jeden wehrt mit eurem Leibe:
Daß kein Plätzchen übrig bleibe,
Wo er fahre, wo er ſchlitte!

Die Fahrenden.

Laßt den Pöbel toll ſich hetzen!
Iſt denn das ſo großes Leiden?
Säßen ſie nur auf den Plätzen,
Die ſie uns ſo ſehr beneiden,
Würden ſie wohl beſſer ſchätzen.
Nahe ſich der wilde Haufe!
Iſt dort Regen? Hier iſt Traufe!
Jeder ſollt' es froh genießen,
Wenn wir ihm ein Plätzchen ließen,
Wo er gehe, wo er laufe.

Der Ausreißer.

Pferde ſtürzen und den Wagen
Ziehen nun die Uebermüth'gen,
Die er eben noch getragen:
Aechzt der Feind in gleichen Plagen,
Hoff' ich, ſoll es ſie begüt'gen.
Wohl mir, daß zu leichtem Kaufe
Ich der ärgern Noth entlaufe;
Jeder gebe ſich zufrieden,
Iſt ein Plätzchen ihm beſchieden,
Wo er ſich zuletzt verſchnaufe.

Der Philoſoph.

Daß am höchſten ſich der Himmel
Ueber unſrem Haupte breitet,
Dann allmählig auf's Gewimmel
Unſrer Nachbarn niedergleitet,
Manchen hat's zum Stolz verleitet.
Sitz' er auf der Alpen Spitze,
Schmacht' er in des Brunnens Pfütze,
Schleich' er in des Bettlers Kleide,
Geh' im fürſtlichen Geſchmeide:
Jeder hält ſich für die Mitte.

K. Simrock.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Fortſetzung.)

Kaum fuhr mein Johann, welcher angehalten hatte, um mich die ganze Ehrenbezeigung genießen zu laſſen, wieder fort, als ich mich ſogleich auf einem kleinen viereckigen Platze befand. — „Wo iſt der Marktplatz?“ fragte ich, um in der beſten Gegend des Ortes ein zu kehren. Statt der Antwort betrachtete man mich verwundert und lachend, wie Jemand, der ſein Pferd ſucht, worauf er reitet. Ich blickte auf den Miniatur-Corſo umher, und da ich nirgend einen Gaſthof ſah, ließ ich mich durch einen Vorübergehenden, dem ich gegen vier Groſchen einige Höflichkeit abnöthigte, zu einem ſolchen führen. — Der Weg ging durch ſo

enge Straßen, daß ich immer befürchtete, rechts oder links auf den Wagen-Axen ein halbes Haus mit zu nehmen. Wirklich beging ich auch einen Diebstahl der Art an einer Hühnerſteige, welche mir indeſſen mit großem Lärmen wieder abgenommen wurde, und kam noch mit einem halben Spalier vor einem Bier-Hotel an.

Dicke Wolken von Jagdknaſter umfingen mich bei dem Eintritt in die Gaſtſtube, und da ich kein eigenes Zimmer bekommen konnte, mußte ich unter dem Lärmen einiger Liebhaber des edlen Kornſaftes und unter Kindergeſchrei mich zum Mittagbrodte ſetzen. Eine blaue Graupenſuppe, „Backeberen" mit Klößen, Ziegenbraten und ein Kartoffelkuchen wurde aufgetragen. Ein Cichorientrank, ein Kaffee-Pasquill auf die ſegensreiche Levante, ſetzten den Landes-Leckerbiſſen die Krone auf. — Ich eilte bald aus der mit pikantem Stickſtoff angefüllten Atmosphäre auf die Straße oder Gaſſe hinaus.

Von einigen Begegnenden, bei denen ich Erkundigungen über den Ort ſelbſt einziehen wollte, um zu hören, ob es eine Möglichkeit ſey, daß hier meine Liebliche weilen könnte, erhielt ich keine Antwort: entweder weil ich die ellenlangen Titel nicht kannte und ſolche in der Form der Anreden nicht anwenden konnte, oder aus dem einfachen Grunde: weil die Leutchen auf meine für ſie vielleicht zu hoch geſtellten Fragen nichts zu erwiedern wußten. Ich ging alſo fort, um aus dem, was ich zufällig hören oder ſehen würde, meine Schlüſſe zu ziehen. Immer glaubte ich noch in einen beſſern Theil der Stadt zu gerathen, aber immer nach wenigen Schritten hatte ich die gegenüber ſtehenden Thore erreicht. Nachdem ich von ein Paar groben Matroſen umgerannt, von einem Flunder-Weibe, der ich die angeprieſene Waare nicht abkaufen wollte, ausgeſchimpft, und von einer Menge Heimiſcher, als Fremdling, beſpöttelt war, kehrte ich zu meinem Gaſthofe zurück. Mir war ungefähr ſo zu Muthe, wie dem Neugierigen, den Trompetenſchall zum Guckkaſten ladet, um das Bild vom reichen Mexiko zu ſehen, der aber mit einer der ſchlechteſten Kleckſereien abgeſpeiſet wird.

O, ihr zwölftauſend Kaufleute, wo ſeyd ihr geblieben! — Keine zwölftauſend Bewohner, Hunde und Katzen mitgerechnet, fand ich im ganzen Orte vorhanden. Wenn ſich der Chronologiſt nicht um zwei bis drei Nullen irrte, ſo ließe ſich die Entvölkerung aus dem Erhängen und Erſäufen, was dort an der Tagesordnung iſt, erklären. Denn als gewöhnliche Neuigkeit erfuhr auch ich, daß eine Frau den Strang dem Hungertode vorgezogen, und ein Mädchen bei der Nachricht aus dem Waſſer umgekehrt ſey, um am nächſten Tage ihr Grab nach jenem Beiſpiel auch in freier Luft zu ſuchen. Heldenthaten erlebt man dort, wie ſie ſonſt nur zur Heroenzeit geſchehen konnten; denn als dem dortigen Krösus, vor deſſen Goldſtücken man eine knechtiſche Ehrfurcht hegt, und ſchon bei Nennung ſeines Namens die Mütze zieht, als dieſem ein Söhnlein geboren wurde, ſtürzte ſich ein Mann aus Freude — Manche behaupten, aus Verzweiflung — in die Fluthen.

Ich fand hier abermals Manches im auffallenden Contraſte mit dem vorigen Orte. So wie dort Alles die Neugierde ſelbſt iſt, die jeden Reiſenden halb zu Tode examinirt, ſo zieht man ſich hier ſcheu von ihm zurück, mit einem Blick, der deutlich ſagt: Du Fremdling, wenn du deinen guten Namen liebſt, ſo fliehe unſere Mitte! — Meine Wirthin ließ es ſich indeß mit der Bedienung recht angelegen ſeyn, fragte unaufhörlich, was ich denn nun Alles zu eſſen und zu trinken noch befähle? Da jedoch das Mittagbrod mir noch in zu friſchem Andenken war, dankte ich verbindlichſt: ſie aber, voll beſonderer Dienſtfertigkeit, fing an zum Abendbrod den Küchenzettel zu verleſen, und nannte Gerichte, bei deren Namen, welche man wohl vergebens im Converſations-Lexicon ſuchen würde, ich zurück ſchauderte. Da nun gar auch der Wirth, mit Anpreiſungen ſeines Schnapſes und Bieres, zum Succurs gegen mich anrückte, wußte ich mich nicht anders, als durch eine Flucht in den Stall, wo ich das eilige Anſpannen beſtellte, zu retten.

Hier, wo man die Leute nur nach der Taſche honorirt, ſchien man Fremde, die nicht viel verzehren, gar nicht gern zu ſehen; denn die warme Freundſchaft, mit der man mir eben noch entgegen kam, ſchien ſo zarten Urſprungs zu ſeyn, daß mein Sträuben gegen ihre Opfer ſie bis in's Innerſte verletzt hatte. Man ſchien ſtolz und rachſüchtig, denn man behandelte mich nun kalt und regalirte mich mit einer der unbarmherzigſten Rechnungen, die ich je auf meinen Reiſen geſehen habe.

Die dienſteifrige Wache ſtand, wie ich angefahren kam, noch um einige Mann verſtärkt, unter'm Gewehre, und drei höflichſt abgezogene Mützen fuhren zugleich mit Blitzesſchnelle in meinen Wagen. Es begann, während ich meine Börſe zog, ein kleines Gefecht mit denſelben; die unterſte der Mützen, welche bei dem Empfang des Honorars zu kurz zu kommen ſchien, manoeuvrirte ſich immer über die obere, und ſo ſtiegen ſie bis dicht unter meine Naſe. Ich beeilte mich daher, honorirte die Bettelwechſel, und fuhr ſchneller wie gewöhnlich zum Thore hinaus.

An meine Geliebte dachte ich hier nicht; in den Bildern meiner Phantaſie traten die ſteinharten Klöße wie böſe verkörperte Schatten hervor, der erſchreckliche Ziegenbraten ſtand mir vor Augen und wie Centnerlaſten drückte zu dieſen unfreundlichen Bildern der

Erinnerung fühlbar der merkwürdige Kartoffelkuchen meinen Magen. Mein Johann ſchauderte noch vor dem furchtbaren Kartoffelſchnaps und verwünſchte das genoſſene Dünnbier. Meine armen Schimmel ſtöhnten bei dem Durchwaten des tiefen Straßendüngers der Vorſtadt, und bei den gefahrvollen Paſſagen knackte mein Wagen ſo ſtark, daß ich oft wähnte, hier am Ende ein unſauberes Grab zu finden.

Nach einer mehrſtündigen Fahrt erblickte ich eine, in einem weiten Thale gelegene größere Stadt. Wie melancholiſch hoben ſich zwei hohe Thürme aus den düſtern Mauern, welche ein träg dahin gleitender Fluß beſpülte. — Langſam wurde in dem Sande mein Wagen dahin gezogen. Ich hatte die koſtbaren Landesgenüſſe verſchmerzt, nur das Mißgeſchick hatte noch mit düſteren Träumen meinen Blick umzogen; doch an der Hand der Hoffnung trat meine Geliebte mir entgegen; vor meinem Geiſte blühte die liebliche Erſcheinung auf, und erhellte, wie ein ſchönes ſanftes Licht, die Bilder meiner Phantaſie. — Da erweckte mich plötzlich ein ſo heftiger Stoß, daß alle meine Luftſchlöſſer, die ich eben ſo herrlich mir gebaut, in Trümmern über meinem Haupte zuſammen ſtürzten. Ich war nun auf dem berühmten Steindamm, der mir mannigfache Situationen erzeugte, und all meine Aufmerkſamkeit, zur Aufrechthaltung auf meinem Sitze, in Anſpruch nahm.

Mit Erſtaunen ſah ich einen Wagen, beladen mit mehreren Perſonen, im raſchen Trabe an mir vorüber fahren, und die verſchiedenen Kopf-Caramboulagen ſchienen den Leutchen nichts weniger als ſchmerzlich zu ſeyn. Ich hielt anfangs Alle für gefährliche Patienten; denn irgend ein Arzt ſoll für Kranke, welche einer tüchtigen Erſchütterung bedürfen, eine Reiſe über dieſen Damm vorgeſchlagen, und die Paſſage im Trabe an Gefahr der ruſſiſchen Hungerkur gleich geſtellt haben; ſpäter erfuhr ich indeß, daß die harten Köpfe der Heimiſchen gegen äußere Einwirkungen überhaupt ſehr unempfindlich wären.

„Halt!“ brummte mit einem Male an der Barriere die rauhe Stimme eines Mannes, welcher, in einen rhabarberfarbigen Mantel gehüllt, finſter unter einer, tief in die Augen geſchobenen Schlafmütze hervor blickte. Derſelbe ergriff einen langen eiſernen Spieß, fällte ihn gegen meinen Wagen, durchbohrte mit wüthenden Stößen die nicht zu durchſpähenden Räume, und hörte nicht eher auf, meine Füße in Gefahr zu ſetzen, bis ich durch einen klingenden Händedruck ihm meine friedfertigen Geſinnungen erklärte. Er verſtand die Sprache, ſalutirte wie Kunz von Kaufungen im Wormſer Turnier mit der Lanze, und bewies durch die freundliche Erlaubniß zum Einpaſſiren, zu welcher Stufe ſeines Wohlwollens mich der ſilberne Hebel getragen. — Schon von fern hatte ich ein unverſtändliches Geſumſe und dazwiſchen öfter etwas Puffendes gehört; jetzt, als ich über die Brücke kam, entdeckte ich die Urſache. Links am Waſſer war zwiſchen mehreren Fiſchweibern eine heftige Zungenfehde, worin Jede ſich, ſowohl in hellen Kreiſchtönen des Organs, als in der Schnelligkeit ihrer Sprachwerkzeuge aus zu zeichnen ſuchte; rechts war ein Duell zwiſchen einem Schiffer und einem Fuhrmann; ſie fochten mit Boshaken und Wagenrunge; Schlag auf Schlag fielen die zerſchmetternden Quarten, welche ſie gegenſeitig, voll beſonderer Fertigkeit, mit dem Rücken zu pariren wußten. — Langſam fuhr ich die Straße hinauf, theils um nicht Arm und Beine durch einen Wagen-Umſturz in Gefahr zu bringen, theils um nicht der barbariſchen Polizei, welche nur in geſtrecktem Schritt den Ort zu paſſiren geſtattet, in die Hände zu fallen und auf das unbarmherzigſte von ihr an der Kaſſe geſtraft zu werden.

Prachtgebäude bemerkte ich nirgends; die im alten Styl erbauten Giebelhäuſer reihten ſich in krummen Linien fort. Manche neigten ſich ſchon ſo ſchwermüthig auf eine Seite, daß ich befürchtete, der keuſche Mond mit ſeinen ſanften Strahlen könnte ſie vollends danieder ſcheinen. Aus den kleinen Schubfenſterchen blickte die Neugierde mir nur in ſehr mittelmäßigen Geſichtern nach.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sprüchwörter.

Dawal Bog klad, da ne umjelu wsätj. — **Gott gab den Schatz, doch wer nicht zugriff, das war May.**

Daleko jechali, da skoro prich prijechali. — **Kaum war er in die weite Welt, ſo kehrt' er auch ſchon in ſein Zelt.**

Datj moschet wsäkoi, a wsäty po dostoinstwu. — **Jeder kann geben, darf aber nach Verdienſt nur nehmen.**

Dwaschdü w god ljeta ne büwajet. — **Zwei Sommer giebt es nicht im Jahr.**

Dweri otworili a naas ne pustili. — **Man öffnete das Thor, doch ließ man uns nicht vor.**

Deneschka sstschet liubit, a chläb mjeru. — **Geld verlangt Rechnung, Brod aber Maaß.**

Dworanskaja ssluschba, krasnaja nuschda. — **Hofsdienſt und Rang ſind glänzender Zwang.**

Dobraja golowa sto golow kormit. — **Ein guter Kopf nährt hundert Köpfe.**

Dlä durakow ne sa more jesdut i sdjess jest. — **Der Narren wegen braucht man nicht über's Meer zu reiſen, wir haben deren auch.**

Dobroje ssmoltschitsä, a chudoje molwitsä. — **Das Gute wird verſchwiegen, das Böſe ſieht von Mund zu Mund man fliegen.**

(Die Fortſetzung folgt.) R. T.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Herr Weiß, zuletzt Mitglied des Hamburger Stadttheaters, iſt bei der hieſigen Königlichen Bühne engagirt. Wir haben ihn ſchon als Gaſt bei uns geſehen und in ihm einen achtungswerthen Künſtler erkannt, dem es um tiefere Auffaſſung und Wahrheit in der Darſtellung zu thun iſt. Namentlich hat damals ſein „Tartuffe" allgemein angeſprochen und wir werden ihn auch bald wieder in dieſem Stücke ſehen, das neuerlich abermals in Frankreich zum Kampf-Motiv gegen die Verſöhnlerer dienen mußte, indem diejenige Partei, welche nicht an ihrer Unſchädlichkeit will zweifeln laſſen, zu dem bequemen, aber auch über ihre Erbärmlichkeit hinlänglich entſcheidenden Mittel der Unterdrückung zu greifen gedachte, jedoch von der Energie, welche nun einmal die Vernunft gewonnen hat, zurück gewieſen wurde. — Hr. Weiß iſt bisher als „Conſtant" („Selbſtbeherrſchung") und „Prokurator Spitz" auf der Königlichen Bühne erſchienen, und das Publikum ließ ihn bemerken, daß er willkommen iſt. — Ein neues Luſtſpiel: „Der Geheime Regiſtrator oder die verſalzenen Klöße", auf derſelben Bühne gegeben, erregte Mißſtimmung; — beſſeren Erfolg hatte ein anderes kleines Luſtſpiel: „Die beiden Türenne", von Carl Blum, das in der zweimaligen Wiederholung durch Inhalt und Darſtellung allgemein gefiel.

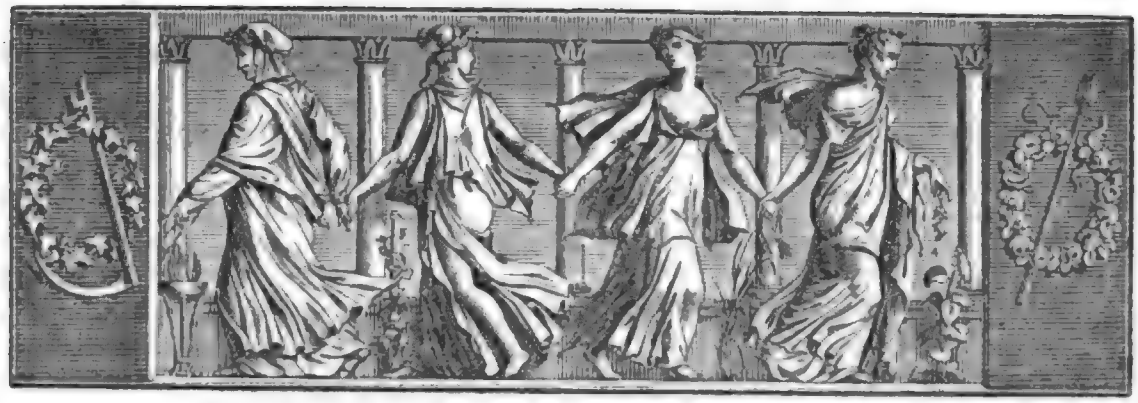
— Im Königsſtädter Theater debütirte Mad. Sontag als „Elsbeth" im „Turnier zu Kronſtein". Sie zeigte, bei einem höchſt angenehmen Organ und würdiger Haltung, Gefühl und Verſtändigkeit; am beſten gelang ihr der Ausdruck der Sentimentalität, doch auch in den bunten Scenen mit den Freiern, namentlich als Beiſchweſter und Hyper-Naive, gab ſie ſehr wirkſame Momente, obwohl wir im Allgemeinen bemerken mußten, daß hier eine ſchärfere Sonderung dieſer Charakter-Skizzen erforderlich wäre. Die Künſtlerin wurde vom Publikum mit Applaus, der ſich während der Darſtellung mehrmals wiederholte, empfangen und am Schluſſe des Stücks hervor gerufen. — „Die glückliche Täuſchung", Luſtſpiel in einem Akt nach dem Franzöſiſchen (?), eine Neuigkeit der Königsſtädter Bühne, iſt ein Auszug aus „Stille Waſſer ſind tief" zu nennen, der jedoch keinen Ueberfluß von Witz hat. Die Vermummung eines geiſtreichen Liebhabers in einen Dummling müßte bei weitem draſtiſcher wirken, wenn ſie beſſer benutzt wäre, und das Ende der alten Intrigue, die doch eben nur durch hübſche Wendungen von Neuem gefallen könnte, iſt ſo plötzlich, daß die Stimmung gar wohl eines Schluſſes bedarf, wie er der jungen Wittwe in den Mund gelegt iſt, nämlich: „Sie ſehen, daß eine Frau mit Befehlen nichts, mit Bitten Alles erlangt; wenn ich Sie nun bäte, dieſe Kleinigkeit mit Nachſicht auf zu nehmen, würden Sie es mir wohl abſchlagen?" Es wurde der hübſchen Demoiſ. Lanz, welche dieſe Bitte ſprach, Applaus zur Antwort. Die junge Schauſpielerin ſpielte die Rolle mit Anſtand und recht gefällig; ſie ſchreitet offenbar vorwärts, bedarf aber vor Allem eine größere Geſchmeidigkeit in den Rede-Werkzeugen, um ihrem Beſtreben noch mehr Anerkennung zu verſchaffen. Nicht fleißig laut leſen, das wird wohl das zweckmäßigſte Mittel ſein. — Hr. Meyer gibt ſeine Doppel-Rolle des Liebhabers contraſtirend und fein, ſo daß man wünſcht, der Verfaſſer möchte ſie weniger fragmentariſch ausgeführt haben. — „Rochus Pumpernickel" hat ſich den Berlinern wieder gezeigt und durch eine faſt durchgängig vortreffliche Darſtellung auch wiederholt Beifall gefunden. Daß in einem Theaterſtück der Art die Schauſpieler ſtark auftragen dürfen, verſteht ſich von ſelbſt; denn derber Spaß muß in ſeinem Charakter durchgeführt, und der matte Witz durch die kräftige Lebendigkeit der Schauſpieler gehoben werden. In den beiden erſten Akten dieſer Poſſe kann ſich übrigens Jeder, der in ſeinem äſthetiſchen Geſchmack nicht an Säure leidet, bei ſolcher Darſtellung, die durch Schmelka und Spitzeder beſonders eine eigenthümliche Friſche erhält, ſatt lachen, und die Kritik lacht den aus, der es nicht thut und hier einen Maaßſtab anlegt, der für die Zwecke einer Bühne, wie die Königsſtädter, nicht gemacht, mithin da auch nicht zu brauchen iſt. Der dritte Akt, obwohl die Darſteller ihr Möglichſtes thaten, und die Menge auch hier ihren Beifall laut werden ließ, bedürfte eines neuen komiſchen Elements, da das vorhandene früher zu Ende geht, als das Stück. — K.

— Bei Duncker und Humblot erſchien: „Caribert der Bärenjäger." (Vom Verfaſſer der „Heer- und Querſtraßen"; aus dem Engliſchen überſetzt von Willibald Alexis.) Gut gezeichnete Charaktere, beſonders anſprechend in den drei Hauptperſonen Aline, Caribert und Claude, ſo wie eine wahrheitathmende Schilderung des Schauplatzes der Geſchichte (Gegend der Pyrenäen), die einen reichen und tief aufgefaßten Stoff enthält, zeichnen dieſen kleinen Roman aus und ſichern ihm viele befriedigte Leſer. — Zu der trefflichen Ausgabe von Bürger's „ſämmtlichen Werken" (Berlin, bei Christiani) erſcheint eine von Döring bearbeitete Biographie des Dichters (in demſelben Verlage). — °.

Perſiſche Heirathen. Am Verlobungstage begiebt ſich der perſiſche Bräutigam ſammt ſeinen Eltern und einem Mollah in den Hof des Harems ſeiner Braut, welche hinter ihren Fenſter-Jalouſieen, ungeſehen, durch den Prieſter befragt wird, ob ſie den draußen Stehenden als Gatten annehmen wolle. Bejahet ſie dies, ſo geſchieht eine gleiche Frage an den Bräutigam, der dann, ohne die Braut geſehen zu haben, ſie als die ſeinige annimmt. Der Prieſter ſpricht nun die Weihe über ſie aus, und der Bräutigam ſetzt den Hochzeittag feſt, der jedoch immer noch einen Monat ausgeſetzt bleibt. An dieſem Tage verſammeln ſich alle ſeine Freunde, oft 100 bis 150, und man ſetzt ſich, ganz bewaffnet, zu Pferde. Mehrere Frauen ſteigen auch zu Pferde, und führen ein leeres, ſchön geputztes Pferd für die Braut mit ſich. Zwei Stunden vor Sonnen-Aufgang geht dieſe ganze Cavalcade mit Muſikern, Sängern und Tänzern zu dem Hauſe der Braut, während man unterweges mehrere Musketen abfeuert. Jetzt ſteigt der Bräutigam ab, geht hinein und ſucht ſeine Braut, die, der Sitte gemäß, ſich möglichſt verbergen muß. Wenn er ſie endlich gefunden hat, ſo iſt ſie noch verſchleiert, und es beginnt nun eine Art Ringen, indem er ſie mit ſich fortziehen will, die Braut ihm aber widerſteht; ſie ſchreit dabei, als wenn ſie in der größten Gefahr wäre. Dies hilft indeß Alles nichts, der Bräutigam nimmt ſie mit ſich, und trägt ſie auf das für ſie beſtimmte Pferd. Die Frauen umgeben ſie dann und folgen ſammt dem Zuge, und, die ganze Stadt umziehend, geht's nach dem Hauſe des Bräutigams. Dieſer begiebt ſich nun nach dem Divan, die Braut nach dem Harem. Dann geht's zum Eſſen, das oft bis nach Mitternacht währt; man begleitet hierauf den Bräutigam bis zur Thür des Harems, und wünſcht ihm Glück, namentlich: daß der Anblick ſeiner Braut ihn nicht gereue. — Die Frauen haben indeß die Braut wieder verſchleiert, weil es Sitte iſt, daß der Bräutigam den Schleier löſe. Es geſchieht, ſobald er das Zimmer betritt, und dies iſt allerdings der kritiſche Augenblick. Denn hat die Braut nicht das Glück, zu gefallen, ſo geht der Bräutigam ſogleich ſtumm wieder hinaus, und man weiß, was das ſagen will. Die Braut läßt ſich dann klagend zu ihren Eltern zurück führen. Gefällt ſie ihm aber, ſo ſetzt er ſich ſogleich zu ihr, verſichert ihr ſeine Liebe, und dankt ihren Begleiterinnen für ihre gute Wahl. (Corsaire.)

Man hat berechnet, daß man mit den Zeitungen, welche jeden Morgen in London und Paris erſcheinen, 40 Quadrat-Lieues Erdreich bedecken, und wenn man die verſchiedenen Abonnements-Preiſe zuſammen ſtellt, man für dies Geld eine Flotte von 80 Linienſchiffen erbauen könnte. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 24. Auguſt. 135ſtes Blatt.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Fortſetzung.)

Einer Reiſe-Geſellſchaft von mehreren Perſonen iſt es ſchon erlaubt, ſich über ſo manches Lächerliche, worauf man ſtößt, ein wenig zu beluſtigen; behüthe Gott aber den Einzelnen, der es wagt, eine Bemerkung oder nur eine ſchnöde Miene zu machen; über den ſtürzt, wie ein Bienenſchwarm, die Menge her, und die heilloſen Criminal-Perücken nehmen ihn unter ihre harten Finger. Seine Reiſe möchte ſich alsdann um ein Kleines verzögern; denn binnen Jahresfriſt ladet man ihn erſt vor die pommeranzenfarbenen Akten-Geſichter zum hochpeinlichen Gericht, wo man ihm quid juris lehren würde. — Die Göttin der Gerechtigkeit iſt dort nicht blind, ſieht vielmehr ſehr ſcharf, nicht ſowohl auf die Sache, als auf die Perſon. Einige ihrer Söhne wiſſen beſonders mit einem eigenen Geſchick die Wage des Rechts zu handhaben. Bei dieſen zieht das Jus jedesmal nach der Seite, wo die meiſten Groſchen in die Schaale fallen; gewöhnlich aber iſt ein Streit erſt dann geſchlichtet, wenn nicht mehr die unendlichen Sportein gezahlt werden können; dann wird der Reſt, für gehabte Mühe, in Form Rechtens eingezogen, und die Streitenden ſind aufs Reine, das heißt, beide Theile ſind blank. — Sonſt lebt hier die Menge im glücklichen Schlendrian fort; man ſieht und hört wenig. Die Reichen ſitzen zu Hauſe und ſcheuern in ſtiller Einſamkeit ihre Dukaten, und die Armen werden vom Hunger zur Arbeit angetrieben.

„Heute Abend iſt großer Ball!“ hieß es im Gaſthofe, wo ich abgetreten war. Ich wußte nicht, ob ich hoffen oder fürchten ſollte, dort meine Louiſe zu finden; beſchloß aber endlich, hin zu gehen. — Schon auf hundert Schritte vom Ballhauſe hörte ich, wie man den Grundbaß zur Tanzmuſik ſtimmte. Es klang wie Bärengebrumme, und die Pickelflöte kreiſchte wie ein Käutzchen dazwiſchen. Vollends war mir, nachdem ich in den Saal trat, als käme ich in eine Menagerie heimiſchen Geflügels. Alte aufgeblaſene Kullerhähne ſchritten einher, oder ſaßen an Schenk- und Karten-Tiſchen, und ihre Weibchen zerhechelten, bei geſchäftigen Stricknadeln, das Thun und Laſſen ihrer Nächſten; hier ſchritt ein philoſophiſcher Storch im ſchlichten Rock, dort ein ſtolzer Pfau mit einem Prachtkleide durch den Saal. Dann hüpfte ein liebenswürdiger Rabe mit einer kokettirenden Krähe zur Menuet, worauf ſich ein hochtolliger Wiedehopf mit einer bunten Elſter im langſamen Schleifer drehte. Ein dürrbeiniger Kiebitz rannte ſpäter ſo raſch die Ecoſſoiſen-Reihe hinunter, daß ſeine kriechende Rauchſchwalbe nicht folgen konnte. Hier zogen ein Paar Schnepfen mit mouſſelinenen Flügeln, und dicht hinter ihnen ein Paar jagende Stößer. Dort ſteckten ſchnatternde Gänschen die Köpfe zuſammen und ein ſcharrender Hahn krähte dazwiſchen. Endlich taumelte ein trunkener Tauber mit kurrenden Careſſen einer ſchreienden Ente zu nahe, ein kampfluſtiger Burrhahn rückte ihm deshalb zu Leibe und eine Menge Hühner gackelten über den Unfug. — Um mich noch an Erfahrungen zu bereichern, folgte

ich der Aufforderung eines Herrn und trat mit seinem Töchterchen zum Walzer an. Es war ein Semmel-Blondinchen mit Kornblumen-Augen, die, gleich mehreren Andern, ihr vollkommenes Cantonisten-Maaß hatte. Zu große Schüchternheit schien nicht ihr Fehler, denn sie spann sogleich über das bildschöne Wetter ein Gespräch mit mir an. Den Tanz schien sie sehr zu lieben, denn sie wiegte sich wohlgefällig hin und her in meinem Arme, wackelte nach der Musik mit dem Kopfe, indem sie mir bald über die linke, bald über die rechte Achsel blickte, beflügelte ihre Schwerfälligkeit durch kräftige Drucker auf meine Achsel, und trat bei jedem Schlußtakte hörbar mit dem besten Absatze auf. Nachdem wir uns verschiedene Male in den Takt gequält und einige andere Paare, nebst Tische und Stühle umgewalzt hatten, hielt ich, da sie das Danken vergaß, endlich für gut, ein wenig Nasenbluten zu bekommen, um mich entfernen zu können.

Ich ging in die Trinkstube, wo die Bierbouteillen florirten, um mich bei dem edlen Saft des Rheinufers von dieser Tour de force zu erholen. Man reichte mir vom besten, den man zu haben vorgab, und ich erkannte in ihm den chateau vers mont oder ehrlichen Grüneberger. Ich schätze zwar das Städtchen, allein von seinen Trauben Produkten bin ich kein Freund.

„Sie haben sich geirrt, ich bitte um eine andere Flasche!“ sagte ich, indem ich den Wein zurück gab; allein ich kam vom Regen in die Traufe, indem ich nun auf den sogenannten Maskeraden-Wein stieß. Ich stand, indem ich denselben kostete, gerade vor dem Spiegel, und bemerkte, nachdem der erste Schreck vorüber war, welch ein schreckliches Gesicht ich wider Willen ziehen mußte. Jetzt erst, da ich genauer auf einige Umstehende sah, wurde mir klar, woher die vielen maskenähnlichen Gesichter des Ortes kamen. — Man wollte mir noch einige andere Proben reichen; da ich indessen befürchtete, hier am Ende auf den berühmten Wende-Wein und Delinquenten-Wein, oder wohl gar auf den Nonplusultra-, den Drei-Männer-Wein, *)

*) Wo und wie diese vorzüglichen Weine gewonnen werden, weiß ich nicht; ich kenne nur die Qualität und die Art seiner Konsumtion. — Der Maskeraden-Wein, welcher gewöhnlich bei Redouten-Gelegenheiten gebraucht wird, hat während des Genusses eine solche Wirkung auf die Gesichts-Muskeln, daß sich selbige krampfhaft verziehen und man zur Maskirung weiter keiner Larve bedarf. — Der Wende-Wein hat die Eigenschaft, den Trinker sogleich aufs Krankenbett zu werfen, und durch die starken Magen sich durch zu fressen, wenn der Körper nicht oft gewendet wird. — Der Delinquenten-Wein wird den hartnäckigen Verbrechern eingegeben, um durch heftiges Magenweh sie so bis in's Innerste zu rühren, daß sie leichter zu den Geständnissen, als zu nochmaligem Trinken sich bewegen lassen. — Der Drei-Männer-Wein soll eine solche Wirkung haben, daß der Trinker in eine Art von Raserei verfällt und von wenigstens drei starken Männern gehalten werden muß, damit er in seiner Verzweiflung sich nicht dem Tode opfert.

zu kommen, so floh ich diese Marterkammer des Magens.

Da ich in den Saal geeilt war, bemerkte ich noch einige neueingetretene Damen, und wußte nicht, ob das halbe Glas Grüneberger etwa schon meine Sinne umnebelt hatte, als ich die schönen Gestalten erblickte. Ihre lieblichen Mienen, die unter all diesen verzogenen Redouten-Physiognomien sich auszeichneten, ließen wahrnehmen, daß sie noch von keiner Natural-Maske Gebrauch gemacht hatten.

„Wer sind die schönen jungen Damen, mein Fräulein?“ fragte ich eine neben mir Stehende. — „Meinen Sie mir und meine Schwester, die hier bei mich steht?“ fragte sie wieder mit einem kurzen Knix und süßen Geberden, indem sie mit den sich kreuzenden graugrünen Augen einen Blick wie einen Prall-Triller zu mir aufschlug. Noch lächelte sie holdselig mit gedehntem Mündchen, durch welchen ich ein Miniaturbild einer abgebrannten Dorfschaft erblickte: aber kaum war sie von ihrem Irrthum unterrichtet, da verfinsterten sich ihre Mienen und der Mund zog sich so spitz zusammen, als habe sie eben den Maskeraden-Wein gekostet. Sie schüttelte ihre goldenen Locken, wie ein stolzes Rößlein seine Mähne, und wendete, ohne zu antworten, mir den Rücken. — Dennoch fing ich an, mit dem Orte, der doch auch jene zarten Wesen in sich faßte, mich aus zu söhnen: aber bald erfuhr ich, daß nur auf den ländlichen Fluren hier so liebliche Blumen blühten, und vor meinem Blick sank die Stadt wieder in Schatten und Nacht zurück.

Ich suchte mich den schönen Landbewohnerinnen zu nahen, wünschte mit ihnen zu tanzen, aber keinen der Modetänze des vorigen Jahrhunderts, keinen Schleifer und keine Menuet, sondern ein munteres lustiges Tänzchen, worin die ungezwungene Freude wohnt, sollte es seyn. Ich Unglücklicher verfiel auf den in der Residenz beliebten Galopp. Der Stadtmusikus, welcher ihn von einem reisenden Leiermann gelernt, konnte zwar eine ähnliche Musik zu Tage fördern; allein Niemand wußte den ungeschickten Fuß nach dieser fröhlichen Weise zu setzen; wiederum ein Bild, welches einen Stoiker in Gefahr bringen könnte, am Lachkrampf zu sterben: Alles hüpfte so bunt durch einander, wie eine Gesellschaft Frösche am Gestade, und es kam nichts zu Stande. Verschiedene Ton-Angeber wurden endlich lauter und eine Menge Unzufriedener und Beschädigter stimmten mit ein. Ich hörte hier und dort von schlechten Moden, überflüssigen Neuerungen, von Bärentanz und superklugen Fremden sprechen. — Die Leute wurden nach ihrer Art immer witziger, so daß ich vorzog — um nicht das Schicksal eines Mannes zu haben, welcher, um einer neuen

Excoſſoiſen-Tour willen, einſt Saal, Stadt und Land verlaſſen mußte — mich eilig zu entfernen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Sprüchwörter.

Dowoljna Astrachan ossetrami, a Sibir ssobolämi. — Störe trifft du in Aſtrachan, Zobel in Sibirien an; d. h. jedes Land hat ſeine Produkte.

Doma schitj, tschina ne naschitj. — Zu Hauſe das Leben kann nie dir Rang und Orden geben.

Doma pan, a w lindach bolwan. — Ein Herr iſt er in ſeinen vier Pfählen, unter Leuten kann er kaum vier zählen.

Do neba wüssoko a do Zarä daleko. — Der Himmel iſt hoch, der Kaiſer iſt weit.

Donostschiku perwoi knut — Dem Verräther zuerſt die Knute.

Dorogo ne kupi, a darom ne beri. — Theure Sachen zu kaufen, flieh! ohne Grund nimm lieber nie.

Dorog chlaeb, koli deneg njet. — Theuer iſt das Brod, biſt du in der Noth.

Drugich ne ssudi, na ssebae poglädi. — Blick' erſt auf dich, dann richte mich.

Duraka utschitj, schto mertwowa letschitj. — Narren Unterricht ertheilen, heißt die Todten heilen.

Duraku sakon ne pissan. — Für den Narren iſt das Geſetz nicht da.

Durak w wodu kamen kinet, a dessätj umnüch won ne wünut. — Einen Stein in's Waſſer werfen, kann der Narr wohl faſſen; aber Kluge zu verdrängen muß er unterlaſſen.

Durak duraka utschit, a oba ne ssmüslät. — Ein Narr giebt dem andern Unterricht, Beide aber verſtehen ſich nicht.

Djewuschka gulai, a swojewo djela no sabüwai. — Liebes Mädchen, ſuch' dich zu vergnügen, laß die Arbeit nur nicht liegen.

Gest moloko, do dosstawitj daleko. — Es bietet Milch ſich dir, doch iſt ſie fern von hier.

Schal kulaka, da udaritj, duraka. — Schade um den Schlag, den man einem Narren giebt.

Schiwi prosto, proschiwesch ljet sso ssto. — Lebſt du einfach, ſo — fürwahr! kannſt du leben hundert Jahr.

Schiwi ssmirnjee, tak wssjem budesch milje. — Je friedlicher dein Leben iſt, je angenehmer du bei Allen biſt.

Schiwoi ne bes mjesta, a mertwoi ne bes mogilä. — Der Lebende iſt nicht ohne Stelle, der Todte nicht ohne Grab.

Schiwot bogatstwo dajet, a ssmert wse otberet. — Das Leben giebt dir Reichthum, Güter, allein der Tod raubt Alles wieder.

(Der Schluß folgt.) R. T.

Bunte s.

Piron hat bekanntlich eine Grabſchrift für Rouſſeau geſchrieben. Folgende Zeilen enthalten eine neue Ueberſetzung derſelben:

„Wißt, Rouſſeau, dieſer große Unbeglückte,
Er ruhet hier — nicht in der Heimath Grab!
Paris war ſeine Wiege! Ihn bedrückte
Das Leben und mit Freuden ſtreift' er's ab:
Denn dreißig Jahr hat ihm der Neid verzehrt,
Und and're dreißig war er mitleidswerth!"

Bei einer der vielen Schriften des Herrn de Pradt bemerkte ein franzöſiſcher Recenſent (nachdem er erwieſen, daß hier eine ganz andere Meinung obwalte, als der Genannte früher geäußert): „Die Tirade des Herrn de Pradt endet mit — Retirade!"

In B— beſteht eine auf Aktien errichtete Waſch-Anſtalt, in der, außer dem Reinigen der Wäſche, auch die feineren Arbeiten, z. B. das Brennen, Kniffen und Tollen der Halskrauſen, Jabots u. ſ. w. beſorgt wird. Das Gebäude führt die Inſchrift: „Waſch- Brenn- Kniff- Roll- und Toll-Haus!"

Franklin verthat einmal als Kind das wenige Geld, was er beſaß, im Ankauf einiger Spiel-Pfeifen. Seine Eltern ſchalten ihn deshalb bitter aus. Sah er in der Folge einen Ehrgeizigen, der, um ſich die Volksgunſt zu erwerben, unaufhörlich ſich der öffentlichen Streitigkeiten annahm, ſo ſagte er: „Der bezahlt ſeine Pfeifen offenbar zu theuer!" Th. Laurin.

Schwanes-Lied.

Schwan in lichtem Unſchuldskleide!
Woher dieſes düſt're Schauen
In die dunkle Spiegelfluth?
Zittert nicht der Sonne Gluth
Dir aus weiten Wogen-Auen
Freundlicher und heller wieder?
Und dein Bild im Sterngeſchmeide,
Leuchtend hoch am Himmelsbogen,
Lockt kein Lächeln milder Freude
Auf dein trübes Antlitz nieder? —

„Tauche unter in die Wogen,
Und der Irrthum wird verſchwinden;
Und die gold'ne Gluth verliſcht,
Und der Sterne Pracht verwiſcht
Dunkler Schlamm auf See's Gründen,
Und du findeſt dich betrogen.
Willſt du, daß die Täuſchung bleibe,
Und der Wahrheit Flammenſcheibe
Wiederſtrahle aus dem Leben —
Mußt du deine Neugier zügeln,
Und auf frommen Glaubensflügeln
Ueber jenes dich erheben.
Sinkſt du einmal in die Tiefen,
Den Gehalt des Lichts zu prüfen,
Wirſt du zwar auch Wahrheit ſchauen:
Doch des Abgrunds finſt're Grauen
Werden nicht mehr von dir weichen —
Und — ein drohend Warnungszeichen —
Wird, was auf dem Grund zu finden —
Ewig deine Stirn verkünden!" Orion Julius.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus einem Reiſe-Tagebuch des J. R. S—r, geſammelt von Otto v. Deyven. Eiſenach, am 16. Juni 1825 *). — Dieſe Stadt, in der ich jetzt leider nur kurze Zeit verweilen kann, iſt meiſtentheils neu gebaut und ſehr freundlich. Die Straßen werden, ähnlich denen zu Berlin und Potsdam, durch Laternen, die in der Mitte des Weges hängen, erleuchtet. Die Menſchen gleichen der Freundlichkeit der Stadt und es iſt kein Mangel an hübſchen Geſichtern. — Unfern des Marktes zeigte man mir noch die Stelle, wo zur Zeit von Napoleon's Herrſchaft die Pulverwagen in die Luft ſprangen. Es ſollen dabei 52 Menſchen umgekommen ſeyn; 51 Deutſche und ein Franzoſe, einer der Urheber des Unglücks. Man erzählte mir unter Anderem — das Haus der Beklagenswerthen zeigend — von einem jungen Ehepaar, das tändelnd auf einem Sopha geſeſſen, als die Exploſion vor ſich gegangen, und das durch das Rad eines Pulverwagens, welches durch ihr Fenſter geflogen, im ſelbigen Augenblick der Köpfe beraubt worden iſt. Von vielen Leuten hat man nicht einmal die Knochen gefunden, von mehreren Gebäuden kaum die Trümmer, ja die ganze Stadt wäre höchſt wahrſcheinlich unrettbar verloren geweſen, da die Beſtürzung der Einwohner natürlich ſehr groß war, hätte nicht der Wächter auf der Wartburg, nach der alten Sitte dieſer Gegenden, einige Nothſchüſſe gethan, um die Gothaner und die Bewohner der umliegenden Dörfer zur Hülfe herbei zu rufen. — Das ſchöne Wetter begünſtigte meinen Spaziergang nach der ehrwürdigen Wartburg. Mein Führer geleitete mich zunächſt durch Reeſen's Hölzchen, wo Natur und Kunſt ihre Kräfte vereint haben, um das Ganze auf's Angenehmſte zu ſchmücken. Einſiedeleien, Grotten, Schattengänge, Felſen, Tannenwälder und Eichen wechſeln hier ab. Am Ende dieſes Luſtwaldes überraſchte mich die Wartburg, welche von Natur eine ſehr feſte Lage hat. Sie iſt noch in gutem Zuſtande und von mehreren Leuten bewohnt. Der Burgwächter führte mich in der ganzen Burg umher. Zuerſt kamen wir in die kleine Kirche, in der einſt Luther gepredigt hat. An den Wänden hingen viele alte Gemälde, zum Theil noch ziemlich gut erhalten; die Wände ſelbſt ſind noch im beſten Stande und werden ſtets wieder geweißt, was um ſo nöthiger iſt, da eine unzählbare Menge von Namen ſie von Zeit zu Zeit ſchwärzt. — Von der Kirche wurde ich in einen geräumigen Saal geführt, wo mich ein prachtiger Anblick überraſchte. Ich wähnte, in die Verſammlung vieler ehrwürdigen Ritter zu treten. Auch war dem in der That faſt ſo. Mehr als zwanzig Rüſtungen berühmter Helden ſind nämlich, ausgeſtopft, auf Gerüſten daſelbſt aufgeſtellt. Man erblickt hier die Rüſtung Friedrich's mit der gebiſſenen Wange, von Agnes (ſeiner erſten), von Kunigunde (ſeiner zweiten Gemahlin), von Heinrich II. von Frankreich, von Ludwig dem Springer u. A. m. Von da trat ich in einen zweiten Saal, wo wieder viele Ritter-Rüſtungen, aber zu Pferde, waren, z. B. das Rüſtpferd Bernhard's von Weimar. Auch befanden ſich da viele äußerſt ſchwere Schilde, viele Harniſche und Helme, Schwerter und Panzerhemden. Hiernächſt gelangte ich in einen Saal, wo ich unter andern Bildniſſen berühmter Männer die von Rudolph von Habsburg, Ottokar von Böhmen, Friedrich dem Streitbaren, Karl dem Fünften und Anderer fand. Die meiſten ſind aus der Zeit, wo die dargeſtellten Perſonen gelebt, alle aber ſehr alt. Darauf beſah ich Luthers Arbeits-Stübchen, ſeinen Tiſch und ſeine angebliche Bettſtelle, die wenigſtens ſchon die zehnte Subſtitutin haben muß, da faſt jeder dorthin kommende Handwerksburſche ſich einen Spahn davon abſchneidet. Den Beſchluß meines Beſuchs machte das Anſchauen eines Bildniſſes Luthers und der Katharina, von Lucas Kranach gemalt, ſo wie das Einſchreiben in's Stammbuch der Wartburg.

Erfurt, am 18. Juni 1825. Dieſe Stadt ſcheint mir viel Eigenthümliches zu haben, und ich will ſie daher, zumal da ich hier meinen alten Freund, den ſpaniſchen Doktor E. getroffen habe, der ſechs Wochen hierſelbſt beim Hofrath T. hauſen wird, recht genau betrachten. — Heute Abend iſt hier Theater: „der Mohr von Venedig;" da ich keine andere Zerſtreuung habe, ſo werde ich natürlich einen Zuhörer und Zuſchauer abgeben. Doch halt! eben ſtimmt die große Glocke — wenn ich nicht von alten Erinnerungen betrogen bin, ſo bedeutet das ein hohes katholiſches Feſt. Drum hin zur Kirche.

Ich bin im Dome geweſen. Er liegt maleriſch neben der Severi-Kirche auf einer Höhe, zu welcher von dem Platz, den man ſonſt vor den Graben nannte und jetzt Friedrich-Wilhelms-Platz nennen hört, etwa vierzig Stufen in großen Abſätzen emporführen. Dieſer Platz iſt gewiß einer der größten in Deutſchland, nur leider nicht regelmäßig; übrigens herrlich bepflanzt, mit Waſſerfällen ausgeſtattet, und ſogar mit einem großen Stein verſehen, auf dem ein ganz kleiner Herkules ſteht. Der Dom iſt eine impoſante Maſſe, ein ächt gothiſches Gebäude, deſſen Urſprung Manche in die Zeiten Heinrich des Voglers ſetzen wollen; auch mag wohl der Theil nach dem Markte zu ein ſolches Alter haben, der nach dem Brühl hin lehrt durch eine Inſchrift, die er an ſeiner Seite trägt, daß er aus dem vierzehnten Jahrhundert iſt. Herrlich iſt die etwa zwanzig Schritt breite Erhöhung, die ſich, mit großen Quadern gepflaſtert, um einen Theil der Kirche hinzieht und eine herrliche Ausſicht auf den Platz und einige Berge außerhalb der Stadt möglich macht. — In der Kirche ſelbſt iſt manches merkwürdige Alterthum, ganz abgeſehen von den vielen gemalten Schreiben, die bei dem großen Hagel, der Erfurt vor zwei Jahren getroffen, keinen Schaden genommen haben. Mich intereſſirte vor Allem zunächſt das Denkmal des Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Frauen. Daſſelbe hat früher in dem jetzt zerſtörten Peterskloſter auf dem Erfurter Petersberge geſtanden und muß ſehr alt ſeyn. Der Graf ſteht aufrecht in der Mitte ſeiner Frauen, alle lebensgroß, die Turkin mit der Krone, die Chriſtin mit einem Geſangbuch, Beide den Hals und die Backen mit einem weißen Tuch umbunden. Nicht weit davon hangt Chriſtus am Kreuz mit einem Weiberrock, grau angeſtrichen, vom Jahr 1521; neben dieſem Alterthum aber ſieht man an der Wand in ungeheurer Größe den gewaltigen Chriſtoph, wie er das Jeſuskind durch's Waſſer trägt, eine Erſcheinung, die man in dieſen Gegenden oft hat, z. B. in Arnſtadt, wo man dieſen Heros, auf den Straßen, außerhalb an den Häuſern ſieht. Demnächſt zog mich die Madonna von Lucas Kranach an, die mir von Neuem beſtätigte, daß in allen Gemälden dieſes Meiſters eine große und auffallende Familien-Aehnlichkeit der Geſichter Statt findet, ſobald das Antlitz ſeiner Phantaſie entnommen werden konnte. Seine Maria, ſeine Eliſabeth und Eva ſind eine Perſon, offenbar ſeine Frau oder ſeine Geliebte; eine Blondine, ziemlich voll, dabei jedoch nicht ganz gerundet und mit einem etwas ſchnippiſchen oder ſchmollenden Zuge am Munde. Auch Jeſus hat ganz helles Haar. Etwas Angenehmes hat die Maria, in deren Munde viel Mildes liegt und das Schmollende ziemlich verwiſcht iſt. Unſern von hier iſt das Behaltniß mit dem ſilbernen Sarge; außerdem aber gewähren zwei herrliche Gemälde von Beck einen ſchönen Anblick. (Die Fortſetzung in der Beilage.)

In Breſt hat man 5000 Schildkröten ausgeſchifft. Eine Menge Damen haben deren gekauft und tragen ſie unterm Arm, wie man 1789 ſeinen Mops und 1820 ſeinen Terrier unterm Arm trug. (Corsaire.)

*) Die Tage ſind im Original etwas vermiſcht und mögen daher nicht überall genau mit den Vorfällen ſtimmen, da ſie oft falſch geleſen ſeyn können. D. v. D.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 20.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 135ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Aus einem Reiſe-Tagebuch. (Fortſetzung.) Hier nächſt erſtiegen wir den Thurm, um die große Glocke zu beſehen — ich ſage wir, denn jetzt hatte ſich mein Doktor zu mir gefunden. Dieſe Hauptmerkwürdigkeit von Erfurt, die nur an hohen Feſten durch große Räder, die von mehreren Männern getreten werden, in Bewegung geſetzt wird, iſt die Nachfolgerin einer viel größern, welche den Namen Suſanna führte und vor etwa 200 Jahren, durch den Blitz getroffen, geſchmolzen zur Erde niedergeſtürzt iſt. Der Klöppel dieſer zerſtörten hat allein 15 Centner gewogen, die jetzige wiegt 275 Centner, ihr Klöppel aber 11 Centner; ſie heißt Maria Gloriosa, hat in der Rundung 15 Ellen, im Durchmeſſer 5 und in der Höhe ebenfalls 5, in der Dicke 1½ Ellen. Gerhardus de Campis hat ſie im Jahre 1497 gegoſſen. Unter ihr hängen zwei ſilberne Glocken von anſehnlicher Größe, über ihrem Haupt aber ſteigt man wohl noch dreißig Stufen empor, worauf man, gegen 250 Stufen von der Erde, auf einer Art von Gallerie der herrlichſten Ausſicht genießt. Man überſieht die ganze Stadt, die von hier ſich ſehr groß und hübſch darſtellt, demnächſt die Milch-Inſel, den Steiger, das Schießhaus, Vergnügungs-Oerter der Erfurter, den Ettersberg bei Weimar, viele Dörfer und in weiter Ferne ſogar den Brocken, außerdem die Arnſtadter Höhen und den Inſelberg.

Eben ertönt die große Glocke wieder, nicht von mehreren, ſondern von 18 Männern mittelſt der Räder geläutet — der ganze Thurm ſcheint zu beben — jetzt muß ich hinunter, denn die große Proceſſion geht an. — Ein ungeheurer Zug; aus der Stifts-Kirche kommt er heraus, geht durch die Severi-Kirche, über den Graben-Platz, dann die Stufen herauf, um erſtgenannte Kirche herum, endlich in dieſe hinein. Voran die Prieſter mit den Heiligen-Bildern, Monſtranzen, Kreuzen, alle mit mannigfach bunten Gewändern geſchmückt; dann wenigſtens 600 Männer und Knaben, Jeder mit einem buntbemalten brennenden Wachslicht, demnächſt die Weiber und Mädchen, gleichfalls mit Kerzen, Alle ſingend. Im Freien, auf dem ſchönen Raſenplatz an der Severi-Kirche, ſind Altäre errichtet, Alles iſt mit Maien geſchmückt und ein heiterer Sonnenſchein verklärt das Feſt. Das Gedränge iſt groß und Mädchen aus allen Ständen ſind zu ſehen, was mir intereſſant iſt, da ich mich gern damit beſchäftige, zu unterſuchen, an welchem Orte die meiſten hübſchen Mädchen ſind. Erfurt intereſſirte mich in dieſer Hinſicht ſehr, da ich in einem vor etwa 50 Jahren geſchriebenen Buche geleſen, man finde daſelbſt die ſchönſten Mädchen in Europa. Meine Blicke ſuchten dieſe Himmliſchen wißbegierig, allein leider fanden ſie dieſelben nicht, ja — o Jammer — es begegneten mir nur ſehr wenige Geſichter, die ich hübſch nennen kann, was ich wohl um ſo eher ſagen darf, da keine Dame ſo leicht ſich als nicht hübſch gemeint glauben wird. Ueberhaupt muß ich, was die Phyſiognomieen und die Aeußerlichkeit betrifft, hier die Bemerkung einſchalten, daß viele Geſichter in dieſer Stadt etwas Gedrücktes, Bigottes haben, was theils im ſtrengen Katholicismus, theils in der großen Zahl von Fabriken, die früher hier waren, ſeinen Grund haben mag. Ueber die höhern Stände kann man minder urtheilen, da dieſe faſt ganz aus Fremden beſtehen.

Die Severi-Kirche, in deren Innerem mein ſchon gut bewanderter Doktor mich jetzt führte, liegt kaum funfzig Schritte vom Dom entfernt; ſie wird jetzt nur noch um die ſiebente Stunde des Morgens zu Katechiſationen, gar nicht mehr zum eigentlichen Gottesdienſte, außer bei hohen Feſten, benutzt; doch führt der Küſter, gegen ein kleines Trinkgeld, gern umher. — Der erhöhte Stuhl, auf dem jetzt der Katechat ſeinen Sitz hat, ſoll ehedem ſchon bei den Controvers-Predigten, in denen der Vorzug des Katholicismus ſehr grell gezeigt wurde, benutzt worden ſeyn. Beſonders merkwürdig ſchien uns der Taufſtein, ein Kunſtwerk echt gothiſcher Bauart, aus Stein gehauen und mit ſeinen Zierrathen, kleinen Thürmchen und Spitzen bis an die Decke der Kirche ragend. An einem aus Stein gehauenen Bande lieſt man das Jahr der Errichtung: Anno domini MCCCCLXVII. (1467) und inwendig unter der Decke befindet ſich die lateiniſche Notiz: Renovabatur baptisterium hoc anno d. 1682. Der Künſtler ſoll 2200 Rthlr. dafür erhalten haben. — Die Orgel trägt Spuren eines nicht geringen Alters und iſt ſtärker, als die im Dom. Die ganze Kirche ſoll übrigens 1080 abgebrannt, bald danach wieder aufgebaut und in ihrem Weſen noch eben ſo ſeyn, als man ſie damals errichtete. Grabſteine aus dem vierzehnten Jahrhundert finden ſich in Menge; ältere würden vielleicht ebenfalls vorhanden ſeyn, wenn nicht die bequemern und geizigern Enkel dieſelben benutzt hätten, um, nach Fortſchaffung der alten Inſchrift, eine neue für einen neuen Verſtorbenen darauf an zu bringen. — Dem Haupt-Eingange gegenüber iſt die Blaſius-Capelle, der Sage nach die älteſte in Erfurt. Unter Anderem iſt darin ein Grabmal vom Jahre 1467 und ein ſehr ſchönes Gemälde von le Grand, ehemaligem Hof-Maler zu Caſſel, ein ganz neues Stück (von 1816), darſtellend die Legende vom heiligen Blaſius, der durch ſein Gebet den Abgang einer Fiſchgräthe bei dem von der Mutter ihm dargebrachten Kinde bewirkt. Dicht hinter der Blaſius-Capelle, von der Orgel aus gerechnet, iſt ein Gemälde über der Thür, das ſehr alt und in ſeiner Vergoldung von ſehr großem Werthe ſeyn ſoll. Es hängt zu hoch, als daß ich etwas Genaueres hatte daran unterſcheiden können. — Die kleineren Altäre in der Mitte der Kirche, ſo wie die Kanzel, ſind meiſt aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Der Hoch-Altar aber iſt viel älter und von einem öſtreichiſchen Miniſter, der ſich aus der Armuth aufgeſchwungen, freigebig errichtet. Einzelne Reſte der ſchönſten Glas-Malerei, ſo wie viele Gemälde an den Seiten, zieren auch dieſe Kirche. Die Gemälde ſind meiſtentheils aus ſakulariſirten Klöſtern hierher gekommen und ſtellen die verſchiedenen Stationen dar. Merkwürdig iſt die vierzehnte Station, wo es heißt: „Der allerheiligſte Leichnam des liebſten Heylandes wird in das neue Grab Joſeph's von Arimathia gelegt. Vollkommener Ablaß.“ Es ſoll nämlich, wer ordentlich Buße gethan und gebeichtet, auch vor allen Stationen gebetet, vollkommene Vergebung ſeiner Sünden erlangen. — Außerhalb der Kirche bemerkte ich noch das köſtliche Epheu, das über 30 Fuß ſich emporgerankt und gewiß mehrere Jahrhunderte alt iſt.

Nachmittags ſah ich mir die Feſtungswerke an. Sie ſind ſchon jetzt bedeutend und werden täglich verbeſſert. Die Franzoſen haben bewieſen, daß Erfurt, ungeachtet ſeiner ſcheinbar unvortheilhaften Lage, im Kriege etwas leiſten kann. Innerhalb der Stadt liegt die Citadelle, welche man den Petersberg nennt, auf einer nicht unbeträchtlichen Höhe, die ehedem durch ein reiches Kloſter geziert war. Dies Werk deckt ſich wechſelsweiſe mit der links am Wege nach Gotha gelegenen Cyriaks-Burg, einem alterthümlichen Caſtell, das ungleich höher liegt, als der Petersberg, und die Höhen um Erfurt beherrſcht. Außer dieſen beiden Werken iſt die ganze Stadt, ungeachtet ihres großen Umfangs, überall befeſtigt und faſt jede Stelle kann unter Waſſer geſetzt, allenfalls auch in der Stadt Getraidebau ge-

trieben werden, denn ehe man aus der Stadt durch das sogenannte Pförtchen in's Freie kommt, wähnt man schon lange, sich im Felde zu befinden, weil rings umher Garten-Häuser, Getraide-Aecker, Kohlgarten u. dgl. ländliche Umgebungen sind.

Abends im Schauspiel, in Rossini's schlechter Oper nach einem guten Stücke von Shakspeare, war es sehr voll. Die Preise der Plätze sind nicht eben billig; die besten kosten 20 Sgr., das Schauspielhaus selbst aber ist freundlich, unten mit Säulen geziert, welche für Aussicht und Ansicht gut sind. Die Größe wird ungefähr die vom Leipziger Theater seyn, die Bühne selbst aber soll mit der größten in Deutschland wetteifern, wenigstens in der Länge. Erfurt hat übrigens keine stehende Truppe, sondern wird in der Regel von Gotha, Rudolstadt, Sondershausen oder Ballenstedt versorgt, wenn nicht eine wohnortlose Gesellschaft sich darin für einige Zeit fixirt. Die diesmalige Truppe, die des Hrn. Musäus genannt, wird jetzt in Gotha spielen und von dort hierher dramatische Abstecher machen. — Das Stück selbst ist bekannt. Die Musik im Ganzen war nicht übel, Hr. Weinkauf als „Doge" trefflich, Hr. Urspruch („Rodrigo") traurig, Demois. Hollenstein als „Desdemona" zwar nicht häßlich, aber kalt, in ihren Bewegungen oft steif und hölzern, Hr. Toussaint d. Aelt. („Othello") im Ganzen sehr gut, wenigstens relativ, Hr. Bauer als „Jago" vorzüglich, mindestens gegen die Andern; besonders auch den Damen als schöner Mann sehr angenehm. Mad. Weinkauf als „Emilie" spielte recht brav, die übrigen Personen aber zeichneten sich höchstens durch diejenige Mittelmäßigkeit aus, die leider noch zu mittelmäßig ist, als daß sie Lachen und Interesse erregen könnte. Naiv war es, daß die Direktion die auf dem Zettel aufgeführten edlen Venetianerinnen wegließ, weil es den betreffenden Schauspielerinnen nicht gefallen hatte, von Gotha herüber zu kommen. Eine gute Truppe würde bei etwas billigern Preisen und bei einer bessern Direktion, als diese genießt, gewiß in Erfurt gedeihen.

Erfurt, am 19 Juni. Für Reisende, die nach mir in Erfurt hausen werden, bemerke ich, daß hier das weiße Roß, der halbe Giebel, der römische Kaiser und der Schirmbrand für die besten Gasthöfe gelten, daß aber vorzüglich die beiden ersten als billig und gut empfohlen zu werden verdienen. Erfurt ist früher viel lebhafter gewesen, als jetzt, ja es soll ehedem gegen 70.000 Einwohner gezählt haben, jetzt, ohne Militair, kaum 17.000. Dadurch, daß nun auch das General-Commando von Sachsen sich hier befindet, ferner durch die Regierung und das Landgericht, ist wieder mehr Leben erweckt, sonst aber stehen in seinen 3000 Häusern noch immer ganze Stockwerke leer. Der Verlust der Universität hat die Oede nicht hervorgebracht, denn das neu errichtete Gymnasium ersetzt in Absicht der Frequenz jene fast doppelt; außerdem aber ist jetzt ein zahlreiches Seminar gegründet, das der Blüthe des Gymnasiums nachstrebt. Die jetzt hauptsächlich für dies letztere bestimmte ehemalige Universitäts-Bibliothek ist gar nicht unbedeutend und enthält einige sehr alte Manuscripte, namentlich ein sehr merkwürdiges des Cicero.

Die Vergnügungs-Oerter der Erfurter sind besonders Vogel's und Sommer's Garten, der Steiger, das Schießhaus, Gispersleben und Roda, wenigstens sind mir weiter keine bekannt geworden. — Heute war ich an den drei ersten. Vogel's Garten ist innerhalb der Stadt, an einem Arm der Gera, leider zu sonnig, und insofern unangenehm, als die Eintretenden gleich der Revue der schon Anwesenden ausgesetzt sind. Hier ist, besonders Freitags, Dienstags und Sonnabends, recht gute Musik und zwar in duplo, denn mit gleichem Namen benennt man daselbst das Getränk, das aus Bier, Zucker, Citronen und Rosinen besteht und anderweitig Kalkschale genannt wird. An Gesellschaft fehlt es hier in der Regel nie, doch ist sie stets sehr gemischt und oft ganz von Leuten aus den höhern Ständen entblößt. Der hübschen Mädchen hab' ich auch hier nur wenige gesehen, doch einige aus der mittlern Klasse, die indeß leider eine Art von Baß redeten. Sommer's Garten ist ein Lustort, erst kürzlich aufgekommen. Er enthält noch weniger Flächenraum als der vorige, hat aber hübsche schattige Partieen. Von hier aus führt der Weg zwischen Garten und kleinen Duodez-Landhäusern hin, aus dem Pförtchen, vor der Milch-Insel vorbei, wo sich die Bürger Erfurts vergnügen, nach dem Steiger. So heißt nämlich ein Wald, der jetzt etwa ½ Quadrat-Meile hält, ehedem aber sehr ausgedehnt und den Freunden altdeutscher Geschichte nicht unbekannt war. Er besteht aus Eichen, Buchen, Ellern u. dgl., liegt auf einer ausgedehnten Höhe und ist mit einem Wirthshause geschmückt, in dessen Nähe man jetzt überreich die Statuen aufgepflanzt hat, die ehemals den herzoglich gothaischen Garten zu Molsdorf zierten. In der Mitte und an den Seiten dieser Statuen erheben sich übrigens ganz kleine Lusthäuschen, im Taschnitzer Taschenformat, in denen je drei Honoratioren-Familien aus Erfurt miethweise Antheil haben. Einige Witzlinge haben diese Häuschen, deren wohl zwölf seyn mögen, Hechelhäuser genannt, weil nach ihrer Meinung die Bewohner die Vorübergehenden durchhecheln; einer andern Stelle haben sie den Titel: „die scharfe Ecke" gegeben, weil ich bei dieser am schärfsten hergehen soll; ich aber kann versichern, daß ich heute, da ich vielen der Bewohner dieser Colonie vorgestellt wurde, keine Spitze von Moquerie vernommen habe, im Gegentheil mit der ausgezeichnetsten Humanität überhäuft und überzeugt bin, daß diese auch Andern zu Theil wird.

Die Aussicht von diesem sogenannten Hechelhausen ist köstlich; von hier und von der nicht weit entfernten Friedrichshöhe — dem ehemaligen Turnplatz — hat man den schönsten Blick auf Erfurt, das hier besonders mit seinem Dom malerisch hervor tritt. Am dem Fenster des Wirthshauses sieht man bei heitem Wetter den Brocken.

Erfurt, am 20. Juni. Heute hatt' ich einen eigenthümlichen Genuß. Ich wohnte einem Konzerte bei, das ein Herr Stuler sehr brav durch etwa acht Mädchen und eben so vielen Knaben von 7 bis 12 Jahren, nach der Logierschen Methode unterrichtet auf sechs Fortepiano's ausführen ließ. Die kleinen Wesen spielten mit einer unglaublichen Fertigkeit und schienen dabei doch nichts von dem Dünkel zu haben, der so leicht junge Virtuosen verdirbt. — Die Musik scheint in Erfurt zu Hause zu seyn, was indessen auch nicht befremden darf, da es ja die Hauptstadt Thüringens, dies aber wegen seiner musikalischen Bewohner ruhmlich bekannt ist. Nächstens stehen bereits wieder zwei Konzerte zu erwarten.

Das Schießhaus, das ich heut auch besuchte, liegt an den Arnstadter Höhen, ist erst vor einigen Jahren von der Schützengilde erbaut, und wird fleißig besucht.

Sehr anziehend war mir heute Nachmittag der Besuch des Augustiner-Klosters, in welchem Luther als Mönch gewohnt hat und wo jetzt sich in den Vorder-Gebäuden ein sehr reinlich gehaltenes evangelisches Waisenhaus befindet. Zuerst führte uns die Aufseherin durch einen langen breiten Gang, in welchem sich der sogenannte Todtentanz dem Beschauer darstellt, d. h. eine Reihe von Gemälden, auf welchen überall der Tod den verschiedenartigsten Personen, den höchsten und geringsten, reichsten und ärmsten, erscheint und seinen Eindruck sichtbar werden läßt. — Die Bildnisse sind in der Zeichnung und im Colorit meistens sehr gelungen, vorzüglich gut aber schienen mir zwei der ersten Stücke, deren eins das magere, das andere das fette Jahr genannt wird, weil die auf dem einen abgebildeten Vorsteher des Waisenhauses fast alle auffallend mager, die andern alle stark sind. — An den Seiten dieses Ganges führen eine Menge winziger Thüren in die sehr kleinen ehemaligen Mönchszellen; eine von diesen, linker Hand, wird als die gezeigt, in der Luther gewohnt hat. Man bewahrt darin noch die Bibel, welche er gebraucht hat, mehrfach seine, Melanchthon's, Jonas's,

Ruggenhagen's und anderer Männer Handschriften, zeigt mehrere sehr alte Bibeln und Luther's Schreibzeug. Am Ende des Ganges ist die Kirche, in der Luther gepredigt hat und wo sich manches Alterthum findet.

Erfurt, am 27. Juni. Heute schon wieder Conzert und zwar im neuen Saale des Schützenhauses. Das Lokal ist freundlich, originell im gothischen Geschmack gemalt, geräumig. Die erste Abtheilung hob das Rondo für's Pianoforte, von Kalkbrenner, das Hr. Padst mit vieler Präcision und Delikatesse vortrug, ausnehmend. Als zweite Abtheilung wurde Schiller's Glocke mit Romberg's Musik gegeben. Hr. Auditeur Wagner, als Meister, entzückte durch seinen herrlichen Baß, der Seminarist aber, welcher die schöne Stelle: „O selige Zeit" u. s. w. sang, brachte durch seine unangenehme Stimme und schreckliche Aussprache die übelsten Gefühle hervor. Dies Conzert ist durch den sehr thätigen Sollerschen Musik-Verein veranstaltet, dem Erfurt schon viele musikalische Genüsse verdanken soll. Die Entree kostete acht Groschen, was ich hier auch wieder bemerke, so mikrologisch es Manchem scheinen mag, da ich überzeugt bin, daß Andere leicht einsehen, weshalb solche anscheinend kleinliche Notiz gegeben wird.

Auch im hiesigen Nonnenkloster bin ich heute gewesen. Die Damen sind äußerst artig und zeigen bereitwillig dem, der sich höhern Orts den Weg zu ihnen gebahnt hat, ihre Herrlichkeiten. Vor zwei Jahren ist die Tochter eines evangelischen Superintendenten, nachdem sie katholisch geworden, eingetreten. Unglückliche Liebe hat sie zu diesem Schritt gebracht. Die Nonnen gehen schwarz, mit großen weißen Kragen.

(Die Fortsetzung im 136sten Blatt.)

Montuk sagt in seiner „Reise durch England und Rußland in den Jahren 1821, 1822 und 1823" Folgendes: „Ich habe bei dem Pontneuf in Paris eine Dampfmaschine gesehen, sehr sinnreich, und trefflich geeignet, um Ströme und Hafen zu reinigen. Eine Menge eiserner Schüppen, in schräge Richtung gestellt, gehen auf den Grund und bringen daraus hervor, was sich ihnen entgegen stellt. Dennoch sprach Niemand ein Wort für die Sache. Einige Bonmots, einige übelangewandte Scherze und Bemerkungen, das war Alles. — Dieselbe Maschine fand ich nachher in Liverpool wieder, wo sie auch zufällig gerade zum ersten Mal eingeführt ward. Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich versammelt, und man pries den Erfinder der Maschine laut und überall. Einige Individuen machten bescheiden noch hier und da auf mögliche Verbesserungen aufmerksam, und man sah mit Aufmerksamkeit den ersten Versuchen zu. Das ist England und das ist Frankreich!" — Bei dem Cap Nasshead (ehemals ein Vulkan, jetzt eine Anhäufung von lauter Basalt) bemerkte Montuk, daß sich dort zwei Krater befinden, die voll Wasser sind, und die von den Landesbewohnern für ganz grundlos ausgegeben werden. Das Merkwürdigste an ihnen ist, daß, obgleich sie nicht mit dem Meere in Verbindung stehen (denn sie haben süßes Wasser), sie doch regelmäßig Ebbe und Fluth zeigen. Montuk will hieraus den Schluß ziehen, daß der Mond mit seiner Kraft nicht auf die Oberfläche, sondern nur auf die Tiefe der Erde wirkt, und man daher sagen müsse: „Das mittelländische Meer hat darum keine Fluth und Ebbe, weil es nicht tief genug ist!" (Das wäre wohl einer näheren Beleuchtung werth.) (Journ. d. Déb.)

In einer neueren Geschichte der Birmanen wird erzählt, daß dieses Volk auch schon seine recht guten Schauspiele hat. Der Dialog ist lebhaft und die Handlung möglichst natürlich. Aller Stoff ist fast aus einem Buche geschöpft, das sie halb und halb für ein geheiligtes Buch halten. (Corsaire.)

Bemerker.

No. 20. 1825.

Berichtigung.

Nicht ohne Staunen lasen wir im „Gesellschafter" die Bemerkung des Herrn M. G. Saphir, es seyen ihm von Wien Nachrichten zugekommen, welche von dem „sehr abwechselnden" Glücke meldeten, womit Hr. Löwe auf der k. k. Hofbühne von Wien, wo er früher so viele Lorbeern geerndtet habe, erschienen sey. Hr. Saphir schließt diese Anzeige mit den parodirten Worten Schillers:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer wieder zu kehren,
Wo er einmal gespielt hat mit Ehren!"

Diese ganze Nachricht ist so unwahr, daß eine Berichtigung derselben nicht überflüssig erscheint. Obschon uns Allen in Wien bekannt war, daß Hr. Löwe in Berlin, in seinen Gastdarstellungen, nur geringe Wirkung erregte, so hinderte dies nicht, daß er bei uns mit Enthusiasmus aufgenommen ward. Wien erfreute sich gern an dem reichen, seltenen Talente dieses Künstlers, und beehrte ihn mit Auszeichnungen, welche bisher noch keinem seiner Kunstverwandten widerfuhren. Am letzten Abend nämlich, als Hr. Löwe vor uns erschien (als „Correggio"), wurde er nach dem zweiten Aufzuge sowohl, als am Schlusse des Stückes gerufen. Er sprach die Empfindungen seines Dankes in einem kleinen Gedichte aus, und wurde nach diesem Gedichte nochmals vorgerufen. Aehnliches hatte bisher auf der Hofbühne noch nicht Statt gefunden. Als „Cölestine" dem Künstler mit den Worten: „Jetzt ist der Kranz an seiner rechten Stelle!" den Lorbeer auf das Haupt setzte, ertönte ein allgemeiner Ruf des ehrendsten Beifalles, welcher minutenlang anhielt, und den Gang der Vorstellung unterbrach. Alle Darstellungen des Hrn. Löwe fanden bei vollem Hause Statt (eine in den Sommer-Monaten sehr ungewöhnliche Erscheinung) und der Beifall in den 13 Vorstellungen, welche Hr. Löwe uns gab, war so reichlich, daß auch das Deficit desselben für die Darstellungen in Berlin damit gedeckt werden könnte. Dies ist eine wahre Darstellung der Aufnahme, welche Hr. Löwe bei uns fand. Sie diene als Antwort für die Bemerkung des Hrn. M. G. Saphir, dessen Urtheil wir ohnedies schon von Wien aus nach Würden zu schätzen wissen. Wir würden daher auch diese von ihm mitgetheilte Nachricht ohne Weiteres mit Still-

ſchweigen übergehen können, aber der Umſtand, daß dieſelbe in einem ſo achtbaren und geleſenen Blatte erſchien, machte dieſe Berichtigung nöthig, welche wir dem Talente des Künſtlers, der bei uns ſo volle, gerechte Anerkennung fand, ſchuldig zu ſeyn glauben.

Wien. F. C. Weidmann.

Oppoſitionen im Vorübergehen.

Was giebt es doch für wunderliche Urtheile! — In mehreren Zeitungen, beſonders denen, die es für bequem erachten, nichts zu ſagen, als was ihnen ſonſtirt wird, fand ſich neulich nachſtehender Satz: „Ein ſchreiendes Beiſpiel von dem Mißbrauch in Folgerungen, welcher durch die moderne unchriſtliche Ueberſchätzung der heidniſchen Alten entſteht, findet ſich in der Berichterſtattung des Georgianiſchen Volks-Repräſentanten Lumpkin, wo er ſagt: „Athen, Sparta, Rom haben Sklaven gehalten; wir wollen ſie auch halten.“ — Man darf hier fragen: Wären nicht ſchreiende Beiſpiele von Unſinn ſich aus dem Vortrefflichſten, was die Menſchheit beſitzt, herleiten laſſen, wenn wir die Thaten und Ausſprüche Einzelner, die ihren Verſtand nie beiſammen hatten, oder mit ihm um politiſcher Vortheile willen Verſteck ſpielten, jenem Vortrefflichſten zur Laſt legten? Was wäre z. B. ſelbſt das erhabene Chriſtenthum, wenn wir es nach den fanatiſchen Greuelthaten beurtheilen wollten, die neuerlich noch in der Schweiz ſtatt fanden? — Die „heidniſchen Alten“ werden bei Ehren bleiben, wenn auch Viele finden, daß man ſie „unchriſtlich überſchätzt“, oder Andere die Verhältniſſe in den Regierungsformen derſelben auf eine alberne Weiſe parallelisiren. — Schließlich aber wollen wir noch bemerken, daß man in Zeitungs-Artikeln nicht mit politiſch-myſtiſchen Aeußerungen um ſich werfen ſoll, weil es offenbar ſchadet, wenn die Menge den Sinn oder Unſinn einer Zeitungs-Phraſe nicht erkennt; was in aller Welt Hände kommt, muß beſtimmt und deutlich ſeyn, nicht Spuren tragen von einer faulen oder ſklaviſchen Denkkraft der Redaktoren.

Der „Geſellſchafter“ machte neulich die Bemerkung, daß der Componiſt Reichardt auf unverantwortliche Weiſe vergeſſen ſey — bis auf den Namen, möchte man ſagen, wenn man in der Staatszeitung vom 3. Auguſt, bei Ankündigung der „Geiſterinſel“, lieſet: Muſik von Reinhardt. Dies iſt wahrſcheinlich nur Druckfehler, doch wär' es auch ein Druckfehler anderer Art, wenn man ſein Andenken nicht in ſeinen Werken erhalten wollte.

In einer auswärtigen Zeitſchrift iſt, bei Gelegenheit einer in Dresden erfolgten Aufführung des von Schiller aus dem Franzöſiſchen überſetzten Luſtſpiels: „Der Paraſit“, bemerkt: bekanntes Luſtſpiel wäre bis dahin noch auf keinem deutſchen Theater erſchienen. Dies iſt ein Irrthum. In Berlin wurde es ſchon unter Iffland's Direktion gegeben; es gefiel auch, verſchwand aber dennoch gleich nach der erſten Vorſtellung vom Repertoir. Iffland ſelbſt ſpielte die Hauptrolle, und einige witzelnde Bemerkungen über ſeine vortreffliche Darſtellung, in der man (gewiß mit Unrecht) Aehnlichkeit mit ſeinem individuellen Weſen zu finden vermeinte, ſollen den Künſtler ſo empfindlich gemacht haben, daß er in dieſer Rolle nicht wieder auf die Bühne treten wollte. R.

Für den Herrn Geſellſchafter*)

in Bezug auf die diesjährige Xenien-Erndte.

Von einem Anonymo. **)

Xenien, bald kurz, bald breit,
Gabeſt du uns jüngſt zum Schmauſe;
Ey, wer litte ſolchen Streit
In geſittet frommem Hauſe?

Flog ein Stieglitz erſt herbei,
Scheltend über Xenienmacher,
Weckte tobend mit Geſchrei
Manchen Tadler, manchen Lacher.

Trat ein Simſon dann hervor,
Schlug herein mit ſchwerer Keule,
Heftet' um des Gegners Ohr
Manche Schramme, manche Beule.

Nun kam auch ein Curtier
Hart bedroht und hart bedrohend;
O nie wird der Kampf ihm ſchwer!
Anaim nur iſt's, nicht Feuer lohend.

Dann ein ungenannter Herr,
Von dem Gegner bald verrathen,
Sprang laut ſcheltend kreuz und quer,
Gab uns angebrannte Braten.

Stieglitz thäte beſſer wohl
Auf dem Baum ein Lied zu ſingen,
Als mit Haſen in dem Kohl
Elſtern gleich herum zu ſpringen.

Simſon ſchlüge klüger d'rein,
Wenn Philiſterkehlen krachzen;
Pfuy! es ſteht ihm gar nicht fein,
So im halben Ernſt zu ächzen.

Und die, Curtier, ſey geſagt,
Mit dem dreyten Schild und Wappen,
Bis ein neuer Jahrgang tagt,
Werde lieber nicht'ge Knappen.

Aber Sie, Herr Redakteur,
Bitt' ich beſſer Haus zu halten,
Denn wo blieb' der Gouverneur,
Ließ' er ſolche Kämpfer ſchalten? ***)

T. E. S.

*) Muß heißen: „Bemerker“.

**) Der Verfaſſer iſt auch für mich Anonymus geblieben; obwohl dies den Anordnungen (man ſehe die Vorworte auf dem Umſchlage) entgegen iſt, habe ich diesmal doch eine Ausnahme gemacht und den Abdruck geſchehen laſſen; der Grund iſt leicht zu errathen.

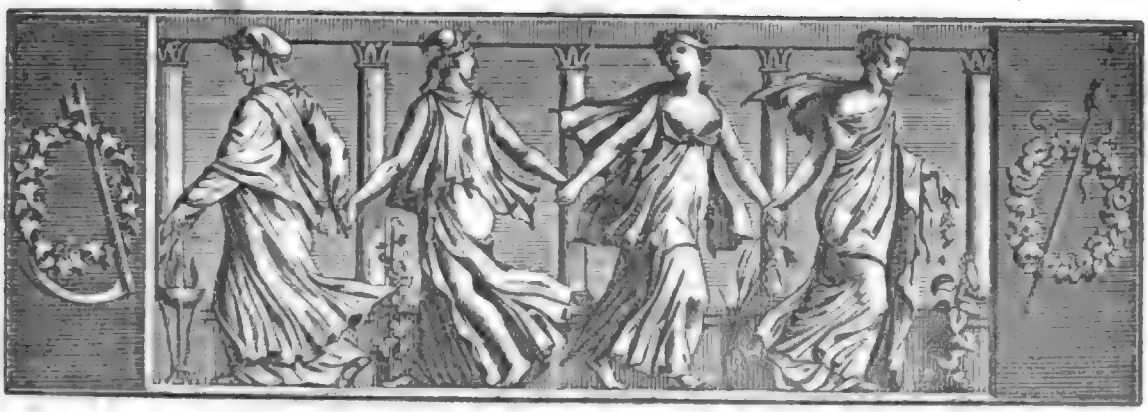
***) Die Leutchen halten den „Bemerker“ für einen literariſchen Turnplatz, und laſſen ſich, weil er „eine größere Freiheit der Rede geſtattet“ (die übrigens auch der Verfaſſer der obigen Verſe für ſich gar ſehr in Anſpruch nimmt), nicht ſonderlich wehren. Ich aber ſpiele ungern den Geiſtrengen in meinem Eigenthum, thue lieber den Einſprechenden möglichſt den Willen. Wenn indeß der Zeitgeiſt ſich cultivirt — wenn z. B. in England die Bär- und in Spanien die Stier-Gefechte aufhören, und dagegen die Inquiſition wieder hergeſtellt wird — ſo ändert ſich das gewiß von ſelbſt, und ich werde dann wohl nur auf dem Umſchlage „die größere Freiheit der Rede“ haben.

D. R.

Xenie an die Ungünſtigen.

Höret doch endlich auf von Göthevorern zu ſchwatzen:
Oder ihr werdet dafür Göthevorare genannt.

K. Simrock.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 26. Auguſt. 136ſtes Blatt.

Wüßteſt du!

Wüßteſt du, wie tief ich leide,
Was mein Buſen ſchmerzlich trägt,
Was ich lieb' und leidend meide,
Was zu Thränen mich bewegt,
Sanft und linde, einem Kinde,
Würd'ſt du holden Troſt mir weih'n,
Ach! und minder fröhlich ſeyn.

Wüßteſt du, was mir entſchwunden,
Welcher Reichthum meiner Bruſt!
Seligſtes, das ich gefunden,
Gott und mir allein bewußt;
Schonend leiſe, liebend weiſe,
Würd'ſt du Gram durch Gram verweh'n,
Nimmer lächelnd vor mir ſteh'n.

Nein, du weißt nicht, was ich fühle!
Nein, du fühlſt nicht, was ich weiß!
Wo du kalt biſt, brennt mich Schwüle,
Ich erbeb', du glüheſt heiß.
Scherz bei Thränen, Spott bei Sehnen? —
Wald und Wüſte thut euch auf!
Wild und Vöglein kommt zu Hauf!

v. Kurowsky-Eichen.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Fortſetzung.)

Mit dem Vorſatz, vom nächſten Tage an alle Landgüter, wo ich nur meine Louiſe vermuthen konnte, zu bereiſen, kehrte ich fröhlich nach meiner Wohnung zurück, und der frühe Morgen fand mich ſchon, von neuen Hoffnungen beſeelt und mit kühnen Plänen ausgerüſtet, auf meiner Entdeckungs-Reiſe. Ich wollte nicht ruhen, noch raſten, die ganze Provinz nach einmal nach allen vier Himmelsgegenden durchkreuzen und auf allen ländlichen Beſitzungen nach ihr forſchen.

Schon lag mir die Stadt im Rücken. Eben hatte ich zum Abſchied von dem Pflaſter den letzten, aber den denkwürdigſten Stoß bekommen, der mich aus einer Wagen-Ecke in die andere und meinen Johann beinahe vom Bocke ſchleuderte. Da begegnete ich einem Fußgänger, der ſowohl im Anzug als in den Manieren viel Sonderbares hatte. Er trug unter dem durchlöcherten Hut eine ganz fahle Perücke, war bekleidet mit einem kaffeebraunen Leibrock, deſſen lange Schöße ſich bis zu den Ferſen hinunter ſtreckten; enge blaue Beinkleider, die ſchon an Altersſchwäche litten, und ein Paar gewaltig große Stiefel waren ſeine übrige Unzier. Er ging gerade, mit geſchickten lebhaften Schritten, und ſchaute um ſich her, als ob ihm die ganze Welt gehöre.

Auf ſeine manierliche, jedoch ſtumme Begrüßung redete ich ihn an, fand ihn freundlich, aber auch wortkarg; er ſprach ſchnell und kurz, wählte ſeine Worte und drückte ſich nie beſtimmt aus. Ich ladete ihn zu mir in den Wagen, und theilte ihm, ſo viel wie nöthig, um nach meiner Louiſe forſchen zu können, von meinem Reiſeplane mit.

Als wir an einen Scheideweg kamen und ich ihn fragte, welchen von beiden Wegen er zu nehmen hätte, verſicherte er mit einer Verbeugung: daß es ihm völlig einerlei ſey, indem er ſo gut rechts wie links, vorwie rückwärts zu Hauſe gehöre. — „Sie werden aber

doch einen Reisezweck haben?" fragte ich. — „Das könnte wohl seyn!" erwiederte er, und fügte erst auf mein weiteres Befragen hinzu, daß er einen Freund besuchen wolle, dennoch so gut rechts wie links reisen könne, um zu seinem Ziele zu gelangen. Dies klang mir anfangs sonderbar, indeß erfuhr ich bald, daß zu der Zahl seiner Freunde alle Ansäßigen der Provinz sich rechnen durften, und er unangemeldet überall mit offenen Armen empfangen würde. — „Kennen Sie hier auf dem Lande nicht einige schöne Fräulein mit dem Namen Louise?" — „Das könnte wohl seyn!" — „Ist unter diesen nicht eine vorzüglich Schöne und Liebenswürdige?" — Mein Begleiter kniff das linke Auge zu, blickte mit dem rechten fünf Minuten lang gen Himmel, und antwortete endlich rasch, als habe er sie plötzlich gefunden: „Das könnte wohl seyn!" und auch kein Wörtchen mehr.

Sollte denn dem Menschen nicht die Zunge zu lösen seyn? dachte ich, und holte meinen gefüllten Reisekober hervor; sein Gesicht verklärte sich bei Erblickung der Flasche, und freudig rieb er die Hände, als er den ansehnlichen Vorrath sah. Ohne große Complimente langte er zu, und ich bekam jetzt, da ein Theil seiner Sprachwerkzeuge anderweitige Beschäftigung hatte, nur dann und wann ein unverständliches Wort zu hören.

Wie eine grünende Oase in der Wüste lag vor mir ein schönes Rittergut. Durch hohe düstere Linden, welche es umkränzten, blickte freundlich die rothe Zinne des zierlichen Landhauses. Schon waren wir in die hohe Allee gekommen, welche neben den geschmackvollsten Garten-Anlagen sich dahin zieht, als ich von Neuem fragte: ob hier vielleicht eine Louise wohne? — Mein Begleiter schien ganz in sein Frühstück vertieft gewesen zu seyn, denn nun erst blickte er auf und um sich her, wie Jemand, der in der Nacht sich verirrte und mit dem Morgen sich orientirt, in welche Gegend er eigentlich hingerathen, und gab endlich mit vollen Backen, so wie mit wichtiger Miene: „Das könnte wohl seyn!" zur Antwort. — Ich hätte glauben mögen, daß dies ewige Einerlei in seinen Erwiederungen nur eine Angewohnheit sey; allein die Genauigkeit, mit der er auf meine Fragen achtete, die Vorsicht, mit der er zu durchdenken schien, was er darauf antworten könne, so wie die Furcht vor einem bestimmten Ja und Nein, ließen mich schließen, daß er der größte Feind von allen Unwahrheiten sey.

So lange hatte eine hohe Mauer und dichtes Gebüsch meinem Blick noch Schranken gesetzt; jetzt kamen wir an ein Gitterthor, durch welches man einen offenen Platz, mit Blumenbeeten, zierlich mit Gebüschen und Gartenfrüchten umkränzt, sehen konnte. — Ach, wenn dies doch das Paradies deiner Geliebten wäre! dachte ich und warf einen Blick hinein. Da durchzuckte es wie ein Blitz mein Inneres — war es ein Gebilde meiner Phantasie oder eine überirdische Erscheinung? — Nein! — es war die Gestalt meiner geliebten Louise.

Ein nie gekanntes Gefühl füllte mit Entzücken meine Brust, hoch schlug mir das volle Herz, ich hatte keine Worte und in der ersten Aufwallung meiner Freude umarmte ich meinen Reisebegleiter. Es mochte wohl ein wenig stürmisch gewesen seyn, denn er erschrack so heftig, daß er ein ansehnliches Stück Schinken, welches er so eben verarbeitete, fallen ließ. Mein Johann staunte nicht minder, als ich schweigend sogleich die Zügel ergriff und die Pferde anhielt. Ich wollte keinen Schritt von dem wiedergefundenen Bilde meiner Sehnsucht mich entfernen.

Es erfolgte eine lange stumme Scene. Sie bemerkte uns nicht; ich war in dem Anschauen der Wiedergefundenen versunken, mein Johann rauchte ruhig sein Pfeifchen weiter, mein Begleiter lag noch gekauert in der Wagen-Ecke und hielt zu seiner Deckung die beiden Hände mit gespreizten Fingern mir entgegen, gleich einer Katze, die gegen einen Packer sich in Vertheidigungszustand gesetzt. Er sprach kein Wort und schien nun beobachtend die Sache abwarten zu wollen, damit ich ihn nicht zum zweiten Male meuchlings mit meiner Zärtlichkeit anfallen könne.

„Ob man hier wohl meinen Besuch annimmt?" fragte ich endlich, das Schweigen brechend. — „Das könnte wohl seyn!" erwiederte mein Begleiter, indem er emsig den verlornen Proviant wieder aufsuchte und ruhig weiter aß. — Sogleich sendete ich meinen Johann ab, um auf dem Hofe mich anmelden zu lassen. Mein Gefährte, ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen, rührte seine Kinnbacken in angestrengter Geschäftigkeit fort, und warf nur, sobald ich mich rührte, mir einen prüfenden Seitenblick zu. Ich betrachtete meine reizende Gärtnerin, die, mit einer Gießkanne in den zarten Händchen, ihre letzten herbstlichen Blümchen tränkte, die während ihrer Abwesenheit gewiß so nach ihr sich gesehnt hatten, wie ich während meiner ganzen Reise. Ein Kranz von Immergrün umwand das Sommerhütchen, von welchem rothe Schleifenbänder mit den vollen blonden Locken niederflossen. Wie bescheidene Veilchen blühten ihre Augen, wie die schönsten Frühlingsrosen ihre Wangen und ein Himmel von ungetrübter Heiterkeit ruhte in ihren lieblichen Mienen. Ein leichter Schleier hüllte den Schnee des Busens und ein zierlich ländliches Gewand floß über die schönsten Formen bis zu den kleinsten Füßchen hinunter.

(Der Schluß folgt.)

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Bei dem Interesse, welches der ausländischen Literatur gezollt wird, dürften auch wohl folgende Notizen über mehrere der jetzt lebenden französischen Schriftsteller beifällig aufgenommen werden. Sie finden sich in der „Chronique indiscrète du dix-neuvieme siècle", welche in diesem Jahr zu Paris erschienen ist, und wir geben sie hier ganz mit den Worten des Verfassers jenes Werkes, der Ironie, welche darin herrscht, ungeachtet, weil man sie am deutlichsten zu sehen vermag, was die Franzosen selbst von ihren Schriftstellern halten. *)

M. Aignan. Er stammt von den Ufern der Loire, und ist ein eifriger Verbesserer und exaltirter Anhänger der Revolution. Während des Kaiserthums war er Adiutant des Grafen Ségür, des Groß-Ceremonienmeisters, und stets unter denen, welche den gefeierten Usurpator mit Lobliedern überschütteten. Seit der Restauration gehört er zu den Liberalen. Er ist ein ziemlich guter Dichter, hat aber das Unglück gehabt, eine zu reichliche Ausbeute aus den Werken seiner Vorgänger davon zu tragen. „M. Aignan" — sagt ein Biograph, nicht eben zu gütig — „besitzt als Mitarbeiter der „Minerve française" mit Unrecht einen ausgezeichneten schriftstellerischen Ruhm, denn keiner der bessern Artikel rührt von ihm her."

Barré. Dieser fruchtbare Schriftsteller und Verfasser von Vaudevillen ist öfter als hundert Mal auf der Bühne genannt worden, und dennoch ist es ihm nicht gelungen, auch nur ein einziges Vaudeville allein zu verfertigen. — Seit dreißig Jahren besingt er die Götzen des Tages. Der 18. Brümaire und die Restauration; der König von Rom und der Herzog von Bordeaux; Napoleon und Ludwig XVIII. sind seiner Lobgesänge Gegenstand gewesen.

Béranger. Dieser Lieder-Dichter, der eben so philosophisch als Voltaire, wohllautender noch und lieblicher als J. B. Rousseau und Casimir Delavigne dichtet, mit einem Worte, dieser neue Anakreon erlernte das Lesen in einer Buchdruckerei. Zwanzig Jahre lebte er ruhig als Handlungs-Diener, mit einem jährlichen Einkommen von 1500 Franken. Im Jahre 1822 ward er vor Gericht gezogen, weil er in einer Sammlung von Gedichten einige vornehme Narren lächerlich gemacht hatte. Die Vornehmen sagten zwar nicht: Wir sind an den Pranger gestellt; wir müssen uns rächen! sondern sie schrieen: die Sitten, der König sind beleidigt; Strafe dem frechen Beleidiger! — und Béranger — wanderte in das Gefängniß. — Aber nicht allein im leichten Gesange ist Béranger ausgezeichnet. Er ist ein würdiger Nebenbuhler Catulls, und entzieht nur der Kenntniß des großen Haufens das Manuscript einer Sammlung von Gedichten, dessen Bekanntmachung ihm den ersten Platz unter unsern Dichtern anweisen würde.

*) D. h. in der „Chronique indiscrète". D. H.

Duviquet. Er ist ein Nachfolger und Nachahmer von Geoffroy. Er geht seinen eigenen Weg, hat zuweilen sein eigenes Talent, und immer seine eigene Einseitigkeit.

Maltebrün. Er ist noch Journalist, und wir werden bald mit ihm fertig seyn:

Maltebrün weiß Alles, was geschrieben,
Kapitel, Buch und Seite sind ihm wohlbekannt,
Gewiß hätt' er vier Mal so viel Verstand,
Wär' nur vier Mal so viel geschrieben.

Le Bailly. Er ist Verfasser eines dicken Bandes Fabeln — nach Lafontaine, hat auch ein Trauerspiel geschrieben, welches den Titel „Herkules" führt. Wegen des letzteren ward er besungen, aber — durch ein Epigramm.

Henry Lariviere. Er ist Rath bei dem Cassationshofe, und selbst dies ernste Richter-Amt hat ihn der Schriftstellerei, der Dichtkunst nicht ungetreu machen können. Mit vierzig Jahren, einem Alter, in welchem der berühmte Genfer noch nichts geleistet hatte, war Herr Lariviere schon berühmt. Der Bewunderung seiner Verehrer hatte er schon ein Quatrain, ein Räthsel, ein Logogryph und drei Charaden übergeben. Wir sind überzeugt, daß diese Werke, wie sie es verdienen, von dem gelehrten Europa gekannt sind, und nennen sie daher hier nicht, um der Bescheidenheit des Herrn Rathes nicht zu nahe zu treten. Man sagt, er gehe damit um, politische Memoiren zum Druck zu befördern, in denen er mit einem ungeheuren Aufwande von Gelehrsamkeit beweiset, daß die Erde nicht von der Sonne erleuchtet wird, und daß die Krebse nicht rückwärts gehen. G. S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Sprüchwörter.

Schiwotä, schto, golubi, gdje chotät tut i sidät. — Die Menschen sind den Tauben gleich, sie lassen sich nieder am Felde, am Teich.

Schiwu kak schiwetsä, ne kak liudi chotät. — Ich lebe wie die Noth gebeut, nicht nach dem Willen andrer Leut'.

Schiwutschi na pogostje, wsjech ne oplatschet. — Wer wie ein Gast lebt in der Welt, zahlt Keinem einen Heller Geld.

Schil ne schil, bäl ne bäl. — Er lebte, lebte auch nicht, er war und war auch nicht.

Schitj mutschitjssä a umeretj ne chotschet. — Das Leben ängstigt ihn und doch sieht man den Tod ihn flieh'n.

Sawistliwoi ssochnet ot sawisti, a dobroi platschet ot radosti. — Der Neidische trocknet aus vor Neid, der Gute weint vor Freud'.

Sa grjechi muki, u sa worowstwo knut. — Der Sünde folgt die Qual, die Knute dem Diebstahl.

Sakrütuju ranu ljetschitj ne udobno, i taïnuju muku jegtschitj ne ssposobno. — Eine zugefallene Wunde heilen iſt eben ſo wenig rathſam, als geheimen Kummer zu lindern. R. T.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus einem Reiſe-Tagebuch. (Fortſetzung.) Nordhauſen, am 28. Juni. *) Dieſe freundliche ehemalige freie Reichsſtadt hat eben ſo heitere Bewohner; es ſcheint in denſelben der Abglanz der nahen goldenen Au ſich zu ſpiegeln. Der alte Reichthum iſt hier zwar nicht mehr ein ſo großer Frohlichmacher, doch ſcheucht noch immer der Wohlſtand alle Sorgen, und ein gutes Weißbier, Broihan genannt, verſüßt das Leben. Viel hübſche Geſichter, blühend, lebendig; nicht ein Zehntel ſo viel Krüppel und Jammergeſichter als in Erfurt. Die Spaziergänge um die Stadt ſind anmuthig, beſonders reizend der Kirſchberg, der ſeinen Namen, wie lucus a non lucendo, vom Mangel der Kirſchen zu haben ſcheint, ſonſt aber auch Geiersberg heißt. Crimderode, ein nahes hannöverſches Dorf, mit einem Wirthshauſe, zur helle alliance genannt, zieht viel preußiſches Geld aus Nordhauſen. Das hieſige Gymnaſium ſoll nicht mehr ſo gut und blühend ſeyn, als vor einigen Jahren.

Gera, am 30. Juni. Eine freundliche Stadt, freundliche Einwohner und eine liebliche heitere Gegend. Die Ausſicht vom Hainberg iſt herrlich und gewahrt eine angenehme Ueberſicht des Städtchens, deſſen Dächer darum ſo neu ausſehen, weil kürzlich eine große Feuersbrunſt viel Häuſer zerſtört hatte. Das deutſche Haus am Markte iſt der beſte Gaſthof. Die Mädchen beſeelt hier eine eigenthümliche Frohlichkeit und ich hatte Gelegenheit, in dieſer Hinſicht auf der Wieſe, die nach dem Hainberg zu liegt, viel Scherz zu treiben. Die weiße Elſter fließt hier gewaltig raſch, 120 Schritt in einer Minute.

Altenburg, am —. Von dem ſehr ausgebreitet liegenden und äußerſt nahrhaften Städtchen Schmölln führt eine herrliche Allee von Kirſchbäumen nach Altenburg. Dies liegt, von Gärten und geſchmackvollen Anlagen umgeben, in einer lieblichen Gegend. Die Einwohner erſchienen mir im Ganzen ſehr heiter und fröhlich, beſonders die Mädchen; die Landleute der Gegend aber fand ich ſo treuherzig, einfach und feſt am Alten hangend, als man ſie mir geſchildert hatte. Ein junger Burſche, mit dem ich mich in ein Geſpräch einließ, klagte mir, daß er, um ſein Brod zu verdienen, habe weit von Hauſe fortziehen müſſen, nämlich — eine Meile. Seine Pumphoſen, ſeine Weſte mit den gekreuzten Tragebändern und ſein Hut, nach Art der Berliner Spritzenleute, ergötzten mich eben ſo ſehr, als mich die Tracht eines ſehr hübſchen Altenburger Mädchens ärgerte, das eben, während unſeres Geſprächs, vorüber ging. Feſtgeſchnürt haben nämlich die echten Altenburgerinnen eine Art von überzogenem dreieckigen Brett vor der Bruſt, das bis über das Kinn empor ſteigt, ſo daß dies in der Regel darin ſteckt. Uebrigens herrſcht im Altenburgiſchen viel Wohlſtand und es iſt kein Mährchen, daß die hieſigen Bauern zum Theil ſilberne Münzen, z. B. Kopfſtücke, d. h. Zwanzig-Kreuzer-Stücke (5 Gr. 8 Pf. werth), ſtatt der Knöpfe tragen. Zu rühmen iſt die Gaſtfreiheit, mit welcher hier der Landmann Fremde bewirthet, ohne Bezahlung an zu nehmen. — Altenburg hat zwar viel Alterthümliches, doch geht dieſer Stadt das Freundliche nicht ab. Das Schloß liegt maleriſch auf einem anſehnlichen Berge und namentlich die Seite, wo Kunz von Kaufungen die Prinzen aus dem Fenſter gerannt hat, iſt ziemlich ſteil. An das Schloß ſtößt ein hübſcher Park, der in der Regel Jedem offen ſteht. Auf der andern Seite der Stadt kommt man zu den ſchönen großen Teichen, auf deren einem eine anſehnliche Inſel iſt, zu der man ſich kann in einer Gondel überſchiffen laſſen. Auf der Inſel iſt ein kleiner Pavillon, und, was beſonders erfreut, durch hohe laubvolle Bäume viel Schatten. — Im herzoglichen Schloſſe hebt man, außer andern Merkwürdigkeiten, das Schwerdt, womit Kunz von Kaufungen gerichtet iſt, die Rüſtung der Prinzen und mehrerer Herzoge, ſo wie viele Gemälde. — Von den Mädchen habe ich nicht viel zu ſeyen bekommen, die aber, welche ich ſah, waren üppig, geſund, friſch und fröhlich, meiſt ſehr verliebter Natur. — Auch hier fand ich viel Liebe für den Herzog von Meiningen, der wahrſcheinlich dieſes ſchöne Land mit ſeinem herrlichen Herzogthum vereinigen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

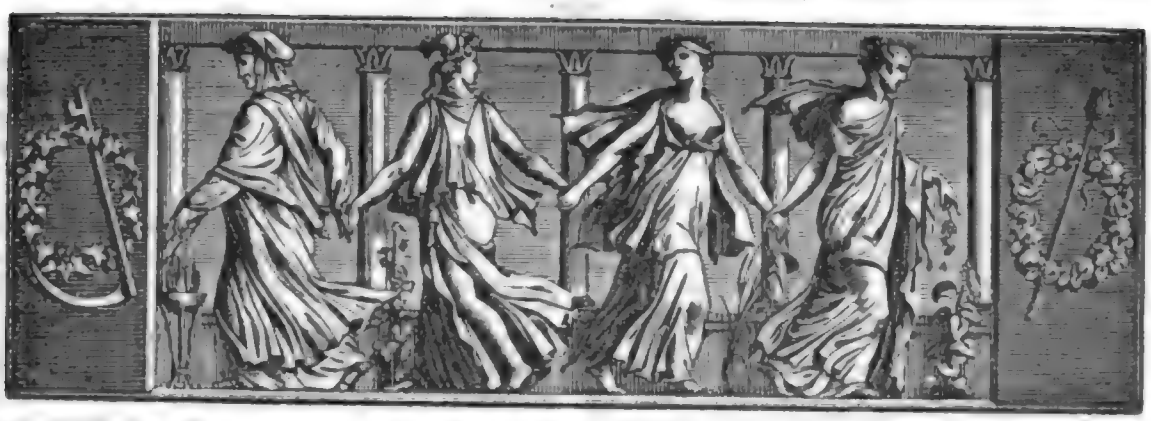
Breslau. Von dem, ſchon in meinem vorigen Schreiben genannten Herrn Bandius, vom Königsberger Theater, kann ich nicht mehr berichten, als daß er noch in folgenden Rollen gaſtirte: als „Major v. Böhm" in „die Soldaten"; als „Ferdinand" in „die Drillinge" und als „Peregrinus" im „Vielwiſſer". Ein anderer Gaſt, Hr. Haaß, vom Theater zu Neuſtrelitz, wurde, obgleich er in mehreren Stücken nicht vortheilhaft agirt hatte, bei uns engagirt. Von Hrn. Rott, vom Stettiner Theater, läßt ſich bis jetzt — er ſcheint noch Anfänger zu ſeyn — nur ſagen, daß er eine ſtattliche Figur hat und guten Willen zeigt. Dagegen verdient Hr. Rott, Regiſſeur des k. k. Theaters an der Wien, Beachtung. Er trat in folgenden Rollen auf: „Karl Moor"; „Flodoardo"; „Baron Wallenfeld" im „Spieler"; „Doctor Fauſt", im Trauerſpiel von Klingemann; „Otto v. Wittelsbach"; „Wilhelm Tell"; „Ritter Adalbert v. Eſtavayer" in „Johanna v. Montfaucon"; „Rudolph v. Bayern" in „Fridolin" und zwei Mal als „Jring". Hr. Rott verdiente den Beifall, welchen er reichlich vom Publikum erhielt, durch ſein gediegenes Spiel, in welchem er von einer ſchönen Figur und einem kräftigen Organ unterſtützt wurde. Hier und dort wurde Talma's Schule ſichtbar, aber auch wo dies nicht der Fall war zeigte ſich der Gaſt als denkender Schauſpieler. — Zur Feier des dritten Auguſt wurde die Oper „Titus" aufgeführt, nachdem Mad. Lange einen Prolog geſprochen hatte. — Die ſeit meinem letzten Schreiben neuaufgeführten Stücke ſind: „Die beiden Hofmeiſter, oder Asinus Asinum fricat", von Angely; dies Vaudeville gerieth durch das gelaufige, in vielen Scenen höchſt erluſtigende Spiel der Hrn. Wohlbrück als „Johann" und Stawinsky als „Zachaus Schlaglicht". Auch Demoiſ. Wagner trug als „Hannchen" das Ihrige dazu bei, das kleine Stück zu heben. Mehr Genialität in der Anlage verrath Lebrün's Schwank: „Humoriſtiſche Studien"; bei mehrmaliger Aufführung wurde dieſem Stück gleicher Beifall zu Theil; die Gegenwart der Muſenſöhne mag dazu beitragen. „Der Hagelſchlag", Luſtſpiel in einem Aufzuge von Adalbert vom Thale, wurde zwei Mal gegeben, ohne daß ich es geſehen. Ein Gleiches gilt von „Staberl's Reiſe-Abenteuer". Das meiſte Aufſehen aber haben Angely's „Sieben Mädchen in Uniform" gemacht; in der That, die zum Theil recht hübſchen Sieben ſind brav einexerzirt und wiſſen ſich recht gut zu nehmen.

Karl Barbarina.

Man ſieht jetzt auf dem Hügel Hamyſtead Heath, einige Meilen von London, eine merkwürdige Pflanze, unter dem Namen Drosera bekannt. Sie nährt ſich hauptſächlich von thieriſchen Subſtanzen. Ihre Blätter haben Haare, und jedes hat an ſeiner Spitze ein Tröpfchen klebrigen Saftes, womit es Inſekten fängt und — verzehrt. Nimmt man der Pflanze die Inſekten, oder verhindert, daß ſie herankommen, ſo beſteht ſie zwar fort, blühet aber nicht. (Corsaire.)

*) Hier ſind die Blätter ſehr in Unordnung. Es ſcheint dies am 8. Juni geſchrieben und urſprünglich voran geheftet geweſen zu ſeyn; doch ſey dem, wie ihm wolle, die Zeit macht hier nicht viel. O. v. D.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 27. Auguſt. 137ſtes Blatt.

Das Suchen meiner Geliebten.

(Schluß.)

„Entweder dieſe oder kein Mädchen der Welt!“ rief ich voll Entzücken halb laut. — „Ey, ey!“ fiel jetzt mein Begleiter ein, der eben den letzten Biſſen des Frühſtücks mit einem Schlückchen von meinem Reiſe-Sekt hinunter geſpühlt hatte, und blickte halb mich, halb die Gärtnerin mit freundlicher Miene an. — Beſeligt durch die Liebe für die reizende Louiſe ergriff ich enthuſiaſtiſch ſeine Hand und begann mit feierlichem Tone: „Freund!“ — „Gehorſamer Diener!“ fiel er mit einer tiefen Verbeugung ein, und ich war durch dieſe ſonderbare Unterbrechung von der Höhe meiner Empfindung plötzlich zu dem proſaiſchen Menſchen herab gezogen, vergaß, was ich ſagen wollte, und mußte über die Mienen lachen, mit welchen er zu verſichern gedachte, wie hoch er meine Freundſchaft zu ehren wiſſe. — „Gehört dem Fräulein dieſe ſchöne Beſitzung?“ — „Das könnte wohl nicht ſeyn!“ hieß es nun nach dem Frühſtück, und ich betrachtete mit wehmüthigem Blick das ſtattliche Schlößchen, den ſchönen Garten und rings die Ländereі. — „Nun, ſo iſt ſie doch wahrſcheinlich einſt die alleinige Erbin?“ — „Das könnte wohl nicht ſeyn!“ — Meine Erſehnte hatte ſich uns mehr genähert, und ich fand, daß ſie eigentlich, obgleich noch immer unendlich reizend, bei näherer Betrachtung doch nicht gewinne. — „Sie hat aber doch nur wenige Geſchwiſter?“ — fragte ich weiter, und glaubte, daß es nun doch endlich einmal wieder ſeyn könnte, allein vergebens — es konnte ſchon wieder nicht ſeyn.

Ich ärgerte mich über meinen Begleiter, und daher kam es auch, daß ich die ſchöne Louiſe mit kalten Augen betrachtete und nicht mehr dieſe Flamme bei dem Anblick ihrer Reize mich durchdrang. — „Die glänzende Equipage war doch wohl ihr Eigenthum?“ fragte ich; aber es konnte nun nichts mehr ſeyn. — Ich blickte wieder zu meiner Louiſe hinüber und nun bemerkte ich erſt, daß ſie doch etwas klein ſey. Ich konnte mich ſelber nicht begreifen, da ſonſt mein Geſchmack immer eine hohe junoniſche Geſtalt verlangte. — „Iſt ihr Vater ein reicher Mann?“ fuhr ich fragend fort und ſetzte gleich ſelbſt das: es könnte wohl nicht ſeyn! hinzu, und richtig, er bekräftigte die Wahrheit meiner Vermuthung. — Die gute Louiſe erhielt nach dieſer Antwort keinen freundlichen Blick, ich weiß nicht, ob es aus Unwillen gegen meinen Begleiter war, oder über ihr Waſſertragen, welches ich im Ganzen doch nicht recht paſſend für ſie fand.

Da der abſcheuliche Menſch bei den Verneinungen blieb, ſo wollte ich doch einmal ſehen, ob ich dieſe nicht nach meinen Wünſchen ſtellen könnte und ſagte: „So iſt es wohl ein Irrthum, daß Fräulein Louiſe hunderttauſend Thaler hat?“ — Aber nun mein Schreck! denn plötzlich war das alte: „Das könnte wohl ſeyn!“ wieder da, und aus ſeinem feinen Lächeln, welches dieſe Antwort begleitete, vernahm ich, daß mein Irrthum groß ſey. — Das Fräulein blickte gerade zu uns her, und nun erkannte ich deutlich, ihr Auge ſey zwar ſo

weit recht hübsch, aber doch nicht lebhaft genug, die Farbe der Wangen auch durchaus nicht im Geschmack der Residenz; sie hatten ein viel zu gesundes ländliches Colorit. — „Am Ende irrt man sich wohl gar, wenn man hunderttausend Groschen bei ihr sucht?" — „Das könnte wohl seyn!" — „Hol' dich Dieser und Jener!" rief ich — natürlich nur meinen Begleiter meinend. — Louise war in's Gebüsch verschwunden. Aergerlich peitschte ich meine unschuldigen Schimmel, ohne eigentlich davon fahren zu wollen; diese aber sprangen an und liefen, eh' ich es verhindern konnte, aus dem Wege.

„Wir werfen um!" rief mein Reisegefährte. — „Das könnte wohl seyn!" erwiederte ich. Kaum war es ausgesprochen, so lag der Wagen, mit einem heftigen Sturze, auf der Seite, und ich fiel über meinen halbtodten Reisebegleiter hinweg in ein tiefes Regenwasser. — Wir schifften Beide soweit glücklich an's Land, ich hatte indeß meine goldene Uhr fallen lassen, meines Begleiters rechter Stiefel war im Morast stecken geblieben, und die Perücke schwamm wie ein Enten-Nest auf dem Wasser. Ich verwünschte laut mein Mißgeschick, mein Begleiter schwieg, stand mit nacktem Haupte wie ein beregneter Haushahn auf dem linken Beine, indem das rechte hoch in die Höhe gezogen war, und schaute wehmüthig zu, wie der Wind sein gelbes Kleinod auf dem Wasser hin und her tanzen ließ.

Ich ließ mir nicht Zeit, ihm zu helfen, sondern eilte nach dem Hofe, um meinen Johann zum Aufrichten des Wagens zurück zu holen. Ein großer Stier, der eben aus dem Thorwege kam, vertrat mir den Weg und schien mich zum Zweikampf auffordern zu wollen. Der ungleichen Waffen halber und da ich überhaupt nie ein Freund von Händeln war, verzichtete ich hier auf den Siegesruhm und suchte eilig das Schlachtfeld zu vermeiden. Hinter dem Defilee einer Seitenpforte, welche mein Feldherrn-Auge in dieser Verlegenheit entdeckte, wollte ich mich zurück ziehen; doch kaum hatte ich sie geöffnet, als ein großer gelber Kettenhund mir entgegen fuhr und mir sogleich den einen Schoß meines Visiten-Rockes fortriß; eine Menge kleinerer Kläffer folgten ihm und der alliirte Feind umzingelte mich. — Ich kam mir vor wie ein Napoleon in der Schlacht von Leipzig, wehrte mich eben so tapfer, versuchte auch einmal, wie Jener, auf einem Punkte durch zu brechen; allein vergebens, nur mein herzu eilender Johann, welcher die Nachricht brachte, daß man von Landstreichern keine Visiten annähme, befreite mich aus dieser Gefahr.

Wir eilten zu meinem Wagen, wo wir schon mehrere Landleute erblickten. Gerührt durch ihre Theilnahme griff ich nach einem Trinkgelde in die Tasche; allein ich hatte mich geirrt, sie waren nicht, um zu helfen, gekommen, sondern um mich zu pfänden, weil ich mit der ganzen Equipage auf ein Saatfeld gerathen war. Die vielen groben Reden, welche ich anfangs mit anhören mußte, verfeinerten sich nach und nach, je mehr Thalerstücke ich blicken ließ. Mein Johann war so glücklich, meine Uhr heraus zu fischen, und ein Bauer holte die vor Anker liegende Perücke, klopfte sie erst ein wenig mit einem Knüppel aus und stülpte sie alsdann mit einem gehorsamen Diener auf das Haupt meines Begleiters.

Während dieser Unglücksfälle hatte ich nicht im entferntesten an Fräulein Louise gedacht, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie es kam, daß mir jetzt so ganz anders wie vor einer Viertelstunde zu Muthe war. Durch den heftigen Schlag, den ich bei dem Umwerfen in die linke Seite bekommen, mußte auch die Liebe im Herzen einen Stoß erlitten haben, und durch das unmittelbar darauf erfolgte kalte Bad die heiße Flamme gelöscht seyn. — Diese Vermuthung mag zwar sonderbar scheinen; allein das menschliche Herz soll ja ein wunderliches Gebilde seyn und mir ist schon oft gesagt worden, das meinige gehöre nicht zu den beständigsten.

Als nun gar mit der Stimme jener Louise ein Hohngelächter aus dem Garten erscholl, da schien mein Blut, welches ohnlängst noch so heiß für sie glühte, selbst bis zum Gefrierpunkte zu erkalten. An etwas muß der Mensch doch hangen! Die reichen Schönen der Residenz umfingen mich jetzt plötzlich mit der innigsten Sehnsucht, warfen die goldenen Anker froher Hoffnung mir in die Brust und zogen mich mit Riesen-Armen zu sich hinüber. — „Fahren Sie mit?" fragte ich meinen Reisegefährten, welcher noch immer an seinen alten Kleidern zierlich säuberte. — „Das könnte wohl nicht seyn!" entgegnete er, und fragte, indem er den Hut zog und einen Seitenblick auf den Reisekober warf: ob ich wieder kommen würde? — „Das könnte wohl nicht seyn!" entgegnete ich und sprang in den aufgerichteten Wagen. „Fahr' zu!" rief ich. Johann ließ die Peitsche knallen, die Schimmel sprangen an. Ich floh die verhängnißvolle Gegend und eilte nun auf dem kürzesten Wege zur schönen Königsstadt zurück.

Falk vom Trautenstein.

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

M. J. A. Jacquelin, Ritter des königlichen Ordens von der Ehrenlegion. Obgleich er der Sohn eines Thürstehers ist (was wir ihm übrigens durchaus nicht zur Schande anrechnen wollen), läßt er sich dennoch stets Chevalier nennen, wahrscheinlich, um seine ehrende Beschäftigung noch mehr zu erheben. Wohlverstanden meinen wir die Schriftstellerei; wenigstens ist es uns unbekannt, daß er außer ihr noch etwas

Anderes triebe. Wir beſitzen von ihm eine Unzahl von Theater-Stücken, deren Menge uns für den Mangel inneren Werthes entſchädigen muß. Die befinden ſich übrigens im Irrthum, welche behaupten, Herr von Jacquelin habe ſtets nur niedern, oder gar gemeinen Stoff be- und verarbeitet. — Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner dramatiſchen Werke kann man bei Seraphin, Direktor der „ombres chinoises", finden. Seine Couplets ſind nicht minder berühmt, als die Peter Coleaus und des blinden Düverny. Sein ausgezeichnetſtes und berühmteſtes Werk iſt der unſterbliche Heldengeſang des großen Tralala. Dieſes Gedicht, welches aus ſechszig Strophen beſteht, ward zu Ehren unſerer Siege in Spanien verfertigt, und an dem Tage eines großen Gaſtmahls zuerſt vorgeleſen.

Le Chevalier Guernon de Ranville, General-Anwald des Gerichtshofes zu Colmar. Ein Gedicht dieſes Mannes reicht hin, ſeinen Ruhm zu begründen. Es enthält eine heldenmüthige Aufforderung, ſich unter die Fahnen des Herzogs von Aumont zu ſtellen, und verdiente, allgemein bekannt, ſogar der Nachwelt überliefert zu werden. Bis jetzt wird es leider außer den Grenzen der Normandie wohl noch nicht gehört worden ſeyn.

Grimond de la Reyniére. Der Vater dieſes fleißigen Verſorgers von Komus Tempel ſtammte aus einer plebeiiſchen Famille Lyon's, wo einer ſeiner Brüder Schuſter, und ſeine Schweſter Gemüſehändlerin war. Der Vater Grimond kam jung nach Paris, gab ſich mit allem Eifer den Geſchäften hin, ward durch ſie bald reich, dann angeſehen, und endlich General-Pächter. Er heirathete ein Mädchen aus einer angeſehenen Familie, ganz ohne Mitgabe, von der ſowohl er als ſein Sohn, zum Dank für die Wohlthaten, mit denen er ſie überhäufte, mit Verachtung behandelt ward. Der Sohn, welcher, wie allbekannt, einen ſcharfen Verſtand beſitzt, benutzte dagegen jede Gelegenheit, ſich an ſeiner Mutter zu reiben. War z. B. ihre Fußbekleidung gut, ſo lobte er ſie, und ſetzte verſichernd hinzu, ſelbſt ihr Schwager, der Schuſter, habe niemals beſſere Arbeit verfertigt. Er iſt Verfaſſer des bekannten „Almanach des Gourmands".

Louis Stanislas Xavier. Er iſt der Schriftſteller des Tages, welcher die größte Achtung und die meiſte Rückſicht verdient.

Amadée de Paſtoret. Wenig bekannt wird es wohl ſeyn, daß der Herr Graf von Paſtoret Verfaſſer eines Gedichts über die Troubadours iſt. Während langer Zeit begnügte dieſer Edle ſich mit ſtillem Beifall, und war zufrieden, die Bewunderung zweier kleinen Couſinen zu erringen, denen er den Glauben einflößte, daß er ungeheuren Verſtand habe, und zwar dadurch, daß er, ohne das Zimmer zu verlaſſen, eine Reiſe nach der Normandie, in Verſen und in Proſa, ſchrieb. Aber auch nach anderem und lauterem Ruhm ſtrebt der Herr Graf, denn, wie man ſagt, arbeitet er ſeit einiger Zeit an einem Werke, welches den Leſer durch alle Stufen der Romantik bis zum Grauſen und Entſetzen führen ſoll.

Abel Hugo. Er gehört zu den romantiſchen Schriftſtellern, hat ſich aber auch zum Beſchreiber des letzten Krieges in Spanien aufgeworfen. Einige Lieutenants, ja ſogar einige Hauptleute, welche das ſeltene Glück hatten, aus dieſem mörderiſchen Kampfe heim zu kehren, diktirten ihm ſeine Annalen in die Feder, und ganz natürlich geht aus dem Geſagten hervor, daß dies Werk von einer Ausführlichkeit, einer Genauigkeit in den Einzelnheiten ſeyn wird, von denen man bisher noch kein Beiſpiel ſah oder hörte.

De Forbin. Seine Werke ſind: „Charles Barimore". Zwei bis drei hundert unglückliche und herzerſchütternde Begebenheiten auf und neben einander gethürmt. „Les voyages dans le Levant." Wird von den Kennern eben ſo ſehr geachtet, als die Reiſen des Herrn von Montuké. Eine Anſicht von Taormina, die Herr von Forbin „voyage en Siècle" nennt, und mit einem, 400 Seiten langen Text umhüllt hat. — Als Maler zeigt Forbin uns ſtets einen flammenerfüllten Himmel, deſſen man nur hinter einer langen Reihe von Gräuel- und Mord-Scenen anſichtig wird. Seine „Ines de Caſtro" iſt das Beſte, was er geleiſtet hat, und dieſe Leiſtung gehört, man muß es geſtehen, zu dem Ausgezeichneten.

Esnauz. Er hat noch nichts geſchrieben, als einige kleine Flugſchriften, und Artikel für mehrere Blätter der Oppoſition. Es iſt einer von den Thoren, welche ſtets von einer vollkommenen Regierung, einer Herrſchaft der Gerechtigkeit und der Geſetze träumen. Wie man ſagt, will er ein hiſtoriſches Bruchſtück von großer Wichtigkeit herausgeben.

Jay. Er iſt Verfaſſer von einigen beachtungswerthen Dialogen und einer Geſchichte Richelieu's. Er arbeitet für alle liberalen Zeitſchriften, an einer Biographie, und zwei oder drei Unternehmungen, welche national genannt werden; auch hat er einige Blätter des „traurigen Eremiten" mit ſeiner Feder geſchwärzt. Was ſeine Geſchichte Richelieu's betrifft, ſo will man behaupten, er habe daran weiter kein Verdienſt, als daß er einem alten Werke ein neues Kleid gegeben. Er hat die Eintheilung, den Gang, und einige vortreffliche Betrachtungen jenes frühern Werkes beibehalten, und ihm gehört eigentlich von der neuen Geſchichte nichts, als der Styl, auf den in unſern Tagen wohl nicht eben allzu viel Werth zu legen iſt.

(Wird fortgeſetzt.) C. S.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus einem Reise-Tagebuch. (Fortsetzung.) Leipzig, am —. So bin ich denn endlich einmal wieder in dieser alten geliebten Musen-Stadt, in ihrem fröhlichen heitern Leben, bei ihren kräftigen und lebendigen Mädchen, in dem Verein ihrer edlen und thätigen Gelehrten. Ich hospitirte bei dem wackern Krug, den ich aus vielen seiner neuern Flugschriften unendlich lieb gewonnen habe, fand seinen Vortrag vortrefflich, ging zu einigen Buchhändlern und eilte dann, mich an den herrlichen Anlagen zu ergötzen, die mir jedes Mal das Herz mit Wonne erfüllen. Herrliche Partieen! Frisches Laub, bald das der gesenkten Birke, bald das bewegliche der Silberpappel, bald wieder das kräftige der Eiche; überall Leben und Abwechslung! Hier der Schneckenberg, mit der Aussicht auf den Teich, wo Schwäne sich vergnügen und wo in der Mitte für diese ein Häuschen mit blauem Dach sich erhebt; dort Gärten mit mannigfachem Blumen-Besatz, dicht an der Stadtmauer, hier Wasserfälle und Ruhebänke, kurz überall ein erfreulicher Anblick; nur Schade, daß in den herrlichen Gängen, die durch die Tiefe führen, in der Regel wenig Menschen gehen. Fast möchte man denken, es gelte auch von den Leipzigern, was ein bosthafter Wigbold von den Berlinern sagte, nämlich, daß diese nur dann und nur da spazieren gingen, wenn und wo Staub und Sonne sich vereinigten. — Von den Anlagen begab ich mich in das schöne kühle und schattige Rosenthal, einer Art von Park mit herrlichen Baumgängen, in deren Nähe man Erfrischungs-Buden und unter diesen eine von Josty aus Berlin findet. Auch hier sah ich wenig Menschen; daher eilt' ich Nachmittags nach Rudolph's Garten, wo sich eine Menge von den Einwohnern meines lieben Leipzigs versammelt hatten. Leider machte ich jedoch hier die Bemerkung, daß wenige unter den anwesenden, allem Anschein nach vornehmen Damen ausgezeichnet hübsch waren; desto mehr ergötzten mich, als ich bald hierauf durch die Stadt nach Bose's Garten ging, die herrlichen Gestalten und die frischen fröhlichen Gesichter, die ich fast durchweg unter den Mädchen der geringern Volksklasse wahrnahm. Bose's Garten gehört jetzt dem Buchhändler Reimer zu Berlin und ist leider nicht mehr öffentlich, was ich besonders deshalb beklage, weil das in demselben befindliche viereckte Viereck von ansehnlicher Größe herrlich zum Sammelplatz der schönen Welt paßte.

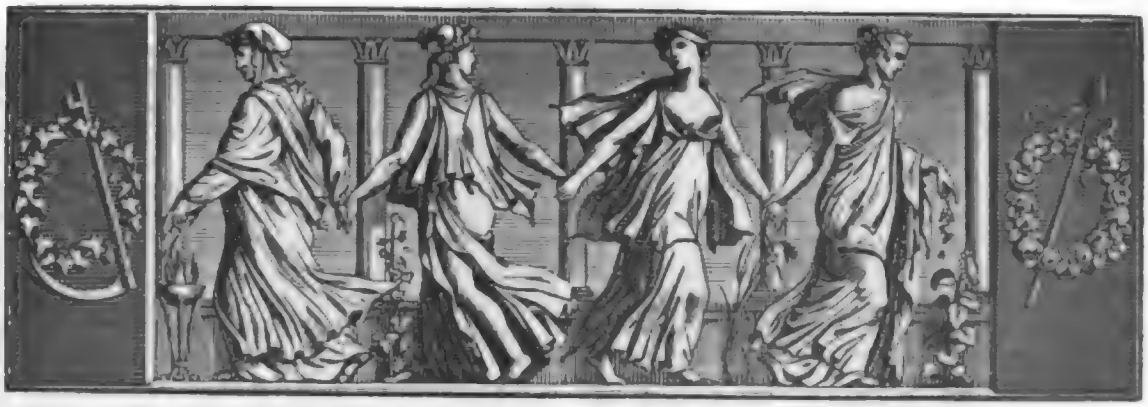
Abends besucht' ich das Schauspiel, wo man drei kleine Stücke gab. Das erste, „der Großpapa", wurde mit meisterhafter Lebendigkeit und Prompthrit gespielt, hat sehr hubsche Situationen und gefiel außerordentlich. Hr. Walter, als „Großpapa", agirte brav und erntete Beifall; Hr. Kapus als Enkel „Adolph" war zuweilen etwas zu stürmisch und dann wieder zu schlaff, im Ganzen aber doch gut; Demoif. Jahn als „Emilie", durch eine angenehme Persönlichkeit unterstützt, verrath viel Talent und es scheint mir, als würde sie für das Königstädter Theater zu Berlin ein guter Gewinn sein. Hr. Bohrer spielte recht brav und Demoif. Hanff, die von einem sehr angenehmen Aeußern begünstigt ist, besonders auch ein sehr hubsches Figürchen hat, zeigte, daß sie ihre Rolle völlig gefaßt und verarbeitet hatte; Mad. Schmelka aber entzückte durch ihre vollendete Komik im höchsten Grade und verscheuchte so das Widrige, das sonst so oft alte Weiber-Rollen haben, ohne der Natürlichkeit und Wahrheit Abbruch zu thun. — Das zweite Stück, „Raphael", scheint mir in sehr guten Versen geschrieben, obwohl man dies beim Aufführen und flüchtigen Hören nicht gleich mit Sicherheit beurtheilen kann. Es enthält aber herrliche, sehr wahre Stellen, oft lichte Punkte der Begeisterung und manchen höhern Schwung. Nur ware an diesem, wie an jenem Stück, zu tadeln, daß an vielen Stellen all zu lange die Spielenden große Tiraden bei Seite sagen und dann wieder sich an's Publikum wenden. Dies letztere scheint zwar jetzt wieder der Mode zu werden und hat große Autoritäten für sich, allein mir scheint dies dem Schauspiel durchaus unangemessen. Dies soll nicht Erzählung an's Publikum, sondern Darstellung von Erlebnissen der handelnden Personen seyn: es ist also ein Heraustreten aus der Consequenz, ein Stören der Tauschung, wenn in dem Augenblick, wo wir uns in der Handelnden Stelle denken, wo wir ihre gegenseitigen Mittheilungen hören, ihre Lage erkennen wollen, wenn wir da durch Worte, welche sie an uns richten, die wir doch übrigens nicht in das Gewebe des Ganzen verflochten sind, überrascht und daran erinnert werden, daß wir uns im Theater befinden. — Im „Raphael" spielte übrigens Hr. Fincke als „Fürst Chigi" nicht sonderlich und hatte sich vorzüglich sein Gesicht höchst traurig ausstaffirt; der Gast aber, Hr. Streit, der den „Raphael" gab, agirte furchtbar steif, besonders mit den Armen. Sein Organ ist jedoch nicht übel, nur scheint er zu sehr mit der Zunge an zu stoßen. Wie man mir sagte, ist er der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes in Breslau und hat seinen ersten Auftritt zu Coburg gewagt. Demnach ist er noch ein Anfanger und nachsichtig zu beurtheilen. Mad. Genast als „Cäcilie" gefiel mir, obwohl ich zuweilen sie etwas zu phlegmatisch fand. Ihre Persönlichkeit ist nicht übel, ihr Organ sogar sehr angenehm. — Zuletzt wurden „Staberl's Reise-Abentheuer" gegeben. Diese Posse in zwei Aufzügen, welche sich bekannt genug gemacht und auch in Berlin Beifall gefunden, gefiel den Leipzigern gleichfalls und verdient es gewiß durch ihren gesunden, natürlichen Humor und Witz. Hr. Walter, welcher den „Staberle" machte, spielte auch hier gut, doch gefiel er mir lange nicht so, als Schmelka, den ich früher zu Breslau gesehen. Dieser hat vor ihm besonders auch das voraus, daß er im Grimassiren fast unübertrefflich ist; eine imponirende vis comica, die dem Hrn. Walter durchaus ganz ab zu gehen scheint. Hr. Kapus, als „Lord Harison", gefiel mir in diesem Stück noch minder, als im ersten; Demoif. Adler, als „Quinterle", spielte recht nett und Hr. Fischer, als „Gastwirth", repräsentirte solchen in seiner Stattlichkeit ohne Tadel. Mad. Hofer, eine untersetzte Frau von üppiger Figur und lieblich frischem Gesicht gab die „Gastwirthin" trefflich; Mad. Schmelka dagegen sagte mir hier als „Frau v. Pfeil" bei weitem nicht so zu, als im ersten Stück; Demoif. Jahn als „Nanette" desto mehr, auch Demoif. Hanff, die das adlige Gänschen recht natürlich spielte. Minder gefiel mir Mad. Genast als „Gouvernante". — Das Schauspielhaus selbst ist freundlich, aber nicht groß, ungefähr dem Erfurter gleich, doch ist das Innere des letztern geschmackvoller. Zu rühmen ist die Promptheit der Veranderungen in den Dekorationen; das aber möchte ich, als für Fremde unangenehm, tadeln, daß die Preise der Plätze auf dem Schauspiel-Zettel nicht bemerkt sind. Rühmlich ist es übrigens, daß auch im Parterre für eine hinreichende Zahl von Sitzen gesorgt ist, was man in manchen großen Städten höchst unbillig versaumt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Vorzimmer eines schwedischen Ministers befand sich ein Soldat, der ein Gesuch an zu bringen hatte. Ein dort eintretender Herr knupfte ein Gespräch mit ihm an, und der Soldat schwatzte ganz traulich über allerlei Dinge mit ihm. Auf einmal trat der Minister ein, und siehe da, der Herr, welcher sich mit dem Soldaten unterhielt, war König Carl XII. gewesen. Der überraschte Soldat beugte sein Knie vor dem Monarchen, — dieser sagte: „Daß gut seyn, nichts Menschlicheres auf dieser Welt, als ein König!" (Corsaire.)

Ein Eigenthümer in St. Quentin hatte im Jahr 1715 drei Flaschen Wein vergraben, eine Champagner-, eine Bordeauxwein- und eine Burgunder-Flasche. Seinem Testamente zufolge sollte man sie im Jahr 1825 erst wieder ausgraben. Dies geschah, und man fand den Champagner am besten erhalten. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 29. Auguſt. 138ſtes Blatt.

Am Morgen des achtundzwanzigſten Auguſt.

Dem edlen Meiſter deutſcher Kunſt
zum ſechsundſiebzigſten Geburtstage.

Der mächt'ge Löwe, ſtark und unbegrenzt,
Er weilt auf ſeinen Höh'n noch unbezwungen,
Von heil'gem Lorbeer dicht das Haupt umkränzt,
Den er in tauſend Kämpfen ſich errungen.
Wie Mild' und Anmuth ſeine Stirn umglänzt!
Wie ſtrahlt ſein Blick von Jugendgluth durchdrungen,
Der Ueberwinderin von tauſend Klippen!
Und hohe Weisheit thront auf ſeinen Lippen.

Ein Blüthenmeer wogt unter ſeinem Fuß,
Sein Auge ruht auf aller Schöpfung Fülle,
Als ſey ſein Blick der große Weihekuß,
Vor dem Natur ihr Innerſtes enthülle.
Und ſäuſelnd bald wie leiſer Geiſtergruß
Tönt's durch der Zweige Regen ſanft und ſtille,
Bis ſchwellend laut auf der Begeiſt'rung Schwingen
Es rauſcht, an des Geliebten Herz zu dringen:

„Nennt mir Einen, den das Leben
Inn'rer Kräfte treibt und hebt,
Und ich will ihn freudig grüßen
Ihn, vom Schöpferdrang belebt.

Nennt mir Einen, der erwarmet
An dem Leben der Natur,
Und ich will an's Herz ihn ſchließen,
Denn er trägt der Gottheit Spur.

Wer den innern Drang der Seele
Mit der Welten Geiſt vermählt,
Den haſt du dir, Geiſt der Schöpfung,
Selbſt zum Sprecher auserwählt.

Haſt mit deiner reichen Fülle
Seine Seele reich geſchmückt,
Und das Siegel höh'rer Weihe
Auf die Lippen ihm gedrückt;

Haſt des Lebens enge Räume
Ihm mit Ewigkeit erfüllt,
Und die freie Bruſt geöffnet,
Daß ſie eine Welt enthüllt;

Daß ſie einer Welt der Wahrheit
Und der Schönheit Spiegel ſey,
Und in ätherreiner Klarheit
Widerſtrahle echt und treu.

Ja, du ſelber gingſt belebend
Ein in ſeine weite Bruſt,
Und nun giebt er kühn dich wieder
Mit der vollen Schöpferluſt;

Dich und deine ew'ge Liebe,
Deiner Urkraft ſchaffend Wort:
Und ſo reißt er kühnen Fluges
Welt und Nachwelt mit ſich fort."

Und lange noch hallt in den Blüthenzweigen
Der heiligen Verkündung Stimme nach;
Das waren Töne, die nur Geiſtern eigen,
Das war die Gottheit ſelber, die es ſprach. —
Da glüht, durch Morgenpurpurroth zu ſteigen,
Der Sonne Haupt, umkränzt vom jungen Tag:
Und Wonne glüht ſie, denn auf gold'nem Wagen
Bringt ihrem Prieſter ſie ein neues Jahr getragen.

Heinrich Stieglitz.

Die Stadt Peking.

Der Eintritt in dieſe ungeheure Hauptſtadt gewährt einen heitern Anblick. Der größte Theil der Häuſer

hat nur ein Stock, und keines mehr als zwei. Die Straßen sind gerade gezogen, mehrere eine Stunde lang und keine einzige unter 100 Fuß breit. Die Stadtmauer ist 50 Ellen hoch und 20 Fuß breit; den Thoren zunächst sind sie von Mauersteinen aufgeführt, anderwärts von Backsteinen. Die Thore sind nicht verziert; allein ihre Höhe giebt ihnen ein imposantes Ansehen. Die Mauern werden durch viereckige Thürme gedeckt, die 60 Schritt von einander entfernt sind und 50 Schritt vorstehen. Die Mauer selbst hat breite Böschungen, die als Bastionen dienen. — Der größte Theil der Häuser ist schön gemalt; oben darauf sieht man große Terrassen mit Bäumen und Blumen. An den Thüren hängen Laternen von Horn, Mousselin und Seide; ihre Formen sind so verschieden, daß man glauben könnte, die Chinesen hätten allen Erfindungsgeist auf diesen einzigen Artikel verwendet. — Unter allen Gebäuden von Peking ist der Kaiser-Pallast das ansehnlichste; er ist in einem edlen und schönen Styl gebaut und besteht aus einer Menge Gebäuden, Höfen und Gärten. In seinem Bereich liegt gleichsam eine kleine Stadt, in welcher die Hof-Diener und eine Menge Handwerker, die für den Kaiser und den Hof arbeiten, wohnen. Dieser Pallast hat eine Stunde im Umkreise; die Façaden sind schön gemalt, vergoldet und lackirt. Die Geräthe und Verzierungen bieten dem Blick Alles dar, was China, Indien und Europa Ausgesuchtes und Schönes hat. Das Schönste aber, was man in Peking sehen kann, sind die großen Gärten, die Alles übertreffen, was wir in Europa in dieser Art haben. Weit entfernt, nur Kleinliches zu zeigen, ist in ihnen Alles großartig. Sie umschließen Berge, Thäler, Seen; in den letzteren findet man Inseln mit überraschend zauberhaften Anlagen und Gebäuden. Die vornehmsten Garten-Wohnungen des Kaisers sind in Berge von verschiedener Höhe eingegraben, und das Ganze macht uns den Eindruck, als ob hier durch Zauber die verschiedensten Gegenden und Aussichten einander nahe gerückt worden wären. Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche, Inseln und Wasserfälle sind mit einer Harmonie und einer Proportion in Verbindung gebracht, daß das getäuschte Auge nicht die Natur, sondern ein kunstvolles Bild zu sehen glaubt. — Die Tempel Peking's gleichen keinesweges den Palästen; nur einer des Fo zeichnet sich aus; er bildet ein Viereck, jede Seite zu 200 Fuß. Er ist von allen andern Tempeln verschieden, gleicht mehr einem europäischen Gebäude und unterscheidet sich von den chinesischen Gebäuden durch seine Höhe, da er eilf Reihen Fenster über einander hat. Im Innern des Tempels ist die sogenannte goldene Kapelle, in welcher die Wände und die Geräthe von reinem Golde sind. Eben so reich sind drei Altäre geschmückt, auf denen die colossalen Bildsäulen des Fo, seiner Gemahlin und seines Sohnes stehen. Hinter den Altären befindet sich eine finstere Kapelle, die von einer einzigen düstern Lampe erhellt wird; nur die Priester haben hier den Zutritt.

Der vornehmste Theil von Peking heißt die Tartaren-Stadt, weil sie im dreizehnten Jahrhundert unter der tartarischen Dynastie erbaut wurde. Sie bildet ein Paralelogramm, dessen vier Mauern an den Hauptpunkten abgebrochen sind. Gerade in dem Mittelpunkte dieser Stadt liegt der kaiserliche Pallast. Ein anderer Theil von Peking, der an die Mauer der Tartaren-Stadt anstößt, heißt die Chinesen-Stadt; hier nimmt der größte Theil der Einwohner der Provinzen, welche die Geschäfte nach der Stadt nöthigt, Wohnung. Ihre Mauern umschließen den weiten Raum von neun Geviert-Meilen; indeß ist nur ein Theil hiervon mit wenig eleganten, unregelmäßig mit Volk vollgepfropften Häusern besetzt; der übrige Theil wird zum Feldbau verwendet. Hier findet man die Wohnungen der hochverehrten Ackerbauer. Der Kaiser begiebt sich jeden Frühling hierher, und ackert auf einem kleinen Felde mit dem Pfluge auf und nieder, um diesem Geschäft Ehre zu erweisen. Während der Kaiser mit dieser Arbeit beschäftigt ist, was ohngefähr eine Stunde dauert, begleitet ihn ein Haufe Ackersleute und singt Lieder zu Ehren des Ackerbaues. Nach dem Kaiser folgen die ersten Hof-Chargen und Großwürden des Reichs, treten an den Pflug und ziehen viele Furchen. Alle sind, so wie der Kaiser, in eine dem Geschäft angemessene Tracht gekleidet. Die Erndte dieses Feldes wird mit großer Sorgfalt eingesammelt, und es pflegt dann mit Feierlichkeit angekündigt zu werden, daß dieses Feld bessere und vielfältigere Frucht getragen, als jedes andere. Die Beschreibung dieses Festes wird durch das ganze Reich bis zu den entferntesten Ackersleuten der Grenze bekannt gemacht. — In der Chinesen-Stadt allein wird der Tien-Tan oder die Erhöhung des Himmels vorgestellt, und zwar in dem, diesen Namen führenden Haupttempel, bei dessen Bau alle nur mögliche Pracht verschwendet worden ist. Der Kaiser darf in seinem Pallast kein so prachtvolles Gebäude haben. Die Kuppel des Tempels ist gewölbt, um den Himmel, so wie er uns erscheint, vor zu stellen. Sobald im Sommer-Solstitium die Sonnenhitze den höchsten Grad erreicht hat, begiebt sich der Kaiser mit großem Pomp in den Tien-Tan, um dem Gestirn, welches die Welt erleuchtet, für gnädige Einflüsse zu huldigen. Im Winter-Solstitium finden ähnliche Ceremonien in dem Tempel Ti-Tan statt, dessen Form ein Viereck bildet, weil die Chinesen vordem glaubten, daß die Erde ein vollständiges Viereck sey. Weder in dem einen noch in dem andern Tempel wird eine

Perſonification gefunden; die feierliche Anbetung des Himmels und der Erde wird von dem Kaiſer allein verrichtet und geſchieht nur zu ſeinen Gunſten, während eine Menge anderer Feierlichkeiten nur zu Gunſten der Politik und Religion erfunden worden zu ſeyn ſcheinen; einige davon ſind die einzigen Schauſpiele, welche in dieſer Stadt gegeben werden.

Peking iſt der Sitz der Regierung des Reichs; es hat keinen Hafen, kein Emporium, keine Manufakturen; keinen Ort zum Vergnügen oder zur Zerſtreuung. Die Verwandten des Kaiſers ausgenommen ſieht man in China Niemand, der nicht mit etwas Anderem beſchäftigt wäre, als ſich zu vergnügen und eine Zeit zu verlieren, welche nothwendig da iſt zur Beſorgung der öffentlichen Geſchäfte oder zur Arbeit für den Lebensunterhalt.

In Peking findet ein geringerer Unterſchied des Vermögens als des Standes ſtatt. Die älteſten Annalen verſichern, daß ſeit den früheſten Zeiten die Einwohner ſich der Erde in gleicher Gemeinſchaft wie der anderen Elemente bedient hätten. Erſt nach einer Revolution, von der alle Chroniken vor der chriſtlichen Zeitrechnung mit Bedauern ſprechen, ſoll der Uſurpator die Ländereien an ſeine Siegesgefährten vertheilt haben. Durch Theilung bei Sterbefällen unter die nachgelaſſenen Söhne wurden die Landgüter immer geringer; die Töchter erhielten keine Ausſteuer. — Die Sitte des Landes zwingt, wie es die Natur befiehlt, jeden Mann, ſich zu verheirathen. Da es für eine Schande gehalten wird, keine Kinder zu haben, nehmen Viele von Fremden deren an Kindesſtatt an, die ihnen dann ausſchließlich angehören. Alle dieſe verſchiedenen Urſachen tragen dazu bei, das Vermögen aus zu gleichen, und bei keiner Familie häufen ſich große Schätze. Ueberdem haben die Reichthümer in Peking keine große Bedeutung und nicht den geringſten Einfluß. Nur wenn man ein öffentliches Amt bekleidet, iſt das Eigenthum geſichert; erbliche Würden, welche Achtung und Einfluß verſchaffen könnten, giebt es nicht. Die von der Regierung anvertrauten Aemter drücken den Reichen wie den Armen mit gleicher Laſt, und Niemand ſtrebt nach etwas Anderem. In Peking ſteht dem Ehrgeiz nur ein Weg offen, der der Wiſſenſchaft, wodurch man allein zur Bekleidung öffentlicher Aemter befähigt wird.

In China giebt es eigentlich nur drei Claſſen von Menſchen: die Gelehrten, aus denen die Mandarinen gewählt werden; die Ackerbauer und die Handwerker, zu welchen Letzteren auch die Kaufleute gerechnet werden. Nur an diejenigen werden in Peking die unterſten Grade in der Wiſſenſchaft verliehen, die in einer öffentlichen Prüfung gute Kenntniß in der Moral und Regierungskunſt gezeigt haben. Der Kaiſer vertheilt die Civil-Aemter ſelbſt an die Graduirten und ebenſo findet die Anſtellung im Heere nur nach öffentlich beſtandener Prüfung ſtatt. Dieſe Prüfungen ſind feierlich und geſchehen auf eine Weiſe, die ſehr unparteiiſch zu ſeyn ſcheint. — r.

Die Tochter von Jean Knox.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Obgleich Walter Scott mehreren ſeiner ſchottiſchen Heldinnen eine faſt übernatürliche Seelenkraft, Enthuſiasmus und Enthaltſamkeit verleihet, ſo hat er dennoch nicht erfunden, ſondern nur nachgeahmt. Beharrlichkeit iſt der Hauptzug im Charakter desjenigen Volks, das er gezeichnet hat, und das weibliche Geſchlecht namentlich hat mehr als ein Beiſpiel ſolcher mannhaften Beharrlichkeit gegeben, die eine Meg Merrilies die Alte und eine ſchöne Flora Macgregor ausgezeichnet haben. Folgendes iſt, als ein neuer Belag dazu, ein in alten Chroniken aufbewahrtes echt charakteriſtiſches Geſpräch zwiſchen einem ſchottiſchen Weibe und ihrem Könige, von dem Erſtere Gnade für ihren verbannten Gatten erbittet. — Die jüngere Tochter des Reformators Jean Knox, der als Sektirer flüchten mußte (er war der Calvin Schottlands), verheirathete ſich nach des Vaters Tode mit Jean Welch, den der König James in's Exil ſchickte, weil er angeblich gegen die neuen Geſetze, die er (der König) der presbyterianiſchen Kirche gegeben, ſich aufgelehnt hatte. Seine Frau, nachdem ſie mehrere Jahre mit dem Manne im Exil verlebt, kam endlich zurück, um Gnade für denſelben zu erbitten. „Wie heißt Euer Vater?“ fragte ſie der König. — „Knox!“ erwiederte ſie. — „Welch und Knox! Beſſere Namen konnte der Teufel wohl nicht mit einander zuſammen bringen!“ — „Darüber haben wir ihn doch wohl noch nie beſagt!“ erwiederte die Frau. — „Wie viele Kinder hatte Knox? hat er Töchter oder Knaben gehabt?“ — „Drei Töchter, Sire!“ — „Gott ſey Dank! Drei Knoxe hätten mich auf meinem Thron zittern machen! Und was wollt Ihr, die Ihr Euch eine ſeiner Töchter nennt?“ — „Ew. Majeſtät bitten, daß Ihr meinem Manne die Freiheit zugeſtehet, nach Schottland zurück zu kehren, und ſeine vaterländiſche Luft zu athmen; es heißt ihm das Leben ſchenken!“ — „Den Teufel wünſche ich ihm!“ erwiederte James, der jenen Ausruf ſehr oft im Munde führte. — „Den ſolltet Ihr“, erwiederte die Frau, „lieber allen den Hofſchranzen wünſchen, die Ew. Majeſtät in's Verderben leiten!“ — „Nun, ſo werde Euer Gatte Katholik, dann will ich ihn zurück rufen!“ — Da hob die Frau die beiden Schürzenzipfel auf und ſagte: „Ehe mein Mann ſich erniedrigt, mögt Ihr lieber ſeinen Kopf in meinem Schooß abſchlagen, und ich hebe ihn darin ewig als Reliquie auf!!“ — So ging ſie fort. Duſchet.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus einem Reise-Tagebuch. (Fortsetzung.) Leipzig, am —. Heute faßte ich, stets zu Abentheuern geneigt, den schnellen Entschluß, meinen Wagen voraus zu senden und der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft wegen mich einer Gelegenheits-Kutsche an zu vertrauen, die jetzt nach Dresden, meinem nächsten Hauptziel, abging. Abends 4 Uhr stieg ich in den schwer bepackten Wagen. Zuerst frappirte mich im Fond ein weibliches Gesicht, das, einem Triangel gleich, unten spitz zulief, eine Nase hatte, schmal und lang, wie ein Bindfaden, blasse Augen ohne Augenbraunen und blasse Lippen, schmal wie ein ausgeblaßtes Rosa-Bandchen. Neben derselben saß ein Mann in grauem Hausrock, mit markirten Zügen, ähnlich denen eines Schweizers, großen Augen, hellblau, ohne Leben und Geist, eckige Züge, vortretende Backenknochen, fast wie die von Congreve, oder sonst eines achten Engländers. Er hielt eine Kinder-Peitsche in der Hand und ich conjekturirte hieraus, daß er der Ehemann der eben erwähnten Dame und Papa des muntern dickbackigen Jungen sey, der, auf dem Schooße der Mutter sitzend, einen furchtbaren Larm betrieb. Neben mir saß ein Kerl von gemeiner Physiognomie, das Gesicht von der Sonne gebraunt, vergelbt wie altes Pergament, angethan mit einem blauen Ueberrock, wie ein Bauer. — Ich war bald orientirt. Letztgenannte Person war ein Zwirnhändler aus Böhmen, eine gute schwankvolle Seele, die im Anhaltischen, auch zu Leipzig und Naumburg, ihr Wesen trieb. Jenes Ehepaar war aus Westphalen, Oekonomen, sie aus G., oberhalb Böhmen, voll Melodien, trotz der schmalen Lippen. — Der Weg von Leipzig nach Wurzen bietet im Ganzen wenig Abwechslung, nur kurz vor der Mulda, über die bei Wurzen eine Fahre trägt, angenehme Birkenbüsche. Zu Wurzen, im goldenen Kreuz, gab es den köstlichsten Schinken, den vielleicht je die Erde sah.

Von hier brachen wir des andern Morgens um 4 Uhr auf, nachdem wir zuvor das westphalische Ehepaar durch ein halbstündiges gewaltsames Pochen geweckt. Unsere Donna mit den schmalen Lippen erzählte uns von dem Handwerker, der von Erfurt nach Weimar gereist sey und auf seinen Ranzen geschrieben habe: Gelegenheit von Erfurt nach Weimar, der Zwirnhändler aber von dem Knopfmacher, der einen Juden gepreßt. Jener sey nämlich von Prag nach Wien in schmahliger Hitze mit großem Mantel bepackt, gegangen, sey auf einen Juden gestoßen, der gleichfalls nach Wien gestrebt, habe von diesem einen Thaler geborgt und den Mantel als Pfand dargeboten. Der Jude habe diese Sicherheit angenommen, in Wien aber der Knopfmacher seinen Mantel gegen Zahlung des Thalers zurück erhalten, froh, daß so der Jude als sein Lastträger in der schmahligen Hitze ihn vom Mantel befreit.

Gegen 10 Uhr waren wir in Oschatz, einem freundlichen, vor Alters gewiß sehr festen Orte, wo man an unendlich vielen Häusern Schnapsflasche und Bierkrug in effigie, sonst aber oft freundliche Gesichter sieht. Die Gegend hier zu nicht schön, plötzlich aber wird sie bergig und angenehm beim Dorfe Zehren, wo die Kirche malerisch auf einem hohen Berge liegt und Felsen einen großen Hohlweg bilden. — Herrlich und wundervoll wird die Gegend plötzlich in Meißen. Hier speisten wir zu Mittag in der goldnen Sonne, gut und billig, erfreut über die punktliche Aufwartung. Viermaliges Klingeln bedeutet ein wirthschaftliches Bedürfniß und auf französisch und deutsch sind alle Gäste durch einen Anschlag gebeten, jede Unart oder Unordnung der Bedienung dem Wirth sogleich an zu zeigen. Wir besahen die auf einem hohen Berge in einem alten Gebäude befindliche Porzellan-Manufaktur, den künstlichen Thurm, durch den ein Lehrjunge sich soll den Tod zugezogen haben von der Hand seines Meisters, der ihn, von Eifersucht über des Lehrlings Talent entflammt, wie man sagt, von der Höhe in's Thal gestürzt haben soll.

Dresden, am —. Heute Abend besuchte ich hier das königliche Hof-Theater in der Stadt. Ich kam mit großen Erwartungen und daher mag es entstanden seyn, daß diese so wenig befriedigt wurden, denn ich muß leider bekennen, daß ich die großen Lobes-Erhebungen, die man dieser Bühne macht, nach dem, was ich heute sah und hörte, nicht unterschreiben kann. Man gab — „Donna Diana". — Hr. Becker, vom Darmstädter Theater, welcher den „Cäsar" spielte, war, obgleich fast zu dick für seine Rolle, doch offenbar noch am besten; zuweilen fiel er aber in große Uebertreibung. Desto trauriger waren die beiden andern Prinzen, Hr. Wilhelmi und Hr. Hessen, die auch im geringsten nichts Prinzliches hatten, als den Titel auf dem Zettel. Beide sind mit ihrer Stimme kläglich in die Brüche gekommen, und besonders Ersterer ist ein arger Fistulant; auch spielte er überdies sehr holzern und unbeholfen. Ihm ähnlich Hr. Hessen; dessen beisere Stimme aber noch nicht ganz so unangenehm war, als das Organ des Hrn. W.; Gewohnheit mag hier das Ihrige thun. — Mad. Schirmer (als „Donna Diana"), die so viel gepriesene, spielte zwar sehr brav, verdarb jedoch den guten Eindruck, den sie hier und da machte, leider oft durch grenzenlose Ziererei; auch war sie, wie die beiden andern Damen, für ihre Rolle nicht mehr jugendlich genug. Recht gut spielte Mad. Pauli, die in ihrem Spiel etwas Aehnliches von Demois. Caroline Sutorius in Berlin hat. Am allerbesten aber gefiel mir Hr. Pauli, der den „Perrin" gab und seine Rolle verständig erfaßt hatte. Belustigend waren die Statisten, die mit den Prinzen in unanständigen Situationen wetteiferten, und Alle — wunderbar: — einerlei Breite und Dicke zu haben schienen, Jeder mit tüchtigem Bauch versehen. — Es thut mir um so mehr leid, über die Dresdner Bühne so hart urtheilen zu müssen, da ich gern Alles loben mochte, was je in meinem geliebten Dresden zu Tage kam: denn ich bin enthusiastisch eingenommen für diese edle Königsstadt; allein ich will überall der Wahrheit die Ehre geben und meiner Ueberzeugung folgen und sonach mußte ich mein Urtheil sprechen, wie geschehen. (Der Schluß in der Beilage.)

Der Hügel, auf dem Bicetre gebaut, ist bekannt wegen seiner frühern Teufels-Beschwörungen. Besonders zeichnete sich ein Mensch, Namens Perditor, auch Cesar genannt, darin aus, daß er in einer tiefen Schicht dieses Hügels den Teufel förmlich citirte, und zwar gegen Zahlung von 50 Pistolen (also keine Kleinigkeit). Wenn der Neugierige versichert hatte, daß er keine Furcht habe, so ließ Cesar ihn in die Höhle eintreten, und seine Beschwörungen begannen damit, daß er den Teufel mehrmals anrief. Sechs Männer waren nun beschäftigt, große Flammen von Colofonium oder Harzpech hervor zu blasen, und plötzlich erschien ein großer Bock mit eisernen Ketten belastet, die feuergelb bemalt waren, als seyen sie glühend. Rechts und links saßen zwei große Hunde, deren Köpfe in zwei großen hölzernen Instrumenten saßen, vorn spitz, hinten weit, so daß ihr Gebrumm und Gebell furchtbar wiedertonte. Nun wurden die Hunde gestochen, fingen an zu heulen, und dieser Heullaut ward von den auffangenden Instrumenten so verstärkt, daß Cesar versichert, ihm selber hatten sich oft die Haare davor gesträubt. Der Bock mußte dann tanzen, auch mehrmals seine eisernen Ketten schütteln, und es erschienen endlich Furien, welche den Neugierigen ergriffen, und ihn mit Sandstecken schlugen, bis er halb todt liegen blieb. Dann brachte man ihn zu sich, und rieth ihm: nicht wieder so neugierig zu seyn: Er war aber überzeugt, den Teufel gesehen zu haben: (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 138ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Aus einem Reiſe-Tagebuch. (Schluß.) Dresden, am —. Was das weibliche Geſchlecht in dieſer Reſidenz betrift, ſo habe ich hinſichtlich deſſelben, in Bezug auf Leipzig, ein umgekehrtes Verhältniß bemerkt. In letzterem Orte findet man die Mehrzahl der ſchönen Mädchen in den niedern und mittlern Standen, ja ganz beſonders unter der dienenden Claſſe; hier in Dresden dagegen ſind die Mädchen der niedern Stands im Durchſchnitt ſehr mittelmäßig; die der höhern dagegen wunderlieblich und anmuthend lebendig. Meiſtens haben ſie dunkles Haar und dunkle Augen, bald braune, bald ſchwarze, ſtets voll Feuer und Leben, nur leider oft große Füße. Die Geſtalten ſind in Dresden im Ganzen nicht ſo ſchön als in Leipzig, mehr klein, doch in Abſicht der Taille und Fülle unter den vornehmen Standen denen zu Leipzig wohl vor zu ziehen; auch ſehen die vornehmen Mädchen dieſer Reſidenz im Durchſchnitt viel blühender aus, als ſonſt in Reſidenzen, vielleicht deshalb, weil man hier ſtetig ſpazieren geht, vielleicht auch aus andern Gründen!

Heute fuhr ich auf dem Waſſer zu „Findlater's", einem Luſthauſe an der Elbe, eine halbe Stunde von Dresden. Die Ausſicht von dort iſt entzückend. Demnächſt eilte ich nach dem ſogenannten großen Garten, der viel herrliche Partieen hat und oft, beſonders an den Conzerttagen, der Sammelplatz der ſchönen Welt iſt. Eine hohe Linde, deren Stamm ſich gleich von der Erde aus in ſieben Nebenſtämme theilt und die man zuſammen die ſieben Brüder nennt, zog mich beſonders an, und erinnerte mich an die alte Merowichs-Linde, die auf dem ſogenannten Kirſchberg bei Nordhauſen am Harz das Staunen der Fremden erregt, und vom alten König Merowich eigenhändig geſetzt ſeyn ſoll. — Herrlich iſt die Ausſicht, die man von der Brühliſchen Terraſſe auf die Elbe hat. Ich nahm ſie gegen Abend und auch ſpäter bei'm Mondſchein wahr, wo ſie freilich beſchränkter, aber im myſtiſchen Licht deſto reizender ſich darſtellte. Ganz ſpät führten mich noch zwei Freunde nach dem ſogenannten italieniſchen Dörfchen, das von der Neuſtadt aus rechts an der Elbbrücke ſich hinzieht und aus drei Wirthshäuſern beſteht, in welchen man eine Treppe hinunter geht, worauf man in eine Art von Saal kommt, durch deſſen geöffnete Vorderſeite man dann die Ausſicht auf die Elbe hat. Die Muſik hier iſt herrlich, und wenn man auch nicht die erſten Honoratioren an dieſem Platze verſammelt findet, ſo labt man ſich doch an ſchöner Ausſicht auf die vom Mond beleuchtete Elbe, an wundervoller Muſik und am Anblick ſehr heiterer und hübſcher Mädchen.

Vom grünen Gewölbe, von der Gemälde-Gallerie und andern viel beſchriebenen Herrlichkeiten bemerke ich in meinem Tagebuche bloß, daß ich da geweſen bin und auf der Gemälde-Gallerie namentlich das ſogenannte Paſtell-Zimmer einen imposanten Eindruck auf mich gemacht hat. Wollte ich genau beſchreiben, was ich bei dem Sehen aller dieſer Herrlichkeiten empfand und bemerkte, ſo würde ich ein ganzes Buch füllen müſſen — dazu aber habe ich jetzt weder Zeit, noch Luſt.

O. v. D.

In Jütland verſammeln ſich die dienſtluſtigen Menſchen beiderlei Geſchlechts zu Colding, einer Stadt am kleinen Belt, und ſtellen ſich die Straßen entlang förmlich zur Schau. Dann kommen die Schauluſtigen und wählen ſich ihre Pachtknechte, Kutſcher, Köche und Braumägde. Da man hauptſächlich nach dem geſunden Anſehen geht, kommt es wohl auch mitunter vor, daß die Intendanten hier und da eine vertrauliche Berührung ſich erlauben, übrigens aber geht dieſer Quaſi-Menſchenhandel mit aller Ordnung und Sittlichkeit von ſtatten. Das gegebene Angeld wird indeß in der Regel Abends noch vertubelt. (Corsaire.)

Voltaire ſagte einmal Folgendes über den Ariſtophanes: „Dieſer Ariſtophanes, den die Commentatoren nur deshalb bewundern, weil er ein Grieche iſt, ohne zu bedenken, daß Sokrates auch ein Grieche war, dieſer Menſch war der erſte, der die Athenienſer daran gewöhnte, Sokrates für einen Atheiſten an zu ſehen. Komiſcher Dichter heißt er; aber er iſt weder Komiker noch Dichter; lebte er jetzt, er würde kaum eine Farce für die Laurentius-Meſſe liefern können. Dennoch bewundert ihn Madame Dacier, die Bewunderin des Sokrates! Und er iſt der Menſch, der von ferne das Gift bereitete, womit jene nichtswürdigen Richter den tugendhafteſten Mann Griechenlands morden ließen! Schuſter, Schneider und Conſorten applaudirten in Athen eine Farce, worin man Sokrates darſtellt, wie er in einem Korbe in die Luft gehoben wird! Ein ganzes Volk, bei welchem eine elende Regierung ſolche Rohheiten billigte, verdient nichts Beſſeres, als was ihm nachher auch widerfuhr, nämlich, daß es erſt der Römer, und nachher der Türken Sklave ward!! (Courrier fr.)

In den Thälern der Andes, welche Tucuman heißen, ward der Reiſende Goldelengh von dem Alkaden ſehr gaſtfrei aufgenommen. Drei junge Mädchen bereiteten auf einem Werkſtuhl Shawls. Jener engliſche Offizier ſprach ſpaniſch und nahete daher der Arbeit, um mit den Mädchen ein wenig zu plaudern. Er erhielt indeß ſehr ſparſame Antwort, und alle ſeine Artigkeiten wurden kalt abgewieſen. Bei Tiſche nahm die älteſte der Mädchen plötzlich förmlich das Wort, und fragte den Offizier: Mein Herr, meine Schweſtern und ich, wir erlauben uns, Sie zu fragen, ob Sie an Gott glauben? — „Ganz gewiß, und ich bin meiner Religion ſehr ergeben!" — „Wie, mein Herr, Sie wären ein Chriſt?" — „Allerdings!" — „Unſer Herr Pfarrer hat uns geſagt, in England ſey dies nicht der Fall, und wir ehren die Religion ſehr hoch." — „Ei, das freut uns!" fielen die andern Mädchen unisono ein, wir hatten uns vorgenommen, gar nicht mit Ihnen zu ſprechen!" — Von dieſem Augenblick an unterhielt man ſich offenherzig, und der Offizier ward ſehr aufmerkſam behandelt. (Corsaire.)

Während man unter Ludwig XIV. dem „Tartüffe" den Krieg machte, ſpielte man in Paris ein Luſtſpiel, betitelt: „Scaramouche", deſſen Inhalt der war, daß ein Mönch zu einer ſchönen Frau in's Fenſter einſteigt, und nachher mehrmals mit den Worten auf der Bühne erſchien: „questo per mortificar la carne!" Der König beklagte ſich über dieſen Skandal, und Scaramouche machte allerdings den Prozeß des Tartüffe höchſt lächerlich. Der König befragte auch den großen Cogde darüber. „Sire!" erwiederte dieſer, „daß man mit Himmel und Religion ſpielt, iſt jenen Leuten ganz gleich, aber ſie ſelber wollen nicht öffentlich dargeſtellt ſeyn!!" (Journ. d. Déb.)

Der König der Niederlande hat auf dem Akademie-Gebäude zu Leyden ein kleines Obſervatorium anlegen laſſen, in welchem ein Teleskop aufgeſtellt iſt, das drei friſiſche Bauern, Namens Rollof, Sieds und Rinks, verfertigten, ohne je dieſen Zweig der Phyſik erlernt zu haben. Dennoch iſt Alles ſo wohl daran eingerichtet, daß ein Menſch es mit einer Hand nach allen Richtungen hinwenden kann. Es hat zwölf Fuß Länge auf einem Fuß Durchmeſſer. Fuß und Geſtell ſind von Mahagoniholz, ſchön gearbeitet und polirt! (Corsaire.)

Die Pariser Astronomen haben beschlossen, den neu-entdeckten Kometen (welchem man die große Hitze zuschreibt), wegen seines ausgezeichnet kurzen Schweifs: den „Engländer" zu nennen. (Corsaire.)

In Dublin giebt ein irländischer Soldat, der lange Zeit in Indien gewesen ist, der Menge das Schauspiel eines Dromedar-Tanzes, indem er Dromedare nach einer Flöte tanzen läßt. (Corsaire.)

Großbrittanien ist unstreitig das fruchtbarste Land an Stöcken. Auf dem letzten Londoner Markt, Leaden-Hall, wurden deren über 160,000 Stück verkauft. (Corsaire.)

In der Grafschaft Savoyen befindet sich bekanntlich ein beweglicher Fels. Er ist ganz mit Moos bedeckt, und beschreibt bei der Bewegung, die man ihm mit der Schulter, oder der Hand sogar, geben kann, einen Halbbogen von 5 Zoll. Auch wenn man sich auf ihn hinauf stellt und von einer Seite zur andern neigt, neigt er sich mit. Als man einmal rund herum alle Hindernisse wegräumte, bewegte ihn sogar der Wind! — Sein Gewicht wird etwa auf 10—12 Tonnen Last geschätzt. Geräusch macht er nicht bei der Bewegung. Die Unterlage ist ein großkörniger Granit, den der bewegliche Koloß an drei Punkten zu berühren scheint. (Corsaire.)

Der russische Oberst Drouville, welcher zwei Jahre in Persien sich aufgehalten hat, versichert, daß man in diesem Lande mehrere Jahre bleiben könne, ohne auch nur ein einziges Frauenzimmer-Gesicht zu sehen. Um dies zu erreichen, muß man sich die Gunst zu verschaffen suchen, in einem Harem eingeführt zu werden, was für einen Fremden ein außerordentlicher Fall ist. Die Etikette geht so weit, daß M sogar unschicklich hielt, in Gesellschaft von den Frauen zu sprechen. Eine Frage darüber bleibt gewiß ohne Antwort, wenn sie nicht gar für eine Beleidigung genommen wird. (Corsaire.)

Der Bischof von Amiens befand sich einst in einer Kirche, und bemerkte, daß der Redner eine aus lauter vielbekanntem Stückwerk zusammengesetzte Predigt vortrug. Plötzlich kam ein Hund in die Kirche und bellte. Ein dem Bischof zur Seite stehender Mann schalt heftig darüber. „Pst!" meinte der Bischof, „der Hund schreit: Halt den Dieb!" (Corsaire.)

Diogenes soll oft die Hand fordernd nach einer Bildsäule ausgestreckt haben, um sich bei Zeiten an eine abschlägige Antwort zu gewöhnen. (Corsaire.)

Zwei Schauspielerinnen eines Boulevard-Theaters hatten neulich vor den Thoren von Paris ein förmliches Duell angesetzt, und zwar wegen einem weggenommenen Liebhaber. Zum Glück ward die Sache durch die Entscheidung zweier Seniorinnen derselben Bühne beigelegt, welche erklarten: „daß der Verlust eines Liebhabers solcher Schlägerei nicht werth sey!" (l'Andore.

1825. No. XXXI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Empfehlungswerthe Bücher,

welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische und neue deutsche Buchhalterei, in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. gr. 8.

Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leistete das Buch nicht, was jener verspricht, so würde schwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden seyn. In der That macht diese mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denselben Gegenstand, so wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntnisse vom Rechnungswesen und sonst natürliche Fassungskraft besitzt; besonders da der Verf. bei dieser neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeschickten Einleitung oder „Vorbereitungsstunde" auf das Anschaulichste entwickelt hat.

Praktische Anleitung

zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei, mit besonderer Berücksichtigung der Kartoffel-Brandtweinbrennerei. Von J. F. Dorn. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage, mit 6 erläuternden Kupfertafeln. gr. 8.

Preis: geh. 22 Gr. (27½ Sgr.)

Diese zweite Auflage ist ein Beweis des Beifalls, welchen die erste Auflage dieses werthvollen Werkchens gefunden hat. In der gegenwärtigen hat der Verf. überall auf die neuesten Fortschritte und Verbesserungen, besonders der Brandtweinbrennerei, Rücksicht genommen, und dadurch dieser Schrift noch höhere Brauchbarkeit verliehen.

Handbuch der analytischen Trigonometrie,

herausgegeben von Emil Wilde, Dr. phil. und Professor am Berlin. Gymnasium zum grauen Kloster. Mit drei Kupfertafeln.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Da es der deutschen Literatur an einem aus dem rein scientifischen Standpunkte bearbeiteten Handbuch der Trigonometrie, welches die Resultate der neueren

Forſchungen enthält, noch mangelt, ſo hat der Verf. ein ſolches zu bearbeiten unternommen. Der Gegenſtand iſt in ſechs Abſchnitten, welche „die Erklärung der trigonom. Linien und der darauf bezüglichen Formeln, die Berechnung der trigonom. Linien (wobei faſt durchgängig die Differentialrechnung angewandt worden), die Auflöſung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades mittelſt der trigonom. Linien, die ebene Trigonometrie und Polygonometrie, die ſphäriſche Trigonometrie, die Auflöſung ſolcher ebenen und ſphäriſchen Dreiecke, in denen gewiſſe Beſtimmungsſtücke ſehr klein gegeben ſind", enthalten, und denen eine Sammlung von Aufgaben beigefügt iſt, in fortlaufendem Vortrage mit Kürze und Deutlichkeit behandelt, ſo daß dieſes Buch auch denen, die, ohne ausſchließlich Mathematiker zu ſeyn, ſich eine gründliche Kenntniß der Trigonometrie verſchaffen wollen, zugänglich ſind. — Für correkten Druck und gefälliges Aeußere iſt auf's beſte geſorgt worden.

Literariſche Anzeige.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Ueberſicht
der geſammten
direkten und indirekten Beſteuerung
in den
Preußiſchen Staaten
als
Grundlage und im Vergleich
zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen,
als
Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w.
Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend,
von
Carl Wilhelm Schmidt,
Königl. Preuß. Steuer-Rendant, Verfaſſer der mechaniſchen Technologie, der Gewerbsſchule, der Brau- und Brennerei, ordentliches Mitglied der markiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam, des Vereins weſtpreußiſcher Landwirthe zu Graudenz u. a. m.
Zwei Bände.

Druckpapier: 3 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Es iſt dies das vollſtändigſte Werk, was über dieſen Gegenſtand erſchienen, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magiſträte, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geſchäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und ſich ihre Geſchäfte bedeutend erleichtern wollen.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsſtraße Nr. 176.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Gottfr. Auguſt Bürgers
ſämmtliche Werke
herausgegeben von Karl v. Reinhard.
Vollendete rechtmäßige Ausgabe.
Sieben Bände auf Velinpapier: 5¼ Thlr. Dieſelben auf Velinpapier in gr. 8.: 8¼ Thlr.
Der achte und letzte Band, Bürgers Leben, von Dr. Heinrich Döring herausgegeben, iſt unter der Preſſe.

G. Chriſtiani, Buchhändler,
am Schloßplatz.

Folgende wichtige Schrift iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen (Berlin, in der Maurerſchen) zu haben:

Briefe
über
die Demagogie.
Leipzig, Reinſche Buchhandlung.
Preis: 2 Thlr.

Der ſchon durch mehrere Schriften bekannte Verfaſſer läßt ſich auf eine höchſt anziehende Weiſe über folgende intereſſante Zeit-Gegenſtände in 12 Briefen an einen jungen Freund aus: über die neuern demagogiſchen Umtriebe: über die neueſten Revolutionen, beſonders der griechiſchen und ſüdamerikaniſchen: über Preßfreiheit, Handelsbeſchränkungen, große Maſſe ſtehender Heere: über die unvollſtändige Gewährung landſtändiſcher Konſtitutionen; über die bürgerliche Freiheit, Streit der Liberalen und Servilen: über die politiſchen Theorien der Zeit, gewürdigt aus chriſtlichem Standpunkte; über die finſtere Quelle der Unzufriedenheit — Mangel an chriſtlichem Glauben und chriſtlicher Lehre — Irrlehren, und endlich über die Frage: was wir hoffen dürfen? —

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Italien und die Italiener
im
neunzehnten Jahrhundert.
Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux
von Georg Loh.
Zwei Bändchen.

Die Urtheile der engliſchen Zeitſchriften („Edinburgh Review" etc.), ſo wie der deutſchen (wir erwähnen nur das „Morgenblatt" und das „Converſationsblatt"), ſtimmen darin überein, daß dieſes Werk jedes andere über Italien weit übertrifft. Die Engländer ſelbſt ſagen: „Das beliebte Buch von Moore iſt dagegen armſelig zu nennen." — Der Verfaſſer, der in neunzehn Jahren nach und nach ganz Italien durchreiſete, hat es in jeder Beziehung treffend geſchildert. Nächſtdem giebt er die intereſſante politiſche Geſchichte Italiens (mit vielen bisher unbekannten Anekdoten durchwebt) vom erſten Anbeginn der franzöſiſchen Revolution bis auf die neueſte Zeit und eine Ueberſicht der italieniſchen Literatur. Bei ſo vielem Anlaß zur Unterhaltung und Belehrung dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in

Deutschland dieses Werk ein allgemeines Interesse erregen wird.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Valentin Friedland Trotzendorf.

Dargestellt von Dr. Gustav Pinzger.

Mit Trotzendorfs Bildniß und dem Facsimile seiner Handschrift.

Preis: 15 Sgr.

Trotzendorfs große Verdienste um das deutsche Schulwesen haben sich die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt erworben. Der Versuch, das Andenken eines so gefeierten Mannes zu erneuern, rechtfertigt sich gewiß schon dadurch, daß Trotzendorf einer der größten Pädagogen aller Zeiten war.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. Cour. zu haben:

Der

hohe Beruf der Mutter

oder

praktischer Versuch eines

Elementarunterrichts

für Töchter aus den gebildeten Ständen,

von

C. C. L. Klee.

Nebst einem Lesebuche.

Je wahrer es ist, daß vornehmlich die Mütter berufen sind, sich der Sorge für die erste Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter zu unterziehen, je schwieriger die Wahl zweckmäßiger Mittel ist, um desto angenehmer wird dem Publikum die Erscheinung eines Werkes seyn, das einen vollständigen Leitfaden zur Erreichung dieses Zweckes an die Hand giebt. Möchte es bald in den Händen aller Mütter seyn, denen die geistige Ausbildung ihrer Töchter am Herzen liegt, und welche sich berufen fühlen, durch eigene Sorgfalt zur Entwickelung derselben beizutragen.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei Herold und Wahlstab in Lüneburg ist so eben erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin zu haben:

Robert und Louise

oder

Trennung und Wiedersehen,

von

Sophie von Mühlhofen.

Nur wenige Romane werden dem Leser eine so angenehme Unterhaltung gewähren, als dieser, worin eine stete Verwickelung ihn immer in gespannter Neugierde erhält und durch die endliche unerwartete Auflösung sehr angenehm überrascht. Außer einer schönen, blumenreichen Sprache und eines edlen Styls hat das Werk noch das Verdienst der reinsten Sittlichkeit aller Situationen, so daß auch die sorgsamste Mutter es ihrer Tochter in die Hände geben kann.

Druck und Papier sind schön; der Preis ist 20 Silbergroschen.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundsätze der Gemeinheitstheilung,

oder der Theilung gemeinschaftlicher Landnutzungen, als der Acker- Wald- und Angerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthigen Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Lande haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte. Zum Zweck der Gemeinheitstheilungen, Dienst- und sonstigen Regulirung der ländlichen Verhältnisse in sämmtlichen Königlich-Preuß. Staaten, nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet und mit Zeichnungen erläutert von C. W. H. Klebe. 2 Abtheilungen. gr. 4.

Preis: 7 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

„Aus der ganzen Anlage dieses Werks", heißt es in der Vorrede, „und aus allen Theilen desselben wird man das Bestreben des Verf. erkennen, das Separationsgeschäft auf gewisse Grundlagen zu stützen, die dem Geschäftsmann einen festen Richt- und Anhaltepunkt geben, vor Abweichungen von der Sache sichern und ihn bei Führung desselben immer auf die Natur der Sache und die bestehenden Verhältnisse zurückweisen." Wir haben diesen Worten bloß die Versicherung hinzuzufügen, daß dem Verf. jenes Bestreben vollkommen gelungen ist, und daß er sich durch die obige Schrift den Dank aller derer, welche mit Separationsgeschäften zu thun haben oder auf irgend eine Weise dabei interessirt sind, um so gewisser erwerben wird, als es bis jetzt an einem sicheren Leitfaden durch die zahlreichen Klippen dieser schwierigen Geschäftsgattung gänzlich mangelte.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bei uns sind für 12 Gr. zu haben:

Festspiele, Prologe

und

Theater-Reden

von

Karl von Holtei,

worin, unter Anderem, auch das jetzt auf der Königsstädtischen Bühne zu Berlin mit Beifall aufgeführte Festspiel:

Die Königsblinde

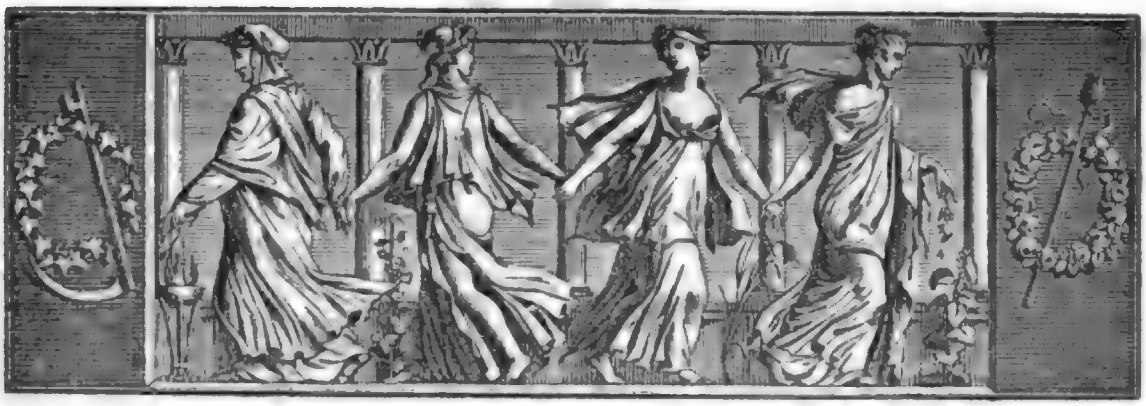
oder

der dritte August

zu finden ist.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 31. Auguſt. 139ſtes Blatt.

Erinnerungen aus Spanien.

3. *)

Längſt dem Schloſſe Buen Retiro, und dieſes, nebſt dem zur Seite liegenden botaniſchen Garten, von der Stadt Madrid trennend, läuft der Prado, ein herrlicher Spaziergang, und, wenn man die Verlängerung deſſelben vor dem Thore von Atocha dazu rechnet, vielleicht der längſte in Europa. Er beſteht aus mehrfachen Ulmen- und Caſtanien-Alleen, deren Bäume einzeln aus fünf der prächtigſten Springbrunnen bewäſſert werden. Hier verſammelt ſich jeden Abend die Bevölkerung Madrid's zu Tauſenden. Die breiten Alleen ſind gefüllt mit Wagen zu vier Maulthieren. In den Chaiſen ſitzt die ſchöne Welt in farbigem Putze, weil dies beinahe die einzige Gelegenheit iſt, wo die ſonſt ſtets ſchwarz gekleideten Spanierinnen ſolchen zeigen dürfen, ein Umſtand, der ihnen ſo ſehr wie unſern ſchönen Landsmänninnen am Herzen liegt. Die ſchmäleren Gänge wimmeln von Fußgängern, die hier wie zu Hauſe ſind und ſich alle Genüſſe erlauben, die das Herz begehrt und der Beutel geſtattet. Hier wird gegeſſen, getrunken, geſungen, getanzt, gefiedelt, und an manchen Stellen giebt die Vereinigung alles deſſen einen hölliſchen Halloh. Orangenhändler und Waſſerverkäufer drängen ſich durch die Maſſen; Letztere, ein Tönnchen auf dem Rücken, haben am Gürtel ein Schächtelchen überzuckerter Aniskörner, von denen der Waſſerliebhaber ſich noch ein Theelöffelchen voll gratis kann in den Mund ſtecken laſſen. Es war oft ſehr ſpaßhaft, langbärtigen Sapeurs, nachdem ſie ein Glas Waſſer bezahlt, ein Löffelchen Anis ganz ernſthaft auf die weit heraus geſtreckte Zunge ſchütten zu ſehen. — Am Prado beginnt die ſchönſte Straße Madrid's, die Calle de Alcala, welche in Verbindung mit der Calle major die Hauptſtadt in zwei beinahe gleiche Theile ſchneidet. Es iſt dieſelbe vielleicht die breiteſte aller Straßen der Hauptſtädte des Continents, und in ihr findet man die ſchönſten Gebäude der Reſidenz, namentlich das der Akademie der Künſte und des Naturalien-Cabinets, mit der Inſchrift: „Carolus III. naturam et artem sub uno tecto consociavit." Um die Schätze deſſelben zu ſehen, mußte man perſönlich bei dem Miniſter des Innern ſich einen Erlaubnißſchein erbitten, und ich eilte mit einem Freunde nach deſſen Palais in die Straße Alba. Don Romero, ſo hieß er, war ein alter freundlicher Mann; er nahm keinen Anſtand, uns den Erlaubnißſchein zu verſprechen, konnte ſich aber über die erſtaunliche Kunſtliebe zweier Subalternen, welche das Naturalien-Cabinet ſehen wollten, gar nicht beruhigen, und kam immer wieder auf dies Geſpräch zurück. Excellenca betrachtete dies, beſonders bei ſo unruhiger Zeit, als einen unerhörten Fall, und wir ſchloſſen, daß die wiſſenſchaftliche Bildung der niedern Offiziere der Armee des Königs Joſeph keinen eminenten Grad erreicht, oder wenigſtens bei dem Miniſterium des Innern noch nicht hinlängliche Würdigung gefunden habe. Endlich glaubte der gute Herr

*) Die letzten Mittheilungen ſind in den Blättern 118 bis 124 enthalten.

unſere erſtaunliche Kunſtliebe ſich damit zu erklären, daß er uns für ein Paar Adjutanten unſers Souverains hielt: wir machten aus lauter Beſcheidenheit tiefe Verbeugungen, er nahm dies für Bejahung, und wir hatten bald eine Bolleta in Händen: por dos Aidos del Campo del Gran Duque. Wir lachten, daß uns das Waſſer in die Augen trat über die unerwartete Beförderung, und eilten in das Gebäude der Academia de las tres nobles artes. Ein Cuſtode in Offiziers-Uniform der National-Garde empfing uns. Beiläufig muß ich bemerken, daß, ſo verhaßt auch das Franzoſenthum den guten Bürgern von Madrid war, doch von denſelben die Löwenhaut außerordentlich gern getragen wurde, ſo poſſierlich ſich ſolche dort wie überall darin ausnahmen: und ſie würden ſich, ihrem Patriotismus unbeſchadet, kein Gewiſſen gemacht haben, ſchwarz oder roth, oder ſonſt eine diaboliſche Leibfarbe an zu thun. Unterzeichneter wohnte ſelbſt einige Zeit bei einem Bontiquier in der Calle major, welcher, bei außerordentlicher Vorliebe für die Uniform, ſolche nicht vom Leibe, und den Degen, der ihm bei dem Erſteigen der Repoſitorien des Ladens viele Unbequemlichkeiten verurſachte, nicht von der Seite brachte, und den ich oft früh um vier Uhr als einen betriebſamen Mann mit Verpackung von rothem Cayenne-Pfeffer beſchäftigt fand, wobei ich, ſolchen in voller Kriegstracht findend, auf die Vermuthung kam, daß er dieſe wohl auch im Bette nicht abgethan haben dürfte. — Die Schätze der Naturalien-Sammlung ſind bedeutend, beſonders in mineralogiſcher Hinſicht, wie ſich dies wohl nicht anders erwarten läßt. Glücklicher Weiſe waren auch Stücke von pecuniairem Werth nicht fortgeſchleppt; ein Stück Nierengold von 16½ Pfund Gewicht, ein Schaale von Onix, die eine Million gekoſtet haben ſoll, u. ſ. w. Es befindet ſich dort das foſſile Gerippe eines antidiluvianiſchen Rieſenfaulthiers, welches hundert Klafter tief in den Minen Paraguays gefunden worden, und auch eine ethnographiſche Sammlung iſt höchſt ſehenswerth, da ſie noch mehrere Stücke aus der Zeit der Entdeckung Amerika's beſitzt. Unausſprechbare Gefühle erfüllten mich bei der Anſicht einer Sonne von Goldblech vom Kleide Montezuma's. Welche Empfindungen mußten die Bruſt, die ſie einſt gedeckt, zerreißen, als der unglückliche Fürſt auf dem Balkon des Schloſſes der alten Hauptſtadt die Pfeile ſeiner Unterthanen nach ſeinem Herzen gerichtet ſah. Hier war keine Wahl als Tod, entweder von der Hand ſeiner Tyrannen oder ſeines Volks. Der unglückliche Sohn der Sonne wählte das letztere.

Die ornithologiſche Sammlung war ſchlecht conſervirt, noch ſchlechter aufgeſtellt, und in einem Winkel lag ein ganzes Häufchen Colibri's im bunten Gemenge. Ich hob einen ſchönen rothbrüſtigen Mexikaner auf, und ein Thürſteher meinte, es würde wohl weiter auch nichts zu bedeuten haben, wenn ich mir eine Hand voll zum Andenken mitnehmen wollte. Die Sache war mir aber doch zu unwürdig; ich kam um die Colibri's und der Kerl um das gehoffte Trinkgeld.

Da wo ſich die Straße Alcal mit der großen Straße vereinigt, iſt das berühmte Sonnenthor (Puerta del sol). Es iſt ein nicht eben großer Platz, ſchmaler noch als die erſtgenannte Straße, der wie lucus a non lucendo wohl nur darum ſo heißen kann, weil er gar nichts Thorähnliches hat. Es iſt der lebhafteſte Platz, gewiſſermaßen das Herz von Madrid, und er iſt claſſiſch in der Geſchichte der Hauptſtadt. Hier treffen zuſammen: die Rennbahnſtraße (Calle de la Carrera), die Straße vom Netz des heil. Ludwigs (Red de S. Luis), die Carmeliter-Straße, die der Koſtbaren (C. de los Preciados), die Koffermacher-Straße, die Sandplatz-Straße und noch ſonſt ein Paar Gäßchen. Da der Platz gewiſſermaßen im Mittelpunkt von Madrid liegt, ſo gewann er bei allen politiſchen Vorgängen immer an Bedeutung. Hier wurden durch Murat am 2ten Mai 1808 die Einwohner Madrid's niedergeſäbelt; hier ſammelten ſich die Mörder Vinueſa's; hier kamen die Trupps zuſammen, welche mit der Büſte Riego's unter dem Geſange: „Schlucke Hund (Traga la perro)!“ nach dem königlichen Schloſſe zogen. Auf dem nämlichen Platze iſt das berühmte Wirthshaus zum goldenen Brunnen (la Fontana de oro); hier ſammelte ſich der Landsburu-Clubb, daneben jener der wüthendſten Geißler (der Club de la Zurriaga) und hier wurde der Sturm auf das königliche Schloß verabredet. Aber auch in ruhiger Zeit bietet die Puerta del sol dem Beobachter viel Intereſſantes: er ſieht ſich in das Innere der Familien verſetzt, denn der Spanier lebt wenigſtens eben ſo viel auf der Straße als im Hauſe. Die nämlichen Geſtalten, den ganzen Tag an die nämliche Hausecke gelehnt, in ruhiger Beſchauung, ſind dem Fremdlinge gleich merkwürdig mit den lebhaften Geberden der Sprechenden. Hier iſt's, als ginge es um, oder wenigſtens an das Leben: zu jedem Wort eine andere Grimaſſe, am ſpaßhafteſten die, welche Verneinungen durch Halseinziehen oder Achſelzucken ausdrücken ſollen: man möchte ſchwören, das Schlüſſelbein habe ein Paar Gelenke und die Halswirbel wären elaſtiſch. An den Straßen-Ecken nun die komiſchen Anzeigen. Heute, heißt es z. B., werden in der und der Kirche Seelen gezogen; aus dem Fegfeuer nämlich. Wie dieſe Operation aber angefangen wird, und vorzüglich, wie die werthen Theilnehmer ſich von dem glücklichen Erfolg vergewiſſern, iſt dem Schreiber dieſes nicht kund geworden. Auf einem Blättchen darunter reklamirt der Eigenthümer ein entlaufenes Maulthier, und ein Anderer empfiehlt ſich, dergleichen zu ſcheeren; denn ge-

ſchoren wird hier Alles, was irgend rauh iſt: daneben die Anzeige einer Prozeſſion zu Ehren der unbefleckten Empfängniß. Ein großer rother Bogen enthält in nuce den Prozeß eines Dutzend armer Teufel, welche erſchoſſen worden „par ordre de l'Empereur", und ein anderer eine Einladung an die Herren Offiziere und Ritter (officiales y caballeros) zum Ball „von der Roſe" (el bayle de la rosa); was dies nun für einer iſt, werden manche gute polniſche und deutſche Herren noch recht wohl wiſſen! — endlich will noch ein franzöſiſcher Arzt Syphillitiſch kuriren, und zwar „Alles nach der Kunſt" (selon l'art). C. v. Wachsmann.

Der erſte Januar, der erſte März und der erſte Mai in Griechenland.

Den in Paris 1824 in zwei Bänden erſchienenen, von Fauriel herausgegebenen ſehr anziehenden und lehrreichen „Chants populaires de la Grèce moderne", die bereits von dem Deſſauer Bibliothekar, dem kraft- und gemüthvollen Griechenſänger, Wilhelm Müller, verdeutſcht (bei Leopold Voß in Leipzig) erſchienen ſind, iſt ein höchſt intereſſanter und zur Kenntniß des Volkslebens der Neugriechen und ihrer Volks-Poeſie wichtiger „Discours préliminaire" voraus geſchickt worden. Bei Gelegenheit der von Fauriel ſogenannten „Chansons domestiques", worunter er ſolche Geſänge verſteht, die bei Familien-Feierlichkeiten, bei beſtimmten Feſten oder bei gewiſſen geſellſchaftlichen, durch lange Gewohnheit geheiligten Gebräuchen geſungen werden, erwähnt er der Feier zweier jährlichen Feſte, die in Griechenland üblich ſind, und es iſt in der That, wie in ähnlichen Fällen, auch hier von großem Intereſſe, eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen dieſer Feier und der, wie ſie in mehreren andern Ländern begangen wird, zu finden. Das eine Feſt iſt das des heiligen Baſilios oder des erſten Januars, welcher Tag auch in Griechenland durch Beſuche und Geſchenke, nur mit mehr Feierlichkeit und unter einer mehr poetiſchen Form, begangen wird. An demſelben vereinigt ſich die Jugend in ganzen Schaaren, um in die Häuſer ihrer Bekannten zu gehen und ſich die üblichen Geſchenke zu erbitten, indem ſie dabei Geſänge ſingen, die jedem Dorf, jedem Diſtrikte eigen ſind, und die durch einen gewiſſen National-Abdruck von Grazie, Wohlwollen und Phantaſie dem Feſte Charakter und Intereſſe verleihen. In dieſer Reihe von Geſängen iſt der erſte zu Ehren des Herrn vom Hauſe, das die jungen Sänger beſuchen, und an ihn ſelbſt gerichtet; der zweite gilt der Frau vom Hauſe, und darauf folgen ſo viele einzelne Geſänge, als Perſonen in der Familie zu begrüßen ſind. Sogar die abweſenden Glieder derſelben werden nicht vergeſſen: es wird ihrer in einigen — an ihre gegenwärtigen Verwandten gerichteten — Verſen mit Bedauern und guten Wünſchen gedacht. Alles, was die Familie intereſſiren kann und Gelegenheit giebt, ihr die Gefühle des Wohlwollens und der Zärtlichkeit aus zu drücken, iſt der Gegenſtand eines beſondern Geſanges. Uebrigens beginnen die jungen griechiſchen Sänger ihre Wünſche am erſten Januar, wenn ſie in das Haus eintreten, mit einem eigenen Geſange auf den Tag ſelbſt und den heiligen Baſilios. — Das andere Feſt, deſſen Fauriel beſonders erwähnt und das in Griechenland eben ſo poetiſch gefeiert wird, wie der erſte Januar, wenn ſchon der Gegenſtand deſſelben etwas verſchieden und der Grund eine Epoche in dem Leben der Natur, das Feſt ſelbſt alſo an und für ſich weit poetiſcher iſt, betrift den erſten März, welcher Tag in jenem Lande beinahe eben ſo gefeiert wird, wie in manchen Ländern der erſte Mai. Auch am erſten März ziehen in Griechenland junge Leute und Kinder von Thür zu Thür und ſingen die Rückkehr des Frühlings, indem ſie zugleich geringe Geſchenke, die in Eiern, Käſe und dergleichen beſtehen, ſich erbitten. Unter verſchiedenen zu dieſer Feier beſtimmten Geſängen zeichnet ſich vorzüglich einer aus, von dem ſich, wie auch Fauriel erwähnt, ſchon im griechiſchen Alterthum eine deutliche Spur findet, und der in ganz Griechenland üblich und unter dem Namen: „Der Geſang der Schwalbe" bekannt iſt. Derſelbe iſt ein Erguß der unbeſchreiblichen Reize des erſten Hauches des Frühlings in einem ſchönen Clima. Die Kinder, welche ihn ſingen, tragen in der Hand eine große aus Holz geſchnittene Schwalbe, die an eine Art von Windmühle befeſtigt iſt, ſo daß ſie ſich mit Hülfe eines Fadens, der ſich um einen kleinen Cylinder, an deſſen einem Ende die Schwalbe ſich befindet, auf- und abwickelt, mit Schnelligkeit herum dreht. So viel ſagt Fauriel. In dem gelehrten Werke des Hofraths v. Hammer: „Conſtantinopolis und der Bosporos" (Peſth, 1822) findet ſich da, wo von dem Clima in jenen Gegenden und den Jahrszeiten die Rede iſt, Einiges über dieſen Gegenſtand, das, obſchon es nur von Conſtantinopel und den Ufern des Bosporos zu gelten ſcheint, doch wenigſtens nachträglich hier bemerkt zu werden verdient. Zuerſt erwähnt er der Feier des erſten Mai und ſagt davon, daß ſich an dieſem Tage die griechiſchen Mädchen vor Sonnen-Aufgang auf den Wieſen verſammeln, um die Primeln des Frühlings im Morgenthau zu leſen. Der ganze Tag iſt der Freude und dem Vergnügen geweiht und noch mit ſinkendem Abend kreiſen auf den Fluren die Reigen der Romaika, deren Tänzerinnen, wie Nymphen und Grazien mit einander verſchlungen, das ſproſſende Grün mit wechſelndem Fuße ſchlagen. Darauf ſpricht er von einem ganz eigenen Gebrauche, mit dem der Eintritt des erſten März von den Griechen gefeiert werde. Am Vorabende, am letzten Februar nämlich, ſagt er, werfen die Griechinnen ihre

alten Töpfe und Geschirre zum Fenster hinaus mit der Formel: „Oxo pali oxo korgi, meza nyfi kai chara" (Hinaus Flöh' und Wanzen, herein Braut und Lust); und das sey ganz der alte Gebrauch des Bulimos, dessen Ursprung Plutarch in seinen Tischgesprächen untersucht, nur daß es bei den alten Griechen anständiger hieß: „Hinaus mit dem Hungertod, herein Reichthum und Gesundheit!" — Daß, wie in andern Ländern Europa's, z. B. in der Schweiz, in Thüringen und in den Rheingegenden, auch in den Umgebungen des Bosporos zur Feier des Johannis-Abends große Feuer von den Griechen angezündet werden, erzählt v. Hammer gleichfalls in obenerwähntem Werke. K.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

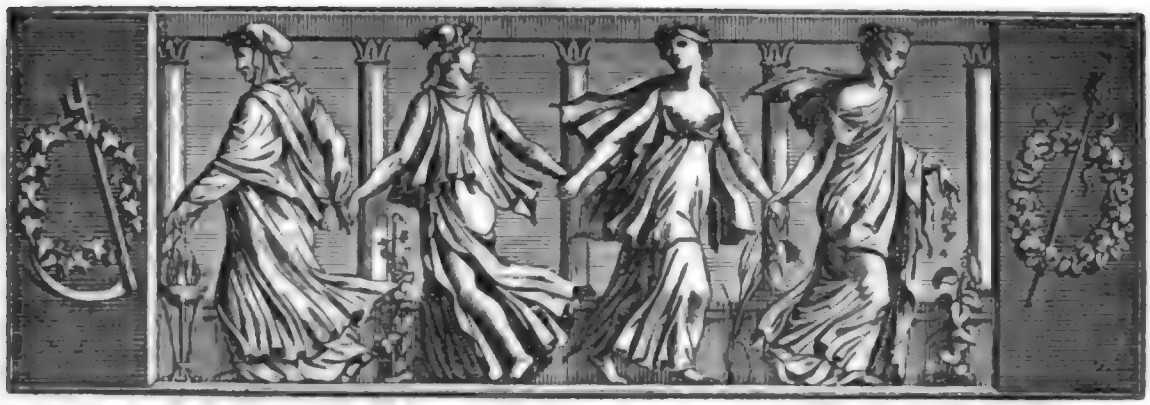
Wien. Die Ausspielungen von Landgütern und Häusern durch große Lotterien nehmen kein Ende; kaum ist eine Ziehung geschehen, werden wieder ein Paar neue angekündigt, so daß immer fünf oder sechs an der Tagesordnung sind, und es den Spiellustigen nie fehlen kann, ihr Geld los zu werden. Die Theilnehmer dieser Lotterien ermangeln nicht, durch pomphafte Ankündigungen und Berechnungen das Publikum von der Art und Weise zu überzeugen, wie es dem Glück die Hand bieten könne. Diese Ankündigungen werden auf ungeheuern Papier-Zetteln an alle Straßen-Ecken geklebt; hier steht „Eine Million" mit schuhhohen Buchstaben geschrieben, daß es selbst ein Kurzsichtiger an der andern Ecke der Straße deutlich zu lesen im Stande ist; dort sind die zu gewinnenden Landhäuser und Stadtgebäude, in Kupfer gestochen, in goldene Rahmen gefaßt, und hier ist erklärt, wie mit einem Loose 38 Mal gewonnen werden kann. So sehr in früherer Zeit diese Spekulationen Eingang gefunden, so sehr nimmt jetzt, bei Ueberhäufung derselben, die Lust und Anzahl der Mitspielenden ab — und das ist gut, weil schon Viele ihre Umstände durch das Haschen nach dergleichen Glücksfällen verschlimmerten. — Unter den Novitäten der Literatur bemerken wir „das Tagebuch einer Reise durch Frankreich, Großbrittanien und Deutschland" (von Max Löwenthal), das in treffenden Zügen das Interessanteste dieser Länder darlegt. Besonders glücklich war der Verfasser in den Schilderungen des großstädtischen Lebens und Verkehrs der beiden Weltstadte; eine Lebhaftigkeit der Darstellung ist hierin zu finden, die wir bei den Berichten über die Reise selbst vermissen. — Das „Humoristische Lustwäldchen", von Jg. Freiherrn von Pöck, hat Referent aus der Hand gelegt, ohne es durchlesen zu können; er hat sich von dem „Verdienste des geachteten Herrn Verfassers", wie es in einer hiesigen Zeitschrift heißt, durchaus nicht überzeugen können. — Der betriebsame Buchdrucker Franz Ludwig, Herausgeber von Kotzebue's und Schiller's sämmtlichen Werken *) und nach Hüttner's Tod auch von Hormayer's wahrhaft classischem Werke: „Denkwürdigkeiten Wiens", hat ein neues „Conversations-Lexikon", von einer Gesellschaft hiesiger Gelehrten bearbeitet, angekündigt. Der Pränumerations-Preis (das Ganze erscheint in 10 Banden) ist für den Band 2 Gulden 30 Kr. C. M. So gering der Preis ist, dürfte doch der Herausgeber seine Rechnung dabei nicht finden, da das Brockhausische Lexikon in Jedermanns Hand sich befindet und trotz mancher Anfeindung doch ein höchst brauchbares Handbuch bleibt. — Hr. Ebersberg hat eine zweite Auflage seiner „Fabeln" veranstaltet, und er scheint zu Leistungen der Art berufener zu seyn, als Kritiken über einen „Ottokar" zu schreiben, oder, wie die böse Welt sagt, zu unterschreiben. — Die hiesigen Blätter sind voll von Recensionen über die Gastspiele der Mad. Neumann und des Hrn. Löwe. Obgleich eine schwere Krankheit, die für das Leben der genannten schätzbaren Künstlerin fürchten ließ, uns lange den Genuß ihrer Darstellungen entzog, hatten wir dennoch das Glück, sie noch in einigen Leistungen zu bewundern, bevor das Hof-Theater, der eintretenden Ferien der Hof-Schauspieler wegen, geschlossen wurde. Unnachahmlich bleibt sie, obgleich die meisten ihrer Rollen ehrenvolle Triumphe der Kunst waren, als „Baronin" in „Stille Wasser sind betrüglich" und als „Preciosa", so wie Hr. Löwe besonders als „Correggio" sich den Ruhm vorzüglicher Meisterschaft erwarb. Eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dieser Bühne ist ein talentvolles Kind, Minna Reichel, von ungefähr acht Jahren, das als „Franzchen" und „Fritz" in der „Erbschaft" und dem „Hahnenschlag" sich der lebhaftesten Theilnahme erfreute. Auch ein Hr. Wolzmann, ein Bruder der leider zu früh verstorbenen funfzehnjährigen Künstlerin auf der Guitarre, betrat in einigen unbedeutenden Rollen die Bühne und gefiel; er zeigt Talent, hat einen angenehmen Vortrag, eine hübsche theatralische Figur, und dürfte unter der bildenden Hand unsers würdigen Veteranen Koch zum bedeutenden Künstler heranwachsen. — Hr. Henkler, der im Ferien-Monat der Schauspieler an der Burg wie der im Kärnthnerthor-Theater Vorstellungen gab, hat unter Anderem das auf dem Berliner Königsstädter Theater gern gesehene, von Angely dem Französischen nachgebildete Vaudeville: „Sieben Mädchen in Uniform" aufgeführt, das sich jedoch nur eines getheilten Beifalls zu erfreuen hatte. Jetzt ist das Karnthnerthor-Theater wieder geschlossen und die seltsamsten Gerüchte sind über dessen Verpachtung im Umlauf, die wir jedoch für nichts als Kaffeehaus-Geschwatz erklären können. — Wie es heißt, soll eine Gesellschaft Aktionairs das Theater an der Wien übernehmen und die Leitung Hrn. v. Holbein anvertraut werden. Auch Hr. Carl, vom Theater in München, gehört zu den Bewerbern. — Unter der nun aufgelösten Gesellschaft dieses Theaters sind mehrere vorzügliche Glieder; wir nennen davon nur Hrn. Jäger, Hrn. und Mad. Wachter (jetzt nach Berlin engagirt), und Demois. Schwarzböck in der Oper; Hr. Demmer, Hasenhut, Klein (gastirt gegenwärtig in der Josephstadt), Laroche, Palmer, Rott (bereits bei einer auswärtigen Bühne engagirt), Walser, Demois. Resch, Mad. Palmer und Mad. Gottdank im Schauspiele. — Das Theater in der Leopoldstadt soll ein neuer Unternehmer käuflich an sich zu bringen suchen, sich mit den Gläubigern abfinden, und durch eine Aktien-Gesellschaft den Bau dieses schon bedeutend baufälligen Hauses bewerkstelligen wollen. Novitäten wurden auf dieser Bühne sparsam gespendet: „Die musikalische Schneider-Familie", ein Liederspiel von Bäuerle, sprach nicht sehr an, da es jedes äußern Schmuckes entbehrt und vielleicht das schwächste Produkt dieses sonst glücklichen Volksdichters ist. — Das Theater in der Josephstadt hat im Spektatorium eine zweckmäßige Aenderung erhalten. Die Form der Lyra wurde in ein schönes Oval verwandelt, und dadurch bewirkt, daß das Publikum nun an allen Punkten bequem sehen und hören kann. Neu sind: „Armida, die Zauberin im Orient", Spektakelstück von Meisl und „der Gemsen-Jäger", romantisches Schauspiel von Told, beide gern gesehen.

* * *

Unlangst starb zu Ispahan der persische Dichter Diab-Pherair, im 95sten Jahre. Er ist der persische Voltaire zu nennen, und hat eine große Menge Handschriften über Mathematik, Astronomie, Politik und Literatur hinterlassen. Der Sophi hatte ihm zuletzt eine beträchtliche Zulage aus seinem Schatz bewilligt, denn er aß nur Lerchenfleisch (?), das man ihm aus Europa kommen ließ (?) und ging selten. (Corsaire.)

*) Das heißt: im Nachdruck, der anscheinend in Oestreich noch immer zu den ehrenwerthen Unternehmungen gehört!!

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 2. September. 140ſtes Blatt.

Gedichte von Johann Martin Miller.

Vorerinnerung.

Ich beſitze aus Bürger's Nachlaß eine Handſchrift ſeines Freundes Johann Martin Miller, des berühmten Verfaſſers der Romane: „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit", „Siegwart", „Briefwechſel dreier akademiſchen Freunde", „Geſchichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Roſenau" u. ſ. w., welche in unſerer Literatur Epoche gemacht haben. Die Handſchrift enthält einen guten Theil von Miller's Gedichten bis zum Jahre 1774, alſo aus der blühendſten Periode ſeines poetiſchen Lebens. Es befinden ſich darunter die nachfolgenden dreizehn Stücke, welche weder in den Muſen-Almanachen, noch in der Sammlung ſeiner „Gedichte" (Ulm, 1783) gedruckt ſind. Sie gehören gleichwohl zu ſeinen beſten, und ich hoffe, durch Mittheilung derſelben den Dank der Leſewelt zu verdienen.

Miller iſt auch als lyriſcher und elegiſcher Dichter in einem ſeltenen Grade ausgezeichnet. Mehrere ſeiner Lieder, z. B. Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf verſammelt ſich u. ſ. w.", Trinklied: „Bei Nektar und Ambroſia u. ſ. w.", Lob der Alten: „Es leben die Alten u. ſ. w.", Abſchiedslied: „Traurig ſehen wir uns an u. ſ. w." werden ſich noch lange in dem Gedächtniß und dem Munde des ganzen deutſchen Volkes erhalten und ihm lieb bleiben. „Popularität eines poetiſchen Werkes aber", ſagt Bürger, „iſt das Siegel ſeiner Vollkommenheit."

Berlin. Karl v. Reinhard.

1.

An die Venus.

1772.

Still iſt die Mondennacht. Es rauſcht
Kein Blättchen und kein Gras;
Und ungeſehen, unbelauſcht
Denk' ich an Lycidas.

Wann er im Chor der Freunde geht,
Dann glänzt er ihnen vor,
Wie dort in ſtiller Majeſtät
Der Mond dem Sternen-Chor.

Blau, wie der Himmel über mir,
Iſt ſeiner Augen Paar;
Doch glänzt in ſeiner ganzen Zier
Kein Stern, wie ſie, ſo klar.

Und o! wie ſeiner Stimme Schall
So rein und ſilbern klingt,
Süß, wie das Lied der Nachtigall,
Die dort im Thale ſingt.

Sein Haar, das um den Nacken rollt,
Mit Lilien bekränzt,
Gleicht jenem Wölkchen, das im Gold
Des vollen Mondes glänzt.

Dir, Venus, die du jetzt erwachſt,
Und über unſer Land
In ſtillem Reiz herunter lachſt,
Dir iſt er auch bekannt.

Sieh, holde Göttin, am Altar,
Wo dich die Flur verehrt,
Bringt dir ein Mädchen Opfer dar,
Das deine Gluth verzehrt.

Die leiſen Wünſche meiner Bruſt
Erfuhr der Schäfer nie.
Dir aber ſind ſie wohl bewußt;
Und — ſtillen kannſt du ſie.

2.

Schäfergedicht.

1772.

Sittſam, wie am Frühlingsmorgen
Friſch bethaute Veilchen blüh'n,

Lebt im Wiesenthal verborgen
Eine holde Schäferin.
Mit dem Lamm, das ihr an Sitte
Und an Unschuld ähnlich ist,
Wandelt sie aus ihrer Hütte,
Wann der Morgen uns begrüßt.

Eilt zur nahen Silberquelle
In den Weidenschatten hin,
Wäscht in ihr die Augen helle,
Und beseht ihr Antlitz d'rin.
Zu entzücken unbekümmert,
Eilt sie in der Mädchen Chor:
Wie der Mond am Himmel, schimmert
Sie den Schäferinnen vor.

Alle stehen da und blicken
Neidisch nach der Schwester hin.
Schäfer hangen mit Entzücken
An dem Blick der Zauberin.
Zärtlichkeit und Sehnsucht breitet
Sie im ganzen Chor umher,
Aber still und ruhig schreitet
Sie wie eine Göttin her.

Alle reichen Schäfer machen
Um das Mädchen einen Reih'n,
Suchen ihren Beifall, lachen,
Und erdenken Schmeicheleï'n.
Traurig seh' ich es, und schleiche
Mich zum nahen Buchenwald,
Wo im schattigen Gesträuche
Meiner Klage Ton erschallt.

Denn den Kummer ihr zu klagen,
Der mein Innerstes verzehrt,
Wird die Lippe niemals wagen,
Wenn es gleich das Herz begehrt.
Gerne wagt' ich eine Bitte,
Hätt' ich eine reiche Flur:
Aber, ach! um meine Hütte
Weiden wenig Schäfchen nur!

Meister Kuken.

1.

Drei Tage waren mir in Iferten verflossen, wie drei Stunden. Es war die höchste Zeit für mich da, weiter zu reisen. Vergebens sah ich mich nach einem Miethswagen um; denn die Wege waren mit Glatteis überzogen. Ich durfte es mit meinem Klepper nicht wagen. Die Landkutsche war besetzt, nur noch ein Platz bei dem Kutscher zu haben. Ich band meine Lise mit den übrigen Pferden zusammen, bestieg den Kutschbock und nahm meinen Platz neben Schwager Kuken ein. Wer ist Schwager Kuken? wird man fragen. — Schwager Kuken ist ein langer, hagerer, phlegmatischer Kutscher; ein Mann, der steif und kerzengrade von seinem Sitze die Pferde regiert, wie ein Schulmeister seine Kinder, wenn er sie buchstabiren läßt. Er hielt sich für ganz etwas Anderes, als seine Mitbrüder, dünkte sich mehr und höher, weil er in seiner Jugend Latein gelernt und es bis zum Dorfpfarrer in Savoyen gebracht hatte.

„Wie? Meister Kuken, Ihr seyd Pfarrer gewesen?“ rief ihm einer meiner Reisegefährten aus dem Kutschenschlage zu. „Sagt mir einmal, wie weit seyd Ihr in Euren Studien gekommen? Wie fingt Ihr es denn an, eine Predigt aus zu arbeiten?“ — „Wie so viele Andere. Ich gab, was ich konnte, und wo ich mit dem meinigen nicht ausreichte, ging ich auf Raub aus, schrieb aus Predigten zusammen, was mir Noth that, und unterwarf mich im Voraus den Urtheilen meiner Zuhörer.“ — „Bravo, Meister Kuken! Habt Ihr nie einen Heiligen-Panegyricus gehalten?“ — „Ueber ein halbes Dutzend, und solche Reden machten mir wenig Kopfbrechens. Ich hatte eine Menge Postillen: aus der einen nahm ich dieses, aus der andern jenes: hier einen Lappen, dort einen Lappen: ich nähte sie zusammen, wie sich's thun lassen wollte, und machte meinem Heiligen einen Sonntagsrock, der sich sehen lassen konnte!“ — „Nicht wahr, Meister Kuken, eine Harlekins-Jacke?“ — „Gerade das: aber Sie können nicht glauben, wie viele Ehre ich mit meiner Musterkarte einlegte. Zuweilen, wenn ich hier sitze und fahre, muß ich selbst über meine Harlekinaden lachen!“ — „Ueber welche Sünde fielt Ihr am strengsten und unbarmherzigsten her, Meister Kuken? Doch nicht über die Trunkenheit?“ — „Nein, nur selten berührte ich diese Saite. Sprach ich vom Wein, so lachten meine Nachbarn; sprach ich von der Liebe, so waren's meine Nachbarinnen, die den Mund verzogen.“ — „Ihr wart gewiß Euren Schäfchen ein guter, sanfter Hirt?“ — „Ich mußte wohl: urtheilen Sie selbst. Einst kommt eines dieser Schäfchen, dicht verschleiert, in meinen Beichtstuhl. Ich frage sie: Seyd Ihr verheirathet? Sie giebt mit leiser kaum vernehmlicher Stimme zur Antwort: Ja! — Seyd Ihr in Eurem Gewissen ganz rein über den Punkt der Ehe? — Nicht ganz! — Entdeckt mir die Wahrheit! — Ich habe kleine Geschenke von Colas angenommen. — Weiter! — Christophel hat mich ein Paar Mal geküßt. — Weiter! — Ich habe mit einem —. — Mit einem Dritten? — Ja, mit einem Dritten mich eingelassen. — Schlimm! — Weiter aber habe ich nichts Böses gethan. — Wer war denn dieser unselige Sünder? — Sie, Herr Pfarrer! — Nun sehen Sie wohl, warum ich mit meinen weiblichen Pfarrkindern leise auftreten mußte?“ — „Ja, ja, Meister Kuken, die Natur hat auch ihre Rechte, die sie in Anregung bringt, wenn der Mensch sie ihr rauben will. Aber wie seyd Ihr denn von Eurem Pfarrsitz auf den Kutschsitz gelangt? Wie hat sich Eure Philosophie diesen Sprung gefallen lassen? Sagt mir's doch! Ich kann vielleicht aus Eurem Leben Vortheil für das meinige ziehen. Wie oft wächst ein Heilkraut auf freiem Felde unbemerkt, während wir eine theure und nicht so wirksame Arzenei aus fernen Welttheilen kommen las-

ſen. Erzählt mir Eure Geſchichte, daß ich ſie aufſchreibe!“ — Meiſter Kuken reichte mir bei dieſen Worten lächelnd ſeine Doſe und ſah dabei freundlich und ſtolz aus. Ich wette: ich habe den rechten Fleck bei ihm gefunden, und er wird künftig, wo möglich, noch kerzengrader auf ſeinem Kutſchbock ſitzen. Und warum ſollt' er nicht? Iſt doch zwiſchen einem Kutſchbock und einem Throne der Unterſchied nicht ſo groß.

2.

„Ich bin“ — ſo begann Meiſter Kuken ſeine Geſchichte — „aus einer guten Familie in Savoyen. Wie Sie mich da ſehen, könnte ich Ihnen Adelsbriefe zeigen, die ihre guten zweihundert Jahre alt ſind.“ — Er ſprach dieſe Worte mit einem Ton und mit einem Nachdruck, der das volle Gewicht von zweihundert Jahren hatte. Zugleich aber zog er den linken Arm an ſich und drückte ihn feſt an die Seite, damit ich das Loch am Ellenbogen nicht bemerken ſollte. Ich ſtellte mich, als hätte ich es nicht wahrgenommen, und er fuhr fort, nachdem er eine Pauſe gemacht und mir Zeit gelaſſen, für ſeine Ahnen und ſeine Abſtammung die gehörige Ehrerbietung zu gewinnen. — „Mein Urgroßvater“ — das Wort ſprach er in vier Abſchnitten und mit langſamer Würde aus — „mein Ur—groß—va—ter jagte ſeine Länderbeſitzungen durch die Gurgel und hinterließ meinem Groß-va-ter“ (etwas ſchneller ausgeſprochen) „wenig; dieſer hinterließ meinem Vater“ (viel ſchneller) „nichts, und von meinem Vater habe ich gar nichts geerbt, nicht einmal das Wörtlein von, welches er vor ſeinen Namen ſchrieb, und gern für einen kleinen Thaler verhandelt haben würde.

Ich hatte eine ganze Heerde von Brüdern. Mein Vater, der ſelbſt nichts hatte, konnte nichts auf ihre Erziehung wenden. Der Eine wurde Schuhmacher, der Andere Kleidermacher u. ſ. w. Dies waren keine Beſchäftigungen für Edelleute und Herren von. Doch unſer erſter Vater hat auch dabei angefangen, ſich, ſo gut er gekonnt, Schuhe und Kleider zu machen. Was er im Paradieſe gethan, konnten meine Brüder in ihrer Werkſtatt wohl auch thun. Ich hingegen fühlte mich zu Höherem berufen: ich ſtudirte, lernte einige Worte Latein, die Liturgie und die Meſſe auswendig, und gelangte zu einer armſeligen Pfarrſtelle. Ich war nahe dabei, ſie mit einer beſſern zu vertauſchen: das Glück wollte mir wohl; ich hatte ſchon über alle meine Nebenbuhler geſiegt. Zwar konnte ich mich nicht rühmen, weniger unwiſſend zu ſeyn als ſie; aber ich war ein ſchmucker wohlgebildeter junger Mann; ich gefiel einer hübſchen Betſchweſter, welche über ihren Beichtvater viel vermochte. Alles ging auf's Beſte und ich war ſchon Pfarrer in Gedanken, als zu meinem Unglück ich über die Trunkenheit zu predigen kam. Ich predigte mit ſolcher Lebhaftigkeit, ſolchem brennenden Eifer, daß mich, als ich von der Kanzel ſtieg — durſtete. Ich trat in ein Wirthshaus: es war heiß — und —.“ — „Und der Teufel führte Euch in Verſuchung?“ — „Ja, lieber Herr, er ſpielte mir einen ſeiner gewöhnlichen Streiche. Ich trank, trank ein Glas über den Durſt. Ich konnte den Wein nicht vertragen, der Wein konnte mich nicht vertragen; wir geriethen an einander, und kurz — am folgenden Morgen erwachte ich, und fand mich auf dem Bette, ohne zu wiſſen, wie ich dahin gekommen war. Meine Geſchichte wurde ruchtbar; fort war die Pfarre! Einer meiner Mitbewerber, der im Wirthshauſe den Kopf nie verlor, erhielt ſie. Das verdroß mich bis in mein Innerſtes; ich entſagte dem Dienſte des geiſtlichen Schafſtalles und der Seelen; ich verließ die Gegend; ich widmete mich dem Pferdeſtall und dem Dienſte der Reiſenden. Ich ward Lohnkutſcher, und ſitze hier auf meiner Kanzel!“ — „Das war ein gewaltiger Sprung, Meiſter Kuken, von dem Beichtſtuhl auf den Kutſchbock!“ — „Anfangs ſchämte ich mich wohl; auch reuete es mich ein wenig; aber ich tröſtete mich bald, denn ich fand, daß die Pferde ſich beſſer regieren und leiten laſſen, als die Menſchen, und daß ſie mich ungeſtört und ungetadelt trinken und lieben ließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Als der berüchtigte Abbé Terray ſeinen Abſchied als Miniſter erhielt, geſchah ein Gleiches auch mehreren andern Miniſtern, und zwar zufällig am Tage St. Barthelemy. Jemand ſprach davon vor dem Grafen von Aranda, ſpaniſchen Geſandten, und meinte: „Das iſt eine Miniſter-Barthelemy!“ — „Ja wohl!“ entgegnete der Geſandte; „doch keine Hinwegſchaffung der Unſchuldigen (pas le massacre des Innocens)!“

Seit dem Siege des Generals Suere in Peru hat man, ſtatt der Bolivars-Hüte, in Paris Zuckerhüte in die Mode gebracht. Da haben die Franzoſen einmal die Deutſchen um ein Wortſpiel zu beneiden; denn zufällig ſagt man gerade im Deutſchen: ein Zuckerhut, während man im Franzöſiſchen pain de sucre ſagt.

Auch der berühmte Schauſpieler Schröder extemporirte, und zwar oft glücklich, oft aber auch zur Unzeit. Im „Namenstag“, von Brandes z. B., gab er einſt den „geadelten Bürger“, Brockmann den „Buchhalter Krims“. Jener beruft ſich in dieſer Comödie, wenn er etwas nicht weiß, auf Letzteren. Nach dem Stücke trat Schröder vor, um die Darſtellung des nächſten Tages an zu kündigen. „Morgen werden wir die Ehre haben, zu geben — ja, ich hab's vergeſſen! Ich will Herrn Krims holen, der muß es wiſſen und ſoll es Ihnen ſagen!“ — Brockmann, als „Krims“,

erschien, annonzirte und das Publikum — jauchzte über einen Spaß, bei welchem zwei berühmte Schauspieler vergessen hatten, daß Bühnenkünstler sehr wohl daran thun, wenn sie, außer ihren Rollen, mit dem Publikum sehr gemessen und bedachtsam umgehen.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Frage: was heißt aufklären? — Im „Bemerker" des „Gesellschafters" wurde neulich gefragt: warum die Werke des weisen Moses Mendelssohn noch nicht gesammelt wären? — Dabei fiel dem Referenten ein, daß er manchen kleinen Aufsatz des Verewigten sich aufbewahrt habe; so namentlich einen über obige Frage, der vielleicht eben jetzt wieder ein Wort zu seiner Zeit enthalten möchte und deshalb wohl einer Erneuerung werth ist, die ihm ohne weitere Vorrede zu Theil werden mag.

Die Worte Aufklärung, Cultur, Bildung (sagt Moses Mendelssohn) sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum. Sollte dies ein Beweis seyn, daß auch die Sache bei uns noch neu sey? Ich glaube nicht. Man sagt von einem Volke, daß es kein bestimmtes Wort für Tugend, keines für Aberglauben habe, ob man ihm gleich ein nicht geringes Maaß von Beidem mit Recht zuschreiben darf. — Indessen hat der Sprachgebrauch, der zwischen diesen gleichbedeutenden Wörtern einen Unterschied angeben zu wollen scheint, noch nicht Zeit gehabt, die Grenzen derselben fest zu setzen. Bildung, Cultur und Aufklärung sind Modifikationen des geselligen Lebens; Wirkungen des Fleißes und der Bemühungen der Menschen, ihren geselligen Zustand zu verbessern. Je mehr der gesellige Zustand eines Volks durch Kunst und Fleiß mit der Bestimmung des Menschen in Harmonie gebracht worden, desto mehr Bildung hat dieses Volk. — Bildung zerfällt in Cultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeits-Sitten (objektive); auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjektive). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Cultur wird demselben beigelegt; wie einem Grundstücke desto mehr Cultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt ist, dem Menschen nützliche Dinge hervor zu bringen. — Aufklärung hingegen scheint sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (objekt.) und Fertigkeit (subjekt.) zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maaßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen.

Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Eine Sprache erlangt Aufklärung durch die Wissenschaften und erlangt Cultur durch gesellschaftlichen Umgang, Poesie und Beredsamkeit. Durch jene wird sie geschickter zu theoretischem, durch diese zu praktischem Gebrauche. Beides zusammen giebt einer Sprache die Bildung.

Cultur im Aeußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Cultur und Aufklärung ist; deren äußerlicher Glanz und Geschliffenheit innerliche, gediegene Echtheit zum Grunde hat!

Aufklärung verhält sich zur Cultur, wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntniß zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich betrachtet (objektive) stehen sie in dem genauesten Zusammenhange, ob sie gleich subjektive sehr oft getrennt seyn können.

Man kann sagen: die Nürnberger haben mehr Cultur, die Berliner mehr Aufklärung; die Franzosen mehr Cultur, die Engländer mehr Aufklärung; die Sineser viel Cultur und wenig Aufklärung; die Griechen hatten beides, Cultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, so wie ihre Sprache eine gebildete ist. — Ueberhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Cultur sowohl als der Aufklärung, der Ausdehnung sowohl als der Stärke nach.

Ferner läßt sich die Bestimmung des Menschen eintheilen, in 1) Bestimmung des Menschen als Mensch, und 2) Bestimmung des Menschen als Bürger betrachtet.

In Ansehung der Cultur fallen diese Betrachtungen zusammen; indem alle praktischen Vollkommenheiten bloß in Beziehung auf das gesellschaftliche Leben einen Werth haben, also einzig und allein der Bestimmung des Menschen, als Mitgliedes der Gesellschaft, entsprechen müssen. Der Mensch als Mensch bedarf keiner Cultur: aber er bedarf Aufklärung.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitgliedes Pflichten und Rechte, erfordern nach Maaßgebung derselben andere Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeits-Sitten und Gewohnheiten, eine andere Cultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe, d. i. mit ihren respektiven Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, desto mehr Cultur hat die Nation.

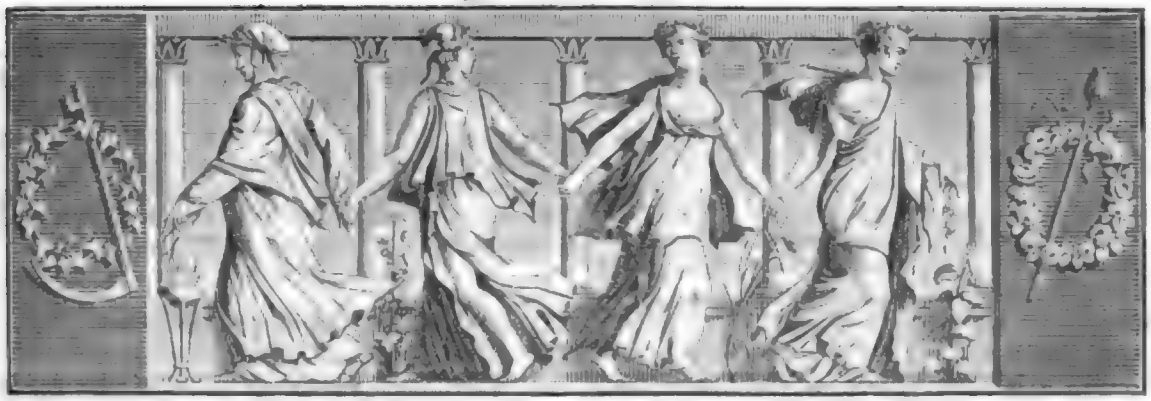
Sie erfordern aber auch für jedes Individuum, nach Maaßgebung seines Standes und Berufs, andere theoretische Einsichten und andere Fertigkeit, dieselben zu erlangen, einen andern Grad der Aufklärung. Die Aufklärung, die den Menschen als Mensch interessirt, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen, als Bürger betrachtet, modifizirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzt hier abermals seiner Bestrebung Maaß und Ziel. — Diesem nach wurde die Aufklärung einer Nation sich verhalten: 1) wie die Masse der Erkenntniß, 2) deren Wichtigkeit, d. i. Verhältniß zur Bestimmung a) des Menschen und b) des Bürgers, 3) deren Verbreitung durch alle Stände, 4) nach Maaßgabe ihres Berufs; und also wäre der Grad der Volks-Aufklärung nach einem, wenigstens vierfach zusammengesetzten Verhältnisse zu bestimmen, dessen Glieder zum Theil selbst wiederum aus einfacheren Verhältnißgliedern zusammengesetzt sind.

Menschen-Aufklärung kann mit Bürger-Aufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen, als Mensch, nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist Folgendes in Erwägung zu ziehen: Die Collision kann entstehen zwischen 1) wesentlichen, oder 2) zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit 3) wesentlichen, oder 4) mit außerwesentlichen zufälligen Bestimmungen des Bürgers.

(Der Schluß folgt.)

Selten hat ein gelehrtes Buch solch romantisches Glück gemacht, als das Werkchen des Hrn. Rouviere, betitelt: „Die Medizin ohne Arzt, oder Gesundheitswörterbuch". Es befindet sich in der vierten Auflage. Scott's Romane dürfen sich kaum eines größeren Absatzes erfreuen! Das Merkwürdigste ist dabei, daß Rouviere sogar vom Selbstmord rettet. Ein junger Rechtsgelehrter, von einer Liebes-Krankheit befallen, stand im Begriff, sich in die Seine zu stürzen, hört aber von Rouviere's Buch, nimmt einige Löffel des tonigen purgatif und — vergißt im Augenblick die, die sein Herz so schwer bedrängte?! — Ein anderer erklärter Melancholikus, nachdem er umsonst alle Aerzte der Residenz befragt, geräth zu Rouviere, der ihn radikal heilt: er ist jetzt der Lustigmacher der Gesellschaft?! (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 3. September. 141ſtes Blatt.

Meiſter Kuken.

3.

„Habt Ihr Euch verheirathet, Meiſter Kuken, ſeitdem Ihr Euch hier niedergelaſſen habt?“ — Er ſchwieg. — „Ich frage Euch, ob Ihr verheirathet ſeyd?“ — Mit einem tiefen Seufzer: „Geheirathet habe ich, ja! Verheirathet bin ich nicht mehr!“ Ein zweiter Seufzer, der ſeinem verſtorbenen Weibe galt. — „Habt Ihr Kinder?“ — „Ich hatte in Allem vier; das jüngſte hat ſeiner Mutter das Leben gekoſtet.“ — „Ihr liebt es doch deswegen nicht weniger, als die andern?“ — „Ach, Herr, doppelt hatt' ich es lieb; einmal ſeinet-, dann der Mutter wegen. Mein liebes, kleines Carlchen! Er war ſo hübſch! das leibhafte Ebenbild der Mutter! Jeden Kuß, den ich ihm gab, gab ich Beiden. Wenn ich von der Reiſe wieder nach Hauſe kam, hätten Sie meine kleinen Kuken's ſehen ſollen, wie ſie ſich freuten, um mich her ſprangen, an mich heran kletterten, ihre kleinen Arme um mich ſchlugen, und Alle um den erſten Kuß bettelten. — Und jetzt —. Der Tod hat ſie mir Alle genommen. Ich weiß nicht, was ich dem verwünſchten Knochenmann zu Leide gethan habe, daß er ſie mir Alle — Alle geraubt. Wenn ich jetzt in das Haus trete, iſt's, als träte ich in ein fremdes. Ich finde von dem, was mein war, nichts, gar nichts, und mein einziger Wunſch iſt, wieder an zu ſpannen und davon zu fahren!“ — „Liebſter Kuken, der Tod kennt weder Freund noch Feind, und verſchont Niemand!“ — „Das weiß ich wohl, lieber Herr; daß er aber ſo in die Kreuz und Quer um ſich haut, und nicht hübſch nach der Reihe uns abholt! Sollte nicht jeder Menſch ſeine Zahl Jahre ableben? Mein Carlchen zum Beiſpiel — hätte er mich nicht ſollen voran gehen laſſen? Hätte der Himmel nur ihn mir gelaſſen! ihn allein von Vieren! Sehen Sie, Herr, ſo arm ich bin, Pferde und Wagen und Alles würde ich hingegeben haben, um ihn zu behalten. Armer Carl! ich werde dich nicht wiederſehen!“ — Bei dieſen Worten wiſchte er ſich mit dem Aermel ein Paar Thränen von den Wangen, und diesmal machte er ſich nichts daraus, ob ich das Loch am Ellenbogen ſah oder nicht. Es war nicht mehr der Edelmann, es war der Vater, der mit mir ſprach. — „Lieber Freund, Ihr müßt wieder heirathen; Ihr könnt ja einen Carl wieder bekommen!“ — „Ja, Herr, aber ich könnte ihn auch wieder verlieren!“

Ich werde Dich wohl nie wieder ſehen, guter Meiſter Kuken! Hinge es von mir ab, Du und kein Anderer würdeſt mich fahren und mein Kutſcher ſeyn. Ich würde oft, anſtatt im finſtern, einſamen, langweiligen Wagen zu bleiben, zu Dir auf Deinen Sitz ſteigen, mir Deine Geſchichte von Neuem erzählen laſſen; Du würdeſt mit Deinem abgeſchabten durchlöcherten Aermel Deine Thränen trocknen, Deiner Ahnen vergeſſen — und ich würde zu Dir ſprechen: „Meiſter Kuken, ein gefühlvolles Herz iſt der wahre Adel!“

4.

(Vierzig Jahre ſpäter.)

Eines meiner Wagenräder hatte gelitten und mußte ausgebeſſert werden. Wir waren in einem kleinen Dorfe,

Namens Mathold, ohnweit Iferten. Ich rieth meiner Frau, mit den Kindern zu einer alten Freundin auf das Schloß zu gehen, und ſuchte indeß mit meinem Kutſcher den Stellmacher des Orts auf. Wir hatten ihn bald gefunden. Vor ſeinem Häuschen ſtanden ein Paar alte Eichen; in einiger Entfernung ſchlängelte ſich ein Bach durch die Wieſe daher; auf der Wieſe graſeten und ruhten Heerden: der Hirt ſpielte auf dem Haberrohr; ein junges Mädchen fütterte ihre Tauben und ſchielte dabei nach dem Hirten hinüber. Es war ein liebliches ländliches Gemälde.

Schon wollte ich in's Haus treten, als ich wenige Schritte davon auf einer ſteinernen Bank eine junge Frau ſitzen ſah; den einen Arm ſtützte ſie gegen einen Baum, mit dem andern wiſchte ſie die Thränen ab, welche ihren Augen in Strömen entfloſſen. Zwei allerliebſte kleine Kinder hielten ihre Kniee umfaßt, liebkoſeten ſie und ſuchten ſie zu tröſten. Das eine hielt ihr ein Glas Waſſer, friſch aus dem Bache geſchöpft, vor; die Mutter berührte es mit den Lippen, um ſich dankbar zu zeigen, und drückte das Kind an ihr Herz. Ich ſah es der Gruppe an, daß ihre Leiden aus einer unglücklichen Ehe entſtanden waren.

„Warum weinſt Du?“ redete ich die Mutter an; „womit könnt' ich Dir gefällig ſeyn?“ So fragte ich: nicht, daß ich mir vorſtellte, daß ihr mit einem Almoſen geholfen ſeyn würde; denn Mutter und Kinder gingen zwar ärmlich, doch reinlich einher; ihr Elend war nicht ſo ſehr dem Aeußeren, als den Geſichtszügen an zu ſehen. — „Großen Dank, mein Herr, ich bin keine Dürftige; ich bin eine Unglückliche, die dieſe väterliche Schwelle nicht betreten darf!“ — „Haſt Du Deinem Vater Urſache gegeben, Dich zu verſtoßen?“ — „Ach, Herr!“ gab ſie zur Antwort, und ſtockte und gab mir mit einem Seufzer zu erkennen, welche empfindliche Saite ich berührt hätte. — Ich lenkte ein: „Iſt Dein Vater vielleicht hart und ungerecht?“ — „O nein, nein; er iſt jederzeit für mich der beſte, gütigſte Vater geweſen, und eben das iſt meine Scham und meine Qual. Schweres Unglück hat mich verfolgt und mich in ſeinen Augen ſchuldig gemacht; vielleicht gelingt es Ihnen, ihn zu rühren, ihn zu erweichen, wenn Sie zu meinem Beſten reden wollten; ich beſchwöre Sie um dieſe Gnade mit meinen beiden Kindern, welche mein trauriges Schickſal theilen, und wenigſtens ſich nichts vor zu werfen haben!“ — Mit dieſen Worten warf ſich die Unglückliche mir zu Füßen; ihre Kinder folgten dem Beiſpiele und flehten zu mir mit einem ſo rührenden Ton, daß ich hätte ein Herz von Marmor und Kieſelſtein haben müſſen, wenn ich kalt geblieben wäre. — Eines der Kinder ſtreckte ſeine Aermchen zu mir aus und nannte mich: Papa. Das arme Kind kannte keinen zärtlicheren Ausdruck und es fand den wahren, der bis in's innerſte Herz dringt. — Bis dahin hatte ich die Mutter nicht näher betrachtet; ich richtete meine Blicke auf ſie und fand ſie noch immer in der knieenden Stellung: aber als ſie ihre Augen und gefaltenen Hände zu mir hob, bemerkte ich Züge einer gemeinen, doch regelmäßigen Schönheit, und große blaue Augen, welche thränenſchwer unter rabenſchwarzen Haaren hervor blickten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Spanien.

4. *)

Nach einiger Zeit befand ich mich in den Mauern von Toledo. Eine Familie, deren Andenken mir theuer, und auf der Freude und langer Friede ruhen möge, nahm mich auf, und ich ward gleich befreundet mit dem Sohne des Hauſes, der, ein trefflicher junger Mann, bekannt war mit dem Auslande und deſſen Geſittung. „Kommen Sie“, ſagte er einſt, „beſehen wir die Cathedrale, und da Sie es durchaus wollen, auch das Haus der Inquiſition, an dem übrigens nicht das mindeſte zu ſehen iſt: da Sie aber nun einmal Wunderdinge dort zu finden hoffen, ſo kann uns dieſe Niemand beſſer zeigen, als unſer alter Hausfreund und Beichtvater, der Pater Pablo, denn der war früher ſelbſt Mitglied des heiligen Gerichts.“ — „Was?“ rief ich, „ein Inquiſitor Hausfreund und Beichtvater! — Gott bewahre mich! ich ſehe Ihren Kopf ordentlich wackeln auf dem Rumpfe, und es ſcheint mir, Sie riechen ganz brenzlich, als hätten Sie den Sanbenito ſchon auf dem Leibe!“ — Mein Hausgenoſſe lachte herzlich; wir gingen kreuz und quer durch die engen ſteilen Gaſſen des alten Toledo's, und waren bald außerhalb deſſelben am Ufer des Tajo, wo der Mönch in einem Häuschen wohnte, deſſen Garten der Abendzeitvertreib ſeines Lebens war. — „Sehen Sie“ — ſprach mein Freund zu dem weißköpfigen muntern Alten — „hier bringe ich Ihnen einen Deutſchen, dem Sie Alles zeigen ſollen in der Casa del santo officio; Alles, was über der Erde iſt und unter derſelben, damit er einſt ſolches brühwarm ſeinen Landsleuten mittheilen kann.“ — „Da werden dieſe wenig erfahren!“ meinte der Alte; „denn in dem Gebäude iſt nichts zu ſehen; indeß erfülle ich Ihren Wunſch mit Vergnügen, wenn Sie erſt eine Taſſe Chocolade zu ſich genommen haben!“ — Wir radebrechten flott während derſelben, und das Reſultat war ungefähr dieſes: Seit geraumer Zeit war die Inquiſition nichts als ein Zuchtpolizei-Gericht in der Hand der Regierung. Ohne Genehmigung der Civil-Behörde durfte dieſelbe Niemand einkerkern und alle Urtheile, welche auf lange Einſperrung oder den Tod lauteten, bedurften nicht nur der Beſtätigung des Kö-

*) Die letzten Mittheilungen ſ. im Blatt 139.

nigs, ſondern es mußten ihm auch die Akten vorgelegt werden. Freilich war es ſelbſt in dieſer Geſtalt noch läſtig, denn es wurden dabei Intriguen angewendet, wenn man dem angeblich Sträflichen nicht wohl anders zu Leibe konnte, ſo z. B. in der Sache des Olavides. Seit langen Jahren gab es ſeine Exiſtenz nur dadurch kund, daß man von Zeit zu Zeit einmal einen fremden Juden aufgriff, ihn auf einem Eſel in feierlicher Prozeſſion herum führte, wobei der älteſte Sohn des Hauſes Medina Celi, der Marquis von Cogolludo, die Fahne der Inquiſition in der Hand, den Zug eröffnete. Dem Juden wurde ein Gewand und eine Mütze, mit Teufeln bemalt, angezogen; er bekam eine Tracht Hiebe, die mehr das Gewand als den Rücken trafen, dazwiſchen ein Paar Gläſer Wein oder eine Taſſe Chocolade aus der Hand mitleidiger Seelen, und dann wurde die Hauptperſon des Spaßes über die Grenze gebracht. Freilich war die Inquiſition immer eine Nationalplage, denn ſie war vorhanden, und blieb der alte Hebel, der zur Zeit des Bedarfs hervor geholt wurde und immer ſeine Schuldigkeit that. Spaßhaft iſt es, in deutſchen Romanen die Santa Hermandad, eine Art Polizeiwächter oder Bettelvögte, als Diener des heiligen Gerichts angeführt zu ſehen, obgleich ſie nicht das geringſte mit denſelben gemein hat. — Leider konnte der gute Wille des Mönchs mir wenig nutzen, denn vom Inquiſitions-Pallaſt hatte eine adminiſtrative Behörde Beſitz genommen; ein Subaltern verweigerte uns unfreundlich die Unterſuchung des Inneren, und da auch nach deſſen Verſicherung es weiter nichts zu ſehen gab, ſo mußte ich mich begnügen, den Letzteren mit einigen Unhöflichkeiten, ſo viel ich nämlich in drei Sprachen auf zu treiben wußte, zu vergnügen. — Wir beſahen die Kirche; unſer alter Pater machte den Führer, und war hier recht an ſeiner Stelle. Er erklärte mir Alles; das wunderthätige Madonnenbild mußte her halten mit allen Wundern, die es gethan, und noch etwa zu thun willens und geſonnen ſeyn könnte. Leider hatte es ſeine Verehrer nicht vor einer ganz tollen Contribution ſchützen können, und ſchien ſich mehr mit Herſtellung der Krüppel zu beſchäftigen. Treffliche Gemälde guter Meiſter enthielt die Sacriſtey, gute Fresco-Gemälde der Kreuzgang. „Aber" — ſagte unſer alter Führer — „nun ſollen Sie noch etwas ſehen; die größte Merkwürdigkeit Toledo's!" Wohl war es dieſe. Wir traten in eine, an die Kirche angebaute Kapelle. Auf dem Hochaltare ein ſchönes Marienbild, an der Wand der Sturm auf Oran, al fresco.

(Der Schluß folgt.)

Thier-Unterricht.

Herr Claudio Sala in Mailand hat zu ſeinem Vergnügen zwei Meiſen auf eine höchſt merkwürdige Weiſe zu einer Menge von Kunſtſtücken abgerichtet, die ſich auffallend von andern Leiſtungen dieſer Art unterſcheiden. Der erſte Verſuch war, daß einer der Anweſenden den Namen einer der ſieben Hauptfarben zog, von denen Proben auf dem Tiſche lagen: auf den Befehl des Herrn legte der Vogel ſogleich die rechte Probe zu dem gezogenen Namen. Eben ſo geſchwind zog der Vogel drei von den Anweſenden gewählte Lieblingsfarben aus den Proben heraus. — Hierauf wurde eine Stutzuhr gebracht, auf welcher die zwölf Stunden angegeben waren. Ein Zuſchauer verrückte den Zeiger; der Herr zeigte nun dem Vogel ſeine Taſchenuhr, worauf dieſer nach der Stutzuhr hinflog und den Unterſchied genau am Zifferblatt angab. — Der Herr ſprach irgend einen Namen aus, und ſogleich zog der Vogel aus einem aufgeſtellten A-B-C den Anfangsbuchſtaben des Namens heraus. — Nach dieſen gelehrten Künſten wurden auch einige gymnaſtiſche gezeigt. Beſondere Aufmerkſamkeit erregte der Sprung durch das Faß, den man bisher nur von Seiltänzern und Pferden ſah. Ohne die Flügel zu brauchen, liefen die Vögel auf dem für ſie eingerichteten Sprungbrett und ſtürzten ſich durch die mit Papier verklebten Reifen. — r.

Gedichte von Johann Martin Miller.

3.

Aufmunterung zum Trinken.

1772.

Willſt du der Klagen
Dich ganz entſchlagen,
Trink Wein, mein Sohn!
Folgſt du der Lehre,
Dann eilt, ich ſchwöre,
Der Gram davon.

Bei'm vollen Becher
Verlacht der Zecher
Die ganze Welt.
Dies wirſt du glauben,
Wann Saft der Trauben
Dein Aug' erhellt.

Wer wird den Schönen
Beſtändig fröhnen
Um einen Kuß?
Erſt muß man leiden,
Dann folgen Freuden,
Dann Ueberdruß.

Wir aber trinken,
Und Freuden winken
Uns jeden Tag.
Kein Unmuth bleichet
Die Wang', uns ſchleichet
Kein Ekel nach.

4.

An meine Freunde.

1772.

Tief in meines Herzens Grunde
Grub ihr süßes Bild sich ein;
Ach, und ewig wird die Wunde,
Bis zur letzten Todesstunde
Wird es drein gegraben seyn.

Kommt, Ihr Freunde, meine Leiden
Mit Erbarmung an zu seh'n!
Froher wird die Seele scheiden,
Wann sie hört in ihre Leiden
Eure Mitleids-Seufzer weh'n.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literarische Notizen. „Des Grafen de la Garde Reise über Moskau nach Wien; aus dem Französischen mit Anmerkungen von Therese Huber" (Heidelberg, bei Jos. Engelmann, 1825) ist ein ungemein unterhaltendes Buch, da uns die Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in den durchreisten Ländern und zugleich die Eigenthümlichkeit des Reisenden interessirt, dem, vermöge seines Standes, mancher Kreis sich öffnete, der nicht Jedem zugänglich ist; und dessen Lebenslustigkeit noch überall den erwünschten Stoff findet. Wie ältere Leute, denen die Theilnahme für Vieles absterben will, sehr wohl thun, wenn sie sich zuweilen mit Jüngeren beschäftigen, die ihnen ihre sonstigen frischeren Ansichten unwillkührlich in's Gedächtniß zurück rufen, so empfehlen wir der Lesewelt, der Alles verschlingenden, dieses Buch als eine Art von Erholung nach der Lektüre gemachter Romane; denn hier hat man in dem Treiben des Verfassers die zum Theil ergötzliche Begebenheit und zugleich in den Schilderungen des Lokale's und der Sitten fremdartiger Länder den historischen Hintergrund in der Wahrheit. Die Uebersetzung liest sich leicht und angenehm, und die Noten bezeichnen den vielseitig gebildeten Geist der geschätzten Therese Huber. — Man sagt, Goethe wolle uns ein neues Lustspiel geben, das den Titel hat: „Echt und Falsch". Möge die Nachricht echt, nicht falsch seyn. — Von Müllner haben wir mit dem Beginn des nächsten Jahres eine neue Zeitschrift zu erwarten; es kommen demnach zwei neue Zeitschriften aus Weißenfels, da der dort lebende Panse einen „Eremit in Deutschland" angekündigt hat. Laut der „Iris" (seit Juli d. J. in Pesth erscheinend) wird die Müllner'sche den Titel: „Der Unparteiische" — laut andern Nachrichten den Titel: „Mitternachtsblatt" haben. Nach ersterem Titel würde Müllner das Unmögliche personifiziren, nach dem zweiten die Leute mitten im besten Schlafe wecken wollen. Er mag unparteiisch seyn nach bestem Willen und erwecken mit seinen besten Kräften, dann wird es dem neuen Blatte weder an Werth noch an Lesern fehlen. — Barmann (in Hamburg) giebt eine Auswahl seiner Erzählungen und Gedichte heraus unter dem Titel: „Blätter aus meiner bunten Mappe". Der denkende und fleißige Verfasser wird hier gewiß manches Treffliche vereinen. — Des kräftigen Seume „sämmtliche Schriften" sind angekündigt (von J. F. Hartknoch in Leipzig) für den höchst billigen Preis von 3 Thlr. 12 Gr. für alle zwölf Bände. Da es die Werke eines Schriftstellers gilt, der durch Eigenthümlichkeit sich auszeichnet, werden wohl die Deutschen zahlreich und zahlend sich dieselben anschaffen; der Verfasser ist ja so weit, daß er einen volksthümlichen Anspruch hat, begünstigt zu werden, d. h. er ist todt! — Des verstorbenen Contessa „sämmtliche Schriften" (auch Manches enthaltend, das bisher noch nicht gedruckt ist) werden bei Göschen in Leipzig erscheinen. Hier könnte dieselbe Anmerkung wiederholt werden, die wir bei Seume machten. E. W.

Ueber die Frage: was heißt aufklären? (Schluß.) Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes, herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürger hört die Staatsverfassung auf zu seyn; ohne die außerwesentlichen bleibt sie in einigen Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe.

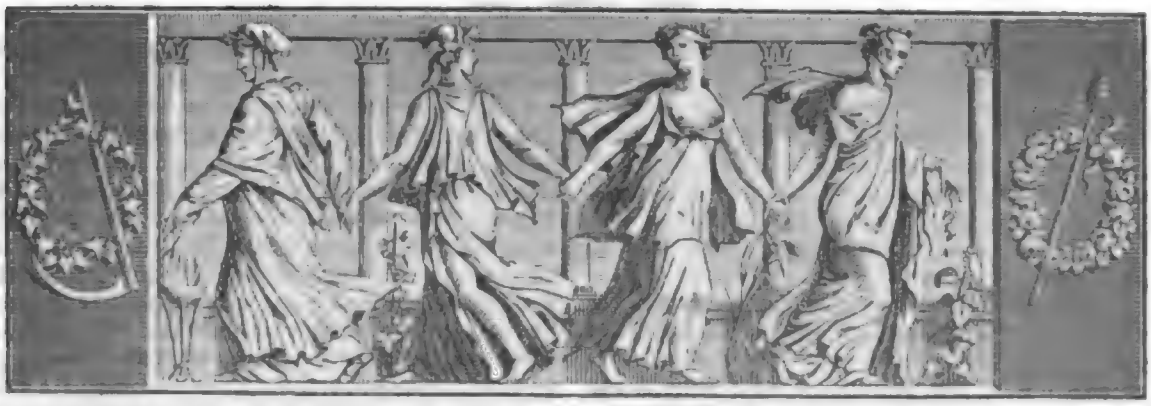
Unglückselig ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmonire, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sey, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit an zu legen sind, um sie nieder zu beugen und beständig unter dem Drucke zu halten! — Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen, so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen die Ausnahmen geschehen und die Collisionsfälle entschieden werden sollen. — Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicher Weise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit nieder zu reißen, so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich in's Heiligthum. Allein dem ungeachtet wird der Menschenfreund in den aufgeklärtesten Zeiten selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich, ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet.

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht, als eine verweseste Blume; diese nicht so ekelhaft, als ein verfaultes Thier, und dieses so gräßlich nicht, als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Cultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüthe, desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit. — Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Cultur erzeugt Ueppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei.

Wo Aufklärung und Cultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Verwahrungsmittel wider die Corruption. Ihre Art zu verderben ist sich einander schnurstraks entgegen gesetzt. — Die Bildung einer Nation, welche nach obiger Worterklärung aus Cultur und Aufklärung zusammen gesetzt ist, wird also weit weniger der Corruption unterworfen seyn. — Eine gebildete Nation kennt in sich keine andere Gefahr, als das Uebermaaß ihrer Nationalglückseligkeit; welches, wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit genannt werden kann. Eine Nation, die durch die Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen, ist eben dadurch in Gefahr zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann. — Jedoch dies führt zu weit ab von der vorliegenden Frage.

Moses Mendelssohn.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 5. September. 142ſtes Blatt.

Erinnerungen aus Spanien.

(Schluß.)

Vor dem Altar knieeten ſtill betend mehrere Leute mit einer Geſichtsfarbe, welche etwas dunkler als die gewöhnliche, ſie indeß weniger als die breiten Geſichter und kleinen ſtechenden Augen von den gewohnten ſpaniſchen Zügen unterſchied; ihr Ganzes war ärmlich und widrig. „Für was halten Sie dieſe?“ fragte mein jüngerer Begleiter. — „Für Juden“, ſprach ich, „würde ich ſie nehmen, wenn ich ſie hier nicht beten ſähe.“ — „Es ſind Reſte der Mauren“, ſagte er, „welche einſt der Regierung einen Dienſt leiſteten, deshalb hier in eine Colonie verſammelt und als Chriſten geduldet wurden, und ſich nur unter ſich ſelbſt fortpflanzten. Hier in dieſer Kapelle wird nach arabiſchem Ritus Gottesdienſt gehalten, und ſolche iſt vom Cardinal Cisneros geſtiftet.“ — Ich erſtaunte. „Dies“, ſprach ich, „wären alſo vielleicht Nachkommen jener ſo edeln, ſo unglücklichen Söhne des Sattels (Beni serradach, Abencerragen), jener Erbauer des rothen Schloſſes (al hamra, Alhambra zu Granada), in deſſen Sälen das Blut ihrer Väter floß wie Waſſerbäche, von den Säbeln der Söhne des Siegs (Beni nassr, Zegris)? Sie wären die Nachkommen jener Gründer der paradieſesgleichen Gärten (Lindanaxa), in welchem, wie ihr Dichter ſagt, die Waſſerbecken auf dem Boden liegen, gleich Betenden?“ Kaum konnte ich mich von meiner Ueberraſchung erholen. Ihre eigenthümliche Bildung, der Umſtand, daß es auch in Aſturien Reſte der Mauren giebt, war allerdings ein Zeugniß ihrer Abſtammung, welche rein bleiben mußte, weil ſich keine Spanierin mit ihnen verehelichen würde. An vielen Orten findet man noch Reſte mauriſcher Kunſt, vorzüglich in getriebener Metall-Arbeit, Waffen und Schnitzwerk. — Größtentheils iſt Alles dies bedeckt mit Sprüchen aus dem Koran; beſonders iſt auf ſolchen alten Kunſtreſten der Spruch: „Es iſt kein Gott als Gott u. ſ. w.“ vielfach wiederholt. Auch auf neuern Werken findet man Spuren jener Sitte. Ich ſah einſt auf einer Waffe den Spruch: „Das Blut, das da fließen ſoll, wird nicht in ſeiner Ader bleiben!“ und der Beſitzer, ein Waffen-Verfertiger, wunderte ſich nicht wenig, als ich ihn fragte: wie er Waffen dulden könne, auf die ein Spruch des Korans geäzt ſey.

Aus der Kirche tretend ſahen wir einen gewaltigen Zettel gegenüber angeklebt. Heute, hieß es, wird zur Feier der glücklichen Rückkehr des Königs Joſeph nach Madrid gegeben werden, die große und berühmte Oper (la grande y famosa): „Die Sündfluth oder die Arche Noahs (la arca de Noa ò el Diluvio universal)!“ „Die muß ich ſehen!“ ſprach ich zu meinen Begleitern; „ach, hätte ich ein Dutzend deutſcher Geologen hier, halb Neptuniſten, halb Vulkaniſten, die würden ſehen, wo der Haſe im Pfeffer liegt und uns mit dickleibigen Erklärungen beſchenken!“ — Mein jüngerer Geſellſchafter begleitete mich; das Haus war zum Erdrücken voll und die Ouverture hatte begonnen. In derſelben zeichneten ſich alle Thierſtimmen aus; ich bedauerte den guten Noah; es war, als ſey wenigſtens

die Hälfte ſeiner Einquartierung toll geworden. Der Vorhang flog empor. Noah begrüßte den ſchlingelhaften Cham mit Stachelreden, in eine Baß-Arie geknetet, hatte aber offenbar das größte Unrecht; ſein Sohn handelte ohne moraliſche Zurechnung, denn nur uns, den Zuſchauern, ſichtbar, begleitete dieſen ein Dämon, ſchwarz mit ellenlanger Zunge, Hörnern und einem mit Drath aufgeſteiften Schwänzchen, der dem jungen Herrchen allerhand Streiche einblies. Der Papa, ein ſtarker Cholerikus, ſchimpfte und prophezeite ein ſchlechtes Ende, und fing ohne weiteres an, die Arche zu bauen, worüber ich meinem Begleiter die Beſorgniß äußerte, daß, wenn dies Vorhaben conform der Schrift hundert Jahr dauern ſollte, uns der Aufenthalt hierſelbſt etwas länglich vorkommen dürfte. Er beruhigte mich und im zweiten Akt war wirklich Alles zur Abfahrt bereit; ein Engel ſchwebte mit einem Thorſchlüſſel in der Hand an einem Schiffstau herab, nachdem die Thiere von Pappendeckel zur Thür hinein gegangen waren, wobei nur ein armer Rehbock das Unglück hatte, auf die Seite zu fallen, weshalb er durchaus nicht zur Thür hinein zu bringen war, und nun das arme Thier ohne weiteres ſeinem Schickſal überlaſſen wurde. Mit den Vögeln hatte es keinen Anſtand; die flogen alle am Stricke zum Dachfenſter hinein. Nachdem nun der Engel zugeſchloſſen hatte und in die Höhe gewunden war, fing es grimmig an zu regnen und die Muſiker im Orcheſter geriethen in nicht geringe Noth, da die Natur genau durch Herabgießen einiger Kannen Waſſers von Seiten der Maſchiniſten nachgeahmt wurde. — Ein blaues Tuch, das Schwellen des Waſſers andeutend, ſtieg in die Höhe. In dieſem waren Oeffnungen befindlich, in welche die, aus den Couliſſen herſtrömende Menge Köpfe und Arme geſteckt hatte, und ein jämmerliches Ertrinken überaus natürlich dargeſtellt haben würde, wenn nicht ein Dickkopf ſich durch ein Armloch gepreßt und die Darſtellung mithin einen Augenblick aufgehalten hätte; er wurde aber, wegen Beweis ſeines Eifers, dennoch durch ein rauſchendes „Bien!“ geehrt. — Während des Zwiſchen-Akts hatte Unterzeichneter einen überaus großen Schreck zu beſtehen, welcher bei der Sündfluth überhaupt am wenigſten erwartet werden ſollte. Feuer! ſchrie es in dieſer Ecke des Hauſes; Feuer! in der andern. Ich ſprang nach Hut und Säbel. „Wo wollen Sie hin?“ ſprach mein Begleiter. — „Fort will ich! will hinaus!“ ſchrie ich; „hören Sie nicht, es iſt Feuer; ich muß zum Bataillon; man wird Generalmarſch ſchlagen!“ — „Seyn Sie ruhig!“ ſprach mein Freund, „es ſind nur jene Jungen, die Fuego! ſchreien, damit ſich Jeder für einen Ocharo die Zigarre an der brennenden Lunte anzünden könne!“ — Ich begriff bald, daß hier nur Waſſersgefahr zu fürchten, denn in dem Augenblick goß eine Dame ein Glas Waſſer von oben auf die Barriere des Parkets, daß es uns in die Augen flog, was aber dort nichts zu bedeuten hat. — Zum dritten Mal flog der Vorhang auf. Die Waſſer hatten ſich verlaufen, die Taube mit dem Oelzweige kam angeflogen, konnte aber ihr Vorhaben, dem guten Altvater Kunde zu bringen, nicht vollführen, weil der Strick riß und ſie einen harten Fall that; durch Eingebung wußte aber der Patriarch ſchon Wie oder Wenn, und öffnete ohne weiteres. In der Freude that er ſich, wie man ſagt, eine Ehre an, und als ein Weinſtock verſank, lag er da in fleiſchfarbenem Trikot. Vermöge teufliſcher Inſpiration lachte Cham übermäßig, wurde verdientermaßen verflucht und exilirt, und Noah machte ein Dankopfer von Schwärmern und Sprühkäſchen. — Ich war gerührt, wartete weder Tonadilla, Saynete noch Fandango heute ab, und ſuchte meine Wohnung.

C. v. Wachsmann.

Meiſter Kuken.

5.

Iſt, was du hier erzählſt, Dichtung oder Wahrheit? ſo wird man mich fragen; und ich werde antworten: Wahrheit! Lucie iſt keine Schöpfung meiner Einbildungskraft; ſie hat mir nach dem Leben geſeſſen, ſie lebt noch; ſie hat mehr als ein Mal, und ziemlich lange hinter einander bei mir gewohnt; ich erhalte oft Briefe von ihr; die Sache hat ſich in Lauſanne zugetragen, iſt in ganz Lauſanne bekannt; der Prozeß iſt öffentlich geführt worden; ich dichte nicht, ich berichte.

Die junge Frau erregte ſo viel Theilnahme in mir, daß ich es für unnöthig hielt, mir ihre Geſchichte erzählen zu laſſen. Ich ſah wohl ein, daß ſie es nicht ohne Erröthen würde gethan haben. Sie war in meinen Augen weder ganz ſchuldig, noch ganz unſchuldig. Ich verſprach ihr, mich bei ihrem Vater für ſie zu verwenden. Der Vater war eben der Stellmacher, den ich aufgeſucht hatte. Ich überließ meinem Kutſcher die Sorge für Rad und Fuhrwerk, trat in's Haus, und erwartete in der Wohnſtube, wohin die Tochter mich aber nicht begleitete, die Rückkehr ihres Vaters.

6.

„Mein Herr!“ ſagte dieſer im Eintreten; „ich habe Ihren Wagen beſichtigt, und zwei von meinen Leuten ſind damit beſchäftigt, den Schaden aus zu beſſern. In einer Stunde ſoll Alles im Stande ſeyn!“ — „Lieber Meiſter!“ entgegnete ich, „die Rede iſt in dieſem Augenblick nicht von meinem Wagen; ich habe ein ganz anderes Geſchäft mit Euch ab zu thun, und wenn es mir gelingt, will ich die Stunde Zeit, die ich hier zubringen muß, nicht für verloren anſehen. Mich ſendet Jemand zu Euch —.“ — „Zu viel Ehre, mein Herr!“ Damit neigte er ſich ein zweites Mal, zog ſeine

Mütze ab und zeigte mir zugleich sein weißes Haar, die Runzeln seiner Stirn und die Züge einer Gutmüthigkeit, die das Alter verschont hatte. — „Aber je mehr ich Euch betrachte", fuhr ich fort, „desto mehr erinnert Ihr mich an Jemand, der mir nicht unbekannt ist." — „Ich befinde mich", sagte der Greis, „in eben dem Falle; Ihre Gestalt ist mir nicht neu, aber ich bin siebzig Jahr alt, wie sollte ich mich erinnern können? Ich habe so viele Menschengesichter gesehen!" — „Vielleicht hilft uns der Name; das Namensgedächtniß hat mich unzählige Mal auf die Spur gebracht. Wie heißt Ihr, lieber Mann?" — „Kuken!" — „Ey, Meister Kuken, seyd Ihr's? Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr mich vor vierzig Jahren nach Iferten auf einen Ball gefahren habt?" — „Ich? auf einen Ball? Hab' ich doch so manchen jungen Springinsfeld auf Bälle gefahren!" — Hier unterbrach er sich, denn er glaubte mich beleidigt zu haben. Eine leichte Röthe bedeckte sein Gesicht; er nahm sich zusammen und fuhr fort: „Ich will nicht gesagt haben —." — „Ja, ja!" unterbrach ich ihn; „ich war einer von den Ballgästen. Ich besinne mich ganz deutlich. Es freut mich sehr, Euch wieder zu sehen. Ihr spracht mit mir von Euern Kindern, wißt Ihr noch? Ihr hattet das Unglück gehabt, sie Alle zu verlieren; Euer Schmerz ging mir nahe; ich habe das arme Carlchen nicht vergessen, welches Ihr so lieb hattet!" — Hier ergriff er meine Hand, drückte sie herzlich, als wollte er mir sagen: Ja, wir sind alte gute Freunde!

7.

Ich gab dem Gespräch eine Wendung, die mich zu meinem Zweck führen sollte. „Nicht wahr, Meister Kuken, Ihr seyd wieder verheirathet und habt andere Kinder?" — „Ja, Herr!" und ein tiefer Seufzer begleitete dieses: Ja, Herr! und bewies mir, daß ich den wunden Fleck berührt hatte. „Ach!" setzte er hinzu, als ich schwieg, „die Gaben des Himmels sind nicht immer Glücksgaben!" — „Ihr habt eine Tochter?" — „Ich hatte eine!" gab er stöhnend zur Antwort; „ich liebte sie, und jetzt verwünsche ich den Tag und die Stunde, die ihr das Daseyn gaben!" — „Man hat Euch vielleicht ihr Vergehen vergrößert!" — „Ach, mein Herr, sie hat mir meine Ehre geraubt!"

Bei diesem Ausruf, der aus dem tiefsten Vaterherzen kam, blieb ich wie vom Donner gerührt. Was sollte ich, was mußte ich glauben? Einige Thränen brachen zugleich mit dem Ausruf hervor; und welche Thränen! Dem Greise bleiben nur noch wenige übrig, und es bedarf der größten Erschütterung, sie hervor zu pressen. Je seltener sie sind, desto mehr brennen sie, desto tiefer ist der Eindruck, den sie machen. Nichts rührt so wie ein graues Haupt in Thränen. — Ich verstummte und war im Begriff, Luciens Sache auf zu geben, als ich mich an etwas erinnerte, was uns immer vor Augen seyn soll, an die Nachsicht, deren die Menschen in ihren Irrthümern, in ihren Schwächen, in ihrem Elende so nöthig und die Frauen noch nöthiger haben als die Männer; die Frauen, deren schwächere Vernunft, deren lebhafte bewegliche Phantasie sich leichter vom Strome der Vorurtheile fortreißen läßt. Nachsicht gegen das weibliche Geschlecht: mit diesem Satze fing ich Luciens Vertheidigung an. Ich schloß sie mit der Bemerkung: „Entweder ist das Gesicht Eurer Tochter ein arger Betrüger, oder ich werde in der Geschichte ihres Lebens, welche sie mir nicht erzählt hat, die Ihr mir aber erzählen werdet, Beweggründe finden, sie, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen. Und wenn deren Gesichtszüge auf mich, den Fremden, einen so günstigen Eindruck machen, wie sollen sie nicht auf ein Vaterherz einwirken! Noch einmal, Vater Kuken, erzählt mir Eurer Tochter Geschichte, und tragt kein Bedenken, mir Euer ganzes Herz auf zu schließen!"

(Der Schluß folgt.)

Gedichte von Johann Martin Miller.

5.

Frauenwahl.

1772.

Immerdar will ich sie minnen,
Sollt' ich nie auch Lohn gewinnen;
Ihr zur Ehre
Soll die Zähre,
Weil ich lebe, rinnen!

Als ich sah ihr erstes Grüßen,
Wollt' ich fallen ihr zu Füßen,
Und sie eilig
Nennen heilig,
Und Maria grüßen.

Sint der hochgelobten Frauen
Kann man auch nichts Schöner's schauen.
D'rum erköre
Ich die Hehre
Mir vor allen Frauen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. „Des Fahnenjunkers Treue", ein dreiaktiges Stück von Julius v. Voß, wurde auf dem Königlichen Theater mit getheilter öffentlicher Stimme, aber doch mit überwiegendem Beifall aufgenommen. Die alte Anekdote, daß ein Pärchen sich erst verheirathet, wenn aus dem Fahnenjunker der Inhaber einer Compagnie geworden, gab den Stoff. Die Darstellung war durchweg höchst lobenswerth. — Dasselbe ist zu sagen von der aus dem Französischen (von Th. Hell) übersetzten Posse: „Die Benefiz-Vorstellung", die aber eine weit günstigere Aufnahme erfuhr. Das Publikum ergötzt sich noch immer daran, hinter die Coulissen sehen zu können, und der Verfasser ist kein geistloser Führer, so daß diese Neuigkeit wohl öfter auf das Repertoir kommen dürfte. — Weber's „Euryanthe" wird endlich (im Herbst) auf der Königlichen Bühne erscheinen, vielleicht als — Todtenopfer, wenn sich (was der Himmel verhüthe!)

die Nachricht begründet, daß der Componist in Ems gestorben sey. *)

— Im Königsstädter Theater wurde Kotzebue's Schauspiel: „Die Corsen" wieder hervor gesucht und gut dargestellt. Diese Bühne hat selten noch im Sprech-Spiel (als Gegenstück zum Singspiel) ein gleich treffliches Ensemble gehabt. Mad. Sontag als „Ottilie" könnte zwar die Sentimentalität, welche die Rolle über Gebühr fordert, immer noch etwas mehr mäßigen, aber sie zeigte, daß sie zu den besten Künstlerinnen für solche Leistungen gehört. Unser Zeitgeschmack stellt sich nun einmal in Opposition gegen den Zweck, rühren zu wollen, und unsre Zuschauer wollen zwar allenfalls, wenn es nicht zu vermeiden ist, noch gerührt werden, sie müssen es aber vorher nicht merken, daß es darauf abgesehen ist. Glücklicher Weise für einen solchen dramatischen Mitleids-Anruf ist indeß selbst unser Berliner Publikum noch nicht so in Masse kritisch, daß nicht ein Theil übrig wäre, der von dem Zwange zu rühren keine Ahnung hat, sondern diensteifrigst mit seinen Thränen bereit ist. Dieser ehrenwerthe Theil aus der Zeit vergangener Herzen soll nun auch von uns weiter gar nicht gehindert werden; er mag so beträchtlich weinen, als er will, wir machen ihm deshalb keinen Prozeß. — Hr. Nagel („Wacker") hilft Hrn. v. Kotzebue an der Thränen-Pumpe und ist ein tüchtiger Offizjant dabei; Hr. Weeber („Felix") bequemt sich schon mehr nach den heutigen strengeren Forderungen und rührt dabei nicht minder. Hr. Meyer („Franz") soll nicht rühren, sondern heiter stimmen, wie er denn auch thut in Compagnie mit Demoiſ. Carol. Lanz („Natalie") und Nina Sontag („Röschen"). Letztere ist mit ihrem Talent ihren Jahren weit voraus; mögen die Jahre jenes nie einholen. — „Verbrecher, Angeber und Richter" — so heißt ein neues Melodrama, von Hrn. Angely übersetzt. Die Anekdote von den Brüdern zu Pisa, welche hier im theatralischen Rahmen vorgeführt ist, soll in genannter Stadt, sammt der Geschichte von Ugolino's Hungertode, oft den Reisenden zur Unterhaltung erzählt werden, aber wahrscheinlich giebt es dabei noch andere Motive, als in dem Theaterstück, das diesen Stoff abhandelt. Namentlich mußten die beiden kraftvollen jungen Manner doch erst Alles versucht haben, um ihre Mutter mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, und besonders mußte der Umstand, daß die Mutter eine bedeutende Summe zahlen oder in den Schuldthurm soll, früher als Anregung benutzt werden zu der That der Brüder, sich als Angeber und Mörder hin zu stellen, um eine ausgesetzte Preis-Summe zu bekommen. In der Art, wie diese ohnehin in ihrer Wirkung für die Mütter nicht hülfreiche Aufopferung hier aufgestellt ist, kommen die lieben Jungen nicht aus der Classe der Lulele heraus. Indeß darf man sagen, daß, wenn diese Gedankenfolge gehörig unterdrückt ist (und obenerwähnter Theil, der seine Rührung gern vorschußweise spendet, wird davon gar nicht gestört), der dritte Akt eine entschiedene Theater-Wirkung hat, da besonders Mad. Sontag (als „Mutter") mit hinreißender wahrer Empfindung sowohl die Fehler des Stücks, als auch die nicht eben unterstützende Sprache überwindet. Die Herren Meyer und Weeber (die „Brüder"), Hr. Angely („Antonio"), Hr. Gentz („Monterido") thaten das Ihrige redlich, um diese Neuigkeit bei ihrem Publikum in Gunst zu setzen und die Zeichen müßten lügen, wenn es nicht geschehen wäre. — „Der Jüngling von Berlin", Lustspiel in drei Akten, ist um zwei Akte zu lang gerathen und dadurch etwas kritisch geworden. Dem versentimentalten Liebhaber einen kräftigen gegenüber stellen, dem dummen sich klug dünkenden Diener einen berlinisch-verschmitzten — das waren schon ziemlich gute Motive und es möchte dabei eine ganz passive Liebhaberin passiren und eine ganz gewöhnliche Kammerkatzenthümlichkeit sich auch noch ertragen lassen. Nur müßten erstens jene Contraste tüchtig hervor treten und zweitens Stoff und Erfindung behülflicher seyn. Die Schauspieler thaten meist das Ihrige und wir haben etwa nur zu bemerken, daß Demoiſ. Lanz nicht deutlich genug sprach. — „Schlafrock und Uniform", Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen von L. Angely, ward gut gespielt und günstig aufgenommen. Der Inhalt ist auch nicht reich, aber die Faden der wenigen Intrigue sind glücklich benutzt. — K.

Leipzig. Das war eine gewaltige Hitze — den größten Theil des Julius hindurch und im Anfange des August! Jedem Morgen erblickte man das Dintenfaß ausgetrocknet und so konnte man unmöglich, schon darum, an seine Freunde schreiben, wenn auch die Hitze selbst nicht alle Gedanken ausgezehrt hatte. Da hatten alte Leute gar viele Bedenklichkeiten von großen Regengüssen und Ueberschwemmungen geträumt, weil der März so viel Nebel gehabt hatte. Ach, diese sind diesmal um ihren ganzen Credit gekommen! Es gab keine Gewitter, keinen Regen, keine Ueberschwemmung, wohl aber Staub, abgefallenes Laub und versengte Wiesen. Es schien, als ob keine Wolke mehr Wasser enthielt. — Gebadet wurde bei solcher Hitze viel. Nach einem der schattigsten Plätze in unserer Elster fährt man auf niedlichen, bunten Gondeln, deren fast jeder Schiffer eine hat. Allein der Nahrungsneid spielte denen, die gern in diese klaren Fluthen tauchen, einen häßlichen boshaften Streich. Der eine Obermeister des löblichen Fischergewerks wollte seinen Mitmeistern das Brod wegnehmen, die Kundschaft verderben und trieb eine Menge Glasscherben auf, welche er an einen Ort in den Fluß warf, wo die Badenden oft Halt zu machen pflegten. Mehrere Badende wurden dadurch bedeutend verwundet. Die Sache kam durch seinen Gesellen selbst zur Kunde. Er ist seines Amtes entsetzt und dem Gericht übergeben, das solche Bosheit nicht ungeahndet lassen wird, denn Recht und Gerechtigkeit wird hier bei uns nach Kräften gegen Jeden ohne Ansehen der Person geübt. — Unsere politische Zeitung ist jetzt immer recht interessant zu lesen. Sie hat fast alle Tage etwa zwei Blatt Neuigkeiten aus alten fremden Zeitungen und vier Blatt Aufforderungen an junge Leute, sich vor den Gerichten in N. N. zu stellen und der Militairpflicht nach zu kommen. — Das alte Hübnersche, vor 129 Jahren erschienene „Reimlexicon" wird in einer neuen Gestalt erscheinen, die nicht weniger als 30,000 Reime enthalten soll. Potztausend, was wird da gereimt werden! Wir haben allein 600 Schriftstellerinnen, von denen jede in Almanachen und Zeitschriften mit ihrem „Verse" auftreten will. Die werden einmal zugreifen! Es müßte ja mit Kräften zugehen, wenn sie nicht unter 30,000 Wörtern zu jedem Worte, das sie lispeln, flüstern, küssen und singen, einen süßen Reim fänden, statt daß jetzt manchmal Nürnberger Nothbüchlein und dergleichen Nothbehelfe selbst in den Gesängen der Meister vorkommen! *) Darum herbei, Subscribenten! Kauft in der Zeit, dann habt ihr den Reim in der Noth! Jedenfalls darf man nach dem aufgegebenen Probeblatt überzeugt seyn, daß der Herausgeber dieses „Reimlexicons" die bestmöglichste Vollständigkeit bezweckt und seinen Vorgänger, den ehrsam-fleißigen Hübner, weit hinter sich lassen wird. — r.

*) z. B. bei Schiller:

Glücklich, glücklich! seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse, wie sie hoch auflodern!
Was auf Erden war mir einst so theu'r.

Im Tollhause von London befindet sich ein junger Mann, der sich für die Königin des Mondes hält. (Corsaire.)

*) Die Nachricht scheint falsch. D. H.

Beilage: Bemerker Nr. 21. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 21. 1825.

Beilage zum 142ſten Blatte des Geſellſchafters.

Sprachbemerkungen.

Man kan ſich des Lachens faſt nicht erwehren, wenn man die rohe Gleichgültigkeit, womit die mehreſten deutſchen Schriftſteller ihre Mutterſprache behandeln, mit der ängſtlichen Sorgfalt zuſammenhält, mit welcher die Neulateiner unter uns den lateiniſchen Ausdruk rein und lauter zu erhalten befliſſen ſind. Ein holländiſcher Filologe hatte das von Ruhnken gebrauchte Wort puritas in Schuz genommen: „Ut sit inferioris aetatis (hoc vocabulum,) tuetur tamen sese analogia, et praestat in talibus omnibus nota et usitata vocabula usurpare, quam nimiae puritatis affectatione diffusum quoddam orationis genus consectantem obscuritatis tibi culpam contrahere.“ Mit dieſem Ausdrucke iſt ein Kritiker in der halliſchen Literaturzeitung ſehr unzufrieden. „Cicero wenigſtens“, ſagt er im Unmut, „vermied Aehnliches, ſobald es nur den geringſten Beigeſchmak hatte; und iſt Cicero darum dunkel geworden, weil er nie puritas orationis ſagte?“ — Welchem Deutſchen könte es wol einfallen, mit einem etwa zu gebrauchenden neuen deutſchen Worte ſo viel Umſtände zu machen und, bevor er es niederſchreibt, es ſo gewiſſenhaft behutſam auf die Goldwage zu legen?

Da weder Cicero, noch irgend ein anderer Schriftſteller aus der guten Zeit ſich dieſes Wortes bedient, ſo mag ihm allerdings für römiſche Ohren ſo etwas von einem Beigeſchmak, das heißt etwas Anſtößiges angehaftet haben. Aber welcher Neuere möchte in dem richtig gebildeten, dem Geiſt und der Natur der Sprache völlig angemeſſenen puritas dieſen Beigeſchmak wol herauszuſchmekken vermögen?

Uebrigens finden wir, um es beiläufig zu ſagen, in den hier durch Sperrung ausgehobenen Wörtern den Grund, warum Cicero und die beſſeren römiſchen Schriftſteller überhaupt dem Fremden ſo ſorgfältig aus dem Wege gingen. Denn was in Form, Klang und Betonung, alſo in allem dem, was grammatiſch genommen ein Wort zu einem Worte macht, aus der Natur und dem Ganzen der Sprache heraustritt, das iſt doch wol ohne Beigeſchmak und ohne ſtarken Beigeſchmak durchaus nicht denkbar.

„In vocabulis“, heißt es im zweiten Hefte des von Seebode herausgegebenen Archivs für Filologen und Pädagogik, „a Plauto semel dictis reperiuntur aliqua, quae non solum per se et propter se diligentiorem originis et significatus desiderant indagationem, sed etiam ob exempli, quod novorum verborum inventores inde espinxit, auctoritatem, non quasi populari trutina, sed aurificis statera subtilius examinanda videntur. Ea ad illud vocum genus referuntur, quas hybridas Grammatici appellant; quo quidem miro et inepto cognomine male seduli illi excusatius uterentur, nisi eadem opera rectum de natura verborum judicium corrumperent, falsaque rerum imagine temeritatem aliorum lacesserent eique velificarentur.“ (Der Verfaſſer behauptet nämlich, die beim Plautus vorkommenden voces hybridae ſeien wirklich und in der Tat zu den vocibus hybridis nicht zu rechnen, und nur mißbrauchlich ſtüze man ſich bei Prägung ſolcher Wortſchenſale auf das Anſehn dieſes Schriftſtellers.) „Nam, nisi nos omnia fallunt, vana illa de hybridis vocibus opinio praecipuus fons habenda est, unde sermo iste fluxit inquinatissimus, quo nunc omnium paene disciplinarum magistros hortulos suos irrigare, discipulorumque suorum memoriam ita imbuere videmus, ut germanae eloquentiae ruina vix alio remedio sisti queat, quam eo, ut verae latinitatis studiosos dirigere suum novandorum vocabulorum studium ad probatissimorum auctorum normam et similitudinem jubeamus, admoneamusque ne fines, quibus illi libertatem suam circumscriptam habuerunt, licenter excedant et omnes lineas transiliant. Enimvero ea solida et grandis licentia est peregrinum atque vernaculum vocabulum in unam vocem conjungere; a qua audacia optimi quique scriptores ita abhorruerunt, ut ante Octaviani Augusti tempora et aliquamdiu post nullum tantae temeritatis vestigium in latinis libris, qui aetatem tulerunt, reperiatur. Cui nostrae sententiae non repugnant pauca illa exempla a Quinctiliano et Macrobio proposita, quippe quorum alia seriorum temporum figmenta sunt et auctoritate carent, alia e veteribus scriptoribus, Plauto scilicet et Juvenali, depromta, specie quidem fallunt, re ipsa haud quaquam in monstris illis vocabulorum censenda sunt, quibus agrum romanum diutius vastari meritum doctorum virorum opprobrium est.“ Und nun verſucht er zu beweiſen, daß die im Plautus, Juvenalis und andern vorkommenden Wortgebilde bicinium, semizonarius, antelogium, semitonium, epirhedia, elogium, prologium, postscenium nicht wirkliche, ſondern nur ſcheinbare Zwitter ſind. *)

Der Saz, den der Verfaſſer (Roſt in Leipzig) hier aufſtellt: Ea solida et grandis licentia est peregrinum atque vernaculum vocabulum in unam vocem conjungere, iſt

*) Ganz möchte ihm ſein Unternehmen denn doch wol ſchwerlich gelungen ſein. Auch hat er manches dieſer Art im Plautus übergangen, z. B. thermopotare, pultiphagonides, ulmitribe etc. Plautus gehörte zu den früheren Schriftſtellern der Römer, die bei der Aufnahme griechiſcher Wörter noch keine beſtimte Regeln befolgten. Schon in den bekanten Verſen:

Vaniloquidorus, virginisvendonides,
Nugidololoquidus, argentiexterebronides,
Tedigniloquides, nummorumexpalponides,
Quodaemelarripides nunquampostexeripides,

ſteht griechiſche Form mit lateiniſcher zuſammen. — Freilich trieben es in ſpäteren Zeiten die entarteten Römer noch ärger, wo ſogar Gebilde wie amarizare, stercorizare, pulverizare etc. raſch und munter ihre barbariſche Reiſe ſpeiten.

allerdings, wie Jedem sein gesundes Gefühl gleich sagen wird, sehr richtig; denn aus der Verbindung zweier Wörter, deren jedes seine ihm ausschließend eigentümliche Natur und Art hat, jedes seinen eigenen Gesetzen gehorcht, kan nur Ungeheures hervorgehen. Auch gilt er wirklich für alle uns bekante gebildete Sprachen. Sollte er aber in seiner ganzen Strenge auch auf die unsrige angewandt werden, Himmel, welche Schwärme von Wörtern und von Wörtern jeder Art und jeder Bedeutung wären da aus unserem Kreise herauszuwerfen: Educationsrat, Consistorialrat, Polarstern, Nationalversamlung, Leibesconstitution, ideenreich, Militairgericht, Endresultat, Fantasiereich, Landexpedition, Espritlosigkeit (Zinserling), Bücherfabrication (Müllner), bibliothekmäßig (Müllu.), Historienmaler, respectwidrig, superfein, superklug (Bürg.), Reformationsfest, Hofetiquette, Landesproduct, Litteraturzeitung, Geistescultur, Nominalwerk, Culminationspunkt, Universitätsfreund, Landexcursion (Bl. Bl.), Staatsinteresse, Nationalkraft, Originalschriftsteller, Provincialwort, Specialkarte, Productionskraft, Conversationsblatt, Landpartie, Legationsrat etc.; Wortformen (monstra vocabulorum nent sie Rost), dergleichen nicht nur in den Sudeleien unserer Schriftsteller des Tages, sondern auch in den — klassischen Arbeiten unserer ersten Meister nicht etwa zu Hunderten, nein, zu Tausenden und aber Tausenden vorkommen!

Ich erwarte hier von dem Verstandigen, der uber Sprache und ihr Wesen reiflich nachgedacht, nicht den beliebten Einwurf: was im Lateinischen schlecht war und ist, das kan im Deutschen doch sehr gut sein. Unnatürlichkeiten bleiben in jeder Sprache schlecht; und unnatürlich ist das Zusammenlöten zweier Wörter, die in Klang, Form und Betonung ganz verschiedenen Gesetzen gehorchen und deren eins, in dieser dreifachen Hinsicht, nach der rechten, das andere nach der linken Seite hin will.

Uebrigens hatte der Verfasser noch Einen Schritt weiter gehn und was er von zwiegestalteten Elementen in Einem Worte bemerkt, auch auf zwiegestaltete Elemente in der Rede überhaupt anwenden können. Denn wenn es wahr ist, solidam et grandem licentiam esse peregrinum atque vernaculum vocabulum in unam vocem conjungere, so mus es auch grandis et solida licentia sein peregrina atque vernacula vocabula in unum sermonem conjungere. Dem großen Gesetze der Einheit sol das Ganze nicht minder als das Einzele untertan sein. Zwar stand ihm hier die lateinische Sprache sehr unbequem im Wege, die bekantlich manchem fremden griechischen, ja sogar barbarischen Worte die Tore geofnet hat. Indes ist doch offenbar, daß sie hier mit Maas und nach Regeln zu Werke gegangen ist; und er, der Verfasser, wurde auch um unsere Sprache und unser Schriftentum sich verdient gemacht haben, wenn er diese Regeln auszumitteln und ins Klare zu sezen bemüht gewesen wäre. K.

Literarische Merkwürdigkeit.

Vor einigen Monaten kündigte ein Herr v. G. zu Erfurt ein neues Wochenblatt an. In dieser Ankundigung hieß es unter Anderm:

„Die Tendenz dieses vielleicht allgemeines Interesse erregenden Wochenblattes solle auf Verbreitung wissenschaftlicher und Kunstnachrichten, so wie erprobter neuer Erfindungen und Entdeckungen, verbunden mit Moden-Neuigkeiten, historischen Curiositäten, zuweilen einer Auswahl witziger Anekdoten, Charaden u. s. w., die im nächsten Wochenblatt aufgelöst werden sollten; ferner die Stadt Erfurt und dessen Kreis betreffende Königl. Regierungs-, landrathliche, magistraturliche und politeiliche Verordnungen, nebst gerichtlichen Bekanntmachungen, möglichst authentische Geburts-, Verheurathungs- und Sterbe-Listen, Unglücksfälle, Diebstähle, entdeckte Verbrechen und deren Bestrafungen, Wohlthätigkeits- und Königl. Gnadenbezeugungen u. s. f. sich beschranken". — „Materialien uber Religion, Politik, Staatsverwaltung und der Geschichte gegenwartiger Zeit" sollten jedoch, einer dieserhalb ergangenen Inhibition zufolge, so wie alle und jede, sowohl in merkantilischer Hinsicht, als in Familien-Angelegenheiten etwa erfolgende Privat-Anzeigen u. s. w. ausgeschlossen bleiben; jedoch könnten „Elegien, Denkmaler, literarische und gelehrte Beitrage, Recensionen und dergleichen Bekanntmachungen, die sich für die Intelligenzblatter nicht füglich, sondern lediglich nur in periodischen Schriften eigneten und keiner vorschriftsmäßigen Zwangs-Einrückung unterworfen seien, eine unverweigerte Aufnahme gewartigen, wofür jedoch für jede auf ein Octavblatt geschriebene Zeile 1 Silbergroschen an Insertionsgebühren entrichtet werden müsse". — „Wissenschaftliche Beitrage und oben erwähnte öffentliche officielle Bekanntmachungen würden völlig unentgeldlich honorirt und jederzeit mit Dank aufgenommen". — „Der Verkaufspreis dieses Wochenblatts sei nur auf 1 Sgr. 3 Pf. für jedes einzelne Exemplar (Jahrgang?!!) festgesetzt, wofür 1 bis 2 Bogen (ah so! Exemplar heißt also Stück!) geliefert werden sollten, um solches recht gemeinnützig — und hoffentlich beifallswürdig — zu machen."

Spater wurde bekannt gemacht, daß man die Exemplare gegen geringe Vergütigung „durch häusliche Zusendung" erhalten könne.

Nach den neuesten Briefen unseres Correspondenten, der uns leider einen Abdruck der ersten Nummern zu senden vergessen hat, ist dies herrliche Wochenblatt wegen der Gefühllosigkeit des Publikums, das keinen Sinn für die Höhen der Literatur zu haben scheint, bereits wieder entschlummert. O. v. D.

Nachweisung.

Im „Gesellschafter" wurde vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen: ob das Testament des Dr. und Prof. extraord. juris zu Frankfurt an der Oder, Adam Ebertus, nicht im Druck erschienen sei. Es findet sich vollständig abgedruckt in der vierten Sammlung der „Beitrage zu der juristischen Literatur in den preußischen Staaten" (von Hommen), S. 123 u. f. K.

An den Anonymus T. E. 5.

„Bemerker" Nr. 20.

Einem Herrn Anonymum
Scheint es abermals zu lezen,
Könnt' er unsern Kentenruhm
Reißen in zehntausend Fezen.

Spricht zwar nicht, wie Jener dort,
Von Romanzen und Balladen,
D'ran' wir uben schnöden Mord
Zu des Reichs gemeinem Schaden;

Doch auch er ist nicht von Heu,
Denn er schwingt ein scharfes Messer,
Und geberdet, meiner Treu!
Sich als echten Eisenfresser.

Tritt da in ein fremdes Haus
Unersucht: man laßt ihn gelten;
Und zum Danke holt er aus,
Auf die Wirthschaft d'rin zu scheiten.

Selbst ein ungebet'ner Gast,
Schilt er die gelad'nen Gaste;
Predigt Jedem was nicht paßt,
Was für Jeden wär' das Beste:

Stieglitz möge nicht im Kohl
Mit den Hasen Zeit verplaudern;
Richtig! darum sah man wohl
Ihn bei deinem Gruße zaudern.

Simson hebe daß die Hand,
Wenn Philister krachzen, brummeln:
Wohl! auch ward er abgesandt,
Sich mit dir herum zu tummeln.

Gibt dem Curtier den Rath,
Tücht'ge Knappen an zu werben:
Wohl! auch ward mir das Mandat:
„Schlag sein Schild nicht ganz in Scherben."

Gar den ungenannten Herrn,
Den Romanzen-Nie-Beender,
Diesen Furchtbar'n schilt er gern
Einen trägen Bratenwender.

Selbst den Wirth er endlich faßt,
Das Gewissen ihm zu schärfen:
Solchen ungeschliff'nen Gast
Pflegt man vor die Thür zu werfen! *)

Dennoch scheint er milder'n Sinn
Unter'm Erze zu verkappen,
Und wir Alle laden ihn:
„Komm und sey von unsern Knappen!"

K. Simrock.

*) Was man pflegt im Zorn zu treiben,
Pfleg' ich gern zu unterlassen;
Und so mag der Zorn'ge bleiben,
Daß er Zeit hat, sich zu fassen.

Wie ein Stamm verschrob'ne Aeste
Sich nicht immer kann entfernen,
So muß quergesinnte Gaste
Auch ein Wirth ertragen lernen. D. H.

1825. No. XXXII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 18 Gr. zu haben:

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; so wie gewölbter, feuerfester und wasserdichter Decken in Gebäuden; nebst einer Anweisung zur Bereitung des Forsterschen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzschnitt und Steindruck. (Zur Hälfte zum Besten der Leidenden am Rhein; zur Hälfte zu ähnlichem guten Zweck bestimmt.) Den Herren Grafen, Direktoren, Inspektoren und Vorstehern der oben genannten heilsamen Anstalten aller Länder mit Achtung und Bescheidenheit gewidmet von Carl Friedrich Holzer.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Das Fegefeuer des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Karl Streckfuß.

gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Von Ebendemselben erschien im vorigen Jahre:

Die Hölle des Dante Alighieri.

Preis: 2 Thlr.

Halle, im August 1825.
Hemmerde und Schwetschke.

So eben ist erschienen und versandt:

General Grafen von Segur's
Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahr 1812.

Historisch und literarisch beleuchtet mit Erläuterungen und Noten versehen
von
Alphons von Beauchamp.

Aus dem Französischen übersetzt von Georg Wolbrecht.

Preis: geheftet 10 Gr.

Nicht leicht hat in allen Landen ein Werk so viel Aufsehen erregt und Beifall erhalten als Segur's, zu dem obiges ein nöthiger Nachtrag ist. Es erläutert die Geschichte jener denkwürdigen Zeit und wird Jeden befriedigen.

Ernst Klein's literarisches Comtoir in Leipzig.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Aufklärungen für Freimaurer oder die Einweihung in die ägyptischen Mysterien.

Für forschende und denkende Br. von einem wahren und warmen Verehrer des Freimaurerthums, dem Bruder Z. — 8. Broschirt mit allegorischem Umschlag: 8 Gr. oder 10 Sgr.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lord Byrons Reise nach Corsica und Sardinien während des Sommers und Herbstes 1821. Aus dem Französischen übersetzt. Geheftet: 9 Gr.

Literarische Anzeige

Bei uns ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueberficht

der gesammten

direkten und indirekten Besteuerung

in den

Preußischen Staaten

als

Grundlage und im Vergleich

zu den Steuer-Systemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen,

als

Rußland, Oestreich, Sachsen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. s. w.

Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,

von

Carl Wilhelm Schmidt,

Königl. Preuß. Steuer-Rendant, Verfasser der mechanischen Technologie, der Gewerbsschule, der Brau- und Brennerei, ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, des Vereins westpreußischer Landwirthe zu Graudenz u. a. m.

Zwei Bände.

Druckpapier: 3 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Es ist dies das vollständigste Werk, was über diesen Gegenstand erschienen, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magistrate, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geschäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und sich ihre Geschäfte bedeutend erleichtern wollen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Johann Arndt's

wahres Christenthum.

Eine sorgfältige Auswahl der kräftigsten Stellen dieses ächt evangelischen Erbauungsbuches. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 1825. Preis: 6 Gr.

Der Herausgeber, ein ächter Bekenner Christi, hat an der so kräftig zum Herzen gehenden Sprache des sel. Arndts nichts geändert, und den Kern von Arndts Christenthum rein und unverfälscht wiedergegeben.

In der Verlagshandlung von Graß, Barth und Comp. in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs, aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Raczynski übersetzt. Herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Mit 2 Kupfern und 2 Steindrücken. gr. 8. cartonirt. Preis: 2 Thlr. 12 Gr.

Von diesem Werke erschien 1821 eine in groß Folio-Format, auf schönem Papier mit mehr als 80 trefflichen Kupfern und Karten reich gezierte Original-Ausgabe in polnischer Sprache; und im Jahr 1824 wurde von diesem Prachtwerke eine ganz treue deutsche Uebersetzung, welche der Original-Ausgabe an Form und Ausstattung ganz gleich ist, auf Kosten des Hrn. Verfassers veranstaltet.

Da jedoch diesen beiden Pracht-Ausgaben, wegen ihres nothwendiger Weise sehr hohen Preises, bei weitem nicht diejenige Verbreitung zu Theil geworden ist, welche das treffliche Werk so sehr verdient, so haben wir es unternommen, die deutsche Uebersetzung in einem Octavbande auf schönem Papier mit 2 sehr wohl gerathenen Kupfern und 2 Steindrücken auf unsre Kosten herauszugeben.

Nach dem verdienten Lobe, welches die Kritik dem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke von mehreren Seiten gespendet hat, dürfen wir bei der Unternehmung dieser, auf den Wunsch des Hrn. Grafen unternommenen neuen Ausgabe wohl mit Recht auf Theilnahme und Beifall rechnen. Der hochgeschätzte Herr Verfasser, der sich mit ungemeiner Sorgfalt und Ausdauer zu jener Reise vorbereitete, hat in ihrer, durch eben so edle und gediegene als anschaulich-einfache und kräftige Darstellung sich auszeichnenden Beschreibung, eine Fülle von Belesenheit und gelehrten Kenntnissen niedergelegt. Der Landessprache mächtig, ist es ihm um so leichter geworden, durch eine treue und lebendige Schilderung der von ihm besuchten Provinzen höchst interessante und wichtige, und größtentheils neue Beiträge zur Kenntniß jener Länder zu liefern, auf welche der Blick und die Hoffnungen des freisinnigen und gebildeten Europa's fortwährend gerichtet sind.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerschwer, J. J., neu erfundene Multiplications- und Quadrat-Tafeln, vermittelst welcher man die Produkte aller vierziffrigen und die Wurzeln aller fünfziffrigen Zahlen sehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematischen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüson und L. Jdeler. gr. 8. Preis: 18 Gr. C. (22½ Sgr.)

Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis: 8 Gr. C. (10 Sgr.)

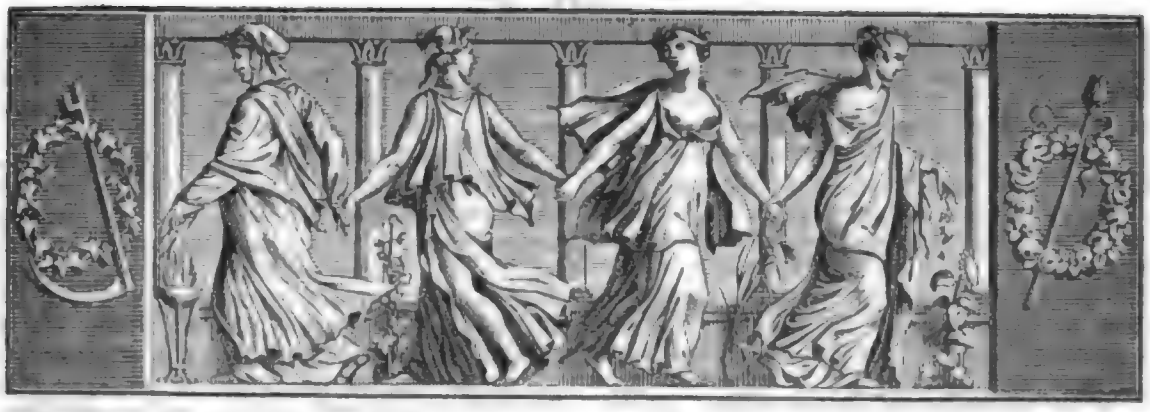
Gans, Dr. E., Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 2ter Band. gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Hotho, H. G., Don Ramiro. Trauerspiel in drei Aufzügen. 8. Preis: 16 Gr. C. (20 Sgr.)

Wilde, E., Handbuch der analytischen Trigonometrie. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr. C. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 7. September. 143ſtes Blatt.

Meiſter Kuken.

8.

„Herr!“ antwortete Meiſter Kuken, nachdem er ſich geſammelt und friſchen Muth geſchöpft hatte — „ich habe nichts verſäumt, um hinter die Wahrheit zu kommen; ja, Sie ſollen aus meiner Erzählung ſehen, daß ich nichts auslaſſen werde, was zur Beſchönigung, zur Entſchuldigung meiner Tochter dienen könnte. O wie ſehnlich wünſchte ich, mich geirrt, mich betrogen zu haben! Ich hatte meine Tochter in den Grundſätzen der Ehrbarkeit, der Tugend, der Religion aufgezogen; ich hoffte, Sie würde nie davon abgehen; ſie hatte dieſe Grundſätze nöthiger als Andere, wegen ihrer Geſtalt, welche ihr die Süßigkeiten der jungen Leute zuzog, und wegen ihrer Lebhaftigkeit, die ſie mächtig zum Vergnügen hinriß. Lucie hatte mehrere Jahre in guten Häuſern gedient: alle Zeugniſſe waren ihr vortheilhaft, als eine unglückliche Neigung ſie vermochte, ſich mit einem jungen Manne zu verbinden, dem es nicht an körperlichen Vorzügen, deſto mehr aber an allem Vermögen fehlte, und deſſen Umgang von der Art war, daß er nur zu Kummer und Verdacht Anlaß geben mußte. Das junge Paar hatte ſich in Lauſanne niedergelaſſen, und Sie wiſſen, lieber Herr, wie leicht Städte, in welchen es von Fremden wimmelt, die Sitten und die Verderbtheit der Hauptſtädte annehmen. Ich hatte mich ſogar anfangs geweigert, die Heirath zu geſtatten, aber Lucie war volljährig, und was vermögen kalte Vorſtellungen bei einem Mädchen von zwanzig Jahren, die verliebt iſt? — Ihre beſchränkte Stellung erlaubte ihnen nicht, eine eigene Wirthſchaft zu führen. Sie ſetzten ihren Dienerſtand fort; ſie bei weiblichen, er bei männlichen Herrſchaften. Die erſten Jahre ging's ziemlich. Lucie ſchenkte mir einen Enkel und ich hielt mich für etwas in der Welt, als ich mich in dem Kinde wie neugeboren ſah. Ein Engländer nahm Vater und Mutter zugleich in ſeine Dienſte. Die Stelle war vortheilhaft, aber die Reichthümer des Lords weckten ihre Habgier. Sie ſahen in ſeinem Schreibtiſch Haufen und Rollen Goldes, die das Spiel abwechſelnd vermehrte und verminderte; der große Verführer, der dieſe Welt nicht verlaſſen hat, und noch immer ſein Werk und Weſen darin treibt, zeigte ihnen in dieſem Golde einen Meierhof, eine Heerde, eine Landwirthſchaft, ein ruhiges unabhängiges Loos. Er ſprach zu ihnen beſſer als ich es nachſprechen kann: „Kinder, nehmt! Freunde, nehmt! Dieſes Gold koſtet eurem Herrn keine Mühe; er gewinnt es im Spiele, er wird das Fehlende nicht merken, ihm wird es nicht fehlen; nehmt, genießt, werdet eure eigenen Herren!“ — Ach, mein Herr, Sie werden zugeben, daß ſolche Reden verführeriſch ſind; ich danke meinem Gotte, daß ich nie Gelegenheit gehabt, dergleichen zu hören. Gleichwohl war es nicht meine Tochter, die zuerſt fiel wie Eva; ihr Mann, ihr Adam, ließ ſich zuerſt blenden. Eine Nacht, die ſein Herr am Pharaotiſch zubrachte, verwendete er dazu, daß er ſeinen Schreibtiſch aufbrach, und ihm, wie er in der Folge ſich ausdrückte, eine Summe Geldes in der Abſicht abborgte, ſie ihm, ſobald ſeine Meierei

ihm das Doppelte eingebracht haben würde, redlich wieder zu ersetzen. Die Gerichte kamen dem Borger auf die Spur. Er wurde verhaftet; meine Tochter klagte sich selbst des Einverständnisses mit ihm an und Beide wurden zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt. Sie haben ihre Strafe abgesessen. Ich habe gewiß eben so viel gelitten als sie; sie haben ihr Verbrechen abgebüßt: hat aber ihre Abbüßung meine Ehre wieder hergestellt? Hat meine Tochter nicht aus freien Stücken ihre Mitschuld eingestanden? Ist es denkbar, daß sie die Liebe so sehr geblendet, sich, ohne es zu seyn, zu seiner Mitschuldigen zu machen, in der Absicht, seine Strafe zu theilen, um sie nicht zu erschweren, wenn sie ihn für den einzigen Schuldigen erklärte? Ich habe gesucht, mich auf diese Weise zu täuschen; es ist mir aber unmöglich gewesen. Sie haben das gestohlene Gut zusammen genossen, zusammen verzehrt. — Nun urtheilen Sie selbst, bester Herr, ob meine Tochter nicht meinen ganzen Unwillen verdient, und ob ich ihr jemals verzeihen kann!"

„Nein, lieber Kuken!" erwiederte ich; „ich will sie nicht frei sprechen; sie hat gesündigt, schwer gesündigt: aber —." Und hier begann ich, alle Gründe an zu führen, welche Vernunft, Herz und Religion mir eingaben. Ich ließ ihn in die Tiefen des weiblichen Gemüths blicken. „Ein Weib", sagte ich, „die ihren Mann liebt, wird sie nicht Alles thun, um ihn, den Vater ihrer Kinder, vom Tode zu retten? Wird sie sich nicht strafbar machen, um seine Schuld und Strafe zu mildern? Und gesetzt, sie habe auch von dem Verbrechen gewußt, folgt daraus, daß sie es getheilt; daß sie sich nicht bemüht, den Mann davon ab zu halten; daß sie den Scheingründen, die er angeführt, nicht aus Schwäche, aus Ueberredung nachgegeben? Glaube mir, mein lieber Kuken, wir sind großentheils das Werk und das Spiel der Umstände: der Weg, der von der Tugend zum Laster abführt, ist oft so schmal, so schlüpfrig, daß es nur eines Schrittes bedarf, uns ab zu leiten. Und Verzeihung und Gnade, wer ist deren nicht bedürftig? wem kann sie verweigert werden, besonders wenn er gebüßt hat? — Und Eure Tochter, wie hat sie gebüßt? Vier Jahre im Gefängniß, in Thränen und Schande! Hat sie denn nie die Stimme der Reue, das Flehen um Vergebung bis zu Euch dringen lassen?" — „O ja, Herr, o ja! Auch habe ich ihr Hülfe gesandt, doch ohne mich zu nennen. Sie hat einen Sohn im Gefängniß geboren —." *) — „Nun, Meister Kuken, das war der Augenblick, wo Ihr Euch hättet nennen müssen. Ihr nanntet Euch ihren Vater, als sie aus der Taufe gehoben ward; eine noch heiligere Pflicht lag Euch ob, Euern Enkel an zu erkennen. Gott! Eine so unglückliche Mutter, Gattin, Tochter! Großer Gott, sie rief Euch an in ihrer höchsten Noth, und das Vaterherz blieb stumm und verschlossen!"

Hier stand ich im Unmuth auf. Meine Anwandlung bewegte ihn. Er hielt mich bei den Händen und rief schnell aus: „Guter Herr, guter Herr, ich will meinen Enkel an Sohnes statt annehmen!" — „Ihr werdet noch mehr thun; Ihr werdet Eure Tochter für Eure Tochter erkennen. Die Arme steht draußen; sie erwartet Verzeihung, sie fleht um Gnade, und ich sehe es Euch an, Euer Herz öffnet sich, es schlägt wieder in Eurer Brust ein Vaterherz!" — „Der Wille des Vaters im Himmel geschehe!" rief der alte Mann erschüttert aus — „aber ich fühle mich nicht stark genug, sie zu holen!" — „Das will ich thun, und wie gern!"

Ich eilte hinaus, kam zurück und unterstützte die zitternde Lucie. Sie stürzte mit ihren Kindern dem Vater zu Füßen. — „Mein Vater, mein vielgeliebter Vater!" — „Meine Tochter! mein Kind! mein vielgeliebtes Kind!" — Dies waren die einzigen Worte, die sie sprechen konnten. Sie lagen lange Einer in des Andern Armen und weinten. — „Kind, Kind! wie schwer ist es mir geworden, Dich aus meinem Herzen zu verstoßen! Doch nein, Du war'st nie daraus entfernt; und jetzt drücke ich Dich wieder an meine Brust! — Dank, o Gott, für diese Gnade vor meinem Tode! Alles sey vergessen und vergeben!" — „Nein, nicht Alles bleibe verschwiegen. Mein Mann hat nichts mehr zu fürchten; ich darf reden und eine Last von mir wälzen, die mich so lange zu Boden gedrückt. Ich bin schuldig, aber weit weniger, als Du es glaubst. Alles was ich gesagt und gethan, habe ich gesagt und gethan, um meinen Mann zu retten!" — „So bist Du denn immer", rief der Vater, „meine gute, rechtschaffene Tochter gewesen! Mein Herz sagte es mir; ach! ich war grausam genug, diese Stimme zu ersticken!" — Jetzt umarmte der Alte sie von Neuem, umarmte die Kinder, umarmte mich; und ich weidete mich an diesem seligen Augenblick. (Aus Vernet's „Voyage sentimental".)

Chletas.

*) Auf diesen Umstand, auf die Schwangerschaft der Frau, hatte der Richter Rücksicht genommen.

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Jouy. Er ist der Verfasser des „Ermite de la Chaussée d'Antin" und des „Sylla". Hätte er weiter nichts geschrieben, so würden wir willig dem allgemeinen Urtheil beistimmen, welches ihn fast jeden Morgen für den ersten Moralisten und den größten Schriftsteller unserer Zeit ausposaunt. Aber Jouy hat nicht allein nach Ruhm, sondern auch nach Geld Verlangen getragen, und er ist daher Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften geworden; nächstdem hat er sich helfen lassen

und iſt endlich dahin gelangt, den Arbeiten ſeiner Schüler und ſeines Schreibers ſeinen Namen unter zu ſetzen und ſie ſo zu ſeinen eigenen zu ſtempeln; er erniedrigt dadurch ſein ſchönes Talent. Man betrachte nur den „Ermite en province" und die „Biographie des contemporains", ſo wie Anderes. Aber ſelbſt die oben als Beweis ſeines Ruhmes genannten Werke ſind nicht ganz fehlerfrei. „Sylla" z. B. iſt nicht ein Trauerſpiel, es iſt nur eine dramatiſirte Geſchichte. Dennoch würden ihm dergleichen Arbeiten beſtimmt mehr Ehre, und, worauf er nicht weniger ſieht, auch mehr Geld einbringen, als die Artikel in verſchiedenen Zeitſchriften und Tagesblättern, welche alle, mehr oder minder, Aufruhr predigen.

Tiſſot. Sein größtes Verdienſt iſt, die Hirtengedichte vortreflich überſetzt zu haben. Mit großer Leichtigkeit in Behandlung ſeines Stoffes, mit Wärme und alle den Eigenſchaften, die ein wahres Talent beurkunden, überläßt er ſich den Deklamationen all zu ſehr. Die Gewohnheit, in den Journalen über ſchöne und höchſt preiswürdige Dinge, als da ſind: der Ruhm, die Freiheit, das Glück der Völker u. ſ. w., zu ſchreiben, hat ihn zu weit geführt. Er war ein guter Profeſſor, und hat ſich zu einem mittelmäßigen Journaliſten erniedrigt, weil — man ungerecht gegen ihn war. So rauben die, welche wähnen, ſich Alles erlauben zu können, Frankreich ſeine werthvollen literariſchen Schriftſteller, um es mit mittelmäßigen politiſchen Scriblern zu überfüllen.

Thiers. Ein Anfänger, der eine Reiſe in die Pyrenäen gemacht, und darüber ein Tagebuch herausgegeben hat, welches mit Vergnügen geleſen wird. Er iſt ein feuriger Liebhaber der Kunſt, und hat eine Beurtheilung unſerer Maler geſchrieben, die Kennerſchaft verräth; zuweilen aber iſt ſein Geſchmack etwas verſchroben. — Mit Mehreren zuſammen hat er ein Werk über Geſchichte an das Licht treten laſſen, aber er iſt für ein ſolches Unternehmen noch zu jung. Möge er etwa im Jahre 1840 eine zweite, verbeſſerte Auflage allein heraus geben.

Roquefort. Ein ſchmutzig geiziger Gelehrter, welcher den Hundeſtall des alten Silen dem glänzenden Sitzungsſaale der Akademie der Wiſſenſchaften vorzieht. Er kennt die Geſchichte Frankreichs beſſer, als irgend ein Anderer; er iſt mit den alten und fremden Sprachen vollkommen vertraut; er lieſt alte Urkunden ſo geläufig, als Unſereins das A-B-C, und bei dem Allen genießt er weder eine Penſion, noch iſt er Mitglied der Akademie!! — Man ſchätzt ihn als Verfaſſer eines Gloſſars über die romaniſche Sprache.

G. S.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Johann Martin Miller.

6.

Lied eines alten Ritters.

Am 3. Januar 1773.

Ach, ihr Minnefreuden ſeyd
Weggeſchwunden mit der Zeit!
Keine Dirne ſieht mich an,
Und das Alter rückt heran.

O, wie hat es ſich verkehrt!
Ehmals war ich lieb und werth;
Alle warteten im Kreis
Nur auf meinen Minnepreis.

Jede bot mir einen Kranz,
Wann ich ging zum Reihentanz;
Jede ſtellte ſich voran,
Und rief mich zum Tänzer an.

Alles ſah man freudenleer,
Als ich zog in Feindesheer;
Tauſend Thränen, tauſend Ach
Folgten mir von ferne nach.

Als ich wieder kam zurück,
Heiterte ſich jeder Blick;
Alle baten minniglich
Um ein Siegeszeichen mich.

Mancher brave Rittersmann
Sah mich heimlich neidiſch an:
Dennoch, was ich that und ſprach,
That er mir im Stillen nach.

Alle horchten, wann ich ſang,
Auf der hellen Stimme Klang,
Und vergaßen drob den Schall
Der geliebten Nachtigall.

Aber, o du gute Zeit!
Keiner ſieht mich nun mit Neid;
Und kein Mädchen ſieht mich an:
Ach, ich armer alter Mann!

7.

Erinnerung.

Am 7. Januar 1773.

Wie roth und kußlich war ihr Mund!
Ihr weißes, liebes Kinn, wie rund!
Ihr blaues Auge, wie ſo klar!
Und wie ſo kraus ihr falbes Haar!

Kein Auge lacht im Paradies,
Wie ſie, ſo minniglich und ſüß;
Und dennoch trübet ſich mein Blick,
Denk' an ihr Lächeln ich zurück.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

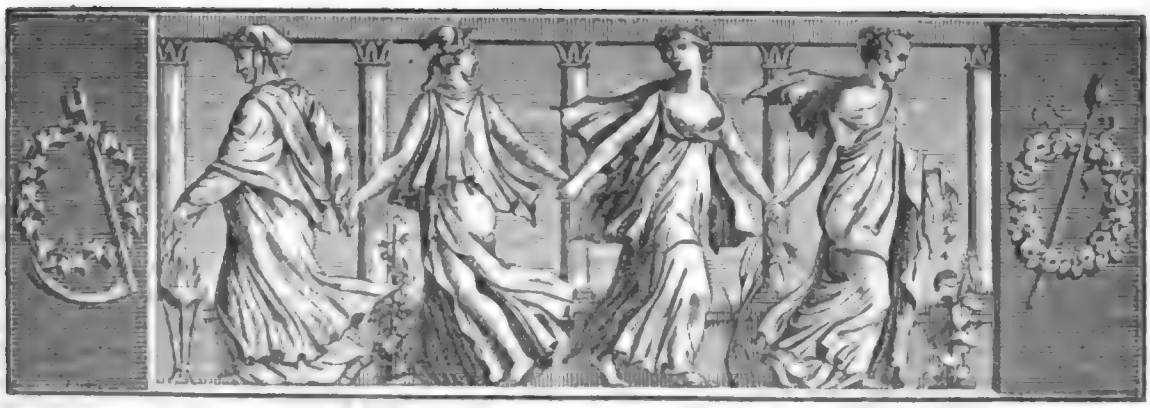
Warmbrunn. Mit dem Wetter fange ich auch in dieſem Jahre meinen Bade-Bericht wieder an, ob man gleich einen Anredenden zu den Geiſtesarmen wirft, der — wie der Griff das Ohr an den Radſcheidenhaken — ſich und die Unterhaltung mit dem Wetter an den Fingerknoten anhakt und nun,

wie jener rückwärtsgehend, seinen Conversationsstrick fort- und abspinnt. Aber mit dem größten Unrecht verargt man dem armen Menschen den Wetter-Diskurs, da unser physisches und geistiges Wohlbefinden, nicht bloß bei Kranken, sondern eben so bei Gesunden, von dem Wetter abhängig ist. Da es nun noch dazu Aerzte giebt, welche annehmen, daß eigentlich kein Mensch normal oder idealisch gesund sey, und sonach die ganze Welt ein fünftausend vierhundert Meilen breites Krankenbett und Lazareth wäre, so ist wohl das Wetter für uns Alle das Wichtigste und nicht bloß Brentano's großer Philister fragt jeden Morgen, wenn er erst sorgfältig im Bette herum gefühlt: ob er seine Gliedmaßen noch beisammen hat und gewiß ist, daß er sie alle wirklich mitnimmt, den weckenden Diener: was ist für Wetter? sondern wir Alle sehen in der Regel sogleich vom Betthimmel nach dem blauen oder grauen draußen und gewöhnlich bestimmt schon dieser, ob wir himmelblau und heiter oder geistiggrau und duster aufstehen werden. Nun bedenke man erst, bei der ewig trüben, regnigen und kalten Witterung, die wir in den Monaten Mai und Juni hier wie überall hatten, die Lage eines armen Badegastes. Da seine Haut, in den vier bis fünf Wochen, in denen er badet, alle Morgen durch die Wärme des Bades aufgeweicht wird, so kennt er in dieser Zeit mit einer weit dünneren Schaale herum und jedes kühle Lüftchen streicht als eisigkalter Hauch über das weiche Hautnetz hin. Soll er nun früh, sobald er nach dem Bade noch ein Stündchen im warmen Bette gesteckt, der Vorschrift gemäß, herumgehen oder trinkend herumrennen: so ist es einem Badegaste wohl nicht zu verdenken, wenn sein Gesicht zum reflektirenden Spiegel des grauen Himmels wird, wenn er bei jeder neu aufsteigenden grauen Wolke trübe Gesichter zieht, und sich zum Chor der Klagenden mit hinstellt und seine Stimme, im allgemeinen Klageliede, im trübsten Lamentoso mitsingt. Man nehme noch dazu, daß fast alle Warmbrunner Badegäste Gichtler und Rheumatiker sind, daß die Gicht ein Uebel ist, das hauptsächlich auch durch warme, trocken-heitere Witterung ausgetrieben werden soll; so ist der Wetter-Diskours hier gewiß Keinem ein Spaß und leere Wortmacherei, sondern der bitterste Ernst. Viele Badegäste — vorzüglich die armen, endlich einmal auf vier Wochen aufgespannten und (sans comparaison) wie verschlagene Pferde, nach der Hauptkur, hierher auf die Badewiese freigelassenen Beamten und andere Geschäftsmänner — stecken ja in einer doppelten Haut. In die erste materielle, wo eigentlich der böse Feind steckt — oder, wie die Berliner sagen, hier einmal richtiger — sticht, ist sein irdisches und fleischliches Nichtich zeitlebens gepackt. Dieser böse Feind soll nun hier, ebenfalls wie in der Taufe, mit Wasser beschworen und vertrieben werden; aber der ganze Exorcismus mit seinem: Fahre aus, du unreiner Geist und Gichtstoff! wird, bei solchem Wetter, ebenfalls zu Wasser und der Böse setzt sich nun erst recht fest und haust fort wie vorher. Unter dieser ist die geistige, beständige, von Amts- und andern Sorgen grauzellte Seelenhaut, die in diesen Ferien durch Partieen und Zerstreuungen auch einmal abgewaschen und wieder geglättet werden sollte, was nun ebenfalls nicht erreicht wird. Uns Allen ist also hier der Jupiter pluvius der verhaßteste. Man hat im Gebirge nicht allein den Himmel (auf dessen blauem Grunde sich die Wolken, wenn sie nicht gar zu schwer geladen haben, doch nicht so graulich und greulich ausnehmen) als einen drohenden Wetter-Propheten über sich, sondern auch noch das so nahe Gebirge zu fürchten, an das sich die grauen schweren Wolken drohend lagern und dasselbe, wie das Leichentuch den Sarg, schwarz überziehen. Auf dem dunkelgrünen Hintergrunde, den die Tannen- und Fichtenwälder, und auf dem schwarzen, den die Felsenmassen und Schluchten bilden, schattirt sich die Dichtheit der Wolken noch deutlicher und das ganze Gebirge mit seinem konischen Hörern wird so zu einem fatalen und immer sichtbaren Höhenmesser, der stets genau angiebt, wie nahe diese Wasserschwämme über unsern Häuptern schweben und wie schwer sie sind. — Sonach waren also die Vorhersagungen des Berliner Meteorologen, was nämlich die Monate Mai und Juni und unser Gebirge anlangt, wieder fast wörtlich eingetroffen und Viele der ersten Badegäste zogen, weil sie wenig Partieen machen konnten, sehr mürrisch umher. Denn der Mensch hängt nun einmal, wenn es regnet, wie alle Vögel — die wasserfüchtigen Sumpf- und Schwimm-Vögel abgerechnet — die Flügel und wie die meisten übrigen Säugethiere die Ohren, wenn der Regen sie einweicht.

Dies Wetter, so wie die spät fallenden Wollmärkte mochten Viele abgehalten haben, früher hier ein zu treffen: daher war es, wie schon oben gesagt, im Anfange noch ziemlich leer; aber mit dem Ende Juni und im Anfange des Juli ward es auch in wenigen Tagen so voll, daß es Noth um Quartiere gab; Warmbrunn ist seit 1816 nicht so besucht gewesen, als in diesem Jahr. Die Wagen der Ankommenden reiheten sich fast an einander und wer nicht ein bestelltes Quartier vorfand, mußte oft mit einem in den entlegensten Häusern vorlieb nehmen. — Die Zahl der Familien aus der ersten Klasse beträgt bis heute, nach der 40ten Nummer der Bade-Liste: 966. Rechnet man nun auch jede Familie im Durchschnitt nur zu drei Personen, so betragt schon die erste Klasse der Dagewesenen 2898 Personen. Die zweite Klasse enthielt 414 Individuen und die der Durchzügler, die sich gewöhnlich nur einige Tage hier aufhalten, giebt das letzte Blatt der Bade-Liste zu 522 an. Folglich waren im Ganzen nahe an 4000 Personen hier. Der Gebirgs-Reisenden gab es in diesem Jahr wieder weit mehr, als früher und man sieht auch hier, daß der Deutsche in der neuesten Zeit reiselustiger geworden ist.

Zur Bequemlichkeit der Badegäste und der Gebirgs-Reisenden ist kürzlich wieder viel gethan worden. Die Communications-Wege, von Hirschberg und Warmbrunn aus, nach allen Punkten des Gebirges, sind jetzt, selbst bis in die höchsten Dörfer desselben, so vorzüglich, daß sie Chausseen gleichen und man selbst mit breitspurigen Wagen überall hinfahren kann. Das Publikum, vorzüglich der weibliche Theil, der früher oft laut jammerte, wenn der Wagen bald rechts, bald links sich neigte und umzustürzen drohte; oft schwer seufzte, wenn ziemlich große Steine des Anstoßes den schwankenden Wagen hin und her und die Bewohner desselben bald nach vorn, bald nach hinten warfen und die Seß- und Preßhaften ziemlich stark fühlen ließen, daß sie keinen Gefallen haben an der Stärke der Rosse, welche sie hier herauf brachten, noch Gefallen an Jemandes Gebein — ich sage, das Publikum erkennt es laut und dankbar an, was die Königl. Regierung und die Thätigkeit des hiesigen Landraths, Freiherrn v. Vogten, für diese, sonst heillosen Communikations-Wege gethan haben. Eben so gut unterhalten sind die Chausseen von Hirschberg nach Warmbrunn und Schmiedeberg und die Gebirgs-Reisenden können jetzt alle Partieen weit schneller und bequemer besuchen. Die Journaliere geht täglich drei Mal von Hirschberg nach Warmbrunn und zurück. Gewiß, es ist viel, was auch hier seit drei bis vier Jahren für alle Straßen und Wege geschehen und verdient die dankbarste Anerkennung. Denn Geist und Körper, das Ich und Nichtich, stehen nun einmal in einer so merkwürdigen und geheimnißvollen Communikation und Reciprocität, daß ein ermüdeter, zerschlagener, von langem beschwerlichen Gehen schachmatter Mensch selten einen frischen, lebenskräftigen, für Naturschönheiten empfänglichen Geist auf den erstrebten Punkt mitbringt. Die Sonnenhitze, der man sonst, als man noch nicht weit fahren konnte, ausgesetzt war, steigert nicht — wie im Thermometer der Spiritus — auch unsern Lebens-Spiritus, sondern macht ihn eher sinken. (Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 9. September. 144ſtes Blatt.

Die Neu-Griechen.

Beobachtungen von einem Augenzeugen.

Erſtaunen und Verwunderung bemeiſtert ſich gewiß eines Jeden, der den rohen Despotismus, die Traurigkeit und die Unruhe mit Theilnahme betrachtet, durch welche die Griechen alle Tage mehr niedergedrückt werden, und doch ſieht, wie noch immer das Volk der Hellenen, den glorreichen Namen ſeiner Vorfahren im Gedächtniß — die Anmuth ihrer glänzenden Ideen und ihre National-Sitten — mit den Trümmern ihrer harmonievollen Sprache behalten hat. — Die Ungerechtigkeit des Schickſals hat die Griechen ſeit vier Jahrhunderten in eine falſche Lage verſetzt, und ſo werden ſie auch falſch beurtheilt: ihre Fehler werden nur hervor geſucht, um ſie nicht beklagen zu dürfen, anſtatt dem Unglück Achtung und Theilnahme gebührt! Es gilt hier einem Volke, an welches die Menſchheit eine große Schuld ab zu tragen hat! Es muß daher Jedem daran liegen, dies Volk in ſeiner wahren Geſtalt dar zu ſtellen, ihm herzlos weder Fehler auf zu bürden, noch mangelnde Tugenden bei zu legen.

Die Griechen werden der Feigheit, der Lüge, des Meineides beſchuldigt; man bedenkt aber nicht, daß ſie ohne Geſetze, ein Opfer der Willkühr, ſich in ſklaviſcher Stellung in den Händen von Henkern ohne Barmherzigkeit befinden, und daß ihnen die Nothwendigkeit Verſtellung gebieteriſch auflegt; und dennoch haben ſie Sinn für Tugend und Ehre behalten und ſind Chriſten geblieben, da doch dieſer Name ein Zeichen der Verwerfung iſt, die Abtrünnigkeit aber den Weg zu Aemtern und Ehrenſtellen bahnt! — Der reiche, mit Macht bekleidete Grieche iſt ſtolz, hochmüthig und anmaßend, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Archonten in ihrer Befreiung nur die Gelegenheit wahrnehmen wollen, ſich in die Stelle der Türken zu ſetzen. Man hört ſie von Freiheit ſprechen, aber nicht wegen Verbeſſerung des Schickſals ihrer Mitbürger; allein dieſe, vom Volke gehaßten, mit der öffentlichen Verachtung belaſteten Geſchöpfe, welche die Ewigkeit des rohen Despotismus verdienen, ſind nicht die griechiſche Nation, der wir die ſchönen Künſte und unſere geſellſchaftliche Aufklärung verdanken, und nun bei dem Anblick ihrer Feſſeln Thränen vergießen möchten. Man wende ſich an das Gewiſſen des Griechen, und jede Verſtellung entflieht; dreiſt mit offener Stirn antwortet er auf die Frage, wer er ſey: „Ein Chriſt!“ — nur mit unterdrückten Seufzern vermag er den Namen Griechе aus zu ſprechen, als ob in einem Augenblick alle Bilder der Vergangenheit vor ſeinem Gedächtniß vorüber zögen. — Dem vaterländiſchen Boden nur durch Arbeiten und Leiden noch angehörend, nennt er ihn doch nicht anders, als ſein ſüßes Vaterland. Verſchieden an Gemüths-Art, bilden gleiche Gewohnheiten, gleicher Aberglaube, der, wenn auch zu tadeln, die lieblichſten Bilder enthält, den ſpekulirenden Eleer, die Hirten-Familien Arkadiens, den kriegeriſchen Epiroten, den friedlichen Theſſalier, den braven Macedonier, den wilden Arkananier, den umherſchweifenden Aetolier, den unfreundlichen Korinther, den zänkiſchen

Achaer, den ſanften Meſſenier, die Bewohner des Thales Eurotas und Taygetus, den arbeitſamen Argier — zu einer gemeinſamen Familie. Mit Rührung erblicken ſie die Rückkehr der Jahres-Zeiten, die durch Panegyris und Vergnügungen in einer Reihe Patronatfeſte gefeiert werden, verbunden durch den orthodoxen Cultus mit dem ihrigen.

Die Sage vom Apoll Muſagetes und den Töchtern des Gedächtniſſes, die unter den Harmonien der Natur Muſik-Chöre im Olymp bildeten, iſt in dem Glauben der unglücklichen Nachkommen der Sieger von Salamis und Marathon erneuert: daß Alles das Lob des Ewigen feiert, die Stimmen ſichtbarer und unſichtbarer Weſen den Lobgeſang ſingen, den die Tugenden und die Herrſcher im Himmel wiederholen. — Alles Gute und Schöne kommt von Gott durch die, an die Stelle der Genien und Halbgötter getretenen Engel. Wie früher die Venus, öffnet die heilige Jungfrau die Pforten der Morgenröthe, und der Frühling und die Nachtigall werden durch die vierzig Heiligen zurück gebracht; ſo beſchützt der heilige Georg die Erndte, der heilige Demetrius, gütiger als Pan, die Hirten mit den Heerden, und St. Nicolaus bändigt die Stürme. Donner, Erdbeben und Seuchen ſchreibt man den böſen Geiſtern zu, welches die Teufel ſind, Namen, bei denen dem unerſchrockenſten Griechen nicht wohl wird; in Räucherwerk glaubt man ein unfehlbares Mittel zu beſitzen, ihn zu vertreiben, ſo wie man auch Hagelſchaden dadurch abwehren zu können glaubt. Indeß nur eine göttliche Hand kann die Peſt beſchwören; die Zuflucht wird zu Reliquien genommen; ſo ſtarben eine Menge Miſſionaire in dem unglücklichen Arta ſammt ihren Talismans: der Zunge des heiligen Paulus, den Zähnen des heiligen Beliſarius und dem Gürtel der heiligen Jungfrau, welche der Peſt natürlich keinen Einhalt thaten; aber durch die unglücklichen Tage iſt die Einbildungskraft des Volkes ſo verwirrt, daß es an dergleichen Dinge glaubt. Der Beſitzer der Zähne des heiligen Beliſarius hatte an 200,000 Piaſter damit erpreßt und Manchem den letzten Heller geraubt. Die Türken, die in ihrem Despotismus das Univerſalmittel gegen Alles ſehen, gingen in ihrer Dummheit ſo weit, daß der Scheick Juſſuf der Peſt, die er ſich unter der Geſtalt eines in einem Leichentuche gehüllten Bettlers vor den Thoren von Janina dachte, befahl, ſich bei Strafe der Steinigung zu entfernen; die Rettung der Stadt ward ihm zugeſchrieben. — Gewiſſe Lufterſcheinungen, mit ihren Einflüſſen, ſind die Kennzeichen herannahender periodiſcher Fieber, ſo wie der Neid andere Krankheiten erregt; bei jedem Lobe der Schönheit, der Geſundheit u. ſ. w. muß man ſogleich ausſpucken und das Wort Scordon (Knoblauch) ausſprechen, um das Auge des Neides ab zu halten; die Geſpenſter hält man ab, wenn man den Nagel eines Sarges in die Hausthür ſchlägt. Der Name der Krankheit, auf ein dreieckig Stück Papier geſchrieben und an die Thür des Kranken befeſtigt, befreiet denſelben davon; ein Topf wird zerbrochen, wenn man den Todten auf den Gottesacker ſchafft; das Schreien der Eule, des Fiſch-Aars in der Nacht, erregt Beſtürzung; eine Karavane macht Halt, wenn ihr ein Haaſe über den Weg läuft, bis ihr ein Wanderer den Zauber dadurch löſt, daß er ruhig auf ſeinem Wege fortgeht, indem er das Thier nicht geſehen hat; einen Eſel nüchtern ſchreien hören, einem Papas oder einen Mönch vor Sonnen-Aufgang begegnen, ſo wie die Sonnen- und Mond-Finſterniſſe, Alles das bedeutet Unglück. Aus der Erſcheinung des Cometen von 1811 weiſſagte ein türkiſcher Derwiſch den Sturz eines Eroberers; ſtreckt Jemand die Hand aus, indem er die fünf Finger hinhält, ſo heißt es: behexe mich nicht, ſo wie es eine Aeußerung der Verachtung und eine Beleidigung iſt; wird die Zahl Fünf ausgeſprochen, ſo bittet man um Verzeihung, weil ſie etwas Unbeſtimmtes ausdrückt. Noch gefährlicher iſt es, von Hörnern zu ſprechen, ſchon der Name Keratas iſt die größte, blutigſte Beleidigung: Frau und Kinder theilen eine Beſchimpfung, die empfindlicher iſt, als die Namen Betrüger, Räuber, Meuchelmörder; der Name Haaſe (Tauschan) iſt als Sinnbild der Feigheit eben ſo verhaßt. — Wie der Traum, der vor den Agamemnon trat, um ihn irre zu führen, ſo gehören auch noch jetzt die Träume zu den Bezauberungen und ſind Jedermanns Qualen; — ſo weit geht die Schwachheit eines, vom Unglück zu Boden getretenen Volkes, daß es den Schlaf nicht als das Ende von Unruhen, ſondern nur als eine Veranlaſſung zu tauſend Beſorgniſſen betrachtet.

Die blühende Natur Griechenlands vermehrt die Täuſchungen ſeiner Bewohner. Wenn die Grazien und die Venus, mit Anemonen bekränzt, nicht mehr an den Bächen ſpielen, ſo ſind ſie durch andere Genien: die Anaraiden, erſetzt. So wie Hylas in den Armen der Najaden verſchwand, ſo wie Narciſſus ſich in dem Cryſtall der laurentiſchen Nymphen verzehrte, ſo ſind auch noch jetzt diejenigen ohne Rettung verloren, die ſich den Verführungen der treuloſen und gefährlichen Anaraiden unvorſichtig überlaſſen. Aber an Quellen (Agiasma) erneuert ſich die Weiſſagekunſt aus dem Waſſer; wenn man auch nicht mehr, wie bei denen zu Phocis, die Looſe zu Rathe zieht, ſo glaubt man doch, wenn man an den Tagen der von der Religion geheiligten Panegyris ſeinen Durſt daraus ſtillt, ſich gegen Krankheiten zu ſchützen. Eine Art Prieſter des Apolls, der Aphetor, weihet im Namen Gottes die Teiche des Parnaſſes und Pindus. Die theſſaliſchen Zauberinnen, welche die Menſchen, denen ſie Zaubertränke reichten,

in Thiere verwandelten, ſind durch die Exotiken erſetzt; man denkt ſie ſich in Höhlen und Einöden wohnend, glaubt zu hören, wie ſich das Bellfern des Schakals, das Heulen der Wölfe mit ihren rauhen Stimmen vermiſcht; ſchon ihr Name bringt Unglück, ſie ſind in monſtröſer Verbindung mit dem Brucolacas, deren Leiber, vom Bann getroffen, im Grabe nicht verweſen können.

Im Gegenſatze dieſer unheilbringenden Freunde der Finſterniß hat aber auch der Frühling ſeine liebenswürdigen Sylphen; iſt Elis und Meſſenien mit Blumen geziert, ſind die Orangen und Myrten von Caſſiope und den Ufern des Pamiſſus durch den lieblichen Zephyr neu belebt, fangen die Veilchen an, den Achelous und den Arethon zu verſchönern — dann lieben andere Geiſter die Natur. Die Seelen ungetauft geſtorbener Kinder (Telonia) verlaſſen ihre Behältniſſe (Erebus) und ruhen in den leichten Düften des Morgens; mit dem wohlklingenden Hauche des Südwindes vermiſcht, glaubt die, um die Frucht ihrer Zärtlichkeit weinende Mutter ihre Stimme zu vernehmen, ſie erſchrickt bei jedem Geräuſch und ſieht in dem Laufe der Bäche nur ein Bild des flüchtigen Lebens, desjenigen, dem einige Augenblicke Daſeyn und Tod brachten. Um die Telonia zu beſänftigen, wird zu den Füßen der Mutter Maria Weihrauch angezündet, dieſe aber mit weißen Roſen geſchmückt, um ſie dem Opfer gnädig zu machen. Während vierzig Tagen nach dem Auferſtehungsfeſte denkt man ſich die, in Abrahams Schooße befindlichen Seelen auf den Wieſen in Bienen, Johanniswürmchen und Schmetterlinge verwandelt, an den Kronen der Blumen ſich ergötzend. In dieſen vierzig Tagen ſind dem Gläubigen die Nächte harmoniereich, die Thaue haben, Haut-Krankheiten heilend, eine wunderthätige Kraft, ſo wie die erneuerte Luft, unter Segensgebeten eingeathmet, ein Heilmittel gegen Fieber wird. Endlich feiert man die Ankunft der Nymphen des Mai, indem man alle Thüren mit Blumen ſchmückt. (Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Ein Franzoſe erzählt als Beleg zur Arbeits-Unluſt der Spanier Folgendes: Auf einer Reiſe, die er nach Andaluſien machte, traf er in der Gegend des Dorfes Veger (das römiſche Melaria) eine Heerde der ſchönſten Kühe, die ein Menſch ſo eben melkte. Aber was glaubt man, wohin er ſie melkte? Auf die Erde!! — Der Franzoſe war erſtaunt darüber, und fragte nach dem Grunde. „Weil ſie zu viel Milch haben!“ — „Zu viel? macht Ihr denn keine Butter?“ — „Butter?“ fragte der Menſch ſpöttiſch; „haltet Ihr uns für Flammänder? Wenn wir Butter bedürfen, kaufen wir ſie in Cadix, da bekommen wir ſie das Pfund zu drei Piaſtern, und brauchen uns nicht erſt die Mühe zu geben, ſie zu machen!“ — In der Kirche dieſes Dorfes iſt übrigens eine drollige Merkwürdigkeit: Ein Palmbaum hat in einer Mauer Wurzel geſchlagen und iſt zu der Höhe eines Roſenſtrauchs gewachſen. Höher wird er nicht, aber die Wurzel hat einen Umfang, als wenn der Baum wer weiß wie groß wäre; ſie mißt 8½ Fuß im Umkreiſe.

Ein Theater-Schriftſteller hatte Glück mit ſeiner erſten Arbeit, die er auf die Bühne brachte; ſeine zweite wurde ausgepfiffen. In voller Wuth ſagte er zu ſeinem Nachbar: „Das Publikum hat weder Geſchmack noch Verſtand!“ — und dieſer erwiederte: „Ja, das habe ich ſchon bei Ihrem erſten Stück gemerkt!“

Neulich empfing eine Frau, deren Mann unlängſt geſtorben, einen Brief mit der Adreſſe: „An die ſelige Wittwe des Herrn N—*.“

Das Wort Continent wird ſeit einiger Zeit in Deutſchland mit „Feſtland“ überſetzt, welches einen Doppelſinn giebt, dem wir Wahrheit gönnen; indem wir nämlich wünſchen, daß der Continent ein Land ſeyn möchte, wo die Einwohner ein Feſt-Leben führen. Da dies aber, trotz engliſcher Gasbeleuchtung, die wir zu erwarten haben, nicht der Fall iſt, weil eben die Engländer unſern Landes-Produkten die Ausleuchte geben und unſere Geldkaſten auslichten, ſo wird das Feſtland hinſichtlich der Feſte doch wieder continent, d. i. enthaltſam ſeyn müſſen. Th. Laurin.

Gedichte von Johann Martin Miller.

8.

Im Garten.

Am 9. Januar 1773.

O, wie war ſie minniglich,
Als ſie hier im Garten ſchlich,
Und mir ihrer weißen Hand
Blaue Veilchenkränze wand!

Ach, wer mag, wer mag es ſeyn,
Den die Gabe ſoll erfreu'n?
Wär' ich der beglückte Mann,
Wen beneidet' ich alsdann?

9.

Minnelied.

Am 30. Januar 1773.

Die Sonne ſcheint, die Luft iſt blau,
Der Mai iſt da, und färbt die Au';
Der Kirſchbaum blüht, die Taube girrt,
Die Biene ſummt, der Käfer ſchwirrt.

Die Lerche ſingt in hoher Luft,
Der Finke ſchlägt, der Guckguck ruft,
Und, was auf Erden lebet, freut
Sich der geliebten Maienzeit.

Ahi! wie wollt' auch ich mich freu'n,
Wär' nur die Minnigliche mein!
Hätt' ich ſie hier auf meinem Schooß:
Ahi! das Glück wär' allzu groß!

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Warmbrunn. (Fortſetzung.) Auf dem Kunaſte findet man jetzt eine gute Reſtauration und täglich viel Geſellſchaft. Von dem Thurme, in dem ſeit einigen Jahren eine Wendeltreppe bis zum höchſten Steinkranze führt, hat man ein herrliches Rundgemälde unter ſich, und es iſt hier, nach den Ausſichten vom hohen Gebirge herab und nebſt den hohen Felſen an der Anna-Kapelle, unſtreitig der ſchönſte Punkt im ganzen Gebirge. Die Schalmey, der ich ſchon früher in meinen Briefen über Warmbrunn gedachte, entlockt auch jetzt noch, durch Wider- und Wiederhall den Gebirgsſchluchten die himmliſchen Zaubertöne. Von dem Kunaſte herab führt, auf der Südoſtſeite, eine ſeit zwei Jahren angelegte Felſentreppe den Beſucher, der zum Hinaufſteigen auf der andern Seite dreiviertel Stunden braucht, in 12—15 Minuten herab, und man merkt auch hier, daß die Beamten des gaſtfreundlichen Grafen Schaffgotſch angewieſen ſind, überall Verſchönerungen zu machen und, wo ſie nur können, für die Bequemlichkeit und Behaglichkeit der Badegäſte und Gebirg-Reiſenden durch Anlagen und andere Vorkehrungen zu ſorgen.

Auch in Warmbrunn ſelbſt ſind wieder manche Verbeſſerungen und Verſchönerungen gemacht worden. Für die Armen, die aus allen Kommunen Schleſiens und der preußiſchen Lauſitz, ja noch weiter her, in zahlreicher Menge der hieſigen Bade- und Brunnen-Commiſſion zu ſamaritiſcher Pflege alle Jahre zugeſandt werden, iſt ein neues Bad angelegt worden, welches ſein Waſſer von dem Ueberfluſſe der andern erhält und das nur Einen Grad Wärme verliert, da es noch 27 Grad Reaumur hält, während das Waſſer der übrigen Baſſin's 28 und 29 Grad Wärme hat. — Dazu hat der fromme und menſchenfreundliche Sinn des Grafen Schaffgotſch für ein geſundes Unterkommen dieſer Hülfsbedürftigen geſorgt und ein ſchönes, großes, geräumiges Hospiz gebaut, in welchem fortwährend 30 Arme auf Koſten des Grafen geſpeiſt und verpflegt werden, die dann nach vier Wochen mit 30 andern wechſeln. — Ferner haben die Bürgerhäuſer, die ſeit vier bis fünf Jahren im Innern immer beſſer ausgebaut und bequemer eingerichtet und von Außen freundlich angeſtrichen worden ſind, nun auch hier Benennungen und Schilder erhalten, und man ſieht endlich hier einmal zwiſchen der „Hoffnung" und der „Fortuna" eine „Harmonie" und, was noch mehr iſt, neben der „Fortuna" den „goldnen Frieden". Dem armen Gichtkranken, der mit vieler Hoffnung des Beſſerwerdens herkommt, hält dieſe, ſogleich beim Einfahren, ihr elegantes grünes Schild mit dem goldnen Anker entgegen und ruft ihm zu: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden! Ich will aber nicht entſcheiden, ob der Wirth, der zugleich eine ſehr bedeutende Bijouterie-Handlung hat, ſeine eigne oder die des Kranken meint. Der Glücksritter, der ewig der „Fortuna" nachrennt, kann hier in ihr Wohnung machen und Viele finden Raum in der „Harmonie", an der jetzt, ſowohl in der Muſik wie in den Lebensgrundſätzen, ſo großer Mangel ſeyn ſoll. Im „goldnen Frieden" waren, wie das Evangelium ſagt, viele Wohnungen, wenn nicht auch hier, wie im Leben, ſo viele Nebenwege vorbei und zu andern Irrgängen führten. Der „Lindengarten" iſt nicht bloß ein leerer Name, ſondern beut dem Badegaſte, neben einem freundlichen Hauſe, ein eben ſo freundliches Gärtchen. — Auch alle übrigen Häuſer Warmbrunns, die nicht zu entfernt liegen und Badegäſte aufnehmen, haben ſich in „Hechte" und „Städte", „Berge" und „Bäume", „Pfeile" und „Sterne", „Roſen" und „Sonnen" verwandelt und ſind, als Beweis, daß ſich hier viel Gold anſetzt, faſt alle „golden" geworden. Die meiſten Wirthe haben ſie auch, nach der Taufe, wieder in neue, bunte Windeln gewickelt (d. h. neu angeſtrichen), ſo daß ſie jetzt freundlicher und größere Augen machen (womit ich die größer gewordenen Fenſter gemeint wiſſen will) und eine beſſere Aus- und Einſicht gewähren. Die ſchwarzen Bretterbuden ſind überall verſchwunden und in freundlichere Kramläden umgeſchaffen worden. — Hrn. Bergmann's reichhaltige Stein- und Bijouterie-Handlung iſt noch geſchmackvoller eingerichtet und erweitert worden und lockt jetzt noch mehr die Käufer an. Rechts und links ziehen ſich an der erſten Allee große Glas- und Galanterie-Buden hin, die, gut angeſtrichen, ſich gefallend ausnehmen. Die Glashandlung des Hrn. Leder iſt wohl die reichhaltigſte und ſein Gewölbe faſt immer beſucht.

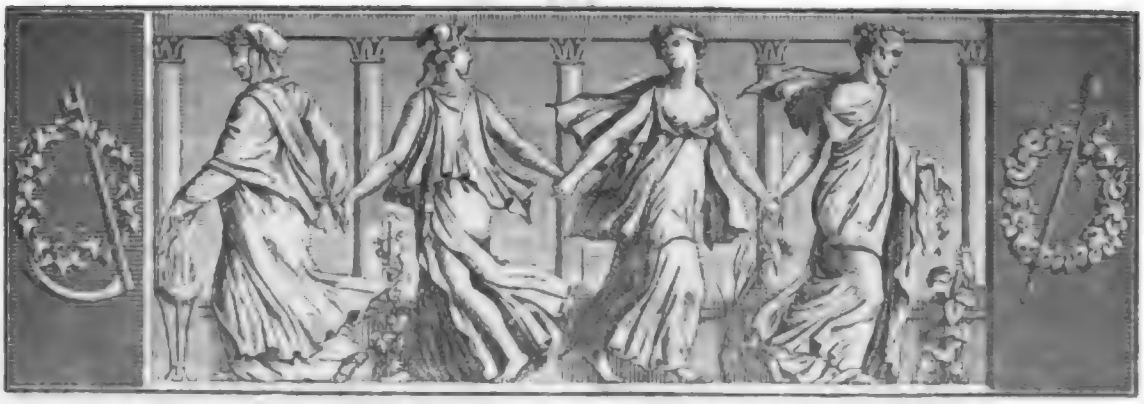
Früh von 10 bis 12 und Abends von 6 bis 8, oder, wenn Theater iſt, von 5 bis 7 Uhr macht ein kleines, gut eingeſpieltes Muſikchor in dem, an die Gallerie ſtoßenden Park Muſik, wo die ſchöne Welt ſich dann verſammelt, promenirt oder ſitzend zuhört. Daß es jetzt in keinem Badeorte an Luſtſpringern und Seiltänzern, Jongleurs und Schnellläufern, Menagerieen und Glücksbuden fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. — Oeffentliche Conzerte waren in dieſem Jahr nur zwei, dafür deſto öfter muſikaliſche Abend-Unterhaltungen im Saale der Gallerie, wo kunſtſinnige Dilettanten auf dem Flügel und im Geſang ſich hören ließen und die zahlreich beſucht wurden.

Nachmittags zwiſchen 1 und 3 Uhr wird es in Warmbrunn gewöhnlich etwas ſtill, indem die meiſten Familien täglich Partieen machen und, um alle Punkte zu beſuchen, volle vierzehn Tage brauchen, dabei auch manche Partie, z. B. nach dem Kunaſte, Stohnsdorf, nach dem Pfaffenberge bei Hirſchberg, zwei, drei Mal wiederholen. Das meiſte Leben und den größten Tumult findet man Sonntags in dem, von Warmbrunn eine halbe, von Hirſchberg und Schmiedeberg eine Meile entfernten Stohnsdorf, wohin aus dieſen drei Orten, ſo wie aus der ganzen Umgegend, Alles zuſammen ſtrömt, ſo daß nicht ſelten 90 bis 100, ja bis 120 Wagen dort halten. Auch hier hat man das Lokal im Freien erweitert und verſchönert und es iſt höchſt intereſſant, auf einem ſo kleinen Raume von 45 bis 50 Quadratruthen eine ſolche Menſchenmaſſe, aus ſo vielen Gegenden Deutſchlands und Polens, beiſammen zu ſehen. Sobald der Kaffee genoſſen iſt, die Begrüßungen an den andern Tiſchen abgethan ſind, gehen die Wanderungen an nach dem, wie ein Zuckerhut hart am Gaſthauſe ſtehenden Prudelberge, oder nach dem gräflichen Park, oder nach dem Stangenberge. Vom Prudelberge ſieht man beinahe ſenkrecht auf das Menſchengewühl und die lange Wagenkette herab und hört das Getöſe, in welches das Warmbrunner Muſikchor luſtig hinein bläſt. Für die Männer, und hauptſächlich für Pferdekenner und Wagenſchätzer, gewährt es, auf eine halbe Stunde, eine angenehme Unterhaltung, die Wagenreihen zu durchwandern und die verſchiedenartigſten Fuhrwerke zu muſtern. Schwimmer und Kabriolets, die eleganteſten Troſchken und alte rieſige Kirchenwagen und Rumpelkaſten, ſchleſiſche Plauwagen und Berlinen, mecklenburgiſche Stuhl- und Wurſtwagen ſtehen im bunten Gemiſch neben und hinter einander und liefern gleichſam die Abbildungen und Modelle zu der neuern und neueſten Geſchichte der Wagenbaukunſt. (Die Fortſetzung folgt.)

Orientaliſche Anekdote. Einem Weiſen des Libanon, der ſchon manche bittere Wahrheit ausgeſprochen hatte, fragte ſein barbariſcher Herrſcher eines Tages: „Kannſt du mir ſagen, wo die Mühle iſt, auf der man die Köpfe der Weiſen mahlt?" — „O ja, ich weiß eine ſolche" — erwiederte der Gekränkte voll kühnen Muths — „nur hat ſie das Unangenehme, daß, wenn ſie gehen ſoll, man ſie erſt mit Tyrannenblut benetzen muß!" (Corsaire.)

Die Italiener lieben das Geſtikuliren außerordentlich. Ihre Schauſpieler müſſen ſo ſtark geſtikuliren, daß, wenn man ſich die Ohren zuhielte, man glauben würde, ein Taubſtummer agirte auf der Bühne. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 10. September. 145ſtes Blatt.

Gedichte von Johann Martin Miller.

10.

Minnelied.

Am 30. Januar 1773.

Willſt du, Liebe, Süße, Reine,
Daß ich mich zu Tode weine?
Kann dich, kann dich nichts erfreu'n,
Als nur meines Herzens Pein?

Meine Seufzer, meine Lieder,
Alles, ach! iſt dir zuwider;
Aber Andern lacheſt du
Wie die liebe Sonne zu.

Keinen will ich zwar verachten;
Aber ſo kann Keiner ſchmachten,
Keiner liebt ſo brünſtiglich
Und von Herzensgrunde dich.

Aber nimmer wirſt du's glauben,
Bis mich dir der Tod wird rauben;
Dann beweinſt du mich zu ſpät,
Wann der Wind mein Grab umweht.

11.

An die Minne.

Im Januar 1773.

Hier im Garten ſah ich ſie
Mit dem erſten Morgenfrüh;
O, wie lieblich ſtand ſie da!
Wahrlich, Schöner's ſah ich nie,
Seit ich ihre Wangen ſah.

Als ſie guten Tag mir bot,
Ward ihr Antlitz feuerroth;
Minne, welch ein Glück für mich,
Wenn auf dein, auf dein Gebot
Ihre Wange färbte ſich.

Treff' ich wiederum ſie an,
Wag' ich's, Minne, wag' ich's dann,
Red' ich herzlich ſie und frei,
Und mit Liebesworten an?
Minne, ſteh'ſt du mir dann bei?

Die Neu-Griechen.

(Fortſetzung.)

Nur der Sommer und der Herbſt ſind die Zeit der Panegyris, der Winter hat traurige Erſcheinungen in der Phantaſie der Griechen. Die Wehrwölfe (Sabatianan) und die Pagania (nach der Schrift Saguirs) wandeln jetzt herum. Dieſe Wehrwölfe ſieht der Volksglaube als Eſel-anbetende Juden an, die den Meſſias aufſuchen, um ihn in der Wiege zu tödten: dies Herumwandeln dauert von Weihnachten bis Theophanias (Epiphanias). Die Pagania's werden als auf den Feldern herumziehende Zauberer gedacht, die den Mond anbeten und ihn bitten, ihnen zu ihren Gelagen, bei welchen ſie Fröſche und Schildkröten ſpeiſen — die bei den Griechen zu den unreinen Thieren gehören — zu leuchten. Die Waſſerweihe am Drei-Königs-Tage, indem die Papas ein Kreuz in die Brunnen, die Flüſſe und das Meer tauchen, endigt das Daſeyn dieſer Geſpenſter der Hölle; hierdurch werden die Nächte gereinigt, Himmel und Erde ausgeſöhnt, die Stürme hören auf und der Nord-Weſt-Wind erhebt ſich wieder über die griechiſchen Meere. Auch das Innere der Familien und die wichtigſten Zeitpunkte ihres Lebens tragen das Gepräge mythologiſcher Ideen, nach welchen in der Wirthſchaft beſondere Anordnungen getroffen wer-

Digitized by Google

den. Die Stelle des Heerdes muß auf eine bestimmte Art nach den Weltgegenden gerichtet seyn; nie darf man sich schlafen legen, daß die Füße nach der Thür zu liegen; dies bedeutet Tod. Zum Oster-Feste, wo man rothe Eier und das symbolische Lamm ißt, werden der Feuerheerd neu übertüncht und die Häuser gereinigt; die Teller, welche die Hunde beleckt haben, werden zerbrochen oder verzinnt. Wenn es donnert, werden diese Thiere und die Katzen hinaus gejagt, weil sie den Blitz nach sich ziehen; und die Matrosen glauben während den Stürmen den heiligen Nicolaus auf dem Hintertheile des Schiffes anwesend, so wie sie das St. Elms-Feuer als das Ende der Stürme ansehen. Die Haus-Götter (Penaten) sind durch die Reliquien verdrängt, denen Alles sich ereignete Gute zugeschrieben wird, ohnerachtet man sie nicht, wie anderwärts, auf's Wort annimmt; denn man sucht sie vorher auf Probe zu bekommen, ehe man sie gegen Geld eintauscht; gekauft werden sie nie. Diese Probe ist, daß man sie in das Wasser, welches zum Einmachen des Mehls bestimmt ist, thut; geht nachher das Wasser ohne Sauerteig auf, so sind sie gut. Bei moralischen Leiden haben diese Reliquien keine Kraft, und man nimmt seine Zuflucht zu unsichtbaren Genien. Die junge Griechin läßt durch ihre Erzieherin Kuchen und Mehl als eine Opfergabe in eine Grotte setzen, um die Miren zu bewegen, ihr den bezeichneten Mann als Gatten zu geben. Diese nämlichen Geister werden von Neu-Verheiratheten angerufen, um sie mit Fruchtbarkeit zu beglücken, indeß die Frau, welche die Frucht unter ihrem Herzen trägt, zu dem erhaltenden Gott ihre Zuflucht nimmt, dasjenige zu segnen, was geboren wird. So wie das Kind das Licht der Welt erblickt, bemeistert der Aberglaube sich seiner Herrschaft wieder; unter das Kopfkissen des Neugebornen wird ein Kuchen, eine Münze und ein Degen gethan (bei den Mädchen eine Spindel), um Ueberfluß, Glück und Kraft herbei zu schaffen. Den fünften Tag nach der Geburt wird die Amphidromia gefeiert, welche jetzt der Miren-Besuch genannt wird. Auch die ärmste Hütte ist dann festlich geschmückt, diese unsichtbaren guten Frauen zu empfangen, die man indeß, obwohl sie schon das Milchfieber der Wöchnerinnen vertreiben, doch nicht gern allein bei ihnen läßt, da sie denselben leicht aus Neid, über der Gattin Mutterfreuden, die Hälse umdrehen könnten; denn obgleich fromm, müssen sie diese, als alte Jungfrauen, entbehren. Sind diese heidnischen Gebräuche vorüber, so wird das Kind getauft und erhält einen Namen aus der heiligen oder profanen Geschichte, nie aber einen des Vaters oder der Mutter, damit es nur seinen eigenen dereinst verherrliche oder schände. Welchen Namen das Kind aber auch aus der heiligen oder profanen Geschichte, oder welchen mysteriösen es erhalten wird, so bleibt ihm derselbe doch bis in's späteste Alter theuer und werth, und sicher wird kein Grieche, erhalten sie auch ihre Freiheit wieder, seinen Jugend-Namen gegen den von Obrfern und Schlössern vertauschen. Haben die Miren das Kind in's Leben eingeweiht, so wird es der Natur überlassen. Die Knaben schickt man in eine Schule, um mit Mühe lesen und schreiben zu lernen. Diese Schulen mit ihren Lehrern, in armseliger Kleidung, welche die Peitsche nie aus der Hand legen, als ob sie Sklaven leiteten, sind so schlecht, als der Unterricht selbst; indeß hat der Grieche es ihnen doch zu verdanken, daß er mit Stolz sich den Mann des Kreuzes nennt, und zeitliche Güter verachtet, die ihm alle Tage als Lockspeise hingehalten werden, dem Glauben seiner Väter zu entsagen. Die Religion, die man dem Griechen von Jugend an in ihrer ganzen himmlischen Schönheit lieben lehrte, verbunden mit ihren Festen, die im Gefolge von Vergnügungen stets wiederkehren, so wie sie das Gepräge des Himmelstrichs ist, der beständig Blüthen und Früchte hervor ruft, zieht den Griechen so an, daß er sie nie verleugnen, ihr nie abtrünnig werden kann. Die Mädchen werden unter den Augen der Mütter erzogen, lernen selten lesen und schreiben und sind daher nicht so ausgebildet, wie die Knaben. Die Besorgung der Wirthschaft liegt ihnen ob; von Kindheit an zur Unterwürfigkeit gewöhnt, zu Leiden geboren, kennen sie die Süßigkeit der Freiheit nicht, deren Bild sie traurig macht. Ihr Leben bietet ihnen nur einen schönen Tag, dies ist ihr Hochzeitstag, der wie vor Alters zu den wichtigsten Feierlichkeiten der Griechen gehört. Botschaften werden hin und her geschickt, und eine Menge Besuche gemacht, ehe die Verlobung gefeiert wird. Viele Gebräuche gehen dem Hochzeitstage voraus; hierher gehören die Bäder, das Haar-Ausreißen und eine Menge unbedeutende Dinge. Sind Braut und Bräutigam bekränzt vor dem Altar erschienen, so greift die Religion ein; der Priester, Diener des wahren Gottes, hat die Stirn der Braut mit der hochzeitlichen Binde umwunden, und erfleht für sie das Geschenk der Fruchtbarkeit; alsdann macht man sich nach dem Hause des Bräutigams auf den Weg, in den Händen den Myrtenzweig haltend und die wankende Braut unterstützend, die eher einem Opferthier gleicht, als daß sie sich zu ihrem künftigen Glück zu begeben scheint.

Eine lange Krankheit, die der Tod doch einmal endet, ist nicht so schlimm, als das Leben der Griechen. Die Verhaftungen, die Geißelungen, die scheußlichsten Hinrichtungen nehmen kein Ende. Der Grieche, der angeklagt vor seinem Peiniger erscheinen muß, ist der abscheulichsten Qual gewiß, er ist dem Tode verfallen. In diesen allgemeinen Schrecken hält nur die Religion den bedauerungswürdigen Griechen noch aufrecht; ge-

ſtützt auf ſie, die ihm in hoffnungsreichen Bildern ein künftiges beſſeres Leben zeigt, geht er durch dieſes Leben mit Ergebung, ruhig und gefaßt den Augenblick erwartend, wo ſeiner Lebensuhr der letzte Sand entrinnt! — Man höre alſo auf, ein mißhandeltes Volk herzlos zu ſchmähen und ſeine Erniedrigung mit grauſamen Spotte zu betrachten!

Keine Tugend wurde bei den Alten mehr geübt, als die Gaſtfreundſchaft, die jeden Reiſenden der Sorge für ſeine Bedürfniſſe überhob; jetzt iſt das anders — es giebt keinen Xenos mehr, der an der Landſtraße ein Haus zur Aufnahme für Reiſende bauen ließ; keinen Telemachus, der in Klagen ausbrach, daß die Pallas an ſeiner Thür, da ſie unbekannt war, habe warten müſſen — nur der arme Grieche heißt den Fremdling an ſeinem Heerde niederſetzen, der Reiche nimmt ihn in ſeinen Andreion (Geſellſchafts-Saal) nicht auf, bringt er nicht eine Empfehlung mit. Die Caravan-Serails oder Han's, anfänglich nur dem Unglück geöffnete Herbergen, verrathen jetzt, wie unſere Wirthshäuſer, daß das Zeitalter des Xenos und die Tage der Unſchuld in Griechenland vorbei ſind. Hat man dagegen in einem Hauſe Aufnahme gefunden, ſo erſcheint die Dienerſchaft in Gala-Kleidern, die Thüren werden bekränzt, und man wartet mit einer überſchwenglichen Menge von Complimenten und Verbeugungen auf; die Ehrenbezeugungen und das übrige Benehmen mißt man nach dem Stande des Fremden und ſeinem mitgebrachten Anmeldebriefe. Man fragt ſich: iſt der Mann reich? — Die Frau erkundigt ſich unter der Hand, ob er ihr Geſchenke zu machen hat. Der Mann wirft prüfende Blicke auf das Gepäck, und richtet die Freundlichkeit ſeiner Mienen nach der Hoffnung ein, die er glaubt hegen zu dürfen. Der Fremde, ſo mit Artigkeiten überhäuft, kann aber doch darauf rechnen, daß man ſich für die Aufnahme bezahlt macht. Das Vergnügen bei ſeiner Abreiſe iſt dem Eifer bei ſeinem Empfange gleich. So iſt bei Vornehmen die Gaſtfreundſchaft beſchaffen. Herr und Diener theilen ſich gewöhnlich in die Geſchenke, die ſie erhalten.

Die Reichen, wie der Landmann und Handwerker, halten täglich zwei Mahlzeiten, ſind aber insgeſammt einer religiöſen Diätetik unterworfen, die in Fleiſch- und Nichtfleiſch-Tagen beſteht. Allein es giebt keine Corporation von Köchen mehr, welche die Aufſicht über die Regeln bei der Auswahl reiner und unreiner Speiſen führt. Die Synoden geben jetzt die Vorſchriften, woraus die Folge entſteht, daß die Diätetik der orthodoxen Kirche die Regel für das Benehmen des Volkes wird, welches im Bewußtſeyn der Erfüllung ſeiner Pflichten iſt, wenn es ſtrenge Folge leiſtet. In einem Jahre giebt es für die Griechen 182 Faſt- und 115 Feſttage.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

M. Dacier. Ihn bemerkt man vor Allen unter den Gelehrten, welche ſich des größten Einkommens erfreuen. Zuerſt wollen wir ſeine verſchiedenen Revenüen, dann ſeine Verdienſte aufzählen; mit den letzteren werden wir bald fertig ſeyn. Als Adminiſtrator der königlichen Bibliothek bezieht Dacier ein jährliches Gehalt von 6000 Franken; als immerwährender Sekretair der Akademie der Inſchriften 6000 Franken; die Büreau-Unkoſten werfen ihm 4000 Franken ab; als Mitglied der Akademie und über 60 Jahre alt hat er 3000 Franken; als Mitglied der vier Commiſſionen der dritten Abtheilung für jede Commiſſion 2400 Franken, für alle vier zuſammen alſo 9600 Franken; ſein ganzes Gehalt beträgt daher 28,600 Franken. — Nun zu ſeinen Verdienſten. Als er ſeine Studien beendigt hatte, wurde er von St. Palaye zum Ordnen der einzelnen Beiträge zu deſſen großem Wörterbuche benutzt. Dann ward er Erzieher von dem Sohne des Herrn von ···, damals immerwährender Sekretair der Akademie, welche er tyranniſch zu beherrſchen wußte. Dacier machte der Tochter ſeines Prinzipals den Hof, und — erhielt ſie zur Ehe. Nun brachte ſein Schwiegervater ihn in die Akademie, ohne daß er auch nur das Geringſte in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geleiſtet hatte. Oft ward Dacier jetzt von ſeinem Schwiegervater benutzt, deſſen Stelle als Sekretair interimiſtiſch aus zu füllen. Der Schwiegervater ward krank, er und der Schwiegerſohn, und nach und nach auch die Mitglieder der Akademie, gewöhnten ſich daran, ihn als den einſtigen Stellvertreter des jetzigen Sekretairs zu betrachten. — Der Schwiegervater ſtarb endlich, und einſtimmig ward Dacier zum Sekretair ernannt. Das kömmt daher, weil die Akademiker der damaligen Zeit keine Intriguenmacher waren. — Das einzige geiſtige Produkt Daciers iſt eine Denkſchrift über die Wittwe von Epheſus, welche im 41ſten Bande der Memoiren der dritten Abtheilung aufgenommen iſt. Es iſt ein Werk voller Mängel und Irrthümer. Viel größer würde freilich die Zahl ſeiner Werke ſeyn, wollte man die Menge der Lobſchriften aller Art und Gattung, welche er auf ſeine Mitgenoſſen fabrizirte, hinzu rechnen.

Merle. Er ſelbſt hat weniger gepfiffen, als er ausgepfiffen worden iſt. Er machte einſt mit dem Hunde Munito und den kleinen niedlichen, abgerichteten Zeiſigen die Wonne des Boulevards, aber damals war ſein Geſang auch angenehm; ſeit er jedoch ein Genoß des Theaters von der Porte St. Martin geworden iſt, ſingt er weiter nichts, als: „Herein, meine Herren, herein und bezahlt!“ (Die Fortſetzung folgt.) G. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Warmbrunn. (Fortſetzung.) Gegen 7 Uhr rollen die meiſten Wagen zurück nach Warmbrunn, wo Sonntags Ball

iſt. Nun wird das Gewühl hier groß. Von allen entfernten Punkten kehren die Wagen, von dem nahen „Schutzen- und Weihrichsberge“ die Fußgänger heim. Die junge Welt kleidet ſich zum Balle um, die Wagen rollen aufs Neue und laden an der Gallerie ſchön geſchmückte Damen und Herren aus. Noch iſt heller Tag und die promenirende Welt faßt hier Poſto, um Terpſichore's Schülerinnen zu muſtern. Die Balle waren in dieſem Jahre, ſelbſt der am 3ten Auguſt, nicht ſo glanzend, als im vorigen, wenigſtens brillirten dies Jahr nicht ſo viele und ſo ausgezeichnete jugendliche Schönheiten, als im vorigen, wo an zwölf bis funfzehn eminente — bei vier bis fünf dieſer Huldinnen konnte man dies Wort ſowohl im antiken als auch im modernen Sinne nehmen — alſo, eminente Schönheiten die Balle verſchönerten und lebhaft machten, Alt und Jung anzogen, die Herren in einer regſamen Behaglichkeit erhielten und das Bad lebhaft machten. Solcher Schonheiten aus der Madchenwelt waren diesmal kaum fünf bis ſechs da. Eben ſo war die Anzahl junger Herren nicht ſo bedeutend, als im vorigen Jahre.

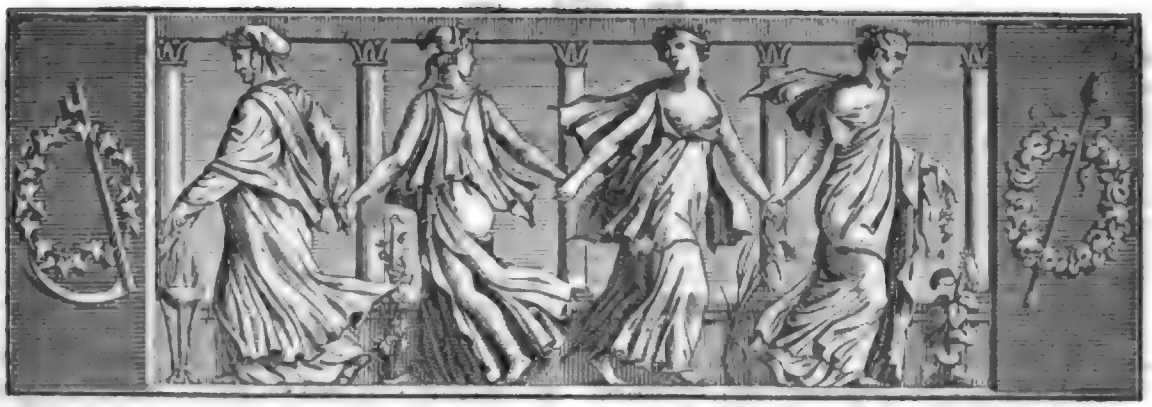
Von Mitte Juli bis zum 12. Auguſt, wo faſt vier Wochen hindurch anhaltend ſchönes Wetter war, war auch der Andrang der Gebirgs-Reiſenden und Durchzugler ſo groß, daß auf dem hohen Gebirge, in dieſen vier Wochen, fortwährend ein Hin- und Herziehen, Auf- und Abſteigen von 60 bis 70, ja bis 100 Trupps und bisweilen Mangel an Führern und Trägern, ſo wie in den Bauden auf dem Gebirge des Nachts Noth um Unterkommen geweſen ſeyn ſoll. Auf der Schneekoppe ſelbſt iſt aus der bisherigen, größtentheils verfallenen Kapelle ein Gaſthaus gemacht worden. Ob nun gleich in derſelben ſeit Jahrhunderten kein Gottesdienſt gehalten worden iſt und obgleich der Gebirgs-Reiſende nun auch hier oben Obdach, alle Erfriſchungen und mehr Bequemlichkeit findet, ſo ſollten doch Mehrere, worunter ſelbſt Proteſtanten, dieſe Metamorphoſe nicht ganz gebilligt haben, und nur aus der zu großen und freundlichen Liberalität des Grafen v. Schaffgotſch, der bereitwillig Alles thut, wenn man ihm vorſtellt, daß es zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegaſte und der Gebirgs-Reiſenden geſchehen müſſe, läßt es ſich erklären, daß er auch hier mit der humanſten Bereitwilligkeit ſogleich die Erlaubniß gegeben und die Baukoſten angewieſen hat. Ich glaube auch, eben weil er ſelbſt Katholik iſt, ſo hat er wahrſcheinlich ſeine Zuſtimmung nicht verſagen wollen, um nicht, was bei Vornehmen ſo oft der Fall iſt, verkannt zu werden. Auch neben der Wieſenbaude iſt ein neues Bretterhaus zur Beherbergung der Reiſenden angebaut worden.

Nun nach Warmbrunn zurück, wo ich noch einiges recht Erfreuliche an zu führen habe. Die Königl. Regierung von Liegnitz hatte nämlich in dieſem Jahr alle Hazardſpiele ſtreng unterſagt. Dies war zwar früher auch alljährlich geſchehen, doch unterblieb es nie. Der jetzige neue Chef-Präſident der Liegnitzer Regierung, v. Erdmannsdorf, ſcheint aber ein Mittel dagegen gefunden und einen recht wirkſamen Trumpf eingeſtochen zu haben; denn es ward weder in der Gallerie noch in einem andern Gaſthofe geſpielt, und mehrere Argonauten, die in der Badezeit hier herkommen, um ihre Vließe mit Gold zu füllen, zogen, mißvergnügt uber dies heilloſe Parolli, was ihnen der Hr. Präſident v. Erdmannsdorf einmal ſo kräftig gebogen hatte, recht trübe umher. Alles freute ſich, daß das Königl. Edikt, welches ſo lange umgangen worden, ob es gleich jedes Hazardſpiel ſtreng unterſagt und alljährlich aufs Neue hier überall angeſchlagen wurde, endlich einmal in ſtrenge Ausübung trat und in Ehren gehalten wurde, was bei jedem Geſetze der Fall ſeyn ſollte, oder es muß gar nicht gegeben werden. — Das Bad verliert nichts, im Gegentheil können alle Badegäſte damit zufrieden ſeyn. Die Herren behalten ihr Geld, bleiben, anſtatt daß ſie ſonſt an die Bank eilten, hübſch bei den Familien, beleben die Zirkel, ſorgen auch für die Unterhaltung der Damen und die Geſellſchaft kann alſo nur gewinnen. — Daß das Spiel auch in einem Bade unterdruckt werden kann, wenn die oberſte Behörde nur Ernſt zeigt, hat ſich alſo erwieſen. — Nun endlich zu einem andern, beſſeren und heiteren Spiele, nämlich zum Schauſpiele, was bei jenem Interdikte ebenfalls gewinnt. Die Fuller'ſche Schauſpieler-Geſellſchaft kommt, wie ich ſchon in meinen fruheren Berichten angeführt, in den Monaten Juli, Auguſt und September nach Hirſchberg und ſpielt wöchentlich drei Mal hier und drei Mal in Warmbrunn. Nach dem Tode des Hrn. Fuller — der ein ſtrenger und guter Hausherr war und ſeine Leute, wenn auch nicht vorzuglich gut, aber dafur recht punktlich bezahlte und nicht allein, was viel iſt, keine Schulden, ſondern, was noch mehr iſt, ein nicht unbedeutendes Vermögen und eine vorzugliche Garderobe hinterlaſſen hat — alſo, nach deſſen Tode hat Mad. Fuller die Direktion übernommen und das Inſtitut hat unter ihrer Leitung bedeutend gewonnen. Die Geſellſchaft iſt nicht klein und zahlt wohl an 25 bis 30 Mitglieder. Sie giebt größtentheils Luſtſpiele, kleine Operetten und Vaudevilles und nur Donnerstags, wo in Hirſchberg Jahrmarkt iſt, ſo wie Sonntags, Schauſpiele und Spektakelſtücke. Denn auch dieſes ſchau- und thranenſuchtige Publikum, dem, wie Schiller ſagt, „nur der naſſe Jammer“ gefällt, will ſeine Befriedigung haben. — Luſtſpiele giebt die Geſellſchaft ſehr gut und es verdient gewiß Anerkennung, daß eine herumziehende Geſellſchaft, wie dieſe, im Luſtſpiele ſelbſt ſolche Zuſchauer befriedigt, welche aus Reſidenzen und andern großen Städten kommen und natürlich einen hohen Maaßſtab mitbringen und daß ſie dieſe in mehreren Stücken ſogar vollkommen befriedigt, ſo daß ſie das Theater recht fleißig beſuchen.

(Der Schluß folgt.)

Ein ſchottiſcher Bauer, Namens Robert Burns, iſt jetzt als Dichter in ſeinem Lande berühmt. Folgendes iſt die wörtliche Ueberſetzung eines Todten-Geſanges auf eine Kokette: „Ihr Buſen iſt erkaltet! es war nur der Sitz der Laune! Ihre Wange iſt erbleicht, die im Leben auch nur durch Schminke erglühte! Wie oft ward das Echo dieſer Wände durch die Flitterworte ihres jetzt ſtummen Mundes ermüdet! Wie viel Schmeicheleien ermüdeten dies jetzt für immer taube, verſchloſſene Ohr!? — Kummer, Andenken, Schmerz über eine zarte Freundſchaft, die ihr ſonſt das theure Bild der Geſchiedenen verzweifelnd zu wahren pflegt, kommt nicht hierher, dies Herz zu umgeben, das im Leben eitigſt war, als es jetzt im Tode iſt. Elſie lebte ohne Liebe, Elſie ſtirbt, der Bedauerung unwerth! — Und ihr Grazien, Tugenden, zarte Göttinnen, ſtehet! Sittlichkeit, Frohſinn, Glauben, Euren Huldigungen iſt dieſe Frau unwerth, entweicht von dieſem Grabe! Laune, Heuchelei, Lüge, Thorheit, ihr kommt herbei und werft ein Paar leichte Blumen darauf hin; es ſind die einzigen Huldigungen, die eine ſo leichte Aſche verdient! — Gras, Moos, Unkraut, Dornen müſſen ihren Todtenkranz winden, ihr Grab zieren; die Dornen werden jeden Beſuch wehren! — Man meißele ihr Bild, ſinge Hymnen! Die Eitelkeit, aus Pariſchem Marmor geſchnitzt, ihre ſchwere Leier haltend, möge bei ihren eigenen Accorden ein zu ſchlafen ſcheinen, und die Frau, die ich unſterblich machen will, ſtehe zwiſchen den Pfeilern des Unwerths und dem ſchutzenden Arm der Verachtung, und werde von letzterem vor dem Angriffe des erſteren gerettet! — Auf dem ſchwarzen Marmor des Grabmals ſtehen die Worte: Armer Schmetterling, ruhe hier! Die Spiele deiner Laune, die Phantaſieen deines freien Lebens haben dich nie beglückt! Als Frau konnteſt du uns ein rührenderes, dauerndes Andenken hinterlaſſen! Aber die Güte, die dir fehlt, konnte deiner Liebe ſo wenig, wie dein wandelnder Geſchmack der Achtung gebieten!!“ (D'andore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 12. September. 146ſtes Blatt.

Die Neu-Griechen.

(Fortſetzung.)

Die Gelage, wie ſie Athenäus beſchreibt, und die witzigen Geſpräche bei den Gaſtmahlen der Aſpaſia und der Philoſophen ſind verſchwunden, aber dennoch, und trotz dem Elende einer wilden Barbarei, ſind die alten Gebräuche beibehalten worden. Auf einer runden Scheibe von Erz wird das Brod in Stücken dargereicht und nicht geſchnitten, ſondern gebrochen; ganze gebratene Lämmer, Schafe, Geflügel, im Ofen gekochte Fiſche und eine Menge verſchiedener Paſteten werden aufgetragen, ſo wie die Bewohner im Archipel fade ſchmeckenden Gerichten und dem Kern-Obſt den Vorzug geben, die Arkadier und alle andern Gebirgsbewohner hingegen die eingeſalzenen Speiſen, als Oliven, den Botargo, den Caviar und in Salzbrühe gelegte Fiſche lieben, welche letztere und gekochte Kräuter zu den Faſtenſpeiſen gehören. Während der Büßungszeit iſt es nach dem griechiſchen Glauben Gott ein Wohlgefallen, mit Pfeffer und Salz gewürzte Paſteten von Malvenblättern zu eſſen. Schnecken, mit Knoblauch gewürzt, gehören zu den Leckerbiſſen; ärmere Leute nehmen mit gebratenen Zwiebeln vorlieb. Zarte Diſteln, weißer Wegwart, Neſſeln, Klappkraut, Klapproſen, mit vielem Waſſer gekocht, ſind die gewöhnlichſten Gerichte; an Sonn- und Feſttagen wird etwas Oel hinzu gethan. In den Caravan-Serails findet man zu dieſer Zeit nichts als Knoblauch, Lauch, Zwiebeln und durchgeſchlagene Erbſen in ſchmutzigen Keſſeln.

Die Strand- und Küſtenbewohner haben es beſſer, indem es ihnen nicht an Auſtern, Muſcheln, See-Igeln, Schwimmſchnecken u. ſ. w. fehlt; die Reicheren kaufen Polypen von der afrikaniſchen Küſte, Kuttelfiſche und Calamia, die einen ſchwarzen häßlichen Saft und widrigen Geruch an ſich haben. Während der heiligen Woche, vom Grünen-Donnerſtage bis zum nächſten Sonntage, wo die Auferſtehung verkündigt wird, iſt die Nahrung noch ſchlechter. Rother Pfeffer und Knoblauch ſind die Grundlagen aller Gewürze, die einen brennenden Durſt erregen, den man nur mit Wein zu ſtillen ſucht. Die Landleute leeren im Winter ihre Fäſſer, da ſie voraus ſetzen, der Wein werde im Sommer ſauer, ſo daß ſie bei der Arbeit in der Sonnenhitze jedes nahrhaftere Getränk als Waſſer entbehren müſſen. Dieſer Mangel an geiſtigen Getränken trägt viel zu den Epidemien bei, durch welche die Bewohner heimgeſucht werden; dagegen rauchen ſie ſtark Taback, und dieſer erregt eine toniſche Trunkenheit, die zur Wiederbelebung ihrer Kräfte beiträgt. In den Städten wird der Wein nicht ſauer, da man ihn friſch zu erhalten weiß, und die Meſſenier kennen ſehr gut den Gebrauch des Eiſes, ſo wie friſches Waſſer dadurch zu erhalten, daß ſie es in unglaſirten thyfernen Gefäßen in die Sonne ſetzen; übrigens ſind ſie unmäßig wie die übrigen Griechen. Ihre Weiber trinken ohne Maaß, wenn ſie nicht Furcht vor Schlägen zurück hält, an welche ſie ziemlich gewöhnt ſind; dies iſt die ſchlechte Behandlung der griechiſchen Bäuerinnen. Nur Prunk und einige dem Wohlſtande gehörende Bequemlichkeiten

machen bei den vornehmeren Weibern hierin einen Unterschied, doch büßen sie diesen kleinen Gewinn reichlich durch den Verlust ihrer Freiheit. Verwiesen in ihre Zimmer, theilen sie niemals bei Tische die Gesellschaft ihrer Männer. Die Eifersucht nicht allein, auch die Furcht versetzt die Mädchen in den härtesten Zustand. Nicht zufrieden, sie aller Gesellschaft zu entziehen, verweigert man ihnen die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens, und sehr oft ist ihnen der Kirchenbesuch untersagt, um sie den spähenden Blicken der Türken nicht aus zu setzen. Die Städte, ohnerachtet die Reichen darin herrschen, zeigen keinen Geschmack im Bauen; die Gassen sind eng, krumm und unreinlich; die Einrichtung in den Häusern ist die alte, sie gleichen Klöstern. Die Stelle des Altars des herzynischen Jupiters nimmt jetzt die Hütte eines molossischen Hundes in den Höfen ein, dessen Zähne Räuber allerdings mehr schrecken, als ein todtes Götzenbild. An den Hofthüren ist öfters ein Fenster (Cafas), bei welchem, hinter Jalousien, ein Sopha ist, um mit Bequemlichkeit zu sehen, ohne gesehen zu werden. Das Erdgeschoß ist zum Keller und Magazin von Vorräthen bestimmt; das erste Stock ist in der Länge durch eine nach außen offene, durch ein vorspringendes Dach geschützte, zu den verschiedenen Zimmern führende Gallerie getrennt, von welchen das entlegenste das Zimmer der Weiber (Gynäceum) ist. Nach außen hin ist die Crevate gebaut (das äußere Cubiculum der Römer), die eine mit einem Weinstock umgebene Luftwarte ist, wo das Oberhaupt mit seiner Familie im Sommer schläft. Die Ruheplätze der Dienerschaft sind in den Gallerien oder mitten auf den Höfen; die Landleute bauen zu den übrigen Gerüste im Freien; zuweilen schlagen sie dieselben wohl in den Zweigen freistehender Obstbäume auf, wo sie eine Art Hamack errichten. Dieser Lieblingsgeschmack der Alten, im Freien zu schlafen, hat sich erhalten. Bei dem Gynäceum sind die Badestuben der Weiber, wo sie, unter Erzählungen von Mährchen, ihre Toilette durch Kämmen, Färben der Augenbrauen, Reiben, Ausreißen der Haare u. s. w. machen. Das Speisegemach der Archonten gehört zu den Frauen-Gemächern am andern Ende der Wohnung; es wird nicht mehr von Wohlgerüchen durchräuchert, wie damals, als die Freude zu den Festen geladen wurde, öfters wird aber doch noch der Fest-König gewählt und Musik darf nicht fehlen. Zwar besteht der angenehme Zeitvertreib in ungeheurem Lärm, denn die rauhen Violons, die schreienden Flöten und die eintönigen Tambours de Basque lassen sich hören; doch sind diese Conzerte vielleicht eben so schön, als diejenigen, welche zu den Zeiten des Orpheus und des Amphion die Völker entzückten, und sie machen auf die, wieder zu Barbaren gewordenen Griechen einen außerordentlichen Eindruck. — So hat also Bachus, der Vater der Freude, noch nicht des Rechts entsagt, bei allen Gelegenheiten den Vorsitz zu führen; umgeben von den Musen, welche die Götter gesandt haben, um die Sterblichen wegen der Mühen im Leben zu trösten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Keratry. Er ist Verfasser einiger Flugschriften, der „Essais sur les beaux-arts", der „Inductions physiologiques et morales" etc. Er ist mit allen physischen Vortheilen Pelissons ausgestattet, und stammt in gerader Linie von einer Schönen des Rambouillet. Er hat die Sprache Racine's mit alle den Metaphern bereichert, welche Chemie und Anatomie liefern können. Er spricht mit der Bestimmtheit eines Physikers über die Seele, und hat es auf diese Weise dahin zu bringen gewußt, daß einige Frauen ihn für einen noch größeren Mann halten, als selbst Aimé Martin. — Als Philosoph gehört Keratry zu der Sekte, welche behauptet, die Natur habe uns die Nase in die Mitte des Gesichts gesetzt, weil wir bestimmt wären, einst eine Brille zu tragen.

Arnault, der Vater. Der Verfasser des „Marius" ist seit einigen Jahren Compilator geworden. Dies wird jetzt zu einer wahren Sucht, welche die ganze Welt ergreift. Die Proscription ist eine der Sprossen von Herrn Arnault's Leiter des Ruhms. — „Germanicus", so günstig in Brüssel, so ganz verschieden in Paris aufgenommen, soll, nach des Verfassers Hoffnung, den Namen Arnault der Nachwelt bekannt machen. Ist dies nicht, der vielen schönen Stellen des Stücks ungeachtet, eines jener Vorurtheile, welche ein Vater zu Gunsten seiner unglücklichen Kinder zu haben pflegt?

Arnault, der Sohn. Er ist ein vortreflicher Sohn, der seinen Vater einst vielleicht verdunkeln wird.

Casimir Delavigne. Er ist ein vorzüglicher Dichter, ein Tragiker, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Im komischen Fache ist er matt genug, und gerade durch diese Gattung der Schriftstellerei will er seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Er findet auch Tausende von Echo's, welche ihn durch ihr Bravo auf seinem Irrwege, in seiner falschen Ansicht erhalten. Weil er so glücklich gewesen, in den „Comediens" und vorzüglich in der „Ecole des viellards" einige gelungene Scenen in den glänzendsten Versen zu schreiben, hat man ihn für den ersten Schriftsteller und Dichter unserer Zeit im komischen Styl ausgeschrieen, und ganz vergessen, daß ein Düval und Andrieux leben, daß ein Casimir Bonjour, ein Desgny und Andere mit jenem komischen Geiste schreiben, der dem verstorbenen Molière so ganz eigen war, dem

Delavigne aber ſo wenig zuſagt. Die „Vêpres siciliennes" machten die „Messéniennes" vergeſſen, und die „Vêpres" wurden ihrerſeits wieder über die „Ecole des viellards" vergeſſen. Unſere Enkel werden anders urtheilen; ſie werden den Verfaſſer der „Ecole des viellards" dem des „Méchant" nachſetzen, den der „Vêpres" dem des „Tancréde", nicht aber dem der „Zaïre" gleichſtellen, ſo wie den der erſten „Messéniennes" an die Seite von J. B. Rouſſeau.

Dulaure. Ein achtungswerther Schriftſteller, durch den Parteigeiſt um den Ruhm gebracht, welchen ſein Talent ihm in einer andern Zeit erworben haben würde. — Indem er die Geſchichte von Paris ſchrieb, hat er uns eine Geſchichte Frankreichs geliefert, die keiner andern etwas nachgiebt, welche jedoch hier und da etwas zu ſehr mit philoſophiſchen Deklamationen untermiſcht iſt.

Felix Bodin. Sein Ruf iſt groß, ob mit Recht? Wir wiſſen es nicht; doch das wiſſen wir, daß er ſich auf ein, dem Format nach ſehr geringes Büchelchen gründet, welches ein Dutzend Auflagen erlebt hat. — Man ſchließe jedoch aus dem Geſagten nicht, daß wir Bodin alles Talent abſprechen wollen. Wir ſind im Gegentheil überzeugt, daß er in 20 Jahren einen mit Recht begründeten Ruf haben werde; der gegenwärtige aber iſt das Reſultat ſeiner Arbeiten als Journaliſt. Er lobhudelt und wird gelobhudelt.

Lebrun-Toſſa. Er iſt durch mehrere Schriften, vorzüglich aber durch ſeinen Streit mit Etienne über „Connaxa" und die „Deux Gendres" bekannt. Er hat in Verſen und in Proſa geſchrieben, und eine Maſſe von Papier geſchwärzt, aber dennoch würde er ohne den oben erwähnten literariſchen Streit noch jetzt unbekannt ſeyn. Er iſt es nämlich, welcher den „Connaxa" entdeckte, und ihn dem Herrn Etienne für 2400 Franken verkaufte. Kaum hatte er jedoch den Beifall bemerkt, welchen die „Deux Gendres" fanden, als er auch ſchon einen Nachſchuß zum Honorar verlangte. Er erhielt abermals 100 Frdr.; ein nochmals wiederholtes Geſuch ward jedoch von Herrn Etienne, wie billig, nicht berückſichtigt. Unter den Werken Lebrün-Toſſa's, den man nicht mit Lebrün-Pindare verwechſeln muß, ſind die „Consciences littéraires" zu bemerken. Herr Lebrün beurtheilt hierin die Schriftſteller unſerer Zeit, und weiſet auf das genaueſte nach, wie viel Verſtand, Kenntniſſe oder Talent ein Jeder von ihnen beſitzt. Spaßhaft iſt es hierbei, daß er ſich ſelbſt höchſt nachtheilig beurtheilt hat, wahrſcheinlich, um nicht als Verfaſſer erkannt zu werden, denn genannt hat er ſich nicht als ſolchen. Es heißt von ihm: Verſtand: Null; Kenntniſſe: Null; Talent: Null. Dies iſt auch der Grund, weshalb Viele noch im Zweifel ſind, ob er oder ein Anderer der Verfaſſer ſey. Die Artikel, welche der „Mercure" von ihm aufgenommen, könnten füglich den überzeugendſten Beweis für die erſte Meinung abgeben.

Norvins. Er iſt der erſte Hiſtoriker des Zeitalters, hat der „Constitutionel" geſagt; er iſt ein wahrer Montesquieu, ſchreit der „Courier français"; er iſt ein großes Genie, ruft der „Pilote", und alle Welt wiederholt: Norvins iſt ein großer Schriftſteller! — Bewieſen wird es durch nichts, wenn auch einige Verſuche es für die Zukunft hoffen laſſen. Wir würden dies glauben, wären wir nicht gegen ihn aufgebracht, weil er uns einſt in den Schlaf verſetzte, indem er uns in Verſen einen Beweis von der Unſterblichkeit der Seele zu geben trachtete.

(Die Fortſetzung folgt.) G. S.

Gedichte von Johann Martin Miller.

12.

Betrug.

Am 21. Hornung 1773.

Himmel lacht aus ihren Augen,
Sieht man ſie zum erſten Mal;
Aber, ach! der Minne Qual
Mußt' ich daraus ſaugen.

Wie dem gold'nen Sonnenſcheine
Oft der Regen folgt im Mai,
Ach! ſo floh mein Glück vorbei,
Und ich Armer weine.

Hoffnung war der milde Schimmer,
Der aus ihrem Auge brach;
Aber Thränen floſſen nach;
Und die fließen immer —

Bis dereinſt dies Auge ſchließen
Sich in Todesſchlummer wird,
Und zum erſten Mal gerührt,
Ihre Thränen fließen.

13.

Hoffnung.

Am 24. Hornung 1773.

Ich bin der Guten unterthan,
So lang' ich leb' auf Erden:
Und habe minniglichen Wahn,
Noch einſt ihr werth zu werden.
Denn miſſ' ich gleich der Reinen Kuß,
So harr' ich doch auf ihren Gruß,
Und aller Seiden Ueberfluß.

Sie ſieht mir in das Herz hinein,
Und merkt auf meine Zähren:
D'rum wird ſie auch der Minne Pein
Zuletzt in Freuden kehren.
O Minne, mach' es nicht zu lang!
Gieb mir für meinen Minnefang
Der guten Frauen Habedank!

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

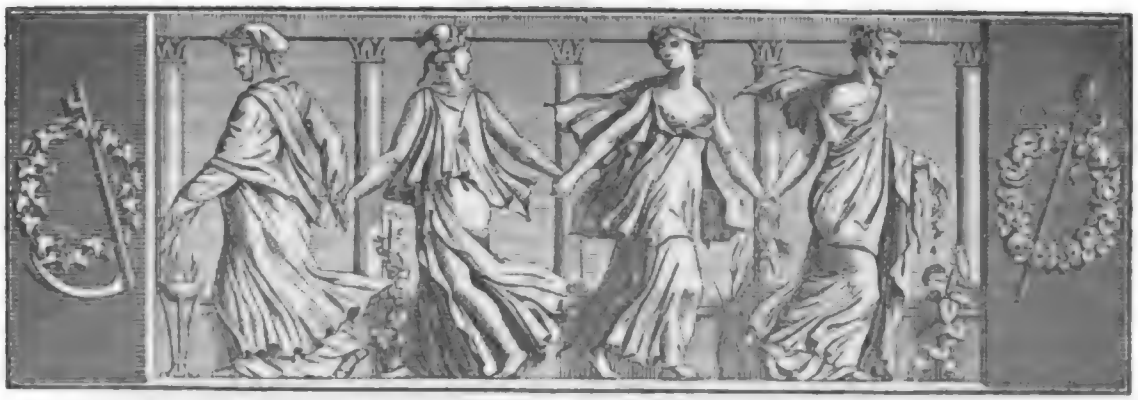
Warmbrunn. (Schluß.) Die Hauptſtützen und Träger des Luſtſpiels und der Poſſe ſind: Hr. und Mad. Drewes, Hr. und Mad. Carlſen, die Herren Seiten und Dieſſo, die erſten Liebhaber; Mad. Dieſſo, Hr. Max und Hr. Pable. Die Meiſten von dieſen ſind nicht, was bei herumziehenden Truppen

gewöhnlich der Fall ist, erst aus einem niedern Stande heraufgestiegen, sondern mit dem höhern Conversations-Tone wohl vertraut und in der feinen und vornehmen Welt, in der sie sich, vorzüglich im feinen Lustspiele, bewegen sollen, recht gut zu Hause. Mad. Faller selbst, die früher mehr mitspielte und, als eine geübte Schauspielerin, einige Rollen recht ausgezeichnet gut gab, ist in diesem Jahr selten aufgetreten. Mad. Drewes, die erste Liebhaberin, ist eine schöne Frau — das bestickt die Herren — zieht sich immer sehr gut und geschmackvoll an — das bestinstigt und gewinnt wieder die Frauen — und spielt mit vieler Gewandtheit und Sicherheit; folglich ist Alles mit ihr zufrieden. — Beinahe am meisten hat sich, seit einem Jahre, Hr. Drewes gehoben und das Publikum mit seinen jetzigen Leistungen recht erfreulich überrascht. Einige Rollen, z. B. den „Jost Freund" in den „Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Messe", den alten „polnischen Diener" im „Vorlegeschloß" und den „Gastwirth" in dem „Abenteuer in der polnischen Judenschenke" u. s. w. spielt er vollkommen meisterhaft, so, daß in Warmbrunn und in Hirschberg selbst strenge Kunstverständige seinem Spiel alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und eingestanden, daß man diese Rollen an großen Theatern nicht besser sehen könne. — Hr. Carlsen ist ein Schauspieler von Routine, der über sein Fach nachgedacht hat. Er spielt alle Rollen, spielt viele sehr gut und verdirbt gewiß keine. — Hr. Dieffke hat ebenfalls seit einem Jahre mehr Routine gewonnen, ist beweglicher geworden und spielt jetzt mit mehr Sicherheit. Dabei ist er, als der einzige Tenorsänger, im Vaudeville und in der Operette, mit Hrn. Max auch der Einzige, der Sänger genannt werden kann. — Hr. Seiten, der erste Liebhaber, hat mir diesmal in mehreren Rollen besser gefallen, als früher und einige, z. B. den „Kammerdiener" in den „beiden Hofmeistern", gab er recht brav. — Mad. Carlsen zeigt, daß sie Fleiß auf alle ihre Rollen verwendet. — Mad. Dieffke, zweite Liebhaberin, brillirt gerade nicht so sehr, giebt auch nicht auf dem Theater so viele Schaustellungen, wie es wohl andere Damen mit ihrem lieben irdischen Ich thun — die dasselbe immer, mit kecker Zuversicht auf den Zauber desselben und im Vertrauen auf die Gunst der männlichen Zuschauer, in den Vordergrund zu bringen und dort zu postiren wissen; — sie giebt aber ihre Rollen mit Gefühl und sittiger Grazie und hat ein recht gefälliges Stimmchen. — Die beiden Demoif. Faller müssen sich noch mehr entwickeln, wenn man über sie ein Urtheil soll fällen können. — Das sind die Haupt-Akteurs und Aktricen und ich wiederhole mein Urtheil vom vorigen Jahre: Sie haben alle stets gut memorirt, spielen nicht neben, sondern mit einander, sind eingespielt; das Lustspiel geht rasch und rund und selbst der kritisirende und verwöhnte Zuschauer, der schon viel gesehen hat, wird in vielen Vorstellungen, wenn er nicht unbillige Anforderungen macht, von den meisten dieser Mitglieder befriedigt. — Was die Oper anlangt, so steht es mit dieser nicht so gut: denn nur Hr. Max und Hr. Dieffke können Sänger, so wie nur Demoif. Lots, Mad. Dieffke und allenfalls Mad. Drewes (aber diese nur im Vaudeville), Sängerinnen genannt werden. — Demoif. Lots konnte als erste Sangerin Mad. Heß nicht ersetzen; daher gab Mad. Faller einige Weise nur drei Opern und diese auch nur an Tagen, wo nicht ihr eigentliches, sondern ein anderes, weniger strenges Publikum in's Theater kommt. — Die kleinen Vaudevilles, welche jetzt so beliebt sind, z. B. die „Wiener in Berlin", „die sieben Mädchen", „die Schneidermamsells" u. s. w., wo, zu den kleinen Arien, keine große Kunstfertigkeit und Volubilität nöthig ist, giebt die Gesellschaft sehr genügend. Hier ist Hr. Max eine Hauptperson. Hr. Dieffke hat einen ziemlich guten Tenor; auch Mad. Drewes reicht hier allenfalls mit ihrem Gesange aus und der Mad. Dieffke sanfte und gefällige Stimme ist in den kleinen Arien recht angenehm. Hr. Carlsen und Hr. Drewes unterstützen jene, wenn sie nichts zu singen haben, mit recht guter Komik. — So viel vom Theater, und da ich mit diesem Artikel alle Jahre nur einmal komme, so durfte ich mir damit wohl eine halbe Seite Raums nehmen, um einmal lobend an zu erkennen, was anerkannt zu werden verdient. Denn bei einer kleinen Gesellschaft verdient es gerade die dankbare Anerkennung des Publikums, wenn jene, bei geringen Mitteln, d. h. bei kleinen Einnahmen, dennoch etwas zu leisten versteht und sich ihre Subsistenz nicht mit Schulden eine Zeitlang fristet, sondern überall Alles, ihre Mitglieder pünktlich bezahlt und dabei noch eine so vorzügliche Garderobe unterhält, wie sie gewiß selten eine herumziehende Truppe haben wird.

* * *.

Französisches Urtheil über Calderon und Shakspeare. Calderon war kaum außer den Gränzen Spaniens bekannt, als der berühmte Schlegel ihn übersetzte und commentirte, und den Werth seiner Werke kennen lehrte. Man wußte nun auf einmal, daß auch im Süden Europa's ein Mann gelebt hatte, dessen großes, außerordentliches Genie etwas Aehnliches mit Shakspeare habe. — Calderon's Schriften sind ohne Regel, voller Phantasie, verwunden aber nicht so den guten Geschmack, wie der Verfasser des „Sturms" es thut. Sein Styl ist gleichmäßiger, sein Gang methodischer. Dennoch erhebt er sich, dem englischen Sänger gleich, weit über seine Zeitgenossen, mischt seine Fabeln mit rein lyrischer Dichtung, und schmückt die Sitten, die er schildert, durch idealische Zierrathen. Wenn er nicht, wie sein Rival, seine Leser durch einen jähen Flug in die höchsten Sphären versetzen kann, oder sie in eine gelehrte Philosophie taucht, so leitet er sie dafür desto anmuthigere Pfade, auf lauter Blumen, in eine rein poetischere Welt, und vor allen Dingen versteht er die Liebe, Gottesfurcht, Freundschaft, den Patriotismus und den Rittergeist bis zum höchsten Enthusiasmus zu steigern. Gleich schön versteht er eine Intrigue zu lösen. Mitten unter den mannigfachsten Combinationen zaubert er, durch alle Leidenschaften und Begebenheiten hindurch, auf sehr nahe und einfache Weise, ein ganz natürliches Ereigniß hervor, das seinen Helden mit heiler Haut aus aller Gefahr reißt. — Während Shakspeare den heftigen Leidenschaften ihre eigenthümliche Sprache verleihet, zögert Calderon, sie dem Publikum in ihrer vollen Nacktheit zu zeigen, verdeckt ihre Erfolge und mildert deren Bitterkeit. Die heftigste Liebe wird in Calderon zur liebenswürdigen Galanterie, die jäheste Eifersucht löset sich in Antithesen und Vergleichungen auf. Dennoch ist Alles mit tiefer Empfindung dargestellt. — Was Shakspeare aber einen namhaften Vorzug vor Calderon giebt, ist sein Talent, einen Charakter mit wenigen Zügen bis zur Vollkommenheit zu zeichnen. Jakobs Misantropie steht in einer Scene grell da. Calderon dagegen kann sein Genie nicht beherrschen. Was er, gleich seinem Nebenbuhler, eben so trefflich und bündig gezeichnet, verdirbt er durch die unnütze Fortführung seiner Zeichnungen in schwülstige Tiraden. — Calderon hat viele Comedien à la Much ado about nothing gedichtet. Er liebte besonders, den schlichten Dichtungen des Landlebens das plötzliche Erscheinen eines Fürsten bei zu mischen. — Am meisten excellirt er aber in Sitten-Gemälden, und drei bis vier Stücke solchen Inhalts sind wahre Meisterwerke von Wahrheit und treffender Beurtheilung. Sein Styl darin ist kurz und seine Dichtung rein, einfach und ansprechend. — Bemerkenswerth ist es, daß Calderon in diesem Augenblick von den Deutschen überaus hervor gezogen wird; man übersetzt ihn und ahmt ihm nach. Das Sonderbarste ist aber, daß der Enthusiasmus dieses Volks keineswegs den von uns genannten lobenswerthen Eigenschaften jenes Dichters geweiht ist, sondern vielmehr gerade den Irrwegen seines Genie's, den Ausschweifungen vom Geschmack seines Zeitalters (den doch aber der Recensent vorher ausdrücklich schlecht nannte!) und den drolligen Metaphern und Figuren seines schwülstigen Styls! — — (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 14. September. 147ſtes Blatt.

Friedrich der Große, drei Tage nach der Schlacht bei Hohen-Friedeberg.

Wer, durch dieſe Ueberſchrift verleitet, hier einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges zu finden glaubt, irrt ſich: es iſt nichts weiter, als der einfache Bericht *) des armen Häußlers Chriſtian Berger, der am 7. Juni 1745 gebraucht wurde, den ſiegreichen König und ſeine nächſten Umgebungen, in der Nähe des Schlachtfeldes, ein Stück Weges als Führer zu geleiten. Aus des gutmüthig ſchwatzenden Tiſchlermeiſters eigenhändigem Aufſatze, welcher in der Gräflich von Hochberg'ſchen Bibliothek zu Fürſtenſtein in Schleſien aufbewahrt wird, theile ich dem Leſer die Erzählung mit, ihrer Eigenthümlichkeit nichts als die fehlerhafte Rechtſchreibung nehmend:

„Bericht vom 7. Juni 1745.

Dieſen Tag wurde beordert, eine Brücke über'n Mühlgraben bauen zu helfen, damit Ihro Königl. Majeſtät nebſt Dero Suite überpaſſiren möcht, und da ereignet ſich es, daß der commandirende General einen Mann verlangt, der Ihro Königl. Majeſtät den Weg zeiget, von Neu-Wernersdorff obenrein bei dem Bergpüſchel bis ins Dorf, wo die Brücken über das Waſſer gemacht worden. Da hat mich es getroffen, daß ich bin dahin geſchickt worden. Wie nun Ihro Königl. Majeſtät ankamen, habe ich ihnen den Weg gezeiget, wie ſie fahren und reiten ſollen; da ſagten ſie zu mir: es iſt gut, gehet nur immer voran! Nach dieſem fragten Ihro Königl. Majeſtät: Was ſagten die Oeſterreicher, wie ſie zu euch kommen ſeyn? Da ſagte ich: Ihro Königl. Majeſtät, ſie ſagten, ſie wollten Sie nausſagen aus dem Lande, und wollten Feiertage halten in ihrem Lande. Da lachte er darüber und ſagte: Ja! Darauf redeten ſie franzöſiſch mit dem Abgeſandten, der bei ihnen war. Nach dieſem fragten Ihro Königl. Majeſtät: was ſagten ſie, da ſie wieder kamen? Da ſagte ich: Ihro Königl. Majeſtät, ſie ſagten, ſie hätten einen ſchlechten Termin gehabt, hätten Alles eingebüßet, Stücke, ſilberne Pauken, Fahne, General und Offizier und vieles Volk mehr. — Nach dieſem habe ich Ihro Königl. Majeſtät Glück gewünſchet zum Victoria. Da ſagten Ihro Königl. Majeſtät: Dem Herrn unſern Gott haben wir's zu danken, der hat uns den Sieg gegeben. Weiter fragte er: Haben ſie euch geplündert? Da habe ich Ihro Königl. Majeſtät Alles erzählet, wie ſie mit uns ſind umgegangen, und was ſie Ihro Hochreichsgräfl. Gnaden (von Hochberg) zu Merzdorf und Wernersdorf vor Schaden gethan und mitgenommen im ganzen Dorfe. Da habe ich Ihro Königl. Majeſtät demüthig gebeten, ſie ſollten uns gnädig ſeyn und Gnade erzeigen, weil Alles verwüſt und zu Schanden gemacht worden. Da ſagten Ihro Königl. Majeſtät: geduld't euch, ihr Kinder, ich will euch wieder helfen; jetzund iſt's unmöglich. Weiter fragten ſie: Wie weit iſt es in (nach) Landshut? Da ſagte ich: eine Meil Weges. Wie ſie auf den Berg kamen, da ſtieg er ab vom Pferde und ließ ihm ein Perſpektiv hingeben, ohngefähr 3¼ Viertel lang, da mußte einer hintreten und

*) Dem Grafen Hochberg nach Rohnſtock eingeſandt.

Digitized by Google

legt es ihm auf die Achsel, und fragte mich weiter: Wo liegt Landshut, wo liegt Grüssau, wo liegt Zieder, wo liegt Reichhennersdorf, wie heißt das Dorf, wo der Hoff am Berge liegt? Ich sagte: Ihro Königl. Majestät, es heißt Krausendorf, wo der Herr Commissar ist. Er fragte: ist er wieder da? Da sagte ich: so viel als ich weiß, ist er wieder kommen. Nach diesem fragten Ihro Königl. Majestät nach dem Herrn Burgemeister, nach dem Herrn Fischer, nach dem Herrn Klugen, ob sie auch wieder da wären? Da sagte ich zu Ihro Königl. Majestät: sie sind wieder da. Nach diesem kehrte er sich um und fragte mich: wie weit ist es auf Hirschberg? Da sagte ich: drei Meilen Weges. Was ist das, was auf dem Berge liegt? Es ist Kupferberg. Wie heißt das Dorf hierher? Es heißt Rudelsdorf. Was ist da vor eine Herrschaft? Der Herr Baron Schweinitz. Weiter fragte er: Was bei dem Busche? Sind's Gezelter? Ich sagte: es ist Holz. Was sind das vor Häuser, die auf dem Berge liegen? Man nennt's die Kreuzwiese. Wo haben denn die Leute Wasser? Ich sagte: Ihro Königl. Majestät, sie haben schön Wasser. Was ist das für ein Dorf dort runter? Es heißt Rohrau. Wie heißt euer Dorf? Ich sagte: Ihre Königl. Majestät, es heißt Wernersdorf. Wie heißt eure Herrschaft? Ihro Hochreichsgräfl. Gnaden zu Rohnstock. Da sagte er: ja, ich kenne sie wohl. — Nach diesem sind Ihro Königl. Majestät immer hineingeritten, durch den sogenannten Oberhoff. Wie sie an das Bethaus kamen, stund vieles Volk da; da sagten Ihro Königl. Majestät: was ist das? Ich sagte: Ihro Königl. Majestät, es ist unser liebes Bethaus. Da sagte er: Ja! Da machte der Herr Pfarrer ein Compliment. Etliche unter ihnen (in des Königs Suite) sagten: betet vor uns mit, wir haben nicht viel Zeit, wir müssen dem Feind nach. Da ritten sie immer bei dem Kellerberge hinauf und beim Scholzen hinüber durch den Mühlgraben und drüben durchs Wasser, da habe ich sie bei der Heinrich Berndten nauß geführt, immer bei dem sogenannten weißen Lamme nauß über die Boberwiese. Da kam ein Mann gegangen, den fragte Ihro Königl. Majestät, was zu Hirschberg passirt wär, ob es noch Oesterreicher da hätte? Da sagte er: dieser Tage hat's noch immer was da gehabt, sie haben müssen alles Geld geben. Da fragten Ihre Königl. Majestät: wie viel haben sie müssen geben, und wie hat der Oberste geheißen? Da sagte der Mann: ich kann es nicht sagen wie viel und wie er geheißen. *) — Nach diesem marschirten Ihro Königl. Majestät immer nach Merzdorf hinauf: da wir von der Schneide gleichüber waren, sagten Ihro Königl. Majestät: was ist das vor ein Hoff? Ich sagte: Ihro Königl. Majestät, es gehöret unserem gnädigen Grafen und Herrn; da haben sie Alles ausgeplündert und zerschlagen, Vieh und Alles mitgenommen. Da wandte er sich um und redete mit denen, die bei ihm waren, französisch; da sagten Ihro Königl. Majestät zu mir: Gehe nur zurück! Da habe ich Ihro Königl. Majestät ein Compliment gemacht und das Kleid geküßt und sagte: Der liebe Gott gebe Ihro Königl. Majestät Glück!"

Julius Max Schottky.

*) In dem „wahrhaften Bericht von denen von den feindlichen Oesterreichischen und Sächsischen Trouppen in Schlesien gegen dessen Einwohner begangene grausamen und enormen Excessen. Breslau, 1745" (½ Bogen, 4.) heißt es: „Hirschberg, einem mäßigen im Gebirge gelegenen Städtchen, dessen verschiedene Einwohner mit Engelland und Holland in Handel stehen, sind allein 800,000 Gulden Rheinisch, unter Bedrohung von Feuer und Schwerdt, abgefordert, und zwar zur Zeit, da kurz zuvor eben diese gute Stadt 50,000 Gulden erlegen, und unter gleichmäßiger Commination die Accisen, Zoll und andere Abgaben auf viele Monate anticipiren, auch die gebahte Einquartirung, vom ersten bis zum letzten Husaren, auf die allerlosteste Art unterhalten müssen."

Die Neu-Griechen.

(Fortsetzung.)

Die Griechen stellen kein Beispiel mehr von dem Glücke unter sich auf, das nie die Seele des Weisen trübt. Von zu vielen Sorgen geplagt, als daß sie sich leeren Theorien hingeben sollten, mit ihren Hoffnungen in eine zu hohe Sphäre versetzt, als daß sie nach vergänglichen Kronen geizen sollten, stellen die Mönche auch nicht einen Schatten von Philosophen mehr dar, während für die Priester sonst jeder Tag ein Festtag war, an welchem ihnen die Auflösung einer Frage gelang; sie gehören der Welt nur noch an, um sie zu trösten: dies verkünden ihre Gedanken, streng wie ihre Lehren, die sie aussprechen. Ohne den Zweig der Bittenden wendet der Arme sich an sie, um Holz und Brod zu erhalten, was ihm oft von dem Reichen mit Unwillen verweigert wird. Wie schon erwähnt, sind die Zelte der Nomaden die Hütten der Armen Griechenlands, und die Klöster die einzigen Orte, wo noch gastliche Tugenden geübt werden; und so hat sich gerade unter dem gemeinen Volke das Urbild der National-Tugenden erhalten, durch welche die Griechen sich auszeichneten. Ehrwürdig durch die standhafte Ertragung ihres Unglücks, nur geschätzt wegen der Abgaben und der Stellung von Mannschaften, haben diese Classen die Gesänge behalten, welche bei der Arbeit zur Erheiterung dienen, und die Mühen derjenigen mildern, die, durch die Lasten der Arbeit zu Boden gedrückt, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen. — So vertreiben die Hirten, die ihre Heerden an den Ufern des Axius und Peneus weiden und lange Wanderungen machen, sich noch angenehm die Zeit durch den Bucolismus. Tagelöhner und Schnitter arbeiten noch nach dem Takte von Schluß-Reimen, so wie die Ge-

treide-Reinigerin durch das Trillern der Dialegma sich die Langeweile vertreibt. Die Waſſerſchöpfer, denen die Bewäſſerung der Gärten obliegt, haben das Himaeon noch in Gedanken, die Epimulia wird von den Müllern geſungen, und die Mühlen ſind für die Weiber Verſammlungs-Orte, wie die Barbier-Stuben für die Männer, wo ſie mit ihren Gevatterinnen ſchwatzen. Der Elinus, geſungen an den Ufern des Eurotas, gehört dem Weber u. ſ. w., und den Kindern, die mit den Catabaucalesen eingewiegt werden, lehrt man, ſo wie ſie lallen können, das Epiphiegma. Die Philelia, Begrüßerin der aufgehenden Sonne, iſt durch die Liturgie der Chriſten verdrängt, welche zugleich die, an die Diana gerichtete Upinga in heilige Lieder verwandelt haben, die nichts als Bitten um ruhigen Schlaf und Verſcheuchung der Geſpenſter von den Wohnungen enthalten.

Wenn ſich die Gemälde der Grazien auch nicht mehr an den Orten befinden, wo man die Jugend lehrt, ſo ſind ſie ſelbſt doch nicht gänzlich aus Griechenland verſchwunden. Die Geldkaſten werden von dem Arkadier noch immer mit groben, den entwaffneten Amor und lachende Grazien darſtellenden Gemälden geziert, da er, wie ſonſt, glaubt, daß bei den Dienſten und den Wohlthaten, die man erweiſet, dieſe reinen Jungfrauen den Vorſitz führen müſſen. Paulus geheiligtes Sprüchwort, daß die langſame Gabe eine Gabe zu ſeyn aufhört, iſt bei dem Arkadier nicht vergeſſen, und, würde ihr Vaterland wieder frei, ſo würde ihre Dichtkunſt ein Garten der Grazien und Plato's Gebot wieder das ihrer Schriftſteller ſeyn.

Gänzlich ungegründet iſt die Beſchuldigung, die Ausartung der Griechen ginge ſo weit, daß es weder Wiſſenſchaften, noch Begeiſterung, noch eine Spur von Strebekraft unter ihnen gäbe. Des Theſſaliers Riga Lieder ſind Beweis, daß Tyrtäus Leier in ihren Händen noch nicht verſtummt iſt, und die Epirotiſche Zitter, von Parga's Bewohnern geſchlagen, als ſie von den Engländern den bluttriefenden Händen Ali-Paſchas überliefert wurden, beurkundet hinlänglich, daß es noch Griechen giebt, deren Thaten würdig ſind, beſungen zu werden, eben ſo ſehr, als ihr Unglück Thränen des Mitleids verdient. Die heiligen Redner der rechtgläubigen Kirche könnte man anführen, die den Glauben unter dem Volke aufrecht erhalten, ſo daß er ihm in ſeinen Drangſalen eine Stütze wird, ihren Muth, ihre Ausdauer ſtählt. Es giebt unter den Griechen Ueberſetzer unſerer beſten Claſſiker, unſerer phyſikaliſchen, mathematiſchen Werke, ſelbſt unſerer Romane, die in den mehrſten Bibliotheken der Gebildeten zu treffen ſind; es würde ſelbſt nicht ſchwer werden, den Ort zu beſtimmen, von dem die Aufklärung, nach blutig errungener politiſcher Freiheit, ausgehen, und ſich mit Blitzesſchnelle über die Gefilde Griechenlands verbreiten wird.

Der Eitelkeit und dem übertriebenen Luxus, mit einer Menge von Dienern und Pferden zu prangen, iſt zwar, durch den Neid der Türken, bei den vornehmen griechiſchen Männern Zwang angelegt, aber ungehindert iſt er bei den Weibern, wenn ſie öffentlich erſcheinen. Ihr Gefolge iſt immer anſehnlich, durch die Perſonen ihres Geſchlechts, welche ſie zur Begleitung einladen, und durch die Mädchen, die ſie ſich von den Nachbarinnen förmlich dazu borgen. Ein ſolcher Zug, der langſam dahin zieht, wobei Alle Schleier tragen, und rothe Ueberſchuhe, mit vergoldetem Abſatz, verräth durch die Abgemeſſenheit des Schrittes die Wichtigkeit der Dame, die begleitet wird; indeß dieſer Stolz iſt lächerlich, weil Niemand weder Rang, noch Titel, noch Vorrechte hat, und bei dem erſten Erſcheinen eines Türken Alles in den Staub zurück tritt. Die Dienerſchaften empfinden alsdann durch Mißhandlungen den ganzen Grimm ihrer Herren und Herrinnen, ſtatt daß man vereint den ſklaviſchen unglücklichen Zuſtand des Vaterlandes beklagen ſollte. Dieſe Sucht zum Stolze, die übertriebene Gewohnheit, ſich in endloſen Betheurungen bei jeder Kleinigkeit zu verlieren, wobei die Gottheit angerufen wird, iſt die Urſache, daß Eidſchwüre keine Heiligkeit bei ihnen mehr haben; daher bei der Rechtspflege, die unter aller Kritik ſchlecht iſt, falſche Zeugen nichts Seltenes ſind. Der Kirchenbann, den der Biſchof als Schieds-Richter ausſpricht, wenn alle andern Beweiſe zur Erörterung eines Streites mangeln, und den an zu nehmen, oder dem Gegner zuzuſchieben, dem Kläger freiſteht, iſt nichts, als ein höchſt ſchädlicher Mißbrauch, der nur Unheil anrichtet, und ſehr oft einen Streit dennoch unentſchieden läßt, da nicht ſelten, ſowohl Kläger als Beklagter, ſich deſſelben nicht unterziehen, wenn in ihrem Gewiſſen, vor dem Altare, Zweifel entſtehen.

Die Römer, dieſe erſten Tyrannen Griechenlands, haben eine für ihre Habgier günſtige Sitte eingeführt, das iſt die der Geſchenke. So alt als der Despotismus ſelbſt, ſind ſie nur durch den, von dieſem unzertrennlichen Schrecken geheiligt, und ſind eben ſo wenig ein Zeichen der Liebe, als ein Eidſchwur vor Gericht ein unumſtößlicher Beweis der Wahrheit iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Prag. Endlich bin ich von meiner Reiſe zum Nordpol zurückgekehrt. Sie werden meine Sendungen über das Theater der Eskuimaux bereits erhalten haben. Ich muß geſtehen, daß mich die Dekorationen aus Eis und Schnee im erſten Augenblick überraſcht haben. Aber das Ganze hat mich kalt gelaſſen. Obwohl ich die Sprache dort nicht verſtehe, ſo hab' ich mich doch weitläufig über die poetiſchen Erzeugniſſe am Pol ausge-

sprochen, das Verstehen ist bei Kritikern ohnedies die Nebensache. Wer nicht über das schreiben kann, was er nicht versteht, soll das Recensiren bleiben lassen. Nun bin ich wieder in Deutschland, und in Prag. Ich muß gestehen, daß ich die hiesige Poesie auch nicht begreife, aber urtheilen will ich doch darüber. — Ueber die hiesige Literatur weiß ich eben nicht viel zu sagen. Es erscheint nicht viel hier. Diejenigen, die ich hier als Schriftsteller kennen gelernt habe, sind Gerle, Ebert, Marsano und ich. Gerle schreibt Erzählungen, Ebert Gedichte, Marsano dramatische Sachen. Ich schreibe Alles, und besser als alle drei. Ich kann nur für meine Schriften, so vortrefflich sie sind, keine Verleger finden. Wenn ich sie den Herren antrage, so sind sie selbst verlegen. Da ist eine neue Buchhandlung, Borosch, die hat viel davon gesprochen, einen eignen Verlag zu bilden; bisher ist aber nichts erschienen, und meine Sachen wollen sie auch nicht drucken. Die Menschen verstehen ihren Vortheil nicht. Ich würde meine Schriften überall selbst recensiren, und daher sehr gut, ich würde meine Verleger sehr loben, wie mich selbst. Läßt sich mehr thun? Aber es will Alles nichts helfen. Erzählungen wie Gerle mach' ich im Schlafe, und noch romantischer; ich wurde Skizzen aus meinem Leben liefern, und mein ganzes Leben ist eine Romanze. Ich würde kein wahres Wort schreiben, und die Leute glauben, die Tendenz einer romantischen Erzählung sey, daß sie nicht wahr, oder wenigstens nicht wahrscheinlich sey. Gedichte wie Ebert mach' ich auch, mein Gemüth ist noch tiefer und meine Verse sind noch glatter; wenn auch meine Poesie schlecht ist, meine Verse sind doch gut. Marsano's neuestes Erzeugniß ist „der Speßart", ein Trauerspiel. Du lieber Himmel, es könnte eben so gut: „Böhmische Dörfer" heißen. Stellen Sie sich vor, Herr Gesellschafter, die Leute reden in diesem Trauerspiel. Wer will das jetzt noch hören? Ein Stück, worin die Leute nicht immerwahrend kommen und gehn, ohne daß man eben weiß, warum? — das kann jetzt nicht mehr gefallen. Die tragische Person braucht nichts weiter zu sprechen, als wenn sie auftritt: guten Morgen, wenn die Verwicklung da ist: guten Appetit, und wenn sie erstochen wird, oder sich selbst erstickt: gute Nacht. Wozu mehr? Und dann sind in dem „Speßart" nur vier Personen! Keine Pferde, nicht einmal ein Hund! Können Sie sich etwas Langweiligeres denken? Andere Dichter verstehn das besser, sie schreiben kein Stück, ohne daß sie einige Pudel hinein machen; dann zieht es Menschen herbei. Ohne daß man viel Volk, Pferde und Hunde vorspannt, geht kein Mensch in's Theater. Das Stück ist auch gedruckt. Nun, Jeder kann's lesen, doch rath' ich nicht dazu. Es wird auch Eine wahnsinnig darin; ich bitte Sie, das hat ja schon ein gewisser Shakspeare, ich glaube im „Hamlet." Auch stirbt Eine darin, das ist ja schon in vielen Stücken gewesen; das Sterben ist nichts originelles, das machen die Menschen alle Tage. Auch kommt darin vor, daß in Neapel vor sechszehn Jahren eine Gährung war! Ist denn das schon so lange her, seit der letzten? Der Verfasser muß gar nichts von der Geschichte wissen, daß er sich solche Freiheiten erlaubt. Genug davon. Ich schreibe jetzt ein Stück, was Alles andere übertrifft. Ich mache die Direktionen bei Zeiten darauf aufmerksam, daß sie sich in portofreien Briefen an mich wenden, denn je mehr Direktionen das Stück mir abkaufen, desto besser werde ich es machen, desto mehr dankbare Rollen werde ich hinein schreiben, desto mehr Abgange werden darin vorkommen, desto mehr Pferde werden stampfen (die Scene vorher werde ich so einrichten, daß nichts durch die Stampferei hinter den Coulissen verloren geht, vielmehr diese das Interessante bleibt), desto mehr Thiere werden darin brüllen (die Heldenspieler abgerechnet), desto mehr Dekorationen werden darin auf- und abspaziren, desto mehr inneres, äußeres und bengalisches Feuer wird darin zu schauen seyn. Doch bitte ich, mir dann nicht die Erdrückten aus dem Publikum auf die Seele zu binden. Für dergleichen Unglücksfälle kann ich nicht verantwortlich gemacht werden. — Zeitschriften giebt es hier gar nicht. Das ist zu verwundern, denn selbst am Nordpol gab es eine auf dem Schiffe des Capitains. Aber was soll man auch hier in eine Zeitschrift schreiben? Es giebt ihrer so viele in der Welt, daß die Menschen kaum Zeit haben, sie zu lesen. Erzählungen und Gedichte liest man darin nicht mehr, an die Notizen glaubt man selten (außer an die von mir), und da ich unter jede meinen wahren Namen setze, und hier sehr bekannt bin, so würde ich es nicht wagen, meine klaren und richtigen Ansichten in einem Blatte zu entwickeln, das da entsteht, wo ich lebe, weil ich mich dann vor den Vorwürfen der kritisch beleuchteten Dichter und Schauspieler kaum retten könnte. Ich tadle zwar selten und mit vieler Schonung, aber selbst die zartesten Zurechtweisungen scheinen diesen Herren zu plump. Ueber das Personale des hiesigen National-Theaters kann ich noch nichts Erschöpfendes schreiben, weil ich selbst noch von der weiten Reise erschöpft bin; aber einige Darstellungen haben mich, auch ohne Eis- und Schnee-Dekorationen, wie am Pol, kalt gelassen. Nur einige vorübergehende Erscheinungen, die man im Fluge auffassen muß, will ich mit kurzen Worten berühren. Ueber die hier angestellten Mitglieder nächstens ein Mehreres. — Den Reigen eröffnete eine Demoiselle, nein, ein Fraulein von Zelleshuber, ich glaube aus — Proddignal. Dieses Fraulein hat die Höhe eines mäßigen Thurmes. Sie hat auch sonst noch gewöhnliche Thurm-Eigenschaften. Sie kann z. B. auf der Bühne nicht gehen, sich nicht bewegen und nicht sprechen. Bei alle dem war sie aber immer sehr schön aufgeputzt. Das hat mir gefallen. Wenn sie abging, so war es, als hüpfte eine Ceder Libanons, und das Zischen des Parterre's, das wie das Rauschen hoher Wipfel klang, vollendete die Tauschung. Ich weiß nicht, was die Leute wollen. So ein Schauspiel, wie das Fraulein gab, ist doch selten, und das Seltene gefällt in der Regel. Ich habe den Auftrag, für das Theater der Esquimaux vortheilhafte Acquisitionen zu machen. Ich werde das Fraulein engagiren. Dort gefällt sie gewiß besser als hier. Dort haben die Leute auch mehr Geschmack. Ich begreife nicht, wie das Publikum sie auslachen konnte. Sie trat nicht wieder auf. Da hat sie recht. Wer wird vor diesen Undankbaren spielen! — Hierauf kam ein in Pesth sehr beliebter Schauspieler: Hr. Volkmar. In den Zeitungen stand, daß man seinen Abgang dort sehr bedaure, daß die Damen dort sechs Wochen Trauer getragen. Das finde ich auch natürlich. Ich selbst weine noch, wenn ich an ihn denke. Er mußte auch noch von dem Pesther Abschiede sehr gerührt seyn, denn er weinte als „Roderich" im „Leben ein Traum", als „Ferdinand" in „Kabale und Liebe" und als „Don Carlos" immerwahrend. „Jetzt gemauert in der Erden, steht die Form aus Lehm gebrannt." Diese Form führt aber (oder eine ähnliche) Hr. Volkmar mit sich herum, und gießt die geschmolzene Rolle hinein, und Abends kommt ein Abguß, ganz dem andern ähnlich. Eine sehr bequeme Manier. Ich werde jetzt dergleichen Formen verfertigen lassen. Für jedes bestimmte Fach eine. Da kann man sich Helden gießen, erste, zweite, dritte Liebhaber, dito Vater u. s. w. Auch werden mehrere bequeme Taschenformen verfertigt, für Gastspieler, Debütanten u. s. w. Ich überlasse ein Exemplar um ein Billiges. Hr. Volkmar war auch sehr schön aufgeputzt.

(Der Schluß in der Beilage.)

Eine Dame, welche sich lange Zeit in Egypten aufgehalten, hat jetzt in Frankreich eine Seidenwurm-Anstalt angelegt, der sie den prangenden Namen: Bombycitechnorama gegeben! (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 147ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Almanachs-Literatur. Der Herbſt iſt gekommen, von allen Bäumen ſchüttelt man Früchte, in zierlichen Körbchen wohlgeordnet ausgeſtellt locken ſie Thoren und Kinder; — die Früchte poetiſcher Induſtrie, die mit goldenem Schnitt, ſchönen Kupferſtichen, Vignetten auf Futteral und Umſchlag verziert in Taſchenbüchern feil geboten werden, ſind indeſſen auch reif geworden, oder werden doch gleichzeitig mit jenen Erzeugniſſen dieſjähriger Sonne zum Kauf ausgeboten, ſind aber nicht wie ſie an der dieſjährigen Sonne, ſondern meiſt ſchon in früheren Jahren zu dem Grade der Zeitigung gelangt, in welchem ſie genoſſen, verſchickt und verzehrt werden. Sie haben dies mit den Südfrüchten gemein, daß ſie in goldenen Schaalen prangen, aber unreif ſchon vom Baume genommen werden; wie viel unzeitiger noch würden ſie ſeyn, wenn ſie wirklich in dem Jahre, worin ſie zum Kauf ausgeboten, entſtanden waren. Das zuerſt uns vorliegende führt den Namen: „Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen auf das Jahr 1826, herausgegeben von Aloys Schreiber." Wir finden es aber unpaſſend, dieſes Taſchenbuch durch den Zuſatz „für deutſche Frauen" beſonders auszuzeichnen, da das ganze Heer von Almanachen lediglich für dieſe beſtimmt zu ſeyn ſcheint, und nur durch Geſchenke, welche die Galanterie dem ſchönen Geſchlecht zu machen genöthigt iſt, ihre Exiſtenz geſichert ſehen. Allein der gegenwärtige Jahrgang verdient dieſen Namen, wenn wir davon abſehen, daß einer der Mitarbeiter die Rede ausſchließlich an ſeine ſchönen Leſerinnen richtet, ſchon durch den Umſtand, daß der größte Theil der in ihm enthaltenen Aufſätze aus der Feder geachteter Frauen gefloſſen iſt, wiewohl ſtreng genommen das „für" hier nicht ſoviel ſagen will, als Taſchenbuch von und für Frauen. Ob es aber mit den übrigen Taſchenbüchern, die ihrem Titel nach nicht ausſchließlich oder vorzugsweiſe für Frauen beſtimmt ſind, nicht eine gleiche Bewandtniß haben werde, müſſen wir abwarten. Die „Cornelia" tritt dießmal in einem noch weit glänzendern Gewande vor ihre Mitſchweſtern, als wir es von ihr und ihren Mitbewerbern in den vorigen Jahrgangen gewohnt ſind, wahrſcheinlich weil ihre Concurrenz immer ſtarker, ihr innerer Gehalt immer ſchwächer wird. Selbſt die Kupferſtiche, welche man ſchon zu dem Inneren rechnen kann, ſind dießmal nicht gar zu anlockend gerathen; wir finden nicht ein einziges wohlgebildetes Geſicht, aber deſto mehr Fratzen und Ungethüme. Nur das Titelkupfer, das Bruſtbild der heiligen Jungfrau darſtellend, macht davon eine rühmliche Ausnahme. Beſſer wäre es auch, wenn das Sujet zu denſelben aus den Erzählungen entlehnt worden, ſtatt daß ſie ſich jetzt auf die verfehlten Romanzen von Karl Geib, „Rheiniſche Sagen" darſtellend, beziehen. Es iſt Herrn Geib ſchon öfter geſagt worden, daß dieſe Art der Behandlung ehrwürdiger alter Sagen durchaus unpoetiſch ſey und auf eine geiſtloſe Reimerei hinaus laufe; aber er will nicht hören. Vielleicht weiß er nicht, was unter einer poetiſchen Behandlung ſolcher Stoffe gemeint werde, wir wollen ihm daher auf die Spur helfen und rathen ihm, zu dieſem Behuf einmal ſeine Romanze: „Die Belagerung von Eberſtein" mit Uhland's gleichnamiger zu vergleichen, und wenn es ihm dann nicht deutlich wird, ſo iſt alle Hoffnung verloren, daß er es jemals lernen kann. Eine einfache Erzählung der Sage aus dem Munde des Volks in ſchlichter Proſa würde ſich viel angenehmer leſen laſſen, als dieſe verſifizirte Unpoeſie. Weit gelungener iſt die proſaiſche Erzählung: „Die Entführung", von Friedrich Jacobs, welche in den Zeiten des Feldzugs der Verbündeten gegen das revolutionaire Frankreich ſpielt und dieſen hiſtoriſchen Hintergrund ſehr geſchickt zu benutzen gewußt hat; jedoch haben wir es mißfällig bemerkt, daß dieſer ſonſt ſo geachtete und verdienſtvolle Mann ſich hier und da in das Gewöhnliche und Alltägliche verliert. Es ſind gewiß nur Wenige fähig, eine ſo gute Erzählung zu ſchreiben, aber Herr Jacobs hätte etwas Beſſeres ſchreiben können und ſollen. Dennoch ſind einzelne Stellen, ſo das Geſpräch des Forſtmeiſters mit der Stiftsdame, der Streit um den Preis der Häßlichkeit, und einige andere, ausgezeichnet. Die Erzählung „Adeline", von Aloys Schreiber, worin ein bejahrter Ritter eine Ehe mit einem Fräulein in der Abſicht eingeht, um ſie vor einer weit verhaßteren Verbindung zu ſchützen, dann aber ſich dem geiſtlichen Stande widmet, damit ſie als eine unberührte Jungfrau und Erbin ſeines Vermögens ihre Hand dem Geliebten reichen könne, iſt gut erfunden und ſtyliſirt, im Ganzen aber ſchwach und obenhin ausgeführt. Das Beſte des Buchs möchte wohl die zum größten Theil in Briefen geſchriebene Erzählung: „Frauenſchwäche und Frauenunglück", eine wahre Begebenheit, von Amalie Schoppe, geb. Weiſe, ſeyn, welche das Motto führt: „Wache und bete, auf daß du nicht in Verſuchung fallеſt!" Sie iſt eben ſo zart gedacht, als in der Ausführung tief empfunden, und giebt einen Beweis von wahrer Seelenreine und tiefen Blicken in das weibliche Herz und ſeine mannigfachen Verirrungen. Wir dürfen ſie als unterhaltend und belehrend allen Frauen zur Beherzigung empfehlen. Das Acceſſit würden wir als Preisrichter der Erzählung „Helene", von Fanny Tarnow, zuerkennen, die ein ergreifendes Gemälde der Folgen männlichen Leichtſinns darſtellt und von Perſonen beiderlei Geſchlechts nicht ohne Nutzen geleſen werden wird. Beide Dichterinnen entwickeln in dieſen Darſtellungen ein lebendiges wahres Gefühl für die edelſte und reinſte Sittlichkeit, und dieſe moraliſche Tendenz finden wir, beſonders da ſie unmittelbar aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, hier ganz an ihrer Stelle, hoffen auch davon beſſere Früchte, als von tauſend Predigten und ſogenannten Erbauungsbüchern. Die Erzählung „Wiederſehen", von Eliſe Rachler, geb. Ehrhardt, ſteht jenen bei weitem nach, wiewohl auch ſie von dem Talent der Verfaſſerin Kunde giebt; doch ſcheint uns die Verwickelung gleich anfangs allzu verworren, als daß uns die Entwickelung hinlänglich dafür entſchädigen könnte. Der Gehalt aber iſt es hauptſächlich, der jenen beiden Produkten ihrer Mitbewerberinnen einen ſo unbedingten Vorzug vor dem übrigen giebt. Unter den ſparſam eingeſtreuten Gedichten zeichnen ſich die Allemanniſchen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, und Auguſt Schumachers (bekannt durch eine in Wien erſchienene vielverſprechende Lieder-Sammlung unter dem Titel: „Herz, Scherz, Schmerz"): „der Wiener Prater" vortheilhaft aus. Auch dieſes Gedicht zeigt, daß des Verfaſſers Blick nicht einſeitig in die eigene Bruſt zurück zu ſchauen, ſondern ſich frei in der Welt zu ergehen gewohnt iſt. K. S.

Prag. (Schluß.) Jetzt kommt Hr. Rott, Regiſſeur des ſelig entſchlafenen Theaters an der Wien. Das iſt ein Mann! Mir gellen noch die Ohren von ſeiner Deklamation; den wird ſo bald Keiner vergeſſen, der ihn gehört hat! Wenn er auftritt, zittert das Podium, wenn er abgeht, gehen auch mehrere Couliſſen ab. Wenn er ſpielte, war der ganze Platz vor dem Theater auch von Menſchen beſetzt, die ihn bloß hören wollten, ohne ihn zu ſehen. Ganze Schaaren zogen aus dem geloben Lande in das Theater, für die frommen Gläubigen war faſt kein Platz. In ſeiner Darſtellung des „Lear" fanden wir uns Alle täuſchend in eine nie da geweſene Zeit verſetzt, vorzüglich

in den ſentimentalen Scenen. Es ſoll jetzt bald Anſchütz kommen, der den „Lear" nicht übel ſpielen ſoll, aber ſo ſpielt er ihn gewiß nicht. Hr. Rott hat ſehr oft geſpielt, das Haus war immer gut beſetzt, der Beifall groß und patriotiſch. Die ihn heraus riefen, waren immer bis zu Thränen gerührt, und ſchwammen in Bewunderung und Begeiſterung; ich aber wäre bald darin umgekommen! — Jetzt folgt Hr. Kindler. Es wird auch viel geweint in Grätz um den guten Mann! Er ſoll wieder hingehn, denn es wird Niemand irgendwo um ihn weinen, außer mir. Er trat als „Hamlet" auf. „Biſt du es Herrmann, mein Rabe?" Sein Organ wenigſtens mahnt an dieſen beliebten Singvogel. Er ſpielte den „Hamlet" ganz vorzüglich. Kein Funke Natur. Das lieb ich ungemein. Natur giebt es überall genug, da brauche ich nicht in's Schauſpielhaus zu gehen; dort will ich die Natur vergeſſen, bloß die reine Kunſt ſoll mich begeiſtern und erheben. Dann trat er noch als „Langers" in: „Welcher iſt der Bräutigam?" auf. Hat mir auch ſehr gut gefallen. Vorzüglich das geſchmackvoll gewählte Coſtüm. Den Herrn Kindler laſſ' ich nicht aus, den muß ich für die Esquimaux gewinnen. Wie er von hier fort ging, wird er übrigens auch geweint haben, über die Einnahmen mein' ich. — Nun kommt aber mein Liebling. Wenn der zu den Esquimaux geht, das wird ein Spektakel geben. Er iſt benamſet Herr Bechtold, ſagt, er käme aus Frankfurt am Main, hat ſich aber geirrt und kommt von Aſchaffenburg. Er trat als „Hugo" in der „Schuld" auf. Die Rolle wird Ihnen bekannt ſeyn, Herr Geſellſchafter; aber hätten ſie dieſelbe von Hrn. Bechtold geſehen, ſo glaube ich wenigſtens nicht, daß Sie ſie erkannt hätten. Hr. Bechtold hat dieſe Rolle höchſt originell ſo geſpielt, wie ſie gewiß Keiner ſpielen mag. Denken Sie ſich einen ſanftmüthigen Schneidermeiſter, der ſich bewußt iſt, einen Rock verpfuſcht zu haben und ihn bezahlen muß. So ungefähr war ſein Gemüthszuſtand als „Hugo", und Sie ſehen, die Idee der Auffaſſung war nicht übel. Er war Anfangs noch etwas in Ungewißheit, ob er ihn wirklich bezahlen müſſe; aber endlich kommt der Herr des Rockes („Valerol"), fordert ihn (nämlich den Rock) und der Schneider ſteht verdutzt da. Seine Frau weiß davon, denn ſie hat ſich aus einem Aermel eine Muze machen laſſen, ſie muß alſo ſein Loos theilen und mitbezahlen. Endlich ſchneiden ſich Beide mit der Scheere den Lebensfaden ab. Schneider Hugo (Hrn. Bechtold mein' ich) ſprach Alles mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit, die beweiſt, daß der Schneider in der Regel immer etwas leicht iſt und ſich ſolch einen Gräuel weniger zu Herzen nimmt. Auch ein richtig aufgefaßter Charakterzug! Sein Organ und ſein Vortrag iſt wie eine Glocke, immer: bim, bam, bim, bam. Zuweilen etwas lauter, dann etwas ſchneller, dann etwas leiſer, aber immer: bim, bam! Im Ganzen iſt ein Ton immer vorherrſchend, nämlich: monoton. Sehr ſchwer muß es für Hrn. Bechtold ſeyn, ſo viel zu ſprechen, ohne zu wiſſen, was er ſpricht. Das habe ich an ihm bewundert. Es iſt der Beweis eines großen Talents, das ſich in allen Lagen zu helfen weiß. Rückſichtlich der Stellung, Bewegungen der Arme u. ſ. w. ſiehe: Fräulein v. Zelleshuber. Doch hat Hr. Bechtold öfter ein ſchönes Spiel mit einem Schnupftuch angebracht, das er vorne unter dem Rock ſtecken hatte, und das alle Augenblicke wie eine weiße Taube heraus und hinein flog. Ad vocem: Rock. — Daß fünf Himmelszeichen auf dieſen Hugo-Bechtold herabgeſehen haben (ſiehe Müllner's „Schuld"), finde ich natürlich; ſie haben ihn wohl für einen Collegen gehalten, das heißt, für ein ſechſtes Himmelszeichen, und zwar für den Krebs (nota bene: ein gekochtes Himmelszeichen). Hr. Bechtold hatte einen rothen Polrock an, mit einem rothpunktirten Katzenfelle ausgeſchlagen, überhaupt einem Pelz, wie man ihn, bis auf die Farbe, noch auf allen Straßen trägt. Ich ſelbſt habe einen ſolchen, den ich mir zu der Reiſe an den Pol machen ließ. Denn wenn man zum Pol reiſt, muß man doch einen Polrock haben? — Uebrigens behaupte ich noch, daß es ſchwer iſt, eine ſolche Rolle verkehrt auf zu faſſen, oder vielmehr gar nicht zu begreifen und doch zu ſpielen, und das hat Hr. Bechtold bewundernswerth vollbracht. Ich freue mich darauf, ihn öfter zu ſehen, und wenn auch kein Menſch im Theater iſt, ſo bin ich doch gewiß darin. Ich gehe eben jetzt zu ihm, um ihm Anträge für das neue Theater in der Hudſonsbay zu machen. — Jetzt kommt Hr. Heine, vom Dresdner Hof-Theater. Gefällt mir nicht, der Menſch; werde ihm keine Anträge machen. So zu ſpielen iſt keine Kunſt. Er thut ja ſo natürlich, als wäre er auf der Bühne in ſeinem Zimmer. Heißt das Comödie ſpielen? Was nützt das mir, wenn ich im Theater bin und vergeſſe, daß ich im Theater bin? Er trat als „Jan der Huſen" auf, als „Hans" im „Vorſatz", als „Blaſebalg" im „Sekretair und Koch." Er hat den Leuten gefallen, was nützt das ihm, wenn er mir nicht gefällt. Ich will ihm den freundſchaftlichen Rath geben, ſich künftig mehr mit Händen und Füßen gegen die Natur zu wehren, nicht ſo deutlich und lebendig zu ſprechen, ſeiner Sache nicht ſo gewiß zu ſeyn, ſich Hrn. Bechtold zum Vorbild zu nehmen, und es kann in einigen Jahrzehnden ein brauchbarer Schauſpieler aus ihm werden. — Vor Kurzem ſahen wir die „Zufälle", von Holbein. Ein ſchönes Stück Arbeit das! Hat mir ſehr gut gefallen. Ich habe mich über dieſes Original-Luſtſpiel todt lachen können. Es hat mich nur geärgert, daß außer mir kein Menſch gelacht hat. Ein Bekannter von mir meinte, die Zufälle würden überall zu Falle kommen, und es wäre ein ſeltener Zufall, wenn die Zufälle irgendwo gefielen; der beſte Zufall in den Zufällen wäre der, wenn die Gardine das letzte Mal zufällt, und was dergleichen witzig ſeyn ſollende Spitzfindigkeiten mehr ſind. Aber das iſt bloßer Neid von ihm, das kenne ich. Es geht in dem Stück Alles unter einander, und zuletzt weiß Niemand, was der Verfaſſer gewollt hat. Das iſt gewiß ſehr komiſch, finden Sie das nicht auch, mein Beſter? Ich glaube, den größten Spaß, der in dem Stücke ſteckt, hat ſich Hr. von Holbein mit dem Publikum gemacht. Die Leute warten immer, bis der eigentliche Spaß kommt, auf einmal iſt das Stück aus, und Niemand, außer den Schauſpielern, weiß, daß es aus iſt, iſt das kein Spaß? Ich glaube, jeder Menſch, der kein Talent hat, kann durch einen Zufall ſolche Zufälle zuſammen ſchreiben. Ich müßte freilich lange darüber nachdenken, eben weil ich Talent habe, und ſo wird es Hrn. von Holbein auch gegangen ſeyn. — Nun habe ich Ihnen meine richtige Anſicht über einige vorübergehende Erſcheinungen mitgetheilt. Sie ſehen, ich habe auf meiner Reiſe einen gewiſſen Scharfblick erlangt, der mir Alles in dem beſten Lichte zeigt. Ich habe das Unglück, in meinen Meinungen oft von dem Allgemeinen ab zu weichen, aber nichts deſto weniger iſt meine immer die richtige. — Wenn ich jetzt überleſe, was ich geſchrieben habe, ſo erſtaune ich über die Grundlichkeit meines Aufſatzes, finde aber, daß ich das Meiſte viel zu ſehr gelobt. Aber davon liegt der Grund in meiner natürlichen Gutmüthigkeit. Ich laſſe mich ſchwer bewegen, irgend Jemand zu tadeln. Freilich iſt es ein alter Gemeinplatz, der oft gedruckt zu leſen: die wahre Kritik belehrt, beleuchtet Fehler, zeigt, wie man ſie verbeſſern ſoll, iſt mäßig im Lobe, iſt maßig und beſonnen im Tadel. Sehr ſchön das! Aber ſagen Sie mir, wo hat noch eine Kritik einen Schauſpieler, Künſtler oder Dichter belehrt? (Ausnahmen hat jede Regel, dieſe aber die wenigſten.) War einem Schauſpieler u. ſ. w. noch ein Lob groß genug, ein Tadel maßig genug? Dieſe Gattungen Menſchen zu belehren und zu belehren iſt ein ſchweres Stück Arbeit, denn das Schrecklichſte der Schrecken iſt der Künſtler in ſeinem Wahn. Erheben Sie ihn zum Himmel, er ſteht nicht hoch genug; roſten Sie ein einziges Sandkorn von dem Berg, auf dem er ſich ſtehend glaubt, unter ſeinen Füßen fort, und er ſchreit Zeter über Sie, und hält dies rollende

Sandkorn für eine Lawine, die seine Existenz, seinen Ruf, seine Ehre begräbt. Und doch giebt es ein altes Sprüchwort, daß auf Sand nicht fest zu bauen ist. Ich weiß, daß Alle diese, die ich doch in gegenwärtigem Schreiben so sehr lobte, nicht damit zufrieden seyn werden. Vielleicht läßt Einer einige Bemerkungen gegen diese Beurtheilung drucken, wo er beweist, daß ich Unrecht habe. Das wäre mir eigentlich das liebste, dann wird dieser Aufsatz erst recht gelesen. Immerhin, mein Name steht unterschrieben, ich will, was ich geschrieben, immer vertheidigen; habe ich vielleicht die Bescheidenheit von denen, die ich hier erwähnte, zu sehr durch meine gewiß gerechten Lobeserhebungen in Anspruch genommen, so möge mich das Vergnügen entschuldigen, das mir ihre herrlichen Darstellungen gewährten, und — wovon das Herz voll ist, davon fließt die Feder über. Ich bin einstweilen Ihr ergebner

Scorpion,
berühmter Kritikus.

1825. No. XXXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, sind erschienen:

Die

Puls- Blut- und Saug-Adern

des ganzen menschlichen Körpers

auf 20 colorirten Tafeln dargestellt

von

Ludwig Joseph von Bierkowski.

gr. Fol. 1s bis 3s Heft.

Nebst dem betreffenden Text unter dem Titel:

Erläuterung der Abbildungen der Puls- Blut- und Saug-Adern des menschlichen Körpers

in lateinischer und deutscher Sprache. 11. 8.

Ladenpreis für das ganze in 4 Heften bestehende Werk: 8 Thlr. Pränumerationspreis: 6 Thlr.

Das vorstehende Werk giebt seinem Titel nach eine Darstellung des ganzen Blut- und lymphatischen Systems mit 20 colorirten Tafeln im größten Bogenformate, welche durch einen die Nomenclatur der einzelnen Gefäße enthaltenden Text erläutert werden.

Das 1ste Heft enthält auf 6 Tafeln die Puls- und Blut-Adern in zwei Körpern von natürlicher Größe, so daß je 3 und 3 Tafeln eine menschliche Figur von 5 Fuß Höhe bilden, und in der einen den Verlauf der Puls-Adern, in der andern den der Blut-Adern zeigen.

Die Sehnen sind, um den Unterschied der einzelnen anatomischen Systeme besser hervorzuheben, auf eigene Manier durch unterbrochene Striche angedeutet, die Puls-Adern roth, die Blut-Adern blau und diejenigen Stellen, welche von Muskeln oder andern Theilen gedeckt werden, mit blassen Farben und durch Zufügung von Punkten bezeichnet worden.

So wie nun das 1ste Heft eine Totalübersicht der beiden Blutsysteme des menschlichen Körpers gewährt, so sind die andern 3 Hefte zur Darstellung der einzelnen Theile bestimmt, und zwar enthält das 2te

auf 5 Tafeln die eigenthümlichen Gefäße des Herzens, eine Menge Abweichungen der Aorta und der Schilddrüsen-Puls-Ader, die äußeren und tiefen Puls-Adern des Gesichts, der Zunge, des Auges, des Gehirns und der Brust.

Das 3te Heft auf 5 Tafeln

die Puls-Adern der obern Extremitäten, des Rückenmarkes, der Eingeweide des Unterleibes, des Beckens, des Fußes und die tiefen Puls-Adern des Unterschenkels.

Das 4te und letzte in 6 Wochen erscheinende Heft wird auf 4 Tafeln

die Blut-Adern des Gesichtes, der Augen, des Halses, den Verlauf der Pfort-Ader, der tiefen Blut-Adern des Unterschenkels, die Puls- und Blut-Adern im Foetus und die lymphatischen Gefäße darstellen.

Für den Pränumerationspreis von 6 Thlr., der noch bis vier Wochen nach Erscheinen des 4ten Heftes dauern wird, ist dieses Werk noch durch alle Buchhandlungen zu haben.

Berlin, den 7. September 1825.

Für Leihbibliotheken.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Bruno von Löweneck und Clara von Hundsrück.

Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8.

Preis: 16 Gr. — 20 Sgr. — 1 Fl. 12 Kr.

Literarische Anzeige.

In Folge einer früheren Ankündigung können wir nun bestimmt anzeigen, daß die Schrift:

Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen

von

Bernhardt Wanschaff,

im Dezember dieses Jahres erscheint, da die zwölf dazu gehörigen, sehr genau ausgeführten Kupferstich-Platten großen Theils schon vollendet sind und die noch fehlenden bis zum November fertig werden. Der Pränumerations- und Subscriptions-Preis von 1 Thlr. 12 Gr. gilt bis zum 1sten Dezember d. J.; von da ab

tritt der Ladenpreis von 2 Thlr. 12 Gr. ein. Die Bestellungen können bei uns und in jeder Buchhandlung gemacht werden; direkte Zusendungen erbitten wir postfrei. Berlin, im September 1825.

Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

So eben ist in Pesth erschienen und in Commission der Wenganschen Buchhandlung in Leipzig, wie auch in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben, für 1825. Juli bis Dezember. 4. Auf schönem weißen Papier. Mit Beilagen, Kupfern und lithograph. Blättern.

Preis für den halben Jahrgang: 2 Thlr. 16 Gr. sächs.

Der Zweck der Iris soll Belehrung und Unterhaltung seyn, sie soll aber so viel als möglich unterhalten, indem sie belehrt, und belehren, indem sie unterhält. Der Inhalt wird diesem Zwecke entsprechen, er ist:

Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sternkunde, Alterthumskunde, Handel und Gewerbe, Erfindungen. Schöne Wissenschaften, Kritiken, Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, Anekdoten, Wortspiele und vermischte Aufsätze.

Es erscheinen von dieser Zeitschrift wöchentlich zwei Nummern, doch kann sie der weiten Entfernung wegen nur monatlich durch die Wenganschen Buchhandlung bezogen werden.

Leipzig, im August 1825.

Nachstehende, theils kriegswissenschaftliche, theils für Militair-Personen vorzüglich interessante Schriften, sind in den letzteren Jahren in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blech, A. F., Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2 Thle. Mit Beleg. 1815. 3 Thlr. 8 Gr.

Crelle, Dr. A. L., Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 1820. 10 Thlr. 16 Gr.

Desselben Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 2 Bde. gr. 8. 1821 u. 22. 3 Thlr. 16 Gr.

Dürer, A., Einiger Unterricht von der Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. Mit einer Einleitung neu herausgegeben. Mit 13 lithographirten Tafeln. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, Dr. Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2 Bde. m. Kupfern. gr. 8. 1816. 3 Thlr.

— Grundzüge der Geschichte des Preußischen Staats. 2 Thle. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 4 Gr.

Geschichte, skizzirte, der Belagerung von Danzig, im Jahr 1807, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde und aus zuverlässigen Quellen, vornehmlich nach denen in dem Bureau der Hauptquartiere gesammelten officiellen Tagesberichten. Von einem Augenzeugen. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Geschichte, skizzirte, der russisch-preußischen Blockade und Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, nebst der Vertheidigung dieses Platzes. Mit Sachkunde aus zuverlässigen Quellen und mit Berichtigung aus den beim Bureau des Herzogs gesammelten officiellen Tagesberichten. 1817. 1 Thlr. 12 Gr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. 1814. 1 Thlr. 12 Gr.

— Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, Erster König in Preußen. gr. 8. 1816. Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Klatte, der Zäumungsmesser oder die Variations-Stange. Eine neu erfundene Hülfsmaschine für Kavallerie-Officiere, Stallmeister und Pferdeliebhaber, mittelst welcher nicht nur durch 22 Veränderungen, die nach dem Verhältnisse eines jeden Pferdes gestellt werden können, der Bau einer Stange bestimmt, sondern die auch als Stange selbst gebraucht werden kann. Mit einer Zeichnung, nach welcher sie von einem jeden Sporer leicht an zu fertigen ist. gr. 4. 1822. 16 Gr.

— systematisches Lehrbuch der Campagnen-Reitkunst und der rationellen Bearbeitung des Campagnen-Pferdes. Mit 47 Kupfern, gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der elften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. Mit vielen Kupfern. 1821. 2 Thlr.

Leithold, R. v., Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke ꝛc. geh. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Meinert, F., Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps, die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.

Menu von Minutoli Abhandlungen vermischten Inhalts. Mit 14 Kupf. u. 1 Vign. 1816. 3 Thlr.

— Betrachtungen über die Kriegskunst. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfert. 1816. 18 Gr.

Müller, J., Alt-russische Geschichte nach Nestor; mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. 1812. 18 Gr.

Netto, Dr. F. A. W. (Lehrer an der Königl. allgemeinen Kriegsschule). Zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der Lehmannschen Theorie, und zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichenkunst nach der neuen Theorie des Herrn General-Lieutenant von Müffling. 1823. 2 Thlr.

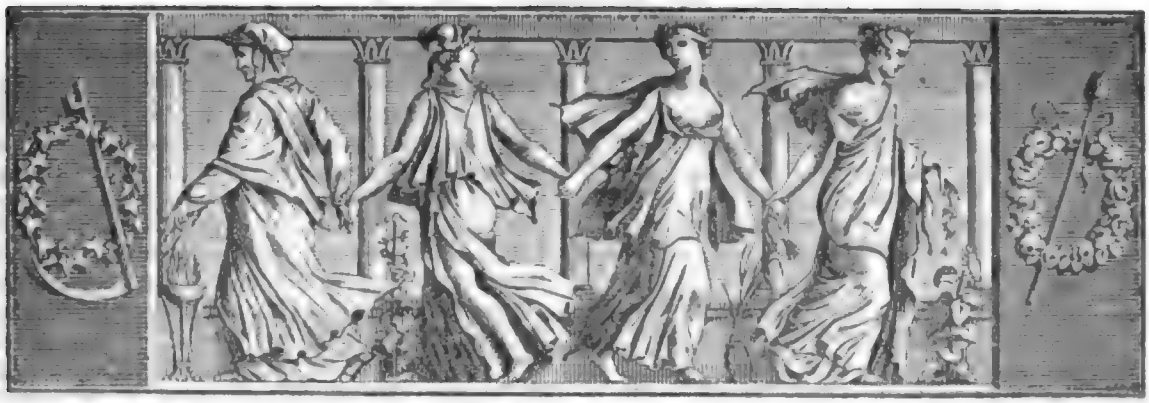
Rohlwes, J. N., Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Mit 2 Kupf. 3te verb. Aufl. 1819. 1 Thlr.

— Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie. 1816. 6 Gr.

Stuhr, Dr. P. F., Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1ster Theil. 1819. 2 Thlr. 8 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 16. September. 148ſtes Blatt.

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

Friedrich des Großen Andenken, das freilich keine Zeit zu ſchwächen vermögend iſt, lebt beſonders auch im ſchleſiſchen Gebirgslande in den Herzen der Enkel und Urenkel mit aller Lebendigkeit fort; *) und mancher Privatmann, ſo wie manche öffentliche Bibliothek bewahren noch einzelne handſchriftliche Aeußerungen des unſterblichen Fürſten auf, die ihnen mit Recht als theure Reliquien erſcheinen. — So beſitzt z. B. die Bücherſammlung der Stadt Landshut, außer verſchiedenen andern handſchriftlichen Merkwürdigkeiten, eine Sammlung von 23 an den General von Seydlitz geſchriebenen Original-Briefen Friedrich des Großen, welche ihres anziehenden Inhaltes wegen die Bekanntmachung verdienen. Sie befanden ſich früher in Beſitz des bei dieſem Feldherrn angeſtellten Sekretairs Kallmann und wurden von deſſen patriotiſcher Wittwe, einer gebornen Fiebing, den Vorſtehern der Landshuter Bibliothek durch eine Zuſchrift vom 25. Januar 1811 als Geſchenk übergeben, worin ſie mit wohlthuender Wärme äußert:

„Indem ich Ihnen beigehend zur Aufbewahrung in die hieſige Bibliothek verſchiedene Briefe berühmter Männer unſeres Vaterlandes, vorzüglich aber von Friedrich dem Großen, dieſem unvergeßlichen und verehrten Könige, deſſen Andenken in gegenwärtigen Zeiten jedem wahren Patrioten nur noch theurer geworden iſt, zu überreichen das Vergnügen habe, erfülle ich einen Wunſch, den mein Herz ſchon längſt gehegt hat. — Ich ſchmeichle mir, daß Sie dieſe Briefe um ihrer Verfaſſer willen der Aufnahme in die Ihrer Aufſicht anvertrauten Bibliothek würdig finden und ihnen gern ein Plätzchen gönnen werden, wenn auch nicht Aller Inhalt gehaltvoll und intereſſant ſeyn ſollte. Das einfache Denkmal, was auch auf dieſe Weiſe jenem großen Könige, durch Aufbewahrung ſeiner eigenen Handſchrift, geſetzt wird, ſichert mir von Ihnen, als Freunden des Vaterlandes, die gütige Gewährung meiner Bitte, und ich ſtatte Ihnen daher im Voraus meinen herzlichſten Dank dafür ab.“

Der humanen wiſſenſchaftlichen Geſinnung der Herren Bibliotheks-Vorſteher zu Landshut habe ich nicht allein die Benutzung dieſer, ſondern auch anderer, weit früher geſchriebenen Briefe zu verdanken, deren hohen wiſſenſchaftlichen Werth ich binnen Kurzem nach zu weiſen hoffe. — Vorläufig übergebe ich dem Publikum wenigſtens die an Seydlitz gerichteten Zu-

*) In Fürſtenſtein befindet ſich das zwar einfache, aber dennoch ſo merkwürdige Feldbett des großen Königs, welches Englands Curioſitäten-Krämer längſt zu erhandeln wünſchten; — und in einer ſorglich gehüteten Fenſterſcheibe der durch ihre reizende Ausſicht bekannten Wohnung des Hrn. Juſtizraths Tietze zu Hirſchberg lieſt man die gleichzeitig eingeſchnittene Inſchrift: „Anno 1743 den 11. Auguſt hatte dieſes Haus die hohe Gnade, daß Se. Königl. Majeſtät nebſt Dero hohen Suite, als Prinz von Bevern, Prinz Leopold von Deſſau, Prinz von Darmſtadt Durchlaucht, Herr Graf von Münchhauſ Excellenz und zwei Generals von Truchſeß und von Goltz bei ½ Stunde auf dem Thürmchen die umliegenden Gegenden beſahen, Caffée tranken und ganz vergnügt waren. Vive le Roi!“

ſchriften eines Monarchen, deſſen Scharfblick und erhabener Geiſt auch in ihnen nicht zu verkennen iſt.

Dresden, Auguſt 1825.

Julius Max Schottky.

I. Mein lieber General Lieutenant von Seydelitz. Ich dancke Euch ſehr vor die nachrichten in Euren rapport vom 7ten dieſes, und ſehe wohl, daß das von den feinde ſo hier auf den Gränzen ſtehet, vor ſtarcker paſſiren will, als es in der That iſt. Ich gedencke jetzo auf Mittel, die vieleicht mögliche ſeyn werden, alles das zu derangiren. Ich bin Euer wohl affectionirter König.

Bolckenhayn, den 8. April 1759.

ich werde was in oberſchleſien Tentiren laßen, vmb an einem ohrt Luft zu machen und dan hier und der gantzen Grentzen herunter, dan wirt das project der großen peruquen Derangihret werden. *)

Friedrich.

II. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Nachdem Ich geſtern zuerſt den in abſchrift anliegenden rapport von den Obriſt Lieutenant von den Putkamerſchen Huſaren Regiment von Dingelſtädt aus Sovemberg erhalten, und daraus erſehen, daß ſich ein Schwarm von öſterreichiſchen Trouppen in der Lauſnitz eingefunden, ſo bis nach Senfftenberg pouſſiret, ſo habe Ich ſogleich darauf an den Gen. Major von Czettritz die Ordre gegeben, daß Er ſo fort mit ſeinen Regiment aufbrechen, unterwegens noch 2 Esquadrons Mhöringſche Huſaren mitnehmen, in der Lauſnitz marchiren ſolte und ſehen ſolte, über Goerlitz den Feind im Rücken zu kommen, auch wenn Er es nöthig finde, die 2 Esquadrons Putkammerſche Huſaren, ſo ſich inzwiſchen nach Cottbus gezogen, an ſich zu ziehen und den Feind wiederum zurück zu jagen. Da Mir aber heute gemeldet werden wollen, als ob noch ſtärckeres vom feinde in der Lauſnitz ſey, ſo habe Ich den ſonſt ſchon bis gegen Glogow marchirten Gen. Major von Putkammer die Ordre geſchickt, ſogleich mit denen bei ſich habenden 6 Esquadrons Huſaren von ſeinem Regiment wieder um zu kehren, und nach gutfinden entweder über Sagan zu den Obriſt Lieutenant Dingelſtädt oder aber auch zu den Gen. Major von Czettritz zu ſtoßen, den Feind im Rücken zu gehen und ihn wenigſtens ſo lange zu arrettiren, bis daß der General Lieutenant von Manteuffel aus Pommern, den Ich die Ordre geſchicket, 4 Batatllons Infanterie, etliche Esquadrons Dragoner nebſt etlichen Esquadrons Huſaren nach Berlin geſchicket haben würde, damit der Feind nicht etwa aus der Lauſnitz in der Chur Mark und ſich wohl gar nach Berlin tourniren könne. Da Ich aber ſo eben wiederum den gleichfals in abſchrift beykommenden Bericht von den Gen. Lieutenant von Ziethen erhalte, und die Nachrichten wegen des feindlichen Corps in der Lauſnitz ſo different ſeynd, daß Ich nicht klug daraus werden kann, ſo iſt Mein Wille, daß Ihr nur ſelbſt ſogleich mit 10 Esquadrons Cuiraſſierer aufbrechen, das Regiment Gens d'Armes und Garden Corps aber ſtehen laßen, und der Gegend nach der Lauſnitz heraus marchiren ſollet, damit Ich nur eigentlich recht weiß, was es iſt, ſo werdet Ihr wohl etwas gute Märche machen müßen, um bald auf der Seite von Naumburg an Queiß oder Sagan, wie Ihr es am beſten finden werdet, überzukommen, und könnet Ihr zu den Gen. Major von Czettritz oder aber auch zu den General Major von Putkammer, wie Ihr es gut finden werdet, ſtoßen, da Ihr Mir dann die gantze connexion wie die Sachen ſeynd zu ſchreiben habet. Daferne Ihr auch etwas ſolcher unterwegens und da ausgeſprenget wird, als ob Daun noch mehr detachiren oder ſelbſt nach der Lauſnitz rücken dürfte, hören und ſonſt in Erfahrung bringen, ſo habt Ihr Mir ſolches ſogleich hierher zu berichten. Ich bin Ew. ꝛc.

Landshuth, den 17. May 1759.

Das iſt wieder Solche Deuvelei mit Laufen, das man mögte tol werden, hier ſagen ſie gahr, Daun marſchiret nach Zittau, man kan nichts gewißes erfahren. Frdch.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Die eingerückten Zeilen ſind ſtets der eigenhändige Zuſatz des Königs.

Die Neu-Griechen.

(Fortſetzung.)

Wie früher bei der Ankunft eines Pro-Conſuls, muß man jetzt dem angekommenen Paſcha ſeinen Pallaſt meubliren und Geſchenke machen (Zins oder außerordentliche Gebühren), und nie darf man ſich den türkiſchen Behörden ohne dieſelben nahen. Die Vornehmen machen einander Geſchenke, und wenn die Obern an ihre Untergebenen dergleichen ſchicken, ſo iſt dies nichts anderes, als eine Ausſchreibung von Steuern, da wiederum Gegengeſchenke gemacht werden müſſen, um zu erkennen zu geben, daß man die widerfahrene Ehre zu würdigen weiß. In Familien-Verhältniſſen ſind Hochzeiten, Bauten neuer Häuſer, die Rückkehr von einer Reiſe, Gelegenheiten, ſich durch Geſchenke bemerkbar zu machen; aber es ſind ſo wenig Beweiſe herzlicher Zuneigung, als die Aufſchriften auf Tiſchgeſchirren, die dahin lauten, daß unter Freunden Alles gemeinſchaftlich ſey: eben ſo haben auch die Anerbietungen, Betheuerungen und Wünſche keinen größeren Werth, als die unterthänigen, gehorſamen und gehorſamſten Diener unſerer Briefe.

Es iſt nicht die Abſicht, den Griechen in der Unterſuchung ihres National-Gewiſſens zu folgen, das ihnen Wucher und Betrug, als erlaubte Mittel des

Gewinns, nicht verwehrt; noch weniger die Vorwürfe zu wiederholen, die ihnen aus dem Andenken ihrer Vorfahren gemacht werden. Die edlen hochherzigen Eigenschaften derſelben ſind nicht verloren gegangen, und ohne Anſpruch auf eine Rechtfertigung wegen der, mit den menſchlichen Schwächen verknüpften Gebrechen kann man doch behaupten, daß, wenn der Himmel ſich der Griechen erbarmt, ſie wieder mit Ehren unter den Nationen auftreten können. Sie beſitzen von der Vorſehung Talente, und haben es nicht vergeſſen, daß ihre Altvordern bei Termopilä und Marathon für die Freiheit fielen. Die Landleute ſchwören noch immer bei den Namen der Helden der Vorzeit, und eine geſetzliche Freiheit würde ſie ſicher zur Tugendliebe führen; die Religion, wenn ſie wieder die Herrſchaft der Sittlichkeit bei ihnen erlangte, würde ſie werth machen, wieder in die große Familie der chriſtlichen Völker ehrenvoll ein zu treten, von der ſie durch ihr Unglück nur zu lange getrennt waren.

Die türkiſche Regierung, durchaus despotiſch, wie viele Beſchönigungen man auch vernahm, hat ſich ſelbſt in die Ernennung der Patriarchen gemiſcht, indem ſie eine beſondere Verwaltung errichtete, der ſie den Namen Piscopos Calemiye gegeben hat, um den Barat (Exequatur) aller Erzbiſchöfe und Biſchöfe ein zu tragen. Die Verordnungen vom 30. Juni 1789, erneuert im Lager von Rutſchuck den 9. Schewal 1203, beſtimmt: 1) daß der Patriarch einen Synod (Djemat) von zehn Metropolitanen neben ſich habe; 2) daß er eine jährliche Abgabe von 30,000 Piaſtern (Franken), außer den Gebühren der Calemiye, die auf zwölf vom Hundert beſtimmt ſind, bezahle; 3) daß täglich drei Ocken Schöpſenfleiſch (12,000 Piaſter) an das Corps der Bostantschis des kaiſerlichen Pallaſtes gegeben werden ſollen; 4) 100,000 Asper (834 Piaſter) ſollte der Ober-Straßen-Aufſeher in Bosnien, und 5) 120,000 Asper das Patriarchat Ipeck bekommen (ſonſt das alte von Ochrida in Albanien, jetzt nur noch ein canoniſcher Titel des Metropolitan von Presva). — Aus dieſen Anordnungen entſtehen die traurigen Folgen, daß die Patriarchen, die ihre Stellen meiſtbietend gekauft, ſich dadurch auf alle erſinnliche Weiſe wieder ſchadlos halten, daß ſie an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe die Prälaturen verpachten, welche nun, um wieder zu ihrem Gelde zu kommen, und ſich für ihre Ausgaben ſchadlos zu halten, die niedere Geiſtlichkeit und die Gläubigen brandſchatzen. Die Statthalter, mit Umlaufſchreiben verſehen und auf Koſten der Eparchien reiſend, bedecken dann die Landſtraßen, um die Metropolen und großen Gemeinden in Contribution zu ſetzen, ſo daß „dem Patriarchen ein langes Leben wünſchen", ſich ſelbſt völlig zu Grunde richten heißt. Man muß geſtehen, daß es keine ausgedachtere Manier geben kann, die heiligen Diener der Kirche mehr in der allgemeinen Achtung herab zu würdigen, als gerade dieſe; eine Herabwürdigung, die ſich noch weiter erſtreckt, da durch den Druck von oben dies Preßſyſtem auch von den Prälaten bei ihrer Einführung in den Diöceſen ſehr treu nachgeahmt wird, und bei Eintreibung der Gebühren eine empörende Strenge herrſcht. Hier hat der Prälat keine Statthalter, er ſchickt daher, wenn er zugleich Metropolitan iſt, ſeine Sufragan-Biſchöfe in die Sprengel herum. Solche Abgeordnete machen alsdann, nicht wie ehemals mit dem Augural-Stabe in der Hand, ſondern in Begleitung türkiſcher Jakseadgis, das iſt: Prügel-Knechte, ſogenannte Freuden-Beſuche, um die Gebühren des Altars ein zu treiben. Die Diakoni ſetzen ſich alsdann von ihrer Seite an die Spitze anderer Preſſer, auch die kleinſten Klöſter, die Dörfer und die erbärmlichſten Hütten werden beſucht, um ſie zu weihen, und den Adeti oder die gewöhnliche Abgabe zu erpreſſen. Der arme Grieche ſtellt dann vergebens vor, daß ſein Papas den Agiasmos (eine Ceremonie, durch welche an jedem erſten des Monats die Häuſer geweiht werden) bereits erneuert habe: er muß ohne längere Widerrede dem Erpreſſer die Thür öffnen, der mit der Stola um den Hals eintritt; bei der geringſten Weigerung ſind jene ſaubern Jakseadgis ſogleich bei der Hand, Hülfe zu leiſten; ſo daß Jeder, mit oder gegen ſeinen Willen, beſprengt, beräuchert oder geprügelt wird. Iſt kein Geld da, ſo hält man ſich an die Geräthſchaften, ja man bemächtigt ſich des einzigen ſchlechten Bettes der Hausmutter, des Küchengeſchirrs, ſelbſt der Ackerwerkzeuge; und oft bleibt nichts übrig, einen mit Thränen genetzten Boden zu beackern. Schlagen auch dieſe gewaltſamen Mittel fehl, die Summe zur Deckung der Ausgaben zu erhalten, ſo können die Oberhäupter der Kirche, auf Rechnung der Metropolitanen, borgen. Dieſe Erlaubniß wird im höchſten Grade gemißbraucht; die Intereſſen von wenigſtens 15 Prozent ſind für das Volk eine neue Laſt, das auf ſeine geiſtlichen Obern einen Haß wirft, die ſelbſt ſo viele läſtige Abgaben zu bezahlen haben.

(Der Schluß folgt.)

Bunte s.

Von Plantade erzählt man, daß er im Entzücken über den Anblick der ſchönen Gegenden der Pyrenäen ſtarb!

Die Leidenſchaftlichkeit macht die beſten Beobachtungen und die ſchlechteſten Schlüſſe.

Die Liebe iſt eine gefällige Fabel — gegenſeitige Achtung die beſte Nutzanwendung. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Nach zweimonatlicher Oede und Stille beginnt hier neues Volks- und Kunſtleben rege zu werden. Als

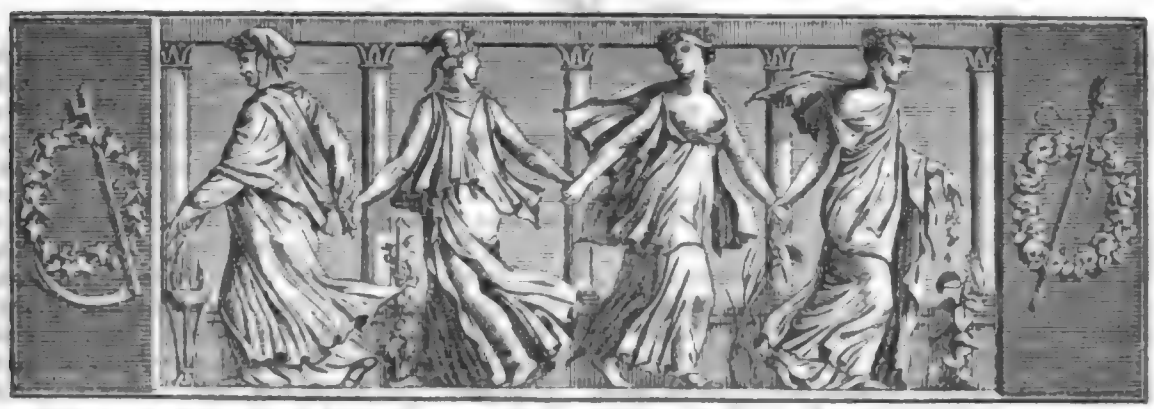
Introduction aller heranziehenden öffentlichen Herrlichkeiten schritt ein Volksfest im prunkvollsten Gewande voran, das alljährig begangene Freischießen. Ein der Chronik Hannovers höchst merkwürdiges Ereigniß gab diesem Feste einen ganz besondern Glanz. Die seit dem 1. Januar d. J. statt gehabte Corporation der beiden Städte (Alt- und Neustadt) machte auch dieses, bisher in zwei Abtheilungen gefeierte Volksfest zu einem allgemeinen Feste, das am 22 August seinen Anfang nahm und, inclusive der beiden mit hinein und herüber gezogenen Sonntags-Vor- und Nachfeier, fünf Tage eine große Masse Einwohner hin- und mitunter ausgezogen hatte. Wenn es wahr ist, was der Volksredner Hunt so imperatorisch von seinem Gerüste hinab donnerte: daß nämlich die Oppositionen die Grundpfeiler der Staatspolitik sind, so dürfen wir diesem Feste bei seinem Anbeginn schon Glück und Dauer prophezeien, denn bei seinem Entstehen fehlte es nicht an Opponenten. Ein Häufchen, sage nur: ein Häufchen Mißvergnügter, hatte sich ausgeschlossen, und wie Fama sich vernehmen ließ, soll ein heiliger Bund und Handschlag sie verpflichtet haben. Es war indeß kein Melchthal noch Stauffacher den Eidgenossen vorangegangen; mehrere der Verschwornen haben den Handschlag in die Büchse geladen und ihn aus dem Centrum des Herzens nach dem Centrum der lockenden Schießscheibe geschickt; die Lust, mit zu schießen, überwog die Lust, sich selbst in Ketten zu schmieden. Auch Pasquille und von hämischer Art erzeugte der Muthwille bei dieser Gelegenheit, so daß sogar eine Prämie von mehreren hundert Thalern dem Entdecker dieser Frevler höhern Orts angelobt worden sind. Nichts desto weniger war das Ganze ein kleines Paradies, obgleich Donner und Blitz die Hauptpartien darin ex officio übernommen hatten. Am letzten Abend gab ein splendider Restaurateur von seinem reichgeschopften Goldregen dem Publikum einen Feuerregen zum Besten, und außer den zum Verblenden illuminirten Zelten ward ein schönes Feuerwerk abgebrannt, in dessen Mitte ein colossalischer Obelisk hervor ragte, mit der Inschrift: „Virtus civica!" Es wurde auch wirklich tapfer dort geladen mit und ohne Pulver. — Ein Genuß geistigerer Art lockte indeß mit dem Sinken der Sonne nicht nur die feine Welt, sondern auch einen großen Haufen aus der Masse hinein in die Stadt und in die heute uns zuerst aufgeschlossenen Tempel Thaliens, in dessen Hallen Mad. Stich unsere Bewunderung in Anspruch nahm. Als „Johanna" in der „Jungfrau von Orleans" schritt sie im Heldengebilde aus dem edelsten Stoffe groß und erhaben einher. Daß die Künstlerin rauschend empfangen und am Schlusse stürmisch hervor gerufen ward, gehörte zu den äußern Ehrenbezeugungen, die nur als Prodromus und Epilogus unserer geweihteten Altäre, im Inneren der Seele dem hohen Gaste errichtet, vor- und nachschritten. Mad. Gehlhaar, die mit gewohnter Besonnenheit die „Königin Isabeau" gab, ward, da es bekannt geworden, daß sie mit dieser Rolle von uns scheiden würde, bei ihrem ersten Erscheinen einstimmig empfangen und am Ende der Darstellung eben so hervor gerufen. Thränen erstickten die Worte des Abschieds der wackeren Frau, die, auch ohne im Worte sich unserm Andenken empfohlen zu haben, ein ehrendes Denkmal in den Herzen aller Hannoveraner sich errichtet hat. Der Himmel beschirme und beglücke sie! Dieses Segenswort hat sie um uns verdient. — Einige Widersprüche in der Aussprache ausländischer Namen haben uns nicht sehr erfreut. So sagte Alles Leionel statt Lionel; sollte aber einmal nach fremder Mundart dieser Name ausgesprochen werden, so hätte man auch, statt Harry Lancaster, Herry Lencester, und, statt Reims, Rengs sagen müssen; Consequenz ist bei Allem das Fundament. Warum hier bei der Rückkehr aus der Cathedrale die lange Dauer dieser Zeit mit höchst ermüdendem, in abgebrochenen Sätzen aufgestoßenem Pauken- und Trompetenspiel ausgefüllt wird, während in Wien und Berlin der Krönungsmarsch diese Lücke ausfüllt, begreifen wir nicht. Mit Bestimmtheit aber wissen wir, daß diese agonisirenden Aushauche der Drometen, welche sich mehr zu einem Tusch bei Bachanalien oder zum Signal für die geöffneten Schranken tapferer Ritter eignen, allgemein langweilten. — Wir erlauben uns bei Gelegenheit eines von einem unserer Bühnen-Mitglieder so eben gemachten Seitensprungs auch einen Seitensprung in unserem Berichte. Unser bisheriger Tenorist, Hr. Boucher, hat, mit Verletzung seines Contrakts, die hiesige Bühne heimlich verlassen. Solches sträfliche Verfahren sollte jeder Referent pflichtschuldigst melden, damit achtbare Bühnen-Directoren frühzeitig genug erkennen, welche Gefahren sie bedrohen, wenn sie solche Subjekte engagiren. — Die zweite Gastdarstellung der Mad. Stich (am 31. August) war ein neues Meisterprodukt höchster Vollkommenheit. Sie gab die „Phädra" mit aller Gluth der von Liebe entflammten Brust. Der Moment, wenn sie dem Sohne ihre sträfliche Zuneigung entdeckt, und der, wenn sie bei dem Anblick des hintergangenen Gemahls sich gleichsam vor sich selbst verbirgt und ihre Scham in die Falten ihres Gewandes hüllt, und namentlich der Ausdruck, womit sie die Worte zu „Oenone" spricht: „Du nanntest ihn, nicht ich!" ist dem Referenten zu schildern unmöglich. — Herr Kazianer war ein kraftvoller „Theseus". Hr. Volkmar, „Hippolyt", hatte sich mit dieser Partie innig vertraut gemacht. Trefflich sind ihm die beiden ersten Akte gelungen; um so schmerzlicher war es uns, dieses schöne Beginnen im dritten Akt enden zu sehen; denn der Schluß stand nicht im Einklange mit dem Früheren. Wenn Hr. V., statt sich so reich zu drapviren, ein minder faltenreiches Gewand und entblößte Arme gezeigt hatte, wurde er mehr dem in Waldern jagenden Sohn der Amazonen, als einem idyllischen Jünglinge geglichen haben. Hr. Hauß, „Theramen", war ganz der wackere Mentor „Hippolyts" und sprach die schöne Erzählung im letzten Akte mit Wärme und reinem Gefühl. Mad. Artour giebt jeder Partie Reiz und Anmuth; so legte sie auch viel Zartes in die der „Aricia". Wenn diese liebliche Künstlerin nicht zu denen gehört, die einen freundlichen Wink für Tadel aufnehmen, so möchten wir schon den wohlmeinenden Rath ihr ertheilen, ihrer zeither oft schwankenden Stimme mehr Sicherheit und Festigkeit zu geben. Es wird der geübten Künstlerin ein Leichtes seyn, das nicht wohltönende Ueberspringen, bald von dem weichsten Sopranton in die dumpftönende Altstimme, und umgekehrt, zu vermeiden. Die Rolle der „Oenone" wurde von Demois. Gollmann mit besonderer Achtsamkeit gelöset. Am Schlusse dieser Darstellung ward unser hochverehrter Gast hervor gerufen. Von den ferneren Gastspielen der Mad. Stich nächstens das Weitere. — Mit dem Schlusse dieses erwähnen wir nur noch, daß der als genialer Schriftsteller und besonders als scharfer Kritiker bekannte Herr M. G. Saphir gegenwärtig in unserer Mitte ist. Referent hat Gelegenheit gehabt, ihn in mehreren gebildeten Kreisen ein zu führen und bei einem solennen Diner des am Eingange dieses Berichts erwähnten Volksfestes, brachte die höchste Magistrats-Person der Stadt einen Toast auf sein Wohlseyn aus, welche Ehrenbezeugung Hr. Saphir augenblicklich mit folgendem Impromptü erwiederte:

Daß er einen Preis erhält,
Darf der Fremdling hier wohl hoffen,
Denn er hat in diesem Zelt
Doch das Beste gleich getroffen;
Von Allem, was nur herrlich prunkt,
Getroffen gleich den Mittelpunkt.

Diese passende Allusion auf das eben gefeierte Scheibenschießen und mehrere Gedichte, die Hr. Saphir hier zu Tage gefördert, haben uns seine Gegenwart doppelt werthvoll gemacht.

Georg Harrys.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 17. September. 149ſtes Blatt.

Die Neu-Griechen.

(Schluß.)

Wegen dieſes Drucks ſehen die Griechen ihre Biſchöfe nicht als ihre Vertheidiger, ſondern als Werkzeuge des Despotismus an, und ſchenken ihre Liebe den Weltgeiſtlichen, den Papas, die Familien-Väter, Ackerbauer und Arme ſind, und gleichſam als natürliche Freunde betrachtet werden. Sie geben zwar keinen Unterricht, aber ſie tröſten und theilen die Leiden und die Arbeit des Tages. Dieſe Papas ſind nicht im geringſten mit unſern Landpfarrern zu vergleichen; man kann ſie nur als höchſt unwiſſend darſtellen, ohne daß ihnen dadurch ein Vorwurf gemacht wird, denn es giebt keine Schulen, keine Lehrer, ſie zu unterrichten und zu bilden. Ihnen iſt jede Gelegenheit benommen, aus dem beſchränkten Kreiſe hervor zu treten, in welchem ſie durch die Tyrannei und den Fanatismus, die beide von der Unwiſſenheit zur Regierungs-Maxime geſtempelt ſind, feſtgebannt ſtehen.

Die Prälaturen ſind der Form nach, wie früher, Gegenſtände der Wahl. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, auch nicht ganz gegen die Stürme des Neides geſichert, wechſeln doch nicht ſo oft, als die Patriarchen; das kaiſerliche Exequatur (Beſtallungsbrief), durch welches ſie die Erlaubniß zur Ausübung ihrer Amtsverrichtungen erhalten, legt ihnen zwar große Geld-Abgaben auf, ſie ſind aber durch dieſelben gegen perſönliche Knechtſchaft wie gegen Einkerkerung geſichert, ausgenommen im Fall großer Verbrechen. Ihnen ſelbſt ſtehet die Gerichtsbarkeit in Polizei- und bürgerlichen Sachen über die Weltgeiſtlichen und Mönche zu; wieder andere Rechte geben ihnen die Benutzung ihrer Metropolen und der Kirchen ihrer Diözes. Dies, mit dem Ertrage ihrer Dotationen, iſt ihr directes Einkommen, das indirecte beſteht in dem Ertrage der Ordinationen und Accidenzien der Metropolen, die ſich nach der Wichtigkeit oder dem Einfluſſe des Mannes richten, welcher den Weinberg des Herrn bauet. Ein ſolches Feld voll Dornen, dem Fürſten des Altars zur Urbarmachung übergeben, iſt für diejenigen, welche ihrem Stande wirklich Ehre machen wollen, ein Schauplatz des Elends! — nichts als Kummer und Betrübniß finden ſolche, von der Heiligkeit ihres Berufs erfüllte Männer, ſtatt Reichthümer, Gewalt und Wohlſeyn, die ſonſt mit der biſchöflichen Würde verknüpft ſind. Sie kennen ihre Simonie, und um das ihnen anvertraute Pfand des Glaubens zu bewahren, unterwerfen ſie ſich dem nothwendig gewordenen, unabwendbaren Uebel. Auf dieſem klippenreichen Meere hin und her geworfen, wünſchten mehrere einen ſicheren Hafen zu finden, „aber fliehen heißt nicht kämpfen“ — iſt ihre Meinung. Nur das Heil der Gläubigen iſt das Ziel ihrer Arbeiten und Wünſche. — So denkt noch ein Theil, wenn auch nicht der größte, der auf den Biſchof-Stühlen des Morgenlandes ſitzenden Prälaten: ſie ſind zwar mit dem kaiſerlichen Pallium der Cäſaren von Byzanz geſchmückt, aber ihre Stirn iſt mit Dornen umwunden. Unter dieſem geheimnißvollen Schleier und im Schooße der Metropolen bilden ſich die Geiſtlichen

zu Erzbischöfen und Bischöfen, deren Noviziat dasjenige der ersten Jahrhunderte der Kirche ist. Das Capitel in der Türkei entspricht völlig dem ungewissen Zustande der Christen. Das Gesinde eines Prälaten besteht aus denen, welche die hohe Würde der Kirche zu erhalten trachten. Durch Verwaltung von Domestiken-Stellen fangen die Geistlichen ihre Laufbahn an. Als Diener in der Küche verleben sie ihre Lehrjahre; haben sie die Zwischenzeit zum Lesen- und Singenlernen gehörig angewandt, so wird ihnen das gelehrte Griechisch und die Kenntniß der heiligen Schrift beigebracht und sie werden als junge Geistliche zum Diakonat erzogen. Dies ist der Augenblick, wo sie an ein Kloster gefesselt werden, welches aus ihnen dasjenige macht, was man Coloyers nennt; die Metropole verlassen sie aber nie, da sie Hand-Arbeiten verrichten müssen (jeder Priester muß arbeiten), die darin bestehen, den Erzbischof oder Bischof, neben seinem Pferde hergehend, durch die Stadt zu begleiten, ihm den Steigbügel zu halten und bei Tische auf zu warten. Sind diese Proben vorbei, so werden sie Diakone im Kloster und können, wenn sie bei Gelde sind, nach vorhergegangener Priesterweihe, sehr bald Bischof werden. Es ist alsdann nur ein Schritt nöthig, um von dieser Würde zu den höheren Graden des Metropolitan und des Erzbischofs zu gelangen; allein, bei dem Patriarchen gute Freunde, und in den Synoden Gönner — die indeß nichts ohne Geld thun — gehören dazu.

Diese Auseinandersetzung stellt dar, daß die höheren Geistlichen nicht aus den ersten Ständen genommen sind, und nicht viele Kenntniß besitzen können, und doch trifft man zuweilen Einige, die ihre Stellen würdig ausfüllen; allein nur sehr selten einen Papas oder Weltgeistlichen. Der sich dem geistlichen Stande widmende Landmann lernt unter der Leitung eines Priesters, oder in den kleinen Stadtschulen, lesen und schreiben. Ein Logiotatos (Gelehrter) unterrichtet ihn in den kirchlichen Ceremonien, wozu das Auswendiglernen der, im gelehrten Griechisch abgefaßten Tauf-, Beerdigungs- und Heiraths-Formeln gehört, die er hersagt, ohne sie zu verstehen. Von Theorie wird ihnen wenig gelehrt, und kein Papas hat eine Idee von der Transsubstantiation, der Hauptlehre der rechtgläubigen Kirche. Die Geringfügigkeit der Studien und die Leichtigkeit, ein geistliches Amt zu erhalten, sind die Ursache, daß man eine Menge armer Christen danach streben sieht. Nach Vollendung dieser sogenannten Studien handeln sie mit einem Bischof um den Preis ihrer Ordination, der sich gewöhnlich auf etwa 500 Piaster beläuft. Um wohlfeiler dazu zu gelangen, begiebt man sich auch wohl in einen Kirchsprengel zu einem armen Bischof, jedoch ist dies selten, da man sich doch immer an den vorgesetzten Bischof wenden muß, um eine Ephimeria (Pfarre) zu kaufen und eine Kirche auf Lebenszeit zu pachten. Der Preis richtet sich nach der Bevölkerung und nach den Orten; außer diesen Ausgaben muß noch jeder Papas an seinen Erzbischof oder Bischof, bei Strafe des Kirchenbanns, acht venetianische Gold-Zechinen (24 Thaler) jährlich bezahlen, und zwar in zwei Terminen, zu Epiphanias und zu Ostern. Dies sind die gewöhnlichen Abgaben der niedern Geistlichkeit; allein hierzu kommen noch die Wiedereinsetzungs-Kosten nach einer Suspendirung, die alle Augenblick, bei dem geringsten Versehen, ausgesprochen wird, um recht viel zu erpressen, namentlich eine Menge von Geschenken, ohne welche es keinen Schutz eines Diaconus der Metropole für einen Papas giebt. Nur die Anhänglichkeit der Griechen an die Religion macht es hiernach begreiflich, wie das Volk noch Geistliche bekommt, dasselbe zu trösten. Der Geistliche in Griechenland hat keine Hoffnung zu Lobeserhebungen noch andern Aufmunterungen; ein Papas bleibt zeitlebens, was er am ersten Tage seiner Laufbahn war: denn der Weg zum Episkopat ist ihm verschlossen, weil er, um dies zu erlangen, im ehelosen Stande leben muß; nicht einmal das Recht hat er, die Beichte ab zu nehmen, was den Coloyers allein zusteht. Das einzige Vorrecht dieser erniedrigten Diener der Kirche ist, daß sie kein Kopfgeld bezahlen, ohne aber von den Angari oder Frohndiensten frei zu seyn, welche sie mit den Unglücklichen verrichten müssen. Ihre Einkünfte bestehen allein in der Bezahlung von den Dörfern, für Verrichtung der Liturgien und der Messen, gewöhnlich 1½ Piaster, in einer Oka (1¼ Pfund) Brod und einer Anweisung an die Gemeinden auf einige Säcke Getreide, und eine sehr geringe Geldsumme. Ihre Amtsverrichtungen beschränken sich endlich darauf, Gott die Wünsche des Volkes vor zu legen, so wie ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Ihrer Würde vergeben sie nichts, wenn sie — da sie Familienväter — zugleich Ackerbauer, Handwerker und Schäfer sind. Die Papas von mehreren Kenntnissen halten indeß zuweilen Schule. Verbunden durch ein gemeinsames Band der Moral, der Familie und des Elends mit dem Volke, fesseln sie dieses an den Altar, und flößen ihm eine unwandelbare Liebe zu dem christlichen Gottesdienst ein. Weit entfernt, in den Händen dieser einfältigen Menschen der Politik zum Werkzeuge zu dienen, ist die Religion nur ein Trost für die Unglücklichen. Nur Worte des Friedens und der Liebe gehen von ihnen aus, und nichts anderes enthalten ihre Predigten, die übrigens der Censur unterworfen sind, damit sie nicht falsche Lehren einmischen; und eben so laden sie die Jugend durch Friedensgesänge zu den, mit einander verbundenen religiösen Festen und Vergnügungen ein. Sie sind weit entfernt, sich zu schä-

men, ein Hochzeit-Lied an zu ſtimmen, oder mit dem Landmanne Vergeſſenheit der Leiden zu trinken; ſie erſcheinen bei freundſchaftlichen Gelagen, weil ſie glauben, daß derjenige, der arbeitet, ſich auch freuen, und nur der Böſe ſein Leben in Traurigkeit hinbringen müſſe.

So iſt im Allgemeinen die griechiſche Kirche beſchaffen, die man in ihrer höchſten Bedrängniß noch mit den Reſten ehemaliger Schönheit geziert findet. Jeder Reiſende muß indeß über die Menge erzbiſchöflicher und biſchöflicher Sitze mit Recht erſtaunen, vorzüglich im Peloponnes, wo ſie ſich in eben dem Verhältniſſe vermehrt haben, in welchem die Bevölkerung vermindert iſt. H.

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

III. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Dieweil ſo lange mein Bruder des Pr. Heinrichs Liebden noch mit Dero Expedition im Reiche beſchäfftiget und aus Sachſen abweſend ſeyn werden, kein Menſch garantiren kan, daß die Oeſterreicher nicht wiederum in der Lausnitz ſitzen und eine neue entreprise verſuchen werden; Als habe Ich vor nöthig gefunden, wegen der differenten Corps, die Ich vor der Hand der Orthen detachiret habe, um denen Oeſterreichern, fals ihnen die Luſt ankommet, etwas durch die Lausnitz zu verſuchen, gleich auf den Halß zu ſitzen, nachſtehende disposition zu machen, befehle auch deshalb hierdurch, daß der General Major von Putkamer mit ſeinen noch bey ſich habenden 5 Eſquadrons Huſaren in Sagan, der General Major von Wobersnow mit ſeinen Corps zwiſchen Sagan und Glogow, Ihr der General Lieutenant von Seydlitz aber nebſt den General Major von Czettritz und allen was Ihr bey Euch habt, zwiſchen Naumburg und Sagan ſtehen bleiben ſollen. Ihr der General Lieutenant von Seydlitz ſchicket patrouillen über Naumburg nach der Lausnitz hinein, um zu ſehen was paſſiret. Der Obriſt Lieutenant von Dingelſtädt ſchicket aus Spremberg wiederum Patrouillen vorwärts, und alſo kan von Naumburg und Spremberg ab das gantze Corps von allen avertiret werden. Weil ſie alle bey Sagan übergehen müßen, ſo haben ſie nur 2 Märche bis Cottbus, und können den Feind allemahl vorkommen, dergeſtalt daß er nichts thun kan, ehe Ihr nicht an ihn heran ſeyd. So bald Ich aber hören werde, daß mein Bruder der Pr. Heinrich wiederum in Sachſen zurück gekommen, ſo werde Ich Euch, den General Lieutenant von Seydlitz, wiederum an Mich ziehen, und der General Major von Wobersnow gehet alsdenn wiederum über die Oder. Ich mache dieſes alles auch den Gen. Major v. Wobersnow bekandt, da Ihr Eures Orthes den General Major von Putkammer als den Obriſt Lieutenant von Dingelſtädt nach dieſer meiner disposition zu inſtruiren habt. Ich bin ꝛc.

Landsbuth, den 21. May 1759.

Mein Bruder iſt Schon in Bamberg, alſo wirdt er baldt wieder zurücke Seindt.

Frdch.

IV. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Der Einhalt Eures Schreibens vom 30. dieſes iſt mir ganz lieb zu vernehmen geweſen und dankte Ich Euch für die Nachrichten. Ich gedächte aber, daß wenn Ihr werdet ſo viel Zeit gehabt haben, einige Patrouillen gegen die Schnee Kuppe zu ſchikken, ſo werdet Ihr auf eine oder die andere Weiſe Mittel finden, etwas zuverläßige Nachrichten vom Feinde zu bekommen. Ich bin ꝛc.

Reich Hennersdorff, den 30. May 1759.

hier heißt es, Daun hat 20000 man Detachirt, die Eine Bande Spions verſichert, das Solche nach Trautenau marſchiret wehrn, die andern Sagen, es wehre nicht 20,000, aber der Laudon wehre damit nach Gabel marſchiret, ich werde hier alles an Wenden, umb zu wißen, was in der nachtbarſchaft paſſiret, ſuche er auch Solches Seines ohrths zu erfahren, Dingelſtet habe ich auch davon avertiret, alſo wirt man baldt Klar ſehen, Was die Warheit iſt. Frdch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moſaik.

Guter Rath nutzt dem, deſſen geiſtiges Auge blöde, deſſen Herz willig iſt. Im Allgemeinen hilft der Verſtändige ſich ſelbſt; der Thor aber hört nicht, oder befolgt thörigt, was er hörte.

Alphons V., König von Arragonien, ſagte einmal: „Ein Toller unterſcheidet ſich von einem Tänzer nur dadurch, daß Letzterer nicht ſo lange Narr bleibt!“ — Cato aber führte noch in den Sechzigern einen Tanz auf und behielt dennoch den Beinamen eines Weiſen.

Es iſt gewiß merkwürdig, daß Tiberius den Spruch geliebt: „In einem freien Lande müſſen auch Sprache und Geiſt frei ſeyn!“

Entehre deine Vernunft weder im Glauben noch im Handeln. Aberglaube ſchändet deine Denkkraft, böſer Wandel deine Thatkraft. A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die göttliche Comödie des Dante, in ihrer Wirkung auf das Gemüth. Dante Alighieri und ſeine Werke haben in den letzten Jahrzehenden wieder ſtärker, als früher, die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen, welche, einer höheren Strebens fähig, die Poeſie für etwas mehr halten, als für eine Kunſt, die beſtimmt ſey, uns durch wunder-

bare Bilder die Zeit zu vertreiben. Die Räthselhaftigkeit des Plans, welcher der göttlichen Comödie zum Grunde liegt, der Reichthum der Phantasie des Dichters, die Tiefe und Klarheit seiner Gedanken, die Eigenthümlichkeit der Zusammenstellung und des Ausdrucks, der hohe Werth des Gedichts als historisches Monument — Alles dies ist oft und weitläuftig besprochen worden. Was aber weit weniger in Erwägung gekommen, ist die außerordentliche Wirkung, welcher dieser große Protestant gegen alles Schlechte und Verkehrte, dieser mächtige Ringer nach dem Edelsten und Höchsten, auf den Sinn und das Gemüth desjenigen ausübt, der sich dem Studium seines größten Werks mit ernstem und treuem Fleiße hingiebt.

Wir sehen in diesem Dichter eine hohe, große Natur, die in den tobenden Stürmen der Zeit, des theuren Vaterlands beraubt, rastlos umherirrend, verfolgt und verkannt, immer in sich selbst das Gleichgewicht wieder findet und, ungestört von der Unruhe außer ihr, in ruhiger Hoheit und Klarheit das Leben erkennt; nur in dem Gesetze der Ordnung den Maaßstab seines Werthes findet, und ewig zu diesem Gesetze hin und zu Ihm, dem Unaussprechlichen, empor strebt, der es begründet hat. Diese Natur in jedem Zuge bekundend, zeigt er uns unter dem Bilde körperlicher Qual den Seelenzustand derer, welche im Kampfe gegen dies Gesetz dahin taumeln und das Glück da suchen, wo nur das Elend zu finden ist. Von dem Jammer der Nichtigen an, die dies Gesetz verletzen, indem sie seine Ausübung nicht fördern, bis zu dem verruchtesten Verbrecher hinab, führt er uns stufenweise durch die ewige Nacht, um dann, wenn der Mittelpunkt durchdrungen ist, wieder emporsteigend, uns einzuführen in das Land der Reue. Hier scheinen uns wieder die Sterne, hier erglänzt uns der Sonne helles Licht, welches allein uns die Kraft giebt, emporzustreben zum Guten und Besten. Hier läutert sich die Vernunft, den Werth der irrdischen Dinge erkennend und nur in deren Beziehung zum Höchsten ihn findend, von jeder niedern Leidenschaft. Sobald ihr Werk vollbracht ist, tritt die geläuterte Vernunft ehrfurchtsvoll vor dem Glauben zurück, welchem die himmlische Weisheit als Führerin zum vollkommenen Schauen erscheint. Wie die Flamme, ihrer Natur nach, aufwärts strebt, so strebt die Seele, der Fesseln des Erdenwahns entledigt, getrieben durch angebornen Drang, empor zu ihrem Urquell, zu Gott, der da ist die erste Liebe, die reinste Wahrheit, das klarste Licht. Nur im Lichte, nur durch das Licht, naht sich ihm die Seele, nicht in der Nacht der düstern frömmelnden Schwärmerei, die heut, wie immer, von der Sünde und dem Wahnsinne erzeugt, zur Sünde und zum Wahnsinn zurück führt. In der gänzlichen Hingebung an die erste Liebe, in der Erkenntniß der reinsten Wahrheit, im Scheine des unendlichen Lichts, den das Auge durch den Glauben ertragen lernt, ist die Seligkeit. Wohne der geläuterte, zum Glauben erhobene Geist höher oder niedriger — er ist selig, denn sein Wille ist ganz hingegeben der ewigen Liebe, und Paradies ist allerwegen, wo Himmel ist.

So führt uns der Dichter zu den seligen Kreisen, von welchen die Erde so klein erscheint, daß wir mit ihm lächeln über ihr ärmliches Ansehn. Aber diese Niedrigkeit unsers Planeten, und unsre eigene, darf uns nicht entmuthigen. Denn vor Gott, dem Unermeßlichen, ist nichts klein und nichts groß in sich. Das Staubkorn und die Sonne sind beide seine Werke, beide gleich erkennbar seinem Blick. Ihm ähnlich wird der Geist, der aus seinem Hauche hervor ging, im Gesetze der Ordnung.

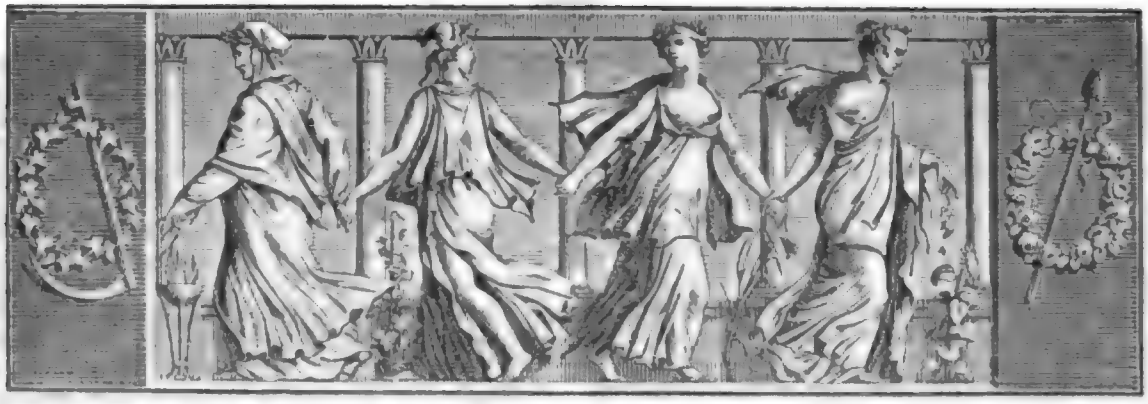
Mit diesen Gesinnungen durchdringt uns der göttliche Dichter, die Scheußlichkeit des Lasters uns zeigend, uns reinigend und läuternd, die Ahnung des Höchsten erweckend, und, soweit der Menschengeist dessen fähig ist, bis zum Schauen sie verklärend. Wer diese Ahnung empfunden, an diesem Lichte sein Auge geweidet, von diesen Höhen die Erde betrachtet hat, kann nicht wieder zurück sinken in den dunkeln Schmutz des Lebens. Aber er wird deshalb dem Leben nicht fremd, zur lebendigen That, wie die Erde sie fordert, nicht unfähig werden; denn der Dichter, emporgetragen von den Flügeln der erhabensten Phantasie, verschmäht es nirgends, verständig zu seyn. Standhaft bekämpft er die Dummheit, diese Mutter aller niedrigen und schlechten, gegen die Weltordnung ankämpfenden Leidenschaften und diejenigen, die es unternehmen, sie gegen das eindringende Licht zu erhalten und zu verbreiten. Er kämpft für Wahrheit und Recht, für Gott und die von ihm eingehauchte Vernunft, unbesorgt, wie dieser Kampf auf sein eigenes Loos wirke; und, indem er als Bürger im Kampfe untergeht, erstreitet sein Geist den Sieg für die Menschheit. Fünf Jahrhunderte feiern bereits diesen Sieg, und alle kommenden werden ihn feiern und die von ihm gepredigte Wahrheit beweisen, daß man nur im Lichte vorwärts geht.

Um dies in ihm zu erkennen und in der Erkenntniß mit ihm uns zu erheben, müssen wir die oft schwierigen Einzelheiten des Werks genau zu ergründen streben; denn nur wer das Einzelne mit Klarheit überblickt, wird den Sinn des Ganzen zu erfassen im Stande seyn. Aber dies erfordert ein Studium, zu welchem selbst unter den Gelehrten nur wenige die Muße, noch wenigere die Ausdauer besitzen. Ist auch in Deutschland durch die mit dem treuesten Fleiße neu bearbeitete Kannegießersche Uebersetzung und durch die meinige eine allgemeine Kenntniß dessen, was der Dichter war und wollte, erleichtert worden, so wird doch Niemand, als der ganz Unverständige, an die Uebersetzung den Anspruch machen, daß sie ein solches Original ersetzen solle. Den Zugang zu ihm kann sie erleichtern, und demjenigen, dem dieser nach seiner Vorbildung ganz verschlossen ist, ein Abbild geben, welches, wenn auch hinter einem viele Schönheiten verbergenden Schleier, die Züge und Umrisse des Urbildes wenigstens im Allgemeinen wieder giebt. Immer wird der Uebersetzer eines solchen Werkes nur die Wahl haben, entweder sclavisch nachzumachen und dann durch Zwang und Lebloſigkeit gänzlich zurückzustoßen, oder sich zur lebendigen Reproduction zu erheben, und dann von seiner eigenthümlichen Individualität, selbst wider Willen, soviel beizumischen, daß dadurch ein großer Theil der Eigenthümlichkeit des Urbildes verschleiert wird. Daß beide Fehler zu vermeiden seyen, werde ich erst dann glauben, wenn man mir eine poetische Uebersetzung aus irgend einer Sprache in irgend eine andere nachweist, die von beiden frei und dafür allgemein anerkannt ist.

Von denjenigen Einwohnern Berlins, die eine unmittelbare genauere Bekanntschaft mit dem großen Dichter anzuknüpfen sich geneigt und befähigt finden möchten, muß es daher dankbar erkannt werden, daß sich ihnen ein liebevoller und zuverlässiger Führer darbietet, um sie auf dem oft sehr schwierigen Wege zur Erkenntniß des außerordentlichen Werks zu leiten, die Hindernisse, die sich entgegen stellen, wegzuräumen, und sie in den Stand zu setzen, ohne einen nur Wenigen möglichen Aufwand von Zeit und Kraft die Schätze dieser Dichtung zu ihrem geistigen Eigenthum zu machen. Nur von der reinsten, uneigennützigsten Liebe zu dem Dichter, dem sein sinniger Fleiß seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen gewidmet war, und von dem Wunsche, das hierdurch Erworbene gemeinnützig zu machen, bewogen, mit allen innern und äußern Hülfsmitteln zu seinem verdienstvollen Unternehmen reichlich ausgestattet, wird der Herr geheime Ober-Regierungsrath Uhden, wie er uns durch den Lections-Catalog der hiesigen Universität ankündigt, im nächsten Winter Vorlesungen über die göttliche Comödie des Dante halten. Möge Er in der Zahl, mehr noch in der Empfänglichkeit seiner Zuhörer den Lohn für seine edle Bemühung finden.

Karl Streckfuß.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 19. September. 150ſtes Blatt.

Die Gefangenen des Kaukaſus.

Hiſtoriſche Novelle vom Grafen Xavier de Maiſtre.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Seit langer Zeit iſt das Gebirge des Kaukaſus vom ruſſiſchen Reiche eingeſchloſſen, ohne einen Theil dieſes Reiches aus zu machen. Die wilden Bergbewohner, unter ſich getrennt durch Sprache und Intereſſen, bilden eine Menge kleiner Völkerſchaften, haben wenige politiſche Verhältniſſe gegen einander, und nur einen einzigen Punkt, worin ſie Alle überein kommen: eine unerſättliche Neigung zur Unabhängigkeit und zum Raube. — Eine der zahlreichſten und furchtbarſten Völkerſchaften iſt die der Tſchetſchengen; ſie bewohnt die große und kleine Kabarda, zwei Provinzen, deren hochliegende Thäler ſich bis an die Bergrücken des Kaukaſus hinan ſtrecken. Die Männer ſind ſchön, tapfer, klug, aber räuberiſch und grauſam, und mit den Truppen der Grenze *) faſt in beſtändigem Kriege begriffen.

Mitten unter dieſen gefährlichen Horden, im Mittelpunkt der unermeßlichen Bergkette, hat Rußland einen Verbindungsweg mit ſeinen aſiatiſchen Beſitzungen angelegt. Redouten, in gewiſſen Entfernungen aufgeworfen, decken den Durchweg bis nach Georgien: allein darf es aber kein Reiſender wagen, ihn zu betreten. Zwei Mal in jeder Woche geleitet eine Schaar Infanterie mit Kanonen und ein zahlreicher Koſackenpulk die Reiſenden und die Depeſchen der Regierung. Eine dieſer Redouten, neben einem Haupt-Ausweg des Gebirges erbaut, iſt zu einem kleinen volkreichen Flecken angewachſen. Seine Lage hat ihm den Namen Wladi-Caucasus *) geben laſſen. In der Redoute hat der Commandeur der Truppen, denen dieſer ſchwere Dienſt obliegt, ſeine Reſidenz.

Der Major Kascambo, vom Regimente Wologda, ein ruſſiſcher Edelmann aus einer griechiſchen Familie abſtammend, erhielt den Befehl über den Poſten Lars, in einer der Schluchten des Kaukaſus. Ungeduldig, ſeine Stelle an zu treten, und tapfer bis zur Verwegenheit, beging er die Unbeſonnenheit, die Reiſe mit einer Eskorte von funfzig Koſacken, über die er zu gebieten hatte, zu unternehmen, und den noch größeren Unverſtand, ſeine Abſicht zu verlautbaren und ſich ſeines Entſchluſſes im Voraus zu rühmen.

Die Tſchetſchengen, welche an der Grenze wohnen, und die man die friedfertigen Tſchetſchengen zu nennen pflegt, ſind den Ruſſen unterworfen und haben freien Zutritt in Mosdok; aber die meiſten unter ihnen haben Verbindungen mit den Bergbewohnern unterhalten, und machen nicht ſelten, wenn es auf Rauben ankommt, Gemeinſchaft mit ihnen. So geſchah es, daß Letztere die Reiſe Kascambo's und ſogar den Tag ſeiner Abreiſe erfuhren, und ſich in einen Hinterhalt lagerten. Ohngefähr zwanzig Werſte (drei deutſche Meilen) von Mosdok, als er um einen kleinen

*) Man nennt Truppen der Linie oder Grenze die Poſtenkette der Ruſſen zwiſchen dem caſpiſchen und dem ſchwarzen Meere, vom Ausfluß des Terek bis zum Ausfluſſe des Cuban.

*) Vom ruſſiſchen Wort wladeti, beſitzen, beherrſchen.

buschigten Hügel lenkte, wurde er von 700 Reitern angefallen. Zurück konnte er nicht; die Kosacken stiegen ab und hielten den Angriff standhaft auf, in der Hoffnung, aus einer nicht fernen Redoute Unterstützung von regelmäßigen Truppen zu erhalten.

Die Bewohner des Kaukasus, obschon von persönlicher großer Tapferkeit, sind nicht im Stande, in Masse an zu greifen, und folglich nicht sehr gefährlich für einen Haufen, der ihnen in guter Fassung widersteht; aber sie sind mit guten Waffen versehen und zielen richtig. Bei dieser Gelegenheit kam ihnen ihre große Anzahl zu statten und machte das Gefecht ungleich. Nach einem ziemlich langen Gewehrfeuer war die Hälfte der Kosacken erschossen oder außer Stand, den Kampf fort zu setzen; die übrigen hatten mit den todten Pferden eine Art von Bollwerk aufgeworfen, hinter welchem sie ihre letzten Patronen verschossen. — Die Tschetschengen, welche in allen ihren Unternehmungen russische Ueberläufer mit sich führen, die ihnen gelegentlich zu Dollmetschern dienen müssen, ließen den Kosacken zurufen: „Liefert uns den Major aus, oder wir schießen Euch bis auf den letzten Mann nieder!“ Kascambo, der den gewissen Verlust seines ganzen Haufens vor Augen sah, beschloß, sich selbst aus zu liefern, um den Uebrigen seiner Leute das Leben zu retten. Er übergab seinen Säbel den Kosacken, und ging allein den Tschetschengen entgegen. Diese hielten sogleich mit Schießen ein, denn ihre einzige Absicht war, ihn lebendig zu fangen, um ein ansehnliches Lösegeld zu erpressen. Kaum hatte er sich in ihre Hände begeben, als er von weitem Hülfe anrücken sah, die man ihm zuschickte; es war zu spät; die Räuber entfernten sich schnell mit ihrer Beute.

Sein Denschick *) war mit dem Maulthier, welches das Gepäck des Majors trug, zurück geblieben. In einer Schlucht versteckt, erwartete er den Ausgang des Gefechts, als die Kosacken auf ihn trafen und ihn mit dem Schicksal seines Herrn bekannt machten. Der brave Kerl entschloß sich sogleich, das Schicksal des Majors zu theilen, und nahm seine Richtung nach der Gegend, welche die Tschetschengen verlassen hatten. Er ließ sein Maulthier die Spur der Pferde verfolgen, und als es anfing dunkel zu werden, und er sie nicht mehr unterscheiden konnte, stieß er auf einen Nachzügler, welcher ihn nach dem Versammlungs-Ort der Tschetschengen brachte. — Man kann sich die Empfindung des Gefangenen denken, als er seinen treuen Denschik freiwillig ankommen sah, um sein Mißgeschick mit ihm zu tragen. Die Tschetschengen theilten sich sogleich in die Beute, die das Maulthier trug, und gaben dem Major nichts als eine Guitarre zurück, mehr aus Spott, als aus Menschlichkeit. Ivan — so hieß der Denschick *) — nahm sie zu sich, und widerstand dem Befehl seines Herrn, sie auf den Boden zu werfen und zu zerbrechen. „Weswegen sollten wir den Muth verlieren?“ sprach er zu ihm: „der Russen Gott ist groß! **) der Räuber Vortheil will ja, daß sie Euch schonen; sie werden Euch kein Leid anthun!“

Nach einer Rast von einigen Stunden schickte sich die Horde an, ihren Weg fort zu setzen, als einer ihrer Leute, welcher zu ihnen stieß, meldete: die Russen rückten heran, und allem Anschein nach würden sich die Truppen der übrigen Redouten anschließen und sie vereint verfolgen. Die Chefs hielten Rath; es kam darauf an, ihren Rückzug zu verbergen, nicht nur, um ihren Gefangenen behalten zu können, sondern auch, um den Feind von ihren Dörfern ab zu halten und den Repressalien zu entgehen. Es wurde beschlossen, daß sich die Horde auf mehreren Wegen zerstreuen solle. Dies geschah. Zehn Mann zu Fuß erhielten den Auftrag, die Gefangenen zu begleiten; nur ohngefähr hundert Reiter blieben zusammen und nahmen eine entgegen gesetzte Richtung von Kascambo. Man zog ihm seine mit Eisen beschlagenen Stiefel aus, deren Spur den Weg, den sie mit ihm genommen, hätten verrathen können. Er mußte, mit Ivan, einen Theil des folgenden Morgens barfuß gehen.

Die kleine Eskorte kam an einen Bach, ging ihn längs dem Ufer rasen eine halbe Werste hinauf, stieg dann an einer steilen, mit Dornengebüsch bewachsenen Stelle hinab, um sich zu verbergen und jede Spur zu verwischen. Der Major war so ermüdet, daß, um ihn bis an den Bach zu bringen, man ihn auf Gürtel-Riemen tragen mußte. Seine Sohlen waren blutrünstig; er konnte nicht gehen, man mußte ihm die Stiefel wieder anziehen.

Als sie in das erste Dorf kamen, schien Kascambo, den der Kummer noch mehr als die Ermüdung niederdrückte, seinen Begleitern so schwach und abgespannt, daß sie für sein Leben fürchteten und ihn menschlicher behandelten. Man gönnte ihm einige Ruhe und gab ihm ein Pferd. Aber um den Weg, den sie mit ihm genommen, vor den Russen geheim zu halten, um ihren Nachforschungen zu entgehen und dem Gefangenen die Möglichkeit zu benehmen, seinen Freunden Nachricht von sich zu geben, transportirte man ihn von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal, und verband ihm verschiedene Male die Augen. Auf diese Weise setzte man ihn über einen breiten Fluß, den er für die Sonja hielt. Man schonte seiner sehr auf diesen Querzügen,

*) Soldaten-Bursch.

*) Sein ganzer Name war Ivan Smirnoff, übersetzt: Johann der Sanftmüthige, gerade das Gegentheil seines Charakters, wie man in der Folge sehen wird.

**) Bekanntes russisches Sprüchwort der Soldaten, wenn sie in Gefahr sind.

verſorgte ihn mit hinlänglicher Nahrung und gab ihm die benöthigte Ruhe. Als er aber bis zum äußerſten Dorfe gelangt war, worin man ihn aufbewahren wollte, änderten ſogleich die Tſchetſchengen ihr Benehmen, und unterwarfen ihn den äußerſten Mißhandlungen. Man legte ihm Eiſen an Hände und Füße, und eine Kette um den Hals, woran ein eichener Klotz befeſtigt war. Sein Denſchick wurde minder hart behandelt; ſeine Ketten waren leichter und geſtatteten ihm, ſeinem Herrn zuweilen Dienſte leiſten zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

V. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Ich habe Ew. Schreiben vom 2ten dieſes wohl erhalten, worauf Euch in Antwort dienet, wie daß geſtern Laudon noch auf einen brief geantwortet hat, der ihm von hier aus geſchrieben worden, und daß er alſo den 1ten Juny gewiß in Schatzlar geweſen ſeyn muß, alwo er gedachten brief unterſchrieben hat. Nichts deſtoweniger iſt doch das lerm in der Armée derer Oeſterreicher, daß ein Detachement von 10,000 Mann irregulairer Trouppen gegen die Sächſiſche Grentze anmarchiret wäre. Die öſterreichiſchen Generale haben zwar darauf gewartet, daß Mein Bruder des Pr. Heinrich Liebden Sich noch weiter in das Reich enfonciret haben und kan es daher leicht ſeyn, daß wie ſie werden erfahren haben, daß nicht nur Mein Bruder auf den March nach Sachſen zurück iſt, ſondern auch daß dorten der Gen. Major von Schenckendorff ein öſterreichiſches Detachement von 700 Huſaren, 400 Panduren und 6 Bataillons Infanterie bei Zwickau geſchlagen, daß beyde Umſtände ſie circonſpect gemachet und von plan zu ändern bewogen hat. Der Rückmarch von Meinen Bruder und das Detachement, ſo nach der Dohnaſchen Armee gehen wird, ſolches wird ohne Zweifel ihr propos noch mehr derangiren, und kömt es auf meiner Seyte auf nichts anders als erſtlich auf Gedult an, daß Ich erſt alles abwarte, und zweytens auf Zeitungen, daß Ich nur informationes und gute Nachrichten bekomme, was der Feind vornimt; Auf dieſen Artieul alſo müßet Ihr Eure Haubt attention mit richten, und Eurer ſeyts nichts ſparen, um alles, was auf dortiger Grentzen geſchiehet, zu erfahren, und Mir ſolches zu melden, wie Ich Euch dann von Meiner Seyts von allen Zeitungen, die Ich erfahre, ſie mögen wahr oder falſch ſeyn, notice geben werde, damit Ihr auf Eurer Seyte erfahret, ob ſolche Grund haben oder nicht. Ich bin ꝛc.

Reich-Hennersdorff, den 2. Juny 1759.

Ich bin hier auf Schildwach und wahrte auf die Dinge die da kommen Sollen, und die noch wohl ein pahr mahl inß Steken gerahten werden.

Frdch.

VI. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Ich habe Euren Bericht unterm heutigen dato erhalten, und kan Ich nicht wohl begreiffen, aus was Urſache die Leuthe Verhacks bey Neuſtadt machen, und ſollte dieſes faſt glauben machen, als wenn ſie weiter vorwärts wollten. Ich ſetze mich Morgen in Marſch und werde über Rohrlach (?) campiren und über Morgen in Lahn ſeyn. Ich bin ꝛc.

Reich-Hennersdorff, den 4. July 1759.

Der Regler mus mihr ein guht Lager ausſuchen. Was Teuffel wollen dan die leute mit ihre verhaks, wohr wollen Sie dan herein. Frdch.

VII. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Da Ihr noch bis dato zu Meinem Leidweſen kranck ſeydt und es nicht von Euch dependiret, Eure Geneſung zu beſchleunigen, Ihr aber zu Meiſſen übel in Euren nothwendigſten commoditeten ſeydt und mir denohnerachtet in nichts helffen könnet: So habe Ich Eurer eignen überlegung und entſchluß anheim geben wollen, ob Ihr nicht beßer thun werdet, nach Berlin wieder zurück zu gehen, um Euch daſelbſt zuforderſt mit mehrerer Bequemlichkeit und success wie hier völlig curiren zu laſſen, woran Ich faſt nicht zweiffele und daß es dort um ſo eher als hier geſchehen werde, wann zumahlen Ihr Euch inzwiſchen alles deſſen, ſo Euren retablissement hinderlich ſeyn kan, enthaltet. Ihr habet alſo nach Euren Gutfinden Euren Entſchluß desfals zu nehmen und Ich bin ꝛc.

Haupt Quartier Radeburg, den 23. Juny 1760.

Frdch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Grabſchrift eines Helden.

Est mortuus pro patria!
„Er hält's nicht aus!“ rief fern und nah
Ein Jeder, der ihn — laufen ſah. R.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Der erſte Auguſt d. J. bot uns ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel dar. Unſer wackere, menſchenfreundliche Mitbürger, Hr. P. D. W. Tonnies, Erfinder einer „neuen Rettungsmaſchine bei Scheiterung und Wegſinken der Schiffe“, ließ durch etliche im Schwimmen geübte Matroſen dieſe ſeine Maſchine auf dem Baſſin unſerer Binnen-Alſter probiren. Zahlreiche Gondeln, hier Jollen genannt, bedeckten, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, die ſpiegelhelle Fluth. Tauſende von Zuſchauern hatten ſich am vielbeliebten Jungfernſteige und an den Wallbaſtionen, die der Binnen-Alſter zum Damme dienen, zu dieſem höchſt intereſſanten Schauſpiel verſammelt. Des Hrn. Tonnies jüngſt erſchienene, mit tiefer Einſicht abgefaßte Schrift, betitelt: „Chronik des Hamburg. Aſſecuranz-Geſchäfts im Jahre 1824“ — von der bereits mehrere Auflagen nöthig wurden — giebt freilich genügende Auskunft über den Bau und die Handhabung dieſes neuerfundenen Rettungs-Bootes; da jedoch Gutes und Nützliches nicht weit genug verbreitet werden kann, ſo mö-

spricht es sehr wohl dem menschenfreundlichen Zwecke des Erfinders der erwähnten Maschine, wenn nach Kräften dazu beigetragen wird, durch öffentliche Blätter einem Gegenstand zu besprechen, der bei seinem ersten Erscheinen, wo also Verbesserungen mancherlei Art ihm wohl noch bevorstehen, schon einen hohen Grad von Vollkommenheit zeigt. — Die neuerfundene Rettungsmaschine des Hrn. Tonnies stellt sich als ein dreieruns des mit völlig wasserdichtem Verdecke versehenes Boot dar, auf welchem bequem 16 Menschen stehen können, und welches durch zwei Ruderstangen ohne große Anstrengung ziemlich schnell fortbewegt werden kann. Auf dem Verdeck befindet sich die fest zuzuschließende Oeffnung eines ledernen Schlauches oder Beutels, durch welchen ein Mensch hinab gleiten kann, um in den unter dem Verdeck befindlichen mittleren Bootsraum zu gelangen, dem durch zweckmäßig angebrachte Schornsteine frische Luft zugeführt wird. Ein Vorraths-Kammerchen in diesem Raume, der überdies mit einem kleinen auf dem Verdecke leicht an zu bringenden Segel, einem Nothsteuer und einem Compasse versehen seyn kann, machen dies Rettungs-Schiff zu einer der dankenswerthesten Gaben des deutschen Erfindungsgeistes. Die Erfahrung lehrt, daß die bisher auf Seeschiffen üblichen Böte, die, Nußschalen gleich, immer nur ein Spiel der Wellen seyn können, wenig oder gar nicht als Rettungs-Schiff einer im Meeressturm versinkenden See-Mannschaft dienen, indem sie nicht selten von einem Wogensturz umgeschlagen (gekentert) werden. Dieses Kentern ist nun bei dem Tonnies'schen Rettungs-Boote durchaus unmöglich, indem unter dem vorerwähnten Raume desselben noch ein zweiter durchlöcherter, mit einem Wassergewicht von etwa tausend Pfund angefüllter Raum befindlich ist. Rechnet man dazu die im oberen Raume Platz findenden fünf Menschen, etwa siebenhundert Pfund an Gewicht, so ist nach den Gesetzen der Schwere das Umschlagen der Maschine reine Unmöglichkeit; um so mehr noch, da zum Ueberfluß der obere Theil des Bootes bedeutend erleichtert wird, weil derselbe mit einer etwa zweihundert Pfund schweren Korkschale umkleidet ist. Das mit diesem Rettungs-Boote auf unserer Binnen-Alster angestellte Experiment leistete und bewies Alles, was durch dasselbe geleistet und bewiesen werden sollte; es zeigte nämlich: die Kraft der Maschine, ein Gewicht von 12 bis 16 Menschen zu tragen, so wie die Consistenz und Undwegsamkeit der Maschine in Betreff des Kippens. Um dieses anschaulich zu machen, warfen sich von einem fern lagernden Fahrzeuge zehn Matrosen nach einander in den Strom der Alster, schwammen zu dem von zwei Ruderern in Bewegung gesetzten Rettungs-Boote, an dessen Bord sie vermittelst von demselben herabhängender Seile hinan klommen, schlüpften einzeln in den Schlauch oder blieben auf dem Verdeck, und der Erfolg zeigte, daß fünf Mann im mittleren Bootsraume, bei einer Warme-Temperatur von 22—23 Grad Reaumur, frei von aller Luftbeklemmung, die Uebrigen aber auf dem Verdeck gelagert waren, ohne daß das Rettungs-Boot merklich tiefer in's Wasser gegangen ware, als vorher. Mit Recht behauptet also der wackere Erfinder dieses Bootes in einer über diesen Gegenstand ausgegebenen Flugschrift Folgendes: „Befindet sich eine solche Rettungs-Maschine an Bord eines scheiternden Schiffes, so wird sich die Mannschaft ihr anvertrauen können, und die das Schiff verschlingenden Wogen werden sie mit sich fortführen und in kurzer Zeit an ein nahes Ufer werfen, wenn sie nicht früher von Vorüberschiffenden aufgenommen wird; indem die Maschine den Geborgenen Schutz vor dem Sturme, Ruhe, Schlaf und Lebensmittel darbietet u. s. w."

Der Markt unserer Literatur hat nichts besonderes Neues; es sey denn die in Monats-Heften erscheinende Zeitschrift „Columbus oder Amerikanische Miscellen", von welcher der August-Monat bereits das achte Heft lieferte und die in reicher Fülle die denk- und wissenswürdigsten historischen, geographischen, statistischen und naturhistorischen Nachrichten über diesen sich immer mehr erhebenden Erdtheil mitbringt. Goethe's sinnvolles Wort:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und rasch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!"

gereichen dieser Zeitschrift, als Motto, zu einer wahren Zierde. Dagegen aber sollte der gelehrte und umsichtige Herausgeber auf die Mittheilung selbstgemachter Verse in seiner viel gelesenen und ernsteren, besseren Dingen gewidmeten Monatsschrift billiger Weise Verzicht leisten. Denn man findet in seinem August-Heft S. 174:

„Amerika, das Land der Auswanderung.

Einem Mag|neten ver|gleichbar | dehnst du | dich von | Norden
nach | Süden;
— ∪ — ∪ — ∪ —
Tausende|ziehst du her|bei — | Heil dir, | wenn du | sie er|ziehst."

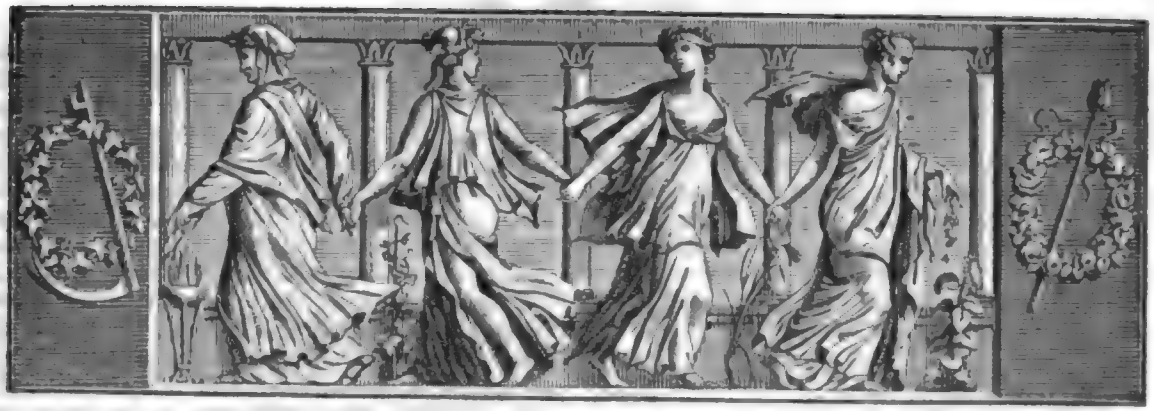
Es giebt, den Musen seyʼs geklagt! schlechter und mittelmäßiger Verse in Menge im lieben Deutschland: wozu Wasser in's Meer tragen? Die Zeitschrift „Columbus" bedarf keiner Flitter, um zu glänzen; ihr eigentlicher innerer Werth bürgt für ihre fernere Fortdauer, so lange Amerika fortfahret, so einflußreich auf unsern Continent zu seyn: Also keine schlechten Distichen mehr auf einer Blattseite, wo es an Stoff nicht fehlen kann, etwas Nützliches, Belehrendes oder Erfreuliches zu sagen! — Ueberhaupt scheint es, seitdem die Vereins-Buchhandlung in Berlin den, manches Gute enthaltenden, zugleich aber auch mit Leuten gespickten, nicht eben geschmückten „Musen-Almanach auf das Jahr 1826" der Lesewelt übergab, als ob in Diesen und Jenen eine Wuth gefahren sey, Distichen zu machen, wiewohl von Distichen-Lesern sich eben nicht viel vorfinden wollen. So hat auch ein Pseudonym 90 Distichen-Mißgeburten unter dem ellenlangen Titel: „Hamburg. humoristisch-satyrisches Panorama der Stadt und Umgegend, Alles darin Auffallende, Interessanten, Verwunderungswürdigen, das Urtheil, die Meinung, die Leidenschaften Aufregenden. Hamburg 1825" — auf achtzehn Duodez-Seiten für vier Schillinge hiesiger Münze zum Verkauf ausbieten lassen; jedoch, wie es verlauten will, wenige Käufer dazu gefunden. Obschon der pseudonyme Herr Verf. auf dem Titelblatte die „Captationem benevolentiae" vorausschickt:

„Neunzig Distichen! — wie? und alle gut? — Ey, bei Leibe!
Aber sie gehn, denk' ich, mit, sind sie zumeist — nur pikant!"

— so will sich doch nicht sonderlich Pikantes darin finden. Manche der 90 hier gebotenen Doppelzeilen, Distichen benannt, sind durchaus unverständlich, wie z. B. Nr. 12, überschrieben „Börsenhalle", bei dessen Abfassung der Herr Autor schwerlich selbst gewußt hat, was er sagen wollte; mehrere derselben sind nichtssagend, oder gar albern, wie unter Anderem Nr. 8, 14, 27, 37, 45, 63, 69, 70 und 76; endlich sind einige sogar grob, wie z. B. gleich die Introduction Nr. 1, ferner Nr. 10, Nr. 20, Nr. 52. Die Verse aber sind miteinander holprig und elend! und weh dürfte es Manchem thun, daß sogar Klopstock's glorreicher Name, nicht bloß orthographisch gemißhandelt, in diese achtzehn Duodez-Seiten eingeschwärzt worden ist. Ueberhaupt bedürfen wir Deutsche gar keiner literarischen Arbeiten, die zur Noth „mitgehen"! Leider aber wird vieles Gedruckte mit an den Markt genommen, wohl gar posaunend zum Verkauf ausgeboten, was keine taube Nuß werth ist! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 21. September. 151ſtes Blatt.

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

VIII. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Ich kenne Euer wahres attachement und Eyffer vor meinen Dienſt und gloire gar zu wohl, als daß Ich nicht von der aufrichtigkeit der Sentiments, ſo Ihr in Euren letztern Schreiben (ſo Ich aber nur allererſt jetzo erhalten habe) bey gelegenheit der Battaille bey Liegnitz bezeigen wollen, völlig verſichert ſeyn ſolte. Ich dancke Euch inzwiſchen auf das gnädigſte deshalb, und da Ich zugleich mit Vergnügen daraus erſehe, daß die bisherige hinderungen Eurer völligen Cur immer mehr und mehr abnehmen; So wird es mich ſehr freuen, Euer völliges retabliſſement zum Dienſt baldt vernehmen zu können. Ich bin übrigens ꝛc.

Dittersdorff, den 21. Sept. 1760.

Frdch.

IX. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Ich vernehme mit beſonderer Zufriedenheit, wie es ſich mit Euren Zufällen dergeſtalt zu beßern angefangen und zeither continuiret hat, daß Ihr Selbſt vermeynet, mit nechſten wiederum im ſtande zu ſeyn, anhero zu kommen. Da Ich Euch wiederum zu ſehen und zu ſprechen ſehr verlange, ſo wird es mir lieb ſeyn, daferne Eure Kräfte es ſonſten zugeben wollen, wenn Ihr nechſtens anhero kommen werdet, zumahlen da Euer Medicus, der Geheime Rath Cothenius, jetzo hier anweſend, und alſo nun füglicher vor die übrige völlige Herſtellung Eurer Geſundheit wird ſorgen können. Ich bin ꝛc.

Leipzig, den 10. Jan. 1761.

Frdch.

X. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Es hat mir recht leidt gethan zu erſehen, was Ihr Mir in Eurem Schreiben vom 13ten dieſes von Euren etwas wiederum verſchlimmerten Geſundheits Umſtänden an mich melden wollen. Da Ich aber nach Euren ſelbſteignen Verlangen den Geheimen Rath Cothenius darüber geſprochen habe, und derſelbe des Sentiments iſt, daß es Euch vielmehr geſund und zu Eurer baldigen Beßerung ein vieles contribuiren würde, wann Ihr die Reiſe hieher unternähmet, indem nicht nur die motion von der Reiſe Euch gantz zuträglich ſeyn, ſondern Ihr auch hier mehrere gelegenheiten als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Geſundheit aufzuhelffen, dabey Ihr jedesmahl gegenwärtig ſeyn könnet, um Euch mit guten Rath darunter weiter zu aſſiſtiren, Als hoffe Ich, Ihr werdet Euch im ſtande ſetzen, ſolche Reiſe hieher anzutreten, um Euch nicht außer ſtande zu bringen, jemahlen zu einer recht guten geſundheit gelangen zu können oder beſſer zu werden. Es wird mir auch lieb ſeyn, Euch alsdann auch ſelbſt zu bezeigen, wie Ich bin Euer wohl affectionirter König.

Leipzig, den 16. Jan. 1761.

Die Leipſiger Luft wirdt Ihm geſunder wie die Berliner Seindt.

Frdch.

XI. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Es hat Mir eine wahre satisfaction und Freude gemachet, aus Eurem Schreiben vom 20ten dieses zu ersehen, daß Ihr bey der Armée dorten eingetroffen seydt. Ich bin persuadiret, daß Wann Ihr auch bey Eurer ankunft noch nicht ganz vollenkommen beßer gewesen seydt, es sich doch damit vbllig geben werde, wann Ihr Euch nur erstlich in Bewegung gesetzet und Euch wiederum occupiret haben werdet. Welches Ich dann aufrichtigst wünsche und übrigens bin Euer ꝛc.

Cunzendorff, den 24. May 1761.

Frdch.

(Nr. XII—XV besprechen ganz gewöhnliche Dienst-Verhältnisse.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

In dieser Lage und von allen Seiten gedrängt und gequält, kam ein Mann zu ihm, der Russisch sprach, und rieth ihm, an seine Freunde zu schreiben, um sein Lösegeld, welches man zu 10,000 Rubel angeschlagen, zu erhalten. Die Summe war zu stark; er konnte sie nicht aus seinen Mitteln bezahlen; sein Credit reichte nicht zu, sie an zu schaffen; ihm blieb keine Hoffnung als die Hülfe der Regierung, welche vor einigen Jahren einen Obristen losgekauft hatte, der ebenfalls in die Hände der Feinde gefallen war. Der Unterhändler versprach, ihm Feder und Papier zu verschaffen, und seinen Brief an Ort und Stelle zu fördern. Kaum aber hatte sich der Major zum Schreiben verstanden, als Jener verschwand und sich in einigen Tagen nicht sehen ließ. Während seiner Abwesenheit erschwerten die Tschetschengen auf alle Weise den Zustand des Gefangenen und legten ihm neue Qualen auf. Man verkürzte seine Nahrung; man nahm ihm die Strohmatte, die ihm zum Lager diente, und ein Kosacken-Sattelkissen, worauf sein Kopf ruhte: und als endlich der Unterhändler sich wieder sehen ließ, geschah es, um dem Major im Vertrauen zu entdecken: daß, wenn auf dem Grenz-Cordon das verlangte Lösegeld verweigert werden sollte, der Entschluß gefaßt sey, sich seiner zu entledigen, da man von ihm nichts als Kosten, Mühe und Sorge habe. Die Absicht war, ihn zu einem dringenderen Schreiben zu bewegen. Endlich erhielt er Papier und ein auf tatarische Weise geschnittenes und zugespitztes Rohr. Man nahm ihm die Fesseln von den Händen und vom Halse, damit er schreiben könne, und als der Brief zu Stande gebracht war, übergab man ihn den Häuptern der Horde, daß sie ihn an den Grenz-Commandanten besorgen möchten. — Von dieser Zeit an wurde er menschlicher und sanfter behandelt; man ließ ihm nur noch eine Kette, welche den linken Fuß und die rechte Hand zusammen schloß.

Sein Wirth, oder besser zu sagen, sein Wächter, war ein Greis von 60 Jahren, von einer Riesengestalt und von wildem Aussehen, dem sein Charakter vollkommen entsprach. Zwei seiner Söhne waren im Gefecht mit den Russen geblieben, und dieser Umstand hatte die Häupter bewogen, ihm den gefangenen Russen an zu vertrauen. Er hieß Ibrahim. Seine Familie bestand aus der 35jährigen Wittwe eines jener Söhne und aus ihrem sieben- bis achtjährigen Sohne Mamet. Die Mutter war noch bösartiger, härter und eigensinniger, als der alte Schwiegervater. Sie quälte den armen Kascambo auf alle erdenkliche Weise; aber in des kleinen Mamet's Liebkosungen und Freundlichkeit fand er anfangs eine Zerstreuung, in der Folge eine Erleichterung und eine wirksame Stütze in seinen Leiden. Das Kind hing so sehr mit ganzer Seele an ihm, daß alle Drohungen und Mißhandlungen seines Großvaters es nicht abhalten konnten, mit dem Gefangenen zu sprechen, so oft es dazu Gelegenheit fand. Mamet hatte ihm den Beinamen Koniak gegeben, und Koniak bedeutet in der Landessprache: Freund und Gast, Gastfreund. Insgeheim theilte er ihm von den Baumfrüchten mit, die er erhielt oder sich verschaffen konnte; und als man dem Major absichtlich einen Theil der Nahrung entzog, nahm er jede Gelegenheit wahr, jeden Augenblick, wo er mit ihm allein seyn konnte, ihn mit Brod oder mit unter der Asche gebratenen Kartoffeln zu versorgen.

So verflossen einige Monate nach Abgang des Briefes, ohne irgend ein merkwürdiges Ereigniß. In der Zwischenzeit hatte Ivan sich in die Gewogenheit der Frau und des Großvaters ein zu schmeicheln gewußt, oder besser zu sagen, er war ihnen nützlich, nothwendig, unentbehrlich geworden. Er verstand sich auf die Feldküche eines Offiziers, verfertigte in großer Vollkommenheit den Kistitchi, *) machte Gurken ein, und bereitete die Speisen auf eine neue Art, die dem Gaumen seiner Wirthe wohl that. — Um sich ihrer Gunst noch mehr zu versichern, hatte er sich mit ihnen auf den Fuß eines Lustigmachers gesetzt, und erfand mit jedem Tage einen neuen Schwank, um ihnen Spaß zu machen. Ibrahim war nie vergnügter, als wenn Ivan ihm den Kosackentanz vorsprang. So oft Besuch ankam, wurden ihm die Fesseln abgenommen, und er mußte tanzen. Dies that er immer willig und gern, und war darauf bedacht, jedesmal diesen oder jenen neuen Sprung an zu bringen, um neues Lachen zu erregen. Auf solche Weise, und durch dieses gefällige willfährige Betragen hatte er sich allmählig die Freiheit ausgewirkt, im Dorfe herum gehen zu können. Ihm folgte beständig eine Schaar Kinder nach, die seinen Possen zusah; und da er tatarisch verstand,

*) Ein russisches Getränk; eine Art Bier, aus Mehl gebraut.

lernte er in kurzer Zeit auch die Landessprache, welche nur ein Idiom oder Dialekt der tatarischen ist.

Der Major selbst sah sich oft gezwungen, mit seinem Denschick russische Lieder zu singen und auf der Guitarre zu spielen, um die rohe Gesellschaft zu unterhalten. Anfangs löste man ihm die Eisen an der rechten Hand, wenn man diese Gefälligkeit von ihm verlangte; da aber die Frau ihm abgemerkt hatte, daß er zuweilen für sich und zum Zeitvertreib spielte, ohne der Fessel entledigt zu seyn, ließ man sie ihm, und der Unglückliche bereute mehr als einmal, daß er sein Talent für die Musik habe gewahr werden lassen.

Um sich frei zu machen, erdachten beide Gefangene einen Versuch nach dem andern; allein die Schwierigkeiten schienen unübersteiglich. Denn kaum waren sie im Dorfe angekommen, als die Gemeinde alle Nächte, außer den gewöhnlichen Hauswächtern, abwechselnd das Haus von einem aus ihrer Mitte bewachen ließen. Mit der Zeit nahm man es nicht mehr so genau; oft blieb die außergewöhnliche Schildwache aus; die Frau und das Kind schliefen in der anstoßenden Kammer, Ibrahim allein blieb bei dem Gefangenen; aber er trug die Schlüssel der Eisen bei sich, und die leiseste Bewegung machte ihn wach. Dabei war also an kein Entspringen zu denken, obschon das Ausbleiben einer Antwort auf des Majors Schreiben seinen Zustand von Tage zu Tage unerträglicher machte; denn alle Augenblicke kamen die Tschetschengen in sein Gefängniß, um sich nach Bescheid zu erkundigen, drohten ihm mit den gröbsten Mißhandlungen, entzogen ihm fast alle Nahrungsmittel, und er hatte eines Tages den Schmerz, zu sehen, daß der kleine Mamet von ihnen geprügelt wurde, weil er ihm eine Hand voll Mispeln zugesteckt.

Ein besonderer Umstand in Kascambo's Lage war, daß er, mitten unter den Bedrückungen seiner Verfolger und Peiniger, ihnen Zutrauen und Achtung einflößte. Einerseits quälten sie ihn bis auf's Blut, andererseits kamen sie zu ihm, befragten ihn um Rath, und nahmen ihn zum Schiedsrichter in ihren Angelegenheiten und Fehden. Unter Anderem verdient folgender Zwist einer besonderen Erwähnung. — Einer von ihnen hatte einem Andern, der in ein benachbartes Thal reisete, eine russische Anweisung auf fünf Rubel anvertraut, mit dem Auftrag, sie einem Bekannten ab zu geben. Der Beauftragte verlor sein Pferd auf der Reise, und bildete sich ein, er habe nun ein Recht, als Vergütigung für diesen Verlust die fünf Rubel zu behalten, welche zum Theil die Reise, und folglich das Umfallen seines Pferdes, veranlaßt hätten. Diese Schlußart, ganz des Kaukasus würdig, gefiel aber dem Eigenthümer des Geldes nicht; so daß, als der Reisende zurück kam, ein großer Lärmen im Dorfe entstand. Beide hatten ihre Familien und jeder von ihnen seine Freunde um sich gesammelt; es würde, allem Anschein nach, zu einer blutigen Fehde gekommen seyn, wenn die Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde, nachdem sie selbst alle Gründe zur Versöhnung erschöpft, nicht auf den Einfall gerathen wären, die Sache der Entscheidung des gefangenen Majors zu überlassen. Das ganze Dorf strömte nach dem Hause hin, wo er verwahrt wurde. Kascambo wurde aus seiner Kammer gezogen und auf die Platteform gebracht, die dem Hause zum Dache diente.

Die mehresten Hütten in den Thälern des Kaukasus sind zum Theil in die Erde gegraben und ragen nur drei bis vier Fuß über dieselbe hinaus; das Dach ist platt, horizontal und von geschlagenem Lehm. Die Hausbewohner, besonders die Frauen, pflegen sich nach Sonnen-Untergang auf diesen Terrassen aus zu ruhen und bringen gewöhnlich die Sommer-Nächte darauf zu.

Als Kascambo sich auf dem Dache zeigte, entstand eine tiefe Stille. Es war auffallend, Kläger und Verklagten mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, den Richter hingegen in Fesseln, halb verhungert und todtenblaß, zu sehen. Und doch galt ihnen sein Urtheil für Gottes-Urtheil. — Der Major sah voraus, er werde durch Vernunft nichts über den Angeklagten vermögen. Er ließ ihn daher vortreten, und um ihn lächerlich zu machen und zu beschämen, fragte er ihn: „Wenn Dir Dein Kamerad, anstatt der fünf Rubel, die Du seinem Gläubiger bringen solltest, nur einen guten Morgen mitgegeben hätte, würde Dein Pferd nicht eben so gut umgefallen seyn?" — „Vielleicht!" erwiederte Jener. — „Nun, und was würdest Du mit dem guten Morgen angefangen haben? Hättest Du ihn nicht behalten, und Dich damit für Deine Mühe begnügt? Ich befehle dem zu Folge, daß Du die Anweisung zurück gebest, und Dir Dein Kamerad dagegen einen guten Morgen biete!" — Lautes Gelächter schallte dem neuen Salomon entgegen, als sein Spruch der Menge verdollmetscht worden. Der Verurtheilte mußte nachgeben, und brummte vor sich: „Ich wußte im Voraus, daß ich verlieren würde, wenn der Christenhund die Sache zu entscheiden bekäme!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. (Fortsetzung.) Auf unserem Theater dauern die Gastspiele ununterbrochen fort. Ein Abend, an dem kein Fremder auftritt, ist für die eigentlichen Theater-Freunde so selten geworden, daß sie ihn gleichsam als einen Feiertag heiligen. Vor Ausgang des September-Monates ist nicht daran zu denken, daß wir der Zugvögel ledig werden. Damit jedoch derselben Keiner sich über verletzte Gastfreundschaft beklage, wollen wir sie hier der Reihe nach, das Suum cuique vor Augen und im Herzen behaltend, schnell vorüber schreiten lassen. Voran

zieht also Hr. Korn, vom Hof-Theater zu Wien, als „Don Cäsar" in „Donna Diana", als „Spinarosa" und als „Don Carlos:" Eine hehre Gestalt, wohl berechnetes Spiel, höchst anständige, jedoch mehr hofmäßige als edle Bewegungen; dabei ein etwas störendes Organ. Nimmt man dazu, daß Hr. Korn durch ein fortwährendes, nicht selten ganz bedeutungsloses Steigen und Fallen im Vortrags-Tone dem Bilde des vor zu stellenden Drama's die eigentlichen Schlagschatten raubt, so ist es nur all zu gewiß, daß er, bei allen äußern Vorzügen vor gar vielen seiner Mitbrüder, des eigentlichen innern Lebens des Mimen entbehrt. Von seiner wissenschaftlichen Ausbildung gab der Umstand Kunde, daß er als „Don Cäsar" die Geliebte mehrere Mal mit dem Worte Se-no-ra, statt Sefiora anredete. *) Ein Schauspieler soll mindestens die Elemente fremder Sprachen, die auf der Bühne angeregt werden dürften, kennen, oder doch bei vorkommenden, ihm unbekannten Ausdrücken sich vor seinem Auftreten bei Sachkundigen gebührend befragen. — Mad. Artour, vom hannöverschen Theater, gab die „Preciosa", das „Suschen" in dem „Bräutigam aus Mexico" und die „Elisbeth" im „Turnier von Kronstein." Wir haben hier alle drei Rollen besser besetzt; Mad. Reinhold als „Suschen", Mad. Lebrün als „Preciosa" sind bei weitem vollendeter, und auch Demoif. Schneider dürfte leicht als „Elisbeth" diese Gastspielerin hinter sich lassen. — Hr. August Korn, von Düsseldorf, jetzt beim Bremer Stadt-Theater, gab seine dritte Gastrolle und zwar den „Sekretair Falbring" in „Dienstpflicht." Der fleißige und geübte Jünger Thaliens spielte auch diese Rolle mit so vieler Umsicht und nach so richtiger Auffassung, daß ihm der Beifall des Sachkundigen nicht versagt werden konnte. Mehr um der hiesigen Direktion zu genügen — die solche Subjekte, die sie zu engagiren geneigt ist, gern durch ächte Conversationsstücke, nicht durch Schrei- und Kraftrollen auf den Tiegel bringt — als nach dem lauten Beifall der Menge zu ringen, trat Hr. A. Korn nur in zum Theil untergeordneten Rollen auf, studirte zu diesem Ende sogar die früher nie gespielte Rolle des „Falbring" während seines hiesigen Aufenthalts ein, und — genügte. Zwar ist Hr. A. Korn für den Augenblick noch nicht engagirt worden, indem noch mehr Subjekte, zur Besetzung der durch den Abgang des Hrn. Weiß erledigten Stelle zur Probe spielen; jedoch von Allen, die sich bisher zu diesem Zwecke producirten, zeigte, besonders was das Fach der Intriguants betrift, Hr. A. Korn noch das meiste Geschick, so daß unsere Bühne sich wohl berathen glauben dürfte, wenn Hr. A. Korn Mitglied derselben würde. Ueberhaupt möchte es zu den frommen Wünschen gehören, des Hrn. Weiß Stelle durch ein Subjekt zu füllen. Hr. W. zeigte sich hier als zu vielseitiger, in mehreren Partieen als vollendeter und seit Jahren als ein auf hiesiger Bühne eingespielter Künstler, so daß schwerlich ein Individuum ihn sofort ersetzen könnte. — Beabsichtigten Engagements wegen gastirte auch ein Hr. Kirchner als „Graf von der Mulde" im „Kind der Liebe", als „falsche Catalani", als „Graf" in „Traun, schau, wem?" und als „St. Alme" im „Taubstummen." Wie wenig Außerordentliches dieser Hr. K. auch leistete, so sind wir ihm doch einigen Dank schuldig, weil sonder Zweifel seiner Gastrolle wegen Kotzebue's „Kind der Liebe" hier neu einstudirt und uns dadurch die Freude bereitet ward, Hrn. Herzfeld, Sohn, in eben der Rolle auftreten zu sehen, in der sein würdiger Vater, der Hr. Direktor Herzfeld, vor sechsunddreißig Jahren zuerst die hiesige Bühne betrat: wir meinen die Partie des „Fritz Rehfeld", die von dem lobenswerthesten Fleiße, von dem kräftigsten Streben des jungen, in die Fußtapfen des Vaters tretenden Darstellers zeugte. Wie wenig gehalten auch dieser „Fritz Rehfeld", so wie ihn der Dichter hinstellte, erscheint: dennoch schuf der junge Herzfeld ein treffliches Ganze aus dieser Rolle, die ihm den ungetheilten Beifall der Zuschauer erwarb. — Durch vorangegangenen Ruf die Erwartung spannend, erschien nun Hr. Marr, vom Theater zu Hannover, als „Marinelli", als „Unbekannter" in den „Galeerensklaven", als „Postmeister" in „Ich irre mich nie!" als „Burleigh" in „Maria Stuart" und als „Troyl, der Vater" in der „Theilung der Erde." — Armer Lessing! Armer Schiller! Gestalten, die Euer tiefstes Nachdenken erschuf, daß sie dastehen sollen, als ewige Zeugen Eures hohen Dichter-Berufes, wie werdet Ihr verflucht, wenn Unvermögen das Gewand umnimmt, das Euch gebührt und eigen ist, und so Euren ruhmgekrönten Schöpfern einen Wechselbalg unterschiebt, der nicht fade genug ist, um Langeweile zu erregen, und doch nichtssagend genug, um den sinnvollen Zuschauer in Schlaf zu vociriren. Nach seiner Weise spielte Hr. Marr allerdings gut; jedoch nach der Weise, welche die Lichthöhe der Kunst den Jüngern Melpomenens und Thaliens zur Pflicht macht, höchst mittelmäßig! Selten oder nie durchdrungen von der innersten Natur der Rolle, spricht Hr. Marr sie jederzeit ohne Anstoß her, geht auch und schreitet auch umher auf dem Theater, bückt sich und streckt sich und wirft sich und behabt sich mit altem Anstand: aber die dramatische Nothwendigkeit dieses Gehens und Schreitens und Bückens und Streckens und Behabens wird dem Zuschauer nicht fühlbar, höchst wahrscheinlich deswegen nicht, weil der Darsteller diese Nothwendigkeit nicht vorher fühlte. So ist Hr. Marr ein Schauspieler, wie es Viele giebt. Er ist kein schlechter Schauspieler, aber auch wahrhaftig kein vorzüglicher, viel weniger ein Künstler, und nur Künstler im strengsten Sinne des Wortes sollten reisen, um auch denen im deutschen Volke, die ihnen fern sind, die eminenten Schöpfungen ihres Talents, das dann allerdings die Würdigung und Huldigung Aller verdient, zu versichtbaren. Uebrigens muß vom Hrn. Marr noch bemerkt werden, daß ihm Manches in seiner Persönlichkeit im Wege ist, um Intriguants und chargirte Charakterrollen zu spielen. Dahin gehört zuvörderst sein überaus lichtblaues und daher, besonders auf dem Theater, höchst mattes Auge. Nicht Gewohnheit, sondern ganz andere Dinge sind Ursache, daß man vom Darsteller eines Bösewichts brennende, stechende, durchbohrende Blicke fordert: Hr. Marr kann physisch solchen Blick nicht produciren; es ist ihm unmöglich. Warum wählt er daher nicht lieber ein Fach, wo diese persönliche Eigenheit, die nur Wahnwitz ihm zum Vorwurf machen könnte, ihm vorzugsweise zu Statten kommt? Z. B. Dummlinge? Tölpel? Es gelte den Versuch, und bei Fleiß und gutem Willen wird Hr. Marr in solchen Rollen, um einen Lieblings-Ausdruck unserer Parterre's hier an zu bringen — furore machen müssen! Nicht minder käme dem Hrn. Marr, der als geborner Hamburger den etwas breiten, die Vokale verdumpfenden Dialekt nicht gänzlich hat ablegen können, seine an's Platte streifende Aussprache zur Darstellung von Dümmlingen, Tölpeln u. dgl. zu Statten. Wir entwickeln diese unbestreitbare Wahrheit aus seinen eigenen Leistungen in den oben erwähnten Rollen, und um hier einen Beweis für mehrere zu geben, fragen wir ihn, wie es kam, daß er als „Postmeister" in Lebrun's Nachspiele den Refrain: „Ich irre mich nie!" als eine ihm gewohnte Redensart, rasch hingeworfen, stereotypisch wie: „I girr mi nih!" aussprach?

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein römischer Maler hat erfunden, auf Strauch- und Baumblätter zu malen. Liebende malt er auf Myrte, Helden auf Lorbeer, Trinker auf Epheu, Rentiers auf Cypressen u. s. w. (Corsaire.)

*) Soll der eine Fall hier nicht zu viel entscheiden?! D. H.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten, Bemerker Nr. 22 und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 151ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Hamburg. (Schluß.) Das war nicht Abſicht bei Hrn. Marr; denn wäre ſie's geweſen, ſo würde das kein vortheilhaftes Licht auf ſein Auffaſſungs-Vermögen einer Charakter-Rolle werfen, da der furchtſame, rechthaberiſche, altkluge Poſtmeiſter in gedachtem Luſtſpiele kein Dümmling iſt, viel weniger ein Tölpel: dieſen Letzteren aber nur iſt es erlaubt, auf der Bühne der Sprache Gewalt an zu thun, scil. ſie über's Knie zu brechen. Es war alſo nicht Abſicht bei Hrn. Marr, ſondern Folge eines unvollkommenen, ihm bei haſtiger Rede noch anklebenden Dialectes, den abzulegen dem Hamburger eben ſo ſchwer wird, als das Schnarren, Naſeln oder Abdehnen der Rede dieſes oder jenes Deutſchen aus dieſer oder jener Provinz ſich ſchwer verwiſcht. — Non omnes omnia possumus! Abſtrahirt Herr Marr in Zukunft von dieſem Wahrheitsſatze, ſo wird er einſt bei ernſtem Fleiße und regem Willen kein unbeachteter Stern am Theaterhimmel ſeyn! — Ein Hr. Gertig, von Magdeburg her, ſuchte durch die Rollen des „Koke", und des „Amtmanns" in den „Jägern" ſich zu einem erſehnten Engagement zu helfen; doch hat ſich nichts weiter darüber verlauten laſſen. Wir ſahen ihn nicht, haben alſo kein Urtheil über ihn abzugeben. Daſſelbe gilt — hinſichtlich des Urtheils nämlich — von der Dem. Aug. Gutorius, vom Königſtädter Theater zu Berlin, die in mehreren Gaſtrollen auftrat und gefiel; allein auch ſie zu ſehen ward Ref., einer vorgehabten Luſtreiſe wegen, nicht vergönnt. — Der deutſche, keiner Bühne, folglich allen Bühnen angehörende Schauſpieler Hr. Wurm gab hier auch zwölf Gaſtrollen, die alle namhaft zu machen überflüſſig ſeyn dürfte; indem der vielbeliebte Mann aller Orten denſelben ziemlich beſchränkten Cyklus von Rollen ſpielt. Hr. Wurm hat die Lacher auf ſeiner Seite, und ſo alſo wird Refr. ſich wohl hüten, über die ernſten Darſtellungen des Hrn. Wurm, vornehmlich aber über die des Juden „Schewa", etwas Zurechtweiſendes zu ſagen, als wozu ſich in Folge der Leiſtung des Hrn. Wurm Stoff in Fülle vorfinden möchte; daß Hr. Wurm übrigens in der hochernſten Rolle des „Doktor Mertens" in „Rettung für Rettung" hier durchaus nicht gefiel, iſt ſonnenklare Wahrheit, und daß er in ſeinen komiſchen Partieen, wenn es auf Verlautbarung von Schimpfwörtern ankommt, allen ſeinen Collegen den Rang abläuft, folglich in dieſer Hinſicht der größte lebende Schauſpieler iſt, dürfte nicht minder ſonnenklare Wahrheit ſeyn. Als „Stadtrichter von Saardamm", als „Plattkopf", „Grauſchimmel" und „Nunz", vorzüglich aber als „Lorenz" im „Hausgeſinde", hat er ſich jüngſt hier ſo gegeben und iſt dafür von ſeinen Verehrern rauſchend applaudirt worden; ja, wie denn ausgezeichnete Männer von jeher ihre Minſtrels, Barden und Meiſterſänger fanden, ſo hat auch Hr. Wurm hier einen Solchen unter dem Namen eines Hrn. Dr. E. Kraß gefunden, welcher in einer auf Löſchpapier mit abgenutzten Lettern gedruckten beſondern Schrift, betitelt: „Jokus an Herrn Wurm bei ſeiner Wiederkunft nach Hamburg im Auguſt 1825" den „deutſchen Schauſpieler" mit den Worten anredet:

„Seo mir willkommen wieder hier, mein würd'ger
„Geliebter Sohn, in dieſer Stadt" — —

und ihn dann im Verlauf der Rede alſo apoſtrophirt:

„Die Reinheit Deines Ruhms liegt mir am Herzen!"

Immerhin! Es ſoll hier weder über Ruhm noch Herz gerechtet werden; aber Gott wahre uns, daß nicht alle flugblattreimenden Herren Doktores auf den Einfall kommen, das in gedruckte Jamben zu bringen, was ihnen etwa am Herzen liegt. Refr. hat an der Probe jenes Hrn. Dr. E. Kraß überflüſſig genug. — Neu auf unſerer Bühne waren: „Die beiden Britten", von C. Blum, Luſtſp. in 3 Akten, „Sieben Mädchen in Uniform" Vaudeville ?) von Angely und „Laßt die Todten ruhen", Luſtſp. vom Prof. Raupach. Der Inhalt des erſtern Stückes iſt längſt dramatiſch bearbeitet worden, zuerſt unter dem Titel: „Jack Sheen", dann umgeſtaltet in Schröders: „der vernünftige Narr", zuletzt in Kotzebue's: „die Selbſtmörder". Wer von Allen den Stoff am wirkſamſten behandelte, iſt nicht ſofort zu entſcheiden, daß aber Hr. Blum die einfache Anekdote zu drei Akten ausſpann, von denen der dritte Akt beſonders langweilig ſeyn würde, wenn hier Hr. Lenz als „Mylord Derby" nicht eine ganz vorzügliche Individualität lieferte, iſt wohl ſehr zu tadeln. Selten verträgt eine Anekdote, dramatiſch eingekleidet, ſolche Ausdehnung. — „Die ſieben Mädchen" finden hier, wegen der vortrefflichen Darſtellung durch die Damen Fiſcher, Heſſe und die Dlls. Gerſon, Schäfer, Twendte, Lichtenheld und Le Gaye, als Garniſonsverſtärkung, und durch die überſprudelnde Laune des Hrn. Glon, als Feſtungs-Commandant, fortdauernd vielen Beifall, wiewohl das Stück als dramatiſche Arbeit faſt durchgängig getadelt wird. Herr Glon, der auf ſeiner diesjährigen Kunſtreiſe auch im Bade zu Doberan gaſtirte, und dort dieſe „ſieben Mädchen" einexercirte und auf die Bühne brachte, hat von dem Herzog von Mecklenburg eine koſtbare goldene Doſe zum Geſchenk erhalten. Möge dem jungen Künſtler dieſe Auszeichnung zur Aufmunterung, jedoch in Hinſicht ſeines Künſtlerberufes nur zur Aufmunterung dienen! — Raupachs Luſtſpiel: „Laßt die Todten ruhen!" wird nicht ſo ſehr durch ſeinen Gehalt — denn der Stoff deſſelben iſt an und für ſich doch mager — als vielmehr durch ſeinen höchſt vortrefflichen Dialog, am meiſten aber durch das überaus gelungene Spiel unſers Lebrun'ſchen Ehepaares und des Hrn. Lenz — in deren Händen die Hauptrollen ſind — noch lange auf unſerm Repertorium bleiben. Eine fröhliche Erſcheinung, für die Verf. wie Darſteller innigen Dank verdienen, denn unterdeſſen dies Original-Luſtſpiel gegeben wird, bleibt doch der Unfug verwäſſerter Machwerke ††† von der Bühne weg. — An neuen Stücken (Manuſcripte) werden dem Vernehmen nach für den kommenden Herbſt zunächſt einſtudirt: Dr. Klingemann's Drama: „Ahasverus", Dr. Barmann's Trauerſpiel: „Die Höhle auf Lampedusa", Prof. Kruſe's Schauſpiel: „Die Thrane". —

— •• —.

Erziehung. Große Bücher, viele große Bücher ſind ſchon über die Erziehungslehre geſchrieben, und doch giebt es noch immer ſo viele ungezogene Kinder! Vielleicht waren alle jene Lehren zu lang; hier eine recht kurze: möchte ſie mehr Glück machen! — Das Kind hat eine Affen-Natur, es macht alles nach, was man ihm vormacht. Man mache ihm immer etwas Gutes vor, ſo wird es ein guter Menſch werden, man mache ihm immer etwas Böſes vor, ſo wird es ein böſer Menſch werden, der angeborne Charakter mag dabei ſeyn, wie er wolle! Ausnahmen hiervon verhalten ſich wie 1 zu 1000. — Worin liegt alſo wohl das Haupt-Uebel? Woran erkenne ich ein artiges, woran ein unartiges Kind? — Das artige Kind beherrſcht ſich in ſeiner Aufführung, das unartige Kind beherrſcht ſich nicht, ſondern handelt zügellos. Alle Kinder würden daher um Vieles artiger ſeyn, wenn die lieben Aeltern ſich in Gegenwart ihrer Kinder ebenfalls mehr in ihrem Thun und Treiben mäßigten und beherrſchten, nicht meinten, ſie ſeyen ja zu Hauſe, und zu Hauſe bedürfe es der Selbſt-Beobachtung nicht! — Eben vor den Kindern ſollten ſie ſich am wenigſten zu Hauſe meinen, denn nirgend giebt es ſchärfere, aufmerkſamere Beobachter, als

die Kinder, nirgend gefährlichere, denn sie geben das Gesehene und Gehörte gleich wieder! Daher denn alle die nachgeäfften, (bloß variirt wieder gegebenen) Untugenden des Aufbrausens, der Ungeduld, der Unversöhnlichkeit, des Eigensinns, der Zanksucht, der Rechthaberei, der Grobheit, Grimassen, der Nachlässigkeit, Faulheit, Wortfreiheit, Anstandslosigkeit u. s. w., an die das erfinderische Kind noch (als Nachgeburten jener) seine Tücke, Widerspenstigkeit u. s. w. reiht. Wo wären alle diese Untugenden, sähe sie das Kind nicht täglich vor Augen, und söge sie gleichsam mit der Muttermilch ein! Was ist daher der Vorzug eines gegebenen Erziehers, oder einer Erzieherin? Der geregeltere Erziehungs-Unterricht? Keineswegs! Der Vorzug ist, daß dieser Erzieher, als ein im Hause fremdes Wesen, sich in seinem Thun und Treiben stets beobachtet, beherrscht, und so dem Kinde von früh an, durch sein Beispiel, die so überaus edle Tugend der Selbstbeherrschung einprägt!! — (Pandora.)

Bemerker.

No. 22. 1825.

Besichtigung einer Berichtigung.

Ein Hr. Weidmann aus Wien, bekannt daselbst für den besten Nivellisten unter den Schriftstellern und für den besten Schriftsteller unter den Nivellisten, hat im „Bemerker" Nr. 20 einen Artikel von mir nivellirt. Ich sagte nämlich: „Hr. Löwe, Schauspieler aus Cassel, soll, wie man hört, in Wien lau aufgenommen worden seyn." Diesem widerspricht Hr. Weidmann; meine Nachricht findet nun bei mir, der ich Hrn. W. kenne, um desto eher Glauben. Hr. Weidmann geht aber in seinem heiligen Eifer so weit, daß er meint: „war wisse man Hrn. Saphir's Urtheil von Wien aus noch nach Würden zu schätzen u. s. w." Das ist mir ein Wink, daß Hr. Weidmann Lust habe, sich ein wenig zu balgen; mit Vergnügen! Ich werde den Wiener Schriftstellern, wie Hrn. Weidmann, F. T. Hadatsch u. s. w., stets gern Rede stehen. Daß man mein Urtheil in Wien zu schätzen weiß, bin ich überzeugt, denn diese herrliche Kaiserstadt ist reich an verständigen und unparteiischen Sachkennern; man würde daselbst auch Hrn. W's Urtheil zu schätzen wissen, wenn er sich je eines hätte zu Schulden kommen lassen; allein er hat deren des Jahres hindurch nur sehr wenige zu verzehren. Hr. Weidmann belehrt uns auch, daß Hr. Löwe Improvisator ist. Als man ihn nämlich heraus rief, dankte er in einem Gedichte ab! Das ist gar niedlich! oder war dies Gedichtlein etwan von Lobesan Weidemann?! Auch hören wir, daß das Theater immer voll war; wenn dieses auch bei den „Geachteten" der Fall gewesen, so hat Hr. Löwe allerdings Wunder gewirkt! Uebrigens gönne ich Hrn. Weidmann für seine zarten Gestalten gern einen zarten Darsteller wie Hrn. Löwe, und Hrn. Löwe für seine zarten Leistungen einen zarten Recensenten wie Hrn. Weidmann!

Hr. W. wird wahrscheinlich diesen meinen Ausfall auch wieder nivelliren, welches wir zwar mit den Seinigen nicht thun können, da sie zu flach dazu sind, aber bereit bin ich stets. Hr. Weidmann hat sich schon früher geäußert, er wolle einmal alle schlechten Stellen in meinen unbedeutenden Produkten sammeln und sie der Lesewelt preis geben: ich gestehe, daß er viel Papier dazu brauchen würde; wollte ich eben so mit seinen Werken verfahren, müßte ich eine zweite Auflage seiner Werke veranstalten. Sollte also Hr. W. seinen Plan ausführen, so werde ich bloß aus seinen Werken die guten Stellen anführen, da brauche ich wenig Mühe und gar kein Papier, und das Publikum braucht nichts zu lesen. Glück auf, Herr Weidmann!

Hannover, am 2. Sept. 1825. M. G. Saphir.

Ueber eine Jugend-Arbeit Goethe's.

In dem bekannten Buche: „Göthe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover" (Halberstadt, 1824) theilt der über die Verdienste unseres Meisters auf eine so lustige als lächerliche Weise absprechende Uebersetzer, zum Beweise, wie Goethe seine Zeit in Leipzig so schlecht benutzt habe, eine, nach seiner Versicherung, von diesem in jener Zeit verfaßte, von dem Uebersetzer zufällig auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris aufgefundene, und jetzt von Goethe selbst völlig vergessene Abhandlung im Auszuge mit, deren Titel folgendermaßen angegeben wird: „Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares foeminarum, hoc est pulices: quaestionibus theoretico — practicis rarioribus adornata; variis variorum dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus tam dubitandi, quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata, et ex principiis tam juridicis, quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, judicibus, causarum patronis, studiosis aliisque in foro, scholis ac gymnaceo versantibus perutilis et necessaria. Francof. 1768." 4. Durch die Aufnahme dieser leider nur bruchstückweise mitgetheilten Abhandlung hat der Verfasser seinem Buche, das nur seiner tolldreisten Verunglimpfung wegen, pour la rarité du fait, Käufer gefunden hat, während Pustkuchen mit seinen falschen „Wanderjahren" bei einem großen Theil des Publikums so gar Beifall und Zustimmung erwarb, einen wirklichen Werth gegeben. Denn wir stehen keinen Augenblick an, dieselbe Goethen zuzuschreiben, oder sie wenigstens seines Geistes nicht unwürdig zu achten, wenn auch in einem andern Sinne als der Herausgeber. Sie ist nicht nur eine witzige Persiflage der lächerlichen Kleinigkeitskrämerei unserer akademischen Doctor-Dissertationen und anderer juristischen Monographieen, sondern durch und durch von einem eben so heiteren und harmlosen, oft selbst poetischen Geiste belebt, als sein bekanntes „Flohlied" im „Faust", Hoffmann's „Meister Floh" und Tieck's „gestiefelter Kater". Mit Hoffmann's „Meister Floh" hat es sogar den Grundgedanken gemein. Der Herausgeber hat also durch die Mittheilung den

Auszüge nicht nur nicht, wie er beabsichtigte, Goethe'n einen empfindlichen Streich versetzt, indem die Arbeit von mehr juristischer Gelehrsamkeit zeugt, als sich Goethe in seiner Selbstbiographie bei zu messen scheint, sondern dem Publikum auch einen Liebesdienst erzeigt, für den ihm nicht genug gedankt werden kann. Möchte er nur sein Versprechen, das Fragment zu ergänzen, wenn sich Goethe nicht selbst entschließe, das Fehlende nach zu liefern, zu erfüllen nicht unterlassen! Wir möchten gern einige Auszüge dieser Auszüge in der Uebersetzung mittheilen, wenn wir nicht bedächten, daß der Verfasser mit Absicht die lateinische Sprache gewählt habe, damit die Parodie desto treffender und ergötzlicher seyn möge. Wir begnügen uns daher, nachstehende Romanze, welche wir aus dem §. 20 der obigen Abhandlung (S. 49 des Gloverschen Buches) gebildet haben, hier abdrucken zu lassen, als eine Probe, in welchem Geiste der Verfasser seinen Stoff behandelt hat. Wir haben nichts als die Versificirung hinzu gethan, wohl aber Manches weglassen müssen, was in diese Art der Darstellung nicht zu passen schien.

Romanze.

„Leih' mir, lieber Fischersmann,
Deine Angelruthe,
Sieh mir zu und jeder Fang
Komme dir zu Gute,
Und die Würmchen lehrt' er sie
An die Angel spießen,
Und so ließ sie in die Fluth
Ihren Köder schießen.

Doch die Fische wollten nicht
In die Angel beißen,
Und den Beiden schier begann
Die Geduld zu reißen.
Unterdessen that die Maid
Einen Floh erhaschen,
Den von ihrem süßen Blut
Lüstete zu naschen.

Und den Sträfling wollte sie
Mit dem Däumchen knicken,
Als der munt're Fischer sprach:
„Nein, das soll nicht glücken!
Mein sey, gabst du ja dein Wort,
Was du mögest fangen,
Und so darf ich, dächt' ich doch,
Auch den Floh verlangen!"

Doch das Mägdlein wunderhold
Sprach darauf: „Mit nichten!"
Leute riefen sie herbei,
Zank und Streit zu schlichten.
Wie da auch das Mägdlein sprach,
Wie die Blicke brannten,
Alle doch einmüthiglich
Wider sie erkannten:

„Sprachst du doch, des Fischers sey,
Was du mögest fangen,
Und er kann den Floh mit Recht,
Den du fingst, verlangen.
Warum soll nicht der Vertrag,
Den ihr schloßt, bestehen?
Denn was recht ist, bleibt doch recht,
Mag die Welt vergehen!"

Anders hätte wohl erkannt
Dieses Liedleins Dichter,
Hätte man bei diesem Streit
Ihn erwählt zum Richter.
Lasse man doch nie das Wort
Sich den Sinn verwischen,
Denn was diese hier versprach,
Galt nur von den Fischen.

Und er spräch': „Genug gestraft
Ist nun der Gesetze,
Und nun sey' in Frieden ihm
An die alte Stelle."
Statt der Sporteln würd' er sich
Küsse liquidiren:
Wer von Mädchen mehr begehrt,
Soll sein Amt verlieren!

K. E.

Bemerkung.

Durch zwei schriftliche Mittheilungen finde ich mich veranlaßt, zu versichern: daß Hr. Dr. Karl Köchy in Braunschweig weder Verfasser noch Einsender der neulich im „Gesellschafter" erschienenen und mit „Max" unterzeichneten Berichte aus Braunschweig ist.

Der Herausgeber.

1825. No. XXXIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Der größern Gemeinnützigkeit wegen habe ich von nachstehenden Schulbüchern eine wohlfeilere Ausgabe veranstaltet:

Staufenau, C. P., das Erste und Nöthigste einer jeden Elementar-Classe, in Hinsicht auf Religion und Verstandesbildung.

In Lectionen vertheilt und socratisch bearbeitet; geheftet, 1826. Zweite, wohlfeilere Ausgabe. 12½ Bogen in Octav. 9 Gr.

Staufenau, C. P., allgemeinnützliches Rechnenbuch für das praktische Leben für Lehrer und Lernende.

Zweite, wohlfeilere Ausgabe. 1826. 8½ Bogen in Octav. Preis: 6 Gr.

In den critischen Blättern wurden diese Bücher auf's vortheilhafteste recensirt. Exemplare sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, so wie bei

Immanuel Müller,
Buchhändler in Leipzig.

Statt aller Anpreisung diene über folgendes Werk das Urtheil aus dem „Hesperus" 1823, Nr. 312:

„Recht viele Freundinnen wünschen wir einem eben erst erschienenen Romane der geschätzten Amalie Schoppe:

Lebensbilder

oder Franziska und Sophie. Roman in Briefen, besonders für Frauen und Jungfrauen. 2 Theile. (2 Thlr. 18 Gr.)

Es sind hier wirklich zwei Bilder aus dem Leben ergriffen: weibliche Häuslichkeit und Herzensgüte, im Gegensatz der Eitelkeit und Sucht zu glänzen!"

Nach unpartheiischen Kritiken: Uebersetzung des Romans des berühmt gewordenen Amerikaners Cooper:

Der Spion.

Roman aus dem amerikanischen Revolutionskriege. Uebersetzt von L. Hermann. 3 Bde. 3 Thlr. 18 Gr.

Die anziehendste und treueste Schilderung der Charaktere, Sitten und Gebräuche eines Volks in einem fremden Welttheile und einer merkwürdigen Weltbegebenheit, die Auswählung der interessantesten Situationen, welche die Erwartung auf's Höchste spannen, findet sich in diesem Buche, das besonders alle Verehrer Walter Scott's anziehen wird, da der Verf. sich schon als Meister in ausgeführten Gemälden der Natur und des Lebens bewährt hat, wie Amerika, England und Frankreich und deren Kunstrichter rühmend anerkennen.

Ernst Klein's literarisches Comtoir in Leipzig.

Für Leihbibliotheken.

Die fünfte, mit deutschen Lettern gedruckte Auflage von

Rinaldo Rinaldini

ist im vorigen Jahre bei A. Wienbrack in Leipzig in 4 Bänden herausgekommen und mit Kupfern für 6 Thlr. und ohne Kupfer zu 4 Thlr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Dieser im In- und Auslande allgemein gelesene und mit großem Beifall aufgenommene Roman bedarf wohl jetzt keiner Lobpreisung mehr.

Daselbst ist auch zu haben:

Isidors schwärmerische Nächte,
oder romantische Darstellungen aus dem Gebiete der Phantasie und der Träume.

Enthaltend: Alboina, Schutzgeist der gräflichen Familie von Wildenhorst. — Das Gelübde im Tode. — Die Prophezeiung.

Neue Auflage. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. 1 Thlr.

Cooper, der Spion, oder das neutrale Land.

Aus dem Englischen von **r. 3 Thle. 8. 3 Thlr.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ergötzliche Jägerschnurren

oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten.

12. br. Preis: 6 Gr. Cour. oder 7½ Sgr. oder 27 Kr.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, sind erschienen:

Die

Puls- Blut- und Saug-Adern
des ganzen menschlichen Körpers
auf 20 colorirten Tafeln dargestellt
von
Ludwig Joseph von Bierkowski.

gr. Fol. 1s bis 3s Heft.

Nebst dem betreffenden Text unter dem Titel:

Erläuterung der Abbildungen der Puls- Blut- und Saug-Adern des menschlichen Körpers
in lateinischer und deutscher Sprache. kl. 8.

Ladenpreis für das ganze in 4 Heften bestehende Werk: 8 Thlr. Pränumerationspreis: 6 Thlr.

Das vorstehende Werk giebt seinem Titel nach eine Darstellung des ganzen Blut- und lymphatischen Systems mit 20 colorirten Tafeln im größten Bogenformate, welche durch einen die Nomenclatur der einzelnen Gefäße enthaltenden Text erläutert werden.

Das 1ste Heft enthält auf 6 Tafeln die Puls- und Blut-Adern in zwei Körpern von natürlicher Größe, so daß je 3 und 3 Tafeln eine menschliche Figur von 5 Fuß Höhe bilden, und in der einen den Verlauf der Puls-Adern, in der andern den der Blut-Adern zeigen.

Die Sehnen sind, um den Unterschied der einzelnen anaromischen Systeme besser hervorzuheben, auf eigene Manier durch unterbrochene Striche angedeutet, die Puls-Adern roth, die Blut-Adern blau und diejenigen Stellen, welche von Muskeln oder andern Theilen gedeckt werden, mit blassen Farben und durch Zufügung von Punkten bezeichnet worden.

So wie nun das 1ste Heft eine Totalübersicht der beiden Blutsysteme des menschlichen Körpers gewährt, so sind die andern 3 Hefte zur Darstellung der einzelnen Theile bestimmt, und zwar enthält das 2te

auf 5 Tafeln die eigenthümlichen Gefäße des Herzens, eine Menge Abweichungen der Aorta und der Schilddrüsen-Puls-Ader, die äußeren und tiefen Puls-Adern des Gesichts, der Zunge, des Auges, des Gehirns und der Brust.

Das 3te Heft auf 5 Tafeln

die Puls-Adern der obern Extremitäten, des Rückenmarkes, der Eingeweide des Unterleibes, des Beckens, des Fußes und die tiefen Puls-Adern des Unterschenkels.

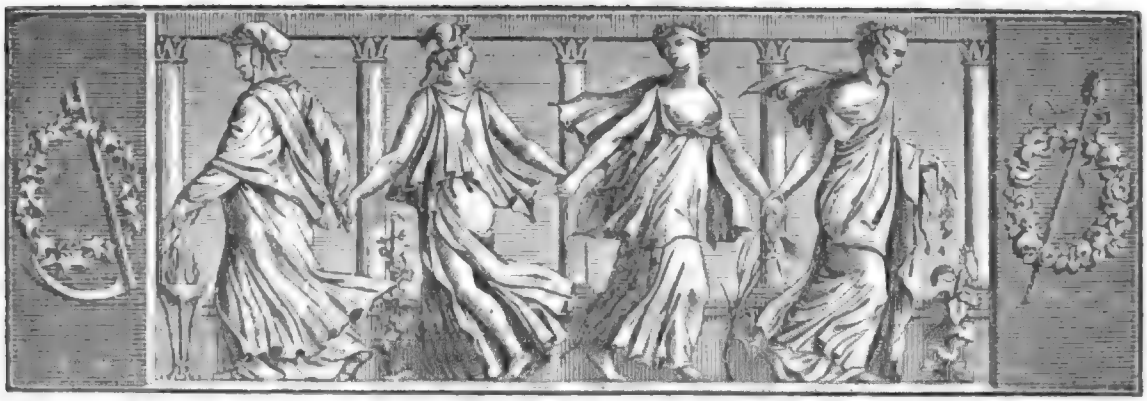
Das 4te und letzte in 6 Wochen erscheinende Heft wird auf 4 Tafeln

die Blut-Adern des Gesichtes, der Augen, des Halses, den Verlauf der Pfort-Ader, der tiefen Blut-Adern des Unterschenkels, die Puls- und Blut-Adern im Foetus und die lymphatischen Gefäße darstellen.

Für den Pränumerationspreis von 6 Thlr., der noch bis vier Wochen nach Erscheinen des 4ten Heftes dauern wird, ist dieses Werk noch durch alle Buchhandlungen zu haben.

Berlin, den 7. September 1825.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 23. September. 152ſtes Blatt.

Die Gefangenen des Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Drei Mal hatte Kascambo ſeit ſeiner Gefangenſchaft geſchrieben, und keine Antwort erhalten. Ein ganzes Jahr war verfloſſen. Der Unglückliche verlor Muth und Hoffnung; es fehlte ihm an Leibwäſche, es fehlte ihm an allen Bequemlichkeiten des Lebens; er ſah ſeine Geſundheit ſchwinden und überließ ſich der Verzweiflung. Ivan ſelbſt war einige Zeit krank geweſen; Ibrahim hatte ihn, zur größten Verwunderung des Majors, während dieſer Zeit der Feſſeln entledigt, und ließ ihm auch nach der Geneſung noch die Freiheit. Der Herr unterhielt ſich einſt über dieſen Gegenſtand mit ihm; aber wie ſtieg ſeine Verwunderung, als Ivan zu ihm ſagte: „Herr, ſeit langer Zeit habe ich Euch über einen Entwurf befragen wollen, der mir im Kopfe herum geht. Ich hätte wohl Luſt, zur Lehre Mohameds über zu gehen!“ — „Du biſt toll, ohne Zweifel!“ — „Nein, Herr, toll bin ich nicht, aber ich habe dabei eine ganz andere Abſicht; ich weiß ſonſt kein Mittel, Euch nützlich zu werden. Der türkiſche Prieſter hat mir geſagt: ſobald ich ein Mohamedaner geworden, darf man mir weiter keine Ketten anlegen; alsdann werde ich für Euch etwas thun können, wenigſtens Euch mit guter Nahrung und Wäſche verſorgen, und wer weiß, was noch mehr geſchehen kann? Bin ich erſt frei, nun, der Ruſſen Gott iſt groß! wir wollen ſehen!“ — „Aber Gott wird von Dir weichen, Elender, wenn Du von ihm weichſt!“ — Kascambo konnte, ſo ſehr er ſich böſe ſtellte, des Lachens über den närriſchen Einfall ſich kaum erwehren. Als er aber wieder einigermaßen ernſthaft werden konnte und dem Denſchick den Schritt auf das ſtrengſte verbot, erwiederte dieſer: „Herr, ich muß es nur bekennen, ich kann Euch nicht gehorchen; das ſteht nicht mehr bei mir: länger darf ich es nicht verhehlen, die Sache iſt geſchehen; ſeit dem Tage, wo Ihr mich für krank hieltet, und wo man mir die Eiſen abgenommen hat, bin ich Muſelmann, und heiße von nun an Huſſeim. Was will das aber bedeuten? Kann ich doch wieder ein Chriſt werden, ſobald ich will, und ſobald ich Euch befreit haben werde! Seht, ſchon trage ich keine Ketten mehr, und hoffe, die Eurigen bei der erſten guten Gelegenheit zu ſprengen, und das Herz ſagt mir, daß ſie ſich bald finden wird!“ — Man hielt ihm Wort, er trug keine Ketten mehr, er genoß einer ausgedehnten Freiheit; aber eben dieſe Freiheit wäre ihm beinahe verderblich geworden. Die vornehmſten Theilhaber an der Aufhebung Kascambo's argwohnten bald, der neue Muſelmann werde ihnen davon gehen. Sein langer Aufenthalt unter ihnen und ſeine Kenntniß ihrer Sprache ſetzten ihn in den Stand, ſie Alle bei Namen zu nennen, und ſie bei der Poſtenlinie einzeln zu bezeichnen und an zu geben, wenn er wieder dahin gelangte; auf dieſe Weiſe ſaben ſie ſich der unfehlbaren Rache der Ruſſen ausgeſetzt. Sie verwünſchten den unzeitigen Eifer des türkiſchen Prieſters. Auf der andern Seite bemerkten die frommen Muſelmänner, die zu ſeiner Bekehrung ſo viel beigetragen hatten, daß, wenn er

auf dem Plattdache des Hauses gebrauchsmäßig sein Gebet verrichtete (denn diese Oeffentlichkeit bei dem Beten hatte ihm der Mollah besonders empfohlen, damit sich der Bekehrte in die Gunst der Leute setze), er oft aus Gewohnheit oder Unachtsamkeit, mitten im Gebet, das Zeichen des Kreuzes machte, und, anstatt sich nach der Gegend von Mekka zu kehren, der heiligen Stadt und dem heiligen Grabe den Rücken zuwendete. Dies Alles machte ihnen die Aufrichtigkeit seines Uebergangs zum Islamismus sehr verdächtig.

Einige Monate nach seinem Glaubens-Abfall wurde er eine große Veränderung in seinen Verhältnissen mit den Einwohnern gewahr: ja, er konnte gar nicht an den Zeichen und Aeußerungen ihres Mißfallens zweifeln. Noch wußte er sich den wahren Grund desselben nicht zu erklären, als junge Männer, mit denen er besonders genauen Umgang hatte, ihm vorschlugen, sie auf einem Zuge, den sie vorhatten, zu begleiten. Ihr Plan war, über den Tereck zu gehen, um Kaufleute, welche nach Mosdok wollten, aus zu plündern. Iwan nahm den Vorschlag an, ohne sich zu besinnen. Schon lange trachtete er nach Waffen; überdies versprach man ihm einen Theil der Beute. Er dachte dabei noch: wenn man dich wiederkommen sieht, wird der Verdacht, als wolltest du entfliehen, schwinden, und man wird nicht glauben, was du gethan, sey im Einverständniß mit deinem Herrn, oder um ihn zu retten, geschehen. Indeß hatte sich eben sein Herr dem Projekt widersetzt, so daß es schien, als denke Iwan nicht mehr daran. Aber eines Morgens, als der Major aufwachte, fand er Iwan's Matte zusammen gerollt: er selbst war in der Nacht abgegangen. In der folgenden sollte er mit seinen Gefährten über den Tereck setzen, und die Kaufleute, deren Reise-Route ihnen durch Spione war verrathen worden, anfallen.

Dieses Zutrauen der Tschetschengen hätte in Iwan's Geist Verdacht erregen sollen: war es wohl natürlich, daß so listige und argwöhnische Menschen sich von einem Russen begleiten ließen, der ihr Gefangener war, und ihn auf einem Zuge gegen seine Landsleute gebrauchten? — Man erfuhr in der Folge, daß sie ihm den Vorschlag nur in der Absicht gethan, ihn unterweges zu ermorden. Da aber seine Eigenschaft als Neubekehrter sie zu einigen Rücksichten, zu einiger Schonung zwang, hatten sie beschlossen, ihn auf dem Wege vorläufig nicht aus den Augen zu verlieren, und ihn erst mitten im Angriff nieder zu stechen, damit man glauben sollte, er sey im Gefecht geblieben. Wenige im Haufen wußten um die Abrede. Aber der Erfolg verhinderte ihren Plan. Denn im Augenblick, wo sich die Schaar in einen Hinterhalt gelegt, um die Kaufleute an zu fallen, wurde sie selbst von einem Kosacken-Regiment angegriffen, und ihr so heiß zugesetzt, daß sie viele Mühe hatte, wieder über den Fluß zu kommen. Bei der Gefahr, worin sich die Tschetschengen befanden, vergaßen sie, sich Iwan's zu entledigen, der ihnen auf dem Rückzuge folgte.

Als die Schaar in Unordnung durch den reißenden Tereck setzte, stürzte mitten im Strome ein Tschetschenge und wurde fortgerissen. Iwan, der hinter ihm ritt, eilte ihm nach, und ohne der Gefahr zu achten, die auch ihm drohte, zog er den jungen Mann, der eben im Begriff war, zu sinken, bei den Haaren herauf und brachte ihn glücklich auf das jenseitige Ufer. Die Kosacken erkannten Iwan, weil der Tag an zu brechen begann, an seiner Uniform und der Ordonnanz-Mütze, für einen Russen, hielten ihn für einen Ausreißer, schossen auf ihn und schrieen: „Haltet den Deserteur, schießt ihn nieder!“ — Sein Rock wurde von Kugeln durchlöchert. Endlich aber, nachdem er sich wie ein Rasender geschlagen und alle seine Patronen verschossen hatte, gelang es ihm, sich und seinen Kameraden, dem er das Leben gerettet, dem Haufen wieder an zu schließen und sich ausgezeichnet zu haben.

Wenn die Art, wie er sich hier betrug, ihm auch nicht allgemeines Zutrauen erwarb, so gewann er doch dabei einen Freund. Der junge Mann, dessen Retter er gewesen, erklärte ihn für seinen Kouiak (ein heiliger Ttel, den die Einwohner des Kaukasus nie verletzen), und schwur, ihn gegen Alle zu vertheidigen. Allein dieses neue Verhältniß konnte ihn doch nicht vor dem Haß der Einwohner ganz sicher stellen. Der Muth, den er gezeigt, und seine große Treue für seinen Herrn, ließen immer noch besorgen, er möchte etwas zu seiner Befreiung unternehmen. Man hatte aufgehört, ihn als einen Narren an zu sehen, der weiter nichts als Possen treiben könne; und als man vollends über das verunglückte Unternehmen nachdachte, und daß sich gerade in dem Augenblick ein russisches Regiment an dem Orte des Ueberfalles hatte sehen lassen, fiel man auf den Verdacht, Iwan könne vielleicht dem Feinde einen Wink gegeben haben. Obschon diese Vermuthung grundlos war, diente sie doch zum Vorwand, ihn näher zu beobachten. Der alte Ibrahim selbst, voll Besorgniß, daß seine Gefangenen vielleicht ein Complott machen und entspringen könnten, gestattete ihnen nicht, sich lange hinter einander zu besprechen, und der brave Denschick ward bedroht, zuweilen geprügelt, wenn er mit seinem Herrn sich unterhielt.

In dieser Lage erfanden beide Gefangene ein Mittel, mit einander zu reden, ohne daß es Ibrahim merkte. Sie waren gewohnt, russische Lieder zusammen zu singen; dies fiel Keinem auf; wenn also der Major mit dem Denschick in Ibrahim's Gegenwart Wichtiges zu verabreden hatte, griff er zur Guitarre, und brachte seine Worte singend vor, sich mit dem Instrumente

begleitend. Jener erwiederte ebenfalls singend, und die Guitarre accompagnirte. Man war an diesen Gesang gewöhnt, er erregte keinen Verdacht, und überdies bedienten sie sich nur selten dieses Mittels.

Ueber drei Monate waren seit dem verunglückten Unternehmen vergangen, als Ivan eine außerordentliche Bewegung im Dorfe zu bemerken glaubte. Es waren aus der Ebene einige Maulthiere mit Pulver beladen angelangt. Die Männer putzten ihre Gewehre und füllten Patronen. Bald erfuhr man, daß eine große Expedition im Werk sey. Die ganze Nation sollte sich vereinigen, um eine benachbarte Horde an zu greifen, welche sich unter russischen Schutz begeben und erlaubt hatte, eine Redoute auf ihrem Grund und Boden an zu legen. Die Absicht ging auf nichts weniger hinaus, als die ganze Horde zu zerstören, und über das russische Bataillon her zu fallen, welches den Bau des Forts deckte.

Als einige Tage nachher Ivan am Morgen aus der Hütte kam, fand er das Dorf leer. In der Nacht war die ganze waffenfähige Mannschaft ausgezogen; er forschte bei den wenigen Zurückgebliebenen, was vorgegangen sey, und erhielt neue Beweise, daß man es nicht gut mit ihm meine. Die Greise vermieden es, sich mit ihm in ein Gespräch ein zu lassen. Ein kleiner Knabe sagte ihm unverholen in's Gesicht, sein Vater sey entschlossen, ihm das Leben zu nehmen. Als er in tiefen Gedanken zu seinem Herrn zurück kehrte, ward er auf dem Dache einer der Hütten eine junge Frau gewahr, welche, ihren Schleier etwas lüftend, mit einem Gesicht voll des ängstlichsten Ausdrucks ihm winkte, sich zu entfernen, und ihm mit der Hand die Richtung nach Rußland wies. Das Frauenzimmer war die Schwester des Tschetschengen, welchem Ivan das Leben gerettet hatte.

Zu Hause angelangt, fand er Ibrahim beschäftigt, die Eisen des Majors zu untersuchen. Ein Dritter saß im Zimmer; es war einer von den Einwohnern des Dorfes, welchen ein Fieber verhindert hatte, den Uebrigen zu folgen. Er war zu Ibrahim geschickt worden, um die Bewachung der beiden Gefangenen zu vermehren und zu sichern. Ivan hatte die Absicht bald weg, ließ sich aber nichts merken. Die Entfernung der streitbaren Männer aus dem Dorfe bot eine günstige Gelegenheit dar, den lange genährten Plan zur Flucht in's Werk zu richten; dagegen erschwerte die verdoppelte Wachsamkeit Ibrahim's und der dazu gekommene Dritte die Ausführung. Indessen sah er ein, daß, wenn er bis zur Rückkehr der Leute wartete, welches er als ein Zeichen des unglücklichen Erfolgs ansehen müsse, ihre Wuth sich auf ihn und seinen Herrn kehren und Beider Tod die unausbleibliche Folge seyn würde. Es zeigte sich kein Ausweg, als entweder seinen Herrn zu verlassen und sich allein zu retten, oder unverzüglich zu dessen Rettung mit zu wirken. Dem treuen Diener blieb keine Auswahl übrig; er würde lieber hundert Mal den Tod gelitten, als sich von seinem Herrn getrennt haben. (Die Fortsetzung folgt.)

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

XVI. Mein lieber General Lieutenant von Seydlitz. Nach völlig berichtigten Frieden mit den Wienerischen Hofe und da nunmehro dazu geschritten wird, durch deshalb von beyden Theilen zu benennende Commissarien zu Dresden ein Concert über die Arth und Ordre der Auslieferung beyderseitiger Krieges Gefangenen zu nehmen, hat der oesterreichische darzu benannte Commissaire der General Lieutenant v. Haddik bey Mir Ansuchung gethan, daß ihn seine Bagage, davon er den Werth auf 14000 fl. rechnet, so ihn 1759 zu Toeplitz durch den jetzigen General Major v. Kleist enleviret worden, wieder restituiret werden möchte. Es will dabey verlauten, daß das erwehntes davor geldsetes Geld annoch existiren solle. Da Mir davon nichts bekandt ist; So habt Ihr Mir dasjenige, so Euch davon bewust, und wo die Sachen geblieben, zu berichten, auch zu melden, ob und was Euch von dem deshalb vorhandenen Gelde und wo sich solches befindet, bekandt sey, auf daß Ich Mich darüber weiter erklären könne. Ich bin ꝛc.

Dahlen, den 3. Mart. 1763. Frdch.

(Nr. XVII. enthält nur einen Dienst-Auftrag.)

XVIII. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Ihr seit, düncket Mich, in so langen Jahren nicht Alhier gewesen, um schon curieux zu seyn, auch die hiesige Regimenter einmahl wieder zu sehen. Mir wird dahero ganz lieb seyn, wenn Ihr Euch in dieser Absicht den 1. Mai c. alhier einfinden wollet. Ich bin ꝛc.

Potsdam, den 10. April 1772. Frdch.

XIX. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Es thut Mir gewis recht sehr leid, aus Euren Schreiben vom 14ten dieses zu ersehen, daß, anstatt das plaisir zu haben, Euch hier zu sehen, Euch eine attaque vom Schlagfluße betroffen hat. Da Mir Selber in anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet ist, und Ich gleichwohl davon dergestalt glücklich wieder hergestellet worden, daß Mir auch nicht die mindeste Empfindung davon übrig geblieben ist; so habe Ich, so bald Ihr bey der herannahenden guten Witterung Euch des Carlsbader Brunnens und sonstiger Bäder bedienet, zu Eurer volkommenen Wiederherstellung gleiche Hofnung. Ich wünsche solche wenigstens mit aufrichtigen Herzen und bin übrigens ꝛc.

Potsdam, den 18. April 1772. Frdch.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ausflug nach der Greifswaldiſchen Oie. (Keine Fiction.) Wenige Städte, ſelbſt Cöln nicht ausgenommen, gewähren durch ihre Kirchen und Thürme, von einiger Entfernung betrachtet, einen ſo impoſanten Anblick als Stralſund. Sind auch die Vertheidigungswerke der Stadt jetzt noch nicht wieder zu jener Feſtigkeit des Mittelalters zurück gekehrt, ſo bilden doch dieſe gewaltigen, weit über die andere Hauſermaße vorragenden Bauten die Ketten, welche die Feſtung an den Himmel zu ſchmieden ſcheinen. Die gothiſch-architektoniſchen Zierden ſind nur für das Material — den Mauerſtein — bedeutend, gegen andere aus Sandſtein und Marmor aufgerichtete Kirchthürme erſcheinen ſie, vielleicht mit Ausnahme der ſeltſamen Zierden des Rathhauſes, von geringem Werthe; dagegen ſind es die kühnen reichen Maſſen der Kirchen und das Untergeſtell der Thürme, welche in ihrer Geſammtheit den großartig alterthümlichen Eindruck hervor bringen. Die im Verhältniß zu ihren Thürmen nur kleine Stadt erinnert wenig an die alte Macht und Herrlichkeit des reichsſtädtiſchen Stralſunds und an den glücklich durchgeführten Trotz gegen den allmächtigen Wallenſtein. Doch wird zur Feier der ſiegreichen Vertheidigung jährlich das Schützenfeſt ungefähr um die Zeit von des Friedlanders Abzuge begangen und zwar dabei aus mächtigen Büchſen jener Zeit — natürlich nicht ohne Beſchwerde der Schützen — nach dem Ziele gefeuert.

Wir beſtiegen den Nicolaithurm, um hinaus zu ſchauen auf das Meer, hinüber nach Rügen und ſeinen Inſeln, und der Stadt ein Lebewohl zu ſagen. Das letzte wäre von dieſem Standpunkte aus ſchwerer geworden, weckte nicht jedesmal die Ausſicht auf das unbegrenzte Meer bei mir eine Sehnſucht, deren Befriedigung ich erſt finde, wenn ich den Wellenduft, in leichtem Kahne darüber ſegelnd, eingeathmet, oder mich in ſeine Fluthen getaucht habe. Iſt es auch nicht die höchſte Befriedigung, ſo rechne ich es doch zum Glück, wer Ruhe und Frieden wenigſtens für den Augenblick finden kann, wenn er hinaus ſchaut auf die unbegrenzte Fläche, auf deren Spiegel, wenn auch nicht der Geiſt Gottes, der überall ſich hervor thut, doch ſein Hauch ſichtbar weht.

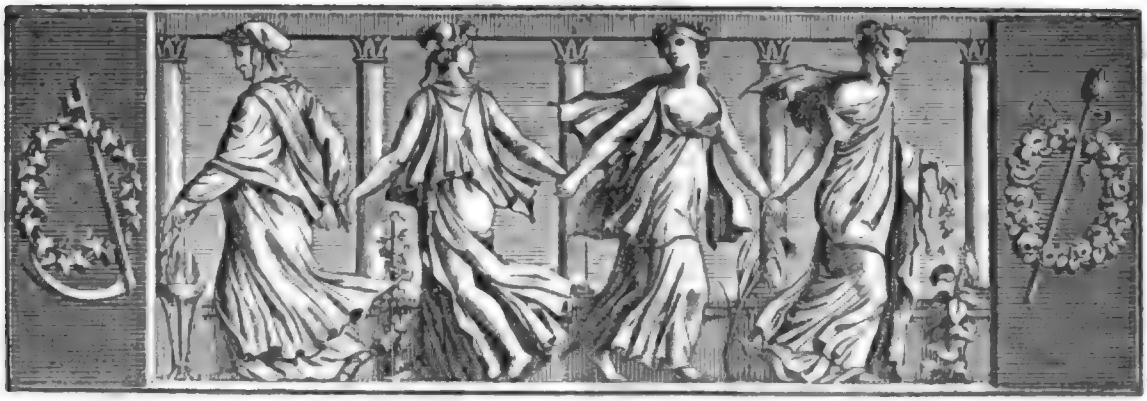
Der **Todtengräber** war unſer Führer! Er ſollte überhaupt in den geſunkenen Reichsſtädten den Cicerone der Reiſenden machen. Wie geleitet er ſie z. B. durch den großen Kirchhof, in dem die abgeſtorbenen Häuſer des alten Nürnberg ſtehen! Hier gab es manche jüngere Erinnerungen, an welchen der Todtengräber wie der Freund der vaterländiſchen Geſchichte gleiches Intereſſe hat. Unſer Todtengräber war ein Humoriſtiker. Wenn auch nicht von gleicher Kraft mit dem, welcher Yoricks Schädel ausgrub, waren doch ſeine Bemerkungen treffend und ſeine Witzgrube mochte noch von einem andern Humor angefeuchtet ſeyn. Von den Normannen, welche nach ſeiner Meinung Stralſund gegründet haben und noch am älteſten Kirchſtuhle ſauber in Holz ausgeſchnitten zu ſehen ſind (Alle in ſpaniſchen Pluderhoſen, Schuhen, Strümpfen und Knebelbart), führte er uns bis zu den Hügeln, welche vor ſechszehn Jahren hier über die Opfer einer unglücklichen Unternehmung aufgeworfen wurden. Er hatte ſelbſt an den eilig von Schill erneuten Verſchanzungen arbeiten müſſen, bis man ihn zwang, die Grube für denſelben Mann zu graben, der einſt zu ihm in eine andere Grube ſprang, ihm den Spaten entriß und zur Beſeuerung der Arbeiter, bis an die Bruſt im Waſſer, weiter grub, um den Damm zu durchbrechen. Er wußte viele Züge von dem energiſchen Manne, die nicht alle durch den Druck aufbewahrt ſind, theils ſich auch noch jetzt oder überhaupt nicht zur öffentlichen Mittheilung eignen, wie ſie auch den Feuerkopf, den Helden und den Verzweifelten charakteriſiren. Zu den launigen gehört die Geſchichte von dem Trompeter, der bei der erſten Einnahme Stralſunds durch Schill es vorzieht, Kehrt zu machen, als ſeinen Huſaren in einer von franzöſiſchen Kartätſchen beſtrichenen Straße voran zu reiten. Nachdem der Tag glücklich für Schill ausgefallen war, mußte der Trompeter auf offenem Markte vor der Wache **ſpinnen**! — Die Rugenſche Landwehr, obgleich von Schill zum Ergreifen der Waffen **gezwungen**, hat dennoch bei der Erſtürmung Stralſunds, gleich den Freiwilligen vom Franzoſenhaſſe geleitet, verzweifelt gefochten, und eine große Anzahl wurde niedergemetzelt. — Die Bürger mochten, auch als der Feind ſchon weit durch das Kriegerthor eingedrungen war, und die Vertheidiger Zuflucht und Schutz in den einzelnen Häuſern ſuchten, nicht an das Unterliegen eines Helden glauben, der durch ſich Alles war. „Wir dachten" — ſagte der Todtengräber — „er wird ſchon wieder vorkommen, wenn es Zeit iſt, und aus ſeinem Hinterhalt die Feinde zurück drängen, als zwei Dänen jauchzend um die Ecke kamen und auf ihren Bajonetten einen entſtellten Leichnam trugen. Broder, wi tragen Skilder! riefen ſie ſich einander zu, und nun war alle Hoffnung dahin. Sie haben oft geſagt, er wäre nicht umgekommen, er wäre nur verſteckt, aber es war ſein wahrhaftiger Leichnam!" — General Carteret hatte kaum ausgerufen: „Gott ſey gelobt, daß wir Stralſund ſo gewonnen haben!" als Schill, wie bekannt, auf ihn losſprengte und ihn mit den Worten: „Beſtelle mir drüben Quartier!" vom Pferde hieb. Merkwürdig iſt, daß der Brunnen, an welchem Schill ſelbſt niederſank, ſchon lange zuvor den Namen führte, welcher jetzt darauf geſchrieben ſteht: **Schildsfood** (Schildsbrunnen). Jetzt wird der ältere Name mit der neuern Begebenheit zuſammen geworfen und der Brunnen gemeinhin „Schillsbrunnen" genannt. Schill's Grab iſt ein unſcheinbarer Hügel auf dem Kirchhofe. Nur durch Tradition dürfte der Fleck, wo ſein Körper ruht, zur Kenntniß der Nachwelt kommen, denn drei junge Bäume, welche man darum gepflanzt, ſind im Ausgehn, vermuthlich weil der Boden des niedrig gelegenen Kirchhofs in einer gewiſſen Tiefe moraſtig wird. — Auf demſelben Gottesacker hat ein noch lebender Militair bereits ſein Epitaphium ſetzen laſſen. Marmor, Grabſchrift, ſelbſt die Notiz des Todes iſt fertig; nur Tages- und Jahrszahl warten noch, bis dieſer wirklich erſcheint.

Vom Kirchthurm, Todtengräber und Gottesacker ging ich in den Buchladen, mir eine Charte von Rugen und den umliegenden See-Partieen zu beſehen. Ein öſtlich fernab vom Lande gelegenes kleines Eiland zog meine Aufmerkſamkeit an. Der Buchhandler bemerkte lächelnd, hier ſpiele der letzte Roman von Willibald Alexis, und dies veranlaßte augenblicklich den Entſchluß, nach dieſer Inſel zuerſt meine Schritte zu lenken; warum? darf ich vor dem Ende meiner Geſchichte nicht vertrauen. Daß aber der Irrengang von Schill's letztem Unternehmen bis zur Greifswaldiſchen Oie kein unterbrochener iſt, wird jeder Leſer jenes Romans, betitelt: „Die Geächteten", leicht begreifen, und ich will nur geſtehen, daß mein Reiſebericht nur eine typographiſche Kritik der beſprochenen Novelle bezweckt.

(Die Fortſetzung folgt.)

(?) Ein Danziger Bankier hat unſern dieſer Stadt auf einem ſeit 80 Jahren wüſt gelegenen Stück Landes ein Schloß erbauet, an dem die Baukünſte aller Zeitalter prangen. Da giebt es eine **ſpaniſche** Kapelle, halb **mauriſchen**, halb **gothiſchen** Styls; das Schloß ſelbſt iſt aus **lothringer**- und **franzöſiſcher** Bauart, ferner enthält es **norwegiſche** Thürmchen, ein **griechiſches** Badezimmer, eine **römiſche** Gemälde-Gallerie, ein **portugieſiſches** Ballſpiel u. ſ. w. Man ſchätzt die Summe der Bau-Koſten auf 14 Millionen! (doch wohl Franken!) Der Anblick ſoll höchſt maleriſch ſeyn! (?) (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 24. September. 153ſtes Blatt.

An Ackermann in London. *)

Von Karl Baldamus.

Theurer iſt die Heimath Dir noch, als Britte doch Deutſcher,
Blieb die Sprache Dir werth, die an der Wiege Dir klang.
Noch berührt ſie Dein Ohr, noch redet ſie liebend zum Herzen,
Bilder heiter und bunt hält ſie im Rahmen Dir vor.
Kränze windet ſie ſtill um der theuren Bilder Verbrämung,
Friſcht mit lieblichem Thau hehr die Erinnerung auf;
Und die Erinn'rung öffnet den Schrein der goldenen Jugend,
Redlich beut ſie dem Mann, was ihr der Knabe vertraut.
Nimm die Pfänder der Luſt, die Blumen, den Scherz und die Freude,
Mappen voll Humor und Träume aus Liebe und Schmerz.
Nimm ſie, betrachte ſie ſtill, ſie lohnen gut die Beſchauung,
Und umranken den Geiſt wieder mit duftigem Grün.
Zollfrei läßt die Themſe ſie durch, die Alien-Office
Fragt das frohe Geſchlecht nimmer nach Paß und Beruf.
Iſt der Britte dem Deutſchen verwandt, verbrüdert in Denkart
Haben jetzt Wiſſen und Kunſt enger die Bande geknüpft.
Was der germaniſche Fleiß in der Weisheit Tiefen erfunden,
Was er mit muthigem Trotz fröhlich zu Tage geſchafft,
Nimmt der britt'ſche Wardein als echt und ſtempelt die Waare,
Ob ſchon die kritiſche Mauth ſtreng auf der Inful regiert.
Was der Britte Hohes erzog in Forſchung und Liedern,
Faßt auf deutſchem Grund Wurzel, giebt Blüthen und Frucht.
Und Du leihſt die Hand dem ſinnigen Geben und Nehmen,
In dem Geiſtertauſch ſeh' ich vermittelnd Dich ſteh'n;
Traun, der Deutſche dankt Dir die Mühe, der Sprache der Vater
Haſt Du, ein freundlicher Wirth, Zimmer und Diener beſtellt.

*) Ackermann iſt einer der würdigen Stifter der deutſchen literariſchen Geſellſchaft in London.

Die Gefangenen des Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Kascambo hatte ſeit geraumer Zeit faſt alle Hoffnung zur Befreiung verloren. Er war in einen tiefen abgeſpannten Trübſinn gefallen und ſprach gewöhnlich kein Wort. Ivan, ruhiger und heiterer als ſonſt, übertraf ſich ſelbſt in der Zubereitung des kärglichen Mahles, und würzte das Geſchäft mit Abſingung ruſſiſcher Lieder, in welche er Tröſtungen und Aufmunterungen an ſeinen Herrn einſchloß.

„Die Zeit iſt gekommen" — ſprach er ſingend und den unbedeutenden Endklang (Refrain) eines bekannten Liedes hai luli, hai luli am Schluß jedes Satzes hinzu fügend — „die Zeit iſt gekommen, unſerm Elend ein Ende zu machen, oder zu ſterben. Morgen, hai luli, können wir uns auf dem Wege zu einer Stadt, zu einer erfreulichen Stadt, hai luli, die ich aber nicht nennen will, befinden. Muth, Muth, Herr! laßt Euch nicht herab drücken, hai luli. Der Ruſſen Gott iſt groß!"

Kascambo, dem Leben und Tod faſt gleichgültig waren, und der den Plan ſeines Denſchicks nicht kannte, begnügte ſich, das Lied mit den Worten zu begleiten: „Thue was Du willſt, und ſchweige, hai luli!" — Gegen Abend überfiel den Fieberkranken — der ſich nicht allein zu Mittag den Magen überladen, ſondern ſelbſt nach Tiſche Vergnügen gefunden hatte, ſich mit den Ueberbleibſeln des Mahls voll zu pfropfen, und den ganzen Nachmittag Chiſlik zu

lauen *) — ein ſolcher Fieber-Anfall, daß ſeines Bleibens nicht war und er nach Hauſe gehen und ſich zu Bette legen mußte. Man hielt ihn nicht auf, wie es ſich denken läßt. Den alten Ibrahim hatte Ivan's Luſtigkeit gegen allen Argwohn beruhigt. Um vollends jedem Verdacht zu entgehen, ſtellte ſich Ivan früh ſchläfrig, und legte ſich auf eine Bank, bis der Greis eingeſchlummert wäre. Allein Ibrahim hatte es ſich vorgenommen, die ganze Nacht wach zu bleiben. Anſtatt alſo ſich, wie gewöhnlich, auf eine Matte bei'm Feuer hin zu legen, ſetzte er ſich auf einen Block, dem Gefangenen gegenüber, und hieß ſeine Schwiegertochter der Ruhe pflegen, die ſich dann in die Nebenkammer begab, wo ihr Sohn ſchlief; der Alte ſchloß die Thür hinter ihr ab.

Aus dem finſtern Winkel, wo Ivan hockte, ſpähte er aufmerkſam nach Allem, was im Zimmer war. Bei dem Scheine des aufflackernden Feuers ward er unter Anderem eine zuweilen blinkende Axt in einer Wandvertiefung gewahr. Der Greis, vom Schlafe übermeiſtert, nickte ſchon mit dem Kopfe und das Kinn fiel ihm auf die Bruſt. Ivan ſah ein: jetzt ſey es Zeit oder nie, und wollte aufſtehen. Die Bewegung entging dem alten Ibrahim nicht. Argwohn machte ihn wach. „Was machſt Du da, Du?“ rief er ihm barſch entgegen. Anſtatt Antwort zu geben, rückte Ivan dem Feuer näher, gähnte und ſtreckte ſich, wie ein eben Erwachter. Ibrahim, um den Schlaf von ſich ab zu wehren, zwang jetzt Kascambo, die Guitarre zu ſpielen, um ſeine Lebensgeiſter in Bewegung zu ſetzen. Der Major zauderte, aber Ivan brachte ihm das Inſtrument, machte dabei das verabredete Zeichen und ſprach die wenigen Worte: „Spielt, Herr! ich habe mit Euch zu reden!“ — Kascambo ſtimmte die Guitarre, fing an zu ſingen, und Beide ſangen das hier folgende fürchterliche Duett, ein bekanntes Liedchen immer mit Reden untermiſchend:

Kascambo. Hai luli, hai luli! was haſt Du mir zu ſagen? Nimm Dich in Acht! (Nach jeder Frage und Antwort ſangen ſie eine Strophe des ruſſiſchen Liedchens.)

O wie bin ich ſo beklommen?
Doch wie kann es anders ſeyn?
Mein Geliebter, er ſoll kommen,
Und er läßt mich ſo allein!
Hai luli, hai luli!
Weh mir, mein Geliebter, wo bleibt er?

Ivan. Seht Ihr die Axt? Schaut nicht hin! Hai luli, hai luli! Ich will dem Schurken den Kopf ſpalten!

Setz' ich mich an's Rad, zu ſpinnen,
Reißt der Faden allerwärts.
Morgen ſpinnen, heute ſinnen,
Sinnen über meinen Schmerz.
Hai luli, hai luli!
Weh mir, mein Geliebter, wo bleibt er?

Kascambo. Ein nutzloſer Mord! Hai luli, hai luli! Wie kann ich mit meinen Ketten fliehen?

Wie der Mutter folgt das Lämmchen,
Wenn der Hirt die Heerde führt,
Wie das Zicklein ſucht das Hälmchen,
Das im Thal der Lenz gebiert,
Hai luli, hai luli!
So ſuch' ich, Geliebter, nur dich!

Ivan. Der Schlüſſel wird ſich in der Taſche des Bluthundes finden; hai luli, hai luli!

Wenn ich Morgens nach der Quelle
Mit dem Waſſer-Eimer geh',
Zieht's mich immer hin zur Stelle,
Wo ich nach der Hütte ſeh'.
Hai luli, hai luli!
Die er, der Geliebte, bewohnt.

Kascambo. Die Frau wird Lärm machen, hai luli, und Hülfe rufen!

Ach, vergebens harr' ich ſeiner;
Und der Ungetreue weilt,
Hat vielleicht ſein Herz mit einer
Andern wiederum getheilt!
Hai luli, hai luli!
Liebt mich der Geliebte nicht mehr?

Ivan. Geſchehe was da will! Ihr ſterbt ſo oder ſo! Hai luli, hai luli! gewaltſam oder vor Elend und Kummer!

Sollt' er mich verlaſſen können,
Flatterhaft und treulos ſeyn,
O ſo mag das Dorf verbrennen,
Mit dem Dorf ich obenein.
Hai luli, hai luli!
Was iſt ohne Liebe das Leben?

Der Greis wurde wacher und wacher, aufmerkſamer und aufmerkſamer, ſo daß die Gefangenen ihr Hai luli verdoppeln mußten, und der Major ſtärker in die Saiten griff. „Spielt, Herr!“ rief ihm der Denſchick zu, „ſpielt den Koſackentanz! Hai luli! ich will ihn tanzen, und mich in der Kammer ringsum drehen, hai luli, und der Axt immer näher kommen; ſpielt nur dreiſt: hai luli!“

„Nun dann, es ſey d'rum! damit einmal dieſe Hölle aufhöre!“ entgegnete Kascambo; zugleich wendete er ſein Geſicht ab und ſpielte aus allen Kräften die verlangte Tanzweiſe.

Ivan fing an, die Bewegungen und grotesken Stellungen der Koſacken zu machen, und beſonders die Sprünge und Verdrehungen, von denen er wußte, daß ſie dem Alten am meiſten gefielen. Er zerrte ſich, und ſchrie dabei aus Leibeskraft, um die ganze Aufmerkſamkeit auf den Tanz zu richten. So oft Kascambo gewahr wurde, daß der Tänzer der Axt nahe kam, ſchlug ſein Herz vor Bedngſtigung. Das Werkzeug, welches zu ihrer

*) Hammelfleiſch, in kleine Stücke geſchnitten, an hölzerne Stäbe geſteckt und am Feuer geröſtet.

Rettung dienen sollte, befand sich in einer kleinen Nische, in einer Art von Schrank ohne Thüre, in einer Wandvertiefung, aber so hoch, daß Ivan Mühe hatte, sie zu erreichen. Und doch kam es darauf an, sie erst herunter und in Sicherheit zu bringen. Ungesehen gelang es ihm: er benutzte den günstigen Augenblick, ergriff die Axt, stellte sie auf die Erde in den Schatten, den Ibrahims Rücken von sich warf, und als des Alten Blick ihn verfolgte, war er schon auf der entgegen gesetzten Seite des Zimmers. Der gefährliche Auftritt währte schon eine ganze Weile, und Kascambo fing an zu besorgen, es fehle seinem Denschick an Muth. Er richtete seine Augen auf ihn, gerade in dem Augenblick, wo er im Tanze die Axt von dem Boden aufhob und auf Ibrahim losſprang. Vor Schreck und Entsetzen mußte der Major mit Spielen einhalten und ließ die Guitarre auf seinen Schooß sinken. Der Augenblick schien so günstig als möglich; der Alte bückte sich eben, um Reiser in's Feuer zu werfen und es an zu schüren; aber das trockene Laub ließ eine so helle Flamme aufflackern und machte, als Ibrahim sich umkehrte, um sich wieder zu setzen, das Zimmer so licht, daß, wenn jetzt Ivan hätte zuschlagen wollen, Jener sich zur Wehr gestellt haben, und ein Kampf, Mann gegen Mann, die Folge gewesen seyn würde. Dadurch wäre Lärm entstanden, Hülfe gekommen, und dies mußte vor Allem verhüthet werden.

Was that Ivan? Als er des Majors Verwirrung gewahrte, schob er die Axt hinter den Block, auf welchem Ibrahim saß, und fing wieder zu tanzen an. — „Spielt doch, zum T....., spielt!" zischelte er leise seinem Herrn zu, „woran denkt Ihr?" — Der Major sah seinen Fehler ein, und griff wieder in die Saiten, aber mit schwacher Hand. — Der alte Wächter faßte zum Glück keinen Argwohn und setzte sich wieder, hieß sie aber bald aufhören und sich niederlegen. Ivan ging langsam hin, holte das Futteral des Instruments, stellte es auf den Heerd und öffnete es: anstatt aber die Guitarre, die ihm sein Herr hinhielt, zu fassen, ergriff er die Axt, welche hinter Ibrahim lag, und versetzte ihm mit derselben einen so kräftigen Streich auf den Kopf, daß der Unglückliche, ohne nur einen Laut oder Seufzer von sich zu geben, zu Boden und mit dem Gesicht in's Feuer stürzte; sein langer grauer Bart verbrannte; Ivan zog den Todten bei den Beinen vom Kamin und deckte ihn mit einer Matte zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe Friedrich des Großen an den General von Seydlitz.

XX. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Es ist mir ungemein angenehm gewesen, aus Eurem Schreiben vom 30ten abgewichenen Monaths zu ersehen, daß Eure Gesundheits-Umstände ob zwar langsam, jedennoch dergestalt sich zu beßern beginnen, daß Ihr Eure Wiederherstellung noch schon hoffen könnet. Ich nehme gewis daran zu vielen Antheil, als daß Ich Euch nicht rathen solte, nur ferner auf Eurer Huth zu seyn und sehr vorsichtig dabey zu verfahren, weil solches das einzige Mittel ist, wiederum völlig restituiret zu werden. Ich wünsche solches eben so aufrichtig, als Ich gewis beständig bin Euer wohl affectionirter König.

Potsdam, den 4. 9bris 1772. Frdch.

XXI. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Angenehmers konnet Ihr Mir nichts melden, als daß es Sich mit Eurer Gesundheit zur Beßerung anläßt. Einmahl wird doch Eure Gesinnung von Bestand seyn. Wüßte Ich nur ein Mittel, dies Ziel Meiner Wünsche zu erreichen! wie angenehm würde Mir solches seyn! Ich wünsche, daß Ihr Mir bald dazu mehr Hofnung geben könnet, und Ich erwarte diese Nachricht mit dem Verlangen Eures wohl affectionirten Königs.

Berlin, den 13. Januarii 1773. Frdch.

XXII. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Ich habe mit Eurem Bericht vom 26ten dieses den General-Rapport von denen Regimentern Eurer Inspection pro Martio c. zwar erhalten, kann Euch aber, nach der mit zitternder Hand vollzogenen Unterschrifft gedachten Euren Berichts zu urtheilen, Meine Besorgnis über Euren Gesundheits-Zustand nicht bergen. Ich will dahero einige Nachricht darvon zu Meiner Beruhigung von Euch erwärtig seyn, und bin übrigens ꝛc.

Potsdam, den 31. Marty 1773. Frdch.

XXIII. Mein lieber General von der Cavallerie von Seydlitz. Von denen Mir mit Eurem Schreiben vom 6ten dieses übersannten zwölf Pferden bin Ich ungemein zufrieden: nur scheinet Mir die davon zugleich übermachte Rechnung viel zu mäßig, als daß Ich nicht glauben dürffte, daß darinn noch etwas vergessen worden: solte solches sich etwa finden, so könnet Ihr den Rückstand Mir ohne Bedencken annoch melden, und werde Ich solchen gewis eben so gern anweisen, als Ich den Betrag der dermahligen Rechnung Euch zuzuschicken Meinem Krieges- und Domainen-Rath, Hof-Etats-Rentmeister Buchholtz bereits aufgegeben habe. Ich bin ꝛc.

Potsdam, den 26. July 1773.

ich wil hoffen, das die gesundtheit anjetzo gantz hergestellet ist. Frdch.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ausflug nach der Greifswaldischen Oie. (Fortsetzung.) Wenn ich vom „Schritte richten" vorhin gesprochen, so muß ich vorausschicken, daß, wo von einer Insel die Rede

iſt, mit einem ſolchen „Schritte richten" wenig gethan iſt, daß man vielmehr einen Kahn miethen und möglichſt für einen guten Wind ſorgen muß. Beides geſchah, die Ausſpicien für die Fahrt fielen aber keineswegs günſtig aus. Unſer Freund, der das Segel-Boot bedungen, ſtürzte plötzlich, von der Deichſel eines im Hafen nieder rollenden Wagens an die Backe getroffen, zu Boden; Wunde und Blut-Verluſt waren, als er wieder zur Beſinnung gekommen, ſo bedeutend, daß der Wundarzt ihm die See-Reiſe verbot, und es galt einen Kampf der Großmuth, ehe wir uns entſchloſſen zur Trennung und zur Reiſe ohne ihn. Aber der Weſtwind ſäuſelte gelinde, der Himmel lächelte heiter, und wir durften eine See-Fahrt von neun ſtarken Meilen nicht ausſetzen, ohne in Gefahr zu kommen, Wochen lang auf einen gleich glücklichen Verein der Umſtände zu warten.

Allgemach fuhren wir um den Hafen von Stralſund, ſtreiften den Danenholm und ſegelten zwiſchen Rügens und Pommerns Küſten auf dem von der Sonne erwärmten Meere. Stralſund verſchwand hinter uns mehr und mehr, während ſeine Thürme im hellen Tageslichte und in ihrer Farbenpracht lange hinter uns ſichtbar blieben. Dunkle Gewitter vor uns trieb der Wind über Rügen oder das Feſtland hinaus, aber drohender als das Gewitter wurde für unſere Fahrt die plötzliche Windſtille. Wir ſtiegen nach zweien Meilen an's Land; kaum aber hier angelangt, erhob er ſich ſo friſch auf's Neue, daß wir nicht genug eilen konnten, wieder in den Kahn zu kommen. Um Ein Uhr von Stralſund abgeſegelt, hatten wir wenig Hoffnung weiter als bis zur Stubbenitzer Fähre zu gelangen, dieſer Wind lieh ihr wieder kühnere Schwingen. Wir flogen um den Palmer Oſt, hinaus in den großen Greifswaldiſchen Bodden, und immer freier wehte die Meeresluft. Ich ſtellte mich, an den vorderſten Maſt gelehnt, auf die Spitze des Kahns und der Geiſt jubilirte, während der leichte Kahn pfeilſchnell über den Waſſerſpiegel hinfuhr, zur Linken und Rechten vom weißen Meeresſchaum bekränzt. Der weite Horizont war völlig heiter, die Fluth dunkelblau, das Auge konnte, ungeſtört von Objekten, nach allen Seiten frei umher ſchweifen, da die Ufer immer weiter und weiter zurückwichen. Nur aus dem violetgrauen Rande zur Rechten erhoben ſich die Thürme von Greifswalde und Wolgaſt, während das Grün der terraſſirten Ufer von Putbus nur durch den hellen Abendſtrahl hervortrat. In den Momenten dieſes ſeligen Dahinfliegens ſchien es mir, als ſey aller Schmerz, alle trübe Rückerinnerung, jede dunkle Ausſicht in der Luft des Augenblicks verſchwunden, und ich begriff, wie ſelbſt einem Noron bei'm Spiel und Sturm der Wogen die längſt entwichene Ruhe wiederkommen könnten.

Auch in unſerm kleinen Kahne herrſchte Friede und Freude. Unſere Schiffer, in deren Geſichtern ſich auf den erſten Blick Ruhe und Erfahrung des Seemanns ausſprachen, verriethen ſich bald als Männer von Kenntniß und Bildung. Es waren Steuermänner, welche bereits mehrere Male die Linie paſſirt und die Wunder der fremden Welttheile kennen gelernt hatten. Zu dem Spiele unſerer Schiffahrt hatte ſie wohl nur die Bekanntſchaft mit dem Hafenmeiſter (dem Eigenthümer des Fahrzeuges) und die Muße im Hafen bewogen. Beide waren in Braſilien geweſen, der Eine hatte der Krönung des Kaiſers beigewohnt. Was ſie uns von dem Schickſal der unglücklichen Deutſchen, welche die Auswanderungsluſt dahin führt, erzählten, klingt entſetzlich. Der bitterſten Armuth Preis gegeben, entblößt von Allem, ihren Hunger faſt nur durch den Genuß von Wurzeln ſtillend, bleibt ihre letzte Zuflucht der Soldatenſtand, wenn ſie nicht etwa ſchon früher zu demſelben gezwungen werden. „Und was ein Soldat in Braſilien iſt", fügte unſer Steuermann hinzu, „davon hat man bei uns keinen Begriff". Selbſt die, welchen es am beſten in der Fremde geht, hegen keinen größern Wunſch, als Mittel zur Heimkehr zu finden.

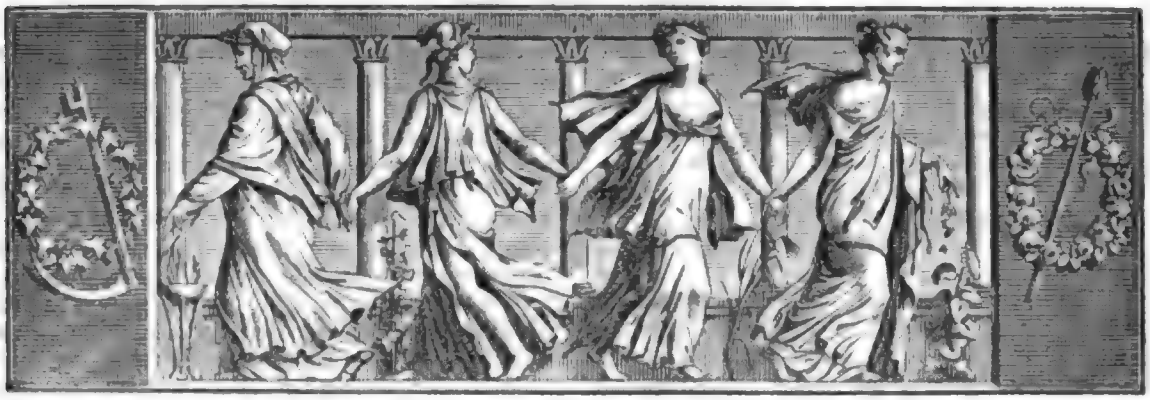
Während der intereſſanten Erzählungen unſerer Schiffer hatten wir nicht bemerkt, wie hinter uns im Weſten die Sonne immer tiefer geſunken, ohne daß vor uns im Oſten die Vorgebirge Mönchguts höher aus dem Meere aufgetaucht wären. Eine tiefe Stille lagerte auf dem weiten Meere, nur von dem Pfeifen der Kranichzüge unterbrochen. Plötzlich dunkelte es; zwar war die Sonne noch nicht untergegangen, aber hinter einer dichten Wolkenmauer verſunken. Schwärme wilder Enten flogen dicht gedrängt über unſern Köpfen und verloren ſich in weiter Ferne. Am längſten hielten die Möven auf dem Waſſer aus. Wenn auf der dunkeln Meeresfläche ſich kein lebendes Weſen zeigt, kein Segel am Horizonte hervorragt, iſt es ſchon ein erfreulicher Anblick, wenn eine Möve, ihr weißes Gefieder ausbreitend, das ſcheidende Sonnenlicht darin auffangt. Es iſt doch ein Zeichen des Lebens.

Die Sonne war untergeſunken, die Wolkenmauer im Weſten immer höher geſtiegen, und auch der Wind hörte auf. Mitten auf dem Greifswaldiſchen Bodden in einem kleinen offenen Kahne bei einbrechender Nacht ſich zu befinden, gewährt für Luſtreiſende in Sommerkleidern eben keine Luſt. Auch die Schiffer wurden bedenklich und fragten, ob wir nun Luſt hätten, im Kahne zu ſchlafen? Auf unſern Betrieb nämlich war es geſchehen, daß wir nicht ſchon am Palmer Oſt das Nacht-Quartier aufgeſchlagen hatten. Vergeblich ſahen wir nach Oſten, daß die drei Vorgebirge von Groß-Zicker, Klein-Zicker und Thiſow höher aus dem Meere hervortreten ſollten, und eben ſo vergeblich athmeten wir die Luft aus Weſten ein. Der Wind hub nicht wieder an, ſelbſt der letzte Abendhauch ſchien verſchwunden. Auf der ganzen dunkeln Fläche trat nichts uns deutlich vor Augen als die Inſel Wilm zur Linken, für die Badegäſte von Putbus das gewöhnliche Ziel einer kleinen Spazierfahrt, für uns ein unerreichbarer Punkt. Unſere Steuerer hatten nicht undeutlich Winke gegeben, ſie hielten nichts vom Schiffer-Aberglauben; und doch glaubten wir in der Stille der Dämmerung Zeichen zu hören, die nach der Meinung der Seemanner den Wind locken, wenn auch nicht beſchwören. Daß er nicht kam, wer wollte ihm das bei ſo bewandten Umſtänden verdenken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Pariſer Pfeudo-Gelehrter gerieth dieſer Tage auf den argen Gedanken, zu beweiſen: daß er nichts Geringeres vermöge, als — eine neue Sündfluth hervor zu bringen! — Jeder weiß, — ſo beginnt dieſer Schreckensmann — daß das Licht (die Sonne) alle Körper auflöſet, zerſetzt, treibt und namentlich das Waſſer verflüchtigt. Das Gas, das hieraus emporſteigt, verbindet ſich entweder mit irdiſchen Körpern, oder es ſteigt in die Atmoſphäre hinauf. Was wird nun aus dieſem Waſſerſtoff-Gas? Da es leichter iſt als die Luft, ſo erhebt es ſich zur höchſten Region, und ſchwimmt dort über der atmoſphäriſchen Luft-Schicht. Durch ſolche Zerſetzung ſchwand das Meer, das ehedem die höchſten irdiſchen Berge überdeckte, zu ſolcher Tiefe hinab. — Aus Welt kennt ferner — ſagt er weiter — die Wirkung eines Voltaſchen Piſtols. Mit einem Gemiſch von atmoſphäriſcher Luft und Waſſerſtoff-Gas geladen, und angeſteckt, entladet es ſich mit einem heftigen Knall, und das Reſultat dieſes Schuſſes iſt — Waſſer! — Wie nun Monge, (in ſeiner Denkſchrift über die Meteore) ganz ſinnreich den Gufregen eines Gewitters ähnlichen Wirkungen (wie oben) zuſchreibt, ſo könnte man (wie unſer Schreckensmann meint), mit einer künſtlichen Lunte, etwa vermittelſt eines Luftballons, das Feuer nach jener höheren Region bringen, wo ſeit dem ſogenannten Anbeginn der irdiſchen Welt ſich das Waſſerſtoff-Gas auf die Luft aufgeſchichtet hat, und es iſt laut dem Vorherbemerkten klar, daß die beiden Luft-Arten ſich zugleich entzünden, und in einem Augenblick eine ſolche Maſſe Waſſer gebären würden, daß der Erdball darunter zum zweiten Male, wie bei der Sündfluth, begraben würde!! — Dies iſt das furchtbare Geheimniß, das uns bedroht! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 26. September. 154ſtes Blatt.

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

Benjamin Conſtant. In ihm ſind drei oder vier Talente vereinigt. Als Romantiker iſt er kalt, und es behagt ihm, einen Helden dar zu ſtellen, der uns in immerwährendem Graus erhält, ohne dem geängſteten Herzen auch nur eine ſanftere Regung zu geſtatten. Als Tragiker deklamirt er, handelt aber nicht, und weiß ſelbſt die Leute im Paradieſe nicht zu rühren oder zu ergreifen. Als Geſetzgeber hat er vernünftige Anſichten, geſunde Grundſätze und Urtheile, aber zu viel Leichtigkeit darin, dieſe zu verdrehen oder von ihrer natürlichen Richtung ab zu bringen. Als Redner iſt er fein, gewandt, aber oft etwas zu weitſchweifig, und vorzüglich, wenn er eine bittere Wahrheit ſagt, umhüllt er ſie mit zu viel verſüßenden Worten. Auf jeden Fall aber gehört er zu den bemerkenswertheſten Männern der Oppoſition.

Viennet. Einige niedliche und gefällige Verſe laſſen viel von ihm hoffen. Er iſt ein Mann von ungemeiner Wahrheitsliebe und Gradheit, und würde daher beſtimmt niedriger ſtehen, als er ſteht, wenn nicht einige ſeiner Freunde für ihn in die Trompete der Fama ſtießen.

Ch. Pougens. Ein Gelehrter von unermüdlichem Fleiße. Er beſitzt vielfache Kenntniſſe, iſt ohne Pedanterie, und gehört in jeder Hinſicht zu unſeren ausgezeichnetſten Schriftſtellern, zu unſern achtungswertheſten Philoſophen. Seit 45 Jahren iſt er erblindet, und hat während dieſer ganzen Zeit nicht aufgehört, ſich den mühſamſten Arbeiten hin zu geben. So iſt es ihm gelungen, allein ein etymologiſches Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache zu vollenden, ein Werk, welches die ganze Lebenszeit drei gewöhnlich fleißiger Männer erfordert haben würde. Und für alle dieſe Mühe und Arbeit erwartet Pougens nur eine Vergeltung — den Druck ſeines Werkes, ein Unternehmen, welches freilich nur vom Staate ausgeführt werden kann. Wird ihm dieſe Belohnung ſo vielfacher Anſtrengung werden? — dies iſt noch eine Frage, und ſollte es eigentlich nicht ſeyn. Lebte Pougens, ſtatt in dem reizenden Thale von Vauzbuin, in den Bureaux von Paris, ſo iſt es außer Zweifel, daß die tägliche Nennung ſeines Namens das bewirken würde, was er als Lohn ſeiner Verdienſte vielleicht vergebens erwartet. Man ſchließe hieraus übrigens nicht, daß Pougens von den Journaliſten gering geſchätzt oder gar verachtet werde. Seine Eigenſchaft als Mitglied der Akademie, und ſeine unerſchöpfliche Güte, welche die ganze Welt glücklich machen möchte, zwingt die Herren auch wider ihren Willen zu ſeinem Lobe. Aber ſie wenden alles Mögliche an, das Echo deſſelben zu unterdrücken, und verfahren mit ihm, wie mit Jemand, gegen den man ſich ſeiner Verpflichtung, die man ohnedies nur ungern erfüllt, ſobald als möglich zu entledigen ſtrebt. — Noch nicht lange iſt es her, als ein kleines, von ihm heraus gegebenes Werk alle Journale von ſeinem Lobe ertönen machte. Pougens iſt Verfaſſer mehrerer kleinen Schriften, welche ſich durch eine Einbildungskraft von unvergleichlicher Friſche und Lebhaftigkeit auszeichnen,

und in denen eine Philosophie, ein Schatz von Kenntnissen an den Tag gelegt wird, wie man beides in unsern Tagen nur höchst selten noch findet. Zu dem Allen kömmt, um es zu vollenden, noch ein äußerst eleganter, keineswegs gekünstelter Styl. G. S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Beide horchten, ob das Geräusch die Frau aus dem Schlafe geweckt hätte; und siehe da, mehr von der entstandenen Stille, als vom Lärmen geweckt, öffnete sie die Kammerthür und fragte die Gefangenen: „Was macht Ihr denn da? und wie kommt's, daß es hier nach Gesengtem riecht?" — Das Feuer war durch Ibrahim's Fall zerstreut und fast verlöscht, und das Zimmer wenig erhellt. Ivan holte mit der Axt aus, ihr den Kopf zu spalten; sie machte eine Wendung und der Streich traf die Brust. Ein tiefes Stöhnen entstieg ihr; ein zweiter Schlag, schneller als der Blitz, ereilte sie im Fallen und streckte sie leblos zu Kascambo's Füßen. Entsetzt über diesen zweiten Mord, der ihm unerwartet gekommen war, und gewahrend, daß Ivan nach der Kammer zuging, wo der Knabe schlief, stellte er sich ihm entgegen und hielt ihn auf: „Wohin gedenkst Du, Elender?" rief er aus; „könntest Du barbarisch genug seyn, auch dieses Kind, das mir so viel zu Liebe gethan, zu morden? Solltest Du mich um dieſen Preis retten wollen, sieh', so könnten weder Deine Dienste, noch Deine Treue Dich, sobald wir an die russische Linie kämen, vor meiner Rache sicher stellen!" — „Dort, an der Linie, mögt Ihr mit mir machen, was Euch beliebt; hier, hier muß ein Ende gemacht werden!" — Kascambo sammelte seine ganze Kraft, packte ihn bei der Gurgel, als er in die Kammer dringen wollte, und rief: „Elender, wenn Du auch noch dieses Leben zu rauben gedenkst, wenn Du dem Knaben auch nur ein Haar krümmst, so schwöre ich hier zu Gott, daß ich mich selbst in die Hände der Tschetschengen liefere, und Dein Werk, Barbar, soll Dir und mir zu nichts helfen!" — „In die Hände der Tschetschengen?" wiederholte Ivan, die blutige Axt über den Kopf seines Herrn schwingend — „auch ich schwöre: sie sollen Dich nicht lebend greifen; ehe dies geschieht, morde ich sie, Dich und mich. Dieser Knabe kann uns verderben, kann das Dorf aufschreien; in Euerm Zustande sind die Frauen stark genug, Euch zu überwältigen und in's Gefängniß zu schleppen!" — „Halt ein!" rief Kascambo, den Denschick, der sich los zu machen strebte, zurück haltend — „halt ein, Ungeheuer, morde mich, ehe Du ein so unmenschliches Verbrechen begehst!" — Aber er vermochte nicht, schwach und in Ketten, den Wüthenden zu halten, der sich mit Gewalt von ihm losriß, und sank, kraftlos und vor Abscheu und Entsetzen, halb ohnmächtig zu Boden. Er suchte sich zwar auf zu raffen; seine Kleidung triefte vom Blute der beiden Schlachtopfer, das ihm im Ringen mit Ivan anklebte. Er legte sich auf's Bette. — „Ivan!" rief er, „um Gotteswillen, Ivan, morde das Kind nicht, vergieße nicht das Blut des unschuldigen Kindes!" — Ivan war schon in der Kammer; Kascambo, auf dem Wege dahin, wollte dem Knaben zu Hülfe, als der Denschick mit den Worten zurück kam: „Herr, es ist geschehen: verlieren wir keine Zeit, machen wir kein Geräusch. Keinen Lärmen!" setzte er hinzu, als sein Herr mit Vorwürfen auf ihn einstürmte; „was geschehen ist, ist geschehen; jetzt kommt Alles zu spät. Bis wir Beide frei sind, ist Jeder, der mir in den Wurf kommt, ein Kind des Todes, oder ich bin es. Tritt hier Jemand ein, ehe wir hinaus sind, so sehe ich nicht hin, ob es Mann, Weib oder Kind, Freund oder Feind ist: ich strecke ihn zu den Andern todt hin!" — Jetzt steckte er einen Spahn Lerchenholz an, suchte im Quersack und in den Taschen Ibrahim's nach den Schlüsseln, fand sie nicht; suchte in den Taschen der Frau, in einer Lade, überall nach, wo er vermuthen konnte, daß man sie verborgen hätte; umsonst, sie waren nirgends zu finden. Der Major überließ sich während der Zeit, ohne seiner selbst mächtig zu seyn, dem Schmerze; Ivan tröstete ihn, so gut er konnte. „Weint doch lieber über die verlornen Schlüssel! Was ist an dem Räubergesindel verloren, die Euch länger als funfzehn Monate gequält haben? Sie wollten Euch und mich umbringen; nun, die Rache ist an sie gekommen, das ist Alles. Ist das meine Schuld? Mag die Hölle sie Alle zusammen verschlingen!"

Indeß waren die Schlüssel nirgends auf zu treiben, und der dreifache Mord würde ohne allen Vortheil gewesen seyn, wenn man nicht Mittel fand, die Eisen zu sprengen. Mit Hülfe der Axt gelang es Ivan, den Handschellenring zu öffnen, aber der Ring an den Füßen widerstand, und Ivan mußte fürchten, wenn er Gewalt brauchte, das Bein zu verletzen. Von der andern Seite rückte die Nacht vor, die Gefahr nahm mit jeder Minute zu; es war höchst nothwendig, sich auf den Weg zu machen. Ivan befestigte die Kette an den Gurt des Majors, damit sie leichter zu tragen sey und kein Geklirr mache. In einen Quersack steckte er einen schon gekochten Hammelschlägel, einige andere Vorräthe, und in seinen Gürtel die Pistole und den Dolch des Erschlagenen. Kascambo nahm ihm seine Bourka. *)

*) Die Bourka ist ein undurchdringlicher Filzmantel, mit langen Haaren, ohngefähr wie ein Bärenfell. Sie ist der gewöhnliche Kosacken-Mantel, und wird nur von Kosacken gewebt. In dieser Hülle trotzen sie dem Wind und Wetter, dem Regen und Koth im Bivouak.

In diesem Zustande machten sie sich leise davon, gingen um das Haus herum, damit ihnen Niemand begegne, nahmen dann ihre Richtung nach dem Gebirge, anstatt auf Mosdok zu die gewöhnliche Straße zu betreten, weil sie voraus sahen, daß man sie auf diesem Wege verfolgen würde.

Während dem übrigen Theile der Nacht gingen sie immer längs den Anhöhen rechts, und bei Tages-Anbruch vertieften sie sich in einen Buchenwald, der die Anhöhen bedeckte, und wo sie nicht von weitem gesehen werden konnten. Es war im Februar, und der Boden auf den Anhöhen und besonders im Walde noch immer mit Schnee bedeckt, der in der Nacht hart gefroren war und die Reisenden trug, aber am Morgen, von der Sonne erweicht, mit jedem Schritte nachgab und das Gehen beschwerlich machte. Auf diese Weise gelangten sie mit Mühe an ein tiefes Thal, durch welches sie mußten, und wo der Schnee verschwunden war. Ein gebahnter Weg lief den Bach entlang und gab zu erkennen, daß hier eine besuchte Straße war. Dieser Umstand und die große Ermüdung des Majors bewog sie, hier zu bleiben, die Nacht ab zu warten und sich zwischen einigen Felsen zu verbergen, die aus dem Schnee hervor ragten. Ivan schnitt Fichtenzweige ab, und breitete sie über den Schnee aus, zum Lager für seinen Herrn. Während dieser der Ruhe genoß, ging Jener hin und her, um die Gegend zu untersuchen. Das Thal, welches vor ihnen lag, war mit hohen Bergen umgeben und kein Ausgang ab zu sehen: er schloß daraus, daß es keinen andern Weg gebe, als die eben erwähnte gebahnte Straße, und daß man durchaus dem Laufe des Baches folgen müsse, um aus diesem Labyrinth zu kommen. Dem zu Folge machten sich Beide um 11 Uhr Abends, als der Schnee wieder hart geworden war, auf den Weg und stiegen in's Thal hinab. Vorher zündeten sie die Fichtenreiser an, theils um sich zu erwärmen, theils auch, um sich ein kleines Mahl von Chiślik zu bereiten; denn der Hunger quälte sie. Geschmolzener Schnee war ihr Getränk und ein Schluck Brandtwein ihr Labsal und ihre Herzstärkung. Sie kamen glücklich in's Thal hinab und durch das Thal, ohne Jemand zu begegnen, und erreichten den Engweg, welcher, nebst dem Bach, sich zwischen senkrechten hohen Bergen hindurch drängte. Hier verdoppelten sie ihre Schritte, wohlbedenkend, wie gefährlich es für sie sey, in dem Passe einen Menschen zu finden. Sie erreichten das Ende erst um neun Uhr Vormittags. Die freie Aussicht öffnete sich vor ihren Augen, und jenseits der niedrigeren Berge, die vor ihnen quer hinliefen, entdeckten sie den unermeßlichen Horizont von Rußland, der wie ein fernes Meer sich vor ihnen ausbreitete. Man kann sich unmöglich einen Begriff von der Freude des Majors bei diesem überraschenden Anblick machen — „Rußland! Rußland!“ war das einzige Wort, das er aus zu sprechen vermochte.

Die Reisenden lagerten sich, um aus zu ruhen und sich an der Aussicht und Hoffnung ihrer bevorstehenden Freiheit zu weiden. In die Wonne dieser herrlichen Vorbedeutung mischte sich aber bei dem Major die Rückerinnerung an die furchtbare Handlung, deren Zeuge er gewesen war, und die ihm seine Kette und das Blut, das an ihm klebte, vergegenwärtigte. Den Blick auf das entfernte Ziel seiner Wünsche und Reise gerichtet, berechnete er jedes dazwischen liegende Hinderniß. Der Anblick der langen gefährlichen Strecke, die er vor sich sah, und die er mit geschwollenen Füßen, mit Ketten an den Beinen zu durchgehen hatte, schlug mit einem Male die Freude nieder, die sein entdecktes Vaterland in ihm erregte. Mit den Qualen seiner Einbildungskraft vereinte sich ein brennender Durst. Ivan stieg zum Ufer eines Baches hinab, der in einiger Entfernung floß, um seinem Herrn einen Labetrunk zu holen, und ward eine Art von Brücke gewahr, die aus zwei neben einander gelegten Baumstämmen bestand, und ein in der Ferne liegendes Gebäude. Es war eine von den Hirtenhütten, die des Sommers von den Tschetschengen bewohnt werden; sie war leer. Für die Reisenden war sie willkommener als ein Pallast. Ivan eilte, seinem Herrn die gute Nachricht zu geben; er weckte ihn aus seinen schwarzen Gedanken, führte ihn in die Hütte und suchte überall nach der Vorrathsgrube. (Die Fortsetzung folgt.)

Des verlassenen Kindes Trost.

O Gott, wie ich verlassen bin!
Hier unter'm schwarzen Stein,
Da liegt mein armer Vater drin,
Und auch die Mutter mein.

Wie süß in ihrem Schooße mir
So mancher Tag verfloß!
Nun liegen, ach! sie selber hier
Im kalten Erdenschooß.

Da drüben bei dem Hochaltar
Ist auch ein weißer Stein,
Da legten sie vor einem Jahr
Mein Schwesterchen hinein! —

Nun bin ich ein verlass'nes Kind!
Doch sagten sie mir ja,
Kurz, eh' sie mir gestorben sind,
Mir blieb ein Engel da?

Du heil'ger Engel, schütze mich
Vor jeder Angst und Noth! —
Du lieber, heil'ger Engel, sprich:
Sind sie denn wirklich todt?

Ach nein! Du sagst: Sie sind nicht todt,
Sie sind im Himmelshaus,
Und suchen dort bei'm lieben Gott
Für mich ein Plätzchen aus.

Franz Fiedler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ausflug nach der Greifswaldischen Oie. (Fortsetzung.) Mit Rudern zum Ziele zu gelangen, lag außer dem Reiche der Möglichkeit; aber ein eisernes Rader-Apparat, wie bei Dampf-Böten, nur daß statt des Dampfes hier drehende Menschenhände gebraucht werden (eine ganz neue Einrichtung), wurde schnell eingefügt. So gut zwei Menschen ein Surrogat für Dampf abgeben können, drehten wir unsere Walze, und das Wasser, von den Schaufeln des Räderwerks getrieben, rauschte so munter in die Höhe, daß nach Verlauf einer Stunde das ganze Schiff vom Sprützregen des Seewassers getauft und auch an uns, den Drehenden, Steuernden und Müßigen, kein trockener Fleck zu finden war. Die Schiffer, im Archipelagus und den merikanischen Gewässern wohl erfahren, kannten in den vaterländischen Seen nur das Fahrwasser; so mußte denn unsere mitgenommene Special-Karte Rügens zur See-Karte dienen. Doch ware es noch zweifelhaft geblieben, ob wir damit glücklich in die Bucht zwischen dem großen und kleinen Zicker eingelaufen wären, hätte uns nicht plötzlich ein Licht entgegen geblickt. Der Ruf: „Land!" kann den ersten Welt-Umseglern nicht willkommener gelungen haben. Das Licht zeigte sich zu verschiedenen Malen, wir strengten unsere Kräfte an und plötzlich stand, inmitten der mönchgutischen Berge, unser Kahn auf Kiessand fest.

Ein flaches Ufer zeigte sich in Entfernung weniger Schritte und der Steuermann trug uns, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit aufgestreiften Beinkleidern auf den Schultern vom Bord an's Trockene. Nachdem das Schiff befestigt worden, überließen wir es seinem Schicksal und suchten unser eigenes zu verbessern. Das Sprüchwort von dem Regen und der Traufe sollte sich aber hier an uns bewähren. Wir schritten dem trügerischen Lichte auf einem von tiefen Graben durchschnittenen Wiesengrunde zu. Bald half kein Umgehen mehr; wir mußten mit der mitgenommenen Stange hinüber springen und da die Dunkelheit — es war zehn Uhr — uns vom Jenseits nur unbestimmte Umrisse zeigte, traf es sich, daß wir mehr oder minder tief als bis an's Knie in die schlammigen Graben sanken. So gelangten wir bis an die ersten Hütten, und wurden durch Strauchwerk und Hecken von einer mönchgutischen Frau, die sich, entsetzt vor dem seltsamen Troß, zurückziehen wollte, endlich nach dem Schulzenhof gewiesen, da keine Schenke im Orte sey.

Noch brannte das Licht in der ärmlichen Hütte; für sechs von allerhand Wassergüssen und Taufen starrende Wanderer der Nacht, denen Stralsunds bequeme Hotels noch im frischen Andenken lebten, blinkte durch die runden Fensterscheiben wenig Trost. Unsere Bitten und unsere Gestalt wurden einer genauen Prüfung unterworfen, ehe man uns Einlaß gewährte; als wir erprüft gefunden, geschah es aber mit aller Herzlichkeit und Gastfreiheit des sonderbaren Völkchens. Jene Besichtigung war indessen ganz natürlich; denn unser Aufzug, der Ort, wo selten Fremde sich hin verirren, und die Stunde hätten Jedermann zu seltsamen Vermuthungen Spielraum gegeben. Voran schritten beide Steuermänner, mit zottigen Schifferkitteln, ledernen Nebelkappen und gewaltigen Stangen, und auch unser Aufzug mit Mützen, Hüten, blauen Hemden, Mäntein und Röcken, Alles von der verschiedensten Form, trug, zumal die Unordnung dazu gerechnet, z. B. die bis über's Knie aufgekrempelten Beinkleider, die kurzen Stiefeln und weißen Unterhosen, wenigstens einen phantastischen Charakter. Ein Maler hätte von der Begrüßungs-Scene zwischen uns und dem alten Ehepaar, in seiner mönchgutischen Tracht, bei dem Schein einer dürftigen Lampe und eines Kienbrandes, leicht ein Salvator Rosasches Gemälde entwerfen können.

Je ärmlicher die Kost (unsere eigenen Vorräthe waren im Kahn zurück geblieben), desto schmackhafter Brod, Butter und saures Bier erschien, um so froher wurde die bunte Gesellschaft. Kaum gewahrte die kleine Stube Platz zum Aufenthalt, aber desto mehr Warme zum Trocknen der Kleider. Wer etwas von lustigen Reise-Abenthenern wußte, gab es zum Besten. Die Steuerleute berichteten, mittheilender geworden, von den Wundern und Fahrlichkeiten aller Zonen; und am Ausbruch eines fröhlichen Rundgesanges hinderte nur, daß zwei Kinder in derselben Stube die süßen Freuden des Schlafes genossen.

Bei unserm Schlafgemach, wohin das Mütterchen uns alsbald leuchtete, kann meine Kritik besagter Novelle beginnen. Es war jener große Hausflur, der, mit gewaltigen Thorflügeln, bis in die Spitze des Daches hinauf steigt, und an den, zur Rechten und Linken, die übrigen Behältnisse für Vieh und Menschen als Appendix angeklebt scheinen: ganz wie er in den „Geächteten" geschildert wird. Hier hatte man nicht für nöthig erachtet, das Vieh vom Menschen, d. h. von uns zu trennen. Eine Streu war in der Länge des Flures für die sechs benighthed travellers ausgebreitet und das Mütterchen legte sorgfaltig, nachdem man sich hingestreckt, über uns, was sie von Decken besaß, die Durchnaßten zu erwärmen, und überließ uns dann mit einem herzlichen „Gute Nacht"-Wunsch der Dunkelheit, uns selbst und — was den Verirrten sonst bevorstand. Worin dies bestand, soll der geneigte Leser sofort erfahren. Wir hatten namlich zur Gesellschaft in unserm geräumigen Schlaf-Cabinet, außer der Dunkelheit, eine artige Zugluft, welche sich zwischen den beiden entgegen gesetzten Thorflügeln Bahn brach und in sanften Intervallen über unser demüthiges Lager dahin strich; hinter uns war ein Verschlag für die Kühe, welche die ganze Nacht durch wiederkauten; vor uns, d. h. zu unsern Füßen, genossen die Schweine der Vergessenheit aller Leiden, was ich zu unserm Schmerz von den Hühnern nicht sagen kann, denen über unsern Köpfen das Quartier angewiesen war; denn ihre Hähne bemühten sich von Mitternacht an (und um elf Uhr hatten wir uns hingestreckt) unaufhörlich zu krähen, bis sie gegen zwei Uhr von einer Heerde Gansen, die in einem Verschlage zur Linken bis dahin geruht hatten, abgelöst wurden. Rechnet man gewisse fröhliche und leichtfüßige Bewohner des Strohes dazu, so wie den Umstand, daß sechs auf einer und derselben Streu unabgetheilt Liegende im Schlaftaumel gemeinhin auf Terrains-Eroberungen ausgehen, so wird man es erklarlich finden, daß wir bis auf unsere an dergleichen gewöhnte Seemänner in der ganzen Nacht wenig die Augen schlossen. Außer den angegebenen Thieren suchte eine vom Hunde verfolgte Katze bei uns ihr Asyl; dazu riß sich ein Schwein los und wir fürchteten, es suche eine ungewohnte Kost an unsern Stiefeln. Man verscheuchte es; bald aber kam es, unter anderer Gestalt, oder vielmehr mit andern Tönen wieder, zeigte sich bald hier, bald dort; dann fiel es auch wohl in Gestalt eines Käfers vom Dache, oder gnurrte mitten unter uns. Aengstlich schlug Einer und der Andere, mit dem Arme sich vertheidigend, um den Kopf, und Alle wurden dahin einig: „es gebe ein finsterer Geist durch dieses Haus." Mitten unter diesen Schreckens-Scenen glaubte man auch wohl den Einen aus Herzensgrunde lachen zu hören; ich will aber nicht glauben, daß der Schalk etwa durch Kratzen an den Stiefeln, Gnurren und Rascheln zum Grauen der Andern den mönchgutischen Haus-Kobold gespielt habe. Mich quälte außerdem das Ahnungs-Vermögen, denn ich hörte immerwährenden Regen auf das Dach niederrauschen, und obwohl dies, wie sich später ergab, in der Nacht nicht der Fall gewesen, war es doch ein Vorzeichen dessen, was der nächste Tag im Schilde führte.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XL.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 154ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Ausflug nach der Greifswaldiſchen Oie. (Schluß.) Schlag drei Uhr — wir hörten zu unſerer Pein jeden Stundenſchlag — ging der große Thorflügel auf und der hereinbrechende graukalte Tag endete den langwierigen Kampf zwiſchen der Verzweiflung der Müdigkeit und der Luſt, welche die überaus komiſche Lage unwillkührlich erzeugt hatte. Nach einer Fortſetzung des Nachteſſens, welchem jetzt der Name Frühſtück verliehen ward, eilten wir dem Ufer zu, und fanden den geſtern auf Kiesſand ruhenden Kahn bereits von den ſtürmiſchen Wellen geſchaukelt. Der Himmel war durchaus umzogen, die See ging hoch, ja ſie mußte in der Nacht ſo geſtürmt haben, daß das Ankertau zerriſſen war. Erſt nach vielem Suchen wurde der Anker wieder gefunden.

„Iſt der Wind günſtig?“ fragten wir und die Antwort beider Seemanner aus einem Munde fiel dahin aus: „Er iſt nur all zu günſtig.“ Kaum waren wir vom Ufer los, kaum hatten wir unſerm Wirthe ein Lebewohl zugerufen, als der Kahn davon flog. Bald hoch, bald niedrig in der grauen bewegten Fluth durchſchnitt er pfeilſchnell die Bucht. In wenigen Minuten waren wir um die Mönchguliſchen Vorgebirge und in der offenen See, die uns (es war die erſte bedeutendere Schifffahrt) kein freundliches Geſicht zum Willkomm bot. Der in Stralſund empfangenen Anweiſung nach, ſollten wir nach dem Ruden, einer flachen Sand-Inſel, fahren, und von dort einen Lootſen nach der Greifswaldiſchen Oie mitnehmen, weil nur eine ſchmale Fahrſtraße zwiſchen den das Eiland umgebenden Klippen nach dem einzigen Auswege führe. Der Ruden, ein ſchmaler Strich, erſchien in weiter Ferne; auch das Felſenufer der Oie trat ſchon am dunkeln Horizonte aus der grauen See hervor. Unſere Schiffer ſahen ſich einen Augenblick, als wir um das Tiſſower Vorgebirge ſegelten, bedenklich an, dann mit einem Blick des Stolzes erklärte der Eine: „Wir werden's doch auch ohne Lootſen ausmachen.“ Der Andere ſtimmte ein, in den Bart murmelnd: „wenn er nur nicht zu ſtark wird!“ Dabei ſah er nach Weſten, von wo der Wind, immer ſtärker vorbrechend, Wolken über Wolken thürmte.

Wir waren auf offener See, Rückkehr war unmöglich, da jeder Widerſtand gegen den Sturm dem ſchwachen offenen Boote augenblicklichen Untergang gebracht hatte. Wir trieben hinaus auf das weite Meer, und dem Unkundigen ſchien es mehr ein Werk des glücklichen Zufalls, als der Berechnung, wenn wir in dem weiten vor uns liegenden Horizonte den Punkt des kleinen Eilandes träfen. Die Wellen wurden immer höher, obgleich der eine Seemann ſie nur als Wellen der Oſtſee wollte gelten laſſen. Der Kahn wurde bald von Hügeln getragen, bald tief hinab gezogen, bald ſchwebte er auf der einen Seite und die Wellen ſprutzten hinein. Jetzt begannen die Wolken ein thätiges Spiel. Es regnete gelinde, ſtärker; endlich ſchien ſich ein Wolkenbruch zu entladen. Pelze, doppelte Mäntel ſchützten nicht mehr, wir wurden naß bis auf die Haut. Der Himmel wurde ſo grau, daß die Oie, der Ruden, Pommern's Küſte, Rügen's Berge verſchwunden waren und wir nichts als den Schaum der Wellen ſahen. Was Jeder von uns dachte, weiß ich nicht an zu geben; wer ſich aber ſo weit überwinden konnte, nicht an die Gefahr zu denken, für den war es ein berauſchendes Gefühl, in dem gebrechlichen Nachen durch alle Schrecken der Natur wie mit einem kühnen Sieger hindurch zu ſegeln. Wer an die Gefahr dachte, brauchte nur auf unſere Steuerleute zu blicken. Die Ruhe entwich keinen Moment, aber eben ſo wenig zeigte ſich ein Augenblick der Sorgloſigkeit auf ihren ernſten Geſichtern.

Nach zwei Stunden hatte der erſte Sturm ausgetobt, die Wolken verzogen ſich etwas, und vor uns lag, gleich den hohen Wällen einer furchtbaren Feſtung, das ausgedehnte Felſenufer der Oie. Die See ging hohl; noch zeigte ſich bei der Annäherung eine Gefahr. Außer einem weiter ſüdlich ſich erſtreckenden Felsriff blickten rund um die Inſel ſchwarze Steine hervor, deren geringſter bei unvorſichtigem Anlauf dem Kahne Untergang gebracht hätte. Vorſichtig näherten wir uns, überall umherſpähend. Die Schiffe der Inſulaner waren an's Land gezogen, auf dem Ufer zeigte ſich Niemand; wie wir nachher erfuhren, weil Alles bei der Erndte beſchäftigt war. Erſt nachdem die geſammte Beſatzung ihre Kehlen angeſtrengt hatte, erſchien Jemand, dem bald faſt alle männlichen Bewohner des Eilandes folgten. Man ſchwenkte die Hüte gegenſeitig, man winkte, da die mündlichen Anweiſungen vom Getöſe der Brandung übertönt wurden, und glücklich gelangten wir bis zum Strande.

In ganz Deutſchland, dem Vaterlande der Gaſtfreiheit, iſt dies Landchen, wenn man ein Eiland vom Umfang einer Stunde ſo nennen darf, das einzige, wo ich ſie wirklich ſo wieder gefunden, wie ſie ſonſt nur noch aus Büchern bekannt iſt. Jeder Fremde wird hier als ein lieber Beſuch aufgenommen, von dem Erſten, der ihm entgegen kommt, in's Haus geführt und ſo lange bewirthet, als er bleiben will. Viele Worte macht Niemand, daher ſcheint der erſte Empfang minder herzlich; bei längerem Aufenthalte lernt man den guten Willen kennen und ſieht, daß jene Einſylbigkeit und ſcheinbare Kalte nur davon herrührt, daß jeder Inſulaner meint, die Sache verſtehe ſich von ſelbſt und es bedürfe keiner Worte, um aus zu drücken, was man denkt und will. Man drückte ſich die Hände, (nota bene nachdem man uns aus dem Boote getragen), man beeiferte ſich, unſere Sachen zu tragen, und daß man uns, beſonders die jüngeren Leute, etwas ſtaunend anſah, erklart ſich aus der abgeſchiedenen Lage der Inſel und der Seltenheit des Beſuches.

Von den drei Bauern, Oberhäuptern und Inhabern des Eilandes, erklarte uns der Eine faktiſch durch die Aufnahme für ſeine Gaſte, und bald ſtand eine wärmende Suppe auf dem Tiſche. Eben ſo erſchien, ohne daß wir uns über unſere Abſicht des Bleibens ausgeſprochen, ſpäter das Mittag-, und Abendbrodt, eine Aufnahme, die um ſo erwünſchter kam, als der immer ſtärker werdende Sturm aus Weſten jede Rückkehr an dieſem Tage unterſagte.

Wer ſich einen anſchaulichen Begriff von einer Inſel machen will, dem kann man kein dazu geeigneteres Exemplar anweiſen, als die Greifswaldiſche Oie. Faſt von jedem Standpunkt in ihrer Mitte überſieht man ihre iſolirte Lage und, mindeſtens von zweien Seiten, die offene See, welche ſie vom Verkehr mit jedem Landſtrich ſcharf abſchneidet. Ihre Geſtalt iſt eiförmig, von Norden nach Süden, nur läuft die letztere Spitze in ein langes Riff aus, welches auf eine größere Ausdehnung des Eilandes nach Süden in früheren Zeiten ſchließen laßt. Von allen Seiten geht das Ufer, aus einer dichten Lehmmaſſe, mit Steinen und etwas Kreide verbunden, ſenkrecht in bedeutender Höhe hinab, und nur in der ſüdlichen Spitze, nach dem Riff, iſt ein Hohlweg angebracht. Der Regen hat zwar hier und da Einſchnitte in die harte Lehmwand gegeben, immer aber ſind ſie, auch für einen Fußgänger, nur beſchwerlich zu erſteigen.

So ſieht die Inſel jetzt aus. Was ſie ehemals geweſen, davon ſagt die Tradition wenig, der Augenſchein aber ergiebt, daß die Oie einſt eine ganz andere Geſtalt, eine weitere Aus-

dehnung hatte. Eine Inſel mag ſie wohl ſeit Menſchen Gedenken geweſen ſeyn, obgleich das Riff auf eine Annäherung mit dem Continent deutet; allein wie viel mögen ſeit Jahrhunderten Regen, Sturm und böſe Fluth abgeſpült haben! Schon der eintägige Regen während unſerer Anweſenheit ſpülte mehrere ſcharfe Ecken des hohen Ufers ab und noch grüne Dornſträucher von oben ſah man auf dem todten Strande liegen. Das hohe Meer im Herbſt und Winter waſcht fort und fort an den Lehmwanden die Steine aus; dieſe rollen herunter, den Stein-Circus des Strandes erweiternd und die von ihnen getragene Lehm-Maſſe ſtürzt allmählig herab, um vom Waſſer fortgeſpült zu werden. So verkleinert ſich die Oie mit jedem Jahre; die weit umher liegenden Steinmaſſen, einſt integrirende Theile der Inſel, zeugen von ihrer ehemaligen Ausdehnung, und jeder urtheilsfähige Blick ſieht, da die Natur keinen Zuwachs für den Verluſt mit ſich bringt, wie das merkwürdige kleine Eiland einſt, wenn auch erſt nach Jahrhunderten, vielleicht zu einem großen Felsriff, nur für Möven und Meer-Adler zugänglich, wird umgeſtaltet ſeyn.

Die Bewohner wollen nichts davon wiſſen; es wäre auch kein Lohn bringendes Werk, ſie aus ihrer glücklichen Sorgloſigkeit auf zu ſtören. Man kann ſich in der That kein patriarchaliſch glückſeligeres Leben denken, als dieſe drei Bauer-Familien, in der Geſammtheit nicht über dreißig Köpfe, führen. Ein gewiſſer Wohlſtand, und wenig Bedürfniſſe, laſſen ſie keine andern Sorgen, als in den ſeltenen Krankheitsfällen, kennen. Mangel der Einzelnen iſt unbekannt, da die Familienhäupter für die einzelnen Glieder ſorgen, und jeder Unfriede ſcheint aus dieſem Aſyl verbannt. Irren würde man dagegen, wollte man aus der Abſonderung dieſer Familien auf eine beſondere Rohheit ſchließen. In ganz Norddeutſchland bemerkte ich unter dem plattdeutſchen Bauer, germaniſcher und wendiſcher Abkunft, keine ſo feine Bildung, als unter dieſen Inſulanern. Wohlwollen und Genügſamkeit, bei gehöriger Kenntniß der Welt drüben, drückte ſich auf den Geſichtern der Alten aus. Die jungen Mädchen, wenn auch nicht grade hübſch, hatten eine ungemein zarte, ja intereſſante Geſichtsbildung. Das Auge von Einigen, beſonders zweier Kinder, verrieth viel Seelenvolles und einen Antheil an den beſprochenen Gegenſtänden, der weit über ihre Jahre hinaus ging, obgleich keines der Mädchen ſich in ein Geſpräch einließ. Die jungen Burſchen waren munter, rüſtig, und zeigten durch angeſtrengte Thätigkeit ihre Freude über die Ankunft der Fremden.

Als Gemeinde ſind die Inſulaner in ein Dorf bei Wolgaſt, Eröſelin, eingepfarrt, doch halten ſie, zumal da im Herbſt und Winter die Ueberfahrt beinahe unmöglich iſt, ihren Gottesdienſt in der Familie ab. Der Hausvater lieſt einen Abſchnitt aus der Poſtille vor, und einige Capitel der Bibel mit einem geiſtlichen Geſange folgen. Die Mütter unterrichten die Kinder, bis dieſe zur Einſegnung hinüber geſchifft werden können — Auf meine Frage, ob Einer unter den drei Bauern das Amt des Schulzen verwalte, erhielt ich nur eine Antwort durch Lächeln und Kopfſchütteln. Das Eintreten einer polizeilichen Mittelsperſon zur Erhaltung der Ordnung ſchien ihnen bei ihren Verhältniſſen lächerlich. Die Inſel gehört, wie bekannt, der Univerſität Greifswalde, und die Bauern ſitzen um mäßige Pacht auf den ebenfalls mäßigen, doch fruchtbaren Ländereien. Obgleich, ſo viel ich heraus brachte, ſchon ihre Väter und Vaters-Väter Bewohner der Inſel geweſen, wußten ſie doch nichts von geſchichtlichen Erinnerungen. Hünengräber, an denen die benachbarten Küſten ſo überreich ſind, ſcheinen nicht auf dem Eilande gefunden zu ſeyn, was dafür zeugen dürfte, daß die Oie noch nicht von den ſlaviſchen Völkern Norddeutſchlands bewohnt geweſen. Auch der deutſche allgemeine Name Oie (Eiland, Inſel) möchte für die ſpätere, germaniſche Cultur ſprechen. Nur von einer alten Kapelle auf der Inſel wußte der eine Hausvater. — Schlimm erging es den Inſulanern während der Franzoſenzeit. Obgleich, wie in der beſprochenen Novelle richtig angegeben, niemals franzöſiſche Einquartierung hier gelegen, ſind doch franzöſiſche Douaniers herüber gekommen und haben den Bewohnern, die zum Theil vom Fiſchfang, durchaus aber nicht ohne Communikation mit dem Feſtlande leben können, ihre Kähne fortgenommen, damit den Engländern die Smuggelei von hier aus unmöglich würde. So haben die armen Inſulaner, von aller Welt verlaſſen, über ein Jahr, ohne ihr Korn anders als auf Handmühlen zu reiben, und ohne ihre Ackergeräthe ſchleifen zu können, zubringen müſſen. Zu rechter Zeit kam noch eine engliſche Fregatte, deren Capitain ſie mit dem Nothdürftigſten unterſtützte und ihre Geräthſchaften ſchleifen ließ.

Nach der erſten Erholung umkreiſten wir die Inſel; in der That ein romantiſches Eiland. Wir ſahen es nur in dem grauen Nebel des Nordens verhüllt und doch wußten wir keinen geeigneteren Ort, einen reizenden abgeſchloſſenen Park an zu legen. Mehrere kleine Haine von den ſchönſten Buchen und Linden ſchmücken das Eiland, das Knievwuchsholz nimmt eine beſonders zarte Geſtalt am Ufer an. Zu Terraſſen bietet das Erdreich und die Höhe des Ufers die Hand, und überall tritt die Ausſicht auf das undegrenzte Meer oder lachende Küſten entgegen. „Um Pfingſten", tud man uns ein, „um Pfingſten kommen Sie wieder, dann iſt es hier luſtig!" Für mich aber hatte die herbſtartige Erſcheinung der Inſel vielleicht mehr Anziehendes als die des Lenzes. Die Luft ſtrich kalt über die, ihr überall zugängliche Inſel, der Himmel war mit einem undurchdringlichen Grau belegt, und den einzigen helleren Silberblick gewährte die Brandung, wenn die Wellen ſchäumend über das lange Riff gingen und an den Uferſteinen brachen. Noch zeichnete ſich in dem grauen Gemälde ein rother breiter um die ganze Inſel gehender Streif merkwürdig aus. Es war das noch nicht verweſte Seegras, das die Wellen an's Ufer werfen, aber auch nur ein Symbol des halben Lebens.

An vielen Stellen ließen ſich Plätze denken, wo der Geächtete, Theodor, ſeine Hütte hätte aufſchlagen können; klar wurde es mir aber, daß der Autor der Novelle, als er ſie ſchrieb, noch nicht auf der Oie geweſen: denn eine Morgen-Spazierfahrt von hier bis Stubbenkammer läßt ſich auch bei dem günſtigſten Winde nicht hin und zurück ausführen. So täuſchen uns die Poeten; denn wer denkt nicht, wenn er die Novelle geleſen, der Autor ſchildere überall nach dem Augenſchein. Wie tief mag er in dieſer Rückſicht noch unter Walter Scott ſtehen, was die deutſchen Recenſenten noch lange nicht genug gerügt haben.

Wir badeten, aber mitten im Waſſer überraſchte uns ein Wolkenguß, der unſere Kleider durchnäßte, ehe wir ſie erreichen konnten. Unſere Wirthe verſahen uns, ſo gut es ging, mit trockenen; aber mit dieſem Regen war das Schickſal des Tages ausgegoſſen. Der Weſtwind wurde mit jeder Minute ſturmiſcher und trieb Wolken über Wolken über Meer und Inſel. Man konnte nicht aus dem Hauſe, ohne von Neuem durchnäßt, oder in Gefahr zu gerathen, vom Sturm umgeworfen zu werden. Doch mußten nach Tiſche alle männlichen Bewohner der Inſel nach dem Riff hinaus, und auch wir folgten ihnen, um unſere ſchwachen mit ihren ſtarken Kräften bei einem äußerſt beſchwerlichen, aber nothwendigen Werke zu vereinigen. Die Brandung ſprühte ſchon über die höchſten auf dem Riff liegenden Röte hinüber, und hatte unſern kleinen Segelkahn mit Waſſer gefüllt. Er mußte geleert und an's Land gezogen werden. Kaum war indeſſen dies Werk vollbracht, als der immer heftiger werdende Sturm eine noch größere Anſtrengung gebot. Sämmtliche Schiffe mußten von dem Riff fort, in den Hohlweg und nach dem hohen Ufer hinauf gezogen werden. Wenn man bedenkt, welcher Aufwand von Zeit und Kräften hierzu erforderlich iſt, und wie oft im Jahre der Sturm und die iſolirte

Lage der im weiten Meere ungeſchützten Inſel dazu nöthigt, ſo erſtaunt man, daß die Einwohner nicht ſchon längſt daran gedacht haben, von dem reichlich vorräthigen Materiale einen kleinen Hafen zu bauen. Sie behaupten, auch dieſer würde den Herbſtſtürmen und der hohen Fluth nicht Widerſtand leiſten.

Unſere Steuermänner gaben uns die tröſtliche Zuſage, daß, wenn das Wetter ſich nicht ganz ändere, wir vielleicht eine Woche hier aushalten könnten, indem jetzt Beide zugleich verſicherten: Unſere Morgenfahrt in dem kleinen Boote habe nicht zu den gefahrloſeſten gehört. Hatten ſie die Heftigkeit des Weſtwindes voraus ſehen können, würden ſie auf keinen Fall ausgefahren ſeyn. Die Gewißheit der überſtandenen Gefahr gab zwar ein angenehmes Gefühl, jene eröffnete Ausſicht rechneten wir aber durchaus nicht zu den romantiſchen Partieen der Inſelfahrt. Selbſt alle Reize des Eilandes konnten die trübe Stimmung nicht verſcheuchen und der lange graue Nachmittag, an dem ſelbſt der mitgenommene Shakſpeare nicht munden wollte, ſah uns in dumpfem Mißmuth. Erſt als der Abend alle Hausbewohner zu traulichem Familienleben zuſammen rief und man uns willig berichtete und gern berichten hörte, kehrte die innere Wärme zurück.

Von außen kam ſie, als wir nach acht Uhr Abends in die ungeheuren Betten ſanken, die uns die Sorgfalt unſerer Wirthe bereitet hatte, in reichem Maaße. Draußen tobte der Orkan, als wolle er in dieſer Nacht nicht allein das Haus, ſondern die ganze Inſel umkehren; zwiſchen der Inſel Hiddenſö und der Wittowſchen Landzunge, die Bugge genannt, ſtrandete in dieſer Nacht ein reich beladener Zweimaſter aus Livorno; uns kümmerte aber der Sturm ſo wenig, daß wir erſt um ſechs Uhr, geſchaukelt von manchen Schiffsträumen, erwachten, als unſre Steuermänner uns verkündeten, der Wind habe ſich gedreht und wir könnten ausfahren.

Herzliche Handedrücke und wir ſchieden, kaum von den Inſulanern nach unſern Namen gefragt. — Noch muß ich zum Schluß einer entſetzlichen Sitte gedenken, welche bei allen zarten Leſerinnen den Antheil verlöſchen möchte, welchen die Schilderung des idylliſchen Lebens auf der Oie könnte hervor gebracht haben — die Frauen, von den Mägden bis zu den Töchtern des Hauſes, müſſen bei der Mahlzeit am Tiſche ſtehen, während Herren und Knechte darum ſitzen! Das Mittelalter muß in der Geſchichte der Inſel übersprungen worden ſeyn, Ritter haben wenigſtens nie darauf exiſtirt.

Bald lag die Oie öſtlich in unſerm Rücken und das Vorgebirge Thiſſow wurde, vom heiterer werdenden Tage beſchienen, vor uns immer deutlicher. Aber noch war eine Gefahr zu beſtehen: die Seekrankheit, welche an den beiden erſten Tagen uns verſchont hatte, fing an, ſich am dritten zu zeigen. Wir kämpften ritterlich; alle Arten von Beſchäftigungen wurden erſonnen, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Wir ſangen Lieder aller Art, Soldaten-, Studenten-, Freimaurer-, Wein-, Bier-, endlich das berühmte Krambambuli-Lied. Am meiſten, kann ich ſagen, half „Prinz Eugen, der edle Ritter", den ich als Recept allen jungen Seefahrern empfehlen möchte, da der ſchwierige Rhythmus alle Muskeln anſtrengt. Wir ſiegten. Als wir bei Thiſſow an's Land ſprangen, war alle Uebelkeit verſchwunden, und nur die angenehme Rückerinnerung an die intereſſante Fahrt verblieb. Zum Schluß wird man ſich verwundern, wie ich einen ſo beſondern Antheil an gedachter Novelle nehmen kann; dies erklärt ſich indeſſen leicht, wenn ich verſichere, daß ich ſelbſt der Verfaſſer der „Geächteten" bin. W. A.

Unter allen Bettlern zeichnet ſich unſtreitig ein Böhmake aus, der die Straßen mit einer kleinen Kanone durchzieht, die er förmlich abfeuert. Wo ſich nun ein Kranker oder Schwachnerviger befand, da kaufte man den Schreck gern mit einem Almoſen ab. Die Polizei iſt aber nicht ſo nervenſchwach, ſondern hat den Bettler ſammt ſeiner Kanone zu ſich genommen und Beide in Gewahrſam gebracht. (Corsaire.)

1825. No. XL.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Penelope.

Taſchenbuch für 1826. 15ter Jahrgang. Mit Beiträgen von Ludwig Tieck, W. Blumenhagen, Agnes Franz, Laun, von Miltitz, Henr. von Montenglaut, Weißflog u. A. Nebſt 5 Portraits und 4 hiſtoriſchen Kupfern nach Schnorr und Ramberg von F. Stöber, Dav. Weiß, Fleiſchmann, L. Mayer, Jury u. A. 16mo.

Leipzig, bei Hinrichs.

In Maroquin mit erſten Kupfer-Abdr. 2 Thlr. 12 Gr.
Gewöhnliche Ausgabe 1 Thlr. 16 Gr.

Alle Urtheile, die uns bis jetzt über dieſen Jahrgang zugekommen ſind, ſprechen ſich höchſt beifällig über Inhalt und äußere Zier deſſelben aus; wir dürfen es daher als Geſchenk für Damen ganz beſonders empfehlen.

Bei mir iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Maltitz, G. A. Frhr. von, der Kloſterkirchhof oder die Erbleiden der Familie von S**. Ein Roman. 8.**

Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin, den 6. September 1825.

Schmidtſche Verlagsbuchhandlung.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Ueber Prädeterminism und Willensfreiheit, ein Verſuch, die logiſche Vereinbarkeit beider Begriffe ins Licht zu ſtellen, von C. F. Zöllich. gr. 8.

Preis: geh. 6 Gr. Cour. oder 7½ Sgr. oder 27 Kr.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung ohne Vorausbezahlung an auf die neue deutſche Ueberſetzung

und wohlfeilste, elegante, mit deutscher Schrift gedruckte Ausgabe von

Walter Scott's Romanen.

Monatlich erscheint ein sauber geheftetes Bändchen, welches 6 Gr. oder 7½ Sgr. kostet. Eine ausführliche Anzeige und Probe des Drucks und der Uebersetzung wird in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben. In Städten, wo keine Buchhandlung ist, nehmen die Lbbl. Postämter Unterzeichnung an: Privat-Sammler erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei.

Danzig. F. S. Gerhard.

Bei uns ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uebersicht
der gesammten
direkten und indirekten Besteuerung
in den
Preußischen Staaten
als
Grundlage und im Vergleich
zu den Steuer-Systemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen,
als
Rußland, Oestreich, Sachsen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. s. w.
Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend,
von
Carl Wilhelm Schmidt,

Königl. Preuß. Steuer-Rendant, Verfasser der mechanischen Technologie, der Gewerbsschule, der Brau- und Brennerei, ordentliches Mitglied der märkisch-ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, des Vereins westpreußischer Landwirthe zu Graudenz u. a. m.

Zwei Bände.

Druckpapier: 3 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Es ist dies das vollständigste Werk, was über diesen Gegenstand erschienen, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magistrate, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geschäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und sich ihre Geschäfte bedeutend erleichtern wollen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Lese-Zirkeln als neu und interessant zu empfehlen:

Wintergrün auf 1826. Von Georg Loh. (nächstens.)
Porter's, Herzog Christian von Lüneburg. 2 Bde. 8. 3 Thlr.
Kruse, das geheimnißvolle Haus. 2 Bde. 2 Thlr.
Cabri oder die Brandruine bei Boza. 8. 20 Gr.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung zu haben:

Herder, J. G. v., Volkslieder. Neue Ausgabe, eingeleitet von Johannes Falk.

Zwei Bände. Im Format wie die Taschen-Ausgaben von Schiller, Klopstock rc.

Mit Herders vorzüglich gut getroffenem Bildniß von Schule.

Ausgabe auf weißem Druckpapier eleg. broch. 2 Thlr.
Ausgabe auf Berl. Velinpap. eleg. cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verkauf der ersten Ausgabe der Herderschen Volkslieder machte eine neue nöthig, welche von einem Manne des Volks, als welchen Johannes Falk sich bewährt, einleiten zu lassen am würdigsten schien. Die öftere Nachfrage war der Verlagshandlung Bürge für das Bedürfniß, oder die Freude an jenen Naturklängen und Tönen, welchen man wohl um so lieber lauscht, je klarer man darüber wird, daß alle wahre Poesie nicht ein grund- und bodenloses Luftgebilde sey, sondern ihren Boden in Geschichte, Sitten, Sinn und Wesen der Völker haben müsse, und daß dies eben Volkspoesie sey, die demnach nicht bloß wegen gemeiner roher Form und Darstellung Volkspoesie heißt, sondern weil sie das Wesentliche des Volks, sein tiefstes Seyn ausspricht. Wem also die Weisen eines frischen, lebendigen Gefühls nicht fremd geworden, wer noch ansprechbar ist für die mannigfaltigen Regungen und Schwingungen des Lebens und dessen Wiederhall, für dem wird diese neue zierliche Taschen-Ausgabe eine willkommene Erscheinung seyn, um so mehr, da der Mann, welcher sie einleitete, aus vieljährigem Umgange mit Herder manches für dessen Charakteristik Bedeutende voraus sendete.

Leipzig, im September 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

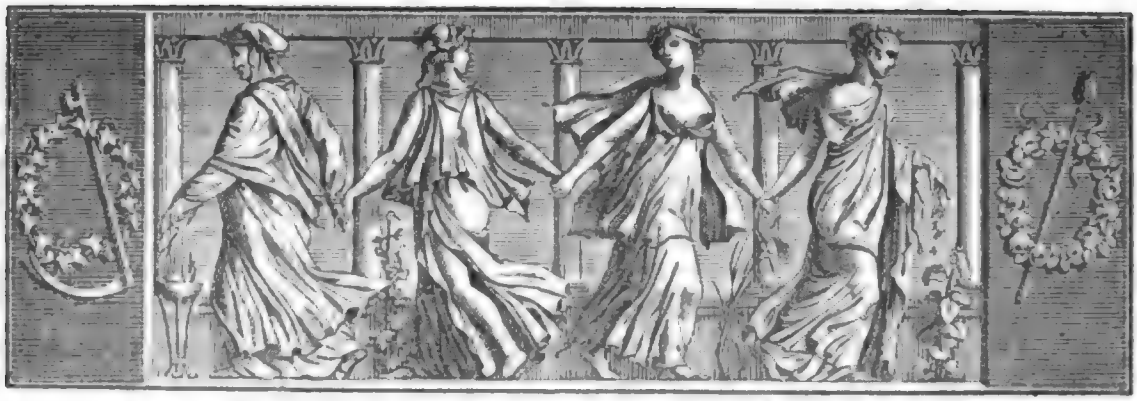
In Folge einer früheren Ankündigung können wir nun bestimmt anzeigen, daß die Schrift:

Neueste mathematisch-constructionelle Entdeckungen
von
Bernhardt Wanschaff,

im Dezember dieses Jahres erscheint, da die zwölf dazu gehörigen, sehr genau ausgeführten Kupferstich-Platten großen Theils schon vollendet sind und die noch fehlenden bis zum November fertig werden. Der Pränumerations- und Subscriptions-Preis von 1 Thlr. 12 Gr. gilt bis zum 1sten Dezember d. J.; von da ab tritt der Ladenpreis von 2 Thlr. 12 Gr. ein. Die Bestellungen können bei uns und in jeder Buchhandlung gemacht werden; direkte Zusendungen erbitten wir postfrei. Berlin, im September 1825.

Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 28. September. 155ſtes Blatt.

Lied der Steyermärker Buben.

(Nach mündlicher Ueberlieferung.)

Wir Steyermärkſche Buen
Sind lebensfriſche Knecht';
Was wir Alltag's verdienen,
Wird Sonntags froh verzecht.

Hier 's Mädel, dort die Flaſche,
Wie ſich's bei uns gebührt,
Und rechts und links kein Aderl,
Das muthig ſich nicht rührt.

Euch, Mädels, warn' ich ehrlich,
Denn toll ſchweif' ich herum,
Wie Wind in Baumes-Wipflein
Und in der Luft Geſumm.

Wer fragt, was ſonſt ich treibe?
Ich thu' ſchon Allerlei,
Doch Kluges und Geſcheidtes
Iſt freilich nicht dabei.

An meinem Vaterhauſe,
Da ſteht ein Baum gar knapp,
Hat nichts als Schlingel-Kräuter,
Ich pflück' ſie alle ab.

Die Alten mögen brummen,
Ihr Steyermärker wißt:
Viel kürzer iſt die Jugend,
Als unſer Maulwerk iſt.

Und kurz iſt auch das Leben,
D'rum macht den Tag euch lang,
Und grüßt, noch wach von geſtern,
Der Vöglein heut'gen Sang.

Ed. Rolle.

Die Gefangenen des Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Die Tſchetſchengen und Einwohner des Kaukaſus ſind großentheils eine Art von Halb-Nomaden, und da ſie ſich immer auf den Angriff ihrer Nachbarn gefaßt halten müſſen, ſo haben ſie neben ihren Wohnungen Gruben und unterirdiſche Behältniſſe, in welche ſie ihre Vorräthe und ihr Geräth verbergen. Dieſe Löcher, wie ein ſchmaler Brunnen geſtaltet, werden mit einem Brette oder breitem Steine bedeckt, und Erde darüber geſtreut. Man gräbt ſie an Stellen, wo kein Raſen iſt, damit die Farbe des Graſes nicht abſteche und den Inhalt verrathe. Die ruſſiſchen Soldaten ſind jedoch darauf abgerichtet, die Löcher zu entdecken; ſie ſtampfen mit den Flintenkolben auf den Boden, wo er nackt und eben ſcheint, beſonders rings um die Hütten und auf den Fahrwegen; ſobald ſie auf eine hohle Stelle treffen, graben ſie nach und finden den Schatz. Iwan ſuchte und entdeckte den ſeinigen unter einem Vordache; er fand irdene Töpfe, Maiskolben, ein Stück Steinſalz und einiges Kochgeräth. Sogleich holte er Waſſer herbei, und ſetzte das mitgebrachte Hammelfleiſch und Kartoffeln an's Feuer. Während das Eſſen kochte, röſtete Kascambo Maiskörner, und ein Paar Hände voll Haſelnüſſe, die ſich im Behältniß vorgefunden hatten, machten den Nachtiſch. Nach vollbrachter Mahlzeit gelang es Iwan, mit größerer Muße und beſſerem Werkzeug, ſeinen Herrn der Feſſeln zu entledigen, und dieſer, ruhiger und leichter gewor-

den, fiel nach dem Essen, wo er es sich hatte herrlich schmecken lassen, in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst Abends neun Uhr erwachte. Als er aber nun, an Kräften hergestellt durch Speise und Schlaf, wieder aufstehen wollte, fiel es ihm unmöglich; seine geschwollenen Beine waren durchaus erstarrt und versagten ihm jede Bewegung. Um so weniger konnte er sich auf den Weg machen, ohne die schneidendsten Schmerzen zu fühlen. Dennoch mußte die Wanderung wieder begonnen werden. Er stützte sich auf seinen Denschick, an dem Erfolg seiner Anstrengungen verzweifelnd. Bewegung und wiederkehrende Wärme verminderten den Schmerz und stellten die Gelenkigkeit her. Er ging die ganze Nacht durch, aber nur langsam, ausruhend und dann weiter kriechend. Zuweilen überließ er sich dem Kleinmuth, der Niedergeschlagenheit, warf sich auf den Boden und verlangte von Jvan, daß er ihn seinem bösen Schicksal überlassen und allein weiter gehen sollte. Dieser sprach ihm Muth ein durch Trost und Beispiel, hob ihn zuweilen gewaltsam vom Boden auf und zog ihn mit sich fort. Auf diese Weise gelangten sie zu einer sehr gefährlichen Stelle, wo sie durchaus hinüber mußten. Den Anbruch des Tages konnten sie nicht abwarten, ohne großen Zeitverlust voraus zu sehen: sie entschlossen sich also, Alles zu wagen und dem zu ihren Füßen liegenden Abgrunde zu trotzen. Jvan fing damit an, den Paß zu recognoseiren. — Während er behutsam am Rande hinab stieg, harrte Kascambo oben auf dem Felsen, in einem Zustand der Aengstlichkeit, der sich nicht beschreiben läßt. Es war eine finstere Nacht; unterhalb rauschte in der Tiefe ein reißender Strom im Thale. Unter den Füßen seines Gefährten lösete sich Steine, rollten in's Wasser, und der Zeitraum bis zu ihrem Fall bezeichnete dem Major das ungeheure Maaß des Abgrundes, in welchen sie hinab steigen mußten. In dieser Seelenqual, in diesem peinlichen Augenblick, welcher der letzte seines Lebens seyn konnte, fiel ihm seine Mutter ein; sie hatte ihn mit ihrem Segen entlassen, als er zur Grenze abging: dieser Gedanke, diese Erinnerung richtete seinen Muth auf. Eine heimliche Ahnung wehte ihm die Hoffnung zu, sie wieder zu sehen. „O mein Gott!“ rief er aus, „laß diesen mütterlichen Segen in Erfüllung gehen!“ — In demselben Augenblick, als er das kurze, aber kräftige Stoßgebet vollendete, erschien Jvan wieder. Der Weg war nicht so gefährlich, als sie gedacht hatten. Erst mußten sie den Felsen einige Klafter lang hinab rutschen; dann sich seitwärts wenden, und längs einer steilen Felswand, auf schmalem, mit Schnee bedecktem Fußpfad weiter gehen, um die gangbare Straße zu gewinnen. Der Schnee war glatt: unterhalb ging der Berg senkrecht und schnurgerade ab. Jvan hieb mit der Axt Fußtapfen in den Schnee, in welche sie sicher eintreten konnten. Jetzt machten sie das Zeichen des heiligen Kreuzes und schickten sich an, den schweren Gang zu wagen. Vorher sprach Kascambo die Worte: „Frisch zu! Soll ich umkommen, so will ich wenigstens Muth zeigen: nur die Krankheit und der Mangel an Kräften hat mir ihn genommen. Jetzt will ich gehen, so weit mir Gott helfen wird!“ — Sie gingen, gelangten aus der gefährlichen Lage in den ebenen Weg, und setzten ihn fort. Der Pfad wurde immer gangbarer; sie fanden nur noch Schnee auf der Nordseite und in den Gründen. Bis dahin war ihnen Niemand begegnet; jetzt erblickten sie von weitem zwei Männer, die auf sie zukamen, und legten sich platt auf den Boden, um nicht von ihnen bemerkt zu werden.

Sobald man in diesem Landstrich aus den Bergen ist, hören die Wälder auf, der Boden ist eben und nackt: es zeigt sich kein Baum, als höchstens einzeln und sparsam längs den großen Flüssen, welches um so seltsamer, da das Erdreich überaus fruchtbar ist. Unsere Reisenden verfolgten seit einiger Zeit die Ufer der Sonja: denn über diesen Fluß mußten sie, wenn sie nach Mosdok wollten. Sie suchten eine Stelle, wo der langsamere Lauf des Stromes ihnen einen weniger gefährlichen Uebergang darböte, als sie einen Reiter erblickten, der gerade auf sie zu kam. Die ganz offene Gegend war ohne Baum und Gesträuch, sich zu verbergen; sie duckten sich daher längs dem Flußrande im Schilfe nieder, und sahen auf diese Weise den Reiter immer näher kommen. Er war nur noch einige Klafter von ihnen, als Jvan, dessen Absicht war, sich zu wehren, wenn er angegriffen würde, seinen Dolch hervor zog und dem Major die Pistole hinreichte. Nun aber bemerkten sie, daß der Reiter kein Mann, sondern nur ein zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe war. Jvan sprang auf, stürzte auf ihn zu, ergriff ihn bei der Schulter und riß ihn vom Pferde. Der Bursche wollte Widerstand leisten, als er aber zugleich auch den Major mit vorgestreckter Pistole auf sich zukommen sah, ergriff er die Flucht, und ließ sein Pferd im Stich, welches, statt des Zaums, eine hänfene Halfter hatte. Sogleich bedienten sich beide Flüchtlinge des Pferdes, um über den Fluß zu setzen, als des glücklichsten Ohngefährs, das sich ihnen darbot: denn sie sahen ein, daß der Uebergang auf alle andere Weise unmöglich gewesen seyn würde, so tief und reißend war der Strom. Selbst das Pferd, mit doppelter Last beladen, hatte Mühe, durch zu kommen. An das jenseitige Ufer gelangt, fanden sie es zu steil zum Landen. Sie mußten absteigen, hinan klimmen und das Pferd nach sich ziehen; hier zerriß die Halfter und blieb in Jvan's Händen. Das Pferd versuchte vergeblich, an's Ufer zu kommen: die Gewalt des Wassers riß es fort, es

verlor die Kraft und verſank vor den Augen unſerer Reiſenden.

Sie mußten zwar dieſer ferneren Hülfe entbehren, waren jedoch unerwartet über den Fluß gekommen, mithin vor Verfolgung ziemlich ſicher, und konnten ruhig auf einen entfernten Berg mit einzeln empor ſtehenden Felſenſtücken zugehen, wo ſie aus zu ruhen und die Nacht zu bleiben gedachten. Die Berechnung des zurückgelegten Weges führte ſie zu dem ziemlich richtigen Reſultate, daß die Wohnungen der mit den Ruſſen in Frieden lebenden Tſchetſchengen nicht mehr weit ſeyn müßten: allein dieſe Friedfertigkeit war von der Art, daß einzelne Ruſſen ihr nicht trauen konnten und der Gefahr ausgeſetzt blieben, als Flüchtlinge und Entſprungene ausgeliefert zu werden. Indeß blieb hier keine Wahl übrig. Kaſcambo fühlte ſich ſo ſehr entkräftet, daß es eine Unmöglichkeit war, ohne menſchliche Hülfe den Tereck zu erreichen. Die Vorräthe waren aufgezehrt, und alle dieſe Betrachtungen zuſammen genommen machten Beide ſo kleinmüthig, als der Abend nahte, daß ſie ſchweigend und niedergeſchlagen neben einander fortſchlichen. Jetzt ſieht der Major, daß ſein Denſchick mit geballter Fauſt ſich vor die Stirn ſchlägt und tief aufſeufzt. Dieſes plötzliche Zeichen der Verzweiflung erſchreckt ihn um ſo mehr, da es das erſte Mal war, wo ſein Gefährte den Muth ſinken ließ. Er fragt nach der Urſache. — „Herr!“ gab Jvan zur Antwort: „ich habe einen großen Fehler begangen!“ — „Gott wolle ihn uns Beiden nicht fühlen laſſen!“ rief Kaſcambo aus, und machte dabei das Zeichen des heiligen Kreuzes. — „Ja!“ fuhr Jvan fort, „ich habe vergeſſen, den ſchönen Carabiner mit mir zu nehmen, der am Bette des Kindes ſtand. Daß ich auch nicht daran dachte! Aber ſo iſt's: Ihr ſtandet da oben, und ſtöhnet und wimmertet; da habe ich denn das ſchöne Gewehr im Stich gelaſſen. Lacht nicht, Herr, es war der ſchönſte Carabiner im ganzen Dorfe. Ich würde ihn dem Erſten, Beſten, der uns begegnen wird, geſchenkt, und ihn damit für uns gewonnen haben: ſo aber habe ich jetzt gar nichts, was ich Jemand anbieten könnte, und ohne Beiſtand ſeh' ich nicht ein, wie wir weiter können!“ — Dazu kam nun noch, daß das Wetter, welches ihnen bis dahin günſtig geweſen war, umſchlug. Der kalte Nordwind, von Rußland her, blies mit Heftigkeit, und peitſchte ihnen feine Schnee-Graupen in's Geſicht. — Bei einfallender Nacht brachen ſie wieder auf, unſchlüſſig, ob ſie das nächſte Dorf betreten oder umgehen ſollten. Aber ein neuer Umſtand machte ſogar dieſer Ungewißheit ein Ende, und die Erreichung oder Vermeidung eines Dorfes unmöglich. Denn als ſie über eine kleine Schlucht wollten, und in der Mitte über eine gefrorne Schneeſtrecke mußten, brach das Eis und ſie ſanken in's Waſſer bis an die Kniee. Bei'm Herausarbeiten wurden Kaſcambo's Kleider vollends durchnäßt; die Eiskälte übergoß ihn, denn ſeit der Abreiſe war die Luft noch nicht ſo rauh, ſtreng und durchdringend geweſen: das ganze Feld war mit Schnee-Graupen überſäet. Nach einem viertelſtündigen Marſch war es dem Major ſchlechterdings unmöglich, einen Fuß weiter zu ſetzen: er ſank vor Schmerz und Müdigkeit um, und erklärte beſtimmt und feſt, er könne nicht fort. Bei dieſer Unmöglichkeit, das Ziel der Reiſe zu erreichen, hielt er es für eine zweckloſe Grauſamkeit, ſeinen Gefährten, der ſich ſo leicht allein retten konnte, länger auf zu halten. „Höre, Jvan!“ ſprach er zu ihm: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich bis auf dieſen Augenblick Alles gethan habe, um von Deinem Eifer und Deinen Dienſten Vortheil zu ziehen: Du ſiehſt aber, daß es nicht ferner angeht, daß Deine Hülfe mir nicht nutzt, und mein Schickſal entſchieden iſt. Geh' auf die Grenze, lieber Jvan, tritt wieder in unſer Regiment: ich befehle es Dir. Sage meinen Freunden und Vorgeſetzten, Du habeſt mich hier als eine Speiſe der Raben zurück gelaſſen, und daß ich ihnen ein beſſeres Loos wünſche. Aber, ehe Du von mir ſcheideſt, erinnere Dich Deines Eidſchwurs, als wir unſere ermordeten Wächter verließen — an den Eid, daß die Tſchetſchengen mich nicht lebendig in ihre Gewalt bekommen ſollten. Halte Wort!“ Er ſprach's und legte ſich gekrümmt und in ſeine Bourka gehüllt auf den Boden, den Todesſtreich erwartend. — Jvan entgegnete: „Es bleibt uns noch ein Ausweg. Ich will die Wohnung eines Tſchetſchengen aufſuchen und durch Verſprechungen den Eigenthümer zu gewinnen trachten. Sollte er uns verrathen — nun, dann haben wir uns wenigſtens nichts vor zu werfen. Verſucht es noch, Herr, bis dahin Euch von mir hinſchleppen zu laſſen, oder“ — als er keine Antwort vom Major erhielt — „erlaubt mir, allein zu gehen, und ſollte es mir gelingen, einen Tſchetſchengen willfährig zu finden, ſo kommen wir Beide und holen Euch hier ab; gelingt es nicht, komme ich um und nicht wieder — nun, Herr, da habt Ihr die Piſtole!“ — Er reichte ſie ihm mit abgewandtem Geſicht; Kaſcambo ſtreckte unter der Bourka die Hand nach der Waffe aus und nahm ſie ihm ab.

Hierauf bedeckte ihn Jvan mit dürrem Laub, Aeſten und verdorrten Kräutern, damit er während der Zeit nicht in Gefahr käme, entdeckt zu werden. Als er im Begriff war, ſeinen Gang an zu treten, rief ihm Kaſcambo noch einmal zu: „Jvan, höre meinen letzten Auftrag: Wenn Du über den Tereck gehſt, ohne mich, und meine Mutter zu ſehen bekömmſt —.“ Jvan ließ ihn nicht ausreden: „Herr!“ ſagte er, „wir ſehen uns heute wieder. Kommt Ihr um, ſo wird weder Eure noch meine Mutter mich wieder ſehen!“ (Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

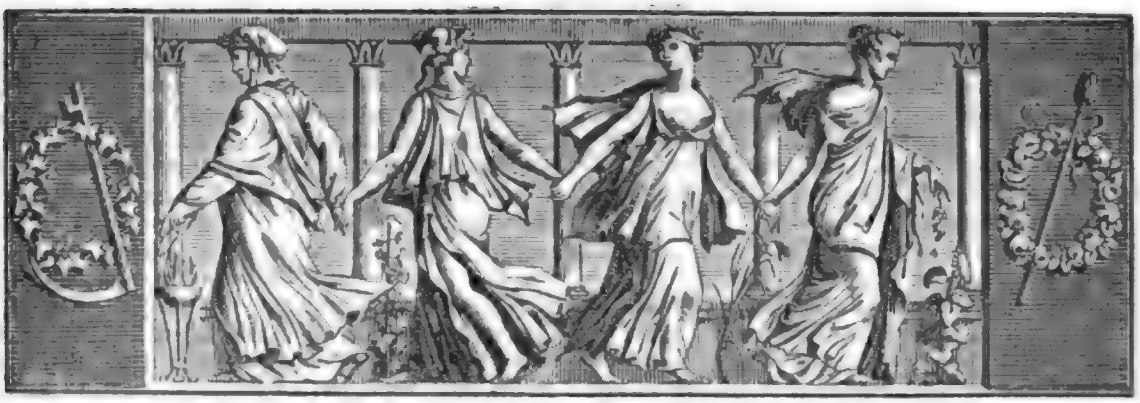
Berlin. Neuigkeiten des Königlichen Theaters in letzter Zeit waren: „Der Verrath", Drama in drei Akten, und: „Der ewige Jude", dramatische Legende in fünf Akten von A. Klingemann. Das letztgenannte Stück wurde etwas lebhafter aufgenommen als jenes, das, neben theilweise treffender Bezeichnung des Lokale (die Provence in den Tagen der Troubadours) und manchen wahrhaft zarten Ausschmückungen, sich zu selbstgefällig in der Rede-Breite ergeht und mitunter auch jene Zeit verzarteln. Klingemann's Dichtung ist dadurch schon merkwürdig, daß sie wahrscheinlich einem noch besseren Effekt machen würde, wenn der „ewige Jude" ganz weggeblieben wäre. Der übrige Stoff hat glückliche Momente und das Ganze ist auf Wirkung berechnet, was freilich nicht immer das rechte Facit giebt; einzelne Stellen in der Ausführung bezeugen auch poetisches Talent. — Die Opern „Blaubart" von Gretry und „Abu Hassan" von Carl Maria von Weber sind neu einstudirt worden und den Musikfreunden willkommen. In letztgenannter ist Madam Seidler als „Marie" höchst ausgezeichnet.

— Im Königsstädtischen Theater debütirte Mad. Wächter als „Rosette" im „Rosenhütchen", Zauber-Oper mit Musik von Carl Blum. Eine hübsche Gestalt, die sich anmuthsvoll auf der Bühne bewegt, lobenswerthe Gesang-Methode bei angenehmer Stimme machen dieses neue Mitglied schätzenswerth. Die Partie selbst ist nicht die geeignetste, um darin zu glänzen; Mad. W. scheint aber diese Wahl gebilligt zu haben, weil sie nicht allzu große Erwartungen erregen wollte und dies macht ihrer Bescheidenheit Ehre. Wo wirkliches Talent ist, wie hier, thut es sich schon hervor, und bei weitem zweckmäßiger ist es, daß ein Publikum allmählig in fortgesetzten Leistungen immer mehr Vorzüge an neuen Ankömmlingen finde, als wenn nach einer ersten auf das Verblenden eingerichteten Rolle das Erwarten künstlich gespannt ist. — Hr. Jäger brachte sich in dieser Oper mehr noch bei den Berlinern in Gunst, als „Ritter", „Troubadour" und — „Holzhauer"; er hat nämlich diese drei kleinen Partien in seiner Person vereint und mit seelenvollem Gesange sie gehoben — und auch Hr. Wächter, als „Alibor", zeichnete sich ungemein aus. Die Oper hat hübsche Einzelheiten und wurde beifällig aufgenommen; das „Rosenhütchen" scheint indeß, obwohl es in der dritten Vorstellung mehr noch gefiel als in der ersten, für die Direktion doch kein Wünschelhütchen zu seyn, welches wir derselben zu Gunsten ihres Repertoir's gönnen möchten, da sie jetzt Mittel vereint, die es möglich machen, manche Opern, namentlich die im italienischen Genre, besser ausführen zu lassen, als es bisher in Berlin der Fall seyn konnte. Bei der Aufführung des „Rosenhütchens" wäre nur noch mehr Sicherheit in der Maschinerie nöthig. — Eine „musikalische Akademie", in dem Königsstädtischen Theater veranstaltet, hat poetische und prosaische Menschen in Begeisterung gesetzt und die Parteien noch reger gemacht. Ringsum wird gerichtet und gedichtet, ironisirt und admirirt, gewitzelt und scharmützelt und die poetische Windkunst (bekanntlich eine Wasserkunst, vom Winde getrieben,) ist in voller Thätigkeit, so daß wir fürchten, unser eigener Zuschuß möchte hier unterdrückt werden, wollten wir ihn mittheilen. Fassen wir es also zusammen und sagen: Demois. Sontag, Hr. Jäger, Hr. Spitzeder und Hr. Wächter waren ein Vierbund (wir brauchen dieses Wort zum ersten Mal für Quadrupel-Alliance), ein undurchdringliches Viereck (Quarré), eine wahre Vierschanze gegen die Kritik und diese ging diesmal salutirend vorbei. — Weitere Neuigkeiten des Königsstädtischen Theaters waren: „Staberl und Ulrichel", Posse von Bäuerle (früher mit dem Titel: „Staberle's Hochzeit" auf der Königlichen Bühne gegeben), und der alte „Doppelpapa" (nach einem verunglückten französischen Lustspiel) von Hagemann. In jenem Stück zeichnete sich Hr. Schmelka als „Staberl", in diesem Hr. Angely als „Kammerdiener" aus, und die Vorstellungen gingen im Ganzen gut. — Auch Iffland's „Hausfrieden" wurde erneuert, aber unter einer solchen Scheere, daß man's wohl Schererei nennen kann. Wir wollen nicht leugnen, daß Iffland's Schauspiele sehr in die Breite gehen, aber die Redseligkeit gehört zu dem Charakter dieser Stücke, und wenn man die Worte dermaßen dankerott macht, daß kaum funfzig Prozent übrig bleiben, so finden wir eine solche Beschneidung gar zu unchristlich und wurden es der kritischen Muse nicht verdenken, wenn sie diesem Hausfrieden den Krieg erklärte. Die Rollen der „Hofräthin", des „Geheimenraths" u. s. w. haben dem Stricher gewiß eben so viel Tinte gekostet, als dem Verfasser, der sie übrigens in seiner Handschrift nicht sparte; nur die komischen Theile des Ganzen sind geschont, aber dies ändert in den Grundzügen des Ganzen gar zu viel. Die Darstellung hatte manches Gelungene; Hr. Nagel als „Hofrath", Hr. Schmelka als „Fabritius" und Demois. Schirer als „Demoiselle Stahl" genügten am meisten. — r.

— Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1826", herausgegeben von Karl von Holtei, wird sich diesmal dadurch hervor thun, daß sämmtliche aufgenommene Theaterstücke sich schon in der Darstellung als vorzüglich bewahrten. Der Inhalt ist folgender: 1) „Eigne Wahl", Lustspiel in zwei Akten von Karl Schall (auf der Berliner Königlichen Bühne mit Glück gegeben und auch schon bei andern Bühnen eingeführt). — 2) „Veilchen", Lustspiel in einem Akt von C. Lebrün (in Berlin, Breslau, Hamburg u. s. w. mit Beifall gespielt). — 3) „Die Berliner in Wien", Liederposse von Karl v. Holtei (als Seitenstück zu den „Wienern in Berlin" auf vielen Bühnen dargestellt und günstig aufgenommen). — 4) „Die Ueberbildeten", Lustspiel in einem Akt von Ludwig Robert (früher auf mehreren Bühnen, neuerlich in Hamburg mit Glück gegeben; in Berlin wird diese Satyre gegen unser Zeit eben einstudirt). — 5) „Mondscheins-Bekanntschaften", Lustspiel in einem Akt von Wilhelm Martell (auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin sehr oft gegeben). Gewiß sind allen Bühnen und Familien-Kreisen, wo man kleine Stücke aufführt, die in diesem Jahrbuch enthaltenen Neuigkeiten sehr angenehme Gaben und die Kritik, welche in den meisten Stimmen dem vorigen Jahrgange ungemein günstig war, giebt gewiß dem neueren (der Anfang Oktobers erscheint) den Vorzug. —°.

Wozu nützt der Verstand? Der Verstand — sagt ein Schwachkopf — dient Jedem, der viel davon empfing, nur zum Unglück. Er verliert die Vernunft, erkaltet das Herz, erregt den Ehrgeiz und fordert den Neid heraus. Er führt ferner zum Menschenhaß, zum Verhaßtwerden, bringt oft in's Elend, nie zu Gunsten, nie zu Glück noch Vermögen. — Ganz anders spricht der Verständige. Nur ein verdorbener Verstand — sagt er — verirrt die Vernunft; ein richtiger Verstand macht sie nur noch reicher. Ein richtiger Verstand erkaltet nicht das Herz, sondern er schweigt vielmehr, wenn das Herz sich regt. Immer Herr seiner selbst, denkt er nur an die Veredlung seines inneren Reichthums. Nie schadet der Verstand dem Enthusiasmus; nur, wenn man seiner bedarf, zeigt er sich: wenn sein Erscheinen den sanften Regungen des Herzens einen neuen Zauber, ein neues Leben verleihen kann. Fern davon, den Ehrgeiz zu fördern, führt ein richtiger, tiefdenkender Verstand vielmehr zur Bescheidenheit; seine Richtigkeit zeigt ihm deren Zauber, seine Tiefe deren Nothwendigkeit. Endlich fordert auch der Verstand nicht den Neid heraus; nur ein ungeduldiger, lodsüchtiger Geist sehnt sich danach; der bescheidene meidet ihn, als etwas Verderbliches. Glück und Reichthum ersehnt ein weiser Verstand gar nicht. Das Glück ist ein Schattenbild auf dieser Erde, und den Reichthum sucht der Weise in seiner Tugend!! (Pandora.)

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 30. September. 156ſtes Blatt.

Die Gefangenen des Kaukaſus.

(Schluß.)

Nach einer Stunde Marſch ward Iwan von einer Anhöhe in einer Entfernung von drei bis vier Werſten zwei Dörfer gewahr. Das war es nicht, was er ſuchte, er wünſchte ein einzelnes Haus an zu treffen, in welches er unbemerkt hinein ſchleichen könnte, um insgeheim mit dem Eigenthümer ſprechen und ihn gewinnen zu können. Und wirklich erblickte er in einiger Entfernung den aufſteigenden Rauch einer abgeſonderten Wohnung. Dahin begab er ſich mit Entſchloſſenheit, und trat ohne Weiteres ein; er traf den Hausherrn auf dem Boden ſitzen und einen ſeiner Stiefel ausbeſſern. „Ich komme zu Dir", redete ihn Iwan an, „um Dir zweihundert Rubel zu verdienen zu geben, wenn Du mir einen Dienſt leiſten willſt. Du haſt ohne Zweifel vom Major Kascambo gehört, den die Berg-Tſchetſchengen gefangen haben; ich habe ihn entführt, er liegt, nicht fern von hier, krank und iſt in Deiner Gewalt. Biſt Du geſonnen, ihn auf's Neue ſeinen Feinden aus zu liefern, ſo werden ſie Dich dafür loben; aber Dich auch belohnen? — nein. Willſt Du hingegen ihm zur Rettung behülflich ſeyn und ihn nur drei Tage lang bei Dir behalten, ſo verſpreche ich Dir, nach Mosdok zu gehen, und Dir zweihundert Rubel baar als Löſegeld zu bringen; wagſt Du es aber, von der Stelle zu weichen, Lärm zu blaſen" — hier zog er den Dolch — „um mich feſtnehmen zu laſſen, ſiehe, ſo ſtoße ich Dir den Dolch in die Bruſt. Gieb mir augenblicklich Dein Wort, oder Du biſt des Todes!" — Iwan's entſchloſſener Ton überzeugte den Tſchetſchengen, ohne ihm Furcht ein zu jagen. Gelaſſen legte er ſeinen Stiefel hin, blickte Jenen an und ſagte: „Junger Mann, ich habe ebenfalls einen Dolch im Gürtel ſtecken, Deiner macht mir nicht bange. Wäreſt Du als Freund in meine Wohnung gekommen, ſo würde ich nie einen Menſchen verrathen haben, der über meine Schwelle getreten, um ſich mir an zu vertrauen. So aber verſpreche ich nichts. Setz' Dich da hin und ſage, was Du mir zu ſagen haſt!" — Als Iwan ſah, wen er vor ſich hatte, ſteckte er den Dolch ſtill wieder ein, ſetzte ſich und wiederholte ſeinen Vortrag. „Welche Verſicherung giebſt Du mir", fragte der Tſchetſchengе, „daß Du Dein Verſprechen halten wirſt?" — „Ich will Dir", erwiederte Iwan, „den Major ſelbſt zum Unterpfand zurück laſſen. Glaubſt Du, daß ich funfzehn Monate lang ſo viel für ihn ausgeſtanden, und meinen Herrn bis hieher zu Dir gebracht, um ihn im Stich zu laſſen?" — „Nun gut, ich will Dir trauen; aber zweihundert Rubel ſind zu wenig, ich muß vierhundert haben!" — „Warum nicht lieber viertauſend? Das Vorſchlagen koſtet nichts; aber ich, der ich mein Wort halten will, biete Dir zweihundert, weil ich weiß, wo und wie ich ſie anſchaffen kann, aber keine Kopeke darüber. Willſt Du mich in den Fall ſetzen, Dich betrügen zu müſſen?" — „Nun, wohlan, es ſey! Zweihundert Rubel. Wirſt Du allein und in drei Tagen hier zurück ſeyn?" — „Ich verſpreche Dir's, ja: allein und in drei Tagen. Hier haſt Du mein Wort; hab' ich

aber auch Deines? Iſt der Major im Schutze Deines gaſtlichen Hauſes?" — „Ich gebe Dir mein Wort: der Major iſt mein Gaſt und mein Schützling, ſo gut als Du, von dieſem Augenblick an!" — Sie gaben ſich die Hand, ſchlugen ein und ſuchten den Major auf, den ſie halbtodt vor Kälte und Hunger fanden, und nach dem Hauſe trugen.

Anſtatt nach Mosdok zu gehen, ſchlug Ivan den näheren Weg nach Tſchervelianskaja-Staniza ein, wo ein ſtarker Koſacken-Poſten ſtand. Beides hatte er von ſeinem Wirth erfahren. Es ward ihm nicht ſchwer, als er dort angekommen war, die beſprochene Summe zu finden. Die braven Koſacken, deren einige mit bei dem unglücklichen Gefecht waren, welches Kascambo um ſeine Freiheit brachte, legten zuſammen und bald war das Löſegeld voll. Am beſtimmten Tage machte ſich Ivan wieder auf, um ſeinen Herrn zu befreien; aber der commandirende Obriſt, einen neuen Verrath beſorgend, wollte ihm nicht erlauben, allein zu gehen; dem Vertrag mit dem Tſchetſchengen zuwider, gab er ihm einige Koſacken zur Begleitung mit.

Dieſe Vorſicht wäre beinah dem Major verderblich geweſen, denn als der Tſchetſchenge von weitem die Koſacken-Lanzen ſah, hielt er ſich für verrathen, und ſogleich die tapfere Rohheit ſeines Volks entfaltend, führte er den noch kranken Major auf das Plattdach des Hauſes, band ihn an einen Pfoſten und ſtellte ſich, den geladenen Carabiner in der Hand, ihm gegenüber. „Noch einen Schritt!" — rief er Ivan zu, ſobald dieſer ihn hören konnte, den Carabiner auf den Gefangenen anlegend — „ſo ſchieße ich ihm die Kugel durch den Kopf, und habe noch funfzig Patronen für Dich und Deine Begleiter!" — „Du biſt nicht verrathen und ich kein Verräther!" rief ihm Ivan entgegen; „dieſe Männer ſind nicht Deine Feinde; man hat mir die Begleitung aufgedrungen; ich bringe Dir die zweihundert Rubel und löſe mein Wort. Löſe nun auch Deines und liefere meinen Herrn aus, für den ich zittere!" — „Nun, ſo mache, daß die Koſacken ſich entfernen, oder ich gebe Feuer!" — Kascambo ſelbſt erſuchte den Offizier, dem Verlangen zu willfahren; Ivan zog ſich mit dem Detaſchement etwas zurück und kam allein wieder; aber der argwöhniſche Tſchetſchenge wollte noch nicht trauen. — „Zähle die zweihundert Rubel dort auf jenen Stein" (er lag hundert Schritt vom Hauſe) „und dann entferne Dich!"

Ivan that es. Nun ging der Tſchetſchenge hin, ſtrich das Geld ein, kam zurück, fiel dem Major zu Füßen und bat ihn um Verzeihung wegen der Mißhandlung, die er auf Rechnung ſeiner eigenen Sicherheit ſchob. — „Laß es gut ſeyn!" antwortete Kascambo; „ich werde mich nur deſſen erinnern, daß ich Dein Gaſt war und daß Du mir Wort gehalten; anſtatt mich um Verzeihung zu bitten, binde mich lieber los!" — Aber der Tſchetſchenge, ohne zu antworten, ſprang, da er Ivan auf ſeinen Herrn zueilen ſah, vom Dache herab und verſchwand wie der Blitz.

Noch denſelben Tag führte der treue Denſchick ſeinen Herrn in die Arme ſeiner Freunde und Landsleute zurück.

* * *

Der Erzähler dieſer Anekdote kam einige Monate darauf durch Gregoriewski. Es war in der Nacht. Der Weg führte ihn vor einem kleinen, wohlgebauten und ſtark beleuchteten Hauſe vorüber. Er ſtieg aus ſeinem Kibitka und trat an ein Fenſter, um von außen das Schauſpiel eines lebhaften Balls im Saale näher zu betrachten. Ein junger Unter-Offizier ſtand neben ihm und ſah dem Tanz ebenfalls durch das Fenſter zu. „Wer giebt den Ball?" fragte der Reiſende. — „Der Herr Major macht Hochzeit!" — „Wie heißt der Herr Major?" — „Kascambo!" — Der Reiſende, dem die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft bekannt war, freute ſich, der Neugierde Gehör gegeben zu haben, und ließ ſich den Bräutigam zeigen, der in dieſem Augenblick, im ganzen Gefühl ſeiner Seligkeit, weder an ſeine Gefahren, noch an die Tſchetſchengen dachte. — „Zeigen Sie mir doch auch", ſagte nun der Reiſende, „den braven Denſchick, der ihn gerettet hat!" — Der junge Mann erwiederte, nach einigem Zaudern: „Das bin ich!" — Doppelt erfreut über das Begegniß, und zugleich über ſeine Jugend verwundert, fragt der Reiſende ihn nach ſeinem Alter. Er war noch nicht volle zwanzig Jahr, und hatte vor Kurzem ein Gnadengeſchenk und den Unteroffiziers-Grad zum Lohn für ſeine Tapferkeit und Treue erhalten; und jetzt fand er ſeine Freude daran, der Hochzeit ſeines Herrn durch das Fenſter zuzuſchauen. Als aber der Reiſende ihm ſein Befremden darüber zu erkennen gab, daß er nicht im Saale ſelbſt ſey, als er ein Wort von Undank fallen ließ — da warf ihm Ivan einen Seitenblick zu, pfiff die Liedweiſe: „Lai luli, lai luli!" und ging in's Haus. Der Reiſende ſah ihn in den Tanzſaal eintreten, und beſtieg nun wieder ſeine Kibitka, ſehr froh, daß Jener nicht eben eine Axt in der Hand gehabt, ſeinen Herrn vom Verdacht und Vorwurf des Undanks zu rechtfertigen.

A. Schelt.

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

Gauchois-Lemaire. Er iſt Mitglied der literariſchen Clique, und lebt in ihrer innerſten Mitte, und dennoch wird er nur gelobt oder gerühmt, wenn er etwas Neues an das Licht des Tages treten läßt; und lang, ſehr lang ſind die Zwiſchenräume, welche ſeine Nachläſſigkeit, um nicht Faulheit zu ſagen, zwiſchen zwei ſeiner Arbeiten zu ſetzen pflegt. Er iſt von

einer seltenen Unbiegsamkeit, einem Mangel an Geschmeidigkeit, und weiß sich den gewöhnlichsten Verhältnissen des alltäglichen Lebens nicht gehörig zu fügen. Sieht man Lemaire einmal, gewinnt man ihn lieb, lernt man ihn aber näher kennen, zieht man sich auch gewiß von ihm zurück, da man nur zu bald erkennt, daß er für einen freundschaftlichen Umgang nicht geschaffen. Lemaire hat einen feinen, gebildeten Verstand, eine angenehme Schreibart, und zehnmal so viel Kenntnisse, als die Mehrzahl unserer jugendlichen Parnaß-Erstürmer.

Boulay de la Meurthe. Er ist Gelehrter und Staatsmann, und hat in beiden Eigenschaften genügende Beweise geliefert, daß er höher zu stellen, als die meisten seiner Zeitgenossen. Dennoch wird nur wenig von ihm gesprochen, denn — er ist nicht Journalist.

Andrieux. Er ist ein angenehmer Erzähler, wird als Lehrer von seinen Schülern angebetet, und gehört unter die komischen Schriftsteller vom ersten Range. Dennoch erfüllen sein Lob und seine Schriften nie die Colonnen unserer gelesensten Tageblätter, denn — er gehört nicht zu der literarischen Clique. Soll in jenen Blättern von einem Schriftsteller im Fache des Komischen die Rede seyn, so ist Andrieux's Name vergessen und nur von Casimir wird gesprochen. Will man einen angenehmen Erzähler aufführen, so erinnert man sich nicht des „Doyen de Salamanque", sondern man citirt Viennet oder einen jener Andern, deren Verdienst sich auf einige Erzählungen beschränkt, welche sie von verstorbenen Gelehrten entlehnt und in einem aufgefrischten Gewande uns vorgeführt haben. — Weshalb aber dies Alles? wird man mit Verwunderung fragen. Nur, weil Andrieux nicht Journalist ist, und weil, wär er es, seine Redlichkeit und Offenheit ihn abhalten würden, das Lob seiner Mitgenossen aus zu posaunen, wenn er sie dessen nicht werth hielte.

De Chateaubriant. Als Schriftsteller ist er mehr ein Genie, als ein Mann von Talent. Uebrigens ist er ein schlechter Logiker, ein schwacher Denker, ein schlechter Politiker, ein ungetreuer Historiker; er stellt uns Bilder ohne Wahrheit, ja sogar ohne Wahrscheinlichkeit auf, versteht sie jedoch meisterhaft aus zu malen. Den größten Mißgriff beging er dadurch, daß er der Belletristik untreu wurde, um zur Fahne der Politik zu schwören. Seine Romane waren gut — seine politischen Flugschriften sind von sehr geringem Werthe, und wir würden alle seine polemischen Werke für seinen „René" geben, den wir übrigens auch der „Atala" vorziehen. Ein anderes Unrecht beging Herr von Chateaubriant, indem er das Götzenbild zu vernichten trachtete, dem er selbst vorher mit dem größten Eifer geopfert hatte. Nach wohlüberlegten und aufrichtig gemeinten Lobsprüchen, nach einer vergötternden Zueignung hat es der Verfasser des „Génie du Christianisme" dennoch versucht, Napoleon in den Staub herab zu ziehen, und zwar, um — in politische Höhe zu kommen.

Lanjuinais. Politisirender Jansenist, dessen Schriften wir nie, und dessen Betragen wir während der hundert Tage nicht verstanden haben.

Marchangy. „La Gaule poétique" hat ihm einen Platz unter den bessern lebenden Schriftstellern verschafft, und er ist der Erste gewesen, der in diesem Fache des Romantischen mit Vermeidung der Fehler geschrieben, welche demselben sonst eigen sind. Herr von Marchangy würde übrigens in der Meinung des Publikums noch höher stehen, hätte er nicht seine Zeit durch unnütze und nichtssagende Arbeiten verschwendet.

Lemercier. Er erbte die feine Rohheit Crebillons und einzelne Zweige seines Genies, ist aber in seinen Schriften von einer Bizarrerie, welche wahrscheinlich zum Sprüchwort wird. G. S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Liebespfänder.

Drei Liebespfänder trage ich,
Bin dadurch groß und reich:
Mein gold'nes Ringlein meldet sich
Und funkelt Sternen gleich; —
Ein Stern mein Trauter, seinen Blick
Strahlt mir der Ring in's Herz zurück,
Ja, ich bin glücklich, groß und reich,
Und stolzen Fürsten gleich.

Drei Liebespfänder trage ich
Und trage Glück und Gut;
Ein Brieflein klein, es meldet sich
Das mir am Herzen ruht:
Am Herzen ruht der Traute mein,
Soll nie davon geschieden seyn,
Ja, ich bin glücklich, groß und reich,
Und stolzen Fürsten gleich.

Drei Liebespfänder trage ich
Und trage höchsten Ruhm;
Ein blaues Blümchen meldet sich
In gold'nem Heiligthum:
Vergiß mein nicht, du Liebster mein,
Dreifach wirst du begrüßt nun seyn
Von Blume, Brief und gold'nem Ring,
Verstehst du ihren Wink.

Drei Liebespfänder trägst auch du,
Ich gab sie küssend dir,
Und drückt der Schlaf dein Auge zu,
So grüßen sie von mir.
Sie grüßen dich zu guter Nacht,
Sie grüßen dich, bist du erwacht,
Und drückst du sie an Herz und Mund,
So thut mir's Sehnsucht kund.

v. Kurowsky-Eichen.

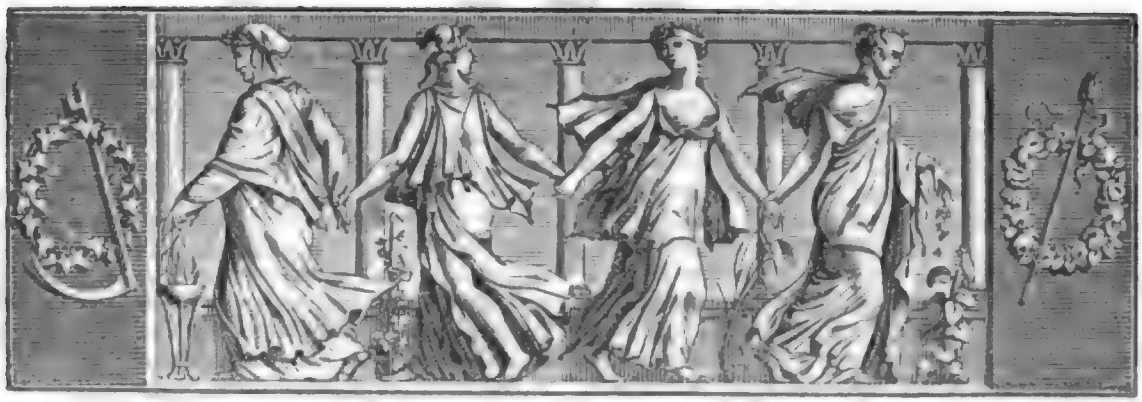
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hannover. Hier einen Bericht über die späteren Darstellungen der Mad. Stich. — In der „Schule der Alten", von Mosel metrisch nach Casimir Delavigne bearbeitet, zogen weibliche Anmuth, Durst nach Glanz und Lebensgenuß und Weltton an uns in den lieblichsten und treffendsten Bildern vorüber. In dem Lustspiele selbst ist allerdings manches Gute, doch auch gar Vieles, was schon in mehreren ältern und modernen Dramen dagewesen, und außerdem findet sich etwas zu viel Sprechlust, die am fühlbarsten wurde gleich zu Anfang des ersten Akts, in dem endlosen Dialog zwischen den beiden Alten. Die so gerechte Ehre des Hervorrufens, welche unserm Gaste nach der heutigen Vorstellung bereitet war, theilte, und zwar mit gültigem Rechte, Hr. Keller („Damville"). — Am 5. September wallfahrteten die Schaulustigen in Massen nach dem Theater, indem Mad. Stich die „Julie" in „Romeo und Julie" gab. Wir haben schon im vorigen Jahre im „Gesellschafter" unsere Bewunderung über diese echtkünstlerische Darstellung ausgesprochen, wir tragen auch das Andenken jenes Abends im dankbaren Herzen und schweigen; schweigen aber nicht ganz von jenem tragischen Vorfalle am Ende der Tragödie, welcher der Gefeierten zarte Bescheidenheit in große Verlegenheit setzen und dem Auditorium peinlich werden mußte. Einige Verehrer der Kunst hatten der Heldin des Tages eine Huldigung veranstaltet, die darin bestand, daß sie einen Brief, worin die Gefeierte um baldige Wiederkehr ersucht wurde, und ein Paar Verschen, nach dem Schillerschen Liede: „Das Mädchen aus der Fremde" gedichtet, abfaßten, dieses in einen Lorbeerkranz flochten und ihr durch einen Pagen, gleich nachdem sie hervor gerufen ward, überreichen ließen, während aus den Logen Exemplare des Gedichts in's Parterre geworfen wurden. Viele begehrten, den Inhalt des Papiers zu wissen; Mad. Stich warf einen raschen Blick auf das Papier und fragte in einem Tone, der beredtsamer war als alle Rügen, die über diesen tragischen Schluß ausgesprochen werden könnten: „Ich soll dieses lesen!?" Es war eine so lange Pause entstanden, daß wohl Jemand hätte hinter den Coulissen hervor treten können, um die Künstlerin von ihrer Verlegenheit zu befreien; aber — es kam Niemand! und Mad. Stich, nochmals aufgefordert, mußte das Gedicht vorlesen. — Wie es aber möglich war, daß da, wo es galt, dem wahren Verdienste Kronen zu flechten, auch nur Einer es an Aufmerksamkeit fehlen ließ, ist uns ein Räthsel. — Am 7. September sahen wir Mad. Stich diesmal in ihrem letzten Gastrollen; zuerst in „Haß allen Weibern", nach Bouilly von Castelli bearbeitet. Einen doppelten Triumph feierte die Künstlerin in diesem Stückchen als „Amalie". Nach der Vorschrift des Dichters besiegte sie das starre Herz des Weiberfeindes, sie fesselte aber zugleich auch die Herzen aller Zuschauer, denen sie in neuen Sphären neue Genüsse bereitete. Mit dem Herabsinken des Vorhangs mußte er schon wieder in die Höhe, da ein stürmisches Rufen Mad. Stich forderte; eine Auszeichnung, die hier selten einem Künstler vor dem gänzlichen Schlusse der Vorstellung zu Theil wird. — Nach einigen Tanz-Divertissements wurde zum Beschluß Michael Beer's „Paria" gegeben. Die Partie der „Maja" ist unstreitig eine der imposantesten auf dem uns bekannten reichhaltigen Repertoir der Mad. Stich. In der Scene mit dem Kinde erregte „Maja's" Muttergefühl in allen Herzen der Zuhörer die innigste Theilnahme, und ihre trotzende Entschlossenheit im Angesichte des entrüsteten Bruders — wie ganz anders und erhaben ist dieses Bild! — Hr. Kaßner erndtete als „Gadhi" mehrfachen lauten Applaus. Edles Aufstreben zum reinen Seelen-Adel und heroische Ergebung in die seinem Stamme anfliebende Verworfenheit: diese Grundzüge seines Charakters bezeichnete Hr. K. mit sicherem Griffel. Herr Marr als „Benasar" zeigte uns, daß selbst da, wo er nicht in seiner Vollkommenheit sich entfaltet, er dennoch den sinnigen Künstler durchblicken lassen kann. Ob übrigens die Zerstörung der Hütte des Paria's sich nicht besser effektuiren ließe, als durch das mit ziemlicher Muße vollbrachte Hinwegtragen der Wände, müssen wir dem Maschinisten überlassen; uns konnte das zu regelmäßige Demoliren nicht gefallen. — Auch am Schlusse der heutigen Vorstellung wurde Mad. Stich stürmisch gerufen und nach herzlichen Worten des Dankes und Abschiedes entriß uns für dieses Jahr der verehrte Gast. — Am 11. September betrat Hr. Berger als „Murney" im „Opferfest" zuerst unsere Bühne. Eine bedeutende Höhe mit reiner Brust, recht artige Gesangsmanieren und ein lebendiges Spiel sind drei Hauptlugenden dieses Gastes. Noch dürfen wir nicht entscheiden, ob seine an jenem Abend nicht genügend durchdringende Stimme Mangel an Kraft oder an Muth gewesen. Jedenfalls ist eine bescheidene Befangenheit, die anscheinlich des Hrn. Berger's freies Wirken hemmte, kein Gebrechen zu nennen. Nichts destoweniger erndtete er in dem Duett in der ersten Abtheilung, so wie in der großen Arie im Gefängnisse reichen Applaus. — Am folgenden Tage sahen wir auch Mad Berger als „Bertha" in der „Ahnfrau" von Grillparzer. Eine sehr erfreuliche Erscheinung! Ihre Gestalt ist anziehend, ihre Haltung und Bewegungen sind edel. Eine auf Kunstregeln gegründete Deklamation entfaltet sich dem fügtönenden Organ. Die Scene mit „Jaromir", wo er sein verbrecherisches Gewebe ihr offenbart, und die, wo sie bei des Vaters Leiche, die Kerze in der Hand haltend, nieder sinkt, dürfen mit dem Würdigsten der Tragödie in die Schranken treten und des Preises gewärtig seyn, welcher der Künstlerin zu Theil wurde. Wie wir hören, soll dies Bergersche Ehepaar bei uns ein Obdach finden. — Mit Hrn. Volkmar müssen wir hadern und ihn fragen: warum er, ein so gewandter und begünstigter Jünger der tragischen Muse, seinen „Jaromir" nicht mehr heraus hob? Wir wissen wohl, daß er uns mit der Antwort: „Die Rolle ist in drei Tagen eingelernt!" abfertigen wird. Stande diese Apologie aber auch mit Flammenschrift an allen Ecken der Bühne, dem Zuschauer würde sie dennoch nicht genügen; vielmehr würde sie ihn an jenes Schreiben Brockmann's erinnern, der, als er einst eine bedeutende Rolle in vier Tagen liefern sollte, sie seinem Direktor mit den Worten zurück schickte: „In vier Sekunden kann ich meinem Künstlerruf in allen vier Welttheilen schaden, wenn ich in vier Tagen diese Rolle liefern würde." Darum bitte ich mir vier Wochen Zeit aus, damit ich nur Etwas darin zu leisten im Stande sey. Für das Vollendete in der Kunst, ach! da ist ja selbst ein Menschenalter zu kurz!" — Daß wir Hrn. Volkmar's gelungene Momente begierig aufgefaßt haben, bewiesen wir ihm im fünften Akte, wo die schön gesprochenen Worte der Reue und die Ahnung der im Dunkeln waltenden Nemesis lauten Applaus gewannen. Hr. Volkmar weiß es, wie unser Publikum sein schönes Talent würdigt, und darum soll ein stetes Aufstreben, ein strenges Selbstprüfen ihn auf die Künstlerbahn begleiten, damit er unsere gute Meinung durch nichts Mittelmäßiges erschüttere. — Zu den neuesten Ereignissen bei unserer Bühne gehört das Engagement der Demois. Lubin aus Mannheim; doch als solche wird sie nicht bei uns eintreffen, unser Hr. Hillebrand reiset zuvor dorthin, giebt ihr am Treu-Altar seinen Namen und wird sie in drei Wochen als die Seinige uns zuführen. — Dagegen verlassen die beiden Demois. Langschwadt die hiesige Bühne.

Georg Harrys.

Ein Naturalienhändler von Bergen-op-Zoom starb unlängst, und hinterließ den Hospitälern der Stadt drei ausgestopfte Strauße. Man war erst unschlüssig, ob man ein so drolliges Vermächtniß wohl annehmen solle: da bemerkte man, daß eine aufgezogene Feder ein Paar Goldstücke entblößte, und siehe, die großen Vögel waren voller Gold und 5000 Franken werth. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 1. Oktober. 157ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

„Buch des Kabus oder Lehren des perſiſchen Königs Kiekjawus für ſeinen Sohn Gbilan Schach. Ein Werk für alle Zeitalter aus dem Türkiſch-Perſiſch-Arabiſchen überſetzt von Heinrich Friedrich von Diez.“

Veranlaſſung, aus dieſem (in Commiſſion der Nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin im Jahr 1811 erſchienenen) Werke Auszüge mit zu theilen, fanden wir in Goethe's „Weſtöſtlichem Divan“ S. 517:

„Daß ein ſo vortreffliches, zu unſchätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptſächlich Urſache ſeyn, daß es der Verfaſſer auf ſeine eigene Koſten herausgab und die Firma Nicolai ſolches nur in Commiſſion genommen hatte, wodurch gleich für ein ſolches Buch im Buchhandel eine urſprüngliche Stockung entſteht. Damit aber das Vaterland wiſſe, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, ſo ſetzen wir den Inhalt der Capitel hierher und erſuchen die ſchätzbaren Tagesblätter, wie das „Morgenblatt“ und den „Geſellſchafter“, die ſo erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geſchichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieſes Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.“ *)

Um uns nicht länger dem Vorwurf der Saumſeligkeit in Erfüllung unſerer Pflichten aus zu ſetzen, haben wir uns zur Mittheilung einer Reihe von Auszügen aus obigem Buche entſchloſſen, deren Endzweck in der angezogenen Stelle deutlich genug ausgeſprochen iſt.

Was aber den leitenden Grundſatz bei der Auswahl der mit zu theilenden Stellen betrifft, ſo mußten wir einerſeits die Unterhaltung unſerer Leſer berückſichtigen, und deshalb dem Ernſteren und Sprödderen das Anziehende und Ergötzliche vorziehen, wozu wir um ſo mehr berechtigt waren, als Letzteres in der Regel das Gehaltvollere iſt. Von der andern Seite ſchien uns das der Aushebung ganz beſonders würdig, worin ſich die Eigenthümlichkeit des Orients in der Behandlungsart ſittlicher Stoffe am lauteſten ausſpricht. Der größte Theil unſeres Auszugs wird daher in Anekdoten und Geſchichten beſtehen, welche ſämmtlich, gleich den ebenfalls aus dem Orient ſtammenden Fabeln und Parabeln, die Veranſchaulichung und Rechtfertigung einer ſittlichen Wahrheit zum Gegenſtand haben, in der Form aber unmittelbar an das Gebiet der Poeſie anſtreifen. Behutſamer aber mußten wir bei der Mittheilung von Sprüchen, Sitten- und Klugheits-Regeln verfahren, weil dieſe, ſo gehaltvoll ſie ſeyn mögen, aus dem Zuſammenhang geriſſen leicht mißverſtanden oder gar für trivial gehalten werden. Denn allerdings iſt ein groſſer Theil der in dem Buch enthaltenen Sentenzen und

*) Oft habe ich an dieſen Wunſch Goethe's gedacht, wollte jedoch dem „Morgenblatt“, weil es der alte Herr voran aufgefordert, auch zuerſt die Erfüllung überlaſſen. Jetzt, da der „Weſtöſtliche Divan“ ſeit einem Luſtrum in den Händen der Deutſchen iſt und jene Zeitſchrift, ſo viel ich weiß, keine Anſtalt machte, Goethe's Auftrag zu vollführen, glaube ich darthun zu müſſen, daß eine Aufforderung Goethe's nicht ohne Erfolg bleiben darf. D. H.

Vorschriften dem Inhalte nach bekannt und unbezweifelt, so daß man zuweilen erstaunt, wie ein weiterfahrener König solche sich fast von selbst verstehenden Sätze als ausgesuchte Weisheit lehren könne. Aber diese Regeln haben um des ihnen beigefügten Grundes willen oft einen hohen Werth, und wir sind daher weit entfernt, sie herab zu setzen oder gar unter dem Titel von Gemeinsprüchen zu verwerfen und zu verachten, wie der geistvolle Verfasser dieses Verfahren dem heutigen gelehrten Europa zum großen Vorwurfe gemacht hat; obgleich er seinerseits in der Ueberschätzung dieser Sittensprüche und Erfahrungssätze, so wie in der Geringschätzung der europäischen Erkenntnißweise zu weit geht. In der Ueberschätzung, weil er in übertriebener Vorliebe für orientalische Empirie zu wähnen scheint, als lasse sich alle Weisheit der Welt nicht nur in wenige Bücher, ja in einige Sprüche zusammen drängen, sondern durch eine solche Reduktion würden auch wirklich alle andern Bücher und Sprüche entbehrlich gemacht, da doch alle allgemeinen Erfahrungssätze eben dieser ihrer Allgemeinheit wegen dürftig sind, und im vorkommenden Anwendungsfall rathlos lassen, nicht zu gedenken, daß sie ihren Zweck schon darum verfehlen, weil Niemand ihren Sinn eher begreift, bis er dieselben Erfahrungen zu seinem Schaden gemacht hat, wovor sie zu warnen bestimmt waren. In der Geringschätzung europäischer Erkenntnißweise, weil die Philosophie, die mit der Entwickelung des Menschengeschlechts gleichen Gang hält, eine tiefere Einsicht in die Natur der Dinge gewähren muß, als eine ephemere Erfahrungsweisheit, die mit dem Leben eines jeden einzelnen Menschen von Neuem beginnen muß, und unbekümmert um das Wesen sich mit der oberflächlichen Erscheinung begnügt. Daß wir aber diesen Sentenzen, Maximen und Sprüchen, wie sie das Buch des Kabus enthält, ihren Werth nicht absprechen, haben wir schon erklärt; wir können ihn jedoch nur in der Bestätigung auf anderem Wege schon erkannter Wahrheiten finden. So weit sie Klugheitsregeln enthalten, werden sie allerdings auch ein Mittel, unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Fehler zu richten, die wir, der Warnung eines solchen Spruchs ohngeachtet, schon begangen haben, damit wir sie in Zukunft auf immer vermeiden. An solchen Klugheitsregeln ist nun das Buch des Kabus außerordentlich reich, da hier jeder Sittenspruch unter der Hand zu einer Lobrede und Klugheitsregel wird, und allerdings ist auch ihre größere Zahl so geistreich, wie man es von einem Könige, der während seines an Thaten und Begebenheiten so reichen Lebens auf seinem Standpunkte die schönste Gelegenheit und zugleich dringendste Veranlassung hatte, wichtige Erfahrungen aller Art zu sammeln, nur erwarten konnte. Wir müssen uns aber in der Mittheilung derselben auf das Geistvollste beschränken, wofür wir oben schon Gründe angegeben haben; nur wo das poetische Gewand oder das Bild, dessen sich der Verfasser bedient hat, an sich mehrerer Aufmerksamkeit würdig ist, werden wir freigebiger seyn.

Der geistvolle Uebersetzer — von dessen Verdiensten Goethe am angezeigten Orte Kunde giebt, so wie er auch seinen Einfluß auf sein eigenes Studium des Orients in folgenden, auf Seidenpapier geschriebenen, mit goldener Blumen-Verzierung eingefaßten, auf das Buch des Kabus anspielenden Worten dankbar anerkannte:

„Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey bergauf, es sey hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt,
Das Alles lehrt der König seinem Sohn.
Wir wissen's nun, durch Dich, der uns beschenkte;
Jetzt fügest Du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der gold'ne Rahm beschränkte,
Wo endete, was Du für uns gethan?"

— schickt seiner Uebersetzung einen Vorbericht in drei Abschnitten voraus. Der erste, überschrieben: „Veranlassung und Zweck des Buchs des Kabus", zeigt uns, was unsern Lesern aus der angezogenen Stelle des „Divans" schon bekannt ist, wie der König Kiekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus Euxinus abschließt, bewohnten, der Letzte aus der Dynastie der Dilemiten, um das Jahr 473 der Flucht, nach Chr. Geburt 1080, dies Buch zur Unterweisung seines Kronprinzen Ghilan Schach verfaßte, und warum er demselben eine Erziehung und Lehre gab, die für alle Stände gerecht seyn sollte, für Armuth und Reichthum, für Niedrigkeit und Hoheit, für Herrscher und Diener, kurz für jedes Schicksal, das über ihn verhängt seyn konnte. Wenn er ihm in dem ganzen Buche nirgend ausspricht, daß er ein Recht auf den Thron habe, ihm die Hoffnung dazu nicht einmal in der Nähe zeigt, wenn er ihm im ein und dreißigsten Capitel sagt: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, im Fall das Schicksal ihn in diese Nothwendigkeit versetze, oder, bedürfe er der Kunst zum Unterhalte nicht, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohlunterrichtet sey, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte"; wenn er zuletzt mit der Erinnerung schließt: „daß er die Lehren wohl behalten möge, weil vielleicht ein Tag kommen dürfte, wo sie ihm nöthig seyn würden", so findet der Verfasser den Grund zu diesem so weisen als ungewöhnlichen Verfahren des Königs in den Stürmen der Zeit und der unsicheren Lage des Reichs, die den vorsichtigen, geschichtskundigen Fürsten lehren mußten, aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen das Zukünftige zu errathen, und auf jede

Wendung, jeden Wechsel des Glücks gefaßt zu seyn, in demselben Augenblick, wo er nichts unversucht ließ, das Launische an sich zu ketten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Regnault-Warin. In seinen politischen Schriften sowohl, als in seinen geschichtlichen, kommen einzelne Stellen, Seiten, ja sogar ganze Capitel vor, welche selbst Jay oder Benjamin Constant nicht mißbilligen würden; — seine Romane sind besser, als eilf Zwölftheile derer, welche täglich angekündigt werden; seine Schreibart ist gerundet und voller Annehmlichkeit, und dennoch wird er von den Journalisten nicht eben glimpflich behandelt, von den Liberalen sogar verachtet. Man vergißt die gewöhnliche Gleichheit und Kraft seines Styls, um ihm einzelne gewagte Ausdrücke zum Vorwurf zu machen, die man bei jedem Andern neu und kühn nennen würde. — Diejenigen, welche an dem metaphysischen Pathos Keratris gerade den meisten Geschmack finden, tadeln Regnault-Warin darüber, daß er sich zuweilen in metaphysische Abhandlungen verliere, welche freilich nicht immer an rechter Stelle, nie aber ganz ohne Verdienst sind. Er ist mit einer ungemein lebhaften Einbildungskraft begabt, und behandelt die Sprache mit der größten Gewandtheit. Diese Eigenschaften würden ihn unstreitig zu einem der ersten Glieder in der Clique erhoben haben, wäre er von unternehmenderem Geiste. Aber er ist furchtsam, ohne Ruhmsucht, ohne Geldgier, und will nur arbeiten, um zu leben; hierzu bedarf er äußerst wenig, und thut daher auch nur äußerst wenig. Er arbeitet mit unglaublicher Leichtigkeit, und verschmäht es sogar, das Geschriebene nochmals zu lesen. Bei dem Ausgang unserer Revolution fand er, daß das Schicksal der Bourbons des Mitleids werth sey, und da damals die Sucht herrschte, historische Romane zu schreiben, vereinigte er Geschichte und Dichtung, und gab seinen Roman „Cimetière de la Madeleine" heraus. Das Gouvernement, welches von dem Revolutions-Fieber noch nicht ganz wieder hergestellt war, sah in diesem Roman ein Werk des Parteigeistes, und warf den Verfasser in den Tempel. Die Royalisten hielten das Mitleid für die Einzelnen für Neigung zu dem Ganzen, und hofften, in Warin einen neuen Apostel gefunden zu haben. Als sich nun die Partei der Liberalen bildete, schloß sich Warin, zu Folge seiner Grundsätze und Ansichten, ihr an, wurde aber, als ein Anhänger der Königspartei, zurück gestoßen. Man lese übrigens den „Cimetière" und man wird darin das Mitleid für den König und dessen Familie mit den Gesinnungen eines Republikaners ausgesprochen finden. Im Jahr 1814 täuschten sich die Royalisten hierüber auch nicht, und Regnault-Warin war schlecht bei ihnen angeschrieben. — Seit zwanzig Jahren ist er Republikaner aus Grundsätzen, Anhänger der Constitution aus Gewohnheit. Von jedem neuen Gouvernement hoffte er, daß unter ihm das Gute und Rechte zur Herrschaft gelangen würde. Stets betrogen in seinen Erwartungen, getäuscht in seinen Hoffnungen, ist er zu einer Ungläubigkeit, einem Mißtrauen gelangt, die ihres Gleichen nicht haben. Ohne Ehrgeiz, den Menschen wenig trauend, ohne Achtung für ihre Meinung, hat er sich von Allem losgesagt, und stets nur seinem eigenen Gefühle, seiner innigsten Ueberzeugung nach, Andere gelobt oder getadelt. So von der einen Partei zurück gestoßen, weil er ihre Ansichten nicht zu theilen vermag, von der andern, weil er sich nicht entschließen kann, deren einzelne Mitglieder ohne Ueberzeugung zu loben, lebt er, seiner wohlwollenden Gesinnungen für die Menschheit ungeachtet, wie ein Einsiedler, und hat nie selbst den kleinsten Schritt gethan, um sich gelobt zu sehen. — Kürzlich erst hat er ein Werk heraus gegeben, welches ihm Ehre und Ruhm gebracht haben würde, hätte man es lesen dürfen; aber der Geist der Intrigue hat es zu unterdrücken gewußt. Es waren dies nämlich „Mémoires pour servir a la vie du général Lafayette", dessen großer Verehrer Regnault ist. Die nähere Auseinandersetzung jener Begebenheit gehört nicht hierher; genug, Regnault's Feinde haben den Sieg davon getragen, und ein Werk unterdrückt, welches voller Verdienst war, und, auf die Hälfte der Länge zurück gebracht, zu den bemerkenswerthesten biographischen Bruchstücken gehört haben würde. — Uebrigens ist Regnault-Warin ein Schriftsteller in der ganzen Bedeutung des Wortes. Er ist ohne Vermögen, und besitzt außer seiner Feder nichts. Rastlos fängt er Sachen an, ohne sie zu beendigen, und nöthigt ihn die Leere seines Geldbeutels, auf neue Einnahme bedacht zu seyn, so stoppelt er aus mehreren alten Bruchstücken seiner Arbeit ein Ganzes zusammen. Er ist ein Freund des Müßiggangs, oder, um besser zu sagen, des dolce far niente, und bringt seine Zeit mit Lesen oder Spazierengehen hin. Wehe dem Buchhändler, der etwas von ihm druckt, ehe es noch ganz vollendet ist. Fährt Regnault-Warin so fort, so wird er seine Laufbahn vollenden, ohne mit einem einzigen Werke ein Gleiches zu thun, und der Strom der Zeit wird die einzelnen Blätter, welche er beschrieben, ihres Verdienstes ungeachtet, in die Vergessenheit mit sich fortreißen.

Ancelot. Ein gelehrter Versler und tragischer Schriftsteller ohne Kraft. Seine dramatischen Werke werden in zehn Jahren vergessen seyn. G. S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

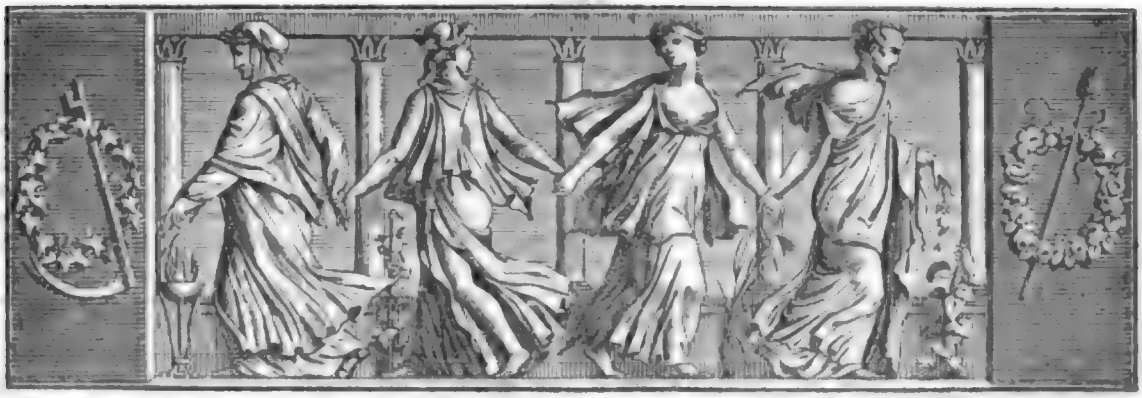
Cadirer Sitten. Die Frauen in Cadix ſind meiſt klein und brünett, beſitzen eine außerordentliche Lebhaftigkeit und eine Art Leichtigkeit, die, ſo wie überhaupt Alles an ihnen, jedem Fremden gefällt. Ihr Wuchs iſt nett, ſo lange ſie jung ſind, mit den Jahren aber werden ſie ungeſchickt ſtark. Sie ſind faſt ohne Ausnahme überaus zugänglich, doch muß man nicht für Unſittlichkeit halten, was bei ihnen nur Freiheit iſt. Ihres Anſehens gewiß, ſcheuen ſie ſich ſelbſt nicht, mit ihrer Dienerſchaft ganz vertraut zu werden; wiſſen ſich aber ſtets ſo in Reſpekt zu halten, daß nicht nur jene, ſondern ſelbſt der Eheherr und der Liebhaber ſich ſtets vor ihnen beugen müſſen. Wehe dem, der ſich gegen ſie auflehnte! Reizt man ſie aber nicht, leben ſie auch nur der Liebe und bekümmern ſich um nichts. Morgens gehen ſie in die Kirche, Abends ſpazieren und der Mann muß ſich oft wie ein Sträfling abmühen, um nur ſeiner Frau recht viel Vergnügen zu machen. Die Beſcheidenſte verlangt mindeſtens ein Dutzend Paar ſeidener Strümpfe, ein Halsband von Smaragden und einen Pariſer Fächer. Die Antwort: „Ich habe kein Geld dazu!“ darf gar nicht im eheherrlichen Lexicon ſich vorfinden; das Geld muß da ſeyn, mag es herkommen, wo es wolle. Budget und Civil-Liſte ſind überhaupt zwei Dinge, die im Finanz-Syſtem einer andaluſiſchen Wirthſchaft gar nicht bekannt ſind. — Man würde nicht begreifen, woher der Cadirer Ehemann die Geduld im Ertragen dieſer Tyrannei hernahme, wenn man nicht geſehen müßte, daß die Weiber wirklich einen beſondern Zauber in ihrem Weſen und einen gebietenden Ausdruck in ihrem Auge haben. Deſto drolliger iſt es, daß der Spanier ſeine Frau nicht etwa leidenſchaftlich liebt; er hat ſie lieb, wie wir ein ſchönes Möbel lieb haben, und ſein Gehorſam gegen ſie iſt der, wie er einer Behörde gehorcht; ihrem Eigenſinn beugt er ſich, wie man ſich vor einem Unwetter beugt. Die Frauen dagegen verkehren ſtets mit der Liebe; geht ihnen heut ein Liebhaber ab, muß morgen wieder ein anderer an ſeiner Stelle ſeyn. Auch ſelbſt der Liebhaber muß in kriechender Demuth bleiben, und am wenigſten Eiferſucht blicken laſſen, ſonſt iſt ſein Reich alsbald zu Ende. — Das Lob, das ſchon Martial dem Tanze der Cadirerinnen zollt, gebührt ihnen noch jetzt. Nur hegen ſie nicht mehr die Wuth des Nachahmens. Der Fandango und Bolero müſſen dem einfachen Walzer und dem ſymetriſchen Contretanz nachſtehen. So ſehr dieſer Wechſel dem Moraliſten gefallen mag, muß man geſtehen, daß der Fandango gerade mit dieſem üppigen Geſchlecht unzertrennlich iſt; denn er iſt eine Reihe'olge der üppigſten Stellungen und maleriſcher Bewegungen. Das Ohr wird dabei durch eine glänzende Begleitung befangen, während das Auge bald auf einer zärtlichen Hingebung, bald auf den heftigſten Ausdruck des Verlangens hinſchweigt. Solcher Tanz malt unſtreitig die geheimſten Regungen des Herzens und der Leidenſchaften. — Die Muſik wird bei den Cadirerinnen ſehr cultivirt, doch geben ſie ihren National-Geſängen den Vorzug; namentlich zeichnet ſich der cachucha darunter aus. — Eines Tages befand ſich der Verfaſſer dieſes Aufſatzes mit einer Cadirer Dame in Geſellſchaft und es kam die Rede auf große und kleine Füße, deren letztere den Cadirerinnen eigenthümlich ſind, wogegen Schreiber dieſes den großen Fuß der nordiſchen Damen mit deren überhaupt im Ganzen hoherem Wuchs entſchuldigte. „Ey!“ entgegnete die niedliche Cadirerin — „das iſt immer nichts; wie viele große Diplomaten hat es ſchon gegeben, die doch nur ein ganz kleines Gehirn hatten?!“ (Pandore.)

Der Gänſerich von Arbigland. Nichts Romantiſcheres unſtreitig, als die Beſitzung Arbigland an der Mündung des Fluſſes Solway, der bekanntlich Schottland von England ſcheidet. Namentlich gewährt die Platteform, worauf ſich das Schloß befindet, eine überraſchende Ausſicht. Man erblickt eine Menge von Flüſſen, die ſich in's Meer ergießen, eine Menge von Thürmen der Abteien, die jenes Land zählt, Berge, üppige Thäler, das wogende Meer, kurz, das Auge wird ringsum befriedigt. — Mitten in dieſer ſchönen Ausſicht lebte vor vielen Jahren einmal ein Gänſerich, deſſen Geburt und Gedeihen Arbigland geſehen. Er war der Günſtling des Grundherrn, der ihm oft zuſah, wenn er ſich in die Fluthen ſtürzte und ſein Anſehen über die ihm anvertraute Zucht Ganſeweiber übte. Auch war er ein eben ſo getreuer Wächter des Schloſſes, wie einſt die Gänſe des Capitols. Plötzlich in einer Nacht — ſey es durch ein Paar Füchſe oder durch einen Haus-Diebſtahl — wurden ſämmtliche Gänſe des Hofes geraubt, bis auf den einzigen Gänſerich, der, wahrſcheinlich abſeits unbemerkt geblieben, Morgens nun ſein eintöniges Klagelied anſtimmte. Dem Grundherrn lag der Verluſt der Zucht-Gänſe faſt nicht minder am Herzen, als die Einſamkeit ſeines Ganſerich-Lieblings, und er gab ſogleich Befehl, eine neue Trift für ihn an zu ſchaffen. Aber, noch ehe dies in's Werk geſetzt, war der Ganſerich eines Tages auch plötzlich verſchwunden; ohne Zweifel hatte der ſchleichende Fuchs ihn ſich entweder nachgeholt oder der zweibeinige Dieb war wiedergekehrt. Genug, er war verſchwunden. Ein Paar Wochen darauf ertönt Mittags ein durchdringendes Ganſegeſchrei. Man horcht, und der Grundherr meint: „Wäre der alte Ganſerich nicht geſtohlen, ich wollte ſchwören, es ſey ſeine Stimme!“ — Man ſteht vom Eſſtiſch auf, läuft an's Fenſter, und — ſiehe da! — es iſt wirklich der brave Ganſerich, der an der Spitze einer Ganſezucht daher geflogen kommt. Das Thier war ſechs Stunden weit über's Waſſer geſchwommen, hatte ſich dort zu einer neuen Ganſetrift geſellt, und, da er Junge gehabt, war er mit ſeiner Familie nach ſeinem alten Vaterlande zurück gekehrt!! — Wie wenige Menſchen hegen ſolche Anhänglichkeit an ihr Vaterland, wenn ſie ſich erſt auf fremdem Boden angeſiedelt haben? (Pandore.)

In dem Mutterlande der Advokaten (Frankreich) fangen nun auch ſogar die lebloſen Dinge ſchon Prozeſſe an. So hat ſich ein ſolcher von Seiten der Caſchemire gegen einige Fabrikanten entſponnen, namentlich gegen Hrn. Rey, der vor etwa zwei Jahren heftig gegen ſie auftrat und ſie ſehr erniedrigte. Beſonders kränkend iſt es ihnen, daß man ihre Ehre angegriffen und Folgendes von ihnen ausſprengt: „Ihr etwas matter Glanz“, ſagen ihre Tadler, „iſt offenbar ein Zeichen, daß ſie ſammtlich alt ſind. Aus Serigapor kommt keiner direkt. Wie viel ſchmutzige Paſcha's, wie viel widrige Nabob's mögen ſich ſchon darin eingewickelt haben? Welche gemeine Courtiſane mag ſchon damit für ihre galanten Dienſte bezahlt worden ſeyn, ehe ſie ſich um den Nacken der ſchönen Pariſerinnen winden, die ſie noch unberührt glauben. Wenn dieſe Caſchemire erzählen könnten, welche wollüſtige, ſchmutzige Scenen würden ſie uns malen, deren Zeuge, vielleicht Mitheler ſie ſogar waren! Ja, man möchte ſie lieber nach dem Lazareth ſchicken, ſie erſt in Kur nehmen, um zu ſehen, ob ſie auch nicht von irgend einer galanten Krankheit inficirt ſind, die ſich durch die zärtliche Umhalſung von Neuem mittheilen könnte!!“ — So gehen die Beſchuldigungen fort bis zur Peſt! — Gleichwohl ſteht zu vermuthen, die ſo tief Gekränkten werden ihren Prozeß gewinnen, und zwar darum, weil die ſchönen Pariſerinnen ſie zu ſehr lieben, und gewiß Alles aufbieten werden, zu zeigen, daß ſie dießmal in ihrer Liebe beſtändig ſind! (Gaz. d. Fr.)

Man hat berechnet, daß, wenn man das Pariſer Straßenpflaſter, Straße für Straße, an einander reihte, die Pflaſterreihe auf einer Seite bis nach Moskau, auf der andern Seite bis Madrid reichen würde (?). Die Steine der Straße St. Honoré würden eine vollkommene egyptiſche Pyramide geben. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 3. Oktober. 158ſtes Blatt.

Die Wahl.

(Steyermärkiſches Lied; nach mündlicher Ueberlieferung.)

Die Gemſel ſind braun,
Weil die Jäger d'rauf ſchau'n;
Wenn kein Wildſchütze wär',
Gingen's grau halt daher.

Kein Geld und kein Brod,
Und nimmer doch Noth;
Auch kein Dirndel iſt mein,
Hab' d'rum doch keine Pein.

Manch Dirndel iſt krank;
Sie ſeufzt auf der Bank,
Tritt der Pater hinzu;
Ihr wär' lieber der Bue!

Mein Schatz war zu klein,
D'rum blieb er allein:
Zog ich auf ihn zum Kuß,
Hatt' ich nichts bei dem Fuß!

Wer zum Himmel will geh'n
Muß den Mantel beſeh'n;
Denn im Himmel iſt's kalt,
Weil der Schnee heraus fallt.

Soll ich Einer vertrau'n,
Will ich Alle beſchau'n,
Bis mir Alle zu ſchlecht
Und die Eine nur recht!

Ed. Rolle.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Der übrige Inhalt des Abſchnitts beſteht in der genaueren Darlegung der inneren und äußeren Umſtände, die den weiſen König ahnen ließen, daß es mit ſeinem nunmehr zweihundertjährigen Reiche zu Ende gehe, und ihn zu dem Entſchluß bewogen, ſeinen Sohn auf jedes Schickſal, das ihn treffen möchte, vor zu bereiten, damit er in jeder Lage zufrieden und an ſeiner Stelle zu ſeyn wiſſe, ohne bei der Hoheit übermüthig zu werden, noch im Unglück zu verzweifeln. Von den inneren Umſtänden berichtet die Geſchichte wenig, zur Darſtellung der äußeren aber giebt der Ueberſetzer eine allgemeine Ueberſicht der verſchiedenen Reiche, die ſich ſeit Muhammeds Tode in Aſien, eines auf den Trümmern des andern, bis zum Jahre 473 der Flucht (J. C. 1080), als der Epoche, wo der König Kiekjawus dieſes Buch zur Belehrung ſeines Sohnes ſchrieb, erhoben hatten.

Nachdem der Ueberſetzer den Leſer hierdurch von den Urſachen der Beſorgniß des Königs Kiekjawus, daß ſein Reich auf dem Sturz ſtehe und vielleicht nicht auf ſeinen Sohn kommen werde, unterrichtet, giebt er im zweiten Abſchnitt des Vorberichts eine Geſchichte der Dilemiten, um den Leſer durch die Geſchichte ſeiner Dynaſtie näher mit ihm bekannt zu machen.

Der dritte Abſchnitt enthält: „Betrachtungen über das Buch des Kabus", aus welchem wir bei Gelegenheit das heraus heben werden, was uns zur Erläuterung und Würdigung der aus dem Buch ſelbſt ausgehobenen Stellen vornehmlich nützlich werden kann. Hier ſind nur einige Notizen daraus vorweg zu nehmen, nämlich erſtens, daß der König Kabus, deſſen Namen das Buch trägt, wie ſich aus der voraus ge-

ſchickten Geſchichte der Dynaſtie der Dilemiten ergiebt, ein Vorfahr und Großvater des Verfaſſers Kiekjawus geweſen, und daß Letzterer ſeinem Werke den Namen des König Kabus um deswillen vorſetzte, um einerſeits das Andenken ſeines weiſen, obgleich unglücklichen Großvaters zu ehren, der überall in großem Rufe geſtanden, und wegen ſeiner Wiſſenſchaft ſeinen Namen einem Buche zu verleihen würdig ſchien, welches den Kern der beſten Kenntniſſe enthalten ſollte; andererſeits aber, weil er ſein Werk nicht beſſer empfehlen zu können glaubte, als indem er es mit dem Namen eines durch ſeine eigenen Schriften allgemein bekannten Königs ausſtattete, um Leſer und Zuhörer deſto aufmerkſamer darauf zu machen.

Eine zweite Bemerkung iſt, daß wir hier keine Ueberſetzung des perſiſchen Originals, wovon ſich ein jedoch unvollſtändiges Exemplar in der öffentlichen Bibliothek zu Paris, und ein anderes, von deſſen Beſchaffenheit man nicht näher unterrichtet iſt, in der Leidenſchen Bibliothek befinden ſoll, ſondern nur eine Ueberſetzung einer Ueberſetzung vor uns haben. Von dem Buch des Kabus wurden nämlich im Türkiſchen, d. h. in der Sprache, die aus dem Türkiſchen, Arabiſchen und Perſiſchen zuſammen geſetzt iſt, zu verſchiedenen Zeiten drei Ueberſetzungen gemacht. Die Zeit der erſten läßt ſich nicht beſtimmen, die zweite fällt in die Zeit der Regierung Murad's II., der im Jahr 824 der Flucht (J. C. 1421) den Thron der Osmanen beſtieg, und einem ſeiner Beamten, Achmet, Sohn des Elias, mit dem Beinamen Merdſchimek, eine neue Ueberſetzung anbefahl, weil die erſte bereits veraltet war. Da aber nach Verlauf einiger Jahrhunderte die zweite Ueberſetzung das Schickſal der erſten getheilt hatte, übertrug der Vezier und Paſcha Haſſan unter der Regierung Achmed's III., im Jahr der Flucht 1117 (J. C. 1705), einem gewiſſen Nazmi Zadé, mit dem Beinamen Mürteza, die dritte Ueberſetzung.

Der deutſche Ueberſetzer beſaß nun von dem perſiſchen Original keine, wohl aber zwei Handſchriften der Ueberſetzung des Mürteza, ſo wie ein Exemplar der älteren türkiſchen Uebertragung des Merdſchimek, und war daher genöthigt, ſich ſein Original durch Vergleichung dieſer beiden, oft ſehr abweichenden Ueberſetzungen gleichſam ſelbſt zu ſchaffen, indem er das eine aus dem andern ergänzte und berichtigte.

Wir übergehen die Vorrede der türkiſchen Ueberſetzer Merdſchimek und Mürteza, wiewohl ſie als ein Muſter eines ſchlechten Styls unſern Styliſten merkwürdig ſeyn dürfte, und heben aus der „Eingang der Geſchichte“ überſchriebenen Vorrede des Verfaſſers die erſten Zeilen heraus, indem die ihnen vorgedruckten von fremder Hand untergeſchoben ſcheinen. Der König beginnt ſein Buch mit folgenden Worten:

„O mein Sohn! wiſſe, daß ich alt geworden und ſchwach ohne Zehrung und Vorrath an des Weges Eingang gekommen bin. Man hat mir den Reiſebrief in die Hand geſteckt. Dieſer Brief iſt das Grauwerden des Barts. Wenn des Menſchen Bart grau wird: ſo bedeutet es eben ſo viel, als ob der große Gott ihm zurufe: Merk auf, o mein Diener! laß dieſes Beſitzthum fahren und ſuche dich vorzubereiten zum andern Beſitzthum.“

Den Schluß der Einleitung macht er mit folgendem Bilde:

„Um von denen, die Gott dienen, ein Gleichniß zu geben, ſo ſind ſie dem Feuer ähnlich. So niedrig der Ort ſeyn mag, wo du das Feuer anzündeſt: ſo wird doch ſeine Flamme und ſein Trieb nach der Höhe gehn. Wer aber den Weg des Gottesdienſtes nicht wandelt, der gleicht dem Waſſer. So ſehr du das Waſſer in die Höhe heben magſt: ſo wird doch ſeine Neigung immer nach der Tiefe gerichtet ſeyn. Darum, mein Sohn! halte den Gottesdienſt für eine dir obliegende Pflicht.“

Wir kommen nun zu dem erſten Capitel des Buchs ſelbſt, welches von der Erkenntniß Gottes handelt, und dieſe Lehre und ſomit das Ganze mit folgenden erhabenen Worten eröffnet:

„Wiſſe, mein Sohn! daß der erhabne Gott in Allem, was er erſchaffen, es ſey offenbar oder verborgen, nämlich auf Erden oder im Himmel, in dieſer Welt oder in jener Welt, allzumal von Verſtändigen und Scharfſinnigen erkannt worden. Er hat aber ein Weſen, fern von Allem, was der Verſtand ſich vorſtellen kann. Wenn du indeſſen Gott erkennen willſt: ſo erkenne erſt dich ſelbſt und unterrichte dich von deinem Zuſtande; denn wer ſich ſelbſt erkennt, der erkennt auch Gott. Der Sinn dieſer Worte iſt, daß du das Gekannte biſt und daß Er der Erkennende iſt, das heißt: du biſt das Bild, Er iſt der Bildner. Suche alſo nur über dein Bild nach zu denken, um ihn zu erkennen, aber über ſeine Bildnerkunſt denke nicht nach. Wiſſe auch, mein Sohn! daß das Abbild von des Bildners Vollkommenheiten ſich nicht an Dingen wahrnehmen läßt, die ſeinen Abdruck nicht annehmen. Das Gleichniß hierzu geben Wachs und Stein. Niemand wird ein Siegel auf Stein drücken, weil er deſſen Abdruck nicht annimmt. Allein Wachs iſt dazu fähig. So vielerlei Bilder es auf dem Siegelringe geben mag: ſo werden doch dieſe Bilder im Wachſe vorgeſtellt werden. Wenn nun ein Kaiſer mit ſeinem Siegelringe das Siegel auf ein Stück Wachs drückt: ſo wird man nicht ſagen, daß das Wachs des Kaiſers Siegelring ſey, ſondern man wird es nur des Kaiſers Siegel heißen. Bemerke daher, mein Sohn! daß es ſich mit Menſchen und Vieh eben ſo verhält, wie mit Wachs

und Stein. Der erhabne Gott hat das auf dem Siegelringe ſeiner Allmacht eingegrabene Abbild ſeiner Vollkommenheiten im Weſen des Menſchen dargeſtellt, damit zu allen Zeiten jeder Menſch dies Bild ſehe und daraus den Bildner erkenne und begreife. Alle andern Zweifel muß man fahren laſſen, das heißt: man muß nicht fragen, wie hat er dies Bild gebildet oder wie iſt deſſen Bildner beſchaffen? Schaue nur das Kunſtwerk und erkenne daran den Künſtler!"

Da dieſer lehrreiche Gedanke zugleich den Haupt-Inhalt des erſten Capitels bezeichnet, ſo können wir uns zu dem zweiten Capitel wenden, welches das Lob der Propheten zum Gegenſtand hat. Auch hier iſt das Wichtigſte in folgendem Satze zuſammen gedrängt:

„Du erkennſt hieraus, daß Gott dieſe Welt nicht vergeblich erſchaffen, ſondern daß er ſie gewiß eines Zwecks halber erſchaffen hat. Der Zweck iſt dieſer: Als er Nahrung ſchuf, ſo ſchuf er für dieſe Nahrung auch einen Zehrer. Wäre kein Zehrer geweſen, ſo würde die Nahrung unnütz geworden und unbekannt geblieben ſeyn. So ſchuf Gott den Menſchen und ließ auf dem Menſchen die Vollkommlichkeit der Nahrung beruhen. Da nun die Vollkommlichkeit der Nahrung auf dem Menſchen beruht, ſo beruht wieder des Menſchen Vollkommlichkeit auf Zucht, das iſt, auf Beſſerung. Die Zucht aber beruhet auf dem Tode. Wenn der Tod nicht wäre, ſo würde der Menſch böſe geblieben ſeyn, das heißt: er würde von dem, der ihm Nahrung giebt und ihn erſchaffen hat, nicht unterrichtet worden ſeyn. So ordnete Gott die Zucht an. Wenn indeſſen der Menſch keinen Wegweiſer gehabt hätte, um die Einſetzung der Zucht zu erkennen, ſo würde es ein Zeichen von Ungerechtigkeit geweſen ſeyn, denn wenn Gott den Menſchen erſchaffen und ihn auf einmal wieder vernichtet hätte, ſo würde der Menſch verblendet geblieben ſeyn. Aus dieſer Abſicht hat Gott die Menſchen, die eher geweſen, denen, die nachher gekommen, zu Wegweiſern gegeben, um ihm für die Wohlthaten Dank zu wiſſen. Wäre ſolche Einrichtung nicht geweſen, ſo würde der Menſch ohne Dankbarkeit geblieben ſeyn und würde von Gottes Wohlthaten nichts gewußt haben. Es würde aber der göttlichen Weisheit nicht gemäß geweſen ſeyn, ſeine Nahrung von Unwiſſenden und Undankbaren verzehren zu laſſen. Da jedoch Alles, was Gott erſchaffen, von Weisheit nicht entblößt iſt, ſo hat er ſeine Diener auf den rechten Weg des Wiſſens geführt nach dem Sinne des Spruchs: „Ich habe erſchaffen Geiſter und Menſchen nur allein, damit ſie mir dienen!"

Da dem ſo iſt: ſo hat Gott unter ſeine Diener Propheten geſandt, welche ihnen den Weg der Gerechtigkeit und Wiſſenſchaft, des Danks und Lobes zeigen ſollten. Die Propheten alſo, welche Gott ſeinen Dienern verliehen, ſollten ihnen die Obliegenheiten ihrer Erkenntlichkeiten für die Wohlthaten, womit Gott ſie begnadigt hat, bekannt machen und ſollten ſie ihre Pflichten ausüben lehren. Denn dieſe Welt iſt eine gewiſſe Einrichtung und die Vollkommlichkeit dieſer Einrichtung beruhet auf Weisheit. Der Weisheit Merkmale ſind die Wohlthaten. Wohlthaten aber werden nicht vollkommen, als nur durch den, der ſie empfängt. Die Vollkommlichkeit der Empfänger der Wohlthaten endlich beruhet auf Propheten, welche den Weg zu Gott zeigen. Dieſe Einrichtung muß man wohl beherzigen, indem Gott gar nichts Mangelhaftes erſchaffen hat."

(Die Fortſetzung folgt.)

Bunte s.

Der Aberglaube, nichts Stechendes, Schneidendes, überhaupt nichts Scharfes zu ſchenken, iſt älter als man glaubt. In Frankreich beſteht er ſchon ſeit mehr als drei Jahrhunderten. Das Buch: „Le Cabinet de Louis XI." enthält ein Schreiben des Anton von Chabannes, Grafen von Dampmartin, Haushofmeiſters und Lieblings der Könige Carl VII. und Ludwig XI., an den Marſchall von Gié, der ihn um einen Degen hatte erſuchen laſſen. Er ſchreibt: „Mein Neffe Vigier giebt mir Ihren Wunſch zu erkennen, einen Degen zu haben, den ich beſitze. Es würde mir lieb ſeyn, wenn Ihnen irgend ſonſt etwas Vergnügen machen könnte, Sie ſollten es vor jedem andern Menſchen bekommen (vous en auriez bientôt, si homme en auoit). Ich will aber dem Grundſatz des verſtorbenen Königs Carl VII. treu bleiben, der nicht wollte, daß man etwas Stechendes zum Geſchenk machte. Ich werde daher Herrn von Bajaumont den Degen zuſchicken; dieſer mag Ihnen denſelben ablaſſen." — Ein Zuſatz zu dieſem Schreiben beſagt, daß gedachter Herr von Bajaumont den erhaltenen Degen dem Marſchall für ſechs Pfennige (six blancs) verkaufte, für welche dem heil. Georg eine Meſſe geleſen wurde — damit es nicht hieße: das Stechwerkzeug ſey verſchenkt worden. Jetzt wird bei Ueberreichung einer Nadel, Scheere u. ſ. w. gelacht, um die gefährlichen Folgen weg zu lachen: wann wird man über den Aberglauben ſelbſt lachen?

Gott und der Teufel haben jeder ihren Sachwalter im Menſchen, der Eine vermehrt, der Andere verbringt das Vermögen der Seele.

Immer glücklich ſeyn, macht leicht unempfindlich für den Genuß des Glücks; aber Andere beglücken, giebt dem eigenen Glück immer neuen Reiz.

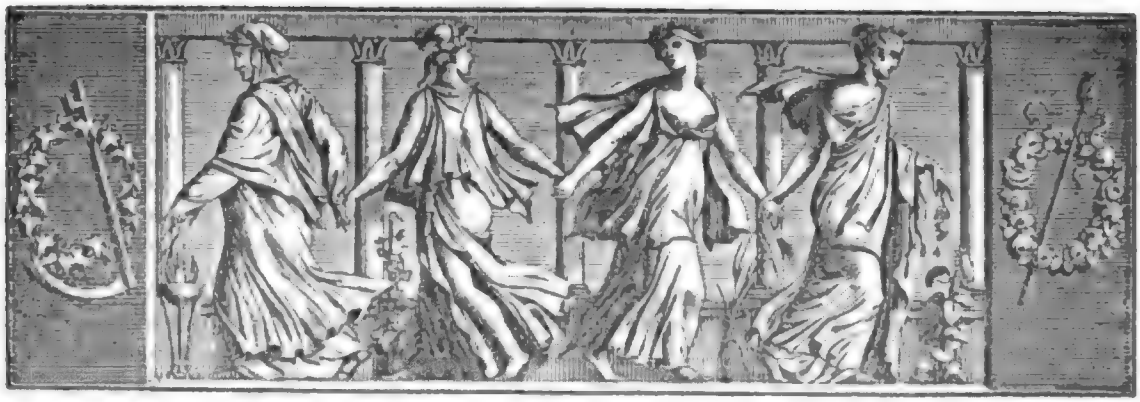
Abbé de Boiſenon ließ ſich kurz vor ſeinem Tode ſeinen Sarg bringen. „Das iſt mein letzter Rock!" ſagte er zu ſeinem Kammerdiener — „den wirſt Du mir doch wohl laſſen?!" Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Ist es auch nicht etwas Neues, womit ich meinen Bericht beginnen kann, so ist es doch etwas Gutes. Wir sahen nämlich hier kurz hinter einander auf unserer Bühne Goethe's „Egmont" und Schiller's „Wallenstein", Letztern in einem Cyclus von drei Vorstellungen ganz vollständig, und beide Meisterwerke unserer verehrten Dichter erfreuten sich einer gelungenen Darstellung; ich würde sagen, einer vollendeten, wäre etwas Vollendetes überhaupt zu finden. Einzelnes läßt sich überall rügen, oder doch anders wünschen. Angenehm wäre es z. B., in „Egmont" einen Helden, auch dem Körperlichen nach, zu finden; denn der menschliche Geist denkt sich eine kräftige, großartige Seele nur zu gern und zu leicht in einer schönen, nicht minder kräftigen Hülle; diese aber hat die Natur unserem „Egmont" (Hrn. Stein) versagt, und wir müssen hierin nun schon ein, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, auch wohl alle beide Augen zudrücken. „Klärchen", Mad. Genast, hatte eine liegende Anmuth, doch wäre zu wünschen gewesen, daß sie nicht nöthig gehabt, das: „Freudvoll und leidvoll u. s. w." zu singen. Was der Himmel uns Sterblichen versagt hat, das läßt er sich auch nicht abtrotzen; doch — wir vergessen, daß hier ja nichts abgetrotzt werden sollte, sondern daß der Gesang durch die Rolle bedingt ist. Ein unangenehmes Gefühl erregt indessen ein eben so unerreichtes als unerreichbares Streben dennoch. Schließlich muß Referent hier noch bemerken, daß er wohl wissen möchte, welche Geographie einer edlen Direktion den Rath ertheilt, himmelhohe Felsen, und einen breiten, massestätischen Strom, wie der Prospekt des ersten Akts zeigte, nach Brüssel zu versetzen. — „Wallensteins Lager" wurde am 28. August, rasch und lebendig, wie ein solches Treiben es erfordert, gegeben; dem „Wachtmeister" jedoch wäre ein besseres Lernen sehr ersprießlich gewesen; vielleicht hatte er aber dazu seine guten Gründe, indem er uns nämlich auf diese Art daran gewöhnen wollte, ihn am folgenden Tage, wo er sich in den „Octavio Piccolomini" verwandelt hatte, wieder in der nämlichen Verlegenheit, nur in etwas höherem Grade, zu finden. Selbst die bekannten Worte: „Das eben ist der Fluch der bösen That!" brachte er, in einem ähnlichen Sinne zwar, aber durch Versetzung sehr matt hervor. Augen und Ohren waren, beständig abwechselnd, dem unterirdischen Helfer in der Noth zugewendet, und das sonst lobenswerthe Spiel dieses so schätzenswerthen Künstlers verlor dadurch ungemein. Uebrigens würde Ref. diese Rüge nicht ausgesprochen haben, hoffte er nicht, das durch dem Getadelten selbst einen Gefallen erzeigt zu haben, indem er ihn auf einen Fehler aufmerksam machte, den er selbst vielleicht noch nicht an sich kannte. Hr. Genast, welcher den „Wallenstein" mit Kraft und Würde darstellte, ist seiner ganzen Persönlichkeit nach zu dieser Rolle geschaffen, und sein Spiel war so durchdacht, so sichtbar wirklich gefühlt, daß ihm deshalb das öftere Versprechen in einzelnen unbedeutenden Worten oder Sylben zu verzeihen ist, um so mehr, da er, der uns schon so oft durch sein Spiel in den verschiedenartigsten Fachern der Kunst ergötzte, billig über den Verdacht erhaben seyn muß, er habe auf eine Rolle von solcher Wichtigkeit, wie die des „Wallenstein", nicht den gehörigen Fleiß verwendet. Mad. Köckert, die „Herzogin", war wenigstens insofern lobenswerth, als man nur zu deutlich sah, sie sey nicht für die hohe Stufe in der menschlichen Gesellschaft geboren, auf welche das Schicksal sie gestellt. Ueber „Thekla" (Mad. Genast) und „Max" (Hrn. Devrient) sagt Ref. nichts, denn er würde hier nur zu loben finden, und das ist dem Geschäft und Charakter eines Recensenten so wenig angemessen, daß Ref. es bis auf ein anderes Mal aufschiebt, wo er unwillkührlich dazu hingerissen wird. Künstler wie die genannten werden es an baldiger Gelegenheit dazu gewiß nicht mangeln lassen. Mit ergreifender Wahrheit spielte „Buttler" (Hr. Fincke); „Illo" dagegen (Hr. Köckert) polterte weit mehr noch, als sein Charakter dies erfordert, und oft sprach er so undeutlich, daß gewiß auch das feinste Ohr nicht zu erkennen vermocht hatte, ob er deutsch, ob chaldaisch rede. Mit Recht verdient auch noch die „Gräfin Terzky" (Mad. Miedke) einer ehrenvollen Erwähnung, vorzüglich wegen der Scene in „Wallensteins" Observatorium, in welcher sie ihn bestimmt, das Bündniß mit „Wrangel" zu schließen. Einer so feurigen Ueberredung, das fühlte gewiß jeder der Zuschauer, konnte selbst ein „Wallenstein" nicht widerstehen. — Vor einem fast leeren Hause ward am 9. September das „Käthchen von Heilbronn" gegeben, aber auch das, der Zahl nach nur geringe Publikum erkannte die Verdienste „Käthchens" (Demois. Hanff) und rief sie am Schlusse der Vorstellung; eine Auszeichnung, die ihr vollkommen gebührte. — Am 13. September sahen wir hier zum ersten Mal: „Die Benefizvorstellung", von Theodor Hell aus dem Französischen übersetzt. Sie gefiel nicht sonderlich, und ein Schauspieler, der sie zu der seinigen machen wollte, würde seine Rechnung sehr schlecht (?) dabei finden. Einzelne Lokal- auch andere Witze reizten die Zuschauer zum Lachen, indessen erkennt man doch den geringen Werth dieses Produkts gar leicht, und hält sich bald vollkommen überzeugt, daß man es höchstens ein Mal sehen könne. Ohne die rasche, lebendige Darstellung, zu der die meisten der Mitspielenden, besonders aber Hr. Koch, als „Souffleur Flüsterleis", ihr Scherflein beitrugen, hatte dies Stück leicht ganz durchfallen können, besonders ist die jetzt leider Mode gewordene Betteleі um den Beifall des Publikums, am Schlusse der Posse, so wie der ganze Schluß selbst, höchst matt und unbefriedigend. Daß übrigens der Schauspieler hierin Gelegenheit habe, seinen eigenen Witz leuchten zu lassen, zeigten der „Souffleur Flüsterleis" und der „Regisseur" (Hr. Brand), indem sie sich ex tempore recht derbe Sachen sagten, während der größere Theil des Publikums glaubte, oder mindestens zu glauben schien, die Worte enthielten nur ganz zufällig Beziehungen auf die Persönlichkeit der Darstellenden. Welche der beiden streitenden Parteien übrigens den Sieg davon getragen, ist nicht genau zu entscheiden. Nicht unbemerkt kann Ref. hier lassen, daß an dem Tage der Vorstellung in dem hiesigen Tageblatte ein Auszug aus der „Zeitung für die elegante Welt" stand, in welchem der „Benefizvorstellung" lobend Erwähnung geschieht, und zugleich gesagt wird, diese Art der Vorstellung sey in Deutschland noch ganz neu, und wurde schon deshalb gewiß gefallen. („Das Abenteuer auf dem Weihnachtsmarkt" spielt übrigens auch, wie es von diesem Stücke gesagt wurde, theils vor, theils hinter dem Vorgange, mit der Neuheit hat es daher keineswegs seine vollkommene Richtigkeit.) Wäre ein solches Marktschreierstückchen, welches man höchstens dem Direktor einer herumziehenden Truppe verzeihen konnte, der Direktion einer so achtbaren Bühne, als die Leipziger, nur einigermaßen mit Recht zuzutrauen, so hätte man zu dem Argwohn verleitet werden können, jene Anzeige sey von ihr veranstaltet worden, um mehr Zuschauer an zu locken; so aber muß man billiger Weise schließen, irgend ein Widersacher der Direktion habe sie in hämischer Absicht einrücken lassen. (Der Schluß folgt.)

Kein Bratenwender ist wohl kunstreicher, als der des Grafen Castel-Marlia zu Treviso. Er spielt nämlich vier und zwanzig Arien, und jede Arie bestimmt den Zeitpunkt, wann dies oder jenes Stück mundrecht gebraten ist. Ein Geflügel a la flammande ist z. B. bei der achtzehnten Arie fertig gebraten, ein Schöps a l'anglaise bei der zwölften u. s. w. Der Koch darf nur die Tabelle bei der Hand haben, und die Arien zählen, dann ist sein Braten musikalisch-gar. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 5. Oktober. 159ſtes Blatt.

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

Lamartine. In bewundernswürdige Poeſie hat dieſer finſtere, myſterieuſe Schriftſteller die unverſtändlichſten Schriften unſerer Theologen eingekleidet. — Uebrigens nennen wir ſeine Poeſie bewundernswürdig, weil alle Welt ſie dafür ausſchreit. Mit Ueberzeugung werden wir dies jedoch erſt dann ſagen, wenn Herr von Lamartine ſchwülſtige oder gekünſtelte Ausdrücke und Wendungen, wie ſie in ſeinen Werken ſehr oft vorkommen, vermeidet. Herr von Lamartine hat erſt drei ſchwache Bändchen herausgegeben, und wir würden einen ſtarken Band zu füllen im Stande ſeyn, wollten wir alle jene Stellen, die uns mißfallen, hier wörtlich anführen. Herr von Lamartine verkauft ſeine Verſe übrigens ſehr theuer, und wir zweifeln, daß er, gleich Delille, das Glück ſeines Verlegers machen werde; ja, wir glauben ſogar, daß er ihn zu Grunde richten würde, wenn er mehrere „Mort de Socrate" heraus gäbe.

Leon Thieſſé. Indem er die jüngſt zu Grabe gegangenen „Lettres Normandes" ſchrieb, gründete er ſeinen Ruhm; dieſer verringert ſich aber ſeit einiger Zeit täglich mehr, und wird bald ganz erlöſchen, wenn er ihn nicht ſchleunigſt durch eine neue werthvolle Arbeit auf zu friſchen ſucht. Bis dahin macht er mit Kleinigkeiten, welche im „Mercure" und im „Conſtitutionel" erſcheinen, die Probe.

Pigault-Lebrun. Er iſt fröhlich, lebhaft, geiſtvoll. Seine Jugend war äußerſt wechſelreich. Er war Alles, verſuchte Alles, und kam überall gut an. Er war Schriftſteller, Schauſpieler, Schreiber eines Procureurs, Soldat, und manoeuvrirte abwechſelnd mit der Feder und mit der Muskete. Eine ganz kurze Zeit ſoll er ſogar Werbe Offizier geweſen ſeyn. Als er in reiferem Alter ein berühmter Romantiker geworden, überließ er ſich den ſonderbarſten Spekulationen. Was ſeine Phantaſie ihn gewinnen ließ, indem ſie ihm die Tollheiten des „Enfant du Carnaval" eingab, ließ ſie ihn auch wieder verlieren, indem ſie ihn zu den abentheuerlichſten Unternehmungen verleitete, welche des guten Pigault's blanke Thaler in kurzer Zeit in Dunſt und Rauch verwandelten. — Seit einiger Zeit iſt Pigault-Lebrun auch Hiſtoriker geworden; dies iſt eine Thorheit des geſetzten Alters, doch wird ſie höchſtens für den Verleger nachtheilig ſeyn.

Duval. Ein Schriftſteller im Fache des Komiſchen, der unſern jungen Anfängern weit überlegen iſt, von dem man jedoch nicht mehr ſpricht, ſeitdem ein fertiger Reimſchmied lange Dialogen dichtet, die er in Scenen und Akte theilt, und Comödien nennt, ungeachtet des Rathes einiger guten Freunde, und der Rückſichten, welche er der Frau Thalia ſchuldig iſt.

E. Bonjour. Ein junger Dichter, der für das Fach des Luſtſpiels noch ausgezeichneter zu werden verſpricht, als Delavigne es iſt. Man wird nicht nöthig haben ſeinen Muth und ſein Talent an zu feuern; auch ohnedies wird er, unſerer Ueberzeugung nach, früher oder ſpäter einen Meiſterſtreich ausführen, der ihm

die Pforten des Parnasses sprengt und seinen Namen berühmt macht. G. S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortsetzung.)

Da es uns indeß befremden könnte, hier eine so lange Reihe von Mittel-Ursachen an einander gereiht zu sehen, so heben wir eine frühere Stelle desselben Capitels heraus, worin der Verfasser seine Theorie über die Mittel-Ursachen angiebt, auf welche er späterhin öfter zurück kommt:

„Die Allmacht geht weiter als die Weisheit, wie dies zum Beispiel beweiset, daß sie vermögend ist, ohne Sonne Licht zu geben, ohne Wolken regnen zu lassen, eine solche Einrichtung zu erschaffen, deren Natur schlechterdings Niemand verstehe, und ohne Einwirkung der Gestirne Gutes und Böses auf der Welt an zu zeigen. Weil aber die Weisheit darüber die Aufsicht führt, so haben zwischen allen Dingen Mittel-Ursachen gesetzt werden müssen. So wie Wolken die Mittel-Ursache sind, daß es regnet, und wie Einfluß der Gestirne das Mittel ist, daß sich auf der Welt Gutes und Böses ereignet, so sind auch zwischen Wesen und Verderben Mittel-Ursachen. Wenn also die Mittel-Ursachen aufgehoben würden, so würde die Einrichtung selbst zerrüttet werden und auf der Welt würde keine Ordnung mehr verbleiben; denn aus den Mittel-Ursachen entspringt etwas, wodurch die Ordnung der Welt besteht. Darum hat Gott die Mittel-Ursachen unter einander eingesetzt, deren einige die Gewalt thun, andere die Gewalt übernehmen, das heißt: deren einige niederlassen, andere aufheben; einige die Last auflegen, andere sie tragen; einige die Nahrung geben und andere die Nahrung verzehren. Auch diese beiderlei Dinge bezeugen Gottes Wesen und Einheit."

Der Uebersetzer bemerkt hierzu:

„Des Verfassers Meinung geht dahin, daß aus der Ineinandergreifung und aus der daraus entspringenden Harmonie der einander entgegen gesetzten Mittel-Ursachen zu einartigen Zwecken ein Zeugniß für die Einheit Gottes entlehnt werden müsse, weil es unmöglich ist, daß zwei Geister, so sehr sie auch in Einsichten und Absichten übereln stimmen mögen, sich im Zusammentreffen wechselseitiger Maaßregeln zur Ausführung so sehr hätten vereinigen können, daß Beide gleichsam Eins geworden wären."

In den beiden folgenden Capiteln wird von den fünf Arten des Gottesdienstes gehandelt, welche die Religion der Muhammedaner verordnet. Zwei dieser Arten sind eigentlich nur den Reichen geboten, als Wallfahrt und Armengeld, welches letztere mit Allmosen oder freiwilligen Gaben nicht zu verwechseln, da es eine jährlich an die Armen zu entrichtende Abgabe des vierzigsten Vermögentheils ist. Die drei übrigen Arten sind für Alle; die erste ist das Glaubensbekenntniß, die zweite das Gebet zu fünf Zeiten des Tages, die dritte das Fasten, welches jährlich ein Mal in dem dazu gewidmeten Monat Ramajan gehalten werden muß, und darin besteht, daß man dreißig Tage lang vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang nicht esse noch trinke, noch sonst etwas genieße. Der Verfasser sagt zur Empfehlung jeder dieser Arten des Gottesdienstes etwas über ihren Nutzen, wie er denn überhaupt, wie schon bemerkt worden, überall Gelegenheit findet, die Vorschriften der Moral und der Religion mit dem eigenen Vortheil des Individuums in eine solche Verbindung zu stellen, daß wer sich nicht aus Liebe zur Tugend und Verehrung der göttlichen Gebote zu ihrer Befolgung gedrungen fühlt, von dem natürlichen allen Menschen angebornen Zuge der Selbstliebe dennoch von ihrer Uebertretung abgehalten werde. So bemerkt er über den Nutzen des Wallfahrtens:

„Siehst du nicht, daß den Kaisern der Welt ungerüstete Krieger nicht dienen können, besonders wenn eine Reise nöthig ist, um den Dienst zu vollführen? Es ist also gefährlich, ohne Zurüstung, ohne Vorrath und Zehrung zu reisen. Wer aber Vorrath und Zehrung, Lastthiere und Leibesstärke besitzt und nicht reiset, der wird an den Gütern der Welt kein Vergnügen finden. Bei Reisen findet man Vergnügen an der Vollkommenheit der Welt, indem es Wohlthat ist, wenn der Mensch sieht, was er noch nicht gesehn; wenn er ißt, was er noch nicht gegessen; wenn er hört, was er noch nicht gehört, und Alles, was dem ähnlich ist, ist Wohlthat. Wer also Vermögen dazu hat, und doch nicht reiset, bleibt dieser Vergnügungen beraubt. Hierzu kömmt, daß Reisende Weltkenner und erfahrne Leute werden und sich auf der Welt aus ihren guten und bösen Erfahrungen unterrichten. Wer folglich die Kräfte hat und die Reise nach Hidschaz macht, der hat Gottes Befehle erfüllt und ist zugleich Weltkenner geworden. Auch hat das Reisen noch den Vortheil, daß der Mensch bei Allem, was er auf der Welt gesehn, ungezweifelt weiß, daß es auf der Welt vorhanden ist, indem er sonst bei Allem, was er nicht gesehn, vom Zweifel nicht frei bleibt, zu sagen: Ey, was sind das für Dinge! Es ist besser, etwas zu sehn, als die Nachricht davon zu hören, wie die Araber sagen: „Hören ist nicht so gut als Sehen!" das heißt: mit Ohren hören ist nicht so, wie mit Augen sehen. Eben so haben dies auch persische Dichter in folgenden Versen ausgedrückt:

Wer die Welt gesehen und wer sie nicht gesehen,
Die werden von den Weisen nicht gleich gesetzt."

Die Wallfahrt geschieht übrigens im Leben nur ein Mal und ist bekanntlich nach Kiabe, dem Gotteshaus

oder Tempel in Mekka gerichtet. Sie iſt nur den Reichen vorgeſchrieben, und den Armen ſogar unterſagt, wie ſich aus dem Geſpräche zwiſchen dem Armen und dem Reichen ergiebt, deſſen Anfang wir herſetzen wollen:

„Der Arme. Wir gehen Beide nach Gottes Hauſe, um zu wallfahrten. Du reiſeſt mit ſolcher Bequemlichkeit und gehſt ſo friſch einher, als ob du nicht aus deiner Wohnung getreten wärſt. Ich aber reiſe zu Fuß, nackt, mit bloßen Füßen, hungrig und durſtig. Wird denn wohl Gott unſer Beider Verdienſt gleich halten?

Der Reiche. Nein, bei Gott! es ſey fern, daß mein Verdienſt mit dem deinigen einerlei ſey! Wenn ich je geglaubt hätte, daß mein Verdienſt mit dem deinigen gleich ſey, ſo würde ich nie zur Wallfahrt gekommen ſeyn.

Der Arme. Woher ſprichſt du ſo?

Der Reiche. Daher ſpreche ich ſo, weil Gott mich denen beigeſellt hat, welche ſein Gebot halten; du aber gehörſt zu denen, die ſein Gebot brechen.

Der Arme. Wie ſo?

Der Reiche. So ſehr, weil Gott denen, deren Kräfte hinreichen, befohlen hat: „die Wallfahrt zum Tempel iſt den Vermögenden zur Pflicht gemacht.“ Und den Armen, deren Kräfte nicht hinreichen, hat er geſagt: „Stürzt euch nicht mit euern Händen in's Verderben.“ Da dem ſo iſt, ſo beſuche ich Gottes Haus und werde ſein Gebot halten; du aber haſt dich in's Verderben geſtürzt und haſt Gottes Gebot gebrochen.“

Von dem, was über das Armengeld geſagt wird, theilen wir nur folgende Stelle mit:

„Wiſſe alſo, daß die Urſache, warum Gott ſeine Diener in zwei Claſſen geſetzt, darin beſteht, daß der eine Theil Unterhalt geben und der andere Theil Unterhalt empfangen ſoll, das heißt: der Eine ſoll reich, der Andere arm, der Eine Herr und der Andere Diener ſeyn. Diener ſind darum da, daß die Größe der Kaiſer kund werde, und Arme ſind darum da, daß durch ſie der Ruhm der Reichen vermehrt werde und daß man erkenne, wie viel Wohlthaten Gott den Reichen und Fürſten erwieſen hat.“

Das fünfte Capitel beſchäftigt ſich mit dem vierten Gebote des Moſaiſchen Geſetzes, und ſchärft die heilige Pflicht, Vater und Mutter zu ehren, mit folgenden Worten eindringlich genug ein:

„Hüthe dich, mein Sohn! Vater und Mutter zu verachten; denn um über diejenigen, welche Vater und Mutter beleidigen, einen Ausſpruch zu thun und um ihnen ſagen zu können, habe ich euch deſſen nicht belehrt? hat der erhabne Gott im Kuran geboten: „Redet zu ihnen nicht Buhbah und fahrt ſie nicht an, ſondern ſprecht zu ihnen nur mit liebreichen Worten.“ Auch wird berichtet, daß man das Oberhaupt der Rechtgläubigen, Aly, über deſſen Antlitz Gottes Gnade komme! gefragt: wie vielerlei Pflichten der Sohn gegen den Vater und die Mutter auf ſich habe? und daß er geantwortet: „Wie die Pflichten gegen Vater und Mutter beſchaffen ſind, läßt ſich daraus erkennen, daß dem Propheten bei'm Leben ſeines Vaters und ſeiner Mutter das Propheten-Amt nicht beigelegt worden, ſondern erſt nach ihrem Tode!“ das heißt: wenn ihm zu ihren Lebzeiten die Prophetenſchaft ertheilt worden wäre, ſo würde der Prophet verbunden geweſen ſeyn, ſeine Eltern höher als ſich ſelbſt zu halten und ihnen die Demuth der Sohnſchaft zu beweiſen, ſo daß der Ausſpruch entkräftet worden ſeyn würde, wonach er geſagt: „Ich bin der Oberſte unter den Menſchenkindern, aber ich berühme mich deſſen nicht!“ Hieraus kannſt du urtheilen, daß der Prophet ſich ſelbſt nicht würde haben erhöhen können, wenn ſein Vater und ſeine Mutter zugegen geweſen wären.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Liebes-Feſſeln.

Erſchöpfſt du aller Hochgenüſſe Freuden
Und bau'ſt der Liebe keinen Hochaltar:
Wer Liebe kennet, wird dich nicht beneiden,
Denn ohne Lieb' iſt Nichts auf Erden wahr.

Denn alle Geiſtes- alle Herzensgröße
Und jede Wirkung reggeword'ner Kraft
Sind matter Schein, ſind arme, nackte Blöße,
Wenn nicht der Liebe Regung ſie erſchafft.

Was Herrliches, was Edles mag geſchehen —
Nicht Weisheit bringt's hervor, nicht Herrſchermacht:
Nur durch die Liebe wirſt erfüllt du's ſehen
In allem Erdenglanz und aller Pracht.

Die Liebe löſet unſers Seyns Probleme,
Des Lebens Tiefſtes ihr ſich öffnen muß;
D'rum mehr als Scepter und als Diademe
Gilt wohl der Liebe heil'ger Weiheluß.

Die Liebe hat durch Will' und Wort: „Es werde!“
Dich, und der Liebe Tempel dir erbaut;
D'rum iſt der Höchſt' auf dieſer niedern Erde,
Der ſich der Lieb' am innigſten vertraut.

Unendlich ſind der Liebe Himmelsgaben,
Und Jedem reicht ſie mütterlich ſie dar;
Es darf ſich Reich und Arm an ihnen laben,
Sie giebt ſich willig himmliſch rein und wahr.

Jedoch des Himmels Gaben zu verſcherzen,
Erſtrebt der Menſch zu eig'nem Untergang;
Denn frevelnd ſpielt er mit Gefühl und Herzen
In böſer Luſt und in Verſtandesdrang.

Hat d'rum die Liebe ihre Zauberblüthen
Wohlwollend dir auf deinen Pfad geſtreut,
Dann ſtrebe, dir dies Kleinod zu behüthen,
Das ewig dich dem reinſten Glücke weiht.

Du ſelber biſt an Zeit und Raum gebunden,
Das Schöne feſſeln, ſteht dir alſo frei:
D'rum knüpfe feſt an deine Lebensſtunden
Der Liebe ewig holde Zauberei.

Bärmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. (Schluß.) Unter der einsichtsvollen Leitung des geachteten Componisten, Hrn. Kapellmeister Spohr, sahen und hörten wir am 16. September den „Berggeist" zum ersten Male. Auge und Ohr fühlten sich durch die Lieblichkeit der Töne und die Pracht der Dekoration gleich angenehm ergötzt, und alles vereinte sich, die Vorstellung zu einer höchst gelungenen zu machen. Hätte Mad. Finke ihre Aengstlichkeit zu überwinden gewußt, wodurch ihre sonst kräftige Stimme oft etwas Schwankendes erhält, so müßte auch der kleinste Tadel verschwinden. Die nähere Auseinandersetzung und Beurtheilung dieser herrlichen Oper behalte ich mir bis nach wiederholter Darstellung vor. Jetzt nur so viel, daß lauter, allgemeiner Beifall dem Componisten ward, daß dieser ihn jedoch etwas lau aufzunehmen schien, gleichsam, als verstehe er sich von selbst!! — Beim Herausgehen aus dem Theater ereignete sich ein sonderbarer Zufall, der hier jedoch füglich erwähnt werden kann. Eine Dame ward nämlich durch den dort beständig herrschenden üblen Geruch, der sich nicht selten sogar bis in die Logen verbreitet, ohnmächtig. Ihre Nerven müssen freilich sehr zart seyn, indessen hatten einige Fremde doch nicht Unrecht, indem sie den Glauben äußerten, daß das Rauchерpulver in Leipzig unerschwinglich theuer seyn müsse. — Bei dem Tauchaer Jahrmarkte, der auf den 12. September fiel, und für die Leipziger etwa das ist, was für die Berliner der Stralauer Fischzug, bewies die hiesige studirende Jugend, wie ungerecht die oft ausgesprochene Behauptung ist, daß es der gegenwärtigen Generation an altem Gemeingeiste mangele, daß sie entnervt und entartet sey. Mit mannlichem Muthe zwangen nämlich die deutschen Jünglinge einige Manner, welche die üppigere Art der Fortbewegung, das Reiten, erwählt hatten, um nach dem nahe gelegenen Städtchen Taucha zu gelangen, von den Rossen zu steigen, und diese am Zügel zu führen. Einer oder zwei jener Reiter, welche Kühnheit oder Frechheit genug besaßen, zu widerstreben, wurden herab geworfen. Auch am Abend, als Alles nach Hause eilte, zeigten die Jünglinge, was vereinte Kraft vermöge: denn die Wagen wurden gezwungen, hinter den Fußgängern zu bleiben, wodurch die ganze fröhliche Gesellschaft einige Stunden länger in Eintracht zusammen gehalten ward, da die Studirenden, welche, wie es sich von selbst versteht, den Zug anführten, sich nur langsam fortbewegten, indem der schöne, kräftige deutsche Gesang sie am schnellern Fortschreiten hinderte. — Dergleichen Beweise der Energie und Kraft erfreuen den unbefangenen Zuschauer für den Augenblick, und berechtigen für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen!" — Mit dem Anfange des künftigen Jahres erscheint hier (bei Lauffer,) abermals eine neue belletristische Zeitschrift, unter dem Titel „Dichterkreis", in monatlichen Heften von sechs bis acht Bogen. Redakteure sind D. Schiff und W. Vernhardi. Der Ankündigung nach soll der Inhalt in drei Haupt-Abtheilungen zerfallen, nämlich 1) Novellen, Erzählungen und kleine Romane; 2) Commentare zu den Werken der bessern Dichter, und 3) Beurtheilungen der neuesten, besonders dramatischen Literatur. Möge das Neue nur auch Neues leisten, und nicht wie andere Blatter, namentlich die „wöchentlichen Mittheilungen des Neuesten aus der Welt- und Menschenkunde", durch Abschreiben älterer Werke, und Excerpte aus andern, eben so alten oder noch ältern, das oft nur allzu leichtgläubige Publikum hinter das Licht führen. — Ein reichhaltiges Feld der Entdeckungen ist der Wissenschaft abermals eröffnet, indem der Prof. Seiffarth, geschätzter Philolog der hiesigen Universität, den Schlüssel gefunden, die altegyptische Hyroglyphen-Schrift zu lesen. Sein Werk über diesen Gegenstand ist bereits unter der Presse, und man darf seinem Erscheinen wohl mit Recht begierig entgegen sehen. G. S.

Schauspieler-Affen. Nicht bloß das Kin
große Mensch zeigt eine starke Affen-Natur, und e
unstreitig der Schauspieler. Das Nachahmen von
aus dem allgemeinen Weltgetümmel kann oft recht
und löblich seyn, aber das Nachahmen (Reflische)
spielern selbst grenzt in der Regel an's Alberne.
indeß leider ein halbes Hundert Affen-Talma's, A
ein Hundert Reflexnen-Mars u. s. w. Aus dersi
entspringt das Nachaffen der vom Conservatoire
Schauspiel-Professoren, welche die neuen Schauspiel
bilden sollen, ihnen aber neben einigen guten Rege
ihre Fehler mit anerben. Das geht so weit, daß
dieser Zöglinge sogleich anhört, wer sie unterrichtet
erkennen dies zum Glück später und legen das Zeh
und nach wieder ab, je mehr sie sich fühlen. Ein
gab unlängst Anlaß zu einem drolligen Spaße. E
mehrere Schauspieler zu einer Probe versammelt, a
Mann (der nicht ahnte, daß sein Lehrer zugegen w
und eine Stelle aus der Rolle des „Achilles" in „I
Aulis" recitirte. Großer Beifall ward ihm, als er
plötzlich trat auch sein Lehrer herbei und lobte ih
Andern. „Warum spielen Sie nicht immer so?"
„das war ja ganz trefflich! So werden Sie es da
Großem bringen!" — Und worin lag diese Treffli
Schüler hatte den Lehrer in allen seinen Eigenheit
lern auf's Feinste verspottet! Und für diese Carrikatu
solches Lob! (Corsaire.)

In einer nordischen Stadt wollte Jemand vor
einen elektrischen Drachen erfunden haben, vermöge
Schiffbrüchigen leicht zu Hülfe kommen kann. W
hat der Kaiser von Marokko diese Erfindung sehr
lich aufgenommen, um bei der seinem Staatsschi
Gefahr sogleich Gebrauch davon machen zu können!

Nach der letzten Volkszählung in Nankin (C
man die Zahl der Einwohner jener Riesenstadt auf
nen an, welche in 8 Millionen Häusern wohnen.
lung geschah im Jahr 1720. Wenn die Mensch
dort in eben dem Verhältniß zugenommen haben, wie
ropa geschehen, so zählt Nankin jetzt mehr Einwohn
Frankreich. Der Ort muß überhaupt einem kleine
Reiche gleichen, denn er besteht aus einem Dutzend
einer Menge Flecken, Dörfer und Vorwerke, die al
den einen Ort Nankin bilden! (Corsaire.)

Seit dem 18. Mai 1804, dem Tage, da Bo
zum Kaiser ausrief, bis zu seinem Fall, zählt Fran
zehn Senats-Beschlüsse zu Militair-Conservationen
folgende: Am 24. September 1805: 80,000 M
April 1807: 80.000 M.; am 21. Januar 1808:
am 10. September 1808: 80.000 M.; an selbigem
einmal 80.000 M.; am 8. April 1809: 80.000
bigem Tage noch 10.000 M.; am 5. Oktober 1809:
am 13. Dezember 1810: 120.000 M.; an selbigem
40,000 M.; am 20. Dezember 1811: 120.000 M
März 1812: 100.000 M.; am 1. September 181
M.; am 16. Januar 1813: 100.000 M.; an se
noch 150.000 M.; am 3. April 1813: 180.000 M
August 1813: 30.000 M.; am 9. Oktober 1813: 2
am 11. November 1813: 300.000 M. (zusammen
Mann). (Gaz. d. Fr.)

Warum ist es der Artigkeit gemäß, daß, um
die Hand zu reichen, man durchaus den Handschu
muß; um aber einem Manne die Hand zu geben,
ihn auszuziehen!? (Corsaire.)

**Beilage: Bemerker Nr. 23. und Blag
kündigungen Nr. XLI.**

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 23. 1825.

Beilage zum 159sten Blatte des Gesellschafters.

Die Kunst-Assamblee à la mode.

Ein Schnellläufer. Ein Improvisatore. Ein Krokodill. Ein Gelegenheits-Dichter. Ein Armadill. Ein Paradiesvogel (d. h. ein Theaterkenner auf der Gallerie). Ein Freibillet (stumm). Der Geist von sieben Mamsells. Drei zahme Hasen als Publikum.

Das Krokodill.

Meine Herren! Sie sehen in mir eine neue Uebersetzung aus dem Egyptischen in's Deutsche; ich habe viel Glück gemacht, und selbst im „Conversationsblatt" hat mich ein Recensent unter dreizehn verschiedenen Zahlen fünf Mal geradelt und acht Mal gelobt. Es ist nur schade, daß ich nicht frei bearbeitet werden kann. Ich reise nach Wien, wo eben der Thierkünstler Herr Mayerhofer die Krokodill-Rolle nach der Natur studiren will.

Der Gelegenheits-Dichter.

Nachruf an das Krokodill.

Ach! schönes Kunstgebilde aus Egypten,
Willst du dich noch auf fernen Reisen weisen?
Ach, wenn, ach, wenn doch werden Eure Liebden
Zu unsern stillen Sehnsuchts-Zähren kehren?

Der Schnellläufer.

Mein liebes Krokodill, da ich eben auch auf einem Kunstlauf durch Europa begriffen bin, so könnten wir die Reise zusammen machen. Ich gedenke morgen Abends mit dem ersten Lauf, der in einer Opern Arie gemacht wird, von hier aus, und bevor noch in Wien Ottokars Glück zu Ende ist, dort ein zu laufen.

Der Paradiesvogel.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!

Der Improvisatore.

Wenn der Körper ein Cavalierist zu Fuß seyn kann, warum sollte der dichtende Geist nicht auch solche Fort-Schritte machen können, daß die Nachkommenschaft ihn nie einholen kann? Ich bin ein geistiger Schnellläufer, mit dem Unterschiede, daß meine Themata aus der Büchse gezogen, jene aber in die Büchse gelegt werden. Ich schließe mich also an euch an und wir machen die Reise auf gemeinschaftliche Unkosten — des Publikums.

Der Paradiesvogel.

Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen Alle,
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle!

(Einige Schnellläufer-Büchsen sind abgegangen und stellen sich in Leipzig, Dresden, Prag und Stokeran an die Straße, und deklamiren Schiller's „Erwartung". Die drei zahmen Hasen suchen nach Aufgaben zum Improvisiren und kauen an den Nägeln.)

Das Armadill.

Ich bin ein Recensent; je mehr euch das Publikum will, je weniger will ich euch; will euch aber das Publikum nicht, dann nenne ich euch Künstler und beweise es aus dem Lessing. Nicht Maul gemacht; laßt etwas hören!

Die drei Hasen.

Recht hat Armadill-Recensent! wir wollen etwas hören!

Der Paradiesvogel.

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahen,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!

Der Improvisatore.

Mein sehr bedeutendes Publikum! Durchdrungen von Ihren hohen Einsichten, von Ihrem tiefen Verstand, überlasse ich es Ihrer erhabenen Huld! Recensent soll es besser machen!

Die drei Hasen.

Hört! hört! recht hat Improvisatore! Recensent soll es besser machen, ja, ja, soll's besser machen! Ha!

Das Armadill.

Aber, vielgeliebtes Publikum! Sie sehen es hier gedruckt, das, was ich sagen will. Ihre von jeher anerkannte scharfe Ein- und Umsicht hat stets mit Scharfsinn das Wahre aufgefunden. Improvisatore soll doch etwas hören lassen.

Die drei Hasen.

Hört! hört! Recht hat Armadill, Improvisatore soll erst etwas hören lassen, etwas hören lassen! Ha!

(Der Improvisatore zieht drei Zettel aus der Büchse und liest: 1. Etwas über die gründliche Oberflächlichkeit der neuesten Poesie. 2. Ueber das Phlegma der Droschken und ihre Ruhe als erste Bürgerpflicht. 3. Ist das Cis von Cicisbeo oder das „Phis" von Mephistopheles für eine halbe Stimme besser?)

Das Freibillet.

(In der Meinung, das sey schon improvisirt, klatscht gewaltig.)

Improvisatore.

Aus diesen drei Aufgaben wähle ich die, wie Medea ihre Kinder mordet.

Schaffet mir Jason oder einen andern solchen,
Ich muß, ich will, ich möcht' ihn erdolchen!
Tag ist schwarz, an welchem ich den Jason nicht seh!
Nacht selbst ist finster! n'est-il pas vrai?
Wie war ich als Jungfrau sanft und sittig,
Was Jason nur wollte, das litt' ich.
Nun, 'ne Furie! jetzt bitt' ich!
Verläßt er mich, wenn ich ihn aber doch, wie leicht möglich,
Erwische, quäl' ich ihn unsäglich!

Die drei Hasen.

Bravo! Bravo, noch einmal! noch einmal!

Der Gelegenheits-Dichter.

Witzgedicht an Improvisatore.

Ich laufe, du laufest, er lief,
Wie dichtest du so tief!

Ich dichte, du dichtest, er dichtet;
Die Zeitung hat gerichtet.
Ich improvisire, du improvisirst, er improvisirt,
Doch dir allein der Kranz gebührt!

Die drei Hasen.

Hört! hört! wie witzig! das müssen wir unsern Frauen vorlesen!

Das Armadill.

Aber, mein bedeutendstes Publikum, das war ja das Thema nicht, worauf er improvisiren sollte!

Die drei Hasen.

Werft ihn hinaus! hinaus mit dem Recensenten! (Recensent wird hinaus geworfen.)

Der Paradiesvogel.

Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben!

Der Elephant Baba.

Ich bin ein Schauspieler, und das ein Held! Ich kann eine Pistole losschießen und mit einem Hammer klavpern, als deklamirte ich Trochaen. Ich schmecke mit meinem Rüssel nach Paris und übersetze in's Deutsche, wozu mir meine Kunst, Nüsse zu knacken, den Kern zu behalten und die Schalen mit zu theilen, sehr nutzlich ist. Mit dem Theater ist's rein aus, seitdem die Recensenten das Wort „denken" aufgebracht haben. Seitdem wir denkende Schauspielsr haben, haben wir keine gute Comödianten mehr, sie denken so viel, daß sie Alles vergessen!

Der Paradiesvogel.

Soll das Werk den Meister loben?
Doch der Segen kommt von Oben! —

Der Geist der sieben Mamsells.

Es freut mich ungemein, vortrefflichster Baba, daß Sie unter Menschen geboren und erzogen sind, und also wissen, daß Mamsells gar keinen Geist zu haben brauchen, und wenn sieben einen haben, so ist das bloß Luxus. Die zwölf schlafenden Jungfrauen sind unsre Ahnherren, aber in Petersburg sind fünf von uns an den Folgen der Erfrierung gestorben.

Der Paradiesvogel.

Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein!

Das Krokodill.

Da ich als Amphibie im Wasser und auf dem Trocknen leben kann, schließe ich mich dem Zuge freudig an.

(Der Schnellläufer geht voran, ihm folgen Arm in Arm Baba und das Krokodill; die drei Hasen nehmen den Geist der sieben Mamsells auf ihre Schultern, der Improvisatore bietet dem Gelegenheits-Dichter seinen Arm.)

Der Paradiesvogel.

Auf den Himmel muß man bauen,
Nur der Himmel fügt das Ende. (Ab.)

Stille — der Dichter kömmt, ruft seinen Namen, läuft wieder auf die Bühne und bedankt sich für die Ehre des Herausrufens. Ende. M. G. Saphir.

Herrn Th. K. Im „Merkur" Nr. 102 u. 106.

Vorgruß.

Xenischer Kampf mit dir, du wohlerkannter Verkappter,
Ueber die Sultanei hast du dich selber belehrt.

Für Antixenische.

Gegen die Xenien schleudern die Herrn abwehrenden Bannstrahl,
Schallender Turkenmusik öffnen sie willig das Ohr.

Fürbitte.

Gebt ihr das eine mir zu, so laßt auch das andere gelten;
Führt den Beharrenden doch jeglicher Weg an das Ziel.

Ernster Scherz.

Zweifelt ihr, daß sich im Scherz die Wahrheit lasse verfechten?
Auf, Epigramme! und zeigt, ob ihr zu treffen vermögt.

Frömmler.

Euch, ihr frömmelnden Füchse, vor Allen möcht' ich entlarven;
Aber ihr spart mir die Müh'; selber verrath sich der Wicht.

Entgegnung

Ob ich nicht Demuth ehre? — Ich ehre sie, aber wahrhaftig
Die nicht, welche so laut selber verkündend sich preist.

Fromme.

Wahre Fromme sind stolz, und werfen sich nicht in den Staub hin,
Denn sie erkennen das Licht, das sie durchdringend beseelt.

Bescheiden.

Was dem Bescheidenen ziemt? Ihm ziemt vornehmlich das Eine,
Daß er ein Hohes verehrt, dem er zu gleichen sich übt.

H. St.

Die Xenien.

An einen Xenien-Almanach.

Für's Scharmützel zog man uns auf, zum Plänkeln und Plätzen,
Doch in Reihe und Glied fechten gezwungen wir nur.
Auf die Vorwacht gestellt, auch lagernd an Hecken und Graben,
Brachten wir öfters den Feind gut in die Schlappe hinein.
Auch zur Kundschaft sind wir geschickt, es haben uns selten
Auf der gefährlichen Fahrt Kugeln und Stricke erreicht.
Aber in Masse gebraucht, entschwinden uns Muth und Erfindung,
Gegen den kritischen Choc halten im Viereck wir nicht.

Karl Baldamus.

1825. No. XXXVI.

Blatt der Ankündigungen.

Neueste Verlagsbücher, welche bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig erschienen sind, oder im Laufe dieses Jahres erscheinen, und durch alle Buchhandlungen erlangt werden können.

Im September 1825.

Ausfeld, F. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abtheil. Formforschung in 3 Heften mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 Gr.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen, ein allgem. nützliches Taschen-Etuis der Schönschreibekunst. kl. 8. Neue Aufl. 18 Gr.

Dessen deutsche Fraktur, corrent und lateinische Vorschriften für Schulen und häusl. Unterricht. Neue Aufl. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 Gr.

Bibel, besondrer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgem Encyclopädie der Künste und Wissenschaften, aller auf dieses Wort Bezug habenden Artikel, (verfaßt von W. Gesenius, H. A. Niemeyer und De Wette) gr. 8. 1 Thlr.

Dictionaire de poche, nouveau, français-allemand et allemand-français, ouvrage complèt, avec une Préface par M. A. Thibaut. 4me édition révue, corrigée et augmentée. 2 Vol 8. 2 Thlr. Papier fin 2 Thlr. 12 Gr.

Donnerkeil, in die Zeit geschmettert von Omikron. 8. geh. 16 Gr.

Encyclopädie, allgemeine, der Künste und Wissenschaften, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern verfaßt und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. 1r bis 14r Theil: der 15te erscheint im Laufe dieses Jahres, und der 16te zu Ostern 1826. Pränum. Preis 1r bis 16r Theil mit dem Suplement Kupferheften 64 Thlr. 8 Gr. 1r bis 16r Theil mit dens. Velinp. 83 Thlr. 8 Gr.

Fessler, Dr. J. A., die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. gr. 8. 10 Thle., (550 Druckbogen). Velinpap. 66 Thlr. Druckpap. 46 Thlr.

Mit dem 10ten Theile ist das Werk geschlossen.

Hübners, J., Zeitungs- und Conversations-Lexicon. 31ste Aufl., von F. A. Rüder, mit 150 Bildnissen lebender Regenten und berühmter Männer. gr. 8. drei Theile. 1r und 2r A bis L, der 3te erscheint Anfang 1826. Pränum. Preis 6 Thlr. 8 Gr.

Kayser, C. G., Bücherkunde oder Hand-Lexicon aller seit 1750—1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise, mit einer Vorrede von F. A. Ebert in zwei Theilen. gr. 8.

Lexicon novum manuale, graeco latinum et latino graecum. Primum a Benj. Hederico institutum post. Sam Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, T. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Bloomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit. Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex Hedericiani ed. quinta. Subscript. Preis 6 Thlr. 16 Gr. fein Papier 8 Thlr.

Lichtenberger, J. F., Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Ehrenrettung Straßburgs und vollständiger Widerlegung der Sagen von Harlem. Nebst Guttenbergs Brustbild und 6 Abdrücken von Original-Holztafeln. gr. 8. 20 Gr.

Lycurgs Rede wider Leocrates. Einleitung, Urschrift, Uebers. und Anmerk., größtentheils kritischen Inhalts, von G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Lycurgii Oratio in Leocratem, ad optim. libr. fidem, recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accommodata. 8. maj. 8 Gr.

Meckel, J. F., Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes Fasc. IV. Herniae. Fol. maj. Fasc. I—III. 19 Thlr.

Dieser 4te Heft ist unter der Presse.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Thle. mit illuminirten und schwarzen Kupfern. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ritsch, P. F. A., kurzer Entwurf der alten Geographie für Schüler. Neunte durchaus verb. und vermehrte Aufl., von Conr. Mannert. 8. 16 Gr.

Natters, J., Predigten über die heilige Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ritter, die, von Festenberg. Eine Geschichte aus den Zeiten des heimlichen Gerichts und der Ritterbunde. Zweite verbesserte Aufl. 8. 16 Gr.

Rüder, F. A., politische Schriften. gr. 8. 2 Thlr.

Scott's, Walter, sämmtliche (prosaische) Werke. Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von B. J. F. von Halem, K. L. M. Müller, Sophie May und Adolph Wagner. 1r bis 36r Theil. kl. 8. Pränum. Preis zusammen genommen 27 Thlr.

Bei einzelner Abnahme der Theile 38 Thlr.

Diese Ausgabe wird im kommenden Jahr beendigt. Die ersten 36 Theile enthalten: Waverley, 2 Thle. Rigels Schicksale, 2 Thle. Peveril, 3 Thle. Kenilworth. Quentin Durward. Der schwarze Zwerg. Die Presbyterianer. Ivanhoe. St. Ronans Brunnen. Guy Mannering. Der Abt. Redgauntlet. Der Seeräuber. Erzählungen eines Kreuzfahrers. Das Kloster ꝛc.

Dessen, Gallerie. Scenen aus dessen Werken, nach den besten englischen Originalen gestochen. Erste Lieferung. 10 Blätter in gr. 8. Erste Abdr. 2 Thlr. 12 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

Schaaf, L., die evangelischen Brüdergemeinen, geschichtlich dargestellt. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 6r Theil. Enthält: Beiträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun, um bei den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. 8. 20 Gr.

Schweighäuser, Dr. J. F., das Gebären nach der beobachteten Natur, und die Geburtshülfe nach dem Ergebniß der Erfahrung. Mit drei Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1826. Mit k. sächs. allerg. Privilegio, und Beiträgen von Soph. May, Ferd. Philippi, L. Schefer, Ludw. Robert und 15 Kupfern von Rahl, Wagner, Walther, Roßmäßler, nach Zeichnungen von Nake, Petsch u. a. 2 Thlr. 6 Gr., feine Ausgabe 3 Thlr. 8 Gr.

Tietze, Sollen und Wollen. 3 Vorlesungen. 8. 16 Gr.

Wichmann, B. von, chronologische Uebersicht der russischen Geschichte von der Geburt Peter des Großen bis auf die neuesten Zeiten. 2r Theil. Nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgeben von Dr. H. J. Eisenbach. 4.

Anzeige für Freunde der schönen Literatur und für Leihbibliotheken.

In der Ragoczyschen Buchhandlung in Prenzlau erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands (in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung) zu haben:

Adami, W., Weinranken. 2ter Band. Nebst dem zum 1sten Bändchen gehörigen Titelkupfer nach Ramberg. 8. 1 Thlr.

Derselbe, der Temperamentsfehler. Lustspiel in zwei Akten. 8. 10 Gr. Cour. oder 12⅓ Sgr.

Was von den Schriften dieses Verfassers zu halten ist, darüber belehrt uns die „Abendzeitung" im 243sten Stück des vorigen Jahrgangs bei der Anzeige des obigen Lustspiels, indem sie sagt: „Ein kleines Lustspiel, der Temperamentsfehler, gefiel im Theater an der Wien. Der Original-Lustspiele giebt es in Deutschland so wenig, daß sich der Verfasser durch diese Gabe ein wahres Verdienst um die deutsche Bühne gesammelt hat."

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Prof. K. H. L. Pölitz, die Weltgeschichte, für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Fünfte berichtigte, vermehrte und ergänzte Aufl. 4 Bände. 140 Bogen in gr. 8. 1825. Schreibpap. 7⅓ Thlr., weiß Druckpap. 5⅓ Thlr., ord. Druckp. 4½ Thlr.

Dies Werk hat sich durch vielfältige Vorzüge vor ähnlichen einen so ungetheilten Beifall erworben, daß die starke vierte Auflage in weniger als einem Jahre vergriffen war, und bald eine neue zu veranstalten nöthig wurde. Es erscheint nun diese 5te Auflage mit allen Verbesserungen der 4ten ausgestattet, noch namentlich im ersten und dritten Theile erweitert und im 4ten bis zur allerneuesten Zeit ergänzt, zu sehr billigen Ladenpreisen, damit der weitesten Verbreitung nichts entgegen stehe. (Wir haben deshalb auch die 4 Titelkupfer weggelassen, die wir an Liebhaber besonders zu 12 Gr. geben.) — Vor einigen Monaten erschien das treffliche Compendium dazu:

— kleine Weltgeschichte, oder gedrängte Darstellung der allgemeinen Geschichte für höhere Lehranstalten. Fünfte bericht. verm. und bis Ende 1824 fortgeführte Aufl. 32 Bog. gr. 8. 22 Gr.

welches ebenfalls in gelehrten Schulen und selbst auf Universitäten immer mehr Eingang findet. — Beide Schriften sind auch in's Holländische, erstere von Witsen Geysbrok, letztere von Nyhof, so wie die kleine Weltgeschichte auch in's Schwedische übersetzt worden.

Als ein würdiges Seitenstück zur größern Weltgeschichte ist:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt (und durch zahlreiche Beispiele aus teutschen Classikern aller Zeiten erläutert) von Prof. K. H. L. Pölitz. 4 Bde. in gr. 8. 1825. Franz Druckp. 6 Thlr.

zu betrachten. — Für jedes Volk giebt es zwei Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache, beide setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus. — Es dürfte daher dieses nach Anlage und Durchführung der drei Grundformen: der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ganz neue Werk, für Lehrer sowohl, als den Kreis gebildeter Leser eben so interessant als belehrend, wie für die Freunde der Geschichtswerke des rühmlichst bekannten Verf. eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Drei Erzählungen

von

Talvj.

(Elegant gebunden; Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.)

Diese Erzählungen, unter den Ueberschriften: 1) die Rache, 2) Menschliche Schwäche, und 3) Verfehlte Bestimmung, dürften wohl einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit werth seyn. Ein Recensent im „Literar. Conversationsblatte" für 1825 sagt in Nr. 7 unter Anderem davon: „Wer gern von einer Lektüre mit einem tiefen, ernsten Eindruck scheidet, gern die erhaltene geistige Anregung über die letzte Seite des Buches hinaus dauern und den im Gemüthe angeschlagenen Ton gern nachhallen sieht, dem können wir mit voller Ueberzeugung diese Novellen empfehlen! — Das Aeußere ist würdig und anständig."

Buchhandlung von Friedr. Ruff in Halle.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 18 Gr. zu haben:

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; so wie gewölbter, feuerfester und wasserdichter Decken in Gebäuden; nebst einer Anweisung zur Bereitung des Forsterschen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzschnitt und Steindruck. (Zur Hälfte zum Besten der Leidenden am Rhein; zur Hälfte zu ähnlichem guten Zweck bestimmt.) Den Herren Grafen, Direktoren, Inspektoren und Vorstehern der oben genannten heilsamen Anstalten aller Länder mit Achtung und Bescheidenheit gewidmet von Carl Friedrich Holzer.

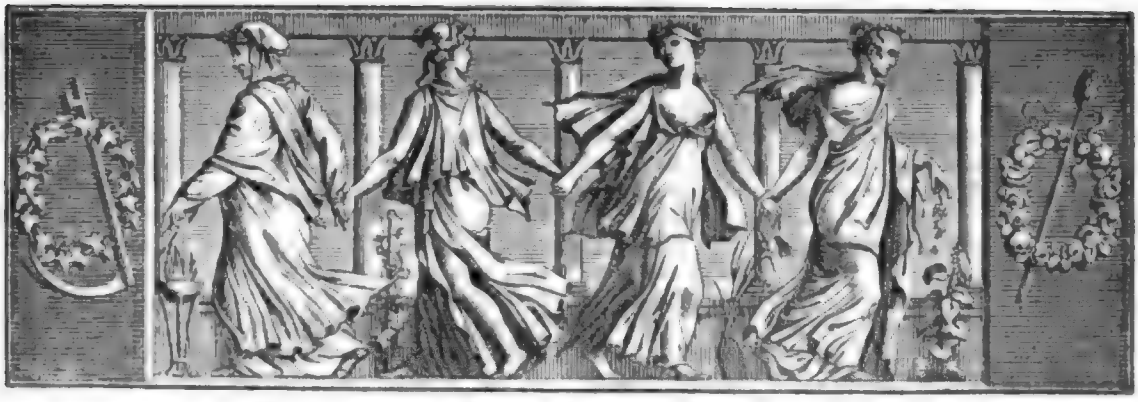
Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung. Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei T. Loeffler in Mannheim sind so eben folgende, besonders Leih-Bibliotheken sehr zu empfehlende Romane erschienen und in allen hiesigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Otto und Bertha; die beiden Freunde; Eduard und Emma; nebst fünf andern Erzählungen von Fr. Woldmar. 8. 16 Gr.

Ulrich von Loewenrode oder das Blutbad in der Todtenschlucht. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter. Vom Verf. von Raimunds Fahrten. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 7. Oktober. 160ſtes Blatt.

Lieder von Manfred.

1.

Das war ja wohl der alte Gram,
Der trieb mich aus dem Haus,
Und als ich zu dem Bache kam,
Da thut's zu mir heraus:

„Biſt ja ſo blaß, ſo todtenbleich,
Und ſchleichſt ſo trüb' und ſtier,
Jüngſt kam ein Mädchen engelgleich,
Jetzt naht ein Schatten mir!"

Und als ich kam zum grünen Wald,
Zur alten Eiche dort,
Da kreiſchten tauſend Vögel bald
Von jedem Zweig das Wort:

„Biſt ja ſo ſtumm, in tiefem Leid,
Als wär'ſt du längſt ſchon todt,
Jüngſt ſang hier eine ſchöne Maid,
Die war ſo jung und roth!"

Und wie ich kam zum Gartenpark,
So leichenſtumm und ſtier,
Da ſprach aus ſeinem Marmorſarg
Der Springquell hell zu mir:

„Gehſt ja ſo mutterſeelallein,
Als gäb's kein Mädchen mehr;
Dein Lieb wohl mochte klüger ſeyn,
Die kam allein nicht her!"

Und als ich ſchlich zur Laube dann,
Saß d'rin ein zärtlich Paar:
Der Eine ein wildfremder Mann,
Mein Lieb — die Andre war.

2.

Ein Jüngling hat ein Mädchen geliebt,
Die iſt ihm untreu worden,
Das hat den Jüngling tief betrübt,
Er wollte ſich ermorden.

Dann ſaß er ſtumm im Kämmerlein,
Der Argen noch liebeigen,
Und weinte heiße Perlenreih'n,
Den tiefen Gram zu ſchweigen.

So ſaß er ſtill, nur himmelan
Den ſchweren Blick gewendet,
Und was er ſelber nicht gethan,
Das hat der Tod vollendet.

Da ward ſein enges Stübchen leer,
Der Herr zog ja in's Freie,
Und all das Fenſterblumenheer
Blüht nimmermehr auf's Neue.

Und als an ſeiner Liebſten Haus
Der Zug vorbei gegangen,
Da ſah die Falſche wohl heraus
Mit glühend rothen Wangen.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Das ſechste Capitel, welches zu beweiſen ſtrebt, daß Verdienſt auf Verſtand und guten Sitten, nicht aber auf Geburt und Herkunft beruhe, ſtellt den Satz auf, daß unter allen Tugenden, worunter man hier wohl Fertigkeiten verſtehen muß, keine beſſer ſey als die Kunſt zu reden. Wir heben folgende Stellen aus:

„Wer von dir, mein Geliebter! keinen Rath noch Lehren verlangt, dem gieb keinen Rath, beſonders

wenn es Jemand ist, der auf deinen Rath nicht höret. Solche Leute überlaß ihrem Schicksal, denn sie holen erst Rath, so oft sie gefallen sind. Wenn du aber Jemand Lehren giebst, so thue es nicht unter einer Menge von Leuten; denn wenn du Jemand vor andern Leuten Lehren giebst, so wirst du ihm alle seine Fehler gleichsam an den Kopf werfen. Wenn es indessen in der Stille geschieht, so schadet es nicht, wie der Araber sagt: „Rath geben vor der Menge, heißt an den Kopf schlagen.“

Und:

„Bereue nie das Gute, was du gethan, und enthalte Dich, Jemand Böses zu thun, denn die Wiedervergeltung oder der Lohn deines Guten und Bösen wird dich alsbald auf dieser Welt einholen, ehe du noch deine Stelle veränderst, wie man gesagt:

Darauf beruhet das Gebäude der Welt,
Daß Böses mit Bösem vergolten wird.

Hierzu kömmt, daß du in deinem Herzen eben so viel Beruhigung finden wirst, als derjenige, dem du Gutes gethan, in seinem Herzen Freude empfunden. Wenn du aber Jemand Böses gethan, so wird dein Herz von eben so vielem Verdruß betroffen werden, als der Andere in seinem Herzen zu erleiden gehabt, vielmehr wirst du den meisten Gram und Kummer davon haben. Also wird durch dein Mittel Niemand betrübt werden, ohne daß auch du betrübt werdest, und Niemand wird durch dich erfreut werden, ohne daß auch du erfreut werdest. So magst du denn Gutes oder Böses thun, so ist es gewiß, daß du die Wiedervergeltung schon in dieser Welt finden oder unausbleiblich in jener Welt empfangen wirst.

Dies sind Wahrheiten, welche kein Mensch leugnen kann. Jeder, der in seinem Leben etwas Böses oder Gutes gethan und es mit dem Auge des Nachdenkens betrachtet und über die Wahrheit nachgedacht hat, wird erkennen, daß meine Worte wahr sind. Was du auch thun magst, das wirst du dir selbst angethan haben. So viel dir also möglich ist, thue Gutes, damit du eines Tages die Erndte vom Samen des Guten einsammeln mögest, so wie ich in Bagdad die Geschichte von Paschmakdschi Muhammed, Sohn des Hassan, gehört habe, welcher die Früchte des ausgeübten Guten erlangte.

Man erzählte mir, daß in der Stadt Bagdad bei dem Oberhaupte der Rechtgläubigen Mutewekkil Jemand im Dienste stand, mit Namen Fettich, der alle Tugenden der Großen und Wohlgesitteten besaß und seinen Dienst dem Chalifen so angenehm gemacht hatte, daß er von ihm an Sohnes statt angenommen worden, ja von ihm noch höher gehalten ward als sein Sohn. Nun fügte es sich, daß Fettich im Flusse zu schwimmen Lust bekam. Sobald der Chalife von seinem Wunsche unterrichtet ward, ließ er Schiffer und Taucher holen, welche Fettich'n im Schwimmen zu unterweisen anfingen. So lernte er eine Zeit lang schwimmen. Er war aber noch ein Kind und wußte noch nicht dreist zu schwimmen. Indessen nach der Gemüthsart der Jugend hielt er sich schon für einen Meister im Schwimmen. Er ging daher eines Tages allein nach dem Ufer des Flusses, entkleidete sich und warf sich in den Tiger. Da der Strom des Flusses stark war, so ergriff er Fettich'n und trieb ihn fort. So sehr er sich auch anstrengte, sah er doch, daß er nicht heraus kommen konnte. Hülflos ward er vom Strome abwärts getrieben und indem ihn das Wasser sehr weit von der Stadt ab nach dem untern Ufer hingeführt hatte, so faßte er einen Tamarinden-Zweig und hielt an. Nach göttlicher Fügung hatte der Tiger in dieser Gegend ein jähes Ufer, welches man nicht ersteigen konnte und wo niemals Menschen hingekommen waren. Während daß Fettich darüber ganz niedergeschlagen war, so schauete er um sich und entdeckte am Abhange ein Loch, was vom Wasser ausgehöhlt worden. In dies Loch begab er sich und saß da, um zu sehen, wie es am Ende werden würde, sagend: endlich bin ich vor jetzt außer Lebensgefahr! Auf der andern Seite hatten diejenigen, welche mit Fettich'n zugleich am Ufer des Flusses gewesen, geglaubt, daß Fettich immer noch spiele. Als sie aber bemerkten, daß er ihnen ganz aus den Augen verschwunden sey, so rannten sie längs dem Ufer hin, ihn zu suchen, und da sie gar nicht entdecken konnten, was aus ihm geworden, so glaubten sie, daß er untergegangen sey. So gingen sie zurück und meldeten dem Chalifen Mutewekkil: Fettich ist im Flusse ertrunken! Dein Leben aber daure lange! — Als der Chalife diese Nachricht hörte, seufzte er, fiel vom Throne und warf sich auf die Erde; er weinte sehr, legte Trauerkleider an und wehklagte sieben Tage lang. Am Ende wünschte er, daß man nur seinen Leichnam finden möchte, damit er ihn sehen und das Feuer etwas dämpfen könne. Er ließ also Schiffer und Taucher holen und sagte ihnen: wer Fettich'n todt bringen wird, dem will ich tausend Goldstücke geben. Alsbald bestiegen die Schiffer die Schiffe und fingen an, ihn unterhalb des Flusses zu suchen. Unvermuthet kam einer von ihnen nahe an jenen Abhang und sah, daß Fettich in einem Loche frisch und gesund saß. Er sagte es Niemand, sondern kehrte sein Schiff wieder aufwärts, ging zum Chalifen und sprach: O Oberhaupt der Rechtgläubigen! Du hast tausend Goldstücke versprochen, wenn man Fettich'n todt finden wird: was wirst du denn geben, wenn man ihn lebendig findet? Der Chalife erwiederte: Fünftausend Goldstücke! — Der Schiffer ging fort und brachte Fettich'n. Der Chalife sah ihn gesund und wohlbehalten, freute sich

ſehr und dankte Gott und gab dem Schiffer, was er ihm verſprochen hatte. Außerdem aber befahl er dem Wezir: Geh die Thür der Schatzkammer zu öffnen und vertheile die Hälfte meines Schatzes zu Allmoſen. Nachher laß Eſſen bringen, indem mein Fettich ſeit ſieben Tagen keine Speiſe genoſſen hat.

Fettich ſagte: O Oberhaupt der Rechtgläubigen! ich bin nicht hungrig.

Chalife. Haſt du denn etwa das Waſſer des Fluſſes Tiger gegeſſen?

Fettich. Nein, o Oberhaupt der Rechtgläubigen! ſondern während der ſieben Tage, daß ich am Abhange geſeſſen, ſind mir täglich in einer Schüſſel zwanzig Stück Brod zugekommen. Von dieſen Broden habe ich einige genommen und habe während der ſieben Tage davon gelebt.

Chalife. Ey! wer mag denn dieſe Brode in den Fluß geworfen haben?

Fettich. Wer es gethan, weiß ich nicht. Allein auf jedem Brode war geſchrieben: Muhammed, Sohn des Haſſan Iskjafi.

Sogleich ließ der Chalife durch Ausrufer bekannt machen, daß, wer dieſen Namen führe, erſcheinen ſolle.

Der Mann erſchien, ſagend: mein Name iſt Paſchmakdſchi Muhammed, Sohn des Haſſan.

Der Chalife Mutewekjil fragte: was haſt du für ein Kennzeichen?

Jener. Auf jedem Brode iſt mein Name geſchrieben geweſen.

Chalife. Es erhellet daraus, daß du die Brode in's Waſſer geworfen. Aber wie lange iſt es denn her, daß du dieſe Brode in's Waſſer wirfſt?

Muhammed. Es iſt ein Jahr her.

Chalife. Was haſt du denn bei der Sache für Abſichten gehabt?

Muhammed. O Oberhaupt der Rechtgläubigen! ich habe einmal Jemand ſagen gehört: „Thue Gutes, wirf das Brod in's Waſſer, eines Tages wird's dir vergolten werden.“ Um dies zu erproben, habe ich's gethan, indem ich zu mir ſelbſt geſprochen: Ich will doch ſehen, was mir widerfahren wird vom Guten, ſo ich dem Waſſer erwieſen.

Chalife. O frommer Mann! von jenem Waſſer wird dir viel Gutes zur Wiedervergeltung widerfahren.

Auf der Stelle gab ihm der Chalife fünf Dörfer vor dem Thore von Bagdad zum Eigenthum. Der Mann empfing darüber das Diplom, begab ſich auf die Dörfer und ließ ſich daſelbſt nieder. So ward er wegen ſeines Guten von der Dürftigkeit befreit und ward reich. Noch jetzt giebt es Nachkommen von ihm zu Bagdad. Als ich, mein Sohn! zur Zeit des Chalifen Kaim Billach zur Wallfahrt reiſte und nach Bagdad kam, ſo habe ich von Greiſen dieſe Geſchichte gehört: ſie haben mir ſelbige erzählt und haben mir auch die Kindeskinder des Paſchmakdſchi Muhammed, Sohns des Haſſan, gezeigt und ich habe ſie geſehn.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Clement Marot.

In Paris erſcheint jetzt eine neue Auflage der vollſtändigen Werke von Clement Marot. — Clement war bekanntlich der Liebhaber zweier Fürſtinnen. Bei der Einen betrug er ſich zu linkiſch, und erbat mit zu viel Unterwürfigkeit und zu langweilig, was man im Fluge entwinden muß. Bei der Andern war er zwar glücklicher: aber während er Diana mit ſeinen platoniſchen Tiraden ermüdete und Margarethen über das thörigte Benehmen ihres Gatten tröſtete, lauerten ihm neidiſche Mönche mit ihrer Rache auf. Diana kam ihnen zu Hülfe. Aus Schmach über ſeine Langeweile denuncirte ſie ihn ſelber: er habe in der Faſtenzeit Speck gegeſſen. Clement wäre lebendig verbrannt worden, kam nicht Franz I. damals eben aus Carl's V. Gefangenſchaft zurück. Dies rettete ihn, und Margarethe bot ihm volle Entſchädigung für die vielen Leiden, die er ausgeſtanden. Allein Diana ruhete nicht, und ſchmiedete neues Verderben gegen ihn. Man klagte ihn nämlich der Gotteslästerung an! Er mußte flüchten, ging nach Italien, und kehrte erſt zurück, als er das Unwetter vorüber wähnte. Leider war es indeß nur ein Wahn! Denn Mönche und Weiber vergeſſen nicht! Freudig ſahen ſie ihre Beute abermals in ihre Falle gehen, und ſchon erſchien die gerichtliche Vorladung, als Clement von Neuem nach Genf floh, wo er Pſalmen dichtete, die ihm Geld brachten, aber — auch wieder liebte, was ihm Peitſchenhiebe zuzog. Ein Genfer Ehemann denuncirte ihn, daß er ſeine Frau verführt habe! Marot ward an den Straßen-Ecken öffentlich ausgepeitſcht und mußte nach Turin flüchten, wo er bald darauf ſtarb. — Dies Liebes- und Leidensleben hat er ſelber beſungen, und die Gedichte athmen Geiſt und Naivheit genug.

Dt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutſchen Sprache, und die zu wünſchende gänzliche Verbannung dieſer Mundart, wenigſtens aus den Zirkeln gebildet ſeyn wollender Menſchen. *) — Schon vor einer Reihe von Jahren habe ich in Bieſter's „Ver-

*) Eine Vorleſung, die Hr. Profeſſor Flörke zu Roſtock in der dortigen philomathiſchen Geſellſchaft am 25. Oktober 1824 gehalten hat, und die hier in abgekürzter Geſtalt, mit Auslaſſung einzelner individuellen und lokalen Beziehungen, der Prüfung ſachkundiger Leſer dieſes Blattes vorgelegt wird.

linischer Monatsschrift" und anderwärts wiederholt auf die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache aufmerksam gemacht und gezeigt, wie nachtheilig die Beibehaltung derselben als Umgangssprache für unsere studirende Jugend wirkt, da man sich in derselben auf keine Weise über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten kann, man also stets in dem Ideenkreise des gemeinen, ich möchte sagen, bauerischen Lebens zu verweilen gezwungen ist. Seitdem hatte ich zwar die Genugthuung, zu erfahren, daß unter Anderem hier in Rostock in allen, oder doch in vielen Kinderschulen die Zöglinge zum Hochdeutschsprechen angehalten werden, welches freilich wohl nicht durch meinen Aufruf, sondern durch die, sich jetzt in mehreren Mannern überhaupt regende Tendenz für das Edlere bewirkt seyn dürfte; allein auf diejenigen, welche ich eigentlich im Auge hatte, nämlich die sich den Wissenschaften widmenden jungen Leute, seyen es Gymnasiasten oder Studenten, scheint der Zeitgeist in dieser Hinsicht noch nicht den geringsten Einfluß gehabt zu haben. — Den jungen Leuten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie sich nicht begieriger den Hochdeutschen anschließen, würde sehr ungerecht seyn, da die Allermehrsten, wie das bei uns ja notorisch ist, von Kindheit an nur zu plattdeutschen, nicht zu hochdeutschen Menschen erzogen wurden. Im elterlichen Hause spricht das Gesinde, und gemeinhin sprechen auch die Eltern selbst nur Platt mit ihnen, und kommen sie auf die Schule, so finden sie bei ihren Mitschülern nicht nur dieselbe Sprache wieder, sondern selbst manche Lehrer fallen bekanntlich zu Zeiten nur zu gern in's Platte, weil ihnen dieses von ihrer Jugend her noch am geläufigsten ist, und man namentlich in Mecklenburg, aus Unbehülflichkeit im Hochdeutschen, nur in platter Sprache vertraulich und scherzend sprechen zu können glaubt. Wenn nun unsere jungen Leute, so wie sie heran wachsen, allerdings nach und nach auch das Hochdeutsche verstehen und sprechen lernen, so wird es ihnen doch bei weitem nicht so geläufig, wie ihre eigentliche Muttersprache, das Platte, besonders da sie mit dem Hochdeutschen zugleich in einen ganz andern Ideenkreis treten, und eine Menge Sprachregeln beobachten müssen, woran der Plattdeutschredende nicht im geringsten dachte; wohin zum Beispiel die Unterscheidung des Dativs gehört, den die platte Mundart, so wie diese jetzt in Mecklenburg gesprochen wird, so viel mir wenigstens bewußt ist, gar nicht kennt. Was kann dies Alles für eine andere Folge haben, als daß unsere jungen Leute, wenn sie nicht von Jugend auf zum Hochdeutschen angehalten werden, im Gefühl ihrer Unsicherheit in dieser Sprache, Scheu tragen, den Mund auf zu thun, und den Veranlassungen möglichst ausweichen, wo sie genöthigt seyn möchten, Hochdeutsch zu sprechen. Sollte man mich der Uebertreibung beschuldigen, so will ich bekennen, daß es wenigstens mein Fall war, da ich bis in mein zwei und zwanzigstes Lebensjahr fast nur Platt gesprochen habe, und immer ein wenig erröthete, wenn ich mich Hochdeutsch zu sprechen gezwungen sah. Seitdem habe ich freilich nur höchst selten ein Paar Worte Platt gesprochen, so daß es mir schon ganz ungeläufig geworden ist. Da ich nun meine Bildung in der Universitäts-Stadt Bützow erhielt, und wohl annehmen darf, daß es Andern, die auf dem Lande erzogen wurden, nicht besser ergangen sey, als mir; da ich ferner nicht wußte, durch welche Umstände die vorherrschende Neigung für das Platte beschränkt worden seyn sollte, so glaube ich Ursache zu haben, meine Schilderung für wahr und zutreffend ausgeben zu dürfen. — Da es nun jeder unbefangene und umsichtig gebildete Mann zugeben wird, daß wir Mecklenburger sehr unrecht handeln, uns durch Beibehaltung der platten Sprache den Zugang zu der Literatur und Cultur der Deutschen, die auf einer so hohen und edlen Stufe der Ausbildung stehen, zu erschweren, so darf ich nun auch wohl eine Bereitwilligkeit voraus setzen, diesem für uns so ungünstigen Stande der Sache entgegen zu wirken; und täusche ich mich darin nicht, so rufe ich jeden gebildeten Vaterlandsfreund auf, in dem Kreise seiner Bekanntschaft durch Beispiel und Ueberredung möglichst dafür zu sorgen, daß die Kinder gesitteter Eltern und ganz besonders die für die Wissenschaften bestimmten Knaben, von der ersten Kindheit an durchaus nur zum Hochdeutschen angehalten werden, damit sie dasselbe nicht nur wie ihre Muttersprache reden, sondern auch wachend und träumend in derselben denken. Verschiebt man die Bildung zum Hochdeutschen auf spätere Jahre, wovon man sich hier zu Lande irriger Weise für die Aussprache Vortheile verspricht, so nahet sich, wie die allgemeine Erfahrung lehrt, eine Vorliebe für das Platte aus den oben berührten Gründen, und die Sache bleibt, wie sie bisher gewesen ist.

Um sich indeß in dem Entschlusse, unserer plattdeutschen Mundart möglichst entgegen zu wirken, mit voller Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben zu bestarken, wird es nützlich seyn, die eigentliche Natur der Unvollkommenheiten dieser Mundart in ihrer jetzigen Gestalt, nachdem sie seit Jahrhunderten, als die Sprache des gemeinen Mannes, von keinem einzigen nennenswerthen Schriftsteller einiger Aufmerksamkeit gewürdigt worden, zu beleuchten, wobei die Untersuchung, ob es überhaupt für die Deutschen nicht besser gewesen wäre, wenn Luther seine Bibel-Uebersetzung in platter, statt in hochdeutscher Sprache verfaßt hätte, auf sich beruhen bleiben mag, da die hochdeutsche Mundart nun doch schon lange einen unwiderruflichen und so überschwenglichen Vorzug vor der platten gewonnen hat, daß an eine Aenderung des Bestehenden auf keine Weise gedacht werden kann. Hier ist nicht die Rede davon, welcher Ausbildung die platte Sprache unter andern Umständen fähig gewesen wäre, sondern wie sie jetzt wirklich beschaffen ist, und was sich in ihrem jetzigen dürftigen Zustande mit ihr anfangen läßt.

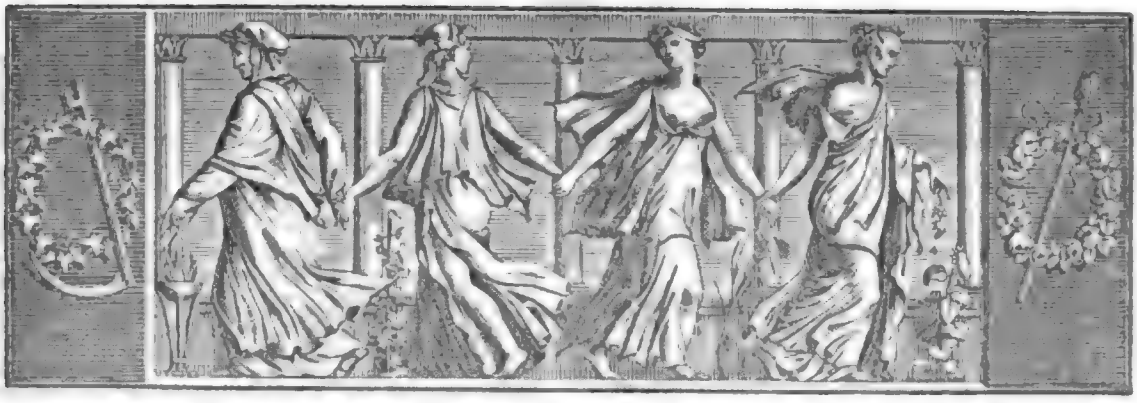
1) Der erste Vorwurf, den man ihr machen muß, dürfte wohl die Vieldeutigkeit derselben seyn. Zwar trifft es sich auch im Hochdeutschen sowohl, wie in andern Sprachen, daß zuweilen ein und derselbe Ausdruck zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat; im Platten giebt es indeß Fälle, wo derselbe Ausdruck nicht bloß für zwei oder drei, sondern sogar zur Bezeichnung von zehn bis zwanzig verschiedenen Begriffen dienen muß, woraus denn natürlich die greulichste Verwirrung entspringen müßte, wenn die Plattdeutschredenden irgend ein Bedürfniß fühlten, ihre Begriffe schärfer zu sondern und also auch zu bezeichnen. So etwas liegt indeß nicht in ihrer Natur, und sie werden es daher auch wenig gewahr, daß ihre Sprache, wenn sie eine Aufforderung dazu fühlen sollten, ihnen auch die Möglichkeit, sich genauer aus zu drücken, versagen würde. Der Grund dieser Vieldeutigkeit liegt darin, daß diese Sprache in dem Munde der faulen und phlegmatischen Bauern nach und nach so viele Consonanten verloren hat, daß die übrig gebliebenen nicht mehr hinreichend sind, die Begriffe unterscheidend zu bezeichnen. Es sey mir erlaubt, hierüber ein Paar Beispiele zu geben.

A. Die Wörter **führen, fahren** und **feuern** lauten sämmtlich im Plattdeutschen, nach der in Mecklenburg üblichen Aussprache, **füren**. Dies letztere Wort muß also nun schon alle drei vertreten, so verschieden ihre Bedeutung auch ist. Geht man weiter in's Einzelne, so findet man, daß **füret** folgende zahlreiche Bedeutungen hat:

a) (er) führt, fährt, feuert;
b) (ihr) führet, fahret, feuert;
c) (ich und er) führte, fuhr, feuerte;
d) (ihr) führtet, fuhret, feuertet;
e) (ich und er) führete, führe, feuerete;
f) (ihr) führetet, führet, feuertet;
g) geführt, gefahren, gefeuert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 8. Oktober. 161ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Ferner iſt folgendes Gleichniß bemerkenswerth:

„Unwiſſende, die ohne Erkenntniß ſind, rechne nicht für Menſchen, und mit Unwiſſenden und Erkenntnißloſen halte keinen Umgang, noch ſitze mit ihnen zuſammen, beſonders mit jenen Unwiſſenden, die ſich für Gelehrte halten. Mit Unwiſſenheit und mit Unwiſſenden muß man nie zufrieden ſeyn. Willſt du Umgang haben, ſo halte mit guten Menſchen Umgang, denn durch Umgang mit Guten wird auch dein Name gut werden. Siehſt du nicht, daß Leindotter-Samens-Oel ein Oel iſt, was von Leindotter herkommt? Wenn es aber eine Zeit lang mit der Roſe in Geſellſchaft geweſen, ſo wird es anders, man nennt es dann nicht mehr Leindotter-Oel, ſondern Roſen-Oel, und wenn es mit Veilchen zuſammen geweſen, ſo heißt man es Veilchen-Oel. Durch den Segen des Umgangs mit Guten, wenn es vierzig Tage ihr Geſellſchafter geweſen, wird der Name von Leindotter und Leindotter-Oel vergeſſen und der Name von Roſen oder Veilchen tritt an die Stelle. Darum hat der Abgeſandte Gottes, über den Gottes Segen ſey! geſagt: „Wer mit einem Volke vierzig Tage lang umgegangen iſt, der wird einer von ihnen!“ Verleugne alſo nicht die Sache der Guten und vergiß nie ihr Gutes.“

Daß man ſich vor dem Lobe der Unwiſſenden zu hüthen habe, ſchärft folgende Geſchichte ein:

„Während daß einer von den Gelehrten in Jonien in ſeinem Hauſe ſaß, kam einſt Jemand von den Einwohnern der Stadt zu ihm, grüßte ihn, fing das Geſpräch an und ſagte ihm während der Unterhaltung: O vortreflicher Gelehrter! ein gewiſſer Mann hat dir ſeinen Beifall gegeben, in allen Geſellſchaften lobt und preiſet er dich. Nun war es Jemand vom Pöbel geweſen. Sobald alſo der Gelehrte dieſe Worte hörte, ward er traurig und weinte. Als der Andere dies bemerkte, verwunderte er ſich und fragte: O Lehrer! was hab' ich denn Uebels zu dir geſprochen, daß du darüber traurig wirſt und weinſt? Wenn ich dir Verdruß gemacht habe, ſo verzeihe es mir. Der Gelehrte antwortete: Von dir iſt mir gar kein Verdruß und Kummer widerfahren. Allein giebt es wohl für mich eine ärgere Verachtung als dieſe, daß ein Unwiſſender mich lobt und daß ich eine Sache gethan haben ſoll, der ein Unwiſſender Beifall giebt? Wenn ich wenigſtens nur wüßte, was das für eine ungeſchlachte Handlung ſey, welche der Unwiſſende mit Beifall belegt: ſo würde ich ſie bereuet haben, um ſolche Sache nimmer wieder zu thun. Es iſt daher einleuchtend, daß ich bis jetzt ein Unwiſſender geweſen, um etwas gethan zu haben, was der Unwiſſende loben dürfe; denn Unwiſſende loben keine Andere, als Unwiſſende.

In dieſem Sinne kommt noch eine Geſchichte vor, wie folget. Als einer von den großen und berühmten Aerzten, Muhammed Zekeria Razi, der nämlich aus der Stadt Raz gebürtig war, mit einem Haufen Schüler auf der Straße ſtand, ſo kam unvermuthet ein Verrückter ihnen entgegen gelaufen, der auf Niemand von

der Gesellschaft achtete, sondern bloß dem Muhammed Zekeria in's Gesicht sah und lachte. Sogleich kehrte Muhammed Zekeria um, ging in sein Haus, ließ sich den Decoct von Thymseide kochen und trank ihn. Die Schüler fragten ihn: warum trinkst du den Decoct von Thymseide? Er antwortete: ich thue es, weil der Verrückte mir in's Gesicht gesehn und gelacht hat; denn wenn er nicht etwas von seiner eigenen Narrheit an mir wahrgenommen hätte, so würde er nicht gelacht haben, wie der Araber sagt: Jeder Vogel fliegt nur mit seiner eigenen Gattung."

Während das sechste Capitel von den Tugenden überhaupt handelte, beschäftigt sich das siebente näher mit der Wissenschaft zu reden. Folgende Stelle ist heraus zu heben:

„Sag auch nicht solche Wahrheiten, welche Lügen ähnlich sind; denn Wahrheiten, die Lügen gleichen, werden gleichsam zu Lügen. So würde es denn besser seyn, Lügen zu sagen, die Wahrheiten gleichen, als Wahrheiten, die Lügen gleich werden; denn wahrheitsähnliche Lügen gefallen wohl, aber lügenähnliche Wahrheiten gefallen nicht wohl. Hüthe dich, lügenähnliche Wahrheiten zu sprechen, damit dir nicht eben das begegne, was mir widerfahren ist in Gesellschaft des Ebul Eswar Emir Schachpur, Sohns des Fasl, dem Gott barmherzig sey!

Der Prinz Ghilan Schach fragte: O mein Vater! wie geschah denn diese Geschichte? Erzähle sie doch!

Kiekjawus sprach: Mein Geliebter! Was mir an Geboten Gottes obgelegen, hatte ich erfüllt bis auf die Wallfahrt. Auch diese ward mir von Gott beschieden und ich entledigte mich derselben. Als ich von Mekka zurück kehrte, um mich in mein Reich zu begeben, so wünschte ich wieder, Krieg zu führen. Vorher hatte ich auf der Seite von Indien viel gekrieget. Nun wollte ich auf der Seite von Rum Krieg führen. Ich machte die Zurüstungen dazu und zog aus Kiuhistan nach Rum. Damals war Ghendsche der Grenzplatz gegen Rum. In Ghendsche gab es einen Fürsten, mit Namen Ebul Eswar Emir Schachpur, Sohn des Fasl, dem Gott barmherzig sey! Dieser König von Ghendsche war ein großer Kaiser, ein scharfsinniger und tapferer, wohlredender und beredter, rechtgläubiger und zuverlässiger, bedachtsamer und schöner Mann. Wie es die Verfassung der Kaiser mit sich bringt, waren bei ihm alle Einrichtungen an ihrer rechten Stelle. Ich besuchte diesen König. Sobald er mich sah, erzeigte er mir viel Ehre und Höflichkeit, sah mich gern und hielt mich werth. Indem er immer die Unterhaltung anfing, kam er auf allerlei Materien zu sprechen und fragte mich nach vielen Umständen. Ich antwortete ihm so, daß er meinen Worten immer Beifall gab. Da er mein Gespräch gern hörte und es wohl aufnahm, so bewies er mir viel Güte. Bei dieser Begünstigung hielt ich mich daselbst eine Zeit lang auf und ging einige Mal in den Krieg. Am Ende wollte ich mich beurlauben, um in mein Reich zurück zu kehren. Er ließ mich aber nicht gehen, und nachdem ich so viel Gutes von ihm empfangen, so hielt ich es für unschicklich, ohne Beurlaubung ab zu reisen. So verweilte ich ein Paar Jahre bei ihm, wo er mich mit sehr vieler Ehre und Achtung behandelte. Bei dem Essen und Trinken war ich stets in seiner Gesellschaft und sein Gespräch und Umgang waren meist mit mir. Er fragte mich nach dem Zustande der Welt, nach den Geschichten der Kaiser und den vergangenen Begebenheiten. Ich meiner Seits meldete ihm, so viel ich wußte, und wie ein Wort das andere nach sich zieht, so ward auch meines Landes, des Reichs von Kiuhistan, Kiürkjan und Taberestan, gedacht. Und da über die Merkwürdigkeiten aller Gegenden gesprochen ward, so fragte mich Ebul Eswar: giebt es in deinem Lande sonst noch etwas Merkwürdiges? Ja, sagte ich, es giebt dessen. Worin besteht es? erwiederte er, erklär' es doch, ich möchte es wohl hören. Ich erzählte hierauf: In den Gegenden von Kiürkjan giebt es ein Dorf, wo sich weit vom Dorfe eine Wasserquelle befindet. Wenn die Weiber mit den Gefäßen zu Wasser gehn, so nehmen sie eine Frau mit sich, die kein Gefäß hat, sondern leer mitgeht. Während daß nun die Weiber mit den Wassergefäßen nach dem Dorfe zurück kehren, muß diejenige, die ohne Wassergefäß mitgeschleppt worden, vor den Andern herlaufen. Es giebt nämlich daselbst grünliche Würmer, welche sie aufsuchen und aus dem Wege werfen muß, damit die Weiber, welche Wasser tragen, nicht darauf treten. Wenn eine von ihnen die Würmer nicht sieht, sondern darauf tritt und sie unter ihren Füßen tödtet, so wird alsbald das Wasser im Gefäße auf ihrem Kopfe unrein und sie muß das Wasser ausschütten, muß das Gefäß wieder waschen und frisches Wasser holen. Sollte sie bei der Rückkehr wieder auf Würmer treten, so muß sie das Wasser im Gefäße abermals ausgießen und von Neuem frisches Wasser schöpfen.

Nachdem der König Ebul Eswar diese Erzählung von mir gehört hatte, so wandte er sich von mir ab und hatte eine Zeit lang keine Unterredung mit mir. Ich wußte die Ursache nicht, warum er abgebrochen hatte und nichts sprach, bis eines Tages sein Wezir Hiruzan Dilemmi mich besuchte. Ich fragte ihn, was ist die Ursache, daß der König mit mir nicht spricht? Der Wezir antwortete: Er ist über dich verdrüßlich geworden und sagt: wie kann ein so vollendeter Mann in meiner Gesellschaft Reden führen, die sich nur unter Kindern sprechen lassen! Da ich kein Kind bin, warum mag denn ein Mann, wie er, vor einem

Manne, wie ich, Lügen ſagen? Darüber iſt er verdrüßlich.

Sobald ich dies hörte, ſchickte ich, um meine Wahrhaftigkeit zu beweiſen, ſogleich einen Boten nach Kjurkjan mit einem Schreiben, worin ich den Beamten von Kjurkjan die Umſtände meldete und ihnen auftrug, daß ſie eine Urkunde ausfertigen und darin die Zeugniſſe und Rechtfertigung des Statthalters des Reichs, der Richter und Prediger und aller Beamten von Kjurkjan aufzeichnen ſollten, ob es ſich mit den grünlichen Würmern in jenem Dorfe ſo verhalte, wie ich geſagt, oder nicht? Ich empfahl ihnen zugleich, den Boten eiligſt zurück kehren zu laſſen. Es waren vier volle Monate verſtrichen, als die ſo verfaßte Urkunde bei mir ankam. Ich brachte ſie ſogleich zu Ebul Eswar und legte ſie ihm vor. Er nahm und las ſie, lachte und ſprach: ich wußte wohl, daß ein ſo wackerer Mann wie du in meiner Gegenwart keine Lüge ſagen würde; aber es iſt eine Wahrheit, deren Richtigkeit durch ſo viele Zeugen und Rechtfertigungen nach vier Monaten hat bewieſen werden müſſen! Wozu nützt es, ſie zu ſagen? Warum ſoll man eine Wahrheit ſprechen, welche erſt in vier Monaten Beifall finden kann?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

Ant. Alex. Barbier. Vor der Revolution war er Prieſter, und warf dann, gleich ſo vielen Andern, den Chorrock von ſich, wahrſcheinlich nicht ohne Freude. Gewiß wenigſtens iſt es, daß er eine liebenswürdige Frau heirathete (ſie ſoll, wie man behaupten will, Nonne geweſen ſeyn) und mit ihr ein artiges Häuflein Kinder zeugte, ſo den deutlichſten Beweis gebend, daß weder der Eine noch der Andere von ihnen zum Cölibat geſchaffen ſey. Er ward anfangs Mitglied der interimiſchen Commiſſion für Künſte und Wiſſenſchaften, dann, nach der Revolution vom 18ten Brümaire, Bibliothekar der Bibliothek des Staatsraths, und erhielt ſich fortwährend in dieſem Poſten, ſowohl unter dem Conſulat, als während des Kaiſerreichs, der Reſtauration, der hundert Tage und der abermaligen Reſtauration. Bei der Beſchäftigung, einen Catalog der bedeutenden Bibliothek an zu fertigen, welche ſeiner Obhut anvertraut war, zog er einen Freund, einen Holländer, Namens van Thol, zu Rathe. Dies war ein ſehr unterrichteter Mann, der ſich volle dreißig Jahre mit Forſchungen über Anonyme und Pſeudonyme beſchäftigt hatte. Barbier bat ihn um ſeine Hülfe, beſonders in Hinſicht der Claſſifikation der Werke ohne Namen des Verfaſſers, und van Thol vertraute ihm großmüthig das Reſultat ſeiner vieljährigen Arbeiten an. Zum Dank erwähnte der großmüthige Franzoſe des holländiſchen Bibliographen rühmlichſt in der Vorrede zu ſeinem Cataloge. Aber — l'appétit vient en mangeant! — durch das Werk ſeines Freundes darauf aufmerkſam gemacht, beſchloß Barbier, ein Dictionair der Anonymen und Pſeudonymen heraus zu geben. Er führte dieſen Vorſatz auch aus, und verleibte ſeiner Arbeit Alles das ein, was er von van Thol erhalten hatte, ſogar, ohne deſſelben auch nur ein einziges Mal zu erwähnen. Aber freilich — van Thol war todt, und Niemand machte Herrn Barbier die leicht errungene Beute ſtreitig. G. S.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lieder von Manfred.

3.

Da ſieh' ich auf dem alten Thurm
Im Blitzesſchein und Donnerſturm,
Wo ich hinauf, hinab nur ſeh,
Dünkt Alles mir ein Feuerſee.

Das iſt ſo recht nach meinem Sinn:
Die Flammen zucken her und hin,
Bald erdenwärts, bald himmelwärts,
So wie die Liebe durch mein Herz.

Doch plötzlich wird es ſtumm und grau,
Der Mond tritt aus dem Wolkenbau,
Und Alles was da unten lebt,
Das ſeh' ich wohl mit Glanz umwebt.

Im Schatten ſteht des Liebchens Haus,
D'rin, welch ein Jauchzen, welch Gebraus!
Und Kerzenſtrahlen tauſendfach
Zieh'n durch das weite Prunkgemach.

Das iſt der grellſte Höllenſchein,
Der ſchneidet mir in's Herz hinein,
Das iſt der grellſte Höllenſchrei,
Der ſchneidet mir das Herz entzwei.

Und nun wird's ſtiller allzumal,
Die Gäſte ſchwinden aus dem Saal,
Die Kerzen löſchen nach und nach,
Nur eine noch — im Brautgemach!

Zertrümm're, Thurm, zerſtürze, Welt,
Wirf dich hinab auf's Haus,
Zerbrich du, Herz, vom Gram zerſpellt —
Jetzt — liſcht die letzte aus!

4.

Auf leichtem Zweig im Waldgehег
Süßnachtigall verweilt,
Bis auf dem lichten Sternenſteg
Der Mond herüber eilt.

Der ſpinnt ſo ſüß und mildiglich
Waldüber ſeinen Strahl,
Als zög' er gerne ſie zu ſich
In lichten Himmelsſaal.

Die aber klagt und weint ſo weich
Um ihr gar falſches Lieb,
Und fühlte ſich den Engeln gleich,
Wenn das nur treu ihr blieb.

So trauert wohl das arme Blut
Und ſieht in's blaſſe Licht,
Der Mond, ach, iſt ſo mild und gut —
Doch helfen kann er nicht!

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache. (Fortsetzung.) B. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit den Wörtern hören, gehören und heuern. Alle drei lauten im Platten hüren, welches zugleich auch Hörner heißt. Bei diesen Wörtern entspricht nun hüret folgenden hochdeutschen Abwandelungen:

a) (er) hört, gehört, heuert;
b) (ihr) höret, gehöret, heuert;
c) (ich und er) hörte, gehörte, heuerte;
d) (ihr) hörtet, gehörtet, heuertet;
e) (ich und er) hörete, gehöret, heuerete;
f) (ihr) höretet, gehöretet, heueretet;
g) gehört (von hören und gehören), geheuert.

So wie in diesen Fällen — die freilich etwas stark sind, und ihres Gleichen vielleicht nur in den Sprachen der allerunkultivirtesten Wilden finden dürften — viele Abwandelungen der Zeitwörter, wegen völliger Uebereinstimmung ihres Lautes mit andern Abwandelungen, ganz unausdruckbar sind, wenn man sie nicht mühsam umschreiben will; so bieten im Grunde alle Zeitwörter in sich eine ähnliche Unvollkommenheit dar, und es giebt gewiß noch manche andere Beispiele, wo auch zwei oder drei, im Hochdeutschen verschieden lautende Zeitwörter, im Plattdeutschen einen und denselben Laut haben, was ich Andern auf zu suchen überlassen will. Allein nicht nur die Zeitwörter erliegen unter dieser Gleichförmigkeit, sondern es kommen in der platten Sprache überhaupt sehr zahlreiche Beispiele von Wörtern vor, die mit andern, sowohl Zeib als Nennwörtern und andern Redetheilen gleich klingen, und doch eine ganz verschiedene Bedeutung haben. Hier nur ein Paar, wie sie mir, ohne darnach zu suchen, sogleich beifallen. Ohr, Uhr, nr heißen im Platten Uä; Bär, bar, baar, Bohrer — Boä, doch wird Bohrer bisweilen wohl Boar oder Boär genannt. Der Thor, das Thor, die Dauer, ich dauere, — Duä. Jeder, der Sprache Kundige, kann dies Register sehr erweitern.

2) Der vorhin schon erwähnte Mangel des Dativs gereicht der platten Sprache eben so sehr zum Vorwurf, als die Gleichtönigkeit; selbst der Genitiv wird in den mehrsten Fällen nur umschrieben. Das Augment fehlt ganz. Mi heißt in allen Fällen mir und mich, Di — dir und dich, Em — ihn und ihm. So auch mit dem Artikel: de Fru dat Kind nehmen, den Mann dat Hus gewen, dat Kind dat Brot nehmen, das sind, soweit ich diese Mundart noch kenne, reine plattdeutsche Redensarten, eben so gut, als: de Fru, den Mann, dat Kind slahn. Verlangen die Umstände durchaus eine nähere Bezeichnung, so muß man zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen. Nur in einigen Fällen habe ich bisweilen von Personen, die des Hochdeutschen schon kundig waren, eine Unterscheidung des Dativs vom Accusativ gehört, z. B. ick will eä dat gewen, und ick will se slahn, aber die gemeinen Leute sagen: ick will eä slahn. — Hier sieht man den Grund, warum es den gebornen Plattdeutschen hernach, wenn sie Hochdeutsch sprechen wollen, schwerer wird, den Dativ und Accusativ zu unterscheiden, als andern Deutschen, obgleich diese letztern bekanntlich auch genug fehlen. Schon der landübliche Gruß durch Thüringen und Sachsen „Gott grüße Ihnen", abgekürzt „Krisin", so wie das dort gewöhnliche „ich bitte Ihnen", mag hier als Beispiel stehen.

Der Genitiv wird in unzähligen Fällen nur umschrieben. Jochen's Hund heißt Jochen sihn Hund. Meines Vaters Haus — mihn Vatä sihn Hus. Dessen Haus — den sihn Hus u. s. w. Deren — de eä.

Mit dem Mangel des Augments geht es so weit, daß man sogar, wie oben zu sehen ist, das ge vor gehören weg läßt, eben so in geloben u. s. w.

3) Ein Umstand, der jetzt das Aufkommen und die Ausbildung der plattdeutschen Sprache verhindert, wenigstens sehr erschwert, ist schon gleich von vorn herein der gänzliche Mangel einer festen Orthographie, und schon die Frage, ob man das eigentliche Platte der Bauern, und dann, aus welcher Gegend von Mecklenburg, da hierin große Verschiedenheiten statt finden, oder das Plattdeutsche der Städter und der etwas Gebildeteren, welches nicht so breit, als das Bäuerische ist, zum Grunde legen sollte? — daher befolgen nicht zwei, welche in die Nothwendigkeit kommen, oder versucht werden, einmal ein Paar platte Zeilen zu Papier zu bringen, dieselben orthographischen Regeln. Jeder sucht mit den vorhandenen Buchstaben des deutschen Alphabetes die Laute der platten Mundart, so wie es ihm am besten scheint, zu bezeichnen, wo denn, bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten der Eine sich auf diese, der Andere sich auf jene Weise zu helfen sucht, ohne daß die Bemühungen der Vorgänger den Nachfolgern zu Gute kamen, da Niemand auf die plattdeutschen Produkte einen Werth legt und sie aufbewahrt, sondern sie etwa nur zur Unterhaltung für den Augenblick dienen. Die größte Verlegenheit dabei stellt sich ein, wenn man die Laute der plattdeutschen Sprache mit den hochdeutschen Vokalen ausdrücken soll, da einige der erstern etwas ganz eigenes haben.*)

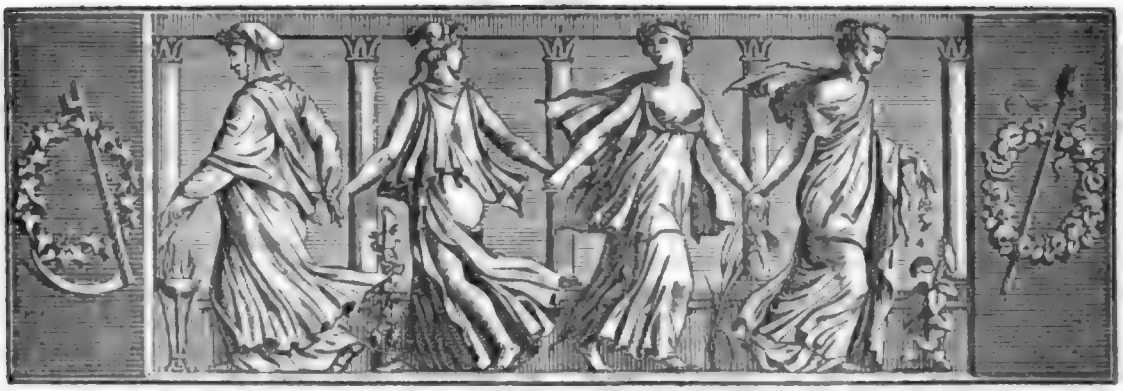
Das Platte so zu schreiben, wie man es vor Jahrhunderten, und zwar hier und da in den benachbarten Ländern that, paßt für die Mecklenburgische Aussprache gar nicht mehr. Man brauchte damals noch so viele Konsonanten, die jetzt rein bei uns verschwunden sind. So schrieb man für Pferd noch Perd, und im Plural de Perde, später Pierd oder Pierde, oder Pier; endlich lautete es Pied oder Plädd (beides beinahe zweifelhaft, mit kurz abgestoßener Endsylbe), und im Plural Pia (eben so); ja in der Bauernsprache wird, wenn ein Vokal darauf folgt, auch das ä verschluckt, z. B. Vara! Hei ji de Pi'all hörnt? (Vater! habt ihr die Pferde schon getraukt?) — Wie sehr andere Wörter im Munde der Bauern entstellt werden, mögen noch ein Paar Beispiele zeigen. Hund lautet Hujnd, Hunde — Hujn; zu Holze gehen — to Holi gahn; wofür die Städter noch Holt sagen; Koriander — Klajnnä; Kinder — Klinnä; Förke — Flüät u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hierüber bitte ich meine Abhandlung über die „Tonleiter der deutschen Vokale" nachzusehen, die ich zuletzt, genauer revidirt, im 2ten Bande meiner Unterhaltungen u. s. w. Brunn, 1820. S. 311. u. folg. drucken ließ. — Ich bin noch jetzt der Meinung, hier die geeignetsten Grundsätze dargelegt zu haben, den wahren Laut der Vokale zu bezeichnen und auch für die Nachwelt zu bestimmen, und kann nur lächeln, wenn ich sehe, wie die neuesten Grammatiker und Lexicographen sich abquälen, dies, was ich ihnen so leicht gemacht habe, auf die bisher üdliche, ganz ungenügende Weise zu thun, ohne ihren Zweck, ich mögte sagen, nur zum zehnten Theil zu erreichen. F.

Neue Ausgrabungen aus Pompeii haben folgendes Fresko-Gemälde zu Tage gebracht. Das Ganze ist ein Römischer Eßtisch. Mitten darauf steht eine ungeheure Schüssel, deren vier Ecken vier Pfauen schmücken, mit ihren Schweifen jeder einen Bogen schlagend. Rund herum liegen Hummern, die mit ihren Scheeren der eine ein blaues Ei, der andere eine Auster, ein dritter eine (wahrscheinlich gefüllte) Ratte, ein vierter ein Körbchen mit Heuschrecken halten. Vier Lagen von Fischen füllen den Boden der Schüssel, und oben darüber liegen Rebhühner und Hasen oder Kaninchen, jedes seinen Kopf zwischen den Vorderfüßen haltend. Eine Art Würstchen bilden einen Rand rings herum, der wieder von einem zweiten Rande aus gelben Eiern umgeben ist, dann kommt ein dritter Rand von Pfirsichen, kleinen Melonen, Kirschen, und dann ein vierter von allerlei Wurzeln. Ueber das Ganze ist eine grünliche Sauce gegossen, deren Substanz sich nicht errathen läßt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 10. Oktober. 162ſtes Blatt.

Lieder von Manfred.

5.

Laß mich dich nur Liebſte nennen,
Hab' dich ja noch immer lieb,
Ob mir gleich ſeit langem Trennen
Treu dein arges Herz nicht blieb.

Habe dir ja ganz verziehen,
Wie der Sterbende verzeiht,
Mußte fernhin von dir ziehen
Ueber Meere weit und breit.

Nun, da ich zurück gekommen,
Fühl' ich wohl denſelben Schmerz,
Daß die alte Lieb' entglommen
Mein allewig treues Herz.

Laß mich d'rum dich Liebſte nennen,
Bin dir ja noch immer gut,
Und die alten Wunden brennen
Jetzt wohl doppelt mir in's Blut.

6.

Das war ein ſüßes Traumgebild,
Umglänzt von Roſenſchein,
Die blonden Englein neigten mild
Ihr gold'nes Haupt hinein.

Ich lag wohl auf der Todtenbahr,
Herzliebchen neben mir,
Das Herz noch glühend immerdar,
Das Auge fahl und ſtier.

Die Sehnen alle krampfgezückt,
Den Dolch noch in der Hand,
Und auf dem Buſen unverrückt
Ihr erſtes Liebespfand.

Und ſieh', mit einem Mal erglüht
Ein wundervolles Licht,
Und ein ſüßneues Leben zieht
Auf's Leichen-Angeſicht.

Und wie des Lebens neue Luſt
In unſ're Adern ſchwamm,
Da ſtürzten wir wohl Bruſt an Bruſt
Allbeid' in Lieb' zuſamm',

Und drückten glühend Mund an Mund,
Und preßten Leib an Leib —
Sonſt, weit getrennt im Erdenrund,
Jetzt ſelig Mann und Weib.

Da ſtaunten wohl die Sterne ſtumm,
Die Englein nickten mild,
Die ſah'n wohl im Eliſium
Noch nie ſolch Liebesbild.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Ferner lieſt man die Regeln:

„Sprich bei jeder Gelegenheit gute Reden; ſchlechte Reden ſprich nicht; denn gute Reden ſind nicht allein dem nützlich, der ſie ſpricht, ſondern ſie geben auch Leben der Seele deſſen, der ſie hört; ſchlechte Reden aber ſind dem, der ſie ſagt, eben ſo ſchädlich, als ſie dem Herzen deſſen unangenehm ſind, der ſie hört. Eine hierzu paſſende Geſchichte iſt folgende:

Der Chalife Harun Reſchid zu Bagdad träumte in einer Nacht, daß ihm alle Zähne im Munde ausgefallen ſeyen. Er war darüber verwundert und ließ einen Traumdeuter holen und fragte ihn: was bedeutet

dieser Traum? Er antwortete: Des Chalifen Leben daure lange! Alle deine Verwandten werden vor dir sterben! — Harun Reschid zürnte über den häßlichen Ausdruck des Traumdeuters und befahl, ihm zum Lohn hundert Schläge zu geben, sagend: O Unverständiger und Unwissender! Wer bist du, daß du mir in's Angesicht dergleichen Reden sagen magst! Wenn meine Verwandten eher als ich sterben, was wird denn aus mir werden und was für Vergnügen werde ich dann noch an der Welt finden? So ließ er ihn laufen und ließ einen andern Traumdeuter holen. Indem er auch diesem seinen Traum vortrug, so erwiederte der Traumdeuter: Der Traum, welchen das Oberhaupt der Rechtgläubigen gehabt, zeigt an: daß der Chalife viel länger leben wird, als alle seine Verwandten, und daß dein Leben länger seyn wird als ihr Leben! — Der Chalife nahm diese Rede mit Beifall auf und sagte: Der Weg des Verstandes ist einig!"

Folgende Stelle enthält eine recht artige Geschichte:

„Wenn du von einer Wissenschaft nicht unterrichtet bist, so mache auf diese Wissenschaft keine Ansprüche, und der Wissenschaft, welche du nicht verstehst, suche auch nicht zu erwähnen, indem dein bloßer Wunsch von unverstandener Wissenschaft für dich keinen Nutzen haben wird, aber von wohlverstandener Wissenschaft wirst du den nöthigen Vortheil ziehen. Man erzählt die Geschichte: daß ein Weib zum Wezir Büzri Dschumhur gekommen und ihm eine Frage vorgelegt hat. Es fügte sich aber, daß der Wezir zu der Zeit verdrüßlich war. Er antwortete also: O Frau! was du frägst, verstehe ich nicht. Das Weib erwiederte: Wenn du solche Kleinigkeit nicht verstehst, wofür empfängst du denn vom Kaiser so viele Wohlthaten? Der Wezir entgegnete: Was ich empfange, giebt man mir für das, was ich verstehe; für das, was ich nicht weiß, giebt man mir nichts."

Eine andere Stelle ist theils wegen der seit Herodot berühmten und neuerdings viel besprochenen Frage über die Erfindung der Sprache, worüber sie ganz neue Gedanken aufstellt — die jedoch der Uebersetzer nicht billigt, weil er der Meinung Hamann's, daß die Sprache dem Menschen von Gott unmittelbar überliefert worden, beistimmt — theils wegen des in ihr gemachten Uebergangs zum nächsten Capitel, bemerkenswerth:

„So viel du auch wissen magst, so sprich doch nicht zur Unzeit Alles, was du weißt, sondern sprich nur solche Reden, die dir nützlich und an ihrer rechten Stelle sind, damit man dich keinen Geschwätzweber nenne. So wie der Weber die Fäden an einander reihet, so reihet auch der Schwätzer die Worte an einander. Deshalb hat man ihn mit einem Weber verglichen. Der Weber indessen macht aus den Fäden Leinwand; allein der Schwätzer verdirbt di indem er sie an einander reihet, so daß Nutzen haben. Darum nennt man auch so ungereimte Sprecher und man zählt sie zu rückten, weil ungereimte Sprecher Verrü Wenn du also reden willst, so sieh erst, deine Reden auch Käufer gebe oder nicht. du, daß Käufer da sind, so suche zu reden, w Gelegenheit ist. Findest du aber, daß es an fehlt, so brich ab. Laß auch nur Reden höre Zuhörer sie wünschen und verlangen, damit nen Worten Abnehmer werden. Uebrigens s mit Menschen und Mann mit Männern. Mensch und Mann ist ein Unterschied. Der giebt es viele, aber der Männer werden n gefunden. Wer also aus dem Schlafe der dung erwacht ist, muß mit Menschen so lebe gesagt habe.

Strenge dich an, mein Geliebter, so viel nicht zu ermüden, Reden zu hören, indem d nur durch Redenhören redeverständig wird. weis davon ist dieser: Wenn man ein Kind, geboren worden, unter der Erde in einer ziehn und säugen wollte, ohne daß seine M Amme zu ihm sprechen dürften, so würde es es groß geworden, stumm und taub seyn, stumm ist, kann nicht anders als taub sey aber zwei Knaben an einem Orte beisamm wo sie niemals sprechen hörten, so würden wechselseitiges Sprechen eine Sprache zusamm welche außer ihnen Niemand verstehen wü also der Menschen Reden und nimm sie woh sonders mußt du die Reden der ehemalige und Weisen mit dem Ohre der Seele an glauben. Einige solcher Reden und guten sind mir gerade zur jetzigen Zeit vorgekom sind von Nuschirewan dem Gerechten. Ich in diesem Buche an, damit auch du sie lese sen, sie zu Lehren annehmen und zur rechte nach handeln mögest; denn wir sind schuldig Reden dieses gerechten Kaisers zu handeln, von seinem Samen zur Welt gekommen und lich vom Stamme dieses Königs sind.

Wisse also, mein Sohn! wie ich in der gelesen, daß zur Chalifen-Zeit der Chalif Nuschirewan's Grab zu sehen wünschte. Er nach Nuschirewan's Grab, ließ das Gewö ging hinein und sah, daß sein ganzer Körper geworden auf dem Throne lag. An der o des Throns auf der Wand bemerkte er eine Pechlewi-Sprache geschrieben. Mämun ließ Schreiber holen, um die Schrift zu lesen Inhalt zu übersetzen. Sie übersetzten die S

Digitized by G

Arabiſche, aus dem Arabiſchen iſt ſie in's Perſiſche übertragen und aus dem Perſiſchen iſt die türkiſche Ueberſetzung folgende:

„O König der Zeit! wiſſe, daß vor die auch ich Kaiſer geweſen. Im Leben, wo ich das Kaiſerthum verwaltete, iſt meine Gerechtigkeit allen Dienern Gottes nützlich geworden, und niemals hat Jemand mich beſucht, der des Blicks meiner Gunſt beraubt geblieben wäre. Da aber unter des Todes Händen nun auch meiner Ohnmacht Zeit gekommen iſt, ſo habe ich überlegt, was ich thun ſolle, um noch nach meinem Tode den Menſchen der Welt zu allen Zeiten nützlich zu werden. So viel ich aber nachgedacht, habe ich doch gar kein anderes Mittel gefunden, als einige Lehren an dieſe Wand ſchreiben zu laſſen, damit, wenn irgend ein König dieſe Lehren nach mir antreffen, ſie leſen und danach handeln wird, es dieſer König ſey, der von mir Nutzen gezogen habe. So wie bei meinen Lebzeiten Niemand, der an meine Seite gekommen, ohne Kleinodien von mir gegangen, ſo ſoll auch derjenige, der mich jetzt zu beſuchen kömmt, des Kleinods meiner Lehren nicht beraubt bleiben. Für die Mühe ſeines Kommens ſeyen dieſe Lehren ſein Lohn, und ſeine Glückſeligkeit ſey die allerreinſte!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente, mitunter Paradoxen.

Die ſieben Töne der Tonleiter in unſerer Muſik gleichen den ſieben Hauptfarben, die wir im Regenbogen finden. Das Schwarz ſchluckt, ſauft und ſtill, Alles ein, iſt der Ruhepunkt und gleicht der Tonika; das Weiß wirft Alles von ſich, iſt beunruhigend, ſtrebt entweder nach Auflöſung oder nach neuer Brechung und gleicht der Septime; das Grün, die Farbenfülle, die Farben-Ausgleichung, ſpielt die wichtigſte Rolle in der Natur und gleicht der Dominante; die Terz iſt Uebergangs-Bindeton. — Es giebt nur einen Dreiklang und nur einen Septimen-Akkord, denn es giebt nur ein Schwarz und ein Weiß: alle anderen Accorde ſind nur Variationen und Modifizirungen dieſer beiden.

Um zu muſiziren, braucht man nicht immer ein beſonderes äußeres Organ zu haben; jede Freude iſt Muſik.

Muſik, Liebe und Freude laſſen ſich nie getrennt denken.

Alles ſtrebt nach Freiheit, Glück und Freude, und demungeachtet wird Alles gern Sklav, haſcht nach dem Unglück und ſpielt mit dem Schmerz. Die Tugend iſt Harmonie unſeres inneren Ichs. Sie, dieſe himmliſche Göttin, wandelt im Lilienkleide auf den blauen Gefilden der Unſchuld froh einher, glänzt als duftende Roſe auf der lieblichen Wange der ſchuldloſen Jungfrau und als Feuerſtrahl in dem ſprühenden Auge des Jünglings. In dem Arme des biedern Mannes iſt ihr Heerd und in dem Silberhaar des Greiſes ihre Verklärung.

Wo irgend Leben ſich zeigt, muß auch Geiſt vorhanden ſeyn; nur da, wo eigentlicher Tod, im ſtrengſten Sinne des Worts, wäre, könnte Geiſtloſigkeit ſeyn. Einen eigentlichen Tod kann es aber in der Natur nicht geben. Tod, im wahren Sinne des Worts, iſt nichts anders als Lebensumwandelung, Lebenswechſel, Lebensaustauſch. Iſt in der ganzen Natur Leben, ſo kann es auch keinen Punkt in derſelben geben, der ganz geiſtlos wäre. Es brauchen nicht alle Geiſter gleicher Art zu ſeyn, denn es giebt himmliſche Lichter und irdiſche Lichter u. ſ. w. Es kann und wird in dem Reiche der Geiſter, eben ſo wie in der ſichtbaren Welt, Gattungen, Arten u. ſ. w. geben.

Die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zu haben bei Allem, was man thut, iſt die erſte Regel in der Moral und Kunſt.

Die gerade Linie iſt gleich der Wahrheit und die krumme gleich der Lüge: daher giebt es auch nur eine Wahrheit (zwiſchen zwei Punkten iſt nur eine gerade Linie möglich), aber unendlich viele Lügen. — Die Lüge iſt die Urquelle aller Laſter, ſie iſt alles Laſter ſelbſt. Der eigentliche innere Menſch lügt nie, wohl aber das menſchliche Thier, der Thiermenſch.

Leib und Seele gleichen einem Reiter mit ſeinem Roſſe. Das Roß iſt entweder ein geduldiges, frommes Lamm, oder ein Trägthier, oder im eigentlichen Sinne ein furchtbar wüthendes Roß. Wer letzteres hat, kann unendlich weit täglich reiten, kann ungeheure Thaten verrichten; weiß er es aber nicht zu zähmen, dann iſt er höchſt unglücklich. Wohl dem, der das Roß beſiegt und vollkommen Herr deſſelben wird! Leider aber werden faſt die meiſten Menſchen aus dem Sattel geworfen; die verkehrte Weltordnung tritt ein — das Pferd reitet den Mann und — der Mann wird geritten.

Je höher ein Menſch ſteht, deſto mehr handelt er abſolut. Sein Hauptgrundſatz iſt der: Thue das Gute, weil es gut iſt. Die meiſten Menſchen handeln faſt nur relativ. — Je niedriger die Weſen ſind, deſto mehr ſcheinen ſie Arten zu haben, z. B. Steine, Pflanzen u. ſ. w.; höhere Weſen, wie z. B. Menſchen, können nur wenige Arten haben und das höchſte Weſen muß der Einzige ſeiner Art, muß Gattung und Art zugleich ſeyn. Th.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutſchen Sprache. (Fortſetzung.) 4) Daß unter dieſen Umſtänden von einer Litteratur des Plattdeutſchen, und beſonders des Mecklenburgiſchen, gar nicht die Rede ſeyn könne, folgt nun wohl von ſelbſt. Alles, was man bei uns in der Landesſprache gedruckt aufweiſen kann, ſind — außer einigen älteren Büchern, wie die

plattdeutsche Bibel, die aber, wie gesagt, nicht in der bei uns üblichen Mundart geschrieben ist — ein Paar zerstreute kleine Gedichte oder Aufsätze, mit denen man größtentheils nur zum Scherze auftrat, und die gemeinhin nur den Zweck hatten, Lachen zu erregen, weil die bauerische Derbheit, welche sich von der platten Sprache nicht gut trennen läßt, in den gebildeten Zirkeln auf allen Seiten anstoßen muß; zu ernsthaften Zwecken ist von der platten Sprache wohl seit vielen Jahren kein Gebrauch gemacht worden, wenigstens weiß ich davon nichts zu sagen; dies möchte in ihrer jetzigen Gestalt auch ganz unmöglich seyn, da ihr so viel bauerischer Schmutz anklebt, daß man sie zarten Ohren verbergen muß.

Da übrigens die mehrsten Mecklenburger so stolz auf den Besitz einer eignen Sprache sind, die außer ihnen kein anderer Deutscher versteht, es möchte denn ein naher Nachbar von Mecklenburg seyn, und auch Ausländer zum Theil diesen Vorzug Mecklenburgs rühmen, obgleich sie mit dem Wesen unserer Sprache völlig unbekannt sind: so muß ich noch wohl etwas bei den Vorzügen verweilen, die man der platten Sprache vor der hochdeutschen beilegt. Man rühmt

1) daß sie so viele eigenthümliche Wörter habe, die im Hochdeutschen ganz unbekannt sind, und zum Theil nur noch in andern Sprachen, z. B. in dem Englischen u. s. w. gefunden werden. Das muß ich allerdings zugeben, und es würde der Sprache zur Ehre gereichen, wenn sie hinlänglich ausgebildet wäre, um sich darin über alle Gegenstände unterhalten zu können; allein bei der überaus klaglichen Stufe der Ausbildung, worauf diese Sprache steht, gereicht ihr jeder Umstand, wodurch sie ihre Verehrer hindert, sich den Hochdeutschen an zu schließen, und sich von diesen aufklären und bilden zu lassen, wenigstens nach meiner Ansicht, und wie die Sachen jetzt einmal stehen, so zu sagen nur zum Vorwurf. Die Deutschen müssen und dürfen sich nicht in Stämme theilen. Es thut ihnen dringend Noth, sich insgesammt wie eine Familie zu betrachten, und sie sollten deshalb auch den Unterschied der Mund-Arten möglichst zu vertilgen suchen, und auf jeden elenden provinziellen Jargon verzichten, besonders wenn sie dadurch abgehalten werden, an der Kultur ihrer höher gebildeten Brüder Theil zu nehmen.

2) Rühmt man die Weichheit der plattdeutschen Sprache, wogegen die hochdeutsche hart und rauh klinge. Auch das muß man mehrentheils zugeben, und die Vergleiche werden immer zum Vortheil der ersteren ausfallen. Z. B. wie kurz und geschmeidig klingt: „Wat wil ji mi? gegen das hochdeutsche: was wollt ihr mir? Nur habe ich oben schon zu zeigen gesucht, daß die platte Sprache schon viel zu viele Konsonanten weg geworfen hat, um sich überhaupt nur noch deutlich ausdrücken zu können.

3) Ein dritter Vorzug derselben wird darin gesucht, daß man sich in ihr so kurz und kräftig ausdrücken könne. Darauf entgegne ich: die Kürze wird mehrentheils auf Kosten der Deutlichkeit gewonnen, indem man allenthalben so viele Buchstaben, die das Hochdeutsche hat, wegwirft, alle Diphthongen in einfache Vokale, und die Wörter, aus Mund-Faulheit, überhaupt sehr zusammen zieht; das Kräftige der Sprache rührt aber, genauer besehen, von ihrer Rustizität her, weil die Plattdeutschen, unbekümmert um conventionelle Höflichkeiten, jedes Ding mit seinem natürlichen Namen nennen, und daher oft in's Plumpe und Obscöne fallen, was denn für energisch und körnig gelten muß. Feiner Gebildeten kann das Platte sich in dieser Hinsicht also auf keine Weise empfehlen.

Dies wäre denn nun kürzlich meine Ansicht von dem Werthe und Unwerthe der Mecklenburgischen plattdeutschen Sprache in ihrer jetzigen Gestalt. Ich beklage es, daß ich nichts auffinden kann, sie in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen! Man überlasse diesen elenden Jargon immerhin den Bauern und der übrigen niedern Volksklasse, so lange keine Möglichkeit da ist, diese zum Hochdeutschen zu erziehen; allein in den Zirkeln der Gebildeten oder gebildet seyn Sollenden dulde man sie nicht. Die Sache ist in der That so gleichgültig nicht, als man sie halten mag! Ich finde wenigstens in der Beibehaltung der platten Sprache, wie ich es oben schon aussprach, ein bedeutendes Hinderniß, den andern Deutschen in der Kultur zu folgen. Ich wage es daher, hier ganz unumwunden zu erklären: so lange unsere Jünglinge von Kindheit an, und so fort die Schul- und Universitäts-Jahre hindurch, nur die elende Bauern-Sprache reden, die allem wissenschaftlichen Verkehr unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, (was kein Gebildeter bei uns bestreiten kann und bestreitet), ist ihre Anlage zum Verdauern so groß, wie die einer Ente zum Schwimmen.

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein Engländer, der noch nie in Rom gewesen war, und gerade zur heißen Jahreszeit dort ankam, klagte bitter über die drückende Hitze, vor der man sich dort nirgends schützen könne, in keinem Garten, auf keinem Boulevard, in keinem Park! — „Schatten wollen Sie haben?" fragte ein Italiener; „o! den haben wir reichlich, kommen Sie nur mit mir!" So führte er ihn zur Kirche Santa Maria Maggioro. Wie war der Engländer erstaunt, hier eine halbe Welt Spaziergänger zu finden, die sich förmlich drängten. Dort stand eine Gruppe junger Modemänner, die eine interessante Schönheit besorgnetretten, dort bot ein Prälat seinen Arm einer andern schönen Frau, die ein Offizier bereits mit seiner Unterhaltung langweilte. Noch weiter hin lief ein Kardinal hinter seinem Lieblingshündchen her u. s. w. „Wie?" fragte der verwunderte Engländer, „ist denn das Euer steter öffentlicher Spaziergang?" — „So ist es! Und seid so gut und nennt mir einen angenehmern! Wo möchte wohl die Luft kühler, wo der Schatten dichter seyn, als hier?" — „Das hat keinen Zweifel, aber den Tempel des Herrn in einen öffentlichen Ort um zu wandeln, scheint mir doch etwas lästerhaft!" — „Uns nicht!" erwiederte der Italiener, „dafür heißt es ja: Deus nobis haec otia fecit! Wo so viele genießen, da könnt Ihr dreist mit genießen!" (Pandore.)

Der König von Benin (Guinea) ist, laut Angabe eines Engländers, ein junger Mann von 35 Jahren, und sehr bei seinen Unterthanen beliebt. So schwarz er ist, glaubt er doch, weil er Fürst ist, sich allen andern Monarchen gleich stellen zu können, und nennt z. B. den König von England nicht anders als seinen Bruder! Er hat übrigens (von 500 verschiedenen Königinnen) 50 Kinder, will aber jetzt gar gern eine Weiße zur Frau haben, und hat seinen Herrn Bruder von England für eine solche ein Dutzend Afrikanischer Prinzessinnen anbieten lassen! (Corsaire.)

August Hus sagt einmal: Das Ministerium des Innern ist die praktische Encyklopädie! Alle Zweige des öffentlichen Wohls sind daran geknüpft. Es ist der Atlas, der die administrative Welt trägt!! — Unbestechliche Richter sind die Blitzableiter der moralischen Welt, so wie die Legitimität der Fürsten die Vorsehung der politischen Welt ist! (Constitut.)

Der Wallfischfahrer Timor nahete unlängst der Insel Pelew, als das Schiff plötzlich von den wilden Einwohnern angegriffen ward. Schon waren die geübten Schwimmer am Bord des Schiffes, und begannen die sich wehrende Mannschaft zu überwältigen, als plötzlich der Schiffskoch mit einem Gefäß kochenden Wassers herbei lief, und damit die Angreifer dermaßen überschüttete, daß sie sich eiligst davon machten! (Pandore.)

In den Werken Arnault's befindet sich unter Anderem eine komplette Geschichte des berühmten Kardinals Maury in nicht mehr als 17 Versen!! (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 162ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Goethe bei dem Jubiläum des Großherzogs von Weimar. Unter dem mancherlei Intereſſanten, was die Feier dieſes Feſtes darbot, möchte wohl Goethe's Theilnahme an derſelben dasjenige ſeyn, was für die Auswärtigen das größte und überhaupt das allgemeinſte Intereſſe hat, und deßhalb dürften folgende Bemerkungen nicht unwillkommen ſeyn. — Schon ſeit längerer Zeit lebt Goethe in ſtiller Zurückgezogenheit, nur höchſt ſelten wohnt er einem Feſte des Hofes bei; erfreut ſich dagegen öfter in ſeinem Hauſe freundlicher Beſuche von ſeinem humanen Fürſten und deſſen Familie. Der Tag des allgemeinen Jubels für Weimar rief auch ihn in die Wohnung ſeines gefeierten Mäcens, und er war unter den Erſten, welche dem Jubel-Fürſten ihre Glückwünſche darbrachten. Dieß geſchah in dem im Park gelegenen römiſchen Hauſe, welches der Großherzog gewöhnlich den Sommer hindurch bewohnt und wo ſich außer den Cavalieren auch die Kapelle eingefunden hatte, welche letztere den Großherzog bei ſeinem erſten Erſcheinen mit einer Cantate von Hummel begrüßen ſollte. Der Andrang der Menſchen war groß; Jeder ſuchte ſich eine Stellung, von wo aus man den Großherzog erblicken könne; noch verhinderten ihn die zahlreichen Glückwünſchenden, ſich der Menge zu zeigen! — Da war es, als Goethe aus einer Seitenthür des römiſchen Hauſes heraus trat; man bemerkte ihn, bald erfuhren es Mehrere, und mit einem Male hatte eine große Menge ihre früheren Plätze verlaſſen, begierig, nur ihn zu ſehen. — Noch auffallender aber ſprach ſich dieſe Begierde am Abend aus. Er hatte vermuthen können, daß ein großer Theil der Fremden ihn kennen zu lernen wünſchen möchte; um dieſes ſowohl den Fremden als ſich ſelbſt zu erleichtern, und zugleich das hohe Feſt, wie er immer zu thun pflegt, auf eigenthümliche Weiſe zu feiern, hatte er ſchon früher erklärt, daß er am Abend des erſten Feſttages offenes Haus geben werde, „daran, daß man mit ihm dieſen Jubeltag begehe, wolle er ſeine Freunde erkennen!" — und ſiehe! er hatte viele und würdige Freunde zu erkennen; denn in dem Pallaſte eines Monarchen glaubte man ſich, betrachtete man den Glanz der verſammelten Gäſte, deren Anzahl kaum Platz fand in dem geräumigen Hauſe. Wer, der Weimar auch nur auf kurze Zeit beſucht, kennt ſie nicht, die freundliche und reiche Wohnung Goethe's? Sie war an dieſem Tage noch überdieß wohl ausgeſchmückt mit grünem Laubwerk und Blumen; zwiſchen den Fenſtern waren kleine allegoriſche Gemälde befeſtigt, welche, ſchön ausgeführt, die von dem gefeierten Regenten beſchützten Künſte und Wiſſenſchaften ſinnreich andeuteten, und über der Hausthür ſtanden, mit goldener Schrift, die ſowohl Beſcheidenheit, als auch Dank, Liebe und Verehrung ausdrückenden Worte: „Haec otia fecit". — Wenn man in das Haus tritt, glaubt man in einem römiſchen Gebäude ſich zu befinden; in dem Hausflur ſind mehrere Büſten aufgeſtellt, eine trefflich eingerichtete Treppe führt bequem zum obern Stockwerk; an der Schwelle des Eingangs in den Saal iſt mit ſchwarzem Holze ausgelegt zu leſen ein großes: „Salve!" — Am Abend des Feſtes waren ſieben Zimmer für die Gäſte geöffnet; im letzten auf der linken Seite des Gebäudes hing das Gemälde des Großherzogs, mit Roſen umkränzt; im blauen oder Muſikzimmer befand ſich Goethe nachher im Kreiſe der Verſammlung; in den drei Zimmern des rechten Flügels waren Erfriſchungen zu finden, und in dem ſogenannten Büſtenzimmer, wo eine große Anzahl von Büſten der größten Männer aller Zeiten aufgeſtellt zu ſehen, empfing der freundliche Hausvater die Begrüßungen ſeiner Gäſte. Nach dem Theater hatte ſich der Großherzog, erſchöpft durch das vielfach Ergreifende des Tages, zurück gezogen; der Erb-Großherzog jedoch, wie ſämmtliche fremde Herrſchaften, Geſandten, Miniſter und ein großer Theil der übrigen Gäſte des Hofes, auch die blühendſten Schönheiten und was an geachteten Gelehrten und Künſtlern Weimar beſitzt, hatte ſich bei Goethe eingefunden; zehn fürſtliche Perſonen konnte man zählen, und Alle im feſtlichen Staate, wie ſie am Morgen den Großherzog begrüßt; nur die Gelehrten und Künſtler waren in einfachem Schwarz gekleidet, gleich ihrem großen Meiſter, deſſen Bruſt an dieſem Tage der große Stern zierte. So ſtand der ehrwürdige Greis an eine Büſte (wenn ich nicht irre, Homer's) gelehnt, und empfing mit Beſcheidenheit und ſtiller Freude die Huldigungen der erlauchteſten Perſonen; ein Fürſt unter Fürſten, feierte er einen Triumph, wie wohl noch kein Dichter erlebt! — Die Verſammlung verweilte bis gegen Mitternacht, und der 76jährige Greis, obgleich er ſchon Morgens 4 Uhr aufgeſtanden, unterhielt ſich bis gegen 1 Uhr im traulichen Familienkreiſe, und am nächſten Morgen, bei guter Zeit, war er ſchon wieder mit Diktiren beſchäftigt. — Am dritten Tage ward Goethe's „Taſſo" im Theater gegeben, für das denkfähige Publikum immer ein Hochgenuß! Madam Jagemann („Prinzeſſin") und Hr. Oels („Herzog") zeigten deutlich, daß ſie noch aus der claſſiſchen Schule ſtammen; Hr. Durant („Taſſo") gab beſonders die feurigen Scenen mit vielem Geſchick. Ganz vorzüglichen Eindruck aber machte „Antonio's" Beſchreibung des Papſtes; ſie war wie für den heutigen Tag gedichtet, und das Publikum verſtand raſch und freudig die rechte Anwendung der treflichen Worte:

„Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutrau'n, ſeine Gunſt,
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vortheil ſeines eig'nen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird!"

Alles lebte in dieſen Tagen in der entzückenden Erinnerung einer noch nicht verfloſſenen goldenen Zeit; neue Hoffnungen regten ſich in jeder Bruſt und überall vernahm man den herzlichſten Wunſch: Erhalte Gott uns noch lange das würdigſte Greiſen-Paar — unſern Karl Auguſt und unſern Goethe!!

— N —.

Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutſchen Sprache. (Schluß.) Möchte ich doch die Freude haben, meine Anſicht von mehreren Männern billigend aufgenommen zu ſehen, und ſie zu dem Entſchluſſe erwecken zu können, nicht nur ihre eigenen Kinder, wenn es noch nicht der Fall war, ganz zur hochdeutſchen Sprache zu erziehen, ſondern ſich auch bei andern Aeltern, auf die ſie Einfluß haben, eben dafür zu verwenden! Die Sache koſtet ja gar nichts, da jeder, der dieſes

lieset, doch wohl Hochdeutsch wird sprechen können;*) und mehr bedarf es ja nicht, als mit den Kindern sich in dieser Sprache zu unterhalten, und darauf zu sehen, daß sie auch unter sich und mit dem Gesinde nicht Platt sprechen, wenn das Letztere ihnen auch nur Platt antworten kann. Das Uebrige findet sich in der Folge durch Lektüre u. s. w. Ich bin zuerst durch das ehemalige deutsche Museum zum Hochdeutschen aufgemuntert worden, und habe es hernach aus den Adelungschen Schriften, vorzüglich aus seinem kleinen Handwörterbuch für die Rechtschreibung u. s. w. gründlicher gelernt. — Hat Pommern, das man sonst wegen Zurückbleiben in der Kultur wohl zu despötein pflegte, in den letzten Decennien sich so weit fort bilden können, daß jetzt sogar der gemeine Mann in sämmtlichen Städten nur Hochdeutsch spricht: sollten wir Mecklenburger es denn durch vereinte Bemühungen nicht dahin zu bringen vermögen, nur unsere studirende Jugend zum Hochdeutschsprechen zu gewöhnen? — So viel ich sehe, kommt es nur auf den Willen an, und da bin ich, zur Ehre unsers Vaterlandes, geneigt, bei recht Vielen, so bald sie den Gegenstand nur überdacht haben, die größte Bereitwilligkeit, ja lebhaften Eifer voraus zu setzen, das Bessere befördern zu helfen, und ich schlage, um die Sache noch erfolgreicher an zu regen, deßhalb hier die Stiftung eines Mecklenburgischen hochdeutschen Vereins, zur möglichsten Beschränkung der plattdeutschen Sprache, vor, dessen Mitglieder sich bloß zu der Obliegenheit bekennen dürften:

1) Selbst nie Platt zu sprechen, auch nicht mit dem gemeinen Manne.

Es ist seltsam, daß manche oder viele Prediger mit ihren Gemeindegliedern, besonders mit dem gemeinen Manne, nur Platt sprechen, da sie doch auf der Kanzel und bei andern Amts-Geschäften in hochdeutscher Sprache Vorträge halten. Wie angemessen wäre es, wenn die Prediger stets Hochdeutsch sprächen, damit die Leute sich daran gewöhnten, und diese Sprache besser verstehen lernten. Ich habe daher als Prediger nie ein plattes Wort gesprochen, und nie im geringsten wahrgenommen, daß die Gemeinde es anders wünschte. Wenn ein Prediger glaubt, sich dadurch beliebt zu machen, daß er sich den Bauern an Gemeinheit gleichstellet, muß er über die Natur seines ehrwürdigen Berufs sehr beschränkte Begriffe haben.

2) So weit sein Wirkungskreis reicht, die Jugend der sogenannten gebildeten Stande nur zur hochdeutschen Sprache erziehen zu helfen. Diese müssen vorangehen, die niedern Klassen werden wohl einmal folgen.

Dies wäre Alles, denn mehr bedürfte es eigentlich nicht. Um die guten Vorsatze indeß nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, wollen wir noch einen Punkt hin zu fügen, nämlich

3) jährlich einmal, am besten gegen Neujahr, von dem Erfolge der Bemühungen, besonders von der Zahl der für das Hochdeutsche gewonnenen Individuen, Nachricht zu geben.

Wollen die Freunde unserer edlen hochdeutschen Sprache mir ihre, auf obigen Zweck sich beziehenden Bemerkungen mit zu theilen die Güte haben, so werde ich gern die gesammelten Resultate zur öffentlichen Kunde bringen, und also nicht nur den Mitgliedern des Vereins, sondern auch dem vaterländischen Publikum überhaupt von dem Fortgange dieser Stiftung Rechenschaft ablegen. Daß besonders unter den jüngeren Herren Predigern und Hauslehrern sich recht viele Theilnehmer finden mögen, ist mein lebhafter Wunsch, und ich will es zuversichtlich erwarten.

F.

*) Daß die Bekanntschaft mit dem Hochdeutschen, z. B. in Prediger-Familien, noch so schwach seyn sollte, wie in meiner Jugend, mag ich nicht annehmen. Man wird den Kindern also auch nicht mehr vorsprechen, wie damals: „Liebes Mamaken! Geben Se mich eene Birrn, — eene Neijnaffel (Nähnadel), — een Zaglicht" u. s. w., oder: mich dukn de Uhren so weh, ich kann gor nich hüren."

Einer der ausgezeichnetsten Männer Schwedens, Namens George Berchelson, ist unlängst in Nicoping in Südermannland gestorben. Er war blind geboren (?), was ihn aber nicht hinderte, in der Mathematik, Theologie, Metaphysik, Moral, Philosophie, Dichtkunst und Musik die bewunderungswerthesten Fortschritte zu machen. Auch der Naturgeschichte hatte er sich gewidmet, und mit demselben Erfolge. Aber was fast unglaublich erscheint, ist, daß dieser außerordentliche Mensch auch sogar die Malerei kultivirte, und es darin so weit brachte, daß er menschliche Bildnisse anfertigte; namentlich seine Mutter malte er in seinem dreißigsten Jahre zum Sprechen ähnlich!! — Einer seiner Verwandten in Stockholm hat seine Lebens-Geschichte verfaßt. Berchelson hat ein hohes Alter erreicht. (Corsaire.)

Wie schlau die Contrebandiers sind, das haben sie unlängst in Rom bewiesen. Ein alter Zollbeamter wollte bemerkt haben, daß alle Jahr gegen den Petrustag ein schwer belasteter Wagen zwischen 11 und 12 Uhr Nachts die Straße, welche noch jetzt via Publicola heißt, entlang, an der Tiber fort bis zum Campo Porletto fuhr; die Begleiter des Wagens schienen unter ihren Mänteln wie englische Postillons gekleidet. Er stattete einen weitläufigen Bericht hiervon ab, und beim nachsten Petrustage postirten sich mehrere Zollbeamte in der bewußten Gegend umher und erwarteten den bezeichneten Wagen. Nicht lange, so kam er auch wirklich daher gefahren. Sogleich umzingelte man ihn, und die Begleiter wurden genöthigt, ihn auf zu decken. Willig ward das Geheiß erfüllt, und siehe da, den erstaunten Zollbeamten zeigte sich eine Menge römischer Gottheiten vom Jupiter bis zum Pan herab; selbst Heroen und Musen fehlten nicht. Da war Jupiter mit seinem Adler und seinem Blitz, Juno mit ihrem Pfau, Venus mit ihren Tauben, Pallas mit ihrer Eule und ihrer Lanze u. s. w. Nachstdem waren noch eine Anzahl Thiere beigefügt, so daß der Wagen unter seiner Belastung keuchte. Die getäuschten Zoll-Diener wollten sich eben schmollend entfernen, als einer derselben im Ingrimm mit dem Fuß nach Herkules Keule stieß, und siehe! ein hohler Schall ließ sich hören! „Freunde", rief er hastig, „das ist doch der Untersuchung werth, das klingt nicht wie Bronze, sondern wie hohles Blech!" Im Nu fiel man über ein Paar Götter her, und siehe, es waren lauter Contrebandiers! So trug Jupiter in seinem Bart vierzig Paar Strümpfe, Venus förderte zwölf wunderschöne Caschemirs in die Welt, Aeskulap trug in seinen Wanst fünf Rumfäßchen, der Sohn der Latona drei Fäßchen Champagner, der Kopf Pluto's enthielt falsche Waden und Kanten, Proserpina war voller Gewürznagelein, Themis voller Zimmt, Vulkan voller englischer Rasirmesser. Das Faß des Bachus war voll Sammt-Mantel und Beinkleider und der Helm des Mars voll Bayonner Chokolade!! — Und was das Aergste war, keine der so tief gekrankten Gottheiten wollte sich rächen! Jede hielt ruhig die Plünderung aus, und ließ sich nach Belieben abführen!! (Corsaire.)

Sauvan sagt: Philipp August, der Eroberer genannt, hatte eine solche Vorliebe für Paris, daß er dem Rathhause dieser Stadt als Wappen ein silbernes Schiff mit azurnem Obertheil schenkte, worauf goldene Lilien gesäet waren, mit der Inschrift: Paris ist die Dame aller anderen Städte Frankreichs und der König ist ihr alleiniger Führer und Schutzherr! (Journ. d. Par.)

Die Leiche der durch Voltaire berühmt gewordenen, im Jahr 1730 gestorbenen Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, deren Schönheit, achtungswerther Charakter und seltenes Talent zwanzig Jahr hindurch die Bewunderung von ganz Paris auf sich zog, ward durch ihre Freunde heimlich entwendet und heimlich beerdigt, ohne daß Jemand die Stelle des Begräbnisses herausbringen konnte. Daß sie am Ufer der Seine begraben sey, wußte man. Als 1790 der berühmte Perronnet die Brücke Ludwigs XVI. bauen ließ, gab er Befehl, sorgsam nach zu

suchen, aber vergebens. Im Jahr 1804 erst hat man zufällig das Grabmal in der Straße Grenelle St. Germain aufgefunden, von einer marmornen Tafel bedeckt, mit einer in römischen Unzial-Buchstaben verfaßten, darüber sprechenden Inschrift. Das Denkmal wurde, um es recht zu sichern, in der Brandmauer eines Hauses angelegt, das früher dem General Lemoine gehörte und jetzt Eigenthum des Grafen Lannoy ist, und zwar so, daß die Wegnahme desselben die Mauer gefährden würde. (Pandore.)

Englische Zeitungen berichten, daß die berühmte Gattin des Hrn. Wellesleypole (um welche vor ihrer Verheirathung sogar Fürsten geworben haben, wegen ihres ungeheuern Reichthums, den ihr Bruder ihr hinterlassen), kürzlich in Richemont an einer heftigen Gemüthsbewegung gestorben sey, welche die Wieder-Annäherung ihres vor mehreren Jahren freiwillig von ihr getrennten Gatten bei ihr hervorbrachte!! Das heißt eheliche Liebe!! (Pandore.)

In Amerika wird von 11,647,000 Individuen englisch, von 10,504,000 spanisch, von 7,594,000 indisch, von 3,740,000 portugiesisch, von 1,242,000 französisch, von 2,160,000 holländisch, dänisch und schwedisch gesprochen. (Corsaire.)

Unweit Abo, der Hauptstadt von Finnland, ereignet sich mit einem ziemlich hohen Berge der besondere Vorfall, daß derselbe zusehends einsinkt, und zwar alle Tage etwa sechs Zoll. Man kann berechnen, daß in zwei Jahren, wenn das so fortgeht, die auf dessen Gipfel befindliche Bergfeste mit dem Erdboden gleich stehen wird! (Corsaire.)

Die Frau eines Valencer Schiffers war mit ihren zwei Kindern, einer Tochter von eilf Jahren und einen anderthalbjährigen Knaben, ihrem Manne bis Tournon gefolgt, wo der Mann ausstieg und in's benachbarte Dorf ging. Da er über Erwarten lange blieb, ließ sie auch ihre Tochter aussteigen und gab ihr das kleinere Kind mit, um dem Vater entgegen zu gehen. In dem Augenblick, da die Tochter auf einen hervorstehenden Fels getreten war und schon das kleine Knäbchen auf dem Arme hielt, versank der Fels, und beide Kinder verschwanden vor der entsetzten Mutter Augen hülflos in den Fluthen der Rhone! (Pandore.)

In der Kirche zu Bougival (Umgebung von Paris), findet sich eine Marmortafel, mit der Inschrift: „Hier ruhen die ehrenwerthen Personen Rennequin Sualem, einziger Erfinder der Maschine von Marly, welcher am 29. Juli 1708 im 64sten Jahre verstorben, und Frau Marie Nouelle, seine Gattin, gestorben am 14. Mai 1714, im 84sten Jahre." — Die Erfindung dieser Maschine schrieb sich nämlich unrechtmäßiger Weise ein Ingenieur zu, Namens Deville. Es ist besonders merkwürdig, daß der Erfinder eines Werks, welches in einer Zeit angefertigt wurde, da die Mechanik noch so sehr in der Kindheit war, und das dennoch so höchst kunstreich ersonnen und so zweckmäßig sich bewährte, nicht einmal lesen konnte! (Corsaire.)

Fürst Dolgoruki, in Polen, hat unstreitig eins der prachtvollsten, auserlesensten Ameublements. Namentlich zeichnet sich ein Saal aus, welcher funfzig Stuhle, dreißig Lehnsessel und vier Sopha's enthält, die außerordentlich schön sind. Jeder Stuhl ist aus Cederholz, Eben- oder Guillac-Holz, und stellt einen besonderen Vogel vor: einen Schwan, einen Geier, eine Taube, einen Papagei, einen Kranich u. s. w. Die Lehnsessel sind Goldarbeit oder massives Silber, und stellen einen Stier, einen Widder, einen Wolf, einen Fuchs, oder auch den Neptun vor. Die vier Sopha's endlich sind ein Elephant, ein Wallfisch, ein Dromedar und ein Nilpferd. Das Ganze schätzt man auf 6 Millionen Werth. Alles dies ist in Holland angefertigt. (Corsaire.)

Daß der Hund wirklich Ueberlegung habe, zeigt er am deutlichsten dadurch: daß, wenn z. B. drei Scheidewege sind, auf denen er eine Spur aufsuchen soll, so berieche er nur zwei dieser Wege, dann schlägt er den dritten unberochen ein, meinend: weil's jene zwei nicht sind, so muß dies der rechte seyn! (Corsaire.)

1825. No. XXXVII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blumen auf das Grab
der Schauspielerin
Luise von Holtei, geb. Rogée,

Mit ihrem Bildniß, trefflich gestochen von J. W. Meyer sen.

Velin: 1 Thlr. 12 Gr. Englisch-Druckpap. 1 Thlr.

Außer den funfzig Gedichten von Karl von Holtei findet man hier Beiträge von Bärmann, Fr. Barth, Böbel, Castelli, Chamisso, Helmine von Chezy, Contessa, Julius Curtius, Otto v. Deppen, Fischer, Agnes Franz, Friederike, L. M. v. Fouqué, F. W. Gubitz, Ludwig Halirsch, Th. Hell, Houwald, Kastor, A. F. E. Langbein, Peter Lelly, v. Lichtenstein, Löbell, A. v. Maltitz, Wilhelm Neumann, L. Rellstab, Ludwig Robert, M. G. Saphir, Karl Schall, v. Schlechta, Fr. v. Schober, Schwarz, Joh. Gabr. Seidel, Johannes Silesius, Smrock, Falk v. Trautenstein, Fr. v. Uechtritz, Karl Witte, B. Wolff, P. A. Wolff und Zeune. — Und so ist, mit dem Denkmal der Erinnerung an eine allgemein verehrte Frau und Künstlerin, zugleich eine Sammlung trefflicher Gedichte entstanden, die es wahrhaft verdient, in Familien-Bibliotheken aufbewahrt zu werden.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

So eben ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Musik, für Freunde und Verehrer dieser Kunst.

Nach dem Franzbsischen der Frau v. Bawr, frei bearbeitet von August Lewald. Mit Kupfer und Musikblatt. 8. Nürnberg, Haubenstricker. Velinpapier, geh. 1 Thlr. 3 Gr.

Zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winter-Abenden mache ich auf folgende bei mir erschienene sehr gehaltvolle Schriften aufmerksam:

Jacobs, Fr., Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 3 Thle. Auch unter dem Titel: Frauenspiegel. 5 Thlr. 16 Gr.

— — die beiden Marien. 2 Thlr.

Laun, Fr., Romanesken aus Langermanns Pulte. 1 Thlr. 4 Gr.

Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäischen Völker. 1 Thlr.

v. Miltitz, C. B., gesammelte Erzählungen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — Orangenblüthen, 3 Sammlungen. 4 Thlr.

Raupach, Dr. E., die Erdennacht, ein dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.

— — die Gefesselten, dramat. Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.

— — die Königinnen, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 1 Thlr.

— — der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 21 Gr.

— — die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten. 1 Thlr.

— — erzählende Dichtungen. 1 Thlr. 8 Gr.

Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von Dr. E. Raupach. 1 Thlr. 12 Gr.

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. 2 Thle. 4 Thlr.

— — jährliche Mittheilungen, herausgegeben in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, Fouqué, Heinroth, Houwald, Jacobs, Miltitz und Raupach. 3 Bde. 3 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen, mit Beiträgen von Böttiger, Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Naubert, Rochlitz, Fanny Tarnow und Wellentreter. Herausgegeben von Fr. Rochlitz, mit 25 Kupfern. 4 Jahrgänge. 1817—20. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1825.

Carl Cnobloch.

(Obige Artikel sind in allen Buchhandlungen zu haben.)

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Kurzgefaßte Englische Sprachlehre

für Anfänger, nebst einer Anleitung zum richtigen Lesen und zur gehörigen Betonung der Sylben.

Herausgegeben

von

J. Louis,

öffentlichen Sprachlehrer an der Franzschule in Dessau.

Dessau, bei B. Schlieder und in Leipzig bei Kollmann.

Preis: 10 Gr.

Das „Repertorium", 2ter Band 2tes Stück, sagt unter Anderem in einer Recension über dieses als zweckmäßig anerkannte Buch:

„Die Anleitung zum Lesen ist sehr gut. Ueber die Wortfolge ist das Nöthige recht gut beigebracht. Nicht nur die vornehmsten Zeitwörter, sondern auch die Adjektive werden mit der Präposition, die sie regieren, angeführt: eine im Englischen unentbehrliche, aber von manchen Sprachlehrern vernachlässigte Sache. Den Beschluß macht ein gutes Wörterbuch. Kurz, das Buch verdient auf Schulen eingeführt zu werden."

Bei uns sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunser: der verlorene Sohn; das Abendmahl; Christus am Kreuz; die Auferstehung) und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Euryanthe. Von Helmine von Chezy. Mit Umschlag und Vignette von Gubitz. 18 Gr.

Othar von Bretagne und Bergmannsthal. Erzählungen von M. C. Hansen und J. M. Thiele; aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Lenburg. 1 Thlr. 12 Gr.

Perlen der heiligen Vorzeit. Von Joh. Ladislav Pyrker (Dichter der „Tunisias" und des Epos: „Rudolph von Habsburg"). Gedruckt auf Kosten des Ofner wohlthätigen Frauen-Vereins. Pracht-Ausgabe 2 Thlr. 8 Gr.; ordinaire Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 9 Gr.

Berlin, 1825. Vereins-Buchhandlung.

Friedrichsstraße Nr. 176.

Nützliche Bücher.

An alle Buchhandlungen ist versendet:

Der Motten- und Wanzen-Vertilger

nebst beste Mittel wider Ameisen, Schnecken, Fliegen, Wespen, Mücken, Läuse, Flöhe, Milben, Kellerwürmer, Ratten, Mäuse und Sperlinge. Ein Buch für jede Haushaltung. 8. br. 10 Sgr.

Dieses höchst nützliche Büchelchen enthält eine Auswahl von Mitteln gegen die den Menschen und Hausthieren, der Oekonomie und Gärtnerei schädlichen Thiere, bei deren Anwendung man sich den gedeihlichsten Erfolg sicher versprechen kann.

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung

der Hühneraugen, Fußschwielen, Warzen, übermäßigen Fußschweiß

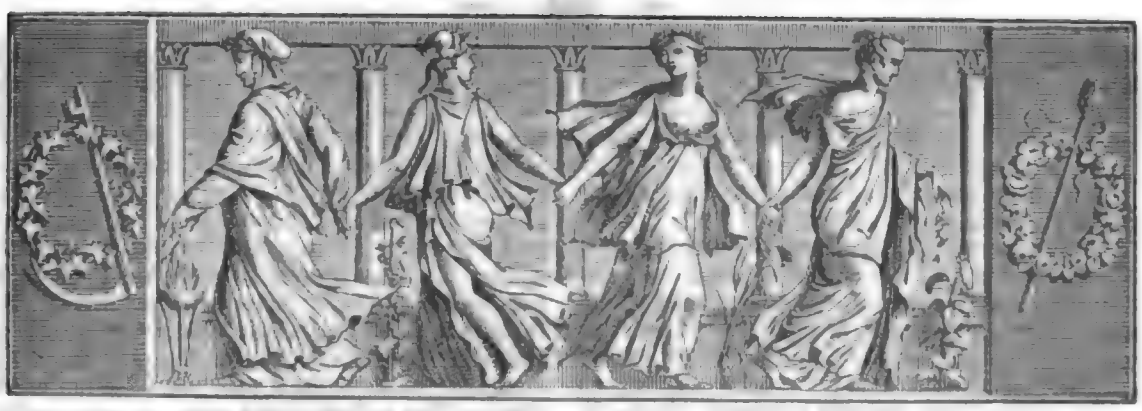
und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen.

Aus den Schriften vorzüglicher Aerzte gesammelt. 8. br. 10 Sgr.

Diese Schrift ist allen denen, die an obigen Uebeln leiden und davon befreit seyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

Quedlinburg, Septbr. 1825. T. J. Ernst.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 12. Oktober. 163ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Das achte Capitel erklärt Nuſchirewan's letzte Lehren, von denen wir jedoch nur folgende ausheben können:

„Da du ſiehſt, daß Nacht und Tag hinter einander kommen und gehn, ſo darf der Menſch ſich nicht betrüben, daß auch er aus einem Zuſtande in den andern verſetzt wird, das heißt, er muß nicht darauf achten, daß bald die Freude vergeht und Kummer kommt, bald der Kummer vergeht und Freude kommt.“

„Es iſt beſſer, vor Hunger zu ſterben, als das Brod der Niederträchtigen zu eſſen.“

„Niemand iſt einfältiger, als der Jemand, den er vorher im niedern Range gekannt, noch, nachdem er erhöhet worden, immer mit den vorigen Blicken betrachtet.“

„Wenn Jemand hinter deinem Rücken ſchlecht von dir geſprochen, und ein Anderer, der ſich für deinen Freund ausgiebt, dir dieſe Reden hinterbringt, ſo halte den Letzteren für einen ärgeren Feind als den Erſtern; denn jener ſpricht das Böſe hinter deinem Rücken und dieſer ſagt es dir in's Angeſicht.“

„Der Menſch mag noch ſo viel Wiſſenſchaft beſitzen, wenn er dabei keine Fähigkeit hat, ſo wird ihm die Wiſſenſchaft nichts als Sünde einbringen.“

„Wenn du willſt, daß dir ſtets deine Ehre verbleibe, ſo gewöhne dich, dich zu ſchämen.“

„Wünſcheſt du, daß die Menſchen nach deinen Worten handeln, ſo handle du zuerſt nach deinen Worten.“

Das neunte Capitel handelt von den Zuſtänden des Alters und der Jugend. Ehrfurcht vor dem Alter empfiehlt folgende Geſchichte:

„Man erzählt, daß es in irgend einer Stadt einen Greis gegeben, der volle hundert Jahre alt und an Geſtalt verfallen und am Leibe gebückt war. Indem nun dies krumme und ſchiefe Greiſchen eines Tages gebückt einher ging, ſo ſagte ihm ein Jüngling ſcherzweiſe: O Vater, wie theuer haſt du den Bogen gekauft, den du trägſt? melde es mir doch, auch ich will einen kaufen. Seine Abſicht war, auf den gebückten Rücken an zu ſpielen. Sogleich antwortete der Alte: O Jüngling, wenn du lange leben wirſt, ſo wird das Schickſal dir dieſen Bogen umſonſt geben, ihn zu kaufen iſt nicht nöthig. Allein du möchteſt vielleicht dieſes Bogens nicht würdig ſeyn! Der Jüngling ward darüber beſchämt und bereuete, was er geſprochen. — Dieſe Worte aber ſind unter den Menſchen zum Andenken verblieben.“

Das zehnte Capitel, welches die Ordnung bei dem Eſſen und Trinken erklärt, giebt folgende lehrreiche Geſchichte:

„Es gab einen Fürſten, genannt Sahib Kiaſi, der eines Tages mit ſeinen Vertrauten ſpeiſte. Er bemerkte in Jemandes Löffel ein Haar und ſagte ihm: Halt, wirf das Haar vom Biſſen! Der Gaſt legte den Biſſen aus der Hand, ſtand auf und ging weg. Die Mitgeſellſchafter waren darüber verwundert und Sahib

ließ den Mann zurück holen und fragte ihn: Warum bist du aufgestanden und fortgegangen? Er antwortete: Wie soll ich die Speise des Mannes essen, der das Haar im Bissen sieht! — Als Sahib diese Worte hörte, ward er beschämt."

Die Moral ist, daß es unanständig sey, auf des Gastes Bissen zu achten.

Gegen das Laster der Trunkenheit warnt das eilfte Capitel auf eine fast lustige Weise. Zuerst wird das Weintrinken ernstlich untersagt; wenn man aber doch trinke, so solle man wenigstens Gott um Beistand und Bekehrung anrufen, und jedenfalls den Wein nicht zu geschwind, nachdem man gegessen, genießen, sondern warten, bis der Durst drei Mal vergangen. Auch solle man, wenn es doch getrunken seyn müsse, erst nach der Vesperzeit trinken, damit die Menschen den Rausch nicht bemerken, und kein Confekt zum Wein genießen, weil dies den Magen beschwere. Auch solle man nicht zur Berauschung trinken, denn dies habe zweierlei Folgen, Verrücktheit und Krankheit. So lange man berauscht sey, sey man vollkommen verrückt, wenigstens ein Narr; wenn man nüchtern, wieder krank, wenigstens unpäßlich. Wer kann sich enthalten, hierbei an Goethe's herrliches Lied im „Saki Nameh" zu denken, dessen Schluß ist:

„Lieb', Lied und Weinestrunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit,
Die mich entzückt und plagt."

Worauf aber in dem sogleich nachfolgenden der Schenke den Dichter mit folgenden Worten anredet:

„Schenke.

Welch ein Zustand! Herr, so späte
Schleichst du heut aus deiner Kammer;
Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer."

Wenn man aber doch bis zur Berauschung trinken wolle, so solle man wenigstens nicht Frühmorgens trinken. Könne man aber auch dies nicht lassen, so solle man es doch nur zuweilen thun. Wenn man endlich durchaus ein Trunkenbold werden wolle, so solle man sich doch wenigstens gewöhnen, in Freitagsnächten nicht zu trinken. Man werde alsdann das Freitags-Gebet nicht vernachlässigen, und wenigstens in acht und vierzig Nächten das Jahr über den Beutel und die Gesundheit schonen, und vielleicht durch die Einsicht dieser Vortheile zuletzt bei reiferem Verstande einsehen lernen, wie viele Vortheile von einer zu allen Zeiten fortgesetzten Unterlassung zu erwarten sind, und sich bekehren und Buße thun.

Das zwölfte Capitel erklärt, wie man Gäste bewirthen und zu Gaste gehen muß, und enthält folgende noch drolligere Stelle:

„Laß immer den besten Wein bringen; denn ist der Wein schlecht, so wird die Mahlzeit, so gut du sie auch magst auftragen lassen, doch wegen des schlechten Weins für schlecht gehalten. Ist aber der Wein gut, so mag dein Tisch noch so schlecht seyn, er wird doch wegen Güte des Weins für gut angesehn und alle deine Fehler werden bedeckt werden. Hierzu kömmt, daß Wein zu trinken Sünde ist. Wenn du also die Sünde begehst, so begehe sie wenigstens um des besten Weins willen; denn sonst würdest du theils die Sünde begehen, theils würdest du schlechten Wein trinken. Bei Gott! das würde das Liederlichste unter den liederlichen Dingen seyn. Wenn du sündigst, so sündige wenigstens um der besten Dinge willen. Wenn du am jüngsten Tage gestraft werden wirst, so werde wenigstens wegen des Besten gestraft, um wenigstens auf dieser Welt nicht so bethört zu seyn, wie du in jener Welt bethört werden wirst, das heißt: weine nicht um etwas Geringes, sondern wenn du weinst, so weine wenigstens um etwas Großes, was der Liebkosung werth gewesen. Indessen Verständige und Kluge werden nicht, um auf dieser Welt einige Tage zu lachen, in jener Welt Blut zu weinen für gut finden."

Wahrscheinlich ist dies die Quelle, woraus Goethe folgende Strophe geschöpft hat:

„Da wird nicht mehr nachgefragt,
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniß um den Krätzer."

„Westöstl. Divan" S. 186.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Thiebaud de Berneaux. Er ist nicht ohne Talent, war aber stets, ohne daß sich ein genügender Grund dafür auffinden ließe, das Stichblatt der Witzeleien, welche in der literarischen Welt so üblich sind. Auf einer Reise nach Ermenonville, wobei er eine übertriebene Empfindelei affektirte, wurde er mit dem General Heinrich Compere bekannt, welcher ihn zu seinem Sekretair machte. Der General befehligte in Toskana, und hatte sein Hauptquartier zu Livorno. Während der öftern Excursionen, welche er zu machen genöthigt war, hinterließ er seinem Sekretair Blanketts zur nöthigen Ausfüllung. Einst, während einer abermaligen Abwesenheit, die vierzehn Tage währen sollte, fürchtete Thiebaud, der mehr Gelehrter als Krieger war, einen Aufstand des Volks, und forderte in Folge dieser Furcht den Bewohnern Livorno's durch einen Tagesbefehl alle Waffen ab, sowohl Schießgewehr als blanke Waffen; selbst die Galanterie-Degen waren von der allgemeinen Requisition nicht ausgenommen. Viele wollten behaupten, der Sekretair habe diese Maaßregel weniger aus

Furcht, als aus Spekulationsgeiſt ergriffen, allein ſie thaten dem guten Manne gewiß Unrecht. Uebrigens hoffte Thiebaud, daß der General, ſeiner längeren Abweſenheit wegen, dieſen Gewaltſtreich nicht rügen werde, aber — er hatte ſich verrechnet. Er ward bei der Rückkehr des Generals von ſeinem Poſten entlaſſen und Compere ſagte ihm: „Sie verdienten, daß ich Sie erſchießen ließe, allein ich will mich damit begnügen, Sie von meiner Perſon zu entfernen. Begeben Sie ſich nach Elba, und erwarten Sie dort meine weiteren Befehle; wagen Sie es aber nicht, ſich wieder vor mir ſehen zu laſſen!“ — Thiebaud, mit einer hübſchen Summe Geldes verſehen, ging wohlgemuth in ſein Exil, und gab bald darauf eine General-Ueberſicht jener Inſel heraus, die von Fehlern und Irrthümern ſtrotzte. Alle Journale machten ſich deshalb über ihn luſtig, beſonders nahm ihn Vanderburg in dem „Mercure de France“ arg mit. Von Elba ging Thiebaud, als Kapuziner verkleidet, nach Rom, und ward dort Advokat: ſein gutes Herz verleitete ihn aber, die Vertheidigung eines gewiſſen Marquis zu übernehmen, der in Laſtern vergraben war, und — er verlor ſeinen Poſten. Er kehrte nun wieder nach Frankreich zurück und ward in Nancy Redakteur des „Journal de la Meurthe“. — Während ſeines Aufenthalts in Italien hatte Herr Thiebaud, der in gewiſſer Hinſicht ſehr leichtgläubig zu ſeyn ſcheint, von irgend einem Schwindler ein Diplom als Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft Italiens erhalten, die nie exiſtirte. Das Diplom war ſogar von einer Menge Perſonen unterzeichnet, deren Namen jedoch eben ſo unbekannt waren, als die ganze Geſellſchaft. Als Herr Thiebaud nach Paris zurück gekehrt war, wollte er die Geſellſchaft, deren Sekretair er ſich nannte, in größeres Anſehn bringen. Er ging daher zu den angeſehenſten Gelehrten, und bat ſie um Empfehlungen und Bücher. Millin, Lenoir, Langles und Andere, gaben ihm ihre Werke, und einige ehrliche Seelen, welche ihre Nullheit unter Titeln verbergen wollten, kauften ſich für 25 Franken als Mitglieder jener gelehrten Geſellſchaft ein. Als Paris bereits mit Akademikern dieſer neuen Gattung reichlich verſehen war, ſchrie einer jener Unbeſcheidenen, welche jeder Sache auf den Grund gehen, über Betrug, und Thiebaud, ſelbſt betrogen, hatte den Schmerz, behaupten zu hören, daß er betrogen habe. Dies kränkte den armen Mann ſo ſehr, daß er in eine Krankheit verfiel, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. — Des Umgangs mit den Lebenden müde, wandte Thiebaud ſich nun zu den Todten, indem er ſich den Freund aller großen Männer nannte, welche kürzlich geſtorben waren. Der berühmte Zoega hatte ſo eben der Natur ſeinen Zoll entrichtet. Mit Hülfe eines Artikels, welchen er in das „Magasin encyclopédique“ einrücken ließ, und einiger Zeitſchriften, die er ſich aus Italien zu verſchaffen gewußt, ſetzte Herr Thiebaud den Nachruf an einen Freund zuſammen, den er, wie man behaupten will — nie geſehen hatte. Bald darauf gab er ſich für den ehemaligen Gefährten des Cardinal Borgia aus, der ſo bekannt iſt, durch ſeine Liebe zu den egyptiſchen Alterthümern ſowohl, als durch ſeine Kenntniß derſelben. Diesmal aber war er unglücklich, denn man bewies ihm, daß er Alles das, was er als Augen- oder Ohrenzeuge anführte, aus ſchlecht oder gar nicht verſtandenen italieniſchen Zeitungen und Zeitſchriften entlehnt habe, und es kam ſo weit, daß er von der Redaktion des „Magasin encyclopédique“ erſucht wurde, ſie mit ferneren Beiträgen zu verſchonen. — Als Sonnini geſtorben war, gab er ſich für deſſen Schüler aus und ſammelte Beiträge zu Errichtung eines Denkmals für ihn. Dies wurde auch errichtet, allein es fiel ſo kleinlich aus, daß einige Perſonen, welche wahrſcheinlich ſehr reichlich beigeſteuert hatten, laut behaupteten, Herr Thiebaud habe wenigſtens hundert Friedrichsd'or für ſeine Mühe zurück behalten. Er jedoch tröſtet ſich mit dem reinen Bewußtſeyn, und läßt die arge Welt über ſich reden, indem er wohl einſieht, daß ein friedliebender Menſch nichts Klügeres zu beginnen vermöge.

(Die Fortſetzung folgt.) G. S.

Lieder von Manfred.

7.

In der blutfinſtern Geiſternacht
Hab' ich im Garten ſtumm gewacht,
Und wie ich zu den Blumen ging,
Schönroſe an zu reden fing:

„Bin wonnevoll und freudenreich,
Die Königin im Blumenreich,
Hab' deine Liebſte ja geſehn,
Sie trug ein Kindlein jung und ſchön!“

Das war der höchſte Wahnſinnsfluch,
Der über mir zuſammen ſchlug,
Und durch die Beete rannt ich hin,
Da ſprach zu mir der Rosmarin:

„Haſt wohl dein ſüßes Lieb geſehn,
Zum Trau-Altar vor'm Jahre geh'n,
Da blühte wohl von mir ein Zweig
In ihren Locken mild und weich.“

Fluch, Fluch dir, warum mahnſt du mich
An jenen Abend fürchterlich!
Und kaum, daß mir das Wort entflohn,
Da ſpricht zu mir die Linde ſchon:

„Ich aber habe ſie geſchaut,
Dein ſchönes Lieb als ſeine Braut,
Und ſah wohl durch's Gezweig herab,
Wie ſie den erſten Kuß ihm gab!“

Dann nahm Grünlaube ſchnell das Wort:
„Sie haben All' dein Herz durchbohrt,
Wollt' ich erzähl'n, was ich geſehn,
Das brächte dir noch größ're Weh'n!“

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Die langste theatralische Neuigkeit der Königlichen Bühne, nämlich: „Eudor und Cymodocea. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nach Chateaubriand und Garn, übertragen von Th. Hell", haben wir auch gesehen. Wir besuchten die zweite Vorstellung, bei welcher im Schauspielhause ein Vergleich mit dem Stück sehr nahe lag — es war überall kalt und leer. Wenn die Frömmigkeit des Hrn. v. Chateaubriand nicht warmer ist, als sie sich in diesem Stücke giebt, so taugt sie nicht für den Herbst und Winter des Lebens; man findet hier überhaupt von der Dichtkunst höchstens den äußern Cultus. Die Fabel ist aus den Zeiten des Diocletian, der letzten Epoche römischer Kraft, und es handelt sich, neben einer ganz gewöhnlichen Liebes-Intrigue, um die Verfolgung der Christen, die, bis auf den Neuling „Eudor", sehr mattherzig erscheinen. Auch dieser hat es nur bis zum Theater-Christenthum gebracht, indem er keine Gelegenheit vorüber läßt, ohne ihr tragische Coulissen-Späße in den großtonendsten Redensarten mit auf den Weg zu geben. Die wirksamste Scene hat der letzte Akt, von dem Moment an, wo „Cymodocea" erscheint, ihren geliebten „Eudor" auf dem Pfade zum Tode zu begleiten. Die beiden Hauptrollen wurden von Hrn. Redenstein und Mad. Unzelmann mit dem besten Willen und Talent gegeben, und die Herren Beschort („Cyrillus"), Mattausch („Oberpriester"), Lemm („Hierokles") und Krüger („Diocletian") thaten, was sie konnten, um aus dem Stück mehr als ein hohles Jamben-Wesen zu machen; es wollte aber nicht sonderlich gehen und der Erfolg des Uebertragens und Einstudirens war höchst gering. Wäre die Mode der Schein-Frömmigkeit nicht im Abnehmen, hatte das Stück vielleicht mehr Anhänger gehabt; aber man fängt an, ein zu sehen, daß alle zur Schau getragene Andacht dem Inhaber nichts mehr nutzt und thut dergleichen von sich. — Besser gefallt uns die kürzeste Neuigkeit (vielleicht sogar das kürzeste Bühnenstück überhaupt); wir meinen: „Komm her! dramatische Aufgabe in einer Handlung, von Franz Elsholz." Es ist wohl eigentlich kein Stück, nur eine Scene zu nennen, die darin besteht, daß ein Schauspiel-Direktor von einer Schauspielerin, die Engagement sucht, verlangt, sie solle mit den Worten: „Komm her!" in mancherlei Beziehungen des Lebens gebraucht, eine Probe ihres Werths ablegen. Es wird nun dieser Anruf in den Momenten der Zartlichkeit, Naivetat, Hoheit, Herablassung, Lockung, des Heroismus und Grimm's u. s. w. gefordert und dargestellt. Es ist schwierig, schnell in wenigen Worten die wahren Contraste an zu geben, doch thut auch der Contrast an sich schon seine Wirkung, sey er auch nicht immer der psychologisch-richtige, worüber der Zuhörer im Augenblicke kaum zu entscheiden vermag. Wir meinen, die Aufgabe sey für eine beliebte Schauspielerin eine dankbare, für eine nicht beliebte mehr eine gefahrliche. Hier hat sie Mad. Stich und loserte sie mit Talent und Beifall; schwerlich möchte die Umwandlung des Tones, aus dem Tragischen bis zum Burlesken, und umgekehrt, Vielen so wirksam gelingen. — Hr. C. Lebrun hat zu seiner bekannten kleinen Posse: „Nummer 777" eine Fortsetzung geschrieben, benannt: „Die Verstorbene". Der Eingang kann um die Halfte kürzer werden, wenn er nicht ein Opfer seyn soll; später lebt der Spaß wieder auf und halt sich bis an's Ende, so daß man wenigstens nicht sagen kann, die Erfahrung: alle Fortsetzungen taugen nichts, bestatige sich auch hier. Hr. Devrient („Notar Vortheil") und Hr. Gern d. G. („Pfeffer") haben aber auch dazu beigetragen, daß dieser Satz sich nicht aufdrangte. — „Die Unzertrennlichen, Lustspiel in einem Aufzug, nach dem Französischen dearbeitet von Th. Hell." Diese unterhaltende Neuigkeit, die günstig aufgenommen wurde, könnte nach dem Titel haben: „Der edle Gerichtsdiener". Herr Weiß giebt der Hauptrolle, dem „Lebon", eine charakteristische Komik, ohne Gewaltstreiche, und das Publikum erka[illegible]tig. — D'Alayrac's Oper: „Lehmann oder der Neustadt" ist wieder einstudirt und dankbar empfan[illegible] obwohl man es auch jetzt noch merkt, daß diese existirte, wäre der „Wasserträger" nicht voran gegan[illegible] Schulz als „Ameline", Hr. Stümer als „Prinz R[illegible] Hr. Bauer, als „Lehmann", erwarben sich Verdi[illegible] Darstellung.

— Im Königsstädtischen Theater hat eine zweite[illegible] sche Akademie", gleich der ersten, glänzenden Er[illegible] Sie zeichnete sich dadurch aus, daß Demois. Henr[illegible] die Herren Jäger, Wachter und Spitzeder in mehre[illegible] stücken von Mozart, Gluck und Spontini den Beru[illegible] daß ihnen auch der einfachere, weniger verzierte [illegible] lingt. — „Der Schnee", jene Oper, die in Paris ei[illegible] an der Tagesordnung war, ist hier, besonders durc[illegible] lichste Ausführung der drei Rollen: „Bertha" (D[illegible] Sontag), „Furst von Neuburg" (Hr. Wachter) un[illegible] durische" (Hr. Spitzeder) mit der lebhaftesten Anerk[illegible] genommen worden, wobei noch im Allgemeinen [illegible] daß auch diese Oper trefflich in Scene gesetzt ist — [illegible] Lustspiel: „Theaterflucht" (schon seit Jahren auf vie[illegible] gern gesehen) und Angely's neueste nach dem Fran[illegible] bearbeitete Vaudeville-Posse: „Schüler-Schwanke o[illegible] nen Wilddiebe" haben ebenfalls sehr günstige A[illegible] funden. — [illegible]

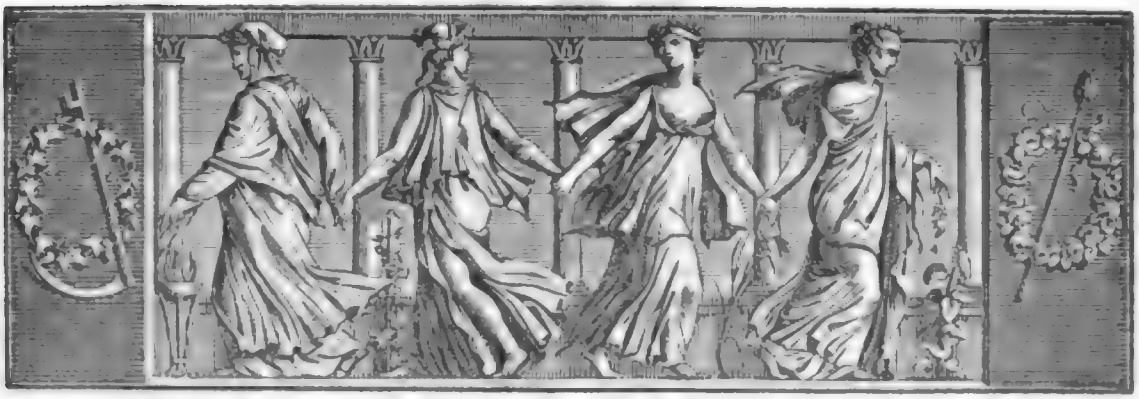
— Des General-Major Rühle von Lilienstern „[illegible] Schulatlas" (in Berlin bei Enderis erschienen) ist [illegible] vollständig und verdient von allen Lehr-Anstalten [illegible] Vorstehern berücksichtigt zu werden. Was der geich[illegible] geber selbst sagt über die Zwecke und Schwierigkeiten [illegible] ternehmens, ist durchdacht und bekraftigt seinen Be[illegible] solchen Arbeit, und die Ausführung kann als in d[illegible] gelungen empfohlen werden. Diese Karten sind [illegible] Zeugniß für das immerwahrende glückliche Fortschrei[illegible] sigen Königl. lithographischen Institut, denn jedes n[illegible] zeigt mehr Kenntniß in der Zeichnung und der [illegible] Drucks; einzelne Blatter sind auch in dieser Hinsicht [illegible] daß sie als Musterblatter dienen könnten. Heran[illegible] Verleger haben bei diesem Werke einen ausdauern[illegible] gezeigt und der Sache schon manches Opfer gebra[illegible] mehr darf man wünschen, daß die Schul-Anstalten [illegible] gern dazu beitragen mögen, ein entschieden tüchtige[illegible] führen zu helfen, welches durch den, für ein schon [illegible] Format und so genaue und saubere Ausführung [illegible] Preis erleichtert wird. H[illegible]

Buffon's Unterhaltung war bekanntlich so plat[illegible] Schriften gut geschrieben sind. Er glich einem g[illegible] der sich gemein machte, um sich zu belustigen. — [illegible] war der langweiligste Gesellschafter, er analysirte [illegible] ewig und wollte immer belehren. Seine Unterhalt[illegible] steter Monolog — Corneille machte in der Unter[illegible] jedem Satze Fehler. — Lafontaine, der seine Thi[illegible] reden läßt, konnte selber kaum ein vernünftiges W[illegible] gen; er vermochte nicht zu erzählen, was er ge[illegible] — Zu Marmontel sagte eine junge Dame: „Leben[illegible] ich mag Sie nicht mehr hören und werde eine [illegible] lungen lesen, um mich schadlos zu halten!" (Pandor[illegible]

In einem gelehrten Provinzial-Verein hielt [illegible] Mitglied desselben einen endlosen Vortrag über den [illegible] tin Punkt: ob es vernünftiger sey, einen Nies[illegible] sein Glück zu decomplimentiren, oder ob dieser n[illegible] Erschreckten decomplimentiren müsse, daß er das [illegible] habe, sie so zu benießen! — Als der Redne[illegible] war, sagte jeder der Zuhörenden halblaut: „Go[illegible] nen!" (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 14. Oktober. 164stes Blatt.

Die Kunst.

Kunst ist süße Freudenquelle,
Deren reine Silberwelle
Ewig unerschöpflich fließt.
Gram und Sorge mag nicht dauern,
Wo sie, mit den sanften Schauern,
In die Seele sich ergießt.

Wo in des Gemüthes Tiefen,
Holder Blüthen Keime schliefen,
Bebt sie weckend durch sie hin;
Und Empfinden, geistig Leben,
Muß zu Klarheit sich erheben,
Dem entzückten inn'ren Sinn.

Denn zu Bild und Lied gestaltet,
Was nur leise erst gewaltet,
Sich geheim in tiefer Brust;
Und des Geistes zarte Töne
Kleiden sich in äuß're Schöne
Dann zu dauernd reiner Lust.

C. A.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortsetzung.)

An Goethe's erste Epistel erinnert dagegen folgende Geschichte, deren Moral ist, daß der Wirth sich dem Gaste verpflichtet halten soll:

„Ich habe gehört, daß Hadschhadsch einen Canzlei-Beamten hatte, genannt Mualla Ibni Mükle, der die Staathalterschaft von Bassora bekleidete, aber das vom Zolle zu Bassora einkommende Geld zum Schatze des Hadschhadsch abliefern mußte. Einer von den Reichen aus Bassora, Nassir, Sohn des Mansuril Jetimi, kam nun eines Tages zu Ibni Mükle, pachtete den Zoll von Bassora und kehrte dahin zurück. Als das Jahr abgelaufen war, ließ Ibni Mükle den Nassir zu sich fordern, nahm ihm Rechnung ab und brachte tausend Goldstücke darüber heraus. Er sagte ihm also: Zahle sofort dies Geld, was zur Einnahme des Fürsten gehört, sonst mußt du in's Gefängniß gehn. Nassir antwortete: So viel Geld habe ich nicht bei mir; ich sage nicht, daß ich es nicht geben will; allein mein Vermögen ist zu Bassora, verstatte mir eines Monats Frist und ich will es bringen.

Ibni Mükle: Ich kann dich nicht gehen lassen aus Furcht vor dem Fürsten; allein ich will dir neben mir ein Haus anweisen, wo du mein Gast bist, bis das Geld ankommen wird.

Nassir ließ sich dies gefallen und verblieb daselbst. Es fügte sich, daß es der erste Tag des Monats Ramazan war, und Ibni Mükle befahl seinen Dienern, den Nassir ein zu laden, daß er zu ihm komme und in den Nächten die Fastenmahlzeit mit ihm halte. — Nassir kam und hielt alle Nächte das Fasten-Essen mit Ibni Mükle, so lange, bis der Bairam eintrat. Als nun noch einige Tage verstrichen waren, so schickte Ibni Mükle eines Tages Jemand an Nassir, um ihn zu fragen: Hast du das Geld noch nicht empfangen? Die Zahlungsfrist ist verflossen und es sind schon viele Tage darüber vergangen. Das Geld muß unausbleiblich dem Fürsten übergeben werden.

Nassir sprach: Ich habe das Geld abgetragen; soll ich's denn zwei Mal erlegen?

Der Bote ging mit dieser Nachricht fort und meldete sie dem Ibni Mükle, welcher den Menschen wieder absandte, um zu sagen: das Geld hätte mir entrichtet werden sollen, wem hast du es denn gegeben?

Nassir erwiederte: Ich habe es ihm selbst gegeben. Der Bote hinterbrachte also dem Ibni Mükle: er behauptet, dir selbst das Geld gegeben zu haben.

Ibni Mükle meinte, daß Nassir das Geld ableugne; er gerieth darüber in Zorn und ließ den Nassir zu sich rufen. Bei der Ankunft sagte er ihm: Du behauptest, diese Geldsumme gezahlt zu haben, wem hast du sie gegeben?

Nassir. Dir habe ich sie gegeben.

Ibni Mükle. Zu welcher Zeit hast du sie mir gegeben?

Nassir. Die Goldstücke selbst habe ich nicht gegeben. Allein nachdem ich einen Monat lang dein Gast gewesen, von deinen Mahlzeiten gelebt und mein Fasten-Essen mit deinem Brode gehalten habe, ist das nun der Lohn meiner Gastschaft, daß du von mir Geld forderst? Deine Mahlzeiten hast du mich umsonst essen lassen, wo bleibt aber der Lohn für meine Zähne?

Als Ibni Mükle diese Worte hörte, lachte er und sprach: Nimm hin deine Verschreibung und reise mit Gesundheit nach Hause. Jenes Geld rechne ich für dein Zahnlohn und werde es dem Fürsten selbst abtragen. So ging Nassir seines Weges und ward zu Ehren dessen, daß er Gast gewesen war, von der Schuld befreiet."

Der Uebersetzer hatte schon an einem andern Orte bemerkt, daß man im Orient alle Civil-Beamte, sie mögen Staatsminister oder Canzellisten seyn, zur ehrenvollen Classe der Schreiber oder Canzlei-Beamten rechne.

Wie viel Achtung und Ehre man dem Gaste schuldig sey, lehrt folgende Anekdote:

„Als Mütassim Chalife war, brachte man vor ihn einen Verbrecher, der Strafe verdient hatte. Der Chalife gab Befehl, ihn hin zu richten. Sogleich traten Scharfrichter vor, um den Verbrecher vor dem Chalifen niederknieen zu lassen und ihm den Kopf ab zu schlagen. Der arme Sünder schrie und sagte: O Chalife! um Gottes und seines Abgesandten willen befiehl, daß man mir, ehe ich sterbe, einen Trunk Wasser gebe, damit ich trinke; hernach hängt es von deinem Befehl ab, mich hinrichten zu lassen! — Der Chalife ließ zögern und aus seiner Wohnung einen Krug Wasser holen. Der Verbrecher trank, kehrte sich dann wieder um und sprach nach Gewohnheit der Araber: Gott vermehre dein Glück! Zugleich setzte er hinzu: O Oberhaupt der Rechtgläubigen! ich bin dein Gast gewesen, du hast mich mit einem Trunk Wasser bewirthet. Wenn es sich also für ein solches Oberhaupt der Rechtgläubigen, wie du, geziemen sollte, seinen Gast zu tödten, so tödte mich; wo nicht, so verzeihe mir, damit ich Buße thue und fortan mich nie wieder auf solcher That betreffen lasse! — Als Mütassim diese Rede hörte, sprach er: Gastrecht ist ein großes Recht und großer Ehre werth. Um dieser Ehre willen lasse ich dich frei und vergebe dir dein Verbrechen. Aber thue nun auch Buße, um dich fortan bei solcher schlechten Handlung nicht mehr betreffen zu lassen."

Das dreizehnte Capitel lehrt, wie man scherzen und Schach spielen müsse. Als Beispiel eines guten Scherzes wird Folgendes erzählt:

„Selbst der Abgesandte Gottes, über den Gottes Segen sey! hat gescherzt. Unter allen seinen Scherzen ist der bekannteste dieser, der sich in den Ueberlieferungen findet. Im Hause der Aischè Ziddika, über welche wie über ihren Vater Gottes Wohlgefallen sey! war ein altes Weibchen, das eines Tages sagte: O Abgesandter-Gottes! ist denn diese meine Gestalt die Gestalt der Theilnehmer des Paradieses oder ist sie die Gestalt der Theilnehmer der Hölle? — Der Abgesandte Gottes antwortete: Alte Weiber werden nicht in's Paradies eingehn! — Er sagte nicht allein einen Scherz, sondern sprach auch die Wahrheit. Das arme alte Weibchen aber ward darüber sehr betrübt und weinte. Der Prophet hingegen lächelte und sagte: Altes Weibchen! betrübe dich nicht, indem meine Rede keine Unwahrheit ist. Alte Männer und alte Weiber werden freilich nicht in's Paradies kommen, weil Alle, die am jüngsten Tage aus dem Grabe aufersteht, verjüngt auferstehn und folglich die Theilnehmer des Paradieses in Jugendgestalt in's Paradies eingehn werden. So ward das Herz des alten Weibchens erfreuet."

Ueber das Schachspiel wird folgende Regel gegeben:

„Wegen des Ziehens der Steine zanke nicht mit deinem Mitspieler, und um der Züge willen schwöre nicht, in Meinung, daß er den oder den Zug gethan habe. Wenn es gleich wahr ist, so werden doch die Leute zweifelhaft seyn, ob es nicht erlogen ist. Und was ist denn Steinspiel, daß um der Züge willen ein falscher aber wahrer Eid geschworen werde, woraus Streit entsteht und was immer Sünde bleibt?"

Das vierzehnte Capitel, von den Eigenschaften der Liebe und der Liebenden, beginnt mit der Lehre:

„So viel an dir ist, mein Sohn! verliebe dich nicht. Solltest du dich aber unvermuthet verlieben, so folge wenigstens nicht deinem Herzen, noch deiner Begierde. Wenn nämlich dein Herz zu dir spricht: sende mich hin, ich will gehen, die Geliebte zu sehen, so gehorch' du ihm nicht und schick' es nicht auf diesen Weg."

Etwas weiter heißt es:

„Vor Liebe wirst du dich dadurch bewahren, daß du nicht zu oft begehrest, die Schöne zu sehen; denn durch ein Mal sehen wird der Mensch nicht verliebt. Wenn man aber einige Male geht und kommt und einige Male sieht, bis das Herz sich Einbildungen macht, so wird sich alsdann erst die Liebe befestigen: denn wenn das Auge demjenigen nachhängt, was es gesehen, so neigt sich auch das Gemüth danach hin. So wird's denn dem Herzen zum Bedürfniß, das Angesicht der Geliebten wieder zu sehen. Wenn du nun dem Liebesverlangen folgst und deinem Herzen Nachsicht giebst, so begnügt es sich nicht mit einem Mal sehen: es wird begehren, zum zweiten Mal zu sehen. Wenn du es auch zum zweiten Male deinem Herzen bewilligst, so wird es zum dritten Male sehen wollen. Und wenn du auch das deinem Herzen wieder verstattest, so wirst du es nicht mehr überwinden, sondern wirst unterliegen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Andalusische Sitten.

Ein vorzügliches Produkt Andalusiens sind die herrlichen Kühe und Stiere, deren letztere sich besonders in den Stiergefechten auszeichnen. Auf dem Lande lebt man sehr karg, namentlich mit Fleisch; Alles wird an die Großstädter verkauft. Dörfer von 2—3000 Einwohnern schlachten zuweilen wöchentlich nur eine Kuh. — Die andalusischen Stierkämpfer zeichnen sich durch eine hervorstechende Gewandtheit und Kraft aus. Ein Hauptstück dabei ist, daß der Streiter den herannahenden Stier, sobald er sich mit den Vorderfüßen in die Höhe hebt, bei den Hörnern ergreift und ihn zur Erde wirft. Kaltes Blut, Kraft und Gewandtheit lassen dabei gewiß nichts zu wünschen übrig. — Der Erzähler war auch bei einer Landhochzeit zugegen. Nachdem Alle versammelt waren und fröhliche Musik jedes Herz erfreute, trat plötzlich ein Mann herein, den Alle mit Achtung und Freundlichkeit begrüßten. Wie groß war das Erstaunen des Berichterstatters, als er den Namen eines berüchtigten Räuberhauptmanns nennen hörte. Die Landeigner sind dort zu wenig geschützt vor diesen Leuten, als daß sie nicht Freundschaft mit ihnen halten müßten. Dabei bewundern sie noch obendrein die kühnen Thaten derselben. Ein solcher Räuber wird deshalb in jedem Pachthause zuvorkommend bewirthet und kann da wie in Abrahams Schooß schlafen. Jeder hüthet sich vor Verrath, weil er übel gerächt werden würde. Die einzige Justiz gegen diese Menschen ist der Alcade, der selbst Grund-Eigenthümer ist, und schwerlich gern seine Erndte und sein Haus in Flammen würde auflodern sehen. Wenn ihm also der Befehl zur Aufsuchung einer Räuberbande ertheilt ist, so benachrichtigt er erst weislich seine Gönner von dem ihnen bevorstehenden Anfall, und dann thut er Alles, was nur den Schein einer ernsten Verfolgung trägt. — Eines der merkwürdigsten Ereignisse ähnlicher Art ist folgendes: Vor einigen Jahren kehrte ein spanischer General, Guyeneche, aus Peru nach Cadix zurück, und führte unzählbare Schätze mit sich, die er den reichen Peruanern durch Plünderung und Verheerung abgenommen. Auch war dabei eine treffliche Sammlung von Kostbarkeiten, die er für den König Ferdinand bestimmt hatte. Einige andalusische Edelleute beneideten dem General jene Schätze, und faßten den Entschluß, sie zu rauben. Sie verkleideten sich, waffneten sich, lauerten dem Convoi auf, setzten die Eskorte in Flucht und nahmen 40—50 Maulesel-Ladungen in Empfang. Damit zogen sie nach einem volkreichen Dorf und theilten die Beute! — So offen dies geschah, hat die Regierung dennoch vergebens versucht, die Thäter aus zu mitteln, und die Sache ist bis jetzt ein Geheimniß der ganzen Provinz geblieben!!

Duschet.

Fragmente, mitunter Paradoxen.

Die höchste Aufgabe des Menschen ist, so viel als möglich Subjekt zu werden, und so wenig als möglich Objekt zu seyn. Das Kind ist fast nur Objekt; ganz Subjekt werden zu wollen und nie Objekt zu seyn, dies ist keinem Geschöpfe möglich: nur Gott ist ganz Subjekt, ewiger Geber und nie Objekt. Könnte Gott auch Objekt seyn, dann würde die vernünftige Wesenwelt auf ihn mehr oder weniger einwirken können; er wäre also beschränkt, unvollkommen. Je niedriger und unorganischer ein Wesen ist, desto mehr ist es Objekt, wie z. B. die Steine — je höher, desto mehr ist es Subjekt, wie z. B. die vernünftigen Geister. Objektivität ist negative Gottheit, Subjektivität umgekehrt.

Der Verstand hat es vorzugsweise mit der Vergangenheit, das Gefühl mit der Gegenwart und der Wille mit der Zukunft zu thun.

Die Dreieinigkeit gleicht, einzeln genommen, unsern drei Seelenkräften. Der Vater ist vorzugsweise Verstand, der Sohn Liebe und der heilige Geist Gefühl, Seligkeit. Liebe ist ein reiner freier Wille. Schmerz ist ein negatives Gefühl, ein Gefühlsmangel, also, streng genommen, kein Gefühl.

Wille und Verstand müssen sich eine gediegene Art Derbheit, Selbstständigkeit aneignen; Mancher läßt beides von Andern auf eine furchtbare Weise beklauben und formen.

Th.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Eine Gesellschaft Actionairs hat sich gebildet, an der Stelle der ehemaligen durch den Eisgang zerstörten Rom-

somovskischen Brücke, die den Prater mit der Vorstadt Emdberg verband, eine Drathbrücke zu erbauen; es wurde den Sommer hindurch bereits sehr thatig daran gearbeitet, und so dürfte sie noch diesen Herbst zu Stande kommen. — Das hiesige Musik-Conservatorium erhielt jüngst von seinem Protektor, dem Erzherzog Rudolph, Erzbischof zu Olmütz, einen ehrenden Besuch. Er besah die Bibliothek, das Museum, die Musikalien-Sammlung, und wohnte sodann einem kleinen Conzerte, von den Zöglingen der Anstalt meisterhaft ausgeführt, bei; Ouverturen von Mozart, Gesangstücke von Rossini und Chöre von Eybler und Beethoven waren die vorkommenden Piecen. — Im K. K. Hoftheater ging neuerdings die von Mad. Neumann auf diese Bühne gebrachte „Praciosa" in die Scene. Demois. Müller erwarb sich in der Titelrolle ungetheilten Beifall. — Neu waren Wolff's „Steckenpferde", konnten aber hier sich keiner günstigen Aufnahme erfreuen, obgleich Mad. Koberwein und die Herren Koberwein, Costenodel und Kettel in der Darstellung viel Treffliches leisteten. Statt Personen, die ihr allerliebstes Steckenpferdchen reiten, bringt uns der Verfasser zehn complette Narren vor die Augen, die zwar im ersten Augenblick komisch, im Ablaufe von fünf Akten aber höchst langweilig werden. *) — Am 19ten August begann Hr. Karl, Direktor des Königl. Theaters am Isarthor zu München, im Theater an der Wien eine Reihe von Vorstellungen; die Gesellschaft besteht ganz aus Schauspielern jenes Theaters. Nach seiner eigenen Anzeige wird er im Zeitraume seiner Gastspiele, die bis Ende Oktober dauern sollen, ein Théâtre de varietés bilden, und vom Drama bis zur Posse, die Oper und das Ballet ausgenommen, Darstellungen aller Art liefern. Die vorzüglichsten Glieder dieses theatralischen Vereins sind: Mad. Karl, die wir bereits vor einigen Jahren durch ihre Gastspiele am hiesigen Hoftheater kennen lernten; sie leistet Vorzügliches in Conversations-Stücken. Hr. Karl hat sich besonders im Komischen einen Namen zu machen gewußt. Ohne für unsere Lokal-Komiker eingenommen zu seyn, glauben wir, daß eine rastlose Behendigkeit auf der Bühne und das Extemporiren von Spaßen, die nicht immer vor dem Forum eines gebildeten Publikums Gnade finden dürften, noch immer nicht den Komiker schaffen. Hr. Kunst, dessen schöne theatralische Gestalt, Organ, Vortrag und Haltung ihn ganz zum Schauspieler eignen, ist unbedingt die Krone der Gesellschaft, obgleich er sein Vorbild, Eßlair, mit allen seinen Fehlern und Vorzügen zu sichtbar nach zu ahmen strebt. Hr. Haigel, der fruchtbare Bearbeiter von einigen hundert Theaterstücken, ist auch in komischen Rollen sehr brauchbar und gern gesehn. Die übrigen Mitglieder erheben sich kaum über die Mittelmäßigkeit, was besonders von dem weiblichen Theile der Gesellschaft gilt. Die Produktionen begannen mit den bekannten „Raubern auf dem Kulmerberge", worin Mad. Karl und Hr. Kunst sehr gefielen. Dem folgte: „Der junge Herr auf Reisen", eine ergötzliche Posse von Perinet, worin Hr. Karl und Hr. Haigel, die Uebertreibungen abgerechnet, lustig zu schauen waren; und „Hamlet", den Hr. Kunst als Paradepferdchen ritt, und um desto mehr gefiel, als die ganze Umgebung höchst mittelmäßig war. — Im Theater in der Leopoldstadt war neu: „Ein Mädchen ist's, und nicht ein Knabe" (von Herzenskron aus dem Französischen mit Theaterkenntniß übertragen), worin die kleine Schadezky als „Eugenie" lobenswerth spielte. „Jakob in Wien", nach einem alten Lustspiele „Hans in Wien" zu einem Singspiel umgemodelt, hat bereits mehrere Mal das Haus gefüllt und behagt den Wienern sehr durch [illegible] haste Spiel Schuster's als „Herr von Hirschkorf". [illegible] dauernde Krankheit Reimund's, der sich jedoch bei [illegible] nahm, nöthigte die Administration, mehrere Stücke [illegible] besetzen; so erschien Hr. Schuster in „Gyakahel und [illegible] als „Schnudi" und lieferte ein ergötzliches Bild voll [illegible] Muthwillen, und wurde von Demoiſ. Krones als [illegible] bestens unterstützt. In „Alles ist verliebt" gab Ko[illegible] Rolle des „Hausknechts Adam" zwar in einer and[illegible] als Reimund, doch nicht weniger belustigend. Im „[illegible] Petersdorf" war Schuster der „Nachtwächter Gottfr[illegible] sonders in der Rauschscene wahrhaft classisch zu nen[illegible] Lang in den „Wienern in Bagdad" als „Nicodemu[illegible] allgemein befriedigte. — In der Josefstadt benutzt [illegible] tige Hendler den Stillstand im Opernfache und locke[illegible] stellung beliebter Opern die Musikliebhaber fleißig in[illegible] Der „Freischütz" und die „Schweizerfamilie" wu[illegible] mit Beifall gegeben, und das Personale leistet das[illegible] Ebenso ist das Gastspiel des Hrn. Klein, vom The[illegible] Wien, interessant. Er trat als „Lorenz Stark", „[illegible] tin" in „Meister Martin der Küfner", „Tell", „K[illegible] mer" im „Turnier zu Kronstein" und „Johann von [illegible] und gefiel vorzüglich in der ersten Rolle.

Romantikers Winter. Der Zephyr lar[illegible] jetzt schon; wie matt, wie eintönig ist er! Herbst, s[illegible] durchschüttle mein Haar, rege meine Lebenskraft an[illegible] schichtet euch auf einander und schüttet eure verw[illegible] fenden Ströme über mich aus! Krachet, ihr Bäum[illegible] knicket eure Fächer von Laub, das der Herbst lang[illegible] laßt diese heuchlerischen Blätter, die eure Zweige [illegible] um mich her wirbeln, und dann mag der verla[illegible] boden sie behalten und verzehren! — O wenn ich [illegible] erst voll Crystall sähe, wenn der kalte Reif sie er[illegible] Dann will ich das Thal durchstreifen; mein Ohr [illegible] dem Klingeln des Hirtenbund-Glöckchens weiden, me[illegible] an dem matten Schein des bebenden Lampenflämmche[illegible] der den Tritt der jungen Hand-Schöne nach dem [illegible] Heerd zieht, um ihr begieriges Ohr den neuen Ab[illegible] lungen zu leihen. Eilig verläßt sie dann das Gebü[illegible] dalen in der Hand, eine beliebte Romanze trallernd, [illegible] sie, leicht wie die Geis der Berge, um mit dem nac[illegible] mer an die landliche Hausthur zu schlagen!! (Cor[illegible]

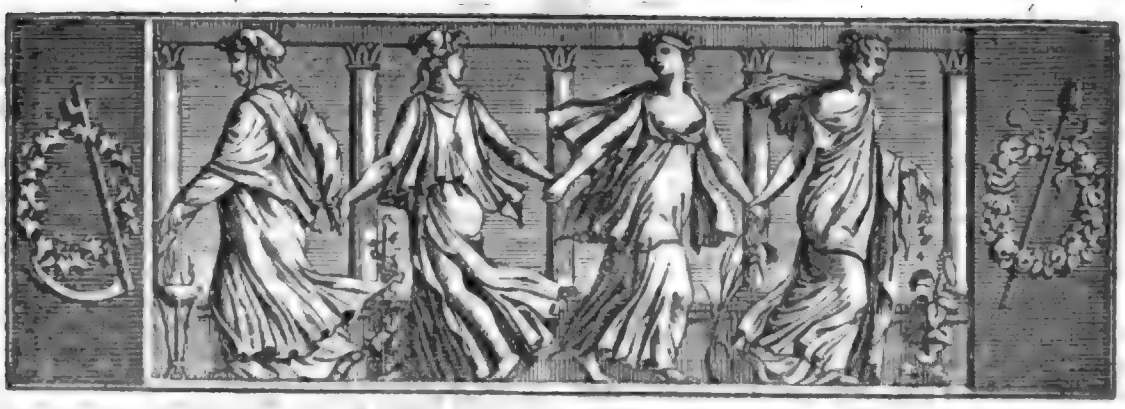
Eine der interessantesten Erfindungen im Gebi[illegible] schinenwesens ist unstreitig die, welche ein Pariſe[illegible] neulich zu Stande gebracht. Es ist nämlich ein[illegible] Maschine für Strafringe: Der Apparat besteht in[illegible] einander liegenden Prügeln, welche durch ein Zacke[illegible] nach dem andern aufgehoben und durch ihre Schwere[illegible] fallend, das Geschäft des Abprügelns vollziehen. [illegible] quent wird, auf einen Block gebunden, dicht unter [illegible] hinunter geschoben, und erleidet so seine Strafe in [illegible] schwindigkeit, daß zehn dergleichen Bösewichte abg[illegible] den können, ehe sonst einer bedient war, und d[illegible] durch das Drehen einer einfachen Kurbel. Das Z[illegible] daran ist aber zugleich eine Einrichtung, vermöge w[illegible] (der Starkeren oder schwacheren Constitution des S[illegible] angemessen) die Kraft des Prügelns allmählig ver[illegible] schwachen kann. Ersteres ist noch besonders bei [illegible] Leugnern von großem Nutzen (Pandora.) Wäre es [illegible] Erfinder nicht zu beweisen, daß die Folter abgeschaf[illegible]

Bei einem Apotheker zu Aries befand sich vor [illegible] Schlange und eine Schildkrote in einem und dem[illegible] Beide Thiere spielten stets mit einander. Eines Ta[illegible] der Apotheker Ingredienzien von einer Schildkröte, [illegible] gemöthigt, jenes Thier zu todten. Am andern Mor[illegible] die Schlange todt in einem Winkel ihres Käfigs. (C[illegible]

*) In Berlin sind die „Steckenpferde" nicht langweilig geworden; es wurde aber wirklich in der Darstellung viel Treffliches geleistet. Den Wienern gefallt eine namhafte Zahl von Stücken, die bei weitem geringeren Werth haben; es mag also doch wohl Einer oder der Andere in der Darstellung gestumdigt haben. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 15. Oktober. 165ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Der alte König ſpricht von der Liebe ſo, daß man ſich nicht enthalten kann, zu glauben, daß er beſſer gethan hätte, ſich von ſeinem Sohne in der Liebe unterrichten zu laſſen, ſtatt ihn belehren zu wollen. In der Liebe iſt die Jugend Meiſter, das Alter aber geht oft darin zurück; nur Hatem liebt noch wie ein Jüngling. Zuweilen hat aber der Verfaſſer auch hellere Momente, z. B. wo er ſagt:

„Zwiſchen Freundſchaft und Liebe iſt ein Unterſchied. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt dieſer, daß der Menſch bei der Liebe gar keine angenehme Zeit hat, während daß er bei der Freundſchaft höchſt angenehme Stunden findet. Verliebte leben immer im brennenden Feuer. Es iſt zwar ein angenehmes Feuer von bunten Flammen, wie der perſiſche Dichter ſagt:

O Schöne! das Feuer deiner Liebe iſt angenehm,
Es iſt ein brennendes Feuer, was Jeden vergnügt,
der es ſieht.

Indeſſen bei Freundſchaft hat der Menſch Ruhe und bei Liebe Beſchwerlichkeit.“

— welche jedoch, wie man ſieht, nicht lange anhalten. Ein längeres Intervall iſt in folgender Stelle:

„Könnteſt du aber dein Herz nicht überwinden und ſollteſt du lieben, ſo liebe wenigſtens eine Perſon, die geliebt zu werden verdient, das heißt: wenn deine Geliebte kein Joſeph iſt, ſo ſey ſie doch ſo ſchön und vortreflich wie Joſeph; ſollte ſie gleich am Verſtande kein weiſer Ptolemäus noch Lokmann ſeyn, ſo müſſe ſie doch wenigſtens etwas Kenntniß haben. Denn Liebe iſt ein Feuer, was aus der Schönheit entſteht, und gute Gemüthsart iſt reines Waſſer, was aus der Erkenntniß entſpringt. Alſo muß die Geliebte, welche du dir wählſt, dieſe beiden Dinge beſitzen, damit, wenn das Feuer ihrer Schönheit dich vertrocknet, das Waſſer ihrer Gemüthsart dich wieder erfriſchen möge.“

Das ſechszehnte Capitel erklärt, wie man Winters und Sommers in's Bad gehen müſſe, und das ſiebenzehnte handelt vom Nutzen des Schlafens und Wachens. Wir heben folgende Stellen aus:

„Wie aber zuviel zu ſchlafen ſchädlich iſt, ſo iſt es eben ſo ſchädlich, nicht zu ſchlafen. Wenn der Menſch zwei und ſiebenzig Stunden lang, das heißt: drei Tage und drei Nächte, nicht ſchlafen ſollte, ſo kann er daran ſterben. Alle Dinge müſſen mit Maaße geſchehen. Das Maaß des Schlafs iſt dasjenige, was die Weiſen angegeben, wenn ſie geſagt, daß Tag und Nacht aus vier und zwanzig Stunden beſtehn, welche man in drei Theile ſetzen müſſe, um davon zwei Theile auf's Wachen und einen Theil auf's Schlafen zu verwenden, das heißt: acht Stunden ſollen zum Gottesdienſt und zu den vorfallenden Geſchäften gebraucht, acht Stunden ſollen zum Eſſen und Trinken, zum Vergnügen und zur Beluſtigung und zu ſinnlichen Neigungen angewandt, und acht Stunden dem Schlafe gewidmet werden, damit ſich der Leib von der Arbeit und Entkräftung erhole und ausruhe, welche er in jenen ſechszehn Stunden erlitten. So muß ein weiſes

und vernünftiges Leben geführt werden. Indessen die Unwissenden führen es nicht so. Gleich dem Vieh schlafen sie zwölf Stunden und zwölf Stunden wachen sie, das heißt: vom Morgen bis zum Abend bleiben sie wachend und vom Abend bis zum Morgen schlafen sie. Die Faullenzer aber machen es noch ärger als die Thiere, indem sie Nacht und Tag in drei Theile setzen, zwei Theile mit Schlafen hinbringen und einen Theil wachen.“

„Bei dem Allen aber muß man sich vor dem Schlafe bei Tage sehr hüthen. Wenn man es nicht aushalten kann, bei Tage ohne Schlaf zu seyn, so muß man sich höchstens nur auf ganz kurze Zeit niederlegen; denn Schlafen gehört für die Nacht, und wenn der Mensch bei Tage schläft, so macht er den Tag zur Nacht. Tage aber wie Nächte hinbringen, ist der Vernunft nicht gemäß. Indessen unter den Vornehmen ist der Gebrauch, daß sie in Sommertagen in der Mittagshitze Mittagsruhe halten, das heißt: sie begeben sich an einen kühlen Ort, entweder um sich nieder zu legen und zu schlafen, oder um daselbst zu sitzen und, bis die Hitze des Tages vorüber gegangen, sich mit Freunden, welche ihr Herz liebt, zu unterhalten. Sobald dann die Kühlniß der Vesperzeit heran gekommen, gehen sie wieder heraus. Diese Einrichtung ist gut; es kann sie aber nicht Jedermann ausführen. Ueberhaupt muß man sich bestreben, die meiste Lebenszeit im Wachen zuzubringen, das heißt: außer daß man bei Tage nicht schlafe, muß man noch einen Theil der Nacht wachend verleben.“

„Dem sey, wie ihm wolle, du magst bei Nacht oder bei Tage schlafen, so liege wenigstens nicht allein. An deiner Seite liege etwas, was athmet. Jedoch sey es eine Person, deren Odem die Seele beseelt und das Leben belebt. Warum das? Darum, weil der Mensch im Schlafe dem Todten gleich ist. Die Aehnlichkeit zwischen Schlafenden und Todten besteht darin, daß Beide der Welt sich unbewußt da liegen. Aber der Unterschied zwischen Schlafenden und Todten ist dieser, daß es im Schlafenden noch Leben giebt und im Todten nicht. Der Todte liegt also wider seinen Willen allein; denn es steht nicht in seiner Macht, mit sich zu nehmen, was er liebte, um es neben sich liegen zu lassen. Da nun der Schlafende dessen vermögend ist, warum sollte er nicht an seiner Seite liegen lassen, was sein Herz liebt, damit er bei dem Erwachen neben sich etwas verspüre, was athmet? Der Todte ist ohnmächtig. Wider Willen liegt er vor Ohnmacht allein. Wer aber mehr vermag und doch allein liegt, ist schlimmer als der Todte. Es muß also deines Schlafs Gefährtin eine Geliebte seyn, ergötzend, rosenwangig und cypressenschlank:

Von ihrer Zunge fließe Lebenswasser!
Auf ihren Lippen zeige sich der reinste Zucker!
Um den Tag ihrer Vereinigung im Andenken zu erhalten,
Bringe sie alle geschaffene Wesen in Vergessenheit.“

Der Uebersetzer bemerkt in der Note, unter der Geliebten sey hier die rechtmäßige Ehefrau zu verstehen. Dem scheint aber der Schluß der Stelle zu widersprechen, welcher so lautet:

„Wenn es nicht so geschieht, wie ich gesagt, so kann das Leben des Lebenden nicht vom Leben des Todten unterschieden werden. Aber ach! wo findet sich ein solcher Schlaf, an dessen Seite Odem sey, besonders wenn die Person bei den Eigenschaften, welche ich beschrieben, eine Schelmin ist! In solchem Augenblicke würde ich gern von meinem Lager aufgestanden seyn.“

Man darf aber an Wollust nicht denken, und dann erklären sich des Verfassers unerhabene Ansichten über die Liebe durch die üble Behandlung, die er von den Frauen erfahren haben mag.

Das achtzehnte Capitel handelt von der Jagd, und das neunzehnte vom Ballspiel. Das letzte enthält folgende Geschichte:

„Ich habe gehört, daß in Chorassan ein Fürst gewesen, genannt Mir Omer, der einäugig war. Eines Tages spielten einige Leute vor ihm Ball, er wollte selbst mitspielen und stieg zu Pferde. Er hatte aber einen Kriegs-Obristen, welchen man Ezher Char hieß, ein Beiname, welchen er vom Glanze des Esels erhalten hatte. Da also Mir Omer sich in's Ballspiel mischen wollte, so trat Ezher Char vor, faßte den Zügel seines Pferdes und hielt ihn an, daß er nicht auf den Spielplatz gehen solle. Mir Omer sagte: Ey, Ezher! warum hältst du mich an?

Ezher Char antwortete: Es geziemt sich nicht, daß du Ball spielst!

Mir Omer. Wenn es sich für dich schickt, zu spielen, warum sollte es für mich nicht schicklich seyn?

Ezher Char. Darum, weil ich noch zwei Augen habe. Wenn dem einen ein Unglück begegnet, so werde ich am andern noch genug haben. Du aber hast nur ein Auge. Wenn auch das verloren gehen sollte, so wirst du von Chorassans Regierung abdanken müssen.

Mir Omer. O Ezher Char! Dein Beiname heißt zwar Esel, aber dein Gedanke ist der Gedanke eines Vernünftigen. Ich nehme deinen Rath an und gelobe, nicht mehr Ball zu spielen, so lange ich leben werde.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gastereien im Mittelalter.

Der Vicomte Villeneuve Bargemont erzählt in seiner Geschichte des Königs René von Anjou Folgendes: „Der Koch jenes Königs hieß Courcou. Was

man damals auftrug, übertraf unſtreitig Alles, was in jetziger Zeit geleiſtet werden kann, minder an ſchmackhafter Zurichtung, als an geſchmackvoller Aufſtellung. Die Schüſſeln waren Wagen von Azurblau mit Gold und jeder ſolcher Wagen enthielt 48 verſchiedene Gerichte. Als Braten gab es Störe, Pfauen und Igel, die beliebteſten damaligen Speiſen. Wen man beſonders ehren wollte, der erhielt ein verſchloſſenes Gericht, d. h. es war förmlich mit einem Vorhängeſchloß verſehen. Ein Geſchichtſchreiber vom Jahr 1433 beſchreibt eine franzöſiſche Mahlzeit, welche auf ein Turnier damaliger Zeit folgte, und ſagt: Mitten in dem Tiſche erhob ſich eine Kirche, deſſen Thurm klingende Glocken hatte; gegenüber war eine Feſtung, worin 28 Perſonen ſtanden, dann ein Schloß mit Gräben voll Orange-Waſſer. Zum Deſert erſchienen Tyger und Schlangen, ſchlugen ſich erſt in der Kirche und dann ſangen ſie eine Motette; in der Feſtung gab es Lautenſpiel. — Dreißig Jahre ſpäter, bei der Hochzeit Karls des Kühnen mit Margarethe von York, ſah man bei dem dritten Gange vier Schweine, welche die Trompete bliesen; vier Wölfe, welche Flöte bliesen, und vier ſehr ſchöne Eſel, welche ein Quatuor ſangen. Zuletzt erſchien ein Wallfiſch von 60 Fuß Länge. Der Geſchichtſchreiber ſagt nicht, ob er auf dem Tiſche lag, aber er ſetzt hinzu, daß ſeine zwei Augen zwei der ſchönſten Spiegel geweſen. Als er bei dem Herzog ankam, öffnete derſelbe ihn und es ſaßen in dem gewaltigen Schlund zwei Syrenen, welche einen fremdartigen Geſang anſtimmten, wonach alle erſteren genannten zwölf Thier-Ritter einen Mohrentanz aufführten.“ Dt.

Bunte s.

Zu den geheimen Geſetzen der Liebesgerichte (zur Zeit der Troubadours), gehörte unter Anderem auch, daß die Liebhaber täglich ihre Binde tüchtig verknoten und Abends bei dem Aufknoten jedesmal ſagen mußten: „Gott gebe meiner Dame eine gute Nacht!“ — Die Dame mußte dagegen Morgens bei dem Ankleiden ſprechen: „Gott gebe meinem ſüßen Freunde einen recht guten Tag!“ — Um jedem Spott zu entgehen, waren damals die Damen ſehr vorſichtig in der Liebe. Alle hatten Majoran-Töpfe vor ihrem Fenſter. Sobald nun der Geliebte vorüber ging, ward, unter dem Vorwande, die Töpfe zu begießen, das Fenſter geöffnet. Dies nannte man in der Sprache jenes Zeitalters: „Die Majoran-Töpfe wecken!“

Die Gemahlin Ludwig XV. wollte einſt einem Hauptmann gern eine Compagnie verſchaffen, da er ihr empfohlen worden, und er ſich bittend an ſie gewendet hatte. Aber der Cardinal Mazarin war dagegen, es ward nichts daraus. Die Königin wandte ſich in ihrer Empfindlichkeit an den König und klagte es ihm. „Warum machen Sie es nicht ſo wie ich“ — ſagte dieſer — „und verlangen von dieſen Leuten gar nichts?“

Tiberius wechſelte ungern mit ſeinen Staatsdienern. „Eine fette Fliege“ — ſagte er — „ſticht weniger!“ Th. Laurin.

Welcher iſt der Bräutigam?

(Einem ſerbiſchen Volksliede nachgebildet.)

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Nun wähle den Schneider, ich gebe den Rath:
Er kleidet ſich vornehm in ſeidenen Staat.

„Die ſeidenen Kleider gefallen mir ſehr,
Wenn nur, liebe Mutter, kein Schneider d'rin wär';
Ein Schneider iſt luftig, ſo winzig und dünn:
Es wehet ein Windchen, ſo iſt er dahin.“

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Nun höre die Mutter, ich rathe dir gut:
Der muntere Jäger hat fröhlichen Muth.

„Der Jäger zieht luſtig im grünenden Wald
Nach flüchtigen Hirſchen, das dampft und das knallt!
Doch trägt er im Buſen ein ſteinernes Herz:
Bereitet dem Wilde den tödtlichen Schmerz.“

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Und willſt du mich hören, ſo geb' ich den Rath:
Der beſte der Gatten, der ſtolze Soldat.

„So muthig, ſo herrlich im prächtigen Staat,
Wie ſchreitet er ſtattlich, der ſtolze Soldat!
In Schlachten, da tanzt er den krieg'riſchen Reih'n,
Indeſſen zu Hauſe, du wein' ich allein.“

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Nun wähle den Fiſcher, ich rathe dir gut:
Er ſchaukelt im Kahne auf bläulicher Fluth.

„Der Fiſcher iſt glücklich mit Perlen und Gold,
Doch wird ihm ein Mädchen zeitlebens nicht hold;
Er ſenket die Netze hinab in den See,
D'ran zieht ihn hinunter die goldige Fee.“

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Nun wähle den Müller, du dankſt mir den Rath:
Er mahlet ſo fleißig, ſo frühe wie ſpat.

„Ich möchte wahrhaftig die Müllerin ſeyn,
Es klinget der Name gar artig und fein;
Doch knarren die Räder im ſauſenden Kreis,
Und küßt man den Müller, ſo küßt man ſich weiß.“

Nun ſage mir, Tochter, wie iſt dein Geſchmack?
Ich hab' ein Halbdutzend Bewerber im Sack.
Nun wähle den Landmann, ich gebe den Rath:
Er pfleget die gold'ne, die wogende Saat.

„Der Landmann iſt ſchwärzlich von Händen und roth;
Doch ißt er ein weißes geſchmäckiges Brod;
Und nun, liebe Mutter, thu' offen den Sack:
Der Landmann, der Landmann, das iſt mein Geſchmack.“

K. Simrock.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Folgen des Ehrgeizes. (Aus Albert's „Physiologie des Passions, ou nouvelle doctrine des sentimens moraux.") — Unter den zahlloſen Urſachen, welche dazu beitragen, die Vernunft des Menſchen auf Abwege zu leiten, findet man keine heftiger zerſtörende, als den Ehrgeiz. Dieſe meine Behauptung wird man in allen Anſtalten beſtätigt finden, die zur Heilung Wahnwitziger beſtimmt ſind; denn es iſt unleugbar, daß keine Leidenſchaft ſich ſo leicht des Gemüths und der Sinne bemeiſtert als dieſe, welche ſich gewiſſermaßen in alle Lebens-Ereigniſſe einmiſcht. Das Streben, zu herrſchen und mächtig zu werden, iſt ein Naturtrieb, der dem Menſchen angeboren iſt, ihn vom unvernünftigen Thiere unterſcheidet und anſpornt, einen höheren Rang, als den ihm in der bürgerlichen Geſellſchaft angewieſenen, zu erklimmen. Dieſes Phänomen beobachten wir hauptſächlich in den Zeiten, wenn große politiſche Ereigniſſe die Gemüther in einem ungewöhnlich hohen Grade aufregen. So fand man z. B. im Bicetre niemals eine ſo überwiegende Anzahl Wahnwitziger, als zu der Zeit, da die Wiedergeburt der Geſetze und Gebräuche in Frankreich an der Tagesordnung war. Die meiſten jener Blödſinnigen dünkten ſich Dictatoren, Heerführer großer Armeen, oder ſie bildeten ſich ein, daß man ihnen die Verwaltung der wichtigſten Staats-Aemter übertragen habe. Der Eine glaubte ein Spartaner, der Andere ein Bürger Rom's zu ſeyn. Einer derſelben, welcher ein Raub des ſeltſamſten Wahnwitzes geworden war, beklagte ſich bitter darüber, daß man es vergeſſen, ſeinen Namen auf die Liſte der Verbannten zu ſetzen, da er doch verdient habe, obenan auf dieſelbe geſtellt zu werden. In einem andern Winkel ſah ein Greis, der ſich für den Beherrſcher dreier Königreiche erklärte und nur mehrere Legionen Bewaffneter erwartete, um ſeine dreifache Krone auf's Neue zu erobern und alle raſenden Aufwiegler zur Vernunft zurück zu führen. In jener Ecke ſah man einen Gemüthskranken, der ſich für einen entthronten Kaiſer von China hielt. „Sie ſehen wohl", ſagte er uns in einem weinerlich klagenden Tone, „Truppen habe ich nicht mehr, ſogar meine treuſten Diener hat man mir geraubt!" — Eine wechſelſeitige Mittheilung unter dieſen Tollhäuslern findet nie eher ſtatt, als bis die Rede auf ſolche Gegenſtände kömmt, die ihrem Zuſtande analog ſind; dann aber nähern ſie ſich einander und ihre Unterhaltung wird lebhaft. Im entgegengeſetzten Falle lebt Jeder für ſich, vermeidet die Uebrigen, und einen traurigen Anblick gewährt es dem Beobachter, wahr zu nehmen, wie ſich dieſe Blödſinnigen gegenſeitig beſpötteln, einander lächerlich machen und ſatyriſche Blicke zuwerfen, indem jeder von Allen der Klügſte zu ſeyn wähnt. Uebrigens geht es hier wie überall im Leben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier jeder einzelne Charakterzug deutlicher ausſpricht. Man ſtelle ſich einen Saal vor, in welchem eine große Menge muſikaliſcher Inſtrumente umher ſtehen, aus denen man Töne von ohrenzerſchneidender Diſharmonie auf's Gerathewohl hervor lockt. Ein ſolches Concert wird einen Begriff von dem Verein dieſer lärmenden Menſchen geben können, deren intellectuelle Fähigkeiten aus ſo unzähligen und verſchiedenartigen Urſachen geſtört worden ſind.

In der Mitte derſelben fand man den ſonderbaren Menſchen, deſſen Schickſale zu beſchreiben ich beabſichtige. Es iſt nämlich Anſelm, *) gewöhnlich Diogenes genannt, den man ſeit mehreren Jahren im Bicetre eingeſperrt hielt, weil er ſich, im griechiſchen Coſtüm gekleidet, auf den Straßen von Paris umher trieb, wo er ein philoſophiſchen Miſſionair zu ſeyn behauptete, der beauftragt ſey, die Menſchen vom Ehrgeize zu heilen. Das Leſen der Schriften des grauen Alterthums hatte ſeinen Verſtand ſo ſehr zerrüttet, daß er überall das Volk auf öffentlichen Plätzen um ſich her verſammelte und daſſelbe mit einer Art von Beredſamkeit haranguirte.

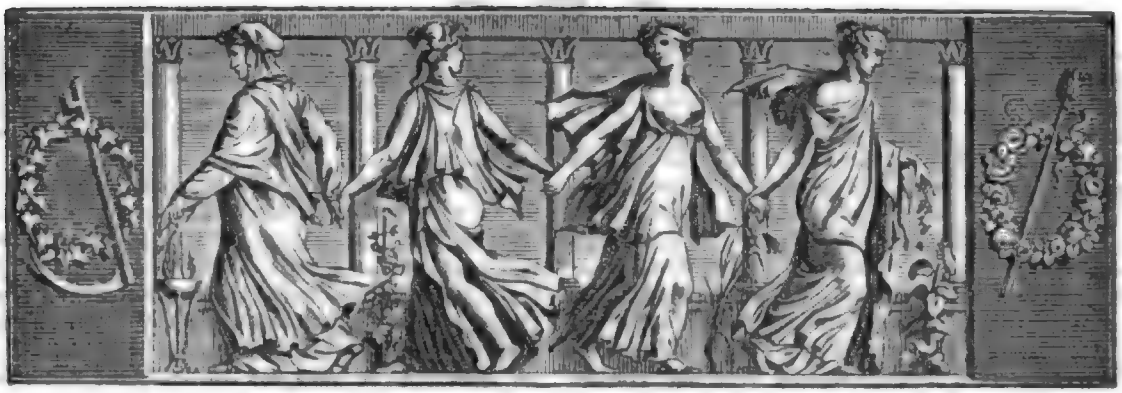
Die Wahnwitzigen zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie Alles zu vereinigen ſuchen, was in irgend einer Beziehung mit der ihren Idee ſteht, die ſich ihrer bemeiſtert hat. Die meiſten derſelben beſitzen eine erſtaunenswürdige Gewandtheit, ſich Ehrenzeichen, Scepter und Kronen, kurz, alles dasjenige zu verfertigen, was ihrer Lieblings-Neigung nur einigermaßen zu fröhnen im Stande iſt. So nahm Anſelm zuweilen, um ſich zu ſchmücken, eine einfache Decke; aber dieſe wußte er ſo geſchickt und geſchmackvoll zu drapiren, daß man ihn für einen Mann halten mußte, der in den Myſterien der Schulen des Portecus oder Lyceums eingeweiht war. Er nannte ſich einen Schüler des Socrates, deſſen Tod er zuweilen auf eine ſo ergreifende Weiſe erzählte, daß er ſeinen Zuhörern nicht ſelten Thränen entlockte. Uebrigens hatte er ſich mit den Lehrſätzen dieſes Philoſophen ſo innig vertraut gemacht, daß er deſſen Meinungen und Lehren aus dem Gedächtniß vor zu tragen im Stande war.

Die Laune Anſelm's war eben ſo veränderlich, wie ſie es bei allen Melancholiſchen zu ſeyn pflegt. Bald redete er mit endloſer Geſchwätzigkeit ununterbrochen fort, zu andern Zeiten war er wiederum für mehrere Tage völlig ſprachlos; dann konnte er Monate lang in vor ſich hinſtarrendem Schweigen verſunken daſitzen; kaum hatte er aber auf's Neue den Mund geöffnet, ſo gewann ſeine ganze Phyſiognomie das Anſehen eines Schwärmers. Seine Geberden hatten etwas Leidenſchaftliches, etwas Theatraliſches; aber ſeine Stimme wußte er in den weichſten Modulationen ſo lieblich ertönen zu laſſen, daß ſie zu Aller Herzen drang und ſeine Zuhörer feſſelte. Höchſt merkwürdig war die Unterredung, welche er einſt mit zweien ſeiner Unglücksgefährten angeſponnen hatte, die ſich einbildeten, Könige zu ſeyn, und als ſolche ſich einander den Vorrang ſtreitig zu machen ſuchten. Dieſen aberwitzigen Thoren, welche im innern Hofe des Bicetre umher rannten, rief er pathetiſch zu: „Welch Feuer verzehrt Euch? Seht nur, wie ich mich betrage! Habt Ihr mich jemals in Zorn geſehen? Gleich Euch hatte ich herrſchen können; doch nein! Ich begnüge mich, Philoſoph zu ſeyn und zu bleiben!" — Wie dieſe kurze Anrede eines Menſchen, der ſelbſt nicht Herr ſeiner Vernunft war, auf die Erzürnten einwirkte, war ſehr überraſchend. Sie ſahen Anſelm für ein Orakel an, deſſen Entſcheidung ſie Folge leiſten zu müſſen glaubten, und waren Beide ſofort beſänftigt.

Was unſerm Anſelm noch ganz beſonders einen ſo großen Einfluß auf alle ſeine Unglücksgefährten verſchaffte, war die Unermeßlichkeit ſeines Stolzes, der ihn gegen Alles, ſelbſt gegen ihre Spöttereien, gleichgültig machte. In ſeinen Blicken lag ſtolze Verachtung und Geringſchätzung; niemals verriethen ſie Unmuth, noch weniger Zorn. Er war der Einzige im Bicetre, der die Geſchenke zurückwies, welche ihm die, die Anſtalt Beſuchenden darreichen wollten. Schon oben habe ich es erwähnt, daß man Anſelm den Namen Diogenes beigelegt hatte, und wirklich gab er ſich das Anſehen, als wolle er dieſen Philoſophen durch ſeine lakoniſchen Reden, durch ſein freimüthiges Urtheil und den Cynismus nachahmen. Seine Bekleidung beſtand in einem Mantel, der aus Lappen von verſchiedenen Farben und zu verſchiedenen Zeiten zuſammen geſetzt war. Er ging ohne alle Fußbekleidung im tiefſten Kothe umher und mit Querſäcken behangen, die mit Manuſcripten und Excerpten angefüllt waren, welche er in verſchiedenen Bibliotheken mühſam geſammelt zu haben behauptete. Mehreren ſolchen Wahnwitzigen iſt es eigen, die ſeltſamen Reſultate ihrer geiſtigen Ausſchweifungen nieder zu ſchreiben. So hat man Einige geſehen, die ganze Bogen mit dem anfüllten, was ſie gedacht, oder vielmehr geträumt hatten. So lange Anſelm in ſeiner Zelle war, blieb er unbeweglich auf ſeinem Lager. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Er gehörte zu einer zwar armen, aber achtbaren Familie, und aus dieſem Grunde iſt hier ſein wahrer Name verſchwiegen.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 17. Oktober. 166ſtes Blatt.

Der Liebe Tod.

Mich trieb einmal von Sinnen
Der Liebe heißer Schmerz;
Die Lieb' iſt jetzt von hinnen,
Doch ſtumm und kalt mein Herz.

Wo ſonſt ſich reiche Quelle
Von Zauberbildern bot,
Seh' Alles wohl ich helle,
Doch was ich ſeh', iſt todt.

Bewegter Staub der Erde,
Durchmeſſ' ich meinen Lauf,
Und kein allmächtig Werde
Weckt mein Gefühl mir auf.

Verweſung, ſende Boten
Dem Herzen, das ſich quält,
Daß todt bei allem Todten
Nur noch ſein Grab verfehlt.

Und Götter, aus Erbarmen
Laßt fortan ungeheilt
Den Wahn, der gern im armen
Gebiet des Herzens weilt.

Helft ihm, den Lieb' umwindet,
Daß in der Täuſchung Macht
Er nur den Ausgang findet
Zu ſeines Grabes Nacht.

Bertram.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Das zwanzigſte Kapitel: „Wie man ſich im Kriegskampf zu verhalten habe", beginnt gleich mit der beſten Lehre:

„Mein Sohn! wenn du zum Kampfe gehſt, ſo betrage dich nicht ſchwach. Im Kampfe ſich ſchwach betragen iſt nicht der Beruf der Tapferkeit. Ehe der Feind deine Abendmahlzeit verzehrt, ſuche du des Feindes Frühſtück zu ſpeiſen."

Das folgende Capitel erklärt, wie man Vermögen ſammeln und ausgeben muß. Daß Verſchwendung das größte Vermögen erſchöpfen könne, dafür werden folgende Verſe perſiſcher Dichter angeführt:

„Wenn du nur abnimmſt vom Berge und nichts an die Stelle ſetzeſt:
So wird am Ende der Berg zerſtreuet werden."

und:

„Wenn mit Haarſpitzen das Waſſer aus dem Meere gezogen würde:
So würde es trocken werden, wenn keine Waſſerquellen hinzu kämen."

Ferner der Spruch:

„Es iſt beſſer, daß der Menſch bei ſeinem Ende Vieles ſeinem Feinde hinterlaſſe, als bei ſeinem Leben etwas Weniges von Freunden zu erbitten."

Aber der Verfaſſer warnt auch vor dem Geize:

„Verſchwendung heißt nur, was unnütz ausgegeben worden, und weder in dieſer Welt noch in jener Welt Vortheil bringt. Man muß auch wiſſen, daß Verſchwendung nicht bloß im Gelde und in Ausgaben vorkömmt, ſondern auch in Reden und Handlungen, im Eſſen und Trinken und in allen andern Dingen. Dergleichen Verſchwendung aber zehrt den Körper ab, beunruhigt das Leben, beängſtigt die Seele, verwirrt den Verſtand und tödtet den geſundeſten Menſchen.

Siehest du nicht zum Beweise dessen, daß der Lampe Licht vom Oele kömmt? Wenn nach ihrem Verhältnisse das Oel nur mit Maaße eingegossen wird, so wird ihr Licht vollkommen seyn. Wenn man aber das Oel verschwendet und zuviel eingießt, so daß das Oel bis an die Dochtspitze reicht, so wird ohne Zweifel der Docht erstickt und die Lampe ausgelöscht werden. So wie das Oel mit Maaße das Leben, das ist: das Brennen der Lampe veranlaßt, so wird auch die Verschwendung oder unmäßige Eingießung des Oels den Tod, das ist: das Verlöschen der Lampe verursachen. Es erhellet hieraus, daß der Lampe Licht und Leben nicht bloß vom Oele kömmt, sondern vom Zustande des Gleichgewichts, das ist vom gemäßigten Oel, das nicht über den Docht weggehe. Dies ist die Ursache, warum Gott die Verschwendung verboten und warum auch die Weisen sie gemißbilligt haben, denn der Verschwendung Ende ist Schaden und Armuth. Allein hüthe dich, hüthe dich wohl, unter dem Vorwande, nicht zu verschwenden, dir deinen Lebensunterhalt zu verkümmern. Bringe deine Tage nicht im Hungerstande hin und verschließe dir nicht die Thüre der Nahrung."

Das zwei und zwanzigste Capitel handelt von den Vortheilen, Hinterlagen zu bewahren und sie ihrem Rückhaber wieder zuzustellen. Ueber die Heiligkeit verwahrlich niedergelegten Gutes soll folgende Geschichte belehren:

„Als ein Kaufmann zur Zeit der Morgendämmerung aus seinem Hause gegangen war, um sich in's Bad zu begeben, so begegnete er unterweges einem Freunde und sagte zu ihm: Komm mit mir, wir wollen zusammen in's Bad gehen. Der Freund antwortete: Ich werde dich bis nahe an das Bad begleiten, aber in's Bad selbst kann ich nicht mitgehn, weil ich anderwärts dringende Geschäfte habe. Der Kaufmann war damit zufrieden und ging voran, der Andere aber hinter ihm, bis sie nahe an das Bad gekommen, wo des Andern Weg ablenkte, welchen er verfolgte. Da es bei der Dämmerung noch dunkel war, so bemerkte der Kaufmann nicht, wohin der Andere sich begeben hatte. Wie aber zu selbiger Zeit ein Räuber und Beutelschneider auf Raub und Dieberei ausgegangen war, so kam er unvermuthet aus einer Straße hinter dem Kaufmann hergelaufen und hatte sich ebenfalls dem Bade genähert. Der Kaufmann stand in der Meinung, daß es der bei ihm gewesene Freund sey und sagte ihm: Ich habe hundert Goldstücke bei mir, ich fürchte, daß sie im Bade verloren gehen möchten; sie sollen also bei dir verwahrlich niedergelegt seyn! — und so überlieferte er sie dem Räuber. Der Räuber antwortete nicht, sondern nahm das Geld, setzte sich an dem Orte nieder und erwartete den Kaufmann. Als der Kaufmann wieder aus dem Bade kam, war es lichter Tag geworden. Er ging vor dem Räuber vorbei und gab auf ihn gar nicht Acht, weil es ein ihm unbekannter Mensch war. Während daß er aber vorüber ging, rief ihn der Räuber, sagend: Komm her, nimm deine Hinterlage!

Der Kaufmann, da er den Menschen nicht kannte, fragte: was für eine Hinterlage?

Räuber. Die Hinterlage, welche du mir in der Nacht gegeben! — und so überlieferte er dem Kaufmann die Goldstücke und setzte hinzu: Unterdessen, o Kaufmann! habe ich deiner Hinterlage halber meine Geschäfte versäumt und habe nichts gewonnen.

Kaufmann. Was hast du denn für Geschäfte gehabt?

Räuber. Beutelschneiderei. In Dämmerung und Dunkelheit gehe ich aus und bringe so etwas zusammen.

Der Kaufmann erstaunte, als er diese Worte hörte und sprach: Wenn du ein Beutelschneider bist, warum hast du denn diese Goldstücke nicht behalten und bist damit fortgegangen? Ich habe dich gar nicht gekannt, sondern habe dafür gehalten, das Gold meinem Freunde gegeben zu haben.

Räuber. Wenn ich das Gold durch meine eigene Geschicklichkeit erhalten hätte, wären es auch tausend Goldstücke gewesen, so würde ich dir es nicht wieder gegeben, noch würde ich mich vor dir gefürchtet, noch mich sonst um etwas bekümmert haben. Allein es war ein anvertrautes Gut, und Hinterlagen zu veruntreuen ist keine Mannhaftigkeit noch Großmuth.

Als der Kaufmann diese Reden vernahm, sagte er: Deiner Großmuth wegen schenke ich dir diese hundert Goldstücke; besitze sie nun als rechtmäßiges Gut."

Das drei und zwanzigste Capitel erklärt, wie bei dem Kauf und Verkauf der Sklaven und Sklavinnen die guten und schlechten Eigenschaften erkannt werden sollen. Hier müssen wir aber folgende Stelle aus den „Betrachtungen über das Buch des Kabus" voran schicken:

„Ueber Vorstellungsarten, welche sich auf bürgerliche Verfassung beziehen, kann ich hier am leichtesten hingehn, weil darüber im Buche selbst oder in meinen Anmerkungen die nöthigen Erklärungen vorkommen, so daß der Leser sich darin von selbst finden wird. Nur vom Sklavenhandel, dem das ganze drei und zwanzigste Capitel gewidmet ist, muß ich etwas sagen, um sich damit aus zu söhnen. Ich bemerke zweierlei. Erstlich der Verfasser mußte diese Sache einer besondern Aufmerksamkeit werth halten, weil im Orient, vorzüglich in ältern Zeiten, Staaten und Haushaltungen auf Sklaven mit gegründet waren. Allen Muhammedanern war bei ihren immerwährenden Eroberungen und Kriegen ein gewisses Herrenthum gleichsam angeboren, weil sie, welchem Berufe oder Gewerbe sie sich auch

ergeben mochten, die Dienſte in ihren Häuſern durch Sklaven verrichten ließen, die von ihnen im Kriege gefangen oder auf dem Markte gekauft worden. Mit der Zeit hat dies freilich abnehmen müſſen, weil die Kriege ſich verſeltnet haben und die benachbarten Fürſten zu größerer Macht gekommen ſind. Indeſſen ehemals konnte kein Hausweſen ohne Sklaven beſtehen, und die Zahl derſelben richtete ſich nach dem Reichthum des Beſitzers, gerade wie im alten Rom und Griechenland. Und die Staaten ſelbſt machten die Sklaven zur Pflanzſchule ihrer Heere, um die Verluſte zu erſetzen, welche ſie im Kriege zu leiden nicht aufhörten. Es läßt ſich hieraus erklären, wie das Bedürfniß darauf führte, den Sklavenhandel in Regeln zu bringen, welche man aus Erfahrungen gezogen hatte. Zweitens wenn wir jetzt, wenigſtens zum Schein, einen ſo großen Widerwillen gegen Sklavenſtand bezeigen, ſo kömmt das von gewiſſen Eindrücken her, welche durch die Plagen der Knechtſchaft im alten Rom und im alten Deutſchland auf uns gemacht worden. Man muß aber wiſſen, daß die Sache unter Muhammedanern eine andere Geſtalt gehabt. Die Religioſität dieſer Leute hat ſie zu allen Zeiten gegen Sklaven ſehr menſchliche Geſinnungen annehmen laſſen, oft ſelbſt in dem hohen Grade, wie Kiekjawus ſeinem Sohne räth, ſeine Sklaven und Sklavinnen ſo zu halten, daß ſie nur allein ihn für ihren Herrn, für ihren Vater und Mutter und Bruder anſehn möchten. Die Sklaven haben ſich im Grunde ihr Schickſal immer ſelbſt bereitet. Wenn ſie ſich gut betragen haben, ſo ſind ſie in der Regel immer beſſer gehalten geweſen, als europäiſche Diener, und der Name ihres Standes iſt nur ein leerer Schall geblieben. Ich bin ſelbſt Zeuge geweſen, daß gutgeſinnte Sklaven ſind wie Kinder vom Hauſe behandelt, geehrt und geliebt worden. Man weiß auch aus andern Erfahrungen, daß Sklaven, wenn ſie Geſchicklichkeit mit Wohlgeſinntheit verbunden haben, von einer Stufe zur andern bis zur höchſten empor geſtiegen und zuweilen gar bis zum Königthum gelangt ſind. Als ich einſt den verſtorbenen Kapudan Paſcha oder Groß-Admiral Ghazi Haſſan, Paſcha zu Conſtantinopel, beſuchte, fand ich bei ihm unter Andern zwei ſchöne Knaben von dreizehn und vierzehn Jahren, welche zu ſeinen gekauften Sklaven gehörten. Ich übergehe, daß ſie prächtig gekleidet waren, im Ueberfluß lebten und ihre beſtimmten Lehrer hatten. Nur ſo viel will ich bemerken, daß ich Beide fragte, was ſie werden wollten? und der Eine antwortete: „Paſcha!“ und der Andere: „Begh von Egypten!“ — Bei Gott! das ſind keine Sklavengeſinnungen, wie wir ſie uns denken. Und ihr Herr, der ſonſt für einen harten Mann bekannt war, zeigte ſich als Vater, denn er lächelte bei dieſen Antworten, gleichſam als ob er ſich freute, keine gemeine Seelen in ſeine Pflege genommen zu haben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die jetzigen franzöſiſchen Schriftſteller.

Gail. Von Allen, welche ſich mit den Wiſſenſchaften befaſſen, macht gewiß Keiner bei geringeren Verdienſten mehr Anſprüche, als Herr Gail. Stets hat er ſich aufgeopfert oder verfolgt gehalten, und ſtets hat er geſchrieen. Wahrſcheinlich behält er jetzt dieſe Gewohnheit aus Dankbarkeit bei, denn ihr hat er ſein Glück zu verdanken. Man behauptet nämlich, daß er, wegen ſeines beſtändigen Klagens und immerwährenden Schreiens, während der Revolution von der Comité ſeiner Section (welche ihn nur den Schreier zu nennen pflegte) ſeine Stelle am Collége de France erhalten habe, nur um ſeiner los zu werden. Dieſe Anſtellung iſt ihm übrigens von großem Nutzen geweſen, denn ſie hat ihn gezwungen, die griechiſche Sprache zu erlernen, von welcher er früher kaum die erſten Anfangsgründe inne hatte. Mit Vergnügen erinnert man ſich noch der Broſchüre, welche er heraus gab, als, bei Vertheilung der zehnjährigen Belohnungen, nicht ihm, ſondern zu Folge eines einſtimmigen Beſchluſſes Herrn Loray der Preis ertheilt worden war. Stets ſchreiend, hat Herr Gail ein Paar Orden erhalten, iſt auch in der Stelle des Herrn Laporte-Düthеil zum Aufſeher der griechiſchen und lateiniſchen Manuſcripte der Bibliothek des Königs ernannt worden, und dennoch fährt er fort, über Ungerechtigkeit und Zurückſetzung zu ſchreien. Dadurch hat er die übrigen Mitglieder der Akademie ſo ſehr gegen ſich aufgebracht, daß Herr Boiſſonnade ihm öffentlich bewies, er wiſſe nichts vom Griechiſchen, und könne einen Claſſiker Athen's oder Sparta's wohl allenfalls überſehen, keineswegs aber genügend erläutern. — Herr Gail war auch verheirathet. Seine Frau war jung, liebenswürdig und voller Talente, aber ſie hatte ihre Eigenheiten ſo gut wie der Herr Gemahl, und ſo folgte denn der Trauung die Scheidung faſt auf dem Fuße, Dank ſey es dem Scheidungs-Syſtem, welches damals in vollem Gange war.

Victor Hugo. Er verſprach uns einen Dichter, allein der ſchlechte Geſchmack hat ſich ſeiner Muſe bemeiſtert, und ſeine Werke haben ſtets mehr und mehr von jener unerträglichen Verſchrobenheit und Ziererei der Worte und Perioden an ſich, welche, obgleich aller wahren Poeſie entgegen, jetzt gar oft gefunden werden. Als Romantiker verräth er übrigens viel Talent, obgleich ſein „Han d'Islande“ voller widerlicher Bilder und Scenen iſt. Vielleicht belohnt ein günſtigeres Reſultat den Dichter bei einem zweiten Verſuche; mindeſtens würde ſein Ruf leicht dadurch gewinnen. G. S.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

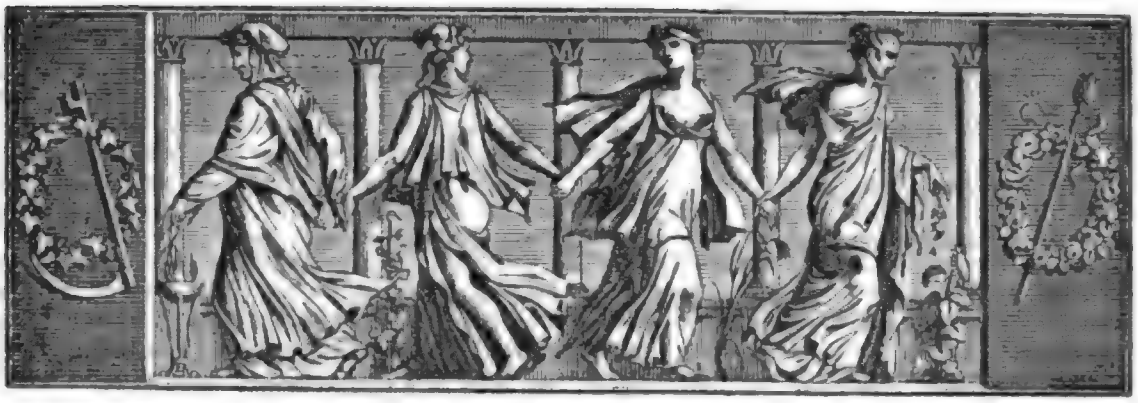
Die Folgen des Ehrgeizes. (Fortsetzung.) Seines unschicklichen Betragens und seiner schmutzigen Kleider ungeachtet wußte er sich dennoch, seit seiner Aufnahme im Bicetre, ein gewisses Uebergewicht, Ansehen und eine Art Ruf zu verschaffen. Zu Zeiten blickten lichte Vernunftstrahlen in seinen Reden durch, die Jeden in Erstaunen setzten. — Wenn man dem Geschwatz eines solchen Wahnwitzigen zuweilen gern Gehör leiht, so mag dieses wohl daher rühren, weil aus dem Gehirn dieser Unglücklichen, wenn sie in eine Art aufwallender Begeisterung gerathen, oft die lichtvollsten Gedanken hervortreten, wie solches dem ruhig nachdenkenden Menschen, der sich in seinem Alltagsleben fortbewegt, nicht oft begegnet. — Das Gehirn eines Wahnwitzigen gleicht dem Vulkane, dessen unreine Lavaströme manchmal kostbare, der Beachtung würdige Substanzen einhüllen. Jedoch Anselm wußte die Früchte seines immerwahrenden Nachdenkens nicht gehörig an einander zu reihen. Er hatte das Vermögen eingebüßt, diese Gegenstände mit unserer moralischen oder intellectuellen Natur in richtige Verbindungen zu setzen; aber dem ungeachtet erregte er zuweilen durch die Feinheit seiner Darstellungen und durch seine überraschend tiefen Beurtheilungen das Erstaunen der Zuhörer. — Zu allen übrigen Zeiten war in Anselm's Betragen und Reden keine Spur von Vernunft an zu treffen. Er sprach stets von den Reisen, die er unternommen hatte, um die Sitten verschiedener Völker zu studiren. Bei jeder Gelegenheit redete er von den Griechen der frühesten Jahrhunderte, als von Leuten, die er genau gekannt und mit denen er sich mündlich unterhalten habe. Er tadelte den Carneades, lobte den Plato und erhob den Chrysippus bis zu den Wolken. — Erreichte dann sein Wahnwitz die höchste Stufe, so schloß er sich von Zeit zu Zeit in seiner Zelle ein, um Constitutionen zu entwerfen, zu welchen er, wie er behauptete, von allen Herrschern des Universums aufgefordert worden sey. Er quälte sich damit ab, seine Anordnungen den Staaten an zu passen, denen er sich nützlich machen wollte. Die Namen eines Minos und Lycurg führte er beständig im Munde und sagte: „Ich restaurire die Gesetze für alle alte Monarchieen der Erde!" — Fuhr er dann fürderhin wieder fort, seine Rolle als Philosoph zu spielen, so behauptete er, daß man ihm die wichtigsten Staatsämter angetragen, welche er indeß, jede politische Größe stets verschmähend, jedesmal ausgeschlagen habe. — Er fühlte sich glücklich, von allen irdischen Geschäften sich frei gemacht zu haben und beklagte aufrichtig diejenigen, welche danach streben, sich Macht und Ansehen zu verschaffen. Er kannte keinen reinern Genuß, als die Reize, die eine dem Nachdenken und der Betrachtung gewidmete Lebensweise darbietet. — Es lag damals in einem der Höfe des Bicetre ein großer Haufen Mist, der für einige Gärten in der Nachbarschaft bestimmt war. Unser Philosoph bediente sich desselben, um auf seiner Spitze den Thron seiner Traumereien aufzuschlagen, oder vielmehr um von derselben herab seine wunderlichen Strafreden an das menschliche Geschlecht zu richten. Einige Gelehrte, die von den wunderbaren Geistesfähigkeiten Anselm's gehört hatten, kamen in's Bicetre und neckten ihn beständig mit spitzfindigen Fragen über verschiedene Punkte der Philosophie. War es doch, als kämen sie dahin, um einem Menschen Aufschlüsse zu entlocken, dessen Begriffe gänzlich verwirrt waren, und Anselm wurde über die Menge Neugieriger entrüstet, die sich um ihn her versammelte. Er verspottete seine Zuhörer um des Werthes, der auf irdische Dinge gelegt wird und gewahrte nicht, daß er selbst der Ehrgeizigste von allen Sterblichen war; denn er besaß ganz den Dünkel, der nur zu oft die wissenschaftlich Gebildeten aufblaht und redete stets nur, um Beifall einzuarnten. — Also selbst in dem traurigen Zufluchtsorte des Jammers und der Armuth, in den verworfensten Winkeln des Elends wohnt diese nagende Leidenschaft, die Ehrsucht, welche unersättlich nach Beifall geizt. Die Sucht des Forschens in den hatte Anselm so hoffartig als höhnisch gemacht; die tiefste Verachtung seiner Nebenmenschen eingeflö den höchsten Gipfel der Weisheit erklimmt zu hab Wunderwerke des Weltalls eingeweiht zu seyn; o darin nur den armseligsten, niedrigsten Platz einn fremdete ihn sehr, daß man es wage, ohne sein setze zu geben; so wie es sein Mißfallen erregte, nicht als die erste Triebfeder aller wichtigen Er Politik Europa's betrachtete und ehrte.

Anselm's Wahnwitz war nicht anhaltend; es lichte Augenblicke ein, wo seine Beurtheilungen deutliche Reife und Klarheit verriethen. Wenn mögen augenblicklichen Lähmungen ausgesetzt ist, mente giebt, in denen unser Geist wie mit trube hüllt ist, welche gleichsam wie fremde Körper sich Vernunft und die äußern Gegenstände eingedran giebt es wiederum Augenblicke, wo sich der Ge Allem befreit, was seinen kühnen Aufflug hemm Die Atmosphäre wirkt auf unsere Geistesfähigkei auf die Meereswogen. Unser Geist klärt sich auf dunkelt, je nachdem die Elemente ihn beherrsche sich Anselm in völlig ruhigem Zustande, so rede men vernünftig und tiefer Sinn leuchtete dann o oftmals hervor. Aus seinem Gehirn entspann sich bald Kraft, bald Schwäche, Licht und Schatten, was er sprach, ging zu einer Zeit reife Beurthei einer andern wiederum der vollständigste Unsin Eben in dieser Epoche erregte Anselm großes Au der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. begierig, seine Herkunft und sein früheres Leben zu lernen und zu erfahren, wodurch er in den hinabgesunken war. Viele Leute behaupteten, ih haben, als er noch völlig bei Verstand gewesen wußte Begebenheiten aus Anselm's Leben mehr umständlich zu erzählen. — Das Wissenswürdig len wir dem Leser hier mittheilen.

Zwei Drittheile seines Lebens hindurch wa thätigste und verdienstlichste Mensch. Dennoch niemals glücklich, weil Ehrgeiz ihn auf jeden Sc Das Seltsamste in seinem Mißgeschick war, da traurigen Folgen dieser heftigen Leidenschaft eine werthe Schilderung zu entwerfen wußte, ohne sich ihre zerstörenden Angriffe wahnen zu können. E Fehler ein, und dem ungeachtet wußte er sich sicher zu stellen. Er sagte selbst, daß ihn dieser seiner frühesten Kindheit an gequält habe und Neid ihn schon in seinen Schuljahren zu verzehren, sobald einer seiner Schüler ihm vorgezogen Plutarch's Geschichte großer Männer konnte er n von der peinlichsten Ungeduld gemartert zu werde von den Heldenthaten eines großen Feldherrn ge sein Schlaf entflohen; die Begierde, denselben übertreffen, begeisterte ihn bis zur Wuth. In denen bürgerlichen Verhältnissen marterte er sich ab, um sich höher zu schwingen als seines Gleich stets unter ihnen. (Der Schluß folgt.)

Seltenheiten. Zu den größten Seltenhe französisches Blatt Folgendes: „Ein deutsches Uebertreibung; eine französische Tragödie ohne Un keit; einen Roman von Walter Scott ohne W eine Seite des Virgil ohne schöne Stellen, und seite ohne Abgeschmacktheiten! Ferner eine Minn ohne Begräbniß, ohne Liebes-Erklärung, ohne Treub nichtswürdige, aber auch ohne eine gute Handlun

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 19. Oktober. 167ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Bei dem Ankauf der Sklaven, lehrt nun der Verfaſſer, müſſe man ſeine Aufmerkſamkeit auf dreierlei richten:

Erſtens auf des Sklaven Fehler und Tugenden im Inneren und Aeußeren, zweitens auf ſeine Geſundheits-Verhältniſſe, drittens auf die Nation, woraus er ſtamme. Nun werden die Merkmale und Kennzeichen der Sklaven und Sklavinnen, die man zu dieſem oder jenem Zweck beſtimme, einzeln aufgezählt. Sklaven, die man zu Vertrauten machen will, haben andere Merkmale, als die, welche zum Kriege, zur Eſeltreiberei und Hundewartung, zur Kocherei und zum Kammerdienſt gebraucht werden ſollen. Alles dies ſoll aber nur gelten, wenn der Sklave von gutem Stamme iſt. Man ſolle alſo wohl auf den Unterſchied der Völkerſchaften merken. Wir heben einige Stellen aus:

„Vor allen Dingen iſt zu wiſſen, daß es unter den Stämmen der Türken ſo hübſche und ſchöne Menſchen giebt, wie unter keinem andern Volke angetroffen werden; aber es finden ſich unter ihnen auch ſo häßliche, daß ihre Häßlichkeit nicht aus zu drücken iſt.

Die Indianer aber ſind gerade das Widerſpiel der Türken, indem ſie alle häßlich ſind und kein einziger ſchön iſt. In Vergleichung mit den Türken haben die Indianer große Köpfe, platte Geſichter und kleine Augen, die nicht ſchließen, platte Naſen, ſchlechte Zähne und Lippen, mit einem Worte, wenn man ein Stück nach dem andern oder alle ihre Glieder zuſammen betrachtet, ſo erſcheinen ſie häßlich und garſtig und ſind nicht wie die Türken.

Die Türken übertreffen alle Völker an Bildung, Annehmlichkeit, Friſchheit und Schönheit. Wer alſo unter den Türken ſchön erzeugt wird, iſt äußerſt ſchön; wer aber unter ihnen häßlich iſt, iſt äußerſt häßlich. Sie haben folgende Fehler, die ihnen eigen ſind: Ihr Naturell iſt hart, das heißt: ſie lernen nichts, ſie nehmen keinen Rath an und ſind ohne Kenntniſſe; ſie ſind hochmüthig, furchtbar und unmenſchlich; ſie haben eine böſe Zunge, ſind ſchlimm in der Trunkenheit und ohne Urſache Zänker; zur Nachtzeit ſind ſie äußerſt furchtſam und verzagt, und die bei Tage bewieſene Tapferkeit können ſie bei Nacht nicht ausführen. Dies ſind die Fehler der Türken. Aber ſie haben auch folgende Tugenden: Sie ſind tapfer und ohne Verſtellung; ihre Feindſchaften verüben ſie nicht heimlich, ſondern ſind offene Feinde; ſie helfen ihren Gefährten; was man ihnen auftragen mag, das richten ſie aus, und bei dem Eſſen und Trinken wird ihr Körper und Weſen ſanft; es iſt alſo Niemand beſſer, als der Türk, um ſich ihn zum Wächter zu machen.

Das Volk der Seklab und Ruß kommt dem Naturell der Türken nahe; ſie ſind auch, wie die Türken, ein unvermiſchtes Volk; ſie haben ſanfte Körper, begreifen leicht, richten die ihnen befohlenen Sachen wohl aus, ſind angenehm im Reden und tapfer und laſſen ſich beſſern; ſie halten geduldiger aus als die Türken und ſind zur Nachtzeit beherzter als ſie; ſie

lieben ihre Herren mehr als die Türken; sie sind aber dem Trunk ergeben wie Letztere. Sie haben indessen einige Fehler an sich; erstlich sind sie diebisch und hernach wortbrüchig; sie bringen heimlich ihres Herrn Gut durch; sie unternehmen böse Dinge, sind von schwachem Naturell und laufen leicht weg."

Auch werden die Merkmale, woran Gesunde von Kranken zu unterscheiden, angegeben.

Die beiden folgenden Capitel handeln vom Güter-, Häuser- und Pferdehandel; das sechs und zwanzigste Capitel lehrt dagegen: „Wie man ein Weib nehmen und mit ihr leben muß."

Folgende Prinzipien verdienen unsern ungetheilten Beifall:

„Mein Sohn! wenn du eine Frau nimmst, so halte sie in Ehren, und was du irgend Kostbares haben magst, das versage nicht deinem Weibe noch deinem Sohne, welche dir gehorsamen und dich lieben. Einem solchen Weibe und solchem Sohne darfst du nichts abschlagen, was du hast, indem es eine Sache ist, die in deiner Macht steht, wie ich diesen Gedanken in folgenden Versen ausgedrückt habe:

Wer Weib und Sohn wohl hält, der wird sich wohl
gehaben;

Wer aber sie nicht schätzt, der wird verächtlich werden. Nimm eine Frau, die im Wohlstande aufgewachsen ist. Wenn du aber eine solche Frau hast, so begehre nichts von ihrem Vermögen. Verlange nicht, daß dein Weib sehr schön sey, denn die meisten Schönen wünschen, sich Liebhaber zu halten. Du mußt eine Frau haben, die von schlechten Handlungen rein, die unbescholten und religiös ist, von mittlerem Alter und zur Wirthschaft tüchtig, um die Angelegenheiten des Hauses und der Kinder zu besorgen; sie muß ihren Gatten lieben, unschuldig leben, schamhaft seyn und ihren Leib bewahren. Eine Frau, die solche Eigenschaften hat, wird nie schlecht werden.

Außerdem nimm keine Frau, die über deinen Stand ist und vornehmer als du, damit du dem Weibe nicht unterliegest. Kannst du eine unberührte Jungfrau erhalten, so nimm sie, laß sie nicht fahren; aber eines Mannes hinterlassene Wittwe nimm nicht, damit das jungfräuliche Mädchen nur dich erkannt, nur bei dir die Augen aufgethan habe und in seinem Herzen zu Niemand mehr Liebe hege als zu dir, damit es alle Männer nur nach dir beurtheile, anderer Männer nicht begehre und sich nach andern Männern nicht sehne. Fliehe aber eine Frau, die keinen Verstand hat, die immer auf dich einreden und dir Ueberlast verursachen würde. Man hat gesagt: der wirthliche Mann gleicht einer Wasserquelle und das verständige und kluge Weib gleicht einem Graben, wo das Wasser zusammen läuft und sich sammelt, das heißt: so wie die Quelle fließt, so muß Alles, was der Mann erwirbt und gewinnt, fließen, und muß sich, wie im Graben, bei seinem Weibe sammeln. Jedoch sey es fern, daß dein Weib deinen Verdienst unter sich habe und dir deinen Unterhalt und den Gebrauch des Vermögens verkümmere. Wenn bei deinem Vermögen dein Wort nicht gilt und du dem Weibe in die Hände sehen mußt, so wirst du Weib und das Weib wird Mann. Daß aber ein Mann seines Weibes Weib werde, ist ein Zeichen von Niederträchtigkeit. Es ist eine bekannte Geschichte, daß man Alexandern fragte: warum willst du nicht Darius Tochter nehmen, welche sehr schön und unter Allen die Schönste ist? Alexander aber antwortete: Es würde eine große Schande seyn, wenn ich von einem Weibe überwunden und beherrscht werden sollte, während daß ich ein Mann bin, der die Männer der Welt besiegt hat."

Ferner:

„Wenn du eine unberührte Jungfrau nimmst, so laß dich nicht durch Begierde und Lust hinreißen, ihr alle Nächte bei zu wohnen, damit sie nicht in den Gedanken stehe, daß der Menschen Gewohnheit es so mit sich bringe, so daß sie, wenn dir zuweilen Unpäßlichkeiten zustoßen oder Reisen vorkommen, sich zu gedulden wisse. Wenn du ihr aber die Beiwohnung zur Gewohnheit gemacht hättest, so würde sie, bis die Unpäßlichkeit vergangen oder bis du von der Reise zurück gekehrt seyest, zur Zeit der Trennung in solchen Nächten nach dir verlangen, und es würde ihrem Herzen sehr schwer fallen, sich zu gedulden."

Das folgende Capitel handelt von der Erziehung der Söhne. Es wird gelehrt, man solle seine Söhne zeitig in den Waffen üben, vor allen Dingen aber nicht ermangeln, sie schwimmen lernen zu lassen. Der Kaiser erzählt:

„Als ich funfzehn Jahr alt war, mein Sohn! hatten wir einen Oberkämmerer, genannt Ebu Manzar, der sich auf Waffenkünste gut verstand. Mein seliger Vater befahl mich ihm an, um mich zu unterweisen, Pferde zu reiten, Lanzen zu schwingen, um die Wette zu laufen, mit dem Schlägel Ball zu schlagen, Wurfstricke zu werfen, und in Allem, was sonst zur Schnellreiterei und Mannhaftigkeit gehören mag. Diese und andere Künste lehrte er mich auch. Hierauf ging der Oberkämmerer Ebu Manzar eines Tages zum Kaiser und sagte: O Kaiser, was ich von Waffenkünsten gewußt, habe ich Alles dem Prinzen gelehrt. Der Kaiser möge also befehlen, daß eine Jagd angestellt werde, damit der Prinz die erlernten Geschicklichkeiten dem Kaiser vorstellen könne. Mein Vater antwortete: Sehr wohl! und gab Befehl dazu. Des andern Tages gingen wir also auf die Jagd, und Alles, was ich an Geschicklichkeiten in Waffenkünsten gelernt hatte, zeigte

ich meinem Vater. Mein Vater ließ dem Mann ein Ehrenkleid anlegen und sprach: O Ebu Manzar! Alles, was du meinem Sohn gelehrt hast, versteht er gut; nur giebt es noch eine Kunst, welche unter allen die beste ist, die hast du ihm nicht gelehrt.

Ebu Manzar erwiederte: Mein Kaiser! was ist das für eine Kunst?

Mein Vater sprach: Die Künste, worin du meinen Sohn unterwiesen hast, sind so beschaffen, daß, wenn er sie zu gelegener Zeit nicht selbst ausüben kann, doch Andere sie für ihn ausüben können. Allein die Kunst, von welcher ich rede, ist von der Art, daß, wenn mein Sohn sie nicht versteht, Niemand anders sie zur rechten Zeit für meinen Sohn zeigen kann. Nur allein, wenn er sie selbst zeigt, wird er sich durch diese Kunst Hülfe verschaffen.

Ebu Manzar. Mein Kaiser! ich muß bitten, mir zu sagen, welche Kunst es sey?

Mein Vater. Es ist die Kunst, im Wasser zu schwimmen. Denn zur Zeit der Schlacht werden Andere für meinen Sohn den Säbel führen und er wird entweder siegen oder vor dem Feinde fliehen können. Wenn er aber zu schwimmen nicht selbst versteht, sondern im Wasser ersäuft, so wird ihm das Wissen Anderer keinen Nutzen stiften."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die jetzigen französischen Schriftsteller.

Soumet. Er ist Verfasser einiger Trauerspiele, welche sich durch angenehme, leichte und fließende Verse rühmlichst auszeichnen, in denen die Gesetze Melpomene's aber gänzlich vernachlässigt sind.

Langles. Wieder einer von denen Menschen, welche ohne Talent, aber mit ungemeiner Dreistigkeit begabt, zu Ruhm und Ehre gelangt sind. Langles ist der Sohn eines Ackermannes der Picardie. Er erwarb sich einige Schulkenntnisse, und kam dann nach Paris, wo er bei der Marechaussée angestellt ward. Er hatte den ehrenvollen Posten, diejenigen zu arretiren, welche Ehrensachen mit einander ausmachen wollten. — Er ward dem Herrn Bertin, Minister des Auswärtigen, empfohlen. Seine Excellenz hatte eine sonderbare Vorliebe für alles Chinesische, und Langles lernte, um seinem Gönner zu gefallen, die orientalischen Sprachen ein wenig, und erhielt dann die Vollmacht, das „Dictionaire Tatar Mancheux" heraus zu geben, dessen eigentlicher Verfasser der Pater Amiot, einer unserer Missionaire, ist. — Enthusiastisch für die Revolution eingenommen, überließ Langles sich ihr mit allem Feuer der Jugend. Er ward sogleich Aufseher eines Depots von Büchern, während der Zeit, als die beiden Barthelemy (Onkel und Neffe), so wie mehrere andere Gelehrte, im Gefängniß gehalten wurden. Späterhin kam er zugleich mit Carra, Camille, Desmoulins, Champfort u. s. w. in die Bibliothek des Königs. — Langles hatte wenigstens Liebe zu den Wissenschaften, und wenn der Mangel an Kenntnissen ihn selbst abhielt, in ihre Tiefen ein zu dringen, so that er doch Alles, was in seinen Kräften stand, um sie zu beschützen. Er besitzt eine reiche und auserlesene Bibliothek, und erlaubt seinen Freunden willig den Gebrauch derselben. Man verdankt ihm eine werthvolle Uebersetzung des „Suidbad le marin", und eine gelehrte Compilation über die Denkmale Hindostans; Eigenes hat er aber, außer seinem „Dictionaire Tatar Mancheux", nicht geliefert. Von diesem „Dictionaire" hat er jedoch mehrere Ausgaben veranstaltet, weshalb er auch spottweise der Tartar genannt wird.

* * *

Hier endigen sich die Bemerkungen über die Schriftsteller, unter denen man mit Verwunderung einige Namen vermissen wird, welche man wohl hier zu finden erwarten durfte. Zur Erklärung hierüber diene, daß, nach einer Anzeige der Herausgeber der „Chronique indiscrète", ein Theil jener Notizen verloren gegangen ist. Was in der „Chronique" enthalten war, habe ich dem Publikum hiermit übergeben. G. S.

An einen wandernden Improvisator.

Viel Sänger zieh'n durch's bunte Erdenleben —
Nicht frag', ob ich der Vielzahl Einer bin!
Was mir der Muse Weihegunst gegeben,
Das trag' ich nicht vor Aller Blicken hin.

O, mög' auch dir die Segensstunde nahen,
Verschwieg'ner Gunst dich anspruchslos zu freu'n!
Mögst aus des Schicksals Hand du's bald empfahen,
Nicht Spielball böser Launen mehr zu seyn!

Wohl liebt Euterpe brünstige Umarmung,
Doch frecher Buhlschaft giebt sie sich nicht preis;
Des Busens höchste, glühendste Erwarmung
Erzwingt sich nicht auf Augenblicks Geheiß.

Weh dem, der in des Lebens Qualbedrängniß
Nach solchen Schattenbildern haschen muß!
O, eile d'rum; beschwöre dein Verhängniß,
Und such' und finde reineren Genuß.

O, öffne dir die friedlich stille Zelle,
Wo Weib und Kind dir sanft am Busen liegt,
Und leis' und heimlich an der Laren Schwelle,
Die keusche Muse an deine Brust sich schmiegt!

Börmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Die Folgen des Ehrgeizes. (Schluß.) Unbestimmt ist beständig das Ziel, nach welchem der Ehrgeiz rastlos jagt; ein optisches Blendwerk ist es, welches ihn lockt und treibt. Kaum ist das Ziel erreicht, so schwindet schon der Zauber. Eine maaßlose Weite steht vor dem Ehrsüchtigen und in diesem Raume liegt etwas Unbekanntes, das der Gegenstand seiner Begierde ist. — Anselm fühlte sich überall so unglücklich, daß,

selbst am Ziele seiner Wünsche angelangt, ihm die Freuden fremd blieben, welche ein befriedigter Ehrgeiz zu gewähren pflegt. — Kaum war er Lieutenant geworden, als er in Verzweiflung gerieth, noch nicht Capitain zu seyn. Stets mißvergnügt und nicht im Stande, seinen Wünschen eine Gränze vor zu schreiben, arbeitete er doch unaufhörlich an dem Plane, sich von seiner stürmischen Leidenschaft zu heilen. Er glaubte, dahin zu gelangen, sobald er seinen Stand veränderte; aber sein Ehrgeiz fand in jedem neuen Verhältnisse stets reichliche Nahrung; er mochte sich in Anstrengungen noch so sehr erschöpfen, überall traf er sich selbst wieder an; allenthalben begegneten ihm Mitbewerber, welche ihm den Vorrang streitig machten. — Kurz!. die Ehrsucht verzehrte Anselm dermaßen, daß es den Anschein hatte, als sey er das Opfer einer feindseligen Macht geworden, die ihm selbst im Schlafe keine Ruhe gönnte. Nachts dünkte er sich ein König zu seyn, oder er sah sein Haupt mit einer Kaiserkrone geschmückt. Er glaubte auf einem phantastischen Throne zu sitzen und empfand selbst in diesem täuschenden Zustande dieselben Martern, die ihn wachend verfolgten. Seine Träume von Ruhm und Größe machten ihn für Augenblicke überglücklich; aber sobald er wieder erwachte, sah er sich um so mehr von seiner Erniedrigung gedemüthigt. Mit Schmach bedeckt und durch so vielfaltige Hindernisse muthlos geworden, faßte Anselm den kühnen Entschluß, der Welt ganz zu entsagen und sich der Philosophie zu ergeben, „um", wie er sagte, „ganz den Orakelsprüchen der Vernunft leben zu können." — „Diogenes", fügte er hinzu, „sey ihm im Traume erschienen und habe ihm seine Laterne vermacht." — Aber selbst indem er dem nach Rang und irdischen Glücksgütern ringenden Ehrgeize feierlich entsagt hatte, bemerkte er es nicht, daß sich eine geistige Ehrsucht seiner bemeistert hatte. Wirklich hatte er auch kaum die Werke einiger Schriftsteller der Vorzeit flüchtig durchlaufen, als er auch schon in allen Mysterien der Weisheit eingeweiht zu seyn wähnte. Fortwährend bemerkte man bei Anselm eine leidenschaftliche Neigung, sich hervor zu thun, die für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Martern gewesen war. — Noch jetzt redete er jeden Augenblick von dem Glücke, das er in der Welt gemacht habe, von den Hindernissen, die sich ihm in den Weg stellten; ferner von den Verdiensten, die er sich um das Vaterland erworben, von den Aemtern, um die er vergeblich nachgesucht, von den Großen, die ihn abgewiesen hatten, von den Belohnungen, die man ihm noch schuldig sey, und von der Unfähigkeit derjenigen, die ihm vorgezogen worden. Er beklagte sich bitter, daß man die Wege, welche er sich gebahnt hatte, um große Resultate herbei zu führen, versperrt und zerstört habe; er fügte dann sorgfältig hinzu, daß, wenn man ihm jetzt die höchste Ehrenstelle im Staate antragen würde, er die Annahme ohne Bedenken aufschlagen werde; und dankte seinem Schöpfer, daß er ihn endlich von dieser peinlichen Leidenschaft befreit hätte, die ihm so viel Bitteres in das Leben gemischt hatte.

Dieser scheinbaren Bekehrung und edlen Vorsatze Anselm's ungeachtet, war es nur zu deutlich wahr zu nehmen, daß er allmählig in die tiefste Melancholie verfiel. Seine Blicke irrten wild umher und das in Verwirrung eingehüllte Gemüth sprach sich in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Physiognomie lebendig aus. Alle seine sinnlosen Reden und das Schwindelnde seiner verworrenen Gedanken erregten tiefes Mitleid. In dieser Epoche, von welcher jetzt die Rede ist, war Anselm nicht mehr jener Diogenes, dessen Stirn sich bei den sophistischen Witzeleien entfaltete und erheiterte; er war der mürrische Timon, dieser unglückliche Athenienser, der das menschliche Geschlecht mit Verwünschungen überhäufte und durch Menschenhaß seinen Tod herbeiführte. — Aus dem Nachstehenden wird man sich überzeugen, daß unserm Anselm ein gleiches Schicksal betroffen hat. — Es wurde bereits erwähnt, daß er sich mit der Ausarbeitung eines Codex der Gesetzgebung beschäftigte, den er allen legislativen Gewalten gewidmet hatte. Sobald diese gigantische Arbeit vollendet war, versehlte er nicht, sie verschiedenen Monarchen zu übersenden. Keiner derselben nahm sie an und dieses kränkte ihn auf eine unbeschreibliche Weise. Die schrecklichste Verzweiflung bemeisterte sich seiner und unter apoplektischen Anfällen verschied er alsbald.

Also dieser nämliche Mensch, der sich von seiner traurigen Leidenschaft völlig geheilt glaubte, der sich einbildete, allen Ruhm und jede Größe zu verachten, fühlte sich auf's Empfindlichste herab gewürdigt, weil man nicht mehr antwortete auf seine Briefe, die vom Tollhause aus datirt waren. Aus den schönen Lehren, welche er seinen Leidensbrüdern, den vermeinten entthronten Königen ertheilte, zog er für sich selbst keinen Nutzen. Er starb am Ehrgeize in der Zelle, auf die man ihn und seine kühnen Wünsche beschränkt hatte. — Das ist das schreckliche Loos derjenigen, die dieser niemals zu sättigenden Leidenschaft fröhnen, welche fast immer den Menschen vernichtet, der in ihre zehrenden Flammen hinabgeschleudert wurde. Hat diese Leidenschaft sich einmal seiner Seele bemeistert: so ist jeder Versuch zur Heilung vergeblich. Mag er immerhin der Weisheit des Socrates, den Grundsätzen eines Epiktets und den Lehren aller Weltweisen nachforschen, umsonst; überall, im Portikus wie im Lyceum, findet der Ehrgeiz Nahrung, und alle die Sklaven, die er in seinem Gefolge mit sich fortschleppt, finden die verlorene Ruhe und den eingebüßten innern Frieden erst dort, in den Wohnungen des ewigen Friedens wieder.

Hannover. Georg Harpyk.

In der schwedischen Provinz Werneland ereignete sich unlängst ein sonderbarer Vorfall: Ein Müller sah einen aufgehangten Spitzbuben, schnitt ihn ab, und, da er noch nicht lange hing, brachte er ihn wieder in's Leben. Der Wiederbelebte konnte indeß von seiner zu tief gewurzelten Neigung nicht lassen, er bestahl den Müller, und zwar recht tüchtig. Der gereizte Lebensretter fand diesen Undank etwas zu arg, packte den Betroffenen, und glaubte weiter gar kein Unrecht zu thun, wenn er mit Hülfe seiner Burschen den einmal durch's Gesetz zum Hängen Bestimmten von Neuem aufhinge! Dies Mal starb der Delinquent; die Sache kam aber vor Gericht, und man inquirirt nun den Müller als einen eigenmächtigen Todtschläger. Der gewöhnliche Gerichtshof wagt indeß nicht darüber zu entscheiden, sondern hat die Sache einem höheren Gerichtshofe übergeben. (Corsaire.)

Statt daß die Griechen in der Fremde Colonieen bildeten, um sich der überflüssigen Menschen zu entledigen, und die Römer, um ihre fernen Besitzungen zu sichern, legt Rußland jetzt in seinem eigenen Lande Colonieen an, um sich ein Heer zu bilden. Der Staat hat dazu 300 kaiserliche Dörfer angewiesen, wo die Söhne bis zum achten Jahr ihrem Vater untergeben bleiben, dann aber unter militairische Erziehung gestellt werden. Ihr Haupt-Geschäft ist der Ackerbau; sobald es aber Krieg giebt, ist ein geborenes disciplinirtes Heer da. (Journ. d. Déb.)

Von dem englischen Prediger Whitefield sagte man im Volke: er predige wie ein Löwe! — einen so kräftigen Vortrag hatte er! — Franklin hatte berechnet, daß er sich 20.000 Personen verständlich machen könne, woher denn auch seine Stimme für einen eingeschlossenen Raum zu gewaltig war; er konnte nur unter freiem Himmel predigen! (Constitut.)

Auf der Insel Guadeloupe ist im Monat Juni d. J. eine farbige Frau mit einem Knaben nieder gekommen, dessen innere Augen zwei förmliche Uhrziffernblätter sind. Man schreibt dies wunderbare Ereigniß dem Umstande zu, daß jene Frau während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft sich sehnlichst den Besitz einer Uhr gewünscht haben soll (?). (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 24. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 24. 1825.

Beilage zum 167sten Blatte des Gesellschafters.

Der Sonderling oder die Kehrseite.

Von einem Deutschen im Auslande.

Die vielen Regentage des letzten Sommers hatten auch in einem berühmten deutschen Bade Manchen die Freude gestört und Allen beschränkt. Es fehlte an einem Bade-Könige wie in Bath und Brighton und weder der Zufall noch die Gunst wollten einem Einzigen so viel überwiegenden Einfluß verschaffen, um die Uebrigen zusammen zu halten oder für ein gemeinsames Interesse zu fesseln.

Etwas that jedoch die literarische Mode für die allgemeine Noth. Vorlesungen, Kritiken, Preis-Aufgaben wurden für eine große Mehrzahl der Vereinigungspunkt: und da, mit aller Achtung für den innern Reichthum der schönen Geister, doch als bekannt gelten kann, daß der äußere sich nur selten bis zu ihnen findet, so ward der viel besuchte Regen für die hier anwesenden Autoren eine wahre Heilquelle, eine rechte Erndte an Genuß und Pflege und Anerkennung. Wie aber Manchem der Muth wuchs, so war der Uebermuth nicht weit und nach einigen Abenden voll Genugthuung versuchten Mehrere sich an einem Badegaste, von dem wir nur zu bemerken wissen, daß er in aller Art einer andern Zeit an zu gehören schien. Wohl erhalten, ohne jung zu thun, sorgfältig, ja fast angenehm in Kleidung und Darstellung, aber lakonisch und beobachtend, schien er Niemand zu suchen und ward eben so wenig gesucht. — Es giebt in der That Personen, die, wo sie auch sind, immer ihren Winkel für sich zu behaupten scheinen.

Wenn aber irgend ein gemeinschaftliches Aufstehen den Günstlingen des Tages huldigte, dann fiel sein ernsteres Zurückziehen doch Manchem auf: man wußte, daß er die ganzen Vormittage unter Büchern zubrachte; und, genug, es entspann sich von selbst eine kleine Kabale, den genügsamen Stummen zum Sprechen zu bringen.

Bald verlangten Viele seine Entscheidung über den Vorzug der indischen oder der persischen Poesie, und, da das noch nicht zündete, so bat einer der Tongeber um sein unverholenes Gutachten über die neuesten Fortschritte auf dem deutschen Parnaß. — — Da richtete er sich auf.

„Fortschritte, sagen Sie, in unserer schönen Literatur? Vernehmen Sie mein Glaubens-Bekenntniß in drei Worten: ich schätze die Bestrebung und die Kräfte; nicht aber die Richtung. Ich beschuldige jedoch darüber weit weniger die Schriftsteller, als das deutsche Publikum. — Zwar hat die herrschende Partei sich mit Umsicht formirt und befestigt. Frau von Staël in ihrem Deutschland hat den beiden Schlegel gelehrig nachgesprochen; einige kritische Tageblätter thaten ihr Bestes, um Gunst und Gewicht zu erhaschen; dazu unterstützten schriftgeübte Damen und reiche Emporkömmlinge die Ultra-Poeten so lebhaft — daß die linke Seite und das Centrum immer mißtrauender, ihre Stimmenzahl immer schwächer werden mußte. — Jean Paul ist am wenigsten verantwortlich für die Kränkeleien des Zeitgeschmacks. Sein formloser Humor flößt zwar ab und ermüdet: aber seine trefflichen Eigenschaften sind desto schwerer nachzuahmen, ungleich der phantastischen, üppigen und dennoch flachen Romantik. Er selbst ist zu wahr und ächt-genial, als daß er die Krystallquelle der Schiller und Herder schon hätte verlassen mögen, für die gefärbten Kanäle und Bächlein, um die das heutige Publikum sich so emsig lagert. — Das Publikum! das nicht sowohl lernen, nicht innerlich sich veredeln, das nur sich unterhalten und mitschwatzen will, es ist immer noch nicht viel mehr, als es je und je gewesen. Gebt ihm das Treffliche, es nimmt es (nicht ohne Empfänglichkeit) auf: nach Monaten aber ist der Hochgenuß vergessen, das Werk ruht in demselben Winkel, wohin alles Aeltere verbannt wird, und wenn das neueste Produktchen sich nur wichtig geberdet und der Eigenliebe des Lesers eine Seite ab zu gewinnen weiß, so feiert die lesende Welt den neuen Günstling, bis ihn ein neuerer verdunkelt. — Wenn nun Horaz gebot, in's neunte Jahr zu feilen, das Publikum aber die sorgfältige Gabe nach neun Monaten nicht mehr mag — wie dann?

Möchten Sie demnach, meine Damen und Herren von Ton! weniger lesen! aber überwinden Sie Sich, zu dem Trefflichen je zuweilen zurück zu kehren: vielleicht werden Sie dann, seltener von Neuigkeiten bestürmt, Zeit gewinnen, sich das Rechte zu sammeln. Ueberall sollte eine Hauptsammlung erbaut werden, die mit Lessing, Möser, Dohm beginne und vorläufig mit Ludwig Tieck endige. — Von Letzterem an lassen Sie Sich eine Auswahl gefallen. Ich würde sie anbieten, aber Jean Paul (auf sein wackeres Gewissen befragt), würde sie besser geben. Es hat zwar nie an Halbmeistern gefehlt, wie vormals Klinger, Nazko, die Nikolai, Müller von Itzehoe und ähnliche: aber sie sind ehedem nicht so hervorgetreten. Madam Schopenhauer und ähnliche höher Berufene dieser Tage, wie viel könnten sie seyn, ohne die Mißgriffe, die ihnen der Zeitgeschmack so nahe legt. Um nur einen dieser Mißgriffe zu berühren, so wird im „Wilhelm Meister" vielleicht dreiter geschulmeistert und diskutirt, als man schön finden kann: jedoch darf man annehmen, daß Goethe zu viel Interesse an der theoretischen Mittheilung hatte — daß er am Lebens-Abend sich zu verspäten gleichsam besorgt war, und daß er noch dazu eine neue Aufgabe vor sich sah, das Unbehörige mit Kunst und Reiz gefälliger zu machen. — Aber siehe! nun klügelt und docirt die Jungmeisterschaft hinter ihm her, als wäre sie gerade so befugt und die Leserwelt nimmt das Geplauder hin — Anfangs zur Veränderung, weil man sich etwa eben am Ungeheuerlichen oder an Natur-Malereien stumpf gelesen hatte. Bald aber bilden Schreiber und Leser einander gegenseitig ein, daß der Zeitgeist es nur so bedürfe und wünsche. Nun rechnet noch die geheime Taktik so mancher kritischen Institute hinzu! Rücksichtsvoll, wie die charakterloseste Diplomatik, mühen sie sich so lange ab in vermeinter Gewandtheit und Vielseitigkeit, bis endlich auch da die Halbwahrheit herrscht und Kalt und Warm aus Einem Munde haucht. Hoher Ruhm sey derjenigen Zeitschrift dargebracht, die nur selten zu nachsichtig sich finden läßt, die aber

nie anders als mit Würde tadelt und Umsicht und Freimüthigkeit so zu einen weiß, wie es Wenigen gegeben ist — aber welche erfüllt diese Aufgabe ganz?

Hätte Aug. W. Schlegel nicht selbst Chorführer seyn wollen, wäre er auf der Bahn geblieben, die er früher betreten hatte! Wie ungern habe ich ihn immer in der deklamatorischen Umgebung gesehen! Er verschwendete sein reiches Wissen an dem Eigensinn, er blendete mit seltenem Glanz der Sprache und nun kann weder der altdeutsche Schnupfen im Waldthale, noch die geträumte Weisheit indisch-kindischer Räthsel uns Ersatz geben für die dauerhaftern Früchte, die er früher versprach. Von seinem Bruder Friedrich nicht ein Wort! — wer kann der erkünstelten Völlerei, dem ewig verfehlten Treibjagen auf Ideen, der gewaltsamen Sprache ohne Anmuth und wahren Schwung anders als mit Widerwillen zusehen!

Nicht mit Beiden verbunden, wäre Tieck Anfangs minder herrlich worden und hatte sich mit dem Beobachten der geist- und liebe-reichen Nebulisten begnügen lassen. Aber das neue Bündniß sollte und wollte eine neueste Schule begründen. Viel Gefühl (viel Wille) mit Schwäche der Erfindung, die sich durch Extravaganz zu verdecken meint; mehr Behagen als Kraft — ist das nicht das Geheimniß dieser Schule? Ihr beliebte es, die ältere eine materielle zu nennen! sie selbst hat aber nur Anspruch auf den Namen der nebelnden und schmachtenden.

Tieck darf man viel verzeihen, das er unbewußt verschuldete. Da das Publikum aber nicht entschlossen genug gewesen, um ihm Gränzen zu setzen: so möge es sich nun, da er selber eine bessere und rein-geistigere Bahn wandelt, seiner eignen Incompetenz versichern, nachdem es sich früher mit ihm so weit im Gemüthlichen und Phantastischen verirrt hat, daß vielleicht die Halfte mit ihm im Nebel tappte. Doch, dies fordert man heute fast grade heraus: man fühlt sich so hoch, wenn man nicht deutlich weiß, was man will. Es thut Euch so recht Noth um Winke, um Andeutungen! Dann sich im Ausdeuten des Angedeuteten verlieren, mit dem Finger auf dem Munde den Schleier anstarren, endlich mit halb geschlossenen Augen thun, als schliche man dem Räthsel nach, das behagt!! Zuletzt ruft Ihr aus: o, welch ein Reichthum, welche Tiefe! Bald soll sich nun die Fülle der Ahnung in Gefühle auflösen, und das Unnennbare seine Sprache finden!!

Aber, wie lange? so werden diese Machtsträuber ebenfalls verdunkelt seyn, wenn nun in noch niedrigerer Sphäre neue Sternlein oder Irrlichter auftauchen und den nächsten Nebel zertheilen. Die vornehmen Mährchen-Sänger am Zauberringe, die Jatimen, Fanny, Heliminen und Carolinen und Bruder N. und Bruder L., ein einziger Theodor Körner hätte sie vielleicht Alle überwogen, wenn sein elendes Geschick ihn nicht an seiner Vollendung hienieden verhindert hatte. Vielleicht wäre es aber auch dann eine Danaiden-Arbeit für ihn gewesen, den träumenden Zeitgenossen auf den bessern Weg zu leuchten.

Möchten Männer, die dem besseren Geiste ebenbürtig sind, möchten sie Hand in Hand gehen, damit die lesende Welt sich selbst und ihre Führer mehr und mehr erkennen lerne."

Hier hatten die meisten Badegäste den immer mehr ergrimmenden Sprecher mißgestimmt verlassen. Da trat ein ganz altes Herrchen zu ihm, beginnend: „Sie haben sich freimüthig ausgesprochen; die befangenen Hörer werden sagen, „mehr als hart", — ich aber meine, wahr. Und doch hätte ich an Ihrer Stelle Bedenken getragen, mich so zu äußern. Eben, weil das der rechte Fleck der Zielscheibe ist, weil das Publikum der schuldigste Theil ist, so sehe ich auch keine Besserung ab und halte für vergeblich, es selbst zur Verantwortung zu ziehen. — Tauschen wir uns nur nicht über unser liebes deutsches Volk! Das Rechte will jeder Theil und versteht sich auch meistens darauf: aber, Maaß finden und Maaß halten, ist ihm vor Andern versagt: daher Anfangs Mißtrauen gegen den Erfolg, Verlegenheit, Starrheit; doch bei näherer Bekanntschaft auch nicht selten verlornes Gleichgewicht, eben da, wo man meint, festen Fuß gewonnen zu haben. Daneben aber herrscht noch ein anderes, wenn nicht unmenschliches, doch sehr unmännliches Bestreben: es ist das, keines Ruhms zu entbehren. Mittelmäßige Talente sind immer gar zu bereitwillig, einander die leicht verdiente Palme dar zu reichen. Wir wollen erzwingen das Passende, das Leichte, das Schön-Originelle, die Flittermine lebendigen Witzes, das Hinreißende sinnreicher und eben so glänzender als tief gehender Erfindung: Alles dies reizt uns eben so sehr, als das Gaukeln südlicher Romantik, das äthrische Verschmachten des Hindu, Fingal's Wolkenriesen, Walhalla's Methpocale, Olympus Nektar, ja die Individualitäten der verzerrtesten Völker, mit Ausnahme höchstens der Chinesen und Hottentotten. Und, indem wir uns aller Individualitäten zu bemächtigen trachten, entkleiden wir uns nicht nur der eignen, sondern büßen sie endlich gar und gänzlich ein.

Wir hören es nicht gern, daß andere Völker uns schwer und unentschlossen nennen und möchten dies Urtheil als einen Machtspruch französischer Anmaßung von uns weisen. Sie haben vielleicht nicht die Erfahrung gemacht, wie leicht es dem Deutschen in den feinen Zirkeln des Auslandes mißlingt. Anstatt weislich und leise sich ein zu leben, will er gleich aus gutem Herzen Bescheid thun in Allem, was ihm der zwanglose Ton und der leichte Humor entgegen bringt. Er ist dann ohne Rettung mystificirt und der Wohlmeinendste möchte ihn am weitesten wegwünschen. Glücklich, je schneller er sich besinnt, sich zusammen zieht und den festen Ernst wieder einnimmt, in dem er so wohl zu Hause ist. — — Wahrlich, wir sollten uns nicht grämen, zu seyn, was uns beschieden ist und eingestehen, daß dem Bären sein Brummen noch immer besser kleidet, als das Tanzen.

Hoffentlich werden Sie aber auch nicht wollen, daß die Meister Ihrer Jugendzeit allein und in Allem genügt hätten. Klopstock hat mich immer mehr mit Achtung erfüllt, als erquickt: bei ihm ist Wahrheit, Adel, tiefe Liebe, aber auch Kampf der Sprache, Armuth im Bilde, und fröstelnde Eintönigkeit in seiner Mythik. Dies Ganze ermüdet so sehr, daß mir nur in einigen Oden und Elegien recht wohl bei ihm ist. Die auf seiner Harfe nachklimperten, sind längst verschollen und haben in keiner Zeit einen herrschenden Eindruck gemacht. — Gleim und Joh. Georg Jacobi haben von ihrer persönlichen Bedeutsamkeit nur den kleinsten Theil künstlerisch ausgesprochen. — Voß schien nur darthun zu wollen, daß ihm keine Höhe unzugänglich sey. Oefter umarbeitend, als schaffend, hat er vielfachen Dank erworben und den höheren vernachlässigt. — Bürger, hochbegabt mit Wohllaut und Schöpfungskraft, hat sein poetisches Daseyn an Abenteuer und Scenerei zerstückelt. — Die Stolberge überschritten zu selten die Schranken des Katheder- und Standesmäßigen. — Gerstenberg hat ein köstliches Pfund zu oft vergraben gehalten. — Herder, Wieland, Thümmel haben unbeschreiblich gewirkt und hatten es vielleicht noch mehr bei einem andern Volke. — Das eigenthümliche Gepräge darf man aber jener Zeit nicht streitig machen von einer Wärme, Treue und Hoheit des Charakters, die nunmehr fast entflohen scheint. Wenigstens schaden wir uns durch zu große Ausdehnung, zu seichtes Reflektiren und unleidliche Zanksucht.

Neben diesen Allen und lange nach ihnen steht Goethe da, einem Zauberer gleich, der, unerschöpflich neu und vielgestaltig, mit der höchsten Kunst sein Spiel zu treiben scheint. Und doch, so reiche Schätze zu Lehre und Genuß er darbietet, er hat die Herzen nicht so ganz gefesselt. Der Eine, dem der Kranz gebührt, ob auch die Mitbewerber und die Kritiker des Tages ein oder zwei Blätter daran streitig machten — welchen zu lesen und zu bewundern den ganzen innern Menschen entzückt, der immer zu früh verstummt wäre, Er hat der Zeit

den schönsten höchsten Schwung gegeben. Lange, ach! wird kein Schiller hienieden erscheinen. — Die Lesewelt aber hat sich so heiter über den Verlust getröstet, daß sie bei ihren Charaden, Novellen, Liedchen und wie die artigen Sächlein weiter heißen, keines Schiller's bedarf. Ja, wie ein leichtfertig Sprüchlein scherzt: „Andre Städchen, andre Mädchen!" so darf man, gleich getröstet, sagen: „Neue Jahre, neue Almanache!"

Sollen da die Bessern noch ringen mit leichtvergessenen Tagshelden? Und, wenn nun die Letztern den Platz nachgerade allein behaupten, so darf ich Ihnen nicht widersprechen, daß die größte Schuld daran dem lesenden Publikum zufalle, welches diese mit eben so viel Nachsicht anhört, als es der Erstern gedankenlos vergißt. — Jedoch, einem solchen Publikum in's Angesicht sagen: ihr versteht euch nicht, wißt nicht, was euch gefallen sollte, ihr seyd verkehrt, verwirrt, undankbar — welch ein Unternehmen! Lesen Sie, mein Herr, die Fabel vom Land der Hinkenden! Hinken Sie ganz ehrbar mit in der respektabeln Gesellschaft und besuchen Sie mich jeden letzten Mai, wo ich mit meinen Trautesten Schiller's Andenken ein Fest widme.

Dr. K. in Kurland.

Die Xenien.

An Karl Baldamus. („Bemerker" Nr. 23.)

Ländlich, sittlich.

Mag im Gebirge der Schütz an Hecken sich lagern und Schluchten,
Wie es dem Schweizer genützt, wie es dem Griechen geziemt.

Macedonischer Phalanx.

Wir in dem Blachfeld hier, auf Deutschlands breitem Parnasse,
Mögen in Massen allein wehren dem kritischen Sturm.

Die Kritiker.

Und wir haben zu thun vollauf, die Stürmenden alle,
Weil sie verwundet zumeist, fechten verzweifelt und hart.

Sie!

Zeigt sich aber ein Feind nur einzeln auf dem Gefilde,
Sey auch der Einzelne nur ihm gegenüber gestellt.

Sie müssen, durchaus!

Weil wir einzeln nun vor deinen Schlägen nicht wanken,
Meinst du, wenn wir vereint, werde der Muth uns entflieh'n?

Erfindung.

Wenn ihr mit neuem Geschütz, mit Dampfkanonen vielleicht, uns Angreift, sind wir gewiß auch mit Erfindungen da.

Aas und Adler.

Wie sich die Sümpfe vermehren, so mehren sich auch die Insekten,
Und manch edeles Feld hat sich zum Sumpfe verkehrt! —

Neues.

Gestern verwüsteten erst die Wasser das blühende Steinheim;
Heut' ist auch das Gefild weit schon mit Thierchen bedeckt.

Altes.

Daß die Insekten nun, die kaum geborenen, stechen,
Und die Krebschen nach Lust kneipen, das wundert uns nicht.

Neuestes.

Aber, daß sich der Sumpf anschickt, die Insekten zu stechen,
Und sich in Massen erhebt, wahrlich das wundert uns sehr.

Baldamo.

Jetzo zieht er einher und leuchtet im Zorne; man fleht sich,
Haut wie nach Riesen, und hat endlich — ein Irrlicht zerklatscht.

Zur Warnung.

Neulich verschluckt' ein Mann ein Bienchen, doch stach es im Schlund noch,
Und der unglückliche Mann starb an geschwollenem Hals.

Aus Freundschaft.

Darum rath' ich dir gut, wenn sonst dein Leben dir lieb ist,
Daß du nicht diese verschluckst. Wende die Stichigen ab.

Sunt certi denique fines!

Aber mit Vorsicht wende sie ab, und gelassen, Baldamo,
Daß du nicht andre umher reizest zu giftigem Zorn.

Fabula docet.

Ernstlich warn' ich dich auch, am Bienenstocke zu rütteln,
Reiter und Rosse sogar stechen im Schwarme sie todt.

Julius Curtius.

1825. No. XXXVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea
Taschenbuch
für 1826.
Dritter Jahrgang.
Mit acht Kupfern nach Ramberg zu Mozart's
Zauberflöte.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral.
Preis: 2 Thlr. Conv. od. 3 Fl. 36 Kr. rhein.

Inhalt: I. Graf Hackelberg oder der Ritter mit der Sichel. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Der dienstbare Geist. Launige Erzählung von Friedrich Kind. — III. Der Proselyt. Erzählung von Dr. Ernst Raupach. — IV. Der Freundschaftsdienst. Erzählung von K. G. Prätzel. — V. Gedichte von A. F. E. Langbein. — VI. Die Entführung. Eine Begebenheit aus dem Carlsbade. Von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus der Zauberflöte nach Heinrich Ramberg, gestochen von Büscher, Jury, F. W. Meyer und Schwerdgeburth.

Die zwei ersten Jahrgänge dieses beliebten Taschenbuchs, welche Kupfer-Gallerieen aus dem Freischütz und Don Juan lieferten, sind beide noch, jeder für 2 Thlr., durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Taschenbuch
zum
geselligen Vergnügen.
1826.

Mit Königl. Sächs. allergn. Privilegio.

Erzählungen:

Der Todesengel, von Sophie May.
Die Osternacht, von Leop. Schefer.
Die Begegnung in der Ferne. Capriccio von Ferd. Philippi.

Gedichte, Charaden, Räthsel und Logogryphen
von

Bachmann, Baldamus, Bohl, v. Deppen, A. G. Eberhard, Hold, Köhler, Krug v. Nidda, Kühnel, Manfred, Wilh. Müller, Philippi, Ludw. Robert, Rublack, Leop. Schefer u. A.

Mit 15 Kupfern und Vignetten.

Leipzig, bei Johann Friedr. Gleditsch.

Nachricht.

Dieses Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zuerst vom Hofr. W. G. Becker, dann dem H. Hofr. Friedr. Kind, hierauf vom H. Hofr. A. Wendt, redigirt, wird vom Jahr 1826 durch H. Hofr. F. Philippi besorgt.

Die Jahrgänge sind zu einer solchen Reihe angewachsen, daß eine Ermäßigung des Preises Statt findet, um Freunden der Lektüre einen höchst unterhaltenden und mannigfaltigen Genuß billig zu verschaffen. Demnach kostet von jetzt an, ein vollständiges Exemplar, 35 Jahrgänge von 1791 bis 1825, wovon die erstern vielmal neu aufgelegt wurden, mit mehr als 350 Kupfern, zusammen genommen, in einem übereinstimmenden neuen Einband, mit Goldschnitt 22 Rthlr. — oder 39 Fl. 36 Xr. rheinisch.

Die Jahrgänge 1821—1825 besonders, kosten dagegen, einzeln a 1 Rthlr. 20 Gr., zusammen genommen ebenfalls im herabgesetzten Preis 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 Fl. rheinisch.

Die ältern Jahrgänge einzeln genommen, sind, je nachdem der Vorrath groß ist, im Preise niedrig gestellt, welches aber bei denen allerneuesten, einzeln nicht Statt findet.

Der gegenwärtige Jahrgang 1826 kostet wegen sehr vermehrter Bogenzahl und hinsichtlich der zahlreichen und guten Kupferblätter 2 Rthlr. 6 Gr. Die feinere Ausgabe in Marokin 3 Rthlr. 8 Gr.

Leipzig, im September 1825.

Bei Wilhelm Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend; als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung.

Dritte verm. u. verb. Auflage. 8. Preis: 18 Gr.

Was der Titel verspricht, leisten diese Briefe wirklich, denn sie geben in einem reinen, fließenden Style die Correspondenz mehrerer jungen Leute beiderlei Geschlechts, über häusliche Verhältnisse, Feste, Unfälle, Freuden u. s. w., besonders über kleine Reisen, welche eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung gewähren. Den meisten Nachrichten sieht man an, daß sie an Ort und Stelle geschöpft sind. Kurz, das Buch kann jungen Leuten mit gutem Gewissen empfehlen

Richard Roos.

Bei H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neuestes berlinisches Kochbuch
für alle Stände

oder gründliche Anweisung, ohne alle Vorkenntnisse die zur feinern Kochkunst gehörenden und auch alle in bürgerlichen Haushaltungen vorkommende Speisen, Backwerke und Getränke auf die schmackhafteste Art zuzubereiten.

Herausgegeben
von

W. Schaeffler.

8. 31 Bogen. Preis, gebunden: 1 Thlr.

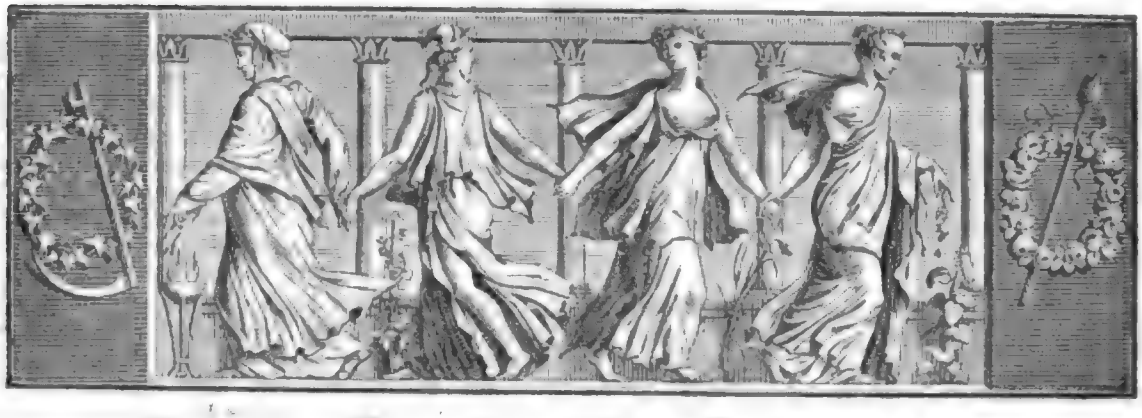
Die Verlagshandlung dieses Werkes hatte sich vor länger als drei Jahren in den Besitz des Manuscripts gesetzt, doch nahm sie Anstand, dasselbe durch den Druck zu veröffentlichen, da die Zahl der Kochbücher sehr bedeutend ist. Bei einer nähern, von Sachkundigen angestellten Vergleichung ergab es sich jedoch, daß die Bearbeitung des vorliegenden Werkes so eigenthümlich und überaus zweckmäßig ist, daß kein Anstand weiter obwaltete, das Manuscript, nachdem es von einer geübten Hand in Hinsicht des Stils sorgfältig verbessert worden war, dem Druck zu überliefern. Die sorgsame, gewandte Hausfrau wird hier gewiß auf die Zubereitung von Speisen aufmerksam gemacht, die sie früher nicht kannte, und wodurch sie von Neuem die Spenderin häuslicher Freuden wird. Die Jungfrau, wohl erwägend, wie sehr man an der künftigen Hausfrau Erfahrung in diesem Punkte ehren und lieben wird, findet hier einen faßlichen Leitfaden, denn vollständiger als irgend ein Kochbuch, behandelt obiges die Grundbegriffe der Kochkunst in vielen Regeln und vorbereitenden Kenntnissen, deren richtiges Auffassen allein genügend ist, Speisen zusammenzusetzen und das Schmackhafteste zu bereiten. Ueberdieß empfiehlt sich dieses neueste berlinische Kochbuch vor vielen andern auch durch seinen ganz vorzüglich schönen und deutlichen Druck, namentlich durch seinen äußerst billigen Preis und insbesondere noch durch den Umstand, daß die Käufer es gleich gebunden erhalten.

Bildniß Schmelka's.

Bei uns ist das wohlgetroffene Bildniß des Schauspielers Schmelka für 5 Sgr. zu haben.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsstraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 21. Oktober. 168stes Blatt.

Wolken und Thränen.

Ob Regentropfen fallend glänzen,
Im heit'ren Sonnenlicht,
Ob Blitz aus dunklen Wolkenkränzen
Dem Strome Bahnen bricht:
Er ist von Gott gesendet,
Der Thau und Stürm' erschafft;
Und Blitz und Wolke spendet
Der Flur erfrischte Kraft. —

Ob mir im Auge zitternd hange
Der Freudenthräne Licht,
Ob aus dem Innern, trüb' und bange,
Des Kummers Thräne bricht:
Es rufet die Allgüte
Sie aus beklomm'ner Brust,
Daß sich das Herz, wenn's glühte,
Erfrischt zu Leid und Lust.

Bertram.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortsetzung.)

Nach der Erziehung der Söhne wird jedoch auch die Erziehung der Töchter gelehrt, unter Anderem in folgenden Regeln:

„Wenn sie nun völlig erwachsen ist, so suche sie baldigst einem Manne zu geben und zu verheirathen. Man hat gesagt: das Beste ist, keine Tochter zu haben; wenn man sie aber hat, so muß sie entweder bei dem Manne oder in der Erde seyn, so wie auch in diesem Sinne der Herr des Gesetzes, Muhammed Mustafa, über den der Segen komme! gesprochen hat: „Töchter unter die Decke zu bringen, gehört zu den ehrenvollsten Sachen!" das heißt: Töchter zu bedecken entweder im Schooße des Mannes oder im Schooße der Erde, ist eins von den allerehrenvollsten Geschäften."

Ferner:

„Ist deine Tochter eine Jungfrau, die noch keinen Mann erkannt, so suche für sie einen Bräutigam, der auch noch kein Weib erkannt hat, so daß das Mädchen erst seine Augen öffne und diesen Mann erkenne, und daß der Mann erst seine Augen öffne und dieses Weib erkenne. Wenn das geschieht, so wird die Frau die Liebe des Mannes in ihrem Herzen fesseln und der Mann wird die Liebe der Frau in seinem Herzen befestigen. Hierher gehört folgende Geschichte:

Ich habe gehört, daß der Kaiser von Persien, Jezdedschird, eine Tochter gehabt, welche Schuchrē Banu geheißen. Als nun unter dem Chalifat des Faruqh Omers, über den Gottes Wohlgefallen sey! die Krieger des Islams Medajin eroberten und Jezdedschird die Flucht genommen hatte, so führten die Araber Schuchrē Banu gefangen nach Medina. Das Oberhaupt der Rechtgläubigen, Omer, über den Gottes Wohlgefallen komme! befahl, Schuchrē Banu an den Meistbietenden zu verkaufen. Indem man sie aber zum Ausgebot brachte, so trug das Oberhaupt der Rechtgläubigen, Aly, über dessen Angesicht Gottes Gnade sey! den Ausspruch vor, worin der Prophet, über den Gottes Segen sey! gesagt: „Kinder der Könige dürfen nicht verkauft werden." Sobald Aly dies angezeigt hatte, ward der Befehl zum Verkauf der Schuchrē Banu wieder aufgehoben und man führte sie in's Haus des

Selman Farisi, bis man sie einem Manne geben würde. Man sagte also zu Schuchrē Banu: Man will dich einem Manne geben, wen würdest du wohl wählen? Schuchrē Banu antwortete: Ehe ich den Mann nicht sehe noch annehmlich finde, mag ich Niemands Weib werden. Wenn ihr diese Absicht habt, so will ich mich an's Fenster setzen und die Großen unter den Arabern mögen Einer nach dem Andern vor mir vorüber gehen. Wer dann meinen Beifall findet, der soll mein Mann seyn. Man that dies auch. Sie setzte sich an ein Fenster in Selman's Behausung. Selman stellte sich vor sie, und indem die Großen der Araber vor dem Fenster vorüber gingen, so machte Selman sie ihr bekannt und nannte Einen nach dem Andern, sagend, das ist ein Gewisser, Sohn eines Gewissen. Schuchrē Banu achtete nicht auf Jeden, der vorüber ging, bis Omer, über den Gottes Wohlgefallen sey! kam und vorüber ging.

Schuchrē Banu fragte: Wer ist dieser?

Selman erwiederte: Es ist das Oberhaupt der Rechtgläubigen, Omer, Sohn des Chatab.

Schuchrē Banu. Es ist ein vornehmer und großer Mann, allein er ist alt.

Hierauf kam Aly Mürteza und ging vorüber.

Schuchrē Banu. Wer ist denn dieser?

Selman. Es ist des Propheten Vaters Bruders Sohn, Aly, Sohn des Ebu Talib.

Schuchrē Banu. Es ist ein sehr großer Mann, und er ist meiner vollkommen werth. Allein ich würde mich in jener Welt vor Fatime schämen.

Dann ging vorüber Hassan, Sohn des Aly.

Schuchrē Banu. Wer ist dieser?

Selman. Es ist Hassan, Sohn des Aly, Sohns des Ebu Talib.

Schuchrē Banu. Auch dieser würde sich für mich schicken. Aber ich höre, daß er schon viele Weiber geheirathet hat.

Endlich kam Hussein und ging vorüber.

Schuchrē Banu. Wer ist denn dieser?

Selman. Es ist Hussein, Sohn des Aly.

Schuchrē Banu. Hat er jemals ein Weib genommen?

Selman. Nein, er hat noch keine Haushaltung.

Schuchrē Banu. Der soll mein Mann werden; denn für ein Weib, was noch keinen Mann erkannt, gebührt sich ein Mann, der noch kein Weib erkannt hat. Weder ich habe bis jetzt einen Mann erkannt, noch er ein Weib. Es geziemt sich also, daß ich mich zu diesem geselle."

Die beiden folgenden Capitel lehren, wie man sich Freunde machen und vor Feinden bewahren müsse. Aus dem ersten Capitel nur folgende Stelle:

„Wisse, mein Sohn! daß Verständige, so lange sie leben, sich Freunde zu machen suchen und Freundschaft zu stiften nie vermeiden; denn es ist besser, daß der Mensch ohne Bruder sey als ohne Freund. Man fragte einen Weisen: ist der Bruder besser oder der Freund? Der Weise antwortete: wenn der Bruder gleichgesinnt ist, so ist es Licht über Licht; wenn er aber nicht gleich gesinnt noch vertraut ist, so ist der Freund besser:

Redliche Freunde sind besser als des Menschen Verwandte."

Daß man seinen Feind nicht für verächtlich ansehen dürfe, lehrt folgende Stelle des neun und zwanzigsten Capitels:

„Siehest du nicht, daß, wenn ein Kaiser irgend einen Feind bekriegt und besiegt, der im Vergleich des Ruhms und der Größe des Kaisers ganz unbedeutend gewesen, dennoch die Schriftsteller, die des Kaisers Siegesgeschichte schreiben, und die Dichter, welche sie in Gedichten besingen, von des geschlagenen Feindes Stärke und Macht solche Anspielungen und Vergrößerungen machen, daß sie Reiter und Fußvölker, Einen nach dem Andern, mit Löwen vergleichen und loben, damit, dergleichen Krieger überwunden und besiegt zu haben, die eigene Vortrefflichkeit, Stärke und Tapferkeit der Krieger des Kaisers beweisen soll, so daß sie auf solche Art ihren Kaiser selbst zu erhöhen suchen? Wenn aber Schriftsteller und Dichter im Anfange die Krieger des Feindes verkleinert und sie ohnmächtige und verächtliche Truppen genannt hätten, so würde es für den siegreichen Kaiser und sein Kriegsheer kein Ruhm gewesen seyn; man würde nur sprechen: einige schwache und ohnmächtige Krieger sind geschlagen worden, was will das bedeuten! — Hieher gehört folgende Geschichte:

Es wird erzählt, daß einst in Rey eine Frau lebte, welche Königin des Landes war oder die Kaiserschaft führte, sie hatte den Beinamen Sejide. Die Veranlassung zu ihrer Regierung war folgende: Sie war eine Königstochter, gottesfürchtig und mäßig: sie war meines Vaters Schwester und die Gemahlin des Fachri Dewle. Als nun Fachri Dewle starb, hinterließ er einen ganz kleinen Sohn, dem man den Beinamen Medschdü Dewle gab und den Kaisertitel beilegte. Nachdem aber Medschdü Dewle die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte und groß geworden war, so artete er aus und hatte zur Regierung keine Geschicklichkeit noch Beflissenheit; er hatte nur den Namen vom Kaiser und überließ sich Nacht und Tag der Wollust mit den Sklavinnen im Hause. Seine Mutter Sejide indessen führte fast dreißig Jahre lang die Regierung in Rey, Ispahan und im ganzen Gebirgslande, und durch ihre sanfte Behandlung bewirkte sie es, daß ihr Land von keinem fremden Fuße betreten ward. Ich komme jetzt, mein Sohn! zum Zweck, welchen ich bei dieser

Erzählung habe. Dein Großvater Sultan Machmud (zu Ghazna), dem Gott barmherzig sey! schickte an diese Sejide einen Gesandten, um ihr zu melden: „Von jetzt an sollst du die Vorbitten auf meinen Namen halten und die Gold- und Silbermünzen auf meinen Namen prägen lassen und einen jährlichen Tribut übernehmen und an meinen Schatz abliefern; wo nicht, so werde ich kommen, dir Land und Reich aus den Händen zu nehmen und dich zu vertilgen.“

Als der Gesandte angekommen und seine Sendung angebracht hatte, so gab Sejide dem Sultan Machmud folgende Antwort: „Während daß mein Gemahl Fachri Dewle noch lebte, hatte ich wohl den Gedanken, daß von dir ein solcher Entschluß kommen könne. Gegenwärtig aber, wo er gestorben und die Regierung der Angelegenheiten des Landes unter die Herrschaft einer so schwachen Person, wie ich bin, gerathen ist, bin ich von jener Besorgniß befreit worden und es ist mir ein anderer Gedanke aufgestiegen, indem ich zu mir gesagt: Sultan Machmud ist ein großer und verständiger Kaiser, der wohl einsieht, daß ein so berühmter Kaiser, wie er, ein so schwaches Weib, wie ich, zu bekriegen sich schämen muß und mich nicht überfallen wird. — Allein wenn er sich nicht schämte und mich überfallen wollte, so weiß Gott, daß ich nicht fliehen, sondern zu Krieg und Streit bereit seyn würde. Und wenn denn gekämpft werden sollte, so würde von zweien Eins nicht ausbleiben. Unstreitig würde eins von beiden Kriegsheeren überwunden werden. Wenn nun dein Kriegsheer geschlagen werden sollte, so würde man auf der Welt verkündigen, daß Sultan Machmud im Kampfe mit einem Weibe durch Ohnmacht überwunden und seine Krieger geschlagen worden, als wodurch du übel berüchtigt werden dürftest, während daß in Siegesgeschichten und in Liedern der Dichter mein Ruhm auf allen Seiten verkündigt werden würde. Wenn aber Obhand und Sieg dir verbleiben und das Kriegsheer dieser Ohnmächtigen geschlagen werden sollte, so würdest du unter den Menschen keinen Ruhm erwerben, wenn man sagen würde: Sultan Machmud hat ein schwaches Weib überwältigt und überwunden.“

Indem nun Sejide ihm dieses meldete, so stand Sultan Machmud ab von seinem Unternehmen und machte keine Anschläge mehr auf's Land dieser Frau.“

Sehr wahr scheint uns folgende Bemerkung:

„Trachte dahin, daß deiner Freunde viel und deiner Feinde wenig seyen. Wenn es in deinem Vermögen steht, so mache dir tausend Freunde und keinen einzigen Feind; denn jene tausend Freunde sind um deine Erhaltung gegen einen einzigen Feind unbekümmert, aber dieser einzige Feind unterläßt nie, auf Böses gegen dich zu sinnen, und macht deine tausend Freunde abwendig.“

Wir heben noch folgende Stellen aus:

„Wenn du deinen Feind zu Grunde gerichtet hast, so darfst du dich wohl über seinen Untergang freuen. Aber freue dich nicht, wenn er natürlichen Todes sterben sollte, indem es nur dazu Zeit seyn würde, wenn du nicht sterben dürftest. Zwar haben die Weisen gesagt, daß der Mensch es für Glück ansehen müsse, wenn er seinen Feind nur einen Odemzug lang überleben sollte. Da du aber siehst, daß wir Alle am Ende abscheiden müssen, so mußt du dich über Niemand's Tod freuen, wie ich in folgenden Versen gesagt:

Da der Tod dich am Ende zerstäuben wird,
So darfst du dich über Niemands Tod freuen.

Wisse, daß wir Alle auf demselben Wege reisen, und daß die Menschen, die auf dieser Reise sind, keine andere Zehrung mit zu nehmen haben, als gute Werke, weil die Zehrung des Guten nur gute Werke sind, wie Gott verordnet hat: „Versorget euch wohl; denn wahrlich die beste Zehrung ist Gottesfurcht. Fürchtet mich also, ihr Verständigen!“

Geschichte. Es wird erzählt, daß Alexander Zulkarnein, nachdem er die Länder des Occidents und Orients erobert, nach seiner Heimath zurück zu kehren beschloß. Nach Gottes Fügung aber starb er, als er nach der Stadt Damghan gekommen war, und bei dem Sterben war sein letzter Wille dieser: „Legt mich in einen Sarg, macht an einer Seite desselben ein Loch und steckt eine meiner Hände heraus, um meine hohle Hand leer zu zeigen, damit die Menschen betrachten mögen, daß ich zwar die ganze Welt erobert habe, aber bei dem Abscheiden doch mit leerer Hand wieder von dannen gegangen bin. Meiner Mutter aber meldet: wenn sie wünsche, daß meine Seele mit ihr zufrieden sey, so solle sie sich um meinetwillen nicht betrüben noch grämen. Wenn sie sich aber betrüben wolle, so solle sie sich wenigstens nicht eher betrüben, als bis sie zwei Menschen gefunden haben werde, einen, dem nie ein Geliebter abgestorben, und einen, der auf dieser Welt unsterblich sey.“ Er wollte damit sagen, daß, weil dergleichen nicht gefunden werden, sie sich auch nicht grämen dürfe. Also, mein Sohn! gedenke auch du immer an deinen Tod.“

„Rede Niemandem übel nach, der auch dir zu allen Zeiten übel nach zu reden im Stande ist. Sey niemals zweizüngig und nähere dich keinem zweizüngigen Menschen. Vor siebenköpfigen Drachen fürchte dich nicht, aber fürchte dich vor Heuchlern, welche Reden einholen und austragen; denn was solche Menschen im Augenblicke Uebels gethan, kannst du im Jahre nicht wieder gut machen.“

„Lobe Niemanden so sehr, daß, wenn er hinterher getadelt werden müßte, du ihn nicht zu tadeln vermögest; table auch Niemanden so sehr, daß, wenn

er hernach gelobt werden müßte, du ihn nicht loben könnest."

„Erlaube dir nicht, deinen Zorn über den Einen dem Andern entgelten zu lassen."

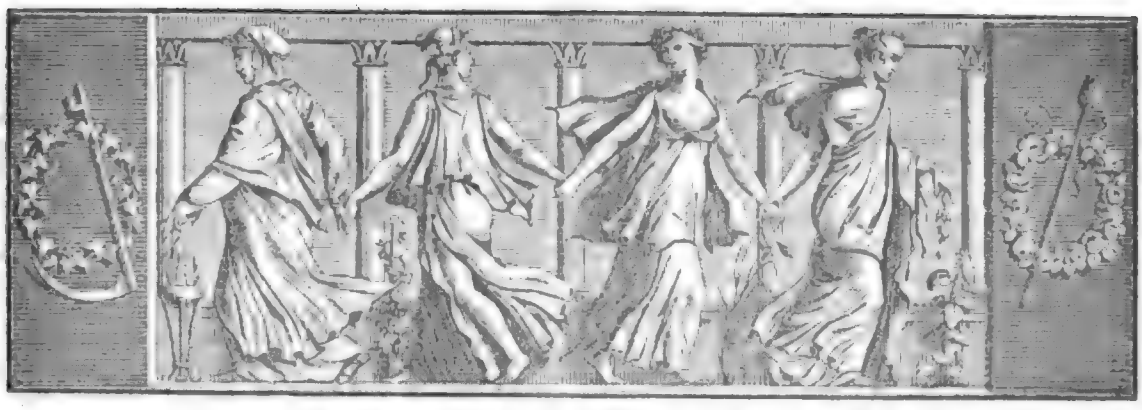
„Wenn du eine Sache befiehlst, so befiehl sie nicht zwei Menschen zugleich, damit der Sache kein Schade daraus erwachse, so wie man gesagt hat: ein von zwei Leuten gekochtes Essen wird entweder zu salzig oder zu ungesalzen, und ein Haus, worin zwei Weiber sind, wird nicht rein gefegt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Die Ereignisse und Bemerkungen, welche ich Ihnen von der Messe und über dieselbe mit zu theilen Gelegenheit haben werde, sind wahrscheinlich so verschieden und verschiedenartig, daß ich wegen der gehörigen Ordnung derselben in Verlegenheit gerathen würde, paßte sich dies für einen Referenten, der doch immer etwas von der Natur eines Recensenten haben muß. Frisch gewagt ist halb gewonnen, denke ich, und so wähle ich denn für meinen gegenwärtigen Bericht die Form des Tagebuches, weil diese wohl am füglichsten eine Art pot-pourri oder Quodlibet gestattet. Also zur Sache! — Am 19. September. Hr. Kapellmeister Spohr gab im Gewandhause ein Conzert, und verschaffte uns dadurch, wenigstens was seine Person anlangt, einen wahren Genuß. Sein Spiel auf der Violine ist meisterhaft, und er muß hierin ohne Bedenken den ersten Virtuosen an die Seite gestellt werden. Jeder Ton, vom höchsten bis zum tiefsten, ist klar und hell, und sein Strich so rein, wie man ihn sich nur wünschen, ich möchte fast sagen, denken kann; dabei ist sein Vortrag höchst gefühlvoll. Demoif. Emilie Spohr, des Virtuosen Tochter, welche im ersten Theile Scene und Arie aus „Faust", und im zweiten Scene und Arie aus „Jessonda" sang, ist jedoch weit davon entfernt, den Ruhm ihres Vaters zu theilen. Ihre Stimme ist von geringem Umfange, und überdies noch in der Tiefe schwach und unrein. Doch ließe sich das letztere, so wie ein leises Schwanken im Tone, wohl auf Rechnung von Heiserkeit und Aengstlichkeit setzen. Wie man behaupten wollte, trat Demoif. Spohr zum ersten Mal vor das Publikum, und deshalb ist eine gewisse Befangenheit und Schüchternheit, selbst wenn sie, wie dies hier geschah, nachtheilig auf den Gesang wirken sollte, sehr verzeihlich. Daß die junge Dame deutsch gesungen habe, wurde von Einigen behauptet, von Vielen dagegen bestritten, und auch ich bin nicht im Stande, hierüber zu entscheiden, denn ich habe von den Worten so wenig verstanden, als wäre es Chaldäisch oder Chinesisch gewesen. Mein persönlicher Genuß wurde leider durch meine Nachbarschaft sehr gestört. Eine kunstkennerische schöne Bekennerin des Mosaischen Gesetzes wechselte nämlich mit einem jungen Manne, welcher ihr sehr stark den Hof zu machen schien, ihre kritischen Bemerkungen so laut, daß es oft das zarte Spiel des Hrn. Spohr zu übertönen drohte, oder wirklich übertönte. Allen Umsitzenden war dies Geschwätz unangenehm, allein Niemand erlaubte sich, wie es doch ganz billig gewesen, eine rügende oder mißbilligende Aeußerung. — Am 20sten: Immer deutlicher kann man jetzt schon die Messe heran rücken sehen. Die Musensöhne verlassen die Stadt, um den Söhnen Merkurs (man denke hier jedoch nur an den bessern Sinn) das Feld zu raumen, eine Sache, die sonst durchaus nicht in der Natur der Studirenden liegt. Die Zimmer, welche noch kürzlich vom wilden Jubel widertönten, in denen aber oft das ganze Jahr hindurch nur an zwei Tagen Geld zu finden war, haben jetzt ruhige, gewerbfleißige Insassen, und das Klimpern des Goldes, das Klappern der harten Thaler, ein Klang, der diesen Mauern so ungewohnt, nimmt den ganzen Tag kein Ende. Wie sehnlich werden manche der frühern Bewohner wünschen, daß von diesem Ueberflusse noch etwas zurück bliebe, und auf sie, als muthmaßliche Nachfolger, vererbte. — Am 21sten: Fremde Gesichter, fremde Kleidungen, Kaftane der Polen und Griechen, der Türken und Armenier lassen sich sehen; die Meßgewölbe werden gereinigt und gelüftet, und fast stündlich verkündet das Schmettern des Postbornes neue Ankömmlinge. — Im Theater fand gestern die erste Wiederholung des „Berggeistes" statt. Die Musik, so kunst- und schulgerecht sie seyn mag, hat nichts Einnehmendes und Gefälliges, nicht eine Arie, welche dem Gedächtniß zurück bliebe; auch wurde, weder bei der ersten, noch bei der zweiten Vorstellung, irgend eines der Gesangstücke da capo verlangt. Ueberdies erfordert eine so gelehrte Musik geübtere Sänger, und besonders Sängerinnen, als wir sie besitzen. Mad. Fincke ist daher sehr zu entschuldigen, daß sie in dem Terzett des ersten Aufzuges, welches sie mit „Domoslav", ihrem Vater (Hrn. Gay), und „Oskar", ihrem Geliebten (Hrn. Vetter), singt, auf einen Augenblick aus dem Tert kam; doch fand sie sich bald wieder hinein, und es gab weiter keine Störung. Gefallen hat Ref. die Arie „Oskars" im zweiten Akt: „Tief im Grunde rauscht die Fluth", und das Duett zwischen „Oskar" und „Domoslav", ebenfalls im zweiten Akte: „Mein theurer Sohn, o kehr' zurück!" Die erstere trug Hr. Vetter mit vielem Gefühl vor, auch ward er durch seine herrliche Stimme auf das Kräftigste unterstützt. Hr. Vetter, der noch sehr jung ist, berechtigt zu der Hoffnung, daß er bei fortgesetztem Fleiße und größerer Ausbildung ein vortrefflicher Sänger werde. Seine Stimme ist wirklich ausgezeichnet, nur würde er sehr wohl thun, sich in Hinsicht des Spiels noch mehr aus zu bilden, und nicht, wie so viele Sänger, zu glauben, darauf komme nichts an. Sehr brav sang auch der „Berggeist" (Hr. Köckert). Ein Kassenstück wird der „Berggeist" wohl nicht werden, obgleich die Direktion es, dem darauf verwendeten Aufwande nach zu schließen, gehofft zu haben scheint. Die Handlung (der Tert ist von Georg Döring) hat zu wenig Interesse; keine der handelnden Personen erregt unsere Theilnahme, und kalt, wie wir gekommen, verlassen wir das Haus; denn die Musik ersetzt nicht, was der Handlung an Interesse mangelt, da sie für Laien und Dilettanten, welche doch unbedingt die Mehrzahl des Publikums ausmachen, zu unverständlich ist. — Am 22sten: Man ist jetzt seines Lebens nicht sicher, wenn man über die Straße geht. Wagen aller Art fahren hin und her, die Schleifen mit Gütern der Kaufleute sind in beständiger Bewegung, und dabei ist es dem Fußgänger ganz überlassen, auf seine eigene Sicherheit zu sehen: denn das Ausrufen scheint bei den hiesigen Fuhrleuten nicht Mode zu seyn. Ueberall gedrängt Buden, und wenn das so fortgeht, so begreife ich nicht, wie die Käufer vor allen Verkäufern Platz finden sollen. — Am 24sten: Die Messe, welche eigentlich erst am 25sten, mit der sogenannten Böttcherwoche, beginnt, scheint jetzt bereits angefangen zu haben; allein wie man mir sagt, ist es schon seit einigen Jahren so, daß der Anfang mehr verspricht, als der Verfolg hält. Wen man auf der Straße sieht, der will etwas kaufen oder verkaufen, und Alles ist vergessen, was nicht mit dem Handel in engster Verbindung steht. Bedenkt man, daß viele Einwohner Leipzigs 43 Wochen hindurch von dem leben wollen, und auch, tant bien que mal, wirklich leben, was sie während der neun Meßwochen des Jahres einnehmen, oder vielmehr verdienen, so kann man sich einen Begriff von dem geschäftigen Treiben machen, welches zur Oster-Messe noch viel bedeutender ist. Aber auch an Gelegenheit, das Geld aus zu geben, mangelt es nicht. Da sind Affen und Seiltänzer, Theater und wilde Thiere, Panorama's und Wachsfiguren und dergleichen mehr, und Alles macht Rechnung auf unser Geld. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 22. Oktober. 169ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Das dreißigſte Capitel erklärt das Verdienſt, Verbrechen zu verzeihen. Großmüthigen Männern gezieme es nicht, wie Unbarmherzige zu handeln. Dieſes wird durch folgende Geſchichte veranſchaulicht:

„Es wird erzählt, daß zur Zeit des Muawije ein Haufen Menſchen ein Verbrechen begangen, womit ſie Alle den Tod verdient hatten. Muawije befahl alſo, ſie Alle vor ihm hin zu richten. Als man Einigen die Köpfe abgeſchlagen hatte, ſo führte man einen Andern vor. Dieſer ſagte: O Oberhaupt der Rechtgläubigen! Alles, was du uns anthuſt, iſt unſerer Sünde wohl angemeſſen. Wir geſtehen und erkennen auch unſere Sünde. Allein, um Gotteswillen! ich habe noch zwei Worte zu ſagen: höre ſie an und beantworte ſie! — Muawije ſprach: Rede! — Hierauf ſagte der Menſch: Während daß du Gnade, Sanftmuth und Barmherzigkeit beſitzeſt und wegen dieſer Eigenſchaften unter allen Menſchen berühmt geworden biſt, legſt du uns doch ſolche Strafe auf. Wenn man uns um dieſer Sünde wegen vor einen Fürſten geführt hätte, der ohne alle Gnade und Barmherzigkeit geweſen wäre, was würde uns der wohl angethan haben?

Muawije. Er würde gerade eben das gethan haben, was ich thue.

Jener. Was für Nutzen haben wir denn alſo von deiner Gnade und Barmherzigkeit?

Muawije wandte ſich an diejenigen, die ſich bei ihm in der Verſammlung befanden, und ſprach zu ihnen: Hätte dieſer Menſch dieſe Worte zuvor geſagt, ſo würde ich Allen ihr Vergehen verziehen haben. Er befahl daher, den Menſchen mit ſeinen Kameraden in Freiheit zu ſetzen.“

Das ein und dreißigſte Capitel: „Wie man Wiſſenſchaft zu ſuchen und Lehr- und Richter-Amt zu verwalten habe.“ Die Religionswiſſenſchaft wird in folgender Stelle geprieſen:

„Allein unter allen Wiſſenſchaften giebt es keine höhere, als die Religionswiſſenſchaft. Die vortrefflichſte aller Wiſſenſchaften iſt die Religionswiſſenſchaft. Die Religion iſt ein Baum, deſſen Wurzel der Glaube an den einigen Gott und deſſen Zweige das Geſetz ſind, und die Erkenntniß des Einen und Andern gewähret zeitliche und ewige Vortheile. Dieſe Erkenntniß iſt ſo geartet, daß der Glaube an den einigen Gott, ſo zu ſagen, ein Baum iſt, deſſen Wurzel Gott ſelbſt iſt, deſſen Zweige die Propheten, deſſen Blätter die Rechtgläubigen, deſſen Blüthen die guten Handlungen der Rechtgläubigen und deſſen Früchte die Vergeltung der guten Werke ſind. Strebe alſo, mein Sohn! dich von der Religionswiſſenſchaft zu unterrichten, ſo viel du kannſt. Dies wird geſchehen, wenn du den Weg derer, welche dieſe Wiſſenſchaft verſtehen, wandeln und ſie von ihnen erlernen wirſt, damit du ſowohl die Zeitlichkeit als Ewigkeit gewinnen mögeſt. Wenn Gott dir ſeinen Beiſtand verleihet, ſo lege dich zuerſt auf die Wiſſenſchaft der Religion, indem ſie das Mark des Baums iſt, wovon die übrigen Wiſſenſchaften nur die

Zweige ſind. Zweige aber ohne Mark ſuchen würde ein Zeichen der Verirrung ſeyn.“

Dem Richter wird eine ſehr heilſame Lehre gegeben, die ſich auch die unſern, ſo weit dies, ohne den Geſetzen zuwider zu handeln, möglich iſt, zu Nutze machen ſollten:.

„Wenn zuweilen Unrechtleidende zu dir kommen, die zwar das Recht auf ihrer Seite haben, aber der Zeugen ermangeln, mithin in Ermangelung der Zeugen der ableugnende Theil mit Ableiſtung des Eides loskommen und jene Arme ihr Recht verlieren würden, ſo mußt du zu ſolcher Zeit ihr Schreien um Recht erhören und ihnen durch Klugheit oder Liſt ihr Recht verſchaffen, ſo wie der Richter Ebu Abbas Rujani das Recht jenes Armen ohne Zeugen vom Leugnenden heraus gebracht hat.

Geſchichte. In Tabereſtan war ein Richter, mit Namen Ebu Abbas Rujani, der ein ſehr ehrbarer, gelehrter, religiöſer, rechtſchaffener, ſcharfſinniger, nachdenkender und kluger Mann war. Eines Tages kam Jemand zu ihm, der ſeinen Rechtſpruch verlangte, weil er von einem Andern hundert Goldſtücke zu fordern hatte. Der Richter ließ des Klägers Gegner vor ſich beſcheiden und fragte ihn: Haſt du von dieſem Menſchen Goldſtücke in Händen?

Der Gegner leugnete es, ſagend: Ich habe nicht das Geringſte von dieſem Manne.

Der Richter befragte den Kläger: Haſt du Zeugen?

Nein! ſagte er.

Richter. So werde ich dieſem (dem Beklagten) den Eid auferlegen.

Hierauf weinte der Eigenthümer des Goldes und ſagte: O Herr Richter! ſiehe dich vor! hilf mir! Ich habe keine Zeugen und Jener kümmert ſich nicht darum, zu ſchwören.

Richter. Um deinetwillen kann ich über das Geſetz nicht hinaus gehen. Unfehlbar mußt entweder du Zeugen haben oder dein Gegner muß ſchwören.

Der Kläger weinte, warf ſich auf die Erde und wiederholte: O Richter! ſiehe dich vor! ich leide Unrecht! Wenn du mir nicht hilfſt, ſo bin ich betrogen! Ergreife Maaßregeln, um meine Forderung zu retten.

Als der Richter den Mann weinen ſah und ſein Benehmen wahrnahm, ſo ſah er ein, daß ſein Anſpruch rechtmäßig ſey. Er hatte mit ſeinem Zuſtande Mitleiden, ließ ihn näher treten und fragte ihn: wozu haſt du denn dieſem Menſchen das Geld gegeben?

Kläger. Ich habe es ihm zum Anlehne gegeben.

Richter. Warum haſt du es ihm denn zum Anlehne gegeben? Das ſag' mir!

Kläger. Des Richters Leben daure lange! Es iſt zu wiſſen, daß dieſer Mann mein Freund geweſen. Nun fügte es ſich, daß er ſich in eine Sklavin verliebte, deren Preis hundert und funfzig Goldſtücke war, und des Mannes ganzes Capital belief ſich nicht auf hundert. Er kam darüber gleichſam von Sinnen. Ueberall, wo er ging, wehklagte er und weinte. Eines Tages gingen wir Beide allein im Weinberge ſpazieren, und wir kamen an einen Ort, wo wir uns niederſetzten, und während daß wir uns etwas ausruhten, lobte dieſer Menſch jene Sklavin und weinte ſo ſehr, daß er mir das Herz erweichte; denn es iſt zwanzig Jahre her, daß wir zuſammen Freunde geweſen. Ich ſagte alſo zu ihm: Höre, du haſt nicht ſo viel Goldſtücke, als zum Preiſe jener Sklavin erfordert werden. Niemand wird dir helfen und du erliegſt unter der Schwermuth. Mein Vermögen, was ich auf dieſer Welt habe, beträgt hundert Goldſtücke, indem Alles, was ich im Leben erworben, in dieſen hundert Goldſtücken beſteht. Ich will ſie dir leihen, damit du noch einige Goldſtücke dazu legeſt und die Sklavin dafür kaufeſt. Vergnüge dich dann einen Monat lang mit ihr; nach einem Monat aber verkaufe ſie wieder und gieb mir mein Gold zurück. Als ich dies geſagt hatte, fiel mir der Menſch ſogleich zu Füßen und ſchwur: Ich will die Sklavin auf einen Monat nehmen und nach einem Monat will ich ſie, es ſey mit Vortheil oder mit Verluſt, verkaufen, um dir dein Geld wieder zu geben. — Da ich dieſe ſeine Demüthigung ſah, ſo zog ich das Geld aus meinem Gürtel und gab es ihm. Außer Gott war Niemand gegenwärtig. Nur allein dieſer Mann und ich waren zugegen. Nachdem er aber die Sklavin gekauft, ſo ſind nun ſchon vier Monate verfloſſen, ohne daß er weder die Sklavin verkauft, noch mir mein Geld zurück gegeben.

Richter. An welchem Orte ſaßeſt du, als du dem Manne das Geld gabſt?

Kläger. Am Fuße eines Baums.

Richter. Da ihr am Fuße eines Baums geſeſſen habt, warum ſagſt du denn, daß du keine Zeugen habeſt? — Hierauf ſprach er zum Beklagten, der das Alles leugnete: Du verweile hier bei mir! Er wandte ſich dann zum Eigenthümer des Goldes und ſagte: Betrübe dein Herz nicht, laufe nur hin, am Fuße jenes Baums verrichte zwei Züge Gebet und bringe dem Propheten einige Segenswünſche dar, und alsdann ſprich zum Baum: Der Richter fordert dich, komm, lege Zeugniß ab für mich!

Der Ableugner lächelte, als er vom Richter dieſe Reden hörte. Der Richter bemerkte ſein Lächeln, er that aber, als ob er es nicht ſähe. Indeſſen zum Andern, der aufs Gold klagte, ſagte er: Geh, der Baum ſoll geſchwind kommen und Zeugniß ablegen in dieſer Sache.

Kläger. Ich fürchte, daß er auf mein Wort nicht kommen, ſondern ein Zeichen verlangen werde.

Der Richter gab ihm auch ein Zeichen und sagte: Geh, zeige dies Zeichen und sprich: Der Richter fordert dich zum Zeugniß, siehe da das Zeichen, komm und lege das bewußte Zeugniß ab!

Der Kläger nahm das Zeichen des Richters, ging fort und der Ableugner blieb unterdessen bei dem Richter. Der Richter aber beschäftigte sich mit andern Rechtssprüchen und Gesprächen und bekümmerte sich gar nicht um den Beklagten und schaute sich auch nicht nach ihm um. Indessen während daß der Beklagte in Gedanken vertieft und zerstreut war, redete ihn der Richter ganz unvermuthet an mit der Frage: Ist der Mann wohl bis jetzt bei jenem Baume angelangt? — Er antwortete: „Nein, er kann noch nicht angelangt seyn!“ Der Richter machte sich wieder mit seinen andern Geschäften zu thun. Auf der andern Seite war nun der Eigenthümer des Goldes zum Ahornbaume gekommen, hatte ihm das Zeichen gezeigt und gesagt: Komm, der Richter fordert dich, um für mich Zeugniß ab zu legen! — Er verweilte eine Zeit lang daselbst. Da er aber endlich sah, daß der Baum weder eine Stimme von sich gab, noch sich zum Gehen anschickte, so ward er sehr bekümmert, kehrte zurück und sprach zum Richter: O Richter! nach deinem Befehle bin ich hingegangen, ich habe nach deiner Anweisung verfahren und habe das Zeichen gezeigt; allein vom Baume habe ich keine Bewegung gesehen.

Richter. Du hast dich geirrt. Der Baum ist eher als du gekommen und hat Zeugniß abgelegt. — Sodann wandte sich der Richter zum Ableugner, sagend: Der Baum ist gekommen und hat Zeugniß abgelegt; du bist ein Lügner, sogleich bezahle diesem Manne seine hundert Goldstücke, sonst werde ich ohne Umstände die Sklavin verkaufen und dem Manne sein Geld geben.

Beklagter. Seitdem Jener weggegangen, bin ich nicht von hier gewichen; zu welcher Zeit ist denn der Baum gekommen? Ich habe ja nicht gesehen, daß der Baum gekommen sey und Zeugniß abgelegt habe?

Richter. Wenn du unter jenem Baum die Goldstücke nicht empfangen hättest, warum hast du denn, als ich dich fragte: ist der Mensch schon bei jenem Baume angelangt? nicht geantwortet: ich kenne den Baum nicht, um zu wissen, ob er angelangt sey. Wenn du den Baum nicht gekannt hättest, so würdest du nicht gesagt haben: er kann noch nicht angelangt seyn! — Der Richter zwang also den Menschen zur Zahlung, empfing von ihm die Goldstücke und stellte sie dem zu, der sie zu fordern hatte.

Obgleich der Richter in dieser Sache die Entscheidung nicht aus seinen Büchern nahm, so brachte er sie doch durch eigenes Nachdenken aus der Wissenschaft zu schließen heraus, und handhabte die Gerechtigkeit.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sprache der Vögel.

(Nach dem Französischen.)

Ein persischer Sultan war so habsüchtig, daß die Unterthanen darüber ganz zu Grunde gingen. Keiner ward verschont, und klagen durfte Niemand, sonst ward's noch schlimmer, denn der Tyrann war sehr grausam. Dabei hatte er aber zum Glück einen Vezir, der das allgemeine Elend fühlte, und was er konnte zu dessen Abhülfe that. Einst versicherte er dem Sultan, er verstehe die Sprache aller Vögel; wenn zwei Vögel zwitscherten, so wisse er auch den Gegenstand des Gesprächs. Da sah der Kaiser ein Paar Eulen zusammen sitzen. „Was reden die wohl mit einander?“ fragte er den Vezir. Dieser that, als horche er ein wenig. „Sire, ich bedaure, Ihnen den Gegenstand nicht mittheilen zu dürfen!“ — „Warum nicht?“ — „Es ist etwas sehr Unangenehmes!“ — „Ich befehle aber, es mir mit zu theilen!“ — Da begann der Vezir Folgendes: „Sire, die beiden Eulen sind Väter; der Eine hat eine Tochter, der Andere einen Sohn; Beide sollen vermählt werden, und es handelt sich um die Mitgift. Ew. Majestät wissen, daß die Eulen nur in Ruinen nisten, und darauf muß die Mitgift berechnet seyn. Der Vater der Tochter will 50 Dorf-Ruinen geben, der Vater des Sohnes will aber 500 haben, und setzt hinzu, es sey jetzt so gute Zeit für die Ruinen, daß, wenn Ew. Majestät nur noch etwa zehn Jahr regierten, so könne die Mitgabe recht gut gezahlt werden!“ — Der Sultan schwieg, aber die Allegorie hatte das Herz getroffen. Er ging in sich, und dem Lande ward von Stunde an ein besseres Loos!! —

Duschet.

Bevros und sein Rappe.

(Neugriechisches Volkslied von den Inseln.)

In Vardari, in Vardari, *)
In der Ebne von Vardari
Lieget Bevros krank danieder.
Und es spricht zu ihm sein Rappe:
Herr, steh' auf und geh' von dannen,
Denn es geh'n die Kameraden! —
„Kann nicht, Rappe, kann nicht gehen,
Denn ich werde sterben müssen.
Komm, scharr' auf mit deinen Hufen,
Fasse dann mich mit den Zähnen,
Wirf hinein mich in die Grube.
Nimm auch diese meine Waffen,
Trage fort sie zu den Meinen;
Nimm auch mit dir dieses Tüchlein,
Trag' es fort zu meiner Schönen,
Daß sie es erkenn' und weine.“

Wilhelm Müller.

*) Fluß und Stadt in Mazedonien.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. (Schluß.) Am 25. September: Die Theater-Direktion weiß auch ihren Vortheil aus der Messe zu ziehen, denn wahrend derselben ist der Preis der Plätze bedeutend erhöht. Eine größere Einnahme soll aber auch Noth thun, denn, wie man behaupten will, sind die Geschäfte bisher so schlecht gegangen, daß von einer Niederlegung der Direktion gesprochen wird. Relata refero. Auf das Theater würde dies wahrscheinlich einen höchst nachtheiligen Einfluß haben. Ware übrigens das, was zu viel auf Dekorationen und Garderobe gewendet worden, zum Gehalt einer ausgezeichneten Sangerin genommen, so wurde, dies wagt Ref. dreist zu behaupten, sowohl Direktion als Publikum mit dem Erfolge zufriedener gewesen seyn. Eine schone, auch noch so prachtvolle Dekoration sieht man wohl ein Mal gern, eine gute Sangerin aber hort man immer mit Vergnugen. Eine Oper haben wir jetzt, was das weibliche Personale betrifft, eigentlich gar nicht, und deutlich spricht sich die allgemeine Unzufriedenheit hierüber aus. — Am 26sten: Ganz unbarmherzig werden unsere Ohren jetzt mitgenommen und beleidigt. Harfenmadchen und Prager Musikanten, Bergleute und Bankelsänger strengen sich um die Wette an, unser Gehör auf das Empfindlichste zu kranken. Die Zahl dieser herumziehenden Musikanten ist legio, und Einer spielt immer schlechter, als der Andere. Besonders ist der Gesang in der Regel so verletzend, daß man Ohrenzwang danach bekommen konnte. — Am 27sten: Gestern wurden die „beiden Britten", von Karl Blum nach dem Französischen bearbeitet, zum ersten Male auf unserer Buhne gegeben. Da über dies Stück in andern Zeitschriften bereits geschrieben ist, sage ich nichts über den Gang desselben, sondern begnuge mich mit zwei Worten über die Aufführung. Hr. von Zieten gab den lebensatten „Lord Danby" mit vieler Wahrheit und Treue; Hr. Genast, als „John Pearce", der Sklave seines Wortes, trug, so wollte es uns bedünken, in einigen Momenten etwas zu stark auf, und hatte so den Sonderling leicht zur Carrikatur verzerren können. In der Punschscene fiel Ref. eine Anekdote ein, die er kürzlich in der „Morning Chronicle" gelesen. Dort wird namlich gesagt, daß ein Lustspiel nicht habe zu Ende gespielt werden können, weil die Schauspieler, welche ihrer Rolle nach viel Punsch zu trinken gehabt, des Guten so viel gethan hatten, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten. In Berlin hat Ref. auch einmal so etwas erlebt; doch war der Rausch schon mitgebracht. Dergleichen ist die eigentlichste Entwürdigung eines Publikums, das lieber einen Stolz der Schauspieler, als deren Gemeinheit ertragen sollte. — Dies kann übrigens diesmal keine Anspielung seyn. Hr. von Zieten und Hr. Genast tranken zwar (ganz ihrer Rolle gemäß) mit großem Eifer, gingen aber siegreich aus diesem Kampfe hervor. Das Rollenfach der Mad. Devrient ist freilich das Naive, und Ref. muß gestehen, daß sie oft, fast immer, darin excellirt, zuweilen jedoch ist sie etwas zu naiv, und nahe daran granzte auch ihre Darstellung der „Betty" in dem genannten Stücke. Ein gewisses Werfen oder Schütteln des Kopfes, welches sich zu Zeiten ganz allerliebst macht, ist zu andern Zeiten wieder gar nicht angebracht und verliert bei zu vieler Wiederholung allen komischen Effekt. Könnte Mad. Devrient ihren Hals etwas mehr zurück gewöhnen, so wurde ihr Anstand dadurch bedeutend gewinnen. — Nächstens die Fortsetzung.

— N.

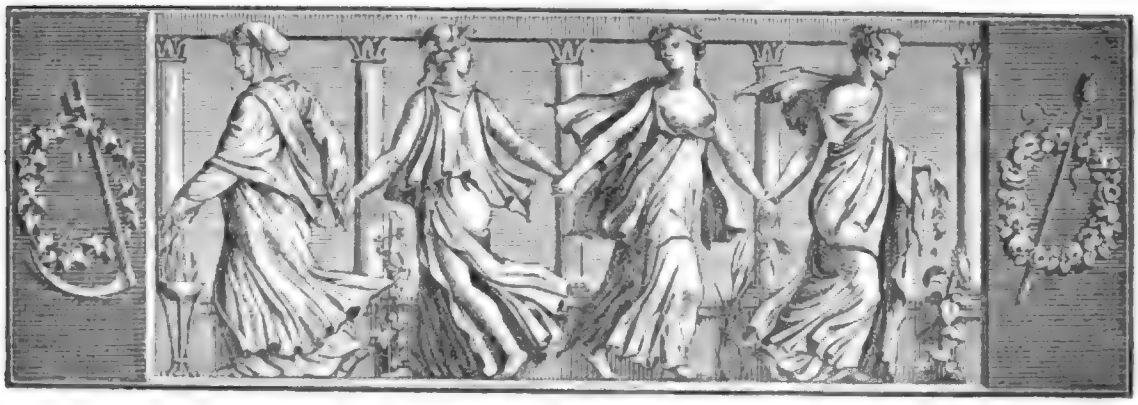
Der entflohene Kanarienvogel. Ich stand so eben vor meinem Rasirtisch und hatte die halbe Seite abrasirt, als im Nebenzimmer meiner Frau ein lauter Schrei entfuhr — ihr liebster Kanarienvogel, Jocko, war aus dem Käfigt entschlüpft, und durch's offne Fenster in's Freie entwischt. Mich ganz vergessend, warf ich mich, wie ich war, in's Fenster und rief: „Heda, schafft mir doch den kleinen Flüchtling da wieder!" Das Unglück wollte, daß nach jener Richtung zu gerade ein kleiner Bursche lief, dem auf meinen Ruf sogleich ein Paar nahe stehende Fleischerburschen nachsetzten, meinend, er habe in meinem Hause etwas gestohlen. Den Irrthum gut zu machen, rief ich ihnen nach, mit der Hand nach dem Hause meines Nachbars zeigend, wo der befiederte Flüchtling seinen kurzen Ausflug schon zu bereuen schien. Niemand bemerkte aber das winzige Thierchen, sondern wollte aus dem Schrei meiner Frau und meinem Rasirmesser, das ich noch in der Hand hielt, weit ernstere Dinge zusammenstellen; kurz, es wahrte keine halbe Minute, so gab es einen Auflauf. Endlich erblickt man den Vogel, ein Tischler bringt eine Leiter und setzt sie gegen das Nachbarhaus, ist aber so ungeschickt, dabei zwei Scheiben zu zerbrechen. Endlich hinauf gestiegen, fährt ein Flaker gegen die Leiter, sie stürzt um, der darauf Stehende mit und zerbricht den Fuß, so wie die Leiter. Sein Schrei vergrößert den Auflauf, man verfolgt den Flaker, hebt den Beschadigten auf, beklagt ihn; unterdeß haben die Fleischerburschen auch den kleinen unschuldigen Knaben gebracht und ihn pränumerando etwas von der muthmaßlich verdienten Strafe empfinden lassen. — Je heftiger ich demonstrire, je mehr leite ich die Menge irre. Einige, den Vogel noch nicht bemerkend, halten dafür, ich zeige nach der Wache, laufen hin, und holen sie. Gensdarmen, Nationalgarden erscheinen. Ich bin außer mir, eifere noch heftiger — das unglucklicht Rasirmesser gleitet mir dabei aus der Hand, einem ganz nahestehenden Neugierigen gerade auf die Stirn fallend, dem es einen derben Riß versetzt. Faust und Stock gegen mich aufstehend, wird der Skandal nur noch mehr vergrößert. Es war eine zweite Auflage des Babylonischen Thurmbaues, als endlich der Polizei-Commissarius erschien, zum Glück ein sehr ruhiger vernunftiger Mann, der vor allen Dingen hörte, und danach handelte. Nachdem er die Menge durch Zureden belehrt und besanftigt, gab er mir folgende wohlmeinende Rathschlage: Die zerbrochenen Scheiben und die zerschellte Leiter zu bezahlen, dem Tischler das Bein und dem Sturzverletzten das Gesicht heilen zu lassen, den beiden Fleischerburschen eine Verfolgungs-Prämie und dem unschuldig erwischten Knaben ein kleines Schreckengeld zu zahlen! — So ward ich über hundert Franken los, um eines entflohenen Kanarienvogels willen, der noch dazu nicht wieder gefangen war, und ich mußte Gott danken, daß es nicht noch mehr Unfug gegeben hatte. (Corsaire.)

Im Juni dieses Jahres hat ein englischer Schiffs-Capitain bei dem Wallfischfang die Congreveschen Raketen wirklich in Anwendung gebracht, und zwar mit sehr gutem Erfolg. Geschaftslose Artilleristen können also künftig zur See gehen, und finden dort unaufhorlich Feinde, die ihnen reiche Beute liefern. (Corsaire.)

In Lyon hatte ein Violinist ein Concert angekündigt, und für den Platz sechs Franken gefordert. Der Saal blieb leer, weil man den Preis zu theuer fand. Am andern Tage las man eine neue Ankündigung, mit Herabsetzung des Preises auf drei Franken. Jetzt ward der Saal ganz gefüllt und Jeder erwartete den Anfang, als plötzlich bekannt wurde: der Künstler sey abgereiset; Jeder konnte sein Geld wieder bekommen. Das war künstlerischer Eigensinn! — Derselbe Herr zerschlug einst eine Scheibe. Ein Glaser erschien, konnte aber auf die Bezahlung nichts heraus geben. Geschwind zerschlug unser Musiker noch eine Scheibe. (Corsaire.)

Der Direktor einer Menagerie seltener und merkwürdiger Thiere zu Lyon giebt in dieser Stadt Kämpfe seiner Thiere. Löwen, Bufel u. s. w. streiten mit großen Doggen. Das argste dabei ist, daß er diese Kampfe auf seinem Anschlagezettel „Großes Thier-Turnier" nennt. Welch eine Schmach für das Ritterthum?! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 24. Oktober. 170ſtes Blatt.

Entſchluß.

Sonſt war ich ein Narr und jung,
Jetzt ſpricht man von weiſ' und alt;
Doch iſt immerdar mein Herz
Für Cupido's Gunſt nicht kalt.

Scheuch' ich nun mit ſolcher Gluth
Hoher Weisheit Lichtgeſtalt,
Wär' ich freilich Narr und jung
Lieber als ein Narr und alt.

Doch wird Ruhm des Weiſen nur
Durch Verluſt der Liebe mein,
Will ich Narr und gar nicht jung
Und dabei verliebt noch ſeyn.

Ed. Rolle.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Im zwei und dreißigſten Capitel: „Von des Kaufhandels Regeln und Vorſchriften", wird der Grundſatz, daß Sparſamkeit im Erwerb ſich mit Großmuth wohl vertragen müſſe, durch dieſe Geſchichte erläutert:

„Es wird erzählt, daß ein Kaufmann in eines Zeughändlers Laden kam und für tauſend Goldſtücke Zeuge kaufte. Am Ende entſtand bei ihrer Berechnung unter ihnen ein Mißverſtändniß über ein Karat Goldes, nämlich der Verkäufer ſagte: Du haſt bei mir noch ein Goldſtück gut; der Käufer aber behauptete: nein, es iſt ein Karat darüber. Kurz, der Eine ſprach von einem Goldſtücke und der Andere von einem Goldſtücke und einem Karat, und darüber ſtritten ſie ſich bis zum Abend. Der Kaufmann ſchrie und lärmte ſo viel um eines Karats willen, daß der Zeugverkäufer deſſen überdrüßig ward und ihm das Karat noch heraus zahlte. Der Käufer nahm die Waaren und ging fort. Nun hatte der Zeughändler einen Diener, welcher hinter dem Kaufmann herlief und ihn einholte, ſagend: O Kaufmann, ich habe bei dem Aufheben und Weglegen des Zeuges geholfen, gieb mir ein Trinkgeld! — Der Kaufmann gab ihm jenes Goldſtück und Karat. Der Burſche nahm das Gold und kehrte zu ſeinem Herrn zurück. Sein Herr fragte ihn: wo warſt du hingegangen? — Der Burſche erwiederte: Ich war zum Kaufmann, der die Zeuge gekauft, gegangen, um ein Trinkgeld zu fordern. — Der Zeughändler ſagte: O du Scheim! von Jemand, der eines Karats halber vom Morgen bis zum Abend gezankt, geſchrieen und gelärmt, und ſich vor den Menſchen nicht geſchämt hat, was hoffſt du von dem? und was haſt du denn nun auf deine gehabte Hoffnung erhalten? — Der Burſche zeigte das Gold. So wie der Zeughändler dies erblickte, erſtaunte er und ſagte zu ſich ſelbſt: O großer Gott! Dieſer Knabe iſt ein Lügner und böſer Bube, und iſt doch noch ſo klein! Wie hätte der Mann, der ſo geizig war, ſolche Freigebigkeit ausgeübt. Sicherlich ſteckt hierunter ein Geheimniß, welches ich kennen lernen muß! — In dieſer Meinung ging er hinter dem Manne her, erreichte ihn und ſagte: O Kaufmann! Bei Gott! verweile einen Augenblick, ich habe eine Frage an dich! — Der Kaufmann ſprach: Frage! — Der Zeughändler bemerkte hierauf: Kaufmann, ich habe an dir etwas Sonderbares geſehn; vor ſo vielen Leuten

haſt du eines Karats wegen bis zum Abend gezankt, und haſt nicht abgelaſſen, bis du es empfangen haſt. Nun aber, da du es erhalten, haſt du neben dem Karat noch ein Goldſtück meinem Diener gegeben. Was haſt du alſo für Vortheil davon, ſo viel Streit erregt und dir ſo viel Verdruß gemacht zu haben? Erkläre mir doch das. Was war der Bewegungsgrund von ſo viel Geiz vorhin und von ſo viel Freigebigkeit anjetzt? Habe die Güte, mir das zu ſagen! — Der Kaufmann antwortete: Was giebt es denn hierbei ſich zu verwundern? Da ich Kaufmann bin, ſo habe ich die Regel der Handelsſchaft beobachtet: denn wenn ſich der Kaufmann im Handel um einen Asper beeinträchtigen läßt, ſo iſt das eine große Schande; wenn er aber zu rechter Zeit nicht großmüthig iſt, ſo beweiſet er, daß er unmenſchlich und unedel ſey. Aus dieſer Urſache habe ich weder betrogen noch unmenſchlich ſeyn wollen. Ich habe ſowohl die Obliegenheit meiner Kunſt ausgeübt, als die Pflicht der Großmuth erfüllt.“

Folgende Stellen ſind noch bemerkenswerth:

„So lange zehn Asper bei Landreiſen dir einen halben einbringen, ſo gehe eines ganzen Aspers halber nicht zur See, das heißt: mache keine Seereiſen in Meinung, aus zehn Aspern eilf zu machen. Bei Seereiſen iſt zwar der Gewinn groß; aber Mühſeligkeit und Verluſt ſind noch größer. Es iſt alſo nicht vernünftig, daß du in der Hoffnung eines großen Gewinns dein ganzes Capital verliereſt; denn wenn auch bei Landreiſen das Vermögen fortgeht, ſo wird doch das Leben gerettet und die Hoffnung verbleibt, daß an des Vermögens Stelle wieder Vermögen kommen werde. Allein bei Seereiſen geht ſowohl Vermögen als Leben verloren. Das Meer hat man mit einem Kaiſer verglichen, welcher ſeinen Diener ein ganz wenig erhöhet und ihn dann eines Tages um eines ganz geringen Vergehens willen aufhebt und ſo zu Boden wirft, daß er wird, als ob er nie zur Welt gekommen wäre. Da nun das Meer ſo gefahrvoll iſt, ſo iſt es nicht vernünftig, ſich darauf zu begeben. Indeſſen um die wunderbaren Denkmale der Allmacht zu betrachten, iſt es wohl gut, einmal eine Seereiſe zu machen. Der Prophet, über den der Segen komme! hat geſprochen: „Beſteigt einmal das Meer und betrachtet die Denkmale der Größe Gottes!“ das heißt: beſteigt das Schiff und wandelt einmal auf der Fläche des Meers, und ſchauet die Größe der Denkmale Gottes, damit ihr erkennet, welche furchtbare Dinge Gott geſchaffen hat.“

„Deine eigenen Geſchäfte verrichte nicht mit anderer Leute Händen, ſo wie man geſagt hat: mit anderer Leute Händen muß man nur Schlangen greifen.“

„Vor Untreue hüthe dich am meiſten und verübe gegen die Menſchen keine heimliche Betrügerei; denn der Schade eines falſchen Menſchen fällt auf ihn ſelbſt zurück. Hieher gehört folgende Geſchichte:

Es wird erzählt, daß Jemand viele Schafe beſaß und dabei einen Hirten hatte, der ſehr andächtig, unſchuldig, rechtſchaffen und von allen unrechtmäßigen Dingen entfernt war. Da nun der Hirte immer die Schafe melkte und die Milch dem Eigenthümer der Schafe überbrachte, ſo goß dieſer immer halb ſo viel Waſſer unter die Milch und gab ſie wieder mit dem Waſſer dem Hirten zum Verkauf. Der arme Hirte machte dieſem Manne die Ermahnung: Begehe nicht dergleichen Untreue gegen die Menſchen, du wirſt eines Tages Schaden davon haben! — Jener hörte darauf gar nicht und trieb es alle Tage eben ſo. Der Hirte wiederholte immer die Ermahnung: Höre, Mann! begehe keine Untreue gegen die Menſchen, der Treuloſen Ende iſt unglücklich! — Aber ſo ſehr er ihn auch vermahnen mochte, ſo achtete doch Jener nicht darauf. Indeſſen fügte es ſich, daß der Hirte eines Abends die Schafe zum Lager in ein Thal führte und ſie daſelbſt übernachten ließ, während daß er ſich ſelbſt auf einer Anhöhe ſchlafen legte. Da es nun ein Frühlingstag war, ſo fiel in dieſer Nacht auf den Gebirgen ein Platzregen, der in's Thal ſtrömte und alle Schafe wegſchwemmte, forttrieb und erſäufte, ſo daß nicht ein einziges Schaf lebendig gerettet ward. Der Hirte dankte Gott für ſeine Erhaltung und ging des Morgens zum Eigenthümer, ohne Milch bei ſich zu haben. Als dieſer fragte: Wo iſt denn die Milch, warum haſt du ſie nicht mitgebracht? ſo ſprach der Hirte: Wo ſind die Schafe, daß ich Milch bringen ſoll? — Jener erwiederte: Was iſt denn aus den Schafen geworden? — Der Hirte entgegnete: „Habe ich dir nicht immer geſagt, gieße unter die Milch kein Waſſer und ſey nicht ungetreu gegen die Menſchen? Du haſt aber nicht auf mich gehört, bis ſich das Waſſer, welches du unter die Milch gegoſſen, geſammelt und zum großen Strome geworden, der alle Schafe weggenommen und fortgetrieben hat.“ — Hierauf iſt dieſer Mann wegen ſeiner Habſucht und Untreue verarmt und bis zum Tode in Armuth verblieben.“

Der Arzneiwiſſenſchaft ſcheint der Verfaſſer ganz vergeſſen zu haben, da er von der Religionswiſſenſchaft und Jurisprudenz zum Kaufhandel überging, aber er holt es nach und weiſt nunmehr der Medizin die Stelle gleich neben der Theologie an, für welche Rangordnung ſich allerdings mehr ſagen läßt, als für die unter uns gewöhnliche, indem man erſt an Leib und Seele geſund ſeyn muß, ehe man darauf denken kann, ſeine Rechte geltend zu machen. Der Verfaſſer giebt indeß eine andere Urſache an:

„Wenn es ſich indeſſen nicht fügt, mein Geliebter! daß du Kaufmann wirſt, ſondern wenn du eine

edlere Wiſſenſchaft erlernen willſt, ſo lege dich auf die Arzneiwiſſenſchaft; denn, die Religionswiſſenſchaft abgerechnet, giebt es keine weſentlichere Wiſſenſchaft, als die Arzneiwiſſenſchaft, wie der Prophet, über den der Segen ſey! geſprochen hat: „Wiſſenſchaft iſt zweifach, Wiſſenſchaft der Körper und Wiſſenſchaft der Religionen!“ Arzneiwiſſenſchaft iſt hier mit Religionswiſſenſchaft zugleich erwähnt, und daß erſtere vor letzterer genannt worden, hat zur Urſache, weil ohne Geſundheit der Körper der Religionsdienſt nicht verrichtet werden kann.“

Im drei und dreißigſten Capitel folgen daher jetzt die Regeln und Vorſchriften für Aerzte, die aber zu ſehr aus Galen und Hippokrates geſchöpft ſind, als daß wir hoffen dürften, unſere Leſer hier damit zu unterhalten. — Eben ſo übergehen wir das nächſte Capitel: „Von der Sternkunde“, um für das folgende: „Von den Eigenſchaften der Dichter“, Raum zu gewinnen. Die Regeln, womit es beginnt, wären auch manchem unſerer Dichter zu empfehlen:

„Mein Sohn! wenn du Dichter werden und Gedichte machen willſt, ſo trachte dahin, daß in Gedichten dein Ausdruck klar und deutlich ſey, vermeide, dunkel zu ſprechen, das iſt: rede nicht verdeckt, zum Beiſpiel Ausdrücke, deren Bedeutung nur du verſtehſt und Andere nicht kennen, gebrauche nicht in Gedichten; denn Dichter machen die Gedichte anderer Menſchen wegen, nicht aber um ihrer ſelbſt willen. Der Sinn des Gedichts muß alſo einleuchtend ſeyn, um eben wegen ſeiner Deutlichkeit von Jedermann geſchätzt zu werden. Dichter aber müſſen ſich nicht bloß mit Sylbenmaaß und Reim begnügen. Du mußt daher nicht ohne Bilder, ohne Geſchmack und ohne Kunſt dichten. Zweideutigkeiten, Vergleichungen, Gegenſätze, Aehnlichkeiten, Metaphern, wiederholte Zweideutigkeiten, Nachſätze und alle andere ähnliche Künſte mußt du gebrauchen. Sie können hier nicht erklärt werden, du wirſt ſie aber aus der Proſodie erſehen und kennen lernen.

Wünſcheſt du, daß deine Gedichte höher gehalten werden, als die Gedichte aller andern Dichter, ſo rede in Metaphern. Die Metapher aber muß ſich nicht von der Möglichkeit entfernen, das iſt: bei dem Lobgedicht gebrauche viel Metaphern, beſonders wenn der Gelobte wirklich ein Mann von Vollkommenheit iſt. Wenn du Liebesgedichte vorträgſt, ſo ſchadet es nicht, wenn ſie der Abſingung wegen, das iſt: um den Sängern Melodie zu geben, nicht gar zu künſtlich ſeyn möchten. Allein ſie müſſen doch ſchön und lebhaft ſeyn; ſie müſſen Reim und Nachſatz (Wiederholung) haben und in einem bekannten Reime gefaßt ſeyn, das iſt: es muß ein üblicher und nicht unbekannter Reim ſeyn.“

Was hier unter Nachſatz oder Wiederholung verſtanden werde, erklärt die Note des Ueberſetzers folgendermaßen:

„Nachſatz oder Wiederholung, Redif, hat mehrere Bedeutungen. Erſtlich heißt es die Endſylbe des vierten Verſes, die mit den andern drei Verſen nicht reimt. Zweitens heißt es die vorletzte Sylbe oder der vorletzte Buchſtabe, welcher der Endſylbe oder dem Endbuchſtaben des Verſes vorher geht. Drittens heißt es das letzte Wort des Verſes, welches auf das Reimwort folgt und zur Wiederholung oder zum Nachſatze dient. Die letzte Art iſt hier gemeint und um die Sache durch ein Beiſpiel deutlicher zu machen, will ich aus dem erſten beſten Liebesgedichte zwei Verſe herſetzen:

Warum willſt du mein Herz im Feuer der Trennung brennen laſſen?
Warum willſt du mich ſo ſehnen und meine Augen weinen laſſen?“

Folgende Regel merken wir uns:

„Vor Satyren hüthe dich und mache daraus keine Gewohnheit, indem nicht jeder Krug vom Waſſer unzerbrochen zurück kommt, das iſt: bedenke, daß, wenn es einen Mann von Ehre trifft, er ſich an dir rächen werde.“

Eine andere Regel ſcheinen unſere Dichter ſchon längſt begriffen zu haben, da man ſie allgemein befolgen ſieht:

„Wenn du nun künſtliche Gedichte vor zu tragen geſchickt geworden, jede Redensart und ihre Bedeutungen begriffen und jeden Gedanken nach Wunſch aus zu führen im Stande biſt, und wenn du Versarten und Sylbenmaaße wohl gefaßt haſt, ſo beobachte noch Folgendes: Sollteſt du einen ſeltenen Gedanken hören, welcher dir ſehr angenehm vorkömmt, und ſollteſt du wünſchen, ihn an zu führen und zu gebrauchen, ſo gebrauche ihn nicht auf völlig gleiche Art, ſondern lege ihn in eine andere Geſtalt und Einkleidung, damit es nicht einleuchte, daß er entlehnt ſey. Zum Beiſpiel einen Gedanken, welchen du im Lobgedichte wahrgenommen, hebe nicht aus, um ihn, wie ein Unwiſſender, ebenfalls in's Lobgedicht zu übertragen, ſondern laß ihn in eine andere Form eingehen, nämlich einen ſeltenen Gedanken, welchen du im Lobgedichte gehört haſt, bringe in die Satyre, und wenn du ihn in der Satyre gehört, ſo trage ihn in's Lobgedicht über: was aus Liebesgedichten iſt, führe in Trauergedichte ein, und was in Trauergedichten vorgekommen, ſtelle in Liebesgedichten auf, damit es verdeckt bleibe und nicht Jedermann von der Entlehnung unterrichtet werde.“

(Die Fortſetzung folgt.)

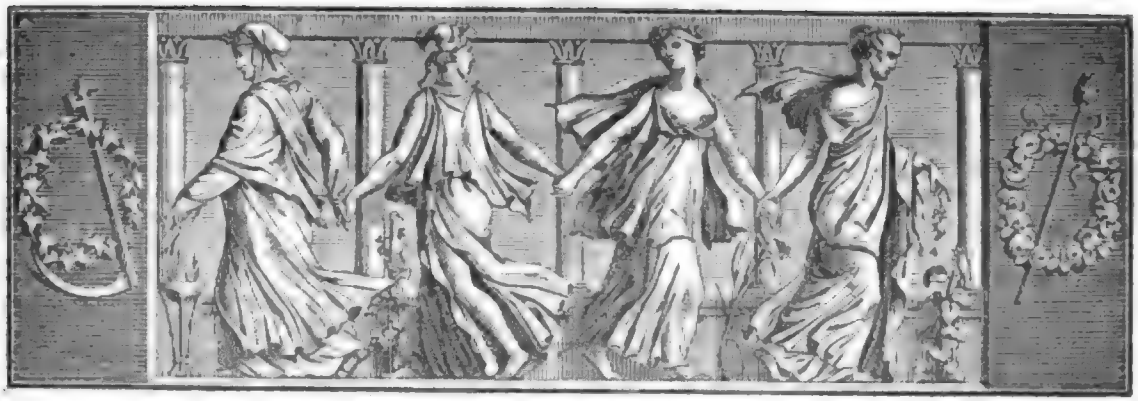
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Das Fegefeuer des Dante Alighieri, überſetzt und erläutert von Karl Streckfuß." (Halle, bei Hemmerde und Schwetſchke, 1825.) — Das ſchöne und große Unternehmen des Geh. Rath Streckfuß, uns einen deutſchen Dante zu liefern, ſchreitet mit dieſem Bande in ſeiner glücklichen Ausführung bedeutend vor, und wir dürfen kaum zweifeln, daſſelbe künftiges Jahr mit dem dritten Bande, das „Paradies" enthaltend, rühmlich vollendet zu ſehn. Der Ueberſetzer iſt bei ſeinem Werke den ſchon bei der „Hölle" befolgten Grundſätzen und Abſichten treu geblieben, und das mit Recht; er kennt die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe nur allzu wohl, er überſchaut die große Mannigfaltigkeit der widerſprechenden Anforderungen, die an ihn gemacht werden können, nur allzu genau, um nicht mit Feſtigkeit innerhalb der mittleren, zuverläſſigen Bahn zu verweilen, die er mit reifer Ueberlegung gleich anfangs gewählt, und die in der That die einzige iſt, auf welcher für jetzt das Werk mit Sicherheit durchgeführt werden mag. Eine lesbare, möglichſt verſtändliche und dabei in Geiſt und Form möglichſt treue Ueberſetzung des Dante zu geben, war und iſt ſein Zweck, dem eine Menge anderer Zwecke, welche das Einzelne betreffen, oder beſondere Richtungen verfolgen, durchaus untergeordnet werden mußten. Denn nur auf ſolche Weiſe kann für allgemeinere Kenntniß und allgemeineren Genuß des dunklen Dichters unter uns etwas Erhebliches gewonnen werden; eine Arbeit, die alle Erforderniſſe, die ſich hier in gedrangter Fülle machen laſſen, gleichmäßig zu beachten und zu erfüllen ſuchte, müßte dem thörigten Beſtreben erliegen, das nämlich eine Sprachreife und Sprachfülle, die nur allmählig, in ſtufenweiſer Entwicklung, aus ſich ſelbſt entſtehen kann, ſprungweiſe erzwingen wollte. Aber geſetzt, eine ſolche Arbeit gelänge bis zu einem gewiſſen Grade, was wäre damit gewonnen, wenn ſie daſtände als eine fremdartige Erſcheinung, von dem Publikum angeſtaunt, aber nicht ergriffen, ungeleſen und unaufgenommen? Diejenigen, welche dem Verfaſſer, und noch ganz kürzlich wieder, einen Vorwurf daraus machen, daß ſeine Ueberſetzung zuvörderſt leicht und fließend ſeyn will, daß ſie mehr der hellen, faßbaren, hiſtoriſch-plaſtiſchen Seite des Dante ſich anſchmiegt, als der dunkeln, entſchwindenden, myſtiſch-religiöſen, dieſe Kritiker ſcheinen völlig zu mißkennen, was es mit der Einführung neuer, großer Fremdgebilde in eine vorhandene Sprache und Literatur auf ſich hat. Zahlreiche und bedeutende Beiſpiele könnten ihnen hier zur Lehre dienen. Nimmermehr wäre die Einführung der claſſiſchen Sylbenmaße in unſere Sprache gelungen, hätte Klopſtock gleich anfangs eine ſolche Strenge dabei üben wollen, wie ſie jetzt geübt werden kann, nachdem jener freiere Weg allmählig zu den Meiſterwerken eines Voß und Wolf empor geführt hat. Die Ueberſetzung des Homer, die wir in ihren tauſendfachen Früchten für einen wahren Nationalgewinn achten müſſen, ſtieg auf gleiche Weiſe erſt nach und nach zu dem Strengeren und Gediegneren in Ausdruck und Versbau empor. Hier iſt nicht von der Reife des Ueberſetzers allein, hier muß auch von der des Publikums die Rede ſeyn. Hrn. von der Hagen's Bearbeitung der „Nibelungen", die man ſo vielfach getadelt wegen ihrer zwitterhaften Sprache, iſt doch gerade durch dieſe eines der ſchätzbarſten Geſchenke unſerer Literatur und Volksthümlichkeit geworden. Die lesbaren Stolberg'ſchen Ueberſetzungen des Sophokles, des Aeſchylos, ja ſelbſt des Platon, haben den ſpäteren vollkommneren mächtig den Weg gebrochen. Nur bleibt hier der Unterſchied, daß Hr. Streckfuß nicht für Andre, ſondern hoffentlich für ſich ſelbſt die Bahn mit dieſen Anfängen eröffnet, die er ſelber fortführen, ausbilden und vollenden wird, wenn die Reife der Sache mit der Zeit, ſowohl in Wirkung des Geleiſteten, als in Uebung der Eigenkraft, zu einem gewiſſen Grade gediehen ſeyn wird. Wir hoffen, in nachfolgenden Ausgaben dieſes Werkes den Verfaſſer mit ſeinem eigenen Ziele auch die ihm von Andern geſteckten Zielpunkte mehr und mehr erreichen zu ſehen; ſie alle aber zugleich und jetzt erreichen zu wollen, dabei müßte das Ganze unterbleiben, wie es denn bisher, ehe Hr. Streckfuß die Hand anlegte, wirklich unterblieben iſt; denn was haben wir für eine Ueberſetzung des Dante, die ſich leſen ließe? Wir behaupten, daß ſie nur auf dieſem, hier gewählten Wege für jetzt möglich iſt; wir behaupten dies, bis wir das Gegentheil ſehen, wozu uns jene Kritiker ſchwerlich Hoffnung machen! Mit Recht bemerkt A. W. v. Schlegel, der bekannte Spruch, man dürfe nicht tadeln, wenn man nicht beſſer machen könne, ſey aus der ganzen Aeſthetik als ungereimt auszuweiſen, einzig ausgenommen bei Ueberſetzungen, wo er ſeine volle Anwendung behaupte, indem es hier eine ganz beſtimmte Aufgabe gelte, innerhalb gegebener Sprachkreiſe, wo die Möglichkeit des Beſſern durch die That dargethan werden müſſe. Dieſen Ausſpruch des bewährten Meiſters ſollten die Kritiker weislich beachten, ſie würden dann manchen jetzt leichthingeſprochenen Tadel klüglich zurück halten; wir geſtehen, wir waren begierig, in den Heidelberger, und ſo jetzt neuerdings auch in den Wiener Jahrbüchern ſolche Proben des Beſſern, von ſo gründlichen Kennern des Dante, geliefert zu ſehen! — Was die von dem Ueberſetzer mitgetheilten Anmerkungen betrifft, ſo müſſen wir hier abermals die Zweckmäßigkeit ſeiner Auswahl in Schutz nehmen. Nichts wäre leichter geweſen, zumal bei'm Dante, als den Text des Autors mit gelehrten und ſpitzfindigen Noten zu erſäufen, und die Quellen dazu ſtanden Hrn. Streckfuß, der ſich überdies des Beiſtandes von Uhden zu erfreuen hatte, ſo gut offen, wie jedem Andern. Allein, wir fragen nochmals, was hatte dies gefruchtet? Wäre durch Eingehn in das Meer von gelehrten Meinungs-Streitigkeiten und Erklärungs-Verſuchen dem deutſchen Leſer ſein Dante wirklich verſtändlicher geworden? Wir glauben: nein! Das Nothdürftige lag hier auf der Oberfläche; für Tieferes genügte ein Fingerzeig, daß dergleichen hier geſucht werde; und das Tiefſte, Gründlichſte, wird doch wohl für immer dem Studium der Urſchrift zu verknüpfen ſeyn, welches zu erleichtern und zu fördern ſtets ein Mitverdienſt ſolcher anziehenden Ueberſetzung bleibt. — Der Verfaſſer widerſpricht in der Vorrede dem allgemein im Publikum verbreiteten Wahn, als ſey die „Hölle" des Dante der ſchönſte Theil der göttlichen Comödie, gegen welchen das „Fegefeuer" und „Paradies" weit zurück ſtehen müßten. Der ſinnvolle Leſer wird ihm beipflichten, daß wenigſtens der zweite Theil dem erſtern an Schönheit nicht nachſteht, obgleich die Schönheit, welche jenen auszeichnet, im Allgemeinen von anderer Art iſt. Mit Goethe's Worten wird die irrige Meinung in ihrem Urſprung hinreichend aufgedeckt, mit Hegel's der eigenthümliche Charakter und Vorzug jedes der drei Theile treffend ausgedrückt. Wir zweifeln nicht, daß auch dieſer Theil des Dante in dieſer lesbaren Geſtalt bei uns zahlreiche Freunde gewinnen wird, und verheißen dem Ganzen, wie ſchon früher, den erfolgreichſten und bedeutendſten Eingang in unſer für ſolche Erſcheinung ſo empfängliches literariſches Treiben. E.

Der Einnehmer Tolhuys in Holland hat in ſeinem Garten einen höchſt merkwürdigen Olivenbaum. Einer der Ahnen des Tolhuys, ein holländiſcher See-Capitain, brachte ihn im Jahr 1520 aus der Umgegend von Jeruſalem nach Holland, wo er ſehr gut fortwuchs, und jetzt 65 Fuß Höhe und 3½ Fuß im Umfang hat. (Corsaire.)

In Carlsruhe hat Jemand ein Blaſe-Inſtrument erfunden, welches den Ton und das Gebrüll von 40 verſchiedenen Thieren nachahmt! — Da die Thiere jetzt auf der Bühne ſo große Epoche machen, würde das Inſtrument im Orcheſter einen ſehr guten Platz finden! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 26. Oktober. 171ſtes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Das ſieben und dreißigſte Capitel: „Regeln für Dienſtuntergebene des Kaiſers", enthält folgende Geſchichte zur Warnung für alle böſen Rathgeber der Fürſten:

„Es wird erzählt, daß zu Ghentſche ein Fürſt lebte, mit Namen Faslun, in deſſen Dienſte ein angeſehener Mann ſtand, genannt Dilemmi Faslun, welchen er hauptſächlich zu ſeinem Rathgeber gemacht hatte. Der Fürſt that auch nichts, was von deſſen Meinung abwich. Allein dieſer Wezir war ein böſer Rathgeber, ſo ſehr, daß, wenn Jemand ein Verſehen begangen hatte und Faslun ihn in's Gefängniß ſetzen wollte, Dilemmi immer folgenden Rath ertheilte: O Kaiſer! um jeder Kleinigkeit willen ſtrafe Niemanden; wenn du aber Jemand ſtrafen mußt, ſo laß ihn wenigſtens hinrichten und laß ihn nicht leben! — Auf dieſen böſen Rath wurden viele unſchuldige Menſchen hingerichtet, bis es ſich unvermuthet fügte, daß Dilemmi ſelbſt gegen Faslun einen geringen Fehler beging. Faslun ließ ihn in's Gefängniß ſetzen. Dilemmi ſtellte ihm vor: Mein ganzes Vermögen will ich geben, laß mich nur nicht hinrichten! — Faslun ſagte: Den Gebrauch der Hinrichtung habe ich von dir ſelbſt gelernt, indem du ſelbſt mir den Rath gegeben haſt, daß ich um geringer Vergehungen willen Niemand ſtrafen, daß ich aber, wenn ich ſtrafte, hinrichten laſſen ſolle. Ich werde dich alſo auf deinen Rath hinrichten laſſen. Mit dieſer Antwort ließ er ihn tödten, und der böſe Rath, welchen Dilemmi gegeben, kam auf ſeinen eigenen Kopf."

Das acht und dreißigſte Capitel erklärt die Regeln und Vorſchriften für die Geſellſchafter der Kaiſer; das folgende die Regeln für die Canzlei-Beamten. Was hierunter zu verſtehen, iſt ſchon oben erklärt. Folgende Stelle verdient Aufmerkſamkeit:

„Wenn du die Schrift perſiſch abfaſſen willſt, ſo ſchreibe ſie nicht in bloßen perſiſchen Ausdrücken. Das Perſiſche klingt nicht gut, wenn es nicht mit arabiſchen Ausdrücken vermiſcht iſt, beſonders wenn an fremde Höfe geſchrieben wird, an welche man gar nicht reinperſiſch ſchreiben kann. Es iſt bekannt, daß man für arabiſche Ausdrücke eingenommen iſt, das heißt: ſie werden leichtlich verſtanden; denn das Arabiſche reimt ſich in Schriften. Wenn du aber arabiſche Aufſätze zu verfertigen haſt, ſo ziere ſie mit Buchredensarten, mit Metaphern, mit Anſpielungen und mit arabiſchen Gedichten, und beobachte den Gebrauch des Reims; denn im Arabiſchen iſt es eine Vollkommenheit, die Wörter zu reimen. In perſiſchen Aufſätzen wird auf den Reim gar nicht geſehen und er iſt ſelbſt nicht angenehm. Alle Wörter und Redensarten, welche du vorträgſt, faſſe rührend, lieblich, angenehm und kurz, und bemühe dich, die in Schriften anderer Canzlei-Beamten enthaltenen Räthſel und verſteckten Reden ſogleich zu verſtehn. Hieher gehört folgende Geſchichte:

Ich habe gehört, mein Sohn! daß dein Großvater Sultan Machmud, dem Gott barmherzig ſey! dem

Chalifen von Bagdad einen Brief geſchrieben, deſſen Eingang dieſer war: „O Oberhaupt der Rechtgläubigen! Du mußt mir Mawerainnehr geben und Titel und Diplom davon überſenden, damit ich hingehn, das Diplom des Chalifen zeigen und dieſe Länder in Beſitz nehmen könne; wenn ſich aber die Einwohner widerſetzen, ſo will ich ſie mit dem Schwerdte unterjochen und deinen Befehlen unterwerfen.“ Damals war Elkaim Biemrillach Chalife zu Bagdad. Als er des Sultan Machmuds Brief empfangen und deſſen Inhalt vernommen hatte, ſo ſchrieb er ihm zur Antwort: „Die Einwohner jener Länder ſind alle meinem Befehle gehorſam, ja unter den Völkern des Islams iſt Niemand mir gehorſamer als ſie. Dies Verfahren billige ich alſo nicht, noch weniger werde ich dir die Erlaubniß dazu geben. Beunruhige nicht die armen Bewohner jener Länder, ſonſt werde ich der Welt Unruhe über dein Haupt bringen.“ Nachdem dieſe Antwort an Sultan Machmud gelangt war, ſo erzürnte er ſich ſehr und ſprach zum Geſandten des Chalifen: „Der Chalife ſpricht abgeſchmackt und ungereimt. Ich bin nicht geringer als Ebu Muslim. Ich werde alſo mit vielen Kriegern über ihn kommen und werde zweitauſend Elephanten zur Begleitung mitnehmen, um die Erde von des Chalifen Reſidenz, das heißt: von des Chalifen Pallaſte auf dem Rücken der Elephanten nach Ghazna zu führen.“ So drohte er und ſchickte den Geſandten des Chalifen mit der Nachricht von den furchtbaren Elephanten zurück, und daß er eiligſt antworten ſolle. Der Geſandte ging ab und kam einige Zeit nachher zum Sultan Machmud zurück. Sobald man dem Letztern die Ankunft des Geſandten meldete, ſo befahl er, ſofort die Elephanten aus zu rüſten und den Geſandten wieder vor zu laſſen. Man hatte alſo die zum Reiten und zur Schlacht gerüſteten Elephanten nach dem Pallaſte geführt und in gewiſſen Entfernungen angebunden; die Kriegesvölker hatten ſich in Reihen mit übergeſchlagenen Händen geſtellt; Sultan Machmud ſelbſt ſaß auf dem Throne im völligen Schmuck und in herrlichen und prächtigen Kleidern, und die Kammerherren, Fouriere (Tſchauſchen) und Wachen waren jeder an ſeinem Orte aufgeſtellt. So ward der Geſandte des Chalifen eingeführt. Er kam unter Beſchauung aller jener Pracht-Anſtalten und des Regierungsſitzes, und nachdem er, dem Gebrauche nach, den Handkuß verrichtet hatte, ſo zog er das Schreiben heraus und überreichte es. Dies Schreiben aber war von der Art, daß es aus einem Buche Papier, das heißt: aus fünf und zwanzig Bogen beſtand, die wie eine Rolle aufgewickelt und bloß mit dem Siegel bedruckt waren. Indem Sultan Machmud das Schreiben annahm, fragte er: Hat der Chalife noch etwas mündlich geſagt? — Der Geſandte erwiederte: Was der Chalife mündlich geſagt, iſt dieſes: „Ich habe euer Schreiben empfangen und deſſen Inhalt vernommen, und die Antwort darauf iſt in gegenwärtiger Rolle enthalten. Ihr werdet ſie darin leſen und vernehmen.“ Hierauf ward das Schreiben von Ebu Manſur Müſchkian eröffnet, welcher damals bei dem Sultan Machmud Diwans-Canzler (Staats-Sekretair) war. Er ſah im Eingange die Worte: „Im Namen Gottes des mitleidigſten Erbarmers!“ Alles Uebrige aber war weiß Papier, nur ganz am unterſten Zipfel ſtanden die drei Buchſtaben A. L. und M. (Elif, Lam und Mim) und hinterher waren die Worte geſchrieben: „Gelobt ſey Gott der Herr der Welt!“ Außerdem fand ſich kein Wort, noch irgend einige Antwort. Sultan Machmud und alle Canzlei-Beamte waren verwundert und wurden darüber verdrüßlich, daß ſie mit ihrem Verſtande das Räthſel davon nicht erreichen konnten; ſie geriethen in Nachdenken, ſagten her und erklärten alle Capitel des Kurans, an deren Eingange A. L. und M. ſtehen: aber ſie begriffen nichts von dem, was auf das Schreiben des Sultans Machmud die Antwort ſeyn ſolle. Am Ende fand ſich Chodſcha Ebubekir Kuhiſtani, einer von den jüngſten Canzlei-Beamte, der in des Kaiſers Verſammlung noch nicht zum Range der Sitzung gelangt war. Während daß er alſo auf ſeinen Füßen ſtand, ſagte er: O Kaiſer! was dort geſchrieben und bezeichnet worden, iſt nicht das A. L. und M., ſondern es bezieht ſich auf eine Geſchichte. Da vorher der Chalife mit zweitauſend Elephanten bedrohet und geſchreckt worden, welche die Erde ſeiner Reſidenz auf ihrem Rücken nach Ghazna tragen ſollen, ſo hat er nur A. L. und M. zur Antwort geſchrieben, indem er auf folgenden Spruch anſpielt: „Weißt du nicht, was dein Gott mit dem Herrn der Elephanten gemacht hat!“ Dies ſoll nämlich die Antwort wegen eurer Elephanten ſeyn. — Da Sultan Machmud nunmehr das Räthſel des Worts einſah, ſo entſetzte er ſich, gerieth eine Weile in Tiefſinn und weinte ſehr. Es war ein Kaiſer, der ſeinem Glauben anhing. Er ſchrieb alſo wieder an den Chalifen, um ſich zu entſchuldigen und um Verzeihung zu bitten. Der Chalife nahm ſeine Entſchuldigung gut auf und bezeigte ihm viel Freundſchaft. Dem Ebubekir Kuhiſtani aber, der das Räthſel aufgelöſet, ertheilte Sultan Machmud ein Ehrenkleid; er gab ihm ein höheres Amt und viel Geld und nahm ihn in die Zahl ſeiner Geſellſchafter auf.“

Der Ueberſetzer bemerkt hierzu in der Note:

„Es iſt hier von der 105ten Surè des Kurans die Rede, deren Anfangswort الم (in der Ausſprache elem) gerade aus den drei Buchſtaben beſteht, welche der Chalife dem Sultan Machmud ſtatt aller Antwort überſchrieb. Die Geſchichte, welche bei der Surè zum

Grunde liegt, iſt kürzlich folgende: Abraha, ein chriſtlicher König von Yemen, hatte zu Sakkaa eine prächtige Kirche bauen laſſen, in der Abſicht, die Araber dahin zu ziehen und ſie dadurch von Beſuchung ihres Tempels zu Mekka ab zu lenken. Allein ein Araber verging ſich ſo weit, daß er ſich in die neue Kirche ſchlich und ſie beſudelte. Dieſe ſchändliche Handlung brachte den König Abraha zum übereilten Entſchluß, es der ganzen Nation entgelten zu laſſen und den Tempel zu Mekka zu zerſtören. Er zog alſo mit einem großen Kriegsheere und mit dreizehn Elephanten gegen Mekka, wobei bemerkt zu werden verdient, daß der Elephant, welchen Abraha ſelbſt ritt, den Namen Machmud führte. Als man ſich aber dem Thore näherte, ſo wollte dieſer Elephant nicht weiter gehn, er kniete nieder oder ging nach jeder andern Seite, nur nicht zur Stadt Mekka, wohin er gehen ſollte. Zu gleicher Zeit erſchien in der Luft ein Schwarm von Vögeln, deren jeder drei Steine, zwei in den Krallen und einen im Schnabel, trug, und indem die Vögel dieſe Steine gerade auf die Köpfe der Kriegsleute fallen ließen, wobei nur Abraha verſchont ward, ſo geſchah es, daß Alle, die von Steinen getroffen wurden, todt zur Erde fielen. Außerdem zeigte ſich unvermuthet eine Fluth, welche die Ueberlebenden ſowohl als die Erſchlagenen in's Meer fortſchwemmte, ſo daß Niemand gerettet ward, außer Abraha, der in ſein Land entfloh, wo er bald nachher ſtarb."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Niederlaſſung in Peking.

Bekanntlich leiſtete Rußland in dem Frieden mit China 1689 Verzicht auf die Eroberungen, welche die Koſacken am Fluß Amur ſeit 1580 gemacht hatten. — Damals kamen mehrere ruſſiſche Niederlaſſungen unter chineſiſche Herrſchaft. Dem Hofe von Peking ſchien es bedenklich, die neuen Unterthanen in der Nähe ihrer alten Landsleute zu laſſen, weshalb ſie nach Peking transportirt wurden und eine bedeutende Vorſtadt anlegten. Da man während des Krieges die ruſſiſche Tapferkeit achten gelernt hatte, errichtete der Kaiſer aus dieſen Leuten ein Garde-Regiment, welches den Namen Oroſnirou, oder Ruſſen-Compagnie, erhielt. Der Hof von Moskau nahm indeſſen fortwährenden Antheil an dieſen ruſſiſchen Coloniſten, die in dem heidniſchen Lande ohne geiſtlichen Beiſtand leben mußten. Man wirkte deshalb von dem Kaiſer die Erlaubniß aus, in Peking zwei Kirchen und ein Kloſter für die nöthigen Geiſtlichen erbauen zu dürfen; durch einen ſpäteren Vertrag vom Jahr 1728 wurden dieſe geiſtlichen Stiftungen nochmals beſtätigt; und ſo iſt Rußland von allen europäiſchen Mächten die einzige, welche einen regelmäßigen Zuſammenhang mit dieſem, der ganzen Welt verſchloſſenen Reiche hat. Die Geiſtlichen bei dieſer Miſſion dürfen zehn Jahr in Peking bleiben. Da die Regierung nur wohlunterrichtete Männer dahin ſendet, ſo iſt dies nicht ohne Gewinn für die Völkerkunde und Literatur. — Der Archimandrit Hyacinth, der vor einiger Zeit aus China zurück gekehrt iſt, hat ſich vor allen ſeinen Vorgängern ausgezeichnet. Während ſeines Aufenthalts in Peking hat er ſich mit dem Studium der chineſiſchen Sprache, des Mandſchu und anderer indiſchen Sprachen beſchäftigt. Dieſer ausgezeichnete Mann hat ſo viel geleiſtet, als ſchwerlich eine ganze Akademie der Wiſſenſchaften in derſelben Zeit zu Stande gebracht haben würde. Von ihm erhielten wir: Eine allgemeine Geſchichte China's vom Jahr 2357 v. Ch. bis zum Jahr 1633 unſerer Zeitrechnung, 9 Bände in Folio. Geographie und Statiſtik des chineſiſchen Reichs, nebſt einer Ueberſicht der fünf Sprachen, welche dort geſprochen werden, 2 Bände in Folio. Die Schriften des Confuzius in's Ruſſiſche überſetzt, mit Erläuterungen. Ein chineſiſch-ruſſiſches Wörterbuch. Vier Worte über die Geographie von Tibet, der kleinen Bucharei und die Geſchichte der Mongolei. Einen chineſiſchen Geſetz-Codex für die Mongolen. Eine genaue Beſchreibung der Stadt Peking. Eine Beſchreibung der Waſſerleitungen des Hoangho und des Kaiſer-Canals. Außerdem hat dieſer fleißige Mann noch mehrere Abhandlungen über die Sitten und Gebräuche der Chineſen, über ihr Kriegsweſen und ihre Fabriken geſchrieben. Der Antheil, welchen der Kaiſer Alexander von jeher den wiſſenſchaftlichen Forſchungen geſchenkt hat, läßt erwarten, daß dieſe reiche Ausbeute ein Gewinn für das ganze wiſſenſchaftliche Europa werden dürfte.

— r.

Muß.

Muß gebietet mir zu leben,
Und ich lebe, weil ich muß;
Und ich darf nicht widerſtreben,
Lebt' ich auch im Ueberdruß.
Mag ich Tugend mir erwerben
Oder nicht, ſo bleibt der Schluß
Feſtgeſtellt: der Menſch muß ſterben,
Sterben muß er, weiß er muß.

Eſſen muß ich und — auch trinken,
Aber nicht in Ueberfluß;
Willig folg' ich Bachus Winken,
Weil ich willig folgen muß.
Eins bleibt übrig mir zu wiſſen,
Damit komm' ich nie zum Schluß:
Sch' ich Mädchen, muß ich küſſen,
Küſſe, weil ich küſſen muß.

Carl Barrès.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königlichen Theater gefiel: „Das Concert am Hofe", Oper in einem Aufzug, nach dem Franzöſiſchen; Muſik von Auber. Dieſer Componiſt ſcheint nun, nachdem ſeine

Oper: „Der Schnee", im Königsstädtischen Theater so günstig aufgenommen worden, bei uns Freunde zu haben, und er verdient es durch seine melodiösen Gesänge und die geschickte Instrumentirung. Die erste Hälfte jener kleinen Oper gleicht schon, besonders weil „Signora Carlini-Astuccio" eine große Arie eingelegt hat, die von Mad. Schulz mit bewundernswerther Virtuosität vorgetragen wird, einem Konzert; aber die zweite Hälfte, die wirklich ein Konzert seyn soll, hat durch die Kabalen des „Kapellmeister Astuccio" dramatisches Leben und durch das Zurückwenden aller seiner boshaften Pläne gegen ihn selber einen pikanten Schluß. Einige Aeußerungen sind verfänglich, so namentlich die Erklärung über die Freiheit, zu pochen und zu pfeifen, wobei billiger Weise gesagt werden darf: Gehet hin, leset die Anschlage-Zettel auf den Corridors und — ja, aber wer soll sich denn bessern? — Mad. Seidler, als „Agathe Jürnau", ist eben so angenehm in ihrer Erscheinung, als kunstvoll und ergötzend im Gesange, und die übrigen Partieen werden von den Herren Blume, Stümer und Devrient d. J. so gegeben, daß auch das Ensemble vortrefflich zu nennen ist, wonach denn ein höchst günstiger Eindruck nicht fehlen kann. — Raupach hat sich einmal ganz in der Effekt-Malerei versuchen wollen, wie uns aus seinem Schauspiel: „Alanghu" hervor zu gehen scheint. Ein Prolog, der mit der Dichtung vertraut macht und zugleich Festrede zum Geburtstage unsres geistreichen Kronprinzen war, wurde von Mad. Schröck würdig und talentvoll gesprochen, und in dem Schauspiel selbst zeichnete sich am meisten Mad. Stich in der Hauptrolle aus. Der Stoff hat eine sehr starke religiöse Beimischung, die wohl nicht Jedem zusagen möchte, die es aber allenfalls entschuldigt, daß ein Blitzstrahl die Handlung in's Klare bringt. Einzelne schöne Stellen, so wie überhaupt die Sicherheit, sich in einer stark widerstrebenden Geschichtlichkeit dennoch die Poesie nicht entgehen zu lassen, sind rühmlich, und ein eingelegter Chor läßt das Nationelle sehr glücklich anklingen. — Zwei Gastspieler, Hr. Clauß, von Breslau, Hr. Demmer, von Carlsruhe, sind mit Beifall aufgetreten. Ueber Hrn. Clauß, der sehr routinirt ist im Fache jovialer, derb gezeichneter Charaktere, sprachen wir erst neulich, da derselbe auf dem Königsstädtischen Theater gastirte. Herr Demmer, dem ein guter Ruf voran geht, hat uns in den bisher gegebenen Rollen gefallen und wir werden nach Beendigung seiner Gastspiele mit Vergnügen Einiges über ihn sagen.

— Im Königsstädtischen Theater hat wieder ein Stück von Meisl gefallen, nämlich: „Der Geist auf der Bastei", eine Posse, die manche dichterische Richtung der neueren Zeit ironisiren soll und viel Burleskes hat, was denn auch seine Wirkung that; es wurde viel gelacht. Hr. Schmelka, als „bürgerlicher Geist von der Bastei", zeigt seine angeborene und von ihm glücklich ausgebildete Komik in glanzendem Lichte und die Darstellung geht im Ganzen gut. — „Der funfzehnte Oktober", Festspiel von Carl von Holtei (zur Geburtsfeier des Kronprinzen gegeben), wurde ebenfalls günstig aufgenommen. — „Stadt und Land", Original-Lustspiel von Franz von Holbein, sollte billiger Weise „Copial-Lustspiel" heißen, denn es ist aus hundert andern Stücken zusammen gesucht. Man rühmte sonst die Theaterkenntniß des Hrn. v. Holbein, durch solche Arbeiten widerspricht er diesem einzigen Ruhm, den er hat, und wir bedauern die Schauspieler, welche sich mit solchen Stücken erfolglos abmühen. Ueberhaupt wünschten wir der Königsstädtischen Bühne ein freieres, erweitertes Repertoir, da es empfindlich ist für gebildete Zuschauer, bemerken zu müssen, daß hier viele hübsche Talente vereint sind, denen man nur nicht gestattet, den Umfang ihrer Kräfte zeigen zu dürfen.

— Der berühmte Componist Meyerbeer wird, nachdem er mit dem glänzendsten Glücke seine jüngste Oper: „Il Crociato in Egitto" in Paris auf die Bühne brachte, für kurze Zeit nach Berlin, seiner Vaterstadt, zurück kehren; vielleicht ist er sogar schon hier. Wahrscheinlich bemerken auch wir bei unsern Theatern bald einen größeren Eifer für die Aufführung seiner Opern, damit man nicht ferner eine Rüge verdiene, wie sie neulich in der Leipziger „Musikalischen Zeitung" (Nr. 39 vom 29. September), bei Gelegenheit einer Beurtheilung eines in Italien veranstalteten Clavier-Auszugs der obengenannten Oper, ausgesprochen wurde. Unter Anderem wird da gesagt: „Es ist sonderbar, daß wir Deutschen diesen, einen unserer geistvollsten, fleißigsten, überhaupt ausgezeichnetsten Opern-Componisteurs durch Beharrlichkeit in kaltem, ablehnendem Dreinsehen, und was dergleichen mit sich führt, veranlaßt haben (wir verbleiben bei unsern höflich gemilderten Ausdrücken), sich gänzlich an Italien hin zu geben; und daß wir selbst nun, da er in diesem Lande, das wahrlich nicht dafür bekannt ist, dem Ausländer, und besonders dem Deutschen, mit Beifall und Auszeichnung entgegen zu kommen, seit Jahren großen Beifalls, großer Auszeichnung genießt, das gleichfalls auf sich beruhen und liegen lassen, wie es liegt; auch nicht einmal irgend etwas versuchen, um ihn selbst, wie er jetzt ist, oder dieselben seiner Werke, wodurch er in Italien sich ruhmlich hervor gethan, näher kennen zu lernen; denn von allen diesen Werken ist, so viel wir irgend haben erfahren können, keines in Deutschland nur zur Vorstellung gekommen, eine einzige Oper ausgenommen, die in Dresden, aber von den dortigen Italienern, zwar nur in einigen Rollen gut, aber doch mit Beifall und darum auch öfter, gegeben worden ist. — — Wir übersetzen lieber ein Schock der Kostbarkeiten von Scribe u. s. w., und spielen und singen sie ab, als ein solches Werk; so wie wir den Ertrag unserer Theater, nach Erfüllung der ersten Nothwendigkeiten ihrer Existenz, lieber hingeben für Kleider und Dekorationen, als für gute Werke, und um wahrhaft ausgezeichnete Talente der Dichtenden oder Ausführenden an zu reizen oder zu steigern, zu gewinnen oder zu behalten." — Nun müssen wir zwar der Aeußerung, daß bis jetzt erst eine Oper von Meyerbeer in Deutschland, und diese eine nur in Dresden gegeben worden, widersprechen — denn in Berlin ist früher auch eine, und in Wien, Stuttgart, München und Prag sind mehrere seiner Opern mit günstigem Erfolge aufgeführt; im Allgemeinen erfuhr aber doch Meyerbeer die Wahrheit des sehr alten Sprüchleins:

„Willst du in Deutschland seyn wohl aufgenommen,
So muß dein Ruhm vom schnöden Welschland kommen;
Im deutschen Land gilt nichts durch eig'ne Kraft,
Weil Ruhm der Fremd' ihn nur dahause schafft." *—.

— Im Gebiet der Literatur ist eine angenehme Gabe für das weibliche Geschlecht erschienen, der „Briefsteller für Frauen. Eine Sammlung von Musterbriefen von Amalia von Seidt." (Berlin, bei Rucker.) Es sind hier nicht steife, nach pedantischen Regeln gebildete Vorschriften gegeben; ein lebensvolles Gemälde der Verhältnisse, welche schriftliche Erklärungen von Mädchen und Frauen veranlassen können, spricht uns an, und nicht nur als Unterricht, selbst als Lektüre ist das Büchlein interessant, da es, so weit der Zweck dies erlaubte, eine allgemeine Verbindung hat und ein Tagebuch verschiedener Personen und mannigfacher Ereignisse in Briefform zu nennen ist. — Die eben (Berlin, Maurersche Buchhandlung) erschienene Schrift: „Griechenlands Entstehen, Verfall und Wiedergeburt, oder: Sind die Griechen Rebellen? — sind die Türken ihre legitime Regierung? Staats- und völkerrechtlich beleuchtet von J. C. Hecke" ist ein nützlicher Beitrag zur Kenntniß eines Landes und Volkes, dessen Angelegenheiten jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nehmen. — Der „Musen-Almanach für 1826, herausgegeben von Julius Curtius" (Berlin, Vereins-Buchhandlung) ist, wie wir in der Hamburger und Magdeburger Zeitung lesen, in den österreichischen Staaten streng verboten. —r.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 171ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Taſchenbücher. „Minerva.“ Taſchenbuch für das Jahr 1826. Mit neun Kupfern, (Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher). — Den Anfang macht: „Der Muſe Brauttag.“ Eine allegoriſche Idylle, von Wilhelm Blumenhagen: (Zur Erklärung des Titelkupfers). In ſchönen Verſen iſt hier eine glückliche Idee entwickelt. Die übrigen acht Kupfer ſtellen Scenen aus Goethe's „Geſchwiſtern“, „Jery und Bately“, „Kunſtlers Erdenwallen“, deſſen „Apotheoſe“, dem „Jahrmarkt zu Plunderswellern“, den „Vögeln“ und dem „Faſtnachtsſpiel“ vor; ſie ſind ſammtlich von Ramberg erfunden und theils von Schwerdgeburt, theils von Jury gut geſtochen. Die erſte Erzahlung; „Die Einquartierung“, von Friedrich Rochlitz, welche um die Zeit der Volkerſchlacht bei Leipzig ſpielt, hat viel Neues in der Erfindung und erregt nicht ſelten Intereſſe, ſo z. B. iſt S. 71 die Schilderung des Zuſtandes des Commerzien-Rathes ſehr gelungen, auch deſſen Abſchiedsbrief an ſeine Gattin (S. 82) iſt des Verfaſſers würdig; allein im Ganzen befriedigt dieſe Erzahlung nicht ſo, als manches frühere Werk des wackern Rochlitz. Es ſcheint unter Anderem nicht recht zu billigen, daß Emilie, als ſie durch den Brief des Mannes von ſeiner Flucht unterrichtet wird, gleich zum Major ſchickt; auch die Placierung des Briefes im Bucherſchrank will nicht recht paſſen; noch ſcheint es (S. 116) zu viel, daß die Eltern ihren Sohn Paul dem Major übergeben wollen. Sehr tadelnswerth ſind endlich eine Menge Nachläſſigkeiten im Styl, einige Provinzialismen und orthographiſche Eigenheiten, welche letztere indeß vielleicht meiſtens dem Herausgeber zur Laſt fallen. Z. B. S. 65 „eine weitere Entdeckung, die kaum außen bleiben konnte;“ S. 69 „was ihrem Manne im Urtheil des Majors nachtheilig hätte werden müſſen;“ S. 80 „war es, als rief Eins: Thu' es nicht!“ S. 88 ſcheint uns das Wort Legegeld ſtatt des gewöhnlichen „Sperrgeld“ nicht gut gewählt und S. 93 der Ausdruck: „Beide ſchwiegen eine feine Weile“ — jetziger Zeit in ernſter Rede faſt lacherlich. S. 94 iſt das provinzielle Wort „Schmiß“ für Stoß nicht gut gewählt und S. 102 der Ausdruck: „ihres Mannes Sache ſoll darnieder geſchlagen werden“ nicht der richtige; beilegen, unterdrucken u. dgl. würde eher gepaßt haben; Prozeſſe und Unterſuchungen ſchlagt man nicht nieder. — — Hiernachſt folgen: „Erinnerungen aus Bonſtetten's Jugendleben“, (von ihm ſelbſt geſchrieben), ſo claſſiſch und meiſterhaft, als man von dieſem liebenswürdigen Manne nur erwarten kann. Kein Leſer von Geiſt und Gefühl wird dieſe Erinnerungen ohne Intereſſe leſen und ſelbſt in den kleinſten Einzelnheiten des alltäglichen Lebens, die hier aufgeſtellt ſind, den Spiegel zu größeren Anſchauungen finden. III. „Die Proſelyten“, eine Erzahlung von Friedr. Jacobs, iſt, nach meiner Meinung, das gelungenſte Werk in dieſem Trio, ſehr zeitgemäß, wahr und ergreifend, voll der herrlichſten Stellen, wie S. 178. 195, 216, 229, 250, 269. Meiſterhaft iſt die Gegenüberſtellung der beiden verſchiedenen Bekehrungen, die eine aus himmliſcher, reiner Liebe, die andere aus Lüſternheit und Putzſucht, im Gemiſch mit dem Hang zu rauſchendem Vergnügen. Der Verfaſſer hat nicht ſelten Gelegenheit genommen, die richtigſten Blicke auf die Zwecke des Katholizismus und vorzüglich einer gewiſſen Art von Leuten thun zu laſſen, die unter dem Deckmantel der Religion ſich Alles erlauben möchten. Die Proſelytenmacherei iſt vielleicht niemals mehr im Schwunge geweſen, als eben jetzt, und da iſt es verdienſtlich, ihr verworfenes Treiben an's Licht zu ziehen und die Seelen, die noch nicht mit ſich im Klaren ſind, zur Aufmerkſamkeit zu wecken. — — Einige ſtyliſtiſche und grammatiſche Flecken hätten wir hier um ſo mehr weggewünſcht, da der würdige Verfaſſer ein ſo vorzüglicher Philolog iſt; z. B. hub für hob (S. 169) iſt in gewöhnlicher Proſa wohl nicht mehr viel gebrauchlich; S. 173 Schmidt ſtatt „Schmied“ iſt ganz falſch; S. 180 ſagt Mariane: „Was ſoll aus mir armen Waiſen werden?“ S. 188: „da dieſes Verhaltniß geheim gehalten wurde, ſo vergieng eine geraume Zeit, ehe Mariane damit bekannt wurde.“ S. 193: „trat mit ihm in Rund.“ Durchweg iſt übrigens Marianne geſchrieben und dieſe Schreibart hat allerdings große Autoritaten für ſich, jedoch ſcheint mir ein n, wie denn auch S. 172 „Marianchen“ ſteht, vollkommen zu genügen; denn die Zuſammenſetzung aus Marie und Anne, welche man ad modum contractionis — Marieliese, aus Marie Eliſe — analogice als Grund anführen möchte, iſt mir nicht ſo wahrſcheinlich, als die analoge Bildung nach Art des Namens Juliane. S. 204 iſt noch der Ausdruck: „Was konnte ich davor?“ S. 207 aber die Schreibart Muſe ſtatt Muße zu tadeln; denn es iſt ein Irrthum, wenn man die Stunden der Muße von den Muſen herleiten will, da leider nicht überall, wie bei Scipio, das Otium fruchtreich wird, ſo daß mit ihm geſagt werden könnte: Ich bin nie weniger müßig, als wenn ich in Muße bin. Außerdem hat der Sprachgebrauch hier längſt entſchieden. S. 241: „wurden geworden ſein.“ S. 250: die „Muttergottes“ — warum in ein Wort zuſammen gezogen? S. 272: „daß ſeine Entfernung den Einen erwünſcht, den Andern gleichgiltig und den übrigen nicht ſchmerzhaft ſein würde“ — warum „übrigen“ klein? Wie wichtig es iſt, die Wörter dieſer Art zur rechten Zeit groß und klein zu ſchreiben, kann hier nicht gezeigt werden, aber Hr. Hofrath Jacobs würde eine ſolche Inconſequenz, ſchon als ſolche, einem griechiſchen Autor gewiß nicht hingehen laſſen. S. 314: die Roheit — warum hier ein h ſparen? — IV. Epigramme, von Otto „Graf von Haugwitz.“ Was würde wohl das römiſche Volk geſagt haben, wenn Jemand Epigramme unter dem Titel herausgegeben hätte: Epigrammata, a comes Ottone etc. oder a consularis Marco Bovio? Würde man nicht, zufolge des Satzes: ex ungue leonem, gemeint haben, es ſei an dem Ganzen nicht viel, da der Verfaſſer ſeiner Mutterſprache nicht einmal machtig ſei? Bei uns Deutſchen aber paſſirt ſo Etwas und man lieſ't getroſt: Von Otto Graf von Haugwitz — ohne dies als ſprachwidrige Ziererei zu brachten; ja taglich begegnet man in den Werken der gelehrteſten Männer gleich in den Titeln einem ſolchen Schnitzer, der zwar gerugt, aber von keinem Nachfolger beachtet wird. Die meiſten dieſer Epigramme hat Ref. übrigens matt, ſeicht und unklar gefunden, oft gegen den Rhythmus verſtoßend, am wahrſten und klarſten ſcheint noch Nr. 4 und am gelungenſten Nr. 11. — V. „Der Schnee“, eine Erzahlung von Johanna Schopenhauer; nicht ſo vorzüglich, als die Gabe von Fr. Jacobs, überdies weniger anſprechend als manche frühere Arbeit der beliebten Verfaſſerin der „Gabriele.“ Schon der Titel iſt nicht recht paſſend gewählt, übrigens fehlt es nicht an ſchönen Stellen, wie S. 425, 437, nur wird das zuweilen erregte Intereſſe ſelten befriedigt. Lili iſt ein ſchönes Bild, zart und lieblich gezeichnet, der alte Maler oft ſehr wahr, oft übertrieben und, im Widerſpruch mit ſeiner ſonſt kalten und ſchroffen Natur, zu weiblich. Daß er den Grafen Czaratowski nicht wieder erkannte, will Ref. ſo unwahrſcheinlich nicht finden; denn es giebt Menſchen, welche, obwohl Maler und voll Intereſſe für Phyſiognomieen, dennoch dieſelben nicht lange ſcharf bewahren können. Uebertrieben, unwahrſcheinlich und unklar

scheinen die Stellen S. 453, 468 u. s. w., so wie der Umstand, daß Victor sich gar nicht um die nähern Verhältnisse der Geliebten bekümmert hat und nun im Gasthof danach forscht. — VI. „Agrionien" für 1826, gesammelt von Theod. Hell. — Schon der Name des würdigen Sammlers verspricht einen guten Inhalt und in der That, es finden sich hier herrliche Perlen, vor allen aber eine, die den schönsten Preis verdient, nämlich das Räthsel Nr. 8, von Hedwig Hülle, das sich in der lieblichsten Zartheit bewegt. Außerdem zeichnen wir Nr. 1, 2, 3, 7, 10, 14 und 28, von Th. Hell, Agnes Franz, Karl Hold u. A. aus. S. 482 in Nr. 13 ist der Ausdruck — im Strickstrumpf spuck' ich oft — wohl ein Fehler des Setzers, wie denn überhaupt der Verleger für eine geringere Quantität von Druckfehlern hätte sorgen sollen. Was übrigens des Ref. formelle Bemerkungen betrifft, so wird derjenige, welcher sich die Mühe genommen hat, über den Nutzen der Orthographie u. dgl. nach zu denken, dieselben nicht zu mikrologisch finden.

Otto v. Deppen.

Breslau. Was unsere Bühne betrifft, so gastirte auf derselben der schon in meinem vorigen Schreiben vortheilhaft erwähnte Hr. Rott, aus Wien, noch als „Wilhelm Tell", und erwarb sich Beifall. Der Gast war zwar nicht von Uebertreibungen frei zu sprechen, und Manches war unstreitig zu kraftig, mitunter verzerrt dargestellt; jedoch gehört Hr. Rott zu der immer seltener werdenden Zahl der Schauspieler, die in ihren Rollen nach einem Ziele streben, nach einem Bilde, das sie sich vorgezeichnet haben. Nicht so günstig, als hier, ist Hr. Rott in Prag beurtheilt worden; dort hat man ihn (doch wohl etwas zu hart!) mit Skorpionen gezüchtigt. Außer diesem Gast zeigte sich noch ein anderer, Hr. Klos, aus Bremen. Er spielte den „Banard;" ich habe ihn aber nicht gesehen. Unser Theater-Personale hat sich vermehrt durch Mad. Carlsberg, bisher beim Königl. Theater in Berlin angestellt, und eine Demois. Rothfs. Die theatralischen Verdienste Beider muß ich unerörtert lassen, da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ihr Spiel zu sehen. An Hrn. Clauius aber, der uns mit seiner Frau verlassen hat, um sich nach Berlin zu wenden, haben wir einen begabten Schauspieler, besonders im feineren Lustspiel, verloren. Er ist in seinen Fehlern, möchte ich sagen, glänzend, wie in seinen Vorzügen. Fast scheint es, als wolle unser Theater den andern den Vorrang ablaufen. Es wurden sieben Opern in einem Monate gegeben. Ich berühre absichtlich die Quantität, denn mit der Qualität (ich meine die Darstellung) dürfte es gar sehr hapern. Der neu einstudirten Stücke gar nicht zu gedenken, wurden folgende zum ersten Male aufgeführt: „Stadt und Land", Original-Lustspiel in drei Aufzügen, von Holbein. „Die Ochsenmenuett", zum Benefiz des pensionirten Regisseurs Scholz. „Die Wette, oder Jeder hat sein Plänchen", Lustspiel in vier Aufzügen, von Kruse und Lebrün. „Das Ehrwaar aus der alten Zeit", Vaudeville von Angely. „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen", Lustspiel (altdeutsches!) von Holbein. „Der Schwabe in Berlin", von Julius v. Voß, und: „Der Ehemann auf Schleichwegen", von Lembert. Das ist viel des Neuen, wenigstens für uns, in kurzer Zeit. Trotz diesen Neuigkeiten werden doch unserm Theater viel Besucher entzogen, seitdem der Mechanikus Schütz, aus Potsdam, im Saale des blauen Hirsches sein Marionetten-Theater aufgeschlagen hat. Thut es an und für sich die Neuheit, oder, daß die Drahtpuppen so vernünftig, oft so witzig conversiren, oder machen es die niedlichen Ballets und die Transparents, die den Vorstellungen folgen: der Saal ist jeden Abend zum Erdrücken voll. — Auch von hier aus wird die Zahl der Almanachs auf das künftige Jahr vermehrt. Es hat nämlich der Regierungs-Secretair Th. Brand einen „Schlesischen Musen-Almanach für 1826" angekündigt, welcher Beiträge von Karl Schall, Karl Witte, Geibheim, Fr. Barth, Hottei, Grünig, Agnes Franz u. s. w. enthalten soll. Wenn sich's lohnt, so besprechen wir vielleicht das Büchlein nach seinem Erscheinen.

Karl Barbarina.

Neue Zeitschrift. In Pesth in Ungarn erscheint eine neue Zeitschrift in deutscher Zunge: „Iris"; die Herausgeber sind Hr. Stein und Hr. S. Rosenthal. Ersterer nennt sich Dramaturg der Pesther Comödie, Letzterer ist als talentvoller Mann durch mehrere belletristische Leistungen bekannt. Es läßt sich von beiden Unternehmern etwas Tuchtiges hoffen. Funfzehn Nummern liegen bereits vor mir, die viel Gutes, manches Ausgezeichnete bieten. Sonderbar ist es, daß eine deutsche Zeitschrift in Ungarn mit einer Uebersetzung aus dem Französischen beginnt. Das Vorwort von Anschütz krankelt etwas an Prezlosität, das Zweite von Castelli ist niedlich. Unter den Mitarbeitern versprechen die Namen Castelli, Gräffer, Saldi, Manfred, Enk, Budik, Marsano, M. G. Saphir u. s. w. das Beste. Unter den Schriftstellern deutscher Zunge des edlen und hochherzigen Panoniens selbst haben sich Csaplowich, Kumy, Mednyansky, Gaal u. s. w. den Mitarbeitern angeschlossen, Manner, deren Name schon Vortreffliches verbürgt. Es läßt sich also erwarten, daß diese einzige deutsche Zeitschrift in einem Lande gedeihen wird, das, begabt mit Kunstsinn und strebend nach dem Höchsten, sich in intellectueller Reg- und Wirksamkeit zeugekraftig entwickelt. Die Notizen im Blatte sind ziemlich mannigfaltig. Die Theater-Notizen sind freilich leider auch sehr lobhudelnd, insonders sind es die von Pesth demjenigen, der es weiß, wie zerrüttet und arm an bedeutenden Talenten dieses Comödienhaus ist. Doch das ist der Fluch aller Blatter. Unter den geistreichen Referenten der Bühne in der „Iris" zeichnet sich die Chiffre P. oder P—i aus (Pajzaj!?) sowohl an Farbe als Klang. Das Aeußere und der Druck ist gefällig.

M. G. S[illegible]

Auf dem Odéon-Theater macht jetzt ein Drama viel Glück, dessen historischer Gegenstand zu wenig durch Geschichtschreiber bekannt geworden, als daß er nicht hier eine Mittheilung verdiente. — Rouen, eine der ersten, ältesten und berühmtesten Städte Frankreichs, ist das letztere besonders in jener Zeit geworden, wo ihre nachbarliche Lage an England die Bürger dieser Stadt der steten Gefahr aussetzte, bald die Engländer, bald die Franzosen als Herren anerkennen zu müssen. Stets das letztere vorziehend, leistete Rouen der Gewalt der Engländer oft den rühmlichsten Widerstand, mußte indeß auch mehrmals für seine treue Anhänglichkeit bitter büßen. Im Jahr 1418 befanden sich die muthvollen Bürger auch in einer solchen Lage. Nach einer sechsmonatlichen Belagerung mußte man sich von Pferde-, Hunde-, Katzen- und noch ungewöhnlicherem Fleische nähren; ja sogar Stroh und altes Leder wurde verzehrt. Da verlangten sie endlich zu capituliren. Statt ihre Ausdauer zu bewundern, forderte der König von England vielmehr Ergebung auf Discretion. Einer der Bürger, Namens Allain Blanchard, rief, als er dies hörte: „Wenn der König von England Sklaven aus uns machen will, so laßt uns unsere Fesseln schon vorher brechen, laßt uns Alle sterben, aber unser Leben theuer verkaufen! Er erfahre, welche Unterthanen er verliert, und herrsche nur über die Trümmer unserer Häuser!" Alle jauchzten Beifall; man sammelte die Weiber, Greise und Kinder, nahm sie in die Mitte, und drang so mit den Waffen in der Hand aus der Stadt, den gewissen Märtyrertod suchend. Aber der schandliche, mit Gold erkaufte Gouverneur hatte in der Nacht die Brücke einsagen lassen, über welche die Braven hinüber mußten. Als die Masse die Mitte betrat, brach die Brücke und ein großer Theil ertrank. Die Zurückgebliebenen kehrten entsetzt nach der Stadt zurück, gegen den über Alles boshaften Verräther, den sie aber nicht fanden, Rache schnaubend. Man beschloß jetzt, die Stadt an allen Ecken an zu zünden, als Heinrich V. eine Capitulation bewilligte; doch forderte er drei Opfer, unter ihnen auch den Allain Blanchard. Zwei derselben

erkauften ihr Leben mit Gold; der dürftige Allain vermochte es nicht, und ging dem sicheren Tode entgegen. „Ich habe kein Lösegeld" — sprach der heldenmüthige Mann — „aber selbst wenn ich es hätte, würde ich keinem Engländer damit seine Schande abkaufen." (Pandore.)

Bossuet sagte einmal: „Es giebt Heuchler, die aus Grundsatz uns hintergehen, und auch deren, die es bloß aus Artigkeit thun. Jene sind uns gefährlich, diese nur sich selber. (Journ. d. Déb.)

In Deutschland spielt man Schiffer aus, in Ungarn Keller, in Schottland Weiber und in Lyon — einen Hirsch! (Corsaire.)

1825. No. XXXIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Herausgegeben

von

Carl v. Holtei.

Fünfter Jahrgang, für 1826.

Inhalt: „Eigne Wahl". Lustspiel in 2 Akten von Karl Schall. — „Vielliebchen". Lustspiel von C. Lebrün. — „Die Berliner in Wien". Liederposse von Carl v. Holtei. — „Die Ueberbildeten". Lustspiel von Ludwig Robert. — „Mondscheins-Bekanntschaften". Lustspiel von Wilhelm Martel.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Walter Scott's sämmtliche (prosaische) Werke.

Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von v. Halem, Methusalem Müller, Sophie May, Adolf Wagner, R. F. und *r.

Funfzig Theile in kl. 8. Taschenformat.

Pränumerationspreis 37 Thlr. 12 Gr., also für jedes Bändchen 18 Gr.

Einzelne Theile kosten 1 Thlr. à 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, bei Joh Fr. Gleditsch.

Erste Lieferung 1r—12r Th. Waverley — Nigel — Peveril — Kenilworth — Quentin Durward. Pr. Preis 9 Thlr.

Zweite Liefer. 13r—24r Th. Der schwarze Zwerg — die Presbyterianer — Ivanhoe — Monansbrunnen — Redgauntlet. Pr. Preis 9 Thlr.

Dritte Liefer. 25r—36r Th. Der Sterndeuter — der Seeräuber — Erzählungen eines Kreuzfahrers, worin: die Verlobte und der Talisman — das Kloster und der Alterthümler. — Pr. Preis 9 Thlr.

Vierte Liefer. 37r—50r Th. Der Abt — die Braut von Lammermoor — Robin der Rothe — Montrose — das Herz von Midlothian.

Mit funfzig Theilen wird diese Ausgabe bis zur Mitte 1826 vollständig und ohne alle Weglassungen übersetzt, in den Händen des Publikums seyn, und mißt sich solche, genau untersucht, mit jeder erschienenen, oder auch bloß angekündigten Ausgabe, was die Billigkeit des Preises anbelangt. Privatsammler erhalten bei direkter Bestellung das fünfte Exemplar gratis. — Bei demselben Verleger ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Gallerie zu Walter Scott's Werken.

Erste Lieferung 10 Blatt. Nach Zeichnungen von Leslie, Westall u. s. w. von Gruner, Haas, Meyer, Richter und Roßmäßler gestochen. Ausgabe in 8.: 1 Thlr. 16 Gr. — gr. 8., erste Abdrücke: 2 Thlr. 12 Gr.

Geschenk für Kinder.

Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder, von Campe.

Fortgesetzt von Hildebrandt. Auch unter dem Titel:

Robinsons Kolonie.

Neue Aufl. Mit Kupf. geb. 1 Thlr. 4 Gr., roh 1 Thlr.

Ganz im Geiste seines Vorbildes, das der Verf., nach dem Urtheile aller Recensenten, glücklich erreicht hat, ist dieses Lesebuch abgefaßt, welches wir als lehrreich, unterhaltend und besonders zur Bildung des Herzens der frühern Jugend geeignet, auf's Neue in Erinnerung bringen.

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen,

worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bändchen mit 96 illuminirten Kupfern, geb. und im Futteral. Chemnitz, bei Wilh. Starke. 3 Thlr.

Welch freundliches willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dies Raritätenbüreau mit seinen 16 kleinen niedlichen Büchlein sey, wie sehr es ihr gereiche zur heitern Erhöhung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recens. aus eigener Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht,

bezeugen, und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende Dezember 1825 auf 2 Thlr. 8 Gr. herabgesetzt. H—ch.

Bei herannahenden Feiertagen machen wir auf die nachstehenden Schriften aufmerksam, die sich zu Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstags-Geschenken vorzüglich eignen. Der Beifall, mit dem sie seit ihrem Erscheinen vom Publikum aufgenommen worden sind, hat hinlänglich über ihren Werth entschieden:

Jugendfreund, der belehrende und unterhaltende, für Kinder von 8 bis 14 Jahren. Nebst 2 Musik-Beilagen. 8. Schreibpap. geb. 20 Sgr.

Rose, Dr., Fabeln in gebundener und ungebundener Schreibart, mit Nutzanwendungen. Gebunden: 26 Sgr. 3 Pf. roh 22 Sgr. 6 Pf.

Dessen Goldkörner für jedes Alter und jedes Geschlecht. 8. geb. 22 Sgr. 6 Pf.

Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Ein tägliches Handbuch für Teutschlands edle Frauen und deren erwachsene Töchter. Gebunden: 1 Thlr. 10 Sgr.

NB. Der 2te Theil dieses anerkannt vorzüglichen Werkes, welches in keiner Damen-Bibliothek fehlen sollte, erscheint binnen einigen Wochen.

Weißenborn, Zeitvertreiber für Kinder, die noch nicht zu lesen verstehen.

Ferner ist bei uns erschienen:

Bozaris und Theone, Roman aus dem griechischen Freiheits-Kampfe. 8. 1 Thlr. 4 Sgr.

Hyneck, Dr. Ludw., Feyerabende. 3 Bdchn. 3 Thlr.

Gerber, Griechenland und dessen Kampf. 7 Sgr. 6 Pf.

Th. G. Fr. Varnhagensche Buchhandlung in Schmalkalden.

Empfehlungswerthe Bücher,

welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Handbuch der analytischen Trigonometrie,

herausgegeben von Emil Wilde, Dr. phil. und Professor am Berlin. Gymnasium zum grauen Kloster. Mit drei Kupfertafeln.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Da es der deutschen Literatur an einem aus dem rein scientifischen Standpunkte bearbeiteten Handbuch der Trigonometrie, welches die Resultate der neueren Forschungen enthält, noch mangelt, so hat der Verf. ein solches zu bearbeiten unternommen. Der Gegenstand ist in sechs Abschnitten, welche „die Erklärung der trigonom. Linien und der darauf bezüglichen Formeln, die Berechnung der trigonom. Linien (wobei fast durchgängig die Differentialrechnung angewandt worden), die Auflösung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades mittelst der trigonom. Linien, die ebene Trigonometrie und Polygonometrie, die sphärische Trigonometrie, die Auflösung solcher ebenen und sphärischen Dreiecke, in denen gewisse Bestimmungsstücke sehr klein gegeben sind", enthalten, und denen eine Sammlung von Aufgaben beigefügt ist, in fortlaufendem Vortrage mit Kürze und Deutlichkeit behandelt, so daß dieses Buch auch denen, die, ohne ausschließlich Mathematiker zu seyn, sich eine gründliche Kenntniß der Trigonometrie verschaffen wollen, zugänglich sind. — Für correkten Druck und gefälliges Aeußere ist aufs beste gesorgt worden.

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische und neue deutsche Buchhalterei, in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. gr. 8.

Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leistete das Buch nicht, was jener verspricht, so würde schwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden seyn. In der That macht diese mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denselben Gegenstand, so wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntnisse vom Rechnungswesen und sonst natürliche Fassungskraft benützt: besonders da der Verf. bei dieser neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeschickten Einleitung oder „Vorbereitungsstunde" auf das Anschaulichste entwickelt hat.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Bücher für das schöne Geschlecht.

Gesammelte Briefe von Julie. 4 Theile mit Kupf. 3 Thlr.

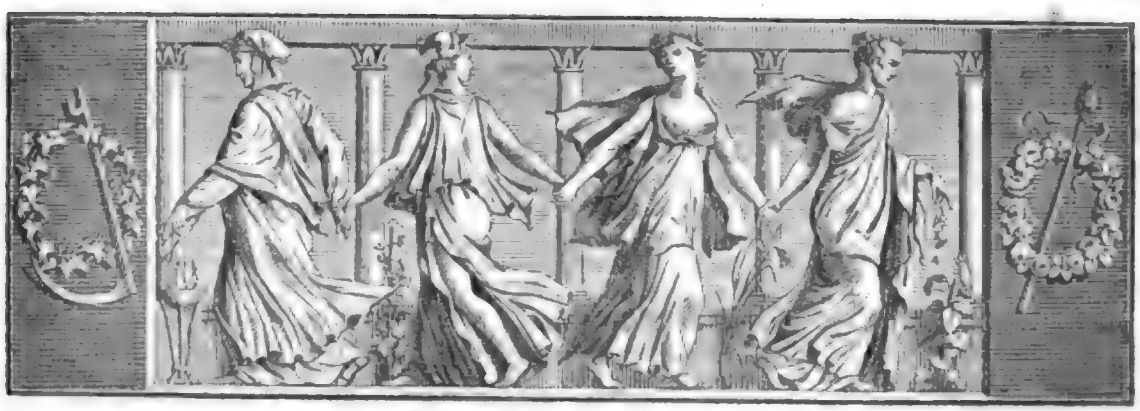
Briefe an Lina, von S. v. La Roche. 3 Theile. Mit Kupf. 8. 2 Thlr.

Elise, oder das Weib, wie es seyn sollte. 2 Theile. Mit Kupf. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Henriette, oder das Weib, wie es seyn kann, von S. Ludwig. Mit 2 Holzschnitten von Gubitz. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Jede Frauenzimmer-Bibliothek sollte diese als classisch anerkannten, geschmackvollen, geistreichen und moralischen Bücher enthalten. Besonders sind diese Werke an Jungfrauen, Bräute, Neuverheirathete zu empfehlen, weil sie in ihnen den Grund ihrer künftigen Glückseligkeit finden.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 28. Oktober. 172ſtes Blatt.

Das Glück der Träume.

Die Thränen, von dem inn'ren Gram geweinet,
Die trock'ne jetzt der Schlaf mit leiſer Hand
Und ſende freundlich aus der Träume Land
Ein Glück, das hart die Wirklichkeit verneinet.

Sind dem durch ſüßen Wahn wir nur vereinet,
Dem unſer Blick mit Liebe zugewandt,
Was Phantaſus uns lächelnd zugeſandt,
Verſchwindet es, ſobald die Sonn' erſcheinet;

So ſtärket freudig doch der inn're Blick
Sich an dem ſchönen, farbenreichen Bilde,
Das uns mit ſeinem Zauberlicht umfängt.

O kehre, holdes Traumgeſicht, zurück! —
So ſpricht in uns die Sehnſucht — ſey uns milde,
Wenn uns zu hart die Wirklichkeit bedrängt.

E. L.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Eine zweite Geſchichte iſt ähnlich:

„Es wird erzählt, daß es zur Zeit der Samaniden zu Niſſabur einen Fürſten gab, genannt Ebu Aly Simdſchur, der zwar mit dem Munde ſprach: ich bin des Königs von Choraſſan Statthalter! — allein wenn der Kaiſer von Choraſſan ihn zu ſich entbot, ſo kam er nicht: nur allein Münze und Vorbitten ließ er auf den Namen des Letztern ausgehn und ſchickte ihm jährlich einige Geſchenke. Da die Letzten der Samaniden ſchwach waren, ſo hatte der Kaiſer von Choraſſan nicht die Macht, ihn mit Gewalt vor ſich zu führen, ſondern begnügte ſich wider Willen von Seiten des Ebu Aly mit Vorbitte, Münzgepräge und jährlichen Geſchenken. Nun befand ſich in des Ebu Aly Simdſchur Dienſte ein Prediger, mit Namen Abdul Dſchebbar Chudſchani, der ein vortreflicher Geſetzverſtändiger, ſehr gelehrt, Verfaſſer von Büchern, ein geſchickter Canzlei-Beamter, ſehr ſcharfſinnig und ſchnellfaſſend war. Ebu Aly hatte ihn aus Chudſchan mitgebracht und ihn an ſeinem Hofe zum Canzlei-Beamten gemacht; er hatte ihm alle ſeine Angelegenheiten anvertraut und verließ ſich ſo ſehr auf ihn, daß er ohne ſeinen Rath nichts that. Auf der andern Seite hatte der Kaiſer von Choraſſan einen vortreflichen und angeſehenen Mann zum Canzlei-Beamten und Wezir, mit Namen Achmed Bin Raſi Eljakubi, der ein großer Freund von Chudſchani war. Beide hatten ſich zwar einander niemals geſehn; weil ſie aber Beide von einander gehört hatten, daß ſie vortrefliche und geſchickte Männer ſeyen, ſo liebten ſie ſich einander und ſchrieben ſich wechſelſeitig Briefe. Auch wußte Jedermann, daß dieſe beiden ſchätzbaren Leute zuſammen Freunde waren. Es fügte ſich alſo eines Tages, daß der Kaiſer von Choraſſan des Ebu Aly Simdſchur erwähnte und zu ſeinem Beamten ſagte: Ebu Aly läßt zwar Vorbitten und Münzen in meinem Namen ergehen und nennt ſich meinen Untergebenen; allein da ich ihn berufen, hieher zu kommen, ſo iſt er bis auf dieſen Augenblick nicht erſchienen. Iſt es nicht eine Schande für mich, daß ich ihn nicht herholen laſſe? Ich fordere alſo von euch Rath, um die Maßregeln zu ſeiner Herkunft an zu zeigen! — Als der König von Choraſſan dies ſagte, war Achmed Bin

Rasi in der Versammlung nicht zugegen. Indessen war einer von den Weziren gegenwärtig, welcher antwortete: O König! wenn Abdul Dschebbar Chudschani nicht des Ebu Aly Canzlei-Beamter wäre, so hätte man des Letztern wohl habhaft werden können; denn des Ebu Aly Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen euch kömmt nicht von seiner eigenen Stärke und Macht, sondern Alles rührt von des Abdul Dschebbars Maßregeln und Anstalten her. Es bedarf nur eines Mittels, den Letztern von ihm zu entfernen, um hernach den Ebu Aly uns leicht in die Hände fallen zu lassen.

König. Was ist denn zu thun?

Wezir. Dem Ebu Aly muß ein Brief geschrieben werden des Inhalts: „Wenn du wirklich Gehorsam und Unterwerfung gegen mich hast, so laß alsbald den Abdul Dschebbar hinrichten und übersende mir seinen Kopf, damit du deine Freundschaft bewähren mögest und ich Vertrauen zu dir fassen könne, sonst werde ich über dich kommen und dir die Welt zu enge machen.“

Der König von Chorassan billigte die Maßregel des Wezirs und befahl, den Brief zu schreiben.

Wezir. Es giebt noch eine Schwierigkeit, wie wird derselben ab zu helfen seyn?

König. Worin besteht die Schwierigkeit?

Wezir. Der zu schreibende Brief muß nothwendig von der Hand des Achmed Bin Rasi seyn. Dieser aber ist des Abdul Dschebbars großer Freund. Ich fürchte also, daß er die Pflicht der Freundschaft beobachten, ihn davon benachrichtigen oder ihm sonst ein Zeichen übersenden werde, so daß Jener auf irgend eine Art die Flucht ergreifen und nicht in unsere Hände fallen dürfte.

König. Dafür werde ich ein Mittel finden. Geht nur und bringt den Achmed zu mir.

Man ging und holte Achmed Bin Rasi. Dieser kam auf zu warten und nahm Sitzung. Der König redete ihn so an: Dem Ebu Aly Simdschur schreibe einen Brief nach der Vorschrift, welche du aus meinem Munde hören wirst. Aber ich verlange von dir, daß du drei Tage und drei Nächte über nicht aus meinem Pallaste gehest und daß von deinen Dienern Niemand mit dir zu thun habe, noch zu dir komme; denn da du des Abdul Dschebbars Freund bist, so würdest du, wenn er benachrichtigt werden und fliehen sollte, dafür angesehen seyn, ihm die Sache entdeckt zu haben.

Als Achmed diese Rede hörte, ward er sehr traurig, nahm gezwungen die Feder zur Hand und schrieb den Brief und weinte. Im Herzen aber sprach er zu sich: O wollte Gott! daß ich nie Canzlei-Beamter geworden wäre, damit ein solcher Freund nicht durch meine Feder umgekommen seyn möchte! Was soll ich machen, da ich bei dieser Sache gar keinen Rath weiß! — Während daß er in dieser Verwirrung schwebte, kam ihm unvermuthet der Spruch aus dem Kuran in Erinnerung: „Wahrlich, die Obern berathschlagen über dich und wollen dich tödten!“ Er dachte also bei sich: Wenn ich diesen Spruch durch ein Zeichen bemerklich mache, so glaube ich zwar, daß Jener es nicht sogleich verstehen wird; wenn er es aber versteht, so wird er sein Leben retten, und wenn er es nicht versteht, so werde ich wenigstens die Freundschaftspflicht erfüllt haben. Nachdem er also den Brief geschrieben und den Namenszug beigefügt und das Papier zusammen gelegt hatte, so schrieb er auf den Umschlag des Briefes in der Nähe der Zipfel mit einer sehr feinen Feder auf der einen Seite ein a und auf der andern Seite ein n. Hierauf las er den Brief dem Könige von Chorassan vor, welcher denn das Siegel aufdrückte und den Brief an sich nahm. Beide Buchstaben waren auf beiden Seiten des Siegels zu stehen gekommen und Niemand hatte es bemerkt. Auf der Stelle ward der Brief einem Dromedar-Reiter gegeben mit dem Befehle: diesen Brief überbringe nach Nissabur an Ebu Aly Simdschur, und was er dir geben wird, nimm in Empfang und komme eiligst damit zurück. Der Bote setzte sich auf und eilte zu Ebu Aly. Den Achmed Bin Rasi aber bewahrte man drei Tage und Nächte im Pallaste und nach drei Tagen ließ man ihn nach Hause gehen. Auf der andern Seite war der Bote in Nissabur angekommen und hatte das Schreiben dem Ebu Aly überreicht, welcher es nach altem Gebrauche geküßt und an sein Haupt gelegt, und sich nach dem Wohlbefinden des Königs von Chorassan erkundigt hatte. Wie nun Abdul Dschebbar dabei zugegen war, so ward ihm der Brief zugestellt, um ihn vor zu lesen. Indem aber Abdul Dschebbar das Siegel erbrechen wollte, so fielen seine Augen auf beide Buchstaben, und als er sie zusammen setzte und an (nach der Aussprache inné) heraus brachte, so kam ihm sogleich der Spruch in's Gedächtniß: „Wahrlich, die Obern u. s. w.“ Da er also hieraus begriff, daß der Brief ihn selbst betreffe, um ihn zu tödten, so legte er auf der Stelle den Brief aus der Hand, hielt mit der Hand seine Nase, gleichsam als ob ihm die Nase blute, stand eiligst auf, ging hinaus, nahm von da die Flucht und verbarg sich. — Ebu Aly geduldete sich eine Weile und erwartete den Abdul Dschebbar. Nachdem er aber sah, daß der Mann zögerte und nicht zurück kam, so schickte er Leute ab, um ihn auf zu suchen. So sehr indessen die ausgegangenen Leute suchen mochten, so fanden sie ihn nicht und kehrten zurück. Ebu Aly ließ hierauf einen andern Canzlei-Beamten holen, welcher den Brief eröffnete und vorlas, wobei der mit dem Dromedar gekommene Bote zugegen war. Sobald man des Briefes Inhalt vernommen hatte, so verwunderte man sich,

wie Abdul Dschebbar, ehe einmal des Briefes Siegel eröffnet worden, begriffen habe, daß er ihn selbst betreffe, um mit so vieler Verschlagenheit zu verschwinden. Man untersuchte, wer ihn von dieser Sache benachrichtigt haben möchte; es zeigte sich aber davon nicht die geringste Spur. Indessen Ebu Aly freute sich sehr über die Flucht des Abdul Dschebbar. Um jedoch vor dem gekommenen Boten gleichsam seinen Gehorsam an den Tag zu legen, bezeigte er sich sehr unruhig, zürnte und ließ es in der Stadt durch Ausrufer bekannt machen. Da Abdul Dschebbar die Stimme der Ausrufer am Orte, wo er verborgen war, hörte, so sagte er zu sich selbst: Gott bewahre, daß dem Glücke meines Wohlthäters ein Unfall zustoße, noch daß meine Verbergung ohne seine Bewilligung geschehe! Zu seiner Tröstung und Beruhigung will ich mich selbst melden und anzeigen, an welchem Orte ich verborgen bin. Er schickte daher heimlich Jemand an Ebu Aly ab, um ihn von seinem Zustande zu benachrichtigen und ihn um Erlaubniß zu bitten, vor ihn zu kommen, wenn er es wünschen sollte. — Ebu Aly ließ ihm heimlich melden, daß er nur am Orte, wo er sich aufhalte, einige Tage ohne Sorgen verbleiben möge. Nach Verlauf einiger Tage machte er dem Dromedar-Reiter viele Geschenke und schrieb einen Entschuldigungs-Brief, worin er den Vorgang der Sache meldete und sagte: „Abdul Dschebbar hat, ehe er im Diwan den Brief eröffnet und ehe er gewußt, was darin gestanden, mit so vieler Verschlagenheit die Flucht ergriffen, daß sich keine Spur von ihm gezeigt hat, so sehr er auch aufgesucht worden. Auch wird der Bote das, was ich sage, bezeugen. Ich bitte also, mich in dieser Sache auf alle Art für entschuldigt zu halten.“ Dies Entschuldigungs-Schreiben übersandte er mit dem Boten. Der Bote meldete, was vorgegangen war, und überreichte den Brief. Der König von Chorassan erstaunte und konnte das Räthsel zwischen Beiden nicht errathen. Indessen beschloß er, einen Vergebungs-Brief zu erlassen, um dem Abdul Dschebbar an zu deuten, daß sein Vergehen verziehen seyn solle, mit der Bedingung, an zu zeigen, was Achmed Bin Nasi am Briefe für Künste oder Zeichen gebraucht, wodurch Abdul Dschebbar unterrichtet worden und sein Leben gerettet habe? — Indem man diesen Befehl erlassen wollte, so sagte Achmed Bin Nasi: Wenn ihr mir Sicherheit und Gnade ertheilt, so will ich es selbst anzeigen. Der König von Chorassan gab ihm Pardon und machte ihn sicher. Man holte hierauf den Brief und er zeigte jenes Zeichen an. Als man dies sah, so bewunderten Alle die Kenntniß und den Scharfsinn des Abdul Dschebbar. Achmed aber sprach: O König! ist es nicht Schade, einen so scharfsinnigen Mann unschuldig umkommen zu lassen? — Dem Könige von Chorassan war dies außerordentlich angenehm, er beschenkte den Achmed mit dem Ehrenkleide und übersandte dem Abdul Dschebbar das Vergebungs-Schreiben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Welt ist der Narren Käfig und ich und du stecken auch darin.

Einen Jeden bedünkt es, sein Kupfer sey Gold.

Es ist kein Wunder noch Fabel mehr, daß der Atlas den Himmel soll getragen haben, dieweil die Herren jetzo ganze Länder auf den Achseln und Mänteln tragen.

Der Brauch und die Gewohnheit haben so überhand genommen, daß die Wahrheit nun die größte neue Zeitung ist.

Die Gelehrten reden und die Ungelehrten judiciren.

Was man sonst Tyrannen hieß, das heißt man auf dem Lande Schultheiß und Schöffen.

Niemand hat mehr zu schaffen und weniger aus zu richten, als ein Bauer, der in seinem Dorfe ein Aemtlein bekommt.

Es ist viel Religion, aber wenig Gottesfurcht und Nächstenliebe unter den Leuten.

Die fünf Sinne des Menschen sind die größten Siebenschläfer.

Wann Träum' und Wünsch' alle wahr wären, so wären wenig Nonnen mehr auf der Welt.

Man eilet so häufig und mit solchem Gedräng' zum Himmel, daß zu besorgen, man gehe den breiten Weg.

Nur durch Verfolgung wird der Mensch recht durchaus aufgemuntert.

Unser Leben ist wie ein Fußtapf in einem staubigen Weg.

Auch der Teufel sagt zuweilen eine kleine Wahrheit, damit er einer großen Lüge hernach desto besseren Credit mache.

Die Medici sind die gefährlichsten Rathsherren.

Die liebe Justitia steht oben auf dem steinernen Giebel mit eisernen Klammern angefaßt, darum kann sie nicht herab in die Rathsstube kommen.

Weil sich Zween mit einander stutzen, ließ der Dritte die Wolle davon auf.

Die Begierde, in dem Frankfurter Meß-Catalogo zu stehen, verkleckt mehr unschuldig Papier, als einige Purgation.

Wann Einer zuvor ein Jahr oder zwanzig gelogen hat, so laß' er sich zum Notario creiren, so muß man ihm glauben.

Die größte Kunst ist, Kunst verbergen können.

Julius Max Schottky.

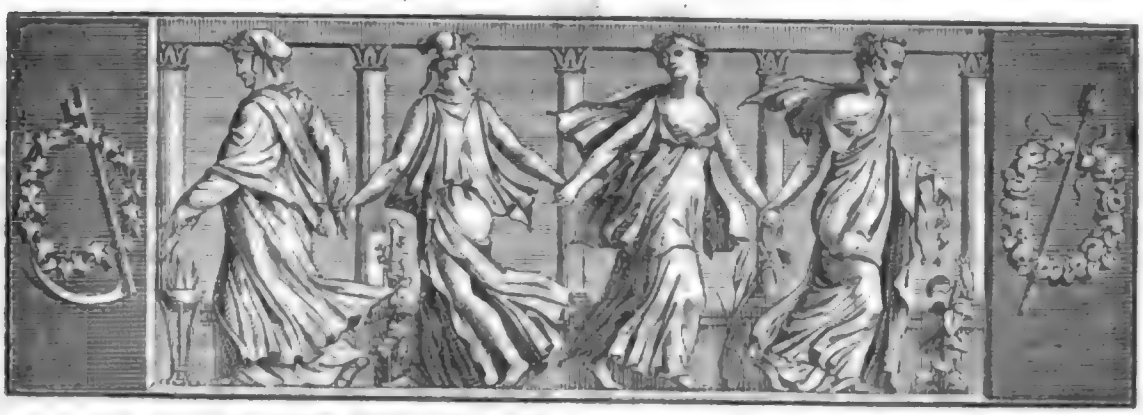
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Am 28. September: Diogenes, weiland seiner Faßwohnung wegen so angestaunt, würde hier der Blicke wohl nicht viele auf sich ziehen, denn Seinesgleichen sieht man während der Messe zu Dutzenden. Die Obsthandler nämlich, welche vor dem Petersthor ihr Revier haben, wohnen sammt und sonders in großen Fassern. — Am 30sten: Gestern fand das erste Winter-Abonnements-Conzert statt. Demoiſ. Peters, welche für dies Jahr als Sängerin engagirt ist, verspricht für die Zukunft mehr, als sie in der Gegenwart leistet. Sie ist noch Anfängerin, ihre Stimme aber nicht übel, und bei gehöriger Ausbildung derselben wird ihr späterhin der Beifall gewiß nicht mangeln. — Am 1. Oktober: Demoiſ. Schulz, vom Theater zu Frankfurt am Mayn, welche diesen Sommer unsre Bühne als Gast betrat, ist in der Stelle der Mad. Fincke, welche uns nächste Ostern verläßt, engagirt. Ob wir bei diesem Tausche gewinnen werden? — je nun, die Hoffnung nährt sich wenigstens bis dahin! — Am 2ten: Der Sehenswürdigkeiten, welche diese Messe mit sich gebracht, sind ihrer Zahl sowohl, als ihrer Art nach, äußerst wenige. Die Wachsfiguren gehören zu denen der geringsten Classe; die Panorama's dursen sich nur in Ermangelung besserer sehen lassen; die Menagerie besteht aus einem halben Dutzend Affen, deren Seiltanze nur den interessiren können, der in der Naturgeschichte dieses Thieres ganz fremd ist. Ein Seehund oder Seemönch verdient allenfalls deswegen gesehen zu werden, weil er in der Oder, unweit Stettin, gefangen worden. — Am 3ten: Das Theater bietet jetzt durchaus nichts Neues dar. Der „Berggeist" und „Rübezahl", die „sieben Mädchen in Uniform" und die „Wirner in Berlin" wechseln beständig mit einander ab. Die Direktion ist aber deshalb durchaus nicht zu tadeln, denn sie findet bei diesem beschränkten Repertoir durch ein wenigstens leidlich gefülltes Haus ihren Vortheil. — Am 5ten: Man hört die Messe nicht auffallend tadeln, aber noch weniger loben. In Seidenwaaren und Leder werden gute Geschäfte gemacht, auch in Galanterie-Waaren. Das Tuch findet weniger Absatz, als erwartet worden. Die Fabrikanten haben die Wolle etwas zu theuer eingekauft!! Wie man übrigens den Tag nicht vor dem Abend loben soll, so darf man auch die Messe nicht vor ihrem Ende tadeln. Oft werden noch in den letzten Tagen bedeutende Geschäfte gemacht. — Am 6ten: In der vergangenen Woche, genau weiß ich den Tag nicht mehr, ließ sich hier ein Herr Lorchi, der früher Marionetten-Direktor und dann Gastwirth gewesen ist, auf einem neuen Instrumente hören, welches er selbst erfunden hat. Er nennt es Octav-Cimbalum. Es ist eine verfeinerte Art des Hackebretts, die Töne sind aber nicht übel, und Hr. Lorchi spielt mit vieler Fertigkeit. Einen ausgezeichneten Ruf aber dürfte dies Instrument schwerlich erlangen. — Am 8ten: Unangenehm ist es gewiß Jedem, selbst krank zu seyn, man fühlt auch Mitleid mit der Krankheit eines Freundes, aber die allgemeinste Unzufriedenheit verbreitet doch wohl das Uebelbefinden eines Schauspielers oder einer Schauspielerin, vorzüglich, wenn dies plötzlich eintritt. Gestern wenigstens habe ich diese Bemerkung vollkommen bestätigt gefunden. Es war der „Berggeist" angekündigt, und bis 10 Uhr des Morgens waren Billets zu dieser Vorstellung verkauft worden; da fiel es der Mad. Devrient plötzlich ein, daß sie heiser sey, und schnell ward nun der allgemeinere „Berggeist" in den individuelleren „Rübezahl" verwandelt. Die Sache war nicht sehr bekannt geworden, und so glaubten viele Fremde, die keinen Zettel mehr hatten erhalten können (sie sind nämlich in der Regel an der Kasse etwas selten), sie sähen den „Berggeist". Zu verzeihen ist ihnen der Irrthum übrigens sehr wohl, denn beide Stücke haben natürlich ihrem Inhalte nach viel Aehnliches. Viele aber, die lediglich des „Berggeistes" wegen mehrere Meilen weit hergekommen waren, werden, wenn sie ihre Täuschung erfahren, die Heiserkeit der Mad. Devrient in das Pfefferland gewünscht haben, obgleich es wohl sehr problematisch seyn dürfte, ob sie nicht mehr Ursache haben, ihr gutes Geschick zu preisen, als ihr böses zu schelten. — Am 9ten: Landlich, sittlich! — An andern Orten würde es wahrscheinlich sehr auffallen, elegant gekleidete Damen, deren Benehmen überdies verräth, daß nicht die Kleidung allein anständig sey, in einen Keller hinab steigen zu sehen, welcher sich durch verschiedene Gerüche als eine Garküche ankündigt. Hier fällt dies durchaus nicht auf, ja, es gehört wohl einigermaßen zum guten Tone (der Fremden wenigstens gewiß), Treibers Keller während der Messe zu besuchen. Der Fremde nehme sich aber in Acht, zu viel Wein zu trinken, daß er darüber das Rechnen vergesse, sonst machen die Herren Grünschürzen ihm eine Rechnung ganz eigener Art. Ich selbst habe gehört, daß ein Marqueur in meiner Nachbarschaft rechnete: „5 Mal 5 ist 30", und auch wirklich danach die Bezahlung erhielt. Aber freilich sind dergleichen Rechnungsfehler dem Wirthe nicht zur Last zu legen, denn was bei Behörden gilt, daß nämlich der Vorgesetzte für die Fehler seiner Untergebenen stehen muß, das wird hier wohl keine Anwendung finden dürfen. — Am 10ten trat Demoiſ. Catharina Canzi als „Rosine" im „Barbier von Sevilla" auf. Mehrere, die sie früher als Mitglied dieser Bühne gekannt, wollten finden, daß sie sich während der Zeit ihrer Abwesenheit eben nicht verbessert habe. Ich, der ich hierüber keinen Vergleich anstellen kann, darf mir deshalb auch gegen sonst kein Urtheil erlauben. Die Stimme der Demoiſ. Canzi hat mir sehr gefallen, obgleich sie, doch sichtbar nur momentan, nicht immer rein war; ihr Vortrag dagegen sagte mir nicht so ganz zu. Die Seele fehlte zuweilen dem Gesange, und die breite Aussprache des Textes machte keinen angenehmen Eindruck. Auch war der Beifall nicht so allgemein, wie man ihn, dem gefüllten Hause nach, hatte erwarten sollen. Das Klatschen Einzelner schien von einer Partei her zu rühren, und ward nie zum allgemeinen Beifallsrauschen. Am Ende der Vorstellung ward Demoiſ. Canzi gerufen, doch war es wohl sehr gefällig von ihr, dem Wunsche Weniger durch ihr Erscheinen zu genügen. — „Graf Almaviva" (Hr. Höfer) sang recht brav, und würde sich bestimmt noch mehr Beifall erworben haben, wäre er nicht, wie behauptet wurde, etwas unwohl gewesen. Dies war auch der Grund, weshalb einige seiner Gesangpartien ausgelassen wurden; welche, vermag ich nicht wörtlich an zu geben, denn Textbücher waren auf dem Zettel, aber nicht an der Kasse. Die Direktion, welche sonst diese Einnahme nicht verschmäht, hätte sie sich auch dies Mal nicht sollen entgehen lassen. „Bartolo" (Hr. Fischer) war etwas zu ernst gehalten, was um so mehr zu verwundern, da Hrn. F. die komischen Rollen sonst sehr gut gelingen. Dieser „Doktor Bartolo" aber war freilich ein Narr, jedoch kein komischer, und dennoch dürfte er als solcher wohl passender dargestellt werden. „Figaro" (Hr. Genast) gab uns ein deutliches Bild des wahren „Barbiers von Sevilla". Daß er im ersten Akte etwas aus dem Takt kam, ist nicht seine Schuld, sondern die des Componisten, denn den möchte ich wohl sehen, der die deutschen Worte des Textes mit solcher Schnelligkeit aus zu sprechen im Stande wäre, als die Musik dies verlangt.

(Der Schluß folgt.)

Der ehemalige englische Akrobat John Klyton, welcher jetzt über 70 Jahr alt, und ein reicher Mann ist, hat in seinem Schloß Portshay-House ein Zimmer mit Leoparden-Häuten tapezirt. In diesem Zimmer wiederholt er jetzt zuweilen seine alten Uebungen. Er hat die Häute durch James Atkinson (1784) von der indischen Compagnie erhalten. Man schätzt ihren Werth auf 250,000 Franken. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 29. Oktober. 173ſtes Blatt.

Deutſchlands Sterne.

Führt mich Goethe in das Leben,
Schiller hebt mich zu den Sternen,
Oeffnet dieſer mir den Himmel,
Jener lehrt mich die Natur.

Und ſo ſind ſie Beide Sterne
Gleicher Höh', verſchied'ner Bahnen,
Um des Lebens ſchönſte Sonne
Sicher wandelnd ihren Kreis.

Heinrich Stieglitz.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Fortſetzung.)

Im vierzigſten Capitel iſt folgende Geſchichte lehrreich:

„Es wird erzählt, daß ein perſiſcher Kaiſer ſeinem Wezir abgeneigt ward, ihn abſetzte, das Wezirat einem Andern übertrug und zum entlaſſenen Wezir ſprach: Fordere von mir eine Länderei, welche ich dir zu Lehn geben will und deren Einkünfte du zu deinem und der Deinigen Unterhalt verwenden kannſt! — Der entlaſſene Wezir antwortete: Ich bedarf keiner angebauten, noch ſehr einträglichen Länderei: wenn du mir die Gnade erzeigen willſt, ſo ſchenke mir ein wüſtes verfallenes Dörfchen, wo ich mich im Härenkleide hinbegeben und wohnen will, um das öde Dorf an zu bauen und für dich zu beten! — Der Kaiſer bewilligte dies und befahl ſeinen Beamten, daß ſie ſo viele wüſte Dörfer, als er verlange, aufſuchen und ihm geben ſollten. So ſehr aber die Beamten ſuchen mochten, ſo konnten ſie doch im ganzen Lande nicht bloß kein Dorf, ſondern keinen einzigen Morgen Acker antreffen, wo das Pflugeiſen nicht durchgegangen ſey. Sie kamen alſo, dem Kaiſer zu berichten, daß ſie nichts gefunden hätten. Der Kaiſer ſagte hierauf zum entlaſſenen Wezir: Es findet ſich kein unangebauter Ort noch verfallenes Dorf, was ich dir geben wollte. Was ſoll ich nun machen? — Der entlaſſene Wezir antwortete: O Kaiſer! ich weiß es wohl, daß unter meinem Wezirat keine Länderei wüſte und kein Dorf verfallen geblieben iſt. Da du aber das Unterpfand des Reichs von mir zurück genommen haſt, ſo übergieb es wenigſtens einem Manne, von dem du es wieder zurück zu nehmen wünſchen mögeſt, und der, wenn er auch den Anbau nicht vermehren ſollte, ihn doch wenigſtens nicht vermindere, ſondern ihn ungeſchmälert dir wieder überliefere. Das Uebrige hängt vom Befehle meines Kaiſers ab! — Da nun der Kaiſer hierdurch von den Umſtänden war unterrichtet worden, ſo ſah er ein, daß dieſer Mann ein vollkommener Wezir ſey; er entſchuldigte ſich, beſchenkte ihn mit dem Ehrenkleide, beſtätigte ihn von Neuem in der Wezirſchaft und erzeigte ihm noch mehr Ehre als zuvor."

Ein ſchönes Gleichniß enthält folgende Stelle:

„Ein verarmter und unerſättlicher Menſch wird nur für ſich ſelbſt Geld zuſammen zu ſchlagen trachten, und wird ſich um deine Geſchäfte nicht bekümmern. Allein ein tüchtiger und wohlhabender Mann, da für ihn und ſeine Bedürfniſſe geſorgt iſt und da er Anderer nicht bedarf, wird den ihm anbefohlenen

Dienſt aus zu richten ſich beſtreben und wird ſeinem eigenen Nutzen ſo ſehr nicht nachhängen. Siehest du nicht, wenn Jemand Saaten wäſſern will, und der Graben, der das Waſſer nach den Saaten oder Weinbergen oder Gärten führen ſoll, ſchon vorher getränkt worden und alſo friſch iſt, ſo wird das nachher eingeſchüttete Waſſer geſchwind laufen und, ohne ſich auf zu halten, zu den beſtimmten Saaten oder Weinbergen oder Gärten gelangen, um ſie zu wäſſern; wenn aber der Graben ſeit langer Zeit kein Waſſer empfangen und folglich trocken iſt, ſo wird das eingeſchüttete Waſſer vom Graben eingeſogen und es wird davon nur wenig und langſam an den beſtimmten Ort gelangen."

Eine Geſchichte, deren Moral ſich leicht von ſelbſt aufdringt, iſt folgende:

„Es wird erzählt, daß ein Kaiſer in Mawerainnechr einen Wezir gehabt, mit Namen Ebul Faſl Buwalami, welcher nach der Stadt Samerkand einen Befehlshaber ſenden wollte und einen gewiſſen Sehil Chudſchendi vor ſich forderte. Dieſer war aus der Stadt Chudſchend gebürtig, war ein geſchickter Canzlei-Beamte und mit dem erwähnten Wezir nahe verwandt. Der Wezir übertrug ihm alſo die Befehlshaberſchaft von Samerkand, beſchenkte ihn mit dem Ehrenkleide und ließ ihm das Diplom ausfertigen. Sehil machte ſeine Zubereitung, und als er abreiſen wollte, kam er dem Wezir Ebul Faſl auf zu warten, und nachdem er den Handkuß verrichtet und Abſchied nehmen wollte, ſo ſprach er das, was offen zu reden war. Als er aber nachher ſagte: Ich habe noch etwas im Vertrauen zu ſprechen, ſo wurden die Diener entlaſſen und Sehil erklärte: Da dieſer dein Diener, wie ihm befohlen worden, nach Samerkand gehen und den Angelegenheiten des Landes obliegen wird, ſo werden von Seiten des Wezirs mir viele Befehle zukommen und es werden mir gewiſſe Sachen aufgetragen werden. Der Wezir wolle mir alſo ein Kennzeichen geben, woran ich wahrnehmen möge, welche Befehle vollzogen werden ſollen und welche Befehle bloß Scheinſachen ſeyen, deren Ausführung unnöthig iſt. — Ebu Faſl antwortete: Ich merke, daß du das Ende bedenkſt und dich vor Fehlern hüthen willſt. Laß mir alſo Zeit, um dir ein Gedankenzeichen zu geben; gehe nur und verbleib einige Tage in deinem Hauſe! — Nachdem Sehil Chudſchendi nach ſeiner Wohnung gegangen war, ſo ließ der Wezir Ebul Faſl auf der Stelle einen Canzlei-Beamten, Namens Suleiman Bin Jachja Dſchaghani, holen, übertrug ihm das Schatzmeiſter-Amt von Samerkand und ſandte ihn ſchleunig ab, ohne ſich auf zu halten. Dem Sehil aber befahl er, ein Jahr lang nicht aus dem Hauſe zu gehen. Endlich nach einem Jahre ließ er Sehil zu ſich kommen und ſprach zu ihm: Sehil! wann haſt du geſehen, daß ich zweierlei Befehle gegeben, deren einer falſch und der andere wahr geweſen ſey? Weißt du nicht, daß die Großen ihre Befehle gegen die Bewohner des Landes mit dem Schwerdte vollziehen und nicht durch Täuſchungen? Wo haſt du bei mir ein ſo dummes Verfahren bemerkt, daß ich denen, die unter meinem Befehle ſtehen, doppelte Befehle gegeben und ihnen geſagt hätte, den einen vollzieht und den andern vollzieht nicht? Meine Befehle ſind nur von einer Art. Was ich will, das befehle ich, und was ich auch für Befehle geben mag, ſo muß ihnen Folge geleiſtet werden. Worte, die nicht befolgt werden ſollen, befehle ich nicht; denn ich habe weder vor Jemand Furcht, noch bin ich ſchwach in meinen Geſchäften, indem nur Schwache Befehle ertheilen, welche nicht befolgt werden. Die Meinung alſo, welche du von mir gehabt, iſt ein falſcher Gedanke geweſen. Eben dies, daß ich dich in deinem Hauſe ſo lange Zeit außer Thätigkeit gehalten, iſt nothwendig und ungezweifelt durch den Zwang meiner Macht und durch Vollſtreckung meines Befehls geſchehen. Wer wird die Kühnheit haben, meine Befehle nicht zu befolgen und ſich in ihrer Uebertretung betreffen zu laſſen!"

Das nächſte Capitel handelt von den Pflichten der Heerführer; das zwei und vierzigſte von den Regeln der Kaiſerſchaft. Daß der Kaiſer ſeine Befehle müſſe durchſetzen können, lehren mehrere Geſchichten; wir theilen die letztere mit:

„Wiſſe, mein Sohn, daß deiner Mutter Bruder, der unter der Regierung des Sultans Machmud den Namen Said Schehid führte, nachher als Sultan Meſſud den kaiſerlichen Thron beſtieg. Er verſtand ſich zwar auf Tapferkeit und Herzhaftigkeit; aber von der Kunſt, das Land zu regieren und zu erhalten, wußte er nichts, das heißt: er war wohl tapfer, aber die Hauptſache kannte er nicht. Die Geſellſchaft ſchöner Sklavinnen zog er dem Umgange mit allen großen Beamten vor, und er ergab ſich der Wolluſt und Schwelgerei. Am Ende ward dieſe Wolluſt für ihn zu Gift, und Leben und Kopf und Reich wurden durch dieſe Lüſte verſcherzt. Indem das Kriegsvolk und die Beamten ſahen, daß er Nacht und Tag nur der Wolluſt nachhing, ſo ſagten ſie ihm den Gehorſam auf, und ſprechend: dieſer Menſch bekümmert ſich nicht um Kaiſerſchaft! machte ſich Jeder nach ſeinem Kopfe unabhängig. Die Kriegsleute erhielten die Oberhand über die Unterthanen und verübten ungeſcheut Ungerechtigkeiten und Bedrückungen. Das Land fiel in Verwirrung, und da Niemand verblieb, der Gerechtigkeit und Hülfe handhabte, ſo geriethen des Volkes Angelegenheiten in's Stecken. Sowohl die Krieger als wohlhabenden Unterthanen wurden ausgelaſſen, und

Jeder fing an, den Sultan Meſſud für nichts mehr zu rechnen. Nun war im Reiche von Ghazne an einem Orte, genannt Ribati Firawe, ein Beamter, welcher gegen ein Weib Ungerechtigkeiten begangen und ihr etwas weggenommen hatte. Das Weib kam von Ribati Firawe nach Ghazne, ſtellte ihre Seufzer dem Sultan Meſſud vor und bat um Hülfe. Der Sultan erließ einen Befehl. Das Weib nahm und überbrachte ihn dem Beamten. Der Beamte achtete nicht darauf und handelte nicht nach dem Befehle, indem er meinte, es iſt ein altes Weib und kann unmöglich noch einmal nach Ghazne laufen! — Mit dieſem Gedanken entſchlug er ſich der Sache. Da aber das arme Weib abermals nach Ghazne kam und ſich bei dem Sultan beklagte, ſo befahl er, daß wieder ein Befehl für ſie ausgefertigt werden ſollte.

Das alte Weib ſagte hierauf: Ich habe deinen erſten Befehl überbracht und man hat ihn nicht befolgt.

Sultan. Meine Sache iſt, Befehle zu geben; wenn ſie aber nicht befolgt werden, was ſoll ich denn thun?

Weib. Was du zu thun haben, kann ich leicht ſagen.

Sultan. Rede! ich werde ſehen, worin die Maßregel beſteht.

Weib. Die Maßregel iſt dieſe, daß du deine Kaiſerſchaft nur bis zu dem Orte führen mußt, wo deine Befehle vollzogen werden. Die Länder aber, wo deine Befehle unvollſtreckt bleiben, laß fahren, damit man Jemanden einſetze, deſſen Befehle gelten, und dann ſuche du nur Wolluſt und vergnüge dich. Iſt es vor Gott wohl erlaubt, daß du jetzt in Wollüſten und Vergnügungen lebſt, während daß Gottes Diener die Plagen der Ungerechtigkeit ausſtehen müſſen? Wie wirſt du das morgen vor Gott verantworten?

Sultan Meſſud ward durch des Weibes Reden äußerſt beſchämt, und indem er aus dem Schlafe der Verblendung erwachte, ſo befahl er ſogleich, daß man dem Weibe nach dem Rechte zu ihrer Forderung verhelfen und darüber erkennen, jenen ungerechten Beamten aber am Thore von Ribati aufhängen ſolle. Nachher fing er an, ſich vor Verblendung mehr zu hüthen."

(Der Schluß folgt).

Leichtſinn.

Ein indiſcher Fürſt ſprach mit ſeinem Miniſter über die Unterthanen und Letzterer klagte: er fände, daß die Leute meiſtens gar zu leichtſinnig, zu ſorglos ſeyen. „Ey!" meinte der Fürſt, „das iſt Frohſinn, weiter nichts!" — Beide gingen eben am Ganges ſpazieren und trafen auf einen Bettler, der ſich ein Almoſen erbat. Der Miniſter warf ein Goldſtück in die hingehaltene Mühe, die aber ein Loch hatte und das Goldſtück durchließ, ſo daß es in den Fluß rollte. Der Bettler ſah dem Dinge ruhig nach. „Was war es denn?" fragte er den Miniſter. — „Eine Kupfermünze!" — „Nun, das iſt zu verſchmerzen!" ſagte der Bettler. — „Siehſt Du", ſprach der Fürſt, „ſo tröſtet ſich der Frohſinnige!" — Sie gingen weiter, kehrten aber bald wieder um. Der Bettler ſaß noch da und bat wieder um eine Gabe. Der Miniſter zog einen Ring vom Finger und warf ihn in die hingehaltene Mühe; aber das Loch war noch darin, der Ring fiel durch und rollte ebenfalls in den Strom. „Wieder weg!" ſprach der Bettler; „was war's denn diesmal?" — „Eine Kleinigkeit!" entgegnete der Miniſter; „ein Diamant-Ring von 10,000 Rupien Werths!" — „Was?" ſchrie der Bettler; „o ich Unglückſeliger! mein nichtswürdiger Leichtſinn! warum hielt ich das Loch nicht zu!?" Damit ſtürzte er ſich in den Strom und — ertrank. — „Das iſt die Folge des Leichtſinns, wenn Habſucht daraus wird!" äußerte der Miniſter. Duſchet.

Buntes.

„Der Offene und Freimüthige" — ſo ſagt in ſeinem „Traktat über das Lachen" der Pſeudonym Proſper Adoriſius — „läßt, wenn er lacht, den Selbſtlauter a vorhören. Der Phlegmatiker den Laut des e und i. A mit o verbunden, bezeichnet Dreiſtigkeit und Freigebigkeit. E mit u verbunden, giebt den Geizigen, den Heuchler, den Hämiſchen zu erkennen. Zwei Perſonen, deren eine im Lachen a und o, die andere e und i hören läßt, ſympathiſiren mit einander, und könnten gute Eheleute werden. Dicke Leute lachen mehr und lauter als magere. Man gehe dem Nichtlacher aus dem Wege. Inneres Lachen bezeichnet die innere Bosheit. Das Lachen der Dummheit giebt keinen deutlichen Buchſtaben-Ton von ſich."

Friedrich von Logau hat über Spanien folgendes Epigramm gedichtet:

„Spanien lieget, wie ein Säugling, an der Oſt- und Weſtendruſt Indiens; wie viele Länder hätten zu der Speiſe Luſt!"

Logau lebte bekanntlich vor etwa zweihundert Jahren, und es will uns nicht ſcheinen, als ob der oft wiederholte Spruch: „Die Zeiten ändern ſich!" hier ſeine Anwendung finden könnte.

Die Nichte des Abbé Terray wollte einſt Voltaire gern in Genf ſehen. „Was ſehen Sie an mir?" fragte Voltaire; „ich habe nur noch einen Zahn im Munde, und den muß ich für Ihren Oheim bewahren!"

Piron war während der erſten Vorſtellung ſeiner „Metromanie" im Weinhauſe. Einer ſeiner Freunde kam freudig zu ihm mit der Nachricht, daß das Stück vollkommenes Glück mache. „Sage es lieber an Crenet" (den Weinhändler, dem Piron viel ſchuldig war), „der wird ſich mehr freuen, als ich!" Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literarische Neuigkeiten. „Der ehrliche Tropf, Geschichte Georg Dercys und seiner Familie", von L. Picard, deutsch von Friedrich Gleich (Leipzig, 1825), gehört zu den Romanen, die sich durch eine getreue Schilderung der Sitten, durch eine Menge feinkomischer Charaktere und durch eine genau aufgefaßte Darstellung der bürgerlichen Lebensverhältnisse auszeichnen. Picard stellt als Haupt-Charakter einen Mann auf, der von Jugend an immer mit seiner Ehrlichkeit durch die Welt zu kommen sucht. Er ist gutmüthig genug, sich deshalb manchmal auslachen, verlachen, verachten zu lassen, aber er bleibt doch ehrlich und hat auch die Freude, die Wahrheit des Sprüchworts zu erfahren: Ehrlich währt am längsten; denn am Ende fällt ihm eine reiche Erbschaft zu und er weiß unter seinen Miterben allein den vernünftigsten Gebrauch davon zu machen. Daß ihm ein tugendhaftes hübsches Mädchen zu Theil wird, versteht sich von selbst. Das Ganze gewährt eine recht erheiternde Lektüre für Jedermann. — Dagegen möchten wir vornehmlich „die Verwaisten", Roman von Amalia Schoppe (Leipzig, 1825), dem weiblichen Geschlecht empfehlen. Die gewandte Schriftstellerin führt uns hier ein Schwester-Paar vor, dem der Tod frühe die Mutter raubte. Die eine Schwester wird in christlicher Einfachheit und Tugend bei einer Tante auf dem Lande erzogen und gedeiht zu einem demüthigen, süßen Veilchen. Die andere ist so glücklich, die Pflegetochter einer reichen Dame zu werden, und hier alle Lüste und Eitelkeiten der vornehmen Welt kennen zu lernen; aber Jene bewahrte ein reines Herz, Diese verlor es im Strudel des Hoflebens und ward eine Beute trostlosen Kummers und endloser Pein. Beide Haupt-Charaktere sind, so wie die Verhältnisse, in welchen sie sich bewegen, ungemein anziehend eingeleitet und durchgeführt. — Einen eben so trefflichen, durch den Wechsel selbst sogar erhöhten Genuß gewähren die „Erzählungen von Johann Conr. Wilh. Petiscus" (Leipzig, 1825). Der eine Band enthält drei, der andere zwei Erzählungen. Petiscus war vor funfzehn Jahren ein geachteter Prediger der reformirten Gemeinde in Leipzig und diese Erzählungen sind frühere Arbeiten von ihm, die er jetzt erst in höherem Alter herausgegeben hat — gleichsam als seinen Schwanengesang, denn bald nach dem Abdruck des zweiten Bandes ist er gestorben. Sie sind alle aus der Natur gegriffen, so lebendig, ungekünstelt und wahr, zum Theil auch so launig, daß Männer wie Rochlitz, Langbein, Schilling u. s. w. sich ihrer nicht schämen dürften, und da der Verfasser todt ist, wird uns wohl Niemand einer Parteilichkeit, noch weniger einer Schmeichelei beschuldigen dürfen. — Durch die „Pistologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube an sich und im Verhältnisse zu Staat und Kirche", von Krug in Leipzig (Leipzig, 1825), wird Krug Manchem Gelegenheit zum Kopfschütteln gegeben haben. Allein Alle, welchen der Köhlerglaube nichts gilt und das Denken Alles; Alle, welche wissen wollen, wie das Interesse des unbedingten Glaubens und Denkens in Einklang zum Nutz und Frommen des Staates zu bringen sey, werden diese Abhandlung recht gern zur Hand nehmen, und es dürfte Mancher, sind ihm die Augen nicht ganz verschlossen! dadurch zum Sehen, d. h. zum Denken gebracht werden. Die Bibelgesellschaften werden Krug wegen dieser Schrift ein Monument setzen lassen. Er hat ihren Anhängern besonders die Augen zu öffnen gesucht!! — r.

Leipzig. (Schluß.) Am 11. Oktober: Gestern gab Hr. Geldemann ein Feuerwerk, bei der er die allgemeine Regel, die Messe zur Füllung seines Geldbeutels zu benutzen, redlich in Anwendung gebracht hat. Man sah nur wenig für sein Geld, und das Wenige selbst war nur etwas Gewöhnliches. Die Haupt-Figur jedoch, eine brennende Flotte darstellend, ergötzte die Zuschauer. — Am 12ten: Die Kränklichkeit der Madam Devrient hat abermals eine Veränderung des Repertoirs hervorgebracht. Statt des „Hofmeisters in tausend Aengsten", von Th. Hell, wurden nämlich die „Mißverständnisse", von Steigentesch, gegeben. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt lassen, wie ungerecht das Publikum zuweilen gegen die dramatischen Künstler ist. Jemand nämlich, der Mad. Devrient am genannten Tage ihre Einkaufe auf der Messe besorgen sah, wollte ihr dies zur Last legen, und meinte: wenn sie so unwohl sey, daß sie nicht spielen könne, so müsse sie auch zu Hause bleiben. Ich hörte zufällig diese absurde Meinung äußern, und suchte dem Tadler begreiflich zu machen, daß eine Schauspielerin sehr füglich krank und gesund zu gleicher Zeit seyn kann, nämlich krank für die Bühne und gesund für das gewöhnliche Leben. Hoffentlich hat er dies eingesehen; aber gut wäre es doch, wenn die Schauspielerinnen entweder gesund oder im andern Falle zu Hause blieben. — Am 14ten: Mit Riesenschritten nähert sich die Messe ihrem Ende, und ich sage Gott Lob! dazu. Es läßt sich während dieser ganzen Zeit kaum ein vernünftiges Wort mit Jemand reden. Macht man nur eine ernste Miene dazu, so heißt es: Es ist Messe! und die Conversation hat ein Ende. Selbst der größte Müßiggänger thut geschäftig, Barbier und Stiefelputzer kommen zu spät oder auch wohl gar nicht, das Essen ist kalt, das Bier dünn, der Kaffee schlecht, und als Grund aller dieser Unregelmäßigkeiten hört man die stehende Entschuldigung: Es ist Messe! — Die Fremden ziehen nach und nach von dannen, ihrer Heimath oder neuen Messen zu; die Musensöhne ziehen, fußwandernd zum großen Theile, mit bestaubten Kleidern ein, und, sollte auch das Geld, ein Fuhrwerk zu nehmen, mangeln, sie sprechen: diese Art des Reisens sage ihrer Natur mehr zu, was übrigens nichts Tadelnswerthes ist. — Am 15ten: Von bedeutenden Bankerotten hört man nichts, wofür wohl so Mancher, laut oder im Stillen, Gott danken wird. Morgen werden die Buden abgebrochen, dann ist die Messe zu Ende, mein Bericht aber schon jetzt; doch füge ich noch hinzu, daß Demoif. Erhart, bisher bei dem Ständischen Theater in Prag, hier engagirt ist; sie debütirt heut in der Rolle des „Tancred". S. G.

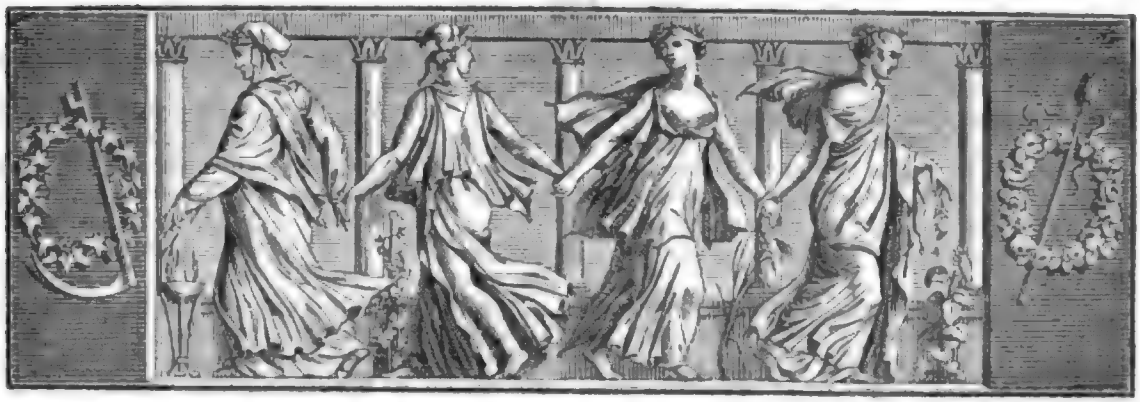
In Straßburg hat man eine Schieß-Anstalt angelegt, wo man die Jagd ganz schulmäßig erlernen kann. Es befindet sich daselbst ein künstliches Rebhuhn und ein künstlicher Haase. Beide fallen, wenn sie getroffen werden, ganz der Natur gemäß, nieder; der Haase namentlich, nachdem er erst noch seinen Todessprung gemacht!! (Corsaire.)

Vertheidiger Carl's IX. meinen, die Hartherzigkeit dieses Fürsten sey mehr Verzweiflung, als wirklicher Haß gewesen. Er zögerte, und schien Reue über sein Vorhaben zu fühlen, aber der Herzog von Guise, und die Andern von Anjou, Birague u. s. w. drangen so heftig in ihn, daß er zuletzt verzweifelnd ausrief: „Nun in Gottes Namen, ja! ich willige in die Ermordung der Hugenotten; aber es bleibe auch Keiner übrig, der es mir nachher vorwerfen könnte!" (Pandore.)

In der „Athalia" hat ein fünfjähriges Kind, Namens Tom, unlängst in Lyon, wo Demoif. Georges jetzt spielt, den Beifall der Letzteren getheilt, so daß Beide hervor gerufen wurden. Demoif. Georges trug das Künstlerkind auf ihrem Arm heraus, und ward mit rauschendem Beifall überschüttet. (Pandore.)

(?) Man hat vor Kurzem im Norden Schottlands ein wildes Schwein getödtet, das ganz weiß war, und um seinen Hals ein massiv goldenes Halsband mit silbernen Nägeln trug, die folgende Schriftzüge bildeten: Princ. mag. cal. ven. comm. armerud. an. 1104. Die Züge kann Niemand deuten, doch wahrscheinlich ist das Halsband 720 Jahr alt. Ob das Schwein auch so alt seyn mag?? (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Montag den 31. Oktober. 174stes Blatt.

Auszüge aus dem Buche des Kabus.

(Schluß.)

Daß sich der Kaiser um das Betragen benachbarter Fürsten selbst in ihrem Privatleben bekümmern müsse, lehrt folgende Geschichte:

„Mein Sohn, von meinem seligen Vater, der vor mir auf dem Throne der Hoheit herrschte, habe ich gehört, daß der König von Sistan bei seinem Tode zwei Söhne hinterließ, wovon der ältere Aly hieß und den Beinamen Addu Dewle hatte, und der jüngere war Fachri Dewle. Da nun Addu Dewle den kaiserlichen Thron bestieg, so entstand unter ihnen Feindschaft, weil Fachri Dewle darüber unwillig ward und es nicht ertragen konnte. Am Ende ward Fachri Dewle genöthigt, vor seinem ältern Bruder Addu Dewle zu fliehen. Um sein Leben zu retten, verweilte er niegends, sondern kam zu meinem Großvater Schemsil Maali und suchte bei ihm Sicherheit. Schemsil Maali nahm ihn in Schutz, entledigte ihn aller Furcht, erzeigte ihm viel Freundschaft und Gutthaten und rühmte sich dessen, daß Fachri Dewle zu ihm gekommen sey. Er war darüber so sehr erfreut, daß er ihm meine Base, nämlich meines Vaters Schwester Sittu Nissai, verlobte und zur Ehe gab, und bei deren Schließung ein außerordentliches Beilager und Festlichkeit anstellte. Man ist dabei so fröhlich gewesen, daß es sich nicht ausdrücken läßt. Die Ursache von so vielen Umständen war, daß Fachri Dewle ein Verwandter von Schemsil Maali war, indem meine Großmutter eine Tochter des Chodscha Hassan Firuzan, Vaters des Fachri Dewle, gewesen. Kurz Addu Dewle hörte, daß sein Bruder Fachri Dewle zu Schemsil Maali gegangen und daß Letzterer ihn höflich behandelt und unter Glückwünschen über seine Ankunft aufgenommen und verheirathet habe. Er ward darüber verdrüßlich und schickte einen Gesandten an Schemsil Maali. Der Gesandte sagte: Addu Dewle grüßt dich und spricht: „Fachri Dewle ist zu dir gekommen. Du weißt aber, daß zwischen mir und dir Brüderschaft und Freundschaft obwaltet, die besser ist als Geburt. Du wirst ihn also gefangen nehmen und mir übersenden, damit zu dessen Erwiederung ich Alles, was du von meinem Reiche wünschen magst, auch dir geben und unsere Freundschaft dauerhaft und beständig seyn möge. Wenn du aber besorgen solltest, deshalb übel berüchtigt zu werden, so verhafte ihn nicht öffentlich und übersende ihn nicht, sondern laß ihm nur dort heimlich Gift geben, damit ich meine Absicht erreiche und du nicht übel berüchtigt werdest.“

Als Schemsil Maali diese Worte hörte, antwortete er dem Gesandten: Großer Gott! wie ist es erlaubt, daß ein so großer Kaiser, wie Addu Dewle, gegen einen Mann, wie ich, dergleichen Reden führe! Wie ist es möglich, daß ich solche That begehen und bis zum jüngsten Gericht übel berufen seyn und der Gegenstand des Fluchs aller Menschen werden solle!

Der Gesandte. O Kaiser! versage nicht Fachri Dewle dem Addu Dewle, der ein großer Fürst ist; denn er ist wohlgesinnter gegen dich, als dein ange-

borner Bruder, und liebt dich in der Freundschaft mehr als dein Bruder, so sehr, daß er geschworen hat mit den Worten: Ich will dies und das seyn, wenn ich lügen sollte! Und an dem Tage, wo mein Herr mich zu dir sandte, sagte er unter dem Gespräch: „Höre, Gesandter! Gott weiß es, daß ich zum König Schemsil Maali viel Liebe trage!“ Dies geht so weit, daß Addu Dewle ganz betrübt geworden, als er gehört, daß du in einem gewissen Monate an einem gewissen Tage in's Bad gegangen und am kalten Orte mit deinem Fuße ausgeglitscht und gefallen bist; denn er sagte: „Wenn nur Schemsil Maali in seinem sieben und vierzigsten Jahre nicht schon das Alter erreicht hätte, wo seine Kräfte geschwächt werden!“ Deshalb ward er darüber sehr bekümmert.

Die Absicht des Gesandten bei dieser Spitzfindigkeit war, zu sagen: „Wisse, daß mein Herr über deine Handlungen nicht sorglos ist und alle deine Umstände kennt!“ Oder vielleicht mochte auch Addu Dewle ihn wirklich angewiesen haben, diese Erzählung an zu bringen. Als nun Schemsil Maali diese Reden vom Gesandten hörte, so antwortete er: „Addu Dewle möge lange leben! Ich nehme das wohl auf und bin verpflichtet für die Theilnehmung, welche er mir beweiset. Allein hinterbringe ihm, daß auch ich um seinetwillen sehr bekümmert gewesen bin, als er im vergangenen Monate am gewissen Tage, ehe er dich hierher geschickt, in der und der Nacht in seinem Pallaste in einer gewissen Gesellschaft, auf einem gewissen Sitze, oder in der Sommerstube gewürzten Wein getrunken, sich berauscht, sich dann am gewissen Orte niedergelegt und den Mundschenken Nuschtekin an seine Brust gezogen, hernach um Mitternacht aufgestanden, in die Frauenwohnung gegangen, auf's Dach gestiegen und in des Chizan Gemache mit der Anwade, nämlich mit des Zimbelspielers Sklavin, zusammen gekommen und bei dem Heruntersteigen vom Dache zwei Stufen von der Treppe herab gefallen ist. Indem ich hörte, daß er diese Verdrüßlichkeiten gehabt, habe ich mich sehr betrübt und habe gesagt: wenn nur in seinem zwei und vierzigsten Jahre seinem Verstande kein Fehler zugestoßen seyn möge! Wie könnte sonst ein Mann, der in seinem zwei und vierzigsten Jahre Kaiser geworden, so viel Wein trinken, daß er bei dem Heruntersteigen vom Dache seiner selbst nicht mächtig sey, sondern von der Treppe falle, oder wie könnte er um Mitternacht von einem Bette zum andern laufen, um in dergleichen Unfälle zu gerathen!“

„Was hieraus erhellet, ist dieses, daß, indem der Gesandte eine Spitzfindigkeit gebrauchte, um zu melden: mein Kaiser ist von deinen Handlungen unterrichtet und ist gegen dich nicht sorglos! auch Schemsil Maali ihm mit vieler Spitzfindigkeit zu erkennen gegeben, daß er ebenfalls von seines Kaisers Handlungen belehrt und nicht sorglos sey.“

Das drei und vierzigste Capitel erklärt die Regeln der Landwirthschaft und anderer Handwerke.

Das vier und vierzigste Capitel giebt die Vorschriften der Tugend, die aber hier wieder in einem sehr weiten Sinne zu verstehen ist. Dem Kriegsmann unter Anderem wird Wahrhaftigkeit besonders anempfohlen und dazu folgende Geschichte erwähnt:

„Es wird erzählt, daß einst die Kriegsobristen von Kiuhistan versammelt und zusammen gekommen waren. Zu gelegener Zeit trat Jemand in ihre Versammlung und setzte sich. Man fragte ihn: wer bist du und warum kommst du? — Er antwortete: Ich bin Abgeordneter der Kriegsobristen in der Stadt Meru. Sie grüßen euch und sagen: wir wollen euch zwei Fragen vorlegen. Wenn ihr darauf richtige Antwort geben werdet, so wollen wir uns gefallen lassen, eure Diener zu seyn; wenn ihr aber keine Antwort geben könnt, so sollt ihr anerkennen, daß wir größer und geschickter sind als ihr.

Als er seine Sendung angebracht hatte, so sprachen sie: Sage deine Fragen, wir wollen hören! Der Gesandte erklärte hierauf: Die erste Frage ist: was ist Tugend? Die zweite ist: wenn, während daß ihr an einem Wege oder auf einem Platze sitzt, ein schuldiger oder unschuldiger Mensch vorüber läuft und hinter ihm her ein Mensch mit dem bloßen Säbel in der Hand kömmt, in der Absicht, Ersteren zu tödten, und wenn der euch frägt: ist ein so gekleideter Mensch hier vorüber gelaufen? was würdet ihr ihm zur Antwort geben? Wenn geantwortet würde: ja, ein so gekleideter Mensch ist hier vorbei gegangen! so würde man Angeberei begangen haben; wenn aber geantwortet würde: ich habe ihn nicht gesehen! so würde man eine Lüge gesprochen haben. Lüge aber und Angeberei sind für Kriegsobristen nicht geziemlich. Wie muß man also antworten, um weder Lüge zu sagen, noch Angeberei zu begehen?

Nachdem die Kriegsobristen von Kiuhistan diese Fragen angehört hatten, so sahen sie einander an und dachten darüber nach. Am Ende fand sich in der Versammlung ein Mann, mit Namen Fasl Bin Leste Chamedani, der sagte: Ich will die Antwort geben!

Der Gesandte von Meru. Sey so gefällig!

Fasl Chamedani. Das Wesen der Tugend ist Geduld und Wahrhaftigkeit. Was aber den am Wege sitzenden Kriegsmann betrifft, von dem man Nachricht verlangt, so sage ich, daß er von dem Orte, wo er gesessen, aufstehen, ein Paar Schritte vorwärts gehen und dann antworten müsse: Seitdem ich auf diesen Platz gekommen, habe ich Niemanden vorüber gehen gesehn! Wenn man so antwortet, so wird man

weder eine Lüge gesprochen, noch Angeberei begangen haben.

Der erwähnte Abgeordnete war selbst der Anführer und Befehlshaber der Kriegsleute der Stadt Meru. Er nahm diese Antwort mit Beifall auf und neigte sein Haupt vor den Kriegsleuten von Kiubistan als vor seinen Obern, grüßte sie und ging fort."

Auch von den Eigenschaften der Derwische wird gehandelt und folgende Anekdote angeführt:

„Es wird erzählt, daß zwei andächtige Derwische reisten und zusammen gingen. Der Eine war ganz entblößt und hatte keinen Heller; der Andere aber hatte fünf Goldstücke. Der arme Derwisch ging ohne Furcht und ohne Gefahr, der andere aber mit fünf Goldstücken war von Furcht nicht frei. Endlich kamen Beide an einen finstern Brunnen, dessen Vorplatz ein gefährlicher Ort war. Der arme Derwisch zog kummerlos Wasser aus dem Brunnen und trank und legte sich abseits zur Ruhe; allein dem Derwisch mit den fünf Goldstücken kam aus Furcht vor Räubern kein Schlaf in die Augen, unter Seufzen und Aechzen warf er sich hin und her und rief: Wie wird es werden? was soll ich thun? — Und da er so wehklagte, so hörte es der arme Derwisch und fragte: Nun, Freund, was ist dir widerfahren?

Jener. In meinem Gürtel habe ich fünf Goldstücke; dies ist ein gefährlicher Ort. Du bist arm, bist um nichts besorgt, ruhest dich aus und schläfst. Ich aber kann vor Sorgen und Unruhe nicht schlafen, daß vielleicht Räuber kommen und meine Goldstücke nehmen.

Der Arme. Wohlan, Derwisch! gieb mir deine Goldstücke, damit ich dich von deiner Unruhe befreie und ein Mittel finde, dich in Sicherheit zu setzen.

Sogleich gab der Derwisch seine Goldstücke seinem armen Reisegefährten, dieser nahm sie, warf sie auf der Stelle in den Brunnen und sprach: Nun, Freund, von Klagen und Seufzern bist du befreit, gehe also und überlasse dich dem Schlafe und ruhe aus."

Wir enden mit folgender Geschichte, die vor dem Laster der Habsucht warnt:

„Es wird erzählt, daß der Scheich Schebeli, dem Gott barmherzig sey! einst zur Morgenzeit in die Moschee gegangen war, um zwei Züge Gebet zu verrichten. Von ungefähr begab er sich dann nach der bei der Moschee befindlichen Kinderschule, wo sich in seiner Nähe zwei Knaben fanden, deren einer der Sohn eines Reichen und der andere der Sohn eines Armen war. Der Sohn des Reichen hatte in seinem Körbchen ein Stück Confekt und der Sohn des Armen hatte in seinem Körbchen ein Stück trockenes Brod. Während daß des Reichen Sohn seinen Confekt verzehrte, bat ihn des Armen Sohn um ein wenig Confekt. Jener sagte: Wenn du mein Hündchen seyn willst, so will ich dir Confekt geben! — Dieser antwortete: Sehr gern! ich will dein Hündchen seyn! — Jener erwiederte: Wohlan, belle und schreie also wie ein Hund, dann will ich dir Confekt geben! — Der Sohn des Armen bellte hierauf wie ein Hund und Jener gab ihm ein Stück Confekt. Als nun so eine Weile der Eine wie ein Hund gebellt und der Andere ihm ein Stück Confekt gereicht hatte, so bemerkte der Scheich diese Handlung und weinte. Seine Begleiter fragten ihn: Nun, Scheich, was bewegt dich, zu dieser Zeit zu weinen? — Der Scheich erwiederte: Seht ihr denn nicht, was Habsucht aus Menschen macht? Wenn dieser Sohn des Armen sich mit seinem trockenen Brode begnügte, so würde er, während daß er Mensch ist, nicht zum Hunde geworden seyn."

Nachdem wir uns unserer übernommenen Verbindlichkeit im Sinne der Strophe:

„Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich auf zu tischen,
Wollt ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den frischen!"

entledigt haben, schließen wir mit den Worten desselben Dichters:

„Was ich euch offenbaret,
War längst ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch!"

K. S.

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Theorie verhält sich zu der Praxi, wie die Seekart' oder Landtafel zu einer Schiffahrt oder Reise. In jener kann man fein abzirkeln und über Berg und Thal hinaus geradezu abmessen, in dieser aber kommt einem mancher krummer überzwercher Weg unter die Füß, mancher widerwärtiger Irregularwind unter das Gesicht, daß Mancher nicht weiß, ob er die Regel oder Exception appliciren soll.

Wo die Natur nicht das Fundament gelegt, da baut die Kunst auf Sand.

Alle diejenigen seyn aus dem Parnasso relegirt, die nicht nach Natur, sondern nach Weibern oder nach Gewinn studiren.

Ich frag nichts darnach, wo dieses gebrechliche Schifflein meines Fleisches hinkomme, wann ich nur diejenige, die darin überfährt, sicher durchbringe.

Das beste Aussehen ist, in sich selbst lugen.

Es ist besser, in einem ganzen unverletzten Gewissen, denn in einer ganzen Haut zu schlafen.

Der beste Schlafgesell ist ein gut Bett' ohn' einen Schlafgesellen.

Die Frau ist ein halbgebackner Mann.

Julius Max Schottky.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Talentlohn. Viele große Genies sterben in Elend dahin, dagegen kennt man auch viele, die reichlich belohnt worden sind. Hippokrates schickte dem Anakreon eine Galeere von fünf Ruder-Reihen zum Lohn. Man erzählt nicht, was dieser berühmte Sänger damit angefangen habe. — Gorgias der Sophist war der einzige Mensch, dem die Griechen eine goldene Bildsäule errichteten. — Bei der Wegnahme Thebens durch Alexander ließ dieser stolze Sieger das Haus und die Familie Pindar's vor allem Anderen in Obhuth nehmen. — Choerilus, welcher ein Gedicht über die Siege der Griechen gegen Xerxes verfertigt, erhielt vom König Archelaus von Macedonien für jeden Vers ein Goldstück von etwa 50 Franken Werths. — Hieron, König von Syrakus, zahlte 1000 Maaß Korn für ein Epigramm des athenienfischen Dichters Archimelus, das derselbe auf ein Schiff gemacht, welches Hieron hatte erbauen lassen. — Die Verehrung der Sicilianer für Euripides war so groß, daß bei der unglücklichen Expedition von Nicetas mehrere Gefangene ihr Leben retteten, indem sie Stellen aus dem Euripides hersagten. — Carl V. erhob Titian zum Grafen, und fügte eine Pension hinzu, die ihm bis in sein 99stes Jahr richtig gezahlt wurde. — Raphael d'Urbino sollte kurz vor seinem Tode Cardinal werden. — Rubens ward sogar spanischer Gesandter in England und Staats-Sekretair der Niederlande. — Amyot erhielt die Abtei Bellosane für seine Uebersetzung des Romans Heliodorus. — Desportes erhielt für ein einziges Sonett eine Abtei! u. s. w. (Corsaire.)

Russische Bühne. Man scheint in Rußland vorzugsweise vornehme Autoren lieb zu haben, und nur daran Gefallen zu finden, wo ein solcher Name voran prangt; daher findet man denn einen Fürsten Schakofskoi u. s. w. unter den Dramatikern aufgezeichnet. — Als einen der besten russischen Dramatiker kann man Ladislaus Ozerof nennen, der zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts auftrat. Er ist es, der in Moskau und Petersburg zuerst die wahre Tragödie heimisch gemacht, und zwar nach französischem Muster. Knehme und Sommarkof, denen er folgte, die er aber weit hinter sich ließ, hatten, der Eine Corneille, der Andere Racine nachgeahmt; Ozerof nahm einen Dritten, Voltaire, zu Hülfe. Sein Geschick ist übrigens dem des Racine ganz ähnlich. Er hatte ein wirkliches Meisterwerk, „Dimitri", vollendet, welches solchen Effekt machte, daß er dem Rede zuletzt unterlag, und, wie Racine, vor Aerger über sein Meisterstück, starb. Er hinterläßt nur vier Tragödien: „Oedip in Athen", „Fingal", „Dimitri-Donski" und „Polirenes". „Dimitri" hat namentlich den Vorzug der Nationalität. Es ist eine Erinnerung des Sieges, den Koutikoff am 8. September 1380 über die Tartaren-Mongolen erfocht und dem Rußland seine Freiheit dankt. Durch ein nationales Stück besticht ein Autor jedesmal seine Richter; daher übersieht man denn Manches; z. B. „Dimitri" ist nicht Original, sondern eine Copie des Voltaireschen „Tancred". Auch hat das Stück zu wenig Wahres in Betreff der damaligen Sitten. Andere Schönheiten überwiegen indeß diese Fehler bei weitem. — Ein zweiter dramatischer Autor ist Fon Wizino, der schon im Jahr 1792 starb. Er war Lustspiel-Dichter, und hat sich namentlich durch sein „Dadais oder das verdorbene Kind" berühmt gemacht. Es ist die Darstellung der Folgen einer fehlerhaften Erziehung, und der französische Uebersetzer versichert: Moliere würde diesen Plan nicht anders bearbeitet haben! Fon Wizino liebte übrigens Frankreich gar nicht, sondern ließ es oft Gegenstand seiner Satyren sein; dennoch ahmte er Voltaire nach. Der Haß verzehrt also zum Glück die Achtung nicht! — Ein dritter Dichter, Namens Kriloff, heißt allgemein der russische Lafontaine. Dieser Beiname beweiset zugleich Lafontaine's Verehrung in Rußland, und Kriloff verdankt der Vergleichung mit Lafontaine einen Theil seiner Verehrung. Seine Fabeln sind meist auch trefflich. — Fürst Schakofskoi hat sich durch mehrere interessante Lustspiele ausgezeichnet, auch suchte er das Vaudeville in Rußland heimisch zu machen. Die beste Arbeit der Art ist der „dichterische Kosack". Der Gegenstand ist ein Vorfall, der unter Peter dem Großen kurz nach der Schlacht von Pultawa sich ereignete. Die Scene ist in der Ukraine und die Personen sprechen das Plattrussische darin, wie denn überhaupt das Stück im Ganzen ein treues Sittengemälde des Kosackenlebens ist. (Corsaire.)

Man schätzt die Zahl der noch zu vermiethenden unbewohnten Zimmer in Paris auf 27,000. Da man noch immer anbaut, so wird es in Paris bald so viel Häuser als Einwohner geben. (Corsaire.)

In Bern hebt man noch die Trommel auf, welche einst zuerst der Schweiz das Zeichen ihrer Befreiung gab. Sie hat fünf (?) Fuß Höhe, und ihre Trommelstöcke, von Erz, wiegen 28 Pfund. (Corsaire.)

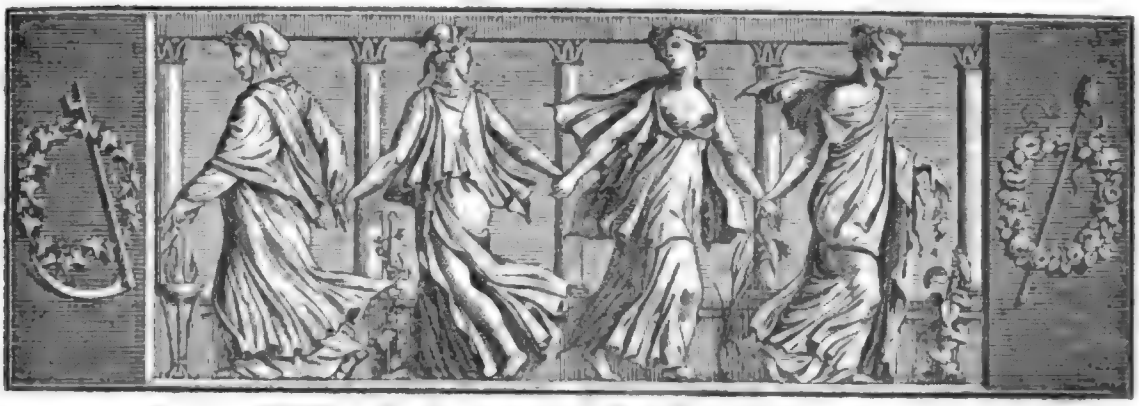
Der ehemalige Napoleonsche Mamelouck Rustum-Grotschen, der in der letzten Zeit in Cairo lebte und dort Branntwein verkaufte, hat in der Nähe der Pyramiden in der Erde einen eisernen Kasten mit 40 Papyrus-Rollen gefunden, auf denen Hieroglyphen gezeichnet sind. Der brave Mann hat sich mit diesem Schatz sogleich nach Frankreich eingeschifft und denkt nächstens in Marseille ein zu treffen. (Corsaire.)

(?) Ein reicher böhmischer Banquier aus Krotpach hat in die dasige Zeitung eine Aufforderung einrücken lassen, worin er die geschicktesten Trictrac-Spieler Europa's und Amerika's auffordert, mit ihm zu wetteifern. Der Auffordernde zahlt die Reisekosten des Gegners, und hält ihn in Krotpach während seines Aufenthalts frei. Ja, was noch mehr ist, wenn der Gewinn auf seine Seite kommt, schenkt er dem Ankömmling so viel Grundeigenthum, daß er das Ende seiner Tage ruhig in seinem Besitzthum beschließen kann. (Corsaire.)

Napoleon war ein Feind Voltaire's, weil dieser den Zufall ein leeres Wort nannte. Napoleon hielt Alles auf den Zufall, nannte ihn den einzigen legitimen Herrscher des Weltalls! — Die Vernunft, eine starke Seele, Geduld und Beharrlichkeit klagen nie über den Zufall; aber Faulheit, Unwissenheit, Dummheit nennen ihn den Urheber alles ihres Unglücks. Bei dem Schachspiel giebt es keinen Zufall; es ist ein Spiel der Berechnung, wo nur der geschickteste Berechner gewinnt. Warum wollen wir in den Begebenheiten des Weltalls nicht auch eine weise Berechnung suchen?! (Pandore.)

Es ist bekannt, daß die Paria's eine in Indien tief verachtete Menschenklasse sind. Man sollte glauben, daß die Dazwischenkunft der Europäer hierin etwas gemildert habe, aber nein! Vielmehr ist das Dasein dieser Neulinge die Triebfeder zu größerem Hasse geworden, und namentlich durch folgende zwei Umstände. Erstens sind viele Paria's Köche der Europäer. Dies ist den Indiern ein Greuel, denn ein Koch behandelt geödtetes Fleisch! Die Beefsteaks- und Roastbeefs-Liebhaberei der Engländer giebt nun jenem Hasse nur noch mehr Nahrung. Zweitens hat der Europäer die Gewohnheit, daß er im Groll zuweilen seinen Untergebenen (namentlich solchen etwas verwilderten) mit dem Fuße stößt. Neuer Anlaß zur Verachtung Seitens der Indianer! Nicht der Fußtritt entehrt den Paria; nein, nur der Tritt mit dem unwürdigen Stiefel: — denn der Indianer klebt mit Leib und Seele an der äußeren Form, und daher ist ihm der Tritt mit dem unheimlichen Stiefel die verächtlichste Entwürdigung! (Journ. d. Deb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 2. November. 175ſtes Blatt.

Philipp Melanchthon der Jüngere und Margaretha Kuffners, ſeine Geliebte.

Einer weit größeren Anerkennung würde ſich das wahre Verdienſt oft zu erfreuen haben, wenn die äußeren Schwierigkeiten allgemeiner bekannt wären, die ſich in dem Leben des für das Gute begeiſterten Mannes gewöhnlich zuſammen drängen, um ihn den erkämpften Grundſätzen wieder untreu werden zu laſſen. Nur durch eine Reihe von Entſagungen, wie durch Siege über das eigene Innere und die ſtörenden Umgebungen, kann jenes geiſtige Vermögen gewonnen werden, deſſen Erſcheinung von der Menge bald angeſtaunt, bald bemitleidet oder wohl gar gehaßt und immer nur von Einzelnen wahrhaft gewürdigt wird.

Solche ſchmerzvolle Erfahrungen trübten unermüdlich die Stunden von Luther's treueſtem Helfer und Freund Philipp Melanchthon, der nicht nur mit Mangel, Krankheiten und den bitterſten Verfolgungen ergrimmter Theologen zu kämpfen hatte, ſondern in ſeiner eigenen Familie zuweilen den Stoff zu Kränkungen fand.

Manchen Leſer dürfte dieſe Bemerkung überraſchen, der kaum weiß, daß Melanchthon verheirathet war, und von deſſen Kindern wahrſcheinlich niemals etwas erfuhr, zumal von den Söhnen, die ſelbſt Bayle in ſeinem hiſtoriſch-kritiſchen Wörterbuche faſt nur dem Namen nach kennt, indem er behauptet, alle angewandte Mühe, etwas über ſie zu erfahren, ſey vergeblich geweſen. Das Schickſal der beiden Töchter des Reformators iſt bekannter, von welchen Anna mit dem Profeſſor Georg Sabinus nicht glücklich verheirathet war, und Magdalena den ausgezeichneten Dr. Caspar Peucerus zum Gemahl hatte, der aber ſpäterhin, ſeines Calvinismus wegen, zwölf Jahre in Rochlitz und Leipzig gefangen ſaß. Zwei ihrer Brüder ſtarben früh und der dritte, ſie ſelbſt überlebende, iſt es, von dem hier einige nähere Kunde gegeben werden ſoll.

Strobel, der es zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht zu haben ſchien, den ſo vielfach angefochtenen Melanchthon gegen alle Angriffe der Orthodoxie zu vertheidigen, hat ſehr fleißig zuſammen geſtellt, was ihm über deſſen Familie bekannt war:*) doch entging ihm noch manches merkwürdige, nur durch Benutzung handſchriftlicher Quellen zu gewinnende Zeugniß. **) — Ueberhaupt darf man beinahe annehmen, daß unſerer alexandriniſchen Zeit allein der leidige Troſt aufbehalten zu ſeyn ſcheint, mehr nur aus den Archiven der Literatur allerlei Verſchollenes heraus zu finden, als durch ihr Gebiet neue, in ſchöne Bezirke führende Straßen an zu legen und unmittelbar auf ihnen ſelbſt

*) S. Strobel „Melanchthoniana", Nürnberg 1771. Seite 28 f. und deſſen „Beiträge zur Literatur", Nürnberg 1784. Bd. I. S. 479 ff.

**) Er ſcheint ſelbſt Richter's ſchätzbare „Genealogia Lutherorum", Berlin und Leipzig 1733, nicht gekannt zu haben, wo S. 313 f. ebenfalls von Philipp Melanchthon dem Sohne die Rede iſt. — Andere hier etwa anzuführende Quellen fließen äußerſt ſparſam und ich nenne ſie nur, um eben von ihrer Armuth zu ſprechen: z. B. „Unſchuldige Nachrichten" Ao. 1723. pag. 738. Ao. 1729. pag. 1528 u. Ao. 1730. pag. 1252.

in das Land der Anmuth zu gelangen. Unseren Nachkommen wird es hoffentlich besser ergehen, da sie wenigstens eine Grundlage finden, auf der ein starkes Gebäude ohne Gefahr ruhen kann.

Lippus Melanchthon — so nannte man ihn gewöhnlich — wurde am Hilariustage, d. h. am 13. Januar 1525 zu Wittenberg geboren, wie Luther an Joachim Lange schreibt; und zwar erschien er vorzeitig, weil seine Mutter durch einen Fall ihre Niederkunft beschleunigte. Stets wiederholte Krankheiten raubten den Eltern fast alle Hoffnung, ihn jemals gesund werden zu sehen; man hielt ihn mehr nur für rein geistige Verhältnisse geeignet, hatte sich jedoch in beider Hinsicht getäuscht. Schon als Knabe lebte Lippus stets in den Familien von Luther und Justus Jonas, wie dies auch jener wahrhaft poetische Brief Luther's an seinen etwa vierjährigen Sohn Hans (geboren den 7. Juni 1526) beweist, den er wahrscheinlich im Jahr 1530 von Coburg aus an das geliebte Kind schrieb *) und worin es am Schlusse heißt: „Darumb liebes Söhnlein Hänsichen lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten **) auch, daß sie auch lernen und beten. Hiermit biß dem lieben Allmächtigen Gott befohlen und grüße Mumen Lenen und gib ihr einen Puß von meinentwegen."

Mit dem Beten mochte es dem jungen Lippus wahrscheinlich besser gehen als mit dem Lernen, denn sein Vater lobt zwar im Jahr 1539 gegen Veit Dietrich des Sohnes Sitten, fällt aber von dessen Verstandeskräften kein günstiges Urtheil, und selbst späterhin ist in seinen Briefen wiederholt von dem Glücke die Rede, das ein Vater empfinden müsse, für Tugend und Wissenschaft gleichmäßig empfängliche Kinder zu haben, was eher das Entbehren als den Besitz andeutet.

Aeußerst ungenügend, wie dies bei solchen Verhältnissen nicht anders seyn kann, sind die Nachrichten über des jungen Melanchthon's Jugendzeit; wahrscheinlich studirte er nur zu Wittenberg, ob er gleich im Jahr 1543 die Universität Marpurg beziehen sollte, wozu es jedoch nicht kam. Vermuthlich giebt der nachstehende, bis jetzt ungedruckte Brief und dessen Beantwortung ***) den wahren Grund dieses vereitelten Planes an: es war die Liebe, welche den neunzehnjährigen Jüngling in der Heimath zurück hielt und ihn eher an die Vermählung als an das Wissenschaftliche denken ließ.

Nicht des Melanchthon'schen Namens allein wegen, sondern vorzüglich durch ihren aus dem bewegtesten Herzen kommenden Inhalt verdienen diese Mittheilungen Beachtung, und wenigstens mir ist aus dem deutschen Mittelalter kein auffallenderes Beispiel eines Briefes bekannt — die Poesien des dreizehnten Jahrhunderts nicht ausgenommen — worin die Gefühle der Verzweiflung so wahr geschildert wären, als in jenem der liebenden Margaretha Kuffners. — Armes, leidendes Mädchen, welcher Schmerz muß dein Gemüth durchzuckt haben! Wem der Zartsinn nicht ganz versagt ist, wird ihn dir nach zu fühlen wissen und deinem Andenken noch jetzt Theilnahme weihen!

Um ihr Verstandenwerden zu erleichtern, ist den Briefen nur die veraltete Rechtschreibung einigermaßen genommen worden:

1. Schreiben der Geliebten.

„Dem züchtigen und gelehrten Gesellen Philippo Melanchthon dem Jungern, meinem guten Gönner zu Handen.

Gottes Gnade und Friede durch Christum wunsche ich Euch und ein glückseelig neues Jahr herzallerliebster Philippe. Ihr tragt noch in frischen Gedächtnus, was Ihr mit mir geredt hat zu Wittenberg, nämlich daß Ihr mir angelobt, mich zu einem ehelichen Gemahl zu nehmen, und auf daß ich nicht mocht an Euer Zusag zweifeln, oder gedenken es wär Euer Ernst nicht, hat Ihr mir dieselbige Zusagung, wie Ihr wohl weißt, des Morgen verneuert, und endlich die Hand drauf gegeben, auch nachfolgends etliche Geschenk darauf überantwort, und noch in meinem Abschied dieselbige Ehe in die Faust zugesagt und mit ganz großen ernsten Schwuren bestätigt: nämlich, daß Ihr immer und in Ewigkeit kein andere zu nehmen Willens seit, und ich Euer sey, auch nicht von Euch mag geschieden werden, denn durch den Tod, wie Ihr solches alles weißt.

Und dieweil ich von Euch gezogen und mich auf solche oft Zusagung verlassen, werd ich armes Mädlein nu nicht allein hie unbillig ausgetragen, als sollt ich mich heimlich hinter meiner Eltern Wissen mit Euch verlobt, Euch nachgegangen und keine Ruhe gehabt, bis Ihr mir die Ehe zugesagt. Welches alles denn, so wahr als Gott im Himmel ist, nicht also ist, sondern was ich gethan habe, daß habe ich mit Vorbedenken meiner Eltern und wohlbedacht aus Eurem fleißigen und steten Anliegen gethan, daselbst Ihr mir denn, wie oben gesagt, so mit ernsten trefflichen Schwuren die Ehe zugesagt. Aber jtzund erfahr ich, wie Euer Vater mit den meinen umgehen will und gar ein Nicht dar-

*) Er befindet sich in den Wittenbergischen Theilen der Lutherischen Werke mit der Ueberschrift: „Kinderschrift Dr. Martini Lutheri an sein liebes Söhnlein Hänschen Luther, darinnen Er das Kind mit den allerfreundlichsten Worten und Bildern zur Gottesfurcht, Gebet und Studiren locket und reizet, allerding nach der Kinder Witz und Verstand eingerichtet."

**) Sohn des Justus Jonas, geb. den 3. December 1525, später zufolge der Grumpachischen Händel den 28. Juni 1567 zu Copenhagen öffentlich enthauptet.

***) Beide sieht man urschriftlich zu Dresden (Königl. Bibliothek, Handschrift der Melanchthon'schen Briefe).

aus machen, welches ich denn nicht recht verstehen noch ermessen kann, vielweniger mit unser beider guten Gewissen geschehen mag. Und dieweil solche Zusagung zwischen uns beiden geschehen, auch anlangen thut unser eigen Gewissen, daß wir es für Gott am jüngsten Tag verantworten müssen, acht ich, kann und mag sie ohne unser beider Verwilligung nicht zutrennt noch verhindert werden, wie denn Euer Herr Vater wohl zu thun vermeint; und machen mich armes Mädlein diese neu Mähr—(neuen Mähren, Erzählungen)—zu diesem neuen Jahr ganz betrubt und verruckt, daß ich nicht weiß, was ich vorhaben soll: kann und mag weder essen noch trinken, weder schlafen noch wachen, also gar bin ich in meinen Gemuth zuruckt. Zu welchem allen Ihr ein einige Ursach seyd; und ich besorg, so dieser Sach nicht recht geholfen werde, werde es mir großen Schaden thuen. Derhalben bitt ich Euch um Gottes Willen, wollet mich verständigen, was Euer Sinn sey und worauf Ihr bestehen wollt, und hierin ansehen die groß wichtige Sache, die mich und Euch nicht Leib und Leben, sondern den ewigen Zorn Gottes und sein Strafe und das ewig Gnagen—(Nagen)—des Gewissens betreffen. Und wiewohl ich mich in meinem Gewissen so hoch (des Gott gedankt sey) nicht verbunden hab, auch nicht Gottes ewige Vermaledeiung und Zorn auf mich geladen hab, als Ihr denn gethon; und nicht einmahl, sondern oft Euch verflucht, wo solche Zusage von Euch nicht gehalten werde, daß Ihr Gottes Antlitz nimmermehr besehen wollt, auch ewig des Teufels seyn: — iedoch bin ich vor Gott neben Euch und in meinem Gewissen also verhaßt, daß ich forcht, es wurde mir armen Wesen nimmermehr wohl gehen, vielmehr—(weniger)—aber Euch. Derhalben auf daß Euer und mein Gewissen fur Gott rein bleibe und ich nicht theilhaftig werden mocht Euerer Vermaledeiung und Ergeben des Teufels, bitt ich Euch nach und ihr wie vor um Gottes Willen, wollet in solchen wichtigen trefflichen Sachen, die unser beider Seelseeligkeit anlanget, nicht unachtsam seyn, und zu gefallen Euer Freundschaft und etlichen Menschen, Gottes ewigen Zorn, Eure Vermaledeiung und ewiges Nagen des Gewissen auf Euch laden, welches Euch, — ach Gott im Himmel! — viel zu schwer wurde seyn; sundern allhie bedenken Euer Seelseeligkeit und reines Gewissen für Gott, mit welchem Ihr sicherlich am jüngsten Tag vor Gott treten mogt. Und zwar als ich aus der Red Eures Herren Vatters vernommen, gedenkt er mich hierin loszuzählen frei und ledig, als mocht ich wohl mich anderswo umsehen, welches eines Theils mir unmöglich ist und Euch vielmehr, werde auch mich dormit (darzu mir Gott helfe!) sobalde nicht abweisen lassen, darnach Ihr Euch weißt zu richten. Nachdem bitt ich noch und zum letzten: wollet Euer Gewissen in dieser Sachen fleißig verwahren und acht geben, daß Ihr Euch selbst nicht ein ewiges Verdammniß (dafür Euch Gott behüt!) aufladen mochtet. So dem also, wollt ich lieber, daß ich Euch nimmermehr gesehen hätt', dann —(denn als)— eine einige Ursach darzu gewest seyn. Solches bitt ich, beherziget bey Euch und schreibet mir eilends wieder, dormit ich nicht also bekummert und do Gott vor sey, in ein Unglück fallen mocht, welch's mir dann zu schwer wär, und Ihr ein einige Ursach. Damit Gott befohlen, und bitt, wollt solches Schreiben bei Euch bleiben lassen und diesen Brief nach meiner Bitt eilends zureißen oder verbrennen. Geben Leipzig Dienstag nach der heiligen Dreykönigtag, im 1544.

Margreth Kuffners."

(Der Schluß folgt)

Gute und schlechte Einfälle.

Auf manchen pseudonymen Schriftsteller paßt folgende Grabschrift:

Cy git N. N. Cet esprit très-commun
Porte trois noms, et n'en laisse pas un.

Die meisten Stammbäume sollten Stammpyramiden heißen: sie endigen sich nicht wie ein Baum, nicht einmal wie eine Säule, sondern in eine verwitterte Spitze und in einen abgestumpften Kegel.

In Berlin weht uns täglich der Wind ein Memento mori, und die Worte zu: „Du bist Staub und sollst wieder zu Staube werden!"

Der Heuchler ist mit einem beschmutzten Strumpfe zu vergleichen, den man links trägt, um die Flecke zu verbergen; der Aufrichtige mit einem reingewaschenen, aber durchlöcherten Strumpfe, den man noch nicht gestopft hat.

Keine Scheidemünze hat in so kurzer Zeit in Berlin so viel verschiedene Namen erhalten und so oft ihren Werth verändert, als die seit dem ersten Oktober verschwundenen Groschen. Sie hießen hinter einander: Sechs und dreißiger, Zwei und vierziger, leichte Groschen, petits gros, Münzgroschen, zuletzt kranke Groschen und jetzt todte Groschen. Hier folgt ihre Todes-Anzeige: So eben, am ersten Oktober 1825, ist Groschus nach einer unheilbaren neunzehnjährigen Krankheit, in einem Alter von 147 Jahren, sanft und selig entschlafen. Unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen macht dieses seinen Verwandten und Freunden bekannt sein Universal-Erbe: Silber-Groschus.

In manchen Ländern dürfen Juden nicht Güter-Besitzer seyn und doch sind so viele Güter-Besitzer — Juden.

Daß es mit der Handlung jetzt ärmlich steht, sieht man besonders an den neuesten — dramatischen Arbeiten.

Chastel.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Meyerbeer, deſſen Ruhm, nachdem er ſich ſchon in Italien begründete, jetzt auch in der Hauptſtadt Frankreichs feſtſtehe, iſt für kurze Zeit wieder bei uns eingekehrt, um einige neue Werke zu vollenden. Uns wird dieſer Beſuch eine Mahnung an ein altes Verſprechen, und es iſt Zeit, daß wir Wort halten. Wir wollten nämlich einige biographiſche Notizen über dieſen Componiſten mittheilen, was in folgender Skizze geſchehen mag, die, wie dürftig ſie auch ſey, wenigſtens als Beitrag gelten kann zur Lebensſchilderung ſolcher Deutſchen, die ihrem Vaterlande im Auslande Ehre machen und die mithin auch im Vaterlande zu ehren ſind. — J. Meyerbeer, geboren zu Berlin am 1. Sept. 1792, zeigte ſchon früh eine entſchiedene Neigung für die Muſik; ſchon als dreijähriger Knabe ſpielte er mehrmals gehörte Tonſtücke auf dem Clavier, ohne fremde Hülfe, nach, und fand ſogar einen paſſenden Baß dazu. In ſeinem achten Jahre trat er zum erſten Mal öffentlich als Clavierſpieler auf, begann im zehnten das Studium der Harmonie und betrieb eifrig Beides bis zum ſiebzehnten Jahre, dem Zeitpunkt ſeiner Abreiſe von Berlin. Er wandte ſich nach Darmſtadt, zum Abt Vogler, bei dem er mehrere Jahre ſtudirte und dem er überhaupt die höhere Ausbildung für ſeine Kunſt verdankt. Letzterer erklärte ihn, obnerachtet ſehr geſchatzte Componiſten ſich bei ihm gebildet hatten, mehrmals für ſeinen beſten Schüler. In dieſer Zeit componirte er Vieles im Kirchenſtyl; das bedeutendſte ſeiner damals bekannt gewordenen Werke iſt das im Jahr 1811 in Berlin aufgeführte Oratorium: „Gott und die Natur". Sein erſtes dramatiſches Werk war die heroiſche Oper: „Jevhta's Gelübde", im Jahr 1812 in München aufgeführt. Später ſchrieb er eine komiſche Oper für Stuttgart: „Wirth und Gaſt" (welche er nachher für Wien ganz umarbeitete und die daſelbſt im Jahr 1814 unter dem Titel „Alimelek" erſchien), ſo wie mehrere Werke von geringerem Umfang. In Wien componirte er auch eine kleine Oper: „Das Brandenburger Thor", die bei Gelegenheit der Rückſendung der Victoria nach Berlin hier aufgeführt werden ſollte, welches aber durch Zufälle, die ſich ſo oft dem Künſtler feindlich entgegen ſtellen, unterblieb. Er vervollkommnete in der Zeit ſein Pianoforte-Spiel ſo, daß ihm in Wien, vorzugsweiſe die Heimath dieſer Kunſtübung, einſtimmig der Preis zuerkannt wurde. — Bevor er Deutſchland verließ, ernannte ihn der Großherzog von Heſſen-Darmſtadt zu ſeinem Hof- und Kammer-Compoſiteur. Er begab ſich nun über Frankreich nach Italien, wo er, vom Jahr 1817 an, in den erſten Hauptſtädten dieſes Landes fortwährend mit dem glänzendſten Erfolge Opern auf die Bühne brachte. Die am meiſten bekannt gewordenen ſeiner italieniſchen Opern ſind: „Semiramis", „Emma di Resburgo", „Margherite d'Anjou", „Romilda e Costanza" und „Il Crociato in Egitto". Durch ſtets glückliche Erfolge, die von keinem theatraliſchen Unfall unterbrochen worden ſind, hat er ſich in Italien einen ſolchen Ruf erworben, daß die dortigen Theater-Impreſſarien es für ein ganz ſicheres Unternehmen halten, wenn ſie Meyerbeer zum Schreiben einer neuen Oper für ihr Theater bewegen können. — Nach Aufführung der Oper „Emma" überreichte ihm die Academia dei filarmonici in Verona das Diplom als Ehrenmitglied und die Academie in Bologna nahm ihn, mit Erlaſſung der üblichen Proben, als Mitglied auf, indem ſeine dort aufgeführte Oper „Semiramis" den Beifall der Kenner in ſo hohem Grade erhalten hatte, daß der erſte Contrapunctiſt Italiens, Pilotti, als von Prüfung die Rede war, der verſammelten Academie erklärte: „per le prove ci basta la Semiramide." Den Kunſtfreunden iſt es noch in lebhaftem Andenken, welche Erfolge der „Crociato" in Italien hatte; ſie haben ſich jetzt in Frankreich erneuert, denn mit jeder Vorſtellung ſtieg der Beifall und nach allen Berichten war er noch bei der letzten Aufführung (in der „Académie royale de musique"), die auch unſer König mit ſeinem Beſuch beehrte, enthuſiaſtiſch. Unſer Landsmann wurde dem Monarchen vorgeſtellt und gnädig aufgenommen. — „Margherite d'Anjou" iſt das zweite Werk von Meyerbeer, das jetzt in Paris einſtudirt werden ſoll, und in Berlin beſchäftigt er ſich mit Vollendung ſeiner Oper „Inès de Castro" für das Theater San Carlo in Neapel, und zugleich mit Einrichtung eines Oratoriums, welches in London aufgeführt werden ſoll. Dann beginnt er die, dem Surintendanten der franzöſiſchen Theater, Grafen Larochefaucault, verſprochene Oper, zu welcher ein Sujet aus „Ivanhoe" von Walter Scott gewählt iſt, und nächſtdem dürfen wir glauben, daß man ihn aufmuntern wird, auch für uns eine Oper zu componiren, die ſowohl durch den Geiſt der Dichtung als der Muſik ganz den Muſen der Deutſchen angehört.

— Der „Geſellſchafter" nahm immer gern Gelegenheit, neue, aus gutem Geiſte entſtehende Unternehmungen mehr bekannt machen zu helfen, und ſo hat er die Verpflichtung, auch einige Worte über die eben begonnene (von Dümmler in Berlin verlegte) „Zeitſchrift für die Criminal-Rechts-Pflege in den Preußiſchen Staaten, mit Ausſchluß der Rheinprovinzen", zu ſagen. Herausgeber iſt der Königl. Criminal-Rath Julius Eduard Hitzig, ein Mann, der uns durch Geiſt, Gemüth und Thätigkeit lieb geworden, der demnach in jeder Hinſicht als gute Bürgſchaft für ſeine neueſte literariſche Gabe erſcheint. Das Vorwort enthält die Gründe, welche dieſe Zeitſchrift in's Leben riefen; ſie werden ſelbſt dem Laien triftig genug ſeyn, indem hier, neben der Wiſſenſchaftlichkeit, auch bezweckt iſt, manchen im Auslande noch üblichen, jedoch in ſich unbegründetem Glauben über unſere Rechtspflege auf entſcheidende Weiſe zu widerlegen. Das vor uns liegende erſte Heft iſt ungemein mannigfaltig, und nicht nur Rechtsgelehrte, ſondern auch Leſer, die bei der Kenntniß der Wirklichkeit zugleich Unterhaltung ſuchen, werden es mit Theilnahme leſen. Die Aufſätze: „Aus den Unterſuchungs-Acten wider den blindgebornen Brandſtifter Kauſer und ſeinen Gehülfen, den blinden Siebert" — „die Selbſtvertheidigung des Dr. Gottlieb Merkel wegen angeſchuldigter Beleidigung des Geh. Staatsraths Niebuhr" und das „Urtheil des Criminal-Senats des Kammergerichts" in dieſer Sache; ferner das „merkwürdige Verbrechen des J. C. F. Martmann" u. ſ. w. ſind intereſſant für jeden Denkenden. Auch dem Ausländer darf dieſe Zeitſchrift im Allgemeinen, beſonders aber noch durch die Rubrik: „Geſetzgebung", welche alle Länder umfaßt, empfohlen werden, und wir ſind überhaupt deſſen gewiß, daß Viele dem Königl. Juſtizminiſterium dafür danken werden, daß es zu dieſer Zeitſchrift „Genehmigung" gab und „Unterſtützung aus amtlichen Quellen" zuſicherte.

— Carl v. Holtei's „dramatiſche Vorleſungen" haben begonnen und von Neuem ihre Anziehungskraft bewährt, denn mit jedem Leſe-Abende mehrt ſich die Zahl der Zuhörer und deren Zufriedenheit. „Wie es Euch gefällt", „Othello" und „Julius Cäſar" waren die drei Stücke, welche drei Abende ausfüllten und mit geiſtvoller Klarheit und ſcharfer Unterſcheidung von ihm vorgetragen wurden. Außer mehreren Werken Shakſpeare's werden noch deren von Calderon, Lope de Vega, Holberg, Tieck und Heinrich v. Kleiſt in folgenden Abenden geleſen und ſo die Poeſieen des Südens und Nordens auf höchſt anſprechende Weiſe uns wieder in Erinnerung gebracht. Da das Vorleſen jetzt, als Mittel zur Unterhaltung in Familienkreiſen, immer löblicher wird, ſind dieſe Vorträge gewiß auch dafür von guter Wirkung, indem ſelbſt der Gebildete durch die lebendige Anſchaulichkeit, in der Holtei die dichteriſchen Geſtalten uns vorführt, für ſich und in eigenen Vorträgen größere Sicherheit gewinnt.

Beilage: Bemerker Nr. 25. und Blatt der Ankündigungen Nr. XL.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 25. 1825.

Beilage zum 175ſten Blatte des Geſellſchafters.

Zur Kritik von Franz Horn's erläutertem Shakſpeare.

Man hat es den Frauen und Mädchen, und faſt ſogar mit einem Scheine von Wahrheit, nachgeredet, daß ſie Shakſpeare mehr ehren und fürchten, als gerade lieben; aber ſo wenig gerecht und ſo undankbar ſind die Frauen gewiß nicht, denen ja gerade Shakſpeare die reichſte Gallerie weiblicher Geſtalten aufthut, und in dieſer — trotz des Grauens, welches uns bei einer „Lady Macbeth", „Margarethe" und „Goneril" durchrieſelt — jede weibliche Anmuth und Tugend individuell verkörpert und verklärt erſcheinen läßt. Wenn in Shakſpeare's Dramen die ganze Welt zu finden iſt, ſo mögen dem durch das Leben weniger geübten weiblichen Blicke freilich manche tiefere Bezeichnungen nicht ſogleich, oder überhaupt nicht ganz klar werden; ja er mag ſich ſogar an einzelnen Verkleidungen, welche Geſchichte und Zeitalter dem Dichter zuführten, hie und da verwirren. Aber finden wir uns in der Welt ſelbſt nicht im gleichen Falle? — und ſo mögen denn die Männer mit ſcharfem Verſtande die Gegenſtände und Ideen ſcheiden, definiren und in Nichts auflöſen, die innigere Theilnahme an den äußeren Erſcheinungen ſollen ſie uns überall nicht ſtreitig machen. Sagen nun zwar die gelehrten Herren, daß es mit der Erregung durch und für die äußere Erſcheinung überhaupt nichts Sonderliches ſey, und daß als ein geiſtiges Weſen der Menſch, und alſo auch die Frau ſich zur Idee erheben müſſe; ſo macht uns das eben auch nicht ſehr bedenklich, und wie ſie mit Streiten und Philoſophiren, fahren wir fort, uns zu erfreuen und zu lieben. Kömmt aber nun etwa ein wohlmeinender und umſichtiger Freund, der in einer gefälligen und faßlichen Sprache die Sache klar und anmuthig zu machen verſteht, ſo ſind die Frauen voll Regſamkeit und gutem Willen gewiß gleich vor Allen bei der Hand. Ein ſo werther Freund begegnet den Verehrern Shakſpeare's, ganz beſonders aber auch den Frauen, in „Shakſpeare's Schauſpiele", erläutert von Franz Horn, 1ſter und 2ter Theil, (Leipzig, bei Brockhaus. 1825.) Mögen die Männer die Gelehrſamkeit, den Fleiß und die Gründlichkeit des Hrn. Verfaſſers beurtheilen und ſchätzen, die Frauen ſollen ihm beſonders dafür danken, daß er ſein belehrendes Werk auch ihnen ſo klar und faßlich, ſo anregend und durch und durch erfreulich, ja ſo erhebend geſchrieben hat. Wie wir, mit ſeinen Augen umſchauend, uns bei Shakſpeare überall in einer bedeutſamen und lebenswarmen Welt finden, ſo weiß er es uns auch einleuchtend zu machen, daß der große Britte, ſelbſt bei der tiefſten Charakteriſtik menſchlicher Entartung, doch immer die Idee der Menſchheit und des Menſchlichen zu retten gewußt hat. Nur „Regan" und „Goneril" ſtarren uns an in widriger Grauenhaftigkeit; denn ſelbſt der reichſte Dichter konnte dem empörenden Laſter des kindlichen Undanks keine mildernden Züge leihen, weil er es nie zu wollen vermochte — dahingegen die Erläuterungen ſelbſt der verbrecheriſchen „Lady Macbeth" diejenige menſchliche Theilnahme zu gewinnen wiſſen, welche der Dichter für ſie bedingt. Die ritterlich-zarte, ja faſt vergötternde Liebe „Macbeths" für ſeine Gattin mag wohl ſo leicht keiner aufmerkſamen Leſerin entgangen ſeyn; doch bedurfte es freilich eines ſo bewährten und gründlichen Urtheils, wie wir es hier ausgeſprochen finden, um uns öffentlich zu dem unſrigen zu bekennen, da ja, wie bekannt, dieſe Anſicht ſonſt noch nirgend laut geworden war. Möge man die vielen treffenden und bezeichnenden Stellen in beiden Original-Werken nachleſen, obwohl der durchweg zwiſchen den Eheleuten waltende Ton, wie auch die Erläuterungen ſagen, die erſte und tiefſte Gefühls-Ueberzeugung begründen. — Hier ſey es, als Beweis für das eigene Urtheil, nur vergönnt, der Haſt zu gedenken, mit welcher „Macbeth" dem Könige voran zu der Gattin eilt, ſo wie jenes Briefes, in welchem er dieſer das Geſicht der Zauber-Schweſtern und deren verheißende Weiſſagungen vertraut. Wie die Welt heut zu Tage iſt, wäre es, ſollte man meinen, für jene Behauptung ſchon genugſam ſchwer in die Wagſchale fallend, daß ein Mann wie „Macbeth" unter ſolchen Umſtänden nur überhaupt ſchreibt. Wie aber ſchreibt der ernſte blutbeſprützte Feldherr? welche Gluth und Innigkeit der Empfindung liegt in den Worten: „Dies hab' ich gut gehalten, Dir zu entdecken, theuerſte Genoſſin meiner Größe, damit Du Deinen Antheil an meiner Freude nicht verlieren mögeſt dadurch, daß es Dir länger verborgen bliebe, welche Größe Dir noch verheißen iſt." — Erſcheint der Gewinner der Doppelſchlacht nicht faſt wie ein tändelnder Liebhaber? nur daß er zugleich auch der Ehrgeizige und ſeine Gemahlin eben Lady Macbeth iſt. Bei der Unentſchloſſenheit, in der er ſich nachmals zeigt, dürfen wir ihm den Mordanſchlag wohl keineswegs zutrauen; noch iſt nur die Phantaſie und nicht das Herz befleckt, und er würde, wie es auch die Erläuterungen ausſprechen, gewiß Herr ſeiner böſen Neigungen geworden ſeyn, wenn ihm nicht ſeine Gattin als übermächtiger böſer Engel erſchienen wäre. Wie ſchön hat Shakſpeare dieſe ſogleich beim erſten Auftreten als ſie ſelbſt, und doch zugleich auch die Liebe entfaltet, mit welcher ſie den ritterlichen Gemahl umfaßt, und wahrlich, nur die ahnungsvoll ängſtliche Spannung, mit der man den äußeren Handlungen entgegen ſieht, machen die Möglichkeit begreiflich, ſo oft darüber hinweg geleſen zu haben: „Glamis biſt Du ſchon und Cawdor; und ſollſt werden, was Dir verheißen iſt. Nur fürchte ich Deine Gemüthsart, ſie iſt zu ſehr von der Milch menſchlicher Güte erfüllt, um den nächſten Weg ein zu ſchlagen." Die „Lady" erkennt das Edlere in „Macbeths" Seele, aber, und hier liegt die furchtbare Tiefe der Charakteriſtik — es erſcheint ihr nur als eine des geliebten Helden unwerthe Schwäche, und da die Liebe überall nur im Handeln für den geliebten Gegenſtand ihre volle Befriedigung erlangt, ſo hat auf dieſe Weiſe eine „Lady Macbeth" ihre Bahn gefunden. Die faſt trunkne Anrede, womit ſie nunmehr den Gemahl begrüßt, hat ſich ſchon nach der Berechnung ſeines Charakters geſtimmt, aber dieſe kann ihr doch keinen kräftigeren Bewegungsgrund leihen, als die Rechtheit ſei nur Liebe in Zweifel zu ziehen. „Von nun an weiß ich auch

was ich von Deiner Liebe halten kann." — Hierauf giebt es für „Macbeth" gar keine Antwort, als in Thaten, und gewiß war es nicht die weibliche Tugerhaftigkeit, mit welcher die „Lady" sein edles Ablehnen jenes Vorwurfs der Verzagtheit anfüllt, welches den siegreichen und besonnenen Krieger bestimmen konnte, der nun fast mit Ausflucht suchender Angst die Möglichkeit des Mißlingens zur Sprache bringt: „Wenn wir's verfehlten, wenn der Streich mißlange!" und dann bewilligend und sich selbst übertaubend von der Gattin nur Sühne heischt. Mit überzeugender Klarheit führen uns die Erläuterungen besonders darauf, wie sich die Liebe des verbrecherischen Ehepaars auch nach vollbrachter That ausspricht. „Macbeth" will der Gattin selbst das Wissen um seine fernern blutigen Anschläge ersparen, und während ihre Klugheit sich in fruchtlosen Versuchen erschöpft, den Gemahl durch Mahnung und Tadel in der Haltung ruhigen Gleichmuths erscheinen zu lassen, und die Blicke des Argwohns von ihm ab zu lenken, äußert sich doch die Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse in einer, in ihrem Munde sich fast seltsam ausnehmenden Weichheit der Sprache. Diese bezeichnet sich noch starker, wenn man bedenkt, daß alle Aufwallungen des Gewissens einer „Lady Macbeth" nur als Schwache erscheinen, und sie also gerade durch das von Anfang bei dem Gemahl Vorgewohnte und ihr unter Allem das Verhaßteste, um den Preis ihres ehrgeizigen Strebens und der schon vollführten Schandthat kömmt. Eben so tief ist es ferner gedacht und entwickelt, daß der Wahnsinn der nunmehrigen Königin, erst nachdem ihr Gemahl sie verlassen, ausbrechen kann; so lange sein Heldenauge ihr noch leuchtet, und sie noch unmittelbar für ihn wachen und sorgen kann, beherrscht sie die zusammenbrechende Natur, und erst in dem, durch die Qualen seiner Abwesenheit verödeten Herzen können die Schrecknisse des Gewissens wiederhallen. Die schauderhaft wahre Sprache des Wahnsinns war von je her der Gegenstand allgemeiner Bewunderung; aber unsere Erläuterungen haben das Verdienst, ihn aus dem innersten Mittelpunkt der Weiblichkeit zu erklären, von welchem selbst die furchtbare „Lady" nicht in diesem Grade abweichen kann, ohne der beleidigten Natur anheim zu fallen, und in dem einzigen Worte — „diese kleine Hand" — wußte der große Dichter dem klar forschenden Auge die tiefste Wahrheit offen zu legen. Man hat es hier und da als Uebertreibe bezeichnet, daß die Erläuterungen keine der bisherigen Bearbeitungen Shakspeare'scher Dramen gelten lassen wollen, indem der große Dichter, als solcher, das für alle Zeiten richtige Maaß, sammt Ton und Takt, in sich getragen habe. Welch seltsames Gefühl von Ekel und Ironie muß aber dann jenen Leitiker anwandeln, wenn er in einer der allerneusten Bearbeitungen des Shakspeare (in der bei Hennings in Gotha erschienen) jenes von dem Dichter angedeutete und nur zart von ihm öffentlich erwähnte Verhältniß der verbrecherischen Gatten mit einigen in die Augen fallenden Farben — etwa Zinnober und Safrangelb — aufgefrischt findet; ja wenn sogar von dem Bearbeiter, im ehrlichen Kohlergrauben an seine Autorität, dem furchtbaren Ehepaare, wie auch Shakspeare'n selbst, mit einigen Ah- und Ausrufungen hergebrachter Zartlichkeit unter die Arme gegriffen wird. Preisen doch gerade deshalb mit die Erläuterungen den Britten als ersten Dichter, weil er seinen Helden fast immer Urtheil und Reflexion über sich, ihre Verhältnisse und ihr Geschick erläßt, dieses aber wie jene mit solcher Wahrheit und Anschaulichkeit hin zu stellen weiß, daß der empfindende und aufmerksame Leser beides als ein frei und selbstständig erworbenes Eigenthum des Geistes überkömmt. Julie.

Literarische Bemerkungen und Nachträge.

Das „Jahr- und Tagebuch der denkwürdigsten Welt (?)-Begebenheiten" von Sam. Ehrph. Wagner (Berlin, 1825. 1ste Abth.) ist Unterzeichnetem noch mehr als dessen vorjähriges „Jahr- und Tagebuch der wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Stiftungen seit Christus" willkommen gewesen, indem er in jenem viele Beiträge zu einem „deutschen National-Kalender oder Tagebuche deutscher Geschichte" gefunden hat, welches er seit einiger Zeit eifrig bearbeitet und seinem gedrangten (vorschriftsmäßigen) „Handbuche deutscher Geschichte" (Gießen, 1824) bald folgen zu lassen gedenkt. Für Belehrung und Erinnerung ist er jenen Herausgebern dankbar. Dagegen hat er auch noch Manches, er darf wohl sagen Vieles vermißt, so daß seine Bemerkungen und Nachträge den Herausgebern jenes größeren, mehr umfassenden „Jahr- und Tagebuches", so wie manchen Besitzern desselben nicht unwillkommen seyn dürften. Der Verleger (Herr Friedrich Maurer) hat sich auch für „jede gegründete Erinnerung und wirkliche Berichtigung" sehr empfanglich bezeigt. Nur auf den Januar beschrank' ich zuvörderst die Nachtrage. Einige andere Bemerkungen treffen das Ganze. Finden jene Beifall, und wünscht man ihre Fortsetzungen, so sollen sie gleichmäßig folgen. — Nun zur Sache!

Jan. 2. (S. 7) fehlt: Erneuerung oder zweite Stiftung der Hochschule zu Würzburg, die schon 1403 von Joh. von Egloffstein gestiftet wurde. Dieser ersten Stiftung ist zwar (I. 37) gedacht, aber es fehlt der Name des Stifters, wie (I. S. 75 und II. 7) des Erneuers Julius von Mespelbrunn, dessen Namen und Julius-Hospital man auch z. J. 1587 vermißt, sowohl als S. 268 des Sach- und S. 309 des Namen-Registers.

II. S. 8 fehlen unter den Gebornen 1629 Christ. Scriber, der Seelen-Schatzmeister, und 1711 Wenzesl. Ant. Gr. v. Kaunitz (starb zu Wien am 27. Juni 1794).

S. 9 sollte bei Papst Innocenz noch X stehen, denn es hat ja XIII Papste dieses Namens gegeben.

Am 4 Jan. 1815 ist die „Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache" gestiftet worden (I. S. 225 steht der 8. Jan.).

Am 6. Jan. war der hochst wohlthätigen Marie Luise Weidmann in Leipzig zu gedenken, die 1793 so viele Vermächtnisse hinterließ.

S. 17 sollte Guebriant für Guebrion stehen.

S. 19. Schreibt man richtig von „Staaten" eines Fürsten von Schwarzburg?

Am 8. Jan. S. 20 fehlt unter den Gebornen (1719) der merkwurdige Georg Friedr. Gaup.

Christ. Heinr. Wolke konnte den Gestorbenen wohl noch nicht beigezahlt werden.

S. 22 fehlt unter den Gebornen Conr. Dietrich und steht Steinhuter See.

S. 24 am 10. Jan. (1790) Ehrph. Jerem. Rost, der als Rector zu Bautzen gestorbene Vater des noch rühmlich wirksamen Prof. und Thomas-Schul-Rectors Ehrenfried Wilhelm Rost zu Leipzig.

Von Ludwig III. und Ludwig II. vergleiche man die Angaben S. 25 und 45!

S. 26 fehlen unter den Gestorbenen: 1705 Domin. Andr. Graf v. Kaunitz und 1716 Schellhammer zu Kiel.

Unter dem 12. Jan. sollte Ludwig Ernst (1759) und 1806 „Wien erstmals" stehen, S. 28 Bregenz.

Am 13. Jan. war der 1792 zu Grünstadt entschlafenen, frommen und hochst wohlthätigen Grafin Charl. Wilh. v. Leiningen-Westerburg zu gedenken.

S. 32 unter den Geb. Karl Andr. v. Meyer's zu Görlitz, kunstsinnigen Verbesserers der Harmonika, der auch das Harmonicon und Bogen-Clavier erfand.

Geb. ward am 14. Jan. 1717 der eifrige Naturforscher Wilh. Friedr. v. Gleichen, gen. Rußworm.

Als Friedland's oder Trozendorf's Geburtsjahr ist vom Canzler Niemeyer das J. 1490, nicht, wie hier 1496, angegeben.

Des 1825 verlebten Gr. Peter Karl Wilh. v. Hohenthal konnte wohl S. 34 noch nicht gedacht werden. Es geschehe nachträglich.

Unter den am 16. Jan. (1766) Gebornen fehlt S. 36 der königl. sächs. Oberhofprediger Ehrph. Frdr. v. Ammon, zu Baireuth geb. 1766, unter den Gest. (1617) Wolfg. Dietr. (v. Rattenau), Erzbischof v. Salzburg.

Am 18. Jan. 1422 siegte Ziska mit seinen Hussiten bei Deutschbrod und ward im J. 1701 der schwarze Adler-Orden gestiftet.

Hans Sachs ist nicht, wie S. 43 steht, am 19ten, sondern erst am 20. Jan. 1576 gestorben, und 1807 der nicht erwähnte königl. sächs. Conferenz-Minister Ehrph. Glob. v. Burgsdorf.

Den lustigen v. Kwan hat man wohl nicht Klau zu schreiben.

Den unvergeßlichen Mk. Copernikus hat man gar zwei Mal sterben lassen, (falschlich) am 20 Jan. (S. 45) und dann (S. 325) richtig am 24. Mai 1543.

S. 47 war am 21. Jan. der Frhr. v. Wendt, letzter, würdiger Dompropst zu Hildesheim, den Gestorbenen (1825) bei zu schreiben.

Am 23. Jan. fehlt (S. 51) unter den Geb. 1635 Phil. Jak. Spener aus Rappoldsweiler, und unter den Gest. (1808) der rühmlichst bekannte Rechtsgelehrte Joh. Ehrph. Koch, Canzler der Hochschule zu Gießen.

S. 52 sollte J. 1 dem Carl noch Albert folgen.

S. 55 fehlt am 25. Jan. unter den Gest. Friedr. Wilh. v. Rhodich (1796), königl. preuß. Staats-Minister.

Am 26. Jan. vermißt man S. 58 unter den Gest. 1774 Töllner, Joh. Gottlieb, zu Frankfurt a. d. O. (dortigen Gellert), und 1795 Bach, Joh. Ehrph. Friedr., zu Bückeburg.

Am 27. Jan. (1802) fehlt unter den Gest. Joh. Rud. Zumsteeg.

Am 28. Jan. sind zu vermissen unter den Gest. (1725) Peter der Große (wie konnte man diesen vergessen!) und 1791 Oeder, Georg Christ. v., in Oldenburg.

Am 29. Jan. S. 64 Georg Heinr. Kayser, Prof. in Augsburg, zu Regensburg geb. im J. 1778.

Am 30. Jan. S. 67 Mallet, Jak. Andr., Mathematiker und Astronom zu Genf, gest. 1790. — S. 68 am 31. Jan. gest. 1677 Friedrich VI., Markgraf von Baden-Durlach.

1820 Christ. Friedr. Sintenis, beredter und fleißiger Consistorial-Rath, Prediger und Schriftsteller zu Zerbst. Endlich wäre noch für 1825 Dr. Joh. Friedr. Reinhart, Ritter und wohlverdienter Rector zu Wertheim, nach zu tragen.

Geburts- und Sterbe-Orte möchten angegeben seyn, und könnten in meist in leeren Zeilen-Räumen, ohne bedeutende Vergrößerung des Buches, z. B. S. 18 bei Garve und Fleck S. 27: Breslau; S. 20 bei Sieveking: Hamburg; S. 36 bei Jacobi: Wittershausen; S. 39 bei Storr: Stuttgart; S. 40 bei Löffler: Gotha; S 43 bei Kwan: der Königstein; S. 45 bei Döderlein: Windsheim; bei v. Hormayr: Innsbruck; bei Neubeck S. 47: Arnstadt; bei Brucker S. 49: Augsburg; bei Zollikofer: Leipzig; bei Pfizinger S. 51: Canstadt; bei Chr. v. Wolf S. 52: Breslau; bei Reese S. 58: Dessau; bei Murray S. 59: Stockholm; bei Mozart: Salzburg; bei Holberg S. 61: Copenhagen; bei Böhmer S. 64: Hannover; bei Cramer (Joh. Andr.): Jehstadt; bei Seume: Posern (unfern Weißenfels), bei Fichte: Berlin; bei Quanz S. 66: Ober-Scheden; bei Lichtwer: Wurzen; bei Schmidt (Mich. Ign.): Arnstein im Würzburgischen; bei Zacharia: Braunschweig; bei Graf Brühl S. 67: Berlin; bei Leß S. 68: Conitz; bei dem Fürsten von Hohenlohe: Schlawentitz; bei Böckh: Mördlingen u. s. f.

Uebrigens sind Vor- oder Taufnamen oft entweder unzulänglich, oder gar unrichtig angegeben. Zum Beispiel? — S. 23 steht J. G. von Albini und er hieß J. Joseph; S. 24 C. C. Kreß, statt Christ. Ehrh.; J. N. Zumsteg, st. Joh. Rud.; S. 32 J. M. Babo, st. Franz Maria; S. 34 Chr. Fr. Kretschmann, st. Karl; S. 39 G. C. Storr, st. Gliedr. Christ.; S. 40 J. Joh. Chr. Löffler, st. Josias Friedr.; S. 43 C. N. st. Ebeth. Friedr. (v. Gemmingen); S. 45 J. C. st. Joh. Ehrph. (Döderlein); J. v. Hormayr, st. Joseph; S. 47 W. W. Neubeck, st. Baier. Wilh.; P. D. v. Holbach, st. Paul Dietr. v. Holbach; S. 49 C. L. st. Ernst Ludw. Posselt; S. 57 L. A. st. Ludw. Andr. (Gr. v. Khevenhüller); S. 58 C. G. st. Ch. Glob. (Meise); S. 59 J. Ch. W. G. st. Wolfgang Amadeus (Mozart); F. W. J st. Friedr. Wilh. Joseph (Schelling); S. 64 J. st. Joach. (Nettelbeck); S. 66 J. J. st. Joh. Joach. (Quanz); M. G. st. Magnus Gfr. (Lichtwer) u. s. w. Endlich hätte von Geburts-Tagen auf Todes-Tage, so wie von diesen auf jene, je nachdem beide später oder früher im Jahr erschienen, hin und zurück gewiesen werden mögen. Weiteres künftig!

Fulda. Petri.

1825. No. XL.

Blatt der Ankündigungen.

Neue Musikalien
des Verlags von H. A. Probst in Leipzig.

Lindpaintner, P., Trois gr. Trios p. Violon, Alto et Violoncelle. Op. 52. No. 1. 1 Thlr. 16 Gr.

Alday, F., Vingt-huit Etudes p. le Violon. Op. 4. Liv. 1. 1 Thlr. 8 Gr.

Pixis, J. P., Grandes Variations milit. p. Deux Pianofortés avec Orch. (ad lib.) Op. 66. 1 Thlr. 16 Gr.

Cramer, J. B., Mélange d'Airs favoris de l'Opera: Il Crociato in Egitto, p. le Pianoforte. 12 Gr.

Czerny, C., „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!" Air allemand varié p. le Pianoforte. Op. 91. 1 Thlr.

Kalkbrenner, F., Introduction et Rondeau sur l'air français: „Filles du Hameau"; p. le Pianoforte. O. 31. 12 Gr.

— Esquisse musicale. Thème écossais tiré de Read Gountlet de W. Scott, p. le Pianoforte. Op. 74. 12 Gr.

Moscheles, J., Impromptu martial sur l'air anglais: „Revenge he cries", p. le Pianoforte. Op. 65. 12 Gr.

Pixis, J. P., Exercices en Forme de Valses p. le Pianoforte. Op. 80. Liv. 1. 12 Gr.

Czerny, C., Deux gr. Marches p. le Pianoforte à 4 mains. Op. 94. 20 Gr.

Mühling, A., Rondoletto p. le Pianoforte à 4 mains. 8 Gr.

Huldigung der Freude. Neue Sammlung ausgewählter Mode-Tänze für das Pianoforte. 2tes Heft. No. 11 bis 20. 1 Thlr.

Enthält Polonaisen, Walzer, Ecossaisen u. s. w., von Spohr, Beethoven, C. M. v. Weber, Kalkbrenner, Pixis u. A.

— Daraus jede Nummer einzeln à 3 Gr.

Literarische Anzeigen.

Eine höchst interessante literarische Gabe ist das Werk:

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

Nach dem Englischen des A. Vieusseux von Georg Loh.

Zwei Bändchen.

Es ist höchst selten, daß sich alle Beurtheilungen im Lobe für ein neu erschienenes Werk vereinen, diesmal ist es der Fall. So heißt es unter Anderem im „Conversations-Blatt" (Nr. 244, vom 22. Oktober 1825):

„Rec. zweifelt nicht, daß dieses Buch den Freunden des nie genug bewunderten Hesperiens eine angenehme Erscheinung seyn werde. Sein Verfasser kennt das classische Land in allen seinen Theilen, ist mit seiner Geschichte, besonders der neuern, und dem Charakter seiner mannigfachen Bewohner vertraut, besitzt einen milden Sinn, ein klares Urtheil und ein für das Schöne und Große sehr empfängliches Gemüth. Demnach sind die Schilderungen, welche es uns hier vorlegt, höchst anziehend und nicht nur durch den Zauber der Anmuth, sondern auch durch das Gepräge der Wahrheit geschmückt; sie sind nicht eben frei ausgemalt, aber in lebendigen Umrissen entworfen, reich an feinen Bemerkungen, historischen Notizen und schönen Einzelheiten, die uns den Verfasser werth machen, welcher in der That auf wenigen Blättern den Geist Italiens besser erfaßt hat, als hundert andere neuere Reisebeschreiber in ihren dickleibigen Bänden."

Dieses Werk, welches keinem Gebildeten unbekannt bleiben sollte, ist bei uns und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsstraße Nr. 176.

An Freunde der englischen Literatur.

Die bei dem Unterzeichneten erscheinende Ausgabe von Lord Byron's sämmtlichen poetischen Werken — The Works of Lord Byron, complete in one volume — ist so weit vorgerückt, daß über die Hälfte der Bogen die Presse verlassen hat. Nach dem Urtheil von Sachverständigen läßt diese Ausgabe an Correctheit und Eleganz nichts zu wünschen übrig. Man darf dem Publikum die Versicherung geben, daß dreifache von sprachkundigen Männern mit unermüdlicher Sorgfalt angewandte Correctur und Revision die Vermeidung der so oft auch in den splendidsten und theuersten Editionen von Byron's Werken den Genuß des Lesers störenden Druckfehler verbürgt. Die Ablieferung des ganzen Bandes erfolgt zuverlässig zu Anfang 1826. Der Subscriptionspreis von 7 Gulden 12 Kr. für die Ausgabe auf fein weiß Druckpapier und 9 Gulden 54 Kr. auf Velinpapier gilt noch bis Ende December dieses Jahres. Später tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Prospectus und Druckproben sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Frankfurt a. M., im September 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Kunst des äußern Vortrags

von

Dr. Anton.

Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Tabellarische Arzneimittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Sammlung praktischer Erfahrungen bei den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten und deren Fortschreiten,

besonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

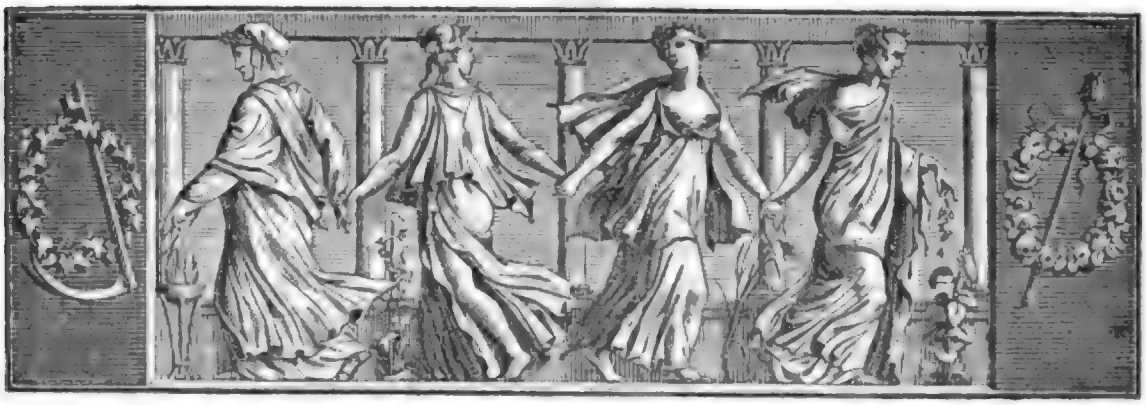
von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

(Sämmtlich angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 4. November. 176ſtes Blatt.

Prinz Fedors Reiſe-Abentheuer.

„Einen Führer nach Chateau-Royal!“ rief Prinz Fedor aus dem Reiſewagen dem zu ſeinem Empfange herbei geeilten Wirthe entgegen. — „Wie Ew. Hochgräfliche Gnaden befehlen!“ erwiederte der höfliche Mann, eifrig bemüht, durch das Blinzeln der kleinen lebhaften Augen, wie durch die tiefſte Verneigung, ſein Wiſſen und Achten des prinzlichen Incognito's aus zu drücken. — „O du Geiſt des großen Henry quatre, ſteh' mir bei!“ rief lachend der Prinz und war, wie der angerufene Monarch einſt über einen in tiefſter Reverenz zu ſeiner Empfangs-Rede ſich anſchickenden Bürgermeiſter, mit noch größerer Gewandtheit aus dem Wagen heraus über den gebückten Gaſtgeber hinweg geſetzt. — Der Beſtürzte hatte im Umdrehen doch ſchon wieder eine leidliche Faſſung gewonnen, verſicherte, der Wegweiſer ſtehe in ſeiner eigenen Perſon ſofort zu Befehl, indem gleich am Ausgang der Straße das ſogenannte Chateau-Royal gelegen, nach ſeinem unterthänigen Dafürhalten aber durchaus nichts daran zu ſehen ſey. — „Als das daran grenzende Haus, wo Rouſſeau geboren ward!“ ſprach ein ernſter Mann, jetzt auch aus dem Reiſewagen ſteigend, gleichſam begütigend, während zwei jüngere Begleiter durch unmäßiges Lachen der Voltigirkunſt ihres fürſtlichen Gebieters Beifall zollten. — „Ja, ganz recht!“ entgegnete der Ueberſprungene; „gerade am Eingang jener breiten Straße liegt das Haus, und der Herr Graf können gar nicht fehlen, dicht dabei Chateau-Royal; doch würde ich für einen Spaziergang in der Stadt die Terraſſe Latreille, Platz Antonien, die bürgerliche Baſtei, beſonders aber petit Languedoc, wo man gegen den Nordwind geſchützt iſt, vorſchlagen; wie ich auch rathe, wenn Sr. Hochgräflichen Gnaden anders daran gelegen, die ganze Umgegend von Genf mit einem Blick zu überſchauen, den mittleren Thurm der Cathedral-Kirche zu beſteigen; vor Allem aber möchte ich mein Hotel der Gewogenheit von Höchſtdenſelben empfohlen haben!“ — „Weiſen Sie den Kammerdiener nur an, und ſchicken auf jeden Fall einen Führer nach!“ entgegnete der geſetzte Mann, und eilte, dem Prinzen nach zu kommen, der mit ſeinen jungen Begleitern ſogleich auf das angedeutete Haus zugeſchritten war. Schon von weitem ſchallten ihm die begeiſterten Ergießungen der Jünglinge zu Rouſſeau's Lobe entgegen, und ſeine bedingenden Einwürfe erhitzten beſonders den Prinzen immer mehr. Bei einem lebhaften Geiſte durch ſeine Standesverhältniſſe ſich vielfach eingeengt und gehemmt fühlend, hatte Fedor gehofft, auf der Reiſe wenigſtens jene drückenden Feſſeln abſchütteln zu können, und mußte zu ſeinem Verdruß nun erleben, daß er überall erkannt und mit läſtigen Ehrenbezeugungen überſchüttet ward. Bei dem Aufenthalte in mehreren Hofhaltungen, die zu beſuchen man aus verſchiedenen Staatsrückſichten dem Jüngling zur Pflicht gemacht, mit Solennitäten überſättigt, glaubte er endlich in der Schweiz freier Athem ſchöpfen zu können, und zürnte in getäuſchter Erwartung nun bitter über die närriſchen Leute, die ihn verhinderten, irgend ein Abentheuer

als Mensch zu bestehen. So war denn Rousseau, der durch schimmernde Gründe zu der ursprünglichen Einfalt der Natur zurück zu kehren einladet, in diesem Augenblick doppelt des Prinzen Held, und wenig frommte in dem Munde des ernsten Begleiters jenes bekannte, von Voltaire an den Philosophen von Ermenonville gerichtete Witzwort: „Wahrlich, man bekommt bei Ihrem Traktate kein geringes Gelüst, sich auf allen Vieren zu bewegen; indessen bin ich ein und sechszigjähriger Mann zu alt, um mich mit Glück auf den Versuch zu legen, und so denke ich, wir überlassen diese natürliche Art zu gehen Andern, die deren würdiger sind, als wir Beide.“ — „Ja!“ rief, unerschüttert in seinem Urtheil, der Prinz: „Voltaire war es werth, lebenslang als Affe an der Kette richtauf zu gehen und auf den Dienst jener thörigten Menge zu passen, deren Urtheile er selbst irre leiten und verbilden half; aber Rousseau zu Ehren könnte ich mich selbst entschließen, den Versuch à quatre pates zu wagen, wie denn überhaupt der Geist Heinrichs, den seine Franzosen nur den guten König nannten, auf dieser Schwelle über mich zu kommen scheint!“

Man hatte unter diesen Wechselreden das Hotel wieder erreicht, und kaum war Fedor in seinem Zimmer, als er im sprudelnden Jünglings-Uebermuth sich mit den eben angeführten Worten wirklich auf die Erde warf und lachend ausrief: „Wenn auch nicht wie Heinrich an meinen Kindern, so hab' ich doch an meinen Kindereien schwer genug zu tragen, und so mögt Ihr es denn hinnehmen, daß ich es mir einmal bequem mache, da, wie gereiste Leute erzählen, unter den gründlichen Franzmännern ohnehin verlauten will, als trieben wir Deutsche es entre nous noch immer auf allen Vieren!“ — Nach solchen Ergießungen konnte es Fedor's Gefährten weiter nicht befremdlich seyn, daß es ihrem jungen Gebieter beliebte, seine wasserrechte Position quer vor der Stubenthür zu nehmen; desto erschreckter aber prallte der eintretende Wirth zurück, der auch wirklich kaum anders glauben konnte, als durch sein Oeffnen der Thür den vielleicht eben davor niedergebückten Prinzen umgestoßen zu haben. Selbst der Ausgleicher, wie Fedor seinen ernsten Begleiter zu nennen pflegte, schien hier verlegen, und das Gelächter, in welches die jungen Gefährten aus zu brechen willens waren, verstummte vor seinen mißbilligenden Blicken, indeß der Prinz mit Augen und Redensarten, welche den doppelten Schalk verriethen, den Wirth über seinen vermeintlichen Unfall zu beruhigen suchte.

Eine weitere Ausflucht ward beliebt, und Fernay, das von einer lieblichen Anhöhe auf die Wanderer herab blickte, gab, als früherer Wohnsitz Voltaire's, von Neuem Gelegenheit, zu den Gesprächen des Vormittags zurück zu kommen. Unter eifriger Unterhaltung hatte man so eine Grenzsäule erreicht, welche, die Abmarkung des Genfer Gebietes bezeichnend, den Prinzen plötzlich zu hemmen schien. Vergebens versicherte der Führer, daß ohngefähr achtzig Schritt darüber hinaus der reizendste Punkt liege; Fedor warf nur einen sehnsüchtigen Blick in die duftige Ferne, und sprach zu den Gefährten: „Ihr wißt es ja, daß man mir mein Ziel hier gesteckt hat!“ — Eine so pünktliche Beachtung der Wünsche seines Hofes war, besonders nach den voran gegangenen Gesprächen, worin, nach Art brausender Jugend, Freiheit nicht selten mit Willkühr verwechselt war, den Reisegesellschaftern doppelt auffallend. Umsonst suchten die beiden lebhaften Jünglinge den Prinzen durch seine eben verklungenen Worte zur Betretung des verbotenen Grundes zu verleiten. „Ich gab mein Wort“ — sprach er, kurz ablehnend — „will Euch, Ihr Herren, aber keineswegs hindern, Euch jenseits dieses Ziels und jener achtzig Schritte um zu sehen, wo es, wie ich gar wohl weiß, wunderherrlich seyn soll. Ohne Umstände nehmt den Führer und einen sechsstündigen Urlaub mit, ich kann den Weg nach Hause und auch mich selbst ohne Euch finden!“ — Trotz allen Ablehnens und Sträubens der Gefährten wußte der dadurch nur noch mehr aufgeregte Prinz seinen Vorschlag durchgreifend zu machen, und als Jene, endlich seinen bestimmten und drängenden Befehlen gehorchend, in einer Krümmung des Weges seinem Blick entzogen waren, schien es fast, als athme der Jüngling freier auf, so wenig die Hinweggegangenen ihm sonst zuwider oder unbequem seyn mochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp Melanchthon der Jüngere und Margaretha Kuffners, seine Geliebte.

(Schluß.)

II. Antwort des Geliebten.

„Der ehrbaren und tugendsamen Jungfrauen Margretha Kuffeners, meiner lieben Schwester zu eigen Handen.

Leipzig.

Meine ganz willige Dienst und alles Gut's zuvor an. Ehrbare tugendsame Jungfrau Margreth, ich hab Euer klägliches Schreiben empfangen, in welchem Ihr mich meiner Zusagung erinnert und Euer Elend, darinne Ihr itz stehet, hoch beklaget. Nun gehet mir wahrlich solches heftig zu Herzen, und bekümmert mich nicht ein wenig, daß Ihr von meinetwegen solches Bekummernus mußt tragen. Weil ich aber gleicher Weis in solcher Noth und Elend stecke, kannt Ihr von mir itz keinen Trost gewarten, denn alleine daß ich wunsche und bitte Gott, daß er Euch in solcher Betrübniß beistehen wolle.

Den Brief, den Ihr mir geschrieben habt, habe ich meinem Vater zuwißen überantwortet, und die Clausel,*) darin Ihr Euch loszählet, davon geworfen, gleich als wäre sie sonst darvon verloren, auf daß nicht ein Aergers daraus folgen möchte; und nach der Vorlesung hat mir mein Vater geantwortet: Es nehme ihn sehr Wunder, daß Ihr so sehr ih treiben mocht, weil Ihr doch wohl wisset, daß die Mutter noch sehr heftig sey, wurde sie aber ein wenig linder, wollt er der Sach bald rathen. Ich hab auch nie von meinem Vater aus irgend einem Wort oder Zeichen vormerken konnen, daß er solch Ehe jeh —(jemals)— zu zureißen gesinnt sey, wie Ihr denn schreibet; wär auch etwas daran gewesen, hätt er mirs wohl angezeigt alsbald do er von Leipzig kommen ist, was aber Euer Meinung sey, vorstehe ich nicht. Derhalben will ich Euch ganz freundlich und fleißig gebeten haben, liebe Jungfrau Margreth, um unser beide Gewissen willen, Ihr wollet Euch nicht von mir reißen, auf daß Ihr den Zorn Gottes nicht zu hoch auf Euch ladet und darüber zum Teufel fahret, wie Euch denn die gemeine Exempel stetig warnen, denn Euer Verheißung ist vor sich selbst ein Sacrament, ob Ihr Euch gleich gegen mir nicht so hoch als ich gegen Euch verbunden habet.

Daß Ihr aber von mir begehret eine gewisse Antwort anzuzeigen, was ich zu thun gesinnet sey, kann ich Euch nichts anders antworten, denn daß ich stets geantwortet habe, und solchs zu thun noch gänzlich gesinnet bin. Was ich aber mit meinem Vater weiter handeln werde, soll Euch schriftlich auf das Allererste durch Wenzel Fuhrmann angezeigt werden, denn mein Vater hat derseider —(seither)— noch nichts mit mir davon geredt. Damit seyd Gott befohlen. Grußet von meiner wegen Euer Vater und Mutter. Datum Wittenberg am 14 Tag January Anno 1544.

Philippus Melanchton."

Nicht ohne Unwillen wird man vielleicht vernehmen, daß die Verbindung Melanchthons mit Margaretha Kuffners dennoch nicht zu Stande kam; denn erst am 5. Mai 1550 verheirathete er sich mit einer Wittwe aus Torgau, deren Name nirgends genannt ist, welche aber schwerlich seine erste Geliebte war. Welche Hindernisse der anfänglich beschlossenen Ehe entgegen traten, weiß man nicht; nur so viel ist gewiß, daß diesem jüngeren Philipp im Jahr 1553 eine Tochter, Anna (sein einziges Kind), geboren wurde, welche 1586 starb, nachdem sie zwölf Jahre mit Martin von Embden, erstem Scabin von Magdeburg, in glücklicher Ehe gelebt hatte.

Lippus Melanchthon heirathete im Jahr 1590, bereits 65 Jahr alt, zum zweiten Male, und starb als beinahe achtzigjähriger Greis zu Wittenberg, wo er das Amt eines Notarius der Universität und Sekretairs des Consistoriums verwaltet hatte.

Julius Max Schottky.

*) Diese wahrscheinlich nur beigelegte Clausel liegt dem Originalschreiben nicht mehr bei. S.

Curiositäten.

In Toulouse erscheint eine „Kirchenzeitung"; mit der Zimmermannschen in Darmstadt wird sie wohl keine Aehnlichkeit haben. Aber sie hat sich ein großes Verdienst erworben; sie verlangt nämlich von dem geistlichen Ministerium die Anweisung einer sehr bedeutenden Summe für die Erlösung der seit dreißig Jahren im Fegefeuer schmachtenden Emigranten-Seelen.

Neue Art von Priesterpflichten. Der (katholische) Pfarrer Meyer im Canton St. Gallen ist von seinem Amte abgesetzt worden, weil er „durch seine Vertraulichkeit mit dem evangelischen Geistlichen der Nachbar-Gemeinde und durch Anempfehlung der Duldsamkeit gegen die Ketzer seinen Priesterpflichten entgegen gehandelt" hatte. Wahrscheinlich müssen diese also dort in Unduldsamkeit gegen Letztere und in Hader mit den Predigern derselben bestehen. („Kirchenzeitung" Nr. 77, S. 639.)

Empfehlenswerthe Stylistik. In Prag erschien im vorigen Jahr eine „medizinische Topographie" dieser Stadt, welche besonders wegen der Stylistik ihres Verfassers, des Physikus daselbst, Dr. Stelzig, bemerkenswerth ist. Es macht uns derselbe mit einer Mineral-Quellen-Wasser-Trink-Cur-Anstalt bekannt; er läßt einen Kucheltrabanten und Akuscher (accoucheur) auftreten; das Biertrinken zu einigen Kaffeelöffeln einzwingen. Die Küchengartenkultur liefert unglaubliche Gewächse. Der Kaffee besitzt eine bewundernde sympathetische Kraft. Das weibliche Geschlecht in Prag giebt sich als Buhldirne preis; trägt gigantisch erhöhte Brustkörbe und die Brust desselben ist entweder eine rosicht schimmernde Alabasterfluth oder eine ekelhaft gefurchte marmorne Ebbe. Wir finden durchgeschwitzte Köchinnen, gesättigten Durst, ein karrikaturförmiges Hohngelächter und eine Menge anderer ganz origineller Ausdrücke und Wendungen. Eckber.

Die nie betretene Bahn.

Wer von den Sterblichen hat jedes Ziel errungen?
Wer faßt die Fäden all', die Zufall oft geschlungen
Durch klug bedachten, noch so sichern Plan?
Wer will das Aeußere, das Inn're all' umfassen?
Und wer behauptet es, daß nichts er unterlassen? —
Er wandelt eine neue nie betret'ne Bahn!

Wilh. Sehring.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

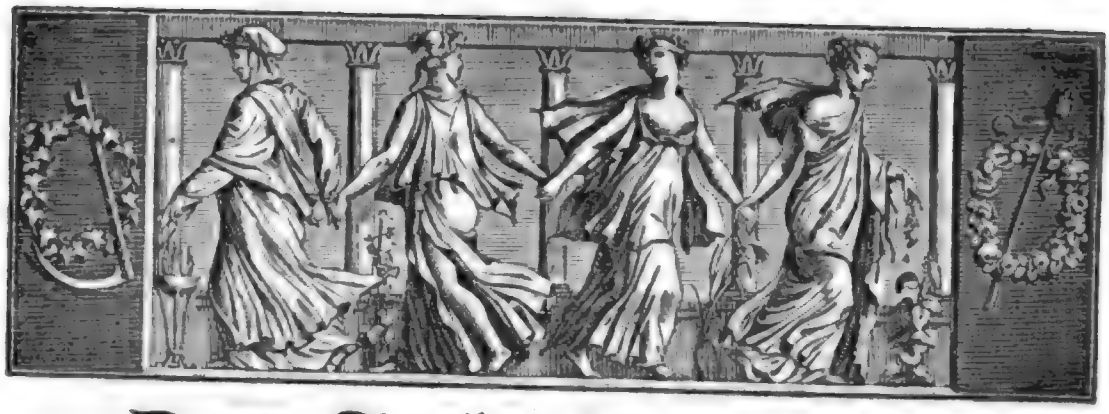
Hannover. Die hiesige Hahnsche Hofbuchhandlung, welche durch ihre Thätigkeit auch in Sortiments-Geschäften einen der Hauptpunkte für den literarischen Verkehr Norddeutschlands bildet, hat bei ihren Unternehmungen in allen Zweigen der Literatur vorzüglich das wissenschaftliche Fach vor Augen und ist namentlich den Schul-Anstalten im In- und Auslande durch ihren bedeutenden Verlag von Unterrichtsbüchern, Schriften über deutsche Sprache u. s. w. von großem Nutzen. Wie diese solide Handlung unter Anderem für correkte, mit deutlichen, den Augen wohlthätigen Lettern gedruckte, wohlfeile Ausgaben lateinischer Classiker jetzt Sorge trägt, haben mehrere gelehrte Institute bereits öffentlich anerkannt. Der Raum gestattet es uns nicht, über alle die verschiedenartigen, auch besonders noch für die vaterländische Rechtspflege ausgezeichneten literarischen Unternehmungen der Hahnschen Hofbuchhandlung ausführlich hier zu berichten; als eine der größern Unternehmungen im Buchhandel erwähnen wir aber folgendes für die deutsche Geschichtskunde classische Werk: „Monumenta historica Germaniae inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500." Dieses von der Central-Direktion der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde nach sechsjähriger Vorbereitung veranstaltete Werk, dessen Herausgeber der gelehrte Dr. Pertz, Secretair an unserm Königl. Archiv, durch seine hier erschienene „Geschichte der Merovingischen Hausmeier" und seine italienische Reise rühmlichst bekannt, besorgt, wird von der Verlagshandlung mit der dem Gegenstande würdigen äußern Pracht ausgestattet und davon die erste Abtheilung nächstens erscheinen. Ferner sind noch beiläufig zu bemerken: des verdienten Sprachforschers Heyse deutsche Lehrbücher, Spangenberg's „deutsche Rechts-Alterthümer", die neue Ausgabe von Rehberg's Machiavel, des Landdrosten von Wersabe „gründliche Untersuchungen über Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands", Hühne's „Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig", mit Vorrede von Heeren; des Hofraths Dr. Brandes „neues Repertorium für die chemischen Wissenschaften" (ein umfassendes Werk in 4. mit vielen Kupfern, dessen Druck jetzt begonnen); ferner: Grotefend's „Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über Canzel-Beredsamkeit", Bodelo's „neues Lesebuch der deutschen Geschichte", welches, mit Gründlichkeit einen anziehenden lebendigen Vortrag verbindend, Beifall findet. — Unsere Helwing'sche Hofbuchhandlung, welche durch den Beitritt eines neuen thätigen Mitinteressenten des Geschäfts seit einigen Jahren ihre Unternehmungen mehr ausgedehnt hat, kündigt unter andern Novitäten ihres Verlags den ersten Band von des Professors Dr. Sachse „Geschichte und Beschreibung der Stadt Rom", und ein „historisch-topographisches Handbuch zur Förderung eines gründlichen Studiums der römischen Schriftsteller", an, wovon der zweite Band, der das Ganze beschließt, jetzt unter der Presse ist. Ferner: des Grafen von Wackerbarth „früheste Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des Byzantinischen Kaiserthums". — Den Bühnen-Direktionen wird es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß unser Conzertmeister, Hr. Maurer, eine Operette in einem Akt: „Der neue Paris" betitelt, componirt und so eben vollendet hat. Referent, welcher Gelegenheit hatte, diese Composition zu hören, darf sie, ohne Anstand zu nehmen, den resp. Bühnen Deutschlands, welchen sie der Tondichter zusenden wird, in jeder Beziehung empfehlen. Ein Clavier-Auszug dieser Operette, von dem Componisten selbst besorgt, erscheint bereits in diesen Tagen in der hiesigen Bachmannschen Hof-Musikalienhandlung, welche seit einem Jahre ihren Wirkungskreis bedeutend ausgedehnt hat. — Da wir eben der Musik gedenken, wollen wir jenem Freunde des zarten Wiegenliedes von St. Schütze, welches sich in einem der jüngsten Hefte (Nr. 8) der Zeitschrift „Cäcilia" abgedruckt befindet, auf seinen daselbst ausgesprochenen Wunsch, daß Jemand dieses liebliche Liedchen in Musik setzen möge, hier bemerken, daß bereits vor mehreren Jahren eine Dame, mit der Bezeichnung: Aline ***, eine sehr artige Melodie, mit Guitarren-Begleitung, zu diesem Wiegenliedchen componirt hat. Dieselbe befindet sich in dem 21Oten Hefte der Lieder mit Guitarren-Begleitung, welche hieselbst bei C. A. Kunschwitz erschienen sind. — Schließlich müssen wir noch des Allerneuesten der Literatur-Produkte, welche in unserer Mitte erschienen sind, erwähnen; es ist dies der zweite Jahrgang des „Taschenbuchs dramatischer Blüthen", vom Unterzeichneten herausgegeben. Es enthält ein Original-Lustspiel: „Der Sturm von Copenhagen", in drei Akten, und ein einaktiges Original-Lustspiel: „Der Anekdotenfreund". Außer diesen beiden Beiträgen des Herausgebers ist darin ferner ein Schauspiel in drei Akten: „Mitternacht", vom Hrn. Dr. Haase zu Leipzig nach dem Französischen bearbeitet, enthalten. Die hiesige Hahnsche Hofbuchhandlung besorgt auch den Debit dieses Jahrgangs, dessen Erscheinen durch zufällige Umstände etwas verspätet worden; Referent schmeichelt sich jedoch, daß dieses seinem Unternehmen nicht nachtheilig seyn wird. Erfreut sich dasselbe einer günstigen Aufnahme, dann wird ihm auch die Verspätung nicht im Wege seyn, so wie im Gegentheil, was Gott verhüthen möge! es dann immer noch zu früh das Licht der Welt erblickt haben würde. — Mit den Vorbereitungen zur Einführung der Gasbeleuchtung in unserer Stadt ist man gegenwärtig thätig beschäftigt. Dem Vernehmen nach wird zuvor unser Theater durch diesen Brennstoff erleuchtet werden, und dann soll dieses von den Brittischen Illuminaten uns zugeführte Licht die ganze Stadt illuminiren. — Zu den öffentlichen Gebäuden, welche hier jetzt ihrer Vollendung nahe sind, gehört das der Militair-Schule in der Georgen-Straße, welches eines der schönsten Bauwerke unserer Residenz seyn wird; ferner das aus dem vormaligen Gasthof „Londonschenke" nunmehr errichtete Armenhaus, welches seinem Zwecke vollkommen entsprechen würde, wenn es sich auf einem freien luftigen Platze befände. Eben so wird auch unser Lyceum durch einen schönen Anbau beträchtlich vergrößert. Die hiesige israelitische Gemeinde hat ihren bisherigen Tempel niederreißen lassen, um auf derselben Stelle ein neues umfassenderes Gebäude zu ihrem Gottesdienste auf zu führen. Mehrere Privatgebäude, worunter namentlich das des brittischen Zahlmeisters, Mr. Taylor, geben unserer Stadt neuen Glanz und Ausdehnung. Unser Paradeplatz, an dessen obern Seite sich das herrliche Monument des unsterblichen Leibniz befindet, wird um ein Bedeutendes vergrößert. Mit dem Niederreißen der letzten Flügel unsers königl. Schlosses beschäftigt man sich gegenwärtig, dessen Bau binnen den nächsten fünf Jahren völlig beendigt seyn wird. — Ein neues Schützenhaus erwartet seine Entstehung auf demselben freundlichen Platze an den Ufern der Leine, wo unsere Bürger in diesem Jahre bereits ihr Scheibenschießen gehalten haben.

Georg Harrys.

In den Minen von Kornwallis befindet sich unstreitig jetzt die größte Dampfmaschine. Sie hebt in jeder Minute 80,000 Pfund 100 Fuß hoch, und man schätzt ihre Kraft auf die von 250 Pferden. (Corsaire.)

Das Pariser Leihhaus zieht folgende Zinsen für das zu leihende Geld auf deponirte Pfänder: 1) ½ Prozent alle halbe Monat; 2) dem Commissionair 2 Centimen auf jeden Franken; 3) 1 Cent. auf jeden Franken als Einschreibegeld; 4) 1 Cent. auf den Franken bei dem Auslösen; 5) 20 Cent. für den Aufbewahrungskasten, wenn es Juwelen oder Pretiosen sind, und 30 Cent. für das Einschlagetuch, wenn es Wäsche oder anderes Zeug ist. Letztere beide Gegenstände machen sich in jedem Fall 15—20 Mal bezahlt, ehe sie neu ersetzt zu werden brauchen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 5. November. 177ſtes Blatt.

Alexander der Große.

Von A. v. Maltitz.

(Prolog zu dem Trauerſpiel: „Alexander und Darius", von Fr. v. Uechtritz.)

Ein Heros ragt in der Weltgeſchichte,
Der noch kein größ'res Wunder angehört,
Erobert nur vom ahnenden Gedichte,
Das freudig ihn als Göttersohn verehrt;
Doch ernſt, wie jene, prüfend ſeine Thaten,
Unwillig ſeinen Irrthum muß errathen.

Die Welt umfaſſen alle großen Seelen,
Sie weihen ſich als einer freien ihr:
Nur der Erob'rer wähnt ihr zu befehlen,
In des Beſitzes thörigter Begier,
Doch, eng begrenzt, im Siege muß er finden,
Daß Ketten feſt ſie an den Himmel binden.

Euch naht der Held, von dem die Helden träumen,
Die in des Ruhmes erſter Liebe glüh'n,
Den kein Jahrhundert faßt in ſeinen Räumen
Und dem ein Welttheil nur ein Kerker ſchien,
Der erſte Sohn des Ruhms im Schlachtgedränge
Und doch der größte Zögling der Geſänge.

So viel, wie ihm, ward Keinem noch gewähret,
Was er gewann, hat Keiner noch erreicht;
So viel, wie er, hat Keiner noch begehret,
Es iſt Achilles, glücklicher erzeugt —
Denn keiner Parze ſterblich untergeben
Durft er nicht wählen zwiſchen Ruhm und Leben.

Doch täuſcht Euch nicht! Der jeden Sieg genoſſen,
Der königliche Liebling der Natur,
Der jede Erdenhuldgeſtalt umſchloſſen,
Der ſtolze Held — iſt ein Gefall'ner nur:
Und auf des Thrones, auf des Sieges Höhen,
Muß er vollenden nicht, nein, untergehen.

Er hat verkannt den Sinn der Göttergaben,
Verſchmäht den Lorbeer, den ſie ihm verleih'n,
Er will nicht ſcheinen ihn erfleht zu haben,
Und mehr noch als des Himmels Liebling ſeyn,
Der ihn geſchaffen für der Freiheit Rache,
In ſeine Hand gelegt der Menſchheit Sache.

Bald weicht von ihm der Muſen heit're Milde
Und Furcht und Drohung thürmen ſeinen Thron,
Zu Wüſten ſchafft er um ſich die Gefilde,
Denn in der Wüſte ward er Ammons Sohn.
Sein Altar flammt, vor den die Sklaven treten;
Allein der Sieg nur wagt ihn an zu beten.

Das ſind der Selbſtvergött'rung blinde Flammen,
In denen dort die Stadt der Perſer glüht,
Wie reißen ſeinen Altar ſie zuſammen,
Von welchen wild verſcheucht ſein Adler flieht —
Dem Abgott ſind die Furien erſchienen
Und ſelbſt ſein Glück tritt bleich aus den Ruinen.

So giebt das erſte Ziel, das er errungen,
Die ſtrenge Lehre der Vergänglichkeit.
Er ruft: Noch iſt Darius nicht bezwungen!
Und weiter ſtürmt er, lechzend nach dem Streit,
Bis, zweifelnd noch, ob ihn ſein Blitz erreiche,
Er ſieht und ſchaudert vor des Gegners Leiche.

Da trifft ihn denn die ſchrecklichere Lehre,
Die jedem Sieger der Beſiegte nennt;
Und ihm auch gilt ſie, jene große Zähre,
Die ſinkend auf Darius Leiche brennt.
Zum Ganges! ruft er, um nicht zu erblaſſen,
Und muß den Kampfplatz flüchtig ſelbſt verlaſſen.

Ja, flüchtig iſt der Göttersohn geworden,
Seitdem das Nichts ihn ahnungsvoll umgiebt,

Der Sieg, für den ſich ſeine Treuen morden,
Er liebt ihn noch, doch wie er Thais liebt.
Und deſſen Ruhm die Sänger nicht ermeſſen,
Er ſucht in jedem Kampf nur Selbſtvergeſſen.

Bald ſeht Ihr ihn, Verräther eig'ner Schaaren,
Verſtoßen die Getreuen in der Schlacht.
O Schmach, zu den bezwungenen Barbaren
Geht über der Zerſtörer ihrer Macht,
Er will, um ſein Bewußtſeyn zu vernichten,
Bis in die Rüſtung der Beſiegten flüchten.

Der Himmel zürnt, doch zürnet er in Frieden,
Die große Schuld vergeht in eig'nem Brand,
Wie auf den Scheiterhaufen des Alciden
Die Götter keinen Blitz herab geſandt.
In Wundern, die den Weg zu ihnen bahnen,
Soll untergeh'n der letzte der Titanen.

Die Sterne bieten ihm nur Warnungszeichen;
Doch keine Rache ſtieg auf ihn herab,
Er ſah ſein Glück zu keinem Gegner ſchleichen
Und hoch wie ſeine Throne war ſein Grab.
Auch iſt der Sieg, der Jedem ſonſt erblichen,
Erſt, als ſein Auge brach, von ihm gewichen.

D'rum ließ nicht Bachus Taumel ihn erkranken,
Nicht Gift, das in dem Freudenbecher gährt,
Es war der Wahnſinn rieſiger Gedanken,
Der ihn, den höchſten Sterblichen, verzehrt.
Und wär' auch Gift in Philipp's Trank gefloſſen,
Er hätte ſein Verderben nicht genoſſen.

Der Dichter malt ihn nur, wie er den Heeren
Ein junger Gott der Hoffnungen gebeut,
Erſchüttert bald an trügenden Altären
Vom erſten Schauer ſeiner Sterblichkeit,
Wo tief er ſeufzt in ungekannten Qualen:
„Wußt' ich die Welt zu theuer nicht bezahlen?“

Der Dichter zeigt Euch nicht der Menſchheit Blöße,
Er ſtellt Euch nicht die Schuld des Herrſchers nah;
Es iſt der Menſchheit ſtolzverwirrte Größe,
Der Menſchheit Geißel nicht, wie Attila,
Es iſt der Held, bedeckt mit allen Kränzen,
Gefallen jenſeits ſchon der Menſchheit Grenzen!

Und neben ihm ſeht Ihr ein Bild erſcheinen,
Den Mann, gebeugt von ſtolzer Erdenmacht,
So wenig durch ſich ſelbſt Tyrann der Seinen,
Als Alexander's Gegner in der Schlacht,
Verirrt auf einen Thron am Abgrundshange,
Doch menſchlichgroß in ſeinem Untergange.

D'rum ward ſein Auge ſanfter auch geſchloſſen,
Als der bethörte Schlachten-Liebling ſchied,
Der ſiegreich den Verrath als Bundsgenoſſen
Erröthend ſeinem Ruhm zur Seite ſieht.
Er ſtraft umſonſt das blutige Verbrechen,
Nur was Er fühlet, kann ſein Opfer rächen.

Hier hat das Lied den Göttersohn verlaſſen
Und folget ihm in ſeinem Wahnſinn nicht,
Denn wie die Welt verzagt hat, ihn zu faſſen,
Umfaßt ihn kaum das kühnere Gedicht.
Sein Loos auch fiel — mag er zum Ganges eilen —
Doch wo es fiel — der Dichter mußte weilen!

Prinz Fedors Reiſe-Abentheuer.

(Fortſetzung.)

Mit Wonnegefühl die Schönheiten der Gegend in ſich betrachtend, ſchlenderte Fedor zwiſchen Gärten, Weinbergen und geſchmackvollen Landhäuſern an dem lieblichen See-Ufer dem Thore St. Gervais zu. Es dunkelte bereits ſtark, aber der Mond, welcher ſein mildes Licht aus dem tiefdunkeln blauen Himmelsraum niedergoß, ließ einzelne Gegenſtände noch blendender aus der verdämmernden Landſchaft hervor treten. So weilten Fedor's Blicke ſchon von weitem auf einem reizenden Landhauſe, welches, in dem edelſten Styl erbaut, auch dem jetzt Nahgekommenen ſo anlockend erſchien, daß er der Luſt, einige Schritte durch die gaſtlich offene Gartenthür zu thun, nicht widerſtehen konnte. Unter dichtbelaubten Akazien dahin ſchreitend, hatte er ſich dem hell erleuchteten Hauſe genaht, als eine leichte ſchlanke Mädchengeſtalt aus einem Seitengange auf ihn zugehüpft kam, und mit drohend aufgehobenem Finger ihm halb ſcherzend, halb unmuthig entgegen rief: „Ew. Prinzliche Hoheit laſſen aber auch gewaltig auf ſich warten; Alle ſind ſchon verſammelt und ſchmälen vor ſich hin nicht wenig auf Höchſtdieſelben. Dafür ſollen ſie nun auch Augen machen, denn Prinz Fedor wird ſich allerdings können ſehen laſſen!“ — Das Mädchen hatte bei dieſen Worten ſeine Hand gefaßt, und zog ihn, ohne weitere Umſtände, haſtig dem Hauſe zu. Fedor, über den ſchon längſt jene Naturtrunkenheit gekommen war, welche den gefühlvollen Wanderer im Angeſicht der ewigen Alpen ſo oft ergreift, fühlte ſich durch die kleine weiche Hand und das ſchwebende Perſönchen noch in ſeiner romantiſchen Stimmung erhöht und doppelt geneigt, ein lange erſehntes Abentheuer auf jeden Fall zu beſtehen. Auch blieb, wo ſeine Verwunderung kaum Raum gewinnen konnte, keine Zeit zum Wählen oder Bedenken, denn ſeine Begleiterin war nicht ſobald einige Stufen mit ihm hinauf gehüpft, als ſie ſich von mehreren in Livrei gekleideten Dienern umringt ſahen, die den Prinzen mit einem ſeltſamen Gemiſch ſtudirter Ehrfurcht und zuthulicher Bekanntheit begrüßten. Die kleine Führerin ließ bei dem Schein der Lichter, der ſie ſelbſt im vortheilhafteſten Lichte anmuthiger Friſche und Lebendigkeit erſcheinen ließ, einen flüchtigen doch beifälligen Blick über den Jüngling gleiten, und indem ſie ihm zuraunte: „Nun, Prinz Fedor, jetzt auch hübſch mit Manier geflottert!“ — machte ſie dieſen, der in der That gegen ein leiſes Anſtoßen der Zunge auf ſeiner Hut ſeyn mußte, wirklich in Verlegenheit von Neuem verſtummen. Auch ſollte er jetzt keineswegs zur Beſinnung kommen: denn auf einen Wink des flüchtigen Mädchens hatten ſich die Flügelthüren eines glänzend

erleuchteten Salons aufgethan, und befremdet und staunend glaubte sich Fedor, während der ersten Minuten, im Ernste unter lauter Bekannten seiner jüngsten Vergangenheit zu sehen. Dennoch überzeugte ihn schon ein zweiter Blick, daß man mit eben so scharfer Auffassung als sinnreich, und ohne gerade zu karrikiren, die bedeutendsten Personen des ··er Hofes dar zu stellen suche. — „Ah, Prinz Fedor!“ — „Bravo, das Compliment war gut!“ — „Wahrhaftig, er hat sich einen ganz prinzlichen Anstand zugelegt! Aber zu verkennen ist er doch nicht!“ — so schallte es durch einander dem eben Eingetretenen entgegen; seine Führerin aber sprach: „Laßt ihn sich nun auch in That und Rede bewähren, denn bis jetzt hab' ich noch kein Wort von ihm gewinnen können; aber daß wir nun auch allzumal in unsere Rolle zu kommen und darin zu bleiben suchen!“

So viel war dem Prinzen nun wohl klar geworden, daß er, zwar für einen Andern gehalten, doch nur sich selbst dar zu stellen brauche, und voll fröhlichen Humors über die seltsame Rolle beschloß er, sich recht con amore in Scene zu setzen. So gab er sich, ohne weiter über die possenhafte Mummerei nach zu denken, den Forderungen wie der Lust des Augenblicks hin. Auf die eben ergangene Mahnung hatten sich Geberdung und Sprache in strengeren Ernst geworfen, Jeder suchte sich in der fremden Persönlichkeit, die ihm durch Namen und Würde zugetheilt, geltend zu machen und durch geflissentlichen Auf- und Anruf sich ihrer allzeit zu erinnern, wogegen jeder Verstoß gerügt, und, allgemein anerkannt, sogar in ein eigenes Büchlein verzeichnet ward. Ganz im Sinne des gallischen Verhältnisses, in welchem der Prinz selbst an jenem Hofe gelebt, wandte man sich, doch nicht ohne eine gewisse durchscheinende Absichtlichkeit, vorzugsweise an ihn. Feinsinnig und gewandt that Fedor nach allen Seiten Bescheid, mit natürlicher Anmuth Ton und Takt äußerer Hofsitte haltend, welche die Andern nur zu treffen suchten. — „Aber der Sprung à la Henry quatre von heut Morgen war etwas zu gewagt — und die dem Wirth vor der Stubenthür gegebene Satisfaktion vergab sich selbst allzu viel, wie die Rousseaus-Begeisterung unserm prinzlichen Metier!“ — so hörte Fedor von verschiedenen Seiten her sein heutiges früheres Betragen sich aufrücken. Etwas betreten entgegnete der Jüngling, der sich zum ersten Mal in seinem Leben auf diese Weise getadelt hören mochte: daß einem Gastgeber als bester Regreß jedesmal die Rechnung offen stehe; seine vormalige Gebieterin aber, jetzt Prinzessin Ludmilla genannt, erklärte Rüge und Tadel kurzweg als in der Form unzulässig. „Dergleichen Vorgänge“, behauptete sie keck, „werden bei Hofe entweder ganz ignorirt, oder als Genialitäten gepriesen!“ — „O, nun fällst Du selbst aus der Rolle!“ — Ludmilla wird sich wahrlich nicht zur Vertheidigerin des Prinzen Fedor aufwerfen!“ — so ward jetzt von unterschiedlichen Stimmen die kleine Sprecherin angefochten. — „Nun, so spiele ich mich selbst zugleich mit!“ rief das fröhliche Mädchen; „denn ich mag das muntere Kraut, und fast könnte ich Albert bitten, immer wie heute zu erscheinen!“ — Fedor aber, dem die Kleine immer interessanter wurde, fragte, jenen Anflug von Betretenheit leicht beseitigend: ob er sie wirklich für seinen Anwalb nehmen, und sich ihr dagegen zum Ritter anbieten dürfe? — „Bravo! der läßt sich durch nichts aus dem Takte bringen!“ schallte es abermals von mehreren Stimmen, und wiederum rief die gestrenge Ludmilla ihr: „Zur Ordnung, zur Ordnung! Ihr fallt aus der Rolle!“ dazwischen, und wirklich schien man der Kleinen ein entscheidendes Urtheil hier überall ein zu räumen. — „Nun, so wenden wir uns zu dem Capitel der Tagesneuigkeiten!“ — sprach eine anscheinend alte Durchlaucht unter geschminkten Falten und ihrer Perücke hervor — „was halten Ew. Liebden par Exemple von unsern Bauten, namentlich von der neuen Brücke, die, auf ganz neue Art gefugt, nachdem sie feierlichst gestrigen Tages eröffnet, wegen entstandener Fährlichkeit heute schon wieder gesperrt werden mußte?“ — „Nun“, antwortete Fedor, „daß wir im tiefsten Frieden leben, wo man ja bekanntlich die Brücken ohne Kopf baut!“ — „Wahrhaftig, eine Entgegnung, deren Prinz Fedor sich selbst nicht zu schämen braucht!“ verlautete es im Saale. — „O so muß uns der Witzbold auch den Bonaparte und den Bürstenbinder parallelisiren!“ riefen herausfordernd verschiedene Männerstimmen, und im wilden Durcheinanderreden hatte Fedor kaum verstanden, daß nach den Gesetzen eines ihm von jenem Hofe her gar wohl bekannten Spiels, womit man sich auch hier vor seiner Ankunft unterhalten, jene beiden, von zwei verschiedenen Seiten genannten Personen in einem Reim zusammen gebracht werden sollten, so sprach er leichthin:

„Er fürstete die Bürstenbinder,
Und bürstete die Fürstenkinder!“

— Lauter Beifall belohnte das Impromptü, dann aber hieß es allgemein, daß Fedor endlich hier doch auch einmal aus seiner bis jetzt so wohlgehaltenen Fürstlichkeit gefallen, und jener Witz in einem legitimen Munde nicht sonderlich zulässig sey. Fedor vertheidigte sich mit Geist und Humor; die anwesenden Damen aber machten allen weiteren Untersuchungen darüber mit ungeduldiger Frage nach dem Beginn des Balles ein Ende.

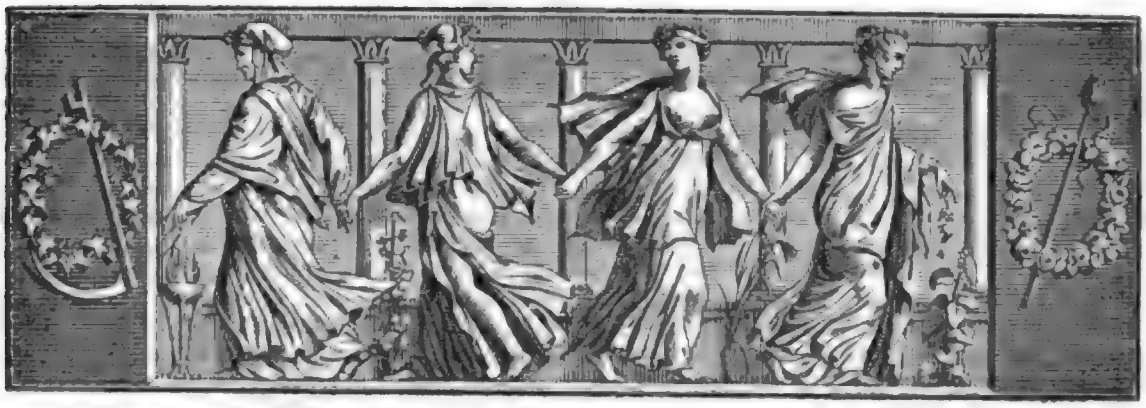
(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Nachdem ich einen Monat in Prag verweilte, bin ich nun für einige Zeit hier, und ſende Ihnen dieſe Zeilen, hoffend, daß Sie dieſelben erhalten werden. Man iſt deſſen nicht ganz ſicher, und bei manchem Poſtlauf fällt mir die Anekdote von dem Bettler ein, dem ein ſehr dünnes Stückchen Brod auf dem zweiten Stockwerke eines Hauſes herab geworfen wurde und der dem Geber zurief: „Gottes Lohn, wenn ich's habe!“ So läßt ſich freilich auch einem Briefſchreiber nicht eher danken, bis der Brief an ſeine Beſtimmung gelangt, obwohl er allerdings den Dank verdient haben kann, ohne daß er ihm zu Theil wird. — In Prag ſah ich Hrn. Anſchütz als „Wallenſtein“, Mad. Anſchütz als „Thekla“. Mad. Anſchütz iſt eine hübſche Frau, die nur vorläufig mit der Tragik noch nicht fertig werden kann, namentlich wenn von einem Schillerſchen Werke die Rede iſt. Wenn Kotzebue den Schiller bearbeitet hätte, da möchte es gehen, und es fragt ſich, ob nicht ſpäter Schiller einen ſolchen Kotzebue finden wird, wie z. B. Shakſpeare jetzt einen Meyer gefunden hat. Vielleicht macht ſich Beſagter ſelbſt künftig an dieſe Arbeit, und da bitten wir ihn, den Schillerſchen Vers: „Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft!“ nur gleich zu überſetzen: „Vermeyert iſt dem Sterblichen die Zukunft!“ — nämlich die poetiſche. Es wird dahin kommen, daß man in Gotha kein Jota an einem echten Dichterwerk ächt läßt, denn auch bis hierher ſind ſchon Ankündigungen gedrungen, die von Ueberſetzungen anderer Claſſiker reden, ſo da auch vermeyert werden ſollen; — Doch wieder zum Prager „Wallenſtein“! Ich hätte ihm zurufen mögen: „Subordination!“ — denn er wäre ein tüchtiger Wachtmeiſter, der unter ihm dienen konnte; der Feldherr ſelbſt ſtand ihm zu hoch. Er ſcheint ſich ein ganz eigenes Bild vom „Wallenſtein“ entworfen zu haben; vielleicht hat ihn irgend eine Tradition dazu vermocht, hier hat er es aber mit der **Wahrheit** der **Dichtung**, nicht mit der Wahrheit der Wirklichkeit zu thun. Auch ein falſches Streben nach Effekten mußte man Hrn. Anſchütz vorwerfen in Stellungen, Ueberlautwerden und mimiſchen Bewegungen, bei denen echtmartialiſch die Fauſt vorherrſchend war. Viel beſſer gefiel mir Hr. Anſchütz als „Tell“, dem freilich eine ideale Perſonifizirung weniger nöthig iſt. Seine beſte Rolle unter denen, die er in Prag leiſtete, ſoll „Lear“ geweſen ſeyn, den ich aber nicht von ihm ſah. Man ſagte mir übrigens — ſonderbar genug! — daß Hr. Anſchütz ſeine Rollen viel vollſtändiger gegeben habe, als es den Schauſpielern vom Prager Theater erlaubt ſey. Ich dächte, was in Wien geſtattet iſt, dürfte in Prag auch geſtattet ſeyn; aber man irrt ſich zuweilen in der Welt, ohne daß der Grund zu dieſem Irrthum auf zu finden iſt. Uebrigens haben Hr. und Mad. Anſchütz in Böhmens Hauptſtadt den Meiſten gefallen, was auch leicht möglich ſeyn kann nach dem, wie mir die dortige Bühne erſchienen iſt. — Und nun von Wien! Das Burgtheater hat hübſche Talente, die ſich nach und nach heran gebildet haben und namentlich kann man das Enſemble meiſt nicht beſſer ſehen, beſonders wenn von bürgerlichen Schauſpielen und leichten Luſtſpielen die Rede iſt, im Fall ſie nämlich ſo gut beſetzt ſind, als man es vermag — denn auch hier drängen ſich in der Hinſicht Menſchlichkeiten auf. Von poetiſcher und genialer Auffaſſung findet man jedoch ſelten Spuren, wenn wir die Schröder (die ich übrigens hier **nicht** geſehen habe) und Demoiſ. Müller abrechnen. An dieſer jungen Künſtlerin ſind genialе Augenblicke nicht zu verkennen, und mit einem tiefernſten Studium, ſo glaube ich, könnte ſie ſelbſt in der höheren Tragik die Meiſterſtufe erreichen, während jetzt noch gar viele von ihren Leiſtungen keine feſte Haltung haben. — Die hieſige Oper — ſoll man davon reden? Was jetzt in den Neben-Theatern davon anklingt, iſt in der Aufführung ſo, daß man die Opern im Königsſtädtiſchen Theater zu Berlin, ehe die Sonntag, Jäger und Wächter dort waren (denn dieſe Matadore und Meteore des Geſanges ſind mir noch fremd), ja ſelbſt wenn wir Spitzeder noch heraus nehmen, für Meiſter-Darſtellungen erklären müßten. Und dies in **Wien**, dem ſonſtigen Aſyl der Virtuoſen. Ich habe eine überwiegende Vorliebe für die Oper, ja für das Schauſpiel überhaupt; aber eine Hauptſtadt, und beſonders die ehemalige Hauptſtadt Deutſchlands, muß eine deutſche Oper haben, darf überhaupt keine Kunſt-Anſtalt ſinken laſſen. — „Ja, ihr hättet nur die **Italiener** hören ſollen, dann würde euch die Luſt an deutſchem Geſange ſchon dahin ſeyn!“ ſo hört man hier oft entgegnen bei Aeußerungen, wie ich ſie eben zu Gunſten der deutſchen Oper ausgeſprochen habe; aber ſchlimm genug, daß der Charakter italieniſcher Muſik **den** der unſrigen ſo leicht verdrängen konnte!! Ich liebe die italieniſche Muſik, habe ſie in den erſten Städten Italiens an der Quelle gehört, mit Entzücken gehört; aber — Gott ſey Dank! — ſo verwelſcht bin ich nicht, daß ich nicht mit gleicher, ja zuweilen mit tieferer Luſt, die einfachſte deutſch-kräftige Muſik hören könnte. Und was wollen denn die Wiener? Sehen ſie nicht, daß höchſt mittelmäßige Aufführungen von Opern in einem hieſigen Neben-Theater zahlreich beſucht werden?! Es iſt bei den höheren Ständen eine Art von Ueberſättigung, eine Uebertreibung in ihrem Geſchmack für Muſik eingetreten, und da verdammen ſie nun alles Deutſche, um nicht ſich ſelbſt verdammen zu müſſen. Das deutſche Opern-Perſonale in Wien, jetzt in viele deutſche Städte zerſtreut, war ein talentreicher Verein, der, beſſer benutzt, beſonders wenn der Rauſch der Neuheit vorüber war, ſich gar wohl halten konnte; aber man brach ihm mit kritiſcher Frivolität den Stab, und ſo hat ſich denn die verjährte Meinung: daß man in Wien alles Einheimiſche zu heben und zu halten ſtrebe, in ernſter Probe nicht ſonderlich bewährt; ja, es iſt ſogar zu bemerken, daß man viele Mitglieder der ehemaligen deutſchen Oper, die nicht einen ausgezeichneten Ruf haben, mithin ſchwer ein anderes Engagement erhalten, unbekümmert darben läßt; wenigſtens wird dies hier von einzelnen Perſonen erzählt. (Der Schluß folgt.)

Das Vergnügen der Furcht. Es iſt gewiß nicht unintereſſant, zu beweiſen, daß, ſo wie der Menſch im Schlamm und Sande Gold, er noch öfter in der Furcht Vergnügen findet. Fangen wir von der Kindheit an: Was macht dem Kinde wohl größeres Vergnügen, als das Spiel des Haſchezecks, des Räuberſpiels, Taube und Habicht u. ſ. w.? Kommen wir zum Jüngling, ſo beginnt da ein etwas gefahrvolleres Spiel, das leider bis in's ſpäte Alter hinein gewagt wird, das Minneſpiel! Wo zeigt ſich wohl der Reiz am ſchärfſten, als da, wo die größte Gefahr iſt? Ein öffentliches Verlöbniß ſteht bei weitem zurück hinter dem erſchlichenen Rendezvous! Die Beſorgniß der Entdeckung, der Gedanke: was wagſt du jetzt? — gerade das ſpornt den Reiz der Liebe bis zum höchſten Entzücken: das **Vergnügen der Furcht** ſteigert unſern Genuß! — Woher ferner rührt unſere Theilnahme an Erzählungen von Schiffbrüchen, von Räuberanfällen, von Geiſterſcheinungen? Weshalb hören wir die letzteren am liebſten, wenn es dunkelt? Doch nur, weil das Schauerliche der Nacht das Vergnügen unſerer Furcht erhöhet! Bei Tage haben ſie nicht halb ſo viel Intereſſe. — Ja, ſelbſt unſere Begierde, Unglücksfälle, gewagte Unternehmungen, lebensgefährliche Kunſtfertigkeiten mit an zu ſehen, wozu Kämpfe mit wilden Beſtien namentlich gehören, beweiſet ſie nicht für unſern Satz? Selbſt das zarte weibliche Geſchlecht ſieht zu, ſpricht: „Ich kann es nicht mehr mit anſehen!“ und doch geht keine Zuſchauerin weg! Mit halbem Blick müſſen ſie noch das Letzte abwarten; vom unwiderſtehlichen Zauber des Vergnügens der Furcht gefeſſelt, weilen ſie, bis das unglückliche Opfer todt darnieder geſunken, und dann erſt — fallen ſie geſchwind vor Entzücken — ich wollte ſagen vor Entſetzen — in Ohnmacht. (Pandora.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 7. November. 178ſtes Blatt.

Rede über einen ernſten Gegenſtand,
geſprochen von — Jemandem.*)

Meine Herren! Einige Worte aus dem Herzen ſind ja wohl immer erlaubt, auch von einem unberufenen Redner. Weß das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Eine gute Sache braucht nicht vieler Vertheidigung, edle Gemüther verſtehen ſich von ſelbſt und der Zweck heiligt die Mittel. Wenn ich daher mir erlaube, Ihnen einige ſchlichte Worte vor zu tragen, gerade wie ſie aus dem Herzen kommen, ohne daß ich ſie etwa vorher auf's Papier gebracht hätte, ſo entſchuldigen Sie meine Unbeholfenheit mit dem guten Willen, da ja ſchon der Prolog, der „Rüpel" im „Sommernachtstraum", ſagt:

„Der Wille bleibt doch gut, wenn wir'n auch nicht erfüllen!"

Wir begehen heut, meine gemüthvollen Freunde, das Stiftungsfeſt unſerer Geſellſchaft. Drängt ſich uns da nicht die ernſte Frage auf: Was bezweckte dieſe poetiſche Geſellſchaft? — Ich wollte im „Converſations-Lexicon" nachſchlagen, was eine Geſellſchaft, und zumal eine poetiſche, iſt; da ich aber, wie meine Freunde wiſſen, gerade jetzt im Ziehen begriffen bin, ſo hatte ich leider den Theil G und H bereits tief unten im Koffer verpackt und Sie entſchuldigen daher, wenn ich die ſchulgerechte Definition mir auf unſer zweites Stiftungsfeſt vorbehalte.

Ich, der ich, wie meine Freunde wiſſen, im Idealen umher ſchweife, kann mir nicht gut einen andern Zweck denken, als die Verbreitung der Poeſie. Welches göttliche Ziel, wo man überall die Klage hört, daß es mit der wahren Poeſie aus ſey. Deshalb verband ſich anfänglich, ſoweit ich die Geſchichte unſerer Geſellſchaft in den mythiſchen Nebel der mährchenhaften Vorzeit hinauf verfolgen kann, eine kleine Zahl von zehn bis zwölf Poeten. Dieſe Conglomeration zog allmählig die verwandten Stoffe an ſich und als ſie an producirenden Kräften (ohne dieſe eben zu ſpüren) reich genug war, wälzte ſich die Lavine immer weiter, und nahm Activa und Passiva, Producenten und Conſumenten, Dichter und ſolche, die Dichter leſen, oder ſie doch wenigſtens recenſiren, in ſich auf. Einige haben hier das Gleichniß gebraucht von einem Stachelſchwein, das ſich herumkugelnd die abgefallenen Früchte aufpiekt. Abgeſehen davon aber, daß ein Gleichniß mit einem Schweine, welcher Art dies auch ſey, außer in Homer's ungebildeten Zeiten, durchaus gegen die gute Sitte verſtößt, ferner abgeſehen davon, daß es hinkt, da unſere conſumirenden Mitglieder eben ſo feſt in und an der Geſellſchaft ſitzen, wie die Producirenden, ſo iſt dies auch für uns, von der letztern Gattung, beleidigend, da die Poeten alsdann zu ſpitzen Stacheln, die Nichtpoeten aber zu ſüßen Früchten würden.

Ich bin daher mehr für das Gleichniß der Lavine, zumal das kalte Schneegefühl mehr mit unſerer nordiſchen Dichter-Natur harmonirt, oder auf deutſch ſich reimt. Weshalb aber, fragen die extra und intra,

*) In der Berliner (literariſchen) Mittwochs-Geſellſchaft, bei der Feier des einjährigen Stiftungstages am Montag den 24. October 1825. D. Red.

weshalb habt Ihr so viel passiva, so viel Consumenten, so viel Nichtdichter aufgenommen, die Eure Minderzahl zu erdrücken drohen?

Meine werthen geistreichen Freunde, sowohl activa als passiva, intra und auch extra! wohl erkennen wir den großen Unterschied, welchen die Natur zwischen die Wesen hinstellte. Alle lebende Geschöpfe sind entweder Dichter oder nicht. — Die Kluft zwischen Beiden scheint für das gewöhnliche Auge unausfüllbar, der Menschenfreund aber (versteht sich auf unserer Seite) hält sie indeß nicht für unüberspringbar. Es dürfte hier vor Allem, meine geistreichen und gemüthvollen Freunde, nöthig seyn, eine gründliche Untersuchung des Wesens der Poesie voran zu schicken.

(Der Schluß folgt.)

Prinz Fedors Reise-Abentheuer.

(Schluß.)

Auf einen Wink des Pseudo-Monarchen tönte sofort Musik, die Thüren eines Tanzsaales flogen auf, Prinzessin Ludmilla ließ Fedor durch ihren Kammerherrn zum Tanz entbieten, und hinter ihnen her reihten sich zur Polonoise die andern Paare. In gemessenen Takten und Wendungen war man einige Mal im Saale auf und ab gewandelt, forschend und mit leisem Kopfschütteln der Prinz oft von seiner Tänzerin angeblickt, und durch manch beziehungsreiches, eben darum ihm aber unverständliches Wort aus seiner Prinzlichkeit zu verlocken gesucht, wogegen er sich nur um so fester damit verhüllte. „Nun, ich gebe mich ja gefangen!“ sprach sie endlich ungeduldig; „aber nun laß es mit der Prinzlichkeit auch gut seyn, oder sprich wenigstens jetzt ein natürliches Wort: denn wahrhaftig, mir ist fast, als schwebte ich mit einem Gespenst auf und ab!“ — Fedor konnte sich nicht enthalten, dem reizenden Mädchen durch einen innigeren Druck der Hand dar zu thun, daß hier der Gespensterglaube ohnmöglich von Dauer seyn könne, doch fuhr er mit erhöhter Laune um so eifriger fort, seiner Tänzerin als Prinzessin Ludmilla zu begegnen. — „O wie boshaft!“ sprach jetzt die Gedrgerte; „aber Geduld, ich fange Ew. Prinzliche Hoheit dennoch!“ — Mit einer mehr schnippischen als hofmäßigen Verbeugung zog sie ihre Hand aus der ihres Führers, und war aus dem Zuge tretend auch sogleich durch eine Nebenthür verschwunden. Die Musik tönte fort und Fedor benutzte den noch nicht geendeten Tanz, um unbemerkt ebenfalls in ein anstoßendes Gemach zu treten. Zu seiner Freude sah er sich dort allein, frische Abendluft wehte ihm kühlend vom Garten her aus dem offenen Fenster entgegen, und wohl fühlend, daß sein Abentheuer jetzt den höchsten Gipfel der Lust erreicht habe, und, fortgesetzt, nur mit Verlegenheit und Beschämung enden könne, nahm der aufgeregte Jüngling keinen Anstand, sich durch einen leichten Sprung in den Garten hinaus zu schwingen. Auf buschigen Seitenwegen der Gartenthür zueilend, erblickte er zwei Männergestalten durch den Hauptgang auf das Landhaus zuschreiten, deren einer des verspäteten Kommens gedachte, aber zugleich sich lachend rühmte: den Vorzug wenigstens genutzt und sich mit Hülfe des Schneiders, Haarkräuslers und anderer Toilettenkünste zum vollständigen Prinzen Fedor umgestaltet zu haben. Der Genannte fühlte keine Lust, seinem Repräsentanten den Weg zu vertreten, freute sich vielmehr, daß der günstige Stern, der zu einem so lustigen Abentheuer geleuchtet, ihn eben zur rechten Zeit davon geführt habe. — Ohne weiteren Aufenthalt das Hotel erreichend, fand er die ohnlängst zurück gekehrten Gefährten seinetwegen schon in Sorgen. Seine Mittheilung des eben Erlebten versetzte sie in nicht geringe Verwunderung, und der Prinz, obgleich er lachend versicherte, sich durch das Abentheuer nichts weniger als compromittirt zu haben oder zu fühlen, gab doch seine Zustimmung zur augenblicklichen Abreise, welche Jene dringend in Vorschlag brachten. — Auf flüchtige Nachfrage hatte man im Gasthofe erfahren, jenes Landhaus sey von Fremden bewohnt, welche, durch die neuesten politischen Vorfälle mannigfach veranlaßt, sich in der Schweiz angesiedelt und hier einen gesellschaftlichen Sammelplatz vieler, mit der bestehenden Ordnung Unzufriedenen gefunden hätten. Der fürstliche Jüngling ließ sich das weiter nicht anfechten, erklärte sich mit der Rolle, welche er dort gespielt, vollkommen zufrieden, und mochte besonders durch seine jüngeren Begleiter gern an das seltsame Abentheuer erinnert seyn.

So hatte man auf schneller Rückreise wiederum das fürstliche Lustschloß erreicht, welches, sammt seinen hohen Bewohnern, in Scene zu setzen sich jene seltsamen Comödianten bemüht hatten. Fedor, welcher das Erscheinen bei Hofe für den Tag der Ankunft von sich zu weisen gewußt, und die fürstliche Familie den Abend in der Residenz vermuthete, nahm keinen Anstand, sich in dem weitläufigen Park zu ergehen. Im träumerischen Nachklang jenes Abentheuers versunken, war er mit seinem Begleiter bereits eine Zeit lang umher gestrichen, als er plötzlich mit dem Ausruf: „Sieh' da, Prinzessin Ludmilla, meine kleine allerliebste Fürstin!“ auf eine junge Dame deutete, welche sie, um die Krümmung eines Ganges biegend, in der Gesellschaft Mehrerer daher wandeln sahen. Die heftig Erschreckten bogen sogleich in einen andern Gang, Fedor aber, quer durch das Gebüsch dringend, schien auf jeden Fall willens, ihnen aufs Neue den Weg zu versperren; denn als die Damen abermals auswichen, eilte er mit gewaltigen Schritten sogar hinter den Flüchtigen her,

Da schreitet dem Erhitzten plötzlich ein gravitätisches Männchen entgegen: der Schlüssel auf der Brust verkündet den Kammerherrn, und eine Fluth von Redensarten macht bemerklich: wie sehr Prinzessin Ludmilla erfreut seyn werde, den Prinzen Fedor Morgen zu begrüßen, für heute aber doch geneigt scheine, die Begegnung ab zu lehnen. — Der also Beschiedene stand wie vom Donner gerührt und hätte gern das in erster Bestürzung von einer täuschenden Aehnlichkeit gestammelte Wort zurück gehabt, als der Abgesandte sich bereits lächelnd empfohlen hatte. — Ueber das neueste Abentheuer höchlichst verlegen, wagte Fedor kaum, es gegen sich selbst als Rechtfertigung geltend zu machen, daß ihm die Prinzessin bei seinem früheren Einspruch nicht sichtbar geworden, und er im Nachwirken seltsamer Stimmung durch eine wirklich auffallende Aehnlichkeit getäuscht sey. Während der fürstliche Jüngling in seinem Zimmer unmuthig auf und ab schritt, hatten die dienstwilligen Begleiter Nachforschungen angestellt und berichteten ihrem Gebieter, daß die in Genf Erblickte wahrscheinlich eine Gespielin der Prinzessin Ludmilla sey, ein Fräulein, welches mit den jungen Fürstinnen erzogen, durch eifriges Streben Jener, der sie von Kindheit auffallend geglichen, sich zu verähneln gesucht habe. Seit Jahr und Tag, lautete es weiter, sey Fräulein Adele jedoch durch Familienverhältnisse ihren erhabenen Freundinnen entführt, indem ihr Vater, im Wahn einer erlittenen Kränkung, den Staatsdienst wie das Land verlassen, und sich in der Schweiz angesiedelt habe. Fedor schwankte, ob er das erlebte Abentheuer bei Hofe verlautbaren solle: aber mit liebenswürdiger Anmuth kam ihm Prinzessin Ludmilla zuvor, und indem sie ihm höchliches Lob spendete, den gemeinsamen Stand auf so geniale Weise bei Ehren erhalten und selbst die aufsässigsten Querköpfe durch sein damaliges Betragen beschämt und entzückt zu haben, erzählte sie mit scherzender Ironie: wie der ihrer Freundin vom Vater ausersehene Bräutigam dem Hofleben gar abgeneigt sey, von der, wie billig, dafür eingenommenen Braut aber oft neckend berufen worden, nur das zu verspotten, was er nicht eingesehen und zu handhaben wisse. „Man hatte in den dortigen Kreisen Partei dafür und dawider genommen" — sprach jetzt eine der fürstlichen Schwestern, während Ludmilla mit einiger Verwirrung den Anflug höheren Roths, welcher plötzlich ihre Wangen übergoß, den Augen des Jünglings zu entziehen suchte; — „der gastliche Einspruch des Prinzen bei uns gab, nebst einiger Aehnlichkeit, welche Adelens Verlobter mit demselben haben soll, die erste Veranlassung zu der seltsamen Maskerade, wo zunächst dem Grafen Albert und zur Gesellschaft dem ganzen Kreise die Aufgabe gestellt war, sich in den Schranken höfischer Bräuchlichkeit mit Geist und Grazie zu bewegen." — Ausführlich gab Fedor nun die Geschichte jener Stunden zum Besten, wogegen die jungen Fürstinnen die Bestürzung und Betretenheit der Gesellschaft bei des Grafen endlichem Erscheinen schilderten, der aber doch, so lautete der Schluß, zur großen Genugthuung seiner Braut, nicht umsonst einen so edlen Vertreter gehabt haben solle. — So war jenes Abentheuer zur vollkommenen Befriedigung gelöset, dennoch aber für Fedor ein dunkler Flecken darin zurück geblieben: denn immer lebhafter klangen die Adelen zugerufenen Worte, daß sie, im Geiste ihrer Ludmilla-Rolle bleibend, den Prinzen Fedor nicht vertheidigen dürfe, in diesem wieder. Die Herrliche, mußte er annehmen, war ihm also abgeneigt, und wenn er ihrer gestissentlichen Zurückgezogenheit während seines ersten Verweilens an dem väterlichen Hofe gedachte, das, es war ihm wohl bewußt, in beiden Cabinetten noch dazu als eine Brautschau angedeutet worden, blieb ihm vollends kein Zweifel. Nun aber konnte sich Fedor unmöglich dabei beruhigen, vielmehr suchte er, die Sinnesweise der liebenswürdigen Fürstin erspähend, zu ergründen: was im eignen Wesen und Seyn, wie in den darüber erschollenen Gerüchten, ihn ihren Augen mißfällig gemacht haben könne; der ewigen Schlüsse in die Ungewißheit hinein müde, suchte der Jüngling in geradsinniger Anfrage endlich an der Quelle selbst zu schöpfen. Nun leugnete die junge Fürstin zwar irgend eine obwaltende Abneigung, ward aber doch verlegen dabei, und so gab sie, entweder um den zudringlichen Frager zu widerlegen, oder auch um ihm früheres Unrecht zu vergütigen, dem Prinzen im Verlauf der Zeiten manches Zeichen der Gunst. Es liegt außer dem Plan dieser Blätter, über Prinz Fedor's Werbungsgeschichte aus der Schule zu plaudern; aber als er die Erhabene längst in die Hallen seiner Fürstenburg eingeführt, klang, immer gern vernommen, oft eine fröhliche Erinnerung jener Begebenheit in den vertrauteren Versammlungen des hohen Familienkreises wieder.

E. Karoli.

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Natur thut das Beste und die Aerzte tragen den Lohn davon.

Alle neue Zeitung ist einem Verständigen nichts Neues.

Die beste Musik ist, wann Herz und Mund übereinstimmt.

Wann man die Welt recht bethören will, muß man es stracks an der Jugend mit ihr anfangen.

Wer Jedermann will recht thun, der muß Jedermann gefallen; wer Jedermann gefallen will, muß Jedermanns Knecht seyn.

Julius Max Schottky.

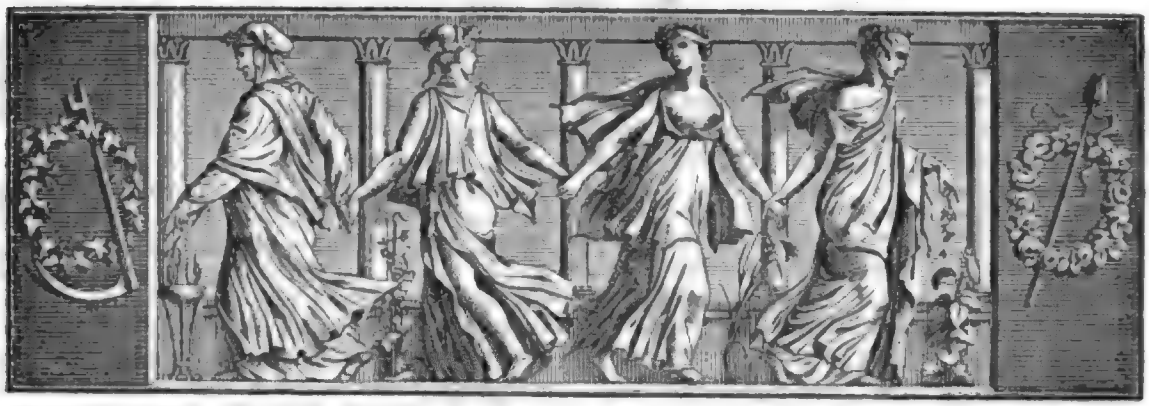
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß.) Da man nun weder eine italieniſche noch eine deutſche Oper hat, verſucht man es weiter mit den Ausländern und ſo curſirt der Plan, für das nächſte Jahr eine franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft nach Wien zu berufen; da wird denn, wie an vielen Orten Deutſchlands, das Vaudeville ausbeiſſen müſſen. — Im Leopoldſtadter Theater bin ich auch ſchon ein Paar Mal geweſen und habe die höchſt gemiſchte Verſammlung unmäßig lachen und klatſchen hören, aber leider wenig mitlachen können. Die Sagt, daß man über die Wiener Späße lacht, ſelbſt wenn man ſie nicht verſteht, wollte ſich an mir nicht beſtätigen; ich habe von den Worten wenig verſtanden und wenig darüber gelacht. Begreifen konnte ich indeß, daß dieſe Bühne ſich der ausgezeichnetſten Lokal-Komiker rühmen darf. — Von den neuen literariſchen Produkten Wiens habe ich — die hier erſcheinenden Journale ausgenommen, unter denen die „Zeitſchrift für Kunſt und Mode" die vorzüglichſte iſt — in der kurzen Zeit meines Hierſeyns noch nichts leſen können. Doch ja, ein kleines Büchlein, das man mir gab, weil darin viele der hieſigen Späße zuſammen getragen ſind. Es hat den Titel: „Bären. Eine Sammlung von Wiener Anekdoten, von J. F. Caſtelli" (bei Tendler und Manſtein verlegt). Mehrere dieſer Späße kannte ich ſchon und ſchwerlich entſtanden ſie alle in der Kaiſerſtadt; indeß ſind unter den hundert Geſchichtchen, die ſich hier vorfinden, viele ſehr beluſtigend. Ein Wiener, den ich fragte, warum das Sedez-Büchlein mit „Bären" betitelt ſey, gab gleich einen neuen Beitrag zu dem Inhalt, indem er mir antwortete: „Schauen's, weil man hier die irländiſchen Bulls Bären nennt!" In der Vorrede ſagt Caſtelli darüber: „Der Wiener nennt einen Bären jeden derben aus der Luft gegriffenen barocken Spaß, vielleicht darum, weil die Bären ſo unbeholfen einherſchreiten, vielleicht auch, weil ſelbſt im Hochdeutſchen jeder ſchwere Klotz ein Bär genannt wird." — Dieſe Vorrede hat übrigens für norddeutſche Spaßmacher nichts Schmeichelhaftes. Es heißt da unter Anderem: „Der Oeſterreicher, abſonderlich der Wiener, iſt ein geborner Spaßmacher, ſchon ſein Dialekt eignet ihn dazu vorzüglich; und ich kenne außer dem Oeſterreicher nur noch den Schwaben, der Späße im eigentlichſten Sinne zu machen verſteht. Wer die gemeine Volksklaſſe in Wien ſtudirt hat, wird ſich mit mir wundern, welcher Fond von Spaß in dieſen Menſchen liegt, und die Communität der Fiaker und salva venia Schuſter- und Schloſſer-Jungen in Wien ſagt in einem Tage mehr Spaßhaftes, als alle hochberühmten Spaßvögel des Nordens zuſammen genommen. Daher kommt es auch, daß die Spaßmacher auf den Theatern in Wien ſo leichtes Spiel haben, wenn ſie anders ſelbſt Wiener ſind; denn ſie brauchen nur an zu wenden, was ſie täglich hören und ſehen; daher kommt es, daß fremde Spaßmacher in Wien ſo ſelten gefallen und Wiener Spaßmacher faſt überall (?) Lachen erregen, daher kommt es auch, daß Wiener-Späße (die lokal-dramatiſchen Wiener-Dichtungen ſind doch auch nichts anderes), überall ihr Publikum finden. Ich habe Ausländer in unſerm Leopoldſtädter Volks-Theater aus vollem Halſe lachen geſehen, ohne daß ſie auch nur ein Wort von dem verſtanden hatten, was ſie zum Lachen reizte. Daher ſagt der Nordländer auch mit Recht: Wir haben Witze gemacht; indeß der Oeſterreicher mit eben ſo großem Recht verſichert: Mir ham an Gſchpaß gemacht." — Nun, Caſtelli iſt ein geiſtreicher, liebenswürdiger Schriftſteller, und ich bin ein Ausländer, der ergebenſt bittet, ihn hinſichtlich des Leopoldſtädter Theaters als geringe Ausnahme gelten zu laſſen: ich habe viele Wiener-Späße ſehr lieb; bei ſolchen aber, die ich nicht verſtehe, will's mit dem Lachen nicht fort. Im Uebrigen mögen die hochberühmten nordiſchen Spaßmacher (ich bin nicht einmal ein unberühmter), mit ihm haderu — wenn ſie nämlich wirklich keinen Spaß verſtehen; denn ganz im Ernſte können doch die Fiaker, Schuſter- und Schloſſer-Jungen nicht vor jenen rangiren ſollen. Hr. Caſtelli tanzt in der Vorrede, wie die Wiener pfeifen; doch glaube ich nicht, daß es deshalb im Norden ſeinen Bären ſo gehen wird, wie dem in Gellert's Fabel; man wird ſie vielmehr günſtig aufnehmen. — D.

Die Brander der Neu-Griechen. Da dieſelben in dem Unabhängigkeits-Kampfe der Griechen eine bedeutende Rolle ſpielen und, beſonders unter der Leitung des unerſchrockenen Ypſarioten, Konſtantin Kanaris, des Helden von Chios, Tenedos und Samos, ſchon mehr als einen Triumph über die Barbaren des Orients den Hellenen bereitet haben, ſo dürfte dasjenige nicht ohne Intereſſe ſeyn, was der Capitain Philippe Jourdain, der im Jahr 1822 auf der griechiſchen Flotte Gelegenheit hatte, ſich durch den Augenſchein zu belehren, dem ehemaligen franzöſiſchen Conſul in Janina, Pouqueville, darüber mittheilte, und was ſich in deſſen „Histoire de la régénération de la Grèce", Tom. 3. Pag. 8. 9 findet. Daſelbſt heißt es: „Die griechiſchen Brander ſind von allen denen, die bis jetzt in den Seekriegen gebraucht worden ſind, verſchieden. Es ſind alte Schiffe, welche mit brennbaren Stoffen, wie Pulver und Salpeter, angefüllt werden: das Tauwerk wird mit Werg, welches in eine Miſchung von Schwefel, Pulver, Kampher, Oel und Weingeiſt getaucht worden iſt, bedeckt. Von dem Zwiſchendeck gehen Ableiter zu dem Tauwerke, ſo daß ſich das Feuer ſogleich allen Theilen des Takelwerkes mittheilen kann. Im Innern des Schiffes ſind Schieber (coulisses) angebracht, um das Feuer überall hin zu verbreiten, und einer davon, der mit den andern zuſammen hängt, endet an dem hintern Fenſter des Schiffes. Auswärts, nahe bei den Fenſtern, befindet ſich ein Ganggerüſt, wo der Capitain ſich aufhält, um den Brander an zu zünden: ſein Boot mit der Mannſchaft iſt bereit, ihn auf zu nehmen, ſobald er das Feuer angelegt hat. Der Capitain, der ſtets unter den beſten, muthvollſten und kaltblütigſten Matroſen ausgeſucht wird, erwählt ſich vor Sonnen-Untergang das Schiff, das er anzünden will, und führt darauf in der Nacht den Brander gegen den Feind. Wenn das Vordertheil ſich mit dem Takelwerk verwickelt hat, wird der Brander angezündet, worauf der Capitain ſich einſchifft, um das Schiff, das ihn erwartet, zu erreichen." — Aus dem erſten Heft der in Paris und Brüſſel in dieſem Jahre erſchienenen „Biographie des Hellènes", die ſich mit dem Brander-Führer Konſtantin Kanaris beſchäftigt, entlehnen wir über die Brander der Neu-Griechen noch Folgendes. Das Innere derſelben wird mit gebrauchten Stricken, mit altem, mit Oel getränktem Werg, ganz trockenen, mit Pech beſchmierten Holzſpänen und harzigen Fichtenzweigen angefüllt, und das geſammte Tauwerk in gewöhnliches Oel getaucht. Erſt dann, wenn der Brander dem feindlichen Schiff angehängt iſt, wird Feuer unter die Spane geworfen und nun verläßt die Mannſchaft das Fahrzeug durch eine am Hintertheile angebrachte Stückpforte, um in die Schaluppe zu gelangen. Die übrigen Nationen, welche ſich der Brander bedienen, überlaſſen dieſe dem günſtigen Winde, um an den Feind zu gelangen. Die Capitains der griechiſchen Brander haben übrigens Vollmacht, gegen den Feind zu agiren, ohne einen Befehl ab zu warten, und brauchen dabei nur ihrer Eingebung zu folgen. — Nach neuern Nachrichten haben die Griechen jetzt Brander, mit denen ſie den Feind auch am Tage und auf offener See, nicht bloß im Hafen, angreifen; beides hat Kanaris durch ſeine Thaten im Jahr 1824 dargethan. K.

In der irländiſchen Stadt Nenagh ließ ein 119jähriger Greis unlängſt ein Kind taufen, das er mit einer 17jährigen Mutter erzeugt hatte. (Corsaire.) Was möchte der wohl in Berlin Wittwen-Einkaufsgeld bei der Heirath zu zahlen haben, bei einem Unterſchied von 102 Lebensjahren?! Dt.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 9. November. 179ſtes Blatt.

Die Araber.

Die Araber ſind mehr gewandt als ſtark, mager aber kerngeſund. Größe und Maaß iſt faſt bei Allen daſſelbe, und weicht nur von 5 Fuß 2 Zoll zu 5 Fuß 4 Zoll ab. Dieſe Einförmigkeit fällt angenehm in die Augen, um ſo mehr, da es nur wohlgewachſene Körper unter ihnen giebt. Der Araber hat eine weiße Haut, außer, wo ſie von der Sonne gebrannt iſt; denn die Sonne brennt in ſeiner Heimath doppelt, an ſich und durch den Widerſchein des Sandes. Bart, Augen und Haare ſind ſchwarz, die Zähne blendend weiß und wie Perlenſchnüre; ſchöne Züge, ein feiner Blick im Auge, ſtarke Halsmuskeln, breite Bruſt und breite Schultern, die Knochen am Knie etwas dick — eine Folge von ihrem Sitzen mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen — das ſind allgemeine Bemerkungen über ihre Geſtalt. Die Frauen haben größere Augen als die Männer, und von derſelben Farbe; ſchöne weiße geſunde Zähne, einen ſchlanken, biegſamen Wuchs; ihre Arme, Hände, Beine und Füße könnten zu Modellen dienen; aber ihre Züge, mit Ausnahme der Augen, haben wenig Ausdruck, wenig Beweglichkeit, welches man größtentheils der Sitte zuſchreiben muß, das Geſicht ſorgfältiger zu verſchleiern als die übrigen Glieder; ihre Naſe iſt dick, ihr Mund groß; Viele unter ihnen machen ſich noch häßlicher dadurch, daß ſie ſich, nach Art der Wilden in Amerika, tätoviren. So giebt es denn nur wenige ſchöne Frauen unter ihnen; die ſeltenen Ausnahmen finden ſich nur in dem Alter, das der weiblichen Entwickelung voraus geht.

Die Männer und Greiſe kleiden ſich mit mehr Sorgfalt als die jungen Leute; ihre Tracht iſt geſuchter und ihre Kleidung von feinerem Zeuge. Das Coſtüm iſt immer daſſelbe, und eben dieſe Einförmigkeit, welche zwiſchen heute und ehemals, zwiſchen den neueſten und allerälteſten Zeiten herrſcht, hat etwas Ehrwürdiges, beſonders für den Greis.

Der Araber trägt eine weite Tunica, einen einfachen Leibrock, von Leinen oder Wolle. Er ſchnürt ihn um die Hüften mit einem Gürtel feſt. Den Untertheil des Leibes bedeckt ein leinenes Beinkleid. Sie ſcheren den Kopf, tragen einen Turban und laſſen den Bart wachſen; Hals, Arme und Beine ſind bloß. Die weſtlichen Araber, welche in der Wüſte von Libyen wohnen, ſchlagen gern über ihre Kleidung einen weißen Mantel von leichtem wollenen Zeuge. Andere in der Gegend von Soueys (Suez) bedecken im Winter den Rücken mit einem Hammelfell, ſo daß die beiden Pfoten vor der Bruſt in einen Knoten zuſammen geſchürzt ſind und der Schwanz hinten bis auf die Erde hinab hängt, gerade wie man den Herkules in der Haut des Nemeiſchen Löwen darſtellt. Dieſe wilde Mantelhülle hat etwas ſehr Maleriſches.

Die Frauenkleidung beſteht in einem langen Hemde, welches zugleich zum Gewand dient, in einem Turban und zwei Schleiern, deren einer — der weitere — über den Kopf geworfen iſt, der andere, engere, dem Geſichte hart unter den Augen feſt anſchließt, und vermittelſt zweier Schnüre an dem Hinterkopf befeſtigt iſt. Zwei ſilberne, oder mehrentheils gläſerne Ringe von

blauer Farbe, dienen zu Arm- und Beinbändern; Finger- und Ohrringe von Kupfer, Silber — selten von Gold — machen ihren übrigen Schmuck aus. Noch giebt es Einige, die sich die Naſenlöcher durchſtechen und einen Ring durchziehen, der ihnen auf den Mund fällt.

Der eingeführte Gebrauch, ihre Augenlieder mit einem ſchwarzen Streifen zu bemalen, der ſich etwas über die Augenwinkel hinaus erſtreckt, iſt nichts weniger als unangenehm, und giebt dem Auge mehr Lebhaftigkeit und Feuer, macht es ſcheinbar größer und offener. Nach den alten egyptiſchen Abbildungen zu urtheilen, auf denen man dergleichen Striche findet, iſt die arabiſche Sitte eine Nachahmung jener älteren.

Das Hausgeräthe der Araber beſteht, wie man denken kann, nur aus dem Allernothwendigſten; eine Handmühle, eine Eiſenplatte, um Korn zu röſten oder Brod zu backen, ein Kaffeetopf, ein lederner Eimer zum Waſſerſchöpfen, ein Paar Schläuche, hölzerne Schüſſeln und Teller, kleine Kaffeetaſſen, ein Fleiſchtopf, eine Matte — zugleich Decke und Bett — zuweilen ein Webeſtuhl für grobe Zeuge, die Waffen, eine 4—5 Fuß lange Pfeife, die allernöthigſte Bekleidung, eine Art von Mandoline, ein Tambourin, beſtehend in einem Cylinder von gebrannter Erde, an der einen Seite mit Leder überzogen — dies iſt ohngefähr Alles, was man in einem arabiſchen Zelte vorfindet. Das Zelt ſelbſt iſt 5—6 Fuß hoch, von viereckiger Form und mit einem groben braunen Zeuge überſpannt.

Die Araber ſind außerordentlich mäßig. Eine Hand voll Datteln, geröſtete Gerſte oder Korn reicht für den ganzen Tag hin. Zuweilen theilt der Araber die Nahrung ſeines Kameels und begnügt ſich mit rohen Bohnen, nachdem er ſie nur mit einem Stein klein geſchlagen, um ſie beſſer zu verſchlucken und zu verdauen. In der Wüſte bedürfen ſie nur 12—14 Loth Nahrung; auf fruchtbarerem Boden eſſen ſie mehr, trinken wenig und können Tage lang hungern, ohne an Kräften ab zu nehmen. A. Schelt.

Rede über einen ernſten Gegenſtand.

(Schluß.)

Sie wiſſen, wie ſeit Plato und Ariſtoteles Männer wie Cervantes, Ben- und Dr. Samuel-Johnſon, Asmus (der Wandsbecker Bote), bis neuerdings Franz Horn, ſich gemüht haben, eine genügende Definition, was Poeſie und ein Poet ſey, auf zu ſtellen. Glauben Sie mir, meine Herren, ich bin allen dieſen Unterſuchungen gefolgt; es iſt hier nicht der Ort, den Gang meiner Forſchungen zu entwickeln, aber alle dieſe Wege führen in's wilde Blaue. Nur eine Definition des Poeten habe ich aufgefunden, die überall genügt, die überall Stich hält: Ein Dichter iſt ein lebendes Geſchöpf, das Verſe macht und ſie drucken läßt (vorausgeſetzt, daß er einen Verleger findet).

Iſt es denn ſo ſchwer, dieſes Ziel zu erringen? — Und doch ſehen wir ſo Wenige die Schritte wagen auf der Stufenleiter zur Vervollkommnung! Noch treibt ſich die große Mehrzahl — ich ſage nicht der Geſchöpfe, denn in welcher blauen Ferne liegt noch das Ziel, daß wir etwa Maulthier und Eſel als Dichter ſähen — noch treibt ſich die große Mehrzahl der Menſchen in dem Dunkel der Nichterleuchtung umher. Ja, ihre Befangenheit geht ſo weit, wenn ſie einem Dichter auf der Straße begegnen, ihm nicht einmal, indem ſie ihn wie einen gewöhnlichen Menſchen betrachten, das Vorrecht der großen Steine zu laſſen. Nach der Liſte zum „Gelehrten Berlin" unſeres eben ſo ehrenwerthen Mitgliedes als Stifters *) beträgt die Zahl der Dichter in dem ganzen großen Berlin kaum über ſechshundert Köpfe; und glauben Sie mir, ſo viel ich rechnete, ich fand unter den lebenden Berlinern nicht über drei und zwanzig berühmte Trauerſpiel-Dichter; der Blick auf die Epopöen-Dichter aber iſt für die Humanität zu niederſchlagend.

Woher kommt dies? — Doch ich will keine Thränodie liefern. Was ſagt der große Schiller?

„Nicht weinen ſollſt du, wenn die Menſchheit fällt,
Nein, ſie zu halten ſuchen, wie ein Held!"

oder er könnte es doch wenigſtens geſagt haben, wenn er daran gedacht hätte. Das war der Zweck der Mittwochs-Geſellſchaft, die freilich in der Zwiſchenzeit Rückſchritte gemacht hat, und eine Zeit lang am Dienſtage, jetzt aber am Montage abgehalten wird. Darum, Ihr Tadler, nahm ſie auch jene Mitglieder in ihre Arme, deren Aufnahme Ihr rügt. Sie wollte den elektriſchen Funken, der ihren producirenden Mitgliedern inne wohnt, jenen Andern, die noch des Lichtes entbehren, inoculiren. Sie wollte eine Pflanzſchule werden für die Poeſie, und ihre Propheten ausſenden in die Wüſten der Proſa, durch alle Gradationen der Nichtdichter hindurch, bis vielleicht zu den unvernünftigen Thieren, wie ja ſchon zu den Zeiten des Prinzen Zerbino der Hund Stallmeiſter, durch raſtloſes Fortſchreiten in der Aufklärung und Selbſtbildung, ſich zum Menſchen, ja endlich zum Kammerherren und Miniſter der Aufklärung empor ſchwang. Und ſollten wir verzweifeln, daß das Thierreich weniger für die Poeſie als für die Vernunft empfänglich ſey? — O dann wäre alle Geſchichte nichts! Welche Beiſpiele poetiſcher Thiere von Bileams Eſel an, dem Trojaniſchen Pferde, was noch dazu nur ein hölzernes war, bis zum Hunde des Aubry! — Wenn vielleicht unſer Geſchlecht vereinſt

*) Criminalrath Hitzig.

albern geworden, reif zur Vernichtung wie jene antike Welt, als die Barbaren und Hunnen (Hunnen dazumal mit Hunden synonym gebraucht) neue Lebenskraft brachten; wenn alsdann aus diesen bis jetzt unterdrückten Kindern der rohen Natur ein jugendlich Geschlecht erwächst, dann, meine Freunde — doch lassen Sie uns nicht schwärmen in eitlem Selbstgefühl!

Aber hier wäre es der Ort, einige anregende Worte zu Ihnen zu sprechen, geistreiche Freunde, die Sie bis jetzt noch nicht Dichter sind. Werthe Männer, lassen Sie nicht den Muth mit der Hoffnung sinken. Fassung ehrt den deutschen Mann, Verzweiflung gehört mehr den südlichen Nationen an. Betrachten Sie die ungeheure Kluft zwischen uns und Ihnen und versuchen dann, nur mit einiger Begeisterung, den Sprung. Wir strecken Ihnen die Hand entgegen, und sollten Sie auch dabei fallen — sinken ohne Rettung — wird doch Ihr Name durch unsere Vermittelung, nämlich in unsern Recensionen, die wir für die Ewigkeit schreiben, auf irgend eine Art fortleben. Darum fasse ich, was mich, was uns Alle bewegt, in die prosaischen Worte zusammen: Lassen Sie doch, uns ähnlich zu werden, ein Paar Verse drucken.

Verse! freilich Verse! — Verse kann nicht ein Jeder machen, selbst Jean Paul nur Streckverse. Die Harmonie eines Kunstwerkes, d. h. was sich reimt, ist so schwer gefunden, und während gewisse Recensenten von Profession über nichts heftiger schmähen, als über ungereimte Verse, wagt selbst die prosaische Alltagswelt über Ungereimtheiten zu klagen!

Ich weiß Beispiele von großen Männern — und könnte hohe Namen nennen — die Stunden lang auf den Straßen umher laufen, eines einzigen Reimes wegen, zumal eines seltenen. Das brauchen sie nun nicht mehr. Die Brücke ist erbaut, um ohne Mühe in das Land der Poesie zu steigen. Der Brückenzoll kostet ein für allemal à Person 6 Thlr. Preußisch, oder 10 Gulden 48 Kreuzer Rheinisch: hat man diesen einmal entrichtet, kann man auf immer frei an der Hand der Reime in das Land der Verse steigen. Gehen sechs Dichterandi zusammen, hat der siebente die Entree frei.

Unser gemüthvoller, geistreicher Peregrinus Syntax hat, unter Vermittelung unseres thätigen Brockhaus, diese Brücke unter dem Namen eines **Reimlexicons geschlagen, eines Reimlexicons, das an Vollständigkeit alle verwandten Erscheinungen der literarischen Welt übertrift. Einhundert und zwanzig Bogen großes Lexicon-Format, gutes weißes Druckpapier, wen sollte das, auch abgesehen von den inneren Vorzügen, nicht locken. Bedenken Sie, allein mit schnattern reimen sich acht und siebenzig Worte, und mit einiger Veränderung findet man das Wort einhundert und sieben und dreißig Mal in der deutschen Sprache wieder.** Wer hätte diesen Reichthum unserer deutschen Sprache vordem geahnet! Wer wollte nun nicht Verse machen (und nächstdem, unserer obigen Definition zufolge, sobald er einen Verleger findet) nicht auch dichten können! Daß alle Opern-Translatoren, die Walter Scott-Uebersetzer (zu den Motto's über den Capiteln), die Legio der Bearbeiter aus dem Französischen für die Bühne, so wie die ordinairen Uebersetzer (als die A. W. v. Schlegel, Tieck, Gries, Streckfuß — v. d. Malsburg kann es sich leider nicht mehr anschaffen) und die Verfertiger von Gelegenheits-Gedichten es besitzen müssen, versteht sich von selbst; wir hoffen aber auch, wir erwarten und sind dessen gewiß, daß auch Sie, unsere geistreichen und gemüthvollen Freunde, die bisher nur zu den Consumenten gehörten, es nicht versäumen werden, über diese Brücke zu schreiten, welche, gleich wie nach Herrn von Chateaubriand das atlantische Meer nur ein kleiner Bach neuerdings geworden ist, die Kluft ebnen soll, die uns von Ihnen trennte. Uebrigens wird auch die Gesellschaft im Allgemeinen dafür sorgen, ihre im juridischen Sinne noch nicht moralisch gewordene Person durch Anschaffung des Werkes für ihre Bibliothek wenigstens poetisch zu machen. Genügen Jemandem meine Gründe noch nicht, wohlan, hier sind mehr! Die Pränumerations-Liste liegt eröffnet. Würdige Vorgänger mögen würdige Nachfolger locken. — Uebrigens ist, etwaigen Mißverständnisses halber, zu bemerken, daß sich Niemand seines unharmonischen Namens wegen zu scheuen braucht: denn abgesehen davon, daß im Lexicon sich jedenfalls auch darauf ein Gleichklang findet, gehört es nicht zur unerläßlichen Bedingung, daß die Namen der Unterschriebenen sich reimen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Wir haben in diesen Tagen den Beweis, daß nicht glänzender Ruhm allein die allgemeine Theilnahme für einen Dahingeschiedenen erregt, daß sie vielmehr auch dem folgt, der in seinem Kreise mit Liebe und Wohlwollen wirkte. Jakob Herz Beer, ein geachteter hiesiger Banquier, starb am 27. Oktober, 56 Jahr alt. Wer ihn näher kannte, steht tief erschüttert an seinem Grabe, und selbst diejenigen, welche nur einzelne Züge aus seinem Leben erfuhren, betrauern einen bedeutenden Verlust, den Berlin erlitten. In That und Aufopferung willig, verdanken mehrere öffentliche Anstalten ihm Begründung und fortgesetzte namhafte Unterstützungen, und viele Einzelne den Glauben, daß der Himmel in der Noth den Erretter zu erwecken weiß. Er machte von seinen Glücksgütern den edelsten Gebrauch und wußte so anspruchslos zu helfen, daß man wohl fühlte, sein bestes Vermögen sey sein Herz. Wenn, wie Plinius sagt, ein kurzer Tod das höchste Glück des Lebens ist, so ward ihm auch dies gewährt, denn sein Scheiden von der Erde war schnell und sanft. Den Frieden, den er im Innern bewahrte, wird er auch jenseits finden und sein Name bei uns als der eines echten Menschenfreundes unvergänglich seyn.

— Die Kunst betrauert einen ihrer hoffnungsvollsten Jünger. Der talentvolle junge Maler August Wegert starb am 26. Oktober in seinem 21sten Jahre. Er war Eleve der Akademie und Schüler des Prof. W. Schadow. Seine Arbeiten, die wir auf der letzten Kunst-Ausstellung sahen, so wie sein Gemälde zur Preisbewerbung auf der Akademie (wovon im „Gesellschafter" schon gesprochen worden ist), berechtigten zu der Erwartung, an ihm dereinst einen sehr bedeutsamen Künstler zu gewinnen, und sein Nachlaß bezeugt es Jedem, daß hier der Tod eine schöne Blüthe brach.

— Auf der Königlichen Bühne hatten wir eine Neuigkeit, die

besonders dadurch interessant erscheint, weil sie wahrscheinlich Kritik und Meinung in Zwiespalt setzen wird. „Der Prinz von Pisa", Lustspiel in fünf Akten (oder, wenn man lieber will: Abtheilungen) von Willibald Alexis, ist das Streit-Thema, welches wir meinen. Der Verfasser hat durch seinen „Walladmor", seine „Geächteten" u. s. w. sich als Erzähler beliebt gemacht, auch Geist und Scharfsinn dargethan. Dies muß uns bestimmen, sein erstes dramatisches Werk, wenn es nicht Jedem augenblicklich zusagt, näher zu beleuchten, muß uns hindern, ohne tieferes Eingehen in den Gegenstand zu urtheilen. Wir haben es mit einem Werke zu thun, das offenbar noch etwas Gutes ist, selbst wenn es als Drama verfehlt zu nennen wäre; was indessen nicht eher zugegeben werden könnte, bis wir überzeugt sind, sowohl die Darstellenden als die Zuhörer wissen vollkommen, daß hier eine Persiflage manches Dramatischen gegeben ist, und dann doch entscheidend erklären: eine solche Richtung könne auf der Bühne nie von Wirkung seyn. Unser Publikum hat schon einmal eine solche Entscheidung über sich genommen bei Ludw. Robert's Lustspiel: „Die Richtigen oder er wird zur Hochzeit gebeten" (gedruckt in Hottei's „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1825"); die Kritik aber verstärkte nur zum Theil die Partei des Publikums; die Mehrzahl der Beurtheilungen erklärt dies Lustspiel für höchst geistreich. Auch Willibald Alexis hat die gewöhnlichen theatralischen Hebel bei Seite geschoben, die sogenannte Consequenz der Charaktere — die freilich in der Wirklichkeit nicht oft über einen Moment hinaus reicht und also dem Dichter wohl auf abfällige Weise Stoff geben kann — persiflirt und so immer auch gleich seine Gestalten vernichtend kritisirt. Das mag Vielen eben so unangenehm seyn, als eine Gespenstergeschichte, die gleich ihre Auflösung mitbringt; daß es aber eine Aufgabe ist, die sich die Sache nicht leicht, sondern schwer macht, kann nicht geleugnet werden, und so spricht uns die Dichtung mit Recht selbst um nähere Untersuchung an. Das Publikum liebt die Räthselspiele; hier ist ein Räthselspiel auf der Bühne, und wenn die Schauspieler, namentlich im ersten Akt und hauptsächlich in der Scene zwischen dem „Prinzen" und dem „Kanzler" den Schlüssel dazu etwas mehr blicken lassen, wenn sie es fassen und wiedergeben, daß hier der anscheinende Ernst gleich anfangs zum erklärten Spaße werden muß, dann erst wird das Publikum gefragt werden können: ob ihm das Lustspiel gefalle, ob nicht? Wenn es unklar ist, was man zu erwarten hat, so erwartet man in der Regel etwas auf der bisherigen Bahn, und dies ist das Schlimmste, was dem Stücke widerfahren kann, obwohl wir damit noch nicht gesagt haben wollen, daß diese Absonderung von der bisherigen Bahn nicht ein dramatischer Irrweg sey. Wir selbst wollen uns noch näher unterrichten und mit diesen vorläufigen Bemerkungen nur sagen: einer bedächtigen, wiederholten Prüfung ist die Neuigkeit werth.

— So eben hat uns Hr. Demmer, aus Carlsruhe, verlassen. Seine Erscheinung war nur kurz — er spielte in nicht mehr als fünf Gastrollen — auch war sie nicht durch besondere Effekte ausgezeichnet, ja dem Gaste wurde nicht einmal die, wie der Zufall es fügt, verschwenderisch mitgetheilte Gunst des Hervorrufens. Dennoch hat er sich hier ein Denkmal gestiftet, das bei den Besseren fortleben wird. Jeder Gastspieler muß, wenn er fremde Bretter betritt, die Stimmung des Publikums versuchen, und wenn er nicht ein Genius ist, der von selbst über alle conventionellen Anschauungen den Sieg davon trägt, kann dieses Prüfen und Forschen nicht sogleich von Erfolg seyn. Noch länger wird dieser ausbleiben, wenn eine fremde Nationalität das noch unbefreundete Individuum mehr noch von uns trennt. Hat die Natur endlich dem Gast nicht reich mit Mitteln begabt, so ist die Strecke von der Versöhnung bis zur Anerkennung noch weiter ausgedehnt. Einige Ueberraschungen, einige kühne Wendungen mögen zwar auch hier Wunder wirken, und den Fremden im Augenblicke zum Liebling der lauten Menge machen; für den Künstler aber, der diese Taschenspielerei verschmäht, giebt es keinen andern Weg, als den der Wahrheit und Anmuth; und dieser ist sehr lang. Hr. Demmer hatte mit allen jenen Hindernissen zu kämpfen, und obgleich nur vier Abende ihm vergönnt waren, seine intensive Kraft zu zeigen, hat er doch einen vollständigen Sieg davon getragen, ohne zu triumphiren. Er hat sich als ein wahrer Künstler bewahrt, und würde auch, neben mancher lauten Anerkennung, die des Hervorrufens gefunden haben, hätte er sich uns länger zeigen können. Beim ersten Auftreten eines Mimen ist es schwierig, das, was aus seiner Persönlichkeit hervorgeht, von dem zu unterscheiden, was Studium oder höhere Eingabe werden ließen. Hr. Demmer zeigte sich bei seinem ersten Erscheinen als ein gewandter Spieler, viele Momente waren vollkommen glücklich zu nennen, während andere mißrathen erschienen. Es war nicht auf den ersten Blick der Routinier vom Künstler zu unterscheiden, und so mochten die Urtheile über seinen „Stuthen" und „Werthen" verschieden ausfallen. Als denkender Künstler zeigte er sich hierauf in der Rolle des „Linden", in den „Qualgeistern." Wenn er hier, wo uns Wolff's Meisterbild des trockenen und behaglichen Humoristen vorschwebt, trotz der organischen Mängel ansprach, zeigt dies von einer geistigen Auffassung der Rolle, die über das Gewöhnliche hinausgeht. „Emilie Galotti" war Ref. verhindert zu besuchen. Im „Marinelli" soll aber der Gast, nach Aller Urtheil, von seiner ächt künstlerischen Auffassung des Charakters noch größere Belege geliefert haben. Seine letzte Rolle war „Ruf", in der Schachmaschine." Ein gewandter Spieler wird in dieser dankbaren Rolle eines Stückes, das, wie es zugestutzt erscheint, nur durch diesen Charakter sich auf den Brettern erhält, immer einigen Beifall zu erndten wissen; Hr. Demmer zeigte sich aber auch hier durchaus als der Künstler, dem es mehr darum zu thun, durch wahre und anmuthige Darstellung das Publikum warm zu erhalten, als durch rasche Blitze es zu rauschendem Applaus zu entzünden. — Unwillkührlich wurden wir in einzelnen Momenten an unsern Wolff erinnert, mit welchem der Gast eine seltsame Gesichts-Aehnlichkeit hat. An anmuthiger Rundung in seinem Spiel kann Hr. Demmer dreist in der ersten Reihe der deutschen Mimen aufgestellt erscheinen. Diese Ausbildung des Körpers wäre freilich nur der geringste Theil, wenn sein Spiel nicht als die Aeußerung einer geistigen Auffassung erschiene. Dies ist aber der Fall. Diese Wärme kommt aus dem Gemüth, diese Mäßigung ist die Frucht eines ernsten Studiums. Könnte Hr. Demmer mehr Herr seiner Sprache werden, und die auf süddeutsche Art verschmelzenden Laute für unser norddeutsches Ohr, das mehr an ein Trennen und Accentuiren (freilich oft auch in falschem Uebermaaß) gewöhnt ist, schärfer und heller in der zusammenhängenden Rede aussprechen, würde er viel gewinnen. Daß der gemüthliche Ton dadurch nicht verliert, und daß es auch bei beschränkten Mitteln möglich ist, z. B. Herr seiner und einer schönen Sprache zu werden, lehret uns ebenfalls Wolff. Möchten ein so ehrenwerther Gast bald seinen Besuch wiederholen.

— Neue Zeitschrift. Mit dem nächsten Jahre erscheint in Berlin eine neue Zeitschrift: „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit, sammt einem Beiwagen für Kritik und Antikritik". Dem Titel nach ist sie befrachtet genug, und so wird man sie gern ankommen sehen. Der Herausgeber, M. G. Saphir, zuletzt in Wien Mit-Redakteur eines älteren Journals, hat durch günstig aufgenommene schriftstellerische Arbeiten sich dem Publikum bekannt gemacht und dies läßt hoffen, daß man ihm das schwierige Unternehmen, die vielen vorhandenen Zeitschriften noch mit einer bleibenden zu vermehren, erleichtern wird.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XLI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 179ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Lord Byron. Es iſt früher öfters über Byron auch in dieſen Blättern geſprochen worden, und ſo wird hier folgender Beitrag zur Würdigung und beſſern Kenntniß deſſelben nicht unwillkommen ſeyn. — In London iſt ganz neuerlich folgendes Werk erſchienen: „The life, writings, opinions and times of Lord Byron." 1825. 3 Bände; welches, nach dem Titel, einen Engländer im Dienſte der Griechen, einen Freund und Waffenbruder des Dichters, zum Verfaſſer hat. In der „Révue encyclopédique" 1825, vom Auguſt, S. 431 u. f. w. ſagt Fanny Seymour über daſſelbe Folgendes: Der Verfaſſer dieſes Werks widmet die erſten Seiten deſſelben heftigen, aber gegenunbeten Klagen über die Vernichter der Memoiren Byron's, und bemerkt, „daß B., der das Urtheil des Publikums nicht zu fürchten gehabt, ſich ſo, wie er während ſeines Lebens geweſen, vor demſelben gezeigt haben würde." In der Abſicht, jene Memoiren, die dem Publikum, um die Privat-Intereſſen einiger Familien zu beriedigen, entzogen worden ſind, ſo weit es möglich iſt, zu erſetzen, hat ein Freund des Dichters obiges Werk verfaßt, und es iſt unmöglich, daſſelbe, das in einer ſolchen lobenswerthen Abſicht geſchrieben worden, ohne lebhaftes Intereſſe zu leſen. Die Wahrheitsliebe des Verfaſſers würde beſſer verbürgt ſeyn, wenn er ſich genannt hatte: doch, wenn man über die Glaubwürdigkeit eines Buches nach der Art, wie es abgefaßt iſt, urtheilen darf, ſo verdient das vorliegende wegen ſeiner Einfachheit allen Glauben. Es iſt nicht das Werk eines geſchickten Schriftſtellers; ſein Styl iſt oft unrichtig, ſeine Ausdrücke ſind niedrig und gemein: aber wenn die Form auch der Eleganz entbehrt, ſo finden ſich in dem Werke ſelbſt doch weder Partheilichkeit noch Vorurtheile. Wir glauben den Anekdoten und den Thatſachen, welche in dieſen Bänden enthalten ſind, weil ſie einfach erzählt werden, mehr, als wir früher denſelben, da ſie Medwin, Salvo und Gamba mittheilten, Glauben beimaßen. — Einige Auszüge geben über den oft falſch begriffenen Charakter des Dichters Aufſchluß. Güte und Empfindſamkeit waren eben ſo ausgezeichnete Züge ſeines Herzens, als ſein Genie von Energie und Erhabenheit zeugte. Während ſeines Aufenthalts in Conſtantinopel hatte einſt ein Zank zwiſchen Türken und der Mannſchaft eines venetianiſchen Schiffes Statt. Die türkiſchen Matroſen wurden geſchlagen; da aber der Pöbel herbei kam, ihre Niederlage zu rächen, flohen die Venetianer an Bord ihres Schiffes und ließen unglücklicher Weiſe ihren Capitain am Ufer zurück. Da er dem grauſamſten Tode, wenn er in die Hände der Türken fiel, nicht entgehen konnte, ſo floh er zum Lord Byron, den er nur dem Namen nach kannte, und flehte ſeinen Schutz an. Es war in ſeinen Bewegungen ſo viel Stolz und Zutrauen, daß der Dichter davon entzückt ward: er verſprach, ihn zu retten, er hielt Wort und ließ ihn, mit Gefahr ſeines Lebens, an einen ſichern Ort bringen. — Eine junge talentvolle Dame war durch manche Unglücksfälle in das ſchrecklichſte Elend verſetzt worden; ſie ſuchte Lord Byron auf und bat um ſeine Subſcription auf einen Band Gedichte, den ſie herausgeben wollte. Sie ſchien ſehr bewegt: er bemerkte es, beruhigte ſie mit wohlwollenden Worten und ſagte, indem er ihr ein Papier zuſtellte: „Hier iſt meine Unterſchrift! — Wir ſind beide jung, die Welt iſt ſchlecht: wenn ich mich um Ihr Werk bekümmerte, würde man das übel auslegen." — Das Papier enthielt eine Anweiſung auf fünfzig Louisd'or. — Ein junger Menſch, Namens Guillemore, kam nach Rom in einem traurigen Zuſtande: Byron erfuhr ſeine Lage, nahm ihn in ſein Hotel und ſorgte für alle ſeine Bedürfniſſe. Bald darauf empfing G. angeblich achtzig Louisd'or von einem Onkel in London, mit dem Befehl, ſogleich nach England zurück zu kehren, um die Erbſchaft eines ſeiner Vettern an zu treten. G. weigerte ſich, ſo bald ſeinen Wohlthäter zu verlaſſen, und verſchob ſeine Abreiſe um einige Wochen: endlich, da die dazu beſtimmte Zeit erſchienen war, ſagte er, daß er über Venedig reiſen würde, und Byron übergab ihm dreihundert Dukaten, die er unter die Armen, für die er dort zu ſorgen pflegte, vertheilen ſolte. Nach der Abreiſe deſſelben bemerkte Byron, daß er beſtohlen ſey: der Verdacht fiel auf einen Bedienten, einen Italiener, der, ungeachtet der Betheurung ſeiner Unſchuld, fortgeſchickt ward. Später, da B. ſich mit ſeinem Banquier regulirte, entdeckte er, daß ſeine Unterſchrift für eine Summe von 750 Pf. St. nachgemacht worden war und die falſchen Billets waren von Guillemore vorgezeigt worden. auch ergab es ſich, daß dieſer nicht nach Venedig gegangen war. Sogleich erinnerte ſich Byron des armen Italieners mit ſchmerzlichen Gefühlen: er war gegen ihn ungerecht und grauſam geweſen. Nach vielen Erkundigungen fand er den Unglücklichen im Spital, krank und elend. Bei dieſem Anblick vergoß Byron Thränen: er unterließ nichts zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit und ſicherte ihm, wie ſeiner Frau, eine beſtimmte Unterſtützung zu. — „Ueberall, wo Byron hinkam", ſagt der Verfaſſer, „hinterließ er Spuren der Wohlthätigkeit. Es gab keinen Gondelfahrer in Venedig, keinen Matroſen des adriatiſchen Meeres, der ſich für ihn nicht den größten Gefahren ausgeſetzt hätte." Der Vorwurf, daß Byron ein Menſchenfeind geweſen, wird von ihm mit Unwillen zurückgewieſen und es wird gezeigt, daß derjenige, der ſo viele, ſo ergebene und erprobte Freunde, wie Byron, gehabt habe, den Gefühlen der Menſchlichkeit nicht habe fremd ſeyn können. Gewiß, derjenige, deſſen Seele ſich bei dem Gedanken an einen Menſchen, der über das Leben eines andern Menſchen gebietet, empörte, konnte kein Feind des Menſchengeſchlechts ſeyn. „Es genügt", ſagte Byron, „daß der Strafbare in Eurer Gewalt, daß ſein Leben in Eurer Macht ſey, aber das Leben ihm nehmen, dürft Ihr nicht. Einen Menſchen binden und dann ſein Blut vergießen! — das iſt ein ſchrecklicher Gedanke, und ich wundere mich, wie man ſich daran hat gewöhnen können." — „Kann man den Ausdruck ſolcher Geſinnungen leſen und ſich nicht über die Ungerechtigkeit derer, die Byron verdorben und unmoraliſch genannt haben, empören? Müſſen wir nicht glauben, daß die Fehler, die er begangen, (und gewiß hat man auch ihre Zahl übertrieben!) nur eine Folge ſeines Widerwillens gegen die Welt, den jede erhabene Seele in dem Unwillen über die Ungerechtigkeit empfindet, geweſen ſeyen? Als Menſch hatte Byron Fehler, aber noch mehr Tugenden; als Dichter hat er die Alten erreicht und die Neuern weit hinter ſich gelaſſen. (?) Wer, ſeit Homer, beſaß ein ſo fruchtbares, ſo umfaſſendes, ſo glänzendes Genie, als Byron? Und doch! — doch hat man ihm die Ehre des engliſchen Pantheons verweigert! Aber man glaube nicht, daß ſeine Mitbürger von ihrem alten Charakter alſo herab geſunken ſeyen, daß ſie ſo unwiſſend oder fanatiſch genug geweſen wären, eine ſolche That der Barbarei begangen oder gut geheißen zu haben! Nicht England, nicht ſein Vaterland iſt es, ſondern der Dechant von Weſtminſter, der die Aſche des Sängers des „Childe Harold" in den Tempel der großen Männer auf zu nehmen ſich weigerte! Wenn Shakſpeare, Dryden und Pope, deren Ruhm er vertheidigte, aus ihren Gräbern ſich erhebend, es hätten ſehen können, wie die berühmten Manen zurückgewieſen wurden, wür-

den sie nicht, unwillig, die Gewölbe, in denen sie ruhen, zu bewohnen, dieselben verlassen und dadurch es der Welt verkündigt haben, daß die Noten von Westminster aufgehört habe, das Heiligthum des Genie's zu seyn!" — K.

In Warwick (England) war neulich eine der merkwürdigsten Auktionen: lauter Kleidungsstücke berühmter Männer. Da gab es eine sammtne Hose, die Washington während des Freiheitskrieges getragen, ein Paar Stiefeletten, die Napoleon als Artillerie-Unteroffizier getragen, das blutgetränkte Hemd des Herzogs von Montmouth, der in London gehängt worden u. s. w.!! (Corsaire.)

In Lyon hat man einen Webestuhl erfunden, mit fünf Stockwerken, so daß ein Arbeiter fünf Stück Seidenzeuge auf einmal weben kann! (Corsaire.)

1825. No. XLI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1826.

Herausgegeben von Dr. Adrian.

17ter Jahrgang. Mit 2 Vignetten und 8 Kupfern.

In ordin. Einband 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.
In Pariser-Band 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.
In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

J. D. Sauerländer.

Bei Friedrich Franckh in Stuttgart hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der Mann im Mond
oder
der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Von

H. Clauren.

8. 2 Theile. Preis: 3 Thlr. sächs.

Die unnachahmliche Manier des Verfassers ist zu bekannt, zu beliebt, als daß sie noch irgend einer Empfehlung bedürfte.

Seine reizenden, überraschenden Situationen, seine wahre Charakterzeichnung, seine lebendige Sprache, die Herz, Gemüth, alle Sinne bezaubert — wer sollte sie nicht kennen; wir finden ihn ganz auch in diesem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier sich selbst übertroffen.

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Die Thürme von Wüstans, der Historiker und noch einige Kleinigkeiten, von Fr. Gleich. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die Gaben des Hrn. Verfassers sind stets sowohl vom Publikum als von der Kritik mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden, wie sich denn noch ganz kürzlich erst mehrere der geachtetsten Journale, als z. B. das Conversationsblatt und die Abendzeitung, über seine Bearbeitung des Picardschen interessanten Romans: „Der Gilblas der Revolution", auf das günstigste aussprachen. Dieser Beifall wird auch dem oben genannten Werke nicht entgehen, das ganz dazu geeignet ist, um eine unterhaltende und zugleich auch angenehm belehrende Lektüre zu gewähren. In den sechs Aufsätzen, die dieser Band enthält (1. die Thürme von Wüstans; 2. der Historiker; 3. Albrecht von Brandenburg, eine historische Skizze; 4. Grauröckchen; 5. Ereignisse; 6. der Spieler), wechseln Ernst und Laune, Ironie und Humor, geschichtliche Forschung und Lebenskenntniß auf eine sehr heitere Art mit einander ab, und gewiß werden die darin gegebenen Schilderungen aus der romantischen Vorzeit sowohl, als die aus dem Leben einer näherliegenden Periode, den Leser eben so fesseln, wie die humoristische Charakter-Zeichnung einiger in dem Mährchen „Grauröckchen" und in der Erzählung „der Historiker" von dem Verfasser aufgestellten Personen.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Diese schätzbare Zeitschrift erscheint wöchentlich drei Mal; nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Oktav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen. — Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 Gulden C. M.: Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modebilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit Bestellungen an die k. k. Oberhofpostamts-Hauptzeitungs-Expedition zu Wien, oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden, und vierteljährig 6 Gulden 36 Kr., halbjährig 13 Gulden 12 Kr. und jährlich 26 Gulden 24 Kr. C. M. zahlen. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zwei Mal, expedirt. — Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig, mit oder ohne Modebilder, um die oben für Wien angesetzten Preise durch alle löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes mittelst der Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen. — Die Zeitschrift wird die von dem Costüm-Direktor der k. k. Hoftheater, Hrn. v. Stubenrauch, entworfenen und von Hrn. Franz Stöber ausgeführten Modebilder immer einer steigenden Vervollkommnung entgegen führen. Bürge dafür sind die Namen der beiden Künstler, de-

ren bisherige Arbeiten, nach dem Urtheil aller Kenner, hinter keiner der Forderungen zurück bleiben, die Engländer und Franzosen an die übrigen dieser Art machen. — Sie erklärt sich ferner geneigt, auch künftig beurtheilende Anzeigen von neu erscheinenden belletristischen und artistischen Werken gegen frankirte Einsendungen eines Exemplars unentgeldlich liefern zu wollen. — Einsendungen aller Art von Original-Beiträgen, wovon die aufgenommenen mit funfzehn Thalern sächs. Cour. für unsere Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

„An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.“

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist so eben folgendes für jeden Medizin-Studirenden, Chirurgen und Arzt kaum entbehrliche Werk erschienen:

Die Puls-, Blut- und Saug-Adern des ganzen menschlichen Körpers, auf zwanzig Tafeln dargestellt von L. J. von Bierkowski, in gr. Fol. nebst dem betreffenden Text unter dem Titel:

Erläuterungen der Abbildungen der Puls-, Blut- und Saug-Adern des menschlichen Körpers in lateinischer und deutscher Sprache. 8.

Preis: 6 Thlr.

Zu Neujahr tritt der früher bestimmte Preis von 8 Thlr. ein.

Von

Dr. J. A. Feßler's Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. (567 Bogen) gr. 8. mit Karten, Vignetten und Bildnissen.

1812 — 1825.

ist nunmehr der zehnte und letzte Theil erschienen, und somit ein historisch-pragmatisches Werk vollendet worden, welches dem Herrn Verfasser einen Ehrenplatz unter den Geschichtschreibern aller Zeiten sichern wird, indem solches als das Produkt seines Lebens durch seine Originalität, seine Authenticität, so wie durch viele seltene Vorzüge als eine Zierde der Literatur betrachtet werden muß.

Mit der Erscheinung des zehnten und letzten Bandes erlöschen unabänderlich alle seitherigen Pränumerations- und Subscriptions-Vortheile, wie der Verleger solches den seitherigen Käufern verbunden ist. Insofern jedoch mancher Käufer den, wiewohl sehr lange offen gestandenen Termin übersehen haben möchte, so wird bis zum Ausgang des Monats Mai 1826 ein

neuer Pränumerationspreis

gelten, für welchen alle Buchhandlungen das Werk liefern können; nur für die Ausgabe auf feines Velinpapier tritt der Ladenpreis von 66 Thlr. sächs. ein.

Dagegen soll zu diesem zweiten Pränumerations-Preise, welcher bis zum Monat Mai 1826 gilt, die Ausgabe auf weiß Druckpap. mit Vignetten und Bildnissen, 1r bis 10r Theil, für 34 Thlr. 12 Gr. sächs., fürderhin 46 Thlr., abgelassen werden.

Leipzig, im September 1825.

Joh. Fr. Gleditsch.

Für Landwirthe.

Im Verlage von J. K. G. Wagner in Neustadt a. d. Orla ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorsichtsmaßregeln für Käufer, Verkäufer, Pachter und Verpachtern von Gütern.

Aus eigenen und andern Erfahrungen gesammelt von J. Ph. Chr. Munk, Großherzogl. Sachsen-Weimar-Eisenachischem Oekonomie-Rathe ꝛc. gr. 8.

Preis: 18 Gr.

Inhaltsverzeichniß: Vorsichtsmaßregeln in Absicht auf Anschläge, Mäckelei und andern dergl. Sachen. 1. Ueber den Verkauf der Güter. A. Welcher Anschlag ist bei dem Verkaufe der Güter der richtigste, und welcher der vortheilhafteste? B. Wie muß ein Gut beschaffen seyn, wenn es mit Vortheil verkauft werden soll? C. Was bringt Nachtheil und Schaden bei dem Verkaufe eines Gutes? D. Welches sind die Vorsichtsmaßregeln im Allgemeinen und Besondern beim Verkaufe der Güter? — 2. Ueber den Erkauf der Güter. A. Nach welchem Anschlage kauft man am Sichersten? B. Was ist bei der Besichtigung eines Gutes zu beobachten? C. Hat das Gut Neben-Branchen, (Gewerbe)? D. Kann ein Gut verbessert und dadurch am Kaufpreise gewonnen werden? E. Welches sind die Vorsichtsmaßregeln für den Käufer, bei dem Abschlusse eines Kaufcontracts? — 3. Vom Verpachten der Güter. A. Was heißt Verpachten und welches sind die Vorsichtsmaßregeln dabei? B. Wie sollen die Pachtnutzungs-Anschläge gefertiget seyn? C. Von der Auswahl unter den Pächtern. D. Von der Dauer der Pachtzeit. E. Vorsichtsmaßregeln gegen das Aussaugesystem. — 4. Vom Erpachten der Güter. A. Nach welchem Pachtnutzungs-Anschlage kann der Pachter sicher pachten? B. Vorsichtsmaßregeln bei Pachtungen. C. Vorsichtsmaßregeln bei Uebernahme einer Pachtung in Ansehung der Taxation.

In der neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ludwig Ariosto's Liebeskapitel,

metrisch übersetzt von S. G. Laube.

8. geh. 8 Gr. oder 10 Sgr.

Ohne weitere Empfehlung dieser lieblichen Dichtungen Ariosto's führen wir nur Folgendes aus der Vorrede des Herrn Uebersetzers an: „So bekannt der Name des unvergleichlichen „Meister Ludwig“ unter den Deutschen durch seinen rasenden Roland ist, nachdem dieses wundersame Werk durch meisterhafte Uebersetzungen auch dem der welschen Sprache Unkundigen zugänglich geworden, so wenig hat man doch bisher seine kleineren Gedichte beachtet. Unter diesen behaupten die Capitoli amorosi einen vorzüglichen Platz. Sie stellen sich Tibullus, Propertius und Goethe (römische Elegien) würdig zur Seite, und auch in ihnen offenbart sich der Reichthum des Geistes ihres unsterblichen Dichters, der übrigens auch hier, wie immer, seinen Stoff beherrscht und selbst, wo er sich von seiner Liebespein zu Boden gedrückt stellt, die innere Schalkhaftigkeit kaum verbergen kann.“

Geschenke für die Jugend.

Der kleine Jack, eine Volksgeschichte. 12 Gr.
Geschichte des Prinzen Libu. 14 Gr.
Das Schreibepult zu Buchenhayn. 3 Theile. 1 Thlr. 12 Gr.
Der Besuch auf eine Woche. 2 Theile. 1 Thlr.
Ländliche Spaziergänge. 4 Theile. 1 Thlr. 16 Gr.

Der aufblühenden Jugend werden diese, aus der Feder des stets unvergeßbaren Kinderfreundes Weiße geflossenen Uebersetzungen anerkannt guter englischen Urschriften die lehrreichste Unterhaltung gewähren. — Wir besitzen unter der Unzahl von Kinder- und Jugendschriften wenige, die mit diesen zu vergleichen wären. Diese Kinder-Romane werden gewiß auf's Neue mit Vergnügen gelesen werden, um so mehr, da im nächsten Jahre von uns dankbaren Deutschen die Feier von Weißens 100jährigem Geburtsfeste begangen werden soll.

In allen Buchhandlungen Deutschlands sind obige Bücher zu bekommen, und in Leipzig bei

A. Wienbrack.

So eben sind bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebesbriefe
der Königin Maria von Schottland an Jakob von Bothwell,

nebst ihren Liebes-Sonetten, Ehe-Kontrakten und anderen Urkunden.

Aus dem Englischen des Hugh Campbell.

Zwei Theile, mit dem Brustbilde der Königin, sauber brochirt, Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Länger als zwei Jahrhunderte schon ist Maria Stuart von der Bühne des Lebens abgetreten, aber noch immer lebt sie in dem Andenken der Nachwelt, und was über sie erscheint, wird mit Interesse gelesen! Dies dürfte besonders bei diesen Briefen der Fall seyn, welche einen tiefen Blick in das eigentliche Privatleben dieser „so viel gehaßten und geliebten" Königin gewähren, und die gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Leipzig, im August 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Bei uns sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunser; der verlorene Sohn; das Abendmahl; Christus am Kreuz; die Auferstehung) und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Euryanthe. Von Helmine von Chezy. Mit Umschlag und Vignette von Gubitz. 18 Gr.

Othar von Bretagne und Bergmannsthal. Erzählungen von M. C. Hansen und J. M. Thiele; aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Lenburg 1 Thlr. 12 Gr.

Erzählungen, die Manchem schon gefielen. 1 Thlr. 6 Gr. Inhalt: Des Menschen Wege sind nicht Gottes Wege. Von Karoline Behrends. — Bellarosa. Von A. v. Tromlitz. — Die Sage von der Teufelsbrücke. Von Bertram. — Ein Mährchen zu seiner Zeit. Erzählt von einem Layen in der Schriftstellerei. — Der goldene Schwan und weiße Taube. Von dem Verfasser von „Wahl und Führung". — Das Schloß ohne Treppe. Von E. Karoli. — Paul Marron. Eine Criminalgeschichte von Sterwil. — Die Gründung von Herrenhuth. Von E. Karoli.

Perlen der heiligen Vorzeit. Von Joh. Ladislav Porker (Dichter der „Tunisias" und des Epos: „Rudolph von Habsburg"). Gedruckt auf Kosten des Ofner wohlthätigen Frauen-Vereins. Pracht-Ausgabe 2 Thlr. 8 Gr.; ordinaire Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr.

Die Sprachgesellschaften des siebzehn en Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Broschirt 9 Gr.

Merkwürdige Personen in der Geschichte unser Zeit. Folio. 4 Thlr. 12 Gr. Es sind folgende 28 Bildnisse: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; Alexander I., Kaiser v. Rußland; Franz I., Kaiser v. Oesterreich; Wilhelm I., König v. Würtemberg; Karl Johann, König v. Schweden; Großfürst Konstantin; Blücher; Wellington; Schwarzenberg; Metternich; Wrede; Kutusoff; Gneisenau; Bülow; Kleist; Benningsen; Bubna; Wittgenstein; Tauenzien; York; Borstel; Miloradowitsch; Wallmoden; Thielemann; Rostopschin; Hirschfeld; Tschaplitz; Moreau; — gute Abdrücke von denselben Platten, deren Abdrücke bisher das Stück 16 Gr. kosteten.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben: von F. W. Gubitz. Erstes Heft. Nr. 1—474. 1 Thlr. 12 Gr. — Zweites Heft. Nr. 475—866. 1 Thlr. 6 Gr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei W. Kaiser, Buchhändler in Bremen, sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andenken an die Oldenburgischen Kanzleiräthe von Finkh und Berger. Mit 2 Schattenrissen. gr. 8. brosch. 16 Gr.

Hunerkoch, C., Neueste Erdbeschreibung, verbunden mit Welt- und Naturgeschichte. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Platonis Symposium ed. Wyttenbachi anim. adnotat. inst. P. A. Reynders. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

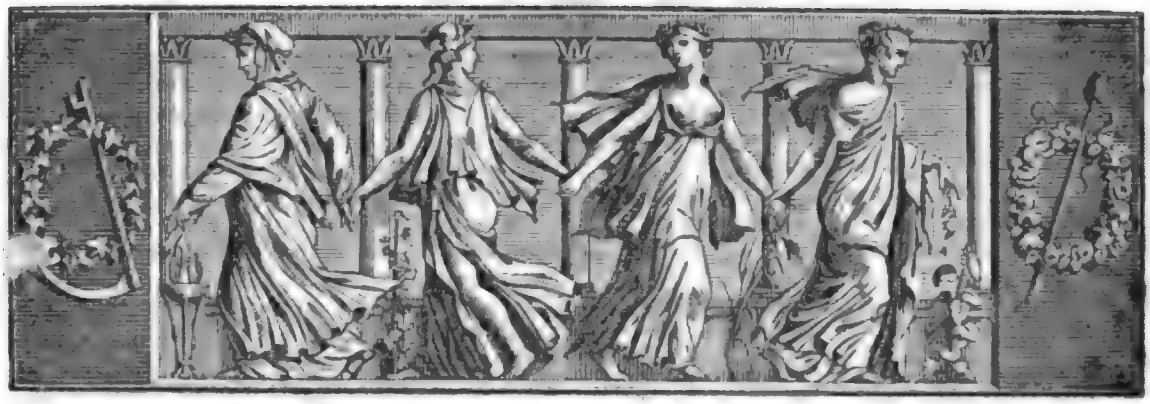
In unserm Verlage ist erschienen:

Die Gleichen,
Schauspiel
von
Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Berlin, 1825. **Maurersche Buchhandlung.**

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 11. November. **180ſtes Blatt.**

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

Von Dan. Leßmann.

In dem vielköpfigen Geſichter-Cabinet, das ich auf Reiſen mir geſammelt, bleibt Krakenſitter unſtreitig eins der ſonderbarſten Stücke. Eine große dunkle Maſſe mit wenigen ſtrahlenden Lichtern, als hätte Caravaggio recht auffallend den Genius ſeines Pinſels daran zeigen, und den Betrachter durch ein ſchauriges Geheimniß feſſeln wollen — neben einer eingedrückten Naſe, wie ſie Barocci, obſchon er nach Raphael ſtudirte, wider Willen zu malen pflegte, ein Paar ſchwarze zuſammengedrückte Augen, die unter finſteren Haarbögen, wie die niedergleitende Sonne unter einer ſchweren Gewitterwolke, hervor blitzten und im Dunkeln zu leuchten ſchienen. Auch in ſeinen blühendſten Jahren würde er bei dem Feſtzug des Hermes zu Tanagra der Letzte geweſen ſeyn, dem die Prieſter das Lamm zu tragen gegeben hätten;*) um den Preis der Schönheit konnte nicht leicht ein Zweiter mit ſchreienderem Unrecht ſich bewerben. Auch waren ihm dergleichen Anſprüche nie eingefallen; von den dreißig Vollkommenheiten, ſagte er mir oft, welche nach dem Cataloge eines berüchtigten lateiniſchen Gedichtes an der Helena bemerkt worden, ſeyen auf ihn nichts weiter als einige Gegentheile gekommen. Dürrer als mein Valentin zu ſeyn, war eine ſchwere Aufgabe; wenn die hagere Geſtalt im Mondenlichte neben mir hinwandelte, und kaum einen merkbaren Schattenſtrich am Boden mit ſich fortzog, überfiel mich zuweilen ſelbſt eine unheimliche Bangigkeit — ein Waldgeiſt aus der altruſſiſchen Sage ſchien neben mir zu ſchreiten, nicht höher als der kleinſte Halm, wenn er im Graſe geht, und im Walde über die mächtigſten Bäume emporragend — ich mußte ihn anreden und ihn ſprechen hören, um mich zu überzeugen, daß ein menſchliches Weſen, ein Bürger dieſſeits des Grabes neben mir wandle. Nichts deſto weniger beſaß er eine ſtaunenswerthe Gliederkraft; wenn der Grimm ihn erfüllte, und ihm am Halſe die blauen Adern ſchwollen, hatte ſein Feind zu zagen, und verſchiedene junge Kerle, die ihre Weisnaſenſchaft an ſeiner ſchlummernden Meeresſtille zu verſuchen wagten, konnten ſich des hageren Zuchtmeiſters nicht ohne Entſetzen erinnern und nannten ſeinen Namen mit furchtſamen Geberden.

Sonderbarer noch war die Seele, welche in dieſem Gehäuſe ihr einſames Geſpinnſt betrieb. Haßte er die Menſchen? Ich thät' ihm Unrecht, wenn ich der Nachwelt die Lüge aufbände; daß er aber von der Menſchheit blutwenig hielt — daß er über Adam's Nachkommenſchaft ſeine ſatyriſchen Kreuze machte und ſie das vernünftige Gewürm der Erde nannte, kann ich auf Gewiſſen betheuern, und es leben Manche, die es gleich mir eigenohrig gehört haben. Er konnte weich werden, er konnte durch Freigebigkeit ſein mildes Herz

*) Die Griechen fühlten das Bedürfniß der Schönheit ſo lebhaft, daß nicht nur bei Prozeſſionen die ſchönſte Jugend gewählt, ſondern auch bei den Prieſtern ſelbſt auf körperliche Anmuth geſehen wurde. So war in den älteſten Zeiten, nach dem Pauſanias, zu Aegä in Achaja der ſchönſte Knabe der ganzen Gegend Prieſter des Zeus.

verrathen, und würde im oſtindiſchen Hospital zu Guzurate, wo lahme und kranke Affen eine thierfreundliche Pflege finden, das Amt eines Krankenwärters mit Gefühl und Pünktlichkeit verwaltet haben. Was half's? Er verdammte die Laſter, und darum war er zu loben; er hieß ſie aber die unzertrennlichen Schmach-Arabesken des Menſchengeſchlechts, und darum geriethen wir oft in Streit. Während er mit Feuer und Nachdruck, wie es oft geſchah, für einen Einzelnen das Wort der Vertheidigung gegen mich führte, freute er ſich, das geſammte Geſchlecht durch die mannigfaltigſten Sarkasmen herab würdigen zu können, und behauptete, dieſe fünfſchuhige Karrikatur ein Ebenbild der Gottheit zu nennen, ſey der heilloſeſte Frevel gegen die Gottheit, ſey noch zehnmal narrhafter, als in einem Sonett des Marino die Sprache der Liebe zu hören, oder in einem Fontenelleſchen Schäfer den einfachen Sohn der Flur zu erkennen. „Das Schöne und das Große, alle Tugenden und alle edelherzigen Eigenſchaften, durch welche uns die Geſchichte mit Bewunderung überraſcht, und das Leben ziemlich oft, Gott ſey Dank, uns labt und entzückt, pſychologiſche Wunder galten ſie ihm, Ausnahmen von der Regel, worüber man ſtutzt und ſtolpert, wo nicht gar Druckfehler in der Vulgata der Menſchennatur — und erfordere es eine hülfreiche Phantaſie, um am Taufſteine der Baumannshöhle in den bizarren Maſſen, welche einem als die Pathen angegeben werden, menſchliche Umriſſe zu erkennen, ſo ſey noch eine weit thätigere vonnöthen, um in den ſogenannten *guten* Menſchen die Zöglinge der Moral zu entnehmen; die lieben Leutchen machten es mit der Tugend ſelten beſſer, als Cardinal Dubois, der Premier-Miniſter, mit ſeinen Amtsgeſchäften, wenn er ganze Pakete von Briefen in's Feuer geworfen, und ſich rühmte, ſeinen Poſttag in der möglichſt kurzen Zeit beendigt zu haben. Und doch konnte Keiner durch eine ſchöne Handlung ſtürmiſcher zur Anerkennung hingeriſſen werden, als eben dieſer Murrkopf, dieſer ſtirnrunzelnde Zeus mit dem Blitzſtrahl in der Hand! Wie hat er mich manchmal ſo lebhaft an Geneſino erinnert! Der ſang in London mit Farinelli; er ſollte einen wüthenden Tyrannen darſtellen, während dieſer einen unglücklichen jungen Helden in Ketten ſpielte; Farinelli öffnet den Mund, eine ſeelenvolle Arie bezaubert jedes Ohr, nur der Tyrann ſoll die erweichenden Töne mit hartem, unrührbarem Herzen hören — aber vergebens; Farinelli hat noch nicht geendet, ſo ſtürzt der Wüthrich auf ihn zu, weint und umarmt ihn und küßt ihn vor den Augen der erſtaunten Menge. Krakenfitter hatte viele Galle, aber noch weit mehr Herz; er konnte grimmig aufbrauſen, aber auch einen edelgearteten Menſchen, es mochte ein Laſtträger oder ein Bürſtenbinder ſeyn (bei einem Miniſter war's ihm unmöglich) mit thränenden Augen an ſeine Bruſt drücken. Ich ſah ihn in einer Straße von Turin weinen, wie ein zwölfjähriges Mädchen weinen, da ein armer Junge, welcher ſich mit einem blinden Vater von Haus zu Hauſe bettelte, von einem Eierkuchen, den ein Diener ihm heraus gereicht, ſieben Achtel dem Alten in den Mund ſteckte, und mit dem Uebrigen, dem kleinen Biſſen, den eigenen Hunger zu befriedigen ſuchte. Er ließ den Jungen nicht los, er wollte ihn bei ſich behalten und ihn annehmen an Kindesſtatt; der Knabe aber ſah ihn mit meſſenden Augen an, und ſagte keck genug, er habe nicht Luſt, ſich den Sohn eines Deutſchen ſchimpfen zu laſſen. Schurke, ſchrie Krakenfitter aufflammend, ſtolzer, edelherziger Schurke, ich will dir den italieniſchen Bettelhochmuth zerſplittern — aber was red' ich? fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, muß er mich nicht für einen Narren halten, daß ich es mir in den Kopf kommen laſſe, die Undankbarkeit groß füttern zu wollen. „Füttre die Jungen des Wolfs, damit ſie erwachſen dich freſſen!" ſetzte er bitter lächelnd aus Theokrit hinzu, und führte mich in die nächſte Weinſtube.

Krakenfitter hatte Manches geleſen, aber nur für ſehr wenige Bücher Achtung. Die meiſten, bemerkte er, blenden den Leſer, wie die Goldweſpe ihre Feinde, durch glänzende Farben; ſie beſtechen durch prangende Vorreden, oder, wenn es hoch kommt, durch die erſten beiden Capitel, welche man, wie die Schau-Enden der Tuche, mit Gefallen befühlt und vortreflichen Fadens findet; ſie ſind aber ſelten etwas Anderes als ägeiſche Grotten, woran man den romantiſchen Eingang, die ſchattigen überzweigten Thorbalken bewundert, deren Inneres indeſſen nichts als kalte Wände und gleichförmiges Geſtein bietet. Hielt er von den Kindern wenig, ſo mochte er von den Vätern noch weit weniger hören. Merkt man es denn nicht, fragte er, dem größten Theile ſchon nach den erſten drei Seiten ihrer Werke an, daß ihre Worte nicht aus ihrem Inneren fließen? Verräth ſich nicht ihre Anſtrengung, im Curialſtyl der Literatur zu ſchreiben, um das Vergnügen der Autorſchaft zu genießen? Was ſind ſie beſſer, als gewiſſe Affen, die eine ziemliche Strecke, wenn man ihnen die Vorderpfoten auf den Rücken bindet, aufwärts daher ſchreiten, als wenn es ihr *natürlicher* Gang wäre? Und wie viele giebt es denn unter ihnen, die nicht fremde Gedanken für ihre eigenen halten, und mit dem Echo eines Echo's uns zu belehren oder zu ergötzen trachten? Steht alſo die Mehrzahl nicht wie das Kind Ludwig, der Funfzehnte, da, welches ſeine Anordnungen, wiewohl es ſie nie ſelbſt gemacht hatte, mit Vergnügen im Miniſterium vorleſen hörte? — Bei dem Allen hatte er aus der Schule eine ſchätzbare Bildung mitgebracht, zugleich aber auch

einen unauslöſchlichen Haß gegen die Männer, welche ſie ihm eingeblaut — ein Haß, der in nachſtehenden Mittheilungen ſich vielfältig äußert. Sein Wiſſen ruhte auf ſichern Elementen, und was ihm nicht klar vor der Seele ſtand, ſuchte er, wie nachtheilige Säfte, durch vorſätzliches Unterdrücken los zu werden und ab zu treiben. Ein Jahr der alten deutſchen Hohenſtaufiſchen Zeit galt ihm mehr, als das ganze Jahrhundert des Perikles, das er ſich nie anders, als der ſtitterprangenden Aspaſia zu Füßen denken konnte, und war er gleich nicht eben ſehr erbaut, im Zeitalter des franzöſiſchen Uſurpators ſeine Tage verleben zu müſſen, ſo dankte er doch freudig der Vorſicht, daß ſie die Aufmerkſamkeit gehabt, ihn mit den ſteifgelehrten Umgebungen der Ptolomäiſchen Brut in Alexandrien zu verſchonen. (Die Fortſetzung folgt.)

Sitten in Sevilla.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Zuerſt beſuchte ich in Sevilla die ſo hochgeprieſene Cathedrale, in der Murillo ſo manches Meiſterwerk aufgeſtellt, namentlich eine Jungfrau Maria, wie ſie das Kind Gottes in die Arme des heiligen Antonius legt. Dies Stück iſt über alle Beſchreibung erhaben. Der Mönch, welcher mich begleitete, klagte ſein bitteres Leid über die veränderten Zeiten. „Sonſt", ſagte er, „vor der letzten Regierungs-Periode Carl's IV., floß der Zehnte ſo richtig und ohne Murren in unſere Säckel, daß unſere Kaſten einen wahren Goldregen empfingen. Wir waren im Beſitz großer Schätze, unſere Altarſtücke blitzten von edlen Steinen, es war eine herrliche Zeit! Aber der Friedensfürſt machte den Anfang, die franzöſiſchen Generale folgten, und nachher kamen die Liberalen und ſchmälerten den Zehnten zum Zwanzigſten!" — Uebrigens lebt die Geiſtlichkeit in Spanien noch ganz gut.

Wenn man in Sevilla zu Mittag gegeſſen hat, hält Alles Mittagsruhe. Dann ſieht man nur Hunde auf den Straßen, ſo allgemein iſt dieſe Sitte. Man begrüßt ſich auch nachher, als wenn es Nacht geweſen wäre. In vornehmen Häuſern giebt man dann Eis und Confitüren herum, und nach ſolcher Erfriſchung beſucht man die Promenade l'Evantail, wo Galanterie, Cigarrendampf, der Staub und die Orangen einen ſonderbaren Contraſt bilden. Später führte man mich nach der Tertulia, einem nächtlichen Zirkel. Die Ceremonie der Präſentation eines Fremden in den andaluſiſchen Geſellſchaften hat etwas ſehr Schmeichelhaftes. Die Frau des Hauſes ſagt nämlich zum Ankömmling: „Mein Herr, dies Haus iſt das Ihre!" — Von dieſem Augenblick an darf der Fremde Alles begehen, was ein alter Bekannter thut, d. h. er darf rauchen, fordern, was er will, ſchwatzen, auch mit der Dame, die ihm am beſten gefällt, tête à tête ſich in einer Ecke des Zimmers unterhalten, ohne daß es auffällt. Bei ſchönem Wetter finden dieſe Geſellſchaften im Hofe ſtatt, der aber nicht ein Hof, ſondern vielmehr wie ein Garten iſt, mit duftenden Sträuchern beſetzt und mit bunten Lampen beleuchtet. Ein Engländer, der ſich zum erſten Mal in einer ſolchen Geſellſchaft befand, und ſah, daß Jeder ſeine Cour-Dame hatte, meinte, das müſſe ſo ſeyn, und nahm die, welche ihm zunächſt ſaß, zur ſeinigen. Wie erſtaunte er, als ſeine Schöne ihm gar bald unverhohlen geſtand, wie ſie erſt ein Liebesverſtändniß mit einem franzöſiſchen Offizier gehabt, welcher der Nachfolger eines italieniſchen Malers geweſen, der aber auch nur der Nachfolger eines ruſſiſchen Diplomaten war. In Folge dieſes Geſtändniſſes fragte ſie den Engländer: ob er nicht eine Andaluſierin heirathen wolle?! Die Antwort war ausweichend, aber doch ſo, daß das junge Mädchen daraus machen konnte, was ſie wollte; ſie nahm dieſelbe für bejahend und fing an, alle ihre Talente vor dem Engländer aus zu kramen, ſie tanzte, ſpielte Guitarre und ſang zärtliche Lieder dazu. Zufällig mußte ein anderer Engländer hinzu treten, und den erhofften Zukünftigen boshaft fragen: wie ſich ſeine Frau befände? Als ob der Blitz einſchlüge, ſo warf die Erſchrockene einen Flammenblick auf Frager und Gefragten, und ſprang eilend zu einem Offizier, der in einer Ecke des Zimmers ſich eben in eine Cigarrenwolke hüllte!!

Duſchet.

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die liebe natürliche Einfalt der alten Deutſchen iſt alſo groß geweſen, daß ſie auch ihren Nachkömmlingen nur kein Wort oder Namen hinterlaſſen, damit ſie das Wörtlein Affektation auf gut Deutſch ſagen oder nennen können.

Der gemeine Nutz dient manchem Eigennutz zum Deckmantel.

Gut iſt es Union machen, beſſer dieſelbige halten, das allerbeſt keiner bedürfen.

Es iſt beſſer, von einem Mitbürger beraubt, als von einem Fremden gar verkauft zu werden.

Ein Herr ohne Land iſt ein großer Titel ohne Buch.

Julius Max Schottky.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Prag. Mein Herr Geſellſchafter! Ich ergreife abermals die Feder — Herein! Wer ſtört mich denn ſchon wieder? — Endlich kann ich weiter ſchreiben. Wiſſen Sie, wer bei mir war, mein Beſter? Es trat ein kleiner ſchwarzer Herr herein und ſprach: „Hochzuverehrendeſter Herr von Scorpion, ich war ſo frei, Ihren verehrten Namen in die Liſte meiner Subſcribenten auf zu zeichnen, die ich für meine heraus zu gebenden Werke

sammle. Ich heiße Julius, genannt Werdenau,*) und möchte mich gedruckt sehen. Einige meiner Sachen stehen zwar schon im „Kranz",**) aber der ist verwelkt und ich möchte gern einen ewig blühenden auf meinem Haupte tragen. Verleger habe ich zu meinen Werken noch nicht finden können, folglich habe ich mich entschlossen, meine romantisch-dramatischen Bühnenspiele auf meine eigenen, oder vielmehr auf anderer Leute Kosten heraus zu geben. Ich schreibe alle Leute auf, die mir begegnen, und auf deren Namen ich mich gerade besinnen kann; ich habe, wie Sie sehen, bereits Viele auf meiner Liste. Da sie Alle vorgedruckt werden (ich selber aber werde niemals nachgedruckt), so lassen es sich Manche gefallen. Ich war anfangs gesonnen, das Subskribenten-Verzeichniß allein drucken zu lassen, und meine Bühnenspiele gar nicht, und es wäre vielleicht ein besseres Werk geworden; aber Sie wissen, junge Dichter, denn ich bin erst 24 Jahre alt (das glaube auch der Teufel!), sehen sich gern auf Löschpapier. Uebrigens braucht derjenige, der mehrere Exemplare bezahlt, gar keines zu nehmen. Der Preis ist 40 Kreuzer Convent. Münze. Ich empfehle mich bestens; haben Sie die Güte, mich in allen Journalen zu loben, wo ich selbst oder einer meiner guten Bekannten nicht an zu kommen weiß. Leben Sie wohl!" Und somit ging Herr Julius Werdenau fort, ehe ich noch etwas antworten konnte. — Ich will gern ein Paar Mal 40 Kreuzer auch ohne Buch zahlen, denn der Herr brachte mich auf die Idee, wie ich meine Manuscripte, für die in meinem Hause ohnehin kein Platz mehr ist, und wo ich meinen Kindern weichen müßte wie Lear, auch an die Leute bringen kann. Morgen geh' ich mit einem solchen Bogen auf der Straße herum, und wehe den Leuten, die mir in den Wurf kommen. Aber hören Sie, bester Herr Gesellschafter, eine Art wüßte ich noch für mich, hier reich zu werden. Buchhändler giebt es in Prag ohnedies wenige, da sich jährlich höchstens drei neue Handlungen etabliren, das will ich werden: ich ziehe dann in's rothe Haus, hänge 24 Schilder aus, fahre in meiner Equipage mit meinem großen Pudelhund, und drucke gute Artikel nach, ohne daß es die Original-Verleger selbst wissen. Nicht wahr, das ist ein gutes Metier? Auch eine Zeitschrift: „Böhmische Lesefrüchte" wäre nicht übel; giebt es ja doch „Hamburger" und „Münchner Lesefrüchte"; auch nichts als ehrlicher Nachdruck. — Unsere Bühne war in der letzten Zeit eine wahre Laterna magica. Leute mit und ohne Namen tummelten sich darauf herum. Drei Sontage, die jetzt im Berliner Kalender stehen, spielten und sangen bei uns, freilich lange nicht so gut wie in Berlin, weil sie auch nicht so gut bezahlt wurden. Die Mutter ist eine brave Schauspielerin, nur, meiner Meinung nach — und ich bin gewohnt, meine Meinung immer unverhohlen aus zu sprechen — jetzt älter als vor zehn Jahren, und spricht manchmal langsamer als die Zeit vergeht. Die Nina gefiel hier nicht Allen — wer kann das? Ihr Organ sey zu kreischend, sagen die Leute. Je nun, Kinder können bessere Organe bekommen. Ueber die Henriette steht in Berlin's Zeitungen so viel, daß ich nichts mehr über sie schreiben kann, obwohl sie mir auch gefiel. Redakteuren und Kritiker sollen sich nicht verlieben, steht, irr' ich nicht, in F. L. Schmidt's „Aphorismen" geschrieben; nehmt Euch an mir ein Beispiel, Ihr Herren! Ich bin zwar nicht mehr jung, aber Alter schützt in der Regel vor Thorheit nicht, nur der Verstand thut das, und ich habe, Gott sey Dank, weit mehr Verstand, als alle anderen Leute; darum weiß ich auch Alles besser. — Demois. Schwarzbock, vom Theater an der Wien, trat als „Emmeline" und „Agathe" in der „Schweizerfamilie" und dem „Freischütz" auf. Hat auch gefallen, ich weiß nicht was mehr, ihre Figur oder ihr Gesang. — Hr. Fischer, ebenfalls Einer von den Zerstreuten (nämlich Mitgliedern des Theaters an der Wien), ist noch sehr jung an Jahren und in der Kunst. — Hr. und Mad. Anschütz, und Hr. Wilhelmi, vom k. k. Hofburg-Theater. Hofschauspieler müssen überall gefallen. Diese Drei sind auch gar nicht übel. Ich sollte sie freilich nicht loben, weil sie mich nicht besuchten, ich sie nicht persönlich kenne, sie mich gar nicht zum Essen eingeladen haben, und mir auch kein Exemplar von der Zeitschrift abkauften, die ich einmal heraus zu geben willens bin. Ich sage auch nicht, daß sie mir besonders gefielen, aber sie gefielen dem Publikum. Anschütz spielte unter Anderem auch den „Lear". Rott! Rott! mein Ideal, wo bist du! Mit dem Anschütz-„Lear" waren die Leute bald so verrückt unten, wie er oben; er wurde mit entsetzlichem Lärmen vier Mal gerufen. Mir hat er als „Lear" gar nicht gefallen: ich würde ihn weit besser spielen, vorzüglich die Scenen, wo er ein Narr ist. Aber dennoch weiß ich noch immer nicht, wie es der Mann anfing, daß ich wider Willen, gegen alle meine Ueberzeugung, den Anstand und die Gefühllosigkeit eines Kritikers vergessend, habe aber ihn weinen müssen, wie ein Kind! Mad. Anschütz und Hr. Wilhelmi haben auch sehr gefallen. Ich habe mich oft über den Lärmen halbtodt geärgert und im Parterre den Leuten immerfort bewiesen, wie Manches vergriffen wurde, wie Manches besser seyn könnte, es hat aber Niemand meine geistreichen Reden hören wollen. Sehen Sie, mein bester Herr Gesellschafter, wenn solche Leute spielen, da ist es keine Freude: es sind mittelmäßige Talente, nun ja, Anfänger, welche man aufmuntern muß. Wenn ich über sie lospoltern wollte, so darf ich nicht über die Straße gehen, weil mich die vertriebenen Leute, denen sie gefallen, steinigen würden, und von 90.000 Menschen gesteinigt zu werden, müßte doch ein unangenehmes Gefühl seyn. Was soll man also thun? Ich muß, so sehr es mich schmerzt, mein scharfsinniges und competentes Urtheil niederschlucken (hab' außerdem so nicht viel zu schlucken). Sie sind nicht übel, haben ihr Gutes; aber bei unserer Bühne sind doch ganz andere Leute! Wie gab Hr. Dietrich z. B. den „Heinrich Laub" in der „Parteiwuth"? Mit welcher Vollendung trat dieser junge, hoffnungslose Mann — der bisher nur empfindsame Bedienten- und zärtliche Anmelde-Rollen (Bildungs-Rollen, wie weiland Hr. v. Holbein sie zu benennen beliebte) spielte — als Liebhaber auf! Freilich will ihn kein Mensch lieb haben: aber Undank ist der Welt Lohn. Gott, wie schön hat der Mensch gespielt! — Geht auch zu den Esquimaux! — Kein Mensch kann sich mehr freuen als ich. Hr. Bechtold, von dem ich neulich schrieb, ist, trotz dem, daß er Niemandem gefiel, als mir, dennoch engagirt. Ich sage hiermit der Direktion meinen wärmsten Dank. Den Mann hätten Sie neben „Posa"-Anschütz als „Don Carlos" sehen sollen! So etwas haben Sie nie gesehen und werden Sie nie sehen. Es war ein Göttergenuß! Die feinste, tiefste, das Wesen des Lebens durchdringende Ironie war es, mit der er den „Don Carlos" spielte. Ich versichere Sie, ich selbst konnte den Kunstgenuß nicht ertragen, den er mir erschloß; und so sehr er mir gefällt, lief ich doch zum Theater hinaus. Auch den „Fürsten" in „Elise Valberg" sollten Sie von ihm sehen! Ich habe mir immer gewünscht, den Mann zu sehen, wie er da sitzt auf den Trümmern der entweihten Kunst, nun wünsch' ich es nicht mehr! —

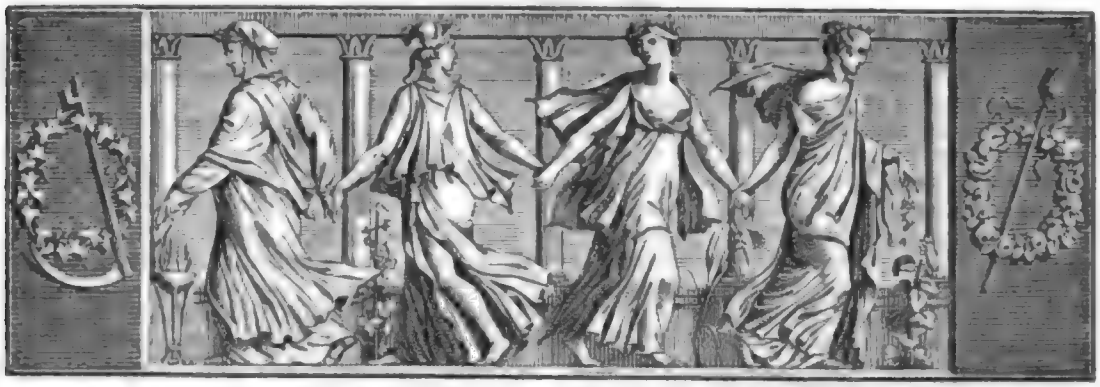
(Der Schluß folgt.)

*) „Romantisch-dramatische Bühnenspiele". 12. Prag, bei Haas in Commission.

**) Eine schöne Prager Zeitschrift, die, ohne je selbst aus Prags Weichbilde zu kommen, doch im Auslande die größten Erwartungen erregte, weil die Prager Correspondenten sie damals überall lobten. Aber die guten Erwartenden warten noch immer. Jetzt ist das Heft dieser schönen Zeitschrift im Preise auf acht Kreuzer C. M. herabgesetzt.

Anmerk. des clair-voyanten-Setzers.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 12. November. 181ſtes Blatt.

Der Hegereuter.

Erzählung von Rob. Feretto.

1.

Die Frau Hofräthin Wenzelius machte Vorhänge auf und ſprach von der Stiege herab zu der blaſſen Emilie, ihrer Tochter: „Schicke doch zur Schlenz, Herzchen, und bitte ſie zum Thee; denn kommt heute noch, wie ſich vermuthen läßt, der Vetter, ſo mußt Du ſingen und ſie begleitet einzig!“

„Wie Du meinſt!“ entgegnete Emilie: „doch ſteht zu fürchten, daß ſich Barbara ſelbſt dieſem Fremden gegenüber um kein Haar beſſer nehmen wird, als auf der Akademie! Die Hüfte thut mir noch weh von dem Stoß, den ſie mir, der Soloſängerin, eben ſo heimlich als fühlbar verſetzte, da mir neulich im göttlichen Propheten das hohe C ein wenig überſchnappte!“ — Beifällig nickte das plättende Clärchen, Emiliens Mühmchen, und flüſterte: „Ich könnte ja, Tantchen!“ — „Ey ſeht doch den Gelbſchnabel!“ rief die Hofräthin unter den Wolken hervor; „daß der Herr Vetter über die weißen Patſchchen Milchens herrliche Stimme vergäße? — partoutement nicht! — und nun läuffſt Du gleich und bittest Dir's von der Schlenz für dieſen Abend aus — ich will's ſo!“

Verdüſtert griff das gute bekränkte Clärchen nach dem Tüchelchen, nach dem verblichenen Strohhut und ſchlich fort; die Mutter aber ſprach, aus ihrem Olymp herab ſteigend: „Laß ſie nur kommen, mein Milchen, ich will ſchon ſorgen, daß der alte Streithahn ſich nicht zu breit macht. Beſſer iſt beſſer, die ſoll den Vetter ſchon in Athem erhalten — in Ohnmacht fiele ich, wenn der merkte, daß die Cläre etwas Anderes kann, als ein Krugentuch waſchen oder einen Eierkuchen backen!“

2.

Kurzgedachter Vetter aber war ein ſteinreicher angenehmer Dreißiger und nebenbei Kapellmeiſter des Fürſten. Derſelbe hatte ſich vor Kurzem bei der verarmten Muhme für einige Tage oder Wochen angemeldet, und dabei nicht undeutlich merken laſſen, daß, im Fall der Ruf von den Reizen und dem Geſchick ihrer Tochter nicht zu viel ſage, er ſich wohl entſchließen könne, die Ungerechtigkeit des Schickſals wett zu machen und dieſelbe als ſeine Frau Kapellmeiſterin mit ſich nach der Reſidenz zu nehmen. Deshalb ſchloß ihn die Frau Hofräthin tagtäglich in ihr Gebet, denn ihr Herzblatt war überreif und weder auf der Sing-Akademie noch ſonſt wo wollte ſich ein Männchen zu dieſem zank-, gefall- und klatſchſüchtigen Engel finden, der wohl mehr verdiente, als den neulichen Rippenſtoß, ſchon um des Mühmchens willen, das von demſelben, in Gemeinſchaft mit der Mama, täglich gemißhandelt wurde, weil es ſchöner und beſſer war, auch klüger, und zudem mit einer Stimme begabt, die den entzückten Hörer dem Himmel zutrug, aus dem das holde Kind ſchnurſtracks her zu kommen ſchien.

3.

Es ſchlug ſieben Uhr — da tönte von fern ein Hörnlein, deſſen Klang die Mama Wenzelius, als habe

Freund Oberon hinein geſtoßen, in einen ſeligen Taumel verſetzte. Es war der lahme Friede, der vom Sattelpferd herab die Ankunft der Schnellpoſt verkündete. „Er kommt, Milchen!“ rief die Füllreiche, und eilte zum Fenſter, denn das Poſthaus lag gegenüber, und Mama gönnte ſich heute vor Allem die Luſt, die Paſſagiere und unter ihnen den reichen, obwohl nie geſehenen Vetter ausſteigen zu ſehen. Letzteren aber gedachte ſie an ſeiner Wohlgeſtalt und dem vornehmen großſtädtiſchen Weſen im Augenblickchen zu erkennen. Heran raſſelte und praſſelte die Kutſche, Friede nickte herauf, die Lauſchende glaubte etwas Geheimnißſchwangeres in den Zügen dieſes ihr wohlbekannten Poſtillons zu leſen, der jetzt in die Zügel griff. Da war der Vetter! Eya, nun galt es auf zu paſſen! Der Schlag öffnet ſich. Ein Kopf, der offenbar dem krummen Mendel gehört, dem weltbekannten Wucherer, zeigt ſich zuerſt; ihm folgt die Frau Fleiſchſteuer-Einnehmerin, die ihr Stiefkind in der Hauptſtadt beſuchte. Dienſtfertig reicht ihr Fizmüller, der angehende Primaner, der hinter ihr ausfährt, den vergeſſenen Pompadour, wird aber, da er ſich hierbei zu lange aufhält, unter lautem Sacramentiren von Bierlingen, dem reichen Brauer, der in's Freie ſtrebt, zur Eile ermahnt, worauf ein federleichtes, ſchmächtiges Offizierchen ſeinen Salto mortale macht. Vergebens harrt die Mutter, hofft Milchen, lauſcht ſelbſt Elärchen erwartungsvoll — der Vetter blieb aus! — und jetzt bog die Schlenz um die Ecke.

4.

Dieſelbe, deren Lob wir ſchon oben verkünden hörten, war gleichſam der General der weiblichen Vorſteherinnen der Sing-Akademie, die, der leidigen Nachahmungsſucht zu Gefallen, der Provinzial-Stadt, in der Wenzelia lebte und webte, nicht fehlen durfte, und ein wahres Schrecken aller Mittel- oder glanzloſen Philomelen dieſes Inſtituts. Unterfing ſie ſich, ſelbſt ihrem Schützling, dem guten Milchen, dem ſie mit ihrer ganzen Macht zu einer Soloſtimme verhalf, heimliche und gewichtige Püffe zu appliziren, was ſollte erſt mit Weſen von Elärchens Gepräge, die nur bei dem Tuui die Lippen öffnen durften, geſchehen!

Wie manches Thränchen des Aergers wurde von den anmuthigen Choriſtinnen vergoſſen, wenn die geſtrenge Befehlshaberin mit den Armen umſprang, wie der Corporal mit einer Rotte Neuangeworbener; wenn ſie, dem Feldwebel gleich, die Verleſe-Liſte hervor zog und die Zuſpätkommenden mit beißenden Reden empfing. — Auch hätte vorlängſt ſchon die Mehrzahl der ſtillen Dulderinnen ſich der Zwangsherrſchaft der greulichen Barbara entzogen, wenn nicht die weibliche Eitelkeit derſelben als treuer Bundes-Genoß zur Seite geſtanden hätte; denn nur ein Mitglied der Akademie hieß eine Sängerin, und außer dem Bereich derſelben würde ſelbſt eine Fodor mit einem mitleidigen Lächeln abgeſpeiß worden ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

Von den Römern — von denen, die es waren — ſprach Krakenſitter mit Achtung, aber ſcharf und wortkarg; ſie hätten nach ſeiner Meinung entweder keinen Camillus oder keinen Domitian haben müſſen. Es war lumpig von den nordiſchen Barbaren, äußerte er ſich, auf einen ſiechen, von Sünden erſchöpften Feind das Siegerknie zu ſetzen, und zugleich auf ſein Geröchel, wie auf die Orakeltöne der Bildung, zu horchen. Aber gerade dieſe Todesſeufzer des ſterbenden Roms vergifteten ihre Zukunft, und wer die Bemerkung gemacht hat, daß von Cäſar's Mördern kein einziger eines natürlichen Todes geſtorben, hätte mit leichter Mühe auch die verwandte machen können, daß von Roms Zertrümmerern Keiner unzertrümmert das neue Jahrtauſend erlebt hat. Nur um des Tacitus willen hatte er ſich keine Mühe gegeben, das Latein zu vergeſſen; er freute ſich, daß dieſer hiſtoriſche Großgeiſt, deſſen Brille für ſein eigenes Auge geſchliffen ſchien, kein Zuckerwerk an der Tafel des Auguſt gegeſſen, woſelbſt er unfehlbar nichts weiter als ein witziglächelnder Satyriker geworden wäre. Wollte er aber auf einen widrigen Menſchen alles Gift ſeines Haſſes ausſpritzen, ſo faßte er es mit knirſchenden Zähnen in ein einziges Wort zuſammen, und nannte ihn Cicero. Bei'm Himmel, hätte ihm ein neapolitaniſcher Meuchler mit einem Dolche die Bruſt durchbohrt, röchelnd hätte er ihm zugerufen: Hölliſcher Schurke, du wäreſt werth, den Milo vertheidigt zu haben! — Ich weiß nicht, ob es die Eitelkeit war, die ihn ſo gewaltſam gegen den großen Redner in Harniſch brachte,*) oder ob ihn die furchtſame zweideutige Rolle empörte, welche der Mann unter dem Wolkenhimmel der Gefahr, wie einen Regenſchirm, auf zu ſpannen pflegte. Nicht wie ein Thal, verſicherte er, das man mit ſtillem Fleiße bearbeitet und veredelt, hat dieſer rhetoriſche Haaſe ſein Vaterland betrachtet: ein Berg galt es ihm, von deſſen Höhe man ſtolz herab in die Ebenen blickt, und vom Glanzgolde der Abendſonne umfunkelt ſich be-

*) „Rufe ich mir verſchiedene Briefe dieſes Vaterlandsvaters zurück, ſo bin ich überzeugt, wenn er, wie ſein Ahnherr mit einer Kicher-Erbſe an der Naſe, ohne eine Naſe in die Welt getreten wäre, er hätte ſich von der Eitelkeit verleiten laſſen, eine Tabaksdoſe bei ſich zu führen, und pro forma die ſämmtlichen Manöver eines Schnupfers der Geſellſchaft vorgemacht.“ — Es ſind ſeine eigenen Worte, und konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, ſo ſagte er: „Lache nur, aber Recht habe ich doch!“

wundern läßt, und da ihm der Mordgeſell des Antonius die Gurgel durchhieb, hat er weiter nichts gethan, als einige redneriſche Figuren durchſchnitten, die Quinctilian und Andere bequem fortſpinnen konnten. Tolle Gedanken! Aber man mußte ihn hören, wenn er ſie auftiſchte; der Ernſt, womit er ſie gab, die Begeiſterung, womit er ſie verfocht, das Wetterleuchten ſeines Auges und die ab und zu fliegende Röthe ſeiner bleichen Wangen ſchienen ihnen die Kraft der Wahrheit zu leihen, und ich habe kaum einen Menſchen kennen gelernt, der weniger als Krakenſitter überreden wollte, und doch ſo leicht überredete. Wäre er der Wortwalter irgend einer ſchwärmeriſchen Sekte geweſen, nicht auf zwanzig Schritte wäre ich ihm nahe gekommen. Wahr aber iſt's, die Heroen der Griechen und Römer betraten ein gefährliches Garderobenzimmer, wenn ſie unter ſeine zerſetzenden Hände geriethen; er zog ihnen einen Schmuck des Ruhmes nach dem andern von den Gliedern, und ſchickte ſie nackt, von der Menge kaum zu unterſcheiden, weiter. Ich hatte viel zu reden und dringend zu beſchwören, wenn er dem Regulus oder dem Marc-Aurel die beſcheidenen Kronen ihres Werthes nicht zerpflücken ſollte, und nur in den wolkenloſeſten Stunden der Laune glitt er mit gemilderten Worten über Julian hinweg. Die Alanen aber, die Heruler, das waren ſeine Leute; er mußte alle Beſonnenheit zuſammen faſſen, um ſeine Wuth zu bändigen, wenn ihm ein piemonteſiſcher Profeſſor von den heilloſen Spuren der Verwüſtung vorſchwatzte, mit welcher ſich die Gothen an der Nachwelt verſündigt. Um's Himmelswillen! rief ich einſt erſtaunt, da ich in ſein Zimmer trat, was für eine flackernde Gluth in deinem Kamin? — Sieh' her, wie ein Verleumder brennt! rief er mir ſeltſam-lachend zu, ein Lügenſchneider, welcher der Weltgeſchichte Gewalt angethan und ſie entehrt hat! — Ich zog den Folianten aus dem Feuer, und erkannte mit Verwunderung den ehrwürdigen, mit Kenntniſſen ſo reich gefütterten Muratori. Die Vorrede zum Jornandes, worin er die Gothen als die Zertrümmerer alles Schönen und Großen darſtellt, hatte ihm das Leben gekoſtet. Unter Cromwell ſoll das Wort Königreich in England ſo verhaßt geweſen ſeyn, daß man auf den Gedanken gerieth, im Vaterunſer nicht mehr beten zu wollen: „zu uns komme dein Reich", ſondern „deine Republik"; mein Valentin hätte mir vierzehn Tage hindurch, glaube ich, den Rücken zugewendet und mich wie einen Ausſätzigen gemieden, wenn meiner Lippe von ungefähr der Name Muratori entwiſcht wäre!

Ich will nun einige Gedanken aus dem Taſchenbuche, welches er mir, da er ſein Ende voraus ſah, ſchon in den erſten Tagen ſeiner Krankheit als das theuerſte Vermächtniß geſchenkt hat, dem Leſer mittheilen. Ueber den Mann ſelbſt das merkwürdigſte nach zu holen, wird ſich verſchiedentlich noch Gelegenheit finden.

* * *

I. Wenn nach dem Pauſanias Athen die einzige Stadt des griechiſchen Alterthums geweſen, in welcher dem Gotte des Mitleids ein Altar auf öffentlichem Markte errichtet worden, ſo dürfen ſich unſere vornehmen Geſellſchaften mit der Hauptſtadt der Hellenen vollkommen meſſen. Auch hier bedenkt man das Unglück mit der Spende des Mitleids, vorzüglich wenn es im Gefolge der Glücksgöttin ſich eingefunden; man bedauert herzlich einen gefallenen Günſtling, man beklagt eine verblühte Schönheit, man zuckt gefühlvoll die Achſeln über einen verarmten Kröſus. Es bleibt aber eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit dieſer Geſellſchaften, daß ſie den Altar des Mitleids ſelten wo anders als im Tempel des Hohnes auf zu ſtellen pflegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der ſterbende Matroſe.

Neugriechiſches Schifferlied von den Inſeln des Archipels. Ueberſetzt von Wilhelm Müller.

Wer eine Tochter hat zum Frei'n und will ſie gern vermählen,
Der geb' ſie lieber einem Greis, als einem jungen Schiffer.
Der Schiffer, der unſelige, hat Qualen viel zu dulden:
Wer Mittags ißt, ißt Abends nicht, er macht ſein Bett und ſchläft nicht.
Schad' um den Jüngling, welcher krank liegt auf des Schiffes Spitze!
Nach ihm ſieht keine Mutter hin, kein Weib will ihn beklagen,
Hat Bruder nicht, hat Schweſter nicht, hat keine Menſchenſeele.
Der Capitain nur ſpricht zu ihm und auch der Herr des Schiffes:
„Heda, ſteh' auf, Matroſe du, wohlausgelernter Schiffer!
Berechne nun die rechte Zeit, zum Hafen ein zu laufen." —
Ihr ſaget mir: Steh' auf, ſteh' auf! So ſag' ich euch: Ich kann nicht.
Kommt, faßt mich an und heißt mir auf und laßt mich niederſitzen.
Dann ſchlinget zwei, drei Tücher feſt um meinen Kopf zuſammen,
Mit meiner Liebſten gold'nem Tuch verbindet mir die Wangen.
Jetzt bringet mir die Karte her, die jammervolle Karte.
Seht dieſen Berg, den einen hier, und drüben dort den andern!
Sie haben Wolken um das Haupt und Nebel an dem Fuße.
Geht, geht und werfet Anker dort, da iſt ein tiefer Hafen,
Die kleinen Anker rechter Hand, die Kabeln auf die linke,
Und unſern großen Anker werft hinaus in's Meer nach Süden!
Ich bitte meinen Capitain und auch den Herrn des Schiffes,
Daß ſie mich in der Kirche nicht, im Kloſter nicht begraben,
Nein, an des Meeres Kuſtenrand, tief unten in dem Sande;
Da kommen die Matroſen hin, da hör' ich ihre Stimme.
Lebt wohl, ihr Cameraden all', und du auch, Herr des Schiffes!
Und du Joho! beim Ankerzug, Joho! beim Ankerwurfe!
Da brachen ſeine Augen ihm und hörten auf zu ſehen.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

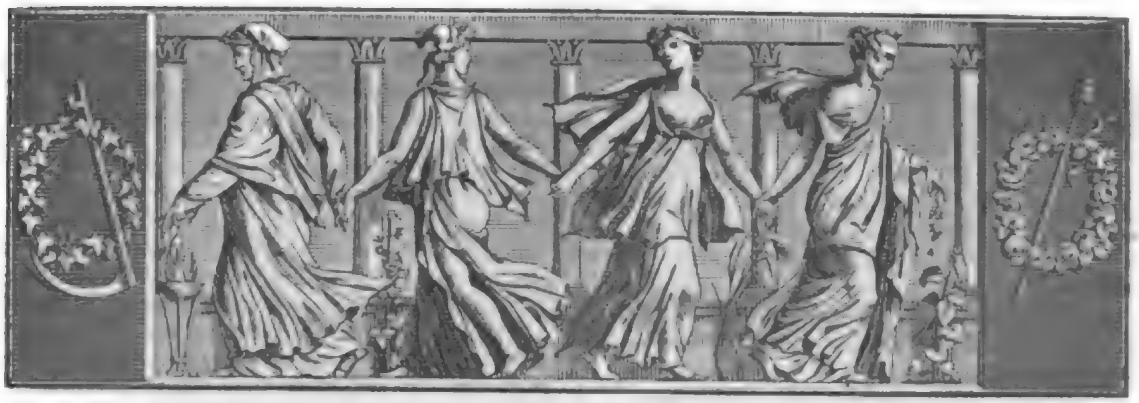
Prag. (Schluß.) Hr. Löwe ging im Fluge durch Prag nach Caſſel, und gab den „Romeo" im Fluge und flüchtig. Eine Mad. Hoffmann gab die „Nachtwandlerin" bei uns: bei'm Herde ſoll der Geiſt der Kunſt über ſie gekommen ſeyn; zu uns muß ſie ihn aber nicht mitgebracht haben. Mad. Zumpe pumpte die Cavatine aus „Tancred" heraus: ſoll vor zwei tauſend Jahren eine hübſche Stimme gehabt und in grauer Vorzeit einmal jung geweſen ſeyn; jetzt iſt es aber nur noch in den Aeſopiſ

ſchen Fabeln zu leſen. Auch paßt ihre Perſönlichkeit weit mehr dazu, einen Schweizer-Trabanten vor zu ſtellen, als einen jungen ſizilianiſchen Anführer. Doch gelang ihr das Anführen dies Mal ſehr gut, denn die Menſchen, welche in's Theater gingen, um etwas Gutes zu hören, waren Alle angeführt. — Demoiſ. Reſch, ebenfalls eine am Sarkophage des todten Wiedner-Theaters trauernde Prieſterin, ſang bei uns die „Maria Stuart" nicht übel. Mich hat ſie im Spiel ſehr an die Tänzerin Brugnoli erinnert, welche auch ihre Hauptforce in den Fußſpitzen hatte: einen herrlichen Kunſtgenuß hatten wir, als ſie in „Kabale und Liebe" als „Louiſe" und Hr. Heſſen, königl. ſächſiſcher außerordentlicher Hof-Schauſpieler, als „Ferdinand" auftrat. Louiſe ſpricht: „Sechzehn Jahr geweſen." Die Lady hatte fragen ſollen: Wie oft? Herrlich gab ſie die Schlußſcene, wo ſie den „Ferdinand" auf den Knieen nachrutſcht, welches ergözlich an zu ſehen war. Wäre ich ein Arzt geweſen, ich wäre hinauf geſprungen und hätte ihr etwas eingegeben, um ſie zu retten, ſo beweglich war es. Auch wäre es ſehr zuträglich geweſen, wenn ſie oben etwas eingenommen hätte, denn unten nahm ſie nichts ein. Ich war unten ſo giftig darüber, als hätte ich mit von der Limonade getrunken. Jemand meinte, „Ferdinand" hätte zu ihr ſagen ſollen: „Die Limonade iſt matt — wie Dein Spiel!" Das ſind aber boshafte Anmerkungen, welche ich niemals mache. — Hr. Heſſen war als „Ferdinand" — die Feder entſinkt meiner Hand — mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Darſtellung denke! Gehört haben nur einige Auserwählte von der Rolle etwas: die Unglücklichen, welche mehr als zwei Schritte von ihm entfernt waren, vernahmen keine Silbe. Es geht doch nichts über ein ſchönes Organ! Hr. Heſſen mahnt an das zarte und doch melodiſche Silbergetön einer Silberflöte — welche man aber noch nicht an den Mund geſezt hat. Später erfuhren wir, Hr. Heſſen habe in der Zerſtreuung ſein Organ in Dresden vergeſſen; er half ſich nun ſo ziemlich mit Händen und Füßen durch, es ſchien aber, als hätte er auch dieſe von einem Bekannten geborgt, denn er wußte nicht recht, wohin mit ihnen. Nun, das iſt verzeihlich, mit ſeinen eigenen wäre es gewiß beſſer gegangen! Mir iſt es noch immer auffallend, warum er bei ſeinen Abgängen nicht applaudirt wurde? Die Leute freuten ſich doch immer, wenn er abging. Aber hingeſtürzt iſt der Menſch zulezt — das muß wahr ſeyn, ſo etwas ſieht man nicht immer! Mich wundert es, daß das ohnehin ſehr wettenartige und zerbrechliche Podium nicht zerborſten iſt und er alſo nicht doppelt durchfiel. Ich werde ihn für das Theater der Etquimaux engagiren — und zwar für Vergiftete, Erſtochene, überhaupt für Leichname aller Art. Die Todten ſpielt er am beſten; es iſt eine große Ruhe in ſeiner Darſtellung der Geſtorbenen! Immer, wenn er ſterben ſoll, muß er ſich irgend ein kleines Liedlein ſingen, oder ein Sprüchlein ſagen: man glaubt dann, er läute ſich ſelbſt die Todtenglocke. — Als ich Sie geſtern in der Jäger-Straße ſprach, mein Beſter — o weh! — jezt hab' ich es verrathen, daß ich nicht in Prag, ſondern in Berlin wohne! Je nun, mag es die Welt immerhin wiſſen; ich habe ſchon manchmal Kritiken über Orte geſchrieben, wo ich nie geweſen bin. Aber wie ich es anſtelle? Ich laſſe mich magnetiſiren, bin dann clair-voyant und ſo ſehe ich meilenweit, gehe in welches Theater ich will, und ſchreibe dann meine Kritiken. Als ich noch in Wien lebte, und dort mein Handwerk trieb, da war ich an manchem Abend, mit Hülfe des Magnetismus, in allen fünf Theatern zugleich, und ſchrieb über alle, und wie gründlich, wie wahr! — Als ich Sie alſo geſtern in der Jäger-Straße ſprach, mein Beſter, da meinten Sie, ich lobte Alles zu viel, und es wäre jezt gar kein Tadel in der Welt. Aber mein Gemüth, mein Beſter, mein Gemüth! Und dann brauch' ich ja Subſcribenten auf meine Werke und beſonders auf meine neue Zeitſchrift. Geben Sie, die Leute, die ich lobte, ſubſcribirten alle darauf, da muß man denn ein Uebriges thun: Hr. Heſſen z. B. ſubſcribirte gleich auf die halbe Auflage; auch habe ich ihm in der Eile alle ſechs und zwanzig Bände und einen Jahrgang vorgeleſen, das hat ihn auch ſo zu ſeinem herrlichen Spiel begeiſtert. Sie müſſen da bedenken, mein verehrter Herr Geſellſchafter, daß vier Bände meiner Schriften über das Hin- und Abſtürzen, über das Nieder- und Durchfallen des Schauſpielers handeln, und daß ihm dieſe Vorleſung daher von großem Nutzen ſeyn mußte. Es haben ſchon mehrere nervenſchwache Perſonen ganz die Beſinnung verloren, wenn ich ihnen nur die Titel meiner Werke vorlas. Manche aber glauben, ich hätte ſie ſelbſt verloren, ehe ich dieſe unſterblichen Sachen ſchrieb; es wäre Schade um mich! — es wäre Schade um den

Scorpion von Prag.

Die Perücken. Wenn man die niedlichen Friſuren anſieht, welche die Pariſer Haarkünſtler täglich erfinden, iſt es kaum begreiflich, wie es je Damen geben konnte, welche den koſtbaren Schmuck des Natur-Haars mit der lächerlichen Wuth des Perückentragens vertauſchen konnten! Dennoch iſt dieſe Sitte ſchon uralt. Es iſt erwieſen, daß die Mode der Perücken ſchon in Rom in der letzten Zeit der Republik aufkam. Tibull, Ovid, Properz und Gallus beſingen ſchon die Perücken ihrer Gebieterinnen. Plautina, die Gemahlin Trajan's, führte zuerſt die Perücke à la Andromache in Rom ein, von der Juvenal in ſeiner ſechſten Satyre ſpricht. Sie erhob ſich am Vorderkopf etagenweiſe und bildete eine Art dreifach aufgerollten Turban. Der berühmte Hadrian Valeſi hat vierzehn Denkmünzen römiſcher Kaiſerinnen geſammelt, von denen jede eine verſchiedene Perücke trägt. — Die römiſchen Mode-Damen hatten auf ihrem Toilett-Tiſche mehrere Arten Perücken, mit denen ſie zu beſtimmten Tagesſtunden wechſelten. Da gab es einen Galericon, in Form eines Helms, einen Corymbion, zu ceremoniellen Beſuchen, Spaziergängen und Schauſpiel beſtimmt u. ſ. w. Otho (wie Sueton erzählt) bediente ſich auch ſogar des Galericon, um ſeine Glaze zu bedecken. Aber die berüchtigſte Perücke des Alterthums war unſtreitig die des Kaiſers Commodus; es war ein Corymbion in ſeinem ganzen Glanz! Lamprides macht davon eine Beſchreibung, die wahrlich der Mittheilung werth iſt. Man muß — ſagt er — dieſen Fürſten ſehen, wie er mit ſeiner Furcht und ſeinen Gewiſſensbiſſen ſich verſchlieft, ſeinen fürſtlichen Hals keinem Barbier, ſeine erhabene Stirn keinem Friſeur anvertraut, ſondern ſich lieber Haupt- und Barthaar abglühet, und dann vor ſeinem Spiegel ſich ſelber ſeine ungeheure Perücke, von Wohlgeruch duftend, aufſezt, und ſie mit Goldpuder ſo brennend röthet, daß, wenn die Sonne ſie beſcheint, man wirklich in Verſuchung geräth, die anſcheinend brennende löſchen zu wollen! — Auch bei den Phönizierinnen waren die Perücken unbezweifelt in Gebrauch. Bei der Leichenfeier des Adonis opferten ſie der Göttin Ergetta, der Venus von Tyrus, ihr Haupthaar. — Mauſolus, König von Carien, liebte das Geld über Alles und ſein Volk eben ſo ſehr als ſein Haar. Was that Mauſolus? Kriſtotreles erzählt, er füllte ganze Magazine mit Perücken, die er aus benachbarten Ländern angekauft und verurtheilte durch ein feierliches Edikt plözlich alle Lyciſchen Köpfe, ſich binnen 24 Stunden ſcheeren zu laſſen! Natürlich kaufte Jeder augenblicklich Perücken, und ſo beraubt der Fürſt in einem Augenblick einen Schaz von mehreren Millionen! — In Babylon geſchah keine Hochzeit anders, als in Perücken; denn die aſſyriſchen Geſeze geboten jedem Brautpaar, ſich erſt das Haar abſcheeren zu laſſen, und es im Tempel des Belus zur Ehre des unſterblichen Fiſches Hannes nieder zu legen. In Egypten gab es — nach Bellon — bald pyramidaliſche, bald thurmartige Perücken, meiſt der Friſur ähnlich, welche Dichter und Maler der Cybele beilegen. (Petit courrier.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 14. November. 182ſtes Blatt.

Kampflied der Indianer.

An den großen Geiſt Manitou, Herrn der Erde, des Meeres und Himmels.

Nun fort, gewaffnet zum Kampf mit dem Feind!
Die Axt geſchärfet, geſchwungen die Keule!
Werd' ich der Väter Hütte wiederſeh'n,
Und Sie, mit der mein Lager ich getheilt?
Werd' ich die Kinder ſehen, die Sie lange
Getragen auf dem Rücken, die Sie jung
An ihrer Bruſt geſäugt? Erhab'ner Geiſt,
Du großer Geiſt dort oben, Manitou,
Sey immer nah' und gütig der Gefährtin,
Wach' über meine Kinder, Manitou!

Ich bin ja fern und ohne Kraft; ich bin
Nicht Herr der kleinſten Sehne meines Leibes,
Und gehe hin, wo die Gefahr mich ruft;
Für Ehr' und Freiheit meines Stamms zu kämpfen,
Will ich mein Leben brauchen und es opfern;
Doch ſieh' ich oder fall' ich, laſſ' die Meinen
Mich ſiehend oder fallend nicht beweinen.

A. Münde.

Der Hegereuter.

5.

Jetzt war die Holde im Anmarſch, und die Mama ſprach im Eifer des Unmuths: „Die fehlt uns noch! — Weißt Du was, Milchen, der Abend iſt ſo ſchön, wir ſchleppen uns mit ihr bis zum Hegereuter, da wird ſie mit einem Portiönchen Thee ſammt Butterbrod vergnügt, und wir ſpazieren dann im Luſtwäldchen. Wer weiß, wer da ſein Auge auf Dich wirft. Nach Sonnen-Untergang bringen wir ſie nach ihrer Lampreten-Gaſſe, und ſind ſie los! Lauf' ihr nur entgegen!“

„Du bleibſt zu Hauſe!“ ſprach ſie weiter zu Clärchen, nachdem Milchen gethan, wie ihr geboten worden — „und biſt fleißig!“ — Mit dieſen Worten warf ſie ein halbes Dutzend Strümpfe, die geſtopft, zwei Unterröckchen, die gebeſſert werden mußten, auf den Nähtiſch des armen Kindes, das ſich ſo gern einmal im Freien ihres Gottes gefreut hätte, und empfing darauf die eintretende Barbara mit ſo wohlthuenden Worten und Geberden, daß die Geſchmeichelte alsbald bereit war, troz dem großen Hühner-Auge am kleinen Zeh, den Gang nach dem Hegereuter zu verſuchen.

6.

Da ſaß nun das ſüße Clärchen am offenen Fenſter und nähte mit Emſigkeit, denn die Geſchickte hoffte das Penſum, das ihr vorhin die Tante gab, bald zu vollenden, um dann der Wehmuth, die ihr Herz fort und fort bedrängte, an Flügel Worte zu geben.

Du mein himmliſcher Vater, dachte ſie während dem, was that ich dir doch, daß du mich ſo allein ließeſt auf der Welt, ohne nur ein einziges lebendes Herz, daß du mir den guten Vater ſo früh nahmſt, und mein gutes Mütterchen! Ach du liebes, liebes Mütterchen, nicht einmal eine Blume nenn' ich mein, ſie auf dein Grab zu pflanzen! Du haſt mich doch recht arm werden laſſen, lieber Gott! Aber ich will tragen nach deinem Gebot, unverdroſſen und unverzagt mein Leben durch, bis die guten ſeligen Eltern ihr Clärchen wieder zu ſich rufen in dein Paradies, du, deſſen Rathſchlüſſe noch kein menſchliches Herz erforſchte!

Und somit zerdrückte sie die Thränen, die den blauen Aeuglein entquollen, denn sie hinderten sie am Sehen. Dann sputete sie sich, und siehe, nach Verlauf einer Stunde war sie fertig, und durfte nun ihrer Sehnsucht nicht länger wehren. Sie öffnete den Flügel und suchte im Notenbuch der Cousine nach der Musik, die ihr schon manche dunkle Stunde erhellte, nach dem herrlichen Psalm vom Abt Stadler: „Gott ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln.“ Darauf tönte ihre holde Stimme, wie das Hallelujah der Engel, zu denen sie der Geist der andachtsvollen Wehmuth empor hob.

7.

Aber nicht nur die Engelein hörten ihr zu, sondern auch ein Erdensohn, dessen männlich schönes Gesicht ein stattlicher Backenbart beschattete, der es um eins so interessant machte. Der Vetter war's, der Kapellmeister, welcher vorhin, von der entzückenden Fernsicht auf der Höhe vor der Stadt angezogen, die gemeinliche Gesellschaft im Postwagen verließ und es vorzog, die verehrte Frau Muhme als schlichter Fußgänger zu überraschen. Derselbe nun stieg zum zweiten Stockwerk, in welchem die Bescheidene hauste, in die Höhe, fand hier den Vorsaal offen, den Christine, das Dienstmädchen — die so eben im Poststall den lahmen Friede, ihren Erkohrnen, mit dem Rest der Hammelkeule von diesem Mittag vergnügte — in der Eile offen ließ und trat so unangefochten und unbemerkt in das Zimmer, aus welchem dem Entzückten von fern schon die Stimme eines Seraphs entgegen tönte. Wie ward ihm aber erst, da er im Spiegel gegenüber das von der Andacht, von der innigsten Wehmuth verklärte Gesicht der holden Sängerin erblickte. Es gemahnte ihn wie das der heiligen Cäcilia auf der fürstlichen Bilder-Gallerie, und gleichsam in eine andere bessere Welt versetzt, lauschte der eifrige Hörer bis zum Ende des Psalms.

Ein leises Husten verkündete jetzt dem sinnenden Mädchen seine Nähe. Erschrocken sprang Clärchen auf und hörte sich nun von dem fremden nie gesehenen Mann mit den schönsten Worten, als die muthmaßliche Tochter der werthgeschätzten Frau Muhme, begrüßt. — Wir überlassen es der Anmuthreichen, die im Innersten erglühte, da sie vernahm, wer vor ihr stehe, dem Phönix aller Kapellmeister die Augen zu öffnen, und sehen uns einstweilen nach dem Tantchen um und nach ihrem Gefolge.

8.

Die Guten langten in dem nämlichen Augenblick, in welchem der Vetter das Bild des daheim gelassenen Mühmchens im Spiegel erblickte, bei dem Hegereuter an, wo sie lange vergeblich nach einem Platz suchten; denn der gedachte, am Ufer des schiffbaren Stromes gelegene Lustort gehörte zu den beliebtesten der Umgebung, und selbst ein herannahendes Gewitter hatte die Mehrzahl der müßigen Städter nicht abhalten können, sich für heute den Thee von der Frau Hegereuterin bereiten zu lassen. Endlich war ein Tischchen, ein Bänkchen gefunden, war bereits die erste Tasse des erquickenden Trankes ausgeschlürft, und eben sollte das hochnothpeinliche Halsgericht über den lieben Nächsten weiter fortgesetzt werden, da verstummte Barbara urplötzlich und horchte auf und lauschte und drehte den Kopf wie das Häschen, das der Waidmann im Krautfeld beschlich — denn sie vernahm von der Ferne her mehrstimmigen Gesang. „Ich träume wohl!“ rief sie jetzt, tief Athem holend, und stierte unverwandten Blicks nach drei buntgeschmückten, mit Herren und Damen gefüllten Gondeln hin, die jetzt gerade auf den Hegereuter los stachen, denn das Gewitter nahte sich, und schon fielen einzelne große Tropfen.

9.

„Das wird heute ein schöner Abend!“ sprach ein eben vorbei streifender Theegast zu seinem Weibchen — „da kommt er zurück, der Cantor mit seinem Singe-Kränzchen, von der Wasserfahrt. Die Guten essen hier zu Abend, und singen dazwischen — ich sage Dir, Du wirst Dich freuen, Linchen, und ich weiche vor zehn Uhr nicht von der Stelle!“

Der eben erwähnte Cantor aber war sammt seinem Kränzchen, welches sie der Rotte Corah verglich, ein Pfahl in Bärbchens Fleisch, eine feindliche Macht gleichsam, die etwaige ihrem Scepter entfliehende Deserteure sofort enrollirte und anstellte. Und der wollte sich hier breit machen, zu Abend speisen, singen und jubiliren? — „Jetzt brechen wir auf!“ rief sie erbittert, „jetzt gehen wir heim! Nicht eine Minute bleibe ich mit der Brut unter einem Dache!“ — Vergebens zeigte die Mama nach dem sich immer schwärzer umziehenden Himmel, sprach Milchen von der Sündfluth, der man offenbar entgegen gehe. — „Lieber in die Hölle!“ krähte Barbara und schritt fürbaß, denn eben landete der Cantor. Die Mutter aber und Milchen mußten folgen, da die gewichtige Patronin um keinen Preis beleidigt werden durfte; doch murrten Beide vernehmlich, denn so eben eröffnete der Himmel seine Schleusen.

(Der Schluß folgt.)

Aus Valentin Krakensitters Taschenbuch.

(Fortsetzung.)

II. Wenige Menschen sind klug genug, bei sinkenden Jahren noch zur rechten Zeit vom Laster zu lassen; die Meisten wälzen sich auf seinen stachligen Rosenpfühlen umher, bis auch die gewaltsamsten Aufschwünge der Kraft wirkungslos sind, und das Laster selbst die zerrütteten Veteranen nicht mehr gebrauchen kann. Sie

erinnern an die vornehmen Perser, welche (nach Chardin) ihre Weiber lieber umbringen, als daß sie sich von ihnen gesetzlich scheiden ließen.

III. Mit Vorwürfen und Straf-Sentenzen einsichtsvoll hauszuhalten, ist eine schwierige Kunst, auf welche sich Schulmeister, die im Heruntermachen wohl an zu fangen, aber nicht auf zu hören wissen, mit allem Fleiße legen sollten. Noch ernstlicher aber empfehle ich sie bejahrten Hausfrauen, in deren Weg, wie bekannt, der böse Geist jeden Augenblick Steine des Anstoßes zu wälzen pflegt, damit sie ihre Galle darüber ergießen, und dem schadenfrohen Taugenichts einen Ohrenschmaus zurichten; sie versiehen ohnedies so selten, Vorwürfe zu überzuckern, und mögen ihre Heimsuchungs-Reden zuweilen wohl mit holdseligen Worten einleiten, nie aber mit einem freundlichen Abschied vom Zuhörer sie schließen. Ein Straf-Sermon indeß, meine guten Matronen, darf nicht so lange dauern, als eine Jubel-Predigt, und wiederholt er sich zu oft, so stumpfen sich seine schärfsten Pfeile von selbst und gleiten wirkungslos vom Herzen des eheherrlichen Bußkindes ab; die feurigsten Blumen der Rede erschlaffen, und das ganze rhetorische Pulver pufft zwecklos auf. Wollte Jupiter, bemerkt ein römischer Dichter, seine Geschosse so oft hernieder schleudern, als die Menschen sündigen, ei so würde der Gott in kurzer Zeit ohne Waffen dastehen. Und in diesem Ausspruch hat er eben so recht, als ihr Unrecht habt, wenn ihr mit eurem Vorrathe von Straf- und Schelt-Reden nicht sparsam umgeht. Die Summe eurer Gardinen-Vorträge steht mit der Summe ihrer Wiederholungen geradesweges in umgekehrtem Verhältniß. In schluchtenreichen Gebirgsgegenden, wo die gewaltsamsten Donnerwetter alle Tage sich hören lassen, kümmern sich die Menschen kaum darum, und der gemeinste Gänsejunge pfeift sein Liedchen dazu.

IV. Es stehen uns Allen schöne Worte und treffliche Trostlehren zu Gebot, wenn den Nachbar ein Schlag des Unglücks getroffen; wo uns diese philosophische Vollkommenheit aber am dienlichsten wäre, in unserm eigenen Jammer, stürzt sie zertrümmert zusammen, verläßt uns plötzlich im kostbarsten Augenblick, und lehrt uns, wie ein verdächtiges Besitzthum sie gewesen. Chiron, der Lehrer des Achill, hieß bei seiner Mitwelt der kundigste unter den Wundärzten, und ein unheilbares Geschwür, ein Uebel, welches die wunderthätige Hand eines Gottes nur heben konnte, ward ein chironisches genannt. Und doch starb eben dieser Chiron an einer Wunde, die ihm Herkules einstens, ohne es zu wollen, beigebracht hatte!

V. Die Alten hatten sogenannte Täfelchen der Gastfreundschaft, an welchen sich Familien, die mit einander in gastfreundschaftlichem Verhältniß standen, zu erkennen pflegten. Es waren hölzerne Brettchen, nach irgend einer unregelmäßigen Linie durchschnitten, oder Tafeln von Thon, mit dem Bilde des Jupiter Hospitalis, unter welchem sich eine Inschrift zu befinden pflegte. Der Reisende steckte eine Hälfte zu sich, und paßten dann beide genau zusammen, so erkannte man ihn als ein Glied des gastverwandten Geschlechts, und richtete seinen Empfang danach ein. Eine schöne Sitte! Ich denke daran, so oft ich zwei Freunde von einander scheiden sehe; ein Jeder nimmt die Hälfte solch eines Täfelchens mit, und sieht nach Jahren mit freudiger Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo es ihm wieder vergönnt seyn wird, sie an die andere Hälfte anpassend zu legen. Aber wenn dieser langgehoffte Tag endlich erschienen, haben sich zuweilen die Zeiten geändert, die Ansichten beider Freunde haben eine verschiedene Gestalt angenommen, andere Gefühle beseelen diese, andere jene Brust, man erkennt sich nur mit Mühe, man steht fremd einander gegen über, ach, und die Täfelchen passen nicht mehr zusammen!

VI. Es giebt für den Alltagskopf eine Grenze, wie weit er sich hinauf wagen darf, um nicht vom Schwindel betäubt hinunter zu stürzen, und ein oder das andere Glied brechend, den Zuschauern zum Gelächter zu werden; für den großen Geist giebt es eine zweite Grenze, wie weit er sich herablassen darf, um nicht, aus seiner Sphäre sich verirrend, den Uebrigen verächtlich zu werden. So giebt es auf sehr hohen Bergen eine doppelte Schneelinie; die untere, über welcher der Schnee auch in der Junihitze nicht mehr schmilzt; die obere, über welche hinaus selbst die Kälte des Januars keinen Schnee mehr zu erzeugen vermag.

VII. Je mehr Gasthäuser in einem Lande gefunden werden, desto seltner ist die Gastfreundschaft. Viele Menschen fühlen sich zu dieser edelherzigen Tugend hingezogen, aber nur wenige verstehen sie aus zu üben, wie sie ausgeübt seyn will. Bei dem Einen tritt die Prunksucht hinzu, und zündet statt eines freundlichen Lämpchens eine blendende Fackel an; der Andere findet nichts weiter darin, als ein Gebot der feinen Sitte, welchem jeder Gebildete schicklichermaßen sich bequemen muß. Der Grönländer, wenn er dem Gaste seine Tochter zur nächtlichen Gesellschafterin überläßt, und sie am andern Morgen in dessen Gegenwart bestraft, sobald er die mindeste Klage über sie führt, übertreibt oder vielmehr mißbraucht die Gastfreundschaft; am gedeihlichsten verstand sie der Erzvater Abraham zu benutzen, welcher, wie die Rabbinen erzählen, jedem Gaste die Lehre von einem einzigen Gotte mit auf den Weg zu geben pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

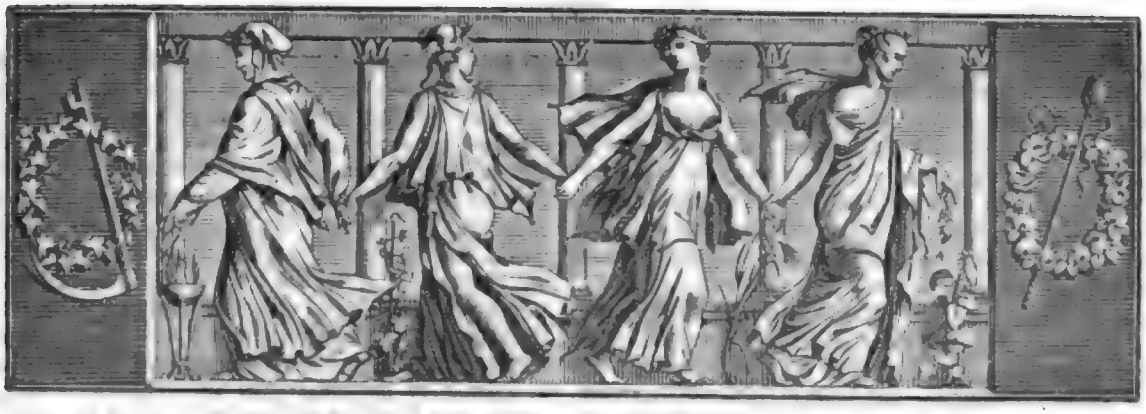
Aus Richardson's Leben. *) Schon in seinem dreizehnten Jahre wandten sich mehrere junge Mädchen von Richardson's Bekanntschaft an ihn. Er mußte die an sie gerichteten Liebesbriefe beantworten und sich jedesmal nach der Stimmung der Geliebten richten. Auf diese Weise wurde ihm der Briefstyl, in welchem er seine Romane verfaßte, geläufig. — Er hatte die Buchdruckerkunst gelernt, und bereicherte sich durch Fleiß und Ordnungsliebe. Um seinen Untergebenen Lust zur Arbeit zu machen, verbarg er jeden Morgen eine Krone in einem der Setzkasten; dieß machte, daß Alle früher kamen, als sie sollten, um das Geldstück zu finden. — Er hatte nur einen Fehler, die Eitelkeit; er sprach und schrieb gern von seinen Schriften, und hörte gern davon reden. Ein Gentleman, der aus Paris zurück gekommen war, besuchte ihn auf seinem Landsitz bei North-End (London), wo eben große Gesellschaft war. Um sich bei dem Wirthe beliebt zu machen, erzählte er ihm, er habe einen Theil seiner „Clarisse" auf dem Tische des Bruders des Königs (von Frankreich oder von England?) liegen sehen. Richardson, dem es nicht entgangen war, daß nur ein Theil der Gesellschaft dieses gehört haben konnte, weil der größere Theil in einem wichtigen politischen Gespräch begriffen war, stellte sich, als habe er nicht recht gehört, und benutzte den ersten Augenblick einer allgemeinen Stille, um sich an den Gentleman mit den Worten zu wenden: „Mich dünkt, Sir, Sie sagten vorhin etwas von —?" Hier hielt er ein, in der Voraussetzung, der Reisende werde das Obengesagte wiederholen; aber dieser, der die Absicht merkte, machte sich ein Vergnügen daraus, zu antworten: „O was ich vorhin sagte, war ganz und gar nicht der Mühe werth!" — Johnson, der diese Anekdote erzählt, war selbst noch eitler als Richardson; denn als er einst sein Wörterbuch auf dem Tische bei dem Lord Scarsdale fand, zeigte er es seinem Begleiter mit den bekannten Worten: Quae terra nostri non plena laboris? Beide mögen es mir (Sir Walter Scott spricht hier) verzeihen, wenn ich den größten Beweis für die Vortrefflichkeit eines berühmten Werks nicht darin finde, daß man es auf den Tischen und in den Bücherschränken der Großen und Reichen antrifft, welche viel kaufen und wenig lesen, sondern darin, wenn es Unbemittelte besitzen, die es sich auf Kosten mancher Bedürfnisse und mit großen Aufopferungen angeschafft haben, um es zu lesen, und wieder zu lesen. (Ist dieses nicht der Fall mit Sir W. Scott's Schriften in Schottland und selbst in unserm Deutschland? — aber freilich die wohlfeilen Ausgaben kommen dabei in Betracht!) — Von seiner frühesten Jugend bis zum spätesten Alter gefiel sich Richardson vorzugsweise in der Gesellschaft und im Umgang mit Frauen. Er ist zwei Mal verheirathet gewesen, erst mit der Tochter seines Lehrherrn, dann mit der Tochter des Buchhändlers James Leake. Seine erste Frau gab ihm fünf Söhne und eine Tochter, die zweite fünf Töchter und einen Sohn. Seine sechs Söhne und zwei Töchter sind vor ihm gestorben. Er selbst war geboren 1689 und starb den 4. Juli 1761. Als Knabe belustigte er schon die Knaben und Mädchen mit Erzählung kleiner Geschichten von seiner Erfindung. — Er las seinen Freunden und Freundinnen seine Romane stückweise vor, so wie sie aus seiner Feder flossen. Der berüchtigte Schauspieldichter und Schauspieler Cibber drückt sich auf seine cynische Weise über eine dieser Vorlesungen aus, und schreibt Folgendes an R.: „Das köstliche Mahl, welches Sie uns vorigen Sonntag vorgesetzt haben (die Beschreibung der Miß Henriette Byron), hat meinen Appetit geschärft, und ich bitte um eine neue Schnitte dieses Bratens, ehe Sie ihn in die Garküche des Publikums senden. Ist es Ihnen gefällig, so komme ich mit Mistreß Brown morgen um fünf Uhr zu Ihnen, und nage an einer Rippe der Miß; suchen Sie doch Ihrerseits Mistreß Richardson und Ihre ganze Familie zu bewegen, an dem Gericht Theil zu nehmen." — Von seiner „Pamela" sagt R.: „Dieser Roman gründet sich auf eine wahre Geschichte. Ich fing ihn am 10. November 1739 an, und beendigte ihn am 10. Januar 1740. (Wohlverstanden, die erste und beste Hälfte.) Ich machte selbst die Vorrede dazu, aber unter dem Namen des Herausgebers. — Sir W. Scott setzt hinzu: er habe unter diesem Namen das Werk sehr gelobt, und sey deßwegen von seinen Freunden getadelt worden. (Macht es aber Sir W. Scott nicht eben so?) — Was über R's „Clarissa" gesagt wird, muß ganz gelesen werden. Jeder Auszug wäre ein literarischer Tempelraub. Sir W. Scott sagt von diesem Roman: „Wenn Clarissa's Leiden und Seelengröße nicht eine allgemeine Sympathie in allen Herzen erregen, so müssen wir gestehen, daß wir die Geistesruhe derjenigen nicht beneiden, für welche jener Zauber verloren geht." — Seinem Roman „Grandison" hatte R. anfangs den Titel: „Der gute Mann" (the good man) gegeben, den er bald in den andern: „Sir Charles Grandison" veränderte. Das Buch brachte ihm weniger ein, als seine „Clarissa", weil ein in Irland besorgter Nachdruck zugleich mit dem Original erschien, weit wohlfeiler verkauft wurde und der Original-Ausgabe wesentlichen Abbruch that. Der Betrug war erst entdeckt worden, als es zu spät war: ein bestochener Verräther in R's Druckerei schickte jeden Bogen, sobald er abgezogen war, nach Dublin, wo er vier und zwanzig Stunden später gesetzt und gedruckt wurde. Damals war ein Verkehr dieser Art in Irland nicht gesetzlich verboten. — Es ist von R. ein (wie Sir W. Scott sagt, der ihn nie gesehen hat) schwer auf zu findender Roman unter dem Namen „Familiar-Letters" erschienen, der sich, nach der Versicherung der Mistreß Barbauld, von der wir Richardson's Leben haben, in den Händen der weiblichen dienenden Classe befindet, der aber, wenn die Hausfrau ihn ohngefähr entdeckt, von derselben mit dem größten Vergnügen gelesen wird. Der Anfang dieser vertrauten Correspondenz einiger Kammermädchen hat zum Roman „Pamela" den ersten Anlaß gegeben. — Eine Dame, welche Altershalber viel schlief, ließ sich gewöhnlich den „Grandison" vorlesen. Denn, sagte sie, wenn ich in meinem Lehnstuhl sitze und bei dem Lesen ein wenig schlummere, so kann ich sicher seyn, bei dem Aufwachen nichts von dem Gang der Geschichte verloren zu haben und die ganze Gesellschaft Grandisons noch im Cedern-Cabinet wieder zu finden, wo sie über Moral und Religion sich unterhält. — Richardson war so strenge gegen sich und seine Schriften, daß er gewöhnlich die Hälfte der Handschrift strich, ehe er die andere Hälfte drucken ließ. — Man hat ihm, wie so vielen Andern (hier denkt Sir W. Scott gewiß an sich selbst) den Vorwurf gemacht, die Hülfe Anderer benutzt zu haben. Doch ist es wohl ausgemacht, und durch seinen Styl erweislich, daß er seine Romane ganz allein entworfen und ausgeführt. „Clarissa" hat nur zwei Ausnahmen, nämlich die „Ode an die Weisheit" von Mistreß Carter und die lateinischen Citate in den drei pedantischen Briefen des Candidaten Brand. C.

*) Herausgegeben von Sir Walter Scott.

In Rimini starb unlängst, in seinem 59sten Jahre, der Violinbauer Lonelli, aus dessen Werkstatt über 132,000 Violinen und Violoncells hervor gegangen sind. Er war dadurch so reich geworden, daß er sich das Grundstück des ehemaligen Fürstenthums Romagnes kaufte und sich daselbst ein Schloß erbauen ließ. (Corsaire.)

Ein englischer Minister fragte einen Dieb, der zum Galgen geführt ward, unterwegens: ob er nicht jetzt sein Vergehen aufrichtig bereut? — „Nein, Mylord!" erwiederte derselbe, „es schmerzt mich nur, daß ich nicht so viel habe stehlen können, um meine Richter damit zu bestechen!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 16. November. 183ſtes Blatt.

Der Hegereuter.

10.

Schon graute der Morgen, da Barthel der Thorwächter, ein eifriger Katholik, zum Tod erſchrocken in's Schilderhaus ſprang, um in dieſem ſicheren Verſteck einige Ave Maria's an zu ſtimmen. Wohl mancher beherztere Cerberus hätte wenigſtens den eben einpaſſirenden Vogelſcheuchen ſeinen Spieß entgegen geſtreckt. Unſer Mamachen nämlich wars, ſammt ihrem Milchen und dem zähnklappernden Bärbchen. — Das edle Kleeblatt machte ſich, wie wir wiſſen, geſtern Abend troz des greulichen Wetters auf den Weg, den es aber, dem Regen zu entweichen, alsbald verließ, um im nahen Gehölz Schuz zu ſuchen. — Aber auch dort war nicht gut ſeyn, und da nun die Lieben nach dem verlaſſenen Pfad zurück kehren wollten, vermochten ſie denſelben, von irgend einem ſchadenfrohen Kobold geneckt und irre geleitet, nicht wieder zu finden, und waren bald im dichten Geſtripp, in welchem die Mama den Hut ſammt der Ahel, Milchen das neue Tuch und Bärbchen den Halbſcheid des ſeidenen Schlumpers zurück ließ. Endlich kamen ſie in's Freie, aber nur, um in den Schlieſitzer, von waſſerreichen Gräben durchſchnittenen Moor zu gerathen. Derſelbe erſtreckte ſich bis dicht an's Thor, das nicht mehr fern ſeyn konnte. Wohinzu es aber lag? das wußten die Götter! Kurz, die Treflichen wateten während der ganzen Nacht durch den Schlamm hin und her, die Kreuz und Quer, hopſten und ſetzten, troz den beſten Equilibriſten, über ſchmale und breite Gräben, aber leider manchmal zu kurz, und geriethen ſo in den Zuſtand, in welchem ſie Barthel am Morgen erblickte. Ein Bauer hatte das Jammergeſchrei des voltigirenden Kleeblatts vernommen, und daſſelbe endlich zurecht gewieſen.

11.

Jezt ſchlichen ſie, den Cantor ſammt den Hegereuter und nebenbei Eine die Andere im Stillen verwünſchend, der ſicheren Behauſung zu, in der wir Clärchen mit dem angenehmen Vetter zurück ließen; denn die Lampreten-Gaſſe war weit, der Tag ſchon völlig da, und Barbara mußte einſtweilen bei der Frau Hofräthin vorſprechen. Dieſe aber hätte ſich ſchwerlich träumen laſſen, was ſich indeß in ihren vier Pfählen begab. Der Liebreiz des guten Clärchens nämlich, ihre Engelsmilde und das fromme Herz, das ſich in jedem ihrer Worte verkündete, hatten hingereicht, den Kapellmeiſter im Laufe dieſer Nacht, in welcher Beide ſelbander die Frau Muhme ſehnlich, doch vergebens erwarteten, zu bezaubern und zu gewinnen. Auch trat das Herz des feurigen Künſtlers alsbald auf die Zunge; er brachte ſeine Worte an und dieſe fanden eine gute Statt; denn Clärchen durfte ſich nicht verhehlen, daß ihrer an der Seite dieſes Würdigen ein Himmel erwarte, daß ſie überſchwenglich glücklich ſeyn werde. — Da nun die Leidensgenoſſinnen im zweiten Stockwerk, in welchem ſich unſer Pärchen im Fluge kennen und lieben lernte, anlangten, beleuchtete eben die Morgenſonne das ehrliche Geſicht des lahmen Friede, der aus

der Dachluke des Posthauses nach dem Wetter und mitunter nach seiner Christel ausschaute. — Barbara aber spitzte wie gestern Abend die Ohren, denn in der Stube drinnen hörte man ganz deutlich ein Notturno von Blangini von einem Sopran und einem trefflichen Tenor, der doch offenbar einem Manne gehören mußte, meisterhaft vortragen. — Ergrimmt über den Scandal stürzte die Mama, ihr kahles Haupt vergessend, nach der Thür, waffnete sich Milchen mit dem geretteten Sonnenschirm, der ihr während der Nacht als Springstock diente, öffnete Barbara die Lippen zu einem General-Sturm — alle Drei aber standen wie versteinert, da ihnen der glühende und blühende Herr Vetter entgegen trat, nur der Form wegen das Tantchen um die Hand der engelgleichen, schamrothen Nichte an zu sprechen. O der verwünschte Hegereuter!!

Aus Valentin Krakensitters Taschenbuch.

(Fortsetzung.)

VIII. Man ist in der Regel sehr begierig, die Verhältnisse und die Umstände kennen zu lernen, unter welchen ein Geistes-Produkt, das uns entzückt und bereichert hat, entstanden seyn mag. Wer wünschte nicht die Gartenlaube zu sehen, in welcher Theokrit gesessen, da er seine holde Schäferwelt um sich her versammelt? Wem wäre es nicht erfreulich, die Schöne kennen zu lernen, welche dem Ariosto seine Abendstunden versüßte, zur Zeit, da er am Werke seines unvergänglichen Nachruhms arbeitete? Und ist es etwa einerlei, ob man die Feder in der Hand hält, womit der gute Wieland seine noch bessere Musarion gedichtet, oder das stumpfe Instrument, womit der selige Gottsched Trauerspiele auf franzbsischem Leisten geschustert? Ein Künstler würde sich ja keine Sekunde besinnen, für den ersten Entwurf, den Correggio zu seinem heiligen Hieronymus gezeichnet, oder für das Blatt, worauf Michel Angelo das Grabmal Pauls des Dritten angegeben, seinen Trauring vom Finger zu ziehen, und ihn — mit Erlaubniß seiner Frau — dem Verkäufer freudig hin zu reichen. Ja, es giebt Gelehrte, die auf die Entstehungs-Geschichte eines Werkes zehnmal erpichter sind, als auf das Werk selbst, wie den Witterungs-Forscher die Bildung des Hagels bei weitem mehr als der Hagel kümmert. Und fragen wir nicht alle bei ausgezeichneten Künstlern so gern, auf welche Weise sie es geworden? Erkundigen sich nicht zartempfindende Mädchen, für welche es keinen berühmteren Autor als ihren Geliebten giebt, angelegentlichst nach den unbedeutendsten Kleinigkeiten seiner Herzensgeschichte, und bezahlen die geringste Notiz aus derselben mit dem wärmsten Händedruck, den sie zu verschenken haben? Wenn wir aber bei schönen Kunstwerken fast überall diese Bemerkung machen, so findet bei der Schönheit selbst, namentlich bei der weiblichen, das entgegengesetzte Statt. Hier bewundern wir wohl den köstlichen Schmuck, der nach der feinsten Berechnung angelegt; wir betrachten mit Wohlgefallen die Rosen und Lilien, welche beim blendenden Schimmer des Kronleuchters ihr bezauberndes Farbenspiel entwickeln — wie aber dieses Reizgebilde entstanden, mögen wir nicht wissen, und nur die Spottsucht oder der Neid wühlt in solchen Geheimnissen. Daher giebt Ovid den Schönen die nützliche Vorschrift, bei ihrer Toilette keinen Liebhaber assistiren zu lassen, und hat meines Dafürhaltens das ausgemachteste Recht, wenn er behauptet, daß Alles zwar zur Schönheit beitrage, daß es aber durchaus kein reizender Anblick sey, Dinge, die nur entstanden gefallen, entstehen zu sehen. Ist aber dies kein reizender Anblick, so ist es ein widriger, bei der Analyse der Schönheit gegenwärtig zu seyn; dabei zu stehen, wenn um Mitternacht nach Hause gekommen,

. . . . . .

la belle en cornette
Etale tout d'un coup son teint sur la toilette,
Et dans quatre mouchoirs de sa beauté salis
Envoie au blanchisseur ses roses et ses lis.

Zum Glück, lieber Leser, sind zu diesem Schreckens-Schauspiele nur Ehemänner verdammt, und diese Jünger der Geduld sind an weit herbere Dinge gewöhnt, als daß dergleichen Kleinigkeiten sie aus der Fassung brächten. Künstlicher Wuchs und falsche Zähne stören heut zu Tage den Hausfrieden nicht mehr.

IX. Mit Werthers Leiden und Götz von Berlichingen betrat Goethe die Laufbahn seines Ruhmes, und zeigte sich der Muse sogleich als einen Bräutigam, welcher mit dem glänzendsten Reichthume der Phantasie die beneidenswertheste Kraft der Gedanken und des Ausdrucks besitzt. Er warb um sie wie Sachsens August um die Gräfin von Kosel, da er ihr mit der einen Hand einen Ring von außerordentlichem Werthe zeigte, und mit der andern ein Hufeisen zerbrach.

X. Laß dich beneiden, glücklicher Jüngling, der aus der dumpfen Grammatikal-Stube, wo er zu den Schönheiten Virgil's vor lauter Vokabeln und Phrasen nicht hindurch gelangen konnte, freudig endlich hervortritt, und sich aufschwingen darf in die schimmernden Aethergefilde der Dichtkunst und ihrer Schwestern! Aber nicht von jedem jungen Geiste fallen die Fesseln so glücklich nieder; gar mancher schleppt an den lähmenden Erinnerungen der Knabenschule sein ganzes Leben hindurch, und fällt damit sich und Andern zur Last. Nicht jeder Jüngling vertauscht plötzlich den Zuchtstab des Rektors mit dem blumenumwundenen Scepter der Muse, und nicht immer gleicht die Pedanterie der Schule den Frauen des alten Rußlands, welche, sobald sie sich welkend fühlten, ihren

Männern jüngere Mädchen zuführten, und dieſen, zurücktretend, als Sklavinnen dienten.

XI. Selten wird ein Verſöhnungsfeſt, in welchem zwei entfremdete Seelen ſich wieder verſchwiſtern ſollen, vollkommen durchgefeiert; gewöhnlich bleibt in den Falten der Herzen ein verborgener Niederſchlag zurück, welcher über kurz oder lang durch den kleinſten Aufguß einer ſcharfen Flüſſigkeit unvermerkt in die Höhe brauſt, das Blut wieder in gewaltſame Gährung bringt, und den alten Haß in ſeiner furchtbarſten Geſtalt erſtehen läßt. Ehe du dich ſo mit deinem Feinde verſöhnſt, lieber meide ſein Antlitz; Entfernung kann den grimmigſten Haß einſchläfern, in einer halben Verſöhnung aber liegt der Keim zur bitterſten Scheidung. So bleibt, nach der Sage der Araber und Juden, von jedem Geſtorbenen ein kleiner Knochen unverweslich in der Erde und wird die Grundlage, an welche bei der Auferſtehung der ganze Körper ſich wieder anſetzt.

XII. Wie gern überredet ſich die Jugend, das Gute, welches ihr zu Theil wird, ſey das Geſchenk eines liebenden Genius, der ihr wohl wolle, für ſie ſorge und wache! Wir halten uns in dieſen glücklichen Tagen für ſo wichtig, es ſcheinen ſich an unſer Daſeyn und Wirken ſo viele Hoffnungen und Verhängniſſe zu knüpfen, daß der Himmel ſelbſt durch ſeine wunderbaren Boten Theil an uns nimmt, und freundliche Engel uns die Spenden überbringen, deren Segen wir ſo eben empfinden. So glaubte man ſonſt, die Gegenſtände, welche von Amerika her an die Weſtküſte Europa's heranſchwammen, kämen aus einer Zauber-Inſel, welcher man den Namen St. Borrondon gegeben. *) Aber ach, je älter wir werden, deſto weniger glauben wir uns von Schutzgeiſtern begleitet: je mehr die Jahre ſich häufen, deſto ſeltener werden die Engel, bis endlich der letzte kommt, der Todesengel, welcher die Fackel umſtürzt und löſcht — aber ihn ſieht unſer Auge kaum mehr!

XIII. Belletriſtiſche Ladenburſche, welche mit Enthuſiasmus von einem berühmten Kunſtwerke ſprechen, weil ſie es aller Orten bewundern und preiſen hören, und hinter dem Zeitgeiſte nicht gern zurückbleiben mögen, gleichen den Türken, die vor einer Audienz Opium nehmen, um von der Herrlichkeit des Sultans recht begeiſtert zu erſcheinen.

*) Es herrſcht unter den Wendekreiſen eine beſtändige Strömung von der weſtlichen Küſte Afrika's nach Südamerika, welche die Fahrt nach dem letztern beſchleunigt; die Wellen wälzen ſich ſodann an Amerika's Oſtküſte nach Norden, und gleiten von Florida aus zur alten Welt zurück. Dies iſt die unter dem Namen Gulfſtream bekannte Rotationsſtrömung, deren Waſſer (nach Humboldt) wärmer als die übrige Meeresfluth. Daher kommen an die Weſtküſten Irlands zuweilen Faſſer von Schiffen geſchwommen, die in der Gegend der nördlichen Antillen geſcheitert. So wirft an eben dieſe Küſten der Sturm nicht ſelten Maſſen von grauer Ambra.

XIV. Es mag wahr ſeyn, was die alten Herren und die Großmütter ſo angelegentlich zu predigen pflegen, daß die Liebe einen jungen Mann zerſtreut, daß ſie von den ernſteren Pflichten ihn abhält und ſeine lebendige, thätige Kraft, wenn auch nicht verzehrt, doch für den Augenblick in einen Zuſtand der Ermattung verſetzt. Ich las einſt einer ehrwürdigen Matrone jene berühmte Sentenz des Guarini vor, in welcher er die Wirkung dieſer Leidenſchaft auf den Menſchen eben ſo verderblich darſtellt, als den Froſt für die Pflanzen, den Brand für die Blumen, den Hagel für die Aehren, den Wurm für die Keime, das Netz für die Hirſche, und die Leimruthe für die Vögel. Die gute Frau wäre mir vor Wohlgefallen und Freude faſt um den Hals geſunken, und nannte den Paſtor Fido das Meiſterſtück aller weltlichen Poeſie; ſie rief augenblicklich ihre Nichte herein, und recitirte ihr die unvergleichliche Stelle mit faſt eben ſo durchdringendem Pathos, als Schubart aufbot, wenn er einer Geſellſchaft die Erſcheinung des Banquo beim Gaſtmahle ſchilderte. Sie bedachte aber nicht, daß eben dieſe Liebe den jungen Menſchen gegen manche Ausſchweifung, welcher ſein Alter ergeben, zu ſchützen vermag, und ihn von manchem Fehltritte zurückhält, der weit traurigere Spuren hinterläßt. Die Liebe wirkt in dieſer Hinſicht, wie jener feine Roſt, welcher gleich einem Lack die antiken Kupfermünzen überzogen, ſie gewiſſermaßen verſchönert, und durch ſeine ſchwarzgrüne Decke ſie vor jedem weiteren, ſchädlicheren Roſte bewahrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Ausländiſchen pflegen von Anfang her die Deutſchen durch Deutſche zu vertilgen.

Anderer Leute Schwachheit wird durch unſere Uneinigkeit ſtark.

Es iſt ein Wunder, wie eine Respublica beſtehen könne, da fremde Räth, fremde Secten, fremde Hülf, fremde Sitten, fremde Sprachen, fremde Münzen, fremde Kleider, fremde Colonia, fremde Arznei überhand nehmen.

Man hat Bacchum des Lands verweiſen wollen, aber der hat Venerem zu Hülf genommen und haben die zwei die Oberhand behalten.

Mancher holet Eſel draußen, der wohl Pferd' daheim hätte.

Es iſt beſſer, einem Landsmann die Schuh putzen, dann einem Ausländer die Füße küſſen.

Kein Schwerdt ſchneidet ſchärfer als dasjenige, ſo für die Freiheit ficht.

Kein ſicher Geleit iſt ſicher genug, wann es an den Hals geht. Julius Max Schottky.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Im Königsstädtischen Theater wird jetzt Rossini's Oper: „Aschenbrödel" („Cenerentola") mit steigender Theilnahme aufgeführt. Das Sujet ist hier ärmer gehalten, als der Stoff der Volkssage es bietet; die Italiener können in der Oper alle möglichen Unwahrscheinlichkeiten, aber keine Zauberei leiden; vielleicht ist auch das Wenige davon, welches wir auf den Königsstädtischen Brettern gewahren, erst wieder eingeschwärzt. Der Verfasser hat indeß für den bequemen Gang, den die italienischen Componisten fordern, geschrieben; es thut demnach nicht viel, wenn die Dichtung unbeachtet bleibt; genug, es ließ sich eine gute Rossinische Musik anbringen und sie verfehlt ihren Zweck nicht, wie wir bemerken, indem mit jeder Vorstellung die Zuhörer mehr befriedigt sind. Der Ausführung muß aber dabei auch ihr Ruhm werden; sie ist wohlgeübt und in allen Theilen lobenswerth. Schade ist es aber doch, daß die Darlegung des Stoffes die Hauptrolle unterordnet; wir sind nun schon daran gewöhnt, Demois. Henr. Sontag auch in ihrem Spiel glänzen zu sehen und hier sind dazu wenige Motive vorhanden; es mag aber, wenn überhaupt hier nach Eingreifen gefragt werden darf, in der ersten Hälfte des Stücks, wo „Aschenbrödel" die Unterdrückte ist, annehmbar seyn, daß sie dem Hintergrund angehört; wäre nur in der zweiten Hälfte ein Contrast aufgestellt. Demois. Henr. Sontag benutzt indeß jede sich natürlich darbietende Gelegenheit, um ihr Darstellungs-Talent zu zeigen, und es gereicht ihr zur Ehre, daß sie auch gewaltsam heraus treten will aus den Schranken, welche in dieser Bearbeitung des Mährchens ihr gestellt sind. Als Sängerin bewährt sie sich abermals, namentlich gegen den Schluß hin, sowohl durch Fertigkeit als durch Geschmack, und wir wollen bei unserer Ansicht recht gern zugeben, daß sie in ihrer Art des Vortrags, wenn von Berlin die Rede ist, nur mit sich selber verglichen werden kann. Wir lieben weder das Herabsetzen, noch ein solches Vergleichen, welches keinen andern Zweck hat, als auf die eine oder die andere Weise persönlich zu werden, wie dies namentlich in den Berichten mehrerer unheimischen Blätter der Fall ist. Man lasse Jedem sein Verdienst und freue sich an jedem Talent, habe aber nicht hier oder dort seinen Auserwählten oder seine Auserwählte. — In der genannten Oper sind besonders noch Hr. Wächter als „Dandini" und Hr. Spitzeder als „Magnifico" in Spiel und Gesang rühmlich; Hr. Jäger ist es mehr nur in letzterem: mit der Darstellung des Prinzen will es noch nicht recht gehen, obwohl er in der letzten Aufführung doch schon mehr leistete, als in der ersten. Hauptsächlich hat er an seinem Gange und seiner Haltung zu mehrern. — Ziegler's Lustspiel: „Der Hausdoktor", ist mit Beifall gegeben worden. Hr. Schmitka erscheint als „Eilmann" höchst charakteristisch; Hr. Rösicke, als „Hannibal", könnte äußerlich etwas weniger aufgedunsen, aber in der Auffassung derber seyn; Hr. Weeber, als „Baron v. Sonnenschild", hat mehr Routine im leichten Weltton nöthig. Hr. Nagel („Graf v. Sonnenschild"), Demois. Aug. Sutorius („Amalie") und Demois. Nina Sontag („Rose") füllten ihre Rollen glücklich aus. — Nächst jenem Stück ward auch ein zweites aus der älteren dramatischen Literatur hervor gesucht und (auf der Königsstadt) zum ersten Mal gegeben, nämlich: „Es spukt!" von Frau v. Weissenthurn. Die Schauspieler gaben dem Spuk ein wirkliches Leben; Mad. Sontag („Gertraud"), Demois. Schirer („Marthe"), Hr. Angely („Jürge") und Hr. Weeber („Jakob") zeichneten sich besonders aus, während die Darstellung auch im Ganzen sehr gerundet war. — Die neueste Neuigkeit: „Der Oberst und der Sergeant oder die Strenge der Kriegsgesetze. Melodrama aus dem Französischen des Victor, übersetzt von Angely", kann vor der Strenge kritischer Gesetze durchaus nicht bestehen. Es wäre kein Ende zu finden, wenn man das Stück in Untersuchung nehmen wollte, womit nächstdem weder für Theorie noch Praxis irgend etwas zu gewinnen ist. Das Publikum hat am Schluß des zweiten und dritten Akts applaudirt, mit diesem Referat ziehen wir uns zurück. Für die Schaulust ist übrigens gut gesorgt. — Demois. Schmidt hat als „Therese" in der „Ochsenmenuet" ihren ersten theatralischen Versuch gemacht und ist theilweise aufgenommen; ihre guten Anlagen lassen etwas von ihr hoffen. — Demois. Koppe, vom Theater zu Stettin, gab die „Polyxene" in „Kunst und Natur" und gefiel. Es fehlt ihr nicht an Theater-Routine, wohl aber an feinerer Bildung; wir wünschen ihr Gelegenheit, diese zu gewinnen. — In einem Concert, welches am 5. November auf dem Königsstädter Theater gegeben wurde, trug Demois. Henr. Sontag unter Anderem eine Arie von Paccini (mit obligater Violin-Begleitung, meisterhaft geleistet vom Hrn. Musik-Direktor Henning) mit großer Kunst und Geläufigkeit vor; Hr. Jäger sang eine Romanze zur Guitarre; rauschender Beifall und Dacapo-Ruf ward ihm zu Theil. Auch ein Vocal-Quartett von Eisenhofer (gesungen von den Herren Jäger, Rosenfeld, Eist und Spitzeder), so wie ein (Wiener) Vocal-Duett (gesungen von Hrn. und Mad. Spitzeder), gefielen.

— Der Königl. Hannoversche Concertmeister, Hr. Louis Maurer, gab am 2. November im Saale des Königlichen Schauspielhauses ein Concert. Wir haben ihn schon früher hier gehört, und bemerkten mit Freuden seine größere Meisterschaft, so daß er einer der ausgezeichnetsten Violinisten genannt werden kann. Auch seine Compositionen haben uns zum Theil sehr gefallen, namentlich das Adagio eines Concerts und eine Concertante für vier Violinen, in deren Ausführung ihn Hr. Concertmeister Seidler und die Herren Mühlenbruch und Nitz talentvoll unterstützten. — Hr. Felix Mendelssohn-Bartholdy zeigte sich in einer Phantasie für das Pianoforte von Beethoven als tüchtiger Virtuos auf genanntem Instrument und Mad. Türrschmidt trug mit ihrer schönen Altstimme einen Gesang vor, dessen Composition (von Hrn. Reissiger) uns jedoch in ihrer Düsterheit zu monoton schien. M.

— Wie sehr das Königl. Lithographische Institut in seinem Werthe steigt, das bezeugen viele der neueren Blätter, die dort gedruckt und meistens bei E. G. Lüderitz in Berlin zu haben sind. Wenn wir die früheren Arbeiten mit den jetzigen vergleichen, so ist der Unterschied zum Besseren in hohem Grade überraschend. Jeder, der sich davon überzeugen will, möge von dem erwähnten Verleger sich z. B. folgende Blätter zeigen lassen: 1) Cain und Abel, von Ludwig Wolf; 2) die vier Jahreszeiten, nach Lotti, gezeichnet von L. Wolff; 3) einen Stall, nach Krüger, gezeichnet von Kirchhoff; 4) eine Ansicht des Dom's zu Magdeburg — und nächstdem viele Lithographien nach Bildern alter Meister. Es ist schon eine reiche Sammlung zur Auswahl vorhanden und namentlich unter derselben noch die Menge der Bildnisse berühmter und geachteter Männer zu empfehlen, da auch in dieser Gattung der Zeichnungen auf Stein schon viel Vortreffliches geleistet wurde. —°.

Ferry sagt in seiner Note über Rußlands militairische Colonieen: „Das Casernenleben und das Leben in einer großen Stadt bildet keine Krieger. Man übe den Soldaten oft in kriegerischen Bewegungen, in Befestigungs-Schanz-Arbeiten, kurz in Allem, was seine Körperkraft entwickelt und stärkt, vorzüglich aber im Marschiren, denn nächst dem Herzen führen die Beine den Krieg!!" (Journ. d. Par.)

Ein Pachter in Mähren hat einen Pflug erfunden, der, obgleich nur von einem Pferde gezogen, doch vier Furchen macht. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 26. und Blatt der Ankündigungen Nr. XLII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 26. 1825.

Beilage zum 183sten Blatte des Gesellschafters.

Aus den Verhandlungen des Krautwummelschen Kränzchens.

Mitgetheilt von Knirps.

II.

(Telephor von Bogdan. Grüners Zeichenbuch. Neue Sterreotypen-Ausgabe des Homer bei Tauchnitz. Leipziger Hebe.).

Lieutenant Lamachos. Guten Abend, meine Herren Lälaps, guten Abend, Stahlwanzer, guten Abend, Knall. Mein Gott, unsere Versammlung ist ja noch so dünn, wie das Haupthaar eines jetzigen Jünglings.

Polydrimesius Lalaps. Oder wie das Gewand eines zierlichen Fräuleins.

Knall. Nun, der dünnhaarige Jüngling und das dünnkleidige Fräulein mögen schon zusammen passen; ich dächt' aber, wir verglichen unsere Versammlung mit bessern Dingen.

Lieut. Lamach. Am besten wär es wohl, wir setzten besagte Versammlungen nicht so kläglich lange aus, und strichen nicht an Kranzchen-Tagen dichterhaft auf den grünen Fluren umher.

Guido Lälaps. Und säßen nicht in Wein- und Kaffeehäusern, dort von Wein dampfend und hier von Taback.

Ludw. Stahlp. Und conterfeiten nicht so gefällig die Krautwummelschen Schönen.

Polydr. Läl. Und wühlten nicht so entsetzlich in staubigen Büchern herum.

Ludw. Stahlp. Laßt es gut seyn; es hat wohl Jeder seinen Pfahl im Fleische. Aber wir wollen künftig pünktlicher seyn. Am meisten hat wohl Knall dabei gelitten, dem der treffliche Lamachos nun keine Romane mehr empfehlen konnte für seinen lesehungrigen Harem.

Knall. O damit hat's keine Noth gehabt. Er hat uns gar viele zugeschickt. Ich dank' euch, Lamachos, und die Frauenzimmer werden's mündlich. Am besten hat ihnen der Telephor von Bogdan gefallen durch seine Mannigfaltigkeit und seine lebenskräftigen Bilder.

Lieut. Lamach. Will's glauben. Ich hab' ihn neulich im „Tübinger Literaturblatte" vortheilhaft beurtheilt gefunden. Das war mir ganz aus der Seele geschrieben.

Ludw. Stahlp. Stimmt ihr bei, Lamachos? Nun das freut mich. Die Beurtheilung ist von mir. — Aber da kommen ja noch mehr Freunde; bringt ihr nicht den Knirps mit, den König des heutigen Tages?

Simplex. Wir wollten ihn eben abholen; er war aber gar nicht mehr zu Hause.

Knall. Nun, meine werthen Freunde, da wir denn so ziemlich vollzählig sind — ich wäre wohl eures Rathes benöthigt.

Polydr. Läl. Mann, wie siehst du mit einem Male weinerlich aus! Seh' Einer den sorgenvollen Hausvater! Hat etwa dein Junge das Frieseln und du willst ein Hausmittelchen? Oder haben sich Liebschaften in deinen Harem eingeschlichen? Oder widersetzt sich deine Frau der Schinkenfertigung durch Holzsäure oder der neuen vortrefflichen Wiener Heizkammer?

Knall. Spotte nur zu, Lälaps, über den Ehemann! Ich sehe schon die Zeit kommen, wo du nur einen Spiegel brauchst, um einen Kettenträger zu sehen.

Polydr. Läl. Seh' Einer doch an! Und was war es, du Goldner, worüber du Rath brauchst? Vielleicht kann ich's dann selbst benutzen.

Knall. Ich habe meinem Jungen nun schon seit einem Jahre Zeichen-Unterricht geben lassen. Sein Lehrer hat mit Landschaften angefangen —.

Guido Läl. Aha, ich merke schon!

Knall. Nun hat das Kind auch zu Geburtstagen, zu Weihnachten und sonst recht gute Blättchen geliefert, worin nur ganz wenig nachgeholfen war, und ich dachte schon, der Junge könne was.

Guido Läl. Und nun hast du auf ein Mal erfahren, daß dein Geld weggeworfen ist, nicht wahr, armer Knall?

Knall. Leider Gottes, und die Zeit noch obendrein. Neulich las' ich in Rückert's „östlichen Rosen": mir gefällt ein artiges Holzschnittchen darin; ich rufe den Gustav, bitt' ihn, es mir ab zu zeichnen. Er setzt sich, ackert auf dem Papier, reibt, rutscht auf dem Stuhle herum; endlich bringt er mir das Ding. Seht, da ist's!

Fabian. Aha, ein liegender Weinkrug und einige Reben daran. Nun, wenn nur die Umrisse fester wären, nicht so ganz übel.

Knall. Liegender Weinkrug! einige Reben daran! Einen sitzenden Amor soll's vorstellen, der die Laute schlagt. Da seht ihr nun den Jammer. Und der Junge hat ein Jahr lang fast täglich eine Stunde gehabt!

Guido Läl. Höre, Knall, das konnte fast nicht anders kommen. Nichts ist verderblicher für den Anfänger, als das verwünschte Landschaftzeichnen.

Lieut. Lamach. Oho, Landschaft, Situationszeichnung; ich bitte sehr!

Guido Läl. Ihr mögt selbst urtheilen. Nicht wahr, zuvörderst soll doch die Hand sicher und gewandt werden?

Lieut. Lamach. Ich weiß es nicht anders!

Guido Läl. Und das geht ihr gewiß auch zu, daß kein Ausbessern hilft, wenn dem Schüler selbst der gemachte Fehler nicht einleuchtet. Das ist ein wichtiger Satz, den ich Zeichenlehrern wohl empfehlen möchte. Nun sagt mir aber, wie der Schüler an den zufälligen Formen der Landschaft seine Fehler erkennen soll, denn dieser Berg kann um die Hälfte höher, dieser Baum dicker, dieser Busch ausgedehnter seyn, als auf der Vorzeichnung, und dennoch ein leidlicher Berg, Baum oder Busch bleiben. Alle diese Umrisse und Verhältnisse tragen zu wenig Nothwendigkeit in sich, um die Abirrungen der Nachahmung auffallend zu machen. Daher kommt es denn, daß solche Schülerzeichnungen, wenn der Lehrer einige Drucker hinzugesetzt, von deren Wirkung der Schüler noch keine Ahnung hatte

kann, immer leidlich in's Auge fallen. Aber in That und Wahrheit kann der Schüler noch gar nichts, vielmehr hat er nur die schlimme Gewohnheit erlangt, die wahren Größenverhältniße der Vorzeichnung zu verkennen. Hand und Blick sind nicht nur unsicher geblieben, sie sind sogar verderbt worden durch das unbemerkte Abirren vom Muster.

Knall. Das scheint mir ganz einleuchtend. Demnach wär' es wohl beßer, mit Köpfen an zu fangen? Denn der Junge müßte doch blind seyn, wenn er nicht den Unterschied zwischen seinem kühnen Dreieck oder seiner übermäßigen Frage und dem Eirund oder den regelmäßigen Zügen des Vorbildes bemerken sollte. Hier würd' er also seine Fehler leicht erkennen.

Guido Läl. Schon gut; aber er würde muthlos werden, denn Köpfe und überhaupt Gestalten lebender Wesen sind zu schwierig. Sie enthalten einen Verein der mannigfaltigsten Linien, die man ohne schon mitgebrachte Sicherheit der Hand und des Blickes durchaus nicht nachbilden kann. Man muß aber dem Schüler auf alle vernünftige Art Lust zu machen suchen; er muß Freude haben können an seinen Leistungen und seine Fortschritte selbst bemerken.

Lieut. Lamach. Ich merke schon, wohinaus ihr wollt. Mathematische Figuren! Linien, Winkel, Vierecke, Cirkel! Da erkennt der Junge sogleich seinen Fehler, und sieht auch, wie er vorrückt. Und nicht eher aufgehört, bis er gleichsam selbst Lineal und Cirkel ist. Ich stimm' euch vollkommen bei, Guido!

Guido Läl. Leider könnt' ich mir selbst nicht beistimmen, wenn ich das behauptete. Wie soll er Lust haben an diesen nackten Linien? Freilich ein Paar Stunden muß er schon gerade Striche führen, um zuvörderst den Stift handhaben zu lernen, das kann ich ihm nicht ersparen; dann laße man ihn diese geraden Striche in gleicher Entfernung neben einander ziehen, und gehe sogleich zum Quadrat über

Lieut. Lamach. Also doch mathematische Figuren!

Guido Läl. Ganz recht! Die strenge Nothwendigkeit der mathematischen Figuren muß seinen Zeichnungen immer zu Grunde liegen. Indeß um einen leidlich geraden Strich führen und ein Quadrat zusammen bauen zu lernen, braucht er nur wenige Zeit, und vor Ermüdung schützt ihn der brennende Eifer, den er gewöhnlich mitbringt. Könnte man nun Figuren ersinnen, bei denen das streng bestimmte Quadrat zu Grunde läge, und die doch gefällig und aufmunternd genug wären, so kame man glücklich durch den ersten und schwersten Zeitraum der Uebung hindurch, und könnte ihn dann mit seiner leichten und sichern Hand, sey es nun zu Gestalten lebendiger Wesen, was ich am liebsten möchte, oder zu Landschaft- und Blumen-Zeichnung übergehen laßen. Und nach diesen klaren und naturgemäßen Grundsätzen ist ein Zeichenbuch eingerichtet, das ich an mehreren Orten mit beßtem Erfolg habe gebrauchen sehen. Es ist von einem Lehrer an der Zeichen-Akademie und an der Bürgerschule in Leipzig. Auf funfzig oder sechzig Blattern enthält es die gefälligsten und reizendsten Verzierungen der alten Baukunst, die sämmtlich auf das Quadrat zurück geführt sind, mit wohlberechnetem Fortgange vom Leichten zum Schweren. Zuerst nach der erwähnten Uebung laßt man den Schüler etwa drei Quadrate neben einander setzen, und diese sodann nach dem Augenmaaße regelmäßig eintheilen. Dadurch erhält er ein Netz mit festen Stützpunkten, durch die er nunmehr die Linien zieht, welche das Muster bilden. So gewöhnt sich die Hand auch an die schwierigsten Schwingungen, weil sie nur von einem bestimmten Punkte zum andern zu gleiten hat, und nach kurzer Bemühung lacht dem Auge das zierliche Muster in gefälliger Nachbildung entgegen. Dabei wird aber durch die Strenge der mathematischen Figur das Augenmaaß aufs Höchste geübt. Kurz, ich wußte keinen zweckmäßigeren Weg zu ersinnen, dem Schüler zugleich streng und doch angenehm den ersten Unterricht zu geben, und ich glaube, daß selbst bei nur mäßigem Geschick des Lehrers guter Erfolg nicht ausbleiben kann.

Knall. Das wär' ja herrlich. Und wie heißt denn der Titel des Buchs?

Guido Läl. Ich weiß ihn nicht auswendig, will dir ihn aber zuschicken. *)

Fabian. Schade, daß Knirps nicht da ist, der sollte darüber berichten; denn es würde wohl Manchem lieb seyn, diese klaren Grundsätze zu vernehmen.

(Der Schluß im nächsten „Bemerker".)

*) Grüner, Vorzeichnungen in sechzig Blättern nach antiken Mustern als Anleitung zu zweckmäßigem Zeichen-Unterricht in Bürgerschulen u. s. w. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Friedr. Fleischer, 1822. Quer-Oktav.

Die Wunder der Frau von Genlis.

Frau von Genlis erzählt uns in ihren „Memoires" vier Wunder (miracles), welche zu ihrer Zeit vorgefallen sind. Sie war, wie sie versichert, Augenzeuge vom ersten. „Ich darf Carlepont (ein Dorf und Landgut) nicht verlaßen, ohne von einem wahren Wunder zu reden (d'un véritable miracle), welches sich daselbst zugetragen. Es bedarf keiner weitern Betrachtung über Thatsachen, die sich unmöglich wegleugnen laßen. Ich will daher die Sache ganz einfach und ohne Commentar erzählen. Eine junge zwanzigjährige Bäuerin, Namens Seraphine, hatte seit fünf Jahren die Gicht an einem Beine und einer Lende, so daß sie nur mit Hülfe zweier Krücken gehen konnte, und noch obenein von einer Begleiterin an den Hüften unterstützt werden mußte, denn diese waren so schwach geworden, daß sie sich ohne diese Hülfe nicht gerade aufrichten konnte. Man hatte alle Arzneimittel versucht; meine Nichte hatte aus Genlis, und selbst aus Paris, Wundärzte und Aerzte kommen laßen, welche die Kranke insgesammt für unheilbar erklärten. Endlich äußerte Seraphine selbst, sie wäre gewiß, gesund zu werden, wenn man sie nach Notre Dame de Liesse, funfzehn Stunden von Carlepont, brächte. Meine Nichte bezahlte die Reisekosten. Man brachte die Kranke auf einen Karren; neben ihr mußte sich ihre Schwester setzen, um ihr die Hüften fest zu halten; ihr Vater fuhr. Am Ziel der Reise angelangt, schrie sie laut auf, als sie den Kirchthurm von Notre Dame de Liesse gewahr wurde, und sagte: sie fühle Leben in ihrem Beine. Kurz, sie stieg allein vom Karren, nahm ihre beiden Krücken mit sich, trug sie aber auf den Schultern, wie zwei Gewehre, und so ging sie, oder vielmehr lief sie in die Kirche, wo sie ihre beiden Krücken als Opfergabe niederlegte. Am Tage, wo sie nach Carlepont zurück kam, saß meine Nichte eben zu Tische mit Herrn Finguerlin, dem Admiral Sercey, ihrem Onkel und dessen Familie. Plötzlich hörte man die Glocken anziehen, das ganze Dorf war in Aufruhr, man sah Seraphinen ankommen. Ihre erste Bewegung war, in die Kirche zu laufen. Nichts kann den Enthusiasmus der Dorfleute, meiner Nichte und ihrer Gesellschaft ausdrücken, als sie dieses Wunder mit Augen sahen. Am folgenden Tage sang der Pfarrer ein Te Deum und hielt ein Dankgebet; aus den benachbarten Dörfern strömte Alles herbei; der Beichtstuhl des Pfarrers blieb keinen Augenblick leer; er hatte den Trost, Greise unter der Zahl der Beichtenden zu sehen, welche, von der Revolution verdorben, jetzt, nach 30 Jahren, zum ersten Mal wieder eine Glaubenshandlung verrichteten. Bei meiner Ankunft in Carlepont habe ich mit vieler Theilnahme dieses junge Mädchen gesehen, welches nun schon seit neun Monaten geheilt war; sie ging und lief im Park herum. Dieses sind unbestreitbare Thatsachen; starke Geister wißen nichts weiter darauf zu antworten, als daß eine solche Heilung die Folge einer lebhaften Einbildungskraft ist." (Vielleicht war schon die Krankheit Folge einer lebhaften

Einbildungskraft — vielleicht ist der Bericht darüber auch nichts weiter!)

Frau von Genlis erzählt (und dies ist das zweite Wunder!): „Alle Berichte und alle Memoiren der damaligen Zeit waren darin überein gekommen, zu versichern (dire), daß im Augenblick, als (1793) das Eisen der Guillotine auf die Prinzessin Elisabeth herab fiel, ein Rosenduft sich über den ganzen Ludwigs-Platz verbreitete." — „In den Legenden der Heiligen", setzt eine Note hinzu, „lieset man, daß sich das Wunder eines Wohlgeruchs mehr als einmal bei'm Martyrertode von Heiligen zugetragen."

Ein drittes Wunder ereignete sich bei dem Tode des Herzogs von Berry. Der berühmte Wundarzt Dupuytren, der dessen Leichnam öffnete, hat bei dessen Besichtigung versichert: es sey anatomisch unmöglich gewesen, den empfangenen Todesstoß nur einige Minuten zu überleben. Er überlebte ihn aber 6½ Stunden und behielt seine Geistesgegenwart bis auf den letzten Augenblick. „Dieses war ein sichtbares Wunder der göttlichen Gnade. Es bekehrte auch unter Andrern den bisher ungläubigen Herrn Dupuytren."

Der Gegenstand des vierten Wunders war die Herzogin von Angouleme. Sie hatte sich von ihrem Gemahl die Erlaubniß erbeten, dem Abbé Edgeworth, der sich bei der Pflege der kranken republikanischen Gefangenen eine ansteckende Krankheit geholt hatte, an seinem Kranken- und Sterbelager bei zu stehen. Der Abbé starb; die Herzogin wurde nicht einmal krank. „Für sie that der Himmel ein zweites Mal das Wunder, welches er früher für die erhabenen Töchter Ludwigs XV. gethan hatte."

Ein fünftes Wunder, dessen sie im sechsten Bande ihrer Memoiren erwähnt, ist die Geburt (la naissance miraculeuse) des Herzogs von Bordeaux. Bald wird man auch an die naissance miraculeuse der Frau von Genlis glauben sollen — vorläufig merken wir aber, daß ihre Wahrheitsliebe nicht eben bewundernswerth ist; wir hoffen dies nächstens dar zu thun, indem wir den Bericht über ihren Aufenthalt in Berlin ein wenig prüfen, und darauf hinweisen, daß Frau v. G. die Begebenheiten nicht immer erzählt, wie sie sind, sondern wie sie dieselben gern gehabt hätte. *) Th. Laurin.

*) Ein anderer Freund, der Frau v. G. auch sehr gut gekannt hat, äußert mir schriftlich: „Der ganze Artikel in den „Memoires", welcher den Aufenthalt der Frau v. G. in Berlin in sich faßt, ist voll wissentlicher und unwissentlicher Irrthümer und voll Lieblosigkeit, um es nicht Undank zu nennen." Es wird demnach nicht uninteressant seyn, die Erzählung der alten Dame beleuchtet zu sehen. L.

1825. No. XLII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Erste vollständige, elegante und wohlfeilste
Taschenausgabe
von
W. Scott's sämmtlichen
Romanen
in 85 Bändchen.
Preis für die ersten 16 Bändchen
zwei Thaler 16 Groschen.
Zwickau,
im Verlage der Gebrüder Schumann.

Unsere allgemein bekannte und sehr verbreitete Taschenausgabe von Walter Scotts Romanen ist nun, den neuesten (Erzählungen der Kreuzfahrer, 6 Thle.) ausgenommen, ganz vollständig im Druck erschienen, und enthält in 79 Bänden 20 verschiedene Romane. Der Preis dafür (8 Gr. für das rohe, und 9 Gr. für das geheftete Bändchen) ist gewiß so äußerst billig, daß wohl keiner unserer zahlreichen Abnehmer ihn zu hoch gefunden haben wird. Dennoch wurden kürzlich zwei neue Taschenausgaben der sämmtlichen Romane W. Scotts angekündigt, und dem Publikum noch wohlfeiler, als die unsrige ist, angeboten.

Um diesen beiden Ausgaben, welche um so mehr ganz überflüssig sind, da fast alle Romane des ausgezeichneten Verfassers schon 4 bis 6 mal auf deutschen Grund und Boden verpflanzt wurden, zuvorzukommen, sehen wir uns genöthigt, eine im Preis erniedrigte, ganz wohlfeile Ausgabe für weniger Bemittelte zu veranstalten, von welcher das 2 bis 300 Seiten starke, auf das schönste Schweizer Velinpapier gedruckte Bändchen (jedoch roh und ohne Titelkupfer) nicht höher als Vier Groschen zu stehen kommt. Zur Erleichterung des Ankaufs findet dieser herabgesetzte Preis vorläufig blos für die ersten 16 Bändchen Statt, welche kürzlich in einer zweiten verbesserten Auflage erschienen und für

Zwei Thaler 16 Groschen

durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind. Die Zahlung geschieht erst nach Empfang der Bücher.

Diese 16 Bändchen, welche nicht getrennt werden, enthalten den Sterndeuter, den schwarzen Zwerg, Ivanhoe, und den Seeräuber.

Eine gleiche Anzahl Bändchen unter denselben billigen Bedingungen wird zur Ostermesse nächsten Jahres ausgegeben, und so fortgefahren, daß man sehr bald auf eine bequeme, und beispiellos wohlfeile Weise (für 14 Thaler 4 Groschen erhält man 85 Bändchen!) in den Besitz einer sehr schönen Taschenausgabe der sämmtlichen Werke des unvergleichlichen, in ganz Europa so großes Aufsehen erregenden Mannes seyn wird.

Die erwähnten beiden neuen Ausgaben, wovon bis jetzt noch nichts fertig ist, sind auf circa 100 Bändchen berechnet, wovon monatlich eins erscheinen soll. Die darauf Reflectirenden haben also nicht nur mindestens 8 Jahre zu warten, ehe sie diese Ausgaben vollständig erhalten, sondern sie müssen solche auch noch weit theurer bezahlen.

Ueber den Werth unserer Ausgabe des Walter Scott haben sich fast alle kritische Journale schon so

vortheilhaft ausgesprochen, daß eine fernere Anpreisung derselben überflüssig seyn würde.

Bei der Bestellung auf diese wohlfeile Ausgabe bemerke man den Buchhandlungen genau: „Schumannsche Ausgabe ohne Kupfer," denn der Preis der bessern Ausgabe mit und farbigen Umschlägen bleibt wie bisher 8 und 9 Groschen für's Bändchen.

Privatsammler, welche sich direct an uns selbst wenden, erhalten, bei portofreier Einsendung des Betrags, auf 6 Exemplare ein siebentes gratis.

Zwickau, den 20. Oktober 1825.

Gebrüder Schumann.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift für das Jahr 1826, unter dem Titel:

Berliner Schnellpost

für

Literatur, Theater und Geselligkeit,

sammt einem „Beiwagen" für Kritik und Antikritik.

Die Schnelligkeit ist die Favorit-Sultanin des jetzigen Zeitgeistes. Freilich wird die Schwindsucht nicht lange ausbleiben, aber bis es dahin kömmt, wollen wir neben diesem Schnell-Läufer auf Wagen, Rossen und Steckenpferden mit fort trottiren.

Man hat Schnellschreiber, Schnellredner, Schnelldichter, warum nicht auch einmal ein Schnelljournal?

Diese „Berliner Schnellpost" soll ein Herzblatt werden für das große Heer derjenigen Schnell-Leser, besonders für das schöne Geschlecht, das so viel Gavot-Galopp-Leserinnen in sich schließt. Die Erzählungen und heitern Beiträge sollen kurz seyn, damit man schnell die geliebte Endstation der Geschichte erreicht. Denn Zeitschrift-Erzählungen können, wie die Karpfen, nur dann gut schmecken, wenn Kopf und Ende nahe zusammen stoßen. Launige Gedichte, Epigramme, Sarkasmen, Witzspiele, und alle die farbreichen Blümchen der heitern und scherzhaften Muse, sollen, in angemeßnen Vertheilungen, dem Leser Zerstreuung und dem, der zu finden weiß, vielleicht noch mehr darbieten.

Alle belletristischen und artistischen Erscheinungen Berlins und der Monarchie sollen so schnell als möglich mitgetheilt werden. Vorzüglich sollen die vereinigten Königlichen Hoftheater und das transspreanische Königstädter Theater unser Augenmerk seyn. Alle Erscheinungen der dramatischen, darstellenden und musikalischen Muse sollen mit wahrhafter Schnelligkeit und doch erschöpfend besprochen werden.

Unser Wahlspruch soll seyn: dem Verdienste seine Lorbeer-, dem Scheinverdienste seine Dornenkrone; dem Fertigen Strenge, dem Werdenden Nachsicht; der Bescheidenheit Würdigung, dem Dünkel Verachtung.

Alle Theater-Artikel sollen in ein kokoses, heiteres Gewand gehüllt werden: sollen scherzhaft, nicht muthwillig: pikant, nicht verletzend: streng, nicht hart seyn.

Eine „Universal-Zeitschrifts-Controlle" soll als stehender Artikel erscheinen. Unter dieser Rubrik sollen alle Correspondenz-Nachrichten über Berlin und Berliner Kunst und Theaterleben, die sich in auswärtigen Blättern befinden, beleuchtet, und die oft unwürdige Manier, wie über einheimisches und vaterländisches Verdienst abgeurtheilt wird, strenge gerügt werden.

Der „Beiwagen" ist der Kritik und Antikritik, dem Felde der literarischen Polemik gewidmet.

In einem „Handfelleisen" wird sich die Redaktion bestreben, alle interessanten Neuigkeiten des In- und Auslandes, in Kunst, Literatur, Erfindungen, geselligem Leben u. s. w. in kurzen Auszügen mitzutheilen. Für competente Correspondenten in allen bedeutenden Orten Deutschlands ist gesorgt worden.

Zu Ende jedes Monats erscheint eine „Liste der Musenhalle", die den Erfolg der neuen Stücke, ihre Cursivität u. s. w. in einem kurzen Schema mittheilen soll, und so der Erfolg der Kritik zur Seite oder gegenüber gestellt werden. (Dieser Artikel soll fortan alle deutsche Bühnen von Belang umfassen.)

Dieses kurze Programm wird dem Leser sagen, was er zu erwarten hat, und den respektiven Herren Mitarbeitern, die mich mit ihren Beiträgen zu beehren gedenken, die Tendenz und Art der Beiträge kund geben. Ueber das Honorar belieben sich die Herren Mitarbeiter mit der Redaktion privatim zu verständigen. (Briefe werden portofrei an die Redaktion zugesendet, größere Beiträge durch Buchhändlergelegenheit.)

Vom neuen Jahre 1826 erscheint alle Montag, Mittwoch und Sonnabend ein halber Bogen in Quart, auf Velin mit schönem Druck. Der Preis ist ganzjährig 6, halbjährig 3½, vierteljährig 2 Thlr. preuß. Pränumeration wird angenommen außer Berlin bei allen deutschen Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.

In Berlin pränumerirt man in der Krause'schen Buchhandlung, Adlerstraße Nr. 6, in der Buch- und Musikalienhandlung des Herrn Laue, Schloßfreiheit Nr. 7, und bei dem Unterzeichneten.

Berlin, im Oktober 1825.

M. G. Saphir,
Redakteur.
(Friedrichs-Straße Nr. 196.)

Weihnachtsgabe von Georg Lotz

oder

Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke,

geschmackvoll eingebunden und mit einem allegorischen Titelkupfer geziert, Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

ist so eben bei uns erschienen. — Es bedarf wohl bloß dieser kurzen Anzeige, um das gebildete Publikum auf das neueste Werk eines Schriftstellers aufmerksam zu machen, dem es schon so lange und ungetheilt seinen Beifall schenkte. Leipzig, im Oktober 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Eine neue und wohlfeile Ausgabe von

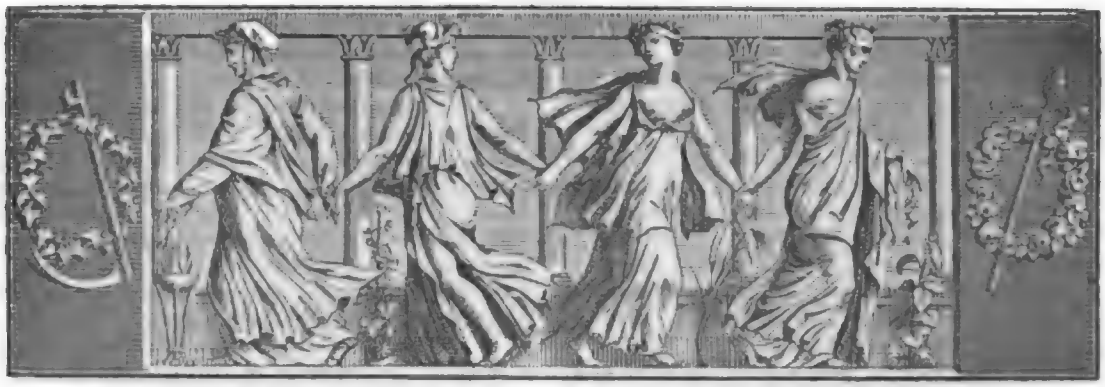
Jean Pauls Geist

oder Christomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. 4 Bände in 8., im saubern Umschlag geheftet.

Preis für 118 Bogen: 3 Thlr.

ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten und eignet sich zu einer zweckmäßigen Weihnachtsgabe für Gebildete.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 18. November. 184ſtes Blatt.

Gleim's Perſönlichkeit und Eigenheiten.

Was Haller in ſeiner herzlichen Elegie auf Marianen eben ſo ſchön als wahr geſungen hat:

„Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Ein Theil mir meines Glückes neu,
Als ob von dir mir etwas bliebe!“

— das gilt mehr oder minder von allen geliebten Todten, die wir im Leben gekannt haben. Unter dieſe Geliebten muß Unterzeichneter auch den Dichter Gleim zählen. Sein ſtattliches Bild ſchwebt jederzeit lebendig vor meiner Phantaſie, ſo oft ich mich ſeiner erinnere. Und ſo wie ein wackerer Oberförſter des Harzes für mich das Ideal eines glücklichen Mannes im praktiſchen Leben wurde, ſo iſt es Gleim in der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Sphäre geworden und geblieben.

Schwerlich hat ein deutſcher Dichter unter angenehmeren Verhältniſſen gelebt, als der beneidenswerthe Sänger der in ihrer Art gewiß ſehr originellen Kriegslieder. Das Halberſtädtiſche Domkapitel, deſſen erſter Sekretair er war, beſtand zu ſeiner Zeit größtentheils aus vorzüglich gebildeten und geiſtreichen Männern. Sie fühlten ſich daher nicht wenig geſchmeichelt, Gleim in ihrer Mitte zu haben: und warum ſollten ſie auch nicht? — Mehr als eine Geographie hatte ihn ja als Liebling Deutſchlands genannt! Ueberdies war er ſelbſt Canonikus zu Walbeck: mithin hatte er in dem Olymp der Capitularen Sitz und Stimme ſo gut als ſie, mindeſtens qua Deus minorum gentium.

Mochte alſo immerhin der gigantiſche Ruhm Klopſtock's Alles um ſich her zu verdunkeln drohen; oder der Liebling der Grazien, Jakobi, ganz in der Nähe unſeres Dichters zu glänzen anfangen: oder etwas ſpäter Wieland von einer nicht kleinen Zahl enthuſiaſtiſcher Bewunderer für den einzigen wahren Meiſter vom poetiſchen Stuhl erklärt werden: die Herren Dom-Capitularen würden dennoch nur ſatyriſch gelächelt haben, wenn ſich Jemand eben ſo viel Beruf hätte zutrauen wollen, die Thaten Friedrichs zu beſingen, als ihr geliebter Gleim: und wer will es ihnen ableugnen, daß ſie vollkommen Recht hatten, ſo zu denken? Es gehörte gewiß Gleim's glühender Patriotismus dazu, um nach einer Leuthener Schlacht ſo in die Leyer zu ſtürmen:

„Kühn wie ein Löwe um ſich ſchaut
Im königlichen Gang:
Wie krieg'riſcher Drometenlaut
Erſchalle mein Geſang!“

Welcher Dichter Deutſchlands wäre aber damals einer ſolchen Begeiſterung fähig geweſen? Selbſt die Ramlerſche erinnerte mitunter ein wenig an Semilor: und die meiſten Andern betrachteten den großen König wie einen Sirius, der zwar leuchtet, aber nicht erwärmt. Nur Gleim war nicht allein von Geburt, ſondern recht eigentlich mit Gut und Blut ein Preuße.

Er erwarb ſich durch dieſe feurigen Schlachtgeſänge den entſchiedenſten Ruf. Kein Fremder erſchien in Halberſtadts Mauern, der nicht das größte Verlangen bezeigte, dieſen neuen deutſchen Tyrtäus von An-

geſicht kennen zu lernen. So entſtanden ein Paar Stegereifs-Gedichtchen, die wir, als zwei drollige Reliquien jener Tage, hier an ihrer Stelle glauben, wenn ſie auch ſchon bekannt ſeyn mögen.

Der damalige Polizei-Bürgermeiſter Lieberkühn — in der beliebten Biſchofſtadt nach ſeiner Weiſe ſo gut Original wie Gleim, denn er hatte drei Jahre Theologie und abermals drei Jahre Medizin ſtudirt, um — bei der Polizei angeſtellt zu werden, wo er die Arzneikunſt nur als Nebenſache trieb — bewirthete einſt mehrere Fremde von Bildung bei ſich. Auch ſie äußerten den lebhaften Wunſch nach des Dichters perſönlicher Bekanntſchaft. Gleim wird zu Tiſche geladen, und der Polizei-Bürgermeiſter, der vermuthlich ſeinen Hans Sachſe nicht vergebens geleſen haben wollte, ſtellt ihn der Geſellſchaft mit folgenden Reimen vor:

„Dies iſt der Herr Kanonikus Gleim;
Er iſt unſerer Freundſchaft Leim!“

— worauf der jovialiſche Kanonikus es aus dem Walde wieder heraus ſchallen läßt, wie es hinein ſchallte:

„Und Sie, Herr Bürgermeiſter,
Sind unſrer Freundſchaft — Kleiſter!“

Uebrigens war Gleim, wenn auch nicht gerade ſchön von Geſicht, doch von Figur einer der wohlgebildetſten Männer ſeiner Zeit. Groß und imponirend erinnerte er mit Bruſt und Schultern an den göttlichen Plato, der, wie die Gelehrten wiſſen wollen, eben daher ſeinen Namen hatte. Sehr paſſend unterſchrieb er ſich alſo bei ſeinen Kriegsliedern ſtets als preußiſcher Grenadier; denn er verrieth ganz die Körperkraft, die jener ehrenwerthe Stand voraus ſetzt.

Dieſe ſeine militairiſche Grazie, verbunden mit den ſchönen Renten des Kanonikus, mochten denn auch wohl mit der Grund geweſen ſeyn, warum ihn eine bekannte Sappho mir nichts dir nichts für ihren Phaon erklärte. Zwar nannte ſie ihn nicht ſo, ſondern, eingedenk des ehemaligen Schäferſtandes, nur ihren Thyrſis; allein Thyrſis oder Phaon, der Auserwählte war gleich übel daran. Ein Günſtling der Damen, hatte er ſich gewiß ein viel anderes Ideal der weiblichen Schönheit gebildet, als ſie ihm mitbringen konnte. Freilich war er an der erotiſchen Klemme, in der er ſich urplötzlich befand, ſelbſt ein wenig Schuld. Der neidloſe Dichter konnte es durchaus nicht laſſen, jedem neu aufkeimenden poetiſchen Talent ſofort die Honneurs zu machen; und ſo erhielt ſie allerdings den erſten Brief von ihm, nicht er von ihr. Allein daß dieſe gutmüthige Galanterie ſo ernſtliche Folgen für ihn haben konnte, war ihm hinter ſeinem Dome gewiß ſelbſt im Traume nicht beigefallen. Die Freunde lachten etwas auf ſeine Unkoſten; er aber hatte Mühe, ſich mit guter Manier wieder aus der Affaire zu ziehen. Sie erlebte indeß mindeſtens den kleinen Troſt, daß er ſich nie verheirathete.

Allein das machte er wieder nach dem beinahe einſtimmigen Urtheil der Welt höchſt ſchlecht. „Geſund, männlich ſchön ſogar, von Jedermann geehrt, im blühendſten Wohlſtande, wie kann ein ſolcher Mann ohne Frau bleiben?“ — hieß es allgemein. — Uns dünkt, Körte hat in Gleim's Lebensbeſchreibung über dieſes damals angeſtaunte Räthſel mehr als zu befriedigende Aufſchlüſſe gegeben. Nur ſcheint allerdings die Welt, wie ſie nun einmal iſt, wenig oder keine Idee davon zu haben, wie ſehr ein Mann von Geiſt und Herz von allen ernſtlichen Verſuchen in der Liebe für immer zurück geſchreckt werden kann, wenn gleich ſein erſter ſo wunderlich unglücklich abläuft, wie bei unſerem ſtattlichen Kanonikus. Freilich, wenn er die Rigoriſten in der Moral hören will — die aber leider ſelten ſich ſelbſt, geſchweige denn den Mann von Kopf ganz durchſchauen — ſo muß er ſein armes Herz, bei dem er ſich doch im Stillen oft ſo unendlich reich fühlt, für eine Art von Waare halten, die zur Ehre der Sittlichkeit um jeden Preis los zu ſchlagen iſt. Die Leibnitze, die Kant's, die Gellerte, die Gleime dachten und empfanden aber von jeher viel anders über dieſen caſuiſtiſchen Punkt; und wer von jenen Herren ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie!!!

Da ehre mir Vater Lyäus die munteren Trinker, die waren doch um hundert Prozent toleranter gegen unſern Dichter, wenn ſie erfuhren, daß er den Wein ſo feurig beſungen hatte und dabei ſelbſt keinen trank; ſie lachten höchſtens ein wenig über ihn und ließen es ſich deſto beſſer ſchmecken. Gleichwohl möchten die Virtuoſen dieſſeits und jenſeits der Bouteillen noch heute mitunter die Frage aufwerfen: „Iſt denn das auch wahr? — Ein Dichter, ein Kanonikus, ein geſunder, wohlhabender Mann, und keinen Wein trinken?“ — Die Sache ſcheint ihnen eben ſo räthſelhaft, als jenen Herren Rigoriſten der bedenkliche Umſtand, daß Gleim die Liebe nicht minder feurig beſang, und ſein Leben im Cölibat beſchloß.

Relata refero; die Eigenheit ward mindeſtens in Halberſtadt allgemein erzählt und geglaubt. Auch muß er doch in Geſellſchaften immer als Abſtemius erſchienen ſeyn, weil ſonſt ein ſolches Gerücht durchaus nicht hätte entſtehen können. Daß aber ein ſo jovialiſcher und gaſtfreier Mann, wie dieſer, gleich einem Harpax, nur insgeheim genippt haben ſollte, iſt vollends der handgreiflichſte Widerſpruch. Auch iſt es bekannt genug, daß er für ſeine hohen wie für ſeine Herzens-Freunde ſtets einen guten Keller unterhielt. — Dies beweiſt unter Anderem ein artiges Bonmot, das wir einem ſchleſiſchen Grafen verdanken, der einſt Domherr zu Halberſtadt war. Letzterer wurde während der

Capitelzeit einmal von Gleim zu Tische gebeten. Der Graf rühmte den vorgesetzten Wein und machte lächelnd die Bemerkung dazu, daß er nichts weniger, als nach der Armuth deutscher Dichter schmecke. — „Mein Herr Graf!“ erwiederte Gleim, „Sie sollen wissen, daß ich Ihnen diesen Wein auch nicht als deutscher Dichter, sondern nur als deutscher Canonikus auftischen kann!“ — Die Freimüthigkeit, welche neben der Wahrheit aus dieser Erwiederung hervor leuchtet, war so sehr Hauptzug in dem Charakter des edlen Mannes, daß er sie auch dann nicht verleugnete, wenn er Gefahr lief, gegen den feineren Weltton zu verstoßen, oder selbst für mehr als derb erklärt zu werden.

(Der Schluß folgt.)

Aus Valentin Krakensitters Taschenbuch.

(Fortsetzung.)

XV. Wenn zu einem Epos von jeher das ausgesprochenste Dichter-Genie gehörte, so ist es noch weit schwerer, in der neuern Literatur damit auf zu treten. Wir haben keinen Mythenkreis mehr, in welchem es sich bewegen kann: die poetische Götterwelt ist untergegangen, und der kindliche Wunderglaube hat längst der überlegenden Vernunft weichen müssen. Wie nüchtern sieht es daher um unsere neueren Heldengedichte aus! Wie langweilen sie, wenn ihre Fabel den heutigen Ansichten sich bequemt! Ist aber ein epischer Dichter eigensinnig, oder, wenn ihr das lieber hört, beharrlich genug, in seinem Liede die alte Fabelwelt mit ihren lieblichen Truggestalten wieder erstehen zu lassen, so läuft, ohne je mit einander zu verschmelzen, durch das ganze Werk das Alte fremdartig neben dem Neuen hin, er erringt unsern Beifall nicht, und gleicht dem Apollo Musagetes im Vatikan, dessen Leier modern, indem nur das Band, an welchem sie um seine Schultern hangt, als antik erkannt wird. *)

*) Demnach wären [redacted] nur die tüchtigsten Schultern, welche dieser Last gewachsen. Um so spaßhafter ist es, daß bei den Franzosen gerade die ärmsten Köpfe sich in diesem Fache zu versuchen wagten. Denn um die ritterlichen Epiker der frühesten Periode zu übergehen, wie lächerlich machte sich Chapelain durch seine berüchtigte Jungfrau, durch deren prunkpolternde Ankündigung er lange vorher schon ganz Frankreich in die ungeduldigste Erwartung versetzt hatte! Es kam ein kümmerliches Versewerk heraus, dem man in jeder Zeile die geistarme Anstrengung des Dichters anmerkte. Wer hat den breiten, wasserreichen Alarich des Scudery zu lesen begonnen, und nicht zugleich einen unheimlichen Fieberschauer empfunden, wenn er nachsah, wie viel ihm noch zu lesen übrig? Und nun vollends der heilige Ludwig oder die wiedereroberte Krone des Jesuiten Le Moine, welche unter den nachtheiligen Wirkungen der Kreuzzüge gewiß einen bedeutenden Platz einnimmt; in ihren schwulstelnden Uebertreibungen liegt die Vernunft erdrosselt, und zappelt. Wahrlich, ehe ich diese epischen Aktenstücke im Paradiese lesen müßte, lieber Cervantes oder Ariosto's Schriften in der Hölle! Nun und Voltaire's Henriade? Eine treffliche Arbeit, in welcher sich vielleicht nicht ein einziger Sprachfehler auffinden läßt!

XVI. Daß jeder Autor an einer zärtlichen Vorliebe für sein Kind leidet, begreift sogar Jeder, dem es nie eingefallen ist, geistige Kinder in die Welt zu setzen. Wenn nun Autoren zuweilen, ohne Einmischung eines Dritten, ohne einen gesetzlichen Sachwalter in kritischen Angelegenheiten, ihre Kinder gegen einander vertheidigen, so ist's kein Wunder, sollt' ich meinen, wenn sie in Hitze gerathen, und am Ende in dieser Hitze des Kampfes statt ihrer Kinder sich selbst gegenseitig herunter machen. Wer in Schweden als Mann von Stande reist, sieht die Parallelstelle zu solch einem Hader vor seinem Wagen. Diesen ziehen nämlich eine Menge Pferde, welche verschiedenen Bauern gehören, die Bauern begleiten den Wagen, und jeder derselben sucht, um seine eigenen zu schonen, so eifrig als möglich auf die Pferde der übrigen los zu hauen. Das geht denn natürlich nicht ohne Streit ab, sie machen einander Vorwürfe, gerathen in Zank, und prügeln endlich statt der Pferde einander selbst. Die Reise steht indessen still, und der Herr im Wagen kann, wenn er ein kluger Mann ist, nichts zweckmäßigeres thun, als ruhig abwartend an der Peitschen-Praxis sich höchlich zu ergötzen.

XVII. In jedem Leidensbecher, welchen das strenge Schicksal dem Menschen reicht, liegt die Perle des philosophischen Trostes, aber nur Wenige bemerken sie, die Meisten schlürfen sie bewußtlos mit hinunter. Aus dem Unglücke selbst schöpft sich der starke Mann den Balsam seiner Schmerzen: sie könnten ja heftiger seyn, könnten ein edleres Glied befallen haben. So giebt es gegen den Stich eines Scorpions kein besseres Mittel, als den Scorpion selbst, den man auf die Wunde legt und darauf zerdrückt, wie gegen den Biß der Klapperschlange nichts heilsamer seyn soll, als das Oel, welches man aus ihrem Fette bereitet. Ein kräftiges Gemüth findet in seinem eigenen Wesen das Gegenmittel des Schlages; — Ichor, das Götterblut, war selbst der Balsam, welcher die verletzten Theile des Körpers wieder herstellte und die Wunden heilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Diplomatik oder die beiden Schlangen.

(Eine Fabel der Schweizer.)

„Ey, warum uns Doppelzungen?“
Spricht zur Schlange eins der Jungen.
Und die Mama sagt ihm: „Lug (sieh'),
Eine wär' uns nicht genug;
Denn wir sind ja doppelt klug!“

Chletas.

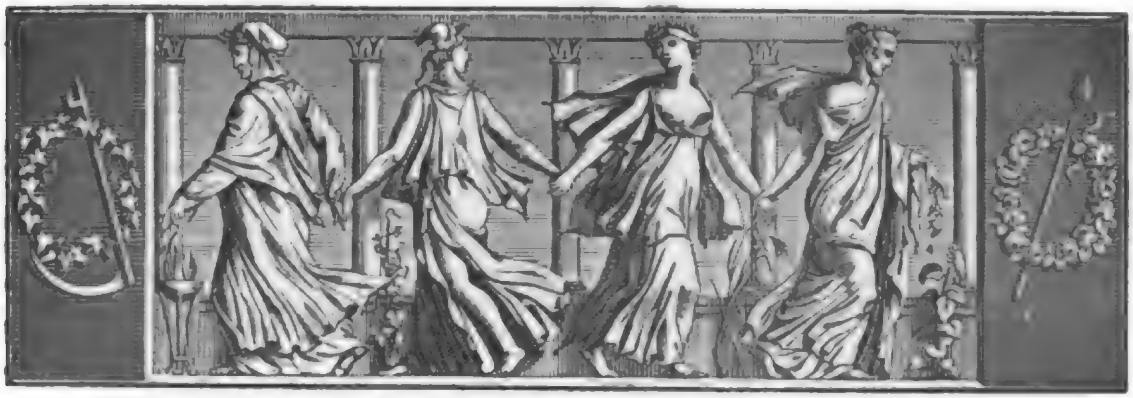
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. „Eigne Wahl“, von Karl Schall, ward am 14. Oktober zum ersten Mal auf unserer Bühne gegeben. Ueber den Inhalt dieses parodirenden, in der Lektüre sehr unterhalten-

den Lustspiels kann sich Jeder selbst unterrichten, da es im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1826" gedruckt ist. Was die Aufführung betrifft, so glaube ich, daß sie tüchtige, geistreiche Schauspieler fordert, glaube ferner, daß ein solcher Fall, wie der im Stück vorkommende „Baron Sinnig", in unsern Gegenden nicht existirt, oder sollte dies dennoch der Fall seyn (denn bei Gott ist ja kein Ding unmöglich), einem Mädchen, das eine solche Erziehung genossen, wie „Angelika von Gabenreich", nie gefallen könne. Hr. Koch schien ihn noch zu übertreiben. Ein alter vertrauter Diener des „Geheimenraths" spielt, vorzüglich als Sylon, eine wichtige Rolle, und ward von Hrn. Fischer recht brav dargestellt. — Demois. Erhart, bisheriges Mitglied des Ständischen Theaters zu Prag (in der That soll sie aber, dieser Anzeige ungeachtet, zuletzt bei dem Theater zu Altona gewesen seyn), debutirte am 15. Oktober in der Rolle des „Tancred". Sie hat eine recht angenehme, aber sehr schwache Stimme; ein näheres Urtheil erlaube ich mir nicht, bevor ich sie öfter gehört. Am Ende der Vorstellung ward sie sowohl, als Demois. Canzi, welche die Rolle der „Armenaide" sang, durch einige Stimmen hervor gerufen. Beide Sängerinnen erschienen, und Demois. Erhart dankte innig durch — Kußhande, welche sie dem Publikum sehr freigebig zuwarf. — Am 19ten ward „Axel und Waldburg", von Oehlenschläger, gegeben. Eine Vorstellung, die mir in jeder Hinsicht weniger zugesagt hätte, sah ich seit langer Zeit nicht. Der Einzige, der allenfalls Lob verdiente, war der Mönch „Knud" (Hr. Brand), aber auch er war zu süßlich, zu sichtbar scheinheilig, was mich um so mehr wunderte, da Hr. Brand sonst jede, auch die kleinste Rolle, sichtbar durchdacht spielt. „Axel Thordson" (Hr. Stein) kannte den Namen seiner Geliebten nicht einmal, denn er nannte sie beständig Wahlburg oder Waalburg; aus welchem Grunde? Auch schrie er wie gewöhnlich zu sehr, wo Kraft erfordert ward, und in den sanfteren Stellen artete seine Sprache in sentimentales Gesinge aus. Das Haus war übrigens bei dieser Vorstellung, wie fast bei allen Darstellungen von Meisterwerken, leer, und so zeigte es sich deutlich, wie wenig das Publikum bessere Sachen zu schätzen weiß. Possen und schöne Dekorationen locken und werden beklatscht, das wahrhaft Schöne aber läßt die Mehrzahl kalt. — „Macbeth" wird nächstens gegeben. Sollte es da weniger leer seyn? Nun, der Erfolg muß es lehren. — Hilscher in Dresden kündigt eine pragmatische Geschichte der merkwürdigsten Völker der Erde an, unter dem Titel: „Allgemeine historische Bibliothek für Jedermann". Die erste und zweite Lieferung, jede zu zehn Bänden, in dem jetzt so beliebten Taschenformat, enthalten die Geschichte von Frankreich, England, Schottland, Nord-Amerika, von Herrmann, Heusinger, W. A. Lindau und F. Philippi bearbeitet, und die Geschichte von Spanien, Portugall, Holland und dem Kirchenstaate von ungenannten Bearbeitern. Welcher Plan der Reihenfolge zum Grunde liegt, oder ob überhaupt ein Plan dabei, in Hinsicht der Aufeinanderfolge, gemacht worden, leuchtet weder aus dem Angeführten hervor, noch ist es im Prospekt gesagt. Liefert diese „historische Bibliothek" aber sonst nur Gutes, wie sich von den Namen der Bearbeiter wohl erwarten läßt, so wird, bei dem Interesse, welches jetzt fast allgemein an der Geschichte genommen wird, ein günstiger Erfolg auch nicht fehlen. Die erste Lieferung soll noch vor Weihnachten, die zweite zu Ostern 1826 erscheinen; über den Werth oder Unwerth dieses Unternehmens werden wir daher nicht lange in Ungewißheit bleiben. — Demois. Erhart ist, kaum angekommen, auch schon besungen worden, nämlich durch ein Sonett auf sie, in ihrer Antritts-Rolle als „Tancred". Wahrscheinlich hat der edle Sänger gewähnt, die Kußhändchen, welche Demois. Erhart dem ganzen Publikum zuwarf, und von denen auch ich mir mein Theil nicht streitig machen laße, galten ihm allein, sonst wüßte ich wahrlich nicht, wie er zu der Begeisterung gelangt; denn hatte man auch Ursache, an der Erscheinung des „Tancred" Gefallen zu finden, so war sie doch so überaus hinreißend und bezaubernd nicht. — Am 31. Oktober sollte, zur Feier des Reformations-Festes, von den Studirenden der hiesigen Universität veranstaltet, ein Fackelzug statt finden; er unterblieb jedoch, da vom Polizei-Präsidium die deutsche Tracht untersagt ward. Wahrscheinlich glaubte man, daß ohne diese Tracht die ganze Feierlichkeit in ein unbedeutendes Nichts zusammengesunken seyn würde; — denn wie hätte man in englischer, oder gar in französischer Tracht im Stande seyn sollen, deutsche Gedanken zu fassen oder fest zu halten?! — Genug, wegen der Form unterblieb das Fest; die Manen Luther's würden aber auch in der jetzigen Tracht geehrt werden können, obwohl die Deutschen hoffentlich auch ohne Feste wissen, wie sie den kräftigen Reformator zu ehren haben. G. E.

Lange, sehr lange Zeit hat man vergebens erfahren wollen, wer der berüchtigte Mann mit der eisernen Maske gewesen; jetzt endlich sind wir so glücklich, durch einen Herrn Delort darüber belehrt zu werden. Sechs Jahre vor der Geburt Ludwig's XIV. hatte Frankreich vom Hause Savoyen das Städtchen Pignerol acquirirt. Die Lage der Feste Casal, der Hauptstadt von Montferrat, bot Frankreich später zu großem Vortheil zu einem leichten Eingang in Italien, als daß Ludwig nicht den Besitz derselben wünschen mußte, um bei erster Gelegenheit Oestreichs Einfluß auf jenes Land (Italien) die Spitze bieten zu können. Der Abbé d'Estrades, Ludwig's Gesandter in Venedig, faßte daher den Plan, den jungen Herzog von Mantua durch einen Vertrag zu bewegen, in Casal französische Besatzung ein zu nehmen. Ein gewisser Mathioli, Staats-Secretair des verstorbenen Herzogs von Mantua, ward Agent dieses Unternehmens, schrieb an Pomponne, an den König selber, empfing wie der Zuschriften, kam sogar nach Versailles, erhielt Audienz bei Ludwig, bekam für seine Bereitwilligkeit einen kostbaren Ring und eine namhafte Summe Geldes, und so kehrte er zurück, um — dem Hofe von Turin, der in Oestreichs Interesse eingeweiht war, und dem Senat von Venedig die ganze Angelegenheit zu verkaufen! — Ludwig, hierüber höchst aufgebracht, sandte dem Abbé d'Estrades unverzüglich den Befehl zu, jenes Verräthers möglichst habhaft zu werden. Mit Beihülfe des braven Catinat, der damals noch nicht Marschall war, gelang es, den Italiener in die Nähe von Pignerol zu locken, und so ward er festgenommen und zuerst nach dem dasigen Gefängniß, zuletzt aber nach der Bastille gebracht. Parturiunt montes! — dies war der Mann mit der eisernen Maske! Der Mann, dessen geheimnißvolles Geschick lange ganz Europa beschäftigt hat, dessen Behandlung, nach dem Bericht aller Schriftsteller, höchst ausgezeichnet und schonend gewesen, und dessen Züge man so sorgsam verborgen gehalten — ist also Niemand, als ein italienischer Intriguant gewesen, ein überzähliger Senator von Mantua und Graf, ein Titel, den Jeder in Italien sich anmaßt! Es fragt sich nur vor allen Dingen, warum verbarg Frankreich so besorgt die Züge eines Menschen, dessen Gefangennahme zuletzt gar kein so tiefes Geheimniß mehr war? Hatte Frankreich das Völkerrecht verletzt, so hatte man sich dafür längst gerächt, indem man den Baron Asfeld, der die Ratifikationen des Traktats auswechseln sollte, italienischer Seits verhaftete, und nach dem festen Schlosse von Mailand brachte. Frankreich hatte ferner dem Mathioli alle Papiere wieder abgenommen und bedurfte also des Menschen eigentlich keinen Augenblick weiter, viel weniger 24 Jahr lang! Er konnte gar nichts mehr schaden, nachdem man seine Schriften zurück hatte. Also — der Mann mit der eisernen Maske muß doch wohl ein ganz Anderer gewesen seyn, und kann dem Geschichtschreiber immer noch ein Weilchen ein Räthsel bleiben! (Drapeau bl.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 19. November. 185ſtes Blatt.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XVIII. Was würdet ihr anfangen, ihr lieben Müßiggänger in den Stuben, wenn es nicht Müßiggänger auf den Straßen gäbe, die euch geſchäftig jede warme Neuigkeit, ſo ſie erlebt, in's Haus tragen, und eure harrende Tauſchwaare mit gierigem Ohre aufnehmen? Ein halbes Dutzend ſolcher Mittelsmänner iſt hinreichend, eine kleine Stadt mit Intereſſe und regſamem Leben zu beſeelen: würfe ſie eine Krankheit plötzlich auf's Bette, ſo würde die geſammte Bevölkerung eben ſo ängſtliche Beſchwerden empfinden, als wenn alle Brunnen mit einem Mal zugefroren wären, oder die Schlüſſel zu den Lösch-Anſtalten ſich verloren hätten. Man ſollte ſie beſolden und auf ihr Wohlbefinden ein ſorgſames Auge haben; ſie gleichen den Waſſervögeln, welche die Teiche und Seen mit Fiſchen bevölkern, indem ſie den unverdauten Rogen von einem Orte zum andern befördern.

XIX. Worauf läuft die gewöhnliche Erziehung unſerer Kinder hinaus? Man ſucht ſie mit demjenigen Schmuck, welchen die jedesmalige Mode gerade verlangt, ſorgfältig aus zu putzen, und nach den Launen der Tages-Ordnung werden dieſe Zierſtücken angeſetzt und wieder abgenommen. So erfanden die Römer unter dem Kaiſer Nero die Kunſt, durch eingelegte Stücke dem Marmor die Flecken und Schattirungen zu geben, welche der wechſelnde Geſchmack ſo eben verlangte.

XX. Wenn manche Schriftſteller ihre Werke in's Feuer würfen, ſo wären ſie bei weitem ſo tolle Narren nicht, als jener König von Schweden, welcher, um das eigene Leben zu verlängern, dem Odin unbarmherzig ſeine Söhne opferte.

XXI. Für ſein Thun und Laſſen fehlt es keinem Menſchen an Gründen. Warum ſeht ihr ein gemeines Luſtſpiel, wo Thalia ſtatt des breitblättrigen Rebenkranzes eine dicke Hopfenbinde trägt? Ey, giebt mir der Eine zur Antwort, ich gehe nur hinein, um mich am Pöbelthum recht ſatt zu ekeln, und am folgenden Abend eine edle Tragödie mit deſto lebhafterem Entzücken zu empfinden. Gerade im Gegentheil, ſchreit der Andere: nachdem ich mich den langen Tag hindurch in der Stampfmühle des Geſchäftes abgearbeitet, und durch hundert ärgerliche Händel mir den Magen voll Galle geſogen habe, giebt es keine heilſamere Erholung für mich, als eine recht derbe Comödie, wo der innere Griesgram in Lachthränen zum Auge hinaus geführt wird. — Sind das nicht entgegen geſetzte Beweggründe für dieſelbe Handlung? Den alten Perſern galt das Meer ein heiliges Element, darum ſcheuten ſie ſich, es mit Schiffen zu befahren — bei den Egyptern war das Meer der Typhon, das Princip des Böſen, und deshalb fand bei ihnen gleichfalls keine Schiffahrt ſtatt.

XXII. Antiſthenes hielt ſich für glücklich, weil er weiſe war: Ariſtipp nannte ſich weiſe, weil er ſich glücklich fühlte. So giebt es Leute, welche ſich

reich fühlen, weil sie klug sind; Andere dagegen, welche sich klug dünken, weil sie reich sind.

XXIII. Prüfet, ehe ihr euch an das Werk machet, was eure Schultern zu tragen vermögen, was nicht — der gute Horaz hat so Manches in den Wind gesprochen, warum nicht auch dies? Der beschränkteste Kopf macht sich zuweilen, es sey nun aus Einfalt oder Frechheit, an die schwierigste Aufgabe; es könne doch wohl seyn, meint er, daß ein günstiges Ungefähr ihn mit glücklichem Winde segeln lasse, daß der Lorbeer, wonach er trachte, mit seinen Zweigen sich niederbeuge, und sie von selbst um seine Schläfe flechte. Er gleicht aber gar bald dem Rauche, welcher auf hohen Bergen, statt empor zu steigen, vielmehr herab sinkt, bis er diejenige Region des Luftkreises erreicht hat, welche dicht genug ist, um ihn im Schweben zu erhalten.

(Der Schluß folgt.)

Gleim's Persönlichkeit und Eigenheiten.

(Schluß.)

So versicherte Gleim eines Tages im Beiseyn eines der humansten und beliebtesten deutschen Fürsten, der ihn überdies zuerst aufgesucht hatte: daß er kein Fürst seyn möchte; und als Se. Durchlaucht nach der Ursache fragten, sagte er eben so unverhohlen: „Weil ein Fürst keinen Freund hat!“ — „Ich aber habe doch einen!“ entgegnete der Fürst. — „Wer sollte das seyn, Ihro Durchlaucht?“ fragt Gleim. — „Mein Bruder!“ entgegnete der Gefragte. — „Ich dachte es wohl“, spricht der Dichter-Grenadier, „daß es wieder ein Fürst seyn würde!“

Noch weniger Umstände machte er, wenn irgendwo sein Feuereifer für Friedrich den Einzigen in's Gedränge gerieth. — „Herr!“ rief er einst über Tische, und in einer sehr ansehnlichen Gesellschaft, einem Fremden zu, der seinen Lieblingshelden scharf zu tadeln anfing — „Herr, wissen Sie nicht, daß Halberstadt sieben Thore hat?“

Ja selbst in Lobreden der zweiten Art soll unser wackerer Grenadier ziemlich stark gewesen seyn, wenn es gerade darauf ankam, einem, seiner Meinung nach, gerechten Zorne Luft zu machen. Zum Belege der Sache trug man sich in Halberstadt unter Anderem mit folgendem Anekdötchen, für dessen Wahrheit wir ebenfalls nur mit dem Relata refero einstehen können:

Gleim hatte zu einer Feste, die er gab, den berühmten Stifter des Dessauschen Philanthropins, Basedow — der bekanntlich eine Art von gelehrtem Nomadenleben führte, und sich eben auf einige Monate in Halberstadt befand — nicht mit eingeladen, weil er im ganzen Ernste bitter und böse auf ihn war. Der Fürst der Pädagogen schleicht sich aber, wie Gleim eben das Visiten-Zimmer einmal verlassen hat, dennoch bei ihm ein, bittet die versammelten Freunde, ihn hinter einer spanischen Wand zu verbergen, und, wenn der Canonikus wieder zurück gekehrt seyn würde, das Gespräch auf den verhaßten Basedow zu leiten. „Sie wüßten“, setzt er hinzu, „was für ein Virtuose Gleim im Schimpfen wäre, und so würden sie tausendfachen Spaß erleben.“ — Man fügt sich in seinen Willen, und der Schöpfer des Elementarwerks bekommt richtig eine Lobrede auf sich zu hören, wie er sie wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nicht vernommen hatte. Allein als der Redner mitten in dem besten Feuer ist, schreitet Basedow mit der größten stoischen Gleichgültigkeit hinter der spanischen Wand hervor, und es entsteht natürlicher Weise ein allgemeines Gelächter. — Unterdessen versicherte man, daß unser Canonikus diesen Scherz noch weit übler aufgenommen habe, als die Beleidigung, die ihm den Stoff zu seiner Philippika lieferte.

Wollen die Leser die eben erwähnte Virtuosität Gleim's als Zusatz von Schatten zu dem Lichte nehmen, womit wir eben sein Bild zu entwerfen im Begriff waren, so dürfen wir nichts dagegen haben; nur werden Sie hoffentlich mit uns der Meinung seyn, daß, wenn man in menschlichen Charakteren lauter Licht sehen will, man nothwendig seinen „Grandison“ zur Hand nehmen müsse.

Dagegen können wir gleich mit einem neuen Lichte aufwarten, das recht eigentlich in die jetzige Zeit hinein leuchtet. Nichts weniger als starkgläubig, oder gar frömmelnd, war Gleim doch ein ganz enthusiastischer Verehrer der Bibel, und pflegte sie gern mit dem sonst üblichen Ausdruck „das Buch der Bücher“ zu nennen. Eben deshalb war er aber gar kein sonderlicher Freund von solchen frommen Schriftbehältern, in welchen, seiner Meinung nach, der göttliche Wein nur verwässert würde. So rief er eines Abends in der von ihm mit gestifteten literarischen Gesellschaft, wo das Gespräch eben auf dergleichen Werke kam:

„Erbauungsbücher sind ein großes Uebel,
Denn sie verdrängen uns die Bibel!“

Vielleicht ist das Körnchen Salz, das darin liegt, auch in diesem Augenblick recht sehr an seinem Orte.

Wie weit er aber dabei von aller engherzigen Frömmelei entfernt war, beweiß unter Anderem ein drolliges Quid pro quo, das er dem ehemaligen Ober-Dom-Prediger W** einredete. Der Wandsbecker Bote, Johann Matthias Claudius, war nämlich bei ihm zum Besuch; weil er nun wußte, daß sein Ober-Dom-Prediger in der neuen schönen Literatur völlig unwissend war, sie vielmehr unter die Cathegorie der Narrethei-Dinge und des sündlichen Scherzes, ja vielleicht mit unter die Erfindungen des Beelzebubs stellte, so führte er den Asmus zu ihm und gab ihn für den

allerneueſten Ueberſetzer der Bibel aus. Der geiſtliche Herr glaubte es auch bona fide wirklich, und Gleim lachte herzlich darüber.

Seine eigenen und ſchönſten religiöſen Empfindungen hat der treffliche Mann in einem Werkchen aufbewahrt, das leider, wie ſo vieles Schöne der Vorzeit, längſt zu den vergeſſenen gehört. Es führt den orientaliſchen Titel: „Halladat oder das rothe Buch", und iſt mit einer Art von morgenländiſcher Salbung geſchrieben, die Jedem, der Gleim's frühere dichteriſche Stimmung kannte, im höchſten Grade auffallen mußte. Man leitete ſie übrigens von einer Ueberſetzung des Korans her, welche der ehemalige Quedlinburgiſche Ober-Hofprediger Boyſen verfertigt, und ſie dem Dichter zur Beurtheilung übergeben hatte. Gleim wäre, ſo ſagte man wenigſtens, durch Leſung dieſer für heilig gehaltenen Schrift ſo begeiſtert worden, daß er nicht umhin gekonnt, ſich in der Darſtellung ähnlicher Ideen und Empfindungen ſofort ſelbſt zu verſuchen. Es iſt in der That ſonderbar und bei der gegenwärtigen frommen Stimmung recht ſehr zu beklagen, daß man dies Werkchen gar nicht mehr lieſt; man würde viel wahren Nutzen daraus ziehen können, wenn man anders im Stande wäre, den Geiſt ganz richtig auf zu faſſen, in welchem es geſchrieben iſt. Auf jeden Fall aber bleibt es eine eigene und ganz originelle Erſcheinung in dem Gebiete unſerer ſchönen Literatur, davon man, meines Wiſſens, durchaus nichts Aehnliches auf zu weiſen hat.

Außer ſeinem glühenden Patriotismus, ſeiner heißen Vaterlandsliebe, ſeiner herzlichen Gaſtfreundſchaft, die er beſonders im hohen Grade gegen ausgezeichnete Künſtler, namentlich Dichter, übte, gehörten zu den hervorſtechenden Zügen in Gleim's edlem Charakter: theils ſeine liebenswürdige Bereitwilligkeit, jedem Verdienſte nicht nur ohne einen Schatten von Neid ſeine Krone zu gönnen, ſondern auch ſelbſt thätig mit zu wirken, daß es dieſelbe erhielt; theils und vornehmlich aber ſein edelmüthiger, oft wirklich väterlicher Eifer, womit er junge, talentvolle Männer aller Art kräftig unterſtützte, ja ihnen nicht ſelten zum weiteren Fortkommen in der Welt freigebig ſeine Börſe öffnete.

So wie König und Vaterland in ſeinem Geiſte nur eine große Idee, in ſeinem feurigen und lebendigen Herzen nur eine begeiſternde Empfindung geworden waren, eben ſo wenig wußte er von der Kunſt und Wiſſenſchaft die Glücklichen oder — Unglücklichen zu trennen, welchen die Natur einen entſchiedenen Beruf für jene verliehen hatte. Seine hinterlaſſenen, oft ſo originellen Briefe enthalten eine Menge der ſprechendſten und unzweideutigſten Beweiſe dafür. Und erſchien im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte irgend etwas Neues von Belang, ſo war er gewiß jederzeit der Erſte, der ſich enthuſiaſtiſch darüber freute. So ſoll er z. B. über Bürger's „Leonore", als ſie ihm zuerſt zu Geſicht kam, im eigentlichſten Verſtande des Wortes entzückt, einmal über das andere ausgerufen haben: „Wer iſt der Verfaſſer? Ich muß ihn ſehen! Ich muß ihn kennen!" — Auch findet man ſeinen Namen in früheren Pränumeranten-Verzeichniſſen, ſobald er ſich von den heraus zu gebenden Werken nur einigermaßen etwas Vorzügliches verſprach, gewiß immer mit mehreren Exemplaren unterzeichnet.

Wie Vielen aber mag dieſer edle, hochherzige Menſchenfreund, außer Michaelis, Heinſe, Seume, Johannes von Müller, als wahrer Schutzgeiſt des Lebens zur Seite geſtanden haben, deren Namen uns gänzlich fremd geblieben ſind?

Man verſündigt ſich ein wenig an dem guten Geſchmack, wenn man Gleim, den Dichter, ganz vergeſſen zu dürfen glaubt; aber man verſündigt ſich wahrlich an dem Heiligſten, was die Menſchheit beſitzt, an der Tugend ſelbſt, wenn man Gleim, ihren auserwählten Liebling, vergißt!

Ernſt Woldemar.

Bunte s.

Teplof und Gelagin, zwei Geheime Räthe und Staatsminiſter der Kaiſerin Catharina von Rußland, befanden ſich eines Tages bei ihr, als gemeldet wurde, ein koſackiſcher Prieſter, vom Alexander-Newsky-Kloſter, ſey in Verhaft genommen, weil man ihn beſchuldige, einem jungen Frauenzimmer, die er verführt, den Hals abgeſchnitten zu haben. Teplof bot ſeinem Collegen eine Wette an, indem er behauptete, der Angeklagte ſey kein Koſack. Die Wette wurde angenommen und Teplof gewann ſie, weil es ſich fand, daß der Mönch ein Ausländer war. Die Kaiſerin fragte in der Folge ihren Miniſter: wie er ſeiner Sache ſo gewiß ſeyn konnte, da ihm der Mönch unbekannt geweſen? — Teplof gab zur Antwort: „Kein Koſack wird eine Frau um's Leben bringen, oder käme es wirklich vor, ſo erwürgt er ſie mit den Händen, gebraucht aber nie ein Meſſer oder ein ſchneidendes Werkzeug."

Zu der bekannten Grabſchrift: „Hier ruhen meine Gebeine, ich wollt', es wären deine!" iſt folgende Variation aufgefunden worden:

„Hier ruh' ich in Gott, o Wand'rer!
Ich wollte, du wär'ſt es, oder ein And'rer!"

Ein Schneider, Namens Rauchgut, der etwas vom Improviſiren gehört hatte, verlangte von einem Studenten einen Reim auf ſeinen Namen. Letzterer diente ihm mit Folgendem:

„Ihr Name, Herr
Rauchgut,
Wär ohne R
Auch gut!"

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

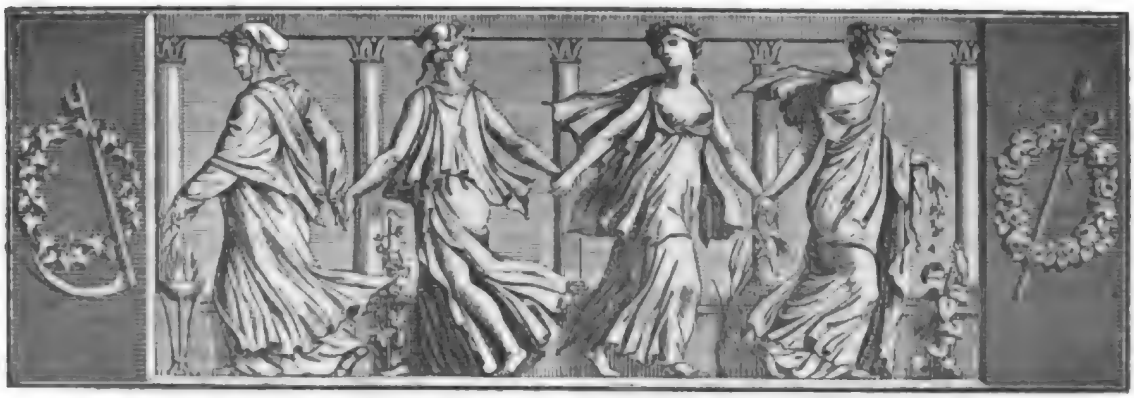
Wien. Die von einer hiesigen Aktien-Gesellschaft errichtete Kettenbrücke, zur Verbindung der am Donau-Canal gelegenen Vorstädte Weißgärber, Landstraße und Endberg mit dem Lustorte Prater, wurde am 4. Oktober, am Namens-Feste unseres Monarchen, eröffnet, jedoch ohne besondere Feierlichkeit; die Taxe ist für jeden Fußgänger ein Kreuzer, und das Fahren nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei Feuersbrünsten u. dgl., erlaubt. Sie ist die erste der Art im österreichischen Staate, und da, wie man hofft, die Gesellschaft von ihren Privilegien weiteren Gebrauch machen wird, so dürften derselben bald mehrere folgen. Die hier erwähnte Brücke ist 240 Wiener Schuhe lang und erhielt den Namen Sophienbrücke. Plan und Ausführung verdankt die Gesellschaft dem nieder-österreichischen Wasserbau-Direktor Ritter v. Kudriaffsky. — Die auf wechselseitige Theilnahme gegründete k. k. priv. Brandschaden-Versicherung in Oesterreich unter der Ens zählte mit Ende des dritten Quartals 57,259 Theilnehmer mit einer Zahl von 111.420 versicherten Gebäuden und einem durch gegenseitige Bürgschaft garantirten Versicherungs-Capital von 25,720,200 Gulden M. M. Die bis 30. September d. J. liquidirten Brandschäden wurden mit 58.382 Gulden C. M. vergütet und 589 Häuser wieder neu erbaut. — Nicht minder erfreulich sind die Resultate der immer mehr empor blühenden Sparkasse. Bei der am 3. Oktober, unter dem Vorsitze des Ober-Curators-Stellvertreters, Hrn. Hofkammer-Vice-Präsidenten v. Mertens, abgehaltenen Sitzung des großen Ausschusses ergab sich ein Kassenbestand von 2,434,015 Gulden 44 Kr. M. M. Interessenten zählt die Anstalt 13.040. Seit dem September v. J. hat die Sparkasse um 1,175,808 Gulden 32 Kr. C. M. und 4921 Einleger zugenommen. — In der neuen mit derselben vereinigten Versorgungs-Anstalt sind von 1951 Theilnehmern 100,981 Gulden 35 Kr. M. M. eingegangen. — Die Krönungs-Feierlichkeit der Kaiserin im nahen Presburg gab für mehrere Wochen Stoff zur Unterhaltung. Da die zu strengen Vorsichtsmaßregeln, die Krönungsstadt mit unnützen Zuschauern nicht zu überfüllen, den neugierigen Wienern Schranken setzte, so daß es nur Wenigen gelang, sich Päße zu verschaffen, um dem prachtvollen Einzug beiwohnen zu können, suchten sie sich bei Gelegenheit der Krönung selbst, wo ein höheren Orts erlassener Befehl die Schwierigkeiten hob, schadlos zu halten. Mehrere Tage vor der Feier, die am 25. September statt fand, war Alles in Bewegung, und es schien, als wolle die Völkerwanderung sich neu ereignen. Wer vom bon ton war, mußte nach Presburg, versteht sich, daß die Ladendiener und unsere Incroyables sich Alle dazu rechneten. Kein Wagen, und wäre es ein sogenannter Gläserwagen, war mehr auf zu treiben, und in der Nacht vom 24sten auf den 25sten war die ganze Straße von Wien nach Presburg (zehn Meilen) mit Equipagen, Fiakers, Stadtkutschen, Stallfuhren und sogenannten Zeiselwagen bedeckt. Referent übergeht die Feierlichkeiten, da die politischen Blätter das Programm lieferten. — Wie es heißt, wird Herr Barbaja mit seiner italienischen Opern-Gesellschaft am 15. December das Karnthnerthor-Theater wieder eröffnen. — Novitäten im Literatur-Gebiete sind: „Waren". Eine Sammlung Anekdoten aus dem Leben gegriffen von J. F. Castelli, wovon bereits zwei Bändchen (jedes enthält hundert Anekdoten) bei Tendler und v. Manstein erschienen. Sie bringen manches Gelungene, doch dürfte hier und dort ein alter Spaß in neuem Gewande füglich unerzählt geblieben seyn. Wie es heißt, sollen zehn Hefte erscheinen. — Von Reinold, dessen „Erinnerungen", in monatlichen Heften heraus kommend, schon fünf Bände bilden, ist ein kleines Büchlein zur Feier der funfzigjährigen Eröffnung des Praters erschienen, das, nebst einer kurzen Beschreibung dieses berühmten Lustorts, einen guten Plan und vier der vorzüglichsten Ansichten desselben enthält; dem ist ein Verzeichniß aller öffentlichen Wirthsgarten beigefügt, deren Wien 260 an der Zahl besitzt. — Wir kommen auf eine neue Zeitschrift, die in Ungarn (Pesth) erscheint und von den Herren Carl Stelly und S. Rosenthal redigirt wird. Wir wünschen diesem Unternehmen Glück, doch dürfte die Redaktion in der Auswahl ihrer Correspondenten etwas sorgfältiger zu Werke gehen, um sich nicht vor der Leswelt lächerlich zu machen. So z. B. beschließt der Correspondent aus Peßh (S. 72) sehr interessant seine Notizen mit den Worten: „Gestern fiel Regenwetter ein und dauerte heute fort." Der Wiener Correspondent berichtet unter Anderem (S. 76): daß man sich in der Kaiserstadt Wien immer mehr für die ungarische Sprache zu interessiren anfangt, erhellt unter Anderem daraus, daß vor Kurzem die junge sechszehnjährige Gräfin T. und ihre zwei älteren Brüder bei dem Professor Rumy aus Ungarn, aus ganz eigenem Antriebe, Privatstunden in der ungarischen Sprache genommen haben, und das Honorar von ihrem Taschengelde bezahlen (!!). Wer sieht hier nicht die Eigenliebe des Hrn. Professor Rumy aus jeder Zeile gucken, der als Correspondent der Leswelt nichts Wichtigeres zu berichten weiß, als daß einige Adeliche Unterricht in der ungarischen Sprache bei ihm nehmen! — Der Correspondent von Peterwardein hat über ein Hagelwetter zu berichten, was die Umgebung getroffen; er thut dies mit folgenden Worten (S. 80): „Am 10ten dieses, als eben manch antiplatonischer Liebhaber sein keusches Suchen — des Tages Königin — mehr weindenn liebetrunken, in seliger Bewußtlosigkeit einher taumelnd, wieder heimführete, und mehr als eine Kantippe sich eben zu einer Strafpredigt anschickte, dem wohl mit vollem Kopf und Magen, aber — mit leerem Beutel heimgekehrten Gemahl — um nicht im Strom des sprudelnden Jungernspiels unterbrochen zu werden — die kampfgerüstigen Nägel des ehedem angebeteten Alabasterhändchens entgegen hatten, brach über unsere Stadt und Festung, dann deren Vorstädte ein gewaltiges Ungewitter los u. s. w." — Uebrigens haben wir auch recht hübsche Aufsätze gefunden, und glauben, mit der Zeit dürften diese Blätter, von besseren Köpfen, an denen es in Ungarn keineswegs fehlt, unterstützt, Bedeutenderes liefern.

— • —.

Unter der kaiserlichen Regierung hatte ein Minister (der kein Senator war) einen jungen Anverwandten in Paris, den er versorgt sehen wollte. Man schuf ihm am Ende eine Stelle, die aus der Pacht der Spielhäuser entsprang, nämlich den Posten eines Spielhaus-Inspectors. Der Minister wies das Gehalt dazu an, lud indeß seinen Günstling zu sich, und sagte ihm in einem strengen Ton: „Ich habe Sie zum Inspektor jener infamen Häuser ernannt; wenn Sie sich aber jemals einfallen lassen, einen Fuß hinein zu setzen, so sind Sie auf der Stelle um Ihren Posten!" (Also eine Inspektion par distance.) (Corsaire.)

Auf der Insel Jersey bewahrt die Gewohnheit eine Feier, welche alle 30 Jahr einmal wiederkehrt, und immer noch nach den alten Regeln begangen wird. Die Gelegenheit dazu ist, daß ein Paar Beamte zu Pferde umher reisen und zusehen, ob nirgends die vorgeschriebenen Grenzen der Grundstücke ungebührlich abgeändert worden. Wo dies geschehen, da machen sie ein Zeichen, und der Baum, oder auch das Gebäude, das dahin gestellt worden, muß durchaus weggenommen werden. Solche Handhabung der Gerechtigkeit schließt allemal mit einem Saturnal-Feste, wobei Herr und Diener gleich ist, und jeder Mannsperson, selbst dem Schornsteinfeger, erlaubt wird, jedes Frauenzimmer, das ihm auf seinem Wege begegnet, zu umarmen! — In diesem Jahre war dies Fest. Alle Engländerinnen verschlossen und verriegelten sich sorgfältig in ihren Etanze, aber die Insulanerinnen haben sich den vorkommenden Umarmungen, wie gewöhnlich, nicht entzogen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 21. November. 186ſtes Blatt.

Reiſe der beiden Corſen Stephanopoli nach Griechenland.

(Zugleich als Beitrag zur Geſchichte Napoleons in Betreff ſeiner Abſichten auf Griechenland.)

Es iſt von Intereſſe wie von Nutzen, zuweilen, auch im Gebiete der Wiſſenſchaften, in die Vergangenheit zurück zu gehen, mit den ſcheinbar veralteten Erſcheinungen auf demſelben ſich bekannt zu machen und Vergleichungen zwiſchen Damals und Jetzt an zu ſtellen. Mit dieſen Worten möchte ich auf ein, faſt vor dreißig Jahren im Auslande erſchienenes, in Deutſchland wohl nie ſehr bekannt gewordenes ſeltenes Buch aufmerkſam machen, das ſeines vielſeitigen Inhalts wegen Beachtung auch jetzt noch verdienen möchte, und ich will es verſuchen, durch einige nähere Mittheilungen jetzt nur die Ausbeute, die ſich für die Geſchichte einer nun vergangenen, uns aber immer noch nahe ſtehenden Zeit daraus gewinnen läßt, flüchtig an zu deuten. Das Buch ſelbſt führt den Titel: „Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années 1797 et 1798. Redigé par un des professeurs du Prytanée. Tom. II. A Londres 1800."

Im Jahr 1797 ward der Corſe Dimo Stephanopoli (ein Nachkomme derer dieſes Namens, welche, nebſt andern Familien, im Jahr 1673 aus Maina im Peloponnes ausgewandert waren und 1676 in Corſika ſich niedergelaſſen hatten), der früher damit beſchäftigt war, die Heilkraft der Pflanzen, beſonders der Meergewächſe, kennen zu lernen, der in Paris ſchon zwei Mal den Preis für ſeine Entdeckungen erhalten hatte, von der franzöſiſchen Regierung beauftragt, eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach den Küſten und Inſeln des Joniſchen Meeres zu unternehmen, „afin de découvrir", wie es in dem ausgeſtellten Paſſe heißt, „les lieux, où pourraient se trouver des plantes marines médicinales." — Nachdem er ſich bereits von Italien aus eingeſchifft hatte, wurde er, in Folge einer an ihm und ſeinen Gefährten durch die Slavonier begangenen Räuberei genöthigt, nach Italien zurück zu kehren, worauf er nach Mailand zu dem dort ſich aufhaltenden General Buonaparte beſchieden ward. Von dieſem wurde er nebſt ſeinem Neffen, Nicolo Stephanopoli, zu einem Diner eingeladen; unter den anweſenden Perſonen befanden ſich unter Andern Berthier, Augereau, die Gemahlin Buonaparte's und deren Sohn, Beauharnois. „Der General en chef", heißt es Tom. I. pag. 70 der Reiſe, „war weder heiter noch traurig: er ſprach wenig, ſein Geiſt war unaufhörlich mit dem Frieden und dem Kaiſer von Deutſchland beſchäftigt." — Nicolo Stephanopoli ſaß dem jungen Beauharnois zur rechten Seite. „Sind Sie ein Corſe?" fragte ihn dieſer. — „Mehr noch als Corſe", antwortete Buonaparte: „er iſt ein Spartaner!" — „Ein Spartaner!" rief Augereau: „dann wundere ich mich nicht, daß wir ſo viele Schlachten gewonnen haben, da wir Spartaner in der italieniſchen Armee hatten! (Nicolo St. hatte an dem Feldzuge in Italien 1796 Theil genommen.) General, man muß zu ihnen gehen und ihre Republik wieder herſtellen!" — Der General lächelte, als ob er ſein

Geheimniß errathen ließ. „Auf die Wiederherstellung der griechischen Republik!“ rief Augereau und alle Anwesende tranken und stießen auf dieselbe an. — Nach der Mahlzeit nahm Buonaparte Dimo St. auf die Seite und sagte unter Anderem zu ihm: „Es ist nicht genug, Ihre Untersuchungen auf die Pflanzen und die verschiedenen Erzeugnisse der Inseln der Levante, die uns gehören, zu erstrecken; es gilt, ein wichtigeres, nützlicheres Geschäft aus zu führen, das, den Samen der wahren Freiheit aus zu streuen, die Kinder Griechenlands ihrer Vorfahren und der großen Nation, die ihre Ketten lösen will, würdig zu machen; vielleicht können Sie verbreiten — aber nein! die Zeit ist noch nicht gekommen.“ — Buonaparte's Schweigen war für Dimo kein Räthsel, aber er begnügte sich, darauf zu erwiedern, daß er sein Anerbieten annähme. — In einer bald darauf statt findenden Unterredung, wo Dimo unter Anderem seine Besorgnisse äußerte, daß, wenn, wie es damals hieß, Buonaparte Dalmatien an den Kaiser von Deutschland abträte, dieser dann, wenn er wolle, Albanien und Griechenland mit leichter Mühe erobern und bis Constantinopel vordringen könne, wurde zwischen Beiden darauf das Nähere besprochen, dessen Resultate sich in der Instruction (1, 75), welche Dimo empfing, vorfinden. Hierher gehört nur, daß dieser sich nach Albanien begeben solle, um sich über die politische Lage dieses Landes und die Gesinnungen seiner Einwohner zu unterrichten; dann solle er nach Maina gehen und daselbst den Bey aufsuchen, ihn in Buonaparte's Namen begrüßen, ihm auch einen Brief von ihm übergeben; im Allgemeinen solle er Erkundigungen über die türkische Regierung und die politischen Gesinnungen der Griechen einziehen (2, 52). Jenen Brief Buonaparte's an den Bey von Maina, der übrigens nicht mehr wirklich Bey der Mainotten war, sondern nur noch diesen Namen führte, anlangend, so muß bemerkt werden, daß dieser Bey im Jahr 1796 seinen Sohn nach Mailand geschickt hatte, um dem General Buonaparte im Namen der Abkömmlinge Sparta's zu seinen Siegen in Italien Glück zu wünschen; derselbe hatte aber den General nicht angetroffen, worauf der Sohn sich seines Auftrags in einem Briefe an Buonaparte entledigte, auf welchen dieser nun durch Dimo die Antwort übersendete (1, 184). Diese lautete (nur so weit sie zu meinem Zwecke gehört, theile ich sie mit) also (1, 188):

„Der Ober-General der italienischen Armee an den Bey des freien Volkes von Maina. *)

Bürger!

Ich habe von Triest einen Brief empfangen, worin Ihr mir den Wunsch bezeuget, der französischen Republik nützlich zu seyn, indem Ihr die Fahrzeuge derselben in Euren Hafen aufnehmt. Ich glaube, daß Ihr mit der Gewissenhaftigkeit, die einem Nachkommen der Spartaner zukommt, Wort halten werdet. Die französische Republik wird in Betreff Eurer Nation nicht undankbar seyn; was mich anlangt, so werde ich mit Vergnügen Jeden empfangen, der von Euch zu mir kommt, und ich wünsche nichts mehr, als daß ein gutes Vernehmen zwischen zwei gleich freiheitsliebenden Nationen herrsche!

Heil und Brüderschaft!

Unterz. Buonaparte.“

Die Reise ward darauf von Dimo in Gesellschaft Mehrerer angetreten und zuerst über einige der Jonischen Inseln (in Cephalonia wurde bei ihrer Anwesenheit eben der Freiheitsbaum errichtet) nach Maina fortgesetzt. Ihre Ankunft daselbst und die begeisterte Beschreibung, die Nicolo Stephanopoli von Buonaparte und seinen Thaten in Italien machte (1, 190), erregte einen außerordentlichen Enthusiasmus. „Himmel!“ rief ein Greis aus, „welch' neuer Tag leuchtet über Griechenland! Commissarien von Buonaparte in Maina! Die Jonischen Inseln in der Gewalt der Franzosen! Saget dem Befreier Italiens, daß die Mainotten nur seine Ankunft erwarten, um über die Tyrannen zu fallen, die seit länger als drei Jahrhunderten Griechenland verwüsten; sagt ihm, daß die Nachkommen der Spartaner den Franzosen den Ruhm streitig machen werden, zur Befreiung aller Länder der Levante bei zu tragen!“ (1, 194) — Es ward bei Gastmahlen auf die Befestigung der großen Republik, auf die Befreiung Griechenlands (1, 229), auf die baldige Ankunft Buonaparte's getrunken, und, da die Commissarien sich wieder einschifften, ihre weiteren Zwecke zu verfolgen, sprach der Bey zu ihnen: „Reiset, meine Freunde, aber vergesset Euer altes Vaterland nicht! Erinnert Euch, daß dieses Land Eure Vorfahren geboren hat! Saget dem Helden, der Euch gesandt, daß wir Alle nach ihm uns sehnen, und nach den Tapfern, die unter ihm kämpfen; daß, wenn die Mainotten nicht nach Italien eilten, um zu ihnen sich zu gesellen und ihre Lorbeern zu theilen, sie es nicht thaten, weil sie ihr Vaterland den Einfällen der Barbaren bloß zu stellen fürchteten!“ (2, 86. 87.)

(Der Schluß folgt.)

*) Die Mainotten hatten bis wenige Jahre nach der unglücklichen Expedition der Russen in Morea, im Jahr 1770, die Herrschaft der Pforte auf keine Weise anerkannt, und auch damals gelang es derselben nur durch List, die Mainotten zu folgender Capitulation zu bringen: Sie sollten unter sich einen Bey, nach der Wahl des Volkes, anerkennen, einen Capitain in jedem Distrikt wählen und gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs an die Pforte, die aber freiwillig war, frei, wie bisher, bleiben, und befugt seyn, keinen Türken wider ihren Willen nach Maina zu lassen. (S. 195 ff.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Schluß.)

XXIV. Wir können mit gleichgültigen Perſonen tagtäglich zuſammen kommen, und recht vernünftig, wie es die Welt nennt, Umgang mit ihnen haben, ohne uns ihnen zu nähern, oder uns von ihnen entfernen zu müſſen. Nicht ſo, wo die Freundſchaft zwei Herzen verſchwiſtert, oder die Liebe in einander verſchmolzen. Iſt das Thermometer hier einmal zum Gleichgültigkeitspunkte herab geſunken, ſo kann es nicht auf demſelben ſich erhalten; wo die Neigung aufhört, beginnt der Widerwille, oder der Haß ſchnellt auf der andern Seite empor. Hier bewährt ſich Newtons Theorie, daß die Atome, wenn ihre Anziehung durch irgend eine Kraft überwunden, und ſie weiter von einander entfernt worden, als die Sphäre ihrer Anziehung reicht, unter das Geſetz der zurückſtoßenden Kraft treten, die ſie mit deſto größerer Gewalt von einander treibt, je inniger ſie zuſammengehangen.

XXV. Es dürfen ſich manche Menſchen nur einige Minuten in einer Geſellſchaft aufhalten, ſo erräth ein etwas aufmerkſamer Beobachter den Augenblick, welches Buch ſie eben leſen — im Fall es nicht etwa alle Bücher zugleich ſind, d. h. das Converſations-Lexicon. Ihr Autor beſticht und erfüllt ſie, er umſpinnt ſie gleichſam mit dem Gewebe ſeiner Gedanken, verdrängt Alles, was ſie früher gehört und geleſen, und ſeine Anſichten ſchwimmen in ihrem Geiſte obenauf. So machte man, nach Plinius Zeugniß, dem Künſtler Apellius, welcher kurz vor Auguſt lebte, den Vorwurf, daß ſeine Göttinnen allemal den Dirnen glichen, mit denen er gerade umging.

XXVI. Es iſt gewiß ein bedeutendes Zeichen der fortrückenden Bildung in Europa, wenn man ſieht, wie die einzelnen Staaten deſſelben von Jahr zu Jahr einander näher treten, und ſich allmählig in das Verhältniß nachbarlicher Vertraulichkeit ſetzen. Wie ſchnell reiſt man jetzt von einem Lande zum andern, wie lebhaft bewegt es ſich auf den Heerſtraßen, und wie viele Landesgenoſſen trifft der Reiſende in jedem europäiſchen Staate! Selbſt die Italiener hören auf, ſich unter Preußen ein nebliges Eisland zu denken, wohin die Sonne von Tivoli kaum vier oder fünf Strahlen das Jahr hindurch ſendet; und die Spanier fangen an zu muthmaßen, daß Rußland außer den Bären und Wölfen wohl auch noch einige vernünftige Einwohner haben dürfte. Was uns aber noch herzlicher freuen muß, und zum Theil als eine Folge des eben Bemerkten erkannt wird, iſt die literariſche Verbindung unter Europa's vorzüglichſten Nationen. Kaum taucht in England ein ſeltenes Genie auf, und verſpricht den Parnaß mit prachtvollen Pflanzungen zu bereichern, ſo ſpringen ſchon in Deutſchland einige Dutzend Ueberſetzer von den Bänken, und kündigen ſich mit Eilfertigkeit als die ſekundairen Schneider an, welche zum Erſtaunen des Publikums und zur Erquickung der Leſewelt die Röcke dieſes Britten wenden werden. Ja, in Deutſchland darf eine Tragödie nur ſieben Mal mit mäßigem Beifall auf der Bühne geblitzt haben, ſo finden ſich augenblicklich franzöſiſche Handlanger, welche ſie nach Ariſtoteliſchem Gutachten ein wenig zuſtutzen, und in Alexandrinern geſponnen den Schöngeiſtern der Seine vorſtellen. Viele dieſer Ueberſetzer ſind in der That gewaltige Kraftmänner; ſie haben irgendwo geleſen, daß ihr Geſchäft nicht ſowohl ein Ueberſetzen als ein Ueberdichten ſeyn müſſe, und geben ſich daher die wackerſte Mühe, neben ihrem Autor als eine zweite Scheinſonne, nicht bloß ihm gegenüber als ein beleuchteter Mond, zu erſcheinen. Manchem würde Martial allerdings zurufen, was er dem Fidentinus zuruft: das Buch, welches du in Geſellſchaften vorträgſt, iſt mein Buch; wenn du es aber ſchlecht vorträgſt, fängt es an das deinige zu ſeyn! Drollig iſt es übrigens, den Ernſt zu ſehen, mit welchem in unſern Zeitungen die Verleger die Ueberſetzung eines nagelneuen Kunſtproduktes ankündigen, damit kein Anderer auf den Gedanken komme, daſſelbe zu verſuchen, und allen translatoriſchen Anwandlungen bei Zeiten ein Sperrbalken gelegt werde. Es kommt mir faſt wie die Sitte der Völker vor, bei welchen aus Mangel an Weibern, oder, wir können es nicht wiſſen, aus äſthetiſchen Grundſätzen die Vielmännerei herrſcht; ſobald ein Mann die Gunſt einer Frau ſich zu erringen verſtanden, und die Erlaubniß eines Beſuches erlangt hat, ſtellt er vor die Thür der Hütte, in welcher das Glück ihm zu Theil wird, ſeine Waffe hin, und dieſes Zeichen iſt den übrigen Männern eine Weiſung, die Schäferſtunde ihres Collegen zu reſpektiren und eine andere Zeit ab zu warten.

XXVII. Pauſanias berichtet, die Luft auf dem Helikon ſey ſo geſund und rein geweſen, daß die Schlangen, welche ſich von den Pflanzen auf demſelben nährten, ihr Gift verloren und allmählig unſchädlich wurden. Ich kann mich ſchwer entſchließen, die Nachricht des guten Alten wahrſcheinlich zu finden, und fallen mir zufällig ein Paar neuere Dichter ein, ſo glaube ich ſie gar nicht. Dan. Leßmann.

Umgang.

In deinem Zimmer nicht, im Stillen nicht allein
Betrachte dir die Welt, denn thätig ſollſt du ſeyn,
Auch thätig unter Menſchenkindern.
Erfahrung ſchärft den Sinn, doch hinter deiner Wand
Ergreifſt die Bilder du aus einem nackten Stand,
Die ſpäter echte Anſicht hindern.

Wilh. Sehring.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Kater Murr, Johannes Kreisler, und das Dilettantenfeſt in Magdeburg. (Ein Spuk von Erasmus Stur.) — Ich ſaß unter blühenden Granatbaumen, und blickte in die untergehende Sonne. Vor mir Blumen-Raine; hinter ihnen grünende Wieſen und die ſanft dahin wogende Elbe mit ihren flatternden Segeln, mit ihren gemalten Wolken und funkenſprühenden Wellen; zu meiner Rechten das duftige Gebuſch; über mir die grune Luft mit ihrem blinzelnden Hesperus. — Kluge Leute überdenken immer am Abend, was ſie den Tag gethan, und klug möchte ich auch gern ſeyn; aber ich werde darüber zu nichts mehr als einem Narren, denn meine irrlenchtenden Gedanken ſpringen, wenn ich ſie auf der Steppe der Vergangenheit zu haſchen meine, ſtracks in den Sumpf der Zukunft; dieſer Gedanke wird zum Eichhörnchen, das in ſeinem Rade vor zu dringen meint, und nicht von der Stelle kommt; — jener zieht eine bunte Jacke an und wirft die Schellenkappe in den Bach, um ſeine Tiefe zu erfahren, erlangt aber nichts als trübere Wellen; — ein anderer folgt dem glühenden Strahle des Schmerzes, der, von dem Keime auf, durch das Mark des Lebensbaumes dringt. Die Sternenwelt der Freude beleuchtet ihn, aber ihr Strahl trift nur verſengte Blätter; Angſt überfallt meinen Gedanken, und er muß ſich in die Hohlen flüchten, wo kein Leben iſt; — der letzte ſetzt ſich gar ernſthaft hin und will wunderbare Phyſiognomien auf naſſen Grund tuſchen, der ihm dann nur ſeltſame, in einander geronnene Fratzen wieder giebt. — Genug, über ſolchem tollen Beginnen nehmen die Gedanken alle Reißaus, und ich habe nichts davon, als einen leeren Kopf. So ging's mir denn auch dieſes Mal; aber in den wüſten Raum zogen die Düfte der Blumen und der Abendglanz, und die Erinnerung an die Muſik des Tages führte ihm auch die verklungenen Töne wieder zu. Behaglich wollte ich mich in meinem Seſſel dehnen, und trotz der Abendkühle mich dem ſanften Schwingen des Schlummers hingeben; ſchon war ich in dem Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen gerathen, als plötzlich die außerordentlichſte Erſcheinung meine Sinne wieder anfriſchte; ich wollte darauf losgehen, aber eine unſichtbare Gewalt hielt mich zurück, und ſtaunend mußte ich ſehen, was ſich begab.

Auf dem Blumen-Parquet vor mir fing Alles an, ſich ſonderbar zu regen. Die Blumen wurden zu luſtigen Geſtalten, die ſich, halb vollendet, durch einander ſchlangen, bald in Duft zerfloſſen, bald wieder halb vor meinen Augen ſtanden. Der Hesperus blickte ſeltſamlich darauf und von ihm ſchlängelte ſich ein matter Strahl auf einen großen Cactus zu. In ſeinem Feuer ward das Cactusblatt zum behaarten Schweife, der zu meinem Entſetzen an dem Körper eines jungen Menſchen von poſſierlicher Geſtalt befeſtigt war. Aus den immenſen Beinkleidern guckten Füßchen wie Nußſchaalen hervor, die Arme hingen wie Pfoten auf dem ſeltſam geformten Leibe, die Halsbinde, nach der berühmten „Cravatiana" geſchlungen, trug einen gelblichen Kopf, mit ſchwarzem Schnurrbarte. — „Was Teufel! — nun biſt du toll, Erasmus; geh' nur, guter Kerl, geh' in's Irrenhaus, iß Heringe und conſumire Schnupftaback! Das iſt ja, bei meinem höchſt confuſen Gehirne, der ſelige Kater Murr! Beſtie, willſt du marſchiren!" rief ich — da traf mich der Blick eines jungen Mannes, an welchen ſich der Kaz, der vor Angſt auf ſeine Vorderbeine gefallen war, erſchrocken anſchmiegte. Verzehrend ſah er mich an; der Abendhimmel ſtrahlte in ſeinem Auge, aber ein düſteres Feuer verdunkelte ihn; ſtechender Hohn lag auf der blaſſen Stirn, und doch ſchielte eine ferne Gutmüthigkeit um die Lippen. In ruhiger Stellung, mit verſchlungenen Armen lehnte er ſich an einen Baum, aber ſeine Ruhe war die des überlegenen Spottes, dem die Welt zu erbarmlich iſt. Ich war höchſt verblüfft, und alle meine Nerven waren abgeſpannt.

„Komm her, Kaz! benimm dich wie ein anſtändiger Jüngling; was kümmert dich der Narr dort! Komm, und amüſire mich mit deiner Sammtpfotchen-Kritik über die heutige Muſik."

„Ach, Herr! Sie haben von jeher eines armen Mannes geſpottet, der das Unglück hatte, einem gewiſſenloſen Herausgeber in die Hände zu fallen. Wie wurden Sie es ſonſt gelitten haben, daß er es vorzog, mich für todt zu erklären, lieber, als meine Reflexionen über die Muſik abdrucken zu laſſen, da ſie an die Reihe kamen! Wie wurden Sie ihm ſonſt erlaubt haben, die Fortſetzung Ihrer eigenen Hiſtorie zu verſprechen, und den Stamm ab zu hauen, an welchem ſie ſich nur wie eine Schmarotzerpflanze emporgeſchlungen hatte!"

„Gieb dich zufrieden, guter Murr! wir wollen deine Lebensanſichten und meine Fata gemeinſchaftlich von Neuem ediren. Jetzt mane nicht, ſondern ſpricht!"

„Ach, hochſt magnifiker Herr Kapellmeiſter, welche Hoffnungen! — Nun, horen Sie! Vor allen Dingen gefiel mir heut das Singen bei Tiſche herzlich ſchlecht. Meine Aufmerkſamkeit war zwar durch manchen herabfallenden Biſſen getheilt, aber doch kann ich behaupten, daß dieſe rauhſtimmigen Kehlen nichts Angenehmes hervor gebracht haben. Ja, auf Löwen-Ehre! mein Freund, der Pudel Porto, hatte gar keinen äſthetiſch gebildeten Geſchmack, und war in dieſem Betracht nur ein ganz dummer Hundekerl zu nennen; aber das verſichere ich Sie: er ſetzte ſich ſtets en Sphynx, und hörte behaglich zu, wenn ich die improviſirten Arien meiner Geliebten mit einem ſanften Spinnen, nach den Regeln des Generalbaſſes, begleitete. Schicke ich nun Voltaire's Grundſaz, daß dasjenige, welches auf rohe Gemuther einen günſtigen Eindruck macht, urſchön ſeyn muß, als Axiom voran, und beweiſe dadurch, daß unſer Geſang ſchon war, ſo glaube ich, ohne Anmaßung, jenen, als das Gegentheil von dieſem, nicht ſchön finden zu durfen."

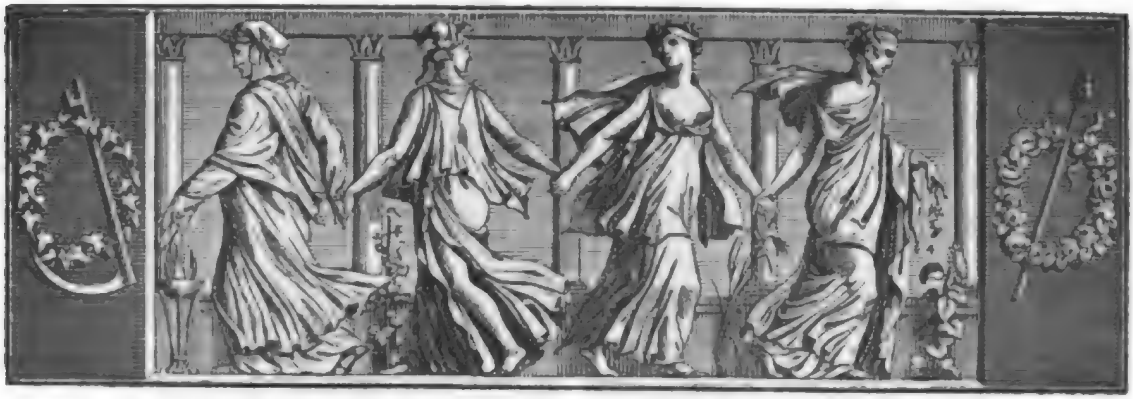
„Bravo, Kater! Du ſiehſt zwar, eſelhaft genug, Artiſchocken für Diſteln an, aber du gehſt mit dem Zeitgeiſte fort, und wir ſind in dem Jahrhundert der Brummſtimmen. Weiter!"

„Ihr Beifall entzückt mich! Ferner waren die langen Noten in dem Morgengeſange auf dem Kahne, ich glaube von dem längſt mit Recht vergeſſenen Rolle, gar nicht nach meinem Geſchmack. Sollte man nicht glauben, in einem Mönchskloſter zu ſeyn, wenn man ſolch altvateriſches Geplarre hort? Setzt ein Componiſt wirklich ſo ärgerliches Zeug, ſo müſſen die Sänger ſich zu helfen ſuchen, und ſich ſelbſt die Paſſagen machen, welche ihnen der alte Murr-Kopf verweigert." — „Aber, junger Murr ohne Kopf, haſt du vergeſſen, was jener alte Theoretiker von dem vitio multiplicationis ſagt? Die Noten und Manieren, die ein ſuperkluger Muſikus ſich ſelber mache, paßten ſich oft zu denen auf dem Papiere, wie ein Ziegen-Fell zum Naſenfutter." — „O, Sie ſcherzen! Dieſes Spaßchen iſt ein Jahrhundert und darüber alt, und für unſere weichen Zeiten zu derb. — An den aufgeführten Muſikſtücken muß ich bitter tadeln, daß nicht ein einziges Tanzchen dabei war. Die Tanzluſt iſt eine Gabe der Natur, welche man nicht hoch genug halten kann, und ich fühle mich berufen, ſie inſbeſondere zu vertheidigen. Mein Geſchlecht tanzte früher als das Ihrige, da es mehrere Stunden vor ihm erſchaffen war, und es hat den Menſchen alſo das Tanzen gelehrt; denn bekanntermaßen macht er den Thieren Alles nach, das Thier ihm aber nichts, ausgenommen der Affe, weil er ihm ähnlich ſieht."

(Der Schluß folgt.)

Ein Münchener Schneider hat ein Patent auf eine neue Erfindung erhalten, welche darin beſteht, Mäntel von leichtem lackirten Blech zu machen. Die Aermel ſind mit Charnieren, der Mantel geht bis zur Wade hinab, und der Capüchon umhüllt den ganzen Kopf. Dabei iſt das Gewicht ſehr gering und der Mantel ſoll im Winter gegen üble Witterung und die Kalte ſehr ſchützen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 23. November. 187ſtes Blatt.

Der Bach. *)

Die Roſe ſprach
Zum munter'n Wieſenbach:
Wie ſeh' ich mit Freu'n
In deiner klaren Wellen Schein.
Der Bach ſeufzt': „Ach!"
Aus ſeinem Cryſtallgemach:
„Wie ſeh' ich mit Freu'n
In deine holdſeligen Aeuglein hinein."

Und blickſt du gern
In meiner Aeuglein Stern,
Was jagſt du fort
Nach ewig weiter Ferne dort?
O bleibe hier,
Wie will ich koſen mit dir
Am heimiſchen Ort,
Wo glühende Liebe ſprießt und flort!

„Wär' ich die Luft,
Weht' ich, wo Liebe ruft;
Wär' ich ein Stein,
Läg' ich mein Lieb vor der Thüre dein:
Doch bin ich Bach,
Und muß mein Ungemach
Und alle Pein
Tragen in die öde Ferne hinein."

Da kam die Maid
Gar inniglich erfreut,
Sah's Röslein blüh'n,
Die ſtrahlende Blumenkönigin.

Mit freudiger Haſt
War's Blümlein bald erfaßt;
Die Maid ging hin,
Die Roſe im Buſen, die Liebe im Sinn.

Der Bach ſeufzt: Weh,
Und ſtürzt ſich trüb' von der Höh';
Und kommt die Zeit
Des Lenzes, wo Röslein ſtarb durch die Maid:
Da ſchwillt er wild,
Brauſ't zornig durch's Gefild,
Um all' ſein Leid
Zu übertäuben durch Bitterkeit!

Manfred.

*) Eine Probe aus meinen geſammelten Gedichten, welche unter dem Titel: „Romanzen, Lieder und Sonette" zur Oſtermeſſe 1826 bei Kronberger und Weber in Prag erſcheinen. M.

Reiſe der beiden Corſen Stephanopoli nach Griechenland.

(Schluß.)

Während des Aufenthaltes der Commiſſarien in Maina fanden ſich bei dem Bey vier Geſandte aus verſchiedenen Gegenden Griechenlands, nämlich aus Livadien, Macedonien, Kreta und Albanien, ein: Alles in ihnen athmete jenes heilige Feuer, das kein Despotismus erlöſchen kann. Bald hatten ſie mit Dimo eine genaue Verbindung geſchloſſen und gemeinſchaftlich wurden die Intereſſen des Volkes berathen, aber jede Entſchließung ward bis zur Ankunft Buonaparte's auf den Joniſchen Inſeln verſchoben. „Wir rechnen auf ſeinen guten Willen", ſagte einer der Abgeordneten; „aber er iſt von vielen Perſonen umgeben, die eben ſo verſchiedene Intereſſen haben. Wer weiß, ob er nicht, wenn er nun die Befreiung Griechenlands beſchloſſen, von der Ausführung durch andere Unternehmungen, die

vielleicht seinem Ehrgeiz oder seiner Eigenliebe mehr schmeicheln, abgehalten wird? Er erscheine in Corfu nur mit sechstausend Franzosen,*) und wir stehen ihm für die Eroberung Griechenlands, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Geschlecht und die Religion geachtet und kein Grieche entwaffnet werde." (2, 71. 72.) — Nachdem Dimo Erkundigungen von den Abgeordneten über die verschiedenen Stämme der Griechen eingezogen hatte, begab er sich mit Nicolo und den Andern von Maina zu Wasser nach Arkadien und weiter nach Albanien; die griechischen Einwohner dieses Landes fanden sie unter einem unerträglichen Joche (Ali Pascha entwickelte damals schon seine Pläne und Absichten) und geneigt, Jeden zu unterstützen, der sich zeigen würde, Albanien zu erobern, wie denn auch ihre Freude über die Besitznahme der Jonischen Inseln durch die Franzosen außerordentlich war (2, 145).

Das Resultat der von allen Seiten eingezogenen Belehrungen über Griechenland bestand in der Hoffnung, daß die tyrannische Regierung dieses Landes bald verschwinden würde, und daß der Ruhm, die Wiedergeburt der herrlichsten Nation des Alterthums herbei zu führen, der französischen Republik vorbehalten sey. — Nachdem sich Dimo Stephanopoli zu Anfang 1798 nach Paris, wo sich der General Buonaparte damals befand, begeben, hatte er mit demselben einige Unterredungen in Betreff des von Buonaparte erhaltenen Auftrages, wobei er ihm mehrere, in italienischer Sprache abgefaßte Dokumente, die theils seine Erkundigungen und Beobachtungen über Albanien, Rumelien, Morea, Maina und die Jonischen Inseln, theils einen Plan zur Eroberung Morea's enthielten, endlich einen Traktat über das türkische Reich, von Nicolo St., übergab. Als Buonaparte diesen letztern empfangen hatte, sagte er: „Ich werde ihn mit demselben Interesse, wie die, die Sie mir schon gegeben haben, lesen!" — und entließ Dimo mit den Worten: „In vier Tagen werde ich Ihrer bedürfen!" — „Es scheint", heißt es darauf in der Reise (2, 214): „daß damals die Unternehmung nach Egypten noch nicht beschlossen gewesen und daß sie in diesen vier Tagen beschlossen worden.**) Der General hörte von diesem Augenblicke an auf, für den Commissair sichtbar zu seyn, und bald erfuhr man, daß er nach Toulon abgereist sey."

*) Zu Las Cases sagte Napoleon, daß er mit den Franzosen, die er nach Egypten geführt, das ganze türkische Reich hätte über den Haufen werfen können. „Tagebuch des Grafen Las Cases." Dresden, bei Arnold. Bändchen 7, S. 91.

**) Hiermit ließe sich in Verbindung setzen, was in den „Briefen eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahre 1821. Halle, 1824" S. 12 mitgetheilt wird, daß Abbas mit Napoleon selbst über Griechenlands Befreiung verhandelt habe und daß der Zug der Franzosen nach Egypten eine Folge seines Planes gewesen seyn solle.

So viel wollte ich in diesem Bezug aus obengenannter Reise auszugsweise hier mittheilen. Napoleon's weitere Absichten in Betreff Griechenlands, insofern Thatsachen, wie seine spätere Verbindung mit Ali Pascha von Janina, dafür sprechen, und die möglichen Ursachen, warum er seinen Plan zur Befreiung der Griechen nicht ausgeführt habe, gehören nicht hierher. Aber daran, daß Napoleon überhaupt und wirklich darauf gedacht habe, ihre Ketten zu lösen, zweifeln zu wollen, scheint offenbaren Thatsachen, wie sie auch die Reise der beiden Stephanopoli darbietet, gegen deren Glaubwürdigkeit sich nichts sagen läßt, entgegen zu seyn, und man begreift nicht, wie Pouqueville in seiner „Histoire de la régénération de la Grèce" T. I. pag. 304 sagen kann: „Buonaparte n'avait pas songé à briser les fers des Grecs", und pag. 422: „Die Griechen hätten bei der Nachricht von seinem Tode, weil sie ihn als ein Hinderniß ihrer Befreiung betrachtet hatten, ein Freudengeschrei ausgestoßen, das bis an die Ufer der Newa wiedergeklungen habe." Freilich mag zugegeben werden, daß Napoleon andere und verschiedene Pläne gehabt habe, als Buonaparte sie hatte; gleichwohl kann man Letzterem, wahrscheinlich auch Ersterem, gewisse Absichten zur Befreiung der Griechen, wären sie auch nicht zu einer bestimmten Reife gediehen gewesen, nicht absprechen. Hatten, wie der ehrwürdige Korais in seiner Denkschrift vom Jahr 1803 (1. Ikens Hellenion S. 177) sagt, die Griechen bis zum Ausbruch der französischen Revolution eine Art von Vorliebe für die Engländer und für die Russen, so fühlten sie sich von jener Zeit an zu den Franzosen enthusiastisch hingezogen; waren sie von Buonaparte's Wundern in Italien, besonders vom Jahr 1796, begeistert, so begeisterte sie auch die Idee, daß er ihr Befreier werden könne, eine Idee, die sich in mehreren Gesängen ausgesprochen findet (Ukert's „Gemälde von Griechenland." Königsberg, 1810. S. 189) und zu deren Begründung und Verbreitung die Gesandtschaft, von der im Vorhergehenden die Rede gewesen, nicht wenig beigetragen haben kann. Geht man die seit Ende des vorigen Jahrhunderts vergangene Zeit in Bezug auf Griechenland durch, so wird sich dem aufmerksamen Beobachter immer eine Thatsache nach der andern, eine Erscheinung nach der andern zeigen, die, bei der geheimen, aber außerordentlichen Kraft, womit so etwas immer weiter fortwirkt, als eine Kette von Begebenheiten erscheinen, aus denen endlich hervor gehen mußte, was im Jahr 1821 geschah. So ist es wahr, daß man in der Vergangenheit besser die Zukunft erkennen kann und aus der Vergangenheit erklärt sich die Zukunft! —

Nicht unpassend scheint es, hier der Vermuthung zu gedenken, daß Napoleon Buonaparte der Abkömm-

ling einer Mainottischen Familie sey, eine Vermuthung, über die ganz neuerlich Dr. Karl Iken in Bremen in seiner „Leukothea" (Leipzig, bei Hartmann, 1825) Einiges bemerkt hat. Schon oben ist angeführt worden, daß im Jahr 1673 mehrere Familien aus Maina auswanderten, die sich dann anfangs nach Toskana, später im Jahr 1676 nach Corsika wandten; unter diesen soll, nach Leake researches in Greece (1. „Leukothea" 1, 52) auch eine Familie Καλόμηρος (Buonaparte) gewesen seyn, und es scheint eine nicht unwichtige, vielmehr Beachtung verdienende Spur, die dieser Abstammung der Familie Buonaparte aus Maina um Vieles näher führt, zu seyn, daß Napoleon selbst bei einem Gespräch mit Canova im Jahr 1810 sagte: „seine Familie stamme aus dem Florentinischen" („Morgenblatt" 1825. Nr. 3. S. 10). Diese, obige Vermuthung unterstützenden, äußeren Gründe sollten endlich einmal einen Biographen Napoleon's veranlassen, die Sache, die es verdient, näher zu untersuchen: es würden sich dann wichtige und interessante Aufschlüsse über Napoleon selbst in mancher Hinsicht ergeben. Hier genüge es, darauf aufmerksam gemacht zu haben! K.

Klopstock und Frau von Genlis.

Frau von Genlis erzählt ihr Zusammentreffen mit Klopstock ganz — wie eine Französin. — Im fünften Theil ihrer „Memoires" heißt es: „Ich reisete von Berlin nach Hamburg und trat bei meiner Nichte Matthiessen ab. Hier erhielt ich einen Besuch von Klopstock. Es giebt Schriftsteller und Dichter, deren erste Unterhaltung für gewisse Leute unausstehlich ist. Sie wollen nicht so sehr die Bekanntschaft derer machen, zu denen sie kommen, als ihnen zeigen, wer sie sind, was sie wissen, und wie groß ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, ihr Genie, ihr Talent ist. Eben diese Erfahrung machte ich bei Klopstock. Ich werde es nie vergessen, was der Sänger des „Messias" für eine Figur spielte, als er das erste Mal bei mir einsprach. Ich wohnte bei dem Prediger Wolters. Klopstock ließ sich melden: ich nahm ihn an und empfing ihn allein mit meiner Nichte. Es ist mir noch wie heute: ich sehe einen kleinen alten, hinkenden, sehr häßlichen Mann eintreten. Ich stehe auf, gehe ihm entgegen und führe ihn zu einem Armsessel: er nimmt schweigend Platz, nimmt eine nachdenkende Miene an, schlägt die Beine über's Kreuz, rückt tief in den Lehnstuhl und macht es sich bequem, als habe er Lust, recht lange in dieser Stellung zu bleiben. Jetzt öffnet er den Mund, hustet und mit lauter, kreischender Stimme frägt er mich: „Madam, wer schreibt, Ihrer Meinung nach, besser in Prosa, Voltaire oder Büffon?" — Dieser Eingang, nicht zu einer Unterhaltung, sondern zu einer literarischen Untersuchung, versteinerte mich, und Klopstock, dem gewiß nicht so sehr daran gelegen war, meine Meinung zu erfahren, als mir die seinige mit zu theilen, fuhr fort: „Was mich betrifft, so entscheide ich für Voltaire, und gebe meine Gründe an. Der erste ist —." Und somit trug er zwölf Gründe weitläuftig hinter einander vor. Dann unterhielt er mich von seinem Aufenthalt in Dresden und in Dänemark, von allen Ehrenbezeugungen, die er erhalten, und von einer französischen Uebersetzung seines „Messias", womit ein Emigrant sich beschäftige. Während der ganzen Zeit fand ich nicht Gelegenheit, mehr als fünf bis sechs einsylbige Wörter: Ja! So! Ey! Schön! u. s. w. ein zu schieben. Und dennoch, als mich Klopstock nach vollen drei Stunden verließ, machte er bei einem Freunde viel Rühmens von meiner Unterhaltungsgabe, und hatte mich äußerst geistvoll und liebenswürdig gefunden. Dies Lob zu verdienen, hat mir (wie man sieht) nicht viel Mühe gekostet." Chastel.

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Der beste Kriegsvortheil ist, aus einem heimlichen und einheimischen Feind einen öffentlichen zu machen.

Gut wäre es, die Jesuiten auszujagen, wenn man nur den Teufel auch verjagen könnte.

Der Teufel hätte allzeit gern aus der Religion eine Rebellion gemacht.

An einem Fuchs bricht man keine Wildbahn und an einem Jesuiten kein Gesetz.

Drohworte sind auch nur Worte.

Alsdann ist es Zeit, ehrlich zu sterben, wenn man nicht mehr ehrlich leben kann.

Wo Einigkeit, Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit nichts Neues ist, da ist auch Sieg, Victoria und Herrlichkeit nichts Neues.

Wer mit vielem Volk wenig ausrichtet, der zehrt von seinem eigenen Fleisch und frißt sich endlich selber auf.

Ein Feind, der im ersten Anlauf gar grimmig ist, vergleicht sich mit einem Regenbach, so über das Gebirg herein läuft, denn er führt Alles mit und vor sich her, was er ereilet: hab' du aber nur Geduld, über ein klein Weil wirst du mit trocknem Fuß darüber gehen.

Das Gold der neuen Welt hat die alte Welt gar zum Narren gemacht.

Das beste Mittel, fremde Herrschaften bändig zu machen, ist, daß man ihre Räth' und Gesandten zuvor an goldene Ketten lege.

Auf anderer Leute Kosten tapfer zehren und auf seine eigne Kosten schmale Bißlein essen, ist die allerbeste und gesundeste Diät.

Julius Max Schottky.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Kater Murr, Johannes Kreisler, und das Dilettantenfeſt in Magdeburg. (Schluß.) „Burſche! du wirſt impertinent. Haſt du den muſikaliſchen Trichter de anno 1706 ſtudirt?"

„Ich kann ihn auswendig, verehrter Herr Kapellmeiſter!" — „Nun ſo citire zu deiner Strafe, was er im vierten Paragraphe ſeiner Vorrede vom Tanzen ſagt."

„Sehr gern! Nur bemerke ich, daß auch dieſe Regel über ein Saeculum auf dem Nacken tragt. „„Der personatus expertus Rupertus will in ſeiner alamodiſchen Sitten-Schul hohen Standesperſonen die Muſik verleiden; aber die thörichte Thorheit, das eitle Tanzen recommandirt er ihnen davor de meliori. Meinſt du, der Geigbogen wolle einem adlichen Monsieur nicht wohl anſtehen? Erras; wenn ein Junker gleich ſo edel, daß ihm die Rebhühner-Federn zur Naſe heraus ſtehen möchten, ſo iſt ihm doch die Geige nicht zu gemein. Und anlangend das Tanzen, ſo höre, was der Ebräiſche Orpheus hierzu ſaget: Von Gnad und Recht will ich ſingen, und dir Herr Lob ſagen. David ſpricht aber nicht: ich will dir das Lob tanzen. Er hat zwar einmal —."'"

„Genug! gieb den Reſt deiner Gemüthlichkeit von dir."

„Sie laſſen mich zwar übel an, indeſſen ſoll mich das nicht abhalten, mich mit meiner gewohnten Freimüthigkeit zu äußern. Die Simphonie von Mühling gefiel mir ſchlecht, trotz der gerühmten Mozartiſchen Arbeit darin. Wo bleibt das Gemüthliche, das Anſprechende, das oft Gehörte und darum Verſtändliche? Wo ſind die herrlichen Modulationen im Quinten-Cirkel, denen man folgen kann? Wo ſind vor allen Dingen hier Vergleiche mit der Natur zu machen, in welcher ſich doch jede Kunſt ſpiegeln ſoll? Ich vermiſſe das Flöten der Nachtigall, keine Lerche nahet ſich mir, daß ich ſie liebkoſe, kein Kuckuk mahnt mich an das ſüße Spiel der Liebe, das Goethe ſo herrlich beſchreibt!"

„O du klügſter aller Kater! Am Ende wirſt du noch Thier-, Pflanzen- und Mineral-Reich in eine Simphonie gelegt finden wollen; einen See im Mondenſchein, mit flüſternden Wellen, die Gänſe tragen und eine klappernde Waltmühle treiben; das ſtille Glück eines jungen Paares, Liebesgötter und trauliches Gekoſe, eine Wiege in der Stube, und mitten drin ein weinendes Kind! Genug, ich freue mich über die Maßen, daß die Natur in ihrer Laune einen Anflug von Menſchen-Verſtand in ein Katzengehirn gelegt hat."

„Spotten Sie immerhin! Sie ſind zwar ein gelehrter Herr und verſtehen mehr als ich, aber die Anforderungen, welche ein unbefangenes Gemüth an die Kunſt macht, wiſſen Sie nicht zu würdigen. Hören Sie noch dies. Es hatte einmal ein ſehr geſcheidter Mann den Einfall, man ſolle poetiſche Gedanken in Form eines Gedichts niederſchreiben, und dieſe Gedanken ſollen die Componiſten durch die Muſik wieder zu geben ſuchen. Dieſe Idee iſt himmliſch —."

Kreisler lachte ſehr. „O ſie iſt nicht allein himmliſch, ſondern auch menſchlich, und das gegen die armen Recenſenten, die nachher doch wenigſtens beſtimmt wiſſen, was die Componiſten haben ſagen wollen, wogegen ſie jetzt riſkiren, daß dieſe ſich halbtodt lachen, wenn ſie gedruckt leſen, ſie ſeyen in dieſer oder jener herzbrechenden Stimmung geweſen, während ſie ſich bewußt ſind, daß ſie zur Zeit des Componirens ein Glas Wein über den Durſt getrunken hatten, und luſtig und guter Dinge waren."

„Dieſes beifällige Lächeln, Herr Kapellmeiſter, flößt mir den Muth ein, Ihnen Alles zu entdecken. Ich habe, wie geſagt, jene Idee vortreflich gefunden; ich bin dadurch bewogen, ſie ſelbſt aus zu führen, und Ihnen, Verehrter, biete ich hiermit das Erzeugniß einer von mir im ſtillen Kamine durchwachten, von meiner Muſe aber im Parnaß gefeierten Frühlingsnacht dar. Seyn Sie der Erſte, der dem Ruhme auf dieſem unbetretenen Pfade entgegen geht." — Kreisler lachte heftiger. — „Sie kränken mich aufs Aeußerſte. Hören Sie ſelbſt die Erziehungen des zarten Gefühles, welches unter dieſer rauhen Hülle wohnt.

Largo. Tiefe Stille herrſcht in dieſen Mauern,
und aus ſeinem kleinen Häuschen
naht dem Wartenden kein Mauſchen,
das zum zarten Spiel er könnt' belauern."

Kreisler hatte aufgehört zu lachen und geberdete ſich ſehr ungeduldig.

„Allegro molto. Friſch empor,
hin nach oben!
Wo, aus Sternenſchein gewoben,
Milch in Himmelsſtraßen fließet,
und in's Weltall ſich ergießet!"

Kreisler ſprach unmuthig: „Murr, ich möchte dir nicht gern etwas zu Leide thun. Höre auf!"

„O! nur noch dies:

Andante. Wie lachelt ſo traulich der Mond doch hernieder,
Wie ſchmücket er des Frühlings entſchlafene Pracht!
Wie ſchwinget die Eule ſo ſanft das Gefieder!
Wie freundlich das Feuer des Auges mir lacht!"

„Vermaledeite Beſtie!"

„O höret der Gattin ſo zärtliches Klagen,
das —."

Jetzt lief eine Feldmaus vor dem Katerjüngling weg, und alle Aeſthetik aus den Augen ſetzend, ſprang er ihr nach. Das Gewirre der Geſtalten begann von Neuem. Aus ihren ungewiſſen Formen ragte ein ſchwarzer Kopf mit glühenden Augen hervor. „Huſ, Borganza, Huſ!" ſchrie Kreisler, zornig lachend, und eine ungeheure Dogge ſprang hinter dem Kater her, ergriff ihn bei ſeiner Cravate, überkugelte ſich mit ihm, und Beide wälzten ſich auf mich zu. Das Entſetzen gab mir übernatürliche Kräfte, ich zerriß meine Zauberbande und entfloh voller Schrecken; und im ſichern Verſteck hörte ich noch lange die klägliche Stimme des Katers, und Kreisler's grimmiges Lachen, und des Borganza wüthendes: Hau, Hau, Wau, Hau, Wau! **.

Ein Müßiggänger von Paris hat folgende Quartier-Billets ausgetheilt: Ein Opernänzer muß wohnen in der Balletſtraße; ein ehemaliger General in der Schlachtſtraße; ein Idyllen-Dichter in der Schäferinſtraße; ein ſchwacher Ehemann in der Straße der Tröpfe; ein Geiziger in der Kaſſenſtraße; ein Cenſor in der Scheerenſtraße; ein Kammerherr in der Schlüſſelſtraße; eine Kokette in der flüchtigen Herzensſtraße; ein Prediger in der Wüſtenſtraße; ein Todtengräber in der Straße der Arzneiſchule; ein Prahlhans in der hölzernen Degenſtraße; eine Opernänzerin in der Straße der Treue; zwei bekannte Opernſänger in der Straße des Oberheulers; mehrere Artiſten in der Marionettenſtraße; ein Arzt in der Todtenſtraße; eine Modedame in der Pfauenſtraße; ein Hofmann in der Affenſtraße u. ſ. w. Die genannten Straßen ſind ſämmtlich in Paris zu finden. (Pandore.)

(?) Aus Hindoſtan hat man jetzt ein achtes Wunder der Welt hergebracht: einen Coloß auf einem 24 Fuß hohen Thron ſitzend, in der einen Hand die Sonne, in der andern den Mond haltend. Thron und Rieſe ſind von maſſivem Golde, und die Sonne und der Mond mit Edelſteinen von 40,000 Pf. Sterl. Werth beſetzt. Der Eigenthümer, ein Irländer, iſt dadurch im Beſitz eines Goldklumpens von etwa 25 Millionen Franken Werths, und erhält allenthalben große Anerbietungen von Käufern. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 27. und Blatt der Ankündigungen Nr. XLIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 27. 1825.

Beilage zum 187sten Blatte des Gesellschafters.

Oppositionen im Vorübergehen.

Bei Beurtheilung der „Romantischen Kriegs- und Lebensabenteuer, oder neue Kriegs- und Reise-Fahrten", von Christ. Aug. Fischer (Frankfurt, bei Sauerländer), heißt es in der „Jenaischen Literatur-Zeitung" Nr. 199: „Müßte für mißbrauchte Worte in Dingen, die Niemand als Eigenthum zu betrachten hat, eben so wohl Strafe bezahlt werden, als für mißbrauchte Worte, die persönlich beleidigen: so wäre schon eine namhafte Summe von der adjectivischen Benennung romantisch eingekommen." Diese Bemerkung ist sehr wahr; meist alles Unwahrscheinliche heißt den Schreiblustigen romantisch, da doch ein tieferes, nicht gleich Allen naheliegendes Eingehen in die Geistes- und Gemüthswelt dazu gehört, um wahrhaft romantisch zu seyn. Obwohl man zuweilen romanhaft und romantisch für gleichbedeutend erachtet, sollte doch Jeder empfinden, daß hier ein großer Unterschied sey; bei dem Mangel an aller Romanhaftigkeit kann ein Stoff und das daraus entstandene Werk romantisch seyn, und bei dem Mangel alles Romantischen noch romanhaft, welches letztere dann freilich hinsichtlich der Kritik ein sehr schlimmer Umstand ist.

Was steht dem heutigen Theater-Dichter im Wege? — Zweierlei: sie machen es sich zu leicht; das Publikum macht es ihnen zu schwer, besonders in solchen Fällen, wo es sich der Dichter nicht leicht hat machen wollen und dadurch bei einem vorlauten Publikum leicht den Glauben erregen kann: der Mensch wisse nicht, was er wolle, eben weil er nicht gewollt hat, was ihnen eben beliebt. Es ist bei der jetzigen Fertigkeit, irgend einen Stoff in eine hübsche Form zu bringen, für ein mittelmäßiges Talent gar nichts Schwieriges, einem gewöhnlichen Publikum zu gefallen; es ist aber sehr schwer, den gegen sonst ungemein erhöhten ästhetischen Forderungen zu genügen. So lange das Publikum nicht zu unterscheiden weiß zwischen dem dramatischen Handlanger und dem Dichter, der originell zu seyn versteht und es versucht; so lange es nicht jenen in seinem Glücke geringer zu achten weiß, als den, der mit einer hoffnunggebenden Eigenthümlichkeit (denn darauf kommt es hauptsächlich an) den Kampf der Flachen aus zu halten und mithin nicht gleich auf die Gunst der Mehrheit zu rechnen hat, so lange wird unsere dramatische Literatur eben so arm an wahrhaftem Geist bleiben, als es die Forderungen der Mehrheit sind.

Welcher Stand wird jetzt mehr als je überschätzt und für wichtiger gehalten, als er ist? — Der Schauspielerstand. Wenn ein mittelmäßiger Schauspieler — für mittelmäßig erklärt wird, fühlt er sich in seiner Künstler-Ehre angegriffen und gekränkt. Was sagt vollends ein guter Schauspieler, ein guter Sänger, wenn er bei gewissen Stellen, die er doch einmal wie das andere (?) hersagt und hersingt, ein einziges Mal unapplaudirt abgehen muß!! Sieht er nicht den Beifall als eine alte Schuld und das Publikum als seinen vieljährigen Schuldner an, und ist seine vornehme Verneigung mehr als das „Zu Dank bezahlt" einer quittirten Rechnung? C.

Aus den Verhandlungen des Krautwummelschen Kränzchens.

Mitgetheilt von Knirps.

(Telephor von Bogdan. Grüners Zeichenbuch. Neue Stereotypen-Ausgabe des Homer bei Tauchnitz. Leipziger Hefte.)

(Schluß.)

Knirps (zur Seitenthür eintretend). Hier bin ich. Ihr wundert euch? Konnte ihr glauben, der bestallte Schreiber des Kränzchens werde sich ein Wort eurer Unterhaltung entgehen lassen? Ich war der Erste hier. — Aber warum werdet ihr auf einmal so feierlich, und bildet einen Kreis?

Polydrimesius Lälaps. Theuerster Knirps! An diesem Tage, der dir einst das Leben gab, sey es mir vergönnt, im Namen dieser versammelten Freunde —.

Knirps. Halt ein, ich bitte dich! Mein guter Drimesius, meine herzlichen Freunde, ihr seyd im Irrthum. Ich habe den Snorro, der mich ganz fein ausforschen sollte, belogen. Mein Geburtstag ist fast eine Woche vorbei.

Polydr. Läl. Ist fast eine Woche vorbei!

Knirps. Verzeiht mir; ich habe lebhafte Rührungen nicht gern. Setzt euch, ich bitte. Heut Abend hoff' ich euch Alle noch bei mir zu sehen, da wollen wir dem entwichenen und verblichenen Geburtstag ein lustiges Schlafwohl nachtrinken.

Snorro. Knirps, du hast uns einen argen Streich gespielt. Aber künftiges Jahr wollen wir ihn schon treffen, und sollt' ich selber nach Knistrin reisen und im Tauschuche nachsehn!

Knirps. Nicht so vermessen, Snorro!

Bedenk', o Kränzchen, daß mit einem Hiebe
Die Klinge dich des Todes mähen kann
Und Keinen lassen, der, ein Jammermann,
„Hier ruht das Kränzchen" auf den Denkstein schriebe.

Lieutenant Lamachos. Höchst erbaulich! Aber setzt euch doch, und seyd nicht so verdutzt. Mir macht Drimesius den meisten Spaß, dem die ganze Rede im Halse stecken geblieben ist.

Knirps. Noch einmal, nehmt mir's nicht übel, Freunde! und für die Geschenke, womit ihr mich überrascht habt, dank' ich euch herzlich. Eins hab' ich mitgebracht, womit du mir, guter Stahlwanzer, eine herzliche Freude gemacht hast. Es ist die schöne Stereotypen-Ausgabe des Homer, die neulich in Leipzig bei Tauchnitz erschienen ist. *)

Ludw. Stahlw. Hast du sie schon genauer angesehn?

Knirps. Schon Stunden lang. Du hattest mir nichts Erfreulicheres aussuchen können.

Lieut. Lamach. Seh' doch Einer! Da könnte man beinahe Lust bekommen, das Griechische zu lernen, so freundlich steht es da. Jede Zeile wie eine Perlenschnur. Nun, ich gönn's dem alten Papa Homer; Ehre wem Ehre gebührt. Ich

*) 1825. Groß Duodez.

verſtehe leider nicht Griechiſch; wollte Gott, unſre Dichter wären ſo vorhanden.

Fabian. Und wie ich auf dem beigelegten Blatte leſe, hat Tauchnitz auf jeden Druckfehler einen Dukaten geſetzt.

Lieut. Lamach. Das iſt ja faſt unmöglich. Sollte denn bei den hunderttauſend Pünktchen, Häkchen und Strichlein für ſo unerhörte Richtigkeit geſtanden werden können?

Knall. Deſto verdienſtlicher, daß es geſchieht. Ich glaube, das wird dem Herrn Tauchnitz nicht leicht Einer nachthun. Wahrlich, ein Werk, das der deutſchen Preſſe Ehre macht! — Wenn du, lieber Knirps, etwas von unſerm Geſpräch berichteſt, ſo ſage dem wackern Verleger von mir einen warmen Dank für ſein ſchönes Unternehmen.

Fabian. Nun, es iſt wohl Keiner unter uns, dem's nicht Freude machte. Selbſt Lamachos, der kein Griechiſch verſteht, liebäugelt ordentlich damit.

Ludw. Stahlp. Uebrigens iſt es allerdings ſehr ſchön und mit lebhaftem Dank an zu erkennen, daß man aus den Büchern der alten Griechen und Römer ſo ſorgfältig alle Druckfehler ausmerzt. Aber behüt' uns Gott davor, daß es auch mit den der Deutſchen geſchieht.

Knirps. O da kannſt du völlig unbeſorgt ſeyn, lieber Stahlpanzer!

Lieut. Lamach. Und warum wäre denn das ein ſo großes Unglück, wenn's geſchähe? Wiewohl die Hoffnung allerdings ſchwach iſt.

Ludw. Stahlp. Aus zwei wichtigen Gründen. Sowohl wegen der Leſewelt als der Schreibewelt. Erſtens, da der lebendige, vielgeſtaltige Witz dermalen ſo ziemlich zu verſchwinden anfängt, ſollte man doch wahrhaftig dem Zufall, der faſt allein noch geiſtreich und witzig iſt, den Mund nicht ſo voreilig verſtopfen. Wie viel Lächerlichkeiten verdanken wir ihm durch Druckfehler!

Guido Läl. Darf ich euren Unfall erzählen, Lamachos?

Lieut. Lamach. Was Teufel, warum nicht gar! — Aber nur zu! Lacht mich immer aus.

Fabian. Ihr gute Seele!

Guido Läl. Als der Lieutenant in das niedliche Mädchen unſeres Amtmanns verliebt war, hatt' er, der Himmel weiß auf welche Veranlaſſung, ein Gedicht an ſie zierlich drucken laſſen, das überſchrieben war:

„Auf ein Paar Roſen.
Zum Andenken an eine ſchöne Stunde."

Ich will's nicht ausſprechen, was der Setzer aus den Paar Roſen geſchneidert hatte. Aber nun hättet ihr erſt leſen ſollen, wie derbwitzig der einzige falſche Buchſtabe das ganz zarte, ſüßduftende Gedichtchen gemacht hatte. Und noch beſſer, der gute Lamachos im brennenden Eifer bemerkt das Unglück gar nicht, und übergiebt's!

Lieut. Lamach. Mach's nur nicht gar zu gefährlich: die Ueberſchrift war gothiſch gedruckt und alſo ſchwer zu leſen.

Guido Läl. Ich war eben bei'm Amtmann, ſehe den Rock, zieh' ihn in's Fenſter — nämlich den Lieutenant — zeig's ihm und will's dann der Oeffentlichkeit preis geben. Da reißt er mich aus der Stube, daß ich faſt gefallen wär', zieht mich in den Garten, und gern wär' er vor mir auf die Knie gefallen, wenn's die knappen Unterkleider erlaubt hätten. Ich ließ mich erbitten, und hab's verſchwiegen bis auf den heutigen Tag.

Lieut. Lamach. Nun, dem Weltweiſen Diſtel in Virtzpium iſt's noch ſchlimmer gegangen. Dem hatten ſie auf den Schmutztitel ſeines Werkes anſtatt Denkwiſſenſchaft geſetzt Dreckwirthſchaft.

Fabian. Du haſt Recht, Stahlpanzer, die Druckfehler ſind mitunter ſo übel nicht.

Ludw. Stahlp. Und nun vollends auf dem zweiten Grunde. Wie könnte man nämlich ſo grauſam ſeyn, angefochtenen Schriftſtellern die letzte Zuflucht ab zu ſchneiden? Zum Beiſpiel, es hat Einer Oeil de Perdrix durch Rebhuhnöl überſetzt und wird ausgelacht. Kann er jetzt nicht klug ſagen: es iſt verdruckt für Rebenöl? Und läßt man das nicht gelten, noch klüger: es iſt verdruckt für Rebhuhn-Oeil?

Knorro. Ja ja, der Fall ſoll wirklich ſo geweſen ſeyn.

Ludw. Stahlp. Alſo, meine Herren, ſo lange noch Setzer da ſind, warum ſollen Schriftſteller ihre eigenen Sündenböcke ſeyn? Was meinſt du dazu, Knirps?

Knirps. Die Böcke, die der Setzer macht,
Sind Heil den Herrn vom Gänſeklicke.
Es ſegnen heimlich, ach, ſo viele
Die Böcke, die der Setzer macht:
Wenn dieſes letzte Bollwerk fiele,
Sie würden tief in Schmach gebracht.
Die Böcke, die der Setzer macht,
Sind Heil den Herrn vom Gänſeklicke.

Fabian. Du ſagteſt vorhin, liebſter Knall, daß du hübſche Holzſchnitte gern habeſt. Sieh einmal, wie dir dieſer gefällt über der Leipziger Hebe.

Lieut. Lamach. Zeigt doch! O Donner, was iſt das für ein plumpes Stück von einem Weibsbilde! Und wie's daliegt! Meiner Treu, platt auf dem Unterleibe, als hätt' es Darmgicht und ſollte ſonſt was bekommen.

Knorro. Nun, Scherz bei Seite, wer weiß, wozu die Flüſſigkeit dienen ſoll, die ſie da ſelber in den Napf ſchüttet.

Knirps. Schönheit und beſonders Anſtand hätte man allerdings von der anmuthigen Dienerin der Götter erwarten ſollen.

Die Nektarſchenkin, jederzeit
Voll Anmuth und Behendigkeit,
Fiel aus dem Olompe der Jahrt
In's — arme Hebe, welcher Ruin! —
Induſtrie- und Literatur-Magazin,
Und liegt nun auf dem Nabel.

Guido Läl. O herrlich, heut iſt der liebe Knirps einmal ſanguiniſch. Ich will wetten, er läßt noch ein halb Dutzend Sinngedichte los.

Knirps. Wenn man dazu nimmt, daß auch die „Leipziger Modezeitung", die im ſelben Magazin erſcheint, an unanſtändigen Stellungen der Frauenzimmer nicht eben Mangel leidet, wie ſchon Stahlpanzer einmal bemerkt hat, ſo könnte man die Schönen Deutſchlands etwa folgendergeſtalt anreden:

Sittige Frauen, o hört! Bei'm Sitzen verſchränket die Schenkel;
Legt ihr euch, bäuchlings thut es, o ſittige Frau'n.
Fragt nur bei'm Induſtrie- und Literatur-Magazin doer:
Zwei Zeitblätter beſorgt's; zwei beloben den Brauch.

Ludw. Stahlp. Aber, mein Gott, ihr lieben Leute, warum müſſen wir immer auf die beklagenswerthe Hebe zurück kommen?

Fabian. Vielmehr die bäuchlings Hingeſtreckte mag's gar zu gern mit uns zu thun haben. Weißt du nicht, daß ſie im „Hebverein" (Nr. 122) einen Rothſchuß gethan hat?

Lieut. Lamach. Hat ſie? Hat ſie wirklich? Nun deſto beſſer für ſie.

Fabian. Wo ſie jammert über mich und dich, wo ſie dich eine Sonne nennt, die über Gerechte und Ungerechte aufgeht.

Ludw. Stahlp. Sehr verbunden!

Fabian. Wo ſie mir vorwirft, daß ich Hermann den Kühnig der Philologen genannt habe.

Ludw. Stahlp. Nun, wer weiß, ob nicht aus dem Schooße des Induſtrie- und Literatur-Magazins wer aufſteht, der ihm den gewichtigen Herrſcherſtab ſtreitig macht.

Fabian. Besonders aber beschwert sie sich, daß du sie „angeschnarcht" habest: Hebe dich weg, Hebe! Vielmehr werde sie sich heben, sagt sie, und Moritz Rothe, „ein junger, tüchtiger Meister der freien Künste", werde schon das Seinige thun. —

Knirps. Ey, da könnte ja Freund Stahlpanzer sagen:

Hebe'n tadl' ich, warum klagt ihr?
Hebe soll sich heben, sagt ihr:
Meine Herrn, das sag' ich auch.
Hebe sie denn aus dem Kothe,
Denn es liegt, o Meister Rothe,
Deine Huldin auf dem Bauch.

1825. No. XLIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen:

Voltaire's und Rousseau's auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.
Erster bis dritter Theil.
Voltaire's
Romane und Erzählungen.
Taschenformat.
Subscriptionspreis der drei Theile: 18 Gr.

Nie hat wohl ein Dichter, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, eines solchen Publikums sich zu erfreuen gehabt, nie ein Mensch durch bloße Geisteskraft die Bewunderung der Welt in dem Grade sich erworben, als Voltaire. Seine Schriften liest der gemeine wie der denkende Leser mit gleichem Vergnügen. Als Prosaiker ist er unerreichbar, so schön und glänzend ist sein Ausdruck, so reich sein Witz; seine Romane und Erzählungen sind wohl einzig zu nennen: als Historiker zeichnet er sich durch glückliche Darstellung aus und seine dramatischen Arbeiten sind durch die hinreißende Kraft der Motive, den lebendigen Ausdruck des Gefühls, die Klarheit gereinigter Welt- und Lebens-Ansichten, so wie durch den Glanz einer meisterhaften Sprache noch jetzt die Lieblingsstücke der Franzosen. Diesem seltenen Talent wurde aber auch die höchste Auszeichnung zu Theil, die französische Akademie nahm ihn auf und stellte seine Büste neben die von Corneille; er ward zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt; Friedrich der Große beehrte ihn mit freundschaftlichem Vertrauen: die Kaiserin Catharina von Rußland sandte ihm prächtige Geschenke mit den artigsten Briefen begleitet und der Besuche bei ihm waren so viele, daß er selbst sagte: „ich werde erstickt, aber mit Rosen." Schade, daß ihn nicht immer die edelsten Beweggründe leiteten, und daß manche seiner Gelegenheitsschriften durch bittern Spott und flache Aufklärerei widerlich wirken: aber gerade diese sind auch in der Zeit untergegangen und verdienen keine Wiedererweckung. Seine oben erwähnten Werke werden aber zu allen Zeiten eine Lieblings-Lektüre gebildeter Leser bleiben und den Ruhm ihres Verfassers für die Nachwelt bewahren.

Nach Voltaire zeichnet sich Rousseau durch Scharfsinn, hinreißende Beredsamkeit und Feuer im Ausdruck vor allen Schriftstellern jener Zeit aus. Warmer Eifer für Menschenwohl ist die Grundlage aller seiner Schriften, allein eine düstere Hypochondrie erregte bei ihm manche excentrische Theorieen, die die unglücklichsten Folgen für ihn selbst hatten und am Besten mit ihm im Grabe ruhen mögen. In zweien seiner Werke setzte er sich aber bleibende Ruhmsäulen: Julie, oder die neue Heloise, ist für jeden Kenner des Schönen ein meisterhafter, unübertrefflicher Roman, in dem Alles aus dem Leben gegriffen und aus der Wirklichkeit dahin gestellt ist; dann der berühmte Emil, der trotz aller Paradoxen eine helle Masse von Licht über die Erziehung geworfen und durch eine Fülle von Ideen, eine wohlthätige Quelle vortrefflicher Lehren und Wahrheiten für denkende Leser bleiben wird.

Voltaire und Rousseau, im Leben die erbittertsten Feinde, eignen sich, wie selten zwei Schriftsteller, zu einer Vereinigung ihrer erlesenen Werke. Die früher in Berlin erschienenen Ausgaben sind theils vergriffen, theils entsprechen sie der Ausbildung unserer Sprache nicht mehr. Wir beginnen hier eine neue Ausgabe, deren Uebertragung sich in den Händen ausgezeichneter Gelehrten befindet. Wir liefern sie auf gutem Papier, sehr rein gedruckt, im Taschenformat, und setzen jedes Bändchen von zwölf Bogen im Durchschnitt, ohne Verbindlichkeit und ohne Vorausbezahlung, zu dem äußerst geringen Subscriptionspreise von 6 Groschen an, der jedoch in der Folge, nach Vollendung mehrerer Bände, für Neueintretende erhöht wird. Die drei ersten Bändchen sind bereits erschienen und enthalten von Voltaire's Romanen und Erzählungen die nachfolgenden: I. Zadig, oder die Bestimmung. — Die Welt, wie sie ist. — Memnon, oder die Weisheit der Menschen. — Die beiden Getrösteten. — Scarmantados Reisegeschichte. — Mikromegas. — II. Candide, oder die Lehre von der besten Welt. — Der Weiße und der Schwarze. — Die Ohren des Grafen Chesterfield. III. Der Offenherzige. — Der Mann von 40 Thalern.

Preis dieser drei Theile: 18 Gr.

Das vierte, fünfte und letzte Bändchen der Romane folgt in einigen Wochen, dann erscheint noch vor dem neuen Jahre Voltaire's Geschichte Karl XII. und bald nach demselben Rousseau's Julie, oder die neue Heloise u. s. w.

An Freunde der Reitkunst.

J. C. H. André (Königl. Pr. Stallmeister in Halle) gründliche Anleitung zur Reitkunst für an-

gehende Bereiter, Offiziere der Cavallerie, besonders auch zum Selbstunterricht für Liebhaber des Reitens. 2te verbess. und vermehrte Auflage. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack, wie in allen Buchhandlungen zu bekommen. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Schon die erste Auflage dieses, auch jedem Laien verständliche Buch, wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen; es wird daher auch jetzt in der neu bearbeiteten und vermehrten Gestalt nicht minder willkommen seyn.

Einladung zur Subscription.

Geist aus

J. G. v. Herder's sämmtlichen Werken,

in

einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten aus seinen Schriften.

Nebst dessen Leben.

Sechs Bändchen in Taschenformat, jedes zu ohngefähr 400 Seiten.

Berlin, bei Th. Chr. Fr. Enslin.

Breite Straße Nr. 23.

Herder's Werke sind in der neuesten Original-Ausgabe zu einer Reihe von 45 Groß-Octav-Bänden angewachsen, und somit der Preis derselben, für die Meisten, denen dieser geistreiche und originelle Mann, der mit gleichem Glücke im Felde der Dichtkunst, der Philosophie für das Leben, als Geschichtschreiber, Theolog, Philolog, Archäolog und Aesthetiker gewirkt hat, theuer und werth geworden ist, fast unerschwinglich geworden. Aber auch davon abgesehen, so ist gar keine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke im Original vollständig mehr zu haben. Es erscheint daher zeitgemäß, einen wohlgeordneten Auszug aus denselben zu geben, und so das Beste aus ihnen noch mehr zu einem Gemeingute der Nation zu machen, damit auch alle die sich damit vertraut machen mögen, denen die Schätze dieses seltenen Geistes bis jetzt nicht zugänglich gewesen sind. — Der Umfang dieses hiermit angekündigten Geistes aus Herder's sämmtlichen Werken erscheint zwar gegen die große Bändezahl derselben, im Aeußern nur gering, der Verleger kann aber versichern, daß der Herr Herausgeber in seiner Auswahl dieser Blumenlese so umsichtig zu Werke gegangen ist, daß nichts vermißt werden wird, was zur Charakteristik dieses Schriftstellers und zur Kenntniß der vielseitigen Erzeugnisse seiner Thätigkeit führen kann.

Im ersten Bändchen wird eine, aus den besten Quellen geschöpfte Biographie Herders mit enthalten seyn, da solche zum bessern Verständniß dieses Schriftstellers durchaus nothwendig erscheint.

Die

Bedingungen der Subscription

sind folgende:

1) Alle Sechs Bändchen kosten für diejenigen, welche bis zur Mitte Februars 1826 darauf subscribiren, nur 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein.
2) Die Bezahlung geschieht in der Ostermesse 1826 bei Ablieferung der ersten 3 Theile, und die folgenden Theile werden zu Johannis als Rest nachgeliefert, auch beide Termine pünktlich gehalten werden.
3) Subscribenten-Sammler, die sich unmittelbar an den Verleger wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei.

Die Subscribenten werden dem letzten Theile vorgedruckt. — Der spätere Ladenpreis kann noch nicht bestimmt werden. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Im Verlage von J. K. G. Wagner in Neustadt a. d. Orla ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen. Drittes Bändchen. 8.

Preis: 12 Groschen.

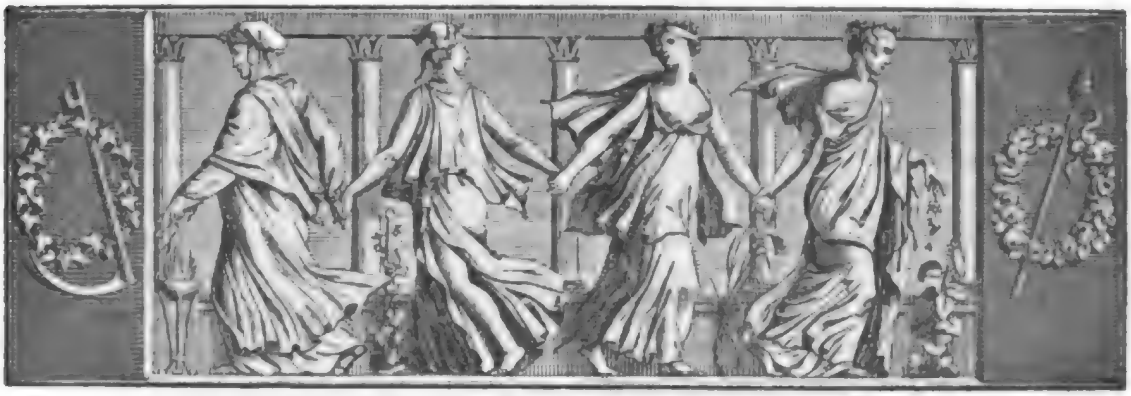
Inhalts-Verzeichniß. I. Auszüge von größerem Umfange. Rückblicke auf die baskischen Provinzen. Geschichte der Bewohner dieser Provinzen. — Charakter der Basken. — Sprache der Basken. — II. Auszüge von kleinerem Umfange. Untergang des Schiffes St. Géran 1744, Veranlassung zu dem Romane: Paul und Virginie. Schilderungen und Bemerkungen aus den Reisen des Herrn C. von Montulé nach Italien, Sicilien, Aegypten u. s. w., in den Jahren 1816—19. a) Ruinen von Pompeji; b) Feierlichkeiten in Messina, den 15. August, zu Ehren der heiligen Jungfrau; c) der Aetna; d) die Pyramiden bei Cairo; e) der Vogelbrunnen bei Memphis. — Duell unter den Wilden von Nordamerika. — Die Kanone des berühmten Aurengzeb. — Die Choctaws und die Chicasaws. — Der Schah von Persien, seine Armee und seine Residenzstadt Teheran. — Menschenfresser auf Neuseeland. — Versuch mit Congreviſchen Raketen beim Wallfischfange und Beschreibung dieser Raketen. — Gemeinschaftliche Abstammung der Insulaner des stillen Oceans. — Entdeckung einer neuen Insel im stillen Ocean.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 18 Gr. zu haben:

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; so wie gewölbter, feuerfester und wasserdichter Decken in Gebäuden; nebst einer Anweisung zur Bereitung des Forsterschen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzschnitt und Steindruck. (Zur Hälfte zum Besten der Leidenden am Rhein; zur Hälfte zu ähnlichem guten Zweck bestimmt.) Den Herren Grafen, Direktoren, Inspektoren und Vorstehern der oben genannten heilsamen Anstalten aller Länder mit Achtung und Bescheidenheit gewidmet von Carl Friedrich Holzer.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsstraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 25. November. 188ſtes Blatt.

Das Portrait des Dichters.

Wahre Anekdote.

Kunſtkenner und Kunſtliebhaber, wie ſolche, die eines oder das andere zu ſeyn vorgaben, durchſtrichen im Jahr 1754 die Säle der Londoner Gemälde-Ausſtellung. Aber wie Neigung und Gründlichkeit, vorgefaßte Meinung und aus überſeeiſchen Ländern heim geholte Phraſeologie auch in Lob und Tadel bei den einzelnen Leiſtungen zu Gericht ſitzen mochten, dennoch wandte ſich Alles in Theilnahme und Billigung immer einem Gemälde zu. Dieſes, das Bruſtbild des ohnlängſt zu Liſſabon verſtorbenen Henry Fielding darſtellend, war, ohne Angabe des Künſtlers, mit den Worten: „Ein Bruſtbild nach der Natur" im Catalog verzeichnet, aber ſogleich für das Portrait des nun nach dem Tode doppelt gefeierten Schriftſtellers allgemein erkannt worden. Das Gemälde, welches außer einer geübten und ſichern Hand auch die treue Auffaſſung von Charakter und Eigenthümlichkeit bekundete, war unter dem Namen: „Das ſprechende Bild" bald ein Gegenſtand des Geſprächs und der Forſchung, welche letztere noch durch den Umſtand gereizt ward, daß man, eine Herausgabe von des Dichters Werken beabſichtigend, dieſe mit dem Kupferſtich deſſelben zu ſchmücken gewünſcht, aber, in Ermangelung eines Gemäldes von dem Verſtorbenen, anſcheinend darauf verzichtet hatte. Jenes etwa von einem Privat-Beſitzer, oder aus dem Erinnerungs-Vermögen eines der Künſtler, welche Fielding perſönlich gekannt, zu erhalten, hatte man früherhin öffentliche Bitten und Aufforderungen nicht geſpart, ohne jedoch zu einem gewünſchten Erfolg zu gelangen. Die mit dem Empfang und der Ordnung der für die Kunſt-Ausſtellung eingehenden Gemälde beauftragten Künſtler konnten eben ſo wenig, als alle Uebrigen, von dem Einſender des räthſelhaften Bildes Rechenſchaft geben, und das viele Beſprechen und Rathen machte, da doch durchaus nichts aus zu mitteln war, den Gegenſtand immer intereſſanter. Zwar hatten Sachverſtändige gleich anfangs Hogarth's Pinſel in dem Gemälde finden wollen, aber man wußte, daß dieſem Meiſter in der Darſtellung menſchlicher Bildniſſe und Leidenſchaften das Talent des Treffens ermangelte; nächſtdem hatte er auch, wie beſtimmt bekannt war, das, als einen genauen Bekannten Fielding's, zuerſt an ihn gerichtete Geſuch, den Verſtorbenen zu malen, auf eine entſchiedene, ja ſchroffe Weiſe abgelehnt. Um ſo größer war daher die Verwunderung, als er ſich endlich doch zu dem Bilde bekannte, und die Abſicht, das allgemeine Urtheil über die wirkliche Aehnlichkeit deſſelben zu prüfen, als den Grund ſeiner anfänglichen Verhüllung angab. Mit Lobeserhebungen und Glückwünſchen über ein ſo vollſtändiges und ſeltenes Gelingen überſchüttet, waren die einſylbigen Erwiederungen des Künſtlers um ſo befremdlicher, da dieſer ſonſt als ein jovialer und mittheilſamer Mann bekannt war: ſeine Freunde aber verſicherten bald mit Achſelzucken, daß er beides — geweſen ſey, indem eine ſeltſame Verſchloſſenheit und Schwermuth ſich ſeiner bemeiſtert habe.

Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß Hogarth's Schwiegervater, Sir Jacob Thornhill, der den Geiſt des Tochtermanns durch den Blick auf die Zukunft verdüſtert wähnte, dieſem das Anerbieten machte, ſeine bisherige Stelle als Maler des Königs zu Gunſten Hogarth's nieder zu legen, indem er ja durch das zum Bewundern gelungene Fieldingſche Bild, wie ſeine Meiſterſchaft überhaupt, ſo ganz beſonders auch ſein Talent als Portrait-Maler genugſam erwieſen habe. Hogarth dankte mit inniger Empfindung, doch war es mehr Rührung als Freude, was er äußerte, und ohne jenen gütigen Vorſchlag geradezu von ſich zu weiſen, behauptete er doch, daß ihm das erwähnte Talent gänzlich abgehe. Die Gemälde der Herzoglich-Norfolkſchen Familie, womit er auf Thornhill's Empfehlung beauftragt worden, hätten ihm, wie er ſagte, einen neuen Beweis zu der eben ausgeſprochenen Behauptung geliefert, was man auch von Fielding's Bilde, bei dem ganz beſondere Umſtände obgewaltet, urtheilen möge. — Sir Thornhill, der allerdings gehofft hatte, daß ſich ſein Schwiegerſohn durch jene Gemälde in die Gunſt des bei dem Könige viel geltenden Herzogs empfehlen ſollte, glaubte auch jetzt noch, daß Hogarth, von ſeiner trüben Stimmung beherrſcht, ſie nur mißrathen nenne, und folgte, um ſich mit ſeinen eigenen Augen zu überzeugen, dieſem endlich in deſſen Wohnung. Hier aber empfing man Beide mit der Nachricht: daß der Herzog ſo eben nach dem Gemälde der jungen Herzogin, ſeiner Tochter, geſchickt, und man keinen Anſtand genommen habe, ihm mit dem vollendeten Bilde zu willfahren. Hogarth vernahm den Vorfall mit ſeiner ihm jetzt gewöhnlichen Gleichgültigkeit, aber ſein Schwiegervater, der das Gelingen ſeines Planes an den Eindruck geknüpft glaubte, den jenes Portrait auf den Herzog machen würde, ließ ſich ſogleich bei dieſem melden, um die etwaigen Mängel zu entſchuldigen und als leicht abhelfbar dar zu ſtellen.

Noch ſpät am Abend fuhr Thornhill wieder zu ſeinem Schwiegerſohn, und, dieſen mit Freudenthränen umarmend, verſicherte er, daß eben jenes Gemälde Hogarth's künſtleriſchen Ruhm wie ſeine ehrenvolle bürgerliche Exiſtenz begründen werde. Ausführlich erzählte er darauf ſeiner Tochter, wie er den Herzog in der Geſellſchaft zweier berühmten Aerzte vor dem Bilde gefunden, welches durch einen ſeltſamen Zug von Starrheit ſeine Gemahlin, wie ihn ſelbſt, auf's Höchſte erſchreckt habe. „Als Kind nämlich" — fuhr Sir Thornhill fort — „hatte die junge Herzogin am bösartigſten Starrkrampfe faſt unheilbar danieder gelegen, deſſen erſte Regungen ſich, wie die beſorgte Mutter behauptete, in jenen Zügen, welche das ſonſt ähnliche Bild entſtellten, auf dem Geſichte an zu kündigen pflegten. Nun hatte gerade um die Zeit, als die junge Fürſtin dem Hogarth geſeſſen, der Herzog über ihre Hand beſtimmt, und die Vermuthung der Mutter, daß der väterliche Wille dem Herzen ihrer Tochter entgegen ſey, wurde durch jene Wahrnehmung zur Gewißheit geſteigert; ſie hatte ihre Befürchtung über die Folgen ihrem Gemahl mitgetheilt, und ſo fand ich den gleichfalls bekümmerten Vater eben beſchäftigt, das Gutachten zweier Aerzte über dieſe Sache zu fordern. Die beiden Herren waren einſtimmig der Meinung, daß die Symptome jener furchtbaren Krankheit, wie ſie zuerſt in Geſicht und Haltung ſich ankündigen, hier mit einer Wahrheit und Treue der Natur abgelauſcht ſeyen, welche das Bild zum Studium für einen Arzt machen könnten; leider aber, in Beziehung auf die junge Dame, unter dieſen Umſtänden das Schlimmſte ſich fürchten ließe. Während dies unter uns verhandelt ward, hatte die Herzogin ihre Tochter mit Bitten beſtürmt, ſich ihr ohne Rückhalt zu entdecken, und mit der heftigſten Bewegung hatte ihr dieſe unter Thränenſtrömen ihren Widerwillen gegen die von dem Herzoge gewünſchte Heirath, zugleich auch eine andere geheime Neigung ihres Herzens geſtanden. Die würdige Dame hatte die Entfernung der beiden Aerzte erwartet; jetzt ſtürzte ſie, mich weder vermuthend noch wahrnehmend, in das Zimmer, umſchlang die Kniee ihres Gemahls und flehte ihn mit der Angſt des Mutterherzens an, ſein einziges Kind nicht der Convenienz zum Opfer zu bringen. Der Herzog, durch jenen Ausſpruch der Aerzte ſchon mehr als bedenklich, wurde durch die leidenſchaftliche Aufgeregtheit ſeiner Gemahlin vollends erſchüttert und gerührt, und da die Neigung ſeiner Tochter nicht auf einen unwürdigen Gegenſtand gefallen war, ſo gab er ſein Wort, ſeine eigenen Abſichten zu Gunſten der jungen Leute aufgeben und um die Rückgabe ſeines Verſprechens mit der Familie des früher erwählten Eidams unterhandeln zu wollen. Ich darf nicht aus der Schule plaudern" — ſchloß Sir Jacob ſeinen Bericht — „aber der neu begünſtigte Liebhaber von Mylady iſt ein bekannter eifriger Beförderer der edlen Malerkunſt, und da er ihr nunmehr ſein Glück in der Liebe zu danken hat, kann ſie nicht in ſeiner Gunſt ſinken; die Geſchichte wird gewiß bekannt und auch unſerm Plane wegen der Hof-Maler-Stelle förderlich werden. Der Herzog hat mich ermächtigt, Euch vorläufig ſeine Zufriedenheit zu verſichern, und ſo mögt Ihr um ſo feſter auf ſeine Erkenntlichkeit rechnen, da er Euch noch bei meiner Beurlaubung einen Gewaltigen nannte, der die innerſte Regung der Seele vor der Stirn zu leſen und auf dieſelbe zu ſchreiben verſtände, mit dem man es alſo nicht verderben müßte. Nun aber ſeyd mir auch wieder aufgeräumt, Hogarth! Friſch, laßt mich die Gemälde des Herzogs und ſeiner Gemahlin ſehen, die man Euch ohnehin morgen ab zu fordern gedenkt,

daß ich mich, da sie ohne Zweifel nicht minder vortreflich als das der jungen Herzogin sind, Eurer Meisterschaft in der Portrait-Malerei, als in meinem eigentlichen Fache, doppelt erfreue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

Nadir Mirza Schah, Neffe des Sophi von Persien, befand sich im Jahr 1802 in Paris. Jung, liebenswürdig, schön, und dem Vergnügen ergeben, besuchte er Bälle, Schauspiele, Spaziergänge, und that es den französischen Jünglingen zuvor. Einst aber vergaß er sich, nahm seinem Kutscher das Maaß mit seinem Bambusrohr, und dieser, dem die Menschenrechte besser bekannt waren, als die Pferde-Rechte, führte Klage, so daß Se. Kaiserl. Hoheit zu dreimonatlichem Gefängniß in der St. Pelagie verurtheilt wurde. Hier bestand eine seiner Zerstreuungen darin, daß er seinen Mitgefangenen ein Fest gab; doch mußten sie sich zu seinen asiatischen Gebräuchen bequemen. Statt der Tafel und der Stühle waren Kissen auf dem Boden ausgebreitet; man setzte sich à la Turque mit kreuzweis gelegten Beinen; man aß mit den Fingern, und da der Wein nicht ausbleiben durfte, so begnügte sich Nadir damit, so oft er einen Becher leerte, die Augen gen Himmel zu heben und zum Ali zu beten, daß er die seinen über den Frevel schließen möchte. Er war besonders ein großer Blumenfreund, und gab den Damen, die ihre Gatten und Liebhaber im Sprachzimmer besuchten, Rosen mit den Worten: „Ich schenke Dir Dich selbst!“ — Der Frau von G····· schlug er vor, ihn nach Persien zu begleiten, und versprach ihr, sie zu seinem Minister des Innern zu machen.

Welches sind die gastfreiesten Leute? — Die Geizigen, die nie Gäste bewirthen.

Die Hölle ist die Inquisition jenseits, welche der Protestantismus jedoch auch abschafft.

Denjenigen, welche Anhänger der Volkspoesie sind, oder die in Prosa und Poesie sich der verrenkten Wort-Construktionen befleißigen, möge folgende Grabschrift eines Schneiders, die sich auf dem Kirchhofe eines Städtchens in Böhmen befindet, als Muster dienen:

„Wanderer! der du allhier vorüber thun geh'st,
Und an diesem Grabmal bleiben sieh'st:
Hier liegt Caspar Balthasar Melcher,
Ein Schneidermeister gewesen ist, welcher.“

Die berühmte Frau von Epinay erzählt in einem Briefe, den sie 1777 aus Paris an den Abbé Galiani schrieb, folgende Anekdote: Der Polizei-Lieutenant war eines Tages zu einem großen Diner geladen, und hatte sich zu demselben eine neue Perücke bestellt. Aber der Tag brach an und — die Perücke blieb aus. Man schickt endlich zu dem Perückenmacher, da gab es aber große Noth: die Frau war zwei Tage vorher entbunden worden, das Kind den Tag zuvor gestorben und die Mutter noch sehr gefährlich krank. Solche Umstände konnten denn schon einmal des Mannes Nicht-Worthalten bei dem Herrn Polizei-Lieutenant entschuldigen. „Die Perücke ist indeß jetzt fertig“ — sagt der Friseur — „ich hatte nur Niemand zum Hinschicken; dort in der Schachtel liegt sie!“ — Der neugierige Kammerdiener will doch sehen, wie sie aussieht, öffnet, und — das todte Kind liegt in der Schachtel. „Ach, mein Gott!“ ruft der Friseur — „so hat man ja die Perücke begraben!“ — Es war so, und es bedurfte nun einer besondern Ordre des Erzbischofs, eines förmlichen Protokolls, einer Verfügung des Raths u. s. w., um die Perücke wieder an's Licht zu bringen — und das todte Kind zu begraben!

Ein Sterbender beichtete einem Jesuiten und dieser rief ihm zu: „Mein lieber Bruder, wenn Du nach dem Paradiese kommst, sage dem heiligen Ignatius, daß es seinem Orden recht wohl ergehe!“ — „Wenn ich ihn dort finde, recht gern!“ erwiederte der Sterbende.

Th. Laurin.

Der Pentameter spricht:

„Oft im Gesange vereint mit des Hexameters Kraft
Dien' ich dem Dichter im Lied, wenn er der Liebe Gewalt
Singt im elegischen Maaß, wenn ihn der Drang des Gefühls,
Nach unendlicher Lust, die aus dem Tode nur blüht,
Nach des Befreundeten Kuß, friedlichem ländlichen Glück,
Oder was sonst noch das Herz füllt mit tönendem Hauch,
Im wehmüthigen Lied zwang zu besingen der Gott.
Glückliche Ehe, die schon manchen bewunderten Kranz
Lieblicher Lieder erschnt, dir, o Tibull und Ovid!
Dir auch, Gallus, und dir, Goethe, dem wieder in Rom,
Denkend vergangener Zeit, Amor die Lampe geschürt.
Schone Vermählung, die stets freuet ein zärtliches Herz,
Wenn sich weiblicher Huld männliche Stärke gepaart.
Eines bedrängt mir die Brust lastend mit Centnergewicht,
Eines bewein' ich umsonst, tief in der Seele betrübt,
Manche geheiligte Nacht bitteren Schmerzes hindurch:
Daß mich allein in das Lied Dichter zu fügen verschmäh'n;
Daß nur der Stümper es wagt, welchem die Muse gebricht.
Hat doch der Fürst des Gesangs in ein unsterbliches Lied,
Dem wir staunen, allein meinen Gefährten gehört!
Flog er nicht immer seitdem Pfade des ewigen Ruhms?
Und ich dürfte nicht auch, ich, der ich zärtlicher bin,
Reicher an Thränen der Lust, Wonnen des Schmerzens als er,
Dürfte nicht auch allein wandeln die Bahn des Gesangs?
Wär' an die Sohlen nur stets meines Gefährten gebannt?
Solches Geschick, ich weiß, sparten die Götter mir auf.
Denn uraltes Gesetz, Jeglichem von der Natur
Eingeschrieben in's Herz, wenigen Weisen bekannt,
Hat mir so trauriges Loos lange vorher prophezeit:
„Eine sich weiblicher Zier männliche würdige Kraft:
„Freut uns Stärke des Manns, Weichlichkeit ekelt allein.“
So der verdammende Spruch, den mir ein Weiser vertraut.
Aber ich folge seitdem, selten getröstet, dem Zug,
Den der Hexameter führt, trauernd und trauernder nach.“

K. Simrock.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Goethe's Jubelfeier zu Weimar. Von einflußreicher Bedeutung ist der Tag für Weimar, für Stadt und Land gewesen, wo Goethe Weimar's Fluren zum ersten Mal betrat; an ihn schlossen sich eine Reihe geistiger und classischer Begebenheiten, darum war man bedacht, ihn auf eine sinnige Weise daselbst zu feiern und ihn nach einem höchsten Befehle des Großherzogs mit der den 11. Juni kommenden Jahres eintretenden Dienst-Jubelfeier Goethe's in Verbindung zu setzen, indem dieser Fürst, nach einem Handschreiben an Goethe, diesen schon mit dem Momente seines Anlangens in Weimar als den Seinigen aus besondern Gründen erachtete. Jenen merkwürdigen Tag selbst hatte man theils aus älteren Briefen Wieland's an Friedrich Heinrich Jacobi, theils aus einem aufgefundenen Briefe der Eltern Goethe's an einen ihrer Freunde, einen damaligen Königl. Dänischen Consul Schönborn zu Algier, worin unter Anderem eigenthümlicher Weise gesagt wird: „der Doctor wäre fort nach Weimar, wo er vor der Hand das Versemachen lassen und sich mit andern Dingen beschäftigen müsse", ausgemittelt und den 7. November 1775 als solchen bezeichnet. — Als nun der Morgen des 7. Novembers zum 50sten Mal seit jenem Tage der Ankunft wiedergekehrt war, sah man von allen Seiten her die Verehrer und Freunde Goethe's in Festesschmuck — denn selbst der Großherzogl. Hof hatte die bestehende Hof-Trauer auf besondere höchste Anordnung für diesen Tag ausnahmsweise abgelegt — zu dessen Hause sich begeben und kaum vermochte dieses Alle zu fassen. Nun begann die Feier des Tages mit einem vom Professor Riemer gedichteten Morgengruße, worin die Ilm mit den Nymphen und Waldgöttern redend eingeführt waren; er wurde als eine Morgen-Cantate, vom Musik-Direktor Eberwein componirt, dem gefeierten Dichter von dem Weimarer Sing-Verein und zwar von vierzehn jungen Damen dargebracht. Hierauf erfolgte die feierliche Uebergabe obgedachten und unten abgedruckten Handschreibens des Großherzogs und eines zweiten Handschreibens desselben, mit Ueberreichung einer goldenen Denkmünze durch den Hrn. wirklichen Geheimen Rath und Staats-Minister, Freiherrn von Fritsch, in speziellem Auftrage des Großherzogs. Diese Denkmünze, einzig in ihrer Art — denn eine gleiche kann weder das graue Alterthum, noch das Mittelalter, noch die neuere und neueste Zeit aufweisen — ausgeführt nach einer eigenen Angabe des Großherzogs von Brandt in Berlin, zeigt auf dem Avers die vereinten Bildnisse des Großherzogs und der Großherzogin, auf dem Revers das Brustbild Goethe's von zwei Lorbeerzweigen umschlungen, mit der von der einen Seite auf die andere herüber laufenden Inschrift:

„Carl August und Louise — Goethen."

Jetzt näherten sich dem Gefeierten alle Anwesenden, um ihm ihre Weihgeschenke, Ehrenbezeugungen und Glückwünsche dar zu legen. Zu den Ersteren gehörten die Universität Jena — welche ein besonderes lateinisches Festgedicht, verfaßt vom Hrn. Geheimen Hofrath Dr. Eichstädt, durch einen Deputirten übersendete — sodann die theologischen, medizinischen und philosophischen Fakultäten zu Jena, welche durch ihre Decane, und zwar die theologische ein lateinisches Glückwünschungs-Schreiben in Lapidar-Styl, die medizinische und philosophische zwei Doctor-Diplome überreichten, um so auf Goethe's Haupt einen dreifachen Doctor-Hut zu setzen, da dieser bereits im Jahr 1771 zu Straßburg den Grad eines Doctors der Rechte erhalten hatte. Nebenbei überbrachte noch die philosophische Fakultät zwei Doctor-Diplome für den Professor Riemer und einen zu Weimar lebenden jungen hoffnungsvollen Gelehrten, Eckermann, bekannt durch sein kleines Werkchen über Goethe, um auch die zu ehren, welche in des Letzteren nächster Nähe und Umgebung oft sind und leben. Die Ersteren empfingen ihre Würden aus den Händen Goethe's. Nach ihnen erschien der Weimarische Stadtrath mit einer Urkunde, mittelst welcher er Goethe's Nachkommen (er, der Jubilirende, ist schon längst Bürger von Weimar) das Weimarische Bürgerrecht auf ewige Zeiten ertheilte; sodann Angelica Facius, eine junge in Weimar lebende talentvolle Künstlerin, Tochter des rühmlichst bekannten Graveurs und Medaillenrs Facius daselbst, die sich schon bei dem Jubiläum des Großherzogs in ihrer Kunst mit Glück versucht hatte, mit einer silbernen Medaille, welche auf dem Avers das herrlich getroffene Brustbild Goethe's und auf dem Revers die von drei in einander verschlungenen Lorbeer-, Eichen- und Oel-Zweigen umgebene Inschrift: „Dem VII. November 1825" zeigt; auch waren durch den Großherzogl. General-Consul Hrn. Kustner zu Leipzig verschiedene silberne und bronzene (auf die Krönung Carl's X. von Frankreich in Rheims) zu Paris geprägte Medaillen angelangt (von denen besonders eine wegen ihrer vorzüglichen Größe und der Menge in erhabener Arbeit darauf befindlicher Figuren bemerkenswerth seyn dürfte), und aus einer Eintagung der Frauen und Töchter aus den höheren Ständen der Stadt war eine Menge von trefflichen, für diesen Tag passenden weiblichen Arbeiten hervorgegangen, deren Aufzählung mit den übrigen, in großer Anzahl geschriebenen Verehrungen hier zu weit führen würde. Die Vollendung des für Goethe gewundenen Kranzes machte gegen 11 Uhr der persönliche Besuch des Großherzogs und der Großherzogin, sodann des Erbgroßherzogs und der Großfürstin mit dem Prinzen Carl und den beiden Prinzessinnen. — Während dem hatten die Deputationen der Landes-Collegien, der Universität Jena und der verschiedenen Corporationen die Goethesche Behausung verlassen und sich, nebst einem zahlreichen Kreise von Staats-Dienern und hinzu gekommenen Fremden, mit höchster Genehmigung, in dem Großherzogl. Bibliothek-Gebäude zu feierlicher Begehung des Tages an einem Orte versammelt, wo Goethe's Geist lange Jahre, früherhin im Verein mit dem verstorbenen hochverdienten Staats-Minister von Voigt und seit dessen Tode allein, mit dem ersprießlichsten Erfolge für diese gediehte Anstalt gewaltet hatte. Der Akt selbst geschah in dem ovalen großen Saale, an dessen oberstem Ende man das lebensgroße Bild des Großherzogs mit Kränzen verziert, am untersten aber die auf einem verschließbaren Piedestal aufgestellte, mit einem Lorbeerkranze behangene Büste Goethe's, von Rauch, erblickte. In der obersten Gallerie des Saales befanden sich Sänger, Sängerinnen und musikalische Künstler. Diese ließen zuerst von hier aus eine festliche, von dem Hrn. Kapellmeister Hummel componirte Musik ertönen. Als diese verhallt war, trat der Hr. Kanzler Dr. von Müller (der sich um Arrangirung der Festlichkeiten des Tages überhaupt geistig-werkthätig verdient gemacht hatte) auf und sprach gewichtige, gehaltvolle Worte, mit welchen er an den Bibliothekar, Professor Dr. Riemer, ein zweites Exemplar jener Großherzogl. goldenen Medaille, einen besonderen, für diesen Tag auf Befehl des Großherzogs geschehenen neuen Pracht-Abdruck der „Iphigenia" und die Eingangs genannten, auf Goethe's Ankunft in Weimar Bezug habenden Papiere übergab. Dieser erwiederte jene, vertraut mit dem classischen Alterthum, im Sinne desselben, und legte die huldreichen Geschenke und Papiere in das erwähnte Piedestal feierlichst für ewige Zeiten verwahrlich nieder. Ein Chorgesang, tief ergreifend vorgetragen, endigte diese seltene Feierlichkeit.

(Der Schluß in der Beilage.)

(?) In einem Privat-Museum in Petersburg befindet sich ein Stück Hanfseilen von 1480 Fuß Breite und acht Meilen Länge. Eine samojedische Familie hat daran in Moskau 26 Jahre gewebt. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XLIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 188ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Goethe's Jubelfeier zu Weimar. (Schluß.) An dieſe erhabene Ehrenbezeugung reihte ſich gegen 1½ Uhr ein feierliches Mittagsmahl auf dem großen Stadthaus-Saale zu Weimar, an dem über 200 Perſonen Theil nahmen, beſtehend aus einer bedeutenden Anzahl von Staats-Dienern mit ihren Frauen und Töchtern und aus den anweſenden Fremden. Der Saal war auf eine ſinnige Art durch den Ober-Bau-Direktor Coudray decorirt worden; an dem mittlern oberen Ende deſſelben hatte man den ſonſt für das eine Muſik-Chor beſtimmten leeren Raum zu einem, die Ankunft Goethe's in Weimar allegoriſch darſtellenden Bilde benutzt. Das Bild, von einem Weimariſchen jungen Maler, Schmeller — Schüler des zu früh verdorbenen braven Portrait-Malers Jagemann — ausgeführt, hatte drei Abtheilungen: auf der mittleren erblickte man rechts ein Stadtthor, in ihm eine Figur (Wieland) ſtehend, halb nach innen, halb nach außen gekehrt, in der linken eine Pergament-Rolle haltend und in der rechten Hand auf eine im Geleite der Muſen von der andern Seite kommende Figur (Goethe) deutend, gleichſam ausſprechend: Seht, Goethe kommt, das iſt er! — weiter vorwärts eine andere und zwar weibliche Figur mit einer Stirnbinde, welche den Ankommenden freundlich empfangt. Nur die Herzogin Amalie, die erhabene Mutter des Großherzogs, konnte damit gemeint ſeyn und unverkennbar war ſie an ihrer höheren würdevollen Haltung, gleich der in der Mitte des Bildes befindlichen Figur (der Großherzog), die Goethe'n, durch die Lyra in deſſen Hand und ſonſt deutlich bezeichnet, mit der rechten Hand gegen das Stadtthor führte; über den beiden Figuren des Großherzogs und Goethe's ſchwebte in der Luft eine engelgleiche Figur, mit Kränzen in beiden Händen, um ſie auf die Häupter Jener zu drücken. Die zwei Seitenbilder ſtellten geflügelte Genien dar, wie ſie dem Vogel Greif libirten. Unter den Bildern befanden ſich folgende Inſchriften, in der Mitte: „Willkommen zu Weimar den VII. November MDCCLXXV.", an den Seiten: „Gleich Sternen ſtrahlen ſeine Werke — ihn kraenzen Mit- und Nachwelt." — Uebrigens waren rings herum an den Frieſen des Saales 36 umkranzte Medaillons in wohlgewählter Ordnung aufgehangen, jedes einem eigenen Werke des unſterblichen Dichters geweiht. — Zu mehrerer Verherrlichung der Tafelrunde waren eigene Lieder, gedichtet von den Herren St. Schütz, Friedrich von Müller, Peucer, Haſe (Hof-Advokat), Weichardt (Profeſſor) und Eckermann, größtentheils von Hummel componirt, gedruckt erſchienen, die, von Hummel's trefflichem Spiel auf dem Pianoforte und einem beſondern Muſik-Chor begleitet, theils geſungen, theils geſprochen wurden; die Solo-Partieen hatten die treffliche Sängerin Mad. Eberwein, der daſige berühmte Baſſiſt Stromeyer und der liebliche Tenoriſt Moltke freundlichſt übernommen und ſie wurden harmoniſch ergreifend durchgeführt. Zwiſchen dieſen Geſängen erfolgte die Ausbringung von vier Toaſts und zwar der erſte von dem Hrn. Staats-Miniſter Freiherrn v. Fritſch, auf den Großherzog, als den Schutzherrn Goethe's; der zweite von dem Hrn. Staats-Miniſter, Freiherrn von Gersdorf, auf Goethen, als den Unſrigen (d. h. mit Bezug auf ſein Leben und Seyn in Weimar und mit Bezug auf den Feſttag ſelbſt); der dritte von dem Sohne des Gefeierten, dem geh. Kammerrath von Goethe, in Auftrag des Vaters, auf den noch in Jena lebenden Major von Knebel, als denjenigen, welcher die erſte Zuſammenkunft des Großherzogs mit Goethen veranlaßt und vermittelt habe; der vierte von dem Ober-Bau-Direktor Coudray auf das ewige Fortblühen des durch Goethe in Weimar angeregten Kunſtbeſtrebens. — In ſolchen Genüſſen höherer Tafelfreuden ſchloß ſich das Feſtmahl nach fünf Uhr. — Nun wollte Alles zum Theater, denn dort wurde, auf ſpeziellen höchſten Befehl des Großherzogs, das gefeierten Meiſters „Iphigenie" aufgeführt. Voraus ging ein Prolog, welcher den Hrn. Kanzler von Müller zum Verfaſſer hatte; ihn ſprach Mad. Seidel, geb. Meyer, und wußte ihn recht brav, zur allgemeinen Zufriedenheit, vor zu tragen; ſie war nebenbei höchſt lieblich gekleidet und man wollte ſie noch nie ſo geſehen haben. Während dem befand ſich die Büſte Goethe's, mit einem Lorbeerkranze behangen, auf der Bühne aufgeſtellt. Der Jubelgreis wohnte der Darſtellung in der ihm auch im neuen Hauſe beſonders gewidmeten Loge perſönlich bei. Das volle Haus begrüßte ihn, den Helden des Tages, in lautem Beifallsbezeugungen und erneuerte ſolche, als man nach aufgezogener Gardine deſſen Büſte erblickte. „Iphigenie" wurde ausgezeichnet, man möchte ſagen, unübertrefflich, durchgehends von Künſtlern der Goethe'ſchen Schule gegeben; mit Recht ſind daher ihre Namen dem oben genannten in der Bibliothek niedergelegten Prachtexemplare vorgedruckt worden; Jeder und Jede beeiferte ſich, das Möglichſte zu leiſten. Die Beſetzung war folgende: Thoas: Hr. Graf, Iphigenia: Mad. Jagemann, Oreſtes: Hr. Oels, Pylades: Hr. Durand, Arkas: Hr. Lorzing. Vor allen glänzte aber Mad. Jagemann; wie immer die Herrin ihrer Rolle, war ſie heute über derſelben, wahrſcheinlich durch den feſtlichen Tag begeiſtert; nächſt ihr Hr. Oels, der in der Scene, wo der auf ihn liegende Fluch ſich hebt, mit ihr wetteiferte. — Nach dem Schluſſe des Theaters hatte ſich die Großherzogl. Hof-Capelle auf freiem Antriebe vor der Behauſung Goethe's eingefunden und brachte dieſem, unter Direktion Hummels, eine von Letzterem componirte ausgezeichnete Serenade im Freien, während welcher die Bewohner des umliegenden Frauenplatzes ſowohl, als Hr. Münderloh jun. auf dem Markte ihre Häuſer — dieſer mit der Inſchrift: „Dem Fürſten der Dichter", freiwillig illuminirt hatten. — So wurde dieſer feſtliche Tag begangen, der in Weimar's Annalen hochwichtig und ewig denkwürdig ſeyn, doch immer die Flammenſchrift an ſich tragen wird: ſolches geſchah unter der erhabenen Regierung Carl Auguſt's, und mit dieſem Tage die Weimariſche Jubel-Trilogie des Jahres 1825 geſchloſſen. — Noch iſt der Aufzeichnung werth, in welcher Art Goethe die einzelnen Stufen des Staatsdienſtes erſtieg. Kurz nach ſeiner Berufung, i. J. 1775, wurde er am 11. Juni 1776 als geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in dem damaligen geheimen Conſilium eingeführt und vom 5. September 1779 zum geheimen Rathe, vom 11. Juni 1782 an mit dem Vorzuge in dem Kammer-Collegium befördert, worauf, nach Niederlegung der letzteren Stelle, am 13. Sept. 1804 die Ernennung zum wirklichen geheimen Rathe, mit dem Ehren-Prädikate Excellenz, am 12. Dezember 1815 die Ernennung zum Staats-Miniſter und am 30. Januar 1816 zum Großkreuz des Großherzogl. weißen Falken-Ordens gefolgt iſt. In dieſer Zeit wurden ihm überdem noch manche ſpezielle Immediat-Commiſſionen zu Theil, von welchen er jetzt nur noch die Oberaufſicht über alle Großherzogl. unmittelbare Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt ſich behalten hat, die er rühmlichſt führt. — Von auswärtigen Monarchen wurde er mit folgenden Orden decorirt: Von dem Kaiſer von Rußland im Jahr 1804 mit dem Großkreuz des Ruſſiſch Kaiſerl. St. Annen-Ordens; von Seiten Frankreichs i. J. 1808 mit dem Kreuze eines Offiziers der Ehren-Legion, und von dem Kaiſer v. Oeſtreich i. J.

1814 mit dem Comthur-Kreuze des Kais. Oestreich. St. Leopold-Ordens. — Das oben erwähnte Handschreiben des Großherzogs an Goethe lautet so:

„Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staats-Minister!

Gewiß mit vollem Recht betrachte Ich den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintrittes in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staats-Dieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen aus zu drücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben Sich versichert zu halten.

Weimar, den 7. Novbr. 1825. Carl August."

Prolog zu Goethe's „Iphigenie" am 7. Novbr. 1825.

So grüß' ich Ihn, den Hochverehrten, wieder,
Den Freund aus einer frühen gold'nen Zeit,
Und grüß' ihn hier an heil'ger Stätte wieder,
Die zweifach nun ein höchstes Glück geweiht.
Ja, pranget nur, ihr neu geschmückten Hallen,
Ihr heitern Kreise füllet euch mit Glanz,
Laßt Freudenruf den Tempel rings durchschallen,
Wir feiern Ihn im goldnen Jubelkranz.

Ihn, der zuerst zum einfach-Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne, aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen,
Die Kunst befreit von falscher Regel Zwang;

Ihn, der das Spiel dem Leben neu verbündet,
Mit klarem Blick durchschaut die dunkle Brust,
Im engsten Raum ein weites Reich gegründet,
Ihn, unsern Stolz und unsre süße Lust!

O schöner Tag, geschmückt von so viel Jahren,
Welch' reiches Sternbild steigst du auf,
Nun was wir einzeln ist, beglückt, erfahren,
Zum Allbewußtseyn steigert sich herauf! —
Was Er in so viel tausend stillen Stunden
Gefaßt, gepflegt, frisch blüht es um Ihn her;
Was wir durch Ihn erkannt, geliebt, empfunden,
Durchwogt die Brust, ein heilig Freudenmeer.

Und sieh'! es zieh'n in neu geschaffne Räume
Die alten Genien segnend wieder ein,
Und bringen uns die alten Lieblingsträume,
Verklärt in neuer Hoffnung Zauberschein.
Die Guten alle, die einst hier gewaltet,
Sie leben uns in dieses Tages Glanz,
Und was ein treu Bemühn Euch zu gestaltet,
Erinnerung webt's in Seinen Jubelkranz.
Wir schlang Er oft des Lorbeers heil're Kronen
Um ein geliebt-erhab'nes Fürstenhaupt:
Nun wird Ihm Selbst, auf's herrlichste zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck umlaubt.
So schwebt auch uns ein neuer Tag hernieder,
Es grüßt die Kunst die heil'gen Bilder wieder,
Zu kühnstem Streben öffnen sich die Schranken,
Nur durch Ihn Selbst laßt uns Ihm würdig danken!

Friedrich von Müller.

Die Gefahren des Verstandes. Ein schöner Verstand erregt Bewunderung, eine schöne Seele Hochachtung und ein schöner Leib Liebe. Achtung und Bewunderung sind zwei höchst friedliche Dinge, nicht aber die Liebe, die in der Regel einem ungestümen Hebel gleicht. Margaretha von Schottland aber ward bekanntlich auch einmal so von der Bewunderung ergriffen, die sie vor des Alain Chartier's glänzendem Verstande hatte, daß sie diesem (höchst häßlichen) Menschen einen Kuß auf den Mund gab, aus dem so viel Geistvolles hervorströmte. — Eine junge Frau neuerer Zeit ward unlängst in Paris von einer ähnlichen Neigung befallen. Ein junger Dichter hatte ein Trauerspiel gedichtet und es der nachbarlichen Literatur-Freundin dedizirt. Höchst bezaubert davon, macht sie sich mit ihrer Kammerjungfer auf den Weg, ihm selbst ihre Huldigungen dar zu bringen. Sie findet ihn aber — eingeschlafen. Auf die Discretion des Morpheus zählend, und jener Margaretha von Schottland gedenkend, neigt sie sich sanft auf den schöngeistigen Schläfer, und — drückt ihm einen Kuß auf den Mund! Der Schläfer erwacht zwar nicht, aber des Kusses Echo schlug dennoch an das Ohr des Ehemannes der Künstlerin, und er erbat es sich sehr ernstlich, künftig den Verführungen des Geistes so wenig, als denen des Leibes zu huldigen!! (Corsaire.)

1825. No. XLIV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Der Unterzeichnete glaubt durch eine vieljährige Prüfung unserer teutschen geschichtlichen Literatur sich überzeugt zu haben, daß unter den bisherigen größeren und kleineren Werken über die teutsche Geschichte noch keines hinlänglich geeignet sey, den höheren Staats-Beamten und dem gebildeten Bürgerstand, welche beide hochachtungswerthe Stände bei ihren Berufs-Arbeiten sich nicht wohl einer erschöpfenden Lektüre in diesem Fache in ihren Nebenstunden widmen können, eine angenehme, nützliche und belehrende Unterhaltung zu gewähren. Um diese Lücke in unserer teutschen geschichtlichen Literatur zu ergänzen, hat er sich schon vor einigen Jahren entschlossen, ein solches Werk, welches von dem strengen System des Katheders und den gewöhnlichen Geschichten über Teutschland im Volkstone gleichweit entfernt und in einer einfachen allgemein verständlichen und edlen Schreibart abgefaßt wäre, zu verfertigen. Er hielt sich zu diesem Unternehmen um

so eher berechtigt, da er schon in früheren Zeiten mit einer besonderen Vorliebe dem geschichtlichen Studium sich überlassen hatte, und nachher in reiferen Jahren durch seine teutsche Abstammung und vormalige Anstellung bei dem teutschen Reichstage noch mehr aufgefordert worden war, auch die Geschichte des teutschen Vaterlandes mit vorzüglichem Eifer zu betreiben. Die Frucht dieser seiner angestrengten Bemühungen ist ein

Abriß der teutschen Geschichte von den frühesten Zeiten bis zur Errichtung der teutschen Bundes-Akte im Jahr 1815. Ein Lesebuch für den höheren Bürgerstand.

1825.

welchen er, in drei Bänden bestehend, in eigenem Verlage heraus giebt und dessen erster Theil im Anfang des Monats July bereits die Presse verlassen hat.

Regensburg, den 28. September 1825.

Legations-Rath Ostertag.

Der Unterzeichnete, welchem der Herr Verfasser den Hauptdebit des obigen Werkes übertragen hat, bemerkt, daß der erste bereits fertige Theil 18 Bogen in Median-Octav, auf schönem weißen Papier gedruckt, enthält: der zweite Theil wird zu Ende des Dezembers erscheinen und der dritte und letzte in der Mitte des künftigen Jahres 1826. Der Ladenpreis des ersten Theils ist 1 Thlr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Nürnberg, im Oktober 1825.

Heinrich Haubenstricker.

Bei uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Herausgegeben

von

Carl v. Holtei.

Fünfter Jahrgang, für 1826.

Inhalt: „Eigne Wahl". Lustspiel in 2 Akten von Karl Schall. — „Vielliebchen". Lustspiel von C. Lebrün. — „Die Berliner in Wien". Liederposse von Carl v. Holtei. — „Die Ueberbildeten". Lustspiel von Ludwig Robert. — „Mondschein-Bekanntschaften". Lustspiel von Wilhelm Martel.

Berlin. Vereins-Buchhandlung. Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei Heinrich Wilmans ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bleibtreu, Ludwig, Darstellung des Sternhimmels, oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit drei Abbildungen in Steindruck.

12. Geheftet 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Die einfachen und leichten Mittel, zur Kenntniß der Gestirne zu gelangen, welche die gegenwärtige Anleitung darbietet, und durch die beigefügten Abbildungen anschaulich macht, werden um so willkommener seyn, da es wohl keine Kenntniß giebt, welche die Wißbegierde des menschlichen Geistes reichlicher belohnen könnte, wenn es auch bei dem jetzigen Stande der gesellschaftlichen Bildung noch erlaubt wäre, darin zurück zu bleiben. — Durch den abwechselnden Vortrag aller bis jetzt bekannten Merkwürdigkeiten und Wunder des Himmels hat der Verfasser gesucht, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu beleben: seinem Publikum, durch ein anständiges und zierliches Gewand der Herausgabe, ihre Achtung zu bezeigen, ist die Sorge der Verlagshandlung gewesen.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und alle Freunde der schönen Literatur.

In meinem Verlage erscheint eine fortlaufende

Gallerie neuer Original-Romane von Deutschlands vorzüglichsten Schriftstellern, redigirt von einer Gesellschaft von Gelehrten,

und zwar jährlich in 4 pünktlichen Lieferungen, jede Lieferung zu 3 Bänden, und jeder Band zu 16—20 Bogen in Octav, auf schönem weißen Papier und saubern Druck. Man subscribirt auf jede Lieferung — Vorausbezahlung wird nicht angenommen — mit 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Nach dem Erscheinen der ersten Lieferung, zu Ostern k. J., tritt der um zwei Drittel höhere Ladenpreis ein. Ausführlichere Anzeigen sind in jeder soliden Buchhandlung unentgeldlich zu haben.

Leipzig, im November 1825.

A. Wienbrack.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Charaktere aus dem häuslichen Leben. Ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Maria und Friedrich, von ihrer Mutter.

II. 8. 1825. Geheftet 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Die würdige Verfasserin dieser interessanten Gemälde aus dem häuslichen Leben giebt hier den schon mehr erwachsenen und im Nachdenken geübteren Kindern, sowohl Knaben als Mädchen, ein Lesebuch in die Hände, welches, in lehrreichen Geschichtchen und Erzählungen abgefaßt, dadurch vor vielen andern Lesebüchern sich auszeichnet, daß es, in rein kindlich-verständiger Sprache, durch alle gegebene Beispiele lehrt: Fromm, gut und tugendhaft zu werden und den Eltern zu gefallen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist so eben folgendes für jeden Medizin-Studirenden, Chirurgen und Arzt kaum entbehrliche Werk erschienen:

Die Puls-, Blut- und Saug-Adern des ganzen menschlichen Körpers, auf zwanzig Tafeln darge-

stellt von L. J. von Bierkowski, in gr. Fol. nebst dem betreffenden Text unter dem Titel:

Erläuterungen der Abbildungen der Puls-, Blut- und Saug-Adern des menschlichen Körpers in lateinischer und deutscher Sprache. 8.

Preis: 6 Thlr.

Zu Neujahr tritt der früher bestimmte Preis von 8 Thlr. ein.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geschichte des Hussitenkrieges als Lesebuch bearbeitet von Wilh. Friedr. Schubert, Adj. und Pfarrer zu Oppurg.

8. Neustadt a. d. Orla bei J. K. G. Wagner. 583 S. 1 Thlr. 8 Gr.

Es wird bloß dieser kurzen Anzeige bedürfen, um ein Werk den Freunden des deutschen Vaterlandes zu empfehlen, das eine der merkwürdigsten Begebenheiten desselben ausführlich, anziehend, ohne großen Prunk völlig verständlich und lehrreich erzählt, enthält. Wer außerdem die übrigen Schriften des Hrn. Verf. kennt, wird auch diese nicht ungelesen lassen, und darinnen nicht weniger, als in einer andern, seine Befriedigung finden.

In der Verlagsbuchhandlung des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und Einen Nacht, für Kinder. 5 Bände.

Mit Kupf. 8. Auf Velinp. geb. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— **dieselbe 6r Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer.**

1r Band, mit 1 Kupf. 8. Auf Velinpap. Geheftet 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— **diese 6 Bände auf Druckpap. ohne Kupfer,**

6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Die ersten 5 Bände dieser Mährchenbibliothek bilden ein Ganzes für sich, indem in ihnen die Auswahl der Mährchen aus 1001 Nacht geschlossen ist, welche der Herausgeber mit der ihm vorzugsweise eigenen Reinheit und Gewandtheit erzählt hat. Er hat dadurch sein in der allegorischen Vorrede gegebenes Wort treulich gelöst, und der Kinderwelt den ihr früher mit Recht verschlossenen Wundergarten gefahrlos zugänglich gemacht. Er hat außerdem noch das große Verdienst, daß er manche Lücken in diesen Dichtungen sinnig ausfüllte, manche wesentliche Schönheit hinzu fügte. Diese Verdienste haben öffentlich ihre Anerkennung gefunden. — Der 6te Band beginnt mit 6 Mährchen der neuen Abtheilung: Mährchen der alten Griechen und Römer, die schon mit dem nächstens folgenden 7ten Band geschlossen wird.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Der juristische Rathgeber

in der Stadt und auf dem Lande; oder gesetzliche und Vorsichts-Regeln und Vorschriften zu allen im bürgerlichen und Geschäftsleben vorkommenden nicht prozessualischen rechtlichen Geschäften. Ein Hand-, Noth- und Hülfsbuch für den Geschäftsmann, Bürger und Bauer.

Von

August Jungchans.

29 Bogen. 8. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

An Eltern und Erzieher.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. 2 Bände.

12. Mit 12 illuminirten Kupfern, gebunden 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Der durch mehrere gediegene Jugendschriften schon rühmlichst bekannte Verfasser giebt hier nun auch dem zärteren Jugendalter eine Sammlung kleiner Geschichten und Mährchen. Bei dem großen Ueberflusse an Kinderschriften mangelt es doch immer noch an guten Schriften dieser Art. Man wird dem Herausgeber dieser Christblumen darum sicher Dank wissen für seine verdienstliche Arbeit. Die in denselben gegebenen Mährchen und Geschichten gewähren der Jugend nicht allein eine unschädliche, ergötzliche Lektüre, sondern sie stellen auch eben so viele Bilder aus einer reichen Gemüthswelt dar, welche gewiß einen bleibenden und wohlthätigen Eindruck auf junge Gemüther machen werden. In dieser Rücksicht sind sie auch ganz passend mit dem Namen der Christblumen bezeichnet, und die erste Geschichte bildet gleichsam eine allegorische Einleitung in die kleine Sammlung.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

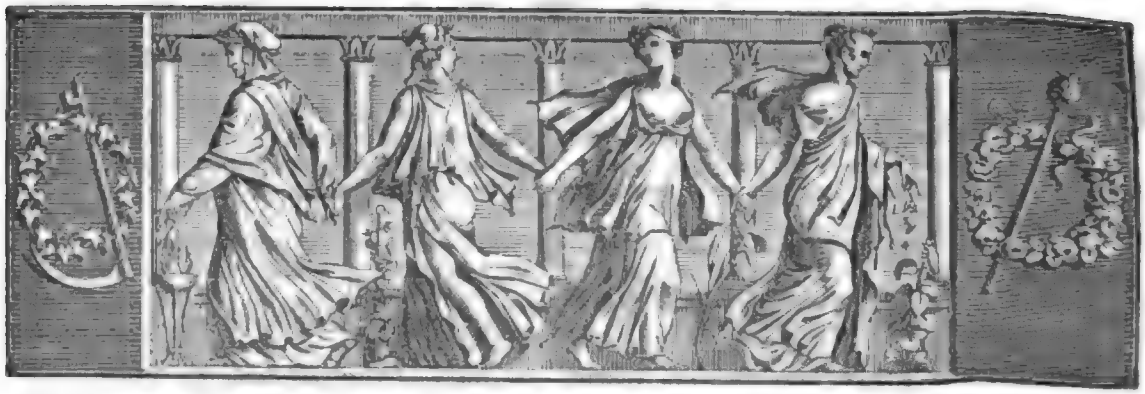
In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Paalzow, C. L., Das Theater der Reformation oder der Papst und die Reformatoren. Zweiter Band; auch unter dem Titel: Die Polemik des siebzehnten Jahrhunderts.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 26. November. 189ſtes Blatt.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

Der edle Lord, deſſen berühmten Namen die nachfolgenden Gedichte tragen, hat das Schickſal aller großen Menſchen getheilt; er iſt von ſeinen Freunden vergöttert, von ſeinen Feinden mit aller Bosheit des Neides und der Mißgunſt verfolgt worden. — Durch die unzeitigen Vorurtheile engherziger Freunde ſind die Selbſtbekenntniſſe ſeines rathſelvollen Lebens für die Geſchichte der Menſchheit verloren gegangen. Um ſo mehr Intereſſe müſſen bei den Verehrern der Byronſchen Muſe deſſen nachgelaſſene lyriſche Gedichte erregen, in welchen ſich die Großartigkeit ſeines ungebundenen Charakters mit dem echten Stempel der Genialität und ungeſchminkten Wahrheit erhebend und belehrend genug ausſpricht. Sie ſind für die Nachwelt die Quelle geworden, aus welcher man die Beweisſtellen für die wunderbare, Denk- und Empfindungsart des weltgeſchichtlichen Mannes ſchöpfen wird. — Dieſe Gedichte, ohne den Eigenthümlichkeiten des Originals zu nahe zu treten, mit aller Wörtlichkeit und Treue in unſere Sprache zu übertragen, hat der Fleiß des Ueberſetzers ſich die angenehmſte Sorgfalt ſeyn laſſen. Und ſo wirſt du, vorurtheilsfreier Leſer! in den nachtlichen Klageliedern des unglücklichen Dichters nur die Stimme der gemeinſamen Leiden der Menſchheit in deinem eigenen Buſen vernehmen! Der Ueberſetzer.

1. An die Mitwelt.

Falſche Welt, die du, in den engen Schranken der Alltäglichkeit befangen, wie ein leicht getäuſchtes Kind, nur nach dem äußeren Schein der Dinge dein Urtheil richteſt!

Deine Verachtung hab' ich mit den ſtolzen Blicken des königlichen Löwen ertragen, der es für ſeine Würde zu gering achtet, die niedern Thiere des Waldes die Kraft ſeiner Tatzen fühlen zu laſſen —

und deine Bewunderung hat mir niemals mehr gegolten, als dem mit Lorbeer bedeckten Sieger, wenn er triumphirend aus der entſcheidenden Schlacht zurückkehrt, die kriechenden Schmeicheleien in Staub getretener Völker gelten. —

Der zweideutige Ruf der Fama, die mit tauſendzüngiger Stimme ſtets laut und lauter durch die Länder ſchleicht, hat alle Frevel der Menſchheit auf meine ſündige Stirn gehäuft:

die frommen Seelen, welche von eigennützigen Pfaffen mit der Milch des Aberglaubens groß geſäugt wurden, haben ſich vor mir, wie vor einem von der Peſt der ewigen Verdammniß Angeſteckten, bekreuzigt; —

und ſelbſt meine beſſern Freunde fingen an mich zu fliehen: wie man ein Roß flieht, welches, den Trieben ſeiner ungebändigten Natur folgend, über Zaun und Gräben das Weite ſucht.

Denn, wie jenes im kecken Gefühle ſeiner Freiheit den Zügel ſeines tyranniſchen Reiters von ſich warf: ſo hab' auch ich, allein den ſtürmiſchen Regungen meines Buſens mich überlaſſend,

von je her die Sitten und Gebote der Menſchen verachtet; und nicht ſelten, im kecken Uebermuthe meiner Kraft, eine Luſt darin gefunden, ſolche Geſetze und Einrichtungen mit Füßen zu treten,

welche, die urſprüngliche Natur des Menſchen in grauſame Feſſeln legend, nur durch Gewohnheit und tyranniſche Willkühr erfunden worden ſind.

Wo ein goldener Augenblick des gefälligen Glückes mir lächelte, ſchlürfte ich mit begierigen Lippen aus der

Fülle der Freuden: wie eine honigſaugende Biene die ſüßeſten Tropfen des Balſams ſaugt aus dem duftenden Kelch der tauſendblättrigen Roſe;

wo ein roſiges Mägdlein in ihren blühenden Armen einen goldenen Himmel der Liebe mir erbſinete, drückt' ich ſie voll ſüßer Begierde an meinen höher klopfenden Jünglingsbuſen;

und oft hab' ich unter einer Schaar blühender Jünglinge und Mädchen, welche, mit den Kränzen des Feſtes geſchmückt, in der frohen Begeiſterung der Liebe dem jugendlichen Gotte der Freude opferten,

mit roſenbekränzten Bechern, unter Geſang und Saitenſpiel, nach fröhlich durchſchwärmten Nächten dem jungen Tage entgegen gejubelt. —

Und darum, weil ich in einer Zeit, in welcher man unter den unnützen Tugenden eines mißverſtandenen Glaubens jedes geſunde Gefühl der Menſchheit zu erſticken bemüht war, unbekümmert um die Drohungen der Hölle,

die ſüßlichen Schwärmereien eines frömmelnden Jahrhunderts mit dem hellen Lichte der Vernunft zu verachten mich erkühnte; — ſollt' ich den Fluch tragen deſſen, welcher, dem heiligen Willen der Natur zu gehorchen, als alleiniges Geſetz mir auferlegt hat?

Dumpfer Prieſter! zwar den erdichteten Kelch deiner Verheißung hab' ich niemals getrunken; noch viel weniger hab' ich als reuiger Sünder, fromme Gebete murmelnd, in dem einengenden Behältniß morſcher Tempel vor deinem todten Götzen gekniet —

Aber draußen in dem großen Dome der Schöpfung, wo das majeſtätiſche Rollen des Donners, vermiſcht mit dem toſenden Gemurmel der brandenden Meereswogen als erhabenſter Weltchoral

zu dem Throne des großen Geiſtes hinan ſteigt; und auf den unentweihten Altären der tauſendjährigen Felſen die Blitze des Himmels als flammendes Dankopfer des Höchſten leuchten:

da hab' ich, als Eingeweihter in dem innerſten Heiligthum der Natur, oft in der glühenden Begeiſterung der Andacht verſunken, auf den Gipfeln der Berge meine anbetenden Hände zu dem ewigen Weltgeiſt empor gerichtet;

wenn die roſige Morgenröthe mit purpurnem Finger die goldenen Feſtleuchter des jungen Tages anzündete: und das Rauſchen der Haine, und die muntern Chöre der leichtbeſchwingten Sänger in den Lüften,

und das laute Echo der Berge das ahnungsvolle Weben ſeines allbelebenden Odems verkündeten. — Und hab' ich gegen alle eure eingebildeten Tugenden geſündigt:

ſo hat mir von je her die helle Stimme der Wahrheit über Alles gegolten; denn niemals hab' ich ihren klaren Spiegel mit dem Schleier des Truges zu verhüllen gewagt;

und meine Freiheit verehrt' ich als edelſtes Gut der Menſchheit ſo hoch, daß ich, an dem goldenen Throne eines fürſtlichen Tyrannen zu knieen, mich niemals entſchließen konnte. —

Und was wollen diejenigen von Tugend reden, welche, in dem ſchaalen Einerlei ewig wiederkehrender nichtsſagender Tage grau geworden, durch heiße Wünſche und wilde Leidenſchaften von dem tobenden Strudel der Welt und des Lebens niemals mit fortgeriſſen wurden?

Ich habe ſchon als Knabe das tödtliche Gift der Verführung in meine argloſe Seele geſogen; ich habe jeglichen Reiz der Erde gekoſtet; und alle Leiden und Freuden der Menſchheit

ſind im ſtürmiſchen Wechſel durch meinen tauſendfältig bewegten Buſen gezogen! Ich darf reden wie Keiner! — Und ſo wird noch nach Jahrhunderten manche edle, unter der unglücklichen Laſt ihres Kummers heimlich ſeufzende Seele

in den ſchmerzerfüllten Melodien meiner nächtlichen Lieder einen tröſtlichen Anklang für die ſchwermüthigen Gefühle ihres Grames finden: wenn die allesverſchlingende Zeit die Trugbilder des Wahns und der Lüge längſt wird mit Staub bedeckt haben.

Das Portrait des Dichters.

(Fortſetzung.)

Obwohl Hogarth kaum mit halber Theilnahme den Bericht angehört, ſo war er doch bereit, das Begehren ſeines Schwiegervaters zu erfüllen. Die Bilder wurden herbei gebracht und aufgeſtellt; in welche Beleuchtung aber der alte Meiſter ſie zu ſetzen verſuchen, welchen Standpunkt er unter bedenklichem Kopfſchütteln zu ihrer Betrachtung wählen mochte, immer ſchien er auf dieſelbe Weiſe unbefriedigt, ja verletzt. — „Nun ſo helfe mir Gott!" brach Sir Thornhill endlich los, „wenn hier der edle Pair, zuſammt der Frau Herzogin, nicht auch mit der Anwartſchaft zu dem vollſtändigſten Starrkrampf bedacht ſind; und doch hab' ich's noch heut aus ihrem eigenen Munde, daß kein's von Beiden je Anlage dazu verſpürt hat!" — Der alte Mann ſtand im Begriff, ſeinem Unwillen weiter Luft zu machen, als er, die tödtliche Bläſſe ſeines Schwiegerſohnes bemerkend, theilnehmend nach der Urſache derſelben forſchte. Hogarth aber deutete erſt auf die Gemälde und erwiederte: „Seit ich mit ſtockenden Pulſen in Fielding's Antlitz geſchaut, erblicke ich in allen Gegenſtänden die Züge, welche ſich in jenem Augenblicke gewiß auf meinem eigenen Geſichte malten, und indem ich ſie wider Willen mit dem Pinſel hervor rufen und feſthalten muß, ſehe ich, wie in einem ent-

ſtellenden Hohlſpiegel, immer mein eigenes Bild, was bald als Leiche Euch anſtarren wird!“ — Hogarth war heftig bewegt, aber obſchon der alte Maler nicht umhin konnte, ihn für bedeutend krank zu halten, ſo erkannte er doch ſchnell, daß irgend etwas Geheimnißvolles, gleichviel ob erlebt oder eingebildet, hier zum Grunde liegen müſſe, und ſo ließ er nicht nach, den ſich weigernden Schwiegerſohn mit Bitten und Gründen zu beſtürmen, bis dieſer ihm endlich Folgendes vertraute:

„Seit Jahren ſchon war die Rede davon geweſen, daß ich den verſtorbenen Fielding, der, wie Ihr wißt, mein genauer Bekannter war, malen ſollte; jedesmal aber, wenn es zu einer Sitzung kam, überwältigte mich das Gelüſt — um deſſentwillen Ihr mich ſo vielfach getadelt, ich ſelbſt mir aber das Talent des Portrait-Malers oft gänzlich abgeſprochen habe — daß ich, irgend einen Zug der Individualität beſonders ſcharf hervor hebend, der Phyſiognomie bei aller Aehnlichkeit, und gerade durch dieſelbe, einen Anſtrich von Lächerlichkeit gebe. Bei dem vertrauten Verhältniſſe, in welchem ich mit Fielding ſtand, ließ ich meiner Laune in doppelter Hinſicht den Zügel ſchießen, und ſo war das jedesmal zu Stande gebrachte Bild eher eine humoriſtiſche Karrikirung als ein Gemälde zu nennen, ſo daß Jener zuletzt darüber ungehalten ward, und Miſtriß Fielding, ſeine Tochter, mich nicht wenig ausſchmälte. Ich gelobte in mich zu gehen und bat den Freund, mir von Neuem zu ſitzen; er aber, der damals ſchon ſeine Abreiſe nach Liſſabon betrieb, entgegnete: „Laſſen wir es jetzt, bis ich geneſen aus Portugall, oder auch aus der andern Welt, wiederkehre!“ Bei der Nachricht von ſeinem Tode erinnerte ich mich natürlich jener Worte; lebhafter noch, als mir Fielding's Verleger den Vorſchlag that, den Verſtorbenen zum Behuf eines Kupferſtichs, mit dem ſeine Verehrer die neue Auflage ſeiner Werke geziert zu ſehen wünſchten, aus der Erinnerung zu malen. Da ich mir jedoch nicht zutraute, dies zu vermögen, und der gutmüthige Fielding ohnehin über die Engherzigkeit und den Eigennutz des Mannes oft gegen mich Klage geführt hatte, ſo wies ich ihn mit ziemlich barſchen Worten ab, und freute mich insgeheim über die Erfolgloſigkeit ſeiner anderweitigen Aufforderungen. Um jene Zeit verſchaffet Ihr mir den Auftrag, die herzogliche Familie zu malen, und es war gerade der Tag nach der erſten Sitzung, als ich, mit dem Portrait der jungen Lady beſchäftigt, meinen Namen auf dem Vorſaale rufen höre. Da die mir bekannt ſcheinende Stimme ihren Ruf wiederholt, trete ich, Pinſel und Palette zur Seite legend, aus meinem Zimmer, und Fielding's vollſtändige Geſtalt iſt es, die ſich mir darſtellt und befiehlt, ſie jetzt zu malen. Wie ich in mein Cabinet und mit den Malergeräthſchaften wieder zurück gekehrt bin, wie es mir gelungen, Hand und Augen zu brauchen und die Umriſſe der ſich ſtarr und unbeweglich haltenden Geſtalt wirklich zu erfaſſen, wie dieſe ſich endlich von mir entfernt, über dies Alles weiß ich keine Rechenſchaft zu geben, während der nachmals in dem viel beſprochenen Gemälde ausgeführte Entwurf mir den Beweis eines wirklichen Erlebniſſes giebt. Anfangs glaubte ich noch, meine aufgeregte Einbildungskraft täuſche ſich über jene Aehnlichkeit, mit der ich Fielding unter meinem Pinſel hervor gehen ſah, bis mich die allgemeine Stimme auch hierüber außer Zweifel ſetzte.“

Sir Thornhill hatte ſeinem Schwiegerſohne mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört, doch verſuchte er vergeblich, deſſen Glauben an die Wirklichkeit des mitgetheilten Falles zu erſchüttern, vielmehr beſtärkte ſich dieſer durch Widerſpruch immer mehr darin, wie in der ſich daran knüpfenden Ueberzeugung von ſeinem eigenen baldigen Ableben.

Hogarth's traurige Gemüthsſtimmung wurde bald auch ſeinen entfernter ſtehenden Freunden ſichtbar; vielleicht mochte auch über die Veranlaſſung hier und da etwas verlauten; kurz, bei einem Beſuche, den David Garrick, jener berühmte mimiſche Künſtler, ihm abſtattet, bringt dieſer die Rede darauf. Der Kranke ſtutzt und verſucht aus zu weichen, aber Jener faßt ſeine Hand, und, Verzeihung für den ſchlechten Scherz erbittend, bekennt er, die Fieldings-Rolle damals geſpielt zu haben. Zwar ſchüttelt der Maler ungläubig das Haupt, aber Jener, gleich aus dem Stegreif abermals als Fielding daſtehend, weiß ihm den Glauben auf zu dringen und durch eine offene Erzählung, auf welche Weiſe er in den Vorſaal gelangt ſey, wie durch Angabe anderer Umſtände, auch den leiſeſten Zweifel zu tilgen. Ueber den wahren Hergang der Sache aufgeklärt, kam Hogarth bald wieder zu der vollſtändigen Heiterkeit ſeines Geiſtes; doch, ob Garrick ihm auch die angelobte Verſchwiegenheit über dieſe Geſchichte unverbrüchlich hielt, ſo raſtete er doch nicht, bevor er das Fieldingſche Bild, weit unter dem Preiſe, welchen Liebhaber unter ſeinen Landsleuten dafür geboten, an einen heimkehrenden Franzoſen verkauft hatte.

(Der Schluß folgt.)

Moſaik.

Das Wort Geweihter hat einen häßlichen Nebenſinn; und doch giebt es wohl mehr Perſonen, die dieſer Nebenſinn bezeichnet, als jener Hauptſinn.

Man hat im Franzöſiſchen keine weiblichen Engel (angesses), wohl aber weibliche Teufel (diablesses).

„Ich verſtehe Sie halb und halb!“ — heißt das nicht: „Ich verſtehe Sie ganz!?“ A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

„Urania. Taſchenbuch auf 1826.“

„Was treiben Sie da?“ ſagte mein Freund, als er, zum Spaziergang mich abholend, in das Zimmer trat.

Ich. Ich blättere in den neueſten Almanachen und Taſchenbüchern.

Er. Sie, der enthuſiaſtiſche Verehrer Shakſpeare's und Goethe's — in Almanachen und Taſchenbüchern?

Ich. Und warum nicht? Laſſen Sie doch dieſe zierlichen Chriſtlämmchen, wie Tieck ſie nennt, denen der Mund mit Goldſchaum zugeklebt iſt, dieſe bunten Schmetterlinge, welche ihre Modeſtündchen am literariſchen Tage verflattern, und ſich gleich ihren ephemeren Brüdern auf den grünen Wieſen, von unſern großen Kindern, den leſeluſtigen Damen und jungen Stutzern, haſchen laſſen. Ein unſchuldiges Weihnachtsſpaßchen, daß auch der ernſtere Mann ſich ſchon einmal gefallen laſſen kann; und — verdrängen Sie Ihr Haupt, theuerſter Freund! — hier halte ich den Glanzjuwel aller Almanache und Taſchenbücher: Tieck's herrlichſte Novelle: „Dichterleben“, in den Händen.

Er. Sie kennen meine Anſichten über die Novelle. Ich komme eben aus der großartigen Welt der Shakſpeare'ſchen Königſtücke; mit welchen Blicken ſollte ich von dieſen erhabenen Götterhügeln auf das enge Gärtchen eines Novelliſten hinunterſehen, der in dem kleinen Raume ſpielend ſich zu begrenzen, beſcheiden genug iſt? Oder iſt das enge Gebiet der Novelle jenen unbequemen Winkeln und krummen Flächen nicht zu vergleichen, welche in den Pallaſten und Sälen der Großen ſchön und bedeutend auszufüllen den allerausgezeichnetſten Meiſtern nur mit Mühe gelingen konnte? Iſt bei der Flüchtigkeit der Begebenheiten großartige Tiefe und Weltanſchauung möglich? ſchwimmen nicht Charaktere und Darſtellung auf der leichten Oberfläche des Stromes der Zeit und der Gelegenheit herum? Ich kann es mir nicht denken, wie man ein ſchönes Gemälde auf ſo kleine Täfelchen zu malen, einen köſtlichen Wein auf ſo enge Fläſchchen zu füllen, ſich entſchließen möge. Und ſchwerlich wird ein wahrhaft großer Dichter, der eine bedeutende Welt im Buſen trägt, ſich dazu hergeben, ſeine Figuren, gleich jenen Glasmalern des Mittelalters, auf lauter kleine Stücke und Stückchen zu zeichnen, um am letzten Ende ein buntes ſchillerndes Ganze daraus zuſammen zu ſetzen.

Ich. Ich war ganz ihrer Meinung, als mir noch die Novellen des Boccacio, des Cervantes und der übrigen Spanier und Italiener für unerreichte Muſter galten. Ich bewunderte die Fülle der Phantaſie und Erfindung, ich fühlte mich angezogen und unterhalten, aber unbefriedigt, bis ich Tieck's vortreffliche Produktionen dieſer Gattung kennen lernte. Ich war erſtaunt über die Leichtigkeit, mit der ein großer Geiſt in ſo engen Grenzen ſich ergeht, über die Fülle der köſtlichſten Poeſie, des reinſten Dichtergehaltes, welche ich in die zierlichſten Gefäße hier ausgegoſſen erblickte. Dieſe lieblichen Dichtungen, welche auf das Engſte mit ihrer Zeit zuſammen hangen, und ſich doch ſo hoch wieder über dieſelbe erheben; die, gleich den verſchiedenen Provinzen eines weiten wundervollen Reiches alle unter dem Scepter eines großen Königs ſtehen, und doch ihren charakteriſtiſchen Grund und Boden behaupten — dieſe vortrefflichen Gedichte werden, gleich einem hellen Spiegel, in welchem mit ſonnenklarem Angeſicht ewige Natur und Wahrheit ſich beſchaut, hell und leuchtend durch ferne Zeiten glänzen; wenn an den künſtlichen Rahmen die Fratzenbilder des Wahns, der Lüge und der Frömmelei in den ergötzlichſten Masken uns entgegen lachen.

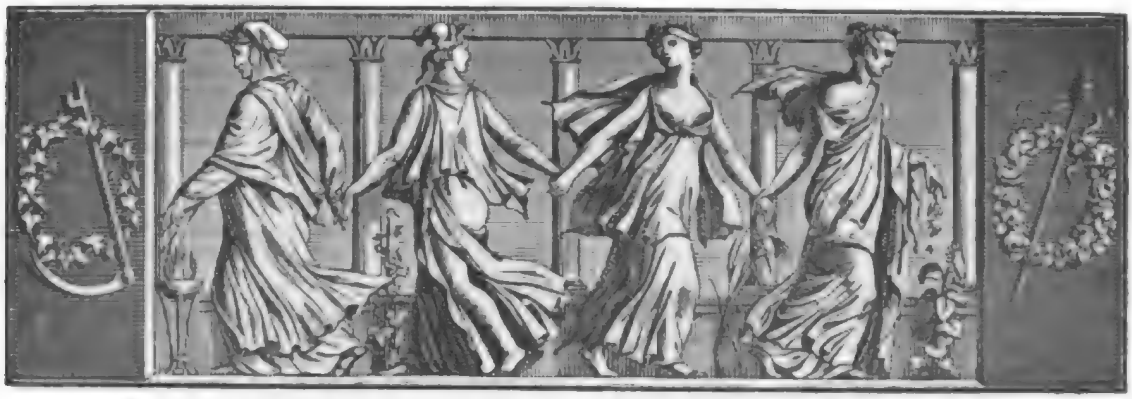
Er. Sie ſcheinen mit beſonderer Beziehung von Tieck's berühmt gewordener Novelle, „die Verlobung“, zu reden, in welcher man mehr die didaktiſche Tendenz, einer verderblichen Zeitrichtung entgegen geſtellt, als Plan und Erfindung eines dichteriſchen Kunſtwerks nach dem allgemeinen Urtheil zu loben findet. Und überhaupt möchte dieſer Autor, in welchem ich mit hoher Achtung den größten und vielleicht einzigen Schüler Goethe's anerkenne, bei jenem Vergleiche mit den italieniſchen und ſpaniſchen Novelliſten eher zu verlieren, als zu gewinnen haben. Er hat freilich, wenn Sie wollen, an Tiefe und höherer Bildung des Zeitalters, in Gehalt und weiter, bedeutender Lebens-Erfahrung, in ſehr gelungener Charakteriſtik, beſonders im Ironiſchen und in der ſeltenen Kunſt friſcher Veranſchaulichung und Verſchmelzung des Bodens und der äußerlichen Umgebung mit ſeinen Perſonen und Begebenheiten, vor den Ausländern viel voraus. Aber, wenn wir dort in den vollen glühenden Morgenhimmel der herrlichſten Romantik mit Augen voll Sehnſucht und Rührung hineinblicken; wenn der phantaſiereiche Südländer auf einem poetiſchen Boden voll wunderbarer Blüthen und Früchte, in goldenen Zauberthälern und duftenden Orangenhainen, unter dem reinſten dichteriſchen Himmel den feenartigen Flug ſeiner wundervollen Fabel vor dem entzückten Leſer vorüberführt: ſo hält uns hingegen der Deutſche nicht ſelten in den engen dürftigen Verhältniſſen des conventionellen Lebens ordentlich wie feſt gebannt; wir ſehen uns, auf dem unerquicklichen Gange durch die kleinlichen Verſchlingungen der proſaiſchen Wirklichkeit oft bis zur Ermüdung ihm zu folgen genöthigt. Wie kleinlich, unbedeutend und gewöhnlich ſind z. B. die Begebenheiten in dem „Geheimnißvollen“, welch ein oberflächlicher, nichtsſagender, ja, wenn man will, nichtswürdiger Charakter iſt dieſer „Geheimnißvolle“ ſelber; und iſt das ganze Tollhauſterweſen, dieſe ungenügende Parodie unſeres tiefen ahnungsvollen Jean Paul anders als unbefriedigend und ſogar unpoetiſch zu nennen? Gewiß jene erſte Produktion würde gar nicht auszuhalten ſeyn, wenn man ſie nicht durch die Anſicht rettete, daß der Verf. den freilich ſehr undichteriſchen Vorwurf hier habe wagen wollen: die winddenteligе Natur des Menſchen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in einem charakteriſtiſchen Bilde uns vor das innere Auge zu ſtellen. Es ſcheint dem vielgelobten Weltmann in dieſen Darſtellungen überall mehr darum zu thun, große Maſſen von gereifter Lebens-Kenntniß, große Brocken von Erfahrung aus den reichen Vorrathskammern eines bedeutenden Lebens gleichſam los zu werden; und ſo fürchte ich faſt voraus, daß Sie auch in dieſer neueſten Leiſtung wieder auf ein willkührliches Fallenlaſſen der Begebenheiten geſtoßen, eine gleichmäßige Ausführung in der Darſtellung des Einzelnen oft vermißt haben werden.

(Der Schluß folgt.)

Der größte Diamant jetziger Zeit iſt unſtreitig in den Händen eines Fürſten oder Rajahs von Mattan auf Borneo. Er iſt vom ſchönſten Waſſer und wiegt 367 Karat, während der berühmte Pitt nur 127 wiegt. Seine Form iſt oval, an einer Spitze etwas hohl, man fand ihn vor 80 Jahren zu Landette, wo er oft Anlaß zu Krieg gegeben hat. Der Gouverneur von Batavia ſchickte einen Hrn. Stuart hin, ihn zu ſehen und nach dem Preis zu forſchen. Hr. Stuart glaubte dafür 150,000 Dollars, zwei Kriegsbrigg mit Kanonen und Munition, und noch eine namhafte Zahl großer Feldſtücke, nebſt einer Menge Gewehre und Schießpulver bieten zu dürfen. Aber der Rajah lehnte Alles ab und zwar namentlich, weil das Volk dem Stein eine zauberiſche Heilkraft zutraut. (Corsaire.)

Der Schiffs-Capitain Marc Baldrum, der 16 Jahre in Indien geſegelt hat, bringt von dort mehrere Klapperſchlangen-Häute mit, und ſogar einige daraus fabrizirte Kleidungsſtücke. In jenem Lande hegt man den Aberglauben, ſolche Haut ſchütze vor dem Blitze. Dies iſt nun wohl nicht der Fall, aber vor dem Regen ſchützt ſie allerdings, wegen der ſchlüpfrigen Oberfläche. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 28. November. 190ſtes Blatt.

Das Portrait des Dichters.

(Schluß.)

Aber auch für Garrick ſchien ein Stachel in dieſer Geſchichte zurück geblieben zu ſeyn; denn als ſie nach Hogarth's Tode doch bekannt geworden war, mochte er nicht gern daran erinnert ſeyn. Endlich ſollte der Grund dieſer Abneigung an den Tag kommen. — Garrick hielt ſich zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in Frankreich auf und brachte eine lange Zeit in Paris zu; er war hier oft in dem Hauſe eines reichen Buchhändlers, mit dem er, bei deſſen früherem Aufenthalte in London, vielen Verkehr gehabt. Beide mochten ſich gern in der Erinnerung der ehemals an einander ausgelaſſenen Neckereien und Schalkheiten ergötzen, und ſo ergab es ſich denn auch, daß eigentlich der Buchhändler jene Geiſterſcene veranlaßt hatte. Als Commis von Fielding's Verleger hatte er mit der Tochter ſeines Prinzipals ein zärtliches Verhältniß angeſponnen, was dieſer jedoch, im gerechten Mißtrauen gegen den jungen Windbeutel, nicht gut heißen wollte. Da ſchlug ihm der Franzmann vor, es als einen Beweis ſeiner Induſtrie, wie ſeiner Beharrlichkeit, gelten zu laſſen, wenn er ihm den begehrten Kupferſtich zu verſchaffen im Stande wäre, und in einem verdrüßlich-humoriſtiſchen Augenblick hatte ſich der Alte wirklich verleiten laſſen, dieſe Aufgabe zum Beding ſeiner väterlichen Einwilligung zu machen. Mit liſtig verlockender Herausforderung ſeines Talents, wie mit Bitten, hatte ſich der unternehmende Liebhaber dann an ſeinen Freund Garrick gewandt, und ihn ſowohl damit, als durch Verheißung einer ſoliden Dankbarkeit, ſeinem Plane gewonnen. In welchem Umfang dieſer geglückt, wiſſen wir bereits. Als aber Sir David daran dachte, die verheißene Dankbarkeit in Anſpruch zu nehmen, ſah er ſich durch ein Wortſpiel von dem Liſtigen gefangen, der ihm keck in's Angeſicht behauptete: daß mit einer Abtragung des Danks die Dankbarkeit ſich ohnfehlbar vermindern würde, die er dem trefflichen Freunde gelobt. Der Schauſpieler, welcher, bei der ihm allgemein zugeſchriebenen übergroßen Liebe zu Erwerb und Beſitz, ſich durch jenes ſpottende Ablehnen doppelt gekränkt fühlen mochte, hatte ſeine ganze Kunſt nöthig, um zu dieſem unvortheilhaften Spiel eine leidlich gute Miene zu machen, und ſo war es ihm ſchon recht, die Geſchichte in Vergeſſenheit zu begraben, die erſt wieder bei ſeinem Aufenthalt in Paris zur Sprache kam.

Ein junger Schriftſteller, der, als dieſe Begebenheit unter Scherz und Lachen verhandelt ward, eben zugegen war, äußerte Zweifel gegen die Aehnlichkeit des Gemäldes, und verſicherte den heftig auf ihn einredenden Männern, in dieſer Beziehung nur ſeinen eigenen Augen glauben zu wollen, da dieſe den lebendigen Fielding noch geſehen hätten; wogegen der Buchhändler ſich hoch und theuer vermaß, dieſen Triumph zu erleben, da das Bild ſich jetzt auf dem nahbelegenen Landſitz des Grafen Favras befinde, der an beſtimmten Tagen in der Woche Park und Schloß den einſprechenden Fremden öffne. Eine Spazierfahrt dahin ward verabredet; aber der junge Mann, einmal in

den Zug gekommen, trieb ſeine Ausfälle gegen den Buchhändler immer weiter, und fragte ihn unter Anderem: ob er, im Bewußtſeyn der vielen Sünden, die er gegen Schriftſteller und Dichter auf ſich geladen, es nicht ſcheue, vor das Gemälde eines Verſtorbenen zu treten, der, über Wunſch und Furcht und alle Verleger-Mäcenſchaften hinweg, aber von Mitleid mit den noch hienieden wallenden Kunſtgenoſſen erfüllt, plötzlich den Einfall haben könne, aus ſeinem Rahmen heraus ihm Buße und Nichtvergebung der Sünden zu predigen? — Der Angefochtene ſchien jene Neckerei nicht ungern über ſich ergehen zu laſſen, und indem er einen gewandten und umſichtigen Buchhändler als denjenigen pries, von dem die Autoren doch am Ende abhängig wären und Geſetze annehmen müßten, rühmte er ſich ſogar, als damaliger Disponent in ſeines Schwiegervaters Handlung, dem ehrlichen Fielding zu ſchaffen gemacht und ihn nicht wenig gezwackt zu haben.

Alle Bedenklichkeiten, die der junge Schriftſteller mit einer erhöhten Laune über das ſich plötzlich belebende Bild des gekränkten und nun noch obenein von ihm verſpotteten Dichters in ihm an zu regen ſuchte, wurden lachend und zum Ueberfluß mit der damaligen Frei- und Starkgeiſterei abgelehnt, und da die Angelegenheit auf dieſe Weiſe faſt zur Ehrenſache geworden, ward die Luſtfahrt nach dem Landſitz des Grafen gleich für die nächſte Woche beſtimmt. Garrick, der ſich freuen mochte, die ihm unangenehmen Neckereien von ſich abgeleitet zu ſehen, hatte an den letzten Verhandlungen wenig Antheil genommen, und ſo galt es denn auch dem Buchhändler als Verdruß an dem immer noch nicht vergeſſenen damaligen Streich, daß er ſich kurz vor der Abfahrt in einigen Zeilen entſchuldigte, nicht von der Partie ſeyn zu können.

Als man auf dem Schloſſe ankam, wurde der Caſtellan ſogleich erſucht, das Zimmer, welches Fielding's Bild bewahrte, zu zeigen; dort angelangt, bekannte der junge Zweifler, nirgends eine ſo täuſchende Aehnlichkeit wahrgenommen zu haben. „Aber an Eurer Stelle!“ — wandte er ſich zu ſeinem Begleiter — „würde ich mich mit ſo viel Sünden gegen den, welchen das Gemälde darſtellt, auf dem Gewiſſen, in allem Ernſte fürchten, daß aus meinem Spaß Wirklichkeit —!“ — Schreck und Entſetzen ließen ihn nicht ausreden; denn unmittelbar über dem Bilde erſchien plötzlich in der Wand eine zweite Geſtalt, die, jenem Gemälde ſelbſt in den kleinſten Zügen gleich, die hohlen Worte: „Sehet hier den wahren Fielding!“ herabſchallen ließ. — „Ach, Erbarmen!“ flehte leichenblaß der auf die Kniee geſunkene Buchhändler mit krampfhaft gerungenen Händen zu dem Phantom empor, das mit finſterem Ernſt in den unbeweglichen Zügen zu ihm niederſtarrte. „Um aller Heiligen willen!“ rief der junge Mann; „ſeht jetzt nicht auf irdiſche Güter, thut ein verſöhnendes Gelübde!“ — „Jedes!“ ſtammelte der Gedngſtete. — „Nun, ſo mag es darum ſeyn!“ ließ jetzt Garrick ſeine gewöhnliche Stimme aus der Höhe ertönen, und eine Perücke ab- und die eigenen bekannten Züge wieder annehmend, brachte er, in das Gelächter des jungen Autors einſtimmend, den faſt Ohnmächtigen ſchnell zum Bewußtſeyn zurück. — „Um Euch gleich bei'm Worte zu nehmen“ — wandte ſich der junge Autor jetzt an den noch Sprachloſen — „ſo gebt mir Eure Tochter zur Ehe, und wenn das Nichtglänzende meiner äußeren Mittel ein Anſtoß ſeyn ſollte, ſo verſichere ich Euch, daß ſich mit einer treuen Erzählung der eben erlebten Geſchichte viel erwerben läßt; dergleichen findet, wie Ihr, als ein alter Praktikus, wiſſen werdet, ſeinen Verleger, wie ſein Publikum!“ — Der alte Herr hatte noch immer nicht ſeine Faſſung wieder gewonnen; doch begriff er ſo viel, daß es Jenem mit Forderung und Drohung ein Ernſt, er auch daneben wohl der Mann ſey, dieſe in's Werk zu richten. Die Furcht, in ganz Paris, wie in der Provinz, ein Gegenſtand des Geſpöttes zu werden, nöthigte ihn unter leiſen Flüchen zur Verheißung ſeines väterlichen Segens. — Wie der unternehmende Liebhaber Garrick um Beiſtand angefleht, zur Rache entflammt und ſeiner Sache gewonnen, wie der Caſtellan, als ein Verwandter von Jenem, die Hand zur Ausführung geboten habe, dies Alles kam jetzt ausführlich, wenn auch eben nicht zur Freude des Ueberliſteten, zur Sprache, der ſich nicht eher mit dem Streich verſöhnte, als bis ſein nunmehriger Schwiegerſohn die Geſchichte von Fielding's Gemälde in dem Romane: „Das hülfreiche Portrait“ ſo glücklich dargeſtellt und nachmals für die Bühne bearbeitet hatte, daß er, als Verleger, ſein Schäfchen ſcheeren und in aller Gemüthlichkeit über den gezähmten Bramarbas auf den Brettern lachen konnte, in welchem ihn zu vermuthen Keinem einfiel. Wirklich machte jener Roman, der die Thatſachen in anmuthiger dichteriſcher Verkleidung der Leſewelt mittheilte, in Paris beinahe einen Monat Epoche, wozu freilich der Umſtand, daß man das erwähnte Bild des Dichters ganz in der Nähe hatte, und Luſtfahrten und Partieen dahin zu unternehmen waren, das Seinige beitragen mochte. So viel iſt aber gewiß, daß ſich während dieſer Zeit mancher bittende Mädchenblick auf das hülfreiche Gemälde richtete, welches der liebenden Paare bereits drei zum erwünſchten Ziele gebracht hatte.

Ob der junge Autor das Wort Dankbarkeit mit einem, Garrick's Ohren wohltönenderem Klange aus zu ſprechen gewußt, iſt unbekannt; doch mochte auch dieſer ſeitdem ſich lieber an die Geſchichte erinnern laſſen.

E. Karoli.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

II. Fornarina.

Dunkelflammendes Auge, wie du leuchteſt! Wie glänzt die herrliche Stirn voll Anmuth und Milde! Und friſch, wie des ſchönſten Maitags junge Knospen, blühen deine lieblichen Rosenwangen.

Purpurfarben, wie des Frühlings zarteſtes Morgenroth, lächeln deine keuſch erröthenden Lippen; und die nur mit Mühe ſittſam zurückgedrängte Fülle des überquellenden Buſens verheißt Götterſeligkeit ſterblichen Menſchen in deinen Armen!

Du winkſt mit deinen Lilienhänden dem Ueberglücklichen, er ſinkt in deinen Schooß; — und alle entzückenden Geſtalten des Himmels und der Erde, und die namenloſe Wonne aller geſchaffenen Welten rauſcht, wie ein glänzender Lichtſtrom, durch ſeine überwältigte Seele. —

Göttliches Bild! im Morgenglanze ewiger Jugend und Schönheit ſtrahlend! wenn auf todter Leinwand in der Bruſt des entzückten Beſchauers glühende Liebe du entzündeſt: —

O ſo ſteige noch einmal von deinen Himmeln hernieder, reizende Fornarina, du die Erſte deines Geſchlechtes! breite noch einmal aus deine blühenden Götterarme, und vergönne meinen trunkenen Sinnen nur einen Augenblick in jenem Meere des ſeligſten Entzückens zu ſchwelgen!

Und dann laß mich, wie deinen glücklichen Raphael, unter ſingenden Blüthenbäumen, mit dem Kelche der ſüßeſten Wolluſt an den erbleichenden Lippen, in jenes Land hinüber träumen, wo die Harfenlieder der Engel die göttliche Seele des Künſtlers begrüßen.

III. An Aphrodite.

Dir, o blühende cypriſche Göttin, mit dem duftenden Roſenkranze, von dem Chore der Freuden begleitet, will ich ſingen mein ſchönſtes Lied!

Und ein blühendes Mädchen ſchlinge die Lilienarme um meine Schulter, daß bei Becherklang und Geſang der Saiten mich die Fülle des lieblichen Buſens ergötze! —

Ihr braungelockten ſchlanken Jünglinge! denen Feuer der Jugend in den ſchwellenden Adern glüht! leeret die roſenbekränzten Becher, und füllet ſie wieder!

auf daß, wenn ihr mit markigen Armen ein ſchüchternes Mägdlein an den Buſen drückt, die Zarte vor der Kraft des Mannes erzittre!

Wo am ſchattigen Felſen ein kühlender Quell in heißen Tagen des Sommers zur Labung hervor quillt, iſt es dem Durſtigen vergönnt, zu ſchöpfen;

wo auf bunter Frühlingswieſe eine duftige Blume den balſamiſchen Blüthenkelch in ſüßem Wohlgeruch entfaltet, wiegen ſich naſchende Schmetterlinge und honigſaugende Bienen:

Wir aber ſchlürfen mit begierigen Lippen den ſüßen Kelch der Liebe, der zum köſtlich labenden Genuſſe im ſchnell verrauſchenden irdiſchen Leben ſterblichen Menſchen in flüchtigen Zügen auszuleeren vergönnt ward. —

Ihr braungelockten ſchlanken Jünglinge, denen Feuer der Jugend in den ſchwellenden Adern glüht! leeret die roſenbekränzten Becher, und füllet ſie wieder!

Küſſe mich feuriger, roſiges Mädchen! ſchlinge die blühenden Lilienarme enger um meinen glühenden Jünglingsbuſen! — So lang' ich jung bin, will ich genießen; denn nur dem Genießenden gehört die Welt.

Sprüche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Eine Pomeranz, Rettich und ein Zahnſtöhrer iſt ein ritterlich ſpaniſch Eſſen.

Die Natur und die Spanier thun nichts umſonſt.

Wer die ganze Welt freſſen will, der muß ein groß Maul haben.

Ein Mannsbild mit einem weibiſchen Verſtand iſt der ärgſte Hermaphrodit.

Eine römiſche Wahrheit iſt eine deutſche Lüge.

Beides, alt und neu Rom, hat mehr Völker durch Fried' und Wolluſt als durch Krieg und Mannheit bezwungen.

Wer es mit keiner unter zween Parteien hält, wird endlich beiden zur Beut.

Wer mitten im Haus wohnt, der wird von oben herab beſchüttet und von unten hinauf beraucht.

Gar zu geſund iſt ungeſund.

Welcher nur halb unſeres Herrgotts iſt, der iſt gar des Teufels.

In der Welt-Comödie wird Niemand mehr gedrückt, als die müßigen Zuſeher oder Otiosi Spectatores.

Man iſt gemeiniglich emſiger, fremdes Geld an ſich zu bringen, als das ſeinige zu behalten.

Eines Volkes Freiheit kann durch Krieg gewonnen und behauptet, durch betrüglichen Frieden wieder verloren werden.

Manches Landes Ruhe iſt anderer Länder Unruhe.

Julius Max Schottky.

Grabſchrift eines politiſchen Kannengießers.

Hier liegt ein großer Politicus —
Dem wars die allerhärteſte Nuß,
Zu begreifen, daß Alles, was er thät ſagen,
Sich jederzeit anders zugetragen.

Wilh. Sehring.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

„Urania. Taſchenbuch auf 1826.“ (Schluß.)

Ich. Nach dem höchſten Standpunkte, von welchem aus Sie ſich über dieſe Dichtungen verbreitet haben, bin ich überzeugt, daß in Ihrem Tadel gewiß viel Gegründetes liege. Aber ich muß geſtehen, ich fühle mich immer gern ſchon befriedigt, wenn ich eine tief in der menſchlichen Natur gegründete Wahrheit, eine großartige Lebens-Erfahrung bedeutend ausgeſprochen finde; und das lebhafteſte Intereſſe reißt mich fort, wo eine neue charakteriſtiſche Anſicht, eine originelle Weltanſchauung neuen Aufſchluß über mein eigenes Seyn und Leben mir entgegen bringen. In dieſer Beziehung iſt auch der „Geheimnißvolle“, dieſes charakteriſtiſche Symbol der windbeuteligen Natur des Menſchen, wie Sie ſich aus zu drücken beliebten, mir ſehr bedeutend und nichts weniger als unpoetiſch erſchienen; und ich habe mich durch den hohen Genuß, den mir das Vertiefen in dieſe neue künſtliche Novelle, das „Dichterleben“, gewährt hat, mit Bewunderung überzeugt, daß jener urſprüngliche friſche Strom Tieck'ſcher Poeſieen in ſeiner reichſten, kräftigſten Fülle, vielleicht bedeutungsvoller als je, ſich wieder hervorgethan habe. Ich habe geleſen, und wieder geleſen; und ich weiß nicht, ob ich den ſchauerlichen Geiſt, der mit geſpenſterhaftem Grauen durch dieſe wundervolle Dichtung zieht, oder die milde Klarheit mehr bewundern ſoll, welche das aufgeregte Gemüth wieder beſänftigt und mit ſich ſelbſt in's Reine bringt. Die wüſten Abgründe ſind hier aufgethan, an denen die dämoniſchen Fauſtiſchen Geiſter der Ungebundenheit, von trügeriſchen Irrlichtern verlockt, mit gefährlichen Schritten durch das Leben wandern, wenn vergebens die ewigen Sterne der reinen Liebe und Treue aus den nächtlichen Wolkenritzen ihnen entgegen leuchten. Es iſt die unruhige Magnetnadel des menſchlichen Daſeyns, welche zwiſchen den beiden Polen des Genuſſes und Entſagens unbefriedigt ewig auf und nieder ſchwankt. Wie iſt in dem leicht aufgeregten Green ſo überaus wahr und treffend das leichte Hingeben der Dichter-Natur an die wechſelnden Freuden des Lebens geſchildert, in welchen der Beſte untergeht, wenn nicht die ſittliche Kraft über dieſem reizenden Meer des Genuſſes den ſchaukelnden Kahn in unverwandter Richtung oben erhält! Dieſen Boden hat vor Tieck noch Niemand betreten. Ich wüßte kaum etwas Intereſſanteres, als dieſe poetiſchen Apotheoſen des wilden ungebändigten Marlow mit den bekannten des „Wilhelm Meiſter“ zu vergleichen. Und dieſe unvergleichliche, höchſt originelle Ider, wie über dieſem ganzen unſtäten genialen Treiben der milde himmliſche Genius des einzigen Shakſpeare verklarend ſchwebt; wie in den beſcheidenen Worten des ſtillen unbekannten Schreibers, wofür ihn Marlow nimmt, die flammenden Geiſtesſtrahlen der hoch gefeierten Dichter, wie in einem reinen ſonnenklaren Spiegel, erſt ihren rechten Wiederſchein erhalten! Dann dieſes gehaltene blühende Colorit; mit wenigen Zügen welche Charakteriſtik der Sitten und des Zeitalters! Ich muß geſtehen, daß ich durch dieſe wenigen Blätter mich leichter, als durch Bände-dicke Abhandlungen in das Shakſpearſche Zeitalter verſetzt gefunden habe. Und gewiß, es bedurfte nur einer gelungenen engliſchen Uebertragung des Deutſchen, um durch das kleine Büchlein den ganzen breiten oberflächlichen Walter Scott mit ſeinen ewigen: „Damals in jener Zeit“ — oder: „Unter der Regierung der Eliſabeth“ — „In dem Zeitalter der u. ſ. w.“, ſammt ſeinen Ellen langen compendienartigen Sitten-Schilderungen, aus dem Felde zu ſchlagen, welche, gleich jenen ungereimten Zetteln und Inſchriften auf den alten Gemälden, ſeinen langweiligen Perſonen ſo zu ſagen aus dem Munde hangen.

Er. Ich habe Ihnen mit Aufmerkſamkeit zugehört. Ich bin immer auf das höchſte geſpannt, wenn Tieck die Feder über Shakſpeare anſetzt. Denn dieſes gänzliche Vertiefen und Hingeben des einen bedeutenden Dichters an den andern möchte vielleicht ohne Beiſpiel ſeyn. Wollte der Verfaſſer ſich nur endlich entſchließen, ſein lang erwartetes und viel beſprochenes Werk über den europäiſchen Dichterfürſten erſcheinen zu laſſen; ich bin gewiß, Tieck würde ſeinen Namen um das Doppelte auf die Nachwelt bringen, und von dem Augenblicke an würde eine ganz neue Geſetzgebung der Shakſpear'ſchen Kritik ſich datiren. Ich werde das Büchlein mir von Ihnen ausbitten, um zu ſehen, in wie fern es dem Verfaſſer gelungen ſeyn möge, eine ſo bedeutende, ja nie zu erreichende Dichter-Individualität, wie die Shakſpear'ſche, in höchſter Fülle und Vollendung in mir lebendig werden zu laſſen, an deren Möglichkeit, außerhalb der von ihm ſelbſt erſchaffenen unerreichten Welt, ich eben ſo ſehr, als an der glücklichen Ausführung und Verſinnlichung eines göttlichen Chriſtus-Charakters außerhalb der Bibel, auch im erhabenſten Gedichte, aus guten Gründen zu zweifeln Urſache habe.

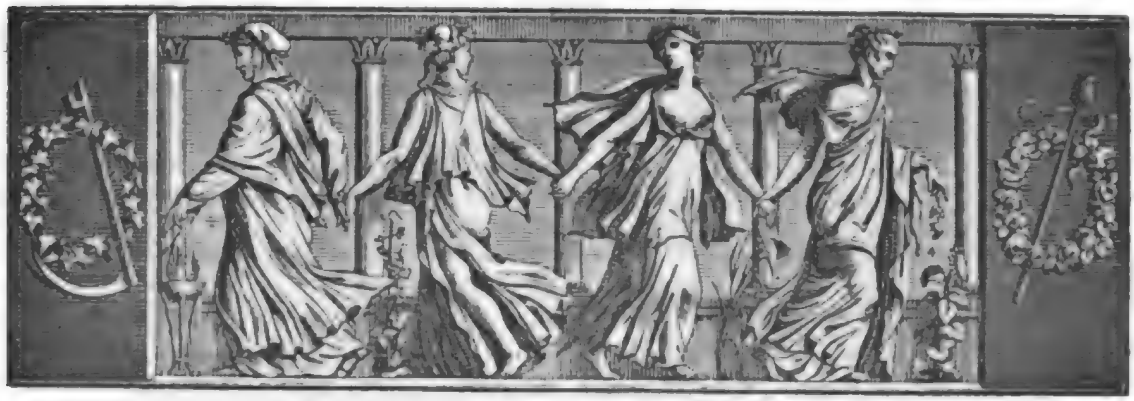
Ich. Sie werden leſen und bewundern. — Aber, erlauben Sie, laſſen Sie uns zuvor dieſe goldenen Blätter von dem übrigen buchhändleriſchen Nothbedarf losreißen. Denn außer den ſchönen „Frühlingsliedern“ von W. Müller, und Michael Beer's „Paria“, können neben Tieck die übrigen Namen gar nicht ausgeſprochen werden. — Und nun laſſen Sie mit dieſen begeiſterten Herzen, theurer Freund, aus dem engen Zimmer uns hinaus in das Freie eilen! Ernſt Große.

Der Verſtand. Es giebt wenigſtens ein Dutzend Sorten von Verſtand. Eine der gewöhnlichſten Arten iſt der ſaturiſche. Er weiß in jedem Dinge gleich das Fehlerhafte, Lächerliche auf zu faſſen und den Umſtehenden vor die Augen zu ſtellen. Es iſt ein Scharfblick, der ſich zum Wächter alles Unvollkommenen aufwirft, alſo ein trauriges Amt!! — Der große Geiſt dagegen faßt nur das Allgemeine auf, nur die Maſſen; er vernachläſſigt das Detail, wie das Individuum. — Der tiefe Verſtand hält es mit den Prinzipien, ergründet gern die Urſachen der Dinge, ſchließt davon auf neue Wirkungen und hält es überhaupt mit dem Berechnen. — Der gewandte Geiſt geht in alle Nebenumſtände ein, und zieht aus ihrer Zuſammenſtellung ſeinen Vortheil; ſo weiß er denn auch die Menſchen in jeder Lage zu benutzen, und ſie ſtets zu ſeinem Beſten zu gewinnen. — Der richtige Verſtand erkennt immer ſtets die Wahrheit in Allem, durchſchaut leicht jedes Blendwerk, und bleibt immer gern bei dem Natürlichen ſtehen (taugt alſo nicht zum Romantiker!). — Der glänzende Verſtand ſieht überall hell, erleuchtet jedes Düſtere, und weiß ſeine Sonne immer ſo zu ſtellen, daß der Brennpunkt ihn ſelber am hellſten in's Licht ſtellt. — Der durchdringende Verſtand geht jedem Dinge bis in's Herz; mit einem Blick durchſchaut er die undurchdringlichſte Außenſeite, als wäre es Glas! — Der bizarre Verſtand findet zwiſchen jeder Sache und Vorſtellung eine Verzweigung, an die kein Anderer denkt. Den Zufall ſorgfältig nutzend, tritt er auf einmal mit einem Bilde hervor, das den Anſchauer ſo überraſcht, daß ihm gar nicht Zeit zum Nachdenken bleibt. Er iſt ein glänzendes Bijou, das Jedem gefällt, ohne Rückſicht, ob's Gold oder nur vergoldet ſey. — Der falſche Verſtand — iſt kein Verſtand; der ſchwerfällige — gehört keinem Franzoſen an!! Wir ſchließen alſo hier das Regiſter. (Pandore.)

In der Disputation zwiſchen Fenelon und Boſſuet gab eine Note von Mad. Guyon, mit Bleiſtift angemerkt, und aus Verſehen mit abgedruckt, Anlaß, daß Fenelon verdammt ward, und der Vatican Gift und Feuer gegen ihn ſchleuderte! (Pandore.)

Beilage: Anzeige für Leihbibliotheken, Leſezirkel und alle Freunde ſchöngeiſtiger Literatur.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 30. November. 191ſtes Blatt.

Schriftproben aus der Geſchichte. *)

Jeanne d'Arc an den Herzog von Burgund.

† Jeſus Maria.

Hoher und mächtiger Fürſt, und Herzog von Burgund. Im Namen des Königs des Himmels, meines höchſten Herrn und Herrſchers, fordere ich, Johanna die Jungfrau, Euch auf, daß Ihr und der König von Frankreich, guten, feſten und dauerhaften Frieden machet, ſo wie es guten Chriſten zukommet; wollet Ihr aber kriegen, Herzog von Burgund, ſo ziehet gegen die Sarazenen. Ich bitte, flehe und erſuche Euch, ſo demüthig ich nur erſuchen kann, daß Ihr das heilige Reich Frankreich nicht mehr bekriegen wollet, und augenblicklich und ungeſäumet Euer Volk zurückziehet aus den Plätzen und Veſten dieſes heiligen Reiches, denn der edle König Frankreichs iſt bereit, Frieden zu machen mit Bewahrung ſeiner Ehre. Von wegen des Königs des Himmels, meines höchſten Herrn und Herrſchers, und um Eures Wohls, Eurer Ehre und Eures Lebens willen aber thue ich Euch kund, daß Ihr fürder keine Schlacht gewinnen werdet, weder Ihr, noch Alle, die da kämpfen gegen Jeſus, den König des Himmels, meinen Herrn; darum bitte ich Euch, daß Ihr keine Schlacht beginnet noch ferner krieget gegen uns, denn ſicherlich, ſo viel Ihr auch Eurer Leute und Unterthanen herzu führen mögt, ſie werden nichts gewinnen, als unſer Mitleid mit dem Blute derer, die es gegen uns verkaufen. Auch habe ich vor drei Wochen Euch geſchrieben und Friedensbriefe durch einen Herold geſendet, der Euch zu der Salbung lade, die da heute, Sonntag den ſiebzehnten dieſes Monats, in der Stadt Rheims gefeiert wird, habe aber weder Antwort noch ſonſt Nachricht von gedachtem Herold empfangen. Lebt wohl! Gott ſchütze Euch! er gebe ſeinen Frieden. (Geſchrieben in genannter Stadt Rheims, den ſiebzehnten des Juli-Monats, überſchrieben auf der Rückſeite: An den Herzog von Burgund, und geſiegelt mit einem Siegel in rothen gebrochenem Wachs.)

*) Nach den Manuſcripten auf der Pariſer Bibliothek überſetzt. C. v. W.

Heinrich III. von Frankreich an Diane von Poitiers. *

Mein Liebchen. Ich bitte Euch, mich zu entſchuldigen, daß ich Euch nicht geſchrieben; die Urſache war ein Schnupfen, welcher mich zwei Tage das Zimmer hüthen ließ. Gott ſey Dank! in dieſem Augenblick bin ich wohl, und zu Eurem Befehl wie nur jemals. Ich bin ſehr froh, den Prozeß von Limones gewonnen zu haben, und zwar nicht wegen meiner, ſondern aus Liebe zu Euch, und es ärgert mich nur, daß es uns nicht zehnmal mehr Vortheil bringt, denn Ihr wiſſet nicht, wie viel Gutes Euch der wünſcht, welcher Euch mehr als ſich ſelbſt liebt, und welcher bittet, ihm Eure Liebe zu bewahren. Mr. de Nevers meldet mir, daß der Kaiſer letzten Sonntag nach Thionville zurück kehrt. Sie haben Metz nicht geſtürmt: ich muß Euch ſagen, daß die Unſern bis dieſe Stunde das Beſte gethan haben, und ich hoffe zu Gott und unſerer lieben Frau, daß der Kaiſer eine gute Schande davon tragen werde.

Ich bitte Euch, erinnert Euch Eures Dieners und vergesset nicht meine Vaterunser.

Wohl feir're Treu ward niemals noch geschworen
Dem neuen Fürsten (meine Fürstin Du),
Als meine Liebe Dir weiht ohne Ende;
Sie scheut nicht Zeit, nicht den gewissen Tod.
Nicht tiefe Graben, vielbethürmte Mauern
Sind Noth der Veste meines Herzens; Dich
Wählt ich darin zur Fürstin, zur Regentin,
Und darum muß die Dauer ewig seyn.
Nicht Gold, nicht Schätze können sie besiegen,
Kein edles Herz kann schlechtem Preis erliegen.

Gabriele d'Etrées an Heinrich IV.

Ich sterbe vor Angst! Beruhigt mich, indem Ihr mir sagt, wie sich der Bravste der Welt befindet; ich fürchte zu sehr die Größe dieses Uebels, weil ich weiß, daß mich sonst nichts seiner Gegenwart berauben könnte. Gieb mir Nachricht, mein Ritter, denn Du weißt, das mindeste Deiner Leiden ist mir tödtlich. Obgleich ich heute schon zwei Mal Nachricht von Euch erhielt, so würde ich doch nicht einschlafen können, ohne Euch vorher noch tausend Mal: Gute Nacht! zu sagen; denn ich bin nicht etwa nur so obenhin treu, sondern ich nenne mich die Prinzessin Beständigkeit, und bin gefühlvoll für Alles, was Euch betrifft, unempfindlich aber für den Rest der Welt.

Heinrich IV. an Gabriele d'Etrées.

Meine Geliebte! Zwei Stunden nach Ankunft des Ueberbringers werdet Ihr den Ritter sehen, der Euch am meisten liebt; man nennt ihn den König von Frankreich und Navarra; ehrenvolle Titel, aber peinliche; der Eures Unterthans ist weit köstlicher; alle drei sind übrigens gut, in welche Brühe man sie lege, und ich bin nicht gesonnen, sie irgend Jemand zu überlassen. Aus Eurem Briefe ersah ich Eure Eil, um nach Saint Germain zu kommen; ich freue mich sehr über diese Liebe zu meiner Schwester, es ist das sicherste Zeichen, das Ihr mir nur von Eurer Liebe geben könnet, welche ich mehr schätze, als mein Leben, so lieb ich es auch habe. Lebe wohl, mein Alles; tausend Mal küsse ich Deine schönen Augen.

Heinrich IV. an Henriette d'Entragues.

Meine Geliebte! Gestern Abend erhielt ich Euren Brief, und empfange mit Freuden die Versicherungen Eurer Liebe; zugleich ersah ich das Erstaunen Eures Vaters. Er hat Recht; aber sein Verfahren hat mir alle Lust benommen, mit ihm zu verhandeln. Ihr schreibt zwar, er würde mich zufrieden stellen, aber, liebe Seele, ich bitte Euch mit gefaltenen Händen, lasst mich nichts weiter mit ihm zu schaffen haben. Wir Beide, Ihr und ich, können uns besser verständigen und uns allein beglücken. Das Geld, Euch ein Gut zu kaufen, liegt bereit; nichts wird Euch fehlen. Marchaumont kommt in einer Stunde; Fleury ist hier. Ich arbeite besser für Euch, als Nau, aber laßt mich nicht mit diesem Manne mich verunreinigen, welcher ohnehin seit Gestern nichts gethan hat, als Hindernisse zu suchen, nur um mich zu ärgern. Ich bitte Euch nochmals fußfällig, tragt dazu bei, daß unsere Stunden nur von uns Beiden abhängen. Bald sehe ich Euch; liebet mich indeß als Jemanden, der nie eine Andere lieben wird als Euch. Auf diese Wahrheit küsse ich Euch tausendmal. C. v. Wachsmann.

Miszellen.

So wie sich in der christlichen, wenigstens in der katholischen Kirche, manche Gebräuche und Spuren aus dem Heidenthum erhalten haben, so finden sich auch besonders in dem poetischen Volksleben der Neugriechen noch manche mehr oder weniger durch die Zeit und die Religion veränderte Ueberbleibsel aus der alten griechischen Mythologie. So erkennt man die alte Vorstellung der Keren (Parzen) in dem Bilde wieder, das die Neugriechen von der Pest sich machen, die sie sich nicht als ein einzelnes Weib, sondern als ein Trio furchtbarer Frauen, welche alle Drei die Städte durchwandern, um sie von den Einwohnern zu leeren, vorstellen. Die Eine trägt ein großes Papier, worauf sie die Namen der Opfer schreibt; die Andere hat eine Scheere, womit sie diese verwundet, und die Dritte führt einen Besen.

Urtheil eines französischen Gelehrten über Johann Heinrich Voß. Dieser Gelehrte ist P. Golbery, das Urtheil findet sich in der schätzbaren „Revue encyclopédique" (1825. Juin, pag. 775), bei Gelegenheit einer kurzen Anzeige der „Antisymbolik" von Voß, und lautet folgendermaßen: „Der Verfasser dieses bittern Buches ist der berühmte Dichter, der die deutsche Muse mit Homer und Virgil und andern alten Dichtern, so wie mit eigenen ausgezeichneten Werken beschenkt und bereichert hat. Unglücklicher Weise ist sein Genie nicht immer in den hohen Regionen geblieben, wo seine Phantasie sich mit solchem Erfolg bewegte; nicht immer hat er die Sprache der Götter geredet, vielmehr hat er bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen, daß, wenn die Rache den Göttern eine Freude ist, sie es auch zuweilen denen ist, die von ihnen begeistert worden sind. Heyne, der Lehrer von Voß, der berühmte Stolberg, Voßens Freund, und zuletzt der gelehrte Creuzer sind nach und nach der Gegenstand der Abneigung dieses rachsüchtigen Schriftstellers geworden. Er hat gegen sie allmählig die giftigsten Pfeile erschöpft, und wenn auch zuweilen glücklicher Witz zu diesen Angriffen sich gesellte, die Bitterkeit desselben hinderte das Publikum, daran Vergnügen zu finden. Das neueste Werk von Voß bestätigt das, was ich so eben sagte" u. s. w. — Voß hat bei uns

über dergleichen Vorwürfe Vertheidiger gefunden: vielleicht findet sich auch ein Kämpfer für ihn in Frankreich, obwohl dort allerdings, nach der herrschenden Stimmung, das Protestiren gegen Unvernunft und Unsinn für das Volk nicht nöthig ist, wohl aber für manche Partei.

Bekanntlich ist Weber's Oper: „Der Freischütz" unter dem Namen „Robin des bois" seit vorigem Winter auch in Paris aufgeführt und von den Franzosen mit Entzücken gehört worden. Ein Deutscher schreibt mir aus Paris, daß die Franzosen nicht begreifen könnten, wie Jemand in Deutschland (!!) so componiren könne, und daß sein Reisegefährte von Einem gefragt worden sey: ob es in jenem Lande noch mehr solcher Componisten gebe? — Indeß haben die Franzosen dennoch ihr Vorurtheil gegen die Deutschen, und daß sie (die Franzosen) selbst auch in wissenschaftlicher Hinsicht die erste Nation Europa's seyen und keine andere neben ihnen Beachtung verdiene, seit einiger Zeit ab zu legen den Anfang gemacht, zu welcher Erkenntniß wir vorläufig ihnen mehr gratuliren als uns, da sie die besten deutschen Werke meist nur verstümmelt erträglich zu finden vermögen. K.

Nachgelassene Gedichte von Byron.

IV. An einen Priester.

Dumpfer Priester! in der gleißnerischen Mönchskutte frömmelnder Scheinheiligkeit, was predigst du Entbehrung jeglichen schönen Lebensgenusses abergläubischen Thoren?

Wähnst du auch mich zu schrecken mit dem todten Buchstaben deines Gesetzes? — Vergebens! Sieh', hier sitz' ich unter einer Schaar blühender Mädchen, und scherze und küsse;

und wenn ich müde bin, ermuntern gefüllte schäumende Becher und Gesang und liebliches Saitenspiel zu neuen Freuden mein Herz und meine Sinne! —

Vergebens drohst du mit dem Gotte deines Zorns. Nur in dem trüben Gehirn eines der Welt abgestorbenen Grüblers ist er geboren. — Aber der große Geist der Natur,

dessen lebendig wehenden Odem in jedem Pulsschlag ich wärmer in meinem Herzen empfinde, er blicket, wie die milde allerfreuende Sonne,

mit lächelndem Vaterauge herab, wo ein glücklicher Mensch seines Lebens sich freut, wo im duftenden Rosengang im Schatten des Abends rosige Mägdlein und liebende Jünglinge sich finden,

wo bei'm Gegirre schnäbelnder Turteltäubchen an der Brust des geliebten Gatten ein blühendes Weib die höchste Wonne des Daseyns empfindet. —

Ihr frischen Jünglinge! die ihr im warmen Gefühle der Natur mit keckem Uebermuth die Sittenlehren des Priesters verachtet, Gesang und Saitenspiel ruft euch zum fröhlichen Reigen!

Kommt, und thut, wie ich thue! Bekränzt mit Rosen eure blühenden Scheitel, füllet die Becher, und küsset und trinket! und lachet des Thoren. —

Sünden willst du vergeben? — Nur eine Sünde giebt es, die Todsünde: gegen den heiligen Willen der Natur anfrevelu,

und die süßen warmen Regungen des Herzens unter den grausamen Kasteiungen einer eingebildeten Tugend zu ersticken, die von traurigen Thoren erfunden wurde, welche niemals Menschen waren —

und gegen die große ewige Mutter alles Daseyns und Lebens hat deine schwarze Rotte, o Priester! von jeher am meisten gesündigt. —

Wie ich lebte, hab' ich als Mensch gelebt; was ich fehlte, hab' ich als Mensch gefehlt: meine Thaten will ich vertreten, und Himmel und Hölle mir in meinem eigenen Busen bereiten!

Als Mensch fühlen und thun, ist des Menschen Tugend: als Mensch leiden und genießen, ist des Menschen Bestimmung. Frei ist mein Wille, mein gehört die Welt

als freier Schauplatz meiner Freuden und Leiden; und kein Gesetz, als dasjenige, welches die Natur mit unverlöschlichen Zügen in meinen Busen geschrieben,

soll meine Handlungen und Thaten lenken; und kein chimärisches Trugbild eines betrügerischen Priesters mit mystischem Schleier meine hellen Sinne umnebeln. —

Wie? auf morschen Altären, in der büßenden Gestalt eines bis zum Tode betrübten Sünders, deinem todten Götzen sollt' ich opfern?

Das leise Flüstern der überglücklichen Liebe, Kuß und heimliches Wonnelispeln sind unsere Gebete; Becherklang und die lauten Dithyramben der Freude unsre Hymnen!

Auf! ihr von Wein und Wonne und Liebe begeisterten Jünglinge! nehmt die blühenden Kränze des Festes aus euren duftenden Locken! und die reinste Fülle des perlenden Weines lasset dem großen Geiste uns opfern!

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der Maler Lengerich, aus Italien zurückgekehrt, hat neulich in einem der akademischen Säle mehrere seiner in Rom gefertigten Arbeiten zur öffentlichen Ansicht aufgestellt. Man sah: 1) eine Abnahme Christi vom Kreuz, eigne Erfindung, Figuren über Lebensgröße; 2) Bildniß (ganze Figur) des Pagen eines römischen Senators, nach der Natur; 3) eine Copie der berühmten Grablegung Christi in der Gallerie Bor-

gheft, von Raphael, in der Größe des Originals; 4) eine Copie desselben Bildes in vergrößertem Maaßstabe, und 5) eine Copie nach Pontormo, dadurch sehr interessant, daß sich auf derselben die Bildnisse der berühmtesten italienischen Dichter, des Dante, Petrarca, Boccaccio u. s. w. befinden. Der junge Künstler hatte, nach seiner ersten Rückkehr aus Italien, mehrere seiner daselbst nach Raphael und andern großen Meistern gefertigte Copieen zur akademischen Kunst-Ausstellung geliefert, welche beifällig aufgenommen wurden. Sein Wunsch, nach Rom zurück zu kehren, um sich dort noch mehr zu vervollkommnen, und sich, umgeben von den classischen Mustern bildender Kunst, in Arbeiten eigner Erfindung zu versuchen, ging dadurch in Erfüllung, daß er von seiner Vaterstadt Stettin Aufträge zu mehreren dort auf zu stellenden Kirchen-Gemälden erhielt. — Zuvörderst sey von dem Bilde die Rede, in welchem der junge Künstler seine eignen Kräfte in Anfertigung eines großen Werkes zu versuchen und das durch Studium großer Vorbilder Erlernte an zu wenden Gelegenheit fand, nämlich von der Abnahme vom Kreuz. Kommt ein erster Versuch dieser Art zur Beurtheilung, darf diese nicht anders als schonend und ermunternd seyn, besonders wenn sich des Verdienstlichen so viel findet, als in dem besprochenen Bilde. Nicht zu verkennen ist das Streben des Künstlers, auf dem Wege zu bleiben, den die Werke Raphael's und seiner großen Zeitgenossen vorzeichnen, und sich nicht von dem Schwindel hinreißen zu lassen, der seit längerer Zeit auch die in Rom studirenden deutschen Künstler, durch Nachahmung der, allerdings in vieler Hinsicht vortrefflichen, aber auch zu gleicher Zeit in vielen Theilen der Kunst mangelhaften Werke einer früheren Kunst-Periode, befallen hat. Der Gegenstand einer Abnahme vom Kreuz ist schon so oft bearbeitet worden, daß es nicht allein sehr schwierig, sondern vielleicht auch nur dem entschiedensten Talente vorbehalten ist, ihm eine neue Seite ab zu gewinnen; unser Künstler hat ihn so aufgefaßt, wie er schon öfter dargestellt worden. Joseph von Arimathia und Johannes unterstützen den Leichnam des Heilandes, während zwei Arbeiter, welche ihn so eben vom Kreuze genommen, ihn herunter lassen; am Fuße des Kreuzes sinkt Maria, die Mutter, ohnmächtig, von den übrigen Marien unterstützt, nieder. Die Zeichnung ist meist ziemlich correkt; die Umrisse sind deutlich, ohne Härte. Die Gewänder, in großen Partieen gehalten, entbehren aber zum Theil den Charakter des Natürlichen, und das Ordnen der Falten wird bei mehreren oft zu bemerkbar. Die Farbengebung ist naturgemäß, doch fehlt in manchen Theilen die Frische; auch wird der Künstler darauf bedacht seyn müssen, hinsichtlich der Beleuchtung noch mehr durch gehaltene Massen einen Total-Effekt hervor zu bringen, der — obgleich zur Zeit oft von den Künstlern vernachlässigt — wenn er nicht gesucht, sondern natürlich herbeigeführt erscheint, besonders bei Bildern dieser Art, welche in der Ferne gesehen werden müssen, von großer Wirkung seyn kann. Den meisten Köpfen mangelt der Ausdruck nicht; die Stellung der Mutter müssen wir als die am wenigsten ansprechende bezeichnen. — Das Bildniß des Pagen erscheint uns sehr gelungen. Es ist gut angeordnet, keck, ohne Vernachlässigung ausgeführt, und Wahrheit und Frische sind in der Farbengebung bemerkbar. Von den Copieen ist die der Grablegung in gleicher Größe des Originals eine der besseren, welche wir bisher hier sahen. — Wir und gewiß Alle, die mit den großen Schwierigkeiten vertraut sind, welche sich dem Künstler bei Ausführung eines großen historischen Bildes (besonders wenn es sein erstes ist) entgegen stellen, reichen glückwünschend dem jungen Manne die Hand. Möge er durch Aufträge zu ähnlichen Arbeiten in den Stand gesetzt werden, ferner die Kunst fleißig zu üben, dann dürfen wir erwarten, daß er sich bald zu einem Künstler ausbilden werde, der seinem Vaterlande Ehre macht.

— Unter den neuen Medaillen, welche aus der Kunst-Anstalt von G. Loos hervorgegangen sind, zeichnen sich besonders die auf Blumenbach (in Göttingen) und Hagen (in Königsberg), bei Gelegenheit der funfzigjährigen Amtsfeste beider berühmten Männer geprägt, vortheilhaft aus. Die geschickte Ausarbeitung der Bildnisse (von Gube in Stahl geschnitten) wird diese Medaillen den Sammlern werth machen. — Die Büste Hagen's ist von Carl Wichmann, der nach Königsberg berufen ward, um den Jubelgreis zu modelliren, mit gut verstandener Natur trefflich ausgeführt, und ihm jetzt der Auftrag geworden, sie auch in Marmor zu liefern.

— Die „Papiere aus meiner bunten Mappe; eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Gedichten von G. N. Bärmann, der Weltweisheit Doctor u. s. w.", sind erschienen (Berlin, Vereinsbuchhandlung) und werden Allen, die geistige Unterhaltung suchen, willkommen seyn. Dem Verfasser ist es, wie man bemerken wird, nicht um gewöhnliches Modewaare zu thun; er will sich, obwohl er auf manchen Wahn tapfer los geht, nicht durch inhaltlose Sarkasmen geltend machen; er strebt danach, auch in das Kleinste einen Kern zu legen. Schon früher in literarischen Kreisen bekannt (namentlich hat er einen in Wien ausgesetzten Preis für Erzählungen gewonnen und namentlich sich zu denen Uebersetzern des Calderon gestellt, die ihr Vorhaben mit Ernst behandeln), wird diese Sammlung seiner besten literarischen Erzeugnisse ihn Vielen, die nicht an einer Art von Geist sich einseitig gebildet haben, werther machen. — Das in dieser Sammlung mit eingeführte, ganz in Assonanzen geschriebene kleine Trauerspiel: „Die Höhle auf Hampdenfa", setzt gewiß manche kritisch gespitzte Feder in Bewegung; am besten wird vielleicht die namentlich auf dem Hamburger Theater schon vorbereitete Aufführung darüber entscheiden. Uebrigens ist der Verfasser auch schon durch gelungene Theaterstücke bekannt geworden; so namentlich durch das einaktige Drama: „Der Oberrock", das auf mehreren Bühnen gefiel und in Berlin ebenfalls längst auf der Bühne seyn könnte, wäre nicht der Grundsatz: daß es mit den Original-Stücken der Deutschen, wenn sie nicht persönlich anmahnen, keine Eile hat, noch immer vorherrschend.

— Weber's Oper „Eurvanthe" kommt im Dezember auf die Königliche Bühne. Der Componist, der in der ersten Vorstellung selbst dirigiren wird, denkt am 4. Dezember hier zu seyn. — Sheridan's neuumstudirte „Lästerschule" hat gefallen, besonders durch Devrient's Meisterspiel.

— Im Königsstädtischen Theater ist aufgeführt worden: „Der Kalkbrenner", Posse mit Gesang von C. v. Holtei. Die Aufnahme war sehr günstig. Es ist ein leichter bald errathener Stoff, der durch die wohlgewählten Melodieen, denen ein mit unter pikanter neuer Text angepaßt ist, Lebendigkeit erhält. Die Darstellenden sind an rechter Stelle; besonders erwirbt sich Schmelka, als Enthusiast für Musik, Verdienste um die Heiterkeit, welche auch der Demois. Aug. Eutorius und den Herren Röcke und Beckmann Gelegenheit giebt, ihre Talente zu üben. — Kotzebue's Lustspiele: „Die Verwandtschaften" und „Blind geladen" wurden auf dieser Bühne zum ersten Mal aufgeführt, und zwar nicht glänzend, aber doch leidlich aufgenommen. — Wie wir hören, ist die Direktion jetzt darauf bedacht, auch für das Lustspiel noch einige bedeutende Mitglieder zu engagiren; bedauernswerth ist dabei nur das durch mannigfache Hemmungen so sehr eingeschränkte Repertoir. In solchen, nicht zu beseitigenden Hindernissen liegt eine Rechtfertigung für die Verwaltung; sie müssen geben, was ihnen zu geben erlaubt ist, haben keine freie Wahl.

—

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XLV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 191ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Berlin. Werthgeſchätzter Herr Redakteur! Von ärgerlichen Gerüchten ſoll eigentlich kein vernünftiger Mann, dem es zur Genüge bekannt ſeyn muß, wie viel in dieſer großen Stadt gelogen wird, Notiz nehmen; indeſſen darum bleiben ſie doch ärgerlich, und wer ſich für eine Sache intereſſirt, ärgert ſich doppelt, wenn der böſe Leumund ſeine Stimme dagegen laut werden läßt. — Sie werden wohl errathen, was ich meine, alſo nur rund heraus: es betrifft unſer liebes Königsſtädtiſches Theater, das gewiß uns Beide zu ſeinen wahren Freunden zählen kann, ſo wenig es ſich auch um uns Beide bekümmert. Da reden nun die Leute in den Tag hinein, und meinen, das Theater ginge ſpornſtreichs ſeinem Untergange entgegen, weil es ganz aus ſeiner Sphäre getreten ſey, und ſich zu einer Höhe aufſchwingen wolle, auf der wohl ganz andere Muſentempel ſchwindlich werden könnten. Ob das Theater wirklich ſeine urſprüngliche Sphäre verlaſſen hat, will ich um deswillen nicht glauben, weil es mir herzlich leid thun ſollte. Es hatte einen ſo ſchönen ſoliden Anfang gemacht, hatte alle Stimmen des Neides und der Mißgunſt — die ſogar ſchon *vor* ſeiner Eröffnung ſich heiſer geſchrieen hatten — ſo kräftig durch die *That* beſchwichtigt, daß es wirklich jammerſchade wäre, wenn die Leute Recht hatten, und wenn das alte Sprüchwort: Uebermuth thut ſelten gut, wirklich auf unſer liebes Inſtitut Anwendung fände, wie der böſe Leumund behaupten will. Ich rufe noch einmal mit Wallenſtein aus: „Ich kann, und will, und mag's nicht glauben u. ſ. w.“

In den Beutel eines Andern hinein zu urtheilen, iſt allemal eine ſchwierige Aufgabe, weil Niemand gern den Schlüſſel zu ſeiner Kaſſe aus den Händen giebt; diejenigen aber, die in der fraglichen Angelegenheit gründlichen Aufſchluß geben könnten, werden ſich wohl hüthen, aus der Schule zu plaudern. Es bleibt alſo in dieſer verwickelten Regula Septima — denn ſieben Tage hat eine Theaterwoche, den lieben Sonntag mitgerechnet — gar manche Größe ein unbekanntes x. Indeſſen will man doch ſein Bischen Mathematik nicht umſonſt gelernt haben, um ſo mehr, wenn es ſich darum handelt, einer ärgerlichen Rechnung eine Gegenrechnung zu machen. Daher lege ich Ihnen hier eine ſolche Gegenrechnung vor; ob ſie richtig iſt oder nicht, können wir Beide zwar nicht entſcheiden, aber ganz aus der Luft gegriffen iſt ſie gerade auch nicht, und auf ein Paar Decimalſtellen wird es hierbei ja nicht ankommen.

Als das Königsſtädtiſche Theater ſich etablirte, ging die allgemeine Sage, der Anſchlag wäre ſo gemacht worden, daß eine tägliche Durchſchnitts-Einnahme von 225 Thalern nicht nur die Koſten vollkommen decken, ſondern ſogar noch einen bedeutenden Ueberſchuß würde erwarten laſſen. — Von den Einnahmen des erſten halben Jahres muß man ganz abſtrahiren, denn da war die Sache etwas Neues, und um das Neue zu ſehen, zahlt der Berliner bekanntlich ſeinen letzten Groſchen ein. Im zweiten halben Jahre hatten ſich die Gemüther einigermaßen beruhigt, das Haus war des Sonntags ganz, mehrere Wochentage zweidrittel bis halbvoll, und nur höchſtens ein Mal in der Woche ſo zu ſagen leer. — Nimmt man die lithographirte Ueberſicht der Theaterplätze (die beiläufig geſagt nicht mehr ganz richtig iſt, aber nicht eher reklifizirt werden ſoll, bis die Auflage vergriffen iſt — wie gefällt Ihnen das?) zur Hand, ſo ergiebt ſich nach einer ſehr einfachen Berechnung, daß ein ſogenanntes volles Haus, mit oder ohne Rückſicht auf die freien Entrees (mit oder ohne Ausnahme) in runder Summe eine Einnahme von 600 Thalern bringt, folglich die wöchentliche:

zu einem vollen Hauſe . . .	600	Thlr.
zu zwei Zweidrittel-Haus . .	800	„
zu zwei bis drei halben Häuſern	600	„ (circa)
zu einem leeren Hauſe . . .	100	„
Summa	2100	Thlr.

Dies mit 7 dividirt, giebt eine tägliche Durchſchnitts-Einnahme von 300 Thlr., und — nach der obigen Vorausſetzung — einen wöchentlichen Ueberſchuß von 500 Thlrn.

Das Jahr hat zwar 52 Wochen, es ſind aber nicht alle gleich gute Theaterwochen, und wie die Krebſe nur in den Monaten ohne r die beſten ſind, ſo ſind wiederum die Wochen in den Monaten ohne r ſchlechte Theaterwochen. Man kann hier im Durchſchnitt im Jahre 36 gute und 16 ſchlechte Theaterwochen annehmen, und wird keinen großen Irrthum begehen. Die ſchlechten Wochen auf die Hälfte der Einnahme veranſchlagt, giebt:

für 36 gute Wochen à 500	. .	=	18000 Thlr.
„ 16 ſchlechte à 250	. .	=	4000 „

Folglich einen jährlichen reinen Ueberſchuß von . 22000 Thlr., wenn nämlich — um den Ausdruck der vox populi bei zu behalten — das Theater in ſeiner Sphäre geblieben und nicht aus ihr gewichen wäre.

Nun koſtet ihm zwar dieſes Ausweichen — ebenfalls nach der vox populi, und nach dem, was der Sache Kundige ſelbſt eingeſtändig ſind — jährlich in runder Summe 24000 Thlr. (wobei manche Artikel nicht veranſchlagt werden können, weil ſie etwas delikater Natur ſind), allein dafür ſoll auch ſogleich gezeigt werden, was dieſe Speckſeite eingebracht hat, nach der eine ſo theure Wurſt geworfen wurde, und was ſie noch einbringen wird.

Angenommen, das verehrliche Sänger-Perſonale würde gar nicht heiſer und hielte ſich ganz frei von Launen, ſo könnten in jeder Woche drei Opern ſtatt finden. Beides kann aber nicht angenommen werden (Sie ſehen, daß ich ganz unparteiiſch ſelbſt gegen meine Lieblinge bin), ſogar wenn die Direktion den Sängern die Launen eben ſo kräftig zu vertreiben wüßte, wie den recitirenden Künſtlern. Man kann daher in zwei Wochen fünf Operntage rechnen.

Aber die Operntage geben auch jedesmal ein ganz volles Haus! das müſſen Sie mir zugeben! Sogar ein überfülltes, und wenn die Stehplätze mit hinzu kommen, ein überſtandenes, das auf mindeſtens 650 Thaler veranſchlagt werden kann, wenn alle Nonconbattanten, d. h. Nichtzahler, ausgetrieben und Zahler dafür eingelaſſen werden. Dabei iſt ferner die neue Vier-Groſchen-Erhöhung auf die Parquetplätze auf der Rechnung gelaſſen, die auch ihre 40 Thaler einbringt, wenn die Leute recht — hitzig ſind.

An den andern ſechs Tagen ſieht es nun freilich ſchlimm aus. Indeſſen die Leute machen die Sache ärger als ſie iſt. Wir haben auch an Tagen, die keine Opern- oder Sonntage waren, recht hübſche Häuſer geſehen, und wenn wir die ſieben Tage der Woche auf 2½ überfüllte, 1 volles und 3½ leere Häuſer veranſchlagen, ſo wird dem Publikum kein Unrecht geſchehen, von dem freilich nicht verlangt werden kann, daß es auch an den Werkeltagen die Sonntags-Laune behalten ſoll. — Dies giebt, in Zahlen überſetzt, für die Woche:

à 1½ überfüllte Häuser	1625 Thlr.
1 volles Haus	600 „
3½ fast ganz leere Häuser	275 „
Summa	2500 Thlr.

folglich 400 Thlr. mehr als nach der früheren Berechnung, wo man noch keine großen Rossini's hatte.

Nun müssen zwar noch die 24000 Thlr. Agio für das in's Land gezogene Kunst-Gold repartirt werden; dies giebt täglich 60 Thlr., das heißt, wenn das Theater früherhin täglich 225 Thlr. einnehmen mußte, um seine Rechnung zu finden, so muß es jetzt 285 Thlr. täglich, oder wöchentlich 2000 Thlr. einnehmen. Dieß von obigen 2500 Thlr. abgezogen, giebt richtig wieder 500 Thlr. reinen Ueberschuß wie vorher. Und wollten Sie denn die Ehre, in Bezug auf die große Oper mit jeder andern europäischen in die Schranken getreten zu seyn, für nichts rechnen? Nennen Sie mir, wenn Sie können, eine Stadt, die zwei solche Opern-Institute auf zu weisen hat, ein bereits vollendetes und ein so gut als vollendetes, wenigstens in der Meinung, die doch in Theatersachen Alles entscheidet!

Aber ich führe meinen Beweis noch weiter! Die 52 Wochen des Jahres sind im Vorigen in 36 gute und 16 schlechte Theaterwochen zerlegt worden; die schlechten müssen aber nach einem ganz andern Maaßstabe berechnet werden als vorher. Behält nämlich das Publikum auch im Sommer seine Sonntags-Laune — und warum sollte es nicht! — so kann eine sogenannte schlechte Woche nicht wie bei ordinairen Pramissen auf die Hälfte einer guten, sondern muß weit höher, und wenigstens auf zwei Drittheile veranschlagt werden. Sie erhalten also, mein werther Herr!

In 36 guten Wochen à 500 Thlr. . .	18000 Thlr.
„ 16 schlechten „ à 333 „ . . .	5300 „

Folglich einen jährlichen reinen Ueberschuß von . 23300 Thlr. oder 1300 Thlr. mehr, als da die Woche nur noch einen Sontag hatte. Es sind also diese Sontags-Unkosten nicht nur vollständig gedeckt, sondern es bleibt auch noch etwas für einen etwaigen Rossinischen Montag übrig.

Diese schlichte Berechnung, der nichts mangelt als die Verifizirung des Eingeweihten, wird Allen den angenehmen Trost geben, daß jene ärgerlichen Gerüchte eitel Schreckschüsse in's Blaue sind. Mir hat sie wenigstens eine große Beruhigung gewähret, und jetzt, da sie beendet ist, und ein so erfreuliches Resultat geliefert hat, darf ich Ihnen wohl eingestehen, daß ich sie mit wahrem Herzklopfen angelegt habe.

Wollen Sie meine Berechnung in Ihrem „Gesellschafter" aufnehmen, und dadurch „Berlin den Frieden geben", so ist mir's schon recht; ich bitte aber um einen sogenannten Aufhängebogen, um ihn zu meinen Theater-Akten zu legen. Mein Name, den Sie wohl aus meiner Handschrift errathen werden, thut nichts zur Sache, und ich bitte, ihn weg zu lassen; ich verschweige sonst meinen ehrlichen Namen nicht gern, und habe auch keine Ursache dazu, aber hier, wo ich Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide geschrieben haben will, könnten nur die Gegner unsers lieben Theaters ein Aergerniß daran nehmen, und gar am Ende glauben, ich hätte aus blinder Vorliebe eine Sache vertheidigt, die für die Einen keiner Vertheidigung bedarf und für die Andern sich nicht vertheidigen läßt. Mit Achtung

Berlin, den 16. November 1825. der Ihrige

* *

„Man hat vielfältig behauptet" — sagt Virey in seiner „Naturgeschichte des Menschen" — daß der menschliche Geist darum dem der Thiere so überlegen sey, weil das Gehirn nach Verhältniß bei ihm vorzugsweise groß sey. Diese Meinung ist aber ganz falsch. Anatomische Untersuchungen haben vielmehr ergeben, daß z. B. das Gehirn bei einigen Affen, bei dem Delphin, bei der Maus, bei dem Canarienvogel, bei dem Spatz, bei dem Stieglitz u. s. w. nach Verhältniß weit größer sey, als bei dem Menschen. Bei Letzterem ist es etwa der 28ste Theil des Gewichts des ganzen Körpers, bei den genannten Thieren der 25ste, 22ste Theil u. s. w., sogar bis zum 14ten Theil, namentlich bei dem Canarienvogel. Eine ähnliche Vergleichung findet unter den vierfüßigen Thieren statt. Der Esel z. B., vermeintlich das dümmste Thier, hat ein verhältnißmäßig weit stärkeres Gehirn als das Pferd; der Biber, ein so geschickter überlegener Baumeister, hat ein äußerst geringes Gehirn, dem 29sten Theil des Körpergewichts fassend, wogegen Hasen und andere Thiere weit größere Gehirne haben. So hat der Russe ein stärkeres Gehirn als der Schwede, der Kalmuck, Tartar und Lappländer haben größere Gehirne als alle civilisirten Völker Europa's. Wenn also die Form des Gehirns nicht etwa einen Vorzug giebt, so muß dieser wohl in uns unbekannten, inneren unsichtbaren Organen liegen, die dem Menschen seine Ueberlegenheit über die Thiere geben. (Orapeau bl.)

1825. No. XLV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Schönwissenschaftliche Schriften,

welche in der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Augar, E. W., Antonio und Felippo, oder: Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtstück aus unsern Tagen. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

von Beulwitz, L., wirkliches Leben in romantischen Darstellungen. 2 Bde. mit Kupfern. 8. geheftet. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl.

Fischer's, Chr. Aug., Cabinetsstücke eines Gefangenen. 1r Band. Auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker, in fünf Erzählungen. 2r Bd. Auch unter dem Titel: Arabesken. 8. 2 Bde. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Görres, J., altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Mit einem Titelkupfer, Frauenlobs Grabmal darstellend. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Horst, Edmund von, und Eugenia von Steinfels, von Carl Friedr. Regiomontanus Mit Kupf 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

Leben und Sitte in England. Aus dem Engl.

von Hubert Stern. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Schopenhauer, Johanna, Johann von Eyck und seine Nachfolger. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

— — die Tante. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Umsonst. Eine Familien-Geschichte in Bruchstücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreise. 1r Bd. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Urika, die Negerin. Aus dem Französischen der Herzogin von ***. 16 Bdchen. geh. 16 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Die Wahrsagerin. Eine Erzählung der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhange von Noten und geschichtlichen Documenten aus den Zeiten Jakob I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarr-Annalen, Ringan Gilhaize u. s. w. 3 Bde. 8. geh. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr.

Der Wintergarten. Herausgegeben von A. Schulze. Mit Beiträgen von Laun, Schilling, Wessenberg, Lina Reinhardt, Friederike Lohmann, Amalie Schoppe, Langbein, la Motte Fouqué, Castelli, Heinr. Döring und Andere. 6 Bände. Mit Kupfern. 8. geh. 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Ein jeder Bd. einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

Bei Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen, jedoch nur an die wirklichen Pränumeranten versendet worden:

Kayser, C. G., Bücherkunde, oder Verzeichniß aller von 1750 bis Ende 1823 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden, nebst Angabe der Druckorte, Verleger und Preise; so wie einer Vorrede über die Geschichte der literarischen Waarenkunde von F. A. Ebert, königl. sächs. Bibliothekar. 1ster Theil. A—K.

Prän. Preis für beide Theile, Druckp. 5 Thlr. 12 Gr.
Velin-Schreibp. 6 Thlr. 12 Gr.

Diese Preise werden ohne Verbindlichkeit nur auf ungewisse Zeit gewährt.

In der Verlagsbuchhandlung des Unterzeichneten sind nachfolgende, besonders für Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke geeignete Jugendschriften erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands um beigesetzte Preise zu haben:

Baurs, S., Leben, Meinungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Bände. Mit 10 Kupfern. 8. geh. 9 Thlr. 12 Gr. oder 17 Fl. 6 Kr.

— Dasselbe auf Druckp., ohne Kupfer 7 Thlr. oder 12 Fl. 36 Kr.

Bleibtreu, L., Darstellung des Sternhimmels oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geh. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Charaktere aus dem häuslichen Leben. Ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Marie und Friedrich, von ihrer Mutter. 8. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zartere Alter. 2 Bde. Mit 12 illum. Kupf. 12. geb. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

— Dasselbe auf Druckp., ohne Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— Mährchen-Bibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und Einen Nacht, für Kinder. 5 Bde. Mit 5 Kupfern. 8. Auf Velinp. geh. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— Dieselbe. 1r Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 1r Band, mit 1 Kupf. 8. Velinp., geh 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— diese 6 Bände auf Druckp., ohne Kupfer, 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Jeder Band einzeln 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Gutmuths, J. L. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

— — Katechismus der Turnkunst. Ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. 8. 12 Gr. oder 54 Kr.

Hertha, Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Kirchners, A., Christenlehre, für reifere Zöglinge der evangelischen Kirche; auch Erinnerungsbuch für Erwachsene. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Pottberg, Aug., Blumen am einsamen Lebenspfade. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 Kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Larunda oder der Schutzgeist unserer Lieben in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Lesebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupfern. 8. Auf Velinpap. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

— dasselbe auf Druckpap., ohne Kupfer. 14 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.

Schiebe, A., kaufmännische Briefe, mit der nöthigen Erklärung und einer französischen Uebersetzung der üblichsten im Handel vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers, mit 3 Kpfrn. 8. Velinpap. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

— dasselbe auf Druckp. ohne Kpfr. 10 Gr. oder 45 Kr.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische und neue deutsche Buchhalterei, in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. gr. 8.

Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leistete das Buch nicht, was jener verspricht, so würde schwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden seyn. In der That macht diese mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denselben Gegenstand, so wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntnisse vom Rechnungswesen und sonst natürliche Fassungskraft besitzt; besonders da der Verf. bei dieser neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeschickten Einleitung oder „Vorbereitungsstunde" auf das Anschaulichste entwickelt hat.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Neuer höchst interessanter Roman.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Die Brautwerbung

von

Richard von Helmhorst.

3 Theile. 8. Preis: 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser neue schöne Roman ist aus einer geübten Feder geflossen, erhält die Spannung des Lesers von Anfang bis zu Ende, ist nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitt und verdient die Aufmerksamkeit des leselustigen Publikums in hohem Grade.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Lina's Mährchenbuch. Eine Weihnachtsgabe. 2 Bände.

8. Geheftet. Ausgabe auf Velinpapier mit Kupfern 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr., wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier ohne Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Für die Phantasie der Kinder haben Mährchen einen eigenen Reiz, doch oft fehlt es an einem Erzähler, und ist auch dieser vorhanden, so gehen ihm noch öfter die Eigenschaften ab, welche erforderlich sind, wenn den Kleinen dieser Genuß auf eine anziehende und unschädliche Weise bereitet werden soll. Lina's Mährchenbuch genügt dieser Forderung. Es giebt zum Theil Geschichten, die seit langer Zeit im Munde des Volks leben, in möglichst ursprünglicher, von neuern Zusätzen nicht verfälschter Form: theils eigene Dichtung des Verfassers, die sich durch glückliche Erfindung an das Beste anreiht, was wir in dieser Gattung besitzen. Der Styl ist dem Gegenstande gänzlich angemessen, und die Kinderwelt wird dem Mährchen-Erzähler nicht allein danken, sondern ihn auch lieb gewinnen.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

Eine höchst interessante literarische Gabe ist das Werk:

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

Nach dem Englischen des A. Dieussenz von Georg Lotz.

Zwei Bändchen.

Es ist höchst selten, daß sich alle Beurtheilungen im Lobe für ein neu erschienenes Werk vereinen, diesmal ist es der Fall. So heißt es unter Anderem im „Conversationsblatt" (Nr. 244, vom 22. Oktober 1825):

„Rec. zweifelt nicht, daß dieses Buch den Freunden des nie genug bewunderten Hesperiens eine angenehme Erscheinung seyn werde. Sein Verfasser kennt das classische Land in allen seinen Theilen, ist mit seiner Geschichte, besonders der neuern, und dem Charakter seiner mannigfachen Bewohner vertraut, besitzt einen milden Sinn, ein klares Urtheil und ein für das Schöne und Große sehr empfängliches Gemüth. Demnach sind die Schilderungen, welche es uns hier vorlegt, höchst anziehend und nicht nur durch den Zauber der Anmuth, sondern auch durch das Gepräge der Wahrheit geschmückt; sie sind nicht eben frei ausgemalt, aber in lebendigen Umrissen entworfen, reich an feinen Bemerkungen, historischen Notizen und schönen Einzelheiten, die uns den Verfaßer werth machen, welcher in der That auf wenigen Blättern den Geist Italiens besser erfaßt hat, als hundert andere neuere Reisebeschreiber in ihren dickleibigen Bänden."

Dieses Werk, welches keinem Gebildeten unbekannt bleiben sollte, ist bei uns und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

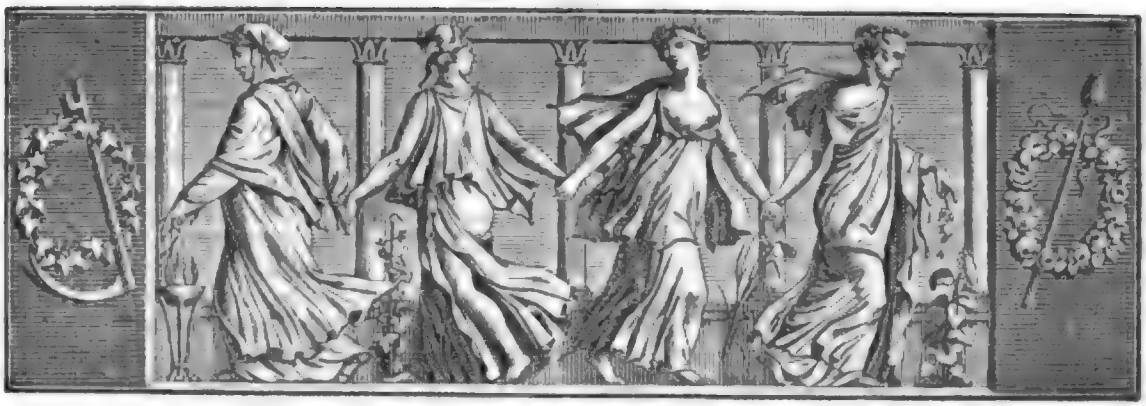
Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leben und Sitte in England. Aus dem Englischen übersetzt von Hubert Stern.

2 Bändchen. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Der geistreiche Verfasser, indem er seinen Landsleuten, das Leben und die Sitte in England, mit den treffendsten Farben schildert und seine Charaktere der großen Welt, von der satyrischen Lauge übergossen, im Spiegel der weltbürgerlichen Betrachtung erscheinen läßt, wird dadurch auch uns Deutschen interessant und lehrreich: und die schöne Sprache — vom Herrn Uebersetzer getreu wiedergegeben — die den gebildeten Menschen-, den tiefen Seelenkenner verräth, entschädigt uns reichlich für gar Manches, was uns, nicht eben zur Nachahmung und so treu nach dem Leben copirt — vom Verfasser mitgetheilt wird.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 2. Dezember. 192ſtes Blatt.

Die gefahrvolle Vermählung.

Geſchichtliche Novelle.

Das feierliche Hochamt am Michaelisfeſte des Jahres 1633 in der Cathedrale zu Toul war zu Ende. Zahlreiche Schaaren von Andächtigen ſtrömten aus dem Hauptportal der Kirche, um gleich vor derſelben eine doppelte Reihe zu bilden, bis an die Grenze des Domplatzes, wo reichgekleidete Diener mit einer vergoldeten Sänfte ſtanden. Sie harrten, ſammt der neugierigen Menge, der Prinzeſſin Claudia von Lothringen, des letztverſtorbenen Herzogs jüngſten Tochter, welche, auf einer Reiſe am Tage zuvor hier eingetroffen, dem Gottesdienſte beigewohnt. Sie hatte lange bei einer verwittweten Fürſtin ihres Hauſes verweilt, die in einem Städtchen an der burgundiſchen Grenze lebte, und kam jetzt durch Toul, um ſich wieder nach Nancy zu begeben, wo ihr Vetter Carl IV., regierender Herzog von Lothringen, mit ihrer ältern Schweſter Maria vermählt, Hof hielt. Der Befehl ihres Schwagers hatte die Prinzeſſin Claudia an ſeinen Hof zurück berufen, ſie aber demſelben zu ungern Folge geleiſtet, als daß ſie nicht den Vorſchlag ihrer Ehrendame, der Frau von Beaulieu, einige Tage in Toul zu verweilen, mit Freuden hätte genehmigen ſollen, indem dadurch dem Mutterherzen der kindlich von der Prinzeſſin verehrten Dame die Freude, den einzigen Sohn wieder zu ſehen, zu Theil wurde. Derſelbe ſtand als Hof-Cavalier in Dienſten des Prinzen Franz von Lothringen, Bruder des regierenden Herzogs, welcher Cardinal und Biſchof von Toul war, und in der letztern Würde hier reſidirte. Außerdem war dieſer Ort früher der Aufenthalt der bejahrten Ehrendame geweſen, und ſie hatte der Verwandten und alten Freunde dort noch viele. Gründe genug für die Prinzeſſin Claudia, um ſich ein kurzes Verweilen daſelbſt um ſo lieber gefallen zu laſſen, als jeder Verzug der verhaßten Rückkehr nach Nancy ihr willkommen war, wo ſie, wie zärtlich auch Mariens Schweſterherz für ſie ſchlug, doch mancherlei ſchlimmen Verhältniſſen zu begegnen gewiß war.

Als man am Abend zuvor eingetroffen, war die Stunde zu ſpät geweſen, als daß der Prinz Cardinal noch hätte für ſchicklich halten können, ſeiner Muhme die ſchuldige Aufwartung zu machen, und obgleich auf der Stelle von ihrer Ankunft benachrichtigt, mußte er doch auf die Freude, ſie wieder zu ſehen, bis zu der ſpäteren Hälfte des folgenden Tages verzichten, und ſich begnügen, ſie durch Beaulieu vorläufig begrüßen zu laſſen, indem das bevorſtehende hohe Kirchenfeſt ſeine Zeit und Perſon für die Stunden des nächſten Vormittags in Anſpruch nahm. Der Prinzeſſin war es ſo unlieb eben nicht, daß ihr hierdurch Gelegenheit wurde, die Bekanntſchaft ihres Vetters erſt aus der Ferne wieder zu erneuern, deſſen Bild in den Erinnerungen aus den Kinderjahren ihr noch in dunkeln, ſehr unbeſtimmten Umriſſen vorſchwebte. Er war damals der liebſte Gefährte ihrer Spiele geweſen, aber es verſtrichen ſeitdem viele Jahre, indem ſeine Beſtimmung zum geiſtlichen Stande den Prinzen ſchon im Knabenalter vom

Hofe ſeines Oheims entfernt und nach Rom verſetzt hatte, wo ſeine Erziehung vollendet ward. Er hatte in der Folge nur ſehr ſelten, und zufällig immer, wenn Claudia, welche ſchon früher oft und lange bei jener Verwandten verweilte, abweſend war, den Hof ſeines Bruders beſucht, und ſpäter eingetretene Mißverſtändniſſe ließen zuletzt ihn denſelben gänzlich meiden, weshalb er ſeiner Muhme auch faſt ganz fremd geworden war, die nun Mühe hatte, ſich mit der Vorſtellung vertraut zu machen, den ehemaligen Spielgenoſſen, der als ein kräftiger Wildfang bei ihr im Andenken ſtand, nun, mit einer ſo ernſten Würde bekleidet, wieder zu ſehen. Wie gut auch Gewandtheit und feine Sitte ihr ſonſt zu Gebote ſtanden, ſo war ſie diesmal doch im Voraus befangen und zweifelhaft, dem Prinzen gegenüber den rechten Ton zu finden, welcher gegen einen ſo nahen Verwandten und alten Bekannten, der ihr nun doch faſt fremd gegenüber ſtand, der paſſende war.

Als das Gedränge der dem Dom entſtrömenden Volksmenge allmählig aufhörte, ward endlich auch die erſehnte Fürſtentochter in der Vorhalle des alterthümlichen Kirchengebäudes ſichtbar, und ſo wie ſie aus der Dämmerung derſelben in die volle Tageshelle heraus trat, wurde ein freudig erſtaunender Ausruf unter den dicht an die Thür gedrängten Volksgruppen laut, deſſen Schall jedoch die Ehrfurcht vor dem fürſtlichen Rang und der gebietenden Haltung der Lieblichen auf der Stelle dämpfte und in ein froh bewegtes Murmeln umwandelte. Und wirklich war es auch, als ſchwebe die Göttin der Schönheit und Anmuth ſelbſt an ihnen vorüber, ſo reizend war der Anblick der jungen Fürſtin, ſo huldvoll und gütеſtrahlend ihr Blick, indem ſie zu beiden Seiten den ehrfurchtsvollen Gruß der entzückten Menge empfing und dankend erwiederte, und lange noch, indem ſie ſich weiter und weiter entfernte, weidete ſich jedes Auge an der edlen und zierlichen Bewegung ihres Ganges, an der Form des ſchlanken Wuchſes und an der Fülle blonder Locken, über die ein goldgeſtickter Schleier weit auf die Falten des amethyſtfarbenen Gewandes von ſchwerer Seide hernieder floß.

Neben der Prinzeſſin ging Herr von Beaulieu, jetzt abermals vom Biſchof an ſie entſendet, um den Beſuch ſeines Fürſten für die nächſte Stunde bei ihr an zu melden. Er unterhielt dieſelbe, während ihre Begleitung in einiger Entfernung folgte, auf das lebhafteſte von dem Vergnügen, das ſein Herr empfinde, einen ſo werthen Beſuch an ſeinem kleinen Hofhalt zu empfangen, und ſeinem ungeduldigen Verlangen, ſie perſönlich zu begrüßen: und indem die reizende Claudia mit gewählten Worten ſeine Meldung erwiederte, ſah man, wie ſie an der Thür ihrer Sänfte ihn huldvoll entließ, um gleich darauf in derſelben den Blicken der entzückten Menge zu entſchwinden, welche, ihrer Freude nun freien Raum laſſend, der Tochter ihres noch unvergeſſenen Fürſten einen lange anhaltenden Jubelruf nachſchickte.

Es war nicht Claudia's Perſönlichkeit allein, ſo ausgezeichnet dieſe auch war, welche die Menge in eine ſo lebhafte Begeiſterung verſetzte; eben ſo viel Antheil, als ihre blendende Erſcheinung ſelbſt, hatte daran die Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit unter einem weiſen und geliebten Regenten, dem Vater der Prinzeſſin, der, ohne männliche Nachkommenſchaft, den Beſitz ſeines Thrones und ſeiner Länder auf ſeinen älteſten Neffen hatte vererben müſſen, nur froh, daß es ihm gelungen war, denſelben mit ſeiner Tochter Maria zu vermählen. Doch dieſes Ehebund, welches Politik ſchon in dem früheſten Jugendalter Beider geknüpft, war aus eben dieſem Grunde wenig beglückend für beide Theile geworden. Carl IV. rächte ſich für den Zwang, den man ſeiner Freiheit angethan, durch eine um ſo größere Ungebundenheit, als er regierender Herr geworden, und Ausſchweifungen ohne Maaß, denen er ſich ergab, erinnerten durch ihre unheilbringenden Folgen das hart bedrückte Volk täglich an die beſſere Vergangenheit unter der Regierung ſeines Oheims und Vorgängers. Auch die ſanfte Maria, der es nie gelungen war, das Herz des Gatten zu gewinnen, erlitt vielfache Kränkungen von der rauhen Sinnesart des Gemahls und ſeinen zügelloſen Sitten, die um ſo ſchmerzlicher waren, da die Freude des Mutterglücks, ſo oft der Troſt ihres Geſchlechts in ähnlichen Fällen, ihr verſagt blieb.

Unter dieſen Umſtänden hätten längſt die Wünſche und Hoffnungen des Landes ſich dem Bruder des Herzogs, dem Prinzen Franz, als demjenigen zugewendet, von dem allein die Erhaltung des alten Fürſtenſtammes, ſammt der Hoffnung einer beſſeren Zukunft, wäre zu erwarten geweſen. Allein er gehörte ſeit früher Jugend dem geiſtlichen Stande an, und Frankreichs ſchlaue Politik, ſtets mit dem Wunſche beſchäftigt, die ſchönen lothringiſchen Länder mit ſeiner Krone zu vereinigen, hatte durch ſeine Vermittelung bei dem päpſtlichen Stuhl es dahin zu bringen gewußt, daß dem Prinzen durch die Ertheilung der Cardinals-Würde neue Bande waren angelegt worden, ihn an einen Stand zu feſſeln, zu welchem er, vermöge körperlicher und geiſtiger Anlagen, nicht ſchien geboren zu ſeyn. Dennoch hatte Franz bis jetzt mit Ergebung, wenn auch nicht ohne inneres Widerſtreben, die Feſſeln getragen, in die man ihn geſchmiedet, ehe er noch zum klaren Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gelangt: und obwohl ſein kräftiger Muth, ſein ritterlicher Sinn, ſein Geſchmack für ein bewegtes thätiges Leben, ihn zuweilen zu Neigungen und Beſchäftigungen trieben, die dem Stande eines Geiſt-

lichen wenig angemessen waren, so schienen das doch nur vorüber gehende Aufwallungen des raschen jugendlichen Muthes, und das französische Cabinet schmeichelte sich mit der Hoffnung, Zeit und Gewohnheit würden dergleichen nach und nach dämpfen und den Prinzen zuletzt ganz mit seiner Lage versöhnen.

Hatte nun diese Macht ihre geheimen Absichten früher nur entfernt ahnen lassen, so waren, durch die Umstände herbei geführt, in der letzten Zeit Schritte geschehen, welche dieselben deutlicher hervor blicken liessen, und das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit banger Besorgniß erfüllten. Carl IV., durch des Kaisers Ueberredungen gewonnen, war in Allianz mit demselben gegen Schweden getreten, und hatte zu diesem Zweck ein Hülfskorps gegeben, welches verwüstend in die Elsaß eingefallen war. Die Schlacht bei Pfaffenhofen hatte zwar dieses Heer bis zur Ohnmacht geschwächt und fast aufgerieben, aber Frankreich, nicht zufrieden mit diesem Siege, konnte eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seinen Wünschen und Entwürfen um einen großen Schritt näher zu kommen. Es besetzte sofort das lothringische Gebiet, zog Contributionen ein, und seine obersten Befehlshaber hatten geheime Weisungen, alle Schritte des Hofes, so wie der vornehmsten Staats-Beamten, genau zu bewachen, und Beide so, mit Anstand zwar und unmerklich, aber desto unauflöslicher mit den Fesseln einer höflichen Gefangenschaft zu umspinnen. Indeß wußte Graf Serincourt, der erste Befehlshaber der französischen Truppen im Gebiet von Lothringen, mit der Gewandtheit eines vollendeten Hof- und Weltmannes Alles auf zu bieten, was solche Lage erträglich machen und ihr vor der Welt das Ansehn eines vollkommen guten Einverständnisses geben konnte. Er veranstaltete die glänzendsten Feste, und wußte des schwachen Herzogs sich so ganz zu bemächtigen, daß dieser bald nicht mehr ohne die Gesellschaft des Grafen schien leben zu können. Schöne und galante Frauen, die der Letztere am Hofe ein zu führen wußte, kamen aus Paris. Es bildete sich ein engerer nur dem Vergnügen geweihter Kreis um den Herzog, und dieser schwache Fürst gab sich um so lieber und rücksichtsloser demselben hin, als er darin die Mittel fand, sich gegen alle Sorgen, womit die Zeitumstände ihn doch zuweilen bedrängten, völlig zu betäuben. Tage und Nächte wurden hier unter Festen aller Art bei Spiel und Becherklang verjubelt, und wenn seine Räthe den Herzog zu den Geschäften des Tages immer unlustiger und abgespannter fanden, wenn sie seine Wangen immer bleicher, seine längst schon geschwächte Gesundheit immer wankender werden sahen, so meinten die Getreuen: Graf Serincourt verfolge einen wohlberechneten Plan, und wie sehr er auch nur den Freuden heiteren Lebensgenusses zu huldigen scheine, so wisse er doch wohl, wo er hinaus wolle, und werde auch sein Ziel schwerlich verfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachgelassene Gedichte von Byron.

V. Fanfare.

Ihr Spielleut' herbei! stimmt an die lustigen Geigen, laßt die Trommeten schmettern und die Posaunen dröhnen! daß die wilden rauschenden Accorde vielleicht den wüthenden Sturm meines Innern übertönen! —

Aber still! — Nein, die Flöten lasset schweigen. Denn wie Stimmen der Engel legen sie sich schmeichelnd an meinen Busen, und wecken in tiefster Seele heiße Sehnsucht nach entflohenen glücklichern Tagen, den Tagen der Unschuld.

O dreimal glückselige Zeit du meiner Kindheit! als ich noch spielte, ein lockiger Knabe, an der perlenden Quelle: über mir den Himmel, und unter mir die unergründliche Tiefe des Himmels! und rings um mich in tausendfarbigem Blüthenschmuck die Zweige und die Bäume, und die Berge und die Wälder, und die ganze weite wonneathmende Frühlingserde! —

Ihr Spielleut' herbei! stimmt an die lustigen Geigen, laßt die Trommeten schmettern und die Posaunen dröhnen! ob die wilden rauschenden Accorde vielleicht den wüthenden Sturm meines Innern übertönen! —

Doppelter Verlust.

Wer mit dem Munde streiten kann
Und streitet mit der Hand,
Verliert den Titel Ehrenmann
Und vorher den Verstand.

Wilh. Sehring.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der Abend des 21. Novembers war für ein zwar kleines, aber gebildetes Publikum einer der genußreichsten. Hr. Conzertmeister Carl Müller, erster Violinspieler des Herzogs von Braunschweig, gab im Saale des Königl. Schauspielhauses ein großes Vocal- und Instrumental-Conzert, unter allgemeinem rauschenden Beifall. Den Namen eines ersten Violinspielers wird Hrn. M. Niemand streitig machen können, nicht bloß, wenn vom Lande Braunschweig die Rede ist, sondern von ganz Deutschland, selbst einige Nebenländer noch mit eingeschlossen. Von den Violinspielern, welche wir bis jetzt hörten, hatte jeder seine eigene Manier, mancher sogar eine recht eigenthümliche, wie z. B. Hr. Boucher; Hrn. M's Streben besteht aber darin, seinen Vortrag ohne (eigene oder fremde) Manier, aber so echt kunstgerecht zu halten, daß man den Meister — im edelsten Sinne des Worts — erkennt, der die Kunst und nicht die Künstelei sich zum Original gesetzt hat. Schon bei dem dritten Strich weiß man, mit wem man es zu thun hat. Diese seltene

Sicherheit des Spiels ist nicht das Resultat einer bloßen Fertigkeit — oft das Beste an Violinspielern — sondern das Produkt eines vollkommenen Studiums, das Ergebniß eines meisterhaft ausgebildeten Talents. Aber eben weil Hr. M. sich durchaus frei von Manier hält, läßt sich auch sein Vortrag nicht beschreiben, er will gehört seyn. Nur Einiges glauben wir bemerken zu müssen. Schon die Art und Weise, wie Hr. M. das Instrument hält und behandelt, der Anstand und die Festigkeit, mit der er den Bogen führt, bezeugt den Meister in der Kunst; da ist weder Affektation noch jenes Handthieren mit dem Instrument sichtbar, das nur auf einen Augenblick zur Bewunderung hinreißen kann, aber an die Sprünge des Seiltänzers erinnert. Darum ergreift auch den Zuhörer keine Bangigkeit, wenn er den Künstler auf der Höhe der schwierigsten Passagen erblickt, weil er ihn selbst auf der schwindlichsten mit heiterer Ruhe und sicherer fester Haltung sich erhalten und bewegen sieht; diese heitere Ruhe — wir glauben den richtigen Ausdruck getroffen zu haben — geht unwillkührlich auf den Zuhörer mit über, es wird Einem wohl bei diesem Spiel. In den höheren und höchsten Tönen bedünkt uns Hr. M. den Triumph seiner Meisterschaft zu feiern; es ist nicht mehr die Violine, es ist die Flöte, die man zu hören vermeint, und doch weiß man nicht, ob er in den Doppeltönen — diesem Criterium der Geigerkunst — nicht noch höher steht. — Neben Hrn. M. erwarb sich unser wackerer Musik-Direktor Henning (vom Königsstädter Theater) den Preis in einem von ihm selbst componirten und mit Hrn. M. gemeinschaftlich vorgetragenen Concertante für zwei Violinen. — Die ganze Anordnung des Concerts zeugt von feinem Kunstgeschmack; es war nichts zu viel und nichts zu wenig dabei, und wäre nicht Mad. Schulz durch Unpäßlichkeit behindert worden, zu singen, so würden wir einen noch schöneren Abend gefeiert haben, dessen Genuß durch eine meisterhaft vorgetragene Arie von Hrn. Vader, und ein brav exekutirtes Duett von demselben und Hrn. Sieber erhöht ward. Das Orchester, unter Leitung unsers Concertmeister Seidler, unterstützte die Leistungen der Solospieler mit Präzision, und der einleitenden Ouvertüre (von Aloys Schmitt) wurde der gebührende Beifall zu Theil. A. v. Th.

— Julius v. Voß hat eine neue Scene zu seiner (bei Petri in Berlin erschienenen) Posse: „Der Stralower Fischzug" geliefert. Der „Sattler", der „Schullehrer Wirrmann" und ein „Improvisator" haben darin am meisten zu sprechen. Hier ein Pröbchen:

Sattler. Die französische Armee hat doch (in Spanien) einen Lieferanten gehabt, der nichts geliefert hat, aber das Geld genommen, was deutsche Lieferanten auch schon sollen verstanden haben. Sie muß aber doch vorwärts gehen und ein Husaren-Regiment macht die Avantgarde —.

Wirrmann (einfallend). Nicht bunte Flicken trage Wodans Zunge, mit fremdem Schmutz nicht werde sie verunreint. Am treffendsten wäre da zu sagen: Ein Ungerlingenhäuflein macht die Vorhut.

Sattler. So kerrischiren Sie Einen doch nicht. Und ich mag kein Zeug sprechen, das kein Mensch versteht, ich spreche deutsch. Kurzum, sie rücken ein. Und in der ersten spanischen Stadt sind denn viel Leute auf der Straße und an den Fenstern, auch viel Damen, die alle Strohhüte aufhaben. Die Husarenpferde sind aber so verhungert, daß sie, wie sie das sehen, an keinen Zaum sich mehr kehren. Sie gehen auf die Damen los, und fressen ihnen Allen die Strohhüte vom Kopf. Und sequnder haben sie in Paris erst geklagt, wollen ihre Hüte bezahlt haben, weil sie erfahren, daß dem Lieferanten der Prozeß gemacht wird. Ich glaube, Ouvrard heißt er.

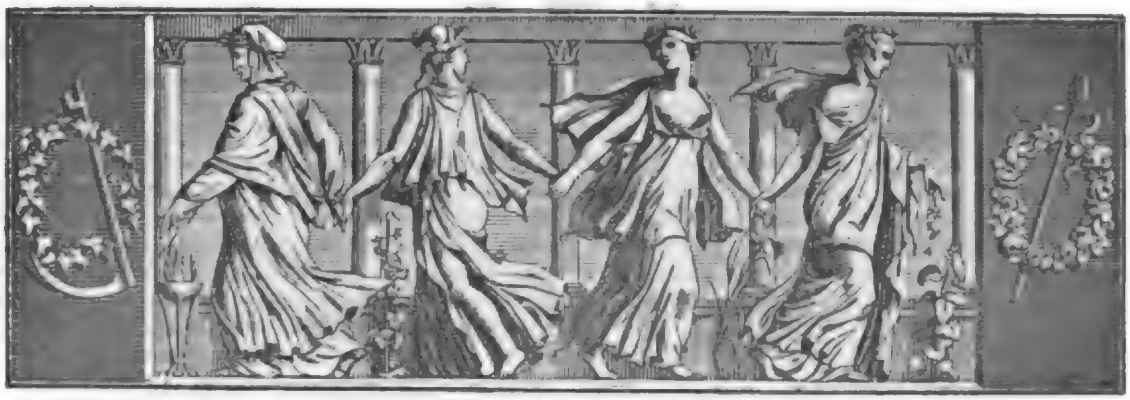
Improvisator. Dort waren also nur Strohfrauen,
Strohmänner sind auch in Berlin zu schauen.

Nachher spricht der Sattler von den Schiffen, die in Stralow übersetzen (nach Treptow) und fordert von dem Improvisator einen Reim. Dieser spricht:

Die Urteutonen hat man übersetzen sehen
Gebirg' und Meer' in alle Römerlande,
Von Albion bis Puniens heißem Sande,
Ob Alpen, Apenninen und Pyrenäen,
Ob Ebro, Seine, Manzanares, Rhone,
Vor seinen Augiern, Vandalen, Franken,
Sah man die Weltgebieterin, die stolze, wanken,
Und endlich fallen ihrer Cäsarn Krone.
Darum wir auch in alten Kunden lesen:
Es ist ein mächtig übersetzend Volk gewesen.
Wir übersetzen nun in unsern Tagen
Den Walter Scott, Romane, Versteln, Sagen,
Mit brunst'gem Eifer, heißer Liebe
Dein Lustspiel, o Paris! zumal von Monsieur Scribe,
Auch zu Berlin im ruh'gen Schwunge,
Nach Meist und Bauerle aus Wienisch-deutscher Zunge,
Und darum wird dereinst von uns man lesen:
Es ist ein mächtig übersetzend Volk gewesen.

Leipzig. Am 12. November feierte die vor 25 Jahren von einem Vereine gebildeter Familien aus dem Stande der Gelehrten und der Kaufleute gestiftete Gesellschaft „Concordia" ihr erstes Jubelfest; ihr silbernes, wenn man es mit einer Hochzeit vergleichen dürfte. Es war prachtig und geschmackvoll zugleich, dem Vereine, der an demselben sich selbst feierte, und der Vorsteher desselben, die es veranstaltet hatten, im gleichen Grade würdig. Die große Zahl der geladenen Gäste (der Mitglieder sind hundert, und jedem waren acht Eintrittskarten zur beliebigen Vertheilung überlassen) machte es nothwendig, ein Lokal zu wählen, das eine so ansehnliche Versammlung zu fassen geräumig genug war. Dies ist in Leipzig nicht die leichteste Aufgabe, denn hier sind wir mit dem Platze so beschränkt, daß wir oft auf einer der nächsten Provinzialstädte einen Saal kommen lassen möchten, wenn wir einmal eine Zusammenkunft von ein Paar Hundert Personen halten wollen. Es ward also das Schauspielhaus gewählt, in vieler Hinsicht auch recht passend, in anderer wieder nicht — interessen es war kein anderer Raum da — denn auf die Idee eines Gastes, daß man ja den Saal der Rathsbibliothek nehmen und die Bücher unterdeß auf den Boden werfen könne, war man nicht eingegangen. Das Schauspielhaus war also gewählt, und durch Erhöhung des Parterre's bis zum Niveau der Bühne passend zu seinem gegenwärtigen Zweck eingerichtet und prachtig genug decorirt. Die Decke bildete ein großes Zelt von Mousselin; alle Galerieen waren mit gleichem Stoffe drapirt; die Saulen mit Blumengehangen umwunden; die Beleuchtung nicht übermäßig, doch hinreichend und zweckgemäß angebracht. Die Feierlichkeit wurde vom Hrn. Dr. Wendler-Ernsti durch eine vom Theater herab im Kreise der Vorsteher gesprochene, von Instrumental- und Vocal-Musik stellenweise unterbrochene Rede in gebundener Sprache eröffnet, die den Geist und die Bedeutung des Festes zweckmäßig aussprach. Nach ihr begann der Tanz (auf dem Parterre); in dem eigentlichen Heiligthum Thaliens, der Bühne, wurde gespielt; im Hintergrunde war dem Schenktisch ein anmuthiges Plätzchen in einer großen, grünen (Theater-) Laube angewiesen. Von der Mitte des Prosceniums aus stellte sich das Ganze am vortheilhaftesten dar; unmittelbar vor sich sah der Beschauende das rege Gewühl des Tanzes, im Hintergrunde die erleuchteten Galerieen und Logen, rings mit dem herrlichsten Flor der weiblichen Jugend Leipzigs besetzt, die freilich immer nur gelegentlich auf den Kampf- und Siegesplatz Terpsichorens gelangen konnte. Die Freuden der Tafel — Leben Sie wohl! — Die Gesellschaft blieb bis gegen 3 Uhr zusammen. ***.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 3. Dezember. 193ſtes Blatt.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

VI. Im Frühling.

Ich habe mich gefreut auf die Tage des Maien, wie ein ſpielendes Kind ſich freut auf die Blumen des Lenzes! Ich habe mich geſehnt nach milden Sommernächten, wie ein Wanderer im einſamen Gebirge ſich ſehnt nach dem köſtlichen Lichte des Mondes.

Ich hoffte, daß mit dem bunten glänzenden Frühlingsſchmuck der Erde auch das Kleid meines Kummers eine hellere Farbe annehmen werde. Ich wähnte, daß der flötende Geſang der Nachtigallen aus Blüthenzweigen, in ſtillen Frieden athmenden Mondſcheinnächten, die herbe Qual meiner Schmerzen in ſanftquellende Wehmuth auflöſen möchte.

Der Mai iſt gekommen! Rings im neuerwachten knospenden blüthenduftenden Frühlingsleben glänzen Berge und Wälder; über grüne blumige Wieſenmatten rinnen mit leiſem Gemurmel verlende Quellen;

aus denen plätſchernde Silberfiſchchen dem erwärmenden Lichtſtrahl entgegen hüpfen; und über mir, in der heitern ſonnigen Bläue des Himmels, erinnern mich tauſend fröhliche Stimmen, daß auch ich einſt in ähnlichen Tagen — glücklich geweſen! —

Schweigt, ihr liebestödtenden zärtlichen Nachtigallen, mit dem ſanft ſchmelzenden Klagelaut! ach, ihr wecket vergebens die Sehnſucht in meinem Buſen nach jenen glücklichen Tagen, da auch in meinem Herzen noch die erſten ſüßen Gefühle der Liebe wohnten!

Säuſelt nicht ſo lieblich, ihr duftenden Blüthenzweige, ſanft von dem leiſen Fittig des würzigen Weſtwindes durchfächelt! — ach, ihr könnt nicht wie ſonſt ſüßen Frieden flüſtern in die von jahrelangem tiefzehrendem Gram zerriſſene Seele! —

Ob ich ſeufzend traure um die verlorenen ſchönſten Güter des Lebens? — Armer Thor! was wähnſt du zu gewinnen? was kannſt du verlieren in dieſer kurzen Spanne des kümmerlichſten Lebens? Ich habe nichts verloren; ich beſaß nichts, als ich, ein nackter Wurm, ausgeſetzt wurde

an das bodenloſe Ufer der Sturmes gleich vorüber rauſchenden Zeit. Ich wünſche nichts, ich begehre nichts; und habe auch keine Luſt, irgend ein neues zerbrechliches Spielwerk, womit ich, wie ein träumendes Kind, in tauber Blindheit meine Tage hintändeln möchte, mir zu erwerben. —

Oder, ob ich die Süße des Daſeyns mit ſeinen tauſendfach abwechſelnden Reizen mit begierigen Lippen niemals gekoſtet? — Meine Sinne ſind überſättigt in jeglichem Uebermaaß nur zu bald anekelnder Freuden; meine Empfindung iſt todt, mein Herz kalt und leer; — und meine Seele fühlt nur eine Qual: die nagende Qual dieſes elenden, unter tauſend unaufhörlichen Sorgen und Plagen kümmerlich hingeſchleppten Lebens. —

Meine Frühlingshoffnung hat mich betrogen! Aber eine neue Hoffnung wird nicht zu Schanden werden, denn ſie iſt jedem Unglücklichen als letzter Wunſch geſtattet; die tröſtliche Hoffnung:

daß, wenn der Herbſtwind nun zerſtörend über die

Felder ſtreift, die ſchweren Früchte unter ihrer Reife ſinken, und die falben Blätter von den erſtorbenen Zweigen der Bäume im wirbelnden Sturmwind über den nächtlichen Gräbern flattern: —

daß dann auch endlich dieſes müde Haupt unter einem kleinen Raſenhügel den Schlaf und die Ruhe finden werde, die ihm im Leben nur allzu lange verſagt war. — Dann erſt wird unter der eiſigen Rinde des erſtarrenden Winters die verzehrende Gluth dieſes Herzens erkalten!

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

Dennoch fühlte Serincourt ſelbſt am beſten, und mit nicht geringem Verdruß, wie weit er noch von ſeinem Ziel entfernt ſey; denn freilich lag auch dieſes, was Niemand ahnen mochte, auf einem Wege zwar mit den Intereſſen ſeines Hofes, doch noch weit über dieſelben hinaus, indem es nichts Geringeres war, als der Beſitz der Prinzeſſin Claudia, deren ſeltene Schönheit ihm die heftigſte Leidenſchaft eingeflößt hatte. — Zwar ließ er klug genug dieſe nur ſchüchtern unter der Maske ehrfurchtsvoller Huldigung, und gleichſam unwillkührlich, hervor blicken, indem er Alles in Bewegung ſetzte, was ihm an herzgewinnenden Künſten zu Gebote ſtand, um die Gunſt der ſchönen Claudia ſich zu eigen zu machen, hoffend, daß, wäre ihm nur erſt dieſes gelungen, der günſtige Zeitpunkt für ſeine Wünſche ihm dann auch nicht immer fern bleiben werde. Auch ſchmeichelte er ſich, ſein Hof werde ſeine guten Dienſte glänzend genug belohnen, um allenfalls ſeine Augen zu einer Fürſtentochter erheben zu dürfen, deren Stamm dann, wie er glaubte, aus der Reihe der Regentenhäuſer verſchwunden ſeyn würde. Indeſſen hatte es bei der Prinzeſſin ihm noch auf keine Weiſe gelingen wollen. Ihrer reinen Natur war jede Annäherung des Grafen verhaßt. Sie ſuchte derſelben auf alle Weiſe, ſelbſt auf die Gefahr, ihn zu beleidigen, aus zu weichen; und als ſie endlich hierdurch den Unwillen des Herzogs auf ſich zog, nahm ſie den Ausweg, ſich an den Hof ihrer Tante zu begeben, von wo indeß ein Befehl ihres Schwagers ſie endlich wieder hinweg rief. Sie konnte zu wohl errathen, von wem derſelbe eigentlich ausgegangen, als daß die Ausſicht, in alle dieſe unangenehmen Verhältniſſe zurück zu kehren, ſie nicht auf das innigſte hätte betrüben ſollen. Manche heiße Thräne war dieſer Nothwendigkeit an dem Herzen der treuen Ober-Hofmeiſterin gefloſſen, und es war zum Theil die mitleidige Rückſicht auf die ſchöne Betrübte, was dieſe bewogen, den Vorſchlag eines kurzen Verweilens in Toul zu machen.

Der Prinzeſſin war der Gedanke, die Bekanntſchaft ihres Verwandten bei dieſer Gelegenheit wieder zu erneuern, ſo willkommen als tröſtlich. Sie glaubte von ſeiner Einſicht und ſeinem Rath ſich einigen Beiſtand in der bedrängten Lage, der ſie wieder entgegen ging, verſprechen zu können, indem ſein Stand und die hohe Würde, die er bekleidete, ihr zu dem Entſchluſſe Muth einflößten, ſich ihm hierüber zu entdecken, ſobald nur die Scheu des erſten Fremdſeyns würde überwunden ſeyn. Ach, ſie hatte ja ſo manche Sorge über die Lage ihres Vaterlandes auf dem Herzen, welche ſie in einer vertrauten Bruſt nieder zu legen ſich ſehnte, und wo konnte ſie beſſer darüber Beruhigung zu finden hoffen, als bei einem ſo nahen Verwandten und einem Geiſtlichen ſo hohen Ranges? — Als ſie ihn jedoch bei der gottesdienſtlichen Feier geſehen, hatte ſein Anblick ſie ſonderbar verwirret und überraſcht. Seine jugendlich ſchöne Geſtalt, ſein edler Anſtand, der trübe Ernſt in ſeinen Zügen, welchen nur ein Paar Mal der freudig erſtaunte Blick, den er auf ſie heftete, gleich einem Lichtſtrahl erhellte, hatten ihre Theilnahme an ihm eben ſo ſehr, als ihre mädchenhafte Schüchternheit, erhöht, und ſie würde, als er nun endlich zu ihr eintrat, kaum ihre Befangenheit zu verbergen vermocht haben, wäre nicht auch in ſeinem Weſen der Ausdruck tiefer innerer Bewegung kund geworden. — Er erſchien in einfacher ſchwarzer Kleidung, ohne alle andere Zeichen ſeines Standes und Ranges, und Claudia glaubte, indem ſie ihn nun näher ſah, trotz ſeines blühenden Anſehens, in ſeinen geiſtreichen Zügen den Spuren verborgenen Grams zu begegnen, eine Wahrnehmung, ſtets geeignet, den Regungen des Vertrauens den Weg zu bahnen. Bald fühlten auch Beide ſich nicht mehr fremd, indem die Erinnerung an die gemeinſam verlebte Kindheit hier den ihr ſtets eigenthümlichen Zauber übte, Menſchen, die lange getrennt waren, ſchnell wieder einander näher zu bringen. — Prinz Franz und Claudia hielten nach einer ſtundenlangen Unterhaltung einander ſo traulich bei der Hand, als da ſie noch als glückliche Kinder zwiſchen den Blumen-Beeten des Schloßgartens von Nancy umher ſprangen und die Erinnerung an dieſe frohe Zeit, an ihre Freuden und Leiden, die der Erwachſene belächelt, hatte Beider Wangen mit höherem Purpur gefärbt und glänzte in ihren beſeelten Blicken. Ernſter wendete ſich nun ihr Geſpräch zu der Gegenwart, der trüben Lage des Vaterlandes und Beider Lebensverhältniſſe. Frau von Beaulieu, der freien Mittheilung über dieſe Gegenſtände unter ſo nahen Verwandten keinen Zwang an zu thun, vielleicht auch in der Abſicht, ihren Herzens-Regungen freieres Spiel zu laſſen, hatte ſich entfernt. — Franz war ſeit der franzöſiſchen Invaſion außer allem Zuſammenhange mit dem Hofe zu Nancy, aber er war dennoch ſehr genau von der dortigen Lage der Dinge unterrichtet, und ſprach mit tiefem Un-

willen von der unwürdigen Stellung seines Bruders gegen Serincourt und des Letztern täglich steigender Anmaßung, wobei sogar Claudiens drückende Verhältnisse ihm nicht ganz fremd zu seyn schienen. Auch sie barg den Widerwillen nicht, womit sie aus dem Asyl der Freundschaft und Frömmigkeit wieder in jene unangenehmen Umgebungen zurück kehre, welches Geständniß der Prinz mit tiefer Bewegung zu hören schien. Sein Auge ruhte unverwandt auf den sprechenden Zügen, welche, wie in einem Spiegel, die lebhaften Regungen der Vaterlandsliebe und eines edlen gekränkten Stolzes zurück strahlten; Empfindungen, die den seinigen so verwandt, so sehr mit Allem überein stimmten, was sein Gemüth erfüllte. War es denn zu verwundern, wenn er sich ohne Widerstand dem Zauber eines solchen Einklanges hingab, und wenn auf diese Weise aus dem Ceremonie-Besuch ein zweistündiges, sehr vertrautes Beisammenseyn wurde, in welchem Beiden ein neues, niegekanntes und ungeahntes Daseyn aufging? Nichts nähert zwei Herzen so schnell, als die gemeinsame Begeisterung für ein großes Interesse. Wem dürfte es daher unbegreiflich scheinen, daß solche, hier mit Natur und Jugend im Bunde, zwei gefühlvolle Seelen schnell vereinte und zu einem Bündnisse für das Leben, allen Hindernissen zum Trotz, schnell und unauflöslich verknüpfte, welchem, so viel war Beiden klar, nur schnelles Handeln glückbringend seyn konnte.

Als der Prinz sich endlich entfernte, fand er im Vorzimmer seinen Kammerherrn Beaulieu in eifriger Unterhaltung mit dem Haus-Capellan, dem Pater Seraphin, dessen lauernde Mienen, so wie seine, der Thür so nahe als möglich genommene Stellung nicht übel die Absicht an zu deuten schienen, er habe etwas von der Unterhaltung seines Fürsten mit der Prinzessin zu erlauschen gesucht. Der Prinz, dieses ahnend, fuhr mit einiger Heftigkeit auf den ehrfurchtsvoll Zurücktretenden zu, und rief: „Was macht Ihr hier?“ — „Ich kam“ — erwiederte der Geistliche mit gleichgültigem Tone und einer tiefen Verneigung — „der Durchlauchtigen Muhme meines gnädigsten Herrn die schuldige Aufwartung zu machen!“ — „Unmittelbar nach Euch, gnädiger Herr!“ fiel Beaulieu spottend ein — „sah ich den Pater Seraphin den Weg zu der Prinzessin nehmen, und höchst ungeduldig, ihr gleich nach Euch die Aufwartuug zu machen, war es mir nicht möglich, ihn hier von der Thür zu verdrängen, wo er, um der Erste zu seyn, welcher bei ihr einträte, gleich Posto gefaßt hatte.“ — „Nun wohl denn, Beaulieu!“ erwiederte der Prinz, den Kammerherrn vertraulich anlächelnd — „die Geduld des Paters ist auf eine lange Probe gestellt; eilt denn, ihn bei der Prinzessin ein zu führen. Doch wünsch' ich Euch Beide bald bei mir zu sehen, indem ich wegen eines Festes, welches ich meiner Muhme auf meinem Landsitz zu geben gedenke, mich mit Euch besprechen will!“ — Er verließ bei diesen Worten rasch das Vorgemach, während Beaulieu, den Wink befolgend, statt seinen Gebieter zu begleiten, sich an den Pater schloß und bald darauf mit demselben zu der Prinzessin eintrat.

Die Aufwartung war nur kurz, kürzer noch die Berathung des Prinzen mit Beiden, das Fest betreffend, und einige allgemeine Anordnungen ausgenommen, fand sich für den guten Pater hierbei am wenigsten zu besorgen. Er empfing indessen diese unbedeutenden Aufträge mit der nämlichen ehrerbietigen Aufmerksamkeit, als ob sie von der größesten Wichtigkeit wären, und pries am Schlusse das Glück und die Annehmlichkeit der Blutsverwandtschaft, welche auch Personen des geistlichen Standes Gelegenheit gebe, sich vertraulicher Umgangs-Verhältnisse zu erfreuen, die sonst durch ihre Lage ihnen versagt blieben, und überdies jeden Anstoß hinweg räumen, welchen außerdem, zum Beispiel im gegenwärtigen Fall, eine Dame nehmen würde, am Hofe eines so jungen geistlichen Fürsten zu verweilen.

Es bedurfte hier aller Rücksicht, welche der Prinz für den Pater, der sein Jugendlehrer gewesen, hegte, zusammt der Macht der Gewohnheit, um eine zornige Aufwallung des Erstern bei dieser hämischen Glosse zu unterdrücken. Er begnügte sich jedoch, ihn mit finsterer Miene zu verabschieden, worauf er sich mit Beaulieu in sein Cabinet begab und mehrere Stunden hindurch, für alle Welt unzugänglich, mit demselben eingeschlossen blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

Will man erfahren, ob ein Frauenzimmer, welches auf der Straße oder auf einem Spaziergang vor uns geht, schön ist, so braucht man nicht seine Schritte zu verdoppeln, sie ein zu holen und ihr in's Gesicht zu sehen; man darf nur Acht geben, ob Andere, die neben ihr gehen, besonders junge Leute, sich umsehen, wenn sie vorüber sind.

A bildet sich auf das Verdienst etwas ein, das er hat, und ist stolz. B bildet sich etwas ein auf das Verdienst, das er nicht hat, und ist hochmüthig.

Auf eine alte Kokette paßt der Titel eines bekannten Buches: „Kunst und Alterthum“. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

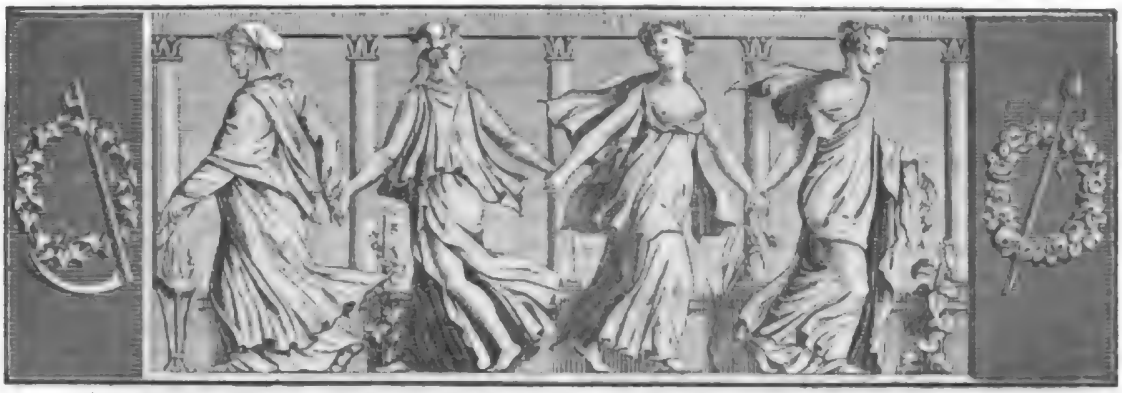
Hamburg. Ohne eben des Neuen und Neuesten zu bedürfen, was der dramatische Markt etwa bieten mochte, war dennoch der Oktober-Monat d. J. für die hiesigen Theaterfreunde höchst ergiebig. Direktor Herzfeld, von einer Erholungs- und Bade-Reise gleichsam verjüngt zu uns zurück gekehrt, rief zu

wiederholten Malen die schöne, goldene Zeit hervor, in der gediegene Meisterstücke, in vollendetem Zusammenspiel dargestellt, Hamburgs Bühne als Grundveste dramatischer Kunst beglaubigten. So sahen wir Schröder's „unglückliche Ehe aus Delicatesse" (Herzfeld als „Klingsberg"); dessen: „Kenner hat Recht" (Herzfeld als „Herr Rath"); dessen: „Vetter aus Lissabon" (Herzfeld als „Stevens"); vor Allem aber Lessing's „Minna" (Herzfeld als „Tellheim"), in seltener Vollendung wieder. Erlassen Sie es mir, die Namen aller Mitwirkenden hier, nach dem Tone heuriger lobpreisender und mit Recht verschrieener Theater-Kritiken, aufzuzählen. Genug, unsere Schauspieler im Familiengemälde stehen jederzeit an ihrem Platze, wissen jederzeit, was sie sollen und wollen, und thun das, was sie sollen und wollen. Kleine Nüancen in Menge werden von den Darstellern scharfgezeichneter Charakter-Rollen nicht selten zum größten Erstaunen und zu herzinniger Freude des aufmerksamen, denkenden Zuschauers sichtbar; und nur um ein Paar Belege für viele zu geben, nenne ich hier Direktor Schmidt als „Wirth" und Hrn. Lenz als „Paul Werner", nebst der Mad. Reinhold als „Franziska" in der „Minna". Dieses Portrait eines Neugierigen, von Schmidt dargestellt, läßt sich nicht beschreiben, und Paul Werners „Frauenzimmerchen!" jedesmal anders und doch jedesmal so richtig, so treffend gesagt, und Franziska's: „Die Polizei ist exakt!" verbreiten eine Helle über die Charakteristik dieses Lessingschen Meisterstückes, daß manchem modernen Comödiendeucker die Augen davon beißen möchten. Freilich, in Almanachs-Lustspielen und in Lustspielen, die aus Erzählungen gezaucht wurden, finden sich keine Charaktere, wie die genannten und wie der des „Major Tellheim", und dann ein „Tellheim", wie Herzfeld Vater noch in seinem sechszigsten Lebensjahre ihn darstellt, dürfte gegenwärtig auf Deutschlands Bühnen höchstens zwei Mal zu finden seyn. Aber auch — und besonders! — wie viele deutsche Parterre's dürfte es jetzt geben, die Sinn und Liebe genug für die Kunst mitbrächten, um Lessing's „Minna von Barnhelm" so an zu schauen, daß die Darsteller aufgemuntert werden, längst verstorbener Vorbilder zu gedenken und durch Studium derselben aus dahin gehörenden Schriften sich das Prädicats „Schauspieler" im eigentlichen Sinne des Worts würdig zu machen? Nur so viel noch! Lessing's „Minna" ward hier in neun Spiel-Abenden drei Mal gegeben, und wurde öfter gegeben seyn, wenn die treffliche Sängerin, Mad. Grünbaum von Wien, ihre bestimmten Gastrollen nicht in kurzer Frist hatte beendigen müssen. Es muß der aufrichtige Wunsch jedes achten Freundes deutscher Bühnenkunst seyn, daß unsere einsichtsvolle Direktion eifrig fortfahre, längst, aber mit Unrecht zurück gelegte Stücke wieder auf das Repertorium zu bringen; da, wie Erfahrung lehrt, wohlgewählte Reprisen oft mehr Stück machen, auch mehr für das Fortschreiten oder doch für das Bestehen der mimischen Kunst thun, als manche, als viele Novitäten: Mehrere Sachen von Jünger, Schröder und Lessing, die Jahre lang unberührt lagen, haben neuerdings Beweis davon gegeben; so wie nicht minder drei neue Produkte unsere obige Aeußerung namentlich, was das Hamburger Publikum betrifft, bestätigen: denn Schall's „Eigne Wahl", Klingemann's „Athalone" und Holtei's „Berliner in Wien" sind nach einander kalt, zum Theil mißbilligend aufgenommen worden. Vor Allem mag der „ewige Jude" in Frieden ruhen, wiewohl selbst Nicht-Autoren den Wunsch äußerten, sie möchten den (wahrhaft schönen) ersten Akt dieser unstreitig in der Grund-Idee verfehlten Tragödie geschrieben haben. Schall's „Eigne Wahl" hätte, dem Erachten der Kunstkenner nach, ein besseres Schicksal verdient; auch war nur der Schluß einer besseren Aufnahme entgegen; denn die Exposition dieses Stückes, die ebenfalls allerliebst gearbeitet ist, fand vielen Beifall — Auch „Ahasver und Olga", vom Prof. Raupach, ist kürzlich hier in die Scene gesetzt worden und fand vornehmlich im dritten und vierten Akt, nicht so am Schlusse, rauschenden Beifall. Gestattet es der Raum, den diese Blätter billiger Weise einem Bühnenberichte einraumen können, so würde ich hier ganz besonders gern eine weitläuftige kritische Beurtheilung dieses gewiß merkwürdigen Trauerspiels einschalten; doch als Referent bescheide ich mich, und nehme lieber Gelegenheit, in einem besonderen Aufsatz mir dies Vergnügen zu gewähren. Das Stück ward hier im Ganzen sehr gut gegeben; besonders glänzten Hr. Wauwar als „Fürst", Mad. Merius als „Olga", Hr. Jacobi als „Isidor" und Hr. Düvet (ein neuengagirtes Mitglied hiesiger Bühne) als „Ossip". Dieser „Ossip" — nicht eben in der Person des Hrn. Duvet, wiewohl dieser junge Mann alles ihm Mögliche und zu großer Zufriedenheit des Publikums darin leistete, sondern der Charakter, den der geistreiche Verfasser in demselben hinstellte — ist in der That eine merkwürdige Erscheinung auf der deutschen Bühne, und dürfte es wohl verdienen, daß ein sachkundiger Dramaturg ihn commentirte, wie das bei manchen Shakspeareschen, Goethe'schen oder Schillerschen Charakteren geschehen ist. Im Ganzen schien es, als ob der Schluß des Stückes nicht den erwünschten Eindruck machte. Vielleicht hielten die Meisten im Publikum es nicht für wirksam genug, die Catastrophe eines Trauerspiels durch eine ganz gewöhnliche Duell-Scene herbei geführt zu sehen; vielleicht hatte die hohe Spannung, die durch „Olga's" Aufodern gegen den Fürsten in der Garten-Scene auf eine kräftigere Peripetie schließen läßt, die Zuschauer schon zu sehr angestrengt; vielleicht fanden Einige oder Viele das nochmalige Auftreten der „Diwal" (von Mad. Marschall recht brav repräsentirt) im fünften Akt für überflüssig und langweilig; vielleicht gemuthete Einigen oder Vielen, es fehle der letzte, gleichsam der kühnste Pinselstrich an dem Gemälde des „Ossip"; vielleicht — doch wie wär' es möglich, alle die „Vielleichts" auf zu zählen, die Ursache werden und seyn können, daß die Zuschauer den Anfang und das Mittel eines dramatischen Werkes lieber sehen, als dessen Ende; wiewohl der Total-Eindruck solches Werkes sich in der Regel von dem Eindruck zu abstrahiren pflegt, den die Schluß-Scene bewirkt. — Fast dasselbe läßt sich von dem Total-Eindruck des hier als neu gegebenen Lustspiels desselben Verfassers: „Kritik und Antikritik" sagen; wiewohl dieses Stück, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich noch lange Zeit, vielleicht länger als „Isidor und Olga", auf unserem Repertoir behaupten wird. — Indem ich für dieses Mal meinen Bericht schließe, erlaube ich mir, noch folgende Zeilen aus einem Privatschreiben hinzu zu fügen: „Bremen, vom 8. November. Der bekannte Improvisator Hr. B. Wolff aus Hamburg gab im hiesigen Kramer-Amthause eine improvisatorische Unterhaltung vor einem zahlreichen Zuhörer-Kreise und mit allgemeinem Beifall; indem er die Aufgaben mit Leichtigkeit und wirklich poetischem Schwunge löste. Seine Vorträge wurden von unserm wackern Organisten Hrn Riem auf das treffendste am Piano begleitet. — Nach einer zweiten Abend-Unterhaltung in der Union ist dieser geistreiche junge Mann, mit der ausgezeichnetsten Hochschätzung unserer Gelehrten und Kunstliebhaber begleitet, nach Hannover abgegangen, und beabsichtigt, wie es heißt, eine Reise nach Italien." — Ohne über das Für und Wider dieses Kunstberichts das Mindeste bei zu geben, theile ich denselben nur mit, um dar zu thun, daß in Bremen Manches gefallen kann, was in Hamburg nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregte, ja in Berlin wohl gar mißfiel. Vielleicht ist es umgekehrt derselbe Fall. — So wäre am Ende das deutsche Improvisiren bloße Geschmacks-, nicht aber eigentliche Kunstsache.

— • —

Präsident Dupaty sagt irgendwo: „Wenn die Rede davon ist, daß der Mensch sagt: das existirt, die Natur aber sagt: es existirt nicht, so muß man unbedingt der Natur glauben." (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 5. Dezember. 194ſtes Blatt.

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

In der Frühe des folgenden Morgens waren auf dem Luſtſchloſſe des Prinzen in Lucey, welches eine Stunde etwa von Toul gelegen, viele Hände geſchäftig, um Vorbereitungen zu dem glänzendſten und geſchmackvollſten Feſte zu treffen, welches man in jener Gegend erlebt zu haben ſich erinnern konnte. Der ganze benachbarte Adel ſollte es durch ſeine Gegenwart verherrlichen, und feſtlich gekleidete Landleute zogen in Schaaren herbei, um die Tochter und Schweſter ihrer Landesfürſten in der Nähe zu ſchauen. Herr von Beaulieu betrieb mit unermüdlichem Eifer alle Anordnungen; er wußte Alles, was die Anlagen des Schloſſes und ſeiner Gärten darboten, auf das ſinnreichſte durch Geſchmack und Erfindungsgabe zu verſchönern und zu allerlei artigen Ueberraſchungen zu benutzen. Er vertrat auch bei dem Empfange der nach und nach ſich verſammelnden Gäſte die Stelle ſeines Fürſten, denn dieſer hatte es ſich vorbehalten, ſeine ſchöne Muhme ſelbſt auf ſein Luſtſchloß hinaus zu geleiten. — Dem Pater Seraphin war, nach der Beſtimmung des Prinzen, für heute das Amt der Schlüſſel auferlegt, und er waltete nicht ohne einen Ausdruck heimlichen Verdruſſes in den unfreundlichen Zügen über die reichen Vorräthe des Hauſes und die Spenden des wohlverſehenen Weinkellers.

In geſpannter Erwartung harrten die zahlreich verſammelten Gäſte der Königin des Feſtes, und Aller Blicke waren voll Neugierde auf die breite Allee von uralten Linden geheftet, die auf das Schloß zuführte, als man endlich die vergoldete Sänfte in der Ferne bemerkte. Es war ein reizender Anblick, als dieſe allmählig näher kam, und die hellen Streiflichter des ſonnigen Herbſttages, zwiſchen den tiefen Baumſchatten hindurch, auf die reiche Sänfte und das darin ſitzende anmuthige Frauenbild fielen, deſſen Lieblichkeit alle Pracht des erleſenſten Putzes überſtrahlte. Ihr zur Seite ritt auf einem ſchönen ſtolzen Thier der Prinz Cardinal, unabläſſig bemüht, ſeinen ſchönen Gaſt zu unterhalten, ob auch die unruhige Bewegung ſeines ungeduldigen Roſſes dies einigermaßen erſchweren mochte; und es blieb zweifelhaft, ob der wohlgefällige heitere Ausdruck in den Mienen der Prinzeſſin mehr der Wohlgeſtalt des tadelloſen Reiters und deſſen ritterlichem Anſtande oder dem Vergnügen an ſeiner ohne Zweifel wohlgewählten Unterhaltung gelte. Er war heute durchaus weltlich, obwohl in edler Einfachheit nur ſchwarz mit Gold verziert, gekleidet; aber die geſchmackvolle Pracht dieſes Anzugs, welcher den Adel ſeiner Geſtalt und Haltung auf's vortheilhafteſte erſcheinen ließ, ſeine Gewandtheit und Sicherheit zu Pferde dienten für den Augenblick, die Erinnerung an den Stand, welchem er eigentlich angehörte, vergeſſen zu machen, und als er, indem die Sänfte ſich langſam näherte, raſch voraus ſprengte und, ſich behend vom Pferde ſchwingend, ſie am Eingangsthor erwartete; als die Prinzeſſin ihm nun mit ſüßem Lächeln die Hand reichte, und, von ihm geleitet, die breiten Marmor-

Digitized by Google

ſtufen hinauf ſchwebte, da klang es faſt in jeder Bruſt: Welch ſchönes Paar! und ein Seufzer des Bedauerns, daß es ſo nicht ſeyn könne, folgte dieſem Empfinden.

Die Stunden waren unter vielfachen Genüſſen und freudvollen Ueberraſchungen entflohen. Der Abend breitete ſchon ſeine Schleier über die Gärten und Haine des angenehmen Landſitzes, und die einbrechende Dunkelheit, den Freuden des Mahles ein Ziel ſetzend, ward zum Signal eines mit ihr erſt beginnenden Vergnügens und neuer Luſt. — Unzählige buntfarbige Lampen erhellten die Hauptgänge des Gartens, während die entlegeneren Theile deſſelben, durch einzelne künſtlich angebrachte Lichter nur mit ſanftem Dämmerſchein beleuchtet, nicht minder reizende Spaziergänge darboten. Flöten und Geigen, die dort ertönten, lockten die jüngere Welt zum Tanz auf ſchönen Raſenplätzen, während in Laub-Niſchen die Tiſche mit erleſenem Obſt und andern Erfriſchungen prangten. — In dem ſtilleren Theile des Gartens ſah man allmählig diejenigen ſich zerſtreuen, die, vom Geräuſch des Feſtes bereits ermüdet, Erholung ſuchten, oder, in ungeſtörter Mittheilung mit einigen Vertrauten, nach den Freuden der Tafel die liebliche Kühle des Abends genießen wollten. Mehrere von den jungen Edelleuten der Geſellſchaft waren für ſich und ihre Damen auf artige Maskentrachten bedacht geweſen, worin ſie, ihre Anzüge ſchnell wechſelnd, im Garten erſchienen und allerlei fein erſonnene Ueberraſchungen für die Prinzeſſin aufführten. Prinz Franz, ſich ſchnell mit Beaulieu beſprechend, beſchloß, ihnen den Scherz zurück zu geben; er beredete auch die Prinzeſſin, ein Gleiches zu thun, ſo daß Beide bald darauf in der Kleidung gewöhnlicher Landleute ſich unter die Tanzenden miſchten, welches zu allerlei ſcherzhaften Complimenten und wahren oder verſtellten Verwechſelungen Veranlaſſung gab.

Die Luſt und das Vergnügen des Abends hatten auf dieſe Weiſe den höchſten Gipfel erreicht, und ſchon ſuchten Einzelne, von ſeinem Rauſch geſättigt, ſich allmählig davon zurück zu ziehen, während man einſame Paare die Stille der entlegenen Gänge aufſuchen ſah, und ſo das verſchwiegene Dunkel der Gebüſche Zeuge mancher zärtlichen Schwüre und vertraulichen Mittheilungen wurde. — Seit Stunden irrte auch in deſſen entfernteſten Windungen ein trüber Gaſt umher, deſſen ungeſellige Laune ihn längſt aus dem Lärmen und Geräuſch des Feſtes hinweg geſcheucht haben würde, wenn nicht Veranlaſſungen anderer Art ihn bewogen hätten, dieſe Einſamkeit auf zu ſuchen. Es war Pater Seraphin, der einen Vertrauten hierher beſchieden, um ungeſtört und unbelauſcht wichtige Eröffnungen mit ihm aus zu tauſchen, und der verdrüßlich, ihn nirgends an zu treffen und von vergeblichem Suchen ermüdet, noch einmal die bezeichnete Stelle an der äußerſten Grenze des Parks umſchlich. Indem er ſich derſelben näherte, glaubte er plötzlich in ſeiner Nähe, obgleich nach einer andern Richtung hin, als der er nachging, ein leichtes Geräuſch wie von flüſternden Stimmen zu vernehmen. Er näherte ſich behutſam, mit leiſe auftretendem Fuß, und indem er ſo geräuſchlos als möglich die nächſten Gebüſche zurück bog, ſah er auf einer ihm wohlbekannten, unter Hängebirken und Platanen verſteckten Gartenbank ein Pärchen ſitzen, das in traulichem Liebesgeplauder vertieft ſchien und augenſcheinlich dieſen heimlichen entlegenen Platz aufgeſucht hatte, um ungeſtört von dem Geräuſch der Menge ein Weilchen zu koſen. Obwohl ein Liebesverſtändniß für den Pater eigentlich von ſehr wenigem Intereſſe ſeyn konnte, ſo wußte er doch aus Erfahrung zu gut, daß ein Geheimniß ſehr oft der Schlüſſel zu mehreren ſey, als daß er hätte verſchmähen ſollen, in Eines ein zu dringen, welches ſich ihm ſo ganz von ſelbſt darbot. Er ſuchte daher ſo vorſichtig als möglich noch etwas näher zu kommen, um zu erfahren, wer die Perſonen eigentlich ſeyen, die hier Arm in Arm geſchlungen ſaßen und in traulichem Geſpräch vertieft waren, die aber ruhiger und ernſter zu ſeyn ſchienen, als ſich von Verliebten, die ein ſo einſames Verſteck aufgeſucht, erwarten ließ. — Aber es war nicht möglich, ſie zu erkennen, denn ſie ſaßen mit dem Rücken gegen ihn gewendet, und ſprachen ſo leiſe, daß, wie ſehr der Pater ſich auch anſtrengte, es ihm doch nicht gelang, etwas zu erlauſchen. Sonderbar war es dabei, daß Beide die Kleidung gewöhnlicher Landleute trugen, und die Dame über das kleine blumengeſchmückte Bauer-Hütchen noch einen dichten Schleier geworfen hatte, der verhinderte, ſie zu erkennen, wenn dies bei der Dunkelheit nicht ohnehin unmöglich geweſen wäre; und da der Masken-Scherz dem Pater unbekannt geblieben, ſo trug dieſe Verkleidung des Paares noch mehr dazu bei, die Neugier des Erſteren an zu regen und ihn auf die Ergründung dieſer Heimlichkeit eifriger zu machen. Nicht lange, ſo erhoben ſich Beide, und der Pater konnte von dem ſchlanken Wuchs der Dame doch, trotz der Dunkelheit, ſo viel unterſcheiden, daß ihm gewiß wurde, ſie und ihr Begleiter gehörten nicht zu der Claſſe der Landleute, deren Kleidung ſie trugen. Sie hatte den Kopf, wie in zärtlicher Bekümmerniß, an die Bruſt des Jünglings gelehnt, der, ſie mit beiden Armen umſchlingend, auf's innigſte ſie an ſich drückte. Dann, an ihm empor ſchauend, ſagte ſie mit leiſer Stimme einige Worte, wovon jedoch der Pater Seraphin nur das letzte „Zukunft" verſtand. „Wie?" — erwiederte der Jüngling — „eine Zukunft voll Liebe, voll des ungeſtörteſten Be-

ſüßes, dieſe darf mein ſüßes Herz nicht ängſtigen!" — Dieſe Worte, im Drange des raſch überſtrömenden Gefühls nicht ganz ſo leiſe geſprochen, als alles Vorhergehende, däuchten dem Pater den Klang einer bekannten Stimme zu verrathen, welche die ſonderbarſte Ahnung in ihm weckte. Aber da die Liebenden ſich ſchon um einige Schritte entfernt hatten, ſo blieb es unmöglich, noch ein Wort ihres Geſprächs auf zu fangen. — Doch der Zufall, immer bereit, ſich Liebenden hülfreich oder verrätheriſch zu beweiſen, übte auch diesmal ſeine Macht und ließ den Hut des jungen Mannes an einem tief herab gebogenen Baumzweig hängen bleiben und durch einen matten, gerade auf ſein Haupt fallenden Dämmerſchein entdeckte der erſchrockene Pater auf demſelben das Kennzeichen des geiſtlichen Standes. Die Wallung des Augenblicks trieb den ſchwer geärgerten Mentor faſt zu dem Verſuche, ſeinen Zögling, denn dieſen mußte er in dem Liebhaber erkennen, mit Gewalt von dem Arm der Dame zu reißen; doch ein kurzes Nachdenken reichte hin, ſeinen Entſchluß anders zu beſtimmen, und er begnügte ſich, dem Paare auf einem Seitenwege unvermerkt nach zu ſchleichen, bis ſie am Ende des Ganges in der Nähe vor einem der Wirthſchafts-Gebäude des Schloſſes ſtehen blieben. Hier hielten Beide einander nochmals wie zum Abſchied umſchlungen; dann, ſich ſeinem Arm entwindend, flüſterte die Dame mit bewegter zitternder Stimme: „Mitternacht! es wird Alles bereit ſeyn!" — „Mitternacht!" wiederholte der Liebende im Ton des höchſten Entzückens — „ſelige Morgenſtunde meines Glücks!" und ſchaute noch einen Moment der raſch Forteilenden nach, die gleich darauf in einer der offenen Thüren entſchwand; auch er, ſich ſchnell nach einer andern Seite wendend, enteilte nun den Blicken des Paters.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

VII. Im Mai.

Im hohen grünen Graſe, in des Frühlings lieblichem Sonnenſchein lieg' ich hingeſtreckt, wie ein ſpielender Knabe, auf bunten duftenden Blumenmatten, und winde Kränze aus dem jungen Grün der Blätter, von den buntfarbigen Blüthen des Maien durchflochten.

Und um mich flattern in balſamiſchen Blumenkelchen gaukelnde Schmetterlinge; die klaren Silberquellen rieſeln; ſummende Bienen ſchwärmen in blühenden Aepfelbäumen; und hoch über meinem Haupte in der heitern azurreinen Bläue des Himmels ſchwingt ſich auf ſchnellkreiſendem Fittig ein lauter Chor jubelnder Lerchen, die liebliche Wonne des Frühlings begrüßend.

Wie ihr ſo heimlich flüſtert, ihr ſäuſelnden Blüthenzweige, mit einem duftenden Blüthenregen, den, ach! nur zu bald entflohenen Blüthenträumen meiner glücklichen Jugend zu vergleichen, mich überſchüttend!

Wie ſo freundlich, von dem leiſen Hauche des Zephyr geküßt, die lieblichen Blumen ihre glänzenden Häupter zu mir herüber neigen! als hätten ſie eine trauliche Sprache gefunden zu dieſem Herzen,

welches, von der falſchen Welt um das Glück ſeiner Jugend betrogen, die Qualen in ſich verſchließt, die Niemand verſteht, und welche, wie ein ſchleichendes Gift, mit kraftverzehrender Gluth die Kraft meines Geiſtes untergraben. —

O ſäuſelt ſanfter, ihr flüſternden Blüthenzweige! Du warmer hüpfender Sonnenſtrahl, lege dich, wie der tröſtliche Blick eines geliebten Freundes, mild an meinen verwaiſeten Buſen!

Ich will mein ſchmerzerfülltes Antlitz unter der Fülle der lieblichen Blumen verbergen! Und ſo werden meine überquellenden Thränen, die für mich eine unverſiegbare Quelle bitt'rer Schmerzen ſind,

ihren ſinkenden Blumenkelchen, wie die verlenden Tropfen des Thaues am friſchen Morgen, in den heißen Stunden des Mittags Labung und kühlende Erquickung gewähren.

Moſaik.

In Nr. 165 des „Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen" hat der Vordermann der Homöopathiker ſeine neue Heilart vertheidigt. Er bemerkt, daß die erfundene Methode beſonders durch das Reiben und Schütteln der Arzneiſtoffe ſo unendlich wirke. Dieſe Bemerkung wird wieder vielen Stoff geben, ſich an dem neuen Syſtem zu reiben und darüber das Haupt zu ſchütteln. Von der Wiſſenſchaft zur Charlatanerie iſt eine weite Strecke, von dem Erhabenen zum Lächerlichen aber, nach einem gültigen Ausſpruch, nur ein Schritt!

Die ſechsjährige Tochter des Hofrath B. hat ihren Vater ſehr lieb, darf aber, um ihn nicht in ſeinen Geſchäften zu ſtören, nicht immer zu ihm. Eines Tages fand die Mutter ſie an der Thür des Zimmers, worin der Vater arbeitete. Sie hatte ein Trittbänkchen heran gerückt, ſtand darauf und blies in das Schlüſſelloch. „Was machſt du da?" fragte die Mutter und das Kind erwiederte: „St! Ich blaſe dem Vater Küſſe durch's Schlüſſelloch!"

Wie Mancher macht Verſe und iſt kein Poet! — Könnte man den Satz nicht umkehren und ſagen: „Wie Mancher iſt Poet und macht keine Verſe!?"

Es giebt Candidaten der Theologie, der Rechte, der Medizin u. ſ. w. Sollte man Candidaten, die es ihr Lebelang bleiben, nicht Candidaten der Candidatur nennen? A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Den Reigen der hieſigen Almanache eröffnet ein von Ch. Kuſner zum erſten Mal herausgegebenes „Taſchenbuch des Frohſinns und der Liebe". Es läßt in typographiſcher Hinſicht nichts zu wünſchen übrig; unter den Kupfern dürfte beſonders das Titelblatt, auf welchem zehn Portraits der vorzüglichſten Dichter (Goethe, Klopſtock, Tieck, Schiller, Jean Paul, Wieland, Arioſt, Taſſo, Scott, Byron) zum Kranze gereiht erſcheinen, und das Bild der Laura de Sade am meiſten anſprechen. Was jedoch den Inhalt betrifft, ſo finden wir außer den ſparſamen Beiträgen von Caſtelli, Lanoy, Haitrich, Gerle und Thereſe von Artner, und einer poetiſchen Darſtellung der vier Temperamente in den vier Jahrszeiten, vom Herausgeber, eine Menge Federproben von jungen Pegaſus-Reitern, die ihre Andgeburten lieber in irgend einem nichtgeleſenen Blatte niedergelegt ſollten. Da iſt ein Hr. Canaval, der läßt die Nachtigall folgenden reinen Unſinn ſingen:

Friede! Friede!
Deinem Herzen,
Sänger, Friede!
Mit den Schmerzen
Liebe, einmal
Blüht, und immer
Schön und jung,
Nicht vergehen
Läßt das Wehen
Der Erinnerung.
Friede! Friede!

Solche Verſe zu drechſeln, müßte einem wirklichen Dichter viele Mühe koſten! — Einige Seiten weiter ſingt ein Hr. Julius erhobene Lieder in der Schenke, und bei dem Abſchied von der Schenke u. ſ. w., worin es unter Anderem heißt:

„Seht ihr dort die Bäume knieen,
Hört ihr nicht ihr heiß Gebet?"

Ja, in der Schenke ſieht man wohl Bäume knieen, und wohl auch die Berge tanzen! — Das non plus ultra von Unſinn findet ſich jedoch in: „Grün, Dorn und Reich" (?) von M. Schmidt, da heißt es S. 306:

1) „Wenn mein Kuß, den du erforen,
Nicht ins Herz dir ſitzt, ins Naſt!"

und S. 309:

2) „Er iſts, der mir in zarten Bruſt ſchon angemahlen." (!!)
3) „O könnt' die Lippe ihm die Herrlichkeit vertrauen,
Die oft das hoffend Herz zu ſich allein mir ſpricht (!!),
Und würd' in ihm ich meiner Liebe Spiegel ſchauen —
Ein Mädchen ſo voll Seeligkeit gäb's nicht." —
4) „Wenn die Bäume Blumen werden,
Grüne Farb'n in and're greifen,
Und in Geld und Roth ausſchweifen;
Blumen ihre Zier abſtreifen,
Dann erſt will mein Glück mir reifen."

Endlich die wunderhübſchen Sprüche, wie z. B.:

„Bettel,
Bringſt lange Zettel,
Bitten
Sticht inmitten." (!!)

Wir fragen hier, wie weit es mit unſerer Literatur kommen wird, wenn einſichtsvolle Männer, wie der Herausgeber, ſolchen wahnſinnigen Ausgeburten Raum gönnen, und dadurch die Schreibwuth ſolcher Phantaſten unterſtützen? Kommen nun noch zum Ueberfluß einige gutmüthige Recenſenten, die aus Bekanntſchaft oder andern perſönlichen Urſachen dem oft diesmal Dichter ſich verpflichtet glauben, und in dieſem oder jenem ihnen gefälligen Journal eine lobhudelnde Anzeige abdrucken laſſen und dabei dem Stümper einen „an der Leſewelt vortheilhaft bekannten Verfaſſer", wohl gar den „gefeierten N. N." nennen, ſo kann es nicht anders kommen, als der Muſenſohn muß ſich, trotz ſeiner eigenen inneren Ueberzeugung, für ein großes Genie halten, da er den Lorbeerkranz gedruckt in der Taſche bei ſich führt. — Um hier nur ein Beiſpiel an zu geben, ſo erwähnen wir unter den vielen lobenden Recenſionen, die mit J. G. G. unterzeichnet von einem jungen, übrigens ſehr achtbaren Schriftſteller in der „Theaterzeitung" erſchienen, nur jene über die Poeſereien eines Hrn. Schauer, in welcher ein Gedichtlein als Muſter angeführet iſt, wo die Mutterliebe mit der Exploſion eines Vulkans verglichen wird und das mütterliche Ende zücken in einen „Lavaſtrom von Thränen" (!) ausbricht. Eben ſo zählt der Recenſent Gedichte, wie z. B. „das erſte Menſchenpaar", worin Verſe wie folgende:

„Als das Chaos Welt ſich nannte,
Weſen, bis auf Eins, ſchon kannte!"

und:

„Sieh — ſprach er — der Schöpfung beſte,
Herr war ich von dieſer Veſte" (!) —

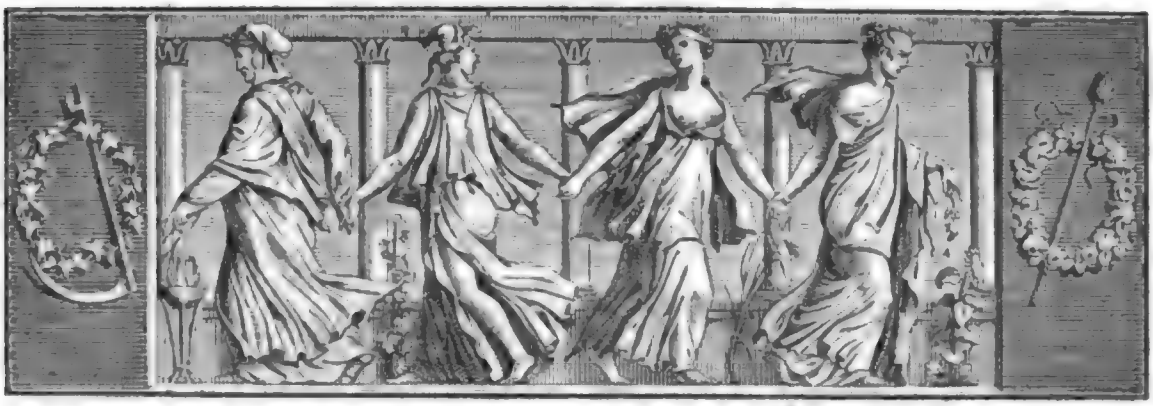
vorkommen, zu den gelungenen; ein Zeichen, daß er nicht geleſen hatte, was er beurtheilte. — Noch ein Paar Taſchenbücher wollen wir erwähnen: Caſtelli's „Huldigung den Frauen" und Graſſer's „Aurora". Erſteres dürfte ſeines Inhalts wegen wieder zu den vorzüglichſten gezählt werden; was jedoch die Kupfer betrifft, ſo müſſen wir letzterem den Vorzug geben; doch nehmen wir das gelungene Bildniß der Alpenhirtin aus. Unter den proſaiſchen Aufſätzen ſcheint uns die Erzählung: „Der Friedhof zu St. Sebaldus", von Tromlitz, am vorzüglichſten. Langer's „Clavierſpieler" in Hoffmann'ſcher Manier und Waldmann's „Alpenhirtin" ſind gelungen; unter den metriſchen Leiſtungen nennen wir die von Caſtelli, Agnes Franz, Weſely und Seidl. Ein dramatiſches Gedicht: „Eigenſinn und Schickſal", aus dem Nachlaß der verſtorbenen Brockmann, dürfte das ſchwächſte Produkt ihrer gewandten Feder ſeyn. — Wir kommen zur „Aurora". Der proſaiſche Theil, beſtehend aus Erzählungen von Graſſer, Told, Rittler, Manfred, Pöck und Fricart, iſt ſehr, die Erzählung des Letzteren: „Des Wiederſehens Fluch" jedoch weniger als mittelmäßig. Unter den Dichtungen zeichnen wir von Egon: „Des Malers Nacht", die Sinngedichte von Pfeiffer, dann die kleinen Spenden von Haitrich, Friderike Suſan, geb. Salzer, Werzig, und das kleine Spiel in Verſen: „Die Fremden", von Feuchtersleben, aus; ein Herr Rieth, von dem, außer in der verſchollenen „Panonia", die Leſewelt keine Zeile kennt, ſingt von ſich:

„Als die mich zur Taufe hielten
Am Opferſtein;
Sieh, da kam ein Strahl geflogen
Auf des Täuflings Angeſicht
Hoch herab vom Azurbogen,
Wo Phöbus glüht!"

Das nenn' ich doch auf dem kürzeſten Wege ſich ſelbſt feiern! — wer wagt nun noch an der Weihe des Hrn. Rieth zu zweifeln? — ! —

(!) Der reiche Graf Sulamony, in den römiſchen Staaten, hat ein ganzes Schloß aus lauter Muſcheln aufführen laſſen. Die Form iſt gothiſch, und der Anblick dieſes Gebäudes bietet etwas höchſt Maleriſches dar. Es liegt auf einer Anhöhe, ſo daß, wenn die aufgehende Sonne es beſcheint, die Thürmchen, die Spitzen und Ecken einen wahrhaft zauberiſchen azurblauen und weißglänzenden Schimmer verbreiten. Man ſchätzt die Anlage auf 16 Millionen Werths (?). Es befindet ſich übrigens im Schloſſe ein Waffenſaal, den man den erſten in der Welt nennen kann; denn man ſieht dort jüdiſche Waffen aus der Zeit der Propheten, egyptiſche Waffen, die erſten Kanonen, welche im Mailändiſchen gegoſſen worden u. ſ. w. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 7. Dezember. 195ſtes Blatt.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

VIII. An Napoleons Grabe.

In einer ſchaurigen Gewitternacht, wo das dumpfe Rollen des Donners mit dem toſenden Gemurmel der brandenden Meereswogen ſich vermiſchte; und ſchwefelfarbene Blitze in zuckenden Strahlen die dunkle Fläche des vom wilden Sturme aufgeregten Oceans erhellte:

kniet' ich an dem kleinen Grabe des großen Welteroberers; und legte ein blühendes Lorbeerreis zu den Füßen des Helden, der aus mehr als hundert Schlachten ſieggekrönt hervorging. —

Und dumpfer dröhnte das Rollen des nächtlichen Donners, und ſchrecklicher hallte die toſende Brandung der empörten Meereswogen! — Stumm ſaß ich, und verfolgte in ſinnenden Gedanken den raſchen Siegesflug des unaufhaltſamen Helden; und meine Seele war voll der Bewunderung ſeiner unſterblichen Thaten.

Und da war es, als hört' ich eine Stimme in der Höhe des Himmels, die tönte mächtiger, als das dumpfe Rollen des nächtlichen Donners; und hallte lauter, als die toſende Brandung der empörten Meereswogen! Und dieſes war der Sinn ihrer erhabenen Rede:

„Ein Löwe iſt zu Grabe gegangen! vor deſſen gewaltigem Grimm der weite Erdkreis erzitterte, und die erſchrockenen Völker mit ihren gekrönten Beherrſchern tief im Staube ſich beugten!

Nicht auf Thronen, aber für den Thron war er geboren! Er legte ſelbſt das Diadem um ſeine königliche Stirn; und auf ſeinen Wink wurden Thronen und Scepter, wie das leicht zerbrechliche Spielwerk eines Kindes, zerſplittert.

Wer darf es wagen, die Größe der Thaten des Helden zu richten? Wer darf rechten mit dem Herrn der Welten, daß er die eiſerne Ruthe ſeines Zornes in die Hände ſeines Knechtes gelegt hat?

Wer darf es wagen, die Größe der Thaten des Helden zu richten? Wer darf es wagen, zu ergründen die Wege des Herrn, und die Pfade auf zu decken, welche nach ſeinem ewigen Rathſchluſſe das unaufhaltſame Schickſal der Sterblichen wandelt?

Blind ſind die Augen des Menſchen für die Weisheit des Höchſten; ſeine Fußtapfen können ſie nicht erkennen; und die eherne Wage der Gerechtigkeit vermögen ſie nicht in ihren ſchwachen Händen zu halten.

Aber einſt am jüngſten Tage des letzten Gerichtes, wenn die Poſaune über den Gräbern dröhnt, die Todten zur ewigen Auferſtehung ſich erheben, und Himmel und Erde in ihren Grundfeſten erzittern: — dann wird der ewige Richter der Welten ſelber mit gerechter Wagſchaale die Thaten des Bettlers wie der Könige wägen!"

Und dumpfer dröhnte das Rollen des nächtlichen Donners; und ſchrecklicher hallte die toſende Brandung der empörten Meereswogen. — Stumm ſaß ich, und verfolgte in ſinnenden Gedanken den raſchen Siegesflug des unaufhaltſamen Helden; und meine

Seele war voll der Bewunderung ſeiner unſterblichen Thaten.

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

Die fröhliche Maskenluſt dauerte noch fort, als man die Prinzeſſin Claudia wieder in ihrem früheren Feſt-Anzug, an dem Arm ihrer Ober-Hofmeiſterin, der Frau von Beaulieu, mitten in dem Kreiſe der Erſten und Vornehmſten der Geſellſchaft erblickte. Sie unterhielt ſich mit ihnen in der geiſtvollen Lebhaftigkeit, die man während des ganzen Tages an ihr zu bewundern Gelegenheit gehabt; doch ließ ein leichtes Ermatten in ihren ſchönen Mienen und der ſchwermüthige Ausdruck ihres Blickes wohl ahnen, daß ſie ermüdet ſey und heim zu kehren wünſche. Der zartſinnige Prinz mochte daher, als bald darauf dieſer Wunſch zur Ausführung kam, nur mit leichtem Andringen zu widerſtehen wagen, dann aber, der gewohnten ehrerbietigen Rückſicht ſich fügend, leitete er, gefolgt von den vornehmſten Edelleuten der Geſellſchaft, die Prinzeſſin zu der im Schloßhof ihrer ſchon harrenden Sänfte, welche, da Claudia ſeine perſönliche Begleitung für diesmal verbeten hatte, begleitet von einer zahlreichen Dienerſchaft zu Fuß und zu Pferde, mit Fackeln, bald darauf aus der Geſichtsnähe des Schloſſes verſchwand.

Nach dem Scheiden der Prinzeſſin entzogen ſich der Geſellſchaft auch diejenigen Gäſte, deren Rang ihre frühere Entfernung nicht würde unbemerkt gelaſſen haben, und der Prinz glaubte bei den noch Zurückbleibenden für ſeine eigene Entfernung um ſo eher Entſchuldigung zu finden, als er hierdurch ſeinen Wunſch, dem allgemeinen Vergnügen auf keine Weiſe Zwang an zu thun, zu erkennen gab. Er beauftragte daher einen ſeiner Cavaliere, bei den noch anweſenden Gäſten, ſo lange es ihnen gefallen würde zu verweilen, ſeine Stelle zu vertreten, und begab ſich, von Beaulieu begleitet, in aller Stille auf den Rückweg nach Toul, heimlich gegen dieſen triumphirend, daß es ſo gut gelungen ſey, die Aufmerkſamkeit des Paters Seraphin während des ganzen Abends zu beſchäftigen, und ſeinen Späherblick von der Luſt des Feſtes und Allem, was ihm dabei verborgen bleiben ſollte, entfernt zu halten.

Mitternacht nahte bereits und tiefe Stille herrſchte in den Straßen und auf dem Marktplatz zu Toul, an welchem das Haus lag, worin die Prinzeſſin Claudia ihre Wohnung genommen, und das einem Verwandten der Frau von Beaulieu gehörte, der ihr daſſelbe für die Zeit ihres Aufenthalts in Toul überlaſſen. Auch hier war ſchon Alles dunkel, bis auf die Zimmer der Frau von Beaulieu, wo noch ein ſchwacher Lichtſchein durch die Stäbe der herabgelaſſenen Jalouſieen dämmerte; bald indeß ſah man auch dieſen ſchwächer werden und endlich ganz verſchwinden, als ein Zeichen, daß Alle zur Ruhe gegangen. — Im Innern des Hauſes aber war es ganz anders; die Ober-Hofmeiſterin waltete um dieſe Stunde in ihren Gemächern mit ganz beſonderer ängſtlicher Geſchäftigkeit. Zwar die ganze Dienerſchaft war bereits dem Schlafe in den Arm geſunken, nur eine vertraute Kammerfrau wachte mit ihrer Gebieterin und bemühte ſich, ſobald ſie alle andern Diener ſicher entfernt wußte, die Fenſter des Gemaches mit dicken Tüchern ſorgfältig zu verhängen, ſo daß kein Lichtſtrahl von außen mehr bemerkt werden konnte. Als dies geſchehen, eilte ſie, die Reiſe-Toilette ihrer Gebieterin mitten in das Zimmer zu rücken und ſie mit einem weißen Tafeltuch ſo zu überkleiden, daß ſie dadurch das Anſehen eines Bet-Altares bekam. Die Kammerfrau ſetzte dann mitten auf denſelben ein Crucifix, ein reiches Reliquien-Käſtchen und zwei Armleuchter, deren Kerzen nun angezündet wurden, und ein rothſammetner Betſchemmel zu den Füßen vollendete das Ganze dieſer Veranſtaltung. Nachdem Alles fertig war, öffnete ſie mit leiſer Hand eine Tapetenthür, welche in einen dunklen Gang führte, und bald darauf traten mit vorſichtigen Schritten zwei Männer in weite Mäntel gehüllt herein, denen noch ein Dritter, deſſen Kleidung einen Weltgeiſtlichen in ihm erkennen ließ, mit einiger Schüchternheit folgte. Der Jüngere der beiden Männer muſterte glühenden Blickes die im Zimmer getroffenen Anſtalten, während ſeine ſprechenden Augen zu gleicher Zeit nach einem andern abweſenden Gegenſtand mit Ungeduld zu fragen ſchienen. Nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür von dem Schlafzimmer der Ober-Hofmeiſterin, und die reizendſte aller Erſcheinungen ward in ihr ſichtbar. Es war die holde Claudia ſelbſt, im bräutlichen Schmucke, deren zögernder Fuß nicht ohne die letzten Regungen eines inneren Kampfes über die Schwelle trat. Ein blendendes Gewand von weißer Seide umfloß die tadelfreien Formen; der golddurchwirkte Schleier hüllte Nacken und Schultern in ſeine durchſichtige Dämmerung, zwiſchen die goldene Lockenfülle aber, deren reizende Nachläſſigkeit von einer für die Beſchäftigung mit der Toilette allzu bewegten Stimmung zeugte, ſchlang ſich, als Sinnbild zärtlicher und wechſelloſer Liebe, ein blühender Orangenzweig. Eine werthvolle Perlenſchnur vollendete als einziger Schmuck die fürſtliche Einfachheit dieſes Brautputzes, in welchem die Braut, durch die wechſelnden Regungen der Liebe, der Beſorgniß, holder Scham und edlen Selbſtgefühls verſchönert, nur um ſo reizender erſchien. Prinz Franz — denn dieſer war der junge Mann, den wir zuvor eintreten ſahen — als er den Gegenſtand ſeiner Zärt-

lichkeit erblickte, warf den verhüllenden Mantel zurück, und eilte mit ausgebreiteten Armen der Eintretenden entgegen; dann aber, ihr in zarter und ehrfurchtsvoller Liebe huldigend, sank er zu ihren Füßen. — Während nun die Liebenden einander sagten, was die bewegten Herzen erfüllte, waren Frau von Beaulieu und ihr Sohn, der Begleiter des Prinzen, zu dem Geistlichen getreten, der noch immer ziemlich befangen an der Thür stand. „Eilet, ehrwürdiger Herr!“ sagte Beaulieu zu ihm — „das heilige Werk zu beginnen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Zu Eurer vorläufigen Flucht ist Alles, wie Ihr gewünscht, veranstaltet, und dieses“ — indem er eine reiche Goldbörse in seine Hand legte — „wird dienen, Euren Aufenthalt in einem fremden Lande so lange zu erleichtern, bis der Prinz im Stande ist, für Euch auf angemessenere Weise zu sorgen!“ — „Ich danke Euch!“ erwiederte der Geistliche — „doch nehmt noch einmal die Versicherung, daß nicht Euer Gold, sondern die Ueberzeugung, Gott, meinem Vaterlande und der guten Sache mit dem, was ich jetzt beginnen werde, einen Dienst zu thun, mich bewogen, meinem Fürsten willfährig zu seyn!“ — Er trat bei diesen Worten an den Altar, während Beaulieu dem fürstlichen Brautpaar meldete, daß Alles bereit sey. Aber der Prinz näherte sich jetzt allein dem Altar und übergab eine Schrift an Beaulieu, mit dem Befehl, sie in der nächsten Stunde durch einen Eilboten an den heiligen Vater zu senden. Sie enthielt, wie er selbst mit kurzen Worten erläuterte, die förmliche Niederlegung seiner geistlichen Würden, nebst den Gründen, die ihn bewogen, diesen Schritt zu thun, und welche in einer zum geistlichen Stande durchaus sich nicht hinneigenden Natur-Anlage, deren Richtung, als man ihn im Kindes-Alter für diesen Stand bestimmt, er sich auf keine Weise bewußt gewesen, so wie in der bedenklichen Lage seines Vaterlandes bestanden. — „Und nun, theure Claudia!“ — sprach er, sich wieder zu der Prinzessin wendend — „ist es ein freier Mann, der Kirche durch keine Bande mehr verpflichtet, und ein geborner Fürst, der Euch die Hand zum Wege durch das Leben bietet, und bereit ist, am Altar Euch ewige Treue zu schwören!“ — Die holde Claudia legte mild, durch Thränen lächelnd, statt aller Antwort ihre Hand in seine dargebotene Rechte, indem sie neben ihn an den Altar trat, und der Geistliche begann sein Amt zu verrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfälle von Zolkowski.

Zu den glücklichsten Komikern unserer Zeit gehörte auch der vor Kurzem verstorbene Zolkowski, der an der Bühne in Warschau lange Zeit der Liebling des Publikums war, und dessen Tod allgemeines Bedauern erregte. Er besaß eine unnachahmliche Laune und einen treffenden, doch oft beißenden Witz, der ihm zuweilen Unannehmlichkeiten zuzog. Die Calembourgs, die er in Menge und ohne Zwang und [illegible]gliches Haschen aussprach, sind meist nicht zu übersehen; von seinen Witzfunken mögen jedoch folgende hier einen Platz finden:

Die Fische fängt man mit Angeln an Schnuren, die Menschen am besten mit Angeln an breiten Bändern.

Der Handel mit Sklaven hat aufgehört, weil diese Waare überall zu finden ist.

In den Bureaux sind die Wege noch sehr schlecht; die eingereichte Bitte fährt langsam, die Antwort gewöhnlich noch langsamer, und die Extraposten sind sehr theuer, nur ein Monopol der Reichen.

Es ist nicht übel, immer an die zwei lateinischen Autoren zugleich zu denken: wo der Publius ist, muß auch der Tacitus seyn.

„Welch ein Glück ist es, im Militair zu dienen!“ rief ein junger Mensch aus; ein Jude, der es hörte, antwortete: „Wär's a Glück, sü hätten mir's Jüden längst gepachtet!“

P.

Bunte s.

Zwei Frauen begegnen sich; die Eine ist schön, die Andere ist es nicht. Die Erste geht vorüber, ohne die Andere an zu sehen, oder betrachtet sie höchstens mit einem flüchtigen Blick. Die Zweite schaut sorgfältig nach der Ersten hin, und findet sie keinen Fehler im Gesicht oder Bau, so schweifen ihre Augen nach dem Anzug hin, um doch etwas tadeln zu können.

Der englische Gesandte bat einst Ludwig XIV. um Befreiung der wegen Religionsglauben angeketteten Galeeren-Sklaven. „Was würde der König von England sagen!“ — erwiederte Ludwig — „wenn ich auf einmal die Freilassung aller in Newgate Eingekerkerten begehrte?“ — „Sire!“ — antwortete der Gesandte — „mein Souverain würde auf jeden Fall mit Vergnügen Ihr Verlangen erfüllen, sobald Sie dieselben als Brüder frei verlangten, wie er es thut mit denen, die wegen ihres Glaubens in Ketten schmachten.“

Jeder muß sein Handwerk kennen! Wenn nur Dummköpfe Albernheiten begingen, würde wenig Böses daraus entstehen; die Klugen machen aber auch dumme Streiche, und dies ist gefährlich, weil sie Erben der Dummheit nur Pfuscher sind.

Während der Revolution in Frankreich wollte Jemand von einem Buchhändler ein Exemplar der Constitution kaufen, erhielt aber von Letzterem die Antwort: „Ich handle nicht mit periodischen Schriften!“

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Altona. Die diesjährige Kunſtausſtellung hatte viel Erfreuliches für Kenner und Kunſt-Liebhaber. Immer reger und inniger wird die Theilnahme, womit das Publikum die Erzeugniſſe dieſes Kunſtvereins anſtimmt und würdigt; und ſehr richtig heißt es im Vorworte des diesjährigen Verzeichniſſes: „Wenn es einerſeits den Künſtler antrieb, durch Vergleichung ſeiner Werke mit denen Anderer, immer raſtlos vorwärts zu ſchreiten, ſo konnte ihn andererſeits die rege Theilnahme des kunſtſinnigen Publikums nicht gleichgültig laſſen. Sein Bemühen und ſein Verdienſt wurden theils durch vortheilhafte Anerkennung belohnt, theils aber auch dadurch, daß ſeine Werke vom Kunſtvereine ſelbſt, oder von Privat-Liebhabern zur Aufbewahrung angekauft wurden.“ — Da das Ganze nur ein Privat-Unternehmen iſt, ſo verdienen die Herren Direktoren — Fr. Roſenberg, J. Bundſen und J. J. Groth den wärmſten Dank für den kunſtſinnigen Eifer, womit ſie die Sache bisher ſo glücklich leiteten. Man muß aber um ſo mehr dieſem wahrhaften Kunſtſinn Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man erwägt, daß Altona ſich keiner akademiſchen und fürſtlichen Unterſtützung einer ſolchen Anſtalt, wie z. B. Dresden, München u. a. O. zu erfreuen hat, und daher dieſer Kunſtverein ſich lediglich durch die Thätigkeit ſeiner Mitglieder zu einem Ganzen bilden muß. — Der Zweck dieſer Kunſtausſtellung iſt kein anderer, als „Förderung und vollkommene Ausbildung der bildenden Kunſt im Allgemeinen“, und hiernach hat denn auch die Kritik, von Lobhudeleien und ungerechtem Tadel gleich weit entfernt, ihre Beleuchtung vornehmlich zu richten. In dieſer Beziehung haben wir Folgendes beſonders in Betrachtung gezogen: Amor, von J. H. Barthan in Hamburg, zum Theil nach dem Leben gewählt, gefiel ſehr, doch hätten wir dieſem Bilde etwas wenniger brillante Farben und mehr Anatomie in der Zeichnung gewünſcht. — Blunk, in Copenhagen, lieferte drei Original-Gemälde, worunter zwei hiſtoriſche, nämlich: Niels Kaas, der Kanzler, welcher den Schlüſſel zu den Reichskleinodien überreicht — aus der däniſchen Geſchichte — und Chriſtus, wie er die Tochter des Jairus erweckt. Marc. 5, V. 41. Dieſem Künſtler ſcheint es noch an gehöriger Behandlung der Farben, beſonders aber der Luftperſpektive, zu mangeln, indem ſeine Figuren, wenn gleich gut componirt und gezeichnet, nicht richtig hervor und zurück treten. Das dritte Stück aber, das einen jungen Kupferſtecher, nach dem Leben, in ſeiner Werkſtatt darſtellt, iſt ein anſprechendes, der Natur getreues Gemälde, von guter Beleuchtung. — J. Bundſen, in Altona, ein tüchtiger Meiſter, beſonders in architektoniſchen und überhaupt perſpektiviſchen Gegenſtänden, hatte mehrere Oelbilder und Handzeichnungen geliefert, die den ſtets gleichen Fleiß dieſes genialen Künſtlers von Neuem rühmlichſt bewährten. Beſonders bemerkt zu werden verdienen folgende: Die Hamburger Börſe, ein ſehr braves perſpektiviſches Original-Gemälde, nur müßten die Figuren, die bei Werken dieſer Art, welche ſo reiche Staffage erfordern, eine Hauptſache ſind — ſorgfältiger ausgeführt ſeyn. — Warum wählt ſich Hr. Bundſen nicht, nach dem Beiſpiel ſo vieler ſeiner Vorgänger, wie z. B. Neefs den Breughel u. ſ. w., einen guten Figuren-Maler dazu, um von dieſem ſolchen Gemälden ſeines Pinſels die Staffage hinzu fügen zu laſſen? — Ferner ein Theil der Hamburger Michaelis-Kirche, mit dem Altar im Abendlicht: ein effektvolles Gemälde von guter Beleuchtung und correkter Zeichnung; und ſodann zwei Theile eines Panorama's von Hamburg, in colorirten Waſſerfarben, jeder ungefähr zwölf Fuß lang, welche durch ihre genaue Auffaſſung und richtige Luftperſpektive die Fertigkeit dieſes Künſtlers in dieſem Fach vorzüglich beurkunden. — Von L. Camradt, in Copenhagen, ſahen wir vier Blumenſtücke, nach der Natur, in brillantem Farbenton und mit vieler Natur ausgeführt, jedoch geben wir den beiden kleineren Bildern den Vorzug; ſo wie wir im Ganzen mehr Rundung und Ausführung gewünſcht hätten. — Von Profeſſor Dahl, in Dresden: eine nordiſche Landſchaft, worin er den Beweis lieferte, daß es nicht immer einer reizenden Gegend zu einer guten Landſchaft bedarf; denn er hat von einer wüſten Haide, mit rauhen Bergen umgeben, ein ſo anſprechendes, der Natur getreuſtes Bild dargeſtellt, welches allgemein bewundert wurde. — A. C. Duſch, in Altona, lieferte drei Landſchaften nach der Natur, im leichten Styl und gefälligem Colorit; doch könnten die Vordergründe kleiniger ausgeführt ſeyn — auch erinnern wir uns früher beſſere Sachen von demſelben geſehen zu haben. — J. L. W. Forſter, in Lübeck, gab uns eine Copie der heiligen Cäcilie, nach Domiuichino. Gern hätten wir auch ein Original-Werk dieſes bekanntlich ſehr geſchickten Künſtlers hier finden mögen. — Von J. F. Gröger in Hamburg: Chriſtus die Kinder ſegnend. Eine große Compoſition, ſowohl in der Gruppirung als der guten Haltung der lebhaften Farben und der trefflichen Gewänder. Beſonders lieblich ſind die darauf befindlichen Kinder; der Chriſtus ſelbſt entſpricht nicht dem Ganzen, jedoch nennt der beſcheidene Künſtler es auch nur einen hiſtoriſchen Verſuch. Dann ein männliches Bildniß und ein fröhlicher Knabe, beide nach dem Leben, wodurch dieſer Künſtler ſich vorzüglich als Seelen-Maler bewährt hat. — Von C. Hanſen in Copenhagen: Numa Pompilius und die Nymphe Egeria. Grau in Grau; ein treffliches Bild nach einem Basrelief von Thorwaldſen. Große Wahrheit und vortreffliches Helldunkel, wie überhaupt meiſterhafte Ausführung. (Der Schluß folgt.)

Von allen Hauptſtädten Europa's iſt unſtreitig Paris diejenige Stadt, welche die meiſten Schauſpielhäuſer hat. Das große London zählt deren nur fünf, Wien drei (eigentlich auch fünf), Berlin zwei (jetzt wohl drei, ein Opernhaus und zwei Schauſpielhäuſer), Petersburg drei, Madrid zwei, Neapel drei, Amſterdam zwei u. ſ. w. — Spanien iſt der armſeligſte Boden für die Schauſpielkunſt; England der reichſte, eigentlich das Paradies, denn dort ſind die Lorbeern der Schauſpieler Goldkränze, und dabei noch ehrenvoll obendrein. — Die beiden Schauſpielhäuſer in Madrid ſind voller Winkel und Wendungen, die ſo wenig Ausgange haben, daß man einer Stunde zum Hinein- und einer Stunde zum Herausgehen bedarf. Außer einigen Stücken von Calderon, Lopez, Moreto, Solis und einiger Trauerſpiele von Voltaire, Racine (die in's Spaniſche überſetzt worden ſind), giebt man nur Farcen dort. Das Schauſpiel dauert gewöhnlich drei Stunden, während welcher Zeit Lopez und Calderon ihre Schauſpieler um die ganze Welt gehen laſſen. Ja oft iſt ihnen die Weltkugel noch zu klein; Akteurs und Aktricen gehen nach dem Himmel oder ſteigen in die Unterwelt, nehmen dort Heilige, Teufel, Apoſtel, was ihnen vor die Fauſt kommt, mit ſich fort, und fangen dann mit ihnen an zu ſingen, tanzen, lachen, weinen, ſich zu ſchlagen, und — das Stück zu beenden! — Die Zwiſchen-Akte werden durch allerlei Beluſtigungen ausgefüllt. Im Parterre ſitzt Alles, und man ſchwatzt dort ſo ungehindert, wie auf der Straße. — Nichts iſt aber ſo bequem, als das Theater-Coſtüm. Die Schauſpieler tragen ſich auf den Brettern, als wären ſie bei ſich zu Hauſe. Da erſcheint Tancred in Frack und Weſte, Orosman im Oberrock, Zaire in einer Nachtmütze, Bajazet ohne Turban u. ſ. w. Die Garderobe liefert nur Perücken, Handſchuh, Kanonenſtiefeln, Schnurrbärte und Mäntel, das Uebrige beſorgt (wenn er's hat) der Schauſpieler. An Schauſpielerinnen iſt aber großer Mangel, obgleich die wenigen, welche auftreten, ſehr hübſch ſind. Gar oft werden noch jetzt die Weiber-Rollen von Männern dargeſtellt. (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 28. und Blatt der Ankündigungen Nr. XLVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 28. 1825.

Beilage zum 195sten Blatte des Gesellschafters.

Der Aufenthalt der Frau v. Genlis in Berlin.

(Berichtet und berichtigt.)

Was ich über den Aufenthalt der Frau von Genlis in Berlin mittheile, ist zum Theil aus meinem Tagebuche gezogen, zum Theil das Resultat meiner Besprechungen mit noch lebenden Berlinern, denen diese Dame während ihres Hierseyns genau bekannt geworden ist. Sie hat sich, in der Aufzeichnung dieses Abschnitts ihres Lebens, so viel unwissentliche und wissentliche Unrichtigkeiten, Verwechselungen, Auslassungen, Zusätze, Verdrehungen und falsche Anklagen zu Schulden kommen lassen, daß, wer einen Schluß vom Theil auf das Ganze sich erlauben wollte, ihr, als Darstellerin ihrer Geschichte — so oft ihr Interesse sie zu einem Abweg verleitet *) — alle Glaubwürdigkeit absprechen müßte. Sie besitzt, wie man es ihr überall abmerkt und ablieset, eine solche — soll ich sagen: Gabe oder Gewohnheit, oder beides zusammen, das Ding zu sagen, das nicht ist, oder das Ding zu verbergen, das ist, daß ihre Memoiren durchaus als eine ihrer vielen Phantasie-Geburten an zu sehen sind.

Doch ich komme auf ihre Berlinische Lebensperiode zurück, und fange bei ihrem ersten Aufenthalt (1795) an. Auf ihrer Reise nach Deutschland kam sie den 23. Juli 1794 in Hamburg und den folgenden Tag in Altona an, blieb daselbst bis zum 1. April 1795, lebte vier Monate in Hamburg, zog gegen Ende Juli nach Stelle (fünf Stunden von Hamburg) zum Herrn von Valence, verheirathete ihre Nichte, Henriette von Sercey, an den Kaufmann Matthiessen in Hamburg, und reiste acht Tage später nach Berlin.

Sie erzähle nun weiter; nur erlaube sie mir, sie so oft unterbrechen zu dürfen, als sie in den Fall kommen wird, sich — zu irren.

„Acht Tage nach ihrer Verheirathung reiste ich nach Berlin, wo ich mich bei Mademoiselle Vocquet, welche die berühmteste Erziehungsanstalt der Stadt hatte, in die Kost gab."

Frau v. G. macht hier eine, zum Theil wahre, aber, was die Schattenseite betrifft, übertriebene und nichts weniger als freundschaftliche und dankbare Schilderung dieser geistreichen, talentvollen, ausgezeichneten Frau und Erzieherin, von der sie „nicht in Kost genommen", sondern „gastfrei gehalten" wurde, wie sie es selbst versteckt gestehen muß, wenn sie sagt: „Sie empfing mich mit offenen Armen, denn sie war durch meine Werke leidenschaftlich für mich eingenommen." — Frau v. G. gall, zumal bei ihrem ersten Hierseyn, für nichts weniger als wohlhabend. Man wußte, und sie selbst hatte es kein Hehl, daß sie von dem Ertrag ihrer Schriften lebte, und sich in allen Umgeben, selbst für Kleidung und Bücher, einschränken mußte. Dies gereichte ihr zum Lobe und zur Empfehlung; denn Entbehrungen dieser Art machen den Menschen vom Verdienst doppelt interessant und achtungswerth.

„Sie sah sehr liebenswürdige Gesellschaft bei sich, welche aus den geistreichsten Personen Berlins bestand; unter andern die Herren Erman, Vater und Sohn, Herrn Ancillon, Herrn Mayet, Directeur der Manufacturen (von einer ausgewanderten Familie), einen eben so liebenswürdigen geistreichen Mann, der auch sehr hübsche Verse machte; er hat deren viele auf mich gedichtet."

Herr Erman Sohn hat nie Umgang im Vocquetschen Hause gehabt, und Frau v. G. nur höchstens ein Paar Mal im Hause seines Vaters gesprochen. Er hielt überhaupt nicht viel von ihr. Von Hrn. Ancillon sagt eine Note: Er habe 1) Reisebeschreibungen herausgegeben; der König habe ihm 2) den schwarzen Adler-Orden ertheilt, ihn 3) zum Staatsrath und Gouverneur des Kronprinzen ernannt. 1 und 2 ist ganz falsch; bei 3 ist zu bemerken, daß Hr. A. erst nach vollendeter Erziehung des Kronprinzen zum Staatsrath ernannt worden. Daß er selbst sein „Gemälde der Staatsumwälzungen und des politischen Systems in Europa u. s. w." in's Deutsche übersetzt habe, ist ebenfalls unrichtig. — Hr. Mayet stammte von seiner ausgewanderten Familie (der Réfugiés) ab. Der König Friedrich II. hatte seinen Oheim und ihn, Beide katholisch, aus Lyon berufen, um den Seidenbau und die Seiden-Manufacturen in den preußischen Staaten zu verbessern. Es ist unbegreiflich, wie Frau v. G., welche so oft mit Hrn. M. in die Messe gegangen, ihn für einen Réfugié hat ausgeben können; denn daß sie ihn für einen Emigré hatte ausgeben wollen, wäre vollends ungereimt, da er seit 50 Jahren in Berlin einheimisch war.

„Unter den Kostgängerinnen faßte ich für drei besondere Freundschaft, die sehr hübsch waren, unter denen Mademoiselle S...; welche schön wie ein Engel war; ich übertraf sie Blumen machen."

Diese Saite darf ich nicht berühren. Sie würde, für die Grundsätze und den Charakter der Frau von Genlis, keinen guten Ton von sich geben. Noch klingen in meinen Ohren die Besorgnisse der Demois. Vocquet nach!

„Mlle. Vocquet hatte einen Bruder, der Prediger war, einen sehr geehrten Mann und Mitglied der Königl. Akademie in Berlin; seine Frau war eine junge, hübsche Person, sehr interessant durch Geist, Sanftmuth, Talente und Benehmen; sie hatte eine bezaubernde Stimme, und sang wanderschön."

Der Bruder der Demois. V. ist nie Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewesen. Er hielt Vorlesungen über die Experimental-Physik in seinem Hause, und hat einige dieser Vorlesungen drucken lassen. Seine Wittwe lebt, und hat der Adresse der Frau v. G. einen Briefwechsel mit ihr gehalten. Ob sie ihn noch fortsetzt, ist mir unbewußt; doch zweifle ich daran.

*) Z. B. in ihren Verhältnissen mit dem Hause Orleans, mit Bonaparte, mit den Bourbons, mit ihren Freunden und Freundinnen, Liebhabern und Feinden, mit den beiden Herren von Genlis, mit Pamela, Valence u. s. w. Immer ist sie die Unschuldige, Verfolgte, Verwundete, der leidende Theil, die Fromme!!!

„Mlle. B. hatte mir eine sehr angenehme Wohnung gegeben, und hatte alle Aufmerksamkeiten der lebhaftesten und zärtlichsten Freundschaft für mich. Ich erwiederte ihre Gefühle von ganzem Herzen, und wünschte mir Glück, nach Berlin gekommen zu seyn; nur fand ich, daß Mlle. B. mich zu viel Gesellschaft sehen ließ, die mir zu viel Zeit wegnahm; allein die Freundschaft ist nachgiebig und ich opferte ihr herzlich gern einen Theil meiner Stunden.“

Dies ist falsch. Demoiſ. B. machte es sich gleich anfangs zur Bedingung, Frau v. G. weder selbst in ihrem Zimmer zu stören, noch durch Andere stören zu lassen. Sie stellte es ihr frei, in dem Gesellschaftszimmer zu erscheinen, so oft es ihr beliebte, und sich zurück zu ziehen, sobald es ihr gefiel. Wenn Frau v. G. auf ihrem Zimmer Besuche annahm, so war dies jederzeit eine Folge ihres eigenen Willens. Sie hielt gern einen Cercle um sich, und empfing die Kommenden, wenn sie unpäßlich war, auf dem Sopha liegend. Nie hat ihr Demoiſ. B. eine Stunde Zeit geraubt. Frau v. G. würde sie sich nicht haben rauben lassen. Man hat auch oben gesehen, daß die Gesellschaft der Demoiſ. B. nicht eben zahlreich war.

Eine Verrückten-Geschichte — und was der Frau v. G. mit einer Schwester der Demoiſ. B. begegnet ist, die den Verstand verloren hatte und eine Zeit lang im Hause wohnte — übergehe ich, weil sie gar zu sehr den Stempel der Einbildungskraft der Erzählerin an sich trägt, und von keinem andern Interesse ist — als von dem Interesse der Bogenzahl der Memoiren. Wenn Frau v. G. erzählt, daß die Verrückte ein Buch von ihr verlangt habe, so irrt sie sich. Seit einer Geisteskrankheit von mehr als 30 Jahren hat die Unglückliche keine Zeile lesen wollen und können. Sie lebt noch, und hält alle ihre längst begrabenen Freunde und Verwandte für lebendig und versteckt. (Der Schluß im nächsten „Bemerker“.)

Nachschrift zu den „Auszügen aus dem Buche des Kabus“.

Bei der Erzählung von den in's Wasser geworfenen Brodkugeln, „Gesellschafter“ Bl. 160, hätte der Strophe in Goethe's „Westöstlichem Divan“ („Buch der Sprüche“. Sp. 22):

„Was willst du untersuchen,
Wohin die Milde fließt;
In's Wasser wirf den Kuchen,
Wer weiß, wer ist genießt!“

die hier ihre Erläuterung und wahrscheinlich auch ihre Veranlassung gefunden hat, gedacht werden sollen. K. Simrock.

Aesthetisches Kochbuch.

(Erster Küchenzettel.)

Nimm von Lurus-Zitterstaat
Ueberreife Frucht, und menge
Sie mit Dünkel, zum Salat,
Und zerschneide nach der Länge
Einen süß candirten Wicht;
Mörs're eine Modenarre,
Und vom lyrischen Gedicht
Nimm das Wasser zu der Suppe.

Aus der Liebe Thränenbach
Schöpf' ein Maaß, drei Seufzerklöße,
Einen fetten Almanach —
Und du hast die Suppenklöße.
Nimm Romane neu'ster Zeit,
Ana *) drei Theaterstücke,
Ausgekocht mit Seichtigkeit
Aus Galeerensclaven-Tücke,
Sieben Unzen edler Dämpfe
Wenn das Herz entzündlich raucht,
Auch ein Dutzend Liebes-Krämpfe,
Schmend, schmachtend ausgehaucht;
Dann noch einen Jünglings-Greis,
Hacke Alles wohl und knete
Diese Sachen siedend heiß,
So giebt's eine Herz-Pastete,
Die auf Phantasiengluth
Wohlgeformt, Wunder thut.

Carl Barrilli.

*) Ana heißt in der Medizin und Chemie gleichviel.

1825. No. XLVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Neue interessante Festgabe.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für acht Groschen zu haben:

Die Kunst
ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen.
Ein Spiel von Dr. G. N. Bärmann.

Dieses Spiel dient zur angenehmsten Unterhaltung in gesellschaftlichen Kreisen und wir dürfen sagen, daß Jeder, der bisher das elegant gedruckte Büchlein sah, es sich auch anschafte.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mann mit der Zauberlaterne.

Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend, mit 42 kolorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer.

Geschmackvoll gebunden, mit und ohne Fibel, Preis: 12 Groschen.

Mit vollem Rechte können wir dieses Büchlein allen denen empfehlen, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geschenk machen wollen, denn es zeichnet sich, vor vielen andern Büchern dieser Art, durch einen lehrreichen und dabei höchst faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen sehr niedrigen Preis aus.

Leipzig, im Dezember 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Zweite kürzere Nachricht, betreffend die
Einladung zur Subscription
auf

Die Deutsche Liedertafel

in Verbindung mit mehren herausgegeben
von

Ch. G. Kayser,

auf schönes weißes Papier in 8. circa 36 bis 40 Bogen, 1200 und mehr Lieder enthaltend.

Subscriptions-Preis: 1 Thlr.

Die Auswahl ist bei aller Reichhaltigkeit mit rücksichtsloser Sorgfalt auf innern Werth wie auf Sittlichkeit und Anstand getroffen worden, so daß jeder Freund des Gesanges diese Liedertafel mit voller Befriedigung zur Hand nehmen, und sie bei den verschiedenartigsten Veranlassungen seine beständige Begleiterin seyn lassen wird.

Der Druck hat bereits begonnen und wird rasch fortschreiten. Mit Ende dieses Monats erlischt der so sehr billige Subscriptions-Preis à 1 Thlr., und wird nur dann noch gestattet, wenn 6 Exemplare auf einmal genommen werden. Nach Beendigung des Drucks hört derselbe jedoch gänzlich auf und es tritt alsdann ein Ladenpreis circa 2 Thlr. ein.

Ein vollständiges Melodienbuch zu Obigem

erscheint bald darauf ebenfalls auf Subscription, worüber nächstens eine ausführliche Anzeige erfolgen wird. Man subscribirt in allen Buchhandlungen Deutschlands.

Leipzig, im Dezember 1825.

C. G. Kaysers Buchhandlung.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr. geheftet zu haben:

Die Wahrsagerin. Eine Erzählung aus der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einen Anhang von Noten und geschichtlichen Dokumenten aus den Zeiten Jakob I.

Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarr-Annalen, Ringan Gilhaize u. s. w. In 3 Bänden. 8. 75 Bogen.

Der Verleger übergiebt hiermit dem Publikum eines der interessantesten Werke der neuern englischen romantischen Literatur. Der Verfasser, indem er den Leser an die Quellen der Zwistigkeiten zurückführt, welche das Haus der Stuart'schen Königsfamilie theilten, entwirft in raschen und kühnen Pinselzügen, im romantischen Gewande, aber dennoch der Geschichte treu, die kurze Regierung und das verhängnißvolle Schicksal jenes unglücklichen Schottenkönigs. Von Begebenheit zu Begebenheit fortdrängend, ergreift er seine Charaktere mit überraschender Wahrheit, und die Zeichnungen des Königs, des Grafen von Athol, Graeme's, des Königsmörders, der unglücklichen Herzogin von Albany, selbst jenes mystischen Wesens, das durch seine unheilbringenden Prophezeihungen eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, wie die Schilderungen von Naturscenen, an denen er uns bisweilen im Vorüberfluge vorbeiführt, stellen sich kühn dem an die Seite, was je Schottlands großer Romantiker lieferte, während die beigefügten Noten dem Werke einen erhöhteren geschichtlichen Werth geben.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Bären.

Eine Sammlung von Wiener-Anecdoten aus dem Leben gegriffen und nacherzählt
von

J. F. Castelli.

Erstes Hundert. Broschirt, Preis = 6 Gr.

Der Sammler und Erzähler dieser Anekdoten, bekannt als ein Mann, der versteht, was Scherz ist, und ihn vorzutragen weiß, hat seit vielen Jahren zusammengetragen, was in Wien, diesem Lieblingssitze des Komus, Witziges und Spaßhaftes geschehen ist und gesagt wurde. Der Wiener, sagt er in seiner Vorrede, ist ein geborner Spaßmacher: schon sein Dialekt eignet ihn dazu vorzüglich, und wer die gemeine Volksklasse in Wien kennen gelernt, weiß, welch ein ungeheurer Fond von Spaß in diesen Menschen liegt. Wer dürfte also nicht hoffen, in diesen Heften eine reiche Ausbeute von Spaß und somit ein Büchlein zu erhalten, welches ihm selbst und wodurch er auch Andern Unterhaltung zu gewähren im Stande seyn wird. Daß manche der vorkommenden Anekdoten schon Manchen bekannt seyn werden, ist natürlich, aber gewiß nicht alle Allen, und Jeder findet gewiß mehrere ihm ganz neue. So viel dürfen wir versichern, daß der Verfasser keine derselben aus Schrift oder Druck entlehnt, sondern alle dem Volke vom Munde weggenommen hat.

Wir sind Willens, fürs erste zehn solcher Hefte in unbestimmter Zeitfrist heraus zu geben, wovon fünf Hefte immer ein Bändchen ausmachen.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Harl, Dr. J. P., Entwurf eines rationellen und allgemeinen Armen-Versorgungs-Systems, mit Armen-Erziehungs- und Armen-Beschäftigungs-Anstalten, als den einzigen Mitteln zur Verbannung und Verhütung der, die allgemeine Sicherheit bedrohenden Armuth und zur Abstellung des gemeinschädlichen Bettelwesens, oder Darstellung der durch die Erfahrung bewährtesten, überall anwendbaren und für das Armenwesen unserer Zeit dringend nothwendigen Einrichtungen in Ansehung der armen Kinder sowohl, als auch der erwachsenen Armen. gr. 8. 1825. geheftet 12 Gr. oder 54 Kr.

Bei W. Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und Lesebibliotheken zu haben:

Herrmann von der Ettersburg. Eine thüringische Rittergeschichte aus dem 13ten und 14ten

Jahrhundert, auf wahre Geschichte gegründet, von A. Textor. 2 Theile. 1 Thlr. 18 Gr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter.

2 Bändchen. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Im reinsten moralischen Sinne verbreitet sich hier eine liebende, von reifer Erfahrung geleitete Mutter, über die heiligsten und edelsten Pflichten des weiblichen Lebens. In der sittlichsten Gemüthsstimmung redet sie zu dem Herzen wie zu dem Verstande ihrer Tochter. Alle Verhältnisse, Lagen, Sitten, Genüsse, Freuden, Leiden und Pflichten des jungfräulichen wie des ehelichen Standes erhalten hier ihre wahre Würdigung; und da unsere Stammeltern mit Hertha, der Allmutter Erde, ihre guten Gaben darbrachten, so glaubt der Verleger unter diesem Namen allen edlen Töchtern Deutschlands um so mehr dieses Lehrbuch für die gebildeten Stände des weiblichen Geschlechts anempfehlen zu dürfen, da es sich sowohl durch den trefflichen Inhalt als auch durch äußere Ausstattung auf's Vortheilhafteste vor vielen andern auszeichnet und sich besonders auch für Eltern zu einem Festgeschenk für ihre Töchter eignet.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung für Deutschlands edle Mütter und deren erwachsene Töchter.

8. sauber geb. 1ster Band: 1 Thlr. 10 Sgr., 2ter Band: 26 Sgr. 3 Pf.

Ueber dieses sich schon in vielen Händen befindende Buch sagt unter andern der Hesperus:

„Die Idee der höchstmöglichen Veredlung des weiblichen Geschlechts leitete den Verfasser. Verbreitung der edelsten und beglückendsten Häuslichkeit war sein Zweck, und so stellt er in mannichfaltiger Situation das Weib dar, wie es seyn soll, wenn es seiner Bestimmung gemäß des höchsten Lebensglückes genießen will. Erwachsenen Töchtern, gebildeten Gattinnen ist sein Buch bestimmt, die hier einen ungemeinen Reichthum von Belehrungen, in solcher Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Darstellung vorfinden, daß diesen Blättern der Raum fehlt, um die Titel der Aufsätze (deren einige 80 sind) anzugeben. Viel Praktisches, besonders in der Liebe und Ehe, alles recht verständig und wahr, gut und beifallswürdig. Stoff in Hülle und Fülle zum Nachdenken und Selbstprüfungen, und zur Besprechung der wichtigsten Angelegenheiten im Berufe des Weibes. Dabei viel abwechselnde und solide Unterhaltung. Möge das Buch in recht vieler Frauenzimmer Hände kommen."

Th. G. Fr. Varnhagensche Buchhandlung.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Fischer, Chr. Aug., Cabinetsstücke eines Gefangenen. 2 Bändchen. 1s Bändchen, auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker; 2tes Bändchen, unter dem Titel: Arabesken.

8. geheftet 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Unter dem Haupttitel: Die Liebe im Kerker, enthält das erste Bändchen fünf Erzählungen; eben so viele das zweite, unter dem Titel: Arabesken. Der berühmte Herr Verfasser der Reiseabentheuer, der Reise nach Madrid und anderer geistreichen Reiseseenen, stellt in diesen Erzählungen, im feinsten Blick des Menschenkenners, eine Reihe von Gemälden aus, welche die Phantasie, Herz und Gemüth des Lesers aufs mannigfaltigste anziehen und durch treffende Schilderungen wunderbarer Abentheuer, von Seite zu Seite, immer stärker festhalten. Die blühende Schreibart des Herrn Verfassers, von Schwulst und Gedehntheit gleich weit entfernt, die nur gleichsam in Crayon-Manier und musterhafter Kürze hingeworfenen Charaktere und Begebenheiten, die dessen ungeachtet nichts zu wünschen noch zu errathen übrig lassen, verleihen diesen Erzählungen immer neue Reize, und es wird so leicht kein Leser dieser Cabinetsstücke sie ermüdet aus der Hand legen.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die Kunst des äußern Vortrags

von

Dr. Anton.

Preis: 10 Gr.

Dies Werk ist nicht nur ein zweckmäßiger Leitfaden für jeden, dessen Beruf es mit sich bringt, öffentlich zu reden, wie der Prediger, der Künstler, sondern überhaupt für jeden Gebildeten, welcher seiner Rede, durch die Kunst des deklamatorischen Vortrags, Wahrheit und Schönheit verleihen will. Die Regeln, wonach dies erreicht wird, sind einfach und allgemein verständlich entwickelt und durch mannigfache Beispiele erläutert.

Tabellarische

Arzneimittellehre

für

praktische Aerzte und Wundärzte.

Von

Dr. Adolph Pachur.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 9. Dezember. 196ſtes Blatt.

I. Der Mameluckens-Knabe. *)

Lag ein Mameluckens-Knabe
Fern vom theuren Ozusſtrande,
An des Nilſtroms Schilfgeſtade
Trauernd im Egypterlande.

„Weh mir!“ ruft er ſchmerzdurchdrungen,
„Wo find' ich die Heimath wieder?
Meines Vaters ſchöne Zelte,
Meine Mutter, meine Brüder?

Ach! ich ſah nur grauſe Flammen
Durch die Nacht zum Himmel lecken,
Spät erſt unter fremden Männern
Wacht' ich auf vom Todesſchrecken.

Und nun irr ich alle Tage
An des fremden Stromes Strande,
Doch mir kommt kein Troſt herüber
Aus dem theuern Vaterlande!“ —

Alſo jammerte der Knabe,
Bis der Schlummer ihn umfangen,
Und ein herrlich Traumgebilde
Vor der Seel' ihm aufgegangen.

Ueber einem Strahlenmantel
Glänzt im Sternenflammenmeere
Des Propheten leuchtend Antlitz,
Ringsum lichte Engel-Ehre.

Und auf einer Moſchuswolke
Schwebt hernieder der Verklärte,
Gürtet nun des Schläfers Hüfte
Mit des Glaubens Flammenſchwerdte.

Zeigt ihm Mekka's heil'ge Gräber,
Zeigt ihm Stambuls hohe Zinnen:
„Auf zum Kampf für Allah's Ehre,
Auf, mein Achmed, zieh' von hinnen!

Durch den Kampf des Glaubens kehrſt du
Einer ſchön'ren Heimath wieder,
Geheſt ein in ſchön're Zelte,
Hörſt die Klänge ſchön'rer Lieder.

In der neuen Heimath wird dich
Süß'rer Blüthen Duft umwehen,
Wirſt an Allah's Auge hangen,
Und den Quell des Lichtes ſehen.“

Wie ſein Mund das Wort geſprochen,
Trägt die Wolke ihn zurücke,
Und des Knaben Schlummer löſ't ſich,
Wonne ſtrahlen ſeine Blicke.

„Mahom!“ ruft er hochbeſeligt,
„Heil'ges Siegel der Propheten,
Deine Bahn im Glaubenskampfe
Will ich freudig treu betreten!

In dem gold'nen Strahlenmantel,
In dem Sternenflammenmeere
Zeichneſt ſelbſt du meine Pfade,
Führſt zum Siege deine Heere.

Meine Heimath find' ich wieder,
Wenn ich deinen Zelten nahe,
Wenn ich voll von deiner Liebe
Iſrafil entzückt umfahe.“

*) Die drei Geſänge dieſes Gedichtes werden nächſtens in einer Compoſition von L. v. Hoven erſcheinen.

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

Die heilige Handlung war vorüber: das neu bundene Paar lag noch Hand in Hand vereint,

gemeinſamen Gebet, zu den Füßen des Altars, nicht ahnend, wie nahe ihnen ſchon die Prüfung, die ihren Muth und ihre Treue bewähren ſollte, als ein heftiger Lärm an der äußern Thür des Vorgemaches die feierliche Stille unterbrach. Kaum hatten der Prinz und Beaulieu, Verrath ahnend, Zeit, nach ihren Waffen zu greifen, als die Thürflügel aufſprangen und franzöſiſche Soldaten, von einem Offizier angeführt, ſich herein drängten. Vergebens rief der Prinz ihnen zu, ſich auf der Stelle zu entfernen; der Anführer verbeugte ſich tief und mit franzöſiſcher Artigkeit bedauernd, daß ein noch höherer Befehl ihn zwinge, ſich gewaltſam und unfreundlich zu erweiſen, zog er einen von dem regierenden Herzog eigenhändig unterzeichneten Befehl hervor, laut welchem ihm aufgetragen war, ſich des Prinzen Franz und der Prinzeſſin Claudia, wo er ſie finden würde, zu bemächtigen und Beide unter ſicherer Bedeckung nach Nancy zu führen. „Verſucht es nicht, gnädigſter Herr!“ ſetzte er hinzu, „Widerſtand zu leiſten, es würde vergeblich ſeyn, denn dieſes Haus iſt von meinen Leuten umringt und kein Entkommen möglich: Gewaltthätigkeit aber würde nur Eure Lage und die der Prinzeſſin erſchweren!“ — Claudia hatte ſich unterdeß von dem erſten Schrecken erholt, ſie trat dicht neben den Prinzen und ſagte, den Offizier muthvoll in's Geſicht ſchauend: „Ihr kommt zu ſpät, mein Herr, wenn Ihr, wie ich vermuthe, geſendet worden, um unſer Vorhaben zu verhindern; denn wiſſet, wir ſind ſo eben durch das heilige Sacrament der Ehe unzertrennlich verbunden, und nichts vermag mich hinfort von dieſem meinem Gemahl zu ſcheiden, als der Tod!“ — Sie ſchlang bei dieſen Worten den ſchönen Arm um den Hals des Prinzen, der, für den Augenblick nichts als ſein Glück empfindend, ſie an ſein Herz zog. Der Offizier biß ſich verlegen in die Lippen und ſchaute zweifelhaften Blickes auf die Gruppe, dann auf die noch im Zimmer vorhandenen heiligen Geräthſchaften, welche den Worten der Prinzeſſin zur Beſtätigung dienten. Als nun aber auch der Geiſtliche vortrat, und, mit großer Freimüthigkeit das Nämliche verſichernd, ſich ſelbſt zum Gefangenen darbot, da konnte ihm kein Zweifel mehr an der Wahrheit des Vorganges übrig bleiben, und er ſagte, ſeinen Verdruß bemeiſternd: „So bin ich freilich zu ſpät gekommen, um ein großes Vergehen zu verhindern, welches noch ſchlimme Folgen genug über Eure Hoheiten bringen wird. Indeß kann mich das nicht hindern, meinen Auftrag zu erfüllen, und Ihr, gnädigſte Frau, ſo wie Ihr, Herr Cardinal, werdet Euch weiter nicht weigern, Euch von mir nach Nancy führen zu laſſen, indem ja doch“ — er blickte hierbei mit verſtändlicher Andeutung auf ſeine wohlbewaffnete Schaar — „jeder Widerſtand vergeblich ſeyn würde.“

Allerdings würde er das geweſen ſeyn: denn ob auch, durch den Lärmen ermuntert, die Dienerſchaft der Frau von Beaulieu ſich verſammelt hatte, ſo wäre ſie doch viel zu ſchwach geweſen, um gegen die weit überlegene Anzahl der Soldaten etwas zu wagen. Der Prinz aber war ohne alle andere Begleitung, als des Herrn von Beaulieu, in das Haus gekommen, und wie ſehr auch Beide vor Begierde brannten, ſich mit ihren Unterdrückern zu meſſen, ſo mußte doch die Rückſicht auf die Lage der Prinzeſſin, welche nur dadurch verſchlimmert werden konnte, ſie bewegen, ſich lieber dem Unvermeidlichen zu unterwerfen. — Das geſchah denn auch; die Liebenden ſchworen einander in einer kurzen Umarmung nochmals Treue und unerſchütterliche Ausdauer, und trennten ſich dann, ohne ihren Feinden das Schauſpiel ohnmächtigen Schmerzes gegeben zu haben. Der Prinz beſtieg in der Begleitung des Offiziers und ſtarker Bedeckung einen ſchon bereit ſtehenden Wagen, und ihm folgte auf der Straße nach Nancy, kaum eine halbe Stunde ſpäter, ein zweiter mit der Prinzeſſin und ihrer Ober-Hofmeiſterin, während Beaulieu unter ſcharfer Bewachung in Toul zurück blieb. Kaum aber ward am nächſten Morgen das Ereigniß kund, als die lebhafteſte Theilnahme an dem Schickſal des intereſſanten Fürſtenpaars und die Beſorgniß über das ihnen bevorſtehende Loos ſich allgemein ausſprach; der Haß gegen die franzöſiſche Oberherrſchaft, auf deren Rechnung man allein die Verhaftnehmung des Prinzen ſetzte, ſchärfte ſich noch mehr an dieſer Gewaltthätigkeit. Nur ein finſteres Gemüth gab es in Toul, in welchem die Freude über das Gelingen des böſen Werks noch dem Verdruſſe über deſſen mißlungene Hälfte die Waage hielt: es war Pater Seraphin, von deſſen thätiger Mitwirkung es zum Theil ausgegangen war. Unfähig, den Werth perſönlicher Anhänglichkeit zu ſchätzen, war er längſt ſchon gegen den Prinzen, von dem er ſchnellere Beförderung zu höheren geiſtlichen Würden erwartet hatte, erbittert. Das Geld des franzöſiſchen Befehlshabers, dem des Prinzen Freiheitsſinn und ſeine Abneigung gegen den geiſtlichen Stand immer verdächtig geweſen war, hatte den Pater insgeheim zum Spion geworben, und jede Aeußerung des Prinzen, jede ſeiner Handlungen ward von ihm an den Hof nach Nancy berichtet, wo Graf Serincourt längſt mehr als ſelbſt der Herzog regierte.

Seine Leidenſchaft für die Prinzeſſin Claudia, deren Zurückberufung nach Nancy ebenfalls Serincourt's Werk war, hatte dieſen bewogen, ihr verkleidet entgegen zu reiſen, theils um ſie beſſer zu bewachen, theils um zu ſehen, ob es ihm gelingen möchte, ihr durch Ueberraſchung vielleicht zu nahen. So war er mit ihr zugleich in Toul, und Niemand anders als er ſelbſt

war es gewesen, mit welchem Pater Seraphin jene Zusammenkunft im Garten des Schlosses hielt, wo er von dem, ihm bereits offenbar gewordenen Einverständniß der Liebenden ihn benachrichtigen und die dagegen zu nehmenden Maaßregeln mit ihm besprechen wollte. Was Beiden der Zufall hier kund werden ließ, diente dazu, sie über des Prinzen Wünsche und Absichten in's Klare zu setzen, und es galt nun, solche um jeden Preis zu vereiteln. Graf Serincourt hatte durch List sich offene, von dem schwachen Herzog unterschriebene Befehle zu verschaffen gewußt, um in vorkommenden Fällen, zu Verhaftung verdächtiger Personen und Geldererpressungen, davon Gebrauch zu machen. Ein solcher mußte dienen, sich der Person des Prinzen und Claudiens bei der nächtlichen Zusammenkunft zu versichern, deren eigentlichen Zweck man zwar ahnete, ohne jedoch zu vermuthen, daß der Prinz seine Maaßregeln so schnell und sicher würde genommen haben. Serincourt, die Ausführung dieses Unternehmens dem Pater überlassend, war indessen nach Nancy voraus gereist, um am dortigen Hofe den gehörigen Lärm über die beabsichtigte Vermählung des Prinzen zu veranlassen, und nach Paris darüber zu berichten: denn daß es damit wirklich zur Ausführung gekommen, fiel ihm nicht ein zu glauben, und er sah aus diesem Grunde mit innerlichem Triumphe in der Unbesonnenheit, deren nach seiner Ansicht der Prinz sich schuldig gemacht, nur ein Beförderungsmittel mehr, die Plane seines Hofes sowohl als seine eigenen zu erreichen.

Das gefangene Paar fand zu Nancy eine strengere Haft, als ihm anfänglich mochte zugedacht seyn: denn die Nachricht von der vollzogenen Trauung hatte die Lage der Sachen bedeutend verändert. Man brachte den Prinzen in ein wohlverwahrtes Gemach in dem entlegensten Theil des Schlosses; er wurde streng bewacht und alle Mittel, sich mit dem Herzog zu verständigen, oder sich zur Führung seiner Sache an den päpstlichen Hof zu wenden, blieben ihm unerbittlich versagt, so oft und dringend er auch auf dieser Forderung bestand. — Mit etwas weniger Strenge war die Gefangenschaft der schönen Claudia in einem entgegen gesetzten Flügel des Schlosses angeordnet. Man hatte sie sogleich von der Ober-Hofmeisterin getrennt, welche auf ein entferntes Landgut verwiesen und dort unter Aufsicht gehalten wurde. Claudia aber bewohnte ein Paar leidliche Zimmer, die wenigstens eine Aussicht in das Freie gestatteten, wenn ihr auch nicht vergönnt war, die Schwelle derselben zu überschreiten. Ihr waren zwei Kammermädchen und ein Page zur Bedienung gegeben, und auch an allerlei kleinen Genüssen, woran sie gewöhnt, und die den Zustand einer Gefangenen in etwas erträglicher machen konnten, fehlte es nicht ganz. Man erlaubte ihr zu sticken und Gesang und Lautenspiel zu üben; täglich schmückten frische Blumen ihre Gemächer und erlesene Früchte ihren Nachtisch, und Graf Serincourt wußte geschickt sich das Ansehn zu geben, als ob alle diese Erleichterungen sein Werk, ihm nur von seinem gefühlvollen Herzen diktirt und auf die Gefahr schwerer Ahndung ihr von ihm gewährt würden, da eigentlich eine weit strengere Behandlung ihm zur Pflicht gemacht worden sey. Mehr indeß noch, als die Beraubung der Freiheit und als jene ihr tiefverhaßte Theilnahme, womit Serincourt sie unausgesetzt quälte, beunruhigte die Liebende die gänzliche Unwissenheit über die Lage des theuren Gemahls und seinen Zustand, indem es ihr auf keine Weise gelang, auch nur das Geringste davon in Erfahrung zu bringen. Ein bedenkliches Verstummen, ein mitleidiges Achselzucken war die Antwort ihrer Umgebungen sowohl als der Abgesandten Serincourt's auf ihre dringendsten Fragen, und selbst das Schwesterherz schien sich ihr verschlossen zu haben. Denn obwohl sie sich schriftlich an Maria gewendet, und auch einige Zuschriften von ihr erhalten hatte, so herrschte doch in diesen eine erzwungene Kälte: des Prinzen und seiner Lage, so wie der Haupt-Angelegenheit des gefangenen Paares, wurde nie erwähnt; statt dessen entbielten sie fromme Ermahnungen zur Buße schwerer Schuld und großer Vergehungen, in denen Claudia versteckte Hindeutungen auf den Wunsch, sie möge das Klosterleben erwählen, wahr zu nehmen glaubte, und sich mithin bald überzeugte, daß sie der Hoffnung entsagen müsse, durch ihre Schwester eine freundliche Wendung ihrer Lage herbei zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Sprüchwörter.

A Gentleman without Living, is like a Pudding without Suet. Ein Edelmann ohne Lebensart gleicht einem Pudding ohne Schmalz.

A Woman conceals, what she knows not. Ein Weib verschweigt, was es nicht weiß.

Beauty draws more than Oxen. Schönheit zieht mehr als Ochsen.

Be not a Baker, if your Head be of butter. Sey kein Bäcker, wenn dein Kopf von Butter ist.

Cut your Cloak according to your Cloth. Schneide deinen Mantel im Verhältniß zu deinem Rocke.

Debtors are Liars. Schuldner sind Lügner.

Gamesters and Race-Horses never last long. Spieler und Rennpferde dauern nicht aus.

Even Reckoning makes long Friends. Richtige Rechnung macht gute Freunde.

He looks as fierce, as the Lions at Smithfield. Er sieht grimmig aus, wie die Löwen auf dem Markte zu Smithfield.

G. S.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Altona. (Schluß.) Von H. Hansson in Rom. Unter mehreren gelungenen Bildern ein Amor, die Vögel mit Herzen futternd, in leichtem gefälligen Styl, doch könnte die Zeichnung correkter seyn. Dann eine nordische Priesterin am Altar. Ein in großem Styl fast über Lebensgröße gemaltes, aber nicht genug ausgeführtes Bild. Kopf und Hände sind vortrefflich, ist doch leider der Körper ebenfalls an Verzeichnung. Dann zwei Bildnisse nach dem Leben, wovon das eine einen geachteten hiesigen Künstler darstellt; kühn und kräftig, frischweg vollendet; das andere Bildniß, das eines alten Mannes, ist sehr zart, ganz im Dennerschen Styl vollendet. Wenn dieser junge Künstler in Rom fortfährt, sein ausgezeichnetes Talent aus zu bilden, so verspricht er viel für die Zukunft. — Von C. Jungclaussen in Copenhagen. Amor und Psyche. Eine recht brave Copie nach Kratzenstein: Stud. — Von C. J. Kroymann in Altona. Das Original-Gemälde Johannes, ein Kniestück und zwei männliche Bildnisse. Wer die Schwierigkeit kennt, mehr als Irdisches auf die Leinwand zu schaffen, und Alles ohne gute Modelle und andere Zurichtungen aus sich selbst zu nehmen und zu geben, der wird den genievollen Künstler gewiß zu schätzen wissen, wenn er gleich für sich selbst besser gethan hatte, dafür etwas aus der Weltgeschichte zu wählen. Seine Portraits, besonders das eines Malers, sind trefflich. — Nord in Copenhagen, ein noch junger Künstler, lieferte eine sehr gelungene Copie nach G. Dow, der Quacksalber genannt. — Von Fr. Rosenberg in Altona: acht Landschaften, alle, bis auf eine Copie nach H. Roos, eigene Composition. Es ist zu bewundern, wie dieser ausgezeichnete Künstler, in seinem schon hoch heran gerückten Alter, noch immer in der Kunst fortschreitet, so daß man gewiß behaupten kann, seine letzten Arbeiten übertreffen jedesmal noch seine früheren. Es würde zu weit führen, Alles zu bemerken, was sie Gutes enthalten, da sie sowohl durch das brillante liebliche Colorit als fleißige Ausführung der verständigen Wahl jeden Beschauer fesseln. — J. M. Gonne in Copenhagen: Zwei kleine Original-Gemälde. Soldaten am Brunnen und Scene aus Schillers Schlacht. Geistvoll entworfen, von guter Zeichnung und charakteristischem Styl. — Vom Professor Suhr in Hamburg: Zwei brave Copien nach Rubens und Rembrandt, und drei Portraits, nach dem Leben und mit Wahrheit vollendet. Das eine kann wohl als eines seiner gelungensten Bildnisse betrachtet werden. — Von J. L. G. Vogt in Wismar: Zwei sehr zart ausgeführte Blumenstücke. — Aldenrath in Hamburg lieferte treffliche Miniatur-Bilder, die des schätzbaren Künstlers in hohem Grade würdig sind. — Von Obermeyer in Hamburg: Vier Miniatur-Gemälde; drei davon sind sehr schön und so kräftig, daß man sie für Oelbilder halten möchte; wie aber das eine — Copie nach Cranach — von derselben geistvollen Hand seyn kann, können wir nicht begreifen. — Gern würden wir nun endlich auch noch über die vielen Dilettanten-Werke dieser Ausstellung — wenn nicht der im Catalog gänzlich abgesonderte Stand derselben uns abschreckte — etwas bemerken, was vielleicht eben so gut seinen Nutzen hätte, zumal darunter sich Manches findet, was recht wohl mit mehreren Werken der obgedachten Künstler in die Schranken zu treten vermöchte. Wozu aber — bei dieser Gelegenheit sey es gesagt — die Absonderung? Finden wir solche — unsers Wissens — doch bei keiner andern Ausstellung, es sey in Paris, London, Dresden oder sonst wo. Sowohl der ausübende Dilettant als der Künstler vom Fach müssen Sinn und Studium haben und üben; denn fehlt dies, so ist es überall bei Beiden nichts. Der ganze Unterschied, daß jene Künstler bleiben und diese nicht, daß jene für Geld und diese zu ihrem Vergnügen malen, kann es doch wohl nicht seyn? — Eben so müssen wir zum Schluß auch noch die Rubrik des Catalogs: „Zweiter Theil, Werke von Kunstfreunden" rügen. Kunstfreunde sind ja alle Menschen, die Sinn für das Schöne und für Kunst haben; ausübende Kunstfreunde aber sind zugleich Künstler — wenigstens wenn sie Gutes liefern; ist es dies nicht, so sind sie — als Maler — schlechte Maler, aber ist dies nicht ganz der Fall bei schlechten Künstlern auch? — Noch bemerken wir, daß die Ausstellung sich eines zahlreichen Besuchs und des Verkaufs von zwölf Oelgemälden und etwa zwanzig Handzeichnungen zu erfreuen hatte, wodurch eben so sehr der Fortgang der guten Sache, als die Aufmunterung der Künstler befördert worden ist. — So machen diese sehr verdienstvollen Kunst-Ausstellungen in Altona immer erfreulichere Fortschritte, und die nun in diesem Jahre beendigte konnte vielleicht mit manchen, die bei wirklichen Akademien statt finden, wetteifern.

— rr —

Bis zum siebzehnten Jahrhundert existirte im Dorfe Vanves bei Paris am Dreieinigkeits-Tage ein Fest, welches das Degenfest hieß, und darin bestand, daß derjenige Wettläufer, welcher vom Höllenthor (jetzt Michaelis-Platz) zu Paris zuerst am Vanver Hecken war, einen Degen von namhaftem Werthe erhielt. Da dieser Wettlauf aber öfters Gelegenheit zu blutigen Handeln gegeben, ward das Fest aufgehoben. Merkwürdig und echt nationell ist es, daß früher, da es noch im Gange war, einmal ein heftiger Rechtsstreit zwischen den Vanver Einwohnern und ihren Gebietern, den Mönchen des heiligen Genovefa-Klosters, entstand über den Punkt: ob jene oder diese das Recht hätten, das Signal zum Anlauf zu geben? — Ein Abel von St. Genovefa, Johann von Berrer, fand sich dadurch gar nicht gekränkt, sondern gestand den Vanver Bewohnern willig das Recht jenes Signals zu, das im Jahr 1342 durch einen förmlichen Akt festgestellt ward. (Corsaire.)

(?) Ein Bauer aus der Umgegend von Longjumeau hat neulängst auf dem Markt dieser Stadt einen Champignon gebracht, dessen Stiel, 3½ Fuß hoch, einen Schirm von 11 Fuß im Umfange trug. Er beschattete so viel Menschen, als einer der großen Sonnenschirme der Damen der Halle; denn als gerade ein Regenschauer eintrat, fanden 17 Mann darunter Schutz. Zwölf Gastwirthe von Longjumeau erstanden ihn und theilten ihn unter sich, und 14 Tage lang haben sie allen bei ihnen eingekehrten Reisenden davon zu essen gegeben! (Corsaire.) Ob der „Corsaire" sich nicht endlich „Menteur" nennen wird? Grund dazu hat er lange gehabt!

Ein englischer Schriftsteller stellt folgenden Vergleich zwischen den Vortheilen eines Canals und einer Eisenbahn an. Eine Dividende des Kosten-Aufwandes von 75 verschiedenen Canälen ergiebt den Betrag von 225,000 Franken auf jede Meile. Eine möglichst ähnlich genaue Berechnung über die Anlage einer Eisenbahn stellt deren Kosten-Aufwand auf jede Meile nur auf 125,000 Franken fest. Unter gewissen Umständen kann letztere nach Verhältniß noch weit billiger hergestellt werden. Dabei ist zu bemerken, daß der Canal dem Eisgange, der Eröffnung unterworfen ist, daß Schleusen das Fortkommen unaufhörlich hemmen und wegen Gefahrdung der Uferbefestigung keine Dampfschiffe darauf benutzt werden können (die Bewegung der Räder bringt das Wasser zu sehr in Wallung und lockert die Ufer-Erde ab). Alles dies giebt der Eisenbahn den Vorzug, die schnellere Förderung, ohne Störung, gewährt, durch keine Jahreszeit unfahrbar wird und Dampfmaschinen-Anwendung zuläßt. Das Einzige, was der Schiffahrt wieder einen Vorzug giebt, ist, daß dort das Pferd eine dreifach so große Last fortbringt, als auf der Eisenbahn. Wie sich dies ausgleichen läßt, muß die Folge lehren, wenn die Eisenbahnen erst mehr vervollkommnet werden. (Courrier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 10. Dezember. 197ſtes Blatt.

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

Wirklich hatte die von der franzöſiſchen Partei gewonnene Geiſtlichkeit die fromme und etwas beſchränkte Herzogin ſo ſehr gegen Claudien ein zu nehmen gewußt, und das Vergehen, einen Geiſtlichen von ſo hohem Range zur Verletzung ſeiner Pflicht verleitet zu haben, mit ſo ſchwarzen Farben geſchildert, daß ſie in der Angſt um das Seelenheil ihrer Schweſter gern verſprach, ſich von aller Gemeinſchaft mit derſelben los zu ſagen, um dieſe dadurch um ſo eher zu dem Entſchluß, ihre unbeſonnene That in den Mauern eines Kloſters ab zu büßen, zu bewegen.

Zu mächtig war in jener Zeit die Einwirkung der Geiſtlichen auf die Gemüther, als daß es ihnen nicht hätte gelingen ſollen, ähnliche Geſinnungen und Anſichten über das bedauernswerthe Paar ziemlich allgemein zu verbreiten, und wenn auch mitunter ein gefühlvolles Herz, ein feindenkender Kopf es wagte, den edlen Prinzen und die zärtliche Claudia zu entſchuldigen, wenn Vaterlandsfreunde auch hier und da, das Ränkeſpiel der franzöſiſchen Machthaber durchſchauend, den Prinzen im Herzen lobten, daß er es gewagt, einen Strich durch ihre Rechnung zu ziehen, ſo blieb doch ſolche Theilnahme zu ohnmächtig, und die einzelnen Stimmen vermochten nicht, durch das Geſchrei der Menge zu dringen und ihre Partei zu verſtärken. So ſchmachteten die Liebenden in faſt gänzlicher Verlaſſenheit. Der franzöſiſche Hof, in die Angelegenheiten des deutſchen Krieges verwickelt und mit andern politiſchen Entwürfen beſchäftigt, fand nicht gerathen, ſeine Einmiſchung in dieſer Sache allzu lebhaft zu betreiben. Vielmehr glaubte man den Prinzen am ſicherſten durch die Länge ſeiner Haft zu ermüden und zu dem Entſchluß zu bringen, in die vor zu ſchlagende Trennung von ſeiner Gemahlin zu willigen; wobei Serincourt insgeheim der Hoffnung Raum gab, die alſo gedemüthigte Prinzeſſin, welche nach dieſem Vorgang ohnehin auf eine ſtandesmäßige Verbindung kaum mehr rechnen könnte, würde, nachdem ſie erſt mit der Androhung des Kloſters gehörig eingeſchüchtert wäre, ſich mit der Zeit entſchließen, den Wünſchen eines Mannes Gehör zu geben, dem ſie ihre Freiheit ſammt jeder ihr in der Gefangenſchaft zu Theil gewordenen Erleichterung würde zu verdanken haben. — Auch ſollte während dem Alles aufgeboten werden, um auf die Stimmung der Prinzeſſin ein zu wirken und ihr die Verbindung mit dem Prinzen als eine große kaum ab zu büßende Sünde, ein ihren Ruf vor der Welt unwiederbringlich befleckendes Vergehen dar zu ſtellen, und ſo ſie vielleicht zu dem Entſchluß freiwilligen Entſagens hin zu leiten, welcher, ſobald er von ihr zu erſt ausging, nicht verfehlen konnte, die Feſtigkeit ihres unglücklichen Gemahls auf das Aeußerſte zu erſchüttern.

Zeigten auch ſolche Bemühungen, bei der feſten und freien Sinnesart der ſchönen Claudia und ihrer treuen Liebe, ſo gut als gar keinen Erfolg, ſo fühlte ſie doch nicht minder ſchmerzlich die Leiden der Ge-

fangenſchaft, und das Weh der Sehnſucht, bei der gänzlichen Unwiſſenheit über die Lage des Geliebten. Wußte ſie auch die Trauer ihrer Seele äußerlich, unter dem Anſchein einer ſtolzen Faſſung, vor ihren Umgebungen und den Abgeſandten Serincourt's — welche derſelbe täglich unter dem Vorwand ſcheinbarer Aufmerkſamkeiten, eigentlich aber um ihre Stimmung zu erſpähen, an ſie ſchickte — zu verbergen, ſo machte doch ihr Gefühl in den nächtlichen Stunden ſich oft in heißen Thränen Luft, und ſtrömte in den Klagen aus, womit ſie in herzbewegenden Liedern ihr einſames Lautenſpiel begleitete. Auch weckten dieſe endlich die Stimme des Mitgefühls in der Bruſt des jungen Pagen, der ihr zur Bedienung gegeben war, und er begann mit immer ſteigender Theilnahme auf die Seufzer ſeiner leidenden Gebieterin zu horchen und den Ausdruck tiefen Kummers in ihrem ſeelenvollen Auge und den ſonſt ſo blühenden Zügen zu beobachten.

Es war indeß Winter geworden. Das Unangenehme der Jahreszeit half noch die Qualen der Einſamkeit und die trübe Stimmung beider Gefangenen vermehren, deren Herzen nun oft in mancher Woche, wie ihre einſamen Zellen, kein freundlicher Sonnenſtrahl mit neuem Hoffnungsſchein erhellte. Wenn die Abgeſtorbenheit der Natur in der traurigen Jahreszeit für den Glücklichen den Reiz eines angenehmen Gegenſatzes hat, ſo dient ſie nur allzu ſehr, den Kummer des Unglücklichen zu erhöhen und ſeinen Schmerz zu nähren; und wie die Tage immer trüber und kürzer, die Nächte immer länger und ſtürmiſcher wurden, ſchien dem gefangenen Paare jeder Hoffnungsſtern, der ihnen noch bisher geleuchtet, ſich immer mehr in dunkler Ungewißheit einer wolkenumhüllten Ferne zu verlieren.

Um dieſe Zeit ſchien auch Graf Serincourt in ſeinen Aufmerkſamkeiten für Claudia, ſo wie in den Bemühungen, ſie von ihrem Unrecht zu überzeugen, merklich nach zu laſſen. War es ihr nun lieb, ſeiner läſtigen Theilnahme überhoben zu ſeyn, ſo fühlte ſie doch auch anderer Seits die völlige Gleichgültigkeit, womit man ſie zu behandeln anfing, auf empfindliche Weiſe, indem der Widerſtand, welchen ſie täglich den Bemühungen ihrer Feinde entgegen zu ſetzen hatte, ihr noch immer das tröſtliche Gefühl einer gewiſſen Thätigkeit gab. So wie dieſe nun unnütz wurde, fehlte es der Energie ihres Geiſtes auch faſt an jeder Anregung. Ihr Schickſal ſchien ihr völlig ſtill zu ſtehen und es fehlte wenig, ſo verſank ſie in gänzliche Troſtloſigkeit; eine Stimmung, welche ganz in Serincourt's Berechnung lag, und deren Erfolg er mit boshafter Schlauheit ruhig ab zu warten beſchloß.

Nicht minder träge ſchlichen die trüben Wintertage dem Prinzen in ſeiner öden Einſamkeit vorüber. Ihm ward es nicht ſo gut, ſich gegen die Bemühungen ſeiner Unterdrücker in einer Art von Kampf zu befinden; denn einige Verſuche ausgenommen, die anfänglich gemacht wurden, ihn im Namen des Herzogs Carl zu einem reuevollen Schreiben an den Papſt, mit der Bitte um die Wieder-Auflöſung der übereilt geſchloſſenen Ehe, zu bewegen, welche er mit Beharrlichkeit verwarf, ſchien man ſich weiter gar nicht um ihn zu bekümmern. Der franzöſiſche Hof wollte, ſo wurde ihm vorgeſpiegelt, ſich verwenden, ſeine Ausſöhnung mit dem heiligen Vater und die Sicherſtellung ſeiner künftigen Verhältniſſe zu demſelben zu bewirken, wogegen man eine geheime Losſagungs-Akte aller Anſprüche auf Thron und Erbfolge von ihm, als Preis ſolcher Dienſte und ſeiner Freiheit, verlangte; und das gänzliche Schweigen, welches beobachtet wurde, als er dieſe Anträge kurz nach einander verwarf, konnte unbezweifelt als das Vorſpiel ewiger Gefangenſchaft gelten, welche, wie man in verſteckten Hindeutungen hatte merken laſſen, ſein Loos für die Zukunft ſeyn würde, und worauf in Stunden des Grames und der Hoffnungsloſigkeit er glaubte ſich vorbereiten zu müſſen. Wollte dann auch zuweilen in helleren Momenten die Hoffnung ihm nahen, und mit der Ausſicht auf die Verwendung befreundeter, dem Intereſſe Frankreichs entgegen arbeitenden Fürſten, wie mit dem Beſtreben ſeiner eigenen nicht ganz ohnmächtigen Partei ihm die Freiheit zu verſchaffen, ihm ſchmeicheln, dann war es doch nur auf Augenblicke, daß er ſolchen Träumen Raum zu geben vermochte; denn zu gut kannte er die Macht des geiſtlichen Standes und das geheime Triebwerk der ihm zu Gebot ſtehenden Kräfte, als daß er nicht Alles von der Rache deſſelben hätte fürchten ſollen. Von Jugend auf mit der Vorſtellung vertraut, ſich als den Märtyrer unglücklicher Standes-Verhältniſſe zu betrachten, wäre das Opfer ſeines Lebensglücks und ſeiner Freiheit ihm minder ſchmerzlich geweſen, hätte nur nicht der Gedanke ihn gequält, ſie, die er anbetete, deren Liebe ſein trübes Leben einen kurzen Götter-Augenblick hindurch mit einem Himmel niegeahnter Seligkeit verklärt hatte, in ſein dunkles Schickſal verſtrickt zu haben! Was war aus ihr, der holden Claudia, geworden? Wo ſchmachtete ſie gleich ihm in ſchimpflicher Haft und zählte gramgebeugt die ſchweren Stunden, welche ihrer lebensfrohen Jugend nur roſig bekränzt erſcheinen ſollten?

In ſolcher ſorgenſchweren Stimmung ſahen die Liebenden das Jahr zu Ende gehen und ein neues beginnen, deſſen Morgenſtrahlen, diesmal nicht Glück noch Freude verheißend, in ihren traurigen Aufenthalt leuchteten. Doch war es heut zum erſten Mal, daß die Prinzeſſin, nachdem ſie unter heißen Thränen ihre Morgen-Andacht verrichtet, in den Blicken ihres zu-

gen Pagen dem Ausdruck wärmerer Theilnahme zu begegnen glaubte. Sie überzeugte sich bald von der Anhänglichkeit dieses ihr ganz ergebenen jungen Gemüthes und faßte den Entschluß, von diesem Umstand Gebrauch zu machen, um wenigstens einige Nachricht über das Schicksal und die Lage ihres Gemahls ein zu ziehen; und so hatte sie denn bald darauf den Trost, zu erfahren, daß derselbe gleich ihr in dem Schlosse gefangen gehalten werde. Etwas Näheres jedoch von ihm zu hören oder irgend eine Nachricht an ihn gelangen zu lassen, wollte auf keine Weise gelingen, und alle von ihr hierzu eingeleiteten Versuche scheiterten entweder an der Aufmerksamkeit, womit er bewacht wurde, oder an der Unerfahrenheit des Knaben, und sie mußte endlich den Gedanken daran aufgeben, um den Pagen keinen nachtheiligen Folgen aus zu setzen, und sich des einzigen Trostes, den die Nähe eines theilnehmenden Wesens für sie hatte, zu berauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire's Schreiber.

(Aus der Gazette de France.)

Die Schreiber Voltaire's hatten es besonders darum sehr schlimm, weil seine Nichte, Mad. Denis, sich bei ihm befand, und es durchaus nicht leiden konnte, daß man die Annäherung ihrer Funfziger bemerkte. Einen Herrn Collini, der diese Regel auch nicht befolgte, ließ sie einmal in seiner Abwesenheit seinen Schrank öffnen und nahm ihm alle seine Papiere weg. An seine Stelle trat ein junger Schweizer, Namens Wagnière, der es wirklich bis zu Voltaire's Lebensende bei ihm aushielt. Voltaire quälte die Schreiber mehr als seine übrigen Leute. Sie mußten oft 18—20 Stunden des Tages arbeiten. Selbst des Nachts hatten sie zuweilen keine Ruhe; und dafür erhielt ein solches Subjekt 200 Franken. Wagnière zu fesseln, sprach Voltaire stets von der Summe, mit der er ihn einst in seinem Testament bedenken werde. Dies geschah zwar, aber mit nicht mehr als 8000 Franken, welches in Betreff des ansehnlichen Vermögens und der wenigen Erben wahrlich ein geringes Vermächtniß war; denn Voltaire schaffte sich durch seine Bekanntschaft mit den Ministern in jedem Kriege den Posten eines Lebensmittel-Lieferanten, wodurch er im Kriege in Italien über 700,000 Franken und im Kriege in Flandern über 200,000 Gulden verdiente (die armen Soldaten!). Hiermit noch nicht zufrieden — sagt Wagnière — mußten auch diese Summen durch Wucher noch möglichst wachsen, denn Voltaire spielte unaufhörlich den Kranken, und lieh sein Geld meistentheils auf Leibrenten. Dieser alte Kranke trieb es so weit, daß er sogar schon einmal den Pfarrer kommen und sich das Abendmahl reichen ließ, so daß man täglich die Nachricht seines Todes erwartete, woran Voltaire gar nicht dachte: er überlebte alle seine Lebens-Rentiers. So geschah es denn, daß er zu letzt an 160,000 Livres jährliche Einnahme hatte! — Als der alte Kranke endlich wirklich krank ward, rief man die beiden Aerzte Tronchin und Lorry, zwei entschiedene Gegner. Diese beiden Menschen zankten sich oft förmlich bei Voltaire, so daß derselbe endlich dazwischen schrie, ob man ihn etwa zu Tode ärgern wolle? Wagnière bemerkte der Nichte, daß die Entfernung der Zänker nothwendig sey, aber Mad. Denis sah die Erbschaft lieber als den Oheim, und ließ sie schalten. Ja einmal, als man sich endlich einmüthig für Voltaire's Rückkehr nach Ferney entschieden hatte, rief sie entrüstet: „Ist's möglich! und da soll ich doch wohl nicht mit?“ — Das unedle Ziel war bald erreicht: Voltaire starb. Als Wagnière hörte, daß man ihn in dem Gewölbe der Abtei zu Sellières begraben werde, rief er entsetzt: „O Voltaire, o mein theurer Herr! Ist's möglich, dich in einer Mönchskirche begraben zu sehen?! Dich, außerordentlichen Mann, konnte man nicht außerordentlicher beerdigen?“ Dt.

II. Die Mamelucken.

Schöner Nilstrom, deinen Wellen
Sagen wir nun Lebewohl,
Eilen hin auf schnellen Schiffen
Nach dem hohen Istambol.

Lebewohl auch, o Kahira,
Deinen Mauern, deinen Zinnen!
Für den Islam jetzt zu streiten
Rief uns Mahom selbst von hinnen.

Wer den schöngelockten Knaben
Und sein flammend Aug' gesehen,
Konnte der der Zauberrede
Seines Mundes widerstehen?

Leuchteten nicht heil'ge Flammen
Rings bei seinen heißen Worten?
Oeffnete nicht seine Rede
Uns des Himmels Demantpforten?

Sahen wir nicht Mahom selber
Ueber flammenden Rubinen,
Rings die schöngelockten Huris
Ihm und seinen Treuen dienen?

Strömten süße Ambradüfte
Nicht aus aller Kämpfer Wunden?
Haben wir des Sieges Freuden
Nicht vorahnend selbst empfunden?

Wer den schöngelockten Knaben
Und sein flammend Aug' gesehen,
Konnte der der Zauberrede
Seines Mundes widerstehen?

Lebewohl denn, o Kahira,
Deinen Mauern, deinen Zinnen!
Mit dem Boten des Propheten
Eilen freudig wir von hinnen.

Schöner Nilstrom, deinen Wellen
Sagen wir nun Lebewohl,
Eilen auf den schnellen Schiffen
Nach dem hohen Istambol.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Amaryllis. Ein ländliches Gedicht, geſchrieben 1812. Von Friedrich Rückert.“ (Frankfurt a. M. bei Wesché, 1825.) — Der Dichter hätte eine ſchwere Aufgabe zu löſen, der das Leben deutſcher Landleute ſo darſtellen wollte, daß ſein Gedicht objektive Wahrheit und poetiſche Schönheit vereinigte. Friedrich Rückert darf man es wohl zutrauen, daß er eine ſolche Aufgabe, wenn er ſie ſich geſtellt, herrlich zu löſen vermocht hätte. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man, durch den Titel verleitet, glauben wollte, daß dies der Gegenſtand des gegenwartigen Gedichtes ſey. Es gebührt demſelben die Bezeichnung eines Ländlichen nicht mehr, als man das Leben eines Bürgers, der ſein Vergnügen in wiederholten Landpartien ſucht, ein Landleben nennen könnte. Der Reiz des ländlichen Lebens iſt es keineswegs, was den Dichter begeiſtert hat, denn er giebt uns eine kleine Skizze von der Geſtalt, in welcher ihm daſſelbe erſcheint, in folgendem Sonett (S. 4. 2):

Herein von draußen in verworr'nem Schwalle,
Verletzt mein Ohr ein Schwirren und ein Summen,
Ein Flattern, Schnattern, Krächzen, Blöken, Brummen,
Geflügel in dem Hofe, Vieh im Stalle.

Und innen hier die Tiſch' und Bänke alle
Beſetzt mit viel Geſichtern, matten, dummen,
Beſtanzt mit viel Geſtalten, trägen, krummen,
Daß mit dem Ohr das Aug' in gleichem Falle.

Da tritt herein im ſchlankgeſchnürten Mieder
Ein Mädchen, das mit einem Gruß mich kirret,
Daß mir's von Ohr und Auge fällt wie Schuppen.

Der Wirthſchaft Miſtlaut ſchmilzt in ſanfte Lieder,
So wie ſie ſpricht; und wie ſie blickt, entwieret
Sich rings der Knäul in wohlgefäll'ge Gruppen.

Ein ländliches Gedicht heißt es, weil die Liebe des Dichters zu dieſem Landmädchen aus vier und ſechzig Sonetten darin ertönt, die nur durch dieſe Einheit der Empfindung zu einem Ganzen verbunden ſind. Was wir von der Geliebten ſelbſt und ihren Umgebungen kennen lernen, dient nicht dazu, die Schönheit des Stoffs zu erhöhen. In dem folgenden Sonett ſcheint ſie ſich von Seiten des geiſtigen Lebens nicht allzu vortheilhaft dar zu ſtellen (S. 5. 2):

O könnt' ich doch mit einem Schlag zerbrechen
All das Geräthe, das zu meinem Schaden
Erſonnen iſt, die Hacken, Hauen, Spaten,
Die Schaufeln, Sabeln, Senſen, Sicheln, Rechen,

Die plumpen, die ſich jetzt ſo oft erſtrecken,
Die Arme meines Mädchens zu beladen,
Wo draußen Regenſtröm' ihr Haar bald baden,
Des Mittags Gluthen bald ihr Antlitz ſtechen:

Derweil ich traurig ſitze, wie im Bauer
Der Gimpel, der entbehrt ſein täglich Futter,
Weil's Nacht wird, und ich ſie noch nicht geſehen.

Und kommt ſie, ach, ſo kommt erſt meine Trauer,
Weil ſie nun müd' und gähnend fragt die Mutter,
Ob ſie nicht gleich, weh mir, zu Bett darf gehen.

Auch ein natürlicher Adel der Geſinnung iſt es nicht, der uns die Neigung des Dichters erklärlich machen könnte. Nachdem ihr dieſer das Bild ſeiner Hoffnungen und Wünſche gezeigt, und im Geiſte das kleine Hüttchen vor ihr aufgebaut hat, in welchem er mit ihr zu leben ſich ſehnt, erfolgt nachſtehendes Sonett zur Antwort (S. 7. 2):

Mein Vater iſt ein reicher Mann im Lande,
Und ſeine Aecker liegen allerorten,
Hier ſteht ſein Haus mit Hallen, Hof und Pforten,
Hier kann ich wohnen, dacht' ich, ohne Schande.

Auch ſonſt noch hat er nicht gebaut auf Sande,
Ein Haus im Grund' hier, ein's im Grunde dorten;
Und wär' mir keiner recht von den drei Orten,
So kommt noch leicht ein vierter Kauf zu Stande.

Und will ich in kein fertig Haus mich ſetzen,
So hat er einen Wald mit manchem Baume,
Und mancher Berg mit Steinen iſt ihm eigen.

Dann giebt es Zimmerleut' hier und Steinmetzen,
Die bau'n ein Haus mir mit Gemach und Raume,
D'rin man auch tanzen kann den Hochzeitreigen.

Eben ſo wenig ſind es körperliche Vorzüge, deren Anziehung der Dichter unterliegt, wie er ihr offenherzig ſelbſt bekundet (S. 10. 1):

Du biſt nicht ſchön, kann ich dir redlich ſagen,
Du biſt nicht ſchön, ob roth gleich iſt die Wange,
Und blau das Aug' und braun das Haar, das lange,
Viel Schön're ſah ich ſchon in meinen Tagen.

Und daß ich ſo in Wohl- und Wehbehagen,
Nicht zu nicht abwärts können, an die hange;
Nicht deine Schönheit iſt die gold'ne Spange,
Die eherne, die ich muß küſſend nagen.

Dein Trotz iſt es, dein ſtarrer Sinn und ſteifer,
Rauh, borſtig, wild, verhöhnend die Bezwinger,
Wie Wälder von — du kennſt's nicht — von Hyrcanien.

Das hält mich feſt an dir mit Thorenfeifer,
Dem Knaben gleich, der klaubt mit wundem Finger
Die Stachelfrucht des Baumes der Caſtanien.

Als Gegenſtand des Gedichts bleibt alſo nichts übrig, als die unwiderſtehliche eigenſinnige Macht der Liebe. Aber wie die Luft zur Aeolsharfe, ſo verhält ſich die Liebe zum Dichter. Je vollkommener das Inſtrument gebildet, je reiner es geſtimmt iſt, um ſo ſchöner erklingt es unter ihrem Hauche, und ſo iſt aus denn auch vor und ſeit Petrarca's ſüßen Tönen in tauſend Modulationen bald ſchwach, bald kräftig, bald rauh, bald einſchmeichelnd das alte Thema wieder erklungen. — Die erſten und allgemeinſten Forderungen, die wir an Gedichte dieſer Gattung zu machen haben, ſind Wahrheit und Tiefe der Empfindung, dann Reinheit und Schönheit der Darſtellung. Um aber dieſen poetiſchen Genuß, der uns ſchon vielfach gewährt worden, noch wiederholen zu können, wird es zunächſt zum Bedürfniß, daß er in einer neuen und eigenthümlichen Geſtalt ſich darbiete. — Dieſen Forderungen hat unſer Dichter, wiewohl nicht in gleichem Maaße, allen genügt. Die Geſtalt, in der er ſeine Geliebte vor uns erſcheinen läßt, zeigt ſchon, und durch die Gedichte ſelbſt wird es noch klarer, daß ſeine Empfindung weniger tief und innig, als hartnäckig, daß ſie mehr willkührlich, als nothwendig iſt. (Der Schluß in der Beilage.)

Eine Calabreſiſche Zeitung erzählt von einer 70jährigen Frau, welche von einer Tarantel geſtochen worden war, und achtzehn Tage lang hinter einander, ohne zu eſſen und zu trinken, tanzte! (?) — Wenn man doch — bemerkt der Nacherzähler — am Pariſer Opern-Theater einige ſolcher Taranteln anſtellen möchte, damit die Tänzer deſſelben nicht ſo oft ad libitum krank werden und ſich den Vorſtellungen um einer Bagatelle willen entziehen könnten! (Corsaire.)

Ein junges Mädchen war verführt und ward wider den Verführer klagbar, um ihn zur Ehe zu zwingen. Es fehlte ihr aber an Beweismitteln, und ihr Anwald, den ſie deshalb befragte, machte ihr dies bemerklich. Eines Morgens kam ſie eilend zu ihm und ſagte: „Ach, mein Herr, nun haben wir Beweiſe; heut früh hat mich Herr Raimond wieder verführt!“ (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XLVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 197ſten Blatte des Geſellſchafters 1825.

Literatur. „Amaryllis.“ (Schluß.) Es iſt nicht möglich, eines oder mehrere der vorliegenden Sonette heraus zu heben, auf welchen ein vollſtändiger Beweis für die Richtigkeit dieſer Wahrnehmung zu entwickeln wäre, vielmehr liegen die Elemente derſelben in der ganzen Dichtung verbreitet. Doch werden Spuren davon ſowohl aus den ſchon angeführten, als aus nachfolgenden Sonetten erkennbar hervortreten (S. 22. 2. 23. 1. 27. 1):

Ich hab' es wohl gefühlt, daß eine Binde
Von Amors Zaubern um mein Antlitz hange;
Ich hab' es wohl gemerkt, daß eine Spange
Von ſeinen Täuſchungen den Geiſt umwinde.

Ich aber wollte ſelber meine blinde
Glückſeligkeit nicht ſtören in dem Gange.
Ach, dem Geſchick währt bald ein Glück zu lange
Und weiſe raſt es meiner Thorheit: Schwinde!

Ich hab' es ja gewußt, daß ich geträumet,
Doch wollt' ich ſelbſt nicht meinen Traum zerſchlagen,
Denn nur in Träumen wohnt das Glück der Erde.

Jetzt hat die Kraft des Schlaftrunks ausgeſchäumet,
Wach ſieh' ich ab, und meine Seufzer fragen,
Ob ich ſo ſüß noch einmal träumen werde?

* * *

Ich ſchäme mich der ſchwachen Augenblicke,
Wo ich mir ſelbſt der Knechtſchaft Band gewunden,
Wo es mir galt die höchſte meiner Wonnen,
Vor ihr im Staub zu beugen mein Genicke.

Ich ſchäme mich, daß ich an ihre Blicke
Gefeſſelt hing, als wären ſie nur Sonnen,
An ihren Kuß, als wär' nur er ein Bronnen,
An ihr Gebot, als wär' nur es Geſchicke.

Ich ſchäme mich ſo mancher Thränenmienen,
Ich ſchäme mich ſo mancher Seufzertöne,
So manches Schmeichelworts voll Lobgedröhne.

Mich ſchäm' ich, weil ſie mir ſo ſchön erſchienen,
Daß ich nicht längſt mich ſchämt', und noch ſo ſchöne
Mir ſcheint, daß ich zu ſchämen faſt mich ſchäme.

* * *

Glück, Heil und Segen dir und jeder Quelle
An dir, aus der ich ſog Genuſſes Wogen,
Berauſchung in des Armes offnem Bogen,
Entzückung aus des offnen Auges Helle.

Glück, Heil und Segen dir und jeder Stelle,
Wo du mich in dein ſüßes Netz gezogen,
Wo du beglückt mich, wo du mich betrogen,
Denn Trug iſt ja der Liebe Spielgeſelle.

Ich weiß nicht, ob ein Blick, der ſie in's Leben
Mir ging, aus deinem Leben ſey gekommen,
Und ob ein Wort, das mir ward zum Gedanken;

Ich weiß nicht, ob du etwas mir gegeben,
Doch daß ich etwas mir von dir genommen,
Das weiß ich, und will dir auch dafür danken.

Der Dichter kann der einmal eingewurzelten Neigung nicht Meiſter werden, wiewohl ſeine Liebe nicht nur unbelohnt bleibt, ſondern er es auch fühlt und einſieht, daß ſeine Geliebte keine Empfänglichkeit für ſeine, vielleicht für irgend eine Leidenſchaft hat, weßhalb er ſich denn auch gewaltſam zwingt, ſie einen ganzen Winter hindurch, wiewohl in ihrer Nähe, zu meiden, Vergebens! Seine Liebe durchlebt den Winter auch im freien mit ihrem ganzen Feuer, und ergießt ſich in dieſem in ſchönern Sonetten (S. 25. 2. 28. 2):

Was hilf' es, ob dem Maler in die Wände
Des Kerkers ſorgſam man verſchloſſen hätte,
Wenn man ihm Pinſel mitgab' und Palette,
Ja ihm auch mitgab' Augen nur und Hände.

Ob er kein andres Werkgeräth auch fände,
So würd' er machen ſeiner Steinwand Glätte
Zur Leinwand, und zum Griffel ſeine Kette,
Und d'rauf eingraben ſeine Gegenſtände.

Was hilf' es, daß auch ich den Kerker ſchlöſſe,
Wenn doch ja meiner Malerkunſt Geräthe
Mir blieb', an Farben Statt, Gedank' und Töne?

Und ob kein Strahl des Tag's durch's Gitter ſchoſſe;
So wißt' ich, daß im Dunkel vor mich träte
Ein Bild im Lichtglanz ſeiner eig'nen Schöne.

* * *

Was hilft's dem Hochmuth, daß er ſich verſtocke?
Die Macht der Liebe wird ihn doch erfaſſen;
Und iſt kein andres Mittel ihr gelaſſen,
So wählt ſie ſich den Hammer einer Glocke.

Die Glocke draußen in dem höchſten Stocke
Des Thurms, an dem vorbei ſonſt meine Straßen
Zum Hauſe gingen, das ich jetzt will haſſen,
Dringt ein zu mir, daß ſie mich wieder locke.

O, die du nur die chriſtliche Gemeinde
Berufen ſollteſt zu des Tempels Stufen,
Hat ſtatt der Andacht Liebe dich gedungen?

Wer ſchützt mich gegen ſo verdamm'ne Feinde,
Wenn Liebe da, wo ihr, um fern zu rufen,
Nicht reicht die Stimme, borgt der Glocke Zungen?

Mit dem erwachenden Frühling treibt ihn die Liebe zu ſeinem Mädchen zurück. — Ueberall tritt es hervor, daß die Liebe des Dichters ihre Kraft weniger in ſich ſelbſt trägt, als in den Hinderniſſen findet, die ihr entgegen ſtehen. Es liegt in dieſer Geſtaltung des Gemüths aber wieder eine Wahrheit, die dem Gedicht einen eigenen Reiz giebt. Auch tragt dieſelbe weſentlich dazu bei, dem Verhältniß den Reiz der Neuheit mit zu ertheilen, denn aus Gedichten dieſer Gattung tritt ſonſt doch gewöhnlich der Wunſch des Dichters hervor, den Gegenſtand derſelben in des Leſers Auge nicht anders, als in möglichſter Vollkommenheit erſcheinen zu laſſen, eine Abſicht, die aber hier ganz zurück tritt. Die Kraft dieſer, wiewohl größtentheils willkührlich erſchaffenen Leidenſchaft, erſetzt aber, was ihr an Innigkeit und Reinheit abgeht, und indem der Dichter dieſer Kraft ex. liegt, übt er ſelbſt ſie in gleichem Maaße über die Sprache und Darſtellung aus, wodurch denn dieſe Sonette in Bildern, Wendungen und Ausdruck in hohem Grade neu und eigenthümlich erſcheinen, und keines den Charakter des Herkömmlichen und Gewöhnlichen an ſich tragt, viele aber von ausgezeichneter Schönheit ſind. Es darf indeſſen nicht unbemerkt bleiben, daß die Macht dieſes Dichters über die Sprache ihn und wieder in Willkühr ausartet, und ſie ihn dann auch wohl zum bloßen Spielwerk macht. So wählt er zu Endreimen des nachſtehenden Sonetts nur Verkleinerungswörter: ein Schern, der vielleicht gefällig ſeyn könnte, wenn er mit dem Inhalt in einer näheren

und nothwendigeren Verbindung stände, als hier der Fall zu seyn scheint (S. 31. 1):

O du mein gar zu fleiß'ges Spinnermädchen,
Im schönen selbst gesponnenen Gewandchen,
Die rührig mit dem Füßchen und dem Händchen,
Du sitzest Tag und Nacht am Spinnerädchen.

Wieviel gesponnen hast du feine Fädchen,
Und ausgesponnen sie zu festen Bandchen;
O wieviel hast du angesponnen Standchen,
Am Thürchen oft und oft am Fensterädchen.

O wieviel haben Vetterchen und Baschen
Verworrene Gespinnste dir in's Häuschen
Getragen, mit umsponnen dich bei Tanzchen.

Dann hat sich oft aus Hälmchen und aus Gräschen
Entsponnen zwischen uns ein Hadersträuschen,
Doch oftmals auch gewebt ein Liebeskränzchen.

Das Ganze endet mit einer Hochzeit, doch nicht mit der seiner Geliebten, sondern ihrer älteren Schwester, ein Ereigniß, das dem Dichter nicht erwünscht kommt, indem er voraus sieht, daß der Schwarm der Freier, der in dieser bisher gleichsam einen Damm fand, nunmehr unaufhaltsam auf den Gegenstand seiner Liebe eindringen werde. Man sieht, daß der Lebensfaden des Gedichts noch nicht abgeschnitten ist, und fast möchte man wünschen, daß Amaryllis ihre von dem Dichter so sehr beklagte Bitterkeit nicht allzu schnell ablegen möchte, damit Hoffnung bliebe, noch einige von den Liedern zu hören, durch die er sich sie zu versüßen sucht. Ein Blick auf den Titel vertilgt aber diese Hoffnung, da das Gedicht schon im Jahr 1812 geschrieben ist.

— n. —

Niemand hat wohl mit größerem Selbstvertrauen etwas verfaßt, als der berüchtigte Retif, der nach Mercier zunächst ein „Gemälde von Paris" entwarf. Retif war Buchdrucker. Nachts (oder wenigstens spät Abends) ging er aus, durchwandelte die belebtesten Straßen von Paris, horchte an den Thüren, und wo ihm eine Scene auf der Straße gab, suchte er gleich eine Rolle zu übernehmen, um den Charakter des Pariser Volks möglichst treu auf zu fassen. Wenn er dann Stoff genug zusammen hatte, ging er nach Hause, beschlief die Sache ein wenig, und ganz in der Frühe setzte und druckte er, ohne vorher ein Wort nieder zu schreiben, was er im Gedächtniß ausgearbeitet hatte. So schuf er seine „Contemporains". (Drapeau bl.)

„Was sind wir doch für Thoren" — sagte einst ein türkischer Gesandter zu einem reichen Pariser — „daß wir solch schweres Geld auf die Unterhaltung unserer Harems verwenden! Ihr gebt keinen Sous darür aus, und habt sie in den Häusern Eurer guten Freunde!" (Corsaire.)

1825. No. XLVII.

Blatt der Ankündigungen.

Nothgedrungene Erklärung.

Wenn die unter dem Titel „Warnung" in vielen öffentlichen Blättern erschienene Anzeige, daß das bei Unterzeichnetem unter dem Titel: „der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, von H. Clauren" erschienene Werk nicht von dem K. Preußischen Geheimen Hofrath Carl Heun verfaßt sey, von diesem selbst herrührt, so ist solche wohl eben so unbegreiflich, als die von demselben gegen den Unterzeichneten wegen angeblichen Betrugs bei dem K. Kriminalamt dahier anhängig gemachte Klage.

Niemand kann ein Recht haben, ausschließlich einen erdichteten Namen zu gebrauchen; H. Clauren aber ist ein erdichteter Name. — Selbst das Preußische Landrecht II. Th. Tit. 20, §. 1440 a. b. untersagt lediglich den unbefugten Gebrauch eines fremden Familien-Namens oder Wappens. Noch seltsamer als eine solche Klage wäre es freilich, selbst zu erklären, daß man eine beißende Satyre auf sich selbst nicht selbst verfaßt habe. — Jeder denkende Leser aber wird „den Mann im Mond" auf den ersten Blick als Satyre erkennen, weil derselbe nicht nur alle Clauren'sche Ausdrücke, Wendungen, Schilderungen und Situationen in der höchsten Potenz wiedergiebt, sondern weil auch am Schlusse des Werks in der Nachschrift H. Clauren selbst eingeführt wird, wie er mit allen Personen seiner Romane in einem Gasthause zusammen trifft und sich mit denselben vergnügt. Ueber den Erfolg der gegen ihn angestellten Klage hofft der Unterzeichnete dem Publikum bald Nachricht geben, und solches mit einem neuen Werke des geist- und talentvollen Verfassers „des Mann's im Mond" erfreuen zu können.

Stuttgart, den 2. November 1825.

Friedrich Franckh.

Literarische Anzeigen.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schiebe, Aug., kaufmännische Briefe, mit der nöthigen Erklärung, und einer französischen Uebersetzung der üblichsten im Handel vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 8.

geheftet 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Die gegenwärtige Briefsammlung zeichnet sich vor andern, durch die systematische Ordnung der Geschäftsgegenstände aus, über welche jegliche der Verfasser — der seinen Beruf als Schriftsteller, für das merkantilische Publikum, durch Herausgabe der, mit vielem Beifall aufgenommenen: „Lehre der Wechselbriefe, theoretisch und praktisch dargestellt", hinlänglich beurkundere — in einem bündig schönen Style, Musterbriefe aufstellt, und auf die, im kaufmännischen Briefstyle häufig vorkommende Fehler im Ausdrucke und ermangelnder Vorsicht hinweiset. Eine angehängte Handels-Terminologie oder Erklärung der in Handelsbriefen vorkommenden und üblichsten Wörter und eine

französische Uebersetzung der vorzüglichsten Ausdrücke und Wendungen erhöhen die unterrichtende Nützlichkeit des Werks.

Frankfurt a. M., im November 1825.

Heinrich Wilmans.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu finden:

Die schweizerische Amazone.

Abentheuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerin, durch Frankreich, die Niederlande, Egypten, Spanien, Portugall und Deutschland, mit der französischen Armee unter Napoleon.

Von ihr selbst beschrieben und herausgegeben von einem ihrer Anverwandten.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 1 Steindruck.

8. St. Gallen, 1825. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses ist die zweite Auflage des früher unter dem Titel: Lebensbeschreibung der Wittwe des Obrist Florian Engel erschienenen Werkes, welches sich schnell vergriff.

Die Frau Obrist Engel hat Schicksale erlebt, die zu den seltensten gehören, so einen Menschen treffen können. Schon ihre Jugendgeschichte gehört nicht unter die gewöhnlichen und zeigt zuerst ein schüchternes Mädchen, aus dem aber bald eine lebhafte, thätige und geschickte Tochter hervorgeht. In ihrem achtzehnten Jahre heirathet sie einen schweizerischen Werbeoffizier in französischen Diensten, begleitet ihn zum Regiment und auf allen Feldzügen der franz. Armee, von 1798 bis 1813; geht mit Napoleon auf Elba, während der dreißig Tage mit ihm nach Frankreich zurück und gebiert auf ihren Zügen in zehn verschiedenen Ländern 21 Kinder, welche sie theils durch Krankheit, theils in Schlachten verliert, theils vermißt, in der Welt unbekannt wo umher zerstreut nicht mehr finden kann. In der Schlacht bei Waterloo focht sie persönlich, ihr Mann wurde getödtet und mit ihm verlor sie seine Ansprüche auf beträchtliche Rückstände, die sie vor Mangel geschützt haben würden und die sie vergebens in Paris auszuwirken suchte.

Frau Engel lebt jetzt im Alter von 64 Jahren, in Dürftigkeit zurückgezogen auf dem Lande, von guten Menschen unterstützt, und vom Ertrage dieser ihrer Lebensbeschreibung, die Niemand ohne Theilnahme und Vergnügen lesen wird, und durch deren Ankauf jeder Menschenfreund ein Schärflein zur Milderung ihres herben Schicksals beiträgt.

St. Gallen, den 1. Oktober 1825.

Huber et Comp.

Bei G. C. E. Meyer in Braunschweig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ciceronische Chrestomathie für mittlere Gymnasial-Klassen, enthaltend kurze Aussprüche, Erzählungen, Schilderungen, Gespräche, Briefe ꝛc., herausgegeben von Friedemann, Dr. und Director des Catrineums. 8. 9 Ggr.

Greuelthaten der Piraten, (Seeräuber) auf Cuba. Getreuer Bericht der schrecklichen Drangsale, die der Verfasser während seiner Gefangenschaft bei ihnen erduldete. Von Smith. Aus dem Engl. von G. Loh. 18 Ggr.

Heusinger, Lieutenant, Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen während des Feldzugs in Valentia und Catalonien 1813 und 1814, mit Bezugnahme auf die Operationen der verbündeten englisch-sicilianisch-spanischen Armee auf Genua ꝛc. gr. 8. 1 Thlr. 6 Ggr.

Hurlebusch, Dr., Wünsche und Vorschläge, die Criminal- und Civil-Gesetzgebung betreffend gr. 8. 6 Ggr.

Mansfeld, Dr., über das Alter des Bauch- und Gebärmutterschnitts ꝛc. 4 Ggr.

Dessen Beurtheilung von Harms geistlichen Rath für Hebammen ꝛc. 6 Ggr.

Dessen de Uteri in efformandis molis vi formatrici etc. 4to. 6 Ggr., (wird nur auf feste Rechnung, nach Verlangen versandt.)

Süpke, F., Einleitung in die Handelswissenschaft. Ein Leitfaden für den Unterricht ꝛc. 8 Ggr.

Wyttenbachii, Dan., Opuscula selecta etc. Adjecit. F. T. Friedemann. 1 Thlr.

Romane.

Auerbach, E., der Zigeunerraub, oder: das Vaterhaus. Eine Erzählung aus dem Rettungsjahre 1813. 1 Thlr. 4 Ggr.

Bellani, H. E. R., Die Belagerung von Ancona. Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, romantisch erzählt. 2 Bände. 2 Thlr.

Dessen Tyrolers Liebchen. Eine Erzählung. 1 Thlr.

Hundeiker, J., Alexander von Oberg, ein historisches Gemälde aus den ersten Jahren der Hildesheimischen Stiftsfehde. 2 Bände. 2 Thlr. 16 Ggr.

Kronhelm, H., Der Wenkstein, oder Liebe um Liebe. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. 1 Thlr. 4 Ggr.

Marie und Barton, oder Leidenschaft und Liebe. Eine Erzählung von S. M. Eraud. 1 Thlr. 8 Ggr.

Schoppe, A., geb. Weise, Schicksals-Wege. Eine historischer Roman. 3 Bände. 4 Thlr.

Graf Sobiesky. Historischer Roman, nach Miß J. Porter von G. Loh. 2 Bände. 2 Thlr. 8 Ggr.

Bei Daniel Knode in Aschaffenburg ist so eben erschienen:

Sylvaneion,

ein Conversationsblatt für unbefangene gebildete Forstmänner.

Herausgegeben

von

Dr. J. L. Klauprecht.

2 Bände in 12 Heften. Preis: 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr., wovon die Hälfte bei Empfang des 1sten mit 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr., die andere Hälfte bei Empfang des 6ten Heftes bezahlt wird,

welches nun im erweiterten Plane auch die früher angekündigten Gegenstände enthält, als:

I. Naturkunde. a. Gebirg- und Bodenkunde. (Wie wenig noch dafür gethan ist, bedarf

keiner Erläuterung, ein vorzügliches Augenmerk wird daher auf die Bearbeitung dieses Gegenstandes gerichtet werden.) b. Botanik. (Die Naturgeschichte der teutschen Waldbäume ist so unvollständig und mangelhaft, daß sie einer totalen Umarbeitung bedarf. Die Redaction wird hier ganz besonders einwirken, sie wird suchen, das Fehlende, was beispielweise durch Folgendes angedeutet ist, zu ergänzen: Entwickelung und Ausbruch des Laubes und der Blüthen, mit Anführung der Temperaturstände. Zweitens: Maien-Saamen-Bildung und Reife, Einfluß der Höhe, der Gebirgsart, der Lage ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Baumformen und die physischchemischen Eigenschaften des Holzes, horizontale, verticale, natürliche, künstliche Verbreitung, Uebergänge und Wanderung der Holzpflanzen. (Karten werden hierzu geliefert.) c. Zoologie. Nur neue Erklärungen und Berichtigungen.

II. Forstkunde. Alles im Gebiete des Waldbaues, des Forstschutzes, der Forstbenutzung, Technik, der Forsteinrichtung, der Forstpolizei und Staatsforst-Wirthschaftslehre, findet eine Aufnahme; doch werden durchaus nur neue Beobachtungen oder Berichtigungen des Früheren aufgenommen. Einen ganz besonderen Werth legt die Redaction auf eine Forst-Statistik, die sich mit Beschreibung und Erfolg der Wirthschafts-Systeme des Waldes befaßt.

III. Teutschlands forstliche Literatur.

Das erste Heft enthält folgende Abhandlungen:

1. Plan und Tendenz des Sylvaneons.
2. Beiträge zur Kenntniß des Holzwuchses in freiem, lichtem und geschlossenem Stande; vom Herausgeber.
3. Nachträge zur Forststatistik des Harzes; vom Oberforstrathe Freiherrn von Wedekind.
4. Ueber nachhaltige Behandlung der Schleswig-Holsteinischen Befriedigungswällen, von C. F. Valentiner, Lehrer an der Forstschule zu Harzgerode.
5. Zürbelkiefern auf Weymouthskiefern gepfropft, vom Herausgeber.
6. Geologische Begründung des Land- und Forstwesens, von Hausmann.
7. Literatur- und Mercantil-Notizen.

Das 2te Heft ist unter der Presse.

Forstliche Statistik des Spessarts,

von

Dr. J. L. Klauprecht.

Aschaffenburg, 1826.

Preis: 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Inhalt:

I. Abtheilung. Natürliche Beschaffenheit.

1. Lage und Grenzen.
2. Habituelle Form der Erdfläche.
3. Gewässer.
4. Gebirgsart und Boden.
5. Clima.
6. Vegetation.

II. Abtheilung. Menschliche Beschaffenheit.

1. Volk und Volksthum.
2. Landesverfassung.
3. Besitzzustand der Waldungen.
4. Gewerbe und Nahrungszweige.
5. Berechtigungen.

III. Abtheilung.

Forstwesen. a. Forstverfassung.

1. Tendenz und Verhältniß der Forstverfassung zu der des Landes.
2. Verhältnisse der Waldeigenthümer zum Staate.
3. Forstverfassung.

b. Haushalt.

1. Einrichtung und Ordnung.
2. Effectiver Haushalt.
3. Controlle des Haushalts.

Ueber Forstpolizei,

von

K. Pfius,

Professor an der k. bair. Forstlehranstalt zu Aschaffenburg.

Aschaffenburg, 1824.

Preis: 10 Gr. oder 45 Kr.

Indem der Herr Verfasser die Forstpolizei in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt, nämlich als Aufsicht, welche die Regierung auf die Forstwirthschaft der ganzen Nation, ohne Unterschied, von wem sie betrieben werde, ausübt, und als Leitung derselben, sucht er ihre Nothwendigkeit und Ausdehnung in der Beantwortung folgender vier Fragen darzustellen: I. Wozu dient die Holzwirthschaft? II. Wie muß sie, um den Bestimmungen zu entsprechen, betrieben werden? III. Welches ist dagegen der Standpunkt der einzelnen Waldbesitzer? IV. Wie muß demnach die Polizei in diesen Wirthschaftszweig eingreifen?

Diese kurze Inhaltsanzeige wird zureichen, auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, welches einen Gegenstand behandelt, der in allen Versammlungen teutscher Stände mit mehr oder minder abweichenden Ansichten vorgekommen ist, und dessen Bestimmung es ist, etwas zu dessen Aufklärung beizutragen.

In unserem Verlage ist erschienen:

Sammlung praktischer Erfahrungen

bei den vorzüglichsten

technischen Gewerben und Künsten

und deren Fortschreiten,

besonders

beim Branntweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflösung aller nur möglichen kritischen Fälle mit Hinsicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, so wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künstler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Destillateurs und Steuerbeamte.

Gesammelt

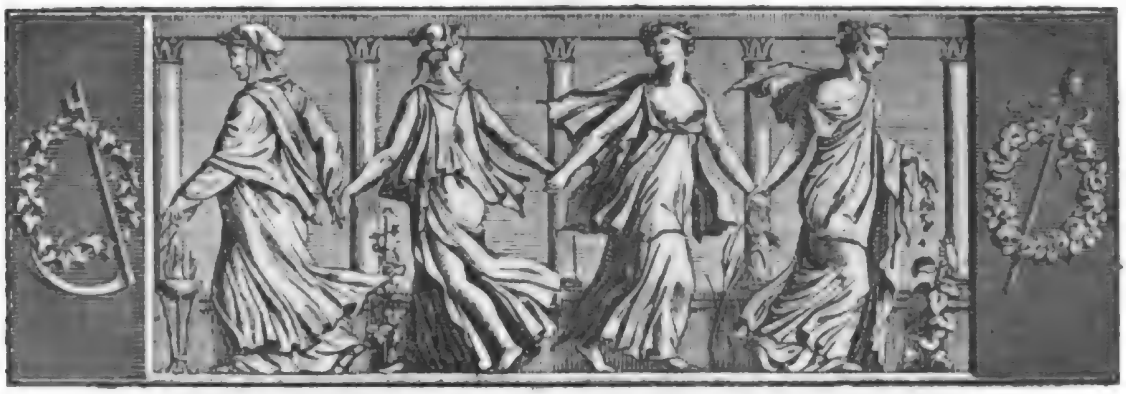
von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ster Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 12. Dezember. 198ſtes Blatt.

III. Achmed's Heimkehr.

Wer liegt dort ſchlummernd
Unter'm Gezelte,
Dunkle Cypreſſen um's Lockenhaupt?
Und weiße Decken mit Purpurblüthen,
Rubin und Perlen und Goldgeſchmeide
Umhüllen ihn.

Dort ſchlummert Achmed
Seligen Schlummer,
Schlummert hinüber in Allahs Zelt;
Ihn werden himmliſche Jungfrau'n tragen
Auf Moſchuswolken, auf Roſenblüthen
In Mahoms Arm.

Schwingt euch, ihr Lieder,
Um Achmed's Seele,
Umſäuſelt, Saiten,
Sein ſchlummernd Ohr! —

Wie blitzte Kampfluſt
Flammend ſein Auge,
Als er uns riß in die Männerſchlacht!
Kein Knabe mehr, ein erhöhter Kämpfer,
Prophet, Ruhmwürd'ger! dein treuer Streiter
Zog er einher.

Ihm folgten jauchzend
Unſere Schaaren,
Niedergeſchmettert erlag der Feind.
Als Achmed blitzend in ihren Reihen
Sein flammend Schwerdt zu des Glaubens Sieg ſchwang,
Rief Allah ihm.

Umrauſcht ihn, Saiten,
Mit Himmelstönen,
Ertönt, ihr Lieder,
Zu ſeinem Preis! —

Nicht Klagetöne,
Herrlicher Achmed,
Lagern ſich ſtörend um deinen Schlaf;
Dir folge jauchzend zu Allahs Zelte,
Dich trage jubelnd in Mahoms Arme
Der Lieder Klang.

Ja, rauſcht, ihr Saiten,
Himmliſche Klänge,
Wenn er empor in das Lichtzelt ſteigt;
Sein Flug iſt Siegsflug, ſein Schlummer Leben,
Sein Herz Entzücken, ſein Auge Wonne
Und ſel'ge Luſt.

D'rum tönet Wonne
Des Siegs, ihr Lieder,
D'rum ſäuſelt, Saiten,
Wie Frühling ſüß! —

Dort wird er wohnen
In ſel'ger Wonne,
Aber er wohnt auch in unſ'rer Bruſt.
Wenn wieder Schlachtruf uns winkt zum Kampfe,
Dann ſenkt ſich Achmed zum Siege führend
Zu uns herab.

Heil ihm, dem Sieger,
Mahomets Liebling,
Heil uns, er winkt uns zu Kampf und Sieg.
Schwingt hoch die Säbel, Iſrafil nahet,
Schwört ihm bei Mahom, wie er zu ſtehen,
Zu fall'n wie er.

Schwört ihm bei'm Tönen
Rauſchender Saiten,
Für Mahom kämpfend
Zu ſteh'n wie er! —

Heinrich Stieglitz.

Digitized by Google

Die gefahrvolle Vermählung.

(Fortſetzung.)

So waren denn wieder mehrere Wochen in trauriger Einförmigkeit verſtrichen, und der Winter begann allmählig der beſſern Jahreszeit zu weichen, als Graf Serincourt nach langer Pauſe ſeinen Operations-Plan ſchien verfolgen zu wollen. Den Anfang hierzu machte ein eigenhändiges Schreiben von ihm an die Prinzeſſin, welches, in ehrerbietigen Ausdrücken verfaßt, unter vielerlei künſtlichen Wendungen nichts anders als die Anfrage enthielt: ob Zeit, Einſamkeit und Nachdenken noch immer nicht den Entſchluß in ihr hervorgebracht, ihr unüberlegtes Ehebündniß lieber durch freiwillige Entſagung zu trennen, als es darauf ankommen zu laſſen, daß durch beſtändige Gefangenhaltung des Einen, oder vielleicht auch beider Theile, dies ohnehin bewirkt werde. — Der Offizier, welcher dies Schreiben überbrachte, erkundigte ſich zugleich theilnehmend, ob es der Prinzeſſin vielleicht an einer Bequemlichkeit fehle, und, die Langeweile bedauernd, welche die unzertrennliche Gefährtin der Gefangenſchaft ſey, nahm er Gelegenheit zu erwähnen, der Graf Serincourt habe einige kunſtvolle Malereien aus Paris erhalten, und erbiete ſich, falls der Anblick derſelben ihr Vergnügen machen könne, ſie ihr zur Anſicht zu ſchicken. Claudia, dies Anerbieten wenig beachtend, ging mit leichter Bejahung darüber hin; aber ſchon am andern Tage fand ſie, ihr Wohnzimmer betretend, an der Wand deſſelben zwei große Gemälde aufgehängt. Sie eilte mit Lebhaftigkeit darauf zu und ſah mit Befremden auf dem einen die Darſtellung einer auf hohen und ſteilen Felſen emporragenden Burg, auf dem andern aber das Innere eines dunkeln kerkerartigen Gemachs; doch wie ſchmerzlich wuchs ihr Erſtaunen, als ſie an dem Rahmen des erſtern einen Zettel bemerkte, welcher, von Serincourt's Hand, die Worte enthielt: „Anſicht des Staats-Gefängniſſes zu Pierre-enciſe bei Lyon, meiſtens zum lebenslänglichen Unterhalt vornehmer und wichtiger Staats-Gefangenen beſtimmt.“ — Sie fühlte mit innerem Schauder den bedeutungſchweren Wink, welchen dieſer Anblick ihr zu geben beſtimmt war, ſo wie Serincourt's boshafte Tücke, und vermochte das Auge nicht von den drohenden Felſenwänden ab zu ziehen, die unzugänglich, wie das Grab, jedes Leben, das einmal in ihre Räume verwieſen war, umſchloſſen hielten. Mußte nun vor der Darſtellung dieſes, auf ſchroffer Felſenſpitze ragenden Kerker-Schloſſes, wo in unerreichbarer Höhe die Seufzer unglücklicher Schlachtopfer ungehört verhallen, das Herz des Beſchauers erbeben, ſo ſtellte auf dem zweiten Bilde die Oede des Kerkerlebens ſich in ihrer ganzen furchtbaren Wahrheit dar, und die unglückliche Claudia, den angebeteten Gemahl ſich als den Bewohner einer ſolchen Grabeshöhle denkend, brach händeringend in Thränen aus. Lange hatte ſie ſchon, in die ſchmerzlichſten Vorſtellungen verſunken, vor den Bildern geſtanden, als Etwas, mit ſchneller Bewegung an ihr hinſtreifend, ſie aus ihren Träumen weckte. Es war der Page, welcher leiſen Schrittes genaht, und, an ihr vorüber gehend, einen Zettel zu ihren Füßen fallen ließ; ſie hob ihn auf, entfaltete, las ihn, und, o H'mmel! wie die Stimme eines Engels in der Wüſte fielen die Worte: „Verzaget nicht — ſeyd aufmerkſam — die Hülfe iſt nahe! B.“ — in ihre umnachtete Seele. —

Der treue Beaulieu, der bis jetzt in Toul gefangen gehalten worden, hatte Mittel gefunden, ſich aus dieſer Haft zu befreien, und indem er die Wahrſcheinlichkeit zu verbreiten gewußt, als ſey er in das Ausland entflohen, war er in tiefer Verborgenheit nach Nancy gekommen, um hier die Lage der Sachen zu erſpähen. Es fanden ſich bald noch einige Getreue zu ihm, und Alle arbeiteten gemeinſam an einem Plane, das geliebte Fürſtenpaar zu befreien, zu deſſen Gelingen ſie um ſo ſtärkere Hoffnung ſchöpften, als ſie in dem Pagen, den ſie zuerſt zu gewinnen geſucht, ein ihrer Sache befreundetes Gemüth und die beſte Bereitwilligkeit für ihre Zwecke gefunden hatten.

Auf ſolche Weiſe gelangten jene Zeilen in Claudia's Hände, und wem jemals in der Stunde tiefſter Bekümmerniß ein neuer Stern der Hoffnung aufgegangen, der wird begreifen, mit welchem Entzücken ſie dies theure Blatt an Herz und Lippen drückte. Serincourt's ſchwarze Tücke erſchien ihr nun in ihrer ganzen Verächtlichkeit, ohne ſie weiter in Angſt zu ſetzen, und ſie fühlte von Neuem ihre Bruſt mit dem Muthe belebt, der ſie zuerſt begeiſtert hatte, Alles für den Geliebten zu wagen.

Sie erhielt von da an öfter Nachrichten von Beaulieu, und von den Fortſchritten, welche die Verbündeten in ihrem Befreiungsplan machten, dem ſich indeß noch viele ſchwer zu beſeitigende Hinderniſſe in den Weg ſtellten, ſo daß wiederum manche Woche verging, während Claudia zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankte und oft ſich wieder allen Beſorgniſſen der Ungewißheit und trüber Ungeduld hingegeben ſah. Beaulieu und ſeinen Verbündeten gelang es endlich, durch Muth und Ausdauer, ſo wie durch kluge Liſt, jede Schwierigkeit zu beſiegen, und ſich einen wohl berechneten Weg zur Befreiung des geliebten Fürſtenpaars zu bahnen. Zur Ausführung des Vorhabens ward endlich, mit Rückſicht auf ein glänzendes Feſt, welches an dieſem Tage auf dem Schloſſe ſtatt finden ſollte, der letzte Tag des Märzmonats beſtimmt.

Es war dies der Geburtstag der ſchönen Annette von Hauteville, der Favorite des Herzogs, welchen der-

ſelbe mit allem Glanz, der ſeinem Hofe zu Gebote ſtand, zu feiern beſchloſſen hatte. — Das Fräulein von Hauteville, früher auf Serincourt's geheime Veranſtaltung mit ihrer Mutter von Paris hierher gekommen, befand ſich ſeit geraumer Zeit in dem Beſitze der Gunſt des Herzogs; doch auch ſchon lange genügte die Liebe des beſchränkten Fürſten, den Serincourt weit mehr als ſie ſelbſt beherrſchte, ihrem ehrgeizigen, mit herrſchſüchtigen Entwürfen erfülltem Sinne nicht, und Niemand anders als Graf Serincourt ſelbſt, der ſchöne Mann und ausgezeichnete Krieger, war insgeheim das Ziel ihrer Wünſche. Sie hatte ſchon, wiewohl vergebens, gar manche ihrer Künſte aufgeboten, um die Neigung des Grafen zu gewinnen und ihn zu beſtimmen, ſie aus dem Joche einer langweiligen und freudenloſen Favoritſchaft zu befreien. Doch Serincourt, ihr Spiel durchſchauend, und mit ganz andern Planen beſchäftigt, lachte nur dazu; und ſo ergötzlich er es fand, mit der ſchönen Annette zu tändeln und ſich des Reizes ihrer Unterhaltung zu erfreuen, ſo hüthete er ſich doch ſorgfältig vor jeder Annäherung; und wenn er es auch nicht verſchmähte, mit Empfindungen zu ſpielen, die er gar nicht hegte, und ſeines Intereſſe wegen ſich zuweilen das Anſehn gab, als ſeufze er im Stillen für ſie, ſo wußte er doch geſchickt jedes bindende Wort, jede beſtimmte Erklärung zu meiden und das Fräulein ſowohl, als den Herzog, der, einer dauernden Neigung unfähig, gern die Geliebte dem Freunde zur Gemahlin gegeben hätte, über ſeine wahren Geſinnungen in Zweifel zu laſſen. — In angenehmer Selbſttäuſchung hatte indeß Annette ſich mit dem Wahn geſchmeichelt, in der letzten Zeit bedeutendere Fortſchritte in der Neigung des heimlich geliebten Mannes gemacht zu haben, und ſie ſah mit ſteigender Erwartung dem Feſte entgegen, welches der Herzog ihr zu Ehren mit möglichſtem Glanz anordnen ließ, indem ſie glaubte, es werde daſſelbe zu einer entſcheidenden Erklärung des Grafen die Veranlaſſung herbeiführen.

Es war am Abend dieſes luſtreichen, von den ausgeſuchteſten Genüſſen verherrlichten Tages, als ein franzöſiſcher Offizier bei der Wache der Prinzeſſin Claudia im Namen des Grafen Serincourt Einlaß begehrte. Dergleichen Sendungen waren nicht ungewöhnlich und der Page der Prinzeſſin beeilte ſich daher, den Fremden in die Zimmer ſeiner Gebieterin zu führen. Indem er den Offizier in Claudia's Cabinet eintreten ließ, leuchteten ſeine Augen ſo freudig hell, als die Kerzen, welche er ihm vortrug; denn Jener war — Herr von Beaulieu, der in franzöſiſcher Uniform, in der Abſicht, die Prinzeſſin zu befreien, bei ihr erſchien. Er blieb ziemlich lange in dem Cabinet: als er ſich wieder entfernte, leuchtete abermals der Page mit einer Kerze ihm vor, durch die Wachen, die Treppe hinunter, bis in den Schloßhof, wo er, ſchnell die Kerze ausblaſend, ſie in einen Winkel warf und unbemerkt in dem Gedränge von fremden Dienern und Zuſchauern, die das Feſt im Innern des Schloßhofes verſammelt hatte, am Arm des Offiziers entſchlüpfte. Es war Prinzeſſin Claudia ſelbſt, welche mit Hülfe der einen gewonnenen Kammerdienerin, in dem Anzug des Pagen, auf dieſe Weiſe ihrem Gefängniß entkam und jetzt mit klopfendem Herzen, von Beaulieu geleitet, durch entlegene Gaſſen nach einem kleinen Häuschen geführt wurde, welches einer alten Dienerin ſeiner Mutter gehörte, und wo die Prinzeſſin die Nacht zubringen und die, auf ähnliche Weiſe zu bewerkſtelligende Befreiung ihres Gemahls erwarten ſollte. Man kann leicht denken, unter welchem bangen Gefühl und ängſtlich zagenden Harren der Prinzeſſin hier die Minuten zu ewig langen Stunden ſich ausdehnten. — Doch krönte ein glückliches Gelingen den wohlberechneten Plan, und als die Mitternachtsſtunde nahe, lagen die Befreieten einander in den Armen und vergaßen im erſten Entzücken des Wiederſehens, daß eigentlich noch wenig gewonnen und das Schwerſte, ihr Entkommen aus der Stadt, ihnen erſt noch bevorſtehe.

(Der Schluß folgt.)

Engliſche Sprüchwörter.

He that has been bitten by a Serpent is afraid of a Rope. Wer von einer Schlange gebiſſen wurde, fürchtet ſich vor einer Raupe.

Jack would be a Gentleman, if he could but speak French. Hans würde einem Edelmann gleichen, wenn er mehr könnte, als franzöſiſch ſprechen.

All the Bread, I have eat, was n't bak'd in one Oven. Das Brod, das ich gegeſſen, wurde nicht in einem Ofen gebacken.

It is a good Horse, that never stumbles, and a good Wife, that never grumbles. Es iſt ein gutes Pferd, das niemals ſtrauchelt, und ein gutes Weib, das niemals zankt.

Never seemed a Prison fair, nor a Mistress foul. Nie ſcheint ein Gefängniß ſchön, oder eine Geliebte häßlich.

Praise the Sea, but keep on Land. Preiſe die See, doch bleib' am Lande.

The Wife, the Horse and the Sword may be shewed, but not lent. Sein Weib, ſein Pferd und ſein Schwert kann man wohl zeigen, aber nicht verborgen.

In every country the Sun rises in the Morning. Ueberall geht die Sonne des Morgens auf.

He that has lost his Credit, is dead to the World. Wer ſeinen Credit verloren, iſt todt für die Welt.

G. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Goethe hat mehreren Perſonen, die ſich ihm theilnehmend bezeigten bei ſeinem Jubiläum am 7. November, ſein Bildniß geſchickt; auch nach Berlin ſind einige Exemplare gekommen. Das Bildniß hat die Unterſchrift:

„Meinen feierlich Bewegten
Thue Dank und Liebe kund;
Das Gefühl, das Sie erregten,
Schlicht dem Dichter ſelbſt den Mund."

— Im Königl. Opernhauſe iſt Mad. Milder, nachdem ſie mehrere Monate auf Reiſen war, am 4. Dezember als „Alceſte" in Gluck's Meiſterwerk wieder aufgetreten und von dem Publikum mit allen Zeichen verdienter Anerkennung empfangen worden. — Die letzten Neuigkeiten auf dem Königl. Theater ſind von geringer Bedeutung; wir freuen uns auf „Macbeth" (nach Spikker's Ueberſetzung) und auf „Alexander und Darius" von Fr. v. Uechtritz. Ueber dieſes, neulich mit günſtigem Erfolge von Holtei vorgeleſene Trauerſpiel eines jungen talentvollen Dichters werden wir nächſtens umſtändlicher berichten. — Wir hoffen nun, da die Direktion der Kaiſerlich-Ruſſiſchen Theater (wie die Zeitungen melden) mit einem entſcheidenden Beiſpiel vorangegangen iſt, auch in Deutſchland bald die Rechte der Bühnen-Dichter feſtgeſtellt zu ſehen, wodurch gewiß eine Vermehrung der Original-Stücke erreicht wird. Bis jetzt müſſen die deutſchen Dichter den Theater-Direktionen ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben; die erſte iſt ihrem Gefühl zuwider, die andere erdrückt jedes Streben; man muß Rechte haben, wenn man ſich mit der Verpflichtung, ein Publikum zu unterhalten, der Gefahr ausſetzt, von ihm mißverſtanden, oder in Anmaßung verdammt zu werden. So lange dieſe Rechte den deutſchen Dichtern nicht zugeſtanden ſind, ſollten die Beſſeren ſich vereinen und ihre Manuſcripte guten Vorleſern geben, die ſich in Deutſchland bald in allen bedeutenden Städten bilden und auf Reiſen ſich ſogar einen Kreis über die Theater-Stadt hinaus verſchaffen würden. Vielleicht führt Jemand die hier angeregte Idee vorläufig in einer Zeitſchrift weiter aus. *)

— Auf der Königſtädtiſchen Bühne hat „der alte Feldherr", heroiſches Liederſpiel von C. v. Holtei, Aufmerkſamkeit erregt. Der Stoff iſt dem Kriegsleben der neueren Zeit entnommen. Ein recht bedeutſamer Punkt, um welchen ſich ein Drama bewegen muß, findet ſich hier nicht; dem Liederſpiel wird jedoch die Strenge in Ausführung des Stoffes erlaſſen. Amor, der ſonſt immer auf den Bühnen ſeinen Schauplatz hat, iſt verbannt und nur Bellona's Wagen rollt vorüber. Hr. v. Holtei hat wohl beſonders den Zweck gehabt, bekannte große Männer vor zu führen; er war auch, ſo weit es in dieſer leichten Art der Bühnenſpiele ſeyn kann, treu in der Schilderung einer kriegsbewegten Zeit. In der glücklichen Wahl der Melodieen erkennt man den Verfaſſer, der Wiener nach Berlin und Berliner nach Wien führte. Mehr Kürze, Wechſel und Vielſeitigkeit wäre diesmal bei ſeinen Liedern zu wünſchen geweſen, obwohl der eine durchgehende Charakter der Handlung dies ſehr ſchwierig machte. Der Moment, wo die Polen den Koſziuszko erkennen und ſeinen Namen ausrufen, hätte, weniger vorbereitet, mehr gewirkt. — Hr. Genée („Taddäus") zeigte ſich abermals als ein höchſt brauchbarer Künſtler. Mad. Sontag („Frau von Schönenwerd"), Hr. Rötſche („Adam") fanden in ihren Rollen nur wenig Gelegenheit, ſich aus zu zeichnen. Demoiſ. Carol. Sutorius („Lucie") hat bei ihrem Talent diesmal Grund gegeben zu dem Glauben: ſie verfahre damit noch ſehr oberflächlich. Beſonders iſt auch zu rathen, daß ſie bei ihrem Geſange auf Reinheit der Töne bedacht ſey. Hr. Remis (der „Feldherr") konnte in ſeiner Perſon uns nicht täuſchend jenen einſt ſo gefürchteten großen Helden zeigen. In Hrn. Pürſcher war der berühmte Marmeluck nicht zu verkennen, eben ſo war die Perſönlichkeit der Adjudanten gut nachgeahmt. Das Corps der Ulanen bewies, wie lange ſie die Kriegsfurie ſchon umher geführt: ſie verſtanden beſſer zu plündern, als das Gewehr zu präſentiren. — Hrn. v. Holtei, der zu Ende der Vorſtellung gerufen wurde, um den Dank des Publikums zu empfangen, gönnen wir von Herzen den günſtigen Erfolg, und hoffen, er werde dazu dienen, ſein dramatiſches Talent mehr noch zu entwickeln. T.

Capitain Cochrane, welcher unlängſt in Valencia in Südamerika geſtorben iſt, war unſtreitig einer der unverzagteſten Fußreiſenden, die jemals gelebt haben. Bei dem allgemeinen Friedensſchluß durchreiſete er zu Fuß ganz Frankreich, Spanien und Portugall, und im Jahr 1820 erbot er ſich zu einer Reiſe durch das Innere von Afrika, um die Quellen des Nigers auf zu finden. Ja, um zu dieſem Zweck zu gelangen, machte er ſich ſogar anheiſchig, ſich als Sklave an einen der Caravanen-Eigenthümer zu verdingen, die jenes Land durchziehen, was ihm aber die engliſche Admiralität nicht bewilligte. Hierauf durchreiſete er Rußland und Sibirien zu Fuß, und wollte jetzt auch ganz Amerika von einem Ende bis zum andern durchlaufen. (Corsaire.)

Das Wunder des Berges Athos iſt jetzt verwirklicht: Ein junger Schäfer aus Baſilien, welcher ſeine Heerden alle Jahr neun Monat hindurch auf dem Gipfel der Pyrenäen weiden läßt, hat, ohne alle Kenntniß der Zeichenkunſt, und bloß durch Hülfe einer kleinen Art, das ſehr ähnliche Bildniß eines berühmten franzöſiſchen Generals in den Felſen gehauen. Augen, Haare und Augenbrauen ſind durch Moosbüſchel dargeſtellt. Dieſe Büſte, die Frucht einer elfjährigen Arbeit, hat 154 Fuß Höhe und 67 Fuß Breite. Man ſieht das Bildniß ſchon auf der Stadt St. Jean Pied le Port. Künſtler und Fremde haben es betrachtet und dem Natur-Künſtler das größte Lob darüber ertheilt. (Corsaire.)

In einem kleinen Dorfe in Dänemark, in Orenſtiern, befindet ſich eine Glocke von 273.000 Pfund Gewicht. Man hat berechnet, daß, wenn ſie eingeſchmolzen würde, ſie drei Millionen Sous gäbe. Der Glockenthurm hat über 100 Fuß Höhe und ſolchen Umfang, daß man ihn in der Ferne für eine kleine Feſtung anſieht. Hundert und zwanzig Menſchen können die Glocke kaum in Bewegung bringen, und man nennt ſie deßhalb in der Umgegend die alte Sünderin! (Corsaire.)

Ein ausländiſcher Profeſſor der Phyſik will einen Dampf-Apparat erfunden haben, mit deſſen Hülfe man nur einer Tracht Waſſers bedarf, um mit einem Schießgewehr 3000 Schuß zu thun! (Pandore.)

*) Dieſen Vorſchlag der Beurtheilung Anderer überlaſſend, muß ich bemerken, daß der Vorwurf, welcher hier nebenher ausgeſprochen iſt, die Intendanz der Königlichen Bühnen entweder gar nicht, oder in geringerem Grade trifft, als andere Bühnen-Vorſtände Deutſchlands. Hinſichtlich des Honorars, manchem Dichter mit vollem Grunde in der Unterhandlung der unangenehmſte, aber freilich auch manchem der wichtigſte Punkt, iſt die Richtung, welche Graf Brühl dem Talent ertheilet, ein Maaßſtab, der darüber für alle Theile ehrenvoll entſcheidet. Es mögen andere Klagen der Dichter gegen unſere Bühnen-Verwaltung gerecht ſeyn, dieſe aber wär' es nicht. In dem ordnungsloſen Zuſtande, welcher bis heute über die Anſprüche der Dichter in Deutſchland herrſcht, verdient für den erwähnten Fall Berlin eine Ausnahme, obwohl eine ſolche Feſtſtellung, wie ſie in Petersburg geſchehen, allerdings beſſer und mithin wünſchenswerth iſt. Ich habe dieſe Note als nöthig erachtet, weil obige Einſendungen unter der Bezeichnung „Berlin" eingeſandt worden ſind. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Beilage: Bemerker Nr. 29. und Blatt der Ankündigungen Nr. XLVIII.

Bemerker.

No. 29. 1825.

Beilage zum 198sten Blatte des Gesellschafters.

Der Aufenthalt der Frau v. Genlis in Berlin.

(Schluß des ersten Berichts.)

„Ich war seit sechs Wochen in Berlin, als eines Tages Hr. Mayet kam, um mich zu benachrichtigen, er wisse unbezweifelt gewiß, daß die in Gunst stehenden Emigrirten allen ihren Einfluß bei dem Könige (Friedrich Wilhelm II.) anwendeten, mich aus B. zu verbannen. Der König liebte leidenschaftlich die Musik; was gewisse Emigrirte besonders fürchteten, war mein Harfenspiel; man sprach viel davon; der König äußerte einige Neugierde, mich spielen zu hören (?). Mehr bedurfte es nicht, um Besorgnisse zu erregen, welche sie bestimmten, Alles an zu wenden, um mich aus B. zu vertreiben. Ein zufälliges (?) Ereigniß diente ihrem Vorhaben. Der Abt Sieyes war damals in Berlin; ich kannte ihn durchaus gar nicht (?), selbst nicht einmal von Ansehen (?). Ich verabscheute Alles, was ich von seinem politischen Verfahren wußte, und was ich von seinen Werken gelesen hatte; ich stand also in keiner Art von Verbindung mit ihm (?). Eines Morgens, als er Jemand aufsucht und sich in der Adresse irrt (?), kommt er in unser Haus, bleibt lange Zeit (!) darin, vergeblich die Person suchend, welche er besuchen wollte (?), und geht endlich wieder fort. Man erfuhr, daß er in das Haus der Demois. Bocquet gegangen war, und man machte aus diesem Versehen (?) einen Besuch, den, wie man behauptete, ich (!!!) von ihm empfangen habe. Man hinterbringt dies dem Könige, der es glaubt (!). Zu gleicher Zeit überreicht Frau von ....*), mit welcher ich nie in der mindesten Beziehung gestanden (?), dem Könige einen schriftlichen Aufsatz gegen mich, in welchem ich mit den schwärzesten Farben gemalt war, als hatte ich viel zu der Revolution beigetragen, und als wäre ich fähig, Brandenburg und Preußen um zu wälzen. Nachdem der König diesen Aufsatz gelesen, sagte er mit diesen seinen eigenen Worten: „Er werde mich nie aus seiner Bibliothek ausschließen, allein mich nie in seinen Staaten dulden.“ **) Diesem zu Folge schickt er mir, um 12 Uhr Mittags, einen Polizei-Beamten, der mir andeutet, laut seines schriftlichen Befehls, welchen er mir vorzeigt, daß ich mich aus Berlin und aus des Königs Staaten in zwei Stunden entfernen müsse, und daß er beauftragt sey, mich bis zur Grenze zu bringen.“

Wenn ich diese Stelle, der Länge nach, abgeschrieben habe, so ist es großentheils geschehen, mir die Bemerkungen zu ersparen, und sie mit (?) und (!) andeuten und ersetzen zu können. Zugleich wollte ich eine kleine Probe von der Art geben, mit welcher Frau v. Genlis (die sich meisterhaft darauf versteht) eine Sache zu drehen und zu wenden weiß. Sie war nämlich, in der vollen Unschuld ihres Herzens, nach Berlin gekommen, kannte Niemand, weder von Emigrirten, noch von der französischen Gesandtschaft, hat weder mit Frau von Nadaillac, noch mit dem Abt Sieyes in irgend einer Beziehung von Feindschaft oder Freundschaft gestanden, kennt Letzteren nicht einmal von Person. Zufällig muß der Herr Abbé in ein Haus kommen, wo nur zwei bis drei Familien wohnen, um Jemand auf zu suchen; er muß sich in der Adresse irren, muß lange nachfragen, ehe er seinen Irrthum gewahr wird, muß unbefriedigt abgehen, bemerkt und nun gar beschuldigt werden: es habe sein Besuch der Frau v. G. gegolten. Wer Sieyes gekannt hat, wird schwerlich glauben, daß er einen Morgenbesuch, zu Fuß, incognito, ohne Ursache werde gemacht haben. Wer Frau v. G. kennt, wird eben so schwerlich glauben, daß ihre Adresse an das leichtgläubige, kurzsichtige Publikum nicht eine ihrer gewöhnlichen Adresses (Gewandtheiten) sey, sich zu ihrem Vortheil aus einem wurmstichigen Handel zu ziehen. Wer wollte es nun den Emigrirten (einer Nadaillac, einem Demouſiers, einer Gonzaga, einem Chamisso, einem Monpas u. s. w.) verdenken, wenn sie Himmel und Erde wider die aufregten, welche Himmel und Erde politisch umstürzen wollte, und wenn sie ihr die Doppelmaske ab zu ziehen suchten? Wer wollte es dem Könige verdenken, wenn er nach der zufälligen Zusammenkunft des französischen Gesandten mit der französischen Orleansschen Gesandtin glaubt, daß etwas zwischen Beiden vorgefallen ist? Glaubt und weiß es doch die Gräfin Genlis selbst noch in diesem Augenblick! Und wie armselig ist die Wendung: Der König habe Neugierde gezeigt, die Gräfin auf der Harfe spielen zu hören? Hätte der König diese Neugierde gehabt, so war es ein Leichtes, sie zu befriedigen. Frau v. G. ist jederzeit bereit gewesen, dieses Talent zu zeigen und sogar zur Schau zu tragen. In wie viel Gesellschaften hat sie sich von ihrer Harfe begleiten lassen? Wie viel Besuche hat sie mit der Harfe in den Händen empfangen, oder entlassen? Selbst auf einem kleinen Gesellschafts-Theater bei dem jüdischen Banquier Cohen hat sie ungebeten die Harfe gespielt. Ich möchte keine Wette eingehen, daß sie nicht selbst das Gespräch „vom Harfenspiel“ durch irgend Jemand bei dem Könige habe auf die Bahn bringen lassen; wie wären sonst die Emigrirten darauf gefallen, dieses Spiel so sehr zu fürchten, hätten sie sich nicht vor der Spielerin gefürchtet?

Frau v. G. beschreibt die kurzen Vorkehrungen zu ihrer schnellen Abreise. Sie fällt dabei in klare Widersprüche; z. B.: „Mir blieben ungefähr noch achtzig Louisd'or“, und: „Demois. Bocquet bot mir großmüthig an, mir Geld zu leihen.“ — „Dies war ein Donnerschlag für mich“, und: „Ich setzte Muth und unerschütterliche Kaltblütigkeit diesem Unglück entgegen.“ Sie schiebt Manches der Demois. Bocquet zu, was auf ihre eigene Rechnung kommt, z. B. die Besorgniß, daß man sie nach Spandow führen werde; die Vorsicht, der Demois. B. ihre Papiere, Manuscripte, Briefe zu lassen (welches diese nur nach mancher Bedenklichkeit und mit großer Selbstüberwindung annahm); die Begleitung bis zur nächsten Station, um zu sehen, welchen Weg

*) Frau von Nadaillac.

**) Um dieser echt-geistreichen Königl. Worte willen mögen der Frau v. G. ihre hier angebrachten vielen künstlich-unechten Worte und Wendungen verziehen seyn.

der Polizei-Beamte einschlüge. Ueberhaupt traute Demoif. B. diesem auf sein Wort, um so mehr, da sie den schriftlichen Befehl zu lesen bekommen hatte, und kein möglicher Betrug sich denken ließ. Aber Frau v. G., welche in Frankreich zu seyn glaubte, war desto argwöhnischer. Sie trat sich in Kleinigkeiten. Nicht Hr. Parandier, sondern Hr. Manet gab ihr seinen Wagen, lieh ihn nicht, schenkte ihn mit Mantel und Regenschirm. — Bald hätte ich noch einen andern Widerspruch vergessen. Sie sagt: „Der Polizei-Beamte verstand nicht ein Wort französisch." Gleich nachher erzählt sie von ihm: „Er war ein sehr guter Mann; er hatte Befehl, sich unterwegs auf eigene Kosten zu beköstigen, was ich nicht zugab; ich ließ ihn immer mit mir essen; er fand, daß das Verfahren sehr gnädig war. Er faßte Freundschaft für mich, und sagte zu mir: er wüßte nicht, warum man mich verbanne, da dieses gewiß nicht wegen mehrer Bosheit seyn könne." Der Mann hatte in kurzer Zeit bei dem Essen französisch sprechen gelernt. Dafür aber war er auch erkenntlich, und gab seiner Wohlthäterin und Sprachlehrerin „Brandtwein zu trinken". Leider aber hatte er sein Französisch sich wieder mit der Mahlzeit verdaut; denn als er, auf Befehl, der Dame bei dem Abschied auf der Grenze ein Papier vorlegen mußte, auf welchem sie sich verpflichten sollte, nie wieder nach Preußen zurück zu kehren, und sie ihm sagte: sie könne kein Deutsch und würde es französisch schreiben, so erinnert sie den Leser: sie habe schon gesagt, daß er kein Wort von dieser Sprache verstände, und in diesem Vertrauen habe sie Folgendes auf das Papier geschrieben:

„Malgré mon goût pour les voyages,
Je promets avec grand plaisir,
D'éviter, et même de finir
Ce royaume, dont les usages
N'invitent pas à revenir." *)

*) In der sehr gelungenen Uebersetzung der Frau v. Forell:
„Stets ich Lust am Reisen fand,
Doch verspreche ich mit Freuden,
Dieses Königreich zu meiden,
Ja zu fliehen dieses Land,
Dessen Sitten nicht bewegen,
Lust zur Rückkehr zu erregen."

„Mein Polizeimann" — setzt sie hinzu — „nahm diese Verse ganz gutmüthig hin, indem er glaubte, ich habe das geschrieben, was er mir auf deutsch diktirt hatte. Er brachte das Impromptü dem Minister, der viel darüber lachte, und es zeigte. Diese Verse wurden von Munde zu Munde wiederholt und in einigen Zeitungen gedruckt."

Es war aber ein Impromptu fait à loisir, denn der Polizei-Beamte hatte keinen solchen Befehl erhalten und es ist ganz contre les usages der Königl. preußischen Polizei, sich von den über die Grenze Gebrachten dergleichen schriftliche Erklärungen geben zu lassen.

„Drei Wochen nachher schickte mir Demoif. B. mit der Fahrpost, in einem Reisekoffer, meine sämmtlichen Manuscripte und alle übrigen zurückgelassenen Sachen. Sie hatte dieselben einer ihrer Nichten, Jenny Manet, in Verwahrung gegeben, welche 16 Jahre alt war, dieselbe, welche sie mir als Gesellschafterin anbot, unter der Bedingung, daß ich nie mit ihr über Religion sprechen solle; sie war protestantisch. Ich gab dieses Versprechen und habe es treulich gehalten." — Wir werden in der Folge sehen, wie treulich dieses Versprechen gehalten worden ist. Von dieser Jenny, welcher Frau v. G. durch einen wahren Jesuitismus ihre Sachen anvertraut hatte, damit sie nicht in Demoif. B's Verwahrung kamen, und diese endlich versichern könne, nichts in Händen zu haben — wird noch oft die Rede seyn, um so mehr, da eben ihre, von Frau v. G. sorgfältig unterhaltene Neigung zum Catholizismus der Hauptgrund gewesen ist, daß Demoif. B. sie und sich von der Proselytenmacherin trennen mußte. Was übrigens der Frau v. G. an Jenny gefiel, sagt sie selbst mit vieler Naivheit.

„Jenny hatte ein angenehmes Gesicht, eine blendendweiße Haut, einen hübschen Wuchs, die ganze Unschuld ihres Alters, ein sanftes Gemüth, natürlichen Verstand und die gefühlvollste Seele. Sie hatte für mich einen besondern Reiz vom ersten Augenblick an, nämlich den eines bezaubernden Tons in ihrer Stimme, eine so seltene Sache, besonders in ihrer Nation. Die deutsche Sprache war sanft und harmonisch in ihrem Munde; sie sprach ziemlich gut französisch u. s. w."

Ueber ihrem späteren Aufenthalt in Berlin nächstens.

L.

1825. No. XLVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer erst von dem künftigen (dem zehnten) Jahrgange an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz,
herausgegeben von F. W. Gubitz,

bestellen will, den ersuchen wir, es spätestens bis zum 20. Januar 1826 bei uns oder der nächsten Buchhandlung zu thun.

Berlin. Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

Als Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk eignet sich besonders und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der Bardenhain
für Deutschlands edle Söhne und Töchter.
Ein Schul- und Familienbuch
von
Theodor Heinsius.

Diese seit dem Jahr 1809 drei und vier Mal wieder aufgelegte, jetzt aus vier Theilen bestehende Jugendschrift enthält das Vollendetste aus der poetischen Literatur Deutschlands und mehrerer Bruchstücke aus den Uebersetzungen der epischen Gedichte des klassischen Alterthums, mit vielen biographischen Nachrichten, di-

storischen, literarischen und antiquarischen Anmerkungen. Der Verfasser bestimmte diese Schrift zu einem Lehr- und Lesebuch für die bessern Bildungsanstalten beiderlei Geschlechts, und für diejenigen Familien, in denen ein edler Geist herrschend geworden ist, daher durchweg streng-sittlicher Ton in ihr gehalten ist. Das Publikum hat diese Schrift, wie die vielen, immer berichtigten und mit Zusätzen vermehrten Auflagen zeigen, bis auf die neueste Zeit mit gleich bleibendem Beifall aufgenommen, daher es hier an der Anzeige genügt, daß der vierte, erst kürzlich erschienene Theil die vorzüglichsten epischen und dramatischen Gedichte der Deutschen behandelt, und auch, für sich bestehend, unter dem besondern Titel: episch-dramatische Blumenlese zu haben ist. Jeder der drei ersten Bände ist mit einem allegorischen Titelkupfer versehn, und Druck, Papier und Einband entsprechen den Forderungen eines reinen Geschmacks.

Jeder Theil kostet 1½ Thlr.

Ernst Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.
in Posen am Markt Nr. 90.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Diätetik für die elegante Welt

oder die Kunst, das Leben auf eine angenehme Art zu erhalten und zu verlängern. Nach dem Englischen von Dr. G. W. Becker. 8. Leipzig, bei Kayser.

Preis: 1 Thlr.

Das Original, nach welchem der Herr Verf. diese Schrift bearbeitete, ist in England fünf Mal aufgelegt worden. Mehr als Zehntausend Exemplare wurden abgesetzt. Die Ursache von diesem Beifall ist darin zu suchen, daß sie ganz einfache Grundsätze aufstellt, das Leben zu verlängern, daß sie die angenehmsten Mittel auswählt und alle Vorschriften in einer leichten, heitern, oft scherzenden Weise vorträgt. Niemand war eben wohl besser geeignet, in diesem Geiste eine Bearbeitung für das deutsche gebildete Publikum zu unternehmen, als Herr Dr. Becker, der schon durch seine vielen Beiträge zur Zeitung für die elegante Welt gleichsam eine Veranlassung gefunden hatte, auch eine Diätetik für dieselbe zu schreiben. Druck und Papier, so wie das Aeußere, sind dem Titel entsprechend.

Das

Vater Unser.

Mit Beiträgen

von

Gottfr. v. Ammann, Buchner, Röver, Spatz, Sauer, Weniger u. A. m.

Ein Erbauungsbuch für jeden Christen.

Zweiter Theil.

(In 78 Bearbeitungen) mit 1 Kupfer (Johannes nach Dominichino). geheft. Leipzig, bei Kayser. Ausgabe Nr. 1 in 8.: 16 Gr. Nr. 2 in gr. 8.: 22 Gr. Nr. 3 in gr. 8. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Wie reich an herrlichen Ideen das schöne Gebet Jesu, das Vater Unser, ist, beweisen die zahlreichen und vortrefflichen Bearbeitungen desselben auch in diesem zweiten Theile, die uns seit Kurzen von ausgezeichneten Männern zugesandt worden sind. Welchen Beifall von Seiten des Publikums sich der erste Theil zu erfreuen hatte, davon zeugen die drei in kurzer Zeit auf einander erfolgten Auflagen. Auch gegenwärtiger Theil steht dem ersten nicht nach, und beide vereint bilden nun ein Erbauungsbuch, wie es noch nicht da war, und welches wir allen frommen Christen als das Beste und Schönste hiermit empfohlen haben wollen.

Beide Theile kosten: Ausgabe Nr. 1 in 8.: 1 Thlr. 8 Gr. Nr. 2 in gr. 8.: 1 Thlr. 22 Gr. Nr. 3 in gr. 8. Velinpap. 3 Thlr.

Poetisches Irrgärtchen.

Auswahl der sinnreichsten und zierlichsten Räthsel,

von

Fürchtegott Frauenlob

und

Rosamunde von Hochheim,

dessen Braut.

8. Leipzig, bei Kayser. geheftet: 16 Gr.

Der gebildeten Welt wird Obiges eine willkommene Erscheinung seyn, da es sich ganz dazu eignet, besonders für die langen Winter-Abende, den Einzelnen so wie ganze Gesellschaften auf eine eben so angenehme als geistreiche Weise zu unterhalten.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neddlhammer, A. L. v., Handbuch der Italienischen Sprache oder Sammlung gewählter Stücke aus den Classischen Dichtern und Prosaisten Italiens, mit erklärenden Anmerkungen und einer Grammatik in Beispielen. Für den Privat- und öffentlichen Unterricht. gr. 8.

1 Thlr. 10 Sgr.

E. H. G. Christiani in Berlin.

So eben ist bei Schwan und Götz in Mannheim erschienen und an alle Buchhandlungen gesendet worden:

Lamartine, A. v., Poetische Betrachtungen. Nach der eilften französischen Original-Ausgabe in Versen frei verdeutscht durch Fr. Götz.

Auf geglättetem Velin und fein cartonnirt, Preis:
1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Religion, Freiheit und Liebe sind die Musen Lamartine's, eines der ersten unserer jetzt lebenden Dichter! Durch ihre Weihe erhob er vorzüglich in Frankreich wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Würde die Poesie, welche wir von dorther nur zu oft als eine gefährliche Gauklerin kennen lernten. Sein gottbegeisterter Genius, im Aufschwung zum Ideale, spiegelt stets das herrliche Bild des Ewigen, aus den verworrenen Erscheinungen des Lebens, wie aus den treuen Gestalten der Natur. Darum müssen diese Ge-

Digitized by Google

dichte, welche hier durch sehr gelungene Uebertragung, nach dem Urtheil kritischer Blätter, gleichsam als deutsches Originalwerk erscheinen, hauptsächlich auch in Deutschland jedem, für das Schöne Empfänglichen, eine neue und reiche Quelle der Erhebung, des edelsten Genusses werden, und eignen sich auch noch ganz besonders zum auserlesenen Festgeschenk.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist so eben folgendes für jeden Medizin-Studirenden, Chirurgen und Arzt kaum entbehrliche Werk erschienen:

Die Puls-, Blut- und Saug-Adern des ganzen menschlichen Körpers, auf zwanzig Tafeln dargestellt von L. J. von Bierkowski, in gr. Fol. nebst dem betreffenden Text unter dem Titel:

Erläuterungen der Abbildungen der Puls-, Blut- und Saug-Adern des menschlichen Körpers in lateinischer und deutscher Sprache. 8.

Preis: 6 Thlr.

Zu Neujahr tritt der früher bestimmte Preis von 8 Thlr. ein.

Zur Nachricht.

Bei Unterzeichnetem und in allen Buch- und Kunsthandlungen ist der ausführliche Prospectus folgenden vorzüglich schönen Kupferwerkes (das sich ganz besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignet) zu haben, nebst Anzeige seines übrigen Kunst- und andern Verlags:

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge.

In 72 Blättern.

Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Roux und Keller, und gestochen von Geißler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach und Schnell. — Mit einem erläuternden Texte. Groß Folio. — In gestochenem allegorischen Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von Keller, gestochen von Heß.

Gebunden.

Pränumerations-Preise auf ein Jahr:

1. Die Ausgabe vor der Schrift:
   54 Fl. oder 33 Thlr. 18 Gr.
2. " " mit der Schrift:
   36 Fl. oder 22 Thlr. 13 Gr.
3. Letztere Ausgabe, sehr schön colorirt:
   100 Fl. oder 62 Thlr. 12 Gr.

Die spätern Ladenpreise sind bedeutend höher.

Wer sich mit frankirten Briefen unmittelbar an den Verleger wendet, genießt noch besondere Vortheile.

Heidelberg, im November 1825.

J. Engelmann.

Taschen-Ausgaben.

Bei R. Landgraf in Nordhausen sind folgende Werkchen in Taschenformat erschienen:

Neueste Blumensprache, eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweite vermehrte Auflage. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 27 Kr.

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 27 Kr.

Die Kunst, in Pappe zu arbeiten. Nach Blasche. 4 Gr. — 5 Sgr. — 18 Kr.

Die Kunst zu walzen, von E. G. Engelmann. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 27 Kr.

Kurzer Abriß der Mythologie, für Anfänger und Freunde dieser Wissenschaft bearbeitet von G. Senga. Mit 30 mythologischen Abbildungen in Kupfer. 10 Gr. — 12½ Sgr. — 45 Kr.

200 Stammbuchs-Aufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Erste Sammlung. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 27 Kr.

400 Stammbuchs-Aufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Zweite Sammlung. 6 Gr. — 7½ Sgr. — 27 Kr.

Neue interessante Festgabe.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für acht Groschen zu haben:

Die Kunst

ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen.

Ein Spiel von Dr. G. N. Bärmann.

Dieses Spiel dient zur angenehmsten Unterhaltung in gesellschaftlichen Kreisen und wir dürfen sagen, daß Jeder, der bisher das elegant gedruckte Büchlein sah, es sich auch anschaffte.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ver-Vert frei nach Gresset.

Nebst angehängtem Versuch in metrischen Erzählungen und andern kleinen Poesieen von J. M. Schmidt.

Auf engl. Druckpapier, sauber geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Diejenigen, die das Original des Ver-Vert kennen, wird dieses selbst schon die beste Empfehlung dieser höchst gelungenen Uebertragung seyn. Auch der Anhang (bei weitem der größte Theil des Buchs) enthält des Guten und Schönen viel, so daß sich das Ganze, verbunden mit dem eleganten Druck, zu einem zweckmäßigen Geburtstag- oder Festgeschenk eignet.

Danzig. F. S. Gerhard.

In unserm Verlage ist erschienen:

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

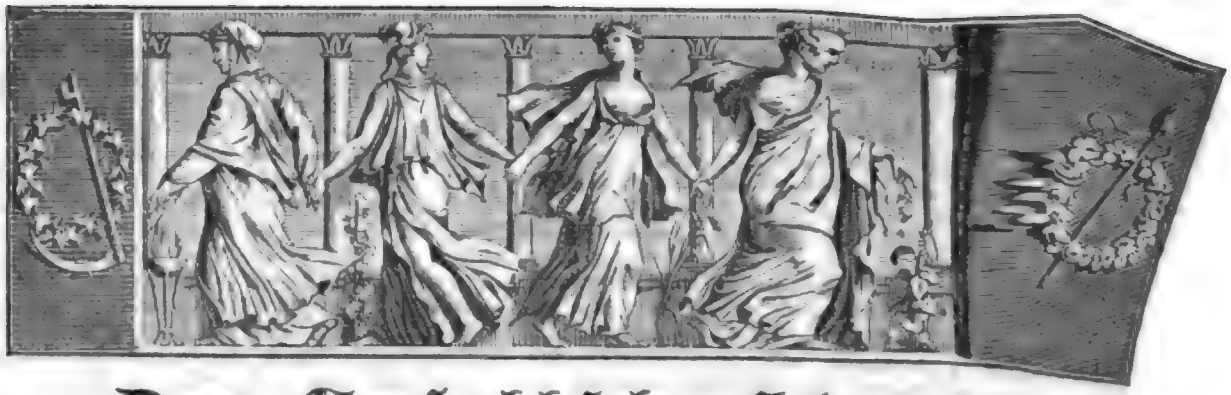
Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier.

(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Cour.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 14. Dezember. 199ſtes Blatt.

Die gefahrvolle Vermählung.

(Schluß.)

Im Schloſſe unterdeß, in dem Luſtſaale, herrſchte noch die Freude und kreiſte der volle Becher unter Scherz und Lachen an der fröhlichen Tafelrunde. Da gedachte einer von den Gäſten des morgenden erſten Aprils, und Jeder mußte bei der damals in Frankreich unter Freunden und Bekannten, bis in die niedern Volksklaſſen hinab, allgemein üblichen Sitte, einander an dieſem Tage durch ſcherzhafte Erfindungen zu myſtifiziren, irgend einen luſtigen Schwank, den er erlebt oder Andern bereitet, zu erzählen, was den Herzog, der ſolche Hiſtörchen ſehr liebte, angenehm unterhielt. Vor Allen rühmte ſich Graf Serincourt, nie myſtifizirt worden zu ſeyn, wie viel Mühe ſich auch ſeine Freunde gegeben und die künſtlichſten Wendungen erdacht hätten, um zu dieſem Zweck zu gelangen, und Manches, das er zum Belag ſeiner Verſicherung erzählte, diente zur allgemeinen Beluſtigung. — „Nehmt Euch indeß in Acht, Graf Serincourt!“ ſagte der Herzog am Schluſſe eines ähnlichen Geſchichtchens, dem beſonders die ſchöne Annette mit immer ſteigendem Intereſſe zugehört — „was allen Euren Freunden nicht glücken wollte, könnte doch“ — er deutete hierbei mit ſcherzhaftem Augenwinken auf das Fräulein — „zuletzt einer Dame gelingen!“ — „Nimmermehr!“ lachte Serincourt mit ſpöttiſchem Tone — „das dürfte Keiner gelingen! — Ja!“ — ſetzte er, durch des Herzogs zweideutiges Lächeln aufgereizt, hinzu — „wie ich früher an dieſen Scherz gegen meine Freunde große Summen gewagt, ſo bin ich jetzt bereit, meine Freiheit dabei ein zu ſetzen und verpflichte mich, derjenigen Dame Herz und Hand zu Füßen zu legen, welcher es gelingen wird, mich morgen in den April zu ſchicken!“ — „Nun, das iſt wahrlich viel!“ rief der Herzog: „Ihr Alle ſeyd Zeugen!“ — und leerte das Glas zur Bekräftigung des Geſagten. — „Nicht ſowohl der Werth des Preiſes“ — nahm Fräulein Hauteville das Wort — „als die Kühnheit, womit er eingeſetzt wird, dürfte zu dem Beſtreben heraus fordern, ihn zu gewinnen, vorausgeſetzt, daß der Dame nachher geſtattet wäre, davon Gebrauch zu machen oder nicht!“ — „Ich nehme die Ausforderung an, gnädiges Fräulein!“ erwiederte der Graf: „und würde, ſollte ich auch die Wette an Euch verlieren, immer gewonnen haben!“ — Er verbeugte ſich tief bei dieſen Worten, mit Ironie im Blick und Ton, ſeiner Gegnerin die Deutung ſeiner Rede überlaſſend. — Eine kurze Stille herrſchte in der Verſammlung: doch bald trieben die Wogen neuen Scherzes die Erinnerung daran dieſen hinweg, und Alle hatten bald den Vorgang vergeſſen, bis auf Serincourt und Annette, indem Erſtere ſich vornahm, doppelt auf ſeiner Huth zu ſeyn, die Hauteville aber, des Grafen Worte für eine verſteckte Erklärung nehmend, darauf ſann, wie ſie für ihre Wünſche davon auf das Beſte Gebrauch machen wollte.

Die Morgenſonne des erſten Aprils vergoldete bereits mit heiterem Frühlingsſcheine die Gärten und Fluren von Nancy. Auf den Straßen wurde es nach

und nach lebendig, und Arbeiter und Tagelöhner, ihr Tagewerk beginnend, zogen mit den Geräthſchaften ihres Fleißes zum Thor hinaus, die benachbarten Aecker und Gärten zu beſtellen. Da ſah man auch ein Pärchen aus dem Thore wandern, welches, in grobe leinene Kittel gekleidet, die Haare rund verſchnitten, weite Körbe mit Dünger-Erde auf dem Kopfe und Rechen und Spaten in den Händen, gemeſſenen Schrittes, wie die Bürde Beider es erforderte, an der Wache vorüber ging. Niemand beachtete ſie und ſo fiel es auch Niemand auf, daß der tiefe Rand ihrer Körbe von ihren Geſichtszügen, deren ſchmutzig gelbe Farbe auch keine Neugierde einflößte, nur wenig gewahr werden ließ. Sie gingen daher unangefochten weiter, obwohl mit hochklopfenden Herzen, denn in der Verkleidung ſteckten Prinz Franz und ſeine hochherzige Gemahlin Claudia!

Sie waren glücklich der Wache vorüber gekommen, und ſchon eine Strecke zum Thor hinaus, als ein altes Weib, das in der Stadt zu betteln pflegte, ihnen entgegen kam. Sie ſchlich ſachte und tief gebückt an ihrem Stabe an den Beiden vorüber, und ſchaute mit inſtinktartiger Neugier zu der jungen Frau hinauf, deren Züge ihre gebückte Stellung ſie deutlicher erkennen ließ. Sie blieb einen Augenblick wie angewurzelt ſtehen, ſchaute und folgte ihnen nach, ſchlug dann bei nochmaliger Betrachtung die Hände mit erſtaunensvoller Gebehrde zuſammen, bekreuzte ſich und humpelte ſo ſchnell ſie konnte dem Thore zu. Ein junger Grenadier ſtand hier Schildwacht, die fröhliche Weiſe eines Liedchens pfeifend. Die Alte ging ſchmunzelnd und heimlich thuend auf ihn zu. „Wiſt Ihr was, Herr Soldat“, flüſterte ſie, „ich will Euch helfen ein gutes Trinkgeld zu verdienen, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr mir etwas davon abgebt.“ „Was will der alte Drachen?“ fuhr der Soldat ſie an — „Still doch!“ tuſchelte die Alte: „ſo eben iſt Prinzeſſin Claudia, wahrſcheinlich mit ihrem ſaubern Vetter, dem ſie angetraut ſeyn ſoll, zum Thor hinaus gegangen; wollt Ihr es anzeigen, ſo werdet Ihr, da man ſie wieder kriegen kann, eine gute Belohnung davon tragen!“ — „Elende Hexe!“ fluchte der Soldat: „was fällt Dir ein! Du denkſt wohl gar, einen Soldaten zum Narren zu haben! Packe Dich gleich, oder ich will Dich lehren, mich in den April zu ſchicken!“ Eine drohende Bewegung mit dem Kolben ließ die Alte zurücktreten. „Nu, nu!“ — eiferte ſie zornig, „thut was Ihr wollt — ich hab' es gut gemeint!“ — Es waren indeß Mehrere aus der Wachſtube heraus getreten, und indem ſie nur die letzten Reden des Soldaten gehört, ergoß der ganze Troß einen Strom von Spottreden über die Alte, die, mit giftigen Schimpfworten forthumpelnd, nicht geſchwind genug aus dem Bereich der argen Spottvögel entwiſchen konnte. Da kam von einer andern Seite her eine ſchöne Reiterin auf einem zierlichen Schimmel, einen Pagen hinter ſich, langſam in das Thor geritten. Es war das Fräulein von Hauteville, welche, mit Planen beſchäftigt, wie es ihr heute gelingen möchte, den ſtolzen Serincourt zu fangen, nach einer ſchlafloſen Nacht einen Spazierritt in der Morgenfrühe gemacht, um ungeſtört ihren Gedanken, wie dies am beſten an zu ſtellen ſey, nach zu hängen. Es wollte ihr indeß nicht gelingen, auf irgend einen guten Einfall zu kommen, und was ſie auch erſinnen mochte, es ſchien ihr Alles zu flach und abgenutzt, als daß ſie hätte hoffen können, den ſchlauen Grafen damit zu täuſchen. Verdrießlich, daß ihr nichts einfallen wollte, ſchlug ſie endlich den Rückweg ein, und kam eben zu dem Schlußakt der gedachten Scene bei der Thorwacht an; die lachenden Soldaten und die wüthend und brummend forthinkende Alte erregten ihre Neugier, und ſie hielt einen Augenblick an, dem Pagen befehlend, Nachfrage zu halten, was es denn gebe? Kaum hörte ſie, mit welcher Nachricht die ausgelachte Alte habe die Schildwacht necken wollen, als ein Einfall wie ein Blitzſtrahl in ihre Seele fiel. Sie wußte, mit welcher Aengſtlichkeit der Graf die Prinzeſſin bewachte, ohne jedoch die wahre Urſache hiervon zu ahnen, und hielt ſich überzeugt, nichts werde ſo leicht im Stande ſeyn, ihn zu täuſchen, als die Nachricht von ihrer vorgeblichen Flucht. „Herrlicher Zufall“, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „unbezahlbare Alte! Dein Witz, der hier keinen empfänglichen Boden fand, ſoll mir zu Gute kommen! Es lebe die Klugheit der Frauen!“ In dieſem Selbſtgeſpräch ihr Thier antreibend, galloppirte ſie raſch von dannen, und langte bald darauf in ihrer Wohnung auf dem herzoglichen Schloſſe an.

Graf Serincourt dehnte in einem andern Flügel deſſelben ſich noch auf weichem Pfühl, als ſein geheimer Kämmerling, die Thür leiſe öffnend, mit der Meldung vor ſein Bette trat: es verbreite ſich im Schloſſe die Nachricht, Prinzeſſin Claudia ſey entflohen, und er komme, um an zu fragen, ob man in ihrer Wohnung nachſuchen ſolle? Der Graf ſtutzte einen Augenblick, dann aber fragte er, woher die Nachricht komme? Der Diener wußte dies nicht. „Geh', erkundige Dich!“ ſprach der Graf, „und thu' eher keinen Schritt.“ Da kam nach einigen Minuten der Diener wieder, berichtend: Man könne nicht erfahren, von wo die Nachricht komme, doch ſey Fräulein Hauteville eben vom Morgenritte zurückgekehrt, und ſeitdem verbreite ſich die Neuigkeit im Schloſſe. „Schon gut!“ lächelte der Graf, „ich weiß ſchon Alles. — Geh' wieder an deine Geſchäfte, und wer dir weiter von der Sache ſagt, dem antworte: Mein Herr weiß ſchon, wie es damit ſteht! Bei ſcharfer Ahndung aber verbiet' ich, das Allergeringſte zu thun, was wie eine Forſchung

nach der Wahrheit dieses Gerüchtes aussehen könnte!“ — Der Diener entfernte sich hierauf, ohne weitere Gegenrede; der Graf aber drehte sich gähnend auf die andere Seite, indem er heimlich triumphirend bei sich sagte: „Das war fehlgeschossen, mein schönes Fräulein Annette! Sie müssen es klüger anfangen, um mich in den April zu schicken!“ — und an diesem Gedanken sich innerlich vergnügend überließ er sich auf's Neue dem Morgenschlummer.

Als einige Zeit darauf der Offizier der Thorwache, welcher den Lärm der Soldaten gehört und nach der Ursache gefragt hatte, dem Grafen Serincourt melden ließ, die Prinzessin Claudia solle entkommen seyn, empfing auch er die obige Antwort, sammt dem Verbot weiterer Nachforschung. Da er mit der Meldung seine Schuldigkeit erfüllt, geschah der Sache weiter keine Erwähnung, und als endlich gegen die Mittagszeit die Wahrheit des Vorgangs sich offenbarte, fand der Graf zu seinem empfindlichsten Aerger die Lacher gegen sich, sich selbst aber durch eigene Schuld betrogen.

Das fliehende Paar hatte indeß in seiner Verkleidung einen Maierhof, eine halbe Stunde von Nancy gelegen, erreicht, wo der treue Beaulieu sie mit Pferden erwartete. Sie schwangen sich, bange vor Nachsetzung — denn es war ihnen nicht entgangen, daß sie von der Bettlerin erkannt worden — eiligst hinauf, und ritten, ohne sich den geringsten Verzug zu gönnen, drei und zwanzig Stunden fort, bis sie die Grafschaft Burgund erreicht hatten, wo ihnen erst vergönnt war, sich des Gefühls völliger Sicherheit zu freuen. Sie gingen hierauf nach Florenz und späterhin nach Wien, wo ihrem Bunde ein ungetrübtes Glück beschieden war. Sie sahen sich in der Folge von holden Kindern umblühet, deren Nachkommenschaft noch heute in den Gliedern des österreichischen Kaiserhauses fortbesteht. — Prinz Franz aber, als er späterhin erfuhr, was eigentlich sein glückliches Entkommen bewirkt, segnete sein Geschick mit dankbarem Herzen, und wünschte jedem seiner Nachkommen eine Geliebte wie Claudia, einen Freund wie Beaulieu, und in der Stunde der Gefahr ein so glückliches Ohngefähr, als ihnen der erste April war. v. Sartorius.

Miszellen.

Die im „Gesellschafter“ (1825. Bl. 119—123) mitgetheilten Türkenlieder von Heinrich Stieglitz waren an und für sich schon der Aufmerksamkeit werth, und sie haben diese wohl auch gefunden da, wo man solche charakteristische Lieder zu würdigen versteht. Es ist namentlich dadurch auch dem Verlangen und Wunsche des Recensenten von „Bakis, des größten türkischen Lyrikers, Divan. Verdeutscht von v. Hammer. 1825“, im „Literaturblatte“ (1825. Nr. 45), genügt, der den seit 1821 erschienenen Griechenliedern und Volksliedern der Neugriechen keine [illegible] antihellenischem Enthusiasmus eingegebenen Türkenlieder entgegen zu stellen fand. Der Dichter sei [illegible] Türkenlieder hat sich aber darin in der That auf einen höheren Standpunkt gestellt und, obgleich selbst ein Griechensänger, unparteiisch, aber mit antihellenischem Enthusiasmus, die Türkenlieder gesungen.

In der „Révue encyclopédique“ (August, 1825) findet sich S. 156 eine Anzeige der in Berlin erscheinenden „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“, worin, nach Erwähnung der in Deutschland bestehenden geschichtlichen und nicht geschichtlichen oder philosophischen Rechtsschulen, von dem Geheimen Rath Savigny gesagt wird, daß er, ein Schüler Hugo's in Göttingen, seinen Lehrer, wenn nicht an Gelehrsamkeit, doch an Großartigkeit der Ansichten und Eleganz des Styls übertreffe. — Ein neuer Beweis, daß die Franzosen auch in den ernsteren, strengeren Wissenschaften dasjenige, was die Deutschen in denselben leisten, nicht mehr übersehen. K.

Juristen-Uniform.

Was? Uniform für Rechtsgelehrte? —
Wird die erst eingeführt,
So wird doch etwas Einiges
An solchen Herrn verspürt.

Wilh. Schring.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Unter den Bühnen-Neuigkeiten für uns neuere ich „Macbeth“, neu und meistens nach der in England gewöhnlichen Darstellung in Scene gesetzt, mit den Hexen-Scenen nach Bürger und mit neuer Musik von Spohr. Jene wollten nicht ansprechen, obschon sich die Darstellenden viel Mühe gaben, auch von Seiten der Direktion, namentlich im vierten Akt, Alles gethan war, den Zuschauer in ein gewisses Grausen zu versetzen, und die bekannte Musik von Reichard schien mir charakteristischer. Hr. Stein, als „Macbeth“, verdient um so mehr Anerkennung, da es der erste Versuch in einem neuen Rollenfache war, obschon wir bezweifeln, daß er es darin fortsetzt und (wie es scheint) bei dem Mangel an vorhergehender ruhiger Auffassung des Charakters einer solchen Rolle, zu etwas Bedeutendem bringen wird. Er ward am Schlusse der Vorstellung nebst Mad. Miedtz, die sehr brav die „Lady“ gab, und dadurch neuerdings ihr Talent zum Cothurn bewährte, gerufen. — Raupach „Laßt die Todten ruhn!“ ward in einzelnen Scenen und Stellen mit etwas vernehmlichem Unwillen aufgenommen; wir lassen es dahin gestellt, ob der Dichter oder die Darstellenden die Veranlassung gaben, obschon manche Stellen — bei einzelnen guten Witzfunken — füglich wegbleiben könnten. Doch müßte wohl die Frage mancher Kunstrichter, woher es komme, daß gerade das Parterre sich zum Sittenrichter und lauten Verfechter der Moral aufwerfe? — wiederholen, ohne sie beantworten zu können. Indeß auch hinter dem Vorhange erhob sich nach dem Stücke ein kleiner Streit, da einer der Schauspieler einem der Darstellenden den Vorwurf machte, daß er durch einen eigenmächtigen Zusatz den Fall der Dichtung veranlaßt, und dieser Ursache und Folge ziemlich heftig läugnete. Nach meiner

sicht hatten Beide Unrecht; keinem Schauspieler kommt das Recht zu, dem andern laut zu tadeln und ihm das Extemporiren und dessen etwaige Folgen vor zu werfen, da dies lediglich Sache der Direktion ist; und der Darstellende hatte um deswillen Unrecht, weil er sich allerdings einen höchst überflüssigen Zusatz erlaubt hatte. — Außer dem Theater fehlt es nicht an Zirkeln und Gesellschaften, deren Zweck ästhetische Bildung und Unterhaltung ist. So war ich kürzlich bei einem geselligen Vereine, wo Dr. Bernhardi, Sohn des Herausgebers der „Allgemeinen Grammatik", ein Blut- und Geistes-Verwandter des trefflichen Tieck, den „Macbeth", einige Tage darauf auch den „Hamlet" ganz vorzüglich und zu hohem Danke der aufmerksamen Zuhörer vorlas. — In der Loge, einer auf gebildete — ich möchte sagen ästhetische — Unterhaltung gegründeten Geselschaft, wurde Goethe's funfzigjähriges Dienst-Jubiläum gefeiert. Der Saal war mit Guirlanden geschmückt und geschmackvoll erleuchtet; am Schlusse des ersten Theils öffnete sich ein grüner Vorhang, der eine Nische verbarg, in welcher die Büste Goethe's aufgestellt und die Bilder, die Goethe selbst zur Feier des funfzigjährigen Regierungs-Jubiläums gewählt — aber nicht gedeutet hatte — ein jedes mit Rosen bekränzt, rings umher im Kleinen gemalt waren. Wie trefflich der Anordner des Ganzen, der Kaufmann Wilh. Gerhard, jene Symbole auf Goethe gedeutet hat, sehen Sie aus dem folgenden Gedicht desselben, welches der Dichter, nachdem Goethe's Büste von zwei als Genien gekleideten Kindern bekränzt worden war, selbst vortrug:

Noch sehen wir die Bilderkränze weben,
Noch tönt der Chor, noch prangt der Blüthenkranz:
Dem Fürsten, der die Musse Ihm gegeben,
Dem Freunde, schmückt er dankbar Pfort' und Hans;
Doch will der Meister nicht den Schleier heben,
Und Laien legen sich die Räthsel aus.
So lasset uns mit seinen eig'nen Bildern
Des gold'nen Tages Hochgefühle schildern!

Gebarnischter Arm, den Schild über offene Bücher breitend; seitwärts ein Sonnenblick.

Wer — fragt ihr — hat den Genius geleitet,
Durch den so vieles Herrliche gedieh?
Ob manche Göttin um den Vorzug stritte:
Minerva ist es, die den Schild ihm lieh.
Seht, wie die Wolkenschatten fleh'n! — Er breitet
Ihn schirmend über Kunst und Poesie;
Und so bewahrt er auch der Menschheit Rechte
Im Fürstenrath dem glücklichen Geschlechte.

Lorbeerkranz mit Feder und Pinsel.

Und wie nun lichtumfloss'ne Tage glänzten,
Verstummt des Aberwitzes dumpfer Chor.
Gezogen sind durch ihn die zarten Grenzen
Im Reiche schöner Kunst für Aug' und Ohr,
Und herrlich strahlet, unter allen Kranzen
Des Ruhmes, Tasso's Lorbeerkranz hervor,
Den jetzt die Grazien dem Hochbeglückten,
Dem Lieblings, auf die heil'ge Stirne drückten.

Genius auf einen Punkt der unter ihm schweben; den Weltkugel zeigend.

Europa fragt mit flammender Geberde:
Welch süßer Klang durchbebet meine Welt?
Auf wessen Staubgebornen mächtig Werde
Entglomm der Strahl, der meinen Thron erhellt?
Ein Götterbote zeigt den Punkt der Erde
Und spricht: Dort, Fürstin, lebt und wirkt der Held,
Von dem die Orpheustöne dir gelungen,
Der, ähnlich ihm, des Orkus Macht bezwungen.

Genius, der die Büste der Isis halb enthüllt.

Denn nicht nur klingt von ihm die gold'ne Leier:
Er dringt auch in das Inn're der Natur.
Er wagt's und hebt der Isis Zauberschleier
In tiefen Schachten, wie auf bunter Flur.
Sein prüfend Aug' entdeckt mit regem Feuer
In Pflanze, Thier und Stein des Ew'gen Spur.
Gottheit und Gothen — huldigend Vermächtniß
Bewährter Forscher — feiern sein Gedächtniß.

Goldner Regen in anmuthiger Landschaft, über ihm ein Regenbogen.

Die treue Mutter bleibt dem Sohn gewogen,
Dem sie vor allen reiche Kranze flicht.
Er übt, in ihrem Tempel auferzogen,
Als Knab' und Jüngling schon das Aug' am Licht.
Befruchtet ist das Land; — ein Regenbogen
Zeigt, wie der Strahl sich tausendfarbig bricht,
Und bald erscheinet, zu des Meisters Ehre,
In neuem Glanz der Farben hell're Lehre.

Adler, der die Leier zur Sonne trägt.

Und fragst du, wer, von Himmelsglanz geleitet,
Mit gold'ner Leier sich zu Sternen hebt?
Wer sichern Fluges durch die Wolke schreitet,
Vor der das nied're Waldgeflügel bebt,
Das — während er die Schwinge mächtig breitet —
Mit schwachem Fittig nachzufliegen strebt? —
Er ist's! — Ihn tragen der Begeist'rung Flügel —
Den kühnen Aar — zu fernem Sonnenhügel!

Cirkel, Winkelmaaß und flammender Stern.

So hat zuletzt in glänzender Rotunde,
Dem Scherblick, auf weiter Sonnenbahn,
Wie eng umgrenzt vom trauten, stillen Bunde,
Das Allerheiligste sich aufgethan.
Der Menschheit huldigend mit Herz und Munde,
Schließt er der Bundeskette froh sich an:
Denn Männern, die am ew'gen Tempel bauen,
Schenkt auch ein Weiser Ehrfurcht und Vertrauen.

Offene Urne.

Er aber, lichend das Gewichtige,
Mit Winkelmaaß und Cirkel wohl vertraut,
Hat seinem Fürsten nur das Tüchtige,
Und Unvergängliches der Welt gebaut.
Die Stunde feiern wir, die flüchtige,
Die heut' ihn sieht wie eine frohe Braut!
Wohl hat sie Recht, ihm freundlich zu begegnen:
Denn Enkel werden seine Urne segnen!

Inschrift.

Haec olim fecit! — Zu so reichem Leben,
Als uns der Bilder Doppelsinn enthüllt,
Hat ihm sein Fürst die Musse gern gegeben;
Denn gütig ist er, groß, gerecht und mild.
So laßt uns Lust und Lust zusammen weben:
Dem Herrscher wie dem Sänger Kranz und Bild!
Und mögen einst am Urnen alles Schönen
Das Jubelpaar die sel'gen Götter krönen!

Daß die, meist von Solbrig, unserm geschätzten Deklamator, gesprochenen Dichtungen, so wie die gewählten Gesangstücke, theils von Goethe waren, theils in Bezug zu ihm standen, können Sie vermuthen, so wie ich versichern kann, daß dieser Feier eine zahlreiche Versammlung mit reger Theilnahme beiwohnte.

**.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 16. Dezember. 200tes Blatt.

Horaz.

Ein Trauerſpiel in fünf Handlungen von K. W. Ramler.

Unter dem obigen Titel iſt mir aus dem Nachlaſſe K. W. Ramler's ein vollſtändig ausgearbeitetes Manuſcript zugekommen, das der verewigte Verfaſſer unfehlbar ſelbſt ſchon zum Druck bereit gelegt hatte, da es eigenhändig von ihm mundirt und mit ſichtbarer Sorgfalt und Liebe angefertigt iſt. Der Grund, aus welchem bei ſeinem Leben der Druck unterblieb, hat ſich indeß eben ſo wenig, als die Zeit der Abfaſſung bis jetzt aus den hinterlaſſenen Papieren ermittelt; doch darf man aus den verſchiedenen Proben der Handſchrift auf die letztere und letzte Lebensperiode faſt mit Gewißheit ſchließen. Wie dem aber auch ſey, ſo glaube ich mir ein kleines literariſches Verdienſt und den Dank des Publikums zu erwerben, wenn ich daſſelbe mit dieſem dramatiſchen Spätlinge eines hochgefeierten Dichters näher bekannt mache. Daher möge denn hier eine vollſtändige Darſtellung des Plans und Inhalts, mit untermiſchten Proben, ihren Platz finden und dem gänzlichen Erſcheinen dieſes Trauerſpiels um ſo mehr einen erfreulichen Weg bahnen, als gerade in der neueſten Zeit das Intereſſe für unſere claſſiſche Literatur wieder auf das lebendigſte und vielſeitigſte angeregt worden iſt. — Der Stoff iſt aus der früheſten Geſchichte des römiſchen Volkes (vergl. Livius I. 24, 25) hergenommen, wo die Römer und Albaner, unter ihren Königen Tullus Hoſtilius und Mettus Luſetius ſich feindlich gegenüber ſtehend, einen gemeinſamen Beſchluß dahin abfaſſen, daß Sieg und Herrſchaft durch einen Dreikampf, zu welchem gerade Drillinge in beiden Heeren, die Horazier bei den Römern, die Curiazier bei den Albanern, ſich fanden, entſchieden werden ſollte. Hier beginnt das Stück, deſſen Schauplatz der Vorhof zum Pallaſte des Tullius (wie der Dichter den König nennt) iſt; vorn das äußere Thor, auf der einen Seite der Eingang in den Pallaſt, auf der andern in einen Tempel. Perſonen deſſelben ſind: der König Tullius, der alte Horaz, der junge Horaz, Publius, Sabina, Gattin des jungen Horaz und Schweſter der Curiazier, Camilla, Schweſter des Horaz und Braut des einen Curiazier, Julia, eine Römerin, und einige Sklaven. — Die erſte Scene des erſten Akts enthält eine gelungene Expoſition, die den Leſer gleich in medias res verſetzt. Mit glühenden Farben iſt beſonders der große Seelenkampf gezeichnet, den die beiden Frauen Camilla und Sabina kämpfen, da hier die heiligſten Gefühle im empörten Widerſtreite ſich gegen einander erheben, während draußen Brüder das mordende Schwerdt in Bruderblut tauchen. Jeder Wunſch, jede leiſe Hoffnung iſt ſogar ſündlich; denn wenn der Gatte, der Geliebte ſiegt, ach! dann erlagen ja zuvor die Brüder ſeinen Streichen. Wahrlich! die Darſtellung dieſer Situation war eine ſchwierige Aufgabe, und folgende Probe möge daher zeigen, wie ſie der Dichter zu löſen verſucht. Offenbar aber iſt ſchon die eine Schönheit, daß er uns lieber dieſen weit höher ſtehenden Seelenkampf der Frauen, als den Fauſtkampf der Männer vorgeführt hat.

Camilla (zu Sabina, die aus dem Tempel kommt).
Schwester! sie sind todt, —
Dein Mann, mein Bruder, mein Geliebter — todt!
Ein fürchterlich Geschrei von beiden Heeren
Drang durch die Luft —

Sabina.
Ich hört's bei den Altären,
Wo ich geweint, und zitternd komm' ich her —
Hast Du vom Kampf sonst keine Nachricht mehr?

Camilla.
Was braucht's? schon seh' ich meiner Brüder Schatten;
Die Götter thun nicht halbe Lasterthaten,
Sie heischen Blut, dreifachen Brudermord!
Dort liegt mein Curiaz, mein Bruder dort,
Bleich, blutig, starr, ihr brechend Aug' vergießt
Noch eine Thrän', aus ihren Wunden fließt
Blut zum verwandten Blut, ihr matter Blick
Rollt nach der Brüder Leichen noch zurück;
Angst auf der Stirn, Verzweiflung auf den Wangen
Sehnt sich ihr blut'ger Arm, sich zu umfangen;
Aus jeder Wund' entgegen klafft der Tod
Dem Mörder blutigroth: —
Des Volks Triumph heult ihnen Fluch, auf ihnen
Schwebt unsrer Mütter Geist, mit drohenden Mienen
Schwingt jede einen Dolch auf sie, auf Rom,
Auf Alba — ha! sie rufen uns, o komm!
Wir wollen fort zum blut'gen Schlachtfeld geh'n,
Ich muß noch einmal den Geliebten seh'n,
Ihn sterbend — ha! den Brudermörder? ihn? —
Ich fluch' ihm — Gott! wo soll ich hin? wohin?
Zum Tempel, wo der Gott der Rache wohnt?
Zu dem Pallast, wo Tyrannei nur thront?
Zu meines Vaters Haus, zur Stadt, in's Feld? —
Für mich kein Friedensplätzchen auf der großen, weiten
Welt? —
Du weinst? hast Du noch Thränen? — ha! mein Herz
Kocht in der Angst und glühet in dem Schmerz.

Sabina.
Und hab' ich gleiche Qualen nicht empfunden?
Empfing mein Herz nicht gleiche Todeswunden?
Ach! seit dem Unheilskampf entfloh die Ruh',
Ich weint', ich klagt', ich wüthete wie Du:
Mein Mann, sein Rom, mein Alba, meine Brüder
Zerrissen mich — da stieg kein Trost hernieder!
Mit bleichen Wangen, mit zerstreutem Haar
Fiel ich in stummer Angst vor dem Altar,
Vor unsern Laren hin! ich strömte Zähren,
Da stieg tief aus den heiligen Altären
Ein dumpfes Murmeln auf. Ein Schau'r ergriff
Mein Herz, da sprang ich bebend auf und rief:
Was willst du hier? Das sind, das sind die Götter,
Die Götter deines Mann's und seiner Väter,
Die Götter des Barbar'n, der wüthend itzt
Wohl schon der Brüder theures Blut verspritzt!
Ich irrte weg, die Angst in meiner Seele
Trieb mich weit hin durch die verwais'ten Säle;
Das Bild des Kampfs folgt' mir, wohin ich ging.
Dort, wo sein Schwerdt, des Todes Werkzeug, hing,
Sah' ich im Blut den jüngsten meiner Brüder,
Vor seinen Schildern fiel ich schaudernd nieder;
Da sahe ich, wie meiner Brüder Spieß
Den Schild durchbohrt und seine Brust zerriß.
Mir schien, als hielt' er sterbend meine Treue
Und mein Gelübd' mir vor; — gequält von Reue
Warf ich auf's Neu' mich vor den Laren hin.
Schon bebt' ich wieder, wollte wieder flieh'n,
Da schien mir eine Stimm' von den Altären
Zu rufen, und ich stand, den Ruf zu hören.
Sie rief — tief drang's mir in die Seele ein —
Sie rief: „Willst du mehr, als die Götter seyn?
Ihr Rath bestimmt, wer fallen soll und siegen,
Trag' in Geduld, was ihre Schlüsse fügen!"
Andetend sank ich nieder, nur um Muth,
Zu tragen, was das Schicksal auf mich lud,
Fleht' ich, und mitten in der Angst, der Furcht, den
Schmerzen
Entquollen Trost und Frieden mir im Herzen.
Die ganze Welt sah' ich vor mir vergeh'n,
Die ew'gen Friedenspalmen sah' ich weh'n —
Dort werd' ich meine Todten wieder sehen,
Dort werden sie bei'm großen Numa stehen,
Bei'm hehren Romulus, den Göttern werth —
Dort keine Wunden, dort kein Schwerdt! —
Dort werden wir uns ewig lieben können,
Dort wird kein Tod, kein Tod uns weiter trennen!

Julia.
O Heldin!

Camilla.
Nein, mein Herz ist todesvoll! —
Wenn ich, wie Du, den Göttern folgen soll,
So laß' sie Trost in meine Seele gießen,
Wie Dir. Gequält, zerrissen
Stößt wild in Aufruhr Wunsch an Wunsch in mir,
Gedanken an Gedanken! Ich bin dir
Gefolgt in Alles, was Du jetzt erzählt,
Wie Du von Angst ve folgt, von Schmerz entseelt.
Gebückt vor dem Altar der Laren Trost
Gesucht, wie Du mit kaltem Schauer flohst:
Ich zitterte, wie Du, vor Schwerdt und Schildern.
Ich sah in tausend, tausend Schreckenbildern
Dort meinen Curiaz vom Blute roth.
Dort meine Brüder kämpfend, sterbend, todt.
O Schwester! sieh', ich fühle ganz wie Du,
Die Alles, Alles nach, nur nicht die Ruh',
Die Dich gestärkt, geheilt: nein! für Camillen
Ist keine Ruh'! — des Todes Schrecken füllen
Mein Herz: sie werden nicht zu lichten Himmelsbhh'n
Jenseit der Urn' mit meinem Schatten gehn!
Dort liebt man nicht! der Styx giebt meine Brüder,
Giebt meinen Curiaz nicht wieder!
Ihn, den der Parzen blut'ge Hand entreißt.
Ich werd', ein traurig weinend bleicher Geist,
Am Rande des Cocytus Ruhe suchen
Vergebens! und den grausen Göttern fluchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Robert der Teufel.

Das zweite Heft von „Tristan le Voyageur" enthält das Leben und Treiben des Herzogs Robert von der Normandie, genannt Robert der Teufel. Es stürmte eines Tages so arg — erzählt Tristan — daß der Gipfel des herzoglichen Pallastes einfiel und der Baum der Gerechtigkeit zerknickte. Gerade um diese Zeit ward die Herzogin Mutter von dem jungen Robert entunden. Schon als Säugling zerbiß er seiner Amme so die Brust, daß man ihn zuletzt nur mit einem Hörnchen anlegen konnte, gleichwohl gedieh er so gut, daß er schon als junges Kind die Stimme eines Mannes

hatte. Alle Kinder fürchteten ihn, und meinten, in ihm müsse ein böser Geist stecken. Als er mannbar ward und ein Rittertroß ihm die Honneurs machen wollte, fing er gleich so ernstlich an zu turnieren, daß er vier derselben auf dem Platze tödtete. Später ward er förmlich Räuberhauptmann, bestahl Kirchen, mordete, was ihm vorkam, steckte Häuser in Brand, schnitt den Mönchen in der Abtei die Köpfe ab, stahl die Kreuze vom Altar, erschlug den Grafen von Toutances und erkaufte einen Landesfreiherrn, dessen Frau ihm gefiel. Alles floh die Gegend, wo er hauste. Kein Fest- noch Fasttag war ihm heilig, er fluchte, aß und trank, wild wie ein Heide, in's Gelag hinein. Eines Tages bekam er eine ganz besondere Mordlust, und tödtete sieben Eremiten. Alle sieben vergaben ihm im Sterben, und diese heilige Hingebung machte plötzlich einen eigenen Eindruck auf ihn. Er ging in sich, und kehrte nach seinem väterlichen Schlosse zurück, wo seine Mutter eben im Vorsaal saß. Alles floh den wilden Menschen, nur die Mutter blieb und redete ihm zum Herzen: ob er sie etwa auch opfern wolle? Robert aber war ganz umgeändert und äußerte: er müsse nach Rom und dort seine Sünden abbüßen. Zuerst ging er nach dem Wald, seine Spießgesellen zu bekehren: als sie aber nicht wollten, nahm er eine Keule, erschlug ihrer, so viel er erschlagen konnte, dann verschloß er sein Schatzhaus, und nun begab er sich auf den Weg. So reich er war, ging er dennoch zu Fuß, und ließ sich oft unterweges geißeln. Der Papst, obgleich wegen dem Mord der sieben Eremiten höchst aufgebracht, vergab endlich doch dem Reuigen und befahl ihm, als Buße, so lange er es begehrte, einen Narren und einen Stummen zu spielen. — In einer großen Stadt Italiens residirte ein Fürst, der eine einzige Tochter hatte, die wirklich stumm war. Sie hieß Emmeline, und war sehr schön. Robert übte hier dienst- und bußfertig Alles aus, was ihm auferlegt war, schlief unter der Treppe des Schlosses u. s. w. Einst hieß es, der Fürst werde von 30,000 Sarazenen bedroht, denen er nur 10,000 Ritter entgegen stellen konnte. Auch Robert waffnete sich sogleich und zog mit aus. Bei dem Anblick der Sarazenen wollten die wenigen Ritter nicht Stand halten, aber Robert sammelte sie, führte sie an und — jagte die Feinde in einen großen Strom. Hier ward er aber in der Lende verwundet; der Sieg war jedoch entschieden, und der Fürst, welcher den tapfern Streiter gesehen, wollte ihm willig seine Tochter zum Lohn geben. Robert aber hatte sich büßend entfernt und war nicht wieder zu finden, und Niemand hatte ihn erkannt, als die stumme Emmeline. Der Fürst ließ ausrufen: er wolle wissen, wer der verwundete Ritter aus dem Zelt gewesen, er solle sich melden. Da kam der Seneschall des Orts und sagte, er sey der Gesuchte. Er liebte Emmeline, und so gestehe! bei der wann er die Geliebte zur Braut. Aber Trau-Scene durch den Papst bekam Emmeline plötzlich durch ein Wunder ihre Sprache wieder und brachte jetzt die Wahrheit an's Licht, den Seneschall der Lüge zeihend. Der Papst ließ nun Robert holen, und es ward kund, daß der arme Sünder Herzog von der Normandie sey! — Der Büßende hatte sich geeinigt und — führte die Braut wirklich heim! Fortan blieb er ein guter Mensch, bestand nur ehrsame Thaten, und regierte sein Volk mit Würde und Vernunft; aus alter Gewohnheit behielt er aber doch den Namen: Robert der Teufel.

Duschek.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

„Der Prinz von Pisa.“ (Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilibald Alexis.) „Lüge, sie lastet schwer auf der trüben Zeit!“ — Das scheint uns der bleibende Grundgedanke dieses Drama zu seyn. Der Engländer aber und der Norddeutsche sind geneigt, ihren Unwillen über Heuchelei und Gleißnerei, über vornehmthuende Bettelhaftigkeit und inhaltleere Wohlredenheit, über blindes Nachsprechen und großen Egoismus, in der Form von schneidenden und bittern Satyren aus zu lassen. Wir glauben nicht, daß irgend Jemand bei der Lesung des Stücks sich behaglich finden wird, und berufen uns auf den jetzt dahin geschiedenen Jean Paul, den genialen Schöpfer des schwerm nordeutschen Humors, welcher selbst es ausspricht, daß nur eine beklommene Brust so lachen könne, wie sein Held „Leibgeber“, als er einmal an einem naßkalten Abend draußen auf einem Grenzstein saß, und sich ansah und fragte: „Was kann denn im Grunde aus dir werden?“ Während Spanier, die Besseren unter den Franzosen und unsre süddeutschen Nachbarn in ihren komischen Personen die unverhohlene Herrschaft des sinnlichen Triebes, das ungeschickte und alberne Benehmen im Erguß verstellter Mittel zum Zweck, kurz alle zu Tage gehenden Neigungen des innern Widerspruchs gegen das Ideal heraus heben und zum Komischen benutzen: suchen die Engländer, Jean Paul, und so auch der Verfasser des „Prinzen von Pisa“ (freilich ganz verschiedene Weise und mit ungleichem Erfolg), die Wurzel dereinig der Sitten*) bei ihrer verborgensten Wurzel, nämlich dem Willen und der Gesinnung, zu fassen und in ihrer Blöße zu zeigen. Eine ruhige Heiterkeit können nur die Produkte der Südländer erregen; aber der Deutsche, in der Mitte Europa wohnend, mag auch die strenge und herbe Weltbetrachtung des Nordens nicht lediglich in ascetische Bücher der Zeloten verweisen. — Hier nun hat der Verfasser das Hauptgebrechen unserer Zeit, egoistische Absichten hinter ehrliche Redensarten zu verbergen, und flache Unbedeutendheit hinter affektirte Tiefe des Gefühls und Feinheit der Bildung, in allen Personen seines Drama, mit Ausnahme des „Prinzen“, zum charakteristischen Typus gemacht. Nur der Prinz steht frei da und erhaben über

„diesen Wildniß frechen Stadtelebens,
diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
diesem Pfuhl der Selbstsüchtigkeit!“

Da er aber durch seine Geburt in einem natürlichen Verhältniß zu den Pfauern sich befindet, so konnte ein leiser Anflug unter ihr ihm nicht erspart werden. Diese natürliche Verwandtschaft mit seinem Volk offenbart sich bei ihm in dem Ekel Widerwillen gegen den ihm von Gott auferlegten Beruf, auf

*) „Ridentur et corrigantur mores“ stand über Bretter-, ehemaligem Schauspielhaus.

dieses wüste Chaos unter ihm schaffend und wärmend ein zu wirken. Bei der großen Jugend des Prinzen ist dies verzeihlich. Sonst steht er da wie ein edler, ehrliebender, wohlwollender und hochbegabter Mann einer Rotte von Taugenichtsen gegenüber. Wir wollen nun auch die andern Personen betrachten: „Florentin", ein Mann von Ehre, braver Duellant, verliebt und eifersüchtig; aber ohne irgend eine Eigenschaft des Geistes und Herzens, wodurch er seine hohen Ansprüche rechtfertigen könnte; besonders fehlt ihm die einem Fürsten so nothwendige Geistesgegenwart, und seiner Leidenschaft für ein schönes Mädchen steht jede andere Neigung nach. — „Angelika". Dies Fräulein hat nach „Bonifaz" am meisten unsre Aufmerksamkeit erregt. Wie die nachgemachte Blumt sich zur natürlichen verhält, so „Angelika" zu Shakspeare's „Julia". Der mangelhafte Schluß des Stücks läßt es nicht klar heraus treten, was offenbar im Sinn des Dichters lag, wie diese schöne, in der Welt guter Romane und zartsinniger Schauspiele lebende Marktise, bei allen ihren geeinten Empfindungen, gar nicht anstehen würde, bei der ersten Aufforderung, ihre Liebe und noch manches Andere einem Herzogsthron auf zu opfern. — „Clemens". Zeigen sich in „Angelika" die schmählichen Früchte einer Erziehung, die nur darauf ausgeht, den äußern Menschen zu formen und zu glätten, so sehen wir in „Clemens" den Repräsentanten jener unheilbringenden Politiker, denen Klugheit und Rechtschaffenheit als zwei nicht zu vereinigende Prinzipien erscheinen. Im Trüben für sich und für den Staat zu gewinnen, ohne eigenen Haltungspunkt nur dem nach zu gehen, was für den Augenblick das Stärkste und also das Sicherste erscheint, und alle Personen und Dinge hartherzig nur als Mittel zu solchem Zweck zu betrachten, darin besteht die Staatskunst dieses Podesta. Was „Clemens" im Gebiet des Staats, ist der „Eremit" im Gebiet der Kirche. Wir sehen in ihm einen feigen und ungläubigen Geistlichen, welcher mit Hülfe der Pastoral-Klugheit, die Lehre von allgemeiner göttlicher Providenz und humaner Toleranz mißbrauchend, bei angeborner Neigung zum Kuppeln, Hehlen und Schmuggeln, ein Diener und Beförderer der Sünde geworden. Das christliche Dogma von der Vergebung der Sünden muß sich zu so schmählichem Mißbrauch accomodiren lassen. Empört uns bei dem „Cuzier" und dem „Eremiten" die Verworfenheit ihrer Denkungsart, so jammert uns deren Nichtigkeit bei den drei Pisanischen Hofleuten: „Baltastro", „Valerio", „Joachimo". — „Bonifaz". Die andern Personen sollen Symbole seyn für eine ganze Classe von Menschen; der verdienstvolle Ehrenwerth aber concentrirt wieder alle hervorstechenden Eigenschaften der Uebrigen in sich. Man hat es öfter für den höchsten Triumph der Tugend ausgegeben, daß die Lasterhaften überall den Schein tugendhafter Leute an zu nehmen suchen müssen. „Bonifaz" aber lügt nicht allein Andern vor, er sey ein Freund und Besitzer der Tugend, er redet dies auch in vollem Ernst sich selbst ein. So eignet er sich vortrefflich zum Gracioso einer solchen Gesellschaft, wie sie in diesem Lustspiel sich zusammen findet, und man kann sich schwerlich einen bessern Schauspieler für die tragi-komische Maske des „Bonifaz" denken, als Herrn d. G. Zuweilen haben wir ihn in andern Stücken seine Rolle übertrieben sehen, selten jedoch sie in's Niedrige hinab ziehen. Hier aber schien er uns durchaus die Wahrheit der Kunst mit der Wahrheit der Wirklichkeit zu vereinigen. — Endlich dürfen wir das Par nobile fratrum, „Pandolfo", den Auswurf des Wehrstands, und „Egrizzi", den Auswurf des Lehrstands, nicht vergessen. Sie bedürfen keiner weitern Erklärung, und der schlaue Politikus „Clemens" charakterisirt sie hinlänglich in der Strofrede, Akt 3: „Das also ist das schöne Nachtgelichter u. s. w." — Fragen wir jetzt, was bleibt aber ehrlichen Leuten übrig, wenn ihnen jeder Ausdruck guter Gesinnung von solchem Gesindel aufgefangen wird, und schmählich gemißbraucht als Deckmantel der entgegen gesetzten Gesinnung? Wir antworten: die That. Nur die That giebt unverkennbares und unnachahmliches Zeugniß vom uns inwohnenden Willen. Brächten die Zuschauer auch nur diese Ueberzeugung mit nach Hause, so wäre dies ein ansehnlicher Gewinn. — In der Behandlung finden wir eine vielfache Anwendung des Studium des Shakspeare. Der junge „Herzog" erinnert an „Heinrich den Fünften" als Prinzen (in „Heinrich IV.") und an „Hamlet". Die Neigung, sich in untern Sphären umher zu treiben, hat der Pisaner mit jenem Ersten gemein, wie auch, daß er unbefleckt bleibt vom Schmutz seiner Umgebung. Shakspeare's „Heinrich" beweist dies später als Monarch durch sein Leben. Dem „Prinzen von Pisa" wird in diesem Drama keine Gelegenheit dazu geboten. Es fehlt also Schluß und Befriedigung. Die Absicht ferner, die Tragödie „Hamlet" als Comodie für unsre Zeit wieder zu geben, ist so deutlich, daß wir nur auf Goethe's Auseinandersetzung des Wesentlichen in Shakspeare's Drama hin zu weisen brauchen. Hier scheint aber auch der Grund des unläugbaren Mißgriffs zu liegen. Goethe sagt: „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Weder Irdischem noch Unterirdischem kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt, der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sproßt auf." — Denn Shakspeare übt nicht allein poetische Gerechtigkeit, er giebt auch ein gerundetes und vollendetes Ganze. Sein „Hamlet" ist unentschlossen und thatlos; der „Prinz von Pisa" dagegen kräftig und kühn, gewandt und rasch zur That. Um desto mehr sollte der schroffe Gegensatz zwischen ihm und dem verdorbenen Geschlecht um ihn am Schluß gewaltig hervortreten. — Näher an der Oberfläche liegen die Einzelheiten, welche aus „Romeo und Julia", „Maaß für Maaß" und „Heinrich IV." hergeflossen sind. „Florentin" und „Angelika" sind schon als Carrikaturen von „Romeo" und „Julia" bezeichnet. Handlung und Begebenheiten lehnen sich an „Maaß für Maaß", was aber bei Shakspeare Ernst und Wahrheit ist, wird hier Laune und flüchtiges Spiel. — „Pandolfo" ist ein rebellisch gewordener „Falstaff", wohl eingedenk der Worte seines Vorfahren: „Obwohl es eine Schande ist, anderswo als auf der einen Seite zu seyn, so ist es doch noch ärgere Schande, zu betteln, als auf der ärgsten Seite zu seyn, wäre sie auch noch ärger, als der Name Rebellion es ausdrücken kann." — Der Verfasser, von ernster und strenger Weltansicht aufgehend, auf dem Wege der Reflexion und Kritik sich bewegend, zeigt uns eine neue und eigenthümliche Art des deutschen Lustspiels, indem das darin Nachgeahmte unwesentlich ist. Und gut wäre es freilich, wenn das norddeutsche Lustspiel aus dem Zustand von Flachheit, Unbedeutendheit und Sittenlosigkeit erstande, durch welche ihm die Geringschätzung mancher vorzüglichen Männer unter uns geworden. Da aber ein inniges Wechselverhältniß zwischen Dichter, Schauspielern und Publikum nöthig ist, um das Drama wirklich in's Leben zu setzen, und einflußreich zu machen, so wiederholen wir den vielfach ausgesprochenen Wunsch, daß vorerst ein befriedigender Schluß dem Werk die fehlende Einheit und Rundung gebe, *) und so das unbefangene Publikum in den Stand setze, einen bestimmten Eindruck und ein bestimmtes Gefühl mit nach Hause zu bringen. An den Schauspielern lag es nicht, wenn das Stück keinen allgemeinen Beifall fand. Sie waren vortrefflich in den Sinn des Dichters eingegangen.

S——t.

*) Dem Vernehmen nach wird auch bei der nächsten Aufführung auf hiesiger Bühne der fünfte Akt nach einem, vom Autor gleich nach der ersten Aufführung gefaßten Plan, den er aber zu den zwei nachfolgenden Vorstellungen nicht ausführen konnte, gegeben werden.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1825. Sonnabend den 17. Dezember. 201stes Blatt.

Zwei Briefe Jean Paul's an den in Berlin lebenden Verfasser der Biographien von Hoffmann und Zacharias Werner. *)

1.

Baireut (sic) den 20. Mai 1823.

An keinem Tage konnte mir Ihr so lange gewünschtes Buch erfreulicher zukommen, als gestern, am zweiten Pfingsttag, weil ich dadurch auf einmal mein Pfingsten hatte; denn in Baireut unterscheiden sich mir die Wochen von Festen nur durch die — Westen. — Ihre ganze Darstellung, von den Eintheilungen an bis zur rechten Mitte zwischen furchtsamem Verschweigen und kecker Offenherzigkeit, erfreute mich inniglich, so wie Ihr Schonen als sein Freund und Ihr Richten als Wahrheitsfreund und Ihre Sprache dazu, sammt dem ästhetischen Urtheil und ich sehe froh Ihrem Denkmale Werners entgegen.

Sie haben mir durch Ihr Geschenk auf eine schöne Weise mein Schweigen auf Ihre Bitte **) verziehen, deren Erfüllung theils durch meine Vorreden (die letzte in der unsichtbaren Loge), theils durch das Urtheil des Publikums überflüssig wurde, so wie jetzo noch mehr durch Ihr treffliches Buch.

Der hiesige schöne Abend *) mit Ihnen und den Ihrigen hat sein Abendroth behalten. Die kleine Morgenröthe, **) meine liebliche Eugenie, grüß' ich hier recht innig und väterlich.

Mit Hochachtung und Liebe

Ihr
ergebenster
Jean Paul Friedrich Richter.

2.

Baireut, den 30. April 1824.

Guter, nachsichtiger, thätiger Glaubiger und Gläubiger! Denn, in der That, meine Schuld an baarem Dank ist groß; und zwar für Thaten und Briefe zugleich.

Noch einen frühern Dank als den letzten habe ich Ihnen für Ihren Werner zu sagen, mit welchem Sie mich viel näher bekannt gemacht und dadurch von manchen Seiten her ausgesöhnt haben. Hätten wir nur mehr so lebendige Lebensbeschreibungen als bloß zwei, und Sie sollten der Freund von mehr als einem großen deutschen Schriftsteller gewesen seyn. Der gute Werner fiel, wie der noch kräftigere Hoffmann, in den poetischen Gährbottich unsrer Zeit, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke durch einander brausen und wo man Alles findet, ausgenommen Wahrheit, Fleiß und den Glanz der Feile.

*) Da jetzt, nach dem Tode Jean Paul's, jede Aeußerung des gefeierten Dichters uns werth ist, so habe ich den Besitzer der Originalbriefe ersucht, die Mittheilung des Inhalts in meiner Zeitschrift zu gestatten. D. H.

**) Nämlich um ein dem Buche beizufügendes Kunst-Endurtheil über Hoffmann.

*) Im September 1822.

**) Die damals fünfzehnjährige Tochter des Empfängers, gegen die J. P. unendlich gütig war.

Beide hätten ſich zu Leſſing's Zeiten am Studium reiner entwickelt.

Leben Sie wohl, mein lieber Theilnehmer, mit Ihrer trefflichen Tochter und allen Ihrigen!

Ihr

ergebenſter

Jean Paul Friedrich Richter.

Horaz.

(Fortſetzung.)

Dieſe ergreifende, im Wechſelgeſpräche noch weiter fortgeführte Darſtellung endet zuletzt Sabina mit der Bitte:

Komm, Schweſter, laß uns flieh'n,
Dem Blick der kalten Neugier uns entzieh'n,
Verborgen laß uns ſtille Thränen weinen —
Ach! meine fließen ewig zu den Deinen!

Aber Camilla will in ihrer Verzweiflung das Schrecklichſte zu dem Schrecklichen fügen, ſie will ſelbſt die vom Blute ihres Curiaz befleckten Brüder ſehen, will ihnen, dem Könige, dem Vaterlande fluchen und dann ſelbſt ſterben für dieſen Frevel.

Julia.

Dein Vater kommt! ein heiteres Vergnügen
Lacht von der grauen Stirn' herab —.

Camilla (verzweifelnd).

Wir ſiegen! —
Mein Curiaz —

Sabina.

O meine Brüder! Gott!

Dritter Auftritt.

Der alte Horaz. Die Vorigen.

Der alte Horaz.

Rom hat geſiegt: ich bin ein Freudenbot'.
O Kinder, trocknet die unedle Thräne,
Rom hat geſiegt, geſiegt durch meine Söhne!
Laßt uns den Göttern, die uns Sieg verleih'n,
Dankbare Opfer, heil'gen Weihrauch weih'n;
Die Nachwelt wird mich hochbeglückten Greiſen,
Der ſpäteſte Enkel meinen Namen preiſen!
Der Tag wird ihnen ewig heilig ſeyn,
Sie werden Blumen auf mein Grabmal ſtreu'n,
Mit Kränzen meine Urne zieren,
Zu ihr die jungen Helden führen,
Rom's Schutzgeiſt wird dann bei der Urne ſteh'n
Und ſie zu Helden weih'n, ſie werden geh'n
Und muthig für ihr Rom die Welt bekriegen
Und mit dem Schlachtruf meines Namens ſiegen! —
Sabina, geh', empfange Deinen Mann,
Sieh' ihn fortan als Rom's Erretter an,
Er kommt, als Sieger kehrt er wieder —

Sabina.

O Gott! noch triefend von dem Blut der Brüder!

Der alte Horaz.

Die Götter waffneten des Helden Hand
Und ſie, ſie ſtarben für ihr Vaterland,
Ihr tapf'res Schwerdt erſchlug zween meiner Söhne
Und einem jeden weihr' ich eine Thräne.

(zu Camilla)

Auch Deinem Curiaz hab' ich geweint,
Der Jüngling fiel bei dem geliebten Feind,
Bei Deinem Bruder, Bruſt an Bruſt gedrückt
Vermiſchte ſich ihr Blut, ſchon ſterbend blickt'
Sein Aug' auf mich. — Er ging zur ew'gen Ruh,
Sein letztes Wort war Vaterland und Du.

Aber auch durch die ernſt-milden Worte des Vaters wird der Schmerz Camilla's nicht in ſanftere Wehmuth und in Thränen aufgelöſet, ſondern vielmehr bis zur Wuth der Verzweiflung geſteigert, in der ſie wiederholentlich dem Vaterlande, Göttern und Menſchen, den Urhebern ihres namenloſen Schmerzes, flucht. Unterdeß iſt der Zug des Königs genaht. Tullius entfernt ſich nach kurzer Unterredung mit dem alten Horaz mit den Worten:

Und morgen wollen wir vor den Altären
Mit Hecatomben froh die Götter ehren.

Während Camilla noch allein zurück geblieben iſt, erſcheint ihr Bruder, geführt von Publius und von Lictoren begleitet, die ihm die Spolien der erſchlagenen Curiazier tragen. In der nun folgenden Darſtellung iſt der Dichter ganz dem hiſtoriſchen Stoffe treu geblieben. Es endet nämlich der erſte Akt mit Camilla's Ermordung durch ihren Bruder, der ſie zwar anfangs liebreich zu tröſten ſucht, zuletzt jedoch durch die ungebändigte Wuth zu der raſchen, unſeligen That entflammt wird. — Lobenswerth iſt, daß der Mord nicht vor den Augen der Zuſchauer, ſondern hinter der Scene vollbracht wird; ein Umſtand, der allein ſchon das feine Gefühl des Schicklichen und die Meiſterhand des Verfaſſers beglaubigen könnte.

Im zweiten Akt wird die eigentliche Tendenz des Stücks näher bezeichnet. Der alte Horaz, niedergebeugt durch dieſen neuen, unerwarteten Schlag, zittert jetzt um ſo mehr für das Leben ſeines einzigen, ihm noch gebliebenen Sohnes, als er weiß, daß der König, aus Unmuth und Neid über den Triumph des Sieges, die ganze Strenge des Geſetzes anwenden wird. Nicht ohne Abſicht und pſychologiſch richtig ſind hier alle Charaktere, ſelbſt in kleineren Nüancen der des Königs, ſchwankend gezeichnet, weil ſie alle von Leidenſchaften (der alte Horaz von Schmerz und Furcht, Sabina von Haß und Liebe, der König von Neid und Großmuth) hin und her getrieben werden. Deſto erhabener tritt in ſicherer Ruhe der junge Horaz, die Hauptfigur des Ganzen, auf. Er iſt mit ſich einig und im Klaren; was er that, geſchah aus Pflicht (ſelbſt der Schweſtermord wird nicht als ein Akt der Leidenſchaft, ſondern als nothwendig modifizirt dargeſtellt, indem ſie in ihrer Raſerei das Volk und Heer leicht habe zum Aufſtande reizen können), daher fürchtet er auch nicht die drohende Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebt. Er verſchmäht es, durch Erniedrigung ſein Leben zu

erkaufen und erscheint wahrhaft groß in seiner unbedingten Unterwerfung unter das streng richtende Gesetz. Folgende Stelle möge hier ausgezeichnet werden:

Tullius (der König).

Horaz! in Deine Hand seh' ich dein Leben;
Ich liebe Dich und wünsche zu vergeben,
Ob Du gleich hier, vor Deines Herrn Pallast,
Das Recht der Majestät beleidigt hast,
Und Deine That des Todes würdig wäre:
So will ich doch verzeih'n. Doch meine Ehre
Verlangt, daß Du zuvor um Gnade fleh'st
Und vor ganz Rom und vor der Welt gesteh'st,
Daß Deine Hand sich einer That erkühnet,
Die mich beleidigt' und den Tod verdienet,
Und, wenn Du Gnade für die Schuld erlangst,
Daß Du Dein Leben meiner Huld verdankst.

Der junge Horaz.

Weißt Du, o Herr, daß ich, treu dem Gesetze,
Mein Leben nichts und nur die Tugend schätze?
Scheint meine That des Todes werth zu seyn,
So wisse, Herr, so kannst Du nicht verzeih'n.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

In Paris ist in diesem Jahre ein historischer Roman: „Maurogénie ou l'héroine de la Grèce" von J. Ginouvier erschienen, der die edle hochherzige griechische Heldin Modena (Madon) Maurogenis von der Insel Mykonis, die aus den Werken von Poutier, Roybaud und Pouqueville bekannt, aber nichts weniger als eine andere Bobolina ist, zum Gegenstande hat. Diesem Roman, mit dem aber die französischen Kritiker nicht sehr zufrieden sind, ist ein, natürlich erdichteter Brief der Heldin an die Pariserinnen beigefügt, worin die Meinung ausgesprochen wird, daß die Liebe heut zu Tage nicht ein eitles Vergnügen für die Frauen seyn sollte, sondern daß sie dieses Gefühl zu einer Triebfeder zum Siege, zu einer Quelle des Patriotismus machen möchten, indem sie von ihren Liebhabern nicht frivole Schmeicheleien, sondern Thaten der Aufopferung für Griechenlands Unabhängigkeit oder die eines jeden andern für die Freiheit kämpfenden Volkes forderten. — Was würden die ernsten deutschen Frauen und Mädchen auf diese arge Zumuthung, wenn sie ihnen gemacht worden wäre, erwiedern?

Wie kommt es doch, daß die übersetzungslustigen Deutschen, zumal da sie an eigenen echten Lustspielen Mangel leiden und vermöge ihres Charakters daran immer Mangel leiden werden, sich und ihrem Theater nicht mehr Comödien des Goldoni durch Verdeutschungen und zweckmäßige Bearbeitungen an zu eignen suchen? Hat sie vielleicht das auch in das „Conversations-Lexicon" übergegangene Urtheil des doch oft zu strengen und einseitigen Kritikers A. W. v. Schlegel, das er in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur über Goldoni ausspricht, abgeschreckt? Derselbe hat aber insofern wenigstens offenbar Unrecht, wenn er sagt, es fehle Goldoni's Lustspielen an dem, was nöthig wäre, um sich auf die Dauer zu erhalten: denn sie werden heut zu Tage sehr oft auf den Bühnen Italiens dargestellt und haben sich auf denselben zu erhalten gewußt. Wir möchten Schlegel'n dasjenige entgegen stellen, was der mit Italien und Goldoni vertraute Sievers über Goldoni sagt, indem er also fragt: „Wo wäre ein Lustspiel-Dichter, der sich an treuer Schilderung von wirklichen und nicht aus der Luft gegriffenen Sitten, an Lebendigkeit der Handlung ohne Fiktesanz und Peinlichkeit und an Menschenkenntniß mit Goldoni messen kann?" („Morgenblatt" 1825, Nr. 238.)

Jeder Grieche mußte, wenigstens in Constantinopel, auch wenn er ausging, seinen Karatsch, d. i. eine Legitimation, daß er sich von dem Kopf-Abschneiden losgekauft habe, bei sich tragen: denn er kam in Gefahr, von denen, die oft mehrere Tausende solcher Karatsche von der Pforte erkauft hatten, um sie, damit handelnd und auf den Straßen sitzend, wieder zu verkaufen, danach gefragt zu werden und er mußte, hatte er sein Papier nicht bei sich (man glaubte ihm auch nicht, daß er schon einen Karatsch in seiner Wohnung habe), entweder sich ein neues lösen oder in eine Art Gefängniß sich führen lassen, aus dem er nur dann entkam, wenn der Zufall einen Bekannten in die Nähe führte, so daß derselbe sich des gefangenen Freundes, den er etwa an einem Fenster bemerkt, annehmen konnte. K.

Englische Sprüchwörter.

He, that seeks Trouble, never misses it. Wer Sorge sucht, der findet sie.

He that fights with silver Arms, is sure to overcome. Wer mit silbernen Waffen ficht, ist des Sieges gewiß.

Evil be to him, that Evil thinks. Uebles dem, der Uebles denkt.

Fire and Water, are two good Servants, and as bad Masters. Feuer und Wasser sind zwei gute Diener, und eben so böse Herren.

Don't fish for Straw-Berries in the Bottom of the Sea. In der See suche keine Erdbeeren.

Care will kill a Cat. Sorge tödtet selbst eine Katze.

Better kiss a Knave, than be troubled with him. Es ist besser, einen Schelm zu küssen, als von ihm beschwert zu werden.

The Fox knows much, but more he, that catches him. Der Fuchs ist listig, listiger, wer ihn fängt.

Soldiers in Peace are like Chimneys in Summer. Soldaten im Frieden gleichen Kaminen im Sommer.

Love does much, but Money does more. Liebe kann viel, doch Geld kann mehr. G. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Die hier zum erſten Mal gegebene Poſſe: „Alles beſetzt!“ nach dem Franzöſiſchen von G. Loß, konnte ſich, trotz der beſten Leiſtungen unſers Hrn. Kellers, als „Herr v. Dorſch“, keiner beſonders günſtigen Aufnahme erfreuen. Dieſes in Frankreich ſelbſt ſeit 25 Jahren aus der Mode gekommene Stückchen, dort „Le sourd, ou l'auberge pleine“ genannt, kann mit allen ſeinen Pointen auf fremden Boden nicht mit Glück verpflanzt werden. Wenn z. B. „Danier“ im Original, hier „Hr. v. Dorſch“, bei der Stelle, wo ihm „Auguſte“ einen Schenkel von dem Geflügel anbietet, ſagt: „Je ne veux pas de Votre cuisse, Madam!“ — oder wo er dem Kellner, der die noch nicht abgenagten Hühnerflügel fortragen will, zuruft: „He, mon ami! apprenez mieux Votre a. b. c.; Vous prenez les ailes pour des os“ (les L pour des O), ſo enthalt dieſes Alles Wort- und Witzſpiele, die theils zu unrein und theils unübertragbar für unſere Sprache ſind. Daher glauben wir feſt überzeugt zu ſeyn, daß bei einer Wiederholung dieſes „Alles beſetzt“ im Hauſe Alles unbeſetzt bleiben wird. — Am 16. September betrat Mad. Berger in „Egmont“ als „Clärchen“ unſere Bühne zum zweiten Mal und erndtete vielen Beifall. Die Scene, in welcher ſie Egmont's äußern Schmuck bewundert und ſich mit Herzlichkeit an ihn ſchmiegt, gelang ihr, von ihrem wohltönenden, weichen Organ unterſtützt, vollkommen. Wäre Mad. Berger da, wo ſie die Bürger von Brüſſel zur Rettung Egmont's anfeuert, minder zart, dagegen mehr energiſch geweſen, ſo würde jeder Anforderung von ihr genügt worden ſeyn. Hr. Kaziauer iſt uns als „Egmont“ und eben ſo Hr. Marr als „Aida“ ehrenwerth aus früheren Vorſtellungen bekannt. — Am 18. September gab Hr. Berger den „Joſeph“ als zweite Gaſtdarſtellung in der Oper: „Joſeph in Egypten“. Es fehlt dieſem Tenoriſten weder an muſikaliſchem Talent, noch an dramatiſcher Gewandtheit; doch iſt ſeine Stimme, wenn auch in der Höhe wohlklingend, in den Mitteltönen gleichſam geklemmt und ohne Schall. Indeß glauben wir, daß Hr. Berger dieſem Uebelſtande abhelfen könnte, wenn er mit weniger verſchloſſenem Munde ſänge. Uebrigens ſoll derſelbe nur als zweiter Tenoriſt ſich hier engagiren zu wollen beabſichtigen und als ſolcher dürfte er ſeinen Platz ſchon befriedigend ausfüllen; auch wurde ſeine Romanze heute ſehr beifällig aufgenommen. Hr. Hillebrand, „Jacob“, gab dieſen Patriarchen mit Auszeichnung, war aber an einigen Stellen für ſein hohes Alter zu lebendig und zu kräftig. — Die dritte Gaſtrolle der Mad. Berger war am 19. September: „Roſamunde“, in dem Trauerſpiel gleichen Namens, worin ſie die günſtige Meinung vollends bewährte, die wir ſchon früher von ihr mit inniger Ueberzeugung gehegt hatten. Das Bergerſche Ehepaar trat vom heutigen Tage an bei unſerer Bühne in Engagement. Die trefflichen Mitwirkungen der Herren Kaziauer und Volkmar, jener als „König“, dieſer in der Partie des „Richard“, ſo wie der Demoiſ. Goltmann als „Königin“, dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, zumal da Letztere in dieſer Rolle, was ſehr viel ſagen will, eine würdige Stellvertreterin der Mad. Gehlhaar war. — Höchſt erfreuliche Erſcheinungen waren uns Hr. und Mad. Vespermann, vom Münchener Hoftheater. Letztere betrat in „Johann von Paris“ als „Prinzeſſin von Navarra“ zuerſt unſere Bühne. Es giebt wohl gegenwärtig nur wenige Sängerinnen, die ſo viele hohe Geſangseigenſchaften mit einer ſolchen Fülle des Tons in ſich vereinigen, wie ſie die ſo rühmlichſt bekannte Mad. Vespermann beſitzt. Am heutigen Abend bereicherte ſie ihre Partie mit einer eingelegten Arie von Caraffa: „O cara memoria“, mit den Variationen von Winter, und erfreute uns dadurch höchlich. Wie gewöhnlich bei großen Eigenſchaften kleine Mängel ſtörend wirken, ſo bemerkte man den unſerm theuern Gaſte mit Unbehagen die fremdartige Ausſprache des ü anſtatt des deutſchen u, z. B. müſſe ſtatt muſſe, ferner Troubadour ſtatt Troubadur u. ſ. w. — Madam Nicola ſtand als „Oliviер“ ihrer Gebieterin würdig zur Seite; doch war Hr. Berger als „Johann“ nicht durchdringend genug. — Am 23. September erſchien Hr. Vespermann, unſer Landsmann und früheres Mitglied der hieſigen Bühne, als „Geheimerath Seeger“ in Iffland's „Erinnerung“. Daß dieſem braven Künſtler auch hier gerechte Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte zu Theil werden mußte, das durfte er mit vollgültigem Rechte erwarten. Wer bei ſeinen Darſtellungen in uns das Andenken an einen Iffland ſo lebendig zu erwecken im Stande iſt, und dennoch mit eigenem Schöpfungsvermögen ſeine Bilder ausſtattet, der kann von dem ſchönen Ziele der Vollendung nicht mehr fern ſeyn. Wir geben gern zu, daß Herr Vespermann hie und da ein wenig zu raſch und lebendig war; doch manche ſchöne Momente, wie der, wo er im Zorn bei den Worten: „Wer, ich eine Figur?“ ſich ſelbſt wuthend ergreift, ließen dieſe ſeinem Alter nicht mehr angemeſſene Petulanz vergeſſen. Unſer biederer Hr. Hanff feierte als „Wardam“ einen Triumph. Hr. Marr, als „Sekretair Wardam“, zeichnete ſich aus (beſonders in der Scene des vierten Akts), ſo wie Mad. Artour und Mad. Huber, Erſtere als „Henriette“, Letztere als „Madam Wardam“. — Als „Azalthe“ gewährte Mad. Vespermann am 25. September im „Fröſchlein“ und einen neuen Genuß; ſo wie am 27ſten Hr. Vespermann als „Amtsrath Pelz“ in Schröder's Luſtſpiel: „Das Blatt hat ſich gewendet“. Die Licentia, die ſich Hr. V. nahm, indem er die Spitze ſeines entblößten Degens ſeiner Frau mehrmals in den Nacken ſetzte, ſprach nicht an. Ein Recitativ und eine Arie mit Chor von Paccini trug Mad V. zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung jenes Luſtſpiels mit glanzendem Beifall vor. — Die „humoriſtiſchen Studien“, von Lebrün, kamen am 28 September auch bei uns an die Reihe und ergötzten beſonders durch des Hrn. Marr's höchſt originell gegebenen „Kaltnäky“ und des Hrn Kaibel's „Brauſer“. Hr. Ludwig als „Wucherer Sauger“, dieſer leidhafte Tartuffe, machte viel aus dem Wenigen, was er zu leiſten hatte. — Marr's „Agnese“ ſchritt am 30 September zum erſten Mal mit allen ſeinen Harmonieen dennoch nicht harmoniſch an uns vorüber. Einen Wahnſinnigen den ganzen Abend mit ſeinen gräßlichen Gebärden zu ſehen, iſt zu abſchreckend. Hr. Hillebrand gab indeß dieſen unglücklichen „Moerſien“ vorzüglich. Die Inſtrumentirung, beſonders im zweiten Akte, gehört zu den beſſern Tondichtungen. Für den Tenor iſt nicht genug geſchrieben und eben ſo mangeln dieſer Oper auch Enſemble-Stücke; die Recitative waren bei uns in Dialoge umgewandelt worden, und ſo war das Reſultat dieſer Umkehrung mehr ein aus Achtung für den verdienſtlichen Compoſiteur bereitwilliges Tolleriren als ein wahrhafter Beifall.

(Der Schluß in der Beilage.)

In einem großen Teich zwiſchen Sceaux und Pleſſis-Piquet befinden ſich die Ruinen einer alten Kapelle, die ein ehemaliger Herr von Pleſſis-Raoul im zwölften Jahrhundert dort erbauen ließ. Sie war der Mutter Maria gewidmet, und — ſo verkehrt waren die damaligen, jetzt ſo oft empfohlenen religiöſen Begriffe — daß der Erbauer als Opfer jedesmal den zehnten Theil deſſen, was er als Wegelagerer den Reiſenden raubte, hierher brachte, um damit ſeine vollbrachten und künftigen Sünden ab zu kaufen! (Corsaire.)

Auf dem Theater der Mad. Saqui tanzt jetzt die — Jungfrau von Orleans. Die Geſchichte dieſer Heldin wird als pantomiſches Ballet dargeſtellt. Ein allegoriſches Gemälde, den Einzug Carls VII. in Rheims darſtellend, beſchließt die Vorſtellung. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XLIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 201sten Blatte des Gesellschafters 1825.

Hannover. (Schluß.) Am 2. Oktober gab uns Herr Vespermann den „Franz Moor" in Schiller's „Räuber". Nach dem Heros der deutschen Bühne, Hrn. Devrient, sahen wir noch keinen gelungenern „Franz" auf unserm Theater. Eisige Ruhe, hämische Schlauheit und feige Unentschlossenheit, diese drei Grundzüge im Charakter des „Franz", traten mit den lebendigsten Farben, besonders im vierten Akt, hervor. Herr Kazianer ist ein trefflicher „Carl Moor", und darum war das Hervorrufen dieses Künstlers am Schlusse der heutigen Vorstellung vollkommen gerecht — war es aber auch gerecht und gastfreundlich, die ausgezeichneten Leistungen des Hrn. Vespermann an diesem Abend nicht auf gleiche Weise an zu erkennen? — Am 3. Oktober erschien Mad. Vespermann als „Tancred". Hier war es, wo ihr kraftiger Mezzo-Sopran sich in seinem weiten Bereiche entwickeln konnte, und wo sich der Vielseitigkeit ihrer guten Gesangschule ein weites Feld darbot. In der heutigen Vorstellung trat zugleich ein Hr. Wiesenecker, vom Mannheimer Theater, in der Partie des „Assur" als Gast auf. Mit seinem Gesange war man nicht zufrieden, mehr jedoch mit seinem Spiel. — Dem Hrn. Vespermann verdanken wir unter mehreren guten ältern Stücken, die durch seine Gastspiele wieder in die Scene gesetzt wurden, auch die Vorstellung des „Hausfrieden" von Iffland. Hr. V. als „Hofrath Stahl" wurde empfangen und seinem gemüthlichen Spiele voller Beifall gezollt. Die ganze Darstellung war ein schönes Ensemble, zu welchem das gesammte mitwirkende Personal beigetragen hat. — Am 6. Oktober mit aufgehobenem Abonnement und zum Benefiz der Mad. Vespermann: „Die schöne Müllerin", worin unser verehrter Gast als „Röschen" nicht minder als in den frühern grandiosen Partieen die Zuhörer entzückte. Mad. V. legte auch dieses Mal eine Cavatine von Caraffa ein. — Am 7. Oktober: „Die Reise zur Hochzeit", nach dem Französischen von Lembert. Hr. Keller als „Mengwasser" war in der Scene, wo der Wein seiner Meister wurde, höchst ergötzlich; Hr. Kaibel, „Storch", zu lebendig; Hr. Ludwig als „Gastwirth Schnipp" vorzüglich, und, was besonders allgemein gefiel, war sein sächsischer Dialekt, den er getreu durchführte. — Mit der schönen Partie der „Desdemona" in „Othello" nahm Mad. Vespermann am 11. Oktober Abschied von unserer Bühne und ließ durch diese letzte Gastdarstellung die schönsten Erinnerungen in uns zurück. Hr. Wiesenecker gab den „Othello" als Antritts-Rolle; und, wie auch die Meinungen im Publikum getheilt seyn mögen, in seinen Gesangs-Manieren und seinem Spiele war er dennoch nichts weniger als unbefriedigend. Die Rossinische Composition scheint seiner Gesangschule am vortheilhaftesten, und mit wahrer südlicher Glut führte er seine bedeutende Partie kraftvoll durch. Ein Hr. Rochow, vom Cölner Theater, wollte uns den „Rodrigo" singen; der junge Mann hat indeß für Rossinische Opern keine Stimme, wenn anders er überhaupt eine Stimme haben sollte; denn, so nahe wir ihm auch standen, sahen wir ihn doch nur singen, hörten aber in Wahrheit nichts von seinem Gesange. Manche glaubten indeß, daß eben diese unhörbare Stimme des Sängers größte Tugend gewesen sey. Als Mad. Vespermann am Schluß der Vorstellung gerufen wurde, sprach sie ein Paar Worte des Abschieds mit inniger Dankbarkeit. — Am 17. Oktober zum ersten Mal Rauzach's „Isidor und Olga". Die deutschen Bühnen sind dem Verfasser dieser Tragödie, die unter der Masse des wohl- und nicht wohlgebornen hervorragt, für diese Spende aufrichtigen Dank schuldig. Hr. Kazianer machte sich um die Rolle des „Fürsten" sehr verdient, und Hr. Vollmar als „Isidor" nahm unsern ungetheilten Beifall in Anspruch. Marr in der Abschieds-Scene, wo „Isidor" weiß, daß „Olga" für ihn verloren ist und er nichts mehr zu hoffen hat, wünschten wir Hrn. V. resignirter und minder glühend zu sehen. Mad. Berger gab die „Olga" mit Fleiß und Zartheit, mitunter aber auch à la Iffland und zu anhaltend tragisch. Wo sie den Fürsten mit bittern Vorwürfen bestürmt, da muß der höchste Kraft-Aufwand verwendet werden; doch eben damit verfuhr Mad. Berger zu ökonomisch. Dagegen waren mehrere frühere Scenen, und namentlich die am Schlusse des vierten Akts, trefflich gelungen. Hr. Marr als „Osip" war der Glanzpunkt dieser Darstellung. Viel hat der Dichter für diese Partie gethan; sie ist unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben, die Hr. Marr mit vieler Umsicht gelöset hat. Schade, daß der Hamburger Recensent, welcher im 151sten Blatte des „Gesellschafters" und der dazu gehörenden Beilage sich so imperatorisch über Hrn. Marr's Leistungen aussprach, ihn an jenem Abend nicht gesehen hat; er würde freilich sein Urtheil nicht zurück genommen, gewiß aber nicht bestätigt gefunden haben. Mit der Wahl der Costüme war man im Publikum nicht einverstanden; man sagt, daß Zeichnungen derselben verschrieben wurden, welche aber auch den Wünschen nicht ganz entsprochen haben sollen. — Als etwas neu restaurirtes erschien am 21sten Oktober Linden's Lustspiel: „Ein Tag in der Hauptstadt". Hr. Keller als „Holzmann", so wie Mad. Artour als „Johanna", waren die Stützen dieses Familiengemäldes, und Hrn. Volkmar's naives Spiel als „Georg" reihte sich glücklich dem Ganzen an. — Angely's „Sieben Mädchen in Uniform" schritten ebenfalls am 26. Oktober im Cadencier- und Dubliersschritt über unsere Bühne. Wie überall die militairische Haltung der schmucken Mädchen, um ihrer Neuheit willen, dieser Carnevals-Posse ihren besten Werth ertheilte, so waren Aller Augen auch hier nur auf die unbärtigen Pseudo-Krieger gerichtet, die, manchem bärtigen Marsjünger zum Hohne, mit praktischer Fertigkeit, wozu ihnen ein Exerzirmeister hülfreich war, ihr Exerzitium trieben. Hr. Keller als „Festungs-Commandant Briquet" war allerdings höchst ergötzlich; doch würde etwas mehr Ruhe nicht geschadet haben. So lebendig auch der Franzose ist, wird man doch stets einen gewissen Ernst, sobald er unter dem Gewehre vor der Fronte steht, bei ihm nicht vermissen; überdem ist „Briquet" gewiß schon ein Sechziger. Die weibliche Compagnie wurde am Schlusse gerufen. — Am 18. Oktober betrat Mad. Hillebrand, geb. Luden aus Mannheim (jetzt bei uns engagirt), zuerst die hiesige Bühne als „Emmeline" in der „Schweizerfamilie". Eine liebliche Erscheinung in Gestalt wie in ihren Bewegungen, die voller Leben sind. Ihre Stimme, frisch und jugendlich, hatte an jenem Abend freilich den Raum überfüllt; doch mit dem Lokal vertrauter, wird sie diese gewiß bald moderiren. — Am 1. November trat Hr. Franz von Holbein die ihm von unserer Theater-Committee übergebene Bühnenleitung an. Schon früher haben wir den Einfluß dieses Sachkundigen und Kunstverständigen bei unserer Bühne wohlthätig empfunden; doch in jener Zeit ward ihm die Führung unsers schwankenden Schiffleins auf dem dramatischen Ocean nur mit Beschränkung und zwar als Regisseur übertragen. Nunmehr aber, wo ihm in artistischer Beziehung die ganze Leitung anvertraut ist, hoffen wir einen glücklichen Erfolg. Möge sein Augenmerk vor Allem auf unsere Oper gerichtet seyn, die, obgleich von einem an der Spitze eines vorzüglichen Orchester-Personals stehenden, so ausgezeichneten Kapellmeister dirigirt, als unser

Hr. Guiot genannt zu werden verdient, dennoch jetzt sich in einem, agonisirenden Zustande sich befindet. Daß wir diesen Wunsch im Sinne des gesammten Publikums aussprechen, davon halten wir uns eben so innig überzeugt, als von dem guten Willen des Hrn. Direktors v. Holbein, ihn baldmöglichst zu erfüllen. — Am Schlusse dieses Berichts erwähnen wir noch der Demois. Leopoldine Blahetka aus Wien, die sich am 15ten Oktober mit ausgezeichneter Virtuosität auf dem Pianoforte in einem Konzert hören ließ. Diese noch sehr jugendliche Künstlerin, in den Schulen der ersten Meister gebildet, hat schon jetzt eine hohe Stufe erreicht und wird sicher allenthalben mit gleichem ungetheilten Beifall, wie bei uns, ihr Talent gewürdigt sehen. Sie ist auch Componistin und ihre Tondichtungen sprechen gefällig an. Die von ihr componirten Variationen für die neuerfundene Physharmonika, auf welcher sich Demois. Blahetka ebenfalls hören ließ, waren eine Zugabe, die nicht verloren ging. Dieses Dundz-Clavierchen verbirgt seinen Mechanismus dem Auge des Beschauers; wir glauben indeß, daß seine innere Construktion ganz nach den Prinzipien einer Orgel hergestellt wird, indem die Tasten erst nach einem auf das Pedal angebrachten Drucke ansprechen und der Ton ganz so wie ein durch Wind getriebener allmählig verhallt. Die Töne klingen völlig wie die einer Oboe; übrigens ist das Ganze eine Spielerei und soll in Wien schon ziemlich allgemein seyn. — Das am 22. Oktober stattgefundene Benefiz-Konzert unserer Königl. Hofsängerin brachte reiche Gaben an Gesang und Spiel; jedoch minder reich waren die Gaben derer, welche billig die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen sollten, alljährig ein Mal denen eine Freude zu bereiten, die das ganze Jahr hindurch so viel des Schönen zu ihrer Unterhaltung beitragen.

Georg Harrys.

Tagsbefehl eines Dorf-Maire's am St. Carls-Tage. „§. 1. Die Hauptstraße, durch welche der Maire fahren wird, soll erst rein gefegt und dann mit Birnen bestreut werden. — §. 2. Um Unglücksfälle zu vermeiden, sollen die Thore welche die Leute nach dem Schauspiel bringen, durch die Rebenstraßen ab- und zufahren. — §. 3. In der Schenke zum Goldkrug wird Freiball seyn; es werden aber dabei alle unzeitigen Scherze gegen die Musici ernstlich untersagt, namentlich daß Niemand wieder, wie im vorigen Jahr, dem Clarinettisten das Mundstück in den Hals stößt. — §. 4. Die Nationalgarden-Compagnie hat Nachmittags Parade. Der Unter-Offizier, Sergeant und Corporal müssen einen dreieckigen Hut tragen." (Corsaire.)

Duvoni le Nemours (von der Akademie), welcher vor einiger Zeit die Sprache der Vögel erfunden haben wollte und dem Institut darüber einen Vortrag hielt, hat nun auch ein „Mémoire" über die Wölfe herausgegeben, worin er beweist, daß diese braven Thiere seit einiger Zeit ihre Moral sehr vervollkommnen und ihre Aufklärung und Ideen immer lieber combiniren, was ihre Sprache reicher macht, als sie es früher war. Nachdem beklagt der tiefsinnige Philosoph sich über die Armuth unserer Sprache und rühmt den Reichthum der Katzensprache, welche noch sechs Consonanten mehr, als die Hundesprache hat! — An einer andern Stelle spricht er von der Würde der Auster, dem edlen Unglück des Gewohnten, der Moralität der Katzen und der Redlichkeit der Wölfe!! (Gaz. d. Fr.)

Nach Süd-Amerika segelten neulich drei Schiffe voll Bücher. Sie enthielten nicht weniger als 11,000 Exemplare von Voltaire's, 17,000 Exemplare von Rousseau's Werken und 4,900,000 Bände von den Werken anderer berühmten Schriftsteller. Jedenfalls ist solche Ladung von höherem Werthe, als wären es Flinten oder Kanonenkugeln! (Corsaire.)

In England will man die Erfindung gemacht haben, aus Kartoffel-Schalen Papier zu machen! Es sollen schon drei Anstalten dazu eingerichtet seyn. (Corsaire.)

1825. No. XLIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Chr. Kuffner

Spaziergang im Labyrinth der Geschichte.

In Briefen an Demoustiers Emilie.

Dritter Band.

Geschichte der Hebräer.
Alt-Asien und seine Reiche.
Die Stufen der menschlichen Cultur.

8. Preis, broschirt: 20 Gr.

Der 1ste und 2te Band dieses Werkes sind in den vorzüglichsten kritischen Blättern des In- und Auslandes mit so ehrenvoller Auszeichnung erwähnt und den gelungensten Erzeugnissen der neuesten Literatur beigezählt, überdies von der gebildeten Lesewelt mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß es überflüssig wäre, bei der Erscheinung dieses dritten Bandes, dem der 4te bald folgen wird, noch etwas zum Lobe oder zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen, welches bei immer neigendem Interesse die Wichtigkeit des belehrenden Stoffes mit dem Reize der anmuthigsten Einkleidung und der gefälligsten Darstellung auf das glücklichste verbindet, folglich Leser und Leserinnen auf gleiche Weise unterrichten, unterhalten und befriedigen wird.

So eben ist erschienen und in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst zu haben:

Tanchou, S., neue physiologische und therapeutische Ansichten über die Kälte und ihre Anwendung in Krankheiten, nebst Beobachtungen und einigen aphoristischen Zusätzen. Aus dem Französischen von Dr. G. Wendt. 8. Geheftet 18 Gr.

Die Zerstörer des Lebens wie ihre Gegenwirkungen liegen oft auf der Hand, aber nicht selten ist eben

dieser Umstand das Gefährlichste eines Uebels. Das Element, in dem der Mensch lebt, ist Wärme: Uebertreibung ist Krankheit, Kälte stellt das Gleichgewicht her. Wie das möglich sey, in welchen Fällen und auf welche Weise man dieses Mittel zu gebrauchen habe, sagt dieses Buch mit klaren Worten und beweist es durch wichtige Beispiele. Gegen hitzige nervöse Krankheiten, gegen Gehirnentzündungen, Gehirncongestionen und Convulsionen bei Kindern, gegen Magenübel, sogar gegen Krebsgeschwüre u. s. w. liefert das einfache Element des Winters oft Hülfe, wo keine mehr zu finden ist. Den Aerzten dienen daher die merkwürdigen Beobachtungen des Verfassers, ihre Erfahrungen daran zu prüfen und die Heilmittellehre zu bereichern, den Laien, im Fall der Noth einen Rathgeber zu haben, wo es noch Zeit ist, und ihre Einsichten in das Wesen ihres kranken Körpers zu vergrößern, beiden aber die vielen und mannichfaltigen Beispiele zu wichtigen Erläuterungen und Beweisen. Die Darstellung ist eben so verständlich, wie die Sprache angenehm und fließend.

Weygandsche Buchhandlung.

Im Literaturblatt des Morgenblatts 1825. Nr. 29, S. 116, wird von einem Romane, der 1799 unter dem Titel:

Inceſt oder der Schutzgeiſt von Avignon. Ein Beitrag zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens. 2 Thle. 8.

Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

in unserem Verlage erschienen ist, gelegentlich geäußert, „daß er viele Spuren von Genie an sich trage, und wahrscheinlich das Jugendwerk eines wahren Dichters sei, der vor erlangter Reife verstorben.“ Wir können versichern, daß der letzte Theil dieser Vermuthung ungegründet ist. Der Verfasser des genannten Romans, den wir freilich nicht nennen dürfen ohne seine Erlaubniß, ist noch am Leben und sein Genie ist so vollkommen zur Reife gelangt, daß seine spätern Dichtungen in alle lebenden Sprachen übersetzt sind, und sein Name als Dichter und Aesthetiker nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika bekannt ist. Von diesem, nachmals in seiner Vollendung so glänzend hervorgetretenen Dichtergeiste zeugt aber unverkennbar auch jenes ächt poetische, phantasiereiche Erstlingswerk des kaum von der Hochschule heimgekehrten Jünglings, und wenn jener Roman schon im allgemeinen als Beitrag zur Bildungsgeschichte des gefeierten Dichters von hoher Wichtigkeit ist, so bietet er besonders auch darum Stoff zu den interessantesten Vergleichungen dar, weil der Verfasser die schon durch den Titel bezeichnete Hauptidee desselben: die Ehe des Bruders mit der Schwester — incestus im juridischen Sinne — etwa 15 Jahre später zum Gegenstande seiner ersten tragischen Dichtung wieder aufgenommen hat, die überall und für immer zu dem Trefflichsten unserer Literatur gezählt werden wird.

Wir glauben daher den Dank des Publikums zu verdienen, wenn wir auf jenen gehaltvollen Roman hiermit nochmals aufmerksam machen, und wir sind überzeugt, daß es blos dieser Anregung bedürfen werde, um diesem, unter dem Andrange des Gemeinen fast übersehenen Dichterwerke bei allen urtheilsfähigen und unbefangenen Kritikern gerechte Würdigung, und bei dem Publikum die verdiente Anerkennung zu sichern. Vielleicht — wir hoffen es zuversichtlich — wird dies dann auch für den hochgefeierten Verfasser eine Veranlassung mehr, sich seines verwaisten Geisteskindes freundlich anzunehmen und ihm endlich vor der Welt den ehrenden Vaternamen zu gönnen.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen, in Leipzig auch durch unsern Commissionair Herrn Whistling.

Greiz, am 23. October 1826.

C. H. Henning.

Weihnachts-Bücher.

Dem gebildeten Publikum können wir zur bevorstehenden Weihnachtszeit als elegante und zugleich wohlfeile Geschenke mit Recht empfehlen die bei uns herauskommenden

Taſchenausgaben der Klaſſiker,

von welchen bis jetzt

330 Bändchen

unter folgenden Haupttiteln erschienen sind:

I. Deutsche Anthologie, oder Blumenlese aus den Klassikern der Deutschen; herausgegeben von Fr. Raßmann. 24 Bändchen.

II. Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker: in guten und treuen Verdeutschungen. 156 Bändchen.

Inhalt: Alfieri, 10 Bändchen. Byron, 20 B. Calderon, 9 B. Cervantes, 8 B. Delille, 2 B. Guarini, 2 B. Moore, 2 B. W. Scotts poet. Werke, 6 B. W. Scotts Romane, 79 B. Shakspeare, 3 B. Tasso, 3 B. Thomson, 2 B. Virgil, 4 B. Voltaire, 5 B. Yorick, 1 B.

III. Pocket Library of English Classics. 127 Volumes.

Inhalt: Byron, 32 Vol. Moore, 4 Vol. W. Scott, 88 Vol. Shakspeare, 1 Vol. Southey, 2 Vol.

IV. Bibliothèque portative des Auteurs Classiques François, 8 Volumes.

Inhalt: Delille, 1 Vol. Marot, 2 Vol. Molière, 2 Vol. Voltaire, 3 Vol.

V. Biblioteca portatile dei Classici Italiani, 10 Vol.

Inhalt: Alfieri, 4 Vol. Guarini, 2 Vol. Parini, 1 Vol. Petrarca, 2 Vol. Tasso, 1 Vol.

VI. Biblioteca Portátile de Clásicos Espanoles. Calderon Comedias, 4 Vol.

Ausführliche Verzeichnisse dieser sämmtlichen Taschenausgaben sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu erhalten, und wird gewiß jeder Gebildete unter dieser reichhaltigen Auswahl etwas für ihn Passendes finden.

Der sehr billige Preis eines jeden, auf schönes Schweizer-Velinpapier correkt gedruckten Bändchens mit einem Titelkupfer beträgt 8 Groschen für das rohe, und 9 Groschen für das sauber geheftete. Jedes Bändchen wird einzeln verkauft.

Zugleich machen wir auf das im vorigen Jahre bei uns erschienene

Taschenwörterbuch der Mythologie

von M. C. Richter

aufmerksam, welches ganz gleichförmig mit unsern Taschenausgaben gedruckt, und als ein nöthiger Anhang zu denselben zu betrachten ist. Der Preis für das cartonirte Exemplar beträgt 18 Gr.

Zwickau, den 13. Novbr. 1825.

Gebrüder Schumann.

So eben ist erschienen und in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst zu haben:

Brachmann, Louise, auserlesene Dichtungen. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 3r und 4r Band. gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Auserlesene Erzählungen und Novellen von Louise Brachmann. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 1r und 2r Band. Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

Ankündigung.

In der Folge der bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig erscheinenden Ausgabe von Walter Scott's sämmtlichen prosaischen Werken ist so eben herausgekommen und versandt worden

der 29ste bis mit 32ste Band

oder

Erzählungen der Kreuzfahrer.

1r und 2r Theil: die Verlobten, übersetzt von K. L. M. Müller. 2 Thlr.

3r und 4r Theil: der Talisman, übersetzt von Sophie May. 2 Thlr.

Für die Pränumeranten der ganzen Sammlung dieser allein ganz vollständigen und unverkürzten Uebersetzung von W. Scott's Romanen (während die meisten deutschen Uebersetzungen mehr oder weniger durch Auslassungen abgekürzt sind) kosten obige vier Theile

anstatt 4 Thlr. — nur 3 Thlr.

Neu aufgelegt ist so eben bei uns erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Hannchen und die Küchlein,

von

A. G. Eberhard.

12. Elegant gebunden, mit goldenem Schnitt. Preis: 1 Thlr.

Der fortdauernde Beifall, dessen dieses Gedicht sich erfreut, hat bereits diese dritte Auflage nöthig gemacht, an welcher ebenfalls hier und da die bessernde Feile des Verfassers sichtbar ist.

Rengersche Verlagsbuchhandlung in Halle.

In unserm Verlage ist erschienen:

Die Kronenwächter,

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1825. Maurersche Buchhandlung.

Für Frauen.

Pohls Anleitung zum Kochen und Braten in Wasserdampfe. 4te Auflage.

8. Leipzig, bei A. Wienbrack, und in allen Buchhandlungen zu bekommen. Preis: 16 Gr.

Wem könnte wohl eine Anweisung zur Ersparniß an Feuerung und Zeit, wobei man auch noch bessere Zubereitung der Speisen erlangt, unwillkommen seyn? Einer jeden Hausfrau muß es am Herzen liegen, durch weise ökonomische Einrichtung ihr Hauswesen stets zu vervollkommnen, und darum ist auch dies Büchlein ihnen gewidmet.

So eben erschien der 1ste Theil von:

Elze praktisches Rechenbuch für Kaufleute, Fabrikanten ꝛc.

Zum Selbstunterricht.

2te verbesserte Auflage. 21 Bogen. Ladenpreis: 1 Thlr. 8 Gr. Pränumerations-Preis für beide Bände bis zum Erscheinen des 2ten (Ostermesse) 1 Thlr. 18 Gr. Direct bei mir auf 5 das 6te frei; auch einzelne Exemplare für den 1sten billigen Pränum. Preis von 1 Thlr. 12 Gr., sonst nur bei Vorausbezahlung auf 4 Exempl.

Von Vielen wurde dies Buch, das sich ganz vergriffen hatte, erwartet. Seine anerkannte Brauchbarkeit hat sich durch die großen Verbesserungen und Vermehrungen erhöht, besonders durch die neue Additionsprobe in diesem Theil, welcher — brauchbar für jeden Stand — von den 4 Species anhebt, durch die Brüche, Regel de Tri, Quinque ꝛc. fortgeht bis zu den Proportional-, Agio-, Gold- und Silber-, Interessen-, Disconto- und Gesellschafts-Rechnungen.

Leipzig, im November 1825.

Ernst Klein's literarisches Comptoir.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer erst von dem künftigen (dem zehnten) Jahrgange an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz,

herausgegeben von F. W. Gubitz,

bestellen will, den ersuchen wir, es spätestens bis zum 20. Januar 1826 bei uns oder der nächsten Buchhandlung zu thun.

Berlin. Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhndlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 19. Dezember. 202tes Blatt.

Manifeſt Heinrich IV. bei ſeiner Scheidung von Margarethe von Valois. *)

Alle Tyrannen, und überhaupt alle diejenigen, welche ſich nicht um den Haß Anderer kümmern, wenn ſie ſich nur gefürchtet ſehen, ſagen gewöhnlich, daß Könige, die Geber des Geſetzes, auch über dem Geſetz ſtehen, und ihr Wille die Regel für Alles ſey. Ich verabſcheue dieſen ſo tyranniſchen Grundſatz. Der, welcher Geſetze giebt, muß ſie durch ſein Beiſpiel bewähren; je größer ein Fürſt, deſto gerechter muß er ſeyn. Sein höchſter Ruhm beſteht in der Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen. Es iſt wahr, ich wurde durch die Umſtände gezwungen, das Reich, welches das Recht der Geburt mir gab, erſt durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen, aber die ganze Welt iſt Zeuge, daß ich weit mehr Feinden verziehen, als Vergehen gerächt habe. Die Unruheſtifter im Staate ſowohl, wie meine perſönlichen Feinde, haben oft Beweiſe meiner Gnade empfangen; dem ungeachtet vernehme ich, daß nicht allein Fremde, ſondern mehrere meinem Dienſte wenig ergebene Franzoſen es unrecht finden, daß ich mich nach acht und zwanzigjähriger Ehe, unter dem Vorwand zu naher Verwandtſchaft, von der Schweſter meiner königlichen Vorgänger trenne. Die Einen nennen mich wollüſtig, die Andern einen Atheiſten, und Alle zuſammen undankbar. Bisher glaubte ich immer, über den ſchmerzlichſten Umſtand meines Lebens ein ewiges Stillſchweigen beobachten zu dürfen; aber da es ſich hier von meiner Ehre handelt und eine grauſame Nothwendigkeit mich zwingt, zu meiner Rechtfertigung auf abſcheuliche Thatſachen zurück zu kommen, ſo will ich denen, die ſich verblenden ließen, die Augen öffnen, indem ich aller Welt die wirklichen Gründe, aus denen ich eine Scheidung verlange, darlege. Bei dem Range, zu welchem mich Gott erhob, iſt ein tadelfreies Leben nicht hinreichend, ſondern ich will auch jeder Mißdeutung zuvor kommen, und darum den Vorhang lüften, welcher die Unordnungen in meiner Familie verbarg.

Man ſagt, daß bei den Unglücksfällen derer, welche geboren ſind, Andere zu beherrſchen, oft der Himmel Vorzeichen ſende. Wenn demnach der Blutregen zu Rom, vor der Schlacht bei Cannä, den Verluſt, welchen die Republik erleiden ſollte, bedeutete, ſo war das Blut, welches man in den Tagen meiner Hochzeit vergoß, auch ein trauriges Vorzeichen des ſchrecklichen Kummers, welchen mir dieſe unglückliche Verbindung verurſacht hat. Ich ließ mich indeß nicht von dieſer übeln Vorbedeutung warnen; eben ſo wenig hatte ich ein Bedenken, als Carl IX., der Bruder dieſer Unverſchämten, welcher ſie beſſer als ich kannte, ſpaßhafter Weiſe ſagte: er gäbe ſein Gretchen nicht nur dem Könige von Navarra zur Frau, ſondern auch allen Hugonotten des Königreichs. Ich legte dieſem einen ganz ehrbaren Sinn unter, und glaubte, er betrachte dieſe

*) Im Auszuge; denn die Länge des Dokuments und die übergroße Natürlichkeit des guten Königs läßt es nicht zu, das Ganze zu geben. Die Ueberſetzung iſt nach dem Manuſcript auf der Pariſer Bibliothek. d. B.

Verbindung als ein Band, welches alle Hugenotten in Zukunft unauflöslich an ihn fesseln sollte, aber die Zeit hat mir nur allzu gut die Geheimnisse dieses Orakels enthüllt. Ich kannte diese Prinzessin so wenig, daß ich nicht wußte, wie sie bereits in ihrem eilften Jahr angefangen hatte, Gefühl für Liebe zu haben, und daß damals Entragues und Charrins sich ihrer Gunst rühmten.

Ich weiß nicht, war es das Ausplaudern dieser Eroberung oder sonst etwas, welches Entragues so von allen Kräften brachte, genug, seine Erfahrungen führten ihn an den Rand des Grabes und veranlaßten ihn, die Partie auf zu geben, um eine Frau zu suchen, weniger schön, aber klüger und sittsam. Der Prinz von Martigues nahm seinen Platz ein, und da sie auch Charrins nicht mehr liebte, blieb er Meister ihres Herzens. Eitel von Natur machte er von seinem Glück kein Geheimniß, und ihr Verhältniß, bekannt bei dem ganzen Hofe, wurde es auch bei der Armee, und war endlich ein reicher Stoff des Spaßes der ganzen Infanterie, bei welcher Martigues Obrist war. Bei den gefahrvollsten Gelegenheiten trug der indiserete Liebhaber eine gestickte Schärpe, die sie ihm gegeben, und er bewahrte bis an den Tod einen kleinen Hund, ein Geschenk von ihr. Später gewann der Herzog von Guise ihr Herz, und da sie sich so vor unserer Hochzeit aufgeführt hatte, so wird man mir glauben, daß von meiner Seite keine große Anstrengung nöthig war, diesen Preis im ersten Lauf davon zu tragen.

Wir waren noch nicht lange verheirathet, als ihre Freundin, die Herzogin von Nevers, welche Coconas liebte, sie dahin brachte, la Molle, den Vertrauten ihrer Intrigue, zu begünstigen, um diesem die Langeweile zu sparen, die Thür zu hüthen, während sie beisammen waren; indeß erfreuten sie sich nicht lange ihrer Liebhaber, denn Beide waren in der Verschwörung der Marschälle Montmorency und Coss verwickelt, und verloren ihre Köpfe auf dem Schaffott. Aber auch hier ließen die liebenswürdigen Damen die traurigen Reste ihrer unglücklichen Liebhaber nicht lange den Blicken des Volkes ausgesetzt; sie selbst holten die Köpfe, packten sie in ihren Wagen, fuhren damit nach der Kapelle von Saint Martin, am Fuße des Montmartre, und nachdem sie solche mit ihren Thränen benetzt hatten, begruben sie dieselben eigenhändig.

(Der Schluß folgt.)

H o r a z.

(Fortsetzung.)

Nachdem der junge Horaz wiederholentlich die dargebotene Gnade des Königs verworfen hat, wird er zuletzt von den Lictoren hinweg geführt, und der König, durch den unerwarteten Stolz noch mehr beleidigt und gekränkt, schließt diesen Akt mit der bestimmten Drohung:

Bei'm Zeus! es soll ihm nimmermehr gelingen,
Entweder muß er diesen Stolz bezwingen
Und vor mir in dem Staub um Gnade fleh'n,
Wo nicht, so möge Rom mit Staunen seh'n,
Was Tullius nach ihrem Abgott frage,
Und ob vergebens er die Krone trage.

Anziehend beginnt der dritte Akt mit der Darstellung der wiedererwachten Zärtlichkeit für ihren Gatten in Sabina's Herzen. Gegen ihre Freundin Julia klagt sie sich bitter an, daß *sie* die Ursache seines schmachvollen Todes sey, daß *ihre* Klagen allein den König zu dem Urtheil bewogen, daß nur *eine* Bitte, *eine* Thräne *für* ihn genügt hätte, ihn zu begnadigen. Vergebens bemüht sich Julia, ihr den Ungrund dieser peinigenden Selbst-Anklage zu zeigen, denn dem liebenden Gemüthe ist es oft ein schmerzliches Bedürfniß, sich selbst um des geliebten Gegenstandes willen zu quälen mit unverschuldeter Reue. So auch hier! mit jugendlicher Kraft ist die alte Liebe wieder aufgeflammt und macht alle anderen Rücksichten verstummen. Wahres und tiefes Gefühl athmet folgende schöne Stelle:

Sabina (in einiger Zerstreuung).

Hätt' er sich von den wildesten Barbaren,
Den fernen Celten, aus der Scythen Schaaren,
Wo die Unmenschlichkeit die Herzen stählt,
Hätt' er von ihnen sich ein Weib erwählt,
Sie hätte seine Treue treu belohnt,
Des eig'nen Herzbluts nicht für ihn verschont,
Mit ihrer treuen Brust sein Herz gedeckt,
Mit Flammenblick den wilden Feind geschreckt,
Den Pfeil, das Schwerdt, die Wunden aufgefangen,
Und wäre mit ihm in den Tod gegangen —
Und ich? — wie ist mir? — drückte selbst den Pfeil
Auf ihn? — ich schärfte selbst des Henkers Beil? —

In dieser Verzweiflung erscheint ihr dennoch mildlächelnd die Hoffnung auf die Gnade des Königs, die sie anflehen will. Allein Publius zernichtet dieselbe wieder durch die Erzählung von dem unbeugsamen Beschlusse, den der König gegen ihn ausgesprochen. Voll Unmuth über diese tyrannische Härte und gerührt durch die Klagen des jammernden Weibes beschließt er, das Volk zu einem Aufruhr an zu reizen, um auf diesem einzigen Wege die Möglichkeit der Rettung zu versuchen.

Publius.

Der König kommt, versuch's mit Deinen Zähren
Ihn zu bewegen — will er Dich nicht hören,
Dann hoff' auf uns! Erzitt're, bebe nicht;
Ich schwöre bei dem ew'gen Himmelslicht,
Ich werde den Horaz Dir wiedergeben
Und mag der Tod schon über seinem Haupte schweben,
Und mag ganz Rom in Sklaverei gekettet
Ihn feig' verlassen, der es jüngst gerettet;
So will ich, glaube mir, ich ganz allein
Aus blut'ger Henkershand ihn Dir befrei'n.

Der König kommt und Sabina verschwendet die rührendsten Bitten an seine Härte. Für ihn, spricht sie unter Anderem,

Für ihn,
Für ihn gäb' ich wohl tausend Leben hin!
Er ist mein Mann: ich will, kann ihn nicht hassen!
Für ihn hab' ich mein Vaterland verlassen
Und meiner Brüder Haus: mein Glück,
Mein Daseyn hängt an seiner Liebe Blick,
Mit ihm theil' ich Lust, Leiden und Gefahren,
Sein Haus ist mein's und mein sind seine Laren,
Und was ich denke, fühle, hab' und bin,
Ist sein. Die ganze Welt heut ohne ihn
Mir nichts, er ist mir Heimath, Freund und Brüder —
O König! flehend fall' ich vor Dir nieder
Und hoffend, Herr, umfass' ich Deine Knie,
Sey jetzo gnädig oder sey es nie!

Aber, obwohl der tiefgebeugte Vater die Bitten um des Sohnes Leben mit den ihrigen vereint, bleibt der König dennoch seinem früheren Ausspruche getreu, daß nur durch eigene Demüthigung Horaz Gnade von ihm hoffen könne. Rührend ist die Zusammenkunft der beiden Gatten, rührend der Kampf, den Horaz gegen Sabina's Bitten männlich besteht. Kunstvoll ist die immer wachsende Steigerung in dem Affekte aller Handelnden gehalten und in der höchsten Spannung endet dieser dritte Akt.

Im vierten Akt macht Publius die trostbedürftige Sabina mit dem nahen Ausbruch des Volks-Aufruhrs bekannt, vergebens aber bemüht sich diese, den Vater zur Theilnahme an demselben zu bewegen, der den Verrath am Könige und Vaterlande mit Abscheu verwirft, und seine ganze Männlichkeit und Standhaftigkeit, selbst als er den König mit den Lictoren herannahen sieht, behauptet. Der junge Horaz wird in Ketten vorgeführt und schon die nahe Todesstrafe vorbereitet; da erhebt sich plötzlich draußen das Getümmel des empörten Volks, das den Horaz, der von den Lictoren bereits zum Richtplatz hingeführt ward, befreit und wuthentbrannt gegen die Thore des königlichen Pallastes stürmt. Während Tullius geht, um schleunige Vertheidigungs-Anstalten zu treffen, übergiebt er Sabina mit diesem Befehl einem Sklaven:

Sterb' ich, so tödte sie; und kehr' ich wieder,
Dann sollst Du auf den Gräbern Deiner Brüder
Für Deine Flüche, Du Verrätherin,
Durch Marterqualen zum Avernus flieh'n.

Die Catastrophe ist genugsam vorbereitet, der Thron, Sabina's Leben stehen auf dem Spiel, aber Vaterlandsliebe, Loyalität und Bürgertreue werden herrlich und groß bewährt.

(Der Schluß folgt.)

Allerlei.

Die einzigen geachteten Angeber und Zuträger sind die Schriftsteller, die aus der Menschenschule plaudern.

Das vor einiger Zeit in Cöln getaufte Dampfschiff ist bis jetzt noch nicht aus seinem Taufbecken gekommen.

Wenn die Fürsten bedächten, wozu das Geld mit dem Bilde der Majestät oft gebraucht wird, sie würden ihr Haupt ungern dazu hergeben.

Es giebt jetzt leider sehr viele Frauenzimmer, die ein wahres Geschichtchen aus ihrem Leben verschweigen, von dem sich nicht sagen läßt, daß es kein — Ammenmährchen wäre. Chastel.

Peter und Mariechen.

Beide.

Ich lieb', was fein ist,
Wenn es auch nicht mein ist:
Wenn's mein nicht werden kann:
Hab' doch meine Freud' daran.

Mariechen.

Schau d'rum so gerne des Grafen Sohn,
Fliegt er als Jäger zum Walde davon;
Jagt er so trotzig bergan zum Schloß,
Hoch, auf dem schnaubenden Türkenroß.
Ja, er ist stattlich, ist jung und so schön,
Prächtig als Ritter und Jäger zu seh'n:
Nickt er dann freundlich, will Alle begrüßen,
Könnt' ich ihn herzen, ich könnte ihn küssen.

Ja, ich lieb', was fein ist,
Wenn es auch nicht mein ist:
Wenn's mein nicht werden kann,
Hab' doch meine Freud' daran.

Peter.

Wohl unser Fräulein auch solltest du seh'n
Flink auf dem Saale sich tanzend dreh'n;
Wandeln so leise im seidenen Kleid
Dort in den Gärten bei Frühlingszeit;
Gottes lieb' Engelein fall'n mir da ein,
Schwebend in Lüften, im Heiligenschein,
Kniete wohl nieder, mit Beten und Büßen,
Ihr nur die Füßchen, die kleinen zu küssen.

Ja, ich lieb', was fein ist,
Wenn es auch nicht mein ist;
Wenn's mein nicht werden kann,
Hab' doch meine Freud' daran.

Beide.

Aber meine größte Freud',
Giebst du mir zu aller Zeit:
Treu ist dein Herz in der Brust,
Ist mir gar lang' bewußt;
Treu ist dein Wort und Sinn,
Zög' ich über Land und Meer auch hin;
Könnt' d'rum nimmer dich verlassen,
Müßt' mein eig'nes Leben hassen.

Ja, ich lieb', was fein ist,
Darum auch du mein bist;
Da ich dein werden kann,
Hab' ich meine Freud' daran.

v. Kurowsky-Eichen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Das im Königl. Theater gegebene Vaudeville: „Der Hahn im Korbe" hat bei der zweiten Darstellung mehr

gefallen, als bei der ersten; eine gute Folge davon, daß weniger für Zweideutigkeiten geeignet war. Die Melodieen sind meist ansprechend. — „Alter Welt Freund", Lustspiel (nach Picard) von C. Lebrün, hat auch Beifall gefunden. Die Zeichnung des Haupt-Charakters, des „Süßlings", ist etwas stark, doch dient dies Bilden als Ausgleichung für den Umstand, daß er nicht besonders wahr erscheint. Hr. Weiß gab diese Rolle trefflich; namentlich kann er auch Allen, die sich vor der Zeit für so genial halten, daß sie eigentlich als Improvisatoren auf den Brettern stehen würden, wenn es der Souffleur zugäbe, zum Muster dienen; er fehlt, obwohl fast unablässig in dem Stücke beschäftigt, mit keinem Worte. Die Umgebung hat nicht viel zu thun, that aber das Wenige recht geeignet zur Unterstützung der Neuigkeit. — Ueber die Ouverture „Euphrosine", Musik von Mehul, sagen wir vorläufig, daß wir sehr hübsche Musikstücke fanden und kommen später wieder auf die sodenswerth ausgeführte Darstellung zurück. — Hr. Detroit, vom Theater zu Düsseldorf, hat den „Kammerdiener Wind" in „Verlegenheit und List" und den „Meister Strack" in „der Sänger und der Schneider" als Gast mit gutem Erfolge gespielt. Da Hr. D. den Ruf eines vielseitigen Schauspielers hat (den wir auch diesmal schon bestätigt finden), so erwarten wir seine künftigen Leistungen, um eine bestimmte Meinung über ihn aus zu sprechen. — Im Königsstädter Theater hat das zweiaktige Lustspiel: „Sympathie", von C. Lebrün, Beifall gefunden. Es ist nicht nach dem Französischen, so viel wir wissen, aber wenigstens eben so gut, als die schnell zu Tage geförderten Ephemeren von der Seine, und wird rühmlich dargestellt.

— Am Mittwoch den siebenten Dezember war es den Berlinern einmal wieder so zu Muthe, als ob sie ohne Concert-Musik auch nicht einen Tag länger existiren könnten. Demoisl. Henriette Sontag gab ein „großes Vocal- und Instrumental-Concert", wobei indeß die Instrumental-Leistungen nur Consonanten wurden neben den Vocalen. Doch sehen wir uns erst ein wenig vor dem Concert, d. h. draußen auf der Straße um, wo die Menschenmasse wie in einander gefugt stand, auf daß, wenn endlich mit dem Schlage sechs die Thür sich öffnete, die Kraft der Ellenbogen für Kunst und Lieblichkeit sich tapfer bewiesen und deren Inhabern ein Plätzchen erobern möchten. Auch der Referent des „Gesellschafters" stand — mitten darunter? — keineswegs! obwohl er bald sechs angekommen war. Ein Bekannter, der die Kunstfreunde schon vor fünf Uhr sich drängen sah und sie stöhnen hörte, meldete mir, der Auserwählten, die Billets hätten, und derer, die noch durch einen günstigen Zufall Billets erhofften, wären zu viele, als daß Alle wirklich zu Plätzen kommen könnten. Diese Kunde riß mich so schnell vom Schreibtisch, daß darüber eine Lobrede auf die ungeheure Liberalität, die jetzt sich über den Erdboden verbreitet, vorläufig unvollendet bleiben mußte; und ich war um halb sechs Uhr bis auf vierzig Schritt dem Eingang nah und nach meiner Berechnung konnte ich etwa mit dem achtzehnten Hundert die Ehre haben, auf einer der Treppen stehen zu bleiben; immer noch besser, als auf der Straße, aber lange nicht so gut, wie zu Hause! Dies überlegend, wollte ich umkehren, aber, o Himmel! ich mußte mit Wallenstein sagen:

„Wär's möglich! Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir weist? —"

Unabsehbar wogte es auch hinter mir und wollte ich nicht das Loos des Schaum auf der Erde theilen, d. h. ein Mar sein für die Kreuzer- und Droschken-Pferde, so mußte ich ein Keil werden für die Vordrängenden, welches mir vom Nachdrang sehr erleichtert wurde, denn dieser stieß und quetschte mich so gewaltig, daß ich für die ersten vier Wochen auch ohne Kleider ganz in die preußische Nationalfarbe gekleidet bin. Endlich schlug es sechs Uhr und nun ging es vorwärts, so geschwind, wie ein Sumpf eintrocknet, so daß ich in vier Minuten mich etwa so weit vorgeschoben hatte, als die Länge einer großen Zehe beträgt, wobei ich indeß doch schon in einem Damenschuh gerathen war. Die Moral mag sagen, was sie will, in der Noth ist der Weg der Sünde, namentlich wenn er offenbar ein näherer Weg ist zum Ziele, gar zu reizend; und auch ich hörte kaum bei der ersten Thür, in die man eigentlich nicht hinein gehen sollte, einen Menschen in Folio-Format rufen: „Johann, nehm' Er meinen Mantel und geh' Er mir das Billet, ich komme hier hinein!" — als ich dachte, wo Folio durch kann, schlüpfst du, Sechs-Mannlein, gewiß auch mit, und wollte links einbiegen. Aber es hatten Viele sich in den einen miserablen Gedanken getheilt und der Weg der Sünde bot in dem Augenblick fernerem Competenten schon keinen Platz mehr. Indeß, ich bog keck um; dies nahm eine sehr dicke Dame, die eigentlich hatte um Entschuldigung bitten müssen, daß sie auch hier für Drei Platz zu finden gedachte, sehr übel, und wollte mich zur Plattform gedruckten Menschen neben ihrer Elasticität, die weder Eindruck machte, noch ihn an sich duldete, nicht der Sünde theilhaftig werden lassen. Ich hatte aber ganz andere Ellenbogen gefühlt, so daß der obige ein kühlender Balsam dagegen zu nennen war; und so ließ ich mich von der Kugelrunden herum werfen, bis sie es müde wurde, mir wohl zu thun und selbst dafür sorgte, daß ich mich einschob. Und so stand ich, sechs Minuten nach dem Eröffnen der Thür, am Eingang zum Concert-Saal, aber statt daß ich hinein konnte, fielen mir Herausgedrückte entgegen. Was war nun zu thun? Ich bin kein geborner Preuße, bin also von Geburt nicht pünktlich; ein Inländer griff mir aber freundschaftlich unter die Arme und probirte mit mir einen Schnellauf die Treppen hinan, um oberhalb noch eine bleibende Stelle zu suchen, und siehe, es gelang! Ich bekam einen Platz, von wo ich, wenn ich so auf den Zehen stand, daß ich es nicht aushalten konnte, zwar freilich weder Musiker noch Sänger, aber doch die beiden Reihen über dem Orchester-Raum sehen konnte, in welchen dereinst gewiß die Büsten von Spontini und Beethoven, oder von Spontini und Maria von Weber, oder von Spontini und Spohr stehen werden, die aber vorläufig nur einige Hüte einiger Herren vom Orchester beschirmten; diese schwarzen Flecke erhoben den Glanz des Saales außerordentlich!! Trotz dem, daß ich nur ein Herr von Stande, keineswegs ein gelesener Herr war, hörte ich doch ganz edel die Ouverture aus „Fidelio" an, die unser Orchester so executirte, daß, wäre des „Gesellschafters" Hannoverscher Correspondent hier, er zum Lobe desselben eine entsetzliche Menge Adjectiven verbrauchen würde, ich aber helfe mir mit dem einen: meisterhaft. — Jetzt — und stille ward's über des Saales Schlund; hierauf Applaus, wodurch ich erfuhr, daß Demoisl. Sontag über das Podium des Orchesters heran schwebte. Ich aber, auf mein Ohr beschränkt, applaudirte nicht, als bis die Arie aus „Titus" gesungen war. Ich fand Klang, hinlängliche Kraft in den gehaltenen Tönen, Seele im Vortrage und ein Vermeiden solcher Verzierungen, wie sie der capriciöse selige Mozart nun einmal durchaus nicht wollte. Die ganze Menge schlug die Hände vor Verwunderung und Freude zusammen, nur ein Einziger neben mir fand die Wahl dieses Gesangstücks unzweckmäßig. Ich konnte, da der Widersacher doch weder Mozart noch die Sängerin zu tadeln hatte, keinen Grund finden, als den in seiner Religion, wonach er es vielleicht dem Titus noch heut nicht vergessen konnte, daß er Jerusalem erobert hat. Die schöne Clarinette kokettirte indeß bei der Begleitung diesmal zu viel mit ihrer Schönheit; sie war etwas indécent. (Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. L.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 202ten Blatte des Gesellschafters 1825.

Berlin. (Schluß.) Ein Adagio und Rondo von Spohr, für zwei Violinen, wurde von den Herren Ries und Mühlenbruch vorgetragen. Ich dachte bei mir: da du Hrn. Spohr's Kopf dereinst einen Platz bestimmtest, wo eben die leeren Hüte, die Zeichen der Freiheit, sich jetzt zu viel Freiheit nehmen, so wird er es ja wohl verzeihen, daß dir die Composition etwas pedantisch vorkommt. Ich glaubte eine musikalische Sittenpredigt zu hören, weshalb ich auch so bescheiden in meinem Urtheil wurde. Auf die beiden Violinspieler schien das Werk eine ähnliche Wirkung zu machen, denn es war mir, als wollten sie in Tönen sagen: Apoll, wir wissen recht gut, daß es bessere Meister und schlechtere Schüler giebt, als wir sind! — Mit Hrn. Wächter sang Demois. Sontag hierauf ein Duett aus Rossini's „Semiramis." Die zweite Hälfte fand ich des Rossini würdig, die erste besser als ihn; und der Vortrag? — diese Leichtigkeit in den Verzierungen, wer hat sie bei uns besser als Demois. Sontag? — und Hrn. Wächter's Bariton ist der Pari-Ton einer Glocke, d. h. einer tiefgestimmten. — Die Arie von Paccini, womit Demois. Sontag den zweiten Theil des Conzerts begann, ist ein melodienloses Kunststückchen; es rollte so fertig in den schwebenden Tönen daher, daß der einzige Mißton dabei wäre, wenn die Kritik noch mitreden wollte. Ich habe Tages darauf sehr viel an den Tadel gedacht, zuletzt aber in diesem Falle nur mein Denken getadelt. — Hr. Jäger brachte uns wieder den Rossini in einer Romanze aus dem „Barbier von Sevilla", die der Sänger mit Begleitung der Guitarre vortrug. Ich habe bemerkt, daß Hr. J. ein Herausstoßen der Töne, als wollte er gleichsam altes Gefühl mit einem Male los werden, sich sehr abgewöhnt, seit die Kritik ihn gebührend höflich darum bat; und das verdient gerühmt zu werden. Ein Sänger soll mit dem Gefühl, dieser edlen Gottesgabe, kein Geiz-Hals seyn, indeß doch seinen Tresor des Herzens nicht unnütz ausgeben. Dieser Ansicht nach war Hr. Jäger zwar ungemein freigebig mit Talent und Gefühl, aber in letzterem hielt er rechtes Maaß, welches ihm den Beifall im vollsten Maaße sicherte. — Ein Terzett aus „Sargin" ließ Demois. Sontag und die Herren Jäger und Wächter glänzen. Die aushaltenden Töne des Sopran und der herrliche Zusammenklang der drei Stimmen in dem, ohne Musikbegleitung vorgetragenen Mittelsatze wurden bewundert; man fand einen Unterschied zwischen den Instrumenten und der Menschen-Stimme, wie etwa — ja, wie denn gleich? — nun, wie etwa zwischen einem Stockgläubigen und einem Geistvollen. — „Der Preuße in Lissabon", poetische Erzählung von E. v. Holtei, vorgetragen von Mad. Wolff und dem Dichter, ergötzte alle patriotische Herzen. Es ist da vom alten Recken die Rede, der es uns bewiesen hat, daß auch ein Mann von siebzig Jahren noch kein altes Weib zu seyn braucht. Das Publikum applaudirte besonders die wiederkehrende Stelle: „Ja, ich bin auch ein Preuße!" und ich applaudirte mit. Zwar bin ich, wie schon gesagt, kein geborner und kein pfiffiger, aber doch ein guter Preuße. Ich liebe die Grad- und Schlichtheit, die Einfachheit, die Gerechtigkeit, das Wohlwollen, den Sinn für alles Rechte und Tüchtige; Facit: ich liebe meinen König! und wenn ich nun nicht gleich alles Andere blindlings mit liebe, so denke ich: mein König denkt und läßt Andere auch denken! und darum bin ich ein guter Preuße. — Zum Schlusse sang Demois. Sontag die berühmten Variationen von Rode — den Zuhörern ging der Athem aus, der Sängerin aber nicht. Eine ununterbrochene Reihe tönender Perlen entströmte ihren Lippen und sie soll dabei so lieblich anzusehen haben — genug, sie selbst ist unter den Sängerinnen eine Perle, werth des höchsten Preises, auch wenn man von der Perle-Mutter, die doch an sich nicht werthlos ist, etwas bei dem Geschäft mit annehmen mußte. Unter dem vollhändigsten Applaus riefen auch einige Stimmen Dacapo! — das kam mir vor wie in Schiller's „Taucher" der Uebermuth des Königs, wenn er den zum zweiten Mal in den gefahrvollsten Wogendrang geschleuderten Becher abermals von dem Pagen begehrt. Ich aber ging nun wohlgemuth von Neuem in's Gedränge, ließ in mir das Schöne, das ich vernommen, resonniren und die Einzelnen ordnen mir raisonniren und dachte dabei: Ihr einzelnen Bilder besser findet kein Echo im Publikum und dem ist bekanntlich seine Meinung nicht zu nehmen, wenn es unrecht hat, viel weniger noch, wenn es sein Recht fühlt!

***.

Breslau. Die unfreundlichen Tage des Spätherbstes haben begonnen, aber auch mit ihnen unsere Conzertfreuden. Namentlich hat ein kleiner Pole, der achtjährige Krogelsky, der mehr als mechanische Fertigkeit auf dem Flügel bewies, das lebhafteste Interesse des Publikums in Anspruch genommen. Er spielte das Conzert-Allegro in cis moll, von Ries, mit einer Genauigkeit und einem solchen Ausdruck, daß er die lautesten und unzweideutigsten Lobsprüche der Musikkenner davon trug. Unter den übrigen zahlreichen Conzerten erwähne ich vorzugsweise ein Vokal- und Instrumental-Conzert, welches die schätzbare Sängerin der hiesigen Bühne, Mad. Brunner, im Musik-Saale der Universität veranstaltet hatte. Neben dem ausgezeichneten Gesange der achtbaren Künstlerin und ihren Leistungen auf der Violine (sie spielte mit anerkannter Virtuosität Variationen von Rode) hörten wir noch andere Lieblinge des Gesang- und Musikliebenden Publikums, z. B. Hrn. Moserius, der, nachdem er eine Bühne verlassen hat, die ihm keinen Ruhm mehr bieten konnte, als Lehrer der Tonkunst, mit vorher zu seltenem Erfolge, unter uns aufgetreten ist. Nicht minder nahm Hr. Organist Kohler, ein geschätzter Clavierspieler, von dem wir auch schon gelungene Compositionen haben, indem er das Rule Britannia, mit zahlreicher Orchester-Begleitung, vortrug, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. — Hr. Grohmann, vom Königl. Theater in Berlin, ist von Hrn. Pierret engagirt worden, nachdem er erträglich in Gesang und Spiel den „Don Juan" gegeben. Wie der auf unserer Bühne herunter gekommen, ist uns zu bekannt. Er war vor mehrerem Jahren in den Händen einer Anschütz, und nach Hrn. Medlig, der ohne irgend einen Erfolg eine Zeitlang zu unserm Theater-Personale gehörte, hat ihn Hr. Grohmann übernommen. Dieser wird einen harten Stand haben, da er den größten Theil der ehemaligen Moserius'schen Rollen übernommen, und namentlich vor Kurzem den „Caspar" im „Freischütz" gegeben hat, wobei der Abstand grell genug hervortrat. Doch ist Hr. Grohmann für Hrn. Pierret recht anstehend, da sich der neue Schauspieler, wie die Theater-Zettel ausweisen, zu Allem gebrauchen läßt. Mit diesem Gaste zugleich sahen wir eine Demois. Laurent, vom Magdeburger Theater, als „Berline." Wenn es sich auf das Sehen beschränkt hätte, so würde Demois. Laurent unstreitig einen günstigen Eindruck erregt haben. Dieser wurde aber schnell verwischt durch einen unleidlichen Gesang. — Wir haben auch mehrere neue Stücke gesehen: z. B. „das graue Kreuz im Tannenthale, romantisches Gemälde der Vorzeit, in vier Aufzügen, von Carl Fischer, Mitglied der hiesigen Bühne." Wie sehr das Stück den Beifall unsers Publikums sich erworben, erhellt aus den vielfachen und zahlreich besuchten Vorstellungen. In der That

hat das neue Produkt Hrn. Fischers entschiedene Vorzüge, was Diktion und lebendige Handlung betrifft, vor seinen andern Bühnenstücken, dem „Jakob Thau" und „Peter Blast", welche langweilige und schlecht durchgeführte Charaktere enthalten. — Hr. Angely ist bei uns an der Tagesordnung; alle seine Uebertragungen und Bearbeitungen haben meistens die Kritik gegen, und das Publikum für sich. Da thut erstere am besten, sich vorläufig weiter gar nicht zu bemühen. Des tüchtigen Wolff weidebrochene „Steckenpferde" haben dem Publikum nur wenig gefallen. Die Zeichnung der Leute, welche ihre Steckenpferde reiten, ist zu grell. Annüssen einen auch dergleichen für den Augenblick: bei näherer Betrachtung hält es nicht Stand; zu leugnen ist indeß nicht, daß auch das Spiel der hiesigen Darsteller, welche die gezogene Grenzlinie nicht zu halten verstanden, auf dieses Urtheil stark einwirkt. — Ebenfalls neu waren: „die bei dem Gerichte", nach dem Französischen von Th. Hell. Dergleichen hat etwas Magnetisches für das Publikum: Rührszenen, Wettstreit des Edelmuths, Uniformen, Schießen u. s. w. Das Stück erfreute sich bei einer dreimaligen Aufführung des zahlreichsten Zuspruchs. Karl Barbarina.

In London lebt jetzt ein Schmied, Namens Alley, gegen den alle neueren Herkulese Schwächlinge sind. Als unlängst ein erkranktes Pferd dort auf der Straße umgefallen war, nahm der thierfreundliche Mann den vierbeinigen Patienten in seine mitleidigen Arme und trug ihn so zu einem Roßdoktor! Es ist dies derselbe kraftige Mann, der im Jahr 1811, als in einem Hause oben auf dem Dache Feuer ausbrach, das Haus in kurzer Zeit vom Brande befreite, indem er ganz allein ein großes Faß Wasser die Treppe hinauf trug, womit auch sogleich die Flamme gedämpft werden konnte. (Corsaire.)

(?) Ein englischer Dragoner-Offizier hatte unlängst eine hohe Summe auf eine ganz neuartige Verpflichtung gewettet: er wollte nämlich unter jedem Arm ein Pferd ersticken! Die Wette ward gemacht, der Lieutenant nahm in Gegenwart einer Menge Gentlemans unter jeden Arm ein Andalusisches Pferd und in 24 Sekunden waren beide erstickt! (Corsaire.)

Vor 50 Jahren gab es in Paris 30,000 Freudenmädchen, jetzt giebt es deren 50,000. Eine Jede zahlt (im Durchschnitt) jährlich 60 Franken Abgabe, mithin zahlt die ganze Corporation die Summe von 3,000,000 Franken! (Oracle.)

1825. No. L.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeigen.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer erst von dem künftigen (dem zehnten) Jahrgange an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz,
herausgegeben von J. W. Gubitz,

bestellen will, den ersuchen wir, es spätestens bis zum 20. Januar 1826 bei uns oder der nächsten Buchhandlung zu thun.

Berlin. Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

Literarische Neuigkeit.

Bei uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Papiere aus meiner bunten Mappe.
Erzählungen, Mährchen und Gedichte
von
Dr. G. N. Bärmann.

Der Verfasser, in der literarischen Welt längst geschätzt, und auch dadurch bekannt, daß er bei einer für das Wiener „Journal für Literatur und Kunst" gestellten Preis-Aufgabe für Erzählungen den Preis gewann, hat hier die besten seiner Werke gesammelt, unter denen sich namentlich auch ein Original-Trauerspiel: „Die Höhle auf Lampedusa", auszeichnet, welches in Hamburg so eben mit entschiedenem Glück aufgeführt worden. — Wir dürfen demnach glauben, daß dieses Buch in der jetzigen Unterhaltungs-Literatur Anspruch auf Bedeutsamkeit hat.

Berlin. Vereins-Buchhandlung. Friedrichsstraße Nr. 176.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Der Mensch und das Geld.
Wohlgemeinte Rathschläge,
Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten und weise zu verwenden.
Zur ernstlichen Beherzigung
von
Ebertsberg.

Wien, 1825. 8. 200 Seiten stark, auf schönem Postpap. im Umschlag broschirt: 16 Gr.

Das traurige Loos schlechter, die glückliche Lage ordentlicher Haushälter — aus dem Leben gegriffene Ansichten über Reichthum und Armuth — die Ursachen der letztern in schlechter Erziehung, ungezähmten Begierden, im Leichtsinn und in der Geschäftslosigkeit begründet — die schlechten Mittel, Geld zu erwerben: Börse-, Karten- und Lotteriespiele, sammt der Geschäftsmacherei mit allen ihren schrecklichen Folgen — der Fluch, welcher auf ungerecht erworbenem Gute liegt — die sichersten Arten, sich auf eine ehrliche Weise Geld zu erwerben, einen ordentlichen Haushalt zu führen — die Delikatesse und Klugheitsregeln beim Geld-Erwerbe, dann die Art, auf welche die meisten Menschen wieder um ihr erworbenes Geld kommen — und endlich die Anleitung zu einer vernunftgemäßen Verwendung desselben, dieses Alles ist mit vieler Erfahrung und Sachkenntniß in diesem schätzbaren Buche

aus einander gesetzt. Wohl ist der Gegenstand, den es sinnig behandelt, jedem Alter und jedem Stande überaus wichtig, und mit Zuversicht kann man im Voraus behaupten, daß es vielen Nutzen stiften und gleich den übrigen Schriften des rühmlich bekannten Verfassers Eingang finden werde bei allen bessern Menschen.

Weihnachts-Bücher.

Bei Herold jun. in Hamburg sind erschienen:

Drei neue inhaltsreiche, schön ausgestattete und preiswürdige Jugendschriften, empfehlenswerth!

Das lieblichste Geschenk für kleine Kinder,

die lesen lernen und lesen können. Vom Verfasser des Buches: „Bitte! bitte! lieber Vater! liebe Mutter! schenke mir dies allerliebste Buch!" von Pastor Müller. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage; mit ausgemalten Kupfern und den interessantesten, den Fassungskräften des Kindes angemessenen Erzählungen. 8. 1825. Im gemalten Umschlag. geb. 12 Gr.

Die Familie Ehrenstein,

ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für gute Kinder, oder solche, die es werden wollen. Von der Verfasserin der „Abendstunden der Familie Hold", Amalie Schoppe, geb. Weise. Mit 10 schönen ausgemalten Kupfern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag, gebunden: 1 Thlr. 8 Gr.

Die Erzählungsabende im Pfarrhause,

ein Geschenk für die reifere Jugend. Von derselben Verfasserin. Mit 13 schönen ausgemalten Kupfern von deutschen und englischen Meistern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

So eben ist erschienen und in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst zu haben:

Panse, Launen meiner Muse, in ernsten und heitern Aufsätzen.

8. Sauber geheftet: 1 Thlr. 18 Gr.

Geist, Genialität, korrekte Sprache, blühende Phantasie und heitere Erfindungsgabe machen das hier Gegebene zu dem Interessantesten, was die neuere Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat.

„Ein Besuch im Irrenhause", „die wunderbare Harfe", „die Ungarnschlacht bei Merseburg", „die Entstehung des Morgensterns", „das Findeltind", der arme Wagner", „die Entscheidung", „der Sieg der Pflicht", „der Untergang des thüringischen Königreichs", „das Ende der Welt", „das Stelldichein" und „die Residenz auf dem Lande", wird Jeder mit der innigsten Befriedigung lesen und dem Herausgeber des mit Verlangen erwarteten und vielbesprochenen „Eremiten für Deutschland" dafür danken.

Leipzig, im November 1825.

Weygandsche Buchhandlung.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine.

Nach Originalpapieren geschildert. Aus dem Englischen von **r.

8. Leipzig, Wienbrack. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Tausende, welche Coopers Lootsen lesen, haben gewiß mit der schönen Cecilie darin gefragt: wer war er denn? Jetzt wird ihnen die Antwort. Wer den Lootsen las, wird auch diese Schilderung vom Leben, vom Wirken des kühnen Seemannes, der Amerika's Marine begründete, mit Vergnügen lesen; und die Thaten, welche Coopers Phantasie schilderte, in der Geschichte nachgewiesen finden.

Neue interessante Festgabe.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für acht Groschen zu haben:

Die Kunst
ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen.

Ein Spiel von Dr. G. N. Bärmann.

Dieses Spiel dient zur angenehmsten Unterhaltung in gesellschaftlichen Kreisen und wir dürfen sagen, daß Jeder, der bisher das elegant gedruckte Büchlein sah, es sich auch anschaffte.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen:

Memoiren des Grafen Alexander von T—.

Aus der Französischen Handschrift übersetzt.
Bd. 1. 12. geh. Preis: 2 Thlr.

Ferner ist daselbst vor Kurzem herausgekommen und versandt:

Lamartine (Alph. de) — le dernier Chant du pélérinage d'Harold. Suivi du Chant du sacre, ou la veille des armes. (Auch unter dem Titel: Poésies de M. de Lamartine. Tome 3e.) in 12. geh. 20 Gr.
Dasselbe auf feinem Papier 1 Thlr.

Lüdemann (Wilh. v.), Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen, im Jahre 1822. Mit zwei Karten. 8. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Menzel (K. A.), Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweiten. 2r (und letzter) Band. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
Dasselbe auf feinem Papier 2 Thlr. 16 Gr.

Mollien (G.), Reise nach Columbia, in den Jahren 1822 und 1823. In drei Abtheilungen. I. Reise durch Columbia. II. Geschichte und Verfassung der Republik Columbia. III. Geographisch-statistische Schilderung des Landes. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. Schoell. gr. 8. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein raisonnirendes Inhaltsverzeichniß dieser und mehrerer anderer neuen Bücher desselben Verlags, mit Bezug auf die, in den vorzüglichsten Zeitschriften erschienenen critischen Würdigungen derselben, ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Berlin, 5. Dez. 1825.

Bei Ernſt Fleiſcher in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

Zehn Titelkupfer

zu dem

Converſations-Lexicon

jeder Ausgabe;

oder

Bildniſſe berühmter Männer

als

Vor- und Sinnbilder

der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Nämlich: 1. Raphael Sanzio (Malerei). 2. Albert Thorwaldson (Bildhauerei). 3. Andrea Palladio (Baukunſt). 4. J. C. W. A. Mozart (Muſik). 5. William Shakspeare (Dichtkunſt). 6. Franz Volkmar Reinhard (Redekunſt). 7. Gottfried Wilhelm v. Leibnitz (Philoſophie). 8. Wilhelm Herſchel (Mathematik). 9. Carl v. Linné (Naturwiſſenſchaft). 10. Hermann Boerhaave (Heilkunde).

In Umſchlag geheftet. Subſcriptions-Preis für ſämmtliche zehn Blätter: 1 Thlr. 4 Gr. Conv. oder 2 Fl. 6 Kr. Rhein.

Ferner als Fortſetzung hierzu gehörig:

Zwei Titelkupfer

zu der

neuen Folge des

Converſations-Lexicons

(11r und 12r Band)

oder

Bildniſſe

von

Chriſtoph Colombo und James Cook

den

berühmten Entdeckern zweier neuen Welttheile.

In Umſchlag geheftet. Subſcriptions-Preis: 6 Gr. Conv. oder 27 Kr. Rhein.

Eine ſehr günſtige Aufnahme haben dieſe nach den beſten Originalen von einigen unſerer vorzüglichſten Künſtler geſtochenen Bildniſſe bereits gefunden, und es dürften ſich außer den Beſitzern des Converſations-Lexicons noch viele Intereſſenten zeigen, welche damit auf eine eben ſo anziehende als wohlfeile Weiſe ihre Zimmer zu ſchmücken wünſchen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bei F. J. Ernſt in Quedlinburg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Der Whiſt- und Boſtonſpieler

wie er ſeyn ſoll.

Oder gründliche Anweiſung, das Whiſt- und Boſtonſpiel nebſt deſſen Abarten, nach den beſten Regeln und allgemein geltenden Geſetzen ſpielen zu lernen.

Nebſt 25 beluſtigenden Karten-Kunſtſtücken; von F. v. H. In Umſchlag gebunden 12 Gr.

Alle Whiſt- und Boſtonſpieler, die ſich in ihrer Kunſt vervollkommnen wollen, werden in dieſem Buche die beſte Anweiſung finden.

Die vorzüglichſten Mittel zur Vertreibung

der Hühneraugen, Fußſchwielen, Warzen, übermäßigen Fußſchweiß

und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder ſicher und aus dem Grunde zu heilen, nebſt Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreiſen. Aus den Schriften vorzüglichſter Aerzte geſammelt.

8. broſch. 8 Gr.

Dieſe Schrift iſt allen denen, die an obigen Uebeln leiden und davon befreit ſeyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Sammlung

praktiſcher Erfahrungen

bei den vorzüglichſten

techniſchen Gewerben und Künſten

und deren Fortſchreiten,

beſonders

beim Brandtweinbrennen und Bierbrauen.

In der Auflöſung aller nur möglichen kritiſchen Fälle mit Hinſicht auf Veredlung der rohen Produkte, der Oekonomie, des Handels, der Viehzucht und was damit verbunden, ſo wie auf die Erreichung directer und indirecter Steuern, für Künſtler, Fabrikanten, Handwerker, Oekonomen, Brandtweinbrenner, Deſtillateurs und Steuerbeamte.

Geſammelt

von

Carl Wilhelm Schmidt.

1ſter Band, mit Kupfern. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Univerſalrechtsgeſchichte; auch unter dem Titel: Das Römiſche Erbrecht in ſeiner Stellung zu vor- und nachrömiſchen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erſtes Kapitel. Das römiſche Erbrecht, nach der Seite ſeiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das Syſtem der Willkühr, oder das teſtamentariſche Erbrecht. Drittes Kapitel. Das Syſtem der Familie, oder das Inteſtaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Syſteme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1825. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 21. Dezember. 203tes Blatt.

Horaz.

(Schluß.)

Auf der Seite des unerſchütterten Königs erblicken wir im fünften Akt den alten Horaz, der ſich feierlich von ſeinem Sohne, dem Verräther, losſagt, und bei der Nachricht von der neu entbrannten Volkswuth im höchſten Affekt ausbricht:

O Vaterland! o Rom!
Das freche Laſter reißet wie ein Strom
Des Staates Säulen ein; und ich, und ich,
Mein Vaterland, und ich verrieth dich
In dem verfluchten — o du Gott der Rache!
O welch ein Fluch hängt über meinem Dache!
Ein Augenblick befleckt mein Haus mit Schmach,
Es ſtürzt, und weh! das Vaterland ihm nach!
O Rom! o Rom! aus meinem Hauſe kamen
Verbrechen, die dich nun — o tilgt den Namen,
Den Namen meiner Väter, tilgt ihn aus!
Zerbrecht, zerſtört, vertilgt mein ſchuldig Haus;
Laßt mich den Troſt nur, eh' ich ſterb', erfahren,
Daß ihr vergeßt, daß je Horazier waren!

Tullius (wie aus einer Zerſtreuung).

Ha, meine Seele ſtarrt, verwirrt mein Sinn! —
Treuloſes Rom, ſo nimm mein Leben hin;
So mögen dann die Meut'rer triumphiren
Und ihren Abgott zu dem Throne führen! —
Bei Gott! er ſoll — bei Gott, dem Ewigen!
Nur durch Ruinen zu dem Throne geh'n,
Von Bürgerleichen und aus heißen Strömen
Vom Blute die verruchte Krone nehmen!
Kommt, Freunde! ſtürzt mit mir Euch in den Tod —

Der alte Horaz.

Ja! geh', mein König, zum glorwürd'gen Tod;
Doch, Herr, gehorch' erſt einem treuen Greiſen,
Laß dieſes Haupt von meinen Schultern reißen
Und wirf es in des Aufruhrs freche Schaar;
Dies einſt verehrte graue Lockenhaar
Wird über ſie der Götter Rache bringen,
Sie werden ſtarr'n und Dir der Sieg gelingen.

Aber ſo viel Edelmuth und aufopfernde Ergebenheit an den geheiligten Herrſcher verdiente einen würdigen Lohn, und ſiehe! der eigene Sohn kommt, ihn zu ſpenden und durch eine gleich große That ſich des edlen Vaters würdig zu erzeigen. Gehorſam dem Geſetze und dem, der es als ſein erhabenſter Stellvertreter handhabt, iſt die erſte Bürgerpflicht und mehr als eiſerne Tapferkeit und wilder Muth. Horaz erwirbt ſich den höchſten Ruhm durch ſeine Unterwerfung und wendet dadurch die Cataſtrophe auf eine überraſchende und höchſt befriedigende Weiſe. Denn wider ſeinen Willen durch den Ungeſtüm des Volkes befreit, entweicht er im Getümmel und tritt jetzt plötzlich aus dem Tempel hervor. Und weshalb? — freiwillig bietet er ſein Haupt der Schärfe des Geſetzes dar und bittet den König jetzt um ſo dringender um ſeinen Tod, damit er nicht als wankelmüthig und furchtſam erſcheine. Sey, ſpricht er,

Sey König, Herr, und laß dein Wort vollbringen
Und Dich nicht durch die Wuth des Pöbels zwingen,
Thu', was Du ſollſt und nicht, was ihm gefällt,
Erſt tödte mich und dann ſtirb wie ein Held.

Das iſt zu viel! In laute Freude bricht der alte Vater aus und auch der eiſerne Sinn des Königs iſt gebrochen, es iſt das Herz ihm bezwungen. Er ſendet

einen Sklaven mit der Gnadenbotschaft an das Volk und spricht:

(sich zum jungen Horaz wendend)

Horaz, mein Freund! O kannst Du mir vergeben?
Aus kleinem Neid haßt' ich Dein Heldenleben.

(zum alten Horaz)

Geblendet von dem Glanze meines Thrones,
O Vater, schien die Großmuth Deines Sohnes
Mir ein Verbrechen und selbst seine Ehre
Ein Raub des Ruhms, der mir allein gebhre!
Durch seinen Fall gedacht' ich groß zu seyn —
Und nun, wie bin ich vor mir selber klein!
Ich schäme mich vor Dir und Deinem Sohn,
Was schändet mehr, als Mißgunst, einen Thron?

(Unterdeß bringt der Sklave die Botschaft zurück):

Der Aufruhr ist gestillt und mit Verlangen
Will jetzt das Volk Dich und Horaz empfangen,
Es drängte sich all überall um mich,
Jauchzt Deinem Namen, Herr, und segnet Dich!

Tullius.

So kommt, o Freunde, kommt, und laßt uns eilen,
Inmitten unsers Volks den Jubel theilen. —
O Heil dem Herrscher, der in Prüfungsstunden
Sich solche Herzen treubewährt erfunden! —

Einer beurtheilenden Kritik enthalten wir uns für jetzt mit vollem Rechte und verspären dieselbe bis auf eine gelegnere Zeit. Nur das Eine glauben wir bemerken zu müssen, daß, wie Ramler überall bei seinen Dichtungen sich nach den Mustern der Alten bildete, auch in dieser Tragödie der antike Geist sich zu Tage legt. Daher darf es auch nicht befremden, wenn in ihr weniger Handlung, als man erwarten möchte, angetroffen wird und statt ihrer Deklamation und Reflexion überwiegend vorherrscht, indem gerade hierdurch (ich erinnere nur an den „Prometheus" des Aeschylus und an den „Philoctet" des Sophokles) sich die alte Tragödie von der modernen wesentlich unterscheidet. A. E. Kockel.

Manifest Heinrich IV. bei seiner Scheidung von Margarethe von Valois.

(Schluß.)

Die Königin war so gerührt von dem traurigen Ende la Molle's, daß sie sich von Saint Luc bekehren ließ. Dieser Cavalier, um sie zu trösten, kam oft unter Begünstigung der Nacht nach Nerac, auf verschiedene Art verkleidet, aber so wie er mit dem Tage verschwand, war auch die Traurigkeit wieder da. Dieser zu begegnen, nahm sie ihre Zuflucht zu Büssi, aber man behauptete, daß er besser an die Spitze eines Feldlagers, als in's Boudoir passe; auch hatte er oft mit einer Kolik zu schaffen, die ihm garstig mitspielte.

Die Verschiedenheit der politischen Parteien hinderte sie nicht, auch den Herzog von Maine zu erhören, einen netten Gesellen, dick, fett und von gutem Appetit. Die Gleichheit der Gemüther erhielt lange Zeit ihre Verbindung, ungeachtet der Zwischenkunft der Madame de Vitry, welche Alles aufbot, diese zu zerreißen, und obgleich eines Tages der Herzog ihrer Rivalin schrieb: daß er die Sonne dem Monde vorzöge; dies will auf gut französisch sagen: Madame de Vitry der Königin von Navarra, indem meine keusche Gemahlin sich Diane nennen ließ; indeß verfinsterte doch am Ende der Mond die Sonne. Die Hugonotten würden sich nun sehr zu beklagen gehabt haben, wenn sie unter ihnen Niemand gefunden hätte, würdig, ihre Liebe einige Tage zu besitzen, aber der Vicomte de Turenne glich dies aus. Er war von schönem Wuchs, hübschen Zügen, charmant im Allgemeinen, aber im Einzelnen gefiel er ihr nicht lange; sie gab ihm den Abschied, und sagte: er gleiche den Nebelwolken, die nur im ersten Anblick schön sind. Der verzweifelnde Liebhaber wollte sich in einem abgelegenen Winkel aufhängen, und ich weiß nicht was geschehen wäre, hätte ich ihm nicht des Interesses unserer Partei willen zurückholen lassen, welches sie aber sehr aufbrachte, indem sie dadurch des Ruhms beraubt wurde, daß sich ein Mann von Verdienst wegen ihr gehangen hätte.

Sie ward mir aber verdammt theuer, diese Gefälligkeit, denn sie machte, daß ich die leiden mußte, welche sie für Clermont d'Amboise hatte, welcher sie oft vor der Thüre ihres Gemachs umarmte, während ich in meinem Salon herum spazierte oder mit meinen Offizieren spielte. Bequemer kann man es nicht haben, und ich kenne mehr als eine Kokette, welche Hände voll Gold gäbe für einen Mann von solchem Charakter. Da man mich indeß anklagen könnte, eine so einzige Moral zu lehren, womit man eifersüchtige Ehemänner berücke und von ihrer Gutmüthigkeit profitiren könnte, so will ich wohl auch aus einander setzen, was mich zu diesem Benehmen veranlaßte. Ich war König ohne Königreich, und Parteihaupt; oft ohne Truppen, und ohne Geld, um welche zu haben; und wenn ich nun den Sturm auf mich hereinbrechen sah, so fand ich auch kein Mittel, ihn zu beschwören, als Unterwerfung. Die gute Dame, wie sie nun so ist, war mir dabei nicht unnütz. Ihre Mutter und ihre auf mich scheelblickenden Brüder beruhigten sich in Betracht ihrer, und von der andern Seite zog mir ihre Schönheit eine Menge Brave herbei, welche ihre Leichtigkeit in meinem Dienste festhielt, und sie war nur allzu besorgt für das Interesse unserer Partei, um solche durch Strenge zu erschrecken. Beurtheilt nun selbst, ob ich nicht Ursache hatte, sie zu schonen, zudem, da ich oft selbst mit dem Vertrauen ihrer lächerlichen Neigungen beehrt wurde. Der alte Narr Pibrac war von dieser Zahl. Die Liebe machte ihn zum Kanzler, und er benutzte diese Würde, um zärtliche Briefe zu schreiben, über welche sich die Ungetreue nachher mit mir belustigte. Sie hatte sich ihr Horoskop stellen lassen und

man hatte ihr gesagt, daß sie zwischen den 21. bis 28. März 1580 von meiner Hand, wegen Beleidigung meiner Ehre, sterben würde; aber meine Vorsicht und die Hoffnung, mich einst von ihr trennen zu können, verhinderte die Erfüllung. Wir lebten demnach wie früher, ich stets nachgebend, sie stets ausschweifend. Endlich konnte sie mich nicht mehr leiden, und ihre Verachtung erstreckte sich nicht nur auf meine Person, sondern auch auf meine Abkunft, welche sie weit unter der ihrigen glaubte und dies auch meinen Verwandten zu erkennen gab. Ich bat sie eines Tages, es zu genehmigen, daß Madame de Thoiras, welche mit mir ein wenig verwandt ist, an ihrer Tafel speisen dürfe. Sie antwortete darauf: ich möchte aber auch zugeben, daß sie ihr zuvor die Füße wasche: womit sie sagen wollte, daß solche so arm sey, um sie ganz gut zu denen rechnen zu können, welche man bestimme, um die Ceremonie der Fußwaschung zu feiern. Sie schien demnach nicht zu wissen, daß es zu Florenz wohl hundert Krämer giebt, welche ihr um zwanzig Grad näher stehen, als dem Hause der Bourbons ein Glied der berühmten Familien de Foix und d'Albret.

Endlich verließ sie mich, ohne etwas zu sagen, begab sich nach Agen, einer Stadt meiner Gegner, und hielt hier ihren galanten Hof; bald aber empörte ihre schlechte Aufführung die Einwohner, welche sie mit Schimpf verjagten, und mit solcher Hast zur Abreise nöthigten, daß sie kaum Zeit hatte, hinter ihrem Geliebten auf die Kroupe des Pferdes zu steigen. Ihre Mädchen, welche nicht genug Miethspferde hatten finden können, folgten so gut sie konnten, die Einen ohne Larven, die Andern ohne Halstuch, die Meisten halb nackt, Alle aber in solchem Aufzuge, daß man sie eher für Zigeunerinnen, als für Ehrendamen einer großen Königin gehalten hätte. Sie wurden von etlichen Offizieren begleitet; Einige zu Pferde ohne Stiefel, die Andern zu Fuß, sämmtlich unter den Befehlen von Lignerac, der sie nach Carlat in Auvergne brachte, welches ein fester Platz ist, jedoch mehr einer Diebeshöhle, als einem Orte gleicht, der bestimmt ist, eine Fürstin, Tochter, Schwester und Gemahlin eines Königs auf zu nehmen. Der König, ihr Bruder, als er ihre Flucht und meine Klage vernahm, schrieb mir: daß, wenn ich ihm geglaubt und seine Schwester bei dem Abgange von Paris, so wie sie es verdiente, behandelt hätte, ich mir diesen Aerger erspart haben würde. Er sagte auch ganz laut bei dem Mittagsmahl: daß die Königin von Navarra, nicht zufrieden, sich mit den Krautjunkern der Gascogne prostituirt zu haben, sich nun zu den Maulesel-Treibern und Kesselflickern der Auvergne begeben habe.

(Nun geräth der gute Heinrich über die Streiche seiner schönen Margot in immer größeren Eifer, erzählt noch ärgere Scandalosa, und gebraucht dabei ganz [illegible] Ausdrücke, welche sich in dem Aktenstück ganz gut lesen lassen, hier aber unübersetzbar sind.)

C. v. Wachsmann.

Miszellen.

Nach einer Notiz in der bei Hartmann in Leipzig 1825 erschienenen, nicht uninteressanten „Reise durch Sachsen und Böhmen, von Bischoff" S. 182, hat ein gelehrter Böhme vor einigen Jahren Wallensteins oder, wie er dort genannt wird, Waldsteins Leben beschrieben, darin eine Menge bis dahin unbekannt gewesener Urkunden in Böhmen gesammelt, mit unermüdeter Thätigkeit und großem Zeit-Aufwande höchst interessante Nachrichten zusammen getragen und das Resultat erlangt, daß Waldstein nicht als hochmuthschwindelnder Abentheurer, sondern als Opfer der Kabale gefallen sey. Das Manuscript hat aber zum Druck nicht abgegeben werden dürfen. Und warum nicht? —

Das Thier, welches die Alten Delphin nannten, und wir eben so benennen, heißt in der französischen Sprache dauphin, und wenn der ehemals so bezeichnete französische Kronprinz lateinisch genannt wurde, geschah es durch delphinus. K.

Moral.

Als die Landtrauer für einen guten Fürsten auf ein Jahr festgesetzt worden, bemerkte ein schlichter Landmann: „Ach, die Unterthanen werden ungeheißen wohl noch länger trauern!"

Ein Italiener, der mit Weingeist handelte, ließ eine Taube in den Wolken auf seinem Schilde malen, und darunter die Worte: Spirito di vino.

Der Hauptgrund, weshalb Rembrandt mit grellem Lichte und im Helldunkel malte, war, weil er — keine Perspektive verstand.

Der Kaiser von Brasilien nennt in seinem Schreiben an den Papst Leo XII. Seine Heiligkeit „den höchsten Monarchen in der christlichen Republik". — Ein Monarch in einer Republik? — ein Alleinherrscher in einer Vielherrschung?

Von den Holländern ist die Reinlichkeit zu den Engländern, und von diesen zu den Nord-Amerikanern übergegangen. In Holland ist sie gekünstelt, in England gesucht, in Nord-Amerika ungezwungen und natürlich. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Am 19. November feierten die Studirenden den Geburtstag des gegenwärtigen Rectors, des Domherrn Weisse, durch einen jubelreichen Fackelzug, wobei Ruhe und Ordnung herrschte. Ueberhaupt hat man keinen Grund, das Betragen der hiesigen Studenten im Allgemeinen zu tadeln; denn die etwanigen Verstöße Einzelner unter den fast tausend Studirenden gegen polizeiliche Anordnungen, als Tabackrauchen, Schreien und Singen auf der Straße, Lärmen im Theater und

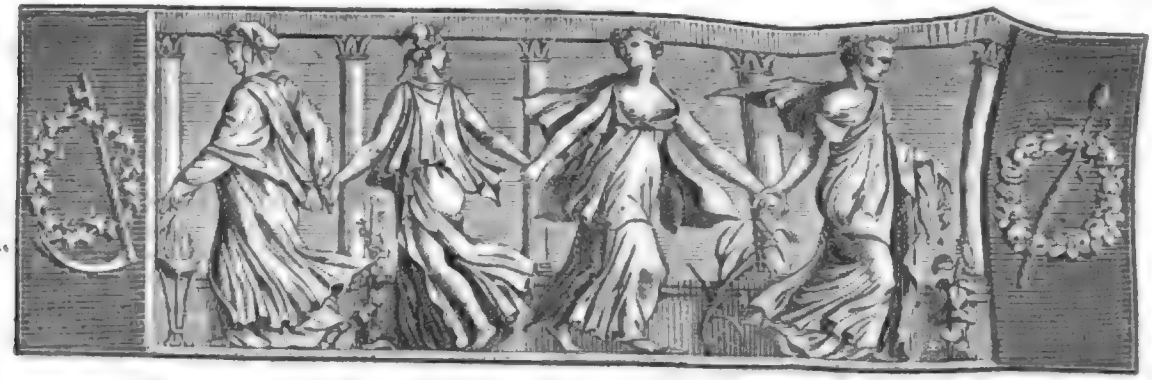
wider gute Lebensart, dürfen nicht in Anschlag gebracht werden. Ja es ist zu verwundern, daß in einer Universitätsstadt, die zugleich Handelsplatz ist — eine Vereinigung, die manche Unannehmlichkeit im geselligen Leben herbeiführt — nicht mehr Reibungen und Störungen vorfallen, die unter den beiden so verschiedenen Ständen oft unwillkührlich entstehen. Ueberhaupt regt sich hier munteres Leben und ungestörte Geschäftigkeit, und wenn auch unter der seit einem Jahre um 2000 Köpfe gestiegenen Einwohnerzahl (Leipzig hat jetzt über 41000 Einwohner) manche Mittellose und Arme sich befinden, so wird doch von Seiten der obern Behörde Alles gethan, diese zu beschäftigen, zu erhalten, zu unterstützen. Die Armenanstalt, einzelne Vereine und Gesellschaften, die der Bedrängten nie vergessen, (darunter auch die Vereinigung mehrerer achtbaren Männer, die erst kürzlich zusammengetreten sind, um unbemittelten Studirenden einen wahrhaften Mittagstisch zu verschaffen, da das sogenannte Convict nicht alle dießfalsige Ansuchungen berücksichtigen kann) und eine Gesellschaft, unbeschäftigte Arme durch Arbeit und Unterhalt zu unterstützen, sprechen dafür, daß von Seiten der Obrigkeit und der reichern Bewohner Leipzigs Alles geschieht, um den traurigen Zustand der Aermern möglichst zu lindern und zu bessern. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich namentlich die jetzt nach dem ursprünglichen Plane des um Leipzig so hoch verdienten Bürgermeisters, des geheimen Kriegsraths Müller, vollendete Bürgerschule auf der sogenannten Moritz-Bastei, zwischen dem Grimmaischen und Petersthor, aus, die den öffentlichen Anlagen um die Stadt — auch durch Müller entstanden und durch den Magistrat jederzeit vermehrt und verschönert — zu eben so großer Zierde gereicht, als sie von dem thätigen Sinne für das gesammte Schulwesen hier zeugt. Ueberhaupt wird in Leipzig für Unterricht, Bildung und Gewerbsamkeit viel gethan, daher auch der Buchhandel in dieser Stadt in nicht geringem Gedeihen ist. Denn neben den ältern Buchhandlungen, die durch eine lange Reihe von Jahren ihren Ruf dauernd gegründet haben, wie Barth, Gerh. Fleischer, Kummer, die Weidmannsche Buchhandlung (jetzt Reimer), Hartel, Vogel, Schwickert u. a. m., entsteht fast jährlich eine neue, die es an unternehmender Thätigkeit nicht fehlen läßt. Auch findet man hier, dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, alle literarischen Neuigkeiten aufgestapelt, daß sie von hier nach allen Himmelsgegenden ausgehen. Auch an neuen Zeitschriften fehlt es nicht — denn geht auch eine im Strome der Zeit und der Vergessenheit unter, so taucht schnell aus einer andern Quelle (bewahre mich der Himmel, daß ich damit den wasserreichen Inhalt dieser ephemeren Schriften andeuten will:) eine neue auf. So wird mit dem kommenden Jahre der Legationsrath Panse in Weißenfels (früher Herausgeber des „Prometheus", dessen Fackel nur zu schnell verloschen ist), ein solches neues Blatt unter dem Titel: „Der Eremit in Deutschland", in monatlichen Heften besorgen, dessen erstes Heft, vom Monat Januar 1826, bereits vor mir liegt. Es führt an seiner Stirn das Hauptmotto (noch dazu mit spatiöser Schrift): „Alles Ding will Uebung haben;" auch kann man eine Zeitschrift eben so wenig nach der ersten Nummer wie eine Oper nach der ersten Darstellung, oder gar nach dem ersten Satze richtig beurtheilen. Der Inhalt der Zeitschrift soll eine Schilderung von Deutschlands Sitten und Gebräuchen des neunzehnten Jahrhunderts, in ernster, launiger, satyrischer Sprache, und ihr Zweck Veredlung derselben seyn. Da wünschen wir denn dem Herausgeber, der gewiß reich an Erfahrungen und mit scharf beobachtendem Geiste begabt ist, die beste Ausführung seines Vorhabens und die vollkommene Erreichung seiner guten Absicht. Jede einzelne Nummer des Heftes ist mit einem Motto versehen, das aber nicht immer, wie im „Morgenblatt", ein Schild des ersten Aufsatzes der Nummer, sondern oft sogar nichtssagend ist, wie z. B. S. 29, wo das Motto nicht mehr andeutet, als die Ueberschrift des Artikels selbst. Auch hat der Verfasser nicht blos deutsche Sprüche, sondern auch Sentenzen aus fremden Dichtern und Prosaisten gewählt, wobei er denn — wie es scheint — selbst gefertigte Uebersetzungen giebt, die nicht stets treu genannt werden können. So heißt S. 9 „mighty" nicht „glänzend", sondern „groß, gewaltig", was mit dem „little" einen trefflichen Gegensatz bildet; die Worte aus Schillers „Maria Stuart", S. 48, geben ein falsches Verständniß der Stelle, woher sie entlehnt sind, da der Nachsatz fehlt. Ja es haben manche Ueberschriften doppelte Motto's, ohne Grund; so daß wir dem Herausgeber, der auch in seinen Schilderungen selbst die Citate nicht spart, wohl in's Gedächtniß rufen möchten, was er S. 9 von der Gräfin in der „Soiree" sagt. Unter den einzelnen Aufsätzen, die das erste Monatsheft enthält, werden „die Scene der Nacht", „Soiree", „Geschichte einer Kindesmörderin", „der einsame Abend einer schönen Berlinerin", „die Wahlen", „ein Turke in der Akademie zu Berlin", „die Zeit des Grauens", „ein Seegefecht", „der Tag eines Journalträgers", eben so durch lebendige Schreibart als Wahrheit der Schilderung anziehen; um so mehr fast ein Jagen nach Witz und scharfen Gegensätzen, z. B. S. 94 „auch du, Brutus?" und ein starkes Auftragen im Gemälde, z. B. S. 8. 41. 87 u. s. w. unangenehm auf. Nur durch eine gefällige, ruhige und leidenschaftlose Schreibart können die ernsten Schilderungen anziehen, so wie sie die Leser erwarten würden, wenn nicht der das mannichfache Interesse derselben genau beachtende Herausgeber durch eingestreute Anekdoten, Mißzellen, kurze Bücher-Anzeigen und flüchtige Correspondenz-Nachrichten Abwechslung herbeigeführt hätte. Es wäre zu wünschen, daß der Legationsrath Panse, der sich schon früher als Mann von Geist bewiesen hat (— noch kürzlich sind seine zerstreut erschienenen Aufsätze gesammelt und unter dem Titel: „Launen meiner Muse", bei Wiegand herausgekommen, die ich sehr empfehlen kann —), sich ganz nach Leipzig, wo sein „Eremit" im Industrie-Comptoir erscheint, wendete, da er nach S. 37 kleine Städte als Wohnort nicht zu lieben scheint. Druck und Papier sind den Redaktoren und Verlegern älterer Zeitschriften zu empfehlen. (Der Schluß folgt.)

In Eskenne's „Ueberblick der Geschichte der Jesuiten" kommt Folgendes vor: Die Jesuiten waren vor das Parlament citirt. Nach der von einem derselben gehaltenen Vertheidigung nahm Et. Pasquier das Wort, und schloß seine Rede mit diesen Worten: „Sie selber, meine Herren Richter, die Sie jetzt die Jesuiten ferner dulden wollen, werden es sich dereinst (nur zu spät) bitter vorwerfen, so leichtgläubig gewesen zu seyn. Die Ordnung aller Dinge, die öffentliche Ruhe wird über den Haufen geworfen werden, und nicht nur in diesem Reich, nein, in der ganzen christlichen Welt, und dies Alles durch die List und die Vorspiegelungen, den Aberglauben, die Verstellung, Heuchelei, Wahrsagerei und überhaupt durch die Höllenkünste dieses Vereins!!" — — Folgendes ist die Erwiederung der Jesuiten: „Pasquier ist ein Mantelträger, ein Schurke, ein Narr, ein Possenreißer, ein armer Schelm, ein Aleſanz, ein Einfaltspinsel, der nicht werth ist, einem Knecht die Schuhriemen zu lösen, ein Lumpenkerl, eine Canaille, ein Ketzer, ein schlechter, ein gemeiner Satyr, ein Erzaar aus B dur und B mol, ein Narr in Folio, in Duodez-Folio mit goldenem Schnitt, ein Narr aus allen Narren zusammengesetzt!!" — Das war Dialektik jener Zeit!! (Pandore.)

Eines türkischen Sultans Ersparnisse für den türkischen Schatz pflegt man in der Regel auf 12 Millionen an zu schlagen. Seit Mahomed II. (1453) kann man daher berechnen, daß durch 41 Sultane 5—600 Millionen Franken Werths erspart worden, welche in 41 verschiedenen Zimmern des Serails niedergelegt sind. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Gesellschafter
oder Blätter für Geist und Herz.

1825. Freitag den 23. Dezember. 204tes Blatt.

Adumissa.

Eine afrikanische Novelle.

(Dem Englischen des Mistreß Bowdich nacherzählt.)

„Das war Adumissa's Wohnung!“ sagte meine Sklavin eines Tages, als sie mich auf einer Wanderung durch die Stadt Igwa begleitete. — „Und wer war Adumissa?“ fragte ich. — „Wie, Gebieterin? Hörtest Du nichts von Adumissa, welche alle Schönheit übertraf, die jemals ein Neger gesehen hat?“ — Allein viel mehr als diesen Panegyrikus konnte ich aus meiner Filoqua nicht heraus bringen; denn Filoqua war eine schlechte Erzählerin, eben weil sie die Neugier rege machte, ohne sie zu befriedigen. Ich forschte nun bei Mulattinnen und Europäerinnen, die ich am Orte kennen gelernt hatte, und erfuhr Folgendes:

Adumissa's Eltern waren überaus wohlhabend; und anstatt ihre Tochter schon in der Wiege zu verloben, wie das in jener Provinz Afrika's gebräuchlich ist, wollten sie dieses ihr einziges Kind dem Angesehensten des Landes vermählen, sobald Adumissa das Alter von vierzehn Sommern erreicht haben würde. Frei und fesselos also brachte die kleine Adumissa den größten Theil ihrer Kindheit in den Wäldern zu, die das Landhaus ihres Vaters umgaben. — Samba — so hieß des Mägdleins Vater — zählte eine Menge Sklaven und Sklavinnen, die sämmtlich die kleine Adumissa gleichsam anbeteten; nicht etwa weil dies der gewöhnliche Weg der Dienerschaft zu seyn pflegt, auf welchem sie sich die Gunst der Herrschaft zu erschleichen suchen, sondern die persönliche Schönheit, die rührende Lieblichkeit und die Eigenthümlichkeit der Gemüthsart, welche die Kleine schon frühzeitig entwickelte, gewannen dem Kinde allgemeines Wohlwollen.

Samba war ein gütiger Herr, der seinen Sklaven manche Stunde der Ruhe, oder der Arbeit zu ihrem eigenen Nutzen, vergönnte. Diese Freistunden wurden gewöhnlich nur damit ausgefüllt, der kleinen Adumissa irgend eine Freude zu bereiten. Einer der Sklaven zog dann wohl hinaus mit Wurfspieß oder Spießgewehr, den Panther zu erlegen, deß nachher reich geschmücktes Fell sich um Adumissa's zarte Glieder schmiegen sollte; ein Anderer stellte mit treffendem Pfeile dem Adler nach, um aus dessen Gefieder einen Fächer zu flechten, mit dem Adumissa Kühlung zugewedt werden konnte, wenn sie unter dem Bananenbaume ruhte; ein Dritter streifte der Korallen das Gezweig ab, um den scharlachrothen Halsschmuck für Adumissa zu gewinnen; ein Vierter jagte dem Colibri nach, Adumissa's Haar mit demselben zu schmücken. Zuweilen hoben sie die Kleine in einer Sänfte, aus Palmzweigen geflochten, auf ihre Schultern, um sie jauchzend durch den Wald zu tragen, ihr unterweges die Beute vom Datteln- und Erasma-Baum in den Schooß zu werfen, oder die Sänfte mit Jasminen zu bestecken, und sie dann so reich beschenkt und duftig geschmückt unter Preis- und Freudengesängen der harrenden Mutter wieder heim zu bringen. — Oft verlangte die kleine Königin in ihrem eigenen, mit carmoisinfarbener Seide bezogenen Palankin getragen zu werden. Ihre Träger

mußten dann aufgezeichnete Schürzen aus blaugestreiftem Baumwollenzeuge anlegen; zwei kleine Elephanten-Zähne, zu Hörnern umgestaltet, verkündigten dann ihre Ankunft: ihr Prachtsessel und ihre Fächer wurden hinter ihr hergetragen, und ihre Wärterin, einen mit Edelsteinen verzierten Hauptschmuck auf dem Kopfe, schritt vor dem Palankin her. Adumissa aber, den Nacken mit den kostbarsten Kettlein behangen, goldene Schlangengewinde um die Arme, an jedem Finger einen köstlichen Ring von ausgezeichneter Arbeit; um die schlanken Knöchel breite Goldbleche und das Köpfchen mit goldenen Schmetterlingen besteckt, leicht hingestreckt auf die seidenen Kissen im Palankin, einen europäischen Sonnenschirm in der Hand, zog also durch die Straßen von Igwa, geleitet von dem muntern Chor der singenden und zu Zeiten den Namen „Adumissa" ausrufenden Sklaven. Doch dieser Anflug von Herrschersinn, diese Vorliebe für das Glänzende wich bald von ihr. Es schien, als ob die Wildniß, in der sie bisher größtentheils gelebt, ihr eine Kühnheit und Freisinnigkeit eingeflößt hatte, die wenigen Mädchen jenes Landes eigen zu seyn pflegt, zumal da Adumissa, ohne Umgang mit ihres Gleichen, gewöhnt worden war, sich ganz durch sich und aus sich selbst zu entwickeln.

Nach und nach vermied sie gänzlich solche städtischen Aufzüge und ergötzte sich lieber an den Spielen und dem Getreibe ihrer Untergebenen. Nicht selten wohnte sie den Eberjagden bei, und schleuderte nicht ungern den Wurfspieß auf das keuchende Thier. Von sich warf sie den ihr lästigen Schmuck und das Gewand fest um die Schultern geknotet, verfolgte sie wie im Wettlauf das flüchtige Reh. Bei dem Allen entfremdete sie sich nicht sanfteren Gefühlen. Die Tauben, Rebhühner und das Guinea-Geflügel, die sie mit eigener Hand zu füttern pflegte, waren Alle von ihr selbst gezähmt worden; eine zahme Antelope sprang auf leichten Schenkeln hinter ihr her, wenn Adumissa die Pflanzungen besuchte, und eine englische Dogge wachte an Adumissa's Lager. Adumissa zeigte sich oft pflegsam am Hauptkissen des Kranken, theilnehmend und tröstend am Lager des Sterbenden, und munterte den Fleiß und die Thätigkeit durch Geschenke oder Lobsprüche auf.

So kam der Zeitpunkt heran, in welchem Samba seine Tochter mit einem ihm erwünschten Freier zu vermählen gedachte. Wohl kannte er seine Adumissa zu genau, um ihr einen vieljährigen oder gar einen lasterhaften Bewerber — wie reich und angesehen Einer wie der Andere auch seyn mochte — aufdringen zu können; allein er zweifelte dagegen auch nicht, seinen Zweck zu erreichen, wenn er ihr etliche Jünglinge aus mächtigen Familien vorführte. Adumissa mußte nun wieder in der Stadt wohnen. Ihr Haar ward nach Landessitte auf der Scheitel in Form eines Kegels aufgekämmt und reich geschmückt; Ohrgehänge, in fernen Gegenden verfertigt und von unbeschreiblichem Werth, wurden ihr angethan; ihre Augen, von Natur feurig, wurden noch brennender gezeichnet durch eine feine Linie, die man aus beiden Augenwinkeln ihr mit einem spitzen Griffel malte, den man in zerstäubtes Bleierz getaucht hatte; ihre weißen Zähne wurden mit dem Holze des Soholabaums noch glänzender gemacht; die Fülle ihrer Wangen zu erhöhen, ward ein wenig Elfenbeinschwärze, mit aufgelöseter Kreide vermischt, ihr zierlich unter beide Augen eingerieben; dazu schmückten hochfarbige Sandalen ihr die Füße; ihre weiche Haut ward mit dem wohlriechenden Tolu, dem fetten Saft einer Landesfrucht, geglättet, und aus den kostbarsten chinesischen Stoffen mußten die Gewänder seyn, in denen Adumissa sich zeigte.

All dieser Zwang ward dem Mädchen jedoch bald so zuwider, daß sie dadurch eine Abneigung gegen jede Heirathsbewerbung empfand. „Soll ich", fragte sie oft ihren Vater, „das Weib eines Mannes werden, den ich nicht liebe, den ich nicht kenne? Nur die elendesten Sklaven in Deinen Besitzungen sind so unwürdigem Loose unterworfen! Welch Schicksal willst Du Deiner freien, hochgebornen Adumissa bereiten?" — Doch konnte solche Aeußerung nur den Unwillen Samba's rege machen. — Der Neffe eines benachbarten Königs war es, den Vater Samba gern mit seiner Tochter vermählt gesehen hätte. Schon wollte er befehlen, Adumissa möchte den durch Rang, Reichthum und edle Vorzüge ausgezeichneten Dombai zum Gatten wählen; doch zögerte er noch, hoffte noch das Beste von Adumissa's eigener Wahl und gestattete ihr eine kurze, erbetene Frist. — Adumissa begehrte ihre Bedenkzeit auf dem Lande zuzubringen: auch das ward ihr gewährt. Kaum dort angekommen, suchte sie ihre frühere ungefesselte Lebensweise wieder hervor, und dünkte sich nunmehr aller lästigen Bewerbungen enthoben. Dennoch setzten alle Freier ihre Anträge fort; allein jedesmal, wenn Vater Samba des Mädchens Entschluß verlangte, erhielt er zur Antwort, daß sie Keinen von Allen wählen könne, weil sie den Einen nicht mehr als den Andern liebe. Um so mehr glaubte der Vater nun darauf bestehen zu müssen, daß Dombai sein Tochtermann würde, und wie heftig auch der Jüngling sich in Liebe ergab: dennoch wußte Adumissa stets neue Ausflüchte zu finden.

Dombai war von seinem königlichen Oheim abgerufen worden, das Heer gegen eine benachbarte Völkerschaft zu befehligen. Dombai, mit Siegesbeute beladen, die er zu Adumissa's Füßen legte, kehrte zurück, in der Hoffnung, sein errungener Ruhm würde Ein-

druck auf des Mädchens Herz machen und dessen Wahl auf ihn richten; allein vergebens! — Adumissa schien kränklich, hinschwindend; ihr feuriges Auge schien ermattet, kein frohes Lächeln zeigte ihre Perlenzähne, ihr Schritt war wankend, oft streckte sie sich auf ihr Lager, theilnahmlos gegen Alles, was sie umgab; sie nahm nicht Speise und Trank und entfremdete sich allen ihren gewohnten Belustigungen. Vergebens suchten Samba und Dombai, Jeder auf seine Weise, sie aus diesem Hinbrüten zu wecken. Des Vaters bittende Vorstellungen vermochten nichts als ein wehmüthiges Lächeln auf ihre Lippen zu locken, das schneller verschwand als das Aufflammen einer rosigen Abendwolke, und wie sehr Dombai sich bemühte, aus den Kaufgewölben der Europäer die prachtvollsten Geschenke herbei zu treiben, wie rastlos er die Wälder durchspähte, um der Geliebten ein köstlich Mahl zu erjagen: Adumissa wies die Gaben zurück, ohne von der leckeren Speise genießen zu wollen. So lange sie es nur irgend gestattete, wachte der treue Jüngling an ihrem Lager; ja, wenn sie ihn endlich von dannen trieb, weilte er noch stundenlang draußen vor dem Eingange, ihres Fußtritts oder ihrer Seufzer zu lauschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfreuliche Polemik.

Der Professor der physischen Heilkunde auf der Universität Leipzig, Herr Dr. Heinroth, hat „Ueber die gegen das Gutachten des Herrn Hofrath Dr. Clarus von Herrn Dr. C. M. Marc in Bamberg abgefaßte Schrift: War der am 27. August 1824 zu Leipzig hingerichtete Mörder J. C. Woyzeck zurechnungsfähig?“ (bei Hartmann) eine Broschüre herausgegeben, worin er erstlich die Richtigkeit der Einwürfe von Herrn Marc, aus dessen Schrift selbst, erweist, und dann die Marcsche Schrift an sich, ohne Beziehung auf das Clarussche Gutachten, beurtheilt. In der Einleitung heißt es: „Wenn nun zwar Recht doch Recht bleiben muß, und die Schrift des Herrn Hofrath Clarus so beschaffen ist, daß sie sich selbst vertheidigt und deshalb keines Vertheidigers bedarf, so ist dennoch nicht überflüssig, dazu bei zu tragen, daß dem Vorurtheile bei Gegenständen von solcher Wichtigkeit, wie die Zurechnungsfähigkeit eines Mörders ist, keine Stimme eingeräumt werde. Ja, es wird dies in unsern Tagen sogar nothwendig, da auf der einen Seite das ungeläuterte Gefühl des Laien, auf der andern die verkehrte Speculation wissenschaftlicher Männer recht absichtlich darauf hinarbeitet, die Schuld in Unschuld und die Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit um zu schmelzen. Diesem sonderbaren Bemühen, dessen Quellen wir zu Ende dieser Blätter nachweisen werden, dient die Wissenschaft des Arztes, sowohl bei den berufenen Pflegern derselben, als bei den unberufenen Einrednern in dieselbe, zur bequemen Handhabe. Krankheit heißt das Zauberwort, welches den Verbrecher losspricht und die Gerechtigkeit verurtheilt. Dieses Zauberworts bedient sich denn auch Herr Marc gegen das Urtheil des Herrn Hofr. Clarus, daß der Mörder Woyzeck zurechnungsfähig gewesen. Schreiber dieses erkennt die von Herrn Marc aufgestellte Ansicht für eben so nichtig, als er die des Herrn Hofr. Clarus für wahr erkennt; und mit Vergünstigung des Letzteren hat er sich an das Werk gemacht, die ganze Blöße der Marcschen Schrift auf zu decken, so weit es in seinem Vermögen steht.“ Schon aus dieser Anführung leuchtet die hohe Wichtigkeit dieser polemischen Schrift ein. Gründlicher und mit schärferen Waffen konnte wohl nicht leicht die Broschüre des Herrn Dr. Marc bekämpft werden, der es wohl nun bereuen mag, sie geschrieben zu haben. E.

Adelheid von Geldern.

Steht bei Bonn am alten Rhein
Ein verfallen Klösterlein,
Das der edle Fürst von Geldern
Reich beschenkt mit Gut und Feldern,
Und die Tochter Adelheid
Zur Aebtissin eingeweiht.

Das war eine fromme Frau,
War die Frömmst' im ganzen Gau:
Hatte freudig hingegeben
Irrdisch Gut und junges Leben
Gott und Frau Cäcilia,
Die sie oft im Traume sah.

Einer Nonne, hold und schön
Vor den Andern an zu seh'n,
Wollte kein Gesang gelingen,
Strafe mocht' es nicht erzwingen:
Immer blieb es ein Geschrei
Wie von Teufels Clerisey.

Als sie einst im hohen Lied
Falsche Töne nicht vermied,
Gab die Frau in Gott verloren
Einen Schlag ihr an die Ohren,
Daß sie schwer mit Krämpfen rang
Und von Stund' an göttlich sang.

Flehend bitten laßt uns ja
Gott und Frau Cäcilia,
Daß, zu unserer Ohrenlabe,
Auferstieh'n aus ihrem Grabe
Die Aebtissin wieder mag,
Dachreind bis zum jüngsten Tag.

K. Simrock.

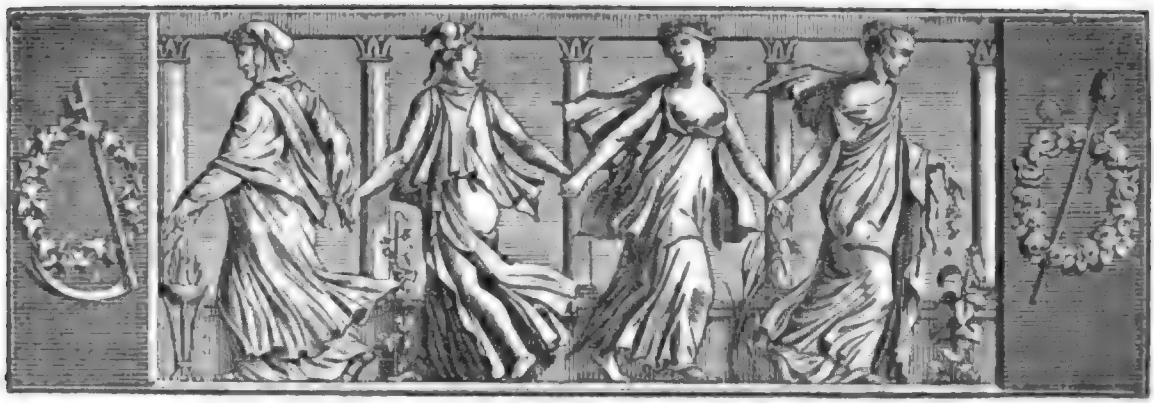
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. (Schluß.) Unter den seit einigen Jahren hier etablirten Buchhandlungen nenne ich Ihnen besonders die von C. G. F. Hartmann, die sich durch Unternehmungsgeist und ungeschwächte Thätigkeit vortheilhaft empfiehlt. Unter den neuern Verlags-Artikeln derselben nenne ich Dr. Heinroth's „System der psychisch-gerichtlichen Medizin“, ein mit unendlicher Liebe

ed by Google

und bewundernswerther Ausführlichkeit geschriebenes Werk, das keinem Arzte, keinem Rechtsgelehrten, er sey Richter oder Anwald, fehlen darf, und eine erst nach Hofbauer's bekannter Schrift recht fühlbar gewordene Lücke vollkommen ausfüllt; von Galya „Handbuch des königl. sächs. Polizei-Rechts", eine genaue Zusammenstellung der sächsischen Polizei-Gesetze bis auf die neueste Zeit und der daraus sich ergebenden Grundsätze, über die bereits mehrere Litteratur-Zeitungen mit besonderem Lobe sich geäußert haben; Dr. Ernst Günther's Uebersetzung der Elegien Tibulls, die jeder Freund des classischen Alterthums mit Dank für den schon durch seinen deutschen Horaz rühmlichst bekannten Uebersetzer aus der Hand legen und dabei den Wunsch hegen wird, daß es ihm gefallen möge, in dem begonnenen Unternehmen, die römischen Dichter zeitgemäß zu übersetzen, fort zu fahren; Dr. Bischoff's „Reise durch Sachsen und Böhmen" in den Jahren 1822 und 1823, wo besonders die genaue Schilderung von Dresden und der Umgegend, so wie von Teplitz (wo wir eine umständlichere Beschreibung von Dur erwartet hätten) und Carlsbad, allgemeines Interesse finden wird. — Von den literarischen Neuigkeiten, die mir noch zu Gesicht gekommen sind, hebe ich besonders aus: Tieck's „dramaturgische Blätter", erstes Bändchen, welches die früher erschienenen einzelnen Aufsätze über dramatische Dichtungen, deren Vorbereitung und Darstellung, über einzelne Künstler u. s. w., vom Verfasser vermehrt und zum Theil weiter ausgeführt, enthält. Der damalige Antheil an Tieck's Urtheilen über das deutsche Theater bürgt auch jetzt für günstige Aufnahme und Beherzigung der hier niedergelegten Ansichten, und wenn auch letzteren manches im Zeitgeiste begründete Hinderniß entgegen stehen sollte, so wird doch der Freund und Kenner des deutschen Theaters die baldige Fortsetzung dieser Sammlung wünschen, worin zugleich die Mittheilungen über das englische Theater, das der Verfasse durch jahrelanges Studium genau kennen lernte, zu erwarten sind, und wobei die gediegenen, wie ich glaube, in der „Abendzeitung" ausgesprochenen Ansichten über Shakspeare's „Hamlet" nicht fehlen werden. Nur überschlage Keiner die Vorrede und die Einleitung, weil beide dem Leser eine kurze Uebersicht von Tieck's Beurtheilung des dermaligen Standes des deutschen Theaters und der dramatischen Dichtkunst im Allgemeinen an die Hand geben. Mit besonderem Interesse lasen wir die Aufsätze über die Aufführung des „Prinzen von Hessin-Homburg", die „Piccolomini" und „Wallenstein", Eblair's Anwesenheit in Dresden, „Clavigo" von Goethe, den „Leuchtthurm" und „Fürst und Bürger" von Houwald, Gehe's „Anna Boleyn" (denn auch wo Tieck tadelt und zurechtweist, fühlt man die Wahrheit und Gewichtigkeit seiner Worte) und „Romeo und Julie". — Noch erwähne ich: „Der Mann im Mond" von H. Clauren — aber nicht von dem Berliner Clauren, dem Verfasser der „Mimili", des „Vergißmeinnichts" u. s. w., sondern von einem mährchenhaften; wenigstens soll der wahre Verfasser des „Mannes im Mond" einen Mährchen-Almanach herausgegeben haben. Nun jene Spekulation ist neu (?); aber des Verlegers Entschuldigung, daß ja H. Clauren ein angenommener Name und Keinem verwehrt sey, den von einem Andern adoptirten Namen zu führen, ohne einigen Halt. Denn die bürgerliche Gesellschaft hat andere Gesetze als die Gelehrten-Republik; und einem Buche den Namen eines Schriftstellers vorsetzen — dieser mag nun unter eigenem oder angenommenem Namen schreiben — der es nicht geschrieben, ist eben so ein Eingriff in die Rechte Jenes, als es von Nichtachtung gegen das lesende Publikum zeugt, das eine Schrift von dem bekannten Clauren zur Hand zu nehmen glaubt, während es den falschen Clauren liest. Durch mehrjähriges Autorthum gewinnt man ein Recht auf den angenommenen Namen und ein im litterarischen Staate wohlbegründetes. Die Schrift soll eine Satyre gegen den ersten Clauren seyn — wir haben dies bei dem Durchblättern derselben nicht recht finden können. — Ihr als trefflicher Violinspieler rühmlichst bekannter Musik-Direktor Möser gab neulich bei seiner Rückreise von Paris ein Conzert, das leider sehr wenig besucht war. Kenner setzen sein Spiel weit über das von Spohr und ich, als Laie in der Kunst, muß wenigstens versichern, daß es mich im Adagio sehr ergriffen hat. Mad. Milder, deren Conzert bereits angesetzt war, hat uns jedoch, ohne solches zu geben, verlassen; dies war dem musikliebenden Theil des Publikums nicht angenehm. Sollte etwa der geringe Besuch des Möserschen Conzerts die Veranlassung zur schnellen Abreise gewesen seyn? — Im Theater sahen wir in der letzten Zeit, außer Spohr's „Faust", von welchem weiter unten, nichts Neues. Denn was soll ich von „Fidelio", eine Rolle, die Hr. Stein sehr gut spricht, von Müller's „Vertrauten", die neulich rasch und lebendig gegeben wurden, vom „Alpenröschen", wo Demois. Haug die Rolle der „Lisinka" mit vielem Gefühl und, fast möcht' ich sagen, mit Innigkeit und Herzlichkeit giebt, vom „Ehepaar aus alter Zeit", dessen eine Hälfte, die Rolle des „Hyacinthe Dival", von Hrn. Devrient mit Wahrheit und ohne Uebertreibung dargestellt ward, von den „Sieben Mädchen in Uniform", den lange ersehnten, oft versprochenen, aber — der „Festungs-Commandant" (Hr. Koch) hatte nicht Unrecht — etwas verwilderten; von dem „wahrhaften Lügner", den Hr. Koch zur großen Belustigung des Publikums gewaltig übertrieb, der „Männertreue", worin Mad. Miedke die kleine Rolle der „Frau Doctorin" recht natürlich und ergötzlich durchführte, von der „Schweizerfamilie", wo Demois. Schulz die „Emmeline" gut und ohne Künstelei sang, aber mit allzu großer Lebendigkeit spielte, und Hr. Voigt — wie gewöhnlich — in der Rolle des „Paul" übertrieb, und den „Wittern in Berlin", wo Demois. Erhart statt Mad. Devrient die „Frau von Schlingen" — ohne Tadel, aber doch nicht mit solchem Beifall, wie Letztere (auch selbst nach der Neumann, die wir nächsten Mai hier erwarten, im verflossenen Sommer in Berlin) — gab. Sie sehen aus diesen wenigen Umrissen, daß Opern mehr als größere Trauer- und Schauspiele auf unserm Repertoir sind, so wie wir auch noch im Laufe dieses Winters Auber's „Conzert am Hofe" und „Laodicee", und Rossini's „Italienerin in Algier" und das „Fräulein am See" erwarten. Jetzt nur noch Einiges über Spohr's „Faust", dessen tiefe Musik nicht so leicht gefaßt und verstanden werden kann. Sie hat herrliche, gleich ansprechende Stellen, wie „Faust's" Arie: „Die Liebe ist die schönste Blüthe", das Duett mit „Röschen": „Folg' dem Freunde mit Vertrauen", „Hugo's" Arie mit Chor, das Finale im ersten Akt, die Hexen-Scenen, die sehr viel Charakteristisches haben, „Kunigundens" und „Faust's" Arie, so wie die des „Mephistopheles" und die bekannte Polonaise im zweiten Akt; auch die Ouverture ist sehr anziehend, ob wir schon am Ende derselben das Tiefergreifende, das im Schlusse der Oper liegt, nicht deutlich ausgedrückt finden. Die Direktion hatte es an nichts fehlen lassen, diese Oper, was Maschinerie, Dekorationen und Costümes anlangt, würdig in Scene zu setzen, und wurde dabei von den Künstlern thätig unterstützt; Hr. Genast als „Faust", Hr. Eckert als „Mephistopheles", Demois. Erhart als „Röschen" und Hr. Vetter als „Hugo" verdienen rühmliche Erwähnung; auch Mad. Finke als „Kunigunde" leistete das Mögliche. Indessen schien uns die Partie des „Röschen" für die Stimme der Demois. Erhart etwas zu hoch zu seyn, was auch bei Hrn. Genast einige Mal der Fall war. Bei der Polonaise hätten wir mehr Anstand und Zehnheit der Tanzenden gewünscht, die fast ganz vergessen mochten, was sie eigentlich vorstellten. Uebrigens ist „Faust" mehr wie ein „Don Juan", als nach der Sage der Vorzeit geschildert, denn wir sehen nicht, wie er das geworden, was er ist, sondern nur den tiefgesunkenen Faust. **.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Sonnabend den 25. Dezember. 205tes Blatt.

Der Preuße in Liſſabon.

Poetiſche Erzählung von Karl von Holtei.*)

Sie.

Soll ich den Schritt in dieſe Räume lenken?
Von Licht erfüllt, von hellem Glanz umſtrahlt.
Welch' eine Muſe wird mir Hülfe ſchenken,
Hier, wo die Kunſt in bunten Tönen malt?
Die Zauber des Geſanges ſind zu mächtig,
Das Reich der Töne iſt ſo allbeliebt —
Darum ſchon bei'm Beginnen lieber, dächt' ich,
Wir ſchwiegen — wenn's auch eine Pauſe giebt?

Er.

Sind wir denn nicht auch berufen?
Hat man nicht auf uns gezählt?
Steh'n wir nicht auf dieſen Stufen?
Zwar gar Viele ſind berufen,
Wenige ſind auserwählt —
Aber wir — je nun, wir bleiben,
Wagen uns getroſt hinein,
Werden in dem bunten Treiben
Nicht allein die Stummen ſeyn.
Oben hat man muſiziret,
Hat geſungen für und für,
Unten hat man applaudiret —
Nun wohlan — ſo reden wir.

Sie.

Doch was? Aus welchem Tone? Darf ich ſcherzen?
Zu ſchwer iſt Scherz, ſoll neu und zart er ſeyn!
Und düſt'rer Ernſt? — Geſtimmt nicht ſind die Herzen
Für tragiſche Gefühle jetzt —

Er.

O nein!
Laſſe beides uns verbinden:
Scherz und Ernſt, das ſchöne Paar!
Laſſ' uns edle Rührung finden,
Tief und ſeltſam — aber klar.
Denk' an jenen Winter-Abend,
Wo ein ſchlichtes, ſtilles Buch,
Uns mit Schätzen reich begabend,
Spendete manch' heitern Spruch.
Und verkünde aus dem Leben
Nettelbeck's — in treuem Ton,
Was mit ihm ſich hat begeben,
Als er war' in Liſſabon.
Du den Ernſt — und ich das Heit're,
Wechſeln wir mit raſchem Wort. —
Doch zur That — ohn' alles Weit're,
Denn ſie jagen gleich uns fort.

Sie.

Ein Bürgersmann, von echtem Schrot und Korn,
Der tapfer noch im vor'gen Krieg — als Colberg
Belagert ward, — ein Greis, geſtritten hat, —
Und jetzt begraben liegt, im kühlen Sande —
Der alte, wohlbekannte Nettelbeck,
War einſt, als eines Schiffes Capitain,
In Liſſabon — und in bedrängter Lage.
Er wußte keine Ladung für ſein Schiff
Und ſah bekümmert in die Zukunft wohl
Und dachte trauernd an die lieben Seinen
Im fernen Preußenland. — Geladen nun
Zu einem Schmaus, bei einem Portugieſen,
Den kaum er kennt dem Namen nach, geht ſtill
Und düſtern Sinn's er ſeinen Weg. Am Markt
Erblickt er plötzlich — und er glaubt zu träumen —
Traut ſeinen Augen nicht, den verlenden —
Und faßt ſich bebend vor Erſtaunen an —

*) Im Conzert der Demoiſ. Henriette Sontag (am 7. Dezember) vorgetragen von der Königl. Schauſpielerin Mad. Wolf und dem Verfaſſer.

Erblickt er plötzlich groß, vor einem Zelt,
In voller Pracht zwei preußische Soldaten.

Er.

Zwei Grenadiere waren's, wie sie damals
Gekleidet gingen, — majestätisch — steif —
Der Zopf nicht fehlte: wie in Erz gegossen,
So standen die vor jenem Zelte da
Und auf dem Zelte weht die preuß'sche Flagge.
Er denkt bei sich: die mußt du rasch begrüßen,
Tritt auf sie zu, reicht ihnen froh die Hand —
Und sieht — daß es Wachspuppen sind, doch schön gebildet.
„Ha!" ruft er aus: „wo solch' ein Aushäng'schild
Gewählt ist worden, muß auch mehr noch stecken,
Was eines Preußen Herz erlaben kann!"
Und zahlt sein Eintrittsgeld — und tritt hinein.

Sie.

Und tritt hinein — und sieht — o welch' Entzücken!
(Es war im Jahre Siebzehnhundertachtzig)
Und sieht auf einem Thron den alten Fritz,
Zum Sprechen ähnlich. Und die Siegesgöttin
Und die Gerechtigkeit umschweben ihn. —
Ringsum geschaart sieh'n viele Portugiesen
Und horchen staunend, mit bewegtem Antlitz,
Die Thaten jenes göttlichen Monarchen,
Die ein begeisterter Rhapsode singt.
Gar tief ergriffen scheint der ganze Kreis —
Da fasset unsern Rettelbeck der Sturm,
Ihm pocht das Herz (so drückt er selbst sich aus)
Und hämmert ihm gewaltig in der Brust. —
Da stürzt er vor und sinkt dem Bild zu Füßen;
Gebroch'ne Stimme! Auge voll von Thränen,
Gefalt'ne Hände! — liegt er auf dem Boden
Und jauchzet auf: „Ja, preiset, preiset ihn,
Er ist mein König, ich bin auch ein Preuße!"
Und Jubel tönt durch's Zelt und Jeder drängt
Sich näher hin, den Preußen an zu schau'n,
Drückt ihm die Hand, beneidet ihm den König.
Doch Rettelbeck geht stolz zum Zelt hinaus,
Umdrängt von Volk, läßt seine Augen leuchten,
Arm wie er ist, im tiefsten Herzen reich,
Und murmelt nur: „Ja, ich bin auch ein Preuße!"

Er.

So bewegt in tiefster Seele
Kömmt er zu dem großen Schmause.
Capitaine vieler Schiffe
Trifft er in dem reichen Hause.
Alle sind sie eingeladen
Zu dem wunderlichen Feste,
Und der Wirth bewirthet köstlich
Alle seine fremden Gäste.
Starke Weine fließen strömend,
Heiß wird Allen zugetrunken —
So ist Einer nach dem Andern
Selig unter'n Tisch gesunken.
Nur der Rettelbeck steht sicher,
Hat sich's heilig vorgenommen,
Seine Sinne zu erhalten,
Und kein Glas mehr angenommen;
Sagt nur — ob man ihn bestürme —
Ihn ein schwächlich Männlein heiße —
„Nein, ich habe zur Genüge
Und ich gab mein Wort als Preuße,
Keinen Tropfen trink' ich drüber!"
Als nun all' die durst'gen Seelen
Schnarchend unter'm Tische liegen,
Will sich Rettelbeck empfehlen;
Und es spricht der Wirth: „Du, bleibe!
Prüfen wollt' ich meine Leute:
Du nur, Preuße, hast bestanden,
Rüste Du Dein Schiff noch heute.
Solche Männer, fest und tüchtig,
Können mir Vertrau'n erwecken,
Du bekommst die reichste Ladung!"
Und so wurde Rettelbecken,
Mitten in der Armuth Weh',
Eine volle Ladung Thee
Und ein Frachtgebot von dreißig,
Sage dreißigtausend Thaler.
Jener war ein prompter Zahler,
Und der Capitain lud fleißig,
Stach bei hellem Sonnenschein
In die blaue See hinein. —
Aber eh' er fortgezogen,
Hat er — wer verdenkt ihm das? —
Noch einmal das Zelt besuchet,
Wo der alte Fritze saß.

Sie.

Wohl Mancher schüttelt schweigend nun sein Haupt
Und denkt bei sich: wer hätte das geglaubt!?
Daß man so schlichten Stoff sich möchte wählen
Und obendrein ihn noch so schlicht erzählen?
Und dennoch liegt gar oft ein tiefer Sinn
In kleinem Mährlein — nehmt es gütig hin!
Verändert hat sich viel seit jenen Jahren,
Doch sind wir noch, wie unsre Väter waren.
Der liebe Gott und Preußens Herrscher thun
Das Ihrige, man sieht sie nimmer ruh'n,
Damit in fernen unbekannten Zonen
Die Bande halten, die uns hier umwanden.
Und jetzt, wie sonst, wenn fern von dem Gefild
Der Heimath — wie das fremde Land auch heiße —
Ein Wand'rer anschaut seines Königs Bild,
Ruft er, wie Rettelbeck: „Ja, ich bin auch ein Preuße!"

A d u m i s s a.

(Fortsetzung.)

Alles dieses war nichts mehr und nichts weniger als eine schlaue Vorbereitung zu einem ungleich bedeutenderem Zwecke, den Adumissa beabsichtigte. — Ado-o, der Oberpriester, war stets ein vertrauter Freund ihres väterlichen Hauses gewesen und hatte Adumissa von ihrer zartesten Kindheit an herzlich geliebt. Die Opfer, die sie ihm brachte, wurden stets allen anderen vorgezogen — nicht sowohl ihres Glanzes wegen, als um des Werthes willen, den der Greis auf dieselben legte.

Adumissa lebte, wie schon erinnert ward, auf dem Landhause, in dessen Nähe des Fetischpriesters Wohnung war. — Eines Abends, als Adumissa eine Menge köstlicher europäischer Waaren gekauft, auch einen Goldklumpen, aus den Gruben von Abante gewonnen, in einen seidenen Beutel gesteckt hatte, suchte sie insgeheim den Priester auf. Zwei Sklavinnen, denen der

Zweck ihres Ausganges unbekannt war, mußten ihr mit den reichen Geschenken folgen. Vorwärts schritten die Drei durch die dichte Waldung, wo zu mehreren Malen die Hyäne aufgescheucht vor der Fackel zurück wich, welche die voraus eilende Adumissa in der Hand hoch empor hielt. Die Begleiterinnen aber zitterten mehr vor der Annäherung der bösen Geister, deren Wohnung man in diesem Walde vermuthete, als vor den wilden Thieren, die den engen Fußpfad umschlichen. Endlich erreichten sie die Priesterwohnung; ein niedrig, enges Gebäu, hart an dem Flusse, welcher der göttlichen Schlange geweiht ist. — Wenigen nur ward der Zugang in dies Heiligthum gestattet, und einzig nur der Priester kannte die Reichthümer, die im Dache der Wohnung und unter dem Boden des Hauptgemaches, in welchem die Bezauberungen bewirkt wurden, verborgen waren.

Adumissa pochte an die Pforte, und auf Ado-o's Frage: wer da sey? rief das Mädchen: „O Vater, hilf Deinem unglücklichen Kinde!“ — Der Greis öffnete mit Hastigkeit die Thür. Doch als er die Sklavinnen erblickte, sprach er: „Tritt ein, meine Tochter; allein Deine Begleiterinnen lasse draußen weilen!“ — Adumissa lud die Geschenke von den Köpfen der Sklavinnen, befahl diesen, ihrer mit der Fackel am Eingange zu harren, trat in das Häuschen und schloß die Thür hinter sich zu. Die Sklavinnen jedoch, welche die Furcht vor den bösen Geistern mit der ersten Nahrung eingesogen hatten, sahen sich kaum ohne ihre Gebieterin, so glaubten sie nichts gewisser, als daß die um die Fetisch-Wohnung hergebannten Unterirdischen sie überfallen würden, und eilten fliehend von dannen, die sicherere heimathliche Wohnung zu erreichen.

Unterdeß trug Adumissa dem Greise die Ursache ihres Kommens vor. Sie vertraute ihm unter den feierlichsten Gelübden, daß Nichts auf der Welt sie vermögen würde, den Anträgen Dombai's noch irgend eines Mannes Gehör zu geben; ja, daß sie sich eher selbst vernichten würde, als sich zu irgend einer Vermählung zwingen zu lassen, und schloß mit der Versicherung: daß sie nicht gekommen wäre, ihn zur Billigung ihrer Wünsche zu bestechen, wohl aber ihm ihren Dank für die mannigfachen Beweise seiner väterlichen Liebe dar zu bringen. Dabei überreichte sie ihm die mitgebrachten Kostbarkeiten, und flehte ihn an, ihr die Milde zu erzeigen, ihren Vater glauben zu machen, daß die heilige Schlange ihr geboten habe, sich nicht eher zu vermählen, als bis eigene Neigung sie dazu auffordere; auch hinzu zu fügen, daß wenn Vater Samba bei seinem Vorhaben beharre, der plötzliche Tod eines oder des andern Gliedes seiner Familie die unausbleibliche Folge davon seyn würde. — Ado-o erwiederte, daß er auf diesen Antrag nichts entgegnen könne, bevor er nicht die göttliche Schlange darüber befragt habe. Indem er die Geschenke mit sich nahm, entfernte er sich in ein anstoßendes Gemach.

Der Priester hatte aber auch von Samba und Dombai Geschenke bekommen, um die Pläne dieser Letzteren zur Reife gedeihen zu lassen, so daß es ihm wichtig war, zu prüfen, auf wessen Seite er sich nunmehr zu neigen habe. Doch bedurfte es hier keiner langwierigen Untersuchung. Der blendende Reichthum der Gaben Adumissa's ließ ihn bald die Entscheidung finden. Er kehrte zu der Harrenden zurück, versicherte ihr, die heilige Schlange habe in ihre Bitte gewilligt und entließ alsdann die Getröstete mit seinem väterlichen Segen. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Wette des Braminen Anantaya.

Etwa einen Monat, nachdem Anantaya's Gattin (die bis dahin wegen ihrer Jugend im väterlichen Hause gelebt) in sein Haus eingezogen, sagte derselbe zu ihr, kurz vor dem Schlafengehen: „Die Weiber sind einmal Schwätzerinnen!“ — Sie erwiederte: „Mindestens eben so geschwätzig sind die Männer!“ — und Anantaya äußerte: „Laß doch einmal sehen, wer von uns Beiden am besten schweigen kann!“ — Gern!“ entgegnete sie; „was wetten wir?“ — „Ein Betelblatt!“ — „Angenommen!“ — Beide legten sich nieder, Keiner eine Sylbe sprechend. Am Morgen, als es anfing, spät zu werden, rief man Beide; Niemand antwortete. Man rief stärker, vergebens; man klopfte an, Niemand öffnet. Jetzt wird Lärmen, man befürchtet ein Unglück; der Zimmermann wird geholt und muß die Thür einschlagen — siehe, da sitzen Beide ganz wohlbehalten mit untergeschlagenen Beinen, aber anscheinend stumm! Man versucht es auf allerlei Art, ihnen ein Wort ab zu gewinnen; umsonst. Die Mutter Anantaya's ist ganz entsetzt und beginnt lautes Klagegeschrei. Alle Braminen laufen zusammen, das ganze Haus wird gefüllt, der Eine die, der Andere jene Ursache angebend, bis endlich Anantaya's Mutter mit einem Zauberer ankommt. Der gelehrte Mann heftet erst einen langen forschenden Blick auf das schweigende Paar, dann umgeht er Beide mehrere Male, befühlt ihren Puls an einigen Theilen des Körpers, macht eine Menge Figuren, mit geheimnißvollen Worten vermischt, was das schweigende Paar fast zum Lachen brachte, und versichert endlich: der Teufel halte Beide besessen, und für fünf Pagoden wolle er ihn austreiben! Das schien der Mutter doch zu viel, und schon zögerte sie, als zum Glück ein Bramine, Anantaya's Freund, herzu trat, meinend: er wolle diesen Teufel ohne alle Spesen austreiben. Er verlangte Kohlenfeuer und ein kleines Goldstück, welches er nach gemachtem Gebrauch zurück verhieß. Da beides herbei geschafft war, machte er das

Goldstückchen glühend, dann nahm er es zwischen eine Zange und hielt es dem Anantaya auf's Fußblatt, an die Ellenbogen, auf die Magengrube und endlich auf den Wirbel; Anantaya hielt diese Probe mit männlicher Standhaftigkeit aus, und sprach kein Wort. Jetzt kam es an die Frau. Kaum berührte der Operateur das Fußblatt mit dem wieder glühend gemachten Goldstück, als ein lautes: „Appa! Appa!" ihrem Munde entfuhr. — „Ich habe verloren!" sagte sie zu ihrem Mann weiter; „hier ist das Betelblatt!" — „Du erkennst also Eure größere Schwatzhaftigkeit?" fragte der Sieger. „Mindestens", meinte die Zögernde, „wette ich mit Dir nicht wieder!" — Seitdem hieß der Wette-Gewinner: Betel-Anantaya! Duschet.

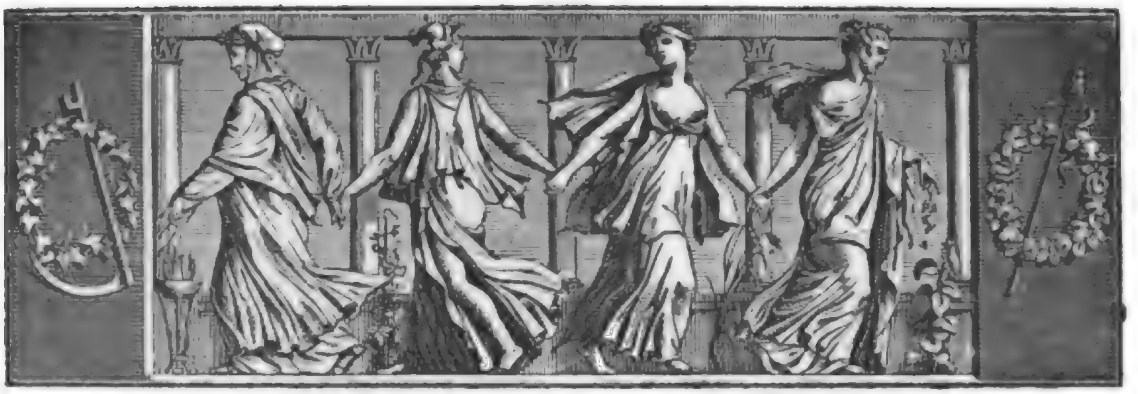
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weihnachten und Weihnachts-Geschenke. Die Dürftigkeit dieses Artikels im „Conversations-Lexicon" bewog eine Hausmutter, sich an mich, noch Durftigeren, zu wenden, in der Hoffnung, sich weitere Auskunft zu holen. Sie klagte mir, in Brockhaus's „Noth- und Hülfsbüchlein" nur folgende Zeilen für ihren Zweck gefunden zu haben: „Die Sitte, das Weihnachts-Fest durch gegenseitige Freudengeschenke aus zu zeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs, und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnen-Festes üblich waren, ab zu leiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiligt." — Dies genügte ihr nicht; ihr war der heidnische Ursprung sogar mißfällig und sie wollte ein Mehreres von mir erfahren. Den Damen darf man nichts verweigern, und so gab ich mir denn das Ansehen eines Gelehrten, d. h. ich schlug nach, und gab, was ich fand, für Eigenes aus. — Die Weihnachts-Geschenke hießen bei den Römern Strenae (ital. Strenne, franz. étrennes) und wurden am Neujahrstage von Freund zu Freund gesendet. Der Ursprung des Worts ist eben so dunkel, als der Ursprung der Gewohnheit. Kaiser Tiberius schaffte sie ab, Caligula führte sie wieder ein. Die Sitte soll schon bei den Griechen, unter dem bekannten Namen der Xenien (Gastgeschenke) eingeführt gewesen seyn. Nonius Marcellus und St. Augustinus wollen wissen, Tatius, der Sabiner König, welcher zugleich mit Romulus in Rom regierte, habe sie zuerst aufgebracht, und zwar ganz zufällig. Als ihm nämlich am ersten Jahrestage aus dem Hain der Göttin Strenna oder Strenia (Roma, Valentia, der Göttin der Stärke) einige Zweige zur Huldigung überreicht worden, habe er dieses für ein günstiges Zeichen gehalten, und bei jedem Jahreswechsel gegenseitige freundschaftliche Geschenke verordnet, und sie Strenae benannt. Festus hingegen leitet Strenae von trenae ab, mit Auslassung des s, und meint, das Wort enthalte für den Empfänger den Wunsch, dergleichen Geschenke noch zwei, drei Mal erhalten zu können (von tres, trena, trenare), d. h. noch mehrere Jahre zu erleben. Dieses paßt so ziemlich zu den heutigen Neujahrswünschen, und erinnert zugleich an das omne trinum perfectum, aller guten Dinge sind drei. — Dem sey wie ihm wolle; genug, die Römer begingen den ersten Jahrestag mit einem, dem Janus und der Janua (Juno) gewidmeten Feste, an welchem sie aber nicht unterließen, auch zu arbeiten, damit das Jahr nicht mit Faulheit beginne — ein schöner Aberglaube! Sie machten einander Geschenke von Feigen, Datteln, trockenen Früchten, Honig, Kuchen u. s. w. und wünschten sich ein stilles, ruhiges und — durch den Honig bezeichnet — ein sanftes, süßes Leben. Die Clienten waren vor Allem geschäftig, sich bei ihren Gönnern und Patronen ein zu finden, und ihre Glückwünsche und Geschenke mit einem Stück Geld zu begleiten. Unter der Regierung des Kaisers Augustus war an jedem Jahrestage große Aufwartung und Cour; der Senat, die Ritter, das Volk brachten ihre Geschenke und legten sie gewöhnlich im Capitol nieder. Nur die vornehmsten Römer wurden vom Kaiser persönlich zur Audienz gelassen. Das Geld, und was man aus den Gaben selbst lösete, diente zum Ankauf oder zu Verfertigung von Götter-Statuen, denn Augustus hielt es unter seiner Würde, Geschenke von seinen Unterthanen an zu nehmen. Einige seiner Nachfolger folgten seinem Beispiele; Andere waren minder gewissenhaft und zartfühlend. Die Sitte wurde immer allgemeiner und nur die ersten Christen weigerten sich, sie an zu nehmen, weil sie „heidnischen Ursprungs" war. Die Geistlichkeit reinigte sie aber spaterhin von Allem, was der christlichen Religion entgegen schien, heiligte sie durch andere Bezeichnung und nannte diese Geschenke Weihnachts-Geschenke, Christ-Geschenke, den heiligen Christ, führte sie in den Familien besonders für die Kinder ein, billigte aber auch zugleich die Fortdauer der Sitte unter Freunden, Bekannten und Verwandten, und sah es nicht ungern, daß sich diese Geschenke bis auf die — Diener der Kirche erstreckten, welches bis auf den heutigen Tag, besonders in der römisch-katholischen statt findet, wo keine andachtige Beichttochter ihren Beichtvater übergehen, ihn vielmehr mit Zuckerwerk, Eingemachtem, Gefrornem und dergl. bedenken wird. — Doch sind nicht alle heidnische Ceremonien abgeschafft worden, denn an manchen Orten spukt noch, statt der römischen Lemuren — der deutsche Knecht Ruprecht. E.

Dessau. (An den Herausgeber.) Ich kann Ihnen etwas Erfreuliches melden. Sie haben in einem Ihrer früheren Blätter d. J. der Stoyerschen Anstalt Erwähnung gethan. Ich unterschreibe hier diesen Aufsatz rücksichtlich des vielen Guten, was von dieser Anstalt darin gesagt wird, um so lieber von ganzem Herzen, da es die strengste Wahrheit ist, und da wirklich Töchter nicht ganz unbemittelter Eltern auf's sorgfältigste unterrichtet und ausgebildet werden, *mit einem Worte, ihre gut darin* aufgehoben sind. Aber es steht in jenem Aufsatze Etwas, was zwar *damals* seine Richtigkeit hatte, *jetzt aber*, durch die Huld des Herzogs, *aufgehoben* ist. Ich meine die, dort mit Unrecht drückend genannte Abgabe (denn das will wohl das Wort „Schultarif" sagen), welche die Eltern einheimischer Kinder allerdings zu zahlen hatten, wenn sie die öffentliche Töchterschule *nicht*, wohl aber die Stoyersche Privat-Anstalt besuchen wollten. Das war eigentlich wohl in der Ordnung (?). Indessen erscheint doch nun auch diese, sich in der That immer mehr hebende Anstalt, als eine von oben her, wie sie es verdient, einigermaßen begunstigte. — Wir werden nächstens hier wieder Theater haben. Möge uns Apollo und die heilige Neun diesmal ein wenig holder lächeln, als es im Laufe der letzten Jahre geschah, wo wir versucht wurden, zu glauben, der ganze Olymp zürne auf uns, mit alleiniger Ausnahme der Polyhymnia, die unser Friedrich Schneider hier gefesselt hält; Singakademie und Liedertafel, ja selbst die herrliche Kirchenmusik, deren Genuß uns seit Schneider's Hierseyn öfter wird, bezeugen es laut und wiederholt; wenn er nur bei uns bleibt!! — E. B.

Um ein guter Komiker zu werden (sagt Aristipp, d. h. ein moderner Franzos), muß man ernsten eine glänzende Erziehung genossen und öffentliche Zirkel besucht haben, besonders aber gewählte Gesellschaften, aus liebenswürdigen jungen Leuten, aus gescheidten Männern, auch aus angenehmen Frauen, selbst aus Koketten, bestehend; denn Koketterie ist selten ohne Grazie! Man muß ein süffisantes Wesen, einen verächtlichen Ton annehmen, sich selbst zum Idol machen, kritisiren, sarcasiren, spötteln können; kurz, sich ganz so zu benehmen verstehen, wie ein Mann von gutem Ton! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Montag den 26. Dezember. 206tes Blatt.

Chriſtus, die Liebe.

Am Weihnachts-Feſte.

Heiliger, namenlos ſeliger Tag!
Glänzend mit ſonnenbeſtrahltem Gefieder
Schwebſt du, ein freundlicher Bote, hernieder,
Rings tönt das Jauchzen der Sphären dir nach.
Aber die Erde, dich feſt zu umfangen,
Breitet die Arme mit heißem Verlangen.

Lauter jubeln Millionen Zungen,
Freude ſtrömt in jedes gläub'ge Herz;
Denn das große Werk, es iſt gelungen,
Menſchenkraft ringt wieder himmelwärts.
Heil! es iſt die große Kluft verſchwunden,
Die uns trennte von der Gottheit Spur:
Mit dem Himmel ſind wir neu verbunden
Durch das Glaubenswort und die Natur.

Von allen Thürmen ſchallen Feſtesklänge
Und reiche Schaaren zieh'n geſchmückt einher:
Wie Wog' auf Wog' im brauſenden Gedränge
Vorüber ſtürzen im bewegten Meer.
Des Domes Rieſenpforten ſtehen offen,
Die Seele grüßt die heil'ge Schauernacht,
Still wird die Bruſt, und jedes ird'ſche Hoffen
Verbannt des Heiligthumes ernſte Pracht.

Doch dieſer Tag, der Allen feſtlich naht,
Gewähret Lind'rung nicht dem Schmerzensſohne;
Denn Finſterniß umhüllet ſeinen Pfad,
Ach! nimmer winkt ihm ſeiner Liebe Krone.
Die Welt, die ſeinen Frühling niedertrat,
Sie beut umſonſt ihr Erdenglück zum Lohne:
Was ſie ihm raubte, mag ſie nie erſetzen,
Der Blick kehrt ſchaudernd ſich von ihren Schätzen.

Wer mißt des Sängers grenzenloſen Schmerz,
Zerreißt der kranken Seele dunkeln Schleier?
Die Laſt erdrückt ſein weichgeſchaff'nes Herz,
Ihn tröſtet nicht die große Wonnefeier,
Sie mehrt die Qual, die nie im Buſen ruht;
Wo Alles Paradieſesfreude fühlet,
Steht er allein mit ſeiner heißen Gluth,
Und keinen Balſam giebt's, der ſie ihm kühlet.

Wo iſt der Freund, der ſeinen Schmerz verſtände,
Der mit ihm auf der Trauer Gipfel klimmt?
O daß ein eng verwandtes Herz ſich fände,
Was liebevoll an ſeine Bruſt ihn nimmt.
Auf uferloſem, ſturmdurchwühltem Meere
Schwankt ſteuerlos ſein Lebensnachen fort,
Und ringsum in der unermeſſ'nen Leere
Entdeckt ſich ihm kein ſich'rer Friedensport.

Und weinend ſieht er die geſchmückten Schaaren,
Verläßt des Domes gottgeweihten Raum;
Er hoffte ſanfte Lind'rung zu erfahren:
Sein Glaube, ach! war nur ein ſüßer Traum.
Denn leuchtend trat aus ihrem leichten Grabe
Vor ſeine Seele die Vergangenheit,
Die ſtillen Jahre, wo die reichſte Habe
Die Unſchuld jeder Kindesſeele beut.

Und himmelwärts zur gold'nen Kuppel dringen
Der Säulen ſchlanke Marmorpfeiler hin,
Wo ſie in einen Kreis ſich ſchweſterlich verſchlingen,
Bezeichnend tief der Kirche hohen Sinn.
Und droben ruht mit allen ſeinen Sternen
Des blauen Himmels Strahlen-Ocean,
Und vom Altar ſtrebt auf nach jenen Fernen
Des Heilands Bild, und unten weint der Wahn.

Da tönt der Orgel wunderbar Gebäude,
Gleich fernen Stimmen aus dem Himmelreich,
Und unten ſchallt der Hochgeſang der Freude,
Der Buſen ſchwillt, und jedes Herz wird weich.

Hier war's, wo von der Andacht Fluth umquollen,
Im Knaben einst der Genius erwacht:
Die Fesel springt, die Fittiche entrollen,
Und ihn durchdringt der Weihe heil'ge Macht.

Ein neues Leben schlang um ihn die Arme,
Der Himmel war dem Sel'gen aufgethan.
Ein Klaggesang blüht' auf aus leichtem Harme,
In Hymnen machte sich die Freyde Bahn.
Und was dem regen Geiste sich genahet,
In Dichtung hüllet er's begeistert ein,
Und tiefe Weisheit, die ihr nimmer sahet,
Umstrahlt des Dichters Geist mit Aetherschein.

Doch jene Zeit der seligsten Erhebung,
Zu schnell verdrangte sie die Schauernacht,
Und ungewohnt der ruhigen Ergebung,
Ergreift sein Herz des Unglücks ganze Macht.
Der zarte Sinn vermehrt der Seele Leiden,
Nur Schrecken schafft die reiche Phantasie,
Des Trostes Labequell sieht man ihn meiden,
Und dicht umdunkelt ihn Melancholie.

Der Tag erlischt, und Dämmerung umhüllt
Die Formen sanft mit ihrem großen Schleier.
Der Hirt, von süßer Liebesgluth erfüllt,
Singt seine Klage in die große Feier.
Und plötzlich strahlt um ihn ein Sonnenglanz,
Und alle Cherubinen steigen nieder,
Auf jedem Haupte ruht ein Strahlenkranz,
Aus jedem Munde strömen fromme Lieder.

Ach! einst umstrahlt den Sänger auch ein Glanz,
Wie er dem trunk'nen Auge nie erschienen,
Auch ihm erschien im frischen Rosenkranz
Ein Ideal, den Himmel in den Mienen.
Ein grenzenloses Sehnen war erwacht,
Und ein Gefühl erfüllte seine Seele,
Was nie geahnet, was er nie gedacht,
Trat leuchtend vor aus seiner tiefen Höhle.

Denn Heil! er fand ein gleichgestimmtes Herz,
Das seine Gluth verstand, sein Dichterstreben,
Und mit ihm trug den bittersüßen Schmerz,
Wie seiner Freude hochbegeistert Leben.
Und hingerissen fühlt er sich zu ihr,
Sie wird sein Gott, sein Himmel ihm auf Erden,
Ihr Beifall nur ist seines Liedes Zier,
Und was er wird, will er durch sie nur werden.

Er fühlt sich stark, mit eines Gottes Kraft
Will er des Ruhmes Gipfel sich erringen,
Von Tag zu Tag wächst seine Leidenschaft,
Die Liebe leihet seinem Geiste Schwingen.
Und tiefer dringt er in das Reich der Kunst;
Es schwillt und schwillt der Beifallsruf der Menge;
Doch ringt er nur um der Geliebten Gunst,
Ihr widmet er die Gluth der Hochgesänge.

Da tritt das Schicksal zürnend zwischen ihn
Und seines heißen Strebens nahe Krone,
Und seinen Freudenhimmel sieht er flieh'n,
Ein Qualenmeer bleibt seiner Treu zum Lohne.
Verzweiflung nahr nach übergroßem Glück,
Sein Streben stockt und seine Kräfte schwinden,
Das Herz zerreißt das feindliche Geschick,
Und nie mehr wähnt den Frieden er zu finden.

Die Welt verhöhnet seine heiße Pein,
Die ihm im Innersten der Seele brennet;
Sie liebt Verstellung und den leeren Schein,
Und fühlt es nie, was kalt die Zunge nennet.
Was weiß sie von des Dichters Schmerzgefühl?
Kennt sie das Schwerdt, das seine Brust durchdringet,
Sie hält die Qual für wesenloses Spiel,
Bis seiner Lyra letzter Ton verklinget.

Doch sieh! bald naht in ernster, heil'ger Würde
Der Heiland ihm, und schließt ihn an sein Herz;
Des Glaubens Kraft erleichtert seine Bürde,
Und übertäubt den unermess'nen Schmerz.
Dem Himmel weihet er des Dichters Streben,
Und der Begeist'rung immergrünen Baum,
Bedeutungsvoller wird sein inn'res Leben,
Die Qual entflieht, gleich einem schweren Traum.

Aus Liebe läßt der Heiland seine Sphären,
Und wird der sünd'gen Welt erhab'ner Freund,
Aus heißer Liebe fließen seine Zähren,
Da er am Grabe seines Freundes weint.
Vertrauend weint er aus an Jesu Busen,
Der Sänger, seines Herzens tiefen Schmerz,
Und höher tragen seinen Geist die Musen,
Und gottbegeistert dringt er himmelwärts.

Sidonis.

Adumissa.

(Fortsetzung.)

Adumissa rief draußen ihre Sklavinnen, erhielt jedoch keine Antwort und machte sich nun allein, obwohl furchtlos auf den Heimweg: hoch erfreut, daß ihre geheime Wanderung mit so glücklichem Erfolge gekrönt worden war, und so sehr mit diesem Gedanken beschäftigt, daß sie nicht eher gewahrte, den rechten Weg verfehlt zu haben, als bis sie an der Quelle stand, die den rings umher hausenden Waldbewohnern ihr klares Wasser darbietet. Der Mond schwebte glänzend durch das Blau des nächtlichen Himmels: sein strahlend Silberlicht spiegelte sich im rieselnden Gewässer, an dessen Ufer die vom Nachtwind bewegten Mimosen den Zitterglanz in den Wellen zu Zeiten verdeckten. Die heilige Stille, die hier herrschte, die anmuthige Frische der Nacht, verleiteten Adumissa, hier ein wenig zu rasten, ohne die Gefahr zu ahnen, die ihr nur allzu nahe war; denn ein grimmiger Panther, der schon eine Weile ihren Schritten gefolgt war, stürzte jetzt, als sie still stand, plötzlich auf sie los. *) — Adumissa kreischte laut auf und schloß ihre Augen vor dem fürchterlichen Tode, dessen unfehlbare Beute sie zu seyn glaubte, als pfeilschnell ein Mann aus dem Dickig hervor stürzte und mit dem Kolben seines Schießgewehrs das Ungeheuer zu Boden streckte, und ihm, ehe es sich wieder erheben konnte, mit seinem Fangmesser den Wanst durchbohrte. Dann erst blickte er nach dem

*) Die Eingebornen Afrika's behaupten, daß der Panther, wie der Löwe, keinen Menschen anfalle, so lange dieser mit seinem Körper irgend eine Bewegung macht.

Weſen, deſſen Retter er geworden war und das zitternd neben ihm ſtand.

„Adumiſſa?“ — „Dombai?“ — „Was brachte Dich hieher?“ riefen dann Beide von gleicher und doch verſchiedener Ueberraſchung ergriffen. — Adumiſſa aber ſenkte tiefſinnig das Haupt. — „Biſt Du verwundet?“ nahm Dombai das Wort. „Stütze Dich auf mich; laß mich Dich zu Deiner Wohnung geleiten!“ — „Fürchte nichts!“ entgegnete Adumiſſa; „nur locker hatte ich mein Gewand um mich geworfen; das Ungeheuer hat die Tatze darein verwickelt, ohne meine Haut zu berühren. Sieh nur, mein Schurz liegt noch zerriſſen zwiſchen ſeinen Füßen am Boden. — Aber“, fügte ſie hinzu, „ſag' mir, wie Du hieher kommſt?“ — „Ach, Adumiſſa! dieſe Einöde iſt mein Lieblingsplätzchen geworden. Hier erklimme ich entweder einen Baum, mein Leid in die Lüfte zu klagen, oder ich verkürze meine ſchlafloſen Nächte, indem ich den Wald durchſtreife. Und weil ich den Tod nicht aufſuchen will, der mich ohnehin früh genug ereilen wird, wenn Adumiſſa in ihrem Kaltſinn gegen mich beharret, ſo waffne ich mich gegen die wilden Waldbewohner, die allnächtlich bei dieſer Quelle ihrem Durſte nachgehen. Ohne Dich zu erkennen, ſah' ich Dich heran kommen, doch ehe ich noch vom Baum herab eilte, Dich zu warnen, rannte das Ungeheuer ſchon auf Dich los — glücklich erlegte ich es. O Adumiſſa, wenn Du des Unthiers Beute geworden wäreſt, ich hätte Dich nicht überleben können!“ — Adumiſſa erwiederte nichts, als daß ſie, von Furcht erſchüttert, eilen wolle, nach Hauſe zu kommen. Dort erzählte ſie mit wenigen Worten ihrem Vater, was ihr an der Quelle begegnet war, zog ſich dann in ihr Gemach zurück, ohne eine Sklavin bei ſich zu dulden, und ließ Dombai in der Hoffnung, daß der Dienſt, den er ihr im Walde geleiſtet hatte, günſtig auf ſeine Abſichten einwirken würde.

Am folgenden Tage wünſchte Adumiſſa ihres Retters Nähe. Freudig eilte dieſer zu ihr und das Mädchen bat ihn, ſie gelaſſen an zu hören. „Der Dienſt“ — ſprach ſie — „den Du mir in voriger Nacht erwieſen, hat Gefühle der Dankbarkeit in mir rege gemacht, die ich nimmer zu empfinden glaubte. Von ihnen getrieben rede ich zu Dir in einem Tone, in welchem ich ſonſt nie zu Dir geredet haben würde. Dombai, ich habe geſtrebt, Dich zu lieben! Biſt Du doch ſchön, biſt muthig wie der Löwe unſerer Wälder und zugleich treu und anſchmiegend wie das Hündchen, das zu meinen Füßen liegt: Du biſt ferner der Erbe eines mächtigen Reiches und ſchätzbegabt genug, ſelbſt meine ausgelaſſenſten Wünſche zu befriedigen: dennoch, bei all dieſen trefflichen Eigenſchaften, beb' ich zurück vor einem Bündniſſe mit Dir. Ein Abſcheu, den ich nicht zu überwinden vermag, zwingt mich dazu. Doch gilt dieſer Abſcheu nicht Dir, o nein! er gilt jeder ehelichen Verbindung, in die ich treten ſoll. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, ich bin das vorzüglichſte Glied in meiner Familie; Alle gehorchten mir bisher: frei und glücklich, hab' ich nie gefühlt, was Unterwürfigkeit heißt. Vermähle ich mich, ſo werde ich zu nichts! Ich würde Rang und Freiheit verlieren und zu der Menge der Sklavinnen hinab ſinken. — Unterbrich mich nicht! — Du könnteſt erwiedern, daß ich mit Dir als Königin über alle Deine Unterthanen herrſchen ſoll: daß Deine Liebe ſchon bewirken würde, daß man mich niemals unwürdig behandle; ja daß, von Dir beſchirmt, ich nimmer Rang und Freiheit verlieren könne. Doch weder Du noch ich, noch irgend Jemand — kein Menſch auf der Welt kann die Sitten unſeres Landes ſo umgeſtalten. Sieh auf meine Mutter! Auch ſie war ein geſchwiſterloſes Kind und brachte meinem Vater große Reichthümer zu. Was iſt ſie, ſeitdem ſie vermählt ward? Wenig höher geſchätzt, als die Menge der übrigen Weiber meines Vaters, iſt ſie der Eiferſucht und den Ränken eben dieſer Weiber ausgeſetzt und hat kaum einen Schatten von Einfluß behalten. Bin ich beſſer, als ſie war? Man ſagt, ich ſey hübſch; jedoch Schönheit ſchwindet bald: wie dann, wenn das Einzige, was in Deinen Augen mir Werth gab, dahin iſt? Bin ich dann nicht der Sklavinnen elendeſte? Darum höre meinen unabänderlichen Entſchluß: Nimmer werde ich mich vermählen, und ſo ich allzu hartnäckigen Widerſtand finden ſollte, werde ich meinem Leben ſelbſt ein Ende machen. — Folge alſo, theurer Dombai, meinem Rathe, denn ich liebe Dich, als ob Du mein Bruder wäreſt: verlaß mich und ſieh mich nicht wieder, bevor Du mich nicht ohne Gemüthsbewegung erblicken kannſt. Giebt es der Mädchen doch viele, die ſchöner und beſſer ſind als ich: geh' und wähle unter ihnen Dir eine Gattin. Keine als die eigenſinnige Adumiſſa wird Dombai's Hand ausſchlagen!“

Sie ſchwieg und eine lange Pauſe entſtand; Dombai's Augen ſtierten in den Boden. Es ſchien, als ob der Athem aus ſeiner Bruſt entwichen wäre. Endlich fuhr er haſtig auf, ſchoß einen leuchtenden Blick auf Adumiſſa, und rief: „Ja! ich will Dich auf ewig verlaſſen; allein ich will nicht ungerächt ſterben!“ — Mit dieſen Worten ſtieß er die Thür des Gemachs auf, und verſchwand.

Adumiſſa's Buſen fühlte ſich erleichtert nach dieſer Erklärung. Das Mädchen hatte nie ſo ſchön geblickt, als heute. Weiß gekleidet, ohne irgend einen Schmuck, als die blaßgelbe Eibiſchblume im Haar, zeigte ſie ſich den Ihrigen.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Unsere Weihnachts-Ausstellungen sind da, um gesehen zu werden; es ist Abend, wer Lust hat, folge mir! Wir gehen nach der Königsstraße, über die ziemlich kurze „lange Brücke", huldigen mit zwei Blicken dem großen Churfürsten, mit einem dem Geiste des ruhmwürdigen Herrschers, mit dem andern dem Verdienste des Künstlers, und schon lockt uns ein Transparent an. Wir treten ein im „Magazin für Kunst und Geographie" und gewahren eine indische Landschaft: das Grabmal eines vor zwei Jahrhunderten von seinen Söhnen ermordeten Kaisers, welches er für seine Gemahlin baute. Der Styl scheint gothisch und orientalisch zugleich; das Ganze ist von weißem Marmor, die Verzierungen sind von Jaspis, Achat, Onix und andern schönen Steinen, die Kuppel goldglänzend. Noch jetzt soll dies Meisterwerk vom Zahn der Zeit wenig beschädigt seyn. Das Gemälde ist auf Prunk berechnet; die Baumfärbung hat zu grelles Gelb, auch ist Licht und Schatten nicht naturgetreu vertheilt. — Die Königsstraße weiter hinauf schreitend, sehen wir bei dem Kunsthändler Müller Cosmoramen, schöne Schweizer-Gegenden, gemalt von Biermann in Basel. Tell's Kapelle ist von großer Wirkung. Der bewegte See, die Gebirgs-Umgebungen, die romantische Kapelle selbst, Alles ist trefflich und in guter Haltung. — Romantisch liegt das Dorf Meiringen im Hasly-Thal, von grotesken Gebirgsmassen umgeben, mit üppigen grünen Matten und Auen durchschnitten. Die Perspektive ist verständig, die Nebelpartieen sind gelungen, die Felshöhen schön geschattet, nur scheint der Himmel zum Ganzen zu matt gehalten! — Der Nar-Fall bei Unterseen, ich glaube im Canton Bern, ist unbedeutend, desto anziehender finden wir die düstern und doch schönen Gletscher im Grindelswalde. Herrlich sind die Berge in den Umrissen, den vielen Zacken, Schluchten und Spitzen gehalten; auch contrastirt die Verschiedenheit der Schnee- und niedern Gipfel sehr glücklich. — Der Comer See mit seiner Umgebung, einem Schlosse und Dorfe, bietet die lachendste Gegend dar. Alt-italienische Bauart charakterisirt das Hauptgebäude; in der daneben stehenden Kirche sollen noch Denkmale aus dem fünften Jahrhundert zu finden seyn! Nur eins habe ich an diesem trefflichen Stücke aus zu setzen: die Dächer des Dorfes erscheinen im Wasserspiegel zu groß; auch ist der Schatten zu stark, selbst bei dem klarsten Wasser muß er matter (?) als das Objekt selbst seyn. Die Wasserbrechungen sind zu scharf und fest gehalten; in der Wirklichkeit bilden sie sich nicht so streng. — Zwei nun folgende Darstellungen in Sepia zeugen von Kunst, machen jedoch nicht den Eindruck, wie die lebendigen Farben der übrigen Stücke. Isola Bella im Lago Maggiore ist für Sepia nicht passend, da die Landschaft an und für sich eintönig ist und deshalb nur durch lebendiges Colorit zu heben wäre. Zu besserer Wirkung eignet sich die Umgebung von Zug, da sich hier mehr Abwechselung bot. — Im Laden des Kunsthändlers liegen die elegantesten Weihnachts-Gaben; Hr. Müller hat ein reiches Lager von werthvollen Kunst- und leichten Industrie-Sachen. Ich und mein Begleiter, wir wählten Einiges; unter Anderem auch das „Teleorama, ein Geschenk für die Jugend", um es nach der Bestimmung zu gebrauchen. Man hat da kuckkastenartig Ansichten vom Marmor-Palais und von Sanssouci, auf reich staffirter Fernsicht, so daß selbst ein Alter mit Vergnügen darauf hinschaut. Das hübsche Spielwerk ist Verlags-Artikel des Hrn. Müller. — Am Ende der Königsstraße fand ich noch bei einem Conditor einen schlesischen Berg aufgestellt. Hübscheres sah ich wohl, Schlechteres aber auch! — Auf dem Alexanders Platze waren nur Droschken und einige Liebespärchen ausgestellt, und ich eilte, mich einer der ersten zu bemächtigen, da eben das Theater aus war und dann gewöhnlich nach diesem Zuhrwerk gefragt wird — weil man doch nicht immer gut fahren kann! — Nach den Linden wollt' ich, zu Teichmann. Charlottenburg, namentlich das türkische Zelt, ist hier zu finden, mitunter treu nach der Natur. Viel Getreibe, bekannte Personen, die Jeder leicht heraus finden wird; Bäume, die man auch für etwas Anderes ausgeben könnte; zu matthafte Perspektive — also, außer dem Spaße, bekannte Personen zu entdecken, nicht viel Erhebliches. — Des Hrn. Fuchs „Fest des Bachus" zeugt auch von wenig Geschmack. Den Hintergrund bildet eine angenehme, mannigfaltige Landschaft, dagegen wirkt Bachus mit seinen Schönen und dem Gefolge von Genien, Nymphen und dergleichen eben nicht anziehend. Nun wandelt obenein der schlecht gruppirte Zug auf dürrer Haide (welche durch Moos gebildet ist), statt auf blumigen, prangenden Auen! — Desto angenehmer überraschte uns die Cascade von Tivoli, bei Hrn. Grunow, mit freundlicher Landschaft, täuschendem, nur im Fall zu eckigem Wasser, dazu Männerchens und dergleichen, die über die Straße ziehen, zur Freude der Kinder, und eine Musik, die zu der Miniatur-Landschaft gut paßt. — Viel werthvoller ist aber die von Grevins gemalte Landschaft: „Jerusalem vom Berge Josaphat", bei Hrn. Hasselberg. Die Ansicht der Stadt ist imposant, zugleich entsteht aber ein wehmüthiges Gefühl über die vielen Trümmer vergangener Größe. Die Färbung ist gediegen und effektvoll, und im Ganzen herrscht der jenem Clima angehörende Ton. Auch hier ziehen Figuren: Kameele, Pferde mit und ohne Reiter, über die Straße. — Noch wurden unter den Linden die Cosmoramen von Suhr in Augenschein genommen, die indeß denen von Müller in der Königsstraße sehr nachstehen. Die besseren darunter sind: London, wegen der herrlichen Westminster-Brücke; Dresden, wegen der hübschen Perspektive und der Wahl des Standpunktes; Constantinopel, wegen des eigenthümlichen Eindrucks der Osmanischen Bauart; Königstein, wegen der ihn umgebenden Landschaft; ebenso Heidelberg. Dagegen sind Wien, Petersburg und München unbedeutend und matt. Wilhelmshöhe, bei Cassel, ist nur wegen des guten Wassers bemerkbar; die Umgebungen der Fontaine sind eindruckslos aufgetragen, und den Gruppirungen der Zuschauer mangelt Leben. — Die dargestellte Zerstörung der Armada kann auch nicht für ein Meisterstück gelten. Die Composition ist einseitig, die Ausführung beengt und oft in's Kleinliche gehend; die Perspektive fehlt. Einzelheiten sind aber nicht übel, so z. B. ein schwankendes Schiff, einige Feuerpartieen, Mannschaften, die sich in ein Boot stürzen u. s. w. Ein so reicher Stoff konnte aber umfassender behandelt werden. Hackert's Gemälde: Das Verbrennen der türkischen Flotte in der Bai von Tschesme, ist ein Meisterstück. Da ist Effekt, Wahrheit, Phantasie, Genie, Combination, Schönheit mit Grausen verbunden. — Nächstens werden andere Cosmoramen anlangen, die vorzüglicher seyn sollen. Willkommen! des Guten hat man nie, des Schlechten immer zu viel! — Meine Wanderung ging nun zum Gens-d'armes-Markt. Dort ist, in dem Lokale des Conditor Wende, das Königsstädter Theater und die Umgebung gut dargestellt. Ein rother und zwei weiße Theaterzettel kleben an Thaliens Eingange! Fatale Erinnerung! Bei Errichtung des östlichen Tempels verhieß man unter Anderem: Eingetretene Hindernisse sollten nicht eintreten; aber — wer verlangt das Unmögliche erfüllt? — oder vielmehr: wer wird das Unmögliche versprechen?! Bei Versprechungen verstehen die Leute keinen Spaß! Da bin ich vorsichtiger: vielleicht mache ich noch eine zweite Wanderung, um die mir entgangenen Bilder der Weihnachtszeit zu sehen, gewiß ist es aber nicht. A. v. S.

Ein französisches Blatt findet es sehr galant von Goethe, daß er der Mad. Pankouke (Uebersetzerin seiner Dichtungen in's Französische) eine Denkmünze mit seinem Bildnisse, zur Anerkennung ihres Verdienstes, gesendet. Er hätte sich ihr Bildniß zum Beweise ihrer Gunst ausbitten sollen! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Mittwoch den 28. Dezember. 207tes Blatt.

Adumiſſa.

(Schluß.)

Es ward Abend. Adumiſſa ſaß neben ihrem Vater und erzählte eine der zahlreichen Sagen, die unter ihrem Volke im Schwange ſind, als ſie von dem Ausruf: „Ich ſterbe! Mein Blut auf Adumiſſa's Haupt — die Meinen werden mich rächen!“ unterbrochen ward. Der Knall eines Schießgewehrs ward gehört. Dombai's Stimme erkennend, blieben Samba und Adumiſſa erſtarrt von Entſetzen; allein das wilde Geheul der Sklaven, die des unglücklichen Jünglings Leichnam herein trugen, rüttelte ſie zum Bewußtſeyn auf. Ein europäiſcher Wundarzt ward zwar ſchleunig herbei gerufen, jedoch Dombai's Kugel hatte ſein Herz gefunden; er lag leblos da. Die Trauerpoſt verbreitete ſich nur allzu bald. Adumiſſa's Vater hoffte, durch Veranſtaltung einer prachtvollen Beſtattung, durch Aufopferung aller dazu erforderlichen Koſten und Einrichtungen die Familie Dombai's zu beſänftigen. Doch wie ſehr irrte er ſich! Zwar ging die Todtenfeier ſtill vorüber; doch gleich nach Beendigung derſelben erſchallten Trommeln, die ſich immer mehr näherten. — Samba erhob ſich, nach der Urſache zu forſchen: da trat Dombai's Oheim, begleitet von den Aelteſten ſeines Reiches, Alle im Trauerſchmucke, dem erſchreckten Vater Adumiſſa's entgegen.

„Wir kommen, Samba!“ hob er an, „unſere Sache mit Dir aus zu machen. Du weißt es: Blut fordert Blut; ſelbſt wenn es das Blut eines Sklaven betrifft. Dombai aber war Neffe eines Königs. Opfere alſo die Sühne des Goldes. Hundert Unzen mögen genügen; dann ſtelle das zweite erforderliche Opfer: einen Jüngling aus Deiner Familie, der den Sühnungstod für Dich ſtirbt! Wir werden dann ſehen, ob der erzürnte Schatten des Hingegangenen, der jetzt ungerächt umher irrt, die Heimath der Ruhe finde. Ich geſtatte Dir zwei Monden Friſt, zu erwägen und — zu gehorchen!“ — Hinweg zogen die Rächer mit dieſen Worten und überließen Samba den entſetzlichſten Betrachtungen.

„Ich hörte Alles!“ rief die zu ihrem Vater eilende Adumiſſa. „Sey getroſt, mein Vater; mein Schmuck reicht hin, die Goldforderung zu befriedigen. Hier! Nimm Alles, was ich mein nenne: aber ſorge Du für die ſchwierigſte Hälfte ihrer entſetzlichen Doppelforderung, denn wo ſollte ich einen Jüngling finden, der für uns ſtürbe?“ — „O mein Kind!“ jammerte Samba; „wäre es nur mit dieſem zwiefachen Opfer genug! Müßte ich nur nicht fürchten, daß mein völliges Verderben beabſichtigt wird, daß die Rächer, auch wenn ich ihnen das Gold ſammt dem Jüngling überliefere, dennoch nicht unterlaſſen werden, den Meinigen nach dem Leben zu trachten!“ — Und leider war Samba's böſe Vermuthung nicht ungegründet.

Der Glaube der Neger, daß im künftigen Leben der Werth des Abgeſchiedenen nach den Schätzen beſtimmt werde, die man ihnen mit in's Grab legt, bewog leicht einen Jüngling, für Adumiſſa in den Tod zu gehen, ſobald Fülle des Goldes ihm mitgegeben würde

auf dem dunkeln Wege. Obwohl dieses nun geschah, obwohl die Gesandtschaft des alten Königs am festgesetzten Tage das Gold und den mit reichen Schätzen zum Opfertode ausgestatteten Jüngling empfing, so fand man doch bald nachher einzelne Verwandte Samba's hie und da ermordet. Auch verschwanden mehrere Sklaven aus Adumissa's Gefolge nach und nach und auf eine unerklärbare Weise.

Als endlich noch der Sohn von Adumissa's Wäterin geraubt ward, da stürzte die Alte heulend und wehklagend in des Mädchens Gemach, rang die Hände und jammerte: „Weh mir! Man hat mir meinen Sohn geraubt, meinen einzigen Sohn! das Licht meiner Augen! die Seele meines Lebens! die Stütze meiner hinwelkenden Gebeine!“ — „Wer? Wer hat Deinen Sohn geraubt?“ fragte Adumissa. — „Wer anders als Dombai's Oheim?“ erwiederte die betrübte Mutter; „nicht zufrieden damit, daß er Arqua tödtete —!“ — „Arqua?“ stammelte das Mädchen. — „Nun ja doch, Arqua, Euren Vetter, dessen Leben Ihr rettetet, als er in den Weiher gefallen war. — Tödtete man doch nicht ihn allein!“ fuhr die Alte wie erbost fort; „sondern noch fünf andere Eurer Verwandten; die Sklaven nicht zu zählen, die man verlockte und zuverlässig abwürgte. Will man doch auch mit Gewalt heran dringen, und Eures Vaters Schätze und Pflanzungen rauben, um uns Alle ganz elend zu machen!“

Aber Adumissa hörte nichts mehr von dem Allen. Bei dem Namen Arqua war sie sinnlos zu Boden gesunken; denn ihr Vater hatte ihr verschwiegen, wer für sie den Opfertod erlitten habe, und Arqua, der unschuldige Arqua, den Adumissa mit der Zärtlichkeit einer älteren Schwester geliebt hatte, der, wie es hieß, auf Botschaft an die Landesküste gesandt worden war, dem Adumissa das Leben gerettet hatte und der in stiller Dankbarkeit stets seine Retterin verehrte — Arqua war für sie, für sie gestorben! — Dieser schnelle Gedankengang, der nur allzu richtig war, warf das Mädchen wie todt dahin — ihr war jegliche Lebensfreude von nun an vernichtet!

„Du und Dein Eigenthum — Alles soll gerettet werden!“ seufzte Adumissa, als sie, von ihrer Ohnmacht sich erholend, zu ihrem bekümmerten Vater aufblickte, der sie in seinen Armen hielt. „Nur mein Tod kann den zürnenden Schatten Dombai's versöhnen“ — fuhr sie fort — „und ich verdiene es, mein Leben zu verlieren, weil ich Dir, meinem Vater, so lange ungehorsam gewesen bin!“

Samba wollte nichts von solchen wilden Entschlüssen hören, verbot seiner Tochter, fürder daran nur zu denken: allein Adumissa wankte nicht, und traf ruhig die nöthigen Anstalten zu ihrem ihr nothwendig dünkenden freiwilligen Tode. — Nach allen Gegenden des Landes, wo irgend ein Verwandter ihres Hauses lebte, wurde ein Sklave gesandt, der ein kleines Geschenk überreichen und den Verwandten an einem bestimmten Tage nach Igwa bescheiden mußte. Dann forderte Adumissa auf offenem Markte Jeden von Dombai's Familie auf, zugleich mit Jenen vor ihr zu erscheinen. Nicht minder mußte auf ihre Bitte Ado-o, der Schlangen-Priester, einen geweihten Boten an Dombai's Oheim senden, um ihn und die Aeltesten seines Reiches zu der entsetzlichen Festlichkeit ein zu laden.

Samba, von Jammer niedergebeugt, hörte und sah kaum mehr, was Schreckliches für ihn um ihn her vorging. Adumissa's Mutter ward in nicht geringem Maaße vom Schmerze ergriffen, ihre Tochter verlieren zu sollen; allein der Ruhm, der durch die heldenmüthige Adumissa auf sie zurück strahlte, gab ihr Fassung. — Wen schaudert nicht bei der Schilderung dieser entsetzlichen Landessitte und ihrer unnatürlichen Folgen?

Der glänzendste Empfang für die zahlreichen Gäste zu diesem unerhörten Todtenmahle war bereitet, als der verhängnißvolle Tag anbrach. Schon früh versammelte sich Alles auf Samba's Landhause. Die Sklaven, alle in dunkles Blau gehüllt, umstanden den inneren Raum des Hauses. Dombai's Oheim, dessen Gefolge und die nächsten Verwandten Adumissa's waren im größten Gemache, in dumpfer Erwartung des entscheidenden Augenblicks, versammelt. Ein reich verziertes Pistol, ein bunt geschnitztes Pulverhorn und drei goldene Kugeln lagen auf einer mit silberdurchwirkter Decke behangenen Tafel in der Mitte des Gemaches. Die Pfeifen der draußen postirten Musiker klagten und kreischten in melancholischen Tönen, als Adumissa, reich geschmückt, in die Versammlung trat. Ihre bejammernswerthe Mutter war von ihr tiefer in das Land geschickt worden; Samba aber ward wie bewußtlos von zweien seiner Brüder herein geführt. — Mit festem Schritte nahte Adumissa der Tafel, ergriff das Gewehr, winkte dem Oheim Dombai's und sprach: „Lade es!“ — Der alte König gehorchte. Adumissa fuhr dann, mit festem Blick umherschauend, fort: „Ihr seht mich hier, als freiwilliges Opfer den hohen Göttern und dem Schatten Dombai's Genüge zu leisten. Ich war's, die Dombai's Tod verursachte, und billig ist es, daß ich mein Verbrechen büße. Doch bevor ich scheide, schwöre mir, König, so bei der heiligen Schlange wie auch bei dem Pancoopum, dem mächtigen Donnerer der Europäer, daß Du nimmermehr meinen Vater, meine Mutter, noch irgend ein Glied meiner Familie verfolgen, noch ihre Sklaven, noch ihre Habe begehren willst. Schwöre auch, daß Du in Freundschaft von den Meinigen Allen scheiden willst, sobald mein Tod Deine Rache befriedigte. Schwöre auch, daß mein

Tod Deine Rache wirklich befriedigt!“ — „Ich schwöre dies Alles!“ rief der alte König; „und schwöre es bei der heiligen Schlange, so wie bei dem mächtigen Pancopum!“

In demselben Augenblick hatte Adumissa auch das Gewehr an ihr Herz gesetzt — da blitzt' es und todt stürzte das so schöne, wie grausenvolle Opfer in die Arme ihrer nahestehenden Verwandten.

Nicht Adumissa's Munde entschwebte der Jammerlaut, den man vernahm; über Samba's erstarrte Lippen ward er hörbar, denn der beklagenswerthe Vater hauchte in namenlosem Schmerze, zugleich mit seiner Tochter, die Seele aus.

Nach Landessitte ward Adumissa unter der Flur des väterlichen Hauses, in welchem sie gestorben war, mit fast königlichem Gepränge begraben, und wie viele Jahre auch seit jener schaudervollen Begebenheit verstrichen seyn und noch verstreichen mögen: Adumissa's Name lebt fort in dem Munde ihrer Landsleute; denn Adumissa ist für sie der Inbegriff alles Schönen und alles Heldenmüthigen. G. N. Bärmann, Dr.

Aus Law. Sterne's Leben.

(Nach Walter Scott.)

Sterne wurde in seiner Jugend unweit Halifax (einer Stadt in Yorkshire) zu einem Lehrer in die Schule gethan, bei dem er viel lernte und der sein Genie voraus verkündigte. Als nämlich einst die Schulstube geweißt wurde, und das Geräthe über Nacht stehen blieb, kletterte Sterne auf eine Leiter und schrieb mit einem Farbenpinsel in großen Buchstaben seinen Namen: Lawrence Sterne, an die Decke. Der Unterlehrer kam dazu und peitschte ihn zur Strafe aus: aber der dazu kommende Hauptlehrer befahl, den Namen stehen zu lassen: „Denn“, sagte er, „es ist der Name eines genialen Knaben, der ihn einst berühmt machen wird!“

La Fleur, Sterne's Diener, aus „Yorick's empfindsamer Reise“ bekannt, hat über seinen Herrn mehrere Anekdoten gesammelt. Wir heben einige aus. — Sterne hatte oft sehr melancholische Stunden. Dann bedurfte er seiner Dienste nicht, rief ihn nicht, bemerkte ihn auch nicht, wenn er von selbst kam, sie an zu bieten. Zuweilen gab er Acht auf ihn, und dankte lächelnd für seinen guten Willen. Einmal rief er ihm, sich seiner finstern Laune schämend und sich Gewalt anthuend, auf französische Weise entgegen: „Vive la bagatelle!“

Er konnte (mit der einzigen bekannten Ausnahme) die Mönche nicht leiden. Wenn sie zu ihm auf sein Zimmer betteln kamen, so gab er ihnen immer zur Antwort: „Herr Pater, ich bin beschäftigt; ich bin arm wie Sie u. s. w.!“

Man hat Sterne (und besonders that es Johnson) Cynismus vorgeworfen in seinen Schriften und im Gespräch. Hierzu paßt folgende Anekdote. Er sprach mit einer Dame in Yorkshire von seinem „Tristram Shandy“, und fragte sie: ob sie ihn gelesen habe? — „Nein, Herr Sterne!“ gab sie zur Antwort: „und wenn Sie mir erlauben, offenherzig zu sprechen, man hat mir gesagt, das Buch sey nicht für die Frauen!“ — „Liebe, gute Mißriß!“ erwiederte Sterne; „hören Sie nicht auf solch Geschwätz. Mein Buch ist gerade wie jenes dreijährige Kind da, welches sich auf dem Fußteppich herum wälzt, und so Manches sehen läßt, was man bescheidener Weise nicht zeigen sollte!“

Ein neuerer englischer Schriftsteller, Dr. Fernar von Manchester, hat in einem gelehrten Werke dargethan, daß Sterne kein Original ist, daß er vielmehr eine Menge Stellen, und den ganzen Gang und Plan seines anscheinlich planlosen Werks dem Rabelais, dem Engländer Burton, d'Aubigne's „Baron de Feneste“ und dem „Moyen de parvenir“ abgeborgt hat. (Bekanntlich hat Jean Paul aus eben diesen Quellen geschöpft.) E.

Englische Sprüchwörter.

One Man may better steal a Horse, than another look over the Hedge. Mancher stiehlt eher ein Pferd, als ein Anderer über den Zaun sieht.

Marry your Son, when you will, but your Daughter, when you can. Verheirathe deinen Sohn, wenn du willst, deine Tochter, wenn du kannst.

Hub bub; mingle mangle; crawly mauly; arsy verry; kim kam; hab nab; hikledy pickledy; hodge podge. Eins durch's Andre.

He that affronts a Friend in Jest, loses him in Earnest. Wer einen Freund im Scherz beleidigt, verliert ihn im Ernst.

He that kills a Man, when he is drunk, must be kill'd, when he is sober. Wer Jemand in der Trunkenheit tödtet, muß nüchtern getödtet werden. G. S.

Distichen.

Antiquare.

Antiquare, die lob' ich, sie lieben und ehren noch Alles —
Ist's auch endlich kein Mensch, wenigstens ist es ein Buch.

Das Kind.

Seht, wie die Pflanze sich regt, vom Winde leicht nur ergriffen —
Also folget das Kind jeglichem Trieb der Natur.

Der Greis.

Greis, ich achte die Jahre, die silbern dein Haupt dir umkränzen —
Gönnt in der Jugend die Lust, acht' ich erkennend dein Herz.

Thorheiten.

Sag' mir, was lachst du? wohl über begangene Thorheit des Nächsten?
Thorheit, mein lachender Freund, bessert die Thorheit ja nicht!

Wilh. Ehring.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.“ Nach dem Englischen des A. Vieusseux von Georg Lot. Zwei Bände. (Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1825.) Das Buch ist bereits in mehreren Beurtheilun-

gen für das beste, das über Italien erschien, aufgegeben. Das läßt sich freilich geradezu wohl von keinem Werke behaupten; denn jeder Reisende faßt Ort und Gegend aus einem andern Gesichtspunkte auf, wendet Geist und Beobachtung nach Neigung und angeborener Natur vorzugsweise auf diese oder jene Gegenstände; zumal in einem Lande, in welchem Natur und Kunst in der reichsten üppigsten Fülle den entzückten Sinnen sich überall entgegen drängen. Aber wohl läßt sich sagen, daß durch Wahrheit, großartiges Auffassen und frische, lebendige Darstellung dieses Buch vor vielen hundert dicken Quartanten und Abhandlungen den Vorrang verdient und bald unter dem Publikum behaupten werde. Vor Allem ist es der weite Blick, die besonnene Beobachtung, welche auf jeder Seite aus diesen Blättern reden; und die Phantasie bleibt nicht zurück, empfangene Eindrücke und Anschauung in einem wohlgefälligen treffenden Style wieder zu geben. Land und See, Berg und Thal, bedeutende Oertlichkeiten, Neapel, Florenz, Genua u. s. w. thun sich vor unserer Einbildungskraft hervor; Volksscenen und mancherlei Charakterzüge und Anekdoten staffiren das Gemälde; man fühlt sich über dem Besen mit eigenem Reize festgehalten, von wahrer Sehnsucht weiter fortgezogen. Kurz, wenn man die Reise-Beschreibung nicht unpassend mit einem Spiegel vergleichen hat, in welchem die natürlichen Gegenstände mehr oder minder in ihrer ursprünglichen Gestalt und Farbe wiederglänzen, so kann man von diesem Buche rühmen, daß hier eine weite Fläche mit geringen Flecken zu sehen sey, in welche hinein zu blicken man alle diejenigen muß auffordern, die über ein in vielfachen Beziehungen so merkwürdiges Land sich näher zu unterrichten wünschen. — Das Gesicht des politischen Engländers blickt zwar im ganzen Werke deutlich genug hindurch; aber diese politischen Uebersichten geben dem Ganzen wiederum ein eigenthümliches Interesse, und sind mit großer Klarheit, obwohl nicht überall ohne Parteilichkeit, behandelt. Die Notizen über die neuere italienische Literatur sind geistreich, charakteristisch und belehrend; doch ist es auffallend, einen Engländer, den Landsmann des großen Naturkindes Shakspeare, zur rhetorischen Poesie vorzugsweise mit Lob und Bewunderung sich hinneigen zu sehen. Den bildenden Künsten hat der Verfasser am wenigsten Aufmerksamkeit erzeigt; ja er ist oft da, wo man mindestens einen flüchtigen Umriß erwartet hatte, mit trockenem Pinsel über die Leinwand weggegangen. Am reichsten und lebendigsten sind die Bemerkungen und Blicke in das italienische Volksleben; sie dürfen in ihrer Art musterhaft genannt werden. Der fleißige deutsche Uebersetzer ist mit Liebe und glücklichem Uebertragungs-Talente zu Werke gegangen. Der Styl ist leicht und fließend, das Werk ließ sich, wie ein Original. E. G.

In Egypten — sagt in seinen Memoiren ein französischer Staabs-Offizier (ein Theilnehmer an der egyptischen Expedition unter Napoleon), ist die Sklaverei gar nichts Entehrendes. Es ist mehr eine Adoption als eine Dienst-Verpflichtung. Die in den Harem gebrachten jungen Mädchen leben ganz still und ungestört unter dem Schutz einer Art Vorsteherin oder Gebieterin. Wenn sie mannbar sind, verpflichtet die Sitte ihre Gebieter, sie zu verheirathen. Die jungen Burschen dagegen erlernen sämmtlich ein Handwerk auf Kosten ihres Schutzherrn, der sie nicht einmal zu hart mißhandeln darf, denn sonst können die Kläger verlangen, einem Anderen beigegeben zu werden; das Gesetz spricht sehr zu ihrem Vortheil. — Als die Franzosen nach Cairo kamen, gab es eine allgemeine Umwälzung im Daseyn, Leben und Treiben. Kaffeehäuser, Restaurationen, ja selbst ein Tivoli ward eingerichtet. Nur mit dem Tanz sah es schlimm aus, denn die Weiber der Beys und der Mamelucken sind durch ihre ruhende Lebensart zu fett geworden, um sich im Wirbel zu drehen. Sie lieben mehr, auf dem Sopha zu liegen, als sich zu bewegen. Zuletzt ward auch ein Vaudeville-Theater errichtet. (Gaz. d. Fr.)

Mad. Tencin sagte einmal: „Leute von Geist begehen in ihrem Betragen sehr oft Verstöße, weil sie die Welt nicht für so dumm halten, als sie wirklich ist." — An Marmontel ertheilte jene Dame den Rath, sich lieber Freundinnen als Freunde zu halten; „denn" — sagte sie — „durch die Weiber wird man Herr über alle Männer! Auch sind Letztere theils zu zerstreut, theils mit ihrem eigenen Interesse zu beschäftigt, um nicht das Ihrige zu versäumen. Die Weiber dagegen denken gewiß an Sie und sollte es nur aus Müßiggang seyn! Sprechen Sie heute Abend über Etwas, was Sie angeht, mit einer Frau, Morgen früh an ihrem Nähtisch, an ihrem Stickrahmen, denkt sie gewiß an Ihre Angelegenheit und findet ein Mittel, Ihnen behülflich zu werden. Nur machen Sie nie etwas anderes, als eine Freundin aus ihr; denn zwischen Beiden erheben sich oft Nebel und Gewölke und dann ist's aus mit dem Verstande!" (Petit courr.)

Bis jetzt boten die historischen Wörterbücher uns nur eine Sappho dar; die Universal-Biographie giebt aber deren zwei an. Die Eine ist die Königin des lyrischen Gesanges, welcher man in Sicilien eine Bildsäule setzte; die Andere ist eine berühmte lockere Weibsperson von Ereios, welche lange Zeit mit der Sappho von Mytilene verwechselt worden. Der zweiten nur darf jener Sprung vom Leukadischen Felsen zugeschrieben werden, den sie aus unglücklicher Leidenschaft zu Phaon beging. Die neuliche Auffindung einer Denkmünze läßt keinen Zweifel mehr über diesen Punkt. Aller d'Auteroche beweiset in einer gelehrten Notiz hierüber den Unterschied zwischen beiden berühmten gleichnamigen Personen unwiderlegbar. (Drapeau bl.)

In einer kleinen Schrift, betitelt: „Von den Vorrechten lothringischer Edelherren" (welche Schrift in Nancy erscheint), heißt es unter Anderem: Zu Lyer, einem Flecken, drei Stunden von Nancy, mußten die Einwohner, wenn es Noth that, Jeder ein Pferd der Frau Aebtissin von St. Glossinde einquartieren und ihm ein Kissen liefern; auch mußten sie Nachts, wenn die Frau Aebtissin zu Bett ging, die Frösche im Teiche schlagen, damit sie nicht so viel Larm machten. — Hatte Jemand im Orte etwas Böses gethan, so ward er vor den Gerichtshof der Aebtissin geladen, wo der Maire den Richter machte. Dieser mußte aber während des Urtheilsspruchs mit einem Fuß im Hofe des klösterlichen Gebäudes stehen und mit dem anderen außerhalb und zwar mit der Wagenkette um den Hals, als Zeichen, daß er der Aebtissin besagter Richter sey! (Pandore.)

Die Indianer haben zwar nicht die Gewohnheit der Türken, ihre Weiber unter Schloß und Riegel zu halten, aber desto härtere und strengere Pflichten legt ihnen ihr Gesetzbuch Padma-Pourana auf. Eine Frau — heißt es darin — ist nur zum Gehorchen da. Ihr Mann sey bucklich, alt, schwach, blind, taub, stumm, kurz voll Fehler und Gebrechen, wie sie auch heißen mögen, voll Untugenden selbst, so muß die Frau ihn immer als ihren Gott in Ehren halten und pflegen!! Sieht sie ihn lachen, so lache sie mit; sieht sie ihn weinen, so weine sie mit; niemals sehe sie nach einem anderen hübscheren Manne, u. s. w. (Journ. d. Par.)

In Spanien herrscht statt des Dreschens ein Gebrauch, den man nur noch bei ganz rohen Völkern antrifft. Man breitet nämlich das Getraide auf's Steinpflaster und läßt es dort durch Pferde zertrampeln, bis die Körner heraus sind! Ehe es in die Säcke gethan wird, findet sich geschwind der Offiziant des Zehnten ein, und mißt sich sein Theilchen ab; kaum verschwunden, erscheinen die Mönche und holen sich eine Gabe für ihr Kloster, und wenn die fort sind, dann kommt noch der Eremit und holt sein Theil für die Mutter Madonna; kurz in die Scheune kommt höchstens die Hälfte des wirklichen Erndte-Ertrags! (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 30. und Blatt der Ankündigungen Nr. LI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 30. 1825.

Beilage zum 207ten Blatte des Gesellschafters.

Durchflüge durch die Journale.

In Nr. 118 der geschätzten „Originalien" von 1825 spricht der sich gegenwärtig in Hamburg aufhaltende Professor Schug in Betreff der jetzigen Auswanderungen nach Brasilien auch ein Wort der Warnung aus und es mag dies von Jedem beachtet werden, dem es gilt. Er sagt, daß man durch die neuesten Berichte aus Brasilien über dieses Land enttäuscht zu werden angefangen habe — „eben so, wie auch in Absicht des Freiheitskampfes der Griechen, der einen solchen philanthropischen und kosmopolitischen Enthusiasmus erweckt habe, der blindende Wort bereits nachgekommen sey durch die Kunde, daß die heutigen Hellenen kein der Freiheit würdiges Volk seyen." — Wer hat denn dies dem Herrn Professor gesagt? Glaubt er allen zurück gekehrten, empfindlich getauschten, leidenschaftlich aufgeregten, vorurtheilsvollen Philhellenen auf ihr Wort? Da muß man sich wohl, wenn man über die Griechen und ihre Fähigkeit zur Freiheit urtheilen will, auf einen höheren Standpunkt stellen, als die Philhellenen thaten, und die Sachen aus einem freieren Gesichtspunkte betrachten, als diese es vermochten! — Oder meint er es ironisch, als ob der frühere Enthusiasmus wegen seiner gar zu flüchtigen Natur Tadel verdiene? — Daran möchte er nicht so ganz Unrecht haben; doch würde der Tadel die menschliche Natur im Allgemeinen treffen, die nun einmal dem Reiz der Neuheit gar zu sehr unterworfen ist. — Oder war der Herr Professor nur um eine Vergleichung mit dem Interesse an Brasilien verlegen? Dann hat die Sache nicht viel auf sich — aber man sollte sich doch hüthen, solche Behauptungen als wahr auf zu stellen.

In Nr. 246 der diesjährigen „Abendzeitung" ist mit dem Abdruck einiger dem Herausgeber derselben aus dem Nachlaß des in Jena verstorbenen Professors Reinhold mitgetheilten Briefe mehrerer ausgezeichneten Männer Deutschlands der Anfang gemacht, und zwar sind zuerst Briefe von Lavater an Wieland mitgetheilt worden. Derjenige, der jene Briefe dem Herausgeber der „Abendzeitung" anvertraute, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, verdient Dank dafür, so wie dieser ebenfalls darauf Anspruche hat, daß er, dem in ihn gesetzten Vertrauen gemäß, sie bekannt zu machen nicht unterlassen hat. Nur war zu wünschen, daß durch beigefügte nöthige Anmerkungen manche dunkle Stelle in diesen vor vielen Jahrzehnden geschriebenen Briefen erläutert und verständlich gemacht, dadurch aber jene Zeit der deutschen Litteratur, in welche sie eingreifen, der gegenwärtigen näher gerückt würde. — Gleich in dem zweiten, eigentlich der Chronologie nach dem dritten Briefe von Lavater aus dem Jahre 1776 (Nr. 246) spricht derselbe von den vor Kurzem erschienenen „Werthers Leiden" und sagt darüber: „Heut habe ich wieder einmal im Werther mit vieler Erbauung gelesen. Ich kann noch nicht begreifen, wie man dies Buch, den reinsten, keuschesten, edelsten Roman, schädlich finden kann." — Möchten doch diese Worte des weisen Lavater beachtet und beherzigt werden, damit denen, die über Goethe's „Werther" das Verdammungsurtheil aussprechen, wenigstens klar werde, daß Manner, wie Lavater, anders darüber denken können, und daß solche schiefe Urtheile nicht die allgemeinen sind.

In Nr. 236 und den folgenden Blattern des diesjährigen „Morgenblattes" findet sich ein höchst interessanter und zur Kenntniß der Italiener im Allgemeinen geeignete Aufsatz von unserm Landsmann G. L. P. Sievers in Rom: „Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime", der Alten, welche das echt Nationelle eines jeden Volkes kennen lernen wollen, nicht genug empfohlen werden kann. Der Verfasser desselben, der sich längere Zeit in Italien aufgehalten hat, ist dadurch in den Stand gesetzt worden, den Charakter der Italiener und das, was sie von andern Nationen unterschidet, zu erkennen und bis in die feinsten Nüancen nach Ursachen und Wirkungen zu verfolgen; er wendet die Resultate seines Studiums hier vorzüglich auf die Schauspielkunst gestreift und scharfsinnig an. Wenn wir Deutschen die Italiener im Allgemeinen oft ungerecht und falsch beurtheilen, so nehmen wir auch bei Beurtheilung ihres Theaters und dessen, was damit nur in einiger Verbindung steht, einen deutschen Gesichtspunkt, aus dem wir unsere Betrachtungen anstellen. Ein solcher Gesichtspunkt ist immer einseitig und die Resultate können auch nicht anders als einseitig seyn. Sievers sucht die Urtheile solcher Art alle das, was sie sind, dar zu stellen, indem er die Natur als das Criterium aufstellt, wonach er die Erscheinungen in Italien beurtheilt. Wie wahr und einleuchtend er von einem solchen Standpunkte die Italiener und ihren Charakter betrachtet, muß man bei ihm selbst nachlesen: hier genügt es, darauf aufmerksam zu machen. Nebenbei wollen wir einen Irrthum berichtigen, und einen Vorwurf zurück weisen, den er unserm Lessing zu machen scheint. Sievers spricht nämlich unter andern Leidenschaften und deren Darstellung auch von dem Wahnsinn, und sagt darüber in Nr. 239 Folgendes: „Der Wahnsinn ist meiner Meinung nach, kein Product einer zu tiefen, sondern vielmehr einer zu oberflächlichen, zu schwankenden, unfaßten, ich möchte sagen, zu schwindsüchtigen Reflexion. Kein wahrhaft denkender Kopf, kein moralisch gut organisirtes Individuum wird je den Verstand verlieren. (Möchte doch bezweifelt werden!) So möchte ich zu dem Lessingschen Motto: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen" die Worte hinzu fügen: „oder sehr vielen." — Lessing sagt aber: „Wer über gewisse — der hat keinen zu verlieren" und Sievers wird nun wohl nicht den Zusatz machen wollen: „oder sehr vielen", da er eben behauptet hat, daß wer vielen Verstand habe, den Verstand nie verlieren werde. So fällt auch der scheinbare Vorwurf für Lessing weg. — Jener Aufsatz von Sievers, der auch interessante Bemerkungen über die Venetianischen Masken im Lustspiele der Italiener enthält, erinnert übrigens an den dessen Verfassers in den „Zeitgenossen" Heft 7. S. 127 u. f.: „Ueber die französische Schauspielkunst"; was er darin über den Charakter der französischen Schauspielkunst sagt, findet hier seine volle Bestätigung.

K.

Gegen einen Aufſatz im „Conversationsblatt" (Nr. 258, S. 1032): Wir haben wol Nöthigeres zu thun.

Was für ſonderbare Urtheile ein armer Schriftſteller doch oft muß über ſich ergehen laſſen! — Ich hatte im „Bemerker" (Nr. 21) Wortformen, wie Expritoſigkeit, Hofcharge, almitriba, pultiphagus etc., die aus Teilen und Gliedern zweier Sprachen zuſammengedreht ſind (wie ſchon vor mir mancher lateiniſche und deutſche Grammatiker, Prof. Roſt in Leipzig z. B., getan), Wortungeheuer genant, weil es unnatürlich, folglich geſchmackwidrig ſei peregrinum atque vernaculum vocabulum (Wörter alſo, die in Klang, Form, Betonung und Ausdruk einander ſchroff abſtoßen), in unam vocem conjungere, und aus einer ſolchen Verbindung nur eine centauriſche Zwiegeſtalt hervorgehen könne. Darüber erriſſert ſich gar heftig im „Conversationsblatt" ein Herr 24 und nent mich in ſeinem Grim einen Deutſchtümler, der die Deutſchen zu Juden machen und ſie, wie dieſe, von anderen Völkern abſcheiden wolle. So waren ja wol auch die Römer des auguſtiſchen Zeitalters, die bekantlich ſolche Mißgeburten (monstra vocabulorum) in ihrer Sprache nicht duldeten, nichts anders als jüdiſchgeſinte Römertümler geweſen, die ganz unmittelbar Abſonderung ihres Volks von den Nachbaren bezweken! Aber jeder gebildete Römer verſtand und las und ſprach ja griechiſch, ſo wie jezt noch jeder gebildete Deutſche franzöſiſch, und dan wol noch lateiniſch und griechiſch und engliſch und italiäniſch, ja ſpaniſch ſogar, verſteht und lieſt und zum Teil auch ſpricht. Wie konte da der Römer von dem Griechen, wie kan da der Deutſche von anderen Nationen ſich im Ernſt noch abſondern wollen? Jedem Vernünftigen leuchtet die Unmöglichkeit ein. Die Spanier, Italianer, Franzoſen laſſen in ihren Sprachen keine deutſche und engliſche, ja nicht einmal roh lateiniſche Wörter (consistorium, autor, regeneratur etc.) zu: warum? Warum anders, wird unſer Herr 24 natürlich antworten, als weil ſie von den Engländern und Deutſchen *) und Altrömern ſich abſcheiden und „wie die Juden, **) ewig und ewig ein Fragment des großen Ganzen bleiben wollen!" — Weiterhin meint er, wir verpflanzten ja ſo manches ſchöne und edle Gewachs in unſern Grund und Boden: warum nicht auch die Wörter anderer Sprachen? Eine gar treuherzige Frage in der Tat! Weil, iſt die Antwort, die Sprache kein fett und ſatt gedüngtes Miſtbeet, in dem man freilich nach Willkühr und Belieben, was man nur will, Gutes und Schlechtes, Kraut und Unkraut, durcheinander ſäen und mit Erfolg groß ziehen kan; nein, weil ſie eine Einheit, ein feſt umgränzter Körper iſt, der, wie jeder andere Körper, ſeine eigenen Geſetze, ſeine eigenen, nur ihm gehörigen, nur für ihn paſſenden, nur ſeiner Natur und Art angemeſſenen Glieder und Teile hat, die ihn eben, anderen Sprachkörpern gegenüber, als ein für ſich beſtehendes, in ſich abgeſchloſſenes Ganzes hinſtellen; weil es genau genommen eben ſo ungereimt und lächerlich iſt, wenn man einer Sprache die Teile und Glieder einer anderen eindrängt, als es ungereimt und lächerlich ſein würde, wenn man einem Hunde oder einer Kaze, neben dem Kazen- und Hundeſchwanze, noch einen Pfauenſchweif anheften wolte. Der Italianer, Spanier, Franzoſe, den langwieriger Schlender noch nicht klumpf gemacht, würde laut auflachen, wenn es Einem in ſeiner Mitte einfiele, in einer ernſtlich gemeinten Rede ſeinem Vortrage deutſche oder engliſche oder auch nur roh lateiniſche Wörter einzuflikken. *) — Doch es iſt offenbar, daß der Man über Sprache und ihr Weſen und ihre Natur nie ernſtlich nachgedacht hat. Dies zwar möchte man ihm noch wol zu gute halten; denn es läſt ſich freilich nicht von Jedermann verlangen, daß er über Sprache, einen Gegenſtand, der ohnehin den Mehreſten unter uns für unbedeutende Nebenſache nur gilt, in Unterſuchungen ſich einlaſſe. Wer aber über etwas, es ſei was es wolle, es ſcheine ihm noch ſo geringfügig, öffentlich zu ſprechen unternimt, von dem fodert man doch wol mit Recht, daß er das zu Verhandelnde erſt reiflich durchdenke und von allen Seiten beleuchte, ehe er haſtig zur Feder greift.

Nicht gegen mich, ſondern gegen Horatius, den großen Prediger der Einheit in Kunſtwerken (und die Sprache ſol ja doch wol ein Kunſtwerk ſein!), mußte Herr 24 ſeine Waffen kehren:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas
Undique collatis membris, ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne:
Spectatum admissi risum teneatis, amici!

Warlich ein getreues und lebendiges Bild unſers buntſchekkigen, aus den Gliedern und Teilen dreier Sprachen roh zuſammengeſtoppelten Vortrags!

K.

*) Man weiß, daß die Franzoſen ſich jezt mehr als je mit der Litteratur der Engländer, Italianer, und auch der Deutſchen beſchäftigen. Sie lernen nämlich die Sprachen dieſer Völker, hüten ſich aber wol, die Wörter derſelben der übrigen einzumiſchen.

**) Die, um es beiläufig zu ſagen, eben wie wir Deutſchen, die Sprachen aller Völker nicht etwa nur lernen, ſondern plaudern, und darüber gar die eigene vergeſſen haben. — Wer kent übrigens das berüchtigte Juden- oder Zigeunerdeutſch nicht?

*) Sollte dem Wortmiſchmaſch, wie er heut zu Tage unter uns herſchend iſt, einmal ſein Ziel geſezt werden, ſo würden unſere Nachkommen, trotz dem Eifern des H. 24 gegen Deutſchtümler und Deutſchtümelei, über denſelben eben ſo gut lachen, als wir jezt über den menantiſchen Miſchmaſch und über jede macaroniſche Poſſe lachen.

Noch Eine Frage, ehe ich von meinem Gegner ſcheide. Warum läßt er die lateiniſch-franzöſiſchen Wörter, stationnair z. B., mit deutſchen Lettern drukken? Er kan nur antworten: um den Druk nicht durch Buntſchekkigkeit zu ſchänden, oder um es anders zu ſagen, um die Einheit deſſelben nicht eitel zu zerſtören.

1825. No. LI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeige.

Da jezt Maria v. Weber's neueſte Oper („Euryanthe") endlich auch auf der Königlichen Bühne in Berlin zur Aufführung gekommen iſt und gewiß Jeder über den Stoff dieſer genialen Compoſition unterrichtet ſeyn will, ſo dürfen wir zu dieſem Zwecke das intereſſante Werk:

Euryanthe.

Von Helmine von Chezy.

empfehlen. Es ist, saubert broschirt, bei uns und durch alle Buchhandlungen für ¾ Thlr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsstraße Nr. 176.

Vielfältigen Anfragen zu genügen, hat unterzeichnete Verlagshandlung den Interessenten bekannt zu machen, dass:

1) An Appendix to Shakspeare
2) Ths. Moore's Works

noch in diesem Jahre die Presse verlassen; vom

3) Parnasso Italiano

die erste Lieferung nächsten Februar beendigt wird;

4) Walker's Pronouncing Dictionary
und
5) Milton de Doctrina Christiana

im März erscheinen;

6) Retzsch Umrisse zu Hamlet

noch vor der Jubilate-Messe, und

7) Shakspeareana. By Lewis Tieck,
so wie
8) Calderon Obras. 1r Band

bald nach derselben fertig werden.

Neuerdings bin ich mit der Herausgabe folgender Classiker beschäftigt, wovon, zur Vermeidung von Collisionen, die schuldige Anzeige:

Milton's poetical Works.
Ossian's Poems.
L'Orlando innamorato di Bojardo.
Las Obras sueltas de D. Lopez de Vega.
Las Obras de D. Miguel de Cervantes Saavedra.

Ausführliche Prospecte werden nächstens erscheinen.

Leipzig, den 29. November 1825.

Ernst Fleischer.

Interessante Bildnisse.

Wir empfehlen folgende sehr ähnliche Bildnisse:

Alexander I., Kaiser von Rußland. ¾ Thlr.

Elisabeth, Kaiserin von Rußland. ¾ Thlr.

Beide Bildnisse sind von Francois Vendramini nach den Gemälden von St. Aubin treflich gestochen, in ganz gleicher Größe (Folio-Format). Ferner ist bei uns noch ein zweites, ebenfalls sehr ähnliches Bildniß des Kaisers Alexander I. (im Oval), sehr fleißig und zart punktirt von Bollinger, für ¾ Thlr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Feßlers

Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft.

Ein Nachlaß an seine Freunde und an seine Feinde.

518 Seiten in gr. 8. Preis, geheftet: 2 Thlr. 20 Sgr.

Feßler verspricht in dieser Selbstbiographie, die er als ein Vermächtniß seinen Freunden und seinen Feinden hinterläßt, sich zu schildern wie er war, und wie er wurde was er ist. Er beginnt mit seiner frühesten Bildung, seinem klösterlichen Leben und einer Beschreibung des Klosterwesens überhaupt, das man schwerlich wahrer, und in einer abschreckendern Gestalt kennen lernt, als in diesem Buche. Er geht dann zu seinem Aufenthalt in Lemberg, seiner Flucht von dort nach Schlesien, seinem Leben in Karolath und Berlin, und einer Schilderung aller Verhältnisse über, in welchen er an diesen Orten stand, endlich beschreibt er seine Lage in Rußland, seinen jetzigen Wirkungskreis und die Einrichtungen, welche er für die protestantischen Gemeinden im südlichen Rußland, und für ihren Gottesdienst getroffen hat. Ein Hauptzweck des Buches ist, das geistige Leben des Verfassers darzustellen, den Gang seiner philosophischen und religiösen Ansichten und Ueberzeugungen zu entwickeln, und den Standpunkt anzugeben, auf dem endlich sein Geist Ruhe und Befriedigung fand. In den Beilagen findet sich in dieser Hinsicht auch sein in Petersburg eingereichtes Glaubensbekenntniß. Feßler's geistvoller Styl, wie seine kräftige Sprache, sind bekannt: schwerlich möchte aber in dieser Hinsicht irgend eine seiner frühern Schriften der gegenwärtigen vorzuziehen seyn.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Mit Januar d. J. 1826 beginnt im Verlage des Unterzeichneten eine:

Modenzeitung
für deutsche Frauen,

herausgegeben von Joh. Bapt. Rousseau.

Eine mit meinem Buchhändlergeschäft jetzt verbundene, neu angelegte Steindruckerei, so wie meine in Bezug auf diese Zeitschrift in Paris angeknüpften Verbindungen, setzen mich in den Stand, fast gleichzeitig mit den Pariser Modejournalen ein ähnliches Institut für Deutschland zu gründen, das jenen an äußerer Eleganz nicht nachstehen, und sie an innerm Gehalt wo möglich übertreffen soll. Der literarische Inhalt unserer Modenzeitung besteht aus allen Gegenständen, welche für die Frauenwelt Interesse und Bedeutung haben können: aus Gedichten, kleinen Novellen (ohne Abbrechungen), Parabeln, Biographieen und Charakteristiken aller auf dem Schauplatz der Welt auftretenden und sich auszeichnenden Frauen, Bildern aus dem Leben, Berichten über sämmtliche für die weibliche Lektüre brauchbare und nützliche Schriften, Aufsätzen über Theater und Kunst, Briefen, Witzspielen, Anekdoten, Räthseln, und aus fortlaufenden Modenachrichten und Kupfererklärungen.

Die Modenzeitung erscheint wöchentlich (Sonntags) einmal, in groß Oktav-Format, auf schönem Papier, ½ Bogen stark und in elegantem Umschlage. Jeder Nummer werden zwei kolorirte Kupfer, zu den mitgetheilten Modeberichten gehörig, beigegeben. Zu-

weilen liefern wir auch Portraits von berühmten oder denkwürdigen Damen der Mitwelt, und von Zeit zu Zeit eine musikalische Beilage. Ferner liegt es nicht außer dem Bereich unserer Zeitschrift, mitunter auf die Moden der Männer Rücksicht zu nehmen und in dieser Beziehung Kupfer und Erklärungen beizufügen.

Der Preis des Jahrgangs, der nicht getrennt wird, ist aller Orten 6 Thaler, vierteljährig zahlbar. Man unterzeichnet auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Belgiens.

Aachen, im November 1825.

J. La Ruelle, Sohn. Büchel Nr. 1069.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A. A. Weygand, Gemeinnützige Lehre über Brennstoffe und Feuer-Erscheinungen, so wie über den Verbrennungs-Prozeß, nebst Ansichten der Lehren Lavoisier's und Davy's, mit einem kleinen Anhange über das Griechische Feuer. Ein Taschenbuch für Pyrotechniker, Artilleristen, Montanisiker und Gewerksleute, die im Feuer arbeiten.

8. Wien, 1825. Broschirt: 9 Gr.

Diese kleine sehr brauchbare Schrift zerfällt in 7 Abschnitte mit folgendem Inhalte:

I. Von der Wärme, und den damit verbundenen Erscheinungen.
II. Von den sich entzündenden Mischungen und Pyrophoren.
III. Von den sich entzündenden, aber noch explodirenden Erscheinungen.
IV. Von den salpetersauren Alkalien, als vorzüglich explodirende Stoffe.
V. Von dem dephlagistisirten, nach Lavoisier oxigenisirten salzsauren Gohre, oder von der heut zu Tage mit Davy genannten Chlorin.
VI. Von der Fortsetzung der Explosinat-Erscheinungen.
VII. Von dem Verbrennungs-Prozesse und dem griechischen Feuer.

Empfehlungswerthe Bücher,

welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Handbuch der analytischen Trigonometrie,

herausgegeben von Emil Wilde, Dr. phil. und Professor am Berlin. Gymnasium zum grauen Kloster. Mit drei Kupfertafeln.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Da es der deutschen Literatur an einem aus dem rein scientifischen Standpunkte bearbeiteten Handbuch der Trigonometrie, welches die Resultate der neueren Forschungen enthält, noch mangelt, so hat der Verf. ein solches zu bearbeiten unternommen. Der Gegenstand ist in sechs Abschnitten, welche „die Erklärung der trigonom. Linien und der darauf bezüglichen Formeln, die Berechnung der trigonom. Linien (wobei fast durchgängig die Differentialrechnung angewandt worden), die Auflösung der Gleichungen des zweiten und dritten Grades mittelst der trigonom. Linien, die ebene Trigonometrie und Polygonometrie, die sphärische Trigonometrie, die Auflösung solcher ebenen und sphärischen Dreiecke, in denen gewisse Bestimmungsstücke sehr klein gegeben sind", enthalten, und denen eine Sammlung von Aufgaben beigefügt ist, in fortlaufendem Vortrage mit Kürze und Deutlichkeit behandelt, so daß dieses Buch auch denen, die, ohne ausschließlich Mathematiker zu seyn, sich eine gründliche Kenntniß der Trigonometrie verschaffen wollen, zugänglich sind. — Für correcten Druck und gefälliges Aeußere ist aufs beste gesorgt worden.

Praktische Anleitung

zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei, mit besonderer Berücksichtigung der Kartoffel-Brandtweinbrennerei. Von J. F. Dorn. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage, mit 6 erläuternden Kupfertafeln. gr. 8.

Preis: geh. 22 Gr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Diese zweite Auflage ist ein Beweis des Beifalls, welchen die erste Auflage dieses werthvollen Werkchens gefunden hat. In der gegenwärtigen hat der Verf. überall auf die neuesten Fortschritte und Verbesserungen, besonders der Brandtweinbrennerei, Rücksicht genommen, und dadurch dieser Schrift noch höhere Brauchbarkeit verliehen.

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

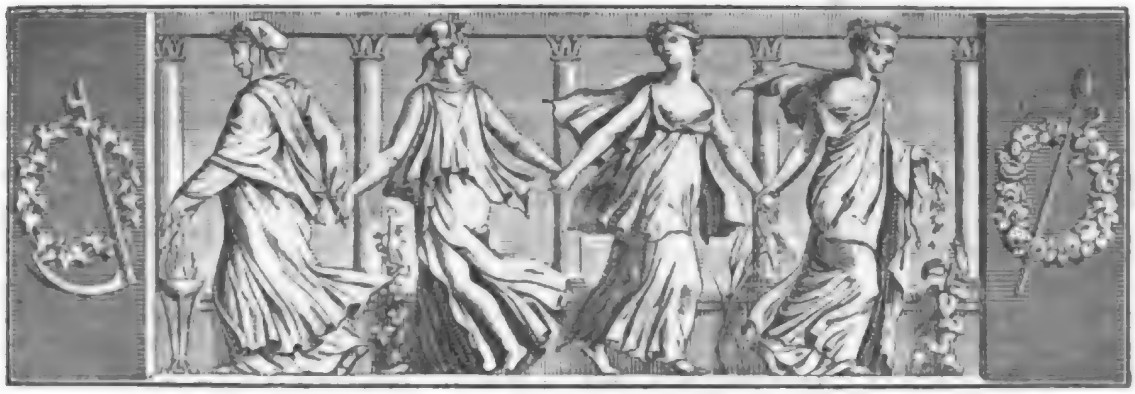
Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische und neue deutsche Buchhalterei, in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage. gr. 8.

Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leistete das Buch nicht, was jener verspricht, so würde schwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden seyn. In der That macht diese mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denselben Gegenstand, so wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntnisse vom Rechnungswesen und sonst natürliche Fassungskraft besitzt; besonders da der Verf. bei dieser neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeschickten Einleitung oder „Vorbereitungsstunde" auf das Anschaulichste entwickelt hat.

Berlin. Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhdlg. in Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1825. Freitag den 30. Dezember. 208tes Blatt.

Der Platz de la Cebada in Madrid.

Nach dem Franzöſiſchen. *)

Der Platz de la Cebada iſt für Madrid das, was für Paris der Greveplatz; dort werden die Hinrichtungen vollzogen. Der Platz de la Cebada iſt von nicht unbedeutendem Umfang: man berührt ihn, wenn man von dem Thore von Toledo nach der plaza mayor vor der Kirche des heiligen Iſidorus vorbei geht.

Der Platz ſelbſt iſt unregelmäßig, von ſchmutzigen, unanſehnlichen Häuſern umringt, und von ſchwarzen, räucherigen Boutiquen bedeckt. Heut ſind deren Dächer mit Menſchen überfüllt, denn auf der breiteſten Seite des Platzes, zur rechten Hand, wenn man den Weg eingeſchlagen, den ich eben beſchrieben, bemerkt man zwei hölzerne Säulen, durch einen Querbalken mit einander verbunden. Es iſt der Galgen (la Horca), welcher erſt dieſen Morgen errichtet wurde, während ſchwarz gekleidete Männer durch die Straße gingen, die Leute durch den Schall einer kleinen Glocke zu ſich riefen, und um Gaben und Gebete für die armen Verdammten baten. Gegen Mittag werden nämlich ein junges Mädchen und deren Geliebter gehenkt. — Das Mädchen diente, und hat ihren Herrn beſtohlen; der Liebhaber war Rathgeber und Helfer. — Der geringſte Diebſtahl wird zu Madrid mit dem Galgen beſtraft, und von jeher wurden die Diebe in Spanien mit der größten Strenge behandelt. Unter der Herrſchaft Ramiro's (845) ſtach man ihnen die Augen aus, und erſt zu Folge irgend einer Verordnung Carl's III. werden ſie jetzt mit dem Tode beſtraft. Wozu dient aber eine ſo harte Strafe? Der Diebe findet man in Spanien dennoch eben ſo viel, als in andern Ländern, vielleicht ſogar noch mehr. Gewiß wäre es zweckmäßiger, die Urſache der Diebereien, welches größtentheils die Trägheit iſt, zu verringern und die Thätigkeit zu beleben. Weshalb aber auch den Dieb tödten? Spanien hat wahrlich der Menſchen ohnehin nicht zu viele, und würde gewiß weit beſſer thun, dieſe Leute, ſtatt ſie zu hängen, als Arbeiter in Fabriken, oder als Anbauer wüſter Landſtriche zu benutzen. Doch — genug hiervon.

Die Verurtheilten, von denen jetzt die Rede iſt, befinden ſich ſeit geſtern in der capilla (Kapelle). Dort, von Mönchen und Prieſtern umringt, und in die Feſſeln, die ſie nicht mehr ablegen, geſchmiedet, bereiten ſie ſich, vor einem großen ſchwarzen Cruzifix knieend, auf den nahenden ſchrecklichen Augenblick vor, während unfern davon andere Gefangene Todtenhymnen ſingen.

Die Geliebten haben um die Gnade gebeten, und man hat ſie ihnen bewilligt, daß der Prieſter noch vor ihrem Tode die Bande durch ſeinen Segen heilige, welche ſie ſchon lange an einander feſſelten. Dieſe Nacht ſind ſie getraut worden. Welche Hochzeit!? — erſt die Schließer zu Trauzeugen, nun den Galgen zum

*) Von dem Werke, aus dem dieſe Schilderung entnommen iſt, erſcheint in dem Magazin für Induſtrie und Literatur (Leipzig, Baumgärtner) eine vollſtändige Ueberſetzung von mir.
G. S.

Brautbett!! — Es iſt eine lange Stufenleiter von Martern, die man ſie zum Tode führt. Auf der Treppe des Gefängniſſes iſt ein Altar; dort machen ſie im Herabſteigen Halt, um die letzten Ermahnungen des Prieſters an zu hören. Gewöhnlich ſprechen die Verurtheilten hier mit den andern Gefangenen, welche ſich an die Gitter drängen, und ihre Kniee vor denen beugen, die, jetzt bereits mit dem Himmel verſöhnt, in kurzer Zeit der Gerechtigkeit dieſer Erde ein Genüge geleiſtet haben werden.

An der Thür des Gefängniſſes warten ihrer zwei Eſel, um ſie nach der Richtſtätte zu tragen. An dem Tage einer Hinrichtung gehen die Gerichts-Diener mit dem früheſten Morgen an das Toledor Thor, und warten hier auf die Leute, welche zum Markte kommen, wobei ſie gewöhnlich auf Eſeln reiten. Die erſten dieſer Thiere, welche die Gerichts-Diener erblicken, werden angehalten, ihrer Bürde entledigt und nach dem Gefängniß geführt. Erſt, wenn der Akt der Hinrichtung vorüber, dürfen die Eigenthümer ſie zurück fordern; ſie erhalten auch eine Bezahlung, vorher aber ſchlitzt man den Thieren ein Ohr auf, damit man ſie in Zukunft wieder erkenne und nicht noch ein Mal zu gleichem Dienſt benutze.

Der Platz füllt ſich allmählig mit Neugierigen; die Soldaten bilden einen Kreis um die Richtſtätte, und aus der nahen Kirche, wo er den ganzen Morgen gebetet, tritt ein großer ſtarker Mann, in braunen Sammet gekleidet. Ein Hut mit breitem Rande bedeckt ein Geſicht. Aengſtlich weicht das Volk bei ſeiner Annäherung zu beiden Seiten zurück. Schrecken und Abſcheu bahnen ihm ſchnell eine breite Straße durch die zahlloſe Menge. — „Sieh Dich vor, Antonio!“ ruft eine zärtliche Mutter; „Chriſtoval! mach' Platz!“ ſchreit ein Vater; „Ines! Ines! gieb doch Acht! Sein Mantel hat Dich ſchon zwei Mal berührt!“ ſagt ein Geliebter zu ſeinem Mädchen. Doch dieſe und noch unzählige ähnliche Redensarten und Ausrufungen hört oder beachtet der Mann nicht. Jetzt hat er den Galgen erreicht. Hier legt er Hut und Mantel ab und ſteigt die große Treppe hinauf. Aufmerkſam betrachtet er den Strick, welcher von dem Querbalken herab hängt. „Alles gut!“ murmelt er halblaut vor ſich hin. „Nun können ſie kommen, wann ſie wollen!“ — Es iſt der Scharfrichter.

Für einen Sol werden während deſſen unter der Menge Blätter verkauft, auf denen die Gebete abgedruckt ſind, welche die Verurtheilten auf ihrem Wege hierher ſingen. Auch hat man nicht vergeſſen, die Ablaßverſprechungen der Päpſte unter den Gebeten zu bemerken, denen ertheilt, welche von Herzen in die Gebete der armen Verurtheilten mit einſtimmen, und ſie bis zu dem Orte begleiten, wo die letzte Strafe dieſer Erde ihrer wartet. — Jetzt kommen ſie. Man hört ſchon das einzelne Anſchlagen einer Glocke und die Wirbel der Trommelſchläger des Militairs, welches zur Bewachung und zur Aufrechthaltung der Ordnung commandirt iſt. — Nun bemerkt man ſchon das hölzerne Kreuz, das vor den Verurtheilten hergetragen wird, ſo wie den langen Zug der Büßenden, welche ſie begleiten, brennende Fackeln von grünem Wachs in den Händen.

Die Frau kommt zuerſt. Man muß ſie auf ihrem unbequemen Sitz unterſtützen, denn ſie ſchwankt, des Reitens ungewohnt, hin und her, aber dennoch antwortet ſie kräftig ihr amen oder credo auf die Ermahnungen des Prieſters, der ihr zur Seite geht und ihr bei jedem Schritte ein Cruzifix vor das Geſicht hält. Sie trägt eine große Haube, wie die barmherzigen Schweſtern, und man wird dadurch verhindert, ihr Geſicht zu ſehen, nicht aber, die ſchönen ſchwarzen Haare, welche, aufgelöſt, in langen Locken ihr Nonnengewand bedecken.

An der Treppe des Hochgerichts legt ſie noch eine letzte Beichte ab und hört, von dem Mantel des Prieſters bedeckt, deſſen letzte Ermahnung- und Troſtrede an; während deſſen bindet man ihr die Füße zuſammen. Nun hat der Prieſter geendigt. Der Scharfrichter faßt ſie unter die Arme und ſchleppt ſie dann hinter ſich die Treppe hinauf. Jede Stufe legt ſie ſo mit bedeutenden Schmerzen zurück, ruft aber dennoch bei jeder einzelnen den Namen eines Heiligen oder einer Heiligen. Der Prieſter, welcher ihr folgt, ſagt ſie ihr vor, und ſie wiederholt die Namen mit lauter Stimme. — Sobald der Scharfrichter oben angekommen, macht er Halt, ſetzt ſich auf die oberſte Stufe, und nimmt den Kopf der Verurtheilten, welche auf der vorletzten Stufe ſitzt, auf ſeinen Schooß. In dieſer Stellung befeſtigt er den Strick um ihren Hals; dabei fällt ihr die Haube vom Kopf, aber noch bedecken ihre Haare das Geſicht; allein ſie ſtreicht dieſe mit den Händen auseinander. Das Mädchen iſt jung und wahrhaft ſchön. Ruhig blickt ſie auf das verſammelte Volk, geſteht aufs Neue mit ſprechenden Zeichen der Reue ihr Vergehen ein, und fragt dann die Umſtehenden, ob ſie ihr verzeihen und für ſie beten wollten. — „Ja, ja!“ ruft das Volk von allen Seiten — „Verzeihung der reuigen Sünderin, und Gebete für das Heil ihrer Seele!“

Jetzt fängt der Prieſter abermals das credo an, welches die Verurtheilte wiederholt; aber plötzlich unterbricht er ſich. „So geh' denn ein zur ewigen Seligkeit!“ ſagt er, und ſteigt eilig die Treppe herab, denn der Scharfrichter hat ihm ein Zeichen gegeben. Der Henker ſchleppt nun die arme, ſchöne Sünderin mit ſich fort. Beide fallen zu Boden, und drehen ſich

dann in den Raum zwiſchen den beiden Pfeilern. Einen Augenblick noch bleibt er auf ihren Schultern liegen, während ſeine Knechte die Unglückliche bei den Füßen ziehen. Jetzt hat ſie geendigt und nun ſpringt er empor.

Ich hatte meine Beobachtungen lange genug fortgeſetzt, und verſpürte keine Luſt, auch noch den Geliebten hinrichten zu ſehen. Als man ihn brachte, entfernte ich mich.

Noch den nämlichen Abend kommen die Mönche der Brüderſchaft, welche den Unglücklichen den letzten Beiſtand geleiſtet hat, in feierlichem Zuge, mit Fackeln, zu dem Galgen, nehmen die Körper herab und legen ſie in Särge Iſt dies geſchehen, ſo ſetzt ſich der Zug unter zahlreicher Begleitung nach der nächſten Kirche in Bewegung, und dort werden die Leichen, unter beſtändigen Gebeten, zur Ruhe beſtattet.

Der Scharfrichter, welcher in einer der nächſten Kirchen ſo lange auf den Knieen gelegen, bis die Volksmenge ſich verlaufen, nimmt ruhig die zwei Goldſtücke vom Boden, welche der Schatzmeiſter des Juſtizminiſteriums mit abgewandtem Geſichte ihm zuwirft, und ſagt, indem er ſich entfernt: „Heute war ein guter Tag!“ Guſtav Sellen.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

IX. An eine frühere Geliebte.

Iſt der allein unglücklich zu nennen, welcher, ungeliebt, in ſehnſuchtsvollen Stunden vergebens nach den Küſſen des geliebten Mädchens ſchmachtet? — Ich habe es an mir erfahren, daß derjenige vielmehr zu bedauern iſt,

welcher, von den Zärtlichkeiten eines Weibes verfolgt, — nachdem die Gluth ſeiner Liebe, wie der Duft eines lieblichen, nur zu augenblicklichem Genuſſe ſchäumenden Weines, längſt verraucht iſt, — von den Launen ihrer Eiferſucht tauſendmal ſchlimmere Qualen zu erdulden hat.

Wenn du, voll der ſüßen Begierde der Leidenſchaft, mit ſchmachtenden Blicken mein Auge ſuchſt: ſo muß ich, mit umwölkter Stirn in das einſamſte Dunkel des Waldes fliehend, einer Andern gedenken,

welche nach dem räthſelhaften Spiele der Natur, — ſo wie du dich glücklich fühlſt, deine Reize Einem zu ſchenken, den ſie zu feſſeln aufgehört haben; — mich durch den Glanz ihrer Schönheit zu feſſeln beſtimmt iſt:

Und deine Küſſe und Umarmungen, die ich nur aus Mitleid dulde, können mir, wie eine zu oft genoſſene ſüße Speiſe, nur Ueberdruß und Widerwillen erregen. —

Was iſt das Weib anders, als ein ſchönes Spielwerk in des Mannes Hand, das er wegwirft, ſobald er ſeiner genug hat? Ein Gefäß voll Thränen, welches bei jeder zufälligen Berührung am Rande überläuft;

eine liebliche Blume, die, wie ihre Schweſtern auf dem Felde von den Strahlen der Sonne, nur von den Blicken des Mannes lebt, und die vor dem Zorn ſeiner Rede, wie die Roſe bei dem Sturme des Nordwindes, ſich entblättert.

Schmeicheleien und glatten Worten leihen Weiber gefällig ihr Ohr; aber die Stimme der Wahrheit mögen ſie nicht hören. Und der leicht verwiſchte Glanz auf der glatten Wange eines eitlen Jünglings iſt ihnen lieber, als alle Weisheit eines greiſen Scheitels.

Ich liebe meine Freiheit viel zu ſehr, als daß ich an die wetterwendiſchen Launen einer verliebten Thörin mich feſſeln laſſen ſollte. Und da mir treu zu ſeyn nun einmal eben ſo unmöglich iſt, als dem Vogel im Waſſer zu fliegen, oder dem Fiſch in der Luft zu ſchwimmen:

ſo überlaß mich dem flüchtigen Wechſel meiner Neigungen; du aber ſey glücklich in den Armen eines Andern, der ſich gern von dem Netze deiner Reize umſpinnen laſſen wird: da es dir nicht mangelt an Jugend und Schönheit.

Bunte s.

Bei dem Pariſer Buchhändler Sautelet erſcheint jetzt eine Schrift, betitelt: „Phyſiologie des Geſchmacks“, mit dem Motto: „Sage, was du iſſ'ſt, dann ſag' ich, wer du biſt!“

Tobias Smollet erzählt von einem ſeiner Freunde: „Er hielt ſich die beſten kritiſchen Journale, um ſich bei dem Ankauf von Büchern danach zu richten; er kaufte aber nie Bücher, welche darin gelobt, immer nur ſolche, die getadelt wurden.“ Wenn die deutſchen Bücher-Käufer nach demſelben Grundſatz verfahren möchten, ſo thäten ſie gewiß unſern Buchhändlern einen großen Gefallen; denn trotz aller Schleichwege zu vortheilhaften Recenſionen wird immer noch mehr getadelt als gelobt.

Charpentier fragt in einer ſeiner Abhandlungen: „Könnte die Erzählung vom Propheten Elias nicht eine Parabel ſeyn, um an zu deuten: die Frömmigkeit ſey zum Himmel entwichen und habe nur den Mantel zurück gelaſſen, deſſen ſich nun die neueren Propheten bedienen, um wenigſtens die Uniform der Frömmigkeit zu haben?“

Als ſich ein ſchlechter Verſler ein prächtiges Buch hatte binden laſſen, um ſeine Reimereien darin auf zu bewahren, wurde die Bemerkung gemacht: „Er ſammelt Kupferpfennige in einer goldenen Sparbüchſe.“

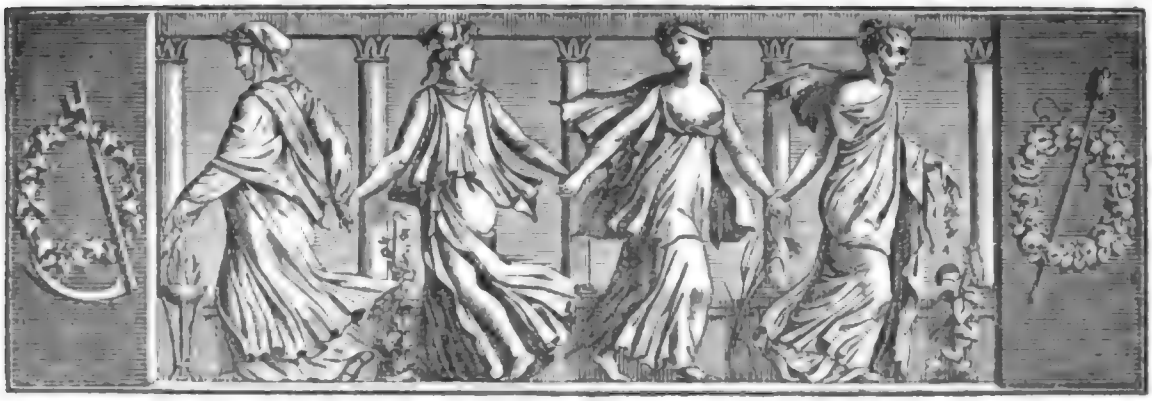
Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Das Theater nächſt dem Kärnthnerthor iſt noch immer verſchloſſen, wie es heißt, ſoll Hr. Babaja (es wird jetzt geſagt, im Februar 1826) die Direktion wieder übernehmen und ſowohl deutſche als italieniſche Opern und Ballette geben. — Im K. K. Theater nächſt der Burg beſchloß die Familie Piſtor ihre Gaſtſpiele. Demoiſ. Piſtor, die ältere, gab außer den im letzten Berichte angezeigten Rollen noch die „Louiſe" in „Kabale und Liebe", die „Elſe Valberg", „Hedwig", „Gabriele", in den Stücken gleichen Namens, die „Julie", in „Romeo und Julie", „Emilie Galotti", „Jeſſika", „Madam Dandille" in der „Schule der Alten", „Minna von Barnhelm" und „Julie" in „beſchämter Eiferſucht", Hrn. Piſtor ſahen wir als „Rudolph" in „Hedwig" und „Lieutenant Werthen" in der „beſchämten Eiferſucht", ſo wie Minna in einigen Kinderrollen. Demoiſ. Piſtor iſt eine talentvolle Schauſpielerin, die in den verſchiedenſten Charakteren ſich Beifall erwarb und in einigen Rollen: „Eliſe", „Emilie Galotti", „Minna v. Barnhelm" und Shakeſpeare's „Julie" Vorzügliches leiſtete; ihr Vater iſt ein routinirter Schauſpieler. Auch der K. Baieriſche Hof-Schauſpieler Hölken paſſirte als „Correggio" und „Baron Wallenfeld" im „Spieler", konnte jedoch ſich nur eines getheilten Beifalls erfreuen und verſuchte ſich in keiner anderen Rolle mehr; übrigens läßt ein zu ſichtbar berechnetes Spiel und eine affektirte Manier ein fein fühlendes Publikum gewöhnlich kalt. — Unter den Novitäten dieſer Bühne bezeichnen wir: „Eigene Wahl", ein parodiſches Stück mit ſehr witzigem Dialog; nach unſerer Kritik mehr noch für die Lektüre als die Aufführung geeignet. Ergötzlich iſt die Ueberſetzung von Caſtelli, „das Beiſpiel", worin Mad. Korn beſonders liebenswürdig als „Flora" erſcheint. Am Vorabend des Namensfeſtes des Kaiſers wurde Collin's „Coriolan" aufgeführt, worin Hr. Heurteur als „Coriolan" und Mad. Schröder als „Vetturia" hohe Kunſtbilder gaben. Noch ein Vorſpiel aus dem Franzöſiſchen ward mit vielem Beifalle gegeben, es iſt die „Venedig-Vorſtellung", ein heiteres, einaktiges Stückchen, worin Hr. Koberwein in der Rolle des „Gouſteurs" äußerſt drollig zu ſchauen iſt. Ein Sohn hat, nachdem er ſeine Studien vollendet, als „Kadet" im „Incognito" debütirt und iſt vom Publikum zuvorkommend aufgenommen worden. Eine Vogl'ſche Bearbeitung des „Majorats" von Hoffmann, genannt „der Erbvertrag", in zwei Akten, „das Verbrechen", in einem Akt, und „das Gewiſſen", in vier Akten, zieht das ſchauluſtige Publikum ſehr an; wenn Ref. das Original nur nicht kennte, ſo glaubte er, der Verf. hätte eine franzöſiſche Schreckens-Geſchichte bearbeitet. Hr. Anſchütz giebt den entſetzlichen „Daniel" mit ſolcher furchtbaren Wahrheit, daß wir in der Kunſt ſchwerlich ein zweites Schreckensbild der Art haben dürften. Von dem als lyriſchen Dichter bekannten Freiherrn v. Schlechta iſt ein Minneſpiel, „Cimburga von Maſſovien", erſchienen, das, obgleich Demoiſ. Müller, Hr. Korn und Anſchütz meiſterhaft ſpielten, nur mäßigen Beifall erhielt und zu den ephemeren Erſcheinungen gezählt werden dürfte. Die Sprache iſt ſchön, allein die Handlung zu einfach, um die Aufmerkſamkeit des Publikums rege zu erhalten. — Hr. Kettel und Wallbach verlaſſen dieſe Bühne, dafür werden wir bald die Familie Piſtor und Hrn. Löwe zu den Unſern zählen. — Im Theater an der Wien wechſelt Hr. Carl fleißig mit Neuigkeiten, um die Beſucher dieſes Theaters, die ſich wieder zu verlieren beginnen, an zu ziehen. Der größte Theil dieſer Neuigkeiten ſind ſchale Produkte, meiſtens Bearbeitungen des ſchreibſeligen Heigl und Hrn. Carl. In einem kurzen Zeitraume erſchienen: „Staberl in Jeruſalem", nach Bäuerle's „Jauſt's Mantel", worin Hr. Carl als „Staberl" poſſirlich zu ſchauen; die Umgebung jedoch kommt mit dem Lokaliſiren nicht zurecht, wodurch die Rundung in ſolchen Spielen gänzlich verloren geht. „Der Kampf mit dem Drachen", nach Schiller's Ballade von Heigl, worin Hr. Kunſt und der Drache das Beſte thaten. — „Der Kopf von Eiſen", nach dem Franzöſiſchen, gefiel eben ſo wenig, deſto beifälliger wurden „Staberl's Reiſe-Abenteuer", nach Bauerle's „Muſil's Abenteuer" aufgenommen; Hr. Carl, wie gewöhnlich, beſeelte das Ganze. — „Das Abenteuer im Guadara-Gebirge", eine Räubergeſchichte, die wir von Hensler in „Geiſterbeſchwörer" und in „zwei Worte" viel beſſer ſahen; „der Schabernack", ein ebenfalls verdorbener „Schauſpieler wider Willen", lauter Produkte von Heigl, litten durch; „Agnes Bernauer", worin Hr. Kunſt in heiligem Kunſteifer ein Pferd erſtach und „die Räuber" unterhalten das Sonntags-Publikum. Die „Staberliade", worin „Staberl" als „Krampus" (Knecht Ruprecht) ein achtzehnjähriges Mädchen ſchrecken muß, verſchwand, trotz aller Beweglichkeit des Hrn. Carl, bald wieder vom Repertoir; jedoch war derſelbe als „Schwäger" wieder ganz in ſeiner Sphäre, ſo wie als „Chevalier" in Lemberti's Luſtſpiel „König Stanislaus." — Im Theater in der Leopoldſtadt ſahen wir zwei neue Stücke von Bauerle. Das erſte: „Gisperl und Fiſperl" iſt höchſt komiſch in der Anlage; die Ausführung iſt jedoch etwas flüchtig. Das Beſtreben, in jedes Stück die verſchiedenſten Charaktere hinein zu bringen, es mag nun paſſen oder nicht, ſo wie die Gewohnheit, den Schauſpielern Complimente gegen einander in den Mund zu legen, wobei das Publikum pflichtſchuldigſt klatſchen muß, ſind Dinge, die Rüge verdienen. — Warum muß Demoiſ. Enöckel, die als eine gute Schauſpielerin bekannt iſt und eine Böhmin und Franzöſin gut zu copiren weiß, auch eine Jüdin und eine Ungarin vorſtellen, deren Eigenthümlichkeiten außer ihrer Sphäre liegen, und Hr. Lang einen Berliner geben, wovon er keinen Begriff hat? — Hr. Kornheuer gefällt uns in der Rolle des „Gisperl" am wenigſten; es iſt, als genire ihn dieſer Charakter, von dem man eigentlich nicht weiß, wie er gegeben werden ſoll. Dem ungeachtet wird das Stück fortwährend mit Beifall gegeben, indeß das zweite: „die Zauberſchminke oder das Land der Erfindungen", worauf die Direktion an Deforationen, Maſchinerien und Coſtüm Bedeutendes verwendete, nur wenige Vorſtellungen erlebte. Wir finden darin manches Erluſtigende, Witz und Laune, und hatten dem Stücke beſſern Erfolg gewünſcht. — Das Theater in der Joſephſtadt hat ein harter, unvorhergeſehener Schlag getroffen; der Direktor C. F. Hensler ſtarb. Er war der Sohn eines Churfürſtl. Würtembergiſchen Leibarztes, wurde am 2. Februar 1761 zu Schaffhauſen geboren, kam 1784 nach Wien, wo er als Dichter am Leopoldſtädter Theater endlich zum Direktor ſich empor ſchwang, wo er dann zu verſchiedenen Zeiten die Direktion der Theater an der Wien, zu Preßburg, Baden und in der Joſephſtadt führte. Jetzt hat ſich ſeine einzige Tochter und Erbin, Joſephine, verehelichte v. Scheidlin, erklärt, die Führung des Theaters zu übernehmen. — 0. —

Die Bildſäule Heinrich IV. ward von ganz Frankreich zurück erſehnt, die von Ludwig XIV. ward nur durch den Miniſter des Innern wieder ergänzt. Heinrich IV. zeigt ſich, wie die Geſchichte ihn uns ſchildert. Sein ganzes Geſicht, ſeine Haltung ſpricht Herzensgüte aus. Er blickt nach dem Pallaſt der Gerechtigkeit und ſcheint den Richtern zu ſagen: „Send ſtets die Stütze meines Volks!" — Die Bildſäule Ludwig XIV. ſpricht nicht ſolche Güte aus. Jedermann kennt ſeine kriegeriſche Neigung. Daher iſt er auch in römiſcher Feldherrn-Kleidung dargeſtellt. Ludwig beſchützte freuen die Wiſſenſchaften, machte ſich aber wenig aus dem Handel. Daher wendet ſeine Bildſäule Hrn. Ternaux den Rücken zu, ſieht von der Bank rechts ab, und ſchaut nach der Straße nun des petits-champs, wo ſie das Schatz-Gebäude ſucht und — einen zweiten Colbert! Die Colberte ſind aber leider reducirt! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
Blätter für Geist und Herz.

1825. Sonnabend den 31. Dezember. 209tes Blatt.

Loblied
einer alten Straßen-Laterne an's Neujahr 1826.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Ich bin's gewiß, nun werden klar
Die Dinge sich gestalten;
Denn stolz geht dir das Licht voran,
Von England bringst du ja den Mann,
Um uns aus Eisenröhren
Aufklärung — zu bescheren.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Nun wird's den Weinverkäufern klar,
Sich nur an's Licht zu halten.
Und hurtig suchen sie im Wein,
Im alten, deutschen Vater Rhein —
Durch viele Brunnenröhren
Aufklärung — zu vermehren.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Auch dummen Förstern wird's nun klar,
Wie Forsten zu verwalten.
Man haut sie alle Ratzen-kahl,
Und suchet so, mit einem Mal,
Dem Wald, nach reinen Lehren,
Aufklärung — zu gewähren.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Thaliens Tempeln zeigst du klar,
Wie Stücke sich jetzt halten.
Bengalisch-blauen Feuerschein
Schiebst du am Schluß des Ganzen ein,
Um an der Kunst Altären
Aufklärung — zu vermehren.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Selbst Gold und Silber, blank und baar,
Suchst du verklärt zu halten.
Statt schwer Metall, giebst du dafür
Ein Stück durchsichtiges Papier;
Damit im Geld-Verkehre
Sich Aufklärung — vermehre.

Sey mir gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Auch unsr'er Baukunst wird nun klar
Der reine Styl der Alten.
D'rum baut in Ziegelwänden, klein,
Sie schockweis ihre Fenster ein,
Die Länge und die Quere,
Daß Aufklärung — sich mehre.

Sey uns gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Auch selbst der Armuth zeigst du klar,
Im Wams der Lumpenfalten,
Die halb vom Regen, halb vom Wind
Zerrissen und durchlöchert sind,
Daß sich, zur Tagesehre,
Auch hier Aufklärung — mehre.

D'rum sey gegrüßt, Aufklärungsjahr!
Durchsicht'ger Sohn des alten.
Das nenn' ich doch gerecht und wahr
Die Aufklärung verwalten.
Was schwatzt man noch von Dunkelheit,
Seht, Leutchen, dieses nennt man heut,
Nach zeitgemäßen Lehren,
Die Völker baß aufklären.

G. A. v. Maltitz.

Aus den Memoiren der Mad. du Hauſſet. *)

Die gewöhnliche Antwort der Marquiſe von Pompadour war, wenn man ſie auf die Zukunft aufmerkſam machen wollte: „Après nous le déluge!“ (Nach meinem Tode mag es gehen, wie es will!) Ludwig XV. hatte einen ähnlichen Spruch im Munde, wenn er ſagte: „So lange wie ich, wird's noch halten!“

Der Herzog von Choiſeul (erſter Staats-Miniſter unter Ludwig XV.) hatte in ſeinem Hotel ein Brief-Erbffnungs-Bureau. Vermittelſt einer Queckſilber-Maſſe wurde das Siegel des Briefes abgedruckt, dann der Brief über einen Becher mit heißem Waſſer gehalten, das Siegellack behutſam geſchmolzen, der Brief geöffnet, abgeſchrieben, das Siegellack von Neuem flüſſig gemacht und die Siegelform wieder aufgedrückt. Die Abſchriften wurden dem Miniſter, und alle Sonntage (!) dem Könige zugeſtellt. Quesnay, Leibarzt der Marquiſe, nannte dieſes ein infames Treiben; vor Wuth ſchäumend ſagte er mir oft, wenn er den Ober-Poſtmeiſter zum Könige gehen ſah: „Ich würde lieber mit dem Scharfrichter und ſeinen Henkersknechten ſpeiſen, als mit jenem Kerl!“

Der König (Ludwig XV.) fürchtete ſich außerordentlich vor dem Tode. Einſt redete er den Commandeur Souvré mit den Worten an: „Sie werden alt, Commandeur; wo wollen Sie beerdigt ſeyn?“ — „Zu den Füßen Ew. Majeſtät!“ erwiederte Jener. Der König ſprach den ganzen Abend kein Wort. — Damiens (der ihn zu morden verſuchte und dem er übrigens das Leben ſchenken wollte) nannte er nie bei Namen, immer nur: ce Monsieur oder le Monsieur. Er hielt ihn für wahnſinnig. — So ſehr er ſich vor dem Tode fürchtete, ſo vielen Antheil nahm er an Gräbern, Leichen und Beerdigungen. Er war faſt immer ernſt, lächelte nur, und lachte nie, ohne einen krampfartigen Schmerz zu fühlen.

„Ich wünſche dem Könige (Ludwig XV.) langes Leben!“ ſagte der Arzt Quesnay. — „Weswegen?“ fragte ich. — „Ach!“ erwiederte er, „ich denke an die Zukunft!“ — „Ey!“ entgegnete ich, „der Dauphin (der damals noch lebende Vater Ludwig's XVI.) iſt tugendhaft —!“ — „Ja, und dabei voller guter Abſichten und voller Verſtand; aber er iſt fromm, und die Frömmler werden ihn unbeſchränkt beherrſchen. Die Jeſuiten werden die Könige von Frankreich ſeyn, wie ſie es in den letzten Lebensjahren Ludwig's XIV. geweſen ſind. Und was man vom Dauphin nicht erhalten kann, wird man bei der Dauphine nachſuchen, und ſo zum Ziele gelangen. Wenn's die Philoſophen nicht zu arg machten, würde ich ausrufen: Wehe einſt den Philoſophen in Frankreich!“

*) Erſte Kammerfrau der Marquiſe von Pompadour.

Voltaire machte einſt der Marquiſe bei Tafel ſeine Aufwartung. Sie aß eine Wachtel (caille) und fand ſie fettlich (grassouillette). Dies war ihr Ausdruck. Voltaire, der keine Gelegenheit zum Witz und zum Impromptü vorbei ließ, benutzte auch dieſe. Er trat an ſie heran, und ſagte halblaut, doch ſo, daß man es hören konnte:

Grassouillette, entre nous, me semble un peu caillette;
Je vous le dis tout bas, belle Pompadourette. *)

Das Wortſpiel liegt in caille (Wachtel) und caillette (Trätſche, Klatſchliese). Der leichte, unbeſcheidene Scherz wurde nicht zum Beſten aufgenommen.

Die Marquiſe hielt viel vom ſogenannten Grafen von Saint-Germain, von dem behauptet wurde, er ſey über 3000 Jahr alt, und dem ſein Diener, den er über ein Ereigniß alter Zeit befragte, zur Antwort gab: „Sie vergeſſen, Herr Graf, daß ich erſt ſeit 500 Jahren in Ihren Dienſten ſtehe!“ Die Marquiſe glaubte, er beſitze ein Lebenspulver, und bat ihn um eine Portion für den König. „Ich müßte raſend ſeyn!“ erwiederte er, „wenn ich Sr. Majeſtät ein geheimes, unbekanntes Pulver zuſtellte!“ — Er ſollte auch die Erfindung gemacht haben, kleine Brillanten zuſammen zu ſchmelzen und größere daraus machen zu können. So viel iſt gewiß, er beſaß eine ungeheure Menge großer Edelſteine, welche aber von Vielen für unecht erklärt worden ſind. In einem Geſpräch mit der Marquiſe und dem Könige fiel die Rede auf des Grafen geheime Kunſt, Flecken aus Brillanten zu bringen. Der König ließ einen gefleckten Stein holen, ihn wiegen, und ſagte zum Grafen: „Nach dem Gewicht iſt er, mit den Flecken, 6000 Franken geſchätzt worden; ohne Flecken würde er 10,000 Franken werth ſeyn. Machen Sie ſich anheiſchig, mir dieſe 4000 Franken zu verſchaffen?“ — Der Graf unterſuchte den Stein, und erwiederte: „Es iſt möglich; nach vier Wochen bringe ich ihn Ew. Majeſtät wieder!“ — Nach vier Wochen brachte er ihn zurück; er war in ein Stück Asbeſtleinwand gewickelt, und ohne Flecken; man wog ihn, und er hatte nur wenig vom Gewicht verloren. Der König ſchickte den Stein, wie er war, an ſeinen Hof-Juwelier; dieſer bot 9600 Franken; aber der König behielt, der Seltenheit wegen, den Stein. (Einverſtändniß mit dem Hof-Juwelier und Unterſchieben eines andern, kleineren Steins! So werden Könige betrogen!)

Ludwig XV. liebte Friedrich II. nicht, weil er wußte, daß dieſer König über ſeine Lebensweiſe und ſeine Maitreſſe ſpöttelte. Eines Tages begab er ſich zur Marquiſe und hielt einen Brief in der Hand. „Der König von Preußen“, ſagte er, „iſt unſtreitig ein großer Mann, der das Talent zu ſchätzen weiß; er will,

*) Fettlich iſt, unter uns, ein Wort von niederer Stätte.
Ganz leiſe ſag' ich's dir, ſchönſte Pompadourette.

wie Ludwig XIV., daß Europa von den Wohlthaten widerhöne, womit er auswärtige Gelehrte überhäuft.“ — Die Marquise und ihr Bruder, Herr von Marigny, waren zugegen und horchten zu. — Der König sprach weiter: „Hier ist ein Brief vom Könige an Mylord Marschall, der einen Auftrag an diesen enthält, einem der vorzüglichsten Gelehrten meines Reichs die Nachricht mit zu theilen, daß er eine Pension vom Könige von Preußen erhalten hat — eine Pension —!“ Hier las er aus dem Briefe eine Stelle vor, worin es hieß: „Der Mann, dem diese Pension angeboten werden solle, sey nicht in guten Glücksumständen; daher wolle Se. Majestät seine Verhältnisse zum Theil erleichtern.“ Die Herzoge von Gontaut und Ayen traten hier ein; der König las ihnen die Stelle noch einmal vor, und ließ nun rathen, wer der Mann sey — es war d'Alembert. Dann ließ er rathen, wie hoch die Pension sich beliefe. Man rieth sechs, acht, zehntausend Franken. — „Nein!“ rief der König, „zwölfhundert!“ — Der Herzog von Ayen meinte, der König von Preußen verstehe sich darauf, viel Ruhm und sublime Talente für wenig Geld zu kaufen. — Die Marquise wollte Ludwig XV. bewegen, d'Alembert das Doppelte an zu weisen; aber der König schlug es mit den Worten ab: „Er ist ein Religionsspötter!“

Als Damiens, der Ludwig XV. ermorden wollte, hingerichtet wurde, hatte eine vornehme Dame, auf dem Platze La Grève in Paris, ein Fenster für 12 Louisd'or gemiethet, und vertrieb sich die Zeit bis zur Ankunft und Hinrichtung des Missethäters mit — Kartenspiel. Dem Könige wurde dieser Zug erzählt. Bei dem Anhören bedeckte er sich beide Augen mit den Händen, und rief aus: „Fi la vilaine!“ (Pfuy über das Scheusal!) Eine andere Dame fühlte Mitleid mit den Pferden, auf welche man losschlagen mußte, ehe der muskelstarke Damiens zerrissen und geviertheilt werden konnte; sie rief: „Ces pauvres chevaux!“ Eine Dritte versicherte: sie werde sich nie wieder entschließen können, pigeons à la crapaudine zu essen, seitdem sie diesem Auftritt beigewohnt (plattgedrückte Tauben, mit zerschlagenen Knochen, mit Pfeffer bestreut und geröstet: eine bekannte Zurichtung).

Alles drängte sich um die Wette bei Hofe, dem Könige, als dieser dem Mordstahl entgangen war, Glück zu wünschen. Ein Herr von C.... war, auf Kosten eines Rockschoßes, einer der Ersten, der in's Audienzzimmer gelangte. Er selbst machte dem Könige seine Entschuldigung, in solchem Aufzuge und mit zerrissenem Rocke vor ihm zu erscheinen: es sey eine Folge seiner Ungeduld und seines Eifers. „Ja!“ sagte der Marquis de Souvré — „aber dabei ist es ein Glück, daß Sie Ihren allerältesten schwarzen Rock angezogen haben!“

Herr Le Normand d'Etioles, der Frau von Pompadour Gatte, tröstete sich über den Verlust seiner Ehehälfte mit einer Opernsängerin, Namens Rem, und heirathete sie. Hierauf wurde folgendes halb französische, halb lateinische Epigramm gemacht:

Pour réparer miseriam
Que Pompadour fit à la France,
Le Normand, plein de conscience,
Vient d'épouser Rempublicam. Chastel.

Mosaik.

Es ist ein großer Unterschied, von den Thorheiten geheilt oder der Thorheiten überdrüßig zu seyn. Der Uebersatte wird auch einmal wieder hungrig.

Von einer schlechten Uebersetzung eines Scottschen Romans sagte neulich Jemand: „Das Werk ist aus dem Englischen in's Unverständliche übersetzt.“

Die „Gazette de France“ enthält Folgendes: Es ist bemerkenswerth, daß keine geringe Zahl der ersten Genie's des Alterthums als Sklaven geboren waren. Publius Syrus: Aesop, Sklave auf Samos, Epiktet, Sklave des Epaphrodites, werden jetzt als die weisesten, feinsten Philosophen gerühmt. Man kennt ferner den Ruhm eines Terenz (Sklaven des Terentius Lucanus), eines der ersten Dichter seiner Zeit, den Cicero selber um seines reinen blühenden Styls und seiner herrlichen Schauspiele empor hebt. Eben so war Horaz der Sohn eines Freigelassenen, Phädrus war Sklave und nachher Freigelassener des August. Von Publius Syrus erhielten wir namentlich sehr hübsche Possenspiele, eine Art in Scene gesetzter Motto's, welche ohne weitere Intrigue, durch Nachahmung bekannter Männer deren Fehler und Gebrechen darstellen sollten. Es wurden sogar bei den Leichenbegängnissen solche Possenspiele aufgeführt. Die Römer, minder zart oder zartnervig als wir, hielten ihren Verstorbenen keine allzeitfertigen Leichenreden, sondern belustigten sich im Gegentheil durch Wortspiele und Redensarten, welche an die Fehler oder Schwächen des Dahingeschiedenen erinnerten. In Griechenland waren diese Possenspiele schon lange Zeit vorher bekannt. Sotades und Sophron von Syrakus sind darin ausgezeichnet. Mattius, Zeitgenosse des Cäsar, wird als der erste lateinische Dichter jener Art Schauspiele angesehen; Plinius lobt ferner die des Virginius Romanus. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Litteratur. „Virgil's Gedicht vom Landbau. Deutsch mit dem lateinischen Texte zur Seite. Von Dr. Nürnberger.“ (Danzig, bei Louis Bozen, 1825.) — Bergmannisch und ehrlich deutsch von der Sache gesprochen, sind die alten Goldgruben des Schönen nicht nur unter uns, sondern auch in England, Frankreich, Italien, kurz, wo man will, zum Erliegen gekommen; und es wird Künste kosten, sie selbst bei den fri-

schesten Wettern wieder bis zu einem schwunghaften Baue zu fördern. Darum sind zwei Erscheinungen der neuern Zeit überaus erfreulich: 1) daß unsere eigenen, mindestens von der Mehrzahl dafür gehaltenen, Klassiker in immer neuen Ausgaben, und 2) die wirklich klassischen Schriften des Alterthums in immer neuen Uebersetzungen geliefert werden. — Billige Leser und Richter werden nicht fordern, daß bei der Uebertragung eines Werkes von so weitem Umfange und so hoher Vollendung, wie Virgil's wunderschönes Lehrgedicht vom Landbaue ist, dem Dollmetscher Alles gelungen seyn soll. Oder Herr Dr. Nürnberger, der als enthusiastischer Liebhaber seines Meisters, wie des Landlebens, seine Arbeit in der That mit vieler Liebe unternommen hat, dürfte sie dreist fragen: „Welcher von meinen Vorgängern will oder kann sich dessen rühmen?" — Möge man daher dem neuen Uebersetzer den gelehrten Wahlspruch: „In magnis voluisse sat est" billiger Weise zu Gute kommen lassen! Und mögen sonderlich die dermaligen Herrn Sutores ultra crepidam — deren Schnelligkeit, zu tadeln, mit ihrer Geschicklichkeit zum Bessermachen doch gemeiniglich nur im umgekehrten Verhältnisse steht — nicht all zu laut darüber schreien, wenn ihm auf seiner wahrlich sehr schwierigen Laufbahn die Lust zu nippen noch ein paar Mal öfter angekommen seyn sollte, als, nach dem Urtheile des ersten aller Kritiker, Horaz, dem ersten aller Dichter — Homer! — Unterzeichneter, der nach vieljährigem Fleiße hier wirklich ein Wörtchen mit sprechen zu dürfen glaubt, muß wenigstens, der Wahrheit gemäß, bekennen, daß mehr als eine vorzüglich schöne Stelle des Originals ihm in der Nürnbergerschen Uebersetzung nicht bloß deutscher, sondern auch inniger und gefühlvoller erscheint, als in der berühmten Vossischen, in welcher der verdiente und gelehrte Veteran, ganz seinem eigenen, bessern Genius zuwider, der Zimmerung des steifen, deutschen Hexameters die unbeschreibliche Lieblichkeit und Anmuth des Urgedichts oft wunderlich aufopferte. — Zur eigenen Entscheidung der Leser mögen hier ein paar jener Stellen in beiden Uebersetzungen folgen, bei welchen wir die Sprachkundigen das Original gefälligst nicht zu vergessen bitten.

Georgicon Lib. II. V. 323—331.

Vossische Uebersetzung.

Frühling zumal schafft Grüne der Pflanzung, Frühling den Wäldern;
Frühling schwellet die Erd', und zeugenden Saamen verlangt sie.
Doch der allmächtige Vater mit fruchtbarem Regen, der Aether,
Senkt in den Schooß sich herab der lüsternen Gattin, und nähret
Alles Geschlecht, der Große zum großen Leibe gesellet.
Jetzo erschallt einödes Gebüsch von melodischen Vögeln,
Und es begehen die Heerden das jährige Fest der Vermählung.
Nährender Acker geblert, und der Zephyre lauem Gesäusel
Oeffnen die Felder den Schooß u. s. w.

Nürnbergersche Uebersetzung.

Im Lenz ergrünt die Flur — welch' lebenvolles Regen! —
Sie fordert Saamen, pflegt die Blumen groß,
Der blaue Aether sinkt, als fruchtbar milder Regen
In Tellus lüstern offnen Mutterschooß;
Und wenn so innig nun vereint die Mächt'gen werden,
Singt laut der Vögel Chor in grünem Hain,
Der Minne süßer Trieb bemeistert sich der Heerden,
Und Wies' und Feld saugt Zephyr's Athem ein u. s. w.

Georgicon Lib. III. V. 75—80.

Vossische Uebersetzung.

Jugendlich trabt ein Füllen aus edlerem Blut in den Feldern
Höhern Ganges einher, und setzt die geschmeid'gen Schenkel,
Vorzurennen im Weg', und den drohenden Strom zu versuchen,
Wagt es kühn, und vertraut sich der nie bewandelten Brücke,
Unerschreckt vom leeren Geräusch. Hochragenden Halses
Ist es, und feinkres Haupts, dünnbeinig und fleischigen Rückens;
Und ihm strotzt voll Muskeln die muthige Brust u. s. w.

Nürnbergersche Uebersetzung.

Zum Glück verräth ein edles Roß sich früh;
Noch Füllen kann man's schon am stolz'ren Gang' erkennen,
Am Muth, mit dem sich's in die Ströme wagt,
Am Eifer, den's bezeigt, den andern vor zu rennen,
Und wenn's nicht vor der Brücke Donner zagt!
Wie trägt's das feine Haupt! wie fleischig ist der Rücken!
Der Leib wie dünn, wie muskelvoll die Brust! u. s. w.

Uns dünkt, der unvergleichliche Römer würde, wenn er sich ganz auf unsere Muttersprache verstanden hätte, wahrscheinlich bei dieser letzten Stelle ausgerufen haben: „Ich will doch lieber, daß mich die reimenden Deutschen mitunter etwas sagen lassen, was ich, streng genommen, nicht so gesagt habe, als daß ihre Hexametristen, um ja keinen meiner Ausdrücke fallen zu lassen, mich so steif, ja selbst steifer machen, als ich den ehrlichen Vater Ennius je gefunden habe.

Ernst Woldemar.

Eine junge Kokette sagte einmal: Sie kenne meist alle Bücher über Moral! — „Gewiß eben so gut" — entgegnete ein Spaßvogel, — „wie der Dieb die Gensdarmen kennt!" (Corsaire.)

Aufforderung zu Beiträgen für ein unserm Schiller zu errichtendes Denkmal. Eine solche haben die Vorstände des in Stuttgart bestehenden Liederkranzes bereits bei der am 9. Mai 1825 begangenen Feier des Gedächtnißfestes Schillers ausgesprochen, und lassen sie nun auch durch öffentliche Blätter (z. B. das in Weimar erscheinende „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" Nr. 88.) an das gesammte Deutschland ergehen. Keine Aufforderung dieser Art kann mit größerem Rechte an Deutschland erlassen werden, als obige; aber wird das Zutrauen, das sich darin ausspricht, gerechtfertigt werden? — Fürwahr! es giebt keine passendere, schönere Gelegenheit für die wahren Verehrer *Schiller's*, als diese, durch ihr Scherflein zu dem ihm zu weihenden Denkmal zu zeigen, daß er das Eigenthum, der Stolz Deutschlands und jedes Deutschen ist! Darum thue ein Jeder, der unsern Schiller kennt und ehrt, der ihm den Genuß schöner Stunden und Veredlung seines Geistes und Herzens verdankt, in dessen Augen einst die hohen Schöpfungen, die seine Phantasie erschuf, Thränen der Weihe lockten, ein Jeder thue, was er kann und vermag! Schiller gehört der deutschen Nation an, und darum soll die deutsche Nation ihm ein Denkmal gründen! Unvergänglicher freilich und herrlichere Zeugen seines großen Geistes sind dessen Schöpfungen! Aber man sage nicht, daß darum sein Vaterland ihn nicht ehren solle durch ein Denkmal, welches zugleich ein Zeuge sey der Anerkennung dessen, was er für Deutschland gewesen. Wollen wir uns auch hier den Vorwurf der Undankbarkeit gegen unsere großen Geister vom Auslande machen lassen? Winckelmann war ein Deutscher und gehört Deutschland, aber Italien gründete ihm das verdiente Denkmal! Verbindet die einzelnen Staaten Deutschlands ein geistiges Band, daß sie eines sind in Sprache und Wissenschaft, so zeige Deutschland, daß es sich selbst und die Nation und deren Geister achtet und ehrt. Daß der Römer des alten Roms in sich die Nation und im Einzelnen das Vaterland erkannte und achtete, das gab ihm jene hohe Vaterlandsliebe, die erste aller bürgerlichen Tugenden. Und Deutschland? — Schiller's Todtenfeier ward einst durch politische Ereignisse verhindert; wohlan! so ehre man nun den Todten durch ein würdiges Denkmal, jetzt, da er der deutschen Nation im höhern Sinne des Wortes eigen geworden ist, und Jeder thue daran nach dem Maaße, wie er den großen Sänger ehrt! K.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Krausbart
Buchbinderei
Straßlach
Kellenstr. 9, Tel. 08170/321

Digitized by Google